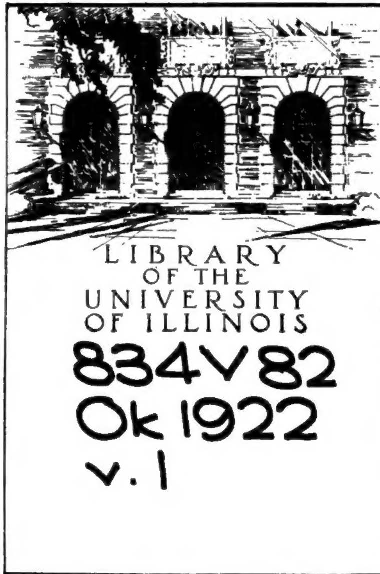




Friedrich Theod. Vischer

Kritische Gänge

Erster Band

Herausgegeben
von
Robert Vischer

Zweite, vermehrte Auflage

Meyer & Jessen / Verlag / München

Druck von Herrosé & Ziemsen G. m. b. H. & Co., Wittenberg (Bez. Halle)

Einführende Bemerkungen des Herausgebers und

Vorworte des Verfassers.

Die zweite, vermehrte Auflage der „Kritischen Gänge“ von Fr. Vischer umfaßt nicht nur fast alles, was die beiden ersten, 1844 durch Fues in Tübingen publizierten Bände und die bei Cotta zu Stuttgart erschienene „Neue Folge“, der Band von 1860/61 und der von 1863—1873, enthalten, sondern auch die meisten von den Aufsätzen, die er nur in Zeitschriften und Tagesblättern veröffentlicht, niemals gesammelt herausgegeben hat.

Aus dem Vorwort, womit er am 30. Juli 1844 in Tübingen die ältere Folge der „Kritischen Gänge“ eröffnet hat, ist hier das Nachstehende anzuführen (I, S. III—IV):

Es könnte eitel scheinen, seine Arbeiten sammeln, ehe man am Abend des Lebens steht, auf eine reiche Ernte zurücksieht und abzuschließen gedenkt; doppelt eitel, weil die Mängel, welche man an zurückgelegten Arbeiten leicht selbst erkennt, sich nur durch die Stelle entschuldigen, welche die letzteren in dem Zusammenhang eines bedeutenden Entwicklungsganges einnehmen. Es leuchtet aber ein, daß meine kleine Sammlung unter einen Gesichtspunkt fällt, welcher diesen Vorwurf von ihr abhalten wird. Es handelt sich hier gar nicht um mich und um eine abgeschlossene oder nicht abgeschlossene Laufbahn, nicht um einen Rückblick auf meinen Bildungsgang, sondern um einen Kampf, in dessen Mitte ich mit befreundeten Geistern stehe und welcher so ernstlich ist, daß man nicht gern einen Schuß umsonst tut, sondern selbst die abgeschossenen Kugeln sammelt, um sie noch einmal zu laden; es handelt sich nicht um eine Person und ihre Vergangenheit, sondern um die Sache und die Gegenwart. Diese Arbeiten sind in verschiedenen Zeitschriften einzeln erschienen, es war und ist noch jetzt nach einigen derselben vielerlei Nachfrage, man hat mich oft aufgefordert, sie aus der journalistischen Flut, wo jede Welle schnell verschwindet, herauszuziehen und festzuhalten, und ich selbst achte sie dessen für wert, weil sie nicht dem Tagesinteresse geschrieben sind, sondern, wiewohl nicht alle durch bleibende Erscheinungen veranlaßt, doch bleibende Wahrheiten aussprechen, Wahrheiten, die auch dem Tage gelten, aber dem immer neuen Tage. Um was es mir aber hauptsächlich zu tun war, dies ist Vereinigung des Einzelnen zu einer Gesamtwirkung. Auf wen das Einzelne nicht wirkt, der wird vielleicht erwärmt werden, wenn er sieht, daß ich

mir treu bin, daß ich nur eines will, daß der Gedanke der Freiheit und der Immanenz unbestechlich sich selber gleich durch alle diese Aufsätze wiederkehrt; die Feinde sollen sehen, daß es noch Männer und eine Gesinnung gibt, die Freunde erkennen, daß ich ihnen gehöre mit jedem Atemzug und Wort: alle sollen sich überzeugen, daß ich lebe, was ich schreibe. Nicht als suchte ich Ruhm für mich, aber der große Zweck muß gewinnen, wenn auch nur ein Mann mehr mit jedem Schlage auf denselben Punkt schlägt. Unsere Sache wird bestehen, wenn wir längst verschwunden sind; darf ich hoffen, daß dann noch einige Blicke auf diese flüchtigen Formen zurückfallen, mein redliches Streben anerkennen und gestehen, daß es nicht wirkungslos war, so fühle ich mich hinreichend belohnt. Ich habe für mein Wollen gelitten, werde leiden und leide gerne; andere haben mehr gelitten, aber es ist mein Stolz, den edlen Geistern mich zuzuzählen, welche für das Werk der Freiheit Gift, Schwert und Flammen erduldet haben; neben ihr ruhmvoll tragisches Leiden darf ich das moralische Gift, den Dolch der Verleumdung, die Flammen des persönlichen Hasses immer setzen, womit man mich und uns verfolgt.

Ich suchte einen Titel für diese Sammlung und erfuhr die bekannte Schwierigkeit, zwischen trockener Kanzleiangabe und kindischer Emphase eine Mitte zu finden. „Charakteristiken und Kritiken" ist schon dagewesen, einen Namen von einiger Wirkung wünschte mein Verleger, alles, was mir einfiel, klang mir zu pathetisch, bis mir ein wohlgesinnter Freund, dem die Terminologie akademischer Strauße noch in näherem Andenken liegt, zu dem Titel „Kritische Gänge" riet, welchen ich denn dankbar für den Rat alsbald aufnahm, weil er einen mäßigen kriegerischen Klang hat und friedfertigen Gemütern es frei läßt, an unschuldigere Gänge als die eines Zweikampfs zu denken.

Die Anordnung durfte ich bei diesen Arbeiten, welche nicht im Zusammenhang entstanden sind, ziemlich zwanglos halten, doch wird man das zusammenhaltende Band wohl erkennen. Ich setzte voran, was zur Theologie gehört, denn hier kommen die metaphysischen Grundfragen unseres Kampfes am offensten zur Sprache.

Daran schließt sich die Angabe des übrigen Inhalts und eine Begründung der Disposition, wobei der gemeinsame, durch die verschiedenen Kritiken gehende

Faden bloßgelegt wird. Aber das ist erst in der Einleitung zum zweiten und dritten Bande zu zitieren. Die Fortsetzung darnach (S. IX—XII) lautet:

Ich habe jetzt noch über die einzelnen Aufsätze dieser Sammlung zu sprechen. Die meisten derselben liegen der Zeit nach weit genug hinter mir, um sie einer unbefangenen Selbstbeurteilung zu unterwerfen, und wenn ich zu Anfang dieses Vorworts mich frei von der Eitelkeit erklärte, ihre Mängel durch ihre Stelle in dem Zusammenhang meines Bildungsganges entschuldigen zu wollen, so darf ich nun, nachdem ich ihren Wert nur in ihre Gesinnung gelegt habe, wenigstens auf die allgemeine Nachsicht Anspruch machen, welche den Fortgang vom Unreiferen zum Reiferen in Erwägung zieht. Umarbeiten wollte ich keineswegs, ich hielt mich dazu gar nicht für berechtigt; denn hätte ich damit einmal angefangen, so wäre dessen kein Ende gewesen, und ich hätte statt der versprochenen Sammlung alter eine Sammlung neuer Aufsätze geliefert. Ich meine also nicht, jene Mängel sollen um meiner Person willen interessant sein, aber mitnehmen muß man sie, wenn man diese Arbeiten haben will, wie sie zur Stunde ihrer Entstehung warm aus dem Ofen kamen, und an den Wert des Moments zu appellieren habe ich wohl deswegen ein Recht, weil der Kampf, worin der Moment vorkam und wiederkehrt, dauert. Gemäßigt habe ich einige Stellen, wo mir das Unreife zu sehr in die Gestalt des Rohen zu versinken schien, und welche so wieder gedruckt zu sehen mein Gefühl sich sträubte, übrigens aber die rauhen Ecken keineswegs abgestumpft. Man muß nicht meinen, ich könne schreiben, wie ich schreibe, oder sprechen, wie ich spreche, und zugleich alles Schneidende unterdrücken; im Kampfe wirkt niemand, der nur immer ordentlich und billig ist; ein Schwert ist kein Schwert ohne die Schärfe, und man kann nicht bei Zoll und Linie bemessen, wie tief es geht, wenn man einhaut. Ihr müßt nicht meinen, ihr könnt uns unsern Zorn und unsere Leidenschaft nehmen und dann etwa eine mäßig wackere Gesinnung zurückbehalten; wir haben auch eine Begeisterung, wir haben auch einen Haß, und die sogenannten Gemäßigten stehen nicht in der Mitte, sondern sie stehen bei den Feinden, ihre Meinung ist nicht mäßiger Fortschritt, sondern herzliches Stehenbleiben und Rückschritt. Eine Gesinnung ist nicht so zahm, wie man sie freilich gern haben möchte. Es gibt zwar allerdings auch eine Mäßigung bei der Entschiedenheit, eine

Vermittlung zwischen der Idee und der Wirklichkeit; man muß nicht meinen, sie fehle uns, weil wir die mühelose Mäßigung der Gesinnungslosigkeit verachten.

Hie und da habe ich mir ferner unbedeutende Ergänzungen und Berichtigungen erlaubt, ohne der ersten und ursprünglichen Gestalt des Zusammenhangs irgend zu nahe zu treten. An andern Stellen konnte ich eine Randbemerkung nicht unterdrücken, so z. B., wo ich in dem Aufsatze über Strauß und die Württemberger das treuherzige Geständnis fand, daß ich über Staatsverfassung keine feste Ansicht habe. Ich war wirklich selbst überrascht, als ich es wiederfand und mußte auflachen. Es war aber auch wirklich eine Schwäche der Zeit. Der sogenannte Liberalismus hatte sich als seicht erwiesen, Hegels fatale Schattenseite verfinsterte noch unsere Erkenntnis, die Hallischen Jahrbücher waren in den höchsten Punkten noch sehr flau und es konnte einem ehrlichen Burschen schon zustoßen, sich skeptisch zu verhalten. Was ich aber sonst als mangelhaft erkannt habe, darüber behielt ich mir Bemerkungen für dieses Vorwort zurück.

Was hierauf ebendarin zu der Charakteristik „Strauß und die Württemberger" nachgetragen ist, findet man hier dem Text als „Zusatz" beigeordnet, weil die Einleitung sonst allzulang geworden wäre und weil Fr. Vischer selbst solche Ergänzungen später unter diesem Titel oder unter dem Titel: „Nachbemerkung" der ursprünglichen Betrachtung anzuhängen pflegte (vgl. „Altes und Neues", Stuttgart, Bonz, 1881, I, S. 38, 107; II, 212).

Als „Zusatz" ist hier auch dem Texte nachgereiht eine im Vorwort enthaltene Äußerung zu dem Aufsatz „Über allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit". Gleich hier, am Eingang jedoch muß eine davon handelnde Stelle in Fr. Vischers Autobiographie von 1882 wiedergegeben werden („Mein Lebensgang", Altes und Neues III, S. 273). Dort berichtet er:

Was aber das Verhältnis der Philosophie zur Religion betrifft, so entlehnten wir nun*) von Hegel jenen Standpunkt, der uns so lange noch als eine höchst zulängliche Auskunft erscheinen sollte: die Religion als Vorstellung hat in bildlicher, symbolischer Form denselben Inhalt, den die Philosophie als Begriff hat. Auch Strauß hat sich, wie man weiß, lange mit dieser Täuschung getragen. Ich finde zu meiner Verwunderung, daß ich noch 1841 in einem Aufsatz

*) D. h. um 1829, am Schluß der Studienzeit.

„Über allerh. Verlegenheiten" . . . ganz getrost und naiv sage, da sei nun eine Philosophie gekommen, die doch das edelste und zugleich gelindeste Mittel der Abhilfe in derlei Schwierigkeiten gefunden habe, indem sie den ganzen Gehalt des Glaubens anerkenne und nur usw. . . .*)

Die „Akademische Antrittsrede", die ihm eine Suspension auf zwei Jahre eintrug, darf hier nicht fehlen, der Leser soll ein möglichst vollständiges Bild seines Kampfes und Schicksals bekommen; und eben deshalb ist auch die „Aufforderung" aus dem „Beobachter" hinzugefügt.

Eine der frühesten Entstellungen knüpft sich an einen Bericht über den Fackelzug, der ihm zu Ehren kurz vorher, am 5. Dezember 1844, von Zuhörern und Verehrern veranstaltet worden war. Seine Antwort hierauf war fünf Tage darnach, am 19., in derselben Zeitung, der „Schwäbischen Kronik", zu lesen und soll hier sogleich zitiert sein:

Tübingen. Es ist im „Schwäbischen Merkur" vom 14. d. M. ein Artikel veröffentlicht worden, gegen welchen die Redaktion mir erlauben möge das Wort zu nehmen. Dieser Artikel geht nämlich von den Ausdrücken scheinbar freundlicher Teilnahme an den mit meinem Eintritt in das Ordinariat verbundenen Vorgängen zu Wendungen über, welche ich deswegen nicht auf sich beruhen lassen kann, weil sie, unterstützt von dem Scheine eines leidenschaftslosen, nur wohlwollende Winke erteilenden, Tons, die schlimmsten Vorurteile gegen meine Person zu verbreiten geeignet sind. Er gibt an, ich habe mich in meiner Antrittsrede offen „zu den Ansichten der verneinenden Philosophie bekannt". Schon hieraus erfolgt, daß das zugrund liegende Urteil ein befangenes ist. Ich habe mich zu den Ansichten einer Philosophie bekannt, deren Verneinung auf der tiefsten Bejahung ruht. Wer sie einfach für verneinend hält, gehört zu denjenigen, gegen welche ich mich mit aller Bestimmtheit erklärt habe, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn er weiterhin meiner Rede einen „nicht immer gezügelten Humor" vorwirft, wenn er behauptet, ich habe dadurch Mißfallen erregt, daß ich „im Pathos meiner frei vorgetragenen Rede die Bedeutung meines endlichen Reussierens als einen über feindlich Gesinnte errungenen Sieg darzustellen wagte". Zuerst muß ich nun erklären, daß ich überhaupt von der Aufgabe einer Rede anders denke als diejenigen,

*) Hier S. 117.

welche die meinige in solchem Sinne beurteilen. Der Verfasser des Artikels hat die Ausdrücke „Pathos" und „frei vorgetragen" in einen Zusammenhang gestellt, wo sie sonderbarerweise wie ein Vorwurf erscheinen. Eine Rede soll doch keine Abhandlung sein, ihre Form soll aus der tiefer erregten Persönlichkeit Wärme und Feuer nehmen. Pathos soll ihr Wesen sein, und frei soll sie gehalten werden. Zu diesen allgemeinen Erfordernissen kam der besondere Fall. Vergangenheit und Zukunft hatten in dem Momente des Abschnitts meiner Laufbahn, den diese Rede bezeichnete, gleiches Recht, zur Betrachtung zu kommen. Im Blicke auf die Vergangenheit durfte und sollte sich eine Reihe schwerer Erfahrungen dem Gemüte aufdrängen, deren Gewicht jeder versteht, welchem bekannt ist, mit welchen Waffen des persönlichsten Angriffs man die Vertreter der „verneinenden Philosophie" zu verfolgen pflegt. Wem es nicht bekannt ist, den verweise ich unter anderm nur auf einen neueren Artikel in der eleganten Zeitung, worin auf den ganzen Umfang meiner Persönlichkeit das Gift der boshaftesten Verleumdung geworfen wird. Im Blick auf die Zukunft war ich ein offenes Bekenntnis meiner Grundsätze schuldig. Ich gieng auf diese wichtigeren Punkte über, wo ich von dem Verhältnisse der Ästhetik zur Theologie und Philosophie sprach. Vorher wurde das Verhältnis jener Wissenschaft zu den übrigen akademischen Lehrzweigen auseinandergesetzt und daher, wie billig, die gymnastischen Künste nicht vergessen. In diesem harmloseren Teile kamen einige heitere Wendungen äußerst unschuldiger Art vor, und diese scheinen es, die dem Berichterstatter zunächst zu dem Vorwurf eines „nicht immer gezügelten Humors" Anlaß gegeben haben. Man hat diese Wendungen als gesuchten, nach Effekt haschenden Witz beurteilt, weil man nicht begriff, daß es mir mit dem zugrund liegenden Gefühle der Disharmonie zwischen dem Innern und Äußern der Persönlichkeit, welche durch Vernachlässigung der leiblichen Erscheinung entsteht, daß es mir mit der Klage über alle Zerstörungen in dem Gebiete lebendiger Form, welche die moderne Art der Kultur mit sich bringt, der tiefste Ernst war und daß, verglichen mit dem Unwillen, der sich auf dem ästhetischen Standpunkte über die Ärmlichkeit unserer äußeren Lebensformen bilden muß, die Zugabe von Satire und Scherz, die der Darstellung beigegeben wurde, sehr mäßig und spar-

sam war. Übrigens habe ich über das Maß des Humors in einer Rede Lektionen nicht zu empfangen, sondern zu geben. — Den wichtigeren letzten Teil aber, das Bekenntnis meiner philosophischen Grundsätze, hat man mir teils im einzelnen mißdeutet, teils völlig umgedreht. Ich unterschied zwischen dem Prinzip und dem persönlichen Verhältnisse unter den Anhängern entgegengesetzter Prinzipien. Was den Kampf der Prinzipien selbst betrifft, so versprach ich — und ich tat damit nichts anderes als jeder ehrliche Mann, der treu an seiner Sache hält — offene, ungeteilte Feindschaft den Entgegengesetzten. Was aber das persönliche Verhältnis betrifft, so versprach und forderte ich bei allem Gegensatze der Überzeugung gegenseitige Achtung. Ausdrücklich und mehr als einmal hob ich diesen Unterschied der Beziehung hervor, und dennoch mußte ich nachher Bemerkungen und Winke hören, als habe ich umgekehrt erklärt, ich wolle Haß und Leidenschaft in die rein persönlichen Verhältnisse übertragen und als sei daher von mir zu erwarten, daß ich, wo Person der Person gegenübersteht, nach einem andern Gesetze handeln werde, als dem, wonach jeder vernünftige Mann handelt, dem der Bildung und der Besonnenheit. Diese Bemerkungen waren unwahr, diese Winke überflüssig. Allerdings jedoch fügte ich hinzu, daß es mir schwer sein werde, das von mir selbst gewünschte persönliche Verhältnis da zu begründen, wo man mir die Achtung, die ich von den Gegnern fordere, wie ich sie ihnen nicht versage, verweigert habe. Hier brauchte ich den Ausdruck: „Die Achtung, die mir gehört, von der meine Gegner auch wissen, daß sie mir gehört, die ich mir erzwingen kann, erzwingen will und auch erzwungen habe." Dies habe ich gesagt, nicht aber habe ich gesagt, daß ich mir meine Beförderung zum Ordinariat erzwungen habe. Wo ist das Recht, mir diese Abgeschmacktheit unterzuschieben? Es ist entweder absichtliche Unwahrheit, wenn man mir diesen Sinn unterlegt, oder eine Phantasielosigkeit, welche jede kühnere Sprachform, wie sie der rhetorische Zusammenhang mit sich bringt, nicht zu fassen weiß. Soll ich denn erst sagen müssen, daß der letzte Satz nur eine stärkere Wendung des vorhergehenden war, und daß er, in Prosa übersetzt, nichts anderes bedeutet als: ich weiß so gewiß, daß ich Achtung anzusprechen habe, daß ich es wagen darf, dies, selbst wenn man mir es nicht zusteht, als Tatsache, d. h. in der

grammatischen Form des Perfektums auszusprechen? Diese Mißdeutungen durfte ich, da sie in einem öffentlichen Organ verbreitet wurden, nicht ungerügt lassen. Der Erfolg eines solchen Verfahrens ist, daß man den akademischen Lehrer in eine schiefe Stellung bringt. Bei der Jugend findet eine dem Moment angemessene Bestimmtheit und Lebendigkeit der Rede ihren Anklang; es ist nicht die Schuld des Redners, wenn ein großer Teil des übrigen Publikums aus Mangel an innerer Jugend, an derjenigen, welche auch das reife Mannesalter sich bewahren soll, vor jedem stärkeren Hervortreten der inneren Persönlichkeit mißgestimmt sich zurückzieht und nun auf den Redner den Schein wirft, als habe er die Jugend durch verwerfliche Mittel aufregen und mit ihr gegen das reifere Alter einen Bund der Leidenschaft errichten wollen. Wohl aber bringt man es auf diesem Wege dahin, daß ein Mann, der persönliche Verträglichkeit bei entschiedenem Prinzipienkampfe deutlich als seinen Wunsch und Grundsatz aussprach und der gerne sich des vollen Bewußtseins der doppelten Verbindung erfreute, die auf der einen Seite die Wirkenden untereinander, auf der andern Seite diese mit der Jugend vereinigen soll, zurückgestoßen durch solche Mißdeutungen sich lieber mehr zur Jugend hält, die ihn noch versteht. Den 16. Dezember 1844.

Als Fünfundsiebzigjähriger, anno 1882, sagt Fr. Vischer über jene Rede:

Es waren darin freilich einige Stöße jugendlicher Leidenschaft geführt, die ich in meinen späteren Jahren nicht kann vertreten wollen. Doch wußte man im Kreise meiner Zuhörer wohl, wie der „offne Haß", den ich ankündigte, eigentlich zu verstehen war. Man hatte gegen mein Vorrücken mit unrechten Mitteln gewirkt, hatte aus Stoff, der dazu nicht Grund gab, den empörenden Vorwurf: Mangel an Charakterhaltung gesponnen und in ein Gutachten gesetzt. Ich kündige solchen Gegnern in mir einen offenen Feind an, der nur mit geraden Mitteln kämpfen werde; aller und jeder Jesuitismus einer Partei, die eigentlich über der Volksreligion steht und sie aus Herrschsucht künstlich vor Lichtung hütet, war freilich unter dieser Erklärung leichtverständlich mit inbegriffen. Ich hatte wohl auch früher viele schon gereizt und wußte immer, daß ich Krieg gegen Krieg zu erwarten habe, aber ich habe nie eines Gegners Privatpersönlichkeit angegriffen, nie sein menschliches Wohl, um seine Sache

zu bekämpfen. Es ist bekannt, daß mir nun der „offene Haß", der solcher Kriegführung galt, als Proklamation des Hasses gegen die Volksreligion gedeutet wurde, es ist ebenso bekannt, welcher Sturm von Zeitungsartikeln, Petitionen, Broschüren gegen mich losgieng, wie auf den Kanzeln Lärm geschlagen wurde; da die Rede zu wenig Anhalt bot, riß man Äußerungen auf dem Katheder aus dem Zusammenhang, verdrehte sie schändlich (ich kann mit grellen Beispielen dienen), durchstöberte meine Schriften, mißdeutete den Sinn herausgeklaubter Stellen und erreichte endlich, daß ein für sich ganz freidenkender Minister dem allgemeinen Ärgernis zwei Jahre meines Wirkens glaubte als Opfer hinwerfen zu müssen. Von da an erst ist mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirchen- und Pfaffentum in die Seele eingebrannt; wer nicht an sich selbst erfahren hat, wie ihr Stich tut, mag leicht von Duldung sprechen und sich verhüllen, daß wahre Toleranz die Intoleranz gegen die Intoleranz in sich schließt. —

Neben den Geistlichen, an welche die „Aufforderung" gerichtet ist, und dem in ihr erwähnten Buchhändler wären als Verfasser inkriminierender Broschüren anzuführen C. Hoffmann, H. Merz, Ernst Phil. Paulus und Immanuel Paulus. Ihnen gesellten sich, namentlich in Zeitungen, eine Menge von Anonymen, bei. Anderseits fehlte es keineswegs an Männern, die schriftlich und mündlich für den Verfehmten vorgiengen. Dies ließe sich auch aus dem „Beobachter" und dem „Schwäbischen Merkur" aufweisen. Ohne Namen kam heraus die Broschüre: „Kritische Tanzunterhaltung im Salon bei Ludwigsburg .... von einem Unbeteiligten", Leipzig, Schmidt, 1845. Die besten Sekundanten hatte Fr. Vischer an Schwegler und Ed. Zeller. Schwegler ist es, der in den von ihm redigierten „Jahrbüchern der Gegenwart" 1845 „Ein Wort in der Vischerschen Angelegenheit", gesprochen hat; kein andrer als Zeller, der bald nachher ebendarin die „pfäffischen Intrigen und Lügen" zurückwies unter dem Titel: „Die freie Wissenschaft und ihre neuesten Ankläger, mit Beziehung auf die Vischersche Sache"; und beide, Zeller und Schwegler haben zudem in demselben Jahrgang der genannten Zeitschrift noch das „Wanderbuch für Herrn Dr. Merz" herausgegeben, wozu man auch von Fr. Vischer selbst einige Zeilen eingefügt findet. Über die Suspension Fr. Vischers und die Forderung der Lehrfreiheit wurde damals in der Kammer der württembergischen Abgeordneten sehr lang hin und her geredet; die Debatte ist wortgemäß überliefert in dem Protokoll der 36. Sitzung (1845, S. 14—105).

Dem Gegenstand der vierten, „Gervinus und die Deutsch-Katholiken" betreffenden Kritik wird heute schwerlich mehr ein lebhafteres Interesse entgegenkommen, aber sie mußte dennoch gleichfalls wieder ans Licht gebracht werden,

denn es knüpfen sich daran Gedankenreihen von allgemeiner Bedeutung, und wer verfolgen will, wie sich Fr. Vischers Denken über Religion und Kirchentum entwickelte, möchte sie hier gewiß nicht entbehren.

Die Charakteristik „Strauß als Biograph“ hat er in seinen „Kritischen Gängen“ (N. F. I, 3, S. IX und X) mit folgenden Sätzen eingeleitet:

In der Vorrede zu den übersetzten Gesprächen Ulrichs von Hutten steht der alte Strauß frisch und jung und mit blanker Rüstung vor uns, wie der Rittersmann selbst, den er uns noch einmal vorführt. Glück auf! Wir schenken ihm zwar ungern die Biographien deutscher Dichter, die wir rund und gediegen aus seiner feinen Hand zu bekommen hofften, am ungernsten eine Biographie Goethes, nach der ja doch unsere Literatur aus dem Grund ihres Herzens seufzt; will er aber lieber das alte Schwert wieder führen: uns auch recht; wir sehen ja, daß es an der Wand nicht eingerostet ist. Das beste ist doch, in dem Elemente bleiben, wo wir die erste Kraft der Jugend erprobt und große Erfolge uns errungen haben. Man sage nicht, wir sollen diese Dinge liegen lassen, die Geister auf positive Ziele richten und die innere Unfreiheit in religiösen Dingen dem Prozeß ihrer allmählichen Auflösung überlassen. Der Deutsche kann nicht dem Engländer gleichen: praktisch frei und in den höchsten Dingen geistig beschränkt sein, wenig Polizeidiener auf den Straßen und daneben die Angst, hinter jedem Dogma möchte einer stehen. Auch ist nichts mehr zu vertuschen. Unsere Feinde haben längst verschleppt, was wir zuerst nur für engere Kreise bestimmt hatten; das Volk soll einmal erfahren, wie unsere Gedanken aussehen, gereinigt von der Entstellung, welche die Verschlepper mit ihnen vornahmen. Frei von der Leber sprechen kann nichts mehr verderben, wohl aber viel gutmachen. Er soll nur hinaus in die weite Welt, der Beweis, daß jede allgemeine Wahrheit schlechthin unabhängig ist von der Frage, ob dies oder jenes Einzelne existiert hat, existiert oder existieren wird, daß was wahr ist, wahr bleibt, was gut ist, gut bleibt, was schön ist, schön bleibt, gleichgültig, ob einmal ein Mensch ein Gott war, Wunder verrichtete, vom Tod auferstand oder nicht, gleichgültig, ob wir nach dem Tode fortleben oder nicht, gleichgültig, ob die zusammenwirkende, sich stetig zusammenfassende Persönlichkeit in allen Personen daneben noch in einer besonderen, absoluten Person besteht oder nicht. — Zürich, im Februar 1861.

Zu seinem Artikel über das neueste Werk von Strauß, das Buch: „Der alte und neue Glaube“ bemerkt Fr. Vischer in dem Vorwort vom August 1873 (Krit. G. N. F. II, 6, S. X—XII):

Er ist schnell geschrieben und hinzugegeben worden aus dem Grunde, den er selbst im Eingang ausspricht. Nachdem er mir gedruckt vorliegt, benütze ich das Vorwort dazu, einer Stelle desselben mit einigen Worten der Ergänzung nachzuhelfen. S. 220*) ist von Zufall, Schuld, Strafe, Weltordnung die Rede und wird „genügendere Beweisführung“ gefordert. Die Worte klingen mir zu weise und zugleich gerade selbst ungenügend. Zunächst füge ich zur Beleuchtung der Frage noch ein Beispiel hinzu, selbst in Form einer Frage. Liegt Wahrheit zugrunde oder nicht, wenn in einem Drama wie Shakespeares „Hamlet“ aus den Handlungen und Gegenhandlungen der Menschen und dazwischengreifenden Zufällen so rein immanent ein so tief gerechtes Schicksal resultiert? Und wenn dies, wie ist im Unterschied vom konzentrierten poetischen Bilde diese Wahrheit begriffsmäßig zu begründen? Nun, unsere Weisheit wird klein zusammengehen. Gestehen wir uns nur: daß eine gerechte Weltordnung im Menschenschicksal walte, das ist auch für uns weit mehr ein Glauben als ein Wissen. Strauß gibt seinem Buche mit gutem Grunde den Namen: der alte und der neue G l a u b e. Auch wir glauben ja gewiß mehr als wir begreifen. Aber es wäre Mißbrauch dieses Geständnisses, wenn man meinte, wir fallen dadurch in jene Art des Glaubens zurück, welche wir der wahren als die falsche entgegensetzen. Daß durch die Annahme eines persönlichen Weltordners und Richters n i c h t s e r k l ä r t w i r d, das w i s s e n wir; daß eine gerechte Weltordnung b e s t e h t, dafür haben wir Wahrscheinlichkeitsargumente, die wir auch durch G l a u b e n ergänzen. Wir g l a u b e n, daß es eine Wahrheit ist, was der Dichter einer echten Tragödie wie in einem Brennpunkte gesammelt darstellt; wir g l a u b e n, daß eine Nemesis außer dem Bilde im Leben waltet. Wir erschließen es aus jedem Falle des Lebens, wo ein großes Gesetz des tiefsten Zusammenhangs von Schuld und Leiden geheimnisvoll und doch in die Augen leuchtend aus dem Dunkel von scheinbar zufälligen Verflechtungen hervorbricht; warum es in langen, breiten Stellen zu verschwinden scheint, wissen wir nicht, und wenn es noch

*) Hier S. 290.

so klar hervorleuchtet, wie es eigentlich dabei zugeht, wie Zufall und Gewolltes von einer wunderbaren Geistertechnik zusammengewoben wird, wissen wir auch nicht. Wir glauben es aber, weil die ganze Welt von Beweisen wimmelt, daß sie ein geistdurchdrungenes Ganzes ist, in welches doch der Geist nimmermehr von außen hineingelegt sein kann. Diesem Geiste vertrauen wir, auf ihn bauen wir, und ihm zu dienen sind wir uns bewußt.

Der Aufsatz „Eine Reise“ ist vom Verfasser, als ein Heft für sich, an die Spitze der Neuen Folge seiner „Kritischen Gänge“ gestellt. In dem Vorwort, womit er in Zürich am 28. September 1860 derselben den Paß gibt, äußert er sich über ihn (Bd. I, 1, S. III—VII) so:

Unter den kritischen Gängen wird wohl auch einmal ein eigentlicher Gang vorkommen dürfen; ich habe mancherlei Reisen gemacht und das Publikum noch niemals mit einer Schilderung derselben behelligt; diese einzige, denke ich, wird er ja aushalten können. Sie wird nach Form und Inhalt viel Widerspruch erfahren. Die Form bewegt sich in einem steten Wechsel zwischen Politik und zwischen Darstellung angeschauter Natur, Volkszustände, Kunst, auch Besprechung poetischer Literatur, zwischen leidenschaftlicher subjektiver Erregung, voller Parteinahme und zwischen Ruhepunkten, wo die Stille der objektiven Betrachtung, wo Versöhnung im Lande des rein Menschlichen, des Schönen eintritt. Ich habe mich bemüht, diese ungleichen Bestandteile nicht kunstlos durcheinander zu werfen, sondern wohl ineinander zu fügen, aufeinander zu stimmen, die Kontraste so zu behandeln, daß sie sich gegenseitig sowohl dämpfen als heben. Ob man die Bindung gelungen finden oder ob man mir vorwerfen wird, ich habe versucht, Öl und Wasser zu mischen, das wird sich nun zeigen; es wird natürlich beiderlei Urteil auftreten und seinerzeit wird sich ergeben, welches vorwiegt. Heftigen Angriff hat wohl der politische Teil des Inhalts zu erwarten. Es versteht sich, daß dieses Vorwort ihm einen Schutz nicht hinzubringen kann, den er sich nicht selber gibt, doch habe ich dem Gleichgewichte der Teile vieles geopfert, was zu ausführlicherer Rechtfertigung meiner Ansicht im Entwurfe gesagt war, und muß nun gewärtig sein, daß mir mancherlei eingewendet wird, was ich gar wohl weiß und worauf die Antwort nur zwischen den Zeilen zu lesen ist. Kann sein, daß ich mich noch veranlaßt finde, zu meiner Verteidigung da oder dort

in einem Blatte das Wort zu nehmen. Was ich am sichersten voraussehe, ist der Vorwurf der Gefühlspolitik. Es ist nicht neu, daß diejenigen, welche die Politik des falschen, durch horizontlose Reflexion verengten Gefühls predigen, die beliebte Redensart gegen uns anwenden und leidenschaftlich uns die Leidenschaft für das Vaterland vorrücken. Daran ist nichts zu ändern, es mag seinen Lauf haben.

Das Politische in dieser Reiseschilderung ist auch die Ursache, warum die Neue Folge der „Kritischen Gänge" in Heften erscheint: wenn ich damit wartete, bis das Ganze gedruckt war, so mußte ich fürchten, von den Tagesereignissen zu weit überholt zu werden; daher schicke ich dieses Heft voran. Man wird mir nun vielleicht vorhalten: „Diese Besorgnis, daß deine Arbeit veralten könnte, ehe sie erscheint, ist die Strafe dafür, daß du mit Betrachtungen, deren Wert vom Wechsel des Täglichen unabhängig ist, solche verknüpft hast, die mit dem Tage gelten und untergehen; ja du bist schon jetzt überholt, du erfreust dich unter anderem der Zusammenkunft zu Teplitz, und bereits rechtfertigt die Aussicht auf eine Zusammenkunft in Warschau die Befürchtungen derer, welche in der ersteren lediglich nichts sahen als einen Beweis, daß Österreich seine Stütze überall, nur nicht in der Befriedigung seiner Völker sucht; es wird sie in Rußland finden, und deine ganze Schlußreihe, gelegentlich auch dein Lob des österreichischen Undanks für die Hilfe in Ungarn, fällt über den Haufen. Ich verzichte auf die Einrede, daß wir noch nicht wissen können, was in Warschau vorgehen wird; ich antworte aber zweierlei. Mag immer eine neue Art heiliger Allianz dort beschlossen werden, sie kann nur kurze Zeit, nur scheinbar das Rad hemmen, es wird unaufhaltsam auf denselben Punkt rollen, auf dem es stand, als ich diese Blätter schrieb, d. h. für Deutschland wird derselbe Zusammenhang seiner Lebensfrage mit der österreichischen wiederkehren, wie er damals vorlag, ja nur noch dringender wird uns eine nahe Zeit die Mahnung bringen, nicht untätig den dunkeln Geschicken des Kaiserstaats zuzusehen, und meine Überzeugung, daß der Schlüssel der deutschen Frage in Österreich liegt, wird recht behalten. Dies ist das eine, das andere aber, was ich erwidere, liegt tiefer. Mögen die Dinge wechseln, wie sie wollen, mag, was ich hier aus dem Innern in die Welt hinausgebe, nach

der Seite seiner Anwendung auf die Lage der Dinge früher oder später veralten, es enthält hoffentlich einen Kern, der bleibenden Wesens ist, und das ist einfach die Liebe zum Vaterland, von der ich Zeugnis ablegen will, damit in ferner Zukunft, wenn unsere Generation längst hinunter ist, ein Leser, dem diese Blätter in die Hand fallen, sagen könne: damals fieng doch die Nation wirklich an zu leben, man ersieht es daraus, daß die Lauheit der Humanisten gegen das öffentliche Leben aufhörte; es paßt zwar schon lange nicht mehr, was der Mann da gesagt hat, aber wie hätte er es sagen können, ohne das, was immer wahr bleibt, an das Veränderliche anzuknüpfen?

Wenige Monate später, im Februar 1861, schrieb Fr. Vischer zur Einführung des dritten Heftes der Neuen Folge seiner „Kritischen Gänge" (I, 3, S. IV—VII):

Im ersten Heft verfocht ich mich zwar mit unverhohlner Leidenschaft gegen jene Politik, welche das Heil Deutschlands von einem untätigen Zusehen bei einer gehofften Zertrümmerung Österreichs erwartet, aber ich ließ es wahrlich nicht zweifelhaft, wie ich das zähe Haften dieses Staats am unfreien Geiste des Mittelalters beurteile und wo man mich zu suchen hat, wenn es die inneren Prinzipien gilt . . . Eine Unterlassung kann dort, im ersten Heft, getadelt werden — und es nimmt mich wunder, daß es nicht schon geschehen ist —: daß ich, da ich es ja doch mit der italienischen Frage zu tun hatte, kein Wort vom Wanken des Papsttums gesagt habe. Ich unterließ es, weil diese Seite der Verwicklung damals noch mehr im Hintergrunde stand und weil ich die realen Betrachtungen nicht über ein gewisses Maß im Verhältnis zu den ästhetischen ausdehnen wollte. Übrigens folgt aus meinen Sätzen von selbst der Untersatz, daß hier derselbe innere Widerspruch vorliegt, wie ihn im großen und ganzen die italienische Erhebung für einen Deutschen mit sich führt, der vor allem sein Vaterland liebt und doch dem Wälschen nicht zürnt, daß er das seinige auch liebt. Betrachten wir Italien und mit ihm zugleich das kosmopolitische Interesse des Protestantismus, der Aufklärung, der Geistesfreiheit isoliert, vergessen wir das rein politische Interesse Deutschlands, vergessen wir, wer es ist, dessen Hilfe die Lombardei an Piemont gebracht und die weiteren Vergrößerungen dieser Macht angebahnt hat, so können und

müssen wir mit ungeteilter Freude die endliche Erschütterung jenes uralten Stücks Ägypten oder Indien begrüßen, das in die europäische Kultur hereinragt und bereits vierthalb Jahrhunderte seinen moralischen Tod überlebt. Allein sobald wir nicht isolieren, nicht absehen von dem, was zum Ganzen der Sache wesentlich gehört, so haben wir dieselbe Antinomie vor uns wie in der italienischen Frage überhaupt. Wäre es ein Gustav Adolf, der Europa von diesem Alp zu erlösen sich anschickte, ja, dann läge die Sache einfach; es ist aber kein Gustav Adolf, sondern ein französischer Usurpator, der listig und entschlossen die großen Losungsworte des modernen Geistes auf das Panier einer Politik schreibt, für deren wahren Charakter es nur ein Wort gibt: arsenikalisch; es ist der Herrscher eines katholischen Landes, der nicht üble Lust zeigt, den gestürzten Träger der dreifachen Krone sich einzuheimsen oder mit dem Golde, das er von dieser abkratzt, die mangelhafte Vergoldung der eigenen aufzubessern; es ist der Mann, der, um sich auf dem unterhöhlten Throne zu behaupten, seine geblendete Nation zu einem Grade von Machtvergrößerung führt, die schon jetzt für Deutschland eine Erniedrigung ist; endlich aber — nein, nicht endlich, sondern vor allem: es ist der Feind, der dies Deutschland ausdrücklich mit Beraubung und gänzlicher Demütigung bedroht. Freilich das eben wollen viele Tausende in Deutschland nicht sehen, das letztere nicht und jene bereits vollzogene Erniedrigung auch nicht. Es ist, als ob die deutschen Gesichter mit verschiedener Haut überzogen wären: was den einen wie ein frecher Schlag auf dem Backen brennt, das spüren die andern nicht; es ist, als ob sie verschiedene Augen hätten: wo die einen mit mathematischer Deutlichkeit einen Überfall Deutschlands als Napoleons Endziel erblicken, da sehen die andern nichts oder gar eine Gruppe in Rosenlicht: Germania und Gallia, die sich die Hände reichen. Für jene aber liegt in diesem neuen Streite zwischen Kaiser und Papst eine der gründlichen politischen Verwicklungen vor, worin man dasselbe, was man nach der einen Seite wünschen muß, nach der anderen nicht wünschen kann. Schädliches wird durch nicht minder Schädliches gestürzt, der Untergang einer Macht, die geistig verderblich ist, stärkt eine andere, die politisch verderblich ist. Es wäre überhaupt eine hübsche Aufgabe, ein Buch zu schreiben: politische Antinomien. Allerdings verhält es sich mit diesen anders als

mit den philosophischen, welche der alte Kant aufstellte und nicht löste: in der Politik gilt es, sich zu entscheiden und zu handeln. Doch nicht in allen Fällen mit gleicher Notwendigkeit; im Kriegskonflikte mit Österreich forderten wir, trotz der Antinomie, Entscheidung und Handlung für das deutsche Interesse; in d i e s e m Konflikt aber kann Deutschland zusehen, wenn es sich nur zugleich politisch vorsieht; ich meinesteils war nie der Meinung, daß es politisch getan sei, wenn wir uns in die weiteren inneren Vorgänge Italiens einmischten, die dem Frieden von Villafranka gefolgt sind; e i n e s aber ist gewiß: jubeln können wir nicht, Glück wünschen nicht und über den Fall des Papsttums, wenn er erfolgt, nur stille und mit dem Vorbehalte der einträchtigen Rüstung gegen den gefährlichen Sieger uns freuen; und noch eines ist auch gewiß: den Dank, den ein Deutscher für den traurigsten aller parlamentarischen Siege, der im eigenen Volk unverantwortlich die Zwietracht schürt, bei dem fremden Volk erntet, den werden wir ihm nicht beneiden.

Zu seiner Schrift „Ein Schützengang" bemerkt er in dem Vorwort zum vierten Hefte der Neuen Folge (II, 4, S. V—VII):

Wenn als Fortsetzung der „Kritischen Gänge" diesmal zunächst ein „Schützengang" auftritt, so ist es nicht so bös gemeint, als es aussieht. Betrachtungen, die sich an den Besuch des ersten deutschen Schützenfestes knüpfen, werden natürlich auch Urteil enthalten, aber man wird sich, hoffe ich, überzeugen, daß ich nicht mit der kritischen Brille auf der Nase nach Frankfurt gezogen bin; ja der schildernde Teil wird vielleicht nur zu enthusiastisch erscheinen; er ist in der ersten Wärme des noch frischen Festeindrucks geschrieben; seither ist so vieles ins deutsche Land gegangen, daß ich besorge, er werde kaum mehr auf die empfängliche Stimmung treffen, werde hinkend post festum kommen. Sei es darum! In noch viel weitere Zeitferne gerückt, entnommen aus der Umgebung einer peinlichen Wirklichkeit mag mein anspruchsloser Bericht einem späten Leser begegnen, der ungestört von dem, was uns verwirrt, niederschlägt und jene farbenreichen Tage so rasch in unserer Erinnerung gebleicht hat, nicht ohne Rührung bei diesem Bilde des ersten nationalen Festes der Deutschen verweilt. Komme ich in diesem Sinne jetzt zu früh, so muß ich ein Geständnis hinzufügen, das erklärt, warum ich zu spät komme, um solche Leser hoffen zu dürfen, die mir den nötigen Schwung eben

erlebter Festfreude entgegenbringen. Der „Schützengang" sollte eigentlich im vorigen Herbst erscheinen; die politischen Betrachtungen, die seine zweite Hälfte bilden, schlossen ursprünglich anders, positiv: ich hielt es damals für rätlich, das Delegiertenprojekt, obwohl es kümmerlich genug war, dennoch anzunehmen. Ich überzeugte mich eines anderen, während bereits die Korrekturbogen vor mir lagen. Auf ein Angebot, das so blutwenig zusagt, kann eine Nation eintreten nur auf Hoffnung, in kurzer Zeit das Bewilligte fortzubilden und zu erweitern, bis es ihrer gerechten Forderung genügt. Dazu bedarf es eines moralischen Drucks, der schlechterdings voraussetzt, daß die kleine Handhabe mit frischem Mut angefaßt werde. Dieser Mut war nirgends zu finden und, wie ich bald erkannte, nicht hervorzubringen. Da es mir im Schlafe nicht einfiel, dem Projekt in anderem als solchem eventuellen Sinne zuzustimmen, so strich ich diesen Teil meiner Arbeit und beeilte mich wenig mit der Umänderung, denn ich zog nun vor, dem „Schützengang" erst noch andere Aufsätze beizugeben und ihn so in einem vierten Hefte der neuen Folge der „Kritischen Gänge" erscheinen zu lassen. Die politischen Reflexionen, wie sie jetzt umgearbeitet lauten, verzichten darauf, für die Gegenwart Rat zu wissen, und schließen mit dem Blick in eine späte Zukunft. Wer Besseres weiß, der hebe den ersten Stein gegen mich auf! — — Zürich, den 16. März 1863.

Das Vorwort, welches er am 6. März 1866 zum fünften Hefte setzte, schließt mit Bezug auf das Sendschreiben „An Herrn Staatsrat Hehn in Petersburg" und den „Gang am Strande" (II, 5, S. VIII f.), wie folgt:

Das zweite Stück, ein Sendschreiben, ist im wesentlichen politischen Inhalts wie ein Teil des dritten: „Ein Gang am Strande." Weil ich sehr wünschen muß, daß man auch lese, was zum letzteren nachzutragen war, Vorreden aber gern überschlagen werden, so habe ich vorgezogen, diesem eine Vorbemerkung unmittelbar an die Seite zu geben. Merkwürdigerweise steht nun in diesem Augenblick die Welt so, daß diese Vorbemerkung auch für das zweite Stück paßt. Da ist nämlich von Italien die Rede, von meiner Haltung im Jahre 1859, die ich gegen den Vorwurf der Befangenheit, Ungerechtigkeit verteidigen muß, von einem innern Kampfe, in dem ich mich befunden hätte, wenn nicht das Bündnis Italiens mit Frankreich gewesen wäre, im dritten Stück aber von Deutschland,

von dem Stande seiner brennenden Fragen im Anfang letzten Winters; und nun verknüpft sich beides so, daß vielleicht morgen Italien seine Bundesgenossen gegen Österreich in Deutschland hat. Dann freilich wird von innerem Konflikt eines Deutschen, der das italienische Volk liebt, vollends keine Rede sein können; ich meine: eines wirklichen Deutschen. Der ideale Schimmer, der es trotz den Ränken, aus denen die damaligen Ereignisse hervorgiengen, immer noch umgab, wird schwinden; das Urteil der Nationen und der Nemesis wird seinen Namen neben den preußischen in das große Schuldbuch eintragen, dessen Posten noch nie vergessen worden sind.

Da in Deutschland jetzt alles möglich ist, so ist auch möglich, daß unsere Befürchtungen schon als ein verflogener Wahn erscheinen, bis diese Vorrede und jene einleitende Bemerkung aus der Presse hervorgehen. Das Elend aber, daß wir der Spielball solcher Möglichkeiten sind, bleibt sich gleich und so werden die schmerzlichen Worte eines Vaterlandsfreunds leider gleich rechtzeitig kommen, mag bis dahin der Verrat bestätigt, der Bürgerkrieg ausgebrochen sein oder nicht.

Inhalt.

Erster Teil.

Zweiter Teil.

Erster Teil

Dr. Strauß und die Württemberger.

Strauß hat sich durch seine Schrift über das Leben Jesu den Befreiern des Geistes vom Buchstabendienste auf eine der Aufgabe des Jahrhunderts würdige Weise angereiht. Er gehört der Zahl jener repräsentativen Menschen an, welche die verschiedenen Radien eines langen Kulturprozesses zu einem Brennpunkte vereinigen und, indem sie das Gegebene und Vorbereitende zu einem bestimmten Resultate abschließen, ebendadurch eine Reihe neuer Wirkungen eröffnen und schöpferisch auftreten. Zugleich teilt er mit allen ihm verwandten Vorkämpfern in der Geschichte des Geistes das Los, daß diejenigen mitlebenden Generationen, die in einer dem Prinzipe nach zurückgelegten und veralteten Gestalt des Geistes wurzeln, nur die negative Seite seiner Erscheinung aufzufassen vermögen und, indem sie die positive Basis übersehen, in ihm nur einen zerstörenden Geist erblicken. Die Charakteristik, die ich hier versuchen will, ist nicht für diese Greise des Jahrhunderts, sondern für diejenigen, welche, selbst jugendlich, das Jugendliche und Freiheitskräftige in dieser Erscheinung anzuerkennen und öffentlich zu begrüßen wagen. Indem sie aus dem Privatleben dieses Mannes, das ich von Kindheit an fast durch alle seine Stationen aus der unmittelbarsten Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, so vieles aufnehmen wird, als für die Entwicklungsgeschichte seines Geistes ein Moment bildet, hat sie am allerwenigsten die Absicht, diejenigen seiner Gegner zu widerlegen, welche in ihren Invektiven das wissenschaftliche Gebiet verlassen, ihren Feind vor das Forum des Gewissens gezogen und durch eingestreute Winke seinen Privatcharakter verdächtigt haben: die wohlbekannte, althergebrachte Taktik des Fanatismus. Menzel hat in dieser Richtung das Äußerste getan, und die tolle Wut der „Evangelischen Kirchenzeitung" ist gegen die Perfidie seiner verdächtigenden Seitenhiebe ehrlich zu nennen. Wer die tiefe Verworfenheit eines solchen Verfahrens nicht von selber fühlt, wer im Angesichte der Öffentlichkeit solche gebrandmarkte Waffen zu führen die Schamlosigkeit hat, mit dem hat weder die Literatur, noch die Gesellschaft irgendein weiteres Wort zu reden.

Der strengen Wissenschaft überlasse ich das Geschäft, die Straußische Leistung aus der Geschichte der Theologie und Philosophie als notwendiges Resultat bisheriger Entwicklung zu begreifen: eine schöne Aufgabe für einen unbefangenen, über dem Einzelkampfe befangener Kritik stehenden Dogmenhistoriker. Ich abstrahiere von dieser rein szientifischen Seite und frage: Wie kam es, daß gerade diese Persönlichkeit von dem Geiste der menschlichen Bildungsgeschichte zu dem Organe berufen wurde, das jenes Resultat ziehen sollte? Welche Erziehung genoß, wie reifte dieselbe zur Erfüllung ihrer Aufgabe heran? Es erhellt hier sogleich, daß wir bei dem Individuum nicht stehen bleiben dürfen, daß wir vielmehr auf den Boden der näheren und weiteren Umgebungen hinausblicken müssen, in welchem dieses Individuum wurzelt und heranwuchs. Unsere Frage bestimmt sich also sogleich weiter zu der anderen: wie kommt es, daß gerade dieser Teil von Deutschland und näher diese Provinz dem Vaterlande und der Menschheit ein solches Individuum schenkte? Strauß ist von seinen Landsleuten zuerst und am zahlreichsten bekämpft worden; dies könnte man mir sogleich als Beweis entgegenhalten, daß diese Frage gar nicht aufzuwerfen sei. Strauß mag seine Ansichten geholt haben, wo er will, wird man mir einwenden, in Schwaben hat er sie nicht geholt. Schwaben hat es freilich von jeher geliebt, seine edelsten Kinder zu verleugnen. Es hat Schiller erzeugt und fortgeschickt, es hat Schelling und Hegel erzeugt und fortgeschickt, es hat Strauß erzeugt und grausam aus seiner Laufbahn geworfen. Es ist nicht die erste Mutter, die ihr eigen Kind verstößt. Daß eine geistige Gemeinschaft eine Erscheinung, die aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen ist, nicht anerkennt, daß sie in dem reifen Produkte der in ihr selbst gärenden Elemente diese nicht wiederfindet, daß sie ihre eigenen Züge in ihrem Sohne nicht wiedererkennt, kann nur denjenigen befremden, der nicht begreift, wie das Gewordene zugleich etwas spezifisch Neues sein kann, das über die Substanz, aus der es hervorgegangen, hinausgeht und ebendarum in einen Gegensatz gegen dieselbe tritt, weil diese selbst bloß der Faktor, nicht das Fazit ist. Kant erkannte in Fichte, Fichte in Schelling, Schelling in Hegel nicht den Vollender seines Prinzips. Statt uns durch die Befehdung, die Strauß gerade von seinen Landsleuten erfährt, in der Überzeugung, daß sein Unternehmen nicht

zufällig von Schwaben ausgieng, irremachen zu lassen, werden wir vielmehr ebendiesen Widerspruch in einem weiteren und allgemeineren begründet sehen, in welchem die schwäbischen Zustände mit sich selbst stehen, einem Widerspruche zwischen der Freiheit und Tiefe des Naturells, die im einzelnen häufig zur erfreulichsten Reife gedeiht, und einer Verknöcherung und Versauerung, welche vielfach mit Recht getadelt wird, aber selbst wieder nur die Kehrseite besserer Eigenschaften ist. Jede wahre Charakteristik wird die Mängel ihres Gegenstandes nur als die andere Seite seiner Vorzüge und umgekehrt schildern. Dies wird auch meine Aufgabe sein, und ich hoffe daher, nicht als befangen und parteiisch zu erscheinen, weder gegen meine Landsleute, noch gegen die Norddeutschen. Den Gegensatz der norddeutschen und süddeutschen Natur und Bildung zu gründlicherer Debatte zu bringen, halte ich für zeitgemäß; die Sache ist, namentlich durch die Ausfälle einiger jungen Schriftsteller auf die schwäbischen Dichter, ohnedies angeregt, es ist manches Wahre neben vielem Unwahren ausgesprochen worden und bereits böses Blut vorhanden. Hat man uns dies und das mit Recht zum Vorwurfe gemacht, so haben auch wir dies und das gegen die norddeutsche Art zu sagen; so kann denn ein Versuch, die Sache einmal in der Wurzel zu fassen und den Kampf der Gereizten mit Besonnenheit zu einer Nationalfrage zu erheben, nicht am unrechten Orte sein. Wie die wahre Betrachtung von Differenzen zwischen ganzen Völkern nur die sein kann, wenn man nachweist, wie die Mängel und Vorzüge auf beiden Seiten sich durch gegenseitigen Austausch ergänzen würden, so wird ein relativer Gegensatz größerer Stämme innerhalb eines Volkes, in diesem Sinne zur Sprache gebracht, aus den Reibungen der Privatleidenschaft zu einem heilsamen Austausche gegenseitiger Zugeständnisse und einer vernünftigen Bemühung führen, sich gegenseitig zu ergänzen. Kann ich mich nicht zur Höhe des ganz Unparteiischen erheben, so mag die Jenseitigen das Geständnis versöhnen, daß ich es mir nicht zur Ehre schätzen würde, aus der Substanz meines Stammes ganz heraus zu sein, wäre dies auch möglich; hebe ich das Enge, Triste in unseren provinziellen Zuständen vielleicht nicht ohne Bitterkeit hervor, so dürfen die Diesseitigen glauben, daß ich dennoch heute, wenn ich vom Vaterlande scheiden müßte, nach den Rebenhügeln des Neckars, nach den weichen

und zutraulichen Klängen der heimischen Sprache, nach all der behaglichen Vetterlichkeit und Bäslichkeit mich mit ganzem Herzen zurücksehnen würde. Darum aber muß ich inständig bitten, daß niemand, was ich von relativen Gegensätzen des norddeutschen und süddeutschen Naturells sage, absolut nehme oder dessen Richtigkeit an Individuen messe, in denen das Vaterländische bis zu einem Minimum verwischt ist.

Ich werde bei dieser allgemeinen Seite länger verweilen, als notwendig wäre, um den Verfasser des Lebens Jesu, wie seine Natur und Bildungsgeschichte provinziell bedingt ist, zu charakterisieren. Die Charakteristiken, welche diese Zeitschrift zu liefern sich vorgenommen hat, dürfen wohl etwas von der Natur des Epos annehmen, sie dürfen in das Privatleben, das Subjektive, die Breite gegebener Zustände eingehen, allerlei Nebenwege und Fußpfade einschlagen, mitunter wohl auch an einer grünen, schattigen Stelle sich etwas niederlassen und dem Gesange der Vögel horchen, wenn sie nur nicht allzuspät wieder in den vorgesetzten Weg einlenken; der strenge dramatische Gang und die gemessene Eile nach dem mörderischen fünften Akte mag den Kritiken überlassen bleiben.

Das süddeutsche Naturell im allgemeinen repräsentiert gegenüber dem norddeutschen die Kräfte der Sinnlichkeit im niederen wie im höheren Sinne, frische Genußfähigkeit, sowie Frische in denjenigen Tätigkeiten des Geistes, welche den Gedanken involviert in sinnliche Form, in der Gestalt des Unmittelbaren zutage bringen: im Elemente ethischer Empfindung das Gemüt, im Elemente der Kunst die Phantasie. Wir können alles in den Begriff der Naivität zusammenfassen, wenn nur nicht übersehen wird, daß dieser Begriff auf die verschiedensten Stationen geistiger Bildung Anwendung finden kann, daß er keineswegs bloß den Zustand der Kinder bezeichnet, sondern eine Tinktur, eine allgemeine Atmosphäre, welche auch über eine reich entwickelte und vielfach reflektierte Bildung ausgebreitet sein kann. In diesem Elemente wird nicht nur der zersetzende Verstand weniger hervortreten, sondern auch der handelnde Wille nicht so straff angezogen und dezidiert sein, als wo die ganze Bildung aus der Sphäre der Naivität heraus ist. Der Dichter schlendert, geht spazieren, steckt die Hände in die Tasche und gafft nach den Vögeln, darüber stößt er leicht die Nase an und wird aus-

gelacht. Nicht als ob er im Blauen nach leeren Idealen jagte, er sucht das Große auch in der Gegenwart und will, daß es geschehe. Laßt die Idee auch in der Politik einen neuen Aufschwung nehmen, und sein offenes Gemüt wird sich ihr freudig auftun. Süddeutschland war im Mittelalter nicht nur in rein geistigen Dingen, sondern auch im politischen Leben der klassische Boden Deutschlands; der Mangel an Raschheit des Willens und Entschlusses, welchen die süddeutsche Naivität mit sich führt, kommt in ganz anderen Gebieten als denjenigen zum Vorschein, wo das Leben ins Große geht und Ideen herrschen. Darauf werden wir wieder zu sprechen kommen. Man kann auch in der Politik ein verständiges und ein poetisches Prinzip unterscheiden: jenes ist das Prinzip des über die Individuen übergreifenden abstrakt Allgemeinen, dieses das Prinzip der Individualität, wenn man will, das demokratische. Beide Prinzipien zu vereinigen, ist die Aufgabe des Staates. Im Mittelalter herrschte das zweite so über das erste vor, daß von Staaten hier kaum gesprochen werden kann: atomistischer Eigenwille der einzelnen, die einander nicht entbehren konnten und doch durch kein zwingendes Band der Allgemeinheit zusammengehalten waren. Die moderne Zeit schuf eigentlich erst dieses Band, neben welchem aber in den konstitutionellen Staaten des südlichen Deutschlands jenes Moment der Individualität als Liberalismus kämpfend fortdauert, in Norddeutschland dagegen, wo die geschichtlichen Bedingungen ganz andere sind, entschieden zurücktritt. Wenn ich hiemit dem süddeutschen Naturell auch im Politischen das poetische Moment vindiziere, so will ich damit keineswegs sagen, daß Süddeutschland die Poesie gepachtet habe, aber daß es der klassische Boden der Poesie im eigentlichen Sinne war während des Mittelalters, weiß die Geschichte. Von der Reformation an wurde es anders. Mit ihr trat das Prinzip der Reflexion, Kritik, des Verstandes, der Subjektivität, die ihre naiven Zustände ausgetreten hat und das Allgemeine in Form des Gedankens sucht, in die deutsche Geisteswelt ein, und mit ihr rückte der Herd der deutschen Bildung immer mehr nach Norden. Preußen, der Staat des Protestantismus, durch die Gewalt des Verstandes auf unbedeutende Vergangenheit und mageren physischen Boden gebaut, erhob sich als Zentrum der norddeutschen Bildung, und es entwickelte sich der große Gegensatz des norddeutschen und süddeutschen

Geistes. Derjenige Teil von Süddeutschland, wo die Reformation nicht durchdringen konnte, ist von nun an nicht mehr der Herd der deutschen Intelligenz; mag das Gebiet der Empirie mit großer Gründlichkeit und großem Erfolge angebaut werden, mag die Kunst mit reicheren Kräften der Sinnlichkeit fortblühen, mag ein frischerer Lebensgenuß dem norddeutschen Gaste ein Capua bereiten, mag alles Liebenswürdige der naturfrischen Kraft, der Naivität, der schlichten Gediegenheit seinen Reiz über diese Gegenden ausbreiten: die Geschichte des deutschen Geistes hat hier nicht mehr ihre Heimat, und der protestantische Gast muß in diesem epikureischen Elemente dennoch von Heimweh ergriffen werden.

Von diesen katholisch gebliebenen Teilen sondert sich nun vor allem Württemberg, das alte Württemberg mit Ausnahme seiner oberschwäbischen Erwerbungen, wo noch ein heiterer Katholizismus lebt (von den fränkischen wird nachher die Rede sein), auf eine eigentümliche Weise ab, oder vielmehr es bildet ein interessantes Vermittlungsglied zwischen dem Norden und Süden. Der Eigentümlichkeit des Südens, der Sphäre der Naivität gehört es noch jetzt unzweifelhaft an; noch wird jeder Norddeutsche hier das süddeutsche Behagen, das gesunde Phlegma, die frische Genußfähigkeit, das Konkrete und Kompresse einer fest in sich zusammengehaltenen Gemütswelt, er wird die wesentlichsten Elemente des Mittelalters hier finden; wie wird er sich aber täuschen, wenn er darum meint, ein Naturvolk voll heiterer Illusionen über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes zu treffen! In diesem weichen, scheinbar durchaus behaglichen Elemente wird er auf die skrupulöseste Dialektik, auf die tiefsten Zweifel, auf das weiteste Interesse an den spitzigsten Fragen moderner Bildung, auf eine melancholische Entsagung, er wird auf so viel Hamlet und Faust stoßen, daß seine etwaige Lust, sich zu der erwarteten Naivität ironisch zu verhalten, leicht selbst als Naivität könnte zu stehen kommen. Die Sache ist einfach: Württemberg nahm die Reformation mit einem Eifer, einer Entschiedenheit auf wie kein anderer süddeutscher Staat. Die Religion, die Konfession ist eine Probe des Menschen, sie ist kein äußerlich umhängender Mantel, sie geht bis in die Fußspitze. Das Prinzip der Subjektivität, der Freiheit, der Reflexion in sich, der Lossagung vom Gegebenen und bloß Positiven, ist identisch mit

dem des Protestantismus, so inkonsequent dieser, wie er geschichtlich auftrat, in der Durchführung dieses Prinzips verfahren mochte. Der Protestant ist ein für allemal entschlossen, aus der sinnlichen Anschauung, aus der Meinung, daß geistige Wahrheiten ein äußerlich Gegebenes, ein Stoff, ein Ding seien, sich in sich selbst zurückzunehmen und nichts als wahr anzuerkennen, was nicht ein Prozeß des eigenen Bewußtseins, eigenes Tun, selbsterlebt und selbstbegründet ist. Er ist aus der Strömung der Substanz heraus und auf die eigenen Füße getreten, hat die Autorität abgeworfen und den Weg des Zweifels betreten, der zwar durch Dornen, aber doch allein zur Freiheit des Geistes führt. Man kann nun sagen: das Naturell des in unseren Gegenden angesiedelten Volksstammes hat eine besondere Empfänglichkeit für dieses weltgeschichtliche Prinzip in sich getragen, oder: die Aufnahme dieses Prinzips hat unser Naturell aufgeweckt und uns die Augen aufgetan; ohne Zweifel ist beides richtig. Die Auswanderungs- und Reiselust der Schwaben beurkundet einen angeborenen Sinn in die Weite, einen Trieb, zu erfahren, was hinter den blauen Bergen sei, und hängt gewiß mit diesem geistigen Freisinne zusammen. Das Eigentümliche aber ist, daß hier scheinbar widersprechende Kräfte ineinander verwachsen sind: das Moment der tieferen Reflexion, der Freiheit von Autoritäten, der Kritik, der Innerlichkeit, und zugleich die Kräfte des Mittelalters, die Naivität, die Naturfrische, die Naturbehaglichkeit, das einfach-treue, schlichte, alte, körnig substantielle, gedrungene Wesen. Will man den Sinn des Württembergers in ein kurzes Wort zusammenfassen: es ist, was der unlösbarste Widerspruch scheint, das Moment der Reflexion in sich, des freien und kritischen Selbstbewußtseins in der Form der Naivität. Es ist hier nicht der Ort, die Frage zu lösen, wie scheinbar so disparate Elemente ineinander impliziert sein können; wer aber überhaupt erwägt, wie bei allem raffinierten Nivellement der modernen Zeit, wodurch alle Naivität und nationale Besonderheit aufgehoben zu werden scheint, dennoch der Engländer Engländer, der Franzose Franzose, der Italiener Italiener in all seinem Tun und Wesen bleibt, der wird auch diese Erscheinung nicht unerklärbar finden.

In dem kleinen Gemälde der schwäbischen Art und Bildung, das ich hier entwerfen will, werden wir auf eine Menge von Widersprüchen stoßen, ohne uns, nachdem wir diesen höchsten nicht be-

fremdend gefunden haben, dadurch irren zu lassen; vielmehr werden wir entgegengesetzte Eigenschaften, wo sie uns begegnen, leicht auseinander ableiten und als die Kehrseiten einer und derselben Grundeigenschaft einsehen. Das Individuum, dessen bedeutende Leistung uns zu dieser Schilderung die Veranlassung gab, werden wir dadurch nicht zu weit aus den Augen verlieren, sondern die Summe der gesammelten Bemerkungen wird uns zur Beleuchtung dieses Charakters wesentliche Dienste leisten, wir werden eben jene Doppelnatur des schwäbischen Wesens in ihr aufs reinste repräsentiert finden: auf der einen Seite den poetischen Tiefsinn, auf der anderen die Kraft und Kühnheit des Zweifels, der Kritik. Ich weiß wohl, daß man Strauß die erstere Seite, den poetischen Tiefsinn, ganz abgesprochen und den bloßen Scharfsinn vindiziert hat, aber ich hoffe, wir werden dies anders finden. Greifen wir indessen nicht voraus.

Das im allgemeinen Umrisse oben geschilderte schwäbische Naturell aus dem Charakter der Rasse, der umgebenden Natur, der Lebensart usw. geschichtlich zu erklären, überlassen wir dem Historiker und deuten nur vorübergehend auf die geographische Bestimmtheit des Landes hin. Wir haben Berge. Dies ist wichtiger, als man glaubt, auch für die geistige Entwicklung. Berge wirken mächtig auf die Phantasie, die duftigen Konturen am Saume des Horizonts führen die Seele ins Unendliche hinaus und stimmen poetisch. Wir sind aber kein Gebirgsvolk, d. h. kein durch großes und zusammenhängendes Gebirge von der Kultur abgeschlossenes und in kindlicher Naivität zurückgehaltenes Volk. Die deutschen Stämme, welche so wohnen, hat ein unglückseliges Los getroffen. Die Naivität kann ihrer höchst verführbaren und widerstandslosen Natur nach dem modernen Elemente in die Länge nicht verschlossen bleiben. Da nun diese Stämme dasselbe nicht von innen heraus entwickelt, sich nicht aus sich selbst gebildet haben, so kommt ihnen die Kultur als ein verderblicher Giftstoff von außen; sie nehmen ihre schlimme Seite, das Raffinement, die Korruption, wie Wilde den Branntwein, zuerst auf, ehe die gute einzubringen vermag. . . . Seit einiger Zeit wird Tirol immer mehr zu Reisen empfohlen; wie lange wird es dauern, so wird man statt der alten Tiroler Menschen finden, die mit ihrer ehemaligen Naivität kokettieren, mit ihrer Nationalität, ihren Töchtern Handel treiben, an jede ihrer Naturschön-

heiten eine Bude setzen, um sich den Anblick bezahlen zu lassen, und weder Naturmenschen mehr noch gebildete Menschen sind. Es muß ja so kommen, die liebe Natur muß der Bildung weichen, aber herzzerreißend ist dieser Anblick eines verspäteten Übergangs der Natur in eine überreife Kultur. Bald werden alle romantischen Trachten in Europa verschwunden sein; es sei denn, aber den Türken, der noch den Turban, dazu aber einen Frack trägt, will ich nicht sehen. Württemberg liegt vom großen Verkehre allerdings zu sehr ab, um die nivellierende und rasierende moderne Bildung in dem Grade, wie z. B. Baden, aufgenommen zu haben; aber es nahm von jeher an allen geistigen Fortschritten Deutschlands so positiven Anteil, daß es das Glück genießt, seine naive Eigentümlichkeit bewahrt und doch, indem es sich von innen heraus selbst bildete, frühzeitig genug vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen gegessen zu haben, um in den Steigerungen moderner Kultur beides unterscheiden zu können.

Unser Klima ist günstig, unser Boden fruchtbar; wir erzeugen Wein und trinken Wein. Der Schwabe ist lebhaft und flink wie alle Weintrinker; nur durch die blöde Oberfläche, die Abneigung gegen alle Affektation, die er irrig auf jede gewandte Form überträgt, die Schamhaftigkeit gegen jede allzu hastige Beweglichkeit des geistigen Interesses scheint er phlegmatisch. Doch bietet unser Boden keinen leicht zu erwerbenden Genuß, die Übervölkerung fordert mühsamen Fleiß. Der württembergische Bauer und Weingärtner ist durch seinen Fleiß berühmt, aber auch den anderen Ständen darf man Liebe zu angestrengter Tätigkeit nachrühmen. So arbeitet die Natur im harten Kampfe sich ab, der Wille fühlt sich, und das glückliche, aber unfreie Behagen eines Naturvolks liegt weit hinter uns. Wir haben keinen Überfluß, um epikureisch gestimmt zu werden, und doch reichlich genug, um, wie alle Süddeutschen, in der Kargheit des deutschen Flachlandes uns unheimlich zu fühlen. Man darf dem Oberdeutschen nicht so übelnehmen, daß er mit einem kleinen Schauder an die schmalen Bissen im Norden denkt; er fühlt, daß es nicht das Schlimmste in seinem Naturell ist, was mit der reicheren Fülle seiner Genüsse zusammenhängt. Ich erinnere mich, wie mich im Theater zu Berlin bei der Aufführung eines glänzenden Balletts plötzlich der Gedanke überfiel: so viel Pracht, und doch haben sie

keinen Wein! Die Rebenhügel des milden Schwabens taten sich vor mir auf, ich hörte das Jauchzen der Winzer, ein schmerzliches Mitleid mit den Bewohnern dieses kargen Bodens, ein großes Heimweh kam über mich.

Der schwäbische Dialekt spricht treu wie jeder Dialekt den Volksgeist aus. Ich spreche von dem Dialekte in Alt-Württemberg, der zwischen dem des oberen und unteren Neu-Württemberg in der Mitte steht. Die rauhen und harten Töne, das Unfreie und Schwere des Oberschwäbischen hat er ausgestoßen und neigt sich zu den weicheren Formen des Fränkischen. Die Nähe Frankens, dessen beweglichere und zugespitztere Sprache, dessen freiere Form und Sitte den Übergang zur norddeutschen Art bildet, sowie die frühen Einflüsse der Reformation als der Mutter des neuhochdeutschen Sprachniederschlags haben hier den alemannischen Dialekt aufgeweicht und aufgeklärt, ohne ihm das Zutrauliche, Heimliche, Offenherzige, Liebkosende, Naive zu nehmen. So durchdringt sich auch hier das Freie, Selbstbewußte, Reflektierte mit dem Sinnlich-Behaglichen, das Straffere mit dem behäbigen Schlendern. Die Norddeutschen sind in der Nachahmung unseres Dialekts besonders unglücklich; Altbayerisch, Österreichisch, Schweizerisch, weiß der Himmel was noch, wird für Schwäbisch ausgegeben, und die Schwaben ärgern sich darüber, weil der Dialekt zu der innersten Individualität gehört, und man ja niemand zwingt, unseren Dialekt nachzuahmen, der es nicht versteht. Zu den bezeichnenden Erscheinungen gehört auch dies, daß vielleicht mehr als irgendwo in Deutschland (die Schweiz und Österreich ausgenommen) auch die gebildeten Stände den provinziellen Dialekt reden, so daß auch nach dieser Seite das Reflektierte und durch Bildung Vermittelte im Elemente der Unmittelbarkeit verblieben ist. Der Norddeutsche befindet sich in Beziehung auf die Sprache in einer ganz anderen Situation. Da der ober- und süddeutsche Dialekt es war, aus dem das jetzige Hochdeutsch mit ungleich geringerem Einschlage des Plattdeutschen sich gebildet hat, so liegt für den Norddeutschen eine trennende Kluft zwischen seinem Dialekte und der gebildeten Sprache. Er hat von seinem Dialekte aus viel weiter zu dieser als der Süddeutsche, eben daher spricht er sie besser, denn er verzichtet von vornherein auf die Rechte seines Dialekts und redet sie von Kindesbeinen an als Kunstsprache, wodurch eine

solche Fertigkeit entsteht, daß sie ihm zum Dialekte, zur Natursprache wird und derjenige, der die Geschichte der deutschen Sprache nicht kennt und nicht weiß, daß Hochdeutsch eigentlich Süddeutsch bedeutet, in den Irrtum gerät, das Hochdeutsche sei in Norddeutschland zu Hause. Weil nun der Norddeutsche seinen ursprünglichen Dialekt von vornherein auf die Seite legt und nur im engsten Kreise anwendet, so ist, indem die Kunstsprache seine gewöhnliche ist, sein ganzes Bewußtsein von vornherein anders bestimmt: durch den Klang und Charakter seiner Rede fühlt er sich von Hause aus in das Element der modernen Reflexionsbildung gestellt, in das Element der Allgemeinheit, worin von dem Individuellen und Unmittelbaren provinzieller Naivität abstrahiert ist. Ebendaher fühlt er sich mehr als Deutscher überhaupt, während derjenige, der im Dialekte redet, sich mehr als Kind seiner Provinz fühlt.

Das sprachliche Element, in welchem der schwäbische Verkehr sich bewegt, führt uns von selbst zunächst auf die geselligen Formen und Zustände meines Vaterlandes. Es ist nicht zu leugnen, daß bei aller Wärme und Zutraulichkeit des geselligen Lebens in Schwaben weit weniger Heiterkeit, Sorglosigkeit, unbefangene Hingebung an Genuß und Zerstreuung sich findet als in den katholischen Ländern Süddeutschlands und auch in den protestantischen Distrikten am Rheine und in Franken. Es ist etwas Nachdenkliches, Skrupulöses, Sorgenvolles, ja Tristes, was den Schwaben auch in seinen Zerstreuungen verfolgt. Der Bauer, der Weingärtner, der Handwerker trinkt sich wohl auch, wenn die Börse reicht, seinen tüchtigen Rausch, jauchzt und tanzt, aber wer einem fränkischen, bayerischen, österreichischen, badischen Volksfeste beiwohnt, findet ein weit farbenhelleres Bild, volleres Behagen, unbedingtere Lustigkeit. Abgearbeitete, sorgenvolle, gedrückte, submisse Physiognomien, die ursprüngliche Kraft und Schönheit der Rasse degeneriert, verkrüppelt durch harte Arbeit; nur der Schwarzwälder, die derbe Steinlacherin, der Älbler und der wohlhabende Städter erinnern dich, wie saftig und rotbackig, großgliedrig und stämmig ursprünglich diese Bevölkerung ist. Wo schon das Kind schwere Lasten Holz aus dem Walde, schwere Bütten Erde die Weinberge hinaufschleppen, hacken, frieren, hungern muß, da kann kein schönes Fleisch gedeihen; unser Militär ist das kleinste und leibarmste in ganz Deutschland, aber

flink, tapfer, die Sehnen zu großer Ausdauer gehärtet. Außer diesen äußeren Momenten haben auch innere eingewirkt, vor allem der düstere Rigorismus, der unverkennbar mit der Einführung der Reformation in unserem Lande sich verband, — ein Moment, auf das wir wiederholt werden zurückkommen müssen — ein melancholischer Lebensernst, der sich über die Schmerzen und die Schuld der Endlichkeit nicht leicht hinwegtäuscht, wie eine katholische Bevölkerung, welche den Kampf der Reue und Entsagung aus dem Innern herauswirft, auf den Priester abladet, durch Bußwerke und die magische Kraft der Absolution sich erspart. Die Volkstracht ist eben nicht geeignet, einen heiteren Eindruck zu machen; nur in ganz kleinen Distrikten hat sich beim weiblichen Geschlechte romantischer Schnitt und bunte Farbe erhalten, sonst herrscht überall das melancholische Schwarz und Grau, bei den Männern hat sich gar ein halbmoderner Schnitt, natürlich zur Karikatur entstellt, eingedrängt. So auffallend ist hierin der Abstich zwischen der katholischen und protestantischen Bevölkerung, daß unmittelbar angrenzende Ortschaften nach der Konfession vollständig verschiedene Tracht haben: die katholischen Weiber hohe, goldgestickte Hauben, rote Mieder, lange Schnürleiber, blaue und rote Röcke, kurz, alles wohlgefälliger, bunter; die protestantischen unförmlich und schwarz. Dies beweist, daß hier ebenfalls der Rigorismus protestantischer Geistlichen im Anfange der Reformation eingegriffen haben muß. Solche scheinbare Äußerlichkeiten sind wesentlicher, als man glaubt: die Verbannung des Romantischen aus der unmittelbaren Wirklichkeit verändert die ganze Gestalt des Bewußtseins, oder ist ein Beweis ihrer Veränderung, am richtigsten beides.

Der gesellige Ton unserer gebildeten Stände wird dem Norddeutschen das Bild einer naiven Behaglichkeit geben. Der Schwabe verhält sich in Rede, Gebärde, Ton offen und zutraulich, er geht sozusagen mit seiner ganzen Seele im Gespräche auf, es werden ihm immer zehn Naivitäten entschlüpfen, bis einem anderen Deutschen eine. Es ist aber um diese Naivität nicht etwas so Einfaches, als es scheinen möchte. Zunächst mag man es immerhin als einen Mangel an Selbstbewachung und Reflexion bezeichnen; ein Hingegebensein an den Gegenstand, ein Sich-Gehen-Lassen und Nicht-auf-die-Hinterbeine-Stehen, das den Norddeutschen leicht einladet, über

die scheinbar kindische Natürlichkeit und Ehrlichkeit mit dem ätzenden Stoffe der Reflexion und Ironie herzufahren, und, beiläufig gesagt, hierin besteht die eigentümlich norddeutsche Grobheit. Der Schwabe, der Süddeutsche überhaupt, ist grob genug, aber seine lümmelhafte und breitschulterige ist immerhin humaner als jene scharfe, zweischneidige Grobheit, welche aus dem Verstande kommt. Es läßt sich einer gehen, schwatzt einmal in der tollen Laune reinen Unsinn, gibt sich aus Humor selbst in die Rolle eines Simpelhaften, spricht in phantastischen Bildern: da kommt nun ein Kluger her, mißt den holden Wahnsinn nach Gesetzen des korrekten Verstandes, zieht unversehens ein Katzenpfötchen hervor und haut dem guten Narren eins herüber; dieser, der eben aufgeblüht, rückhaltlos in dem friedlichen, warmen, behaglichen Elemente der Geselligkeit schwamm, erschrickt, findet, durch den plötzlichen Friedensbruch alteriert, das rechte Wort der Entgegnung nicht und muß den Hieb auf sich sitzen lassen. Dies ist wohl mehr als einem Schwaben mehr als einmal in norddeutscher Gesellschaft geschehen. Der Schwabe hat wenig Haar auf der Zunge, er kann nicht „hinausgeben", er ist gegen schnelle Angriffe dieser Art wehrlos, er läßt zahllose Sottisen ungerächt auf sich sitzen: Sottisen, gegen die er wohl, aber erst wenn der Beleidiger weg war, im stillen sehr kunstvolle, wohlgesetzte, ja zermalmende Reden hält. Wenn aber die Naivität im allgemeinen als eine Natürlichkeit zu betrachten ist, die in einem Zusammenhange, in welchem künstliche und reflektierte Formen herrschen, überraschend hervorspringt und durch den Kontrast mit diesen ein Lachen erzeugt, so ist die schwäbische hiedurch keineswegs genügend erklärt. Es kommt darauf an, welches die Ursache des Mangels an Selbstbeobachtung und Selbstbewachung ist, die jenes unvermutete Hervortreten der Natur veranlaßt. Bei dem Schwaben ist diese Ursache keineswegs geradezu in einer naturfrischen, kindlich bewußtlosen Unmittelbarkeit zu suchen, vielmehr in einer Neigung zur Innerlichkeit und Kontemplation, welche das Thema des Gesprächs tief in sich hereinnimmt und, während die Unterhaltung beweglich den Faden fallen läßt und an anderen Gegenständen hinläuft, noch innerlich damit beschäftigt ist: nun platzt er auf einmal mit dem Resultate seiner Kontemplation hervor und gibt ein Pathos, eine Innigkeit des Interesses preis, welche die auf der Oberfläche

spielenden anderen lächeln macht und allerdings nicht geradehin zu billigen ist.

Was ist dumm? Es gibt darauf so viele Antworten, als es Völker, Lebensansichten und geistige Kräfte gibt. Der Schwabe erscheint leicht dumm, und er ist es, wenn man darunter Mangel an beständiger Aufmerksamkeit auf die Gegenstände und an praktischer Resolutheit versteht. Diese Mängel können ihren Grund in sehr positiven Kräften der Intelligenz haben, und sie haben ihn in der kontemplativen Natur des Schwaben. Er vertieft sich, statt die Dinge frischweg zu ergreifen und zu verwenden, ihren formellen Zusammenhang eilig aufzufassen; dies gibt einen Anstrich von Blindheit, von — ich kann es nicht anders als vernagelt nennen. Da steht er in einem inneren Summen und Musizieren unbestimmter Gedanken und Bilderzüge, sperrt den Mund auf, gafft so vor sich hin, und wenn es etwas zu holen gibt, kommt er zu spät. Mystifizieren, übertölpeln, übervorteilen kann man ihn leichter als andere. Es ist in Schwaben bei Männern von großer Gelehrsamkeit nicht nur, sondern auch allgemein menschlicher Einsicht und Bildung ein Grad von Erfahrungslosigkeit und Mangel an Weltkenntnis zu finden, der unglaublich scheint. Es ist etwas Simplizissimusartiges in uns; aber in diesem Schlendern, in diesem Verdummt- und Vernageltsein: da wachsen die süßen Lieder unserer Dichter und die ewigen Gedanken unserer Philosophen. Dem Norddeutschen mit seinem weltscharfen Verstande geschieht es leicht, Produkte der Phantasie und Vernunft nach Kategorien des Verstandes zu messen; nennt er uns dumm, weil wir oft aus der Phantasie reden, wo er nur Verstand erwartete, weil wir vernagelt stehen, nach innen wach, nach außen schläfrig, während ihm immer der Kopf am rechten Flecke sitzt, so nennen wir ihn dumm, wenn in Rede und Schrift öfters sein relativer Mangel an Kräften der Anschauung, der gesunden Bildlichkeit, der Phantasie zum Vorschein kommt, und wenn er sich in höheren praktischen Sphären durch seine große Neigung zu abstraktem Enthusiasmus düpieren läßt. — Da jedoch das Wort dumm gewöhnlich als Gegensatz von gescheit gebraucht wird, dieses aber die Wachsamkeit des Verstandes und die resolute praktische Klugheit, nicht die Kräfte der Phantasie und Kontemplation bezeichnet, so hat der Norddeutsche größeres Recht, wenn er uns dumm nennt. Die Schwabenstreiche

laufen alle auf Dummheit in diesem Sinne hinaus, auf Torheiten im Gebiete des Zweckmäßigen, und ich glaube selbst, daß man solche auch bei öffentlichen Unternehmungen in Schwaben häufiger als anderswo findet. Wenigstens wird man nicht leicht irgendwo die Landstraßen mit solcher Konsequenz über die steilsten Bergrücken geführt finden, wo just daneben ein günstiges Terrain die leichteste Steigung darbot; nicht leicht wird man in öffentlichen Bauten so verkehrte Streiche erleben wie in Stuttgart, wo man noch neuestens ein Kunstgebäude an den Staub der frequentesten Chaussee setzte.

Der Schwabe hat sehr wenig Beredsamkeit; seine Rede ist kurz, arm an Wendungen und Phrasen, aber konkret, anschaulich, und trifft mit einem saftigen Bilde den Nagel auf den Kopf; darin liegt freilich das Talent zur höheren Beredsamkeit, dies ist aber keineswegs ausgebildet, der Schwabe muß schon warm und poetisch gestimmt sein, wenn es ihm fließen soll. Der Norddeutsche hat eine ungleich größere, stets zur Hand liegende Summe von schon geprägter Wortmünze, namentlich von abstrakten allgemeinen Ausdrücken, die überall hinpassen; er sagt gern mehr, als er weiß, und der Schwabe weiß oft mehr, als er sagt. Dagegen ist er weitläufig, wo er kurz sein sollte, er ist zeremoniös. Der Norddeutsche sagt: guten Morgen, guten Abend, macht eine kurze Verbeugung und ist aus dem Zimmer; der Schwabe sagt: fähl mich ehne korsam, macht sechs tiefe Verbeugungen und stolpert auf der Schwelle. Gebärde, Bewegung ungelenk, umständlich, breit, bequem, im Norden dezidiert und frischweg. Wie geht ein Schwabe so ganz anders! Wo sind in norddeutschen Städten die weingrünen, arrondierten guten alten Herren, die behaglich durch die Straße schlendern, denen man ansieht, daß sie meditieren: wo trink' ich einen Guten? Alles läuft, alles eilt, als pressierte es beständig.

Schwaben ist immer im Nachtrabe der Mode; als im Jahre 1832 zuerst ein ganz langer Winterüberrock, wie man sie im übrigen Deutschland schon wenigstens zehn Jahre lang trug, nach Tübingen kam, entbrannte ein allgemeiner, kaum zu beschwichtigender Aufruhr der Gemüter, und es wurden wirklich verschiedene gute Witze über das Meerwunder zutage gefördert. So industriös das Land ist, an Kunstfertigkeit in Artikeln der Eleganz, namentlich was Kleidung betrifft, fehlt es ganz. Der Stuttgarter Schneider läßt sich zahlen

wie der Londoner, und dafür bekommst du unfehlbar verhunzte Kleider. Man kann in Schwaben kein Kleid machen; das ist wieder ein wichtigerer Umstand, als man glaubt. Wer verzwickte Kleider anhat, dem muß es auch in seinem ganzen Benehmen an Sicherheit, Freiheit und Dezision der Formen fehlen, und dieses wieder nach innen eine Verschüchterung des ganzen Bewußtseins bewirken. Die Chemisette bauscht sich auf, am Halstuche will der Knoten nicht glücken, Rock und Beinkleid schlottern oder pressen, der Stiefel drückt oder lummelt, wer kann da hinstehen und auftreten, wer kann repräsentieren?

In den geselligen Genüssen unserer gebildeten Stände finden sich noch viel altschwäbische Zutraulichkeit, Ungeniertheit und naive Munterkeit, in der Weinlese geht noch immer manches „in Herbst“. Doch dürfte sich, wer bei den Schwäbinnen die Naivität und zutrauliche Munterkeit unvermischt zu finden meint, die man ihnen von alters her nachrühmt, bitter getäuscht finden. Unsere Frauen sind nicht großstädtisch und frei genug gebildet, um über jene idyllische Naivität hinaus zu derjenigen Sicherheit gelangt zu sein, in welcher die Kunst wieder zur Einfachheit und Unbefangenheit wird, und doch nicht naiv genug, um unbefangen zu sein. Eine höchst verdrießliche Mischung. Das ganze Benehmen, das Zutunliche, der Dialekt scheint dich aufzufordern: du sollst nicht zeremoniös, nicht steif, nicht hölzern und prüde sein; und plötzlich stößt du auf eine Zeremoniosität, auf eine Steifheit der Dezenzbegriffe, auf eine abweisende ängstliche Kälte, welche auch das Allererlaubteste, ja das, was Sitte und Höflichkeit *fordert*, als Zudringlichkeit ansieht, so daß du gar nicht weißt, welchen Ton du denn nun anzuschlagen hast. Es ist ein Schwanken, eine Unsicherheit und Unfreiheit, welche, je liebenswürdiger das ursprüngliche Wesen der Schwäbinnen ist, desto mehr ärgern und verstimmen muß. Es hängt freilich mit der moralischen Pedanterie zusammen, von der wir nachher ein Wort zu reden haben.

Es wäre dies anders, wenn unsere Frauen mehr in männlicher Gesellschaft wären, und dann würden auch unsere Männer an formeller Weltbildung, an Humanität gewinnen. Allein Schwaben ist, wie denn hierin ganz Süddeutschland sich von Norddeutschland charakteristisch unterscheidet, mit großer Entschiedenheit dem sogenannten Kneipsysteme zugetan, d. h. der Mann, nämlich der Jung-

geselle jedes Alters und großenteils auch der Familienvater geht abends nach überstandener Last des Tages ins Wirtshaus, trinkt, raucht, plaudert. Die Frauen und Töchter bleiben zu Hause oder vereinigen sich in Damengesellschaften, wo wohl auch über Literarisches gesprochen, sogar gelesen wird, aber ohne das männliche Ferment nichts Kluges herauskommen kann. Norddeutschland besitzt in der ausgebildeten Geselligkeit, welche beide Geschlechter vereinigt, den wichtigsten Hebel seiner geistigen Regsamkeit, Volubilität, Universalität. Inzwischen wie jegliches Ding seine zwei Seiten hat, so kann man auch vorderhand die schwäbische Sitte nicht geradezu verwerfen. Fragen, die in eine bedeutendere philosophische Tiefe dringen, können in der Unterhaltung eines aus beiden Geschlechtern gemischten Teezirkels nicht wohl erledigt werden, auf solche führen aber am Ende alle wichtigeren, namentlich literarischen Gegenstände, und es entsteht, wenn sie dennoch in solcher Unterhaltung beraten werden, leicht eine gewisse Oberflächlichkeit des Räsonnements und Urteils, wodurch die Frau sich über ihren Horizont hinausgerückt dünkt, während sie vielleicht im Nächsten und Einfachsten zurückbleibt, und jener gesunde Hausverstand, der aus dem schönen Elemente geistreichen Empfindens wohl auch in den tiefsten Dingen unerwartet das Richtige trifft, in einem reflektierenden Hin- und Herreden über alles und noch einiges andere seinen Halt verliert. Indessen immerhin zugegeben, daß unsere Frauen durch diese Absonderung auch an wahrer und echter Bildung verkürzt werden, so bleiben sie jedenfalls häuslicher. Sie nehmen weit mehr unmittelbaren Anteil an der Führung des Hauswesens, als die Norddeutschen; sie sitzen nicht im Zimmer beständig bei feiner Arbeit und klingeln, wenn es in der Küche etwas anzuordnen gibt, sie gehen hübsch selbst hinaus, spicken den Hasen, rücken den Braten ans Feuer, und ich habe eine sehr gebildete Frau aus höherem Stande angetroffen, wie sie einen Hering putzte, und die Töchter, wie sie das Treppengeländer bohnten. Wir Schwaben sind der Meinung, weit entfernt, daß dadurch die Frauen sich heruntergeben, werden vielmehr die Dinge durch ihre Berührung geadelt und über die Sphäre des gemeinen Bedürfnisses hinaus in einen gemütlichen, freundlichen Schimmer gerückt. Oder schmeckt die Suppe nicht ganz anders, wenn ein liebliches Weib sie wohl mit eigener Hand einmal auf den

Tisch setzt? Ist es nicht ein freundlicher Anblick, wenn dir im Vorübergehen aus der Küche ein schönes Paar Wangen und Lippen und Augen, von der lustigen Flamme des Herdes gerötet, entgegenglänzt?

Und wird von schönen Händen dann
Das schöne Fleisch zerleget,
Das ist, was einem deutschen Mann
Gar süß das Herz beweget.
Gott Amor naht und lächelt still,
Und denkt: nur daß, wer küssen will,
Zuvor den Mund sich wische!

Auf der anderen Seite darf man nicht meinen, unsere Kneipen, so abschreckend einem Gaste der erste Schritt in die rauchigen Spelunken vorkommen mag, wo man die reinsten Weine suchen muß, seien ein Verwilderungsort für unsere Männer. Hier wird nicht bloß über Hunde und Pferde gesprochen, hier erzeugt sich im behaglichen Freiheitsgefühle der Wirtshauslaune jener saftspritzende Witz, jener phantastische Humor, jene Policinell-Naivität, kurz jener Geist Fischarts, jener affenteuerlich naupengeheuerliche Kapitalspaß, der nur in der wirtshäuslichen Ungebundenheit und Kameradenzutraulichkeit gedeihen kann. Man weiß, daß Theodor Hoffmann, Devrient und andere hinter der Weinflasche bei Lutter und Wegnern nicht ihre schlechtesten Einfälle gehabt haben; unsere besten Talente haben großenteils nicht hinter dem Pulte, nicht bei der Teekanne, sondern an jenen Orten, wo Gott seinen Arm sichtbarlich hervorstreckt, zuerst Witz, Phantasie, Kraft und Saft des Gedankens entwickelt, sind sich hier in der brausenden Jugendlust ihrer zuerst bewußt geworden, um dann ihre Gaben in den Himmel der Kunst hinüberzuretten, wiewohl auch nicht zu leugnen ist, daß manches Talent sein Pfund hinter dem Weinglase vergeudet und in Lokalwitz verpufft. Übrigens seid mir Zeugen, ihr Konti, welche sich in Stuttgart vorfanden, worin ein alter Stuttgarter Wirt dem Herrn Dr. Schiller und Petersen zahllose Portionen „Schonken“ und zahllose Flaschen Wein aufrechnet, und welche heute noch nicht bezahlt sind! Uhland, Kerner, Schwab, Mörike, Strauß, möchtet ihr die Wirtshausabende, in Jugendübermut durchschwärmt, die Nächte, wo ihr bei Gesang und Glase Wein auf den Tisch geschlagen, könntet ihr sie hergeben,

ohne ein großes Stück Leben zu vermissen? Und sollten jemand diese Namen nicht von hinreichendem Gewichte dünken: nun da steht Goethe, den vollen Römer in der Hand, in der Mitte der Jugendgenossen auf der Plattform des Straßburger Münsters und schaut ahnungsvoll ins schöne Land hinaus. Wieviel Wahres und Köstliches darf vor weiblichen Ohren gar nicht gesagt werden! Nur eine in Teezirkeln verweichlichte Seele konnte den trefflichen Simplizissimus so unverantwortlich kastriert, ja in Ton und Wort durch und durch entstellt herausgeben, wie von Bülow es getan hat. Er sagt in der Vorrede, er habe alles gestrichen, was ein zarteres Gemüt verletzen könne. Was zarteres Gemüt! Krankes Gemüt! Der Simplizissimus ist aber nicht für Kranke, sondern für Gesunde.

Da infolge der geschilderten schwäbischen Sitte das Wohnhaus nicht der Mittelpunkt des größeren geselligen Verkehrs ist, bleibt die Familie weit enger in sich zusammengeschlossen, als anderswo. Sparsamkeit, Solidität, Behaglichkeit und Reinlichkeit ohne Übermaß sind die Tugenden, wodurch das schwäbische Haus sich vorteilhaft von dem österreichischen Phäakenleben, der Verschwendung, Putz- und Genußsucht mancher badischen Städte, der häufigen häuslichen Zerrüttung des Bayern unterscheidet. Zugleich ist aber eine gewisse Enge des Horizonts, eine große Dosis provinziell philisterhafter Beschränkung die Folge dieses enggeschlossenen Familienwesens; die Kleinheit des Landes und seine Abgelegenheit vom größeren Verkehre kommt hinzu und erzeugt jenes Aufgucken und Gaffen, wenn ein Fremder mit fremden Formen und Sitten sich sehen läßt, was von diesem leicht als Ungastlichkeit angesehen wird. Wir sind aber nicht ungastfreundlich, namentlich im Reellen nicht. Der Gast wird reichlich bewirtet, behaglich logiert, und, läßt er nur unserer Sitte, wie denn der einzelne einem größeren Ganzen gegenüber *soll*, ihr Recht widerfahren, freundlich in den Kreis der Familie gezogen. Was er aber von Ansichten, Gewohnheiten, Formen Fremdes in sich trägt, wird im allgemeinen allerdings mürrisch, engherzig, kleinstädtisch abgeurteilt, was nur dann zu entschuldigen ist, wenn er, was manche tun, sich in eine gewisse vornehme Ironie gegen uns hineinwirft. Der schwäbische Magister, wenn er die große theologische Route durch Norddeutschland macht,

um einige Pastoren persönlich kennen zu lernen und zu erfahren, wie sie Röm. 5, 12 auslegen, geht in Berlin den Vormittag über in Kollegien, des Nachmittags studiert er für sich, was er in Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, Tübingen, Ulm, Beutelsbach ebensogut hätte studieren können; abends sucht er einige Landsleute auf, um mit ihnen, wo möglich bei bayrischem Biere, über das liebe Vaterland, und wie da doch alles besser sei, zu plaudern. Emsiger! Vielgetreuer! Warum bist du nicht zu Hause geblieben? Die Schwaben sind so gut eigenliebig, als die Norddeutschen, und werden bitterböse, wenn man ihre Sitten nicht vollkommen findet. Könnte man je gegen die schwäbische Gemütlichkeit Zweifel hegen, so wäre es, weil die Schwaben selbst so viel von Gemütlichkeit reden und in der abgedroschenen Entgegensetzung von Gemüt und Verstand dem Norddeutschen gegenüber sich gefallen. Es entsteht aus diesem Sich-Bespiegeln in dem Ruhme der Gemütlichkeit leicht ein Hätscheln, ein sentimentales Freundschaftmachen, ein Händedrücken, „o du Lieber, wie sind wir doch so recht dick miteinander, so ordentlich fett". Trau aber dem nicht, der viel von Herzlichkeit, Pietät, Gemüt, Kindersinn redet: der plumpste Egoismus tappt unvermutet aus dem trefflichen Gemüte hervor, oder der Schleichende und Raffinierte lauert hinter dem Biedermannstone. Doch das sind Auswüchse. Es ist doch der Mühe wert, zu untersuchen, was hinter jenem geläufigen Gegensatze sei. Man versteht wohl unter Gemüt im Gegensatze gegen den Verstand, der die Dinge äußerlich bezieht, ordnet, benutzt, ein sinniges Eingehen in das Innere, das Wesen. Der Verständige klassifiziert eine Pflanze und untersucht ihre Nutzbarkeit. Der Gemütliche traut ihr eine Seele zu und lebt sich in sie hinein. Der Verständige schlägt seinen Hund, wenn er unartig ist, der Gemütliche, wenn nur die Unart naiv aussieht, gibt sich den komischen Genuß, sich in die Hundsseele hineinzudenken, den menschenähnlichen Vorgang in der träumenden Monade nachzufühlen, und der Hund bleibt ungeprügelt. Der Verständige beurteilt die Menschen nach ihrer Bildung, nach ihrer Brauchbarkeit, und ist mehr beschäftigt, sie zu unterscheiden, als in jedem, was und wie er sein mag, *den* Menschen zu empfinden; der Gemütliche sucht sogleich eine innere und rein menschliche Beziehung teils zwischen sich und anderen anzuknüpfen, teils zwischen den anderen aufzufinden, darüber vergißt er

zu sehr die Schranken der Konvenienz, Stände, Bildung, und wird leicht betrogen.

Nun wäre nichts törichter, als zu sagen, der Norddeutsche habe kein Gemüt. Man kann die Sache etwa so wenden: bei dem Schwaben bewegen sich alle übrigen Formen geistiger Tätigkeit mehr im Elemente des Gemütes, bei dem Norddeutschen in dem des Verstandes. Begegnen sie sich, so fühlt sich der Schwabe zuerst durch die Verstandesschroffheit des Norddeutschen (bei aller Feinheit und Freundlichkeit desselben) abgestoßen, der Norddeutsche durch das substantielle Wesen des Schwaben ironisch gestimmt. Lernen sie aber einander näher kennen und graben tiefer, so findet jener das Gemüt unter der Eisdecke der Verstandesschärfe, dieser den Verstand in dem weichen Stoffe des Gemütes vor, und sie söhnen sich aus, sie lernen von einander.

Der eng geschlossene Familiengeist bringt es natürlich mit sich, daß die Glieder der Familie sehr spät, in gewissem Sinne gar nie der Familie entwachsen. Ein schöner Zug kindlicher Zutraulichkeit bildet sich dadurch in dem Individuum, und es fühlt sich sozusagen immer in seinem Taufnamen. Was unseren Schiller so ungemein beliebt gemacht hat, ist gar nicht bloß die Höhe seiner Ideale, sondern der eigentümliche Zug von Zutraulichkeit, Treuherzigkeit, der spezifisch deutsch und näher schwäbisch ist. Nicht nur die Liebe, wie namentlich zwischen Thekla und Max, spricht diese süße, herzensgute Sprache, sondern selbst der Held: „Max! Bleibe bei mir. — Geh nicht von mir, Max! — Max! Du kannst mich nicht verlassen! Es kann nicht sein, ich mag's und will's nicht glauben, daß mich der Max verlassen kann!" Ein Schwabe ist ein Gemüt, das heute von einer hohen Frau einen freundlichen Blick bekommt und morgen schon hofft, sie werde ihm in schwesterlicher Zutraulichkeit einen abgerissenen Knopf an den Rock annähen.

Nehmen wir zu dieser engen Einfriedigung der Familie die Strenge der Erziehung, den grausam geistlosen Terrorismus hinzu, der noch die Kindheit unserer Väter und Mütter in den Schnürleib der angstvollsten Schüchternheit und Schweigsamkeit bannte, der dem Kinde verwehrte, auf der Straße zu lärmen und zu jodeln, und die Sittsamkeit und Gesetztheit Erwachsener von ihm verlangte, eine Tyrannei, die erst seit einigen Dezennien nachgelassen hat, so haben

wir den Erklärungsgrund für die späte Selbständigkeit unserer Männer: „Ein Schwabe wird vor dem vierzigsten Jahre nicht gescheit.“ Ganz richtig, nämlich nicht selbständig. Es ist nicht gut, wenn Kinder naseweis sind und überall mitplappern, wenn der Jüngling die gesunde Milch der Bescheidenheit verachtet, und in Norddeutschland mag wohl mitunter dem Unreifen zu frühe Selbständigkeit eingeräumt werden, aber bei uns herrscht das andere Extrem. Behandle den Menschen als frei und selbständig, so wird er es, achte seine Menschenrechte, so lernt er sie selbst achten. Bei uns sollen die Kinder, wenn Fremde da sind, nur hübsch stille sein, da stehen sie im Winkel, nagen am Finger, reiben sich am Simsen ab und bleiben blöde; der Jüngling wird viel zu lange als Knabe behandelt, beaufsichtigt und bewacht, da kommt die Subjektivität nicht zu ihrem Rechte, da bildet sich kein heiteres Freiheitsgefühl, da entsteht jenes unresolute, brütende, skrupulöse, unsichere Wesen der Schwaben. Ein Rezensent hat G. Schlesier vorgeworfen, es sei verkehrt, wenn er den Schwaben mehr Individualität und Charaktertrotz vindiziere als den Norddeutschen, man solle norddeutsche Jünglinge betrachten, ob sie nicht selbständiger und energischer seien. Es kommt hier nur darauf an, was man Individualität heißt. Im Großen, in der Idee, im Politischen ist der Schwabe ungleich mehr von den Rechten der Individualität durchdrungen; aber in der unmittelbaren Wirklichkeit, im Privatleben, in der Sphäre zweckmäßigen Anordnens, schnellen Handelns, Antwortens und Abweisens ist er weit selbstloser und blöder. Ein Schwabe lernt schwer befehlen. Seid mir Zeuge, ihr gelehrten schwäbischen Jünglinge auf Reisen, die ihr in Gasthöfen vernachlässigt, von groben Kellnern verhöhnt und geneckt werdet und sie schier um Verzeihung bittet, wenn ihr etwas von ihnen begehrt! Bis der Schwabe seinen Bedienten hart anläßt, ihm einen straffen und gemessenen Befehl erteilt, muß er schon böse und zornig sein, er alteriert sich erst, aber dann bricht er auch zu derb hervor.

Die Treue, Biederkeit, Keuschheit, Sittenreinheit, die man den Schwaben mit Recht nachrühmt, ist die bessere Seite der Folgen jenes engen und strengen Familiengeistes. Jenes gediegene Schrot und Korn langsam reifender substantieller Charaktere hat hierin seinen Ursprung. Aber hier ist auch einer sehr üblen Seite zu ge-

denken, die man uns neuerdings von immer mehreren Seiten vorwirft. Es ist die gegenseitige moralische Beaufsichtigung, der Tugend-Zelotismus, das schielende, hämische Sichbekümmern um das Privatleben des Nebenmenschen, das Köpfezusammenstoßen, Einanderzupfen und Zusammenflüstern: „So recht! O je! Guck au! Der do!" Ob du ein träger, gewissenloser Beamter, ein Betrüger, ein Dieb, ein Lügner, ein Barbar, ein Säufer, ein Fresser bist, wird weit nicht mit der Wichtigkeit untersucht, als ob du nicht in einem Punkte menschlich gewesen seiest, in welchem die Lüsternheit sich gerne durch Erforschung fremder Sünden für eigene Entbehrungen entschädigt und so eine viel schlimmere Sinnlichkeit an den Tag legt, als diejenige ist, welcher sie nachforscht. Pharisäismus ist die Springfeder und verstärkte Wirkung dieses Hinschielens nach dem Nachbar. Die Kleinheit des Landes wirkt mit, alles ist Vetter und Base, alles kennt sich und fragt nach einander. Glücklicherweise ist jedoch derjenige, der neuerdings als Kritiker diesen Pharisäismus durch ein heuchlerisches Tugendgeschrei auf die Spitze seiner Schmach getrieben hat, nicht unser Landsmann. Wir verbitten uns, mit ihm konfundiert zu werden, wir haben nichts mit ihm zu tun.

Ich sollte nun vom Staatsleben, von unserer Verfassung, unserem Liberalismus reden. Aber, ich bekenne es, von solchen Dingen zu reden, bin ich besonders ungeschickt; ich habe (man mag dieses Geständnis als Beispiel schwäbischer Naivität ansehen) über die beste Staatsverfassung keine feste Überzeugung, von dem Organismus eines Staates keine klare Anschauung, kurz, ich verstehe die Sache nicht und schweige*). Nur soviel glaube ich sagen zu können, daß dem Tadel, den unsere Liberalen von Norddeutschland aus häufig erfahren, meist ein Mangel an zureichender Kenntnis unserer Geschichte und Konstitution, an konstitutioneller Erfahrung zugrunde liegt, daß die achtungswerten Charaktere, welche die Verteidigung des guten alten Rechtes zur Substanz ihres Lebens gemacht haben, keineswegs mit den von hohlen und atomistischen Staatstheorien ausgehenden modernen Liberalen zu verwechseln sind. Übrigens liegt es, wie schon oben bemerkt, ganz in der Verschiedenheit des Naturells, daß der Schwabe das Moment der be-

*) Sancta simplicitas! (S. darüber S. VI und 95. Anm. d. Herausg.)

rechtigten Subjektivität, der Norddeutsche das der abstrakten Allgemeinheit im Staate in den Vordergrund stellt. Unmittelbar neben die schwäbische Rührigkeit, wenn es die Idee im Großen gilt, drängt sich aber in einzelnen Gebieten des Öffentlichen und Offiziellen ein beispielloser Schlendrian, eine unverzeihliche Schlaffheit und Trägheit, welche mit der großen Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit in den meisten Zweigen der Verwaltung und des Rechts im stärksten Widerspruch steht. In öffentliche Aufzüge ist keine Ordnung zu bringen, da will jeder schlendern, wie es ihm beliebt; es gibt Städte, wo die Unreinlichkeit in den Gassen, die nächtliche Unsicherheit durch Versperrung der Wege, scheußlichen Zustand des Pflasters usw. ins Fabelhafte geht, und kein Mensch denkt daran, gegen eine städtische Verwaltung, die solches duldet, zu klagen. Wie sehnt man sich bei dieser Schlaffheit, bei diesem Mangel an Sinn für das Gemeinsame und offizieller Schärfe nach dem straffen, dezidierten, durchschneidenden nordischen Wesen, nach der Pünktlichkeit und Genauigkeit, die der Preuße im Dienste zeigt!

Ich verlasse diese äußeren Gebiete und steige zu den geistigen auf, um zuerst über den Zustand der Kunst bei uns einiges zu reden.

Daß sich in Schwaben der plastische Genius, der Geist der Anschauung und des Bildes, wie er der süddeutschen Natur besonders eigen ist, nicht verleugnet, zeigt schon Rede und Schrift auch außerhalb des Feldes der eigentlichen Poesie. Der norddeutsche Witz bewegt sich mit besonderer Vorliebe in der Sphäre des satirischen Wortspiels; es fehlt uns an dieser Gattung auch nicht, und wir können manchem politischen Wortwitze der Berliner z. B. den hübschen entgegenhalten: Männdle, zahl bald! s. Mendizabal. Aber es ist dies nicht der Boden, worauf unser Witz heimisch ist, sondern unser Liebling ist der Witz, der den gegebenen Gegenstand durch ein wunderliches, aus der entlegensten Sphäre aufgerafftes Phantasiebild beleuchtet, wobei es rein um den Mutwillen dieses Vergleiches, nicht um eine satirische Nebenbeziehung zu tun ist. „Nur einen Schoppen Wein? Das ist, wie wenn man einen Ochsen ins Horn klemmt!“ Wie anschaulich, wie überzeugend! und wie ganz verkehrt wäre es, den Erfinder des Witzes, weil ein Ochse darin vorkommt, entweder durch die Bemerkung zu ärgern, er habe

sich selbst mit einem Ochsen verglichen, oder gar für einen Satirikus zu erklären, der einen Trinker mit einem Ochsen vergleichen wollte! Frauen und Norddeutsche suchen hinter dem reinen Witze gerne satirischen. Der Humorist macht ein Hanswurstgesicht und sagt etwas Törichtes, einen schlechten Witz; da kommt einer und sucht versteckte Beziehungen dahinter, verspottet ihn, wenn er keine findet, oder beleidigt ihn, wenn er sie gefunden zu haben glaubt. Der Schwabe liebt als Humorist die Selbstpersiflage, er liebt es, die Gutmütigkeit seines Spaßes dadurch zu beweisen, daß er sich selbst nicht schont, und setzt sein eigenes Ich als töricht: indem er dies tut, ist er es allerdings eben nicht, und indem er seine Naivität ins Wissen um dieselbe erhebt, steht er ebenso über, als in dieser. Wie häufig aber war ich in Norddeutschland Zeuge davon, daß man ihm diese Parodie der eigenen Naivität als einfache Naivität aufrechnete oder überhaupt ein Gesicht machte, das sagte: „Was will denn der Mensch? Sonderbar!“ — Einige jüngere norddeutsche Schriftsteller bemühen sich sichtbar um eine bildliche, konkrete Darstellung, Mundt, Laube, Gutzkow u. a. Das Streben in allen Ehren: aber wir haben bei diesen gehäuften Bildern das Gefühl des Gesuchten, Absichtlichen, der Treibhauspflanze. Das Bildliche eines wahrhaft und gesund-sinnlichen Styles besteht gar nicht bloß in den ausdrücklichen Metaphern, noch weniger in ihrer Häufung. Von Hegel nahmen seine Anhänger manche jener fleischigen, körnigen schwäbischen Redensarten auf, beweisen aber durch häufige unzeitige Anwendung, z. B. des „von Hause aus“, daß diese Pflanze nicht auf ihrem Boden gewachsen ist.

Der Norddeutsche redet einmal in vorherrschend abstrakten Ausdrücken, daher namentlich viel in Substantiven; was hilft es nun, wenn er den abstrakten Mittelpunkt an allen Enden mit Blumen umsteckt? Man fühlt ihn nur um so mehr. Zur Erläuterung nur einen Satz von Th. Mundt aus: Kunst der deutschen Prosa: „Der deutsche Gedanke wird mit dem Heimweh nach dem deutschen Worte geboren, und durch alle von den Umständen irgendwie gegebenen Nötigungen in ein fremdes Kleid bricht, wie Schweizertränen beim Alphornruf, die Sehnsucht danach aus ihm hervor.“ Ich will hier nichts von Schweizertränen sagen, in welcher Wortbildung die Träne behandelt wird, wie ein nationales Fabrikat, etwa Schweizer-

käse, sondern nur auf den widerwärtigen Abstand zwischen der Bildlichkeit im Anfange und Ende des Satzes und zwischen der strohdürren Abstraktion der mittleren Wendung: „von den Umständen irgendwie gegebenen Nötigungen in ein“ aufmerksam machen. Warum eifern die Norddeutschen nicht vielmehr ihrem größten Repräsentanten, dem Manne nach, in welchem der reine Verstand durch die Entschiedenheit und Durchsichtigkeit seiner Ausbildung fast die Wirkung der Poesie erreichte? Lessing sucht keine Bilder, er redet einfach, ganz wie ein Mensch ohne besonderen Anspruch auf blühende Sprache zu reden pflegt: aber seine Rede ist dramatisch bewegter Dialog, Frage, Antwort, Einwendung, Schlag auf Schlag, lauter Gestikulation, man sieht immer die Disputierenden persönlich vor sich, sie stehen auf, sie setzen sich, springen wieder auf, geben sich zufrieden — lauter Quecksilber. Rein unerträglich aber ist uns ein Styl wie Gutzkows, der alles pointieren will, von jedem nächsten und einfachsten Ausdrucke zu einem entlegenen abspringt, um den trügerischen Schein einer unendlichen Perspektive auf einen weiteren, nur nicht entwickelten, Ideenzusammenhang zu eröffnen, ein Styl, als griffest du in Brennesseln oder Dornen.

Doch — um auf die Sache zu kommen: in den bildenden Künsten ist Schwaben weit unbedeutender als andere süddeutsche Länder, und neuerdings Rheinpreußen. Wir haben zwar in Scheffauer, Dannecker große Bildhauer, in Schick, Wächter, Hetsch große Maler aufzuweisen, sie gingen meist aus der Karlsakademie hervor; seit jedoch die Regierung dieses Gebiet wenig mehr fördert, sind wir sehr zurückgeblieben, und durch die Erschlaffung des Sinnes und Urteils beim Publikum sind namentlich die genannten Maler um einen großen Teil ihres so wohlverdienten Ruhmes gekommen. Übrigens liegt es auch in der Sache, daß die bildenden Künste als die sinnlicheren samt der Musik in katholischen Ländern weit mehr gedeihen, als in protestantischen. In Düsseldorf hat zwar der protestantische Norden auch nach dieser Seite hin einen bedeutenden Aufschwung genommen, überhaupt dürfen wir hoffen, daß auch diese Künste in neuen, durch das protestantische Prinzip bedingten Formen wieder aufblühen werden, aber hiezu fehlen bei uns weitere äußere Momente, Privatpersonen, die bei großem Reichtum sich für Kunst interessieren, reicher Adel usw. Die geistigste

Kunst, die Poesie, hat dagegen bei uns schöne Blüten getrieben. Und zwar stellt sich auch hier auf eine sehr merkwürdige Weise die Doppelheit der Prinzipien, Reflexion und Naivität, welche in Schwaben zusammentreten, sehr scharf hervor. Schiller, Hölderlin, Gustav Pfizer stehen als Reflexionsdichter auf der einen, Uhland, Kerner, Schwab, Mörike als naive Dichter auf der anderen Seite. Beide Seiten werden neuerdings zum Teil mit verschiedenen, zum Teil mit denselben Vorwürfen angegriffen. Schiller und Pfizer (ich darf sie wegen der Ähnlichkeit der Proportion, in der die Elemente der Poesie bei beiden stehen, zusammenstellen; der unglückliche Hölderlin, dessen wahnsinnige Gestalt noch in Tübingen als Trümmer seiner Vergangenheit zu sehen ist, ist fast vergessen)*) wirft man vor, daß ihre Poesie in der Reflexion und in den Begriffen einer negativen Moral ihren Quellpunkt habe, Uhland und den anderen in moralischer Beziehung etwas Ähnliches, Mangel an freier Entfaltung des sinnlichen Lebens und eine gewisse asketische Trübseligkeit. Auf die Poesien der letzteren kann man dies Urteil nicht wohl begründen; mögen einzelne trübsentimentale Gedichte mitunterlaufen, diese bilden keineswegs den Grundton des Ganzen, am wenigsten bei Uhland, der im Vorworte zu seiner ersten Auflage sich mit so heiterem Bewußtsein über den kläglichen Teil seiner Gedichte ausspricht, am ehesten bei Kerner, der fast nur in den Reiseschatten gezeigt hat, wie heiter seine echt poetische Natur ist, übrigens in einer Grabessehnsucht schwelgt, welche zuletzt ermüdend und prosaisch wird. Man mußte, um jenen Vorwurf zu begründen, hinzunehmen, was man anderwärts privatim von den Urteilen dieser Männer über das Junge Deutschland vernahm. Es hieß von Uhland und seinen Freunden, sie wenden, wie W. Menzel, an poetische Produkte unmittelbar moralische Maßstäbe an. Wenn diese Männer in der Harmlosigkeit poetischer Naturen ihre redlichere Denkart von der Menzelschen nicht scharf genug und durch öffentliche Erklärung zu unterscheiden wissen, so beschuldige man sie der Unklarheit oder Saumseligkeit, aber konfundiere das gediegene Gemüt, das von der Poesie eine ernste sittliche Grundlage mit Recht fordert, übrigens aber allerdings das Sittliche zu einseitig auf ge-

*) Dies hat sich seither verändert. (D. h. in dem Zeitraum von 1838 bis 1844. Anm. d. Herausg.)

wisse einfach naive Zustände beschränkt, nicht mit dem Tugendgeschrei, das, wo die Gründe ausgehen, auf das Privatleben des Beurteilten halb versteckte, giftige Anspielungen macht. Wer Uhland für eine moralisierende Natur halten kann, hat ihn nicht gelesen; er ist eine jener substantiellen, objektiven, in der guten Sitte der Väter fest und ohne Wanken verharrenden Naturen, er ist ein Charakter. Daß die Tendenzen des Jungen Deutschlands, und was dahin einschlägt, einer solchen Individualität nicht zusagen können, daß sie das Richtige in jenen Ansichten samt der großen Summe des damit verknüpften Falschen ganz abweisen wird, leuchtet ein, aber daraus folgt noch kein Puritaner, noch kein Tugendräsoneur. Kann denn ein unfreies Gemüt solche Balladen, solche ewigjunge Lieder, so gesund und voll vom echten Volkstone bilden? Uhland, Schwab, Kerner sind in der Verehrung Goethes aufgewachsen und haben Menzels Polemik gegen diesen nie gebilligt; Beweis genug, daß ihre Denkart himmelweit von der Menzelschen verschieden ist.

Sehen wir aber doch einmal an, was das Junge Deutschland wollte. Man muß es erst erraten, denn die Jungen Deutschen selbst haben es in der großen Konfusion, der sie jedenfalls zu beschuldigen sind, nirgends deutlich gesagt. Das Prinzip, das allen Bewegungen des Geistes zugrunde liegt, ist das der Freiheit, die nach immer vollerer und breiterer Entfaltung ringt. Die Natur ist, der Geist weiß sich. In jeder gegebenen Geschichtsepoche ist aber der Geist noch mit einer Masse solcher Zustände behaftet, worin er bloß ist und sich nicht frei weiß, und die Aufgabe jeder Generation ist, diesen Rest bloßer Natur im Geiste immer mehr in Geist umzuwandeln. So war der Geist in der Religion unfrei, indem er, ohne sich Rechenschaft zu geben, dem Positiven sich unterwarf, bis die Reformation eintrat, und mit ihr — da die Religion der Nilmesser des ganzen Geistes ist — war der Bruch des Geistes mit seinem bloßen Natursein ein für allemal gegeben, aber erst implicite. Das protestantische Prinzip immer weiter, nach allen Seiten hin, auszubilden, war die Aufgabe der Folgezeit, und gewiß haben uns die früheren Generationen hierin noch unendlich Vieles zu tun hinterlassen. Weiße sagte in einer Kritik Gutzkows, es sei genug negiert, man müsse zum Affirmativen zurückkehren. Ich glaube schwerlich; es gibt noch gar manches zu negieren. Hier ist nun für unsere gegenwärtige Frage

vor allem das Verhalten des Subjekts zu den sittlichen Lebensmächten zu betrachten. Es ist ein schöner, poetischer Anblick, wo das Herz, noch ohne zu grübeln, mit der bestehenden guten Sitte verwachsen ist und durch keine Lostrennung des Selbstbewußtseins seine sittlichen Zustände schon aus der Vogelperspektive betrachtet, wo Freundschaft, Treue, Ehe als unantastbare heilige Mächte geachtet werden, ohne daß man fragt warum. Wenn es aber dennoch wahr ist, daß der Geist nur in dem Grade Geist ist, in welchem er weiß, was er tut, so muß auch diese Gestalt des Bewußtseins sich notwendig verändern, alle Blindheit auch in diesen Dingen muß sich zum Sehen erheben. Dieses Sehen beginnt mit dem Zweifel. Fängt man an, das, was man früher heilig hielt, nur weil es die Väter dafür hielten, zu prüfen, ob es wohl auch an sich wirklich heilig sei, so nimmt dies natürlich für denjenigen den Schein der Frivolität an, der übersieht, daß der Zweifel nur ein Durchgangspunkt, daß der Endzweck dieses zersetzenden dialektischen Vorganges nicht Zerstörung, sondern nur festeres Aufbauen sein kann. Der ganze Schritt ist auch wirklich gefährlich, ebenso gefährlich als der uralte Satz des Paulus, daß der Christ frei sei vom Gesetze, welchen, würde er jetzt leben und seinen Satz erst aufstellen, W. Menzel sicherlich in den Verdacht einer geheimen Krankheit würde zu bringen suchen. Macht sich an jenes Geschäft der fortschreitenden Freiheit ein unreiner Geist, dieser bleibt freilich bei der zerstörenden Hälfte stehen und reißt die Grundsäulen der Sittlichkeit, statt sie fester und dauernder zu gründen, nieder, oder richtiger, er läßt sie liegen, während der Gesunde sie nur herausnimmt, um das Fundament zu untersuchen und sie dann tiefer einzusenken, als vorher. Bei jenem zerstörenden Tun stehen zu bleiben, war nun offenbar keineswegs die Absicht der Mehrheit jener neuerungslustigen Schriftsteller. Die Meinung war gut, aber sie waren in ihrem Denken viel zu unreif, um sich die Aufgabe klarmachen zu können, und mußten daher nicht durch eine falsche, sondern durch eine verkehrt begonnene gute Sache scheitern. Luther meinte auch einmal, wo innige Liebe zwei Gemüter verbunden habe, bedürfe es keiner kirchlichen Einweihung; es war wohl ein Jugendirrtum, aber wir sehen doch, daß auch gute Menschen in aller Redlichkeit auf solche Ideen kommen können, und es ist gut, wenn man darauf kommt, denn indem man sie widerlegt oder, richtiger zu reden, er-

gänzt, lernt man erst mit klarem Bewußtsein achten, was man sonst blind achtete. Heine nehme ich von den redlich Strebenden aus, denn er hat seine innere Verwesung zu offenkundig an den Tag gelegt. Auch Gutzkow fehlt es sichbar an Harmonie des Gemüts und innerer Gesundheit, was ich keineswegs aus dem Stoffe, wohl aber aus der Behandlung in seiner „Wally“ beweisen möchte. Darzustellen, wie der Geist des Zweifels in einer Zeit wie die unsrige selbst die weibliche Seele ergreift und sie aus dem Geleise der Naivität und schönen Notwendigkeit herausreißt, ist eine der Poesie ganz würdige Aufgabe, und daß der Mensch in seiner Freiheit sich den unverhüllten Anblick der Schönheit gönnen dürfe, kann nur die Frivolität und Unsittlichkeit bestreiten. Unbedingt aber ist die Vorliebe für das Peinliche, Gräßliche, für einen Schluß in schrillendem Mißklange, wie sie Gutzkow in der „Wally“ und in der „Seraphine“ an den Tag legt, und worin er ganz der neueren französischen Romantik mit ihrer Schinderphantasie folgt, der frivole Ton, in welchem die Religionszweifel in der „Wally“ vorgetragen sind, ferner das Zerfahrene, Haltungs- und Einheitslose, Zerhackte, was in seinen Produktionen durchaus sich findet, ein Beweis, daß diese Persönlichkeit keinen Beruf hat, etwas in der Literatur umzugestalten.

Daß aber diese ganze moderne Tendenz an sich, weit entfernt, das Unsittliche zu wollen, vielmehr, wenn sie nur sich recht klar ist, eine haltbarere Gestalt des Sittlichen an die Stelle einer wankenden zu setzen die Absicht hat, läßt sich z. B. an der Frage nachweisen, ob Treue gegen das der Geliebten gegebene Wort unbedingt Pflicht sei. Ist es Frivolität, dies in Zweifel zu ziehen, wenn man sich auf den tausendfach möglichen Konflikt dieser Pflicht mit anderen höheren beruft? Wenn man sagt, es gebe Fälle, und zwar mehr als es scheint, wo in diesem Verhältnisse, was sonst sittlich wäre, unsittlich wird, weil andere Forderungen der Sittlichkeit verletzt werden, Fälle, wo die Treue vielmehr Untreue wäre? Hätte nämlich die Treue zur Folge, daß ein Geist in seiner Entwicklung unterbrochen, seine Tätigkeit auf ein Gebiet hingenötigt würde, wohin sein Talent nicht geht, so wäre dies Untreue dieses Geistes nicht nur gegen sich, sondern gegen ein größeres Ganze, den Staat, die Welt, welche fordern und erwarten können, daß jeder das Vollkommenste möglicher Ausbildung der ihm eigentümlichen Kräfte erstrebe und dem

Ganzen auf dem Punkte diene, wo er ihm am besten dient. Eine solche Unterordnung der genannten Pflicht werden aber Charaktere, die einfach und unkritisch mit der alten Sitte verwachsen sind, nicht zugeben, außer in extremen Fällen, wie Krieg fürs Vaterland u. dgl., wobei aber die Inkonsequenz sogleich hervortritt; denn dann ist zugegeben, die in Frage stehende Pflicht sei kollisionsfähig, und doch wird sie zugleich als absolut behauptet. Daß jede bestimmte sittliche Macht, indem sie auf einem Boden mit allen anderen sittlichen Mächten zusammen ist, einer Dialektik unterliegt, die ihr nur eine bedingte Geltung übrig läßt, diese Behauptung wird einem altdeutschen Charakter immer als ein Ausfluß von Frivolität und Perfidie erscheinen. Und doch, um bei unserem Beispiele zu bleiben, wie viele elende und wahrhaft unsittliche Ehen sind aus jener mißverstandenen Treue hervorgegangen! Wie überzeugend ließe sich nachweisen, daß gerade das abrupte Denken, das die bestimmten und durch ihre Bestimmtheit einer Dialektik unterliegenden sittlichen Potenzen, heute die eine, morgen die andere — denn in einem Atemzuge kann man sie doch nicht alle — absolut nimmt, wenn die Welt sich nach ihm richten würde, unendliche Verstellung und Zerrüttung jeder Art in das Reich der Sittlichkeit einführen würde, — gewiß ohne böse Absicht: aber es könnte an dieser Folge sehen, daß man dem Gegner wenigstens auch keine böse Absicht vorwerfen darf, wie denn überhaupt Ansichten als solche zu beurteilen und nicht unmittelbar auf Absichten zu reduzieren sind.

Es wurde von jenen feuerreitenden jungen Deutschen mit großem Gehetze und Hallo zugleich eine größere Befreiung der Sinnlichkeit verlangt im Leben wie in der Poesie, ohne daß ihre Konfusion zu sagen wußte, ob die Emanzipation in beiden Gebieten gleich weit gehen solle, oder wie denn das Ding überhaupt zu nehmen sei. Die negative Moral ist allerdings im Leben ebenso verderblich, als in der Poesie prosaisch, und der sittliche Standpunkt soll in beiden Sphären ein Verhältnis zwischen Geist und Sinnlichkeit voraussetzen, das, an sich affirmativ, sich zur Negation, zu einem Kampfe beider Prinzipien fortsetzt, der zum Tragischen und Komischen führt, aus welchem aber endlich die Versöhnung beider als sittliches Kunstwerk eines harmonischen Lebens sich herstellt. Die Poesie, die Kunst überhaupt, wird sich nun immer mit Vorliebe auf der ersten dieser

drei Stationen aufhalten und die Sinnlichkeit als unschuldige Schwester des Geistes gewähren lassen, indem sie aus ihrem Umkreise alle Verhältnisse entfernt, wodurch der sinnliche Genuß zu einer Verkettung wesentlicher sittlicher Beziehungen führen würde —

„Unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt".

Das Leben, weil ein solcher kollisionsloser Raum in seinem Komplex fast nirgends und nur vorübergehend gegeben ist, wird, strenger und mißtrauischer, immer nach der zweiten jener Stationen hindrängen, welche eine Überwindung der Sinnlichkeit fordert, um dann erst, wenn sie im Kampfe gebrochen ist, ihr wieder eine Stimme einzuräumen, wiewohl auch hier stets ein ursprünglich affirmatives Verhältnis vorauszusetzen ist, wenn man nicht z. B. in Beziehung auf die Liebe die blasphemische Meinung hegen will, Gott habe sie, da sie an sich einmal unbedingt verwerflich sei, also im Grunde auch durch keine Einsetzung und Weihe geheiligt werden könne, nur in einer schwachen Stunde den ehelich Verbundenen zugestanden, und wir können nun ins Fäustchen lachen, daß er diese schwache Stunde gehabt: dann sind wir auf dem besten Wege, den Zölibat zu billigen, die bekannte Handlung des Origines zu bewundern usw. usw. Es ist nun, um uns auf die Poesie zu beschränken, nicht zu leugnen, daß, soviel Goethe getan hat, jenen affirmativen Standpunkt geltend zu machen, dennoch die Schillersche Poesie, auf der negativen Kantischen Moral ruhend, auf den Geschmack der Masse bestimmender eingewirkt hat, als die Goethische, daß es daher recht gut ist, wenn von Zeit zu Zeit, wie dies in der Sturm- und Drangperiode geschah, ein neuer Ausfall gegen diesen Standpunkt gewagt und das Recht der Sinnlichkeit nachdrücklich reklamiert wird. Unter unseren Dichtern nun dürfte man einen unüberwundenen Rest negativer Moral vielleicht mit dem meisten Rechte an G. Pfizer tadeln; ich möchte es wenigstens nicht auf mich nehmen, ihn zu rechtfertigen, wenn er die verwegen-schöne Kunst des Akrobaten besingt und sich am Schlusse entschuldigt, daß er einen so niedrigen Gegenstand gewählt habe, wenn er in seinem „Dolce far niente" die Poesie des Müßigganges mit gewohnter herrlicher Farbenpracht der Bilder entfaltet und zuletzt meint, moralischen Einwendungen Rede stehen zu müssen. Bei Uhland wüßte ich von dieser moralischen Befangenheit nichts zu finden; sein Gemüt erscheint, nachdem man die sentimental

elegischen Gedichte des Anfangs hinter sich hat, harmlos heiter und einem weltlichen Behagen, freilich mit Beschränkung auf altertümlich einfache Verhältnisse, keineswegs verschlossen; wer es von Kerner nicht gelten läßt, hat die „Reiseschatten" nicht gelesen, und bei E. Mörike sprudelt und sprüht auf tragischem Hintergrunde ein ebenso heiterer als tiefer Humor.

Dies aber ist richtig, daß jene Kämpfe der nach höchster Freiheit des Selbstbewußtseins ringenden, durch Zweifel gespaltenen Subjektivität auf der Seite unserer naiven Dichter nicht zu treffen sind, am ehesten bei Mörike („Maler Nolten"). Pfizer aber hat entschieden etwas von Byrons Geiste und ist von dieser Seite eine ganz moderne Erscheinung. Hier entsteht nun freilich vorerst die Frage, ob diese Zustände, diese Kämpfe des durch die Qualen der Zerrissenheit zu höherer Harmonie aufstrebenden Geistes überhaupt ein poetischer Stoff oder nicht besser allein der philosophischen Debatte zu überlassen seien. Gewiß das erstere; oder ist es nicht ein erhabenes Schauspiel, dem Selbstbewußtsein zuzusehen, wie es beginnt, sich als die Angel der Welt zu fühlen, dem nichts Fremdes von außen aufgedrungen werden kann, wie es alles scheinbar Feste und Dingliche flüssig macht und in das Ich resorbiert und in dieser innersten Revolution bald den festen Grund verliert, der Verzweiflung in die Arme stürzt, bald im Gefühle seiner Kraft mutig den Kampf fortsetzt und auf die ferne Friedensinsel hinblickt? Ist Goethes „Faust" nicht erhaben? Eröffnet sich nicht der Brust des lyrischen Dichters eine neue Welt unendlicher Gefühle, wenn dieser Kampf tausendsaitig in ihr anklingt, sieht der erzählende nicht neue reiche Bahnen vor sich, auf denen er seinen Helden diesen Bildungskampf im modernen Sinne kann kämpfen lassen, und gewinnt nicht der dramatische einen neuen Boden der bedeutendsten Entwicklungen, sei es, daß er diesen Kampf unmittelbar zu seinem Stoffe wählt und „Hamlet" in neuen Gestalten vorführt, sei es, daß er ein Thema aus einfacher alter Zeit mit der klaren Einsicht des modernen Geistes in die dialektische Kollisionsfähigkeit alles Sittlichen behandelt? So gewiß nun diese Fragen zu bejahen sind, so ist doch bis jetzt die Assimilation dieser modernen Ideen in die Poesie noch nicht vor sich gegangen, und wir besitzen außer dem — nach anderer Seite doch selbst auch poetisch mangelhaften — „Faust" und „Clavigo" von Goethe noch

nichts echt Poetisches in dieser Richtung. Unter Heines Liedern sind die schönen ebendiejenigen, wo seine Ironie und Zerrissenheit nicht zum Vorschein kommt. Ironie und Zerrissenheit können ganz wohl einen poetischen Anblick gewähren, aber die seinige nicht, weil es eine kokette und bübische ist. Mundts „Madonna", Laubes „Junges Europa", Kühnes „Quarantaine", Gutzkows „Wally": man mag an diesen Produkten dies und jenes loben, aber poetisch sind sie wahrlich nicht; es sind geistreiche Reflexionen, es sind Debatten mit lose angehängtem poetischem Kleide, oberflächlich personifizierte Begriffe, es sind didaktische Poesien. Es ist auch gar nicht zu verwundern; jede neue Idee, wie sie zunächst als Gedanke aufgefunden und aufgestellt wird, ist eben insofern prosaisch. Soll sie poetisch werden, so muß sie erst in die Gemüter übergegangen, in succum et sanguinem vertiert sein, sie muß gezündet, Leidenschaften erregt haben, dann erst wird sie poetischer Stoff. Dazu muß sie sich aber Zeit nehmen. Haben wir nun in dieser Richtung noch keine Poesie, so sollten wir vorderhand froh sein, wenn wir in Tieck noch einen schönen Nachklang der Romantik, in unseren schwäbischen Lyrikern noch naive Liederdichter haben, und es ist eines der Merkzeichen der verkehrten Art, womit jene Propheten ihre Sache begonnen haben, daß sie mit einem Bildersturme dieser in unsere Zeit hereindauernden guten alten Klänge begannen. „Feuerjo! Es gibt etwas Neues, alles, alles wird anders!" Nun, was denn? Wo denn? Mach' erst etwas Neues, so gibt es etwas Neues: wenn du nur immer schreist, es sei etwas Neues da, soll denn dies Geschrei ebendies sein, worin dies Neue da ist? Das ist ein Laufen, ein Hetzen, ein unmüßiges Wesen, wovon man das Gefühl hat, daß einem zwanzig Stimmen, jede etwas anderes, beständig ins Ohr schreien; gienge es nach den vielen Artikeln, die in norddeutschen Unterhaltungsblättern alle Augenblicke irgendeinen Kaufmannsdiener oder Studenten, der von Börne und Judenemanzipation, von dem großen Weltschmerze, der auch ihm mitten durchs Herz gegangen sei u. dgl., ein aufgedunsenes Kraft- und Saftgedicht produziert, für einen Messias der modernen Poesie ausschreien, so könnten Homer, Shakespeare, Goethe, Schiller nur hübsch ordentlich abziehen, ihr Stündchen wäre gekommen. Du schimpfst auf Uhland; mach' einmal ein echtes Volkslied, wie sein unvergleichliches: „Ich hatt' einen

Kameraden" usw., mach' einmal ein patriotisches, wie sein: „Wenn heut ein Geist" usw., mach' eine Ballade, wie der „Waller"! Du sagst, er sei eintönig, in einem armen Ideenkreise drehe er sich herum; es ist wahr, Uhland ist nicht so beweglich, vielseitig, tausendfältig wie Rückert; seine Leier hat weniger Saiten, aber diese geben einen vollen, runden, urkräftigen Metallklang, oder ich möchte seine Poesie dem Glockentone vergleichen und Rückerts dem vieltastigen Klavier. Ich begreife nicht, wie G. Pfizer in seiner Schrift über Uhland und Rückert unentschieden lassen konnte, welcher von beiden der größere Dichter sei. Entweder man gibt zu, daß das Spezifische der Poesie in einer durch die Phantasie erzeugten unmittelbaren Einheit von Bild und Gedanken liegt, und dann ist Uhlands Poesie intensiv die echtere, unvermischtere, obwohl im Umfange die ärmere, wozu man Rückert noch hundert weitere Vorzüge zugestehen kann; oder man gibt es nicht zu und stellt Rückert, dessen Dichten nachweisbar vom Gedanken ausgeht, um diesem erst nachträglich durch die Phantasie als Dienerin köstliche orientalische Gewänder überzuwerfen, neben oder über Uhland, aber dann ist auch der spezifische Unterschied der Poesie und Prosa verwischt. Uhlands Muse lebt im Mittelalter, er ist Romantiker; aber interessant ist es, wie er und Schwab von der romantischen Schule sich wieder wesentlich unterscheiden. Sie nahmen das phantastisch Mystische, die brennende Farbenglut der Sinnlichkeit und die Ironie nicht auf, welche sonst die romantische Schule bezeichnen, sondern holten sich nur das markig Feste, menschlich Wahre und Biedere aus dem Mittelalter heraus. Dies charakterisiert sie als Schwaben, wiewohl ich das Glänzende und Berauschende jener anderen Ingredienzien der Romantik auch nicht hergeben möchte. Nun — wir sind freilich der Madonnen, Ritter, Edelfräulein, Burgen etwas müde; andere Zeiten, andere Weisen, die Poesie muß wie alles ihre Phasen ändern, aber die neue Phase ist noch nicht da, und die Jugend soll nicht die Pietät gegen edle Vertreter eines älteren Prinzips abwerfen.

Wenn ich nun zu den höchsten Sphären, Religion und Wissenschaft, übergehe und zuerst von jener rede, so muß ich sogleich einer höchst betrübenden Erscheinung gedenken. Der Pietismus, diese Krätze, welche die edelsten Säfte des Geistes in Eiterung setzt, ist von altersher bei uns einheimisch und verbreitet

sich in immer weiteren Kreisen. Hier ist sogleich ein Unterschied zu ziehen zwischen den niederen und höheren Ständen, da die Ursachen der Verbreitung der Endemie in beiden verschieden sind. In den unteren Ständen mögen zwei auf den ersten Anblick sehr heterogene Ursachen diese Krankheit erzeugen. Einerseits mag dasselbe Freiheitsstreben, das in der Politik unter der edleren Gestalt des Liberalismus auftritt, im gemeinen Manne die Lust erzeugen, sich außer dem öffentlichen Gottesdienste und dem gewöhnlichen häuslichen noch seine aparte Religion zu halten. Zugleich mit der Reformation nahm das Sektenwesen in Württemberg sehr stark überhand; der Separatismus, der vor einiger Zeit fanatische Anhänger bei uns hatte, ist insofern mit dem Pietismus verwandt, als auch diesem die kirchlichen Formen nicht genügen und er sich seine besondere religiöse Suppe kochen will. Andererseits aber ist es der Hang zur Innerlichkeit, zum schwermütigen Tiefsinn, der, den Schwaben überhaupt eigentümlich, hier wieder zum Vorschein kommt. Der Pietismus ist gerade dadurch eine so tief krankhafte Erscheinung, daß er nicht eine einfache Unwahrheit, sondern eine verdrehte Wahrheit zur Grundlage hat. Er geht von dem Prinzip aus, das äußerlich gegebene Dogma dem Inneren tiefer zu assimilieren, als die öffentliche Religion dies zu bewirken scheint; insofern ist er mit dem Mystizismus, der den Inhalt des Dogmas zur Intuition und reellen Vermählung mit seinem Innern zu erheben sucht, verwandt. Aber unendlich geistloser als dieser, bleibt er auf halbem Wege stehen und klebt starrer als der verhärtetste Buchstabendienst an der bloß äußerlichen, grobsinnlichen Auffassung der religiösen Wahrheiten, um jeden, der nicht ebenso tut, mit triefendem Geifer seiner Verdammungswut zu bespritzen. Blasphemisch vindiziert er die Wirklichkeit dem Teufel statt Gott, und indem er die Sinnlichkeit, dieses edle Werkzeug, diesen geflügelten Boten des Geistes, verdammt, statt sie im vernünftigen Genusse der Weltfreuden zu bilden, stößt er sie in einen Winkel zurück, von wo sie, verleugnet, unbewacht, nur um so bestialischer als Hochmut, Rachsucht, wilde Wollust ausbricht. Gewissenlose Geistliche, uneingedenk, daß zu erbauen, nicht durch Ärgernis zu verwirren ihre beschworene Pflicht ist, zerren Fragen wie die Straußische vor ein Publikum, vor das sie nicht gehören, und schüren durch ihr Geschrei den Fanatismus bis zur Hundswut

an. Das Widrigste aber am Pietismus ist die Schamlosigkeit der Enthüllung des geheimsten Innern, das Reden von den zartesten inneren Erfahrungen in Gesellschaft, das Einmischen heiliger Namen in jede Bagatelle, das gemeinschaftliche Beten mit Gebärden der Zerknirschung, wobei von dem schönen Spruche: „wenn du beten willst“ usw. keine Ahnung mehr zurück ist; von dieser Seite äußert er eine ebenso große Abstumpfung des Schamgefühls, als jede unzarteste Bloßlegung der heiligsten Gefühle.

Eine tröstliche Aussicht eröffnet sich hier nur durch den soeben berührten Umstand, daß gegenwärtig die Notiznahme von wissenschaftlichen Erscheinungen durch die Vermittlung von Geistlichen auch bei den niederen Ständen den Pietismus anschürt. Denn so ist die wachsende Wut des Pietismus zugleich die Probe der wachsenden Freiheit des Geistes auf der anderen Seite. Hierin ist nun die Hauptursache zu suchen, warum der Pietismus auch am Herde der Intelligenz, auf unserer Universität, wo er früher nur sporadisch vorkam, in geschlossenen Massen bei den Studierenden der Theologie sich immer mehr ausbreitet. Zwar ist die Erscheinung der Krankheit auf dieser Stelle nicht unabhängig von ihrer Herrschaft in den niederen Ständen und hienach die obige Distinktion nicht absolut zu nehmen. Jünglinge aus gebildeten Ständen, wo doch gewöhnlich das Kind zur vernünftigen Freiheit und zum Menschlichen erzogen wird, gehen nicht leicht zu dieser Herde über, die meisten bringen den Stoff von Hause aus eingeengten, unfreien Verhältnissen mit. Daß er aber gerade gegenwärtig so sichtbar um sich greift, ist doch wesentlich aus der Opposition zu erklären, die sich teils gegen die Fortschritte der Wissenschaft, teils gegen die religiöse Indifferenz der Honoratiorenstände mit besonderer Schärfe da erzeugen muß, wo Theologie studiert wird. Was den letzteren Punkt betrifft, so ist die Klage über Mangel an kirchlichem Sinn bei unseren gebildeten Ständen im allgemeinen nicht unbegründet. Stuttgart macht noch am ehesten eine Ausnahme; hier hat ein gewisser kirchlicher Sinn sich mehr erhalten als anderswo; sonst aber fragt der württembergische Beamte nicht viel nach Dogma und Gottesdienst, nur am Geburtstage seines Königs zieht er die Uniform aus dem Schranke, sitzt pflichtmäßig in seinem Kirchenstuhle und macht ein Gesicht, als wollte er mit Falstaff sagen: „Wenn ich nicht vergessen habe, wie das Inwendige einer

Kirche aussieht, so bin ich ein Brauerpferd.“ Dies ist eine Nachwirkung des in diesen Sphären noch nicht überwundenen Prinzips der Aufklärung, wie es in Frankreich als Revolution und Atheismus, bei uns als platter Rationalismus und als Auflösung der Religion in Kantische Moral zum Vorschein kam. Man weiß, daß der Kantische Subjektivismus überhaupt im allgemeinen noch die Weltansicht der Juristen und Regiminalisten ist, während die der Naturforscher stark zum Materialismus hinneigt; mit diesen Ansichten werden fortdauernd die Studierenden dieser Fakultäten auf der Universität influiert, und so kann sich natürlich in diesen Ständen kein kirchlicher Sinn erzeugen. Das Übel ist im Grunde so groß nicht; man muß zugeben, daß die Wahrheit auf verschiedenen Wegen gesucht werden kann, der Materialismus des Mediziners ist glücklicherweise gewöhnlich inkonsequent, und derjenige, der das Religiöse in der freilich unvollkommenen Form des Moralischen aufgefaßt hat, darf doch wohl auch getrost vor seinen Gott treten. Unsere Prediger sind über diesen Zustand sehr böse und teilen bei Gelegenheit einen tüchtigen Treff aus, predigen sie erst besser, so wird es schon anders werden. Die Kanzelberedsamkeit ist bei uns, wie die Beredsamkeit überhaupt, wirklich in kläglichem Zustande. Die schwäbische Schüchternheit verklebt dem Kandidaten schon beim ersten Auftreten den Mund und nagelt ihm die Arme an die Hüfte oder ans Kanzelbrett, nachher kommt der schwäbische Eigensinn dazu und macht ihm weis, der Prediger dürfte nur so reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und so hie und da mit der Hand hervorwischen, so sei Vortrag und Aktion in der besten Ordnung; er will nicht begreifen, daß das Predigen eine Kunst ist. Dann die Form der Darstellung: was kann ein Prediger wirken! Wie ungeheuer ist die Macht der Rede! Wie kann sie die Gemüter bis auf den untersten Grund aufwühlen und im Sturme mit sich fortreißen! Aber hier hört man unter zehn Predigten gewiß immer neun, welche ganz demonstrativ, als sollte ein dogmatischer „locus“ ausgeführt werden, ihren Stoff abhaspeln. Endlich das Verhalten zu den verschiedenen Bildungsstufen der Zuhörer: hier eröffnet sich freilich die größte Schwierigkeit für den Prediger. Er soll und muß am Dogma festhalten, der größere Teil seiner Zuhörer, dem schlichten Volke angehörig, erwartet es mit Recht. Nun besteht aber der andere Teil meist aus aufgeklärten,

kantisch redigierten Köpfen, die für die positiven Lehren des Christentums allen Magen verloren haben. Ignorieren darf er, will er gewissenhaft sein, den Standpunkt der letzteren auch nicht, sondern die Aufgabe ist offenbar, an ihn anzuknüpfen und ihn unvermerkt in die höhere Betrachtung der Dinge hinüberzuleiten, welche im kirchlichen Dogma bildlich enthalten ist. Soll ihm dies gelingen, so muß er den Buchstaben und Körper des Dogmas soviel als möglich verstecken und desto mehr seinen flüssig gemachten Geist in die Tiefe des Bewußtseins hineinleiten. Er soll bestimmte Sphären der Wirklichkeit, sittliche Lebensverhältnisse, konkrete Fragen, wie Erziehung, Familienleben usw., zu seinem Thema wählen und den Zuhörer so stimmen, daß er Lust und Liebe bekommt, diese Verhältnisse im Geiste des Evangeliums zu behandeln. Dies ist offenbar die höchste und schönste Aufgabe des Kanzelredners. Er braucht nicht viel heilige Namen zu nennen, heilige Geschichten zu erzählen, er soll wirken, daß der Sohn Gottes in jedem neu geboren werde, in jedem neu sein Erlösungswerk beginne, dann braucht er von ihm als dieser bestimmten einzelnen Person, an welche unsere Honoratioren einmal im kirchlichen Sinne nicht mehr glauben, eben nicht immer zu reden. Der gemeine Mann freilich möchte nur immer mit recht dickem, dogmatischem Stoff die Taschen voll bekommen, aber diesem Gelüste ist nicht nachzugeben, und er wird es endlich auch zufrieden sein, wenn einmal statt dieser stoffartigen Masse der aus dem Körper des Dogmas befreite, flüssig gemachte, ins Bewußtsein hineingeleitete Geist des Christentums sein Herz erquickt; nur in diesem Sinne war es gemeint, wenn ich oben sagte, die Predigt müsse für ihn am Dogma festhalten. Statt dessen premiert nun aber die Mehrzahl unserer Prediger im Sinne des Supranaturalismus den Körper des Dogmas, und macht dem recht tüchtig die Hölle heiß, der an diesen nicht glaubt: was Wunder, wenn unser Kantianer zu Hause bleibt und seine Pfeife raucht? Der Supranaturalismus, wie er dem Rationalismus gegenüber sich gebildet hat, ist bekanntlich etwas ganz anderes als die altkirchliche Orthodoxie. Er vereinigt das Schlimme sowohl von dieser als von seinem Gegner, dem Rationalismus, in sich, und das Gute von beiden fehlt ihm. Von jener hat er das alte Dogma, von diesem die kahle Verstandesmetaphysik und den verstockten Pelagianismus abgenommen, die ihm

den tieferen Sinn jenes Dogmas verhüllen und nun dazu dienen müssen, den dennoch geglaubten Buchstaben desselben mit Verstandesgründen zu stützen, d. h. mit Mitteln, welche vielmehr gegen den Zweck sind. Dieses Stützen und Begründen hat seinen Ursprung in dem Bedürfnisse des modernen Bewußtseins, nicht als wahr anzunehmen, was sich nicht ausweisen kann als ein solches, worin dasselbe bei sich ist: das große Recht des Rationalismus. Von dieser Seite ist der Supranaturalismus so rationalistisch als der dürrste Rationalismus, er ist von dem Prinzip der Aufklärung ganz infiziert, genießt aber seine Früchte nicht, sondern da er nun dennoch an der ausgeweideten Haut des alten Dogmas hält, so ist er eine in dunkler Bewußtlosigkeit sich selbst durch und durch widersprechende Erscheinung wie die lutherische Abendmahlslehre, welche die katholische und die zwinglische zu einem Nest von Widersprüchen vereinigt. Dieser Verstandessupranaturalismus hat unser württembergisches Gesangbuch in den neunziger Jahren „dem heutigen verfeinerten Geschmacke näher gebracht“ und unsere Liturgie geschrieben: dort die edelsten alten Lieder unverantwortlich entstellt und neu aufgenommen, wie das:

„Ich sterb' im Tode nicht!
Mich überzeugen Gründe,
Die ich, je mehr ich forsch',
In meinem Wesen finde.“ usw.

Hier hat er Gebete und Formulare eingesetzt, bei deren Mattigkeit und trostloser Irreligiosität man sich ernstlich nach der scharlachroten Sprache des Fanatismus sehnen könnte. Den ganzen Inhalt dieser Liturgie kann man auf die Worte reduzieren: Lieber Gott, du hast uns durch außerordentliche Veranstaltungen, worunter sogar Wunder vorkamen, belehrt, daß uns jenseits, wenn wir nur recht moralisch sind, die gebratenen Tauben bei übrigens wachsender Vervollkommnung in den Mund fliegen werden: zu dir, zu dir schwingt unser Geist sich empor!

Diesem religiösen Zustande gegenüber ist es kein Wunder, wenn das tiefere religiöse Bedürfnis, das in der Innerlichkeit des schwäbischen Naturells begründet ist und im öffentlichen Gottesdienste zu wenig Nahrung findet, in der kranken Form des Pietismus zum

Vorschein kommt, der übrigens seiner gefährlichsten Feindin, der Spekulation, gegenüber freilich den geschilderten Supranaturalismus auch wieder dankbar als Streitgenossen aufnimmt. Wo ein irreligiöser Verstand sich in der Religion breit macht, muß es notwendig auch eine unverständige Religiosität geben. Könnte man aber von diesem Standpunkte aus geneigt sein, den Pietismus zu entschuldigen, so muß er um so verwerflicher erscheinen, wenn man erwägt, daß die spekulative Theologie, welche sich bei unserer Jugend immer mehr Freunde erwirbt und dem Bedürfnis einer vertieften Auffassung der religiösen Wahrheiten die vollste Befriedigung verspricht, daß gerade diese der Gegenstand des wildesten Hasses der Parteien ist und seine Lager mit immer neuen Rekruten füllt. Ihr steigendes Wachstum ist es, woraus allein hinlänglich zu erklären ist, warum gerade jetzt und gerade unter unserer studierenden Jugend der Pietismus so sehr um sich greift. Denn gerade bei uns hat sie einen entscheidenden neuen Schritt zur tieferen und freieren Entfaltung ihres Prinzips getan, welcher allen denjenigen, die unfähig oder zu träg sind, im Zusammenhange zu denken — und nur ein solcher kann Pietist werden —, die Religion vielmehr zu zerstören, als zu vertiefen scheint.

Ein eigentümliches Gewand hat unser Pietismus durch A. Knapp angetan; er wurde modern, sentimental, er bequemte sich so weit den Kindern der Welt, daß er Almanachsform umnahm und seinen Christus im Frack einführte. A. Knapp hat ein ansehnliches Talent zur Poesie durch seine pietistische Umwendung schimmlicht gemacht. Er läßt Leonidas mit seinen gefallenen Tapferen, das Schwert noch krampfhaft in die Faust gepreßt, in herrlichem Zuge zur Unterwelt wallen, dann stoßen sie aber auf Abraham und Sara und müssen sie küssen. Seine poetische Theorie ist: alles Große und Schöne auch aus der profanen Welt soll Stoff der Poesie sein, aber nur, sofern es durch eine ausdrückliche Beziehung auf das Christliche geheiligt ist, er sagt zu dem Dichter: preise immerhin Griechenland in seiner Herrlichkeit, aber bedauere am Schlusse des Gedichtes lebhaft, daß Athen keinen Stadtpfarrer hatte, daß Homer kein Gesangbuch schrieb und Achilles keinen Konfirmationsunterricht genoß! Nichts soll in sich, in der Grenze und Bestimmtheit seines Wesens teilhaben an Gott, es soll erst dieser Tran priesterlicher Salbung,

dieses Christoterpentinöl darüber gegossen werden. Doch verlassen wir diese feuchten, dumpfen Höhlen und steigen in das Licht der Wissenschaft auf. Um die eigentümliche Weise, in welcher die neuesten Fragen der Spekulation von Strauß behandelt worden sind, aus dem schwäbischen Naturell begreiflich zu machen, werfe ich zuerst einen Blick auf das Gebiet der nicht streng wissenschaftlichen Debatte, auf die Art, wie sich der Schwabe im gewöhnlichen Leben zu gewissen literarischen Zeitfragen von allgemeinem Interesse zu verhalten pflegt.

„Wer da? Rahelist oder Bettinist? Göschel oder Richter? Diesterweg oder Leo?“ Erlauben Sie gütigst, daß ich erst dieses Schöppchen Wein in Ruhe austrinke, dann will ich mich entscheiden, vielleicht aber auch nicht. Spaß beiseite! Der Schwabe verhält sich, mit dem Norddeutschen verglichen, sehr indolent zu solchen Modefragen, mögen sie auch von wirklichem Interesse sein und es ihm an einem solchen im Hintergrunde gar nicht fehlen. Wie eifrig ventiliert man solche Dinge in norddeutschen Zirkeln! Wie schnell machen entgegengesetzte Meinungen Partei! Der norddeutsche Geist hat eine große Neigung zur Disjunktion, zu einem Entweder Oder, zu eifrigem Erfassen des einen von zwei entgegengesetzten Prinzipien, und hängt dann mit einer — dies Resultat haben mir wenigstens meine Beobachtungen gegeben — häufig etwas unfreien und unkritischen Begeisterung an der Autorität, für die er sich entschieden hat, wiewohl gerade durch die Friktion der hieraus entstehenden Polemik sein Interesse immer frisch, beweglich und universell erhalten wird. Unter den Studierenden in Berlin bemerkte ich eine Sektiererei, die in Tübingen unmöglich wäre. Der Schleiermacherianer hielt es für Frevel, bei einem Anhänger Hegels eine theologische Vorlesung zu hören, dem Jünger Neanders durfte man seinen Neander, dem Schüler Marheinekes seinen Marheineke nicht antasten. Ich hörte einmal Schleiermacher mit eigenen Ohren in der Ästhetik die aberwitzige Bemerkung vortragen: Das Relief bilde von der Malerei den Übergang zur Plastik schon deswegen, weil auch bei einem Gemälde, wenn man über dessen Fläche hinsehe, an Stellen, wo die Farbe dicker aufgetragen sei, kleine Erhabenheiten bemerkt werden. Dies erzählte ich nachher zwei Anbetern Schleiermachers, Männern von gesetztem Alter, um ihnen einen Spaß zu

bereiten. Wie schlecht kam ich an! Man begriff gar nicht, wie ich an Schleiermacher etwas lächerlich finden könne! Auch im Hörsaale hatte ich niemand lachen sehen; in Tübingen hätte Schleiermacher auch unter einer Schar der glühendsten Anbeter so etwas nicht sagen können, ohne eine große Heiterkeit zu erregen. Wäre in Norddeutschland nicht wirklich eine solche Neigung zu unkritischer Entschiedenheit für Prinzipien, Autoritäten, wie wäre es möglich, daß unter so vielen anderen selbst der bewegungsreiche, sinnige Rosenkranz dem zweiten Teile von Goethes „Faust", diesem frostigen, allegorischen, didaktischen, totgeborenen Kinde einer welken Phantasie, diesem Produkte, das Goethe der Jüngling und Mann, hätte man es ihm vorweisen und sagen können: dieses wirst du einst in deinem Alter machen, in ungläubigem Zorn an die Wand geschleudert hätte, solche Wichtigkeit beilegte und mit einem Ernste zu entziffern suchte, als könnten wir uns nicht ruhig ins Grab legen, ehe wir wissen, was die Mütter und der Homunkulus sind? Ist denn die Poesie dazu da, daß sie uns harte Nüsse zu knacken gibt? Ich sage: Stiefelwichse, denke mir dabei die Flüssigkeit der dialektischen Methode und schreibe dann meinem Freunde: „Ich habe ein Tüchtiges hineingeheimnisset; sie werden etwas aufzuraten bekommen."

In solchen Dingen verhält sich das schwäbische Urteil total verschieden. Der Schwabe nimmt wohl Notiz, aber er suspendiert sein Urteil und eilt nicht, sich ins Feuer der Debatte zu begeben. Ich will ihm dies gar nicht unmittelbar als Verdienst anrechnen, es ist zunächst die süddeutsche Bequemlichkeit, welche sich nicht beeilen will, aus dem Behagen der Unentschiedenheit herauszutreten. Doch ist dieses behagliche Element der süddeutschen Natur zwar nicht die Wirklichkeit, wohl aber die Möglichkeit der höheren, spekulativen Kritik: es schlummert darin der noch stille und unbewußte Gedanke, daß jede bedeutendste geistige Erscheinung auch ihre Mängel hat, und daß entgegengesetzte Prinzipien erst in einer höheren Einheit ihre Lösung finden. Die Schwaben haben einen guten Schatz von Humor; einer Erscheinung, die sich als unbedingt erhaben ankündigt, ihre Grenze aufzuweisen, ist ihr Witz jederzeit aufgelegt. Gesuchte Sprache, Bombast, forcierte Kraft, jede Renommage wird sehr schnell gefühlt und in das edle Naß des Humors untergetaucht. Einen Dichter wie Grabbe können wir nicht als eine schauderhaft

erhabene Erscheinung ansehen und wegen seiner bekannten moralischen Versunkenheit, als hätte er den fürchterlichen Riß seiner Seele notwendig mit Krambambuli ausfüllen müssen, gar noch bedauern; er ist uns einfacher Schnapslump, der einiges Dichtertalent dadurch verderbte, daß er sich durchaus zu einem Kraft- und Saftgenie aufblähen wollte. Was ist doch z. B. sein „Don Juan und Faust“ für ein rohes Produkt! In der bekannten Szene, wo Don Juan die Polizei in der Oper so zierlich-witzig neckt, gibt er bei Grabbe dem Polizeibeamten einen Faustschlag und prügelt ihn dann zur Tür hinaus: kann ein Mensch, der dieses Einfalls fähig ist, eine Ader reinen poetischen Gefühls haben? Die perfide Ironie eines Heine ist uns zwar eine zeitgeschichtlich merkwürdige, aber nicht die unheimlich große Erscheinung eines energischen Abfalls, sondern die leere Aufspreizung eines ungezogenen Subjektes. (Unter perfider Ironie verstehe ich nicht, was Heine z. B. im zweiten Teile seines „Salon“ über die Tendenz des modernen Geistes, insbesondere der deutschen Philosophie, Tiefblickendes gesagt hat, sondern seinen häßlichen Selbstgenuß in den häßlichen Mißklängen seiner Lieder, das charakterlos böswillige Ineinanderschillern halben Lobes und halben Tadels in seiner Darstellung der deutschen Romantik, überhaupt jenes Ich, dem es mit nichts Ernst ist als mit sich.) So sehr Heines Manier durch das große Talent, das sich von der anderen Seite in ihr offenbart, zur Nachahmung reizt, so hat er doch in Schwaben meines Wissens keinen Nachahmer gefunden, während sie an anderen Orten wie die Pilze aufschossen. Auch Freiligrath — so wenig er übrigens in diese Gesellschaft gehört — stößt durch ein überall sichtbares Haschen nach Kraft und gedrängter Erhabenheit in hohem Grade ab. Wenn jenes Gedicht, worin er den tragischen Vorgang zu Rathcormac in Irland erzählt*), in feierlicher Grandezza beginnt: „Ich lese jetzo wenig Zeitungsblätter“, so ist es ihm bereits gelungen, uns in vollkommene Heiterkeit zu versetzen, wenn er dann seine Erzählung mit den Worten schließt: „Ich bog mich schweigend vor in das Kamin, und eine Träne zischte in die Kohlen“, so wird uns noch vergnüglicher zumute, da ja einer Wendung, welche die Träne darstellt wie gemeines Wasser, nämlich mit einer akustischen Wirkung

*) Das Gedicht stand im Morgenblatte, ich zitiere aus dem Gedächtnisse einzelne Worte vielleicht ungenau, ich stehe aber für das Wesentliche.

desselben, nichts fehlt, um das ganze Wesen des Komischen daran zu deduzieren.

Man kann die echte philosophische Methode humoristisch nennen, da sie von keiner Wahrheit duldet, daß sie sich isoliere und der Ergänzung durch alle anderen entziehe; der Humor ist dialektischer Natur. Ich glaube daher behaupten zu dürfen, daß der schwäbische Humor bereits die spekulative Anlage verrät. Der schwäbische Genius hat es aber an Ort und Stelle bewiesen, daß er spekulativ ist. Wer es zufällig nennen will, daß der Reflexionsdualismus Kants und Fichtes von Norddeutschen, die poetisierende Identitätsphilosophie Schellings und die durch das skeptische Moment, das sie in ihre Methode aufnahm, um es zu überwinden, auch gegen den Verstand gewaffnete dialektische Philosophie Hegels von Schwaben ausgieng, der mag es; er sehe aber zu, daß ihm dann nicht die Geschichte überhaupt, wie sie die Völker und Stämme zu Werkzeugen ihrer Fortschritte gebraucht, zu einer losen Schnur von Zufällen werde.

Hier wird man mich sogleich fragen: wie kommt es denn, daß um die Philosophie so hochverdiente Geister ihr System nicht in der Heimat ausbildeten und in dieser die gesuchte Stätte — Schelling und Hegel bewarben sich um eine Lehrstelle in Tübingen und wurden um ihrer Ansichten willen abgewiesen — nicht fanden? Wenn die Schwaben spekulativ sind, warum haben sie denn ihre spekulativen Köpfe ausgestoßen? Dieser Widerspruch wurde schon oben zugegeben. Der spekulative Geist Schwabens wanderte in das Ausland; ob er Schwaben ursprünglich angehörte, muß sich dadurch bewähren, daß er zurückwandernd wieder daselbst ein Obdach fand. Wo fand er es aber? Bei unseren Staatsdienern nicht; bei unseren Gelehrten nicht; bei unseren Universitätslehrern — einen kräftig freien Geist ausgenommen*) — nicht; er fand es bei einem kleinen Häuflein Studierender, das sich allmählich mehr und mehr ausbreitete, von älteren zu jüngeren Promotionen fortsetzte, aber noch immer isoliert und mit der herrschenden Denkweise des Vaterlandes im Widerspruche steht. Hier kommt es darauf an, wo man die Intelligenz eines

*) S. hierüber, sowie über manches, was in der Zeit von 1838 bis 1844 sich verändert hat, die Berichtigungen im Zusatz, unten S. 105.
Anm. d. Herausg.

Landes repräsentiert, seine geistige Quintessenz findet. Deutschland darf auf seine Universitäten hinweisen und sagen: hier ist mein Mark und mein Stolz. Die Deutschen sind das denkende Volk durch ihre Universitäten, ihnen hat die Weltgeschichte die Reformation zu danken und der Geist jeden bedeutendsten seiner Fortschritte. Das deutsche Philistertum übertrifft in ihnen sich selbst und erkennt sich in diesem besten Auszuge seiner Kräfte staunend selbst nicht wieder. Wenn in einem deutschen Lande das edelste Produkt der heimischen Intelligenz zuerst ausgestoßen, und nachdem es zurückkehrend bei jüngeren Generationen Anerkennung gefunden hat, auch dann noch von der Mehrzahl perhorresziert wird, so ist dies derselbe Fall, wie wenn der Fuß oder Bauch nach dem Kopfe hinaufsähen und fragten: Der Tausend! was sitzt denn da oben für ein Ding?

Es ist bekannt, daß das Mittel, wodurch Schwaben von alters her sich auf der Höhe deutscher Geistesbildung gehalten hat, namentlich in seinen Schulen zu suchen ist und in deren Mittelpunkte, den klösterlichen Erziehungs- und Unterichtsanstalten, welche wieder rückwärts auf die unteren Gymnasien wirken, namentlich indem sie die Lehrer an denselben anspornen, ihre Schüler dahin zu bringen, daß in diesen die Springfeder unserer Bildung zu suchen ist — was dann auch den übrigen Schülern zugute kommt, die nicht Theologen sind, und auf die höheren Anstalten, indem sie ihnen ihre besten Lehrer zu liefern pflegen. Diese Seminarien sind — ein neuer Beweis, daß in dieser die Springfeder unserer Bildung zu suchen ist — mit der Reformation gegründet und seit einiger Zeit auch von der katholischen Kirche nachgeahmt worden. Ihre Einrichtung setze ich hier als bekannt voraus. Die niederen Seminarien, worin die Zöglinge vier Jahre zubringen, um für die Hochschule herangebildet zu werden, haben ihren vorzüglichsten Wert in den gründlichen klassischen Kenntnissen, welche hier der Zögling als einen Schatz der Humanität für sein ganzes Leben erwirbt, und wozu schon vorher durch den guten Schulsack, der seit alter Zeit ein Ruhm der Württemberger ist, ein tüchtiger Boden gelegt ist. Es gieng ein Sprichwort: aus einem württembergischen Magister kann alles werden, das in Graf Reinhard, Pair von Frankreich, eine glänzende Bestätigung fand und sich namentlich auf diese Humanitätsstudien berief, welche den Geist zu einem allseitig menschlichen Interesse für jede Gestalt des Wissens

und Wirkens ausweiten. Übrigens ist der Württemberger als eigentlicher Philologe nicht mehr so gesucht und berühmt wie früher; solche Erzlateiner und -griechen wie sonst liefern unsere Seminarien nicht mehr. Freilich haben sich in neuer Zeit im übrigen Deutschland die Schulen außerordentlich gehoben und die Einzigkeit Württembergs in dieser Beziehung kann schon deswegen nicht mehr behauptet werden; es kommt aber noch ein wichtiger Grund hinzu. Die Philologie wurde früher zwar sehr gründlich, aber auch großenteils geistlos mechanisch und sehr auf Kosten anderer, namentlich philosophischer, Studien getrieben. Nur daraus, daß der gründlich eingeprägte Stoff vielfach auf vortreffliches Land stieß, sind die edlen Früchte zu erklären, welche oben als Erzeugnis jener klassischen Studien gerühmt wurden: dies kommt aber selbst wieder auf Rechnung unserer Anstalten, indem diesen durch die Konkursprüfungen stets eine Auswahl besserer Köpfe zugeführt wird. Der wissenschaftliche Geist hat sich nun aber seit mehreren Dezennien hierin wesentlich verändert; er dringt nicht mehr auf bloße Kenntnisse, sondern auf Erkenntnis, und so hat auch Württemberg, seit es der Welt einen großen Dichter und zwei große Philosophen gegeben, seinen alten philologischen Ruhm diesem höheren geopfert. Ein Schulmann vom alten Schlage sagte, er begreife nicht, wie dieser Schelling so berühmt geworden, er habe doch immer ein besseres „Argumentle“ gemacht als dieser: noch gibt es — es ist unglaublich, aber ich garantiere — bei uns Philologen, welche meinen, die neue Philosophie könne schon darum nichts taugen, weil man sie nicht ins Lateinische übersetzen könne. Daran läßt sich recht erkennen, welch ein zweideutiges Ding die frühere Höhe unserer philologischen Bildung war. Die Zöglinge unserer Seminarien, wenn sie von dem niederen in das höhere zu Tübingen übertreten, werfen sich gewöhnlich mit Beiseitelegung der Philologie auf Philosophie und Theologie, und dies ist wenigstens gewiß besser, als wenn sie die Philologie in der alten Manier forttreiben würden.

Die großen Mängel unserer Seminarerziehung überhaupt aber, um diese der Betrachtung ihrer höheren Vorzüge voranzuschicken, haben ihre Quelle darin, daß diese Anstalten zu einer Zeit gegründet wurden, als man sich vom Katholizismus zwar im Prinzipe losgesagt hatte, aber der wesentliche Unterschied zwischen den protestantischen und katholischen Geistlichen noch nicht klar war. Der Geistliche sollte

ein Mensch sein, wie andere, dies hatte man eingesehen und den Zölibat aufgehoben, aber bis er zu öffentlicher Wirksamkeit hervortrete, müsse er, meinte man dennoch, ein Mönch bleiben. Man sprach dies, obwohl äußere Gründe zur Wahl dieses Lokals die nächsten waren, schon dadurch aus, daß man die Seminarien in eben ausgeleerte Klöster verlegte und die Klausur, ja die Kutte einführte. Noch unsere Väter giengen als vierzehnjährige Knaben in langen rauhhaarigen Kutten, in Tübingen saßen noch vor etwa fünfzehn Jahren die Seminaristen mit Überschlägchen, welche jederzeit scharfe Ordonnanz waren, hinter dem Bierspiele und befeuchteten die heiligen Läppchen mit profanem Naß. — So war denn der vierzehnjährige Knabe der Familie entrissen, hinter Schloß und Riegel mit zwei bis drei Dutzend Kameraden eingepfercht und von der argen Welt mit ihrer Lust abgeschlossen. Eben in diesem Alter soll in dem bildsamen Gemüte der erste Grund nicht nur zur höheren geistigen, sondern auch zur Weltbildung gelegt, namentlich der Körper zu einem beweglichen, formgewandten Werkzeuge der Seele herangezogen werden, diese soll sich in den Besitz ihres Leibes setzen, damit derselbe nicht störrisch sich weigere, ihr als Ausdruck ihrer Empfindungen, als Hand ihrer Entschlüsse zu dienen. Die Mutter namentlich ist gerade jetzt unentbehrlich, sie soll dem Knaben sagen: Das und jenes ist schicklich oder unschicklich, so und so verbeugt man sich, damit man keine lächerliche, holperige Figur macht; der werdende Jüngling soll in Gesellschaften gebracht werden, soll die Bildungsschule im Umgange mit dem anderen Geschlechte beginnen; soll lernen die Zerstreuungen und Vergnügungen der Welt mit vernünftiger Freiheit genießen, soll durch eigene Erfahrung frühe einsehen, daß in diesen Genüssen der unendliche Reiz nicht zu finden sei, den die unerfahrene Phantasie hinter ihnen sucht, damit nicht spät der reife Mann diese Erfahrung unendlich mühsamer nachzuholen habe. Dabei bedarf er Aufsicht und Anleitung, diese wird ihm eben im Schoße der Familie. Was tut nicht allein der Umgang mit einer Schwester, um einen Menschen zu bilden! Wird er aber auch der eigenen Familie oder sie ihm entrissen, die Form der Erziehung, die er auswärts findet, muß notwendig derjenigen so nahe als möglich kommen, die in der Familie stattfindet, er muß womöglich wieder einer Familie übergeben werden. Die Aufsicht im Seminar kann den Verlust dieser

Form der Erziehung keineswegs ersetzen. Mögen die Vorsteher ihre Zöglinge so scharf als möglich bewachen, so oft als möglich ermahnen, hier und da in ihre Familie ziehen, wie wenig ist damit getan, da den größeren Teil der Zeit über der Rohere mit dem Bessern, derjenige, der edlere und feinere Sitten hat, mit dem Unbeholfenen und Rüpelhaften zusammengesperrt ist und so diese unreifen Menschen ihrer gegenseitigen Erziehung überlassen sind! Wenn sie hie und da ins Städtchen zu einer Familie kommen, wenn sie in den Ferien alle Halbjahre die Ihrigen wiedersehen, wie unzureichende Mittel gegen die aus dieser Zusammensperrung entspringende Verwilderung wenigstens im Formellen, Verschüchterung und Verrumpfung! Dr. Steudel sagte zur Verteidigung unserer Seminarien in dieser Beziehung: Haben wir erst einen Edelstein, zum Schleifen ist immer noch Zeit! Hier liegt eine falsche Trennung des Inneren und des Äußeren zugrunde. Zu einem Edelsteine gehört von vornherein Menschenkenntnis, Weltbildung, Sicherheit in der Form, Ablegung knabenhafter Schüchternheit, Humanität. Dieses scheinbar bloß Äußere ist gar nichts Unwesentliches, das so nachträglich auch noch könnte mitgenommen werden. Oder, wenn man will: *weil* es unwesentlich ist, ist es *wesentlich*, *das heißt*: weil es nicht der Mühe wert ist, lange Zeit auf die Form zu verwenden, soll man die Sache frühe abmachen, um nicht als alter Mann mit Verlegenheiten und Ängsten sich herumzuquälen, worüber der sechzehnjährige junge Mensch hinaus sein sollte. *Weil* der Körper bloßer Körper ist, *weil* er zum Mittel des Geistes herabgesetzt werden soll, muß man ihm seinen Eigensinn sobald als möglich nehmen, damit es nicht zu spät werde und er so verknöchere und verknorre, daß nichts mehr mit dem steifen alten Knechte anzufangen ist. Ist die rechte Zeit, wo das Wachs noch weich ist, versäumt, so nützen nachher Reisen, Umgang mit der Welt nichts mehr, man bleibt zeitlebens ein halber, ungelenker, blöder, unfreier, gebannter Mensch. Ich habe hier nur vom Körper gesprochen, aber man vergesse nicht, daß unvollendete Bildung dieses Organs, wie sie im Innern ihren Sitz hat, von außen wieder nach innen schleicht, um ein Gefühl der Unsicherheit und Zweckwidrigkeit in der Seele selbst zu erzeugen. Einer, der da sitzt und nicht weiß, wohin mit den Händen, ist nicht bloß mit den Händen, sondern mit der ganzen Seele in Verlegenheit, und diese Verlegenheit

hindert ihn vielleicht, seine besten Gedanken herauszusagen, er hat also, indem er das Äußere versäumte, auch das Innere versäumt —: kurz, die Versäumnis formeller Bildung ist ein sittliches Übel, und es gehört dieser Punkt, wie die Pflicht der Reinlichkeit und manche von manchem Tugendhelden oder Gottesmanne verachtete ähnliche Pflicht in das System der Moral.

Im Seminar zu Tübingen haben die Zöglinge etwas mehr Luft, aber das Übel ist doch nicht gehoben, und man kennt den Seminaristen leicht an einem blöden und unfreien Zuge, der ihm bleibt. Seine innere Bildung steht in einem großen Mißverhältnisse zu seiner äußeren; im Gefühle dieses Mangels zieht er sich auf den Wert seiner Bildung zurück, und hieraus entsteht nun ein ganz eigenes Geschmäckchen gegenüber dem Studierenden in der Stadt. Er ist sich bewußt, daß dieser den abgesperrten, strenge bewachten, immer noch in mehreren Beziehungen mönchisch gehaltenen Kommilitonen etwas über die Achsel ansieht, er sucht dafür eine Satisfaktion darin, daß er ihn seine durch die viele wissenschaftliche Anleitung, die er genießt, meist gediegenere und umfassendere geistige Bildung fühlen läßt, und so entsteht eine eigene Mischung von Barbarei, von einem Gefühle des Gedrücktseins und von Bildungsstolz, wohlweisem Wesen, welche den Seminaristen seinen Kameraden außer dem Seminar schwer umgänglich macht. Zu allem kommt noch die angeborene Schwerfälligkeit schwäbischer Natur, und so bleibt von dieser Erziehung lebenslang ein Rest von Verschüchterung, der Geist ist bei allem Reichtume wie mit eisernen Reifen gebunden, er kann, wo es sich nicht um wissenschaftliche Mitteilung handelt, nicht heraus, nicht über die Schwelle, er stottert und stolpert. Ich weiß dies alles aus eigener Erfahrung, denn ich bin selbst durch diese Anstalten gegangen, und man mag aus diesem Geständnisse sehen, daß ich auch hier niemand verletzen will.

Inzwischen, es ist freilich leicht, diese Mängel unserer Anstalten zu bemerken, aber schwer zu sagen, wie die unverkennbaren Vorzüge derselben ohne diese Mängel bestehen könnten. Die Einrichtung derselben, nachdem sie vieles von ihrer früheren Härte nachgelassen, nachdem sie sogar bunte Kleider gestattet hat, verharrt im übrigen bei ihrer Strenge aus dem Grundsatze, daß der Jüngling auch in den Jahren, die er auf der Universität zubringt, noch keineswegs selb-

ständig genug ist, um sich ganz überlassen zu sein, sondern einer Leitung und Aufsicht bedarf. Wie dieses ohne einige Klausur und andere Legalitätsgesetze durchzuführen wäre, ist schwer zu bestimmen, aber es wäre sehr der Mühe wert, daß unsere Universitäten sich mit einer gründlichen Erörterung der Frage beschäftigten: wie können wir die Studierenden einer näheren Aufsicht und Anleitung unterwerfen, ohne doch ihre Freiheit zu sehr einzuengen? Die Seminareinrichtungen haben manchen vor Trägheit und Leichtsinn bewahrt, aber auch manchen aufgeweckten Kopf zugrunde gerichtet, dessen Freiheitsgefühl den Käfig nicht ertragen konnte, der aus Trotz die Gesetze zu Boden trat und in wildem Übermaße die lange vorenthaltenen Genüsse des Lebens nachholte. Freilich hängt die ganze Einrichtung mit den ursprünglichen Stiftungen zusammen, welche ein Zusammenleben der Zöglinge fordern und nur unter dieser Bedingung ihre Wohltaten reichen können, übrigens durch die reelle Unterstützung, die hier so mancher Unbemitteltere genießt, zu den schönsten und ruhmvollsten Erscheinungen in Schwaben gehören.

Es war bisher von den mangelhaften Seiten dieser Anstalten die Rede; ihre großen Vorzüge und Wirkungen sollen nicht verkannt werden. Noch abgesehen von den schönen Früchten der wissenschaftlichen Anleitung, welche hier der Studierende genießt, müssen wir auch das Schöne anerkennen, was die Strenge der Aufsicht, die Enge des Zusammenlebens in dem geistigen Leben der Zöglinge, freilich ohne das Verdienst ihrer Absicht zuschreiben zu dürfen, bewirkt. Das enggemeinschaftliche Heranwachsen jugendlicher Naturen bildet Freundschaften für das Leben, gestützt auf den festen Grund gemeinsam durchwanderter Bildungswege des Geistes; man sieht sich gegenseitig werden, man teilte sich die Ansichten frisch, wie sie gewonnen sind, mit, bekämpft sich, spornt sich an, tauscht sich aus, und alles dies so innig, wie es nur zwischen Zimmer-, Schlaf- und Tischgenossen möglich ist. Ich möchte die Erinnerung an dies Zusammenleben, ich möchte die geistige Verbindung mit einer enggeschlossenen Zahl von Freunden, die eine gemeinschaftliche Überzeugung zusammenhält, worunter ich sogleich Strauß nenne, ich möchte diesen fürs Leben gewonnenen Schatz des Geistes um keinen Preis der Welt hergeben. Einer größeren Anzahl junger Leute, die sich in diesen Anstalten zusammenfinden, fehlt es nie an originellen Individualitäten, die

entweder selbst witzig oder Ursache sind, daß andere witzig werden; ein eigentümlicher Lokalhumor, ein komischer Sagenkreis, ein Lexikon von Spitznamen, eine Reibung erfinderischer Neckereien bildet sich, eine Jugendlust, die mancher hinter den grauen Klostermauern nicht gesucht hätte. Hier wirkt die Friktion mit dem bitter empfundenen Zwange als mächtiger Hebel mit, die List umgeht in heiteren Maskeraden das Gesetz und parodiert den bitteren Ernst grämlicher Vorgesetzter durch joviale Satire.

Das wichtigste ist jedoch die Anleitung in den Studien, die der Seminarist genießt. Die niederen Seminarien sind Schulen, der Zögling empfängt allen Unterricht von seinen Vorgesetzten; der Seminarist in Tübingen hört Vorlesungen der Universitätslehrer, wie die anderen Studierenden, aber die Folge der Vorlesungen, die Zweige der Wissenschaft, die er je in einem Semester vorzunehmen hat, sind durch einen Studienplan gesetzmäßig bestimmt, und er ist der Frage, wie er seine Studien sukzessive ordnen soll, überhoben, ohne daß jedoch der einzelne, der ein Lieblingsfach hat, allzusehr beschränkt würde. Außerdem aber wird sein Studium durch Repetitionen, loci, Aufsätze und Examina aufs wirksamste gefördert. Die Repetitionen und loci über Philosophie und Dogmatik werden von den Repetenten in examinatorischer Form gehalten; hier zeigt sich, ob der Zögling seine Vorlesungen repetiert und durch selbständiges Privatstudium ergänzt, hier lernt er fühlen, in welchem Punkte er noch schwach und unsicher ist, hier wird ihm im Dialog mit dem Repetenten vieles licht, was ihm unklar war, die Pointe in einer Sache, in einer philosophischen, dogmengeschichtlichen Streitigkeit usw. kommt ihm zum Bewußtsein. Das wichtigste sind die Aufsätze. Jeder Zögling muß halbjährlich einen größeren Aufsatz über eine durchgreifende Hauptfrage in der Wissenschaft, der das jeweilige Semester gewidmet ist, abliefern; dieser wird vom Repetenten korrigiert, genau mit ihm durchgesprochen und dann ein Zeugnis darüber ausgestellt; am Ende des Semesters wird ein kleinerer Aufsatz über einen Nebenzweig, wobei freiere Wahl ist, eingegeben und ebenso behandelt. Man wende gegen diese Arbeiten nicht ein, daß sie gezwungen sind. Mancher beginnt vielleicht die Arbeit nur aus Zwang, der Gegenstand hat ihm noch kein Interesse abgewonnen, weil er den Zusammenhang, das Moment in demselben noch nicht

kennt; aber er arbeitet sich in den Stoff hinein, es setzt sich ein Interesse in ihm an, es wächst, und er vollendet mit Eifer und Lust die ungern begonnene Arbeit. Nun hat ihm das tief eingreifende Thema in die ganze Wissenschaft einen Blick eröffnet, er hat für das Ganze ein Interesse gewonnen und arbeitet mit frischem Mute weiter. Man mag an den Seminarien tadeln, was man will, der Wert dieser Einrichtung ist unbestreitbar und hat Hunderte für die Wissenschaft gewonnen. Unbegreiflicherweise ist ganz neuerdings hierin eine Änderung getroffen, nach welcher statt des umfassenderen Aufsatzes neben dem kleineren drei kurze in jedem Semester eingeliefert werden sollen, zu deren Ausarbeitung nur ganz wenig Zeit gegeben ist; hoffentlich wird diese Maßregel, die das Beste an der ganzen Anstalt zerstört, nicht von Dauer sein. — Erwägt man nun, daß in der neueren Zeit in fast alle positiven Wissenschaften, in die Theologie namentlich, der Geist der Philosophie eingedrungen, daß dadurch jede einzelne in das Licht eines neuen Zusammenhanges mit allem Wissenswerten getreten ist, nimmt man dazu, wie durch das enge Zusammenleben ein beständiger lebendiger Ideenaustausch zwischen den Zöglingen besteht, bedenkt man endlich, daß diese von vornherein eine durch Prüfungen gewonnene Auswahl der fähigeren Köpfe sind, so wird man sich nicht wundern, wenn man unter den Seminaristen das universellste Interesse für allgemeine Bildung, wenn man sie am häufigsten in solchen Vorlesungen trifft, die man nicht gehört haben muß, um ein Fakultätsexamen zu machen. Bei den übrigen Studierenden findet sich im Durchschnitt mehr bloßes Brotstudium, doch kann gerade neuerlich über Mangel an allgemeinerem Interesse weniger geklagt werden als je, und man findet in Tübingen vielleicht mehr als auf irgendeiner anderen kleineren Universität Studierende aller Fakultäten in Vorlesungen allgemeineren Inhaltes; so daß auch von dieser Seite her der Zweifel sich begründet, ob eine so abgeschlossene Anstalt, wie dieses Seminar, ein unentbehrliches Mittel geistiger Erziehung sei, ob nicht die fortgeschrittene Zeit wünschen müsse, jene Vorteile, die der Seminarist in der systematischen Leitung seiner Studien besitzt, ohne den Mechanismus der übrigen Einrichtungen realisiert zu sehen. — Auch im katholischen Seminar, das in seiner Einrichtung ganz das protestantische zum Muster genommen, nur die Strenge der Gesetze gemäß der kon-

fessionellen Differenz verstärkt hat, regt sich auf erfreuliche Weise der Sinn für Philosophie und allgemeine Wissenschaften, der aber von den Oberen soviel als möglich eingegrenzt wird, da namentlich der Geist des Möhlerschen Wirkens, der sehr markierte Spuren zurückgelassen hat, eben nicht geeignet war, hierin einen liberalen Sinn aufkommen zu lassen.

Ein weiterer Vorteil, den der Seminarist genießt, sind die halbjährlichen Examina, welche die Anstalt mit ihm vornimmt. Außer dem Gewinne an Stoff des Wissens, den diese mittelbar durch die Notwendigkeit der Vorbereitung zuführen, zieht er aus ihnen den weiteren, daß er eine Fertigkeit in schneller, durch eine vorgeschriebene Zeit gedrängter Darstellung seines Wissens bekommt und die Examinandenangst ablegt, wodurch er in der Fakultäts- und Dienstprüfung einen wesentlichen Vorsprung gewinnt. — Ob die auf die Resultate der Aufsätze, loci, Semestralprüfungen gegründete Lokation, welche von Alters her ein bedeutendes Moment im württembergischen Erziehungswesen bildet, mehr Gutes oder mehr Übles stifte, greift in eine Streitfrage ein, die hier nicht untersucht werden kann.

Ich hätte nun den Zustand unserer Universität im großen zu schildern und von dem Geiste der Studierenden auf den der Lehrer überzugehen. Da ich jedoch durch die Natur meines Gegenstandes angewiesen bin, hier nur vom Zustande der höchsten Wissenschaften, der Philosophie und Theologie zu reden, dieser aber zur Sprache kommen muß, wenn wir der geistigen Entwicklung der Persönlichkeit folgen, welche das letzte Augenmerk dieser Charakteristik ist, so breche ich hier ab, um Wiederholungen zu vermeiden. Was wir im Gebiete der übrigen Wissenschaften an vortrefflichen Lehrern besitzen, müßte eine Darstellung unserer Universität, die nicht an sich mein Zweck ist, aufzeigen. Meine Aufgabe ist, darzutun, wie sich das schwäbische Naturell zu den wesentlichsten Fortschritten in denjenigen Gebieten der Wissenschaft verhielt, in welchen das Mark aller Intelligenz zutage kommt, und welche durch die Art, wie sie behandelt werden, unmittelbar einen Maßstab für den innersten Geist des Behandelnden abgeben. — Daß der Lebensgeist der neueren Philosophie auf unserer Universität geringen oder keinen Einfluß auf die Behandlung der Natur-, der Staats- und der Rechtswissenschaft ge-

wonnen hat, darüber mag man sich immerhin mit dem Gedanken beruhigen, daß diese vorherrschend positiven Gebiete noch am ehesten ihren Weg für sich fortgehen können, bis endlich Empirie und Philosophie bis dahin vorgeschritten sein werden, wo sie sich durchdringen müssen.

Gehen wir nun zu der Persönlichkeit über, die wir mit beständigem Rückblick auf dem bisher geschilderten provinziellen Boden, in dem sie wurzelt, zu charakterisieren gedenken, so ist freilich sogleich auszusprechen, daß diese Charakteristik nicht für Leser ist, welche zum voraus beschlossen haben, zweierlei nicht zuzugeben und anzuerkennen.

Das eine: daß der Schritt, welchen nicht nur die Theologie, sondern der Geist überhaupt durch Strauß getan hat, von universell historischer Bedeutung sei. Ich weiß recht wohl, daß Strauß kein Hegel, kein Kant, kein Luther, noch viel weniger gar ein Christus ist. Das Wirken dieser sämtlichen Heroen des Geistes hatte eine doppelte Seite, eine positive oder produktive und eine negative oder zerstörende; die produktive aber überwog, und die negative war nur eine Kehrseite derselben. Die religiösen Heroen, die ich hier nannte, unterscheiden sich von den philosophischen dadurch, daß jene ein zwar im Keime vorbereitetes, aber ebensosehr dennoch spezifisch neues Prinzip in die Welt einführten, ohne es systematisch zu entwickeln, sondern so, daß es als unmittelbare Macht in die Gemüter eindrang; wobei wir zunächst davon absehen können, daß der eine eine neue Religion, der andere nur innerhalb dieser eine spezifisch neue Vertiefung ihres Prinzips realisierte. Die Philosophen dagegen systematisierten ein in den Geistern ihrer Zeit bereits objektiv ausgebildetes Prinzip zu einem Gebäude des begreifenden Gedankens. Strauß hat das seiner Kritik zugrunde liegende Prinzip, welches allerdings sehr positiver Natur ist, das der Immanenz Gottes in der Welt, weder auf die erste, noch auf die zweite der genannten Weisen produziert, sondern er hat es ausgebildet vorgefunden, und das Neue, was er tat, bestand darin, daß er es nach einer Seite hin, nach welcher es noch nicht seine ganze Entwicklung und Vertiefung erreicht hatte, flüssig machte, so daß, was in diesem Gebiete noch geistig unverarbeitet, unvermittelt lag, von diesem flüssigen Geiste absorbiert wurde. So verhielt er sich also zum Positiven aufnehmend

und die negative Tätigkeit überwog. Strauß ist kein schöpferischer, sondern ein kritischer Geist. Aber darum darf man das Gemeinsame, was er mit jenen Heroen hat, nicht verkennen, denn weder tritt bei ihm die positive, noch bei jenen die negative Seite so weit zurück, als es scheint. Oder was war denn der Stifter unserer Religion anders, als der erste große und durchdringende Rationalist, der erste große von Sokrates vorgebildete Ketzer, den die Orthodoxen seiner Zeit ans Kreuz schlugen? Die damaligen Schriftgelehrten meinten gerade ebenso ohne das Positive in ihrer Religion nicht bestehen zu können, wie die jetzigen. Die Katholiken hielten Luther gerade ebenso für einen reinen Zerstörer, wie die jetzigen katholischen Protestanten die neue Kritik für rein demolierend halten. Man sagt gegen Strauß, was Jahrhunderte und Jahrtausende heiliggehalten, sollte nicht mit frevelhafter Hand eingerissen werden; ganz eben dasselbe wurde gegen Jesus und Luther vorgebracht, ganz ebendasselbe gegen jeden Fortschritt des menschlichen Geistes nicht nur in den höheren, sondern auch in den niederen, die äußere Kulturgeschichte betreffenden Sphären; so hat man die Entdeckung des Kopernikus, so die Buchdruckerkunst als etwas Teuflisches bekämpft, und der Bauer urteilt über einen neuen einfacheren Pflug ganz ebenso, wie der Supranaturalist über das „Leben Jesu“ von Strauß. Von jeher hat sich die Menschheit gegen ihre Wohltäter, am meisten gegen die Befreier des Geistes, mit Händen und Füßen gesträubt und ist mit Spießen und Stangen auf den Geist losgegangen; denn „aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, und die Gewohnheit nennt er seine Amme“.

Umgekehrt ist in einem Unternehmen, wie das Straußische, weit mehr Positives, als es scheint. Die zugrunde liegende Metaphysik ist zwar nicht von Strauß aufgebaut, aber mehr als in irgendeiner Sphäre ist in der Philosophie die Aneignung des Fremden ein eigenes Produzieren, und wenn ich das Beste, was deutsche Philosophie erzeugt hat, frei in mich aufnehme, so darf ich sagen: Ich habe es miterzeugt. Strauß hat den Stoff seiner neutestamentlichen Kritik zum Teile aus den früheren Leistungen dieser Wissenschaft aufgenommen; aber die Konzentrierung des vereinzelten Stoffes in den Brennpunkt einer durchgreifenden Einheit ist wahrlich kein bloß formelles Verdienst, sondern war nur durch einen sehr positiven Akt der Intelligenz möglich. Dies bestätigt sich schon dadurch, daß man

es mit den Einwürfen der Kritik, solange sie vereinzelt waren, leicht nahm, als sie aber in dieser geschlossenen Phalanx vordrangen, ihr Gewicht einen so erschütternden Eindruck machte. Dieser Eindruck ist eine Tatsache, an welcher gemessen die erkünstelt vornehme Geringschätzung einiger kleiner Geister, welche in bettelhafter Armut an besseren Mitteln die ganze Erscheinung für unbedeutend erklären, eine mehr als lächerliche Rolle spielt. Die Hauptsache aber ist, daß jenes erste und dieses zweite Moment in Strauß ihre Wirkung vereinigen. Die Macht seiner negativen Kritik ruht auf der Macht seiner positiven Metaphysik. Mit der Kritik eines platten Rationalisten oder eines Frivolen kann man leicht fertig werden, weil sie keine Basis hat, aber wenn eine Kritik anrückt, die auf dem festen Boden einer echt religiösen Weltanschauung ruht, dann wird es ernst.

Ich möchte Strauß mit einem scharfen Winde vergleichen; die dicken Dünste, die dieser zerstreut, erscheinen dem äußerlichen Anblicke freilich konkreter und reeller, als seine reinigende Kraft, aber in den Wirkungen fühlt man, daß die neue gesunde Luft das Reellere ist gegen den Qualm der Atmosphäre und die glänzenden Wolkengestalten.

Das andere, was ich als anerkannt voraussetze, ist der richtige Begriff der Entwicklung. Wer diesen nicht kennt, wird große Augen machen, wenn es zunächst den Anschein haben wird, als erzähle ich die geistige Geschichte nicht eines Kritikers, sondern eines Dichters, eines Mystikers. Wenn er liest, daß Strauß einst ein enthusiastischer Freund der Romantik, Schellings und J. Böhmes war, daß er für die Erscheinungen des Somnambulismus schwärmte, so wird er sagen: nun, da haben wir's: ein haltloses Subjekt, das unstät von einem Standpunkt auf den anderen überspringt und wohl auch seinen jetzigen bälder oder später mit dem anderen Extreme vertauschen wird! Einen solchen zu belehren, wie gerade der starke und gesunde Geist durch eine Stufenfolge einseitiger Richtungen sich so entwickelt, daß je in der folgenden reiferen das Wahre aus der vorhergehenden unreiferen als verarbeiteter Nahrungsstoff enthalten bleibt, dazu ist hier nicht der Ort. Wenn ich ihn an Goethes Biographie verweise, wird er mir den Rücken kehren, und wenn ich sage, eben jener frühere Mystizismus unseres Freundes, dessen gesunder Kern in seinem jetzigen klareren Standpunkte

fortlebt, mache schon zum voraus wahrscheinlich, daß auch seiner Kritik keine zerstörende Metaphysik zugrunde liege, so wird er sich wieder umdrehen und mir ins Gesicht lachen.

Lassen wir ihn stehen und wandern nach der Stadt Ludwigsburg mit ihren breiten menschenleeren Straßen, ihrem verfallenden großartigen Parke, auf deren melancholischen Plätzen die Kinderwelt weiten Raum für ihre Spiele und für ihre Phantasie hat, um manche unheimliche Sage, die sich besonders an die Hallen des öden Schlosses knüpft, mit romantischem Schauder zu hegen. Hier wurde Strauß 1808 geboren, das Kind eines wohlhabenden Kaufmanns, in dessen Hause schlichte bürgerliche Sitte und altprotestantisch religiöser Sinn, doch ohne düstere Strenge, herrschte. Ob in einer Familie ein guter Geist, der Geist der Humanität lebt, will ich daran erkennen, wenn in ihr dasjenige Raum hat, was ich Familienhumor nennen möchte: ein Verhältnis, worin die Familienglieder, der gegenseitigen Achtung und Liebe sicher, sich nichts zu vergeben fürchten, wenn eins dem anderen gestattet, seine unschädlichen Schwächen mit gutmütiger Neckerei aufzuziehen. Dieser freundliche Geist gieng hier besonders von der Mutter aus, einer einfachen, naiven Frau von kerngesundem Gemüte und vielem Talente des Bildes und der Anschauung, streng zur rechten Zeit, aber stets bereit, das Originelle an den Ihrigen, wo es sich komisch darbot, mit Heiterkeit zu dulden und umgekehrt selbst den Kindern den Scherz zu gönnen, den ihnen diese oder jene ihr selbst entschlüpfte Naivität bereitete, ohne die halbgelehrte Bildung, die jetzt Honoratiorentöchtern gegeben wird, mit ihrer ganzen Denkweise im volkstümlichen Elemente wurzelnd, voll Sinn für Naturschönheit, eine Freundin von Volkssagen, Volkswitz, Märchen, aber wohlbegabt, um auch solche Erscheinungen, die aus dem Kreise einer reflektierteren Bildung hervorgehen, zu verstehen und zurechtzulegen, daher keineswegs ohne Ironie und ohne mancherlei skeptische Ansichten über orthodoxe Begriffe. Strauß hat von ihr sein Talent, wie denn gewöhnlich bedeutende Naturen dieses von der Mutter erben; sein Talent, d. h. zunächst namentlich die Gabe der klaren Anschauung, woraus sowohl die poetische Kraft, als auch nach einer Seite hin, sofern sie nämlich durch den Versuch, eine Sache in ihrem Detail sich anschaulich zu machen, auf ihre Zweifel geführt wird, die Spürkraft der Kritik fließt.

Vom Vater, einem etwas herb auftretenden, zum Jähzorn geneigten, übrigens dem Zarten und Lieblichen, wo es sich in der Natur und Poesie darbeut, keineswegs verschlossenen Manne, hat er seine Schärfe, das mutige Eingreifen, das Eiferartige, was sich besonders in den Streitschriften hervorgetan hat, zugleich Bestimmtheit und praktischen Sinn im Gebiete des Zweckmäßigen, welcher den Kaufmannssohn verrät und wodurch Strauß eine seinen Kameraden überlegene Sicherheit auch in äußerlichen Verhältnissen früh entwickelte. Doch auch unter seinen theoretischen Gaben verdankt er ihm eine gewisse Liebe für Bilder des Stillebens, wie denn der Vater, ein großer Bienenfreund, das Leben dieser Tiere mit wirklich poetischem Sinne belauschte, und Leichtigkeit in stilistischer Darstellung. In dem zartgebauten Kinde, dessen Schwächlichkeit Ursache einiger Verzärtelung war, ließ sich freilich die künftige Charakterschärfe noch nicht erkennen. In der Schule verriet sich früh an der leichten Fassungskraft, dem soliden Gedächtnisse, dem gewissenhaften Fleiße die Bestimmung zum Gelehrten, im Spiele die Originalität. Von den gewöhnlichen Knabenspielen, worin sich ein kräftiger Mutwille kriegerisch austobt, war das Kind durch seinen schwächlichen Körperbau, dessen enge Brust und hinaufgezogene Schultern eine hektische Anlage befürchten ließen, ausgeschlossen; es bildete sich durch das Gefühl physischer Schwäche, durch diese Absonderung in dem zart organisierten Geiste jene Schüchternheit, Verschämtheit, Jungfräulichkeit, die wir häufig in der Kindheit solcher Naturen bemerken, welche mehr für die Geistes- als für die Körperwelt bestimmt sind. Desto munterer übte sich der junge Geist im vertraulichen Scherze mit Eltern und Bruder, im sinnigen Spiele mit näher befreundeten Kameraden. Hier tat sich früh ein poetisches Talent in bunter Erfindung, in Anordnung dramatischer Szenen, in komödischem Improvisieren kund, und ich weiß nicht leicht einen Knaben, der lieber und besser spielte. Wir jagten uns oft im Mondscheine auf der breiten Staffel vor dem Hause und spielten den geizigen Mann, den geprügelten Juden, um dann mit der Mutter oder Tante auf der Sitzbank auszuruhen und unter dem Säuseln, das von den nahen Linden heimlich herüberwehte, manche drollige Anekdote, manches Märchen zu erzählen oder anzuhören.

Der Knabe hatte mit entschiedener Neigung den geistlichen Stand

erwählt, die Prüfung zur Aufnahme ins niedere Kloster glänzend bestanden, und im Herbst 1821 reisten wir, er von seinem Vater, ich von meiner Mutter begleitet, nach Blaubeuren in der Nähe von Ulm, einem Städtchen, dessen eigentümliche Landschaft mit ihren grotesken Felsen, Burgruinen, ihrem Flüßchen und seiner berühmten himmelblauen Quelle schon bei dem ersten Eintritt poetisch auf uns, einer solchen wildschönen Natur ungewohnte Knaben, wirkte. Ein eigentümlicher Zufall hatte diesmal unter der Zahl der aufgenommenen Zöglinge eine Menge begabter, aufgeweckter, subjektiv und objektiv origineller Naturen in die grauen Mauern des ehemaligen Augustinerklosters zusammengeweht, und schon in den ersten Wochen zeigten sich die Wirkungen der bunten Mischung im mutwilligen Knabenscherze und unendlicher Ausgelassenheit kindischen Witzes. Hier war nun Strauß anfangs in einer beklemmten Situation; das Toben, der Lärm, die Balgereien machten die ohnedies schüchterne Natur noch scheuer, und ein heftiges Heimweh befiel ihn, wiewohl er an stilleren Scherzen und Witzspielen von Anfang an einen munteren und sehr produktiven Anteil nahm. Der oberste Vorgesetzte, bei nicht unliberalen Ansichten über Jugenderziehung ein höchst wunderlicher Mann, gab der Lachlust und Parodie immer neuen Stoff, und so fehlte nichts, um jene heiteren Zustände, die ich oben als eine Folge des Zusammenlebens im Seminar schilderte, hier in der vollsten Lebendigkeit hervorzurufen. Von der anderen Seite genossen wir im Unterrichte einen großen Vorteil vor anderen Seminarien. Während an diesen großenteils noch Männer von altem Style, Freunde alter mönchischer Strenge und philologischen Buchstabendienstes als Lehrer angestellt waren, wurden wir von zwei jugendlichen Professoren, Kern und Baur — beide jetzt Doktoren der Theologie zu Tübingen — früh zu höheren Anschauungen, zu idealer Auffassung der alten Geschichts- und Dichtwerke geführt und ein Schwung der Betrachtung in die jugendlichen Gemüter gepflanzt, der dieser Promotion, solange sie zusammen war, einen prägnanten Charakter lieh. In den späteren Jahren, als Professor Kern den „Sophokles", Baur den „Thucydides" und „Plato" mit uns las, reifte diese Richtung zu einer entschiedenen Idealität des Standpunktes, und es ließ sich voraussehen, daß die begabteren Zöglinge spekulative und poetische Tendenzen zu ihrem Lebenszwecke erwählen würden.

Strauß verband mit dem reichen Geiste, der sich frühzeitig durch tiefes Eindringen in die alten Sprachen und Geisteswerke kund tat, den strengsten Fleiß und überflügelte die meisten seiner Kameraden. Zugleich regte sich ein Talent zur Poesie in ihm, das namentlich durch eine eigentümliche Erscheinung in Tätigkeit gesetzt wurde, der ich hier gedenken muß. Es wird in unseren niederen Seminarien häufig bemerkt, daß unter den Zöglingen mit dem Eintritt in die Jünglingsjahre ein sentimentaler Freundschaftskultus mit entschieden verliebter Färbung, übrigens höchst unschuldiger Art, sich ausbildet. Es ist wohl das erste Keimen der Liebe, die ihren Gegenstand bei noch unreifem Schönheitssinne in dem Bilde der unentwickelten männlichen Gestalt sucht. Der Körper des werdenden Jünglings hat in den weichen Formen, der elastischen Bewegung, dem zarten Teint, dem duftigen Rot der Wangen und Lippen, dem hohen Klange der Stimme etwas Weibliches; da nun hier das Weibliche am Männlichen ist, so ist sein Reiz stärker, als wenn es da begegnet, wo man es ohnedies erwartet, und erregt bei dem unreifen Jünglinge ein um so stärkeres Wohlgefallen, als er in seiner Unschuld das Geschlechtliche am Weibe als solches nicht bemerkt und nicht sucht. Zugleich quillt eben jetzt die erste Fülle höherer geistiger Gefühle und wirft sich nun in diese Strömung; so entsteht jene schwärmerische Knabenliebe, deren Erinnerung mir jetzt noch unendlich rührend ist. Es wurden völlige Romane abgespielt, man herzte, küßte sich, schrieb sich Billets, trennte und versöhnte sich, und ich erinnere mich, wie ich zur Zeit, da ich mit meinem Auserwählten schmollte, in der Abenddämmerung einen Baumknorren an der Quelle der Blau von weitem für dessen Gestalt hielt und nichts Geringeres befürchtete, als der trauernde Jüngling sei eben im Begriffe, in der Verzweiflung über unsere Trennung sich in die himmelblaue Welle zu stürzen. Von einer anderen Promotion weiß ich, daß diese Knabenliebe vollkommen zu einem Systeme ausgebildet war, so daß in dem Kreise von Verehrern, der sich um die Schönheiten des Seminars gesammelt, Ober- und Unterfreunde mit streng logischer Distinktion unterschieden wurden. Eine eifersüchtige Leidenschaft dieser Art war meines Wissens die Springwurzel, welche dem poetischen Talente unseres Freundes zuerst die Riegel löste, das sich nun aber nach verschiedenen Seiten hin, namentlich auch in humoristischer Richtung, vielfach kund

tat. Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich einer Leichenrede von Strauß auf den Tod eines jungen Hundes, den unser Ephorus zufällig niedergeritten, mit dem Motto:

„Und wirst ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
Das ist das Los des Schönen auf der Erde!"

Der Besitzer des Hundes spielte bei der Abhaltung dieser Rede eine vortreffliche Rolle, ein Zögling, der das Talent der Mimik mit solcher Leidenschaft ausbildete, daß sein Bettnachbar des Nachts, wenn das Licht gelöscht war, ihm mit der Hand über das Gesicht gleiten und auf dem Wege plastischer Prüfung erraten mußte, wen er eben nachahme. Eine ganz heitere Welt gestaltete sich innerhalb unserer Klostermauern, wir spielten Theater, hielten Maskeraden, mit glänzender Ausstattung, komische Umzüge u. dgl. Bei den Familien im Städtchen waren wir aufs beste aufgenommen, man war allmählich älter geworden und lernte weibliche Schönheit schätzen, an hübschen Mädchen fehlte es nicht, die Sentimentalität erster Jugendliebe fand ein unendliches Feld, man spielte, tanzte, die Schreiber des Städtchens wurden mit übermütiger Siegerkraft auf die Seite gedrängt, und die Abende, die ich mit Strauß in einem vertraulichen Familienzirkel zubrachte, sind mir durch die schäumende Fülle von Humor und Gemüt, die er hier entwickelte, unvergeßlich. Man hätte in der zwar hageren, aber stolz aufgeschossenen Jünglingsgestalt mit dem dunkeln großen Auge und den schönen altdeutschen Haaren den schüchternen, blöden Knaben kaum mehr erkannt, aber ebensowenig in diesem Johanneskopfe den künftigen Kritiker vermutet. Inzwischen hatten sich in der Promotion andere Richtungen entwickelt, die er nicht teilte. Das Deutschtum feierte damals seine letzten Bacchanalien, man turnte eifrig, und wir fühlten uns als künftige Vaterlandsbefreier. Ich korrespondierte damals mit einem Gymnasiasten in Stuttgart, der sich nicht anders als „Tyrannenmolch" unterschrieb, und lebhaft ist mir im Gedächtnisse, wie ich in meinen Briefen über die Zersprengung Deutschlands in viele Territorien lamentierte, ohne von dem politischen Zustande des Vaterlandes, oder auch nur vom Geographischen — denn hierin waren wir im Gymnasium zu Stuttgart grenzenlos vernachlässigt worden — den geringsten Begriff zu haben. Strauß nahm von

dieser Erscheinung nichts an als den altdeutschen Rock und das altdeutsche Haar, er verhielt sich im Übrigen zu dieser Richtung, sowie zu unserer kindischen Nachahmung burschikoser Sitte ganz ironisch. Während wir anderen uns unendlich groß fühlten, wenn wir mit der kolossalen Tabakspfeife in der Hand nach den verbotenen Wirtshäusern stürzten und kommersierten, so lachte er uns aus und zog einen einsamen Spaziergang vor.

Unsere vier Jahre waren um, wir zogen, von den Mädchen des Städtchens mit Sträußchen bunt geschmückt, ab; manches Schnupftuch winkte aus den Fenstern, die gedrängt voll von Zuschauern standen, und an reichlichen Tränen von beiden Seiten fehlte es nicht. Wir traten 1825 in das Seminar zu Tübingen ein; unser Kursus war auf fünf Jahre festgesetzt, deren die zwei ersten für Philologie, Philosophie und was dazu gerechnet wird, bestimmt waren. Hier fand sich nun für die Bedürfnisse des jugendlichen Geistes auf eigentlich wissenschaftlichem Boden zunächst kein Bett, wohin er seine Strömung hätte nehmen können, und man mußte daher, solange man nicht durch das Privatstudium an tiefere Quellen geführt wurde, sein Interesse an andere Dinge heften, um dem jugendlichen Geiste Luft zu machen. In der Philosophie waren Schott, Eschenmayer und Sigwart unsere Lehrer; der erste, eines jener akademischen Petrefakte, jener alten, abgängigen Universitätsexemplare, ließ uns vor seinen Vorlesungen zunächst bequeme Zeit, auf den Trottoirs vor seinem Hause zu schlendern, endlich öffnete sich die Türe, und er fiel — denn anders war das Gehen des gebrechlichen Mannes nicht zu nennen — aus derselben heraus. Auf dem Katheder angelangt, zog er vorerst eine große Brille hervor, die er mit einer Hand emporhielt und mit der Nase auffing, wie man wohl im Spiele die beinerne Kugel im Becher auffaßt. Nun begann er zu lesen, aber was — das konnte jedermann besser erfahren als seine Zuhörer, denn es war, ebenso wie bei seinem Kollega Conz, rein unmöglich, von den Tönen, die sein schwaches, mit unendlichen Hindernissen im Schlunde kämpfendes Organ hervorbrachte, etwas zu verstehen. Einige nur, die durch glaubwürdige Quellen zu einer tieferen Kenntnis seiner vergilbten beschnupftabakten Manuskripte und dem Zustande seiner Philosophie gelangt waren, wollten wissen, daß es Berkeley, Leibnitz und Wolf seien, die den hauptsächlichsten Mittelpunkt seiner skep-

tischen Kleinkrämerei bildeten, daß er von Kant noch Notiz genommen, Fichtes Werke aber unaufgeschnitten in seiner Wohnung lägen. Eschenmayer hatte auf dem Katheder etwas Ehrwürdiges, der milde, ruhige Ton der Stimme wirkte wohltuend auf das Gemüt; doch gab uns früh der gesunde Verstand ein, daß dieses äußerliche Schematisieren nach gewissen fixen Kategorien, die nur immer anders gemischt werden wie ein Kartenspiel, nicht das Rechte sein könne, und wir wußten ihn täuschend nachzuahmen, wie er das Recht konstruierte: „Meine Herren! Hier habe ich das Gute, hier das Wahre, hier das Schöne: nun nehme ich das Gute und Wahre zusammen, so habe ich das Recht." Die sentimentalen Bilder, welche häufig die Stelle von Definitionen vertreten sollten, konnten unsere, obwohl poetisch gestimmten, Naturen nicht bestechen; kurz, man fühlte, daß man einen guten, aber schwachen Mann vor sich habe, der von Schärfe des Denkens nie eine Ahnung gehabt. In dieser Schwäche hat er sich neuerdings nun auch einem finsteren Aberglauben hingegeben, dessen Fanatismus auch die ersteren der obigen Eigenschaften anbrüchig gemacht hat. Bei Sigwart lernten wir ungleich mehr, wir brachten namentlich von den Reflexionsphilosophien eine klare Darstellung nach Hause. Die spekulative Philosophie kam freilich sehr mager weg, und es war ganz nach dem Eindrucke geredet, den mir seine Vorlesung über Geschichte der Philosophie zurückgelassen hatte, als ich einmal, wie ich mich noch mit vieler Heiterkeit erinnere, zu einem Freunde sagte, es sei doch schön, wie vollständig und organisch die neuere Philosophie mit Jakobi sich abschließe. Doch war dies eigentlich nicht aus Herzensgrunde gesprochen; ich für meinen Teil war an der Erkenntnis der Wahrheit völlig verzweifelt und vollendeter Skeptiker mit all jener schwarzen Melancholie, die in jener Krisis um das zwanzigste Lebensjahr Jünglinge von innerlicher und kontemplativer Natur häufig befällt, und beschäftigte mich angelegentlich mit dem Vorhaben des Selbstmords. Ich erwähne hier meine Person, weil solche Erscheinungen einer auf metaphysischen Kämpfen beruhenden Melancholie und Lust zum Selbstmorde nicht selten bei unseren jungen Leuten sind und einen neuen Beweis für den schwäbischen Hang zum Tiefsinn liefern. Daneben machte sich aber natürlich die Lebenslust dennoch in ihrer Frische geltend, und wir warfen uns begierig in das rauschende

Studentenleben mit seinen enthusiastischen und selbstgefälligen Illusionen. Strauß nahm auch jetzt an dieser Richtung durchaus keinen Anteil, ja er verfolgte unsere Täuschungen mit einer beißenden Ironie. Die charakteristischen Illusionen dieses Alters, die kriegerischen möchte ich sie nennen, hat er nie gehabt, er war in dieser Beziehung niemals jung und stets eine kritische Natur. Wenn wir von Duellen sprachen, von Burschenschaft, von Fechten und Reiten, so lachte er uns aus, wenn wir uns freuten, in der ersehnten Vakanz den verbotenen Schnurrbart stehen zu lassen und mit Sporen zu gehen, so begriff er es nicht. Die Jugendtäuschungen, an denen es auch ihm natürlich nicht fehlen konnte, waren theoretischer Art und zunächst durch den geselligen Kreis vermittelt, dem er sich anschloß. Es war dies ein geistreicher Klub von eifrigen Verehrern der romantischen Schule, dessen genialstes Mitglied Ed. Mörike war. Auch Waiblinger zählte sich dazu, hatte aber im Grunde eine andere, oder vielmehr keine Richtung, er war damals schon verkommen. Tieck wurde vergöttert, das Schöne im Mystischen und Wunderbaren, in dem musikalischen Verklingen unsagbarer, unendlicher Gefühle und der Auflösung der festen Gestalten der sichtbaren Welt in einem phantastischen Taumel gesucht, das Volkstümliche, die Volkssage, das Volksbuch unbedingt über alles Reflektierte erhoben. Wer erkennt nicht das Wahre in dieser Anschauungsweise, wie es gerade durch seine Vermischung mit dem Falschen für einen jugendlichen Geist zum wonneberauschenden Tranke wird? Nun hatte der Geist einen Anhaltspunkt gefunden, eine Weltansicht, man war entschieden. Es war ein erquicklicher Anblick, Strauß in diesem enthusiastischen Zustande, in dieser unbedingten Überzeugung vor der alleinseligmachenden Kraft seines Glaubens zu sehen. Die Knospe war aufgebrochen, das eigene Talent äußerte sich unter anderen poetischen Produkten namentlich in einer Komödie, worein ein sprudelnder phantastischer Humor alle heiteren Reminiszenzen aus den schönen Jahren unseres Aufenthalts im niederen Kloster verwoben hatte. Mit dieser Krisis war nun auch der Charakter zum Durchbruch gekommen; an dem jugendlichen Grimme der Verachtung, womit von dem neuen Standpunkte der Kontemplation auf alles, was als Nachwuchs Nicolais erscheinen konnte, herabgesehen wurde, schliff sich auch die Schärfe des Willens. Wo war nun der wehrlose, scheue

Knabe? Ein zweischneidiger, überlegener, energisch durchgreifender, jähzornig aufbrausender und im Jähzorne oft harter und ungerechter Charakter stand in unserer Mitte und verbreitete von nun an in seinen Umgebungen jene eigentümliche Scheu zugleich und Hingebung an ihn, jenen bannenden Zauber, welcher Naturen zu umgeben pflegt, die man im antiken Sinne dämonisch nennen kann.

Inzwischen waren wir in die Philosophie tiefer eingedrungen; die Aufsätze, die wir ausarbeiten mußten, führten uns zu selbständigen Studien; und hier war es denn Schelling, der das von den Engen des Reflexionsdualismus abgestoßene Gemüt in eine neue Lebensluft versetzte und der Romantik unseres Freundes die philosophische Basis lieh. Nun wurde Jakob Böhme ergriffen, daneben ließ Franz v. Baader die mystischen Lichter seiner aphoristischen Konfusion brennen, merkwürdige Erscheinungen des Magnetismus schienen einen unmittelbaren Blick durch den gelüfteten Vorhang hinunter in den dunkeln Urgrund, in unendliche Geisterwelten zu eröffnen; man glaubte das alte Rätsel, von dem die Blumen träumen, die Wellen plaudern, die Bäume säuseln, am Tageslichte gelöst, man wandelte wach im hellen Traume. Ich traf Strauß, wie er vom ersten Besuche bei Kerner soeben zurück war, in seinem elterlichen Hause; er war wie elektrisiert, eine tiefe Sehnsucht nach dem Mohne der Geisterdämmerung durchdrang ihn; wo er in der Debatte nur die leiseste Spur von Rationalismus, der von der platten Aufklärung nicht unterschieden wurde, zu bemerken glaubte, war er heftig absprechend, und alles hieß Heide und Türke, was ihm nicht in seine mondbeglänzten Zaubergärten folgte. Wir näher befreundeten Studiengenossen, von Schelling jugendlich begeistert, ließen uns von dieser Richtung gern mit hinreißen, ohne uns speziell für die Seherin von Prevorst ebensosehr zu interessieren. Die verklärte Schönheit dieser Frau, mit dem feinen Lächeln der Ironie über das Alltagsleben und die Verstandeswelt um die zartgeschnittenen Lippen, machte auch auf mich einen Eindruck, den ich nicht vergesse, ich hatte aber nie Gelegenheit, sie im magnetischen Schlafe zu sehen.

Wir traten 1827 in die Theologie ein und trugen den gewonnenen poetisierend spekulativen Standpunkt um so begeisterter auf dieses Feld über, als derselbe schon an sich mehr Theosophie als Spekulation, mehr Theologie als Philosophie war. In dieser Richtung wurden

wir natürlich durch den öffentlichen Unterricht, den wir genossen, nichts weniger als gefördert. Die Theologie stand damals bei den älteren Lehrern noch auf dem Standpunkte des alten Storrischen, mit rationalistischen Elementen versetzten, aber den Erbfeind, den er doch selbst im Busen trug, heftig bekämpfenden Supranaturalismus. Noch vor kurzem hatte man auf dem Katheder sich vornehmlich mit Eckermann und Wegscheider herumgestritten, Bretschneiders dünne Brühe galt den Studierenden als die vortrefflichste Grundsuppe fürs Privatstudium. Erst allmählich erhob sich das Gespenst Schleiermachers, Grausen verbreitend, und wie eine dunkle Sage schwoll es auf, daß von einem gewissen Marheineke eine ganz sonderbar exzentrische Dogmatik, in Hegelscher Philosophie geschrieben, existiere. Es war bis dahin eine so gute Zeit gewesen; man hatte so bequem unterschieden zwischen Philosophie als dem Produkte der natürlichen Vernunft und Theologie als der Wissenschaft des Geoffenbarten, und nun drängt sich auf einmal die Philosophie mit diesen neuen, unbescheidenen Ansprüchen auf das theologische Feld ein.

Zuerst galt es nun, sich in Schleiermacher zu orientieren und ihn zu bekämpfen — bei den Lehrern nämlich, denn wir steckten noch in unserem Schelling. Noch erinnere ich mich aus Steudels Vorlesung über Dogmatik, wie er eines Tages gegen Schleiermacher, den Freiheitsleugner, in solchen Eifer geriet, daß es stark im Katheder rumpelte; der eifrige Mann hatte irgendeine Leiste oder ein Brettchen in Stücke getreten. Wie hätte man erst geeifert, wäre man dem listigen, hinter dem Berge haltenden Manne auf seine wahren Schliche gekommen! Aber dazu fehlten noch die Bedingungen und Mittel; der Gedanke, daß man bei Schleiermacher auf Spinozischem Grund und Boden sei, lag jener Zeit, wo der Theologe die Philosophie längst hinter sich zu haben meinte und von Spinoza nur noch die Reminiszenz hatte, daß er ein abjekter Ketzer gewesen, wo man daher für die heimliche Philosophie in der Theologie dieses Mannes das Witterungsorgan gar nicht ausgebildet hatte, viel zu fern; haben wir doch jetzt noch das komische Schauspiel vor uns, daß mancher rechtgläubige, biblische, pektorale Theolog, Lücke z. B., von der Gefühlsbasis, die Schleiermacher als die alleinige seiner Theologie vorgibt, getäuscht, sich ernstlich für einen Anhänger dieses dialektischen, das Positive bis auf die Inkonsequenz eines historischen Christus

auflösenden Geistes halten kann*)! Bei Steudel hörten wir Einleitung in das Alte Testament und Dogmatik. Es war aber wirklich in diesen Vorlesungen nicht auszuhalten. Steudels schleppender, marternder und gemarterter Styl ist bekannt, und wir übten uns oft, ihm den Satz nachzusprechen: „o du, der du den die das Menschengeschlecht beglückende Religion verkündigenden Jesum in die Welt gesandt hast!"; nun denke man sich dazu eine geisterhohle, mit der Intention des innersten Gemütes jede gleichgültigste Notiz, als hienge an ihr die Ewigkeit, herausquetschende Stimme, das immerwährende angstvoll fanatische Polemisieren, ein Hängen und Kleben bei jedem Schritte, so daß die Vorlesung gar nicht von der Stelle rückte: es war peinlich bis zum physischen Schmerze, ich hatte ein Gefühl, als heule ein Unglücklicher geknebelt mir in die Ohren, und ich könne nicht helfen; ich hielt es über einen Monat aus, packte aber dann mein Manuskript zusammen und blieb weg. Steudel war auf rein menschlichen Gebieten ein vortrefflicher Charakter, aufrichtig, fest, zuverlässig, sogar in manchen Beziehungen liberal, gesellig und heiter. Jede Woche war eine Anzahl Studierender zu einem theologischen Kränzchen in sein Haus geladen, wo wir zwar durch unsere theologischen Gespräche zu nichts Erkleckliches kamen, da der in einem bestimmten, gegensätzlichen Standpunkte festgerannte Lehrer die Freiheit des Geistes nicht haben konnte, die Debatte von überlegener Höhe zu leiten, und sich vergebens zerarbeitete, wir aber dem gastfreundlichen Manne um so mehr Tee wegtranken und Zigarren verrauchten. In diesen Kränzchen trug Strauß mit großer Parrhesie, mit lauter, herrischer Beredsamkeit seine damaligen Überzeugungen vor, mit welchen Steudel, obwohl sie das Positive keineswegs umstoßen, sondern vielmehr neu begründen und vertiefen sollten, als verständiger Supranaturalist natürlich nicht zufrieden sein konnte. Es ist mir eine recht kluge Bemerkung von ihm im Gedächtnisse; als Strauß bei dem Kapitel der Wunder mit rhetorischem Feuer entwickelte, wie die Natur, da sie selbst nur starrer Geist sei, durch den Geist mehr und mehr erlöst werden müsse und diese Erlösung eben durch das christliche Prinzip und seine wundertätige

*) Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte.
Mephistopheles.

Kraft bewerkstelligt werde, so warf er ihm ganz trocken hin: da müßte ja aber, da das Christentum schon so lange bestehe, die Natur schon ganz erstaunlich erlöst sein, wovon er nichts bemerke.

Strauß hat in der Charakteristik Just. Kerners, die diese Jahrbücher*) enthielten, über die hier besprochene Phase seiner Geistesentwicklung selbst näheren Aufschluß gegeben, so daß wir dieselbe hier nicht sowohl ausführlicher zu schildern, als vielmehr nur den Faden nachzuweisen haben, wodurch sie mit dem später gewonnenen reiferen Standpunkte zusammenhängt.

Schon an sich, ohne näheren Hinblick auf den Inhalt wird jeder Kenner des menschlichen Geistes diese Entschiedenheit einer jugendlich feurigen Natur im Irrtum als einen Beweis von Kraft und Gesundheit erkennen. „Wer seinen Irrtum nur kostet, hält lange damit Haus, und freut sich dessen als eines seltenen Glücks, aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist," sagt Goethe, der Mann, der immer den Mut hatte, das, was er eben war, ganz zu sein, dadurch seine Irrtümer vollständig durchkostete, durchprüfte, auslebte, und verjüngt dastand, wenn er die Schlangenhaut abgeworfen. „Eine katholische Preisaufgabe, schreibt mir Strauß, die ich im Jahre 1828 ausarbeitete, war vielleicht der erste Wendepunkt (zur kritischen Richtung). Ich bewies exegetisch und naturphilosophisch mit voller Überzeugung die Auferstehung der Toten, und als ich das letzte Punktum machte, war mir's klar, daß an der ganzen Sache nichts sei." Hieraus sieht man ganz die Heilmethode einer gesunden Natur, sie leert den Kelch des Irrtums und ist mit dem letzten Tropfen geheilt. Um aber auf den Inhalt zu kommen, so wird insbesondere in dem Entwicklungsgange eines für ideale Gebiete, namentlich für die Philosophie bestimmten Geistes die Phase des poetisierenden Mystizismus nicht leicht fehlen, selbst Goethe hatte einmal diese Weltansicht, und sie ergibt sich von selbst, wenn ein jugendlicher Geist den Banden der Reflexionskategorien sich entreißt und eine Einheit sucht, in der er alles begreifen kann. Im Feuer der Empfindung und Phantasie wird er über der Einheit die festen Grenzen, Gegensätze und Gesetze des Mannigfaltigen aus den Augen verlieren und geneigt sein,

*) Die Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, worin a. 1838 dieser Aufsatz Fr. Vischers erschien. Anm. d. Herausg.

diese Einheit, statt daß er sie in der Totalität des geordneten Weltzusammenhanges findet, sich so vorzustellen, als könne sie beliebig an einzelnen Stellen diesen Zusammenhang durchbrechen und seine Gesetze aufheben. Dies führt uns unmittelbar zur näheren Lösung unserer oben gestellten Aufgabe.

Wie verhält sich denn jener Mystizismus zu der spekulativen Weltansicht, welche der Straußischen Kritik zugrunde liegt? Gemeinsam ist beiden das Prinzip der Immanenz im Verhältnisse Gottes zur Welt. Die Welt soll nicht neben Gott eine eigene in ihrem Kern selbständige Substanz und von Gott nur äußerlich geleitet (eine ganz unsinnige Vorstellung), sondern in allen ihren Adern vom göttlichen Geiste durchdrungen sein. So wollen beide dem Gehalte nach dasselbe, aber verschieden ist ihre Form. Der Mystiker gelangt zu seinem Prinzip nicht auf dem Wege des vermittelnden Denkens, sondern aus der Verzückung des Gefühls entwickeln sich in ihm Phantasiebilder, in denen er sich jenes Prinzips gewaltsam zu bemächtigen und es bis zur geheimnisvollen Vermählung in sich herüberzuziehen glaubt. Auch der Philosoph ist überzeugt, daß, wenn er die Idee denkt, sie sich selbst in ihm denkt, aber bei dem Mystiker nimmt die Überzeugung, daß das Absolute im subjektiven Geiste dadurch eben, daß er es zu fassen fähig ist, gegenwärtig sei, sogleich eine sinnliche Färbung, weil er von vornherein seinen Gegenstand mit dem schwelgerischen Gefühle und der traumartigen Phantasie anfaßt. Hieraus fließt nun sogleich eine falsche Weise, sich jene Immanenz Gottes in der Welt vorzustellen. Sinnlich, wie er ist, stellt er sich die höchste Idee selbst und ihre Momente in anthropomorphischen Formen vor; so aufgefaßt wird aber ihr Verhältnis zur Welt im Widerspruch mit der Voraussetzung wieder ein Äußerliches, die Scheidewand der Materie ist, da Gott selbst mit Materie behaftet ist, zwischen beiden, und wo sie zusammengehen sollen, braucht es daher eine ausdrückliche Durchbrechung dieser Scheidewand. Statt daß die Welt ganz und immer in Gott aufgehoben wäre, wird nun die Einheit derselben mit Gott wieder zu vereinzelten Tatsachen: auf einzelnen Punkten, in einzelnen Zeiten bricht die ganze Idee auf einmal in den Weltzusammenhang herein, so daß dessen feste Gesetze aufgelöst werden, dessen allseitig bedingter Nexus zerreißt. Es soll Stellen geben, wo sich Gott spezifisch anders, als auf allen anderen

und so, daß eine einzelne begrenzte Erscheinung zugleich ganz das Absolute ist, in der Welt offenbart. Ein solcher Punkt war der Eintritt des Christentums in die Welt. Der Supranaturalismus, eine seltsame Versetzung mystischer Überbleibsel mit dem platten Verstande der Aufklärung, beschränkt die außerordentliche Offenbarung Gottes fast allein auf diesen Punkt. Der konsequente Mystiker aber kann nie wissen, ob nicht im nächsten Augenblicke etwas Ähnliches geschieht, und so gibt es für diese Weltbetrachtung in der natürlichen Ordnung der Dinge eigentlich nichts Festes; der Weltzusammenhang ist nur eine durchsichtige Hülle, die jeden Augenblick einsinken kann, ein dünner Vorhang, durch dessen blöde Stellen man geisterhafte Lichter wandeln sieht, eine Verlarvung, die jeden Moment ihre Puppe sprengen kann, alles taumelt, alles geht ineinander über. Der Mystiker würde sich nicht wundern, wenn heute Tannenzapfen an einer Rebe, Trauben auf einer Tanne wüchsen, alles ist möglich, die Natur ist ein verwünschter Prinz, der jede Sekunde sein Zaubergewand abzuwerfen im Begriffe steht: kurz die ganze Weltansicht ist phantastisch. Nun ist leicht einzusehen: Strauß durfte diese mystische und ebendaher phantastische Form, die spekulative Wahrheit aufzufassen, nur fallen lassen, und den reinen Kern der Wahrheit, der in der grotesken Schale liegt, mit klarem Denken auffassen, so war er — zunächst spekulativer Philosoph. Hat man denn vergessen, daß die neue Philosophie bei alten Mystikern, bei Jak. Böhme namentlich, in die Schule gegangen ist? Aber nicht nur dies; Strauß hatte dann für seinen späteren kritischen Standpunkt das Feld bereits gewonnen. Denn wenn die spekulative Philosophie den Begriff der Immanenz auf den Weltzusammenhang offenbar nur so anwenden darf, daß das G a n z e desselben in Gott ruht, so ist ja eben hiemit gegeben, daß kein einzelner Punkt in diesem Ganzen sich bis zu einer solchen u n m i t t e l b a r e n Identität mit dem Absoluten von allen übrigen Punkten isolieren darf, durch welche die allseitige Bedingtheit und Vermittelung des Weltzusammenhanges abgerissen wird. Nur was n i e m a l s war, kann i m m e r sein. Dies ist nun freilich die Streitfrage zwischen Strauß und den norddeutschen Schülern Hegels, denen eben hiemit vorgeworfen wird, daß in ihre Spekulation ein Stück Supranaturalismus sich verirrt habe. Das mag denn Strauß durchkämpfen, diese Charakteristik soll keine Ab-

handlung sein. Ich kann es hier nur als Behauptung hinstellen: die Straußische Kritik ist so wenig nur negativ, daß sie vielmehr nichts als eine konsequente Durchführung des echt positiven Prinzips der Immanenz Gottes in der Welt ist. Strauß sagt: Je fester behauptet wird, daß Gott an einzelnen Punkten auf absonderliche Weise in der Welt sich gegenwärtig zeigt, desto äußerlicher ist das Verhältnis der ganzen Welt zu ihm aufgefaßt, desto mehr entzieht er sich ihr auf allen anderen Punkten. Gerade ein i n n i g e r e s Verhältnis zwischen Gott und Welt will seine Kritik beweisen, als welches seine Gegner behaupten. Der Ansicht, daß Gott in dem Grade vollkommener sich offenbare, in welchem er den Weltzusammenhang durchlöchert (und eine Durchlöcherung ist und bleibt es, wenn ein Individuum zugleich unmittelbar das Absolute sein, wenn Wasser in Wein verwandelt werden, der Tote nicht tot, der Körper ohne die Gesetze der Dichtigkeit und Schwere sein soll, mag man von beschleunigten Naturprozessen, von Durchbruch des absoluten Naturgesetzes durch das bestimmte Naturgesetz, d. h. von der Möglichkeit, daß Gott außer Birnen, Äpfeln und allem anderen Obste auch einmal den reinen Gattungsbegriff Obst könnte wachsen lassen, u. dgl. reden soviel man will), — dieser Ansicht liegt die stille Voraussetzung zugrunde, daß die göttliche Einwirkung und der gewöhnliche Lauf der Dinge nicht zusammen bestehen könne. Die Welt wird also für gottverlassen in allen den Zeiten erklärt, wo keine solche Durchlöcherung zu bemerken ist, und es wäre leicht, den Vorwurf der Irreligiosität auf die Gegner der Kritik zurückzuschleudern, wenn man so unedel sein wollte, den Kampf in das Gebiet der Gewissensfragen hinüberzuspielen, wie sie es tun. S t r a u ß k ä m p f t n i c h t g e g e n, s o n d e r n f ü r d i e w o h l v e r s t a n d e n e n I n t e r e s s e n d e r R e l i g i o n; S t r a u ß w i l l n i c h t w e n i g e r, s o n d e r n m e h r G o t t, a l s d a s s u p r a n a t u r a l i s t i s c h e (n e b s t d e m s u p r a n a t u r a l i s t i s c h - H e g e l s c h e n) u n d d a s r a t i o n a l i s t i s c h e C h r i s t e n t u m h a t; e r w i l l G o t t i m G e i s t e u n d d e r W a h r h e i t v e r e h r t w i s s e n, n i c h t i m B u c h s t a b e n, n i c h t i m e i n z e l n e n F a k t u m u n d I n d i v i d u u m.

Inzwischen so gewiß nach meiner Überzeugung die spekulative Philosophie diese kritische Konsequenz in sich schließt, so wenig hatte

damals noch irgend jemand dieselbe gezogen. Wirklich scheint die Erfahrung zu beweisen, daß, um sie zu ziehen, außer dem philosophischen Höhesinn noch ein weiteres Organ erforderlich sei, ein Talent des Zweifels, eine Stimmung, die Dinge gesund realistisch anzusehen und mit hellem Auge ihren einfach gesetzmäßigen Bedingungen zu folgen und sich keinen Hokuspokus vormachen zu lassen oder selbst vorzumachen. Dieses Talent, diese Stimmung liegt, wie ich oben dargetan zu haben glaube, im schwäbischen Naturell mehr als in dem zur abstrakten Formel hinneigenden nordischen, und so bin ich denn der Meinung, daß die spekulative Philosophie in ihrer Wanderung von Süden (wo ihre Schöpfer geboren sind) nach Norden und von da zurück nach Süden einen glücklichen Entwicklungsgang zeige. Ohne die Pflege der nordischen Vielseitigkeit und Beweglichkeit hätte sie ihr Prinzip auszusprechen gar nicht den gehörigen Raum gefunden, ihre Rückwanderung nach Süden aber ist ein wesentliches Moment für die freie, unbefangene Anwendung ihres Prinzips und Hineinführung in positive Gebiete, wie sie denn diese durch Strauß zunächst in der Theologie gefunden hat. Ich kann von ihm gerade aus derjenigen Zeit, wo er noch bis über die Ohren in Schelling, Böhme, dem Somnambulismus stak, einen Zug anführen, worin jenes Talent sich aussprach. Wir hören Synopse bei D. Kern, der von Blaubeuren, wo er früher unser Lehrer war, zugleich mit seinem Kollegen Baur inzwischen nach Tübingen berufen worden war. Er hatte seinen früheren Kantischen Standpunkt verlassen und aus der neueren Spekulation sich vieles zu eigen gemacht, doch ohne sich für die Prinzipien und eine kühnere Anwendung derselben zu entscheiden. Als wir eines Abends von seinen Bemühungen sprachen, in eine neutestamentliche Erzählung, die offenbar einer kritischen Sichtung bedurfte, exegetisch einen Sinn zu bringen, sagte Strauß, er habe nicht begriffen, wie er sich so viele Mühe habe geben können, die Sache sei offenbar falsch erzählt. Mich frappierte diese Bemerkung, ich schlug mich in Gedanken vor die Stirn und sagte mir: das ist doch so einfach, und du bist nicht darauf gekommen. Ich war eben kein Anhänger des strengen Inspirationsbegriffes, aber so zwingend und betäubend ist der Bann verbreiteter Vorurteile, daß ich eben auch meinte, in jedem anderen Kodex sei eine offenbar sinnwidrige Stelle aus menschlichem Versehen abzuleiten, hier aber sei

der Buchstabe fest, es stehe einmal da, und man müsse anders helfen. Aber Strauß, der Enthusiast, der Mystiker, war nun doch auf den Sprung gekommen.

Um jedoch dieses kritische Talent sich selbst zum Bewußtsein und zur konsequenten Ausbildung zu bringen, bedurfte es freilich ganz neuer Fermente, die seine bisherige Weltansicht erst an der Wurzel auflockern sollten. Hegel konnte nicht das nächste sein, auf ihn aufmerksam zu werden, fehlten noch die Bedingungen; wir wußten von Marheineke, aber der stand noch so hieroglyphisch vor uns, daß ihm keine Handhabe abzugewinnen war, und hätten wir ihn gelesen, so war von ihm, der die kritischen Konsequenzen der Spekulation nur auf wenigen Nebenpunkten geltend gemacht hat, nicht zu erwarten, daß er den skeptischen Funken in die jugendlichen Illusionen werfe. Aber der Rationalismus? Röhr? Wegscheider? Paulus? Diese Richtung verachteten wir ganz unendlich, sie war uns der Inbegriff aller abgetretenen Plattheit, etwas Geist- und Gottverlassenes. Wie konnte es auch anders sein? Wir hatten volles Recht, die Metaphysik des Rationalismus, der das Verhältnis Gottes zur Welt zu dem hohlen Begriffe einer Lenkung und Leitung verdünnt und hiemit keine bessere Gotteslehre als Epikur aufzuweisen hat, total zu verwerfen. Daß er aber auf dem Felde der Empirie und überall, wo es sich darum handelt, den Kausalitätszusammenhang innerhalb seiner selbst, nicht die Beziehung seiner Totalität auf das Absolute zu betrachten, sein gutes Recht habe, dies einzusehen lag uns erfahrungslosen Menschen, die keine Einsicht von dem Werte des Verstandes hatten, sondern ihn neben seiner höheren Schwester, der Vernunft, gar nicht zu Worte kommen ließen, allzu fern.

Wir hörten nun auch bei unserem früheren Lehrer Baur theologische Vorlesungen, zunächst Dogmengeschichte, Kirchengeschichte, Symbolik. In diesen Gebieten war es jedoch nicht sowohl Aufgabe, über das erste Glied als vielmehr über den Zusammenhang der weiteren Glieder in der Kette der Geschichtsentwicklung des Dogmas und der Kirche uns aufzuklären; wir erhielten den wohlgeordneten Stoff in geistvollen philosophischen Perspektiven, ohne über den Anfangspunkt geschichtlich klar zu werden: auch wüßte ich nicht zu sagen, ob unser Lehrer sich damals selbst schon den unbefangenen kritischen Standpunkt zu voller Klarheit gebracht hatte, durch den er jetzt als

ein Kleinod geistiger Freiheit an unserer Universität glänzt. Erst später, als wir Apostelgeschichte und Korintherbriefe bei ihm hörten, erhielten wir die ersten Proben kritischer Schärfe von einem Katheder.

Den ersten Anstoß, aus jener enthusiastisch unkritischen Stimmung den Schritt zur Vermittelung der Vernunftideen durch verständige Dialektik zu tun, gab vielmehr Schleiermacher. Ihm konnte man sich mit Vertrauen nähern, denn man kannte seine metaphysischen Prinzipien, man wußte, daß man hier keinem Reflexionsdualismus begegne; man hatte diejenigen Schriften, in denen Schleiermachers Weltansicht sich rhetorisch ausspricht, die Reden und die Monologen, noch bona fide mit Schellingschem Enthusiasmus gelesen; aber nun ging es an die Dogmatik, und Strauß widmete zugleich der Kritik der Sittenlehre ein fleißiges Studium. In beiden Werken tritt das dialektisch-kritische Element, obwohl dort mit bedeutendem Hange zu listiger Verheimlichung, hier offenbarer und wissenschaftlicher, scharf genug hervor, um einem hellen Kopfe auch in die festeste Verschanzung seiner Illusionen ein für allemal die Bresche des Zweifels zu schießen. Mag Schleiermacher das Resultat aus seinen dialektischen Schlußketten ziehen oder nicht, mag der Leser sogleich merken, wo hinaus es bei ihm mit dem Positiven in der Religion will oder nicht: der Keil der Kritik, der Pfeil des Zweifels steckt einmal mit doppeltem Widerhaken im Herzen. Nun ist es aber höchst interessant, Schleiermachers Dialektik mit der Hegelschen zu vergleichen; das dialektische Moment verhält sich bei beiden zu den Prinzipien sowohl, als zu den Resultaten auf eine total verschiedene Weise, ein Unterschied, der am klarsten vorliegt, wenn man Schleiermachers Dogmatik mit Hegel vergleicht.

Während bei Hegel die Dialektik ein wesentlich eingreifendes Moment ist, ohne welches die philosophischen Resultate gar nicht gefunden werden, verhält sie sich bei Schleiermacher so, daß die philosophischen Grundansichten, von dem Verfasser selbst offenbar auf einem anderen Wege gefunden, durch eine Art Sokratischer Katechisation, die er mit dem Leser vornimmt, diesem beigebracht und auf das Positive der christlichen Lehre bis zur teilweisen, jedoch immer wieder koboldartig verheimlichten, Auflösung desselben in allgemeine Wahrheiten angewandt werden; dort ist die Dialektik die Seele des ganzen Prozesses, hier der Prozeß, durch den die Grundansicht ge-

funden wurde, verschwiegen, und die Dialektik kommt dann als Lehrmittel hinzu, um dem Lernenden, dem man eigentlich gar nicht gesteht, daß hier Philosophie getrieben werde, dem vielmehr das bloße Gefühl als der einzige Überzeugungsgrund genannt wird, die dem Ganzen zugrunde liegende philosophische Weltanschauung zuzuführen. Darum ist auch die Art dieser Dialektik eine ganz andere, als die der Hegelschen. Die Hegelsche Dialektik ist die Negation des verständigen Moments, das die Begriffe entzweit, fixiert und isoliert; sie beweist, daß die Entgegengesetzten identisch seien und sich in eine höhere Einheit auflösen. Schleiermacher verfährt auf ähnliche Weise; er setzt ein Dilemma, ein Entweder-Oder, und beweist, daß weder die These, noch die Antithese ohne Widerspruch denkbar sei, wodurch er zur Annahme eines Dritten zu nötigen sucht. Nun ist aber jenes Dilemma selbst ein ganz anderes, als ein auf dem Wege logischer Entwicklung gefundener Gegensatz verständig abstrakter Momente, wie z. B. Kraft und Äußerung, Ursache und Wirkung bei Hegel; es werden vielmehr ohne eigentliche innere Notwendigkeit zwei Fälle angenommen und dann nachgewiesen, daß beide nicht denkbar seien, sondern nur ein dritter. Der Leser wird dadurch nicht überzeugt, weil er sich auch noch andere Fälle denken kann, er schlüpft aus dem Dilemma hinaus und läßt den Lehrer stehen; er hat das Gefühl, daß er wie ein Schüler behandelt sei, den der Meister, der das Letzte seiner Überzeugung und das Erste — den Weg nämlich, worauf er sie gewonnen — in petto behält, seine irrigen Vorstellungen auszusprechen veranlaßt, dann, an den gesetzten Irrtum anknüpfend, ihn dahin führt, wo er schon vorher auf kürzerer Linie angekommen war. Dies reizt den Leser, der schon philosophische Bildung und offenen Kopf genug hat, um zu merken, wo alles hinaus will, er will nicht in der Kinderlehre stehen; den Eigensinn des harten Kopfes vermag es aber auch nicht zu brechen, dieser sagt ebenfalls: da ich jene dilemmatisch gesetzten Fälle doch nicht selbst ausgesprochen habe, sondern du mir sie präsentierst, so brauche ich deiner Beweisführung auch nicht zu folgen. Man lese z. B. die Lehre von den Eigenschaften Gottes; es ist nichts anderes, als ein Sokratischer Versuch, den Leser auf den Standpunkt Spinozas zu führen, der aber ohne alle überzeugende Kraft für denjenigen ist, dem dieser Standpunkt vorher ganz fremd

war. Ist nun dieser Weg der List offenbar da nicht der rechte, wo es sich um philosophische Begriffe handelt, so ist er dagegen ganz am rechten Platze, wo es darauf ankommt, eine positive religiöse Vorstellung, die sich vor der Vernunft nicht halten läßt, sei ihr Inhalt nun eine Person, oder ein Ding, oder ein Faktum, ad absurdum zu führen. Z. B. der Leser glaubt an einen Teufel; jetzt ist nicht die Zeit, aus den Tiefen der Metaphysik zu deduzieren, wie diese Vorstellung mit dem richtigen Begriffe Gottes und seiner Weltregierung, sowie der menschlichen Subjektivität unvereinbar sei; denn der Leser ist kein Philosoph, er ist ein Kind. Man knüpft also unmittelbar an die einmal gegebene Vorstellung an, nötigt ihn zu dem Versuche, sie zu vollziehen, und beweist ihm, daß dieser mißlingen muß, weil er auf Widersprüche führt. Wer freilich gar kein Talent zum Zweifel hat, wer einmal entschlossen ist, zu glauben, daß Gott ein silbernes Eisen machen könne, der wird sich auch auf solchen Punkten nicht durch jene Methode belehren lassen, wer aber jenes Talent hat, auf den wird sie sicher wirken, wenn auch nur so, daß er denkt: wenn ich Vorstellungen, die mir hier als so sehr sich selbst widersprechend nachgewiesen werden, überhaupt hegen konnte, so muß das Übel tieferliegen, und ich muß meine ganze Metaphysik umbilden.

Diese Dialektik war es denn, welche Strauß, noch ehe er die Hegelsche kannte, auf den Weg der Kritik, der Skepsis führte und eine große Revolution in ihm hervorbrachte. Man wird finden, daß sie die Methode ist, womit er in seinem „Leben Jesu“ zu Werke geht. Wie Schleiermacher verschweigt er (bis zur Schlußabhandlung) seine metaphysischen Prinzipien, wie aus denselben die Verwerfung des Wunders folgt und wie sie die treibende Seele seiner ganzen Kritik sind. Er setzt je zwei Fälle, er sagt zu dem Leser: denke dir die Sache supranaturalistisch — es geht nicht, rationalistisch — es geht nicht, also wird keine Begebenheit, sondern ein Mythus erzählt. Nur vorübergehend berührt er, wenn er die supranaturalistische Erklärung in ihren Widersprüchen nachgewiesen hat, den letzten Grund, er sagt: dies oder das wird aber jeder, der sich gegen die philosophischen Fortschritte seiner Zeit nicht verschlossen hat, undenkbar finden, u. dgl. Eben darum überzeugt er diejenigen nicht, die im Supranaturalismus oder Rationalismus festgerannt sind, am

wenigsten die ersteren, denen das Talent des Zweifels am meisten abgeht; sie denken eben: wo steht denn geschrieben, daß jene Zeitphilosophie die wahre ist? Um die ihrer Ansicht nachgewiesenen Widersprüche kümmern sie sich nicht, sie hören den Gegner gar nicht an, denn ihnen fehlt das logische Trommelfell, sie sind dickhörig, taub, taubstumm oder staubdumm; hast du ihnen bewiesen, daß dieses oder jenes sich nicht denken lasse, daß es also auch nicht sein könne, so sagen sie: ja, wie es ist, weiß ich nicht, ich kann es nicht deutlich denken, darum kann es aber doch sein; alles, weil sie kein Zutrauen zur Logik, zum Denken haben. Das ist nun einmal ihr Geschmack, man kann ihnen denselben nicht nehmen, nur sollten sie dann überhaupt auch alles Reden aufgeben, denn sie haben noch keine Silbe gesprochen, so haben sie doch schon faktisch anerkannt, daß sie zum Denken ein Zutrauen haben. Ist demnach mit diesem Publikum schlechterdings nichts anzufangen, so ist darum jene Methode keineswegs zu verwerfen, sondern vielmehr die einzig mögliche auf dem Felde religiöser Geschichte. Überzeugt sie den Tauben nicht, so ist damit nichts gegen sie bewiesen, denn dieser hat ihre Gründe nicht angehört; aber sie überzeugt denjenigen, der philosophischen Kopf hat und nur noch nicht klar, noch in der Form des Vorstellens befangen ist. Er darf nicht zurückgeschreckt werden, denn er hängt noch an Autoritäten, an Voraussetzungen, die ihm heilig sind. Hätte Schleiermacher von vornherein gestanden: Hier wird philosophiert, hier geht es dem Positiven ans Leben, so hätten die Theologen gesagt: Gut, wir lassen dich stehen, dann philosophiere immerhin zu. Er mußte die List gebrauchen, seine Prinzipien zu verhüllen, er mußte schmuggeln und wahrlich, er hat brav geschmuggelt: Wie mancher theologische Zollbeamte der Orthodoxie macht nun, ohne daß er's weiß und merkt, den eigenen Salat mit geschmuggeltem Schleiermacherschem Essig an und heilt sich seine Warzen mit seinem Höllensteine weg! Ebenso hätte man Strauß geradezu stehen lassen, hätte er mit dem offenen Bekenntnisse angefangen, daß es ein Mißtrauen der Vernunft gegen das Wunderbare sei, was seine Kritik als bewegende Seele leite.*) Ich glaube jedoch nicht, daß dies Verfahren aus einer vollkommen deutlichen Absicht listigen Verbergens hervor-

*) Die Witzigen, welche Strauß durch „Beweise, daß D. Luther nie existiert habe" u. dgl. zu parodieren glauben, vergessen, daß von D. Luther

gieng, ebensowenig als bei Schleiermacher. Es ist, was Goethe seinen realistischen Tick nannte, als Schiller meinte, er sollte am Schlusse seiner Lehrjahre Meisters die Grundidee des Ganzen andeuten, und er sich hiezu ganz ungeschickt zu fühlen gestand. Strauß tritt freilich ganz anders und weit freier als Schleiermacher auf, das Ganze ist kühn genug, aber in der Ausführung leitet ihn doch auch dieser Instinkt der List, die ihre Absichten nicht ganz gesteht.

Auch in den Kritiken, welche Strauß in den Berliner Jahrbüchern gebracht hat, wo sie zum Gegenstande hatten, außerordentliche Erscheinungen von dem Phantastischen, womit sie das Vorurteil umgeben hat, zu reinigen, wie namentlich Tatsachen des Somnambulismus und Besessenseins, wird man die Schleiermachersche Dialektik wiedererkennen. Die erste Arbeit aber, in welcher sich der Wendepunkt in seiner Weltansicht zu erkennen gab, und welche ebenfalls bereits jene dilemmatische Taktik ganz am rechten Orte anwandte, war eine Kritik der Seherin von Prevorst im Hesperus, worin die wichtigsten psychischen Fakta des Somnambulismus keineswegs geläugnet, aber die Geistererscheinungen als objektive dialektisch aufgelöst und auf traumartig dramatisierende Vision reduziert wurden (vgl. seine eigenen Äußerungen in diesen Jahrbüchern*) Nr. 4, S. 261.)

So vorbereitet trat Strauß an die Hegelsche Philosophie. Hier mußte das Privatstudium alles tun, denn vom öffentlichen Unterrichte hatte man keine Anleitung und Hilfe zu erwarten. Ein entschiedener Anhänger des Systems war Repetent Schneckenburger, jetzt Professor in Bern, damals vor kurzem von Berlin zurückgekehrt. Allein der hastig vorgetragene Auszug aus Hegel, den er in seiner Vorlesung über die Geschichte des Verhältnisses zwischen der neueren Philosophie und der Theologie gab, half uns eben wenig vom Orte. Hegels Formeln waren uns nicht neu mehr, wir wollten sie aber im

nirgends erzählt wird, er habe Wein aus Wasser, d. h. er habe ein hölzernes Eisen gemacht, und daß Strauß nicht die Existenz Jesu, sondern nur das hölzerne Eisen bezweifelt. Ält. Anm.

(Mit dem Zusatz „Ält. Anm." konstatiert Fr. Vischer, daß er dies vor 7 Jahren, im Jahrgang 1838 der Hallischen Jahrbücher hinzugesetzt hat. Anm. d. Herausg.)

*) S. die Fußnote auf S. 69. Anm. d. Herausg.

Zusammenhange begreifen lernen. Strauß war, kann man sagen, dieser Philosophie entgegengereift, und es ergieng uns übrigen, die wir mehr oder minder denselben Bildungsgang gemacht hatten, ebenso. Ich erinnere mich noch genau jener Zeit, und wie mir zumute war; ich hatte durch das, was ich vereinzelt von Hegels Systeme gehört und gelesen, eine Ahnung seines Inhaltes und dabei das Gefühl, diese Philosophie müsse meinen geistigen Bedürfnissen entsprechen; sie versprach mir alles, was Schelling hatte, in tiefer begründeter Form zu geben, wodurch der absolute Zweifel, der, nicht so widersprechend als es vielleicht scheint, neben der Begeisterung für Schelling fortdauerte, in sein Recht eingesetzt und eben dadurch über sich selbst erhoben werden sollte. Strauß begann die Phänomenologie gemeinschaftlich mit einigen Freunden zu lesen und setzte diese Lektüre bis zum Abgange von der Universität im Herbst 1830 fort. Im Sommer 1830 ward Marheinekes Dogmatik vorgenommen; aber hier zeigte sich bereits, daß man den Meister mit ganz anderen Augen lese, als dieser und andere norddeutsche Schüler. Diejenigen Stellen in der Phänomenologie, welche die Person Jesu betreffen, hatte Strauß — so sehr war ihm durch die Schleiermachersche Dialektik, obwohl sie gerade in diesem Punkte den eigenen Prinzipien ungetreu ist, das Auge geschärft worden — im liberalen Sinne verstanden. Strauß hat nach den Äußerungen seiner dritten Streitschrift hierüber seine Ansicht geändert; ich glaube aber noch jetzt, daß mehreres namentlich in dem Abschnitte vom unglücklichen Bewußtsein deutlich genug für die mythische Auffassung spricht, während allerdings in der Religionsphilosophie ein sichtbares, bis zur Konfusion gehendes Schwanken, das vielleicht zum Teil auf Rechnung der Komposition des Buches aus nachgeschriebenen Heften kommt, zu bemerken ist. — Übrigens hat sich Strauß an derselben Stelle (dritte Streitschrift S. 57 ff.) selbst darüber ausgesprochen, wie ihm von Anfang an der von Hegel festgesetzte Unterschied zwischen Vorstellung und Begriff eine ganz andere Behandlung der Lebensgeschichte Jesu, des Positiven überhaupt zu bedingen schien, als welche Marheineke, Göschel und andere für notwendig halten. Mit Marheineke, so hoch wir die großen Verdienste dieses achtungswerten Theologen schätzten, konnten wir in diesen Punkten gar nicht übereinstimmen. Ein Verfahren, wie das seinige, war ganz gegen unsere schwäbische Natur.

Statt daß in die überlieferten schweren Massen der Dogmatik der Begriff als ein flüssiger Geist schonend eingeführt wird, rückt er in geschlossenen Keilen schwerer Kavallerie an und haut geradezu ein; alles oben herunter aus metaphysischer Höhe, nirgends der Stoff durchdrungen, ein kolbiger, gestiefelter Formalismus, eine klappernde Begriffsmühle, bei der einem Hören und Sehen vergeht.

Es handelt sich hier überhaupt um einen wichtigen Punkt, nämlich um die Art, auf die sich der Philosoph in Gebieten, wo gewisse Vorurteile durch die Autorität der Zeiten sich befestigt haben, verhalten soll. Der philosophische Begriff ist, als „die ungeheuere Abbreviatur der Dinge", von einer solchen Weite und Allgemeinheit, daß man mit seiner Anwendung auf ein bestimmtes Gegebene sehr behutsam sein muß, wenn man nicht Gefahr laufen will, sich die Blöße zu geben, daß man etwas als wahr und vernünftig deduziere, was sich nachher auf empirischem Wege als unwahr ergeben kann. Ich wünschte solchen, wie H. Lic. Baur, daß einmal die Kunde von einem wunderbaren Vorgange sich verbreitete, der in ihre Wundertheorie vortrefflich zu passen schiene, daß sie dann mit ihrer ganzen formalistischen Fertigkeit denselben als absolut vernünftig und notwendig deduzierten, nachher aber erführen, es sei nichts an der Sache. Doch eine solche Beschämung haben sie nicht zu befürchten, sie verhalten sich zur Gegenwart kritisch wie andere Kinder des Jahrhunderts, sie reden nur von Wundern, die vor Olims Zeiten geschehen sein sollen; da lebt freilich keiner, der zugesehen hätte und ihnen beweisen könnte, daß sie in den Wind sprechen. Um sich aber den Rücken besser zu decken, wird der Behutsame in solchen Gebieten einen anderen Weg gehen. Der Spekulation muß hier offenbar ein gesunder Realismus, eine unbefangene Anschauungsgabe zur Seite gehen, die sich zunächst von dem behaupteten sinnlichen Vorgange ein deutliches Bild zu machen sucht, das sich ohne Widersprüche vollziehen läßt. Es mag sich z. B. mit der philosophischen Deduzierbarkeit der wunderbaren Speisung verhalten wie es will, es wird doch behauptet, die Sache sei geschehen. Ist sie geschehen, so muß man sich von dem Vorgange eine detaillierte Vorstellung machen können, und läßt sich diese nicht ohne Widerspruch gegen alle Gesetze des Geschehens vollziehen, so hebt sie sich auf. Hebt sich die Vorstellung auf, so hebt sich auch die Sache auf (als Geschichte nämlich; die darin nieder-

gelegte Idee ist auf anderem Wege zu retten). Dieser Realismus setzt freilich, wenn einer den Mut haben soll, ihn auf verjährte religiöse Vorstellungen anzuwenden, eine tiefere Skepsis voraus, den Mut der Wahrheit, der sich von vornherein nicht durch Autoritäten und althergebrachte Kategorien imponieren läßt; dieser tiefere Skeptizismus und jener sinnlich frische Realismus müssen zusammenwirken, und sie wirken in Strauß zusammen.

Im Herbst 1830 verließen wir die Universität; Strauß wurde Vikar und setzte die Hegelschen Studien eifrig fort. Wie fest bereits damals seine Überzeugung im Hauptpunkte war, beweist eine höchst interessante Korrespondenz zwischen ihm und einem Freunde, die durch seine Güte mir mitgeteilt eben vor mir liegt. Rührend ist es, zu lesen, mit welchem heiteren Vertrauen in die alleinseligmachende Kraft der Wahrheit hier Strauß die Besorgnisse und Skrupel des Freundes beschwichtigt, der sich durch die Kluft, die seine wissenschaftliche Überzeugung zwischen ihm und dem Glauben der Gemeinde zieht, bekümmert fühlt, wie klar er ihm dartut, daß es keine Unredlichkeit sei, wenn der Geistliche in der Sprache der Vorstellung rede und unvermerkt in die Bilder, die dem bloß Glaubenden vorschweben, die tieferen Ideen des Wissenden hineinleite. Wie bitter ist dieses Vertrauen auf eine allmähliche Versöhnung beider Standpunkte getäuscht worden!

Im Sommer 1831 wurde Strauß als Verweser eines Professorats am Seminar zu Maulbronn angestellt, und die Behörde bewies durch die Berufung eines so jungen Mannes auf diesen Posten, wieviel sie auf ihn baute. Inzwischen vermochte er dem Verlangen, Hegel selbst zu hören und seine wissenschaftliche Bildung überhaupt von Amtsgeschäften frei an einem großen Sammelplatze der Wissenschaft zu vollenden, nicht länger zu widerstehen, und reiste im November desselben Jahres trotz der Cholera nach Berlin. Sein innigster Wunsch sollte ihm nicht erfüllt werden; er hatte eben die ersten Vorlesungen von ihm gehört und die persönliche Bekanntschaft des großen Mannes gemacht, als er aus Schleiermachers Munde die schmerzliche Nachricht erhielt, daß der verehrte Meister ein Opfer der Cholera geworden. Sprachlos entfernte er sich: „der große Schleiermacher," schreibt er einem Freunde, „war mir in diesem Augenblicke unbedeutend, wenn ich ihn an diesem Verluste maß", und bald stand

er im Innersten erschüttert, unschlüssig, ob er nun länger in Berlin weilen solle, an seinem Grabe. Doch überwand die Erwägung, daß Hegel in Berlin zwar gestorben, aber nicht ausgestorben sei, seine Unschlüssigkeit, und nun sammelte er mit brennendem Wissensdurste die Schätze der Intelligenz ein, die diese blühende Universität, damals noch der wissenschaftliche Stolz Deutschlands, in näherem oder entfernterem Zusammenhange mit seiner Richtung ihm darbot. Welchen Eindruck Schleiermacher auf ihn machte, wie der schon früher gefaßte Gedanke, das Leben Jesu im Geiste der Stellung, die er sich zur Hegelschen Philosophie gegeben, zunächst für eine Vorlesung zu bearbeiten, zum bestimmten Plane wurde, und worin dieser Plan von der späteren Ausführung abwich, hat Strauß selbst (dritte Streitschrift S. 59 und 60) erzählt. Das Bedenkliche der Unternehmung verhehlte er sich schon damals nicht. „Aber, sagst du," schreibt er aus Berlin an seinen Freund, nachdem er ihm seinen Plan auseinandergesetzt hat, „dies willst du in Tübingen lesen? Und du glaubst nicht, daß dir der Hörsaal geschlossen wird? Ja, es ist wohl so etwas möglich, und ich bin oft recht traurig, daß alles, was ich in der Theologie tun möchte, solche halsbrechende Arbeit ist. Aber ich kann es nicht ändern; auf irgend eine Weise muß dieser Stoff aus mir herausgestaltet werden. Wir wollen es einstweilen Gott befehlen, der uns doch irgendwie eine Türe für so etwas öffnen wird." Ich führe diese Stelle wörtlich an, weil es so viele gibt, welche der Meinung sind, man dürfe Strauß zwar wegen seiner subjektiven Ansicht nicht verdammen, aber er hätte sie nicht öffentlich aussprechen, oder etwa lateinisch schreiben sollen. Ach ja wohl! Warum nicht lieber malayisch, chinesisch? Diese haben entweder keinen Begriff vom Geiste, sie wissen nur von Subjekten und nicht von einem Entwicklungsgange der Idee, dem das einzelne Subjekt als Organ dient, und begreifen daher nicht, daß es von Strauß vielmehr schlecht und niederträchtig gewesen wäre, wenn er dem inneren Rufe sich entzogen hätte; oder aber — und dies ist wohl bei der Mehrzahl der Fall — sie sind im Grunde doch Feinde der Straußischen Sache und geben ihren Liberalismus nur vor, sie haben wenigstens keine feste Ansicht und wollen sich ein Schwanken, einen Indifferentismus reservieren, worin sie der Entschiedene stört, den sie eben darum nicht leiden können.

Nach seiner Rückkehr wurde Strauß im Mai 1832 als Repetent zu Tübingen angestellt und las in demselben Sommer Logik und Metaphysik mit großem Beifall im überfüllten Hörsaale. Zum ersten Male wurde die Hegelsche Philosophie weder mit polemischer Entstellung, noch mit blinder Anerkennung vorgetragen und von einem philosophischen Katheder aus der Same der Spekulation unter die Studierenden gestreut. Auf diese Vorlesung ließ Strauß die Geschichte der neueren Philosophie von Kant an und Platons Symposion, dann Geschichte der Moral folgen. Im Sommer 1833 kam ich, ebenfalls als Repetent nach Tübingen berufen, wieder mit ihm und mehreren Kompromotionalen zusammen. Es war eine schöne Zeit; wissenschaftlich fühlte man sich durch die gleiche Überzeugung und das gleiche Streben, in den Zöglingen, die man zu leiten berufen war, den Geist echter Philosophie zu nähren, vereinigt, und die Geselligkeit der Amtsgenossen wurde besonders durch den Straußischen Humor und Geist verschönert.

Dieser Humor zeigte sich besonders in einer heiteren Fertigkeit, die unschuldigen Schwächen der Kollegen zu entdecken und durch leise Wendungen des Gespräches unvermerkt sie zu veranlassen, daß sie sich in naiver Weise aussprachen. Darin zeigte sich denn freilich eine Überlegenheit, ein in der Vogelperspektive genommener Standpunkt, wogegen man sich hin und wieder beschwerte, wie denn ein Freund einst zu Strauß sagte: du hast gut lustig sein, wir wollen dir nur immer aufspielen! Jene Autorität, die sich ein scharfer und überlegener Geist unwillkürlich in seinen Umgebungen verschafft, machte sich auch jetzt schon durch sein praktisches Geschick und seine Entschiedenheit in äußerlichen Sphären geltend. Niemand wußte so determiniert die Aufsicht über Untergebene zu führen, die Seminarordnung zu handhaben, niemand offizielle Berichte und Eingaben über diffizile Punkte mit solcher Gewandtheit zu fertigen.

Inzwischen hatte er aufgehört, Vorlesungen zu halten und in verhältnismäßig erstaunlich kurzer Zeit sein Werk über das Leben Jesu vollendet, dessen erster Band im Juli 1835 erschien. So hatte er denn die Summe seiner bisherigen Entwicklung in diesem Denkmale seines Geistes niedergelegt. Was ich bisher über das schwäbische Naturell und die Straußische Individualität gesagt habe, kann ich nur dahin zusammenfassen: Der Tiefsinn des schwäbischen Geistes

war in der Metaphysik enthalten, die diesem Werke zugrunde liegt; die Kraft des Zweifels und der Kritik, verbunden mit jenem unbefangenen Realismus, der erst die Anwendung jenes Zweifels auf gegebene positive Gebiete möglich macht, entwickelte ihre ganze Fülle in der Auflösung des bloß Positiven, was die inkonsequente Spekulation vieler anderen Schüler Hegels mit jener Metaphysik vereinigen zu können glaubt, ohne zu bemerken, daß sie vielmehr dadurch im Prinzipe aufgehoben wird —: so steht dieses Werk als die reichste Probe des schwäbischen Tiefsinnes zugleich und Scharfsinnes vor den Augen der Welt. Fragt man sich nun, warum denn im Publikum die meisten nur den Scharfsinn, die wenigsten den Tiefsinn bemerkten, so ist allerdings zuzugeben, daß die Abweichung von dem ursprünglichen Plane den letzteren in den Hintergrund drückte. Nach diesem Plane sollte der letzte Teil der trichotomisch angelegten Arbeit eine Rekonstruktion des von der Kritik Aufgelösten durch die philosophische Idee enthalten. In der Ausführung schwoll, was den zweiten Teil bilden sollte, zum Ganzen an; der erste, der bestimmt war, die biblische und kirchliche Lehre zu referieren, konnte immerhin wegfallen, da die kritische Entwicklung, indem sie das Positive stets bekämpft, es mittelbar auch darstellt und als Bekanntes überhaupt voraussetzen darf. Daß aber der dritte Teil zum bloßen Anhange, daß eben daher die spekulative Rettung des kritisch Zerstörten etwas zu flüchtig und nur mit halber Liebe vorgenommen wurde, ist zwar im Namen derjenigen zu beklagen, denen die Vorkenntnisse fehlen, um die bejahende Seele der verneinenden Kritik zu erkennen, und für welche aus manchen Stellen der dritten Streitschrift, welche sich über das Herrliche der Erscheinung Christi mit Feuer aussprechen, der Schein einer Zurücknahme des Früheren entsteht, — erklärt sich aber leicht aus der Stimmung des Kritikers, dem es widerlich sein mußte, auch nur von weitem sich den Schein zuzuziehen, als bitte er zum Schlusse für seine Kühnheit um Verzeihung. Auch so konnte man jedoch allerdings erwarten, daß der Verfasser an mehreren wesentlichen Punkten die Idee, welche einen Mythus aus sich hervortrieb, vollständiger auszuführen sich Zeit genommen hätte. So entstand z. B., indem gewissen Erfindungen der Technik ein größerer Wert beigelegt wird als Wundern, der Schein, als behaupte der Verfasser, daß die religiöse Phantasie, indem sie die Wundermythen

bildete, den praktischen Wert der Wunder premiert habe, während sie doch nur die Macht des sittlich religiösen Geistes sich in poetischer Form zur Anschauung zu bringen suchte. Strauß war müde, als er diesen Anhang ausarbeitete; aber in der Tat, die Geduld ist auch zu bewundern, womit er den Augiasstall der sublimsten exegetischen Absurditäten gemistet, womit er sich auf die Widerlegung der aberwitzigsten Bemühungen, offenbare Mythe als Geschichte zu retten, eingelassen hatte. Diese fast mehr als menschliche Geduld, wer hat sie anerkannt? Mit sehendem Auge ist man absichtlich blind gewesen und hat diesen unendlichen Ameisenfleiß, diesen Schweiß durchwachter Nächte, dieses redlich getreue Ausharren für Trägheit, Obenhinfahren, für den Mutwillen eines frivolen jungen Menschen erklärt. Doch behält auch die Schlußabhandlung den Wert großer Präzision bei gedrungener Kürze.

Bald darauf folgte die Entlassung; Strauß, um nicht untätig zu sein, entschloß sich, das ihm wenigstens indirekt aufgedrungene Amt eines Rektoratsverwesers am Lyzeum zu Ludwigsburg zu übernehmen, verließ das Seminar und brachte bis zum Antritte der neuen Stelle noch ein paar Monate als Privatmann in Tübingen zu. Der Schlag hatte ihn schwer getroffen, er wird ihn nie verschmerzen. Wenn irgend jemand, so hat er vermöge seiner altbürgerlich soliden Erziehung und Denkart das Bedürfnis einer festen Unterlage seiner Tätigkeit, eines öffentlichen Wirkungskreises, kurz eines Amtes; das aufgedrungene aber war seinen Neigungen, der Richtung seiner Studien, der Bestimmung seiner Kräfte zuwider. Er fühlte sich entwurzelt, jenes Ketzergefühl kam über ihn, das Gefühl, ausgestoßen, exkommuniziert, mit dem Geruche der Pest umgeben zu sein; es ist daher sehr unrichtig, wenn man seine Entlassung nur als eine Privation darstellt, sie hatte auf ihn die volle Wirkung einer grausamen positiven Strafe.

Strauß trat sein Amt an und verwaltete es zur ausgezeichneten Zufriedenheit der höheren Behörde. Aber in der Länge ertrug er es nicht. Der Widerspruch zwischen der Art seiner Geschäfte und den Studien, zu denen ihn Neigung und innerer Beruf zog, die Entfernung von literarischen Hilfsmitteln, der Mangel an Erholung und Zerstreuung in der menschenleeren, melancholischen Stadt, dies alles und dazu noch jenes Gefühl des verstoßenen, verabscheuten

Ketzers einem Gemüte eingebohrt, dem Humanität, Gemeinsamkeit des Bewußtseins mit anderen, Freundschaft und Mitteilung das höchste Bedürfnis war, übte allmählich einen solchen Druck auf seinen Geist aus, daß er sich entschließen mußte, seine Lage zu verändern; er verließ im Herbste 1836 Ludwigsburg und zog nach Stuttgart. Nun gieng er an die Ausarbeitung der schon länger beschlossenen Streitschriften. Daß diese offensive Defensive vielen Tadel erfahren werde, wußten er und seine Freunde wohl; von verschiedenen Seiten hörte man zum voraus, da die Kunde von dem Unternehmen seiner Ausführung vorangieng, verdammende Stimmen, auch aus dem Munde solcher, die sich übrigens den Schein der Liberalität gaben. Nun werde, hieß es, die bisher von Strauß rein wissenschaftlich gehaltene Sache in Persönlichkeiten ausarten. Hiegegen aber mußte jeder aufrichtige Freund des Rechts und der Wissenschaft sogleich mit allem Ernste sich erklären. Des Rechts: denn warum soll doch das alte Schauspiel, daß der wilde Fanatismus mit giftigen oder polternden Persönlichkeiten ungestraft die Vorkämpfer der geistigen Freiheit verfolgt, sich ewig wiederholen? Von Strauß verlangen, daß er schweige, hieß nichts anderes, als verlangen, er solle nur auf sich herumtreten lassen, wie es den Gegnern beliebe. Der Wissenschaft: denn Strauß hatte seinen Standpunkt thetisch ausgeführt, derselbe sollte nun durch Polemik gegen die abweichenden Ansichten an Begründung und Licht gewinnen. Als nun die erste Streitschrift den Dr. Steudel eben nicht schonend angriff, hieß es, nun sei ein Heruntersinken vom wissenschaftlichen Standpunkte auf den der Persönlichkeiten, wie man solches vorausgesehen, wirklich eingetreten, und man wollte von diesem Vorwurfe um so weniger abstehen, als hier ein allgemein geachteter Charakter mit allen Waffen eines kräftigen, offenen Hasses angegriffen war. Hier kommt es, will man richtig urteilen, darauf an, zwischen erlaubten und unerlaubten Persönlichkeiten so zu unterscheiden, wie es Strauß selbst in der Vorrede zur ersten und in der zweiten Streitschrift (S. 95 ff.) getan hat. Die unerlaubte, niederträchtige Persönlichkeit besteht in Seitenhieben auf das Privatleben des Gegners, auf sein Herz, auf sein sittliches Verhalten überhaupt: solche Persönlichkeiten hat sich gegen Strauß die Mehrzahl seiner Gegner erlaubt. Wenn nun der so Angegriffene dem Gegner nicht nur die

Schwäche seiner wissenschaftlichen Gründe, sondern eben diese Persönlichkeiten, die er einmengte, im Tone gerechter Entrüstung vorwirft, so kann man dies um so mehr, als auch die wissenschaftlichen Gründe, die der Gegner braucht, dessen Persönlichkeit charakterisieren, eine persönliche Kritik nennen, aber keine im unedlen und unerlaubten Sinne. Einen Ton hat jede Schrift; in jeder spielt neben dem Wissenschaftlichen etwas Subjektives her; eine ganz unpersönliche Gegenschrift ist daher etwas, was weder existieren kann noch soll. Oder war denn Lessing gegen den Herrn Pastor Göze nicht persönlich? Und wer freut sich nicht über diese Persönlichkeit? Es ist wahr, Steudel war ein höchst achtungswerter Mann, aber in Religionssachen verdunkelte der Fanatismus der Zionswächterei vorübergehend seinen Charakter, so daß jeder Freund des rechtschaffenen Mannes wünschen mußte, daß Fremde nicht aus diesen Zügen sein Charakterbild sich zusammensetzen. Seinem Einflusse schrieb Strauß die tiefste Wunde zu, die ihm geschlagen worden, seine Entlassung, und haßte ihn mit jener ganzen Entschiedenheit, die starke Naturen im Hasse wie in der Liebe zeigen, und mit welcher einst Luther gegen den König von England in einer ganz ähnlichen Streitsache so göttlich grob gewesen ist. Dennoch ist in dieser trefflichen Streitschrift, worin Strauß ein neues Talent entwickelte, das der geflügelten Polemik, die Hände und Füße hat, nicht ein Jota von Persönlichkeiten im unerlaubten Sinne zu lesen; nicht die rein moralische, sondern die wissenschaftliche Persönlichkeit Steudels, sofern in ihr allerdings auch moralische Mängel sich zeigen, ward zermalmt.

Auch an Eschenmayer, meinte man, habe sich Strauß versündigt, als er in der zweiten Streitschrift sein Altweibergeträtsche und den boshaften Galimathias seiner Ignoranz in ihrer Blöße an den Pranger stelle. Der ehrwürdige Eschenmayer! Er war so lange ehrwürdig gewesen! Im Ernste: nur dies könnte man sich einen Augenblick fragen, ob es sich denn auch der Mühe gelohnt habe, über einen solchen Gegner den leichten Sieg zu feiern. Allein so wenig Wirkung ein solches Geschrei haben mag, so ist es doch von Polizei wegen nötig, daß man bisweilen abstrafe; der Unfug, wenn auch ungefährlich, soll nicht geduldet werden. Ungleich wichtiger war die Kritik Menzels. Hier galt es, einen Standpunkt

in seiner Nichtigkeit aufzuweisen, der das Schöne geradezu im Prinzipe zerstören würde, wenn er Geltung gewönne, und der durch einen Schein von Wahrheit, durch den er Unmündige bestach, wirklich gefährlich war; es galt, das wahre Verhältnis zwischen dem Guten und Schönen festzustellen, dessen Auffassung dieser Kritiker dadurch ganz verrückt hatte, daß er moralische Maßstäbe direkt auf Produkte der Kunst und Poesie anwandte, und indem er verkannte, daß das Gute im Schönen als ein aufgehobenes Moment von vornherein enthalten ist, die Selbständigkeit des Schönen geradezu aufhob, eben damit aber auch des Guten; denn wenn dieses sich nur dadurch soll erhalten können, daß es als solches ausdrücklich und unmittelbar, d. h. namentlich als Gegensatz und Kampf gegen die Entfaltung des Sinnlichen, sich geltend macht, so sind wir in eine formalistische Moral zurückgeworfen, auf die moralische Weltanschauung, deren Widersprüche und Heuchelei Hegel ein für allemal aufgedeckt hat. Hiemit hieng unmittelbar ein weiteres zeitgeschichtliches Interesse zusammen. Menzel hauste mit seinem Ideenkreise in dem Prinzipe der naiven Sittlichkeit des Mittelalters, in welcher die Subjektivität, einfach und instinktmäßig mit dem Glauben und der Sitte der Väter verwachsen, nicht zu ihrem vollen Rechte kam. Freilich derselbe Menzel hatte früher gegen moralische Pedanterie, Prüderie usw. gepredigt, ja er hatte Wieland, den wirklich frivolen Wieland, dessen Gelüste es war, die Bestrebungen der Tugend im Kampfe mit der Sinnlichkeit graziös unterliegen zu lassen, und dem daher das Ideal (des Schönen und eben daher des Guten) geradezu abzusprechen ist, in den Vordergrund gestellt, während er Goethe, der stets von einem affirmativen Verhältnisse des Geistigen und Sinnlichen, also auch vom Prinzipe wahrer Sittlichkeit ausgeht, verlästerte. Schon dies war ein Beweis, daß hier nicht einfacher Irrtum, nicht die ehrliche Zeitenverwechslung eines substantiellen Charakters zu bekämpfen war. Nahm man aber vollends die Brutalität der Ignoranz hinzu, mit welcher Menzel auf den verschiedensten Gebieten, namentlich dem philosophischen, das Pathos seiner abgerissenen fixen Ideen herausstieß und, was ihm in den Weg kam, nach seinen fertig liegenden, unflüssigen, allem Begriffe einer Entwicklung total fremden Maximen übers Knie abbrach, erwog man, daß Menzel seine eigene, aller Welt offenbare Ignoranz in diesen Gebieten not-

wendig wissen mußte, daß er es z. B. wissen mußte, ob er das Leben Jesu, ehe er darüber aburteilte, gelesen habe oder nicht, daß hiemit also, indem er ein Urteil, wie es nur der aufstellen kann, der es nicht gelesen hat, mit der Miene aussprach, als hätte er es gelesen, sein Verfahren das eines frechen Lügners zu nennen war: so lag hier offenbar ein Unfug vor, der nicht länger geduldet werden konnte. Menzel hat Witz und Talent, dem ermüdend langweiligen Einerlei seiner monoton wiederholten starren Grundsätze hatte er durch witzige Wendungen im einzelnen eine gewisse Abwechslung gegeben und dadurch die Schwachen um so mehr bestochen, als sein neuester Kampf gegen gewisse Tendenzen in der Literatur den vollen Schein des Rechts hatte; denn es galt allerdings, die unwürdigen Propheten einer in sich und ihrem wohlverstandenen Prinzipe ganz wahren und guten Sache in ihrer Blöße hinzustellen. Aber Menzel schüttete natürlich das Kind mit dem Bade aus und verlor sich in einen Schmutz von Persönlichkeiten, der, von den Gegnern ebenso heimgegeben, eine Schandszene in unserer Literatur herbeiführte, die ihresgleichen sucht. Jene gute Sache ist das tiefere Bewußtsein seiner Freiheit, das der moderne Geist sich zu geben ringt, das Prinzip des Fortschrittes. Für dieses auch auf anderem, als dem theologischen Gebiete gegen den verstocktesten Stabilismus zu kämpfen, war eine der Stellung, welche Strauß einnimmt, vollkommen entsprechende Aufgabe. Es war Zeit, das Schwert des Geistes gegen den frechsten Gegner zu ziehen, Strauß zog es, tat einen guten Schwabenstreich und hieb durch bis auf den Sattelknopf. Seine Streitschrift gegen Menzel ist durch die gewissenhafte Gründlichkeit im Bunde mit der geflügelten Gedanken- und Sprachbewegung Lessings ein Meisterwerk neuerer Polemik. Der Gegner wird Schritt für Schritt durch alle Kanäle, die er sich gegraben, unerbittlich weitergetrieben, bis er endlich in den Abgrund seiner Nichtigkeit versinkt. Wir verwunderten uns über die Lauheit, mit der diese treffliche Streitschrift aufgenommen wurde. Namentlich aus Norddeutschland hatte man sich von allen den Geistern, die dem Prinzipe der Freiheit und Bewegung zugetan sind, freudigen und baldigen Gruß versprochen, aber nach langem Schweigen ließen sich wenige, vereinzelte Stimmen hören. Die Schrift wird auch, abgesehen von ihrem Zeitinteresse, für die Ästhetik als Wissenschaft eine

Fundgrube vortrefflicher Bemerkungen bleiben. Das poetische Talent, mit welchem Strauß ausgestattet ist, mußte, da seine Natur sich für die Spekulation entschied, naturgemäß aus der Frische der Produktion auf das philosophische Interesse für die Erscheinungen auf diesem Gebiete sich zurückziehen, wie es denn im Charakter unserer Zeit liegt, daß, während in einem vorzugsweise künstlerisch und poetisch gestimmten Zeitalter nicht nur die Genies, sondern auch die bloßen Talente es zu einem Reichtum von Produktion bringen, ein reflektierendes, wie das unsrige, die bloßen ästhetischen Talente mehr und mehr der Produktion entzieht und auf die Seite der Reflexion über das Produzieren herübernötigt. Wie umfassend und gründlich jenes Interesse bei Strauß ist, beweist jene Streitschrift. Die echte Humanität, welche die Freunde in seiner Persönlichkeit lieben, und welche auch einzelne Härten und Schroffheiten in seinem Charakter mit schnell wirkender Heilkraft zur Harmonie und Versöhnung zurücklenkt, hat ihre schönste Nahrung aus jenem Interesse gezogen.

Nur ein paar Worte noch über die Art, wie Menzel den Angriff aufnahm. Auf den eigentlichen Streitpunkt ging er gar nicht ein, die theologische Angelegenheit seines Gegners nannte er mit erkünstelter Verachtung einen Handel, seine groben Irrtümer über die eigentliche Stellung und Absicht des Straußischen Werkes, das er mit völliger Unkenntnis sowohl der zugrunde liegenden Metaphysik, als auch der ganzen Ausführung zum platten Rationalismus rechnet, wiederholte er in noch roherer Sprache, und endlich brauchte er den unreinen Kunstgriff, die Tendenzen des Feindes mit den frivolen des jungen Deutschlands zusammenzuwerfen. Schon bei dem ersten Ausfalle gegen Strauß hatte er sich diese Wendung erlaubt, er hatte gesagt, man ziehe jetzt nicht mehr bloß gegen das Wunderbare in den Erzählungen der Heiligen Schrift zu Felde, sondern suche sogar die rein sittliche Grundlage des Christentums zu demolieren, und in diesem Zusammenhange war er unmittelbar auf das Leben Jesu von Strauß übergegangen. Einen triftigeren Beleg für den Abscheu, den ich gegen diesen Mann auszusprechen für meine Pflicht hielt, wird niemand erwarten. Nachdem nun Strauß in seiner Streitschrift selbst bestimmt hatte, inwieweit er den Tendenzen moderner Schriftsteller beipflichte, nachdem aus den trefflichen

Stellen über diesen Punkt (namentlich S. 185) leichtlich zu ersehen war, in welchem Sinne Strauß eine Zusammenstellung mit der neuen Bewegung keineswegs, in welchem aber allerdings ablehne, — was tat Menzel? Er sagte, Strauß habe sich immer noch nicht erklärt, ob er nicht mit dem jungen Deutschland konspiriere, er müsse sich also gefallen lassen, solange dies nicht geschehen sei, zu jenen Unreinen gezählt zu werden. Eine Menzels ganz würdige Taktik, die durch die Bemerkung über einige von Strauß gebrauchte Ausdrücke (die Menzel nach Tholuck, der sie bereits entstellt und verkehrt gedeutet hatte, zitiert), daß dieselben auf eine Gemeinheit der Gesinnung schließen lassen, der man wahrscheinlich noch mehr zu verzeihen habe, — weg von diesem Bilde der Schmach!

Die bedeutendste der bisher erschienenen Streitschriften ist jedoch unleugbar die dritte, namentlich in demjenigen Teile, worin sich Strauß über seine Stellung zur Hegelschen Schule ausspricht; denn hier wird auf das Prinzip, auf den Sitz der ganzen Frage, auf den Begriff des Verhältnisses zwischen der Idee und der Wirklichkeit eingegangen und hiedurch das Mangelhafte der Schlußabhandlung im Leben Jesu ergänzt. Nachdem ich in dieser Charakteristik unumwunden ausgesprochen habe, wie ich dieser Auffassung oder Weiterbildung des Hegelschen Prinzips mit der innigsten Überzeugung beipflichte, habe ich hierüber nichs Weiteres zu sagen, denn es ist nicht dieses Orts, die Sache wissenschaftlich zu untersuchen. Der Kontroverspunkt ist nun durch diese Streitschrift in seiner Schärfe hingestellt, und die spekulative Theologie mag die Kontroverse fortführen und beendigen. Ich ziehe den Gesamtinhalt dieser Charakteristik in die Bemerkung zusammen, daß hier das Naturell der schwäbischen Intelligenz, durch die Persönlichkeit, die ich zu charakterisieren versuchte, repräsentiert in seiner Differenz vom Norddeutschen, das nach meiner Meinung bei seinen übrigen großen Vorzügen in diesen Dingen zum Formalismus hinneigt, sich auf eine Weise ausgesprochen hat, welche sowohl für die Wissenschaft, als für den geistigen Austausch zwischen Süden und Norden von den fruchtbarsten Folgen sein kann.

Ich wünsche zum Schlusse, den Verfasser des Lebens Jesu besser getroffen zu haben als das Porträt, das in der Europa erschien. Die unteren Partien des Kopfes sind zu breit und fleischig geraten,

wodurch die oberen, namentlich das große dunkle Auge, das den ganzen Kopf beherrscht und eine entschiedene Präponderanz des Geistigen ausspricht, viel zu sehr zurücktreten. Der ganze Kopf hat dadurch ein ältliches und philisterhaftes Aussehen bekommen, der Kopf eines Mannes, der wahrlich nicht zu den Philistern zu zählen ist.

(In den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst, Jahrg. 1838, zuerst erschienen, dann in den Kritischen Gängen, 1844, I, S. 3—130, abgedruckt mit dem folgenden)

Zusatz.

Als ich diesen Aufsatz, das Erste, was ich für ein Journal verfaßte, im Jahre 1838 in die Hallischen Jahrbücher gab, wie sehr anders war damals noch die Stellung dieser Zeitschrift und unsere zu ihr! Wie sehr anders stand es noch mit dem öffentlichen Urteile überhaupt! Die Redaktion der Jahrbücher meinte in der Lehre von der Person Christi noch ihre Rechtgläubigkeit durch eine falsch angewandte Kategorie retten zu können, Bruno Bauer bewies noch Wunder und was er wollte durch spekulativen Hokuspokus, Strauß war noch neu und die schwäbischen Mitarbeiter an kritischer Freiheit dem Blatte voraus. Die Zeitschrift trug aber ein lebendiges Bewegungsprinzip, freilich auch ein Übereilungsprinzip in sich, in welchem sie sich zuletzt so überstürzte, daß sie untergegangen wäre, wenn sie auch nicht ein Gewaltstreich gemordet hätte. Bruno Bauer wollte ohne Schöpfungskraft in aufgeblasener Eitelkeit Strauß überbieten, die Jahrbücher riefen ihn als den neuen Weltheiland aus und mißhandelten Strauß, dem sie so viel verdankten; die Verbindung mit den schwäbischen Mitarbeitern löste sich, der abstrakte Geist, der nun in diesen Blättern herrschte, konnte mit dem schwäbischen Provinzialcharakter nicht länger Freundschaft halten. Auch das Publikum ist anders geworden; man lebt in jetziger Zeit entsetzlich schnell; Strauß gilt schon für so gut wie antiquiert, den einen, weil sie glauben, er sei widerlegt, da er doch nur mißhandelt und verläumdet ist, den andern, weil sie glauben, er sei überschritten, weil man sein großes, organisch vereinigtes Material benutzt und Spiritus, auch manchen betäubenden, daraus gemacht

hat. Damals war die ganze Erscheinung noch frisch, und frisch wie sie selbst war, schrieb ich von ihr. Ich denke, meine Charakteristik dürfe am Leben bleiben, wie der Mann, dem sie galt, lebt und leben wird mit allen jugendlichen Geistern, den Befreiern der Menschheit. Ich gieng auf den Stammescharakter zurück und versuchte eine Vergleichung der süddeutschen Art, wie sie sich am gedrängtesten im schwäbischen Volke ausspricht, mit der norddeutschen*). Ich gestehe, daß ich an diesem Versuche keinen sonderlichen Geschmack mehr habe. Es ist immerhin gut, wenn ein Volk sich Rechenschaft über die Verteilung seiner Kräfte an seine verschiedenen Stämme gibt, aber ich dächte, wir haben dazu noch lange Zeit, wenn wir nur erst ein Volk sein werden. Den Gegensatz der Stämme im Großen habe ich nicht mit gehöriger Schärfe zusammenzufassen gewußt. Statt: Verstand, wo ich diesen als das Element bezeichne, in welchem der norddeutsche Stammesgeist sich bewegt, hätte ich jedenfalls: Reflektiertheit setzen sollen; von dem Vorwiegen der einen oder anderen Kraft zu reden, ist flach, es handelt sich um eine Form, worein alle Kräfte gefaßt sind. Diese Form ist im Süden Naivität, im Norden Reflektiertheit. Die Verständigkeit büßt im südlichen Charakter durch die Gemütlichkeit so wenig ein, daß vielmehr von der fein ausgebildeten List und Pfiffigkeit, welche der Schwabe mit dem Schweizer gemein hat und welche besonders seiner großen Erwerblust dient, ausdrücklich hätte die Rede sein müssen, was nicht geschehen ist. Mit dem Vorwurf eines unpraktischen Sinnes in manchen Sphären der Zweckmäßigkeit wäre die Hervorhebung dieses Zuges leicht vereinbar gewesen. Die Schilderung des norddeutschen Wesens ist deswegen namentlich, zwar nicht falsch, aber doch gewiß sehr mangelhaft ausgefallen, weil ich teils zu einseitig bloß die großen Städte, und von diesen eigentlich nur Berlin im Auge hatte, teils das Familienleben und die engere Gesellschaft im Norden zu wenig kannte. Von dem trockenen, aber strengen, körnigen, männlichen Charakter, dem gediegenen Gemeinsinn, den der echt altdeutsche Schlag von Bewohnern der

*) Vgl. Fr. Vischer, Altes und Neues, Stuttgart 1882, 3. Heft, S. 255 und S. 343 f., sowie seinen Auch Einer, in der Gesamtausgabe seiner dichterischen Werke, Berlin, Meyer & Jessen, 1913, Bd. II, S. 234—239. Anm. d. Herausg.

nördlichsten Küstenstrecken unseres Vaterlandes bewahrt, von den Bauern in Hadeln, von den Dithmarsen habe ich nichts gesagt; daß das Familienleben sich enger und wärmer zusammenziehen, die mittlere Sphäre der Gesellschaft sich geschlossener zusammenhalten muß, wo eine ungünstige Natur den Menschen nach innen und ins Zimmer weist, habe ich übersehen, an die Vossischen Pfarrhäuser und Kartoffelfeste mich nicht erinnert, der norddeutschen Hausfrau zu wenig Fleiß zuerkannt und überhaupt diese Tugenden der stillen Sitte zu einseitig meinen Landsleuten vindiziert, weil mich die naivere Form, die sie hier tragen, gegen das Fremde verblendete. Ebendaher habe ich eine schlimme Seite des schwäbischen Wesens übersehen: die rohe Wildheit, welche periodisch da hervorbricht, wo die innere Lebendigkeit durch Schwerfälligkeit und Hang zum Tiefsinn gehemmt nicht flüssig mit der Objektivität sich vermitteln, nicht unbefangen heraustreten und genießen kann. Es ist leider wahr, daß die Württembergischen Truppen durch ihre Rohheit und Grausamkeit überall berüchtigt und der Schrecken von Freund und Feind waren. Die Schwaben sind auch hierin die potenzierten Deutschen, wie man sie schon genannt hat, sie gleichen dem alten Dieterich von Berne, den man mit Stößen und Schlägen aufreizen muß, dem aber dann vor Wut Feuerflammen aus dem Munde fahren; den altdeutschen Riesen, welche gut und blöd sind, bis die Furie der Kampfwut über sie kommt, aber dann auch einem losgelassenen Bären gleichen. In der Sphäre des öffentlichen Lebens ist das wenige, was ich über Staatsverfassung sagte, so dürftig als meine ganze damalige Kenntnis der Sache. Ich gebe diese schwache Partie willig preis und bitte nur, mir zu glauben, daß ich über den Zustand und die Entwicklung des politischen Lebens in den deutschen Staaten jetzt anders schreiben würde als damals. Viel zu wenig habe ich aber auch über Verwaltung, Rechtspflege, den Beamtenstand, den Geist der Behörden im Kleinen und Großen gesagt. Es hätte nicht unterlassen werden sollen, die Gewissenhaftigkeit, die Unbestechlichkeit, die ängstliche Pünktlichkeit im Gange der Geschäfte zu schildern, welche trotz der Fahrlässigkeit in manchen Zweigen, die sich mit dem Bequemen und Reinlichen befassen, den Schwaben nachzurühmen ist, aber freilich auch den Charakter des Philisterhaften und Schreibermäßigen begründet, der mit den

jugendlichen und poetischen Kräften desselben Landes sich so widersprechend zusammenpaart. Die Schwaben treten auch dadurch aus der Mitte der umgebenden süddeutschen Stämme heraus und vereinigen die Tugend der Präzision und Straffheit, die den Norddeutschen eigen ist, mit der südlichen Behaglichkeit. Wer z. B. die schreckliche Bestechlichkeit, die gewissenlose Zögerung, die Unterschlagungen, die völlige Unsicherheit des Briefgeheimnisses in dem glänzenden Österreich kennt, wird mit Freuden das bescheidene Schwabenland in dieser Beziehung preisen. Freilich wenn man die Verdorbenheit der romanischen Länder und Rußlands ins Auge faßt, so muß dagegen jedes deutsche Land himmlisch erscheinen. Als Beweis der Moralität unserer Regierung muß ich noch anführen, daß sie die entsittlichenden Mittel der Staatslotterie, wo eine Regierung nicht errötet, die Armen und Reichen zu einem Gewinn ohne Arbeit zu locken und die Groschen einzustreichen, an denen der Blutschweiß und die Träne der Verzweiflung hängt, des Tabaksmonopols, dieses unwürdigen Wuchers, die Duldung von Spielbänken, dieser Hauptquelle der Korruption, verschmäht. Nur eines der in diese Klasse gehörigen perfiden Mittel, das Oktroi, hängt gegenwärtig drohend über unserer Hauptstadt.

Auch die Bemerkungen über das Verhältnis des schwäbischen Charakters zum Formtalente dürften vollkommener sein. Schon was über die äußere Erscheinung gesagt wird, ist unzureichend, ja falsch. Man ist in Stuttgart, so groß die Not mit den Schneidern ist, moderner als in den norddeutschen Städten, und gute Kleiderkünstler bringt in ganz Deutschland nur Wien hervor. Der Mangel an Beredsamkeit dürfte stärker dargestellt sein; er hat seinen negativen Grund in dem Mangel eines großen öffentlichen Lebens, seinen positiven in dem falschen Schamgefühle der Schwaben, welches jede erhöhte Form, die sich an der eigenen Persönlichkeit darstellen soll, für Affektation hält und eine Scheu davor hat, wie vor einem unheiligen Enthüllen höherer Stimmung. Es ist kaum zu sagen, wie weit dies geht und kann nicht stark genug hervorgehoben werden, daß diese falsche Scham zum Gegenteile ihrer Absicht führt, denn ein beständiges Sehenlassen der lieben Natur ist doch gewiß nicht schamhaft. Dagegen hat diese Schamhaftigkeit ihr tiefes Recht, wo sie sich vor dem Eingehen in ein unwahres

öffentliches Pathos scheut. Über den Enthusiasmus, den man mit dem Beckerschen Rheinlied trieb, ist bei uns nur gelacht worden. Das Orchester des Theaters in Stuttgart studierte eine Melodie ein und erwartete an mehreren Abenden, daß das Lied stürmisch gefordert werde. Endlich wollte man nicht länger warten und legte die Melodie in eine Oper ein: ein allgemeines Gelächter erfolgte. Herwegh hat bei uns sehr wenig Anklang gefunden, nicht aus Mangel an politischem Sinn, auch nicht, weil wir sein Pathos für unwahr hielten, wohl aber, weil er nur pathetisch ist. Hier war auch über den Dialekt mehr zu sagen, als die im Aufsatze vorgebrachte allgemeine Bemerkung, daß der schwäbische Dialekt zwischen den nördlichen und dem fränkischen die Mitte halte. Sein Charakter ist im Unterschied von den andern süddeutschen Dialekten ein Sichgehenlassen und eine Neigung zu Nasentönen, welche besonders vor m und n die Vokale trübt. Was nun aber das Gebiet der eigentlich schönen Form, die Kunst, betrifft, so habe ich den Schwaben unrecht getan, wenn ich ihnen nur ein geringes Talent für bildende Kunst zuerkannte. Ich widerspreche mir selbst, wenn ich gleich darauf Schick und Wächter erwähne, welche neben Karstens als die Väter der modernen Malerei dastehen; Dannecker nimmt seinen Platz immerhin würdig zwischen Canova und Thorwaldsen, neuere wackere Talente, einen Rist, Neher, Gegenbauer und andere habe ich gar nicht gezählt. Das Richtige ist, daß hier dasselbe Mißverhältnis, derselbe Widerspruch unserer Provinz mit sich selbst zu beobachten ist wie in anderen Gebieten. Ebenso wie wir große Philosophen, Kritiker, Dichter erzeugen, um sie zu mißhandeln und fortzuschicken, ist bisher dem Kunsttalente von oben gar keine Pflege geworden und darüber ist es verkümmert, verborgen geblieben oder ausgewandert. Am schlechtesten steht es mit der Baukunst; auch hier fehlt aber wohl weniger das Talent, als Glanz, große Verhältnisse, großer Sinn und Liberalität, um es auszubilden. An unseren Dichtern hätte ich als gemeinschaftlichen Grundzug die Sentimentalität aus Mangel an Weltsinn hervorheben sollen. Schiller ist zwar ein ganz kosmopolitischer Geist, aber von der Welt, deren Durchdringung durch den Atem der Freiheit sein höchstes Interesse ist, hat er kein reales Bild. Herwegh — si parva licet componere magnis — ist in seinem politischen

Pathos ganz abstrakt. Bei unseren romantischen Lyrikern äußert sich dieselbe Weltlosigkeit in der Beschränkung des Ideals auf altertümlich einfache Zustände, stilles Gemütsleben, Eingrenzung der ganzen Skala von Empfindungen auf wenige Haupttöne. Es versteht sich, daß ihnen dies wieder zugute kommt, sofern es sie abhielt, die Ironie aufzunehmen, welche die nördlichen Meister und Jünger der Schule ausbildeten, und daß es auch in eng gesteckten Grenzen eine Größe, eine Erweiterung zum Welt- und Menschheitsgefühle gibt, wie denn diese dem Meister Uhland nicht bestritten werden kann und darf. Die Angriffe, welche von seiten des jungen Deutschlands zur Zeit der Abfassung dieser Charakteristik auf die schwäbischen Dichter gemacht wurden, führten mich auf die Poesie der modernen Zerrissenheit und der sozialen Emanzipation. Ich hielt damals die Stimmungen des modernen unzufriedenen Subjekts für poetisch traktabler als jetzt, wo ich mich überzeugt habe, daß unsere wirkliche Welt erst eine andere geworden sein muß, ehe wir wieder eine große Poesie haben können. Einiges in diesem Zusammenhang Gesagte hat allerdings bloßes Zeitinteresse. Von Menzels Polemik wird jetzt niemand mehr sprechen, Gutzkow habe ich zu hart beurteilt, er hat sich als eine lebendige, fortschreitende Natur erwiesen.

Ich stieg zu den höchsten Sphären auf, zur Religion und Wissenschaft, sprach zuerst von jener und beklagte die Verbreitung des Pietismus in Schwaben. Der Pietismus im eigentlichen gewöhnlichen Sinne wuchs jedoch nicht in dem Grade fort, als es damals zu befürchten war, und hat sich namentlich unter den Studierenden vermindert; er hat aber um so stärker in der Form einer Akzeptation seiner Grundsätze bei übrigens völliger Gesinnungslosigkeit oder völliger Schlechtigkeit der Gesinnung in der ganzen Partei der Reaktion um sich gegriffen.

Ich habe den Pietismus eine Krätze, eine Eiterung der besten Säfte des Geistes genannt, und bin darüber mit jener Wut verfolgt worden, welche ich kenne, aber nicht fürchte. Ich bedaure, auch jetzt mit keinem besseren Namen dienen zu können. Der jetzige Pietismus unterscheidet sich zwar bekanntlich von dem ursprünglichen Spenerschen durch sein ganz verändertes Verhältnis zur Zeitbildung, insbesondere zur Wissenschaft. Dieser stand in Opposition

gegen eine völlig verknöcherte Wissenschaft, gegen den Buchstabendienst der damaligen Theologie, und wollte die Religion zu neuem innerem Leben erheben, er war jugendlich und stemmte sich gegen das Greisenhafte der Zeit; der jetzige sträubt sich gegen eine jugendliche Wissenschaft, welche dem Buchstabendienste ernstlich ein Ende macht, gegen die ganze Zeitbildung, welche den inneren Kern der Religion aus seiner Fixierung zu befreien, als sittlichen Geist in die Wirklichkeit einzuführen strebt, und wütet für das Greisenhafte gegen die Jugend des Jahrhunderts. Darum sind ihm alle diejenigen, welche die wesentlichen Bewegungen der Zeit nicht begreifen können, zugefallen, sie sind Spießgesellen des Pietismus geworden, die Gedankenträgheit, der Verstandesfanatismus, der Haß gegen den Genius hat sie als willkommene Bundesgenossen seines schwülen Grimmes ihm in sein Lager geführt. Der unschädlichen alten Pietisten, der Stillen im Lande, die ich von den giftigen sehr wohl zu unterscheiden weiß, sind wenige mehr, sie sind verhetzt von den gelehrten Pietisten und teilen ihren durchaus negativen Geist. So unterschieden übrigens diese zwei geschichtlichen Formen des Pietismus sind, sie sind doch in Einer Wiege gelegen. Die ältere Art des Pietismus konnte nur die Opposition gegen die Bildung, welche dieser Form des Bewußtseins wesentlich innewohnt, noch nicht hervorkehren. Ihre Bedeutung lag in dem Gegensatze gegen die Theologie und Kirche, welche in rohe Geistlosigkeit versunken waren, und in solchen Zeiten muß sich die geistige Lebendigkeit in die verschlossene Innigkeit der Religion zurückziehen. Es liegt aber auch in dieser Form der Religiosität schon der Keim der Negation. Sie ist nicht unbefangene, nicht Volksreligion, sie ist durch Opposition und Spannung entstanden: die Bildung tritt ein und es kommt an Tag, was sie eigentlich ist. Aller Pietismus ist, wie dies Märklin in seiner Schrift über den modernen Pietismus gründlich nachgewiesen hat, die unnatürliche Abstraktion, den Geist, der das ganze Leben flüssig als lebendige Kontinuität durchdringen soll, zu einem besonderen machen zu wollen. Er fordert, daß das Dogma inneres Leben werde, aber hier bleibt er stehen; im inneren Bewußtsein soll ers nun aufs neue fixiert stocken und gegen jede Ausweichung zu einem unbefangenen praktischen Geiste sich sträuben. Daher ist dieser in seinen Anfängen schöne Versuch einer Belebung

der Religion viel schlimmer als gar keiner, die katholische Kirche in ihrer festen Objektivität und kristallischen Versteinerung etwas ungleich Unschuldigeres, als diese pikierte Halbbelebung des Versteinerten, dieser zurückgetretene Fanatismus. Der Pietismus ist daher der geborene und geschworene Feind der wahren Wissenschaft, welche die Allgemeinheit und kontinuierliche Lebendigkeit zu ihrem Prinzip hat, und der Bildung, welche dieses Prinzip durchführt. Das Wahnsinnige im Pietismus ist die Besonderheit seines Interesses für die Religion und die Ausdrücklichkeit der Beziehung, die er zur Bedingung der Religiosität macht. Der Pietist ist Religiöser von Metier, der Pietist ist der Professionist der Religion, Pietist ist, wer nach Religion riecht. Der Pietist behauptet, wie der wahrhaft Religiöse oder richtiger wie der wahrhaft Gute, daß alle weltlichen Kräfte verklärt werden sollen, indem sie sich mit dem Geiste der Unendlichkeit durchdringen; aber er hebt in demselben Atemzuge die Durchdringung und alle Möglichkeit derselben vielmehr auf, indem er jene als undurchdringlich setzt. Denn sein Gott ist so materiell vorgestellt, daß er sich mit den weltlichen Existenzen im Raume stößt und nicht beide, Welt und Gott, mit- und ineinander bestehen können. Daher kennt er an der Stelle der wahren Durchdringung nur ein Nebeneinander der ausdrücklichen Beziehung einer weltlichen Tätigkeit und einer Zurückführung derselben auf Gott, und hiedurch entsteht der Aberwitz eines völligen Widerspruchs, welcher einerseits fordert, daß das Weltliche nicht sowohl in das Göttliche aufgenommen, als vielmehr von demselben ganz verzehrt werden müsse, andererseits aber trotz dieser Meinung das Weltliche noch festhält und den heimlichen Stachel der Begierde danach bewahrt. Du sagst zu einem Pietisten: es regnet, ich will einen Schirm nehmen, und er antwortet: gut, aber der wahre Schirm ist Gott. Du sagst: ich trage gern einen Stock, und er versetzt: gut, aber der Herr allein ist der wahre Stecken und Stab. Du sagst: dies Licht brennt hell oder dunkel, und er bemerkt: gut, aber die Religion ist das wahre Licht usw. Gott, Christus, der heilige Geist usw. muß immer genannt werden, wenn etwas im Geiste der Religion geschehen soll; die geistige Weihe jedes Tuns muß sich als Gebet neben dasselbe stellen. Mit einem Pietisten ist daher schlechterdings nicht fortzukommen, zu sprechen, zu leben, er nimmt

nichts, wie es ist, er sieht alles gebrochen wie im Wasser, ist absolut geschmacklos, aberwitzig, pervers, er ist wahnsinnig.

Eine Durchdringung der weltlichen Kräfte durch den ewigen Geist fordert also der Pietist und meint vielmehr eine Aufhebung, daher seine Verdammung der sinnlichen Kräfte, in welchen er das Material der sittlichen erkennen sollte, aber nicht erkennt. Die Veredlung der sinnlichen Kräfte zu sittlichen wird in verschiedenen Formen vollzogen. Noch ehe die eigentlich sittliche Bildung beginnt, ergreift die schöne Kunst und das Gefühl der Schönheit überhaupt den sinnlichen Menschen auf seinem eigenen Boden, befreit die Sinnlichkeit im Elemente der Sinnlichkeit durch den Adel der Form von ihrer Naturroheit, das Gute naht sich dem Menschen in der heiteren Form des Schönen. Auch wo die sittliche Bildung längst ins Werk gesetzt ist, bleibt die Grazie ihre anmutige Begleiterin. Es ist bekanntlich der edle Schiller, der diese Wahrheit mit hundert beredten Wendungen, am erschöpfendsten in seinem Aufsatz über die ästhetische Erziehung des Menschen ausgesprochen hat. Diese ganze Welt, die Welt der Schönheit, der Humanität verschließt sich der Pietist, indem er eine Möglichkeit künstlerischer Veredlung der Sinnlichkeit, nachdem er sie in ihrer Wurzel für bös erklärt hat, natürlich leugnen muß. Aber dies ist nicht richtig gesagt, er verschließt sich ihr nicht, er schielt auf sie hinüber und wirft das Bild seiner eigenen, durch Entgegensetzung gereizten, verdorbenen Phantasie hinter jeden unschuldigen Genuß, Tanz, weltliche Musik, Schauspiel usw. Denn verdorben ist und muß sein seine Phantasie. Die Sinnlichkeit hat ihr Recht; wird es ihr weggestritten, so tritt sie wie eine Krankheit auf die edleren Teile zurück und es entsteht die Phantasie-Sinnlichkeit, die heimliche Sinnlichkeit, die Sinnlichkeit mit bösem Gewissen, die unschöne, die versessene, zurückgeschluckte Sinnlichkeit. Die Sünden der verheimlichten inneren Sinnlichkeit sind überhaupt eines der größten Übel, welche die christliche Bildung als Kehrseite ihrer tieferen Geistigkeit mit sich brachte; im Pietismus muß natürlich dies alles verstärkt zum Ausbruch kommen. Die Muckerei und was ihr verwandt, ist keine zufällige, sondern eine wesentliche Geburt des Pietismus. Wenn die unschöne, heimlich durch den Reiz einer beständigen Polemik entzündete Sinnlichkeit des Pietisten zum Ausbruch kommt, so ist dies ein bezeichnender Zug,

der zu seinem Charakter als Pietist gehört. Überhaupt hat ein Pietist als Pietist keine der Entschuldigungen für sich, auf welche die gewöhnliche menschliche Schwachheit Anspruch machen darf; denn er selbst verzeiht keinen Fehler, sucht sie auf, erfindet und lügt, wo er keine erlauern kann, ist sicher im Hochmute seines Monopols; und wo er sündigt, rächt sich an ihm die verleumdete, verfolgte, verfluchte, mißhandelte Natur, und die begangene Sünde beschönigt er mit seiner Heuchelei. Ein Pietist muß ein Heuchler sein, denn die beständige ausdrückliche Beziehung jeder Stimmung und Tätigkeit auf das getrennt vorgestellte Göttliche, der beständige heilige Zorn gegen die Natur im Menschen *kann* der Seele nicht ernst sein; sie ist zu gesund, sie arbeitet, in der Erkrankung noch stark, unter der Decke des heiligen Mantels fort, und das Umschlagen dieses Mantels wird zum Mechanismus, zur Gewohnheit des Scheins, zur Heuchelei. Wer alles und jedes mit Salbung tun zu müssen meint, der muß ja ein Heuchler werden.

Das eigentlich sittliche Gebiet nun entfaltet die geistig umgebildeten Kräfte zu dem Organismus der weltlichen Tätigkeiten. Alle diese Tätigkeiten läßt der Pietist nur gelten, wenn und soweit sie in dem Sinne seiner stets geforderten ausdrücklichen Beziehung geheiligt sind. Wo daher diese Ausdrücklichkeit nicht ist, da hat er keine Achtung und kein Interesse. Wer fleißig ist, ist noch kein rechter Pietist. Der rechte Pietist tut nichts, wo es nichts zu salben, zu bekehren, zu verdammen gibt. Was er aber tut, dem nimmt er jede Schönheit durch die Art, wie er es tut. Er ist z. B. wohltätig, er schenkt, aber dabei müssen ihm die Beschenkten so viel beten, daß ihnen die Freude vergeht; er betreibt die Mission, aber es ist dabei nicht sowohl auf Bekehrung der Heiden, als vielmehr auf eine Demonstration gegen die Ketzer im Christenlande, auf fanatische, hochmütig bescheidene Missionspredigten abgesehen. Der Pietist achtet aber auch an anderen keine sittliche Tätigkeit, nicht deine Amtstreue, nicht deinen Fleiß, nicht dein männliches Wirken; er findet überall nur so viel Wert, als er Heuchelei findet; wenn du nicht heuchelst, so tue Gutes, was du immer kannst, er wird es verdrehen, weglügen, mit seinem giftigen Schaum bespritzen. Dem Pietisten ist nichts heilig. Er hat beschlossen, das Heilige anderswo zu suchen als im Guten, daher kann ihm nichts heilig sein. Es gibt

auch nichts Ungläubigeres als einen Pietisten. Wo er keine Heuchelei sieht, und besonders wo er selbst nicht seine Salbung dazu gibt, meint er, die Welt krache in ihren Achsen.

Wodurch dieses unheimliche Bild sich erweitert, dies ist der tiefe Haß und Grimm, die Lebensluft des Pietisten. Das Streben des Pietisten nach Seligkeit ist innere Hölle. Gegen den Unbezwinglichen, gegen den Siegreichen, gegen den wolkenlos Heitern, gegen den fortschreitenden Lichtgeist unmächtig verzweifelnd zu kämpfen ist sein Pathos; das Gefühl der Unmöglichkeit, ihn zu bezwingen, und die Wut, mit ihm dennoch zu ringen, dieses Wollen und Nichtkönnen, dieser Wahnsinn, die Geschichte zu negieren, dies ist das verbissene Zähnefletschen des Pietismus. Die Welt soll nicht tanzen, nicht singen, nicht ins Theater gehen, nicht denken, nicht ohne Gebet arbeiten; sie soll es nicht, und soll es nicht und soll es wieder nicht; aber die Welt tanzt, singt, geht ins Theater, denkt, arbeitet — und wenn du berstest, sie tut es. Wer sich ein rechtes Bild von den verdammten bösen Geistern machen will nach der kirchlichen Vorstellung, von ihrem Grimm, ihrer Wut im Gefühle ihrer Unmacht und Verdammnis, der muß einen Pietisten ansehen. Wir kämpfen auch, wir ringen auch, wir leiden, wir leiden Verleumdung, Verrat, Verfolgung, Zurücksetzung, Bosheit aller Art, aber wir sind hell und heiter und ziehen nach jedem Kampfe weiter und pfeifen unser Lied so unbekümmert, wie einer, der sich des ewigen Sieges seiner guten Sache bewußt ist. Doch die Pietisten sind auch glücklich; wenn andere von Licht und Liebe leben, so ist Haß, Grimm, Schadenfreude, Vernichtungswut ihr Element, worin sie mit Zufriedenheit wühlen. Jeder sucht Speise nach seiner Weise. Als Mittel für seine Wut ist dem Pietisten alles erlaubt, denn der Zweck heiligt die Mittel*). Das einzige offene Mittel des Pietismus ist Schimpfen, Fluchen, er hat aber um so mehr heimliche. Der Pietismus ist sehr listig; während die Tätigkeit der Vernunft in ihm erkrankt ist, bilden sich die unteren Kräfte des Geistes, die Verständigkeit ins-

*) Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen;
Darum seht ihr den frommen Herren
Sich auch mit Teufeln mischen.

Weltkind.

Ja für die Frommen, glaubet mir,
Ist Alles ein Vehikel;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Konventikel.

besondere im Dienste des bösen Willens, zu unverhältnismäßiger Fertigkeit aus. Wir haben die Prinzipien des Pietismus offen und ehrlich vor aller Welt angegriffen. Wir haben ihn bitter gereizt, es ist ihm nicht übelzunehmen, wenn er sich wehrt. Er wehre sich offen, wie wir; gegen Gründe kämpfe er mit Gründen. Aber der Pietismus hat uns nicht widerlegt, nicht einmal zu widerlegen versucht; wir haben ihn von vorn mit dem Schwerte angegriffen, er fällt uns von hinten mit dem Stilett an; wir haben uns an die Sache gehalten, er hält sich an die Person, er belauert, umschleicht, er legt Sammlungen von Stellen aus unseren Schriften an, um sie, aus ihrem Zusammenhang gerissen, gegen uns zu benützen, er verleumdet uns bei den höchsten Behörden, er operiert gegen unsere Laufbahn, er vergiftet uns durch moralische Verdächtigung, und am liebsten möchte er uns ganz und eigentlich vergiften. Es ist durchaus etwas Mörderisches im Charakter des Pietismus.

Dieses Gemälde vollendet sich durch den geistlichen Hochmut des Pietisten. Er verdammt das erlaubte Selbstgefühl jeder gesunden Natur und rühmt sich in häßlichstolzer Demut als das auserlesene Rüstzeug der göttlichen Gnade, ohne dessen Eifer Gott selbst sterben müßte. Es arbeiten alle edlen Kräfte der menschlichen Natur im Pietismus, aber auf einen falschen Mittelpunkt bezogen, daher entstellt, gegen ihren Zweck verdreht, daher im Zustande giftiger Eiterung. Die schönsten und höchsten Gefühle des Gemüts liegen ihm zugrunde und schlagen in ihr Gegenteil um, Religion wird Gottlosigkeit, Glaube Unglaube, Wahrheit wird Lüge, Eifer wird moralische Mordsucht. Dieser Eiter ist ansteckend, der Pietismus ist durch die schillernden Farben, die seinen gärenden Sumpf bedecken, für Menschen von mehr Einbildungskraft als Denkfähigkeit, mehr gutem Willen als Verstand, am meisten aber für Menschen, welche sich durch Ausschweifungen geschwächt haben und, da sie an ihrem Willen verzweifeln, sich den Willen als Gnade, die von außen kommt, vorzustellen ein Bedürfnis fühlen, durchaus kontagiös. D a r u m h a b e i c h d e n P i e t i s m u s e i n e E i t e r u n g, e i n e K r ä t z e g e n a n n t.

Über den Rest dieses Aufsatzes habe ich wenig Bemerkungen nachzutragen. Wo von dem Zurückwandern der modernen Philo-

sophie nach Schwaben die Rede ist, sage ich, sie habe bei den Universitätslehrern, einen kräftig freien Geist ausgenommen, keinen Eingang gefunden. Dies hat sich seither verändert. In der theologischen Fakultät steht neben dem würdigen, verehrten Baur der scharfsinnige, klare, gelehrte Zeller; in der philosophischen zeichnet sich durch ebenso große Bestimmtheit als Gründlichkeit Schwegler aus, auch Zeller liest philosophische Kollegien und versammelt eine große Anzahl von Zuhörern um sich; durch Reifs Anstellung hat die Lehrfreiheit einen Sieg errungen; in der philologischen Fakultät ist es der Orientalist Meyer, der die philosophische Idee in dieses Material einführt; in der juridischen sind Bruns und Köstlin als talentvolle Repräsentanten der philosophischen Richtung aufgetreten; in der staatswirtschaftlichen hat sich Fallati die Gedanken der Spekulation auf klare, geschmackvolle Weise angeeignet.

Da ich den Bildungsgang des Dr. Strauß zu verfolgen hatte, so wurde von unseren Seminarien die Rede. Es kann jetzt niemand mehr im Zweifel sein, wie ich es damals noch war, daß diese Anstalten vor dem jetzigen Begriffe von Bildung und Erziehung eines Jünglings fallen müssen und werden; denn sie ruhen auf der mönchischen Vorstellung, daß der Geistliche nicht Mensch sei. Was an ihnen unleugbar Gutes ist, ließe sich unter zweckmäßigerer Form beibehalten, wenn die Stiftungen, auf welche sie gegründet sind, in Stipendien für Studierende aller Fakultäten verwandelt würden, welche als Bedingung der Teilnahme eine strenge Konkursprüfung zu bestehen hätten, nicht zusammenwohnten, keiner besonderen Legalaufsicht unterworfen wären, wohl aber eine speziellere Leitung ihrer Privatstudien, die wohltätige Verpflichtung der wöchentlichen sogenannten Loci, der Ausarbeitung von Aufsätzen, der halbjährigen Prüfungen genössen. Das Institut der Repetenten könnte dabei in der Weise wohl beibehalten werden, daß für die Studierenden der verschiedenen Fakultäten je einer oder nach Maßgabe der Anzahl mehrere Repetenten aufgestellt wären, welchen alle Pflichten der bisherigen, außer der Disziplinaraufsicht, welche mit dem Zusammenwohnen steht und fällt, oblägen. Wenn man nur das eine erwägt, wie viele Eltern, durch die großen Erleichterungen verführt, welche hier ausschließlich die Theologen ge-

nießen, ihre Söhne ohne alle Prüfung ihrer persönlichen Neigung und Talente dem geistlichen Stande widmen, so müßte man sich von der Notwendigkeit einer solchen Veränderung überzeugen.

Zu leicht habe ich es mit der Hintansetzung der philologischen und anderen positiven Studien gegen die philosophischen genommen, welche zurzeit der Verfassung dieses Aufsatzes im hiesigen Seminar herrschte. Dies hat sich inzwischen angefangen zu verändern. Die Philosophie selbst wird jetzt in mehr historischem Geiste studiert, die Theologie ebenfalls.

Die wahre Stellung der Straußschen Ansicht zur Religion habe ich milder angegeben, als ich es jetzt tun würde. Man dachte damals über Vereinbarkeit der Vorstellung und des Begriffs auf philosophischer Seite anders als jetzt; teils weil die Spekulation selbst in diesem Punkte ungründlich war, teils weil man noch wenig Erfahrungen gemacht hatte. Ich könnte zwar in einem gewissen Sinne noch heute sagen: Strauß kämpft nicht gegen, sondern für die wohlverstandenen Interessen der Religion usw.; es liegt mir aber nichts daran, wenn mir jemand streitig macht, daß, was nach der Kritik der Mythen zurückbleibt, noch Religion zu nennen sei. Es gehört zwar auch zum Guten ein Glaube, und zwar ein viel höherer und stärkerer, als zu der eigentlich sogenannten Religion; mir ist es aber höchst gleichgültig, ob man mich, wenn ich das Gute will und tue, darum gläubig und religiös nennt oder nicht; oder richtiger, es ist mit diesem Titel, wie sich jetzt die Sachen gestaltet haben, eben nicht viel Ehre abzuheben, und man kann leicht darauf verzichten. Eine Ehre ist es jetzt, wenn man von jemand sagen kann: Er wird verdächtigt, verleumdet, seine Treue mit Undank belohnt, er wird verfolgt, zurückgesetzt, entlassen; und diese Ehre hat Strauß genossen.

(Kritische Gänge, 1844, I, S. XII—XXXIII.)

Über allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit.

I. Lage der Sache.

Unsere Zeit rückt einer Krisis des kirchlichen Lebens durch die steigende Spannung zwischen der modernen Wissenschaft und der Volksreligion, oder richtiger: den Anstrengungen der Gelehrten, sowie der Staats- und Kirchendiener, die letztere auch im Bewußtsein der Gebildeten zu retten, mit starken Schritten näher. Die Züricher Auftritte waren der erste Vorbote, und seitdem bricht da und dort der Zündstoff in kleinen, doch bedenklichen Flammen aus. Auf unserer Universität rief die Erledigung eines Lehrstuhls der Dogmatik durch Abgang des Prof. Dorner schon bei der ersten Besetzung lebhafte Diskussionen im Senate hervor. Diakonus Märklin, dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft zugetan, bekannt durch seine Darstellung und Kritik des modernen Pietismus, war im Vorschlag, hatte aber nicht nur die Anhänger des Kirchenglaubens, sondern auch mehrere über Religionserkenntnis ganz liberal denkende Männer gegen sich, welche den exoterischen Grund geltend machten, daß durch die Wahl eines Mannes, der soeben in seiner Schrift über den Pietismus mit diesem zugleich den Kirchenglauben als eine unreine und widersprechende Mischung von Ideen und mythischen Zutaten hingestellt hatte, das Volk beunruhigt, und dadurch das Mißfallen der Regierung erregt werden würde. Man kannte den freisinnigen Geist unserer Regierung, aber man befürchtete Züricher Szenen, und sie selbst schien solche Besorgnisse zu hegen. Die letztere ergriff den Ausweg, dem Prof. Dr. Elwert, der wegen angegriffener Gesundheit von Zürich seine Entlassung genommen und eine Pfarrei in Württemberg bezogen hatte, einem Manne von der gemäßigten mittleren Partei, die Stelle anzutragen. Er wollte, da seine Gesundheit noch nicht hergestellt war, nicht eingehen, auf wiederholtes Zureden jedoch gab er nach und bezog die Universität. Bald zeigte sich, daß seine physischen Kräfte der neuen Anstrengung

nicht gewachsen waren, und die Vorlesung über Dogmatik wurde für das gegenwärtige Semester dem Privatdozenten Dr. Zeller, einem unserer talentvollsten jungen Männer, rühmlich bekannt durch seine Schrift: „Platonische Studien", übertragen.

Aber nun hebt die Not von vorn wieder an. Zeller liest im Sinne der modernen Theologie, und so gehalten und würdig er seine Überzeugung vorträgt, so friedliebend er jeden Anknüpfungspunkt zur Versöhnung des Glaubens und Wissens ergreift, es konnte nicht fehlen, daß die unzusammenhängende Kunde von diesen Vorträgen, die ins Publikum drang, alle diejenigen, welche nur die destruktive Seite der modernen Religionsphilosophie erkennen, in nicht geringe Verstimmung setzte. Aber nicht nur diese; viele Männer, welche Freiheit des Gedankens achten und sogar nicht abgeneigt sind, dem Inhalte der jetzigen Theologie selbst, soweit er Laien bekannt ist, Wahrheit zuzugestehen, sind durch verworrene Berichte über diese Vorlesung beunruhigt. Solange es ein freies, wissenschaftliches Denken gab, sagen sie, fand eine Differenz zwischen der Dogmatik der Theologen und dem Volksglauben statt, aber niemals hat man darum die Indiskretion begangen, diese esoterischen Abweichungen von dem öffentlich Geltenden ohne Hehl systematisch auf ganze Generationen von künftigen Geistlichen zu übertragen. Der Lehrstuhl ist von Kirche und Staat für die kirchliche Dogmatik gegründet; man besteige ihn, wie man auch für seine Person denken mag, nicht, um sie zu destruieren. Wer von den jungen Theologen ein Bedürfnis hat, sich vom Kirchenglauben zu emanzipieren, dem überlasse man, sich innerlich selbständig die abweichende Ansicht zu bilden und eine Vermittlung derselben mit dem Glauben der Gemeinde auf die schonendste Weise zu versuchen, nicht aber schütte man unmittelbar das Ganze einer unkirchlichen Theologie vor einer Schar von Jünglingen aus, die bald als ebensoviele Apostel der neuen Lehre zu den Gemeinden ausgehen werden, um von der Kanzel herab so unvorsichtig, wie ihr akademischer Meister vom Lehrstuhl, zu predigen, was die Gemüter beunruhigt, die nun einmal ohne den historischen Glauben nicht bestehen können. So war es nicht in der guten alten Zeit; es gab Rationalisten, es gab Kantianer, Reinholdianer usw., aber man predigte den Widerspruch gegen die symbolische Lehre nicht von den Dächern.

Dr. Elwert wurde veranlaßt, in Bälde zu erklären, ob er sich der Beibehaltung seines Amtes gewachsen fühle; er hat bereits verneinend geantwortet. Dem Privatdozenten Zeller ist die Dogmatik durch Konsens des Ministeriums zu dem Vorschlage des Senats einmal übertragen; die Frage, ob er für die Lehrstelle in Vorschlag zu bringen sei, ist dadurch von selbst gegeben, und es läßt sich eine sehr schwierige Verhandlung im Senate leicht vorhersehen. Fällt, wie sich erwarten läßt, die Mehrzahl der Stimmen gegen ihn aus, so ist dadurch der Verlegenheit noch lange nicht abgeholfen. Ein anderer ist vorzuschlagen. Tatsache ist es, daß die talentvollsten Köpfe unserer theologischen Jugend dem modernen Standpunkte des Gedankens zugetan sind. Diesem Kerne steht eine nicht dünne Partei von pietistisch oder wenigstens zelotisch Gesinnten gegenüber, in welcher sich ebenfalls junge Leute von nicht geringen Kenntnissen und Gaben befinden, hingerissen von dem halben Tiefsinn, der Entschlossenheit, der Kompaktheit, der Phantasie, die in dieser Gestalt des Bewußtseins liegen. Die zahme Mitte aber zwischen dem freien Denken und dem gebundenen, die den Pelz wäscht und nicht naß macht, hat sich die Masse der gewöhnlichen Intelligenzen vorbehalten, die wegen unzureichender Begabung nicht zu akademischen Lehrern berufen werden können. Es ist vielfach bemerkt und begreift sich leicht, daß neuerdings eine scharfe chemische Scheidung in die theologische Welt eingetreten ist. Einst gab es Rationalisten, Supranaturalisten, rationale Supranaturalisten, streng Orthodoxe, biblische Theologen, Pietisten, Mystiker, und zwischen allen, so entbrannt sie sich auch zuzeiten befehden mochten, friedliche Verträge. Denn keine dieser Parteien hatte die Konsequenz des eigenen Prinzips mit Schärfe durchschaut. Jetzt ist der ganze Gedanke gekommen und hat nicht Frieden gebracht, sondern das Schwert, zu scheiden. Es gibt nur noch Mythiker (man erlaube das Wort, da noch kein anderes für den modernen Standpunkt eingeführt ist) und Pietisten (gleichviel, ob sie Stunden besuchen oder nicht). Mittelwesen existieren, aber leben nicht. Ehrenwerte gemäßigte Männer aus älteren Generationen will ich mit diesem Worte nicht beleidigen; wessen Jugend unter großen Kämpfen aufwächst, an den macht man andere Forderungen, als an den, der den Geist einer vergangenen Zeit mit der Muttermilch eingesogen hat, und den der Frühling des

Gedankens schon als fertigen Mann fand; ein anderer ist, wer mit jungen Kräften am Tage der Hauptschlacht unentschlossen zurückbleibt, als wer nach ehrenvollem Vortreffen müde ist am Tage der Entscheidung. Man hat Märklin vorgeworfen, daß er Pietismus und Kirchenglauben zusammenschütte. Aber man muß die Religion der unbefangenen Volksmasse von der Religion der Sekten und von der Theologie unterscheiden. Der harmlose gemeine Mann kann heute wie immer kirchengläubig sein, ohne in Pietismus zu verfallen. Das leugnet auch Märklin nicht, denn er weist den Fanatismus als wesentliches Unterscheidungsmerkmal nach. Aber wer nicht harmlos glaubt, sondern pikiert glaubt, wie die Sektierer, oder dogmatisch, wie die Theologen, der kann jetzt nicht mehr stehen ohne das Interesse des Fanatismus. Sonst war es anders; man hielt ein Stück oder einige von der symbolischen Lehre fest und wickelte sie vergnüglich in einen oder einige Bogen Philosophie oder Vernunft u. dgl., denn das zerfloß ins Unklare, ob vernünftiges Denken gerade Philosophie sein und auf ein Ganzes dringen müsse. Jetzt hat der Gedanke seine Konsequenzen eingesehen und kühn gestanden, er hat gerufen: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich! Dadurch ist die Scheidung gekommen und sind alle, die in einem Stück oder im ganzen das Stoffartige der Vorstellung in ihrem Geiste zu ertragen fähig sind, ins Lager des Glaubens gegangen, und der gemeinsame Feind hat die Zerstreuten durch das Interesse der Opposition, durch den Zorn der Negation, mag er im einen milder, im anderen wilder brennen, zu einem eifrigen Heere verbunden, dessen Eifer eben hiedurch ein fanatischer ist. So schlummerte einst der Protestantismus in den Lenden des Katholizismus, er begann hervorzutreten, brach stellenweise durch, und man hielt Verträge für möglich, aber der neue Glaube wurde konsequent, die Scheidung kam, und die alte Mutter haßte fanatisch den Sohn.

Was also tun? Aus der vaterländischen Jugend einen Lehrer wählen, der dem einen oder dem andern Lager angehört? Man will aber „keine Extreme“. So drückt man es aus. Aber die wahre Vermittlung ist eben das, was man als eines der Extreme ansieht. Die Extreme sind subjektiver Idealismus der sogenannten reinen Vernunftlehre und objektiver Realismus des kirchlichen Glaubens. Die Vermittlung. d. h. die wahre, welche die Extreme vertilgt und, was beide

Wahres haben, in sich zu höherer Einheit verbindet, ist die spekulative Theologie. Aber darüber werden eben die Extreme bitterböse, wenn man so, sprichwörtlich zu reden, den einen nimmt und den andern mit herumschlägt; sie machen gemeinschaftliche Sache, und der wahre Vermittler erscheint als das andere Extrem. Was man dagegen jetzt Vermittlung nennt, ist entweder vielmehr gar keine irgend einer Art, sondern eben selbst nur wissenschaftlich vermummter Fanatismus, oder wenn eine Mitte, so ist es die der Schwäche, nämlich des Eklektizismus, der die Kunst versteht und die beneidenswerte Geduld hat, Katze und Maus in einem Käfig aufzuziehen. Doch das gibt die Welt nicht zu, also zur Sache zurück. Gut; also im Auslande einen Lehrer suchen? — Wen? Da ist es ja nicht anders. Aber es gibt ja doch noch Männer der guten gemäßigten Schule. Gesetzt, es findet sich ein solcher, über dessen Wahl man sich einigen könnte, was wird seine Stellung zur akademischen Jugend sein? Es wird zwischen dem Lehrer und dem Kerne der Zuhörer ein Jahrhundert liegen. Die den feurigen Wein der jungen Zeit gekostet haben, sie werden das zusammengeschüttete und in säuerliche Gärung übergegangene Getränk früherer Fehljahre nicht ertragen können. Mancher mag zu schnell getrunken haben; wenn der junge Wein braust, gibt es Trunkene; soll man darum die Gottesgabe verbannen? Nein, man soll lehren, sie mit Verstand trinken. Kann das ein Lehrer, der sie ganz vorenthält? Da ist der üble Punkt. Von keinem weisen Manne geleitet wird die Jugend den verpönten Trank heimlich hinuntergießen und betrunken auf den Markt stürzen, um dem Volke von dieser Nahrung auf eine Weise vorzulallen, die für die Unmündigen Gift ist. Der reife Geist des Lehrers hätte sie unterwiesen, dies gefährliche neue Werkzeug handzuhaben und schonend jeden Rest der Vermittlung mit dem Volksbewußtsein festzuhalten. Aber, höre ich einwenden, nicht verpönt, nicht durch Machtspruch verboten soll diese jetzige Philosophie sein; der neue Lehrer wird auf sie eingehen, sie widerlegen. Wenn man aber das kann, warum hat es denn noch niemand getan? Wenn irgendwo jemand lebt, der das petto hat, wie man die neue Irrlehre so geschwind widerlegt, warum hat er es nicht verlauten lassen? Oder soll für Widerlegung gelten, was bis jetzt erschienen ist? Ich meine, die Jugend habe ein Recht, zu erwarten, daß sie in ihrem Lehrer den Standpunkt vertreten sehe,

welchen nach zwei Jahrtausenden, als den für unsere Zeit erkennbar vollkommensten, die Religionserkenntnis erstiegen hat. „Das hat man zu Kants, Fichtes, Schellings Zeit auch gemeint; es ist eine neue Mode, sie wird verschwinden wie jene." Aber was ihr für euch anführt, das stimmt ja eben für mich. Der sogenannte Wechsel der Systeme ist jedesmal nur ein Beweis, daß ihr das vorhergehende nicht zu töten gewußt habt. Weil ihr Spinoza, weil ihr Kant nicht totzumachen wußtet, so stehen sie immer aufs neue auf, und die Geister wachsen am Ende so an, daß sie euch erdrücken. Und meint nur nicht, daß ein frischer und entschiedener Mensch sich im geringsten bange machen lasse durch die unfehlbare Gewißheit, daß auch die jetzige Geistesgestalt eine vorübergehende sein, daß die Zukunft neue, vollkommenere Verwandlungen bringen müsse. Der Lebende hat recht; die Zukunft kennen wir nicht; wir sind an das gewiesen, was bis jetzt erreicht ist, was bis heute als die höchste Leistung, die ihr möglich war, auf den Schultern der Vorzeit die Zeit zu erringen vermochte. So lange es offene Köpfe gab und starke Menschen, haben sie ohne Scheu das Jetzt ergriffen, haben sie in der Wissenschaft dem neuesten Systeme gehuldigt. Und die anderen, die das nicht wagten, was haben sie erzielt? Sich außer der Mode-Philosophie erhalten! Machen Sie mir, Schneider, einen Rock, aber nicht nach der jetzigen Mode; ich will die Mode nicht mitmachen. So bringt er mir einen Rock, der ist aber nicht über und außer der Mode (gibt es denn einen Rock an sich?), sondern er ist auch nach einer, nur nach einer alten, und ich habe gewonnen, daß ich die Mode des verwichenen Jahrzehnts an meinem Leibe als meine Mode aufstelle, was ja lächerlich ist und in sich widersprechend, denn ich trage einen neuen alten Rock. Das Beispiel ist höchst unwürdig, ich rede die Sprache und in dem Bilderkreise der Gegner.

Aber die Gefahr! die Gefahr! Diese Jünglinge sollen auf die Kanzel! Wohin soll es mit der Kirche kommen? Hier sind wir denn am Sitze der Frage.

II. Reflexion.

Was ist denn überhaupt die Stellung der Wissenschaft zum Leben? Will sie unmittelbar aus ihrer Begriffswelt in dieses eingreifen,

um es zu reformieren? Diejenigen Zweige der Wissenschaft haben allerdings diese Absicht, die sich unmittelbar mit einem bestimmten empirischen Stoffe beschäftigten, wie Medizin, Rechts- und Staatswissenschaft. Zwar auch sie haben einen esoterischen Teil, die erste den Begriff des Organismus als höchstes Produkt der Natur, die beiden anderen die Idee des Staats. Dies ist die leitende Seele, die der verworrenen oder formalistisch redigierten Masse der historischen Kenntnisse, der unmittelbar empirisch anwendbaren Sätze und Erfahrungen eine letzte innere Einheit gibt. In der Anwendung selbst aber wird diese höchste Idee nur in seltenen Fällen direkt hervortreten können. Denn abgesehen davon, daß der Handelnde selbst, bei einem gewöhnlichen Maße von Intelligenz, es schwerlich immer vermag, den vorliegenden Stoff mit seinem Ballast historischer und anderer scheinbar zufälliger Bedingungen unter den Begriff zu subsumieren, wird sich in den meisten Fällen schon die Natur des Stoffs gegen ein Geltendmachen der letzten und tiefsten Gründe sträuben. Zum Beispiel es handelt sich um ein Strafgesetzbuch; welch' schlechten Beifall pflegen bei der Debatte über die obersten Grundsätze, nach denen die einzelnen Gesetze bestimmt werden sollen, Redner zu finden, die nicht allerhand exoterische Standpunkte, sondern den wahren Begriff des Verbrechens und der Strafe geltend zu machen suchen! Wie wenige Kranke könnten es ertragen, wenn ihnen der Arzt Rechenschaft geben wollte über die Natur des Organismus, den Zustand des ihrigen, sein Heilverfahren! Vielmehr täuschen muß er sie oft genug, nicht nur im Dunkel lassen, um ihnen nicht Grauen zu erregen und dadurch seine Kur zu stören. Unter den Wissenschaften, die sich geradezu mit dem Höchsten beschäftigen, scheint die Theologie die Stellung der eben genannten Disziplinen zum Leben, die unmittelbar praktische Bestimmung nämlich, zu teilen, da ihre Schüler bestimmt sind, in der geistlichen Erziehung des Volkes sofort in Anwendung zu bringen, was sie erlernt haben. Worin besteht nun aber diese Anwendung? Soll der Stoff des Glaubens im Bewußtsein des Geistlichen und der Gemeinde ganz derselbe sein und die Tätigkeit des ersteren etwa nur darin bestehen, daß er ihn stets neu beleuchtet und ans Herz legt? Man gibt etwa zu, er müsse eine vollständigere Kenntnis seines Umfangs, klarere Einsicht in seine Gründe, seinen Zusammenhang, seine Konsequenzen haben, und wie

sonst diese unklaren Komparative lauten mögen. Aber schon damit ist eingeräumt, daß der Stoff in seinem Bewußtsein nicht ganz derselbe ist; hat er eine „klarere" Einsicht in seine Gründe usw., so hat sich ihm bereits auch der Inhalt in einen anderen verwandelt. Nur wer die wunderbare Gabe hat, sich einzubilden, daß in geistigen Dingen eine Tätigkeit in Beziehung auf einen bestimmten Inhalt denkbar sei, die um ihn herumgehe, seine Außenwerke verändere usw., ohne daß dadurch das Innere der Sache irgendwie berührt werde, wie man ein Buch neu einbindet, wird das glauben können. Ein rationell gestützter und entwickelter Glaube ist schon kein reiner Glaube mehr. Damit ist zwischen Volk und Volkslehrer schon ein spezifischer Unterschied des Bewußtseins eingetreten, mag dieser sich dessen bewußt sein oder nicht. Nun haben wir aber noch gar nicht in Berechnung genommen, daß das theologische Studium in die Länge unmöglich den Einflüssen nicht bloß des begründenden Verstandes überhaupt, sondern auch der eigentlichen Philosophie sich entziehen konnte, wie ja dies gemäß ihrem Verhältnis zu einer Wissenschaft, mit der sie den wichtigsten Teil ihres Inhalts gemein hat, gar nicht anders sein konnte.

Die Philosophie, dies Gehirn und Rückenmark aller akademischen Studien, ist es nun, deren Stellung zum Leben überhaupt zu betrachten ist, um in unserer Sache Licht zu bekommen. Sie will das Sein, was vor ihr und ohne sie da ist, in ein Wissen verwandeln. Die Vernunft, dieselbe, die in der Natur bewußtlos, in der Menschenwelt mit einem Bewußtsein, aber einem unvollkommenen, dunkel suchenden und über Prinzip und Ziel unklaren, baut und wirkt, will in ihr mit vollem Bewußtsein sich die Anschauung ihrer selbst geben. Die Welt kann am Ende ohne Philosophen bestehen und hat sie nie leiden können. Sie fristet ihr Leben hinreichend in dem Dämmerscheine zwischen dem dunkeln Wahrheitstriebe mit seinem gefälligeren Bruder, dem Irrtum, und den vereinzelten, gebrochenen Strahlen wirklichen Wissens, die man Maximen, Grundsätze, Blicke in usw. nennt, und braucht sie je zuweilen eine hellere Leuchte, so trägt sie der Genius, der Held oder Dichter, dem auch ein Instinkt, obwohl ein höherer und von Gott gegebener, den Weg weist. Ist aber dem Philosophen wirklich ein Raum gegönnt, zu bauen, zu wirken, zu erziehen: darf er denn jemals mit der Tür ins Haus fallen? Muß

er mit seinem Besten und Klarsten nicht hinter dem Berge halten und ironisch verfahren wie Sokrates? Darf er denn auf dem Markt stehen und schreien: eure Welt steht auf dem Kopfe, der gemeine Verstand sieht die Dinge verkehrt? Muß er sich nicht vielmehr den Schein geben, als sei er eines Glaubens mit der Welt, und langsam, unvermerkt aus dem Irrtum die Wahrheit entbinden? Ich rede nicht von dem Gebiete der Wissenschaft, da muß Freiheit sein und unumwundene Aufrichtigkeit, sondern von irgend einem praktischen Eingreifen. Wer ein Kind erzieht, muß ihm doch gewiß viel verschweigen, ja er muß es in manchen Dingen wirklich täuschen; der Philosoph kann aber der Menschheit alle Ehre geben, ganz demütig seine Schranken anerkennen, dabei bleibt gegenüber seinem Denken über die letzten Gründe, diesem höchsten Tun des Geistes, der Nichtphilosoph immer ein Kind, ein Unmündiger, man sage, was man will. Man spreche mir nur nichts von Übermut, ich könnte sonst von der Frechheit etwas sagen, über die Philosophie reden zu wollen, ohne sie systematisch in ihrer ganzen Entwicklung studiert zu haben. Es kann sich sogar treffen, daß ein Philosoph im Praktischen wie ein Kind ist, und jenes Verhältnis bleibt doch dasselbe. Die Gabe der Applikation, der Vermittlung zwischen dem reinen Denken und dem Leben ist eine persönliche und darf dem Theologen allerdings so wenig, als jedem zu einer bestimmten Lebenstätigkeit Berufenen fehlen.

Um nun auf die Theologie zurückzukommen, so muß ich als anerkannt voraussetzen, daß die Zeit gekommen ist, wo diese sich einer bis ins Mark eindringenden Sättigung mit der Philosophie nicht länger erwehren kann, wo man endlich einsehen muß, daß es nicht zwei Wahrheiten gibt, eine natürliche und eine geoffenbarte. Ich bin es ja nicht, der es behauptet, sondern die Geschichte. Wer mit ihr streiten mag, den beneide ich nicht um seine Siege. Der Theolog nun als Philosoph will zunächst offenbar nichts anderes, als was die Philosophie an sich will: ins Licht des Gedankens erheben, was ohne ihn da ist. Sein Gegenstand ist der religiöse Volksglaube, er wandelt ihn in ein Wissen, das ist s e i n geistiges Bedürfnis. Wem der Glaube als Glaube genügt, wer das Wissen nicht will, nicht ertragen kann, dem will er es nicht aufdrängen, dem läßt er den Glauben. Aber wie? Er hat ja eine ganz andere Aufgabe als der

Philosoph; er soll ja nicht in dieser abstrakten Einsamkeit sich abschließen, er soll lehren, erbauen, er steht mit seinem Wissen zu dem Glauben der Masse in einem gegebenen praktischen Verhältnisse. Jetzt könnten wir einfach sagen, er läßt der Masse den Glauben, für sich behält er das Wissen und sucht, daß so viele Strahlen des letzteren in den ersteren eindringen, als möglich ist, ohne seine Natur aufzuheben. Er sucht den toten Glauben zum inneren Leben in den Gemütern zu gestalten, das ist auch Philosophie, das ist die Form, in welcher er ihm das Stoffartige nehmen kann, ohne ihn zu dem Übergang in eigentliche Philosophie, wo solcher einmal nicht möglich ist, zu nötigen; nur sagt er es nicht heraus, daß die Wahrheit gar nicht im Stoffe liegt, sondern er läßt dem vorstellenden Bewußtsein die Meinung, daß ihm beides bleibe, der Stoff als Wahrheit und die Umwandlung desselben in inneres Leben. Nur damit es in seiner Verwechslung der Idee mit Stoffen nicht zu kraß werde, hält er es an einem gelinden Zügel und führt es leise, unvermerkt, wo und soweit es angeht, in das Wissen, wenigstens in eine Ahnung des Wissens hinüber. Er predigt nicht: es gibt keinen Teufel, denn das Volk hat sich einmal in dieser Figur die Idee des Bösen hypostasiert; er legt ihm nur ans Herz, daß der wahre Sitz dieses Teufels im Innern eines jeden ist. Da mag denn außerdem sich noch extra einen Teufel an die Wand malen, wer das Bedürfnis hat. Er predigt nicht: es gab keine Wunder, er leitet nur darauf hin, daß die wahren Wunder die geistigen sind. Da mag denn außerdem noch extra glauben, daß Trauben auf Tannen wachsen können, wer das Bedürfnis hat. Er predigt nicht: es lebte kein historisches Individuum, das von den wesentlichen Schranken der Individualität frei gewesen wäre, sondern er sagt nur:

Ist Christus tausendmal in Bethlehem geboren,
Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.

Man erklärt dieses Fürsichbehalten der Idee für Heuchelei, man behauptet, das Verhältnis zur Gemeinde sei dadurch aufgehoben. Vielmehr wahrhaft begründet ist es erst dadurch. Der Pädagog steht zu seinem Zögling im Verhältnis einer sittlichen List; wie kann er ihn erziehen, wenn er seine Kindervorstellungen teilt? Er wickelt ihm die Wahrheit darein. Ist denn aber das Volk mündig in der Ansicht von

metaphysischen Dingen? Wem kann es im Ernste einfallen, das zu behaupten? So gestellt ist der Geistliche erst wahrer Prediger und Volkserzieher, da er nicht mehr im Stoffe verstrickt ist mit denen, die er erziehen soll, sondern frei darüber steht. Wie kann z. B. der Geistliche, der an einen Teufel glaubt und Wunder für möglich hält, mit irgend einigem Erfolg gegen den Aberglauben an Zauberei predigen? Er mag hundertmal sagen, Gottes Weisheit und Güte könne so etwas nicht zulassen: er gibt zu, daß die Naturgesetze nicht fest sind, daß es eine böse Macht gibt, die sie zu verderblichen Zwecken durchbrechen kann, da ist das Prinzip und die Möglichkeit eingeräumt, und die guten Gründchen, die er gegen die Wirklichkeit vorbringt, wiegen keinen Strohhalm. Mindestens seit Kant aufgetreten ist, wird man nicht leicht einen Theologen finden, der sich nicht in irgendeiner Differenz mit dem kirchlichen Volksglauben befände, und eine schließt alle in sich. Ausgesprochene Rationalisten aller Sorten, landkundige Kantianer sind von allen deutschen Regierungen ohne Bedenken auf Kanzeln, in Konsistorien, in jedes geistliche Amt zugelassen worden. Es ist aber bekannt, daß der Kantianismus, der Rationalismus überhaupt ganz anders als die spekulative Theologie mit dem religiösen Volksglauben umsprang, daß er ihm ganz unsanft wesentliche Dogmen geradezu wegnahm, die übrigen ebenfalls ohne Komplimente für bloße Vehikel einiger moralischen Lehren erklärte. Man hat darüber geschrien, ich weiß es, aber nur eine Partei, nicht freisinnige Laien, nicht erleuchtete Staatsmänner. Verlegenheit freilich, Not gab es immer, daß es mit der Wissenschaft nie recht ins Geleise kommen wolle in ihrem Verhältnisse zum Kirchenglauben. Nun kommt endlich eine Philosophie, die findet das edelste und zugleich gelindeste Mittel, der Not abzuhelfen, die erkennt den ganzen schönen Gehalt des Glaubens an und weiß Aushilfe, nicht heuchlerische, nein wahre, aufrichtige, liebevolle Aushilfe für die Differenz des Bewußtseins, das sich zu diesem Gehalte eine andere Stellung gibt,*) und nun — steht die halbe Welt in Flammen und schreit die Kirche um Hilfe, als läge sie in den letzten Zügen! Wie ist das zu erklären? Man muß den Beunruhigten den eigentlichen Grund ihrer Aufregung, den sie nicht zu sagen gewußt haben, — denn was sie bis jetzt vorgebracht haben, soll doch nicht von Gewicht sein — erst leihen. Der Rationa-

*) S. darüber das Vorwort S. VII. A. d. H.

lismus schien weit unschuldiger, denn die Dogmen, d. h. die durch eine Mischung mit historischem Stoffe zu Glaubenssätzen gewordenen Ideen, galten ihm noch immer für feste Dinge und Sachen, die allerdings historisch gewiß bleiben, nur neu zu erklären seien. Dieses Stoffartige hatte er mit dem Volksglauben gemein. Jetzt aber hat das durchgedrungene Prinzip des freien Denkens alle diese festen Pflöcke flüssig gemacht und herausgeschwemmt, und das so befreite Bewußtsein, das den ganzen Stoff vor sich nimmt und als solchen, als bloßen Stoff nirgends mehr gelten läßt, sondern auf reinen Gedankengehalt reduziert, gilt jedem, der nicht auf dem Wege zusammenhängender strenger philosophischer und historischer Studien dieses Resultat selbst hat entstehen sehen und selbst für sich erzeugt, für ein frevelhaftes, vom Volke, vom Glauben abgefallenes. Es war ja vor allem mit dem Begriffe Gottes so; dieser auf Lenken und Leiten beschränkte Gott war so gut als keiner, wohl aber gerade durch diese Versetzung in ein Jenseits ein fester, handgreiflicher Stoff. Die Wissenschaft fordert einen Gott, der wirklich unsichtbar, allgegenwärtig ist, und man schreit, sie habe keinen mehr, denn das gemeine Bewußtsein will etwas Festes und Solides, eine rechte Hand voll, wie die Bauern im Schwarzwald das Kupfergeld dem Silbergeld vorziehen, weil sie jenes in ihren schweren Händen nicht fühlen. Mit dem Supranaturalismus war es um kein Haar anders, er forderte einen mirakulös hereinbrechenden Gott, weil er keine andere Gegenwart kannte, und ihn für den ganzen übrigen Weltverlauf ebenso in ein Jenseits verwiesen hatte, wie einen Stoff, ein Stück Materie, das mit einem anderen Stück Materie nicht zugleich in demselben Raum sein kann, sondern diesem erst einen derben Puff geben muß, wenn es sich Platz machen will. Kurz es war der grobe Materialismus, die Sinnlichkeit in beiden Standpunkten, was der geistigen Ansicht einen Krieg auf Tod und Leben erklärte, vor der Welt aber, wie sie einmal ist, als Glaubenstreue und echter Gehalt erschien.

Da nun aber gerade das philosophische Denken, das mit diesem Stoffe nicht mehr verwickelt ist, sondern ihn frei vor sich hat, erst seinen wahren Wert und seine Notwendigkeit für das sinnlich bestimmte Bewußtsein unbefangen erkennt, so war vielmehr wirklich alle Aussicht auf ein ganz friedliches Verhältnis dieser neuen Theologie

zur Kirche vorhanden. Daß junge Leute vorlaut und taktlos da und dort den Unmündigen den starken Geist des Denkens einzuschütten versuchen, ist doch gewiß nicht Schuld der Philosophie, auf keinen Fall dieser Philosophie, denn sie gerade will das Gegenteil. Allein aus anderen Gründen ist es ganz richtig, daß jenes Verhältnis bereits ein ganz gestörtes und getrübtes ist.

Strauß wollte kein Volksbuch schreiben, man weiß es, und er hat auch keines geschrieben. Dem Volke sind seine Untersuchungen böhmische Dörfer, kein Mensch dachte daran, diesem seinen harmlosen Glauben zu nehmen. Aber der Pietismus hat das Volk aufgestört, die Frage vor das inkompetente Publikum gezerrt, die Gewissen beunruhigt und Mißtrauen gesät. Bei einem Geistlichen in Stuttgart soll eine Waschfrau sich zum Nachtmahl angemeldet haben, er fragt nach ihrem Namen, es ist eine Frau Strauß. „Doch nicht verwandt mit dem berüchtigten Irrlehrer?" Die gute Frau hatte von dem fatalen Namensvetter kein Wort gewußt und mußte jetzt hören, welch schlimmer Makel an ihrem ehrlichen Namen hänge. So verbreitet der Pietismus das Reich des Herrn. Bekannt ist und vielfach mit gerechtem Abscheu gezeichnet, welchen delatorischen Charakter derselbe neuerdings wieder (denn es ist eine alte Liebe von ihm) angenommen hat. So und nicht anders ist das Verschleppen unzusammenhängender Kunde über geistige Tendenzen aus dem Kreise wissenschaftlicher Bildung vor einen Richter, der über ihren wahren Inhalt durchaus kein kompetentes Urteil haben und nur Böses, zur Verfolgung Reizendes in ihnen sehen kann, zu nennen. Dieser Richter ist das Volk, Traktätchen und eine Art von Journalen sind seine Organe, die mit großer Popularität namentlich in den unteren Kreisen zirkulieren und Verwirrung und Verhetzung in die friedlichen Hütten tragen. Eine solche Kreuzspinne webt bei uns unter dem Namen Christenbote. Sie hat sich, so wie sie schon Märklins Werk über den Pietismus mit der gewohnten Taktik anzukündigen wußte, auch beeilt, die Dogmatik von Strauß ihren Leinewebern, Weingärtnern, Bauern anzugeben. In kurzen, nackt abgerissenen Sätzchen ist das Buch hier exzerpiert, wie folgende: „§§ 7—19. Eine Offenbarung im eigentlichen Sinne gibt es nicht, sondern der menschliche Geist hat seine religiösen Erzeugnisse früher irrtümlicherweise einer höheren Einwirkung zugeschrieben, jetzt aber erkannt, daß dies seine

eigenen Erzeugnisse sind. — § 14. Die göttliche Eingebung der Heiligen Schrift ist ein purer Irrtum, die Heilige Schrift ist vielmehr um nichts besser, als andere menschliche Schriften. — § 15. Ein Gotteswort gibt es nicht, sondern der Mensch ist auf seine Vernunft angewiesen. — §§ 34—41. Es lassen sich Gott überall keine Eigenschaften beilegen usw." Daß diese Sätze so hingeschleudert, herausgezerrt aus der Weltanschauung, der sie angehören, und worin ihr negativer Charakter seine positive Ergänzung hat, in ein fremdes Bewußtsein hineingeworfen, dem jede Handhabe fehlt, sie in dem Sinne zu begreifen, den sie in einer auf der Arbeit von Jahrtausenden wurzelnden Gedankenwelt haben, Entsetzen, Verstörung, Grimm erregen müssen, ist von dem Verfasser sehr wohl erwogen und berechnet. Märklin, der in seiner Diözese zu Calw durch Humanität, unermüdlichen Eifer für die Pflege des allseitigen geistigen Wohls der Gemeinde, durch Hervorrufung und aufopfernde Unterstützung verschiedener wohltätiger Anstalten, durch wahre Vatersorge für die ihm anvertrauten Gemüter sich das Vertrauen und den Dank aller Unbefangenen erworben hatte, wurde durch die unablässigen Operationen der Pietisten gegen ihn in eine solche Kette von Verstimmungen hineingezogen, daß er seine Aussaat verlassen mußte, da sie eben Früchte versprach. Was anders? Es mag ja einer den letzten Blutstropfen hinzugeben bereit sein für das Gute und Rechte, aber er glaubt nicht, daß Wein aus Wasser geworden, so ist er eben des Teufels. Demselben Schicksale sieht jetzt jeder entgegen, den ernste Studien auf den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft geführt haben. Er kommt als Geistlicher zu einer Gemeinde, erwirbt sich Liebe und Vertrauen der Gemüter und führt sie sachte zur Wahrheit, wie sie dieselbe bedürfen und ertragen können. Nun will er aber nicht verbauern, er setzt seine Studien fort, schreibt vielleicht etwas, seien es nur Aufsätze in Zeitschriften: so schleichen die Pietisten und ihre Organe herbei und rufen: traut eurem Pfarrer nicht, er glaubt keinen Gott, keinen Christus usf. Der giftige Same geht auf, und der Pfarrer kann abgehen oder, wenn er bleiben muß, bei einer Gemeinde bleiben, die ihm ihr Vertrauen entzogen hat. — Dies sind die Früchte des Pietismus.

Die Regierungen sehen in dem Kirchenglauben die festeste Stütze der öffentlichen Ordnung. Wie freisinnig sein Standpunkt sein mag,

der Staatsmann hat die nötigen Studien nicht gemacht, den wahren Bestand der Sache, der aus der Vogelperspektive gar nicht entdeckt werden kann, einzusehen, und leiht leicht den Besorgnissen derjenigen sein Ohr, welche, wenn nicht gefährliche Aufregung des Volks, doch Skandal als die unvermeidliche Folge der Anstellung von Theologen der modernen Denkart darstellen. Sein nächster Anstoß jedoch ist der Widerspruch, der für den verständigen Standpunkt darin liegt, daß jemand Diener einer Kirche bleiben solle, deren Fundamentalsätze er nicht anzuerkennen öffentlich bekannt hat. Daß er sie nicht anerkennt, würde an sich nicht hinreichen, ihn zu entfernen, denn jede billige Regierung wird sich erinnern, wie viele hundert notorische Rationalisten sie angestellt hat und noch heute anstellt. Daß er diese Abweichung öffentlich ausgesprochen hat, dies würde ihn auch noch nicht stürzen, denn Hunderte der notorischen Rationalisten haben in hundert Journalen, Archiven, Magazinen usw. noch viel unkirchlichere Dinge gesagt. Was stürzt ihn denn? Das Geschrei, das von der Sache gemacht wurde und das dem Staatsmann Rücksichten aufnötigt. Also wer hat ihn gestürzt? Die Schreier. Und wer sind die Schreier? Nun, wir wissen es ja, es sind die Kinder Gottes, es sind die Jünger der Liebe und des Friedens.

In Preußen hat der Pietismus sich direkter an die politische Seite gehalten und ist mit Waffen hervorgetreten, denen gegenüber es nur erlaubte Notwehr ist, wenn man einmal hervorhebt, daß vielmehr der Pietismus in seinem innersten Wesen revolutionär ist. Wie ihm die ganze weltliche Ausbreitung menschlicher Kräfte nur so viel Geltung und Erlaubnis der Existenz hat, als sie direkt und buchstäblich sich auf das jenseits vorgestellte Göttliche bezieht, so ist ihm auch der Staat, wie er nach schweren Kämpfen mit der Hierarchie als rein menschliche Anstalt aus der Vernunft sich gegliedert hat, konsequenterweise eine ungöttliche und unheilige, substanzlose Existenz. Man läßt ihn sich gefallen, da man zufällig in ihm geboren ist, ungefähr wie die Kunst, die einmal da ist und sich die Freiheit genommen hat, auch die Schönheit dieser sündigen Welt zu ihrem Stoffe zu erheben, ohne die Pietisten lange zu fragen. Freilich kann man sich gegen die letztere leichter auflehnen, da sie über keine Bajonette zu disponieren hat. Wahrhaft aber berechtigt zum Herrschen kann konsequent nur diejenige weltliche Existenz sein, die

in der ausdrücklichen Weise, welche der Pietismus fordert, Gott allein die Ehre gibt. Was aus der Welt und Sünde ist, wie soll dem das Zepter gebühren, das weitgreifende Instrument, das trotz aller Verschanzung durch Verträge auch über die Kirche so große Macht hat? Ich verwahre mich dagegen, daß ich behaupte, der Pietismus habe diese Konsequenzen bereits gezogen; aber man beweise, daß sie nicht im Prinzip liegen. Der Staat ist aus dem freien Gedanken, eine Gliederung der durch den Verstand vermittelten Vernunft, derselben, aus welcher die Wissenschaft wächst. Ihm scheint die Wissenschaft gefährlich, weil sie an allem zweifelt; aber sie zweifelt, um desto fester zu begründen. Man kann etwa sagen, zwar nicht der Pietismus, wohl aber der unbefangene Volksglaube sei eine Stütze der Throne. Allein es ist bekannt, wie weniges und ungenügendes die Heilige Schrift über den bürgerlichen Gehorsam sagt, wie sie ihre abrupten Sätze hierüber ohne alle Begründung und Entwicklung hinstellt. Der wahre Gehorsam aber beruht auf der Einsicht in die Notwendigkeit des Staatsorganismus, welche allerdings in ihren wesentlichen Argumenten auch dem gemeinen Manne beigebracht werden kann. Wo steht denn aber geschrieben, daß ein der modernen Wissenschaft zugetaner Geistlicher dies nicht ebenso gut, ja besser als ein Autoritätsgläubiger zu tun vermöge? Ganz anders freilich steht es mit dem Kunstglauben (man erlaube das Wort, wie man eine Kunst- und Volkspoesie unterscheidet). Hat dieser etwa den französischen Thron gestützt? Nein; zugleich mit den politischen Greueln waren es die unerträglichen Anmaßungen der Kirche, welche als notwendige Reaktion des unbefriedigten Geistes die schlechte Philosophie, wie der abstrakten Freiheit und Gleichheit, so des Atheismus hervorriefen. Vor dem Sklaven (dem Autoritätsgläubigen), wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittre nicht. Auch erinnere ich mich nicht, je gehört zu haben, daß Cromwell ein Hegelianer war.

Ist nun durch das ewige Geschrei, die ewigen Delationen das Vertrauen des Volks zu Geistlichen, deren esoterische Bildung die philosophische ist, gestört, so muß freilich auch der Wissenschaft die Lust und Liebe zu jenem Kreise von Vorstellungen vergehen, die ihr sonst die vertraute Unterlage ihrer Ideen darbot. Wir wollten Frieden, wir haben nicht herausgefordert, die Gegner durften nur die Verschiedenheit der Bedürfnisse anerkennen, wie wir; aber sie ruhten nicht, bis

die Sache verderbt und verhetzt war, denn ohne Negation hat der Zelot keine Lebenslust. Der Philosoph kann nicht mehr die harmlos schöne Bilderwelt des Glaubens, den Traum seiner eigenen Kindheit lieben; er muß diesen Boden hassen, denn er ist der Schoß des Fanatismus, er ist die Höhle, worin die Wölfin der Unduldsamkeit mit dem scheußlichen Geifer der Verfolgung vor dem gefletschten Gebiß auf Beute für sich und die gefräßigen Jungen lauert. Das Gefühl der Gemeinschaft mit der giftig aufgestörten Masse ist ihm aus der Seele gerissen, er kann nur wünschen, daß eine Scheidung je bälder, je lieber erfolge und muß sich glücklich fühlen, wenn ihm seine Lage gestattet, aus dem Dienste der Gemeinschaft zu treten, die seine edelsten Bemühungen mit Undank und Mißtrauen belohnt.

Schluß.

Man sieht, es sind nicht nur die Keime einer Krisis da, sondern sie ist schon im vollen Werden begriffen. Kann man denn aber untätig zusehen? Was soll denn nun geschehen? Wie raten und helfen? Die Pietisten heben? Keine erleuchtete Regierung wird das wollen. Jene gemäßigte Mitte zwischen Glauben und Wissen zu halten suchen? Aber sie ist ein Unding und im Aussterben begriffen. Die Mythiker zu keinem Kirchendienst zulassen? Ich will nicht von der Unbarmherzigkeit reden, welche dadurch dem Jüngling jede Aussicht abschneidet, der sich zum Studium der Theologie entschlossen hat, ehe er diese Kämpfe der Zeit kannte, dem die Mittel fehlen, eine neue Laufbahn zu betreten, nicht von der Versuchung zur wirklichen Heuchelei, welche dadurch dem Schwachen bereitet wird, sondern vom Bedürfnis der Gemeinde selbst.

Ist es denn wirklich das ganze Volk, das noch fest im alten Kirchenglauben wurzelt? Unbedingt wird man es nur vom Bauernstand behaupten können. Der Stand der Handwerker, dessen Arbeit schon an sich mehr Vermittlungen des Verkehrs voraussetzt, mehr Bewußtsein der Selbsttätigkeit mit sich bringt und mehr Umgang mit den gebildeten Ständen, hat längst begonnen, sich vom heteronomischen Glauben zu emanzipieren. Er ist rechtlich, nicht aus Furcht vor Höllenstrafen, oder weil es geschrieben steht, daß Unrecht Sünde ist, sondern schlechtweg, weil es moralische Maxime ist, von

der er sich gelegentlich selbst die inneren Gründe anzugeben sucht. Allgemeine Grundsätze, sprichwörtlich zusammengefaßt, sind sein sittlicher Kompaß; weil es an sich verwerflich ist, verwirft er das Böse; weil es an sich gut, billigt er das Gute. Damit vereinigt er beiläufig, ohne die Inkonsequenz einzusehen, Reminiszenzen aus dem Autoritätsglauben. Der Kaufmann ist längst darüber weg, nur zu sehr, indem er im allgemeinen die abgetretenen Grundsätze der seichten Aufklärung und des französischen gesunden Menschenverstandes in der Meinung, daß dies das Neueste sei, noch vorzubringen liebt. Aber der Beamtenstand, der Stand aller derjenigen, die studiert haben, wo ist denn sein Kirchenglaube? Ich weiß nicht, wie es anderswo ist. In Preußen z. B. soll man noch sehr kirchlich sein. In Hamburg und Bremen interessiert sich das ganze Publikum für den tragischen Kampf eines Supranaturalisten und Rationalisten. In Österreich und Bayern habe ich diesen Stand im Durchschnitt der Aufklärung zugetan gesehen, die längst mit der Kirche gebrochen hat. Für Württemberg aber wette ich mit Bestimmtheit, daß es sehr schwer sein wird, unter hundert einen zu zählen, der die Kirche besucht, der zum Abendmahl geht, der zum Tische betet. Ich frage z. B. meine verehrungswürdigen Herren Kollegen in Tübingen, Hand auf die Brust, wieweit sich bei der Mehrzahl von ihnen die Lokalkenntnis von den Bänken erstreckt, welche in der hiesigen Kirche den Professoren zugewiesen sind. „Verderbnis der Zeit". Ist leicht gesagt. Kann man denn wirklich glauben, daß diese Tausende, da sie d i e s en Trost der Seele und d i e s e Quelle der Sittlichkeit nicht mehr haben, darum von Gott und allem Guten und Heilsamen verlassen seien? Hat man denn gar nicht auch nur eine Ahnung, daß, da sie es ohne Halt und Stab ihrer Seele nicht aushalten könnten, da doch anerkannt so viele treffliche und verdiente Männer unter ihnen sind, sie offenbar etwas anderes haben müssen, was ihnen für jene aufgegebene Stütze Ersatz gibt? Wird man denn auch nie einsehen, daß eben das Abweichen des größten, des gebildetsten Teils der Völker von dem kirchlichen Glauben schon an sich ein Beweis seiner Unzulänglichkeit für den Geist der Menschheit ist? Und nun soll diese große Anzahl achtungswerter Menschen erleben, daß die Kirche diejenigen ihrer Diener ausstößt, welche, wie sie, rationell denken und Kinder des Jahrhunderts sind. Gewiß sind nicht wenige

unter ihnen, die ihre Zweifel am Kirchenglauben noch nicht klar in sich verarbeitet haben, und denen es zur Beruhigung dient, in der Kirche Männer angestellt zu sehen, die das Element ihrer Bildung innerhalb dieser religiösen Gemeinschaft selbst vertreten, und bei denen Rat zu holen ist über die schwere Frage, wie man im Grunde des Gemüts das wahre Wesen des Christentums treu hegen könne, ohne seinen Formen zugetan zu sein. Nun wird ihnen diese Beruhigung entzogen, und sie fühlen sich derjenigen Gemeinschaft vollends entfremdet, welche die Gestalt einer Bildung nicht in ihrem Schoße ertragen will, die mehr oder minder entwickelt auch die ihrige ist; und so hat die Kirche mit diesen ihren Dienern zugleich einen großen und achtungswerten Teil ihrer Gemeinde vollends von sich gestoßen. Es wird ihr gehen wie der katholischen Kirche, welche die Reformation, die ja anfangs nur eine Verbesserung innerhalb derselben bezweckte, nicht zu ertragen vermochte und sich dadurch um nichts weniger als die sinnreichsten Völker ärmer machte.

Was aber dann? Man wäre dann doch darauf reduziert, durch Anstellung von akademischen Lehrern, welche die gerühmte Mitte halten (nicht von Pietisten, wiederhole ich, denn ich rede ja immer von einer billigen und liberalen Regierung), der schlimmen Richtung in der Jugend zu steuern? Aber da müssen wir eben wieder sagen und noch einmal sagen, daß bei aller Überzeugung von der anderweitigen Tüchtigkeit, Gelehrsamkeit usw. des Lehrers seinem Verhältnisse zur Jugend der wahre Nerv der inneren Einstimmung fehlen wird, das Gefühl, in einem geistigen Boden zu wurzeln, daß der Kern derselben den nun ohne Führer erst gefährlichen Weg allein gehen wird.

Und was folgt denn aus dem allem? Das folgt, daß es gegen die große Strömung der Zeit kein Mittel gibt. Damm und Wehr nimmt sie mit sich, und es ist keine Hilfe gegen sie, als mit ihr zu schwimmen. Die Lage ist für die leitenden Kirchenbehörden schwierig genug, das ist außer Zweifel. Die Kirche ist ein historisches Institut, als solches auf positive Lehrsätze gegründet, und nun wird der größere, wenigstens der talentvollere Teil der Jugend diesen Lehrsätzen untreu. Wie diesen Widerspruch nieten und zusammenschweißen? Die württembergische Synode hat neuerlich ein Mittel versucht. Sie hat an die evangelische Geistlichkeit Württembergs eine

vertrauensvolle Ansprache erlassen, welche durch ihren würdigen und humanen Ton alle Achtung verdient. Daß auf geistigem Gebiete nicht durch Gewalt, sondern nur durch geistige Mittel zu kämpfen sei, wird als Grundsatz vorangestellt und in der Form freundlicher Ermahnung aufgefordert, an dem Geschichtlichen und Positiven des Christentums, der Person und Geschichte Christi, als der Summe des Glaubens festzuhalten. Allein, wenn dies nicht der Predigtweise, sondern der Überzeugung selbst gelten soll, wie kann derjenige, der solche durch Gründe, durch ernstliche Studien sich gebildet hat, einer auch noch so achtungswürdigen Ermahnung sie opfern? Er kann ja nichts dafür, es ist eben so. Es gäbe ein Mittel, ja. Man *widerlege* seine Überzeugung, man widerlege Hegel, Schleiermacher, Strauß. Aber da sitzt eben wieder der üble Knoten. Das ist der schlimme Kasus, *daß man keinen findet, der gründlich und unbefangen die Entwicklungsgeschichte der neueren Philosophie in ihrem Eindringen in die Theologie studiert hätte, ohne für sie gewonnen zu sein!* Wogegen die Widersacher diese Dinge gar nicht oder halb studiert haben und vom Hörensagen urteilen. Es ist dies hundertmal gesagt, aber wie sich versteht, immer in den Wind gesprochen; denn das Publikum läßt sich nicht nehmen, über Dinge zu reden, die es nicht kennt. Der Trost aber bleibt uns immer, daß wir nicht in Rußland, nicht in Österreich sind. Da wäre schnell geholfen: laßt keines dieser Bücher ins Land, verbietet die Vorlesungen und in den Aufsätzen der Studierenden jede Erwähnung dieser Ideen, leget Lehrern, die schon vom Übel angesteckt sind, die ihnen anvertrauten Vorlesungen nieder, Punktum. Aber wir sind nicht in Rußland, nicht in Österreich.

Wohin arbeitet denn aber die bevorstehende Krise? Zu einer Trennung in eine sichtbare Kirche von Glaubenden und eine unsichtbare von Wissenden? Allein wirbt die letztere nicht beständig aus der ersteren, so daß also dies noch gar kein Resultat, sondern erst der Anfang der Krise wäre? Stehen nicht die mittleren Stände erweislich bereits mit dem einen Fuße in jener, mit dem anderen in dieser? Noch bleibt der Bauernstand, überhaupt das Volk im engeren Sinne. Hier konzentrieren sich am Ende alle Fragen: Kann und wird eine Zeit kommen, wo auch dieser Stand der Naivität des

Glaubens entwächst oder nicht? Das liegt im dunklen Schoße der Zukunft. Und diese lasse man werden und wachsen in organischer Entwicklung, und hoffe nicht, mit retardierenden Mitteln in die Räder ihres gewaltigen Schwunges greifen zu können. Gewiß aber bleibt nur eines: den gerechten Unwillen aller guten Menschen verdienen diejenigen, welche gewaltsam und frevelhaft die stille Säftegärung dieser Pflanze, deren Krone wir noch nicht kennen, sei es durch übereilte Beschleunigung, sei es durch bösartige Zerstörungsversuche, zu verwirren und zu vernichten gehen. Es ist aber ein Unterschied zwischen beiden. Die ersteren, ich meine diejenigen, welche den Unmündigen vorlaut das Wissen statt des Glaubens aufdrängen wollen, verdienen Unwillen und Zurechtweisung wegen jugendlicher Raschheit und Mutwillens (von eigentlicher Frivolität ist weder hier, noch überall in dieser Darstellung die Rede; sie ist gar keine Gestalt des Geistes, welche ein Glied in den großen Gegensätzen des Bewußtseins bildet); aber den tiefsten sittlichen Unwillen verdienen diejenigen, welche böswillig durch gehässige und schiefe Berichte von der jetzigen Gestalt des theologischen Wissens unter den Unbefangenen Mißtrauen, Zwietracht, Unruhe der Gewissen und den Geist der Verfolgung säen; sie verdienen die eigentümliche Art von Abscheu, die auf dem Baumverderber lastet.

Ob wohl eine Zeit denkbar ist, wo es eine Kirche im jetzigen Sinne nicht mehr gibt, sondern der Staat diesen Bestandteil, den er bis jetzt nur äußerlich in sich aufgenommen hat, ganz zur Identität mit sich auflöst? Die Gefahr, daß der Staat die Gewissensfreiheit beeinträchtigen möchte, würde wegfallen, denn es ist vorausgesetzt, daß bis dahin der symbolische Stoff in rein geistige Gedanken, in Maximen aufgelöst wäre, deren beliebige Fassung in diese oder jene Definition keinen Streit mehr erregen könnte. Vereinigungspunkt könnte nur der Satz sein, daß der Geist und nicht die Materie das Wahre, nur in ihm das sittliche Leben sei. Oder kann man denn nur über einen biblischen Text und positive Dogmen predigen? Soll es gar kein Institut der Erziehung des Volks zum Ewigen mehr geben können, wenn keine Kirche im jetzigen Sinne?

(Zuerst erschienen in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst, Jahrg. 1841, dann abgedruckt in den Kritischen Gängen, 1844, I, S. 131—159, mit dem folgenden)

Zusatz.

Diese kleine Expektoration macht auf neue Gedanken und tiefere Begründung vorhandener keinen Anspruch. Ich hoffte damals*), sie könnte vielleicht für ein freisinniges Urteil, das nur durch den Nebel, welchen die Leidenschaft und die schiefe Reflexion auf solche praktische Fragen werfen, hindurchzudringen nicht genugsam orientiert sei, einiges Moment haben und so nicht ohne alle Wirkung bleiben. Sie erschien zu spät, und auch ohnedies hätte ich wohl zu erfahren bekommen, was ich in dem Aufsatze selbst einräume: daß die Philosophie unmittelbar praktisch nicht zu wirken berufen sei. Nur ist dazu sogleich hinzuzusetzen und es ist ein Mangel der Darstellung, daß es nicht geschehen ist: die Philosophie hat unmittelbar allerdings keinen praktischen Beruf, wohl aber wird sie, wenn sie als allgemeine Bildung in die Masse zurückgeströmt ist, eine ungeheuere Macht, von welcher man gar nicht mehr fragen kann, ob sie auch praktisch wirken könne und dürfe, weil sie die Praxis selbst ist. Eine solche Macht wurde z. B. die Kantische Ansicht der Dinge, sie besetzte beinahe ein halbes Jahrhundert lang die meisten Staatsdienerstellen und liegt noch dem Denken der Masse der Gebildeten zugrunde. Die Zeit, wo die Hegelsche Philosophie, d. h. nicht ihr Buchstabe, sondern ihr Geist in seiner unendlichen Entwicklungsfähigkeit, eine solche Macht werden wird, wird so sicher kommen als der künftige Tag. Die Stärke der Reaktion verkündigt ihren Sieg, denn wenn eine Lampe verlöschen will, stinkt sie. Übrigens war mir auch bei dieser Arbeit die Frage über Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit des Begriffs und der Vorstellung noch nicht so klar, wie jetzt. Durchschneiden läßt sich zwar, wie ehrlich man hierüber denken mag, nicht. Mögen die philosophisch Gebildeten über ihren Widerspruch mit der Kirche so aufrichtig sein, als sie wollen, ein Austritt aus ihr wäre nichts als ein kindischer Skandal; und Theologen, welche in diesen Widerspruch geraten, wird nach wie vor die Notwendigkeit treiben, geistliche Ämter zu bekleiden. Hier ist durchaus keine Hilfe, als daß man vorderhand begreift, wie der Protestantismus selbst der

*) 1841, dem Jahr der Publikation in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst. Anm. d. Herausg.

lebendige Widerspruch ist, eine Kirche zu sein und doch die Bedingungen einer über alle kirchliche Begrenzung hinausgehenden Bildung in sich zu tragen. Wer aber dies begreift, — und es ist nicht schwer zu begreifen, denn es liegt auf flacher Hand — der wird sich auch überzeugen, daß es die Plattheit aller Plattheiten ist, wenn man so destingiert: freie Ansichten sind zu dulden, aber wer als Kirchenlehrer angestellt werden soll, darf sich nicht von der kirchlichen Lehre entfernt haben. Unsere Abweichungen von der Kirchenlehre haben sich nicht neben und außer dem Protestantismus, sondern in seinem Schoße gebildet, der protestantische Geist ist kein starrer Stein, sondern eine lebendige Kraft, welche fortwächst und sicher noch mit ihren Wurzeln den Stein, an den sie freilich noch gebunden ist, Kirche und Autorität nämlich, in Stücke sprengen wird.

(Kritische Gänge, 1844, I, S. XXXIII—XXXV.)

Akademische Rede zum Antritte des Ordinariats am 21. November 1844 zu Tübingen gehalten.

Vorwort.

Einige Geistliche in Stuttgart haben in folgender Weise gehandelt: Sie erklären im „Schwäbischen Merkur“ vom 3. Januar, aus Veranlassung meiner Antrittsrede gegen die Tendenzen des Unglaubens gepredigt zu haben, und hierauf fordern sie, daß ich meine Rede „mit all der meinem Prinzip, meiner amtlichen Stellung und meiner akademischen Zuhörerschaft schuldigen Genauigkeit und Treue“ veröffentliche. Sie haben also zuerst gegen meine Rede (oder durch sie bewogen gegen den Unglauben: dies kommt auf eines hinaus) gepredigt und die Gemüter des Volkes beunruhigt, und nachher verlangen sie das Objekt, worüber und wogegen sie gepredigt haben, kennen zu lernen. Ich will hier nicht von der gemeinen Pflicht der Behutsamkeit reden, welche jedem besonnenen Manne vorschreibt, daß er sein Urteil über einen Gegenstand nicht nach unsicheren Gerüchten bilde, und daß er es nicht öffentlich ausspreche, ehe er es durch genaue Kenntnis des Objekts begründet hat. Ich will davon nicht sprechen, denn jeder kann sich einmal übereilen. Aber ein anderes ist: urteilen, ein anderes: von der Kanzel das Volk aufregen, jene blinde, dunkle Beunruhigung in den Gemütern entzünden, welche so leicht in wilde und gefährliche Flammen ausbricht. Dies zuerst tun, und nachher den Gegenstand kennen lernen wollen, welcher das Objekt dieses Tuns war! Die Namen, die diese Handlungsweise verdient, mag sie sich selbst nennen. Dies ist aber nicht nur in unserer Hauptstadt geschehen; in Landstädten und auf Dörfern ist das Volk über diesen Gegenstand in einem Grade aufgeregt, der nicht durch bloße Gerüchte entstanden sein kann, sondern offenbar von beunruhigenden und aufstachelnden Kanzelreden herrührt.

Jene Geistlichen fordern nun, daß ich meine Rede im Druck veröffentliche. Wer gibt ihnen das Recht dazu? Vor allem hätte ich zu fordern, daß sie ihre Predigten veröffentlichen, damit ich sie mit den Bestimmungen unseres Strafgesetzes über öffentliche Angriffe gegen Personen und Ämter zusammenhalten könnte. Meine Rede war eine akademische, ausschließlich bestimmt für ein wissenschaftliches Publikum, sie handelte am Schlusse von einem offenen, ehrlichen Kampfe, sie griff niemand an als die unbestimmte Vielheit derjenigen, welche mir mein Wirken verlästern, und niemand als die mir vorgesetzte Behörde kann mir sie abfordern. Die Beleidigung, welche in dem offenbar einen Zweifel andeutenden Zusatze von der schuldigen Genauigkeit und Treue liegt, will ich übergehen. Aber noch zwei Punkte habe ich hervorzuheben. Meine Rede soll, wie die Gerüchte sagen und wie jene Geistlichen voraussetzen, eine kecke Proklamation zerstörenden Unglaubens gewesen sein. Wird eine Rede veröffentlicht, so kommt sie in die Hände eines großen Publikums; jeder Bürger, jeder Landmann kann sie lesen. — Nun wirft man uns immer vor, daß wir unsere „zerstörenden" Ansichten nicht wenigstens durchaus in den Schranken des Esoterischen halten; man hat z. B. gemeint, Strauß hätte, um die gefährliche Wirkung auf das Volk zu vermeiden, sein „Leben Jesu" lateinisch schreiben sollen. Gesetzt nun, meine Rede sei so schlimm, wie jene Personen voraussetzen, so fordern sie mich, indem sie ihre Veröffentlichung verlangen, eben auf, das zu tun, was sie selbst für das verderblichste ansehen, nämlich den besonderen Kreis, für den meine Rede bestimmt war, zu überschreiten und das Gift in die Hände des Volkes zu geben. — Den Schlußsatz dieser Vordersätze mag jeder sich selbst sagen. Der wahre Zweck jener aufregenden Predigten hat sich dadurch selbst verraten. Endlich, welche Beurteilung meiner Rede, wenn sie nun veröffentlicht ist, habe ich da zu erwarten, wo man urteilt (und das Volk aufregt), ehe man sie kennt? Wo man dies öffentlich eingesteht und dadurch laut vor aller Welt den Grundsatz ausspricht, daß man sich ein Urteil über eine Sache bilden und gemäß diesem Urteile schwere und folgenreiche Schritte tun dürfe, ganz unabhängig von der wirklichen Kenntnis dieser Sache? Was für eine Behandlung selbst die orthodoxeste Schrift von einer solchen Gesinnung zu erfahren hätte, liegt am Tage.

Dennoch gebe ich hiemit meine Rede dem Publikum in die Hände. Ich tue es, weil ich in den Augen derjenigen, welche nicht vor, sondern nach der Kenntnis des Gegenstandes zu urteilen pflegen, mich von der Last einer Verleumdung reinigen muß, welche mich mit dämonischen Netzen umstrickt hat; ich tue es, weil ich es denjenigen, die mir allein zu befehlen haben, schuldig bin. Ich tue es mit reinem Gewissen, aber mit einer geistigen Qual und Folter, welche derjenige begreifen wird, der folgende Umstände erwägt.

Ich habe diese Rede nicht geschrieben, sondern nach einer bloßen Disposition frei gehalten, weil ich überzeugt bin, daß völliges Niederschreiben einer Rede, wie pünktlich sie auch auswendig gelernt werden mag, in den Vortrag immer einen gewissen mechanischen und unfreien Ton bringt. Jetzt, sieben Wochen nach dem Vortrage, soll ich sie diplomatisch genau niederschreiben, soll bei jedem Wörtchen, selbst in den unverfänglichsten Stellen, mein Gedächtnis abquälen, ob es mir auch das Richtige wiederhole, damit mir nicht Mißtrauen und böser Wille eine Untreue vorwerfe. Meine ich nun auf den Buchstaben der gebrauchten Worte mich endlich zu besinnen, so drängt sich mir der natürliche Wunsch auf, manche Nachlässigkeiten, manche naiveren Wendungen, wie die lebendige Rede sich solche erlauben darf, besser zu stylisieren, manche Lücken auszufüllen, manches bei der Abhaltung Vergessene nachzutragen, dem wahren Sinn meiner Worte durch Zusätze aufzuhelfen, überhaupt das Ganze nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Sinne so zu redigieren, wie dies der große Unterschied der Darstellung, welche für den Druck bestimmt ist, von derjenigen, welche der mündliche Vortrag fordert, offenbar erheischt. Vergeblich! Ich soll urkundlich genau beim Buchstaben bleiben, kein Wort des Zusatzes soll mir erlaubt sein, um einem nicht wissenschaftlichen, nicht akademischen Publikum auch nur die Handhabe zur richtigen Auslegung zu geben! Ich soll für den Druck schreiben, wie ich niemals für den Druck schreiben würde, ich soll — es ist nicht anders, denn der Geist und nicht der Buchstabe ist die Wahrheit — ich soll nicht meine wahre Rede, wie sie im Druck lauten müßte, sondern eine andere geben! Nun ist aber eine absolute Durchführung sowohl der einen als der anderen dieser Vorschriften schlechthin nicht möglich; da wird mir jener, dort dieser ein Wörtchen, ein Sätzchen aufbringen, das anders lautete; daß ich

an den wichtigsten Stellen, welche der Mißdeutung am meisten ausgesetzt sind, mir mit Wissen keinen Zusatz, um das Unverfängliche des Sinnes aufzudecken, erlaubte, dies wird mir niemand danken; kurz, man wird mich nach wie vor richten, als hätte man die Rede nicht in Händen! Die Stellen, welche, schief gedeutet, mir am meisten schaden könnten, wird man aus dem Zusammenhang zerren, und die anderen, welche unzweifelhaft meinen redlichen und guten Sinn beweisen und zur Ergänzung der ersteren dienen sollten, wird man weglassen. Hat man ja auch Blumenlesen aus meinen Büchern zusammengestellt, jedes scharfe Wort ausgezogen, das unantastbar Gute weggelassen, und diese schändliche Karikatur da niedergelegt, wo das wahre Bild meines Wollens und Strebens augenblicklich alle Wolken zerstreuen müßte, die sich verderblich auf mich gelagert haben. — So schweres Unrecht begeht man, solche moralische Folter übt man aus, wenn man das, was für einen Kreis des Lebens bestimmt war, gewaltsam in fremde Kreise hinausreißt, wo es gegen Mißverstehen und Mißverstehenwollen wehrlos ist.

Die Hetze, welche vorher das blöde, tausendzüngige Recht mit meiner Rede trieb, wird nun, ich sage es vorher, über der Auslegung und Kritik derselben neu angehen, und am Ende wird geschehen, was, wenn ich die Rede nicht veröffentlicht hätte, ebenso auch geschehen wäre.

Nehmt sie nun hin, diese Blätter, woraus von den Feinden die Waffe gegen mich geschmiedet werden soll! Und ihr, die ihr Kopf und Herz noch frei habt, entschuldigt mich, wenn sie schlecht ist. Gesprochen mag sie passabel gewesen sein, gedruckt — ist sie schlecht. Es ist eine Art der Darstellung, welche durchaus auf die unmittelbare Lebendigkeit des mündlichen Vortrags berechnet ist. Eine Rede soll nicht zu tief, nicht schwierig, nicht gelehrt sein; die Einfachheit wird jetzt als Trivialität, die Anschaulichkeit als Plattheit erscheinen. Ein wirklicher Fehler, die zu große Länge, wird dagegen in der jetzigen Form weniger beschwerlich sein als im mündlichen Vortrag. Das geflügelte Wort aber ist jetzt gefesselt und muß jeder Mißdeutung stillehalten. Es mag sein; ich werde zwar in diesem Vorwort noch einige Bemerkungen zur wahren Auslegung folgen lassen; sie werden fruchtlos sein, denn gegen das, womit man mich umsponnen hat, ist nicht aufzukommen. Ich schicke nur noch voraus,

daß ich für den Buchstaben größtenteils und gerade an den angefochtenen Stellen, für den Sinn, d. h. dafür, daß ich, wo mein Gedächtnis mich verließ, nur die wahre ursprüngliche Meinung niedergeschrieben habe, ganz einstehe. An der Stelle, wo ich der Unduldsamkeit meinen vollen Haß verspreche, behaupten einige, ich hätte gesagt: glühenden Haß. Es ist zwar gleichgültig, denn es ist an dieser Stelle nichts ausgesprochen, als der ganz klare, jedem schlichten Ehrenmann heilige Grundsatz, daß die Entschiedenheit der Gesinnung den Haß gegen das entgegengesetzte Prinzip in sich schließt, und der Zusatz „glühend" ist, weil aller Haß glüht, nur ein Pleonasmus. Aber ebendeswegen ist dieser Zusatz gegen meinen Geschmack, und ich weiß nicht anders, als daß ich an einer anderen Stelle den Ausdruck: Glut, hier aber die Prädikate: voll und offen, gebraucht habe.

Und nun zur Verteidigung meiner Rede zuerst ein Wort für die Wohlgesinnten, welche wissen und verstehen, daß meine Begeisterung eine Begeisterung für das Gute ist. Sie haben mir Unklugheit, unzeitiges Herausfordern der Feinde vorgeworfen, sie haben mich beschuldigt, daß ich dadurch der guten Sache selbst notwendig schaden mußte. Jetzt werden sie finden, daß sie selbst von den entstellenden Gerüchten getäuscht waren, und daß der letzte Teil meiner Rede zwar warm und frisch, aber nichts weniger als so unverträglich, leidenschaftlich und unbesonnen lautet, wie sie vernommen. Ist er ihnen aber auch so noch zu direkt, zu scharf, so muß ich sie bitten, einige Worte über die Grundansicht zu hören, von der ich ausgieng. Daß ich die Klugheit als ein relatives Lebensgesetz anerkenne, werden sie mir gerne glauben; es kommt aber darauf an, was in einem besonderen Falle Klugheit ist. Nun hatte ich eine Antrittsrede zu halten. Eine Rede ohne tiefere Erregung der Persönlichkeit, ohne Pathos, ohne Polemik ist keine Rede. Wollte ich also dem Gesetze der Klugheit im gewöhnlichen Sinne folgen, die Spitzen abstumpfen, die Ecken schonend umgehen, alles ebnen und zurechtlegen, so hielt ich eine schlechte Rede. Aber noch mehr: man konnte mir Bemäntelung vorwerfen, und da man mich kennt und weiß, daß ich eine ganze und volle Überzeugung habe, so war zu befürchten, daß man hinter dem halb Verhüllten versteckte Anspielungen, Stiche suchte, welche noch mehr verletzten als offener Angriff. Dies alles konnte man zusammentragen und so ein sehr gehässiges Charakter-

bild von mir aufstellen. Dagegen wenn ich nichts verhüllte, wenn ich durchaus offen war, so gewann ich nicht nur den Ton und die Haltung einer Rede, die eine Rede ist, sondern ich hoffte auch, daß Feind und Freund nun sagen werden: der ist doch ehrlich, der wird doch nicht intrigieren, mit dem wird am Ende besser fortzukommen sein als mit einem halben Feinde.

Es gibt Fälle, wo Offenheit Klugheit ist; ich meinte, einen solchen Fall vor mir zu haben. Als ich meine Rede geschlossen hatte, war ich getrost; ich hatte mir die Last eines alten, tiefen Schmerzes von der Brust geredet, ich meinte, daß auch der Gegner meine Geradheit achten müsse. Nun ist es freilich anders gekommen. Allein die Wohlgesinnten mögen erwägen: nachher ist gut reden. Die Frage ist nicht, ob ich diesen Erfolg vermeiden sollte, wenn ich ihn voraussah, sondern ob ich ihn voraussehen konnte. Eines nun konnte ich freilich voraussehen: daß diejenigen, die mich beständig verleumden und mir mein Streben als frivol ausdeuten, wenn sie auch meine Offenheit achten müssen, eben keine Freude an meiner Rede haben können. Es wird jedoch niemand von mir fordern, daß ich mit diesen mild und beschönigend rede. Nun bedenke man aber: anfangs und in dem Kreise, für welchen die Rede allein bestimmt war, nahm man mir von einigen Seiten zwar gewisse Äußerungen in dieser Richtung übel, übrigens auch diese nur infolge völliger Überhörung einer stark betonten Stelle, wo ich den Grundsatz persönlicher Verträglichkeit laut und deutlich aussprach, und infolge einer zu engen Beziehung, die man ihnen gab; niemand aber hielt die Stellen, welche die Religion und den Theismus berühren, irgend für bedenklich und gefährlich. Erst die böswilligste Verleumdung hat diesen Teil meiner Äußerungen entstellt und in lügenhafter Verdrehung denunziert. Hätte ich dies vorausgesehen, so hätte es mich, ohne daß ich meinen Grundsätzen im geringsten widersprach, nur einige Worte gekostet, um zu zeigen, daß es sich hier nicht um einen Kampf gegen die Volksreligion, sondern gegen den Fanatismus handelt, der diejenigen zu vergiften und zu vernichten sucht, welche die Volksreligion auf dem Boden der Wissenschaft wissenschaftlich behandeln. Aber konnte ich dies voraussehen? Kann irgend jemand noch irgend etwas reden und tun,

wenn er die Möglichkeit dabei in Rechnung nehmen soll, daß die absolute Lüge ihm das Wort im Munde verdrehen wird? Nein, die gespenstische Macht, die mich erfaßt hat, hätte mich gepackt, was ich auch hätte sprechen mögen; wenn nicht heute, um so gewisser morgen. Es handelt sich hier um eine Sache, die in größerem Zusammenhange zu fassen ist. Der Kampf zwischen Kirche und Wissenschaft ist ein Zeichen unserer Zeit. Der innere Genius dieses welthistorischen Kampfes, in welchem mehr als ein edler Geist sich verblutet hat, und welcher jetzt heftiger als je entbrannt ist, drängt durch einen gelegentlichen Anstoß eine Individualität, welche nur die Klugheit der entschiedenen Gesinnung hat, in den Vordergrund des Streits, wirft sie unter die Dolche ihrer Gegner und entzündet ein Feuer, das weit über das Individuum und den einzelnen Fall hinausgeht, und dessen Ende der Sieg der Bildung sein wird, ein Sieg, der mit dem Falle des einzelnen nicht zu teuer erkauft sein, aber vielleicht mit einiger Wehmut und einigem Danke auf das Leiden zurücksehen wird, das dieser fest und männlich getragen hat.

Was ich weiter zu meiner Verteidigung zu sagen habe, ist größtenteils in einem Schreiben enthalten, das ich dem Königlichen Rektoramt vorzulegen hatte und nach eingeholter Erlaubnis in diesem Vorwort abdrucken lasse. Es beschäftigt sich allein mit dem letzten Teile meiner Rede, weil dieser alle bis jetzt ernstlich angefochtenen Stellen enthält. Über die vorhergehenden Teile habe ich wenige Bemerkungen vorauszuschicken.

Ein Artikel im „Schwäbischen Merkur", der mir anfangs halb billig erschien, in Wahrheit aber bissig zu nennen ist, gab das Losungswort zu den öffentlichen Angriffen und schleppte zuerst meine Rede aus ihrer Sphäre heraus vor das große Publikum, für das sie nicht bestimmt war. Dieser Artikel machte mir unter anderem auch „nicht genug gezügelten Humor" zum Vorwurf. Nun muß ich also wohl auch die paar unschuldigen Späße in den ersten Teilen der Rede entschuldigen, muß am Ende gar noch erst sagen, daß ich durch den gleichgültigen Scherz über ein Gesicht, auf dem oben und unten nichts geschrieben stehe als: Oberregierungsrat, weder die Oberregierungsräte noch ihr Amt beleidigen wollte! Wer es mit dem Fanatismus zu tun hat, der hat es ja immer auch mit der Pedanterie zu tun.

Es fehlt jetzt nichts mehr, als daß man meine Rede auch als demagogisch darstellt. Daß ich vom Standpunkte der Ästhetik überall auf frischere, konkretere Lebensformen dringe, dies wird man am Ende zum Jakobinismus verdrehen. Daß ich von keiner sonderlichen Sympathie der Ästhetik mit der Polizei erzählen kann, wird man als Verbrechen deuten. Daß ich sage, die staatswirtschaftliche Fakultät werde in der Sache des Pauperismus mit der juristischen seiner Zeit ein Wort zu sprechen haben, wird man als Kommunismus auslegen, obwohl ich diesen gerade vorher eine extreme, wilde Theorie nenne. Was wird man nicht alles tun!

Ich lasse nun meine offizielle Erklärung an das Königliche Rektoramt folgen.

Eure Magnifizenz

haben mich infolge Erlasses des Königlichen Ministeriums des Innern, des Kirchen- und Schulwesens aufgefordert, von meiner Antrittsrede in der besonderen Richtung Rechenschaft abzulegen, daß ich mich über den Sinn gewisser Stellen ausspreche, welche teils als Verletzungen der Religion, teils als Verletzungen kollegialischer Verhältnisse beurteilt worden sind.

Ich würde dieser Aufforderung gern in der Form Folge leisten, daß ich meine ganze Rede vorlegte. Allein ich habe dieselbe nur als Disposition niedergeschrieben, und daß ich dies nicht in der Absicht einer Ausflucht anführe, dafür mag die Gewissenhaftigkeit zeugen, womit ich gerade die von dem öffentlichen Urteil angegriffenen Stellen, möglichst streng nach dem Buchstaben im Gedächtnis erneuert, hier vorlege. Der Teil, welcher diese Stellen enthält, beginnt auf dem Punkte, wo ich das Verhältnis der Ästhetik zur Theologie und Philosophie ins Auge faßte. Die Einteilung, welcher dieser Abschnitt meiner Rede folgte, bringt es von selbst mit sich, daß ich zuerst die vom religiösen, hierauf die vom kollegialischen Standpunkte angegriffenen Stellen aufführe.

Als ich dann in diesem Teile meiner Rede auf das Verhältnis der Ästhetik zur theologischen Fakultät übergieng, so sprach ich, einer der ganzen Rede zugrunde liegenden Distinktion folgend, zuerst von dem

Stoffe der Theologie, hierauf von der wissenschaftlichen Behandlung dieses Stoffs. Ich hob zunächst die Tatsache hervor, daß die Kunst in einem innigen geschichtlichen Bunde mit der Religion stehe und machte nun sogleich bemerklich, daß dieser Bund nicht als ein abgeschlossenes, keinem Wechsel unterworfenes Verhältnis gedacht werden dürfe. Eigentlich dienstbar sei die Kunst der Religion nur im Orient gewesen, in Griechenland und im Mittelalter haben beide zueinander sich in das Verhältnis freier Wechselwirkung gestellt, und in der neueren Zeit habe sich der Bund aufgelöst. Ehe ich den letzteren Satz weiter ausführte, hatte ich aber den Gegensatz der katholischen und protestantischen Konfession ins Auge zu fassen. Um nun die kunstgeschichtlichen Bemerkungen, die ich hierüber vorzubringen hatte, durch ein versöhnendes Wort zum voraus gegen Mißverständisse zu verwahren, sagte ich:

„Es wird mir vergönnt sein, freimütig zu sprechen, da man mir wohl zutrauen wird, daß ich mich nicht auf den konfessionellen Standpunkt stelle."

Der anderweitige Standpunkt, welcher hier als derjenige subintelligiert war, den man mir als den meinigen zutrauen werde, ist natürlich kein anderer als der historische. Der historische Standpunkt begreift die christliche Religion selbst als ein Glied in der Entwicklungsgeschichte der Religionen; so wird es ihm wohl auch erlaubt sein, zu erwägen, daß es eine Zeit gab, wo der konfessionelle Gegensatz nicht bestand, und daß es eine Hoffnung gibt, er werde sich in einem höheren Dritten, in der allgemeinen Aufklärung der christlichen Völker, einst wieder lösen. Dieser historische Standpunkt ist zugleich kein anderer, als der des Staats: des Staats, sofern er Bekenner beider Konfessionen in sich vereinigt und ebendadurch faktisch ausspricht, daß er eine Form der Bildung zu seinem Prinzip macht, welche duldsam über diesem Gegensatze steht.

Ich gab nun zuerst zu, daß die katholische Kirche mit ihrem reichen Legendenkreis, mit dem malerischen Gebäude der Hierarchie, mit dem ganzen romantischen Zwielicht ihrer Weltanschauung als ein höchst fruchtbarer Stoff für die Kunst erscheine. Ich fügte jedoch sogleich bei, man solle erwägen, daß der große Reichtum von Objekten für die Kunst, welcher aus dieser Quelle fließe, auf der anderen Seite einen großen Verlust mit sich geführt habe. Man solle erwägen,

sagte ich, daß die Landschaftsmalerei, die Genremalerei, das Drama ihre höchste Entwicklung nicht im Mittelalter, sondern nur in einem geistigen Boden haben finden können, der sich erst nach der Reformation ausbilden konnte; und hiemit leitete ich die Bemerkungen über das Verhältnis der Ästhetik zu der protestantischen Kirche ein. Zugegeben wurde sogleich, daß die protestantische Kirche als Kirche sowohl durch den Rigorismus ihres ersten Auftretens, als auch durch die große Reduktion des religiösen Bilderkreises und die Unscheinbarkeit ihres Kultus allerdings der Kunst weit weniger entgegenkomme als der Katholizismus. Um nun aber zu zeigen, daß dieser Gegenstand noch eine ganz andere Seite der Auffassung darbiete, gieng ich nunmehr über zu der wissenschaftlichen Behandlung des religiösen Stoffes in der Theologie. Mit dieser als solcher habe, so mußte natürlich zunächst gesagt werden, die Ästhetik nichts zu tun. Allein, so fuhr ich fort, im Schoße des Protestantismus habe sich die neuere kritische Theologie ausgebildet. Zunächst erscheine diese als ein völlig negatives Verfahren; tiefer und gerechter betrachtet aber liege ihr eine Metaphysik zugrunde, welche eine wahrhaft bejahende, positive Weltanschauung enthalte. Diese Metaphysik sei aber nichts anderes, als der philosophische Ausdruck für die der modernen Bildung überhaupt zugrunde liegende Weltansicht. Diese, im weiteren Sinne protestantische Anschauungsweise nun sei der Kunst im höchsten Grade günstig und berechtige zu der Hoffnung neuer Kunstblüte.

Ich muß sogleich an einem Beispiele erläutern, um was es sich hier handelt. Man stelle sich eine rein weltliche, aber große und bedeutende Begebenheit vor, z. B. einen Helden, der für sein Vaterland fällt, einen Regulus, im Begriffe, sich von den Seinigen zu trennen, um als Opfer im Dienste seines Staates grausamen Qualen entgegenzugehen, oder einen geistigen Heros, einen Sokrates, der Verletzung der Volksreligion angeklagt, weil er Selbsterkenntnis über äußere Verehrung der Götter setzte, einen Huß vor der Versammlung zu Konstanz und ähnliche. Wenn der Künstler diese Helden so darzustellen weiß, daß durchaus in seinem Werke eine unendliche geistige Kraft ihren Ausdruck findet, welche, in dem sterblichen Individuum mächtig, alle sinnlichen Triebfedern der Selbsterhaltung usw. überwindet, so hat er offenbar die Welt in der

innigsten Beziehung zum Übersinnlichen dargestellt, er hat einen reinen sittlichen Gottesdienst der Tat uns vor Augen geführt. In diesem Sinne könnte man eine solche weltlich historische Darstellung religiös nennen. Nun könnte aber ein Künstler oder Kunstkenner auftreten, der die bekannten Ansichten eines Overbeck, Schadow u. a. teilte, und uns entgegnen: „nein, diese Darstellung ist nicht religiös, religiös darf nur eine Darstellung genannt werden, deren Gegenstand wirklich ein Stoff aus der heiligen Geschichte ist, eine heilige Familie, eine Madonna usw.; nur wenn der Künstler buchstäblich religiöse Stoffe wählt, ist sein Werk religiös zu nennen, und wirklich dient auch die Kunst nur unter dieser Bedingung ihrer göttlichen Bestimmung."

Wenn ich nun sage: dies ist ein Streitpunkt, der sich in der Schnelligkeit nicht schlichten läßt, aber streiten läßt sich darüber: habe ich dann durch diese Wendung einfacher Billigkeit die Religion verhöhnt? Dies aber und nichts anderes habe ich in meiner Rede gesagt, natürlich mit der Anwendung — denn es handelt sich hier nicht um einen Wortstreit, sondern um eine ganze Weltansicht — nicht nur auf die Kunst, sondern auf diejenige Denkweise überhaupt, welche überzeugt ist, daß das ganze Leben im Lichte des Unendlichen betrachtet und im Geiste der Unendlichkeit behandelt werden könne und müsse, auch ohne daß das Unendliche in den positiven Formen der kirchlichen Vorstellungsweise aufgefaßt werde; welche überzeugt ist, daß, wenn man in den kirchlichen Dogmen einen rein geistigen Kern und ein sinnliches, der Forschung frei zu gebendes Gewand unterscheidet, von allem Großen und Erhabenen, was in der Welt waltet, nicht nur nichts verloren geht, sondern vielmehr mit einem Begriffe, der auf anderen Standpunkten seine Bedeutung völlig verloren hat, dem Begriffe der göttlichen Allgegenwart erst eigentlich ernst gemacht wird. Diese Art der Lebensansicht oder Stufe der Bildung nannte ich: „freie weltliche Bildung auf rein sittlichen Grundlagen", und setzte hinzu: „Ob dies dann noch Religion zu nennen sei, darüber läßt sich streiten."

Dies war nichts als eine der Anerkennung werte Wendung der Billigkeit, welche einen neuerdings so vielbestrittenen Punkt der weiteren Erwägung und Erörterung überläßt. Es heißt gerade

soviel, als z. B.: ob dies noch Religion zu nennen sei, wenn jemand glaubt, daß die göttliche Weltregierung keiner Engel bedarf, darüber läßt sich streiten. — Und diesen Satz hat mir ein Bericht in der „Augsb. Allg. Zeitung" vom 18. Dezember 1844 zu dem Wortlaute verdreht: Für mich gebe es keine Religion mehr. Hätte ich weniger billig, weniger versöhnlich gesprochen, so hätte ich gesagt: die wahre und reine Religion fängt erst da an, wo man nicht mehr glaubt, daß zur Vermittlung zwischen dem göttlichen und menschlichen Geist besondere (in Wahrheit vielmehr trennende, als vereinigende), körperliche, den Zusammenhang der Naturgesetze zerreißende Erscheinungen notwendig seien. Ich kann auch den Glauben an die Vorsehung hier als Beispiel benützen. Jener Journalartikel hat mir mit barer, nackter Lüge „Leugnung der Vorsehung mit dürren Worten" vorgeworfen. In der Rede habe ich den Begriff der Vorsehung gar nicht erwähnt. Hier aber sei es mir erlaubt, denselben zur Verdeutlichung der Frage herbeizuziehen. Seit Kant in seiner Kritik der Urteilskraft den tiefsinnigen Begriff der inneren Zweckmäßigkeit in der Natur aufgestellt und dadurch Ideen erneuert hat, welche schon von Aristoteles und Spinoza ausgesprochen waren, gelangte die Wissenschaft weiter zu der Erkentnis, daß die Vorsehung nicht vorgestellt werden dürfe als eine Leitung der Welt durch die göttliche Macht von außen, sondern als eine im Innern derselben wirkende Kraft, als die innere Plastik in den physikalischen und organischen Körpern, als der tiefe Drang zum Göttlichen im menschlichen Gemüte, als das große den Völkern innewohnende Gesetz, das ihnen ihre Rolle im lebendigen Drama der Menschheit anweist. Ist nun dieser Begriff von der Vorsehung eine Erweiterung und Läuterung des populären Begriffs, oder geht er wirklich über diesen schlechtweg hinaus? — Darüber läßt sich streiten: dies war die klare Meinung meiner Worte, in welchen gewiß selbst der strengste Richter keine Verhöhnung der Religion erblicken kann. Im letzten Abschnitte gieng ich über auf das Verhältnis der Ästhetik zur Philosophie. Nach einigen Bemerkungen, welche hier unwesentlich sind, weil sie dem Angriffe nirgends einen Punkt darboten, erklärte ich, daß die Ästhetik sich den gegenwärtigen Prinzipienkämpfen der Metaphysik keineswegs entziehen könne. Ohne Metaphysik lasse sich das Schöne

nicht erklären, und ohne die auf jene Grundwissenschaft sich stützende Philosophie der Geschichte lasse sich in der Kunstgeschichte kein Standpunkt gewinnen. Indem ich mich nun verpflichtet fühlte, anzugeben, welche Überzeugung die meinige sei, hatte ich ein kurzes Wort vonnöten; denn der Redner muß sich bündig ausdrücken. Nun läßt sich derjenige metaphysische Standpunkt, welcher in Gott als einem absoluten Geiste keine sinnlichen Schranken aufzufinden weiß, die ein Hindernis sein sollten, daß er sich der Welt wahrhaft und allgegenwärtig mitteile, durch verschiedene terminos bezeichnen. Der eigentliche jetzt gangbare terminus ist: Immanenz. Ein anderer terminus für diese Ansicht, der des Pantheismus, ist in neuerer Zeit verrufen; er ist es mit Recht, sofern man unter Pantheismus eine Ansicht versteht, welche die einzelnen Existenzen schlechthin für identisch mit dem Göttlichen ausgibt, den Gegensatz zwischen Gut und Bös verwischt usw.; er ist es mit Unrecht, sofern man behaupten kann, dies sei nur eine unreine und oberflächliche Form des Pantheismus. Nun bedienen sich aber des Ausdrucks „Immanenz" auch solche Philosophen, welche daneben zugleich Lehren vortragen, die ich für eine, den Begriff eines reinen Geistes trübende, sinnliche Vorstellungsweise ansehe, und welchen ich im Verlauf der Rede auch vorwarf, daß sie der Gottheit, wenn man es genau nehme, einen sinnlichen Leib zuschreiben. Daher entschloß ich mich, den Namen Pantheismus, jedoch mit drei Zusätzen, zu gebrauchen.

1) sagte ich: Ich bekenne mich zu derjenigen Metaphysik, welche mit dem verrufenen Namen des Pantheismus belegt werde, wodurch ich sogleich andeutete, daß ich mich zu dieser Ansicht nicht in dem mißverstandenen Sinne des Wortes bekenne. Denn wenn ich nicht überzeugt wäre, es gebe eine Form des sogenannten Pantheismus, welche mit Unrecht verrufen sei, so hätte ich gewiß keinen Grund gehabt, mich öffentlich dazu zu bekennen.

2) fügte ich mit starker Betonung hinzu, daß ich mit den gleich Denkenden keineswegs eine einfache Identität des Einzelwesens mit der Gottheit lehre, daß vielmehr nach unserer Ansicht der reine, schrankenlose Geist in keinem Einzelwesen, in keinem Volke, in keinem Momente der Weltgeschichte so zur Offenbarung komme, daß er darin gleichsam erschöpft wäre; daß also jedes Individuum usf. diesen Geist, wie er ihm einesteils innewohne, noch unendlich über

sich erkennen müsse. — Ich hatte weder als Redner die Zeit, mich auf diesem Punkte über die ganze Metaphysik zu verbreiten, noch steht es mir zu, dies jetzt zu tun, sonst hätte ich leicht dartun können, oder könnte es jetzt, daß der Mensch nach dieser Ansicht nicht göttlich ist, wie er aus den Händen der Natur kommt, sondern daß das wahrhaft Göttliche in ihm der Geist der Selbstüberwindung ist, daß mit dieser Ansicht die strengsten Forderungen des Sittengesetzes sich nicht nur vereinigen lassen, sondern mit Notwendigkeit vereinigen.

3) Da mit dem Standpunkte des sogenannten Pantheismus sich neuerdings praktische, politische Tendenzen verknüpft haben, welche, die festen historischen Bedingungen des Staatslebens überspringend, mit unreifer Hast die Wirklichkeit nach abstrakten Begriffen umbilden möchten, so erklärte ich mich ausdrücklich hiegegen und sagte:

> „Man weiß auch, daß wir nicht die Wirklichkeit nach abstrakten Maßstäben übers Knie abbrechen wollen, daß wir alles demagogische Wesen hassen, daß wir mit Ruge wegen der Art, wie er ‚die Praxis mit der Idee' faßte, gebrochen haben, und daß es unsere Ansicht ist, man müsse in besonnenem Gange die Geister reifen, damit seinerzeit die Frucht der Zukunft von selbst vom Baume falle."

Sind diese Erklärungen Verhöhnung der Religion, sind diese einfachen Bekenntnisse eines rein wissenschaftlichen Standpunkts, die ich noch durch ausdrückliche Bemerkungen gegen Mißverständnisse schützte, strafwürdig, so durfte ich niemals zum akademischen Lehrer berufen werden, denn ich habe eben dies weit stärker vielfach in meinen Schriften gesagt*).

Bis hieher habe ich nun diejenigen Stellen erwähnt, welche den Gerüchten von Verhöhnung der Religion zugrunde zu liegen scheinen. Der hochpreisliche Senat hat mich unmittelbar nach dieser Rede unter seine Mitglieder aufgenommen, das Königliche Rektoramt hat mich beeidigt, und dadurch war ausgesprochen, daß man nichts in meiner

*) Diese Äußerung, welche ebenso ein Befreundeter in einem Zeitungsartikel ausgesprochen hat, ist von meinen Feinden gierig aufgegriffen worden. Der Redliche wird diejenige Klugheit niemals lernen, welche auf der Voraussetzung durchtriebener Arglist im Gegner ruht. Meine Schriften mögen es selbst bezeugen, daß ich zwar oft stärker, aber nie anders als im Geiste ernster Männlichkeit und redlichen Strebens meine Ansichten ausgesprochen habe.

Rede gefunden, was mich der Bekleidung des öffentlichen Lehramts als ordentlicher Professor unwürdig machen könnte. Das Gewebe der Verleumdung, wodurch die bis hieher erwähnten Äußerungen entstellt wurden, kann nur mit seinen äußersten Spitzen auf der Universität angezettelt sein und scheint sich sofort in einer anderen Stadt weitergebildet zu haben.

Ich gehe nunmehr zu denjenigen Stellen meiner Rede über, welche von einem Teile des Publikums als Verletzung persönlicher und kollegialischer Verhältnisse betrachtet worden sind. Diese Stellen knüpften sich unmittelbar an die vorhergehenden in meiner Rede.

Es steht derjenigen philosophischen Ansicht, welche ich als die meinige bezeichnet hatte, eine andere gegenüber, welche sich verschieden modifiziert, im allgemeinen aber gegenwärtig als der Standpunkt der Transzendenz bezeichnet zu werden pflegt. Der Gegensatz beider Ansichten darf keineswegs schlechthin so gefaßt werden, daß diese Ansicht einen persönlichen Gott lehre, wir aber ihn verwerfen. Die dunkle Vorstellung von der Persönlichkeit Gottes suchen beide Ansichten dem wissenschaftlichen Begriffe näherzubringen, beide haben dieselbe untersucht und untersuchen sie noch, und der Gegensatz und Kampf, um den dieser ganze Teil meiner Rede sich drehte, ist keineswegs der Gegensatz zwischen Wissenschaft und Volksreligion. Mit den Vorstellungen der letzteren sind auch meine wissenschaftlichen Gegner keineswegs schlechthin einverstanden, sondern legen auch von ihrer Seite den kritischen Maßstab daran. Was aber insbesondere die Lehre von der Persönlichkeit Gottes betrifft, so werfen wir den Gegnern vor, daß sie diesen Begriff in einem Sinne zu halten suchen, welchem — obwohl nicht zugegebener Maßen — doch immer noch sinnliche Formen des Raums und der Zeit zugrunde liegen, und daß sie daher sinnliche Schranken auf Gott übertragen. Dagegen werfen sie uns vor, daß, wenn wir als die eigentliche Personwerdung Gottes die reine Gattungsidee der Menschheit fassen, dies so viel heiße, als: Gott von den Menschen abhängig machen. Wie sich nun an diesen Gegensatz und an die Kette der Gründe und Gegengründe eine Reihe unendlicher Abweichungen im einzelnen und in den obersten Prinzipien der besonderen Disziplinen knüpft,

wodurch die ganze Differenz erst zu einem klaren Bilde wird, steht mir hier nicht zu auszuführen. Ich habe hier nur darum diesen Punkt noch einmal in seiner Allgemeinheit aufgefaßt, um sogleich weiteres daran zu knüpfen, wodurch sich meine Äußerungen motivieren. Indem ich mich nämlich der Erwähnung des Unterschieds zwischen wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen näherte, mußte ich zuerst noch einmal hervorheben, daß im wissenschaftlichen Prinzip keine Vermittlung der Gegensätze möglich sei. Daher, fuhr ich fort, müsse wohl unterschieden werden zwischen dem Prinzip und dem persönlichen Verhältnis.

Ich sprach nun zuerst von meiner Stellung gegenüber den anders Denkenden — (und solche befinden sich natürlich nicht nur im Akademischen Senate) — in Beziehung auf das Prinzip. Hier forderte ich nun aufrichtigen geraden Kampf und volle Teilnahme der ganzen Gesinnung, des ganzen Empfindungslebens an dem, was einer einmal zu seiner Überzeugung gemacht hat. So wie ich selbst dies von meiner Partei aufs strengste fordere, daß eine Überzeugung zugleich Gesinnung sein soll, so fordere ich es auch von dem Gegner. Wenn ich aber ebendarum die reine Energie der Gesinnung auch im Gegner anerkennen muß, so ist es leider auch Tatsache der Erfahrung, daß diese Gesinnung bei vielen in die trübe Leidenschaft der Unduldsamkeit, des Verfolgungsgeistes übergeht, welcher jeden Versuch, die Religionslehren zu läutern und geistiger zu fassen, als Frivolität verdächtigt, als Gottlosigkeit brandmarkt. Diesen Geist der Unduldsamkeit hatte ich im Auge, wenn ich nunmehr mit dem ganzen Nachdruck lebhafter Bewegung auftrat. Ich hatte mir vorbehalten (wie ich dies auch getan habe), in allen persönlichen Verhältnissen den Grundsatz der gegenseitigen Achtung als den meinigen auszusprechen, aber auch beschlossen, hier, wo es sich nicht vom Persönlichen, sondern vom Prinzip handelte, ganz aufrichtig zu sein. So versprach ich denn:

„Den Entgegenstehenden — was das Prinzip betreffe — meine volle ungeteilte Feindschaft", versprach ihnen — „was das Prinzip betreffe" — (ausdrücklich, laut und deutlich wurde diese Limitation wiederholt!) — „meinen vollen und herzlichen Haß."

In dieser Äußerung lag schlechtweg nichts Persönliches, sondern der laut und wiederholt ausgesprochene Gegensatz des Persönlichen. Es lag aber auch abgesehen von einem solchen, entfernt nicht möglichen Mißverständnis, gar nichts Besonderes, nichts Ungewöhnliches darin. Wenn ich ein Prinzip mit der ganzen Kraft der Persönlichkeit umfasse, muß ich das entgegengesetzte hassen. Soll der Whig das Prinzip des Tory nicht hassen, soll der Soldat die Absicht, sein Vaterland zu verletzen, im Feinde nicht hassen? Soll die Toleranz nicht mit Haß gegen die Intoleranz verbunden sein?

Nun erst gieng ich mit ausdrücklicher Unterscheidung auf das persönliche Verhältnis über, worin ungleich Denkende sich befinden; und in der Tat, ich muß mich wundern, daß die nun folgende Äußerung nicht hinreichte, zu beweisen, daß ich bei prinzipiellem Kampfe persönliche Achtung und Verträglichkeit als meinen Grundsatz aussprach.

„Ganz anders aber verhält es sich, wenn man das persönliche Verhältnis ins Auge faßt. Wie sehr ich überzeugt sein mag, daß mein Gegner nicht nur unrichtig denkt, sondern daß auch die praktischen Konsequenzen seines Denkens zum Übel führen, wie sehr er von mir dieselbe Überzeugung haben mag, so dürfen wir uns dennoch die gegenseitige moralische Achtung nicht versagen. Jeder muß vom andern annehmen, daß er durch ein Zusammenwirken von bestimmenden Verhältnissen (Konfession, frühen Einflüssen der Erziehung u. dgl.), welche über das Individuum hinausliegen, in seiner Denkart sich befestigt hat, sozusagen mit derselben zusammengewachsen ist. Man kann ja auch nicht immer disputieren, man muß sich zusammen vertragen, ehe man sich gegenseitig überzeugt hat."

Konnte ich den Grundsatz der persönlichen Verträglichkeit deutlicher aussprechen? Oder war dies etwa nicht genug, verlangt man vielleicht, ich sollte sagen, man müsse den Gegner deswegen persönlich achten, weil man denken müsse, der Gegner habe vielleicht in seinen Ansichten wirklich recht? Welche klägliche Gesinnungslosigkeit wäre aber das, wenn ich zu der eigenen Sache und Überzeugung nicht das volle Zutrauen hätte, daß sie Wahrheit sei! Mehr als ich hier zugab, kann niemand zugeben, der eine Gesinnung hat.

Und trotz diesen deutlichen, in verschiedenen Wendungen wiederholten Äußerungen konnte man meinen, ich habe die Absicht ausgesprochen, in kollegialische Verhältnisse, wo Person der Person gegenübersteht, Leidenschaft hineinzutragen, die ruhige, gehaltene Form der Verhandlung durch Roheit und Maßlosigkeit zu stören! Kann die Sprache des Charakters so sehr verkannt werden, daß selbst der so einfache und klare Unterschied zwischen den Grundsätzen, welche in betreff des Prinzipienkampfs, und denen, welche in betreff des persönlichen Verhältnisses geltend gemacht werden, nicht aufgefaßt wird?

Ich kann mir nicht anders denken, als daß diese Trübung des Verständnisses aus dem Eindrucke einer folgenden Stelle hervorgieng, welche vielleicht die Erinnerung an die vorhergehenden Äußerungen in den Hintergrund drängte. Bis dahin hatte ich, wie die gegenwärtige Ausführung zeigt, jede oppositionelle Äußerung durch Restriktionen und versöhnende Zusätze wieder gemildert; warum ich nun aber auch nach der letzten Äußerung, welche deutlich und bestimmt den Geist der Verträglichkeit ausspricht, zu einer solchen übergieng, in welcher sich das Gefühl schmerzlicher Verstimmung ausdrückte, dies sei mir vergönnt etwas weiter ausholend zu motivieren, indem ich erkläre, wie es kam, daß noch ein Gewicht schmerzlicher Erinnerung auf dem Gemüte lag und sich Luft zu machen suchte.

Der Kampf der rationellen Denkart und der entgegengesetzten ist so alt als die Bildung. Gegenwärtig hat er sich in seiner ganzen Schärfe aufs neue entzündet. In diesem heftigen Kampfe ist es nun keineswegs die Wissenschaft, welche die Reihe persönlicher Angriffe und leidenschaftlicher Verfolgungen eröffnet hat. Sie gieng ruhig ihren Weg. Sie entdeckte z. B., daß die Evangelien später verfaßt sind, als man bisher glaubte, daß bis zu ihrer Abfassung die fromme Sagenbildung bereits Zeit gehabt hatte, das Haupt des großen Stifters unserer Religion mit einer von tiefsinniger Phantasie gewobenen Glorie des Wunders zu umgeben. Was kann die Wissenschaft dafür, wenn sie dies entdeckt? Die Wissenschaft ist autonomisch; dies heißt zunächst in theoretischer Bedeutung: sie kann keinem anderen Gesetze folgen, als dem festen Gange der Gründe. Man hat aber der neueren Spekulation vorgeworfen,

daß sie in ihren Ansichten über das Praktische, das Sittliche und Politische, die Autonomie im Sinne der Willkür als höchstes Gesetz aufstelle. Autonomie heißt aber, in praktischer Bedeutung, nicht die Willkür des gesetzlosen Subjekts, sondern nur der Anspruch, jede Macht, welcher das Subjekt gehorcht, als eine vernünftige zu begreifen, und daraus geht doch nichts weniger hervor als ein Geist gedankenloser Zerstörung, jähen Umsturzes; davon hat weder die Sittlichkeit noch ein wohlgeordneter Staat das geringste zu besorgen. Autonomie im theoretischen Sinne spricht aber nicht nur die kritische Theologie und die Philosophie, sondern jede Wissenschaft an. Die Naturwissenschaft kann z. B. als Geologie keinen Schritt gehen, ohne von den Erzählungen des ersten Buchs Mosis abzuweichen, die Astronomie kann dadurch, daß in der Heiligen Schrift noch der kindliche Glaube herrscht, daß die Sonne um die Erde laufe, sich in ihren Forschungen nicht für gebunden erachten. Die juristische und kameralistische Wissenschaft begreift das Staatsgebäude als ein Werk vernünftiger Gedanken und verständiger Kombinationen und kann sich von der Kirche gewiß nicht die Überzeugung aufdrängen lassen, daß der moderne Staat ein theokratischer oder hierarchischer sein solle. In der kritischen Theologie und noch mehr in der Philosophie findet dieses, allen Wissenschaften gemeinsame Prinzip der Autonomie nur seinen höchsten und unverhülltesten Ausdruck, und diese sind daher mit der Kirche in die härteste Kollision geraten. Die anderen Wissenschaften sind aber bei diesem Kampfe mit beteiligt, die Philosophie kämpft *für sie*, indem sie für sich kämpft, und was man *so häufig als Unvorsichtigkeit der Philosophie von seiten anderer wissenschaftlicher Zweige angreift*, ist *nichts anderes als die notwendige Konzentrierung dessen, was nur weniger eklatant auch ihnen zugrunde liegt, in bestimmte und schlagende Worte*.

Hätte nun der Klerus und alle diejenigen, welche den Volksglauben in seiner ganzen Einfachheit gegen jedes Eindringen der Kritik in Schutz nehmen zu müssen glauben, nur mit Gründen gegen Gründe gekämpft, so wäre freilich die Aufregung der Leidenschaften, welche wir jetzt auf dem Kampfplatze sehen, nicht losgebrochen.

Allein statt dessen spielten die Gegner den Kampf alsbald in ein anderes Gebiet. Sie griffen

1. die Personen moralisch an, sie schoben den Vertretern der freien Forschung Frivolität unter, sie vermengten wider besseres Wissen und Gewissen die moderne Wissenschaft mit anerkannt unsittlichen Tendenzen. Weil Kant in gewissen Punkten mit Voltaire zusammentraf, darf dem ernsten deutschen Philosophen darum die Frivolität des witzigen, aber oberflächlichen und eitlen Franzosen vorgeworfen werden? Weil der edle Lessing in seinem Nathan, diesem Drama der Humanität, die Tugend und Sittlichkeit für unabhängig vom positiven Dogmenglauben erklärte, weil er in seiner Kunstkritik manches von Diderot aufnahm, war er darum Materialist, wie die Mitarbeiter der Enzyklopädie? Kaum hatte die neuere kritische Theologie ihr erstes bedeutendes Werk veröffentlicht, als im Literaturblatt des Morgenblatts mit genauer Verkehrung der Wahrheit in ihr Gegenteil ausgerufen wurde, die Kritik greife jetzt auch den sittlichen Kern des Christentums an. In derselben Weise stellt der obengenannte Artikel der „Allg. Zeitung" meine Ansichten und Bestrebungen mit der um ihres schamlos frechen Charakters willen mit Recht verachteten Zeitschrift „Vorwärts" zusammen. Jeder Zug aus meinen Schriften, jedes Wort aus meinem Munde widerlegt die entfernteste Möglichkeit einer solchen Vergleichung, und wenn ich nur z. B. anführen wollte, wie streng ich in meinen Vorlesungen über die Schlüpfrigkeit eines Wieland und Thümmel mich auszusprechen pflege, so würde man eher begreiflich finden, wenn mir moralische Pedanterie vorgeworfen würde.

Ist nun eine solche Verdächtigung nicht empörend?

Ich halte zwar unter Umständen auch die Kraft des Lächerlichen für eine berechtigte Waffe gegen grasse Vorstellungen und sprach dies an einer anderen Stelle meiner Rede aus. Unter Umständen, d. h. wenn die Grundlage der Polemik ernster philosophischer Art ist, und wenn jene Waffe nur in Gegenwart solcher angewandt wird, deren Geist Bildung genug hat, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Wenn ich z. B. in aufgeklärter Gesellschaft ein komisches Licht auf die Vorstellung unserer symbolischen Bücher

werfe, als sei Hagel, Sturm, Seuche eine Wirkung des Teufels, ist dies frivol?

2. Wir suchen die Gegner um ihre Beweisgründe zu bringen, dafür suchen sie die Vertreter der freien Forschung um ihr Brot zu bringen. Dies ist zweierlei. Ein Beispiel aus früherer Zeit ist die bekannte Tatsache, wie man den Philosophen Wolf bei seinem Staatsoberhaupt anschwärzte, als beschönige und befördere er durch seine Lehre von der Freiheit die Desertion, infolge welcher Verdächtigung er sein Amt verlor.

3. Die Gegner verhetzen das Volk. Der kritischen Theologie und Philosophie der neueren Zeit ist es nicht eingefallen, die Masse des Volks, welche zu wenig im Denken geübt ist, um zwischen einem geistig sittlichen Kerne und einem sinnlichen Gewande in den Dogmen zu unterscheiden, in ihrer rührenden und jeder Schonung würdigen Einfalt zu stören. Haben dies einige unbesonnene junge Menschen getan, so trägt die besonnene Wissenschaft nicht die Schuld. Es ist möglich, daß noch eine Zeit kommt, wo auch der Bauer erkennt, daß man z. B. das Böse um des Bösen willen und nicht aus Furcht vor Höllenstrafen lassen, das Gute um des Guten willen und nicht aus Hoffnung auf Lohn tun soll; wir wollten aber niemals mit übereilter Hast diese Zeit herbeirufen. Der Klerus ist es, der die Sache vor das Volk gezogen hat; auf Kanzeln, in religiösen Volksschriften hat er dem Volke ein völlig entstelltes Bild der Wissenschaft vor Augen geführt, entstellt, weil die Sätze derselben, in die unterscheidungsunfähige Volkssprache übersetzt, notwendig allen Sinn verlieren müssen. So erscheint nun die Wissenschaft dem Volke als ein gespenstisches Ungeheuer, von dem es dunkle, entsetzliche, dämonische Träume ausbrütet. Die Absicht der Gegner gieng allerdings nicht unmittelbar auf die Hervorrufung einer solchen gefährlichen Stimmung im Volke. Diese soll nur ein Mittel sein, um darauf hinzeigen und ausrufen zu können: „Darf man einem Treiben der Wissenschaft länger zusehen, welches eine so bedenkliche Beunruhigung im Volke hervorbringt?“ Aber wie, wenn das, was nur Mittel sein sollte, einmal denjenigen, die dieses Mittel heraufbeschwören, unter der Hand bis zu der furchtbaren Kraft einer blinden Naturmacht anschwillt, wenn der schrecklichste der Schrecken, der Wahn über sein Ufer schäumt, wenn der

Fanatismus die Brandfackel schwingt, die in Beispielen des Entsetzens am Horizonte der Geschichte leuchtet? — Wer wird dann die Schuld tragen, die verleumdete Wissenschaft oder ihre Verleumder?

Für die obige Behauptung fehlen die beweisenden Tatsachen nicht. Seit Jahren wird z. B. auf Kanzeln der Hauptstadt gegen den Standpunkt der modernen Wissenschaft gepredigt. Ein Geistlicher ebendaselbst hat vor einigen Jahren am Schlusse einer Neujahrspredigt die Bitte, daß der Herr die Gemeinde von der gottlosen Philosophie bewahren möge, in das Vaterunser aufgenommen. Aus Veranlassung der Gerüchte über meine Inauguralrede haben mehrere Geistliche zu Stuttgart aufs neue gegen gewisse Tendenzen der Universität, d. h. da diese Tendenzen der einfache Ausdruck der Autonomie der Wissenschaft sind, gegen die Universität als die Schule der Wissenschaft gepredigt.

Ich bin zwar ein Angeklagter und habe mich nur zu verteidigen, aber ich kann und darf es nicht verhehlen, daß nach meiner innigsten Überzeugung ein vom Staate gegründetes und gepflegtes Institut, die Universität, durch ein anderes, die Kirche, in seinem Prinzip, der reinen Forschung, angegriffen, verdächtigt und eben dadurch in seiner organischen Geltung als Glied des Ganzen beeinträchtigt ist.

Erst nach solchen Erfahrungen hat nun die Wissenschaft auch ihrerseits mit der Energie gerechten Unwillens in ihrem Kampfe sich nicht mehr bloß an das Theoretische in den Ansichten der Gegner gehalten, sondern sie hat das moralische Bild der ihr entgegenstehenden Partei mit starken Farben gezeichnet. Ich selbst habe an verschiedenen Stellen meiner Schriften den Fanatismus mit Zügen gemalt, die ihm nicht erfreulich sein können. Aber ich habe nicht die Personen als Personen angegriffen, ich habe keine Artikel in Journalen verfaßt, welche auf die Bewirkung persönlicher Nachteile für meine Gegner berechnet waren.

Diese Zeitfolge der einzelnen Momente in dem Kampfe für und gegen die Wissenschaft habe ich aufführen zu müssen geglaubt, um eine weitere Stelle meiner Rede zu motivieren, worin ein tiefer, alter Schmerz zum Ausbruch kam. Es ist für ein gesundes Gemüt nicht leicht, es zu verschmerzen, daß seinen aufrichtigen Bestrebungen beständig Frivolität untergeschoben, daß ihm seine Begeisterung für das Gute beständig in Schlechtigkeit und Nieder-

trächtigkeit umgedeutet wird. Dieses Gewicht lag auf meiner Seele, diese Last machte sich in folgenden Worten Luft:

„Nur da wird es schwer sein, das" (vorher bezeichnete) „Verhältnis" (persönlicher gegenseitiger Achtung) „zu begründen, wo man mir die Achtung verweigert hat, die ich, wie ich sie den Gegnern zolle, auch für mich fordere, die mir gehört, von der meine Gegner auch wissen, daß sie mir gehört, die ich mir erzwingen kann, erzwingen will, und die ich mir auch erzwungen habe."

Zuerst habe ich ein schweres Mißverständnis zu beseitigen, welches die letzte dieser Wendungen erfahren hat. Weil ich in der Form des Perfektum mich ausdrückte, so meinte ein Teil der Zuhörer, diese Wendung wolle etwas Besonderes und etwas anderes, als die vorhergehende, besagen. Durch ein künstliches Gebäude der Argumentation brachte man sofort heraus, daß ich hier von meiner Ernennung zum Ordinarius gesprochen habe. Ich befinde mich gegen diese Hypothese in dem begreiflichen Fall, daß ich nicht mit ihren eigenen Waffen gegen sie kämpfen kann. Sie argumentiert diplomatisch, und ich sprach in pathetischer Erhebung mit den kühneren Wendungen der Sprache, welche nicht mit dem Zollstabe gemessen werden können. Vergeblich protestiere ich, vergeblich berufe ich mich auf den einfachen Wortsinn, vergeblich auf die sehr einfache Kühnheit der Sprache, welche, um die Gewißheit auszusprechen, dies in der Form der vergangenen Zeit tat, vergeblich gebe ich mein nie entheiligtes Wort, daß dies nicht meine Meinung war, nicht sein k o n n t e, weil ich ja sehr wohl wußte, daß meine Ernennung ein freier Akt des Wohlwollens war. Aber ich werde nie einräumen, daß zu dieser Auslegung irgendein berechtigender objektiver Grund in meiner Rede lag, ich werde nie aufhören, gegen diese Deutung als gegen ein schweres Unrecht zu protestieren.

Wenn nun aber auch dieses Mißverständnis, wodurch bewiesen werden könnte, daß ich den Akademischen Senat als Ganzes angetastet habe, entfernt ist, so treten noch andere Vorwürfe auf, gegen welche ich mich zu verwahren habe.

Der Hauptvorwurf nimmt die Wendung, daß ich unter den Gegnern, welche mir bei dieser Stelle vorschwebten, einen Teil des Akademischen Senats und etwa einen besonderen Akt desselben

verstanden haben müsse. Allein die ganze Versammlung wußte, daß ich es mit einer unbestimmten Menge von Gegnern zu tun habe, welche in verschiedenen Formen der Äußerung, z. B. durch mündliche Urteile, durch literarische Veröffentlichungen die Achtung verletzen, die ich in Anspruch nahm, und der ganze Zusammenhang meiner Rede bewies, daß ich, da ich immer im ganzen und großen sprach, auch hier ein unbestimmtes Konvolut von Personen im Auge habe, welche erst eine nachträgliche Deutung nun abzählt. Sollte man dieser Bemerkung entgegenhalten, daß ich ja mit anderen Gegnern nicht, sondern nur mit Senatsmitgliedern in ein persönliches Verhältnis zu treten habe, so antworte ich darauf: allerdings habe ich mit verschiedenen Personen verschiedenen Standes in persönlichen Verhältnissen zu leben, welche meinen Bestrebungen die Achtung verweigern, die ich anspreche, und die Ausschließlichkeit jener besonderen Anwendung ist daher völlig unbegründet.

Auch dies warf man mir vor, es sei nicht ehrenhaft, Gegner bei einer Veranlassung anzugreifen, wo sie nicht antworten können. Allein wo hat man je gefordert, daß Angriffe — (und meine Worte waren ja nicht einmal eigentlicher Angriff, sondern eine Klage über Erfahrungen, die ich zu machen habe) — sich auf solche Veranlassungen oder Mitteilungsformen beschränken sollen, wo der Gegner im Augenblick auch antworten kann? Dadurch würde jede Rede außerhalb der Form der Disputation und der parlamentarischen Debatte ihrer eigentlichen Kraft beraubt, denn zu einer Rede — ich unterscheide eine Rede von einer Abhandlung — gehört Polemik.

Und dies führt mich an die Quelle aller Mißdeutungen, welche meine Rede erfahren hat. Der größte Vorwurf gegen sie ist, daß man von einer Bühne, von welcher man Abhandlungen zu vernehmen gewohnt ist (ich will damit niemand verletzen, aber ich bin ein Angeklagter und darf nichts verschweigen, was ich zu meiner Verteidigung zu sagen habe), eine Rede vernahm, welche die Bestandteile in sich enthielt, welche die wahre Rhetorik fordert: tiefe Erregung der ganzen Persönlichkeit, kühnere Wendungen durch die Beimischung der Phantasie, welche der rhetorische Schwung fordert, streng ausgeprägte, die Polemik mit sich führende Energie der Überzeugung.

Entschuldigen Eure Magnifizenz meine Wärme! Ich bin, wenn ich alles zusammenstelle, was man meiner Rede zum Vorwurf macht, schwer angegriffen, und fühle mich von einer Last der Mißdeutungen gedrückt, gegen welche ich doppelt mühsam ringe, weil ich gegenüber dem berechnenden Verstande, dessen Kritik eine aus tiefbewegter Empfindung hervorgegangene Rede nun aushalten soll, keine juristischen Beweise aufbringen kann; diese Schwierigkeit meiner Stellung möge für die Lebhaftigkeit meiner Selbstverteidigung Nachsicht erbitten.

Indem ich Eure Magnifizenz bitte, diese meine Verteidigung dem Hochpreislichen Akademischen Senate und sofort dem Königlichen Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schulwesens vorzulegen, bleibe ich mit vollkommenster Ehrerbietung

Eurer Magnifizenz
gehorsamster Diener

Fr. Vischer.

Tübingen, den 2. Januar 1844.

Erst bei der Niederschreibung der ganzen Rede bemerkte ich, daß ich den Schluß von den Worten an: „das Schlimmste" usw. in der obigen Erklärung auch noch hätte anführen sollen,*) und zwar aus zwei Gründen. Zuerst deswegen, weil der erste Satz beweist, daß der vorhergehende die ausschließliche Beziehung nicht hatte, deren man ihn bezichtigt. Denn wenn ich meine Klage über Verweigerung der mir gebührenden Achtung darauf begründe, daß man mir und den

*) Die Worte: „Ich begann arglos — Menschheit bewahrt" hatte ich im Niederschreiben der Rede für den Druck rein vergessen und konnte sie eben noch einfügen, ehe gesetzt wurde. Der letzten Wendung: „und hat sich den Glauben an die Menschheit bewahrt" erinnere ich mich nicht mehr genau. Ich weiß, daß ich hier noch einmal versöhnende Worte sprach, aber wie sie lauteten, ist mir nicht mehr im Gedächtnis, und nur um den Schein zu vermeiden, als redigiere ich den Wortlaut zu meinem Vorteil, habe ich den ebengenannten unbestimmt allgemeinen Ausdruck hier aufgenommen.

mit mir Strebenden („uns") beständig ein Wollen des Schlechten mit Absicht und Bewußtsein unterschiebt, so leuchtet klar ein, daß mein Vorwurf in weiter Ausdehnung gegen eine verbreitete Partei und Literatur gerichtet ist. Zweitens deswegen, weil man mir nun, da man mir jedes Wort im Munde zu einem Stilett gegen mich selbst umdreht, die letzten Worte, wo ich mich für fähig erkläre, für den Genius auch mein Blut zu lassen, voraussichtlich geradezu revolutionär deuten wird. So muß ich es denn noch sagen, was sich so sehr von selbst versteht, daß der Genius, von dem ich sprach, die Vernunft ist, oder der Geist oder das Gute oder in Gottes Namen die Freiheit, aber nicht die mißverstandene und zerstörende, sondern die wahre, die bauende. Und wenn ich mich bereit erkläre, mein Blut für sie zu lassen, so ist es, weil ich auf der Seite des Gesetzes stehen will, wenn einmal die wahren Konsequenzen, welche (ihm selbst vielleicht unbewußt) im Fanatismus liegen, in ihrer ganzen zerstörenden Natur ausbrechen werden, wenn einmal der Aufruhr der Ignoranz gegen die Bildung ins Werk gesetzt sein wird. Und wenn jemand meinen sollte, ich träume, so betrachte er nur die Mittel, mit denen der Fanatismus eben jetzt gegen die Wissenschaft tätig ist:

In wohlberechneten anonymen Zeitungsartikeln, deren besonders der letzte vom 7. Januar in der Augsburger Allgemeinen Zeitung sich durch diabolische Arglist auszeichnet, spielt er die Rolle des Jago, träufelt in feinen Andeutungen ätzende Gifttropfen in die Seele und wartet die unheilvolle Wirkung ab.

Petitionen läßt er umgehen und bietet dadurch eine Macht auf, welche Erwägungen und Beschlüsse, die der Intelligenz der gesetzlichen Behörde anvertraut sind, auf Seitenwegen umgehen soll.

Eine blinde Volkswut regt er auf, deren Grenzen, wenn sie erst ausbricht, niemand kennt. Bei allen diesen Operationen gilt ihm Wahrheit und Lüge gleich, die urkundliche Darlegung des Tatbestandes wartet er nicht ab, die unsinnigsten Gerüchte beutet er aus, die Widerlegung der Lüge ignoriert er; kurz es scheint ihm völlig unbekannt, daß es auch gegen den Feind ein Gewissen gibt.

Man kann aber für seinen Lebenszweck noch ganz anders und schmerzlicher leiden als dadurch, daß man in offenem Kampfe sein

Blut dafür läßt. Es gibt ein moralisches Arsenik, dessen Eingriffe in das Leben schneidender sind als Schwert und Kugel. Dieses Arsenik, die verdächtigende Lüge, mischt man mir in meine Speisen, und alle Guten werden es sehr begreiflich finden, wenn ich gestehe, daß mir in diesen Tagen mehr als einmal das Wort eingefallen ist, daß eine Giftmörderin, deren Verbrechen der Zufall zu gleicher Zeit mit meinem ehrlichen Namen von Mund zu Munde trug, vor Gericht gesprochen hat: „ich hielt es auch deswegen für keine Sünde, meinen Mann zu vergiften, weil er ein Freigeist war." Der Vergiftete war, wie es nach seinem Tode öffentlich von Freunden bezeugt wurde, ein Ehrenmann, der über religiöse Dinge rationell dachte wie jeder Gebildete.

Tübingen, den 10. Januar 1845.

Fr. Vischer.

Hochansehnliche Versammlung!

Ein ordentlicher Lehrstuhl ist für die Wissenschaft der Ästhetik errichtet und dadurch ausgesprochen worden, daß sie ein integrierendes Glied im Kreise der akademischen Wissenschaften bildet. Was schon längst die Zeitbildung gefordert hatte, das Ende der scholastischen Bildungsweise, ist hiemit tatsächlich und offiziell anerkannt. Scholastisch nenne ich in diesem Zusammenhange alle Wissenschaft, welche nur auf einseitige Fachbildung hinarbeitet, der Bildung des künftigen Beamten und Gelehrten die Bildung des Menschen opfert und daher dasjenige Element, worin die sonst getrennten Kräfte am reinsten harmonisch zusammengehen, das Schöne nämlich, entweder mit Mißtrauen ausschließt oder mit Geringschätzung duldet. Zwar ist seit alter Zeit die klassische Philologie als wesentlicher Lehrzweig in die philosophische Fakultät aufgenommen. Allein lange war sie ein bloßer Wortdienst, der seinen Gegenstand nur als gelehrten Stoff behandelte. Was diese Wissenschaft in neuerer Zeit verjüngt und auf die Stufe erhoben hat, auf welcher sie ihre Aufgabe begreift, in einem lebensfrischen Gesamtbilde das Altertum aus dem Grabe zurück-

zurufen, das ist neben anderen erfrischenden Einflüssen vor allem die Archäologie der Kunst, die sich mit ihr verschwistert hat. Einen großen Zuwachs erhielt die Philologie durch die deutschen und romanischen Sprach- und Literaturstudien, welche seit kurzem erst zu dem Range selbständiger Wissenschaften sich erhoben haben. War nun hiedurch eine neue Welt von Stoffen unter die akademischen Wissenschaften aufgenommen, so durfte dieser Masse, wie jedem anderen positiven Studium, die ideale Einheit, der konzentrierende philosophische Reflex, nicht fehlen, sie mußte sich in einer Wissenschaft des Schönen zusammenfassen. Hiedurch entstand ein Ganzes, eine philosophische Wissenschaft mit dem unter ihr befaßten realen Stoffe: Kunst und Poesie des Altertums, des Mittelalters, der neueren Zeit. Eine Teilung an verschiedene Kräfte wurde notwendig; die strengen klassischen Studien, sowie die strenge deutsche und romanische Philologie fordern einen ganzen Mann, wogegen der Philosophie des Schönen, welche ebenfalls eine strenge Vertiefung des Geistes und möglichst wenig Zersplitterung der Kräfte fordert, nur ein geringerer Teil des historischen Stoffes, nämlich neuere deutsche Literatur, ein Zweig der Kunstgeschichte (Geschichte der Malerei) und mehr ästhetische als exegetische Behandlung älterer Dichter zufiel.

Nachdem sich dies also gestaltet und die Ästhetik den ihr angewiesenen Platz einer selbständigen Wissenschaft eingenommen hat, ist es Zeit, daß sie sich orientiert und sich über ihr Verhältnis zu den übrigen akademischen Fakultätswissenschaften Rechenschaft gibt.

Indem sie sich nun zu diesem Zwecke nach ihren Schwestern umsieht, so fällt, da sie freilich bekennen muß, daß sie nicht so recht ordentlich ist und wenig sogenannte Haltung hat, ihr Blick sogleich auf gewisse, von den anderen, obligaten Wissenschaften über die Achsel angesehene Stiefkinder der Universität, welche im Katalog immer zuletzt stehen und in Prozessionen zuletzt gehen. Es sind dies gewisse K ü n s t e , welche an der Universität gelehrt werden.

Unter diesen nenne ich zuerst diejenigen, welche ich mit einem Ausdrucke Kants anhängende Künste nennen möchte, weil sie nicht ein freies, vom Künstler unabhängiges Gebilde hinstellen, sondern den eigenen Körper für persönliche Zwecke zu stärken und zu bilden bemüht sind, wobei die Schönheit, welche hiedurch erreicht wird, nicht unmittelbar Zweck ist. Die Ästhetik hat eine besondere Vorliebe

für sie, weil sie, bestrebt, die äußere Erscheinung der inneren geistigen Lebendigkeit entsprechend durchzubilden, aus einem geteilten einen ganzen Menschen herstellen. Es sind zunächst die gewöhnlich so genannten gymnastischen Künste, Reiten, Fechten, Turnen. Früher wurde auch das schöne Ballspiel an der Universität gelehrt; in der edlen Schwimmkunst kann kein Unterricht erteilt werden, weil unsere gute Stadt Tübingen, so wie für einiges andere, auch für einen Schwimmplatz nicht gesorgt hat. Namentlich aber fehlt das Exerzieren, was allen gymnastischen Übungen erst höheren Reiz gibt, weil es mit dem Gefühle eines wesentlichen und objektiven Zweckes, der Vaterlandsverteidigung, sich verbindet. Die Tanzkunst, welche ebenfalls auf der Universität gelehrt wird, steht, so könnte es scheinen, in einem näheren Verhältnisse zur Ästhetik, als die übrige Gymnastik, weil Bildung des Körpers zur Schönheit der Form und Bewegung für sie in unmittelbarerem Sinne Zweck ist, als für diese, welche zunächst Stärkung beabsichtigt. Allein die Ästhetik neigt sich aus begreiflichen Gründen gerade mehr zu derjenigen Art der Körperbildung hin, welche die Grazie nicht als solche sucht, sondern als Zugabe zur Stärke von selbst erreicht. Es entsteht daraus jene männlichere Grazie, welche natürlich da, wo es sich um die Erziehung männlicher Jugend handelt, einen höheren Wert hat. Diese männlichere Grazie zierte früher auch den Tanz, als er noch Volkstanz war; unsere Voreltern liebten z. B. den Schwertertanz, der auf unseren Bällen jetzt freilich weniger mehr am Platze wäre. Die Orchestik ist aber überhaupt in hohem Grade gesunken. Der jetzige Tanz besteht aus lauter beschnittenen, ihres Feuers, ihrer volkstümlichen Frische, selbst ihres lyrischen und epischen Ausdrucks beraubten Resten früherer Volkstänze, und während in südlichen Ländern im Volke noch ein Gefühl ist, daß der Tanz eine reine, ihren künstlerischen Zweck in sich selbst tragende Darstellung sein müsse, so ist er in unserer modernen Gesellschaft ein bloßes Mittel gegenseitigen Gefallens und momentaner Unterhaltung unter beiden Geschlechtern geworden. Doch auch so bleibt der Tanz eine ganz gute und notwendige Sache und eine wesentliche akademische Beschäftigung.

Man muß nicht meinen, es sei eine bloße Grille der Ästhetik, diese Sympathie mit den Künsten der Körperbildung. Sie sind vom Standpunkte der anderen akademischen Wissenschaften nicht weniger

wichtig, und indem ich dies mit einigen Bemerkungen auseinandersetze, so erziele ich dadurch zugleich eine einleuchtende Vorbereitung auf den weiteren Hauptinhalt meiner Rede, denn an dem gemeinschaftlichen Interesse, wodurch alle Wissenschaften auf diese Künste bezogen sind, wird auch bereits die gemeinsame Beziehung derselben auf das Schöne deutlich, da jene Künste allerdings ästhetischer Art sind.

Nur mit ein paar Worten will ich andeuten, welche Wichtigkeit die gymnastischen Künste für die Medizin haben. Wie mancher Rheumatismus, wie manche Indigestion, die jetzt mit Tee, Schwitzen, Rhabarber verfolgt wird, wurde sonst auf der Palästra geheilt! Schönheit aus Stärkung ist zugleich Hebung der Gesundheit und mit den Gelehrtenkrankheiten, diesem Kreuz der Ärzte, würde es wohl auch anders werden, wenn die Gelehrten nur erst lernten, aufrecht, die Brust heraus, gehen!

Von dem größten Interesse müssen die gymnastischen Künste auch für die juristische und staatswirtschaftliche Fakultät sein. Der Staat braucht starke Männer; dem Staate ist nicht mit Männern gedient, welche, wie man zu sagen pflegt, den Finger im Reisbrei abbrechen. Gesunde und blühende Kräfte verlangen die Geschäfte der Produktion und Bearbeitung, Landbau und Gewerbe. Der jetzige Zustand des Lebens dringt ferner auf immer größere Trennung und Teilung der Arbeit; um so mehr sollten jene Übungen gepflegt werden, welche zur Herstellung des ganzen Menschen aus dem geteilten so wesentlich beitragen. Das Volk soll heiter und glücklich sein; es soll seine Kraft, seinen Wohlstand, sich selbst in öffentlichen Festen zeigen. Kriegerische, selbst gefährliche, nationale Spiele haben von jeher den Mittelpunkt wahrer Volksfeste gebildet, und wäre dieser schöne Brauch nicht so sehr abgekommen, so würden wir auch auf unseren Märkten und sonstigen Voksversammlungen nicht mehr die häßlichen Gestalten sehen, aus welchen jeder Adel der Form verschwunden ist. In früheren Zeiten war es dem Volke selbst anvertraut, sich zu schützen und Waffen zur Notwehr zu tragen: ein Geschäft, das uns jetzt von Polizeidienern und Landjägern gütig abgenommen ist; aber um auch nur solche, um taugliche Gefängniswärter usw. zu erhalten, braucht man tüchtige Leute. Diese werden daher aus dem Soldatenstande genommen. Aber dies eben führt mich auf einen Hauptpunkt. Jeder

Bürger sollte auch Krieger sein; es gehört zum Manne, Krieger zu sein. Unsere Zeit hat eingesehen, daß die Monopolisierung der Tapferkeit in einem bestimmten Stande gegen den Begriff derselben als eines kardinalen Attributs der Mannheit überhaupt ist, und daß der wahre Begriff des Staates notwendig auf die Idee einer allgemeinen Landwehr führt.

In den Verhandlungen unserer letzten Ständeversammlung wurde die Frage aufgeworfen, ob der Staat die Befugnis habe, den Schulzwang auch auf die gymnastischen Übungen auszudehnen, welche mit den Schulen verbunden werden sollen; und da mußte man die wunderbare Bemerkung vernehmen, daß auf diese Weise unser Staat am Ende gar dem spartanischen oder platonischen ähnlich würde. Als ob ihm nichts Übleres begegnen könnte! Was am meisten zwingt, ist die Freiheit. Sie zwingt den trägen, weichlichen Willen und entbindet den wahren, hebt ihn in Luft und Licht. Zu dem, was ihm wahrhaft heilsam ist, hat der Mensch von jeher gezwungen werden müssen.

Von äußerster Wichtigkeit muß aber die gymnastische Bildung für die Theologie und Philosophie sein. Ich nenne diese beiden hier zusammen und so, daß ich die erstere durch die letztere ergänze, denn die Religion in ihrer getrennten Stellung ergreift den Menschen nur auf einem Punkte, sie fordert innerste Heiligung des Gemüts, zeigt aber nicht, wie diese als B i l d u n g durch die ganze Persönlichkeit durchzuführen ist. Zwar könnte aus der religiösen Forderung, daß unser Leib der Tempel des heiligen Geistes sein soll, die Bedeutung und Wichtigkeit jener Übungen leicht abgeleitet werden; aber die Religion auf ihrem spezifischen Standpunkte zieht solche Folgerungen nicht, sondern gibt sich leicht der Täuschung hin, als sei es genug, wenn verborgen auf dem innersten Herde ein heiliges Feuer brenne, während Mauern und Wände dunkel und schmutzig bleiben. Dann läßt der Geist seinen Leib fallen, welcher nun, seinen eigenen Launen preisgegeben, jede seltsame Figur annimmt. Ja es verbindet sich mit diesem Standpunkte gewöhnlich jene negative Moral, welche die Bildung der Sinnlichkeit in ihrem eigenen Elemente mit Verdacht und Mißtrauen beurteilt als etwas, was nicht sein soll. Dies heißt, bei dem Gegenteil der Wahrheit ankommen; diese formelle Körperbildung ist vielmehr ein Sollen, eine Pflicht.

Anerkannt wird dies freilich nicht von der Religion als Religion, sondern nur von der in Philosophie erhobenen, zur Ethik erweiterten Religion. Das Prinzip der Ethik kann in diesem Zusammenhange so gefaßt werden: der Mensch soll, während er sich immer reiner zum Geiste bildet, sich ebensosehr als Natur erhalten. Der Geist soll sein Naturorgan in Besitz nehmen, sowohl damit es ihm auch wirklich gehöre, das geschmeidige Werkzeug seiner Zwecke werde, als auch, damit er sich in ihm darstelle, daß andere ihn gerne sehen, daß in ihm nicht eine Arabeske, ein Schnörkel der Gattung, sondern die Gattung zur Erscheinung komme. Soll aber der Leib dieser Bestimmung entsprechen, so muß er nicht wenig geschüttelt und gerüttelt werden; das bißchen Spazierengehen reicht nicht hin, der Körper wächst nicht von selbst, wird nicht von selbst, was er sein soll, er muß ebensosehr Kunstprodukt werden, als er Naturprodukt ist.

Es wäre ein leichtes, unseren Satz durch die Pflichtenlehre zu verfolgen. Könnte ich bei diesem Punkte länger verweilen, so müßte ich zeigen, wie in hundert Fällen die wesentlichsten moralischen Pflichten unerfüllt bleiben, weil das Organ ihrer Ausübung, vernachlässigt und unentwickelt, seine Hilfe versagt; nur auf einen Punkt in dem Gebiete der besonderen Pflichten will ich hinweisen. Unter diese gehören die Standespflichten. Kein Stand ist durch die Natur seiner Arbeit so sehr genötigt, seinen Körper zu mißhandeln — denn Verdammung eines Organs zur Untätigkeit ist immer die gröbste Mißhandlung — kein Stand ist so versessen, wie der gelehrte. Gerade deswegen ist der Gelehrte verpflichtet, doppelte Anstrengungen zu machen, um diesem Mißverhältnis entgegenzuarbeiten und seine Menschheit als Ganzes zu retten. Ich meine doch, jener Johannes Osiander, der zugleich Professor und Oberkriegsrat war, durch Kraft, Mut, Gewandtheit, Fecht- und Reitkunst sich und andere mehrmals aus drohender Todesgefahr rettete, Regimenter kommandierte, mit eigener Hand die Pulverfässer aus den französischen Minen im hiesigen Schlosse stahl, sich ins feindliche Lager, um seinen Unterhandlungen Nachdruck zu geben, jene Kugel nachschicken ließ, die ihm selbst Hut und Perücke vom Kopfe riß: der sei ein anderer Professor gewesen als wir. Ein jeder Stand soll sich ferner nach außen würdig darstellen, er soll sich zu repräsentieren wissen. Man

hat uns daher dieses Kleid, den Talar, gegeben. Aber fragen wir uns ehrlich, ob wir es auch zu tragen wissen, ob wir auch erwägen, daß man mit diesem Gewande nicht um die Ecken eilen kann, wie mit dem Kollegienhefte in der Tasche, daß man in einer Prozession sich nicht vergessen und in Tritt und Schritt ohne alle Feierlichkeit gehen lassen darf, wie es bei einer bekannten Gelegenheit geschah, wo so viele gar nicht die Reihe einzuhalten wußten, sondern sich bald in der hinteren bald in der vorderen mit Verwunderung vorfanden!

Der wissenschaftliche Vorbereitungsstand, der Stand der Studierenden, hat von jeher die edle, durch die Idealität seiner Zwecke gehobene, aber noch von Sorge und Amtszwang freie Schönheit seiner Jugendlust durch gymnastische Übungen gewürzt. Es ist die allgemeine Klage, es ist von den Studierenden selbst eingestanden, daß ihr Zusammenleben jetzt gesunken und schwunglos ist. Tatsache ist es, daß eines der Symptome dieser Gesunkenheit in der Ausartung der Gymnastik, insbesondere der Fechtkunst zu einem rohen, kunstlosen, auf einen allernächsten Zweck berechneten Dreinschlagen besteht. Ich habe in dieser Beziehung einen frommen Wunsch, die Idee einer Belebung und Erfrischung des Studentenlebens, durch eine gymnastische Organisierung. Es wäre dies zunächst eine bloße Form; aber an eine Form knüpft sich manches Schönere und Gehaltvollere.

Außer den Künsten nun, welche sich mit der Bildung des eigenen Körpers beschäftigen, habe ich gewisse selbständige Künste zu erwähnen, selbständig in dem Sinne, daß sie ein vom Künstler abgelöstes, frei auf sich stehendes Werk hervorbringen. Die Baukunst wird an der Universität nicht offiziell gelehrt. Zwar sind schon Vorlesungen über die nützliche Baukunst für Kameralisten gehalten worden; es wäre den Studierenden dieser Fakultät heilsam, wenn sie auch über die schöne sich unterrichteten, damit einmal dem häufigen Vandalismus unserer Kameralverwalter, dem wir die Zerstörung schon so manches ehrwürdigen Denkmals aus dem Altertum verdanken, ein Ende gemacht würde. Übrigens ist es von großem Werte, einen modernen Baukünstler an unserer Universität tätig zu sehen, der den schönen Beruf hat, durch Aufstellung edlerer Muster jenen berühmten, wunderbaren Tübinger Baustil mit der Zeit zu verdrängen. Dagegen ist der Unterricht im Zeichnen mit

der Universität enger verbunden; ein höchst wesentlicher und notwendiger Zweig der Bildung. Zeichnen sollte jeder lernen. Gleichviel ob er Talent hat und es zu einiger Meisterschaft bringt; jeder soll Formen sehen lernen. Wie wichtig ist es nur z. B. für den Philologen, daß er einen Begriff von Modellierung habe! Wie will er sonst die Schönheit der antiken Plastik fühlen und wie ohne dieses Gefühl die Dichter des Altertums verstehen, in welche man nicht eher eindringt, als bis man sich ihre Gestalten mit dem inneren Auge zu zeichnen vermag! Endlich steht unter den zur Universität gehörigen Lehrzweigen der Unterricht in der Musik, dieser freundlichen, humanen Kunst der idealisierten Zeit, der rhythmischen Empfindung, die als anmutige Begleiterin sich durch das Leben schlingt und das Gemüt von dem schweren Drucke der Endlichkeit löst.

Was wir bitter vermissen, ist ein Theater. Es ist dies eines der höheren Bildungsmittel, welche nur größere Städte genießen können und wir freilich entbehren müssen, solange wir in die kleine, vom bedeutenderen Verkehr abgeschlossene Stadt, auf die allereinfachsten Bedürfnisse patriarchalischer Menschheit beschränkt, von der tiefsten Häßlichkeit umgeben, uns gebannt sehen. Und daß man nur nicht meine, ich rede hier von leerem Genusse! Das Theater hat die große, sittliche Bedeutung, daß es ein erhöhtes Bild des Lebens auf seinen Brettern entfalten soll, worin die tiefsten geistigen Hebel der Geschichte und die ewige Gerechtigkeit des Schicksals in durchsichtiger Reinheit aus dem verhüllenden Nebel des Zufälligen und Alltäglichen hervorsteigen und jede Brust erschüttern.

Es ist aber Zeit, daß wir uns nach den eigentlichen Fakultätswissenschaften umsehen. Die Ästhetik selbst könnte keiner anderen Fakultät zugeteilt sein als der philosophischen. Der Inhalt der Ästhetik, das Schöne, verhält sich zu allen Fachstudien wie das Allgemeine zum Besonderen. In der humanistischen Bildung treffen die getrennten Wege der Ausrüstung für die besonderen Fächer zusammen; hier, in diesem rein menschlichen Interesse, löscht sich der Handwerksgeschmack ihrer Einseitigkeit aus. Ebenso verhält sich die Philosophie zu allen Fachstudien, sofern sie sich mit der allgemeinen Idee der Wahrheit beschäftigt, aus welcher die Prinzipien der einzelnen Disziplinen hervor- und in welche sie zurückfließen. Die Ästhetik unterscheidet sich aber dadurch von der Philosophie, daß sie

das Allgemeine, die Idee, in der einladenden Form des Schönen zu ihrem Gegenstande hat, welches ohne die schwere Arbeit des Denkens unmittelbar gefällt. Hiedurch wäre jedoch, sofern wir nur diese Art des Stoffes im Auge haben, mit welchem die Ästhetik sich beschäftigt, diese Wissenschaft vielmehr von der Philosophie ausgeschlossen; denn die Philosophie löst auch den letzten sinnlichen Schein in Begriffe auf. Die Ästhetik würde der Philosophie durch jene Allgemeinheit des Interesses, das ihr Stoff genießt, nur ähnlich sein, sie würde nicht wirklich zu ihr gehören. Allerdings hat es nun mit unserer Wissenschaft die besondere Bewandtnis, daß alle anderen akademischen Disziplinen nach der Seite ihres positiven Stoffes in einer eigenen Fakultät repräsentiert sind, der reine Gedanke aber, der jenem die oberste Einheit gibt, seinen Ausdruck, wiewohl die besondere Fakultät ebenfalls diesen rationellen Zweig treibt, vornehmlich in der Philosophie findet, die Ästhetik dagegen samt ihrem besonderen, empirischen, historischen Stoffe ganz zur philosophischen Fakultät gehört. Dies ist jedoch ein wohlbegründeter Unterschied. Auch die positiven Zweige der Ästhetik, Archäologie, Studium der klassischen, der mittelalterlichen Dichter usw. sind Gegenstände der allgemeinen Bildung, nicht der besonderen Fachbildung. Zwar ist die Beschäftigung mit der Philologie auch Sache einer besonderen Berufsbestimmung, der des Lehrers; aber diese Bestimmung ist selbst wieder allgemeiner Natur, weil der Lehrer die Vorbildung von Schülern zu Fachstudien verschiedener Art gleichmäßig zur Aufgabe hat. Überhaupt sind Sprache und Kunst Äußerungsformen des Geistes, welche seiner höchsten Tätigkeit, dem reinen Denken, am nächsten stehen, und daher natürlich der philosophischen Fakultät als Unterrichtszweige zufallen. Allein die Ästhetik hat nicht nur die objektiv vorhandene Welt des Schönen darzustellen, sondern sie hat das Schöne zu begreifen, und daher gleicht sie nicht nur der Philosophie, sondern sie ist selbst Philosophie. Ja sie hat eine doppelt schwere und strenge philosophische Arbeit, da in keinem Stoffe das Sinnliche und Geistige so innig ineinander verschmolzen und daher so schwer zu scheiden sind wie im Schönen; daher man lange eine Philosophie des Schönen für unmöglich hielt, und viele sie noch für unmöglich halten. Die Ästhetik hat dies durch die Tat zu widerlegen, sie setzt daher strenge und gründliche philo-

sophische Bildung voraus. Die Fähigkeit, das Schöne systematisch zu begreifen, ist eine Hauptprobe der Philosophie.

Man wird mir, wenn ich mich nun von dem der Ästhetik in ihrer Fakultät angewiesenen Orte aus nach den übrigen Fakultätswissenschaften umsehe, eine Untersuchung über die wahre Ordnung derselben um so mehr erlassen, da vor nicht langer Zeit über diesen Gegenstand so treffliche und gründliche Worte von dieser Rednerbühne gesprochen worden sind. Es mag hinreichen, hier nur anzudeuten, wie der wahre Stufenbau der Fakultäten, der bekanntlich nicht begriffsmäßig, sondern auf dem Wege allmählicher historischer Anlagerung entstand, namentlich dadurch gebrochen ist, daß die philosophische Fakultät nebst der medizinischen zwischen die juristische und staatswissenschaftliche, die eigentlich nur eine sein sollten, wie ein Keil sich einschiebt, und wie die größte Schwierigkeit bei dieser Erörterung eben in der Frage nach der wahren Stellung der philosophischen Fakultät liegt. Diese verhält sich zu den übrigen Fakultäten wie die Gattung zur Art, wie das Ganze zum Teil, und soll doch unter sie wie eine Art neben Arten, ein Teil neben Teilen eingereiht werden. Die jetzt übliche Einteilung ist gerade, wie wenn ich sagen wollte: Kirschen, Äpfel, Birnen, Obst, Pflaumen. Die Philosophie ist alles und ist nichts, sie ist das Erste, die Mitte und das Letzte. Es ist eine Frage, wie die über den Rang der Geistlichkeit. Soll sie als derjenige Stand, der sich mit dem Absoluten beschäftigt, auch der erste, der absolute Stand sein, so entsteht das Ungeheuer der Hierarchie; soll sie, weil das Absolute ebensosehr das O, als das A ist, der letzte Stand sein, so ist sie unter ihre Würde gestellt, und es wäre billig zu wünschen, daß ein Pfarrer mehr als Leutnantsrang hätte. Fassen wir nun die Philosophie gemäß der ihr oben zuerkannten Bedeutung als die Spitze des ganzen Baus, so ist eben hiemit auch anerkannt, daß sich in ihr der bestimmte und positive Gehalt der übrigen Fakultätswissenschaften in jene Allgemeinheit verflüchtigt, welche wenigstens insofern sich nicht anmaßen darf, über diesen zu stehen, als sie den Stoff in seinem ganzen Gewichte anerkennen und sich wohl hüten muß, ihn durch abstrakte Anwendung ihrer allgemeinen Kategorien beherrschen zu wollen.

Statt diese Erörterungen weiter zu verfolgen, habe ich nur meiner weiteren Betrachtung noch einen Vorbegriff voranzuschicken. Wir

müssen nämlich für unseren vorliegenden Zweck streng unterscheiden zwischen dem Stoffe einer Wissenschaft und zwischen ihrer Behandlung dieses Stoffes. Denn wir werden finden, daß die Ästhetik mit dem ersteren in ganz sympathetischem Rapport stehen kann, während sie von der letzteren sich mißgestimmt abwendet. In einem gewissen Sinne nämlich streift jede Wissenschaft ihrem Stoffe den Charakter der Unmittelbarkeit ab; dies Verfahren nimmt aber selbst wieder eine doppelte Form an. Das wissenschaftliche Verfahren kann es zu seiner Aufgabe machen, den historischen Stoff einfach zu begründen und zu rechtfertigen. Mit einer solchen Behandlung hat die Ästhetik nur deswegen nichts zu tun und steht mit ihr in gar keinem Verhältnisse, weder der Zuneigung noch der Abneigung, weil die wissenschaftliche Methode, abstrakt, wie sie immer ist, sie überhaupt nichts angeht. Es stellt sich aber jenem Verfahren ein kritisches entgegen, das den ganzen Stoff der Schärfe der voraussetzungslosen Prüfung unterwirft und dadurch einen zersetzenden Charakter annimmt, der für den ersten, oberflächlichen Blick völlig negativ scheint. Gegen dieses Verfahren scheint nun die Ästhetik nicht etwa nur gleichgültig sich verhalten zu dürfen, sondern, weil die Frische des Seins und die Energie positiver Existenz die Heimat der Schönheit ist, so könnte man meinen, sie müsse sich sogar mit Widerwillen von ihm abwenden. Allein dann übersieht man, daß dem negativen Verfahren eine wahrhaft bejahende Weltansicht zugrunde liegen kann, welche sich den zersetzenden Zweifel nur vorausschickt, um desto nachdrücklicher auf eine neue Schöpfung oder Umgestaltung des Zersetzten zu dringen. Hält sich die Ästhetik daran, faßt sie die kritische Methode im Geiste der Zukunft, so kann sich das Verhältnis umkehren, und sie darf sich gerade dieser Form der Behandlung mit Liebe zuwenden. Beispiele werden diese Bemerkung alsbald in ein deutliches Licht setzen.

Es sei mir nun erlaubt, meinen Stufengang von unten auf zu nehmen. Hier muß ich denn mit der Fakultät der Naturwissenschaft oder der medizinischen beginnen. Denn so ehrenwert sie ist, so wenig ihre hohe Bedeutung ihr verkümmert werden soll, die Wissenschaften, die sich mit der Welt des Geistes, mit dem Gebäude des Willens, dem Staate, beschäftigen, haben doch einen Stoff, der um so viel höher steht, als der Geist über der Natur. Sogleich zeigt

sich nun die Notwendigkeit unserer obigen Unterscheidung zwischen Stoff und wissenschaftlicher Behandlung, wenn wir die allgemeinen Naturwissenschaften ansehen. Sie sind zum Teil, weil sie als wesentliche Zweige der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung zu betrachten sind, der philosophischen Fakultät zugeteilt, wovon wir übrigens hier absehen können. Die Oberfläche unseres Erdkörpers, die wunderbaren Zeugen uralter ungeheuerer Revolutionen, durch die er sich bildete, der Sternenhimmel, das sinnige, in verborgener Säftegärung seinen Bau vollendende Leben der Pflanze, die vielgestaltige Tierwelt, der staunenswerte Organismus des menschlichen Leibes: welche herrliche Welt der Schönheit! Allein die Naturwissenschaften haben nicht das Interesse, bei der ästhetischen Wirkung dieser großen Naturwerke stehen zu bleiben, sie eilen, die schöne Oberfläche aufzulösen, das Ganze zu zerlegen, zu zergliedern, sie beschäftigen sich mit dem Durchriß, die Ästhetik mit dem Aufriß. Der Standpunkt ist daher gerade der entgegengesetzte; diese hält sich an die Totalwirkung des Körpers durch seine Oberfläche, jene zerstören sie, durchsuchen seine innere Mischung und Textur und fragen nicht darnach, wie die getrennten Glieder, z. B. eine abgelöste Hand, das Auge, das der Schönheit begegnen möchte, beleidigen. Was nun die Medizin als Heilkunst betrifft, so versteht sich, daß die Ästhetik zunächst an dem Objekte ihrer Tätigkeit, dem kranken Körper, eben keine Freude haben kann. Nur mittelbar, um weitere poetische Wirkungen zu gewinnen, kann sie ein Interesse haben, das körperliche Leiden unter die Motive eines Kunstwerks aufzunehmen. Freilich liebt die Medizin den kranken Körper nur, weil sie ihn gerne heilt, und hier stellt sich das Verhältnis zur Ästhetik wieder anders; denn was die Gesundheit fördert, fördert auch die Schönheit. Wie aber die Ästhetik einmal ist, so muß sie das wunderliche Bekenntnis ablegen, daß sie trotzdem, wenn es sich um die Heilmethode handelt, mehr Vorliebe für ein naives, altertümliches Verfahren hat, als für das erprobtere der aufgeklärten, wissenschaftlichen Medizin. Wie sie überall das Anschauliche, Augenfällige sucht, so hat sie ihre Freude an einem Machaon, der freilich mit seiner alten, vom Zentaur Chiron ererbten Salbe eben keine Wunderkuren gemacht haben wird, an dem gewaltigen Wate mit dem ellenbreiten Barte in der Gudrun, der „arzet ist von eim wilden Wibe", der „eine

guote wurzen" zur Hand nimmt und eine „bühsen, da was phlaster inne", und so den verwundeten König Hagen heilt. Dann heißt es weiter:

Do er erzenie, wurze und krut genoz,
Er wart der sorgen frîe nach sîm schaden groz.
Als er bestreich mit phlaster des künig Hagenen wunden,
Sin tohter gienk hin widere: do fant se ir vater wol gesunden.

Der Dichter zweifelt keinen Augenblick an der Glaubwürdigkeit einer so schnellen Kur und setzt sogar hinzu:

Er machte vorem tode wol gesunde,

aber ein jetziger Arzt wird wohl ebensoviel Mißtrauen in diese naive Erzählung und Versicherung setzen, als ein poetischer Leser Freude daran hat. Freilich, wenn die Kur eines wissenschaftlichen modernen Arztes diesen altertümlichen Reiz nicht hat, so wird sie dafür um so mehr Hoffnung auf Erfolg haben, und weil die Ästhetik für einen Leichnam nicht zu Haus ist, so wird ihr aus diesem Grunde ein weniger naives, aber zweckmäßigeres Verfahren der Heilkunst willkommener sein. Sollte aber auch die feinste Kunst der Heilung in ihrem Erfolge sich getäuscht sehen, so erwägen wir, daß zwar das Leben und die Gesundheit schön ist, tragisch erhaben aber der Tod. Da jedoch tragisch ergreifender als ein stiller Tod auf dem Krankenbette ein blutiger und gewaltsamer Tod ist, so könnte sich die Ästhetik in dieser Beziehung mehr zur Chirurgie hingeneigt fühlen. Freilich ist diese edle Wissenschaft und Kunst gerade in ihren bedeutendsten Leistungen unfähig, den Körper anders als in verstümmeltem Zustande aus ihrer Hand hervorgehen zu lassen. Zugleich kann nicht verschwiegen werden, daß zwischen der Ästhetik und Chirurgie dadurch eine gewisse Spannung entstehen muß, daß die Chirurgie durch ihre, zwar dem wissenschaftlichen Mittelpunkt entfernter stehenden Organe den Bart abnehmen läßt. Das Abnehmen dieses männlichen Schmucks muß der künstlerische Standpunkt als eine Barbarei bezeichnen. Der Barbar sucht die Natur auszutilgen, der wahrhaft Gebildete läßt und pflegt sie, bewahrt sie nur vor Auswüchsen. Hier über mir hängt Frischlins Bildnis; betrachten sie den schönen Mann mit dem

kräftigen braunen Barte, und geben Sie zu, daß ein solcher Professor ehrwürdiger aussieht als wir. Überhaupt ließe sich ein Buch schreiben über die Roheit der Bildung oder die Barbarei der Kultur.

Ich wende mich nun zu den politischen Wissenschaften, in welche sich nach einer eben nicht klaren Abwägung die staatswirtschaftliche und die juristische Fakultät teilt. Es sei mir erlaubt, diese beiden Sphären durch die Kategorie des Wohls und des Rechts zu unterscheiden. Im höheren Sinne ist allerdings das Wohl auch ein Recht und das Recht ein Wohl; zunächst aber ist offenbar die schützende, Sicherheit pflegende, verwaltende Tätigkeit eine andere, als das mathematisch strenge, unerbittliche Recht.

Die Fakultät des öffentlichen Wohls oder die staatswirtschaftliche ist es also, mit welcher wir uns zuerst auseinanderzusetzen haben, wenn wir erwägen, daß wir unserem Gange gemäß immer das, was materieller ist, früher ins Auge fassen. Ein Hauptgegenstand dieser Disziplin ist nämlich die materielle Basis des öffentlichen Wohls, die möglichst vollständige Gewinnung, Verarbeitung, Ausbeutung, Benützung der physischen Mittel des Staates: der große Stoff der National-Ökonomie. Bleiben wir nun zuerst bei dem Stoffe stehen, wozu wir hier die einfachsten Formen seiner Behandlung rechnen können, so muß sich sogleich die Ästhetik aufs willkommenste angesprochen finden. Das ehrwürdige, uralte Geschäft des Landbaus, Bergbaus, der Viehzucht, der Jagd, des Fischfangs: wie viel Homerisches liegt in diesen vertrauten Beziehungen des Menschen zu der Mutter Erde, der Atmosphäre, dem Tiere, dem Wasser! Wie viel Poetisches in jenen Mitteln, den Raum zum Behufe des Tausches zu überwinden, in der „völkerverbindenden" Straße, dem Schiffe, das nach fernen Küsten den Ozean durchsteuert! Selbst der Verstandes-Kombination, wie sie scheinbar ganz prosaisch den Charakter des Handels bestimmt, läßt sich um der weithin greifenden Natur ihrer Perspektive willen noch eine Fülle von Poesie abgewinnen, wie uns Goethe durch eine berühmte Stelle seines Wilhelm Meister bewiesen hat. Wie gemütlich erscheint das Handwerk, wenn wir die liebende Vertiefung des Arbeiters in das Werk seiner Hände, das geschlossene Familienverhältnis zwischen Meister und Gesellen, den ehrenfest trotzigen

Zunftgeist im Auge behalten, der in früheren, einfachen Zeiten dieser Sphäre eigen war! Ganz anders aber muß die Ästhetik urteilen, wenn sie die völlig veränderte moderne Form der Mittel jener Tätigkeiten betrachtet. Die Vervollkommnung des Maschinenwesens richtet im ästhetischen Reiche ebensoviele Zerstörungen an, als sie dem Nutzen Vorteile bringt. Das Schöne büßt in dem Grade ein, in welchem der tote Mechanismus an die Stelle der lebendigen Menschenhand, der warmen Einlebung der Individualität in ihr Werk sich eindrängt. Auch den Erdboden zieht das fortschreitende System immer konsequenter durchgeführter Ausbeutung der Natur so in sein Netz, daß bald kaum ein Flecken Landes mehr bleiben wird, dem nicht durch die geradlinigen Marken der Ackerverteilung und die Bebauung jener Charakter der Zufälligkeit entzogen würde, welchen die landschaftliche Schönheit fordert. Die Bäume des Waldes selbst sieht man in manchen Ländern nach der Richtschnur gepflanzt, und die Stallfütterung entzieht der Landschaft selbst jenen dem malerischen Auge so willkommenen Schmuck der tierischen Staffage. An die Stelle des Handwerkers tritt der Fabrikarbeiter, der keine Liebe zu dem Werk seiner Hände haben kann, weil die abstrakte Maschine es vollendet, das Familienverhältnis zwischen Meister und Geselle ist gelöst, und die Verdorbenheit geht frei ohne Aufsicht.

Zunächst dienen alle diese Zerstörungen im Gebiete der schönen Form und der naiven Zustände dem Zwecke des Nutzens. Mit dem Nützlichen nun hat unmittelbar das Schöne im geringsten nichts zu tun, ja es wendet sich die ästhetische Stimmung nicht ohne einigen Widerwillen von einer Denkweise ab, welche durchaus das Nützliche zu ihrem Augenmerk macht. Allein die Sache stellt sich ganz anders, wenn wir weiterblicken. Auch hier findet unser Vorbegriff seine Anwendung, daß, was scheinbar negativ und zerstörend auftritt, im Geiste der Zukunft betrachtet ein hoffnungsvolles und bejahendes Angesicht zeigt. Aus der Vervollkommnung der Mittel des Nutzens muß erhöhter Wohlstand fließen. Aus dem Wohlstande wird von selbst neue Kunstblüte sprossen. Die Kunst muß auf dem gediegenen Boden des Völkerglücks ruhen. Ich bin kein Schöngeist, behüte mich der Himmel! Und wenn mir jemand sagte, ich müsse wählen: Armut und Roheit, dafür Kunstpflege oder Wohlstand und glück-

liche Entfaltung, aber keine Kunstschätze, so würde ich mit Lust alle Glyptotheken und Pinakotheken ins Feuer wünschen. Doch es hätte damit gar keine Gefahr; aus dem gesättigten Boden des Wohlstands würde unfehlbar Kunst und Schönheit neu aufblühen. Aber freilich eine schwere Wolke hängt über jener heiteren Aussicht; nicht allgemeiner Nutzen, nicht Verbreitung des Wohlstandes scheint aus jener durchgreifenden Mechanisierung der Arbeit zu fließen, sondern Anhäufung des Vermögens auf der einen, Verarmung und Verwilderung auf der anderen Seite. Das Gespenst des Pauperismus hebt sich drohend aus seinem Abgrunde. Man sinnt auf Hilfe; Palliativmittel sind vorgeschlagen, extreme, wilde Theorien sind ausgebrütet worden. Was die Zukunft bringt, wir wissen es nicht; aber wir hoffen, daß sie Gutes bringe und daß in der Beschäftigung mit diesen schweren Fragen die staatswirtschaftliche Fakultät ein fruchtbringendes Geheimnis in ihrem Schoße berge, ein Geheimnis, worüber sie vielleicht seinerzeit ein Wort mit der juristischen zu sprechen haben wird.

Mit den Kombinationen der in das abstrakte Tauschmittel des Geldes verwandelten physischen Kräfte des Staates beschäftigt sich die Finanzwissenschaft. So groß der Zweck ist, für welchen sie diese Kombinationen vornimmt, die Selbsterhaltung des Staates, so muß die Ästhetik doch bekennen, daß ihr vor der absolut mathematischen und prosaischen Form jenes Mittels, vor der reinen Zahlenberechnung ein Schauer aufgeht. Zwar ließen sich mancherlei interessante Beziehungen dieser Wissenschaft zur ästhetischen Betrachtungsweise auffinden; es gibt z. B. Arten von Besteuerung, welche auf Gesundheit und Sittlichkeit verderblich einwirken (Fenstersteuer, Oktroi) und eben dadurch mittelbar Schönheit, Lust und Gediegenheit des Daseins untergraben.

In die unmittelbare Nachbarschaft der Rechtssphäre hebt sich die Fakultät, von der wir sprechen, durch die Polizeiwissenschaft. Die Polizei, diese innere Selbstbewachung des Staates, der ausgestreckte Arm des Rechts, teilt sich in verschiedene Zweige, die wir hier nicht verfolgen können; sie arbeitet nicht nur dem Rechte vor und hilft ihm nach, sie überwacht auch den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel, die Sanitätsanstalten, das Armenwesen, den öffentlichen Anstand usw. Im allgemeinen müssen wir nun leider

gestehen: die Ästhetik hat etwas Polizeiwidriges. Nach Vaganten, Zigeunern, Dieben, Räubern fahndet der Dichter und fahndet der Polizeibeamte; aber jener, um sie in Romanen unterzubringen, dieser, um sie ins Gefängnis zu stecken, und dies ist offenbar ein Unterschied. Auch können wir hier es nicht ganz umgehen, von der beiderseitigen Beziehung dieser Sphären zu jenem elementarischen Dinge zu sprechen, welches man Kot nennt. Die Ästhetik nämlich liebt nicht etwa völlig reinliche Straßen, neu verputzte Gebäude und dgl.; diese müssen erst bis auf einen gewissen Grad vom Alter gebräunt, jene brüchig und holprig sein, wenn sie malerisch aussehen sollen. Aus diesem Grunde könnte die Ästhetik mit einer Polizei im Einverständnisse sein, welche nicht allzu grausam auf Reinlichkeit dringt. Allein die Neigung der Ästhetik zu jenem elementarischen Dinge hat natürlich ihre Grenze. Und hiemit wollen wir dieses Kapitel beschließen. Aber die Ästhetik hat mit der Polizei allerdings noch ein bestimmteres Wort zu sprechen. Diese Anstalt hat in dem neueren Staatsleben in einem Grade über ihre ursprüngliche Bestimmung übergegriffen, wodurch sie die Lebendigkeit der Individualität in eiserne Reife schnürt und dadurch geradezu dem Künstler den schönsten Teil seines Stoffes, frei entwickelte Charaktere und das Bild ungebrochener, am Tageslicht sich entfaltender, in Lust und Leid offen und frisch sich äußernder Kräfte entzieht; sie ist aus einer Bewachung eine Belauerung geworden. Doch auch hier dürfen wir unsere Betrachtung mit einem versöhnenden Blicke schließen. Die heilige Ordnung bleibt immer „die segensreiche Himmelstochter", und in ihren Schranken wird wohl auch wieder die Naturkraft der Völker erblühen, welcher man vertrauen und welcher man Schutz und Wache in die eigenen Hände legen darf.

Die Verwaltung im engeren Sinne, mit welcher sich die staatswirtschaftliche Fakultät weiter beschäftigt, begreift so vielerlei Sphären in sich, daß wir uns hier mit wenigen Bemerkungen auf die höchste derselben, auf die Leitung der Kunst, der Kirche, der Wissenschaft beschränken müssen. Sehr mit Unrecht hat man die Lenkung dieser erhabenen Gebiete, welche die tiefste Weisheit, die tiefste Vertrautheit mit dem innersten Nerve des Staates voraussetzt, zu der Polizei, dieser rein äußerlichen Tätigkeit, gezählt und

unter der Polizeiwissenschaft begriffen. Über das Verhältnis unserer Wissenschaft zu diesem Zweige des politischen Lebens können wir einfach den Satz aufstellen: Die Interessen des ästhetischen Standpunktes werden in dem Maße mit dieser Tätigkeit Hand in Hand gehen, in welchem sie freie Entfaltung jener edlen geistigen Kräfte zu ihrer Aufgabe macht, in welchem sie die Kunst aus dem Volksboden emporzieht, nicht Kunst auf Barbarei pfropft, wie wir es auswärts sehen, in welchem sie überhaupt die Geister so erzieht, daß sie aus sich selbst heraus gesund emporwachsen.

Der höchste Zweig der politischen Wissenschaften ist die eigentliche Staatswissenschaft, die Lehre von dem idealen Organismus des Staats, von den Verfassungsformen. Diese Disziplin gehört natürlich der Rechtswissenschaft ebensosehr, wenn nicht noch mehr zu, als der ökonomischen Fakultät. Es ist aber interessant, daß gerade die letztere sich vorzugsweise mit derselben beschäftigt, denn jung, rasch, praktisch, mit den großen Zeitfragen über die Möglichkeit eines veränderten Verhältnisses zwischen Arbeit und Besitz unmittelbar beschäftigt, wie sie ist, könnte sie vielleicht mehr Beruf haben, das Zweckgemäße zu treffen, als die positivere Rechtswissenschaft. Die Ästhetik ist nun aber bei der Lehre von den verschiedenen Staatsformen im höchsten Grade beteiligt; ja sie hat die Aufgabe, die wichtigsten derselben an der Hand der Geschichte zu mustern und sich die Frage zu stellen, wieviel oder wenig Stoff jede derselben für die Kunst abwirft. Der orientalische Staat in seinen verschiedenen Formen als patriarchalischer Zustand, als Theokratie, als Despotismus; der antike Staat als heroischer Zustand, als Republik, als Monarchie; der Feudalstaat in seinem lockeren Verbande trotziger atomistischer Kräfte und dem republikanischen Städtewesen daneben: jede dieser Gestalten schließt der Kunst und Poesie ein anderes Schauspiel, eine andere Fundgrube von Stoffen auf. Was den modernen Staat betrifft, so stellt sich, welche Grundform er auch haben mag, der Ästhetik allerdings ein Mißstand entgegen, wodurch ihr derselbe unzugänglich wird; es ist dies der durchgeführte, überall streng formulierte Mechanismus aller Verwaltung, welcher den im Staate tätigen Individuen jenen Stempel aufdrückt, den wir durch das Wort Philister bezeichnen; und wirklich, die Ästhetik wendet sich von keiner Erscheinung mehr ab, als von einem Bureau-

gesicht, auf welchem von oben bis unten nichts geschrieben steht als: Oberregierungsrat.

Die juristische Fakultät bietet der Ästhetik weniger Beziehungen und Anknüpfungspunkte dar als die staatswirtschaftliche. Das Recht ist abstrakt verständiger Natur, weil die Persönlichkeit auf diesem Gebiete, abgesehen von ihrem konkreten sittlichen Gehalte, nur nach dem Umfange der äußeren Eigentumssphäre, die sie um sich gezogen hat, und ihren formellen Ansprüchen auf Anerkennung, d. h. nur als Person in Betracht kommt. Tiefere Bestimmungen und hiemit zugleich Anknüpfungspunkte mit der Ästhetik treten dagegen im Kriminalrechte ein: Schuld, Gewissen, Strafe, die äußerste vorzüglich, die Todesstrafe, reichen in die Tiefen des Seelenlebens hinab, führen anschauliche äußere Erscheinungen mit sich und haben dem Künstler und Dichter von jeher eine Welt wirksamer Motive erschlossen. Aber alsbald führt uns die Berührung dieses Punktes von der Frage über den Stoff zur Frage über die Form hinüber; denn wer muß sich hier nicht sogleich erinnern, daß die Kriminalprozesse in neueren, besonders englischen Romanen zwar die Teilnahme spannen, aber von einer gewissen Dunstsphäre umgeben sind, welche nichts weniger als wahrhaft poetisch ist. Der Grund davon liegt in nichts anderem, als in dem abstrakt mechanisierten und formulierten Rechtsverfahren der neueren Zeit. Der Amtsstubengeruch, die Malefikantenbank, das Verhör, die Armen-Sünder-Angst: hier geht jene, zwar unheimliche Größe und Furchtbarkeit verloren, welche in der Poesie auch dem Verbrechen noch eine düstere Erhabenheit leihen soll. Daher tritt auf diesem Gebiete eine ähnliche Neigung der Ästhetik hervor, wie in den früher betrachteten Sphären: es liegt in ihrer Natur, daß sie Zeiten eines noch unvollkommenen, aber anschaulichen Rechts vorzieht. Das Heroenleben der Völker liebt sie, wo noch kein Richter von Amts wegen gesetzt ist, sondern das Gericht durch die Hand des Helden über das Verbrechen kommt. Kriemhilde verwildert zur Furie in der Wut der Rache; aber vor kein Gericht wird sie beschieden, sondern Dietrich von Berne, der Held der besonnenen Männlichkeit und des sittlichen Maßes, vollbringt durch seinen greisen Waffenmeister Hildebrand das blutige Werk der Strafe an ihr. Klytämnestra mordet den Gemahl, der Sohn rächt den Vater, indem er den mütterlichen Busen durchstößt, aber er hat selbst die Blutschuld nun auf sein

Haupt geladen und fesselt die Erinnyen an seine Fersen. Diese finstere Tragödie schließt mit der Gründung des Areopags, und hier sehen wir eine gesetzliche Rechtsform eintreten; aber da ist keine Verhörstube, kein Strafkodex, kein Protokoll; ehrwürdige Greise sitzen auf dem Felsenhügel unter den Strahlen des alles offenbarenden Sonnengottes und sprechen Recht vor allem Volke. Solche naive Formen muß, wo das gesetzliche Recht einmal eingetreten ist, die künstlerische Betrachtung notwendig hoch über die späteren abstrakten stellen. Alles älteste Recht, solange es Gewohnheitsrecht war, solange es nicht von der Hand des Gelehrten, sondern von der Hand volkstümlicher, einer naiven Bildungsform selbst noch angehörender Männer niedergeschrieben wurde, trägt diesen Naturstempel in dem bildlichen, plastischen, sprichwörtlichen, rhythmisch anklingenden, alliterierenden, gereimten Ausdruck seiner Fassung, in dem symbolischen Charakter seiner Handlungen und Bräuche, wobei gewisse sinnbildliche Gegenstände, Schwert, Spindel, Mantel, Schild, Handschuh, Schleier, Ring usw. stehend sind, wobei selbst manche ergötzliche humoristische Züge hervortreten, wie z. B. das Ohrenziehen der Zeugen. Das römische Recht verlor diesen Charakter erst, da es von fremden Völkern aufgenommen, von toter Gelehrsamkeit verarbeitet wurde. Das altdeutsche wimmelt von solchen Zügen, und es ist nicht zufällig, daß derselbe geistvolle Sinn, dem wir die gründlichste Erschließung der Schätze unserer alten deutschen Dichtung verdanken, auch der Poesie im Rechte unserer Ahnen vorzüglich seine Aufmerksamkeit zugewandt hat. Seinen höchsten und schönsten Ausdruck aber fand dieser Charakter der Lebendigkeit, der in dem ursprünglichen Rechte sowohl der Römer als der Deutschen wohnte, in der Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens; hier erhob sich der epische Klang, der durch diese alten Rechtsformen geht, zum dramatischen Schwung. Unter Linden und Eichen, auf dem Forum trat vor Auge und Ohr des Volkes Angeklagter, Zeuge, Verteidiger, Richter auf, und das Öffentlichste von allem Öffentlichen, die Gerechtigkeit, wandelte im Lichte des sonnenhellen Tags. Eben an diesem Punkte öffnet sich aber auch wieder unser Blick für Gegenwart und Zukunft. Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens hat unsere Zeit als Forderungen erkannt, welche aus dem Begriffe des Rechts mit Notwendigkeit fließen, und da Schönheit überall ist, wo Gegenwart und

Äußerung der lebendigen Persönlichkeit, wo Anschaulichkeit ist, wo ein großer Gehalt in die Erscheinung tritt, so ist die Ästhetik bei dieser Forderung so innig beteiligt als Volk und Recht.

Endlich muß nun unsere Betrachtung zu jenen Disziplinen aufsteigen, welche nicht den realen, in einem objektiven Gebäude niedergelegten, sondern den Geist im Elemente der Geistigkeit selbst, die reine Idee zum Gegenstande haben. Es tritt aber auf diesem höchsten Gebiete selbst wieder eine Teilung ein, welche den Gegensatz der Realität und Idealität in sich wiederholt. Die reine Idee nimmt historische und positive Form an in der Kirche als der Anstalt, welche die höchste Wahrheit und die Erhebung des Geistes zu derselben in allgemein verständlicher Form für alle vermittelt. In dieser Form ist sie Gegenstand der Theologie. Dagegen sucht die Philosophie die Idee in der Form des reinen Gedankens, entkleidet vom sinnlichen Stoffe, zu begreifen.

Wir betrachten zuerst das Verhältnis der Ästhetik zur Theologie. Was nun zuvörderst den Stoff dieser Fakultät betrifft, die Religion, so ist der uralte Bund zwischen ihr und der Kunst eine bekannte Tatsache. Aber man darf sich unter diesem Bunde kein festes, beschlossenes, ruhendes und ein für allemal abgemachtes Verhältnis denken; dieses Verhältnis wechselt, es hat selbst eine Geschichte. Dienstbar war die Kunst der Religion nur im Orient; wie gebunden und unfrei sie ebendadurch in allen ihren Formen blieb, weiß jeder, der eine Anschauung orientalischer Kunstweise hat. In Griechenland dagegen und bei den Völkern des Mittelalters stand sie mit der Religion im Verhältnis freier Wechselwirkung, und in der neueren Zeit, infolge der Reformation, löste sich dieser Bund. Diese Lösung und ihr Grund wird sogleich in ein deutlicheres Licht treten, wenn ich zuvörderst von den zwei Fakultäten spreche, in welche sich die Theologie durch den Gegensatz der Konfessionen teilt und das Verhältnis beider Konfessionen zur Kunst ins Auge fasse. Es wird mir vergönnt sein, freimütig zu reden, da man mir wohl zutrauen wird, daß ich mich nicht auf den konfessionellen Standpunkt stelle.

Zunächst scheint es nun, daß die katholische Kirche der Kunst ungleich mehr entgegenkomme als die protestantische. Ihr reicher Legendenkreis, das malerische Gebäude der Hierarchie, das ganze

ahnungsvolle Helldunkel der romantischen Weltanschauung war eine unendlich reiche Quelle von Stoffen für die Kunst. Allein man muß nicht vergessen, daß dieser unendliche Zuwachs zugleich ein unendlicher Verlust war, und man wird sogleich verstehen, was ich damit sagen will, wenn ich nur daran erinnere, daß die Landschaft-, die Genremalerei, daß das Drama (denn die sogenannten Mysterien können kaum für einen schwachen Anfang des letzteren gelten) ihre höchste Entwicklung nicht im Mittelalter, sondern nur in einem geistigen Boden finden konnten, welcher die Reformation voraussetzt, daß überhaupt, um es sogleich kurz zu sagen, das ganze Gebiet der naturgemäßen Wirklichkeit der mittelalterlichen Kunst entzogen war. Dagegen schien sich die protestantische Kirche als Kirche sowohl durch den Rigorismus, mit welchem jede neue Religion und jede Verjüngung einer Religion anfangs notwendig auftritt, als auch durch die große Reduktion des religiösen Bilderkreises und die Unscheinbarkeit ihres Kultus — welche übrigens (so wenig sie in ihrem ganzen Umfang gerechtfertigt werden soll) aus der natürlichen Besorgnis entstand, durch reicheren Beitrag der Kunst mehr Zerstreuung als Sammlung zu bewirken — in ein eben nicht günstiges Verhältnis zu den Werken der Phantasie zu setzen. Allein wir müssen den Protestantismus in weiterem Sinne fassen; er hat eine Geschichte, eine Fortbildung. Um uns hierüber zu verständigen, müssen wir uns zunächst zu der zweiten Seite der unserer Betrachtung zugrunde liegenden Unterscheidung wenden, zur wissenschaftlichen Behandlung des Stoffes. Mit dieser als solcher hat die Ästhetik, wie schon gesagt, natürlich nichts zu tun. Es hat sich aber im Schoße des Protestantismus die neuere kritische Theologie ausgebildet. Diese erscheint auf den ersten Blick als ein völlig negatives Verfahren; in Wahrheit aber liegt ihr eine Metaphysik zugrunde, welche eine wahrhaft bejahende und positive Weltanschauung enthält, eine Weltanschauung, welche nicht etwa von der Philosophie geschaffen ist, sondern, das Produkt einer freien weltlich sittlichen Bildung, in ihr nur den wissenschaftlichen Ausdruck gefunden hat. Diese Weltansicht nun, welche überzeugt ist, daß das ganze Leben im Lichte der Unendlichkeit betrachtet und im Geiste der Unendlichkeit behandelt werden könne und müsse, auch ohne daß das Unendliche in den positiven Formen der kirchlichen Vorstellungsweise aufgefaßt wird, muß der

Kunst so willkommen sein, wie die helle Sonne, welche sich zwar nicht mit romantischen Lichteffekten in Wolkengebilden bricht, aber frei und klar die Erde und jedes ihrer Wesen beleuchtet. Ob diese Weltansicht auf rein sittlichen Grundlagen mit der ihr entsprechenden Kunst dann noch Religion zu nennen sei, darüber läßt sich streiten, aber daß eine neue Kunstwelt aus dieser Bildungsform aufgegangen sei und noch aufgehen werde, ist außer Zweifel. Die Ästhetik nun als Wissenschaft kann sich nicht nur, wenn sie die Kunstgeschichte begreifen will, dieser geschichtlichen Betrachtung des von seinen ursprünglichen historischen Grundlagen sich ablösenden Protestantismus nicht entziehen, sondern sie bedarf, wenn sie den Begriff des Schönen soll erklären können, auch derjenigen Metaphysik, worin jene Weltansicht ihren philosophischen Ausdruck gefunden hat, und dadurch ist sie mitten in die Kämpfe der jetzigen Theologie hineingestellt. In seiner ganzen Schärfe aber entzündet sich dieser Kampf erst in der Philosophie.

In die philosophische Fakultät sind gewisse Lehrzweige aufgenommen, welche zwar eine Masse positiven Stoffes in sich begreifen, aber teils, weil sie als wesentlich für die allgemeine Bildung betrachtet werden, teils, weil dieser Stoff auch als Stoff zu den reinsten Verwirklichungsformen des Geistes gehört, ihre natürliche Stelle in der Nachbarschaft des reinen Gedankens finden. Außer einem Teil der Naturwissenschaften, wovon früher die Rede war, und der Philologie ist hier noch die Geschichte zu erwähnen. Es wäre über ihr Verhältnis zur Ästhetik viel Interessantes zu sagen, aber ich kann hier nur in Kürze den allgemeinen Satz aussprechen, daß der Historiker in dem Grade, in welchem er die Geschichte als ein großes, organisch fortschreitendes, lebendiges Völkerdrama zu entfalten weiß, desto mehr die Ästhetik zur Freundin hat. Wir müssen eilen, die reine Philosophie, die Wissenschaft, welche das Wahre in der Form des reinen Begriffs, d. h. der Allgemeinheit und Notwendigkeit denkt, ins Auge zu fassen. Nichts scheint dem Schönen fremder als die Metaphysik, allein der Wissenschaft des Schönen, wie ich bereits hervorgehoben, ist dieselbe so unentbehrlich, daß diese vielmehr nichts anderes ist, als eine der streng philosophischen Disziplinen, welche ihren Grundgedanken und seine Durchführung unmittelbar aus der Metaphysik ableiten. Ein wesentlicher Zweig der Ästhetik ist ferner die Kunstgeschichte. In dieser Wissenschaft kann

man aber ohne eine bestimmte Ansicht über die Perioden der Völkergeschichte und insbesondere der Religionsgeschichte keinen Schritt gehen, und wie die Ästhetik ohne Metaphysik, so ist die Kunstgeschichte ohne Philosophie der Geschichte nicht möglich. Die Metaphysik aber, durch welche die Ästhetik allein das Schöne erklären kann, ist nach meiner innigsten Überzeugung keine andere, als diejenige, der man den jetzt verrufenen Namen des Pantheismus beilegt, und ich habe mich zu dieser Ansicht frei und offen zu bekennen. Wie soll ich das Schöne erklären, das Schöne, das nichts anderes ist als ein Leib und eine Seele in untrennbar harmonischer Einheit, wenn ich nicht die Einheit von Denken und Sein als das Wesen der Dinge begriffen habe? Und wenn ich dies begriffen habe, warum soll ich außer dieser Einheit, welche die wirkliche Idee ist, von dieser noch Prädikate aussagen, welche ihr im Grunde nichts anderes als einen allen Schranken der Sinnlichkeit unterworfenen Körper beilegen? In dem Kampfe der Prinzipien, in den mich hiedurch meine Wissenschaft hineinstellt, habe ich meine Grundsätze auszusprechen.

Man sollte meinen, es müsse zwischen den streitenden Prinzipien eine Vermittlung geben. Denn es ist jedem Unterrichteten bekannt, daß wir keineswegs eine einfache Identität der einzelnen Existenz mit dem absoluten Geiste lehren, daß vielmehr nach unserer Überzeugung die Idee in keinem Einzelwesen, keinem Volke, keinem Momente der Weltgeschichte sich erschöpft und also alles Einzelne und Endliche jenen noch unendlich über sich erkennen muß. Allein dies führt zu keiner Verständigung mit den Entgegengesetzten, weil sie dieses Unendliche wieder in einer Weise von der Welt trennen, welche sie selbst als die wahre Fassung des Begriffs der göttlichen Persönlichkeit, wir aber als eine Trübung dieses Begriffs ansehen. Auch was die sogenannte „Praxis der Idee", die praktischen, politischen Konsequenzen der Idee betrifft, so sollte man eine Verständigung für möglich halten. Man weiß, daß wir mit Ruge gebrochen haben, weil wir die Wirklichkeit nicht nach abstrakten Maßstäben übers Knie abbrechen wollen, weil wir die Demagogie als eine Torheit hassen, weil wir überzeugt sind, daß man in besonnenem Gange die Geister reifen soll, damit seiner Zeit die Frucht der Zukunft von selbst vom Baume falle. Aber auch dies verkennt man, und es führt zu keiner Versöhnung. Daher bleibt nur übrig, daß ich streng unterscheide zwischen der Sache oder

dem Prinzip und dem persönlichen Verhältnisse seiner Vertreter. Im Prinzip also gibt es keine Vermittlung. Auch ich bin kein Vermittler. Andere mögen es sein, es mag auch gut und ehrenwert sein, zu vermitteln, aber ich kann es nicht, und ich will es nicht. Ich will es nicht, weil ich es nicht kann, und ich kann es nicht, weil ich es nicht will. Ich bin ganz Mann der Partei, weil ich meine Partei nicht für bloße Partei, sondern, so Gott will, für die Sache selbst halte. Ich kenne auch keine Überzeugung, die bloß Überzeugung ist, sondern ich fordere, daß die Überzeugung ganz zur Gesinnung werde, ganz in Blut, Nerv, Empfindung, Glut und Feuer der Energie und des Charakters übergehe. So verspreche ich denn den Feinden — im Prinzip — einen Kampf ohne Rückhalt, ich verspreche ihnen — im Prinzip — meine volle, ungeteilte Feindschaft, meinen offenen und herzlichen Haß. Ich habe auch in meinem Amtseid nicht geschworen, Rücksichten zu nehmen, sondern, ohne links und rechts zu sehen, ohne Menschenfurcht meiner Überzeugung und der Wahrheit treu zu folgen. Meine Straße wird nach wie vor geradeaus nach ihrem Ziele gehen, und auch die unangenehme Kraft des Lächerlichen, die man mir böswillig als Frivolität ausdeutet, werde ich nicht sparen, um alles das zu verfolgen, was ich als eine rohe Trübung der reinen Idee auf dem Boden der Wissenschaft erkenne. Ich werde auch nach wie vor der Jugend mein Herzblut einschenken und ihr nicht aus kalter Ferne eine tote Gelehrsamkeit hinüberreichen. Ganz anders aber stellt sich die Sache, wenn wir von dem persönlichen Verhältnisse der Vertreter der entgegenstehenden Prinzipien sprechen. Wie sehr ich überzeugt sein mag, daß mein Gegner nicht nur unrichtig denkt, sondern daß auch die praktischen Konsequenzen seines Denkens zum Übel führen, wie sehr er von mir dieselbe Überzeugung haben mag, wir dürfen uns dennoch, wo Person der Person gegenübersteht, die gegenseitige Achtung nicht versagen. Jeder muß vom anderen annehmen, daß er durch ein Zusammenwirken bestimmender Verhältnisse (der Konfession, früher Einflüsse der Erziehung usw.), welche über das Individuum hinausliegen, in seiner Denkart sich befestigt hat und sozusagen mit derselben zusammengewachsen ist. Man kann ja auch nicht immer disputieren, man muß sich zusammen vertragen, ehe man sich gegenseitig überzeugt hat. Nur da wird es schwer sein, dieses Verhältnis

gegenseitiger persönlicher Achtung zu begründen, wo man mir die Achtung verweigert hat, die ich, wie ich sie den Gegnern zolle, auch für mich fordere, die mir gehört, von der meine Gegner auch wissen, daß sie mir gehört, die ich mir erzwingen kann, erzwingen will, und die ich mir auch erzwungen habe. Ich begann arglos; ich meinte immer, das verstehe sich von sich selbst, daß ein Kampf der Ansichten kein persönlicher sei. Ich bin grob im Prinzipienstreit: man soll wieder grob sein. Man mißkannte mich, ich machte mir Feinde und wußte es nicht, und erst nach dieser Erfahrung hat sich das Herz in Bitterkeit und Einsamkeit zurückgezogen, aber es ist fest und treu geblieben und hat sich den Glauben an die Menschheit bewahrt. Das Schlimmste jedoch von allem, was geschehen ist, und ich muß es sagen, das Unehrlichste, was in einem offenen Kampfe geschehen kann, ist dies, daß man uns untergeschoben hat, als halten wir das, wofür wir kämpfen, selbst für schlecht und frivol und kämpfen dennoch dafür. Als ob wir für eine Sache unser persönliches Glück, unsere Laufbahn einsetzen und sie zugleich verachten könnten! Man konnte das, weil man ihn nicht ahnt, weil man ihn nicht begreift, den Genius mit den blitzenden Silberschwingen, dem wir dienen, dem ich diene, der leben und schwebend thronen wird, wenn auch diese flüchtige Form längst verschwunden ist, und für den ich — wer mich kennt, wird es mir glauben — auch mein Blut geben könnte!

(Im Jahr 1845 als Broschüre herausgegeben durch die Buchhandlung „Zu Guttenberg“ in Tübingen.)

Aufforderung an die Herausgeber der „vier Predigten, gehalten zu Stuttgart im Dezember 1844. Mit einem Vorwort."

Die vier Geistlichen in Stuttgart:
Chr. Dettinger, Diakonus an der Stiftskirche,
W. Hofacker, Diakonus an der St. Leonhardskirche,
Albert Knapp, Oberhelfer an der Stiftskirche,
Gustav Schwab, Amtsdekan, Stadtpfarrer zu St. Leonhard
haben im Vorworte zu ihren Predigten über meine Inauguralrede folgendes geäußert: „Wir verzichten auf die Untersuchung, ob diese Rede vorher geschrieben worden oder nicht; wir verzichten auf den Vorteil, den die vorbauende Versicherung des Verfassers uns an die Hand geben könnte, ‚daß ihm hier jener, dort dieser ein Wörtchen, ein Sätzchen aufbringen werde, das anders lautete, daß man ihn nach wie vor richten werde, als hätte man die Rede nicht in Händen'. Wir verzichten darauf, wir nehmen an, daß die gedruckte Rede Wort für Wort die gehaltene sei."

Es liegt hierin unverkennbar die Andeutung, daß sich vermuten lasse, meine Versicherung, diese Rede nach einer Disposition frei gehalten zu haben, sei eine lügenhafte, und die Redaktion der Rede für den Druck sei eine untreue gewesen. Einen so schweren Vorwurf wird aber ein Ehrenmann entweder ganz aussprechen oder gar nicht. Die halb verhüllte Andeutung besagt nämlich offenbar so viel: „Wir vermuten zwar, daß jene Beschuldigung sich erheben lasse, wir haben aber keine Beweise; trotzdem sprechen wir sie als Vermutung aus." Ein solcher Wink hat das Bequeme, daß man nicht genötigt ist, für ihn einzustehen, und daß man dennoch gegen denjenigen, dem er gilt, einen Argwohn der übelsten Art erregt. Deswegen ist aber dieses Verfahren, solange man sich weigert, es entweder als Übereilung zu widerrufen oder zur bestimmten Be-

schuldigung zu erheben, ein unehrliches. Da ich nun nicht glauben kann, daß Männer, welchen schon um ihres Amtes willen an der öffentlichen Achtung gelegen sein muß, ein solches Prädikat, für dessen Richtigkeit ich an das sittliche Gefühl meines Vaterlandes appelliere, werden auf sich nehmen mögen, so lade ich sie hiemit ein, entweder ihre Andeutung zur klaren Anschuldigung zu erheben oder sie als eine Übereilung öffentlich zu bekennen.

Der Buchhändler Samuel Liesching hat in seiner Schmähschrift: „Herr Fr. Th. Vischer und die christliche Kirche“ dieselbe Andeutung sich beigehen lassen. Die Äußerungen dieses Mannes tragen aber einen Grad von Verworrenheit in sich, welcher zu nahe bis an die Grenze geht, wo alle Zurechnung aufhört, als daß ich auf sie einiges Gewicht legen könnte.

Den vier Herren Geistlichen muß ich aber noch einen besonderen Umstand zur Überlegung empfehlen. Als sie mich aufforderten, meine Rede herauszugeben, legten sie großen Nachdruck darauf, daß ich es auch mit der gebührenden Treue und Genauigkeit tue. Die Beleidigung, die darin lag, erklärte ich in meiner Vorrede übersehen zu wollen. Allein etwas anderes verschwieg ich. Es stieg der Verdacht in mir, und gewiß nicht in mir allein, auf, daß sich in diesem überflüssigen Dringen auf Treue einige Neigung verrate, meine Rede, wenn sie nicht so schlimm sein werde, als man sie wünscht, für verfälscht zu erklären. Ich verschwieg diesen Verdacht, weil ich keinen genügenden Beweis für ihn hatte. Es steht nun ganz im Belieben meiner Herren Gegner, ob sie durch Weigerung, meiner obigen Aufforderung zu folgen, diesen Verdacht — und es ist ein Verdacht, in dem ich um keinen Preis der Welt stehen möchte — bestätigen oder, sei es durch Zurücknahme, sei es durch deutliche Beschuldigung mit Beweisen, widerlegen wollen.

Die übrigen Beschuldigungen, welche sie gegen mich in ihrer Vorrede vorbringen, kann ich deswegen nicht beantworten, weil die Erfahrung hinlänglich lehrt, daß da, wo man nicht zugibt, daß wissenschaftliche Ansichten nur wissenschaftlich zu bekämpfen sind, jedes Wort verloren ist. Für eine Kritik meiner Rede werden die Herren Verfasser dieser Broschüre ihr Vorwort selbst nicht ausgeben wollen; allerdings hätte es ihnen aber geziemt, da sie unerwiesene materielle Bezichtigungen einmal nicht unterdrücken wollen, wenigstens das

Formelle daran unangefochten zu lassen und ein paar unschuldige komische Wendungen (die übrigens auf einem ernsteren Grunde ruhen, als sie zu wissen scheinen) nicht mit dem Namen unwürdiger Witzeleien zu beschimpfen. Wer eine Rede nach dem richtigen Maßstab der Rhetorik gründlich beurteilt, ist zu jedem Tadel befugt, wer sie aber stückweise inquiriert, wieviel Stoff sie seiner feindseligen Absicht liefere, ist zu solchen noch gelegentlich nebenbei angebrachten Hieben durchaus unberufen, und der Gebildete fügt zu einem materiellen Kampfe nicht nach Sottisen im Gebiete der Form.

Nur das eine habe ich noch zu sagen, daß mein Vorwurf gegen das Verfahren dieser Geistlichen, daß sie zuerst geurteilt und das Volk aufgeregt, und nachher das Objekt, worauf diese Handlungsweise sich bezog, kennen zu lernen verlangt haben, durch folgende Antwort keineswegs widerlegt ist: „Zuerst hat Professor Vischer das Volk durch seine öffentliche Rede beunruhigt; dann predigten wir Geistlichen mit Beziehung auf seine Rede. Hierauf erhob ein Freund Vischers im Beobachter, unter allerlei Vorwürfen über die Entstellung der Rede durch das Gerücht, die Anklage, daß in Stuttgart die Kanzel zur Fanatisierung des Volks mißbraucht worden sei. Erst als Antwort auf diese öffentliche Anklage schlugen wir Herrn Professor Vischer in unserer öffentlichen Erklärung, in welcher wir uns zu unseren Vorträgen über die Sache bekannten, vor, mit aller seinem Prinzip usw. schuldigen Genauigkeit und Treue seine Rede zu veröffentlichen.“ Wenn verworrene Gerüchte über Äußerungen in wissenschaftlichem Kreise das Volk beunruhigen, so haben Prediger, wenn sie sich je berufen glauben, von der Kanzel sich auf diese Volksstimmung einzulassen, das Volk zu beruhigen, nicht noch mehr zu beunruhigen; sie werden ihm sagen, daß es voreilig ist, sich von dunklen Gerüchten aufregen zu lassen, daß diejenigen, welche die Sache nicht verstehen, sich bescheiden sollen, darüber zu urteilen, sie werden vor allem selbst warten, bis sie das Objekt der verdammenden, unklaren Volksaussprüche kennen gelernt haben. Ob diese Predigten beruhigend oder beunruhigend, ob sie von dem Geiste der Weisheit, den wir selbst als wahren Kern der christlichen Religion verehren, oder von dem Geiste der leidenschaftlichen Aufregung eingegeben sind, darüber will ich nachher noch ein Wort sprechen. Dabei bleibt es vor-

erst: sie haben gegen meine Rede gepredigt, ehe sie dieselbe kannten. Was sie dann veranlaßte, den Wunsch auszusprechen, meine Rede kennen zu lernen, ist völlig gleichgültig.

Auf einen anderen ebenso schweren Vorwurf aber haben diese Geistlichen gar nicht geantwortet. Ich habe ihnen nachgewiesen, daß sie, indem sie die Veröffentlichung meiner Rede verlangten, mich aufforderten, eben das zu tun, was sie selbst als das Verderblichste ansahen, nämlich den besonderen Kreis, für den sie bestimmt war, zu überschreiten, und das Gift, das sie nach ihrer Voraussetzung enthielt, in die Hände des Volks zu geben. Ich habe hinzugesetzt: „Den Schlußsatz dieser Vordersätze mag jeder sich selbst sagen. Der wahre Zweck jener aufregenden Predigten hat sich dadurch selbst verraten." Sie haben darauf nicht geantwortet. Warum? Die Antwort mag ebenfalls jeder sich selbst sagen.

Das Publikum hat jetzt die zur Beurteilung dieses Kampfes notwendigen Aktenstücke. Ich habe in einem akademischen Kreise mit der Wärme der Überzeugung und Begeisterung mich zu einer wissenschaftlichen Ansicht der Dinge bekannt, welche das Resultat einer langen Kette tiefer Forschungen des Denkens, der Bau von Jahrtausenden, das Werk der edelsten, von jeher im Kreise der Bildung bewunderten Geister ist. Ich habe meine Wärme zwar als Haß gegen das entgegengesetzte Prinzip ausgesprochen, aber jedermann im Kreise meiner Zuhörer wußte, was er darunter zu verstehen habe: nicht den Glauben einfach, sondern d e n Glauben, der die Wissenschaft unter dem rohen Schimpfnamen des Unglaubens verfolgt. Man kennt in diesem Kreise meine Ansicht aus meinen Vorlesungen und meinen Schriften, und um aus diesen nur eine Stelle anzuführen, so heißt es (Kritische Gänge I, 143*): „Wem der Glaube als Glaube genügt, wer das Wissen nicht will, nicht ertragen kann, dem will der Philosoph es nicht aufdrängen, dem läßt er den Glauben." Bei aller Wärme des Ausdrucks meiner Überzeugung habe ich keine Richtung, keine Person mit gehässigen Namen bezeichnet, ich habe mich bitter beklagt über Verweigerung der mir gebührenden Achtung, die ich von gewisser Seite erlitten habe, und nichts weiter.

D i e s e P r e d i g e r aber haben vor einem Publikum, das auch

*) S. oben S. 115. Anm. d. Herausg.

nicht einen dunklen Begriff davon hat, von was es sich in der Philosophie handelt, fürs erste sie mit Namen bezeichnet, welche ein falsches Bild von ihr geben. Sie haben sie schlechthin Verneinung genannt, und sie müssen doch wenigstens Kunde davon haben, daß wir manche Teile des Bestehenden nur verneinen, weil wir eine andere, eine erneute, eine nach unserer Überzeugung reinere Form derselben, nach der wir uns sehnen, bejahen. Sie haben die Philosophie hochmütigen Unglauben, Hohn des Unglaubens usw. genannt, als ob sie nicht wüßten, daß auch wir eine Umbildung des tief Gedachten ins Gemüt, in die Macht des Gefühls verlangen, wodurch es zum Glauben wird, und zwar zu einem Glauben, der schwerer ist als der gewöhnliche, weil er sich von der Geltung sinnlicher Kategorien in übersinnlichen Dingen befreit hat.

Aber nicht genug. Sie haben fürs zweite diese unsere Überzeugung als die Frucht niedriger Sinnlichkeit, fleischlicher Lust dargestellt, vgl. die zweite Predigt, S. 18, die dritte S. 28 („frecher, fleischlicher Hohn des Unglaubens"), sie haben sie aus dem Grimm der Selbstsucht abgeleitet, S. 40.

Sie haben sich fürs dritte auch damit nicht begnügt. Sie haben nicht nur diese Überzeugung an sich aus den schlechtesten Motiven abgeleitet, sondern die Vertreter im ganzen Umfang ihrer Persönlichkeit schnöde verleumdet. Herr Diak. Hofacker wirft ihnen S. 23 vor: Zuchtlosen Leichtsinn, sich spreizenden Hochmut, kaum notdürftig bemäntelten Geld- und Ehrgeiz, ja selbst eine bedenkliche Zweideutigkeit des Namens und Charakters. Er hat keinen ausdrücklich genannt, das schützt ihn vor der Strafe der Gerichte, aber nicht vor der Strafe des sittlichen Urteils. In Herrn Stiftsoberhelfer Knapps „frechem, fleischlichem Hohn des Unglaubens" liegt dieselbe Beschuldigung, und wenn die mit Sperrschrift gedruckte Stelle in der Predigt des Herrn Dekans Schwab, S. 51, wie es scheint, auf uns zu beziehen ist, so sind wir wohl auch die „groben Sünder und Spötter", von denen unmittelbar vorher gesprochen wird.

So verleumdet müssen wir nun, und muß vor allem ich, auf dessen Rede in den drei ersten Predigten ausdrücklich hingedeutet wird, fürs vierte als Verführer der Jugend erscheinen. Vgl. die erste Predigt, S. 2, die zweite, S. 21, und indirekt überall alle vier.

Ängstliche Besorgnis wird daher den Eltern gegenüber von ihren Söhnen, den Predigern in Beziehung auf ihre ehemaligen Konfirmanden, den Gemeinden im Hinblick auf ihre künftigen Seelsorger nahegelegt, „ob nicht der Blüte der vaterländischen Jugend das Gift des Unglaubens auf methodische Weise eingeströmt wird.“

Das heißt: Verleumden, durch Verleumdung die Gemüter beunruhigen, sie namentlich gegen die Staatsregierung verstimmen, welche diese Vergifter berufen hat, und so eine Aufregung hervorrufen, welche jeden Augenblick Züricher Auftritte zur Folge haben kann.

Was ich hier gesagt habe, sind keine Andeutungen. Es sind helle und klare Beschuldigungen, und ich stehe für sie ein.

Tübingen, den 9. Februar 1845.

Fr. Vischer.

(Der Beobachter, Ein Volksblatt aus Württemberg, Nr. 41, Mittwoch den 12. Februar 1845.)

Gervinus und die Deutsch-Katholiken.

Ein ernster und reifer Geist, ein Geschichtschreiber, dem man nicht nachsagen kann, daß er die harten Bedingungen der Wirklichkeit nicht kenne und den streng verflochtenen Gang der Dinge nach einem jugendlichen Ideale übers Knie abzubrechen gedenke, hat sich nicht gescheut, vor alle diejenigen, welche „die längsten Wege und die kürzesten Schritte für das Sicherste halten“, vor den Verstand der Diplomaten und Praktiker der Politik, welche die Macht hätten, mit einem kühnen Vorgriffe die Geschichte zu beschleunigen, das Gefährliche in jedem Fortschritt durch Überholung desselben zu bemeistern, und statt dessen den Beruf übernommen haben, durch Hemmen und Stauen die Bewegung zu reizen und stärken: vor diese hat er sich nicht gescheut als Ideolog und Schwärmer zu treten. Er wagt es, in der deutsch-katholischen Gärung etwas anderes zu sehen als die Entstehung einer Sekte, er erblickt in ihren Häuptern und Freunden die Missionäre einer werdenden Kirche, nicht einer einzelnen Kirche, sondern einer großen sittlich-nationalen Einheit, worin der Gegensatz der Konfessionen sich auflösen, das deutsche Volk die große Errungenschaft seiner ruhmvollen literarischen Periode im vorigen Jahrhundert, die von keinem Dogma beschränkte, rein menschlich sittliche Bildung, zu seinem Gemeingute erheben, seine größte sittliche Tat, die Reformation, in einem geläuterten Sinne erneuern und so, seinem Charakter gemäß von einer idealen Umgestaltung beginnend, seine politische Wiedergeburt zu einer großen und ganzen Nation verwirklichen soll. Faßt man den Inhalt der trefflichen kleinen Schrift: „Die Mission der Deutsch-Katholiken“ von Gervinus in diese Kürze zusammen, läßt man weg, welche ruhige und männliche Erwägung des Weltlaufs, der geschichtlichen Bedingungen er zwischen den Keim, den er in jener Gärung aufweist, und zwischen das Ziel, auf das er hinausweist, in die Mitte legt, so mag sie freilich auch demjenigen ideologisch erscheinen, der einen Glauben an Zukunft und Fortschritt hat; die Schrift ist aber in aller Händen, und wir brauchen die Besonnenheit ihrer Haltung durch keinen Auszug zu belegen. Mit denjenigen, welche diesen

Glauben nicht haben, wollen wir nicht streiten. Das Thema des Streites wäre: ist es Ideologie zu nennen, wenn man dem Keim eines neuen, der in der Gegenwart auftaucht, aus gründlicher Kenntnis des Schoßes, in dem er ruhte, und der ganzen umgebenden Erde und Atmosphäre seine wahre Bedeutung aufzeigt, ehe er sie noch entwickelt hat? Wenn man sie in entwickelter Form als Ziel in unbestimmte Zeitferne hinausstellt? Wenn man hinzusetzt: dies kann, soll, muß aus dem Keime werden, wofern ihr vernünftig seid, wofern ihr die Entfaltung nicht durch Verpfuschen, nicht durch Zerstören, nicht durch Übereilung vernichtet? Wir wollen darüber so wenig streiten, daß wir die Ideologie vielmehr noch weiter zu treiben gedenken. Mag man über den Historiker lächeln, dem der gesunde Verstand ausgegangen sei, so kann man über den armen Philosophen lachen, der nie einen hatte. Wenn wir es geradezu aussprechen, daß es dieser verdienstvollen Schrift, worin ein hochgeachteter Charakter seinen Ruhm in der Wissenschaft nicht für Raub hält, sondern mit warmem Herzen mitten in die instinktive Bewegung des Volks und der Massen tritt, noch an der letzten durchgreifenden Schneide fehle, so soll das nicht ein Vorwurf für sie sein. Der Historiker steht dem Volke in dem Grade noch näher, in welchem er die letzte Auflösung des Realen in die Schärfe des Gedankens selbst nicht vollzieht und demjenigen, der dies tut, so groß die Summe der Resultate sein mag, in denen er übrigens mit ihm übereinstimmt, vielleicht sogar gram ist; desto mehr kann er aber auch unmittelbar wirken. Wer den letzten Schritt tut, der wirft die Brücke des unmittelbaren Verständnisses mit dem Volke und wohl selbst mit einer eindringenden und tiefen Empirie, welche viele Schritte, nur diesen nicht, mit ihm gemeinsam tun mag, hinter sich ab. Nur kann ihm darum nicht das Recht benommen sein, von der Gegenwart zu sprechen. Er sagt: Dies ist das Wesen der Sache, da hinaus muß sie ihrem Begriffe nach, wo der Historiker nur sagt: Dies oder dies zu tun, so oder so zu retardieren wäre „gegen den Strich der Zeit". Wie oder wann das werden soll, was er als den Begriff der Sache erkennt, ist er nicht verpflichtet nachzuweisen; er zerlegt den Keim strenger, er weist die ideale Anlage strenger nach als der letztere, er faßt das Ziel schärfer; die Mitte zwischen beiden mit Ratschlägen, mit den Organen des Praktikers anzufassen, ist nicht seine

Sache. Aber wenn er nur jenes richtig geleistet hat, so kann ihm auch diejenige Wirkung auf die Mitte nicht entstehen, die er allein zu hoffen hat: den Begriff der Sache durch Mitteilung an möglichst viele nur zuerst zu einer geistigen Macht zu erheben, welche sich früher oder später irgendwie Bahn brechen muß. Das Wesen der Reformation haben tiefsinnige Mystiker ausgesprochen Jahrhunderte früher, ehe sie wirklich ward; man hielt sie für Narren, aber der Strom gieng unter der Erde fort und brach endlich durch. Ideologie ist nur dies: Ein Ziel erträumen, welches man sich frei von den Bedingungen menschlicher Unvollkommenheit vorstellt. Aber weil das absolut Gute nur in der Unendlichkeit der Zeiten und Räume sich verwirklicht, soll es darum verboten sein, das Bessere von einer gewissen Zeit zu hoffen, deren Eintritt man nicht einmal auf einen bestimmten Moment festsetzen zu können behauptet? Weil dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, sollen sie darum gar nicht wachsen und soll man auch nicht mehr sagen dürfen: Der und der Keim muß eine Eiche, eine Pappel geben?

Der Hauptpunkt nun, worin es nach unserer Ansicht jener trefflichen Schrift an der letzten Schärfe fehlt, ist die Seite des Dogma. Gervinus setzt eine Gestaltung desselben, welche niemals etwas anderes als ein Interimszustand sein kann, als letztes: Eine christliche Glaubensformel von so unbestimmter Weite der Fassung, daß sie keinen ausschlösse, der noch irgendeine Beziehung der Anerkennung zum Dogma hat, oder daß, wie es andere ausgedrückt haben, selbst derjenige noch durch sie für die Kirche gewonnen werden kann, der auch nur noch an einem Fädchen christlichen Sinnes sich halten läßt. Hier mußte, so meine ich, von einem Punkte ausgegangen werden, wodurch die deutsch-katholische Erscheinung eine unendlich wichtige Lehre zutage gefördert hat. Ihr erster, negativer Wert, der Bruch mit dem Romanismus, liegt vor aller Augen; darin ist sie sich selbst und anderen klar. „Solange die unnatürliche Einmischung einer fremden Kirchengewalt nicht bis auf die letzte Spur von dem vaterländischen Boden getilgt ist, so lange hoffe man nicht auf ein größeres Ebenmaß deutscher Bildung, und solange diese nicht erreicht ist, wird ein schleichendes Übel auch an unserer politischen Einigung nagen; es wird neben der kirchlichen die vaterländische Spaltung bleiben, um welche die Katholiken, gerade von

patriotischer Seite her, immer so gerne die Protestanten und die Reformation angeklagt haben." Daß aber von einer Vernichtung dieser schlimmsten Form der Fremdenherrschaft, welche die menschliche Natur mitten entzwei reißt, nicht die Rede sein könnte, wenn sich die neue Bewegung nur das, freilich an sich schon widersinnige Ziel einer Vereinfachung der katholischen Kirche gesteckt hätte, daß sie mit dem Kerne der protestantischen Bildung alsbald in eine Wahlverwandtschaft treten und zusammenströmen mußte, das konnte Gervinus natürlich nicht übersehen, denn das gab der Augenschein und bewährte die Wirklichkeit. Das erste nun in dieser Berührung mit dem Protestantismus ist eben die große Lehre, von der ich gesprochen, und diese Lehre finde ich von Gervinus nicht nachgewiesen. Es ist die Lehre, daß ohne einen schreienden Widerspruch überhaupt gar kein dogmatisches Bekenntnis aufgestellt werden kann, nicht nur kein vages, sondern gar keines. Sehr wahr weist Gervinus die Theologen zurück, welche schon Positionen wollen, wo nur erst Opposition sein kann, dogmatische Bestimmungen, wo eine Volksbewegung vorliegt, deren Instinkt gerade gegen allen Dogmatismus geht, die sich zu einer nationalen, politischen, ethischen, humanistischen erweitern und sich nicht darauf bornieren soll, eine sogenannte neue Kirche zu gründen. Ganz richtig: aber dann folgt sein Vorschlag der vagen Glaubensformel, und das heißt jenen Widerspruch übersehen. Die Deutsch-Katholiken haben bereits verschiedene Bekenntnisformeln versucht. In einem derselben wird der Paragraph aufgestellt: Die einzige Glaubensnorm soll die Heilige Schrift sein, und ein folgender fügt hinzu: Die Auslegung derselben soll der freien Vernunft überlassen sein. Eine andere Formulierung stellt gewisse Glaubenssätze bestimmten Inhalts auf und setzt dann hinzu, sie seien unvorgreiflich gemeint, nämlich mit dem Vorbehalte der Fortbildung. Das heißt doch, in einem Atem sich so widersprechen, daß jedem, der sieht, die Augen beißen, das heißt blind und als bewußtloses Organ der Geschichte eine Wahrheit aufzeigen, die man kürzer und besser sehend und mit freiem Willen aufgezeigt hätte, — die Wahrheit, daß die Freiheit des Gedankens, welche die Macht und Seele unserer Zeit ist, und jede Feststellung einer Glaubensnorm völlig unverträgliche Dinge sind. Was ist das für ein Glaube (— wenn Glaube im

bestimmten kirchlichen Sinne verstanden wird —), der seinen Inhalt aufstellt und den erlaubten Zweifel daneben? Was ist das für eine Aufklärung, welche den erlaubten Zweifel aufstellt und den festen Satz, die Norm, woran der Zweifel zweifeln darf, als Satz, als Norm daneben? Etwas Lehrreicheres als diese Versuche hätte in der Tat nicht kommen können, um dem blindesten Protestanten schwarz auf weiß den inneren Widerspruch zu zeigen, der unsere Kirche ist! Es ist, als hätte ein weiser Geist gesagt: Damit die Protestanten endlich einmal merken, wo sie der Schuh drückt, muß man auf ausdrückliche Bestellung das machen, woran ihre Kirche tatsächlich krankt; man muß ihnen ein funkelnagelneues Modell einer Kirche, wie die ihrige ist, hinstellen, damit sie doch endlich in einem Objekte außer sich sehen und erkennen, was sie selbst sind: eine Gemeinschaft, deren einziges Band ein freies, in kirchlicher Form schlechterdings nicht palpables, sittliches Bewußtsein ist, und die doch eine Kirche sein, auf einen Buchstaben verpflichten will und dadurch unsägliches Elend und Gift aller Art in ihre eigenen Furchen sät, Heuchler zieht, freie Menschen verfolgt und ihrem alten Feinde, dem Katholizismus, den Genuß des Gelächters und der Schadenfreude bereitet! Eine Kirche und keine Kirche, ein Geist, der mit der Tradition der Hierarchie gebrochen, um die schlimmere des toten Wortes an ihre Stelle zu setzen und den schlimmeren Fanatismus aufzubieten, der, ohne den Haltpunkt einer imposanten objektiven, die Freiheit des einzelnen streng ausschließenden Macht, wie sie selbst dem Jesuitismus eine Größe gibt, auf die Schleichwege der Lüge, der Demagogie durch Verleumdung, Ohrenbläserei und Geschrei angewiesen ist! Ein Geist, der zuerst sagt: du bist verdammt, weil du diesen oder jenen Satz nicht glaubst; dem man dann antworten darf: der Protestantismus gibt ja die eigene Untersuchung frei; und der dann hinzusetzt: ja, aber du stößt das sittliche Fundament des Lebens um; dem man darauf erwidert: wir wollen ja ein erhöhtes sittliches Leben, weil wir die Gründung des Sittlichen auf die heteronomische Triebfeder der transzendenten Autorität als eine Trübung desselben erkennen; und der dann, weil er keinen Ausweg hat, den Privatcharakter seines Gegners auf der Kanzel verleumdet! Gervinus sagt wohl, die deutschkatholische Bewegung müsse mehr wollen als eine neue Kirche, aber

er sagt nicht, daß es, wo die Bildung ist, die er selbst als die herrliche Errungenschaft des vorigen Jahrhunderts preist, wo der Rationalismus, in dessen freiem Äther der Stolz unserer Nation, unsere großen Dichter, atmeten, der wahre Ausdruck des Zeitbewußtseins ist, daß es da überhaupt keine Kirche mehr geben kann, denn ohne Dogmenzwang gibt es keine Kirche. Entweder Unfreiheit des Geistes und eine Kirche, oder Freiheit und keine: Da ist keine Hilfe, das müssen wir uns endlich gestehen. Und daß man nur nicht meine, es solle hiemit das, was unter Unfreiheit befaßt wird, schlechthin als verwerflich ausgesprochen werden! Die Einfalt des Bewußtseins, welche keiner Freiheit bedarf oder vielmehr selbst die erste und ärmste Form der Freiheit darstellt, ist es, welche Glaubensbekenntnisse festsetzt und das errichtet, was allein Kirche zu nennen ist. Sie ist etwas Großes, sie ist etwas Rührendes, die Scheiterhaufen selbst, die sie dem Ketzer anzündet, sind etwas ungleich Verzeihlicheres, als die kleinste Verdächtigung und die feinste Verfolgung, welche der Fanatiker einer gebildeten Zeit gegen den anders Denkenden in Bewegung setzt. Umgekehrt ist die Freiheit keine leere Willkür, sie hat ihren Inhalt, aber sie hat ihn in der Form der flüssigen Allgemeinheit, welche nicht in Glaubenssätze zu fassen ist, ohne sich aufzuheben und an die Stelle der Freiheit den Zwang zu setzen. Sie kann eine freie, rein menschlich sittliche Gemeinschaft gründen, aber keine Kirche. Was jene dann noch sei, wenn sie nicht schlechthin und unterschiedslos mit dem Gesamtleben im Staate und der Gesellschaft überhaupt zusammenfallen soll, davon haben wir nachher zu reden; soviel aber ist gewiß: eine Kirche ist sie nicht. Glaubenssätze — dies Wort kann eine doppelte Bedeutung haben. Entweder ist Glaube die reine Gesinnung des Vertrauens auf die Idee, auf den Geist als weltbeherrschende, das Denken und Tun bestimmende Macht, auf die Gegenwart des Ewigen im Zeitlichen. D i e s e r Glaube ist mit e i n e m Satze ausgedrückt. Mit d i e s e m Glauben wird sich niemals eine Gemeinschaft begnügen, welche man Kirche nennt; vielmehr sie wird eine Vielheit von Sätzen aufstellen, welche ihren Inhalt dadurch bekommen, daß dieser allgemeinen reinen Wahrheit Bestimmungen sich beimischen, welche sie selbst als geschichtlich behauptet, die Bildung aber (und so auch G e r v i n u s) für mythisch erklärt. Sie wirft, was nie

und immer, nirgends und überall ist, in eine entfernte Zeit als vergangene oder künftige Tatsache, in einen entfernten Ort als ein sinnlich Seiendes hinüber und bindet daran die Welt und das Bewußtsein. Von den so gewonnenen Sätzen nun soll man so wenig als möglich stehen lassen, meint Gervinus und meinen auch diejenigen, welche von einer neuen Organisation der protestantischen Kirche gegenwärtig so großes Aufheben machen. Ein dogmatischer Moderantismus und Eklektizismus soll die große Wunde der Zeit heilen. Die letzteren, welche sich alles von einer Wiedergeburt des Protestantismus versprechen, legen allerdings den Akzent nicht auf das Dogma, sondern auf die sittliche Lebensgemeinschaft. Allein wenn es ihnen damit ernst ist, woher denn der große Eifer, die erneute Lebensform, die sie gründen wollen, Kirche zu nennen? Wenn es ein neuer Organismus werden soll, was soll denn dieser Organismus eigentlich tun? Ohne Rücksicht auf den Unterschied des dogmatischen Bekenntnisses soll er etwa das höhere geistige Bewußtsein in den Gemeinden pflegen, welches wir mit Vorbehalt der Verwahrung gegen den Formalismus einer bloß negativen Moral, wie sie Kant systematisiert hat, ein sittliches nennen wollen. Daß dabei das spezifische Theologische nicht die erste Rolle spielen soll, ist auch dadurch eingeräumt, daß man als Hauptabsicht ausgesprochen hat, es solle den Laien ein größerer Anteil an der allgemeinen Tätigkeit in dieser neubelebten Kirche übergeben werden. Allein an was sollen denn nun diese Leute, Theologen und Nicht-Theologen, die Beteiligten und diejenigen, welche nicht aktiv beteiligt sind, die man aber für das erhöhte Gesamtleben zu gewinnen hofft, sich eigentlich erkennen? Ein bestimmter Ausdruck ihrer Überzeugungen wird ihre Losung sein, denn wenn nicht dies, so bilden sie keine Kirche; wenn nicht dies, so könnte nicht von etwas anderem gesprochen werden, als von den Mitteln, die sittliche Gesinnung zu heben, und dafür, daß man ihr Streben in solcher Allgemeinheit faßt, werden sich die Vorkämpfer dieses neuen Werkes bedanken. Wirklich hat man auch offen genug erklärt, man werde das Dogma zwar in möglichster Weise fassen, aber keineswegs so locker halten, daß jede auflösende philosophische Ansicht sich solle subsumieren können; vielmehr in der Mitte zwischen diesen Extremen werde man hindurchgehen. Also ein dogmatischer

Eklektizismus, ein Juste-Milieu: Und darauf will man eine neue oder neubelebte Kirche bauen*)! Den auflösenden, den „negativen" Philosophen sagt man: Nicht den dürren Buchstaben wollen wir, ein neues Leben im sittlichen Mittelpunkte, eine Gemeinschaft, durchströmt von dem Reinsten der geistigen Lebendigkeit, eine neue Form, worin das Gemüt seine ewigen Rechte zur Wirklichkeit erheben soll. Nun kommen wir armen negativen Menschen herbei und rufen: Ach, gut, endlich! Das wollen wir ja auch! Wir wollen ja nur die Luft von den Transzendenzen reinigen, damit das Ewige um so tiefer ins Herz der Menschheit dringe und jede Tugend des Menschen lebe und gedeihe! Jetzt können wir ja wieder in eure Kirchen gehen, denn meint nur nicht, daß wir etwas auf das reine Denken halten, wenn es nicht in Gefühl und Gesinnung übergehend zu einer Macht des Herzens wird; wir werden eure Predigten wieder hören können, denn ihr werdet uns nicht Dogmen predigen, sondern den reinen Sinn jedes wirklichen menschlichen Verhältnisses uns wohltuend und erhebend ans Herz legen; wir werden wieder mit euch singen können, denn eure Gesänge werden nicht vom blutigen Opfertode eines historischen Stellvertreters für unsere Sünden u. dgl. handeln; wir werden eure Geistlichen oder geistig ausgezeichnete Laien an unser Krankenbett rufen können, um mit ihnen in hellem Gespräche die hohe Bedeutung des kleinen Punktes, den unser Leben ausfüllte, und die höhere des Ganzen, worin er seine Stelle einnahm, in unserem Bewußtsein zu beleben! Aber, aber, wie werden wir uns irren! So ist es nicht gemeint, wird es heißen; das wäre eine schöne Kirche! Gebaut ist sie und bleibt sie auf den Felsen des Sohnes Gottes; er, dieser historische Christus, ist der Weinstock und wir die Reben; Tatsachen wird man uns predigen, die wir soeben im Studierzimmer kritisch untersuchten in der ehrlichen Meinung, es gehe von dem ewig gegenwärtigen Geiste nichts verloren, ob eine Tatsache steht oder fällt;

*) Das Programm der großen Kirchenkonferenz in Berlin fiel anders aus, als der Verf. bei Niederschreibung dieser Zeilen voraussetzte. Es ist angekündigt, die symbolischen Bücher sollen der feste Haltpunkt dieses Verjüngungswerks sein. Wir hätten uns die obige Aufzeigung einer mäßigen Ironie in der Sache ersparen können, da sie selbst diese ungeheure Ironie zu sein so naiv bekennt.

Hölle und Himmel wird man uns am Krankenbette vorstellen, und
wenn wir uns etwa auf Schleiermacher berufen, der gesagt
hat, es gebe, wie eine sittliche Behauptung und unsittliche Leug-
nung so auch eine unsittliche Behauptung und sittliche Leug-
nung der Unsterblichkeit, wird man uns unser letztes Stündchen
durch verdammende Reden, im besten Falle durch aufdringliches
Beweisen verbittern. In der Tat, wenn in irgendeinem Dinge, so
liegt in diesem Reformationsversuche der protestantischen Kirche die
schwierigste Antinomie. Gegenüber dem Staate, wie er jetzt noch
ist, eine Maschine nämlich, sucht der Mensch billig eine besondere
Form, worin er den höchsten Interessen seines geistigen Lebens frei
und ungehindert genügen könne. Betrachtet man nun diese Form
als etwas, das nur durch den Gegensatz gegen diese Armut des
Staates bedingt ist und daher den Zweck hat, sich selbst aufzuheben,
das heißt, das erhöhte und vertiefte Leben, das sie erzeugen soll,
dem Staate wieder zu schenken, damit fortan Mensch und Bürger
eins seien, so muß man sich dieser Regung freuen. Erwägt man
aber, daß diese Form einen wesentlich anderen Grund zu haben
behauptet als der Staat, daß sie gebaut sein soll auf die Autorität
eines durch Wunder von außen in die Welt eingebrochenen gött
lichen Willens, daß dieses Prinzip einen zweiten despotischen Willen
im Staate begründet, der seinem Wesen nach zur grenzenlosesten
Herrschsucht führt, daß diese Form, solange sie sich Kirche nennt
nimmermehr sich hergeben wird, sich zu bekennen als eine flüssig
Besonderung desselben allgemeinen Geistes, der sich im Staate z
sammenfaßt: so kann man in diesen Versuchen nur die Anfän
einer unabsehlichen Tyrannei sehen. Zunächst einer Tyrannei d
Glaubens, welcher nie jener reine Vernunftglaube genügen wi
den wir vom Dogmenglauben unterschieden, sondern welche die
fordern, und wo er fehlt, die Meute nicht nur der Priester, sond
der mit einer gefährlichen Vollmacht bekleideten Laien loslas
wird. Die Antinomie ist aber auch eine lokale. In Preußen,
sich die Regierung ausgesprochenermaßen zu der Partei des Pie
mus gestellt hat, wird eine neue, freie Organisation der Kirche
Interesse des reinen Vernunftglaubens gefordert. In demsel
Lande hat der protestantische Geist, der von den widersprechen
Elementen des Protestantismus das der Gewissensfreiheit en

aus seiner unseligen widersprechenden Einheit mit dem entgegengesetzten Elemente des Glaubenszwanges entbinden will, diese Reinheit seiner Absicht vorzüglich dadurch bewiesen, daß sich hier von Seite geistig freier Theologen selbst eine Sympathie mit der Bewegung des Deutsch-Katholizismus, also auch eine Einsicht in die ganze Schiefheit des Begriffs der Kirche eingestellt hat. Anders ist es z. B. in Württemberg. Ich will nur ein kleines Beispiel erzählen. In der Stadt Eßlingen ist eine paritätische Kirche. Ronge sollte in derselben predigen. Da gieng von einigen protestantischen Geistlichen eine Bearbeitung mehrerer Laien aus, die man sämtlich zur Mitunterzeichnung einer Eingabe an die Regierungsbehörde gewann, worin man bat, Ronge und den Deutsch-Katholiken die Benützung der Kirche zu verweigern. Unter anderen kleinlichen Gründen wurde namentlich der geltend gemacht, daß es eben in jetziger Zeit, wo die protestantische Kirche sich neu zu beleben gedenke, am wenigsten geraten sei, einer Bewegung Raum und Luft zu geben, welche noch kein wahres Lebensprinzip, noch keinen Anfang fester Gestaltung aufzuweisen vermöge und nur die seichte Aufwallung der Neugierde und Neuerungslust für sich habe. Hättet denn ihr kleinen Menschen, die sich mit Kinder-Eigensinn der Geschichte entgegenstemmen wollen, überhaupt ein Haus für euren Gottesdienst, wenn sich euren Ahnen, die mutvoll der Reformation beitraten, als diese eben auch noch keine feste Gestalt hatte, nicht die Kirchen der Katholiken geöffnet hätten? Freilich, sie öffneten sich erst dann, als ganze Gemeinden lutherisch geworden waren und niemand mehr da war, um mürrische, herzverhärtete Eingaben zu unterzeichnen; aber das war ja eben: da war ein Mut, eine Jugend in den Menschen, das zu ergreifen, was damals der Katholik so gut ein Nichts und eine reine Zerstörung nannte, wie ihr jetzt diese neue Bewegung anseht. Ihr wollt eine alte Kirche neu beleben; die anderen wollen eine neue, oder besser ein rein sittliches Gesamtleben gründen. Soll die alte neu werden, so ist sie eben nicht mehr die alte, sondern sie ist eine neue. Verändert ein Subjekt die Prädikate, die ihm seine Bestimmtheit geben, so wird es auch ein anderes Subjekt. Es ist freilich gerade der Begriff der Kirche, der es nicht zuläßt, zu fassen, was in dem Wesen der Entwicklung liegt. Die noch treibenden Lebenselemente einer Kirche gebären eine

neue. Sie behauptet sich als ein Fortschritt der alten, aber diese erkennt ihr Kind nicht an; die Reformation gründet daher eine selbständige Kirche und stellt sich der katholischen gegenüber. Aber diese neue Kirche wird wieder alt, wird wieder ein Petrefakt ihres eigenen Lebenselements. Jetzt stößt die noch ältere Kirche, der ursprüngliche Stamm, von dem sich dieser Ast abgelöst, einen neuen Zweig aus, der, was in beiden Wahres ist, zusammenzufassen, was in ihnen Unwahres ist, seinem Tode zu übergeben die ersten, noch unentwickelten, unklar gärenden Bewegungen macht. Jetzt klagen beide, der Stamm und der Ast. Das ist ja keine Kirche! heißt es; das läßt sich ja nicht greifen, hat keinen Boden, keine Gestalt! Ja freilich nicht, das kommt ja eben vom neuen Leben her, von der euch unbegreiflichen Wahrheit, daß das Neue nicht das Alte ist und doch den Lebenssaft, der im Alten noch war, zu neuer Blüte treibt. Aber das ist freilich gewiß: Wenn der neue Sprößling nicht ein Wald wird, der die ganze deutsche Erde überwächst, so kehrt nur die alte Konfusion wieder; wenn er eine Kirche werden will, so wird er eben abermals der lebendige Widerspruch, das Allgemeine in den Bann der Beschränktheit zu zwingen, sich selbst ungleich, frei und unfrei, lebendig und tot zu sein, und, wie jede Kirche, einst das eigene Kind, das der Erbe seines in Vertrocknung begrabenen Lebensgeistes ist, mit Füßen von sich zu stoßen. Die Büchsen, die den Geist einschließen wollten, streiten miteinander, welche den wahren habe; laßt ihn frei wehen über Berg und Tal, und der Streit ist aus. Eine Kirche ist sie selbst und nicht sie selbst, sie steht über sich selbst und unter sich selbst, sie weist hinaus über sich, und sie kerkert sich ein in sich. Auch jeder bestimmte Staat ist allerdings dieser Widerspruch seines Bestandes und seiner Zukunft; allein sobald er die Liberalität hat, dem Geiste der Zukunft, die in ihm liegt, das freie Wort zu gönnen, so befreit er sich durch lebendige Bewegung von diesem Widerspruch. Die Kirche aber, die das Freieste, Allgemeinste, Geistigste darstellen will und es doch notwendig in Dogmen einzwängt, hebt eben darum ihren eigenen ganzen Begriff auf.

Wir fassen unseren Gegenstand noch immer von der Seite des Dogma. Jede Fixierung des Menschenbewußtseins über den ewigen Gehalt des Lebens in jene Sätze, die der reinen Wahrheit ein Ge-

schichtliches und Tatsächliches beimischen, ist eine solche Beschränkung, welche das Allgemeinste zu einem Besonderen macht, welche, statt zu vereinigen, trennt und ausschließt, eine Kirche neben Kirchen begründet, deren eben darum keine die wahre sein kann. Die alte Welt hatte keine Dogmen, der Beispiele von Religionsverfolgung sind wenige, denn von dem Schicksale des Sokrates können wir, so viele interessante Vergleichungspunkte es der Gegenwart darbietet, hier abstrahieren, weil es an den Punkt fällt, wo die griechische Welt geistig zusammenbrach: es erbitterte sich hier am Schlusse derselben die Verfolgung der subjektiven Freiheit, welche das Christentum von Anfang an aufs blutigste übte. Man wird den Grund dieses Mangels an theoretisch geordneten Religionsbestimmungen und dieser Harmlosigkeit, welche, bei den Römern besonders, fremde Götter einfach für andere Formen und Namen der eigenen ansah, schlechthin als eine Armut betrachten und sagen: statt der Dogmen hatten die Alten Götter, die Religion des Geistes aber muß die Einheit ihres unsichtbaren Gottes theoretisch durch Lehrsätze über sein Verhältnis zur Welt in eine Vielheit fortbestimmen; zu den Göttern aber gehörte auch in denen, die sie geschaffen, jene sinnliche Form des Bewußtseins, welche nicht in eine geistige Fassung der höchsten Wahrheit ihr Interesse zu legen, sich nicht für sie zu dem Unwillen gegen eine andere Fassung, zu dem Bestreben der Bekehrung innerlich zu entzünden vermochte. Ganz wohl, aber zwei Punkte sind dabei vergessen. Die Götter der Alten waren sittliche Wesen, besondere Kreise des Lebens waren in ihnen hingestellt: Dies ist das eine, worin wir von den blinden Heiden noch recht hübsch zu lernen haben. Die christlichen Dogmen und Bekenntnisse enthalten vom sittlichen Leben nichts als das Prinzip, den Willen, der sich durch Sünde und Reue gebrochen und mit dem göttlichen versöhnt hat. Der Urheber unserer Religion hat eine Reihe der herrlichsten sittlichen Wahrheiten bestimmteren Gehalts ausgesprochen; aber es sind wenige, und ein System der Tugenden (sagen wir so, um nicht durch bloße Hervorhebung des Pflichtbegriffs in den Schein einer abstrakten Moral zu verfallen) ist nur künstlich aus ihnen und jenem, den Schriften des Apostels Paulus entnommenen Prinzip des Willens abzuleiten. In den wenigen Sittenlehren Jesu eine Religion feiger Duldung zu finden, halte

ich für ein wohlfeiles Reden; es ist mehr als dies, es ist eine tätige Liebe darin ausgesprochen, vor deren Schönheit die Pharisäer unserer Zeit in Scham zergehen müßten, wenn die erste entfernte Ahnung dessen, was bleibend ist im Christentum, in ihre bösen Gemüter, ihren verhärteten Sinn eindringen könnte. Aber die Tat dieser Liebe ist nicht im Umfange des ganzen Lebens verstanden, der öffentliche Mensch ist rein vergessen; dies ist der notwendige Mangel einer Religion, die von einem unterdrückten Volke ausgieng und daher zwischen dem inneren Leben, dem stillen Kreise der in Liebe verbundenen Geister und zwischen dem Staate gar kein Verhältnis ziehen konnte. Das eine Wort, das Jesus über diesen Punkt ausgesprochen: „gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist“, ist nichts als eine kluge Ausweichung bei dem Ausholen eines Spions; wohl aber ist es unzähligemal mißbraucht worden, um ein geistlos äußerliches Verhältnis zwischen Staat und Kirche, oder richtiger die unselige Entzweiung des Menschen in sich selbst zu rechtfertigen, die ihn in zwei Hälften zerschneidet, die eine über die Berge der Macht eines fremden Priesters in die Hand schleudert oder zur Herrschsucht im Namen einer transzendenten Autorität entflammt, und die andere, den hohlen Balg, dem gegenwärtigen Staate, dem konkreten Gebäude des Guten und jeder reinen Menschenpflicht als Notpfennig zuwirft. Allein hätte Jesus auch nicht einem unterdrückten, sondern einem blühenden und selbständigen Volke angehört, hätte er eine Fülle konkreter sittlicher Sätze ausgesprochen, zu Dogmen hätten sich diese doch nicht geeignet. Nicht nur deswegen nicht, weil die Tugenden ihr Wesen und ihre Form mit den Formen des Staates ändern und für uns nicht eben das geltend sein könnte, was damals auf konkrete Weise über das öffentliche sittliche Leben wäre ausgesprochen worden, sondern deswegen nicht, weil man, wenn das sittliche Leben real wirklich ist, überhaupt keine Dogmen mehr festsetzt. Unter realer Wirklichkeit des sittlichen Lebens verstehe ich den freien Staat. Solange dieser nicht realisiert ist, bedarf die Menschheit eines idealen Gebildes, worin sie ihre unerschlossene innere Unendlichkeit, die noch keine Gestalt hat, über sich in die Wolken zeichnet. Der Geist, der nach der Wirklichkeit hin keine Luft hat, entzündet sich nun für dieses Gebilde; hier sind seine Parteien,

hier sein Krieg und sein Friede, seine Redner und seine Helden. Er stiftet für diese Welt außer der Welt auch eine Ökonomie, einen Organismus mitten in der wirklichen, die Kirche. Sie ist die einzige Form, in welcher das Allgemeine da ist, denn der Staat ist eine oberflächliche Verbindung eigenwilliger, oder im Verlaufe etwa durch Polizei und abstraktes Recht auf der Grundlage des Zufalls vereinigter Monaden. In Wahrheit aber ist diese Form der Allgemeinheit ein Hindernis, daß das Allgemeine wahrhaft wirklich werde, sie ist ein zweiter, fremder, heteronomischer Wille und für den vernünftigen Willen, welcher sich zu einem lebendigen Ganzen ausbreiten will, eine ewige Erbse im Schuh. Wir haben den freien Staat noch nicht, und wir haben noch Dogmen, weil wir ihn nicht haben. Die Griechen nun trieben den großen Luxus, den freien Staat (in Naturform, er soll wiedererstehen in Kunstform) zu haben und ihn neben seiner Realität in Göttern zu idealisieren. Die Götter sind wir los; ihre erbleichten Schatten haben sich in die Idee des allgemeinen Geistes gemischt, die wir noch nicht in ihrer Reinheit gefaßt, und haben sie zu Dogmen verfestet. Gebt uns eine Wirklichkeit, und jene wird wieder flüssig. Zu der Realität des sittlichen Lebens bedürfen wir dann nur darüber das Bewußtsein, das sich in Erziehung, Ermahnung, Schrift und Rede, in Kunst, in jeder geistigen Form aussprechen wird, aber nicht in Dogmen; denn Dogmen materialisieren es und verflüchtigen es zugleich. Dogmen sind ein Parteizeichen; Parteien soll und muß es geben, aber für ein Wirkliches.

Das wäre das eine, was wir von den Alten zu lernen hätten. Das andere aber ist ihre Harmlosigkeit gegen fremde Religionen. Sie war ein Mangel, sofern sie aus der Sinnlichkeit des Bewußtseins floß, dem noch die Innerlichkeit fehlte. Aber die große Wahrheit lag unbewußt in ihr, daß die Religion in verschiedenen Formen nur die eine ist; das weite und edle Herz lag in ihr, im Fremden sich wiederzufinden. Schämen wir uns unserer Engherzigkeit und lernen wir von diesen Kindern! Tun wir mit hellem Geist und deutlichem Bewußtsein, was sie mit dunklem taten. Der harte und blutige Römer selbst sah in fremden Göttern die seinigen und stellte sie in sein Pantheon; und du, Roher, kannst nicht fassen, daß der Mann, von dem du doch weißt, daß er manche stille Nacht durch-

wacht und durchdacht hat, um treu zu folgen, wohin der Geist ihn weist, dieselben großen Lebensmächte verehrt, wie du, wenn er sie auch nicht Gott, sondern den reinen Geist, nicht Sohn Gottes, sondern Idee der Menschheit, nicht Vorsehung, sondern inneres Weltgesetz, nicht Unsterblichkeit, sondern Ewigkeit nennt?

Dies führt uns auf die Duldung. Gervinus fordert, wie wir sehen, ein ganz vages und duldsames Bekenntnis. Man mag dies versuchen, aber es ist, wie gesagt, ein Interimszustand, und dieser schließt, solange er besteht, alle wahrhaft philosophisch Gebildeten von der neuen geistigen Gemeinschaft aus. Denn diese haben nicht dieses oder jenes, sondern alle Dogmen in rein geistige Prinzipien als Fundamente eines sittlichen Lebens verwandelt. Hier sind nun die Stellen von Gervinus anzuführen, worin jene eigentümliche Unklarheit über die philosophische Bildung sich ausspricht, die wir schon an anderer Stelle in diesen Jahrbüchern als die begreifliche Grenze des Historikers angedeutet haben. Die eine heißt (S. 41): „Innerlich recht im Kerne unserer Bildung liegt Naturalismus und Deismus, von Philosophie, von Natur- und Geschichtskunde, von den mächtigsten Waffen des Geistes unterstützt und gefördert; und wie edel diese Bildung sich in ihrem gesunden Zustande darstellt, so widerlich greift, wie ein Wurmfraß, der von da ausgeht, der Atheismus um sich und ein ätzender Menschenhaß und die Negation und Verflüchtigung alles Religionsgefühls in eine herzlose Spekulation; und man schickt sich in diesem Lager zu einem propagandistischen Feldzuge an, der die ganze Masse des untersten Volkes, wie kommunistisch zu materiellem Besitze, so auch philosophisch zu geistiger Gleichbildung mit den höheren Ständen heranziehen soll, indem er jede Aussicht auf ein anderes Leben, jeden Trost und Hoffnung der Armen und Mühseligen untergräbt, um sie zu zwingen, auch an diesem Leben zu verzweifeln und niederzuwerfen, was besteht, damit ein besseres aufgebaut werde.“ Es heißt dann, die deutsch-katholische Bewegung sei berufen, sich zwischen dieses Übel und das andere, des Pietismus, Jesuitismus, Ultramontanismus, hilfreich in die Mitte zu stellen. Die andere Stelle (S. 63) spricht von der vagen Glaubensformel und sagt, es müsse eine *christliche* Glaubensformel sein von so weiter Fassung, daß sie nur diejenigen abstoßen müßte, „die selbst für die geschichtliche Anerkennung des

Christentums keinen Sinn in sich fühlen, die so arm an Gemüt und Schicksalen sind, daß sie ein Religionsbedürfnis überhaupt in sich nicht kennen und in anderen nicht anerkennen, so arm an Geist, daß sie von dem allgemeinen menschlichen Grund keine Ahnung haben, auf dem dieses Bedürfnis natürlich ruht, so arm an Phantasie, daß sie jeder Religionsmythe wie sinnloser Märchen spotten". Der Herr Verfasser soll es nicht übelnehmen, aber das heißt zusammenwerfen wie Kraut und Rüben. In einem so gediegenen Buche, in einer so wichtigen Sache, bei einer übrigens so ausdrücklichen Unterscheidung verschiedener Standpunkte in Gegenständen der Religion dürfte man erwarten, daß genauer gesprochen und gesondert wäre. In der ersten Stelle wird von Naturalismus und Deismus mit Achtung geredet; und gerade dieser ist es, der die mythische Betrachtung nicht kennt und über Mythen als sinnlose Märchen spottet, was die zweite Stelle zu dem Verächtlichen und Ausgestoßenen zählt. Unter dem Atheismus der ersten Stelle scheint die Frivolität gemeiner Schwätzer und kommunistischer Aufhetzer verstanden, welche weder einen transzendenten noch einen immanenten Gott glauben; gleich darauf aber kommt der Gemeinplatz von herzloser Spekulation, der auf die Philosophie weist, denn jene Frivolen spekulieren ja nicht, sondern sind Leugner aus Trägheit des Denkens wie aus Verdorbenheit des Fühlens, Witzlinge, denen die Vollmacht des Humors fehlt, weil sie den Gehalt nicht in die eigene Brust gerettet haben, ehe sie ihn als objektive Macht dem komischen Schicksal preisgeben. Aber wie ist denn das mit dem Deismus? Das elende Ding an sich von einem prädikatlosen höchsten Wesen, das dieser über eine gottverlassene Welt hinstellt, sollte besser sein, als die Göttlichkeit des Weltalls ohne jenes Ding an sich? Ein Gervinus läßt sich in der Gesellschaft derjenigen sehen, welche mit Redensarten wie: Pantheismus gleich Atheismus um sich werfen? Oder hat er nur zusammengeschüttet und in der Eile zusammen ausgedrückt, was er sonst richtig auseinanderhält? Ich weiß nicht, aber auch vom Kommunismus spricht er so. Es gibt kommunistische Lumpen und es gibt Kommunisten von edler Gesinnung, Schwärmer für eine halbwahre Idee, deren halbe Wahrheit noch immer mehr Achtung verdient, als der Epikureismus, der nie gezweifelt hat, ob das Erbrecht nicht Beschränkungen erleiden müsse, wenn der Zustand

derer, die arbeiten und hungern, zu dem Zustande derjenigen, die müßiggehen und schwelgen, in irgendein Verhältnis gerechterer Abwägung treten soll. Und ebenso, wenn manche die Unsterblichkeit leugnen aus Pessimismus, so sollte es doch auch geistige Naturen geben, welche darüber einen edlen Zorn fühlen, daß man hungernde Bevölkerungen auf das Gebet und das Jenseits anweist, während man Millionen in Feuerwerken, Musiken und Paraden verschwendet. Ferner in der zweiten Stelle sind solche, die das Christentum nur geschichtlich anerkennen, seine Mythen als Mythen ansehen, aber noch ein Religionsbedürfnis haben und den allgemeinen menschlichen Grund dieses Bedürfnisses verehren, mit Achtung als Leute genannt, die sich einer christlichen Glaubensformel noch wohl anschließen könnten. Allein wie kann sich jemand ehrlicherweise einem neuen Bekenntnis anschließen, dessen Hauptbestandteile, wie weit und allgemein der Ausdruck lauten mag, für ihn keine Illusion haben, sondern ihm nur als etwaige Allegorie eines reinen Vernunftglaubens gelten? Gervinus kann darauf nicht antworten: Die Formel sei nur bestimmt, das äußere Band abzugeben, die Hauptsache sei der Kultus. Denn wenn der Kultus, d. h. die gemeinsame Belebung des Bewußtseins von jenem „allgemeinen menschlichen Grunde“ durch rednerische und künstlerische Formen zu einer Macht gegenwärtiger Empfindung, wenn der Kultus die Hauptsache sein, wenn er ferner, wie aus der ganzen vorliegenden Schrift hervorgeht, nicht bei der Belebung jenes allgemeinen Grundes in den Gemütern stehen bleiben, sondern hoffentlich zu dem konkreten Gehalte einer Belebung des sittlichen Bewußtseins über jedes wahre und reale menschliche Verhältnis fortschreiten, wenn er jedes Wirkliche, was eine Menschenbrust bewegen kann, im Lichte des Ewigen zeigen, das Gemüt zu der unendlichen Bedeutung jeder Sphäre erheben soll: wozu dann noch jene Formel? Nicht nur überflüssig ist sie, nein, sie macht die Verwirklichung eines solchen Kultus unmöglich, sie bestimmt ihn durchaus mythisch, sie nötigt ihm jene falsche Beziehung auf, welche zwischen die Dinge und das Ewige die undurchdringliche Wand dessen setzt, was Gervinus selbst Mythe nennt. Endlich rechnet die erste Stelle diejenigen zu den ausgeschiedenen Böcken, welche Lust haben, das Volk zu geistiger Gleichbildung mit den höheren Ständen heranzuziehen.

Und diesem hingeworfenen Worte die Verwahrung beizufügen, daß es bloß gegen übereilte Aufklärung gelte, das verschmäht ein Mann, der sonst nicht nur den rein sittlichen Kern der aufgeklärten Durchschnittsbildung unserer bürgerlichen Stände in derselben Schrift so gut zu würdigen weiß, wie sie sich bewährt hat „in den bisherigen Verhältnissen, da doch wenigstens noch Sitte gelehrt, da sie nicht ganz der Dogmenpredigt preisgegeben wird", sondern der auch so gut weiß, daß selbst „der gemeine Mann ordentlicherweise aus der Predigt nur die Moral und nicht das Dogma mit nach Hause nimmt", der unter diesem gemeinen Mann ausdrücklich auch das Landvolk befaßt, wo es irgend durch Stadtnähe aus der dunkelsten Einfalt der Urzustände herausgeschüttelt ist und nicht abgeschieden in Gegenden lebt, „in welche nie ein anderer Strahl geistiger Erweckung eingedrungen ist, als durch das Medium des Geistlichen", ein Mann, der diese Betrachtungen mit dem trefflichen Worte krönt: „Wir können nicht wissen, wie viele Wege Gott gebahnt hat zur Vermenschlichung, und wir dürfen uns nicht anmaßen, der Bildsamkeit der menschlichen Natur willkürliche Grenzen zu ziehen!" Die ewige Berufung auf das Ärgernis, das die Kritik dem Volk bereite, täuscht noch manchen sonst wohlgesinnten Charakter. Es ist Zeit, ihr ein Ende zu machen; es ist Zeit, zu zeigen, daß die übereilte Aufklärung von den Priestern herbeigeführt wird, welche in der bösen Absicht, den Wahn aufzubieten gegen jede freie Erkenntnis, ihre mißverstandenen Sätze vor das Volk zerren; es ist Zeit, zu sagen, daß es eine frivole Aristokratie des Geistes ist, zu behaupten, daß das Volk ewig zum Wahne verdammt sei, Zeit, daß die Philosophie in ausdrücklichen populären Schriften dem Volke darlege, was sie will: die Tenne fegen, damit wahres sittliches Leben, das seinen Schwerpunkt nicht außer sich hat, möglich werde.

Während nun der Fanatismus in der künstlich genährten Blindheit des Volkes noch seine breite Unterlage und Weide findet und von da aus die heilloseste aller Revolutionen unternimmt, die Revolution für das Veraltete gegen das Bestehende, welches die Aufklärung ist, so schließt er also zunächst jenen Kern der mittleren Durchschnittsbildung von aller Teilnahme an der Religion aus.

Ein goldenes Wort unseres Verfassers ist in diesem Zusammenhang noch auszuzeichnen: „Ich muß fragen: Haben es unsere Geistlichen überhaupt bedacht, was es heißt, ein Kirchen- und Religionsgebäude zu besitzen, von dem der ganze gebildete Teil des Volkes sich gleichgültig oder selbst mit Spott hinwegwendet? Was es heißt, dem eigentlichen Kern der Nation den Rücken zu kehren, ihn auszuschließen, in welchem allein Sitte und Religiosität nicht bloß eine stumpfe Gewohnheit sein darf, sondern zum geläuterten Grundsatz werden kann? und von dessen besserem Teile aus die Sittigung und ihr Gesetz sich überall erst in den untersten Ständen verbreitet?“ Zu dieser Klasse soll nun aber also eine gewisse Gattung von Leuten, die er in den obigen Stellen so verworren bezeichnet, nach dem Verfasser nicht gehören, und zwar weil sie sich selbst ausschließt, weil sie gar kein Religionsbedürfnis hat. Die Verwirrung jener Stellen kommt daher, daß Gervinus eigentlich gar nicht untersucht hat, wo das Religionsbedürfnis aufhört. Hier hätte er zunächst einen Unterschied ziehen müssen, erstens zwischen herzlosen, ausgesaugten Spöttern und Volksverhetzern, welche ohne System Materialisten sind, und zwischen Philosophen. Die ersteren sind pathologische Subjekte, von denen sich fragt, ob sie für eine Anerkennung der Idee überhaupt noch zu gewinnen sind, oder nicht. Sie gehören nicht hierher. Unter den Philosophen aber hätte er zweitens unterscheiden müssen zwischen solchen, die das Prinzip des Helvetius erneuern, wie Marx, Stirner und andere, und zwischen solchen, welche den Geist als allgemeine Substanz erkennen, die im freien Selbstbewußtsein des einzelnen zwar ins Licht erhoben werden soll, aber mit der Bestimmung, daß sie auch so noch das über ihn unendlich erhabene Lebensgesetz des einzelnen ist, von dem sie das freie Opfer seiner Selbstliebe für ihre großen, sittlichen Sphären fordert. Zu diesen gehört Strauß, gehört selbst L. Feuerbach, und ich bin so frei, mich ihnen zuzuzählen. Die ersteren haben kein Religionsbedürfnis, denn sie erkennen keine Substanz an (Substanz ist, was Gervinus den allgemeinen Grund nennt). Mit den Lumpen sind auch sie nicht

zusammenzuwerfen; es gehört jeder Ansicht, die mit wissenschaftlichen Gründen auftritt, ihre Achtung, und zu verachten sind nur diejenigen, welche gewohnt sind, jede ihnen widerstrebende Ansicht durch Geschrei, Verleumdung, Verdächtigung zu widerlegen. Diese finden sich aber, das wird Gervinus wohl wissen, gewöhnlich da, wo das sogenannte Religionsbedürfnis am stärksten ist; richtiger, wo nicht sowohl Religionsbedürfnis als vielmehr Ausbeutung des Religionsbedürfnisses Prinzip ist. Was nun die zweite der oben unterschiedenen philosophischen Richtungen betrifft, so ist sie sicher, darum nicht für sentimental gehalten zu werden, wenn sie allerdings ein Religionsbedürfnis bekennt; denn sie tut es um einen Preis, der sie von allem Vorwurfe der Heuchelei freispricht, um den Preis nämlich, daß man unter Religion einen reinen Kultus ohne Dogmen verstehe; und sie muß mit ihrem Bedürfnis freilich leer ausgehen, solange irgendeine dogmatische Formel aufgestellt wird. Gervinus ist frei, aber ein Stückchen Dogma möchte er behalten; er stimmt für die Kritik, nur den letzten Schritt soll sie nicht tun. In dem Augenblick, wo sie diesen tut, fürchtet er völlige Negation und erkennt nicht, daß in demselben Augenblick völlige Position da ist, d. h. daß in dem Augenblick, wo die sittliche Welt begriffen ist als solche, welche nicht um einen Punkt außerhalb ihrer kreist, sie auch erkannt wird als solche, welche um sich selbst kreist. Gervinus will z. B. keine Höllenstrafen, keinen sinnlichen Himmel, aber Unsterblichkeit will er und hat Lust, zu verdammen, wo sie nicht geglaubt wird. Und wohlgemerkt, nicht etwa das sagt er, man dürfe in diesem Punkt kein Ärgernis geben, sondern er zählt ihn unbedingt unter das, was bleiben muß. Allein — um die Gründe an sich, die für und wider sind, hier ganz liegen zu lassen — sollte er nicht so billig sein, sich vorzustellen, es sei doch ein tüchtiges Gemüt denkbar, das ernstlich befürchtet, daß die Vorstellungsweise, dies Leben sei noch nicht das eigentliche, es gelte im Grunde noch nicht, die rechte Reinschrift zum Konzepte folge erst, mehr sittlichen Leichtsinn als sittlichen Ernst begründen werde? das entschlossen ist, den kleinen Punkt, auf den es gestellt ist, eben darum, weil er unwiederbringlich verschwindet, mit der größtmöglichen Summe des Guten auszufüllen, und den höchsten Trost in der Aussicht genießt, nur in seinen reinen Wirkungen fortzuleben? Und dieses Gemüt sollte kein Bedürfnis

haben, das Meer des geistigen Lebens, in welchem es nur ein verschwindender Tropfen zu sein sich bescheidet, in einer Versammlung geistig Verwandter durch die Erhebung begeisternder Reden, erhabenen Gesanges zu verehren? Den Hauptpunkt aber, um den es sich hier handelt, habe ich schon oben berührt: die Frage nach dem Religionsbedürfnis des Philosophen fällt zusammen zuerst mit der Frage, ob das Ergebnis der Spekulation fähig sei, zur unmittelbaren Macht des Gemüts zu werden. Gewiß ebensogut, als die höchste Kunstfertigkeit erst da erreicht ist, wo sie zur geläufigen anderen Natur der Persönlichkeit wird. Diese Rückkehr des Ergebnisses der freien Wissenschaft zur Macht des Gemüts, nicht den Naturalismus oder Deismus unseres Verfassers, verstand ich unter dem Ausdrucke Vernunftglauben, den ich oben gebrauchte.

Das auf solchem Grunde gebildete Gemüt nun kann den Gegenstand seiner Verehrung gemäß den bekannten Resultaten der Wissenschaft nicht mehr in einer Projektion der Phantasie suchen, sondern nur in dem Gegenwärtigen, dem Wirklichen als einem sittlichen Ganzen, es betet keine fremde, überirdische Gestalt mehr an. Ist nun, wo dies nicht mehr ist, noch Religion möglich? Ist Religion nicht eben nur die Anbetung einer überirdischen Gestaltenwelt? Gervinus selbst wirft (S. 35) die Frage auf, ob eine in seinem (deistischen) Sinne geläuterte Religion noch Religion heißen könne, beantwortet aber statt ihrer nur die andere, ob einer so aufgeklärten Religion lange Dauer zu versprechen sei.

Es fragt sich also weiter, ob sich ein solcher Kultus denken lasse, dessen Inhalt nicht ein Außerweltliches wäre, sondern die ewigen Mächte im Leben. Daß Dogmen nicht Religion sind, gibt Gervinus zu, daß das sittliche Handeln noch nicht Religion sei, das ist etwas, was alle Welt weiß. Religion ist ein ewiges Grundgefühl, das alles sittliche Handeln selbst erst bedingt und worin dieses, als in seine Quelle, sich selbst wieder zusammenfaßt. Aber dies ist noch nicht genug: Dieses Grundgefühl soll sich in einer besonderen öffentlichen Form der Erhebung über die Gegensätze des Lebens durch gemeinsame Darstellung und gegenseitige Belebung seinen Ausdruck geben. Festliche Zeiten und Tage müssen gesetzt sein, Zeiten und Tage der Besinnung, wo sich die Gemüter in vereinigtem und begeistertem Ausdruck sagen, was die Menschheit, die Völker, das

Volk, die Familie als höchste, in diese besonderen Kreise sich teilende und in jedem derselben sich darstellende Einheit zusammenhält und alle mit der ewigen Natur zu einem unsterblichen Ganzen vereinigt. Der Gehalt ist die reale Wirklichkeit; aber der einzelne verliert inmitten ihres Gedränges, unter den Stößen des Augenblicks, wo er nur das nächste ins Auge fassen kann, das ewige Ganze aus dem Bewußtsein. Der Staat — nicht der jetzige, sondern der wahre — gäbe sich in dieser Religion das Festbewußtsein seiner Bedeutung im Ganzen der Menschheit, seiner Bedeutung für sich, seiner einzelnen sittlichen Sphären; so wäre sie nicht ein Staat im Staate, ein fremder Körper, wie es die Kirche ist, sondern sie wäre nur die Form der Besinnung des erhöhten Bewußtseins über eben das, was auch reale Macht, Sitte, Gesetz, Leben, Handlung ist.

Unsere Geistlichen geben uns bisweilen statt der Dogmenpredigt allerdings auch eine Predigt von sittlichem Gehalte. Wie mühsam sie dazu ihre vorgeschriebenen Texte auspressen müssen, ist wohl ein zugegebener Übelstand und nicht der geringste in der jetzigen Religion. Setze ich nun — und das Setzen wird man mir doch erlauben, es setzt ja jeder was er will — den Zustand, den ich als Ziel ansehe, so denke ich mir eine Reihe von Festen und dazu die gewöhnlichen Sonntage für den Kultus so bestimmt, daß in ihnen die wahren Sphären des Lebens der Reihe nach ihren reinen Ausdruck in begeisterter Rede, Musik, Gesang und jeder nicht zerstreuenden, sondern sammelnden Kunstform fänden. Ich wüßte keinen Grund, warum die von selbst sich gestaltende Anknüpfung jeder Idee an reingeschichtliche Tatsache und große Menschen als die Organe der Weltgeschichte nicht die mythische Begründung, welche allerdings allen bisher bekannten Religionen Bedürfnis war, sollte ersetzen können; warum nicht künstlerische Darstellung großer Begebenheiten von absoluter Bedeutung, Bildnisse großer Männer diesem Kultus die nötige sinnliche Greiflichkeit sollten geben können; warum nicht z. B. die Idee der Humanität, wie sie Gervinus selbst von der national politischen Gesinnung unterscheidet, an die von aller Zutat gereinigten ursprünglichen Intentionen der christlichen Religion und ihrer bedeutendsten Organe, die Idee der Völkerfreiheit an die großen kritischen Momente der Staatengeschichte, die Idee der Selbständigkeit des eigenen Volks an seine Geschichte, seine Taten, Siege, Gründung

seiner Gesetze, sowie die Trauer über sein Blößen an die Tage seiner Schande sich sollte anknüpfen lassen, und warum nicht ebenso jede engere sittliche Sphäre, die Tugenden oder Pflichten des Privatlebens, und zwar in ungleich größerer Vollständigkeit als bisher, so daß z. B. die gymnastische Entwicklung als ein Religiöses, wie bei den Griechen begriffen und im griechischen Sinne große Feste begründen müßte, ihren Tag feiern und dieser Feier schöne geschichtliche Züge sollte zugrunde legen können. Was niemals der Menschheit fehlen darf, die Erhebung der Gemüter durch die Gewalt der Rede, würde der wesentliche Bestandteil eines solchen Gottesdienstes ohne Götter bilden. Die wahre religiöse Beredtsamkeit würde dann erst möglich; denn die allein ist die echte, die das Menschenherz in seinen wahren, menschlichen Bewegungen erfaßt und stets von Bestimmtem redet, von Leben und Tun. Keine Moralpredigt, sowenig als eine Dogmenpredigt. Moral ist abstraktes Aufstellen von Geboten, welche, da sie alle auf der Grundansicht eines Dualismus in der menschlichen Natur ruhen, der eine stete Ausschließung der sinnlichen Seite fordert, auf ein reines, unfruchtbares Verbieten hinauslaufen. Die sittliche Rede erhebt das Gute selbst zu der Lebendigkeit einer Naturgewalt in den Gemütern. Wie dazu alle diejenigen Mittel mitwirken müßten, durch welche der Kultus von jeher die Kunst in seinen Dienst zog, davon mag sich jeder, der mich verstehen will, selbst ein Bild machen, und Aufgabe wäre es, neben der Sammlung des Gemüts in seiner Tiefe auch die Freude wieder zu heiligen und auch darin von der reinen und schönen Menschlichkeit des Altertums zu lernen. Ein weiterer wesentlicher Teil eines solchen Kultus aber wäre die Weihe jeder neuen Gründung eines sittlichen Lebenszustandes. Die bisherige Religion hat sich noch nicht aus der Stufe der Zauberreligion völlig befreit; Magie ist eines der Überbleibsel, das ihr aus dem Paganismus anhängt. Als magische Akte nennt sie diese Weihen Sakramente. Während jeder ernste Mensch, der die ideale Bedeutung der wichtigsten Lebensmomente begreift und fühlt, der es z. B. einsieht, daß die Ehe allerdings schlechthin mehr als ein Rechtsinstitut ist, daß also ihre Gründung eines feierlichen Aktes bedarf, der die Unendlichkeit ihres Sinnes dem Gefühle einprägt, der es erkennt, daß die natürliche Geburt erst durch eine Weihe des Neugeborenen ihrer Ergänzung zur zweiten sittlichen Geburt versichert werden soll,

worin die Erziehung und Mitgliedschaft des sittlichen Lebens durch ein Verbürgen präsumiert wird: der muß es als das tiefste Übel empfinden, daß diesen Akten durch die Zugabe eines Zaubers, einer Wunderwirkung, welche auf anderem Wege, als den durch die Gemüter der Anwesenden, bewerkstelligt werden soll, ja durch eine barbarische Drohung gegen diejenigen, welche diesen Zauber nicht glauben, eine Form gegeben wird, die den Gebildeten nötigt, sie entweder zu meiden oder sich, weil diese Formen einmal nicht anders sind, mit innerer Indifferenz ihnen anzubequemen. Hier wäre ein Feld, auf welchem die Deutsch-Katholiken vorzüglich einen schöpferischen rein religiösen Sinn entwickeln und durch zeitgemäße neue Formen den aufgeklärten tüchtigeren Teil der Nation gewinnen könnten. Bis jetzt haben sie sich nur darin eigentümlich gezeigt, daß sie das Abendmahl als reines Liebesmahl feiern. An diesen Teil des Kultus hat sich bisher jede Krisis in der christlichen Religion geknüpft. Allein er ist zu unzertrennlich von der antiken Opferidee, zu sehr hat sich gerade an ihn alles Düstere der Magie gehängt, als daß er eine für diese neue Form der Religion bedeutende Zukunft in sich tragen könnte. Wer die Dogmengeschichte kennt, dem hat er durch die trüben Streitigkeiten über sein Geheimnis alle die Frische verloren, die erfordert wird zu einer reinen Stimmung.

Wenn ich sage, daß diese vergeistigte zugleich und konkretere Form der Religion nicht ein fremder Körper im Staate wäre, sondern nur eine Konzentrierung desselben zur höchsten Besinnung, die sich zwar ihre besonderen Zeiten, Akte, Typen geben müßte, aber dennoch flüssiges Moment im ganzen bleiben würde, so ist damit vor allem ausgesprochen, daß endlich der Gegensatz zwischen Priester und Laie im Ernste fallen müßte. Zwischen Staat und Kirche wird früher nicht Friede werden, als bis die Beschäftigung mit dem Übersinnlichen keinen besonderen Stand mehr begründet. Um aber von der unseligen Zweiheit zwischen Kirche und Staat, wie sie vorzüglich an das Bestehen dieses Standes sich knüpft, zunächst noch abzusehen, so muß ich die Achtungswürdigsten in diesem Stande, dessen Intelligenz und moralische Würde ich sehr wohl zu schätzen weiß, um ein gewisses Gefühl befragen, das mir wenigstens mehr als einer derselben schon gestanden hat. Bei der reinsten Begeisterung für ihre Aufgabe, bei der wärmsten Pflichterfüllung — müssen sie sich nicht

sagen, daß es mißlich ist, das Höchste und Edelste von Amts wegen in regelmäßiger Wiederkehr, mag die Stimmung da sein oder nicht, auszuüben, und noch mißlicher, dafür, und zwar zum Teil von denen selbst, die ihrer Seelenpflege anbefohlen sind, bezahlt zu werden? Ich führe nur z. B. die Leichenreden an. Mag der Geistliche den Verstorbenen kennen oder nicht, mag er ein Bild von seinem Charakter haben oder nicht, mag er in der Stimmung der Teilnahme sein oder nicht: er muß ihm die Rede halten. Ist es ihm übelzunehmen, wenn er, statt Konkretes zu sagen, statt das Bild des Verstorbenen noch einmal und für immer geistig hinzustellen, einige abstrakte, geläufige Trostgründe vorbringt oder gar eine alte Leichenrede wieder hervorzieht? In Frankreich spricht ein Freund des Verstorbenen an seinem Grabe. Er kennt ihn, er hat sein Bild, er nimmt teil, er gehört zu den Getroffenen und Trauernden; er kann etwas Bestimmtes reden. So ist es aber überhaupt und im ganzen. Ich kannte einen ehrwürdigen Geistlichen, treu und eifrig im Amte, von unermüdeter Tätigkeit, rechtgläubig ohne Fanatismus, der einst mit dem tiefsten Seelenschmerze ausrief: Nicht schwer, nicht drückend, nein, fürchterlich ist es, Mechaniker der Religion zu sein! Nun ist freilich nicht denkbar, daß überall Laien sich fänden, welche die nötige Gabe der Beredtsamkeit und die nötige Kunst der sittlichen Erziehung besäßen, um frei zu übernehmen, was bisher Sache eines bestimmten Standes war, und es handelt sich allerdings um eine Tätigkeit, welche nur da zur Reife sich ausbilden kann, wo sie zur Lebensaufgabe gehört. Der Staat besitzt aber auch bereits einen Organismus, der nicht ihm gegenüber ein eigenes, stets zur Eifersucht und Kollision gewaffnetes Prinzip in Anspruch nimmt, sondern Kräfte bildet, welche im Bürger zugleich den sittlichen Menschen heranzuziehen bestimmt sind. Es ist die Schule. Der Lehrer müßte künftig auch der religiöse Redner, Bildner, Seelenarzt sein. Mehr als ein wackerer Geistlicher hat schon seinem Schullehrer zugerufen: Klagt nicht, ihr seid unsere natürlichen Erben! Ein Unrecht der härtesten Art, die schlechte Belohnung der Lehrer, würde sich von selbst aufheben, wenn die Lehrer Geistliche und die Geistlichen die Lehrer wären. Denn das wird sich doch von selbst verstehen, daß ein flüssiger Organismus im Staate kein eigenes Gut mehr haben könnte, sondern die Bestreitung seiner Bedürfnisse aus den allgemeinen Einkünften des

Staates fließen müßten, ebendamit aber auch ein Reichtum, neben welchem ein so verdienter Stand, wie der der Schullehrer, darbend das Zusehen hat, jenem zufiele und dadurch möglich würde, jenem alten, schweren Unrecht ein Ende zu machen. Soll man sich denn nicht denken können, daß dann z. B. jede Landgemeinde zwei Lehrer hätte, deren einer die niedrigeren Elemente des Unterrichts, der andere die geistigeren und schon den sittlichen Menschen umfassenden Sphären desselben und zugleich die rednerisch und rituell erhebenden Formen des Kultus übernähme? Der unselige Dualismus zwischen Kirche und Staat äußert sich vorzüglich in dem ewigen Streite zwischen Kirche und Unterricht. Dieser gehört als ein Werk freier Intelligenz dem Staate an, dessen Wesen ja ebenfalls das Element freier, bildender Vernunft ist. Die Kirche, die sich auf Offenbarung als eine unbegriffene höhere Vernunft stützt, ergreift den Staat an dieser Seite, mischt sich mit eifersüchtiger Herrschsucht in den Unterricht und verlangt ihn zu leiten. Eine unabsehliche Reihe von Verlegenheiten bereitet sie dadurch dem Staate, und diese werden so lange kein Ende nehmen, als bis die Kirche in der Schule aufgegangen sein wird.

Übrigens versteht sich, daß nach freier Wahl der Gemeinden außer der methodischen Verrichtung des Kultus auch dem innerlichen Berufe solcher, die nicht in Ämtern des Unterrichts wären, freier Raum zu öffentlicher religiöser Mitteilung gegeben werden müßte, wie denn oben ein solches Beispiel von Frankreich angeführt wurde.

Der Staat hat jetzt alle möglichen Formen des Verhältnisses zur Kirche versucht und jede gleich unbequem gefunden. Als das nächste, was er zu tun hat, wird jetzt von den Aufgeklärten und Denkenden und so auch von Gervinus die größtmögliche Duldsamkeit gegen die Religionsunterschiede anempfohlen. Als Vorschlag für einen zeitweiligen Zwischenzustand ist dies allerdings auch hier das einzig richtige; aber es ist etwas ebenso Prekäres wie jener Vorschlag einer vagen Bekenntnisformel für die neue Gemeinde. Toleranz ist ein rein äußerlicher und formaler Begriff, der ausdrücklich die fatale Zweiheit des Bürgerlichen und Religiösen voraussetzt. Der Staat soll sich so wenig als möglich einmischen, er soll eben dadurch die religiösen Leidenschaften sich aneinander durch Reibung abschwächen und so erlöschen lassen. Dabei ist vorausgesetzt, daß diese sein Gebiet nicht berühren und verletzen. Allein man fasse z. B. einen

wesentlich protestantischen (— eigentlich ist dies im tieferen Sinne jeder —) Staat ins Auge, der durch ein Konkordat sein Verhältnis zu katholischen Untertanen geordnet zu haben meint. Nun muß er erfahren, daß eine mächtige Priesterschaft in letzter Instanz nur einem Oberherrn im fremden Lande Gehorsam schuldig zu sein überzeugt ist, ihre Glieder auf Verpflichtungen beeidigt, welche mit ihrer Bürgerpflicht in absoluten Widerspruch treten, seine sittliche Wurzel, die Ehe, unterwühlt, die Gewissen verstört, nicht rastet, nicht ruht. Er ist als Staat verletzt, diese Eingriffe sind wesentlich Verbrechen. Und er soll tolerant sein? Wenn die Toleranz Toleranz ist, so ist sie auch Intoleranz gegen Intoleranz, und ein solcher Staat würde seine Pflicht gegen sich selbst aufs gröblichste verletzen, seiner Ehre selbst ins Gesicht schlagen, wenn er nicht mit der ganzen unnachsichtlichen Wucht des Gesetzes gegen diesen feindseligen Willen einschritte. Die Auseinanderhaltung des religiösen und bürgerlichen Gebiets steht auf dem Papier und sonst nirgends. Das Konkordat steht auch auf dem Papier, allein seine Verwirklichung hat einen unterhöhlten Boden. Verhältnisse, deren innerstes Wesen Kollision ist, sind durch keinen Buchstaben zu binden. Die römische Kirche k a n n einen protestantischen, ja überhaupt jeden Staat als Rechtsperson nicht anerkennen, denn er ist für sie überhaupt keine Person, Person ist für sie nur die absolute theokratische Einheit mit ihrem sichtbaren Oberhaupt. Haereticis non est servanda fides. Nicht ebenso feindselig scheint die protestantische Kirche gegen den Staat zu sein; es braucht aber keiner Nachweisung, welche unversiegbare Quelle von Verstimmungen, Schikanen, Eingriffen, Übergriffen das jus circa sacra ist. Die protestantische Kirche ist zwar auf andere Weise, doch nicht minder eifersüchtig gegen den Staat als die katholische, und dieser, solange er sich nicht über den bloßen Polizeistaat erhebt, das Sittliche und den Ausdruck des Ewigen nicht selbst zu sich herüber und in sich aufnimmt, handelt unvermeidlich immer gewaltsam gegen sie. Reizt er sie dadurch, so wendet sie, um wieviel weniger Macht als die katholische sie hat, desto mehr das Mittel des Geschreis über Unterdrückung, der Aufhetzung der blinden Volksmassen an, um sich zu rächen und ihm, wo sie gesetzlich nichts vermag, moralische Nötigungen aufzulegen. Der jetzige Regenerationsversuch in der protestantischen Kirche ruht auf der Voraus-

setzung, daß der Staat eine substanzlose, bloß formelle, zum Zusehen bei dem höheren Geistesleben verdammte Macht sei. Die schon ausgesprochene Antinomie, die in diesem Versuche liegt, können wir jetzt so ausdrücken: er ist ebenso ein Mittel gegen die Bureaukratie als für die Hierarchie. Er geht auf völlige Bestätigung und Feststellung einer falschen Trennung, welche auf die eine Seite den Staat als hohle Form, auf die andere die Kirche als herrschsüchtigen, auf ein behauptetes außerweltliches Prinzip grenzenlose Anmaßung gründenden Körper setzt. Es kann nicht mehr mißverstanden werden, wenn ich behaupte, der wahre Staat müsse die Herstellung der Theokratie in rein geläutertem Sinne sein. Nimmt er die Religion als die flüssige Form in sich auf, worin er sich das höchste Bewußtsein seiner als sittlicher Einheit in der größeren Einheit des Universums und der Weltgeschichte gibt, so fällt die Besorgnis eines Unrechts gegen die religiösen Überzeugungen von selbst weg. Ein solches ist nur da möglich, wo die Religion Dogmenglaube ist, wo ihr Leben in diesem toten Niederschlage erstirbt und die Leidenschaft sich auf den unverstandenen Buchstaben einer Weltanschauung stützt, für die sie sich entflammt und über deren Sinn und Grund sie dem Nachdenken nicht Rede stehen kann und will. Wie jetzt die Dinge liegen, sagt man: Gegen die Unterschiede der dogmatischen Überzeugung soll der Staat tolerant sein, streng gegen die Übergriffe in seine Sphäre. Allein alle dogmatischen Bekenntnisse stützen sich als solche auf ein dem Staat fremdes Prinzip, das ihn entweder ausschließt, oder nur als Notwerk duldet, oder ihn als eingesetzt durch dasselbe Prinzip zwar statuiert, aber ihn doch immer als illegitimen Bruder behandelt, immer sich von ihm geniert fühlt, immer an ihm reizt, rüttelt und gräbt. Der Staat ist göttlich als vernünftiger Organismus, und davon soll er sich in der Religion das erhöhte und konzentrierte Bewußtsein geben. Daß ich dabei einen anders erfüllten Staat voraussetze, als den jetzigen, habe ich schon bevorwortet.

Sehen wir nun auf unsere Deutsch-Katholiken zurück, so ist bekannt genug, daß verwandte Ideen, wiewohl in unklarer Gärung, alsbald in dieser Bewegung aufgetaucht sind. Ich behaupte nicht den Wahnsinn, daß sie diesen Zustand, wie ich ihn als Ziel ansehe, aus den Ärmeln schütteln können. Sie sind ein Tropfen in dem

Strom, der in unbekannter Zukunft durchbrechen und die Zeit bringen wird, wo eine unselige Kluft, welche bis jetzt die Völker in sich zerreißt, sich ausfüllt. Sollen sie aber etwas tun für diese Zukunft, so ist nichts weniger zu wünschen, als daß sie vom Staate ein bestimmtes Bekenntnis als Preis ihrer Anerkennung sich ablocken lassen. Sobald sie dies tun, sind sie eine Sekte unter Sekten und mögen sich mit den anderen um Nathans Ring streiten. Gervinus sieht dies sehr wohl ein und fordert daher ebenfalls, sie sollen noch in einer beweglichen Stellung verharren. Daß die Bewegung noch keine feste Gestalt hat, dies eben ist ihr Bestes. Diese Kristallisation wäre ihr Tod. Die Franzosen verstehen sie nicht, weil sie zu wenig palpabel ist. Dieses Bedürfnis des Palpabeln, ein ganz romanischer Zug in den Franzosen, ist auch der Grund, warum sie trotz der Revolution in die Kirche des Mittelalters zurückgesunken sind. Sie können die Religion nicht als rein innere, geistige Bewegung fassen, dieser Äther ist ihnen zu unbestimmt, sie sind mathematisch und wollen etwas Festes, d. h. etwas Unfreies, woran dann ihr Freiheitssinn sich wieder ewig reibt, um es aufzulösen und aufs Neue zurückzufallen. Jene Bewegung ist aber deutsch, sie ist ideal, und sie kann real werden nur wenn sie die geistige Weite ihres Ziels zuerst im Auge behält, den inneren Sinn befreit, von da den Staat ergreift und auf die Gestalt des Lebens hinarbeitet, wo der Bürger und der Religiöse ein unteilbarer Mensch sind. Werdet etwas und ihr werdet nichts; werdet nichts und ihr werdet alles. Laßt euch nur die paar armen Wände verschließen und das Menschenrecht verkümmern, euch gegen Wind und Wetter geschützt zu erbauen und mitzuteilen; nehmen kann man es euch nicht. Die Welt ist weit, der Himmel ist offen und das schönste Dach. Die unendliche Natur sei euch ein Symbol eines umfassenden Ziels, und man möge von eurer noch unbestimmten Gestalt sagen können:

She 's fram'd
As fruitful as the free elements.

(Jahrbücher der Gegenwart 1845.)

Friedrich Strauß als Biograph.

Zum ersten Male, seit er vom theologischen Gebiet abgetreten, interessiert sich die Kritik und das Publikum wieder lebhaft und warm für den Verfasser des Lebens Jesu, nachdem seine Biographie Ulrichs von Hutten erschienen ist. Man hat ihm reichlich Zeit gelassen, sich von zwei sehr unangenehmen Wahrheiten durch Erfahrung zu überzeugen. Die eine: wie schwer es sei, sich selbst wieder einzuholen, wenn man durch ein Werk von spezifisch einschneidendem Charakter großes Aufsehen gemacht, wenn man durch kräftige Erschütterung der geistigen Welt jene Art von Ruhm erlangt hat, welche bei der denkunfähigen Masse in einer Mischung von Staunen, Schrecken und Schauder, bei den zahlreichen Hütern des angegriffenen Kreises von Vorstellungen in Grimm und Haß und nur bei der kleinen Zahl der Vorurteilsfreien und Denkenden in vernünftiger Anerkennung besteht. In der Tat wird sich die nachfolgende Tätigkeit eines also berühmt gewordenen Schriftstellers, in welcher ein zweiter ebenso durchschlagender Akt nicht leicht vorkommen kann, zu seiner früheren in einer ähnlichen schweren Stellung befinden wie der Sohn eines berühmten Mannes, den der allzu hohe Maßstab, welchen die Welt unwillkürlich vom Vater entlehnt, diese überglänzende Folie, auf welche die Geburt ihn gelegt, lebenslang drückt und der Verkennung aussetzt. Die andere unangenehme Wahrheit: wie schwer es sei, ein bestimmtes Bild, das sich die Welt von einem Schriftsteller gemacht hat, durch ein qualitativ neues zu verdrängen oder richtiger zu ergänzen. So und nicht anders stellt man sich einmal den Mann vor; tritt er in veränderter Gestalt, mit umgewandelten Zügen vor die Leute, so beschließen sie im Eigensinne des menschlichen Herzens gerne, das gar nicht zu dulden, daß sie ihre eingewurzelte Vorstellung aufgeben sollen, sie schließen die Augen zu, sie ignorieren. Vom „Leben Jesu" hatte man sich die Vorstellung eines geistigen Charakters gebildet, dessen Grundzug negative Schärfe, zersetzende Kritik sei. Der Aufsatz „Vergängliches und Bleibendes im Christentum" sollte selbst dem blöden Auge zeigen, was alles blieb nach der sogenannten Zer-

störung, wie vielmehr die Absicht des vermeintlichen Zerstörers eine erhaltende, eine aufbauende war. Mit lauterer Dialektik suchte er die mythischen Voraussetzungen aufzulösen und aus ihren Trümmern das reine Bild des religiösen Genius erstehen zu lassen, dem nun die höchste Stelle unter den Genien der Menschheit gehören sollte. Es war in den Wind geschrieben, die Denkträgen hören nicht auf die Dialektik; in dem Begriff eines „Kultus des Genius" verkannte man den tiefen Ernst und nahm ihn für schöngeistischen Götzendienst der Romantik. Nun folgten in längeren und kürzeren Pausen die Schriften, aus denen deutlicher und deutlicher ein so ganz anderer Mensch zutage trat, ein Geist, dessen Grundzug liebevolle Vertiefung in das individuelle Menschenleben ist. Das war denn doch zu viel verlangt, daß man sich die Zumutung gefallen lassen sollte, zwei Grundzüge so entgegengesetzter Art, Verneinung und Bejahung, zersetzende Schärfe und Liebe in einer Vorstellung zu verbinden, und das bequemste war, eben gar nicht hinzusehen. Sollte man sich zwingen, zu glauben, daß die Pflanze, die man für eine seltene, wunderbare Distel hielt, auf einmal Rosen trage? Nur da und dort wagte es der eine und andere, genauer hinzusehen, aber ja nicht, ohne sich vorher mit Brillengläsern zu bewaffnen, durch die ihm die Rosen wie Gänseblumen erschienen, so daß er nun dem Publikum zurufen konnte: seid ruhig, es hat nichts auf sich! Und doch gilt unser obiges Wort von einem qualitativ neuen schriftstellerischen Charakterbilde nur in beschränktem Sinn, doch lag in der früheren und in der späteren Folge von Schriften des Anhalts genug, um den scheinbaren Widerspruch aufzulösen, um, wo man nur die Schärfe gefunden hatte, schon die verborgene Liebe, und wo diese sich freundlich in ihre Stoffe versenkte, auch die Schärfe zu finden; und doch trat noch einmal haarfein zugespitzt die letztere hervor in einer Schrift politisch-ironischen Inhalts: man verharrte in der abgewandten Stellung, es bedurfte einer so unleugbaren Verschmelzung beider Kräfte an einem so populären Stoffe, wie dieser Hutten, um die eigensinnig zur Seite gedrehten Hälse endlich herumzuwenden. Jene Auflösung wäre so leicht gewesen; man hätte sich nur sagen dürfen: der Geist, in welchem lichter und stärker, als bis dahin in irgendeinem anderen, das Bedürfnis Gestalt gewinnt, eine geschichtliche Person dessen zu entkleiden, was die Phantasie ihr von

Fremdem, vor dem Naturgesetz Unmöglichem umgelegt hat, der Geist, der diese Entkleidung so ernst, so klar, so rein und mit so viel Achtung vor dem ehrwürdigen Irren der mythenbildenden Phantasie vornimmt, der Geist muß einen tiefen Zug zum klaren und ungetrübten Schauen des rein Menschlichen in sich tragen. Dieser Zug mußte nur notwendig noch im Verborgenen wirken, wo es galt, wegzuräumen, dogmatische Verhärtungen aufzulösen; das Leben Jesu war eine fachmäßig theologische, streng gelehrte Schrift, welche keine andere Aufgabe hatte, als den Boden freizumachen für ein neues Bild, das freilich aus den allgemeinen Zügen der Idealität nicht übertreten kann in die Deutlichkeit der Biographie, weil die Mythenerzeugung das ausreichende Material hiezu nicht übriglassen konnte. Nun aber — wenn denn jener Aufsatz über das Vergängliche und Bleibende im Christentum dem gewöhnlichen Bedürfnis zu wenig festen Stoff gab und einmal ignoriert werden sollte — nun stellten sich ja die folgenden Schriften des „Kritikers" so einfach und einleuchtend hin als das Positive zu jenem Negativen, als die Erscheinung der bejahenden Geisteskraft, die hinter der verneinenden sich noch verborgen hatte; die innigste geistige Liebe zu der Individualität erwies sich als der nährende, süße Kern der stachlichten Schale, der Abwehr des Unkritischen, der Bekämpfung des Unklaren, Ungesichteten: der Kritiker stand als Biograph vor dem Publikum. Natürlich nicht nur als gelehrte Sichtung des Überlieferten darf jedoch die Schärfe verstanden werden, welche den Kritiker in das Gebiet der Biographie begleitete. Dieses Geschäft ist nur Außenseite einer tieferen Eigenschaft, welche wir bei einem geistvollen Biographen suchen: der überschauenden Vernunftklarheit, welche sich auf den Mittelpunkt des Inhalts bezieht und der Wärme der Vertiefung die richtige und echte Art der Ironie beimischt. Wir müssen hier genauer eingehen, denn nicht leicht hat ein schriftstellerischer Charakter nachdrücklicher dazu aufgefordert, über das rechte Verhältnis von Enthusiasmus und Ironie nachzudenken, als der, mit dem wir es hier zu tun haben. Die Ästhetik beschäftigt sich seit Solger mit diesem Begriffe; er geht die Geschichtschreibung ebensosehr an, am meisten ihren Zweig, die Biographie, denn daß in ihr die Historie sich in einem gewissen Sinn der Dichtung, der Novelle, dem Genrebilde, der Porträtmalerei nähert, dies können

wir vorläufig noch ohne Begründung als etwas Zugegebenes aussprechen.

Die Biographie stellt das Individuum aus der Geschichte heraus auf ein eigenes Postament; indem sie es für würdig erkennt, daß sein Leben beschrieben werde, erklärt sie es zunächst als unendlich wertvoll, als eine Welt für sich, ja als Inbegriff der Welt, denn dies Herausgreifen des einzelnen ruht schließlich auf dem Bewußtsein, daß die Individualität die Form sei, in welcher der Geist des Weltganzen tätig ist und seine großen Zwecke verwirklicht. Nun gewinnen die kleinen Umstände und die Einzelzüge ein Interesse von der tiefsten Bedeutung, denn aus ihnen, wie sie sich mit dem rein geistigen Streben verschmelzen, setzt sich die unendliche Eigenheit zusammen, wie sie das Individuum von allen anderen unterscheidet und dadurch eben zum Individuum macht; ein Interesse, wie es die Geschichtschreibung ihnen nicht zuwenden kann, denn auf ihrem Standpunkte stehen die allgemeinen Mächte, steht das Gesamtwerk der unendlich vielen Individuen, wie groß ihre Vorkämpfer aus ihrer Mitte emporragen mögen, hoch über dem einzelnen Individuum. Liebende Versenkung, innige, vertraute Beziehung zu dem also wertvoll herausgestellten Individuum ist daher Basis und Grundbedingung zur echten Biographie: es gibt *jetzt*, solange *diese* Beleuchtung in Kraft ist, sozusagen keine andern Individuen. Allein bei näherer Betrachtung wendet sich die Münze; das Individuum muß seinen Vorzug teuer bezahlen. Je interessanter es genommen, je genauer und schärfer es in seinen Einzelzügen und Heimlichkeiten belauscht wird, desto bestimmter erscheint seine Eigenheit, die unendlich wertvolle, zugleich als seine Endlichkeit. Die Geschichte, indem sie es nicht isoliert, sondern auf eine große Basis mit der bewegten Menschheit stellt, behandelt es im Freskenstile, der mit starker Faust nur die wesentlichen, durchgreifenden Hauptzüge ausführt, und so gewinnt es eine Großheit im gewaltigen, objektiven Sinne des Wortes; die Biographie, indem sie mit dem feinen Pinsel des Porträtmalers ihr Staffeleibild zu voller malerischer Wirkung herausarbeitet, zeigt uns in scharfer Beleuchtung die zwischen den großen Zügen und geistvollen Lichtern hervorbrechenden Schwächen. Diese zeigt auch die Geschichte, aber nicht in solcher Spezialität, nicht in so eingehender Belauschung; je

deutlicher die Lichtpartien, desto bestimmter und ausführlicher die Schattenpartien, und es kommt recht intensiv zutage, daß in eines Menschen höchster Kraft, gerade weil sie aus dem Ganzen der allgemeinen Menschenrechte selbständig heraustritt, auch seine Schwäche liegt. Allein weiter: es wendet sich unter der Hand auch das Beispiel vom Porträt. Der dunkle, halberhellte Grund, auf welchen der Porträtmaler sein Bild setzt, verhüllt uns die übrige Welt, verdeckt uns, daß es noch andere, daß es hinter dem Berg auch noch Leute gibt. In der Biographie kann es bei dieser Verhüllung nicht bleiben; der graue Grund wird lichter und lichter, eine Figur um die andere tritt aus dem Nebel hervor und mit den Menschengestalten eine reiche umgebende Welt von Landschaft, Szenerien, Kulturformen jeder Art. Der Porträtmaler wird Genremaler, nur daß sein Werk entschiedener eine Hauptperson hat, als das Genrebild einer solchen bedarf. In dieser Umgebung bewegt sich nun die Hauptperson so frei und behaglich, als wäre sie dennoch ganz für sich. Der Biograph aber weiß es anders: sie ist ebensosehr das Produkt dieser Umgebung, als sie eingreifend auf dieselbe zurückwirkt. Er läßt sie aus den gegebenen historischen Bedingungen werden; sie ist ein sterblicher Durchgangs- und Sammelpunkt der geschichtlichen Mächte. Der Geschichtschreiber hat dies von Anfang an Wort, behandelt seine Personen danach, läßt ihnen nicht den Schein des Alleinseins und einer Art von absoluter Geltung mitten in der wogenden Menschenschar. Der Biograph aber spricht zu seinem Manne: du glaubst eine Welt für sich zu sein und weißt nicht, wie der figurenreiche Hintergrund, auf den ich dich stelle, dich trägt und hält; du bist es auch, sonst würde ich dich nicht malen; aber so unendlich eigen und nur dir selbst gleich du, diese Konzentration der allgemeinen Menschenkräfte, auch sein magst, du bist dennoch nur ihre Konzentration, und daß es deren unzählige andere ebenso wertvolle, ja auch wertvollere gibt, wird vorerst nur nicht gestanden, wird nur zurückgestellt; du mußt untergehen, und ewig lebst du nur durch das Andenken der Menschen und durch mich. Nun wirkt zur Vollendung dieser Doppelseitigkeit des biographischen Sehpunkts noch die Zeitferne mit. Vergangene Zeiten erscheinen den künftigen immer, notwendig und mit Recht, naiv; denn wie groß sie gewesen sein mögen, der Gang der Menschheit ist: je eine

Bildungsform, die der Gegenwart als die denkbar höchste Helle des Bewußtseins erschien, zu einer relativ unbewußten herabzusetzen. Der Dargestellte ist daher dem Darstellenden immer beziehungsweise ein Unbewußter, einer, der überschaut wird und es nicht weiß, der da behaglich seiner Wege geht, sein Wesen treibt und nicht merkt, daß auf einem fernen Berge jemand steht, der mit scharfem Fernrohr ihn beobachtet und lächelt. Ja, lächelt, aber gewiß gutmütig lächelt, wenn er Vernunft hat; denn er wird nicht vergessen, daß ebenso er selbst einem Dritten zum naiven Objekte werden kann, ja mit seiner ganzen Generation und Zeit werden muß.

Nun und dies alles begründet die Ironie in der Liebe; sie bedarf keiner weiteren Erklärung. Wir haben sie aus der Natur der Sache abgeleitet, aber darum ist sie noch nicht von selber da: sie will ihren Mann. Der Enthusiast wird ein sehr unzulänglicher Biograph sein; der Berg, das scharfe Fernrohr ist noch nicht gegeben in dem freieren Blicke, den die Gegenwart über die Vergangenheit so von selbst und allgemein hat; der Künstler braucht mehr: eine recht überlegene Intelligenz, ein durchdringendes Auge, das ruhig wie eine Sonne über dem Gegenstande aufgeschlagen in jede seiner Falten scheint, ein Auge, das durchbohrt, aber ohne zu belästigen. Und dieses große, helle, ruhige Auge, diese Vernunftklarheit und das milde, feine, wohlwollende Lächeln, das bei dem Überschauen sich auf die Mundwinkel legt, wir werden es bei dem Biographen finden, mit dem wir uns hier beschäftigen.

Es ergibt sich nun von selbst, daß diese Mischung der Kräfte sich im Verfahren erproben muß als Objektivität. Wir fordern sie vom Historiker wie vom Dichter; aber in engerem Sinne vom Biographen, schon darum, weil die Versuchung zum entgegengesetzten Fehler für ihn eine stärkere ist, nämlich die Versuchung, selber drein zu reden, wo man so genau, so speziell sieht und schildert. Der liebend Überlegene wird sich wohl hüten, dies mehr zu tun, als durchaus notwendig, wird den wohlwollend Belauschten schalten und walten und sich ganz von selbst geben lassen, wie er ist; er wird dem Dichter nähertreten in der Eigenschaft, die Aristoteles von Homer rühmt: „er allein unter den Dichtern weiß, was zu tun ist; denn der Dichter selbst darf am wenigsten reden, denn nicht in diesem Sinn ist er Nachahmer. Die anderen nun drängen

überall sich selbst vor, ahmen aber weniges und wenig nach; Homer aber führt nach kurzem Vorwort alsbald einen Mann oder eine Frau ein oder sonst etwas und nichts ohne, sondern alles mit Charakter.“ Es versteht sich, daß auch zwischen Dichter und Biograph immer noch ein Unterschied ist, daß dieser mehr selbst zu reden hat als jener, aber es kommt auf die Stelle, das Maß, die richtige Art der Zurückhaltung der Reflexion an, womit er über seinem Gegenstande steht. Freilich werden die vielen Leute, die sich schon im Roman gedehnter Charakterschilderungen und Reflexionen erfreuen, wo der Dichter einfach seine Personen handeln und dadurch ihren Charakter selbst offenbaren lassen sollte, auch von dem Biographen recht viele Sauce verlangen und sich höchlich ärgern, wenn er deren nur so viel daran gibt, als zur Verdauung eben nötig ist. Vollends böse werden sie werden, wenn die wenige Sauce nicht pikant ist, sondern nur kräftige Fleischbrühe. Und wirklich, wir finden bei unserem Biographen ganz einfache Küche. Schlichtheit, einfacher Geschmack, ruhige Säuberlichkeit, ein gewisser Zug von alt bürgerlicher Häuslichkeit, gesunder Nüchternheit, bescheidener Solidität erscheint hier als Ton und Element, worin ein ungewöhnlich tiefer, scharfer, durchdringender, im besten Sinne des Wortes moderner Geist sich bewegt. Diese Solidität zeigt sich denn auch als treuer Fleiß, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Sammlung und Verwendung des Materials. Natürlich sind diese Eigenschaften keinem Schriftsteller erlassen, allein es gibt eine Verbindung fleißiger Vorarbeit mit einer gewissen Willkür geistreichen Schaltens, welche nicht den Eindruck der schlichten Treue gegen die Vollständigkeit des Stoffes macht, wogegen man hier wie in einen gar wohl geordneten Schrank sieht, worin alles reinlich gehäuft und geschichtet liegt, nichts vergessen und alles leicht zu finden ist. Dies führt freilich auf ein Höheres. Es handelt von der schweren Aufgabe künstlerischer Anordnung des Stoffes. Wie Strauß dieser Seite der künstlerischen Aufgabe genügt, werden wir namentlich bei der Biographie Huttens erkennen, zu der wir nach einem Überblick der Abhandlungen und Werke gelangen wollen, welche zwischen den Abschluß der theologischen Arbeiten des Verfassers und eben das letztere Werk fallen.

Es leuchtet ein, daß ein Schriftsteller, dessen Bildungsgang und

Interesse so entschieden den idealen Sphären angehört, auf dem biographischen Gebiete sich ausschließlich solchen Naturen zuwenden wird, die sich im Gebiete höherer geistiger Bestrebungen bewegen, deren Leben von da aus seine bleibende stillere Färbung schöpft oder durch die Kämpfe auf dem Schlachtfelde der Geister in eine tragische Bewegung gerissen wird. Ist Entwicklungsgang und Leistung eines solchen Individuums reich und bedeutend, so bietet sich genügender Stoff für die Biographie dar; dagegen gibt es Persönlichkeiten, die nicht zu einem umfassenderen Bilde sich eignen und dennoch es gar wohl verdienen, daß ihre Züge in festeren Umrissen in das Buch der Geschichte eingezeichnet werden: sie haben ihre bedeutenden Gaben nicht in der Richtung entwickelt, daß ihr ganzer Wert in die Öffentlichkeit heraustrat; man versteht sie nur dann, wenn man zum Schriftsteller, Lehrer, Mann im Amte den ganzen Menschen hinzunimmt, wie er im Haus, im Kreis der Freunde seinen Humor, sein Gemüt, seine Liebenswürdigkeit entfaltete, kurz es sind Naturen, die, wie Strauß sagt, „mehr gewesen sind, als sie geleistet haben", oder wie Schubart von sich selbst äußert, die „das Beste in ihrem Leben gesagt, nicht geschrieben haben". An die Stelle der Biographie wird hier die kürzere Charakterskizze treten.

Noch um die Zeit, da er eben seine theologische Schriftstellerlaufbahn schloß, gab Strauß das freundliche kleine Bild von Justinus Kerners Persönlichkeit und Haus, zuerst in den Jahrbüchern der Gegenwart 1838, dann in besonderem Abdruck vereinigt mit dem Aufsatz: Über Vergängliches und Bleibendes im Christentum unter dem Titel: Zwei friedliche Blätter (1839). Und die Vereinigung unter diesem Namen hatte guten Grund: der Verfasser selbst trat als Kerners Freund im Bilde auf, der Ketzer mit dem Übergläubigen, der Kritiker mit dem Romantiker und Geisterseher in der Wärme freier, reiner Menschlichkeit verbunden. Erkannte man, daß der Geschilderte durch den Humor, welcher ihn mit dem abgefallenen Anhänger versöhnte, unbewußt über der stoffartigen Verhärtung seiner phantastischen Vorstellungen stand und daß der Schildernde mit ungetrübter Liebe an dem stehengebliebenen Freunde hieng, sah man in diesem heiteren Tausch, worin man sich gegenseitig mit wohlwollender Ironie als den Naiven neckte, so konnte man auf eine Religion schließen, welche hoch über allen fixierten

Sätzen von einem Diesseits und Jenseits steht, auf eine unsichtbare Kirche der freien, allgemeinen Wahrheit, der versöhnenden reinen Menschlichkeit. Man ahnte so etwas, und das kleine Gemälde fand viel Beifall, konnte aber, wie die Mehrheit der Leser einmal ist, in diesem Sinne nicht nachhaltig wirken; es war doch mehr die Anmut, das zierliche Verbergen der Kunst, womit die einzelnen Motive und Züge, die tieferen Winke über große Wahrheiten und inneren Bildungsgang in die wirksame Reihe und Verbindung gesetzt waren, es war die Durchsichtigkeit, Leichtigkeit, es war der Geschmack in der anspruchslosen Schilderung, woran man sich erfreute. Man war mehr überrascht, in dem „verneinenden" Geiste den lieblich bejahenden ästhetischen Kräften zu begegnen, als man es begriff. Wir werden diese Seite im Verlauf wieder auffassen; hier legen wir den ganzen Nachdruck auf das, was wir vom Ironischen in dem Verhältnisse der zwei Männer gesagt haben. In der Tat nämlich, obwohl die Darstellung zwei Freunde zeigt, die einander gegenseitig als naiv ironisieren, ist es ja natürlich der Darstellende, dem die höhere Ironie zugehört. Er hat die Illusionen des Freundes früher leidenschaftlich geteilt, ist ihnen entwachsen und sieht nun sich selber als Objekt in beiden Zuständen vereinigt mit dem Freunde, der ihnen nicht entwachsen ist. Er lächelt über diesen, aber er überhebt sich nicht, denn er weiß aus eigener Erfahrung zu gut, wie man da hineingeraten kann, er darf nicht zürnen, nicht feindlich spotten, denn er selbst ist irrender Mensch, bedarf Schonung, Wohlwollen, und in der leichten Gewährung kommt ihm der Freund entgegen, denn nach seinen Voraussetzungen sollte ja dieser zürnen, und er zürnt nicht, sondern scherzt. Dies ist die Grundstimmung, und wir haben so schon hier die Ironie mit Liebe, von der wir gesagt, daß sie uns als der rote Faden begleiten wird. Freilich wollen wir nicht behaupten, daß auf die Seite der Ironie nicht mehr Schärfe getreten wäre, wenn Strauß die großen, allgemeinen, öffentlichen Übel, die mit der Romantik zusammenhängen, damals schon mit dem Auge gereifterer Männlichkeit und Erfahrung gesehen hätte, wie wir sie jetzt erkennen.

Im Jahre 1839 brachten die Hallischen Jahrbücher die Charakteristik der zwei Theologen Schleiermacher und Daub. Sie gehören zum Glänzendsten, was je die Kritik in Analyse wissen-

schaftlicher Persönlichkeiten geleistet hat. Das ist eine ungewöhnliche Intelligenz, die mit so klarem Auge den Geistern, die zu beurteilen sind, hinter das eigene Bewußtsein tritt und, was hier im Dunkel schwebt, mit dem zusammenhält, was sie mit freiem Bewußtsein gedacht und gesagt haben. Der Kritiker, dem dieser Tiefblick fehlt, verfolgt nur das Ausgesprochene, heißt es gut oder widerlegt es, steigt nicht hinab in die geheime Tiefe, wo Täuschung und Einsicht ineinander laufen, und versteht es nicht, den Knoten zu lösen, in welchen sich beide verwickeln. Daher verfährt er auch nicht entwickelnd, läßt nicht wahrhaft seinen Mann werden, sondern dreht sich nur um den fixen Punkt des fertig Gegebenen; daher hat er auch nicht den ganzen Mann, es springt aus seiner wissenschaftlichen Beleuchtung nicht das runde Bild des vereinigten Menschen und Gelehrten hervor. Strauß, der hier in das erste Glied derjenigen sich reiht, die eben das leisten, was eine solche unlebendige, der Ironie und des Totalblicks bare Kritik nicht leistet, hatte weit leichtere Arbeit bei Schleiermacher als bei Daub. Die Weise, wie jener die Philosophie verbirgt und die ganze Dogmatik rein aus den Tatsachen des Gefühls zu entwickeln halb meint, halb nur vorgibt, ist leichter aufzufinden, auszuwickeln, als der harte Knäuel, in welchen der dunkle, spekulative Daub den philosophischen Begriff und den Körper des Dogmas, zu dessen Auflösung und Überweisung an Symbol und Mythus ihm die negierende Kraft der unterscheidenden Schärfe fehlt, gnostisch ineinander dreht. Die Abrollung dieses Knäuels ist ein Meisterwerk von Feinheit und Klarheit zu nennen. Dazu bedurfte es aber nicht nur des Talents, sondern auch ganz besonderer Geduld und reinlichen Fleißes, der in sorglicher Ordnung dem forschenden Gedanken das vollständige Material unterbreitet, und diese Eigenschaften machen sich in der wohltuendsten Weise geltend; man fühlt sich wie in einem Zimmer, wo eben mit säuberlicher Hand aufgeräumt wird, was durcheinander lag. Auf einem Punkte zeigt sich Strauß noch etwas befangen: in der Hegelschen Auffassung des Wesens der Religion; der Versuch, den Schleiermacherschen Satz zu widerlegen, der ihren Sitz im Gefühle behauptet, ist der schwächere Teil der Kritik. Schleiermacher, der um soviel freier, als Daub, die mythischen Schalen vom Kern ausscheidet, ist nur darum nicht bis zur ganzen Freiheit durchgedrungen, weil seinem

Prinzip das wesentliche Begriffsmoment fehlt, daß der Gefühlsprozeß der Religion des Vehikels der Vorstellung bedarf. Hegel setzte das Wesen der Religion in diese, die Vorstellung; mit Unrecht, gewiß ist der Sitz der Religion das Gefühl, aber die Vorstellung ist integrierend, denn die Gefühlsbewegung, worin das endliche Individuum sich mit dem Unendlichen einigt, kann sich durchaus nur an dem Band ihrer Bilderreihe verlaufen, kann sich nur realisieren, wenn sie sich um den festen Stab von Personifikationen schlingt. Schleiermacher hätte seiner feinen, aber unorganischen Dialektik nicht bedurft und hätte von ihr nicht den Gebrauch gemacht, daß er den einen, größeren Teil des mythischen Bestandes ausschied, den anderen schützte oder scheinbar, mit ironischem Verstecken der Leugnung stehen ließ, wenn er von dem also ergänzten Religionsbegriff ausgegangen wäre. — Der Schluß der geistvollen, tiefen Kritik faßt die Gegenüberstellung beider Männer, wie sie durch das Ganze sich zieht, in das klar geschaute Bild der ganzen Persönlichkeiten zusammen. Man erkennt schon den Meister im lichtvollen Parallelisieren. An wissenschaftlichem Gewicht sind sich beide Theologen zwar insofern ungleich, als Schleiermacher unzweifelhaft ein Genie auf eigenen Füßen ist, Daub aber auf denen seines Meisters Hegel steht; doch dieser Mangel ergänzt sich durch das Gediegene, Gewichtige, Granitene in Daubs Persönlichkeit, das Monumentale seines Charakters. Das Gefühlte, Lebensvolle, Plastische in diesem Schlusse erprobt aufs neue die künstlerische Bildungskraft des Verfassers. Auch im einzelnen spricht sie sich durch die schlagenden, einleuchtenden Metaphern aus. Wir sind so zu dem Biographen zurückgeführt.

Erst nach einer langen Pause begegnen wir ihm, mit kleineren Darstellungen beschäftigt, die wir als Vorarbeiten zu den größeren biographischen Werken betrachten können. Diese Pause mag dazu beigetragen haben, daß das Publikum sich nun so zäh gegen ihn verhielt; es vergißt leicht, bindet schwer wieder an, wo es meint, Abschied genommen zu haben, und denkt sich nicht gern unbekannte, einfach menschliche Ursachen als genügende Rechtfertigung eines längeren Brachliegens. Statt freudig zu begrüßen, sagt es gern: was tust denn du wieder da?

Der Wiedererstandene zeigte sich frisch genug; das Porträt Ludwig Bauers war in den Jahrbüchern der Gegenwart 1847

mit aller jener Liebe gemalt, die wir schon aus dem Bilde Justinus Kerners kennen. Wieder ein Dichter, aber ungleich weniger bekannt als der Romantiker, ein ästhetisches und wissenschaftliches Talent, von dem man sich in allen näherstehenden Kreisen ungemeine Dinge versprach, während doch die Welt aus seinen dramatischen und lyrischen Leistungen, aus seinen Journalartikeln, trotz einer Fülle einzelner Schönheiten, geistvoller Gedanken und der edeln Einfachheit der Prosa, nicht den Eindruck einer Erscheinung von durchschlagender Kraft empfangen konnte; seine „Allgemeine Weltgeschichte" nicht zu erwähnen, die einen höheren Anspruch, als den einer Verarbeitung des Stoffes zu dem bestimmten Zweck eines nützlichen und geschmackvollen Handbuches, auch nicht machte. Hier aber galt es eben eine jener Persönlichkeiten, wie wir sie, und zwar gerade mit Worten aus der Straußischen Charakteristik, oben bezeichnet haben: ein runder, ganzer Mensch war zu zeichnen, den der nicht kannte, der ihn bloß im Buch, auf dem Gymnasiumskatheder vernahm, sondern nur, wer ihn im zwanglosen Gespräch zu hören, ihm in die leuchtenden Augen zu sehen gewohnt war: nur dem wurde es klar, wie hier alles auf eine Harmonie der schönen Menschlichkeit so angelegt war, daß keine Kraft mit der Schärfe der Besonderheit hervorstechen konnte und daß das lebendige Wort immer mehr enthielt als das geschriebene, gedruckte. Mit der poetischen Kraft war in L. Bauer namentlich auch die musikalische verbunden, und es ist begreiflich, wie jede der anderen etwas entzog, so daß sie nicht zu durchgreifenden, Berühmtheit gründenden Wirkungen gelangten, im unmittelbaren Leben aber beide aufs schönste einander ergänzten und hoben. Kurz L. Bauer war ganz eine „Natur", und zwar eine liebenswürdige. Soviel ist zwar von ihm doch in die weitesten Kreise gedrungen, daß es schnödes Unrecht wäre, ihn obskur zu nennen, aber eine der stillen Größen war er dennoch. Es besteht ohne Frage ein Recht, ja eine Pflicht der biographischen, der charakterzeichnenden Kunst, solche Größen an das Licht der Allgemeinheit zu ziehen; der Schriftsteller, der sich gern dieser Aufgabe zuwendet, legt dadurch einen Sinn der Vertraulichkeit, eine Liebe des rein Menschlichen, ein Gemüt zutage, das uns auch für ihn selbst gewinnen muß. Nur ist es mit dem Gemüt allein nicht getan; vielmehr hier gerade will es Geist und Kunst, um zu zeigen, daß es sich denn doch nicht darum handle, die Welt für

Vetter Michel zu interessieren. Und gerade in künstlerischer Hinsicht wird man die kurze Charakterskizze besonders gelungen nennen müssen, vor allem die klare, so einleuchtend hingelegte Parallele mit E. Mörike und Waiblinger, wovon der Artikel ausgeht und wodurch er seinen Standpunkt gewinnt.

Aus der liebenden Vertiefung in solchen menschlich vertrauten Stoff sehen wir Strauß noch in demselben Jahr eine rasche Wendung nehmen nach einer ganz anderen Region. Sein „Romantiker auf dem Throne der Zäsaren oder Julian der Abtrünnige" war ein Werk der politischen Ironie, das tausend feine, scharfe Stacheln in die realste Gegenwart hereinstreckte. Schon flogen die Sturmvögel des folgenden Jahres, es war natürlich, daß die von der neubewegten Luft des öffentlichen Lebens geschwellte Stimmung sich diesmal auf einen weltgeschichtlichen Stoff warf und ihn ganz im Sinne der Tendenz bearbeitete. Aber welche feine, künstlerische Objektivität doch wieder in der Behandlung! Julian, der heidnische Romantiker im Fürstenmantel, war merklich als bloße Maske vorgenommen, ob ganz getroffen, ob unter dem Einfluß der politischen Absicht gezeichnet, mögen die Historiker entscheiden; jedenfalls war die Maske ein recht wohlgeformtes Bild, und sie wurde kaum an wenigen Stellen merklich verschoben, so daß man deutlicher sah, nach welchem Punkte der lächelnde Ironiker blickte, der sie sich vorhielt. In wie ruhiger, einleuchtender, sauberer Ordnung waren wieder die Züge aufgereiht, um Schritt für Schritt zu den feinen Fingerzeigen verwendet zu werden, wie deutlich sprang aus dem Ganzen jene in allen Zeitaltern sich wiederholende Gestalt des Bewußtseins hervor, die eine veraltete Form des geistigen und politischen Lebens, weil sie einfacher, ungeteilter, in diesem Sinn schöner ist, einer neuen, geteilten, kämpfenden wieder aufdrängen will, während sie selbst von dieser neuen durchdrungen ist, unbewußt die ausgelebte mit ihrem Sauerteig durchätzt hat, sich und andere über diese Versetzung täuscht, von der Selbsttäuschung in die Affektation und Lüge, von da zu jeder Härte der Herrschsucht, der Tyrannei übergeht! Man kann sagen, die niedliche, scharfgeschliffene Juwelierarbeit war für die Zeit schon zu fein, sie schlüpfte zwischen den von der rauhen Realität der Zeit schon gehärteten Fingern hindurch.

Ganz anders griff daher durch einen Teil ihres Inhalts die Schrift

ein, die Strauß noch im Jahr 1847 seinem Julian folgen ließ: Chr. Fr. D. Schubarts Leben in seinen Briefen. Eine von Talent und Feuer sprudelnde Natur, die durch Mangel an Maß und Selbstbeherrschung ihren Lebensgang vielfach aus dem Geleise geworfen, wird in dem Augenblick, da sie sich begonnen hat zu sammeln und ihre äußeren Verhältnisse zu ebnen, von der Faust eines kleinen Despoten gepackt und um zehn Lebensjahre, die besten des mittleren Mannesalters, betrogen. Das Herz schnürt sich in einem Krampfe von Grimm zusammen, wenn man aus den hier mitgeteilten Briefen erst das ganze Bild des wohlbekannten Leidens dieser armen Seele entnimmt; nach den überstandenen äußeren Mißhandlungen der ersten Jahre, die freilich schon doppelt tiefe innere waren, die dauernde Folter von Hoffnung und Täuschung, auf die sie gespannt ist, die Sehnsucht nach Weib und Kind, die erst im neunten Jahre der Gefangenschaft wieder zu sehen vergönnt wird, den Rückfall in die alte Schwankung zwischen Weltlust und pietistischen Reueanfällen, genährt durch Pfaffenbearbeitung, die ein Hauptstück einer Einkerkerung war, welche der Herzog wesentlich als ein nötiges Erziehungswerk darstellte, als wäre er die Vorsehung. Das war denn freilich dazu angetan, in die Glut der politisch erregten Zeitstimmung Öl zu gießen; doch Strauß bleibt bei seiner Sphäre, er hat es mit einem Menschen zu tun, der dem geistigen Gebiet angehört, einem Dichter, Musiker, Publizisten, und der Dichter hat in der Literaturgeschichte seine Bedeutung als der Erste, mit welchem Schwaben in die Bewegung der modernen deutschen Poesie tätig eintritt, als das Organ, durch welches der Klopstockische Enthusiasmus sich nach diesem Lande verpflanzt, als der wichtigste unter den Trägern, durch welche diese Stimmung auf Schiller übergeht, um in seinem Geist eine neue Form zu finden, um aus ihm als dramatischer Feuerstrom hervorzubrechen. Ja auch in Styl und Stimmung der Sturm- und Drangperiode tritt Schubart noch ein, wozu er als brausender Naturalist schon von sich aus einen ursprünglichen Zug hatte. Freilich aber wäre trotz dieser Bedeutung der literarische Schubart kaum die zwei Bände wert gewesen, auch der mißhandelte, der leidende Schubart nicht, wohl aber Schubart der ganze Mensch war es. Er ist eine jener Erscheinungen, deren wahren Wert man erst erkennt, wenn man, was sie an den Tag der Öffentlichkeit ge-

bracht haben, mit dem zusammennimmt, was sie unmittelbar als lebendige Menschen waren: darin jenem L. Bauer ähnlich, aber nur der Wirkung, nicht der Ursache nach, denn von dem letzteren kann man sagen, er war zu harmonisch, um sein ganzes Wesen in dem für die Welt zubereiteten und komprimierten Wort auszudrücken, Schubart war zu unharmonisch. Er hat vor Klopstock die saftige Naturfülle, die kräftige Sinnlichkeit, die Naivität voraus, er gehört als Dichter unter die ersten, welche neben dem Oden- und Hymnenpathos den Volkston anschlagen, zwar noch nicht den eigentlichen, echten, sondern den mit Bildungselementen gemischten Bauern- und Bürgerton; aber er weiß die schäumenden Kräfte nicht in den Äther der Poesie gesammelt zu retten, sondern verpufft den besten Geist hinter dem Weinglas, läßt die Phantasie vom Bande des Willens, so daß sie ihm als Leidenschaft zur Geißel seines Lebens wird. Von Reue ergriffen verfällt er der Zerknirschung und den dunklen Vorstellungen des Kirchenglaubens, den er „als Freigeist verhöhnt hat, statt sich gründlich von ihm zu befreien"; abwechselnd im Jubel und Sturm des Leichtsinns und in der Hölle der Selbstanklage, stets bußfertig und wieder rückfällig, gleicht er dem schlesischen Günther und erinnert an Bürgers schwere Seelenschwankungen. Noch ein Zeitgenosse der Jugendpoesie Goethes und Schillers, kann er so, da er untergieng, ohne reif zu werden, zu jenen Erscheinungen gezählt werden, welche die Gefährlichkeit der Genialitätsperiode als schlagende Exempel an sich darstellen, und kann ihn Strauß einen aus jenem Titanengeschlechte nennen, dessen maßloser Ungestüm, ihm selbst verderblich und ohne Frucht für das Allgemeine, der milden Herrschaft der Weimarischen Olympier vorangieng. So ist denn dieser Schubart ein pathologischer Stoff, und solche Stoffe bearbeitet Strauß mit einer begreiflichen Liebe, der wir noch weiterhin begegnen werden; für das scharfe Auge des Zergliederers müssen die Abweichungen vom Normalen, muß der gestörte Organismus ein besonderes Interesse haben. Aber Schubart hatte nur die Fehler der Schwachheit eines guten Herzens, einer offenen, wohlwollenden, warmen Seele, und so war er das rechte Objekt für jene Ironie, die freundlich über das Helldunkel, die Unbewußtheit hinlächelt, worin der Mensch, den sie mit dem Lichte des hellen, scharfen Bewußtseins beleuchtet, behaglich sich gehen läßt, wankt, irrt, gemüt-

lich sich selber täuscht, sein Bestes oft für sein Schwächstes, sein Schwächstes für sein Bestes hält und die wahre Natur zwischen künstlicher Anspannung hervorspringen läßt, wo man es nicht vermutet. Die Briefe, die hier gesammelt und gruppiert sind, geben gar reichen Stoff dem Leser, der Humor hat; wie ergötzlich naiv kommt, um nur dies eine zu erwähnen, z. B. diese wahre Natur zutage, da Schubart in seiner Zerknirschung vor einem seiner schlimmsten Verfolger, dem Dekan Z. in Ludwigsburg zum Kreuze kriecht, ihn aber bald darauf, da er im Alter noch einmal heiratet, in einem Briefe mit gut schwäbischem Zynismus den „sechzigjährigen Pfaffens—l" nennt. Ohne alles Aufsehen, ganz sanft und mehr zwischen, als in den Zeilen, zieht sich denn der Ausdruck des humoristischen Verhaltens, das jedoch bei gröberen Fehlern dem leichtsinnigen Manne natürlich den Ernst des strengen Tadels nicht schenkt, durch die Übersichten, mit welchen der Herausgeber die periodisch geordneten Briefe unterbricht, bis endlich die Schlußbetrachtung das Urteil ernstlich zusammenfaßt und eine treffliche, in der bequem klaren Weise, die wir schon kennen, vorgehende Charakteristik des Mannes und vorzüglich des Dichters gibt.

Das Jahr 1848 kam und zog den stillen Forscher aus der Studierstube in die Öffentlichkeit. Von den Bürgern seiner Vaterstadt Ludwigsburg aufgefordert, bewarb sich Strauß um die Stelle eines Abgeordneten der Reichsversammlung zu Frankfurt; er fiel gegen einen fanatischen Pietisten durch, und die sechs „theologisch-politischen" Volksreden zeigen, wie er in den Wahlversammlungen vergeblich die halbe Zeit dazu verwenden mußte, dem guten Volke klarzumachen, daß es nicht zu einer Synode wähle; die giftigen Aufhetzer behielten die Oberhand. Das Speziellere des politischen Programms geht uns in unserem Zusammenhange nichts an, wohl aber die Klarheit, die Vernunftruhe, womit der Redner, so warm auch ihn jener täuschende Frühling erregt hatte, mitten unter den Wirbeln steht, den Gedanken der deutschen Einheit allen anderen Forderungen voranstellt, für die Erhebung Preußens an die Spitze Deutschlands trotz seinem „Romantiker auf dem Throne" spricht, wohl die Milde, die Freundlichkeit, die gutmütig sokratische Ironie, womit er die Blinden behandelt, der Adel, womit er schließlich, da erhitzte Massen den pietistischen Gegnern mit Gewalt drohten, sie abmahnt. Hin-

zusetzen dürfen wir, daß hier wirklicher Beruf zum Volksredner sich kundgibt: es ist jenes gesunde, gemütlich nüchterne, bürgerlich einfache Element, das wir schon zu Anfang hervorgehoben, was dem Gelehrten nicht nur das Herz für das Volk, sondern auch die Fähigkeit bewahrt hat, ungesucht den Ton der wahren Popularität zu treffen. Nachher wurde er in die Landesversammlung gewählt; die klare Natur ertrug die wilde Denkverwirrung in der demokratischen Partei, den rohen Lärm ihrer Leidenschaft, die Unsauberkeit mancher ihr beigemischten Elemente ungleich schwerer, als die Schwächen und Irrtümer der anderen Parteien, der entschiedene Charakter schnitt durch und machte ein Ende; Strauß nahm seinen Austritt.

Wie schnell er sich zur Ruhe der Betrachtung sammelte, zeigen die zwei Charakteristiken von A. W. Schlegel und von Immermann, die im Konversationslexikon der „Gegenwart“ noch im Jahre 1849 erschienen. Hier treffen wir ihn denn wieder auf dem schon längst betretenen Boden, nur daß es sich von der Zeichnung der ganzen, auch der menschlichen Persönlichkeit bloß nebenher handeln konnte, denn es sind literarische Charakteristiken. Und gewiß solche, worin jene Prädikate sich bewähren, die wir mehr als einmal schon ausgesprochen haben: gemeinsam ist beiden die emsige Genauigkeit im Aufführen des Materials, die wohltuende Ordnung, womit es gruppiert wird, um dem klaren Gedanken zu dienen, der das einzelne durchdringend, das Wesentliche hervorstellend den geistigen Charakter des Mannes mit festen, klaren Zügen hinstellt. Leichter war dies bei A. W. Schlegel; hier galt es mehr, die Gerechtigkeit gegen ein zwischen Formvirtuosität und tieferer Begabung eigentümlich schwankendes Talent zu retten, dessen Schwächen so vielfach benutzt waren, die bedeutenden Kräfte und Verdienste im Schlamm eines unsauberen Spottes zu ertränken; wogegen die unruhige Art, wie sich Immermann zwischen Stoffen und Stylen in hastiger Fruchtbarkeit umherwirft, die Mischung genialer Ansätze mit Reminiszenzen, unfreier Nachbildung, romantischer Grille dem Auge genug des Verwirrenden bot, um in Herstellung eines klaren Durchblicks, Ziehung eines leitenden Fadens recht die Meisterschaft des ordnenden Geistes zu erproben.

Der Oktober des Jahres 1849 riß aus einem Kreise von Freunden einen Mann, dessen Verlust ein Gefühl mit sich führte, als wäre dem

Gewölbe ihres verbundenen Lebens der Schlußstein ausgebrochen: Christ. Märklin, Professor am Gymnasium in Heilbronn. Strauß beschloß, ihm ein Denkmal zu setzen. Es war vor allem ein Werk der Pietät, und schon darum heiliger, schonender Achtung wert, auch wenn es in liebender Schilderung der Jahre der gemeinsam verlebten Jugend, der traulichen Enge provinzialer Verhältnisse sich mitunter etwas ausführlicher ergieng, als es die weite Welt interessieren mochte. Der Verstorbene selbst war ihr wenig bekannt, obwohl seine Schrift über den Pietismus und einzelne Abhandlungen gediegen genug und ihrer Zeit nicht übersehen waren. Wenn es aber bei jenem L. Bauer die liebenswürdige Schönheit der menschlichen Natur war, was man zu dem Dichter, dem Schriftsteller hinzunehmen mußte, um ihn ganz zu würdigen, so rechtfertigten hier Eigenschaften stärkerer Art ein sorgsam ausgeführtes, mit Umgebung und Staffage reicher ausgestattetes Bildnis. Es war der Charakter, es war der männliche, stetige Wille, der im beschlossenen Kreise still, aber so rein und musterhaft wirkte, daß nicht ohne Grund ein Leser, als er das Buch geschlossen, ausrief: Was war das für ein Mann! Warum mußte ich ihn nicht kennen! Das ist ja ein Mensch, bei dessen Anblick man ausrufen muß: so sollte man sein! Es war aber auch der tiefe und strenge wissenschaftliche Geist, der dem Mann eine Bedeutung gab, die wir weiterhin nach einer besonderen Seite ins Auge fassen werden. Das Vorwort des Buches: „Chr. Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart", das 1851 erschien, hebt die Verbindung dieser Kräfte als den Rechtfertigungsgrund für die Setzung des Monuments hervor, und zwar mit der näheren Bestimmung, daß ein Gleichgewicht des Denkens und Wissens mit Charaktertüchtigkeit immer seltener werde, und daß es vorzüglich gelte, zu zeigen, wie eine Denkweise, welche dem verwirrten Urteil als negativ, als bloß niederreißend erscheint, gerade die rechten Grundlagen für Charakterbildung enthält. „Daß umfassende Geistesbildung keineswegs durch sich selbst schon Zerflossenheit des Charakters mit sich führe, daß im Gegenteil, je gründlicher angeeignet, desto gewisser die Geisteskultur unserer Zeit auch dem Willen zugute komme, ihm feste und erhabene Zielpunkte und die Kraft und Ausdauer im Hinstreben nach denselben verleihe: davon war der Mann als ein Zeichen unter uns

hingestellt, dessen Lebens- und Charakterbild ich eben deswegen zu entwerfen und möglichst weithin sichtbar zu machen unternommen habe, damit es die Vorurteile der einen zerstreue, die Schlaffheit der anderen beschäme und alle besseren Kinder dieser Zeit zur Nacheiferung reize. Füge ich dem noch bei, daß insbesondere die vielangefochtene Philosophie unserer Zeit, und zwar in derjenigen Gestalt, in welcher sie mit dem Kirchenglauben entschieden gebrochen hat und brechen mußte, es gewesen ist, welcher dieser Mann die Richtung und kräftigste Förderung seines Wollens und Strebens zu verdanken sich bewußt und geständig war: so wird dies dem Bilde, das ich aufzustellen mich anschicke, ohne seinem Werte für den weitesten Kreis etwas zu benehmen, zugleich für einen engeren noch eine besondere Anziehungskraft erteilen." Damit nahm aber der Verfasser weniger in Anspruch, als er zu nehmen berechtigt war. Das Werk hat noch eine andere Seite von allgemeinem und objektivem Interesse, eine Seite, die mit jener sittlichen mindestens gleichwiegt. Dies ist die Geschichte des Konfliktes, worin der wissenschaftliche Geist mit der Lebensbestimmung des geschilderten Mannes im ersten Abschnitte seiner Laufbahn geriet. Märklin war durch die Humanität, die mit seinem strengen, antiken Ernste sich verband, ja durch besondere Neigung zum Erzieher, und zwar in dem bestimmten und umfassenden Sinne des sittlichen Volkserziehers berufen. Er war aber ebensosehr ganz Mann der Wissenschaft; ein methodischer Gang gründlicher philosophischer Studien hatte ihn zum Hegelschen Systeme geführt, dem er anfangs mit der strengen Observanz der älteren Schule anhieng, um erst nach und nach mit freierem kritischem Blick von den Banden dieser Autorität sich zu befreien. Er tritt ein geistliches Amt an, erfreut sich eines segensreichen Wirkens voll Hingabe und Opfer, muß aber bald erleben, daß sich die inneren Wurzeln des Zusammenlebens mit seiner Gemeinde lockern und endlich reißen. Die Geschichte dieser Lockerung nun, wie sie von der künstlerischen Hand des Verfassers rein genetisch, als eine tatsächliche Dialektik vor uns entwickelt ist, stellt eine Erscheinung, die unzähligemal dagewesen ist und wieder dasein wird, in einem exemplarischen, typischen Bilde für alle Zeiten hin. Die Bewegung hat zwei Seiten: von innen löst sich der denkende Geist mehr und mehr von den Dogmen ab, während die Liebe zum ethischen Erziehungswerk, der

tätige Eifer die Gemeinschaft mit dem Volke, den schönen Wirkungskreis nicht fahren lassen will, sondern sich mit der Unterscheidung von inhaltvollem Bilde und Inhalt ohne Bild beruhigt: dem Volke wird mit erlaubter Kunst der Erziehung die Wahrheit in der Form der dogmatischen Hülle gereicht, während der Erzieher die Wahrheit ohne Hülle esoterisch für sich behält. Nun aber kommt ein Stoßen von außen: Die Pfaffen geben keine Ruhe, dulden nicht das friedliche Geheimnis, zerren die wissenschaftlichen Formen, worin der gehaßte Genosse ihres Wirkens seine Überzeugung unverhüllt für die Gelehrten ausgesprochen hat, vor das Volk, beunruhigen dieses, decken jene Unterscheidung auf offenem Markte vor den Unmündigen auf, drängen auf Bekenntnisablegung, ob die dogmatische Form buchstäblich geglaubt werde oder nicht, sie rütteln, pressen, hetzen, bis das Vertrauen der Gemeinde erschüttert ist. Der Verfolgte nun mag sich mit allem Rechte sagen, daß diese Gegner aus den trübsten Motiven des Zelotismus handeln; er muß sich dennoch zugleich bekennen, daß jene Unterscheidung in die Länge vor seinem eigenen Gewissen nicht bestehen kann, das Vertuschen wird ihm moralisch unmöglich, der tragische Konflikt ist da: ein Mann, der zum ethischen Menschenbildner wie auserlesen war, muß seinen Beruf aufgeben, weil die Kluft zwischen dem Denkenden und den Gläubigen zu tief ist, weil ein Nachrücken der letzteren, ein Annähern an den Standpunkt des ersteren noch in allzuweiter Ferne steht.

Der Schluß des Buches erzählte, nachdem das herrliche, weit über die Amtspflicht hinaus alle Kräfte daran setzende Wirken im Lehramte zu Heilbronn geschildert und das edle Bild des Mannes mit seiner Fülle von Tugenden in jeder Sphäre reinen menschlichen Daseins vollendet war, die politischen Erfahrungen Märklins in den Bewegungsjahren. Derselbe hat Ähnliches, ja Härteres erlebt, wie der Verfasser, indem er mit seinem Mahnen zu Maß und Vernunft von Anfang an den bübischen Insulten einer dort besonders wilden Demokratie verfiel. Diese Hergänge sind mit der frischen Bitterkeit der eigenen persönlichen Erinnerung berichtet. Die Entrüstung war nach dieser Seite noch zu jung, um ihre Kraft gegen die andere zu wenden, wo der Sieg über die chaotischen Elemente bereits in einem Grade mißbraucht wurde, der auch den wahrsten, besonnensten Forderungen der niedergeschlagenen Bewegung ins Gesicht schlug;

dies muß man gerecht bedenken, aber die Einzelheiten jener verdrießlichen Dinge hatten allerdings bereits ihr Interesse verloren.

Wenn dieser Teil der Schrift die angegriffene Partei reizte, wenn aus ihrer Mitte alsbald eine Invektive der gemeinsten und rohesten Art hervorgieng, so war dies nicht zu verwundern und tat nicht weh. Nicht ebenso gleichgültig konnte eine Kritik in den Blättern für literarische Unterhaltung (August 1851, Nr. 114) abgeschüttelt werden, die ohne alle politische Leidenschaft, ein reiner Ausdruck der Geringschätzung der klösterlichen und provinziellen Enge und noch mehr der streng abgezogenen wissenschaftlichen Studien, das Werk der Liebe, des Herzens mit kaltem Hohn übergoß, dem Weinenden am Grabe des Freundes mit rohem Zucken der Lippen ins Gesicht grinste. Man erkannte in dem Spötter leicht jene Stufe der Bildung, die sich mit landläufigen Gemeinplätzen der Aufklärung von den Banden der kirchlichen Autorität emanzipiert zu haben meint, und diejenigen, die im ernsten Wege des strengen Gedankens die wahre innere Befreiung sich erarbeiten, im gediegenen Wirken des Berufes das Errungene dem Volke mitzuteilen streben, gerade ebenso verachtet wie die Pfaffen, um ihre ganze Achtung dem Dampf, den Fabriken, Twisten, etwa noch Reisebeschreibungen u. dgl. vorzubehalten. Doch diese Bildungsstufe erscheint oft feiner, in weniger herzloser Gröbe als hier, wo so recht hämisch die einzelnen kleinen Genrezüge aus dem Buch herausgerissen waren, um den Toten und den lebenden Redner an seinem Sarge als ärmliche Dunkelmänner, Magister, metaphysische Pfäfflein auf obskurer Scholle miteinander lächerlich zu machen. Die Kritik schloß: „So hat denn der Freund des Freundes Leben beschrieben, mit dem er sich weitab von den gewöhnlichen Meinungen des Jahrtausends auf stillen Weideplätzen des Gedankens zusammengefunden hat.“ Spott tut immer weh, auch aus unwertem Munde, doppelt weh, wenn er gegen ein Denkmal der Pietät gerichtet ist. Doch dies geht vorüber; anders wirkt verkehrtes Urteil ohne Spott, das von höherer Bildungsstufe kommt. Es macht nicht bitter, aber es mißstimmt als bedenkliches Symptom der Zeit. Eine andere Kritik brachte ein solches Urteil aus einer leicht erkennbaren, achtungswerten Feder, über deren Gänge man sich diesmal billig wunderte. Denn wirklich traf hier in aller Würde der Form eine Bildung, von der man es nicht

erwartete, mit den geistlosen Voraussetzungen jener würdelosen Verhöhnung zusammen. Der Verfasser wollte gegen die Einseitigkeit philosophischer Bildung sprechen, welche die konkreten Studien verachtet, welche das Band verliert, an dem allein in das Weite, auf das Volk zu wirken ist, und statt dessen sprach er gegen die Philosophie überhaupt, als ob darum, weil unsere Zeit für die nächste Zukunft andere Aufgaben hat, als die Weiterbildung des strengen, metaphysischen Denkens, nur geschwinde vergessen werden dürfte, was unsere ganze Kultur, eben auch in ihrer jetzigen Wendung zum Realen und Konkreten, der Philosophie verdankt, welche unendlichen Schätze aus dieser Quelle, verschmolzen, verarbeitet in den Gemeinbesitz, und doch ursprünglich nur in der Form des strengen Begriffs erzeugbar und erzeugt, uns auf all' unseren Wegen begleiten; als ob darum, weil wir im großen andere Ziele haben, Plato und Aristoteles, Spinoza, Kant, Fichte, Schelling, Hegel bei einsamer Lampe studieren für uns keine Aufgabe mehr wäre; kurz, als ob die Philosophie nicht Gehirn, leitende und Einheit gründende Seele aller echten Bildung und Tätigkeit bliebe und nicht in unzähligen unsichtbaren Fäden auch in die entlegensten Gebiete hinausgriffe. So trug sich auch in der Auffassung dieses Kritikers die enge klösterliche Erziehung des Mannes, den das Buch schilderte, unwillkürlich auf dessen Studien als ein Symbol geistiger Vereinsamung derselben über, und er ergieng sich in den kahlen Gemeinplätzen vom „blassen, grau in grau angelegten Kolorit der modernen deutschen Wissenschaft, vom wissenschaftlichen Aristokratismus des abstrakten Denkens"; das Behagen in diesen Trivialitäten war ein so vollständiges, daß er rein übersah, wie gerade Märklin der letzte war, der das Reale, Objektive, die Geschichte, die Natur, das Leben, das Wirken aufs Leben über der Philosophie verachtete, ja, umgekehrt vielmehr ein Beweis und Muster dafür, wie sie von ihren Höhen in das Leben hinüberführt. Es ist von allgemeinem Interesse, zu sehen, wie dann diese seichten Voraussetzungen auf das religiöse Gebiet angewandt werden. Eben auf diesem Boden hat ja der Verstorbene eifrig, wie wenige, gewirkt. Freilich aber, der Boden stieß ihn aus, und davon wird hier der Philosophie die Schuld zugeschoben: sie tauge nichts, weil sie mit dem Leben notwendig zerfalle, die Verbindungsbrücke mit dem Volksleben abschneide. Der Geist-

liche soll also, dies scheint zunächst die Meinung zu sein, mit dem Volke ganz auf einem Boden der religiösen Vorstellung stehen und sich wohl vor der Philosophie hüten, daß sie ihm denselben nicht untergrabe. Nachher aber lautet es anders: In der Politik seien M. und Gleichgesinnte von der Idee der Republik mit politischer „Pastoralklugheit“ doch zur konstitutionellen Monarchie kondeszendiert, in der Religion aber haben sie sich zu der entsprechenden Vermittlung nicht verstanden, weil sie das Wesen derselben, wie sie nicht bloßes Dogma, sondern ein Leben sei, verkannt haben. Und eben gerade umgekehrt verhielt es sich: der Philosoph, weil er die Religion als ein Leben erkannte, kondeszendierte zur Gemeinde, verbarg mit pädagogischer Vernunft seine innere Lösung vom Dogma und wollte mit schonender Hand dem Punkte der Entbindung von der fixierten mythischen Formel als von dem tiefsten Hindernis wahren sittlich religiösen Lebens das Volk annähern. Das aber duldete die Welt nicht, und hier befinden wir uns eben im Mittelpunkte jenes tragischen Konflikts, welchen man mit so dürftigem Rate, mit so erfahrungslosem Geschwätze nicht lösen kann.

Von da an schweigt Strauß fast drei Jahre lang. Die Kälte, womit ein Werk aufgenommen worden, das ihm Herzenssache war, warf ihn in sich zurück. Der wahre Grund dieser Kälte, welche in jenem ungründlichen Urteile wie eine bleibend berechtigte dargestellt wurde, lag in der politischen Stimmung der Zeit. Denn politisch war, ja ist noch jetzt diese Stimmung trotz dem Rückgange der großen Bewegung von 1848. Sie ist es, weil das Losungswort aller Parteien, namentlich der kirchlichen, nicht die Idee, sondern die Macht ist. In einer anderen Zeit hätte jener exemplarische Hergang von einem inneren Zerfall mit dem Dogma und einem äußeren mit der Kirche große und laute Bewegung in den Streit der Philosophie und Theologie gebracht. Damals aber fragte und heute noch fragt die kirchliche Partei nicht nach den inneren Kämpfen des Bewußtseins, sie ließe unser Denken Denken sein, wenn sie nur die erwünschte äußere Macht über uns erlangen könnte. — Nach diesen neun Jahren läßt sich der Verstummte in einer Reihe von Journalartikeln wieder vernehmen, die uns zeigen, daß er seinen inneren Gleichmut wohl namentlich im Gebiete des Schönen wiedergefunden hatte, aber zugleich auch, daß er in diesem Gebiete, wie

schon aus der Charakteristik Schubarts zu schließen war, mit seinem Sinn und seiner Liebe heimisch sein muß. Diesmal war es nicht die Poesie, sondern die bildende Kunst: Strauß berichtete in der „Allg. Zeitung“ im Oktober 1853 von einem originellen Kunstfreunde, der zur Zeit jener Reformation der deutschen Kunst durch Carstens, Wächter, Schick, Koch im persönlichen Umgange mit diesen Männern zu Rom gelebt hatte, nachher sich in Schwaben aufhielt, einem Baron v. Uexküll, von seiner, jetzt in Karlsruhe befindlichen Gemäldesammlung, er gab Mitteilungen aus den Tagebüchern seiner italienischen Reise. Im Jahre 1854 brachte er ebenda Mitteilungen über Wächter; sie waren aus seinen Briefen an Uexküll gezogen; über den frühverstorbenen Schick aus Briefen desselben an einen Schwager. Notizen aus den Familien beider Künstler über ihre Lebensverhältnisse und Schicksale kamen hinzu. Die Kunstgeschichte hat bis jetzt von diesen zwei edlen Naturen, die mit Carstens und Koch den falschen Klassizismus und den akademischen Mechanismus der französischen Schule gestürzt und die neue, auf echte Aneignung der Antike, auf das wiedererweckte Verständnis M. Angelos und Raffaels gegründete Kunst ins Leben gerufen haben, nur ein unbestimmtes, allgemeines Bild gehabt. Zum ersten Male war ihre Entwicklung als Künstler, ihre Leben, ihr Charakter und ihr Denken in deutlicheres Licht gesetzt. Von Koch teilte Strauß im „Deutschen Museum“ 1854 Gedanken über ältere und neuere Malerei aus einem hinterlassenen Manuskripte mit, das ebenfalls in Uexkülls Besitz gewesen; es sind darin eben die Anschauungen, Maximen ausgesprochen, auf denen jener große Wendepunkt der Kunst beruhte, und die uns jetzt geläufig sind, die aber damals neu und jung waren, hingestellt frisch, warm, derb, in Kochs naiver Weise kräftig von der Leber weg, mehr gesprochen als geschrieben. Gerne sah man die bildenden Künstler von einem Künstler in der Gedankenwelt eingeführt und mit Worten begleitet, die den innigsten Sinn für die reine Formenwelt kundgaben, in der sie gelebt. Eine Reihe von Epigrammen auf die Kunstwerke der Glyptothek, die im „Morgenblatt“ Januar 1850 anonym erschienen, hatte diesen Sinn auch in poetischer Gestalt ausgesprochen. Das Bestimmende war aber auch in diesen kleineren Veröffentlichungen das Interesse für die Individualität, Strauß war auch hier Biograph, und wohl mochte man wünschen,

ihn einmal als solchen auf dem Gebiete der ausführlichen Biographie solcher Persönlichkeiten begrüßen zu dürfen, welche ganz der Kunst, wenn nicht der bildenden, doch der redenden, angehören. Vielleicht daß dies noch wird; für jetzt wandte er sich wieder solchen Erscheinungen zu, in welchen die Sphäre idealer, geistiger Tätigkeit, die allerdings den bestimmenden Grundzug bildet, mit einem realgeschichtlichen Interesse wesentlich verbunden ist. Wir sind zu seinen zwei letzten, größeren Werken gelangt.

Hier erst können wir im strengen Sinne des Wortes sagen, Strauß habe sich als Biograph bewährt, denn erst sein „Frischlin“ und „Hutten“ sind eigentliche Biographien, das ganze Leben des Mannes umfassende, auf das gesamte Quellenmaterial gegründete, historisch wissenschaftliche und doch künstlerisch abgerundete und geschlossene Darstellungen. Alles Frühere tritt, wie wir bereits bemerkt haben, dem gegenüber in die Bedeutung von Vorstudien zurück, erscheint beziehungsweise als eine noch subjektive Tätigkeit. Beide Stoffe sind aus dem Zeitalter der Wiedererweckung der Wissenschaften und der Reformation: ein wohl begreiflicher Zug des Geistes, der Verwandtes zu Verwandtem führte. Doch die Zeit der Abfassung verhält sich umgekehrt zu der Zeit, in welche die Stoffe fallen: Strauß behandelt zuerst einen Mann des späten, dann einen Mann des frühen sechzehnten Jahrhunderts. Beide sind Humanisten, schreiben, dichten lateinisch und gehen dann zu schwerfälligem Deutsch über, beide sind rednerische und poetische Talente, beide sind Streiter, beide Verfolgte, beider äußeres Leben hat etwas vom Abenteurer. Aber Hutten ist Heros, Frischlin nicht; jener gehört dem frisch aufstrebenden, dieser dem absinkenden Jahrhundert an, jener wird von einem Vorkämpfer des Humanismus zu einem Vorkämpfer der Reformation und der Idee des Vaterlandes, der Einheit der deutschen Nation, dieser trifft die Reformation bereits zur Formel vertrocknet an, verflicht sich mehr aus polternder Scheltlust, als aus Prinzip in Feindseligkeit mit dem Adel und ficht seinen tüchtigsten, nützlichsten Kampf im Gebiete der Grammatik. Beide gehen tragisch unter, jener im geraden Zusammenhange mit einem großen Pathos, in dessen Verfolgung er freilich von Unbesonnenheit nicht freigeblieben, dieser durch Leichtsinn, Leidenschaft, ungebändigte Zunge und Feder, ohne daß eine große Begeisterung

den Kern der leidenschaftlichen Erregungen gebildet hätte. Es erscheint aber nur als ein ganz natürliches Stufenverhältnis, wenn unser Biograph zuerst den weniger bedeutenden, mehr pathologischen Stoff ergreift. Die Neigung zum pathologischen Analysieren haben wir bei einem so freien und klaren Geiste bereits als eine sehr begreifliche erkannt. Frischlin hat viel verwandtes mit Schubart, nicht nur, weil sich beider Namen an zwei alte Bergfesten des Württemberger Landes knüpfen, sondern auch in Talent, Temperament, Charakter oder, wenn man will, Charakterlosigkeit, in verschuldeten Leiden; beide aber sichern sich unsere Teilnahme durch die liebenswürdigen Eigenschaften der phantasiereichen Laune, der Offenheit, der Gutmütigkeit, beide gewinnen an Licht im Kontraste mit ihren Feinden, beide, obwohl nicht im Kampfe für Ideen leidend (von Schubart kann man dies in einem entfernten Sinne noch eher sagen), interessieren uns im Leiden tragisch, wie jede jugendliche, feurige Kraft, wenn sie von kalten Gegnern ins Verderben gezogen wird, und zwar trotz dem eben angedeuteten Unterschiede, Frischlin tiefer und nachhaltiger, weil das Leiden mit gewaltsamem Tode schließt.

Die Biographie *Frischlins* ist wenig beachtet worden. Zunächst, weil der Name des Mannes kaum bekannt ist außerhalb Württembergs, wo die Felsen von Hohen-Urach, an deren Fuß er im Befreiungsversuche das blutige Ende gefunden, sein Andenken stets erneuen. Man konnte sich aber wohl denken, daß eine Feder, wie die des Verfassers, einem solchen Stoffe sich nicht zugewendet hätte, wenn er kein anderes als ein landsmännisches Interesse hätte. Man stutzte über die Ausdehnung des Buches, von dessen Helden man vorher so wenig wußte, und eine Stimme ließ gar vernehmen, das „Leben Jesu“ habe Strauß nur negativ zu behandeln gewußt, das eines so unwürdigen Charakters aber behandle er positiv in allzu breiter Ausführlichkeit: ein Urteil, auf das die allgemeinen Bemerkungen antworten, von denen wir ausgegangen sind. Ist Frischlin keiner der geistigen Heroen, so eignet er sich um so mehr zum Träger eines allgemeinen kulturgeschichtlichen Bildes; Umgebung und Hintergrund war diesmal bedeutender, als das Porträt selbst; daher auch der Titel: „*Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nik. Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte in der zweiten Hälfte*

des sechzehnten Jahrhunderts", 1855. Doch daß wir nicht zu weit gehen: Kehrt der Blick von dem Allgemeinen auf den Träger zurück, an dessen Leben und Schicksale es sich anknüpft, so verweilt er mit wachsender Liebe auf ihm und wird nicht ohne die tiefste Rührung von ihm scheiden. „Was Frischlin an persönlicher Bedeutung als Gegenstand einer biographischen Darstellung abgeht, ersetzt er durch die Mannigfaltigkeit der Beziehungen, in welche er tritt, und das Spannende der Verwicklungen, in welche er gerät. Er hat vieler Menschen Städte gesehen und Sitten erkannt, in Palästen und Herbergen, im Studierzimmer und Kerker sich aufgehalten. Sein Leben hat einen epischen Verlauf und einen tragischen Schluß. Während des ersteren lernen wir jene Zeit, ihre Einrichtungen und Gewohnheiten, ihre Denk- und Ausdrucksweise, ihre Fürsten und Junker, ihre Geistlichen und Gelehrten, Bürger und Bauern kennen; der Schluß dagegen führt uns, wie den Helden selbst, aus dieser bunten Welt in das eigene Herz, zu den großen Gedanken des Schicksals und der menschlichen Bestimmung zurück." Und in der Tat breitet sich nun vor allem ein reiches Gemälde, ein ergiebiges, gefülltes, vielgestaltiges Sitten- und Kulturbild vor uns aus. Universitäten und Mittelschulen mit ihrem Organismus und System, ein akademischer Senat mit seinen Parteien und Intrigen, Professoren als Lehrer, Beamte und Menschen, im Hörsal, im Beratungssaal, in Haus- und Trinkstube, Studenten und Stadtbürger, friedlich und entzweit, behagliche Lust und wilder Straßenskandal, ein stolzer, roher, rachsüchtig verfolgender Adel, Oberbehörden, gestreng oder wohlgesinnt, ein gutmeinender Fürst in patriarchalischem Verhältnis zu seinen Untertanen und zum Helden selbst, schließlich sämtliches Personal der reichen Bühne in der gemeinsamen Liebe zu einem „starken, fröhlichen Trunke" vereinigt: das alles tummelt sich vor uns so nah, so leibhaftig, daß wir die Gestalten glauben greifen zu können. Eine ferne Zeit wird uns immer gewissermaßen zum Märchen, die fremden Bildungsformen bis auf das Kostüm hinaus entrücken sie uns in einen poetischen Nebel, so daß oft der sonderbare Gedanke in uns auftaucht, das alles sei wohl eigentlich nicht gewesen, sondern nur ein Bild. Strauß versteht es, alles gegenwärtig und real zu machen, alles wird vertraut, als wandelten wir mitten darin, alles ein Heute, eine Gegenwart und doch wieder in die

idealisierende Kraft der Ferne getaucht. Das ist nun das Werk der Kunst, womit der Zeichner seinen Stoff behandelt hat, und nicht seine Breite ist zu schelten, sondern was er mit seiner Knappheit und Kürze geleistet hat, ist zu bewundern. Ton und Farbe der ganzen Zeit tritt, indem der Verfasser selbst sich kaum vernehmen läßt, mit wenigen Mitteln sich selbst charakterisierend haarscharf in volles Licht. Wie groß war z. B. die Versuchung, die unendliche Naivität in der Redeweise der Zeit, den Zynismus, den närrischen Witz, die beliebten Narrensprünge des Wortspiels recht auszubeuten, um die Lacher für das Buch zu gewinnen! Aber sparsam gibt der Verfasser am rechten Orte das Rechte, das Sprechende, oft mit zwei Worten eines Zitats in Parenthese, und gerade genug, um unserer Einbildungskraft den Stoff zur freien und doch richtigen Erzeugung des ganzen Bildes zu bieten. Man hat immer ein ernstes, gelehrtes Werk vor sich und immer reichlichen Stoff zum behaglichen Lächeln. Und diese Fülle in der Sparsamkeit, diese Sparsamkeit in der Fülle sollte ein Tadel sein? Wer ein Gemälde nicht um seines eigenen Kunstwerts willen zu genießen vermag, der dürfte wenigstens mehr von den historischen Beziehungen kennen, um das Belehrende in dieser wohlabgewogenen Ausführlichkeit zu schätzen. So gewinnt z. B. Fischart, der Zeitgenosse Frischlins, sein ungeheurer Zynismus, die Tollheit, womit seine ungemeine Gestaltungskraft sich als bacchantischer Humor in die Sprache wirft, aus diesem Zeitbilde eine höchst interessante, neue Beleuchtung. Wo es gemessenere geistige Bildungsformen galt, mußte der Biograph notwendig ein ausgedehnteres Bild geben; so forderte die Lebensbeschreibung eines Humanisten, der ein Hauptverdienst in der Reformation des grammatikalischen Unterrichts hatte, daß der damalige Zustand der Grammatik geschildert werde; Strauß durfte sich nicht mit einigen Prädikaten begnügen, sondern mußte in das einzelne eintreten. Ebenso und noch mehr der Zustand der Poesie, die Art, wie von den Humanisten noch immer die klassischen Dichter nachgebildet wurden, wie in der technischen Nachahmung die beste eigene Kraft sich ausgoß; daher denn „Frischlins Werke verschollen sind, nicht weil er ein zu schlechter Dichter, sondern weil er ein zu guter Lateiner war." Als Dichter ist er vorzüglich Dramatiker: die Form seiner Dramen verlangte nicht nur, weil sein Talent zu charakterisieren war, sondern

um den damaligen Zustand dieser Dichtungsform in helle Beleuchtung zu setzen, ein gründlicheres Eingehen. Dies führt uns auf den Mann zurück. Es handelte sich in einem wissenschaftlichen Werke vor allem um historische Richtigkeit. Da darf doch wohl der Gang der Handlungen und Schicksale eines vielbewegten Lebens, worin vieles einzelne noch unaufgehellt lag, nicht obenhin mit einigen allgemeinen, zusammenfassenden Wendungen gegeben werden, selbst die kleineren Züge und Begebenheiten sind zu erörtern, denn sie sind die Fäden, aus denen das Schlußschicksal sich strickt. Nun aber die Kunst, die Forderung, daß dessen doch wieder nicht zuviel gegeben, daß das Individuelle mit dem Umgebenden, Einwirkenden, Erfolgenden flüssig und harmonisch in eins gearbeitet sei: da sehe man vorher zu und versuche desgleichen, ehe man es tadelt, daß nicht mit Konversationslexikonphrasen über die konkrete Bestimmtheit des einzelnen hingewischt ist. Es war ohne Frage ein dankbareres Geschäft, einen großen Mann, ein unzweifelhaftes Dichtergenie zu schildern. Frischlin ist wirklich zu sehr Sprachtalent, um wahrer Dichter zu sein. Zwar es fehlt ihm keineswegs an dichterischen Gaben; bedeutend ist er nicht bloß in der Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, dem Feuer der Darstellung, sondern auch nach der Seite der Erfindung, doch nur in Anlage, Gang, Fabel, nicht im Sinne der Originalität des Inhalts, der sich im Rahmen entwickelt, z. B. eines dramatischen Charakters; wie alle mehr nach der Form hinneigenden Talente dieser Art ist er ein ungemein leichter Arbeiter und ungemein fruchtbar in Dramen, epischen, lyrischen Produktionen und Mischformen der Satire in seinen zahlreichen Streitschriften. Nehmen wir dazu den warmblütigen, jovialen, freien, offenen Menschen, so zeigt sein Leben eine Fülle von schönen Kräften, eine wirkliche, wahre, atmende, reich ausgestattete Natur, aber es fehlt im Mittelpunkte, er hat sich nicht zum Charakter gesammelt, es mangelt ihm eine begeisternde, leitende, große Idee; am meisten Lebensernst und wahres Verdienst hat er noch als eifriger Lehrer. Das schlimmste ist, daß er, aufbrausend und jähzornig, obwohl niemals boshaft und giftig, auf keinen Schlag sich den Gegenschlag versagen kann; Schelten und Widerschelten, wilde Polemik ist ohnedies ein herrschender Zug der Zeit; sie ist im Geistigen wie im Physischen eine Zeit der Rauflust. Bei solcher Haltung würde seine Naivität, seine Frische, sein Witz

nicht genügen, uns bleibend an ihn zu fesseln, wenn nicht das Bild durch den Gegensatz stärker und stärker gehoben würde. Der feurige Mensch mit seinen Schwächen und Exzessen, ewigen Vorsätzen und Rückfällen ist auf die Folie kalter, zäher, pedantischer Naturen gelegt; er leidet Unrecht durch die Zurücksetzungen, womit der akademische Senat immer aufs neue ihn bis auf das Blut kränkt; er gibt seinen Feinden immer aufs neue Vorwand und Recht durch seine Torheiten und Übereilungen, und sie haben doch unrecht, weil ihr innerstes Motiv der Neid, die Furcht vor Verdunklung durch sein glänzendes Talent und seine Erfolge ist. In der Mitte dieser Gegner steht sein Erzfeind Crusius, der böse Genius seines Lebens, der nicht ruht, bis er vernichtet ist, ja nach dem Untergange noch nach ihm beißt und sticht; klein, eitel, hämisch, rachsüchtig und nie verzeihend, überlegt und giftig umspinnt er den geraden, derben, guten, leichtsinnigen Mann, bis er unrettbar im Netz ist. Es ist wie der Gang eines Maschinenwerks, das unerbittlich einen weichen, warmen, lebenden Menschenleib zuerst nur an einem Finger faßt, dann Ruck für Ruck zwischen das langsam zerquetschende Räderwerk zieht. Ein Gegensatz, wie wir ihn zwischen einem Antonius und Oktavianus, Egmont und Alba sehen; freilich auf ungleich niedrigerer Stufe, aber doch hinreichend, um uns tief tragisch zu stimmen, indem wir die geteilten Kräfte, Phantasie und Verstand, wandelbare Stimmung und Konsequenz, Leidenschaft und Kälte in verwickelten Mischungen von Recht und Unrecht miteinander kämpfen sehen, doch so, daß unser Herz, unsere Liebe von Anfang bis zu Ende den warmen, menschlich liebenswürdigen Kräften je des ersten Gliedes dieser Gegensätze angehört. Nicht unmittelbar ist zwar Crusius die Ursache von Frischlins Untergang. Der Umgetriebene, Gehetzte verliert so alle Geduld, daß er es endlich mit seinen Gönnern in den obersten Staatsämtern durch unselige Invektive verderbt, ja selbst die Langmut seines gnädigen Fürsten verscherzt. Er wird auf Hohen-Urach gefangen gesetzt; da hält der frische Mensch, dessen Element Luft, Licht, Bewegung war, den dumpfen Kerker nicht aus, stürzt im Fluchtversuch über die Felsen in die Tiefe und endet blutig sein stürmisches Leben. Aller Apparat des fleißigen Bildes, alle Einzelzüge sammeln sich, drängen sich hin, schwellen an nach diesem tragischen Schlusse, steigende Wehmut ergreift uns und jene Träne tritt in das Auge, die aus der tiefsten

Bewegung quillt, der Bewegung, die uns da durchdringt, wo einmal wieder mit hellerer Schrift geschrieben steht: das ist Menschenschicksal.

Wir haben es natürlich gefunden, daß sich ein höchst klarer Geist gern an pathologische Stoffe macht; es ist aber Zeit, nicht zu vergessen, daß für das Pathologische überall, auch an dem Gesunden und Großen, hinreichend gesorgt ist, und daß wir schließlich vom Verwandten Verwandtes, vom Gesunden Gesundes, vom ganzen Mann einen ganzen Mann behandelt sehen wollen. Die Schubart und Frischlin waren immer noch viel zu wenig für den Geist und die Feder eines Strauß. Die Erwartung, daß er auf einen wahrhaft bedeutenden Stoff komme, mußte sich bei seinem Frischlin steigern. Er hatte in das sechzehnte Jahrhundert gegriffen, in die Epoche, die unserer Zeit analoger ist als irgendeine; aber es war nicht das frische, angehende, schwungreiche sechzehnte Jahrhundert mehr, es war das absterbende, in Formel, Theologengezänk, Kanzleimechanismus vertrocknende; der Held der Biographie menschlich anziehend und interessant, aber ohne ein Pathos; die kleinen Intrigen, die bissigen Parteikämpfe einer akademischen Behörde, Philologenhändel, Wechsel der Hofgunst: darum drehte sich sein Leben. Die Erwartung ist befriedigt: Strauß ergreift Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blute, er zeichnet einen Mann von weltgeschichtlichem Pathos, und dies Pathos ist das seinige, ist das unsrige. Der Mann, den er sich ausersehen, wurde nicht fertig mit seinem Werke; ein anderer mit anderen Mitteln vollbrachte es halb; er selbst, hinausgestoßen aus der Mitte seiner Bahn, hinweggestorben in der Vollkraft seines Wollens muß als Geist gehen, geht als Geist, und wenn der Geist jetzt sein Deutschland anschaut, da sieht er freilich, daß unsere höchsten Angelegenheiten nicht viel anders liegen als vor dreihundert Jahren. Wenn wir Deutsche uns dies mit Kummer sagen müssen, so dürfen wir uns dagegen eben dessen getrösten, daß dieser Geist unter uns wandelt, daß er sich hier einen Mann erweckt, daß er ihm jene Feder, das einzige Besitztum, das er sterbend auf der Ufnau hinterließ, in die Hand gedrückt hat, sein Bild vor uns hinzuzeichnen so treu und scharf, als stünde er, der Wecker und Mahner deutscher Nation, leibhaftig in unserer Mitte.

Je näher nun dieser Stoff den innigsten geistigen Interessen des

Biographen lag, desto leichter konnte es ihm auch als gegeben erscheinen, diesmal von dem rein künstlerischen, streng objektiven Verfahren abzuweichen, das wir bisher an ihm gerühmt haben. Sagt er doch selbst in der Vorrede, er wünsche diesem Buche nicht bloß günstige und zufriedene, sondern auch recht viele unzufriedene Leser; denn „was wäre das auch für ein Buch über Ulrich von Hutten, mit dem alle Welt zufrieden wäre? Möchte doch meine Schrift alle diejenigen herzlich ärgern, die ihr Held, wenn er heute lebte, ärgern würde. Möchten sie den Spiegel zertrümmern wollen, aus dem ihr Gesicht ihnen so ungeschmeichelt entgegenblickt!" Und diese Sympathie werden wir nur mit Freuden gutheißen. Wir haben hier nicht zu beweisen, daß Teilnahme, einstimmende Überzeugung mit Wahrheit und Gerechtigkeit schlechthin verträglich, daß Gesinnungslosigkeit nicht Bedingung der Objektivität ist. Daß diese nicht verkümmert würde, dafür war aber bei einem solchen Stoff durch einen Zug im Geiste des Biographen gesorgt, der schon aus der Schilderung der politischen Verdrießlichkeiten im Leben Märklins zu erkennen ist und der gerade in diesem Werke indirekt noch bestimmter sich herausstellt, einen Zug, der in einem tieferen Zusammenhange des künstlerischen Talents mit der persönlichen Stimmung wurzelt: man sieht, er verehrt den feurigen Kämpfer, er ist innig durchdrungen von dem, wofür er kämpfte, aber er selbst ist eine betrachtende Natur, welche mehr die stille Entwicklung liebt, eine Natur, in welcher die energische Gesinnung gern in der reinen, ruhigen Form sich niederschlägt, ein Freund des Bürgertums und seiner friedlichen Bestrebungen, dessen fein organisierten Nerven Lärm und Waffengeräusch nicht zusagt; wahrlich kein Erasmus, aber etwas von einem Goethe. Ja von dieser Seite ist es eben vielmehr nicht subjektive Vorliebe, sondern Überwindung derselben und verdienstvolle Gerechtigkeit, wenn er, um so viel freier als Goethe, auf dessen Verhalten gegen rauhe Lebenskämpfe wir später hinweisen werden, seines Mannes Sprudeln, Rufen, Faustballen, Verachtung der Städte, des Handels so mild und freundlich erzählt und beurteilt, daß wohl der ernste Hutten selbst gerührt lächeln würde, wenn man ihm sagte: siehst du, Verächter der Safran- und Pfeffersäcke, so gerecht hat dich ein friedliebendes Kaufmannskind geschildert, das freilich im Kerne des Wollens und an Schneide der Gesinnung

ein Ritter ist wie du! Schließlich blieb aber Hutten, auch nachdem er Kämpfer für Reformation und Einigung des Vaterlandes geworden, Humanist, seine beste Waffe das Wort, und zwar das künstlerische Wort, denn sein Feuereifer verzehrte nicht sein Formtalent, und so war im Zentrum der Aufgabe die Sympathie des Biographen, des furchtlosen Kritikers, des kühnen geistigen Kämpfers und des Künstlers, des Verehrers aller reinen Form und schönen Bildung, mit seinem Helden in ihrer ganzen Kraft dem Helden gesichert. Wir müssen daher dennoch zu unserem obigen Bedenken zurückkehren, daß bei so voller persönlicher Neigung zum Stoffe die Objektivität der Behandlung leicht ins Wanken kommen konnte. Strauß hat sich nicht wankend machen lassen, ja er ist gerade in diesem Werke recht besonders objektiv. Man hat dies als Kälte angegriffen. Ja, wenn man will, dieses Werk ist kalt; eine eherne Bildsäule, streng geformt, mit kühlem Fleiße gegossen, so daß das Erz in jede kleinste Falte der Form ohne Bruch und Riß einschoß, und dann noch ringsum bearbeitet, daß auch nicht eine Spur stehen blieb, welche an das Machen und das Subjekt des Machers erinnert. Legt man aber die Hand an das Standbild, läßt man sie daran liegen, so fühlt man das kalte Erz wieder erwarmen, glühen, der heiße Strom, aus dem es geworden, erneuert sich und geht mit unwiderstehlicher Gewalt in dich über: ein Niederschlag der tiefsten inneren Wärme, der im Betrachten noch einmal weich wird, auftaut; eine Objektivität, die nichts anderes ist, als die volle Objektivierung der innigsten, von dem Gehalte rein erfüllten Subjektivität; eine sächliche Strenge, die ganz zurückweist, um ganz anzuziehen, ganz den Gegenstand uns, uns dem Gegenstand anzueignen; kurz ein rundes, volles, gegossenes, gediegenes Kunstwerk der biographischen Geschichtschreibung. Nicht so kann es mit der Objektivität gemeint sein, daß der Schriftsteller gar niemals mit seiner eigenen Reflexion hervortreten soll. Strauß hätte da und dort ungleich mehr in seinem Namen gerade heraus sprechen und dennoch ganz objektiv bleiben können. Er beherrscht sich darin bis zur äußersten Knappheit; selten, nur an den wichtigsten Wendepunkten, faßt er das Ergebnis in allgemeine Sätze zusammen, die er als sein eigenes Urteil ausspricht; sonst streut er nur wenige kurze, scharfe Winke zwischen die Erzählung wie folgende: „Wer

für eine Schrift gegen die heutige Theologie um ein Motto verlegen ist, dem sei die Stelle (aus Huttens Invektiven) empfohlen: vos autem quomodo credemus viam virtuti patefacturos, cum claudatus veritati?" oder zu Huttens Wort, solange uns Deutschen die Einigkeit fehle, gebe es keine noch so schwache Nation, die uns fürchtete, ja nicht anzugreifen wagte, der kurze Ausruf: „daß das nach 300 Jahren noch immer so ist!" Es ist nun freilich leicht gesagt, Strauß hätte mehr das Räsonnement geben und doch ganz gegenständlich bleiben können. Die Grenze, wo das Subjektive in jenem Maße hervortritt, mit welchem es wenigstens vor dem strengen Forum des Begriffs einer monumentalen Geschichtschreibung zum unstatthaft Subjektiven, zum bloß Subjektiven wird, ist so schwer zu bestimmen, daß wir lieber etwas zu viel Knappheit, zu viel Sorge, ja nur den Gegenstand selbst sprechen zu lassen, als ein Jota zu viel von der Lust des Subjekts dulden wollen, sich selbst und sein Meinen zu vernehmen und vernehmen zu lassen. Eine leichtere Lektüre wäre freilich das Buch geworden, wenn, wie wir zu Anfang dieses Überblicks uns ausgedrückt, mehr Sauce bei den Brocken wäre; aber ob eine ebenso klassische, das ist eine andere Frage. — Einen Charakter der Strenge trägt unsere Biographie jedoch nicht bloß durch diese Objektivität seiner Haltung überhaupt, sondern auch durch seine Gelehrsamkeit, die unbestechliche Gewissenhaftigkeit in Behandlung des historischen Stoffes, in Ermittlung der tatsächlichen Wahrheit. Oft muß es zögernden Schritts durch Zweifel vorwärts gehen, der Leser ist gespannt und muß sich die Geduld auflegen, bei Untersuchungen über Zeit und Verfasser dieser oder jener Schrift sich aufzuhalten; er ist in vollem Atem und muß Auge und Aufmerksamkeit zwischen dem Text und den Noten hin und her bewegen. Allein was die erstere Erschwerung betrifft, so vergesse man nicht, daß der Verfasser keine Vorarbeiten hatte, welche ihm jene Untersuchungen abgenommen hätten, so daß er auf Abgemachtes sich berufend ungehemmter sich bewegen könnte, die Noten aber geben größtenteils den lateinischen Text aus Huttens und anderer Schriften, und daß er uns die bedeutendsten Stellen wohlausgewählt im Original mitteilt, darüber wird er wohl keiner Entschuldigung bedürfen, sondern nur unseres Dankes dafür gewiß sein.

Wir haben zu Anfang gesagt, für das Pathologische sei überall, auch bei dem Gesunden und Großen, hinreichend gesorgt, und fassen dies wieder auf, um nun auf unsern Mann überzugehen. In der Tat brachte des Helden sterbliche Seite jenem klaren Blick für die Grenzen, womit jede endliche Größe behaftet ist, Stoff genug entgegen, um in der Begeisterung die milde Ironie nicht ausgehen zu lassen. Ein Abenteurer, ein Vagant, ein Tunichtgut, ein Mensch, der in keiner positiven Fachwissenschaft einen Gradum erreicht hat, ein Mensch ohne Amt und Würde, ein „Nemo", fast immer in Geldnöten und von einer übeln Krankheit übel heimgesucht; ein Mensch, beinah so angetan, daß manchem etwas wie das Wörtchen Lump auf der Zunge schweben mag! Doch das Wörtchen auszusprechen wäre gegenüber einem Wissen und einer Tätigkeit wie die unseres Helden wohl selbst dem vollendeten Philister unmöglich, und was die Krankheit betrifft, so hat der Biograph gehörig vorgebeugt, daß nicht böser Wille oder häßliche Phantasie, die sich mit widerlicher Wichtigkeit in geschlechtliche Untersuchungen einhackt, fernerhin mit dieser düstern Stelle im Leben des Mannes ihren Mißbrauch treibe. Man könnte zu dem, was hierüber gesagt ist, noch fügen: wenn zu der von Hutten selbst gemäß der Naivität der Zeit nicht geleugneten menschlichen Schwachheit, daß er sich des sexuellen Umgangs nicht enthielt, durch die Ansteckung mit einem damals so furchtbar verbreiteten Übel offenbar kein weiterer Vorwurf zuwächst, so müßte, wer diesen Umstand bei Hutten mit so viel Gewicht verhandelt, konsequenterweise mit derselben Ausführlichkeit bei jedem historischen Charakter die Frage ventilieren, ob er keusch geblieben sei: eine Absurdität und eine Offenbarung versessener eigener Unreinheit, die doch selbst der Aberwitz sich nicht verhehlen wird. Daß jedoch Hutten mit einer besonders starken Sinnlichkeit behaftet gewesen sei, scheint uns nicht so erwiesen, wie Strauß annimmt, und das höchst glückliche, treffende Bild der folgenden Stelle daher mehr in der Beziehung auf sein affektvolles Wesen überhaupt, als auf seine Sitten im engeren Sinne des Wortes gerechtfertigt: „Ein Sturm geht durch diese Schriften, wie durch das Leben ihres Verfassers, der aus einem tief leidenschaftlichen Gemüte stammt; was in denselben brennt, ist nicht das weiße, stille Gaslicht der Idee, sondern die brausende rote Flamme, die auf derbere Nahrung hinweist.

Bewundern wir, wie rein diese verzehrt, erfreuen uns an der Wärme und dem Lichte, die sie verbreitet, aber rechten wir nicht mit ihr über die Stoffe, welche sie in ihr lauteres Element zu verwandeln weiß." Und dies erst ist es, was wir eigentlich unter dem Pathologischen im Charakter des Helden verstehen, wie solches den ironischen Zug in der Haltung des Biographen begründen mußte: Hutten ist eine durchaus leidenschaftliche, ungestüme Natur, ungeduldig, unvorsichtig, stets gereizt und reizend, schneidend, jagend, stürmend, ein Mensch wie lauter Feuer. Hutten literas ad me dedit ingenti spiritu aestuantes usw. schreibt Luther. Das Eiferartige, der θυμὸς ist sein Wesen, „die Hebamme seines Geistes ist der Zorn." Dem klaren, überschauenden Geiste muß eine solche Natur stetigen Anreiz zur komischen Auffassung darbieten, aber mitten im Entstehen wird der Anreiz unterbunden, abgeschnitten durch die Größe der Zwecke, welche den Keim und Inhalt der lodernden Leidenschaft bilden, durch die Läuterung, welche dieser Inhalt in die wilde Flamme bringt. „Seine Werke steigen an Bedeutung in dem Verhältnis, als die Gegenstände seines Zornes bedeutender werden, dieser selbst reiner wird." Das Verhältnis kehrt sich um: die große Idee wird das Führende, der Affekt wird ihr Organ, ihr geflügelter Bote. Nun ist es, was Kant Affekt der wackern Art, affectus strenuus nennt, das Gute mit Leidenschaft: nun gilt von Hutten das Wort, daß ohne Leidenschaft nie etwas Großes geschehen ist. Man kann an ihm als einem wahren Typus jetzt recht ersehen, in welchem Sinne Zorn und Haß sittliche Mächte sind: sie sind es, wenn ihre Glut gegen die Prinzipien, gegen die Hindernisse ewiger, weltgeschichtlicher Wahrheiten und Zwecke gerichtet ist, sie sind es, wenn sie dem Wahne, dem Schlechten, dem Bösen gelten; sie sind es, wenn sie nur das Negative sind im Positiven der Begeisterung für ein Allgemeines, dem ein braver Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, seine kleinen Interessen unterordnet, sein Glück, sein Teuerstes zu opfern bereit ist. So ist unser Hutten; ein, wie er selbst gesteht, „nicht immer vorsichtiger, aber eifriger Kämpfer" gegen diejenigen, welche sich der aufgehenden Sonne der Bildung und Wahrheit als hindernde Wolken entgegenstellen; ihn hat Gott mit dem Gemüte beschwert, daß ihm „gemeiner Schmerz weher tut und tiefer, denn

vielleicht anderen, zu Herzen geht"; keine Privatsache ist es, die er betreibt, kein eigener Handel, kein persönliches Geschäft; „was kann Hutten erfreuen, das er allein genießen und nicht sogleich allen Guten mitteilen möchte? oder was mag zur Förderung des gemeinen Nutzens in Deutschland dienlich sein, das er im Verborgenen lassen dürfte?" Er opfert der großen Sache sein Behagen, seine Sicherheit, er opfert ihr die Ruhe der zärtlich geliebten Mutter:

Obwohl meine fromme Mutter weint,
Da ich die Sach' hätt' g'fangen an,
Gott wöll sie trösten, es muß gahn!

und er wäre jeden Augenblick gefaßt, im offenen Kampfe sein Leben hinzugeben. Dies, das große ethische Wollen im Elemente von lauter Glut und Feuer ist es, was Huttens Erscheinung ihre so bestimmte eigentümliche Farbe gibt, was ihn mit einem brennenden Rot unauslöschlich in die Geschichte eingezeichnet hat, dies ist es, wodurch er unter den Geisteshelden des sechzehnten Jahrhunderts wie der jugendliche Renner Achilles leuchtet, oder, mit den Worten des Biographen zu sprechen: der ganze Überschuß des ritterlichen Feuers in Hutten, das sich durch den Degen nicht Luft machen konnte, ergoß sich durch die Feder in seine Schriften und gab ihnen jenen kriegerischen, jugendlichen, heldenhaften Ton, der ihren unvergänglichen Reiz ausmacht." Glut ohne Dauer freilich ist wertlos, Huttens Glut aber war nachhaltig, stetig, „mit immer neuen Stößen drängend, stürmend"; er ermattet nie, Widerstand verdoppelt den Eifer dieses Heißsporns; ich werde, sagt er seinen Feinden, stacheln, spornen, reizen, drängen zur Freiheit; die mir nicht sogleich beifallen, werde ich durch unablässige Ermahnung besiegen, durch Beharrlichkeit zwingen; dabei habe ich keine Sorge noch Furcht vor Mißgeschick, sondern bin auf beides gefaßt, entweder euch den Untergang zu bereiten zum großen Vorteil des Vaterlandes, oder mit gutem Gewissen ehrlich zu unterliegen. Ein Geist von so ununterbrochen gleich straffer Spannung gehört zu den großen Seltenheiten im Menschengeschlecht und die Gleichmäßigkeit dieser Spannung erscheint in doppeltem Werte, wenn man die furchtbar niederschlagende Wirkung einer Krankheit bedenkt, welche nicht nur von fast unaufhörlichen Schmerzen, sondern, was spezifisch herab-

drückender ist, von fast beständigem Fieber begleitet war. „Wir haben," sagt Strauß zum Schlusse der Schilderung seiner Leiden, „ihm bisher die Anerkennung unterschlagen, die, neben der Bewunderung seiner Schriften, der Geistesstärke gebührt, welche dazu gehörte, um während eines so schrecklichen, langwierigen und hoffnungslosen Siechtums Werke hervorzubringen, an denen nichts matt, alles Gesundheit, Frische und Leben ist." Das war nun freilich kein Mann der Transaktionen und Approximationen. Einer Macht gegenüber, welche nie nachgibt, nie ein Jota ihres Systems opfert, muß es, das begreift er, zum ganzen vollen Bruche kommen. Jacta est alea! Perrumpendum est tandem, perrumpendum est! Huttens Geist war der Geist der Entscheidung; es fragte sich, welches Mittel entscheiden sollte, ob der Geist mit Waffen des Geistes oder mit dem Schwerte. Hier wendet sich sein Leben zur tragischen Katastrophe, und von seinem Recht oder Unrecht sprechen wir nachher.

Hutten wird aus einem Humanisten ein Vorkämpfer der Reformation; das will nicht heißen, er habe mit dem zweiten aufgehört, das erste zu sein; er bleibt auch als Ritter der Reformation Humanist. Der Humanismus, die klassische Formbildung führt ihn in die ethisch politische Welt der Alten ein, weckt in ihm, wie überall in der bis dahin noch barbarischen Welt des Nordens, den Sinn des menschlich Gesunden, Gerechten, Vernünftigen, wie es eine Macht sein soll im öffentlichen Leben. Dieses nordische Barbarentum trug und nährte in sich bei aller Roheit seiner Kulturzustände ein Unendliches, von dem das klassische Altertum nichts geahnt hatte, eine Wunderwelt der Liebe, einen unaussprechlichen Schatz von Geistigkeit in den Tiefen des Gemüts. Die Kirche des Mittelalters hatte diese innere, durch das Christentum entbundene Gemütswelt in dem Bau ihrer Einrichtungen, dem System ihrer Formen aufs neue in die Sinnlichkeit der Naturreligion übersetzt, das Geistigste, Innerlichste in ein Äußerliches verkehrt, das in furchtbare Verderbnis mit Notwendigkeit ausartete. Es gab zwei Wege der Bekämpfung: Erneuerung und Befreiung des innersten Kerns durch die Energie des Gemüts und Umgestaltung des schlechten Organismus, Neuschöpfung eines Baues, der die Kirche zum Staat in ein gesundes, dem wahren Bedürfnis der nationalen Kraft und Ehre entsprechendes

Verhältnis setzte. Die zweite dieser Richtungen durfte allerdings von der Wurzel, der tiefen Energie des Gemüts sich nicht trennen, sonst war sie ohne Basis, ohne Kern, aber diese innerliche Seite wird bei ihr mehr in der Form allgemein ethischer Wärme, als in der Form spezifisch religiöser Innigkeit auftreten. Beide Richtungen stellen sich dar und ergänzen sich in Luther und Hutten; jener ist ärmer in seinem Wollen, denn er entwickelt nicht die kirchlich politischen und weltlich politischen Konsequenzen einer Umgeburt des Glaubens; dieser ist ärmer an Tiefe, denn er bleibt, was den geistigen Kern der großen Umwälzung betrifft, bei dem ethischen, antiken Begriffe der virtus stehen. Er hat nicht die volle, konzentrierte Innigkeit Luthers; dafür verkehrt er aber auch nicht den Begriff des Glaubens, worin Luther dieser Konzentration, richtiger: dieser Rückgabe des entwendeten eigenen Zentrums an den Menschen ihren Ausdruck gab, in den neuen falschen Begriff des Glaubens an einen stellvertretenden Opferakt, der die Versöhnung mit Gott, die jeder nur frei in sich vollziehen kann, tatsächlich außerhalb unser vollzogen haben soll; dafür hat diese weltliche, geöffnete, ritterliche, ethisch politische Natur nichts von dem „geistlich Gebundenen, Verdüsterten" in Luthers Persönlichkeit. Insofern wohl wirkt Luther mehr ins Weite, als er sich von Anfang an vor allem an das Volk wandte, während Hutten von vornherein durch die Großen wirken wollte; „aufklären läßt sich mittels der Großen, aber reformieren, ein veraltetes Kirchen- oder Staatswesen umbilden, nur, ob mit, ob gegen die Großen, durch die Mittleren und Kleinen". Doch mußte Hutten anfangs hoffen, durch die Großen und gerade durch den Kaiser zu seinem umfassenderen Zwecke, der mit der befreiten Kirche zugleich die politische Einheitsbildung im Auge hatte, zu gelangen. Denn dahin hob sich ja bald im Unterschiede von Luther seine weitschauende Auffassung. Er geht wie dieser aus von der Empörung über den moralischen Zustand der Kirche, die Wollust, die Schlemmerei, die Prunksucht, die Habsucht, welche das Höchste, die Religion zur Fundgrube schnöden Gewinns macht, die Ränke, die ganze Fäulnis, die nicht zum kleinsten Teile eine Folge des Zölibates war; die „unreinen Schweine, die verruchten Krämer sollen nicht länger mit den entweihten Händen das Heiligtum berühren"; und solange er wirkt, bleibt der energische Grimm gegen die verdorbenen

Sitten der Pfaffen ein Grundton. Aber politisch wie sein Geist ist, faßt er die moralisch religiösen Übel vom Standpunkte des Rechts, der Freiheit („sterben kann ich, aber Knecht sein kann ich nicht"), des Vaterlandes; er faßt den Ablaßunfug, „den verruchten Handel mit Gnaden, Dispensationen, Absolutionen und allerlei Bullen, diesen Markt mit heiligen Dingen in der Kirche Gottes," die heilige Gaunerei, wie Shakespeare sagt, das Aussaugen, Ausplündern durch Kurtisanen, Pallienhandel und was alles zu diesem Erpressungssysteme gehörte, vom Standpunkte der vaterländischen Freiheit und Ehre. Ihn empört, daß ein fremdes, ein romanisches Volk das deutsche also soll im Joche halten, ausbeuten, und noch dazu als hirnlos verhöhnen dürfen. In voller Kraft und Schöne ist der nationale Gedanke, wie vorher nirgends, in diesem Hutten da, und das edle, mannhafte, treue deutsche Herz muß uns vor allem schon darum teuer sein. So begreift er ganz den absolut unnationalen Charakter des Ultramontanismus. „Diese Römlinge," sagt er in seiner Türkenrede, „gönnen eher den Türken, als den Deutschen einen Zuwachs an Macht." Wie richtig hat er geschaut, was seither reichliche Erfahrung uns bestätigt hat und täglich neu bestätigt! Wer sein Vaterland ultra montes hat, wird in keiner politischen Frage rein blicken; in die Beurteilung jedes Sachverhalts drängt sich ihm ein fremdes, nicht rein menschlich unbefangenes Interesse; er würde dem Feinde des Vaterlandes die Tore öffnen, wenn ihm dieser die Förderung der kirchlichen Macht verbürgte, ja, er hat es oft genug getan; er verbündet sich mit ihrer Freiheit, selbst mit der extremen Demokratie, um mit ihrer Hilfe die sogenannte Emanzipation der Kirche vom Staat zu erreichen, die ihm so viel bedeutet, als Beherrschung des Staats; er verbündet sich mit der äußersten Rechten, um den Gewalthabern seine Unentbehrlichkeit zu zeigen und für die angebliche Rettung des Staats durch die Stütze der Kirche nachher die maßlose Rechnung aus der Tasche zu ziehen; es gibt keine Koalition, die ihm zu unsauber wäre, es gibt keinen noch so unbefangenen Fall, bei dem es der Staat nicht zu fühlen bekäme, daß er in der Kirche, sofern sie als Kirche zu einem besonderen Staate mit dem Anspruch auf weltliche Macht sich versteinert hat, einen fremden Körper, einen schwärenden Dorn in seinem Fleische trägt.

Die nationale Idee, wie sie einen Hauptzug in Huttens feurigen

Bestrebungen bildet, ist ihm zunächst einfach Herzenssache; er ist ein Patriot als braver deutscher Mann. Verdoppelt aber hat sich in ihm ihre Kraft durch seinen Humanismus; er hat den Geist der Vaterlandsliebe durch das Studium der Alten in sich geweckt, gekräftigt, es ist etwas wahrhaft Antikes in ihn gekommen. Und nun ist es sein Schmerz, daß er das Vaterland seiner selbst nicht würdig sieht. Hutten weiß wohl, daß das Grundübel im deutschen Charakter der Uneinigkeit liegt; er klagt genau, wie wir heute klagen, daß diese Uneinigkeit uns zur Beute des schwächsten Feindes macht, er stößt Seufzer aus, die genau klingen, als hätte er mit uns zusehen müssen, wie selbst der Däne dem starken Deutschland Hohn lachen darf. Daß nun aber in ihm die politische Idee ganz mit der kirchlichen zusammenfällt, das ist es, wodurch er im tragischen Wendepunkte der Geschichte Deutschlands als der Patriot dasteht, der genau erkennt, um was es sich in den deutschen Verhältnissen handelt, der daher uns Neueren für immer eine prophetische Gestalt bleibt, eine Gestalt, deren Erinnerung sich an jede Klage über den versäumten großen Moment knüpfen muß: er begreift wie keiner, was wir heute noch beseufzen, noch lange beseufzen werden: daß der deutsche Kaiser, wenn er die Bewegung der Geister in Deutschland nicht verstand, wenn er nicht wenigstens den politischen Blick hatte, sie zu benützen, sich an ihre Spitze zu stellen, eine deutsche Nationalkirche unabhängig vom Papsttum zu gründen, mit der kirchlichen Freiheit zugleich den unwiederbringlichen Augenblick opferte, wo die politische Einheit zu gründen war; daß, wenn die Reformation gegen ihn des Schutzes einzelner Fürsten bedurfte, mit ihr die Fürstenmacht gegen die kaiserliche sich mit raschen Schritten zur Selbständigkeit ausbilden mußte: durch jedes seiner Worte vibriert die Ahnung, daß Deutschland seiner höchsten sittlichen Tat seine völlige politische Zerreißung und alle Leiden eines langen, entsetzlichen Krieges danken werde. Wenn wir heute, nach 300 Jahren, ratlos vor der Frage stehen, mit welchen Mitteln die Nation nachholen könne, was in jenem großen Augenblick versäumt ist, wahrlich, Huttens Geist darf sagen: ich wußte es wohl, so mußte es kommen, wenn man uns nicht hörte. Er ist voll der alten Herrlichkeit und Größe der Nation, begeistert, wie sein „Arminius“ zeigt, von dem Bilde, das Tacitus uns hinterlassen, begeistert von der großen

Kaiserzeit; aber er ist darum kein Romantiker des Patriotismus, er versteht echt politisch die Krise der Zeit, getreulich und klar sagt er dem Kaiser, in welcher Tiefe der Verblendung gegen sein eigenes Interesse er befangen sei, wenn er der Pfaffenherrschaft nicht ein Ende mache, kühn ruft er ihm zu, Deutschland könne jetzt keinen Pfaffenkaiser brauchen. Man kann, so verständig, wie er bei aller Wärme die spezifischen Verhältnisse der Nation auffaßt, sagen, er sei der erste moderne Patriot.

Dies ist das Charakterbild, wie es der Biograph Zug für Zug vor uns entstehen läßt. Er vergißt nicht, auf die Verwandtschaft mit Schillers Geist hinzuweisen; wem fallen nicht Goethes Strophen ein: „es glühte seine Wange rot und röter von jener Jugend, die uns nie verfliegt" —? Es ist das Palladium, das ewige Ehrenrecht des Menschen, die Autonomie, was die beiden großen Herzen mit dieser reinen und stetigen Glut erfüllt hat. Auch im Talente zeigt sich die Verwandtschaft. Der Unterschied ist zwar groß genug: Schiller ist Dichter, Hutten ganz Mann des Wollens und Wirkens; was er von Phantasie und Formgabe besitzt, verwendet er als Mittel zum hohen Zweck. Doch wissen wir, daß in Schiller die spezifische Kraft der Phantasie nur in unterbrochenen Stunden rein und ungemischt tätig war, daß zwischen die rein poetischen Stellen jene ausgedehnten Strecken sich hinziehen, wo die ideale subjektive Begeisterung des Dichters der mangelnden Objektivität ihr Feuer suppliert. Hier ist Schiller rhetorisch. Umgekehrt, wenn Hutten im ganzen Organismus seines Talents rhetorisch ist, so bricht doch in einzelnen Blicken, ungleich seltener freilich als bei Schiller, ein wirklicher Dichter durch; Bilder, wie jenes in der ersten Rede gegen den Herzog Ulrich von Württemberg, wo wir den Mörder bleich, mit stieren Augen von der vollbrachten Tat aus dem Walde zurückreiten sehen, sind Shakespearisch zu nennen. Schillers Geist ist dramatisch und Hutten steigt, nachdem er Lucian kennen gelernt, von Epigramm und Elegie durch die Mittelstufe der eigentlich rhetorischen Form, der Rede (und des Briefs), zu derjenigen Form auf, welche dem Drama am nächsten liegt: dem Dialog. Sie tritt zum erstenmal auf in der schneidendsten seiner Schriften gegen den Herzog Ulrich, dem Phalarismus, und wird am lebendigsten in den Inspicientes und dem Bullicida. Es ist die Auseinanderlegung des eigenen Innern

in die objektive Form fingierter Personen und einer kleinen Handlung, wodurch hier der zürnende Rhetor innerhalb der Grenzen, welche die Tendenz setzt, in den Dichter übergeht. Haltung und Geist aber ist vorherrschend satirisch und dieser gemischte Nebenzweig des Komischen das Gebiet, worin sich naturgemäß der Geist bewegt, der stets die Wirklichkeit über der durchglühenden Folie des Ideals betrachtet. Auch hier finden wir Schiller; er ist in den Xenien so viel fruchtbarer und schneidender, wie sein Geist direkter ethisch war, als Goethes rein poetischer Genius. Hutten ist witzig, der Zorn, der Unwille reizt den Witz in ihm auf. Er vermag, wie dies eben in der Natur des Dialogs liegt, sich des subjektiven Pathos so weit zu entäußern, daß er zu der gegenständlichsten Form des Witzes, der Ironie fortgeht; natürlich aber bricht immer wieder das Pathos durch und eifert flammend, Stoß auf Stoß häufend in sprudelnden Ausrufungen, Anreden, Fragen; denn bei ihm „ist das Lachen nicht das letzte, sondern der Zorn; er sieht in den Mißbräuchen, die er verspottet, nicht bloß das Törichte, sondern mehr noch das Verderbliche". Strauß hat nachgewiesen, daß die Epistolae obscurorum virorum in Erfindung und im besten Hauptteile der Ausführung von Crotus Rubianus rühren; in diesem köstlichen Werke wird die Satire zum objektiven Humor, der seine Bildungen, seine Charaktermasken völlig frei, in absoluter Naivität, als wären sie ganz unbelauscht, sich ergehen läßt; o, wie göttlich selig befinden sich diese reinen Pfaffenexemplare in der himmlischen Gemütlichkeit ihres Austauschs, in der Vollendung ihrer Aberweisheit, im süßen Ausplaudern ihrer Schweinereien, in der behaglichen Fülle ihrer Unwissenheit! Und wie wird diese vollendete Sicherheit der Naivität durch die vollendete Selbstgewißheit dieses barbarischen Latein erhöht! — Es ist aber der zweite, mehr direkte Satire enthaltende Teil, welcher Hutten, wie Strauß es wahrscheinlich macht, zum Mitarbeiter hat; ein weiterer Beweis, daß er mehr Satiriker als Komiker ist.

Wir haben bis jetzt mehr von der Sache, als der Kunst des Biographen gesprochen; wer dieses Werk kalt findet, der verkennt nicht nur überhaupt das wahre Wesen der Objektivität eines geistigen Kunstwerks, sondern übersieht mit merkwürdiger Blindheit überall auch im einzelnen des Verfahrens, wie der Verfasser, während er seine Mühe, seinen Apparat und sein eigenes Feuer zurückhält,

gerade nur um so energischer wirkt: er läßt seinen Mann selbst reden, er zieht mit seiner Hand überall das Wesentliche, Schlagende heraus und gibt uns von jeder seiner Schriften ein angemessenes, durch schlichte Klarheit befriedigendes Bild. Wir lernen das Pathos des Mannes und sein Formtalent, sein Verfahren, seine rednerisch poetischen Mittel immer zugleich kennen. Was die Form im engeren Sinn der Sprache und des Versbaus betrifft, so war Hutten bekanntlich einer der besten Latinisten seiner Zeit. Seine Distichen erhalten wir in gewandter Übersetzung. Vom Jahr 1520 fängt Hutten an, seine lateinische Kunst dem großen Zwecke der Einwirkung auf die Nation zu opfern, und wir lesen sein schwerfälliges Deutsch mit jenem gemischten Gefühle des drückenden Gedankens an den so besonders schweren und langsamen Gang, den die deutsche Bildung nahm, bis sie in Sprache und innerer Form die klassische Helle und Schönheit sich angeeignet, und der Rührung über die innere Wärme, wie sie mit dem harten, noch ungefügigen Materiale kämpft.

Eine reiche Gruppe von Charakterbildern umgibt dieses Gemälde des Helden und erhöht es durch Farbenunterschied und Schatten, durch Verwandtschaft und Gegensatz. Die bedeutendsten Humanisten der Zeit, Deutsche und Italiener, lernen wir kennen, indem sie mit Hutten in Verbindung treten, während der Pfaffengeist als Obskurantismus im feindlichen Heerlager, vornehmlich in seinem Hauptneste, Köln, an der Spitze die gefährliche Fratze Hochstratens, durch den Reuchlinschen Streit zur vollen Anschauung gebracht wird. Die deutschen Humanisten, die hier vor uns auftreten, schreiten nun in verschiedenen Graden des Interesses auch zur Teilnahme an der Reformation fort, und dies lag ja in der Natur der Sache: gerade Reuchlins Streit mit den Kölnern zeigte, daß Reformation und Humanismus in der Wurzel zusammengehören müssen, da sie einerlei Feinde hatten. Klassische Bildung und Erkämpfung einer sittlich gesunden, von falschen Transzendenzen und verkehrter Aszese gereinigten, innerlich freien Lebensform müssen ja zusammenfallen. Aber keineswegs schlechthin. Bildung ist friedlicher Entwicklungsgang; sie wird die ethische Befreiung des Menschen in irgendeinem Sinne immer als Frucht in ihrem Schoße tragen; dieser Sinn kann sich aber auf eine bloße Anschauung, ein bloßes Bild der inneren Freiheit ohne wahre Realität beschränken, die Bildung kann über

einen Charakter, der innerlich nicht befreit ist, herwachsen, obwohl innere Befreiung an sich ihre Konsequenz ist; die Ziehung dieser Konsequenz fordert noch ein anderes, die ethische Neuschöpfung verlangt einen Willensakt. Die Bildung dringt nach der Form hin und antizipiert gern eine harmonische Vollendung, ohne vorher für ihren Kern gesorgt zu haben. Daher führt sie sogar eine Scheue mit sich vor dem, was sie in Wahrheit zugleich wollen sollte: eine Scheue vor dem Durchgreifenden, von vorne straff Beginnenden einer ernsten Charakterkrise; sie liebt die stille, sanfte Kontinuität, sie erschrickt vor dem entschiedenen Bruch. Doch der einzelne mag eher mit sich fertig werden, es handelt sich weniger von ihm, als vom Ganzen, Öffentlichen, und hier erst zeigt sich der tiefe Unterschied. Bildung ist nicht für alle, erweitert sich über die Massen nur in äußerst langsamer Ausdehnung; dem Volke soll das Kleinod sittlich religiöser Befreiung errungen werden, e h e es zur Bildung reift, ja als Grundlage möglicher Bildung. Und dies will Kampf, öffentlichen Kampf. Im großen öffentlichen Kampfe geht es aber nie ganz reinlich und säuberlich her; Roheit, Wildheit kommt zutage, Leidenschaften werden entfesselt, furchtbare Mißverständnisse scheinen das neue Licht zu verlöschen; eine alte Autorität fällt, die neue ist noch nicht begründet, mit der Ehrfurcht vor jener scheint alle Ehrfurcht zu schwinden, das Chaos einzubrechen; da braucht es sittlichen Mut, nicht irre zu werden, eine harte Haut, nicht verletzt und zurückgestoßen sich in das Asyl der stillen Genüsse der bloß persönlichen, esoterischen Bildung zurückzuziehen. Hutten aber, der Mann voll Liebe der Wissenschaft, ist zugleich auch der Mann der Kraft, der den rauhen Boden der Taten zu betreten keine weichliche Scheue kennt. Er muß manchem seiner humanistischen Freunde an Feinheit, an Klugheit, an ästhetischem Talent hintanstehen, aber die ethische Gewalt seiner Natur ist es, die ihn hoch aus ihrem Kreise hebt, indem sie das Interesse des Humanismus und der Reformation in ihm zur wirklichen, konkreten Einheit bindet. So erzeugt sich ein Kontrast von der lebendigsten, belehrendsten Wirkung: Die bloßen Humanisten fallen, da es mit der Reformation ernst wird, erschrocken fast sämtlich von der großen Sache ab, Hutten wird unter Kampf, Hindernis, Gefahr nur immer eifriger, glühender, ohne darum dem Humanismus abtrünnig zu werden. Es ist keine leere Zutat,

sondern ein ganz organisches Glied dieser Biographie, daß uns zum Schluß auch der Ausgang jener Männer erzählt wird, daß wir sehen, wie der geistreiche Humorist, der Verfasser der Epistolae obscurorum virorum, Crotus Rubianus, der feine Pirkheimer, der gemütliche, sanfte Mutianus Rufus, dem die beata tranquillitas Losungswort war, den Sturm nicht ertragen, sondern nach lebhaftem Anlauf der Teilnahme an der Reformation, da sie rauher und gewaltsamer in die Welt tritt, da gar der Bauernkrieg ausbricht, hinter sich gehen, den Schatz des neuen Lichtes der Menge aristokratisch verbergen möchten, unzufrieden, zerfallen mit der Gegenwart hinsinken, erlöschen, und nur der heitere, lebensfrische Eoban Heß bis zum Ende ausharrt. Die Hauptfigur aber, die unserem Helden in reinem, vollem Kontraste gegenübersteht, ist Erasmus: ein geschichtlicher Gegensatz von zwei Naturen, wie ihn wirklich ein Künstler selbst nicht besser hätte erfinden und anordnen können, nebeneinander zwei Typen von allgemeiner, für alle Zeiten wahrer Bedeutung. Wir kennen unseren Biographen schon zu gut, um zu fürchten, er werde sich gegen das berühmte Haupt des Humanismus durch diesen Kontrast zur Ungerechtigkeit verführen lassen, er werde dem Manne, den er als Inbegriff fast alles dessen bezeichnet, was infolge der Wiedererweckung des Studiums der Alten die Geister der abendländischen Nation seit mehr als hundert Jahren errungen hatten, sein unendliches Verdienst schmälern. Die Darstellung, wie nun aber diese Natur durch die Reformation aus dem Gleichgewichte gebracht wird, gehört zu den wahrhaft klassischen Partien des Werkes. Erasmus genießt zunächst jede Entschuldigung, die wir einem Goethe gönnen, wenn sein reinlicher, milder, schöner Sinn von dem Rohen, was die großen historischen Kämpfe unvermeidlich mit sich führen, abgestoßen wird. Ursprünglich ist er dem Zwecke der Reformation gar nicht entgegen, er selbst hat Aberglauben des Volks, Unwissenheit und Barbarei der Geistlichen, Aberwitz der Scholastik, Plackereien der Fastengebote, auch die Herrschsucht und Habsucht des römischen Hofes mit der Waffe des Spottes angegriffen; aber der feine, ironische, diplomatische Mann wird von Luthers leidenschaftlicher Energie, von der Gewaltsamkeit, womit die Reformation auftritt, zurückgestoßen; er will sachtes, allmähliches Wirken, milde Formen, er will, da der Kampf heftiger entbrennt, „lieber Zuschauer als Mit-

spieler" sein, ihm ist Streit und Krieg der Übel größtes, und er will lieber von der Wahrheit ein Namhaftes zurücklassen, um — mit Papst, mit Bischöfen die Kirche zu reformieren, er will „die bittere Pille so süß als möglich einhüllen". Und worin er nicht nur namens seines Naturells, sondern der Sache selbst für die nächste Zeit recht hat: er fürchtet für den Fortgang der humanistischen Bildung. Er wurde auch unterbrochen, aber unterbrochen, um ihrer Zukunft den tieferen sittlichen Boden zu legen. Einem solchen Manne mußte es gegenüber einem Luther und Hutten zu Mute sein, wie wenn ihm auf eine zierliche, säuberliche Reinschrift von roher, täppischer Hand das Tintenfaß ausgeschüttet würde. Soweit ist alles nur natürlich. Aber Erasmus ist nicht ein reiner Typus der humanistisch quietistischen Geistesform wie Goethe. Goethes Scheue war nicht Feigheit, Eitelkeit, Egoismus, Servilismus, und er ist nie bissig, nie boshaft, nie unwahr gewesen. Diese übeln Flecken treten in Erasmus zutage, da die entscheidende Stunde kommt, wo er nicht mehr hinter dem Berge halten kann, wo es heißt: Entweder oder. Sie kommt, da der flüchtige Hutten in Basel die erste Zuflucht sucht. Der feine Herr will sich vor seinen hohen Gönnern nicht bloßstellen, weicht unter elender Ausflucht dem Besuch Huttens aus, verleugnet in einem Brief an seinen Freund Laurinus in Brügge spitzfindig, kalt und falsch die Reformatoren, lügt über einzelne Umstände, es entbrennt in der Expostulatio Huttens und der Spongia des Erasmus jener bittere Streit, worin Hutten wohl die „Starrheit an den Tag legt, durch die er sich aus allen Verhältnissen herausgesetzt," Erasmus aber „Wahrheit und Würde" aus den Augen verliert, und es treten sich so „zwei ganze Menschen, zwei geschlossene Standpunkte entgegen, deren jeder seine einseitige Berechtigung hat, aber eben durch diese Einseitigkeit der Schuld und dem Schicksale verfällt." Doch die Schuld ist ungleich: rücksichtsloses Durchfahren entehrt nicht, wie feige, eitle, kriecherische Rücksicht. Erasmus gehört doch nicht bloß zu den Leuten, die den Pelz waschen und nicht naß machen wollen; es ist ihm auch wieder mit dem Waschenwollen nicht ernst. Er war zu gescheit, um mit voller Überzeugung zu schreiben, wie er in der Spongia tat: man könne wohl den einzelnen Papst tadeln und hassen, und doch mit dem Papsttum es halten: „eben die Erfahrung war ja damals reif

geworden, daß das Verkehrte und Verderbliche im Papsttum selber liege, daß also ein zufällig besseres Individuum, das in die Stellung eines Papstes komme, entweder durch dieselbe verderbt oder doch so gebunden werde, daß seine Vorzüge dem Institute und der Welt nicht zugute kommen." Das volle Bild des matten juste milieu, das Erasmus einnimmt, geben seine Vorschläge, wie man sich auf beiden Seiten mäßigen, hübsch ineinander schicken solle; in allen Hauptartikeln des christlichen Glaubens sei man ja einig, der Streit betreffe nur Unwesentliches, die Gelehrten sollen ohne Zank und Schmähungen über die Beilegung des Zwiespalts und das Beste der Christenheit verhandeln und die Ergebnisse dieser Verhandlungen in geheimen Briefen dem Papste und dem Kaiser zur Kenntnis bringen, — „ein Vorschlag, der so kindisch ist, daß man glauben müßte, Erasmus selbst habe im stillen darüber gelächelt, wüßte man nicht, wie die Furcht vor Revolutionen die klügsten Männer seiner Art über das Unzureichende der Mittel, die sie dagegen in Vorschlag bringen, zu verblenden pflegt." Vielleicht hat er doch gelächelt. Gegen solche matten Auskünfte stellt sich einfach wahr Huttens Wort: Christus habe erklärt, nicht den Frieden, sondern die Entzweiung und das Schwert bringe er; die Schuld der Unruhen falle auf diejenigen, welche das Evangelium nicht leiden wollen; auf die Frage aber, was besser sei, die Unruhen in den Kauf zu nehmen, oder, um sie zu vermeiden, die Unterdrückung des Evangeliums sich gefallen zu lassen, könne die Antwort nicht zweifelhaft sein. In ihrer Vollkommenheit tritt aber die Perfidie des Gegners zu Tag in der hübschen Ausflucht: „er spare sich, um ferner nützen zu können," seine spitzige Bosheit in der Flut indirekter Angriffe auf Huttens menschlichen und sittlichen Charakter und schließlich in dem Denunziationsbriefe an den Rat von Zürich, der dem Unglücklichen seine letzte Zuflucht stehlen sollte.

Doch sehen wir von diesen häßlichen Zügen des einzelnen Mannes ab und fassen das Ganze der Sache selbst mit den Worten unseres Biographen zusammen: „In der Reformation verengte sich der Geist der Zeit, aber dieses sich Verengen war zugleich ein sich Zusammennehmen, und zusammennehmen mußte er sich, um seine Aufgabe zu lösen. Der Humanismus war weitherzig, aber auch mattherzig, wie wir an keinem anderen deutlicher sehen als an

Erasmus: Er hätte die Umbildung der Zeit nicht durchgesetzt. Luther war engherziger, beschränkter als Erasmus: aber dieser sich zusammenhaltenden, nicht rechts noch links sehenden Kraft bedurfte es, um durchzubrechen. Der Humanismus ist der breite, spiegelnde Rhein bei Bingen: er muß erst enger und wilder werden, wenn er sich durch das Gebirge die Straße zum Meere bahnen will. Dadurch eben war Hutten so einzig, daß er mit der humanistischen Geistesweite den reformatorischen Willensdrang vereinigte."

Bei dieser Vergleichung des Humanismus und der Reformation drängt sich uns eine Bemerkung, eine Erweiterung dieser Betrachtungen auf, die sich an einen früheren Punkt in Huttens Leben knüpft: von seiner Reise nach Rom bringt er keinen Eindruck zurück, als den Abscheu über die kirchlichen und sittlichen Zustände. Es ist, als hätte er von der damaligen Kunstblüte Roms gar nichts gesehen. Ebenso ergieng es bekanntlich Luther, aber es ist bei Hutten, dem Humanisten, auffallender. Das Auge der Deutschen, die damals nach Italien kamen, einen Künstler von Fach wie Albrecht Dürer ausgenommen, hat sich daselbst gegen das Ästhetische schlechtweg verschlossen; bei allem, was für die Kunst geschah, haben sie nur an die Hauptquelle der Ausgaben, den Ablaß, die Aussaugung Deutschlands, an den schlechten Luxus gedacht, der mit dem edleren Luxus des klassischen Landes Hand in Hand gieng. Das ist barbarisch, darin waren auch unsere Humanisten damals Barbaren, und diese Barbarei des äußeren Formsinns, die selbst den philologisch Gebildeten noch anhieng, hat wesentlich noch dazu gehört, um Deutschland, um einen großen Teil Europas dem Joche der romanischen, mittelalterlichen Religionsform und Geistesumstrickung zu entreißen. Der Katholizismus besticht ästhetisch durch die pompösen Formen eines südlichen, klassischen Pathos. Die Völker, in denen der Formsinn über den Sinn des Inhalts wiegt, sind daher in seinen Banden geblieben. Im modernen Deutschland, als die überreife ästhetische Bildung den ehrlichen, nackten Wahrheitssinn zu ersticken drohte, in der Epoche der Schöngeisterei, der Genialität und Romantik haben wir die Übertritte erlebt, die von einer poetischen Vorliebe, einer „prédilection artistique" für die farbigen Formen des Mittelalters und seiner Kirche ausgiengen; die poetische Illusion verkehrte sich alsgemach in eine dogmatische. Der hierarchische Bau und was

dazu gehört von Wundern und Glanz der Bilder wurde für wahr gehalten, weil er schöner aussieht, als die sparsamen, strengen Formen, welche das Bedürfnis der inneren Sammlung erzeugt, und so landete der geniale Anfang endlich bei dem scheinlosen, bitteren Ernste, der den Geist der Aufklärung, den er mit Seichtigkeit und Altklugheit verwechselte, aus der Geschichte streichen zu können meinte. Eine solche Gefahr war nicht bei einem Goethe, er verachtet gründlich das Pfaffentum und den Wahn, aber er bietet dennoch gegen jene groben Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, welche nur das moralische, politische, religiöse Verderben und von der Kunst nichts sahen, den reinsten Gegensatz eines ästhetisch gebildeten, ästhetisch auffassenden, von der Wirklichkeit, von allen Fragen nach innerem und äußerem Volkswohl rein abstrahierenden modernen Pilgers in Italien. Es ist dies für ihn, den Menschen, der schlechthin auf das Schöne und die Betrachtung gewiesen war, kein Vorwurf, aber wo er allgemein urteilt, zeigt sich die gründliche Beschränkung seines Blicks in dem bekannten Epigramme gegen das Luthertum, worin er ihm seinen Haß erklärt, weil es wie das Franztum seinerzeit ruhige Bildung zurückgedrängt habe. Er kann damit nicht bloß die spätere Versteinerung der Reformation in einem neuen Dogmenzwang, nicht bloß das wüste Theologengezänke im Auge haben; nein, er meint die Einseitigkeit, die Leidenschaft, womit sich Luther selbst und mit ihm seine Nation rein auf die inneren, inhaltsvollen Interessen des Geistes warf, allem schönen Schein, aller runden, sanften, menschlich schönen Bildung zunächst den Rücken kehrte, so daß die bildende Kunst, die Poesie stockte, die Grazien ausblieben und erst im Lauf der Jahrhunderte eine ästhetische Bildung eintrat, welche bei den romanischen Völkern in ununterbrochener Fortentwicklung mit oder nicht allzu spät nach dem Abschluß des Mittelalters ihre Blüte feierte. Und er vergißt, sich zu fragen, ob er je einen Egmont, einen Faust, eine Iphigenie, ja ob er je irgend eines seiner Werke, ob Schiller je eines seiner Werke geschrieben hätte, wenn nicht jene unsere derben Ahnen mitten durch eine Welt des bestechenden schönen Scheines mit grober deutscher Bauernfaust durchgeschlagen und so eine Krisis der Zeiten heraufgeführt hätten, eine ethische Krisis, für welche nie und nimmer die ästhetische Bildung ein Surrogat sein kann, welche vielmehr einer echten,

tiefen, wahren Kunst und Poesie, wie die neuere deutsche es ist, vorausgehen mußte! Die gebildeten Geister Italiens waren damals vom Kirchenglauben völlig gelöst, aber sie ließen die Kirche stehen, sie wollten (um von allen niedrigeren Motiven abzusehen) den rauhen Lärm des Kampfes nicht, ihre Nerven waren, wie Goethes, zu fein für den groben radikalen Schlag des wirklichen Abbruchs und Umbaus, und dadurch ist — Italien gesunken, zurückgeblieben, hat den wahren Schritt in die moderne Zeit nicht vollzogen und stellt sich vor die Pforte seiner Zukunft die schwere, dunkle Frage, ob die hochbegabte Nation noch fähig sei, in irgendeiner ihr entsprechenden Form die moderne Entscheidung des Geistes zur inneren Befreiung, ohne welche die äußere auf Sand gebaut ist, nachzuholen. Frankreich hat ein ungenügendes Äquivalent für die Reformation in der Summe freier Gedanken erzeugt, welche als wahrer, freilich entstellter Kern seiner Revolution zugrunde lagen, und nur darum lebt und wirkt es aktiv in der modernen Geschichte, Kunst, Literatur. Wohl uns also, daß unsere Vorfahren überhaupt gar die Versuchung nicht kannten, gegen das ethisch Überlebte sich ästhetisch zu verblenden, daß sie solche Tendenzbären waren, daß der schöne Schein sie nicht bestechen, daß der Glanz der bella donna sie nicht blenden konnte; wohl uns, daß sie nicht mit der Phantasie anfaßten, was der grobe Verstand, die Vernunft und der moralische Sinn zu entscheiden hat! In der Uffiziengalerie zu Florenz hängt in einem Kabinette nahe der berühmten Tribuna Luthers Porträt; ein seltsamer Nachbar der Mediceischen Venus, des Apollino, der Perlen der Malerei aus jener Zeit, da die schöne Sinnlichkeit des Altertums in Italien sich mit der christlichen Vorstellung und Stimmung zu einer Glut und Süßigkeit verschmelzte; er sieht mit dem knorrigen, eichenrindigen Gesichte drein, als möchte er dem ganzen heidnischen Spuk umher eine jener dicken Zoten zurufen, mit welchen er wohl den Teufel, wenn er ihn zu versuchen kam, abzuspeisen pflegte. Diese Roheit des energischen Gemüts hat uns gerettet und die Grundlagen einer späteren, aber so unendlich tieferen ästhetischen Bildung erobert. Die Deutschen galten damals bei den Welschen als hirnlos, sie wurden als Gäule, Esel, Ochsen verspottet, wie wir auch wohl heute noch dort eine razza inferiore heißen; an seinem glänzendsten Werke, dem stolzen Bau seiner Kirche, hat es der formgewandte,

kunstreiche romanische Geist erfahren müssen, welche Kräfte hinter dem schwerfälligen, breiten, dummlichen Wesen dieser Menschenrasse verborgen sind: sie haben ihn um die Weltherrschaft gebracht.

Wir kehren zu unserem Zusammenhang zurück. Haben wir in dem Bilde des Erasmus gegenüber Hutten den ganzen und vollen Kontrast des leidenschaftlich strebenden Helden und des retardierenden Repräsentanten der Schonung des Bestehenden, so zeigt dagegen das Verhältnis zu Luther die mildere Form des Kontrastes, die Ungleichheit im Verwandten. Das Wesentliche dieses Unterschiedes haben wir oben bereits ausgesprochen: dort die tief konzentrierte, volkstümlich innige und direkt auf das Volk, durch das Volk wirkende, rein religiöse, aber auch dogmatisch gebundene Energie des Gemüts, hier die rationellere, lichtere, am Klassischen gebildete, in der Grundidee weniger tiefe, der politisch-ethischen Seite zugewandte Begeisterung des ritterlichen, weltsinnigen Humanisten, der zuerst durch die Großen zu wirken gedenkt. Das Innerste dieses Gegensatzes kommt aber erst zutage, da Hutten diese Hoffnung scheitern sieht und seinen Zweck durch das Mittel der Gewalt durchzuführen gedenkt. Daraus entspringt die Katastrophe seines Lebens, und so sind wir auf das sukzessive Bild geführt.

Wir haben bisher von der Zeitform der Entwicklung, in welcher der Biograph sich notwendig bewegt, abgesehen und die Stellen aus seiner Erzählung da und dort herausgenommen, um den Kern der Charaktere und die großen Grundwahrheiten, um die sich ihre Kämpfe drehen, in ihrer Allgemeinheit hinzustellen. Es mag dies Verfahren wie das Zersprengen einer wohlgefügten, stufenförmig sich aufbauenden Ordnung erscheinen; allein die Kritik verkennt darum nicht den künstlerischen Bau einer Schrift, wenn sie bemüht ist, vor allem die großen, durchgehenden Grundkräfte herauszustellen und in Wirkung zu setzen. Der Verfasser selbst geht Schritt für Schritt seinen gemessenen Gang, läßt seinen Mann in die Welt treten, wachsen, reisen, wirken, leiden, untergehen, und die großen Ideen, die starken Lichter, die auf die innersten Mächte des Lebens, die geistigen Hebel der Geschichte fallen, springen in dem reichen, geordneten, umsichtig sich erweiternden und zusammenhaltenden Bilde nur wie von selbst hervor. Wir werden diesem Bilde nicht in seine einzelnen Züge nachgehen; andere Kritiker, welche sich mehr

auf das einzelne Geschichtliche einließen, haben das Geschäft bereits übernommen, das historische Material spezieller beleuchtet, und wir dürfen das Prädikat ebenso gewissenhafter, als künstlerischer Verarbeitung des Stoffes durch sie als begründet ansehen. Uns genügt es denn, die Hauptstadien von Huttens Leben hervorzuheben.

Das erste Stadium setzen wir bis zu seiner Agitation gegen Herzog Ulrich von Württemberg. Es ist der Lebensabschnitt, wo der Humanist sich ausbildet, aber bald in die Form der klassischen Bildung der starke Inhalt des energischen Rechtssinns einströmt und so der feurige Rhetor reif wird, ein Fortschritt, der eben in den Reden und Dialogen gegen Herzog Ulrich als fertig vor Augen tritt. Wir sagen: Rechtssinn; das patriotische und das kirchliche Pathos setzt allerdings bereits an und spricht sich aus; der Aufenthalt zu Wien, die erste und zweite Reise nach Italien geben den Anlaß dazu. Das Aufmahnungsgedicht an Kaiser Maximilian, die größtenteils in Italien verfaßten Epigramme gegen Venetianer und Franzosen verkünden den warmen Sinn für Ehre und Macht des Vaterlandes, und in denselben Epigrammen wendet sich Hutten auch schon gegen den ungeistlichen Geist des Papstes, des kriegerischen Julius II., gegen Ablaß- und Bullenkram, gegen die schmachvolle Ausbeutung Deutschlands. Bei dem zweiten italienischen Aufenthalt wirft er sich im Nemo oder *Οὖτις* bereits auch gegen die Theologen, er kommt — ein entscheidendes Ereignis — nach Rom, sieht die ganze Fäulnis in der Nähe, er spricht in mehreren Epigrammen den empörenden Eindruck aus, ebenso bricht im Anblick italienischen und französischen Übermuts der patriotische Zorn wieder im Spottgedichte Marcus und in dem Gedicht über die Fischerei der Venetianer aus, und in einer poetischen Epistel an Kaiser Maximilian fordert er diesen noch einmal auf, die deutsche Ehre und Obmacht in Italien wieder herzustellen. Diese Seite seines Kämpfens verhält sich jedoch zum späteren nur wie ein Vorspiel: Die ganze Gewalt seines Geistes ergießt er in die Schriften gegen den Herzog von Württemberg, hier tritt der fertige Demosthenes auf, und sein Gegenstand ist ein Verbrechen, ein Mord, ein schreiendes blutiges Unrecht, das allerdings, von einem Fürsten verübt, mit dem grenzenlos beleidigten Rechtsgefühle zugleich den Geist der Freiheit als Tyrannenhaß wach ruft; doch bleibt der Umstand wesentlich, daß der Ermordete ein

Verwandter Huttens war; das Pathos ist noch kein reines, allgemeines. Auf seinen Fahrten durch Deutschland in früher Jugend war Hutten in Greifswalde durch die Lötze ausgeraubt worden; bis dahin war er Humanist im formellen Sinne des Wortes gewesen; da zum erstenmal ergoß sich der Geist in die Form und sprühte in den Querelen gegen die Lossier Huttens Zornfeuer. So ist dieses erste Stadium auf der einen Seite begrenzt durch einen poetischen Ausbruch der Empörung über Unrecht, das er rein in Privatverhältnissen erlitten, auf der anderen Seite durch einen leidenschaftlichen Kampf des ausgebildeten Rhetors, worin das private und das objektive, politische Pathos mitsammengehen; beidemal gemischt, ist es im wesentlichen die Idee der Gerechtigkeit, die ihn bewegt, tief und groß an sich, aber enger als die Interessen, die ihn in den folgenden Epochen in ihren Kreis ziehen.

Das zweite Stadium ist die Bahn des Ansteigens zur Höhe, zur vollen öffentlichen Wirksamkeit. Es beginnt mit Huttens Teilnahme an dem Streite Reuchlins und der Kölner Pfaffen. „Das war nicht mehr die zufällige Brutalität zweier halbgebildeter Geldmänner hinten an der Ostsee gegen einen armen Poeten, nicht die Ermordung eines unbedeutenden Vetters und Standesgenossen durch einen leidenschaftlichen Fürsten: hier war ein planmäßiger, durch gewaltige Kräfte unterstützter Versuch der Rückschrittspartei, in einem der Vorkämpfer der Bildung und Geistesfreiheit alles dasjenige zu unterdrücken, was auch für Hutten das Teuerste war." Mit seiner gewohnten Genauigkeit und Klarheit des Aufzeigens gibt uns der Verfasser ein Bild dieses merkwürdigen Vorkampfes der Reformation, merkwürdig vor allem dadurch, daß er in der Geschichte als Beweis jener Wahrheit dasteht, daß klassische Bildung des modernen Geistes und ethisch-religiöse Befreiung des Innern einerlei Feind in der Hierarchie und ihren Interessen haben. Der triumphus Capnionis ist nicht mit Sicherheit als Huttens Werk nachzuweisen, wohl aber das prosaische Vor- und Nachwort; außerdem zeigen Briefe aus Italien, wie lebendig ihn dort die Teilnahme an Reuchlins Sache bewegt hat, namentlich der schöne Brief aus Bologna an Reuchlin selbst, der den nicht immer mutig gestimmten Mann so kraftvoll zum Ausharren ermahnt. Die Teilnahme an den epistolae obscurorum virorum ist der zweite bedeutende Schritt

dieses Stadiums. Nicht schwächt den anstrebenden Mann die kaiserliche Gunst, der Dichter-Lorbeer, den ihm Maximilian nach seiner Rückkehr von Italien in Augsburg auf das Haupt drückt; rasch folgt der weitere Schritt, die erste entschiedene Wendung gegen Rom durch Herausgabe der Schrift des Laurentius Valla über die erdichtete Schenkung Constantins, die er mit der kecken sarkastischen Widmung an Leo X. begleitet. Die früheren vereinzelten Schüsse gegen das kirchliche Ausplünderungssystem vereinigen sich hier zu einem dichteren Hagel, und das Gefühl der nationalen Ehre sammelt sich gerade an diesem Punkte zum stärksten Ausdruck, weil „der Betrug so plump ist, daß man sieht, er war vorzüglich auf die Deutschen berechnet, von welchen die Italiener sagten, sie haben kein Hirn.“ Der Schritt war um so wichtiger, weil die Schrift auf Luther bekanntlich starken Eindruck machte. Noch aber sieht Hutten Luthers Sache als bloßes Mönchsgezänk an; er schreibt ausdrücklich, er wolle an den Fürstenhöfen für die Sache der kirchlichen Befreiung werben: „Es war die natürliche Politik des Humanismus, der auch Hutten treu blieb, solange er nur Humanist war.“ Er ist in die Dienste des Kurfürsten Erzbischofs Albrecht von Mainz getreten und erkennt in diesem Verhältnis noch keinen Widerspruch gegen seine höhere Aufgabe; nur die allgemein menschlichen Schattenseiten des Hoflebens sind es, die ihm freilich nach einem Jahre schon diese Stellung entleiden und den Dialog Aula in die Feder geben. Das Interesse Willib. Pirkheimers für diese Schrift gibt Anlaß, die edle Gestalt des Nürnberger Senators, eines der reinsten Repräsentanten „des allseitigen Wissens- und Bildungsdranges der Zeit“ vorzuführen. Inzwischen folgen sich rasch die Schriften, worin Hutten mit der vollen Ladung seines energischen, immer vor allem patriotischen Zorns gegen die kirchliche Knechtschaft anstürmt: vor allem jene schon erwähnte Türkenrede, worin so kraftvoll der Gedanke deutscher Einheit hervorspringt und welcher er, da er sie gegen den Rat der Ängstlichen unverstümmelt drucken läßt, das Wort voranschickt, „das die Reaktion aller Zeiten sich sollte gesagt sein lassen, aber freilich keine sich gesagt sein läßt: — In der Tat“ (sagt Hutten) „wenn es einen gibt, welcher die deutsche Freiheit so vernichtet wünscht, daß wir gegen kein Unrecht, keine Schmach mehr Einrede tun dürfen, der möge zusehen, daß nicht jene so geknebelte und fast erwürgte Freiheit

einmal, zu der Unterdrücker größtem Schaden, plötzlich ausbreche und sich wiederherstelle." Es folgt die Febris, die lodernde Satire auf das üppige Leben der Geistlichen, und später die Febris secunda, welche mit der ganzen Derbheit der Zeit namentlich die Zustände des Priesterkonkubinats als natürliche Folge des Zölibats aufdeckt. Der letzte stärkste Schritt zum Gipfel ist nun aber der Beginn der Gemeinschaft mit Luther, dessen Sache ihm von 1519 nicht mehr im früheren ironischen Lichte, sondern ganz als eins mit der eigenen erscheint, und an welchen er jenen herrlichen Brief vom 4. Juni 1520 voll Pietät und reiner Begeisterung richtet. Nun ist er auf der Höhe, und wir treten in ein neues Stadium ein. Die Epoche bis dahin trägt der wachsenden Anspannung zum Trotze noch immer einen friedlichen, zum Teil selbst idyllischen Charakter. Er hofft, wie wir gesehen, Heil noch ohne gewaltsamen Kampf von den Großen, vor allem von dem neuen Kaiser Karl V. selbst und von seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand. Freudig stimmen in seinem Gemüte noch die Musen mit dem ernsten, großen, öffentlichen Zwecke zusammen. Der Arme hält sich von der verzehrenden Krankheit geheilt und träumt von ehelichem Glück; der Dialog Fortuna lehrt uns im gewappneten Kämpfer den liebenswürdigen Menschen, die bescheidenen Wünsche des freundlichen, guten Herzens kennen.

Das dritte Stadium ist der Gang auf der Mittagshöhe des Wirkens bis nahe an den Rand, wo der jähe Sprung über Klippen zum Abgrund führt. Diese Höhe ist durch die Schriften Vadiscus und die Anschauenden bezeichnet, in welchen alle Stöße des Geistes, der nun ganz weiß, was er will, mit einer Kraft der Darstellung, die in der vollen Mannesblüte steht, sich vereinigen. Den Gebrauch der Bibelsprüche, worin er zum erstenmal in der geharnischten Vorrede zu einer älteren antipäpstlichen Schrift, die er auf der Bibliothek zu Fulda entdeckt hat, Luther nachahmt, gibt er mit richtigem Gefühle nachher wieder auf. Jacta est alea, war schon lange sein Losungswort, und jetzt ruft er: durchgebrochen muß endlich werden, durchgebrochen! Aber immer noch ist er nicht Revolutionär, während das Gewitter, das ihn dahin stößt, es zu werden, sich bereits zusammenzieht. Sein Verhältnis mit dem Kurfürsten von Mainz besteht immer noch fort und erklärt sich von der Seite des letzteren daraus, daß er

hoffen konnte, wenn sich die deutsche Kirche für sich abschloß, werde der Mainzer Erzbischof als Primas von Deutschland derjenige sein, dem das meiste, was man Rom entzog, zufallen müsse. Auch jetzt noch baut er auf den Kaiser, er reist nach Brüssel an den Hof des Erzherzogs Ferdinand, wo er diesen ebenfalls zu treffen und für seinen Zweck zu stimmen hofft; aber enttäuscht reist er ab. Die Freunde warnen ihn bereits vor Bann, Gift und Dolch; der Papst ist auf den kühnen Deutschen endlich aufmerksam geworden und verlangt von Erzbischof Albrecht, ihn gefesselt nach Rom zu senden.

Auf diesem Wendepunkt der Enttäuschung beginnt das vierte Stadium: die friedlichen Mittel sind als vergeblich erkannt, Hutten geht zur Drohung der Gewalt über. Mit einem schönen Bilde beginnt dieses Stadium: Franz von Sickingens stattliche Rittergestalt wird uns vorgeführt. Hutten war zuerst auf dem Feldzuge des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Württemberg, der in die Zeit der vorhergehenden Epoche fällt, in Verbindung mit ihm getreten; jetzt findet er, wie so mancher andere Verfolgte, Zuflucht auf seiner Feste Ebernburg. Ohne Illusion über das Rohe, Gesetzlose, Eigennützige im Fehdeleben der Ritterschaft zeichnet unser Biograph den Charakter des Mannes, dem es an innerem Adel und Empfänglichkeit für die großen Bewegungen der Zeit doch keineswegs fehlte: „Ein rauher, aber tüchtiger Stamm, auf welchen Hutten wie ein geschickter Gärtner die edelsten Reiser pfropft.“ Sickingen „ist diesem ebensoweit an Reichtum, Macht und Einfluß überlegen, als Hutten ihm an Geist und Bildung; dabei stand jenem reiche Lebenserfahrung, Übung in Geschäften des Kriegs und Friedens zur Seite; so ergänzten sich beide wie Idee und Praxis, wie Kopf und Arm.“ Strauß versäumt nicht, auf das rührende Bild hinzuweisen, wie der jüngere Hutten des höhergestellten, erfahrenen, aber ungelehrten Mannes, der Flüchtling des Beschützers Lehrer wird, ihn in die neue Geisteswelt der Reformation einweiht, wie sie in den stillen Winterabenden auf der Ebernburg zusammensitzen, „der Ältere sich des Lernens nicht schämt und der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem größern Meister, dem Mönche zu Wittenberg sich unterordnet.“ Und im Dialog Bullentöter setzt Hutten schön diese Ebernburg Rom entgegen: „Die Bulle rühmt sich, aus dem weltherrschenden Rom zu kommen, und ich im Gegenteil komme von der Ebernburg, der

Herberge der Gerechtigkeit, wo Pferde und Waffen im Werte, Faulheit und Feigheit in Verachtung stehen, wo die Männer rechte Männer sind" usw.

Sehen wir hin, wie es mit dem Innern unseres Hutten in dieser Zeit bestellt war, so darf man ja nicht meinen, es sei nun, da er in gewissem Sinn Revolutionär wird, eine Verwilderung in ihm eingetreten. Nein: es ist nach einer Seite jedenfalls noch eine höhere Stufe, die er ersteigt, sein Geist erweitert und läutert sich noch einmal. Er wendet sich ausdrücklich, wie vorher nicht, in seinen Schriften an die ganze Nation, er opfert seine tief eingewurzelten Standesvorurteile, erkennt den Wert des Beistandes der Städte, reicht ihnen die Hand zum Bunde, ruft endlich auch den Bauernstand zur Teilnahme, und der erweiterte Zweck führt ihn vom Latein zum Deutschen. Die erste der Hauptschriften dieses Inhalts ist noch lateinisch: „Omnibus omnis ordinis ac status in Germania principibus, nobilitati ac plebejis" usw. 1520; später jedoch übersetzt er diese wie andere frühere Schriften ins Deutsche; es folgt in demselben Jahre die (gereimte) Klag und Vermahnung gegen den unchristlichen Gewalt des Papstes und der ungeistlichen Geistlichen (nachher auch unter dem Titel: „Aufwecker der deutschen Nation"): Die feurigste „Zusammenfassung alles dessen, was Hutten jemals gegen die ultramontane Ausbeutung Deutschlands und das Verderben der Kirche geschrieben hatte", von Hutten selbst „ein zorniger Spruch" genannt, weniger logisch und künstlerisch als frühere Werke, aber um so treuherziger. „Es sind Stellen in dem Gedichte, wo man so recht spürt, wie der Mensch in Hutten von dem Eifer für die Sache, der er sich ergeben hat, wie die Kerze von der Flamme verzehrt wird, und die eben dadurch überaus rührend wirken"; in der „Anzoig, wie allwegen sich die römischen Bischöff oder Päpst gegen den teutschen Kaisern gehalten haben", wendet er sich an den jungen Kaiser; die Schrift „Entschuldigung" usw. legt vieles in der Klage und Vermahnung zum Milderen aus, unterstützt aber zugleich mit neuem Nachdruck ihren wesentlichen Inhalt; in Form und Ton des Volksliedes greift er an die Herzen der Nation: „Ein neu Lied Herrn Ulrichs von Hutten" 1521; er nimmt die dramatische Form wieder auf im „Bullicida", Bullentöter, worin er die Bannbulle gegen Luther platzen und ihren wahren Inhalt, Aberglaube, Habsucht,

Ehrgeiz, Heuchelei, Hinterlist, Meineid, Wollust usw. unter Gestank herausbersten läßt; ruhiger wird die große Angelegenheit in den beiden Dialogen: der erste und zweite Warner auseinandergesetzt; die Städte sucht zu versöhnen und in den Bund zu ziehen der Dialog „Die Räuber (Praedones)“; nach dem Reichstage zu Worms packt er die beiden päpstlichen Nuntien und die anderen geistlichen Gegner Luthers in seinen „Invectivae“, denen er ein Sendschreiben an den Kaiser beifügt; noch will er sich nicht gestehen, daß er das Vertrauen auf diesen verloren hat, aber mit flammenden Worten mahnt er ihn, ja er wagt es, ihm zu sagen: „Ein so großer Kaiser, der König so vieler Völker, so willig zur Knechtschaft, daß er nicht einmal wartet, bis er gezwungen wird!“ Noch einmal sucht er die Städte aufzurütteln in dem Gedichte: „Beklagunge der Freistette deutscher Nation“ und das Gespräch: „Der neu Karsthans“ ist es, worin er sich endlich auch an die Bauern richtet.

Schon im Anfange dieser Epoche hat Hutten in einem Schreiben an Kurfürst Friedrich von Sachsen auf den Fall, daß die Fürsten nicht im Bunde mit den Rittern den großen Schäden des Vaterlandes abhelfen, in letzte Aussicht die Gewalt gestellt. Seine Ungeduld wächst, er schreibt zunächst den früher erwähnten, „von Glut dampfenden Brief“ an Luther. Was nun den Kaiser betrifft, so stellt der Verfasser mit klassischer Ruhe einfach hin, was die Ursache war, daß die deutsche Nation um den großen Moment kam, der sich so günstig darbot, um zugleich mit ihrer religiösen Erhebung die schon vorhandene, aber ganz unzulängliche Form der Einheit zur wirklichen und wahren umzugestalten. Karl V., durch und durch romanisch gebildet, verstand allerdings die echt deutsche Bewegung der Geister nicht, aber das war es nicht allein, sondern noch mehr waren es seine Beziehungen als Herr der Niederlande, Spaniens, Neapels, seine Ansprüche auf Mailand: „ohne sie hätte Alexander noch länger als drei Stunden vor der Reichsversammlung zu Worms gegen Luther reden und noch mehr Geld zur Bestechung der Umgebungen des Kaisers verwenden mögen, er würde schwerlich zum Ziele gelangt sein. Dafür nun aber, daß der Papst es aufgab, die spanische Inquisition als Stütze der Königsmacht in jenem Lande zu erschüttern, daß er hoffen ließ, Karls Anschlägen auf Mailand nicht entgegen zu sein, verzichtete Karl darauf, durch eine Be-

günstigung des sächsischen Mönchs den Papst zu schrecken und bot ihm die Hand zu Luthers Unterdrückung." — Und so fordert denn Hutten trotz den fortgesetzten Versuchen, auf den Kaiser zu wirken, zu den Waffen auf, er will einen Pfaffenkrieg, er weist in der „Entschuldigung" allerdings darauf hin, daß der nicht Aufruhr wollen könne, der die Fürsten ermahnt habe, gerade zur Verhütung eines solchen den Dingen selbst zu raten; aber eben, da er voraussieht, daß sie es nicht tun, erscheint ihm die Gewalt als gerechte Notwehr gegen die unleidlichen Übel. Die Behandlung Luthers, die Achterklärung schürt seine Ungeduld aufs äußerste, er spricht von nun an, als habe er ein gerüstetes Heer hinter sich, dem er nur winken dürfe; brausende Freunde treiben ihn noch weiter ins Feuer, aber Sickingen, der einzige, auf den er bauen kann, hält zurück, entschließt sich dann zu dem Feldzuge gegen den Erzbischof und Fürsten von Trier, der zudem nur beiher dem reformatorischen Zwecke galt, im wesentlichen mehr aus politischen Standesinteressen unternommen wurde; der Feldzug mißlingt, für Hutten ist nun kein Bleiben mehr in seiner Zufluchtstätte, der Wendepunkt seines Lebens ist tragisch entschieden.

Zweierlei ist an dieser Peripetie zu unterscheiden: der Gedanke, den großen Zweck durch Gewalt zu erreichen, an sich und die verhängnisvolle Täuschung über die Mittel. Die letztere ist unzweifelhaft ein großer politischer Fehler Huttens und das eigentliche Moment der Schuld in der Tragödie seines Lebens; in öffentlichen Dingen wiegen ja große Verrechnungen so schwer als moralische Fehltritte im Privatleben. Huttens Schwäche war Ungeduld, Voreiligkeit; davon kann ihn niemand freisprechen wollen. — Was nun den Gedanken einer gewaltsamen Erhebung an sich betrifft, so hat ihn Luther bekanntlich von Anfang bis zu Ende verworfen: nur durch das Wort sei die Kirche gegründet, nur durch das Wort solle sie wiederhergestellt werden; und Luther hat „durch den Takt, den er bewies, während er das Volk im Innersten erregte, zugleich den Fürsten die Hand zu reichen, die Reformation wenigstens teilweise in Deutschland durchgesetzt." Camerarius aber sagt, da er in seinem „Leben Melanchthons" erzählt, wie er mit diesem Huttens Hinscheiden beklagte: „wenn es Hutten bei seinen Plänen und Unternehmungen nicht an dem Rückhalte wirklicher, insbesondere kriege-

rischer Macht gefehlt hätte, so würde eine allgemeine Umwälzung gefolgt und der ganze öffentliche Zustand ein anderer geworden sein." Eine Sache der Geister verbreitet sich durch das Wort; aber das Wort hat keine Macht, sie zu verbreiten, wenn ganzen Bevölkerungen durch Gewalt die Gelegenheit genommen wird, das Wort zu hören. Gegen die Sekten, welche der Reformation vorliefen, war blutige Gewalt gebraucht worden, blutige Gewalt hat die Reformation verhindert, sich über ganz Deutschland und weiter auszudehnen, blutige Gewalt hat sie in Frankreich, in Italien, Spanien unterdrückt, in den Niederlanden zu unterdrücken gesucht, und die Momente der neueren Geschichte, wo ihre Feinde es nicht scheuten, über Leichen ihren Einzug zu suchen, liegen nahe genug hinter uns. Hutten dachte nicht ohne weiteres an wilden Aufruhr; er wollte die Aufstellung einer Waffengewalt, um einzugreifen, wenn der Klerus sich sträubte, die Unterordnung unter Rom, die Abgaben an Rom, die schreiendsten Mißbräuche, namentlich das Zölibat, abzuschaffen, die Klöster aufzuheben. Wer das Mittel der Gewalt mit der möglichen Folge des Blutvergießens verdammt, der besinne sich wohl, ob Gewalt zu rechter Zeit nicht Strömen von Blut, die nachher wirklich vergossen worden sind, vorgebeugt hätte.

Und nun stehen wir am f ü n f t e n, letzten Stadium unseres Hutten. Wir sehen den Flüchtigen in Basel von Erasmus gemieden, vom Rat ausgewiesen; er begibt sich nach Mülhausen, wo er die Kunde vom Tode des Freundes, dem ehrlichen Kriegertode Sickingens erhält; auch hier nicht sicher, wandert er, blutarm und todkrank, innerlich aber noch ungebrochen nach Zürich, wo ihn Zwingli freundlich aufnimmt und schützt, er gebraucht vergeblich das Bad in Pfäfers, er sucht ärztlichen Rat und Zuflucht bei dem freundlichen Pfarrherrn auf der Insel Ufnau, der Denunziationsbrief des Erasmus an den Züricher Rat kann ihm nicht mehr schaden: er stirbt im Alter von 35 Jahren und 4 Monaten. Der umhergetriebene Sohn der Erde findet den Schlummer auf der stillen Insel im blauen See.

Hutten ist nicht tot. „Seine Pfeile sind unsterblich, und wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotentum eine Schlacht gewonnen wird, da ist Huttens Geschoß dabei gewesen." Und er selbst sagt in den In-

vektiven: „Was im Lauf ist, möget ihr vielleicht zum Stillstande bringen, was geschehen sollte, verhindern, was aber getan ist, werdet ihr nicht ungeschehen machen, denn unmöglich ist, mit dem Leben auch das Andenken des Lebens zu vernichten. Nein! so ungewiß ich darüber bin, was dies alles für einen Ausgang haben werde, so sicher bin ich, daß die Anerkennung meines redlichen Wollens auf die Nachwelt kommen wird. Das soll der beste Ertrag meines Lebens sein." Manches großen Mannes Andenken bewahrt die Nation als einen immer neuen Schatz, der mit ihr fortlebt, daraus sie sich erquickt. Es sind die unsterblichen Typen, in deren Anschauung die verwandten sittlichen, geistigen Kräfte stets neu erwachen und groß wachsen. Verschieden ist das Gepräge dieser Typen, verschieden sind diese Kräfte. Huttens Typus ist unzerstörbare innere Jugend, unauslöschliches Feuer. So stand es ihm auch wohl an, daß er jung starb, um immer jung in uns fortzuleben. Die Physiognomie unserer Zeit ist so beschaffen, daß es starken Glaubens bedarf, nicht daran zu verzweifeln, daß ihr noch ein Herz im Leibe schlage. Erscheinungen, über welche vor zehn Jahren noch ein Sturm des Staunens, der energischen Polemik von allen Enden losgebrochen wäre, werden kaum besprochen. Die Zungen sind zahm, das Wort ist abgeschwächt. „Das eben ist ja das Schöne an Hutten," sagt Strauß, „daß er Dinge und Personen, vorab die schlechten, durchaus beim rechten Namen nannte; eines solchen Mannes Bild kommt in dieser Zeit der Konkordate (um von ihren üblen Zeichen nur eines zu nennen) wie gerufen." Wir sehen diesen Dingen zu, wir sehen eine Partei, von welcher ein Engländer schlagend gesagt hat, sie müsse zugeben, daß sie für sich ganz frei sei, und sie sei doch nicht zufrieden, solange sie es nicht dahin gebracht, zu verhindern, daß w i r frei sind, jede kühnste Forderung vom Staate zugestanden wird, und erwärmt sich jemand dagegen, so lächeln wir als über ein naives Pathos. Unser Geschlecht ist in der Stimmung, bald an nichts mehr zu glauben als an die äußere Macht, zu verzweifeln an der Macht der Idee. Es ist der furchtbare Sieg des reinen Egoismus, der Gipfelpunkt einer zehnjährigen Reaktion, der uns dahin gebracht hat. Vor diese kalten, greisenhaften Züge der Zeit hat Huttens Biograph die zürnende jugendliche Mannesgestalt hingestellt, unserem Kleinmute zu einer Beschämung aufgerichtet. Und

indem er sich nach dem passendsten Schlusse seines Werkes umsieht, läßt er in seiner objektiven Weise den ungenannten Verfasser eines Sendschreibens an den abgefallenen Crotus Rubianus sprechen, der zuerst den Abtrünnigen vorführt, wie er das Rauchfaß schwingt, dem Weihbischof die Schuhe küßt, dann ihm gegenüber den feurigen Hutten in der Glut seiner Entrüstung, und der Biograph fügt die Worte hinzu: „In dieser zürnenden Stellung halten wir Huttens Schatten fest. In ihr möge er denen erscheinen, welche die Schlüssel der Gewissen und der Geistesbildung deutscher Stämme, durch die Kämpfe wackerer Vorfahren kaum zurückerobert, kampflos aufs neue an Rom und eine römisch gesinnte Priesterschaft ausliefern; noch zürnender wo möglich denen, welche im Schoße des Protestantismus selbst ein neues Papsttum pflanzen möchten; den Fürsten, die ihr Belieben zum Gesetz erheben; den Gelehrten, denen Verhältnisse und Rücksichten über die Wahrheit gehen. Er flamme als Haß in uns auf gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre, aber glühe auch als Begeisterung in unsern Herzen für die Ehre und Größe des Vaterlandes; er sei der Genius unseres Volkes, wenigstens so lange, als diesem ein zürnender, strafender, mahnender Schutzgeist not tun wird."

(A. 1858 im Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes [redigiert von Paul Heyse] zuerst erschienen, in der Neuen Folge der Kritischen Gänge 1861, I, 3, abgedruckt.)

Der alte und neue Glaube.

Ein Bekenntnis von D. Fr. Strauß.

Man erwarte hier keine kritische Abhandlung über diese Schrift; ich benütze nur die Gelegenheit, da ich vor die Öffentlichkeit trete, zu einer persönlichen Erklärung. Eine solche ist notwendig geworden, da, wie ich höre, die Rede umläuft, ich habe geschwiegen und schweige, weil mir Strauß in diesem neuesten Werke zu weit gehe.

Zum negativen, kritischen Teile dieser Schrift habe ich einfach zu sagen, daß ich jeden neuen Stoß, der gegen das Gebäude unserer Dogmen geführt wird, als einen weiteren Schritt zum Heile begrüße. Ich sehe in jedem unserer Glaubenssätze eine Mischung geahnter allgemeiner Wahrheiten mit Mythus, in jedem Heilsmittel der Kirche eine Trübung der reinen Religion durch (vorgebliche) Magie und in jedem Machtbesitz derselben eine Waffe mehr gegen den Staat, welcher mit der Religion in einem bleibenden Frieden nach meiner Überzeugung überhaupt solange nicht stehen kann, als es eine Kirche gibt. Kirchen, sollte ich vielmehr sagen, und Religionsgesellschaften; die Versetzung mit Mythus und Magie ist ja auch die Ursache, daß sich die Religion, die nur eine ist, in Religionen und Konfessionen mit ihrer Organisation gespalten hat. Der Staat als Einheit steht nun infolge dieser Spaltung dem Faktor, der doch sein eigenes, einzig wahres Fundament ist, der Religion als einer Mehrheit von Religionsgesellschaften äußerlich gegenüber, erscheint in dieser Stellung als ein unheiliges weltliches Institut und in diesem Scheine liegt der nie versiegende Anreiz für die Kirche, ihn unter sich zu beugen, zu unterwühlen, zu beherrschen.

Strauß ist nach meiner Ansicht in gewissem Sinne nicht weit genug gegangen. Der geniale Entdecker der Wahrheit, daß der Mythusbegriff auch auf die christliche Religion anzuwenden ist, der Auffinder dieses großen Expediens, wodurch wir die Illusionen unserer Religion als Illusionen ohne Frivolität und ohne die Abgeschmacktheit der natürlichen Erklärungen des Rationalismus zu erkennen vermögen, sucht die Quelle dieser Phantasiebildungen meist in der jüdischen Religion. Der Wissenschaft bleibt noch die um-

fassende Aufgabe, zu untersuchen, wie viel Polytheismus, wie viel reines Heidentum noch in unseren Religionsvorstellungen erhalten ist. Ansätze zu dieser Arbeit sind weit herum in der Literatur der Kulturgeschichte, Mythologie, Reisebeschreibung zerstreut; gesammelt und methodisch zusammengestellt sind die Bausteine noch nirgends. Wir haben nicht nur durch die Vermittelung der Juden den persischen Ahriman als Teufel überkommen; es wäre namentlich Zeit, einmal gründlich zu untersuchen, welche Mythen von leidenden und sich verjüngenden Göttern und zum Olymp sich erhebenden Göttersöhnen in der kirchlichen Lehre von der Person unseres Religionsstifters sich vererbt haben, wie viel Osiris, Mithras, Adonis, Herakles noch in unserem Kultus fortlebt. Gott selbst ist Maskulinum; der Einwand gegen den Vorwurf des Anthropomorphismus, es sei hier ein Mann und doch auch kein Mann gemeint, hält nicht vor, die Phantasie ist hierin logisch konsequenter und fordert auch eine weibliche Gottheit; die Maria wird bekanntlich in Liedern und Hymnen wie eine Allherrscherin der gesamten Natur gefeiert; diese Vergötterung eines menschlichen Weibes ist sicherlich nicht ohne Einfluß der allen Naturreligionen gemeinsamen Vorstellung von weiblichen Urgottheiten vor sich gegangen, und am meisten muß dabei der zur Kaiserzeit in Italien so ungemein verbreitete und blühende Isisdienst mitgewirkt haben. Es wäre ja auch ein Wunder, wenn mit der Verkündigung des Christentums an die Heiden ihr polytheistischer Bilderkreis und der Zug, woraus er entstanden war: das Bedürfnis, das Allgemeine zu personifizieren, nur so plötzlich aus ihren Köpfen verschwunden wäre, wenn ihre Phantasie nicht vielmehr an den neuen Glauben alsbald ihre Fäden angesponnen und ihn nach und nach umwickelt hätte. Freilich wären alle diese Untersuchungen für den, der sich den Entstehungsprozeß der positiven Religion psychologisch klargemacht hat, nur von historischem Interesse, sie hätten nur die Bedeutung eines merkwürdigen geschichtlichen Beleges für den von selbst einleuchtenden Satz, daß das religiöse Gefühl der Mehrheit Stab und Stütze der Phantasie nicht entbehren kann. Wären Götter nicht aus dem Heidentum bereit gewesen, das Christentum hätte sie sich selbst gemacht so gut wie der Buddhismus. Die Trübung der reinen Lehre des Sakyamuni ist ein äußerst belehrender Hergang und schrecklich schlagender Beweis, wie die Sinn-

lichkeit des Menschen nicht ruht, bis sie das geistig Reine mythisch vergröbert hat. Zuerst wird der Religionsstifter, der die Götter abgeschafft hat, selbst vergöttert, die Konsequenz ist, daß er aus einer Jungfrau geboren sein muß, also wird Maja zur Mutter Gottes, es folgen die Wunder, die Reliquienverehrung, die Heiligen, der Bilderdienst, Mechanismus des Gebets, Kasteiung, Mönchtum, kurz alles weitere Zubehör, das für die große Mehrzahl der Menschen eine ordentliche Religion enthalten muß. Eine reinere Kopie läßt sich kaum denken, als welche in der Gestalt vorliegt, die das Christentum nach dem Tode seines Stifters angenommen hat, und doch kann es nicht Kopie sein, es ist nur überraschende Ähnlichkeit zwischen zwei Erzeugnissen derselben Phantasieeinmischung aus Denk- und Willensträgheit in die Religion drüben in Asien wie hüben in europäisch-christlichen Landen.

Wann werden endlich die Menschen sich klarmachen lassen, was Glauben heißt im wahren Sinn des Wortes! Im gemeinen Sinne freilich bedeutet es: Glauben an einzelne Existenzen und Tatsachen, also z. B. glauben, daß menschenähnliche und doch übersinnliche Wesen in einem Raum wohnen, der auch kein Raum ist; glauben, daß in gewissen Zeiten das Naturgesetz von diesen Wesen durchbrochen worden sei; glauben, daß einmal ein Mensch lebte, der zugleich kein Mensch, sondern Gott war, daß er vom Tod erstanden sei usw. Wie oft soll man nun noch zeigen, was Lessing so hell, so schön gezeigt hat: Daß dies alles nicht Glauben ist im wahren, reineren Sinne des Wortes! Da man ja all das „glauben" und dabei durch und durch unreligiös sein kann, mitleidslos, lieblos, undankbar, pietätlos, roh, grausam, wie soll denn darin die Religion bestehen? Glaube, wahrer Glaube ist eine gewisse Zuversicht „des, das man nicht siehet", Glaube im ersteren Sinn aber enthält lauter solches, was gesehen worden sein soll, vielleicht wieder gesehen werden kann, was man zu sehen wünscht, er macht die Wahrheit, die immer und nie, überall und nirgends ist, zu einem Gegenstande möglicher einzelner Erfahrung, versinnlicht sie und ist also selbst sinnlich. Die Sinnlichkeit aber, die sich in solchem Glauben aufpflanzt und sich dann an ihm nährt, schwächt dem Geiste die Kraft des wahren Glaubens, welcher das eine festhält, das nur in allem Sichtbaren sichtbar und an sich rein unsichtbar ist. Glauben,

trotz allem Scheine des Gegenteils festhalten am Glauben, daß das Wahre und Gute in den Kämpfen der Geschichte die siegreiche Macht ist, und glauben, daß dies und jenes Wunderbare einmal geschehen sei, wieder geschehen könne, ist so zweierlei, daß ein Zusammenhang zwischen dem einen und dem anderen überhaupt gar nicht besteht. Es braucht keine Götter, keine Halbgötter, keine Wunder- und keine Priesterhilfe, um sich dem geistdurchdrungenen, von majestätischen Gesetzen beherrschten unendlichen Weltganzen gegenüber als ein verschwindend Kleines zu fühlen, das ein Nichts ist, solange es nicht als tätiges Glied diesem Ganzen dient. Das aber ist Religion. Religion ist das Tauwetter des Egoismus. Religiös ist die Seele in jedem Momente, wo sie von dem tragischen Gefühle der Endlichkeit alles Einzelnen durchschüttert, durchweicht, im Mittelpunkte des starren, stolzen Ich gebrochen wird und aus der Welt von Trauer, die in diesem Gefühle liegt, durch den einen Trost sich rettet: Sei gut! Lebe nicht dir, sondern dem herrlichen Ganzen! Diene ihm! Fördere! Wirke treu und wäre es im kleinsten Kreise! Wird dieser Gedanke zum herrschenden in einer Seele, so wird aus den religiösen Momenten ein religiöses Leben, und dies ist ein Leben zeitlos in der Zeit, ewig in der Endlichkeit. Der chronisch Irreligiöse ist der Genußmensch. Und wie viele Tausende schleppen ihr Leben wertlos für andere, Wichte, die nur sich selbst dienen, bis an ein schnell vergessenes Grab, und glauben die ganze lange Zeit dieses leeren Daseins hindurch dick und fest an alles, was geschrieben steht, jeden Buchstaben und jeden übersinnlichen Leib, womit der Buchstabe die ewige Wahrheit bekleidet, verdichtet und verdunkelt!

„Die Religion zu Moral verdünnen" ist der alte, immer neue Vorwurf gegen die Aufklärung und ihren edelsten Vertreter, gegen Lessing. Religion ist freilich nicht Moral. Aber wir können dem Menschen nicht ins Herz sehen, wir können ihn nur an seinen Werken prüfen, nur sie legen das Zeugnis ab, ob im Innern die Religion oder die Selbstliebe wohnt. Daher bleibt die Fabel von den drei Ringen ewig wahr. Die Moral sagt: du sollst! Die Religion: und ich allein gebe dir die Kraft, zu können, was du sollst, denn ich allein breche die Selbstsucht! Sie setzt hinzu: und ich tröste dich, wenn du redlich gewollt hast und dennoch schuldig

geworden bist. Die Moral ist Vorschrift, die Religion die Quelle ihrer Erfüllung und der Balsam, der die Schmerzen über die Lücken dieser Erfüllung lindert und heilt. Und auch zu diesem Trostamte bedarf die Religion schlechterdings keines Mythus, keiner Magie. Der wahrhaft Religiöse, wenn er menschlich geirrt, gefehlt hat und wenn er in tiefster Seele fühlt, daß all sein Tun doch Stückwerk bleibt, darf und kann in dem großen und wahren Gedanken Beruhigung finden, daß das Universum, daß die Menschheit unzählige Kräfte besitzt, zu ergänzen, zu ersetzen, was der einzelne unvollendet läßt, zu heilen den Schaden, den seine Schuld verursacht hat; er kann es, ohne sich diese Wahrheit erst in die grobsinnliche Vorstellung zu übersetzen, daß ein menschenähnlicher Gott um stellvertretendes Verdienst eines geopferten Sohnes dem Schwachen, dem Sünder verzeihe. Nicht aber ein Jota erläßt die reine Religion darum, weil sie ebenso freundlich tröstet, als warm und kräftig antreibt, von den Geboten ihrer ernsten Schwester, der Moral. Jeder, der mit uns, fern von der Menge der sogenannten Gläubigen, zu dem wahren, reinen Glauben hält, wird in sich die Stimme vernehmen: wäre ich nur so gut, als meine gottlose Religion mir zu sein gebietet!

Wann, habe ich gefragt, wann werden endlich die Menschen sich überzeugen lassen, daß all das nicht Glaube ist, was sie Glaube nennen? Es war ein leerer Seufzer, die Antwort ist: Niemals! Die Mehrheit niemals! Mit dem letzten Menschen wird der letzte Heide aus der Welt gehen. Wir müssen gerecht sein, müssen begreifen, was unabänderlich ist, und es ertragen. Woher soll die Menge denn die Mittel bringen, sich zur reinen Religion durchzuarbeiten? Wir dürfen doch nicht vergessen, welche Mühen, welche bei stiller Lampe durchwachten Nächte, welchen eisernen Dienst in der Zucht des strengen Denkens es uns gekostet hat, um frei von all dem falschen Scheine zum Wesen durchzudringen. Nach Abzug der Millionen, die lesen können, aber zu träg sind, ein strenges Buch zu lesen, wer zählt die Millionen von Millionen, die, wenn sie je lesen können, nicht wissen, was und wie lesen, und wenn sie es wüßten, die Bücher und die Zeit nicht haben! Aber in der ungeheuern Mehrheit ist eine Minderheit, eine kleine unsichtbare Kirche der reinen Religion. Sie zu vermehren schreibt man, ohne

zu vergessen, daß sie ewig Minderheit bleiben wird, Bücher wie Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" und Strauß' „Der alte und der neue Glaube". Diese Bücher sind radikal und müssen es sein. Ob sie trotzdem nicht der Frage, was denn aus der Mehrheit eigentlich fernerhin werden solle, freundlich ein Kapitel gönnen dürften, darüber nachher ein Wort.

Im kritischen Teile dieser vielbeschrieenen Schrift ist die Lehre von den Gnadenmitteln nicht eingehend behandelt; Strauß dachte wohl, sie stehe und falle mit dem übrigen. Da ist aber ein Punkt, dem ich doch nachdrückliche Hervorhebung gewünscht hätte: es ist die Lehre vom Abendmahl, der stärkste unter den Grundpfeilern, auf denen das Gebäude der Hierarchie ruht. Das Schwerste für den blinden, willensschwachen, jeder Disziplin des Denkens baren Menschen ist die Befreiung vom Drucke des Schuldbewußtseins. Dieser Druck ist nur um so dumpfer und schwerer, je mehr der träge Mensch sich scheut, der Schuld klar in die Augen zu sehen. Nichts Entsetzlicheres gibt es für ein ganz nach außen gewendetes Seelenleben als die Selbstprüfung, die Einkehr in sich. Die Ohrenbeichte scheint erfunden, die Kinder der Kirche dazu anzuhalten. Es müßte von selbst einleuchten, wenn man es nicht aus der Erfahrung wüßte, daß sie das Gegenteil bewirkt. Der an Gottes Statt sitzende Priester hört nur in den seltensten Fällen die Wahrheit und auch dann nur ein Stück von ihr, denn auch der Blindeste der Blinden ist nicht so blind, daß nicht hinter seinem dumpfen Glauben eine Erinnerung der Wahrheit sich regte: Das ist nicht Gott, dem du beichtest, sondern ein schwacher Mensch wie du; er braucht nicht alles zu wissen. Die größte Wohltat für den irrenden Menschen sind Freunde; mit ihnen in reinem Vertrauen auf seine Fehler sich besinnen, in ihr Herz frei und offen die belastete Seele ausschütten: das ist wahre Beichte und wahre Hilfe im schweren Werke der Lösung des Schuldgefühls. Diese wahre Hilfe zu suchen, dafür muß neben dem Institute der Ohrenbeichte der Sinn verkümmern. Man mag nicht Menschen bekennen, wenn man dem Gott vertretenden Priester (im Auszug) zu beichten gewohnt ist, und so muß das Organ des rein menschlichen Vertrauens geschwächt werden, — von anderen wohlbekannten Übeln und Mißbräuchen nicht zu reden, die von dieser Einrichtung unzertrennlich sind. Im Leben des (kirchlich gesinnten) Katholiken

spielt überhaupt ein falscher Begriff des Heiligen eine zu große Rolle. Es wird so viel heilig gehalten, daß der Mensch in Gefahr kommt, über dem Anbeten das Achten zu verlernen. Der schlechteste Priester gilt doch mehr als der edelste Mensch; daneben die Menge der Heiligen, der vielerlei Objekte, an die sich der Begriff des Heiligen knüpft, Kreuz, Rosenkranz, Weihwasser, Hostie: soviel Veneration muß der Pietät den Raum verengen. Unter den heiligen Objekten ist es das ausnehmend heilige, die Hostie, was uns hier beschäftigt, denn wir fragen nach der Art der Befreiung vom Schuldbewußtsein, die nun auf das Bekenntnis, die Beichte folgen soll. Die höchste der magischen Leistungen des Priesters ist die Wandlung, durch sie wiederholt er wirklich und tatsächlich den Opfertod des Gottessohns, ja es ist ein bekannter, gar oft von Kanzeln gehörter Ausspruch, daß er hiemit Gott zu zwingen, seine Gegenwart zu erzwingen vermöge. Wer einen Gott zwingen kann, muß selbst einer sein, wenn nicht mehr. Dies aber ist die Prämisse für das Infallibilitätsdogma, denn ganz logisch läßt sich folgern, daß, wenn alle Priester als solche eine Art von Göttern sind, der oberste mindestens um so viel mehr Gott sei, daß er nicht irren könne. Wäre ich gläubiger Katholik, so würde ich die Folgerung nur ganz natürlich finden und so gewiß wie an die Transsubstantiation auch an die Infallibilität glauben. Das grasse neue Dogma hat nur ans Licht gebracht, was längst in den Prämissen lag, und es ist heilsam, daß dies geschehen ist. Es ist immer gut, wenn die Dinge ihr Wesen manifestieren.

Arme Menschen! Wohl ist es schwer, sich ohne Hilfe von Zauberbegriffen befreien von dem bangen Drucke des Gewissens, verdoppelt wie er ist durch die Todesangst, so daß sich beide in der Höllenangst vereinigen! Das brauchte lange und schwere Bildungswege, bis ein Dichter das Wort fand: deine einzige Reue sei eine bessere Tat, und ein anderer das schönere, noch wahrere: wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen! Ihr wollt es bequemer, ihr packt eure Sünden flüchtig, halb besehen, zusammen und laßt euch den Pack durch den Priester hinwegspedieren. Wenn es nur vorhielte! — Und zu diesem Ende habt ihr aus einem innig rührenden Erinnerungsmahl eine Frage der magischen Metamorphose gemacht, habt Tausende und aber Tausende gefoltert, gerädert, ver-

brannt, weil sie eine Metapher für eine Metapher und nicht für eine Zauberformel ansehen wollten, seid heute noch bereit, bei euren Prozessionen in wilder Wut mit Prügeln auf den Vorübergehenden zu schlagen, der eine kleine runde Scheibe von Brotteig nicht als Gott, als Fetisch anbetet, und habt es nun dahin gebracht, daß der Erste unter denen, die den Zauber in der Hand haben, ein armer, irrender Mensch wie ihr, als Zeus auf Erden über euch thront!

Ich kehre zu der Straußischen Schrift zurück. Ist sie hier auf einen Punkt, den ich zu den wichtigen zähle, nicht eingegangen, so scheint sie mir dagegen in einem anderen gegen das Christentum nicht ganz recht zu haben: in der Anklage seiner ausschließenden Haltung, ja Feindseligkeit gegen das „Fleisch" und die Welt. Gewiß liegt seiner Weltflucht, seiner Verdammung der Natur im Menschen ein falscher Dualismus zugrunde und gewiß ist eine Masse von Übeln, Mönchstum, wahnsinnige Aszese, Jahrhunderte lange Verkehrtheit in der Menschenerziehung daraus hervorgegangen. Allein die tiefere Einheit, die gründlichere Versöhnung kann nur aus vorangegangener Tiefe der Entgegensetzung und Entzweiung sich erzeugen. Die Menschheit mußte durch einen gründlichen Bruch zwischen Natur und Geist, zwischen dem einzelnen und der Welt hindurchgehen, wenn sie zu einer gründlich harmonischen Bildung vordringen sollte. Die schöne griechische Welt ist daran zugrunde gegangen, daß ihr die innere Schärfe der Negation fehlte, das Christentum hat damit begonnen, daß es rief: tut Buße und gehet in euch! Nach dieser Seite haben die Gedanken des Apostels Paulus vom zerknirschenden Ernste des Sündenbewußtseins, vom Tode des alten Menschen und der Wiedergeburt trotz aller orientalischen Phantastik ihrer Übertreibung, trotz allen Verirrungen, die sich in der Folge daran geknüpft, doch wirklich eine neue Welt verkündigt. Luther — in der Abendmahlslehre so unselig verstockt — hat diese Gedanken aufgenommen und vertieft; die protestantische Bildung, soviel krankhafte Finsternis aus diesem ihrem Grundzuge hervorgegangen ist, hat dadurch doch das Fundament für eine tiefere Einkehr des Menschen in sich gewonnen. Der Katholizismus ist unheimlich, weil in einer Kirche, die alles veräußerlicht, die das Geistigste selbst versinnlicht, der Mensch nicht recht zu sich kommt, nicht bei sich d a h e i m ist. Nur auf jenem Boden konnte die Kantische Moral erwachsen, falsch

in ihrer dualistischen Grundlage, d. h. falsch in dem Satze, daß alles Gute nur in einer Abweisung jeder sinnlichen Triebfeder bestehen könne, und doch durch ihre Straffheit welche Stahlkur für die protestantische Bildung! An sich schon ein Ausdruck ihres gesammelteren Ernstes und zu dessen Erhöhung, zur Schärfung des geistigen Auges, daß es nach innen blicken lerne, unabsehlich fortwirkend, ein heilsam anspannender Stoff in unserer geistigen Luft, den auch der einatmet, der seine Quelle nicht kennt! Das Schwert muß einmal kommen, zu scheiden, sonst wird nichts Rechtes; das Rechte ist aber geworden, denn über die Kluft dieser Spaltung des menschlichen Wesens hat die harmonische Menschenbildung den schönen Bogen hergewölbt, das Werk der reinen Hände unserer Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Humboldt und all' der Träger unserer modernen Humanitätswelt.

Es ist eben kein herber Vorwurf gegen die Straußische Kritik des Christentums, daß ich hier eine Lücke finde, da ich ja selbst nur ganz relativ, als etwas, was kommen, aber auch überwunden werden mußte, seine Feindschaft gegen das Sinnenleben und die Welt in Schutz nehme.

Nach dieser Kritik geht Strauß an den affirmativen Teil seiner Aufgabe. Die reine Religion ruht auf dem Vertrauen zur Vernünftigkeit des Weltalls. Er hat dies Vertrauen zu begründen. In diesem Teile nun leidet die Schrift an Mängeln und Widersprüchen, die den Gegnern eine Reihe von Angriffspunkten darboten. Sie alle, die in so dichter Menge über ihn hergefallen sind, bekämpfen noch etwas ganz anderes als diese Unzulänglichkeiten des Werkes, sie bekämpfen den Monismus; aber indem sie gegen die Lücken in der Begründung dieser Weltansicht recht haben, so entsteht der leidige Schein, als hätten sie recht gegen das, was begründet werden soll, nämlich eben jenes Prinzip als Kern der reinen Religion. Es hat sich in dieser Polemik bewährt, daß, wer einmal Dualist ist, mag er sich auch als Naturforscher und Philosoph gebärden, im Grunde doch immer zu den kirchlichen Zeloten, zum Lager der Ketzerrichter hält, wenn ein Anlaß kommt, der die wahre Farbe aufdeckt. Unser Satz ist: dem Universum kann absolut nichts von außen kommen. Sieht man nun auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung und Gliederung dessen, was wir Materie zu nennen

pflegen, ein der Materie scheinbar ganz Fremdes, absolut Neues eintreten: die Empfindung, dann auf höherer Stufe Bewußtsein, Geist, und läßt sich von diesem Scheine bestimmen, so ist zunächst sogleich der Theismus gegeben, d. h. die sinnliche Vorstellung von einem außerweltlichen persönlichen Gott, der den Geist von außen in die Materie einschiebt. Gegen die Zäheit dieser Vorstellung ist das höchst treffende Straußische Wort von der Wohnungsnot natürlich in den Wind gesprochen. Hat man aber einmal den außerweltlichen, persönlich vorgestellten Gott, so ist der weiteren Bevölkerung des außerweltlichen Raums, des Raums außer dem Raume keine Grenze gezogen, und der dualistische Philosoph, mag er für seine Person den Bevölkerungskreis auch etwas enger spannen, hält eben doch mit allen, die überhaupt für ein Reich des Übersinnlichen kämpfen, das von außen in die Welt hereinbricht, zusammen gegen alle die, welche für die Einheit streiten und kein Wunder kennen, als das Wunder, daß Natur und Geist, dieser vollste aller Gegensätze, doch nur eines ist. Schlägt man ein Loch in die Natur, so schlüpft durch dies Loch der ganze Olymp herein, und hinter ihm als seine Wächter nicht nur die Priester, sondern auch eine lange Reihe gelehrter Herren ohne Kirchenrock.

Was sind aber jene Lücken und Widersprüche in der Straußischen Schrift? Ich deute die Punkte nur an und werde erklären, warum ich mich auf diese Andeutung beschränke.

Es bleibt unklar, wie sich Strauß zum Begriffe der inneren Zweckmäßigkeit im Universum verhält; er weist den Zweckbegriff ab und spricht doch wieder, als erkenne er ihn an, und da der Begriff der Entwicklung sich von diesem nicht trennen läßt, sieht man auch nicht ab, mit welchem Rechte der letztere auf das Weltall angewendet wird. Wird die Ansicht Darwins auf alles Werden von Arten im Pflanzen- und Tierreich ausgedehnt, so ist der Begriff der Entwicklung und inneren Zweckmäßigkeit aufgehoben. Denn durch Anpassung, Zuchtwahl und Kampf ums Dasein entsteht Zweckmäßiges nur hinten nach; die Vorstellung ist im Grunde mechanisch, es werden nach ihr nur durch eine Art Reibung Formen hervorgebracht, die sich, nachdem sie da sind, als zweckmäßig erweisen. Von Entwicklung kann man nur dann sprechen, wenn man die Natur als unbewußte Künstlerin betrachtet, welcher ein Bild dessen,

was entstehen soll, irgendwie vorschwebt, ehe es entsteht. Soll mit jener Ansicht der Begriff der Entwicklung, der immanenten Zweckmäßigkeit vereinbar sein, so müßte das durch eine ganz neue Untersuchung des Begriffs der Zeit bewiesen, d. h. es müßte auf die zeitlose Zeit rekurriert und daraus abgeleitet werden, daß Vorher und Nachher in dieser Frage ungültige Kategorien seien, daß also, wenn Zweckmäßiges nur aposteriorisch, ohne einen Geist in der Natur entsteht, der durch eine Intuition von vornherein darauf hinarbeitet, dies doch auch ebenso gut apriorisch heißen könne; — eine Untersuchung von höchster Schwierigkeit, von der ich zweifle, ob sie beweisen würde, was zu beweisen ist. — Sollte die Vernünftigkeit des Weltalls nicht als bloße Voraussetzung dastehen, so war ferner der Begriff des Zufalls einer Untersuchung zu unterwerfen. Es handelt sich dabei, versteht sich, weit mehr noch um die moralische Welt als die physische. Wie stellt sich innere Zweckmäßigkeit trotz der unendlichen Durchkreuzungen menschlichen Tuns durch das, was wir Zufall nennen, oder vielmehr sogar aus diesen Durchkreuzungen selbst im großen und ganzen so her, daß von einer moralischen Weltordnung die Rede sein kann? Die Menschen, die einzelnen, die Verbundenen folgen ihren Zwecken. Dabei kommt immer noch etwas ganz anderes heraus, als sie dachten und wollten; erhabene Gesetze walten über uns, zwischen uns, geheimnisvoll mitten im Leben, eines derselben bezieht sich auf Schuld, Strafe der Schuld und heißt Nemesis. Der Glaube in jener Bedeutung des Wortes, die wir als die niedrigere ansehen, bedarf einen persönlichen Gründer, Verwalter, Vollstrecker dieser Gesetze; der Glaube des Monisten bedarf ihn nicht; warum nicht? Dies fordert genügendere Beweisführung.

Das alles führt natürlich auf die Frage: Materialismus oder Idealismus. Die Straußische Schrift hätte sie gründlicher behandeln müssen. Der Satz, daß der Mensch sich nur dem Grade nach vom Tier unterscheide, schneidet zum voraus eine klare Lösung ab. Der Mensch ist Tier, und er ist nicht Tier. — Strauß sagt, der Materialismus und Idealismus, beide monistisch, fassen das eine Ganze nur von entgegengesetzten Enden an, und seine Äußerungen lauten so, als ob beide in der Mitte dann ganz friedlich zusammenkommen könnten. Warum schlagen sie aber so aufeinander, wenn

sie zusammentreffen? Der Materialismus ist eigentlich nicht monistisch, er hat nicht ein Prinzip, sondern 1½, nämlich die Materie und äußerlich ihr angehängt die Form. Schon dadurch ist er weit schwächer, unphilosophischer als der Idealismus, der wirklich nur ein Prinzip hat, den Geist als das eine, das sich den Gegensatz der Materie schafft, um aus ihr aufzusteigen. Aber der Idealismus nimmt es mit diesem Gegensatze zu leicht. Er ist ein voller Gegensatz, ein solcher, der notwendig ein absoluter scheinen muß. Das Rätsel der Welt wird der Mensch in Ewigkeit vergeblich streben zu erforschen. Das Wunderbare, nie genug Anzustaunende ist dies: Die Natur, nachdem sie es zum Menschen, also zum Bewußtsein gebracht hat, denkt und denkt in ihm und reibt sich mit Seufzen die Stirn und kann mit der äußersten Mühe sich kaum, niemals ganz entsinnen, ergründen, wer sie denn eigentlich ist und wie es doch nur zugegangen ist, daß all die Dinge wurden! Ist so gescheit geworden und doch auch wieder viel, viel dummer, als sie war, da sie noch unbewußt war! Und nun tritt sie den unbegreiflichen Gang gar noch einmal an: Der Mensch macht, tut wieder eine Welt von Dingen, wobei er es anfängt, wie die Natur vor ihm, — er baut z. B. das Wunderwerk der Sprache — und nachher reibt die Natur in ihm sich wieder die Stirn und bringt im Bewußtsein mit unendlicher Mühe und Arbeit kaum, niemals ganz mehr heraus, wie sie es unbewußt angefangen, gemacht hat! Nun aber ebenda muß das Welträtsel liegen, so viel läßt sich erkennen, obwohl wir das Geheimnis nie bis auf den Grund erforschen werden: Ein ewig eines, das lauter Bewegung ist, und diese Bewegung immer neues Setzen immer neuer Formen eines Dunkeln, Unbewußten, um aus diesem Dunkeln, Unbewußten ewig aufs neue als Geist hervorzugehen. Die gröbste dieser Formen nennen wir Materie. Es soll und muß scheinen, als gebe es Materie. Es ist nicht so: Wenn man untersucht, findet man ein Etwas, das lauter Beziehung ist, und je feiner die Beziehungen und Verbindungen werden, desto mehr aufhört, sogenannte Materie zu sein, ja aus dessen dunklem Schoße Empfindung, Seele, Geist auftaucht. Wir vergessen immer wieder, daß dieses Etwas erst dem Geiste gegenüber, nachdem er aus ihm hervorgesprungen, Materie genannt wird; dieses Etwas, das, wo wir es auch fassen mögen,

in der Hand uns immer in lauter lebendige Prozesse verschwindet, muß ja den Geist schon ursprünglich als Möglichkeit in sich tragen. Es wird also dabei bleiben, daß die sogenannte Materie ein nur scheinbar Wirkliches ist, das immer aufs neue gesetzt wird, um immer aufs neue, in immer höheren Gestalten und Prozessen aufgehoben zu werden. Eine runde beinerne Höhle enthält eine breiige Masse von Zellen und Fasern; diese Masse ist nicht Organ des Denkens, sie denkt, diese greifbare „Substanz“ denkt in ihrer kleinen Höhle Weltgedanken, denkt das Unendliche! Sie erzeugt sinnliche Bilder, die den animalischen Trieb zur Leidenschaft entflammen und sie, eben sie denkt Gedanken der Selbstbezwingung und faßt Entschlüsse, womit sie ihre eigenen sinnlichen Schwingungen siegreich niederkämpft. Wer den Widerspruch nicht fassen kann, der meint nun, es müssen zwei sein, und vergißt, daß er damit erst einen unmöglichen Widerstand aufstellt, denn wie sollten zwei jemals zu solcher Einheit gelangen?

Nur noch einen Punkt hebe ich hervor, denn nur diesen zähle ich noch zu den wesentlichen. Ich habe oben gesagt, Schriften wie Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ und diese neueste von Strauß seien notwendig radikal. Nun aber ist die Frage, ob es mit der radikalen Schneide nicht wohl vereinbar wäre, dem Schicksal der Mehrheit, die ewig das nicht entbehren kann, was Lessing zeitweilige Stützen der Religion nennt, ein Kapitel der Teilnahme zu widmen. Wir können nicht zu den Altkatholiken gehen, nicht in den Protestantenverein treten, denn wir können bei keiner Halbheit mittun. Aber dürfen wir darum die Halbheiten auch in unserem Urteil verwerfen? Der Mensch braucht ja Halbheiten, die Mehrheit kann ja nichts Ganzes ertragen, weil ihr, sobald ihr ein solches gereicht wird, der Superlativ nicht superlativ genug ist, weil sie daher nicht ruht, als bis es hin ist. Das predigt doch mit lauter Zunge die Geschichte der Versuche mit der Republik in den modernen Staaten. Die Geschichte der Religionen zeigt eine Reihe von Entwicklungsphasen, die sämtlich den Mythus und die Magie nicht aufhoben, sondern nur auf ein Weniger reduzierten, also Halbheiten waren, aber an diese Reduktion, an diese Halbheit die heilsamsten sittlichen Krisen knüpften. Der letzte große Ruck dieser Art war die Reformation. Sie hat einen Teil

des Mythus und der Magie abgeworfen, einen andern stehen lassen, aber sie hat uns doch vom Grassesten, dem Götzendienst befreit, nötigt uns nicht mehr, das Knie vor den Bildern alter Götter unter dem Namen christlicher Heiligen zu beugen, hat die Macht der Priester beschränkt, sie war eine mächtige Bewegung des sittlichen Geistes, die den Menschen mit vorher nie dagewesenem Nachdruck in sein Inneres führte, ihm sein Selbst zurückgab und ihn dadurch mündig machte, die Arbeit heiligte, für die freie Wissenschaft, für die weltlich freie Kunst den Boden legte. Ist es nun nicht möglich, daß eine neue Krisis von ebensolcher Gewalt in den jetzigen unklaren Gärungen sich vorbereitet, eine Krisis, die wiederum die sinnliche Bilderwelt der Religion allerdings nur um einiges reduzieren, aber an diese Reduktion eine Neubelebung des sittlichen und politischen Lebens knüpfen wird, die wir so sehr bedürfen? Also auch wieder eine Halbheit, aber eine gute und gesunde. Wohl habe ich gesagt, jeder Stoß an das Gebäude der Dogmen sei ein Schritt weiter zum Heile; dies ist aber noch ungenau gesprochen, die Sache ist nicht so einfach, sie muß näher beleuchtet werden.

Der Mythenglaube ist schön und häßlich. „Schön ist häßlich, häßlich schön." Der Zusatz der Phantasie zur Religion schafft, freilich nicht ohne die Hilfe der Kunst, Idealgestalten. Wie stünde es um unsere Anschauung, um die Bildung der inneren Sinnlichkeit, ohne die wir Barbaren bleiben, wenn es keine Göttergestalten, keine Raffaelischen Madonnen gäbe? Nur *eine* zu nennen: die Sixtinische, wir hätten diesen himmlischen Anblick ja nicht, wenn nicht auf gut ägyptisch, syrisch, assyrisch, babylonisch, griechisch, römisch eine christliche Göttin erdichtet und dann freilich mit tieferem Seelenleben ausgestattet worden wäre. Aber der Mythenglaube ist auch häßlich, denn er blendet das Auge der Vernunft, er kann sich nie versagen, geschlechtliche Vorstellungen in seine Bilderwelt aufzunehmen, wie denn eine späte Zukunft sich für uns schämen wird, daß wir noch Feste hatten, wie „unbefleckte Empfängnis Mariä, Reinigung Mariä," deren Namen freilich schon jetzt ein gesittetes Weib nicht ohne Schamröte über die Lippen bringt; der Mythenglaube stößt Menschen in erniedrigende Abhängigkeit von Menschen, die sich ihnen als zauberkräftige Vermittler zwischen ihnen und ihren Göttern aufdrängen, er erzeugt den Fanatismus und die Wut

der blutigen Verfolgung. Wo ist Rat, aus diesem Widerspruch herauszukommen? Nur in der Auskunft: Reduzieren, aber mit so viel Ernst reduzieren, daß eine gute, den Menschen heilsame Inkonsequenz entsteht. Diese Auskunft ist so geistlos, wie jedes juste milieu, und doch die einzige. Und weil sie die einzige ist, müssen wir Halbheiten, wie die Sydowsche, von Herzen begrüßen. Alle Wunder negieren, das eine aber stehen lassen, daß Christus Mensch und Gott zugleich gewesen sei, das ist freilich unlogisch, und das brandenburgische Konsistorium ist logisch verfahren, als es den unverschämten Schlag ins Angesicht der modernen Bildung führte. Nun ist es durchschneidenden Geistern eigen, gegen die Halben fast mehr Widerwillen zu haben, als gegen die Ganzen, nämlich die schwarzen Ganzen. Aber es ist eine schädliche Eigenheit. Den wohlmeinenden gesprenkelten Halben unser Lächeln, wenn wir unter uns sind, unser Schweigen über ihre logische Inkonsequenz im Augenblick ihres Kampfes, den schwarzen Ganzen unseren sittlichen Abscheu, laut heraus vor aller Welt! Das muß unsere Losung sein. Eine handelnde logische Konsequenz aus verkehrten Prämissen verdient doch wahrlich einen Haß, den die verfolgte Inkonsequenz aus guten und vernünftigen Prämissen nicht verdient. Wir können mit der letzteren praktisch nicht gehen, aber unsere Teilnahme gehört doch ihr, und teilt man alles in nur zwei Lager, so gehören wir in eines und dasselbe mit den Halben.

Wir müssen uns also auch der altkatholischen Bewegung erfreuen; es ist doch nicht unmöglich, daß sie den logischen Zusammenhang des Infallibilitätsdogmas mit der Lehre von der Transsubstantiation noch begreift und diese ausstößt. Es bleibt dem Bedürfnisse des Mythus immer noch genug Stoff übrig auch ohne sie. Der schlichteste Bauer in der reformierten Kirche lebt zufrieden mit den übrigen Stäben und Stützen, die er behalten durfte, nachdem Zwingli ihm den Zauberwahn von verwandeltem Brot und Wein genommen hat; er feiert ein Gedächtnismahl und geht gewiß freier und leichter im Gewissen nach Haus, als wenn er aus einer Messe käme.

Unter diesen verschiedenen Punkten ist es der letzte, auf den ich trotz dem Gesagten weit nicht das Gewicht lege, wie auf die übrigen. Strauß hat in seiner neuesten Schrift wenigstens kein Wort gegen die Halben gerichtet, und als er sich in einer früheren Schrift scharf

gegen sie aussprach, geschah dies unter besonderen Umständen. Was ich über die anderen Punkte hier gesagt, sind, wie ich es oben bezeichnet habe, bloße Andeutungen. Ich darf nun, da ich einmal herausgetreten bin, nicht verschweigen: falls ich sein Buch angezeigt hätte, so war es unvermeidlich, über die Angriffsstellen, die er seinen Gegnern darbot, mich in solchem Umfang und teilweise mit solcher Bestimmtheit auszusprechen, daß ich besorgen mußte, ich könnte den Gegnern, so sehr ich mich auch verwahrte, Wasser auf ihre Mühle führen. Ich zögerte daher unschlüssig, bis ich als den einzig richtigen Weg erkannte, meine Gedanken über seine Schrift dem altbefreundeten Vor- und Mitkämpfer selbst vorzulegen. Zugleich hatte ich mir die Ansicht gebildet, es wäre zweckmäßig, einen ergänzenden zweiten Band folgen zu lassen, worin er die flüchtiger gebauten Stellen gegen den feindlichen Angriff besser befestige. Ich sandte ihm also ein Manuskript, das die betreffenden Fragen ungleich ausführlicher behandelt, als hier geschehen ist, und teilte ihm diese Ansicht mit. Meine Blätter meinten ihm natürlich nichts zu sagen, was im Verlauf der öffentlichen Debatte nicht ihm selbst auf ähnliche Weise zum Bewußtsein gekommen sei, und übrigens enthalten sie zu dem ganzen polemischen, am heftigsten angegriffenen Teil seiner Schrift eine Zustimmung, die so ungeteilt ist, als aus meiner jetzigen Erklärung jeder leicht erschließen kann. Sie berühren ferner noch einzelne Punkte in den Abschnitten ethischen, politischen, ästhetischen Inhalts, auf die ich hier nicht eintrete, weil sie dem Wesentlichen gegenüber zu untergeordnet sind. Das Schicksal hat es gewollt, daß dieses Manuskript ihn auf dem Krankenlager traf, und das Publikum, das von der Existenz desselben nichts wissen konnte, hat meinem bisherigen Schweigen vor seinem Forum eine Deutung gegeben, der ich nun wohl verständlich genug begegnet bin.

(Kritische Gänge, N. F. Stuttgart, Cotta, 1873, II, 6.)

In Sachen des Angriffs gegen Direktor Binder.

Der unblutige Religionskrieg, der im Lande Württemberg entbrannt ist und über welchen der „Allgemeinen Zeitung“ bereits Nachrichten und Bemerkungen zugegangen sind, kann, verglichen mit dem großen Kampfe, worin jetzt das Deutsche Reich liegt, als ein Sturm im Wasserglas erscheinen. Doch ist er immerhin ein Symptom, und der Ausmarsch unserer christlichen Ritter steht mit dem großen Kreuzzug gegen den deutschen Staat zwar in keinem kausalen und bewußten, doch aber gewiß in einem instinktiven Zusammenhang. Dadurch ist es wohl hinreichend motiviert, wenn ein Sarazene, der sich ähnlicher Kriegsgeschichten erinnert, einige Betrachtungen über diese Erscheinung vorzubringen wünscht.

Sie gelten zuerst dem traurigen neuen Beleg für die Tatsache, daß der Fanatismus doch immer das Herz verödet, das richtige Menschengefühl aussaugt, versengt, verkohlt. Es knüpft sich ja doch alles an ein frisches Grab. Man sollte doch meinen, daß wenigstens die Chargen in der etwas bunten Kreuzkompagnie neben ihrem Feuereifer gegen die Ketzer so viel Besinnung und Bildung des Gefühls übrig haben, so viel Fähigkeit sich in andere und ihre Stimmungen zu versetzen, um sich vorzustellen: da sind Freunde, Kinder, Verwandte tiefbewegt am Grab eines Freundes gestanden; war er auch unser Feind, und mag er in der untersten Hölle braten, ihnen war er doch ein Freund, ihnen war er doch Vater, Vertrauter, Verwandter; es gibt doch noch eine Pietät, es gibt doch noch eine Rücksicht für den Schmerz, auch neben der kampfbegierigen Leidenschaft sollte für sie noch Raum übrig sein; es ist doch wenigstens nicht schön, nicht edel, von einem beweinten Grabe die Schollen zum gehässigen Wurfe aufzuraffen. Gerechte werden mir zugeben, daß dies ein sehr billig bemessenes Wort ist, denn eigentlich wäre hier von etwas ganz anderem als von Zartgefühl, von Noblesse des Gemüts zu sprechen, von dem höheren Begriffe nämlich, um den der Streit selbst sich dreht: von Religion. Scheu vor der heiligen Stille eines Toten, Pietät für die Pietät, die ihn betrauert, das

ist, so meinen wir, ein Stück der Religion. Aber freilich, die Herren, die sich als Wächter der Religion aufwerfen, was fragen sie nach dieser wahren und wirklichen Religion! Dogma! Dogma! Das ist die Religion! Wer uns an die Dogmen rührt: los drauf! Wer auch nur den betrauert, der daran gerührt hat: los drauf! Kirche, Kirche! Das ist die Religion! Ein Begräbnis ohne ihre Formen: entsetzlich! Also, was Tod und Grab, was Rücksicht und Scheu! So mag denn in Gottes Namen nur gleich am frischen Hügel der wilde Lärm und das rohe Gestampfe angehen!

Es wäre auch noch etwas vom Stolze zu sagen. Ich meine so: Ein unbefangener Mensch, wenn er sich noch so ernstlich bemüht, sich in die Befangenheit des Fanatismus zu versetzen, wird doch immer denken: wäre ich auch einer von den heiligen Eiferern, dazu wäre ich doch zu eigensinnig, mich berechnen zu lassen wie eine Maschine; den Gefallen will ich euch doch nicht tun, daß ihr aufs Haar voraussagen könnt, wozu mich in einem gegebenen Falle die bekannte Leidenschaft fortreißen wird. Dazu bin ich denn doch etwas zu vornehm! — Guter Schwärmer, schlechter Menschenkenner, der sich dies einbildet! so muß ich mir selbst zurufen, meine eigene Erwartung Lügen strafen. Als Binder an das Grab trat und sprach, gieng mir der Gedanke durch den Kopf: ob sie den nun packen werden? Ob's nun losgehen wird auf den Kanzeln, in den Schulen, in den Zeitungen mit Zeterschreien, Warnungen, Erklärungen, Zeugnisablegungen, Petitionsstürmen? Ob sie nach der alten Schablone arbeiten werden wie einst gegen den Verstorbenen selbst, ob sie das alte Lied wieder aborgeln werden? Nein, hielt ich mir entgegen, sie sind nun doch schon lange still gewesen, sind doch wohl um so viel klarer geworden, daß sie sich schämen, das abgestandene ekle Stückchen wieder aufzuführen. Aber sie schämten sich nicht, die Maschine des Hasses ließ sich berechnen, ihre rostigen Räder und Zacken griffen. Denn richtig! Kaum einige Tage sind verflossen, so wird auf zwei Kanzeln in die Lärmtrompete gestoßen, und zwar von Musikern, die ihre Komposition nach einem falschen Texte gesetzt hatten, den sie sich nicht einmal Zeit nahmen zu prüfen; ein anderer Freund, der wenige Worte am Grabe sprach, hatte gesagt: „Von dem Verstorbenen haben wir jüngeren Freunde gelernt, immer wahr gegen sich und andere zu sein." Ein Blättchen hatte diese Worte

dahin verkehrt: Von dem Verstorbenen habe man die Wahrheit gelernt; irre ich nicht, so wurden überdies auch diese Worte Binder in den Mund gelegt; also der Ketzer soll sich angemaßt haben, im Besitze der Wahrheit zu sein und sie als sein Evangelium zu verkündigen! Schrecklich! Also drauf! Nicht lange nach gefragt, ob der Redner dies auch wirklich gesagt hat: drauf! Ein Prälat bediente sich gegen das Schauderwort sogar zweimal der Bezeichnung „dumm“, auf der Kanzel nämlich. Das weitere, zunächst die Anklage in der Presse, ist dann gefolgt nach dem Schnürchen, und darin sind wieder zwei Passagen zu unterscheiden, wie wir sogleich sehen werden. Den echten Kanon, das mustergültige Rezept für einen Feldzug gegen einen Ketzer, hat, wie alle Welt weiß, Hr. Hauptpastor Göze von Hamburg für alle Zeiten geliefert. Er verfehlte nicht, gegen Lessing als Herausgeber der Fragmente aus dem bekannten Manuskripte des Reimarus nicht nur den Vorwurf höllischer Ketzerei zu schleudern, sondern auch das feine Mittelchen der politischen Denunziation in Anwendung zu bringen. Dem durchlauchtigen Hause Braunschweig wurde zu Gemüte geführt: wie leicht ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus mache, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion ans Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsamen streitig zu machen und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln imstande wären; bei dem preußischen Ministerium (Zedlitz) wurde machiniert, ja der Reichshofrat wurde angerufen „gegen einen der frechsten Störer des öffentlichen Friedens, der die Grundfesten des heiligen römischen Reichs wankend mache“. Die Erklärungsherren und ihr Troß äußern nun zwar keine Sorge für den württembergischen Königsthron und verklagen nicht beim Reichshofrat — da müßten sie jetzt an den Reichskanzler gehen — sie machen nur „auch darauf aufmerksam, daß die Straußischen Lehren schließlich auf Zerstörung der einzig wahren Grundlagen von Staat, Familie und Sittlichkeit hinführen und folgerichtig nur dem Sozialismus in die Hände arbeiten“. Also keine direkte Denunziation bei irgend einem Amte; vorerst nur Anklage bei allen Besitzenden, Verdächtigung bei dem gesamten Bürgertum; ist dieses erst aufgeschreckt, ist das Kreuzfahrerhäuflein um diese Millionen von Streitern verstärkt, dann hofft man mit sicherem Erfolg an die Amtspforten zu pochen, dann wird man

mit dem großen Heere, das dem Reich jetzt zu schaffen macht, sich zwar nicht verbünden, aber doch gleich stark sein und wohl noch weiter greifende Zwecke erreichen, als die Verdrängung eines einzelnen Ketzers vom Amte. Daß der Tote selbst durch und durch konservativ war und gerade in seiner letzten Schrift gegen die sozialistischen Ideen sich mit bekannter Entschiedenheit ausgesprochen hat, das wird mit dem Mantel der — christlichen Liebe verdeckt. „Aber Strauß ist ja darin inkonsequent," werden die Herren Kreuzfahrer vielleicht sagen, „wir sprechen von den wahren Konsequenzen seiner Prämissen". Gut, meine Herren, aber das war erst zu beweisen, und wäre es bewiesen, so ist die Anklage dennoch unwahr, unrecht; denn konsequent oder inkonsequent, der aufrichtige Haß der Gesetzlosigkeit war die wirkliche, allerwärts wohlbekannte Gesinnung des Verstorbenen. Man betrügt den blinden Troß, wenn man ihm darüber Sand in die Augen streut. Doch ich vergesse, daß es sich ja von Binder, nicht von Strauß handelt; nicht der Urheber, nur der Herold der Umsturzideen wird angegriffen. Nun, was hat denn dieser Herold gesagt? „Das deutsche Volk wird deiner eingedenk sein; die deutsche Jugend wird dich nicht vergessen." Diese paar Worte sind das ungeheure Fundament, worauf sie ihre Anklage begründen! Dieses Gebirge von Schuld ist es, das sie gegen ihn aufbringen! Ein Auge, das von feindseligem Willen nicht ganz verdunkelt ist, sieht sonnenklar, daß diese Worte der ganzen Persönlichkeit gelten; behaupten, daß sie Propaganda machen für Umsturzideen, die der Verstorbene selbst aus seinen Grundansichten nicht, wovon er vielmehr das Gegenteil gefolgert hat, für Umsturzideen, die nur dessen Feinde künstlich aus seinen metaphysischen Prinzipien folgern: ich frage, ob das nicht eine Verdrehung der Wahrheit, ein Sophismus ist, der jedes Gewissen empören muß!

Also der richtige, ganze, echte Hauptpastor Göze! Note für Note seine Melodie abgespielt! Die Manen des Hingeschiedenen werden lächeln, wenn sie aus dem Geisterreich, in dessen Frieden er eingegangen, auf dieses Spiel niedersehen; sie werden nicken, und ihr Nicken wird bedeuten: Just wie dazumal! Just wie allemal!

Doch daß wir ein Hauptstück der Partitur nicht vergessen! Wie alt mag es wohl sein? Nicht etwa schon von jenen Tondichtern komponiert, die im alten Athen nicht ruhten, bis Sokrates zum

Schierlingstrank verurteilt war? Sicherlich haben schon die Priester Athens geschrien: Sokrates predige seine gottesleugnerische Lehre den Arbeitern in der Werkstätte, den Krämern und Obstweibern auf dem Markte. Doch lassen wir die alten Griechen, lassen wir auch die Inquisitions- und Hexenprozesse des Mittelalters; es genügt vollständig, was in jüngerer Vergangenheit schwarz auf weiß geschrieben steht: Herr Hauptpastor Göze hat auch zu diesem Teil des Marsches die Noten gesetzt. Er reißt in seinen schwarzen Blättern vors Volk, was nur für Denkende, für Gelehrte bestimmt war, und schreit dann über öffentliches Ärgernis. Genau ebenso wurde das „Leben Jesu" von Strauß auf den Kanzeln ausgetrommelt und dann Wehe gerufen über das — was eben die Trommler selbst taten. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß! Aber ihr wollt das Volk heiß, damit es sich mit euch an die Sturmglocken hänge, und so muß es durch euch Kunde erhalten von Dingen, die es nicht versteht, die es falsch versteht. Strauß wußte und bedachte sehr wohl, daß die Masse in alle Ewigkeit eines Olymps nicht entbehren kann, er wußte, daß das bißchen Moral, das im Haufen lebt, an den Fäden der Furcht und Hoffnung hängt, womit die ewig Blinden ihr Wohl an den Willen der Götter knüpfen. Das Volk, das er meinte, als er auf dem Titel der letzten Ausgabe seines Lebens Jesu schrieb: „für das deutsche Volk", war der theologisch unzünftige Teil der Nation, der denkend liest, selber denkt und fähig ist zu begreifen, daß das Gute getan werden soll um des Guten willen. Er ist nicht in die Tempel eingebrochen, um den Unmündigen, die nicht zu denken vermögen, ihre Altäre umzustürzen. Die Ankläger sind es, die sich den Stoff für ihre Anklage machen; sie klagen ihr eigenes Werk an; sie richten sich also selbst; sie verdammen die Schwinger der Brandfackel, die sie selber sind. Sie berufen Bäcker, Flaschner, Krämer zu Sitz und Stimme im Gericht über die Wissenschaft; was heißt das anderes als die Massen gegen die Bildung aufwühlen?

Handelt es sich um das sittliche Urteil über eine solche Methode, solche Mittel, so sollen uns die Feinde gerechter finden als sie es gegen uns sind. Sie beurteilen und denunzieren uns einfach als Verbrecher. Es geht uns noch gut, wenn sie eine Art von Manie, so eine Art besonderes Organ der Zerstörungswut in uns annehmen, sie scheinen überall geneigter, unser Grundmotiv in teuflischer Selbst-

und Genußsucht zu finden; wir wollen auf den Trümmern der sittlichen Welt herrschen und Lustgelage feiern, das ist die edle Triebfeder, die sie uns unterschieben. Als die Quelle ihres Tuns habe ich schon zu Anfang dieses Schreibens nur den Fanatismus genannt, habe ihnen vorgeworfen, daß sie sich nicht in andere zu versetzen vermögen. Ich rede von den wissenschaftlich Gebildeten unter ihnen, von denen die wissen können, daß, wenn man das Forschen frei gibt, man es ganz freigeben, daß, wenn man selbst forscht, man vorwärtsgehen muß, soweit der Geist nur immer vordringen kann — es mag herauskommen was da wolle. Es gibt nun aber einmal Naturen, die da meinen, soundso weit dürfe man wohl gehen im Forschen, aber wenn man an einem Punkt anlange, wo es alte und festgewurzelte religiöse Vorstellungen zu erschüttern drohe, da müsse man mit dem Forschen innehalten und umkehren. Sie werden bang an diesen Stellen, als wären es Ecken, hinter denen ein Polizeidiener stehe, der ihnen etwas tun könnte. Nun beginnt eine Stockung, Verhärtung, Selbstverblendung und Verbitterung gegen andere, die an diesen Ecken nicht halt gemacht haben, und endlich tritt eine gänzliche Unfähigkeit ein, zu begreifen, daß es einfach der Mut der Wahrheit ist, welcher diese anderen weiterführt. Ihr dürft prüfen, ihr dürft forschen, aber bis hieher, wie wir, und weiter nicht! Nun setzen sie sich in den Kopf, daß sie die Wahrheit gepachtet haben, sie sei ihr Monopol, und wer mit seinem Forschen etwas anderes herausbringe als sie, sei also ein Empörer gegen die absolute Wahrheit. Das Kriterium und der Beweis für dieselbe ist ihnen die Menge derer, die das glauben, was sie glauben, und das Alter dieses Glaubens. Und sie haben doch etliche Bücher gelesen und könnten wissen, daß an Isis und Osiris, an Brahma, Wischnu, Siwa und an Buddha ebenso viele, ja noch viel mehr Menschen und noch viel längere Zeit geglaubt haben und glauben! Genug, nun sind sie infallibel geworden, und die Gesellschaft, die sich jetzt im protestantischen Land am Nesenbach gegen den Freund eines Ketzers in Bewegung setzt, ist von der Gesellschaft kleiner Päpste, die sich unter Führung des großen Papstes gegen den deutschen Staat in Bewegung setzt, nur durch einige Formen und Farben, nur durch Rock und Namen verschieden.

Nun aber, das kann ich den Herren nicht ersparen, ihnen zu sagen,

daß über jene Linie unsere kondeszendierende Billigkeit gegen die innere Quelle ihres Handelns nicht hinausgehen kann, daß wir, wo die innere Verstockung des Denkens praktisch, wo sie als Parteiführung politisch wird, für die unreinen Mittel, die sie wählt, unser strengeres Urteil abzuschwächen, uns nicht verpflichtet finden. Auch ein in Sachen der Religion befangener Mann sollte doch stutzen, wenn sich ihm als Mittel zum Zweck eine unsaubere Politik empfiehlt und Halt machen. Ich selbst kenne altchristlich fromme Männer und lebe mit ihnen in Frieden, welche Schritte wie die gegen Binder höchlich mißbilligen. Angesichts dieser Seite des Vorfalls, angesichts des Übergangs einer inneren Befangenheit in ein Handeln, das unrecht ist, müssen meine bisherigen Beleuchtungen fast naiv erscheinen. Was Zartgefühl oder nicht, Stolz oder nicht, Freiheit des Forschens oder nicht, was psychologische Spitzfindigkeiten: Ob wir den Direktor Binder vom Amte drücken, das ist die Frage; helfe was helfen mag! Einer der frommen Herren soll es offen an einem Festessen erklärt haben: daß es gelte, ihn aus seiner Stelle zu verdrängen. Gelingt dies nicht, so will man wenigstens durchsetzen, daß die Seminarien künftig dem Konsistorium untergeben werden; denn daß sie unter dem Studienrat stehen, das war dieser Partei ein Dorn im Auge, lange ehe Binder, ein in der besten Bedeutung des Wortes humanistisch gesinnter Mann, an die Spitze dieser Behörde berufen wurde.

Wir haben uns gefragt: ob es rätlich sei, der öffentlichen Anklage mit Protesten entgegenzutreten. Ein nicht unerheblicher Grund spricht dawider. Wir konnten uns sagen, daß wir den Anklägern vielleicht nur einen Gefallen tun. Was sie wollen, was ihnen dient, ist ja eben der Lärm: Es wird ihnen nur willkommen sein, wenn ihnen Stoff zu Dupliken geboten wird, um den Prozeß fortzuspinnen, die Sturmglocke fortzuläuten. Sie werden weitere „Erklärungen" von Unglücklichen sammeln, denen sie weißmachen: ihre Heiligtümer seien bedroht; nach der Hauptstadt wird man die kleineren und kleinen Städte, wohl auch die Dörfer, herbeiziehen. In früheren Fällen ist es ihnen gelungen, durch einen solchen fortgesetzten Sturm eine an sich ganz freisinnige Regierung endlich in einen Mißmut zu versetzen, die sich nach Art der menschlichen Natur, statt gegen die Sturmglöckner, gegen den unschuldigen oder nur einer kleinen Über-

eilung schuldigen Veranlasser entlud. Warum soll ich es nicht heraussagen, daß mich dieser neuere Vorgang nicht nur an den Allerweltsaufruhr gegen Strauß nach dem Erscheinen des „Lebens Jesu", sondern auch an jene anschwellende Flut erinnerte, die im Jahre 1845 mit einer zweijährigen Suspension für mich endigte? Als der erste denunzierende Artikel über meine Inauguralrede erschien, war ihm schon anzuwittern, was nachfolgen werde. Man fühlt den fernen Signalschüssen vor einer solchen großen Hetze immer etwas Gespenstisches, Infernales, etwas Arsenikalisches an; oder, wer ein anderes Bild vorzieht, sie gleichen dem kaum hörbaren feinen Knistern eines rollenden Schneeballs, von dem man voraussieht, daß er zur Lawine anwachsen wird. Es erschien damals die Geschichte eines Hexenprozesses im Morgenblatt; sie erzählte unheimlich spannend, wie eine Denunziation vor dem Ketzergericht einen jungen in Wohlstand und glücklicher Ehe lebenden Bürger von Mergentheim zuerst nur wie am kleinen Finger packte, wie er entfloh, wie den ratlosen Flüchtigen das Heimweh und die Liebe zu seinem jungen Weib wieder in die Nähe der Stadt zog, während die Denunziationen wuchsen; wie er sich endlich hineinwagte, ergriffen wurde, unter der Folter gestand und den Scheiterhaufen bestieg. Verbrannt wird man jetzt nicht mehr, die Ketzergerichte sind menschlicher geworden und begnügen sich mit Amtsentsetzung; freilich, wenn sie einen so ein wenig anbraten, halb räuchern könnten, das würden sie sich wohl schon gefallen lassen. Mehr als ein Kamerad sagte mir damals: Es sei ihm bei jenem ersten Artikel gerade so zumute geworden, wie da er den Hexenprozeß las. Nun also wuchs die Lawine, nun kamen die Verdrehungen, Entstellungen, Mißbrauch von Äußerungen auf dem Katheder, die, aus dem Zusammenhang gerissen, in das Gegenteil ihres Sinnes verkehrt wurden; nun durchstöberte man meine Schriften und klaubte heraus, was mir schaden konnte; nun trieb man Sturmpetitionen trostloser Eltern zusammen, die ihre Söhne in den Händen solcher Lehrer wissen sollten; nun schlegelte man auf den Kanzeln und schrie — genau nach dem schon oben besprochenen Pastor-Göze-Regulativ — über das Ärgernis, das man eben durch dieses Schreien selbst hervorrief; Schutzartikel der Freunde gossen nur Öl ins Feuer, indem sie willkommenen Anhalt zu neuem Schüren gaben, und endlich erreichte man, daß im Verdruß über den

nicht endenden Lebtag und Halloh ein ganz freisinniger Minister einen Universitätslehrer für eine Antrittsrede, die in der Farbe etwas jugendlich leidenschaftlicher war, als er sie jetzt halten würde, aber im Inhalte dem Angriff keinen Anhalt bot, auf zwei Jahre seinem Amt entzog. Nicht der Religion, wie die Entsteller sagten, sondern der Intrige hatte ich in dieser Rede meinen offenen Haß erklärt. Ich ließ mir die ungerechte Strafe gefallen; ich sagte mir: ich sei es der Sache schuldig, daß ich den Feinden nicht den Gefallen tue, von der Stätte meines Wirkens zu weichen. Dennoch war ich nicht ganz einig, nicht ganz zufrieden mit mir, daß ich das Unrecht hingenommen hatte, und zehn Jahre später kam der Tag, wo ich meinem Gewissen Genugtuung verschaffen konnte. Ich war sehr unschlüssig, ob ich den Ruf nach Zürich annehmen sollte, suchte eine Audienz bei dem Minister v. Spittler-Wächter, dem Nachfolger Schlayers, nach, trug ihm die Gründe meiner Unschlüssigkeit ganz offen vor, gestand ihm, daß ich befürchte, es könnte mich reuen, wenn ich gienge, und reuen, wenn ich bliebe; das letztere gewiß dann, wenn die Regierung in neuen Fällen von Denunziation, Verschleppung und Verdrehung von Stellen aus Lehrvorträgen, aus Schriften (an denen es in der Zwischenzeit nicht gefehlt hatte) nicht fester als vor zehn Jahren zu der Freiheit der Wissenschaft stünde — ich erhielt keine Zusage und gieng.

Die Zeiten sind anders geworden, das Licht hat an Kraft und Raum gewonnen. Wir durften nicht fürchten, Öl ins Feuer zu gießen und ein solches Ende herbeizuführen, wenn wir uns zu Gegenerklärungen entschlössen. Eine derselben ist von einigen Lehrern des Polytechnikums ausgegangen und am 10. März im „Schwäb. Merkur“ erschienen. Ich habe sie unterzeichnet, um mich der Sache nicht zu entziehen, aber, offen gestanden, sie ist mir zu zahm, hält sich zu sehr in der Defensive für den Angeklagten. Es gibt aber wider eine Anklage ohne Stoff nichts zu verteidigen, die freie Menschenbildung hat das Recht und die Pflicht, den Speer umzudrehen und laut und offen ihre gerechte und tiefe Entrüstung gegen einen solchen Ausfall, ein solches Ketzergericht am lichten Tage der Aufklärung und gegen die Intrige auszusprechen, die seinen Hintergrund bildet. Unsere Regierung darf erwarten, daß die Stimme der Öffentlichkeit kräftig zu der Intelligenz des Staates steht, welche an die Spitze

der Oberbehörde unserer Mittelschulen und des protestantischen Seminars zu Tübingen einen Mann berufen hat, der diese Unterrichtsanstalten ernst und besonnen im Geiste der echten Menschenbildung leitet, und welche uns diese edle Kraft auch erhalten wird. Sie bedarf nicht dieser Stimme zu ihrer Unterstützung und noch weniger zu ihrer Belehrung; aber in diesem Augenblick sieht Deutschland auf uns; eine Regierung gibt keine Erklärungen über ihr Handeln in die Öffentlichkeit; sie hat sich nicht zu verantworten, wenn sie anmaßenden Angriffen gegen einen Bestand, den sie gewollt hat, keine Folge gibt; gut aber ist es, wenn die Bürger ihre Stimme erheben und nicht dulden, daß eine gehässige Partei einen Schatten auf die alte Ehre unseres Landes werfe, das sich rühmen darf, daß sein Schulwesen wohlbestellt ist und der Entwicklung der Geister freie Bahnen öffnet.

Allerdings aber ist im Organismus unseres Unterrichtswesens eine verhärtete Stelle, auf welche eben die Angelegenheit weist, welche jetzt die Gemüter in Württemberg aufregt. Die Partei, welche jetzt so keck in den Vordergrund getreten ist, strebt, wie gesagt, dahin, daß die Seminarien künftig dem Konsistorium zugeteilt werden. Es sind bekanntlich vier sogenannte niedere Seminarien, Vorbereitungsanstalten für das Studium der Theologie im sogenannten höheren Seminar auf unserer Universität. Diese sollen also künftig nicht mehr dem Staate, sondern der Kirche unterstellt sein. Die Frage greift, wie man sieht, mitten hinein in die große und schwere Aufgabe, deren Lösung das Deutsche Reich jetzt angetreten hat. Aber für Württemberg knüpft sich daran eine andere weitführende Frage. Das theologische Studium genießt bei uns durch die Stiftung der Seminarien, das edle für seine Zeit so verdienstvolle Werk des Herzogs Christoph, eine Stipendienbegünstigung im höchsten Mißverhältnis gegen die anderen Fakultäten. Mühsam ist es vor Jahren gelungen, durchzusetzen, was der Wortlaut der Urkunden sonnenklar zuläßt, daß ein Teil der Zöglinge sich der Philologie widmen darf. Es käme darauf an, ob mit diesen Urkunden nicht auch der bedeutendere Schritt vereinbar wäre: diese großen Stipendien und mit ihnen die Wohltat der spezielleren Leitung der Studien (durch Repetenten, Examinatorien, Aufsätze) auch an andere Fakultäten zu verteilen und dadurch unser Studienwesen endlich von dem

Stempel des Vorwiegens der an Klostereinrichtungen geknüpften Theologie zu befreien, der ihm noch immer einen halb mittelalterlichen Charakter aufdrückt. Es wäre sehr zu wünschen, daß Freunde der wahren geistigen Menscheninteressen, die mit dem einzelnen, was hier in Frage kommt, vertrauter sind, den Gegenstand in öffentlicher Besprechung aufnähmen; dann könnte vielleicht einmal eine Zeit kommen, wo wir aus der schlimmen Saat, die gegen Binder ausgeworfen worden ist, Gutes ernten. Auftritte wie der, womit sich dieser Artikel beschäftigt, sind unliebsam, widerlich; niemand liebt „Szenen", jedermann will Ruhe, man muß wünschen, die Störung und Aufregung so schnell als möglich niederzuschlagen. Wohl, aber dann beginnt erst der andere Teil der Aufgabe: das zunächst nur Unerfreuliche darauf anzusehen, ob nicht doch vielleicht etwas Providentielles darin liegt, ein Ferment, das „reizt und wirkt" und wider Willen als Hebel für heilsame Fortschritte dienen soll.

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1874, Nr. 77, 18. März.)

Zweiter Teil.

Eine Reise.

Ecco il mare, sagte ein Dalmatiner, der mir im Eisenbahnwagen gegenübersaß, indem er das Fenster öffnete; quanto è grato e dolce! setzte er mit sanfter Stimme hinzu. Es war am 22. April 1860; ich war den Tag zuvor über den Semmering bis Graz, heute von Graz aus gefahren, stets unter kaltem Regen, Sturm, wirbelnden Schneeflocken. Wir fuhren jetzt am späten Abend unterhalb Nabresina, der vorletzten Station vor Triest, alle Fenster geschlossen; es war schon dunkel, und wer wollte bei solchem Wetter nach der Landschaft ausschauen; daß uns der Schienenweg jetzt auf mäßig hohem Ufer am Meere hinführte, wußte ich gar nicht. Aber siehe da! der Regen hatte aufgehört, der Sturm schwieg, der Himmel hieng wohl noch voll schwerer Regenwolken, dunkelgrau, trüb, lastend, traurig, aber das Meer hatte alles, was noch von Licht am Horizonte zerstreut war, auf seinem Spiegel gesammelt und seinen fernen Saum an gebuchteter Küste mit einem flimmernden Silberschein geschmückt. So windstill war es, daß man nicht ein Rauschen hörte, ja beim schönsten Wetter, der ruhigsten Luft habe ich das Meer nie so schweigend gefunden. Ich habe es in jedem Zustande gesehen: lachend im tiefen, reinen Blau des italienischen Himmels, während muntere Delphine um das Schiff scherzten, glühend wie lauter blutrotes Feuer im Sonnenuntergang, wütend und brüllend im Sturm und die brandenden Wellen wie Schaumgestalten seltsamer Ungeheuer fünfzig Fuß und höher an zackige Klippen emporjagend, immer groß, immer den staunenden Geist zu einer Ahnung des Grenzenlosen erweiternd; jetzt hatte ich lange Zeit seinen Anblick entbehrt, heute im Mißbehagen des lästigen Unwetters ganz vergessen, daß ich ihm so nahe sei. Und unverhofft ist es da, nicht im Schmucke des Ultramarin oder des glühenden Goldes, nicht in der wilden Majestät des Sturmes, nächtlich grau, matt aufleuchtend, hindämmernd im sparsamen Helldunkel, geheimnisvoll lautlos wie nie, groß, weit, unendlich wie immer! Wem die Seele im Unwetter des Lebens so still, groß, weit, unendlich wäre! Eine Ruhe, ein Friede kam über mich, dessen ich gar sehr bedurfte.

An diesen erhabenen Ruheplatz wollte ich meinen Leser führen, ehe ich ihm erzähle, was ich Düsteres zuvor gesehen und was mir die Seele im Innersten bestürmte. Dabei muß ich etwas weit ausholen, muß berichten, wie und warum ich diese Reise antrat; wir werden lange fern von dem stillen, hohen Bilde verweilen, aber ich vergesse es nicht, ich führe den teilnehmenden Begleiter sicher dahin zurück. Nachher geht es weiter, Aufregung, Sorge, Schmerz, Hast und Jagd des Lebens hebt abermals an, aber ich hoffe ihn von Stelle zu Stelle an einen solchen Ort des Friedens und der inneren Sammlung zu bringen, daß er mit mir ausatme und ein Unendliches schaue, wo die Seele ankern kann.

Ja wohl kam ich noch aus ganz anderem Unwetter, als Regen, Sturm und Schnee. Kummer und Qual des Herzens um das arme, gespaltene, verachtete, schwer bedrohte und in Not und Schmach nur doppelt heiß geliebte Vaterland hatte mich auf die Reise getrieben. Ich muß recht dringend bitten, diese Worte nur ganz so schlicht zu nehmen wie sie lauten; mir fiel und fällt es nicht ein, den Politiker von Fach spielen zu wollen. Meine Welt ist die Wissenschaft, die Kunst, und man wird sehen, daß ich sie auch in dieser leidenschaftlichen Teilnahme an den Fragen der Wirklichkeit nicht vergessen habe; die Ruheplätze, wohin ich den Leser aus dem Gewirre und Lärm des Lebens zu führen gedenke, gehören dem idealen Lande des Schönen an. Man wird nie von mir hören, daß ich mir beigehen ließe, über Zivil- und Kriminalgesetzgebung, Stempelsteuer, Majorate und Fideikommisse mitberaten zu wollen. Aber ich denke, es ist ein ander Ding, wenn es sich um die Lebensfrage einer Nation handelt, und ich wüßte nicht, wer es einem Gelehrten, wäre er sogar ein Ästhetiker, sollte verbieten können, ein Herz zu haben für diese große Sache und über sie mitzusprechen in lebendigem und geschriebenem Wort. Man wird uns Deutsche fortan nicht mehr vertrösten können mit unseren Künstlern, Dichtern, unserem Wissen, wir wollen als Nation, als Staat, als Macht unter den Völkern geachtet sein. Wer über Hunger klagt, dem wird schlecht geholfen sein, wenn man ihm sagt: gib dich doch zufrieden, dein Keller ist ja voll edler Weine. Will aber ein Volk zum politischen Dasein gelangen, so müssen alle Glieder sich regen; kein einzelner darf tot liegen; jeder, der denkt und innerlich lebt, muß mitwirken, wie er kann, und er hat sich

nicht lange zu fragen, was und wieviel er wirken könne. Das Meer besteht aus Flüssen, die Flüsse aus Bächen, die Bäche aus Quellen, die kleinste Quelle, die zufließt, trägt ihr Teil zum Ganzen bei. Eine Aussaat wird in unzähligen Körnern gestreut; säe jeder seines Orts und meine nicht, er müsse zählen können, wie viele Samenkörner auf guten Grund fallen, aufgehen, Frucht tragen. Wer fragt nach einem Rechte, mitzureden und mitzuwirken, wo jeden die Pflicht ruft? Wer auch nur nach einer Pflicht, wo ein lebendiger Mensch nicht anders kann? Aus dem Jahr 1848, aus der dunkeln Verwirrung seiner Parteien und der allgemeinen Niederlage seiner Bestrebungen war mir das Ziel der politischen Einigung der Nation als heiliges, stilles Anliegen tief im Herzen geblieben. Aber ich verzichtete darauf, den Tag zu erleben, wo das Ziel erreicht oder nahe Aussicht auf seine Erreichung wäre. Da kam der Angriff auf Österreich im vorigen Sommer. Frankreich bringt uns wie bestellt das einzige Mittel, den ersten großen Schritt zum Ziele zu tun: Anlaß zu einem Kriege, der die ganze Nationalkraft anspannen mußte. Deutschland begreift es, steht auf, bringt freudig jedes Opfer, stellt sich, jeden Zwiespalt vergessend, unter die Führung Preußens, und Preußen, unter zweideutigen Äußerungen über den Zweck seiner Rüstung, zögert, bis die Stunde vorüber ist. Bald genug geht in Erfüllung, was jeder voraussah und voraussagte, der sich von der französischen Phrase nicht hatte täuschen lassen. Savoyen und Nizza wird weggenommen und hiemit ausgesprochen, daß es für Frankreich keine Verträge, kein durch Recht geheiligtes Besitztum gibt. Und wirklich, kaum getan, so werden die deutschen Rheinlande bedroht. Jetzt hatte Frankreich sein ganzes Heer gegen uns zur Verfügung, während im Sommer vorher seine Kerntruppen in Italien standen, Preußen war mit Österreich entzweit, und das übrige Deutschland, ich meine das Volk, hatte es durch jene Verzögerung und Hinhaltung, noch mehr durch den Hohn, der von seiner Presse wie ein giftiger Mehltau auf eine wahre, von klaren Gründen getragene Begeisterung geworfen war, gründlich gegen sich erbittert. Näher und näher trat die Kriegsgefahr, und nicht einmal über den Bundesfeldherrn waren wir einig.

Der Leser darf nicht vergessen, daß dies die Lage der Dinge war, in der ich meine Reise antrat. Seit jenen Tagen, Wochen, Monaten

des unseligen Zauderns war mir in der Spannung jedes Nervs, in Qual der Seele, Angst, Empörung, Verzweiflung, unter dem Spott und dem noch verletzenderen Mitleid des Auslands, das mich umgibt, die Resignation verloren gegangen, die deutsche Frage zur Leidenschaft geworden, die mein Innerstes beherrschte, und ich denke, ich habe mich dessen nicht zu schämen. Glaubt man, darüber sei mir die verständige Betrachtung der Dinge abhanden gekommen und findet in diesen Blättern keinen Gegenbeweis, so muß ich es mir gefallen lassen.

Inzwischen hat sich vieles verändert, die Lage hat sich um ein Bedeutendes aufgehellt, aber wirklich licht und beruhigend ist sie nicht geworden. Motive, deren Eintritt niemand voraussah, bestimmen den Kaiser der Franzosen, den offenbar beschlossenen, deutlich genug angekündigten Krieg gegen Deutschland aufzuschieben und es fürs erste mit anderen Waffen zu versuchen. Er dringt dem Prinzregenten von Preußen seinen Besuch auf, er wird nach Baden-Baden beschieden, findet ihn von einem Kreise deutscher Fürsten umgeben, und seine Versucherkünste scheitern an einem Hindernisse, das er nicht in Rechnung genommen hatte, an der deutschen Ehrlichkeit; Preußen feiert einen moralischen Triumph und versöhnt manchen erbitterten Gegner seiner jüngsten Politik. Allein hinter dem nächsten Zweck, der ihm fehlschlug, hatte der französische Gast sichtbar noch einen zweiten im Auge, den er auch erreicht hat. Die nahe Kriegsgefahr hatte dem Drange der Nation zur Einheit einen rascheren Puls gegeben, und die Fürsten selbst waren auf dem Wege, angesichts der brennenden Notwendigkeit diesem Drang entgegenzukommen. Der Urheber der Drohung begreift, daß er Deutschland stärkt, indem er es schwächen wollte; seine tiefste Furcht ist die vor einem Erstarken Deutschlands, das hat der Friede von Villafranca gezeigt; aufs neue sieht er es nun im Aufschwunge begriffen, und er beschließt, diesem beschleunigten Zuge zur Einheit den Nerv zu durchschneiden, indem er in aller Gemütlichkeit den versammelten Fürsten seinen friedfertigen Sinn beteuert. Vielleicht der feinste von allen seinen Ränken; er hat Deutschland sein Villafranca vor dem Kriege bereitet, niederschlagendes Wasser auf seine Gärung ausgegossen, seinem ausholenden Arme den Gegenstand genommen, so daß er sich verhieb. Der deutsche Charakter ist nicht so flüchtig, daß er von seinen

Zielen abließe, wenn ihm eine solche Posse gespielt ist, allein wir können die menschliche Natur nicht verändern: steht uns nicht deutlich und greiflich mehr in naher Aussicht der Krieg, der das einzige Mittel zu unserer Einigung ist, so ist der Bewegung fürs nächste der Sporn genommen; sie wird nicht einschlafen, aber sie ist auf die lange Bank geschoben.

Ein neues, wichtigeres Ereignis folgte im Verlauf dieses Sommers: die Zusammenkunft in Teplitz; Preußen und Österreich sind versöhnt, der Feind wird Deutschland wenigstens nach außen, ihm gegenüber vereinigt finden, wenn er es angreift. Noch ist Geheimnis, was einzelnes verabredet wurde, doch wahrscheinlich, daß Preußen den Beistand seiner Waffen zugesagt hat, falls ein italienischer Angriff auf Venezien mit Frankreichs Hilfe unternommen würde. Die Versöhnung mit Österreich ist zugleich freundliche Annäherung Preußens an Bayern, dem das Verdienst gebührt, jene eingeleitet zu haben, also an den stärksten unter den Mittelstaaten, und somit scheint auch nach dieser Seite eine bessere Zukunft eingeleitet.

Warum nun noch eine Reise beschreiben, die unter so ganz anderen Umständen, in so ganz anderer Stimmung gemacht ist? Deutschland freut sich der gewonnenen Grundlage kräftigen Zusammenhalts, und du, so höre ich sagen, willst uns noch von deinen Stimmungen in hoffnungsloser Zeit erzählen? Was soll uns diese Lyrik? Erspare sie uns!

Ja wohl, wenn es so gut stünde, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat! Wie aber steht es in Wahrheit? Was wirklich gewonnen ist, wird von einem wahrlich nicht kleinen Teile der Nation verkannt, und eine scheinbare Rechtfertigung für dies Verkennen erwächst daraus, daß Anderes, Wesentliches nicht gewonnen ist.

Glücklicherweise hat die preußische Regierung gezeigt, daß sie ihr Interesse und das Wohl Deutschlands besser versteht, als die Mehrzahl der Preußen und als die Mehrzahl der Deutschen, die zur preußischen Partei gehören. Ich weiß mich frei von der Leidenschaft, womit diese Partei von den meisten bekämpft wird. Es ist nur ganz begreiflich, daß man in der Ratlosigkeit der Frage über die Form der deutschen Einigung auf die Ansicht kommt, es müsse der stärkste unter den rein deutschen Staaten

an die Spitze gestellt werden, und daß man im Eifer für diese Überzeugung alle naheliegenden Schwierigkeiten zu leicht nimmt. Die entgegengesetzte Partei, die wir die föderative nennen wollen, steht nicht minder großen Hindernissen gegenüber, deren Gewicht auch sie nur zu oft unterschätzt: sie vergißt, daß zwischen Teilen, die so ungleich an Macht und Größe sind, wie die deutschen Staaten, von einer wahren Föderation nicht die Rede sein kann. Die Partei der Zentralisation, wie man in ungenauem Gebrauche des Worts die preußische nennt, hat gegen sich das Widerstreben der Teile, die nicht dulden wollen, daß ein Teil das Ganze werde. Es sind nicht die Fürsten allein, es sind die Stämme, die Bevölkerungen mit ihrem historischen Leben, die im Bewußtsein gleichen Wertes gegen diese Art von Unterordnung sich stemmen. Jeder Anhänger der preußischen Partei wird gestehen, daß er nur auf langen Wegen der Reflexion zu seiner Überzeugung gelangt ist; es kann nicht anders sein, denn die Erhebung eines Teils zum Ganzen, zur Herrschaft über das Ganze, ist gegen die natürliche Logik. Nun meine ich gar nicht, daß Logik und Geschichte zwei gleiche Dinge sind, allein um gegen die natürliche Logik recht zu behalten, müßte ein solcher Teil Gewichte von bedeutender spezifischer Schwere einzusetzen haben, wozu keineswegs genügt, daß er größer ist als alle rein deutschen Staaten. Ein solches Gewicht ist ungleich höhere politische Entwicklung: wäre es vorhanden, so würde die Zuneigung der Bevölkerungen das Sträuben ihrer Regierungen vielleicht überwinden. Es ist aber nicht vorhanden. Ein anderes Gewicht wäre ausgezeichnetes Genie, verbunden mit Kühnheit und Entschluß; es ist auch nicht vorhanden, es lebt kein Friedrich der Große. Trotz diesem Mangel ließe sich noch ein Fall denken, der zu einer Hegemonie Preußens führte: die Gelegenheit, eine Wendung der Dinge, die Preußen fast ohne sein Zutun, nur übrigens ein kräftiges patriotisches Handeln in einem bestimmten Falle vorausgesetzt, das Heft in die Hand drückte. Unter welcher Bedingung die Nation sich damit zufrieden geben würde, dies wird sogleich und muß dann auch weiterhin in diesen Blättern zur Sprache kommen. Hier ist nur erst hinzuzufügen, daß das eine Wendung ist, die man am wenigsten macht, wenn man viel von ihr redet, eine mögliche Tatsache, kein Prinzip für eine politische Partei. Dagegen wissen die Föderalisten nicht, woher sie die Mittel nehmen

sollen, den Teilen die annähernde Gleichheit zu geben, die ein wahrer, organischer Bund voraussetzt. Praktisch genommen, d. h. darauf angesehen, was man denn nun eigentlich tun soll, um zum Ziele zu gelangen, ist also das Bild, das beiden Parteien vorschwebt, gleich vag, gleich idealistisch, und keiner von beiden ist ein Vorwurf daraus zu machen, denn so, wie für jetzt die Dinge liegen, ist jede Form des organischen inneren Aufbaues, die man ersinnen mag, untunlich. Es gibt kein Programm für die deutsche Einheit. Wir wollen sie, wir müssen sie haben, wir müssen agitieren auf dies Ziel nach allen Kräften, aber wie sie sich gestalten müsse, kann für jetzt kein menschlicher Verstand ersinnen. Es ist kläglich, aber es ist so, die deutsche Einheitsfrage ist eine verzweifelte und wird es bleiben, bis große Tatsachen den Knoten zerhauen.

Unbefangen und leidenschaftslos verhalte ich mich zu der preußischen Partei bis zu dem Punkte, wo die österreichische Frage anfängt. Glaubt sie, das übrige Deutschland werde sich unter Preußen einigen lassen, — ich teile ihre Meinung nicht, aber ich hasse sie auch nicht, wofern sie nur nicht auf den Untergang Österreichs spekuliert. Dies ist die Bedingung, von der ich vorhin gesprochen habe. Ich weiß recht wohl, welcher Vorwurf des logischen Widerspruchs von den Fanatikern der Partei bei diesem „Wofern" auf mich wartet. Ich wage dennoch die schreckliche Ketzerei auszusprechen, daß die Partei recht wohl bestehen könnte ohne das heillose Dogma: man müsse der Auflösung Österreichs untätig zusehen, denn Österreichs Untergang sei Preußens Aufgang. Das bekannte Programm Gagerns aus der Zeit der deutschen Reichsversammlung oder die sonst schon aufgestellte Formel: engerer Bund unter Preußen ohne, weiterer Bund mit Österreich ist nur gerade so praktisch und so unpraktisch, als der Vordersatz des ganzen Parteiprogramms; es wäre um nichts schwerer, den Hauptsatz mit diesem Beisatz durchzuführen, als ihn überhaupt durchzuführen. Es ist Zeit, dies schwankende Gebiet des Denkbaren zu verlassen, denn hier können wir nicht weiter. Da alles durchaus dunkel bleibt, was über die Einrichtung unseres inneren Haushaltes vorgebracht wird, so müssen wir die Sache am anderen Ende fassen und fragen, wie es mit der politischen Reife einer Nation steht, und was einer Nation droht, die in der Stunde der Gefahr nicht vor allem daran denkt, daß sie ihre gesamten Kräfte zusammen-

halte, ihr Eigentum, ihre Habe schütze und wahre. Wir haben zwei große, gleich unbedingte Aufgaben zu unterscheiden: die der Selbsterhaltung und die der inneren politischen Form, betreffe sie die Gestaltung der Einheit oder der bürgerlichen Freiheit. Und mir will scheinen, der ernste Moment habe einen großen Teil der Nation auf demselben Standpunkte der Vermischung und Verwirrung beider Aufgaben getroffen, auf dem uns das Jahr 1848 traf. Den Begriffen: Existenz, Eigentum, Besitzstand und Ehre der Nation wird der Begriff: Verfassung, Einrichtung, Konfession, Bildung, Rechtsgleichheit usw. untergeschoben. Wir sagen: laßt Österreich nicht im Stich, es wird sich bitter an euch bestrafen — Antwort: ja aber dort ist das Konkordat! Sieh hin, ein Zuavenhund bohrt einem Tiroler das Bajonett in die Brust, hilf! — Antwort: ja, lieber Gott, der Mensch dauert mich, aber er ist Pfaffenknecht und Reaktionär, ich kann ihm nicht helfen. Laß Napoleons Macht nicht aufkommen, reißt sie Österreich ein Stück ab, ob Bundesland oder nicht, so bedroht sie dich, uns alle, auch unsere Bundesländer, wird zur europäischen Diktatur! — Antwort: in Österreich herrscht der Absolutismus. Preußen und Österreich ist versöhnt, freue dich, wir werden vereint gegen den Feind stehen, wir werden so vereint zur ersten Macht in Europa werden! — Antwort: o weh, das wird uns unser neues Verfassungsleben kosten, die Kreuzpartei ans Ruder bringen. Und das ist euer Selbstvertrauen? Und solcher Schwäche, solcher Widerstandslosigkeit euch bewußt verlangt ihr, daß Deutschland euern Satz von der Unterordnung unter Preußen wie eine heilige, unumstößliche Wahrheit verehren solle? Noch heute — da ja doch jedermann noch vom Sommer 1859 spricht — sagt ihr: wäre Preußen damals wirklich zum Kriege geschritten, so stünde jetzt Österreich an der Spitze Deutschlands, mit ihm der Absolutismus, der Romanismus, und wir wären da, wo Deutschland war anno 1818. Wie? Ihr hofftet, zu siegen, während Österreich Niederlagen erlitt, und ihr traut euch nicht zu, daß ihr dann die Kraft gehabt hättet, Österreichs altem System zu widerstehen, es zu brechen, euch in ein Verhältnis zu diesem Staat zu setzen, wie ihr als die siegende Schutzmacht es wünschen mochtet? Und habt ihr denn nicht gemerkt, daß damals, als wir uns unter euch stellten und von euch zum Kriege geführt sein wollten, auch diejenigen von uns, die nicht zur sogenannten klein-

deutschen Partei gehören, für sehr wahrscheinlich hielten, daß ihr mit dem Hefte des Kriegsschwertes auch das Heft der Hegemonie in die Hand bekommt, und daß alle es sich gern gefallen lassen wollten, wenn nur kräftig gehandelt würde? Damals regnete es Brei für Preußen, und Preußen hatte keinen Löffel. Was man durch rasches Handeln wahrscheinlich errang, verrannte man sich durch Unterhandeln und Zögern, worin man den Eindruck hervorbrachte, daß man es haben möchte, und wodurch man Österreich zu jenem verzweifelten Friedensschlusse trieb. Jetzt nun, nachdem die Stunde verpaßt ist, will durch Bitten, Drängen, Werben, Schieben eine Partei das machen, was, wenn es je kommen kann, wie ein Blitz kommt, der aus der Wolke fährt, was ein Akt des Genie, der Kühnheit, eine Tatsache ist, bei der man eines schönen Morgens erwacht. Die unverbesserliche Verwechslung von äußerer und innerer Politik, von Fragen der Existenz mit Fragen der Freiheit des Geistes, der Bildung erklärt nun jeden, der nicht will, daß Österreich aufgegeben werde, für einen Partikularisten, für einen Spießgesellen des Pfaffentums, für einen Verräter, im besten Fall für einen Toren, einen Gefühlspolitiker, ein bewußtloses Werkzeug in der Hand der Sonderbündler; was von den Mittelstaaten ausgeht, muß auf alle Fälle, auch unbesehen, schlecht sein. Wir sollen nicht vergessen, daß man uns, als wir euch die Führung gaben, um zur rechten Zeit eine Macht zu brechen, die euch und uns alle gefährdet, gar noch mit Okkupation bedrohte, und hiemit war das Maß voll. Wer solche Körbe austeilt, kann fürder keine Anträge erwarten. Doch genug der traurigen Erinnerungen; ich wäre der letzte, der sie aufrührt, wenn nicht der Trauergesang über die Versöhnung Preußens mit Österreich zeigte, daß jenes unselige Dogma, das mir auf der ganzen Reise noch im Ohr summte: das Dogma von der Spekulation auf die Zertrümmerung Österreichs, morgen wie gestern, wenn ein Angriff auf Österreich uns alle bedroht, durch die Reihen der preußischen Partei laufen wird.

Man wird mir ohne Beteuerung glauben, daß ich unserem alten Losungswort: Freiheit, rein menschliche Bildung, Kampf gegen Wahn und Verfinsterung nicht abtrünnig geworden bin. Ich will es nur nicht da unterschieben, wo es nicht hingehört; zuerst existieren, zusammenhalten, was wir haben, uns nicht entehren lassen durch

fremde Eroberungspolitik, dann der innere Aufbau und die Prinzipien! Man wird sehen, daß ich Österreich, das Land und die Leute, von Österreich, dem System, zu unterscheiden weiß. In der Tat, wenn die Freude über diese neueste Versöhnung Preußens und Österreichs uns durch die Torheit jener getrübt wird, die im Hintergrunde derselben nichts sehen, als schädlichen Einfluß der alten inneren Politik Österreichs auf das Verfassungsleben Preußens, so wird sie auf der anderen Seite durch die wohlgegründete Besorgnis geschmälert, daß Österreich auch jetzt nicht erkannt habe, wie es durch ein ernstliches Umlenken sich beeilen muß, an Deutschland wahrhaft und dauernd anzuwachsen und uns dadurch den Aufbau der deutschen Einheit möglich zu machen. Noch ist kein Schritt geschehen, der eine wirkliche Umkehr beweist. Meine Überzeugung, daß es Wahnsinn ist, auf seine Zertrümmerung Deutschlands Stärke bauen zu wollen, bleibt stehen nach wie vor, und zwar hoffe ich zu zeigen, daß wir Österreich uns erhalten müssen, seine außerdeutschen Völker miteinbegriffen, daß nur die innere Politik Österreichs bis jetzt es war, was diesen Besitzstand zu einem Bleigewicht, zu einem Fluche für Deutschland machte, daß er, sobald jene umlenkt, ein wahres Gut für Deutschland ist; aber die Perspektive wird freilich eine andere, wenn es nicht eilt, durch freies Verfassungsleben diese Völker an sich zu fesseln; dann muß Deutschland sich gefaßt halten, daß es sich die Stärke gebe, diese absolute Forderung des deutschen Wohles in Österreich durchzusetzen.

Davon eben muß ja die Rede werden auf unserer Reise. Für jetzt wollte ich nur zeigen, daß ich nicht Ursache habe, die sorgenvolle Stimmung, in der ich die Reise machte, im Ton ihrer Erzählung ganz abzuschwächen. Tief bewegt wie ich reiste, werde ich schreiben. Ich bin gereist, weil es mich nicht zu Hause ließ, weil ich wandern mußte. Eine wilde Jagd von Reise habe ich beschlossen wie einer, der über Berg und Tal mit hastigen Schritten rennt, um inneren Sturm durch äußeren zu vertoben. München, Wien, Pest, Triest, Venedig, Verona, Mailand in sechs Wochen, das wäre ein toller Reiseplan für einen, der ruhig schauen und genießen will, war ein begreiflicher für den, der Unruhe in Unruhe ertränken wollte. Warum aber nach Österreich? Vor allem einfach, weil ich, der ich im Ausland lebe, einmal wieder mit Deutschen sein, mit Deutschen klagen,

trauern, mich trösten, dann, weil ich in der Nähe sehen wollte, wie es dort steht. Lage der Dinge und Stand der Parteien im übrigen Deutschland war mir hinreichend bekannt; was man in Österreich hofft oder fürchtet, sieht und denkt, ist uns in der Ferne verschleiert. Wer etwa meint, ich sei mit blühenden Illusionen hingegangen, der wird sich von seinem Irrtum überzeugen. Man wird die Stimme eines Mannes vernehmen, dessen Meinung zwei Standpunkte vereinigt, die sich sonst an entgegengesetzte Parteien verteilen: völlige Unbefangenheit des Urteils über die österreichische Politik und völlige Überzeugung, daß wir Österreich nie und nimmer aufgeben dürfen; offener Widerspruch gegen sein früheres System und aufrichtiger Eifer dafür, daß wir nicht nur seine tüchtigen deutschen Stämme, sondern auch seine außerdeutschen Völker am Reiche festhalten. Meines Wissens ist eine Meinung wie diese nicht so stark vertreten, daß sie nicht das Recht hätte, sich noch einmal vernehmen zu lassen. Ich beschloß den Heimweg durch Oberitalien zu nehmen; wie öde ich Venedig, wie drohend ich Mailand finden werde, verbarg ich mir natürlich nicht, aber muß man denn immer um des Angenehmen willen reisen? Das Interessante und Spannende im Unheimlichen enthält doch wohl auch eine stärkende Kraft, und die reinen Genüsse der Kunst bleiben ja jedenfalls gewiß. — Daß ich die italienische Frage von der ungarischen und slavischen zu unterscheiden weiß, wird sich zeigen.

Gleich auf dem ersten Schritt meiner Reise muß ich an das anknüpfen, was ich vom Widerstand der Stämme gegen die Oberherrschaft eines Teils gesagt habe, der sich doch keiner höheren politischen Entwicklung rühmen könne. Ich vernahm zu gutem Anfang auf dem Wege nach München im Eisenbahnwagen das vielbeliebte Wort, daß in Preußen mehr Intelligenz sei als in Süddeutschland, namentlich in Bayern; es war zwar eben einmal wieder ein Reisender in Rotwein oder Zigarren, der es vortrug, aber wenn es nur bloß Reisende in Rotwein oder Zigarren wären, die solche Weisheit predigen! Der Unterschied unserer Stämme könnte ein wohltätiger Sporn des Wetteifers, ein heilsamer, fruchtbarer Lebensreiz sein, nebenbei reiche Quelle des Humors im unschädlichen gegenseitigen Necken; die Geschichte des vorigen Jahres hat ihn giftig entzündet, und daß die geschworen preußisch gesinnte Presse ihren Ton

nicht ändert, das gibt dem Gift immer neue Nahrung. Es ist wahr, daß man auch in Süddeutschland oft ungerecht ist gegen preußisches Wesen und daß man den bekannten Stempel des Berliners leicht verwechselt mit dem Norddeutschen überhaupt, vor allem mit den trefflichen, gediegenen Stämmen, die unsere Küsten bewohnen. Ich selbst gestehe, daß ich diese Befangenheit und Verwechslung in dem Aufsatz: Strauß und die Württemberger mir beigehen ließ*). Aber ich glaube doch, daß das Reizen und Ärgern mehr von dort ausgeht. Einen gewissen Ton des Besserwissens, den wir nicht ausstehen können, der unfehlbaren Weisheit, welcher alle Dinge so entsetzlich klar sind, einen Ton des Belehrens, der naturlosen, zugespitzten Ironie, welcher alle anderen Sterblichen für naives Objekt gelten, vernahm man nie stärker als im vorigen Sommer, und vor allem gegen Bayern. Von Preußen her klang es nur immer, wie wenn es da nichts als Ultramontane und darum blinde Anhänger Österreichs gäbe; es gibt ja deren, aber nicht sie haben den Aufschwung geschaffen, der zur rechten Zeit Entschluß und Handlung gegen Frankreich verlangte; auch kann man ja in Handbüchern der Statistik lesen, daß kein kleiner Teil der bayrischen Bevölkerung protestantisch ist. Ein vorurteilsfreier Gast wird sich dem Eindruck eines gleichmäßig verbreiteten Elements von geradem, gesundem Verstande nicht verschließen, das ihm gerade in München recht besonders wohltuend entgegenkommt. Ich habe in der mir schon lange lieb gewordenen Stadt mit ihrem läßlichen, behaglichen, wohlfeilen Leben auf der ersten Station meiner Reise wieder ein paar Tage zugebracht. Kein Zufluß von Fremden, keine Vergrößerung, kein Fortschritt des Modernen hat bis jetzt die Unbefangenheit, Offenheit, Zutraulichkeit der Sitte, Leichtigkeit der Ansprache verderben können. Von Kunst habe ich diesmal nur wenig zu erzählen, doch schlage ich dem Leser vor, mit mir das eine und andere zu betrachten, um sich ein Stündchen der Ruhe in den Aufregungen der drängenden Gegenwart zu gönnen. Größere Unternehmungen der Historienmalerei bereiten sich bekanntlich für das im Bau begriffene Nationalmuseum vor. Der Auftrag, die Salamisschlacht zu malen, hat Kaulbach auf das Feld zurückgeführt, worauf er mit dem bekannten Geisterkampfe der Hunnen und Römer so glücklich begonnen

*) S. oben S. VI und vgl. Altes und Neues, 1882, III, 255, 342ff.

hat. Ich habe mir vorbehalten, ein andermal eine Zergliederung des eigentümlichen Verhältnisses zu versuchen, in welchem sich Idealismus und Realismus, hoher Styl und bis an Karikatur grenzende Schärfe der Charakteristik, Symbol und herbes Abbild der Wirklichkeit, Überfülle beziehungsvoller Reflexion, Ironie, Satire und fruchtbare Sinnlichkeit der Phantasie in diesem Künstlergeiste mischen. Mag man die Mischung nicht für eine organische, gesunde halten, man wird doch nicht läugnen, daß sie viel zu reich, tief, als Spiegel der Zeit viel zu bedeutungsvoll ist, um sich leichthin mit ihr abzufinden. Ich meinesteils habe mich frühe gegen das stehende Motiv des „oberen Stockwerks", der mythischen Symbolik erklärt, welche die wirkliche Handlung nicht zu Atem kommen läßt, und bin der Meinung, daß Raffael mit seiner Disputa del Sacramento und seiner Umstimmung des Attila, so sehr bei ihm diese Einführung mythischer Gruppen und Figuren aus der Anschauung der Zeit hervorgieng, doch auch viel Unheil angestellt hat. Es ist hier nicht der Ort, diese Ansicht gegen Einwendungen zu verteidigen; genug, Kaulbach selbst hat in seiner Salamisschlacht auf den Meergott Glaukos verzichtet, der auf dem ersten Entwurf dem Xerxes jene Ketten vor Augen hielt, mit denen er im Übermut den Hellespont fesseln wollte, und als einziges transzendentes Motiv bleiben die Gestalten der Heroen in der Luft, die nach dem eigenen Volksglauben den Griechen in dieser Schlacht vorkämpften; ich bin überzeugt, sein großes Schlachtbild hat dadurch nur gewonnen, indem nun an die Stelle des Glaukos die stolze, wilde Artemisia getreten ist. Ich glaube aber, daß Kaulbach noch eine ungeteiltere Wirkung erreichen und manchen Gegner versöhnen wird durch das letzte Bild für das Treppenhaus im Museum zu Berlin. Endlich ist ja dort seine Absicht durchgedrungen, das Reformationszeitalter als den modernen Wendepunkt der Weltgeschichte darzustellen. Ich kenne Kaulbachs Skizze; er verfährt diesmal wie Raffael in der Schule von Athen, er versammelt einfach die Männer, in denen der Geist dieses Zeitalters Leben gewesen ist: auf höherer Basis der weiten Räume einer Kirche die Reformatoren, Luther in der Mitte, der voll Energie der Begeisterung die Bibel hoch emporhebt, zu seinen Seiten Melanchthon und Zwingli, die das Abendmahl austeilen, tiefer, im Vordergrunde, links die großen Entdecker, rechts die Humanisten,

die Künstler. Hier wird er ungeteilt in seinem Elemente sein, der starken Charakteristik; wir werden einen reichen Kreis von Charakterköpfen und Gestalten sehen, aus deren lebendigem Zusammenwirken die Einheit des Grundgedankens mächtig hervorspringen wird, statt in abstrakt schönen Allgemeinfiguren symbolisch danebenzutreten, und irre ich nicht, so wird der Künstler auch die sonst gewohnte Überfruchtung mit Nebengedanken, Beziehungen, reflektierten Episoden zu opfern wissen, wird eingedenk sein, daß die höchste Reife Einfachheit ist.

Es wird sich nun zeigen, wie die Münchener Kräfte zu der großen Prinzipienfrage des Idealismus und Realismus sich stellen, wenn einst das Nationalmuseum uns vor Augen bringt, was inzwischen im stillen reift. Bis jetzt hat die deutsche Malerei ihre höchste Kraft in einem gedankenvollen Monumentalstyl mit vorherrschender Zeichnung entwickelt; das Gedankenvolle sprach sich in einem bestimmten Zuge zur Einkleidung ideenreichen Tiefsinns in mythische, symbolische Gestalten aus. Der Realismus darf sich auf den berechtigten Geist der Zeit und den germanischen Genius berufen, wenn er fordert, daß der Künstler dieselbe Tiefe als inwohnenden Geist in die Gestalten der Wirklichkeit ohne solche Zutat lege, und daß er diesen Gestalten das volle Gepräge des individuellen Charakters gebe. Man muß aber beide Forderungen wohl unterscheiden, denn in der Wirklichkeit kann sich zerlegen, was dem Begriffe nach zusammengehört; realistischer Styl kann sich mit idealistischer Erfindung vereinen und idealistischer Styl, der wenig individualisiert, mit realistischer Erfindung. Der große, geniale Meister, den die Münchner Schule als ihr Haupt verehrt, Cornelius, ist nach der Seite der Erfindung Idealist, denn er neigt durchaus zum direkten Ausdruck von Ideen durch übersinnliche Gestalten; aber nach der Seite des Styls ist er Realist im besten Sinne des Wortes durch die strenge, herbe Dürerische Kraft der Individualisierung und Charakteristik, die nichts von akademischer Allgemeinheit der Formengebung weiß. Auf der allgemeinen Ausstellung hat sich darin am nächsten neben ihn der leider so früh uns entrissene Rethel gestellt. — Die Münchner Schule hatte das Element der Farbe vernachlässigt, und der Realismus hat nun seine Forderung natürlich auch auf diesen Punkt zu richten, er muß volleren Schein der Wirklichkeit durch gesättigtes, lebenswarmes

Kolorit verlangen. Das führt nun freilich ebenfalls auf ein verwickeltes Gebiet notwendiger Unterscheidungen, das ich hier keineswegs zu erschöpfen meine, wenn ich das eine hervorhebe: Auch der Realismus teilt sich natürlich in einen Monumentalstyl und einen Genrestyl. In der Nachahmung des einzelnen, vorzüglich der Dinge, die als tote Körper dem inneren Lebenskern einer Person und Handlung anhängen, wie Kleidungsstoffe usw., oder als physikalische Erscheinungen über ihn ergossen sind, ihn umgeben wie Licht, Luft, kann nun das Kolorit einen Grad der Vollendung suchen und erreichen, welcher die Aufmerksamkeit von jenem Kerne hinweg und, ist das Gemälde ein historisches, es in das Genre herüberzieht. Das Monumentale im Styl wird immer eine gewisse Mäßigung und Schlichtheit der Farbe bedingen, nicht nur in der Freske, auch im Ölbild; nicht, als sollte damit das Unvermögen beschönigt werden: der Maler wird zeigen, daß er darin nicht weiter gegangen ist, weil er nicht weiter gewollt hat, und freilich von der älteren Münchner Schule wird so ziemlich gelten, daß sie nicht weiter gegangen ist, weil sie nicht weiter gekonnt hat. Die neuere Wendung zum Realismus und zur ganzen Farbe ist vorzüglich durch Piloty vertreten. Seinen noch unvollendeten Nero, der nach der Feuersbrunst über die römischen Trümmer hinschreitet, habe ich nicht gesehen und glaube den rühmlichen Nachrichten gern, daß hier die geistige, das Ganze beseelende Kraft unter der kunstvollen Vollendung dessen, was in einem großhistorischen Bild Außenwerk heißt, voller, ungehemmter atmen wird, als in seinen früheren Werken. Sein Verdienst wird bleiben, daß er zuerst im großen und mit wirklicher Herrschaft über die Kunstmittel dasjenige in München einbürgert, was vor Jahren die Belgier uns wieder in Erinnerung gebracht haben: das volle Bild der Erscheinung, die eigentliche Malerei; allein die deutsche Art wird, auch nachdem sie sich dieser Mittel in ihrem ganzen Umfang bemächtigt hat, doch immer dahin neigen, dies Verfahren dem historischen und dem reinen Genrebild vorzubehalten, im monumentalen Historienbild aber die koloristische Seite mit freier Verzichtung auf das oben bezeichnete Maß zu beschränken und die großen Züge des Inhalts durch die markige Kraft der vorherrschenden Zeichnung zu führen. Der Realismus wird hier in der Kraft der Charakteristik und Individualisierung liegen wie bei unseren großen altdeutschen

Meistern. Davon wird ein koloristisches Historienbild zu unterscheiden sein, das dem historischen Genrebild näher steht, wiewohl es einen ausgezeichneten und benannten Moment der Geschichte darstellt; ein kleinerer Maßstab wird ihm zusagen, es wird vorzüglich in der Bestimmung zum Schmucke von Privaträumen seinen Wert behaupten, während das monumentale Historienbild den öffentlichen angehört. Von einzelnem dieser Art, was ich diesmal gesehen, erwähne ich ein Bild des Schweizers Boßhardt, der sich vor Jahren durch das Gemälde: Der Tod des Franz von Sickingen einen guten Namen gemacht hat; es stellt die edle Tat des Bürgermeisters Wenny von Solothurn dar, der im erbitterten Reformationskampfe sich mit breiter Brust vor eine Kanone stellt, welche die von Pfaffen aufgehetzten Katholiken auf die Protestanten abzufeuern im Begriffe sind, trägt die Handlung klar und überzeugend vor und zeigt sehr erfreulichen Fortschritt in ergiebiger Entwicklung des Inhalts, Mannigfaltigkeit und Individualisierung der Charaktere, Fülle und Wärme der Farbe.

Wie sehr ich für den Realismus in der einen und anderen der hier unterschiedenen Richtungen stimme, ich darf doch hier nicht ungesagt lassen, daß ich gegen den reinen Idealismus gerechter und anerkennender geworden bin als früher. Der Realismus ist nicht Naturalismus, nicht Materialismus, aber die Versuchung liegt ihm nahe, darein zu versinken, daher bedarf er seines Antipoden, der ihm stets die Mahnung entgegenhält, daß es der Kunst nicht um die gemeine Wahrheit zu tun ist; des Antipoden, der uns in eine Welt von Göttern und götterähnlichen Menschen einführt, der nicht tiefer individualisiert, als es mit der reinen Schönheit der Formen verträglich ist, mit zarter Hand an der Grenze umlenkt, wo das härtere Gepräge des strengen Lebens mit seinen die Natur verhüllenden Kulturformen beginnt und sich eben daher, weil die ganze Farbe auch in die ganzen Gegensätze des Lebens führt, auch mit einem konventionellen, mehr symbolischen Kolorit begnügt. Es versteht sich, daß auch in dieser idealen Beschränkung wieder mancherlei Stufen möglich sind; Genelli hat in seinem „Raub der Europa" bewiesen, daß der Idealstyl weit tiefer in der Farbe zu gehen vermag, als man meinte; aber doch gestehe ich, daß ich ihn am meisten in der Handzeichnung mit den ihm eigenen warmen, wohligen

Linien liebe. Wie fehlt einem, wenn man nun nach München kommt, der geistvolle Mann, dem die Griechen, Dante und Michelangelo ihren vereinten Segen gegeben haben, und den wir nicht minder lieben und verehren werden, mag er auch aus seinem reinen und ernsten Geisterreiche zürnend und schmollend auf die ihm widerstrebenden Ziele der Gegenwart schauen!

Von Genrebildern fand ich Pechts „Goethe", der dem Karlsruher Hofe aus seinen Gedichten vorliest, der Vollendung nahegeführt, ein heiteres, sonniges, lebendig aufgefaßtes, farbenfrisches Sittenbild der Zeit mit trefflichen Porträts: man erfreut sich an dem warmen Lebensgefühl, das diesen Maler im Gebiete der Kritik zu einem so eifrigen Verfechter des Realismus macht; in diesem Eifer ist es ihm wohl geschehen, daß er notwendige logische Unterscheidungen überspringt, die schwere Frage über Verhältnis von Inhalt und Form nicht gründlich genug nimmt, und so hat er denjenigen, die ihn fälschlich für einen Führer zur gemeinen Naturwahrheit nehmen, ohne seinen Willen manche Waffe in die Hand gegeben; sein geistvoller Text zu den Kunstschätzen Venedigs, der kürzlich erschienen ist, frisch, lebhaft, unmittelbar, wie alles, was er schreibt, wird wohl das wirksamste Manifest gegen diese Mißverständnisse sein. — Bei meinem Landsmann Schütz fand ich ein gar freundliches Bild auf der Staffelei: Schwäbische Landleute, eine große Familie, am Kornfeld in der Ernte unter dem Schatten eines vollen Obstbaumes zum schlichten Mittagsbrote betend, das am Boden aufgestellt ist, fern die weite Ebene von den blauen Zügen der Schwäbischen Alb begrenzt. Dies unser Mittelgebirge mit seiner eigentümlichen Physiognomie, schwäbischer Menschenschlag, Sinn, Gemüt und Volkssitte haben schon lange auf ihre Maler gewartet, denn der lustige, derbe alte Pflug in Biberach mit seinen oberschwäbischen Sittenbildern war doch mehr Naturalist und Dilettant. Schütz ist kein gewöhnliches Talent und schreitet rasch in seiner Durchbildung vorwärts; ein sanftes, inniges, unverfälschtes Gefühl weist ihn auf das ernstere, empfundenere Genre. Er ist aber nicht frei von einem gewissen spezifischen erbaulich-sentimentalen Pastoralton, den er aus seiner Natur ausscheiden muß, wenn er nicht ins Unerquickliche geraten will. Ein solches Bild wie die betenden Landleute ist ganz gesund, allgemein menschlich, wahr und schön; nur wenn man

dann auch in den anderen Bildern eine Neigung sieht, die Idealität in einer freudlosen direkten Beziehung auf kirchliche Frömmigkeit zu suchen, wenn man bemerkt, wie auf dem übrigens so herrlichen Bilde: „Frühlingsspaziergang des Dorfschulmeisters mit seinen Kindern" keines dieser Kleinen, die ihre Gesangbuchlieder absingen, eigentlich einfach lustig ist, wenn die Szenen an Gräbern sich wiederholen, so entsteht die Besorgnis, er werde sich in einer pfarrerlich weltlosen Auffassung der schönen Welt befestigen. Die Kunst bedarf solcher direkter besonderer Beziehung, die man ein „Geschmäckchen" nennt, nicht, um dem Weltleben die höhere Weihe zu geben. Dies sei in allem Frieden und aller herzlichen Anerkennung gesagt. — Was ganze derbe Fülle des Lebens ist, hat ein anderer Landsmann, Grünewald, in jenen markigen Tuschskizzen gezeigt, durch die er einst als eines unserer kräftigsten Talente in der Stuttgarter Akademie sich hervortat und die auf der allgemeinen deutschen Ausstellung zu München im Kupferstichkabinett aufgehängt waren: ein friesartiger Streifen, die Jahreszeiten in Arbeit und Lust schwäbischen Lebens darstellend; was mich vor vielen Jahren, als ich diese Jugendarbeit sah, freudig überraschte, war eine Art von Stylisierung, die mich in ihrer derben Energie und Entfernung von allem akademischen Abrunden an Holbein und Dürer erinnerte, die der Naturwahrheit in Volkstypus, Tracht, eckiger Bewegung nichts abfeilte und sie doch unvermerkt in volleres, freieres, markigeres Dasein hob. Wird denn diese treffliche Komposition nicht gestochen oder, was ihr besonders anstünde, in Holz geschnitten werden?

Ein kurzer Besuch bei dem heiteren, erfindungsreichen Fr. Folz, der in so anziehender Weise das Tierleben mit dem Menschenleben zu verbinden weiß, gab Anlaß, mich der ungleich höheren Lebendigkeit zu erfreuen, wodurch die deutsche Kunst vor der niederländischen sich auszeichnet. Auch diese hat beide Stoffe in Idylle, Jagd, Wanderung, Krieg gerne zusammengestellt, aber ist doch gar zu arm an freieren Motiven, bewegteren Beziehungen, wärmerer Komik. So etwas Trauliches, Gemütliches wie z. B. der Folzsche Einsiedler vor seiner Hütte, wo er sich in der Armut und Wildnis doch so behaglich eingerichtet hat mit seinen Häschen, Böckchen, zutraulichen Vögeln, findet man doch bei den Holländern nicht; der Genremaler

mag gerne den ruhigen Situationen nachgehen, jene aber scheuen gewiß nicht bloß aus malerischen Gründen fast jede lebendigere und innigere Beziehung. Wie herzlich stellt Ludwig Richter, um doch Illustration und Holzschnitt hier ja nicht zu vergessen, Mensch und Tier zusammen! Meine Münchener Wege führen mich denn auch auf einen Künstler, über den mir schon lange ein freudiges Lob auf der Zunge liegt, zu dem trefflichen Koller aus Zürich. Ich sah bei Kupferstecher Merz eine Arbeit von ihm wieder, worin dieser lebensvolle Realist ein Feld betreten hat, auf dem wir nicht gewohnt sind ihm zu begegnen; es ist eine Kreidezeichnung, die ein Relief in Medaillonform darstellt und ein einfaches Motiv in plastischem Sinne behandelt: ein kleiner Knabe, lachend vor Lust und doch etwas ängstlich, reitet auf einem mächtig großen Hunde, der etwas ältere Bruder oder Kamerad hält ihn. Beide Knaben sind nackt, und die Formen sind mit einer Zartheit und Kraft, Schwung und Rundung der Schraffierungen modelliert, daß man das Fleisch und seine Farbe zu fühlen meint. Koller hat hier eine ungewohnte Einheit des Skulpturartigen und der malerischen Durchbildung des einzelnen gewagt und glücklich gelöst; dies zeigt nun namentlich auch die Behandlung des Hundes: das lockige, langhaarige Fell, der stattliche Federschwanz ist mit solcher Liebe und Sicherheit behandelt, daß man hineingreifen und mit den vollen, prächtigen Haaren spielen möchte. Aber dies fleißige Detail geht bei ihm nie auf Kosten des inneren Lebens. Wie die zwei Knaben, so ist auch der Hund mit ganzer, getreuer Hundeseele bei dem Spaß, schreitet frisch mit ausgehängter Zunge vorwärts und würde lachen, wenn er nur könnte. Das ist das Gediegene an Koller, daß er die zwei Pole: Leben von innen heraus, gefühlten, warmen Moment und gewissenhafte, auf unermüdlichen Studien, auf der fleißigsten Modellbenützung ruhende Vollendung der ganzen Erscheinung bis hinaus auf Kohlhaupt, Schaffell, feuchte Kuhnase, faltige Haut und durchsichtiges Ohr des Rindes in eins zusammenfaßt und zusammenarbeitet. Er erreicht so eine Wirkung, die sich der Illusion nähert, ohne doch entfernt an wahllosen Naturalismus zu erinnern; die Figuren scheinen sich wirklich von der Leinwand abzuheben, es ist ein so voller Schein der Wirklichkeit, wie er lange in der echten Kunst nicht gesehen worden ist. Zwei Abwege liegen dem Tier-

maler nahe: Langweiligkeit und Überschraubung. Wer nur immer das Dumpfe, Gähnende, Wiederkäuende, Schläfrige malt, wie die meisten Niederländer: nun der bringt auch uns zum Gähnen; wer dagegen die Analoga menschlichen Seelenlebens im Tier aufsucht, hüte sich, diesen Ausdruck dahin zu steigern, daß sie zu empfindsamen Werthern, frommen alten Jungfern, guterzogenen Schülern, raffinierten Intriganten, ersten Liebhabern und Helden werden. Wir haben französische Sachen gesehen, z. B. Hunde, die am Grabe des Herrn trauern, so menschlich sentimental, daß sie offenbar sogleich ein Taschentuch hervorziehen und sich die Tränen damit trocknen werden. Das Tier muß Tier bleiben und doch erraten lassen, daß in seiner unbewußten Seele etwas vor sich geht, was menschlichem Affekt, menschlicher Stimmung verwandt ist, in Ernst und Komik. Gerade die Tiergeschlechter, die weniger hoch, an innerem Leben dem Menschen weniger nahestehen, sind ein besonders dankbarer Stoff, weil sich gleichmäßig die weite Kluft und die Brücke über die Kluft an ihnen darstellen läßt. Das Rind ist daher für diese Auffassung günstiger als das Pferd; dieses erinnert durch sein affektvolles, feuriges Wesen eher zu rasch, zu unmittelbar an das Verwandte im Menschen, und die schönen Kurven seiner Gestalt sind mehr noch plastisch, als malerisch; das träge, schwerfällige, dumpfe, genährige Wesen des ersteren gibt dem Spiele der Vorstellung, mit dem wir uns in die dunkle Tierseele versetzen und uns fragen, was darin nun wohl eigentlich vor sich gehe, mehr Reiz der Gemütlichkeit, und Koller versteht es gründlich, uns zu diesem Spiele zu nötigen; namentlich führt er uns gern den Pierro, das halbgewachsene täppische Rind vor, mit den abstehenden, von durchsichtigem Saum eingefaßten Ohren, dem faltigen Überfluß der Haut am Hals und dem dumm-ehrlichen, neugierig glotzenden, gutmütigen Blick. Die menschenähnlichen Momente und Züge rührender Art weiß er ebenso wahr, als ungesucht in Szene zu setzen; so in der Kuh, die sich mit ihrem Kalb bei Gewittersturm hinter einen Fels geflüchtet hat und nun mütterlich besorgt, zugleich dem unfaßbaren Feind mit scheuem Blicke drohend, den Kopf über es biegt; oder in jener anderen, die sich abseits der Herde an einer Felswand auf blumenreicher Matte mit ihrem Jungen gelagert hat, und es emsig ableckt: die Gruppe hat sich wie in einem gemütlichen Stübchen

eingerichtet, um fern vom Getümmel in aller Stille Mutter- und Kindesfreuden zu genießen. Ein andermal denn ergeben sich ebenso ungesucht ironische Parallelen. Landseer, der große englische Tiermaler, hat sie gern aufgesucht, man kennt z. B. seine zwei Hunde, dignity and impudence getauft, die nebeneinander aus ihrem Häuschen schauen, der eine ein naseweiser, lausbübischer kleiner Rattenfänger, ein Gamin der Hundewelt, dem man ansieht, er läßt niemand und nichts in Ruhe, kläfft und zankt mit aller Welt, der andere ein gesetzter großer Schweißhund, ganz Amtskopf, ganz Oberforstmeister, Charakterrolle, Mann der Gesinnung, der nur mit strenger Auswahl sich zum Mitwirken entschließen wird, wenn es ans Anbellen geht. Häufig aber treibt Landseer die Beziehung zu weit und wird dann tierischer Karikaturmaler. Koller bleibt immer mäßig und läßt die Anwendung wie ohne sein Zutun hervorspringen, wie z. B. in seinen drei Kühen, die in einem Kohlgarten eingebrochen sind: die eine im gründlichen Vollgenusse die saftigen Blätter malmend, daß man meint, jenen dumpfen, behaglichen Ton der arbeitenden Kiefer zu hören, der den Wiederkäuern eigen ist; die andere eben erst sich bückend, um recht ins volle Zeug zu gehen, die dritte aber im ersten Genusse tragisch unterbrochen, denn die Bauernfamilie hat das Ungeheure dieses Einbruchs bemerkt, händeringende Weiber, schreiende Kinder sind auf dem Altan des nahen Bauernhauses sichtbar, der Mann ist herbeigestürzt und reißt dem lüsternen Tier mit grober Faust den Kopf am Horn zurück, dieses sendet einen wehmütigen Blick zum Himmel, während ihm das eben abgerupfte Kohlblatt aus dem Maul hängt; alles predigt hier: bestrafte Naschhaftigkeit, oder: belehrte mangelhafte Kenntnis des Privateigentums, oder: „nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren, wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!“, was aber freilich auch wieder der Bauernfamilie gilt, der ihr Kohlgarten so wichtig ist wie ein Absolutes, Unendliches, so daß hingegen die Kühe in ihrem Rechte sind, die ihn als ein Endliches behandeln. Es haben manche andere Künstler solche Einfälle gehabt, aber man muß Kollers Liebe, Geist, Fleiß, volle Leibhaftigkeit in der Ausführung sehen. Bei idyllischer Zusammenstellung des Tieres mit dem Menschen wird der Maler im richtigen Sinne gemütlich wirken, wenn er uns an die Worte

der Sennerin im „Versprochnen hinterm Herd" zu erinnern weiß, die auf die Frage des Herrn nach dem Befinden des Viehes erwidert: „mer sein gottlob alle g'sund." Ich will hier ein allerliebstes kleines Bild von Eberle nicht unerwähnt lassen, das ich früher im Kunstverein zu München sah. Ein schwäbischer Hirt mit Dreispitz und in dem bekannten weißen Kittel von merkwürdig hoher Taille hat sich etwas von der ruhenden Herde entfernt, um mit seinem Schatz zu plaudern, der eben vorübergeht. Der Lockhammel ist ihm gefolgt und steht hinter ihm, ihn eigentümlich ansehend, als habe er sich bei dieser novellistischen Seitenhandlung zu beteiligen, gehöre so mit dazu. Duftige, blaue Luft, reiner Sommertag, die klarste harmonische Stimmung. Koller hat jetzt wieder ein größeres Bild vollendet: Eine Hirtenfrau mit ihrem Kind hat sich in glühender Mittagshitze unter einen breiten, schattigen Baum gelagert, das Kind schläft, sie ist am Einnicken; es ist so schwül, so heiß, man möchte mitschlafen; ringsum sind Schafe und Ziegen bereits dieser Einladung gefolgt, eine Kuh aber, die im Bach daneben steht, hat den Kopf auf dem Rain aufgelegt und glotzt merkwürdig dumm gutmütig die rührende Gruppe der Schlummernden an; ob sie wohl Studien zu einem Genrebild macht? Noch ein Zuschauer findet sich ein: hinter dem Stamme des Baums, dunkel abgesetzt vom brennend sonnigen Hintergrunde, kommt eben ein mutwilliges junges Rind hervor und beschaut sich ebenfalls die Gruppe, man sieht, es steigt ihm eine Idee auf, es entwickelt sich ein Witz in ihm, der sich wahrscheinlich bis zur Höhe eines plumpen Sprunges versteigen wird. — Das Rind mag aus dem genannten Grunde den Tiermaler mehr anziehen als das Pferd, das schon in der Natur mehr ästhetisch erscheint und ebendarum dem Künstler weniger zu zu tun übrig läßt; wer wollte darum so töricht sein, das herrliche Tier von der Malerei auszuschließen? Auch komische Motive bietet es dar als eingewöhntes, träge gewordenes Zugtier, wo es gewissermaßen zum Ochsen heruntersinkt. Eines der frühesten Bilder von Koller zeigt einen Schimmel, der aus dem Stallfenster schaut, den Kopf auf den Sims gelegt. Es ist ein träger Bauerngaul, ganz Philister; heute ist es offenbar Sonntag und ein unschuldiger Naturgenuß erlaubt; so sieht er sich die sonnige Landschaft an, ohne Gemütsaufregung, langweilig, die schlaffe Unterlippe drückt sich im

Aufliegen des Kopfes breit und lang über die Oberlippe vor; hätte er eine Tasche, so guckte gewiß das abgenagte Mundstück einer alten Ulmerpfeife heraus; meditiert er Verse, so sind sie gewiß im Style des „Biedermeier". Wie aber der humoristische Künstler auch ins Gewaltige gehen kann, wird man sehen, wenn er seine kraftvolle Komposition ausführt: vier prächtige Hengste, die sich scheu und wild vor einem Abgrund bäumen und ineinander wirren, da der schwere Güterwagen, den sie ziehen, auf steiler Steige in Schuß gekommen ist und sie aus der Straße hinweg an die fürchterliche Stelle vorwärts gestoßen hat.

Koller ist reich und fruchtbar an Erfindungen, ohne daß ihn der rasche Geist je zur Schnellmalerei und Flüchtigkeit verführt; Lob verderbt ihn nicht, und es steht gewiß eine schöne Laufbahn vor diesem bedeutenden Talente. In Behandlung der menschlichen Gestalt bedarf er wohl noch einiger Lehrjahre, einige Härte ist noch zu überwinden, eine gewisse tiefere Vereinigung des Stylvollen mit dem Naturwahren zu gewinnen, wozu eine italienische Reise das Beste tun wird. Auf die Debatte über sein Grün will ich hier nicht eintreten; die Gegner nennen es giftig, und er antwortet: die Bäume sind nicht rot, wie ihr sie malt, sondern grün. Mir scheint immerhin, die Kunst fordere etwas mehr Abdämpfung, als er zugibt.

Nach neuen Erscheinungen in der Landschaft umzusehen, war diesmal wenig Zeit. Mein Landschaftheiliger, bei dem ich, so oft ich in München verweile, jeden Tag wenigstens einmal erscheine, um mich zu erbauen, ist Rottmann; die Feierstunden zwischen anstrengendem Galeriensehen und allerhand ermüdenden Gängen, wie die Umstände sie bringen, werden in den Arkaden genossen. Einst als junger Mensch, der noch keine Ahnung hatte vom hohen Styl, von klassischer Einfalt und Großheit, vom südlichen Land und seiner Natur und wie man in ihr die Antike fühlen und verstehen lernt, stand ich zum erstenmal vor diesen Fresken. Da giengen mir die Augen auf, und lange nachher, als ich Italien und Griechenland sah, mußte ich, wo immer diese Welt der reinen Form und Farbe in besonderer Schönheit und Größe vor mir sich auftat, leise sagen: Rottmann! Deutschland darf stolz darauf sein, daß ihm die Kunst den einzigen Genius verdankt, der die historische Landschaft in echt modernem Sinn neu geschaffen hat, indem er ihren Idealstyl mit

bestimmter Physiognomie, mit der Individualität der wirklichen gegebenen Erscheinung verschmolz; will man recht lernen, was es heißt: ein gegebenes Objekt aus sich selbst heraus ohne Willkür rein stylisieren, so darf man nur seine Werke betrachten. Es war wohl gute zehn Jahre später, als ich bei dem herrlichen Manne mich selbst einführte, und er mich freundlich zu seinen griechischen Landschaften begleitete, die damals noch im unteren Raume des Königsbaus am Boden standen. Da waren mir, wie so manchem andern, die ruhig großartigen Bilder weit die liebsten; dies blaue Delos, Naxos, verbrannte Korinth, steinige Sikyon, diese baumreiche Spartaebene, der stille Kopaissee: hier breitet sich rein und groß das wunderbar poetische Gefühl der Raumprojektion, der feierlichen Linie, des ewigen elementarischen Lebens aus; dagegen gab sich auf andern Bildern zu erkennen, daß Rottmann nach zwei Seiten begonnen hatte, aus seiner erhabenen Einfalt herauszutreten. Er verfiel auf eine zu beziehungsreiche Staffage, wie das reiterlose Pferd auf dem Schlachtfelde von Marathon mit dem verlorenen roten Mantel, das zugleich mit dem über die Ebene wütenden Gewitter die Schlacht andeuten soll, die hier geschlagen wurde; er suchte in seltsamen, unruhigen oder durch Intensität des Lichts unnachahmlichen Effekten der Luft und Beleuchtung mit der Natur zu wetteifern, wie auf dem Bilde der Bucht von Aulis mit der Sonne am Himmel oder Epidaurus mit dem phantastisch glühenden Sonnenuntergang. Rottmann bedurfte keiner besondern, den Verstand zu Nebenfragen reizenden Einzelheiten, um uns zu sagen, daß hier eine Natur ist, in der große Menschen lebten, große Taten geschahen, das predigt bei ihm Stein, Erde, Berg und Luft von selbst, und er war viel zu groß im bleibend Schönen, als daß er sich auf den Wettkampf mit einzelnen, flüchtigen, auffallenden Lichtwirkungen hätte einzulassen gebraucht. Doch wer wollte dem früh Entrissenen, der seinen rechten Weg darum nicht verloren hätte, mit einem unzufriedenen Blick nachsehen?

Unbegreiflich ist es mir, daß man in München nicht längst etwas getan hat, die Arkadenbilder zu schützen. Ließe sich denn keine Vorrichtung finden, sie nachts zu bedecken? Freilich, sie haben bereits so viel gelitten, daß es längst Zeit gewesen wäre, sie in möglichst guten Kopien zu erhalten; meines Wissens sind solche in Privat-

auftrag bereits ausgeführt, wird der Staat nicht dies Beispiel für den Zweck der Öffentlichkeit nachahmen?

Weil wir eben in der Nähe sind, blicken wir noch hinüber nach der Feldherrnhalle. Die loggia dei lanzi in Florenz, der sie nachgebaut ist, war einst von den bunten Gestalten der Landsknechte belebt, welche die Schloßwache hatten, heute noch schmückt sie nicht nur eine Reihe von Bildsäulen, sondern sie ist zugänglich und meistens von Menschen belebt. In dieser leeren, toten Feldherrnhalle mit der nackten Wand stehen Tilly und Wrede so einsam und verlassen, daß sie einen ordentlich dauern wegen der tötlichen Langeweile, die sie ausstehen müssen. Wollte man die Schloßwache nicht hineinlegen, warum belebt man nicht wenigstens die Wand mit Trophäen, reichen bronzenen Gruppierungen von Schilden mit Fahnen, Waffen?

Wir sprachen von der Landschaft. Es versteht sich, daß ich neben dem Stylbilde, wie es in Rottmann so rein sich darstellt, die realistische Landschaft, die mehr oder weniger Stimmungsbild ist, in ihrem ganzen Wert und Recht würdige, nur daß ich diesmal von einem Schleich, Bürkel, Morgenstern und anderen nichts Neues sah. Dagegen möchte ich hier einiges von der eigentümlichen Richtung des Malers Böcklin aus Basel sagen. Man kennt den verliebten Faun von seiner Hand in der neuen Pinakothek, der dem feuchten Schilf in heißer Mittagsglut auf der Syrinx seine Herzensleiden vertraut; es ist eine Spezialität, aber eine höchst geistreiche. Zwei neue Bilder sah ich unvollendet auf der Staffelei. Das eine derselben zeigt auf steiniger, verbrannter Gebirgshöhe einen griechischen Hirten, der in wilden Sätzen, seiner Herde voran, voll Entsetzen abwärtsspringt: Pan hat ihn geschreckt; von der Höhe des obersten Gipfels lacht das bocksfüßige Ungeheuer, scharf von der blauen Luft sich abhebend, dem fliehenden Menschenkinde nach. Alles ist so überzeugend, stimmungsreich gegeben, daß man den Seelenvorgang, der solche Phantasiebilder der Alten, solche dunkle mystische Vorstellungen erzeugte, angesichts des Bildes leicht und schnell in sich wiederholt: die einsame, wilde Berghöhe stimmt gespenstisch, und irgendein Laut, Schall in der Wildnis vergrößert sich der scheu gewordenen Einbildung zum geisterhaften Ruf einer dunkel geahnten Naturgottheit. Man fühlt, daß Böcklin in die Alten, besonders in den Theokrit, sich innig und phantasievoll eingelebt haben muß; das beweist neben

jenem Faun wohl auch die schlafende Satyrfamilie, die ich nicht gesehen habe, die mir aber sehr gerühmt wurde. Dennoch bleiben nach meiner Überzeugung auch diese Bilder geniale Spezialitäten. Böcklin ist ausgezeichneter Landschaftsmaler, aber die Landschaft genügt ihm nicht; es liegt noch eine andere Kraft in ihm, die ihn zum Aussprechen des Innern in Figuren und Szenen treibt, er ist ein Dichter, er will erzählen; diese zwei Kräfte sucht er so zu vereinen, daß er die Stimmung der Landschaft in Gestalt und Handlung ausdrücklich hervorstellt. Nun entsteht ein zwischen Landschaft und zwischen menschlichem oder mythischem Lebensbild schwankendes Ganzes: es ist sowohl dies als jenes, ebendarum aber weder dies noch jenes. Ich bleibe bei meiner alten Behauptung: Landschaft darf keine Staffage haben, die unser Interesse nach den Vorgängen des menschlichen Lebens, dem Reiche des Bewußten abzieht. Es hilft nichts, wenn man sagt: beide Seiten müssen allerdings zusammengestimmt sein; das Wesentliche der Landschaft ist, daß Stimmungen der Seele in ihr nur geahnt werden; die Ahnung gestaltet sich gern zu der bestimmteren Vorstellung einer Szene des Menschenlebens, wie sie dem Charakter der Landschaft entsprechen würde; gibt man aber dieser Ahnung Gestalt, macht man Ernst aus derselben und führt Menschen ein, die etwas tun oder leiden, wodurch jene Stimmungen zur eigentlichen Wirklichkeit werden, so verschwindet eben das Wesentliche: das bloß Geahnte, das träumerische Unterlegen und Übertragen. Ich sehe nach der interessanten, beziehungsreichen, spannenden Szene, die unter Menschen vor sich geht, und ich bin mitten in die heißen, mit klarem Worte sich nennenden Fragen des Menschenlebens hineingezogen, das träumerische Helldunkel, das Spiel der Empfindung ist zerstreut, womit ich die Landschaft betrachte; ich verweile bei *dieser*, dann vergesse ich die Handlung, und nur ein gewaltsamer Ruck, ein Stoß versetzt mich wieder in die letztere. Will also der Maler für die Menschenwelt interessieren, so muß die Landschaft untergeordnet, sie muß zum bloßen Echo, Hintergrund, sie muß zu dem Rang herabgesetzt werden, den umgekehrt im reinen Landschaftsbild die allein richtige, die anspruchlose Staffage einnimmt. Ich berufe mich auf Böcklins eigene Erfahrungen bei der Ausführung des zweiten Bildes, das ich damals auf der Staffelei sah und das eben jetzt durch die

schweizerischen Kunstausstellungen geht: Ufer des adriatischen Meeres, schöne Villa in einem Garten, unten im Vordergrund reißt ein Seeräuber eine jammernde Frau nach einem Boote, wo zwei seiner Gesellen bereits ein geknebeltes Mädchen hüten. Auf dem beschatteten Wege, der zur Villa hinaufführt, liegt ein Leichnam: es wird der Gemahl der Geraubten sein, der in ihrer Verteidigung gefallen ist. Man sieht sogleich: der Maler wollte eine poetische Erzählung geben, etwa im Geist und Ton Byrons. Während der Arbeit wurden die Figuren zuerst größer, dann kleiner, zuerst zahlreicher, dann sparsamer gehalten, die düstere Handlung sollte zuerst noch mitten im Kampfe stehen, dann wurde sie auf den Moment des beendigten Kampfes gestellt; alles im Gefühle, daß spannende Handlung von der Landschaft ablenkt, die hier nun einmal entschieden zu bedeutend ist, um bloß in zweiter Linie, als eine Art musikalischen Nachhalls einer Handlung zu wirken. Allein auch in jener Beschränkung ist die letztere immer noch ihrerseits viel zu bedeutend, um nicht in schwankendem Kampfe mit der Landschaft um den Vorrang der Bedeutung zu streiten. Das Bild hat zwei Schwerpunkte, es wankt daher und beunruhigt. Jeder Teil ist mit ausgezeichnetem Geist und Kunstgefühl behandelt, das Schloß unter Zypressen und Oleander, im Rosenlichte der untergehenden Sonne tief empfunden, voll Adel, die kalten Schatten auf dem Vordergrunde meisterhaft beobachtet und gemalt; die Figuren mit wenigen Mitteln ganz für die beabsichtigte Wirkung leicht, geistreich gegeben, allein die Teile, obwohl jeder vortrefflich, gehen in der Empfindung nicht zusammen. Ein glückliches, vornehmes Ehepaar, das eben von einer Gondelfahrt zurückkehrt: das hätte eben hingereicht; eine Landschaft ist kein Drama, keine Novelle, der Maler kein Dichter. Dieser verfährt sukzessiv; er mag uns also z. B. einen Garten, eine Villa am lachenden Ufer der Adria schildern, dann das stille Glück edler Menschen, eines liebenden Ehepaars, dann den Einbruch von Piraten, den blutigen Kampf, das tragische Ende; im Anfang seiner Erzählung haben wir nur ein landschaftliches Bild vor uns, dann schreitet er zu einem Genrebild, dann zu einer dramatischen, tragischen Handlung fort: wenn wir aber einmal in diese hineingezogen sind, tritt in unserer innern Vorstellung die Landschaft und das Schloß zurück, d. h. sie verschwinden nicht

völlig, aber das Auge der Phantasie verweilt nur sekundär, mit schwächerem Nachdruck darauf, sie werden zum bloß akkompagnierenden Teile (um den schiefen Ausdruck Nebenwerk zu vermeiden). Im räumlichen Bilde des Malers dagegen koexistiert nun die Landschaft mit der dramatischen Handlung so, daß beide Teile gleiches Gewicht ansprechen, während der spezifische Unterschied ihrer ästhetischen Wirkung doch verlangt, daß einer von ihnen herrschendes Ganzes sei. Anders scheint es sich mit mythischen Wesen zu verhalten, die in die Landschaft eingeführt werden, namentlich wenn es solche sind, die entschieden nur eine Personifikation von Naturpotenzen, sozusagen nur eine leichte, schwebende Gerinnung der Landschaft selbst zu persönlicher Form darstellen. Der sentimentale außermenschliche Kauz dort im Röhricht flötend erscheint wie eine natürliche Konkretion der feuchtwarmen, brütenden Luft über dem stillen Teich; dies Bild ist eigentlich, da es überhaupt gar keine entwickelte Landschaft gibt, eine Sache für sich; im ganzen und großen aber gehört auch die mythische Staffage einer Zeit an, welche glaubte, für die Landschaft noch einen Legitimationspaß von bedeutenden Figuren zu bedürfen; es ist eine besondere Form des Idealismus; man mag sie durch innigeres Gefühl des Zustands, wie es dem geistvollen Böcklin sicherlich eigen ist, neu zu beleben suchen, man wird anerkannt werden, aber man steht nicht in der gemeinsamen Stimmung der Zeit, die doch einem innern Gesetze folgt, das wir nicht verändern können. — Ich bin nichtsdestoweniger ein warmer Verehrer der Prellerschen Bilder; mit dieser Richtung aber hat es eine besondere Bewandtnis. Prellers Fürsprecher für diese Einheit von Landschaft und Handlung ist seine Quelle, ist Homer, ist das uralte, grundnaive Epos, das sich so kindlich an allem erfreut, was schön ist, und es nebeneinander harmlos gelten läßt. Aber man sehe auch näher hin nach seiner Auswahl: wo die Landschaft stark vorherrschende Bedeutung anspricht, da hat die Handlung nicht spannenden, beunruhigenden, sondern idyllischen, also echten Staffagecharakter.

Den Schluß der paar Münchener Tage bildete ein Gespräch mit Paul Heyse, dem ich zum Erfolg der Elisabeth Charlotte herzlich Glück zu wünschen mich getrieben fühlte. Er hat mit diesem Wurfe die Ungerechten geschlagen, die ihn als ein umhertastendes bloßes

Formtalent beurteilt haben. Dem Werke des sogenannten bloßen Formtalents — ein Talent, das schlechthin nur formell wäre, gibt es überhaupt nicht — fehlt es zwar nicht an inneren Motiven, aber diese sind nicht ursprünglich, nicht wahrhaft vom Dichter selbst erzeugt, sondern nur anderen nachempfunden, anempfunden. Von Heyse aber wird niemand behaupten können, daß seine Formen nicht vom fühlenden Nerv, nicht von der eigenen, schaffenden, warmen Bewegung durchdrungen seien. Das Gewicht liegt allerdings bei ihm auf dem künstlerischen Bilden; er wird immer seinen Stoff zuerst darauf ansehen, ob er die Motive enthält, eine Reihe schöner Situationen aus ihm zu entwickeln; aber schön wird ihm stets nur das sein, was nicht nur künstlerisch rein gezeichnet, sondern ebenso menschlich rein empfunden ist. Es ist wahr, daß es noch einen anderen Weg gibt: denjenigen, den die Epoche machenden, urgewaltigen Geister gehen: sie beginnen mit titanischen Werken, bei denen alles vom gewaltigen inneren Impuls, vorerst ohne alles bewußte Absehen auf die Form als solche ausgeht, das innere Feuer wirft die Form nur unwillkürlich mit aus wie ein wildes, schroffes Gebirge, der Geist ist mit ganzer Gewalt auf die Sache, auf den Inhalt gerichtet; aus langen Kämpfen geht dann die Läuterung hervor, die zu einer Höhe führt, wo bewußte Richtung auf die Form mit der inhaltsvollen Macht des Impulses ununterscheidbar gleichwiegt; dann beginnt und wächst allmählich eine bedenkliche Betonung der Form vor dem Inhalt. Goethes und Schillers Theorie der reinen Form, welche „den Stoff vertilgen soll“, enthält Wahrheit, führt aber diese Wahrheit nahe an die Linie, wo sie unwahr wird, wo sie zu innerlich kühlen, individualitätslosen Schemen, Typen, Masken verleitet, wie das z. B. in Goethes „Natürlicher Tochter“ zutage liegt. Man kann vielleicht sagen, bei Heyse sei die Feinheit des Formgefühls größer, als die Macht des Impulses, und er habe früher, als große Dichter pflegen, auf die Form als solche sein Auge gerichtet, aber es ist und bleibt höchst ungerecht, von leeren Formen zu sprechen; das Wahre wird sein, daß seine Dichternatur vorzüglich auf diejenige Welt des Inhalts bezogen ist, die wir — versteht sich ohne Vorwurf der Schwäche — die weibliche nennen wollen, auf die Welt der Liebe; sagen wir: ein erotischer Dichter, nur mit dem Zusatz, daß damit kein Ovid gemeint, sondern jeder

tiefe Konflikt, jeder schwere Kampf der Liebe mit anderen Lebensmächten, jede gewichtvolle ethische Frage mit eingeschlossen ist: also etwas Goethe Verwandtes, ein bedeutendes Talent, dessen Richtung und Anlage in dem Gebiete liegt, worin dieser urgewaltige Genius wirkte. Den tiefgefühlten Inhalt schaut er denn immer mit der Frage, welche bestimmte ästhetische Bilder sich im bestimmten Falle aus ihm entwickeln lassen, merklich auf die Form an, wobei man deutlich sieht, daß ihm ein innerer Zeichner, Maler, ein Kunstsinn innewohnt, dessen Auffassungsweise wesentlich durch die klare Objektivität italienischer Natur und Volksweise, durch antike Plastik und Poesie bestimmt ist. Die zwei Novellen: La Rabbiata und die Einsamen, Bilder, die an Leopold Roberts Pinsel erinnern, geben hiefür den Beleg. Es kann sein, daß das in solcher Art gebildete feine Auge durch seine Art, zu blicken, den Dichter in der Stoffwahl fehlgreifen läßt. Der epische Versuch: Thekla entrollt eine Reihe meisterhafter Bilder; ja es sind hier einzelne Situationen mit einer Festigkeit gezeichnet, welche klassisch genannt werden darf. Und wahrlich nicht bloße Form ist es, sondern der Inhalt: opfermutige Begeisterung für eine neue Weltidee, kühner Bruch mit den Banden der alten Heidenwelt, Heldenschritt zum Märtyrertod, ist mit einer Glut ergriffen, die unzweifelhaft aus den rein gezeichneten Formen lodert. Allein diesen Inhalt bot der Stoff mit einer spezifischen geschichtlichen Bestimmtheit von so starkem Beigeschmack, daß sie dem modernen Gefühl ein für allemal widerstrebt: es ist die weltlose Beschränktheit bei der tiefen Intensität in den religiösen Begriffen der ersten Christenzeit, Wunder, Askese und was daran hängt. Aus diesen Begriffen hat nun Heyse in jener an sich so großartigen Szene des Kerkergesprächs zwischen Paulus und der Heldin die reine Vernunftidee gezogen: unsere Überzeugung ist der Gott in unserem Busen und muß die Welt überwinden; die Wunder behandelt er so, daß uns freigestellt wird, anzunehmen, es sei wohl mit natürlichen Dingen zugegangen, die Askese aber bleibt in dem Sinn stehen, daß die Heldin als eine Art weiblichen Apostels, Reisepredigerin von uns scheidet. Dies alles wirkt nicht rein, es bringt einen störenden skeptischen Riß zwischen der Freude an der künstlerischen Schönheit und dem unabweisbaren Denken über den Inhalt mit sich. Die Glaubensvorstellungen der Zeit lassen sich von

den reineren Ideen, die ihnen verhüllt zugrunde lagen, ohne Gewalt nicht ablösen; Wunder werden entweder mit der naiven Überzeugung der Legende erzählt — etwa auch mild ironisch, wie ein Hans Sachs solche Stoffe behandelt hat, — oder aber man meidet sie lieber ganz; es tut z. B. nicht gut, wenn man bei der Szene, wo Thekla die Löwen mit einem Blicke bändigt, die Wahl hat, an ein Übernatürliches oder an van Aken zu denken, und was Askese betrifft: ein schönes Weib, das in der Blüte des Lebens auf den Lebensberuf des Weibes verzichtet, läßt immer ein Bild in uns zurück, das zu sehr das besondere Gepräge einer Zeit trägt, nicht ungetrübt rein menschlich wirkt. Dagegen hat nun Heyse durch sein Drama „Elisabeth Charlotte" eine ungeteilte reine Wirkung erreicht. Von solchen Bruchresten zwischen Inhalt und Form, die sich im Bewußtsein der Zeit nicht völlig auflösen, kann hier keine Rede sein; der Dichter griff frisch in die moderne Geschichte und nahm sich nur die Freiheit, wie sie jedem Dichter zukommt, seinen Stoff umzubilden, zu idealisieren. In den Sabinerinnen hatte er moderne Humanität in die alte Römerwelt zurückgetragen; ich glaube, daß diese weit weniger, als die griechische Heroenzeit, solche Verklärung zuläßt; mit dem Mantel vom Fell des Apenninenwolfes will so viel zarter Edelmut wie in diesem Romulus nicht stimmen. Das Bessere ist doch immer, wenn der Stoff an sich schon unserem Bewußtsein näher liegt, und das Beste, wenn er uns in unserem Eigensten, dem Grundgefühl des nationalen Lebens, anspricht. Heyse hat diesmal das Herz seines Volkes getroffen, und wollte einer sagen, das liege eben im Stoff, sei stoffartige Wirkung, so werden wir antworten: Der Stoff findet nicht den Mann, sondern der Mann den Stoff, und zeigt die Wünschelrute glücklich, so kam es vorher darauf an, wie sie angesetzt wurde; nicht zu reden davon, was der Künstler am Stoff alles umzubilden hat, bis der sittliche, volkstümliche Kern rein hervorspringt und wirkt. Und es galt ja wahrlich keine Sittenpredigt; reine deutsche Weiblichkeit sollte ohne Tugendstolz und Steifheit schlicht, naiv, heiter in der Mitte französischer Verdorbenheit und Tücke stehen und über sie triumphieren; sie sollte auch nicht ohne weiteres fertig sein, sondern in schwerer Versuchung den Sieg zuerst über die eigene Schwäche erringen und dann über andere siegen. Die Szene im Pavillon, wie Elisabeth zuerst in vollem Zuge

selbstvergessener Erregung der Liebe eintritt, dann durch den Blick auf ihr Spiegelbild zu sich kommt und sich sagt: schäm' dich, alte Liselotte! ist ein Meisterzug psychologischer Wahrheit, reiner sittlicher Umwendung ohne Prätension, schlicht, treuherzig, Ernst mit Humor, echt deutsch. Dem gegenüber ist die französische Frivolität, Intrige, Repräsentation und Feinheit gewiß mit freier und gewandter Hand gezeichnet, nur bleibt etwas Lastendes in der Empfindung des Zuschauers zurück, was über die ganze Anlage der Handlung viel zu denken gibt. Der König steht am Schlusse zu glänzend, Elisabeth Charlotte zu untergeordnet da, sie nimmt die Befreiung der Pfalz und Deutschland in ihr den Ryswicker Frieden als eine Gnade an; in der Tat leidet darunter auch das Pathos deutscher Ehre, das diesem Drama doch einmal wesentlich ist. Es gab zwei Wege, dem zu entgehen. Entweder das humoristische Element in Elisabeth Charlottens Charakter wurde (der Geschichte gemäß) verstärkt, ihr sittlicher Triumph, obwohl an sich ernst aus dem Innern begründet, verlief sich der Form nach in lauter Scherz und Schalkheit; dadurch trat das Lustspielartige überhaupt in den Vordergrund und wurde ein gewisses Schwanken zwischen dem Charakter einer Intrigenkomödie und ernstem Drama vermieden. Dies war nun aber aus zwei Gründen schwer tunlich: der geschichtliche Charakter der Hauptperson ist einmal, unbeschadet des Naiven, von vornherein mehr in der Richtung des Ernstes und der Tiefe idealisiert, er verdankt diesem Tone seine erhebende und rührende Wirkung; dazu kommt der Umstand, daß ein Giftmord, an der ersten Gemahlin des Regenten verübt, seine dunkeln Schatten auf das Ganze wirft. Freilich gerade liegt hier ein Zwiespalt, der auf alle Fälle sein Störendes hat: de Lorraine ist eine jener Figuren, wie wir sie aus dem französischen Lustspiel kennen: Vereinigung des Liederlichen und Ritterlichen, bekannter französischer Typus, glücklich aufgefaßt in manchen Momenten, aber er durfte kein Giftmörder sein, und dies forderte doch die Handlung. Der andere Weg würde die Elemente des ernsten Dramas, die im Stücke liegen, am Schlusse zu mehr befriedigender Herrschaft bringen. Ich würde vorschlagen: der Dichter benütze die geschichtliche Tatsache, daß Ludwig XIV. in seinen letzten Jahren durch die bittern Folgen seiner Mißregierung innerlich gebrochen war, er verstärke die

Stimmen innerer Selbstverurteilung, wie sie im Laufe des Stücks (namentlich in dem furchtbaren Traumgesicht vom Brande Heidelbergs, einer Stelle in Shakespeares echtem Ton und Geist) einzeln sich vernehmen lassen, zu einem dauernden Zustande, einem bleibenden Gefühl, von der Geschichte gerichtet zu sein, er benütze unter anderem die Worte voll Schuldbewußtsein, die nach den Denkwürdigkeiten von S. Simon der König vier Tage vor seinem Tode zu seinem Urenkel, dem späteren Thronfolger sprach (auch von Hettner angeführt, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts II. Teil); der also innerlich gebrochene König gebe uns zu erkennen, wie nun das Bild jener deutschen Frau als sein leibhaftiges Gewissen neben ihm steht, seine unwillkürliche Achtung vor ihr nehme diese bestimmte Farbe an; er trete am Schlusse nicht noch einmal wie ein Gnade spendender Gott, sondern Elisabeth Charlotte trete als wahre Hauptperson, als der Genius auf, dessen Anblick ihm zum inneren Gerichte wird, und in dieser Stimmung verkündige er den Frieden von Ryswick. Heyse hat in den Sabinerinnen das Gewicht der Hauptrolle zwischen den zwei Schwestern verteilt und dadurch die Wirkung eines Dramas voll hoher Tragik der Leidenschaft und des Schicksals geschwächt; ähnlich, obzwar in ganz anderem Sinn, verteilt er es hier zwischen dem König und Elisabeth Charlotte; der angegebene Weg würde den König energisch zurückstellen: während der Glanz seiner Repräsentation bis zum Ende bliebe, würde dessen ganze innere Hohlheit schlagender zutage treten. Übrigens bringt es die Organisation seines Talents, wie ich sie zu bestimmen suchte, mit sich, daß Heyse geneigt sein muß, zum Mittelpunkte seiner Dramen Frauencharaktere zu machen. Daß hiedurch kräftige Hand in der Zeichnung von Männercharakteren nicht ausgeschlossen ist, beweist ja allein schon der frische, derbe, saftige Ancus in den Sabinerinnen; dagegen solche Mannesnatur, die einen geschichtlichen Zustand prinzipiell anfaßt und im hohen geschichtlichen Sinn umwälzt, radikaler Wille, der eine neue Welt in sich trägt und mit der Begeisterung jene Bitterkeit des Hasses verbindet, ohne welche Großes nie geschieht: dies einschneidende Bild wird seinem Griffel ferner liegen.

Länger als ich wollte, habe ich den Leser in München aufgehalten, doch vielleicht wird er sich mit mir im betäubenden Strudel Wiens

nach der Stadt zurücksehnen, die mit dieser verglichen, so still, so gemütlich und behaglich ist. Fort also auf der Eisenbahn nach Regensburg! Da steht die alte Herrlichkeit vor uns in dem berühmten Dome, dessen Inneres zur alten Einfachheit nun wieder hergestellt ist und rein von störender Zutat seine ernste, schwungvoll gegliederte Wölbung wirken läßt, dessen herrlicher Chorbau und reiche Schauseite mit dem über Eck gestellten Portalvorsprung uns in die besten, phantasievollsten Zeiten der Gotik versetzt; der verdienstvolle Dombaumeister Denzinger zeigt uns gefällig den Riß für die Ausführung der Türme und weiht uns in die Geschichte und Stylunterschiede der vollendeten Teile des Ganzen ein; wir wandern durch die Stadt, gedenken der uralten Karolingerzeiten bei dem Vorhofportal von S. Emmeran, das vorgotische Mittelalter, die Zeit des phantastisch reichen romanischen Styls tritt uns im Portal der S. Jakobskirche entgegen; in den engen Gassen erhebt sich zwischen den behaglichen Erkerhäusern mancher turmartige Bau, der doch auch Wohnhaus war oder noch ist, und gemahnt an Trutz und Kampf der alten Geschlechter; die Fassaden waren einst bemalt, und dort prangt aufgefrischt noch ein David und Riese Goliath. Und endlich führt unser Weg uns denn auch zum alten Reichstagssaal im Rathaus. Da steht ja selbst der Stuhl noch, auf dem der Kaiser gesessen! Sitz und Lehne mit gepreßtem Leder bezogen, hochbeinig, hart und unbequem; dem Oberhaupt oder seinem „Prinzipalkommissarius“ mag es wohl oft recht heiß geworden sein auf dem zähen Stoffe, wenn die ehrwürdigen Stände des Reichs, Kurfürsten, geistliche und weltliche Herren und Reichsstädte einmal wieder recht eigensinnig „hinter sich trieben“, so heiß, bis es ihm endlich zu viel wurde und er dem Reiche den Stuhl vor die Tür setzte, — doch fort aus diesem Geisterraume, wo man nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll; ich meinte sie sitzen zu sehen in engen, faltenreichen spanischen Krägen, mit wackelnden Köpfen wie Pagoden, in unendlicher Verhandlung beratend über des Kaisers Bart, der Stände Rangordnung, Recht und Vorrecht, während draußen die Welt, die sie durch die spärlichen Fenster nicht sehen können, ihren Gang geht und Stück für Stück die Herrlichkeit des Reichs zertrümmert; sie stierten mich so wunderlich blöd an, es wurde mir doch zu unheimlich, und ich lief fort, hinaus auf die

stattliche Donaubrücke und schaute, den Geist voll dunkler Fragen, in den brausenden Strom hinunter, der seine Wogen der alten Kaiserstadt zuwälzt. Der Abend verfloß mit Männern, die mir gar gefällige Führerdienste geleistet, im Kreis einer wackern, freundlichen Familie, und ich überzeugte mich, daß das alte Regensburg, einst die erste Stadt Deutschlands, jetzt gar still und einsam und fast vergessen, doch nicht tot ist, sondern reich an munterem, gesundem, tüchtigem Leben, unbefangener, echt deutscher Güte und Sitte.

Morgens früh im kalten Nebel aufs Dampfschiff. Zuerst galt es Geduld, denn über zwei Stunden ließ der Nebel die Abfahrt nicht zu; endlich teilt er sich, die Schaufeln arbeiten kräftig durch die mächtigen Fluten der angeschwollenen Donau. Bald wird hoch auf dem linken Ufer die Walhalla sichtbar. Vor zwanzig Jahren betrat ich sie, sie war noch im Bau begriffen. Damals sah ich sie mit etwas grämlichen Blicken an; ich kam eben von ihrem hohen Vorbilde, dem Parthenon, her; Attikas sanft geschwungene Berge und reichgegliederte Gestade, Pinien, Lorbeer, Myrthen und Oleander, die weite See, den tiefblauen Himmel spiegelnd, der goldig glänzende Marmor Pentelikons und die Gestalten des Phidias standen mir frisch wie von gestern vor dem innern Auge; hier das Nachbild im rauheren trübgelben Gesteine die feinen Formen und reinen Verhältnisse nachahmend, Schwanthalers kurzleibige, harte Figuren im Giebelfeld, ein griechischer Tempel in grauer nordischer Luft, umgeben von schweren und ungeschlachten Erd- und Bergformen, mit dem Blick auf düsteres Tannen- und Fichtengehölz: es wollte mir nicht ein, kam mir gemacht, gesucht vor. Heute gedachte ich, als der stattliche Bau herunterwinkte, nur mit herzlicher Rührung des guten nationalen Willens, der hier deutschen Mannes- und Geistesruhm in einer stolzen Halle verewigt hat, die uns so ernst mahnend zuruft: Schaut zu, daß ihr euch noch eine andere Halle baut, bestellet euer Haus und gründet es auf feste Säulen!

Vorüber am alten Straubing: dort über die Brücke wurde die arme Agnes Bernauer gestürzt. Hebbel wird nicht der letzte sein, der den erschütternden Stoff im Drama behandelt hat; freilich liegt ein schwerer Knoten darin: Herzog Ernst teilt entweder den wilden, blöden Wahn, daß die Baderstochter Hexenkünste geübt hat, und

dann ist er ein undramatischer Charakter, oder er benützt ihn aus politischen Motiven, und dann ist er doch immer unleidlich grausam; Hebbel hat ihn soweit möglich dem Erträglichen genähert: Agnes wird dem Wohle von Tausenden geopfert, die unter einer Kette von Übeln leiden müßten, wenn die Mißheirat dauerte, der Herzog entschließt sich vorher zum Schwersten, einer Veränderung der Erbfolge, und erst da der neue Thronerbe stirbt, greift er zum letzten, furchtbaren Mittel. Ich zweifle dennoch, ob dies hinreicht, die unerträgliche Härte im Stoff ganz in höhere tragische Notwendigkeit aufzulösen, aber das weiß ich, daß dieser Herzog ein Meisterstück von männlicher Charakterzeichnung ist. Das ist ein Mann, menschlich fühlend und streng sich bezwingend, wortkarg und durch die kurze Rede auf ein reiches, aber vom Schicksal und der allmächtigen Zeit zu Stahl geschmiedetes inneres Leben zeigend, schlicht in seiner Stärke, wahrhaft deutsch. Hebbel ist nur auch in den andern Charakteren zu wortkarg; sein Styl wird im ursprünglich gesunden Streben, die Phrase zu vermeiden und deutsche, nordische Art zu zeichnen, die weniger sagt, als sie im Innern trägt, bis zum Manierierten gedrängt, epigrammatisch komprimiert, zugespitzt, stachlich, dornig und verfällt dadurch in das Gegenteil des Schlichten, nach welchem er überall strebt, in die reflektierte Absichtlichkeit der inhaltvollen, überwürzten Kürze. Leidenschaft ist beredt, sie muß ihre Stellen haben, wo sie in warmem, reichem, glänzendem Strom hervorbricht und daherrauscht. Am wenigsten gelingt ihm das Weib, die verschleierte, unbewußte, naive und doch klare, hohe Seelenschönheit edler Frauen. Er will in Agnes recht den Adel der Natur, die Einfalt in Hoheit zeichnen, aber man fühlt die Absicht. Dennoch welcher tüchtige Fortschritt ist dies Drama gegen die früheren Überschraubungen alttestamentlicher und romantischer Stoffe ins blasiert Moderne, die mystisch allegorischen Visionen mit dem tollen Umsprung aus phantastischem Ernst in komischen Realismus, dem ungesunden Humor! Hebbel wird schwer aus einer trüben Mischung von romantischem Idealismus, schneidendem Realismus, modernem Subjektivismus, beziehungsreichem Gedankenhinterhalt sich ganz herausarbeiten, aber er ist niemals unbedeutend.

Während ich von solcherlei kritischen Gedanken allmählich wieder zu mir komme und mich mit J. Pauls Fälbel vergleiche, der an

allem, an Weg, Wiese, Wald und Wasser dozieren muß, hat uns der Steuermann, der glücklicherweise sich durch keine Schulmeistergrillen zerstreuen läßt, nach dem schönen Passau geführt, das turmreich am Einfluß des Inn und der Ilz in die Donau sich hinlagert und aufbaut. Die Stadt sieht altertümlich und ehrwürdig genug aus, um die Phantasie zu wecken, daß sie sich ein uraltes Sagenbild heraufrufe; hatte ich doch nicht vergessen, daß ich des Weges zog, auf dem einst Kriemhilde und dann die Nibelungen in ihr Schicksal giengen. Hier in Passau empfängt der Bischof Pilgerin mit „Burgären und Koufliuten“ der Stadt seine „Niftel“, die im Geleite Rüdigers und seiner Mannen und reich geschmückter Jungfrauen vom Rheine hergeritten kommt. Drunten in Bechlarn hat sich schon Rüdigers Gemahlin, die schöne Gotelinde, aufgemacht; sie reitet mit ihrem stattlichen Gefolge der Enns zu und begegnet der Braut Ezels bei Everdingen (Everding); hier geht es, wie nachher, wo Hagen auf den grimmen Fergen Else stößt und hierauf der Raubanfall auf die Nibelungen erfolgt, in unserem alten Heldenliede den braven Bayern schlecht: „Gnuoge uz Baierlande solten han genomen den Raub nach ir Gewoneheit“, hätte es nicht der Markgraf Rüdiger mit seinen mehr als tausend Rittern „understanden“. Man steigt vom Pferde, begrüßt sich, ruht aus unter Zelten im Klee, erfrischt sich, turniert den Frauen zu Ehren, daß die „Trunzune“ fliegen, es geht weiter nach Bechlarn, dann über Medelike (Melk) ins eigentliche „Osterlant“; in „Mutaren“ (Mautern) scheidet Pilgerin; an der Traisen hält der Zug in Ezels Burg „Zeizenmure“ (Traismauer), man weilt vier Tage; inzwischen hat Ezel gehört, „wie herlichen Chriemhilt köme durch die Lant“, er zieht ihr entgegen, und bei Tulln empfängt er sie mit seinem wildfremden Geleite, das der Königsbraut ein nie gesehenes Schauspiel bietet: „Pölan und Vlachen, Riuzen und Kriechen, Degen vom Lande zu Kiewen, und die wilden Petschenäre“ tummeln ihre Rosse, schießen mit Pfeilen nach den Vögeln, voran Ezel selbst mit seinen ersten Helden, unter denen Dietrich von Berne glänzt; der Zug bewegt sich von Tulln nach der Stadt zu Wiene, wo das Vermählungsfest gefeiert wird, dann geht es ins Ungarland; „zu Heimburg der alten sie waren übernacht“, zu Misenburg (Wiselburg) schiffen sie sich ein und erreichen Ofen, „Ezelenburg“. Die Phantasie überspringt sieben

Jahre; ein anderes, größeres Schauspiel auf tragischem Grunde belebt diese Donauufer. Das rachebrütende Weib hat die Brüder und ihre Mannen in Ezelenland eingeladen; sie ziehen heran, sie gelangen höher oben bei „Möringen" zur Donau, der grimme Hagen belauscht die Meerweiber, sie weissagen ihm seinen und aller Nibelungen gewissen Tod; Else, der wilde Ferge, will sie nicht übersetzen, Hagen erschlägt ihn, ein unheimliches Vorzeichen, im Schiff, setzt die Seinigen über den angeschwollenen Strom, und drüben verkündet er ihnen ihr Schicksal: „Do flugen disiu märe von schare baz ze schare, des wurden snelle Helde missevare;" es folgt der Anfall der Bayern unter Gelfrat, sie ziehen weiter, wir finden auch sie in Passau, wo sie bei Pilgerin einen Ruhetag halten, dann empfängt sie gastlich der edle Rüdiger in Bechlarn und verlobt dem Giselher seine Tochter, nicht ahnend, in welchem furchtbaren Zwiespalte des Herzens er nachher gegen seine Gäste das Schwert zücken muß, und endlich langen sie im Ezelenland, in Ungarn, an, wo Kriemhilde, Worte der wilden Freude auf den Lippen, vom Fenster sie einreiten sieht. Ich meinte da drüben deutlich den gewappneten Zug zu sehen, den Tritt der schweren Rosse zu hören und Hagens harte Schicksalszüge, „geswinde Blicke" und mit „griser Varwe" untermischten Bart zu unterscheiden. Das sind große Bilder, wie sie nicht an jedes Volkes Stromufern aus grauem Altertum aufsteigen; unsere herrliche alte Heldensage weist uns gleichermaßen an die Donau, wie an den Rhein und mahnt uns, den einen wie den andern Strom zu wahren und zu halten.

In Engelhardszell kurzer Halt, erste österreichische Mauth, jetzt krümmt sich der Strom zwischen verengten Ufern, waldreichen Bergen, es dunkelt schon, da wir an dem freundlichen Städtchen Aschach vorüberfahren, und endlich landen wir in Linz. Wie anders war mir's zumute, als ich vor siebenundzwanzig Jahren, ein junger Bursch, der zum erstenmal die Welt sah, von Wien aus in diese heitere Stadt einzog! Ich war damals vom Norden gekommen, hatte den Winter in Göttingen und Berlin zugebracht und vor lauter Studieren, Schüchternheit und Ungeschicklichkeit wenig vom Leben gesehen und wenig mich gefreut. Wien war noch das alte Wien, mir war, als wäre ich eingefroren gewesen und taute nun auf. Dialekt, Ton, Sitte zutunlich, naiv, vertraulich; alles wohlfeil und

schon darum die Grundstimmung behaglich, denn teures Land greift bekanntlich nicht nur den Beutel an, sondern erscheint unwirtlich und läßt das Gemüt nicht anwachsen; mächtige Erholung des eingeschnurrten Magens bei den stattlichen Portionen der saftigen Küche; kindliches Staunen bei dem ersten Anblick der mancherlei fremden Völker mit ihren Trachten: Türken, Griechen, Armenier, Ungarn, Slawen, des Heeres mit seinen mancherlei fremden Physiognomien, Uniformen und mit seinem treu bewahrten alten Wallensteintypus; Drehorgeln, Harfen, Geigen, Gesang auf Weg und Steg; glänzende Praterfahrt voll reicher Karossen mit flotten Jägern, schönen Frauen; herzlich zu lachen über tausend Naivitäten auf Schritt und Tritt, und vollends im Leopoldstädtertheater der Hauptspaß: Raimunds Stücke und Spiel, Scholz, Nestroy; dann das Burgtheater, wo noch die alten guten Namen waren, wo ich die alte Schröder noch in Grillparzers Medea sah und ihr stylvolles, antik großes Spiel; endlich der reine Kunstgenuß: voran Belvedere mit seinen Schätzen. Nun gieng es dann damals weiter nach Linz. Wer kennt nicht den sonnigen Eindruck dieser österreichischen Landstädte mit ihren breiten Marktplätzen und der obligaten Mariensäule, die sich aus steinernen Wolken wie aus Knödeln auftürmt, worüber runde, lustige Engelchen im Jubel auf und abpurzeln? Ein Bild, wie leicht und fröhlich man das Leben nimmt! In Stellwagen, Postwagen und Gasthof, überall noch war man gleich zu Haus und gut Freund; nicht zu vergessen die freundliche Ansprache der schönen Linzerinnen mit den reichen goldnen Flügelhauben. Die Politik kümmerte mich wenig; was hinter dem heitern Vordergrunde Metternichs Dunkles spann, um welchen Preis dieser Stillstand in patriarchalischem Stillleben erkauft war und wie sich vorbereitete, was wir jetzt erleben, das machte mir damals keine grauen Haare. Man hatte mich schrecklich gewarnt, nicht zu politisieren; ich wunderte mich nicht wenig, als im ersten österreichischen Stellwagen ein Leutnant aus Theresienstadt mich anredete: „aber Sie, der Börne, des is doch e Mordkerl." — Von Linz trat ich eine Fußreise nach Salzburg und Tirol an, ich sah zum erstenmal im Leben Hochgebirg, wilde Pässe, Riesenkampf zwischen Wasser und Fels, Alpen- und Sennerleben, Bauernvolk von noch ungebrochenem schwunghaftem Schlage, freiem, frischem Wesen, stolzer Haltung und Schritt, malerischer Tracht. Ich

war wie elektrisiert, in jedem Nerv gehoben, entzückt über diese unbekannte, neue Welt von Poesie. Es bleibt eine Erinnerung wie ein schöner Traum; sie begleitet mich von da an durchs Leben. Ich war so ganz wie ein Verliebter, daß mir, als ich wieder in die ersten Ortschaften kam, wo moderne Tracht und Sitte zwischen die naturvollen Formen des Volkslebens sich mischte, das Weinen nahe stand; mir war zumute, als müßte ich zusehen, wie ein geliebtes unschuldiges Mädchen von einem raffinierten, frivolen Geck verführt wird; ich bedachte nicht, daß ich ja selbst in Städterkleid und mit dem beobachtenden Auge der Bildung, die der Poesie des Unmittelbaren entwachsen ist, diese grünen Täler zwischen den gletscherbedeckten Bergen durchzog. Wenn man in meinen Schriften da und dort mit einer gewissen Leidenschaft den uralten Widerstreit zwischen den Interessen der Ästhetik und der modernen Bildung ausgesprochen findet, wenn das tragische Gefühl der Notwendigkeit, daß jeder Fortschritt der letzteren ein Stück des Malerischen, Naiven, Unmittelbaren wegnimmt, des unvermeidlichen Verschwindens der Volkstrachten und alter, ursprünglicher Sitte und Einfalt mit Heftigkeit durchbricht: aus jenen Tagen rührt die Stärke dieser Herzensteilnahme an einem unvermeidlichen geschichtlichen Hergang. Die Versuchung ist nicht klein, die auf diesem Scheidewege von der geradlinigen Straße der Vernunft nach der Taumelwelt falsch angewandter Ästhetik lockt; wer da nicht gründlicher nachdenkt, wird Romantiker, Feind der Aufklärung und endigt als fanatischer Reaktionär, Proselyt usw. Wie mancher ist vom schönen Scheine betört zum Ritter der Unfreiheit geworden! Wie mancher hat Folterturm und Jesuiten zurückgewünscht und zurückgeführt, weil die Welt der Verdunklung malerischer aussieht, hat das „freche Licht“ bekämpft, weil ihm die ahnungsvolle Dämmerung heiliger, herrlicher schien! Wir wissen jetzt, es ist uns klar, daß uns die Augen beißen, wohin diese Herrlichkeit der Romantik führt; man will die schöne, alte, rührende Einfalt, den kindlichen Gehorsam, das Glück des Nichtwissens erhalten und man erzeugt Verdorbenheit, Heuchelei, Frivolität, Grimm, Zerrüttung. Österreich hat es erlebt und Preußen nicht weniger, daß die Romantik, daß die falsche Genialität an den Abgrund führt. Bis zu diesem Taumel, der die Vernunft als die Verführerin der Menschheit verdammt, kam es denn glücklicherweise

mit meinem elegischen Empfinden nicht, aber ich verstand von da an, wie man in diesen Zug des Wähnens hineingeraten kann. Das Ende vom Lied ist, daß diese Poesie der Vergangenheit in ihrer Praxis nicht nur die Geister abstumpft, sondern gerade das zerstört, was sie zu erhalten vorgibt: das sinnliche Glück der Völker, das Element, worin die kindliche Einfalt lebt, daß Wohlstand, Freude, Gesang und Tanz unter ihrer Hand sich in Elend, Armut, Hunger, Zerrüttung, das Kinderparadies in die Hölle verwandelt. Und mit dieser Betrachtung kommen wir eben im rechten Momente wieder zurück zur Gegenwart.

Wie es mit den Finanzen Österreichs aussieht, das trat mir in greiflichem Symbol entgegen, als ich im Bahnhof zu Linz meine Karte nahm und der Beamte, der mir neunzig Neukreuzer herauszugeben hatte, mir mehrere Geldrollen in die Hand legte: lauter der Zeitersparnis halber zum Zwecke des Wechselns schon gezähltes Kupfer, Rollen von zehn, zwanzig, dreißig Kreuzern. Ich schleppte mich mit meinem Kupferbergwerk in der krachenden Tasche zum Wartesaal; bald pfiff es und schneller, als unsere Nibelungenrecken auf ihren eisenbedeckten Hengsten, durchflog ich das herrliche Land mit seinen blauen Bergfernen, Flüssen, Städtchen, Dörfern und geschmackvollen Bahnhöfen.

Wir sind nun in Wien, und ich werde den Leser mit einer Aufreihung des Gesehenen, Gehörten, Erlebten verschonen. Ich muß nachholen, daß ich die Kaiserstadt zum drittenmal besuchte. Vom ersten Male habe ich schon gesprochen; das zweitemal, im Herbst 1840, kam ich von Griechenland. Ich fand Wien bereits sehr verändert, verteuert, ernster als sieben Jahre früher. Oder war *ich* ernster? Jedenfalls diesmal nicht unbefangen, denn mir war das Herz schwer von Heimweh nach Athen, Theben, Parnaß, Delphi, Thermopylen, Marathon, Nauplia, Argos, Korinth, nach den kreisenden Adlern hoch in Lüften, nach der Musik der tausend Nachtigallen im Wirrgarten der üppigen Täler, nach den Palikaren mit Fustanella und Jatakan, nach der poetischen Wildheit und Freiheit eines kulturlosen Zustandes, nach den Geistern der Helden und Weisen, die um Gräberhügel und zerbrochene Marmorsäulen schweben. Unsere Kultur kam mir übersatt vor, das üppige Wien mit seinen gnädigen Herren und gnädigen Frauen und seinen

Lakeien machte mir übel. Ich lernte freilich Männer aus kleinen, stillen Kreisen kennen, in welchen sich eine neue geistige Zukunft, ein neues Österreich vorbereitete, das aus schweren Wehen soll geboren werden.

Der nächste Eindruck Wiens ist Betäubung. Die Stadt ist noch volkreicher geworden, und trotz manchen Erweiterungen sind gerade die Hauptstraßen ihres Mittelpunktes eng geblieben; das ist ein Drängen, Drücken, Schieben, Stoßen, Hetzen, Schreien, Knallen, das jeden Fremden, wenn er nur nicht soeben aus Paris oder London oder aus Neapel und seiner brüllenden Toledostraße kommt, zu Anfang in einen Zustand wie den eines heftigen, wild und schmerzhaft aufregenden Ohrensausens versetzen muß. Verweilt der Beobachter nun überhaupt auf der Oberfläche, so begegnet ihm das alte Jagen nach Genuß, die blühende Sinnlichkeit, der bekannte Charakter Wiens. Tanz, Theater, Musik, Gesang, Wein und Liebe, Prater, Schönbrunn und wohin überall gegangen, geritten, gefahren wird, Plaudern, Lachen, Spaß aller Art scheint noch heute die Achse, um die das Leben läuft; das Essen nicht auszulassen oder vielmehr eine kindliche Wichtigkeit, welche auf die Freuden des Gaumens und Magens gelegt wird. Der Dienst der Venus geht in allen Großstädten sichtbar genug um; in Wien hatte das immer eine gewisse eigene Farbe: der Geist Wielands schien in ihm zu wandeln mit jener besondern Lüsternheit, welche aus den Gaben jener Göttin Aufheben macht, als wäre ihre Süßigkeit soeben erst entdeckt worden und könnte man nicht oft genug und stets aufs neue schmunzelnd auf sie hindeuten. Dies alles schwamm nun vor Zeiten noch in einem Elemente der Naivität, das die Strenge des sittlichen Urteils verscheuchte. Es war ein fröhliches Heidentum, eine Naturreligion mit Astarotkultus, mit Priapdienst, ohne die Wildheit, die bei den alten Völkern dazu gehörte, es war — ich weiß nicht mehr, wer es so ausgedrückt hat: — „Sünde vor dem Genuß vom Baume der Erkenntnis“; eine gewisse festive Kinderseligkeit, eine harmlose Hanswurstlaune nahm dem lieben Leichtsinn seinen Stachel, den Schwachheiten des lieben Fleisches ihre stoffartige Schwere. Den Geist des alten Wien hat man in der Zauberflöte und umgekehrt, die Zauberflöte versteht nur der ganz, der das alte Wien kannte. Papageno und Papagena: das sind die alten Wiener, Tamino,

Tamina und Sarastro und die Osiris-Isis-Priester nicht minder: ihr schreckliche Geheimreligion, ihre rigorosen Prüfungen laufen auf einige Sätze einer wohlmeinenden, gutmütigen, schließlich eudämonistischen Moral hinaus. Noch zu Raimunds Zeiten gaben die Vorstadt-Theater recht ein Bild des unschuldigen Frevels dieser Harlekinlaune der Kaiserstadt. Raimund legte dem phantastischen Humor etwas schärfere Moral, sogar Politik unter, aber die Lustigkeit blieb doch der Grundtakt. Eben in diese Theater muß man nun aber gehen, wenn man zusehen will, was aus dem alten Humor jetzt geworden ist. Schon 1840 trat mir der Verfall der Volkskomödie unter den Händen Nestroys entgegen. Er ist noch immer da, und ich sah ihn zuerst in einer französischen Posse „Orpheus", die eben viel Glück machte, im Leopoldstädter Theater. Schon das ist bezeichnend, daß das liederliche Stück in Wien überhaupt Eingang fand. Französische Frivolität ist erträglich im spezifischen Elemente der spielenden Leichtigkeit, worein der Franzose auch das Bedenklichste zu tauchen weiß; in der geraden, derben deutschen Weise wird derselbe Stoff gemein und ekelhaft. Ein Götter-Cancan (buchstäblich) auf einer deutschen Bühne! Nun aber dieser Nestroy: Er verfügt über ein Gebiet von Tönen und Bewegungen, wo für ein richtiges Gefühl der Ekel, das Erbrechen beginnt. Wir wollen nicht die tierische Natur des Menschen, wie sie sich just auf dem letzten Schritte zum sinnlichsten Genuß gebärdet, in nackter Blöße vors Auge gerückt sehen, wir wollen es nicht hören, dies kotig gemeine „Eh" und „Oh" des Hohns, wo immer ein edleres Gefühl zu beschmutzen ist, wir wollen sie nicht vernehmen, diese stinkenden Witze, die zu erraten geben, daß das innerste Heiligtum der Menschheit einen Phallus verberge. Ich sah Nestroy noch in den „Siebzehn Mädchen in Uniform", wo er eine Reihe von schmierigen Wachstubenzoten über die Jungfrau von Orleans losließ. Von unseren Theatern — und wir verstehen doch wohl auch einen Spaß — würde solche Gemeinheit mit Fußtritten gejagt, hier wurde gerade bei den widerlichsten Stellen am meisten geklatscht, und es sitzt vor diesen Vorstadtbühnen zwar nicht das Publikum des Burgtheaters, aber doch wahrlich auch nicht lauter Pöbel; man bedenke aber, daß immer auch Jugend unter den Zuschauern ist, und mache sich eine Vorstellung, wie die Phantasie eines zum Jüngling reifenden Knaben,

zur Jungfrau reifenden Mädchens vergiftet werden muß, wo Auge und Ohr solche Dinge sieht und hört. Es bedurfte natürlich eines so bedeutenden und erfindungsreichen komischen Talents, wie es in Nestroy versumpft ist, um ein Publikum gegen das tiefer und tiefer gehende Versinken ins Gemeine abzustumpfen, den Übergang vom gesunden Lachen in das Meckern des Bockes ihm unvermerkt einzugeben. Einer der Wege zur Verrottung des ästhetischen Gefühls sind die ins Volkslustspiel eingelegten Liedchen. Die herkömmliche Sitte, daß der Sänger oder die Sängerin abgeht, wieder hervorgerufen wird, und dann auf das schon Gesalzene noch Gesalzeneres bereit haben muß, verderbt den Gaumen. Das sah ich auch in einem ganz warm und frisch geschriebenen Volksstück von Anton Langer, das im Theater der Vorstadt Wieden gegeben wurde: Zwei Mann von Heß. Zwei Verwundete aus dem letzten Kriege werden von einer Wirtin, einer jungen Witwe, in Pflege genommen, den oberen Ständen wird gezeigt, wie gut, wie herzlich das Volk Österreichs ist, den Regierenden und Befehlenden in Staat und Heer werden starke Wahrheiten gesagt; die Wirtin ist in den verwundeten Unteroffizier, den sie aufgenommen hat, verliebt, nach verschiedenen Mißverständnissen, Störungen und den Wechselfällen einer Zwischenhandlung, die den stolzen Adel durch weitere Züge des aufopfernden, braven Volkscharakters beschämt und rührt, endet alles glücklich. Da sang nun die junge Frau gleich zu Anfang solche eingelegte Verse, wo in Wort und Refrain der äußerste Moment der Liebe in schnöder Deutlichkeit wirbelte, eine witzlose, in weiblichem Mund vollends unleidige Nacktheit, die den schönen Ernst im Grundtone des Ganzen zum voraus vernichtete. Leider war im Burgtheater keine Labung nach solchen Erfahrungen zu holen; es wurde während meines dreizehntägigen Aufenthalts nichts Bedeutendes gegeben, ich kann über den jetzigen Zustand nicht urteilen; „Dorf und Stadt", das einzige Stück, das ich hier sah, gab mir nicht einmal einen Begriff von der beliebten Goßmann, da an der gemachten Naivität dieser Rolle jede Fähigkeit erliegen muß.

Ich habe nun sehr schlimm von den guten Wienern gesprochen, und mancher Leser mag sich im stillen fragen, wo ich denn hinaus wolle, da ich Liebe und Lob angekündigt habe und nun von Fäulnis rede? Zur Antwort könnte ich auf die reineren Elemente der Ge-

sellschaft hinweisen, wo in ernster Stille Geist, edle Sitte und Gesinnung gepflegt wird; allein ich habe es nicht nötig, mich darauf zu berufen, und es würde nichts nützen, denn es handelt sich vom Ganzen. Ich sage vielmehr: Wenn derselbe Zustand des Geschmacks und der Sitte unter den Bildungsbedingungen unserer protestantischen Welt einträte, so wäre dies ein Zeichen von einer Verdorbenheit, welche notwendig auch die Züge der Herzensgüte und des Wohlwollens ausschlösse, die doch unbestritten dem heutigen Wiener und Österreicher eigen sind, wie dem der früheren, ungetrübteren Zeit; eben diese Dauer der guten Grundzüge beweist, daß, was bei uns die äußerste Frivolität wäre, hier nicht ebenso zu benennen ist. Man ist von der fröhlichen Sinnlichkeit zum Häßlichen fortgegangen, wie einer im Zimmer unbewußt über die Fuge zweier Bretter schreitet; ein geschärfteres, akzentuierteres sittliches Bewußtsein mußte nicht erst abgestumpft werden, weil es überhaupt nicht geweckt war, ein strengeres Fühlen und Denken nicht verbannt, weil es in klarem Gegensatz gegen die leichte Lebensbetrachtung des Eudämonismus vorher nicht hingestellt war; das ist eben nicht erfreulich, aber doch lange nicht so schlimm, wie wenn ein geistigeres, klareres Unterscheiden vorhergegangen und dann in Verdorbenheit aufgelöst wäre. Unter dem Schutte der alten kindlicheren Lust, die wir hier häßlich vergären und verwesen sehen, liegt noch ungehoben der Schatz des bewußteren und sittlicher fühlenden Geisteslebens; der ganze Reiz der Neuheit wartet auf ihn, wenn er sich entwickelt. Es könnte kommen, daß wir die Österreicher, wenn sie einst wahrhaft am deutschen Leben teilnehmen werden, frischer und unversehrter an inneren Kräften finden, als wir selber sind; mancher Jüngling ist von Lustigkeit in Unsitte und Ausschweifung übergegangen, und wenn er dann sich sammelte, ungebrochener ins handelnde Leben eingetreten als ein früh nach regelrechter Linie geschnittener Moralist.

Ich werde noch weiter gehen auf dieser Linie des scheinbaren Widerspruchs gegen mich, gegen meine Zwecke. Seit Jahrhunderten ist hier dem Geist eine Welt von Nahrung versagt und dafür alles zugelassen, ja gepflegt worden, was ihm Vergessenheit seiner Entbehrung im Sinnentaumel bereiten sollte. In gleicher Progression mit Sinnlichkeit und Luxus stieg aber die Teuerung, das Produkt mancher Ursachen, vor allem der bekannten Finanzwirtschaft. Ein

solches Verhältnis ist denn die rechte Stätte für Verderbnis jeder Art. Es sicherte seine stets neue Rekrutierung dem Spionenwesen, dem einen der großen und furchtbaren Übel, welche die Wurzel des sittlichen Lebens benagt haben, gleich giftig für die, auf welche es drückt, wie für die, welche es ausüben, und zunächst an dies Übel reiht sich die amtlich systematisierte Mißachtung des Briefgeheimnisses, wovon heute noch jeder zu erzählen weiß, der nach Österreich in Briefverkehr steht. Ein Staat, der mit solchen Mitteln regiert, ätzt seiner Bevölkerung den Begriff ein, daß er ihr Gegner sei, den sie nun ihrerseits, wie es gehen mag, dürfe zu überlisten, zu betrügen suchen. Und hier haben wir nun nach meiner Überzeugung die Hauptursache jener großen eiternden Wunde: der Unredlichkeit in der Verwaltung, des Betrugs am Staate, oder richtiger das Haupthindernis ihrer Heilung, denn ihre Ursache ist eben jenes Zusammentreffen der unnatürlichen Teuerung mit steigender Genußsucht und mit phantastischer Spielsucht und Gewinnsucht, die durch das gründlich verderbliche Lotto genährt wird, eine der romanischen Vergiftungen des öffentlichen Lebens, womit Österreich angesteckt ist. Man wird vergeblich an dem Krebsschaden der Unterschleife und Betrügereien schneiden, indem man einzelne schreiende Fälle verfolgt und bestraft; es ist ein Markschwamm, der sich durch alle Adern des Staatskörpers gefressen hat, es ist wie zu einer Notwendigkeit geworden, als verstehe es sich von selbst. Man muß Leute, die in diese Zustände hineinsehen, erzählen hören, durch wie viele Hände der Betrug geht, bis nur ein ärarisches Fenster repariert ist. Ein Verwaltungsbeamter sagte zu einem Bekannten von mir ganz naiv: „schau'ns, mei Besoldung, das is nur Nebensach", und er blieb dabei ein ganz geachteter Mann. Hier muß ein ganz neuer Boden gelegt werden, nur Veränderung aller Prinzipien, nur völlige Aufrichtigkeit des Staates, nur volles Licht, kurz Öffentlichkeit des Staatslebens, Verfassung kann dem Verderben steuern. Der Bürger, der in den eigenen Angelegenheiten nicht mitberät, dem der Staat ein Abstraktum, ein dunkles Geheimnis ist, kann sein Land und seine Leute lieben, den Staat wird er befeinden, belügen, betrügen.

Jede Faser dieses tief erkrankten öffentlichen Lebens, dieses sittlichen Verderbens der Gesellschaft seufzt nach einer neuen, wahren,

gesunden Volkserziehung. Auf diesen Seufzer, diesen Ruf, diesen Schrei antwortete Österreich mit einer recht ausdrücklichen Erneuerung des Mittelalters, sie breitete über ein nach freiem Geistesleben, nach den unveräußerlichen Gütern der mündigen modernen Menschenwelt ringendes Volk das schwarze Sargtuch des Konkordats aus. Sich selbst band der Staat hiemit die tragikomische Rute eines wahren Diskordats auf den Rücken, in der Gesellschaft verletzte er alle Parteien, die einzige natürlich ausgenommen, die dabei gewann, er empörte die Katholiken nicht minder als die Protestanten. Preußen war in der vor kurzem verschollenen Ära seiner modernen Romantik weit zurück in den Byzantinismus versunken; Österreich wollte es überflügeln, wollte den Primat über Deutschland, und was tut es? Es tritt recht eigentlich erklärter, beschlossenermaßen auf den Standpunkt, der ihm vor dreihundert Jahren diesen Primat gekostet hat, denn damals, als es sein politisches Interesse so wenig wie die Bewegung der Geister begriff, die Reformation bekämpfte, einzelne Staaten, die sie beschützten, zur vollen Selbstmacht gelangen ließ, als dann das protestantische Preußen aufstieg, damals verscherzte es die Oberherrschaft über Deutschland und betrat den Weg, der ihm das Gepräge eines wildfremden Auslands in Deutschland gibt. Ich schweige, wo die Geschichte spricht, und was näher die Volkserziehung betrifft, so ist es gleichgültig, ob ich hier sage oder nicht sage, was Tausende gesagt haben: Kirchenzwang kann keine Menschen bilden, die Weltanschauung des Mittelalters kann keine Völker erziehen, weil sie der Sinnlichkeit, die veredelt und geläutert werden soll, nur eine andere, eine sublimierte Sinnlichkeit entgegenzusetzen hat. Daran hängt denn alles Weitere: die Fesselung des Gedankens, die Kneblung der Presse, die Bevormundung der Wissenschaft, kurz, der starre Druck auf den Geist, welcher von jeher ein notwendiger Ausfluß des Systems, jetzt noch straffer, angezogen wurde.

Es kam die schwere Prüfung des Jahres 1859. Hochherzig wie sonst opferten die Völker Gut und Blut: der beste Beweis, daß der ganze vereinte Druck so vieler Übel dem unverwüstlichen Kern dieser gediegenen tüchtigen Stämme nichts hatte anhaben können. Ich rede zunächst von den Deutschen; die Slawen, Ungarn, Romanen folgten nur dem Zuge der kriegerischen Ehre und einzelne Truppen schwankten

auf dem Schlachtfeld. Fragt man nun aber: Wie stand es nicht mit dem Herzen, sondern mit dem politischen Urteil? Auf welcher Stufe der Bildung fand die furchtbare Katastrophe es vor? Gereift war es, still groß gewachsen unter der Decke des Zwangs, mit scharfen, unbestochenen Augen sah es, mit der ganzen Frische ungeschwächter Wissensbegierde verschlang es jede neue Kunde. Ich bin entschlossen, nichts zu verhehlen, Österreichs aufrichtiger Freund, will ich die ganze Wahrheit sagen, oder anders: Ich will jenen Starblinden, die es auf Österreichs Zersetzung absehen, den scheinbaren Gefallen tun, auch das Traurigste nicht zu verschweigen: Ich habe in Wien nicht etwa von ein paar Unzufriedenen, sondern von Personen verschiedener Stände, von Leuten, die ihr Vaterland redlich lieben und allen Übersturz hassen, nicht von wenigen, sondern sehr vielen vernommen, daß man während des Kriegs vor Siegesnachrichten zitterte. Warum? Weil im Falle des Sieges der Druck des inneren Systems unerträglich geworden wäre. Doch um jenen verblendeten Deutschen die Freude so schnell wieder zu verderben, eile ich hinzuzusetzen, wie es weiter lautete: „aber das haben wir erwartet," so fuhr man fort, „daß Deutschland losschlage"; deutsche Siege bei österreichischen Niederlagen, davon versprach man sich in Österreich eine Änderung der Dinge. Darauf kommen wir zurück; hier galt es nur, zu zeigen, wie tief schon der Riß zwischen Land und Regierung klaffte. Wohin muß es gekommen sein, wenn ein braves Volk, anhänglich, treu, gutmütig, patriotisch, bis zu diesem furchtbaren inneren Zwiespalt des Gefühles gelangt, daß es den eigenen Söhnen im Heere nicht Siege wünschen kann, ohne für die Rechte, die es im innern Staatsleben fordert, neue Niederlagen zu fürchten!

Die Katastrophe kam. Das Heer war halbverhungert zur Schlachtbank geführt, wo es dennoch wie Löwen focht, aber von einem Feinde geschlagen wurde, in dessen Heer der Geist die Stellen einnimmt, die ihm gebühren. Nicht des Heeres Mut und Kraft unterlag auf diesen Schlachtfeldern, sondern ein System wurde geschlagen, das dem Geiste nicht seine Rechte gibt. Bald folgen die furchtbaren Enthüllungen, die in einen dämonischen Abgrund der Korruption weisen. Das Schicksal hatte den Weg eingeschlagen, auf welchem wir ihm in der Geschichte so oft begegnen: es hatte dem unwürdigsten Werkzeug erlaubt, an das Gebäude einer verkommnen Politik zu

klopfen, und siehe, es klang hohl und morsch. Freut euch nicht darüber, ihr in Deutschland, die ihr es wolltet und herbeiführtet, daß man mit der Hilfe zögerte, bis es zu spät war! Was das Schicksal erlaubte, durftet ihr nicht erlauben; trägt die Frucht eures lieblosen Wollens heilsame Wahrheit und bessere Zukunft für den verlassenen Bruderstamm in ihrem Schoß, euer Verdienst ist es nicht, denn ihr seid nicht die Vorsehung.

Die Erfahrung fand also ein Volk vor, das im Verborgenen mündig geworden war, und öffnete ihm vollends die Augen. Hier erst ergänzt sich, was ich oben von den Wiener Zuständen gesagt habe. Der Wiener geht noch dem Vergnügen nach, aber er ist nicht mehr vergnügt. Vor Augen floß mir noch der Strom, der nach Genuß eilt, darunter rollte tief und stark ein anderer, der laut und hörbar genug dahinbrauste. Es war zur Zeit meines Aufenthalts in Wien noch nichts geschehen, was auf ein Umlenken im Systeme schließen ließ, man hatte vergeblich gehofft; der Eindruck, den die Entdeckung der großen Betrügereien machte, war neu. Hier schien alles eine nah bevorstehende Krisis anzuzeigen; denn so, ja so wie damals in Wien, sieht es in einem Staat aus, dessen Grundgebälke kracht; so durchdringt Verdacht und Argwohn alle Röhren der Gesellschaft, solche gallenbittere Witze laufen um, so offen auf Weg und Steg öffnet gründliche Enttäuschung, herzliche Verwünschung jahrhundertelanger Übel den Mund. Wo war dies alte Österreich geblieben, in welchem man nur scheu im Verborgenen ein Wort über Politik flüsterte? Die Spione waren noch da, aber wollte man mit Verhaften beginnen, so hätte man alle Welt einsperren müssen. Den eingefleischtesten Anhängern Altösterreichs war der letzte Faden ihrer patriarchalischen Begriffe ausgegangen, die treue Armee war in den Tod verbittert; man meine nicht, ich habe meine Beobachtungen etwa von einigen unzufriedenen Journalisten, die wegen eines Nichts, wegen einer harmlosen Notiz die Treppen der Polizei auf und abgehetzt, bis aufs Blut schikaniert werden, durch alle Stände, durch alle Bildungsstufen gieng dieser Geist der gründlichen Enttäuschung, der drohenden Ungeduld, der Verzweiflung und des sehnenden Hinblicks nach Deutschland.

Und wie steht es jetzt, während ich diese Zeilen schreibe? Unzweifelhaft erfreulich und tröstlich ist eines: die Versöhnung mit

Preußen. Sie hat Deutschland über die äußere Politik seiner Großmächte beruhigt; wir werden zusammenhalten. Was auch nur ein Zeichen deutscher Einigkeit vermag, das ersieht jeder Unbefangene aus den unmittelbaren Folgen der Zusammenkunft in Teplitz: Napoleon fürchtet uns, schreibt den Hemdärmelbrief nach England, die englische Presse aber begrüßt mit Freuden den aufgehenden Stern Deutschlands, wir erkennen alsbald, daß wir nur wollen dürfen, um die erste Macht in Europa zu sein. Eine Versöhnung gleich erfreulich für Preußen wie für Österreich. Dieses vergißt seinen Groll, jenes verbessert seine unselige Zögerung, die Folge des älteren Grolls gegen dieses, und zeigt sich erhaben über die Torheit, die unnatürliche Verdrehung des Verstands und Gefühls bei einem leider nicht kleinen Teil seiner Bewohner und der Partei, die ihm die Oberherrschaft zuwenden will. Als wir im Sommer 1859 von Preußen vorwärts zum entschlossenen Schlagen geführt sein wollten, ruhte unser Wille, daß man für Österreich eintrete, auf Erwägungen, die gar manches „Obwohl" und „Trotzdem" einschlossen. Ich will sie nicht mehr wiederholen, diese damals so oft und so klärlich aufgezählten „Obwohl" und „Trotzdem"; ich will statt dessen nur erzählen, was damals ein schwäbischer Bauer im Zwilchkittel zu mir sagte: wenn ein Räuber ihm den Bruder anfalle, sei es nicht Zeit, des Zwistes im Hause zu gedenken; möge der Bruder auch das ganze Hauswesen stören, den Räuber dürfe man nicht aufkommen lassen, denn sei er mit dem Bruder fertig, so gehe er an des Bruders Bruder; und als ich bemerkte, Preußen sei eigentlich nicht verpflichtet zum Handeln, denn Italien sei nicht Bundesland, so erwiderte er, verpflichtet zum Löschen sei man auch nicht, wenn es im Nachbarhaus brenne. Das ist nun bereits Reflexion in schlichtem Volksgewand; hätte es aber auch einer ungleich längeren Reihe von Schlüssen bedurft, als sie in den bildlichen paar Worten meines Bauern eingehüllt liegen, es gibt etwas, das in solchen Lagen alle Kunst der Reflexion ersetzt, eine Naturkraft des Gemüts, ohne die kein Volk zu Macht und Größe gelangen kann. Man brauchte nicht viel zu denken, es durfte nur unter dem Brustlatze richtig bestellt sein. Das Gefühl des nationalen Bandes, wo es lebt, ist absolut; wird ein Staat angegriffen, dessen herrschenden Kern ein Bruderstamm bildet, so wird dies Gefühl, mag der Angriff auch einem

Besitze gelten, der uns direkt nichts angeht, ja uns Schaden bringt, mag der Angegriffene noch so viel gegen uns verschuldet haben, es wird mit der Gewalt des Unbedingten, des Heiligen sprechen. Was anderes ist es, als das erhöhte, erweiterte Familiengefühl! Eine Familie, die nicht dem Zerfalle nah ist, läßt keines ihrer Glieder beschimpfen, berauben; was diese Glieder unter sich abzukarten haben, das geht den Fremden, den Feind nichts an; wie uneins im Innern, eins gegen außen! Dies Gefühl fragt nach keinen Gründen und ersetzt alle Gründe; es läßt sich nicht andemonstrieren; wer es nicht hat, der gehört nicht zur Familie, wer es hat, der hält es ganz rein und frei von fremden Beziehungen, die es zu durchkreuzen suchen. Die Existenzfrage ist nicht protestantisch und nicht katholisch, nicht liberal und nicht reaktionär, so wenig als mein Arm, mein Fuß, Haus, Rind, mein Hund, meine Katze protestantisch oder katholisch, liberal oder reaktionär ist. Ich mag mit den Italienern sympathisieren, immerhin, das gehört nur ganz und gar nicht zur Sache, wenn Österreich gegen die Franzosen kämpft; ich mag Pfaffen, Absolutismus, Adelsvorrecht hassen, immerhin, das hat nur mit der Frage ganz und gar nichts zu tun, ob Länderraub, Verträgebruch, der einen verbündeten Staat anfällt und bald seine Hand an mein eigen Gut legen wird, in der Welt herrschen soll oder nicht. Aber „den Teufel merkt das Völkchen nicht, und wenn er es auch schon am Kragen hätte." Es ist wahr, wir hatten es nicht schwarz auf weiß, daß es uns, nachdem wir Österreich gerettet, gelingen werde, seine innere Politik zu verändern; gewiß war nur, daß ein im Krieg erstarktes Deutschland nicht zu befürchten hatte, es werde wie früher dem Einfluß dieser Politik erliegen; doch wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich war das erstere. Gibt es eine Gewalt, die auf Österreich bestimmenden Einfluß üben kann, daß es von seinem System ablasse, so ist es Deutschland, das ihm beigestanden ist und ihm dadurch gezeigt hat, wie sehr es seiner bedürfe. Nicht die halbe Großmacht Preußen, nicht die anderen schwachen Staaten Deutschlands können mit Österreich ein starkes Wort sprechen, aber vereinigt durch einen Krieg, der die wahren gemeinsamen Interessen Österreichs und Deutschlands verficht, gewachsen an Macht und Geltung durch diesen Krieg, so können sie Österreich bestimmen, sich in seiner innern Politik ihnen anzu-

bilden und in ein organisches Verhältnis zu ihnen zu treten. Das war nur wahrscheinlich, auch Siege waren nur wahrscheinlich, da die feindliche Armee geteilt war. Etwas anderes aber, das hatte man schwarz auf weiß: die eigene Unmacht, Schande, Nullität. Sie lag vorher auf uns, sie liegt von da an noch schwerer, noch brennender auf uns und wird auf uns liegen so lange, bis wir den Übermut, die Frechheit Frankreichs gezüchtigt haben. Man fragt mich vielleicht mit Vorwurf, warum ich alte Wunden wieder aufreiße? Die Antwort enthält der Anfang dieser Blätter; ich habe schon dort beklagt, daß die Vorfälle dieses Sommers, so erfreulich im übrigen, der deutschen Bewegung ihre volle Kraft genommen haben, während der Krieg doch nur aufgeschoben ist. Eben jetzt aber rückt er näher und näher; nicht direkt gegen Deutschland, sondern gegen Österreich. Die Dinge in Italien sind bis zum äußersten geschwellt, in kurzem muß es zum Bruche kommen, und wir stehen abermals vor der Frage, ob der Angriff auf ein außerdeutsches, zum Bunde nicht gehöriges Land Österreichs für Deutschland ein Kriegsfall sein soll oder nicht. Darum war es wahrlich nicht zu spät, jene Betrachtungen anzustellen, die sich an die Ereignisse des Sommers 1859 knüpfen. Die öffentliche Meinung ist am gewissesten dann eine Macht, wenn Völker Gut und Blut im Krieg opfern sollen. Es ist wohl der Mühe wert, ein Wort mit ihr zu reden, wenn in einem solchen Augenblick das halbe Deutschland für Garibaldi schwärmt, dem niemand den Ruhm eines tapferen, entschlossenen und uneigennützigen Mannes abstreitet, der aber zu uns in feindlicher Beziehung steht, weil er über Neapel auf Venezien, über Venezien auf Ungarn blickt und, wenn Österreich auf beiden Punkten gefährdet und beschäftigt ist, Frankreich freie Hand verschafft haben wird, auf Deutschland sich zu werfen. Doch diese italienischen Dinge müssen auf den weiteren Wegen meiner Reise zur Sprache kommen.

Erst habe ich noch ein anderes Wort vom Anfang dieser Blätter aufzunehmen. Wahrlich mit kaum geringerer Sorge, als zur Zeit meiner Reise, muß ein wahrer Freund Österreichs auf seinen innern Zustand noch heute blicken. Vor der Zusammenkunft in Teplitz war der Reichsrat eingesetzt, von oben gewählt, bei verschlossenen Türen verhandelnd. Wollte sich eine Hoffnung an ihn knüpfen, daß sich

wahres Verfassungsleben aus ihm entwickeln werde, so wurde sie zum Schweigen gebracht. Die Presse blieb gefesselt wie vorher. Halbe Zugeständnisse wurden tropfenweise, widerstrebend gereicht, und wie man sie als Keime von Weiterem, Besserem betrachten wollte, so wurde gebremst und gehalten. Der Tag in Teplitz erregte neue Hoffnungen, und es ist nichts geschehen. Das letzte, was vorliegt, ist, daß protestantische Soldaten nicht neben ihren katholischen Brüdern im Grabe liegen sollen. Die Geschichte predigt, wohin der Absolutismus führt, der sich mit dem Ultramontanismus verbündet. Zweimal außerdem hat die Welt diesen Bund gesehen: in Spanien, und es verlor darüber seine besten Provinzen und strich den eigenen Staat aus der Geschichte; bei den Bourbonen, und sie verloren darüber die Kronen Frankreichs und Neapels. Der extemporisierte, rationelle Despotismus Napoleons I. und III. hat sich nur aus Zweckmäßigkeitsgründen vorübergehend mit der klerikalen Macht verbündet, denn er kennt seine Interessen. — Niemand kann jetzt sagen, ob man in Österreich die Warnungsstimmen der Geschichte vernimmt. Wenn man sie nicht vernimmt, so ist nach menschlichem Ermessen die innere Krisis gewiß. Als man das Schillerfest in Wien feierte, dachte man da wohl an die Worte des Dichters: „vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittere nicht?" Und an die Tage der Ermordung Latours?

Ich bin der letzte, der da meint, es sei ein Kinderspiel, die richtige Form einer Verfassung für so ungleiche Teile zu finden, wie Österreich sie in sich vereinigt. Der Einheitsstaat hat sich als unhaltbar erwiesen, das föderative Band ist zu locker. Aber niemand wird behaupten, daß man ein Projekt der Organisation in der Tasche haben müsse, um zu der Forderung berechtigt zu sein, daß Österreich endlich seinen Völkern gebe, was sie nicht länger entbehren wollen und können, Landesvertretungen — und zwar natürlich nicht die mittelalterlichen Stände — für die Kronländer und einen Reichstag für das Ganze, Öffentlichkeit, wirkliche Gleichberechtigung der Religionen, freie Presse. Mag es Jahre kosten, bis der Bau vollendet ist, ein großer, aufrichtiger Schritt genügt, den Aufruhr der Gemüter, die Ungeduld, die zu lange mit Flickwerk, mit halben Einräumungen und Widerrufungen selbst des Halben hingehalten ist, in Freude und Zufriedenheit zu verwandeln. Man gebe heute nur das eine: Freiheit der

Presse, und man hat erklärt, daß man entschlossen ist, hart am Abgrund umzulenken, Österreich dem modernen Staatsleben zu öffnen, man hat die Bürgschaft, das Pfand für jede weitere Form vernünftiger Freiheit gegeben, man hat gebrochen mit dem alten tödlichen Haß des Geistes und — was eins und dasselbe ist — der Öffentlichkeit.

Und wenn Österreich nicht umlenkt? Wenn die Krisis kommt? Eine deutsche Bewegung, die einen innern Zweck hat, die eine freie Verfassung fordert, fällt dann mit einer Bewegung der fremden Nationalitäten, die nach außen, nach Losreißung vom Ganzen strebt, in eine Zeit zusammen. Wird Österreich noch einmal sich selbst retten können? Nein! Und wenn es nicht kann, wo ist die hilfreiche Macht, die jenen Dränger befriedigt und diesen am Reiche festhält? Wo ist der Retter, der das Geheimnis findet, jene zu befreien und diese neu mit ihnen zu einigen?

Mit dieser schwülen Frage auf dem Herzen wandelte ich vor vier Monaten durch die Straßen Wiens; die Lüfte, die Erde, die stummen Steine selbst schienen mir zu rufen: Deutschland, nur Deutschland kann dieser Retter sein! Und Deutschland? — will zusehen, wie sich Österreich auflöst; nein, nicht Deutschland, aber ein Teil Deutschlands, und nicht der kleinste.

Ich erinnere mich einer Stunde in der Paulskirche zu Frankfurt. Die Revolution in Wien und Ungarn war ausgebrochen, das österreichische Heer in Italien beschäftigt. Was konnte klarer sein, als daß hier Deutschland, das damals immer noch fähig war, vereinigt durch ein Reichsheer zu handeln, mit einer imponierenden Heeresmacht einschreiten, Befriedigung gerechter Wünsche durchsetzen und mit dieser Gewährung in der Hand den Aufruhr niederschlagen mußte! Es bewies dann Österreich, daß es seiner bedürfe, es kam seiner Rettung durch fremde Hilfe zuvor, die es dem Ausland verpflichtet und gegen Deutschland noch spröder, noch undurchdringlicher machte, es band dies Ungarn, das nur ein Wahnsinniger wird hingeben wollen, mit einem neuen, besseren Band an Österreich, an Deutschland. Damals stellte sich Herr von Vincke auf die Rednerbühne und bewies, daß diese Dinge uns nichts angehen; es sei ja keine Behörde, keine Stelle vorhanden, deren Ressort dies wäre. Er redete der Mehrzahl aus der Seele, es geschah nichts, Österreich suchte Hilfe

bei Rußland und — wir kennen die Früchte; nicht nur Österreich, nein, Preußen selbst hat sie siebenfach geerntet; in Olmütz erfuhr es, was es heißt, wenn Österreich aus Not und Gefahr durch andere als deutsche Hilfe sich rettet. Und derselbe Herr von Vincke ist jetzt Führer einer umfangreichen Partei in Preußen, und die öffentliche Meinung des Landes, wenn sie das Register ihrer Vorwürfe gegen Österreich zieht, nennt mit hochwichtigem Gesicht als Österreichs schwärzeste Sünde — den Undank gegen Rußland!

Niemand kann mehr wünschen, unrecht zu haben als ich, wenn ich fürchte, daß Österreich abermals vor einer Krisis, und zwar vor einer ungleich schwereren steht. Sollte sie dennoch eintreten: dann gebe der Himmel, daß der nicht allein stehe, dessen Meinung sich in das Losungswort zusammenfaßt: Nur das Deutschland, das vereinigt für Österreich handelt, gewinnt durch dies Handeln die Kraft gegen Österreich, die ihm abringt, daß es seinen Völkern das unveräußerliche Gut der gesetzlichen Freiheit gebe, und daß es sich zu Deutschland in das Verhältnis setze, das der innere Aufbau unserer Einheit fordert. Österreich im Stich lassen heißt immer: es erstarken lassen ohne uns und nachher gegen uns. Nicht vorher markten um Zugeständnisse, um preußische Hegemonie, nein handeln! Es darauf wagen! Nur ein Deutschland, das siegreich vom Schlachtfelde kommt, auf welchem es für Österreich eingestanden ist, findet das richtige Band zwischen Deutschland und Österreich! Und der Krieg, ja: der außerdeutsche Länderbesitz Österreichs wird uns in ihn verwickeln. Es ist Zeit, daß wir von der Bedeutung desselben ausdrücklich reden. Die Nationalitätsfrage muß hier erst bestimmter zur Sprache kommen, die neben dem preußischen Selbstgefühl in den verkehrten Ansichten über die Stellung Deutschlands zu Österreich eine so große Rolle spielt.

Von den übrigen nichtdeutschen Besitzungen Österreichs ist natürlich Ungarn die wichtigste. Ich wollte nicht zum drittenmal in Wien sein, ohne wenigstens ein Stück des merkwürdigen Landes zu sehen; besser wenig und kurz, wie die eng gemessene Zeit befahl, als gar nichts. Wir wollen also die Erörterung unterbrechen und uns mit Schauen erlaben; ich kann freilich dem, der Ungarn kennt, fast nichts bieten: zwei Tage in Pest, nichts weiter. Er mag diese Blätter überschlagen; den Leser aber, dem auch das kleine

Stück, das ich gesehen, neu ist, lade ich ein, das Donaudampfboot mit mir zu besteigen, das im dichten Morgennebel frühmorgens die Fahrt nach Pest antritt. Wir haben nach stürmischen Regentagen, die nur zu gut mit den düsteren Gedanken in Wien stimmten, glücklicherweise einen guten Tag gefunden. Von Wien führt eine kleineres Dampfschiff aus dem Kanal zum großen Boote, das die Donaufahrt macht; der Strom zeigt uns bald den weit verästelten, zwischen grünen, waldigen Inseln ins Unbestimmte ergossenen Charakter, den er weiterhin noch stärker entwickelt, um nur stellenweise sich wieder zu verengen. Dort die Insel, dem Dampfboot gegenüber, das wir nun erreicht haben, ist Lobau. Unsere Phantasie löscht das Tageslicht aus, die Nacht erglänzt von unzähligen Wachtfeuern, die ein unendliches Getümmel von Kriegern, Pferden, Kanonen und reisigem Zeug jeder Art beleuchten, und auf dem Feldstuhl sehen wir den kleinen Mann eingeschlummert, der das mächtige Österreich zu vernichten gedenkt. Landeinwärts liegt Aspern; dort hat er zum erstenmal recht erfahren, was deutsche Helden sind; er hat sie gesehen, wie sie bewegungslos, eine Mauer, Gewehr im Arm stehen, bis seine Reiterscharen, unter deren furchtbarem Andrang die Erde zittert, so nahe sind, daß man ihnen das Weiß im Auge sieht, um sie dann mit ihrer Kugelsaat zu empfangen, er hat sie anstürmen sehen unwiderstehlich, den großen Erzherzog voran mit der Fahne in der Hand; er ist besiegt. Da rettet ihn bei Wagram der überlegene Geist; die alten Übel, Säumnis und Hängen an verkommenen Regeln der Kriegsführung, haben das klare Auge seines vielerfahrenen Gegners getrübt, und der Lorbeer, den das herrliche Heer schon so gut als in Händen hat, fällt dem Feinde zu: vor fünfzig Jahren die ganz ähnliche Ironie, wie wir sie jetzt erlebt haben: ein Heer, das mit überlegener Tapferkeit kämpft, wird siegend geschlagen. Und Deutschland? Damals haben deutsche Heere an Feindes Seite gefochten, fünfzig Jahre später — hat nur eine deutsche Macht sie zurückgehalten, beim Freunde zu stehen.

Bei Hainburg sammelt sich der vielgeteilte Strom, malerisch krönt die alte Stadt mit Türmen und Schloßruine die Höhen des rechten Ufers. Bald folgt links mit seiner alten Felsenfeste Theben, jetzt sind wir im eigentlichen Ungarn, und dort zeigt sich ja schon die alte Krönungsstadt Preßburg; nah am Ufer der kleine Hügel ist

der Königsberg, auf welchen einst der neugekrönte König umgeben vom glänzenden Staate der Großen ritt, das Schwert des heiligen Stephan nach den vier Weltgegenden schwang und schwor, das Reich gegen jeden Feind zu schirmen. Von hier ab fließt der Strom wieder vielgespalten zwischen flachen Inseln hin, wir haben links die große, rechts die kleine Schütt. Zum Melancholischen der Fläche, des grauen, kreidigen Tons der Weiden und sandigen Ufer bringt der Charakter des ungefaßten, unbezwungenen, unberechenbaren Elements etwas Wildes, Unheimliches; an den Ufern sah man da und dort Menschen beschäftigt, den Donausand durch Siebe zu worfeln; plötzlich überfluten die starken Wellen des Dampfschiffs ihre gesichteten Sandhaufen und verschwemmen ihr mühsames Werk, Gelächter der Zuschauer folgt ihrem vergeblichen Zappeln und Eilen; es sind arme Goldwäscher, denen die seltenen Körnchen kümmerlich die heiße Arbeit belohnen. Komorn mit seiner oft belagerten, nie erstürmten Festung unterbricht endlich das Eintönige des Bildes; flach am Ufer hingestreckt verbirgt sie dem ersten Blick durchaus ihre Widerstandskraft, sie gleicht einem geduckten, im Sumpf verkrochenen, farblosen, unscheinbaren, doppelt gefährlichen Lindwurm. Unter Komorn nimmt sich der Fluß wieder zusammen, die Ufer erheben sich in wechselnden, anmutigen Bergzügen. Unerwartet war mir die plastische Schönheit, durch welche die Linien dieser Berge an Italien, Spanien, Griechenland erinnern; ich hatte ihn lange nicht mehr genossen, diesen Reiz von Erdbildungen, die durch ihre bloße Form das Auge beglücken, an deren Umrissen es nicht müde wird hin und her zu laufen; es ist, als hätte eine unsichtbare Künstlerhand einst die noch weichen Massen zu schwungvollen Vertiefungen und Erhöhungen modelliert, oder wäre der bauende Prozeß der Erde glücklicher, ergiebiger vonstatten gegangen als im kälteren Klima, wo es bald aussieht, als wäre der Teig sitzen geblieben, bald als wäre er zu grob, gewaltsam, ungeschlacht in die Höhe gefahren.

Der Dom von Gran, der nun sichtbar wird, hält in der Nähe nicht, was er von weitem versprochen; er gibt dem landschaftlichen Bilde eine eigentümlich phantasiereiche Wirkung, wie er mit seiner Kuppel über die Stadt emporsteigt; man sagt sich nun, daß man sich dem ungarischen kleinen Rom nähert, wirklich will die Kuppel auch eine Art Nachahmung der S. Peterskuppel vorstellen; in der

Nähe aber ist das Bauwerk gar trocken und dürftig. Statt uns jedoch mit architektonischer Kritik zu befassen, unterhalten wir uns mit dem, was wir unmittelbar um uns haben. Ungewohnte Gestalten haben sich nach und nach auf dem Schiff eingefunden; an ungarischen Kostümen hat es zwar von der Abfahrt an nicht gefehlt, wir haben sie auch in Wien schon häufig genug gesehen, denn bekanntlich hat man zur politischen Demonstration die Nationaltracht wieder hervorgezogen; jetzt aber tritt sie in ihrer Ursprünglichkeit auf, freilich nicht die Herrentracht, sondern die gröbere und nicht so säuberliche Volkstracht, dafür aber auch nicht künstlich aufgewärmt, sondern naturwüchsig, Kleid und Mann recht ein Stück zusammen. Dort der alte Bauer mit dem zottigen Mantel von Schaffell, der schwarzen, kegelförmigen Pelzmütze, dem sonneverbrannten, wilden schnurrbärtigen Gesicht und langgewachsenem, gescheiteltem Haar ist schon eine gründlich andere Figur, als unsere rasierten Bauern mit Dreispitz und mit dem Städterrock des vorigen Jahrhunderts; man spürt schon recht, daß man aus unserer Zivilisation, aber auch unserem Philistertum entrückt ist. Wer kennt nicht das eigentümliche Gefühl des Wildfremden mit seiner Mischung von Schauer und Reiz bei solchen Reiseübergängen? Und hier geht es dem Oriente zu; das wunderbare Bild fängt an, in der erregten Einbildungskraft aufzuquellen, in welcher schon längst eine Welt uralter, bunter Erinnerungen von Türken- und Ungarnkämpfen durch die vorüberfliegenden Städte und Burgen geweckt ist. Der Alte unterhält sich mit ein paar stämmigen Männern in der sogenannten ungarischen Schwabentracht: breiter Hut, blaue Jacke und Hosen, mit wenig Verschnürung, steife Stiefel; wir belauschen uns jetzt aufmerksamer den Klang der Sprache. Er hat etwas pathetisch Gestoßenes, Wildes, Metallisches, Sporenklirrendes, Ritterliches; doch zu Pest im Theater werden wir ihn reiner vernehmen. Wo man vom Schiff in das Innere eines Dorfes blicken kann, zeigt sich nun freilich die liebe Natur in ihrer ganzen Blüte; selten haben die Strohhütten einen Kamin, die Straßen befinden sich in reinem Urzustand, ein Paradies zum Bummeln und Wühlen für ihre Hauptstaffage, die Schweine. Doch kehren wir auf unser Verdeck zurück. Am Boden liegt eine Gruppe Soldaten, die zum Regiment einrücken, der begleitende deutsche Unteroffizier dabei. Sie sind etwas an-

getrunken und stellen sich recht besonders lustig, wie es unsere Leute in solchem Fall auch halten, sie singen, spielen. Einer springt auf und versucht auf dem engen Raum einige Schritte und Wendungen eines Nationaltanzes. Da gab es eine Szene, die, obwohl nur ganz im kleinen, leidig an die verkehrte Behandlung erinnerte, wodurch österreichische Härte das tüchtige Volk seit alten Zeiten abgestoßen und erbittert hat, um es freilich ein andermal wieder zu verwöhnen. Es war ein Schirrmeister vom Train auf dem Schiff, der mit diesem Transport nichts zu schaffen hatte, ein großer Lümmel, ein Deutscher, der jedoch geläufig ungarisch sprach. Er fuhr einen am Boden liegenden Soldaten barsch an, ich weiß nicht warum, sichtbar ohne Grund. Dieser entgegnete, der Deutsche brach nun grob los und drohte, wie mir nachher jener Geleitsmann dolmetschte, mit Prügeln. Nach kurzer Pause des Schweigens machte nun der roh beleidigte Soldat, immer noch am Boden kauernd, den Gegner mit feurigen Blicken anschauend, dem empörten Herzen in einer pathetischen, fließenden, klangreichen Zornrede Luft, die mir, obwohl ich kein Wort verstand, noch heute nach Klang und Ton als voller Gegensatz gegen das wortarme, schwerfällige Wesen unserer Bauernsöhne lebendig in der Erinnerung ist. Der Schirrmeister wußte nichts mehr zu sagen, als zum geleitenden Unteroffizier die deutschen Worte: wenn er den Kerl am Land hätte, würde er ihm was anderes sagen; er stieg an der nächsten Station aus; den Soldaten aber sah ich aufstehen, ans Schiffgeländer treten, und helle Tränen standen in seinen Augen.

Enger treten nun die Ufer zusammen und nehmen die Form von Steingebirgen an, man gedenkt des Rheines, wie er sich zwischen seltsamen Felsbildungen und malerischen Ruinen durchwindet; dieser Reiz fehlt auch hier nicht: dort auf hohem Gipfel winken die sagenreichen Trümmer von Wissegrad, dem alten Schloß der ungarischen Könige, einem Lieblingsaufenthalt des Matthias Corvinus, in seinen Ruinen einer der Zeugen türkischer Verwüstung. Die letzte Stadt, an der wir vorübergleiten, ist Waitzen, der Strom fließt wieder geteilt durch die Fläche, schon zeigt sich von weitem der Blocksberg, der Ofen überragt; Vorstädte, Schiffswerften von Pest, die Margareteninsel mit ihren Gärten verkünden die Nähe der Stadt, und endlich steht ihr prachtvolles Bild vor uns. Andere Städte

mögen farbenreicher, bunter, vielgestaltiger uns entgegentreten, altergraue Giebel, mancherlei Formen von Gipfeln und Turmspitzen, dazwischen frisches Grün von Bäumen und Gärten mögen in gedrängten Rahmen das Auge auf und nieder führen und durch reiche Kontraste ergötzen; hier sind es vor allem die großen Bahnen, die sich dem Blicke bieten, es ist das stattlich Hingestreckte, das Ergiebige, nicht Gesparte im Raum, was einen Eindruck, ich weiß nicht welcher ernsten Vornehmheit, welches großartigen, ruhigen Adels macht. Dabei wirkt freilich sogleich die Architektur mit: am Uferkai von Pest steigt Palast an Palast, es sind zum Teil Gasthöfe, aber von bedeutenden Formen, die Schauseite in Pilaster und Säulen gegliedert. Ein einfacher, großer Gegensatz teilt das umfassende Gemälde: rechts legt sich Ofen am Ufer hin und steigt am Berg hinan seine Feste mit dem offen und glänzend vortretenden königlichen Schlosse, weiter unten springt in reinen, schön und ruhig fließenden Umrissen das Bild abschließend der Blocksberg vor, links dehnt sich das glänzende Pest flach und weit am Ufer hin, ins Land hinein. Der gewaltige Strom trennt die beiden Städte, aber die herrliche Kettenbrücke vereinigt sie. Ich kann mich keines besonderen Sinns für Werke der Mechanik rühmen, hier aber ist die Leistung, welche die erstaunliche Last, bestimmt, noch größere Lasten zu tragen, schwebend an die mächtigen Ketten gehängt hat, so wunderbar und durch die zwei herrlichen Pfeiler, zu denen die Kette vom Ufer aufsteigt und zwischen denen sie in weitem Bogen läuft, in so großartigen Kunstformen ausgesprochen, daß man an die kolossalen Römerwerke erinnert ist. Die Kraft der Profilierung aller Glieder und Ornamente hat wirklich nur an römischen Triumphbögen und Amphitheatern ihr Ähnliches; dies bewirkt mit den wohlgewogenen Verhältnissen dieser zwei gewaltigen Massen den vollen Eindruck des Monumentalen; hier spricht alles: ich überrage und überdaure Generationen, sieh, wie klein der Mensch neben meinen Sockeln wandelt, — er, dessen Geist doch diese Formen geschaffen hat! Der Farbenton, wie er dem unvergleichlichen Ganzen dieses Städtebildes seinen Charakter gibt, ist weißlich, trocken, kreidig; die Donau stimmt dazu mit ihrem schwarzbräunlichen Wasser; das Grün des Blocksbergs hatte noch die Frische des Frühlings, aber man sah ihm an, daß es bald von der Glut des östlichen Tages verbrannt sein werde;

die vielen Weiden der ferneren Ufer und Inseln dämpfen auch die farbigere Vegetation ins Grauliche; in sämtlichem Bauwerk herrscht das Weißgelbe des dortigen Sandsteins: alles geeignet, durch keinen bestimmteren Farbenreiz die ernste und hohe Ruhe der Formfreude zu zerstreuen. Die Brückenköpfe auf beiden Ufern werden von zwei steinernen ruhenden Löwen bewacht; schwarze Fahnen ragten von ihren Mähnen: sie galten der Totenfeier Széchényis, des Mannes, der um Ungarn so hoch verdient war, dem die Stadt Pest den Bau dieses unsterblichen, von dem Engländer Clarke ausgeführten Werkes verdankt, und der kurz vorher im Irrenhause sich den Tod gegeben hatte.

Wir benützen nun schnell den Abend zu einem Gang durch die Straßen und wollen, ehe wir weiter des Ernstes der Zeit gedenken, einfach uns dem Schauen hingeben. Wir verfügen uns auf den Korso von Pest, die Waitznergasse, wo die Abendstunde eben jetzt die schöne Welt versammelt hat. Wir sehen billig zuerst nach den Frauen, und nach wenigem Auf- und Niedergehen können wir uns schon sagen: Es ist doch ein ander Ding, durch ein Volk zu wandeln, wo die Schönheit nicht kärglich, sondern reichlich, mit voller Hand ausgeteilt ist. Seien wir ja nicht ungerecht gegen die deutschen Frauen, ihre stilleren, sanfteren Reize und die geistige Anmut, die im längeren, gehaltvolleren Austausch bescheiden den inneren Wert aufschließt; aber auch ihr bester Freund kann nicht leugnen, daß man ihrer hundert, ja viele Hundert sehen muß, bis man einer begegnet, die jene glücklich und rein entwickelten Formen schmücken, welche wir rassemäßig nennen; hier ist es umgekehrt, ähnlich wie in Italien: wer dort gewesen ist, wer sich entwöhnt hat, nur nach blühender Farbe zu sehen, wer weiß, was wohlgezeichnetes Profil, große Feueraugen und schwungvolle Brauen, gefüllter Nacken und kräftig gewölbter fester Bau der Brust heißt, der wird mich nicht mißverstehen. Ich möchte wissen, ob unser Schlag immer die eingesunkene, beinige Büste gehabt oder ob nur das jahrhundertlange Stubensitzen, Nähen und Stricken die Formen so vertrocknet, eingesenkt, zerdrückt und zerstaucht hat. Man kann sich vorstellen, wie wohl den schönen Gestalten die Mente, der pelzverbrämte, reich verschnürte, mit dicken, runden Silberknöpfen und auf der Brust zwei großen runden Silberbuckeln besetzte Oberrock ansteht, nur übergeworfen wie ein Dolman

oder angezogen und die schlanke Taille zeichnend; so ein husarenmäßiges Trachtstück stimmt gar gut zu dem entschlossenen Wurfe, der diesen Erscheinungen eigen ist. Einzelne hatten sogar das Ungeheure gewagt, den Hut abzulegen und trugen die diademartig über der Stirn steigende und umlaufende Parta mit dem langen Schleier; fragt man nach einer stylvollen Kopfbedeckung für Frauen: es gibt keine bessere. Die Männertracht gibt sich durch die engen, in die bespornten Stiefel laufenden Hosen sogleich als Reitertracht zu erkennen, und sehr häufig weist auch der Bau der Beine mit den etwas auswärts gebogenen Knien auf die Gewöhnung eines Reitervolks; die Jacken mit den vielen kleinen Silberknöpfchen stehen wohl zu den schlanken Taillen, und aus dem Kalpak, der Pelzmütze mit Reiherfeder oder anderem Aufputz, blicken Gesichter, denen die Kultur noch nicht das markig Ausgeladene, Volle, Feurige, selbst Wilde der Natur abgeleckt hat. Dazu gehören nun neben den reichverschnürten, pelzbesetzten Überwürfen, Bundas, eigentlich volle Farben; jetzt gieng fast alles schwarz, Zeichen der Trauer um Széchényi und den bei dem bekannten Auflauf kurz vorher gefallenen Studenten. Mir wird man es in Anbetracht meines Handwerks nicht verübeln, wenn ich mir die Freude an einer Nationaltracht, die mich auf einige Stunden das elende Philistertum unserer modernen Fetzen vergessen läßt, dadurch nicht verderben lasse, daß sie zum Zwecke der Demonstration künstlich wieder hervorgesucht ist.

Es ist ein eigener Eindruck, unter einer Bevölkerung zu wandeln, die auf einer Höhe der Aufregung steht, welche vermuten läßt, daß der Aufruhr naheliege. Etwas Unheimliches, Drohendes blickt aus allen Augen, flüstert aus den Stimmen, errät sich aus dem Köpfezusammenstecken, ja aus einer Summe von unbewußten Wahrnehmungen erwächst eine Stimmung, daß man meint, es gehe ein seltsamer, dunkel anschwellender Ton durch die Lüfte. Ich kenne diesen Zustand recht wohl aus einem Besuche Mailands im Herbst 1857. Mehr, um das Mitspiel des Publikums, als um das eigentliche Spiel zu sehen, gieng ich ins Theater. Die Blutzeugen von Szigeth-War (a Szigetvári vértanuk) von Jókai Mórtól wurden aufgeführt; ich hoffte, da der Inhalt, die Geschichte Zrinys, auch von Theodor Körner behandelt und dadurch uns geläufig ist, dem Gange der Handlung auch ohne Kenntnis der Sprache so weit folgen zu

können, daß ich jedenfalls das Verhalten der Zuschauer verstand. Aber das Spiel interessierte mich auch für sich. Man kann die magyarische Art der Darstellung gegenüber der deutschen, soviel ich nach dem wenigen urteilen darf, mit der italienischen zusammenstellen; der deutsche Schauspieler ist stärker im Innigen, Tiefgedachten und in der Individualität, der italienische in der Leidenschaft, er ist vor allem pathetisch und neigt vermöge seiner Natur und Tradition zum hohen, klassischen Styl. Das Wilde und Feierliche im orientalischen Charakter führt den Ungarn auf dieselbe Bahn; eigentümlich aber ist ihm in den Momenten des Durchbruchs der Leidenschaft und kühnen Entschlusses eine gewisse höchst energisch gestoßene Art der Bewegung und des Vortrags, etwas kriegerisch Straffes, Durchhauendes, das von dem kräftigen Trompetenklang der Sprache harmonisch getragen wird. Es fehlt aber dieser Sprache auch das rührend Weiche nicht, und höchst anmutig klingt sie aus gebildetem weiblichem Mund. Die Kostüme gaben ein prächtiges Bild, so daß das Stück schon als eine Reihe von Gemälden fesselte, wäre auch nicht das Interesse, die Haltung des Publikums zu beobachten, noch dazu gekommen. Bei jeder patriotischen Stelle — der Inhalt ließ sich leicht erschließen — wurde denn nicht nur stürmisch geklatscht, sondern erschollen laute: Eljen! Eljen! Und in einem Zwischenakte wurde der Dichter herausgerufen. Eine besonders leidenschaftlich begrüßte Stelle sagte, wie mir gedolmetscht wurde, Ungarn sei die Vormauer Deutschlands gegen den Orient, und das Volk verlange für seine Opfer und das reichlich vergossene Blut seine Rechte, seine Ehre und Geltung.

Die Geschichte dieses merkwürdigen Landes mit seinen Völkerfluten, seinen unendlichen Kämpfen ließe sich prächtig an den Schätzen des Nationalmuseums verfolgen, das ich am nächsten Tage besuchte. Aus diesen Inschriften, Gefäßen, Waffen, Geräten, Geschmeiden springt dem innern Auge eine Welt entgegen, die Gestalten leben auf, schwingen die krummen Säbel, die Streitäxte und Kolben, besteigen die glänzenden Sättel, legen den funkelnden Schmuck an, füllen die kunstvollen Pokale und Schüsseln; bis zurück zu den Römern führt dich die Phantasie am Bande der merkwürdigen Ausgrabungen, dann in die grauen Zeiten des dunkeln Gewimmels der Völkerwanderung; die Kreuzzüge, das ungarische Heldenalter:

Stephan Bathori, Johann Hunyadi, Matthias Corvinus, ihre Türkenkämpfe, die deutschen Kaiser, endlich die neue Zeit, alles geht in sprechenden, greiflichen Zeugnissen an dir vorüber. Überall wirken solche kulturgeschichtliche Sammlungen mächtig auf die Einbildungskraft: hier aber tritt ein besonderer Reiz hinzu durch die ungewohnten, fremdartigen Formen, die überall auf das bunte Fluten und die Zusammenstöße verschiedenartiger Völker, auf weite, unbekannte Fernen, phantastisches Wesen des Orients, seine Wunder und Zauber und seine blutige, erobernde Wildheit hinausweisen; woneben der rein künstlerische Standpunkt an so manchen Prachtwerken uralter Goldschmiede und Juweliere sich entzücken mag.

Ich werde den Leser nicht bemühen, mir Schritt für Schritt zu folgen; vom Blocksberg, den ich am anderen Nachmittag bestieg, mag er mit mir nach dem Schwabenberg hinüberblicken und der Zeit gedenken, wo das deutsche Heer nach dem Entsatze Wiens und den blutigen Kämpfen mit dem türkischen Heer, die ihr folgten, 1685 hier Lager schlug; er mag hinunterschauen nach Hentzis Denkmal in der Festung Ofen und mag sich dann sagen, was das neue Festungswerk auf der Höhe bedeutet, auf welcher er steht. — Wir steigen herab und befinden uns abends in der Restauration zum Hopfgarten, um Zigeunermusik zu hören; die Räume sind voll schnurrbärtiger Magyaren im glänzenden Nationalkleid, auch reichgeschmückte Damen fehlen nicht. Ich setzte mich mit einem Deutschen an einen Tisch neben einige ungarische Herren; mißtrauische Blicke fielen anfangs auf uns, und wir konnten uns denken, was sie ungarisch unter sich flüsterten. Da wir uns aber durchaus unbefangen erzeigten, wurde man offener, sprach deutsch mit uns, gestand sogar, man wisse honette Menschen von „Spionencanaillen“ wohl zu unterscheiden; einer fragte mich, wie mir die jungen Leute in Pest gefallen; ich verstand, zog aber vor, die dumme Antwort zu geben: die Tracht stehe ihnen recht wohl, worauf mir mit bedeutendem, feurigem Blicke bemerkt wurde: da sei keiner darunter, der nicht entschlossen wäre, für das Vaterland sein Leben einzusetzen. Man wurde, da man uns wohlwollend fand, wärmer und lud uns ein, auf Ungarns Wohl mit anzustoßen. Ich sah nun ein, daß hier ein aufrichtiges Wort nötig sei, und sagte: man möge mir nicht übel nehmen, ich könne als Deutscher nicht unbedingt folgen, ich wolle aber meines-

teils mit dem Spruch anstoßen: es lebe Ungarn eng verbunden mit einem vernünftig geeinigten Deutschland. Das wurde nun mit lebhafter Zustimmung angenommen, und man befand sich jetzt so gemütlich zusammen, daß ich gern geblieben wäre, hätte ich die Zigeunermusik ausgehalten. Das rasende Gewirbel, worin jeder Melodieansatz nur auftaucht, um alsbald wieder zu verschwinden, dies wilde Chaos drohte mich zu berauschen, toll zu machen; das Bedürfnis der Vernunftruhe ist in einem Deutschen doch zu stark, als daß er einen solchen Sturm des Außersichseins in die Länge aushielte, und so trollte ich mich denn fort. Wie ich so in der stillen Nacht nach Hause gieng, mußte ich lächeln über meinen Trinkspruch, nämlich teils wegen des gar zu blühenden Hoffnungstraums, den er überhaupt enthielt, teils wegen der Unklarheit des Begriffes, den er aufstellte und womit er doch so ordentlich Glück gemacht hatte. Aber auch alles Schwere und Trübe, was in diesen verworrenen Aufgaben liegt, fiel mit erneuter Gewalt auf mich, und während meiner nächtlichen Eisenbahnfahrt nach Wien zurück hatte ich reichlich Zeit, die dunkeln Fragen, die jetzt mit verdoppelter Gewalt auf ein Gemüt sich wälzen, das sein Vaterland liebt, im tief bekümmerten Geiste zu bewegen.

Das große Donauland, dies Ungarn ist es, das jene Trefflichen zu allererst im Auge haben und im Munde führen, die Deutschlands Heil von Österreichs Auflösung erwarten. Es spukt hier nicht nur in geschworen demokratischen, sondern auch in manchen gemäßigt liberalen Köpfen ein gutes Stück alter, den unreifen Gefühlszuständen von 1848 angehöriger Sentimentalität für fremde Nationalitäten, die für jedermann sorgen möchte, nur nicht für das eigene Haus. Ich bin weit entfernt, die Nationalitätsfrage frivol behandeln zu wollen; in ihrem vollen Gewichte liegt sie vor in Italien, wo eine wirkliche, ganze, einer alten, eigenen Kultur sich bewußte Nation ihre Einigung sucht und daher ein Teil derselben, der in der Macht eines fremden Staates ist, mit einer gewissen Notwendigkeit aus dieser Verbindung hinweg und dem eigenen Zentrum zustrebt; nur daß auch hier noch bestimmte konkrete Verhältnisse den Fall verwickeln und die Entscheidung gar nicht so leicht und einfach machen, als es dem Enthusiasten scheint. Die Betrachtung dieser Verhältnisse wird sich von selbst aufdrängen, wenn uns die Reise nach Oberitalien

führt. Ungarn aber ist, wie man weiß, ein Ganzes, worin mancherlei Nationalitäten bunt zusammengewürfelt sind, Slawen, sächsische Deutsche, Rumänen, Magyaren, die Zigeuner und Juden nicht zu rechnen. Dies Land hat nicht wie Italien ein nationales Zentrum außerhalb der Grenzen, in welchen Österreich es beherrscht; kann man doch ein solches nennen, so ist es Rußland, der einzige Staat, worin die slawische Nationalität zu starker Einheit zusammengewachsen ist. Die Slawen bilden den zahlreichsten Teil der Bevölkerung Ungarns, man weiß, daß ihrer acht Millionen, der Magyaren nicht ganz fünf Millionen sind. Die ungarischen Slawen neigen Rußland zu, und hier knüpft sich an die ungarische Frage sogleich von selbst die nach den übrigen außerdeutschen Ländern Österreichs; es sind ja außer Venezien lauter Slawenländer, und die panslawistische Idee spukt in allen. Rußland pflegt und benützt sie, man weiß, wie es unter diesen Völkern gewühlt hat und wühlt, man weiß, wie dies in den Grenzländern gegen die Türkei mit seinen orientalischen Plänen zusammenhängt, und man wird nicht vergessen haben, wie der russische Feldherr das bezwungene Ungarn „zu den Füßen des Zaren gelegt hat". Meinen denn jene weisen Prediger der Zertrümmerung Österreichs, daß seine Teile, wenn es je sich auflöste, in nichts, daß sie als Gase, als Blasen in die Luft zerstäuben werden? Haben sie auch einen Augenblick darüber nachgedacht, ob diese Teile, wenn sie nicht mehr zu Österreich gehören, je sich selbst angehören? Ob sie nicht die Macht des konsequentesten aller Feinde Deutschlands, des gefährlichsten, weil er nicht aggressiv auftritt, sondern unter der uns tief erniedrigenden Maske des Vormundes sich verbirgt, die Macht Rußlands damit verstärken? Für jetzt steht Rußland zunächst im Hintergrund, im Vordergrund Frankreich; während es Österreich in Italien bekämpfte, wiegelte es Ungarn mit dem Trugbild künftiger Selbständigkeit auf und machte seine Regimenter wankend. Wir wissen nicht, wann es Österreich aufs neue anfallen wird; wirft es sich auf Deutschland, dann sicher faßt es gleichzeitig Österreich durch eine Empörung Ungarns, während Sardinien Venedig packt. Jetzt aber schürt Garibaldi die Flamme, und in blinder Verkennung des Unterschieds stellt sich der Ungar dem alten Kulturvolke Italiens gleich, das nach Einigung und Bildung eines eigenen Staates ringt. Die rechte

Grube ist dies Land, worin alles wühlt, was zu wühlen beliebt. Laßt es heute von Österreich sich ablösen: zuerst wird es eine Art freien Vorlandes von Italien bilden wollen, mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis stiften, inzwischen werden seine vielerlei Völker es innerlich veruneinigen und lockern, wenn dann seine ganze Schwäche zutage gekommen, wird Rußland die Hand darauf decken, und endlich nach unendlichen Leiden wird es zu spät erkennen, daß seine wahre Bestimmung der organische Verband mit Österreich und Deutschland war. Nicht vergessen wollen wir dabei die anderthalb Millionen des herrlichen deutschen Kernstamms, der dort, umgeben von Slawen, Walachen, Magyaren, an unsere Ostgrenze vorgeschoben ist und im Revolutionskriege so schwer mitgelitten hat, die Siebenbürgen.

Allein es braucht das alles nicht, die ganze Erörterung fällt von selbst weg, und das sentimentale Mitleid mit den armen Nationalitäten wird überflüssig, wenn man die Denkenden in Ungarn selbst fragt. Nur eine extreme, fanatische Partei hat in der Revolution ein selbständiges Ungarn geträumt und gewollt; wer irgend etwas von Geschichte, von realen politischen Bedingungen, von Bildungszielen und von national-ökonomischen Interessen weiß, oder wer all dies auch nur in dunklem, aber gesundem Instinkt ahnt in Ungarn, der will keine Losreißung von Österreich, von Deutschland. Wir wollen diese zwei zunächst so unbestimmt nebeneinanderstellen; freilich ist leider von Österreich so vieles geschehen, was die mit ihm verbundenen Völker gewöhnt hat, beide Begriffe einander entgegenzusetzen; davon muß ja die Rede werden, zunächst aber können wir diese Seite so im Unbestimmten liegen lassen. Was je in der Welt ein Volk an ein anderes knüpfen kann, knüpft Ungarn an Deutschland. Von hier hat es seine Bildung; der Humanismus ist ihm von da gekommen, die Reformation — eines der wesentlichsten Bande — von da eingedrungen; seine Söhne holen von alters her ihre wissenschaftliche Bildung auf unseren Hochschulen, und die Stipendien, die an mehreren derselben für sie gegründet sind, sprechen tatsächlich diese jahrhundertealte geistige Verbindung mit dem fernen Volke aus. Die deutsche Sprache ist in Ungarn die Bildungssprache; sie schreitet fort, muß fortschreiten und weiterdringen ganz von selbst, der Natur und Sache gemäß; nur jedes Zwangsmittel

ist verkehrt und gerade recht geeignet, den Germanisierungsprozeß aufzuhalten, zu stören. Ich habe wohl hinlänglich gezeigt, daß ich dem magyarischen Wesen in Sprache und übriger Erscheinung gern seine Schönheit, Feuer und Reiz anerkenne; allein das können wir nicht verändern, daß die moderne Bildung dies naturvolle Wesen Schritt für Schritt in ihre knappen, kurzen, unscheinbaren, aber bewußten, freien, geistigen Formen umsetzt; wird sich die Sprache neben der deutschen auch in ferner Zukunft erhalten? Kenner verneinen es, sie erklären sie für zu arm, um als Organ der Wissenschaft und Literatur sich auszubilden, die deutsche wird ohne jemands Zutun die herrschende bleiben und noch mehr werden, als sie es ist. Die Ungarn wissen sich aber auch durch die Geschichte an Deutschland geknüpft; in grauer Vorzeit, und freilich auch nachher oft im Kampfe mit uns, aber noch viel öfter für und mit uns kämpfend, sind sie uns durch das eigene, tapfer vergossene Blut angeschweißt, wissen sich als die Vorkämpfer deutscher Bildung gegen den Orient, haben mit uns Napoleons Weltmacht zertrümmert, teilen ihre Erinnerungen mit den deutschen Heeren und ahnen wohl, daß sie noch manche Schlacht mit uns schlagen werden. Und nun die Interessen! Meint man denn, die Ungarn wissen nicht, wo sie den Hauptmarkt für ihre reichen Produkte zu suchen haben, wohin Handel und Austausch sie weist, doppelt weisen wird, wenn erst die moderne Industrie entwickelt, die vollen Quellen geöffnet, die schlummernden Schätze gehoben sein werden?

Das alles und noch viel mehr, was hundertmal gesagt ist, kann man von den Ungarn selbst hören. Und Deutschland? Dort unten an der Donau ist uns eine Art deutschen Morgenlands gegeben, um mit milder Hand unsere Bildung dahin zu pflanzen, seine reichen Produkte gegen die Erzeugnisse unseres Gewerbfleißes einzutauschen, den Strom der Auswanderung hinzuleiten, um die öden Flächen zu bevölkern und anzubauen, dort ist unsere Ostmark, unsere Vorhut gegen den Orient und russisches Gelüste nach ihm, von dort auf feurigen Rossen eilen uns die geflügelten, ritterlichen Husaren, das gewandte, starke Fußvolk zu, altgewohnte köstliche Waffengefährten — und das sollen wir lassen? Stubenhocker sind es, die das meinen, Leute, die nicht über ihre vier Wände, nicht über ihre Ofenbank hinaussehen! Ein Staat, den eine große Nation bildet,

kann sich nicht mit der inneren Politik begnügen, auch nicht mit der allgemeinen, eines bleibenden Objekts entbehrenden äußeren Politik; er bedarf einen bestimmten Wirkungskreis, der eine Art von Mitte zwischen dem innern und äußern politischen Leben bildet; Platz muß er haben, um sich zu regen, Raum für seine Lunge, Röhren, wohin er seine vollen Säfte leitet, sonst erstickt, verkommt, versauert und versumpft er. Andere Staaten haben ihre Kolonien, ihre fernen Stapelplätze, Inseln und Häfen, dem Deutschen, da er das nicht hat, ist für jetzt als Ersatz dies Donaureich gegeben. Es ist auch eine alte Wahrheit, daß in der neueren Geschichte die Völker tatkräftiger leben, deren Naturell einen Gegensatz von Elementen in sich verarbeitet hat; den Deutschen fehlt das Feuer, das aus einem solchen Prozeß sich entzündet: dort aber liegen die Elemente, die unserem kälteren Wesen durch engere Verwachsung einen belebenden Einschlag des Fremden, Neuen, Fernen zuführen sollen.

Leider nun, ja leider ist es wahr, daß uns Österreich bis jetzt nicht der rechte Vermittler für diese unsere Weltbestimmung gewesen ist. Es gibt nur ein Mittel, fremde Völker an sich zu fesseln: wir müssen es ihnen so gut machen, daß sie gerne bei uns sind; Österreich hat gemeint, die Gewalt könne fesseln, was nur die Liebe fesselt. Nicht so schlimm hat es gewaltet, wie seine Verleumder sagen, nach manchen Seiten ist Wohlsein und Ordnung von ihm mit gutem Willen und Einsicht gepflegt worden, aber was half das, wenn man im großen und ganzen fehlte? Die Forderung der Völker Österreichs, ihre Angelegenheiten selbst zu beraten, unterdrückt man vergebens, die Aufklärung, den freien Geist und sein Wort hemmt nur, wer sich selbst Wunden schlagen will. Metternich hat das Geheimnis erfunden und systematisiert, je eines derselben durch das andere zu bewachen und zu knebeln: Der stumpfe, mechanische Begriff wollte leisten und erzwingen, was nur die organische Idee leisten kann, und es hat seine Früchte getragen. Ungarn hat man abwechselnd wieder vorgezogen, seine Aristokratie begünstigt, dadurch seine Völker und Deutschösterreich um so tiefer verletzt; die Empörung brach aus, und nachdem sie bezwungen war, hielt man Blutgerichte, die neuen tödlicheren Haß säten. Die Wechselbewachung aller kostete ungeheure Summen, verschlang den größeren Teil der Staatseinkünfte: „die teuerste Regierung ist die

über Unzufriedene"; der alte, wahre Satz ist jüngst auch im Reichsrat ausgesprochen worden. Der Begriff des Staats löste sich in den Begriff der Polizei auf, und ein System, das ursprünglich aus der romantischen Vorstellung kindlich patriarchalischen Gehorsams floß, endete mit der absoluten Belauerung und Scharwache. Es wäre Napoleon nicht gelungen, die Grundempfindungen der deutschen Nation zu verwirren, in einem großen Teil derselben das heilige Gefühl des Zusammengehörens mit einem räuberisch angefallenen Bruderstaat zu unterbinden, wäre nicht seit alter Zeit der österreichische Staat für alle Welt noch etwas anderes, als ein Staat unter Staaten gewesen: ein Symbol für alles, was heißt Unterdrückung, Zwang, Verdunklung, ein fremdes Wesen, ein Gespenst. Und immer das Empörendste war der Geisterzwang. Eine Verachtung, eine Art von Hohn und doch eine tiefe Furcht vor dem freien Gedanken sprach aus allen den Maßregeln, die ihn bannen sollten. An Deutschland ist in der langen Zeit der Reaktion seit den Befreiungskriegen in allen Bundesstaaten wahrlich genug gesündigt, und in Preußen vor allem dürfte man sich die Parabel vom Balken und Splitter wohl zu Herzen nehmen, die furchtbare Reaktion seit 1819 fand in ihm kein widerstrebendes, sondern ein williges Werkzeug, und nichts ist verkehrter, als wenn man alles deutsche Unheil Österreich in die Schuhe schieben will, aber wahr bleibt, daß nirgends so eiserne Konsequenz, nirgends alles, was dem strebenden Geist entgegenwirkt, so beisammen war wie in Österreich.

Die Frage über Österreichs außerdeutsche Länder hat uns auf diese Betrachtungen geführt, und wir faßten vor allem Ungarn ins Auge, wobei die Slawenländer mit zur Sprache kommen mußten. Ich weiß nicht recht, ob die Schwärmer für Selbstkonstituierung der Nationalitäten, die Freunde der Zertrümmerung Österreichs auch das deutsche Bundesland Böhmen, da ja doch auch die Tschechen Anwandlungen von Losreißungsgelüsten haben, hergeben möchten, ob sie Galizien zurufen wollen, es möge sich doch an der Grenze Rußlands als eigener Staat aufstellen; wir gehen weiter von der Bukowina herunter nach der Militärgrenze und geben die Rumänen hinüber an die Moldau und Walachei, um da mit ihren Brüdern ein ostromanisches Reich zu bilden, das zwischen der Türkei und Rußland, unberührt von der orientalischen Weltfrage, in Heiterkeit

blüht; wir wandern an der Sawe fort durch Slawonien, Kroatien, Illyrien und haben hier wiederum Slawen, die wir am passendsten an Serbien und Bosnien ablassen, weil doch Österreich und Deutschland, wenn einmal die Türkei in Stücke geht, und diese ihre slawischen Länder und Nebenländer in Frage kommen, dort ja nichts zu suchen haben, sondern ruhig zusehen sollen, was andere einstecken; und nun bleibt Triest, Istrien, die dalmatische Küstenstrecke: das Adriatische Meer geht uns nichts an, die Leute dort sind ja eigentlich lauter halb slawische, halb romanische Bevölkerung; daß Triest mit Illyrien zum deutschen Bunde gehört, verändert wiederum nichts, und man hat recht getan, 1859 zuzusehen, wie es blockiert wurde; das alles dort führt in die weite Welt, da gibt es Schiffe und Handel, mit welchen wir nichts zu tun haben.

Es ist schwer, ohne Bitterkeit von dieser Verrenkung des Denkens, dieser Enge des Bewußtseins zu reden, schwer, nicht an unserer Zukunft irre zu werden, wenn man bedenkt, wie groß und verbreitet die Partei ist, welche diesen weiten, herrlichen Boden, dies in die Welt hineingestreckte, dem Orient zuführende, fast noch ungenutzte Ackerland für den Pflug deutscher Zivilisation und Nationalökonomie, den Händen des Zufalls, vielmehr der Ländersucht fremder Großmächte als Beute überlassen will. Dem Vorwurf wird, ich weiß es wohl, mit der Einwendung begegnet, Deutschland müsse sich vorher einigen, ehe es diese weiten Aufgaben in die Hand nehmen könne. Aber richtet sich denn die Geschichte nach unserer Logik? Warten denn diese Völker, an deren Verbindung mit Österreich von allen Seiten gelockert und gezerrt wird, bis wir unser Haus eingerichtet haben? Können wir es verändern, daß diese Verhältnisse den Krieg bringen werden, worin wir unsere und ihre Angelegenheit gleichzeitig in die Hand nehmen müssen? Läßt sich die deutsche Frage abschälen von dem Material, das zum Stande der deutschen Staaten gehört? Müssen wir nicht einen klaren, festen Begriff darüber schon bereit haben, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt?

Diese dunkeln Fragen und trüben Aussichten im Innern bewegend, fuhr ich schlaflos durch die dunkle Nacht nach Wien zurück. Ehe wir es verlassen, gönnen wir uns nun wieder eine Ruhestunde. Nicht in die Kunstsammlungen will ich den Leser führen; Belvedere und

Privatgalerien sind so reich, daß ich, wollte ich es auch nur versuchen, ihn vor den Perlen der Malerei zu fesseln, weit über die Grenzen schreiten würde, die ich mir diesmal gesteckt habe. Es ist das alte blühende, glänzende Wien, das sich hier in diesen Sälen, diesen Reihen von Sälen, an deren Wänden die Werke aller Malerschulen, so manche berühmte Meisterbilder strahlen, in seinem besten, edelsten Schmucke auftut. War Luxus und Genuß die Losung, so ist dies echter und reiner Luxus und Genuß. Dem Kunstsinne des Kaiserhauses folgte der altberühmte reiche Adel des Landes, mit welchen Mitteln, das zeigt z. B. ein Gang durch die fünfundzwanzig Säle des Palastes Liechtenstein; aber wir dürften die Sammlung Esterhazy, durch ihre spanischen Bilder namentlich ausgezeichnet, Harrach, Czernin nicht vergessen. Und wollten wir erst die Schätze der Kupferstiche und Handzeichnungen uns öffnen lassen, so wäre schwer ein Ende zu finden. Allein es ist diesmal nicht meine Absicht, den Leser in den stillen Geisterkreis vergangener Kunst einzuführen; ich selbst bin wohl in diesen Räumen fleißig umhergewandelt, aber ich gestehe, es war im Grunde mehr Studium als innige, freudige Vertiefung; für diese fehlte dem peinlich aufgeregten Innern die Sammlung, die Stille. Als kleiner einzelner Zug mag hier noch eingefügt werden, daß mir einen schönen Vormittag der streng gemessenen Zeit, die ich der Kunst widmen konnte, die Polizei wegnahm. Ich wurde dahin zitiert, obwohl es nicht mehr wie sonst Regel ist, daß Fremde sich selbst dort einfinden müssen; ein schweizerischer Paß, der nach Wien, dann nach Venedig und von da nach Mailand lautete, dazu die Wohnung in einem Gasthof, wo meist Ungarn einkehrten, mochte das Gemüt eines Polizeikommissarius beunruhigt haben; er sah mich mit Augen an, als wollte er Herz und Nieren prüfen, und fragte mit sehr verständlichem Tone, wie lange ich denn in Wien eigentlich bleiben wolle? Es war mir komisch, und ich sagte ihm mit Heiterkeit, er möchte es mir doch nicht bergen, wenn er Bedenken über meine Person hege, ich habe Mittel, sie zu beseitigen; als ich mit diesen Worten meinen Paß in die Brieftasche steckte, kamen ein paar solide Adressen zum Vorschein, und die gestrengen Züge klärten sich auf. Das Lokal kannte ich noch von der alten Zeit her, wo sich jeder Fremde stellen mußte, und ich erinnerte mich, daß früher auf einem Schrank eine Schiller-

büste stand; solcher Humor, der durch Kontraste zu wirken sucht, scheint jetzt dort nicht mehr zu walten, ich fand die Büste nicht wieder. Das lief denn ganz friedlich ab, allein der schöne Vormittag war zersplittert. Wir lassen uns nicht stören, und da ich ohnedies den Leser nicht mit Forschungen alter Kunst anstrengen, ihn aber doch einladen will, sich mit mir im Reiche des Schönen zu erholen, was können wir Besseres tun, als uns nach der neuen, der gegenwärtigen Kunst umschauen? Wir wollen uns denn für heute in das Atelier eines Malers begeben, dessen Name dem Leser wohlbekannt ist: zu Karl Rahl, den ich vor zwanzig Jahren in Rom kennen gelernt, mit dem ich manchen Abend in meiner Wohnung dort in der Via Sistina am Kaminfeuer gesessen bin, plaudernd und lachend mit der dicken Hausfrau und den munteren Töchtern Margherita und Antonia; damals noch ein Lernender, ist er jetzt ein berühmter Künstler geworden. Diesmal nun hat er ein vortreffliches Mittel für uns, um aus dem Wirbel und heißen Drang der Gegenwart uns in reinere, idealere Regionen zu entführen: in attischen Lüften dürfen wir Atem schöpfen. Es ist ihm eine Aufgabe geworden, wie sie schöner und willkommener einem Historienmaler nicht zufallen kann, dessen Geist so entschieden dem Monumentalen, Großen, Stylvollen, der Darstellung vollkommener Naturen zugewandt ist: die Aula des neuen Hochschulgebäudes in Athen soll nach dem Auftrage des um sein Vaterland, um Athen insbesondere so hoch verdienten Baron Sina mit Fresken geschmückt werden, wie sie nach dem Plane des Baumeisters, Christian Hansen, für ihren Portikus von Anfang bestimmt waren, und wo liegt für solche ein herrlicher Inhalt näher, als im griechischen Land, in Attika? Wo ist es natürlicher, in reinen klassischen Formen zu sprechen, als da, wo sie gewachsen sind und wo die göttlichen Gestalten in ihrer natürlichen Heimat heute noch dem inneren Auge lebendig begegnen? Sie haben den Künstler, Fremdling aus dem Norden, vertraut begrüßt, und er hat sie wohl verstanden; sie sind ihm keine bleiche, gelehrte Erinnerung, sondern ein Leben, denn Kraft und Fülle des Lebensgefühls ist sein eigenes Wesen. Die Geschichte der Sittigung, der geistigen Bildung Griechenlands war in kurzen, großen Zügen darzustellen; ein fortlaufendes Band von Fresken sollte durch ein selbständiges Mittelbild: die Gründung

der Universität durch König Otto, in zwei Hälften geteilt werden. Rahl breitet nun seine Kartone vor uns aus, und wir verweilen zuerst hier, bei dem mittleren Felde. Wie oft sind die Fakultäten in allegorischen Figuren personifiziert worden! Hier unter griechischem Himmel und durch den feurigen Nerv unseres Künstlers sind die kalten Begriffszeichen zu lebenswarmen Wesen geworden; wie nahe lag ein totes Zeremonienbild, und durch wie einfache Mittel hat der Künstler eine Handlung daraus gemacht! Die Philosophie — sie hebt sich vor allen begünstigt hervor — ein mächtiges, herrliches Weib, tritt vor den thronenden König, weist mit entschlossener Bewegung des Arms hinauf, hinaus ins Weite, als spräche sie: laßt sie forschen frisch und kühn, die auf sich selbst stehende, von keiner Satzung gebundene, göttliche Vernunft! Der König, dessen Züge in der Stylisierung, welche die antik imperatorische Gewandfigur fordert, doch recht wohl kenntlich sind, heißt sie mit der Rechten willkommen, hält aber mit der Linken die ernste Gerechtigkeit am Arme fest, als wollte er sagen, daß diese der feste Grund ist, auf den er alles bauen will. Die übrigen Frauengestalten, stehend, wandelnd, sinnend oder einander im Gespräche zugewandt, an den Attributen leicht kenntlich, gleichen lauter Wesen, die hier nur eben ganz natürlich, dem Rufe des neuen Herrschers gerne folgend, aus ihrem Olymp herbeigekommen sind; sie haben alle Fleisch und Blut, und die stattliche Gewandung zeigt wie die Körperformen, daß sie kein Draperie-Professor, sondern ein Mann geschaffen hat, dem die Antike lebt. Das fortlaufende Band zu den Seiten dieses Mittelbildes wird von zwei kleineren Darstellungen, die für Seitenwände bestimmt sind, vorbereitet und abgeschlossen. Die erste derselben, wenn wir nun links beginnend der Bilderreihe folgen, spricht durch einen Prometheus, der den erstaunten Menschen das Feuer vom Himmel bringt, den Grundgedanken des Ganzen aus. Im ersten größeren Bilde dann, wo der Künstler zeigen wollte, wie der Grund zur Menschenbildung durch strenges Recht gelegt wird, das die Wildheit der Urzeit bricht, erkennen wir sogleich das Talent dramatischer Belebung: Minos läßt einen Verbrecher greifen und zur Strafe abführen, den ein schutzflehendes Weib angeklagt hat; der nächste Schritt führt uns in die Heroenzeit: Homer singt sein göttliches Lied; der Stoff ist oft behandelt, neu und geistreich ist hier das

Motiv, daß neben Heldenjünglingen, die sich zu Achillestaten begeistern, auch tiefsinnende Künstler zuhorchen: wir sollen nicht vergessen, welche Nahrung die Kunst aus dem ewigen Liede schöpft, das den Griechen ihre Götter gegeben hat. Wie ungesucht Rahl die einzelnen Bilder zu verknüpfen weiß, beweist hier die Gestalt eines Weibes mit einem Kinde, das ebenso zu der vorhergehenden Gruppe gehört: sie schien gekommen zu sein, die Verurteilung eines Mörders mit anzusehen, lauscht aber hinüber auf Homers Gesang. Nun kann sich schon die junge Wissenschaft entwickeln: der königliche Pythagoras schreitet mit dem sinnenden Thales und weist ihn nach oben zur Harmonie des Alls, aber auch hier sollte Handlung nicht fehlen: die Anfänge der Heilkunde entwickeln sich zu einem rührenden Familienbilde, da Hippokrates zu einem kranken Greise sich niederbeugt, welchen besorgt und den Arzt um Hilfe beschwörend die Seinigen umgeben. Hierauf sind die ersten Grundlagen der demokratischen Gesetzgebung nicht etwa durch das ermüdend oft dagewesene Motiv des Schreibens auf Gesetztafeln u. dgl., sondern durch den scheidenden Solon veranschaulicht, und unter den Männern, die ihm schwören, sehen wir schon die Marathon- und Salamishelden, die Vorkämpfer gegen die Barbarei des Orients, die großen Staatsmänner Miltiades, Themistokles, Aristides: die Heroen der Tat durften hier nicht die Hauptrolle spielen, aber es galt dennoch, sie in eine künstlerische Erzählung der griechischen Geistesgeschichte hereinzuziehen. Hier unterbricht das Mittelbild die Reihe; wir folgen ihr wieder zu der Rechten desselben und befinden uns bei der ersten Blüte der Geschichtschreibung, dem Kinde der reifenden, erfahrungsreicheren Bildung: Herodot liest sein Werk vor, eine Nike krönt den Sieger im Wettkampfe von Olympia, eine Ate flüstert ihm Schicksalsworte zu, der junge Thucydides lauscht ihm, der gewappnete Xenophon ruft ihm Worte begeisterten Grußes zu, und damit wir wissen, wo wir sind, sehen wir zwei gekrönte Wettkämpfer, den einen als Diagoras benannt, ihm zujubeln. Jetzt folgt der schönste, reichste Moment des griechischen Lebens: um Perikles und Aspasia versammelt sich Philosophie, Dichtung und Kunst auf ihrer Sonnenhöhe. Wie echt antik gefühlt, majestätisch und doch so ganz unbefangen sind diese zwei sitzenden Hauptgestalten, wie sie dem Plato, der vor ihnen, mehr zur Seite, steht

und dem Anaxagoras, der ihnen gegenüber an einer Weltkugel lehrt, mit zwangloser Aufmerksamkeit zuhören! Zu den trefflichsten Figuren des Ganzen gehört Sokrates, der links neben Perikles sitzt, mit dem Kartoffelgesicht, das doch so klassisch ist, mit dem naiven Hinüberhorchen und der gediegenen immer gleichen Ruhe und Ironie in seinem ganzen Wesen. Wie schön Rahl komponiert, mag man an diesem Bilde namentlich sehen; ein ungesuchtes Gegenüber, eine Wechselwirkung milder Kontraste trennt und vereint das Ganze, keine Linie, kein Teil bleibt unaufgelöst, und mit Befriedigung geht das Auge von Sokrates in die Höhe, wo hinter Perikles Stuhl Phidias und Sophokles stehen, gleitet herunter zu Perikles und Aspasia, verweilt dann auf der herrschenden Mitte des Bildes, der götterähnlichen, von erhabenem Leben durchströmten und gehobenen Gestalt Platos mit Antisthenes, lauscht hinüber zu Anaxagoras, an dessen Stuhl sich Alcibiades lehnt und neben welchem, tiefer im Bilde, wie drüben der Bildhauer, Dichter, so hier der Architekt Iktinus, der Erbauer des Parthenon, und der Maler Polygnot stehen; des letzteren Züge sind dem Leben entnommen, und wir dürfen nicht weit suchen, um das Original zu finden; am Boden rechts ist Archimedes mit seinen Kreisen beschäftigt und stellt so die Symmetrie mit dem sitzenden Sokrates auf der linken Seite her. Es war nicht leicht, das Zeitalter Alexanders mit der realistischen Philosophie des Aristoteles darzustellen; Rahl weiß Rat und läßt den Lehrer des großen Eroberers, der denn auch unter seinen Zuhörern vor allen hervorsticht, den Bau eines zergliederten Vogels demonstrieren; aber rechts wendet in trübem Sinnen Demosthenes von dieser Gruppe sich ab: er betrauert Griechenlands Untergang. Die nacharistotelische Philosophie, Stoiker und Epikureer, überspringt der Künstler, wie er die Sophisten umgangen hat: das Bild der Auflösung des gediegenen griechischen Geistes, die Dialektik, die Zurückziehung des Geistes ins Innere und die Philosophie der Lust ließ sich nicht wohl aufnehmen, ohne an das Moderne zu streifen oder in das Komische zu geraten, das unter diesem ernsten Kreise keine Stelle finden konnte; nur den Meister des Komischen selbst, Aristophanes, hätten wir gern unter diesen letzten Größen in der Epoche der wachsenden Zersetzung gesehen. Rahl beschließt seine Wanderung mit einer sparsamen Gruppe, welche die alexandrinische Epoche

andeutet: Ptolemäus Philadelphus, durch den die Bibliothek zu Alexandria zu ihrer Bedeutung erwuchs, empfängt aus den Händen des Aristarchos eine Rolle; Theokrit als Vertreter der letzten Blüte der Poesie, Eratosthenes als Typus der alexandrinischen Gelehrsamkeit sind zur Ergänzung in die Gruppe mit aufgenommen. Den Schluß bildet nun in getrenntem Felde die zweite jener kleineren Darstellungen: die Predigt des Paulus im Areopag, das Gegenbild zu Prometheus, das Licht des neuen Geistes gegenüber der Lebensflamme, die Prometheus der vorchristlichen Menschheit vom Olymp gebracht. Überschauen wir noch einmal die ganze feierliche Reihe von Gestalten: hier ist nirgends ein falscher Zug des Modernen, nirgends etwas Theatralisches, Bewußtes, Gespreiztes, auf Wirkung Hingespitztes eingedrungen: überall Einfalt, schöne Gelassenheit, hohe Stille des antiken Lebens; nur in der heroischen Körperbildung will es mir da und dort scheinen, als habe den Künstler die Stärke seines Lebensgefühls in michelangeleske Überkraft des Muskels und Breite der Formen geführt, und gestikulierende Hände kommen mir in der Fingerstellung nicht überall schön behandelt vor; nicht, als fehlte unserem Künstler die Zartheit: das beweist allein schon die schlanke, reine Knabengestalt des jungen Thucydides, das beweist der Rhythmus im ganzen, der Adel der Gestaltung, Bewegung, Faltengebung, besonders aber Gewandfiguren wie jener Sokrates zeigen das reinste Stylgefühl.

Ich traf bei Rahl noch jemand, der mich an die Tage in Athen erinnerte: Christian Hansen, den Architekten, der mit Roß und Schaubert das berühmte Werk über die Akropolis von Athen herausgegeben hat; jetzt wird er uns nicht die Propyläen hinaufführen zum reizenden schlanken Niketempel, zum Erechtheion, zum Parthenon, wir werden nicht ausschauen nach dem Pentelikon, Lykabettus, Hymettus, auf den Ölwald, auf Küsten und Meer, wie sie im purpurnen Abendrot schimmern, nicht seine eigenen Werke an der klassischen Stätte, nicht die Räume kann er uns zeigen, wofür eben jene Fresken bestimmt sind, aber etwas anderes, recht Prächtiges dürfen wir sehen: wir wandern mit ihm zum neuen Arsenal, dieser großen, umfangreichen Waffenburg, treten durch das Tor in den gewölbten Durchgang des Umfassungsgebäudes mit seiner reichen romanischen Fassade, von van der Nüll und Siccardsburg erbaut, in

den Hof und stehen vor dem Werke Hansens, dem Bau, der zur Aufbewahrung der neuen und in seinem reichsten Teile zur Schaustellung alter Waffen bestimmt ist; dieser letztere tritt uns in dem gewaltigen länglichen Viereck, das an jeder Ecke zwei Türme zieren und schützen, als Kuppelbau mit glänzender Schauseite entgegen. Ein Bau, dessen Masse Backstein, dessen Zweck das herbe nordische Waffenwerk ist, hatte mit den rein griechischen Erinnerungen nichts zu tun; aber Griechenland, der Orient und auch das alte Rom bot noch eine andere Formenwelt, aus der sich hier Neues, Geistvolles entwickeln ließ: Hansen hat den byzantinischen Styl auf dem Punkte, wo er stehen geblieben ist, fortgebildet, und da etwas Ähnliches, nur nicht so organisch, die maurische Phantasie vollzog, so erinnert er uns auch an ihre schmuckvolle, kristallische Formenwelt; die gemusterte, an Teppichweberei erinnernde Wand, die überhöhten kleinen Bögen über den Säulchen, welche die Rundbogenfenster gliedern, die wie aus Stäben eckig gefügte Füllung der drei Rosetten über denselben, die gespaltenen Zinnen über dem kräftigen Rundbogenfries, das alles erscheint als Anklang an den arabischen Styl; die organische Fortbildung des Byzantinischen aber liegt in der Entwicklung der Bogenglieder, der Gurten und Rippen des Gewölbes aus dem Kapitäl. Wir treten in das prächtige Vestibül ein, steigen die Prachttreppe hinauf, erfreuen uns unterwegs an der schön gedachten Belebung der Fläche des Mauerkörpers zur Linken durch eine rundbogige Nischenreihe mit Statuen, und nun tut sich der Hauptraum, die herrliche Halle mit der Kuppel, dem österreichischen Waffenruhme geweiht, vor uns auf. Auf zwei Seiten derselben steigt eine Kolonnade mit Rundbögen, die eine Galerie trägt; hier, wie im Vestibül und überall, wo Säulen, Bogen und Wölbung auftreten, finden wir nun jenes neue Motiv angewandt. Der byzantinische und der frühromanische Styl blieb in der Verbindung des Gewölbes mit seiner Stütze bei schwerfälligen Versuchen stehen, er wich dem gotischen, der die Gewölbeglieder durchaus schon am Fuße des Pfeilers beginnen ließ und das Kapitäl nur als leichten Anflug behandelte, über welche jene fortwachsen und in die Wölbung ausstrahlen; Hansen dagegen legt in das Kapitäl den Keim, aus welchem diese Formen hervorsprossen, durch die Überhöhung des Bogens gewinnt er die Freiheit, jenem Körper die reichgegliederte

Gestalt zu geben, daß die Gewölbmotive in ihm sich entwickeln, und der Abakus ist in eine Art von Band umgestaltet, das sie zusammenhält. Dabei ist die Profilierung durchaus kräftig, markig, und die Ornierung im einzelnen zeigt eine reiche Phantasie, welche aus lebendigen, aber edel stylisierten Pflanzen eine wechselnde mannigfaltige Welt neuer Formen erschaffen hat. Diese Fülle des einzelnen drückt jedoch nicht auf die Wirkung des Ganzen, die uns beim ersten Eintritt schon mit dem Charakter des Offenen, Freien, Klaren entgegentritt. Nun handelt es sich aber um die gegebene Bestimmung: in der Kuppel sollen Fresken die österreichische Kriegsgeschichte verherrlichen, unten sollen Rüstungen, Trophäen, Reliquien ausgezeichneter Generale aufgestellt werden. Angemessener und wohltuender konnte der Künstler den letzteren Zweck nicht mit dem ersteren vereinigen, als indem er auf zwei Seiten über die Bogenstellung eine Galerie setzte, welche nicht nur dazu dienen wird, die Fresken bequem zu sehen, sondern in ihren geteilten Räumen zugleich diese Reliquien aufnehmen soll, wie wir denn in einem derselben bereits Waffen, Uniform und Ehrendiplome Radetzkys sahen: mit welchen Betrachtungen, das bedarf der Worte nicht. Auf den Galerien eröffnet sich durch Glastüren zugleich der Blick in die großen Säle der Flügel des 124 Klafter langen Gebäudes, wo auf zweckmäßigen Eisengestellen von Hansens Erfindung die neuen Waffen für die Ausrüstung der Armee aufgestellt sind. Die berühmten Waffen der Ambraser Sammlung und des alten kaiserlichen Zeughauses werden Vestibül, Treppen und Prachthalle zieren, teils in Trophäenaufstellung, teils als Anzüge plastischer Figuren, und der Künstler hat auch hier nichts Unorganisches, Zufälliges dulden wollen, sondern für bestimmten, einleuchtenden Zusammenhang mit der Architektur gesorgt: diese Rittergestalten werden sich um die Pfeiler, an die Treppen, vor Säulen und Zwischenwände, an Erker und Fenster als Wächter stellen, Postamente am rechten Ort werden den ausgezeichnetsten die Bedeutung von Monumentalstatuen geben.

Auch Rahl hat uns in diese herrlichen Räume begleitet und ist so freundlich, uns den Freskenzyklus auseinanderzusetzen, mit dem er die Kuppel der Haupthalle und die zwei anstoßenden Säle schmücken sollte. Ich bin sonst nicht unter denen, die für den Scharfsinn in die Gedankenverbindung zwischen einer Anzahl von Bildern

mehr schwärmen, als sie sich an der Schönheit und inneren Einheit des einzelnen Bildes selbst erfreuen, ja ich gestehe, daß meine Fassung und Gedächtnis für ein solches Netz von Beziehungen im Herüber und Hinüber, Oben, Unten und Neben besonders unglücklich organisiert ist; hier aber war alles in der quellenden Ergiebigkeit der Erfindung so klar und überzeugend gedacht, daß es auch meinem harten Kopfe leicht und lustig eingieng. Namentlich gefiel mir die Idee, oben in der Kuppel, also im herrschenden Mittelpunkte nicht Allegorien (diese sind in vier tiefer angeordnete Medaillons verwiesen), sondern heroische Typen aus der geläufigen alttestamentlichen und christlichen Welt als Vertreter der großen Hauptsphären aufzustellen, deren Inhalt in den größeren Flächenbildern an den Seiten unter der Kuppel als historische Handlung entwickelt werden sollte; in höherer Bedeutung sind diese typischen Gestalten zugleich als mächtige Grundpfeiler der moralischen Ordnung des öffentlichen Lebens gedacht und daher kolossal behandelt. Gideon versinnlicht leibhaft die Befreiung von fremdem Joch: unter ihm sollte an der großen Wandfläche der Sieg Karls des Großen über die Avaren glänzen und Österreichs bleibende Bestimmung, den Schutz der Ostmark gegen Barbaren, ins Bewußtsein rufen. David und Goliath: unter dieser Gruppe sollte Friedrich der Streitbare erscheinen, der die Mongolen schlägt und so das durch Karls Sieg deutsch gewordene Land vor neuer Überflutung wilder Völkerhorden schirmt. Josua besiegt die heidnischen Kananiter und erobert das gelobte Land, er ist der Kämpfer für die Religion: unter ihm sollte Leopold der Tugendhafte, der Kreuzfahrer, Ptolemais erstürmen. Der Erzengel Michael als Drachentöter: unter ihm die Schlacht im Marchfelde, worin Rudolf von Habsburg den Böhmenkönig Ottokar schlägt, Österreichs Selbständigkeit, die Macht des Hauses Habsburg begründet, aber, würdig des reinen Vorbildes in der Kuppel, voll Menschlichkeit den gefallenen Gegner mit seinem Purpurmantel bedeckt. Um das Rund der Wölbung, welches jene vier kolossalen Typen schmücken sollten, zieht sich nun noch ein Fries, den Rahl für Darstellungen aus der Urgeschichte Österreichs bestimmt hatte, und diese treten denn als Zwischenglied wieder in natürliche Beziehung nach beiden Seiten: Kampf der Urvölker mit wilden Tieren entspricht nach oben dem Bilde Gideons, nach unten der Schlacht

Karls des Großen gegen die Avaren; Markomannenkrieg dem Bilde Davids und der Mongolenschlacht; geordneter, gebildeter Rechtszustand nach eingesetzter Römerherrschaft unter Marc Aurel entspricht dem Bilde Michaels und des Siegs über Ottokar durch Rudolf von Habsburg, Einführung des Christentums durch S. Severin dem Bilde des Josua und der Erstürmung von Ptolemais, aber dann folgen die wilden Fluten der Völkerwanderung, durch deren Aufnahme der Fries dann in wirklichem, geschichtlichem Zusammenhang des Inhalts auf die großen Flächenbilder hinausweist. Wir gehen nicht weiter in das einzelne der Kompositionen ein, welche für die zwei Nebensäle bestimmt waren: Der linke sollte Kriegssaal heißen und alle Schrecken des Krieges versinnlichen, der rechte als Friedenssaal mit diesen Schrecken versöhnen und den Zweck des Kriegs, die Wohltaten des Friedens, Handel, Wissenschaft, Ackerbau, Kunst vor Augen stellen. Um die einförmige Wiederholung von Schlachtgetümmel zu vermeiden, waren im ersteren Saale für die Flächengemälde Porträtzusammenstellungen der Fürsten und großen Feldherren der neuern österreichischen Geschichte in ruhigen Situations- und Zeremonienbildern beabsichtigt, Lagerszenen u. dgl. Im Friedenssaale ließ sich immer noch Abwechslung genug erreichen, da er in der Geschichte Österreichs weiter vorwärts gieng, Maria Theresia, Josef, Erzherzog Karl, den die Bürger Wiens beim Siegesheimzuge begrüßen, und endlich die Legung des Grundsteins zum Arsenal durch den gegenwärtigen Kaiser, umgeben von Radetzky und anderen Feldherren der neueren Zeit, vorzuführen bestimmt war.

Rahl ist seiner Richtung nach Stylist, Idealist; allein die Stärke seines Lebenssinns bewahrt ihn vor Einseitigkeit: Zeugnis ist sein berühmtes Kolorit, seine Wärme und Kraft im Porträt. Mag er noch so lebhaft für Götter, Heroen und eine von keiner Prosa der Kulturformen beengte Menschheit das Wort nehmen, er wird doch, wo Energie des Daseins und Handelns darzustellen ist, durch die „kalbsledernen Hosen" sich nicht von der wirklichen Geschichte zurückschrecken lassen. Wer seine Kartons für diese Fresken gesehen hat, wird sich überzeugen, daß es auch eine Verbindung von Realismus und großem Styl gibt, und daß Rahl auch in diesem Gebiete sein Talent zu bewähren der Mann ist.

So hätten wir nun eine Weile ausgeruht im Gebiete der Kunst.

Ich hätte noch von diesem und jenem zu erzählen, was ich von Werken neuerer Künstler gesehen, allein es würde ein zerstreutes Bild entstehen, denn diesmal erlaubte mir die Zeit nicht, mir einen Überblick über Zustände und Richtungen der österreichischen Kunst zu verschaffen; ich kann, was die Malerei betrifft, nichts zu dem Einblick hinzubringen, den die große Münchener Kunstausstellung im Jahre 1858 gab; zum Zeitmangel kamen Zufälle wie z. B., daß der treffliche Albert Zimmermann eben nichts Größeres auf der Staffelei hatte. Auch auf die Architektur und ihre bekannte kräftige Pflege im neueren Wien kann ich diesmal nicht weiter eingehen. Mein Schweigen drückt keinerlei Urteil, mein Nennen keine Parteilichkeit aus; ich lasse mich nicht in den Streit der Richtungen und Personen ein; ich frage nicht, wie es kam, daß Rahls Entwürfe nicht zur Ausführung gelangten, und darf nur eines nicht unerwähnt lassen: daß ich in dem Grafen Franz Thun, dem Direktor der Kunstanstalten des Reiches, eine Persönlichkeit kennen lernte, die mir unvergeßlich bleiben wird und deren Güte und edler Geist auch da, wo man jetzt von deutschen Verbindungen nicht atmen darf, in Oberitalien noch von dankbaren Herzen in treuem Andenken bewahrt wird. Wie vieles mußte ich mir für ein andermal vorbehalten! Diese Reise war nicht in einer Stimmung unternommen, die mich berechtigte, sie eine Reise auf Kunststudien zu nennen. Ich hatte keine Ruhe, war keiner fähig, wollte keine haben, und wer sich entschließt, mich zu begleiten, soll auch keine haben. Legt er diese Blätter in jedem Nerv aufgeregt aus der Hand: das ist es eben, was ich wollte, denn Deutschland braucht jetzt keine kontemplativen, sondern sehr bekümmerte Gemüter.

Wir brechen also auf und gehen zur Südbahn. Unter kaltem Regen fahren wir frühmorgens ab, haben nicht Zeit noch Sonnenlicht, uns Baden anzusehen, klimmen vom keuchenden Drachen gezogen hinter Gloggnitz den Semmering hinauf, erblicken von kühnen Steigungen, Durchbrüchen durch Berg und Gestein, weitgeschweiften Windungen, Tannenwäldern und Felsen und lieblichen Tälern links in der Tiefe so viel, als die wirbelnden Schneeflocken erlauben, erreichen den höchsten Punkt und sausen durch den langen Tunnel nach Mürzzuschlag, wo Zeit gegönnt ist, sich zu erfrischen. Hier saß im Hofe der Restauration eine ganze Truppe von Burschen und

Männern an einem gedeckten Tisch, deren Aussehen auf Arbeiter oder beurlaubte Soldaten schließen ließ; auf meine Frage erhielt ich die Auskunft: sie reisen nach Rom, sind für den Papst geworben. Auch noch! — Weiter: wir sind jetzt in Steiermark, fahren bald in malerischem Tale dem Laufe der Mürz, dann hinter Stadt Bruck der Mur entlang und erreichen abends die freundliche Universitätsstadt Graz, von der Mur durchflossen, im weiten fruchtbaren Tale um seinen Schloßberg gedehnt. Ich kann den Leser nicht einladen, mit mir durch die belebten Straßen zu schlendern, er hat unter meinem Schirm im strömenden Regen nicht Platz, und ein Besteigen des Schloßbergs wäre bei solchem Wetter rein zwecklos. Wenn er aber am Abend im Gasthof mit mir den Gesprächen einiger Einwohner zuhören will, so erfährt er, daß auch Graz nicht mehr das alte gemütliche Graz ist. Einen der Superklugen aus Deutschland wünschte ich hieher, die da meinen, man habe in Österreich kein Bewußtsein, kein Urteil über die Zustände, die Österreicher seien Konkordatsleute, Kinder des Stillstands, keine Deutsche. Nun aber war mir zudem etwas vorgekommen, was die neuesten schweren Erinnerungen furchtbar in mir aufregte: ich hatte auf den Straßen von Graz die ersten Invaliden vom Kriege des letzten Sommers gesehen (in Wien war mir keiner zu Gesichte gekommen): zwei prächtige, blühende Bursche, an Krücken hinkend; das war wenig, nur eine schwache Spur, aber als mir erzählt wurde, wie es in den Lazaretten aussah, und als Augenzeugen das Ächzen, Stöhnen und Schmerzgebrüll der Verwundeten schilderten, da — — doch nein; das an sich wäre es nicht, ein Mann muß das hören können; Schlachten bringen Wunden und Tod, das ist ja nicht anders; aber nun die mancherlei neuen Beiträge zum Verlauf des Krieges, die Bilder des Hungers und Durstes auf dem Schlachtfeld, die einzelnen Belege für die unglaublichen Fehler der Führung, die Nachweise, wie ohne sie der Sieg gewiß war, und dazu endlich noch in frischem Andenken das halb mitleidige, halb ironische Achselzucken jener Deutschen, die ihre Brüder verbluten ließen: denn auf der Eisenbahn hatte ich desselben Tags aus dem Mund eines tiefen Denkers wieder diesen Ton vernommen: „ach nun ja, die armen Soldaten mußte man freilich bedauern" und „immerhin" und „allein genauer betrachtet" usw. — Das alles muß der Leser zusammennehmen, um

zu begreifen, in welcher Stimmung ich die halbe Nacht im Bett durchwachte und am frühen Morgen weiterfuhr. Es war mir alles wie neu, was in jenen Tagen der neuesten schweren Erfahrung unseres Vaterlands jedes Gemüt bestürzen mußte, das unbeirrt ihm angehört. Ich habe schon zu Anfang dieser Blätter berührt, wie sich das alles für den verschärft, der im Auslande wohnt. In der Heimat fühlt man die Schmach nur halb so tief; Freund klagt dem Freunde, einer leidet mit dem anderen, und verwünschen und verspotten wir unter uns die Uneinigkeit, Säumnis, Unentschlossenheit der Deutschen, das geschieht auf dem Grunde des Einverständnisses über die Eigenschaften der Nation, die ihr eine bessere Zukunft verbürgen, das fließt aus der Liebe, aus der Hoffnung, daß Selbsterkenntnis zum Bessern führe. Alle Lauen, alle Gleichgültigen sollte man ins Ausland setzen, damit sie spüren, wie es tut, wenn der Angriff von Fremden kommt, wenn bei dem Namen Deutschland die Mundwinkel in die Höhe gehen, wenn man sich sagen muß: und möcht' ich sie zusammenschmeißen, ich kann sie doch nicht Lügner heißen. Der Einsichtigen, die Deutschlands Bestimmung verstehen und nur wohlwollend von seinen Blößen sprechen, sind überall wenige; die Mehrzahl urteilt, verurteilt nach dem Anschein. Was nützt Abwehr dieser Beleidigungen im einzelnen Fall? Die Wunde schließt sich nicht und wird immer neu aufgerissen. Dies alles schmerzte und brannte nun frisch, wie von gestern, da ich dem Schauplatze näher und näher rückte, wo der deutschen Kraft und Ehre die letzte blutige Scharte geschlagen ist. Man vergesse nicht, daß niemand die neue tröstlichere Wendung der Dinge ahnen konnte. Es sah ratlos, hoffnungslos aus. Jeder hat seine ungläubigen Stunden, wo er mathematischen Beweis für die bessere Zukunft haben möchte; es ist ja doch auch möglich, daß eine Nation voll Geist und sittlicher Kräfte ihre politischen Ziele nicht mehr erreicht; vom inneren Werte führt kein sicherer Schluß auf das Politische; die Deutschen könnten ja auch ein bloßes Kulturvolk bleiben. Das fatale Xenion fiel mir ein: „Zur Nation euch zu bilden" usw. Man ist ungeduldig, man möchte eben etwas wenigstens, einen Anfang, einen ersten Schritt, der Bürgschaft für die folgenden enthielte, erleben. Die Unmöglichkeit, eine Form für die Einigung Deutschlands zu finden, die Unhaltbarkeit aller Programme, die der Reihe nach aufgestellt sind, stand

lebhafter als je mir vor dem Geist; diese dunkle Welt von Qualen und Zweifeln arbeitete, schnitt und nagte in mir, als ich Triest zufuhr, während draußen der Regen prasselte, Marburg, Cilli, Laibach vorüberflog; mir schien alles so schwarz, so trostlos, wie der Himmel über mir, und Nichtsein wünschenswerter, als leben ohne Aussicht auf — da öffnete der Dalmatiner das Fenster und sprach:

Il mare — quanto è grato e dolce!

Und so sind wir bei unserem Anfang angekommen. Der Zug hielt kurze Zeit an, denn Rutschungen infolge der Regengüsse hatten genötigt, auf telegraphische Nachricht über den Zustand der weiteren Bahnstrecke zu warten. So ruhen wir denn aus in dem großen, stillen Bilde des Unendlichen.

Doch weiter wie das Leben rollt der Zug, und wir sind in Triest. Am anderen Morgen klärt sich der Himmel auf, und wir genießen einen der ganz wenigen schönen Tage dieser Reise; denn von Anfang an bis jetzt war immer Wechsel von Schirokko mit Regen und Sturm gewesen. Der Mittag wird zu einer Spazierfahrt auf die Höhen hinter der Stadt benützt, wozu mich eine Familie von Triest einlädt; es geht in einer langen Allee sachte bergauf, unser Ziel ist eine der Villen, die dem steinigen Gebirge, das weithin die Stadt umgibt, abgewonnen sind. In grünen Matten, umgeben von Springbrunnen, Bosketten, neben einem Gewächshaus voll duftender Blumenpracht steht im Styl eines Schweizerhauses gebaut der liebliche Landsitz. Weit hinaus auf Küsten der Adria und die blitzende See mit der grenzenlosen Linie am Horizonte, hier von einem Dampfer, dort von Segelbooten der Fischer belebt, schweift der entzückte Blick. Aber wir sollen auch hier nicht die Qual des Menschenlebens vergessen; herauf in diese freien Lüfte, unter diesen blauen Himmel, auf diese weite, offene Höhe ist uns das Gespenst eines düsteren Geheimnisses gefolgt, das auf die tiefe Zerrüttung eines großen Staates weist. Warum schleichen alle Diener des heiteren Lusthauses und Gartens gebückt mit schwer bekümmerten Mienen umher? Wir sind in der Villa Rivoltella; vorgestern ist der Besitzer mit Mandolfo und Brambilla plötzlich verhaftet worden; die Familie, mit der wir die Lustfahrt gemacht, ihm befreundet, an Schuld nicht glaubend, voll Teilnahme und düsterer Ungewißheit

wechselt Worte des Kummers mit der Dienerschaft: ein Flüstern und wieder ein dumpfes Schweigen wie in einem Trauerhause hier in den prachtvollen Räumen, im lustigen Grün, um duftende Blumen, plaudernde Fontänen. Im Rückwege gab der Besuch der Villa Potaccini noch ein Bild dieser reichen südlichen Landsitze zwischen Lorbeer, Myrte, Limone, geschmückt mit wohlgewählten Werken des Pinsels und Meißels, aber der finstere Geist schlich mir auf den Fersen nach und war nicht abzuschütteln, da überall von dem trüben Ereignis und dem, was sich unberechenbar daran knüpfte, die Rede war. Es dämmerte bereits, als ich in der Stadt nach der Höhe von S. Giusto stieg; die merkwürdige Basilika, mit einem Baptisterium und einer byzantinischen Kirche in Kuppelform zu einem verbunden, vielleicht aus dem sechsten Jahrhundert, mit Mosaiken des byzantinischen Styls geschmückt, stehend auf der Stätte eines Jupitertempels, von welchem Säulenstücke dem christlichen Bau einverleibt sind, ist der einzige Rest uralter Zeit, der fremd und seltsam auf die moderne, palästereiche, mit breiten Quadern gepflasterte Kaufmannsstadt mit dem lärmenden, schiffewimmelnden Hafen herunterblickt. Allein schon ist es zu dunkel, um irgend etwas in der Kirche deutlich zu erkennen, und wir treten heraus, wir dürfen die Zeit nicht verlieren, denn uns winkt ganz nahe ein Ruheplätzchen von besonderer Art, recht gemacht, zu vergessen, was abermals die dumpfe Gegenwart uns heute des Schweren und Bangen gebracht hat; das letzte Licht des Abends soll uns auf diesem Schritte leuchten. Es ist ein alter, kleiner Kirchhof neben der Kathedrale, jetzt eigentlich der Ort für Aufbewahrung der Trümmerstücke des Jupitertempels, antiker Sarkophage und anderer Zeugen der alten Tergeste; da steht nun zwischen Zypressen eine Nische, in ihr ein Marmorsarkophag, dessen Inschrift und Relief uns sagt, daß Winckelmann hier schlummert. Drunten am Hafen in der Locanda grande zeigt man noch das Zimmer, wo der Arglose vom Mörder überfallen wurde und, aus vielen Wunden blutend, mit ihm am Boden sich wälzte; der Mörder entflieht, und der Arme schleppt sich, noch Hilfe suchend, bis an die Treppe, die erschrockene Magd eilt zum Geistlichen, endlich kommt ein Arzt und bemerkt lange nicht die Schlinge aus dünner Schnur, die ihm der Mörder, ehe er zustieß, um den Hals geworfen und fest, so daß sie tief einschnitt, zugezogen hatte. Jetzt ruhet er

still und friedlich da oben; ein traulicheres, ein heimlicheres Plätzchen konnte er nicht finden; um ihn die dunkeln Zypressen und Tempeltrümmer, da kann er von seinem Rom, von seiner Villa Albani träumen, wohin ja von Wien die Sehnsucht ihn auf der Reise zurückzog und in die Mörderhand führte, und hinaus von dem kleinen Zypressenhain schaut er aufs weite Meer und hört fernher sein heiliges Rauschen.

Hier in dieser Dämmerung gieng es an meinem Geiste vorbei, was dieser Winckelmann uns gewesen, wo wir wären, wenn er uns nicht aus Barbarei und Ungeschmack vor die reine Formenwelt und unschuldvolle, hohe Einfalt der Griechen geführt, uns die Augen geöffnet hätte, sie zu schauen; wo selbst unsere klassische Literatur, wo Lessing, wo Goethe, wo auch Schiller geblieben wäre, hätte er sie nicht gelehrt, durch die Antike die Dichter des Altertums verstehen. Winckelmann ist das lebendige Band zwischen dem Norden und Süden, der modernen Kunst und Bildung und dem Altertum; er, der eine, ist die zweite Völkerwanderung, die geistige; die erste erobert mit der Faust die Welt der klassischen Bildung, und die wilden Eroberer verschwinden im romanischen Volkstum, er, die persongewordene tiefere Sehnsucht des Nordens nach dem Lande, wo ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrte still und hoch der Lorbeer steht, fällt unter dem Stahle des Mörders, aber er ist uns allen vorangereist, für uns gereist, hat uns Italien und seine Griechenschätze herübergetragen mit Geisterhand, zu uns verpflanzt, in der Heimat zu eigen und zur Pflege gegeben, ein stiller, milder, sanfter Genius, ein Eroberer ohne Schwert, ein blutarmer deutscher Schulmeister und gewaltiger als Alarich, Theodorich, Goten und Vandalen.

Aber die Zeit mahnt, um Mitternacht fährt das Dampfschiff nach Venedig ab, es sind noch Besuche bei freundlichen alten und neuen Bekannten zu machen, vor der Abfahrt wird noch das Lokal des Schillervereins im Gebäude des Lloyd besucht, einer der erfreulichen Sammelpunkte der Deutschen im Ausland, die dem Schillerfest ihre Gründung verdanken; dann zu Schiff! Wie ich mit anderen Passagieren auf dem Verdeck wandle, tritt ein Reisender, der eben erst eilig das Schiff betreten hat, unter uns mit der Nachricht, daß der Minister Bruck gestorben sei, er spricht von einem Blutsturz. Sechs

Tage vorher war er in Fülle der Lebenskraft, wohl sichtbar nachdenklich und ernst gestimmt, vor mir gestanden; eine Adresse, höher gehend, als ich sie gesucht, hat mich zu ihm geführt. So war die Nachricht wohl geeignet, mir Gedanken zu machen über Menschenlos und Menschenleben, während ich in der Kajüte vergebens den Schlummer suchte, doch nahm ich für jetzt die Nachricht arglos, wie sie lautete.

Der grauende Morgen rief mich wieder aufs Verdeck, die Sonne gieng blutrot über dem Meer auf, endlich wurden von ferne die Türme Venedigs sichtbar, zuerst der Campanile von S. Marcus, dann die Kuppel von S. Maria della Salute, wir steuern näher und näher und machen halt vor der Riva dei Schiavoni, der Piazetta gegenüber. Eine Barke trägt mich in die Nähe des stillen, kleinen deutschen Gasthofs nahe am Kanal und Markusplatz, der „Stadt München", wo ich gar gemütliche, freundliche Herberge fand. Zuerst eine kurze Ruhe nach der nächtlichen Fahrt, dann zum Frühstück in das Kaffeehaus ai Quadri auf dem Markusplatz. Einundzwanzig Jahre sind es, daß ich zum erstenmal unter dem Bogen dort unter dem neuesten Flügel der Prokurazien hervortrat und den Platz und die Markuskirche gegenüber sah. Einer gründlichen Unwissenheit — ich hatte noch keine Abbildung dieses wunderbaren Raumes gesehen — dankte ich es, daß mich der Anblick wie ein wunderbarer Traum überkam, wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht: so hat schon mancher gesagt, und so wird noch mancher sagen, wenn er mit weit aufgerissenen Augen auf dieser einzigen Stelle der Welt steht.

Die Deutschen, je mehr sie jetzt von der venezianischen Gesellschaft getrennt sind, halten um so mehr zusammen, man redet und knüpft leichter an, macht schnell Bekanntschaft. Im Kaffeehaus, kaum eingetreten, wurde ich gefragt, ob ich von Wien komme? Was ich von Brucks Tod wisse? Der hat sich gewiß umgebracht! wurde laut gerufen. Ich erwähne es als ein Zeichen des alles durchfressenden Verdachts, der in den Gemütern umgieng, denn es war noch keinerlei bestimmte Kunde von der Todesart des Mannes angelangt. Wie diese Stimmung ansteckt, fühlte ich an mir selbst, denn kaum war es gesagt, so glaubte ich es auch, und abends wurde es bestätigt.

Wie öde ist der Markusplatz! Wenn die Militärmusik (la banda) spielt, wie anders als sonst, wo die schönen Venezianerinnen mit

den stolzen, vollen Nacken, Deutsche und Italiener und alle Nationen der Welt durcheinander wie in einem Ballsaal so dicht auf und ab spazierten, daß man sich auf die Fersen trat, wo auf den Hunderten von Stühlen bei Kaffee oder Sorbetto oder bei nichts eine plaudernde geputzte Welt unter und außer den Arkaden herumsaß, während die unzähligen Gaslampen den unvergleichlichen Raum in einen Feenpalast verwandelten! Die schöne Welt Venedigs hatte sich nach Beginn des Krieges zuerst einen anderen Korso ausersehen, auf der Giudecca; die österreichischen Offiziere machten sich den Spaß, sich ebendahin zu begeben und mitzuschlendern; seitdem bleibt jene, soweit sie nicht mit ausgewandert ist, zu Hause. So ist denn Venedig jetzt freilich um ein Gutes leerer als sonst, aber so arg sieht es doch nicht aus, als man meint: das Volk ist munter wie immer, hämmert, rudert, marktet, feilscht, plaudert, lacht, prellt und brüllt. Schreien, Schreien ist oberstes Hauptvergnügen des italienischen Volkes. Wie man es auch von früheren Reisen her kennen mag, dies furchtbare Geschrei ist dem, der Italien betritt, immer neu, erschreckt für den Anfang und gibt dann herzlich zu lachen. Man meint durchaus alle Augenblicke, es brenne oder es gebe Mord und Totschlag, — man hört hin: was ist es? Pfirsiche, Feigen, Orangen, Fische, Krabben, Würste, Zündhölzchen, Fleckenseife, irgend ein Bafel von Warenausschuß wird mit einem Gebrüll und furchtbarem Auslaut der gequetschten, unverständlichen Worte feilgeboten, als gälte es die Pforten der Hölle aufzureißen. Auch der Straßenverkäufer bleibt nicht gern bei der Abstraktion der bloßen Nennung des Begriffs, er entwickelt Prädikate, die Prädikate zu Sätzen, die Sätze zu gefühlten Monologen, wie ich denn eines solchen Dramatikers in Neapel mich erinnere, der über die Bratwürste, die er auf der Straße gebraten, mit einem Ausdruck von Entzücken sich beugte, die Hände andachtvoll zusammendrückte und ausrief: ma che salgigie! quanto son belle, buone, delicate! usw. Dies Redenhalten und Schreien ist nun zunächst zwar wohl Mittel zum Zweck, wird aber mit so sichtbarem Behagen getrieben, daß es sich zur Höhe des reinen, uninteressierten ästhetischen Genusses erhebt. Ich habe unter den Arkaden des Markusplatzes einst einen alten Mann gute drei Stunden lang, tief in die Nacht hinein umlatschen gesehen, der mit einem Geschrei, als brüllte Ajax die Scharen zum Streit

oder wollte das Haus der Atriden, Labdakiden untergehen, alte Operntexte feilbot, Makulatur, die er irgendwo erwischt haben mochte; ich zweifle, ob er nur einen Centesimo löste, aber ich zweifle nicht, daß er nach dieser Leistung wütigen Brüllens zufrieden wie ein Schröder, wenn er den König Lear gespielt, und durch die zuträgliche Motion in seiner Gesundheit sehr gefördert sich zu Bette legte. Ein deutscher Kutscher fragt halblaut: befehlen Sie keinen Wagen? oder: foa'ma, Gnoden? An den Gondelplätzen Venedigs erschreckt den Ungewohnten ein aufgeregtes, pathetisches, gestoßenes: gondola! gondola! Wer sich Neapel nähert, hört von weitem schon den Lärm der Hauptstraße Toledo, so laut, so wild, daß er glaubt, es sei eine Revolution los. Einmal gieng ich durch eines jener engsten Gäßchen Venedigs, wo zwei sich schwer ausweichen, ich hörte vom Ende desselben das ungeheure Gebrüll eines Verkäufers, gleich darauf kam der Schreikünstler mir entgegen mit einem Korbe voll Krabben, ich sah ihn, indem ich geduckt seinem Korb ausweichen mußte, lächelnd an mit einem Blick, der ihm sagte: nicht wahr, das Schreien ist halt ein Vergnügen, wir verstehen uns? Er sah mich ebenso lächelnd, zunickend, mit innigem Ausdruck des Verstehens meines Verstehens an, gieng weiter und am Ende des Gäßchens hörte ich ihn schon wieder brüllen, daß der Erebos in seinen Tiefen erdröhnte. Spielen sie nun erst Morra, dann hört alles auf, man glaubt, der Teufel sei ganz und gar los, stürzt hinzu und findet ein paar Kerle, die ihre Finger auswerfen und erraten, wie viele jeder gestreckt hat.

Einem richtigen Deutschen, der zum erstenmal nach Italien kommt und dies aufgeregte Wesen, dazu die schwarzen, blitzenden Augen, dunkeln Gesichter sieht, wird es im Anfang immer unheimlich zumut, er meint unter Räubern zu sein, dazu die ungemütlich weitläufigen Wohnungen, leer, der freundlich einengenden Fülle unseres Hausrats und Ausschmucks entbehrend, der Schmutz und die Prellerei auf Weg und Steg: alles zusammen wirkt, wie wenn man zum erstenmal im Jahr in ein kaltes Bad steigt; mancher hat schon den Fuß zurückgezogen und ist umgekehrt. Überwindet man aber den ersten Schauder, so wird man bald heimisch in dem fremden Element und hat auf Schritt und Tritt reichlichen Spaß. Selbst die Prellerei verderbt schließlich den Humor nicht, denn die Preller

haben dieses Fluidums selbst eine hinreichende Quantität, mit mitzulachen, wenn man ihnen zeigt, daß man sie kennt und zu behandeln weiß. Es ist ein antikes Erbstück der Italiener; die List gilt für eine Tugend wie im Altertum, wo Athene selbst den Odysseus lobt und Söhnchen nennt, wenn er sie grün und blau angelogen hat. Es ist eben keine rühmliche Eigenschaft, aber doch nicht so schlimm, wie wenn man gleich wenig Ehrlichkeit bei Völkern fände, die nicht ebenso bis über die Ohren noch im lieben Heidentum stecken. Die Venezianer insbesondere sind mit all ihren bösen Kindereigenschaften im Grund ein gutes Völkchen, weit verschieden von den schneidigen, herberen Mailändern, harmlos, kordial, geschworene Plauderer und Lacher und doch stolz auf ihre alte, vornehme, Meere beherrschende, palastreiche, wunderbare Lagunenstadt, und doch im vollen Besitz jenes natürlich nobeln Anstands, der auch dem gemeinen Italiener das stylvolle Wesen gibt, das uns scheinlose Nordländer so seltsam anmutet. Dieser Zug ist oft geschildert, mir fällt zu seinem Beleg noch eine venezianische Erinnerung von 1857 ein. In der Galerie der Akademia fand ich damals täglich eine englische Familie; Mutter und Tochter hatten Staffeleien aufgestellt und kopierten. Die Mutter war halb lahm, unfähig zu gehen. Jeden Mittag um ein Uhr wurden sie von den Ihrigen abgeholt, unten wartete die Gondel und der Gondolier kam mit herauf, um die Frau hinabzutragen. Gewöhnlich hatte er noch etwas zu warten und sah sich nun Bilder an, machte auch Bemerkungen darüber. Hemdärmelig, die sonnenverbrannte Brust ganz offen, die rote Schiffermütze in der Hand, stand er unter der vornehmen Welt, sein Benehmen war bescheiden ohne Schüchternheit, über die Bilder sprach er naiv ohne Beschränktheit, der Familie, der er wohl seit Wochen diente, zeigte er sich anhänglich wie ein Familienmitglied ohne Aufdringlichkeit, und wenn es fortgieng, faßte er die Frau energisch ohne Plumpheit um den Leib und trug sie hinweg. Man begreift oft, warum unser Volk den Italienern als „razza inferiore“ erscheint. Doch sah ich vor Jahren einmal unter den Arkaden einen deutschen Fuhrmann sitzen, blaues Wamms, rote Weste mit Silberknöpfen, Lederhosen und hohe, weiche Stiefel bis in die Mitte der mächtigen Schenkel; er schien zum erstenmal italienisches Wesen zu sehen, blickte ernst, ruhig, grob,

trotzig auf die vorbeigehenden fremden Gestalten und schien zu denken: mit sechsen mindestens von euch schwarzen Spitzbuben nehm' ich's auf. Der breite, große Kerl hatte doch auch Styl; altdeutsch, reckenmäßig, nibelungisch.

Mag nun der Venezianer auch lärmen so gut wie jeder andere Sohn Hesperiens, Venedig ist doch für den, der vom Strudel und Drangsal einer modernen Großstadt kommt, ein Paradies der Stille, ein Zufluchtsort des Friedens, eine Stätte der inneren Sammlung, und das sollte es auch mir sein. Erwäge, denkender Mensch und Leser, der Nerven besitzt, vor allem in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung die Tatsache, daß es hier keine Pferde, folglich keine Droschken und Kutscher gibt, daß der Fiaker Venedigs der Barkarol und Gondelier ist, dessen Wagen gar still und weich und sanft durch die dunkeln Kanäle gleitet, bis an der Ecke sein Ruf „stà là“ den etwa begegnenden Bootsmann vor Anstoß warnt. Und auf den Gassen und Plätzen kannst du gehen, stehen, träumen, plaudern, ohne daß der rohe Knall der Peitsche, das unverschämte Gerassel der Räder, die stete Not, acht zu geben, daß du nicht überfahren werdest, dein Gespräch und Selbstgespräch wie mit rohen Fäusten auseinanderhaut. Die Menschen mögen drängen, stoßen, schieben, schreien, sie haben ja keine Hufe und Hufeisen, das ist ja alles noch zum Aushalten. Doch entfernst du dich von den Hauptadern des Verkehrs, so bist du schnell in der ganzen Stille und Einsamkeit, kannst schauen und in Betrachtung dich verlieren und dir sagen: Hier, in diesem Venedig ist jeder Schritt ein Bild. Gar nicht bloß die glänzenden Hauptstellen, Piazza, Piazetta, Riva dei Schiavoni, der große Kanal mit seinen Palästen, die Kirchen, nein, stell' dich aufs nächste beste Brückchen, blicke in einen obskuren, engen Kanal, sieh, wie die alterbraunen Häuser im dunkeln Wasser sich spiegeln, folge den Reflexen, belausche dies tiefgefärbte Helldunkel und begreife, wie hier die großen Koloristen, die Poeten des Blicks, die feinen Empfinder des zuständlichen Lebens sich bilden mußten. Die sahen nun freilich ein anderes Leben, als jetzt das verkommene Venedig es zeigt; das äußere Bild aber, Wasser und Gebäude, ist durch den Verfall nur malerischer geworden; da wird fast kein Haus neu verputzt, kein Fenster, Gesims, Türe, Staffel wiederhergestellt, an Scheuern denkt ohnedies der Italiener blutwenig; auf allem liegt

der wahrhaft malerische Dreck, alles ist Vergangenheit, die Phantasie hat völligen Raum und überall Anreiz, zurückzuträumen, kein Anblick drängender Gegenwart weckt sie auf und entführt den Geist ins Gebiet der Zwecke, alles bleibt Gegenstand, steht uns als Gemälde gegenüber. Das ist freilich eine grausame Abstraktion der Ästhetik, die sich um das wirkliche Wohl der Völker nicht kümmert, aber alles hat seine Zeit; sieht ein Land, eine Stadt so aus, daß sie uns zu einem Bilde der Vergangenheit wird, warum sollen wir nicht ein paar Stunden, tagelang uns die Gegenwart und ihre Fragen fernhalten, um diese Poesie zu genießen? Ein andermal ist es Zeit, zu fragen, wie dem Staat, dem Handel, den Schulen aufzuhelfen wäre; nicht so ganz wollen wir dies Interesse zurückstellen wie Goethe in Italien, doch auch Goethe war ja darum, weil er nur als Künstler und Dichter schaute, kein Nero, der Rom verbrannt hätte, um Feuer und nachher poetische Ruinen zu sehen.

Ich werde mich nun wohl hüten, den Leser bei den oft beschriebenen Herrlichkeiten Venedigs als Lohnbedienter herumzuführen. Nicht einmal in die Akademie nötige ich ihn mich zu begleiten; hätte ich ihn einmal da, so ließe ich ihn so schnell nicht wieder los, und er würde so müd wie ich, wenn ich meine drei, vier Stunden da zuerst geschwelgt, dann studiert und endlich nur noch gearbeitet hatte; denn es so zu halten, ist bloß dann töricht, wenn man Zeit im Überfluß hat. Nur auf einigen meiner Gänge mag mit mir gehen, wer Lust hat, ohne alle Methode, sich mir zu überlassen, wohin meine Laune ihn führt. Gerade vor den berühmtesten Werken werden wir denn für diesmal nicht verweilen. Jenes Götterweib, das entzückt, von himmlischen Schauern bis in die zitternden Finger durchzuckt, von Engelscharen, lieblichen, schönen Knaben, umjauchzt, vom sehnenden Nachruf der Apostel begleitet zum Herrn und seinem Lichtmeer emporschwebt, jene Assunta des Tizian, und alle die anderen Perlen des Meisters, wer bewundert sie nicht? Allein es hat jeder so seine besonderen Neigungen, ist in dies oder das persönlich verliebt. Das hat mir selbst jene heilige Barbara, das Wunderwerk Palma Vecchios in S. Maria Formosa, nicht angetan; wohl ist sie reizend, das blonde und doch südlich braune, große, volle Weib mit den majestätischen Formen, mit den dunkeln, wie in seltsamen Träumen halb-

geschlossenen Augen, reizend und abweisend, stolz, unnahbar und doch berauschend, aber eine geheime Herzensangelegenheit lenkte gleich meinen ersten Gang in ganz anderer Richtung. Das nächste Traghetto genommen, hinüber nach der Kirche ai Frari! Nicht das Denkmal Tizians, nicht Canovas, selbst nicht das wunderliebliche Bild Giovanni Bellinis in der Sakristei, wo der alte, ehrliche Meister schon offener, freier im Ausdruck wird und die Madonna nicht mehr als trutzigliches, fast schmollendes, kurznasiges Weib, sondern als himmlisch zarte, hochbeglückte Mutter behandelt, wo Glieder und alle Formen sich schon ausrunden, das Fleisch weich, blutwarm, organisch wird, die Farbe den tiefen Goldton annimmt, wo am Fuße des Throns die beiden musizierenden Engelknaben so rührend naiv, den einen Fuß auf die erste Stufe gestemmt, vorgebeugt, horchend sich einander zuneigen, um ja richtig im Takte zu bleiben, während das Christuskind freilich noch steif, drollig soldatisch auf dem Knie der Mutter steht, wo auf den Seitenflügeln die Heiligen mit den ernsten bärtigen Köpfen so würdevoll gruppiert sind, — nicht das alles war es, was meinen Schritt in die Hallen der altberühmten gotischen Kirche leitete; vielmehr eine alte Liebschaft war es. Freilich ist zu gestehen, daß das Verhältnis an einem erheblichen Mißstand leidet, nämlich ungemeiner Altersdifferenz: Das Mädchen ist etwa dreizehn, höchstens vierzehn Jahre alt; dies würde sich einigermaßen ausgleichen, wenn ich die 350 Jahre in Rechnung bringen könnte, die verflossen sind, seitdem Tizian das gute Kind hieher in diese Kirche gebracht hat, allein das geht wieder nicht, denn der Meister hat sich mit Zauberkräften in Verbindung gesetzt, die es bewirkt haben, daß diese reizende Jugend nimmer altert. Dieser mein Schatz, um es nicht länger zu verschweigen, ist ein kleines Töchterlein des Hauses Pesaro. Zwischen vier Männerköpfen blickt die liebe Kleine nach dem Zuschauer heraus auf dem Bilde, das für einen Sieg über die Türken hier von ihrer Familie gestiftet ist; sie verspricht keine der stolzen, vollen, glühenden Schönheiten Italiens zu werden, die etwas blasse, doch gesund ins Bräunliche gehende Farbe, der Schnitt des Gesichts, der hochgezogene Bogen der Brauen über den lichtvollen, dunkelbraunen Augen, der sinnige Ausdruck in der zarten Zusammenziehung der Lider an den äußeren Winkeln, die feingeschnittenen, beredten

Lippen zeigen einen anderen Typus, der Italien ja auch nicht fremd ist: eine geistigere Natur, mit der ihr entsprechenden zarteren Nervenkomplexion, künstlerisch, dichterisch, voll Talent; es ist, ich weiß nicht, welche Vornehmheit einer begabten Mädchenseele, was aus diesen Zügen spricht, und nun doch so herzlich gut, so naiv, so ganz gewiß in keiner Pension gewesen, so zutraulich und zum Plaudern aufgelegt, so webend und atmend im einfachen Dasein, so nichts denkend und doch voll unendlicher Möglichkeit jeder edeln und schönen Menschenentwicklung, wie sie aus dem Bilde heraus dich anguckt: sie wird sogleich die Lippen öffnen, der feine Mund allerliebst schwatzen, und sie wird nicht wissen, wie sinnreich, wie geistvoll sie schwatzt. Was kann man nicht alles mit ihr reden, und was habe ich nicht schon mit ihr geredet! Sie weiß aus Dante und Petrarca auswendig, auch sonst manches schöne Sonett, Terzine, Ritornell, aber sie wird gewißlich kein Blaustrumpf; wie sie zu Tizian ins Atelier kam, ihm zu sitzen, hat sie über seine Bilder so grundgescheite Sachen gesagt, daß er sie ans Herz drückte und verküßte, dafür hat er sie im weißen seidenen Sonntagskleid auch so prächtig dahineingemalt, daß man sie sogleich findet, und die wackeren, ehrenfesten Männerköpfe so um sie herum angeordnet, daß sie durch das Mark ihrer Züge die Zartheit und Liebenswürdigkeit der süßen Kleinen als ihre Folie heben; heute erzählt sie mir, wie vor vierundsechzig Jahren auch ein Forestiere dagewesen sei, sie oft besucht und gar freundlich mit ihr geplaudert habe, ein prächtiger Mann mit einer Stirne wie Jupiter und herrlichen schwarzen Augen, und wie sie zusammen gar gute Freunde geworden seien. Das muß der Zeit und Beschreibung nach Goethe gewesen sein. Und fast glaube ich, daß Tizian aus lauter Freude an dem lieben Kind sich im ganzen Bild so bemüht hat, etwas recht besonders Gutes zu malen, was ihm auch so trefflich geraten ist, und daß er auch darum sich selbst mit seinem stolzen, schönen Kopf und langen Bart als stattlichen Fahnenträger mit hineingemalt hat, der einen gefangenen Türken herbringt und ihn dem ehrwürdigen Petrus empfiehlt, daß er ihn bekehre; das Christkind selber will auf dem Schoße der Maria nicht gut tun, sondern zu der Donatorengruppe links heruntersteigen, gewiß um mit der Kleinen zu scherzen, zu kosen, dazwischen auch ernsthafte, hohe Dinge zu reden.

Da ich mir's heut einmal gut machen will, so sei der Mittag, nachdem wir im Cavaletto unser pranzo eingenommen, dann auf dem Markusplatze bei einer Tasse Kaffee gemütlich der Musik zugehört haben, abermals einem Lieblinge geweiht. Das ist nun freilich kein zartes Mädchen, sondern ein gestrenger, harter, eckiger Mann, in Eisen von Kopf zu Fuß gepanzert, hoch zu Roß, den Marschallsstab in der Hand. Es ist Colleoni, der venezianische Feldherr, der gar manche Schlacht gegen die Mailänder, dann mit diesen gegen die Franzosen, dann wieder im Dienste der Republik gegen die Türken geschlagen hat und 1475 gestorben ist. Da, auf dem Platze vor S. Giovanni und Paolo, hinter sich die Eingangsseite dieser berühmten gotischen Grabkirche der Dogen, zur Rechten die Fassade der Scuola di S. Marco mit ihrer anmutigen, phantasiereichen Frührenaissance, sitzt hoch zu Roß, von der wohlgegliederten Basis frei und kühn emporgehoben, der eherne Reitersmann; die Beine sind steif gestreckt und die Fußspitzen am Bügel abwärts gebogen, wie man auf allen alten Bildern die Ritter sitzen sieht, die ganze Gestalt herb, aber auch durchaus gewaltig, weil ebenso, wie das breite Pferd unaufhaltsam schreitet, an dem Manne alles unerbittlich vorwärts drängt: wenn der zum Sturme kommandiert, da muß es durch, das ist der rechte Marschall Vorwärts Venedigs. Hier sieht man, was die noch harte, vom beginnenden Einfluß der Antike noch nicht erweichte, aber in strenger, sachlicher Individualisierung auch unbeirrte Skulptur eines Verocchio vermochte; und noch heute, wo wir die reine Formenwelt der Antike uns zu eigen gemacht haben, mag man an diesem Werke lernen, wie man in der historischen Monumentalstatue einen ganz anderen Weg gehen kann als jene, und doch auf gleicher Höhe der kraftvollen Wirkung anlangen. Den Fehler, daß das Pferd den Gang des Zelters hat, der bei einem Kriegsroß nicht wohl denkbar ist, übersieht man ganz, man verweilt nur bei der Mächtigkeit seiner Form und Gesamtbewegung. Wenn man den Kopf des Mannes genauer anschaut, namentlich wenn man ihn im Gipsabguß näher vor sich hat, den ich in einem Atelier fand, so erinnert er freilich ganz an einen markigen alten Römerkopf, und wie viel Verwandtes hat Venedig in der Zeit seiner Kraft mit Rom! Wer das recht fühlen will, der trete in die Kirche ein, diese „Westminsterabtei Venedigs". Nicht

bei den Gemälden, nicht bei dem herrlich düsteren Mordbilde Tizians — der Tod St. Peters des Märtyrers — verweilen wir heute, sondern aus den Grabmälern lesen wir die Geschichte Venedigs: da liegen unter den reichen Monumenten, deren mehr als eines aus Kriegsbeute erbaut ist, die alten Generale und kriegerischen Dogen, die Orsini, die Mocenigo, Morosini, Loredan, Vendramin, Corner, Venier, Giustiniani, Bragadin, und wie sie alle heißen. Willst du wissen, wie sie fürs Vaterland gekämpft und gelitten, so lies die Inschrift am Grabmal des letzteren: Nicht er selbst liegt da, nur seine Haut, denn die Türken haben ihn im Zyprischen Kriege lebendig geschunden:

M. Antonii Bragadeni, dum pro fide et patria bello Cyprio Salaminae constanter fortiterque curam principem sustineret, longa obsidione victi a perfida hostis manu ipso vivo ac intrepide sufferente detracta

Pellis

anno Sal. CIƆIƆLXXI. XV. Kl. Sept. Antonii fratris opera et impensa Byzantio huc advecta atque hic a Marco Hermolao Antonioque filiis pientissimis ad summam Dei, patriae paternique nominis gloriam sempiternam posita anno Sal. CIƆIƆLXXXXVI. vixit annos XXXXVI. Auf einem Sockel steht die Büste des Märtyrers fürs Vaterland; ein edler, schöner, langbärtiger Männerkopf. In diesen Räumen, unter dieser gotischen Wölbung, vor diesen Denkmalen muß man mit Andacht still verweilen, wenn man den Geist des alten Venedig recht in sein Inneres will einziehen lassen.

Es ist inzwischen Abend geworden, und da muß man in einer italienischen Stadt spazieren gehen, heute nirgends anders hin als auf die Riva, denn es ist Festa di S. Marco, und es wimmelt da von Schiffern, italienischen, dalmatinischen, griechischen, von dichtem Volk Venedigs und seiner Inseln, von Verkäufern aller Art, Taschenspieler und zwei Pulcinellkästen sind in voller Tätigkeit, der eine mehr Tragödie, bürgerlich rührendes und ritterlich romantisches Drama, der andere Komödie, Aristophanes, große Prügelgeschichten zwischen Hanswurst und Teufel, schreckliche Begebenheit, wie einem die Nase ausgeschraubt und er mit derselben gröblich gestoßen und geschlagen wird, wunderliche Abenteuer mit dem Langkragigen, dem, so oft er eine Ohrfeige bekommen soll, mit lautem Rasseln

der Hals sich über die Theaterdecke hinaus verlängert, so daß der Schlag nicht trifft, obligater Chor von tanzenden und pfeifenden Mohren.

Darüber fällt uns ein, wie es denn mit dem eigentlichen Theater stehe. Italienisches natürlich keins, denn der geschworene Nichtbesuch der Venezianer hat es unmöglich gemacht. Vergebens werden wir heut im Theater Apollo eine so allerliebste tolle Posse suchen, wie ich sie vor anderthalb Jahren sah; ich muß sie doch zum Spaß erzählen. Der Vorhang geht auf, ein Tabulettkrämer erscheint auf der Bühne und bietet den Zuschauern Waren an. Allein im Orchester, mitten zwischen den Musikern schreit ihm eine kreischende Stimme zu, es sei unschicklich, hier zu hausieren, er solle sich packen: sie kommt von einem griesgrämigen alten Kerl, einem Richter, wie es schien, einer geläufigen komischen Pedantenfigur der venezianischen Bühne. Der Krämer erklärt jetzt, die Not zwinge ihn, er sei ein jüngerer Bruder, von dem älteren so und so um Vermögen und Laufbahn gebracht, der überhaupt ein nichtsnutziger, sittenloser Mensch sei. Jetzt ruft aus einer Loge der Galerie der Bruder nach der Bühne hinüber, zeiht ihn der Lüge; allein der erstere rückt nun bestimmter heraus: man wisse unter anderem wohl, daß er mit der und der Frau einmal durchgegangen sei. Chi parla mal di moglie mia? schreit es jetzt hart neben mir im Parterre, es ist der betreffende Ehemann. Während jetzt Krämer, Richter, Bruder, Ehemann im Kreuzfeuer sich zanken, streckt ein Bajazzo, dann ein zweiter, dritter, endlich ein ganzes Heer aus verschiedenen Logen die Köpfe, rufen, was das für ein dummer Zank und Lärm sei, sie wollen lustig sein, es sei Karneval, trommeln auf Tamburinen, lachen, lärmen und werden endlich eingeladen, als Zeugen auf die Bühne zu kommen, denn es soll ein ordentlicher Prozeß eingeleitet werden. Die Bühne erweitert sich zu einem Saale, der alte Kauz kommt aus dem Orchester, setzt sich auf den Richterstuhl, der Krämer, Bruder, Ehemann treten Klage und Verteidigung an, aber auf einmal wimmeln die Bajazzi herein, lauter verkleidete allerliebste Mädchen, und verwirren den Prozeß mit Schabernack aller Art, Zupfen, Hutantreiben, Trommeln, Springen, Singen, Tanzen, bis endlich alles in lauter Tollheit sich auflöst und die Männer, selbst der alte Griesgram, ins Singen und Tanzen mit hineingerissen werden, wo

denn im tollen Strudel alles endlich abwalzt. Eine Sängerin und sehr beliebte Schauspielerin — ihr Name ist mir entfallen — sang mit ihrer schönen Altstimme gar reizend die mutwilligen Liedchen, und unendlichen Jubel erregte der Pedant, als er endlich auch mitsang und durch schauderhaft falsche Töne die Mitsänger zur Verzweiflung brachte, die, so oft ein solcher Mißton kam, mitten im Fortsingen eine Gebärde des Entsetzens machten. Nebenher war mir merkwürdig, daß die Polizei einige sehr gesalzene Anspielungen durchgehen ließ, wie z. B., da bei dem Einbruch der Hanswurste auf die Bühne der Richter fragt: perchè adesso i bajazzi son tanto prepotenti? und der Krämer antwortet: perchè i prepotenti son qualche volta bajazzi. Sonst war das Ganze lauter Schaum, ein Glas Champagner, schnell hinabgestürzt, reine Lust und Narrheit.

Heute nun ist im Theater Apollo nichts der Art, sondern deutsches Schauspiel, und die Zuschauer sind nur Deutsche. Die Landsleute waren außerordentlich vergnügt, es einmal in Venedig zu einem deutschen Theater gebracht zu haben; mancher Deutsche, der in Venedig geboren und aufgewachsen und niemals aus Italien weggereist war, genoß den ganzen Reiz des Neuen. Wahrhaft rührend war es mir, in diesem fernen, fremden Raume nun die Klänge der Muttersprache zu vernehmen, noch rührender, mich mit lauter Deutschen als Zuschauer zusammen zu wissen; man fühlt hier, wie der gemeinsame Gegensatz gegen das umgebende feindselig gestimmte Volk enger die Kinder einer Nation umschließt, man wird zur Familie; das Spiel war ganz löblich, allein ich kümmerte mich mehr um die Zuschauer und gab mich dem Gemütlichen und Heimlichen dieses Zustandes hin. Auch ein Kasino haben die Deutschen in Venedig gegründet; es gieng vom Schillerfest aus, und die Büste Schillers, von dem Bildhauer Da Ren, zwar wegen Mangels an guten Vorlagen nicht ganz getroffen, aber fein, edel, geistvoll aufgefaßt und behandelt, ziert ihre Räume. Was in dem jungen Manne für ein Talent ist, beweist aber noch mehr eine Statue von halber Lebensgröße, Tonmodell, einen armenischen Gelehrten von S. Lazaro, den Lehrer Lord Byrons darstellend, wie er voll Rührung und inniger Wehmut das Bildnis des gestorbenen teuren Schülers betrachtet: ein tief und lebendig empfundenes, unmittelbar sich aus-

sprechendes Werk. Sein Meister Ferrari, wohl bekannt durch seine Grazie, hat im Gebiete des weiblich Schönen doch die glatte Süßigkeit Canovas nicht ganz überwunden und noch weniger das unplastisch Grasse und Naturalistische in energischen und effektvollen Stoffen, wie sein Laokoon in der Galerie Tosi zu Brescia beweist: Die Haare gesträubt, die Züge von wildem Schauer verzerrt, strebt er noch im vollen Kampfe mit den Ungeheuern, sich ihrer zu erwehren; die Knaben fehlen; ein höchst grelles Werk ohne jede Versöhnung. — Im übrigen hängt die moderne Skulptur Italiens noch einseitig im Akademismus und Klassizismus; jüngere Kräfte, wie Da Ren, tun gewiß gut, wenn sie den naiven, innigen Geist des fünfzehnten Jahrhunderts wieder auf sich wirken lassen. Die Malerei liegt teils ebenfalls noch in jenen Banden, teils ahmt sie die großen Meister des sechzehnten Jahrhunderts, teils aber auch die neueren Franzosen nach. Man muß ihr vor allem wünschen, daß sie mehr, als sie es bis jetzt getan, an die alten Venezianer sich halte, nicht etwa bloß, um ihnen ihr reizvolles Kolorit abzusehen — daran läßt sie es nicht fehlen —, sondern um mit ihnen ohne Brille zu schauen, aus der ewig frischen Quelle des Lebens frei und frisch zu schöpfen. Der neueren Kunst Italiens geht noch immer der echte Realismus ab, Naturalismus hat sie, neben konventionellem Idealismus, genug. Eine der rühmlichsten Ausnahmen darf ich hier nicht unerwähnt lassen. Es ist der Maler Zona in Venedig, der meines Wissens keine Schule gehabt hat als jene alten Meister seiner Vaterstadt und das Buch der Natur. Man sprach mit Bewunderung von einem Bilde, das in Mailand ausgestellt gewesen war und ein badendes Weib vorstellte, ich kenne dasselbe nicht; eine Photographie aber von einem anderen Gemälde, die in meiner Hand ist, hatte mich lebhaft gespannt, mehr von ihm zu sehen: ein Page, der eine Dogenmütze in der Hand hält; Zona las einen armen Knaben von der Straße auf, der ihm durch seine Schönheit ins Auge fiel, ließ ihn hübsch waschen und kämmen und malte ihn in jenem Kostüm: ein Gesicht, das von Geist, Leben, Naturfrische atmet und sprüht. Diesmal kam ich in sein Atelier, er selbst war leider verreist. Ein zwar unvollendetes größeres Bild stellte Tizian dar, dem auf einer Brücke der Riva dei Schiavoni der junge Paolo Veronese begegnet ist und eine Arbeit seiner Hand zeigt: er verheißt ihm, wie er sie

betrachtet hat, seine große Zukunft; die Gruppe wird erweitert durch Tizians Töchter, einen Knaben und den Dichter P. Aretino. Feine und lebendige Individualisierung, Geschmack in Anordnung und Formen, tiefes, warmes Kolorit bewährten den echten Nachkömmling der alten Venezianer, und die Studienköpfe ringsumher ließen erkennen, daß die Bestimmtheit der Charaktergebung und diese Lebenswärme auch bei ihm auf der Grundlage der Porträtmalerei ruht. Und gewiß ist Zona, wenn ihn denn der Geist dieser großen Ahnen führt, auf dem rechten Wege, indem er das höhere, historische, namentlich kulturhistorische Sittenbild als ruhiges Situationsbild anbaut; durch ihre ganze Lebensanschauung war die venezianische Schule auf dieses Gebiet gewiesen; sie war weltlich, realistisch und doch festlich und hoch gestimmt, nicht aber im Sinne energischer, erschütternder Handlung, sondern schöner, lebensvoller Existenz, episch, nicht dramatisch, allein das Zeitalter wagte noch nicht, das Weltleben ohne mythische Motivierung für sich als Kunstinhalt hinzustellen, daher jene Gewohnheit des Vorwandes: die Findung Mosis, das Wunder zu Kana u. dgl., wird angegeben, gemeint ist eine vornehme Venezianerin mit ihrem Staat, ein reiches Gastmahl mit Porträtfiguren und prächtiger Architektur; dies ist, gestehen wir es uns, eine Schiefheit, früher war es naiv geschehen, damals war es nicht mehr naiv, die transzendenten Motive sind schon Maschinerie, Rokoko und ebendahin gehört gewiß auch bereits die starke Verschwendung flatternder, umpurzelnder Engel. Ein Künstler unserer Zeit, auf den der spezifisch venezianische Geist festlich schöner, farbengesättigter Existenz vererbt ist, hat durch die moderne Geltung einer rein weltlichen Malerei freies Feld und in der Geschichte Venedigs, Italiens eine Fülle noch unbenützter Motive; überdies liegt ja darin, daß die reichen malerischen Kulturformen und alle Poesie in den Zuständen, worin die Vorfahren unmittelbar lebten, für uns eine Vergangenheit geworden, mit dem Reiz der Vergangenheit umgeben sind, auch ein unendlicher Vorteil.

Wir sind ganz vom Theater abgekommen, und ich wollte doch noch von den Marionetten erzählen, die ich billig nicht versäumen durfte; das sind nämlich nicht die Handpuppen, die auf der Riva spielen, sondern die bekannten mechanischen Figuren auf einer ordentlichen Bühne. Wer gern lacht, wird da nicht vergeblich hingehen, das

Pathos ist womöglich noch komischer als der Scherz. Dieser konzentriert sich im Facanappa, einer lokalen komischen Volksfigur Venedigs. Es ist ein lustiger Kerl, der in mancherlei Masken auftritt, im Dialekt, und zwar unendlich viel spricht, gutmütig, schelmisch, voll Witz, kein Held, nicht allzu skrupulös, aber äußerst edelmütig. Heut abend tritt er als Gondolier auf, der ein Verbrechen entdeckt und eine verfolgte Frau rettet, die man, während ihr Mann im Krieg abwesend ist, um ihr Erbe betrügt. Er führt sie, da man sie aus ihrer Wohnung stößt, in seine arme Hütte, überläßt ihr sein Bett und muß nun auf seinem harten Strohsack schlafen, den er mit Füßen und Hintern unter dem Ausruf: o paglierose plume! vergebens weich zu stampfen sucht. Das Kind der Frau ist verschwunden, dazu noch eines, das der hartherzigen Verfolgerin angehört. Facanappa entdeckt, daß man in einer Trattorie, die durch gute Küche berühmt ist, Kinder schlachtet und auch jene zwei geschlachtet hat; die gräßliche Wirtin stürzt sich nach der Entdeckung in einen Brunnen: eh (bekannter Nasenton), rovina l'aqua, sagt Facanappa, da er ihr tragisches Ende vernimmt. Dies erregte großen Jubel, den jeder begreift, der den Wert des Wassers in Venedig und den trockenen Humor erwägt, dem bei einer schauderhaften Begebenheit zuerst dies und nur dies einfällt. Unglaublich ist, was der Mensch schwatzen kann; nie in meinem Leben habe ich die Worte so millionenweis übereinander rollen hören; so kann's nur ein Italiener, eine deutsche Zunge würde sich in solchem Wortschwall hundertmal verrennen. Zum Schlusse des Stücks erschienen die spiriti der gemordeten Kinder, rissen den Schlächter, den Koch jener Wirtin, zur Hölle, und verdammten die grausame Verwandte, die Tugend wurde belohnt und nach so viel Schauern und erhabenen moralischen Gefühlsanstrengungen folgte zur Erholung der Gemüter ein Ballett. Das kannte ich vom Calandrinotheater in Rom als die allertrefflichste Satire auf unseren modernen Kunsttanz, die sich ersinnen läßt, wobei das Lustigste ist, daß das glückliche Völkchen der Zuschauer die Satire nicht merkt, sondern einfach hochvergnügt die Herrlichkeit anschaut. Die Puppen machen nicht nur jede der beliebten Tanzbewegungen, Pirouette usw., sondern es fehlt auch das ganze System der Koketterie, namentlich die unwiderstehliche Neigung des Kopfes nicht, wodurch die Ballettänzerin alle Herzen

erobert; nun aber sieht man doch die Schnüre, an denen die Figur hängt, und was das Hübschеste ist, man hört in den Gelenken immer das Holz klappern; darin liegt eben die ergötzliche Parodie, denn wer hat je im wirklichen Ballett, wo ja doch das mechanische Kunststück als das Höchste gilt, nicht jeden Augenblick gemeint, er müsse die Schnüre sehen und das Holz klappern hören, wenn das Gliederrecken, Renken, Schleudern und Verdrehen angieng?

Damit nun aber der Leser nicht meine, es sei mir in Venedig aller Ernst abhanden gekommen, soll er wenigstens einen der stillen Gänge zu strengerer Betrachtung mitmachen. Wir gehen weit hinaus in die Nähe der Fundamenta delle Zattere und besuchen die Kirche S. Sebastian, deren Wände von den berühmten Werken Paolo Veroneses glühen und wo der große Meister auch begraben liegt. Es ist etwas eigentümlich Zweiseitiges in dem Mann: er hat das venezianische Ideal zur höchsten Fülle, freiesten und reichsten Weite des blühenden Lebens entwickelt und er hat es auch an den Rand des Verfalls gebracht. Der Schnörkel, die Allegorie, die Frivolität, die sich um kein Gewicht des Inhalts kümmert, setzt bereits an, unschöner Naturalismus bricht durch und stört die Würde der Aufgabe; aber auf einmal schwingt sich sein Geist auf und führt uns mit furchtbarem Ernste zum Höchsten. Dieser gepanzerte Sebastian auf dem herrlichsten der Bilder, womit er die Kirche geschmückt hat, ist ein Held, dem heiliger Todesmut jeden Nerv zu Stahl macht; ringsumher flehen Mutter, Vater, Brüder, Schwestern mit ihren Kindern, alles arbeitet an diesem Felsenmann, ihn zu erweichen, er aber weist mit unabänderlich erhabenem Entschluß zum Himmel und bestärkt so die Leidensgenossen Marcus und Marcellinus zu dem gleichen Mut auf ihrem letzten Gange. Ein moderner Maler hätte den zum Tode begeisterten Mann wohl steil aufgerichtet und wäre darüber leicht theatralisch geworden; die Venezianer halten überhaupt ihre Figuren gern geneigt, offenbar der Farbenharmonie zuliebe, damit keine schroff steigenden Linien sie kreuzen und stören; aber Paolo bedarf auch keines Effekts in der Stellung, da der Ausdruck und alle Bewegungen so mächtig die hohe Stimmung aussprechen. Diese Stimmung hat jedoch nicht gleichmäßig das ganze Bild durchdrungen; der greise Vater, die Leidensgenossen sind vom tiefsten, ergreifendsten Ausdruck, die Mutter ist leidenschaftlich aufgeregt, aber unedel, un-

begreiflich gemein behandelt, die Schwestern sind zu gleichgültig, nur der Frauenkopf nicht, der zwischen Sebastian und einem der Brüder, von manchem unbemerkt, und doch eine Welt von Schönheit für sich allein schon, hervorschaut. Nun aber, wenn schon in jener Gestalt der Mutter ein störender Naturalismus durchbricht, so hatte Paolo gar noch den unglücklichen Einfall, unter dem erstaunten Heidenvolk, das an den Säulen des Palastes, von dessen Treppen die Märtyrer den Gang zum Richtplatz antreten, umher sich hält und zuschaut, einen Affen anzubringen, der mit der Fesquaste eines Mohren spielt. Den Krüppel mit dem Hunde, der zur Linken lagert, obligate italienische Straßenstaffage, möchten wir uns immerhin noch gefallen lassen, jenes aber ist zu viel; man muß suchen, es zu vergessen. Wir werden jedoch den Künstler nicht minder erhaben und ernst auf einem anderen Haltpunkt unserer Reise wiederfinden.

Von Venedig nehmen wir jetzt Abschied; mein Wort, daß ich nicht den Fremdenführer machen wolle, halte ich treulich. Einen Landsmann aus Schwaben, der mich etwa auf diesen Gängen im Geiste begleitet, will ich auf dem Rückwege von S. Sebastian nur noch bitten, auf dem kleinen Kanalbrückchen bei Palast Corner sich umzudrehen: mit inniger Rührung seines Schwabenherzens wird er hier zwei Schilde nebeneinander bemerken, einen mit der Aufschrift: Consulat royal de Wurttemberg, den anderen: Consulat général Ottoman; Württemberg und die Türkei haben wirklich einen Konsul; es erklärt sich daraus der entscheidende Einfluß unseres lieben Schwabenlandes auf die orientalische Frage.

Nicht von jeder Stadt und jedem Lande, auch wenn man gern dagewesen ist und viel Schönes gesehen hat, nimmt man mit Empfindung Abschied; von Venedig aber ist mir die Trennung immer gemütlich schwer geworden, denn es gehört zu jenen Stellen der Erde, wo das Herz anwächst; das macht nicht nur seine stille Erhabenheit voll ernster Geister, die von vergangenen Tagen erzählen, sondern auch die Läßlichkeit des Lebens bei dem muntern, gern plaudernden Völkchen und das unvergleichliche dolce far niente auf dem wunderbaren Markusplatz. Wer das kennt, möchte jeden Sommerabend nach des Tages Arbeit dahinfliegen können; er träumt davon, er wird Erinnerung und Sehnsucht nicht los. Noch einmal denn am letzten Abend spät am Dogenpalast hin über die Piazetta;

der Mond wirft das Bild des Maßwerks der Galerien traumhaft hinein an die Wand, dämmernd liegt er über den breiten Lagunen, neben uns steigen seltsam die beiden Säulen mit dem Löwen des heiligen Markus und dem heiligen Theodor nebst seinem Drachen („cocodrillo"); zurück über die Piazza, noch einen letzten Blick auf die Markuskirche und für diesmal — wer weiß, ob nicht für immer — leb wohl!

Am anderen Morgen auf der Barke durch den großen Kanal, dann durch stillere Seitenkanäle zum Bahnhof, und bald saust der Zug über die lange Brücke dem Lande zu. Der Himmel hat sich nach langem Regen aufgehellt, die Luft erwärmt; ich habe dem Leser nur die guten Stunden in Venedig, nichts von der Kälte und Nässe erzählt; nur um nachträglich eine Vorstellung zu geben, diene ihm zur Nachricht, daß in einem liebenswürdigen Familienkreis, in den ich eintrat, die Damen über Winterbeulen klagten. Wir schauen nun aus unserem Wagenfenster umher. Jedes kleine Inselstück, das aus der Lagune ragt, starrt von neuen Verteidigungswerken, hier liest das Auge überall: Krieg, und neben mir sitzt ein Offizier des Regiments Sachsen, das sich im blutigen Feldzuge des letzten Sommers vorzüglich bei Solferino ausgezeichnet hat; es stand auf dem rechten Flügel unter Benedek, der gegen die Piemontesen bekanntlich siegreich vordrang. Er erzählt mir, wie die Truppen mit unendlichem Jubel den General empfiengen, als er frühmorgens bei ihnen eintraf. Was war die lange Rede, die er zur Antwort hielt? Livius hat keine so schöne Feldherrnrede komponiert: „Ich dank' euch, Kinder, aber schreit's net so!" Und als im blutigen Kampf seine Regimenter Höhe um Höhe mit dem Bajonett nahmen, rief er in der Freude seines Herzens: „Kinder, ihr seid's ja zum Küssen." Und das Blut floß vergeblich, und der brave General mußte mit Tränen im Auge umkehren!

Man kann sich denken, daß ein Deutscher, der jetzt Venedig besucht, nicht ganz nur vergessen und ruhen kann, nicht ganz die lastende Frage über diesen Rest italienischen Besitzes in der Hand Österreichs sich fern halten wird, und hätte ich es auch versucht: jene drohenden Zeichen, auf die der Blick längs der Bahn in den Lagunen fiel, hätten mich mit Gewalt daran gemahnt. Der Leser lasse sich aber nicht bange werden, als wolle ich mit Kennermiene profunde Er-

örterungen über das Festungsviereck usw. ihm aufdrängen; die Frage beantwortet sich nach meiner Überzeugung auf die einfachste Weise von der Welt, die wahrlich keine Fachgelehrsamkeit voraussetzt. Könnte Österreich auch je geneigt sein, Venezien, etwa kaufweis, abzulassen, um nach dieser Seite sich Ruhe zu schaffen: in der gegenwärtigen Weltlage wird kein vernünftiger Mensch es ihm raten wollen, am wenigsten ein Deutscher. Wir dürfen, wie wir uns immer das Verhältnis in ferner Zukunft vorstellen mögen, jetzt nichts gutheißen, was Italiens Macht an Deutschlands Grenzen vermehrt, denn in der tiefen Abhängigkeit von Frankreich, in die es sich begeben hat, ist es genötigt, mittelbar oder unmittelbar diesem beizustehen, wenn es sich auf Deutschland wirft; was Sardinien stärkt, das stärkt für die nächste Zukunft einen Verbündeten Frankreichs und hiemit einen Feind Deutschlands. Vor dieser Rücksicht haben alle Sympathien in der gegenwärtigen Weltlage bei uns zu schweigen; doch davon mehr in Mailand!

Mein nächstes Ziel war Verona. Zur Seite bleibt Padua diesmal unbesucht, nur in der Phantasie können wir das anmutige Kirchlein Madonna dell' Arena betreten mit dem blauen Gewölbe, das von goldenen Sternen flimmert, und mit den Wänden, auf denen der ehrliche alte Giotto mit seinem scharfen, klaren Blick, seiner naiven Belauschung und seiner festen Hand die Geschichte der heiligen Jungfrau und des Erlösers gemalt hat, umrahmt von Bildern der Tugenden und Laster, umrankt von Arabesken, ein ganzes reiches Bild des Menschenlebens; nur im Geiste können wir des Meisters Jacopo d'Avanzi Fresken in der Kapelle S. Felice von S. Antonio und in der Kapelle S. Giorgio grüßen, wahrlich eines Leonardo da Vinci seiner Zeit an Milde, Schönheitssinn, Charakteristik; dann besuchen wir im Geiste gleich daneben die Scuola del Santo, um die Wandbilder des Tizian und Contarini zu bewundern mit ihren herrlichen Gestalten und Köpfen und zu erkennen, was der Geist der Schönheit selbst aus abgeschmackten Legenden machen kann; endlich dürfen wir den herben und doch schon dem hohen Style nahen Mantegna mit seiner bis zur Täuschung überzeugenden Modellierung und Perspektive, seinem klaren, festen Raumgefühl nicht vergessen, wie er in der Kirche zu den Eremiten sich verewigt hat. Auch Vicenza müssen wir liegen lassen mit seinen Palladiobauten, denn erst in

Verona soll gerastet werden; will man das Schlachtfeld von Solferino besuchen, so ist es billig, vorher in dieser bis an die Zähne in Festungswerke gepanzerten Stadt zu verweilen, um über manches Auskunft zu suchen, was die Zeitungsberichte undeutlich ließen, und was die Geschichte des letzten Krieges von Rüstow nicht genau berichten kann, weil man ihn, verkehrt genug von österreichischer Seite, nicht mit Material unterstützt hat. Die Stadt an sich, so voll geschichtlichen Charakters ihre Gesichtszüge sind, hätte mich nicht angezogen, nachdem ich ihre Merkwürdigkeiten mehr als einmal gesehen habe. Ist etwas von der Wildheit der reißenden Etsch auf ihre Bewohner übergegangen? Haben die Gladiatorenspiele dort in der Arena, haben die Zeiten Attilas, Theodorichs, die Longobardenkämpfe, hat der finstere Ezzelino, haben die heißen Zwiste der Welfen und Ghibellinen, wie uns Shakespeare in Romeo und Julia davon ein so wahr geschautes Bild entrollt, oder was sonst hat den Bewohnern dieser Stadt die unerfreuliche Rauhheit zurückgelassen, die in so vollem Gegensatze gegen die Venezianer in den selten schönen Gesichtern, im stoßenden Ton der Rede, im ganzen Gebahren, in der heillosen Tierquälerei auf Weg und Steg sich aufdrängt? Grausamkeit gegen das Tier ist freilich ein leidiger Zug im gesamten italienischen Charakter. Pferd, Maultier und Esel werden als eine Maschine behandelt, der man mit Schlägen so viel Leistung abnötigt, als möglich ist, bis sie zusammenbricht. Wenn ich auf der sizilianischen Reise mein Maultier bestieg, bäumte es sich jedesmal; ich untersuchte es im Stall, da es abgesattelt war, und fand den ganzen Rücken aufgeritten, lauter rohes Fleisch; wenn der Sattel aufgelegt war, klebte er auf der eiternden, großen, tiefen Wunde an, bestieg man dann das Tier, so riß das auf und man kann sich denken, mit welchem Schmerz; als ich dem Maultiertreiber Vorwürfe machte und Pflege der Wunde gebot, lachte er mich aus und sagte, das sei bei keinem Reit- und Lasttier anders, sprach sogar etwas von herzweichen Deutschen, was nur mit einem harten Faustschlag erwidert werden konnte. Ich habe in Neapel kraftlose Pferde gesehen, die einspännig an einem Corricolo zogen, auf und an das sich bis achtzehn Menschen gepfropft und gehängt hatten; die ganze Brust, über die der Zugriemen läuft, war *eine* offene Wunde, und das Blut floß dicht auf die staubige, in Sonnenhitze glühende

Straße, unbarmherzige Hiebe trieben das Tier vorwärts, bis es zusammenfiel. Die Eselstreiber halten sich gern eine offene Stelle im Felle des Tieres, um es da empfindlicher stechen und antreiben zu können. In Verona nun ist die Grausamkeit besonders augenfällig; auf Schritt und Tritt begegnet man überladenen Zugtieren; betrachte sie näher, und du siehst, daß ein solches armes Vieh nie gewaschen, gebadet wird, die Insekten haben sich auf seiner Haut so eingefressen, daß sich Beulen gebildet haben, in denen sie nun ihre Stätte zum Wühlen, Nagen, Stechen aufschlagen. Es wird in Verona mehr als sonst in Italien geritten, meist auf abgeschundenen Mähren, aber galoppiert muß sein, die letzte Kraft des Tiers wird mit Peitsche und Stecken aufgeboten, gefahren wird stets im scharfen Trab, nur immer Hetzen, Hetzen! Nicht besser geht es in Italien der kleineren Tierwelt. Die Gassenbuben in Rom machen sich einen Kapitalspaß daraus, einem Hunde zuerst ein Bein lahm zu werfen, dann ihn zu steinigen, nageln Katzen an den Füßen auf ein Brett und werfen sie ins Wasser. In Mailand hielt man früher auf dem Vogelmarkt am Dome zu den Nachtigallen den glühenden Draht bereit, um sie, wenn eine gekauft wurde, gleich zu blenden, weil man meint, sie singen dann schöner. Ich habe mit gebildeten Leuten darüber gesprochen und bin mit Blicken angestarrt worden, die mir zu sagen schienen: sind Sie denn aber auch ganz abgeschmackt? Überall werden die schönsten Singvögel zur Lust und freilich auch zum Essen weggefangen; wie man dadurch die Unmasse lästiger und schädlicher Insekten pflegt und mehrt, bedenkt niemand; die Möven, nicht eßbar, werden zur Kurzweil geschossen, Kinder läßt man mit Vögeln spielen, denen ein Fuß an einem Faden befestigt ist, so daß sie wegflatternd stets zurückgerissen werden können, und den armen Käfern macht man es ohnedies nicht besser. Allerdings haben die Italiener auch Humor für die Tiere, für solche nämlich, mit denen sich spielen läßt; wie allerliebst und gemütlich sagt Boccaccio bei der Rückkehr eines Hausherrn von einer Reise: e venne il suo cagnolino e gli fece festa! Allein dieser Zug ist von keinerlei Konsequenz und macht, ehe man sich umsieht, der Grausamkeit Platz. Wenn ich an diesen schwarzen Schatten im italienischen Charakter denke, vergeht mir alle Freude an so manchem Schönen und Liebenswürdigen, das ich nie an ihm verkannt habe.

Die Nation hebt sich jetzt aus langer Gesunkenheit, ich glaube es gern, ich will trotz jenem und anderem, was man ihr längst vorwirft, nicht an ihr irre werden, aber daß sie sich wirklich aufgerichtet hat, davon werde ich mich früher nicht überzeugen, als bis eine große Dampfprügelmaschine erfunden und im Gang sein wird, unter welche die sämtlichen Tierquäler der Reihe nach gelegt, abgedroschen und so bis zu dem Grade durchgeweicht werden, daß die Menschlichkeit in ihnen gepflanzt werden kann. Das Tier mißhandeln ist tierisch. Die Natur ist erbarmungslos, das edlere, stärkere Tier quält das schwächere und spielt mit seinen Qualen, der Adler mit dem zappelnden Hasen, die Katze mit der Maus usw. Man muß erst aus dem Tiere heraus sein, man muß sich ihm gegenüber wissen, um sich in es hinüberzuversetzen; Mitgefühl mit den Leiden des Tiers ruht auf dem Denken, das den innern Zustand eines fremden Wesens sich vergegenwärtigt. Völker und einzelne, die es dahin nicht gebracht haben, stehen noch im Animalischen, sind nur edlere Tiere. Alle romanischen Völker zeichnen sich vor dem deutschen in dem Gebiete derjenigen Formen und Geisteskräfte aus, die nach dem Animalischen hin liegen; sie sind rassemäßiger an Gestalt und Bewegung, gewandter, lernen Schick, Griff, Takt schneller, sind feuriger, entschlossener; hier aber ist eine, nur eine der dunkeln Kehrseiten dieser Vorzüge. Auch der Franzose hat kein Gemüt für das Tier, der Reiter z. B. liebt sein Pferd nicht. Wo das rein und wahrhaft Menschliche beginnt, da beginnt der Vorzug des Deutschen. Man kann freilich fragen, warum Österreich in der Lombardei nicht mehr getan hat, das wahrhaft Menschliche zu pflegen und unter anderem denn dieser wilden, hündischen, auf offener Straße nackt umgehenden Roheit der Tierquälerei zu steuern durch Schule, Geistlichkeit und Polizei. Ich will diesen Vorwurf nicht durch den andern vermehren oder erklären, daß man in Wiens eigenen Straßen einem empörenden Abhetzen geschundener armer Pferde begegnet, denn dies ist eine Sache für sich, ein Übelstand aller großen Städte, dem schwerer entgegenzuwirken ist, kein Ausdruck eines verbreiteten nationalen Charakterzugs.

Doch genug von der Kreatur. Wir kommen Sonntag mittags in Verona an, und da eben Tagtheater in der Arena ist, gehen wir über die Piazza del Brà nach diesem Raume, dem finstern, gewaltigen

Zeugen alter Römerzeit. Man gab ein Drama „Colombo“: — das Schicksal des Kolumbus — und ich betrachtete mir, auf den Stufen des Amphitheaters stehend, mehr die Zuschauer als das Stück. Neben mir stand ein Oberfeuerwerker mit mehreren Ehrenzeichen auf der Brust; ich sprach ihn an und fragte ihn, ob wohl der Offizier der Artillerie noch lebe, der in der Augsburger Allgemeinen Zeitung so lebendig beschrieben habe, wie er sich bei Montebello im dichten Feuer mit seiner Batterie bis zum letzten Augenblicke des Möglichen hielt. Er antwortete, das sei seine Batterie, deren ganze Mannschaft für jene Tat die Medaille erhalten habe, der Offizier heiße Prokosch und sei am Leben. Ich war nun schon seit Wochen in öfterem Verkehr mit Personen des Heers, die den letzten Feldzug mitgemacht haben, aber jenes eigentümliche Gefühl, das uns ergreift, wenn uns körperlich nahe tritt, was wir bis dahin nur wie ein Bild aus der Ferne kannten, knüpft sich gern an das ganz einzelne, Zufällige, Überraschende, und so wurde mir jetzt erst recht gegenwärtig, daß ich mitten unter den Menschen war, die jenes Furchtbare selbst mitgelebt, womit ich solange meine Phantasie beschäftigt hatte. Und wie mitgelebt! Mit welcher Hingebung, welcher Tapferkeit! Die Geschichte dieses letzten Krieges wimmelt von ritterlichen Taten des österreichischen Heers. Wenn man das an Ort und Stelle so erzählen hört, was uns die Zeitungen nur kärglich berichteten, so lacht man über den Wahn von Unwiderstehlichkeit des französischen Soldaten, über diesen Lärm von den unnachahmlichen Bajonettangriffen der Zuaven u. dgl.; o nein, man lacht nicht, man möchte weinen über das nutzlose, verkannte Opfer herrlicher Kräfte. Recht tollkühn im übersprudelnden Lebensmut haben diese Männer die Gefahr noch aufgesucht; da reißt ein Husar, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen ist, einen französischen Jäger von dem seinigen, besteigt es und kämpft fort, bis er fällt, dort durchschwimmt ein Offizier die Sesia bei hohem Wasserstande, verjagt eine feindliche Patrouille und nimmt einen Mann gefangen, den er herüberbringt, dort schleicht sich ein Jäger mitten unter die feindlichen Plänkler, kommt mit dreien ins Handgemenge, tötet einen, verwundet den zweiten, verjagt den dritten und schlägt sich, umrungen, mit dem Bajonette durch, dort verteidigt sich ein anderer gegen fünf Reiter und erbeutet noch ein Pferd, stürzt sich ein Ulan mitten in einen

Klumpen Feinde, verliert sein Pferd, springt auf ein anderes, hier schlägt ein Offizier an der Front seiner Mannschaft einen feindlichen Kommandanten mit dem Säbel nieder, in der letzten blutigen Schlacht hauen sich kleine Husarenabteilungen tief in die unendlich überlegene Masse des Feindes ein, die sich bereits siegreich Cavriana zuwälzt, — kein Ende fände man, wenn man diese einzelnen Heldentaten erzählen wollte, aber größer noch als alle ist das Standhalten im stets erneuten Unglück, im Hunger und Durst gegen einen Feind, der überall im Vorteil der besseren Oberführung und Pflege ist. Dabei kennt man das schlichte Wesen dieses Heeres; wenn ich fragte, warum so wenig geschehen sei, den Braven die Genugtuung zu geben, daß ihre Taten auch reichlich der Welt bekannt wurden, so war die Antwort: schauens, wir mögen das nicht, wir mögen nicht so viel Aufhebens machen; doch war es rührend, zu sehen, wie diesen unglücklichen Standhaften die Augen leuchteten, wenn ich ihnen erzählte, wie man bei uns recht wohl wisse, was sie geleistet und welches ganz andere Schicksal sie verdient hätten, denn im allgemeinen zwar ist man sich dieser Anerkennung wohl bewußt, aber das lebendige Wort des Fremden, der von draußen herkommt, ist doch etwas anderes. Die österreichische Armee hat wahrhaft glänzend die deutsche Waffenehre gewahrt. Man lasse den französischen Soldaten hungern und dürsten, immer aufs neue geschlagen sein und gebe umgekehrt dem österreichischen seine Pflege und Führung, so ist keinen Augenblick zu zweifeln, wo der Sieg gewesen wäre. Ja, trotz der verkehrten Oberführung — wie war es denn bei Magenta? „Hätte man uns nur fortraufen lassen, wir hätten's verzwungen." Ein Wahnbild ist durch den gespenstischen Widerspruch zwischen Verdienst und Erfolg, diesen dämonischen Doppelsinn der Tatsache über Europa verbreitet, ein gemaltes Medusenhaupt der Unbesiegbarkeit ist den französischen Waffen vorgesteckt, aber freilich diese Larve ist so gut als eine Wirklichkeit, denn ein Phantasiebild des Schreckens, eine fixe Idee des Unwiderstehlichen, die dem Feinde voranschreitet, droht zu lähmen, wie der Degen des Mephistopheles den Arm des braven Valentin.

Ich habe des andern Tages mit jemand, der den genauesten Bescheid wußte, einen Ausflug nach S. Lucia gemacht, ich habe den Kirchhof gesehen, den in jener Reihe ruhmwürdiger Kämpfe des

Jahres 1848, am 6. Mai, das zehnte Jägerbataillon so heldenmütig verteidigte; überall sind noch die improvisierten Schießscharten in der Mauer, durch welche das untere Glied schoß, an der hinteren Seite die Öffnung, durch welche ein Rückzug versucht werden mußte, da Umringung durch weit überlegenen Feind bevorstand, hier sanken sie in Scharen hin, und der Kirchhof, den sie so tapfer verteidigt, ist nun auch ihr Grab; ein einfacher Grabstein, mit Jägerwaffen als Ornament, trägt die Inschrift: „Seinen am 6. Mai 1848 bei der Verteidigung des Kirchhofs von S. Lucia gefallenen Waffenbrüdern des zehnten Jägerbataillons deren Hauptmann Ludwig Brand.“ Die Piemontesen genossen ihren Sieg nicht; denn wie sie am Abkochen waren, überfiel sie Clam und jagte sie in die Flucht. In der Ferne sieht man Somma-Campagna, Custozza, alle berühmten Punkte jener Schlachtentage, und nennt still den Namen Radetzky.

Diese Erinnerungen wird sich selbst der nicht trüben wollen, der den Verlust der Lombardei als ein Glück für Deutschland ansieht. Ich meinesteils habe hierüber mein Urteil nicht abgeschlossen, aber ich würde mich vor mir selber schämen, wenn mein Herz nicht bei deutschen Soldaten wäre, die gegen äußern Feind fechten, welches Ziel es immer gelten mag. Der Kern der österreichischen Armee aber ist und bleibt deutsch.

In der ernsten Dämmerung der alten Kirchen Veronas, in der Kathedrale, in S. Anastasia, am liebsten und längsten in den ehrwürdigen Räumen von S. Zeno vergaß ich in stillen Stunden die Spannung der Gegenwart; ich werde auch hier den Leser nicht mit Studien der Kunstgeschichte, mit Untersuchungen über den sogenannten lombardischen Architekturstil, über italienische Gotik, über Fresken der Schule Giottos und noch ältere byzantinische, die man darunter entdeckt hat, über die weitere Geschichte der Malerei in Verona beschweren; wer tiefer eindringen will, als der gewöhnliche Reisende, kennt seine Literatur, wo er das Nötige findet, und mag vor allem Burckhardts gediegenen „Cicerone“ zur Hand nehmen. Die Denkmale der Scaliger, die so seltsam traumhaft in der engen Umgitterung an S. Maria antica aufsteigen, der malerische Marktplatz mit seinen altersbraunen Häusern, die Römerreste der Porta de' Borsari, die merkwürdige Backsteindekoration der Paläste der venezianischen Zeit, das Kastell vecchio mit der kühnen Etschbrücke, jenseits welcher jetzt

das schöne neue Arsenal aufsteigt, das alles sei nur rasch genannt, um dem, der schon in diesen Straßen gewandelt, ihr Bild mit dem eigentümlichen, charaktervollen historischen Gepräge aufzufrischen; nur auf einem Gang möge mich der Leser begleiten: über Ponte pietra ans linke Ufer der Etsch; der Fluß, die vielen Kirchen, die Kuppeln geben der malerischen Stadt etwas, was an Rom erinnert; wir sind drüben und wenden uns links, nicht ohne rechts auf die Höhen zu blicken, wo einst, auf der Stelle des jetzigen Kastell S. Pietro, Theoderichs Königsburg gestanden, und am unteren Abhang nach den Terrassen des Gartens Giusti mit seinen hohen Zypressen, deren manche ein Alter von vier bis fünfhundert Jahre zählen; unser Ziel ist S. Giorgio Maggiore, die wohlgegliederte Kuppelkirche, und in ihr das Hochaltarblatt von Paolo Veronese. Da ist der Meister, in dessen Hand fast jeder Stoff, damit ja die Farbe ungestört wirke, zum bloßen Sitten- und Situationsbilde wird, einmal wieder schwungvoll und erhaben wie in seinem S. Sebastian zu Venedig. Dieser heilige Georg, zum Märtyrertod bereit, von einem Henker gehalten, kniend, mit ausgebreiteten Armen zum Himmel schauend, ist wieder eine Gestalt voll hohen Ernstes und im furchtbaren Entschluß voll wunderbarer Freude, die in heiligem Schauer ihn durchdringt. Und welch ein schöner Mann! Einer der herrlichen bärtigen Männerköpfe, an denen die venetianischen Bilder so reich sind, mit denen schon Giovanni Bellini, im übrigen die Kindlichkeit und Heiterkeit selbst, in S. Salvator und S. Giovanni Chrysostomo zu Venedig so kraftvoll und würdig vorausging. Auch der heidnische Priester, der den heiligen Georg auf die Bildsäule des Apollo hinweist, bezeugt diesen besondern Sinn für edle männliche Köpfe. Ein Anführer der Krieger vollendet nebst untergeordneten Figuren die wohlgeordnete Komposition; bewußt, daß er auf diesem Bilde sich selbst zu verewigen berechtigt sei, hat der Meister ihm seine eigenen Züge geliehen. Was diesem schönen Ganzen seine Vollendung gibt, jene wunderbar leuchtende und doch gedämpfte, zu reiner Wechselwirkung zusammengestimmte Farbe, entzieht sich dem schildernden Worte, wie die Wirkungen der Musik. Freilich ist auch dies Werk nicht frei von einer Zutat, die uns erinnert, wie nah jene Zeit schon dem Barockstyle stand: Maria, die drei christlichen Tugenden, schwebende Engel, der obligate himmlische Hofstaat, be-

völkern den obern Raum des Hochbildes und teilen es in zwei Stücke, deren eines auf das andere drückt; das ist einmal nicht anders, darf doch auch auf dem düstern, tragischen Wald- und Mordbilde Tizians in S. Giovanni und Paolo zu Venedig der hinsinkende heilige Petrus der Märtyrer nicht einfach zum Himmel, sondern muß nach ein paar Engelkindern aufschauen, die wie Waldspechte zwischen den Baumwipfeln herflattern. Es ist nicht mehr die Naivität der alten Meister, nicht mehr der platonische Geist Raffaels, der diesen Olymp fordert, sondern die kirchliche und malerische Etikette und die sprudelnde Sinnlichkeit. S. Giorgio maggiore enthält aber noch andere Perlen; man weiß im Ausland wenig, wie rund, voll und weich und wieder wie männlich charaktervoll der anfangs harte Veronese Girolamo dai Libri in den Werken seiner reifen Zeit ist und wie ganz ähnlich Caroto, ebenfalls aus Verona, von trockener Strenge in stylvolle Formen aufstrebt: wer diese Kirche betritt, übersehe ja nicht die Bilder beider Meister, erfreue sich auch hier namentlich der herrlichen Männerköpfe und erkenne, wie ungemein reich dies Italien an edlen künstlerischen Kräften war, da es außer der erlesenen Schar der berühmten Hauptmeister noch eine solche verborgene Welt von Schönheit in den ungekannteren aufzuweisen hat.

Wir verlassen jetzt Verona, nicht ohne eine gewisse unheimliche Empfindung, denn heute noch treten wir in Feindesland. Warum ich es so nenne, wird sich zeigen. Wir durchfliegen das Schlachtengebiet von 1848, halten kurz in Peschiera an, werfen einen Blick auf die trotzige Feste des Gardasees, die sich in jenem Jahr so tapfer gehalten hat bis zum letzten unvermeidlichen Augenblick und steigen aus in Desenzano, um von hier aus morgen das Schlachtfeld von Solferino zu besuchen. Wir sind nun auf piemontesischem Boden. Die Visitation fällt wider Erwarten gnädig aus; kurz vorher hatte man einen österreichischen Kurier am Leibe visitieren wollen, und es war, da er sich widersetzte, zu einem gewaltsamen Auftritt gekommen. Der Bahnhof liegt herrlich; ich trete hinaus, und frei liegt nun der Gardasee vor mir, nach meinem Gefühl die Perle der drei berühmten oberitalienischen Seen. Kann es ein feineres, frischeres Grünblau geben, als das seiner Wellen? Und verbinden die andern Seen so schön das Strenge mit dem Zarten,

das Starke mit dem Milden? Unten, wo der See sich in der Fläche ausbreitet, die Landzunge Sermione mit den Trümmern der Villa Catulls, der hier wohl seine weichen Lieder singen mochte, höher dort am linken Ufer von unserem Standort die Rocca della Manerba in so reinen plastischen Linien vorspringend, daß sie mich an den reizenden Fall der Umrisse des schönsten aller Berge, des Monte Pelegrino bei Palermo erinnerte; weiter hinauf die lieblichen Inseln Biagio und Lecchi, an den Ufern überall die Süßigkeit des Südens in den Limonengärten, Öl- und Feigenbäumen und Reben, die freundlichen Villen und Dörfer dazwischen; dann, wo der See sich verengt, beginnt die wilde Steinwelt, ohne doch die Früchte Hesperiens, die sich an den Fuß der Felsgebirge schmiegen, verdrängen zu können; aber nicht nur durch diese Verbindung paaren sich hier die vollen Gegensätze, sondern das kahle Gebirge selbst fügt sich mit seinen harten Massen jener unbekannten, rätselhaften, Formen bauenden Künstlerhand, die im Süden Europas gewaltet hat, und die wir auch in Ungarn wiedergefunden haben. Auch in den kahlen Höhenzügen des Monte Baldo oben am See ist sie über die Rücken, die Ecken, die Rinnen und Grate des Gesteins gegleitet und hat ihrem Umriß jenen unnennbaren rhythmischen Schwung der Linie gegeben. Und ein eigentümlicher, wunderbarer Reiz gesellt sich für den deutschen Gast hinzu: in diesen Gebirgen spielt ein Teil der Dietrichsage; hier tummelt sich der Gotenkönig mit seinem Waffenmeister Hildebrand in der Jagd auf Ur und Wisent, hier (ausdrücklich bei „Garden") findet er den Zaubergarten des Zwergs Laurin, überwältigt ihn mit Hilfe seiner Mannen, schont ihn aber um Dietliebs willen, dessen Schwester Simild er entführt hat, steigt mit ihm in sein unterirdisches Wunderland, folgt ihm dann auf der Oberwelt in seine Wohnung, einen Felsensaal, der von einem Karfunkel mit glühendem Rot beleuchtet ist, befreit in wildem Kampfe mit Zwergen und Riesen, die der falsche Elfenkönig herbeigerufen, das entführte Mädchen und nimmt den Besiegten als seinen gezwungenen Gaukler mit nach Steiermark. Einen ergreifenden heimischen Klang bringen diese Erinnerungen aus dunkler Sagenzeit in das fremde, südliche Bild. Von einzelnen malerischen Punkten muß ich die Lage von Tremosine nennen, das am westlichen Ufer so seltsam traumhaft von steiler Höhe niederschaut und von dem ein

Pfad, der für Gemsen, nicht für Menschen gangbar scheint, verwegen zur Station herabführt, am östlichen Ufer Malcesine, aus Goethes Briefen bekannt, der dort verhaftet wurde, weil er die venezianischen Festungswerke zeichnete, und mit Behagen erzählt, wie seine Beredsamkeit ihn befreite. Endlich schließt das Städtchen Riva am nördlichen Ende das reiche Bild ab, doch ins Land hinein darüber hinweg schweift der Blick zwischen dem steilen Fels, auf dem das Schloß Arco liegt, und den Bergmassen gegenüber in die fruchtbaren Öl- und Obstpflanzungen, auf denen die Sonne des Südens brütet.

Das sind Erinnerungen von früheren Fahrten; noch weiß ich deutlich, wie einst vor zwanzig Jahren, als ich hier zum erstenmal Italien betrat, dem ungewöhnten Sinn die Reize dieser Natur verschlossen blieben: das Auge suchte noch das lustige Grün, die saftigen Wiesen, die kleineren, spielenderen Formen der Heimat; Italien war mir noch eine stolze, abweisende Schöne; alles so fremd, so vornehm und, wie ich in der Blödheit des Neulings hinzufügte, so kalt. Hier in Desenzano, nahe dem Gasthof, wo wir jetzt einkehren, stand ich damals nach der Landung auf dem Platz, das Gepäck lag vor mir, ich suchte eine Gelegenheit nach Verona und konnte nicht italienisch; aus meiner Ratlosigkeit retteten mich endlich zwei Studenten von Padua, mit denen lateinisch verkehrt wurde, aber was für ein Latein! Drei Jahre später war ich wieder da und nahm nun Herberge in Albergo Meier; da saß ich abends mit dem Wirt, einem Tiroler, und einem dicken geistlichen Herrn beim Glase; draußen glühte der See in den warmen Lichtern der Abendsonne; der Prete kam auf die Reformation zu reden: Luther, ja der habe es sich und andern freilich leicht gemacht („à allargata la strada"), da heiße es nicht entsagen und das Fleisch kreuzigen, wie bei ihnen usw.; dabei führte er mit gründlichem Behagen den dunkelroten Wein zum Munde und schmatzte, den Wohlgeschmack verlängernd, mit der Zunge; Stirn und Wangen und Nase glänzten vom Fette der Brianza, denn dort in den segensreichen Geländen nahe dem Comersee war seine Pfarre. Wie manches Vergnügen genießt in solchen Gesprächen, wer in Italien den Humor nicht verliert für die Fülle, für das reine Glück der naivsten Unwissenheit, die man da entdeckt! Es wird wohl tüchtig gegen die Ketzer losgezogen, aber die Ausfälle sind nicht giftig, wie da, wo die katholische

Kirche auf einem Boden mit der protestantischen kämpft; selten ist mir verbissener Fanatismus begegnet. — Jetzt ist der alte Meier tot, der Gasthof heißt Albergo reale, aber wiederum sollte es mir gut werden, denn ich geriet abends in die Familienstube statt ins Gastzimmer und saß nun freundlich eingeladen mit dem Wirt, seiner hübschen, heiteren und gebildeten Frau und zwei Hausfreunden zusammen; bei süßem Wein von Asti wurden die Abendstunden ganz munter verplaudert; die Politik war nicht ganz abzuhalten, man merkte, daß man einen Deutschen vor sich habe, der die Dinge von seinem Standpunkt ansah, da man aber wohl erkannte, daß er den Italienern, abgesehen von der jetzigen Verwicklung, herzlich wohlwolle, so blieb die Stimmung ungestört; man lenkte ab und wir verstiegen uns am Ende zu keiner geringeren Höhe, als zu Aristotile und Platone, bis der Schlaf sein Recht forderte, und man sich felice notte sagte. Mein Schlafzimmer gieng nach dem See, sein mächtiges Brausen sang mir das Schlummerlied, ich schlief ein unter Gedanken an Virgil, dessen Vers auf das meerartige Rauschen des alten Benacus: fluctibus et fremitu assurgens, Benace, marino mir der wackre Bädeker in Erinnerung gebracht hatte.

Als ich morgens aus dem Fenster sah, fiel der Regen in Strömen; ich ließ dennoch einspannen zu großer Verwunderung des Wirts, Kellners und des Kaffeesieders, der das Ungeheure dieser Tat sich nicht anders zu erklären wußte, als daß er mich für einen Offizier hielt; nach der Rückkehr abends begrüßte er mich als solchen und machte auf meine Ablehnung des Titels ein pfiffiges Gesicht, das mir andeutete, daß er begreife. Der Regen hatte nicht nachgelassen, als ich nach etwa zwei Stunden über Madonna della Scoperta, wo bereits Gräber und Kreuze am Weg mir sagten, daß ich mich auf dem Boden befand, wo der rechte Flügel der Österreicher gegen die Piemontesen focht, im Dorf Solferino anlangte. Ich gedachte jener, die hier in der sengenden Glut der Sonne, im tödlichen Hunger und Durst blutig gerungen haben, und schämte mich meines Verdrusses über die kleine Beschwerde, die mir der Regen auflegte. Das Dorf Solferino zieht sich, fast nur aus einer Straße bestehend, in der Richtung von Nord nach Süd am Fuß einer Höhe hin, die steil an seiner westlichen Seite aufsteigt. Der Hauptpunkt dieser Höhe ist

ein Felshügel, daher Rocca genannt, auf dessen Spitze der alte Turm steht, der wegen der weiten Aussicht, die er gewährt, Spia d'Italia heißt. Ich erstieg nun die Rocca und hatte die Punkte vor mir, um die sich der heiße Kampf gedreht hat, in welchem die Österreicher vier Hauptangriffe zurückschlugen, bis sie erlagen. Wir blicken nach dem Westen, von welchem das feindliche Heer anrückte. Vor uns liegt nun der Rücken einer Höhe, die zu beiden Seiten durch einen fortlaufenden Rand begrenzt ist, der nur an einigen Stellen nach außen steil abfällt. In der Mitte ist sie muldenförmig vertieft, und hier steht eine Häusergruppe, die zwar zur Gemeinde Solferino gehört, aber vom Dorfe, das hinter uns in der Tiefe liegt, wohl zu unterscheiden ist; sie heißt Pozzo Catena (Kettenbrunnen, — die Häuser um den Ziehbrunnen); ihre Verwechslung mit dem Dorfe hat viel Unklarheit in die Schlachtberichte gebracht. Nach vornen läuft die ganze Höhe unbestimmt aus, ein hügelichtes Erdreich führt zu den nächsten westlichen Höhen. Ganz nahe unter uns auf der Höhe liegt rechts ein altes Kastell, weiter vorwärts auf der rechten Kante der Kirchhof, cimetero. Auf der linken Kante steht in geringer Entfernung eine Reihe von Zypressen. Wir beschränken uns nun auf das Bild des Kampfes, der sich um die Hauptpunkte dieser Höhe gedreht hat; das Dorf Solferino hinter uns in der Tiefe muß dabei im Verlauf allerdings auch zur Sprache kommen. Die Österreicher hatten ursprünglich die ganze Höhe besetzt; zwei Angriffe machen die Franzosen zuerst auf der Straße, die südwestlich in mäßiger Steigung nach Pozzo Catena heraufführt; sie wurden in furchtbarem Kampf abgeschlagen, aber während dessen lichtete die Artillerie des Feindes, die auf den nächsten westlichen, schon früher genommenen Höhen aufgefahren war, so ihre Reihen, daß sie sich auf das Kastell und den Kirchhof beschränken mußten. Eine Bedrohung von Nordost, wo Ladmirault auf dem linken französischen Flügel von S. Martino her (nicht zu verwechseln mit dem Orte gleichen Namens, den wir auf dem Rückwege besuchen) mit Artillerie vorrückte, erwähne ich nur nebenher; das österreichische Feuer vom Kastell und vom Kirchhof wies ihn ab; der entscheidende Angriff kam von anderer Seite. Das Dorf Solferino hinter uns und die steilen Höhen, die zu unserem Standort von da heraufsteigen, waren natürlich wohl besetzt und verteidigt, und die, welche um Pozzo Catena

stritten, glaubten sich von dieser Seite (ihnen östlich gelegen) völlig gesichert. Inzwischen wird das Schicksal der Kämpfer, die hier oben fochten, auf einem andern Punkt entschieden. Wir müssen uns nach dem Dorfe Cassiano versetzen, das in südlicher Richtung etwa eine halbe Stunde entfernt liegt. Hier kann die ermattete Kraft der Österreicher dem entscheidenden Hauptangriff nicht widerstehen; hiedurch werden die Stellungen auf den Höhen zwischen Cassiano und Solferino überflügelt, der Feind dringt in Solferino ein, es wird genommen, und nun geht es von Solferino aus gegen die Höhe der Rocca. Hier, an dem östlichen Abhang unserer Anhöhe wird noch verzweifelter Widerstand geleistet, aber endlich, nachdem zwei Stürme abgeschlagen sind, ersteigen Gardevoltigeure, Jäger, Zuaven die Rocca, auch die Spia, und dies entscheidet. Von hier trifft jeder Schuß in die dichten Massen, die im Kastell zusammengedrängt sind; das Gewirre und die Plötzlichkeit des Überfalls macht einen Sturm von hier auf diesen Gipfelpunkt unmöglich, und nun ist die ganze Anhöhe, Kastell, Kirchhof nicht mehr zu halten. Ein Teil schlägt sich mitten durch die Feinde nach den östlichen Abhängen durch, ein Teil springt über die Mauern des Kastells auf der nördlichen Seite hinab, und mancher blieb betäubt durch den Sprung liegen, ein wirrer Knäuel entsteht, worin viele Gefangene gemacht werden, der größere Teil aber gelangt auf weiter rückwärts gelegene Hügel und setzt dort mit frischem Mute den Kampf fort. Die südliche Kante, wo die Zypressen stehen, wurde von den Franzosen erst später erstiegen.

Soviel zur Beleuchtung des Kampfes um die Höhe von Solferino. Weit entfernt, den Kenner spielen zu wollen, glaubte ich hievon doch ein Bild geben zu müssen, weil man nach den Zeitungsberichten gewöhnlich die falsche Vorstellung hat, jener Angriff auf die Rocca, der hier den Ausschlag gab, sei gegen die österreichische Front gerichtet gewesen; er traf, wie ich gezeigt habe, vielmehr die Rückseite der Aufstellung auf der Höhe, diese war durch ihn umgangen, und wohl zu unterscheiden davon sind die früheren, abgeschlagenen Angriffe gegen die wirkliche Front auf der vom Westen her nach Pozzo Catena führenden Straße und das Artilleriefeuer von den nächsten westlichen Höhen, das so furchtbar unter den Truppen im Kirchhof wütete. Sieben Stunden haben die Wackeren ihre Stellung

gehalten, und angegriffen wurden sie, wie man sieht, von vier Seiten: denn zu dem Sturm vom Westen und dem vom Osten (Rocca) kommt jenes eben genannte Artilleriefeuer und das andere von nordöstlicher Seite. — Hätte ich keine besseren Quellen gehabt, mein Führer freilich war nicht der Mann, mir von diesen Hergängen ein Bild zu geben; sein Dialekt war kaum zu verstehen, namentlich begriff ich lange nicht, was er immer von Fischen (pesci) sprach, bis ich merkte, daß er pezzi (Stücke d. h. Kanonen) meinte, und zu guter Letzt erfuhr ich, daß er während der Schlacht im Keller versteckt gewesen. Ich umgieng nun die Kanten dieser Anhöhe. Nahe dem Kirchhof, der so verzweifelt verteidigt wurde, stand ein hohes, mit verwelkten Blumen umwundenes Kreuz, auf dessen Spitze eine französische Dienstmütze aufgehängt war, denn hier türmten sich in wilden Knäueln die französischen Leichen. Grab ist an Grab, nicht für einzelne nämlich, sondern Gruben für Hunderte, damals noch leicht an dem darüber geworfnen Kalk zu erkennen. Die Mauer des Kirchhofs rings durchlöchert von den französischen Geschossen, halb zerrissen hing noch das Gittertor schief in den Angeln herunter, überall auch drüben bei den Zypressen lag es noch voll von Patronenhülsen. Im Kirchhof sind einzelnen Gefallenen Kreuze errichtet, und italienische Inschriften fordern zum Gebet für ihre Seelen auf; darunter das Grab einer armen Frau, die zufällig erschossen wurde. Schritt für Schritt heller und furchtbarer entwickelte sich für das innere Auge an diesen Spuren das entsetzliche Bild. Ein Augenzeuge, der in der Schlacht sich auf der Höhe von Cavriana befand, hatte mir in Verona den Moment geschildert, wo das Gewitter aufstieg. Die dunkeln Wolkenmassen breiteten sich zu einer rabenschwarzen Wand aus, die den ganzen Horizont einnahm; auf diesem Hintergrunde zeichneten sich die unzähligen Hohlgeschosse im Flug als weißliche Streifen ab; ein fahles, schwefelfarbiges Licht aber, das durch das Gewölke noch zu schleichen vermochte, das Feuer der Geschosse und die Blitze des Himmels beleuchteten das allgemeine weitverbreitete Würgen und Morden und setzten es als fürchterlich deutliches Gemälde gegen den schwarzen Himmel ab; das Geschrei der Wut, der Ruf der Führer, der Donner der Geschütze, das Stöhnen und Jammern der Sterbenden überbrüllte das Heulen des Sturms und Rollen des Donners. Aber eine andere Erinnerung

desselben Augenzeugen muß ich hier erzählen, die zu dem Entsetzlichen tiefergreifend das Rührende bringt. Es hat wohl mancher, wie man eben so seine sonderbaren Einfälle hat, schon gedacht, was wohl die Vögel für Schrecken befallen mag in der Stunde einer Schlacht; von solchen Einfällen läßt man natürlich nichts verlauten; nun aber wurde mir ohne mein Fragen eine Beobachtung eigentümlich ergreifender Art mitgeteilt. In der Lomellina, in der Lombardei nisten unzählige Nachtigallen; während der Schlachten von Montebello, Magenta, Solferino hörte man sie, je wilder der Kampf tobte, um so heller, lauter, inniger schlagen.

Immer noch strömte der Regen fort, während ich im Dorfe Solferino mich erfrischte und mir von Bauersleuten einige Reliquien der Schlacht erhandelte; Flintenkugeln, Hohlgeschosse der französischen gezogenen Kanonen, Bajonette, Säbel, Schwerter, Aufputz von Kopfbedeckungen, Dienstbüchlein französischer Soldaten wurden in Menge feilgeboten. Nach Mittag endlich ließ der Regen nach, ich eilte noch einmal auf die Rocca, jetzt war die Aussicht offen, und nun erst konnte ich das ganze große Schlachtfeld übersehen. Solferino liegt in dem großen Hügelterrain, dessen Grenzlinie vom Gardasee, von Desenzano, Lonato in einem Bogen herunter und hinüber nach Volta und dem Mincio läuft, es fällt etwa in die Mitte dieser Linie, nahe der Ebene, die jenseits derselben weithin sich ausdehnt. Ein großer, wesentlicher Teil der Schlacht verlief sich nicht hier im Hügellande, sondern in dieser Ebene, die nun offen uns vor Augen liegt. Ich habe nur einen Akt im Drama und nicht, wie man gewöhnlich meint, den entscheidenden erzählt. Wir stehen im Zentrum der Österreicher; in gerader südlicher Linie von unsrer Linken drüben in der Ebene war um Guidizzolo der linke Flügel konzentriert, rechts, südlich im Hügellande gegen den Gardasee, drang der rechte Flügel vor. Über die linke Schulter östlich zeigt sich die Höhe von Cavriana, durch eine hügelige Tiefe von etwa halbstündiger Ausdehnung von der Höhe Solferinos getrennt, der zweite Hauptpunkt des österreichischen Zentrums. Nicht unmittelbar hat das Gelingen des letzten Sturmes auf die Höhe von Solferino entschieden, der hier zurückgedrängte Teil des Zentrums konnte sich auf rückwärts liegenden Höhen wieder sammeln, was er denn auch bereits versuchte; aber zwischen diesen und Cavriana schwankte eine unzuver-

lässige Brigade, meist aus Rumänen bestehend, dies machte dem Feinde möglich, sich hier in die Mitte des Zentrums als Keil einzutreiben, und, was wichtiger ist, Wimpffen, der den linken Flügel kommandierte, erklärte wiederholt, sich nicht länger halten zu können: diese zwei Momente, und schließlich der zweite, entschieden den Rückzug der Armee, deren rechter Flügel unter Benedek mitten im siegreichen Vordringen gegen die Piemontesen nun auch innehalten und umkehren mußte. Nicht auf den Höhen, nicht bei S. Cassiano, nicht bei Solferino, sondern bei Guidizzolo ist die Katastrophe zu suchen. Der unbegreifliche Abmarsch von sechs österreichischen Reiterregimentern*) gleich zu Anfang der Schlacht, der hier den linken Flügel schwächte, ist bekannt. Alle weitere Tapferkeit auf diesem Punkte war vergeblich. Hier ein Sieg hätte die Feinde in Flanke und Rücken gefaßt, so daß sie die auf den Höhen so schwer errungenen Vorteile wieder aufgeben und einen Rückzug hätten antreten müssen, der mit ihrer Auftreibung geendigt hätte.

Zurück fuhr ich auf einem Umweg über S. Martino, die Stelle, wo der Kampf auf dem rechten Flügel am blutigsten war. Die Kirche von S. Martino liegt auf einer Anhöhe von Zypressen umgeben. Einmal gelang es der Brigade Cuneo unter Mollard, den Österreichern diese Höhe abzuringen, sie werden wieder herabgeworfen, dann wird der erneute Angriff der Division Cucchiari abgeschlagen, und erst zuletzt gelingt es den Piemontesen, gegen eine Armee, die nur noch den befohlenen Rückzug unter dem Schutz ihrer Kanonen in Ordnung vollziehen will, bis zu einem Teil des Abhanges dieser Höhe vorzudringen. Ringsumher, hier und auf den nächsten Hügeln verkünden die großen kalkbedeckten Leichengruben den blutigen Ernst des Kampfes; die Zypressenstämme tragen rings die gewaltsamen Furchen der Kartätschenkugeln, doch sind die Bäume trotzdem auffallend gut erhalten; ebenso jene Zypressenreihe auf der Höhe von Solferino. Der stille, dunkle Baum, der Schmuck der Gräber, stand schon bereit, da noch glühend von Lebenskraft die Männer hier kämpften, sie durften nur fallen, und sie lagen in seinem Schatten. Sei ihnen die Erde leicht!

Wie im wachen Traum setzte ich den Rückweg fort; der Aufruhr

*) Nach neuern Angaben sollen es nur zehn Schwadronen gewesen sein; immer noch ein höchst empfindlicher Abgang.

der Phantasie, der Sturm der Empfindung ob den wilden, blutigen Bildern, die aus einem noch so frischen Schlachtfeld aufsteigen und wie die Geister in jener Hunnen- und Römerschlacht den grausen Kampf erneuern, hatte im Anblick dieser stillen Kirche mit den Zypressen sich beruhigt: nun ist es doch vorbei, so flüsterte es mir aus diesen Baumschatten zu, nun dürfen sie doch schlummern, das Stöhnen, das Röcheln ist vorüber, sanfte Winde wehen kühl um das Totenbett, das auch der Sarg war. Auch die neu erwachte Empörung, daß wir andern sie da kämpfen ließen und den Bruderarm nicht für sie hoben, schlummerte nun ein in der stilleren Wehmut, mit der wir auf eine abgeschlossene Vergangenheit zurückblicken, an der all unser Klagen und Sorgen und Zürnen nichts verändert.

Bald rief das unaufhaltsame Leben mich wieder in die Gegenwart; schon in Pozzolengo, durch das der Weg führte, sah ich die Straßen von Bersaglieri wimmeln, die unter dem Busch von Hahnenfedern trotzig nach dem Fremden aufschauten, in dem sie den Deutschen leicht erkennen mochten; in Desenzano wieder angekommen, gieng ich nach kurzer Rast zur Eisenbahn und fuhr Mailand zu. Soldaten in den Wägen, Soldaten an den Bahnhöfen: wohin du blickst, das Bild des nahen neuen Kriegs. Von Lonato bis Rezzato war ich jedoch allein mit einem piemontesischen Offizier in meiner Wagenabteilung. Der Mann gewann mich schnell durch den natürlichen edeln Anstand, womit er sich — nach deutschen Begriffen sehr überflüssig — bei mir mit seiner Müdigkeit entschuldigte, daß er sich nachlässig auf seinem Sitz ausstreckte. Meine Freundlichkeit machte ihn zutraulich, und er sagte mir nun, er sei eigentlich Parmese, er habe der Herzogin treu gedient, so lang immer möglich, dann sei er der Notwendigkeit gewichen, aber diese Frau habe ihm Wohltaten erwiesen, deren er immer mit Rührung gedenken werde. Er sprach das mit einem weichen Tone des Herzens, der mich ergriff; ich sagte ihm, daß ich seinen Schritt nicht mißkenne, aber um so mehr sein Gefühl ehre; eben hielt der Zug, im Aussteigen sprach er noch die abgebrochenen Worte: Sie wissen, empfangene Wohltaten — damit verschwand er aus meinen Augen. Jetzt in sardinischem Dienste, hätte er wohl so etwas mit einem andern, als einem Fremden, nicht sprechen dürfen; es mochte verschwiegen ihm schon lang auf dem Herzen liegen. Ich erzähle den kleinen Zwischenfall,

versteht sich, ohne jede politische Beziehung. Das kurze Gespräch mit einem Mann, dessen Namen ich nicht weiß und den ich nie wieder sehen werde, wird mir, ein Zug des rein Menschlichen, wie es durch die unerbittlichen Gegensätze des Lebens bricht, immer im Gedächtnis leben.

Rechts muß nun Brescia gelassen werden, so gern ich auch nur wenigstens die herrliche Viktoria rein griechischen Styls im alten Herkulestempel des Vespasian wiedersehen möchte; das nahe Ende des Urlaubs gebietet Eile. Gar wohl sind mir die finsteren Blicke der trotzigen Brescianer in Erinnerung von meinem Besuche 1857, stumm las man noch den Namen Haynau auf allen Lippen. Die letzten Tage der Reise waren für Mailand bestimmt, wo ich abends anlangte.

Es waren Tage der gründlichen Verstimmung. Hier erst fühlte ich mich recht und eigentlich in Feindesland; in Desenzano, unter den Landleuten von Solferino hatte ich nicht verborgen, welches Landes Kind und wie gesinnt ich sei, ich fand die Menschen ganz läßlich und traktabel. In Mailand wurde ich von Landsleuten sogleich gewarnt, im Kaffeehaus kein deutsches Wort zu reden, wenn ich mich nicht sehr unangenehmen Weisungen aussetzen wolle, und eine Verwandte legte erschrocken den Finger auf den Mund, als ich sie in ihrem Hausflur deutsch anredete. Ich weiß wohl, daß der Haß den Österreichern gilt und daß die Denkenden dort Österreich und Deutschland immerhin unterscheiden, allein es tröstete mich nicht, daß die Unterscheidung notwendig ist, im Fall einer Streitigkeit wäre ich viel zu stolz gewesen, sie selbst zu machen, und übrigens tut Verabscheuung unserer Muttersprache und unseres Namens immer weh, empört immer, was auch für Klauseln dabei sein mögen. Nun aber hatte ja diese Lombardei für die Österreicher die Franzosen eingetauscht, freilich nicht als geständige Herren des Landes, wohl aber als Bundesgenossen, welche die Herren spielten und welche es eben damals bleibend am Schopf, an Savoyen, gefaßt hatten. Überall wimmelte es von französischen Soldaten, die meisten waren dekoriert, und wer konnte vergessen, daß es Ehrenzeichen waren für vergossenes deutsches Blut! Der Stolz des frischen Sieges saß in deutlicher Schrift auf ihren Gesichtern, und seit diesem Feldzuge ist ja überhaupt dem geringsten Franzosen der Übermut der „großen" und

„ersten Nation" auf der Nasenspitze zu lesen. Bei meinem Ausgang am Morgen nach meiner Ankunft sah ich einen Teil der Mailänder Bürgerwehr am Dom aufgestellt, denn es war ein Festtag; zwei französische Offiziere, die dabei standen, spotteten merklich genug, und doch sahen die Leute nicht nur ganz schmuck aus, sondern schienen mir auch gut soldatisch in Haltung und Bewegung. Dem Italiener drückt Arbeit und Stand nicht den einseitigen, harten, kümmerlichen oder komischen Stempel auf, wie dem Deutschen, eine guardia civica gibt nicht den reichen Stoff zu Karikaturen, wie unsere weiland Bürgerwehr. In Mailand war es aber auch wirklicher Ernst mit ihrer kriegerischen Ausbildung: jeden Morgen und jeden Abend zwei Stunden exerzieren, das ist kein Spaß.

Als ich so in den Straßen gieng und mir das gänzlich veränderte Bild dieser Stadt ansah, erinnerte ich mich recht deutlich der Gedanken, die mir schon früher, ja bei meinem ersten Aufenthalt in Mailand 1839, durch den Kopf gegangen waren. Deutlicher als irgendwo sah man ja hier seit langen Jahren dem Italiener den Haß und Grimm gegen die fremden Besitzer des Landes über den Augen an, und manch halblautes „cane tedesco" drüben und manch hörbares „welscher Hund" hüben gab über die italienische Frage gar viel zu denken. Ich meinesteils bin, wie ich schon öfters versichert habe, dem italienischen Volke herzlich zugetan; selbst seine übelsten Charakterzüge, Betrug, Lüge, Falschheit, die man wohl in jedem Volke findet, die aber hier zu Nationallastern dadurch gestempelt sind, daß das öffentliche Urteil sie nicht kräftig verdammt, ja sogar jene heillose Grausamkeit gegen die Kreatur haben mich niemals in die Länge abgestoßen; was man immer an ihm lieben muß, ist die unverwüstliche antike Naivität, ist ein natürliches Pathos ohne Affektation, ein angeborenes adeliges Wesen in den Formen, Talent, Humor, Schönheit. Kein Volk gibt uns noch so entschieden ein Bild von der Einheit der Natur und Kultur im klassischen Altertum, seine Sprache ist mit weniger Verschneidung und Verstümmelung aus dem Altertum herübergelangt als irgend eine romanische; die französische daneben nimmt sich aus wie das Bild einer hübschen modernen Kokette neben einer antiken Statue. Das alles könnte immer noch auf den Begriff einer merkwürdigen Ruine hinauslaufen, allein ich bleibe bei meiner Überzeugung, daß diese Nation sichtbar sich

hebt und läutert; wer ihre neuere Geschichte bis etwa in die dreißiger Jahre verfolgt, der wird es zugeben, wofern er nicht auf das Einzelne, statt auf das Allgemeine sieht. Die Frage der italienischen Zukunft hängt natürlich auch mit der andern zusammen, ob eine Reinigung der Religion in dieser Heimat des Papismus zu erwarten ist. Auch hier spricht innere Wahrscheinlichkeit und eine Reihe bedeutender geistiger Erscheinungen nach meinem Dafürhalten für das Ja. Der Italiener ist im Grund eine ganz rationelle Natur und neigt nicht zum Phantastisch-Fanatischen, wie der Spanier; ein formenreicher Gottesdienst, dessen sein südlicher Sinn allerdings bedarf, schließt nicht notwendig den magischen Wahn ein, zu welchem das Mittelalter die Religion verkehrt hat. Wenn ich nun schon vor Jahren diesen Betrachtungen nachgieng und am Schluß notwendig zu der Vorstellung eines Befreiungskampfes gegen Österreich gelangte, so entstand mir der tiefste, schneidendste Konflikt des Gefühls. Vor mir selbst und vor jedem ehrlichen Menschen hätte ich mich geschämt, hätte ich je österreichischen Waffen Niederlagen gewünscht oder gegönnt, und doch wollte ich das Recht einer Nation auf Unabhängigkeit nicht bestreiten. Zwar so schlechthin mich für die Nationalitätsidee zu begeistern, kam mir nicht in den Sinn. Jenes Recht ist nicht ein fertiger Besitz, nicht ein ausgestelltes Diplom und Siegel. Nationalität mit dem Recht und Beruf, einen selbständigen Staat zu bilden, ist, wie die Tugend, nicht ein fertiges Ding, sondern ein Tun, ein tätiges Beweisen. Eine Nation muß *zeigen*, daß sie eine Nation ist, sie muß sich selbst helfen. Das ist der Grund, warum für Losreißung von Teilen einer Nation, die dem Staate einer andern Nation einverleibt sind, derjenige nie empfindsam schwärmen wird, der es über Phrasen hinausgebracht hat, vollends nicht, wenn dieser Staat das eigene oder doch ein Glied des eigenen Vaterlands ist; er wird vielmehr ganz nüchtern denken, es werde eben jener Nation die wirkliche Kraft der Nationalität gefehlt haben oder abhanden gekommen sein. Wenn nun aber dieselbe mit wachsendem Mut aus der Teilung zur Einheit strebt, wenn der Begriff der Nationalität anfängt, eine Kraft zu werden, wie dann? Wir reden hier von einer Nation, welche die Bedingungen in sich vereinigt, einen Staat zu bilden, der wirklich selbständig ist, nicht von Völkern, wie die Ungarn, wie die slawischen Stämme, die, von Österreich

abgerissen, einen bestehenden despotischen Slawenstaat, unsern chronischen Feind, wie Frankreich unser akuter Feind ist, furchtbar verstärken würden. Nun — der Staat, dem ein Teil jener Nation einverleibt ist, wird auch dann sein historisches Recht nicht fahren lassen, denn sollen, gedrängt von dem Begriffe der Nationalität, die Staaten hingeben, was sie von Völkern anderer Zunge vereinigen, so müßte das wechselseitig sein und gleichzeitig geschehen; es wird nicht eine Macht in der süßen Hoffnung, daß die anderen Mächte es nachher ebenso machen, das Ihrige hervorziehen und auf den Tisch legen. Will also ein Volksteil, der zu dem Staat eines anderen Volks gehört, sich trennen und dem Zentrum seiner Nationalität verbinden, dieser Staat muß es darauf ankommen lassen, daß er ihm seine Unabhängigkeit abzwinge; geschenkt wird sie nicht, hier gibt es keine Großmut. Anders der Zuschauer, der ferner, ja nur bis auf den Grad ferner steht, wie ein nicht österreichischer Deutscher, der ohne jede Gehässigkeit gegen Österreich doch die italienische Frage anders ansehen konnte, als die ungarische und slawische; es war in diesem Fall natürlich, daß er mit sich selbst uneins wurde, indem er Italiens Einigung seiner Teile gönnte und doch nimmermehr Österreichs Niederlagen und Verluste wünschen konnte. Ich habe nicht verhehlt, daß ich in diesem Falle war. Allein vor Jahren schon, ja längst vor 1848, fragte ich mich auch: Wenn Oberitalien je von Österreich sich losreißt, wird es auch wirklich dann einem unabhängigen Italien angehören? Wird dies Italien, dem Namen nach unabhängig, nicht vielmehr in Abhängigkeit von Frankreich fallen? Und wie, wenn es sich gar mit französischer Hilfe losreißt? Wie, wenn du dann eines Tages statt der Weißröcke die roten Hosen in Mailand fändest? Und jetzt fand ich sie; ein Phantasiegebilde, das schon vor so viel Jahren problematisch und doch ganz deutlich mir vorschwebte, war auf einmal zu einer Wahrheit, einer Anschauung geworden. Nun gut: Und damit hat jeder innere Widerstreit der Empfindung sein Ende; kein wahrer Deutscher wird bei solcher Lage auch nur einen Augenblick noch zweifeln, wie er sich zu entscheiden hat. Nicht die Italiener haben Österreich besiegt, nicht die Italiener haben sich frei gemacht, Frankreich hat gesiegt, Frankreich die Italiener — scheinbar — sich selbst zurückgegeben und Frankreichs Angriff auf Österreich

war ein unzweifelhafter perfider Bruch des Völkerrechts, der jeden andern weiteren Bruch in sich trägt, sein Sieg eine dauernde Drohung für Europa und vor allem für Deutschland. Also meine guten, mir sonst trotz alledem und alledem so lieben Italiener, für jetzt sind wir Feinde, sind es um so gewisser, da eure Rüstungen, von denen es auf allen Straßen blinkt und rasselt, diesmal nicht mehr bloß Österreich als Österreich gelten, sondern mittelbar Deutschland, indem ihr Österreich zu dem Zwecke bedroht und angreifen werdet, daß euer Protektor freie Hand habe, wenn er gleichzeitig uns angreift; ich wollte euch wohl, aber ihr habt einen Bund mit dem Teufel gemacht, und so sind wir für jetzt fertig miteinander; vorerst habt ihr ihm dafür nur Savoyen, eures neuen Fürsten Wiege, geben müssen, aber es ist Peter Schlemihls Schatten, ihr werdet es noch spüren; am Kopf hat euch der Arge, am Fuß, in Neapel, wird er euch auch packen, und dann seid ihr Ruck und Eck in französisch Schweinsleder gebunden. Nehmt euch in acht, ihr könntet eines schönen Morgens doch einmal wieder die Weißröcke bei euch haben, denn die Geschenke des Teufels pflegen sich in Luft zu verwandeln, und wenn es so kommt, wolle nur der Himmel, daß es dann ein anderes Österreich ist, daß euch seine Weißröcke wieder sendet!

So wanderte ich denn nicht mit zweifelndem Gemüte wie sonst, sondern mit herzlichem Unwillen in diesen wohlbekannten Straßen umher. Alles war fremd, unheimlich, widerwärtig, feindlich und doch interessant genug, um fleißig zu schlendern und zu schauen. Die Auslagen der Kunstläden waren voll von Bildern des Krieges, die natürlich überall piemontesische Heldentaten verherrlichten; Victor Emanuel in unzähligen Formen, namentlich auch als Zuave, gemalt und groß in Ton modelliert: eine Schmeichelei, für die ich mich höflichst bedanken würde. Anschläge an allen Ecken, hier eine Anzeige von Brucks Selbstmord, mit Anmerkungen, die man sich vorstellen kann, dort ein Blatt mit der Aufschrift: Congresso di 2,50 a Verona: fingiertes Gespräch versammelter österreichischer Spione, deren Spottname 2,50 ist, denn man fand nach dem Abzug der Österreicher Rechnungen, woraus hervorgieng, daß zwei Zwanziger und fünfzig Centesimi ihr gewöhnlicher Taglohn waren; reichlich prangten an den Ecken besonders Karikaturen aus dem

Pungolo, einem neu erstandenen Witzblatte; da ist Österreich zwischen den zwei Armen einer Schere zu sehen, der eine Arm Ungarn, der andere Italien, darunter geschrieben: tu non uscirai; eine Sardinia oder Italia hält als Frau Potiphar mit Victor Emanuels Zügen den keuschen Joseph — es ist Preußen (merkwürdiger Versuch, eine Pickelhaube zu zeichnen) — am Rock fest; Preußen flieht mit den Worten: tu mi sei troppo brutta, und ähnliches — ein Witzblatt von wenig Witz.

Ich war begierig gewesen, zum erstenmal seit Louis Philipps Zeiten wieder französisches Militär in natura zu sehen; trotz allem guten Willen, den gerühmten Glanz dieser Truppen anzustaunen, verwunderte ich mich nun doch über die Geschmacklosigkeit der Uniformen; diese unsinnig weiten Hosen geben ja ein ganz und gar törichtes Aussehen, wozu bei den Offizieren noch die absurde Länge und faltige Weite der Rockschöße kommt; zu bauschigem Unterkleid gehört auch bauschiges Oberkleid wie bei den Landsknechten; oben knapp, von den Hüften an weit und breit, das gleicht einem Weibe von widerlich fettem Schoß und Oberbein; vom alten Zopf sind gar noch die lächerlichen, zweckwidrigen, Brust verengenden Achselklopfer, Schulterzwicker, die dicken Epauletten beibehalten. Der gemeine Infanterist sieht in der Regel unsauber, ungewaschen aus; sei mir Zeuge die Bregenzer Wäldlerin, die sich nach italienischer Ansprache unvermutet aus meinem Zimmermädchen entpuppte und auf meine Frage, wie ihr denn die Franzosen gefallen, erklärte: „O so en schmierige Kerle möcht i jo net miteme Steckele anrege, do sind die Österreicher andere Leut gwese." Die Körperbildung hatte ich mir feiner, hübscher vorgestellt, man sieht ebenso viele plumpe Bursche wie im deutschen Militär, doch ist leicht zu bemerken, daß ein lebhafterer Nerv auch die schwerfällige Maschine bewegt. Dagegen findet man unter ebenso vielen deutschen Soldaten gewiß nicht ebenso viele eigentlich gemeine Gesichter, und dies soll vollends bei den Zuaven der Fall gewesen sein, die damals schon abgezogen waren. In der Gemeinheit tritt freilich ein Ausdruck hervor, der etwas Unheimliches hat, etwas Blutiges: man erkennt eine Soldateska, wie ein erobernder Staat sie heranzieht, dem bürgerlichen Leben und menschlichen Banden ganz entfremdet, schlechthin und rücksichtslos auf das blutige Handwerk gestellt. Der

deutsche Soldat wird nicht ebenso leicht, nicht ebenso ohne inneren Kampf gegen die Gefühle der Menschlichkeit morden und sich morden lassen; der unbedingte Blutsinn gibt seinem Feinde den Vorteil des Eindrucks einer dämonisch wild vorbrechenden Naturgewalt. Allein der ernste Wille des Mutes, der dem menschlicher fühlenden Herzen abgerungen ist, bleibt doch das Höhere und verbürgt eine Ausdauer, die auch in langen und schweren Entbehrungen, Niederlagen, Unglück aller Art standhält. Die größere Gewandtheit, Schick und Griff des Franzosen wird auch durch eine künftige bessere Schule bei uns freilich nicht ganz ersetzt werden, dafür ist aber die physische Kraft des einzelnen im Durchschnitt größer und die Reiterei zudem in Ritt und Bewegung überlegen. Sieht das französische Fußvolk durchschnittlich unsauber aus, so sind dagegen die Reiter theatralisch aufgeputzt; es ist ein Spaß, diese mädchenhaft koketten Puppen im Sattel humpeln zu sehen und damit einen wirklichen Husaren oder festen deutschen Reiter zu vergleichen, die Elsässer ausgenommen, die ja leider Frankreich seine beste Kavallerie liefern. Die Franzosen haben nur durch eines gesiegt: durch Gleichheit des Rechts in der Armee, vermöge welcher nicht Geburt und Protektion, sondern Talent und Verdienst das Vorrücken und jede Belohnung begründet. Diese Nachwirkung der Revolution ist das einzige Geheimnis ihres Erfolges im Kriege, durch sie ist der einzelne Mann geweckt, jeder weiß, daß ihm wird, was er verdient; der Sporn der Ehre wirkt ungehindert. Und was geschieht bei uns, das Ehrgefühl des einzelnen Manns zu wecken? Oder vielmehr wie wird es erdrückt! Man besuche nur unsere Exerzierplätze, sehe das niederträchtige Schimpfen und Stoßen an! In Österreich wird meines Wissens noch heute geprügelt, in der preußischen Armee herrscht in voller Blüte das Junkertum. Bedenkt man diese Zustände, so muß man mit tiefer Sorge in die Zukunft blicken. Welche Erfahrungen, welche Leiden werden vorausgehen müssen, bis das Talent sich seine Stelle erringt, bis der einzelne Krieger ein wirklich lebendiges Glied des Ganzen wird! Die Nation mache sich gefaßt, den Mangel des Systems durch die Kraft ihrer Ausdauer zuerst zu ersetzen und dann zu tilgen, und sie wappne sich gegen den Feind mit jener Leidenschaft, die in einem Heinrich von Kleist geflammt hat. Es gibt nur zwei Völker in Europa, die wahrhaft Nebenbuhler sind um die Ehre, das erste

Volk zu sein, Deutsche und Franzosen. Unter allen Gegensätzen der heutigen Wirklichkeit ist dies der Grundgegensatz. Es könnte ein unblutiger Wettkampf sein; wir sind gerecht genug, nur zu gerecht, mit Freuden anzuerkennen, was an den Franzosen geistreich und liebenswürdig ist; es sind zwei Nationen, die sich friedlich ergänzen sollen. Nicht wir, sie sind es, die aus diesem friedlichen Wettstreit die wilde Reibung der Feindschaft machen, nicht durch ihre Eroberungskriege allein, sondern durch den Übermut, den Hohn, den ehrlosen Vertragsbruch und die zynische Lüge, womit sie gesucht und beschönigt werden. Oder wenn die Nation für diese Politik nicht verantwortlich sein will, warum leiht sie ihrem Despoten die Hunderttausende williger Sklaven, um ihn durch ihre Mordschlachten auf dem wankenden Thron zu erhalten? Sie tut es der gloire wegen; Deutschland wird nie nach einem Kriegsruhm auf dem Boden des Unrechts trachten; gegen den frechen Eingriff, der uns droht, gilt es die ganze Kraft des Nationalhasses. Ein andermal, wenn hohes Gras über den Leichenhügeln gewachsen ist, Anerkennung, Lob, Zuneigung, heute ist die Losung: im letzten Bauern unseres Volkes einen Grimm schüren, daß sie, wenn sie kommen, wie Hunde totgeschlagen werden.

Welche Gedanken, welche Empfindungen, verglichen mit dem stillen Entzücken, mit welchem ich einst hier zum erstenmal vor den Werken der Mailänder Schule stand, womit ich in der Brera, dort im Anfang der Galerie, an den zwei Madonnen Bernardino Luinis, an seinem himmlisch-sanften Christus in S. Ambrogio, seinen rührend-reizvollen Fresken in Monastero Maggiore, an den milden, lieblich trauernden Gestalten des Borgognone in der Ambrosiana, in S. Maria della Passione aufblickte! Ich hatte immer gemeint, den Italienern gehöre der Ruhm der reineren Formschönheit, den Deutschen der Ruhm des innigeren Ausdrucks. Man kann auch wirklich sagen, die Innigkeit unserer alten Meister sei tiefer, weil sie individuellere Züge durchdringt, aber doch welche Herzlichkeit und offene Seelengüte ist dem holden Liebreiz verschmolzen, welches bezaubernde Lächeln spielt zwischen Sehnsucht und Wehmut in diesen noch halbschüchternen Formen, da die Knospe der Kunstvollendung eben am Aufbrechen war! Noch inniger ergriff mich damals nur das erste bedeutendere Werk der besten Zeit des Pietro Perugino

in der Pinakothek zu Bologna; hier ist es der träumerische umbrische Augenschnitt und Blick, wie auserlesen zu dieser mystischen Liebeswelt voll tiefen Weinens und himmlischer Freude, und die wärmere Kraft der Farbe, was den romantischen Zauber vollendet. In Mailand hat Leonardo da Vinci die florentinische Bestimmtheit, die Energie der Formgebung, den männlichen Sinn der starken Wirklichkeit und den tiefen Gedanken mit dieser weiblichen Welt der zarten Anmut vermählt und so durch höhere Vereinigung des Entgegengesetzten das klassische Ideal geschaffen. Wer seinen Christus und Johannes auf dem Abendmahlsbilde sehen könnte, wie sie waren, ehe die Reihe von Verwüstungen über dieses Grund- und Hauptwerk italienischer und aller neueren Kunstblüte ergieng! Die Studie zum Christuskopf, die in der Brera hängt, gibt eine Ahnung davon, wie derselbe einst im Gemälde ausgesehen, und wie seine wunderbare Anmut, Sanftmut, Wehmut im kraftvollen Kontrast mit den scharf charakterisierten, mächtig bewegten Männergestalten in dem Kreise gewirkt haben mag, den das Wort Christi: einer von euch wird mich heute verraten! wie ein elektrischer Schlag durchzuckt. Wie dieser Leonardo aber das Leben beobachtet, mit welchem Auge er die Eigenheit des Charakters erfaßt hat, das muß man auch auf seinen Handzeichnungen in der Ambrosiana sehen. Hält man diese mit den wenigen vollendeten Werken des Meisters zusammen, so versteht man, was wahrer Realismus ist: Die harte Wahrheit der empirischen Individualität und ihres Ausdrucks im Affekt ist Vorstudie, und im wirklichen Kunstwerk kommt der große Styl darüber, der sie unnachahmlich zugleich erhält und zugleich in die Weihe des Allgemeinen und Normalen aufhebt. Es ist in Leonardo etwas Deutsches, es liegt in jenem Zuge der Innigkeit, Milde, jenes Liebreizes, der Seelenschönheit ist, es liegt in dieser Schärfe der Charakteristik, es liegt in seiner Nachdenklichkeit, in der Verbindung von Kunst und Wissenschaft der Kunst, allein in seinem Formgefühl, dem Schwunge seines Styls ist er ganz Italiener; dem damaligen Deutschland gieng noch die Ahnung des reinen gattungsmäßigen Durchschnitts der Gestalt ab, es fehlte unseren Künstlern der ästhetische Kompaß, der innere Maßstab für die Linie der Schönheit; der einzige Holbein der Jüngste macht eine Ausnahme, doch wissen wir nicht, wie sein edlerer Formsinn,

obwohl frühe sichtbar, ohne den Einfluß der Italiener sich entwickelt hätte.

Mancher geht nach dem berühmten Speisesaal im Kloster von S. Maria delle Grazie, um Leonardos Meisterwerk zu sehen, beschaut sich auch die gotische Kirche mit Bramantes anmutiger Vollendung der Querarme und Kuppel im Style der frühen, poesievollen Renaissance, im malerisch warmen Materiale des Backsteins, übersieht aber in der Kirche jene Kapelle mit den herrlichen Fresken des Gaudenzio Ferrari, von dessen Wert ihm das allbekannte geleckte Ölbild in der Brera, die Marter der heiligen Katharina, noch lange keine Vorstellung gibt; denn hier erst, in dieser großen Komposition der Kreuzigung Christi und ihr gegenüber der Geißelung und Ausstellung (Ecce homo), feiert er den Moment, wo er sich (leider nicht bleibend, denn er wurde später manieriert) zur Höhe des klassischen Styls erhebt. Es bricht zwar an einer Stelle ein Naturalismus, richtiger eine beabsichtigte Häßlichkeit durch, welche ein Leonardo sich nie erlaubt hätte: es ist der rohe Kerl mit zwei Kröpfen, der Christo den Essigschwamm reicht, aber im übrigen welcher Ausdruck und welche energische Formengebung, welche Männergestalten und Männerköpfe! Dieses wehmutvolle, müde Lächeln des sterbenden Erlösers, dieses Hinschwinden der ohnmächtigen Mutter, dieser Aufblick der Magdalena mit dem glänzenden Auge und dem verweinten Antlitz, dessen Züge doch so bestimmt individuell, so entfernt sind von flacher Allgemeinheit! Und dann die weinenden Engel über dem Kreuze! Den stattlichen Männern gibt Gaudenzio gern roten, wallenden Bart, so wie die ganze Mailändische Schule wohl nicht bloß aus malerischen Rücksichten die rötlichblonde Haarfarbe liebt; man sieht in der Lombardei sehr viel blonde und rote Haare, ein Beweis, daß der Einschlag deutschen Bluts durch die Longobarden kein kleiner war; auch kann man heute noch in Oberitalien hie und da eine wunderbare Vereinigung südlicher und nordisch-deutscher Bildung sehen: man begegnet Frauen von blondem, rotem Haar, mit dem duftigen Schmelze schneeweißer Haut und dabei der vollkommenen Büste, dem gefüllten Nacken der Italienerin; die alten Maler Venedigs wußten ja recht wohl, wie schön das ist; aber auch bei Männern kommt diese Verschmelzung von freierem Formenschwung mit germanischer Farbe vor. Man

sehe auf dem Kreuzigungsbilde Gaudenzio Ferraris den Hauptmann, und an der anderen Wand oben den Mann neben dem Ecce homo und überzeuge sich, wie schön hier mit den kraftvollen Zügen dieses matte Rot der Bärte stimmt, und warum ich so oft von den herrlichen Männerköpfen der italienischen Maler spreche. Auch in der Kirche S. Celso muß man den Gaudenzio Ferrari sehen, in Körperformen ist er hier auf seiner Taufe Christi nicht so sicher wie dort in S. Maria delle Grazie, aber wiederum welche majestätische Schönheit in dem Kopfe Gottes des Vaters! Der sonst so genaue Bädeker hat diesen Bau, das heiter-prachtvolle Werk Bramantes, vergessen; unter den Gemälden, die ihn schmücken, nenne ich noch Borgognones liebes, sanftes Bild der Madonna, die, umgeben von Johannes dem Täufer, dem heiligen Rochus und den Stiftern, vor dem Kinde kniet.

Ich widerstehe jedoch auch hier der Versuchung, den Leser durch Kirchen und Galerien weiter an den reichen Kunstschätzen Mailands umherzuführen. Wir wandeln nur noch einmal in die Brera, über den Hof vorüber an der Statue Napoleons I. von Canova, der hier den Kaiser nackt als römischen Imperator sehr geistvoll behandelt hat, eines seiner besten Werke, das erst jetzt aus seiner Verborgenheit wieder hervorgezogen und aufgestellt ist, wie man denn auch bereits beschäftigt sein soll, am Arco della Pace, dem ich diesmal den Besuch schuldig blieb, die Reliefs, österreichische Siegesbilder, zu entfernen. Der Gang in die Brera gilt einem Werke, das eine Welt für sich ist und, wohlgemerkt, neuerdings meisterhaft restauriert durch den Maler Molteni. Das ist jene Perle der Malerei, worin der jugendliche Raffael noch einmal und zum Schluß alles zusammenfaßt, was dem Style, der noch nicht reif ist, aber auch noch ganz keusch ist, von Innigkeit und holdseliger, frommer Süßigkeit innewohnt: sein Sposalizio. Der jungfräuliche Sinn scheut noch die Energie des Affekts, selbst wo sie gefordert wäre: der zierliche Jüngling da rechts, der im Zorn seinen Stab zerbricht, ist nicht zornig, ein Hauch der stillen Feier in anmutigen Naturen, deren Seele keine Risse und Klüfte kennt, weht durch das Ganze. Es ist das absolute Bild einer Trauung; was in diesem Akte Rührendes, Festliches, Bedeutungsvolles und auch Schalkhaftes liegt, Schüchternheit der Braut, tiefe Sammlung des Bräutigams, Ernst des

Priesters, das Achtgeben auf die Form, daß kein Unschick geschehe, alles mit frommem Anstand ablaufe, liebliches, heiteres Träumen der Brautjungfern, Andacht und Freude der Bräutigamsführer, — Raffael selbst und sein Meister P. Perugino schauen unter ihnen heraus — ist so getreulich und herzlich gesagt in der noch altertümlich-symmetrischen, kindlich-klaren Komposition, die Farbe, zwar ohne alles Übergewicht über die Zeichnung, und doch von tiefer umbrischer Leuchtkraft, läßt das alles so warm herausstrahlen: Nein, vor diesem Bilde darf ich mir sagen, ich habe nicht grundlos gegen den Nazarenismus gekämpft, denn wie könnten wir je das wieder erreichen, wie kann es uns einfallen, das also Erschöpfte noch einmal erschöpfen zu wollen in unserer Zeit der Eisenbahnen und der Kritik! In der Ambrosiana haben wir den ganz reifen, ganz freien Raffael im Karton seiner „Schule von Athen". Da sucht ihn auf, wenn ihr ihm folgen wollt, hier studiert den sichern Meisterzug der Hand, entbunden und entwickelt wie der freie Geist in den ernsten Denkern, die er in der prachtvollen hohen Halle versammelt! Noch ein anderes rührend schönes Bild des frommen, noch altertümlichen Styls kurz vor der Blütezeit enthält die Brera: Es ist die Verkündigung der Maria von Franc. Francia. In Deutschland kennt man den Meister aus dem lieblichen großen Bild in der Pinakothek zu München; dort aber steht er noch höher, ein wunderbarer, klarer Friede ist einzig über die stille Szene ausgebreitet. Doch genug, wenn ich nicht meinen Vorsatz vergessen soll.

Es versteht sich, daß ein Schwabe mit besonderer Andacht den berühmten Dom, diese Prachtwelt aus Marmor mit den unendlichen Spitzen und 4500 Bildsäulen, beschaut und betritt, denn jener „Enrico Gamodia", von dem der Entwurf herrührt, war ja eigentlich Heinrich Arler aus Gmünd. Bekanntlich ist aber in der Ausführung der gotische Gedanke vom südlichen, ein für allemal diesem Style fremden Sinn mißverstanden, entstellt worden; ein Unmaß von Ornament umwuchert einen im Grunde schweren, nicht wahrhaft gegliederten Bau, nachher dringt der Zopf, und endlich, selbst in der Fassade, moderner Klassizismus ein. Dies alles kann den wunderbaren Eindruck von Reichtum und edler Pracht nicht aufheben, und höchst interessant ist es, im einzelnen, namentlich dem Maßwerke der Treppengeländer zu sehen, wie der Rokoko und neuere

Klassizismus die dekorative Pflanzenform in seinem Style behandelt und doch auf Distanz das Bild gotischer Dreipässe, Vierpässe, Dreiblätter, Vierblätter, Fischblasen erzielt. Wie bescheiden ernst ist gegen die stolze, geschmückte Schönheit des Doms die Basilika S. Ambrogio mit ihrem uralten Vorhof! Tritt hinein, wenn die Abendsonne auf seine Pfeiler, in seine Hallen fällt und der Backstein in ihren Strahlen warmrot erglüht, sieh zu, wie malerisch die uralte, von der Zeit benagte Architektur vom tiefblauen Himmel sich abhebt, träume dich um ein Jahrtausend zurück in die Tage Ludwigs des Frommen, durchwandle dann die Basilika selbst, von deren Restauration der tüchtige Architekt Schmidt durch das Jahr 1859 weggerissen worden ist; byzantinische Mosaiken des neunten Jahrhunderts schmücken den Chor, ein altchristlicher Sarkophag der ersten Jahrhunderte trägt die Kanzel mit dem seltsam steifen bronzenen Adler und Johannes dem Evangelisten; vor diesem Altar wurden einst die lombardischen Könige und deutschen Kaiser mit der eisernen Krone gekrönt, bis Barbarossa sie nach Monza brachte; schau' den rührenden Heiland Luinis an der Altarseite an, den ich schon erwähnt, und dann in der Kapelle rechts die schönen Fresken von Bernardino Lanini. — Doch ich wollte bloß von Architektur noch weniges sagen und schließlich den herrlichen Backsteinbau des Hospitals mit seinem weiten, königlichen, hallenumgebenen Hofe nicht unerwähnt lassen; diesmal freilich genoß ich den schönen Anblick nicht so rein wie sonst, denn wie ließ sich die Erinnerung unterdrücken, daß dies die Räume sind, welche die Tausende von Verwundeten aus den letzten blutigen Schlachten aufgenommen haben!

Was abends beginnen? Die Scala geschlossen, in der Canobbiana hatte ich eine komische Oper von Petrella gehört, Drama war um diese Zeit nur im Tagtheater La Commenda. Da wird angekündigt: Milano nell' anno 1848 e Milano nell' anno 1859. Das müssen wir doch sehen! Wir verfügen uns also nach der Contrada di Porta Romana und treten ein; Zuschauer bürgerlich, Aufwärter in Blusen schreien mit sonst schon bemeldeten guten Kehlen cigarri, limonata und birra gazosa aus: ein Getränke, dessen bloßer Anblick einem richtigen Bierkenner belegte Zunge macht; — wer jedoch wahre Todesverachtung entwickeln will, der muß in Sommerhitze in einem italienischen Biergarten, wie solche doch mehr und mehr auf-

kommen, dies Getränke mit dem unentbehrlichen Eis gemischt in sich aufnehmen. Der Vorhang geht auf: Straßenszene, Aufregung, ein mailändischer Beamter erscheint und liest die Zugeständnisse der österreichischen Regierung von 1848 vor, das „troppo tardi" wird ihm zugerufen, man stößt ihn hinaus, zerreißt sein Blatt; der Kampf beginnt, Bürger und österreichische Soldaten jagen sich über die Bühne, Frauen kämpfen mit, bedeutendes Schießen. Unter den Frauen stritt voran die Gattin eines Lamberto, der tödlich verwundet in sein Haus gebracht wird, während jene noch draußen kämpft. Die Erscheinung des bleichen, sterbenden Menschen mit dem blutigen Tuch um den Kopf war erschütternd, allein nun starb er zu lang, und einmal, da er heftig sich losreißen wollte, um an der Seite seiner kämpfenden Frau zu sterben, ließen ihn seine Freunde schnappen, so daß er (nicht ganz nach Willen des Stückes und Spiels) zu Boden fiel. Allgemeines lautes und fröhliches Gelächter; es sind eben Kinder; Deutsche verlangen mehr Zusammenhang der Empfindungen und hätten wohl den Lachreiz unterdrückt. Schlußszene: Straßenkampf, die Frauen voran, Lamberto wird noch zu seiner Gattin gebracht und stirbt an ihrer Seite im Augenblicke des Siegs, d. h. der Nachricht, daß die Österreicher abziehen. Dann nach der Pause folgt Milano nell' anno 1859. Die Witwe des Lamberto, im ersten Stück jugendliche Amazone, sehen wir wieder, gealtert im Gram um das abermals gefesselte Vaterland, verarmt durch die Konfiskation ihres Vermögens, verfolgt vom Verdachte der Polizei; ihr Sohn ist Mitglied einer Verschwörung, sie entdeckt es, fleht ihn an, daß er ihr sich erhalte, er kämpft mit sich, reißt sich aber doch von ihr los und folgt den Verschworenen, sie fällt in Ohnmacht, rafft sich aber auf und beschließt, sich nicht von ihm zu trennen. Geheime Zusammenkunft der Verschwornen, die Polizei pocht, sie entfliehen durch eine Kellertüre, die Sbirren finden das Nest leer. Nun wieder Straße, ein österreichischer General tritt auf, schilt über die drohende Haltung der Mailänder, während Gyulay in Sardinien untätig liegt; ein Adjutant bringt ihm die Nachricht von Garibaldis Märschen und Siegen, dem Rückzuge des Heeres, er wütet und flucht, was das Zeug hält, und zwischen die „corpo di Baccho!" die „tutti diavoli" hinein schreit er auf einmal deutsch: „der Teufel!" Es klang so komisch, daß ich selbst laut mit den andern

auflachen mußte. Ein Graf tritt auf, Repräsentant des patriotischen Adels, und wirft dem General alle Sünden der österreichischen Regierung vor. Der stärkste aller Vorwürfe waren die Stockprügel, und leider freilich hat die österreichische Polizei nicht unterlassen, selbst durch Anwendung dieses rohen Mittels das italienische Volk in der Tiefe des Herzens zu empören. Im Jahre 1848 wurden bei einem Straßenauflauf sogar Weiber geprügelt, es waren zwar nur Ballettänzerinnen, die mit anderem Volk eine Zigarrenhändlerin genötigt hatten, statt der österreichischen die italienische Fahne auszuhängen, aber solche Maßregeln waren immer der sicherste Weg, einer Nation, in welcher uralte Kultur den Begriff der Menschenwürde befestigt hat, das österreichische Regiment als barbarisch verhaßt zu machen. Hätte man die Stockprügel für die Tierquäler aufgespart! Barbarie austriaca war denn das dritte Wort in dieser Strafrede, zu welcher der Redner durch umlaufende Gerüchte von einer großen verlornen Schlacht ermutigt war. Der General eilt fort, seine Truppen zu sammeln, ein Chor junger Leute erscheint und singt ein Nationallied; das Lied schien beliebt und der näselnde Vortrag der leierartigen Melodie, die bekannte Art des eigentlichen italienischen Volksgesangs gefiel so, daß da capo gerufen wurde. Nun wieder Straßenkampf; es darf nicht verschwiegen werden, daß nach einem gefallenen feindlichen Soldaten noch gestochen und geschlagen wurde: also selbst auf der Bühne dargestellt die Mißhandlung von Verwundeten, die leider in diesem Kriege häufig vorgekommen sein soll. Endlich rückt das siegreiche Heer von Magenta an; Franzosen einzuführen erließ sich natürlich das italienische Selbstgefühl, es kamen nur Bersaglieri; Siegesgesang und Schluß mit einer Rede jenes Grafen, deren letzte Worte waren: „sie sind fort und hoffentlich diesmal für immer!“ Außer den Stockprügeln waren es namentlich die Kontributionen und Konfiskationen, deren Erinnerung sichtbar stark auf die Zuhörer wirkte. Nehmen wir dazu das Spionenwesen und nach Entdeckung der Verschwörungen, nach Bezwingung der Revolution die Blutgerichte, so haben wir alles beisammen, wodurch Österreich den tödlichen Haß auf sich gehäuft und die Wirkung der vielen Wohltaten erstickt hat, die dies Land unleugbar seiner Herrschaft verdankt; man weiß, daß seine Regierung die geordnetste, seine Justiz die beste in Italien war, es hob die

Landeskultur, und die Kolonen befanden sich gut unter ihm, Stadt- und Landgemeinde hatte ihre geregelte Selbstverwaltung, das Gesetz stand in Ansehen, die Kunst wurde gepflegt; die Schule war nicht, was sie sein soll, denn sie war nicht frei von der Kirche, aber doch ungleich besser als selbst in Sardinien.

Ich blieb nun vier Tage in Mailand; ganz vergessen hatte ich das Schweizer Kaffeehaus, wo deutsche Zeitungen sind und auch jetzt deutsch gesprochen werden konnte, ohne daß man sich Unannehmlichkeiten aussetzte. Ich gieng am letzten Abend noch hin, und wie ich eintrat, waren das erste, was ich vernahm, die Worte eines Deutschen: „wie hätten wir Österreich beistehen sollen, das in Italien nichts als Übel angestiftet hat!" Was Frankreich damals dort anstiftete, mag man unter anderem daraus entnehmen, daß gerade in diesem Kaffeehaus statt der österreichischen nun französische Spione saßen, Elsässer Juden, die zugleich als Propagandisten des Napoleonismus und speziell des Rheingrenzengelüstes sich dort liebenswürdig zu machen pflegten. Davon erzählte mir ein Bekannter, den ich fand, und der nach seiner Wohnung in entfernterem Stadtteil nicht wagen konnte, zu Fuß heimzukehren, weil nächtliche Raubanfälle in den Straßen damals wenigstens nicht selten waren. Das erinnert allerdings noch an ein weiteres Verdienst Österreichs. Wohl empörte die Polizei durch das Spionenwesen, aber sie schützte auch wirklich; der Patriot hatte Ursache, sie zu hassen, aber der Spitzbube noch mehr.

Ich hatte des Unerfreulichen, aber auch Belehrenden in der gänzlich veränderten Stadt vollkommen genug geschluckt, fuhr am fünften Tag ab und fand den Comer See, der meine letzte Freude sein sollte, in völlig reizlosem Gewande: trüber Himmel, tiefhängende Wolken, alles war grau, unerquicklich. Wie anders habe ich ihn sonst gesehen, in wie freierer Stimmung seine reizenden Ufer beschaut und betreten! Vorüber an Villa Carlotta, einst Sommariva, Thorwaldsens Alexanderzug bleibt diesmal ungesehen, vorüber am Vorgebirg Bellaggio, auf dessen Höhe Villa Serbelloni die herrliche Aussicht bietet, die wir heute vergeblich suchen würden, an Villa Melzi mit dem berühmten Bilde Napoleons I. von Appianis Hand. Dies Bildnis steht mir deutlich vor das innere Auge geschrieben; er ist als Präsident der Italienischen Republik gemalt mit grünem, gold-

gesticktem Kleide, noch dürres Gesicht, hohes Halstuch und die Locken über die Stirn nach der bekannten Mode der französischen Catone und Brutusse von damals; ein höchst genialer Kopf, dämonisch, unheimlich; geheimnisvolle Geister fliegen über diese feinen, gefährlichen Züge, im Blitze dieses Auges und in den lächelnden Lippen lauert hinter der durchdringenden Gescheitheit und ironischen Freundlichkeit eine unendliche Perfidie und wollüstige Grausamkeit, eine Katze, ein Tiger; das Bild übt im Abstoßen einen geisterhaften Reiz aus, man trennt sich schwer von ihm; schade, daß nicht ein Porträt des Neffen, des Nachahmers, des Reutlinger Nachdrucks vom Onkel, daneben hängt zum Vergleichen.

In Colico steigt aus, wer über den Splügen reisen will, und geht in Chiavenna aus dem italienischen Postwagen in den schweizerischen über. Um Mitternacht gieng es fort und hinauf. Von den Wasserfällen an der Steige auf italienischer Seite war im Dunkel nichts zu sehen, aber wie es höher und höher gieng, erschienen deutlich am Wege die ungeheuern Granitblöcke, die Zeugen der schrecklichen Kämpfe zwischen Fels und Wasser in dunkler Vorzeit. Wer nie eine dieser wilden Gebirgsstraßen gesehen hat, dem fehlt ein großes Bild. Ich war eben dem Einschlafen nah, als einer dieser Riesen um den andern im nächtlichen Helldunkel auftauchte, es war nicht schwer, seltsame Menschengesichter in ihren Profilen zu finden, und wie eben einer sichtbar wurde mit ungeheurer Nase, darauf eine mächtige Warze mit Haar bewachsen, so war ich im Halbtraum schon völlig reif, ein Gespräch zu vernehmen, das er mit seinem Gegenüber, einem nicht minder groben Ungeheuer, führte. Die Kerle sprachen von alten, besseren Zeiten, da es hier noch lebhaft hergegangen sei, da noch Ichthyosauren und Dinotherien und andere artige Tierchen ähnlichen Schlags ihre Gespielen waren, sie erzählten sich, wie sie damals hofften, einen Damm aufzuwerfen, den der kleine Mensch nie übersteigen könne, um dort oben ganz unter sich zu sein; sie schimpften mit trägem, mürrischem Gähnen über das naseweise Geschlecht, das über diese Höhen klettere, und über den Philisterstand, in den sie durch die traurige Polizeiordnung der jetzigen Planetengestalt versetzt seien; nichts ist uns, so grunzte der Linke, übriggeblieben, als den frechen Zwergen hin und wieder einen Schabernack mit Steinerumpeln, Schnee und Wasser anzutun:

„Da kommen auch wieder so einige Knirpse herangekeucht, was meinst du drüben, alter Kamerad mit der ruppigen Nasenwarze und den dichten Binsen darauf?“ Ich konnte die Antwort nicht mehr hören, der Schlaf war über mich gekommen, und der Traum führte mich zurück nach dem Garten der Lombardei, nach dem blauen Gardasee, nach den Wundern Venedigs, zu meinem Liebling in der Kirche ai Frari. Ich unterhielt mich mit der Kleinen über den Wohllaut der italienischen Sprache; il solo parlare, sagt sie, é melodia, é quasi canto e nessuno dei nostri é tanto rozzo, che questa lingua senza qualche grazia e dolcezza sonasse dalle sue labre. — „Gähscht nüt füre, Kueh alte“, mit diesem rauhen Laute wurde ich geweckt; das war unzweifelhaft deutsch; es kam von den Lippen eines Postillons, der eben umspannte, und war an seinen Handgaul gerichtet. Horch und mit dem Donnerworte ward sie aufgetan, die Türe des Postwagens: „meine Herren, Sie müssen aussteigen!“ Das war der Kondukteur, er kommandierte uns in die bereitstehenden Schlitten. Ich hatte rein nicht daran gedacht, daß mir auf dem Splügen natürlich noch eine Schneefahrt bevorstand; also aus dem warmen Schlaf unvorbereitet, leicht gekleidet, heraus in den offenen Schlitten, in dichten, kalten Regen, Hagel, eisigen Sturm. Nun, man muß alles einmal durchmachen. Der Schnee war an vielen Stellen so hoch, daß wir gute zehn Schuh über der Spitze der Straßenpfähle fuhren: gerade auf der Straße durch den Anhalt, den er hier zur Sammlung fand, hatte er einen so hohen Damm gebildet. Ein Scheuen des Pferds, ein starker Stoß und Ruck des Schlittens, so war der Sturz in die Abgründe gewiß und wir brauchten keinen Doktor mehr. Eine gute Strecke gieng es vom Wege ab, nun über dachgähen Abhang, wo das Pferd zwischen Gang und Rutschen auf den Hinterbacken abwechselte. Der Postillon verlor den Humor so wenig wie wir und sprach seinem starken, runden Gaul abwechselnd mit dem obigen „Kueh“, mit „alter Pfannenflicker, alte Liesel“ oder mit dem noch zärtlicheren Liebeswort „alte Sau“ zu. Nach zwei Stunden, gründlich durchnäßt und erkältet, hatten wir noch ein Stück Wegs, wo der Schlitten auf steinigem Boden nicht mehr vorwärts konnte, zu Fuße zu stampfen, bis wir den wartenden Wagen erreichten, der von drüben gekommen war; nach kurzer Erquickung im Dorfe Splügen gieng die Fahrt

durch die wilde Herrlichkeit der Via mala nach Thusis, in Chur nahm mich die Eisenbahn auf, bald sauste der Zug am felsumstarrten, von Wasserfällen umrauschten Wallensee, dann am lieblichen Züricher See vorüber, rasch und jäh, recht ein Symbol der ganzen Reise, wechselte Schroffes und Sanftes, Furchtbares und Friedliches, und abends war ich zu Hause, in Zürich.

Indem ich zurückblicke auf diese wilde Jagd von Reise, auf das bunte Stück Leben, das an mir vorbeiflog und Bild um Bild im Sturm dem heftig bewegten Innern eindrückte, verweilt meine Erinnerung mit besonderer Liebe bei dem Augenblick, mit dessen Schilderung ich diese Blätter begonnen habe. Damals, als mitten im schnöden Unwetter vor dem erstaunten Auge plötzlich in erhabener Ruhe die weite, offene See lag, sagte ich mir, daß man nicht verzagen soll. Das ist wohl ein altes Gebot, aber es gibt Momente, die uns durch die Kraft der Anschauung neu und innig einprägen, was wir immer wußten und leicht vergessen. Der Tag wird kommen für unser Vaterland. Alle die ungezählten Kräfte, die jetzt noch vereinzelt streben und ringen, ohne das Ziel abzusehen, werden endlich vereinigt die Hindernisse durchbrechen, die getrennten Stämme der Nation werden sich finden, wie Bach und Strom sich finden im unendlichen Meer —

il mare, quanto è grato e dolce!

Ein Schützengang.

Als ich am Morgen des 12. Juli 1862 frühe aufstand, war natürlich mein erstes, nach dem Wetter zu sehen, denn ich wollte nach Frankfurt zum deutschen Schützenfest. Meine Wohnung geht nach dem See und Hochgebirg. Da sah es übel aus. Die ganze Kette, vom Glärnisch bis zum Uri-Rotstock, so klar im frühen Morgenlichte, so unheimlich deutlich, daß man meinte, danach greifen zu können. Es ist der Föhn, der die Ferne so nah erscheinen läßt, indem er den Luftschleier, an dem wir sie messen, hinwegnimmt, und was dies für Wetter bedeutet, weiß man. Also tagelang, vielleicht wochenlang strömender Regen, Sturm und nachfolgende Kälte, das ist die Verheißung für das Schützenfest! Was jetzt tun? Mein erster Gedanke war: zu Hause bleiben. Doch schnell besann ich mich eines anderen; dort unten in Frankfurt, sagte ich mir, hat ihnen der Sturm die Festhütte umgerissen, sie sind nicht verzagt, sind mutig und rüstig ans Werk gegangen und sie haben's bezwungen, der Bau steht wieder aufgerichtet; nimm ein Beispiel daran! Also vorwärts, ausharren, nicht nachlassen, das Beschlossene nicht aufgeben!

Ich gieng zur Eisenbahn, stieg ein und habe von der Fahrt nichts zu berichten, als daß nachmittags der vorhergesehene Regen sich einstellte. Die hiesigen Schweizer fuhren in einem besonderen Zug von Zürich aus, dem sich in Basel die Westschweizer anschlossen. Ich wollte aus Eigensinn keine Ausnahme von denjenigen machen, die der merkwürdige Beschluß der badischen Bahndirektion traf, wonach die bedeutende Preisermäßigung, die der Schweizerzug auf deutschem Boden genoß, den Deutschen, die sich in ihn nicht einschmuggeln wollten, nicht zugute kam. Ich fuhr also mit dem gewöhnlichen Zuge nach und kann daher auch von dem festlichen Empfang in Basel nichts erzählen. Vor dem Bahnhof in Frankfurt mußte unser Zug ziemlich lang stille stehen; es brauchte Zeit, bis die vorher angelangten Schweizer, bekanntlich über tausend Mann, ausgestiegen waren; als unser Zug, von Kanonensalven wie alle empfangen, einfuhr, standen sie im Bahnhof aufgestellt. Einzelne Laute der Anrede des Dr. Sauerländer und der Antwort des Oberst

Kurz drangen an mein Ohr, während ich Mühe hatte, mich mit Gepäck und Waffe durch die Menge zu arbeiten, um Droschke oder Träger zu finden und zur gastlich anerbotenen Wohnung zu gelangen. Versteht sich, daß man durch den strömenden Regen sich nicht abhalten ließ, am Abend noch auszugehen und sich durch Pfützen, Füße, Ellbogen und Schirme zu drängen, so gut es gieng. Aus diesem Gedränge und Gewirr, Brausen der Menschenstimmen und fern vom Bahnhof schallenden immer neuen Hochrufen, die den ankommenden Schützenzügen galten, hebe ich den Moment hervor, wo ein nahes Jauchzen und Jodeln mir anzeigte, daß die Tiroler in der Nähe sein mußten. Ich fand sie im Kreis aufgestellt, von einer dichten Menge Neugieriger umringt, auf dem Platz vor dem Theater. Da standen sie um ihren Hauptmann versammelt, der ihnen die Wohnungen anwies, in den bunten Trachten der verschiedenen Täler, mit den schweren, altertümlichen Stutzen, die bekannten Säcke auf dem Rücken, mit denen sie so oft ausgezogen sind zu einem ganz anderen Schießen, das kein Festspiel war. Es ist doch etwas, wenn man so eine Waffe ansieht und denkt: die ist wohl mit dabei gewesen, und es ist doch etwas um eine wirkliche Volkstracht und um rechte Rassemenschen, Riesengestalten aus dem fernen Gebirge, Köpfe vom echten Schnitt jenes Profils, das auf die Verschmelzung von Alemannen und Bajuvaren mit einem dunkeln romanisierten, dann germanisierten Urvolk hinweist, Gesichtszüge, über die der Pflug, aber auch die klein zuschneidende Egge der modernen Bildung nicht gegangen ist; die Phantasie wacht auf bei dem Anblick und sagt sich: es gibt noch ein Stück Poesie, das nicht Maske, das Wirklichkeit ist.

Nun — und ich dachte, jeder müsse sich sagen, es sei doch besser, daß diese da seien, als die Italiener, denn beide zugleich wären nicht gekommen: kamen die letzteren, so blieben die Tiroler weg samt den Bayern und wohl auch samt den Schwaben. Der krumme Zwischenfall der Einladung an den Mailänder Schützenverein ist längst abgetan, aber es ist immerhin nicht zu spät, durch die kürzeste Formel sich Rechenschaft von der Verkehrtheit jener kosmopolitischen Handreichung zu geben. Sie heißt so: wenn die Italiener am Feste teilnahmen, so war es sehr leicht möglich, daß einer von ihnen einen Stutzen gewann; da nun Italien unsere Grenzen bedroht, da wir

Krieg mit ihm nach aller Wahrscheinlichkeit haben werden, Krieg nicht bloß um österreichisches Besitztum, sondern um deutsches Bundesland, so könnte es gar wohl kommen, daß über kurz oder lang der welsche Gewinner einer Waffe mit derselben nach — ihrem Geber schösse. Und ich meine, daß man es darauf nicht ankommen lassen durfte, das müsse selbst der eingefleischteste Parteimann des preußischen Programms, der wildeste Österreichzertrümmerer, der holdeste Schwärmer für fremde Nationalitäten, der dürftigste Kopf und das engste Herz einsehen. Man kann doch die Wirklichkeit nicht ableugnen; mag einer den Umstand in die Hölle verfluchen, daß es „Großdeutsche" gibt, ja möchte er sogar theoretisch recht haben, daß er es tut, mag er Österreicher, Bayern, Schwaben für Unmündige, für Pfaffenknechte, für Bösewichter halten, das verändert ja an der Tatsache nichts, daß sie da sind, daß sie in Menge da sind. Nur ums Himmels willen ein klein bißchen Statistik! Es ist mehr wert als alle Logik eurer Schlüsse. Dies Fest nun war es eben, das uns die unbezahlbare praktische Lektion in der Statistik unserer Stämme und Parteien gab, es war ein Pestalozzischer Anschauungsunterricht über den wirklichen Stand der Menschen deutscher Nation, ein prächtig gemaltes Abc des wechselseitigen Vertragens und Duldens für Kinder und Alte.

In später Abendstunde traf ich noch beim Glase mit einem Komiteemitglied zusammen. Der Mann war so erschöpft, daß ihm die Augen fast zusanken; er hatte zehn Stunden gearbeitet, ohne sich laben zu können: lauter freiwillige Mühe ohne Lohn — Ehre den Braven! Man muß sich recht hineinversetzen, sonst vergißt man leicht, welche ermattende Anstrengung hier von opferfreudigen, edlen Kräften übernommen und wochenlang unverdrossen getragen worden ist. Man scheute sich fast, an diese Männer, denen der lange Kampf mit der Nervenabspannung auf dem Gesichte geschrieben stand, noch mit Fragen und Bitten sich zu wenden, und erhielt doch immer geduldige Auskunft, freundlichen Rat. Nun nehme man aber hinzu, was die ganze Stadt, Körperschaften und einzelne, Senat und Bürger, geleistet hat, man erwäge alle die Opfer an Geld und Mühewaltung, deren Größe man im Festjubel, im Anblick der glänzenden Früchte der Arbeit so leicht nur überhin sich vorstellt, da alle die Pracht, Fahnen, Kränze, Bilder, Transparente, tausendfältiger

Schmuck, fertige Zurüstungen und zarte Ausübung herzlicher Gastfreundschaft, reiche Ehrengaben, Spenden jeder Art zur Anlage des Festplatzes — da dies alles, wenn es sich vollendet dem Auge darstellt, aussieht, als wäre es im leichten Spiele nur so hingezaubert, da es einem schönen Körper gleicht, dessen innerer, vielbeschäftigter Lebensprozeß dem Auge verdeckt ist, da kein Mensch mehr an das unendliche Bestellen, Fragen, Schreiben, Rennen, Zahlen, an die Welt von Verdruß über tausend Hemmungen und Verwirrungen denkt: man gehe hinter diese Oberfläche und man wird erkennen, daß ein solches Fest keine bloße Form ist, nein, ein Werk voll Inhalts, ein Tun des Willens, eine sittliche Arbeit. Eine Arbeit freilich aus Freuden, mit Freuden, für Freuden; aber diese Freuden selbst, was sind sie? Freuden am Bilde einer ringenden Nation, die mit hochgeschwellten Kräften zum ersehnten, wahren Dasein strebt, Freuden in Anschauung eines Ideals mit dem vollen Bewußtsein, daß es nur mit Opfern wird verwirklicht werden, wogegen diese Opfer zum Feste noch ein Nichts sind, hohe Freuden, ein Jubel auf dem dunkeln Grunde des furchtbaren Ernstes. Nun war in der Woche vor dem Fest noch der bekannte große Unfall eingetreten. Es hatte den ganzen, vollen Mannesmut, die äußerste Anstrengung aller Kräfte bedurft, rechtzeitig wiederherzustellen, was der Sturm verwüstet hatte; die Katastrophe hatte Menschenleben gekostet. Man hat es überall erkannt und oft gesagt, daß dies, diese finstere Folie, dem Diamante des Festes noch tieferen Glanz gegeben hat. Die Überwindung der Elemente, die „das Gebilde der Menschenhand hassen", wurde im Bewußtsein der Überwinder und der Gäste zum Symbol eines höheren Sieges. Entschluß und Ausdauer siegte über die wilden Mächte der Natur, Entschluß und Ausdauer wird über andere Dämonen auch den Sieg davontragen; Germania stand unter Trümmern fest im Sturm.

Am 13. morgens hatte der Regen aufgehört, aber nach Ton und Charakter der Luft und Wolken zu schließen, meinte man tausend gegen eins wetten zu können, daß ein zweiter Regentag folgen werde. Was nun? Der Mensch kann dem Wetter Arbeit, Anstrengung jeder Art abtrotzen, aber Feststimmung nicht. Ein verregnetes Fest: was kann es Trübseligeres geben? Ein verregnetes großes, stolzes Nationalfest mit ungeheurem Aufwand: wer kann

das aushalten, ohne die Flügel hängen zu lassen? Fest will Licht, weil es selber Licht ist. Aber vorwärts, ausharren, nicht nachlassen, das Beschlossene nicht aufgeben! Man wagte und es gelang; aus grauem Himmel arbeitete sich langsam das Sonnenlicht, und nachher, als das Fest eröffnet war, ist es nach Regentag und Gewitter uns treu geblieben bis zum Ende. O Sonne Deutschlands, blicke nach Stürmen so freundlich auf uns Wagende, wenn endlich, endlich der größere Festtag der Nation aufgeht, wenn die teure, vielgeliebte Fahne, die schwarzrotgoldne, hochwallend den Völkern verkünden soll, daß wir da sind, daß man uns nicht mehr beschimpfen darf, daß man uns ehren und fürchten muß!

Ich bedrohe den Leser nicht mit einer Beschreibung des Festzugs, den er längst aus den Zeitungen kennt; wenn ich es wollte, ich könnte die Drohung nicht ausführen, denn ich habe blutwenig von ihm gesehen, weil ich ihn — mitmachte. Ich wollte mit drunter sein, ich war nicht als lorgnettierender Beobachter gekommen; freilich aber hatte ich mir — sehr unrichtig bei einem Zug von solcher Länge — vorgestellt, er werde einmal ganz an sich vorübergehen. Nur am Schlusse sah ich die Festjungfrauen und Knaben am Gabentempel gruppiert, die altdeutschen Reiter absteigen und ein paar von den Bogenschützen hinweggehen. Die Frankfurter haben trefflich dafür gesorgt, daß man an der Spitze des Zuges den Kunstsinn einer gebildeten Nation erkannte. Ein so hoher Festgang will eine Zutat von Phantasie und Styl, von theatralischer Wirkung im guten und echten Sinne des Wortes, einen Reiz schwungvollerer Art, der die Anschauung aus der nächsten Wirklichkeit rasch emporhebt, indem er ihr ankündigt: hier ist geweihter Boden. Geschichtliche bunte Trachten, feurige Rosse dürfen nicht fehlen und das sicherste Mittel, ideal zu stimmen, ist die Erscheinung der geschmückten Jungfrau, des blühenden Knaben. Ehrlich gestanden, es reut mich, daß ich nicht doch austrat, um alles zu sehen; ich versäumte ja noch mehr als diesen Anblick, ich vernahm nicht den tausendstimmigen Jubel, wo die Tiroler unter den Klängen ihrer uralt einfachen Hirtenmusik, der Trommel und der Schwegel, mit ihrer ruhmvollen, zerschossenen Landesfahne, nicht den Ruf der tiefsten, aus Trauer in Hoffnung aufsteigenden Herzensbewegung, wo die Kurhessen, die Schleswig-Holsteiner im Zuge vorüberschritten. Doch nicht verloren war mir

der Anblick des hochgeschwellten Lebens in der Stadt. Ich habe manche Feste gesehen, auch die Stadt Frankfurt im hohen Festschmuck am Eröffnungstage des Parlaments und beim Einzuge des Reichsverwesers; ich weiß nicht mehr, ob die äußere Pracht, der Aufwand an Kranzgewinden, Fahnen, Bildern, Schmuck und Aufputz aller Art, damals geringer oder ebenso groß war, größer gewiß nicht; aber ich will hier nicht von diesen äußeren Mitteln reden, sondern vom lebendigen Schmuck, von den Menschen. Ein solches Leben habe ich nie gesehen; jeder Fußbreit Straße, jedes Fenster, jeder Söller, jede Tür und Dachluke von entzückten Gesichtern Kopf an Kopf belebt, alles rufend, alles winkend, mit Tüchern wehend, am lustigsten die geputzten Frauen und Mädchen. Man sah fast keine Wand mehr, Häuser waren keine Häuser mehr, sie lebten, sie leuchteten von Blicken, sie tönten von Lippen, sie wogten von tausend geschwungenen Tüchern, sie waren in Wellen, in schlagende Pulse, in empfindende Nerven verwandelt. Nicht so freuen sich, nicht so jauchzen die Menschen, wenn es etwas zu feiern gibt, was ist oder war, so nur, wenn ein Unendliches begrüßt wird, das werden soll, das werden muß, das hier vor Augen als verheißungsvolle Erscheinung greiflich da ist, unter der faßbaren Oberfläche ein Keim voll grenzenloser Lebenskraft, noch nicht Wirklichkeit, aber volle Möglichkeit, sichere Bürgschaft, blitzend aus den Augen von zehntausend bewaffneten Männern, Bürgschaft einer von jedem Herzen erseufzten Zukunft, ein idealer Kern, der aufgehen muß und wachsen zum stattlichen realen Baume. Aber nicht jede Bevölkerung wird das so feurig fühlen oder, wie tief sie es fühlen mag, so feurig kundgeben, so durch und durch elektrisiert aufleben, wie das rasche Frankenblut in der alten Krönungsstadt.

Bei der Aufstellung auf dem Roßmarkte, der Übergabe der prachtvollen Bundesstandarte, der Anrede des Dr. Müller und des Fürsten von Koburg, dessen großes Verdienst, den Schützenbund begründet zu haben, kein Parteigegensatz je verdunkeln kann, stand ich gerade den Schweizern gegenüber und will die lange Pause benützen, von der Aufnahme dieser Ehrengäste ein Wort zu sagen. Wer die Dinge mit nüchternen Augen ansieht, dem konnte sich bei der überschwenglichen Auszeichnung und den unendlichen Lobreden das Gefühl aufdrängen, es werde den Schweizern selbst des Guten fast etwas zu

viel sein. Man besorge von mir, der ich seit sieben Jahren in der Schweiz freundlich aufgenommen lebe, gar manches schöne menschliche Band geknüpft habe und hoch in Ehren halte, was alte Tapferkeit, gesunder Verstand und vaterländischer Sinn diesem Land errungen hat, kein undankbares, kein unschönes, kein neidisches Wort. Aber ich weiß auch, in wie ungünstigem Lichte das zerfahrene, unmächtige, unter ungestraftem Schimpf schmachtende Deutschland sich im Auslande reflektiert, und das Licht muß noch ungünstiger sein in einem Nachbarlande, welchem viel Bitteres zuzufügen auch das unmächtige Deutschland mächtig genug war und von welchem wir gerechterweise nicht verlangen können, daß es immer unterscheide, was die Regierungen ihm Feindseliges angetan haben und wie die Nation gegen es gesinnt ist; es sind immer wenige, die auf den Kern unter der Oberfläche sehen und den Wechsel auf die Zukunft honorieren, den wir als einzigen Ausweis unseres politischen Berufes hinhalten können;*) genährt wird der üble Anschein durch Deutsche, die hier im Ausland bei jeder Gelegenheit auf ihr Vaterland ehrvergessen schimpfen und bei jeder Gelegenheit der Schweiz schmeicheln, so schmeicheln, daß der gesunde Schweizersinn selbst in ihre Seele hinein sich schämt; in ärgerlichem Andenken ist unter anderem der plumpe Übermut des ungebildeten Raveaux, den einst das Reichsministerium als Gesandten zu schicken den großen Mißgriff begangen hat. Eine Nation aber, die noch nicht geachtet, jedoch

*) Gar manchen gediegenen und gebildeten Mann könnte ich hier nennen, der als deutscher Schweizer mit Wohlwollen, mit gerechtem Urteil auf das Mutterland blickt. Es kommt aber hier nicht auf Namen an; nur eine freundliche poetische Erscheinung kann ich nicht unerwähnt lassen. Unter dem Titel „Wiederklänge aus dem Rhonetal“ ist 1862 eine Sammlung lyrischer Gedichte erschienen, aus denen vereint mit echtem Schweizersinn die rührendste Liebe für Deutschland spricht. Der Dichter ist ein Offizier, Leo Lucian von Roten, der als isolierter Vorkämpfer deutscher Sprache und Bildung, nicht ohne manchen bittern Kampf mit den Welschen ringsum, im fernen Wallis lebt. Man lese hier Gedichte wie: „des Rheines Wache“, „die Fahnen von Magenta“ und man wird fühlen, wie rein die Empfindungen eines deutschen Patrioten mit denen eines Schweizers in den fernen Bergen sich begegnen. In der ganzen Sammlung spricht sich ein schönes, frisches, klares, menschlich echtes Gemüt so wohltuend aus, daß man der Form einige Härten gern verzeiht.

sich bewußt ist, Achtung zu verdienen, sollte, wenn sie Ausländer mit verdienten Ehren feiert, die es zu dem bereits gebracht haben, wozu sie es erst bringen will, bei ihrem Loben und Rühmen niemals ein gewisses Etwas beiseite lassen, einen gewissen Wink, Beisatz, der da andeutet, daß wir, die wir noch so weit hinter unseren Zielen zurück sind, doch Gerechtigkeit, Einsicht in die Schwierigkeiten erwarten, welche wir in unseren besonderen Verhältnissen zu überwinden haben. So ein Wörtchen wie etwa: wir ehren euch hoch, aber wir vertrauen auch, daß ihr anerkennt, es sei schwerer, vierunddreißig meist monarchische Staaten von höchst ungleicher Größe zu einigen, als zweiundzwanzig republikanische Kantone; irgend eine Andeutung von der ratlosen Verwicklung des deutschen Knotens vermißte ich, vermißten wohl die Gelobten selbst in allen den unbedingten Lobpreisungen der Schweiz als Muster und Vorbild. Allein wenn man ein andermal etwa einem zu scharf Getadelten zumutet, daß er gegen den Tadler Billigkeit übe, so sei es hier erlaubt, von den enthusiastisch Gelobten zu erwarten, daß sie so viel Einsehen haben, die enthusiastischen Lober nicht für Schmeichler zu halten. Die Schweizer haben nun zum erstenmal in Massen sich überzeugt, wie gut es trotz alledem und alledem in Deutschland sich leben läßt: wie viele Güter der Bildung, des Wohlstandes unser Leben schmücken, wieviel Ritterlichkeit, Gastfreundschaft, Bravheit, Geist, Humor, Gemüt, Geschmack, Feinheit, wieviel Anmut der Frauen, Zutraulichkeit ohne Leichtfertigkeit bei uns zu Hause ist; auch haben sie teils mit Augen gesehen, teils wissen sie längst, welches befriedigende Maß politischer Freiheit im Innern die meisten unserer Staaten genießen und wie wacker gekämpft wird, dasselbe da zu erringen, wo es noch fehlt. Wie wir von ihnen noch manches zu lernen haben, so werden sie doch auch fühlen, daß sie manches nachahmenswerte Bild nach Hause zurückgebracht. Ein Volk nun, das zu Hause so viel des Schönen und Guten besitzt, denkt nicht immer daran, wie übel es durch die Unmacht seiner Vielstaaterei sich nach außen darstellt, wie wenig Achtung es als Ganzes genießt, so lang es kein politisches Ganzes ist. Es achtet sich selbst, noch ehe es draußen geachtet ist. Es glaubt sich also nichts zu vergeben, wenn es ein verwandtes, obwohl politisch von ihm getrenntes Volk, das schon erreicht hat, wonach es selbst im großen noch ringt, mit herzlicher

Begeisterung empfängt und preist und im idealen Schwung der Empfindung über alles hinwegsieht, was auch in der Heimat seiner Gäste noch lange nicht so bestellt ist, wie es bestellt sein sollte. Es ist das Idealbild des Wilhelm Tell, wie es Schiller der Schweiz und uns hingestellt hat, das aus dem Jubel dieser Begrüßungen, aus dem Feuer dieser Lobreden hervorstrahlte; in diesem reinen Dichterspiegel sieht Deutschland die Schweiz, und so wenig Schiller glaubte, sich zu erniedrigen, weil er die Schweiz erhöhte, so gewiß er mit reinem Dichterauge in eine Zukunft schaute, wo die versöhnten Völker sich nicht mehr beneiden, so gewiß kam all jenes überflutende Lob von der reinen Liebe, die niemand des Mangels an Selbstachtung beschuldigt, wenn sie sich ganz hingibt. In der Tat wird sich dieser festliche Wechselverkehr der Schweizer und Deutschen, eingeleitet seit Jahren durch die Verbindung mit Bremen, nach beiden Seiten als ein Gewinn von unberechenbarem Wert erweisen. Worin für uns Deutsche dieser Gewinn besteht, was die nächste fruchtbare Lehre ist, die wir von den Schweizern zu empfangen haben, das zu zeigen wird eben der Haupt- und Zielpunkt dieser Schützenbetrachtungen sein.

Der Stillstand auf dem Roßmarkt war lang. Man hatte Zeit, einander anzusehen. Uns gegenüber die junge Trommlerschar aus Basel und die Reisigen in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts an der Spitze des Schweizerzuges brachten Kurzweil in die etwas ermüdende Pause, mehr noch die bunten Uniformen mancher Schützenoffiziere aus sächsischen Landen, deren Anblick uns schon früher humoristisch gestimmt hatte, und die wir nun Zeit hatten in der Nähe anzustaunen. Ich hatte aber in der folgenden Nacht einen furchtbaren Traum. Mir träumte, ich müsse am hellen Tage so mit Federn aufgeputzt, mit Orden beladen, mit Bandelier aus breiten Silberbuckeln behängt über den Roßmarkt gehen; in Angstschweiß gebadet erwachte ich, der Traum war noch viel entsetzlicher als die bekannte rührende Situation, wenn man glaubt, sich im Hemd auf offener Straße zu befinden. Als ich zu mir kam, sagte ich mir: dies ist die Strafe dafür, daß du die schmucken Herren so boshaft ausgelacht hast; Geduld! Geduld auch damit! Sind alte Späße, ist alte, lächerlich gewordene, in kindlichem Wetteifer mit dem modernen Offizier versunkene Bürgersitte aus der Zeit der

Vogelschießen; die unwiderstehliche Macht des Komischen wird bald auch diesen Schnörkel wegätzen!

Ich führe den Leser nun rasch durch die Straßen, die geschmückte Eingangspforte auf dem Festplatz, vorüber am Gabentempel, wir lassen uns gefallen, daß die wackere Germania auf seiner Spitze etwas zu sehr das Gegenteil von Krinoline trägt, und treten in die Festhalle. Noch schöner als bei Nacht im Glanze der reichen Gaskronleuchter war sie am Mittag, wenn das kräftige Sonnenlicht, gebrochen durch die Transparentfenster des Hauptschiffs, durch das reiche Grün der Bekränzungen, die bunten Fahnen, die auf der Tribüne gegenüber der Musik um das Banner des Schützenbundes vereinigt waren, die Gemälde, die Dämmerung der beschatteten Stellen, einen tiefen, gedämpften Goldton durch die Räume verbreitete. Dies gleichmäßige farbige Helldunkel faßte dann das wogende Meer der Menschenmasse und unendlichen Stimmen, dazwischen die Musik rauschte, in eine harmonische Einheit festlich zusammen. Hier mußte man feierlich gestimmt werden bei aller Lust. Es schwebte ein Geist hohen Adels in diesem warmgelb beleuchteten Festraume; geweckt durch die entzückten Sinne stieg er aus dem Grunde des Bewußtseins der Menschen, die ja alle sich sagen mußten, daß hier eine Nation ihr höchstes, reinstes Wollen zum Ausdruck bringt, daß ihre innerste Seele ihr hier in die Augen steigt, auf die Lippen tritt, ihre Seufzer, ihr Drang, ihr fester Entschluß, ihre Scham und ihr ganzer Stolz. Die Gemälde von Lindenschmitt brachten in feurigem Style Männer und Taten aus alter und neuer Zeit vor die Augen; sie verloren an Wirkung durch die Fülle der umgebenden Pracht, aber der Gesamteindruck genügte auch, jeder Phantasie Schwingen zu leihen. Ja, die Geister von Jahrhunderten, vergangenen und künftigen, schritten durch diesen Raum; aus ferner Wolke blickten die Helden alle bis zu den letzten auf ihn herab, und durch das brütende, warme Licht schien ein leises, feierliches Flüstern zu gehen von künftigen Heroen, die wir noch nicht kennen und schauen, deren Namen unser Ohr noch nicht vernehmen konnte. Dies Gefühl der Hoheit des Festes, am nachdrucksvollsten gesammelt in der schmuckvollen, farbig durchleuchteten Halle, aber draußen wie drinnen ausgesprochen im majestätischen Festzug, in wallenden Fahnen, im geflochtenen Schmuck der Wälder und

Blumenbeete, in unzähligen Augen, rufenden, brausenden Stimmen, winkenden Händen, es hat alle getragen und gehoben. Es kann nicht fehlen, daß in solchem Gedränge auch manche gemeine, niedrige Seelen sich einfinden, aber die hohe Vornehmheit des echten Volksfestes band jeden und hielt ihm die reine Hand auf den Mund, daß kein häßliches Wort, kein wüster Schrei ihm entfahren konnte; es war jedem, als träte sein Fuß auf goldgewirkte Teppiche in einem Heiligtum, das ihm gebiete, vor der Tür den Schmutz des Gemeinen abzuschütteln. Nicht, daß es nicht recht herzlich lustig, gut volkstümlich fröhlich zugegangen wäre. Was war das abends für ein Jubeln, Jauchzen, Singen, Hallo, Hoch, Bravorufen! Eine so aufgeregte Menge muß jeden Augenblick nach irgend etwas greifen, um ihr unendliches sympathetisches Lebensgefühl auszulassen — „hat er keins, so macht er eins" —; hier wird über einen gewonnenen Becher gejubelt, dort über irgendeinen Trinkspruch, links über einen Witz, rechts über ein Lied, einen Jodler, hüben über die Ankunft eines Freundes, drüben über nichts; in der Nähe des Eingangs dort drängt man sich, Gelächter, Vivatrufen: der Appenzeller Senn in Hemdärmeln mit der roten Weste und dem Rundkäppchen von Leder, der Verkäufer von Alpenrosen, den schon jedermann kennt, trägt die Sennerin im weißen Mieder, seine Assoziierte im Geschäft, in den nervigen Armen über den See, den der stürzende Regen in die Hütte ergossen hat, in süßer Scham mit geschlossenen Augen senkt lächelnd die holde Maid den Kopf; jetzt drückt sich ein geschlossener Zug durch den mittleren Gang, es sind irgendwelche mit Gesang und Freudenruf empfangene Ankömmlinge; was gibt es an jenem Tisch für ein Freudengeschrei? was an diesem? Niemand weiß es, man müßte beständig drängen und fragen, wenn man die Ursache erkunden wollte, wo irgendein Aufruhr, lauter Ausbruch wie eine höhere Welle aus dem Stimmen-Ozean hervortaucht. Bei Tage unterbrachen ernstere Episoden das immer gleiche Getümmel; jetzt bringen die Amerikaner ihr Sternenbanner, übergeben es am Gabentempel unter feierlicher Anrede und Antwort, jetzt die Schleswig-Holsteiner ihre beflorte Fahne, mahnend an unseres Volkes tiefste Wunde, jetzt tritt ein Zug von Wienern auf: der Kaiserstadt war es an dem kostbaren Humpen, den sie als Ehrengabe gesandt, noch nicht genug, ihre Schützengesellschaft hat noch eine besondere Ab-

ordnung mit einer prächtigen Fahne und einem neuen Geschenke, einem silbernen Trinkhorn, hergeschickt, vom Gabentempel werden diese Banner mit Musik und Gesang in die Festhütte getragen, um bei den anderen versammelt zu werden, die in prächtiger Fülle die Oriflamme des Schützenbundes umgeben. Doch Ernst oder Scherz, Komisches oder Tragisches: jener Schwung, jenes Gefühl der Großheit des Festes, das jede Seele hob, zog sich durch alle Gegensätze hindurch, bannte überall jedes Unschöne, Rohe und hielt alle Wellen in dem einen, reinen Strome der Begeisterung zusammen, die da weiß, daß es sich um ein Unendliches handelt.

Vom grenzenlosen Summen und Drängen, Schieben und Stocken in der nächtlichen Halle wendet man sich hinaus in die Kühle des Freien auf dem Festplatz. Er war nachts am schönsten, weil er am belebtesten war, weil im heiteren Lichte der Gasflammen, die in wechselnden, reichen Formen umherstrahlten, eine bunte Menge, zwischen Männern eine geschmückte Frauenwelt lustwandelte. Nun gab es auch hier bald dies, bald jenes, Umzüge aller Art, Festspiel, Feuerwerk. Das Festspiel von Dr. Weismann war auf wirksame Gruppen und auf die eingeflochtenen lebenden Bilder wohl angelegt, Fräulein Janauschek, eine großartige, stylvolle Germania in Erscheinung und Vortrag, leider aber dehnten sich die Reden in ermüdender Länge, um so ermüdender, weil der entferntere Zuhörer sie nicht vernehmen konnte, denn man hatte versäumt, in der nahen Festhütte die Musik einzustellen. Bei einem solchen Spiel muß der Dichter nicht alles sagen wollen, was er auf dem Herzen hat, Aktion, Pantomime muß mehr als Worte sprechen. Dabei kann ich nicht verschweigen, daß hier in den Worten, die dem Schweizer in den Mund gelegt waren, die Stelle vom Joch des Hauses Habsburg nach meinem Gefühl besser unterdrückt worden wäre. Ja wohl steht das Haus Habsburg mit einem schwarzen Register im Buch der deutschen und Schweizer Geschichte; allein ein großes Fest hat seinen besonderen Anstand, will seine besonderen Rücksichten; ich meine gegenüber den versammelten Volksstämmen selbst. Der Österreicher kennt so gut, ja besser als wir, jenes schwarze Register, aber es knüpft sich ihm auch manche stolze Erinnerung an diesen Namen, Jahrhunderte des Zusammenlebens eines Fürstenhauses und eines Volkes in einem großen Staate begründen ein tief wurzelndes menschliches Gefühl,

das stärker ist als die Erinnerung an die Sünden der Fürsten, dies Gefühl will bei hoher Feststimmung, wo nicht Zeit ist, ins einzelne zu gehen und das Gute neben dem Bösen zu nennen, geschont sein, vollends wenn Ausländer in Masse geladen und gegenwärtig sind wie hier die Schweizer. Der Schweizer würde auf einem Feste vor so vielen Fremden sicherlich nicht einseitig erwähnen, was etwa die Berner Aristokratie oder der Sonderbund der katholischen Kantone an der Schweiz verbrochen hat, er würde denken, da müßten die Beschuldigten ja eigentlich auch das Wort erhalten, um den anderen Kantonen ebenfalls ihre Sünden vorzurücken, und das gäbe ein langes, häßliches Lied; also lieber die Melodie gar nicht anschlagen! Haus Hohenzollern hat ja auch gar manche schwarz angestrichene Seite in unserer Rechnung; wer verargt es dem Preußen, daß er dennoch daran hängt und lieber der glorreichen Momente seiner Geschichte gedenkt? wenn er in feierlicher Stunde den Namen nicht will unter Verwünschung genannt hören? Was aber dem einen recht ist, das ist dem anderen billig.

Das Festspiel war zu Ende, der Vorhang gefallen und die dichte Menge schickte sich zum Abziehen an, als er noch einmal aufgieng, eine Anzahl städtischer Tiroler in der gewöhnlichen Schützenkleidung im Halbkreis auf der Bühne aufgestellt erschien und ein Jodlerlied anstimmte. Es waren reine, wohlgeübte Stimmen in der schönsten Harmonie und doch der echte Naturklang der wohlbekannten Nationallieder. Unter den mancherlei Improvisationen und Episoden auf dem Festplatz hat nicht leicht eine so viel Freude und Jubel gemacht wie dieser Einfall, auf das Festspiel, das zwar, die Germania ausgenommen, von Dilettanten gegeben, aber doch vorbereitete Kunstleistung war, und worin die Rolle eines Tirolers als Maske vorkam, nun diese Stegreifproduktion eines echten Volksgesangs wirklicher Tiroler folgen zu lassen. Man wollte die Leute gar nicht mehr fortlassen, „noch eins! noch eins!“ schrien nach jedem Liede die gedrängten Zuhörerscharen, bis endlich der Vorhang unerbittlich geschlossen blieb. Müde sind wir schon lang jener „Alpensänger-Quartette“, die ums gute Geld ihre Tiroler-Naivität und gejodeltes Tiroler-Heimweh in der Welt herumzeigen und mit gefüllten Beuteln aus London und Petersburg zurückgekehrt sich beeilen, die Lederhose und Joppe mit modernem Rock und Hosen zu vertauschen; diesmal

aber kam es ungesucht, frei, frisch daher, wie die Gemse, die auf hohem Berggrat plötzlich vor uns aufspringt.

Bei Tage war der dichtest umdrängte Punkt auf dem Festplatz immer der Gabentempel. Wie wässerte dem Schützen der Mund, wenn er die schimmernden Pokale, die reichen Waffen, alle die herrlichen Gaben sah! Er war wie die Ein- und Ausgänge des Festplatzes und der Hütte, wie man weiß, von bewaffneten Turnern bewacht. Alle Stimmen in den Zeitungen haben Freude ausgesprochen an dieser freiwilligen jugendlichen Volkspolizei, und doch ist dabei die Größe der Leistung nicht, wie sie verdient, hervorgehoben worden. Nicht jedermann hat wohl bedacht, was das für eine Geduldprobe, für eine Anstrengung war, wenige wissen wohl, was es z. B. hieß, in der stürmischen Wetternacht des dritten Tages den Gabentempel hüten: die reiche Sammlung der Ehrengaben, die er enthielt, war von Diebesbanden ernstlich bedroht und auf jeden Laut mußte unter dem Getöse des Sturms und Regens peinlich geachtet werden. Die Hauptsache aber ist natürlich: wir haben uns selbst und dem Auslande zum erstenmal gezeigt, daß wir eine ungeheure Menschenmasse mit frei dienenden Kräften ohne die offizielle Polizei, mit einer Schar schlanker karabinerbewaffneter blutjunger Bursche in Ordnung zu halten vermögen, d. h. daß wir uns selbst beherrschen, und ein Volk, welches dies kann, ist reif, seine Geschicke frei aus sich zu bestimmen.

Kommt einst wieder ein Tag, wo der Sturm in unser Volk fährt, er wird diesen Ordnungssinn erproben im kleinen und großen, er wird uns gefaßter, gesammelter, männlicher finden als das Jahr 1848, und wir werden nicht mehr dulden, daß die reine Bewegung durch wüsten Unfug, durch Verbrechen besudelt werde. Es knüpft sich eine blutige Erinnerung an die Nähe des Ortes, wo wir uns befinden. Ich wollte den Leser aus den Pforten des Festplatzes noch auf die Bornheimer Heide hinausführen, eigentlich, um ihm das fröhliche Treiben des Volkes zu zeigen, das sich hier im Offenen, wo kein Eintrittsgeld zu entrichten ist, seinen Freitisch gedeckt, seinen Schwank als Anhang zum klassischen Schauspiel bereitet hat. Ein Markt mit Buden jedes Inhalts hat sich hier aufgetan, Gaukler, Seiltänzer, Kunstreiter spielen, in seinem Leinwandkasten achtet der Pulcinell im Frevel seines Humors nicht menschliche, nicht göttliche,

nicht höllische Mächte, schlägt Tod und Teufel tot, entzückt einen dichten Kreis von Mägden, Bauern, Kindern, Soldaten — man will öfters sogar einen Professor mit sehr andächtigen Mienen in dieser unschicklichen Umgebung bemerkt haben —, vor dem bemalten Wachstuch erklärt leiernder Gesang, von der Drehorgel begleitet, die haarsträubende Mordtat, in deren Darstellung der Pinsel eines Rubens sich erschöpft hat; zahlreiche Wirtsbuden laden zu Trank und Speise ein, um die von so viel Glänzendem und Furchtbarem erschöpften Lebenskräfte zu erfrischen. Das muntere Völkchen hat über den gemalten Greueln das Bild vergessen, das drüben, ganz nahe, vor der schaudernden Erinnerung sich ausspannt, sieht nicht den blutigen Geist, der dort um die Pappelreihen schwebt. Ich will ein Stück Menschenschicksal erzählen, das, in wenige Stunden zusammengedrängt, im Jahr 1848 an mir vorübergegangen ist. Der Leser mag sich gefallen lassen, daß ein finsterer Schatten in das heitere Festbild hereinrage; eine Freudenstimmung hoher und ernster Art weist auch den Schauer nicht ab. Ich erzähle Wohlbekanntes; die Auffrischung mag sich durch das Gepräge des Erlebten rechtfertigen.

Am 18. September wurde in der Paulskirche über das Verhältnis der Schule zu Kirche und Staat verhandelt. Ich hatte früher den Antrag gestellt, diese Fragen auf das Ende aller Beratungen der Reichsversammlung zu verschieben, aus dem ganz einfachen Grunde, um die Verzögerung unseres Hauptzwecks, des politischen, zu verhüten, welche die Aufnahme dieser Verhandlungen durch die unzeitige Aufregung der Leidenschaften innerhalb und außerhalb der Paulskirche mit sich bringen mußte. Ein guter Teil der geistlichen Herren, die auf unseren Bänken saßen, und mit ihnen mancher glaubenseifrige Laie, waren nur um der kirchlichen Frage willen gewählt und für diese Debatte gerüstet, als wären wir ein Konzil; die Linke ihrerseits konnte nicht gesonnen sein, zurückzubleiben, wo es sich um die geistige Freiheit und rein menschliche Bildung handelte; es drohte also wirklich eine heillose Verschleppung unseres eigentlichen Geschäfts, für das wir wahrlich keine Zeit zu verlieren hatten. Als ich jenen Antrag stellte, bekämpfte ihn mit besonderer Lebhaftigkeit der Fürst Lichnowsky; er sprang mehreremal auf die Rednerbühne, ich auch. Er hieng und steckte mit dem katholischen Klerus zusammen. Mein Antrag gewann alle Aussicht auf Erfolg; über Nacht aber fiel

ihm alles, die Linke wie die Centra, wieder ab. Warum? Das ist mir heute noch nicht ganz klar. So begannen denn im September diese Debatten und da sie einmal nicht aufzuhalten waren, so wollte ich auch nicht schweigen und versuchte am genannten Tag meine Ansicht auseinanderzusetzen: die einzige längere, doch nicht lange Rede, womit ich die Versammlung beschwert habe und die ich nur erwähne, um ihren hastigen Charakter aus der Lage des Augenblicks zu erklären. Denn kaum hörte man noch einem Redner zu: draußen stand das Militär und wurden ihm gegenüber die Barrikaden gebaut. Ich gieng noch während der Sitzung auf den Platz vor der Paulskirche hinaus und sah dem seltsamen Schauspiele zu, wie die Soldaten, Gewehr bei Fuß, es ruhig geschehen ließen, daß vor ihren Augen unter Geschrei, Verwünschungen und Steinwürfen die flüchtigen Bollwerke des Straßenkampfes aufstiegen. Hier stand nun auch Lichnowsky, trat, als er mich sah, hart an mich heran und sah mir mit der Lorgnette ganz nah ins Gesicht, wie man einen Käfer auf einem Blatt ansieht; ein ironisches Zucken in den Mundwinkeln schien zu sagen: ich muß mir doch meinen furchtbaren Gegner von dazumal näher beschauen. Ich warf mich rasch herum und drehte ihm den Rücken zu. Er ließ es geschehen, ich war aber nachher doch nicht einig mit mir, ob ich mir gegen die aristokratische Frechheit hinreichende Genugtuung genommen habe. Lichnowskys ganzes Wesen war eine fortdauernde Verletzung und Herausforderung des Bürgerlichen; hier sagte jeder Zug, daß „der Mensch eigentlich mit dem Baron anfange". Er hatte ein schönes Profil, fast griechisch geradlinig, gefälligen Wuchs, soldatisch aufrechte Haltung; neben dem Ausdruck des hocharistokratischen Selbstgefühls spielte aber aus den beschleierten Augen, lief zuckend und zupfend über die Züge und durch alle Bewegungen der Gestalt ein prickelnder Funke der Lüsternheit. Er war einer unserer besten Redner, denn er las nicht fertig aus dem Gehirn ab, was er redete, sondern erzeugte es nach Inhalt und Form gegenwärtig, es wurde vor den Augen der Zuhörer, es kam warm, soeben erarbeitet, aus dem Innern, freilich aus einem Innern, das e i n großes Vorurteil war. Dabei konnte man über den sichtbaren Mangel an wirklicher Bildung, selbst gründlicherer Schulbildung lachen, der in groben Sprachschnitzern zutage trat, wie z. B. „das historische Recht hat keinen Datum nicht". Ich also war

unzufrieden mit mir, besann mich nun, ob ich nicht einen weiteren Schritt tun sollte, und mußte mir doch sagen, daß hiezu der Augenblick verpaßt war. Ich gieng unschlüssig, verstimmt gegen zwei Uhr, als die Sitzung geschlossen war, nach Hause. Ein Mensch, um den ich mich bisher nicht bekümmert hatte, war mir nun ein Dorn im Auge, ich haßte ihn. Ich ahnte nicht, wie bald sich der Haß in Mitleid verwandeln werde. So recht in der „Maienblüte seiner Sünden" war der Mann vor mir gestanden. Ich ahnte nicht, daß er in wenigen Stunden gemähet sein sollte.

Ich wohnte in der Döngesgasse. Meinem Hause nahe fand ich eben noch den Durchgang an einer Barrikade, die noch nicht ganz geschlossen war. Neben derselben sperrte eine zweite, im Winkel zu ihr gestellt, die schmale Hasengasse ab; beide füllten sich soeben mit wenigen gut bewaffneten jungen Männern und schlecht oder gar nicht bewaffnetem Gesindel, Knaben mit rostigem Bajonett auf einem Pfahl u. dgl. Von meiner Wohnung konnte ich alles übersehen. Ich meine, es war um drei Uhr, als der Kampf begann; der erste Angriff, der überhaupt gegen eine Barrikade gemacht wurde, hat an dieser Stelle stattgefunden. Etwa eine halbe Kompagnie Österreicher, Böhmen, kam vom Liebfrauenberg mit gefälltem Bajonett anmarschiert; ich sah deutlich, daß die Mannschaft, als sie an der Biegung der Straße erschien und ihrerseits der Barrikade und der Bewaffneten, die mit angelegten Flinten auf ihr lagen, ansichtig wurde, wie fragend den Offizier anblickte, als wollte sie sagen: sollen wir denn in breiter Linie gegen den Feind anrücken, damit er so recht ins Volle schießen kann? Der Oberleutnant veränderte sein Kommando nicht, die Doppellinie näherte sich der Barrikade; die Leute, die im Anschlag auf ihr lagen, nur etwa zehn Mann, aber tüchtige Bursche von der Klasse der Arbeiter, schwenkten die Hüte, ließen die Republik leben und gaben ihre Salve. Drei Österreicher fielen. Ich habe nachher gehört, daß einer von ihnen starb; eine Kugel hatte ihn vor die Stirn getroffen und war, schlecht geladen und gehemmt durch den Widerstand des Käppischildes, in der Hirnschale steckengeblieben; in bewußtlosem Zustand lebte er noch mehrere Tage. Der Offizier wurde jetzt sichtbar unschlüssig; er meinte gewiß, das Innere der Barrikade sei voll von Bewaffneten, führe etwa auch in weiteren Hinterhalt und er dürfe seine Mann-

schaft nicht daran wagen, sie im Sturme zu nehmen. Das vorletzte Haus vor der Barrikade steht hinter der Reihe zurück; auf das freie Plätzchen, das hiedurch an der Seite der Straße sich öffnet, führte er seine Mannschaft und kommandierte nun Feuer. Fast ohne Erfolg, denn die Barrikadenmänner hatten sich in das Innere ihrer dürftigen Schanze zurückgezogen, doch in den Eckhäusern befanden sich ebenfalls einige Kämpfer, und ein Verwundeter, der winselnd von zwei Kameraden in das Haus meines Nachbars, eines Chirurgen, geführt wurde, muß dort durch das Fenster getroffen worden sein. Der Offizier kam immer noch zu keinem Entschluß; einige seiner Leute stellten sich gebückt mit gespanntem Hahn an den Fuß der Barrikade und lauerten, ob sich kein Feind auf ihr zeige; währenddessen stand er kurze Zeit vor dem Hause gegenüber seiner Mannschaft; zwischen der Ecke desselben und der Barrikade war ein schmaler Raum offen gelassen; durch diese Lücke sah ich einen Knaben den Arm schieben und auf den Offizier, der die Gefahr nicht bemerkte, ein Terzerol abdrücken; die rostige Waffe versagte. Bald darauf zog er mit seinen Leuten ab und hinter ihm her scholl der Jubel der Verteidiger, die so unvermutet geschont waren und sich für wirkliche Sieger hielten.

Den Offizier trifft nach meiner Überzeugung kein Vorwurf; er war sicherlich das Opfer verkehrter Befehle. Es ist bekannt, daß das Oberkommando mit Absicht den Bau der Barrikaden zugelassen hat, in der Meinung, sie nachher mit leichter Hand zu nehmen, und in der Hoffnung, an den mühelosen Sieg einen allgemeinen Umschlag zugunsten der Reaktion zu knüpfen. Das letztere ist gelungen, der Sieg aber war nicht so leicht, als man gemeint hatte. Der militärische Übermut, womit man überall in vollen Linien gegen die Barrikaden anrückte, statt die Häuser zu durchbrechen, aus den Fenstern und, Mann hinter Mann, von den Seiten der Straßen zu feuern, hat sich bekanntlich bitter bestraft und weit mehr braves Soldatenblut gekostet, als zugestanden worden ist. So war denn auch dem Führer dieser kleinen Infanterieabteilung der Linienangriff offenbar vorgeschrieben und die Erwartung, er werde seine Mannschaft als Sieger durch bloße Drohung ohne Kampf unversehrt zurückbringen, so zuversichtlich ausgesprochen, daß er nichts zu wagen wagte.

Die Barrikaden vor meinem Hause wurden nicht weiter beunruhigt und nach und nach verlassen. Inzwischen hörte man längst von allen Seiten der Stadt das Knallen des Gewehrfeuers und müde Kugeln schwirrten wie zwitschernde Schwalben über unseren Dächern weg. Abends kamen die Hessen und eröffneten den lebhaften Kampf in der Fahrgasse, in welche die Döngesgasse mündet. Ihre Schützen schickten, wo sich in dieser noch ein Bewaffneter zeigte, einige Kugeln herein. Ein schöner, großer, schlanker junger Mensch wurde von der Fahrgasse tödlich verwundet heraufgebracht und in dem Nachbarhause des Chirurgen niedergelegt; ich habe des anderen Tages seinen Leichnam noch im Hausflur liegen gesehen; es war meines Erinnerns ein Mechaniker aus Heidelberg. Endlich in tiefer Nacht war auch Artillerie angelangt und man vernahm die dumpfen Schläge ihres Geschützes. Jetzt hörte ich es ganz nahe rasseln, dann zwei Kartätschenschüsse fallen. Sie galten der Barrikade in meiner Straße: Sehr überflüssig, denn, wie gesagt, sie war verlassen. Unmittelbar darauf ein Lärm, Rumpeln, Schimpfen: die Hessen überstiegen den flüchtigen Bau; eine kurze Stille schien Folge der Überraschung, da man das Innere leer fand; jetzt vernahm ich einen wirren Wortwechsel, mehrere Gewehrschüsse fielen, ihnen folgte ein kurzes Ächzen. Ein kleiner Schneider war abends am Fuß der Barrikade eingeschlafen, von den Seinigen vergessen, die Soldaten finden ihn, wecken ihn unsanft, er wird grob, schimpft und sinkt, von Kugeln und Stichen durchbohrt. Ich hatte ihn nachmittags wohl bemerkt; er war der Aufgeregteste unter dem Barrikadenvolke gewesen.

Ich erzähle nicht, welchen Anblick am andern Morgen die Stadt bot; man weiß es aus mancher Schilderung und kann sich ohnedies leicht ein Bild machen. Im unendlichen Gedränge finde ich einen Kollegen aus der Paulskirche, erwähne im Gespräch den Fürsten Lichnowsky als einen Lebenden; — „weißt du es denn noch nicht? er und Auerswald sind ermordet" — er erzählte mir den Hergang. Es war bekanntlich der kitzelnde Fürwitz, die vordringliche, eitle Geschäftigkeit, was den Mann in die Hände der Scheusale geführt hat, die da meinten, durch den schnöden Mord des immerhin schädlichen, aber vergleichungsweise doch gleichgültigen Individuums die Freiheit und das Vaterland zu sühnen. Schon vormittags hatte er mit eingezwickter Lorgnette voll vornehmen Hohns im Gesichte den Barri-

Ladenbau beäugelt. Nachmittags ließ es ihm keine Ruhe, er mußte sich zeigen, sich zu tun machen, sich an den Laden legen, an der Militärschabracke seines Pferdes mußte der Soldat kenntlich sein, der hier Geschäfte halber — niemand brauchte, niemand rief ihn — natürlich nicht fehlen durfte, und der arme Auerswald, den eine Ahnung warnte, mußte mit ins Verderben. Sie ritten der württembergischen Artillerie entgegen, die von Friedberg her erwartet wurde und auch ohne sie kam. Sobald die ersten Schüsse aus der wild empörten Rotte fielen, die aus dem Friedberger Tore kam und Lichnowsky erkannte, verlor er mit seinem Begleiter den Kopf; wenige Schritte von dem Gärtnerhaus, wo sie sich versteckten, und sie wären auf der Bornheimer Heide gewesen, wo die Reiter nicht einzuholen waren. Das weitere weiß man.

Am Nachmittage gieng ich mit einem Bekannten in das Spital, den Leichnam des Gemordeten zu sehen. Grausen überfiel mich, halb ohnmächtig sank mein Begleiter an die Wand, als uns der Kopf des Toten aufgedeckt wurde. Es waren nicht die Wunden: Wir sahen nur den Streifschuß in der Kopfhaut, nicht den zerhackten Arm, nicht den durchschossenen Unterleib; nein, es waren die Schauer eines entsetzlichen Todes, die auf diesem Angesichte stehengeblieben waren und ihm den Stempel des versteinernden Medusenhauptes aufdrückten. Auf diesen Zügen spielte und hüpfte noch vor vierundzwanzig Stunden der Mutwille des üppigsten Lebens, sprang „der Geck Gelächter" hin und wieder, und jetzt — —

Doch verlassen wir die Stätte der Todesschatten, auf die ich den Leser seitab von einem farbenreichen Festesbilde geführt habe; kehren wir von der Stille der Leichenkammer ins warme Leben, in den fröhlichen Lärm zurück: Begeben wir uns in die Schießhütte und vergessen den Knall des Mörderschusses über dem endlosen Geknatter der Stutzen, die harmlos nach der hölzernen Tafel zielen.

Ein Schützenfest zerfällt in zwei sehr verschiedene Seiten. Das Schießen ist Arbeit und hat etwas vom Handwerk; es will seinen besonderen, getrennten Raum und macht einen unharmonischen Höllenlärm: eine herbe Realität, welcher die Idealität des künstlerischen Schmucks, Gesangs, der Musik, der Reden in der Festhütte als voller Kontrast gegenübersteht. Ein Sängerfest ist mehr aus einem Guß; an den Mittelpunkt, der selbst idealer Art ist, schmiegt

sich leicht und flüssig jede andere Äußerung des Schwunges, der die Gemüter hebt und in einem Strome führt. Knallend, pfeifend, heulend durchschneidet die Kugel die Luft, ungleich, in mißstimmigem Wechsel, bald wie Peloton, bald durch Pausen getrennt, knattern die Schüsse und betäuben das Ohr; leicht und ätherisch, in geordnetem Einklang, schwebt der Gesang auf den Wellen der Luft, von da zur Festrede, zum gehobenen Gespräch, begeisterten Trinkspruch, Worten der Liebe, Händedruck alter und neuer Freunde ist kein Sprung, nur ein Schritt, es geht in einem Zug. Die Schießhütte ist wie eine Werkstätte, man hat nicht viel Zeit zum Sprechen und kann vor dem Geknall einander kaum verstehen; viele tragen gar Schürzen wie Spengler oder Buchbinder, der lädt, der hämmert an seinem Korn, der putzt den verrußten Lauf, der arbeitet sich durch das Gedränge an den Schießstand, der zielt, der drückt los; da stellt man dir einen Herrn Soundso vor, der deine Bekanntschaft machen möchte: „sehr angenehm — sehr viel Ehre — bitte, erlauben Sie nur, daß ich erst die Kugel hier aufsetze" — er erwähnt etwas von Literatur — „Ihre Prinzipien, mein Herr" — die Kugel will nicht ins Rohr — „Erlauben" — „Was? Wie?" — Keine Möglichkeit zu verstehen, und so bestellst du Geschäfte halber den neuen Bekannten auf den Abend in die Festhütte, wo du ihn so gewiß findest als eine Stecknadel in einem Heuwagen. Allein das Sängerfest erkauft seinen Vorzug mit einem Nachteil: es ist weiblich wie die Musik selbst, ein Schützenfest ist männlich. Waffenspiel als Mittelpunkt des Ganzen: hier ist das höhere Fest. Dies gilt sogar noch, abgesehen von der politischen Bedeutung. Das Bild, das ich von der Schießhütte gegeben, ist nur halb, nicht einmal halb richtig. Es geht in diesem Raume nicht so prosaisch her, wie es danach scheinen möchte; er hat auch seine Poesie. Es ist freilich Anstrengung, den Kopf klar zu erhalten unter dem tollen, unverschämten Krachen, das alle Nerven aufregt, anfangs völlig berauscht; man muß die fünf Sinne hübsch zusammennehmen, im Laden nichts zu verfehlen, das Zündhütchen nicht aus Zerstreuung am Ladetisch aufzusetzen; das Zielen will die ganze gespannte Aufmerksamkeit des Auges und wache Schärfe des Denkens; es will mehr, vollends dann, wenn es sich um einen Schuß in die Stichscheibe, die heiß umworbene Bringerin der Ehrengaben handelt; der Gedanke: jetzt, jetzt gilt es, fährt wie ein Dämon in die Nerven, regt

den Puls auf, es flirrt vor den Augen, die Hand zittert wie im Fieber; die neugierigen Zuschauer im Rücken vermehren die Befangenheit; kurz, es ist wie ein mündliches Examen. Nun muß der straffe Wille aufgeboten werden, dieses Irrsein, diese Beneblung niederzukämpfen; anfangs will es nicht gelingen, denn eben die Absicht, dies zugespitzte Wollen vermehrt nur das drangvolle, die Herzgrube beengende Gefühl, daß in dieser Sekunde alles auf der haarscharfen Messerspitze der Entscheidung steht; der Schuß wird „verwackelt, verzappelt". Wer sich anlügen könnte, es sei gleichgültig, es sei nur so getan oder Schuß in die Stichscheibe sei nur Schuß in die Kehrscheibe! Vergebens ersinnt der Kopf alle List, die vibrierende Phantasie zu hintergehen; nur die Wiederholung, die Übung, die Erfahrung gibt ihm endlich die nötige Kälte, die Überlegenheit über den rebellischen Nerv. Aber eben das Bewußtsein: du hast nicht nachgelassen, bringt freudiges Selbstgefühl und dies ist die Stimmung, die in der Festhütte waltet. Es ist ein eisenhaltiges, ein stählernes Element, worin man sich hier bewegt. Es befreit auch die Sinne, nachdem es sie in wildem Aufruhr verstört hat. Es geht wohl manchem so wie mir: Wagengerassel, verwirrendes Durcheinander von Gesprächgruppen an einem Tisch kann meine empfindlichen Sinne in einen Zustand der äußersten Qual versetzen, der Knall des Schießens entlastet, entbindet mir nach kurzer Aufregung die Nerven; wie oft bin ich mit eingenommenem Kopf, bleiernem Druck über trüben Augen mürrisch zum Schießstand geschlichen und hell, frei, mit kühlem, klarem Hirn hinweggegangen! Es ist das Entschiedene, das Ganze, das Durchschlagende in der Explosion, was neben der kräftig anspannenden Tätigkeit diese Wirkung hervorbringt. Zu dem allem kommt nun als Hebel männlichen Selbstgefühls beim Schützenfeste der Wetteifer, das Ringen mehr um die Ehre als um die Preise, und man braucht kein Handwerks-, kein „Provisionsschütze" zu sein, um das Energische zu empfinden, was darin liegt. Doch die Schießstätte ist nicht nur durch das Kraftgefühl, das sie bringt, ein Ort des Frohseins, sie hat auch ihre positiven Freuden. Der gelungene Schuß macht nicht allein dem Schützen Spaß, die Umstehenden freuen sich mit, selbst der Warner ist nicht stumme Amtsperson, — in Frankfurt waren es bayrische Jäger, gar anstellige Bursche, die nicht als gleichgültige Maschinen,

sondern mit der Teilnahme und dem Humor des Fachmanns ihren Dienst verwalteten und schmunzelnd, wohl auch mit einer gemütlichen Bemerkung dem glücklichen Schützen den Zettel verabreichten. Hatte nun eben einer die Zahl der guten Schüsse vollendet, die einen Becher eintrug, oder traf einer gut in eine Stichscheibe, so fehlte nach alter Schützensitte nicht der obligate Jubel, das laute Ju! Ju! der Umstehenden und in seines Herzens Freude sieht man den Glücklichen weglaufen, den Becher zu holen oder aus der Hand des Kontrolleurs das beseligende Blatt nehmen, darauf sein preisgewinnender Tellschuß, seine Apollotat vermerkt ist. Und nun erst der geistige Hintergrund, auf dem das alles vor sich geht, in tiefster Seele das Bewußtsein, daß hier eine Nation ihre Stämme versammelt, um einmal in ihrer Verbrüderung den wahren Boden zur politischen Einheit zu legen, das Bewußtsein, daß dies Spiel zu einem Ernste führen, daß hier der Keim einer gründlichen Umbildung unseres gesamten Wehrwesens liegen muß und daß einer waffengeübten Nation noch ein anderer Schuß gelingen wird, der große Hauptschuß in das Zentrum der Scheibe Deutschland!

Der Gegensatz zwischen Schützenarbeit und Festschwung wird uns nun doch fließender erscheinen als auf den ersten Blick; es ist denn doch nicht ein Kontrast wie Werktag und Sonntag, von der Schießhütte in die Festhütte führt nicht ein Sprung, sondern ein Schritt. Nicht bloß der Schütze, der mit einem herausgeschossenen Festbecher hinüberläuft, um ihn jubelnd mit seinen Kameraden einzuweihen, zu „verschwellen", bringt die rechte Stimmung dahin, nein, jeder, der nicht reiner Schießphilister ist. Da kommt ihm denn der festliche Raum entgegen und statt des Geknatters der Schüsse empfängt ihn die herzlösende Musik und entbindet das Gefühl, das unter dem Ernste seiner Anstrengungen nicht geflohen war, aber nicht wirklich zu Worte kommen durfte.

Das Salz der Rede soll und kann einem solchen Feste nicht fehlen. Es muß heraus, es muß laut auf die Lippen, was alle bewegt; die Bedeutung des Festes muß öffentlich, feierlich in Worte gefaßt werden. Die Begrüßungsreden genügen nicht; dem Feste selbst, nachdem es im Zug ist, gebräche der Punkt auf dem i, wenn nicht wieder und wieder in mancherlei Form von Rednern ausgesprochen würde, um was es sich handelt. Aber eigentliche, entwickelte Reden

waren nicht am Platz. Sie verlangen einen Raum, wo man den Redner überall hört, und eine stille Versammlung. Es konnte nur während des Mittagsmahls gesprochen werden, abends im ungeheueren Getöse der überfüllten Halle war es unmöglich, und von Anweisung irgendeines städtischen Raumes zum gesonderten Zwecke politischer Reden konnte, versteht sich, keine Rede sein. Das Fest war allerdings politisch, und unsere künftigen Schützenfeste sollen und werden es auch sein, aber es war ein Fest und keine politische Versammlung. Rede war nötig als Ausdruck davon, daß es ein politisches Fest war, und doch konnte es nicht anders sein: das Fest überrauschte diesen Ausdruck ebensosehr, als es ihn bedurfte. Der Sprecher mußte die Stimme durch das unendliche Geräusch in den weiten Räumen, wo der entferntere Esser leicht gar nicht einmal merkte, daß jemand auf die Rednerbühne gestiegen, gewaltsam durchdrücken und auch dann vernahm ihn nur die nähere Umgebung und wer sich zu ihr herdrängte. Auch war die Arbeit, das sohlenlederharte Fleisch zu sägen und zu malmen, so groß, daß sie leicht die ganzen Kräfte in Anspruch nahm; während man an diesem Objekt zupfte und zerrte wie eine Ente an einem großen, alten Frosch, konnte man einen Demosthenes überhören. So waren denn die Reden mehr eine Art Tafelaufsätze, Schaugerichte oder, wenn der Ausdruck verletzen sollte — was er nicht will — eine Art rhetorischer Tusch, Trompetenstoß der Zunge, wobei es auf den Inhalt weniger ankam; je enthusiastischer, unbestimmter, desto besser, je mehr Versuch, zu beweisen, zu entwickeln, zu präzisieren, desto schlimmer angebracht. Durch die Kürze der Zeit, die der einzelne Redner einhalten mußte, war denn auch dafür gesorgt, daß er in dieser Form sich bewegte. Aber vor etwas anderem war mir, ich gestehe es, zum voraus bange. Wer warm spricht, der spricht seine Überzeugung aus; wie sollten sich alle Redner darauf beschränken können, bloß dem Gefühle, das uns zum gemeinsamen Streben nach Einheit verbindet, Worte zu leihen und nicht die Frage über die Form zu berühren, in welcher diese Einheit erstehen soll? Und wer kann diese Frage berühren, ohne in jene Sphäre hineinzugreifen, wo der unselige Zwiespalt liegt, der uns im Denken und Wollen trennt? Wer ist nicht Partei? Und wer kann feurige politische Worte reden, ohne daß er seinen Parteistandpunkt ausspricht? Wer aber verletzte nicht

die Gegenpartei und rief ärgerliche Auftritte hervor, wenn er es tat? Welche Vorsicht, welchen Takt forderte es, diese Klippe zu umschiffen! Wer nun diese Gefahr bedachte, der wird gestehen müssen, daß im Verhältnis zu alle dem, was zu befürchten nahe lag, außerordentlich wenig des Taktlosen vorgekommen ist. Auch hier war es die Großheit des Festes, die Hoheit der Stimmung, was die Menschen hob und Maß lehrte; aber daß die Lehre des Augenblicks gelehrige Geister fand, dies beweist einen erfreulichen Reifegrad der Nation. Man höre die Schweizer darüber, wie es auf ihren Schützenfesten oft zugieng, ehe sie zur jetzigen Eintracht gelangt sind, welcher Zank und Streit da getobt hat, welche Leidenschaften ausgebrochen sind! Ja einmal, im Jahre 1844, als in Basel Ober- und Unterwallis noch in der frischen Wut vom vorhergegangenen Kampfe beim Schützenfest zusammenkamen, war es nahe daran, daß das Spiel des Schießens sich in blutigen Ernst verwandelt hätte!

Will man in Beurteilung der wenigen Fehlgriffe, die allerdings vorgekommen sind, billig sein, so muß man sich gestehen, daß die „Kleindeutschen" hier in einer schwierigeren Lage waren als die „Großdeutschen". Das Fest war durch die Vereinigung aller Stämme der Nation, worin jedoch, wie man wußte, die Gegner des Programms vom preußischen Primat vorwogen, numerisch großdeutsch. Wohlgemerkt: nur numerisch. Nimmt man das Wort in dem Sinn, als ob dadurch das innere Recht der Partei einen Zuwachs an Gewicht gewonnen hätte, so kommt mir der Streit, ob das Fest klein- oder großdeutsch gewesen sei, sehr müßig, ja lächerlich vor. Allerdings befanden sich die „Großdeutschen" auf dem Fest in einem entschiedenen Vorteil auch außer dem des Übergewichts an Zahl. Sie hatten es durchgesetzt, daß der Mißgriff der Einladung an die Italiener rückgängig gemacht wurde; jene Einladung konnte aber als ein Ausdruck der „kleindeutschen" Parteiansicht aufgefaßt werden, sofern sie geneigt ist, in den Feinden Österreichs nicht Feinde Deutschlands zu sehen; in diesem Sinne war dem Fest ein faktischer Sieg der großdeutschen Partei über die kleindeutsche vorausgegangen. Sie war aber auch an sich und überhaupt in der Lage, sich leichter vor taktlosem Aussprechen ihrer Parteimeinung zu hüten. Der bloße Anblick der vereinigten Stämme, das unmittelbare Gefühl, daß hier alle gleich seien, mußte dem „Großdeutschen" doch als Bestätigung

seiner Ansicht erscheinen, daß kein Teil Deutschlands sich über die anderen Teile stellen dürfe; dies gab ihm Sicherheit, Bewußtsein des Rechtes, der Überlegenheit, und so fiel hier der Sporn, die Versuchung von selbst weg, mit lautem Worte die Gegenpartei unsanft anzufassen. Für den „Kleindeutschen" dagegen, der sich in der Minderzahl wußte, der gewohnt ist, für seine Meinung, gerade weil sie in einem großen Teile Deutschlands verhaßt ist, mit Eifer Propaganda zu machen, für ihn mußte der Reiz, hier ins Volle zu greifen, herauszulangen, ungleich größer sein. Angesichts dieser Versuchung muß man denn zugeben, daß die „kleindeutschen" Redner sich im ganzen und großen taktvoll benommen haben; selbst die Sprecher aus der Preußischen Kammer, die noch warm aus einer Umgebung kamen, wo die preußische Hegemonie nicht wollen ungefähr so viel ist als Gott und Vorsehung leugnen, haben sich rücksichtsvoll mit entfernten Andeutungen begnügt, die man leicht hingehen lassen konnte.

Der einzige eigentliche und ordentliche Bock, der von einem Mitgliede des Nationalvereins geschossen worden ist, mag ruhen in Frieden; wir wollen seine Gebeine nicht aufwühlen; es ist des Lebtags, der über ihm und Herrn Wildauers Gegenschuß gemacht worden, ohnedem zu viel.

Es konnte nicht fehlen, daß neben unseren zwei Hauptparteien auch die demokratische auf dem Schützenfeste reichlich vertreten war. Wir unterscheiden billig zweierlei Demokraten: verständige und besonnene, die begreifen, daß man mit der Idee der Republik die deutsche Gegenwart nicht anfassen kann, daß sie für jetzt und für lange Zeiten ein Instrument ohne Handhabe, ein Schlüssel ohne Griff und Bart ist, und blinde, die das nicht erkennen, weil sie seit 1848 nichts gelernt haben. Jene werden sich bescheiden, auf dem gegebenen realen Boden im Kampfe für Volksrecht zu erreichen, was gehen und stehen mag, und so besonnen einer späten Zukunft vorzuarbeiten, die uns, wenn der Himmel will, aus einem unlösbaren Entweder—Oder durch ein klares Weder—Noch befreit; sie begreifen, daß Tag und Nacht Revolution träumen und mit Revolution drohen keine Politik ist, daß eine Nationalbewegung keine schlimmeren Feinde hat als die, deren ganze Weisheit in diesem Worte liegt; was aber immer werden mag, sie gehen von einem organischen Begriffe

des Staates und vom gesunden Egoismus des nationalen Bewußtseins aus, sie stellen den Staat und seine Ordnung über den einzelnen und seinen schrankenlosen Freiheitstrieb, das Interesse ihrer Nation im Politischen über weltbürgerliche Sympathien; sie wollen und wahren ihre Ehre auf alle Fälle, auch jetzt, auch ehe sie ist, was sie sein kann. Diese aber stecken mit den Mazzinisten aller Länder unter der Decke der großen Propaganda für die Revolution zusammen, schimpfen herum auf das tatlose, träge Deutschland und würden lieber heut als morgen die roten Hosen kommen lassen, um es zu befreien; sie arbeiten an der Knetung eines allgemeinen Völkerbreis der Freiheit, worin vor allem das eigene Vaterland als zerdrücktes Korn verschwinden würde; sie kennen nur einzelne, das Allgemeine soll machtlos, ein notdürftiger, äußerlicher Verband sein; ihr Ideal ist Gesetzlosigkeit; sie sind Chiliasten, sie träumen vom tausendjährigen Reich und meinen, es komme über Nacht; sie verschmähen die Geduldarbeit, die im Tageslichte der laufenden öffentlichen Fragen Stein auf Stein zum langsam steigenden Bau fügt, und wühlen statt dessen an einer unterirdischen Stadt, in deren lichtlosen Gängen sie sich Herren der Welt träumen; sie haben über Legionen zu verfügen, weil sie in irgendeinem Keller ein paar Kisten mit rostigen Flinten versteckt halten; sie dürfen nur stampfen und die unterhöhlte Oberwelt bricht zusammen; eines schönen Morgens strecken sie den Kopf aus ihrem Maulwurfbau und machen große Augen, wenn ihnen die wachsame Reaktion eine Maulschelle versetzt, daß ihnen der Kopf fünfzehn Jahre und länger krumm auf dem Halse sitzt. Diesen Gegner wach zu rufen und wach zu halten ist niemand geschäftiger als sie selbst; sie erklären den General für einen schlechten Kerl, der nicht mit erhabener Beredsamkeit dem Feind ankündigt: morgen werde ich dich angreifen! Wer seine Mittel berechnet, den verdammen sie, wer einer ungeheueren Verrechnung zum Opfer gefallen ist, den gesellen sie zu den großen Märtyrern der Menschheit.

Ich weiß nicht, ob die Stimmen, die von der Rednerbühne in Frankfurt Robert Blum und Trütschler leben ließen, aus diesem Lager kamen. Ich schloß es aus der großen Unzeitigkeit des Hochrufes, aber ich kann mich irren. Wer wird diese zwei Unglücklichen nicht im tiefsten Herzen bedauern! Wer die blutige Ausbeutung

des Sieges, die Rachehandlungen der Reaktion im Jahr 1849 nicht beklagen und verwünschen! Aber Robert Blum und Trütschler an dieser Stelle leben lassen hieß: die Gegner an den Mord Friedrichs von Gagern, Latours und jener zwei erinnern, an deren blutiges Ende uns die nahe Heide gemahnt hat, hieß erklären: wenn es wieder losgeht, wollen wir wieder so unklug uns in einen konfusen, wüsten Aufstand mischen wie Robert Blum, und so angesichts einer Nation, deren unendliche Majorität sonnenklar gegen uns ist, angesichts großer Heere, die uns sonnenklar bekämpfen werden, es noch mit einer Revolution versuchen wie Trütschler; es hieß in der friedlichen, schönen und großen Bewegung dieses Festes einer Welt wohlgerüsteter Gegner, die unser freudiges Auferstehen hassen und verachten, allen reaktionslustigen Elementen in Adel und Heer und Kanzlei mit lauter Stimme zurufen: gebt acht, seid auf der Hut, seid bereit, daß ihr uns zu rechter Zeit wieder auf die Köpfe schlagt, wie 1849!

Indem mir hiebei ins Gedächtnis kommt, wie unsinnig man im Jahr 1848 die Soldaten reizte, um sie ja zu recht entbrannten Feinden der verzerrten guten Sache heranzuziehen, wie man sie mit: „Schergen der Tyrannei, vertierte Söldlinge“ und anderen liebenswürdigen Namen beehrte, so ergreife ich den Anlaß, vom Verhalten des Militärs zum Schützenfeste einige Worte zu sagen. Eine Anzahl bayrischer Offiziere in Schützenjoppen waren, wie ich vernahm, mit ihren Landsleuten gekommen; auf dem Festplatz sah man anfangs sehr selten eine Uniform, allmählich fanden sie sich häufiger ein, österreichische, bayrische, frankfurtische; am spätesten schienen die preußischen Zutrauen zu fassen, doch blieben sie nicht aus. Ich gestehe, daß ich mich freute, so oft ich einen Offizier sah. Wir werden, seitdem wir wieder etwas im Zuge sind, doch wohl nicht wie in den Flegeljahren der deutschen Bewegung damit anfangen wollen, unsere Heere zu beleidigen. Wir werden das Institut des stehenden Heeres nach wie vor bekämpfen und nicht ruhen, bis wir ein Volksheer an seine Stelle gesetzt haben, aber wir werden nicht vergessen, daß dies keine Bürgerwehr sein soll, sondern ein fester, strenger Organismus mit ausreichend großem Rahmen von Berufssoldaten, wir werden nicht nachgeben, bis wir die ekelhafteste Fratze der Menschheit, die ein Gott in seinem Zorn erschaffen hat: die

Mischung von bürgerverachtendem Soldatenhochmut, Adelstolz und Blasiertheit im Junkeroffizier vom reinen Wasser hineingetreten haben in den Schlamm der Schande, wohin sie gehört, aber wir werden wohl beherzigen, daß unzählige brave und gebildete Offiziere in unseren Heeren sind, deren Herz für Deutschland schlägt wie das unsrige, welche die Schmach unserer Zerrissenheit womöglich noch tiefer empfinden als wir, welche die Zeit- und Kräfteverschwendung der zwecklos langen Präsenz und Dressur verwünschen wie wir, wir werden endlich wohl bedenken, daß unsere Soldaten unseres Vaterlandes Kinder, unsere Brüder, unsere Söhne sind. Kurz, der Kampf gegen eine Einrichtung und ihre Mißbräuche soll kein Kampf, kein Haß gegen die Leute sein! Auch das werden wir einsehen, daß es im Auslauf unserer letzten Erhebung kindische Torheit war, die Heere zu unterwühlen, einzelne um einzelne zu bearbeiten und zur Untreue gegen den Eid zu verführen; die Frucht dieser Aussaat war doppelte, durch Grimm geschärfte Kampfslust, Rachwut des tief erbitterten Standes gegen das Volk, die schuldig und unschuldig, berechtigte und unvernünftige Forderung nicht mehr unterschied und rücksichtslos zuschlug. Wenn eine Staatsform jählings verändert wird, mag es nicht ohne einzelnen Kampf zwischen Volk und Heer abgehen; die wahre Veränderung ist aber immer die, die das Heer in seiner Ordnung beläßt und ihm nur andere Führer gibt. Umbildung seiner Organisation aber ist Sache der friedlichen Reform.

Unter allen Rednern habe ich keinen gehört, der das Wesentliche, um was es beim Schützenfest sich handelte, genügend dargetan hätte. Mehrere Schweizer haben es betont, auseinandergesetzt hat es keiner. Dies ist natürlich kein Vorwurf, denn wie gesagt, hier war nicht der Ort zu erschöpfender Entwicklung. Daß gerade Schweizer es gewesen sind, die auf den Hauptpunkt den Akzent warfen, ist natürlich. Wer unter Schweizern lebt, der weiß aus ihrem Munde, daß sie ohne ihre Schützenfeste an dem politischen Ziel, das sie glücklich erreicht haben, nicht angekommen wären. Auf ihnen vor allem haben sie praktisch gelernt: g e g e n s e i t i g e D u l d u n g d e r P a r t e i e n, K o n f e s s i o n e n, d e r K a n t o n e, S t ä m m e, S t ä n d e; sie haben gelernt, den Gegner ertragen, weil er einmal da ist, sich einfach in diese Tatsache fügen, begreifen, daß man m i t e i n a n d e r vorwärts muß und daß man einfach nicht vorwärts-

kommt, wenn man sich nicht fügt; sie haben gelernt: Disziplin in der Unterordnung unter den einen, großen gemeinschaftlichen Zweck. Wäre Zeit und Stille gewesen, ein Redner hätte keine zeitgemäßere Aufgabe gehabt, als diese Lehre auf Deutschland anzuwenden.

Es ist nur ein ethischer, kein unmittelbar politischer Rat: daß wir uns in der Frage unseres obersten gemeinsamen Ziels sollen vertragen lernen. Aber wer weiß denn einen anderen? Unsere einzige Hoffnung ruht auf dem unversehrten Schatze der sittlichen Kraft in der Nation; dies ist alles, was wir vorzuzeigen haben, wenn man uns nach einem Ausweis für unsere Zukunft fragt; zehrt an diesem Kapital Haß, Gift und schmutzige Schmähung der Parteien so fort wie bisher, so werden wir es verschleudert finden, wenn einst unsere Stunde schlägt. Unsere einzige Hoffnung, sage ich, denn wie die Dinge jetzt stehen, weiß kein menschlicher Verstand den Knoten der deutschen Frage zu lösen. Hier ist kein Licht, wohin man auch blicke; wir stehen vor einer steilen Mauer, die auch nirgends den kleinsten Ansatz zeigt, wo der Fuß haften könnte, um sie zu übersteigen. Nicht einmal ein Notdach werden wir bekommen für die lange Wartezeit bis zu dem Tage, wo wir eine feste Kuppel über unseren Häuptern wölben können.

Im Volke stehen zwei Parteien sich gegenüber so unversöhnlich als jemals zwei feindliche Nationen. Sie sind ungefähr gleich stark, die „großdeutsche" wird an Zahl weit größer sein, dafür ist die „kleindeutsche" um so geschlossener, ersetzt an Tätigkeit und System, was ihr an Quantität abgeht. Diese rühmt sich des präziseren Programms, der Logik, der Klarheit der Form, die sie aufstellt. Jene wirft ihr vor, daß sie mit dieser Form nicht den ganzen Stoff umfaßt, nicht ganz Deutschland mit den Teilen fremder Nationalitäten, die seinen Anhang bilden und die wir nicht von ihm können wegschneiden wollen, daß die Präzision ihres Programms, die Klarheit, die Logik nur ein Schein sei, hinter welchem ein romantisches Phantasiestück verborgen liege, unpraktisch, ohne alle vermittelnde Anknüpfung an das Gegebene, als bloße Absicht schon, im bloßen Versuche schon verderblich. Diese besteht auf dem Gegenvorwurf der Programmlosigkeit, der Formlosigkeit; sie behauptet die Unverbesserlichkeit des Bundes, die Unmöglichkeit, ihm eine Nationalvertretung beizugeben, die irgendwelche Bedeutung und Kraft des Wirkens

besitze. Das ist, kurz ausgedrückt, der Gegensatz, sofern man noch von allen moralischen Schmähungen absieht, womit beide Parteien sich überschütten. In beiden Lagern ist der Wille gleich gut, ja das Bewußtsein des aufrichtigen Strebens ist es gerade, was den Haß und Grimm verdoppelt, denn je mehr einer sein Vaterland liebt, um so mehr haßt er den, von dem er glaubt, daß er es ins Verderben führe. Es ist nicht zu leugnen, daß der „großdeutschen" Partei mehr unreine Zuflüsse sich beimischen; dem Prinzip, das an dem Bestande der Nation keinen Schnitt vornehmen will, hängt sich naturgemäß ein Troß von solchen an, die in Wahrheit gar keine Kur wollen: reine Partikularisten mit und ohne Fürstenkrone, Ultramontane, Aristokraten, Servile. An der Reinheit des Wollens aller übrigen verändert dies gar nichts; Anlagerung unsauberer Elemente kann keine politische Partei von sich abhalten; jede freilich tut gut, sich vor Koalitionen mit dieser ihrer Karikatur zu hüten.

Den langen Faden der Gründe und Gegengründe, womit beide Parteien für ihre Ansicht ins Feld ziehen, hier abzuhaspeln, wäre müßige Arbeit. Mir meinesteils ist die entscheidende Erwägung diese: das Grundgefühl des deutschen Volkes ist und bleibt föderativ, und zwar föderativ in dem bestimmten Sinne, der die Oberleitung eines Teils über die anderen Teile ausschließt; föderativ so durch und durch wie das der Schweizer, die ja in Mehrheit auch Deutsche sind. Ich verkenne natürlich nicht den Unterschied zwischen einer Gruppe von 22 republikanischen Kantonen von unerheblicher Differenz der Größe und Macht und 34 größtenteils monarchischen Staaten, worunter zwei eifersüchtige Großmächte, deren eine durch ihre amphibische Halbexistenz doppelt stark getrieben ist, sich in Deutschland zu verstärken; aber trotz diesem Unterschiede wird es wahr bleiben, daß die Zumutung an das übrige Deutschland, sich der preußischen Hegemonie zu unterwerfen, ungefähr dasselbe ist, wie wenn man bei der Reform des eidgenössischen Bundes im Jahr 1848 der Schweiz zugemutet hätte, sich etwa unter die Führung des Kantons Bern zu stellen. Man frage um und man wird allerorten hören, daß dagegen der letzte Schweizer den letzten Blutstropfen eingesetzt hätte. Unter den widerstrebenden deutschen Fürsten mögen manche ein ganz anderes Motiv haben als das Volk, es mag hinter ihrem Widerstande gegen den preußischen Übergriff

die Absicht des Widerstandes gegen jedes Opfer, für welche Form der Einheit es auch gefordert werden möge, verborgen sein: im Resultat ist dennoch das Volk ihrer Staaten mit ihnen einig. Wo nun das Grundgefühl einer Nation föderativ ist und mit dem Widerstreben der Fürsten gegen Unterordnung unter einen der Fürsten im Erfolge zusammentrifft, da muß ja notwendig ein Parteiprogramm, das die diplomatische und militärische Führung, d. h. den bedeutendsten, den politischen Teil der Staatsmacht einem unter den Staaten zuwenden will, eine Fackel der Zwietracht werden und uns stets aufs neue mit Bürgerkrieg bedrohen.

Dies scheint mir der Angelpunkt der Frage. Sieht man von der Seite, die beherrscht werden soll, hinüber nach der anderen, welche herrschen soll, so kommt nur dasselbe Resultat heraus: nach beiden Seiten macht die „kleindeutsche" Partei die Rechnung ohne den Wirt. Vergeblich bringt jeder neue Tag neuen Beweis für die Unfruchtbarkeit, die Unfähigkeit der preußischen Regierung, eine Aufgabe in die Hand zu nehmen, deren Lösung kaum der höchsten Genialität und dem höchsten Mute gelingen kann, den Beweis, daß sie es über den Kitzel nicht hinausbringt, der ihr nur Beschämungen bereitet, nicht über die Ankündigung der großen Aktion, womit sie nur Österreich und die Mittelstaaten stärkt und am Ende noch mehr stärken wird, als einem unbefangenen Großdeutschen lieb ist. Angesichts dieser Unfähigkeit beschließt die Partei entweder das, was ist, anders zu sehen, als es ist, oder wenn es ihr selbst zu arg wird, so legt sie sich aufs Hoffen. Hier liegt eine der eigentümlichsten Mischungen von Realismus und Idealismus vor, die wohl jemals in der Politik aufgetreten ist. Die wirklich föderative Einigung Deutschlands wird für ein Phantom des Idealismus erklärt; wir sollen uns als nüchterne Realisten an das halten, was da ist, an einen geschichtlich gewordenen, bereit liegenden Kristallisationskern, der in Preußen gegeben sei. Da nun Preußen zu dieser Rolle das Zeug nicht hat, so idealisiert der nüchterne Realist das reale Preußen wie nur jemals ein Poet einen Stoff im Zauberspiegel der Phantasie verklärt hat. Drängt sich die Wirklichkeit so unerbittlich auf, daß sie das Phantasiegebilde zerbricht, so legt er sich denn aufs Hoffen und hofft und hofft wie die Juden auf den Messias. Wohl sind wir auf das Hoffen gewiesen, aber wenn einmal auf das

Hoffen, warum nicht hoffen auf das, was dem Sinn und Charakter der Nation entspricht, auf eine Sichtung der Verhältnisse, welche einen freien Bund freier Glieder mit gemeinschaftlichem, gerecht gemessenem Anteil an der Regierung des Ganzen möglich macht?

Wäre nun diese Doktrin bloß ein künstliches Gebäude der Reflexion, so hätten wir immerhin Aussicht, mit ihr fertig zu werden; was aber unsere Lage bis zum äußersten erschwert, das ist der Umstand, daß sie in einem ansehnlichen Teile ihrer Bekenner mit der unbeugsamen Gewalt einer tauben Naturkraft auftritt; es ist der Geist der preußischen Bevölkerung. Trifft auf der großdeutschen Seite mit dem Widerstande der Fürsten gegen preußischen Übergriff der föderative Sinn der Stämme zusammen, so steht auf der „kleindeutschen" hinter dem Mögen und Nichtwollen der Regierung das hartnäckige, fast einmütige Wollen des Volkes in der Richtung, welche wir bekämpfen. Hier liegt ein Widerspruch wahrhaft verzweifelter Art vor: in diesem Augenblicke gewährt uns das Preußische Abgeordnetenhaus ein Schauspiel der erhebendsten Art; mit Freude, mit Ehrerbietung muß jeder Freund der gesetzlichen Freiheit auf diesen Kampf gegen das Unrecht, gegen die feudale Willkür blicken, der mit ebensoviel Takt und Maß als Charakter und Ausdauer geführt wird; und wenn den mutigen Kämpfern der Sieg zufällt, was dann? Dann wird das innerlich gestärkte Preußen um so entschlossener und geschlossener jeder Einigung widerstehen, die ihm nicht die deutsche Krone anbietet. So verzweifelt steht es: was wir wünschen, das müssen wir fürchten, was wir verehren, das bedroht uns mit gesteigertem Zwiespalt. Es ist schön und erfreulich, daß es wenigstens in einem Teile Deutschlands politisches Selbstgefühl gibt, und es ist traurig, denn dies Selbstgefühl ist nur unter einer Bedingung, die wir nicht zugeben können, ein nationales. Preußen ist unser Arm, unser Schild, wir müssen ihm Gedeihen wünschen; es verhindert jeden Fortschritt im Wege des Bundes: dies im Auge müssen wir seine Demütigung wünschen; das zweite ist ruchlos, weil das erste wahr ist, das erste ist wahr und wird verdunkelt durch das zweite. Böte uns Österreich mit den einverstandenen Regierungen heute eine Form, die in Wirklichkeit mehr enthielte als das gar zu dürftige Delegiertenprojekt, böte es eine ständige Nationalvertretung am Bunde, selbst mit gerechterer

Verteilung der Stimmen im Bundestag, entschlösse sich das übrige Deutschland, das Anerbieten zu ergreifen, auf den Versuch einzutreten: die Preußen, und zwar gerade recht die Preußen, die im inneren Verfassungskampfe so wacker gefochten haben, kämen nicht, sicherlich nicht. Und umgekehrt: wenn heute Preußen es wagte, die deutsche Fahne in die Hand zu nehmen, ein Parlament nach Berlin zu berufen: die Österreicher, die Bayern, die Schwaben würden mit wenigen Ausnahmen hübsch zu Hause bleiben. Diese innere Zerrissenheit der Nation weist, so könnte es scheinen, auf eine Zweiteilung Deutschlands. Man könnte sich, so trostlos wie die Dinge liegen, in den Gedanken ergeben, gestützt auf die Hoffnung, daß das Interesse, die politische Notwendigkeit mit der Zeit die zwei Bruchstücke wieder zusammenführen müsse. Auch die Zweiteilung wird nicht werden, selbst zu dieser Operation mit dunkler Möglichkeit späterer Heilung fehlt Kraft, Mut, Entschluß.

Am ehesten, ich gestehe es, droht die Geduld auszugehen, wenn man noch einen anderen Punkt ins Auge faßt, in welchem die preußische Bevölkerung, die liberalen Parteien, die Fortschrittspartei selbst nicht ausgeschlossen, mit der Regierung, mit der sie der innere Verfassungskampf entzweit, einstimmig zusammengeht: es ist die Neigung, in Frankreich eine Lehne gegen Österreich zu suchen. Würde der jetzige Ministerpräsident nicht die Verletzung der Konstitution vertreten: darin, daß er dieses Stück der auswärtigen Politik vertritt, wäre er jetzt eine ganz populäre Figur in Preußen. Uns anderen ist und bleibt Frankreich der Feind, der uns alle bedroht. Wir wissen rein nicht, warum wir den Raub des Elsasses und Lothringens, die Gelüste nach dem Rheinufer, die hundert Gründe vergessen sollten, aus denen es wahrscheinlich ist, daß Napoleons letztes Ziel die Rache für Leipzig und Waterloo sei; wir erkennen heute wie gestern in den französischen Siegen von 1859 eine Demütigung, eine Verdoppelung der Schwäche Deutschlands; der schwärende Dorn jenes Sommers ist noch nicht ausgeeitert, kann nicht auseitern, solange Preußen den schielenden Blick mit anbettlerischem Schmunzeln auf die gnädig winkenden Züge des hochmütigen Nachbars gerichtet hält.*)

*) Während das Obige gedruckt wurde, ist die Verwicklung Preußens durch die Intervention in Polen eingetreten. Die russischen Neigungen,

Durch diesen Zwiespalt in der äußeren Politik, durch die Entzweiung in der Frage, wo eigentlich unser Feind zu suchen sei, klafft denn in doppelter Tiefe und Breite der Riß, der durch unsere Nation geht, und zerschneidet jede Verständigung über die Form, in der wir uns einigen sollen. Der Nationalverein hat augenblicklich sein oberstes, ab und zu latentes, dann wieder auftauchendes Dogma von der preußischen Spitze zurückgestellt und den Kampf für die Reichsverfassung zum Losungswort erkoren. Sie besteht wirklich, rein formal genommen, zu Recht. Sie ist aber der Ausdruck, das Abbild eines Parlaments, welches die Reihenfolge seiner beiden Aufgaben: Einheit und Freiheit umdrehte, zehn Monate mit den Grundrechten verlor, endlich mühsam ein Dach auf den mühsamen Bau, ein Erbkaisertum, setzte und von dem Fürsten, den es hiefür ausersehen, einen Korb erhielt, weil er nicht ja sagen konnte auf einen Antrag, der richtig übersetzt also lautete: wir bringen dir hier eine Kaiserkrone, Frucht einer revolutionären Volksbewegung, habe nun die Güte, als legitimer König und von uns erwählter Kaiser diese Volksbewegung zu vollenden, erstens durch einen Staatsstreich gegen die übrigen Fürsten Deutschlands, zweitens als Einführer und Schirmer der beiliegenden demokratischen Grundrechte! Es wäre sehr ungerecht, unser erstes Parlament um dieser Fehler willen anzuklagen und zu verspotten. Es war das natürliche Ebenbild der Volkserhebung, aus der es hervorgegangen; diese Volkserhebung forderte in erster Linie die Freiheit, denn sie war das Resultat eines langen, unleidlichen Drucks, einer empörenden Vor-

älter, ursprünglicher, der Feudalpartei natürlicher als das neuere Verhältnis zu Frankreich, haben durchgeschlagen und es hat sich die komische Lage ergeben, daß die preußische Politik, während sie ihrerseits durch ihr blindes Handeln sich gegen ihre Absicht eine Spannung mit Frankreich wie mit England bereitete, ihm dafür ebenso gegen ihre Absicht den unschätzbaren Gefallen erwies, daß es sich auf wohlfeile Weise mit den europäischen Sympathien verbünden und die Gemüter im Lande von den großen offenen Wunden des Staats ablenken konnte. Was nach dem halben Rückzug, den sie antrat, als sie durch die nächsten Folgen zur ersten dürftigen Erkenntnis ihres Tuns gelangte, weiter werden wird, liegt im Dunkeln. Sollte uns die preußische Kunst gar noch in einen Krieg verwickeln, so wolle der Himmel, daß Österreich mit Deutschland nicht des Jahrs 1859 gedenke! (Anm. Mitte März 1863.)

enthaltung verfassungsmäßiger Rechte; erst hintennach, als eine Art von Nachtrag, als ein Nr. 2, fiel es ihr ein, es müsse „auch“ die Einheit geschaffen werden. Die späte Lehre der grausamen Wirklichkeit, daß, wenn man die Freiheit gründen will, man zuerst für eine Macht sorgen muß, die sie hält und schirmt, — wir haben sie mit blutigem Gelde bezahlt. Die so schwer gebüßte Konfusion war nur natürlich, ganz erklärlich, durchaus naiv, das Parlament teilte sie und lag übrigens seiner Arbeit mit einer Begeisterung und Ausdauer ob, die für alle Zukunft ehrwürdig ist. Ja, daß wir es im furchtbaren Wechselkampf der Leidenschaften nur überhaupt zu einem Endbeschluß über die oberste Reichsgewalt gebracht haben, das ist, so unpraktisch immer das Beschlossene, doch ein Beweis von Willen, Anspannung, patriotischer Disziplin, der ein für allemal Achtung verdient und als muterweckendes Beispiel am Anfangspunkte der Bewegung steht, die zur Wiedergeburt Deutschlands führen muß. Allein jetzt noch auf der Reichsverfassung beharren, das heißt nichts anderes als: unseren nicht entwaffneten Feinden die Geschichte unserer Fehler von 1848 und 1849 ins Gedächtnis rufen; das heißt nichts anderes, als abermals ein Haus bauen, ohne für Sparren und Ziegel zum Dach zu sorgen, ja ohne auch nur an eine Türöffnung zu denken, durch die man eintreten soll. Man kann einwenden, daß wir vielleicht genötigt sein werden, die Reihenfolge unserer Aufgaben abermals umzudrehen, also zu stellen, wie die Bewegung von 1848 sie stellte: möglich, daß wir zu einer lebensfähigen Einheit erst gelangen, wenn in allen deutschen Staaten die wirkliche und wahre konstitutionelle Freiheit gleichmäßig errungen ist: Gleichheit in der Freiheit vor der Einheit. Allein dies zeigt auf einen ganz anderen Weg als den der neuen Proklamation der Reichsverfassung: auf stetige, langsame Arbeit der Vertretungen in den einzelnen Staaten. Die Reichsverfassung aber von oben über Deutschland stülpen wollen, ohne daß man Rat weiß, wie ein Organ ihrer Vollziehung zu schaffen sei, das hat keinen Sinn. Da man dies im Nationalverein unmöglich verkennen kann, so wird hinter dem Rufe nach der Reichsverfassung doch das ursprüngliche Programm noch stecken, die Meinung wird auch hier sein, daß auf der letzten, leeren Seite der Urkunde eigentlich das Dogma vom preußischen Oberhaupt zu lesen sei, daß es hier nur mit einer

Schwärze gedruckt stehe, die erst wieder sichtbar heraustreten könne, wenn Preußen gebessert sein werde, und so haben wir einen doppelten Formalismus: den alten, schwerlich aufgegebenen des Hegemoniebegriffs, der uns immer aufs neue mit einem peloponnesischen Kriege bedroht, und den neuen dazu, daß ein Buchstaben aufgefrischt werden soll, an den sich nur Hader knüpft und dessen Geist wir gereifter, bedächtiger durch nachhaltiges Wirken in den Kammern zu neuem Leben rufen müssen.

In der Ratlosigkeit unserer Gegenwart greift die Phantasie nach Vorstellungen, die vollends reine Traumbilder sind. Man hofft Zerhauung des Knotens von einem Heros. Der eine erwartet, daß er von einem Throne, der andere, daß er vom Volk ausgehen werde. Man versuche nur, die Vorstellung zu vollziehen, und sehe zu, ob sie es zuläßt. Man erdichte sich z. B. einen Fürsten, der es wagt, der Nation zuzurufen: „ich will ausziehen, der zum Himmel dampfenden Schmach in Schleswig-Holstein ein Ende zu machen; — wer folgt mir? Folgt mir die Nation, haben wir den kleinen Feind besiegt, fremde Einmischung mit vereinter Kraft des Volkes abgewiesen, so berufe ich eine Nationalvertretung." Es ist denkbar, daß ein großer Teil der Nation ihm folgte, ihn zum Haupte Deutschlands wählte, — denkbar, solang man gar manches nicht denkt, was man denken sollte: solang man nicht denkt, daß ganz Preußen sich ihm entgegenwerfe, wenn es nicht der preußische König wäre, Österreich und die Mittelstaaten, wenn er es wäre, alle großen und halbgroßen, wenn er ein kleiner Fürst wäre; denkbar, solang man nicht denkt, daß in einem Weltzustande, wo jedes Fürstenkind in einer Atmosphäre geboren wird und aufwächst, deren Stimmung ist: den wachsenden Ideen der Zeit so viel autokratisches Vorrecht abdingen und abzwingen als noch möglich, nach aller Wahrscheinlichkeit schöpferische und durchschlagende Geister nicht mehr von den Thronen ausgehen, nicht mehr Männer, die Krone und — Kopf daran wagen, das Höchste zu erreichen. Oder ein Volksheld? Wie wohlweis haben uns kleine Menschen mit großen Worten zugerufen: „Taten! Taten! Keine Worte mehr! Einen Garibaldi braucht ihr!" Man denke sich einen deutschen Garibaldi! Er sammelt eine Freischar, fällt in Österreich oder Preußen oder meinetwegen Bayern ein: nicht hinausgeschlagen

wird er, nein, nein! nur hinausgelacht. Wir haben ja kein Neapel!

Unsere Zeit arbeitet den Geist in die Massen, den Gedanken in die Gesamtheit. Nur aus der Verständigung der Vielheit der Nation über die zweckmäßigste Form kann unsere Neugestaltung hervorgehen. Alles Hoffen des Heils von der einzelnen außerordentlichen Persönlichkeit ist in unseren Zeiten Romantik. Ist die Gesamtheit reif, dann erst können einzelne schöpferisch hervortreten, leiten, organisieren. Die Demokratie geht von diesem Begriff aus, aber die Demokratie, wie sie zum größten Teile jetzt noch ist und wie ich diesen größten Teil charakterisiert habe, springt von dem Satze, daß das Heil nur von der Gesamtheit ausgehen kann, unvermittelt und vorschnell zu dem Gedanken der Revolution. Eine Revolution? Gesetzt, sie gelänge, was soll denn dann folgen, wenn wir nicht über die Form einverstanden sind, die wir schaffen wollen? Nichts würde folgen als ein Konvent, der gerade so uneinig wäre, wie wir es jetzt ohne Revolution und ohne Konvent eben auch sind, nur viel wilder und so wild, daß ihm rasch ein neues Säbelregiment ein Ende machte.

Also kurz: wie die Dinge jetzt liegen, wird noch lange, lange nichts werden, gar nichts! Wir stehen in der reinen Negation; Preußen, Österreich, die Mittelstaaten, ihre Bevölkerungen wie ihre Regierungen, vor allem unsere zwei Hauptparteien bejahen alle nur ebensoviel, daß jeder das verneint, was der andere bejaht. In diesem Elend wird sich die Nation hinschleppen, vom äußeren Feinde bald geschlagen und getreten, bald durch einzelne Siege notdürftig ihre Existenz rettend, immer unmächtig, immer verachtet um ihrer Unmacht willen, und dennoch immer lebensfähig, unversehrt im Kern, zukunftvoll, hinschleppen so lange, bis aus der Rüttlung und Schüttlung der Gedanken, die sich jetzt noch wild und trostlos durchkreuzen und bekämpfen, das Losungswort, die Formel herausspringt, über welche die Gesamtheit sich vereinigen kann, deren Inhalt wir jetzt noch nicht wissen, nicht wissen können. Daß dieser Prozeß Zeit, viel Zeit will, ist wohl außer Zweifel; ich fürchte, ein halbes Jahrhundert sei noch viel zu niedrig gerechnet; aber ich wiederhole, daß ich doch vertraue, einfach, weil das innere Leben der Nation in Sitte und Bildung gesund, unverbraucht, tief und dauerhaft ist und

weil ihr Ringen, die politische Form für ihren inneren Wert zu finden, hervorgehend eben aus diesem Lebenskern, seit Jahrzehnten in nachweisbarer Progression ansteigt. Man lernt aber Geduld, wenn man nur bedenkt, wie lange Zeit die Entstehung eines einzigen Steinkohlenlagers gebraucht hat.

Und nun komme ich auf mein erstes Wort zurück. Sollen wir nichts tun in der langen Wartezeit darum, weil wir unmittelbar am Hauptwerke nichts tun können? Achtung des Gegners lernen ist, denke ich, auch ein Werk, auch eine Arbeit; vorerst freilich nur eine Arbeit an uns selbst, aber soll ein Gedanke gefunden werden, dem wir uns insgesamt unterordnen, so muß die Stimmung zu gegenseitiger Anerkennung vorausgehen. Einigkeit ist noch keine Einheit, aber die Einheit kann nicht werden, wenn nicht wenigstens mit der Einigkeit begonnen wird, zunächst nur mit der Einigkeit, die darin besteht, daß man sich gerecht und billig in den Gegner versetzt. Man antworte nicht, wir seien schon einig im Ziele, nur entzweit in den Wegen zum Ziele; dies ist keine Wahrheit, solang man in jedem einzelnen Streitfall bereit ist, den Gegner zu verdächtigen, als wolle er das Ziel nicht, weil er einen anderen Weg will. Kampf muß sein, in der Politik läuft es ohne Grobheit nicht ab; aber der Schmutz, womit sich heute noch unsere Parteien bewerfen, zeigt wahrhaftig nicht auf die kräftige Reibung, die zu Resultaten führt. Beide Pressen, die „kleindeutsche" und die „großdeutsche", keine ist darin um ein Haar besser als die andere. Mögen die Kleindeutschen den Ihrigen predigen, daß sie endlich anfangen, die rein Großdeutschen von den unreinen Zuflüssen ihrer Partei zu unterscheiden, die ich zugegeben habe; wir wollen die Unsrigen mahnen, daß sie es damit versuchen, darüber nachzudenken, wie ein redlicher Patriot auf die Doktrin von der preußischen Hegemonie kommen kann. Wer billig ist, muß zugeben, daß ihre bekannte Schlußreihe den Verstand bestechen, gefangen nehmen kann. Es ist eine ganz saubere Rechnung, nur, wie gesagt, ohne den Wirt gemacht; es ist eine logische Lorelei, die zwar in sehr strengem Fugensatz, aber doch ein verführerisches Lied singt. Ich habe herb, aber hoffentlich anständig von der Partei gesprochen, am herbsten von ihrer Hinneigung zu Frankreich. Der Hebel dieser Wendung, sowie der unkritischen Art von Sympathie mit Italien, die in einem großen Teile des „kleindeutschen" Lagers

herrscht, ist kein positiver, sondern ein negativer: das Liebäugeln mit jenen Staaten ist Demonstration gegen Österreich. Der preußische Haß gegen den Kaiserstaat ist erklärlich genug, wenn man sich der tödlichen Beleidigungen erinnert, die Preußen 1850 erduldet hat. Allein Haß, auch begründeter, begreiflicher, ist keine Politik. Wer lieber gegen Österreich zöge als gegen Frankreich, der mag sonst ein Ehrenmann sein, ein Deutscher ist er nicht. Doch eben dieser Flecken, der mir am schwärzesten erscheint, hängt keineswegs der ganzen Partei an. Ich führe als Beispiel die Schrift von Ludwig Frauer an: „Die Reform des Zollvereins und deutsche Zukunft. Zur Versöhnung von Nord und Süd." Sie weist mit beißender Ironie, mit schneidender Schärfe die selbstzerstörerische, leichtfertige Politik zurecht, die auf Österreichs Zertrümmerung, Vernichtung spekuliert und zum Erbfeind, zu Frankreich neigt. Sie macht es unter der Überschrift „Schutz gegen außen" zu ihrer ersten Aufgabe, die heillose Verwirrung der Begriffe, ja der ersten ursprünglichen Empfindungen einer Nation über ihr Interesse und ihre Ehre als Ganzes gegenüber den drohenden Feinden zurechtzusetzen. „Es ist wahr," so klagt der Verfasser in diesem Zusammenhang, „in Frankreich könnte man es unterlassen, die Fragen der äußeren Politik, der Ehre und Sicherheit gegen außen auf ein nationales Programm zu setzen, da über diese Punkte alle Franzosen in der Zeit eines auswärtigen Krieges einig sind. Aber in Deutschland, wo in der Zeit der Gefahr jeder mit jedem zu streiten beginnt, wo jeder seinen Nachbar nach dem Katechismus und Liberalismus fragt, um ihm — nicht beistehen zu müssen, da ist es ungenügend, einen Nationalverein zu stiften, der die wesentlichste Nationalangelegenheit nicht berührt." Es ist hier nicht der Ort, die positive Aufstellung des Verfassers zu besprechen; auch er will die preußische Hegemonie an der Spitze einer Volksvertretung, die zunächst nur ein Zollvereinsparlament sein, dann in schonendem Übergang ihre Befugnisse erweitern soll. Man sieht, die Schrift ist vor der neueren Wendung der Dinge geschrieben; aber auch in der Begründung dieses Programms geht sie mit so besonnener Erwägung der Rücksicht, welche die Mittelstaaten verlangen, welche namentlich Bayern gebührt, zu Werke, faßt den weiteren Bund mit Österreich so aufrichtig und wohlwollend, beweist so klar, daß Garantie Ungarns, der Slawen-

länder und allerdings auch des Restes von Oberitalien unerläßliche Bedingung des wechselseitigen Schutz- und Trutzbündnisses wäre, daß sie als Ausdruck einer unparteiischen, echt politischen Klarheit der Auffassung im unitarischen Lager bleibenden Wert behält.

Es gibt aber auch noch anderes, Bestimmteres zu tun, als den Gegner anerkennen und achten lernen. Wir sind zu träge im Wühlen — jawohl, im Wühlen: denn es gibt ja wohl ein Wühlen, das eine Propaganda der Vernunft ist, der konkreten Vernunft, das beste Mittel, dem Wühlen der giftigen Abstraktion entgegenzuarbeiten. Sind wir fleißig genug in dieser Propaganda? Man sehe nur zum Beispiel auf unseren Bauernstand, auf den politischen Schlummer, in welchem er fast allerorten noch liegt. In Frankreich ist dem dürftigsten Mann der Scholle, der nicht lesen und schreiben kann, la France ein Zauberwort, das ihm jeden Nerv erregt; in Italien haben die Gebildeten, den höchsten Adel nicht ausgenommen, sich nicht für zu gut gehalten, mit Schrift und Wort, in allen Wegen der Bearbeitung das Volk in allen Schichten zu wecken für die Idee des einigen Italiens. Was tun denn wir? Oder wendet man ein, wir können nichts tun, weil wir noch kein Programm haben? Recht wohl kann man daran arbeiten, einem Gedanken Verbreitung und Leben in den Gemütern zu verschaffen, auch ehe er formuliert ist. Man kann unseren Bauern z. B. recht wohl klarmachen, daß sie ihre Söhne im Krieg auf die Schlachtbank schicken, so lange wir nicht über die Führung unserer Heere einig sind, man kann ihnen Stücke aus der deutschen Geschichte als schlagenden Beleg dazu erzählen; mit Flugschriften, die nur naiver, populärer geschrieben sein müssen als die Blätter des Nationalvereins; durch beredte Emissäre müßte man jahraus jahrein im Land umher wirken, das Volk auf die Zeit vorbereiten, wo wir für den Gedanken auch die Form finden; sorgen wir nur erst dafür, daß es politisch lebt, das andere wird sich finden. Und freilich, sorgen wir vor allem dafür, daß wir selbst politisch leben! Von jedem politisch lebendigen Individuum geht eine Welt von lebenweckenden Wirkungen aus, stetig, unzählbar, unmeßbar.

Mit zahllosen Schwingen beflügelt unsere Zeit den Austausch der Ideen. Ein Teil dieser Schwingen bewegt sich ohne unser Zutun, Dampf und Elektrizität sausen und jagen als blitzschnelle Wühler

durch die Welt. Nun aber, getragen von diesen Flügeln, der merkwürdige Trieb des unendlichen Zusammenkommens! Die Menschheit gleicht jetzt einem schwärmenden Bienenstock; alles reist und findet sich in unendlichen Begegnungen, alles feiert Feste: Schützen, Sänger, Turner, Offiziere, Städte, Dörfer; alles versammelt sich, Naturforscher, Juristen, Ökonomen, Philologen, Theologen und Pomologen, Künstler, Buchhändler, Kaufleute, Techniker aller Art, neuerdings sogar eine Bekleidungsakademie! Im Ernst, ich glaube, daß dies eines der Symptome einer inneren Bewegung ist, aus welcher in unbekannter, ferner Zukunft Umwandlungen unserer Staaten, unserer Gesellschaft, unserer internationalen Völkerverhältnisse hervorgehen werden, von denen wir kaum eine Ahnung haben. In schwachen Umrissen schwebt ein Bild vor uns von freien, rein menschlich gebildeten Völkern in freiem Bündnis, eine Eidgenossenschaft der Nationen, von welcher die Schweiz ein noch primitives, einfaches, verhältnismäßig patriarchalisches Vorbild ist.

Unter diesen Erscheinungen werden wir vor allem diejenigen willkommen heißen und sorgsam pflegen, welche mehr nationalen als kosmopolitischen Charakter tragen, denn damit Nationen vernünftige Bande miteinander flechten, müssen erst Nationen sein. Nun und damit sind wir auf unser Schützenfest zurückgekommen.

Ich bin weit entfernt, ein solches Fest zu überschätzen. Ja, ich gebe zunächst zu, daß in dem Gefühlsrausch unserer Zweckessen und Festbankette ein Teil der Kraft, die wir zum steten Wirken und zur Tat zusammenhalten sollten, verpufft und verdampft. Wir antizipieren, was wir erst machen sollten, in Trinksprüchen, Reden, Klatschen, dreifach donnerndem Hoch, Anstoßen, Zutrinken, Umarmungen, Räuschen, als wäre es schon gemacht. Der Jubel schallt in die stille Nacht hinaus: Hellauf! Deutschland ist geeinigt! Und des anderen Morgens — was bleibt? Wo sind die Helden, die das Vaterland gerettet haben? Sie haben den Spitz ausgeschlafen und gehen im Katzenjammer an die Arbeit und sind wieder zahme Philister wie vorgestern. Es bezeichnet ganz unsere Zeit und ihre Neigung zum Überreiz, daß man so gerne beliebt, ein Wort, ein Buch, eine Form eine Tat zu nennen, und so hat man auch unser Schützenfest eine Tat geheißen. O, des hohlen, eiteln Geschwätzes!

— Doch seien wir auch nicht zu streng, nicht zu ängstlich! Etwas verpufft, aber etwas sammelt sich auch; vieles zerstäubt, etwas und mehr bleibt hängen. Nicht in den Reden, nicht in den Hochrufen, nicht im deutlich Vernommenen liegt das Resultat, sondern im unendlichen Austausch von vielen, den kein Ohr und kein Geist zusammenfassen kann. Ein solches Fest ist wie eine dumpf klappernde Mühle mit unendlichen Gängen; was aus den zahllosen Gängen, die hier die Körner ineinander schütteln und reiben, herausgebeutelt wird, sieht niemand; was alle die einzelnen zum weiteren Austausch hinwegtragen in die Heimat, berechnet niemand. Alle unsere Zusammenkünfte, Feste sind eben Tropfen zu einem Meer; ein solches wie das Schützenfest kann wohl ein Bach genannt werden. Ein Bach fließt; das Schützenfest wiederholt sich; nur alle zwei Jahre freilich, dagegen hebt es, hat es schon gehoben das Schützenwesen in den einzelnen Ländern und wiederum in den einzelnen Marken, Provinzen dieser Länder: Kreise in Kreisen, die zusammen denn doch keine kleine Bewegung in den Wasserspiegel der Volksmasse bringen. Und damit ist neben dem stets erneuten Verkehr die allgemeinere, fleißigere Waffenübung gegeben. Auch damit werden wir das Junkerheer nicht über Nacht stürzen, aber fürs erste doch wieder frischere Menschen bekommen. Ich meine nicht, man müsse turnen, schießen, exerzieren, um ein Charakter zu sein, aber das ist doch wahr, daß das Verhocken, die Stubenluft, die Verweichlichung in raffinierten Bedürfnissen und Genüssen, die Trennung des Gehirnlebens vom Muskelleben an der Brechung der Charaktere, an der schrecklich wachsenden Blasiertheit unserer Generationen die Schuld mitträgt. Irgend etwas sollte jeder treiben, was ihn an die Luft bringt, seine Glieder und Nerven schüttelt. Es ist doch eine andere Nation von Männern, die sich auch physisch bewußt ist, der Mann auf dem Platz zu sein. Dem Schützenwesen selbst ist es nicht minder zu wünschen, daß die gebildeten Stände mehr teilnehmen als bisher. Für jetzt ist der Grundstock noch überall der Handwerkerstand, denn der Ursprung der Schützenvereine ist in den Zünften der Städte zu suchen. So gewiß wir, wenn umgekehrt Gebildete und Gelehrte jemals den Mittelpunkt eines Nationalfestes bilden könnten, uns bemühen müßten, in größtmöglicher Menge die Bürger hinzuzuführen, so gewiß müssen hier die ersteren zur Teilnahme gemahnt

werden, um den alten Innungen einen bewegteren, freieren, geweckteren Geist einzugießen.

Die allgemein deutschen Schützenfeste haben vor den lokalen den ungemeinen Vorzug, daß sie die verschiedenen Stämme zusammenbringen. Man weiß ja, wie unser politischer Zwiespalt mit ihrem Gegensatze zusammenhängt, wie der Stammeshaß den politischen schürt und umgekehrt. In Frankfurt war das Übergewicht auf der Seite der Süddeutschen, ihr Selbstgefühl war im Vorteil. Wenn ich recht gesehen habe, so hat dies in den Begrüßungen auf eine Weise durchgeschlagen, welche für die Vernachlässigten empfindlich sein mußte. Neben den Schweizern sollen die Berliner, die fast gleichzeitig ankamen, fast übersehen worden sein. Es ist gut, daß für das nächste Schützenfest eine norddeutsche Stadt bestimmt ist, wo denn auch die Preußen stärker vertreten sein werden. Damit es aber wiederum nicht einseitig ausfalle, wird es unser Prinzip sein müssen, Süddeutsche in größtmöglicher Anzahl nach Bremen zu werfen, und eine der Hauptaufgaben des Ausschusses des Schützenbundes, daß er hiezu durch zweckmäßige Mittel wirke, namentlich durch Einleitung von Maßregeln der Erleichterung der Reise für Unbemittelte, wie sie z. B. mancher wackere Schütze bedarf, der in fernem Tale Tirols und des bayerischen Gebirges sitzt: in einer solchen Form natürlich, daß ihm die Annahme der Unterstützung nicht schwer wird. In Österreich hat die Regierung klug getan, für das Frankfurter Fest diese Sorge zu übernehmen; hätte man dies in Bayern nicht versäumt, so hätten wir die flotten Bursche von Partenkirchen, der Jachenau usw. zahlreicher erscheinen gesehen. Von einem Sängerfest, worauf Altbayern und Berliner sich fröhlich zusammenfanden, hieß es ergötzlich in einer Zeitung, sie haben gegenseitig entdeckt, daß sie Menschen seien. Sorgen wir, daß möglichst viele Entdeckungsreisen dieser Art gemacht werden! Vergleicht man die Abstoßung, welche der Stammesunterschied zwischen uns bringt, mit der ähnlichen bei anderen Völkern, so findet sie sich in unserem Volke durch zwei Ursachen verschärft. Die Franzosen und Italiener sind nicht durch die Konfession getrennt; der Kampf der klerikalen Presse gegen die freisinnige in Italien ist allerdings zugleich ein Kampf des Partikularismus gegen die nationale Einheit, aber er kann nicht seinen Weg durch giftige Schürung des Stammeshasses

nehmen, kann sich nicht mit diesem verstärken und diesen mit sich wie in Deutschland, wo ultramontane Schmutzblätter wahrhaftig eiterbissig aus den katholischen Teilen Süddeutschlands auf den vorherrschend protestantischen Norden loshacken. Es kommt uns zwar zugute, daß die Stämme nicht einfach in die Konfessionen sich teilen, daß es im Norden katholische Strecken gibt, daß nebst Mitteldeutschland Franken und Schwaben in der Mehrheit der Bevölkerung protestantisch sind, daß namentlich der letztere Stamm durch die Vereinigung süddeutschen Naturells mit der protestantischen Bildung, die ihn in flüssigerem geistigem Verkehr mit dem Norden erhält, eine volle und lebendige Mitte deutschen Wesens genannt werden kann. Allein im großen und ganzen führt eben auch diese Verschärfung eines Naturgegensatzes durch einen geistigen Zwiespalt auf den langen Geduldweg des Wartens. In der Schweiz ist die glückliche Reform der Bundeseinheit vorausgegangen und hat dem konfessionellen Gegensatz den Stachel genommen, richtiger: eine wilde Entzündung, ein äußerster Ausbruch des letzteren hat der Einsicht in die Notwendigkeit der ersteren rasch die nötige Kraft gegeben, wodurch sie zum Ziele gelangte, und von da an ist jener Zankapfel zwar nicht verschwunden, rollt aber unschädlich hin und wieder. In Deutschland kann es nicht so kommen, dies bedarf keines Beweises. Wir sind zu sehr Kulturvolk, als daß wir nicht auf die lange Kurve gewiesen wären, welche auf dem Umwege der geistigen Ausgleichung zum politischen Ziele führt. Die Idee der Duldung, welche das Zeitalter der Aufklärung noch in abstrakter und sentimentaler Fassung aufgestellt, die Restauration und Romantik für einen überwundenen Standpunkt lügnerisch erklärt hat, muß erst zur Reife einer konkreten Wahrheit gelangen. Die andere Ursache, welche den Stammesgegensatz verschlimmert, ist das Spezifische des preußischen Wesens. Der Begriff des Stammes ist eigentlich hier unrichtig. Es waren Ritter, dann Bürger aus den verschiedensten deutschen Stämmen, die das slawische Preußenvolk christianisiert und germanisiert haben, und aus der Mischung ist ein Drittes entstanden, dessen besondere Art gerade darin besteht, daß es seine Wurzel nicht im Naturboden eines bestimmten Stammes hat; dazu kam der starke Einfluß der französischen Kolonie in Berlin und die ungemein starke Durchflechtung mit ätzenden jüdischen Elementen.

Die preußische Geschichte mit ihren großen Erinnerungen gab dem so gemischten Komplex nach und nach ein Selbstgefühl von jener verhärteten Spezialität, für die sich kein Ausdruck findet als: preußisch-preußisch. Die geistige Bildung, nicht naiv und organisch aus einem Naturgrund entwickelt, sondern durch Willen gesammelt, errungen, spiegelt sich in ihrem Besitze mit um so strafferen Bewußtsein. So ist ein Wesen entstanden, dessen singulärer Charakter Bewußtheit ist mit allen guten und allen schlimmen Nebenbegriffen des Worts, mit allem Achtungswerten und allem Abstoßenden, mit allem Scharfen, Klugen und allem Essigsauern und Zersetzenden, was in der also zugespitzten Reflexion des Ich liegt, mit einer an Bildung reichen Hauptstadt, deren Grundton die Ironie ist, und mit dem unbeugsamen Entschluß, die Einigung der Nation nicht anders zuzulassen, als unter der Bedingung, daß Preußen die erste Rolle darin eingeräumt werde. Das Wahre ist, daß wir Süddeutschen hinter diesem Spezifikum die wirklichen norddeutschen Stämme, diese urecht germanischen Westfalen, Sachsen, Friesen, die unsern ungemischteren Bevölkerungen in den deutschen Familienzügen bei allem Unterschiede so gründlich gleich sind, eigentlich nicht sehen, daß wir Berlinisch und Norddeutsch in einen Hafen warfen. So wie wir und diese Stämme sind etwa Süd- und Nordfranzosen, Süd- und Norditaliener voneinander verschieden, aber in beiden Völkern schiebt sich kein Element von so ausnahmsweiser, spezifischer Besonderheit und absolutem Anspruch dazwischen. Daß Piemont nach der Krone Italiens griff, hatte seine einfachen politischen Gründe, es kam nicht daher, daß das Volk Piemonts um keinen Preis eine andere Form der italienischen Einheit zugegeben hätte.

Die neueren konstitutionellen Kämpfe beweisen schlagend, was auch ohnedies zu bezweifeln abgeschmackt wäre: daß auch in jenem Elemente Charaktere wachsen; ist der mannhafte Widerstand der preußischen Abgeordneten auch erfolglos in der nächsten Zeit, er bleibt ein erhebendes Beispiel für immer und muß seine Früchte tragen. Das preußische Volk geht durch ein Stahlbad und wird wachsen an Charakterkraft. Allein für die Lösung der deutschen Frage wird uns, wie ich bereits gesagt, das gesteigerte, an sich gerechte Selbstgefühl direkt keine Frucht bringen, vielmehr nur noch größere Schwierigkeit bereiten. Indirekt: ja, wenn meine obige Annahme

richtig ist, daß Gleichmäßigkeit konstitutioneller Entwicklung in den einzelnen Staaten, also die Freiheit der Weg ist, durch den wir zur Einheit gelangen sollen.

Die Arbeit an diesem Werke ist denn eine weitere Aufgabe der Tätigkeit für die lange Geduldzeit, die noch vor uns steht, ist es auf alle Fälle, sei es nun wahr, daß sie zum letzten Ziele der nationalen Forderung führt, oder nicht. Mag aus dem Nebel, der vor unserem Auge liegt, die Einheit hervortauchen wann und wie sie will, sie findet ja nur um so besseren Boden, je gründlicher wir diese Charakterschule des Ringens um verfassungsmäßiges Recht durchlaufen.

Daneben aber wird es immer wahr bleiben: wir müssen noch unbestimmt lange Zeit durcheinander gestreut und geschoben werden, bis nicht nur der natürliche und künstlich genährte Widerwille der Stämme, sondern auch der dazwischen gedrückte Dorn des spröden Eigenwillens einer Bevölkerung, die kein Stamm, sondern eine abstrakte Mischung von Stämmen ist, sich abgestumpft, abgerieben hat; wir müssen alles, alle Formen pflegen, die diesen Prozeß beschleunigen, und nicht die letzte dieser Formen werden von nun an unsere Schützenfeste sein.

Auf unserem ersten war die deutsche Einheit wirklich da als Gefühl, als energische, männliche, stählerne Gesamtempfindung. Ich habe sie einen idealen Kern genannt, der aufgehen werde, aufgehen müsse. Man darf wohl sagen: ein idealer Kern, gefüllt mit Bürgschaft der Realität. Es war ein Bild gesunder, rüstiger Kraft, das nicht zweifeln läßt an der Zukunft der Nation, so tief und breit auch die Kluft ist, die zwischen unserer Hoffnung und ihrer Erfüllung liegt. Wohl ist von jenem Jubel zu der Wirklichkeit, die uns umgibt, ein unendlicher Sprung, ein Salto mortale, ein Übergang wie von einem erhebenden Schauspiel in strahlendem Kerzenglanz hinaus in eine naßkalte Dezembernacht. Sie passen aufeinander wie das Unendliche und ein einzelnes, erbärmliches, endliches Ding. Aber noch einmal: der Schluß aus dem ungebrochenen inneren Charakter der Nation auf ihre künftige Bestimmung kann nicht trügen, und wer in Frankfurt diese zehntausend Männer und das wogende Volk umher gesehen hat, der hatte einen Anschauungsbeweis für diesen Schluß.

Wohl mir, wohl uns, wenn ich die Gegenwart zu schwarz sehe, wenn ich mich über die Länge der Wartezeit täusche! Wohl uns, wenn es doch gelingt, ein Notdach zu bauen, das ausreicht, uns zu decken und zu schützen, bis der Tag kommt, wo wir das wohlgegliederte Kreuzgewölbe über die Felder und Pfeiler spannen können! Worin nach meiner Überzeugung das Notdach besteht, habe ich gesagt: Nationalvertretung am Bunde und gerechtere Stimmenverteilung im Bunde. Was alles dagegen eingewendet wird, weiß ich und brauche ich nicht zu wiederholen. Es kommt aber auf den Geist an; die mangelhafteste Einrichtung, die lockerste Form kann er tatsächlich verbessern, wenn er treibend, ergänzend, ausfüllend sich in sie ergießt. Was das Kreuzgewölbe heißen will: ein Architekt versteht mich; aber auch der beste weiß darum noch lange nicht, wie wir es zu bauen haben.

Wir sind Epigonen in der Politik wie in der Wissenschaft und Poesie: wir sind heute noch beschäftigt, die Gedanken zu verarbeiten, fortzubilden, zu vertiefen, zu erweitern, ins Praktische zu gestalten, welche die große Geisterbewegung des vorigen Jahrhunderts über Europa ausgeschüttet und die französische Revolution mit Lachen von Blut besudelt hat, ohne sie zu töten. Um aber das letzte Resultat zu ziehen, bedarf es nach meiner Ansicht einer neuen gewaltigen Geisterströmung wie jene war. Ich glaube, wir sind viel zu kleinmütig, wenn wir sie nicht hoffen; die Menschheit ist noch kein Greis, sie wird sich noch oft verjüngen. Es wird eine Zeit kommen, welche über die Reste des Mittelalters und Heidentums, mit denen wir uns noch schleppen, wie über eine alte Sage lächelt. Sie wird uns eine wirklich gereinigte Religion, eine neue Philosophie, eine neue Poesie bringen und sie wird in der Politik das Rätsel lösen, wie mit der hohen Bildung einer ganzen, großen Nation samt ihren Übeln, der Willkür, dem Ehrgeiz, dem Geld- und Wuchergeist, dem Laster, die allein wahrhaft föderative Staatsform, der freie eidgenössische Bund ihrer freien Volksstämme vereinbar ist. Wann diese Zeit kommt, wer weiß es? Gewiß sind nur zwei Dinge: der ersehnte Aufschwung der Menschheit wird uns nicht in den Schoß fallen und es wird auch dann, wenn er da ist, dafür gesorgt sein, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

(Kritische Gänge, N. F., II. Band, 11. Heft, Stuttgart, Cotta, 1863.)

An Herrn Staatsrat Hehn in Petersburg.

Sie haben mir, verehrter Herr Staatsrat, in Ihrem Aufsatz: „Italien. Ansichten und Streiflichter.“ (Baltische Monatschrift 1864) einen sehr freundschaftlichen Händedruck versetzt. „Aber auch grausam ist der Italiener, wenn wir Vischer in seinen Neuen kritischen Gängen trauen wollen. Vischer, im Grunde ein Freund des italienischen Volkes, der es, wie wir glauben, auch hinreichend kennt, um ein gewichtiges Wort zu sprechen, hat sich doch neuerdings unter das Patronat der Cottaschen Offizin begeben und damit die Pflicht übernommen, seine Leier nach der dort geltenden Stimmgabel einzurichten.“ Ein paar Seiten vorher hieß es, die Italiener habe schon mancher Tourist und Bücher- und Zeitungsschreiber als eine verschmitzte, tückische, geld- und rachgierige, zu fauler Bettelei geneigte, abergläubische, schmutzige, indolente, tief gesunkene Rasse beurteilt, sei es aus schweizerischer, britischer, preußischer Beschränktheit, „sei es endlich — die schlimmste Sorte von allen — als verkappter Schildknappe der Wiener Staatskanzlei oder des Münchner Klerus oder des unter den Flügeln beider gegründeten, auf die gebildete Dummheit mit Glück spekulierenden großen Augsburger Fälschungs-Laboratoriums, das schon seit einem halben Jahrhundert bemüht ist, die Wahrheit nicht aufkommen zu lassen.“ Sie werden nicht ungerne zugeben, daß es Ihr Verdienst nicht ist, wenn man diese Stelle mit der ersten nicht zusammennimmt und die persönliche Anwendung macht.

Ob ich auf den Stich antworten würde, wenn ich nicht einen besonderen Grund hätte? Ich weiß nicht, ich zweifle. Er ist zwar mit nicht eben stumpfem Messer geführt. Einen Mann bezichtigen, daß er seine Überzeugung geopfert, um für eine Offizin zu arbeiten, heißt so viel, als, er habe sich verkauft, und, da diese Offizin ein „Fälschungs-Laboratorium“ ist, an ein infames Geschäft. Dies ist ungefähr, wie wenn man einen des Diebstahls beschuldigt. Doch nicht ganz; Diebstahl ist ein bürgerliches Vergehen, das im Strafgesetzbuch steht, Verkauf der Überzeugung nicht. Gegen jene Beschuldigung m u ß ich mich wehren, wenn ich in der Gesellschaft nur irgendwie soll fortkommen können, gegen diese nicht unbedingt, da

liegt es an mir, ob ich will. Ob ich will oder nicht, das kann ich immerhin von der Frage nach dem Gewichte der Beschuldigung abhängig machen; unter Gewicht wollen wir hier zunächst den Grad der Wahrscheinlichkeit verstehen, ob irgendein Mensch, an dessen Urteil mir liegen kann, dem Urheber glaube; fällt die Schätzung verneinend aus, so kann ich nichts dafür, wenn das Prädikat der Gewichtlosigkeit sich auf ihn selbst hinüberwendet. Der besondere Grund, warum ich dennoch antworte, ist, genauer ausgedrückt, eigentlich ein allgemeiner. Ihre wohlgesinnte Erwähnung gibt mir Gelegenheit, mich über meine Stellung zum italienischen Volk auszusprechen; ein Schein des inneren Widerspruches kann leicht auf meine verschiedenen Äußerungen über diese Nation fallen; daß ein einzelner, ein einziger sich in einer deutschen Zeitschrift den Spaß macht, diesen Schein als Gemeinheit, Selbsterniedrigung auszudeuten, ist gleichgültig; in Italien aber kenne ich viele, kennen mich viele; ihr Urteil ist mir nicht gleichgültig; zwar daß sie der liebreichen Auslegung des baltischen Freundes beitreten könnten, befürchte ich nicht, aber Schwanken zwischen Zuneigung und Vorurteil, Unbefangenheit und Parteilichkeit werfen sie mir vielleicht vor; tun sie es öffentlich, so kann ihr Urteil ein allgemeines werden, und vor einer Nation, vor dem lesenden, gebildeten Teile derselben sich zu rechtfertigen, — das ist eher der Mühe wert; nicht daß ich meinte, nun mich, den einzelnen, vor dieser Nation wichtig machen zu wollen; es kann ihr praktisch sehr einerlei sein, was N. N. oder X. X. von ihr denkt, aber der N. N. oder X. X. kann darum dennoch sehr wünschen, nicht verkannt zu werden.

Der Vorwurf, daß ich die Italiener mit wenig Recht der Grausamkeit gegen Tiere zeihe, oder vielmehr (denn das scheint die Meinung der etwas flüchtigen und verlegenen Besprechung der in Rede stehenden Eigenschaft), daß ich diesen Zug nicht gehörig entschuldige, ist bei Ihrer gemütlichen Anrührung natürlich ganz Nebensache. Sie nehmen von dem Punkte nur den Anlaß; die Empfehlung selbst ist politisch gemeint. Doch will und muß ich vorerst mit einigen Bemerkungen darauf eintreten.

Daß die Italiener Teufel gegen das Tier sind, das ist eine Tatsache, die kein Mensch leugnet, der in Italien gewesen ist, die Augen auf und Mitgefühl mit der Kreatur hat. Dafür gibt es noch ganz

andere Beispiele als das Blenden von Lockvögeln, das übrigens neben dem massenhaften Wegfangen und Fressen der schönsten, gesangreichsten Tierchen dieses Geschlechts denn doch nicht unter die so leicht entschuldbaren gehört. Im letzten Frühjahr geriet ich an einem Markttage nach Verona; ich verschone den Leser mit dem Bilde des Zustandes und der Behandlung der Pferde, Maultiere, Esel, welche Besucher und Waren von den Dörfern der Umgegend zuschleppten; nur zu sehr sah ich aufs neue wieder bewährt, was ich in der „Reise“ 1861 gesagt habe; der Anblick war so ganz nicht zum Ansehen, daß ich mich beeilte, aus der großen Folterkammer schnell wieder hinwegzukommen. Ich könnte aus mehrfacher eigener Erfahrung und Mitteilung anderer das, was ich in jener Schilderung angeführt, leicht mit Fällen so wilder Mißhandlung vermehren, daß dem Leser die Haare sich sträuben sollten; ich verschone ihn und mich. Über solche Unmenschlichkeit kommt man so leichten Kaufs nicht weg, wie mit der Bemerkung: „es hängt dies mit der antiken, objektiven Sinnesart zusammen, die kein sentimentales Verhältnis zur Natur kennt, einer Sinnesart, die Vischer selbst in mehr als einer Stelle seiner Schriften mit so erschöpfender Tiefe dargestellt hat.“ Mangel an tieferer Teilnahme des Gemütes und Schinderknechtssinn ist, denke ich, immer noch zweierlei. Die Bedingungen des Besseren waren mit dem Christentum auch den Enkeln der Römer gegeben; man kennt den rührenden Hymnus des Franz von Assisi, der die Naturwesen als Brüder und Schwestern anredet; aber der Blutgeist der Gladiatorenspiele steckt ihnen noch zu tief in den Gliedern. Ich zweifle, Herr Staatsrat, ob es zweckmäßig gewählt ist, wenn Sie hier die leidige Prügelszene, welche von den Österreichern in Mailand 1849 aufgeführt wurde, als Trumpf gegen mich ausspielen. Das erste Gefühl, das beim Anblick von Tiermißhandlung einen natürlich empfindenden Menschen übermannt, ist immer, dem Quäler Prügel zu gönnen, zu wünschen, ist die Lust, mit eigener Faust auf ihn loszuhauen und ihn gründlich durchzuwalken. Ich gebe gern zu, daß das nicht das Rechte ist. Das erste Gefühl, der Anlauf des Natürlichen, Unmittelbaren, der Leidenschaft soll dem Urteil, dem Denken weichen, und das Urteil, das Denken verbessert ihre Aussage durch die vernünftigere: diese Unbarmherzigen sind zur Menschlichkeit zu erziehen. Sie müssen sich,

mein Herr Gegner, daher schon gefallen lassen, daß ich Ihnen eine bessere Waffe gegen mich in die Hand lege, als diejenige, die Sie führen: Sie würden mich empfindlicher treffen, wenn Sie benützten, was ich selbst eben in jenem Reiseberichte S. 156*) unparteiisch genug bereits gesagt habe, wenn Sie vorbrächten: das eben zeuge gegen die österreichische Herrschaft in Italien, daß in dieser Beziehung durch das Walten einer deutschen Macht nichts besser geworden sei. Es zeichnet den Deutschen aus, daß er menschlicher gegen das Tier ist als andere Völker; hier herrschten, herrschen Deutsche und sie haben nichts getan, nicht durch Kirche, Schule, Tätigkeit von Vereinen gewirkt, die Roheit auszutreiben. Der Knalleffekt der Mailänder Szene ist in diesem Zusammenhang ein blinder Schuß. Italienische Barbarei wird durch österreichische nicht entschuldigt; von italienischer Grausamkeit gegen Menschen ließe sich auch manches Stückchen erzählen; die neuesten Greuel der Briganten entheben mich des Geschäfts; Menschenmißhandlung und Tiermißhandlung ist zunächst zweierlei, hat nichts miteinander zu schaffen; doch ja! Beides hängt auch zusammen, dann aber wäre einfach zu sagen: die Offiziere, die auf dem Platz in Mailand die Prügel anbefahlen, und die Soldaten, die den Befehl ausführten, sind wahrscheinlich auch Tierquäler gewesen.

Doch zur Sache, um die es sich handelt! Die ätzende Träne über meinen tiefen Fall rührt daher, daß ich im Jahr 1859 unter denen war, die laut ihre Stimme dafür erhoben, daß Deutschland für Österreich das Schwert ziehe. Wie ich denke, weiß die Welt eben aus jenem Reisebild im ersten Hefte der neuen Folge Kritischer Gänge**); ebenda habe ich aber auch nicht versäumt, einen Konflikt des Gefühls zu schildern, in dem ich mich befunden hätte, wenn Österreich nur mit Italien im Kampfe gewesen wäre, und dann darzutun, wie nur der Umstand, daß Frankreich für und mit Italien focht, diesen Konflikt mir ersparte. Somit ist in jener Stelle bereits alles niedergelegt, was den scheinbaren Widerspruch meiner Äußerungen löst; Sie, mein Herr und guter Freund, haben den Stoß gegen meinen Charakter geführt, ohne jene Stelle irgend zu berücksichtigen; so handeln kommt mir nicht viel besser vor, als

*) Hier, in der neuen Auflage, oben S. 417. Anm. d. Herausg.

**) Hier oben S. 431. Anm. d. Herausg.

das sein, was ich wäre, wenn Sie recht hätten. Ich will nun für jeden, der mich bisher nicht verstanden hat, und zur Abwehr gegen jeden, der mich nicht verstehen wollte, das, was ich dort und anderswo schon gesagt, noch einmal so deutlich hersetzen, als ich vermag —: ich bin ein aufrichtiger, wahrer Freund Italiens; ich habe früher gezweifelt, ob Italien fähig sei, sich zum nationalen Dasein zu erheben; ich zweifle nicht mehr, seit ich gesehen, wie seine sittliche Spannkraft sich hebt, seit es die bekannten Beweise von Fähigkeit der Unterordnung unter die glücklich gefundene Form der Einheit gegeben hat; und dies mein befestigtes Urteil ist nicht bloß ein Denken, sondern eben, weil ich Land und Leute doch immer geliebt habe, so gönne ich ihnen von ganzem Herzen, daß sie behalten, was sie einmal haben, daß es ihnen gut und immer besser werde, daß sie sich immer vernünftiger einrichten, die Schule, die Erziehung besser organisieren, dadurch, so Gott will, unter anderen Lastern auch das der Tierquälerei nach und nach besiegen, daß sie ihren jungen Staat abrunden, d. h., daß sie Rom gewinnen, dem Reste des Buddhismus dort ein Ende machen und — Venedig— doch hier — ich sehe Sie schon lächeln, Herr Staatsrat! Nun ja, meinetwegen laut auflachen; denn ich setze einfach hinzu: mit allem diesem Gönnen, Lieben, Gutwollen würde ich heute wieder, wenn Italien sich mit Frankreich zur Gewinnung Veneziens verbündete, ganz ebenso für Eintritt Deutschlands in den Krieg stimmen, schreiben, schreien, wie im Jahr 1859, würde es tun so gewiß, als ich, wenn ich ein Däne wäre, mich um den Besitz Schleswig-Holsteins gewehrt hätte bis aufs letzte, so gewiß, als ich, wenn ich ein Russe wäre, mir um keinen Preis die Ostseeprovinzen nehmen ließe. Oder, um den Unsinn — für die, denen es einmal Unsinn ist — auf die Spitze zu treiben: könnte ich zu gleicher Zeit Däne und Schleswig-Holsteiner, Russe und Kur-, Liv- oder Estländer sein, so würde ich als erster Ich für den Besitz des zweiten Ich und als zweiter Ich für die Losreißung vom ersten mein ganzes Wollen einsetzen, kein Opfer, auch das höchste nicht, scheuen. Ja und warum denn das? Ich hab' es hundertmal gesagt und werde es zum hundertunderstenmal jedem vergeblich sagen, der sich des Unglücks oder, wie es anderen scheinen mag, des Glücks erfreut, in politischen Dingen nicht Partei zu sein, Partei in der reinsten, einfachsten aller Bedeutungen: einer Nation

anzugehören und als Glied derselben, wie es sich ziemt, interessiert, ja im vollsten Sinne interessiert zu sein. Mag eine Nation ein fremd Stück Land auch mit vollem Unrecht besitzen, sie gibt es nicht freiwillig her, kann es nicht hergeben, weil ihr die fremden Nationen das Stück auch nicht hergeben, das sie von ihrem Land vor Zeiten abgerissen haben. Es gibt keinen Staat, der einfach mit einer Nationalität zusammenfiele, der nicht in eine fremde hinübergegriffen hätte; diese Verzahnung, Verflechtung ist durchaus gegenseitig; gienge es ans freiwillige Abgeben, ganz Europa käme ins Wandern, der Logiswechsel wäre so allgemein, daß die Möbelwagen einander umstießen. Das Recht der Nationen auf ihr verjährt entrissenes Eigentum ist toter Titel, es lebt erst, indem es erkämpft wird. Jede erweist der anderen die Ehre, zu warten, bis sie auf diesem ritterlichen Weg ihr Recht mit dem Stahlhandschuh beweist. Sie, verehrter Herr, sind Deutschrusse; ich weiß in der Tat nicht, wohin Sie eigentlich, d. h. in Ihrem nationalen Grundgefühl, sich rechnen. Zu Deutschland? Warum sparen Sie dann die Predigt vom Herausgeben gestohlenen und geraubten Gutes nicht für Rußland auf? Oder zu Rußland? Gilt es Ihnen vielleicht als ein Kulturstaat, der das Recht des Übergriffs über fremdes Land und Volk auf seine geistige Mission stützt? Nun, mit einem solchen Kulturstaat kann es Österreich an Beruf zur Völkerbildung, denke ich, immerhin noch aufnehmen, und dann weiß ich nicht, warum es nicht mit ebenso gutem Grunde den Fuß in Italien behalten sollte, wie Slawe und Mongole in Deutschland. Sie müssen mir, wohlmeinender Herr und Freund, schon verzeihen, wenn ich etwas irr und wirr in meinen Fragen bin. Der ganze Teil Ihres Aufsatzes, der die Überschrift: pro populo Italico führt und worin meiner so liebreich gedacht wird, ist geeignet, mich in Unsicherheit über Ihren Standpunkt zu versetzen. Eine solche Apologie schreibt man nicht für ein Volk, wenn man mit ungeteiltem Lebensgefühle selbst einem Volk angehört; es ist gut und recht, die Italiener gegen langverjährte Verkennung in Schutz zu nehmen, aber wer seine volle Liebe dem eigenen Vaterland aufspart, wie eine richtig bestellte Natur dies von Rechts wegen mit sich bringt, der wird z. B., wenn er den südlichen Rasseköpfen die deutschen Doggengesichter oder der raschen Fassung des italienischen Bauern die Hartköpfigkeit des deutschen

gegenüberstellt, sich nicht versagen, gewisse Eigenschaften des schwerfälligeren und scheinloseren Menschenstammes geltend zu machen, durch die sich die Rechnung ausgleichen dürfte; er wird die Neigung der Welschen zu Lug und Trug und Mord, er wird das Räuberwesen — Züge übler Art, die jeder Gute in Italien selbst betrauert, während sie doch leider die allgemeine Volksstimme nicht mit der gebührenden Strenge verdammt — er wird diese schweren Krankheiten weniger schonend anfassen, als Sie getan haben, er wird überhaupt dem fremden Volke, das er achtet, aus Achtung die unangenehme Wahrheit so hell und ganz wie die angenehme ins Gesicht sagen. Die Italiener sind ein liebenswürdiges, ein geistvolles, ein flottes, ein natur-adeliges Volk, eine Sonne unter den Völkern mit breiten, dunklen, rabenschwarzen Sonnenflecken; man möchte sie gleichzeitig küssen und prügeln; sie sind würdige, feine, feurige Männer und schöne, anmutige, lebensvolle Frauen und sie sind zugleich Kinder mit tief eingerosteten, zur Teufelei gewordenen Kinderunarten; man kann ihnen, wie immer sie einen ärgern, nicht auf die Dauer böse sein, namentlich darum nicht, weil es unter ihnen keine affektierten Menschen gibt, weil sie geistige Naturwesen, weil sie zwar oft genug im bedenklichsten Sinne, dann aber auch wieder im hohen, im idealen, im homerischen Sinne naiv sind. Wenn man denn mit ihnen, über sie redet, soll man sie nicht verhätscheln. Sie haben nun die freie Hand, sich selbst zu erziehen; aber die Nationen erziehen sich auch gegenseitig; das öffentliche Urteil wirkt mit; die einzelne Stimme will in diesem großen Ganzen wenig sagen, aber sie bedeutet nicht nichts; so helfe sie denn mit im Erziehen, nicht im Verziehen.

Und nun habe ich, da ich von der Kriegsfrage sprach, erst wieder die französische Hilfe vergessen! Wer Lust hatte, zu schwärmen für den gallischen Retter, der mit der einen Hand den Degen zur Befreiung der Nationalitäten zog und mit der anderen das Elsaß fest im Sacke geklemmt behielt, worin das ganze von ihm entwürdigte, geknechtete Frankreich schwitzt, wer sich mit John Bull für die Befreier der Halbinsel erhitzen wollte, dem John Bull, der so väterlich mild auf der grünen Insel waltet, die er aus so reiner Liebe sich angeeignet hat, — das ist Geschmackssache, man lasse jedem seinen Spaß; ich aber habe meines Wissens noch niemand Anlaß gegeben,

mich in die Kreise der Bildung zu zählen, wo man die Dinge der Welt mit spannenlangem Sinne mißt, wo man die Phrase des politischen Eigennutzes für edlen und reinen Enthusiasmus nimmt und hinter Schnupftabakstüten oder bei fetten Zweckessen die Völker befreit, während man mit breitem Philistersitzmuskel fett und schwer auf dem eigenen geraubten Gute sitzenbleibt. Sie, Herr Staatsrat, gehören auch den Kreisen an, wo man weiß, was der französische Beistand, was französische Siege in Italien nicht für Österreich allein, nein, für ganz Deutschland, für Europa bedeuteten: die Oberhand Frankreichs in der europäischen Politik, die Verdopplung seines alten Übergewichts, die anmaßende Einmischung in unsere Angelegenheiten, die geschärfte Gier nach dem linken Rheinufer, kurz ein unrühmliches, ein entehrendes Verhältnis zum übermütigen Nachbar. Wenn er bis jetzt diesen Vorteil nicht ausgenützt hat: wahrlich, es ist nicht das Verdienst der edlen Deutschen, die damals seinem Emporsteigen frohlockend zusahen, und eine Voraussicht, die bis heute sich nicht bewährt hat, ist darum noch keine falsche. Wir haben im Jahre 1859 unsere Schwäche aufs neue besiegelt; das deutsche Blut, das in jenem Sommer nicht floß, wird in Strömen noch fließen, um die Schuld der damaligen Unterlassung zu büßen, zu tilgen.

Die Tatsache ist vollendet; Italien ist frei; noch einmal: es sei ihm gegönnt, obwohl es durch fremde Hilfe frei wurde, und es sei ohne Bosheit erwähnt, daß der linke, italienische Flügel in der Entscheidungsschlacht von Solferino geschlagen worden ist. Was uns Deutschen die großen Übel getragen hat: neben der tiefen Beschämung vor Frankreich die giftige Anschürung des inneren Parteihasses, das hat nach der anderen Seite auch Segen gebracht: die erste große Bresche in die Mauer des österreichischen Absolutismus, den Handelsvertrag der Bundesländer mit Italien, die Klärung unseres Verhältnisses zu einem Volk, zu dem wir Deutsche einen reinen Gegensatz bilden wie kein anderes und ebendaher einen fruchtbaren, einen belebenden Gegensatz, so belebend, so anziehend wie der Gegensatz der Geschlechter, einen Gegensatz, der als tätige, industrielle, politische, religiöse, künstlerische, literarische Verbindung beiden Teilen nur zum immer wachsenden Segen gedeihen kann.

Damit wären wir zwei, Sie, mein deutsch-russischer Freund, und ich miteinander fertig. Was Sie gegen die „Allgemeine Zeitung" gesagt haben, mag diese mit Ihnen abmachen. Ich meinesteils hätte Sie nur zu fragen, ob Sie wohl, wenn Sie Artikel in ein Organ geben, dessen Parteistandpunkt Ihnen zusagt, hiemit glauben, für alles, was sonst darin steht, die Verantwortung übernehmen zu müssen, und ob Sie wohl, wenn Sie das glauben, überhaupt eines fänden, in das Sie schreiben könnten? Die „Allgemeine Zeitung" hat, soviel sei hier beigefügt, den Fehler begangen, sich in die vollendete Tatsache nicht zu fügen, sondern mißgünstige Beiträge über Italien nach dem Abschluß der großen Begebenheiten noch aufzunehmen. Ob ich hiezu geschwiegen oder mich gegen die Beteiligten offen ausgesprochen, das wissen Sie, Herr Staatsrat, nicht, und weil Sie es nicht wissen, so gehen Sie nur meine Artikel an, mein Verhältnis zu den Leitern des Blattes geht Sie nichts an.

Hiermit addio, Signore! Du aber, Italien, blühe gedeihe —

„E tu abbi i miei voti, o Italia bella!
E sul nuovo cammin de la tua gloria
Luce s'irraggi di perpetua stella!"

(Kritische Gänge, N. F. II, 5, 1866.)

Ein Gang am Strande.

Vorbemerkung.

Dem folgenden Reisebild und seinen politischen Betrachtungen wird man augenblicklich ansehen, daß das Ganze geschrieben ist vor den Ereignissen, die sich seit Ende Januar Schlag auf Schlag gefolgt sind: dem Obertribunalbeschluß in Berlin, den ausgezeichneten und mutvollen Reden im Abgeordnetenhause, dem raschen Schlusse der Sitzung, dem ersten Drohen des Krieges zwischen Preußen und Österreich, dem hochkomischen Schachzug, womit uns dieselbe Hand Bewilligung unserer heiligsten Volksrechte anbietet, die denselben im eigenen Hause täglich ins Gesicht schlägt, und endlich der Sachlage von heute, bei der es von Stunde zu Stunde wahrscheinlicher wird, daß Preußen, nachdem der erste Anlauf zum lang gewünschten Kriege auf Hindernisse stieß, Italien auf Österreichs Ferse hetzt, um ihm, während es dort gepackt wird, gleichzeitig auf die Schulter zu springen.

Ein übler Schein kann auf mich fallen, da ich diese Arbeit nun doch veröffentliche wie sie einmal ist: es kann aussehen, als verlange ich, man solle Reflexionen, welche auf die Lage der Dinge nicht mehr passen, aus dem einzigen Grunde noch interessant finden, weil sie von mir kommen, — was ja freilich kein kleiner Grad von Eitelkeit wäre. Ich könnte gegen diesen Schein vorbringen, daß es doch auch ganz unangefochtener Brauch ist, ältere, schon gedruckte Arbeiten, deren Inhalt sich auf eine längst vergangene Gegenwart bezieht, gesammelt noch einmal herauszugeben; doch es besteht ein Unterschied, den ich gern einräume: Gedanken, die mit der Gegenwart, mit der sie sich einst beschäftigten, ganz vergangen sind, haben — vorausgesetzt natürlich, daß sie nicht inhaltsleer seien, — ein Recht, als Beitrag zum Bilde der Vergangenheit noch einmal ans Licht gezogen zu werden, sie sind historisch geworden, haben rein kontemplative Bedeutung erhalten; was aber mit der Gegenwart sich befaßt, will irgendwie, wenn auch mit dem bescheidensten Anspruch, praktisch wirken; da erwartet man denn, daß nicht halb veraltet sei, was geboten wird, daß die eigentliche Gegenwart, nicht

bloß ein Stück derselben besprochen werde, das nur im Zusammenhang mit einer folgenden Reihe zu ihr gerechnet werden kann, für sich genommen aber schon der Vergangenheit angehört. Allein so steht es hier denn doch wohl eigentlich nicht. Meine Betrachtungen bewegen sich um den Beifall, den die Erfolge der preußischen Politik in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit gefunden, um die Zustimmung eines großen Teiles der Nation, das untätige, schlaffe Zusehen des anderen zu dem Gelüste der Einverleibung der Herzogtümer und den aus ihm hervorgegangenen Gewaltschritten; dies ist nicht ein vergangenes Stück unserer neuesten Geschichte, sondern der eigentliche Mittelpunkt ihrer wirklichen Gegenwart; der Beifall dort, die Feigheit hier ist es, was die preußische Anmaßung ermutigt, auf ihrer Bahn vorwärtszuschreiten. Auch eine rein despotische Politik kann das, was von der Spree aus jetzt unternommen wird, nicht wagen, wenn nicht vorher Bewußtsein und Gefühl der Nation bei den einen verführt, bei den anderen durch Angst betäubt ist. Verlaufen sich — wider Vermuten — auch diesmal die Wogen der drohenden Kriegsgefahr, liegt dann der nackte Boden wieder vor unseren Augen, so wird sich einfach zeigen, daß es noch unverändert der zähe Lehm der preußisch-unitarischen Doktrin auf der einen, die Mut- und Ratlosigkeit ihrer Gegner auf der anderen Seite ist, woraus er besteht. Kaum waren in kurzer Windstille zwischen den letzten Stürmen die Wasser etwas zurückgetreten, so wurde alsbald dieser Grund wieder sichtbar; es offenbarte sich, daß man irrt, wenn man meint, es sei Bismarck durch die neuen Mißhandlungen der Verfassung und des Rechtes gelungen, die Annexion sogar in Preußen unpopulär zu machen; ich führe nur an, was die Volkszeitung, die doch in dieser Sache zu den billigsten aller preußischen Blätter gehört, ganz vor kurzem erklärt hat: erstens, dem Volke Schleswig-Holsteins sei kein Regent wider seinen Willen aufzudrängen, vielmehr hierüber sei volles Selbstbestimmungsrecht einzuräumen; zweitens, es müsse sich den Verpflichtungen unterwerfen, welche die deutsche Nation längst den Einzelstaaten gegenüber einer Zentralgewalt auferlegt habe, d. h. es müsse die militärische und diplomatische Souveränität an P r e u ß e n abgeben (also seinen wahren Regenten in Preußen suchen) und hiezu dürfe es, falls es sich weigere, auch gezwungen werden. Genau die Logik, welche der

folgende Aufsatz aus einem preußischen Blatt vom September anführt. Wenn es so steht, wird wohl auch heute nicht zu spät kommen, wer sein Scherflein dazu beitragen will, den angefressenen Wahrheits- und Rechtssinn der Nation aufzurichten. Erschlichen wird die Behauptung durch den tausendmal gehörten Scheingrund, nur Preußen könne die Herzogtümer schützen. Der Bund kann sie nicht nur schützen, er hat sie geschützt, er wollte sie aufs neue schützen; wer sie im Stich gelassen, verraten, wehrlos dem Feind überliefert, bei dem letzten Einmarsch die Bundestruppen hinweggestoßen hat, um dann vorzugeben, der Bund könne und wolle nicht, das ist Preußen und Österreich. — Die Politik ist ein Spiel der Interessen und der Willkür, in welchem der höhere, von Ideen geleitete Geist wahrhaft großer Staatsmänner und der einfache Rechtswille der Völker den sittlichen Faktor herzustellen hat. Die ersteren haben wir nicht, wo bleibt der zweite? Wäre das jetzige Chaos denkbar, in welchem wir das Schändlichste für möglich halten müssen, Bekriegung Österreichs durch einen deutschen Staat im Bunde mit dem Fremdland Italien und mit französischer, um unbekannten Preis gekaufter Erlaubnis, wenn dieser sittliche Faktor nicht faul geworden wäre?

Wenn je in der Welt ein Grund für einen Satz, ein Mund für eine Wahrheit, ein Gefühl nach einem Ziel, ein Bedürfnis, eine Notwendigkeit nach einer Maßregel gesprochen, gezeugt, geseufzt, gerufen, geschrien hat, so schreit jetzt die Lage Deutschlands nach Bildung einer dritten, mittleren Macht, die den zwei Urhebern unserer Leiden, den Großmächten, ein Weder — Noch zuriefe. Diesem Programm, das auch die folgenden Betrachtungen hoffnungslos aussprechen, dem Programm für einen erträglichen Übergangszustand, der doch geraume Zeit vorhalten könnte und den Keim für Bleibendes enthielte, haben die Spötter weniger geschadet, als die demokratischen Anhänger, die in ihrer beliebten Weise, sich selbst den Weg zu verrennen, es zugleich empfehlen und, indem sie als Hintergrund die Föderativrepublik hinstellen, mit Hand und Fuß dagegen arbeiten. Die Wahrheit ist, daß, wer die Verwirklichung dieses organischen Gedankens unternähme, das ganze gebildete Bürgertum unserer Staaten als den natürlichen Mäßiger blinder Überschreitungen auf seiner Seite hätte; aber die Wahrheit ist freilich auch, daß er den Mut des Mannes bedürfte, der sich nicht fürchtete und wenn

jeder Ziegel auf dem Dach ein Teufel wäre; denn beginnen müßte er mit einer kleinen Gruppe, aufrufen müßte er das ganze Volk, und der sicherlich drohenden bewaffneten Einschreitung der Großmächte hätte er keine ausreichende Waffe entgegenzusetzen als die Bewegung, die er ihnen ins eigene Haus würfe.

Fehlt uns, wie zu befürchten steht, das Zeug zu so kühnem Werke, dürfen wir keinen politischen Luther erwarten, keinen Reformator, der die Reform da heraufholte, wo Deutschland ist, aus dem Kerne Deutschlands bildete, der aus den zwei verknöcherten Dogmen Schwarzweiß und Schwarzgelb zur vollen Farbe zurückgriffe, sollte es namentlich wahr sein, daß Blauweiß von Schwarzweiß geködert ist, dann steht vor uns die Zweiteilung Deutschlands, wenn es zum Kriege kommt. Ein Staat, an dem ein Verrat ausgeübt wird, wie allem Anscheine nach jetzt an Österreich, wird nicht nur durch die Wucht der Verhältnisse, sondern, trotz seiner alten, neuen und neuesten Sünden gegen Deutschland, selbst durch neu erwachende Sympathie dessen südliche Hälfte mit sich fortreißen, während die norddeutschen Staaten vom preußischen Strudel verschlungen werden. Verzweifeln dürfen wir nicht, auch wenn es bis dahin kommt. Ein ganzes, klares Übel ist besser, als die jetzige schmutzig trübe Gärung; die innere Einheit unserer Nation ist nicht tot, sie schlummert nur; eine deutliche Zwei wieder aufzuheben wird ihr nicht so schwer werden, als in eine arithmetische Masse Ordnung zu bringen, worin die Zwei zwischen verworrenen Bruchzahlen umherschwimmt.

Übrigens habe ich noch einen Vorschlag und einen Wunsch. Der Vorschlag ist für einen Karikatur-Zeichner. Text: „Wir sind imstand, aus zuverlässiger Quelle Nachricht über den Schauplatz zu geben, auf dem sich der deutsche Bürgerkrieg bewegen wird.“ Bild: Der deutsche Michel liegt schlafend auf dem Bauch, neben ihm Tabakspfeife, Bier, Wurst, Käse und ein Blatt, worauf zu lesen: Resolutionen; sein breiter Rücken ist das Schlachtfeld, am Stiefel rücken die Italiener, am Schädel die Preußen herauf, in der Mitte steht die österreichische Armee, auf einer sichtbar exponierten Stelle die beobachtende bewaffnete Neutralität der Mittel- und Kleinstaaten. — Der Wunsch heißt: Wenn es losgeht, dann laßt uns zum Himmel flehen, daß zu allen Übeln das äußerste, der Einfall französischer

Waffen, sich geselle; dies wenigstens vermag vielleicht den Schnarcher zu wecken.

Ich wandelte am Strand auf der Insel Sylt. Die See gieng hoch, ein scharfer Nordost drückte ihr die Sporen ein. Es war kein Rhythmus mehr im Wogenschlage wie an ruhigeren Tagen. Wer das Meer kennt, weiß, wie reizvoll der Anblick des methodischen Werdens, Wachsens, Vergehens der Wellen ist. Die Form ist zuerst einfach konisch, die zuwachsende Wassermasse verändert sie, die Seiten werden ungleich: die von der See her geschwellte nimmt mehr und mehr die Form eines Schwanenhalses oder schön geschwungenen Roßhalses an, die dem Lande zugekehrte wird zur Hohlkehle. Nur einen Moment kann diese Form dauern, denn die Welle ist hiemit im Stande der völligen Reife. Ihre Auflösung besteht darin, daß sie sich über sich selbst übergießt; als Wasserfall stürzt sie sich über ihre hohle Seite und eilt nun, gedrängt von den Nachfolgerinnen, als Schaum dem Lande zu. Der Schaum muß zurück, und schon wieder halb zu Wasser geworden wird er von der nächsten Welle aufgenommen, steigt in jener Hohlkehle mit zum Kamm empor, so muß die alte Welle wieder ans Land, und wie lange es braucht, bis ihre glatten Atome ganz zerstreut und draußen sind im offenen Meer, wer weiß es? Denn wer könnte Festes unterscheiden im ewig Rinnenden, das immer neuen Zufluß anderswoher zu holen scheint und ihn doch immer nur aus sich selbst nimmt und „will sich nimmer erschöpfen, noch leeren, als wollte das Meer noch ein Meer gebären?“ Die Auflösung, die Selbstübergießung der Welle ist die schönste Szene des immer neuen Schauspiels. An irgendeiner Stelle verkündigt der ansetzende Schaumkamm, daß nun das Schütten beginnt, es läuft dann rasch, als bliese man ein Kartenspiel um, an der Welle hinunter; oft beginnt aber dieser Ablauf an zwei entlegenen Stellen, und nun ergötzt sich das Auge daran, wie die zwei Bewegungen sich einander nähern und zusammentreffen. Der schaumige Übersturz erinnert an die Mähne des Rosses, wie der Rücken der Welle an den Hals, das Aufsteigen an das Bäumen, und nichts liegt näher, als daß dies feurige Tier mit dem schwungvollen Bau Symbol des Meeres ist und Poseidons Wagen zieht. Der Ton des Übergießens

ist ein zischender, schüttender, klatschender, plätschernder, während die werdende Woge durch breites, volles, ansteigendes Brausen sich verkündigt. Nicht aber jede Woge gelingt, der einen wird im unendlichen Rinnspiel die Nahrung von einer anderen entzogen, die andere, halb fertig, wird von einer stärkeren gekreuzt, wie ein Menschenleben von widrigem Geschick; die Badenden kennen das; es ist lustig, die nackten Männchen — wie klein ist der Mensch, am großen, schrecklichen Elemente gemessen! — den Wogen nachspringen zu sehen, um ein gediegenes Sturzbad zu erhaschen, und enttäuscht hinwegwaten, wenn die Woge mißlang. Auf Sylt darf man sich freilich hübsch in acht nehmen; das ist eine wilde, tückische See; ist sie nur etwas über das Gewöhnliche bewegt, so hält der stärkste Mann nicht den Wasserfall der Woge selbst, mit Mühe den nachfolgenden Schaumstoß aus; wer nicht mit richtiger Schulterwendung zu parieren weiß, wird noch von diesem auf die Nase geworfen, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Der Rückprall einer zerschäumten Welle aber hatte in diesem Sommer eine Dame aus Estland in die See hineingerissen, glücklicherweise konnte ihre Schwester sie erhaschen, als eine der nächsten Wellen sie wieder dem Lande zuschwemmte; es gelang schwer, die Bewußtlose ins Leben zurückzubringen.

Wie ähnlich ist diese Wogenwelt der Berge- und Felswelt des Hochgebirges! Hier alles Bewegung, dort alles starr, und doch wie ähnlich! Nicht bloß weil lebendige Phantasie die Vorgänge aus der Gestaltungszeit unserer Erde sich erneuert, durch welche diese Formen einst wurden, das Urgebirg aus Feuerschoß sich türmte, das Flözgebirg angeschwemmt, von Wassern wieder durchschnitten, durch unterirdische Kräfte wieder da gehoben, dort zerworfen wurde: nein, es ist das Unerbittliche, was beiden so entgegengesetzten Erscheinungen so verwandte Großheit gibt. Wen der Anblick des Gebirges erhebt, der bedenkt aufschauend an den steilen Schroffen, starren Rücken, stolzen Stirnen und ragenden Zacken nicht, daß menschliche Kühnheit schon höhere bestiegen hat, die unerreichbar schienen; wer das Meer bewundert, der vergißt, daß selbst dieses furchtbare Roß im Menschen seinen Reiter gefunden hat, oder er erinnert sich nur der Wildheit, womit es ihn abwirft. Des Leviathans im Buch Hiob mag er gedenken: „Meinest du, er werde dir viel Flehens machen oder dir sanfte Worte geben? Meinest du, daß

er einen Bund mit dir mache, daß du ihn zum Knecht habest? Kannst du mit ihm spielen wie mit einem Vogel? — — Wer öffnet seines Rachens Tor? Um seine Zähne lagert Schrecken — auf seinem Nacken wohnt Stärke und vor ihm her tanzet die Angst." In der freien, wilden, untraktabeln, ungebogenen Kraft weist der Herr den Hiob an das Bild seiner Allmacht zu suchen; im schrecklich Unbedingten erscheint die Urkraft. An alles, was unerschütterlich, sich selbst gleich, hoch und stolz ist auch im Menschenleben, was sich nicht abbiegen, nicht kneten läßt und schlechthin tätig ist, mahnen die majestätischen Höhen und die ungebändigten Wogen; ein Schauspiel, wohl geeignet, die Nerven der Seele zu stärken; wer tief verwundet ist von den Geschossen des Schicksals, der mag da hinschauen und lernen, daß man mit der Weichheit nicht durchkommt und daß Kraft die Losung des Lebens ist.

Diesmal aber wollte mir die Stimmung nicht zustandekommen. So groß ist ja auch das Großartigste nicht in der Natur, daß es wirken könnte, wo die Gemütslage nicht darauf eingerichtet ist. Das Brausen, Zischen, die klatschenden Schläge durchkreuzten sich mir unbehaglich und unrhythmisch im Gehör, und zwischen dem Donnerton glaubte ich kichernde Geister zu vernehmen, die sich über den verdrießlichen Wanderer lustig machten. Ich wußte nicht, war es die Sehnsucht nach einem anderen Meere, was mich unempfänglich stimmte, oder sehnte ich mich dahin, weil ich nicht bei Stimmung war. Ich hatte im Mai mein geliebtes blaues Mittelmeer wieder gesehen, war von Livorno in lauer Mondnacht nach Genua gefahren; muntere Delphine spielten damals um das Schiff; am anderen Morgen stand ich auf der Kuppelgalerie der Kirche S. Carignano; in einem Meere von Blüten schwangen sich die Gelände, welche die stolz aufsteigende Stadt umfaßten, die gesegneten Küsten, riviera di levante und di ponente hinaus in die Ferne und umfaßten den strahlenden Spiegel eines Himmelsblau, dessen Tiefe dem Nordländer, wenn er kaum hinweggereist, alsbald wieder unglaublich ist. Und am inneren Auge giengen die Bilder von Venedig, Bologna, Florenz, Pisa vorüber, die Marmorpaläste, die prangenden Hallen, der Wald von Kunstwerken, womit der menschlich schöne Stolz dieser Städte, Kirchen, Straßen, Stadthäuser, Klöster, Friedhöfe geschmückt hat. Das war etwas anderes

als dies gelbgraue Meer, die fahlen Dünen am Strande, die zerstreuten Strohhütten der paar armen Dörfer und das Städtchen Keitum. So öd und kalt ist diese See, daß man selten eine Möwe sieht, nicht einmal Quallen wirft sie aus, wie auf Norderney die Flut sie auf den Strand zu spülen pflegt; dagegen vergeht selten eine Woche, wo nicht ausgeworfene Trümmer gestrandeter Schiffe von einer Gefährlichkeit zeugen, die doch leicht das Gemüt aus der betrachtenden Stimmung hinweg in ein täuschungsloses Mitgefühl mit menschlichem Elend reißt. Eben an jenem Abend stieß ich auf den Rumpf eines geborstenen Mastes und eine Anzahl von Warenkisten; sie trugen alle einen italienischen Namen, der Kaufherr, der Sohn des sonnigen Südens, schlief wohl nun tief auf dem Grunde der kalten, grauen, tückischen Nordsee.

Ich bin nicht gewohnt, das Heimische unzeitig zu vergleichen und untreu zu verachten. Die Reise hatte mir wiederholt, was ich längst wußte: daß der Norden auch seine Reize hat. Das saftige Grün der Wälder und Wiesen, das stattliche Vieh auf den malerischen Weideplätzen grasend oder gelagert und ruhig wiederkäuend, die niedrigen Backsteinhäuser mit den Strohdächern, von Ulmen, von Buchen überall freundlich umschattet, der grauliche Ton der feuchteren Luft, der schon in geringer Ferne alles umsäumt und beschleiert, das alles ist malerisch auf seine Art, fühlt sich wohnlich, gemütlich, heimlich und man begreift recht wohl, wie Menschen, die hier zu Hause sind, auch Heimweh leiden können, wenn sie in der Ferne weilen. Und die See bleibt doch immer See! Dies Unendliche, Unbegrenzte, stets Bewegte, Durchsichtige, kristallisch Spiegelnde stimmt doch immer weit und frei, führt die Seele hinaus, rollt ihr Bilder des großen Völkerverkehrs auf und macht sie lustig zu Gedanken der Kühnheit, der Unternehmung. Kurz, die See ist immer etwas Flottes; das Studentenwort ist nicht umsonst vom ungehemmt Fließenden genommen; wohl gibt es auch an der See Philister, aber der Seephilister ist doch ein flotterer Philister als der eingeklemmte, klebrige Philister des Binnenlandes. Ist die Nordsee nicht so einfach schön wie das mittelländische Meer, so ist sie dafür dramatischer. Ebbe und Flut sind ihre Akte und Szenen, oder, wenn man will, auf Ruhe folgt wiederkehrend erschütternde Schicksalswendung und Katastrophe.

Und selbst die Farbe! Ich habe Tage erlebt, wo auf diesem trüben Gelbgrau das sanfte Blau des nordischen Himmels bei hellem Sonnenschein sich so glänzend spiegelte, daß beide Farben reizvoll spielend ineinander schienen und stachen, es war wie schillernder Atlas.

Und wie treffliche Menschen hatte ich gefunden! Die deutsche Nation weiß längst, was sie an jenen Stämmen hat, sie sind in langer Feuerprobe bewährt; wenig Schein und um so mehr Wesen, nicht rasch, nicht wortreich, aber zäh, ausdauernd, gediegen. Wem die funkelnden Blicke, das feurige Gebärdenspiel, die laute und geflügelte Rede des Italieners, die Elastizität der Bewegung, der tobende Lärm der Straßen, die ganze Menschenart, in deren Naturell das Innere ungehemmt, stetig an die Oberfläche herauswallt: wem dies alles in naher Erinnerung ist, der sieht sich hier in eine Welt versetzt, die einen volleren Kontrast nicht darbieten könnte, und der Süddeutsche mit den rascheren Pulsen des Weinländers mag sich im ersten Gefühl der Fremdartigkeit leicht dem Italiener näher fühlen als diesem Zweige seines Volkes. Nur etwas Geduld, nur etwas Versetzung in ungewohnte Formen, nur etwas Gemüt und Erfahrung genügt, um ihn zu überzeugen, wie ganz wir zusammengehören. Denn in der Tat: mißt man die Naturen mit dem Maßstabe einer freien, fließenden Beweglichkeit, mit jenem Begriffe des Rassemäßigen, der da fordert, daß ein gewisser angeborener Adel der Formen den inneren Wert unmittelbar auf der Oberfläche zeige, so bestehen wir Süddeutschen so schlecht wie Westfalen, Friesen, Angelsachsen, alle niederdeutschen Stämme. Die Züge sind voller ausgeladen, Mienenspiel, Gebärde, Rede ist lebhafter, aber an jene Formenwelt gehalten, die das Erbe der klassischen Bildung noch in so klarem Naturstempel ausgeprägt an sich trägt, heißt es eben auch hier: knorrige Köpfe, schwerfällige Figur, trägerer Nerv, und müssen auch wir bitten: warte nur noch ein wenig, bis der Gehalt Zeit gefunden hat, über die hartkantige Schwelle zu treten. „Etwas Erfahrung" habe ich gesagt: ich dachte an die Gastfreundschaft, die mir auch bei diesem Besuch im Norden so offen entgegengekommen ist. Gestehen wir Süddeutschen es nur: der Norden ist gastlicher als wir. Der hellere Himmel zieht uns aus dem Hause und wir schleppen den Fremden zehnmal in Biergarten und Weinstube, ehe wir ihn einmal an

unserem Herde bewirten. Dort, im nebligen Flachland, ist das Haus der warme Mittelpunkt des geselligen Lebens, und auch in diesem Sinne gilt, was von allem deutschen Wesen gilt: innerer Wert bei scheinlosem Aspekte des Äußeren. Eng und krähwinklich war die Klage über die „Zugeknöpftheit der Bremer“ auf dem Schützenfeste vorigen Sommers. Hätte sonst nichts gefehlt, als daß die Leute dort sich einem weniger rasch an den Hals werfen, weniger schreien und jodeln als die Zecher aus Schwaben und Franken und der Pfalz, so hätte die wackere Stadt nicht mit so unerquicklichem Erfolge die ungemeinen Anstrengungen gemacht, um ein frohes und hohes Fest zustande zu bringen. Ach! es fehlte anderswo: an einer Bedingung, für die es kein Machen, Bestellen und Rüsten gibt. Doch ich wollte noch nicht von diesen Schatten des Reisebildes reden. Ich habe gestanden, daß auch nach der Kunstwelt Italiens mich an dem Dünenstrande der Nordsee eine Sehnsucht befiel, und wenn ich gerecht sein wollte, durfte ich doch nicht vergessen, daß ich erst kürzlich ein herrliches Kunstwerk hier, im grauen Norden gesehen hatte.

Es war der Hochaltar von Brüggemann im Dome zu Schleswig, vollendet im Jahr 1521, eine Verbindung selbständiger und verzierender Holzskulptur, wie man sie wohl nicht wieder finden wird. An dem berühmten Hochaltar zu Blaubeuren hat die Schnitzerkunst der Schule Syrlin das Beste in der Ornamentik getan; nur wenige plastische Figuren sind an die schlanken Glieder des reichen, feinen, glanzvollen Dekorativbaues gelehnt; den Schmuck der Grundflächen hat die Malerei übernommen. Neben ihr durfte die Skulptur nicht farblos bleiben; die Figuren sind in durchgeführter koloristischer Weise bemalt und die ganze verzierende Architektur, die den Schrein umfaßt und frei übersteigt, schimmert in reicher Vergoldung. Der Altar zu Schleswig ist ein Ganzes, durchaus nur Werk der Holzskulptur, eine und dieselbe Hand hat die Mitte und die Flügel des Schreins mit kleinen, in vertiefte Fächer eingelassenen Figurenbildern geschmückt und dies Werk der freien, eigentlichen Plastik mit Verzierungen eingesäumt, deren quellende Fülle sich mäßigt, damit der höheren Formensprache derselben Kunst nicht das Wort genommen werde. Doch verweilt das Auge, von den selbständigen Darstellungen zu diesen Säumen und Bekrönungen zurückkehrend, mit reiner Befriedigung auf ihren Linien

und ihrem harmonischen Verhältnis zum Körper der ganzen Konstruktion. Das Spätgotische macht sich in Umbiegung der Ranken, Liebe zum Runden (z. B. einfachen Ringen statt der Krabben) bemerkbarer als in manchen gleichzeitigen Werken, aber durchaus nicht zum Schaden des Ganzen, vielmehr entspricht der Anklang an Renaissance, der hierin sich kundgibt, nur wohltuend einem bestimmten, nachher zu besprechenden Zuge der Formgebung in den Figurenbildern; doch treten auch rein gotische Motive von der zierlichsten Erfindung auf, so der reizende Blätterstab am Wulste des Gesimses der Altarstaffel. Vorerst ist noch zu sagen, daß wir der wohlberechneten Anlegung des Ganzen auf die frei plastischen Darstellungen aus der heiligen Geschichte hier also den Besitz eines unbemalten Skulpturwerks aus einer Zeit verdanken, die noch gewohnt war, wie dort in Blaubeuren, so auch sonst die reine Wirkung der Form durch vollen Farben- und Goldglanz zu kreuzen und dadurch auch das eigentliche Figurenbild in Ornament zu verwandeln. Es sind achtzehn kleinere Kompositionen an den Flügeln und der Altarstaffel, zwei größere in der Mitte, darüber die Einzelfiguren des Adam und der Eva seitlich am Giebel, der Maria in dessen Mitte höher und Christi unter dem höchsten Baldachine, worüber eine Schlußblume aufsteigt; Engelsgestalten schmücken außerdem die höchsten Zwickel der Altarflügel und die Spitze zweier Fialen; übersehen habe ich die merkwürdigen Porträtfiguren Christians II. und seiner Gemahlin Isabella (wohl die Stifter?); ich habe sie erst in den Photographien entdeckt und kann ihren Standort nicht angeben. Der Inhalt der Darstellung ist die Leidensgeschichte Christi; sechs Bilder des linken Flügels führen bis zum Todesgange, die großen Hauptbilder der Mitte geben die Kreuzschleppung und Kreuzigung, die sechs des rechten Flügels beginnen von der Kreuzabnahme und schließen mit der Bestätigung der Wirklichkeit der Auferstehung durch Thomas; die zwei vereinzelten Felder an den oberen Ecken der Flügel stellen, der linke die Himmelfahrt, der rechte die Ausgießung des heiligen Geistes dar und die Bilder der Altarstaffel feiern das Fortleben des Entrückten im liebenden Gedächtnis der Menschen durch die Szene des Abendmahls und des ersten Liebesmahls der Christen; in der Weise der symbolisierenden Analogie, welche die Kunst des Mittelalters liebte, sind diesen Szenen

zwei alttestamentliche gegenübergestellt: Melchisedek, den Abraham mit der Gabe von Brot und Wein begrüßend, und die Einsetzung des Passahfestes. Und nun, welche Fülle von Erfindung und Leben in diesem reichen Ganzen! Und wie regt sich unter der Schale der Herbheit, Härte, Gebundenheit der Geist der freieren Linie, der Anmut und des Schwunges! Die Grundlage von Brüggemanns Styl ist die bekannte Formgebung der deutschen Kunst mit ihrer Ungelenkigkeit, Steifheit, Dürre, ihren Knorren, Dornen und Ecken. Die ganzen Figuren sind häufig leibarm und namentlich die Beine kümmerlich. Es ist merkwürdig, es ist höchst bezeichnend, wie dies eigentliche Bewegungsorgan von aller noch unfreien Kunst nicht verstanden wurde; der Schritt zur Freiheit war der Schritt des besser verstandenen, gezeichneten Beins. Wie großartig regt sich das höhere Formgefühl schon in Fiesole, aber auf wie mesquinem Gestelle ruhen selbst seine gelungensten Gestalten! Doch schon bei Benozzo Gozzoli füllen sich die dürftigen Formen. Die winterlichen Deutschen, die soviel weniger Nacktes sehen, blieben ungleich länger auf so gespanntem Fuß mit dem Fuß. Selbst Peter Vischer, um eine gute Stufe freier als der ihm verwandte Brüggemann, bildet noch verkümmerte Beine. Mit den übrigen Härten der Form gieng Hand in Hand der eckige Faltenbruch und knorrig, hartkantig wie die Körper wurden auch die Köpfe behandelt. In rührender Verlegenheit wie L. Kranach und A. Dürer ist unser Brüggemann, wenn es ans Nackte geht. Welche Not er wohl gehabt haben mag, bis er zu seinem Adam den etwas dürr- und krummbeinigen Mann, zu seiner Eva die breitschultrige, schmalhüftige, männisch gebildete Frau auftrieb! In den Bewegungen ist er — nicht durchgängig, wie wir sehen werden, aber häufig — noch schüchtern, ängstlich (wie rührend hölzern schwebt der zum Himmel fahrende Christus!), ein andermal aber unschön verdreht; man betrachte nur den Peiniger links in der Szene der Geißelung und den Träger des Leichnams auf der Kreuzabnahme! Kurz, der erste Eindruck ist wie bei Dürer, wie mit wenigen Ausnahmen bei allen deutschen Meistern selbst dieser blühenden Zeit: — eine Welt von Häßlichkeit! Aber nur einen Moment, kaum einen Moment kann dieser Eindruck dauern. Denn nun — vor allem, man weiß ja, mit welchen Vorzügen dies Gebrechen, mit welchem Reichtum diese Armut des deutschen Styls im Innersten

zusammenhieng: um wieviel herber in Formen, um so viel lebenswahrer, charakteristischer, individueller und, man darf sagen, um so viel tiefer im Ausdruck als der italienische Styl. Und kein deutscher Meister übertrifft darin diesen Brüggemann; nur Johann van Eyck, Memling, Dürer und Holbein stehen ihm gleich. Hier ist jede Figur ein sich selbst gleiches Einzelwesen bis auf Hand und Haarwuchs hinaus; der Mann ist ein Todfeind der ausgleichenden Allgemeinheit musterhaft schöner Form; Eigentümlichkeit, kräftige Besonderheit des Lebens, folge, was da wolle, das ist seine wie Shakespeares Losung. Gewiß muß es möglich sein, diesem charakteristischen Styl ein bestimmtes Maß freieren Flusses der Form zuzuwägen, ohne daß er in seinem Wesen aufgehoben wird. Das ist aber schwer genug und darum sehr begreiflich, warum der harte deutsche Sinn sich eben nicht beeilte, ihn gegen die reineren Wellenlinien der südlichen Kunst aufzugeben. Dennoch bricht nun in diesen geistgesegneten Anfangszeiten des sechzehnten Jahrhunderts auch aus der harten Puppe des germanischen Wesens der Schmetterling der edleren Formschönheit und, obwohl er in der schwereren Luft die Flügel nicht ganz auswickeln kann, er wagt sich doch in die Höhe und fliegt. Wir wußten bis jetzt nicht, daß dieser Flug auch dort hinten im fernen Norden gelang; wir wußten von Hans Holbein, dem ersten und nächsten Verwandten der großen italienischen Schöpfer des schönen und hohen Styls — der geistesmächtige Dürer ist kaum zu nennen, denn nach kurzem Fortwirken der Eindrücke, die er aus Venedig von Giovanni Bellini mitgebracht, fällt er in die deutsche Formhärte zurück, die er nur auf einzelnen Stellen, wie in seinen vier Aposteln, wieder überwindet —; wir wußten von Peter Vischer, von seinem und Holbeins etwas schwächeren Seitenverwandten Martin Schaffner und Hans Baldung Grün, von Brüggemann aber kaum dem Namen nach. Nicht in dem Grade frei und gelöst ist er wie Peter Vischer, wie Holbein; nahe zum letzteren stellt er sich an Fülle des Talents, der Erfindung, an Kraft des Lebensgefühls, an Schärfe der Auffassung; nur freilich darf man nicht sogleich an die Dresdener Madonna denken, das Bild, worin das reinere Formgefühl und der Anklang an die Italiener am vollsten und schönsten mit deutscher Charakteristik sich vereinigt. Doch man sehe bei unserem Meister vorerst einmal zu, wie er die Falten be-

handelt: nur, wo die Gewandstoffe sich stoßen, brechen sie sich eckig, wo sie fließen, fallen sie in freien, schwungvollen, kräftig geschnittenen Falten, wie sie sich selbst vor einem Griechen gar wohl sehen lassen dürften. Der Mantel der Maria bewegt sich in großartigem, wahrhaft stylvollem Faltenzuge vom linken, das Christkind haltenden Arme nach dem rechten Fuß hinüber; voll gefühlter Bewegung ist aber auch die ganze liebliche Figur; das anmutige Köpfchen echt deutsch, ganz an die Madonnen der alten Kölner Schule erinnernd, „minniglich“ wie die Zeit es nannte, in reizender Scham bescheidener Hoheit geneigt, gesenkt, die Stellung bedingt durch das Stützen des Kindes an der linken Hüfte, das rechte Bein entlastet, mit gebogenem Knie etwas zurückgestellt, nichts Totes, nichts Unbeseeltes an der ganzen rührenden, still entzückten und entzückenden Erscheinung! Bewegtheit im energischeren Sinn, Entschlossenheit, Straffheit, Entschiedenheit männlicher Handlung, Stellung, Gebärde zieht sich durch alle Bilder und hat die Erinnerung an die ernsten, resoluten Männercharaktere eines Leonardo da Vinci, Raffael, Tizian nicht zu scheuen, obwohl sie diese Größen nicht erreicht. Vorzüglich die Apostel erscheinen als würdevolle, gehaltene Männergestalten. Die Schergen, die Soldaten, die bei der Gefangennehmung und ganzen Leidensgeschichte Christi tätig sind, scharf porträtierte Individuen vom echten, schnurrbärtigen Landsknechttypus der Zeit, stehen gespreizt und säbelbeinig, wie man das aus so vielen Bildern als ihren Habitus kennt; die Sicherheit der Anschauung hat hier dem Meister über die sonstige Magerkeit der Leiber und Beine hinweggeholfen; wie straff und frei aber ist namentlich die befehlende Gebärde des Hauptmanns bei der Kreuztragung! Muß man bei mehreren Bildern über das leibarme Schulmeisterlein lächeln, das unserem ehrlichen Meister als Heiland gesessen zu haben scheint, so staunt man um so mehr über den vollen Ansatz zur Schönheit, zur frei entwickelten Form in dem halbnackten Körper auf dem Bilde der Geißelung und in der Szene mit dem ungläubigen Thomas; der Leichnam, von den Frauen beklagt, erscheint nur von der Hüfte an in unschön verdrehter Lage, der obere Teil, Brust, Arm ist wohlgebildet und der Wurf des zurückgefallenen Haupts wahrhaft Michelangelesk. Auch auf der Höllenfahrt Christi regt sich mit Wärme und Kraft der edlere und freiere Formsinn. —

Wieviel hätte ich noch zu sagen, wenn ich nicht — auf der Reise wäre! Über einen malerischen Zug will ich noch ein Wort beifügen, der einem plastischen Bilderzyklus gar wohl ansteht, welcher bestimmt ist, aus dem Dunkel der Vertiefungen hervor, in welche die Gruppen hineingesetzt sind, in ungleich bewegterer Weise zu wirken als ein Relief oder ein freistehendes Bildwerk. Dieses malerische Gefühl wird man namentlich auf dem Bilde der Kreuztragung finden: aus einem Kerkerhause geht der Zug mit den phantastischen Trachten und Waffen, den zusammengebrochenen Kreuzträger in der Mitte vorwärtsstoßend durch einen gewölbten Torweg, den wir im Durchschnitt vor uns haben; ein Neugieriger schaut aus einem Fenster; der Begriff des Heraustretens, Ausmarschierens zur Vollziehung eines Blutgerichts ist so in echt epischer und im besten Sinn malerischer Weise dem Zuschauer vergegenwärtigt.

In einem Nebenraum der Kirche waren eben zwei dieser Bildwerke, aus ihren Verzierungen zum Zweck der Photographie herausgenommen, in der Nähe zu sehen. Es war die Maria und das Liebesmahl der ersten Christen. Ich konnte mich kaum satt sehen an diesen Werken der rührendsten Liebe eines Künstlers zu seinem Gegenstande, Werken jener Frömmigkeit, die zugleich Frömmigkeit des treuen Haltens an der Sache und der treuen, gründlichen Hand ist. Von der Himmelskönigin, der jungfräulichen Mutter habe ich eine Vorstellung zu geben gesucht; im Liebesmahl sehen wir neun Männer und vier Frauen um einen runden Tisch versammelt, ein Bischof bricht das Brot und spricht die Worte der Einsetzung dieser rein menschlichen Feier liebenden Andenkens an den Mann, der seine befreiende Lehre mit dem Tode besiegelt hat. Dreizehn Menschen, jeder ganz er selbst, verschieden in Kopf, Wuchs, Altersgepräge, in Ausdruck und Gebärde von allen anderen, und durch alle diese Unterschiede geht doch ein Ausdruck hindurch: Wehmut der innigsten Liebe, Versenkung treuer Menschenherzen in das Gedächtnis eines Toten, der selbst das Bild der reinsten Liebe gewesen; man hört ein Flüstern, leise, gehaltene, feierlich gedämpfte Worte der Liebe durch diesen stillen Kreis guter Menschen gehen; hier ist alles Feier, hier ist alles Andacht, aber nicht Zeremonie, sondern freie, noch nicht in Form verknöcherte Feier, die lauter wie der frische Quell aus dem Innern kommt. Besonders rührend sind die vier

Frauenbilder; ganz in der Tracht der Zeit des Künstlers; Köpfchen voll sanfter, süßer, ganz hingegebener Trauer schauen aus den faltigen Kopftüchern; je länger man sie ansieht, um so ergreifender wirkt die tiefe Seele, die aus dem toten Stoff, dem armen, altersbraunen Holze blickt. Und die eigentliche Form im plastischen Wortsinne nicht zu vergessen: man sehe nach den Mänteln dieser Frauen, und man wird auch hier bewährt finden, was ich von der Faltengebung gesagt.

Wir verdanken es langen, angestrengten Bemühungen des Herrn F. Brandt in Flensburg, daß nun das herrliche Werk in ausgezeichneten, scharfen, reinen photographischen Nachbildungen vor aller Augen steht. Ich möchte jedem raten, neben der größeren Quartausgabe auch die kleine, für das Stereoskop bestimmte, zur Hand zu nehmen. Ich habe kaum jemals den Unterschied des auf die Fläche geworfenen Bildes von dem wirklich plastischen so stark erfahren wie hier. Bei dem ersten Anblick dieser doch so musterhaften Photographien drängten sich die Härten der Formgebung weit fühlbarer auf am Nachbild als am Original; alles schien mir gehemmter, gebundener, lahmer; ich betrachtete die kleineren Bilder im Stereoskop und aller Fluß, alle Bewegtheit, alle Entschlossenheit war wieder da, die mich im Anschauen der aus dem Schatten ihrer Schreinabteilungen energisch herausleuchtenden Skulpturen so rasch über die Mängel der Form hinweggehoben hatte.

Meines Wissens ist von Brüggemanns Leben, Bildungsgang soviel wie nichts bekannt. Gieng er aus einer dortigen Schule hervor, kannte er die süddeutsche Kunst, gründete er eine Schule? Er blieb mir eine isolierte Erscheinung, ein vereinzeltes Licht in dunkler Umgebung. Da fiel mein Auge auf ein Marmorrelief, Medaillon, — das Porträt des Asmus Karstens, des Müllersohns aus dem nahen Dörfchen S. Jürgen: ein Maler, getrennt von dem Meister der Holzschnitzkunst durch mehr als vierthalb Jahrhunderte, aber ein zweites großes Zeugnis, daß der Geist der Schönheit im fernen Norden einkehrt wie im Süden. Und drüben der Skandinave Thorwaldsen: ich war schnell im Geiste nach Rom versetzt und sah Koch, den Tiroler, Schick und Wächter, die Schwaben, sah den ganzen Kreis der Reformatoren der Kunst vereinigt, sah den Süden Deutschlands mit dem fernen Norden sich an der Hand fassen, die Mauern des

alten Doms schwanden mir, die Enden Deutschlands rückten zusammen, und ich vergaß auf eine Stunde, daß — mein Weg zum Dome mich zwischen den Wohnungen der Herren Halbhuber und Zedlitz hindurchgeführt hatte.

Auch an den architektonischen Schätzen des deutschen Nordens hatte ich mich wieder erfreut und solche, die ich noch nicht gesehen, hatten mir Auge und Sinn erquickt. Die Backsteinbauten mit Schnitzwerk am Gebälk, wohl auch mit glasiertem Terrakottafries, woran namentlich das Land Hannover so reich ist, stimmen mit einer nebligen Luft, mit einem Klima, das trotz dem saftigen Grün den Charakter des Winterlichen trägt, durchaus harmonisch zusammen: häuslich, bürgerlich, zum warmen Ofen vertraulich einladend und doch nach außen verkündigend, daß es da drinnen nicht ärmlich, sondern wohlhabend, ehrenfest, würdig und auch fröhlich bestellt ist: das wird wohl das rechte Wort für diesen wackern norddeutschen Baustyl sein. Die Formen laufen aus dem Mittelalter in Renaissance und Barock herein; reizend ist jene Frührenaissance vertreten, welche das zarte und phantasiereiche Formenspiel, das sie auf der Basis der antikrömischen Architektur entwickelt, mit dem gotischen Giebel vereinigt; dieser reiche Styl greift auch im Privathaus nach dem in jenen Flachländern so kostbaren Materiale des Steins und läßt in diesem monumentalen Stoffe die schmuckvollen, in Erker ausgeladenen Schauseiten frei und leicht in die Lüfte steigen. Goslar, Halberstadt hatte ich früher gesehen, Hannover sah ich wieder, Hildesheim zum erstenmal; mit Rührung erinnere ich mich, wie ich geführt von der aufopfernden Güte eines Mannes, dem die Stadt die Erhaltung manches Kleinods bürgerlicher und kirchlicher Baukunst verdankt, durch die Straßen wandelte und im gedämpften Silberlichte des Sonnenscheins, der durch den strömenden Gewitterregen blinkte, die altehrwürdigen Giebelhäuser vor mir aufstiegen. Hier bringt, wie in Nürnberg (und wohl auch in Lübeck, das ich nicht kenne), fast jeder Schritt ein malerisches Bild; hier, in diesen nordischen Städten ist man des Zweifels enthoben, in welchem Style man bauen solle. Gotisch oder Frührenaissance mit Giebel: so antwortet auf die Frage jeder Blick in die alten Straßen. Ich finde es nur natürlich, daß die in Hannover vorzüglich tätige Schule Haases, des trefflichen Meisters der so

edel und fein durchgegliederten Christuskirche, für den gotischen Styl (womit, wie jeder Kenner weiß, für den Privatbau keineswegs Spitzbogen und spitzbogiges Gewölbe notwendig gefordert ist) sich ganz entschieden und ihn auch dem früher gewählten romanischen vorgezogen hat. Die Renaissance hat vor beiden mittelalterlichen Stylen die Kraft der Gesimsbildungen, die ruhige Klarheit der Horizontalgliederung, namentlich des Kranzgesimses voraus; dafür hat das Gotische einen Ersatz in einer anderen Art spezifischer Schönheit: in der reichen Vertikalentwicklung, die es auf den bürgerlichen Bau, auch in Backstein, durch die Auflösung der Wand der Fassade in steigende Pfeiler und deren Füllung so schön übergetragen hat; der romanische Styl hat für seine Armut an horizontalen Teilungen, Säumungen diesen Ersatz nicht, denn die Lisene ist eine arme und flache Form der Brechung der eintönigen Wandfläche; wird er daher nicht in Gliederung und Verzierung der Öffnungen sehr reich gehalten, so erscheint er trotz der Gefälligkeit des Rundbogens schwer, klosterartig, erinnert er an die geistig gebundenen Zeiten des früheren Mittelalters. Nur von Herzen konnte ich Haase und Hauers beistimmen, wenn sie sich um Erhaltung des alten köstlichen Rathauses und stylgemäße Erneuerung für seinen ursprünglichen Zweck wehren. Die Freiheit aber möchte ich mir in jenen Städten, wenn ich Architekt wäre, unbedingt vorbehalten, auch in die Frührenaissance zu greifen, eben in jene nämlich, welche die klassischen Formen mit dem nordischen Giebel verbindet. Die Stellung unserer Wohnhäuser mit der Langseite gegen die Straße kann kein Hindernis sein; auch diese schmückten ja schon vor alters das Kranzgesims durchbrechende Ziergiebel. Ja allen Ländern diesseits der Alpen wäre wohl eine schwungvolle Wiedererweckung dieser Form zu gönnen und zu wünschen. Mir scheint, sie entspreche durchaus unserem Sein und unserer Bildung. Die steigende Linie ist ein für allemal der wahre Ausdruck germanischer Gefühlsweise, und germanisches Element, wo es nicht herrscht, war doch wesentlich bestimmend in der Mischung aller Kulturvölker im nördlicheren Europa. Unsere Kultur aber ist durch Aufnahme des Klassischen vermittelt, sie ist eine Synthese, und die Synthese kann reiner, erfreulicher nicht ausgesprochen sein als im genannten Style, der durch klassische Horizontalgliederungen, Gesimse, durch anmutigen Schmuck von Blumen-

gewinden, Arabesken, Medaillons, Statuetten, Einfachheit und Ruhe in die Bewegtheit, Klarheit in die Neigung zum Vereinzeln, Spalten, Durchbrechen, Anmut und Heiterkeit in das Zackige, Scharfe, Steile mit fester und gefälliger Hand einführt. Man wird hinzusetzen können: eine Neigung zum Spielen, d. h. namentlich zur unmotivierten Benutzung jener Freiheit unsymmetrischen Gruppierens, die der weltlichen Gotik eigen ist, wird stets dem modernen Gotiker naheliegen, wenn nicht ein Styl, der im weiteren Sinne plastisch zu nennen ist, mit seiner gemesseneren Disziplin und Gesetzgebung als Warner und Mahner diesen malerischen Neigungen zur Seite geht. Und so wird auch hier Geltung haben, was ich längst aufgestellt: daß der Gegensatz der Stylprinzipien ein notwendiges, heilsames, weckendes, mäßigendes Lebensgesetz in der Geschichte der Künste ist und bleibt. In Bremen mußte der geniale Müller auf die Freude verzichten, im Bau der neuen Börse mit der reichen Renaissance des Rathauses zu wetteifern; nur mit enormen Kosten hätte sich ein Werk schaffen lassen, das neben einem solchen Nachbar sich sehen lassen durfte; der Platz erlaubte keine regelmäßige Grundform, auch darum mußte sich der Architekt zum gotischen Styl entschließen, der ihm die freiere Gesamtanlage erlaubte; welch' ein organisch gegliedertes Werk und namentlich welchen großartigen Hauptsaal er geschaffen hat, wie gedankenreich alle Räume benützt sind, davon durfte ich mich an der Seite des erklärenden Meisters selbst überzeugen.

Also wohl freilich kein Italien — wo in der Welt gibt es auch ein zweites Venedig, Florenz und Rom? — aber doch gar manches Schöne, viel, viel Gutes und was das Beste am Guten, eigen Land, Heimat, Vaterland! Ja mehr noch: neu gewonnenes, dem Feind entrissenes Vaterland. Hier eben, auf Sylt, hatte ja der Hauptmann Hammer gehaust, drüben auf Föhr sah ich seine Wohnung mit der Zinne, von der er auf die See nach Fang auszulugen pflegte, bis unsere Schiffe den kecken Abenteurer aufpackten und ihm das wilde Handwerk legten. Und gerade auf dieser benachbarten Insel hatte ich mich so recht überzeugt, welch prächtiges Volk wir auch mit diesen Eilanden gewonnen haben. Die Föhringer sind gewecktere Leute als die Sylter; bei der Einsegnung eines neuen Schulhauses in Boldixum sah ich die Jugend des Dorfes, eigentlich nur die weib-

liche neben den älteren Männern, denn die Burschen sind meist „in See". Schlanker, hoher Wuchs, längliches Rund der Köpfe, an Bäuerinnen ungewohnt feine Züge und geschonte, weiße Gesichtshaut, alles durch die Tracht: das kleidsame, um den Kopf gedrehte Tuch, die reichen Silberknöpfe und Gürtelschnallen auf der schwarzen Jacke, eigentümlich gehoben. Die Anrede stieß nirgends auf blöde Schüchternheit, noch auf geriebene Ungeniertheit: ein gemessener, sicherer Anstand, eine Freiheit ohne Frechheit, eine natürliche Würde ohne Trägheit und Steifheit erinnerte mich hier im fernen Norden wundersam an die klassische Haltung des Landvolks im römischen Gebirge.

Und dies alles freute mich nicht und das Meer freute mich nicht, weil mich nichts freute, es hallte mir nur den Mißklang der Seele wieder, der sturmgebrochene Rhythmus war mir nur Bild einer Welt, wo „aller Wesen unharmonische Menge verdrießlich durcheinanderklingt".

Ich kam aus einem Lande, wo der Volkswille gilt. Ich habe der Schweiz nie geschmeichelt, ich weiß sehr wohl, was ihr fehlt; ich kann ohne die beliebte Selbsterniedrigung mancher Deutschen freudig anerkennen, was sie an dem errungenen Gute vernünftiger Freiheit besitzt. Das Bild der Niedertretung des Volkswillens und seines Rechtsbewußtseins durch den eigenen Retter: es zeichnet sich da, wo ein freies Volk sich selbst regiert, so höchst schimpflich, so ekelerregend ab, daß ich diesmal nach Deutschland mich herübergewendet hatte mit einem Gefühle, nicht zu begreifen, wie irgendein Mensch nur irgendeinen Augenblick heiter sein könne.

Ich weiß, was man einwendet: im Lande, wo du wohnst, begreift man den Weg nicht, auf dem Deutschland sich einigen muß, und du scheinst ihn auch nicht zu begreifen. Ich spreche aber an, unter die zu gehören, die sich in den Gegner, in seine Stimmung und Gründe versetzen können. Wer sich der einschlagenden Stellen aus früheren Heften dieser Kritischen Gänge erinnern mag, der wird mir glauben, daß mir nicht dunkler Haß für hellen Beweis gilt, ja daß ich aus eigener innerer Erfahrung sehr wohl die Stärke des logischen Scheines kenne, der für die Einigung unter Preußen spricht; so kann mir auch die Leichtigkeit der Schlüsse nicht entgehen, die für das Vorgehen Preußens in Schleswig-Holstein

aus ihm gezogen werden. Seit 1863, wo der „Schützengang" eine Besprechung der deutschen Frage mit sich brachte, hat sich im Stande derselben nur dies geändert, daß durch die schmähliche Schwäche, welche in der letzten Verwicklung der Bund an den Tag gelegt hat, das föderalistische Bekenntnis von einer Beschämung furchtbarer Art betroffen ist. So kann ich frühere Zugeständnisse des blendenden Anscheins der Sätze, die zum Programm unserer Unitarier führen, in folgender, noch verschärfter Form wiederholen. Es gibt nur zwei Formen wahrer Einigung für uns: Monarchie, d. h. zunächst, aber doch wohl nur zunächst, Bundesstaat mit einem leitenden Staat an der Spitze, oder Föderativ-Republik. Die föderative Form mit monarchischen Staaten von sehr ungleicher Stärke ist Unding. Föderativ-Republik ist aber ein Traum, der möglicherweise in dunkler Zukunft Wirklichkeit wird, für die Gegenwart ein absolut unpraktischer Begriff. Also monarchische und als Einleitung relativ monarchische Form, d. h. bundesstaatliche Hegemonie. Nur Preußen kann es sein, das an unsere Spitze tritt, es ist der stärkste rein deutsche Staat, der bestverwaltete (setzt man hinzu) und der Repräsentant der modernen, protestantischen Bildung. Negativ ist der Beweis damit zu führen, daß es sich im Bunde der Majorität nimmermehr fügen wird: also lieber ihm alles geben, als jeden anderen Versuch durch es hintertrieben sehen! Auf die Frage: wie das machen? hatte der Unitarier vor den Siegen in Schleswig-Holstein und ihrer Ausbeutung eine moralisch-politische Antwort. Er stellte eine Zeit in Aussicht, wo Preußen durch das Gut der inneren Freiheit, die es bringe, die sämtlichen Bevölkerungen Deutschlands gewinnen werde, so daß deren moralischer Druck den Widerstand der Einzelstaaten gegen die zentralisierende Reform unfehlbar bezwingen müsse. Daß diese Hoffnung zur Wahrheit werde, dazu verlangte das Programm die stetige, treue Arbeit aller Freunde des Vaterlandes. Man muß anerkennen, daß dies ein an sich ganz achtungswerter Gedanke war. Die zwei großen Zwecke, die gleichzeitig zu erreichen unmöglich scheint, deren Zweiheit uns zerreißt, empörte Parteien, beide gleich begeistert für das Wohl des Vaterlandes, grimmig gegeneinander hetzt, sie wurden vereinigt gedacht in der Vorstellung: ein bisher absolutistischer Militärstaat, umgewandelt zu einem Horte verfassungsmäßiger Freiheit, soll

Deutschland Einheit und Freiheit zugleich bringen. Während diese Hoffnung in immer trübere Ferne wegrückte, reißt sich Preußen auf einmal aus seiner früheren Schwachheitspolitik der unmächtigen Gelüste und betritt den Weg der List und Gewalt. Es umschnürt die Elbherzogtümer, behandelt sie wie erobertes Land, spricht dem Rechtstitel Hohn, unter dem es selbst gekämpft (und das war schlechterdings nur das auf der Londoner Konferenz von den Großmächten selbst anerkannte Erbrecht des Augustenburgers), schlägt dem auf diesen Titel gestützten Rechtsbewußtsein der Bevölkerung ins Gesicht, sucht es durch Verschleppung einem giftigen Gärungsprozeß zu überliefern, in welchem es eine Saat von Sophismen wie Trichinen ausheckt und wühlen läßt, und brutalisiert in den schwachen Regierungen des Bundes zugleich den Rechtssinn der ganzen Nation. Dies alles geschieht ungeleugnetermaßen als ein Schritt zur künftigen Beherrschung Deutschlands. Die Unitarier, wie verhalten sie sich dazu? Sie sprechen ein bedingtes Ja, indem sie die „Ziele" Bismarcks „billigen", nur seine „Mittel mißbilligen". Ich finde es nicht gerecht, wenn man sich gegen diesen Standpunkt erhitzt, ehe man widerlegt hat, was er für sich anführen kann.

Könnte man die Frage Schleswig-Holstein rein für sich fassen, unter dem Gesichtspunkte des Einheitszweckes behandeln und den Freiheitszweck vorbehalten, zurückstellen, so möchten die unitarischen Patrioten, die zu der Politik Bismarcks ein Auge zudrücken, immerhin recht haben, wenigstens nur einer wohl allzu kühnen Wahrscheinlichkeitsrechnung angeklagt werden, sofern sie nämlich glauben, daß die Vergrößerung Preußens durch jene Provinzen ein wirklicher Schritt zur Ausdehnung seiner Herrschaft über Deutschland wäre. Die Trennung der so angewandten Einheitsidee von der Freiheitsidee ist eine Abstraktion, aber eine begreifliche: die Ungeduld über die ewige Verschleppung, die Empörung über die unleidlichen Ränke der Einzelstaaten gegen jede ernste Reform Deutschlands erklärt sie. Wer hat nicht schon einmal im Zorn gerufen: wenn uns einer zusammenbringt, und wär's der Teufel, mir auch recht!? Und wie natürlich, wie unwiderleglich klingt es: unser Elend ist die Vielstaaterei, sollen wir gar einen neuen Staat errichten? Überfluß an Fürsten, und wir sollen eine neue Herzogskrone schmieden? Die ersten, die natürlichen Unitarier sind, das versteht

sich, die Preußen selbst. Ihr Appetit ist nur menschlich. Man nehme an, Bayern oder Sachsen oder Württemberg oder Hannover hätte in irgendwelcher Fügung der Dinge ein Stück Land aus Feindes Klauen befreit, würde dann unser Edelmut gar so groß sein, daß er nicht auch, nachdem wir's erst etlichemal „beschlafen" hätten, in dieselbe muntere Eßlust übergienge? Wenn nur sonst nichts wäre, ja, ganz gewiß! Aber freilich, weil eben sonst noch etwas ist, so getraue ich mir, für sämtliche natürlich denkenden, von Doktrin nicht schief gewickelten Köpfe in diesen Mittelstaaten, und in den Kleinstaaten nicht minder, mich zu verbürgen, daß sie ein ungeheucheltes Nein! antworten würden.

„Wenn sonst nichts wäre", d. h. wenn die Lostrennung der beiden Fragen, die Zurückstellung der Freiheitszwecke gegen den Einheitszweck in der Lage, in der wir uns befinden, mehr als nur begreiflich, wenn sie vernünftig, erlaubt wäre. Ich bin am Ende meiner billigen Einräumungen. Wer es gutheißt, daß die Elbherzogtümer von Preußen verschlungen werden, der billigt nicht nur den Weg durch Gewalt und List zur deutschen Einheit, wobei ich die Voraussetzung, daß der einzelne Gewaltakt dazu führen werde, vorerst dahingestellt sein lasse, sondern er bejaht, er legalisiert das Prinzip der Gewalt gleichzeitig für das innere politische Leben des Staates, von dem er ausgeht, und demnächst aller deutschen Staaten. Man kann nicht sich gefallen lassen, daß in Schleswig-Holstein das Recht gebrochen, der Volkswille erdrückt werde, und gleichzeitig für Recht und Volksfreiheit kämpfen in Preußen, in irgendeinem deutschen Lande. Wer die Gewalt gutheißt dort, der heißt sie gut auch hier. Zwar ihr verklausuliert euch, ich habe nicht vergessen, wie ihr unterscheidet und einschränket; ihr meint, die Hammerschläge auf Schleswig-Holstein billigen zu können, wenn ihr nur zugleich bedauert, daß der Hammer keinen anderen Stiel hat. Der Hammer wird es euch damit danken, daß er mit dem Stiel euch aufs Maul trifft. In der Tat, was helfen eure Klauseln, eure „insofern" und „mit Ausnahme", — „mit Unterscheidung" — eure „einerseits und andererseits"? Das Volk jener unglücklichen Länder will nicht preußisch sein, will es nicht sein, weil das Recht seiner Trennung von Dänemark fest und einfach auf der Augustenburgischen Erbfolge ruht, weil es darum seinem Herzog Treue gelobt hat;

will es nicht, weil Preußen längst dafür gesorgt hat, ihm verhaßt zu werden wie der Däne, weil es sich beeilt hat, das Ehrenkleid des Düppler Sieges, kaum erworben, mit dem Kote des Unrechts über und über zu besudeln; will es nicht, weil es sein Wesen, seinen Stammescharakter bewahren, nicht in Schwarzweiß entfärben lassen will. Es will nicht. Ihr unterstützt den Dränger, der diesen Willen umzubiegen, zu zertreten sucht, mit eurem Beifall, und glaubt euch dabei durch den Zusatz decken zu können, daß gleichwohl doch jener Wille, der ja eben nicht will, geachtet werden solle. Ich las diesen Herbst in einem liberalen preußischen Blatte (ich meine die „Breslauer Zeitung") folgende logische Sätzereihe: es sei freilich das richtige, daß Preußen die Herzogtümer einverleibe; dabei sei aber vorausgesetzt, daß die Bevölkerung hiemit übereinstimme, und freilich sei es Forderung des Rechts, daß sie hierüber befragt werde. Wenn sie und da sie aber nicht übereinstimmt, wie steht es denn mit dem Vordersatz? „Eben doch" nicht wahr? und Bismarck sagt für Preußen auch: eben doch, d. h. er fragt auch eben doch nicht nach der preußischen Verfassung.

So lang die Welt steht, haben Staaten sich durch Gewalt und Unrecht vergrößert. Es gibt keinen einzigen, der rein auf Wegen des Rechtes entstanden wäre. Genug des Fluches, aber auch Saat des Segens hundertfach ist aus dem Unrecht hervorgegangen. Durch die wilde und blutige Normannenerobung ist England England geworden. Ja! Aber den Segen haben späte Enkel erfahren, die Lebenden haben gegen das Unrecht gekämpft. Die Schleswig-Holsteiner sind entwaffnet, wehrlos gegen die Übermacht; die Vergleichung ist aber auch unvollständig. Wir müssen, um sie zu ergänzen, einen Anachronismus begehen und annehmen, Wilhelm der Eroberer habe in der Normandie, während er die britische Insel nahm und behielt, eine Verfassung verfälscht, mißhandelt, unterdrückt, und dann ferner annehmen, die Normannen haben billigend zugesehen, wie dieselbe Hand einem anderen Volk das Sklavenjoch auflegte, welche zu Hause die verbrieften Freiheitsrechte zerriß: dann erst ist die Moral der Fabel gefunden. Tua res agitur! heißt sie. Wir können nicht Zuschauer sein, wenn das Nachbarhaus brennt. Doch die Vergleichung hinkt. Das preußische Haus brennt schon lang; wir suchen zu löschen; wer aber löscht,

kann nicht gutheißen, daß der Brand nun auch in das Nachbarhaus geworfen werde. Kurz, die Freiheitsfrage steht mit solcher Feuerschrift auf der Tagesordnung, daß sie nicht über der Einheitsfrage suspendiert werden kann; sie steht auf unserer und sie steht auf der allgemeinen Tagesordnung. Wir leben in der Zeit des hellen Bewußtseins über das Recht der Völker und der einzelnen. Am hellen Tage dieses Bewußtseins soll mit unserer Zulassung mindestens nichts geschehen, was in dunklen Jahrhunderten mittelalterlicher Roheit und Verkehrslosigkeit möglich war, was der gebildete Knechtssinn des achtzehnten Jahrhunderts ertrug und was im Altertum dem römischen Staat nichts Geringeres kostete als seine innere Freiheit. Wer Preußen auf den Eroberungsweg weist, der erklärt den Charakter des despotischen Militärstaates in Permanenz. Sonst ist der Staat der Zweck, der Soldat das Mittel, der Staat das Haus, das Heer der Blitzableiter; Preußen ist ein Haus, das um des Blitzableiters willen da ist. Man kann nicht an der Spree die Heeresorganisation bekämpfen, die Landwehreinrichtung zu retten suchen und blinzelnd zu den Vorgängen an der Elbe, Ost- und Nordsee nicken. Ein erobernder Staat ist kein Bürgerstaat, kann es nicht sein. Die Völker sind ihm Schafherden, das eigene kann ihm nichts Besseres sein, alles ist Niete, nur der Soldat zählt und in ihm der Junker, dessen Element das Soldatenhandwerk ist. Will man dies System bekämpfen, so kann man nur einfach sagen: laßt Schleswig-Holstein ganz in Ruhe, begnügt euch mit diesem oder jenem merkantilen, maritimen Vorteil, der euch längst zugestanden ist. Ich finde folgenden Satz in der Rede, womit Grabow am 17. Januar seine Präsidentenstelle im Abgeordnetenhause zu Berlin antrat: „Nur eine auf diese Wahrheit (nämlich: jede nicht vom Recht getragene Macht ist unsittlich) gegründete Freiheit wird unter Achtung des allein durch die höheren deutschen Interessen beschränkten Selbstbestimmungsrechtes der Bruderstämme in Deutschland zu moralischen Eroberungen, zu einer befriedigenden Lösung der, trotz der glorreichen Waffenerfolge, durch die Gasteiner Übereinkunft immer mehr verwickelten und schwierig gewordenen schleswig-holsteinischen Frage und mit ihr zur bundesstaatlichen Einigkeit Deutschlands führen.“ Durch so verzwickten Satzbau rächt sich an einem der ehrenwertesten Vorkämpfer in einer Rede voll

Mut und Ernst die Verzwicktheit der Stellung, in welche die Fortschrittspartei geraten ist; die Schiefheit der Ansicht straft sich durch die Verkrümmung der Sprache, die Schuld der Auffassung wird zur Tragödie des deutschen Styls. Höhere deutsche Interessen! Sind deutsche und preußische Interessen nur so schlechthin identisch? Beschränkung des Selbstbestimmungsrechtes? Preußen verlangt Opfer, wodurch alle Selbstbestimmung aufhört. Die „Bruderstämme" sind den „höheren deutschen Interessen" so viel schuldig, als wir alle dem Ganzen schuldig sind; gewiß verlangt dies Ganze noch andere Opfer vom Einzelstaate als unser bestehender lockerer Bund; es ist aber wahrhaft naiv, von den Herzogtümern zu fordern, daß sie, ehe dies neue Ganze gebildet ist, vorangehen mit absolutem Opfer an Preußen. Aus Dank etwa? Die deutschen Bundestruppen waren da, um die Herzogtümer zu befreien; sie hätten es gerade so gut gekonnt als die Preußen; sie haben die Dänen auch zu schlagen, die Bayern haben die Düppler Schanzen auch zu nehmen gewußt. Vor allem aber haben die Schleswig-Holsteiner selbst Arme, für ihr Vaterland zu fechten; sie haben gefochten; wie? das weiß man. Was sie damals ins Unglück führte, war zu viel Vertrauen auf Preußen und die Unfähigkeit eines preußischen Generals. Man hat die Waffen Deutschlands mit preußischen und österreichischen Ellbogen weggedrückt, die Einwohner zu gezwungen untätigen Zuschauern des Kampfes erniedrigt, hat die Lande befreit, dann willenlos unter die Füße getreten und dafür verlangt man das Dankesopfer des Gutes, um dessentwillen sie befreit sein wollten.

Die einfache Wahrheit ist, daß Bismarck es erreicht hat, die liberale Partei zu lähmen, ja eigentlich zu vergiften. Dem Kampfe gegen sein inneres System ist der Stachel genommen, weil man mit einem Auge beglückt auf seine Erfolge schielt. Das Rechtsbewußtsein, das Rechtsgefühl hat einen Riß bekommen; die Lippe, die soeben dem Rechtsbruch in Preußen fluchen will, erweicht sich zu einem Schmunzeln über den Machtzuwachs. Macht geht vor Recht: es ist der Macht gelungen, mit diesem Grundsatze die Lunge des Rechts am linken Flügel anzustecken.

Nun aber mögen alle diese Gründe dahinfahren; ich soll also im Irrtum sein, wenn ich behauptete, wenigstens so, wie jetzt die Dinge liegen, könne nicht zeitweise die Freiheit zurück-, die Einheit voran-

gestellt werden; es soll zulässig sein, mitten im ungelösten Verfassungskonflikte, mitten im Lichte der modernen Bildung einem so rohen und schlechten Vorgang stillschweigend oder halb bejahend zuzusehen; es soll entschuldbar sein, daß die Freiheit einmal vorübergehend und in Hoffnung, daß die Söhne oder die Enkel sie retten, die Wege des Despotismus sich gefallen läßt, weil er vorerst Einheit zu bringen verspricht.

Ja, wenn er sie brächte! Wer die Einheit von Preußen erwartet, durch Preußen hofft, der muß gerade erst recht gegen die — geständige oder ungeständige, direkte oder indirekte — Einverleibung der Herzogtümer stimmen. Eine teilweise Verstärkung Preußens ist nicht der Weg zur Hegemonie oder wie man es nennen will (— eigentliche Einheit, Einverleibung Deutschlands wäre nur das Wahrere —), sondern der Weg, der davon abführt. Vermehrung unserer Fürsten ist ein Übel, eine Lächerlichkeit, aber keine so große, nicht so schädlich als die Vermehrung der Machtungleichheit derer, die wir haben. Diese macht Preußen nur unfügsamer gegen jede Majorität im Bund, wäre es auch die vernünftigste, sie macht Preußen nur brutaler nach innen, gegen die Volksrechte. Die deutsche Einheit wird uns nicht bringen, wer für eine vorläufig stückweise Verstärkung Preußens stimmt und wirkt, aber die Reaktion wird er uns bringen. Stärkung Preußens stärkt nicht Einheit, nicht Freiheit, wohl aber Unfreiheit und Zerrissenheit. Die Mittel- und Kleinstaaten sind wohl in gewissem Sinne schon mediatisiert — Schuld der Uneinigkeit und Feigheit, gegen die wir vergeblich mit dem Rat ankämpften, daß sie sich verbünden, auf das Volk, auf eine gemeinsame Vertretung stützen und als dritte Macht im Bunde den zwei Großmächten so lange das Gleichgewicht halten, bis die Zukunft eine bessere Form findet. Wir wissen jetzt recht wohl, daß auch dieser Gedanke ein leerer Traum war. An sich war es mindestens ebenso natürlich, darauf zu kommen, als auf die preußische Hegemonie. Das Herz Deutschlands ist da, wo keine Macht ist; was liegt näher als der Einfall, dies Herz zu stärken? Deutschland ist ein Mann mit gesunder Lunge, leider mit zwei Hühneraugen, die — größer sind als der ganze Mann; wer sollte nicht wünschen, am Zentrum des Blutumlaufs zu bessern, um so schwerer Verhärtung der Extremitäten entgegenzuwirken? — Es

war ein Traum, wie es ein Traum ist, Preußen zu bessern. Die mittleren Monarchien Deutschlands werden es nimmermehr wagen, den Geist des Volkes zur Stärkung der Mitte zu beschwören. Auch würde sich, versuchte man es mit der Gruppierung im kleinen, nur wiederholen, was im großen alles verderbt: Streit um Vorrang, Eifersucht, Trotz gegen Unterordnung. Die wohlverdiente moralische Mediatisierung ist nun aber noch lang keine eigentliche; sie sind noch da; sie können sich in ihrer Mehrzahl rühmen, ein honettes Maß von verfassungsmäßiger Freiheit und Pflege der Bildung gegen das preußische Neumittelalter zu bieten und zu stützen; sie haben zum Widerstand noch zähe Kräfte; man wird uns nicht erobern. Es bleibt bei dem tausendmal wiederholten Worte: moralische Eroberung. Ich meinerseits verstehe es gar nicht sentimental. Die moralische Eroberung müßte auch eine Tat sein, eine sehr kecke, ein Staatsstreich gegen alles positive Recht. Aus Preußen selbst einen Musterstaat modernen Staatsrechtes bilden und dann eine Reichsversammlung auf derselben Grundlage proklamieren, dies wäre der einzige Weg zum Ziele. Nicht jede Verletzung positiver Rechte ist Frevel; wo neue Staatsformen entstehen sollen, kann es ohne solche nicht abgehen. Aber die absolutistische ist Frevel. Die höchste Rechtsquelle liegt in dem Gesamtwillen gesunder und gebildeter Völker. Zu diesem Staatsstreich vernünftiger Art bildet der Staatsstreich der Gewaltherrschaft gegen die Herzogtümer wohl eine hoffnungsreiche Einleitung? Diesem, nur diesem Streiche führt das preußische Volk und seine liberale Vertretung Wasser auf die Mühle, wenn sie meinen, die moralische Eroberung Deutschlands und die „Beschränkung des Selbstbestimmungsrechtes“ der Schleswig-Holsteiner in einen Begriff zusammenkoppeln zu können. Der höhere, der wahrhaft politische Egoismus Preußens wäre absolute Uneigennützigkeit gegen die Herzogtümer, und ihr müßte freilich eine zweite folgen: ehrliche Rückkehr zur Verfassung im Innern. Dieser Egoismus könnte Preußen an die Spitze Deutschlands führen. Unsere Unitarier haben das Beispiel Italiens vor Augen. Piemont war konstitutioneller Musterstaat für die Halbinsel, es hat sich nicht einen Zoll breit Landes auf Kosten des Selbstbestimmungsrechtes der Bevölkerungen geholt. Wir haben wahrlich an Preußen keinen Stoff, um Italien nachzuahmen. Ich fürchte,

es werde wohl manchmal auch unser Arm sein, im wesentlichen aber noch lange Zeit bleiben, was es von Anfang an war — der verklemmte große Bruch des Deutschen Reiches. Es sind jetzt siebzehn Jahre, seit wir zum ersten Male die ähnliche Kombination der Freiheit und Einheit versucht haben. Das deutsche Volk bot dem König von Preußen im Namen der Freiheit eine Kaiserkrone und bat ihn im Namen ebenderselben um so viel Tyrannei, als zur Herstellung der Einheit nötig sei. Er antwortete mit der Reaktion. Diese Einheit bekamen wir. Bismarck hat Lust zur Tyrannei nach außen, er wird Deutschland nicht zwingen, aber die Tyrannei nach innen, die allgemeine Gleichheit der Knechtschaft wird er um so leichter zustandebringen, je mehr das Auge derer, die über die Freiheit zu wachen haben, von seinen Erfolgen, als wären es Schritte zur Einheit, sich blenden läßt.

Leider, leider! haben diese neuesten Erfahrungen Deutschlands nicht nur den geraden Willen unserer liberalen Partei verkrümmt, sondern auch Partei gegen Partei und hinter den Parteien Volksteil gegen Volksteil giftiger als je gegeneinander verfeindet. In Preußen war von Anfang der deutschen Bewegung für Schleswig-Holstein keine Wärme für die große nationale Sache zu spüren, kein Eifer für das einfache, sonnenklare Recht, das kein Kronjurist hinwegdeuteln kann. Hinter den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses, die im Anfange dieser Vorgänge ganz korrekt waren, stand kein Volk. Man spottete schon damals gern über die „süddeutschen Patrioten“. Schon bevor die preußische „Nation“ durch die Siege ihrer Truppen berauscht war, galt es für geistreich und angenehm, den Prinzen von Augustenburg zu verhöhnen. Die übelriechenden Fuselwitze und Karikaturen des Kladderadatsch auf diesen Träger unseres Rechts waren und sind populär. Es ist miserabel, es ist klein und elend, es ist Fäulnis, sich an einem Recht irremachen lassen durch Angriffe auf die Person seines Trägers. Ich kenne den Prinzen nicht und gedenke nicht, eine Gunst bei ihm zu suchen, auch wenn er Herzog würde. Er hat einen großen Fehler begangen durch den bekannten Brief an Napoleon. Aber aus seiner Untätigkeit kann ihm kein Vorwurf gemacht werden. Man konnte ihm nicht mehr zumuten, daß er das Außerordentliche, einen Aufruf an die Nation, wage, nachdem ein Teil der deutschen Staaten ihm das Wort gegeben, ihn mit ihrer

regulären Macht zu unterstützen. Und war der Glaube an diese Zusage einen politischen Fehler: haben wir nicht auch lange genug geglaubt? Ja haben nicht manche sonst ganz wachsame Augen den Umschlag unserer terrorisierten Regierungen nicht erkannt, als er sichtbar wie eine Wand schon vor ihnen stand? An den Wortgebern war es gewesen, im rechten Moment das Außerordentliche zu wagen, d. h. es auf einen Konflikt der eingerückten und der nachzusendenden Bundestruppen mit den österreichischen und preußischen ankommen zu lassen. Jetzt freilich kann man mit ernstem Gesichte die Möglichkeit einer solchen Mannestat, die uns und vor allem Preußen gerettet hätte, nicht einmal als Traum eines Traumes aussprechen. Wagen und Handeln ist bei uns zuland ein Kindermärchen geworden. Dem Prinzen aber blieb nichts mehr als Bleiben, schweigend Stillehalten und Ausharren. Für Preußen, ja, hat er ein Verbrechen der schnödesten Art begangen. Er hat unter der Schraube entwürdigender Zumutungen im Ärger gesagt: man hätte die Preußen zur Befreiung der Länder gar nicht gebraucht. Das heißt für uns: er hat die einfache Wahrheit gesagt. Doch hätte er auch eine Reihe wirklicher Fehler gemacht, an seinem Rechte verändert dies kein Jota, und dieses Recht, zunächst sein persönliches, ist das Zeichen, das Wappen, sein Name das Symbol und die Losung des Rechts der Nation auf die Lande, um die es sich handelt. Ein republikanisches Witzblatt, das im Manne das Recht verhöhnt, um an dessen Stelle den rechtlosen Anspruch einer despotischen Faust zu setzen: ein hübsches Charakterbild von Land und Leuten, bei denen es mit dieser schmutzigen Verdrehung Glück macht!

Kurz, es ist an den Tag gekommen, daß die Bevölkerung Preußens und wer mit ihr stimmt, unser Rechtsbewußtsein nicht teilt. Wir stehen seitdem uns gegenüber wie zwei fremde Völker, die sich nicht kennen. Nein, leider, noch schlimmer! Die deutschen Stämme haben sich von jeher geneckt und verspottet, wie denn, so lang es eine Geschichte gibt, zwischen den Stämmen und Staaten einer Nation solche geistige Reibung bestand und besteht. Sie ist ungefährlich und kann eine Quelle des fruchtbarsten Wetteifers in Frieden und Krieg werden, solang sie nicht in einen Kampf um Herrschaft ausschlägt. Das Vorurteil höherer Bildung und Intelligenz dort im Norden konnten wir Süddeutschen in seiner Ein-

falt ruhig belächeln und uns dafür um unserer ländlichen Unschuld willen ebenso ruhig belächeln lassen. In Wahrheit dachte jeder von beiden in der Stille: am Ende werden wir gleich sein, Menschen, Deutsche hüben und drüben; man achtete sich im Herzen dennoch. Das Vorurteil der besten Verwaltung konnten wir ebenso ruhig stehen lassen; so etwas hellt sich von selbst auf, wenn man durch den gesteigerten Verkehr einander besser kennen lernt. Es ist anders geworden, seitdem wir wissen, daß für die Preußen das Wort Deutschwerden schlechterdings nur gleichbedeutend ist mit: uns beherrschen — denn an die Redensart „Aufgehen in Deutschland" wird doch niemand mehr glauben! Eigentlich wird die Herrschaft als schon bestehend vorausgesetzt, und wo wir irgend geltend machen, daß wir gleich sind, wird eine Sprache geführt wie mit ungehorsamen Schulknaben. Am schlimmsten, am heillosesten fühlt sich dies im Heere. Unsere Soldaten wissen, daß, wo es gemeinsames Handeln gälte, sie als eine Art Proletarier beiseite oder hintangeschoben werden, und die heillose Frucht des Übermutes, mit dem man auf sie herabsieht, ist, daß sie in einem Konflikte mit mehr Wut auf die Preußen, als auf auswärtige Feinde schlagen würden. Wir hätten uns der neuesten Siege gern erfreut, aber die prahlerische Übertreibung, das Spotten über uns, als hätten wir so etwas nie vermocht, dann der Mißbrauch verbitterte die Freude. Es war Deutschland vorbehalten, sich also das vergiftet zu sehen, was sonst Nationen hebt und beglückt. Alles ist uns verdreht, vergällt, jede gesunde Empfindung, jede Lust und Ehre. Der Name Partikularist wird in wilder Konfusion der Begriffe herüber- und hinübergeschleudert. Wer dem starrköpfigsten aller Partikularismen, dem preußischen, sich nicht fügt, nicht ihm zuerkennt, was dem Ganzen gehört, der wird Partikularist gescholten, der „will die Kleinstaaterei verewigen". Der Gegensatz der Ansichten über die Form der deutschen Einheit entzweit uns so, daß jeder den anderen beschuldigt, er wolle das Wesen nicht, weil er die Form sich anders denkt. Hoffnung um Hoffnung scheitert, Plan um Plan wird zum Traum. Es ist ganz verkehrt, die Regierungen allein anzuklagen; die unfruchtbaren Ansprüche Preußens haben ihre Stütze im preußischen Volk; sie sind unfruchtbar, weil uns Preußen die höheren Güter nicht bringt, die allein uns erobern könnten; das innere

System aber, das diese einzige Eroberung unmöglich macht, hat seine Stütze — auch im Volk. Ich frage, was gegen den entschlossenen Widerstand der herrschenden Partei aller wackere und ausharrende Kampf der Volksvertretung vermag, wo die Bürger sich von betrunkenen Leutnants zusammenhauen lassen, ohne zu mucksen? Man erinnere sich an den einzigen Auftritt in Tangermünde! In solchen Momenten handelt es sich um kein politisches System, es gibt der blutigen Faust viehischen Übermuts gegenüber keine Parteien; es gibt nur Menschen, eine Menschenwürde, ein Menschenrecht und eine Notwehr; es gibt keine Vorsicht, denn, folge was immer wolle, dies darf nicht geduldet werden! Ich treibe keine Barrikadenpolitik. Die Regierung Preußens hat die Mittel fest in der Hand, jeden tatsächlichen Widerstand blutig niederzuschlagen. Allein wo Menschenrecht, Menschenwürde von der rohen Gewalt unmittelbar verletzt, getreten wird, da schlägt, wo noch Männer sind, die Notwehr eben doch los, obwohl es zunächst nichts hilft, und wiederholt es im gleichen Fall so lang und so oft, bis die Gewalthaber am Ende doch sehen, daß sie nicht fertig werden. Wer es aber mit einem Volke zu tun hat, das auch dies hinnimmt, der darf alles wagen. Doch wir sind ja nicht untätig, wir führen furchtbare Waffen: Festessen, Trinksprüche, Reden, Gedichte, Gesänge. Unsere windige Art, Demonstrationen, Formen für Taten zu achten, worüber schon der „Schützengang" klagt, hat so schrecklich zugenommen, daß man bald eine naturgemäße Blähung eine Tat nennen wird. Ich bin überzeugt, daß es den Männern, die sich in Köln und Oberlahnstein von Wirtshaus zu Wirtshaus wie Knaben treiben ließen, nicht an Mut und nicht an Verstand gebricht, um einzusehen, daß man nach Hause gehen muß, wo nichts zu machen ist und wo man nur seine Würde zu verlieren hat, aber die Vorstellung, daß Wind der Rede, Zweckessen, Zwecktrinken Tat sei, hat so tief gefressen, daß ich alles Ernstes glaube, die rüstigen Läufer mit den Redekonzepten und Versen in der baumelnden Tasche fürchteten, das Vaterland im Stich zu lassen, wenn es ihnen nicht gelänge, noch an einer gedeckten Tafel zu ankern und diese Herrlichkeiten loszulassen. Das geht aber weit im Schwang, ist allgemeines Übel der Zeit; wenn über die neue Schweiz einmal die Tage der Bluttaufe kommen, deren sie vielleicht bedarf, wird sie sich auch sagen, man habe lang genug sich

mit weintriefendem Munde angeräuchert und angelobt und lang genug am Ruhme der alten Helden gezehrt. Wir in Mittel- und Süddeutschland: ich glaube nicht, daß wir so freche, blutige Ausbrüche des Soldatenübermuts dulden würden, im großen und ganzen aber haben wir eben auch keine Ursache, uns zu überheben. Hat unseren Regierungen Geist, Mut, Entschluß gefehlt, sich zusammenzuraffen und zu verbünden gegen eine Vergewaltigung, die sie zu Nullen herabsetzte, so hat es uns an Nachdruck, an Nachhaltigkeit des Feuers gebrochen. In Bayern hat man dem verstorbenen König ein donnerndes Hoch mit Fackelzug gebracht, glühenden Jubeldank zugerufen — wofür? Für das Wort, er wolle zu dem Rechte Schleswig-Holstein stehen. Nicht bloß also, wo der Schnaps, auch wo das gediegene Bier herrscht, gilt Wort = Tat. Der deutsche Philister, das ist ein gefährlicher Kerl; er resolviert, er erklärt: N. 1, 2, 3 usw., dann ruft er mit Antonius: „nun wirk' es fort; Unheil, du bist im Zuge, nimm welchen Lauf du willst!" zündet die Pfeife an, setzt sich zum Bier und Kartenspiel; er hat das seinige getan. Wir sind alle matt, alle lahm und, was schlimmer ist, von der Zichorie blasierter moderner Begriffsverfälschungen, die uns die Tat ersparen, bis auf des Magens Grund verdorben. Fest auf Fest verpufft die Willenskraft in Genuß und Schönrednerei. Ich gestehe, daß ich mir einen rascheren Gang der Dinge einbildete, als ich mit hochgestimmten Nerven vom Frankfurter Schützenfeste kam. Damals hofften wir noch alle; dies Fest hatte Hintergrund, hatte Perspektive. Das fehlte dem Bremer Feste, darum mußte es mißlingen trotz allen großen Opfern. Der Hintergrund eines Nationalfestes muß entweder rückwärts stehen: bereits gewonnener fester Boden, politische Form, bei der sich die Nation wohlbefindet, auf der sie fortbauen kann; oder in kurzer Entfernung vorwärts, d. h. alle müssen von einem Glauben durchdrungen sein, daß in naher Zukunft die richtige Form für die Staatsordnung des Gesamtlebens gefunden sein werde. Fehlt beides, so ist alle Festfreude nur Feuerwerk formlosen Gefühls, das sich noch mehr verweichlicht, als es schon vorher verweichlicht war, und läßt sich mit den prachtvollsten Festhütten, dem sauersten Schweiß und den Schätzen des Krösus wahre Feststimmung nicht zuwege bringen.

Was uns entschuldigt, ist unsere Programmlosigkeit. Wir sind erlahmt, weil keine der Formen, die wir erdacht und über die wir uns zanken, tunlich ist. Das liegt auf der Hand. Der Gedanke, einen Teil unter den Teilen mit der Macht des Ganzen auszustatten, bringt uns nur Entzweiung; der Gedanke, die Teile föderativ neu zu einigen, scheitert an der Ungleichheit ihrer Macht und an ihrer monarchischen Staatsform. Wir haben uns das Gehirn mürb und stumpf gegrübelt und wissen — nichts. Es soll uns darob kein Ausländer verspotten; fragt man im Ausland bei den Leuten um, was denn sie nun meinen? So hört man einfach die deutschen Parteien mit ihrem Für und Gegen, auf die es immer weitere unendliche Für und Gegen gibt, nur im kleinen und mit weniger Kenntnis der Verhältnisse sich wiederholen.

Was bleibt uns in diesem Elend? Wir selbst. Wir sind noch da. Wir selbst allein sind unser Programm. Wir sind also nur dann verloren, wenn wir uns selbst verlieren. Das Selbst ist Rechtsbewußtsein und Charakter. Dies ist wenig, nichts und ist alles.

Die Zukunft ist verhüllt. Gewiß ist nur, daß eine ganz veränderte Lage der Tatsachen, von der wir doch keine Vorstellung haben, allein uns das wirkliche, formale Programm bringen kann. Ich dünke mir kein Prophet, wenn ich bekenne, daß mir eine große Krisis nicht sehr ferne scheint. Österreich ist bis in das Mark erschüttert. Im Innern die Anlehnung an Ungarn unter Suspension der Verfassung und unter Preisgebung der Deutschen in Böhmen an den tschechischen Übermut, im Äußeren die Werbung um Frankreichs Gunst und die Nachgiebigkeit gegen Preußen erscheinen mir als Symptome letalen Charakters. Wer an der Überzeugung festhält, daß die Ungarn und Slawen, die Österreich mit den Deutschen zu einem Reich verbindet, nimmermehr selbständige Staaten bilden können, die Hoffnung aber aufgibt, daß es vermögen werde, sie zusammenzuhalten, der muß auch die Wahrscheinlichkeit naher, großer Veränderungen annehmen. Illusionen habe ich über die wirklichen Zustände dieses Staats niemals gehabt, das wird mir bezeugen, wer nachliest, was ich da und dort gesagt; aber Hoffnungen habe ich gehabt und sie schwinden. Nur gemeinschaftliche Freiheit, auf ihrer Grundlage rüstige Regung aller Kräfte und Öffnungen der Quellen des Wohlstandes kann Völker verschiedener Zunge bleibend

in einen Staat zusammenkitten. Österreich könnte, so scheint mir, diesen Weg selbst dann nicht rasch betreten, wenn es ernstlich wollte; denn es hat durch Jahrhunderte, als es noch Zeit hatte, versäumt, seine Völker für ein solches Ziel gleichmäßig heranzubilden; es hat sie nicht erzogen, erzogen zur Mündigkeit, d. h. zum mäßigen Gebrauche der Freiheit; wer kann auch Völker erziehen, wenn er die Schule in der Hand der Kirche läßt! Jetzt aber, fürchte ich, hat es keine Zeit mehr. Noch öfters wird es wohl nach einer der beiden Methoden greifen, zwischen denen es schwankend sich bewegt: es zieht das Band der Einheit fester an, dann kommen seine Völker nicht alle her; oder es gibt Luft, dann drohen sie auseinanderzulaufen. Kracht es einmal ernstlich, so sind europäische Konflikte um so gewisser, als der Zunder zu solchen ohnedies in Deutschland, Frankreich, Italien glimmend bereitliegt. Wer sich die Dinge der Welt rührend einfach denkt, der mag sich vorstellen, Preußen werde dann ungehindert mit Gewalt einstecken, was aus den Fugen ist, oder mit sanfter Macht des Magnets wirken, indem es sich beeilt, unsere politischen Ideale zu erfüllen. Die Anstrengungen, welche die deutsche Nation machen müßte, um Preußen von innen heraus zu verändern, wären so ungeheuer, daß sie wohl geneigter sein wird, um solchen Preis sich eine Einheitsform frischerer, jugendlicherer Art zu geben, von der wir freilich im Dunkel der Gegenwart kein Bild haben können. Genug, Raten und Träumen ist eitel Spiel, klar aber ist e i n e s: die Stunde mag kommen, wann sie will, für uns wird sie nur eine Unglücksstunde sein, wenn sie uns findet als ein Volk von sophistisch durchfressnem Rechtsbewußtsein und gebrochnem Charakter.

Wir gehen auch am Strande des Meeres, das uns jeden Tag Sturmflut bringen kann und auf ihren Wogen die Frage tragen wird, ob wir noch Männer seien.

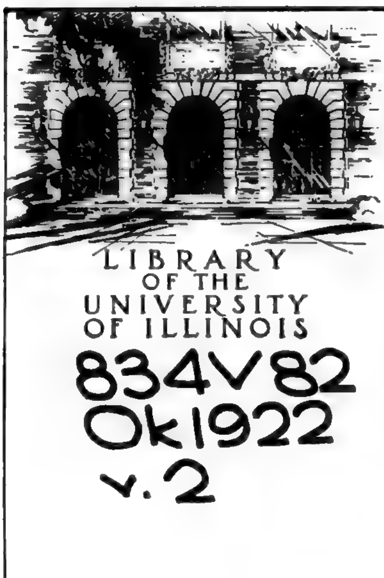
Am wirklichen Strande auf Sylt kam ich, unter so bitteren Gedanken auf und ab wandelnd, öfters an ein paar Herren vorüber, deren einer dem anderen in reinem Berliner Deutsch alle Gründe für die Einverleibung, mit 1, 2, 3 usw. an den Fingern abzählend, demonstrierte. Er war gerade an Nummer 10, wenn ich mich recht erinnere; die verlorenen Laute, die ich unter dem Zischen, Spritzen, Brüllen, Knallen, Patschen, Donnern der Wogen

vernehmen konnte, hießen: „und wir werden ja dies Kleinod wie unseren Augapfel hegen und pflegen."

Ich machte nun, daß ich nach Hause kam; ich war vollständig reif zur Abreise, beschloß, das kaum begonnene Seebad abzubrechen, mich rasch hinwegzumachen aus der Mitte von Zuständen, deren Anblick den Magen mehr verderbte, als das Bad je gutmachen konnte, und mich für den Rest meiner Erholungszeit in irgendeinem stillen Winkel von Süddeutschland zu verbergen; nahm einen Platz auf einem der sehr primitiven Wagen, die den Badegast zu der drei Stunden entlegenen Stelle der Einschiffung bringen und fuhr den anderen Morgen früh bei prächtigem Wetter dem Abfahrtsplatze des Dampfschiffs zu. In Keitum grüßte der Badearzt aus seiner Haustür; er hat den Dänenkrieg wacker mitgefochten, sich Orden und Hauptmannsrang erkämpft. Wer fragt jetzt noch nach den eigenen Taten dieses Volks? Man fuhr an einigen Hügeln vorüber, alten Hünengräbern. Ihre Geister mögen sich wohl in nächtlicher Stunde jetzt auch von der Annexion unterhalten. Der Strand war erreicht, die Gesellschaft bestieg das Boot, das sie zum Dampfschiff bringen sollte. Das Wie war ganz unklar, denn es war Ebbe, das Boot stand einfach im Schlamm. Nach manchen Methoden, den Raum zu überwinden, lernte ich hier eine neue kennen. Zwei Bootsmänner, tief im schwärzlichen, klebrigen Stoffe watend, schoben uns vorwärts. Es gieng ganz hübsch, unter Scherzen über die gemütliche Kotrutschpartie wurde das Wasser erreicht, die Schubmänner stiegen ein und verwandelten sich in Ruderer. Armes Vaterland! Dein Schiff sitzt tiefer im Dreck, wer schiebt es hinaus ins helle, offene, freie Meer?

(Kritische Gänge, N. F., II. Band, 5. Heft, 1866.)

Gedruckt in der Buchdruckerei Herrosé & Ziemsen
G. m. b. H. in Wittenberg





Friedrich Theod. Vischer
Kritische Gänge

Zweiter Band

Herausgegeben
von
Robert Vischer

Zweite, vermehrte Auflage

Meyer & Jessen / Verlag / München

Druck von Herrosé & Ziemsen G. m. b. H. & Co., Wittenberg (Bez. Halle)

Einführende Bemerkungen des Herausgebers und

Vorworte des Verfassers.

In diesem Bande haben die Schriften des ersten Teils ausschließlich Werke der Poesie und der sie betreffenden Literatur zum Gegenstand. Sie sind in drei Gruppen geschieden und in jeder chronologisch aufgereiht. Die den „Jahrbüchern der Gegenwart" entnommenen hat Fr. Vischer selbst in seinen Kritischen Gängen nicht mit den anderen aufs neue herausgegeben, einmal weil er die Zustimmung nicht erhielt von dem Verleger jener Zeitschrift, welcher sie derselben zu eigen halten wollte, dann weil er mit einigem darin nicht mehr ganz einverstanden war. Dagegen fehlen hier, in der zweiten Ausgabe, die „Kritischen Bemerkungen über den ersten Teil von Goethes Faust, namentlich der Prolog im Himmel" (von 1857*), der Aufsatz über „Shakespeares Hamlet" (von 1860**) und der über „Die realistische Shakespeare-Kritik und Hamlet" (von 1867***). Zwar ist jede dieser Schriften eine Sprosse im organischen Wachstum der kritischen Auffassung Fr. Vischers, allein er hat bald nachher über Faust in manchem und über Hamlet in wesentlichem sein Urteil ergänzt und berichtigt. Es kann hier nicht erörtert werden, was er hierin von seinem früheren Ansichten aufrecht erhielt, was er preisgab, was er in andere Beleuchtung rückte, was er nur noch in bedingtem Sinn oder in untergeordneter Bedeutung gelten ließ. Man findet seine spätere Hamlet-Erklärung wiedergegeben im ersten Band seiner „Shakespeare-Vorträge" †). Mündlich, vor seinen Zuhörern hat er sie wahrscheinlich schon um 1866, als Schriftsteller aber erst 1874 ausgesprochen in dem Zusatz zu seinem „Lebensgang" ††), und zwar wie folgt:

Wenig Gefühlsrapport müßte haben, wer es einem Hamlet nicht anspürte, daß der Dichter ganz anders in ihm steckt als in jedem seiner Helden. Gelegentlich sei hier gesagt, daß mir längst nicht mehr genügt, was ich bisher über den Hamlet geschrieben habe. Hamlet leidet nur unter anderem auch an der Reflexion; sein Leiden ist das Genie. Es gibt Genie in vielen Sphären, wo man meinen sollte, der Verstand tue alles, es gibt wissenschaftliches, praktisches, z. B. Staatsmanngenie; in diesen Formen ist die Phantasie Weg-

*) Monatsschrift des Wissenschaftlichen Vereins in Zürich, Meyer & Zeller, 1857.

**) Kritische Gänge, N. F., Stuttgart, Cotta 1861, 2. Heft, S. 63—156.

***) Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, herausgegeben von Fr. Bodenstedt. II Jahrg., S. 132—154.

†) Stuttgart, Cotta, Bd. I, 3. Aufl. 1912.

††) In der von P. Lindau herausgegebenen Zeitschrift „Die Gegenwart", November und Dezember, dann 1882 in der „Altes und Neues" betitelten Fortsetzung der Kritischen Gänge, Stuttgart, Bonz, 3. Heft, S. 372f.

zeigerin, Öffnerin des Blicks, im Werke selbst tritt sie die Rolle an das Denken ab. Hamlet leidet am Genie im engeren Sinne, wo die Phantasie ganz bestimmend ist, sagen wir: Phantasiegenie, und dies mit allen Zugaben einer solchen Komplexion, — er, der bei aller sittlichen Empörung, die er als höchst ethisch gestimmte Natur in sich trägt, grundnüchtern sein müßte, um angemessen zu handeln. Shakespeare hat sich gefragt: wie gienge es unsereinem, wenn ihm eine Aufgabe würde wie dem dänischen Prinzen? und er hat sich geantwortet: fürchterlich und erbärmlich! zu einer halbwahnsinnigen Phantasieunruhe würde mich's aufscheuchen! In Witzgarben, in Vulkanausbrüchen beredter sittlicher Wut, in Seufzern, Schwermutstränen und dann wieder blutig grassen Bildern würde ich mein Feuer versprühen, verschießen, verhauchen, am unrechten Ort grausam handeln, den rechten Moment verzappeln, als lächerlicher böser Narr umgehen, verachtet und gefürchtet, schuldig werden, tief schuldig, die Rache gegen mich herausfordern, wo ich Schuld strafen sollte, und wenn es sehr gut gienge, im letzten Augenblick ans Ziel hin nicht schreiten, sondern fallen! . . . .

In seinem Buch: „Goethes Faust, Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts", hat Fr. Vischer 1875 zusammengefaßt, was er in späteren Jahren über dieses Lebenswerk unsres Dichters dachte*). Davon steht eine zweite Auflage zu erwarten, worin in einem Anhang von Dr. Hugo Falkenheim das Verhältnis zu den „Kritischen Bemerkungen" ins Licht gesetzt sein wird.

Vielleicht entschließen sich die Verleger der hier vorliegenden neuen Ausgabe des einst so freudig aufgenommenen Sammelwerks noch, die genannten Aufsätze mit anderem wieder herauszugeben, wenn es wirklich gelungen, das Interesse für Fr. Vischers Werke von neuem zu wecken.

Zu seiner Beurteilung des Romans und der Gedichte von Mörike schrieb er 1844 in den Kritischen Gängen (S. L—LIII):

Wenn irgendwo die Verschiedenheit der Empfindungsweise im südlichen und nördlichen Teile Deutschlands in die Augen springt, so ist es darin, daß auch nicht eine einzige Stimme aus dem Norden kam, welche Zeugnis gegeben hätte, daß man dort von Ed. Mörike auch nur Notiz genommen hätte. Die Berliner

*) Stuttgart, Meyer & Zeller. 1875. Eine Erwiderung auf dagegen gerichtete Schriften hat er in der „Deutschen Revue" publiziert, Februar und März 1880, und von neuem 1881 in „Altes und Neues", II, S. 9—134.

Jahrbücher schlugen mir sogar die Kritik seines Romans zurück; ich brachte sie glücklich noch in den Hallischen unter. Die Anzeige dieses Romans und der Gedichte mag den Beweis selbst führen, daß ich dieses stehen gebliebene, obwohl große Talent nicht überschätzte. Allerdings wird man bemerken, daß mein Urteil über die Romantik zur Zeit der Abfassung dieser Kritik noch nicht gehörig reif war. Das seltsame Schattenspiel, das Theobald und Larkens aufführen, hat sehr schöne Bilder, aber die wunderliche, auf Traumwolken schwebende Erfindung der ganzen Situation dieses kleinen phantastischen Dramas hätte schärfer beurteilt werden sollen. Die komische Figur Wispels ist ebenfalls zu ungeteilt gelobt, er ist doch ziemlich nebel- und skizzenhaft und bedarf der ergänzenden persönlichen Anschauung der mimischen Schnurren, mit denen Mörike diese Figur in vertrauten akademischen Kreisen heimisch gemacht hatte. Aber einzelnes, und nicht wenig einzelnes von Mörike ist vollendet poetisch und wiegt Bände der anderen neueren Dichter auf; das Beste gehört der naiven Poesie an, und hier ist eben die Grenze zwischen dem süddeutschen und norddeutschen Urteil; das letztere liebt Pathos und rhetorische Wirkung und sucht das Naive zwar ebenso auf, wie der Sentimentale immer das Naive sucht, aber auch nur, um es da zu finden, wo nicht sowohl Naivität als vielmehr künstliche Reproduktion des naiven Scheines ist. So hält man z. B. im Norden gewöhnlich Hebels Alemannische Gedichte für naiv und echt volkstümlich, wo doch jede Spur der Härte und gesunden lieblichen Roheit des im engsten Sinne naiven Liedes, des Volksliedes, fehlt.

Mörikes Bruch und Stocken ist auf dem Punkte zu suchen, wo er aus der Romantik sich in die gesunde Kunstform des immanenten Ideals zu erheben sucht und doch mit dem einen Fuße im Traume, im Märchen und in der Schrulle stehen bleibt. Allerdings ist auch die Sphäre der vernünftigen Wirklichkeit, in welche sich sein Roman unvollkommen erhebt, eine solche, welche bereits von früheren Dichtern, am meisten Goethe, durchgearbeitet, offenbar in der Kunst der neueren Zeit bedeutenderen, objektiveren Sphären weichen soll; die Bildungskämpfe des Subjekts in seinen Privatzuständen sind jetzt genug dagewesen, wir wollen Völkerkämpfe sehen. Aber wir haben eben die neue Poesie noch nicht, können sie noch nicht haben; so dürfen wir

uns ja wohl an der stellenweisen Herrlichkeit dieses Abendhimmels erfreuen. Als Lyriker aber ist Mörike in einzelnen Liedern absoluter Dichter. Von der schwäbischen Gruppe der romantischen Schule hat er das Naive, von der norddeutschen das traumhaft Phantastische, von der klassischen Verzweigung unserer letzten poetischen Blüte das rein menschliche, griechisch schöne Gefühl Hölderlins, von Goethe die plastisch edle Seelenmalerei in der Schilderung tiefer Empfindungskämpfe, aber hier versagt ihm die Kraft der Vollendung und des Fortschritts.

Im Alter ließ Fr. Vischer sich noch mehrmals über den ihm schon in der Jugend nahe befreundeten Dichter vernehmen: 1874 in seinen kurzen Autobiographie, den 6. Juni 1875 an Mörikes Grab und den 4. Juni 1880 bei der Einweihung seines Denkmals in Stuttgart*).

Der Schrift: „Shakespeare in seinem Verhältnis zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen" hat er 1861 in der Neuen Folge der Kritischen Gänge folgende Zusätze vorangeschickt (I, 2, S. III—XII):

Die mancherlei Mängel dieses Aufsatzes muß ich selbst hervorheben, damit sie mir nicht vorgerückt werden, als seien sie mir unbewußt. Auf den ersten Blick wird man ihm die Zeit seiner Entstehung ansehen. Wir befanden uns im Stadium einer noch unvergornen Wendung zur Politik. Ich würde jetzt dem rein Menschlichen in der Poesie mehr Ehre geben als damals, wenn ich über dasselbe Thema schriebe, nicht so unbevorwortet würde ich die politischen Stoffe vorziehen, würde genauer untersuchen, wodurch denn das Politische eigentlich erst poetisch wird. Die pathetische Einmischung der Politik in alle Dinge hindert uns aber nicht, gleichzeitig noch zu philosophisch zu sein; das lief ganz arglos nebeneinander her. Daß man dies Wort ja nicht mißverstehe, nicht meine, ich habe mich zu den Verächtern der Philosophie geschlagen: es soll heißen, wir trieben nach Art der alten Hegelschen Schule gern allgemeine Philosophie, wo angewandte hingehörte. Ich suchte mich zwar nach Kräften von jenem Substanzialismus frei zu halten, welcher die Werke der Kunst bloß auf den Inhalt ansah, da doch der ästhetische Wert in der Einheit von Inhalt und Form liegt; ich gehe ja Seite 22 ff. (hier Seite 63 ff.) mit Kant auf die prinzipielle Frage zurück, in welchem Sinne das

*) Altes und Neues III, S. 291, I, S. 177—186; Lyrische Gänge, Stuttgart, 5. Aufl., Cotta, 1909, S. 146.

ästhetische Wohlgefallen (und Hervorbringen) interesselos sein müsse, stelle Seite 26 (hier Seite 66) die Antinomie auf, daß der Wert des Inhalts an sich den Wert des Kunstwerkes nicht bedingt und daß er ihn, vollendete Form vorausgesetzt, doch bedingt; ich behandle das sogar weitläufiger, als ich es jetzt tun würde, diese Fragen waren überall noch weniger durchgesprochen in der Literatur als gegenwärtig, und auf meine Ästhetik konnte ich nicht verweisen, denn sie war noch nicht geschrieben; freilich Seite 27 (hier Seite 67) fehlt dann doch eine gründlichere Untersuchung: hier und im folgenden ist die Sache dargestellt, als ob, wenn nur der Dichter von einem Stoff aus der Vergangenheit warm erfüllt ist, das Gedicht sich wie ein Naturprodukt von selbst machte, da doch auf den Prozeß der Hervorbringung nun ernstlich eingegangen und gezeigt sein sollte, wie sich Interesse und Interesselosigkeit, Enthusiasmus und Ironie darin mischen und ausgleichen, wie der Künstler das glühende Metall seiner inhaltsvollen Erregung eben im Momente vor dem Erkalten auffängt und in die Form hinüberströmen läßt. Ich habe nicht für erlaubt gehalten, diese Lücke jetzt auszufüllen, nur Seite 26 (hier Seite 66) einige Sätze beigefügt, um deutlicher zu sagen, was dort bereits, aber etwas unklar gesagt ist. Wirklich nur zu streng war ich in der Anwendung des rein ästhetischen Maßstabs: ich sprach der Tendenzpoesie auch den relativen Wert ab, der ihr doch gewißlich zukommt, und ich verkannte, daß auch ein echtes, tendenzloses Kunstwerk immer von lebendigen Beziehungen auf die Gegenwart durchwoben sein wird, wie denn gerade Shakespeare mit Sprüchen tiefer praktischer Weisheit für seine Zeitgenossen und alle Zukunft seine Dramen so reich ausgestattet hat; endlich übersah ich, daß es sich mit der Lyrik anders verhält als mit Epos und Drama: sie kann der Wirklichkeit ein Sollen entgegenhalten und doch ganz poetisch sein, wenn nur Gedanke, Urteil, Verwerfung, Forderung zur vollen subjektiven Wirklichkeit geworden, d. h. ganz in Stimmung, in Sehnsucht, Schmerz, Zorn, Hoffnung übergegangen ist.

Allein trotz dieser so weit getriebenen Abstraktion des ästhetischen Standpunkts bekenne ich nicht zuviel, wenn ich mir vorwerfe, daß ich im entgegengesetzten Fehler der Alt-Hegelschen Schule, jenem rein philosophischen Lossteuern auf den Inhalt an sich, gleichzeitig noch befangen war: ich reihe ja die Dramen Shakespeares ganz nach

der innern Ordnung der behandelten Gegenstände auf und führe die Frage des künstlerischen Wertes nur nebenher. Nun sollte dies zwar keine endgültige Betrachtung sein, ich war mir wohl bewußt, es sei vielmehr nur eben auch ein Gesichtspunkt unter andern, und ich waffnete mich gegen Mißverständnis mit dem etwas burschikosen: „ich verbitt mir“ Seite 31 (hier Seite 70), allein jetzt wieder so zu schreiben, wäre mir doch unmöglich. Es fällt mir zwar nicht ein, zum reinen Formalismus in der Ästhetik mich zu bekennen, wie ihn neuerdings die Herbartische Schule zu systematisieren sucht, die schönste Form ist mir auch jetzt nichts anderes als die reinste Verkörperung des Inhalts, allein der Ästhetiker hat das ungetrennte Ganze von beiden doch immer von der Seite der Form zu fassen; die Aufführung einer Dramenreihe ohne Rücksicht auf die Zeit ihrer Dichtung, also auf die Grade der künstlerischen Reife des Dichters bleibt daher immer ein sehr in Frage zu stellendes Unternehmen. Entwicklung des Gedankens heißt für den Ästhetiker Komposition, Charakterzeichnung, Einführung von Kontrasten, Styl usw. Wie viel ist bis heute über Shakespeare geschrieben und wie wenig hierin noch geschehen! Wie sehr nur beiläufig hat man daran gedacht, ihm in die Geheimnisse seiner Formgebung, in die feinen Verästungen seines Erfindens, in seine symmetrischen Gegenüberstellungen von Verschiedenem und Widerstreitendem, in die Rhythmen seines Ganges durch Exposition zur Verwicklung, von da zur Katastrophe und zur Lösung zu folgen, seine ganze Art des Zeichnens, Vergleichens, Sprechens überhaupt genauer zu analysieren und mit der klassischen, dann mit der klassisch gebildeten unserer modernen Dichter zu vergleichen! Ich darf sagen, daß ich das in meinen Vorlesungen nicht versäume, in § 500 der Ästhetik glaube ich durch Aufzeichnung der Komposition des Lear einen Beweis gegeben zu haben, daß mir diese Studien nicht fremd sind, auch über Shakespeares Styl, seine Charaktergebung habe ich in diesem Werk und sonst in kleineren Arbeiten mancherlei Aufhellungen niedergelegt; man kann ja von dem großen Gegensatze der Stylprinzipien, der durch die ganze Geschichte der Kunst geht, gar nicht reden, ohne auf Shakespeare zu kommen und seine Kunstweise zu beleuchten; der hier wiederabgedruckte Aufsatz selbst geht Seite 45 (hier Seite 79) mit einigen Sätzen auf den Styl des Dichters ein, nennt ihn individualisierend und vergleicht ihn, freilich in zu naher

Zusammenstellung, mit der niederländischen Malerei; der Ausdruck realistisch war, als ich schrieb, noch nicht im Gebrauch, sonst hätte ich ihn angewandt, zugleich aber zeigen müssen, wie Shakespeare im Realistischen doch die monumentale Großheit des Idealismus hat. Allein das sind alles nur vereinzelte Lichter, und dabei ist die Literatur über Shakespeare bis heute stehen geblieben; es fehlt uns noch immer eine selbständige, umfassende Arbeit, deren Inhalt wäre: Shakespeare als Künstler. Das Werk von Gervinus soll wahrlich nicht verkleinert werden, wenn ich sage, es herrsche darin die ethisierende Betrachtung über die ästhetische vor; es hat ein anderes Gesicht, wenn ein Historiker mit dem ihm eigenen konkreten Blick, mit dem Charakter des Gefüllten, Gediegenen, Körnigen, den sein Element ihm gibt, den ganzen Shakespeare nach seinem Gehalte, seiner tiefen Lebensweisheit durchforscht, als wenn die Grundideen seiner Dramen mit raschen philosophischen Schritten durchmessen werden, wie ich hier getan; den großen Dichter ethisch zu betrachten ist eine Aufgabe für sich, die ihr gutes, großes Recht hat; wo aber Gervinus auf die ästhetische Frage wirklich eintritt — und er tut es ja doch nicht wenig —, da ist seine Betrachtung fühlbar mangelhaft; auf mehreren Blättern z. B. zeigt er, wieviel Abscheu Falstaff verdient, und die Frage, warum er dennoch so ganz komisch ist, kommt darüber doch gar zu kurz weg. — Übrigens bitte ich nicht zu übersehen, daß mein Aufsatz 1844 geschrieben ist, wo das Werk von Gervinus noch nicht da war; ich hätte sonst natürlich meine Klagen über die noch so häufige Verschrobenheit in der Auffassung Shakespeares nicht ausgesprochen, ohne mich mit diesem schlagenden Beweis unversehrter Gesundheit des Urteils zu betrösten. Man weiß kaum mehr, wie tief damals die Auslegung noch in der Romantik befangen, wie sehr die Kritik noch auf den Kampf gegen ihr phantastisches Treiben angewiesen war.

Eine weitere Folge der Einschränkung meines Blicks auf den Inhalt ist die, daß ich in den historisch-politischen Stücken Shakespeares lauter Prinzipiendramen sehe, d. h. nach der neueren Bezeichnungsweise Dramen, worin die Charaktere nur die Organe sind, durch welche ein Gegenstand von gleichzeitig berechtigten und unberechtigten Lebensmächten mit Notwendigkeit in Verwicklung, Schuld und Leiden führt. Auch dies ist ein Beweis, daß ich mir die Hegel-

schen Begriffe noch nicht selbständig fortentwickelt hatte, denn Hegel kennt bekanntlich keine andere Form des Tragischen, als die einer solchen prinzipiellen Kollision, die er so geistvoll an der Antigone des Sophokles aufweist. Daher habe ich den tiefen Unterschied nicht bemerkt, der zwischen dem Julius Cäsar und den zwei andern römischen Stücken Shakespeares besteht; jener allerdings kann ein Prinzipiendrama heißen, die Charaktere sind sichtlich die Person gewordene Republik und Monarchie und demgemäß in einer bei Shakespeare ungewohnten Einfachheit gehalten; Coriolan, Antonius und Kleopatra dagegen sind Charakterdramen und daher die Individuen viel tiefer, realistischer gefärbt, dort Freske, hier Ölbild. Natürlich ist der Unterschied der zwei Grundformen, von dem es sich hier handelt, kein absoluter: der Kampf der Prinzipien vollzieht sich nicht ohne den leidenschaftlichen Willen der Menschen und umgekehrt, wo die ganze Kollision aus den Persönlichkeiten zu kommen scheint, müssen doch objektive, allgemein wahre, relativ berechtigte Prinzipien ihrem heftigen Streben und Gegenstemmen zugrunde liegen. Die englisch historischen Stücke Shakespeares nun bewegen sich in einer Mitte zwischen diesen zwei Formen, denn wie sehr hier Eigenwille und Schuld der Charaktere im Vordergrund liegt, so ist doch sehr durchsichtig das Wesen des Feudalstaates an sich mit seinen innern Gegensätzen und dem Keime der Auflösung, der darin liegt, der zur großen Endkatastrophe mit Notwendigkeit treibende Hintergrund. Ich habe auch hier dennoch zu einseitig meinen Blick auf die letztere Seite gerichtet, aber wenigstens bei Richard III. nicht versäumt, auf den Charakter einzugehen.

Ein anderer wesentlicher Mangel des Aufsatzes ist, daß ich unsere großen deutschen Dichter neben Shakespeare so wenig zu ihrem Rechte kommen lasse. Vergleicht man sie einmal mit ihm, so darf man nicht ungesagt lassen, daß es eine Region gibt, worin sie nicht mit ihm zu vergleichen sind, daß ihnen etwas spezifisch Eigenes bleibt; das Vergleichen ist recht, aber es hat seine Grenzen. Wir können gar nicht wissen, wie weit Shakespeare es vermocht hätte, unsere moderne Ideenwelt und die erneute klassische Bildung in den geschlossenen Organismus seines Genies zu verarbeiten, denn beide Potenzen waren ihm ja fremd. Die Vergleichung mit Schiller liegt näher, weil dieser im Grunde durch und durch dramatisch ist wie Shakespeare

und in den gewaltigsten Zügen seiner Werke dem großen Briten tief verwandt; im übrigen steht er an objektiver Gestaltungskraft zwar unter ihm, aber in die Lücken des Dichters tritt der gedankentiefe, feurige moderne Rhetor, das ist der eigentliche Grund von Schillers Popularität und eine ihm eigene Größe, die von der Vergleichung mit Shakespeare ganz getrennt für sich gewürdigt werden muß. Goethes wahre Kraft liegt im Lyrischen und Epischen; der Dichter der innig naturvollen Empfindung und des plastischen, klaren, ruhigen Schauens kann mit dem Dichter der tatkräftigen Leidenschaft nicht ohne gründlichen Vorbehalt verglichen werden. Und dazu kommt nun eben das zuerst Bemerkte: daß beide, Goethe und Schiller, die klassische Formbildung und die moderne Ideenwelt, die tief verwickelten, reflektierten Kämpfe des modernen Lebens zu bewältigen hatten. Auch einen so harten Seitenblick, wie ich ihn Seite 35 (hier Seite 72) auf Goethes Alter werfe, würde ich mir jetzt nicht mehr beigehen lassen; über den zweiten Teil des Faust denke ich noch wie damals, aber so unvermittelt wie Seite 33 (hier Seite 71) würde ich mein Urteil nicht mehr hinstellen. Es ist eben alles noch in den Jahren geschrieben, wo man gern direkt zufährt und absolut spricht; so wird auch Seite 29 (hier Seite 68) von den modernen Kulturformen zu unbedingt behauptet, sie seien künstlerisch unbrauchbar; die Möglichkeit, daß unsere reflektierte und unzufriedene Zeit große Dichter hervorbringe, wird aprioristisch verneint, während doch die zeugende Natur nicht nach unseren Schlüssen fragt, und von einem Zeitalter, wo die höchste Bildung zur Natur zurückkehrt, wird zu rosenfarb geträumt. Man war um sechszehn Jahre jünger.

Das ist auch auf die beiden folgenden Aufsätze zu beziehn.

Ich habe nicht für erlaubt gehalten, diese größeren und kleineren Mängel zu verbessern. Ohne den Inhalt zu verändern, habe ich da und dort etwas gestrichen oder eingeschaltet, bloß um dem Sinne, wie er einmal vorlag, ein wenig aufzuhelfen, eine Undeutlichkeit zu entfernen, einen Lichtpunkt aufzusetzen. Nur eine bedeutendere Änderung habe ich vorgenommen: was gegen M. Rapps Auffassung der Desdemona gesagt war, mußte von Rechts wegen gemäßigt werden. Dieser Gelehrte, der mir nachher ein geehrter und befreundeter Kollege geworden ist, hatte mir mit seiner freilich wunderlichen Deutung

dieses Frauencharakters ins Herz gelangt, ich schrieb im Zorn wie ein Verliebter, dem man die Geliebte angegriffen, und wurde über die Maßen grob. Des pathologischen Verhältnisses zu Desdemona schäme ich mich heute noch nicht sonderlich, aber das gehört natürlich nicht in die Kritik, nicht in die Wissenschaft. Ich hätte die ganze Polemik gestrichen, wenn nicht der Zusammenhang an jener Stelle ein Beispiel für gewisse moderne Fehlgriffe in der Auslegung Shakespeares gefordert hätte, und wenn ich es nicht immer noch für Pflicht hielte, eine der schönsten Charakterschöpfungen vor Mißverständnis zu schützen. Daher habe ich denn hier auch einige Sätze zur Erhöhung des positiven Ausdrucks meiner Ansicht hinzugefügt. . .

Warum ich nun trotz so manchen Mängeln diese ältere Arbeit dennoch des Wiederabdrucks für wert halte, das zu sagen geziemt mir nicht. Es genügt, daß ich die Fehler gebeichtet habe, soweit ich sie erkenne, über das Gute mögen nun andere sprechen, wenn sie solches darin finden.

Die Kritik Herweghs hat Fr. Vischer 1844 in dem zweiten Bande seiner ersten Kritischen Gänge neben die Kritik Mörikes unter dem Titel „Zwei Erscheinungen neuerer Poesie“ gestellt. In dem Vorwort hiezu sagt er (S. LIII):

Herwegh hat (verglichen mit Mörike) den größeren, zeitgemäßeren Gehalt, ist aber so bildlos und der Unmittelbarkeit, der Objektivität bar, welche auch von dem Lyriker zu fordern ist, daß er als Dichter neben Mörike ganz hinunterfällt. Im Vaterlande hat er sehr wenig Anklang gefunden, auswärts hat man meine Beurteilung mancherorten als hart und ungerecht aufgenommen. Eine Reihe von Einwendungen, welche jede Berücksichtigung verdienen, habe ich in die Beurteilung des zweiten Teils der Gedichte aufgeführt und zu beantworten gesucht.

Die Beisteuer „Zur Kritik der Mystères de Paris von Eugène Sue“ ist 1844 im Julihefte der „Jahrbücher der Gegenwart“ anonym erschienen und als „Nachtrag“ bezeichnet mit Bezug auf das, was kurz vorher im Märzhefte desselben Jahrgangs dieser Zeitschrift W. Zimmermann unter dem Titel: „Der Roman der Gegenwart und Eugen Sues Geheimnisse“ ausgesprochen. Die Einleitung dazu möge hier sogleich ihren Platz haben (S. 655):

Es ist in einem Schreiben aus Berlin in der Beilage zur „Allgemeinen Augsburger Zeitung“ vom 2. Juli d. J. den Jahrbüchern zum Vorwurf gemacht worden, daß sie einen panegyrischen Aufsatz über

die Mystères de Paris aufgenommen und so in den urteilslosen Hunger unseres Publikums nach fremder, insbesondere nach pikant-anrüchiger französischer Kost eingestimmt haben. Man wird unserem Organe sonst eben nicht vorwerfen können, daß es sich zuviel um diese Literatur bekümmere, und die Redaktion will zum Belege dieser Wahrheit nun sogleich die Naivität begehen, zu bekennen, daß sie das berüchtigte Buch nicht einmal noch gelesen hatte, als sie jenen Artikel aufnahm. Man wird ihr darum nicht den Vorwurf der Schlaffheit machen, womit manche Blätter grundsatzlos ungeprüft einlassen, was kommt. Ob diese Jahrbücher Charakter haben oder nicht, muß man aus dem übrigen, aus ihrer ganzen Haltung wissen. Diesmal jedoch schien es unverfänglich, von einer Feder, welche allerdings mehr Beruf zu eifrig anerkennender enthusiastischer als zu streng kritischer Beurteilung haben mag, ohne weitere Vergleichung mit dem Gegenstande die Anzeige eines jedenfalls interessanten Buchs aufzunehmen, von welchem nicht etwa bloß die Menge berauscht ist, sondern selbst gründliche Männer viel Gutes zu rühmen wissen. Die Gefräßigkeit der unteren lesenden Massen, ihr Jähhunger nach halb-stinkendem Wildbret aus fremden Ländern geht uns dabei gar nichts an; Tagesblätter mögen dagegen versuchen, was sie können, und sollen es.

Wir haben aber, unsere Versäumnis gutzumachen, nach dem corpus delicti gegriffen und wollen versuchen, dem vorausgeeilten positiven Teile der Kritik den negativen nachzuschicken. Sagen wir, was anderswo vielleicht schon gesagt ist, zufällig wieder, so mag man das als ein Zeichen unserer Unwissenheit und Unschuld aufnehmen, so gut man kann.

Der kritische Gang „Ein literarischer Sonderbündler" ist 1847 durch Eichendorffs Forderung einer wahrhaft katholisch gesinnten Romantik veranlaßt worden. Dabei handelt es sich naturgemäß immer um die neuere Romantik selbst. Diese Gegenerklärung atmet nun eine Glut und Kraftspannung, der man das Anschwellen des im folgenden, dem roten Jahr hervorbrechenden Sturmes anspürt. Fr. Vischer bedauerte später ihren Ton im Rückblick auf die herzgewinnende, ganz ungetrübte Freundlichkeit, womit ihm Eichendorff, der ihm vorher persönlich nicht bekannt geworden, bei einem nachher stattfindenden Zusammentreffen in Berlin entgegenkam, doch scheint es fast, als wäre ihm dabei die Schrift nicht mehr deutlich in Erinnerung gewesen, denn diese Selbst-

rüge ließe sich wohl nur auf ganz Vereinzeltes darin als zutreffend beziehn; auch hat er ja die Sache später jedesmal ebenso beurteilt. — Und heute? Wenn er noch da wäre, würde er sich anders verhalten zu den ähnlichen, ja wesentlichenteils ganz übereinstimmenden Erscheinungen an unserem Himmel, zu dem romantischen und mystischen Getue der neuesten Kunstmode und ihren Liebschaften mit Scholastik und Ultramontanismus?

Ganz klar liegt es hingegen vor Augen, warum er im Alter, wenn die Rede kam auf seine umfassende, schon 1839 veröffentlichte „Kritik der Literatur über Goethes Faust" Prädikate wie: zu scharf gebrauchen und auch von Fehlgriffen im Inhalt sprechen konnte; seine späteren Schriften über den Gegenstand lassen erkennen, welche Stellen er hiemit meint, und er hat ja schon 1844, also fünf Jahre nachher, mehreres an dieser Schrift ausgesetzt in der Vorrede zu seinen ersten Kritischen Gängen. Dort sagt er (S. XXXVII ff.):

Die Kritik der Faust-Literatur ist sehr wenig höflich ausgefallen. Man wird billig einem Manne, der diesen Augiasstall zu misten unternahm, einige Ungeduld nachsehen; auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Wie entrüstet ich aber hier gegen die rein spekulative Behandlung eines Kunstwerks, gegen das stoffartige Aufsuchen philosophischen Inhalts statt ästhetischer Kritik auftrat, ich war selbst dennoch nicht ganz frei von dieser Auffassungsweise. Es ist in dieser langen Reihe von Beurteilungen viel zu wenig Kritik des Gedichts als eines gewordenen, wie es in seinen ungleichzeitigen, fragmentarisch verbundenen Schichten aus dem Dichter, dem Unterschiede seiner Entwicklungsstufen und der Gunst oder Ungunst des ihm eingebenden Genius zu erklären ist. Es war in mir selbst noch weit zuviel unechte Pietät. Daher habe ich Weißes Werk, die einzige ästhetische Kritik, in denjenigen Partien, wo er von den Fugen und Nähten der ungleichzeitigen, mehr oder minder gelungenen Stücke spricht, viel zu flüchtig beurteilt. Freilich hatte er mir die Freude an seinem Werke durch die schiefe Auffassung des Grundgehalts verdorben.

Auch den Mangel hat meine Kritik, daß ich das Gedicht viel zu wenig als Ausdruck seiner Zeit ins Auge gefaßt habe, wie es den innersten Nerv jener merkwürdigen Revolution des europäischen, zunächst des deutschen Geistes gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts so durchsichtig zutage legt. Nur berührt ist dieser Punkt in der Kritik von Webers Schrift, Band II, Seite 114 (hier Seite 145). Die

Wissenschaft war verknöchert in Dogmatismus und Formalismus; die jugendlichen Geister fühlten dies und schmachteten nach den Brüsten, den Quellen alles Lebens, „an denen Himmel und Erde hängt, dahin die welke Brust sich drängt“; aber kein Laut kam ihnen im weiten Reiche der damaligen Schulwissenschaft entgegen, diese hatte noch keine Ahnung von einer Erkenntnis, welche essentiell, welche im Bewußtsein der Einheit des Denkenden und Gedachten begründet und zugleich das dialektische Moment der verständigen Trennung und ihrer Auflösung als Methode in sich aufnehmen könnte. Daher mußte der Drang nach Wahrheit sich überstürzen, daher wurde alle Methode, wurden alle Mittel des Erkennens verachtet, und ein ungeduldiger Mystizismus suchte die Wahrheit mit Gewalt zu erobern. Man wollte, da man jede Vermittlung verachtete, unmittelbar erkennen. Auf diesem Punkte steht Faust, dies ist der Grund seiner Zauberei, die ihm „durch Geistes Kraft und Mund“ manch Geheimnis kundtun soll. Man nehme dazu den Famulus Wagner und des Mephistopheles Gespräch mit dem Schüler, so hat man den ganzen Zustand der damaligen obligaten, d. h. insbesondere akademischen Wissenschaft, ehe die neue Philosophie seit Kant mit jugendlichem Atem ihn erneuert hat. Nehmen wir nun ein Beispiel aus der Naturwissenschaft. Man hatte eine nach äußeren Kennzeichen rubrizierende, klassifizierende Botanik und Zoologie; der dürstende Geist tieferer Talente forderte aber ein inneres Band. Wir haben jetzt eine organisch physiologische Erkenntnis der Pflanze und der Tiergestalt in ihrem Bau und der Stufenleiter ihrer wechselnden Formen; eine solche Erkenntnis sucht Faust, die Wissenschaft reicht sie ihm nicht, so verachtet er diese und will durch einen Gewaltstreich, durch Zauber unmittelbar ins Innere der Natur eindringen. Hier begreift man, warum Schelling in seiner „Methode des akademischen Studiums“ unser Fragment als „das eigentümliche Gedicht der Deutschen begrüßte, das einen ewig frischen Quell der Begeisterung eröffne, welcher allein zureichend war, den Hauch eines neuen Lebens über die Wissenschaft zu verbreiten“. Schelling durfte aber den Faust nicht nur als den Propheten des großen Prinzips der Identitätsphilosophie begrüßen, sondern es ist ebenso natürlich, daß er ihn auch als Schutzpatron der Mängel dieser Philosophie willkommen hieß. Schelling verachtete wie Faust die verständige Vermittlung in der Wissenschaft, weil die

bisherige nur zu Verstandesrelationen geführt hat; Faust zitiert den Erdgeist und sinkt vor der riesengroßen Erscheinung nieder: Schellings Identitätsprinzip ist „wie aus der Pistole geschossen“ durch die intellektuale Anschauung da, und der Gedanke sinkt von dem vorgeblichen Versuche, in diesen dunkeln Grund seine Linien zu ziehen, ermattet nieder; Faust wirft sich überdrüssig ins Leben und meint mit genialem Übermut seinen Schaum abschöpfen zu können, ohne von den Rädern seines sittlichen Komplexes gepackt zu werden: die Schellingsche Philosophie diente den Romantikern zum Schilde, denen Sittliches und Unsittliches nur als schönes Schattenspiel des Selbstgenusses dienen sollte.

Wie nun die Wissenschaft, so sehnte sich auch das Leben nach einer Umgeburt. Diese Sehnsucht teilte sich in zwei Formen. Der subjektive Deutsche suchte Freiheit von den Banden einer veralteten Konvenienz und einer Moral, welche die Rechte der Persönlichkeit nicht in Rechnung nahm, freie Bildung durch freien Genuß und freie Tätigkeit; aber er stürzte mit den veralteten Gesetzen auch die ewig wahren um und wußte die abstrakte Freiheit der Persönlichkeit nicht mit dem vernünftigen und besonnenen Eingehen in die Bedingungen des Lebens, dem Gesetze der Notwendigkeit, mit Zucht und Gehorsam zu vereinigen; die übersprudelnden Jünglinge der Sturm- und Drangperiode standen daher an einem Abgrund, in welchem mehr als einer von ihnen verloren gieng. Es war kein Epikureismus, man suchte unbegrenzte Tätigkeit so gut wie unbegrenzten Genuß. Goethe meinte Kunst, Poesie, Naturforschung und die Verdienste des Staatsmanns in sich vereinigen, Tasso und Antonio zugleich sein zu können, nannte sich eine Legion, von hundert Welten trächtig; er wollte wie Faust der Menschheit Krone erringen. Auch dies war ein Abgrund. An diesen Abgrund führt Mephistopheles den Faust; aus Reminiszenzen der Jugendsünden jener Brausezeit ist die vermessene Wette mit Mephistopheles, die Liebesgeschichte mit Gretchen, ist zum Teil die Figur des Mephistopheles, ist die Walpurgisnacht, in welcher der konzentrierte Hautgout der Liederlichkeit qualmt, mit hellem und sittlich überblickendem Geiste zusammengesetzt. Die Absicht ist, Faust durch Schuld und Reue zur Besinnung, zur männlichen Versöhnung mit dem Leben, zu jener Durchbildung der Persönlichkeit zu führen, welche sich beschränkt und doch frei bleibt,

welche nicht fürchtet, die innere Poesie, die edle Unzufriedenheit im Philisterium einzubüßen.

Die andere Form jenes Dranges nach neuem Leben fiel dem französischen Volke zu, die Umschaffung des objektiven Lebens, des Staats. Derselbe Jugendrausch wie dort in engerer Sphäre wußte hier wohl zu zerstören, aber nicht zu bauen. Diese Gestalt der Revolution nahm Goethe gar nicht auf, gegen diese Welt war er versteinert; und doch ist es Faust, und niemand anders als Faust, der seit Rousseau bis auf George Sand im französischen Geiste spukt. Freilich kann man auch sagen, Faust sei einmal ein Deutscher, und jener französische Störenfried müsse ein Milchbruder von ihm sein, den er vergessen habe. Goethe gedachte im zweiten Teil seinen Helden in höhere, bedeutendere Sphären zu führen, aber er hat es schlecht genug angegriffen.

Wollte man Faust in die geforderte politische Lage bringen, ohne die Einheit der Zeit zu sehr zu verletzen, so ließe sich hiezu der Bauernkrieg benützen, diese einzige Erscheinung in der Geschichte des deutschen Volkes, welche, getragen von den reinsten und edelsten Ideen über Freiheit und Menschenrecht, an der Unreifheit der Zeit, an der inneren Unfreiheit der kirchlichen Reformatoren, welche hier geradezu in Schlechtigkeit übergieng, aber auch an der Wildheit schrankenloser Rachsucht und an der Uneinigkeit, wodurch die Unternehmung sich selbst trübte, tragisch gescheitert ist. Der Bauernkrieg wäre eine Situation, welche alle Ideen der späteren politischen Revolution, selbst die neuesten des Kommunismus nicht ausgeschlossen, im Keime enthält; sie wäre symbolisch in dem erlaubten Sinne, durch welchen die Wahrheit, die individuelle Haltung und der historische Charakter der wahren Poesie nicht aufgehoben wird. Der Bauernkrieg wäre nur deswegen ein Symbol der modernen Revolution, weil er wirklich der Anfang derselben ist. Faust nun müßte vorher von der Reformation ergriffen und begeistert sein und würde mit Jubel diese Frucht derselben, das Erwachen der politischen Persönlichkeit im Volke begrüßen, er würde als Anführer an die Spitze einer Bauernschar treten. Seinem Enthusiasmus müßte der Dichter die Züge des Feuergeistes jener Zeit, dessen Schwert die Rede und dessen Rede ein Schwert war, des Ulrich von Hutten, leihen. Jetzt würde Mephistopheles seine alte Rolle fortsetzen. Die

Situation wäre wie gemacht dazu. Er würde bald an Fausts Hitze noch schüren und ihn dadurch zu wirklichen Ungerechtigkeiten, zu Handlungen der Grausamkeit hinreißen, wozu ihm seine Stellung alle Gelegenheit böte; bald würde er seinen Enthusiasmus verhöhnen und verlachen und ihm die ganze Unternehmung als einen Ausbruch tierischer Begierden in den Staub herunterziehen. Er würde zugleich die Bauern zu Greueltaten hetzen, sein Werk wäre es, wenn sie zuerst auf reiche Klöster losstürzen, die Keller aussaufen, die Pfaffen kastrieren usw. Würde nun Faust, durch diese Verunreinigung des Werkes zurückgeschreckt, sich in die Einsamkeit zurückziehen, und, wie früher schon in Wald und Höhle, wieder der reinen Betrachtung sich weihen, so stellte Mephistopheles sich wieder ein und ruhte nicht, bis er ihn zurückgelockt hätte. Endlich aber, nach neuen Verirrungen der Unbesonnenheit, der abstrakten Begeisterung, welche rücksichtslos die Wirklichkeit verletzt, müßte Faust erleben, daß die Unternehmung scheitert, und daß er selbst mit abermals getrübtem Gewissen dasteht. Jetzt würde er sich sagen, daß das ganze Werk ein unreifes war, und den Vorsatz fassen, ehe er wieder mit solcher Hast in die Wirklichkeit übergreife, sein Inneres durch neue, anhaltende Beschäftigung mit sich selbst erst noch tiefer zu bilden und zu reinigen. Dies wäre dann der Schluß des Gedichts, nach meiner Ansicht der einzig mögliche und richtige. Eigentlich abgeschlossen kann das Drama nicht werden, das habe ich in meiner Kritik dieser Literatur hinlänglich bewiesen. Die Versöhnung des Idealismus und Realismus in Denken und Handeln, wohin das Ganze strebt, kann nur als Perspektive in Aussicht gestellt werden, teils weil Faust überhaupt nicht der Held der Versöhnung, sondern der Entzweiung ist, teils weil die Darstellung der Versöhnung als eines ruhenden, fertigen Zustandes ebenso philosophisch unwahr als poetisch matt wäre. Jener Schluß nun würde diese Perspektive gewiß in der richtigen Weise eröffnen. Was Faust als einzelne Person betrifft, so würde er ein Handeln mit männlicher Besonnenheit, mit Anerkennung der Grenze und des Maßes als künftige Aufgabe ansehen. Zugleich würde das Gedicht den Hauptfaden nicht ganz fallen lassen, der sich ja wesentlich durch das Ganze hindurchziehen soll, nämlich Fausts Wissenstrieb und denkende Natur, wodurch er sich von jedem andern dramatischen Helden unterscheidet und jedes gegebene Verhältnis in das Bewußtsein und den

Gedanken zu erheben sucht. Durch reineres Denken künftig sein Handeln zu reinigen wäre sein wohlbegründeter Vorsatz. Man würde nun mit Leichtigkeit einsehen, daß Mephistopheles und der Herr, Faust und Mephistopheles in ihren Wetten je beide sowohl gewonnen als verloren haben.

Allein Faust ist nicht bloß dieser einzelne, er ist der strebende Menschengeist, er ist bestimmter der strebende Geist in der großen Krise des achtzehnten Jahrhunderts, da dem Bewußtsein zuerst seine subjektive Unendlichkeit aufgieng, er ist noch näher gefaßt dieser Geist in der besonderen Bestimmung des deutschen Naturells. Nun würde er aber durch die letzte politische Situation, obwohl sie der deutschen Geschichte angehört, vermöge ihrer vorbildenden Beziehung auf die französische Revolution stark in den französischen Charakter übergehen. Der Schluß jedoch wäre, daß der französische Charakter zwar rasch und entschlossen handelt, aber sich überstürzt und die Früchte nicht erntet, weil die innere Bildung, aus welcher die Tat fließt, nicht rein und reif ist. Es würde in Aussicht gestellt, daß vielleicht das deutsche Volk, das so lange in politischem Schlummer begraben nur in den Bergwerken der inneren Bildung arbeitete, einst noch beweisen werde, daß es auch handeln kann, daß aber seine Handlung reiner und fruchtbarer sein wird, weil eine lange, gründliche, tiefe Bildung des Denkens dieser Handlung vorangieng. So wäre dieser Faust und dieser Schluß ein Vorbild und Zeichen unserer Hoffnungen und Zukunft.

Wie wenig mir solche, in der Idee dieser Tragödie ganz notwendig begründete Konsequenzen bei der Abfassung dieser Kritikenreihe schon klar waren, beweist namentlich die Bemerkung Teil II, Seite 212 (hier Seite 317), wo behauptet wird. rein praktische Situationen, wie die eines Feldherrn oder Herrschers, taugen für den Helden nicht, weil innere Zerwürfnisse sein eigentliches Pathos seien. Faust muß freilich alles, was er angreift, hoch und geistig fassen, ja ins Exzentrische treiben und eben dadurch sich in Schuld verstricken, allein der Übergang in das Leben und die Handlung ist ja gerade seine Bestimmung und sein Ziel. Monarch freilich durfte er nicht werden, aber aus andern Gründen; sollte er übrigens je einen Thron besteigen, so müßte er aus allzu großem Liberalismus, wo er auf der einen Seite Gutes stiftet, auf der andern Seite das

Recht verletzen. Goethe hat etwas der Art in den fünften Akt aufgenommen, die Zerstörung der Hütte von Philemon und Baucis, aber dies ist so trüb allegorisch wie nur etwas in diesem zweiten Teile; auch benützt Mephistopheles die Schuld, welche Faust durch diese Tat der Ungeduld auf sich lädt, gar nicht für sich als Hintergrund seines vermeintlichen Gewinns der Wette. Ferner habe ich in derselben Bemerkung Seite 212 (hier Seite 317) gar nicht hervorgehoben, daß Faust, wenn er etwa in die Situation des Künstlers gebracht werden sollte, notwendig in die Zeit einer Krise streitender Kunstprinzipe versetzt werden muß, denn er ist einmal der Held des revolutionierenden Geistes. Goethe selbst hat dies wohl gefühlt, da er ihn allegorisch benützt, den Gegensatz und die Versöhnung des Klassischen und Romantischen in seltsamen Bildern darzustellen, freilich in derselben trostlosen Art, worin dieser ganze zweite Teil, der in allen Zügen ähnliche Bruder der Wanderjahre Wilhelm Meisters, verfertigt ist. Die ganze Sache ist allerdings deswegen schwierig und fast unausführbar, weil eine solche Krise in der Zeit, in welcher Faust spielt, noch gar nicht vorhanden war, also die Zeiteinheit zu gewaltsam zerrissen werden muß. Doch im Keime bereitete sich diese Krise damals allerdings vor; die humanistischen Studien, die Kenntnis der Alten drangen ein, wirkten mit der Reformation gemeinsam, die aszetische Bildungsform des Mittelalters zu zerstören, unterbrachen aber auch auf lange Zeit die Fortbildung der einheimischen Poesie. Man müßte Faust mit diesen Bestrebungen, mit Melanchthon, Reuchlin, Erasmus in Zusammenhang bringen, wenn man einen Anknüpfungspunkt finden wollte, um jene künstlerische Krisis vorbildlich in ihm darzustellen, ohne den geschichtlichen Boden zu verlassen und dadurch den Helden in eine Allegorie zu verflüchtigen. — Übersieht man den zweiten Teil von Goethes Faust, so hat man so ziemlich alles beisammen, was in dem Bildungsgange des Dichters ein wesentliches Moment bildete, einem Bildungsgange, der allerdings so bedeutend war, daß ihn Goethe als Symbol allgemeiner Bildungswege hinstellen durfte. Der erste Akt scheint unter seinen abstrusen Allegorien die letzten jugendlichen Brausejahre zu versinnbildlichen, welche der Dichter mit dem Herzoge von Weimar verlebte, jene Zeit, wo er so manche edle Stunde im Dienste von Liebhabertheatern, Maskeraden und dergleichen vergeudete, während sein

Inneres in dunkler Gärung die jugendliche Wildheit der Sitten abzulegen, die naturalistische Jugendpoesie auszuscheiden und die geläuterte Kunstform durch das Studium der antiken Dichtung aufzunehmen strebte; ein Versuch, der noch nicht gelingen konnte, weil das Verhalten des Dichters noch zu pathologisch war (Heraufbeschwörung der Helena, Fausts stürmischer Versuch, sie gewaltsam an sich zu reißen; die Erstarrung Fausts am Ende dieses Aktes ist wohl auf die trübe Verstimmung des Dichters zu deuten, ehe er nach Italien reiste). Die ganze Situation ist aber so gut als gar nicht benützt. Die Reinigung der Persönlichkeit durch das Leben in den höchsten geselligen Kreisen, wie es auch innerlich gären und stürmen mag, ist im Tasso ganz anders und wahrhaft poetisch dargestellt. Der zweite Akt scheint den wirklichen Übergang zur Läuterung der Phantasie und ganzen Subjektivität durch Aneignung des antiken Geistes und Kunstgefühls zu bezeichnen, im Dichter durch die Reise nach Italien vermittelt. Naturphilosophische Studien ziehen sich dazwischen, wie sie den Dichter in Italien neben seinen Kunststudien beschäftigten. Der Homunkulus ist wohl die geistlose Philologie im Gegensatz gegen die wahre Verjüngung des Altertums. Der dritte Akt umfaßt dann die wirkliche Versöhnung des romantischen Gemüts mit der plastischen Form, der vierte und fünfte erhebt sich in die politische Sphäre, wobei dem Dichter seine ministerielle Tätigkeit für Bergbau, Industrie usw. vorschweben mochte. Es sind hiemit allerdings alle wichtigeren Situationen gegeben, in welche der Held noch zu führen war, aber wie?

Sehr derb bin ich mit Enk umgegangen; seine Briefe waren aber auch gemacht, eine eiserne Geduld zu brechen. Ich spreche eine gewisse Empfindung, hart gehandelt zu haben, nur hier aus — dem H. Leutbecher habe ich es nicht besser gemacht —, weil der tragische Tod des Unglücklichen jetzt Mitleid erregen muß. Allein das Wort: de mortuis nil nisi bene gilt in der Literatur nicht. Die hyperphilosophische Schrift von Hinrichs habe ich aus Achtung vor den bekannten Gesinnungen dieses Mannes wie eine eingesehene und bereute Jugendsünde behandelt. Ich suchte eine glimpfliche Form, und diese bot sich als die gefälligste dar. Freilich hat Hinrichs in seiner Schrift über Schiller sie nicht gerechtfertigt, denn diese hält sich noch in derselben falschen Manier des Konstruierens. Was Einzelheiten betrifft,

so wäre wohl einiges zu berichtigen. So habe ich z. B. in der Kritik von Falks Schrift gegen den vielen Mißbrauch, der mit den Worten des Mephistopheles: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie" usw. getrieben wird, geltend gemacht, daß dies Worte des Teufels seien, der den Schüler verderben will. Allein der Dichter macht hier offenbar selbst den Schalk und hat seine Freude an seinem Mephistopheles; es liegt über der ganzen Stelle ein Zwielicht; Goethe spricht unverkennbar in diesen Worten seine eigene Überzeugung aus, doch so, daß ihm unbestimmt vorschwebt, etwas Gefährliches und Unwahres müsse neben dem Wahren darin liegen. Daher habe ich in der jetzigen Redaktion die Worte beigesetzt: Mephistopheles hat zwar immer halb recht, und so auch hier, aber auch um kein Haar weiter. Ich habe mir, wie ich oben schon gesagt, überhaupt erlaubt, an einigen Stellen, da ich mich doch zu einer eigentlichen Umarbeitung nicht berechtigt glaubte, durch solche Einschiebsel zu berichtigen und zu ergänzen. Über den zweiten Teil hat seither auch der gediegene Rötscher geschrieben. Allein ich gestehe, daß mir nicht weiter möglich ist, mich mit solcher unfruchtbarer Deutung unfruchtbarer Rätsel zu beschäftigen und die müden Leser mit einer resultatlosen Prüfung derselben zu behelligen. Ich achte Rötscher hoch, aber hier gehen unsere Wege ganz auseinander. Ich lese nichts mehr über diesen zweiten Teil des Faust.

Man wird nun gewiß finden, daß auch dieser kritische Rundgang doch seinen Wert behält, obgleich er so sehr verjährt ist und obgleich er den weiter gelangten Verfasser selbst nicht mehr befriedigen konnte, nur muß man eben immer mit in Anschlag bringen, was er seit 1857 über den Faust und die Faust-Erklärung geschrieben hat. Hier kann darüber bloß noch der Einzelnotiz Raum gegeben werden, daß er später auch sein schroffes Urteil über die Allegorien des zweiten Teils der Tragödie „einschränkte", indem er einige derselben als „formell schön geschaut" anerkannte, daß er aber dabei die Gründe seiner Behauptung dennoch festhielt und ihre unwiderlegte Gültigkeit bewies*).

*) Goethes Faust, Neue Beiträge usw. 1875, S. 111 ff., 133 ff. Prinzipiell ist ebendaselbst S. 98 ff. und 120 ff. vom Wesen der Allegorie und dem Unterschiede zwischen ihr und dem Symbol die Rede. In dem Register seiner Ästhetik sind S. 32 die Stellen angegeben, die von der Allegorie handeln. Außerdem findet man ihn 1860 damit beschäftigt im zweiten Bande seiner Kritischen Gänge (N. F., 5, Kritik meiner Ästhetik, S. 136 ff.,

Über den poetischen Entwurf „Zum zweiten Teil von Goethes Faust“ sagt er 1861 in dem Vorworte des dritten Hefts der Neuen Folge seiner Kritischen Gänge (S. III):

Er enthält Ideen, die längst reif lagen, und die ich längst einmal auszusprechen im Sinne hatte.

Daß er sie schon 1839 in einer kurzen Skizze vorgebracht hatte*), scheint ihm also damals aus dem Gedächtnis entschwunden zu sein. Freilich stimmt sein entwickelter Plan zum Teil damit nicht mehr überein. Sodann stellt er heraus, was diese Schrift im Inhalt gemein hat mit der, welche das dritte Heft eröffnet (S. IV):

Der Aufsatz: „Strauß als Biograph“ hat es mit einem Streiter des freien modernen Geistes zu tun, und die Krone der Schriften, die in dieser Kritikenreihe besprochen werden, ist diejenige, worin derselbe seinesgleichen, worin er einen der großen Vorstreiter, Ulrich von Hutten, behandelt**); der dritte, neue Aufsatz aber entwirft das Bild einer Fortsetzung und eines Schlusses der Tragödie Faust, worin dieser Held, gewiß seiner wahren Bedeutung angemessen, als Kämpfer für dieselben großen Prinzipien der neuen Zeit auftritt, für welche ein Ulrich von Hutten sein geistiges Schwert zog und Strauß das seinige führt.

Am Ende bemerkt er hier noch (S. X):

Nachdem dies Vorwort vom Inhalte des letzten Aufsatzes: „Zum zweiten Teile von Goethes Faust“ ein paar Worte gesagt hat, bleibt mir zum Schlusse noch übrig, ein Geständnis abzulegen, das die sonderbare Form betrifft, worin dieser Inhalt vorgebracht ist: die Form eines poetischen Entwurfs, der durchaus bestimmt ist, Entwurf zu bleiben. Der Eingang sucht sie zu rechtfertigen, aber das wird natürlich nicht genügen. Ich gäbe viel darum, wenn ich alles so gewiß wüßte als dies, daß ich mit dem Ding ausgelacht werde, und ich gäbe viel darum, wenn ich alles so gewiß wüßte als dies, daß ich es doch habe machen müssen. Das ist das Schicksal von

147 ff., 6, S. 6 ff.) und in seiner letzten wissenschaftlichen Schrift, die den Titel das Symbol hat und zuerst 1887 erschien unter den „Philosophischen Aufsätzen“, welche Ed. Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum (Leipzig, Fues, S. 153 ff.) gewidmet sind, sodann 1890 aufgenommen wurde in Altes und Neues, N. F., Stuttgart, Bonz, S. 290 ff.

*) S. oben S. XIV. **) S. oben Bd. I, S. 217 ff.

Naturen, welche zwischen Kritik und schaffende Kunst in die Schwebe geworfen sind, und das Bekenntnis, zu diesen zu gehören, wird das Lachen des Spottes wenigstens in ein gutmütiges verwandeln. Zürich, im Februar 1861.

Die hier angeschlossene Selbstverteidigung hat er 1863 im zweiten Bande seiner neuen Kritischen Gänge (4, S. VII) ganz kurz eingeführt mit den Worten:

Zu dem „Pro domo“ habe ich nichts beizusetzen als die Beteuerung, daß ich entfernt nicht daran denken würde, für einen eigenen poetischen Versuch mich kritisch zu schlagen, wenn er dem ernsten Gebiet angehörte oder im komischen auf strengen Bau, feine Durchbildung Anspruch machte; daß ich mich eines nach meinem Gefühl verkannten Harlekinscherzes annehme, dessen habe ich mich wohl nicht zu schämen.

Ebendort sagt er dann:

Dem Aufsatz über Uhland mag man teilweis eine ursprünglich andere Bestimmung anfühlen. Ich war angegangen worden, für die Gartenlaube über den Verstorbenen zu schreiben und versuchte die Sprache zu treffen, die sich für ein Volksblatt eignet. Ein Drittel war schon vollendet, als ich mich überzeugte, daß ich mir Unmögliches auferlegt hatte. Als Angel, um die sich die Arbeit drehen mußte, beschäftigte mich die Frage, wie es komme, daß ein Dichter, dem ein gewisses modernes Element: der innere Konflikt, der Seelenkampf, der aus Irrgängen des Lebens entspringt, der Zweifel, das Prometheische, kurz die Negation fehlt, dennoch im vollen Sinn ein Dichter und der Liebling aller Stände sei. Dies führt zur Analyse, und Analyse ist nicht für ein Volksblatt. Ich bat also um Entbindung von meiner Zusage, erhielt sie dankbar und schrieb nun in der Sprache und Ausführlichkeit weiter, die ein solcher Inhalt will. Ich habe kein klares Bewußtsein darüber, ob die Ungleichheit, welche durch diese während meiner Arbeit eingetretene Wendung entstehen mußte, durch die Überarbeitung hinreichend ausgeglichen ist; die Kritik wird mir ja dazu verhelfen. Zürich, den 16. März 1863.

Der Aufsatz: „Eine Schrift über Jean Paul“ ist der erste der drei älteren, die er 1873 im 6. Hefte der neuen Kritischen Gänge noch einmal herausgab. Zu ihm hat er im Vorworte die nachstehenden Zusätze gefügt (S. VI ff.):

Das Hauptmotiv, warum ich ihn zum Wiederabdruck bestimmt habe, ist der lebhafte Wunsch, auf Karl Planck keineswegs bloß als Verfasser der hier beurteilten Schrift, vielmehr überhaupt als Philosophen aufmerksam zu machen. Es kommt wohl namentlich auf Rechnung seiner Darstellungsweise, wie sie in meiner Anzeige geschildert ist, daß man in Deutschland so wenig weiß, was wir in diesem Geiste besitzen. Die Philosophie hat es mit allen möglichen Schlüsseln versucht, das ewige Rätsel zu erschließen: Stoff und Form, Stoff und Geist, Denken und Ausdehnung als Attributen einer Substanz, Ich das Nicht-Ich setzend, Identität von Subjekt und Objekt, Denken als alles und eines; Planck versucht es mit einem neuen Schlüssel: eine ewig neue Bewegung der peripherischen Ausbreitung und zentralen Zusammenfassung, der immer vielfacheren Teilung, immer reicheren und feineren Gliederung und der eben hiemit sich unendlich steigernden Tiefe der Einheit. Wir werden den absoluten Schlüssel zum Welträtsel nimmermehr finden, unser Denken darüber ist unendliche Annäherung, die niemals ihr Ziel erreicht. Also Tantalusqual? Ja verschärfte, so scheint es, da jede teilweise Erhellung des Dunkels nur das tragische Gefühl steigert, daß es vor unsern Augen nie ganz hell wird. Aber Lessing fürchtete vor diesem Scheine sich nicht, als er sagte, wenn Gott ihm in der rechten Hand das Wissen der ganzen Wahrheit, in der linken das nie ganz befriedigte Streben nach Wahrheit böte und ihn wählen hieße, so würde er getrost und demütig nach der linken greifen. Und nicht nur auf die reine Lust, die in der Bewegung des Strebens an sich liegt, durfte er sich berufen, sondern auch auf die noch höhere, die aus dem Bewußtsein fließt, daß, obwohl unser Wissen immer Stückwerk bleibt, die Stücke doch Stücke der ganzen Wahrheit sind. Jeder der Epoche machenden Versuche, das Absolute zu fassen, die von tiefen Denkern gemacht worden sind, hat gewiß nur ein Moment eines Ganzen erfaßt, das als Ganzes unfaßbar bleibt, aber dies ist etwas, ist ein neuer hellerer Blick ins Dunkel. Und für einen solchen Blick halte ich den Gedanken, den Planck als Prinzip aufstellt. Es ist ein Monismus, der die Realität nicht in das Denken absorbiert wie der Hegelsche, sondern den vollen Gegensatz als ewig sich erzeugend und aufhebend in das Prinzip selbst aufnimmt; die Zweiheit ist aber nicht ein schematischer Dualismus in der Identität wie bei Schelling,

sondern sie ist eine lebendige, weil die Bewegung der Grundgedanke ist. Tiefsinnig wie dieser Blick erscheint mir seine Durchführung im System, in der Natur- und Geisteslehre, und vor allem in der Art, wie diese aus jener entwickelt wird. Wohl da und dort ein gewaltsamer Schritt, zu viel konstruiert und symbolisiert, aber auch nur da und dort, denn das Ganze dieser Philosophie ist doch nichts weniger als hohle, aprioriſche, die Induktion scheuende, die Erfahrung nicht fragende Konstruktion. Außer den Schriften, die ich anführe, hat Planck neuerdings herausgegeben: „Seele und Geist“ und „Die Wahrheit und Flachheit des Darwinismus“: ein Wort zur rechten Zeit und sehr geeignet, Klarheit in den verworrenen Streit zu tragen. — Meine Anzeige geht am Schluß mit wenigem auch auf die politischen Ideen Plancks ein und hebt namentlich hervor, wie er die Besorgnis ausspricht, Deutschland möchte über dem Streben nach politischer Einheit seine höhere Aufgabe, die universelle, humanitarische vergessen oder zurückstellen. Man übersehe auch hier das Datum nicht; Plancks Schrift ist vor dem Kriege geschrieben. Was er befürchtete, ist nun zwar glücklicherweise nicht durchaus, aber doch in einem Umfang eingetroffen, daß man sagen muß, unsere jetzigen Zustände seien mit prophetischem Blick vorausgesehen. Wir sind, nachdem wir unser politisches Ziel erreicht haben, im Zuge, unsern hohen Kulturberuf unter den Nationen zu vernachlässigen, das ideale Leben leidet unter dem allgemeinen Wettlauf nach dem Realen, und dies Reale ist ja nicht bloß der so wesentliche und unbedingt berechtigte Zweck des Ausbaues und Schutzes unseres neuen Reichs, sondern es ist weit mehr noch — das Geld. Planck hat auch dies richtig kommen sehen, daß die niedrigeren unter den realen Zwecken jene höheren überwuchern werden. Den schrecklichen Grad freilich von Schwindel und Korruption, der nun eingedrungen ist, konnte niemand vorherwissen und vorhersagen. Es ist in solchem Zustande wahrlich vonnöten, daß alle Geister, die ihn erkennen, gut zusammenhalten; wir müssen unsere Häupter zählen, und darf da ein solches Haupt, ein solcher Denker und Kämpfer für unsern idealen Beruf vergessen werden, als Prophet in der Wüste verschwinden?

Natürlich hatte die Bestimmung der Anzeige des Planckischen Buchs zum Wiederabdruck in diesem Hefte noch einen andern Zweck: einmal wieder die Aufmerksamkeit auf Jean Paul hinzulenken

und zu zeigen, wie hohe Zeit es sei, daß die Literatur sich gründlicher als bisher mit dem wunderlich genialen Dichter beschäftige. Planck will nicht erschöpfen, ist sich bewußt, wie viel er noch zu tun übrig lasse. „Ist kein Dalberg da?“ Wir bedürfen schlechterdings einer guten Monographie. Bekämen wir eine wie die von Willbrandt über Heinrich von Kleist!

Übrigens führt dies zweite Motiv, das meine Wahl bestimmte, ganz einfach auf das erste zurück. Die Nation an ihren geistig zentralen, universalen, humanitarischen Beruf zu erinnern, dazu gibt ja dem Philosophen eben der Dichter den Anlaß, über den er schreibt, über dessen Sentimentalität wir ja freilich hinaus sind, an dessen idealer Kraft, Wärme und Reinheit aber unser Geschlecht sich wahrlich recht wohl einmal wieder spiegeln dürfte. Unserer Jugend vor allem, die mitten im Qualm des jetzigen Treibens aufwächst, könnte es nur gut tun, wenn sie in diese Berge gienge, um reinere Geisteslust zu atmen.

Der hier an den Anfang des zweiten Teils gestellte „Vorschlag zu einer neuen Oper“ ist von Fr. Vischer zum Schluße den Kritischen Gängen beigegeben worden, wo er im Vorwort bemerkt (S. LIV):

Darüber habe ich hier nichts mehr zu sagen, als daß man es dem in das Technische der Musik nicht eingeweihten Verfasser verzeihen möge, wenn er sich zu wenig auf die spezielle musikalische Durchführbarkeit einläßt. Er glaubt aber so viel Sinn und Verständnis der Musik zu haben, um behaupten zu dürfen, daß der hier empfohlene Stoff von musikalischen Motiven sprudelt. Ob unsere Zeit einen Komponisten für einen solchen Stoff hat, ist eine andere Frage, und der ganze Gedanke wird wohl ebenso wie die Idee eines politischen Lustspiels ein frommer Wunsch bleiben. Aber ein frommer Wunsch ist noch kein dummer Wunsch; Wünsche sind auch Tatsachen, die Wünsche einer Zeit sind die Seele einer Zeit. Tübingen den 30. Juli 1844.

Was er 1886, in seinem vorletzten Lebensjahre, noch bei der Debatte „Zur Sprachreinigung“ mitspricht, ist nur ein Stück des von ihm Geplanten. Durch dringlichere Arbeiten wiederholt unterbrochen, verzichtete er schließlich auf die Vollendung, da er sich überzeugte, daß die mittlerweile erfolgten Erörterungen von anderen, besonders von O. Gildemeister, G. Rümelin und H. Grimm, zum Teil ähnliches enthalten.

Inhalt.

Erster Teil.

Zweiter Teil.

Erster Teil

Eduard Mörike.

Maler Nolten,

Novelle in zwei Teilen*).

So wenig ich die Mängel dieser Leistung übersehen will, so finde ich doch in ihr einen so reichen Schatz von Poesie, daß ich es für Pflicht halte, sie durch eine genauere Betrachtung dem Publikum ganz nahe vor das Auge zu legen. Das Werk selbst trägt gewiß nicht die Schuld davon, daß es sieben Jahre seit seiner Erscheinung im Dunkel geblieben ist, und es ist gewiß nicht zu spät, es aus demselben jetzt hervorzuziehen, denn es enthält genug des Bleibenden und Dauernden in sich.

Es ist nicht zufällig, daß aus der schwäbischen Gruppe in der romantischen Schule kein Dichter in die objektiveren Gattungen der Poesie sich erhoben hat. Uhland und Schwab, welche sich aus dem Umfange der Romantik die gediegene Einfachheit der Empfindung, der Sitte und des Charakters, wie solche das Mittelalter mit seiner ehrenfesten Gesittung darbietet, zum Gegenstande gewählt haben, konnten zum Roman und zur Novelle sich nicht berufen fühlen, welche als wesentlich moderne Gattungen der Poesie notwendig auch das Vielverschlungene, Geteilte, Komplizierte moderner Zustände, die Dialektik eines reicheren, vielseitigeren Pathos, eines mannigfaltig gebrochenen geistigen Lichtes in sich aufzunehmen haben. Uhland versuchte sich im Drama, aber, so würdig und edel er seine Charaktere hinstellt, so vermißt man doch in diesen kernigen Holzschnitten diejenige dramatische Beredsamkeit, welche nur da gedeihen kann, wo die Skepsis und Sophistik der Leidenschaft dem einfachen Weiß des Lichtstrahles sein prismatisches Farbenspiel gibt und die einfachen Gegensätze von Schwarz und Weiß durch Übergänge und gegenseitige Bewegung vermittelt. Kerner hat sich in seinen Reiseschatten in das epische Gebiet begeben, aber dieser Dichter, der auf schwäbischer Seite die phantastische Mystik der norddeutschen Meister und Jünger der Schule repräsentiert, konnte es ebensowenig als diese zu einem

*) Stuttgart in Schweizerbarts Verlagshandlung 1832.

nfassenden Kunstwerk bringen, ja noch weniger, da er unausgesetzt
n Blick von der Wirklichkeit weg auf das Jenseits gerichtet hält,
ohin es wie Töne des Alphorns den müden Wanderer lockt.
Die Romantik konnte sich aus ihrer mystischen Innerlichkeit heraus-
gehn nicht entschließen. Sie hatte kaum eine Gestalt geschaffen,
schlang sie dieselbe verflüchtigt in die Musik unendlicher Emp-
ndungen zurück. Tiecks spätere Novellenpoesie ist schon ein Fort-
ritt aus der Romantik, während freilich die Produktivität nicht
ehr in der Frische der romantischen Jugendprodukte erscheint.
ben denselben Fortschritt nun bemerken wir bei Mörike; schon in
n lyrischen Produkten liegt er zutage, in höherem und umfassen-
rem Grade aber tritt derselbe im Maler Nolten hervor: seine
oesie erschließt sich zu einem objektiven Weltbilde. Man darf
r eine Strecke weit in diesen Roman hineinlesen, um sich zu
erzeugen, wie vollkommen Mörike dasjenige besitzt, was von-
ten ist, um ein objektives und umfassendes poetisches Lebensbild
fzustellen. Mörike ist, man sieht es deutlich, sinnvoller Kenner
s Plastischen, Zeichner, Musiker, Mimiker; er vereinigt die
inste so in sich, wie es die Poesie überhaupt soll, welche, wie
e Phantasie alle Sinne unsinnlich, ebenso alle Künste idealiter,
h. für das innere Auge und Ohr allein, in sich vereinigt. Ohne
ese sinnliche Begabung ist, man kann es nicht oft genug wieder-
len, kein Dichter denkbar; es ist nicht notwendig, daß er die
dern Künste, oder auch nur eine derselben mit Fertigkeit aus-
e oder gründlich kenne, aber er soll für dieselben soweit
ganisiert sein, daß ihm wenigstens öfters die Frage muß auf-
stiegen sein: bin ich nicht zum Maler, Bildhauer, Schauspieler,
usiker bestimmt? Darf für eine der übrigen Künste der Sinn unent-
ickelt bleiben, so ist dies am ehesten die Musik, am wenigsten die
alerei, denn das Dichten ist wesentlich inneres Sehen und Über-
agung desselben in den Leser. Die Musik korrespondiert der Emp-
ndung, welche dem Dichten vorangeht, was Goethe und Schiller
lechtweg die Stimmung nennen; von der Stimmung zum wirk-
hen Dichten ist aber noch ein großer Schritt und dieser wird eben
r durch denselben Sinn vollzogen, der in den bildenden Künsten
festes und bleibendes Bild in die Außenwelt hinstellt. Daß die
usik trotz ihrer relativen Armut, ja durch dieselbe auf der andern

Seite gerade reicher ist als die bildenden Künste und daß der, wenn auch unausgebildete, Sinn für sie keinem bedeutenden Dichter noch gefehlt hat, soll darum nicht verkannt werden. Wie reich aber Mörike mit dieser geistigen Sinnlichkeit ausgestattet ist, mag sogleich statt unzähliger anderer Stellen, ja statt des ganzen Buches nur eine Stelle im zehnten Kapitel des ersten Teils beweisen. Ob die hier dargestellte Vereinigung von Musik, Tanz und Zeichnung möglich sei, ist hier nicht die Frage, oder richtiger, sie ist gewiß nicht möglich, aber ein Kunsttalent spricht unverkennbar daraus. Es kommt aber hier freilich nicht bloß eine oder die andere Szene in Betracht, es fragt sich vielmehr, ob sämtliche Individuen, die der Dichter einführt, von dem Springpunkt ihrer Individualität bis hinaus in die peripherischen Einzelheiten ihrer äußern Erscheinung, zusammen mit der umgebenden bewußtlosen Natur und eines mit dem andern in ganzen Situationen verbunden, von dem Dichter innerlich gesehen sind, und kein unparteiischer Leser wird dies in Abrede stellen. Grade mögen stattfinden, wie in jedem Kunstwerk die Figuren, die des Dichters Lieblinge sind, von denen, die ihm ferner stehen und an deren Erzeugung das Nachdenken mehr Teil hat als die Intuition, sich durch größere Wärme und anschaulichere Lebendigkeit unterscheiden; aber wenigstens alle bedeutenderen Figuren und Szenen sind sichtbar im Schoße dieses inneren Schauens entstanden, sie haben den Dichter auf seinem Zimmer besucht, er hat ihnen ins Auge geblickt, vielleicht unbelauscht auf manchem einsamen Spaziergange laut mit ihnen geredet. So steht unter den komischen Figuren namentlich Wispel jeden Augenblick deutlich vor dem Leser; wer ihn nicht sieht, wird das unendlich Komische dieser Figur gar nicht herausmerken und genießen, wie denn überhaupt bei Mörike — eine sichere Probe des Dichters — der phantasielose Leser fast ganz leer ausgeht. Niemals aber beschreibt er, ein sicherer poetischer Instinkt verletzt niemals die große Lehre von Lessings Laokoon, er nimmt die äußere Gestalt nur im Vorübergehen auf als das Akkompagnement der Affekte und Handlungen, nur in der Bewegung zeigt er sie, nur ein schneller Lichtstrahl erleuchtet je am rechten Orte plötzlich das Sinnliche. Das Äußere soll ja in der Poesie noch vollkommener als in jeder andern Kunst nur das Äußere des Innern sein, und hier erst, wo wir sehen, welche

Stellung unser Dichter demselben anweist und wie es ihm nur der
urchsichtige Körper des Geistes ist, sehen wir ihn vollständig als
Dichter sich bewähren. Durchweg gibt sich der Genius zu erkennen,
er sich mit freier Entäußerung in fremde Seelenzustände versetzt,
en verschlungenen Irrwegen der schwierigsten geistigen Stimmungen
nermüdlich nachgeht, bis er sie ganz klar gemacht hat, ihre Dialektik
nit großer Feinheit, oft nur zu fein ausspinnend und zergliedernd,
ntwickelt. Dieses Sichhinüberversetzen in das Innere der Personen,
er Geschlechter, Stände und überhaupt jeder Lebenserscheinung zeugt
m so mehr von der Gabe der Intuition, da der Verfasser leider
iemals Gelegenheit hatte, die große Welt zu sehen. Nicht ohne
Rührung sieht man, wie er im Gefühle dieses Mangels in Außen-
ingen oft bei den beschränkteren Formen vaterländischer Sitte sich
lats erholt und namentlich seinen Frauen, selbst den höher ge-
ellten, manche unmittelbare Sorge für die Haushaltung aufbürdet,
vofür sie sich in der Wirklichkeit vielleicht hübsch bedanken werden
nicht hieher gehört jedoch, was der Rezensent in den Blättern für
iterarische Unterhaltung, Januar 1833, Nr. 20, tadelnd heraus-
ob, daß die Gräfin Konstanze einmal die Möbel mit dem Staub-
uche abreibt, denn dies ist als ein Ungewöhnliches psychologisch
notiviert). Aber nur auf das ganz Äußerliche geht dies; wo
eistiger Boden ist, da weiß Mörike in seiner poetischen Divination
elbst die feinsten Blumen geselligen Takts, zugespitzter Wendungen,
einer Andeutungen usw. in einen zierlichen Strauß zu binden, als
ewegte er sich mit gewohntem Bürgerrechte in dem Kreise höherer
Gesellschaft. Insbesondere bewährt sich aber, wo er den Geburts-
Adel vereinigt mit dem inneren darstellen darf, bei so geringer Er-
ahrung aus dem wirklichen Leben, der echte Dichter.

Mörikes Liebe zur Malerei bestimmte ihn, seinen Helden zu
inem Maler zu machen und dem Roman (oder Novelle, wir wollen
ier nicht über diese Benennung rechten, ich nenne das Buch lieber
Roman) den sehr unglücklichen, pretiösen Titel: Maler Nolten zu
eben, der gewiß nicht geeignet war, dem Buche ein günstiges Vor-
rteil zu erwecken, schon wegen des Klanges und dann, weil ein
Künstlerroman dahinter zu stecken schien, eine Gattung, die ganz
bgelebt ist. Mörike läßt jedoch den Faden der künstlerischen Ent-
wicklung seines Helden bald fallen, um bei der Geschichte seiner

Liebe zu verweilen, denn es war nicht seine Absicht, einen Kunstroman zu schreiben. Freilich da sein Held auch als Mensch die Eigentümlichkeiten, welche die Beschäftigung mit der Kunst dem Charakter und ganzen Wesen eines Individuums aufzuprägen pflegt, keineswegs hervorstechend zu bemerken gibt, so hat es überhaupt zu wenig innere Notwendigkeit, daß er gerade ein Maler und nichts anderes ist. Doch rechnen wir dies dem Verfasser nicht zu hoch auf. Nolten mußte doch etwas sein und man konnte doch keinen Referendarius aus ihm machen. Ohnedies hängen mehrere für die Fabel bedeutende Begebenheiten mit seiner künstlerischen Tätigkeit zusammen. Über seinen Entwicklungsgang als Künstler erfahren wir nur so viel, daß er aus der romantischen Tendenz in das Gebiet klassisch gereinigter naturgemäßer Schönheit aufzusteigen bedeutende Schritte getan hat, nicht um die phantastisch-romantischen Stoffe ganz aufzugeben, wohl aber, um auch sie im Sinne veredelter, reiner Kunstform zu behandeln. Ein Gemälde solcher Art, ganz traumartig und in seiner Nebelhaftigkeit ein Beweis, daß unser Dichter freilich zu tief selbst in der Romantik steckt, ist es, das in der Entwicklung der Katastrophe einer Hauptperson des Romans eine wichtige Rolle spielt.

Wir sehen wirklich unsern Dichter mit einem Fuße noch in der Romantik, den andern auf die Stufe des klassisch-modernen Ideals emporgehoben. Dieser Punkt ist es eben, den wir festhalten müssen, wenn wir nun auf den Gehalt dieser Dichtung eingehen. Die romantische Mystik bildet den Hintergrund, die naturgemäße klare Wirklichkeit den Vordergrund: was wir nach Hegels Sprache in der Phänomenologie als ein unterirdisches oder göttliches und als ein menschliches oder ein Gesetz der Oberwelt unterscheiden können. Beide Gesetze kreuzen sich in ungleichem Kampfe; das erstere behält, nachdem das Gesetz der Oberwelt sich frei für sich entwickeln wollte, aber der dämonischen Grundlage, auf der es sich bewegt, sich nicht zu entreißen vermochte, den Sieg. Der Maler Theobald Nolten nämlich steht in dem fatalistischen Verhältnisse rätselhafter Wahlverwandtschaft zu einem seltsamen dämonischen Wesen, einer wunderschönen Zigeunerin, von der wir am Ende erfahren, daß sie wirklich seine Verwandte, das Kind einer abenteuerlichen Liebe seines Oheims ist. Diese Person, höchst geistvoll und tiefsinnig, himmelweit über der abgedroschenen Nachkommenschaft Walter Scottischer Zigeunerinnen

und wirklich im hohen Style der Kunst gehalten, taucht, nachdem Nolten sie im ersten Jünglingsalter mit dem Gefühle wunderbarer magnetischer Anziehung zum ersten Male erblickt hat, unvermutet da und dort wieder auf, durchbricht und zerstört in der Überzeugung, aus dem Rechte einer ihm von Ewigkeit Angelobten zu handeln, mit einer Mischung von List und naiver Gutmütigkeit alle späteren Versuche Noltens, sich durch rein menschlich begründete Neigung in der gesunden, vernünftigen Wirklichkeit anzusiedeln, und am Schlusse sehen wir, nachdem der Schmerz sein Leben verzehrt hat, durch die Vision des blinden Gärtnerknaben Henni seine ideale Gestalt mit der seiner Wahlverwandten in widerstrebender Verschlingung entschweben. Obwohl nun dies Verhältnis weit entfernt von grobem Fatalismus, mit wiederholter Hindeutung auf einen vielleicht bloß illusorischen Grund so gehalten ist, daß namentlich in dem verborgenen Wahnsinn, der die Zigeunerin treibt, an Nolten das Fatum zu spielen, und seinem verwirrenden Einfluß auf die anfänglich gesunden Gemüter immer ein Schein von Möglichkeit psychologischer Auslegung zurückbleibt, so hat doch jener dunkle Grund, das dämonische Element, diese Nachtseite der Menschheit durch die entsetzlich fortschreitende Macht, die sie ausübt, die größere Realität, und es entsteht durch jene aufklärenden Winke nur ein Zwielicht, von dem man zu der Annahme einer irrationalen Notwendigkeit immer zurückgetrieben wird, die letzte Folge aber ist ein unbefriedigender Schluß und ein Mangel an Einheit in der Grundidee.

Zunächst ist zu erörtern, ob jene dämonische Grundlage überhaupt poetisch und wahr sei. Daß es solche magnetische Attraktionen gebe, wird man eben nicht leugnen wollen und es liegt auch Goethes Wahlverwandtschaften die Annahme derselben zugrunde. Aber fürs erste gewinnt hier die Wahlverwandtschaft zwischen Eduard und Ottilie ihre Gewalt erst durch längeres Zusammenleben, die Neigung hat Zeit und Handhabe, sich mit natürlichem Wachstum im Lichte des Tages zu entwickeln, nur die Wurzel behält sie im nächtlichen Grunde. Hier aber wirkt aus dem Verborgenen, ohne oder mit ganz geringer Nahrung durch wirkliche Annäherung der wahlverwandten Personen, verfolgend und zerstörend die prädestinierte Notwendigkeit, daher bleibt am Schlusse ein dumpfer, unaufgelöster Schmerz zurück. Fürs andere kann das Naturgesetz in Goethes Wahlverwandtschaft

nur dadurch bis zu solcher Gewalt anwachsen, daß Eduard ihm nicht die gehörige Willenskraft entgegensetzt; bei Nolten aber stellt sich das Verhältnis ganz anders. Er widerstrebt aus innerer Abneigung dem Rapport, der in seine gesund menschlichen Lebensverhältnisse als ein Gespenst aus seiner Jugend hereinragt, und wird widerstrebend von demselben endlich zerstört. Fürs dritte — und dies ist die Hauptsache: — im Maler Nolten kommt, indem man streckenweit jenen nächtlichen Hintergrund vergißt und auf dem Proszenium zwei andere Liebesgeschichten am Lichte der hellen Wirklichkeit sich abspinnen sieht, eine ganz andere, rein menschliche und sehr moderne Frage zur Sprache, die Frage nach der Pflicht der Treue in dem Falle, wenn eine Verbindung einer ganz veränderten Lage des Gemüts nicht mehr adäquat ist. Diese Frage sollte sich rein für sich in dem Gebiete, dem sie angehört, dem Gebiete der Vernunft und Freiheit, beantworten, nun aber wird dieser reine Verlauf durch das gleichzeitige Fortbestehen und Fortwirken jener irrationalen Potenz gestört, unterbrochen, aufgehoben. Wir bekommen dafür, daß Nolten die liebenswürdige ländliche Agnes verläßt, um später gar nicht zum Heile für sie und ihn selbst zu ihr zurückzukehren, zwei Gründe statt e i n e s. Der eine ist, daß die hochgebildete und anmutige Gräfin Konstanze seine Neigung zu Agnes verdrängt (daß Nolten Agnes zunächst deswegen verläßt, weil er sie für treulos hält, kommt hier nicht in Betracht, denn er muß sich selbst gestehen, daß dies seinem Gewissen eine willkommene Ausflucht ist). Hier saß die Hauptfrage über Recht und Unrecht. Die andere, störend dazwischentretende, ist die Frage nach dem Verhältnis unserer Freiheit zu jener Nachtseite des menschlichen Wesens. Wir haben also einen Roman, der zur Hälfte ein Bildungsroman, die Geschichte der Erziehung eines Menschen durch das Leben, die Liebe namentlich, ein psychologischer Roman, zur Hälfte ein Schicksalsroman, ein mystischer Roman ist, und beide Hälften gehen nicht ineinander auf, so bewundernswürdig des Dichters künstliche Bemühungen sind, sie ineinander zu verschmelzen, zugleich die verständige Wirklichkeit und zugleich das Wunder zu retten. Wir werden finden, daß auf der einen dieser beiden Seiten noch eine weitere Teilung des Interesses eintritt, die sich jetzt noch nicht auseinandersetzen läßt.

Sobald man uns diesen schadhaften Fleck zugegeben hat, können

wir im übrigen auch die Kunst der Komposition unbefangen und eifrig loben. Mörike ist auch, wo er auf verfehlter Richtung gefunden wird, immer geistreich und klar. Es mag nach strenger Rechnung vielleicht auch sonst die eine oder die andere Figur oder Szene überflüssig sein; aber es ist der Überfluß des Reichtums, und Mörike könnte mit dem, was dieser Roman zuviel hat, ja noch mit dem Abfall dieses Abfalls der Armut nicht weniger seiner poetischen Kollegen auf die Beine helfen. Er hat in dieses Buch seine ganze reiche poetische Jugend hineingeschüttet; dieses Zuviel werden wir dem jugendlichen Dichter gewiß gerner verzeihen als ein Zuwenig.

Wir können unsere weiteren Bemerkungen nach den zwei Hälften anordnen, in welche nach obiger Entwicklung der Roman zerfällt, und zuerst von den Partien sprechen, welche insgesamt im Geiste der Romantik empfangen sind. Der Grundzug der Romantik, das Mystische, macht sich also vorzüglich in Elisabeth (so heißt die Zigeunerin) und ihrer Wahlverwandtschaft zu Theobald (Nolten) geltend, und man muß gestehen, daß der Dichter alle Schönheit, welche der Romantik zu Gebot steht, alle unheimlichen Reize, alle süße Wollust unendlicher Gefühle mit konzentrierter Innigkeit in diesen Punkt versammelt. Die erste Erscheinung der fremdartigen Jungfrau in dem Gemäuer einer Burgruine, der wundersame Gesang der halb Wahnsinnigen, der „wild wie ein flatterndes Tuch sich in die Lüfte schwingt", dann Theobalds Gefühl beim Zusammentreffen mit ihr, deren hohe und edle Gestalt eine Mischung von Ehrfurcht und unheimlicher Anziehung ausübt, — dies ist mit Meisterhand entworfen. „Seht nur," sagt Theobald zu ihr, „als ich Euch ansah, da war es, als versänk ich tief in mich selbst, als schwindelte ich, von Tiefe zu Tiefe stürzend, durch alle die Nächte hindurch, wo ich Euch in hundert Träumen gesehen habe, so, wie Ihr da vor mir stehet; ich flog im Wirbel herunter durch alle die Zeiträume meines Lebens und sah mich als Knaben und sah mich als Kind neben Eurer Gestalt, so wie sie jetzt wieder vor mir aufgerichtet ist; ja ich kam bis an die Dunkelheit, wo meine Wiege stand, und sah Euch den Schleier halten, welcher mich bedeckte: da vergieng das Bewußtsein mir, ich habe vielleicht lange geschlafen, aber wie sich meine Augen aufgehoben von selber, schaut' ich in die Eurigen, als in einen unendlichen Brunnen, darin das Rätsel meines Lebens lag." Auch weiterhin ist durch die

Reinheit künstlerischer Phantasie alles Krasse und Plumpe von diesem Verhältnis abgewiesen, und der Unwille gegen die Zerstörung alles Lebensglücks durch jene rätselhafte Person mildert sich sehr durch das Mitleid, das ihre abergläubige Liebe zu Theobald durch die einfache Festigkeit der Überzeugung von ihrem Rechte und die Schmerzen, die ihr aus seinen späteren Neigungen fließen, in Anspruch nimmt.

Ein zweites wesentliches Moment der Romantik ist, als Folge der Anwendung der Mystik auf den Naturverlauf, das Wunderbare. Dieser Lieblingsrichtung seiner Phantasie hat der Dichter mit Geschicklichkeit ein Bett anzuweisen gewußt, wo sie sich ergießen kann, ohne die festen Gesetze der Wirklichkeit, in denen der Roman trotz jener mystischen Grundlage sich bewegt, zu beeinträchtigen. Theobald, unterstützt von anderen Künstlern, gibt ein Schattenspiel zum besten; während die Bilder erscheinen, wird ein erklärender poetischer Text in dramatischer Form verlesen. Hier sind wir denn ganz im Lande der Wunder, auf einer Insel, deren ursprüngliche Bewohner längst durch ein plötzliches Gericht der Götter dahingerafft sind; nur der letzte König der Insel wird durch den Zauber einer Fee, die ihn liebt, seit mehr als tausend Jahren in dieser Sterblichkeit zurückgehalten, vergebens sich sehnend, „den Tod, das faule Scheusal, das die Zeit verschläft, herauf zur Erde ans Geschäft zu zerren“, bis endlich der Zauber gelöst und er in den Kreis der Götter aufgenommen wird. Die Situation ist mit höchster Originalität ausgeführt, einige Monologe des unglücklichen Zurückgebliebenen dürfen dem Zartesten und Gewaltigsten, was je in der Poesie vorkam, an die Seite gestellt werden. Namentlich, wo einzelne Lichtblicke dem ermatteten Gedächtnisse des Konigs, der in nächtlicher Einsamkeit umwandelt, seine Vergangenheit erhellen, wird man den Dichter in leuchtenden Zügen erkennen. Nur wenige Verse sei uns vergönnt anzuführen:

Horch! auf der Erde feuchtem Bauch gelegen
Arbeitet schwer die Nacht der Dämmerung entgegen,
Indessen dort, in blauer Luft gezogen,
Die Fäden leicht, kaum hörbar fließen,
Und hin und wieder mit gestähltem Bogen
Die lust'gen Sterne goldne Pfeile schießen . . .

Er erinnert sich des Namens seiner Gemahlin —:

Almissa! — — Wie? Wer flüstert mir den Namen,
Den lang vergess'nen, zu? Hieß nicht mein Weib
Almissa? Warum kommt mir's jetzt in Sinn?
Die heil'ge Nacht gebückt auf ihre Harfe
Stieß träumend mit dem Finger an die Saiten,
Da gab es diesen Ton.

Es ist die Zeit nicht mehr, wo man den Dichter in einzelnen Bildern suchte, aber ein wahrer Dichter wird sich auch in solchen offenbaren, und ich kann mich nicht enthalten, zu den angeführten Blicken der edelsten Phantasie noch so anmutige Gleichnisse anzuführen, wie:

Laß uns in sanfter Wechselrede ruhn,
Zwei Kähnen gleich, die aneinander gleiten,

oder wie der schöne Ausdruck in einem Landschaftsgemälde: „Es schienen Nebelgeister in jenen feuchtwarmen Gründen irgend ein goldnes Geheimnis zu hüten." Solche einzelne Diamanten hat Mörike wie ein reicher Mann ungezählt unterwegs ausgeschüttelt. — Neben dem König ist die dämonische Kokette, die ihn durch ihren Zauber auf die Erde bannt, ein trefflich gehaltener Charakter. Überhaupt seine Intuition des weiblichen Wesens, die er auch weiterhin an den Tag legt und die um so mehr eine solche zu nennen ist, da ihr ganz wenig Erfahrung zu Hilfe kam, scheint Mörike vorzüglich zu einem Dichter des weiblichen Ideals zu bestimmen; die Energie großer politischer Leidenschaften, das männliche Pathos, dürfte weniger in dem seiner Natur vorgezeichneten Kreise liegen, und es zeigt sich hierin eine Verwandtschaft mit dem Goethischen Genius, für die wir in anderem Zusammenhange noch weitere Belege anzuführen haben.

Ein drittes Moment der Romantik ist ihre Vorliebe, den Schauplatz der Poesie in das Element naiv-volkstümlichen Bewußtseins zu verlegen. Unser Roman enthält eine treffliche, im Geiste der Volkssage erfundene, zuletzt in die Legende übergehende Partie, die Erzählung von dem lustigen Räuber Jung-Volker. Wir fragen jeden unbefangenen Leser, ob ein anderer als ein geborner Dichter so voll und rein in dieses Element eingehen und es doch unbeschadet seiner

Natur in die künstlerisch veredelte Darstellung zu erheben vermochte. Jung-Volker wird durch ein wunderbares Zeichen bekehrt und weiht der heiligen Jungfrau eine Tafel, deren Inschrift also beginnt: „. . . und wer da solches lieset mög nur erfahren und inne werden was wunderbaren maßen Gott der Herr ein menschlich gemüete mit gar geringem dinge rühren mag. Denn als ich hier ohne allen fug und recht im wald die weiße hirschkuh gejaget auch selbige sehr wohl troffen mit meiner gueten Büchs da hat der Herr es also gefüget daß mir ein sonderlich verbarmen kam mit so fein sanftem thierlin, ein rechte angst für einer großen sünden. da dacht ich: itzund trauret ringsumbher der ganz wald mich an und ist als wie ein ring daraus ein dieb die perl hat brochen, ein seiden bette so noch warm vom süeßen leib der erst gestolenen braut. verhauchend sank es ein als wie ein flocken schnee am boden hinschmilzt und lag als wie ein mägdlin so vom liechten mond gefallen . . . nunmehr mein herze so erweichet gewesen nahm Gott der stunden wahr und dacht wohl er muß das Eisen schmieden weil es glühend und zeigete mir im geist all mein frech unchristlich treiben und lose hantirung dieser ganzen sechs Jahr und redete zu mir die muetter Jesu in gar holdseliger weiß und das ich nit nachsagen kann noch will. verständige bitten als wie ein muetterlin in schmerzen mahnet ihr verloren kind . . ." Ist Mörike ein Dichter oder nicht? — Unter den männlichen Personen, welche im Roman selbst auftreten, ist nur noch der blinde Gärtnerknabe Henni als eine naive Gestalt zu erwähnen, denn der Förster, der im allgemeinen auch naiv zu nennen ist, ist zu untergeordnet und Raymunds, dieses trefflich gezeichneten Brausekopfs Naivität ruht nur auf seinem Temperament und seinem Kunstnaturalismus, während er übrigens ganz der gebildeten Sphäre angehört. Henni, der stille, fromme blinde Jüngling, ist eine höchst beruhigende Erscheinung in der Not und Angst der letzten Katastrophe, und seine Freundschaft mit der wahnsinnigen Agnes, die Neigung dieser zu ihm wird niemand ungerührt lassen.

Den Übergang nun aus dieser Sphäre der Naivität in die des gebildeten Bewußtseins und so aus der Romantik überhaupt in die Poesie des Naturgemäßen bildet der trefflich gehaltene Charakter Agnesens, der Braut des Malers, die durch das unselige Dazwischentreten jener Zigeunerin aus dem Frieden der reinsten Einfalt und

holden Selbstgenügsamkeit herausgerissen, in den peinlichen Zweifel, ob sie, das einfache Landmädchen, dem Verlobten genüge, hineingestoßen, auf einige Zeit das Gleichgewicht des Verstandes verliert, in diesem Zustande ohne ihre Schuld dem Bräutigam Anlaß zu Mißtrauen und vorübergehender Auflösung des Verhältnisses gibt, dann geheilt in die Arme des Versöhnten zurückkehrt, endlich aber durch unzeitige Eröffnung eines Geheimnisses und nochmaliges Zusammentreffen mit der geheimnisvollen Fremden ganz in Wahnsinn gestürzt wird und tragisch zugrunde geht. Wie lieblich hat der Dichter das heimliche Behagen, die trauliche Beschränkung, die dieses Wesen umgibt, an der Stelle vergegenwärtigt, wo wir durchs Fenster in das mondbeglänzte Gemach der schlafenden Unschuld einen Blick werfen dürfen! Man denkt an Gretchens Stübchen im Faust. Welcher Frieden, welche idyllische Anmut liegt wie ein klarer Sommertag über dem Bilde des Wiedersehens, wo der ausgesöhnte Maler zu seiner Braut zurückkehrt und sie erst sitzend auf der Kirchhofmauer und einen Kranz bindend belauscht, indem ein Schmetterling neben ihr auf einer Staude die glänzenden Flügel wählig auf und zu zieht und der Storch zutraulich an ihr vorüberschreitet! Später, da das unselige Gespenst jener früheren krankhaften Krisis aus der Tiefe ihres Innern wieder hervorbricht und die schöne Seele dem Wahnsinn überliefert, hat sich der Dichter, so schauderhaft der Gegenstand ist, doch im schönsten Gleise poetischen Ebenmaßes gehalten, nirgends gegen die keusche Gestalt der ideellen Schönheit gesündigt, und wie Ophelia, so macht Agnes „Schwermut und Trauer, Leid, die Hölle selbst zur Anmut und zur Süßigkeit". Wie schmerzlich süß ist das Bild, das uns der Verfasser mit folgenden Worten gibt: „Sie verfiel einige Sekunden in Nachdenken und klatschte dann fröhlich in die Hände: O Henni! süßer Junge! in sechs Wochen kommt mein Bräutigam und nimmt mich mit, und wir haben gleich Hochzeit! Sie stand auf und fieng an auf dem freien Platz vor Henni aufs niedlichste zu tanzen, indem sie ihr Kleid hüben und drüben mit spitzen Fingern faßte und sich mit Gesang begleitete. Könntest du nur sehen, rief sie ihm zu, wie hübsch ich's mache! Fürwahr solche Füßchen sieht man nicht leicht. Vögel von allen Arten und Farben kommen in die äußersten Baumzweige vor und schaun mir gar naseweis zu." Zugleich muß man in dieser Entwick-

lung die Wahrheit bewundern, womit die Verrückung des Bewußtseins dargestellt ist, dem die Personen, mit denen es im Wahnsinne sich beschäftigt, unklar ineinander zerfließen, der Unsinn im Sinn, der Sinn im Unsinn. Ein Dichter hat mehr zu tun, als den Wahnsinn darzustellen; es ist aber keine der kleinsten Proben für seine Kunst, den gesunden Geist zu enthüllen, wenn er es vermag, den kranken so zu malen, daß man durch seine erregten und aufgewühlten Wellen immer noch auf den gesunden Grund hinuntersieht. Dichter von Talent, die sich aber nicht zur reinen Schönheit erheben, lieben es, einen Schein von Kraft durch unmotiviertes Einbrechen des Wahnsinns zu erschleichen; hier aber ist nichts Unmotiviertes, man sieht von Anfang an: es muß mit dem unglücklichen Mädchen dies Ende nehmen, ja sie erhebt sich, wo sich die tragischen Fäden sammeln, um das Netz des Unheils über sie zu werfen, zur Hauptperson des Romans und rettet hierdurch, soweit es nach dem schon aufgedeckten kranken Fleck möglich ist, die Einheit des Ganzen. Wir werden in kurzem darauf zurückkommen.

Ganz in der Sphäre der Bildung steht die Gräfin Konstanze. Den Maler ergreift in der Periode, wo er sein Verhältnis mit Agnes abgebrochen hat, eine tiefe Leidenschaft zu dieser schönen jungen Witwe, in welcher der feinste Duft der Weltbildung und höheren Sitte mit jener Anmut, welche keine Kunst zu geben, aber wahre Kunst wohl zu erhöhen vermag, sich aufs reizendste vereinigt und deren reine Nähe jedes Rohe und Gemeine aus ihrem Kreise verbannt; sie erwidert diese Leidenschaft, und der Moment des stummen Geständnisses, diese so millionenmal dagewesene Situation, ist mit überraschender Tiefe und Neuheit gedichtet. Durch eine furchtbare Täuschung jedoch verkehrt sich ihre Liebe plötzlich in Haß, in Rache, und diese bereuend kauft sie den Geliebten, den ihre Rache ins Gefängnis geliefert hat, mit dem Opfer ihrer Tugend los. Auch ihr begegnet die dämonische Zigeunerin, sie erkennt in dieser den Vorboten des Todes, erhält endlich Licht über den Irrtum, der ihre Liebe in Haß verkehrt hatte, und verzehrt sich nun in qualvoller Selbstverachtung; doch auch sie bleibt selbst im tiefen Falle eine poetische Erscheinung; dieser Fall ist vollkommen motiviert, nichts Gemeines, nichts Unnatürliches drängt sich auf. — Unter den andern weiblichen Personen machen wir nur auf Margot noch insbesondere aufmerksam,

deren klar verständiges und doch gemütreiches Wesen am Schlusse, unmittelbar ehe und während das tragische Schicksal hereinbricht, so wie die Gegenwart ihres Vaters, des Präsidenten, die mildernde Wirkung der Person des Blinden von dieser Seite wohltätig verstärkt. Das Beruhigende der Gegenwart eines überlegenen, welterfahrenen, charakterfesten, wohlwollenden Vornehmen inmitten einer peinlichen Verstörung, das Gefühl der Sicherheit, das schon beim Eintritt in den Kreis dieser feinen, beschwichtigenden Formen, wo sie nicht bloße Formen sind, in den Geängstigten überfließt, ist mit überzeugender Anschaulichkeit vergegenwärtigt.

Unter den männlichen Individuen des gebildeten Kreises zeigt, wie billig, Theobald am wenigsten prägnante Individualität. Der Romanheld ist als solcher mehr der passive Mittelpunkt, in welchem die allgemeinen Lebensmächte, die der epische Dichter in ihrem breiten Nexus entfaltet, ihre Wirkungen sammeln, als daß er durch Bestimmtheit des Charakters einer oder der anderen dieser Mächte als ihr Repräsentant zufiele. Sein Leben ist ein Entwicklungsweg: wer sich erst entwickelt, ist eben darum noch nicht fest. Er gleicht hierin dem Wilhelm Meister, dem man ohne Einsicht in die poetische Gattung seine wechselnden Illusionen und seine Unselbständigkeit zum Vorwurf gemacht hat. Aber weit ärmer sind Theobalds Bildungswege und — womit wir denn auf den Hauptpunkt zurückkommen — sein Bildungsgang wird in der Mitte gestört, unterbrochen. Das fatalistische Element als letzte Ursache dieser Störung und als notwendig einen tragischen Ausgang bedingend haben wir schon hervorgehoben. Sehen wir nun von diesem dämonisch unterhöhlten Boden, auf dem die Personen wandeln, einen Augenblick ab, so scheint die Erzählung mehr und mehr auf die Lösung der interessanten Frage hinzuarbeiten: konnte eine zwar tiefe, aber nicht nach außen entfaltete Natur, wie die einfache Agnes, dem Maler wirklich genügen? War es daher nicht ein Fortschritt, wenn er, durch einen scheinbar vollkommen begründeten Irrtum gegen den Vorwurf der Untreue zunächst geschützt, in die höheren Kreise Konstanzens übertrat, da sich ihm durch diese Situation eine Fülle neuer Bildungsquellen öffnete? Und wenn ihm der Schmerz der plötzlichen Trennung von dieser neuen Lebensquelle, von Konstanzen selbst wieder heilsam werden und ihn zu jener im edleren Sinne interesselosen Stimmung erheben konnte, die dem Künstler not tut, war es

dann gut, hierauf zu Agnes zurückzukehren? War dies ein Glück für ihn, für Agnes selbst? Lauter Fragen, die sich vor allem deswegen nicht rein beantworten, weil jene fatalistische dazwischentritt. Aber nicht von dieser wollen wir jetzt reden, sondern auch innerhalb der Grenzen gesunden und naturgemäßen Verlaufs der Dinge wird unsere Aufmerksamkeit auf einen andern an sich freilich höchst interessanten Punkt abgelenkt. Der Schauspieler Larkens, die bedeutendste männliche Figur des Romans, Noltens Vertrauter, erlaubt sich nämlich eine wohlgemeinte, aber höchst gewagte Täuschung, um das abgebrochene Verhältnis zwischen Agnes und Theobald im Bestand zu erhalten und diesen seiner Braut zurückzugeben. Agnes hat in der Zeit der ersten Verstörung ihres Gemüts durch einzelne Äußerungen leidenschaftlicher Neigung gegen einen unbedeutenden Vetter ihrem Verlobten allen Grund gegeben, seine Verbindung als aufgehoben zu betrachten, solange nämlich derselbe die Quelle und Natur dieser Verstörung nicht kannte. Larkens, hierüber zur völligen Rechtfertigung Agnesens belehrt, aber ohne Hoffnung, Theobald selbst, den er in einer neuen Leidenschaft befangen sieht, hievon zu überzeugen, weiß es einzurichten, daß Agnesens Briefe an ihn gelangen und beantwortet sie mit Nachahmung der Handschrift und innigem Eingehen in die ganze Gefühls- und Ausdrucksweise Theobalds, so daß das Mädchen von Theobalds Bruch mit ihr nicht die mindeste Kunde erhält. Hierauf weiß er Theobald von Konstanzen zu trennen durch ein Mittel, dessen ganze Grausamkeit er nicht berechnen kann, weil ihm der Maler nicht gestanden hat, daß ihm Konstanze bereits unzweifelhafte Beweise ihrer Liebe gegeben hat. Er spielt Konstanzen die jüngsten Briefe Agnesens an Theobald, welche ganz in dieselbe Zeit mit Theobalds feurigen Bewerbungen um Konstanzens Liebe fallen, in die Hände, die weibliche Neugierde kann nicht widerstehen, sie liest, glaubt sich schändlich betrogen, und in einer Anwandlung von Rachsucht führt sie herbei, was wir schon angaben, daß Theobald und Larkens ins Gefängnis geführt werden. Dann ihre Reue, das Opfer ihrer Tugend, Theobalds und seines Freundes Befreiung. Nachdem nun Theobald bereits der scheinbar glücklichsten Wiedervereinigung mit Agnes zugeeilt ist, entdeckt er ihr in einem unglücklichen Momente alles Geschehene, die Täuschung durch Larkens, seine Liebe zu Konstanzen. In dem Gemüte des ahnungsvollen

Mädchens hatte inzwischen die einmal hineingeworfene Besorgnis, dem Geliebten nicht zu genügen, im stillen fortgewühlt; ihr Aberglaube an die Worte jener Zigeunerin, welche in ihrer Rätselsprache angedeutet, daß Theobald vom Schicksal zu einem andern Bunde aufgespart sei, hat sie mit einer dunkeln Angst erfüllt, das unabweisbare Vorgefühl eines schrecklichen Unglücks lag schwül auf ihr: jetzt plötzlich glaubt sie alle ihre Ahnungen, ihre Besorgnisse schauderhaft bestatigt, bricht in Verzweiflung aus, und es braucht nur eine nochmalige nächtliche Überraschung durch Elisabeth, um diese zum Wahnsinn zu steigern. Indem es demnach nicht der Gang der Sache, sondern Einmischung und List eines Dritten ist, was Theobald und Agnes wieder zusammenführt und zuletzt so unglücklich macht, so beantwortet sich auch die Frage, ob eine solche Wiedervereinigung an sich heilsam war oder nicht, ob daher ein völliges Abbrechen der Verbindung mit Agnes unsittlich oder nicht gewesen wäre, — auch diese Frage beantwortet sich nicht rein, sondern es schiebt sich eine neue, ganz heterogene herein, die nämlich, ob ein solches heimliches Leiten und Bevormunden, wie Larkens es wagte, nicht auch bei den besten Absichten verwerflich sei und zum Unheil ausschlagen müsse? So irrt das Interesse unstet zwischen drei Fragen hinüber und herüber. Nur insofern wird die Einheit gerettet, als alle diese verschiedenen Werkzeuge des Unheils auf Agnes losarbeiten, diese aber, indem sie von so vielen Messern zerschnitten wird, doch den Adel der Anmut und Weiblichkeit bewahrt und durch diesen edeln Instinkt der Seele, ein unendlich rührendes Bild, dem Leser den Frieden gibt.

Dagegen gewinnen wir nun durch jene Wendung ein treffliches Charakterbild weiter in dem Schauspieler Larkens, einem Geist, in welchem Zerrissenheit, Selbsthaß infolge einer Periode wilder Ausschweifungen, Hypochondrie, Bizarrerie im Widerspruche mit gesundem Herzen, klarer Einsicht, Innigkeit des Gemüts sich zu der komischen Harmonie genialen Humors befreien, einen Mann, „dessen heitere Geistesflamme sich vom besten Öl des innerlichen Menschen schmerzlich nährt.“ Hier tritt Mörike würdig an Jean Pauls Seite, und wenn er die Tiefe Horions, Schoppe-Leibgebers nicht erreicht, so vermeidet er dafür auch die zu sichtbar eingemischte Philosophie und bleibt auch hier stets objektiv, plastisch. Die Katastrophe, wo dieser edle Geist aus dem Kreise der Freunde scheidet, um in der Ferne

in unbekanntem Dunkel lebend sich von seiner Vergangenheit zu trennen, der Adel, den er in gemeinen Umgebungen bewahrt, dieser Diamantschein in der Finsternis, endlich sein Selbstmord sind Meisterstücke der Poesie, und auch hier ist nirgends das Maß des Würdigen und Schönen vergessen. Ihm verwandt ist der wunderliche Hofrat, aus welchem erst am Schlusse der totgeglaubte Oheim Noltens, der Vater Elisabeths, hervorspringt.

Diesen Gestalten, die das Komische mit dem Bewußtsein eines gebildeten Geistes mehr oder minder aktiv ausüben, stellt sich als objektiv komische, außer dem nur kurz skizzierten Vater Noltens, der seine Familie mit einem Vogelrohre beherrscht, namentlich der schon erwähnte Barbier Wispel zur Seite. Dieser Mensch mit seinen unerträglichen Manieren, den unendlichen Gesichtsschnörkeln, dem beständigen Blinzen (weil er, wie er zu sagen pflegt, an der Wimper kränkelt), den stets gespitzten Lippen, ärmlich aufgepützelt, höchst unreinlich und ekelhaft, die Haare mit gemeinem Fett frisiert, mit dem ewigen Hüpfen, Kichern, Tänzeln, durchaus affektiert, eitel, lügnerisch, betrügerisch, doch bei seinen Schelmenstreichen am Ende mehr auf die Satisfaktion, die für seine Eitelkeit abfällt, als auf bloßen Gewinn bedacht, dieser Mensch, mit dem man nicht reden kann, weil er nur sich selbst reden hört, und der nur durch so ganz drastische Mittel, wie die reichlichen Ohrfeigen, die er auf seinem Schicksalslaufe durch diesen Roman erntet, vorübergehend zur Vernunft zu bringen ist: dieses Subjekt ist aus dem Kerne der Komik geschnitten. Namentlich ist die Szene, wo er in der Maske seines dermaligen Herrn, eines italienischen Künstlers, sich im Garten und in der Gesellschaft des Grafen Zarlin einfindet und, von Nolten entlarvt, mitten in aller Not sich doch seiner vortrefflichen Mimik rühmt, ganz gelungen. „Es war vielleicht“, gesteht er, „ein Kitzel, das heiße Blut des Südens an mir selbst zu bewundern, und so — und dann — aber gewiß werden Sie mir zugeben, Monsieur, ich habe den höheren Ton der Schikane und den eigentlichen vornehmen Takt, womit das point d'honneur behandelt werden muß, mir so ziemlich angeeignet. Wie? ich bitte, sagen Sie, was denken Sie?“ — Weniger Ursache, daß andere witzig werden, als selbst witzig ist der Büchsenmeister Lörmer mit dem Stelzfuße, der zuletzt in der Umgebung von Larkens auftritt. Diese Figur rechne ich ebenfalls

unter die vollwichtigen Beweise von Mörikes Dichterberuf; die Mischung des Komischen, was aus der witzigen Laune dieses heruntergekommenen Handwerkers entsteht, und des Wohltuenden, was in einem Reste von Gemüt und Liebe liegt, mit dem unheimlichen Eindruck seiner Roheit und Liederlichkeit, erzeugt einen höchst individuellen und eigentümlichen Eindruck. Namentlich ist die rohe Äußerung seiner Liebe zu Larkens, indem er betrunken die Tür durchbrechen und zu seinem Leichnam eindringen will, endlich aber mit Geräusch zu Boden stürzt, durch ihren Kontrast mit der Stille des edlen Toten ganz etwas Meisterhaftes.

Weiter wollen wir den Kreis der Figuren nicht verfolgen. Für den Plan der Begebenheit sind namentlich die komischen Figuren mit großer Kunst verwendet. Mußten wir nun im Anfang zugeben, daß Plan und Ökonomie des Ganzen nicht die strenge innere Einheit und Sparsamkeit des wahren Kunstwerks aufweisen, so bewährt sich doch der Dichter darin, daß jedes der zu vollkommener Harmonie hier nicht vereinbarten Momente für sich den schönsten Stoff zu einem kleineren poetischen Ganzen darbietet, und wir kehren schließlich zu dem schon ausgesprochenen Lobe der großen Kraft der Anschauung und Individualisierung zurück, welche sich auf allen Punkten kundgibt. Der wahre Dichter weiß immer einzelne, an sich unbedeutende Züge, die ihm in der Wirklichkeit zerstreut aufstoßen, durch die Attraktion seines eigentümlich organisierten Gedächtnisses in sein poetisches Bild hereinzuziehen. Ein solcher trefflich benutzter kleiner Zug ist es z. B., wenn Goethe von Ottilien erzählt, daß sie die Gewohnheit gehabt, selbst Männern, denen ein Gegenstand zu Boden fiel, solchen aufzuheben, und infolge von Charlottens Hinweisung auf das Ungehörige der Angewöhnung eine neue Lichtseite ihres schönen Gemüts sich dem Leser eröffnet. Von Mörike führe ich statt hundert anderer nur ein Beispiel an. Mancher erinnert sich wohl des frappanten Eindrucks, wenn man je zuweilen des Morgens den Docht in einer Straßenlaterne von der letzten Nacht her noch brennen sieht. Wie passend weiß Mörike diese Kleinigkeit zu benutzen, um Noltens Stimmung am Morgen nach dem Abend, wo er seinen Freund Larkens in seiner elenden Umgebung unvermutet aufgefunden, höchst anschaulich zu machen! Dies bleiben jedoch nur kleinere Einzelheiten; ungleich mehr gibt sich der Dichter, wenn vom Einzelnen die Rede

sein soll, durch Hinstellung größerer Bilder von ideeller Schönheit vor die Phantasie zu erkennen, wo plötzlich ein Gemälde vor uns steht, von dem wir nichts sagen können als: so schaut nur ein reiner und hoher Genius. Ich mache in dieser Rücksicht namentlich auf zwei Szenen aufmerksam. Die eine, wo Agnes, bereits wahnsinnig, barfuß herbeigeschlichen kommt, sich dem verzweifelnden Maler gegenüber an einen Türpfeiler lehnt, eine Flechte ihres Haars hängt vorn herab, davon sie das äußerste Ende gedankenvoll lauschend ans Kinn hält. „Ein ganzer Himmel von Erbarmung scheint mit stummer Klaggebärde ihren schleichenden Gang zu begleiten, die Falten selber ihres Kleides mitleidend die liebe Gestalt zu umfließen" usw.

Die andere Szene schildert uns Agnes, neben Henni an der Orgel, worauf sie dieser bei ihrem Gesange akkompagniert hatte, eingeschlafen. „Nun aber hatte man ein wahres Friedensbild vor Augen. Der blinde Knabe nämlich saß, gedankenvoll in sich gebückt, vor der offenen Tastatur, Agnes, leicht eingeschlafen, auf dem Boden neben ihm, den Kopf an sein Knie gelehnt, ein Notenblatt auf ihrem Schoße. Die Abendsonne brach durch die bestäubten Fensterscheiben und übergoß die ruhende Gruppe mit goldenem Licht. Das große Kruzifix an der Wand sah mitleidsvoll auf sie herab. Nachdem die Freunde eine Zeitlang in stiller Betrachtung gestanden, traten sie schweigend zurück und lehnten die Tür sacht an."

Ein Dichter mit solcher Gabe der Anschauung wird wohl auch die poetischen Rechte des sinnlichen Moments im Verhältnis der Geschlechter nicht verkennen? Von Prüderie und Rigorismus kein Zug, aber auch kein Zug jener unangenehmen Absichtlichkeit, womit man neuerdings aus der Theorie heraus der Poesie in diesem Punkte aufhelfen zu müssen glaubte und wodurch man das an sich Reine erst verunreinigte. Es ist interessant, unsern Dichter lange, ehe man von einem jungen Deutschland wußte, ein ganz ähnliches Thema wie Gutzkow in einer verschrienen Szene seiner Wally aufnehmen zu sehen und nun beide zu vergleichen. Hier wird man sehen, daß nicht der Stoff einer solchen Situation, sondern der Geist der Behandlung den Charakter des Sittlichen oder Unsittlichen entscheidet.

Wenn das ganze Buch eine seltsame Vereinigung phantastisch-romantischer Stoffe mit plastischer Klarheit und Goethischer Idealität

darstellt, so verdient endlich der Styl wegen seiner Klassizität eine ungeteilte Bewunderung. Ein Jugendprodukt, hervorgesprudelt aus einem Reichtum, dessen gewaltiger Drang noch kein festes Bett und keine Ufer kennt, — und dieses Produkt in der Sprache rein von allem Rohen und Wilden, was sonst die Naturpoesie immer mit sich zu führen pflegt, durchaus objektiv, niemals pathetisch, außer wo die in der Erzählung beteiligten Personen ihr Pathos auszusprechen haben, aber dann auch hochhin in der Beredsamkeit gewaltiger Leidenschaft brausend, durch Wohlklang, Reinheit, Milde, die Durchsichtigkeit, worin alles Stoffartige getilgt ist, nur der Goethischen vergleichbar! Es ist zwar nicht dieselbe Intensität in der höchsten Einfachheit, nicht derselbe Grad von Plastik, die durch die geringsten Sprachmittel ein Unendliches in den Reif weniger anspruchslosen Worte faßt, Mörike braucht mehr Worte, hält mit Bildern weniger haus, vergißt aber wie Goethe niemals, daß der Dichter nicht stoffartig selbst in Leidenschaft sprechen, sondern ganz die Sache sprechen lassen soll.

(Zuerst erschienen in den Halleschen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst, Jahrgang 1839, Nr. 144 ff., dann in den Kritischen Gängen des Verfassers 1844, I, 28 ff.)

Gedichte*).

Es sei uns erlaubt, unseren Standpunkt in der subjektiven Werkstätte der Poesie, dem dichterischen Bewußtsein, zu nehmen, natürlich in dem umfassenderen Sinne, wonach das subjektive Bewußtsein des Einzelnen durch sein Zeitalter und seine Nationalität bedingt ist.

Daß die dichterische Produktion, im Gegensatze gegen jede andere, ihrer Natur nach unmittelbar auf Entdeckung des Wahren, Förderung des Guten und Zweckmäßigen gehende Tätigkeit des Geistes, immer im Elemente der Naivität wurzeln müsse, ist eine anerkannte Wahrheit; daß die Naivität im allgemeinen ein Zustand relativer Bewußtlosigkeit sei, worein das zarte Seelchen Phantasie vor der alten Schwiegermutter Weisheit sich einhüllt, weiß man ebenfalls.

*) Stuttgart und Tübingen 1838. Verlag der Cottaschen Buchhandlung.

Schwierig wird die Untersuchung erst, wenn die Grenze bestimmt werden soll, innerhalb welcher das Bewußtsein von sich, seinem Gegenstand und seiner Tätigkeit, das natürlich, wo überhaupt Geist ist, niemals fehlt, also auch dem Dichter nicht abgehen kann, auch bei ihm in verschiedenen Graden auf und nieder steigen könne, ohne in diejenige Bewußtheit überzugehen, welche die Naivität zerstört und die Poesie in Prosa auflöst. Die Dichter des Mittelalters sind im Gegensatz gegen die modernen als naiv zu bezeichnen, aber auch ihre Poesie scheidet sich in eine bewußte und unbewußte, eine Naturpoesie und eine Kunstpoesie, eine volkstümliche und eine höfisch-ritterliche. Umgekehrt innerhalb der modernen Poesie, die im Gegensatz gegen die mittelalterliche als eine bewußte zu bezeichnen ist, kehrt der Gegensatz des Naiven und Bewußten wieder nicht bloß zwischen verschiedenen Ständen (das Volkslied und die Naturpoesie einzelner Autodidakten kann als Nachklang des Mittelalters angesehen werden), zwischen verschiedenen Individuen innerhalb der gebildeten Stände, sondern auch zwischen den verschiedenen Entwicklungsepochen einzelner Individuen. Goethes Jugendpoesie war ein Naturquell, der gewaltsam mit urkräftiger Frische hervorsprudelte, dagegen die Produkte seines reifen Mannesalters: mit wieviel Bewußtsein über das eigene Tun, mit welcher Helle der Besonnenheit sind sie künstlerisch gebildet, und welche kristallische Durchsichtigkeit haben sie dadurch gewonnen! Es fällt mit diesem Unterschiede der Lebensalter ein Unterschied der Gattung häufig zusammen: die naiv-jugendliche Periode ist eine lyrische, der besonnene Mann erhebt sich in die objektiven Gebiete der epischen und dramatischen Poesie, hört aber darum nicht auf, Lyriker zu sein, und indem die lyrischen Gebilde der reiferen Mannesperiode an diesem Lichte geläuterten Selbstbewußtseins, vielseitiger Reflexion und mannigfach verschlungenen Bildungsmomente teilnehmen, so kehrt aufs neue auch innerhalb der Lyrik des einzelnen Dichters jener Gegensatz zurück. An unseren großen Dichtern Goethe und Schiller ist das Größte dies, daß sie haarscharf auf der Linie, welche die innerhalb der Poesie mögliche und die prosaische Bewußtheit scheidet, mit sicherem Schritte hinwandeln. Aber nur in der Fülle der Mannskraft; wie die Locken ergrauen, geht auch Goethes Poesie unaufhaltsam in die Prosa, die didaktische Breite, die behagliche Kontem-

plation über, während bei Schiller freilich auch auf der Sonnenhöhe seiner Poesie Nebelflecken der prosaischen Reflexion sich zeigen und mitten im siegreichen Kampfe gegen diese ihm wohlbekannten Mängel der Tod ihn abrief.

Die romantische Schule war ein neuer Versuch, den Boden der Poesie dem Elemente der Naivität zurückzugeben. Da das Studium der Alten und der kritische Geist des Protestantismus vorzüglich es waren, welche die neue Poesie in jene Klarheit des Bewußtseins, aber auch nahe an die Schwelle der prosaischen Besonnenheit geführt hatten, so wurde nun das Mittelalter heraufbeschworen, das Volkslied, das Volksbuch zum Losungswort gemacht. Wenn so das subjektive Verhalten des Dichters zu seinem Stoffe ganz zur Naivität jener alten guten Zeit zurückkehren sollte, so wurde an die objektiven Gebilde der Phantasie eine entsprechende Forderung gestellt: die Welt, welche der Dichter darstellt, sollte, wie die Anschauungsweise des Mittelalters es meinte, nicht die Wirklichkeit mit ihrem verständigen Nexus darstellen, die Charaktere sollten nicht von einfach menschlichen Motiven zu einem klaren und konsequenten Handeln bestimmt erscheinen; die Natur sollte als Schauplatz von Wundern kaleidoskopisch ihre Gestalten wechseln, die Charaktere in geheimnisvollem Helldunkel zwischen unendlichen, unsagbaren Gefühlen und illusorischen Willenserregungen schwanken: kurz, die Welt sollte eine phantastische, abenteuerliche und märchenhafte sein, die Phantasie sollte im Mondlichte mit Feen spielen, mit Nixen in Wellen plätschern, mit Salamandern in zackigen Flammen flackern, sie sollte traumartig wirken; man nahm es mit dem Ausdrucke, daß der Dichter in einer Art von Wahnsinn schaffe, sehr ernstlich. Es war aber nicht ein natürliches, sondern ein gemachtes, ein künstliches wiederbelebtes Mittelalter, es war Theorie und Grundsatz, so zu dichten, von der Philosophie der Zeit vielfach bestimmt, es war eine Spiegelung einer längst verschwundenen Zeit in einem ihr entwachsenen Bewußtsein, es war Manier; daher es nur scheinbar ein Widerspruch ist, wenn gerade die Romantiker das berüchtigte, zu viel verschrieene Prinzip der Ironie aufstellten. Indessen konnte es nicht fehlen, daß echt poetische Naturen, im Zorne über die Prosa, die selbst während der Glanzperiode neuer Poesie fortfuhr, breite Bettelsuppen zu kochen, und fortfahren wird, solange die Welt steht,

im Zorne darüber und im Gefühle des ewigen Rechtes, das sich die Naivität im Gebiete der Poesie vorbehält, dieser Schule sich anschlossen, die ja ohnedies in der jugendlichen Lyrik Goethes, in mancher seiner schönsten Romanzen und Balladen einen großen Vorfechter hatte. Je gesunder freilich diese Naturen, desto weniger konnten sie sich in der Einseitigkeit der Schule abschließen, desto gewisser nahm ihre Phantasie im Fortgange ihrer Läuterung auch das Element höherer Besonnenheit, plastischer Klarheit in sich auf. Tieck selbst fand, freilich nicht ohne viele und schwere Rückfälle, den Übergang in die Poesie gesunder, naturgemäßer, darum aber nicht gemeiner Wirklichkeit in seinen Novellen, Uhlands Muse beschränkte sich nicht auf die nordische Nebelwelt, sondern schwang sich, wenn sie auch ihre Gegenstände aus dem Mittelalter zu nehmen immer liebte, doch durch den Geist ihrer Auffassung und Darstellung in hellere Zonen, wo vom klaren Himmel edle, rein menschliche Gestalten in gediegener Rundung und scharfen Umrissen sich abheben.

Während nun diese Schule ihrem Ableben sich näherte, veränderte sich mehr und mehr die Physiognomie der Zeit. Die Revolution, der Liberalismus, die Technik, die materiellen Tendenzen, die Kultur, die alles beleckt, die Philosophie, die den letzten Rest des Unmittelbaren in die Vermittlung des Denkens hereinzuziehen systematisch fortfuhr, der Geschäftsdrang, der uns von Morgen bis Abend an den Arbeitsstuhl fesselt und der zehnten Muse, der Muße, ihr bißchen Lebensluft vollends zu erdrücken droht: alles dies verschwor sich gegen die poetische Stimmung und stellte vor die letzte Wiese, auf der ein Dichter schlendern mochte, den Schlagbaum der Sorge. Die Dialektik ergriff nun auch das sittlich soziale Leben und rüttelte mit kritischen Zweifeln an seinen bemoosten, uralten Grundpfeilern. Die Menschheit ist unverwüstlich gesund, sie wird auch aus diesen Wirren verjüngt aufstehen; aber der Poesie konnte man unter diesen Umständen wenigstens für die nächste Folgezeit keine heitere Zukunft prophezeien. Andere Tätigkeiten des Geistes, die Überlistung der Materie im Gebiete des Zweckmäßigen, die Wissenschaft werden die ersten Heilkräfte aus diesem Bade ziehen; die üblen Folgen für die Poesie zeigten sich bald. Man verlor den Standpunkt, aus welchem allein ein Dichter zu beurteilen ist, man rief ihn an: halt! nicht so schnell! du mußt dich erst ausweisen, ob du auch die Fragen

plation über, während bei Schiller freilich auch auf der Sonnenhöhe seiner Poesie Nebelflecken der prosaischen Reflexion sich zeigen und mitten im siegreichen Kampfe gegen diese ihm wohlbekannten Mängel der Tod ihn abrief.

Die romantische Schule war ein neuer Versuch, den Boden der Poesie dem Elemente der Naivität zurückzugeben. Da das Studium der Alten und der kritische Geist des Protestantismus vorzüglich es waren, welche die neue Poesie in jene Klarheit des Bewußtseins, aber auch nahe an die Schwelle der prosaischen Besonnenheit geführt hatten, so wurde nun das Mittelalter heraufbeschworen, das Volkslied, das Volksbuch zum Losungswort gemacht. Wenn so das subjektive Verhalten des Dichters zu seinem Stoffe ganz zur Naivität jener alten guten Zeit zurückkehren sollte, so wurde an die objektiven Gebilde der Phantasie eine entsprechende Forderung gestellt: die Welt, welche der Dichter darstellt, sollte, wie die Anschauungsweise des Mittelalters es meinte, nicht die Wirklichkeit mit ihrem verständigen Nexus darstellen, die Charaktere sollten nicht von einfach menschlichen Motiven zu einem klaren und konsequenten Handeln bestimmt erscheinen; die Natur sollte als Schauplatz von Wundern kaleidoskopisch ihre Gestalten wechseln, die Charaktere in geheimnisvollem Helldunkel zwischen unendlichen, unsagbaren Gefühlen und illusorischen Willenserregungen schwanken: kurz, die Welt sollte eine phantastische, abenteuerliche und märchenhafte sein, die Phantasie sollte im Mondlichte mit Feen spielen, mit Nixen in Wellen plätschern, mit Salamandern in zackigen Flammen flackern, sie sollte traumartig wirken; man nahm es mit dem Ausdrucke, daß der Dichter in einer Art von Wahnsinn schaffe, sehr ernstlich. Es war aber nicht ein natürliches, sondern ein gemachtes, ein künstliches wiederbelebtes Mittelalter, es war Theorie und Grundsatz, so zu dichten, von der Philosophie der Zeit vielfach bestimmt, es war eine Spiegelung einer längst verschwundenen Zeit in einem ihr entwachsenen Bewußtsein, es war Manier; daher es nur scheinbar ein Widerspruch ist, wenn gerade die Romantiker das berüchtigte, zu viel verschrieene Prinzip der Ironie aufstellten. Indessen konnte es nicht fehlen, daß echt poetische Naturen, im Zorne über die Prosa, die selbst während der Glanzperiode neuer Poesie fortfuhr, breite Bettelsuppen zu kochen, und fortfahren wird, solange die Welt steht,

im Zorne darüber und im Gefühle des ewigen Rechtes, das sich die Naivität im Gebiete der Poesie vorbehält, dieser Schule sich anschlossen, die ja ohnedies in der jugendlichen Lyrik Goethes, in mancher seiner schönsten Romanzen und Balladen einen großen Vorfechter hatte. Je gesunder freilich diese Naturen, desto weniger konnten sie sich in der Einseitigkeit der Schule abschließen, desto gewisser nahm ihre Phantasie im Fortgange ihrer Läuterung auch das Element höherer Besonnenheit, plastischer Klarheit in sich auf. Tieck selbst fand, freilich nicht ohne viele und schwere Rückfälle, den Übergang in die Poesie gesunder, naturgemäßer, darum aber nicht gemeiner Wirklichkeit in seinen Novellen, Uhlands Muse beschränkte sich nicht auf die nordische Nebelwelt, sondern schwang sich, wenn sie auch ihre Gegenstände aus dem Mittelalter zu nehmen immer liebte, doch durch den Geist ihrer Auffassung und Darstellung in hellere Zonen, wo vom klaren Himmel edle, rein menschliche Gestalten in gediegener Rundung und scharfen Umrissen sich abheben.

Während nun diese Schule ihrem Ableben sich näherte, veränderte sich mehr und mehr die Physiognomie der Zeit. Die Revolution, der Liberalismus, die Technik, die materiellen Tendenzen, die Kultur, die alles beleckt, die Philosophie, die den letzten Rest des Unmittelbaren in die Vermittlung des Denkens hereinzuziehen systematisch fortfuhr, der Geschäftsdrang, der uns von Morgen bis Abend an den Arbeitsstuhl fesselt und der zehnten Muse, der Muße, ihr bißchen Lebensluft vollends zu erdrücken droht: alles dies verschwor sich gegen die poetische Stimmung und stellte vor die letzte Wiese, auf der ein Dichter schlendern mochte, den Schlagbaum der Sorge. Die Dialektik ergriff nun auch das sittlich soziale Leben und rüttelte mit kritischen Zweifeln an seinen bemoosten, uralten Grundpfeilern. Die Menschheit ist unverwüstlich gesund, sie wird auch aus diesen Wirren verjüngt aufstehen; aber der Poesie konnte man unter diesen Umständen wenigstens für die nächste Folgezeit keine heitere Zukunft prophezeien. Andere Tätigkeiten des Geistes, die Überlistung der Materie im Gebiete des Zweckmäßigen, die Wissenschaft werden die ersten Heilkräfte aus diesem Bade ziehen; die üblen Folgen für die Poesie zeigten sich bald. Man verlor den Standpunkt, aus welchem allein ein Dichter zu beurteilen ist, man rief ihn an: halt! nicht so schnell! du mußt dich erst ausweisen, ob du auch die Fragen

der Gegenwart, die großen sozialen Probleme in dein Gedicht aufgenommen hast! Nun soll sich freilich die Brust des Dichters niemals der Gegenwart und ihrer bewegenden Ideen verschließen, aber es fragt sich, ob diese Ideen reif sind zur poetischen Gestaltung, und darum kümmerte man sich nicht, man übersah, daß es sich nicht nur darum handelt, o b der Dichter die Zeitfragen, sondern noch vielmehr w i e, ob er sie auf poetische Weise in sein Werk aufgenommen, ob er sie in ästhetischen Körper gewandelt hat. Produkte, denen man die didaktische Tendenz, die Absicht, modern zu sein, an der Stirne ansah, wurden um des bloßen Stoffes willen als Gedichte gerühmt. Ein Lyriker, dessen produktive Jugend noch in die letzten Tage der Romantik fiel, versetzte dieses Element mit den giftigen Stoffen einer Ironie, welche von der modernen Stimmung die negative Seite ohne das Gegengift in sich aufgenommen hatte, trat als letzter Ausläufer, als irrendes Streiflicht dieser poetischen Abendröte hervor: H e i n e. Er ist die giftig gewordene Romantik, der faulige Gärungsprozeß, der ihre Auflösung in ein Afterbild der modernen Freiheit des Selbstbewußtseins darstellt, aber indem er auch in diesem Tun genial blieb, in glänzenden, bunten Farben schillert und noch auf einen Augenblick den Gegensatz der Naivität und einer sich selbst überspringenden, perfiden Bewußtheit zu einer im Entstehen verschwindenden Einheit zusammenbindet. In Heine stellt sich eigentlich erst dasjenige dar, was Hegel unter Ironie versteht und so eifrig bei jeder Gelegenheit verfolgt.

Seither suchen wir eine neue Poesie und haben sie noch nicht gefunden, werden sie vielleicht erst in später Zukunft finden. In der Hast, Verwirrung und Unmuße dieses Suchens muß sich der Freund der Poesie nach einer Labung sehnen. Wo sprudelt sie denn noch, die klare Waldquelle mit ihren frischen Wassern? Wo duftet die reine Erdbeere in kühlen, unbetretenen Gründen, auf der noch der Duft der Naivität liegt? Gewiß, hier, in diesen Gedichten sprudelt der frische Quell, duftet die kühle Frucht! Unbekannt der Welt, in ländlicher Stille den Pfaden der Phantasie nachgehend, schüttet uns hier ein reicher Genius den vollen Segen aus.

Wenn ich hier nun vor allem sage, daß es ein naiver Dichter ist, welchen einzuführen ich unternehme, so habe ich nicht vergessen, daß in dem Sinne wie der Dichter des Mittelalters kein moderner naiv

sein kann und soll. Auch ist gar nicht die Rede von einem sogenannten Naturdichter, sondern von einem Mann, der auf reichen Bildungswegen die Schätze des Altertums, die Kämpfe des ringenden Bewußtseins in Leben und Wissenschaft nicht von sich abgewiesen, aber auch nur so daran teilgenommen hat, wie die Biene, die über Blumen und Disteln hinfliegt, den Honig daraus zu saugen. Er tritt hier als Lyriker vor uns, aber es ist, wie schon oben bemerkt, nicht sein erster Besuch, er gab der Literatur vor sechs Jahren schon einen Roman, der in unverdientem Dunkel blieb. Doch sind es die Erstlinge seiner Muse, zum Teil schon in jenes epische Werk eingeflochten, die er mit wenigen späteren Geschenken des Genius in einen Strauß gebunden uns hier reicht. Die Mehrzahl dieser Lieder nun ist als naiv in dem Sinne zu bezeichnen, daß sie in der Stimmung des Volkslieds empfangen sind; man sieht ihnen an, daß sie gesungen sind, wie der Vogel singt, der auf dem Zweige sitzet, durchaus geworden, nicht gemacht, im Ausdruck schlicht; wie das Volkslied kann man sie nicht lesen, ohne sie innerlich oder laut in die Lüfte zu singen; die Empfindung ist ganz in der Gestalt ausgesprochen, wie sie in dem einfältigen Gemüte des Volkes unvermischt und unreflektiert waltet. Haben wir — da die mittelalterlich naive Gestalt des Bewußtseins ein integrierendes Moment des Romantischen ist — diese Naivität als romantisch zu bezeichnen, so ist in diesem Zusammenhange sogleich ein wesentlicher weiterer Charakterzug dieser Gedichte hervorzuheben: Mörike liebt das Wunderbare, das Geister- und Märchenhafte, kurz das Phantastische in einem Grade, in welchem nur die norddeutschen Romantiker, aus der schwäbischen Gruppe bloß Justinus Kerner es zum herrschenden Geiste ihrer Poesie erheben, während Uhland und Schwab lieber mit den markigen Gestalten und Handlungen gediegener Charaktere verkehren und das Wunder, wo sie es aufnehmen, häufig aus der Objektivität heraus als bloß inneres Phänomen ins Bewußtsein hineinrücken, wie z. B. Uhland in seinem trefflichen „Der Waller". Eine strenge ästhetische Gesetzgebung wird nun allerdings behaupten, daß das moderne Ideal, wie es durch Verschmelzung des romantischen Gehalts mit der Schärfe der klassischen Form unsere großen Dichter Goethe und Schiller hingestellt haben, ein für allemal nicht eine phantastisch-taumelnde, sondern eine Welt naturgemäßer und innerhalb der Be-

bingungen des Naturgemäßen zum Ideale gereinigter Wirklichkeit in Anspruch nehme, daß ebendaher die Romantik, sofern sie Poesie des Phantastischen ist, zu den ausgelebten Gestalten des Bewußtseins zurückzulegen sei. Was ferner die Gesittung und das geistige Verhalten überhaupt betrifft, worin die Poesie als dem Schauplatze ihrer Darstellung sich bewegt, so wird verlangt werden, daß sie die Kämpfe des modernen Bewußtseins, die Wirren des tausendfach gebrochenen und reflektierten geistigen Lichtes, das Skeptische und Ironische in unsern Zuständen keineswegs abweisen und dagegen die verschwundene altdeutsche Einfalt als das Höchste setzen dürfe. Ich antworte: der wahre Dichter unserer neuesten Zeit wird in jenen Gebieten des Unbestimmten, Traumartigen und der glücklichen Blindheit eines unkritischen Bewußtseins freilich nicht seine bleibende und einzige Wohnstätte aufschlagen; diese Klänge werden, nur unter anderen, auch bei ihm vorkommen; aber sie werden es auch gewiß, wenn wir ihm das spezifisch Poetische in ungemischter Echtheit sollen zuerkennen dürfen. Es ist nicht die höchste und reinste Gestalt der Phantasie, wo sie traumartig phantastisch wirkt, aber wer eine reiche Phantasie hat, der wird ihr neben der höheren und rein idealen Tätigkeit gerne auch diese Spiele gönnen. Er wird dazu um so mehr berechtigt sein, weil die Poesie dem platten Verstande, der von ihr nur eine Kopie der Dinge in ihrer gemeinen Deutlichkeit erwartet, von Zeit zu Zeit in phantastischer Gestalt entgegentreten und ihm ihr zauberisches Traumgefühl zeigen muß, auf daß sein Herz erschrecke und er sehe, daß er sich getäuscht habe, wenn er in der Einfachheit und Klarheit des poetischen Ideals Zugeständnisse für seine prosaische Weltansicht zu finden glaubte, daß der poetische Genius die Dinge nicht läßt, wie sie sind, sondern auf einen neuen, geistigen Boden versetzt und umgestaltet. Ebenso, was die Gestalt des vom Dichter ausgesprochenen Bewußtseins betrifft, ist die schlichte Unbewußtheit des Volkslieds, seine wortarme Innigkeit allerdings nicht die Gesittung und Stimmung, auf welche ein moderner Dichter die Poesie kann beschränken wollen; aber wenn er sich diejenige Naivität, welche, bei allem übrigen Unterschiede in den Graden der Reflexion des Bewußtseins auf sich selbst, ein spezifisches Merkmal der Poesie aller Zeiten bleiben muß, rein bewahrt hat, so wird er dies unter anderem immer auch dadurch beweisen, daß

er naive Lieder im engeren Sinne der volkstümlichen Naivität dichtet. Es ist nicht die einzige, aber es ist eine Probe des Dichters, daß er auch in dieser Region sich unbefangen bewege, und ich gestehe: wenn man mich fragt, ob derjenige Grad von Reflexion und Bewußtheit, den die Gedichte Rückerts an der Stirn tragen, nicht über die Grenze der echten Poesie hinausgehe, so suche ich bei ihm ein Lied, ein reines Lied im Tone der Naivität, der volkstümlichen Stimmung; ich suche und finde, daß er, wo er naiv sein will, sich immer nicht enthalten kann, witzig zu sein, und nun zweifle ich, bei aller übrigen gerechten Bewunderung seiner Kunst, ob wir ihn unter die Dichter zählen dürfen, bei denen das Spezifisch-Poetische rein und unvermischt wirkt. Gehe ich aber an Uhlands Haus vorüber, sehe ich eine Truppe von Handwerksburschen Arm in Arm vorüberziehen und höre sie mit dem Ausdruck der innigsten Empfindung singen: „Ich hatt' einen Kameraden" usw., unbewußt, wer der Verfasser sei, nicht ahnend, daß er ihnen aus dem Fenster zuhört, dann weiß ich gewiß, daß Uhland ein echter Dichter ist.

Wir haben aber erst die eine Seite unseres Dichters ins Auge gefaßt, die naive. Der Bruch mit der Naivität hat seinen Ursprung in einem Bruche des Geistes mit der Natur und Unmittelbarkeit überhaupt. Die zwei Flüsse Natur und Geist giengen im Altertum vereinigt in einer Strömung, das Christentum riß sie auseinander, um sie höher zu versöhnen. Wir schiffen auf dem einen und blicken sehnsüchtig nach den Ufern des andern hinüber — was Schiller sentimental nennt. Ruht der naive Volksdichter noch halb unbewußt in der Substanz, so blickt der sentimentale mit wehmütigem Auge nach ihr, von der er sich getrennt weiß, hinüber, wie nach dem verlorenen Glücke der Kindheit. Bei diesem Gefühle des Gegensatzes darf es nicht bleiben, dies wäre die falsche, die schwächliche Sentimentalität. Er wird die Natur wieder zu sich herüberziehen, an seiner Brust erwärmen, und sie wird wie Pygmalions Statue vom Marmorgestell steigen. Ist es überhaupt Aufgabe des ästhetischen Ideals, daß es personbildend sei (man gestatte mir Schleiermachers geistvollen Ausdruck), so wird uns der Dichter stets die vor dem Verstande und jeder prosaischen Betrachtung getrennten Hälften der Welt, Subjekt und Objekt, Natur und Geist zu einem Ganzen vermählen, so daß der e i n e Mensch wieder dasteht, der in der Urzeit

in bewußtloser Unschuld sich als Einheit von Seele und Leib genoß, dann durch Schuld und Zerrissenheit seine Einheit einbüßte, um sie verdoppelt wiederzugewinnen. Der Dichter wird der Natur ein Auge geben, daß sie geistig blicke, und einen Mund, daß sie rede; er wird den Menschen mit Sonne und Erde, Fluß und Wald wieder in den ursprünglichen Rapport setzen und an die Brust der Mutter zurückführen, er wird dadurch die ganze gewaltige Erschütterung hervorbringen, wie nach Plato der Weise staunend erschrickt, von der ἀναμνησις der ewigen Idee der Schönheit überrascht, wenn er eine schöne Gestalt erblickt. Ich hoffe, durch wenige Proben darzutun, daß unser Dichter den Zauberstab führt, diese Beseelung der Natur und diese Naturwerdung des Geistes, wodurch die Persönlichkeit des Weltalls hergestellt wird, zu bewirken.

Aber nicht nur die äußere Natur ist durch jenen Bruch des Bewußtseins uns zu einem gegenüberstehenden Objekte geworden, das wir aufs neue erst wieder herüberzubringen streben, auch das Bewußtsein des Subjekts hat sich in sich verdoppelt, das Ich ist sich selbst in einer Schärfe der Trennung, die keinem früheren Bildungs zustande möglich war, Objekt geworden, und in der modernen Poesie wird daher auch der Mensch als ein sich selbst gegenüberstehendes und sich suchendes Wesen erscheinen, er wird sich als sein Doppelgänger ins Auge sehen und sich als seinen alten Bekannten wiederfinden, er wird sich seiner erinnern. Dem Manne wird an der Stätte, wo er seine Jugendjahre durchlebt, der Knabe begegnen, der er war; die Gestalten seines Bewußtseins, durchlebt oder noch gegenwärtig, werden ihm im Spiegel erscheinen, das Gefühl wird sich selbst beschauen, ohne darum seine Wahrheit zu verlieren, selbst der Witz wird in den Wogen der eigenen Gemütswelt seine Delphine scherzen lassen, ohne sie darum zu trüben; ja die Mängel der eigenen Individualität und jeder andern wird der Geist im Bewußtsein der Notwendigkeit dieses Widerspruchs humoristisch belächeln. Doch daß wir nicht sogleich von tieferer Komik hier reden; Mörikes Laune klingt in dieser Sammlung nur als epigrammatischer Witz und hie und da in Balladen als phantastische Komik, den eigentlichen Humor, der nicht ein einzelnes Bild oder ein Witz, sondern eine Weltanschauung und eine Persönlichkeit ist, hat er sich für das epische Feld vorbehalten, wie denn der Roman Maler Nolten in Larkens

und in dem Barbier Wispel zwei treffliche humoristische Figuren, jene im hohen, diese im niedrigeren Style, aufzuweisen hat, deren Einführung zwischen die ernsten Figuren dem Ganzen eine Begleitung der tiefsten Ironie gibt, um so mehr, da die humoristische Laune des Schauspielers Larkens auf Melancholie ruht. Hier ist von dem Übergange im allgemeinen zu reden, den Mörikes Muse aus der Dämmerung volkstümlicher Naivität in das bisher bezeichnete Reich des bewußten Geistes, in das helle Licht der Besonnenheit und künstlerischen Weisheit genommen hat.

Offenbar nun ist es, die Universalität und schöne Humanität des Gemüts als erste Bedingung natürlich vorausgesetzt, der Geist der Griechen und Römer, der in ihm die Vereinigung der germanischen Innigkeit und der nordischen Phantasie mit der hellen und heiteren Form der höheren künstlerischen Bewußtheit vermittelt hat. Die griechischen und römischen Elegiker vorzüglich und das alte Epigramm scheinen von großem Einfluß auf ihn gewesen zu sein. Der heitere, harmonische Geist der alten Lyrik, wo auf mäßig erregten Wellen des Gefühls oder Affekts der Geist sich im Kahne der Betrachtung schaukelt und bald fröhlich, bald wehmütig, das Maß des Schönen niemals überspringend, in das Spiel hinuntersieht, diese Grazie, dieses Ebenmaß, wie es ihm freilich in noch höherer Bedeutung aus dem Epos und der Tragödie der Griechen und aus Goethe, dem modernen Homer, entgegentrat, um ihn zu größeren und objektiveren Dichtwerken zu begeistern: dies war es, was unsern Dichter aus dem Schattenreich der Träume in den hellen Äther, aus dem gotischen Dunkel in die lichten Säulengänge der Weisheit heraufführte. Ich rede hier nicht nur von denjenigen seiner Gedichte, welche nach Inhalt und Form antik sind, sondern auch von solchen, die ganz das romantische Gemüt atmen mit seinem Mystizismus und der Unendlichkeit des innern Nachhalls, den jede angeschlagene Saite in ihm weckt: auch diese erscheinen durch diese Klärung und Lichtung des Formsinns in einer so edlen und ideellen Form, wie Goethe, Schiller, Hölderlin, genährt vom Genius der Alten, sie in ihre Gewalt bekamen. Wo aber der Dichter wirklich ins alte Hellas wandert und in seinen Tempeln die alten Götter aufsucht, da am bestimmtesten ist er mit Hölderlin zu vergleichen. Die alte Mythologie ist für uns eine Sammlung abgebleichter Gestalten, wir wissen,

es sind allgemeine Potenzen, Krieg, Recht, Liebe, Wein usw., die hier versinnbildlicht sind, und sie erscheinen uns daher, in der jetzigen Kunst und Poesie nachgeahmt, als kalte Allegorien, solange der Dichter nicht die Schöpferkraft hat, diese Schatten neu zu beleben. Dies kann ihm nur gelingen, wenn er (freilich klarer und mit bloß poetischer Illusion) den Prozeß in sich wiederholt, wodurch die Götter entstanden. Es hat wohl noch jetzt jeder solche Momente, wo es ihm plötzlich ganz begreiflich wird, wie die Alten auf die Dichtung der Götter kamen; es sind Momente, wo wir auf eklatante Weise eine natürliche oder sittliche Macht in ihrer ganzen Bestimmtheit und Notwendigkeit jedes Einzelne, das sie umfaßt, überwinden und widerstandslos sich ausbreiten sehen. Ein plötzlicher Schrecken ergreift eine Masse, oder ein plötzlicher Mut; eine gewaltige Bewegung der Phantasie verschlingt in einem Subjekte die nüchterne Besonnenheit des Verstandes und redet aus ihm in der Sprache dunkler Bilder; die Leidenschaft der Liebe reißt jeden Vorsatz, den ihr der Wille entgegenzustemmen sucht, mit fort; der Wein benebelt Sinn und Verstand: hier scheint eine Notwendigkeit gegeben, deren Zusammenhang sich durch kein vermittelndes Denken explizieren lasse, die Alten standen ohnedies nicht auf dem Standpunkte des Pragmatismus, der aus Gründen erklärt, und die Grenze der Beobachtung überhaupt oder der Selbstbeobachtung ward (wie Schleiermacher es scharfsinnig von dem christlichen Glauben an den Satan nachweist) dadurch mit bunter Hülle verdeckt, daß man den Grund der Erscheinung aus dem Innern des Subjekts oder aus dem Naturzusammenhang hinauswarf in eine außerweltliche Person und sagte: das hat ein Gott getan. Ebenso, auch ohne Beziehung auf das subjektive Leben, wenn wir das Wirken einer Naturpotenz in seiner Prägnanz, wie es alles, was in ihre Sphäre fällt, mit siegreicher Sicherheit trägt, nährt oder zerstört, in ästhetischer Stimmung betrachten, so werden wir uns leicht in die Anschauung hineinfühlen, daß hier ein Gott walte. Das Licht: wie nahe liegt es, dieses alle Räume durchfliegende, siegreiche, manifestierende Wesen zu vergöttern! In diesem Geiste hat Hölderlin in seinem Gedicht „An den Äther" den Drang aller Wesen nach freier Luft, an sich eine ganz einfach physische Erscheinung, die dem Naturforscher nichts als ein Bedürfnis von Sauerstoff usw. ist, so edel dargestellt, daß uns

der Luftraum ganz von selbst zu einem Subjekt, zu einem Gott wird. Wir werden Ähnliches bei Mörike finden. Natürlich wird der germanische Dichter diesen Göttern einen Zug von Geistigkeit und Verklärung leihen, den sie in ihrer alten Heimat nicht hatten, wie Goethe auch der Iphigenie sein deutsches Herz einhauchte, wie Uhland im Ver sacrum einer düsteren Vorstellung einen wohltuend edlen Ton im Geiste der Humanität hellerer Zeiten lieh. Uhland hat ebenfalls aus dem gotischen Dämmerscheine zu einer idealen Klassizität den Übergang gefunden; auch innerhalb der volkstümlichen und mittelalterlichen Sphäre liebt er das Klare und Gediegene, scharf umrissene Charaktere, während Mörike, wo er in dieser Sphäre verweilt, im Geiste eines Arnim und Brentano die Phantasie durch Nebelheiden schweifen, auf schnaubendem Rappen an Elfen und Feen vorüberjagen läßt. Seine Phantasie ist in diesem Gebiete träumerischer, schwelgerischer, verweichlichter und verzogener als die Uhlandsche, der gerade diejenige Trockenheit im rechten Maße besitzt, die der Poesie als sichere und feste Basis so notwendig ist wie dem Körper die Ferse und der Ballen, um sich fest an den Boden zu stemmen. Einigen Liedern fehlt aber auch Uhlands und Schwabs kernige Bestimmtheit nicht, und in weiteren Sphären erhebt er sich entschieden zu künstlerischer Klarheit.

Hat sich dieses offene Gemüt auch den Schmerzen und Leiden des modernen geistigen Lebens erschlossen? Daß die Gestalt der zerrissenen Subjektivität ihm nicht fremd ist, beweist eine der schönsten Partien im Maler Nolten, welche sich doch von jeder häßlichen Disharmonie und negativen Ironie ganz ferne hält. Als Lyriker aber bleibt er ganz im Geleise einer harmonischen Stimmung; die Töne des Schmerzes werden nie zum wilden Schrei, die Wunden heilen leicht, es ist hier nichts Titanisches, nichts Byronsches zu sehen. Sein Genius erscheint in dieser Milde mehr als ein weiblicher denn als ein männlicher, man fühlt jenen Geist der Sänftigung alles Wilden, der Ebnung alles Unebenen und Heilung alles Verstörten, den eine edle Weiblichkeit um sich verbreitet.

Am wenigsten wird der Wohlschmecker, der das Wildbret nur im Übergange zur Fäulnis liebt, in diesem Büchlein seine Rechnung finden, er wird nichts von dem haut goût der Blasiertheit und Abgeschlagenheit entdecken. Unser Dichter ist, wie billig, in natür-

lichen Dingen unverblümt, die Sinnlichkeit pulsiert in voller Kraft, aber es ist die Kraft der Jugend, nicht der künstliche Reiz abgeschwächter Natur. Man halte uns nicht für pedantisch; es sollen der Dichtkunst objektiv keine Grenzen gesteckt werden, sie beleuchte immer mit ihrer Fackel die dunkelsten Falten des Seelenlebens, sie lasse uns den ganzen Trotz prometheischer Empörung sehen, sie durchwandre die Höhlen der tiefsten Verwirrung und Verirrung; sie fahre kühnlich in die Hölle, wie die Legende von Christus erzählt. Nur ihr Engel verlasse sie nicht. Und solange kein Dichter da ist, der die Wehen des jüngsten Zeitgeistes treu an der Hand dieses Begleiters durchwandert hat, seien wir zufrieden, eine edle Muse mit rein harmonischen Gestalten verkehren zu sehen.

Wir wollen jetzt unsern Dichter durch die in unbestimmtem Umrisse bezeichneten Sphären begleiten und uns dadurch das Bild seiner Persönlichkeit zu individueller Bestimmtheit erheben.

Nicht wenige dieser Lieder bewegen sich so natürlich und so ganz von selbst im Elemente der Naivität, daß man schlechtweg sagen muß: dies sind Lieder, echte Lieder, daß man bei den ersten Zeilen schon von weitem jene Melodien hört, nach welchen junge Bursche und Dirnen des Sonntags unter der Linde des Dorfes ihre alten Lieder singen. Man lese folgenden einfachen Klang aus dem Herzen treulos verlassener Liebe:

Agnes.

Rosenzeit! Schnell vorbei,
Schnell vorbei
Bist du doch gegangen!
Wär mein Lieb nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Um die Ernte wohlgemut,
Wohlgemut,
Schnitterinnen singen.
Aber ach! mir kranken Blut,
Mir kranken Blut
Will nichts mehr gelingen.

Schleiche so durchs Wiesental,
So durchs Tal,
Als im Traum verloren,
Nach dem Berg, da tausendmal
Tausendmal
Er mir Treu geschworen.

Oben auf des Hügels Rand,
Abgewandt,
Wein' ich bei der Linde,
An dem Hut mein Rosenband,
Von seiner Hand,
Spielet in dem Winde.

Hier ist nichts zu deklamieren, keine Rhetorik, man muß singen, sogleich singen, man hört schon innerlich die Töne des wehmutsvollen Refrains im Echo der Täler verklingen, so hinschwindend, so vergehend, wie die Gestalt, die wir vor uns sehen und die nichts ist als eine todkranke Erinnerung an ein entschwundenes Glück; sie sagt es nicht, nur in abgebrochenen Lauten entbindet sich der Schmerz, aber sie *ist* es. Dadurch ist Ohr und Auge der Phantasie gerade so, wie es durch die echte Lyrik soll, angesprochen, wir sehen vor uns und hören diese tönende Gestalt der Unglücklichen, Sinn und Musik fallen in *eins*, und unser ganzes Herz klingt und tönt sympathetisch mit. Die Schlußlosigkeit ferner ist ganz im Charakter des reinen Lieds: das flatternde Band schwebt noch eine Weile vor unsrer Phantasie, ein Bild der Untreue, und unser Gefühl zittert wie in unbestimmt verschwebenden Tönen der Windharfe fort.

Milder, doch ebenso tief aus dem Herzen, klagt das verlassene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken,
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Träne auf Träne dann
Stürzet hernieder,
So kommt der Tag heran —
O gieng er wieder!

Nicht so hinreißend musikalisch ist dieses Lied, mehr betrachtend, wie das Mädchen selbst äußerlich ruhig vor dem knitternden Feuer steht, aber ganz ebenso wie das erste nicht nur auf die Empfindung, sondern durch ein bestimmtes klares Phantasiebild erst auf diese wirkend. Überhaupt, wenn alle Poesie der Phantasie, welche wesentlich ein inneres Sehen ist, ein bestimmtes Bild vorüberführen muß, wie kann die Lyrik, welche allerdings mehr als die andern Gattungen der Poesie noch unmittelbar mit der Musik verwachsen im Elemente subjektiver Empfindung verweilt, in ihrer Art dennoch dieser Pflicht genügen? Ein bestimmtes Bild muß auch sie geben, und zwar noch außer dem rhythmisch-musikalischen Sprachkörper. Spricht nun der Dichter rein subjektiv seine eigene Empfindung aus, so ist der Körper, den diese dennoch auch so annehmen muß, seine eigene Person, ganz erfüllt von der dargestellten Gemütsbewegung. Darum sind jene Gedichte „An die" usw., die jetzt immer seltener vorkommen, so prosaisch. „An die Freundschaft, die Freude, die Unsterblichkeit u. dgl." Da stellt der Dichter den Gegenstand als ein Abstraktum aus sich hinaus sich gegenüber und singt an ihn hin, er bleibt äußerlich. Der Dichter soll vielmehr sich selbst als durchdrungen von der darzustellenden Empfindung einführen, sie soll e i n s mit ihm sein, nicht er soll an sie hin, sondern sie soll aus ihm singen, dadurch ist sie individualisiert, verkörpert; der Dichter selbst ist die tönende Gestalt. Ein bestimmterer Schritt zur Objektivität und der Keim des Epischen und Dramatischen innerhalb der Lyrik, der sodann in der Ballade und Romanze schon deutlich hervortritt, ist es, wenn der Dichter sein Gefühl in eine fremde Gestalt, die er vor uns hinführt, so hineinlegt, daß diese durchaus das Organ wird, durch welches hindurchklingend jene Empfindung zu uns herübertönt. Mit der

objektiveren Form muß hier auch der Gehalt objektiver, er kann nicht ein unbestimmtes Privatgefühl sein, und der Dichter hat zu bewähren, daß er sich in jede menschliche Lage hineinzuempfinden vermag. So steht hier das arme verlassene Kind sinnend am Feuer, sie hat bei dem gewöhnlichen Geschäfte des Haushalts ihr Unglück vergessen, da plötzlich kommt die Erinnerung desselben über sie: hier haben wir ein ganz klares kleines Gemälde, wer es nicht innerlich deutlich sieht, muß kein geistiges Auge haben; dieses Gemälde ist aber ganz lyrische Empfindung.

Einen andern Charakter nimmt der Schmerz über die Untreue des Geliebten an in dem schönen „Lied vom Winde". Der Wind singt dem liebenden Mädchen das Lied von der Untreue, sie hält ihn an: „Sausewind! Brausewind! Dort und hier, Deine Heimat sage mir!" Der Wind will nicht Rede stehen: „Kindlein, wir fahren Seit vielen Jahren Durch die weit weite Welt, Und möchten's erfragen, Die Antwort erjagen Bei den Bergen, den Meeren, Bei des Himmels klingenden Heeren, Die wissen es nie" usw. Da fragt sie die Winde: „Halt an, gemach, eine kleine Frist! Sagt, wo der Liebe Heimat ist, Ihr Anfang, ihr Ende?" und erhält die Antwort: „Wer's nennen könnte! Schelmisches Kind! Lieb ist wie Wind, Rasch und lebendig, Ruhet nie, Ewig ist sie, Aber dein Schatz nicht beständig" usw. Dies schöne Lied stellt jene organische Einheit, in welche Gehalt und innere sowohl als äußere Form miteinander treten sollen, besonders musterhaft dar; jene instinktmäßige Symbolik hat es gedichtet, die in Wort und Rhythmus die Naturerscheinung und eingehüllt in ihre Anschauung die geistige Bewegung an Ohr und Sinn bringt. Weil wir eben von dem Thema der unglücklichen Liebe reden, weise ich hier noch auf das echt im Volkston gehaltene Lied „Die Schwestern" hin. Zwei Schwestern gleichen einander wie ein Ei dem andern, man wird ihre lichtbraunen Haare nicht unterscheiden, wenn du sie in einen Zopf flichtst, sie sitzen an einer Kunkel, schlafen in einem Bett, aber:

„O Schwestern zwei, ihr schönen,
Wie hat sich das Blättchen gewendt!
Ihr liebet einerlei Liebchen —
Jetzt hat das Liedel ein End'."

Doch einmal wird die Liebe auch glücklich, es gilt nur noch zu warten, und man hat indessen Zeit zu einem Scherze (Die Soldatenbraut). Den verliebten Jägersmann erinnert des Vogels Tritt im Schnee an die zierlichen Züge, die ihm die Hand des Liebchens aus der Ferne schreibt: „Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee" usw. (Jägerlied). Wie niedlich, wie lieblich ist dieser Gedanke, bei den zierlichen Fußstäpfchen der Wachtel, des Rebhuhns im Schnee der Federzüge des Liebchens träumerisch zu gedenken! Wie einfach groß dann der zweite Vers, wo der schlichte Jägersmann den Reiher in die Lüfte hoch steigen sieht, dahin weder Pfeil noch Kugel fleugt: „Tausendmal so hoch und so geschwind Die Gedanken treuer Liebe sind." Endlich vereinigt wohl auch eine glückliche Stunde die Getrennten zu ungeteilter Gegenwart, und in unschuldigem Mutwillen läßt uns der Dichter ihr Glück erraten, da wir am Morgen nach einer stürmischen Nacht einen schönen Burschen einem schüchternen Mädchen auf der Straße begegnen sehen: „Wie sehn sich freudig und verlegen Die ungewohnten Schelme an! Das Mädchen geht vorüber, — Der Bursche träumt noch von den Küssen, Die ihm das süße Kind getauscht, Er steht, von Anmut hingerissen, Derweil sie um die Ecke rauscht" (Begegnung).

Das letztere Lied gehört nicht mehr ganz unter die volkstümlichen; die Sprache ist die der Gebildeten, anmutige Betrachtung, der Stoff aber in seiner Einfachheit und unschuldigen Sinnlichkeit naiv. Nach Sprache und Ton ganz im Volkselemente hält sich das hübsche, schalkhafte Lied: Storchenbotschaft. Der Schäfer ruht in seinem Wagen, da knopert und klopft es, bis er öffnet, da stehen zwei Störche aus der Heimat am Rhein und gestehen ihm klappernd, daß sie ein Mädel ins Bein gebissen haben; da sie zu zweien sind, so fragt der Schäfer: es werden doch, hoff' ich, nicht Zwillinge sein? Da klappern die Störche im lustigsten Ton, Sie nicken und knixen und fliegen davon. Mit glücklichem Takte benutzt der Dichter bei solchen Stoffen altertümliche oder provinzielle Formen, wie im Anfang echt volksmäßig: „Des Schäfers sein Haus, und das steht auf zwei Rad, Steht hoch auf der Heiden so frühe wie spat." Ziefer für Geziefer u. dgl.

Die Phantasie, in der Dämmerung volkstümlichen Bewußtseins schweifend, irrt gerne in das Reich der Wunder, der Phantasmagorie

hinüber, und in dieser Art ist denn alles, was uns der Dichter von Balladen und Romanzen gibt. Kein historischer Stoff im engeren oder weiteren Sinne, lauter mythische, märchenhafte. Wir haben hierüber bereits oben gesprochen. Es soll diese Region dem Dichter keineswegs verschlossen oder verkümmert werden; es ist aber zu wünschen, daß er seine Phantasie an den markigen Gestalten der Geschichte zur Begrenzung und Bestimmtheit zusammennehme. Dann wird es ihm gelingen, große Leidenschaften, welthistorischen Gehalt in rein menschlichen Sphären wirkend, darzustellen. Der unstete Fackelschein ist schön, aber wir sehnen uns doch auch nach der reinen Flamme der Weisheit; Mondschein ist schön, aber nach seinem ungewissen Lichte möchten wir auch die Sonne, nach der Nacht den Tag. Es erscheint hart und paradox, aber es kann nicht verschwiegen werden: das Premieren des Wunderbaren in der Poesie ruht ebenso auf dem abstrakten Verstande wie der Feind, gegen den eben das Wunderbare opponierend auftritt, die prosaische Weltansicht. Die prosaische Weltansicht hält die naturgemäße Wirklichkeit für gott- und geistverlassen; die Phantastik läßt Gott und Geist in dieselbe einbrechen, aber indem dies auf wunderbare Weise geschieht, also die Naturgesetze erst weichen müssen, damit die Idee Platz habe, ist zugestanden, daß der gesunde Verlauf an sich die Idee ausschließe: was eben das Prinzip der Prosa ist. Es ist wie der Supranaturalismus in der Theologie. Mörike schwebt, er hat die Füße nicht am Boden, er hat Schritte getan, ihn zu gewinnen, den größten in seinem Roman, allein er tue noch entschiednere und reinige sich vollends von allem Trüben und Bodenlosen. Heimisch ist es unserem Dichter bei den Nixen in ihrer kristallenen Grotte, im Zauberleuchtturm, wo des Zauberers Tochter die Schiffer hinlockt, daß Schiff und Mann zu Grunde sinkt, einen Geisterzug sieht er nächtlich zum Mummelsee schweben, er hört leise die Gebete der Geister schwirren, sie tragen ihre Königin zu Grabe, versenken ihren Sarg in die Wogen, die in grünlichem Feuer über ihm zusammenschlagen, und tief unten hört man nun ihre Lieder summen. Es ist nicht die breitgetretene und tausendmal dagewesene Balladenmanier, Mörike ist ganz Dichter und zieht uns, als hätten wir diesen Eindruck zum ersten Male, ganz in diese mystischen, bangen Gefühle und Anschauungen hinein. Besonders mit dem unsteten

Geiste des Windes hat er gerne zu tun. Jung-Volker, der lustige Räuber (eine herrliche Figur aus dem Maler Nolten), ist vom Winde empfangen, seine Mutter, ein schön frech*) braunes Weib, wollte nichts vom Mannsvolk wissen, sie rief lachend: möcht' lieber sein des Windes Braut, denn in die Ehe gehen! Da kam der Wind, da nahm der Wind Als Buhle sie gefangen: Von dem hat sie ein lustig Kind In ihren Schoß empfangen. Die schöne Müllerstochter lockt den Rittersohn in ihre Mühle, er will sie umarmen, da sausen und singen ihre Zöpfe im Winde, da beschwört sie die Windgeister und fährt mit ihm durchs Fenster hinaus auf die Heide und erdrückt den Liebkosenden an ihrer Brust. Diese Ballade ist wirklich gar zu unklar und unbestimmt, ein Extrem nebelhafter Romantik. Ungleich konkreter durch die Bestimmtheit des Gegenstands und gewiß etwas Vortreffliches ist das Gedicht, worin der angstvoll wilde Geist der Feuersbrunst in einem wahnsinnigen Feuerreiter personifiziert ist, den man in einer alten Stadt regelmäßig vor Anfang einer Feuersbrunst mit scharlachroter Mütze am Fenster auf und nieder huschen, dann auf klapperdürrer Mähre nach der Brandstätte jagen sieht.

Gehaltvoller jedoch wird diese Poesie des Wunderbaren, wo das Wunder im Dienste einer konkreten sittlichen Idee auftritt. Die Ballade „Die traurige Krönung" ist voll Gewitterschwüle und tragischer Angst, ganz im Geiste des Macbeth. König Milesint von Irland hat sein Bruderskind ermordet, um sich auf den Thron zu schwingen, die Krönung ward mit Prangen auf Liffeyschloß begangen. O Irland! Irland! warest du so blind? Der König sitzt einsam um Mitternacht beim Pokale, sich seiner neuen Pracht zu freuen, er will sich am Anblick der Krone weiden, sein Sohn soll sie ihm bringen; doch schau, wer hat die Pforten aufgemacht? Ein Geisterzug schwebt herein mit Flüstern ohne Worte, eine Krone schwankt inmitten. Dem Könige, dem wird so geisterschwül:

*) Ich weiß nicht, ob das Wort „frech" auch außerhalb Schwaben vom Volke noch in seiner ursprünglichen Bedeutung (frei) für einen Ausdruck von Kühnheit und Selbstgefühl gebraucht wird. Es gehört unter die erst später unedel gewordenen Wörter.

Und aus der schwarzen Menge blickt
Ein Kind mit frischer Wunde,
Es lächelt sterbensweh und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, des Herze tief erschrickt.

Darauf der Zug von dannen strich
Von Morgenluft berauschet;
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenster lauschet;
Der Sohn mit Angst und Schweigen
Zum Vater tät sich neigen —
Er neiget über eine Leiche sich.

Aber auch die komische Stimmung weiß der Dichter ins phantastische Element einzuführen, wenn er uns in den Garten des „Schloßküpers“ zu Tübingen geleitet und acht Kegel aus dem Todesschlummer erweckt, welche eigentlich verzauberte Studiosen sind aus der Zopf- und Puderzeit, rote Röcklein, kurze Hosen, und ganz scharmante Leut. Wie komisch klingt es, wenn diese altfränkischen Geister den Küfer in der bekannten stehenden Formel des Volksliedes anreden: ach, Küper, lieber Küper mein! und erzählen, ihr ehemaliger Schoppenkönig, ein geschworener Weintrinker — kam tags auf sieben Maß — habe sie in Kegel verzaubert, weil er sie mit ein paar lausigen Dichtern beim sauren Bier, und noch dazu sämtlich nudelnüchtern, auf der Kegelbahn traf, er habe hierauf, da das Biertrinken ganz in Schwang kam, seine Krone weggelegt — „an mir ist Hopfen und Malz verlorn“, und sei in edlem Zorn vom Throne gestiegen, für Kummer und für Grämen zerfallen wie ein Schemen, gestorben und in das tiefe Gewölbe des Schlosses bestattet worden usw. Ob Mörike gut getan, eine phantastisch scherzhafte Lieblingsfiktion aus seinen Jugendjahren, das Märchen vom sicheren Mann, einem täppischen gutmütigen Riesen, in welchem die Elemente kaum erst zu den gröbsten Umrissen menschlicher Gestalt sich formiert, im Versmaß des Hexameters hier aufzunehmen, muß ich bezweifeln. Es ist zwar an sich ganz interessant, wie diese uralte

Lieblingsvorstellung der Deutschen, die Vorstellung von linkischen Riesen, in denen das Volk seine naive, ungehobelte Kraft sich zum eigenen Scherze im Spiegel zeigte, nachdem sie in der Poesie des Mittelalters ein stehendes Thema gewesen war, in der späteren verfeinert als Simplizissimus usw. zum Vorschein kam, hier bei einem ganz modernen Dichter ohne Zusammenhang, vielleicht ohne Bekanntschaft mit dieser altdeutschen Figur wieder hervortritt. Allein der Gegenstand liegt dem Publikum zu ferne, es läßt sich keine Vertrautheit mehr mit einem solchen Bilde bewirken. Die Freunde des Dichters, die sich erinnern, wie er mit seinem trefflichen mimischen Talente diese Figur dargestellt, wie er beim Weinglase mit geistesverwandten Freunden diese lustigen, tollen Träume ausgeheckt, erzeugen sich aus dieser speziellen Erinnerung leicht wieder das Bild, Fremde aber finden sich, weil ihnen diese Supplemente fehlen, nicht zurecht, ja sie denken vielleicht gar an versteckte Rätsel.

Endlich erhebt sich diese Poesie des naiven substantiellen Bewußtseins in das Gebiet der Religion. Vollkommen trifft der Verfasser den schlichten Ton der Legende (Erzengel Michaels Feder). Auch versucht er einen jener herrlichen lateinischen altkatholischen Kirchengesänge, wovon er zugleich meines Wissens zuerst den Text mitteilt (Crux fidelis), zu übersetzen, es will uns aber die Zeile „war Eis im Herzen" als Übersetzung von: O frigus triste etwas preziös vorkommen*). Herrlich ist das Lied: Wo find' ich Trost?

„Eine Liebe kenn' ich, die ist treu,
War getreu, so lang ich sie gefunden" usw.

Hier seufzt das Herz aus seinen innersten Tiefen zu Gott und fragt in seiner Not: Hüter, Hüter, ist die Nacht bald hin, Und was rettet mich von Tod und Sünde?

Doch es ist Zeit, daß wir diesen Genius auch in das Gebiet der Kunstpoesie, der klassisch veredelten Form, der reinen Idealität begleiten. Hier dürfen wir sogleich die tiefe Wärme bewundern, mit der er das bewußtlose Naturleben beseelt. Aus dieser Sphäre hebe ich vor allem das Gedicht: Mein Fluß hervor. Ich setze nur den Anfang her, um jeden Leser, der die Poesie des Badens in einem Flusse kennt und fühlt, nach dem schönen Ganzen lüstern zu machen.

*) Später hat Mörike dafür gesetzt: „O Höllenschmerzen!" A. d. H.

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal
Und küsse Brust und Wange!
— Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebesschauerlust
Und jauchzendem Gesange.

Welche Innigkeit der Begeistung liegt schon allein in der Wendung „er fühlt mir", wo ist diese Sehnsucht nach der Berührung des Elements, dieses Gefühl der Einheit mit dem All der Natur schöner poetisch ausgesprochen worden? Ein andermal sieht sich das Menschenherz, begierig, dem Naturgeiste sich zu vermählen, von seiner kalten Strenge in sich zurückgeworfen. Der Dichter wendet sich aus dem Grün des Waldes nach dem Ursprung der Quellen, die der Matten grünes Gold durchspielen; zeigt mir, ruft er, die urbemoosten Wasserzellen, Aus denen euer ewigs Leben rollt, Im kühlsten Walde die verwachsnen Schwellen, Wo eurer Mutter Kraft im Berge grollt, Bis sie im breiten Schwung an Felsenwänden Herabstürzt, euch im Tale zu versenden. —

O hier ist's, wo Natur den Schleier reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen:
Laut mit sich selber redend will ihr Geist
Sich selbst vernehmend, sich ihm selber zeigen.
— Doch ach, sie bleibt, mehr als der Mensch, verwais't,
Darf nicht aus ihrem eignen Rätsel steigen!
Dir biet' ich denn, begier'ge Wassersäule,
Die nackte Brust, ach! ob sie dir sich teile!

Vergebens! und dein kühles Element
Tropft an mir ab, im Grase zu versinken.
Was ist's, das deine Seele von mir trennt?
Sie flieht, und möcht' ich auch in dir ertrinken!
Dich kränkt's nicht, wie mein Herz um dich entbrennt,
Küssest im Sturz nur diese schroffen Zinken;
Du bleibest, was du warst seit Tag und Jahren,
Ohn' ein'gen Schmerz der Zeiten zu erfahren.

Soll ich etwas über diese altertümliche Kraft, dieses Mark des Verses und der Sprache hinzufügen? Doch nicht immer erscheint die Natur in so abweisender Erhabenheit, dem Dichter wird wohl und warm ums Herz, wenn er im leichten Wanderschweiße durch den Wald voll Vogelsangs wandert, und es fühlt der alte, liebe Adam Herbst- und Frühlingsfieber, Gottbeherzte, Nie verscherzte Erstlingsparadieseswonne (Fußreise). Voll Jugendfrische glüht sein Inneres auf beim Aufflammen der winterlichen Morgenröte (An einem Wintermorgen. Zurechtweisung), den Frühling fühlt er ahnungsvoll einziehen (Er ist's), das leise Weben der Nacht belauscht er, hört in ihrer stillen Einsamkeit der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge —

Wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal,
Durchsicht'ger stets und leichter aufzuwehen,
Dazwischen hört man weiche Töne gehen
Von sel'gen Feen, die im Sternensaal
Beim Sphärenklang
Und fleißig mit Gesang
Die goldnen Spindeln hin und wieder drehen.

Besonders bezeichnet das schöne Gedicht „Im Frühling" die mystisch-träumerische Art seiner in unendlich unsagbare Tiefen sich hinabsenkenden Empfindungsfülle. Der Dichter liegt auf dem Hügel, sieht dem Lauf der Wolken, des Flusses zu, das Herz steht offen gleich der Sonnenblume, sehnt sich, dehnt sich in Lieben und Hoffen, die Augen, wunderbar berauscht, tun, als schliefen sie ein, nur noch das Ohr lauscht dem Ton der Biene —

Ich denke dies, und denke das,
Ich sehne mich, und weiß nicht recht, was:
Halb ist es Lust, halb ist es Klage,
Mein Herz, o sage:
Was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
— Alte, unnennbare Tage!

Im orientalischen Geist nennt er die Nacht einen schönen Mohrenknaben, den Tag seine Geliebte, die jener ewig sucht und nicht erreicht: Tag und Nacht. Dagegen muß es auffallen, wie ein so echter

Dichter die dunkle Allegorie „Die Elemente“ verfertigen mochte, so ausgezeichnet übrigens dieses Gedicht durch Wohlklang und einzelne phantasievolle Bilder ist. Es stammt, wie wir wissen, aus der Periode ersten unklaren dichterischen Drangs und findet hierin seine Zurechtlegung.

Der Dichter blickt in seine eigene Brust, seine Vergangenheit erscheint ihm, mit unendlicher Wehmut wandelt er an der Stätte, wo er die ersten, ahnungsvollen Jünglingsjahre durchlebt hat. Hier bezeichne ich das besonders schöne Gedicht: Besuch in Urach, woraus ich schon die Strophen zitierte, die der Dichter beim Anblick des Wasserfalls im Uracher Tale ausruft. Kennt ihr mich noch, fragt er die besonnten Felsen, „alte Wolkenstühle“, die dichten Wälder voll balsamreicher Schwüle, „kennt ihr mich noch, der sonst hieher geflüchtet? Hier wird ein Strauch, ein jeder Halm zur Schlinge, Die mich in rührende Betrachtung fängt, Ich fühle, wie von Schmerz und Lust gedrängt Die Träne stockt, indes ich ohne Weile, Unschlüssig, satt und durstig, weiter eile.“ Das Bild erster Freundschaft taucht in seiner Erinnerung auf, er sieht sich am Arme des kindlichen Freundes durch diese Wälder wallen; „ihr Hügel,“ ruft er aus, „von der alten Sonne warm, Erscheint mir denn auf keinem von euch allen Mein Ebenbild, in jugendlicher Frische Hervorgesprungen aus dem Waldgebüsche? O komm, enthülle dich, Dann sollst du mir mit Freundlichkeit ins dunkle Auge schauen! Noch immer, guter Knabe, gleich' ich dir, Uns beiden wird nicht voreinander grauen!“ Voll Rührung sagt er endlich der teuren Stätte Lebewohl: „O Tal! Du meines Lebens andre Schwelle! Du meiner tiefsten Kräfte stiller Herd! Du meiner Liebe Wundernest! ich scheide, Leb wohl! und sei dein Engel mein Geleite!“

Wir haben gesehen, wie innig und wahr der Dichter die Liebe in ihrer naiv volkstümlichen Gestalt sich aussprechen läßt. Ideenvoller, geistiger blickend wird sie in der Gestalt der Kunstpoesie vor uns treten. Dem einfachen Volksliede noch näher steht das ganz im Geiste Goethischer Anmut empfangene erste Liebeslied eines Mädchens. Das Mädchen glaubt einen Aal im Netze zu ergreifen, aber er schnellt und schnellt ihr in Händen, schlüpft an die Brust, „Er beißt sich, o Wunder! Mir keck durch die Haut, Schießt's Herze hinunter, Schnalzet da drinnen, legt sich im Ring — Gift muß ich haben!

Hier schleicht es herum, Tut wonniglich graben Und bringt mich noch um!“ Wie kindlich traulich ist die Erinnerung des Dichters an eine Jugendliebe, die mit den Worten beginnt und schließt: „Jenes war zum letztenmal, Daß ich mit dir gieng, o Klärchen!“ Die kräftige Glut edler und reiner Sinnlichkeit brennt wie die Flammenkrone der Granatblume in dem Gedichte: Liebesvorzeichen. Aber in höherer Bedeutung geht Schönheit und Liebe auf, da sie auf den Schwingen erhabener Musik dem Dichter zuschwebt: Josephine. Die Liebe erscheint ihm aber auch als die anmutvolle Muse seiner Poesie; wenn es im Innern gärt und ringt, wenn dem unruhigen Geiste das tief Empfundene in des Dichters zweite Seele, den Gesang, zu ergießen nicht gelingen will, da beschwichtigt die einfach milde Erscheinung der Geliebten den inneren Kampf — „Wie du dann geruhig deine braunen Lockenhaare schlichtest, Also legt sich schön geglättet All dies wirre Bilderwesen, All des Herzens eitle Sorge, Vielzerteiltes Tun und Denken“. . . (Der junge Dichter.) Die heilige Bedeutung der Ehe, das rührende Bild des schönsten menschlichen Festes hat uns der Dichter mit jener edlen, beruhigten Sittlichkeit, mit jener tiefen stillen Wärme des Goethischen Genius ans Herz gelegt in dem Hochzeitliede. Ein rätselhaft geheimnisvolles weibliches Bild, wie aus seltsamen Träumen gewebt, führt der Dichter am Schlusse in einer Reihe von Gedichten „Peregrina“ vor uns. Hätten wir nur irgend einen Anknüpfungspunkt, um uns diese Phantasmagorien zu deuten, so müßten uns diese herrlichen Bilder, dieser Zauberhauch, die mystische Glut mit ungeteilter Bewunderung erfüllen. Wie schön ist die Stanze im Eingang:

Der Spiegel dieser treuen, braunen Augen
Ist wie von innrem Gold ein Widerschein;
Tief aus dem Busen scheint er's anzusaugen,
Dort mag solch Gold in heil'gem Gram gedeih'n:
In diese Nacht des Blickes mich zu tauchen,
Unwissend Kind, du selber lädst mich ein,
Willst, ich soll kecklich mich und dich entzünden,
Reichst lächelnd mir den Tod im Kelch der Sünden!

Aber das Bild hat keinen Boden, es fehlt eine Notiz, ein trockener Anhaltspunkt des Verständnisses, und wir müssen hier wiederholen,

was wir über phantastische Poesie bereits gesagt haben. Zwar erhalten diese Gedichte im Maler Nolten, in den sie aufgenommen sind, eine Unterlage in der Fabel dieses Romans, aber wenn man auch diese zu Hilfe nimmt, so bleibt doch zu viel Dunkel zurück.

Wir treten aus diesen geweihten Räumen edler Empfindung hinaus in das rauhe Leben und sehen den Dichter von bitteren Erfahrungen erschüttert; doch der harmonische Geist dämpft die Seufzer des Schmerzens, wenn der Dichter aufs Krankenlager hingestreckt die Muse nicht um Gaben der Dichtkunst, nur um Gesundheit, um Leben fleht — Muse und Dichter. Genesen schließt er wie ein frohes Kind die Hoffnung wieder in seine Arme und begrüßt heiter den hilfekundigen Retter — An meinen Arzt. Er glaubt sich von den Freunden verkannt, sein Glück, das langgewohnte, endlich hat es ihn verlassen, doch —

. . . ich sprach zu meinem Herzen:
Laßt uns fest zusammenhalten!
Denn wir kennen uns einander,
Wie ihr Nest die Schwalbe kennt,
Wie die Zither kennt den Sänger,
Wie sich Schwert und Schild erkennen,
Schild und Schwert einander lieben.
Solch ein Paar, wer mag es scheiden?
Als ich dieses Wort gesprochen,
Hüpfte mir das Herz im Busen,
Das noch erst geweinet hatte. (Trost.)

Im Gefühle der Freiheit des Geistes neckt er lustig die lästigen Philister — Die Visite. Im Bewußtsein, daß echte Poesie einen Scherz versteht, parodiert er höchst ergötzlich Goethes Schäferlied auf einen verlumpten Lammwirt und läßt ihn schließen:

Da kommen die Chaisen gefahren!
Der Hausknecht springt in die Höh'.
Vorüber, ihr Rößlein, vorüber,
Dem Lammwirt ist gar so weh!

Ich wünschte, daß die Leser durch nähere Bekanntschaft mit dem köstlichen Humor, womit der Dichter in schläfrige, etwas simpelhafte Zustände einzugehen weiß, in die treffliche Darstellung des Katzen-

jammers sich ganz hineinfühlen könnten, der ihn über einem schlechten Gedichte befällt, und woraus ihn endlich ein herzhafter Rettich rettet, den er auffrißt bis auf den Schwanz — Restauration. Ähnlich: Zur Warnung.

Befreit ihn aus dem Druck dieser kleineren Übel sein Humor, so erhebt sich dagegen im Schwunge der Religion die Seele über den großen und allgemeinen Schmerz der Endlichkeit. Ganz das morgentliche Sabbatsgefühl des neuen Jahres hauchen die schönen Strophen des Kirchengesangs dazu, ganz die heilige Trauer um den Tod Christi das schöne Gedicht „Karwoche".

Als ein wesentliches Moment in der Durchbildung des Dichters zu diesen durchsichtig edlen Formen der Kunstpoesie erkannten wir die Einflüsse des plastischen Geists der Alten. Von dem vertrauten Umgange mit diesen zeugt die größere Zahl derjenigen Gedichte, die in den letzteren Teil dieses Büchleins aufgenommen sind. Als den poetischen Genius, dem wie keinem andern die Höhen des Pelikon noch einmal sonnenwarm erglänzten, begrüßt er Goethe, unsern trefflichen Maler Eberhard Wächter läßt er uns in einem schönen Sonette sehen zurückgezogen in seine stillen Wände, Mit traurig schönen Geistern im Verkehr, Gestärkt am reinen Atem des Homer, Von Goldgewölken Attikas umflossen. Aber er darf sich selbst diesen edlen Geistern gesellen, denn wenigen ist es gelungen, die alten Götter noch einmal ins Leben heraufzuführen, wie er von dem Jubel einer schwäbischen Weinlese begeistert in dem Gedichte: Herbstfeier den Gott des Weins und seinen bacchantischen Dienst zu einem neuen, aber im Geiste der Innigkeit und modernen Humanität verklärten Leben aus dem Todesschlummer erweckt. Seine Feier naht, braune Männer, schöne Frauen sind versammelt, ihn zu ehren, Noch ist vor der nahen Feier Süß beklommen manche Brust, Aber weiter bald und freier Übergibt sie sich der Lust, — der Jubel beginnt, schon ist der Dienst des Gottes in vollem Lauf, Amor auch hat nichts dawider, Wenn sich Wang' an Wange neigt, Und der Mund, im Takt der Lieder, Sich dem Mund entgegenbeugt, — dort drückt ein betrunkener Alter kindisch den Krug an die Wange, indes ein Junge ihm mit der Fackel kräftig den gekrümmten Rücken schlägt. Aber ernst schaut aus dem Gebüsche, von Efeu umrankt, das träumerische Marmorbild des Gottes —

Wie er lächelnd abwärts blicket!
Er besinnet sich nur kaum.
Herrlicher! Dein Auge nicket,
Doch dies alles ist ein Traum;
Luna sucht mit frommer Leuchte
Dich, o schöner Jüngling, hier,
Schöpfet zärtlich ihre feuchte
Klarheit auf die Stirne dir.

Er ist der Liebling der Götter und Menschen, der Retter des Zeus, Mars schließt erst ihn in seine Arme, Fühlet nun am Göttermarke Sich gedoppelt einen Gott, Dann erst brüllt der Himmlisch-Arge Todeslust und Siegerspott. Die Feiernden treten vor ihn, flehen ihn an um ein Zeichen, daß ihm ihr Dienst willkommen sei —

Tritt in unsre bunte Mitte
Oder winke mit der Hand,
Wandle drei gemeßne Schritte
Längs der hohen Rebenwand!
— Ach, er läßt sich nicht bewegen —
Aber, horcht, es bebt das Tal!
Ja, das ist von Donnerschlägen!
Horch, und schon zum drittenmal!

Selber Zeus hat nun geschworen,
Daß sein Sohn uns günstig sei.
So ist kein Gebet verloren,
So ist der Olymp getreu. —
Doch nach solcher Götterfülle
Ungestümem Überschwang
Werden alle Herzen stille,
Alle Gäste zauberbang.

Stimmet an die letzten Lieder!
Und so, Paar an Paar gereiht,
Steiget nun zum Fluß hernieder,
Wo ein festlich Schiff bereit.

Auf dem vordern Rand erhebe
Sich der Gott und führ' uns an,
Und der Kiel, mit Flüstern, schwebe
Durch die mondbeglänzte Bahn!

Wie vergeistigt erscheint hier der alte wilde Naturdienst im romantischen Echo dieser herrlichen Reime! Doch Mörike hat auch antike Formen nachgebildet und gar manches Anmutige im Sinne der elegischen und epigrammatischen Lyrik der Alten gegeben. Wie lieblich ist: Die lose Ware! Amor als Savoyarde tritt zu dem Dichter aufs Zimmer, das Jäckchen verschiebt sich, der Dichter ruft: Ei, laß sehen, mein Sohn! Du führst auch Federn im Handel? Amor legt lächelnd den Finger auf die Lippen und flüstert: Stille! sie sind nicht verzollt, er füllt umsonst dem Dichter das Tintenfaß, und entschlüpft. Von dem Moment an, will er was Nützliches schreiben, gleich wird ein Liebesbrief, wird ein Erotikon draus. Unter den lieblichsten Epigrammen erotischer Gattung zeichne ich besonders noch aus: Maschinka. Das edelste kindliche Gefühl spricht aus den Distichen „An meine Mutter". Wie sinnig ist die wilde Rose an dem unberühmten Grabe von Schillers Mutter gedeutet! So vieles Liebliche und Edle aber der Dichter in diesen älteren Formen reicht, so wenig scheint er für das moderne Epigramm und dessen witzige Spitze bestimmt zu sein. Einiges zwar ist ihm gelungen, namentlich „Der Liebhaber an die heiße Quelle in B."

Du heilest den und tröstest jenen,
O Quell, so hör auch meinen Schmerz!
Ich klage dir mit bittern Tränen
Ein hartes, kaltes Mädchenherz.
Es zu erweichen, zu durchglühen,
Dir ist es eine leichte Pflicht;
Man kann ja Hühner in dir brühen,
Warum ein junges Gänschen nicht?

Anderes aber ist matt und ohne Salz: der Dichter selbst in seiner Phantasiefülle, welche mehr als Witz ist, verbarg sich diesen Mangel gewiß durch das Charakteristische des Bildes, das ihm dabei vorschwebte, vergaß aber, daß das Poetische ohne solches Rückwärts-

schließen auf etwaige Supplemente im Subjekte des Dichters bezaubern soll. Hier beginnt wirklich der anfänglich so volle Strom dieser Lyrik im Sande zu verlaufen; statt der prasselnden Flamme reibt der Dichter Zündhölzchen, die öfters nicht brennen wollen. Schmieden wir aber dem Geiste, der bis dahin gewiß in unserer Liebe sich festgesetzt, daraus keinen Vorwurf. Mörike steht an poetischen Gaben zu hoch, um im Witze zu glänzen. Lessing war ein feiner Epigrammatist, aber kein Dichter, sondern ein Kritiker. Unter den Xenien sind bekanntlich die pikantesten nicht von Goethe, sondern von Schiller. Mörike hat mehr komische Ader als diese beiden: dies ist aber die komische Anschauung, die himmelweit über dem Witze steht und die sich erst im Epischen, wozu sich dieser Genius erhob, zeigen konnte. Indem wir hier von ihm als Lyriker Abschied nehmen, mache ich noch besonders darauf aufmerksam, wie reicher Stoff für Komponisten in diesen Liedern ist, und kehre eben hiedurch zum herzlichsten Lobe dieser echt poetischen Produkte zurück.

(Zuerst erschienen in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Jahrg. 1839, Nr. 14ff., dann 1844 in den Kritischen Gängen des Verfassers, N. F., II, 243ff.)

Shakespeare in seinem Verhältnis zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen.

Der erste Jahrgang des literarhistorischen Taschenbuchs enthielt einen lehrreichen Aufsatz über die Einführung Shakespeares in Deutschland von A. Stahr. Wenn man im Hinblick auf diese Darstellung der großen Wirkungen Shakespeares in unserer Literatur den Deutschen einräumen muß, daß sie die Engländer in der Würdigung ihres eigenen Dichters beschämt und der kahlen Verstandeskritik, die er nach seiner Auferstehung von den Toten seit Garrik bei ihnen erfahren hat, ein Ende gemacht haben, so trifft sie dagegen der Vorwurf, daß sie von Anfang an eine üble Neigung zeigten, auf das andere Extrem herüberzugehen, daß sie, statt aufzuzeigen, wie der große Dichter mit demselben Organe, mit welchem er schuf, der Phantasie, anzufassen sei, aus gewaltsamer Opposition an die Stelle der Phantasie das Phantastische setzten, ihn phantastisch nahmen, wo er es nicht ist, und das wirklich Phantastische in ihm einseitig auf sich wirken ließen in Urteil und Nachbildung. Was bis jetzt noch nicht anerkannt ist und gewirkt hat, wie es sollte, ist Shakespeares reine und volle Gesundheit. Der Grund liegt darin, daß er, dessen Poesie (wie alle echte Dichtung) auf ihrem einheimischen Boden positiv und organisch entsprang, auf uns einzuwirken begann, da eben eine negative Krisis, eine Revolution gegen eine falsche Poesie im Entstehen war, daß er zum Losungsworte einer Opposition wurde. Das Schiefe war schon dies, daß man bis dahin gekommen, sich an einem fremden Dichter aufrichten zu müssen. Die Poesie, die gegen eine breit gewordene Prosa durch eine Umwälzung sich zu behaupten hat, ist mit Absichtlichkeit und Überspannung behaftet. Gegen die falsche Bildung hielt man sich an Shakespeares Roheiten, gegen die bloß konventionelle Form an seine Formlosigkeiten, gegen die Phantasielosigkeit an seine Grillen und Märchen.

Der Gewinn blieb immer noch unendlich, wahrhaft große und positive Kräfte arbeiteten sich aus dem Trüben der ersten polemischen Gärung heraus, und Goethes und Schillers Entwicklung ist ohne Shakespeare gar nicht zu erklären. Aber auch auf diese beiden hat er nicht von der Seite gewirkt, auf welcher gerade sein Kern liegt. Goethe gewann durch ihn die Freiheit der Form, aber was er in diese goß, war ein von Shakespeare himmelweit entfernter Geist: nicht Taten und Schmerzen der Männer im harten Dienste der Geschichte, sondern Seelenkämpfe und ihre Heilung, weibliche Sühnung weiblicher Leiden. Die ungeheure Spontaneität, die bei Shakespeare aus jeder Zeile braust, wurde dem reinlich zurechtlegenden, Seelenkrankheit heilenden, weichen, ordnenden Geiste mit der Zeit sogar schrecklich und unheimlich. Goethe steht auf dem Standpunkte des Seins, er ist Spinozist; die Freiheit, die als revolutionäre Kraft eine Reihe gegebener Zustände abreißt und aus sich heraus eine neue schafft, fand keine Stelle in dieser Spinozischen Anschauung. Der Übergang Goethes von der Poesie zur Naturwissenschaft war hiemit gegeben, aber schon in seiner Poesie ist der Geist Naturgeist, Seele. Wo ein größeres Handeln und Geschick der Staaten auftritt, gelingt ihm herrlich der Geist, wie er als dunkler Instinkt in Volksmassen wirkt, schlecht, wie er als reiner Wille im Helden hervorblitzen sollte; seine höchste Leistung aber ist das weibliche Ideal, denn das Weib ist der Geist als Empfindung und unbewußtes Tasten, Geist in Naturform. Der empfindende Geist ist auch ein kämpfender, mit Reflexionen vielfach durchflochten, des tiefsten Zerfalles mit der Wirklichkeit fähig, in die er sich hineinbilden soll, ja der furchtbarste Widerspruch mit sich selbst ist ihm nicht fremd, sondern beginnt eben da, wo das Bewußtsein der inneren Unendlichkeit in der Form des Gefühls, d. h. als Sentimentalität eingetreten ist. Die Lösung seiner Kämpfe nimmt aber immer die Form eines naturnotwendigen Werdens, eines dem Chemischen verwandten Prozesses an und immer bleibt ihm der harte Wetterschlag und die gesunde Grobheit der Handlung fremd. Goethe ist ganz eigentlich der Dichter der Bildung und ihrer Leiden, das Subjekt soll mit der verständigen Wirklichkeit zusammenwachsen und hat auf diesem Wege die tiefsten Entzweiungen des Herzens mit der Welt zu überwinden; die Bildung schleift ab, die Humanität gleicht aus und ebnet, daher ist auch der ganze Boden,

auf welchem das Schauspiel vor sich geht, zu zart, als daß der rauhe Körper der Tat darauf wandeln könnte. Die ganze Aufgabe und Stimmung endlich ist nicht dramatisch, sondern episch.

Schillers Geist war ein männlicher und er hat ungleich mehr von Shakespeare gelernt, wie jedes Blatt seiner Dramen beweist. Schicksale der Staaten, Taten der Männer, der heroische Wille als quellender Mittelpunkt des Lebens; das ist die Heimat dieses durch und durch dramatischen Geistes. Ich möchte hier ein biographisches Moment anführen, das zwar oft, aber in dieser besonderen Anwendung meines Wissens noch nicht benutzt ist: daß Schiller unter soldatischen Formen in der Karlsschule aufwuchs und dann als Militärarzt dem Gerassel der Muskete und des Säbels vertraut wurde. Der „Pulvergeruch" im Wallenstein, das herrliche Reiterlied, die Pappenheimer und Terzkyschen Jäger, die Marketenderin, diese ganze wilde Soldateska des dreißigjährigen Krieges, die wie das wütende Heer vorüberbraust, diese harte und rohe Realität, worin Schiller mehr als irgendwo seinen ungeschichtlichen Idealismus hinter sich läßt: dies alles wird mir erst ganz begreiflich, wenn ich nicht nur erwäge, wie Schiller in diesen strengen Verhältnissen überhaupt eine harte und stählende Schule des Lebens durchmachte, sondern wie er aus unmittelbarer Anschauung das Schauspiel rauher Männlichkeit, das Soldatenleben kennen lernte. Nirgends ist ihm aber auch gelungen, seiner Dichtung einen solchen Geist der Realität einzuhauchen, wie hier, wo ihm die Erfahrung, die Atmosphäre, die er selbst eingesogen, unmittelbar zustatten kam.

Schiller ist der Dichter des Willens. Allein es kommt darauf an, welches Verhältnis des Willens teils zu der Sinnlichkeit, mit welcher er selbst behaftet ist, teils zur objektiven Wirklichkeit zugrunde liege, und hier stoßen wir auf Schillers Schwäche. Denn dies Verhältnis ist in seiner Weltanschauung ein negatives; sein Wille ist abstrakt, sein Standpunkt der des Sollens. Nicht deswegen, weil dieser Wille mit der Wirklichkeit kämpft: auch der revolutionäre Wille ist in Wahrheit selbst ein realer, geschichtlich bedingter, durch tausend umgebende Stoffe und durch die eigene mitentzündete Sinnlichkeit konkret gefärbter Wille, auch das Sollen kommt aus einem Sein und wird ein Sein; es muß eine absolute Einheit geben, in welchem die Extreme der realen Notwendigkeit,

der Natur, des Instinktlebens, der Sinnlichkeit und der idealen Freiheit des Geistes, der reinen Selbstbestimmung, der kämpfenden Tat nicht mehr zwei, sondern lebendig sich ineinander- und zusammenbewegend die eine Weltgeschichte sind; Schiller aber ist Dualist.

Also: Goethe hat das Sein, aber der Wille als reine Selbstbestimmung fehlt. Diesen also beschränkten Gehalt hat er aber in vollkommen adäquater Form gestaltet und so ist er auf seinem begrenzten Gebiete ganz Dichter. Schiller hat den Willen, aber er kann ihn nicht mit dem Sein zusammenbringen, sondern es bleibt bei dem Sollen; er hat einen großartigeren Gehalt als Goethe, aber er faßt ihn vornherein so, daß er ihn weder in seiner inneren Weltanschauung, noch in der poetischen Form zu einem runden Weltbilde gestalten kann. Er ist also trotz dem größeren Inhalt ein unvollkommnerer Dichter. Insbesondere konnte ihm kein Frauencharakter gelingen, weil seine ganze Geistesweise dem weiblichen Elemente, der Naivität, direkt entgegengesetzt ist.

Shakespeare aber vereinigt, was Goethe hat, mit dem, was Schiller hat, und füllt aus, was dem letzteren fehlt. Man muß Goethe und Schiller nicht bloß miteinander vergleichen, sondern beide mit Shakespeare, wenn man sie richtig messen will. Shakespeare kennt nicht bloß die weiblich empfindende, durch die tiefsten Kämpfe zum Einklang sich läuternde Seele, er ist ebenso vertraut mit dem unerbittlichen Willen; wenn Goethe im weiblichen, Schiller im männlichen Ideal größer ist, so ist er in beiden gleich groß; aber der männliche Wille bleibt hier nicht abstrakt wie bei Schiller, sondern hat durchaus die konkrete Haltung, welcher die Wahrheit zugrunde liegt, daß auch die feindlichste Bekämpfung der Wirklichkeit selbst Wirklichkeit, daß auch der Streit gegen die Geschichte Geschichte ist, daß also schließlich auch die schroffste Entgegensetzung des Seins und Sollens aus der ursprünglichen Einheit beider und in sie zurückfließt. In dieser vollen Mitte ist Shakespeare zu Hause und läßt sich keinen Schritt aus ihr vertreiben; er weiß nicht anders, er hat sie nicht gesucht und kann sie nicht verlassen, und diese Weltanschauung bildet er als vollkommener Dichter ohne irgend einen philosophischen Bruch schlechtweg in die Form heraus. Wir haben Goethe den Vorzug der reinen Einheit von Gehalt und Form vor

Schiller eingeräumt, aber nicht immer hält er die feine Linie ein; nicht bloß Schiller, auch Goethe ist noch viel zu philosophisch, wenn man ihn mit Shakespeare vergleicht. Am meisten stört das viel zu sichtbare Durchscheinen eines beabsichtigten Gedankens in seinen Dramen aus der reiferen Zeit, wo überall zuviel Rede und zuwenig Handlung ist; es ist aber fast nicht möglich, daß ein Dichter unserer Zeit diesen Sauerteig ganz los werde. Shakespeare aber hat davon gar keine Ahnung, daß man in der Poesie irgend eine Wahrheit anders als durch Charaktere und Handlung geben könne; es fällt ihm gar nicht ein, daß man die Grundidee eines poetischen Ganzen auch geradeheraus beichten könne, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er selbst diese Idee gesondert von der Handlung, worin sie sich verwirklicht, und anders als im poetischen Instinkte gar nicht hat und weiß.

Als Goethe alterte und trotz allen Gegenwirkungen der klassischen Epoche noch immer die Nikolaische Aufklärung, die Ifflandische bürgerliche Not, die Kotzebuische weinerliche Schurkerei sich breit machte, erfolgte eine zweite Reaktion gegen die Prosa, die romantische. Wie diese wieder an Shakespeare anknüpfte und mit welchen Mißgriffen, hat uns die genannte Darstellung ebenfalls erzählt; wie phantastisch man ihn wieder anfaßte, wie man alles lieber in ihm fand als Gesundheit, hätte noch weit stärker hervorgehoben werden können. Tieck hat seinen Kern niemals ergriffen, sonst hätte er nicht im Dichterleben einen solchen gefühleplätschernden, empfindseligen Jungen aus ihm machen können, aus ihm, der wie kein anderer Dichter ganz Mann ist. Die Novelle hat viel Treffliches; darzustellen, wie Shakespeare, während Marlow an Wildheit, R. Green an Willenlosigkeit zugrunde geht, aus der Verstrickung einer verführerischen Liebe sich herauswickelt, ist ein schöner Gedanke, und er wird stellenweise aufs schönste durchgeführt: aber immer ist der Held zu weich, nirgends ist der spritzende Most seines derbgesättigten Wesens, sein zynischer Humor, seine Energie und Furchtbarkeit zu erkennen. Hier fehlte es im Dichter selbst; Tiecks eigener Poesie fehlt der Charakter, der Mann, in allem andern ist sie reich und herrlich ausgestattet. Nur in Bruchstücken tritt jener bewegende Mittelpunkt des Lebens, der männliche Wille, vorübergehend hervor. Ich erinnere an Vittoria Accorombona, die ich im Widerspruche mit

vielen geradezu als eine der ausgezeichnetsten Leistungen Tiecks ansehe. Der politische Hintergrund, der Greuel des Bürgerkriegs ist mit einer bei Tieck ungewohnten Kraft entworfen; selbst das Gräßliche, was in reichem Maße beigemischt ist, rechtfertigt sich genau ebenso durch die allgemeine sittliche Verwilderung in solchen Zeiten trüber Gärung, wie das Gräßliche in Heinrich VI., Richard III. und Lear. Aber freilich lag ein solcher Zustand der Gesellschaft Tiecks Griffel näher als andere; wo ein allgemeiner Wahnsinn die Menschheit in Massen ergreift, da ist er mit seinem eigensten Talente bei der Hand. Das Familienleben im Hause der Vittoria, die Formen der Sitte überhaupt sind mit einer wunderbaren Anschauung der italienischen Landesart gezeichnet: es ist ganz jener Nachklang der plastischen Würde und gemessenen Feinheit, worin man in Italien noch immer die Falten der antiken Toga rauschen zu hören glaubt. Einzelne Partien erheben sich in den Mittelpunkt der echtesten Poesie, wo sich im Adel der Form die rein menschlichen, ewigen, tragischen Grundgefühle des Lebens enthüllen; so ist die Stelle, wo der todesmatte, einst so stolze Ottavio sich nach Tivoli schleppt, sich zum letzten Male mit einem Glase Wasser labt und bei dem Grabe seiner Mutter stirbt, schlechthin klassisch und entlockt die Träne, welche nur da fließt, wo die Dichtung den einfachen Grund jeder menschlichen Brust bewegt. Aber nicht nur das Rührende, auch das Starke tritt auf einzelnen Punkten mit vollkommener Wirkung hervor. Einzelne Männercharaktere sind mit meisterhafter Schärfe und Kraft gezeichnet, so der feine, gefährliche Farnese, der greise Montalto, der als Papst die lang verhehlte Energie so mächtig herauskehrt. Aber nun die Hauptpersonen? Vittoria haßt die Ehe, nicht mit der blasierten Opposition des jungen Deutschlands, wie eine Kritik in den deutschen Jahrbüchern behauptet hat: sondern sie haßt die Ehe, wie sie gewöhnlich ist, aus Sehnsucht nach der wahren. Alles Kecke und Überspringende an ihr soll versöhnt, sie soll erst ganz zum Weibe werden, wenn sie den wahren Mann findet. Sie findet ihn in Bracciano. Dieser ist der Held, hier ist der Mittelpunkt, von hier aus müßte alles Einheit und Rechtfertigung finden. Aber was für ein Held! Was tut er denn, um sich als den Mann zu erweisen, der des großen Weibes würdig ist? Frühere Kriegstaten, die er verrichtet hat, verschwinden in blasser Ferne; er ermordet sein erstes

Weib: es ist ein Verbrechen, aber ein Verbrechen der kräftigen Art, und die Schilderung ist im Schauderhaften herrlich, er ermordet Peretti: diesen Elenden bedauert niemand. Aber was weiter? Jetzt, wo er sich in wahrer Größe aufrichten soll, steht er neben dem gewaltigen Papste in jenem großen, dramatisch absolut schlagenden Momente, da dieser von einem Fenster des Vatikans nach den Hinrichtungen auf dem Petersplatze drohend hinabdeutet, als ein zusammensinkender, zitternder Schurke; und endlich wird er gar ein abergläubischer Kindskopf, ein Hexenmeister und Zauberkoch: das ist ein Lump, kein Mann. Hier kommt der ganze Kram aus der ersten Periode Tiecks, diese Hexenküche, diese Vorliebe der Romantik für das albern Phantastische, für den Wahnsinn, am Schlusse seiner Dichterlaufbahn noch einmal zum Vorschein, und es kehrt diese Poesie, nachdem sie in ihrer letzten Phase den Boden gesunder Wirklichkeit zu gewinnen suchte, zu ihren Anfängen, zur Magie, Mystik, zum Märchen zurück.

Auch Shakespeare bewegt sich in der Sphäre des Wunderbaren und Märchenhaften; es ist noch der Glaube seiner Zeit, er steht halb im Helldunkel des Mittelalters. Aber wie ganz anders stellt er sich zu dieser Form des Bewußtseins! Betrachten wir z. B. den Macbeth. Ein märchenhaftes Motiv ist der Ausgangspunkt, aber kaum hat es gewirkt, so hebt es sich auf: denn man erkennt alsbald, wie der entzündbare, sogleich das letzte Ziel sich vorspiegelnde Ehrgeiz des Helden, noch angefeuert von seinem sich entweibenden Weibe, Motivs genug ist, um die ganze Handlung zu erklären, und die Hexen werden zu dem, was nach Schleiermachers scharfsinniger Kritik die Vorstellung vom Teufel ist: sie sind die Grenze der Selbstkenntnis, es ist in ihnen das plötzliche Auftauchen des bösen Gedankens symbolisiert, dessen Ursprung dem Bewußtsein ins Dunkel gehüllt ist und der daher von außen eingegeben scheint. Zu solchen Gedanken darf nur noch die Gunst der Gelegenheit treten, so sagen wir noch heute: „Es ist doch gerade, als hätte es der Teufel eingeflüstert und die Ausführung gleichsam auf dem Teller präsentiert." Macbeth nimmt sein Verbrechen rein auf sich: keinen Augenblick, selbst vor der Tat nicht, fällt es ihm ein, die Schuld aus sich hinauszuschieben, die ganze Handlung entwickelt sich rein menschlich und wird zu einer erschütternden Enthüllung der unerbittlichen Gesetze des sittlichen

Bewußtseins. Die Geistererscheinungen, die weiterhin auftreten, sind, obwohl natürlich vom Dichter ebenfalls geglaubt und als wirklich hingestellt, nur die Gesichte dieses Bewußtseins. So geht Shakespeare von Märchen aus und verbessert diesen Anfang im Fortgang; er hebt sie auf, indem er in sie die gesunde, einfache, ewige Wahrheit, die großen Grundempfindungen aller menschlichen Herzen, das Mark des sittlichen Lebens hineinlegt; die romantische Schule dagegen verflüchtigt die sittliche Wirklichkeit in Märchen.

Dies lag schon in jener oppositionellen, negativen Entstehung der Schule. Goethe und Schiller hatten, wie gesagt, den alten Feind, die Verstandespoesie, noch nicht getötet; ein neuer Sturm war notwendig, neue Hilfsmittel, die Schätze der Volksdichtung und des Mittelalters, in größerem Umfange gehoben, wurden in die Schlacht geführt. Wieviel Herrliches das deutsche Gemüt in diesem Kampfe zutage bringt, wissen wir, und der Ruhm wird bleiben in alle Zeit. Die romantische Schule ist das leuchtende, glühende Abendrot der modernen deutschen Poesie in ihrer ersten Entwicklungsgestalt. Auch den Meister Tieck soll man nicht verkleinern; es gilt, seine Schwächen aufzuweisen, aber nicht, den reichen Kranz, der ihm noch bleibt, mit roher Hand zu zerpflücken. Doch es nagte freilich ein Wurm schon an der ersten Blüte dieser Schule: dieser Wurm war die Polemik, und zwar diesmal nicht die Polemik aus der ersten, sondern schon aus der zweiten Hand, die zweite und eben darum nicht mehr die einfache, sondern schon künstlich gewürzte und gewärmte Auflage der Polemik, die schon der jugendliche Goethe eröffnet, aber dann mit der Produktion vertauscht hatte. Damit der Verstand ja recht merken sollte, daß die Phantasie ein anderes Ding sei als er, erhob man diejenige ihrer Formen, die nur ein Moment in ihr, nur ihr dunkler Schoß ist, zum Prinzip: das Traumhafte, das Wunderbare wurde als Medusenhaupt für die Philister aufgestellt, die Wirklichkeit phantastisch ironisiert, der vertrauten Menschengestalt die Dichtheit und Schwere, eben damit aber auch der feste und klare Boden ihrer Gegenwart weggezogen. Während eine gesunde Poesie von der Prosa und dem Philistertum nicht weiß und harmlos in ihrer erhöhten Welt als einer Wirklichkeit lebt, an der niemand zweifelt, schielte man immer nach den Philistern hin, pikierte sich darauf, sie zu mystifizieren, und wurde so überhaupt pikiert, absichtlich, kapri-

ziös; und daraus erklären sich auch Tiecks berühmte „Schrullen“ in der Auslegung Shakespeares. Es sind Verdrehungen des klaren Sinns einzelner Stellen, Mißdeutungen, geschraubte, unnatürliche Auffassungen ganzer Charaktere; ich führe nur die Verkennung der armen Ophelia an, worin freilich leider Goethe selbst vorausgegangen war. Wir sind über diese Absonderlichkeiten noch nicht hinaus, ich gebe ein neueres Beispiel. Das erste Bändchen der neuen Übersetzung Shakespeares von A. Keller und M. Rapp bringt von letzterem eine Einleitung zum Othello, worin er über Desdemona sagt: „Dem unbedingt sich hingebenden maßlosen Charakter des Othello steht Desdemona gegenüber, keineswegs als die idealische Unschuld, als das schuldlos geschlachtete Opfer, sondern als das Weib und die weibliche Natur in ihrer Gewöhnlichkeit. Nicht daß sie Othello nicht liebt, ist ihre Sünde, sondern daß sie ihn nicht versteht und sich dennoch verführen läßt, ihm zu folgen. Sie kennt das gar nicht, was Othello seine Leidenschaft nennt, läßt sich aber durch seine überwiegende Persönlichkeit hinreißen, und so sehen wir sie im ersten Akte mit entschlossener Seele sich vom Vater und den Verhältnissen ihrer Jugend losreißen. Daß aber der Irrtum der Wahl ganz und gar auf seiten Othellos war, das erkennen wir erst im zweiten und dritten Akt, wo Desdemona mit der gewöhnlichen Flatterhaftigkeit und Bewußtlosigkeit der weiblichen Natur sich gegen alle Männer und zunächst gegen Cassio mit einem Leichtsinn benimmt, der in diesem Verhältnis nie zu entschuldigen ist. Der Dichter läßt uns ganz genau erkennen, daß Jagos Ausspruch, sie liebt den Cassio, vollkommen Wahrheit ist. Sie liebt freilich in ihrem Leichtsinn, ohne etwas Arges zu ahnen; wir sehen aber deutlich, daß es nicht etwa Charakter ist, was sie von Fehltritten zurückhält, sondern äußerliche Gewohnheit, Erziehung und Trägheit des Temperaments. Das ist gewiß der tiefste Sinn des Gedichts und eben der Punkt, in dem der Dichter seinen Helden zugrunde gehen läßt, nämlich an der Verzweiflung, daß das Weib die tiefe und ideelle Gewalt der Liebe von sich abstößt und darum dem Verlangen des Mannes nichts Entsprechendes entgegenzustellen hat. In den beiden letzten Akten endlich, wo durch ihren Leichtsinn das Übel sein Ärgstes getan hat, wird sie durch die tätlichen Mißhandlungen Othellos erst auf den Begriff ihrer Tat zurückgeführt, und das von Emilien ausgesprochene Wort des Lasters

läßt sie recht den Abgrund sehen, an dem sie hingeht. Nun erschrickt sie vor dem Wort, das das bezeichnet, welchem sie vorher tändelnd entgegengieng, und wo es zu spät ist, zeigt sie sich als eine Wortheldin und Mundheilige, um den gewöhnlichen Zuschauer freilich durch ihre grobe faktische Unschuld zum Mitleid zu bewegen usw. Desdemona ist das ausschweifend leichtsinnige Weib, wie Othello der ausschweifend leidenschaftliche Mann ist usw." Man fragt nun billig, was denn Jago noch im Stücke zu tun habe, wenn er nicht mehr nötig hat, Desdemona zu verleumden? Antwort: „Die Tragödie ist mit diesem immanenten Widerspruch schon vollständig gegeben und alles, was im Stück als äußere Handlung erscheint, ist somit nur Schein, nur Offenbarung des notwendigen, von Anfang an entschiedenen Unglücks. Nach dieser Ansicht erscheint uns Jago, den man als den Anstifter und den eigentlichen dramatischen Motor zu betrachten pflegt, vielmehr als die bloß leidende Reflexion über das Geschehende, als der Chorus der bösen Welt in der Maske des Mephistopheles, der über das Unheil der menschlichen Leidenschaften ein triumphierendes Hohngelächter anstimmt usw. Er ist der berechnende, abstrakte, bloß dienende Verstand, der die Sachen nicht macht, sondern nur kontrolliert usw. Wenn nach der gewöhnlichen Ansicht Jago der Bösewicht ist, der nur für seine Absichten den ganzen Knoten des Stücks schnürt und alle Personen seinem Interesse opfert, so mußte er ja, da er alle Ereignisse des Stückes voraus kommen sieht, notwendig die ganze Katastrophe des Stücks voraussehen; er arbeitet also rein seinem eigenen Untergange entgegen, denn es ist doch wahnsinnig, zu sagen, er richtet seinen Oberst zugrunde, um seines Oberst's Leutnant zu werden." Bisher meinten wir in unserer Einfalt, Jago r ä ch e sich an seinem Oberst, weil er ihn nicht zu seinem Leutnant gemacht h a t, und hoffe übrigens im Trüben zu fischen, wenn er ihn zugrunde richtet. Was soll man aber zu dieser Auffassung der Desdemona sagen? Die paar unbedeutenden, nach Shakespeares Voraussetzung durch die Sitte schlechtweg erlaubten Zeichen der Huld, welche sie dem Cassio nach der Ankunft in Cypern gewährt, die Nachsicht, womit sie Jagos rohe Scherze anhört, welcher gelegentlich den Clown macht, — eine Freiheit, welche Shakespeare bekanntlich den edelsten Frauen zugesteht —, dann ihre Verwendung für Cassio, welche selbst der niederträchtige Jago, edler sprechend,

als er weiß und will, so schön aus ihrer unendlichen Güte erklärt*): diese paar Beweise (sie sind aber nicht einmal ausgeführt) müssen hier hinreichen, ein Frauenbild zu trüben, das in aller Poesie als ein Diamant vom reinsten Wasser leuchtet. Gerade die Szenen, wo die innere Schönheit am reinsten aus dieser Seele hervorstrahlt, werden gegen ihren handgreiflichen, sonnenklaren Sinn gedeutet. In der Szene des Bettgehens, beispiellos und unnachahmlich, fragt Desdemona, nachdem sie ihr wehmutsvolles Lied gesungen, Emilien, ob sie denn wirklich glaube, daß es Weiber gebe, die ihren Männern untreu seien, sie selbst kann es nicht glauben, sie hält es nicht für möglich und legt sich, nachdem Emilie ihre gemeine Gesinnung ausgesprochen hat, unter dem Gebete zur Ruhe, daß der Herr in fremden Sünden niemals Entschuldigung eigener finden lassen möge. Das niedrige Wort, womit Othello sie beschimpft hatte, konnte sie nicht über die Lippen bringen, da sie Jago ihr Elend klagte. Die letzten Worte der gräßlich Ermordeten, die noch leben muß, um zu hören, durch welchen Irrtum sie ermordet ist, sind, da Emilie sie fragt, wer die Tat vollbracht habe:

Niemand — ich selbst — leb' wohl!
Empfiehl mich meinem güt'gen Herrn, leb' wohl!

Wenn diese Liebe, die den grausamen Mörder noch als ihren güt'gen Herrn zum Abschiede grüßt, nicht die reine, die unendliche ist, so gibt es keine mehr. Wie ist es möglich, diesen Himmel nicht zu sehen? Was konnte einem geistreichen Mann, dem uns nicht einfallen kann sein Mißverständnis ins Gewissen zu schieben, das Auge so verdunkeln? Nichts anders, als die Grille von der „tieferen psychologischen“ Deutung, zu der man sich nach dem Verfasser von der „scheinbaren populären“ erheben müsse. Vermittelst derselben bringt er heraus, das ganze Drama löse sich in den psychologischen Satz auf, daß die Grundkräfte der Seele, die Leidenschaft (Othello),

*) Er sagt: She's fram'd as fruitful, as the free elements. Rapp übersetzt: „denn ihre Seele ist von jedem Arg so frei als Luft und Wasser.“ Dies ist unrichtig, es wird durch fruitful nicht blos das negative Prädikat der Arglosigkeit ausgesprochen. Ich übersetze: „neidlos spendend den offnen Elementen gleich ist sie.“

die willenlos tändelnde Phantasie (Desdemona), der berechnende, abstrakte, bloß dienende Verstand (Jago) sich zerstören müssen, sobald sie ihr harmonisches Verhältnis aufgeben. Der Zwang dieser Kategorie, dieses parallelisierenden Schemas ist es, dem Desdemona geopfert werden mußte. Vielleicht hat dazu auch die falsche Anwendung des Postulats beigetragen, daß tragische Charaktere nicht unschuldig leiden dürfen. Die Hauptperson gewiß nicht, aber je nach den Bedingungen der ganzen Handlung muß die Schuld der Hauptpersonen gerade darin ihre Exposition finden, daß Unschuldige oder im geringsten Maß Schuldige durch sie leiden. Die letzteren werden dadurch zu tragischen Mitteln; da sie aber als Personen niemals bloße Mittel sein dürfen, so bedürfen wir als Gegengewicht gegen den peinlichen Anblick ihrer Mißhandlung einer besonderen Erhebung, und diese liegt im Othello darin, daß das Leiden dem Geiste zum Motiv wird, seine innere Herrlichkeit zu eröffnen; Desdemonas Liebe bewährt sich als wahre und ganze Liebe eben nur dadurch, daß sie, unglaublich mißhandelt, doppelt ermordet, ihren Quäler doch lieben und nur lieben kann und muß. Desdemona ist ein wahres Heiligenbild der unerschöpflichen Liebe. Schritt für Schritt meint man, der Reichtum dieser Liebe sei nun ausgegeben, aber siehe! ihr bester Schatz ist noch übrig; eine herrliche Perle um die andere wird dieser wunderbaren Muschel entschüttelt, endlich wird sie mit roher Axt zerschlagen und siehe! die schönste Perle, die Verzeihung des Letzten und Äußersten, ruht noch auf ihrem Grunde. Ein schlechtweg fleckenloser Charakter ist aber freilich eine leere Abstraktion, die Shakespeare nicht kennt; die ungeschickte Geschäftigkeit, womit Desdemona ihrem Gemahle immer zur Unzeit in Cassios Angelegenheit beschwerlich wird (ein Eifer, dessen Offenheit übrigens gerade ein Beweis von ihrem guten Gewissen ist), die kleine Lüge über den Verlust des Tuches — dies sind solche Züge weiblicher Schwäche, welche einer leeren Idealität hinreichend entgegenwirken, dies ist jenes geringste Maß von Schuld, das wir für solche Charaktere fordern. Darin aber, daß Desdemona ihren Vater verließ, um dem Mohren zu folgen, liegt gar keine Schuld; der törichte, zornige Mann verdiente es nicht anders, die Tochterliebe und die Gattenliebe ließ sich in diesem Falle nicht vereinigen, und man meine ja nicht, daß Shakespeare durch Brabantios Abschiedsworte:

Bewach' sie, Mohr! Hab' acht, gedenk' an mich!
Den Vater täuschte sie, sie täuscht auch dich!

eine künftige Nemesis für ein wirkliches Vergehen andeuten wolle; es ist nur ein Wink, den Jago nachher in seiner Bosheit benützen kann.

Noch eine andere der edlen Frauengestalten Shakespeares mußte unter so grillenhafter Deutung leiden: Cordelia. Die beiden andern Töchter Lears sind „die gemeine, eigennützige menschliche Natur, Cordelia ist der nicht so gemeine, aber doch nicht seltene Stolz und Verstocktheit usw. Der schwache Vater hat das volle Recht, von dem zärtlichen Kinde einige Schmeichelworte zu verlangen, weil er deren bedarf. Sie bedient ihn dagegen mit dem, was er eben nicht vertragen kann, mit der Wahrheit. Ein Weib, dessen Natur Liebe ist und das sich auf Wahrheit steift, ist ein zwiefach verkehrtes Wesen. Wahrheit und Liebe sind völlig antipod: denn was ist die Liebe zu einem Individuum anders, als daß man in einem Endlichen ein Unendliches anschaut und als solches verehrt; Liebe ist also ihrem Wesen nach eine Lüge, nicht eine Wahrheit, und Cordelia vergeht sich wie ihre Schwestern, nur nach einer andern Richtung, in Egoismus und Lieblosigkeit." Es ist wahr, daß Cordelia in ihrem ersten Auftreten etwas Herbes hat, wie Antigone; nur wird kein unbefangen urteilender Mensch deswegen die Reinheit ihres Pathos, der Kindesliebe, bezweifeln. An sich wäre es allerdings wohl denkbar, daß die wahre Liebe auch einige Beredsamkeit aufzubieten habe, um einem alten, verwöhnten Vater etwas Angenehmes zu sagen. Allein die Anlage dieser Tragödie brachte es mit sich, daß hier Beredsamkeit und Liebe nicht zusammenfallen konnten; jene fällt dem falschen Scheine der Liebe zu, die wahre Liebe muß als ein schamhaftes, seine eigene innere Schönheit keusch verhüllendes und daher wortarmes Urgefühl erscheinen. Der Verfasser erklärt selbst nachher die Szene des Wiedersehens zwischen Lear und Cordelia für eine solche, die außer Shakespeare keine sterbliche Hand zu zeichnen vermochte. Wenn er die Schönheit dieser Szene fühlte, warum fühlte er nicht auch, wie die engelgleiche Güte, womit Cordelia dem knienden, um Verzeihung flehenden Vater sagt, daß sie ihm nichts, gar nichts zu verzeihen habe, seine Deutung der ersten Szene wider-

legt? Auch Cordelia leidet, wie Desdemona, unschuldig; sie leidet, damit wir die Schuld des Vaters erkennen, dann, um im Tode, in den sie die Kindesliebe führt, die Unendlichkeit des Geistes zu besiegeln.

Ich meine nun Beweise genug für die Behauptung gegeben zu haben, daß die moderne romantische Hyperphilosophie in Deutschland sich an Shakespeare nicht weniger vergreift als die tiefe Geistlosigkeit der früheren englischen Kritik. Es ist hier aber nicht bloß vom Urteil die Rede, sondern auch vom Hervorbringen. Überschauen wir nun die Wirkungen noch einmal, welche Shakespeare auf unsere eigene Dichtung ausgeübt hat, so drängt sich vor allem auf, daß wir uns an seiner Hand zwar von der Diktatur einer falschen Form befreit, aber keineswegs von ihm gelernt haben, wie die Poesie erst ins Große geht, wenn sie den geschichtlichen Gehalt des öffentlichen Lebens und insbesondere die Geschichte des eigenen Volks sich zum Stoffe nimmt. Schiller allein, ein geborener politischer Geist, ist diesem erhabenen Zuge des Dichters gefolgt, aber mit diesem großen Streben so gut als einsam geblieben. In der neuesten Zeit erst haben wir begonnen, in Masse einzusehen, daß die Poesie eine höhere Aufgabe hat, als die untergeordneten Reize des Privatlebens, Bildungs- und Charakterkämpfe des subjektiven Menschen zu besingen. Doch nicht so ganz; wir streiten noch viel darüber, was der bedeutendste Stoff der Poesie sei, und das scheint mir eben kein günstiges Zeichen für ihre nächste Zukunft. Daß man überhaupt so fragen kann, ist ein Beweis von einer Herrschaft der Reflexion, aus welcher nimmermehr ein großer Aufschwung der Kunst hervorgehen kann. Wo Kraft und Drang der Schöpfung ist, da geschieht das Rechte ungefragt. Es verhält sich ebenso mit der bildenden Kunst; die gegenwärtige Unsicherheit der Maler in der Wahl der Gegenstände, der Streit darüber, ob religiöse oder geschichtliche oder genreartige Stoffe an der Zeit seien, ist eben ein Zeichen, daß wir in der kritischen und zersetzenden, nicht in der bildenden und anschauenden Stimmung leben.

Aber es ist hier noch eine wichtigere, die Sache unmittelbar betreffende Untersuchung vorzunehmen, die geradezu auf das Grundgesetz aller Ästhetik zurückführt. Ich beginne von der gegenständlichen Betrachtung der Sache und setze als zugegeben voraus, daß zu allem Schönen wesentlich gefordert wird ein Körper, welcher einen

idealen Gehalt, der ihn harmonisch durchdringt und dadurch zur vollendeten Form erhebt, zur Erscheinung bringe. Der Künstler nimmt nicht etwa zuerst jenen Gehalt in abstrakter Geistigkeit in sich auf, um den Körper dazu erst in der Vorratskammer seiner Phantasie zu suchen, sondern er findet ihn mit und in seinem Körper als einen bereits gegebenen vor und läutert nun diese ganze Erscheinung in einem untrennbaren Akte durch das Feuer der Phantasie zum Ideale. Deswegen konnten ja z. B. die Versuche nicht gelingen, den nordischen Göttern plastische Gestalt zu geben, weil sie schon in ihrem Ursprung, wie sie in der Vorstellung des Volks empfangen und gegeben waren, düster und unschön sind. So muß denn auch die politische Idee ihren Körper dem Dichter schon entgegenbringen, d. h. sie muß schon zur Tat geworden, schon Geschichte sein, sonst wird sie unter seinen Händen nie etwas anderes werden als eine rhetorische, mithin nicht wahrhaft poetische Anmahnung an das Volk, sie erst zur Tat zu erheben; es wird in Form eines abstrakten Enthusiasmus der Gedanke ausgesprochen mit der Erwartung, daß die Zukunft den fehlenden Körper hinzubringe. Wahre politische Poesie hatte immer eine große politische Vergangenheit zum Stoffe, und diejenige, welche die Gegenwart beklagte und die Sehnsucht nach einer besseren Zukunft an diese Klage knüpfte, war immer paränetische, tendenziöse, also nicht reine Poesie. Das entschwundene Heroenleben ist der Inhalt des griechischen Epos, der griechischen Tragödie; die Hymnen eines Pindar preisen gewonnene Siege; die Komödie geißelt zwar den politischen Zerfall der Gegenwart, aber sie wurde unter den Händen eines Aristophanes etwas weit Höheres als bloße Satire mit unmittelbar didaktischer Absicht. Die altdeutsche Poesie hat nichts Größeres aufzuweisen als die Nibelungen; auch ihr Inhalt ist ein verschwundenes Heldenleben. Mit den Klagen über die Gegenwart sinkt die mittelhochdeutsche Poesie, das Didaktische wächst über. Wenn wir den politischen Sprüchen Walters von der Vogelweide einen poetischen Wert zuschreiben, so geschieht es, weil uns seine warme Teilnahme bewegt; gewiß stehen sie weit seinen Minneliedern nach. Eine ganze Masse moderner lyrischer Dichter hat Beifall gefunden nicht, weil sie echte Poesie war, sondern weil sie unsern kranken Fleck traf, weil sie pathologisch ergriff.

Inzwischen genügt dieser ganze Beweis noch nicht. Der Freund der politischen Poesie wird erwidern, so besinge man denn vergangene Taten, um zu künftigen zu begeistern, und wir haben ihm erst zu beweisen, daß überhaupt jede Absicht, durch das Schöne etwas anderes als das Schöne hervorzurufen, daß jedes Interesse die poetische Stimmung aufhebt. Es ist dies bekanntlich ein alter Satz, den schon Kant aufgestellt hat, indem er mit gewohnter Schärfe nachweist, wie das ästhetische Wohlgefallen jedes Interesse, d. h. jedes Wohlgefallen, das wir mit der Existenz des Gegenstandes verbinden, ausschließt. Er selbst konnte den Grund dieses Gesetzes nicht hinreichend nachweisen, da es ihm ganz an einer objektiven Bestimmung des Schönen fehlte, und er sucht ihn nur darin, daß man, wenn die Frage entstehe, ob etwas schön sei, nicht wissen wolle, ob uns oder irgend jemand an der Existenz der Sache etwas gelegen sei, sondern, wie wir sie ohne alle Beziehung auf unser Begehrungsvermögen in der bloßen Betrachtung beurteilen, nämlich in jenem freien Spiele zwischen der Einbildungskraft und dem Verstande, die mit der unbestimmten Vorstellung einer Zweckmäßigkeit spielen, worin Kant das Eigentümliche des ästhetischen Eindrucks sucht. Der wahre Grund aber ist der, daß im Schönen aller Stoff zur reinen Form, zum reinen idealen Scheine umgewandelt, daß der Gegenstand aus der Reihe empirischer Existenzen heraus und in eine Sphäre emporgehoben wird, wo Wunsch und Abneigung schweigt, in die Sphäre der Idee, kurz, daß er verewigt wird. Übrigens hat Kant sehr richtig aufgezeigt, daß durch jenes Gesetz sowohl das moralische, als das sinnliche Interesse vom Schönen ausgeschlossen werde, weil nämlich in beiden nicht bloß der Gegenstand, sondern auch die Existenz desselben gefalle, weil daher beide eine unmittelbare Beziehung auf das Begehrungsvermögen haben, obwohl mit dem Unterschiede, daß das sinnliche Interesse pathologisch bedingt ist (durch Anreize, stimulos wirkt), hier aber ein rein praktisches Wohlgefallen stattfindet. Aus diesem Gesetze ergibt sich nun aber von selbst, daß auch der Künstler frei von Interesse sein muß, sonst wird er die reine Schönheit, die ohne Interesse gefällt, nicht schaffen können. Die Hand, welche selbst vom Fieber zittert, kann das Fieber nicht beschreiben, sagt Hippel. Der Verliebte kann die Liebe nicht schildern, wie er denn auch über die Schönheit der Geliebten kein richtiges Urteil hat, und der Patriot,

in welchem jeder Nerv nach einer Freiheit verlangt, welche ihm die Wirklichkeit versagt, die Freiheit nicht. Der Künstler muß seinen Stoff so aus sich herausarbeiten, daß er getrennt von seinem Subjekte als selbständiges Kunstwerk dasteht; soll dies möglich sein, so muß der Prozeß der Ablösung des Gegenstandes von seinem Ich schon zum voraus, wenn nicht ganz, doch zum größeren Teile vollzogen sein, die erste Verwachsung des Gemüts mit demselben muß aufgehört, dieses seine Freiheit aus dem Gegenstande schon angefangen haben wieder herauszuziehen, um ihn sich frei und klar gegenüberzustellen.

Nun geraten wir aber in eine schwierige Antinomie. Es wird ein ganz fruchtloses Bemühen sein, dieses Grundgesetz alles Schönen umstoßen zu wollen. Aber ebenso wahr ist der andere Satz, daß der Inhalt des Schönen nicht gleichgültig, daß nur der Künstler und Dichter ein echter ist, der von den innern sittlichen Mächten des Lebens selbst erfüllt jede Brust ergreift und erschüttert. Wir haben mit Kant das Interesse abgewiesen und in gewissem Sinne müssen wir doch Interesse fordern. Daraus folgt aber auch, daß unter den Sphären des Inhalts ein Wertunterschied sei, und wir behaupten, politischer Inhalt stehe höher als der, welcher dem Privatleben entnommen ist, eine Dichtung jenes Inhalts sei, die vollendete Form vorausgesetzt, bedeutender als eine Dichtung, die, obwohl in der Form ebenfalls vollendet, sich nur auf diesem Schauplatze bewegt. Goethe ist ganzer und echter Poet auf seinem Gebiete, dem rein menschlichen, in der Welt subjektiver Empfindung, persönlicher Bildung, Entwicklung zu harmonischem Leben, allein Schiller wäre doch ein größerer Dichter als Goethe, wenn er in seinem Elemente, dem Felde des öffentlichen Lebens und der Tat, ein so vollkommener Meister der Form, so klassisch objektiv wäre als Goethe auf dem seinigen. Goethe beschwert sich gegen Eckermann, daß man ihm zumute, ein politischer Dichter zu sein, er bittet sich Unbefangenheit aus; der Dichter solle nicht den Zweck haben, politisch zu wirken. Dies ist eine Verwechslung; es war töricht, ihm zuzumuten, daß er etwas anderes sei, als wozu er sich berufen fühlte, allein man konnte wünschen, daß sein Genie auch für politische Stoffe organisiert sei, weil sie die größeren sind, und darum doch weit entfernt von der andern Torheit sein, ihm politische Tendenz zuzumuten. Ein politischer

Dichter und ein politisch tendenziöser ist zweierlei. Goethe hängt überhaupt theoretisch noch an dem falschen Satze, daß die Form alles und der Stoff gleichgültig sei. Übrigens wollen wir hier vergessen, daß er leider nur zu tendenziös sich auf den politischen Boden begab, als er in den Aufgeregten und im Bürgergeneral eine so ganz unzulängliche und philisterhafte Weisheit gegen die französische Revolution predigte.

Wie haben wir nun aber jenen Widerspruch zu lösen, den Widerspruch zwischen dem Satze, der jedes Interesse, jede Absicht, die Gemüter für irgend eine bestimmte Wahrheit unmittelbar zu gewinnen, von der Kunst ausschließt, und zwischen dem andern, der einen Wertunterschied des Gehaltes behauptet, dem politischen, insbesondere dem vaterländisch-politischen Gehalte den höchsten Rang zuerkennt und die wärmste Teilnahme an diesem Gehalte vom Dichter fordert? Die Antwort ist einfach: der Geist des Dichters soll von dem politischen Gehalte so durchdrungen sein, daß der poetische Trieb — der natürlich vorausgesetzt ist — von selbst, ohne jede Absicht auf eine unmittelbare spezifisch-politische Wirkung, sich auf diesen Gehalt wirft und ihn unbefangen, nur um Schönes zu schaffen, zur poetischen Gestalt ausbildet. Wie und wo aber ist dies möglich? Da ist es möglich, wo die politische Idee bereits zur Tat geworden ist, wo das Volk und sein Dichter bereits im Genusse des glücklich vollendeten politischen Kampfes leben. An dieser Stelle kommt uns zugute, was wir oben zuerst über die objektiven Bedingungen echter politischer Poesie aufgestellt haben: dieselbe Bedingung, welche wir stellen müssen, wenn die politische Idee den zur poetischen Gestalt notwendigen Körper dem Dichter entgegenbringen soll, ist es auch, unter welcher allein die unerläßliche subjektive Unbefangenheit des poetischen Schaffens möglich ist. Nur wenn dafür schon gesorgt ist, daß das politische Wohl in Kraft bestehe, daß das Gut der Freiheit nicht verscherzt werde, hat das Gemüt des Dichters, der die Freiheit besingt, die notwendige Ruhe und Objektivität der Betrachtung; den vergangenen Kampf soll er besingen, nicht den künftigen, auch nicht den gegenwärtigen; ist ein solcher dagewesen und großartig dagewesen, so braucht es auch keiner besondern Absicht und Reflexion, ihn zu besingen, sondern er dringt sich von selbst auf, er besingt sich von selbst. Die Poesie geht der Geschichte nicht voran, sondern folgt

ihr; das Unmittelbare ist immer zuerst da, die geistige Bewältigung folgt nach, und nicht früher als bis alles, was jetzt in unserer Zeit Reflektiertes, Gemachtes, Vermitteltes sich durchkreuzt, erst wieder unmittelbar Volksgut und Tatsache, Instinkt und Empfindung, Zustand, Sein geworden ist, wird es wieder eine Poesie geben. Wir leben in der Zeit der Unzufriedenheit, es gilt nur, zu handeln; wenn erst gehandelt ist, kann man auch wieder dichten. Auch die Auskunft taugt nichts, die wir oben berührten, daß der Dichter ja einen Stoff aus der älteren Geschichte nehmen und so behandeln könne, daß die Ideen, die er als Hebel der Zukunft wecken will, aus seiner Behandlung hervorgehen; vielmehr der Übelstand verdoppelt sich, indem ein Stoff, der in der leidenschaftslosen Objektivität der Vergangenheit ruht, durch dieses Hereinziehen in die Leidenschaften der Gegenwart immer mehr oder weniger verfälscht wird. Man könnte als auf einen näher liegenden, die Beziehung auf die Gegenwart von selbst darbietenden Stoff etwa auf die deutschen Befreiungskriege hinweisen, allein sie liegen gerade zu nahe und geben kein reines poetisches Bild, weil sie die gehofften Früchte für die innere Politik nicht getragen haben und so ihr Schauspiel einen Stachel des Unmuts zurückläßt. Zudem waren ihre Formen unpoetisch, und dies führt uns auf ein uns wichtiges Moment. Es bedarf keines Beweises, daß unsere modernen Lebensformen, Kleidung, Manieren des Umgangs, Rechtspflege, Verwaltung, Art der Kriegsführung durch stehende Heere, kurz, jede Form der Handlung so mechanisiert und abstrakt sind, wie der Künstler und Dichter sie schlechterdings nicht brauchen kann. Man kann keinen tragischen Auftritt weder malen noch dichten, wo die Personen im Frack auftreten. Unsere Zeit fühlt dies längst und ringt, wie nach neuem sittlich-politischen Leben, so auch nach neuen Formen, während auf der andern Seite die Trennung des Allgemeinen von der sinnlichen Lebendigkeit, die Mechanisierung aller Mittel des Verkehrs und Bedürfnisses, die Vernachlässigung und Zerdrückung des körperlichen Lebens, die Kälte und mißtrauische Barbarei der geselligen Zustände ins Unendliche wächst. Gegen das körperliche Verschrumpfen z. B. gibt es kein durchgreifenderes Mittel als Einführung allgemeiner Wehrverfassung mit einem möglichst kleinen Reste stehender Truppen zur Einübung; der männlichen Persönlichkeit wird solange aller zur künstlerischen

Darstellung schlechtweg notwendige Ausdruck des Heroischen abgehen, als nicht ein jeder Knabe zum künftigen Verteidiger des Vaterlandes erzogen wird und jener traurige Gegensatz schwindet, durch welchen die Tapferkeit, diese männliche Kardinaltugend, Monopol eines Standes geworden und den andern die Schlaffheit und die nachteilige Stellung, die der Zivile neben dem Soldaten in der Gesellschaft einnimmt, als der Bodensatz geblieben ist. Wer weiß aber, wann wir das erreichen werden? In dem Befreiungskriege dienten Freiwillige, es fehlten dagegen die äußeren poetischen Formen; sie wurden in den phantasielosen modernen Kulturformen geführt, und dazu kommt der genannte tiefere Mißstand. Also auch im Gebiete der Formen leben wir in einem Zustande der Unzufriedenheit. Trügt uns die goldene Hoffnung nicht, so muß in unbekannter Zukunft ein Durchbruch erfolgen, durch den auf beiden Punkten zugleich das Eis bricht. Es ist ja wirklich auf beiden dasselbe Gesetz, auf das wir unsere Hoffnung bauen. Der Bau unseres Staatslebens ist abstrakt verständig und subjektiv, und ebenso sind auch alle unsere Formen. Wir müssen uns aber durch die Periode der Verständigkeit, der Reflexion zur Periode der Idee durcharbeiten, welche die Unmittelbarkeit, die schöne Einheit des Allgemeinen und Individuellen, die Objektivität der Persönlichkeit, auf welcher der antike Naturstand ruhte, in reiferer, vermittelterer, garantierterer Form wieder herstellt. Von der Natur durch die Reflexion zu einer zweiten, höheren Natur, die zugleich Bewußtsein ist und der die Früchte der überwundenen Prosa zugute kommen: dies ist unser Weg und Ziel. Ist dies gelungen, so werden die Kämpfe, durch die es gelungen, einen neuen Kreis von großen Stoffen für eine neue Kunst abwerfen; auf die gewaltigen Erschütterungen, worin ein größeres Geschlecht, als wir sind, unsere Ahnungen wahr machen, worin zur Wirklichkeit werden wird, was unsere tiefen Seufzer suchen, werden die Nachkommen dieses Geschlechts zurückblicken, wie die Griechen auf die trojanischen und persischen Kämpfe, wie alle Völker auf ihre großen Sagenkreise. Ich wage zu prophezeien, daß man dann auf alles, was jetzt unsere Künstler und Poeten aus sich herauspressen, mit einem gerührten und mitleidigen Lächeln zurücksehen wird. Wir wollen nach ein paar Jahrhunderten einander daran erinnern, ob ich recht gehabt habe oder nicht.

Fast hätten wir aber unsern Shakespeare vergessen. Ich denke, er soll mir beweisen helfen, was ich behauptete. Es sind insbesondere seine Dramen über eine große Periode der englischen Geschichte, die mir hiebei trefflich zustatten kommen sollen. Ich möchte aber nicht unmittelbar auf dieselben zugehen, sondern zu einer Wanderung durch alle seine Tragödien einladen. Allerdings beschränkt sich dieser Geist, der so weit ist, daß uns die Grenzen der Individualität auseinanderzugehen drohen und wir schaudernd vor einem Individuum stehen, das aufhört ein Einzelner zu sein und als Geist der Gattung vor uns tritt, dieser wunderbare Mensch, der da spricht, als hätte er von Urzeiten an alle Formen der Menschheit selbst durchlebt, nicht auf die eigentlich politischen Stoffe. Es stellt sich, wenn man diese Tragödien im ganzen nimmt, eine Reihenfolge dar, worin alle wesentlichen Grundmächte, welche die Menschenbrust und das Menschengeschick bewegen, nacheinander auftreten. Wenn ich diese Reihenfolge nun den Hauptmotiven der einzelnen Tragödien nach stufenförmig ordne, so verbitte ich mir nur, daß man dies Verfahren mit Hinrichs Manier, der Schillers Gedichte „am Schwanz aufgezäumt hat", zusammenwerfe. Den Dichter führt sein Instinkt ohne Plan bald zu diesem, bald zu jenem Stoffe; jetzt lockt ihn Plutarch, jetzt seine Novellenbücher, jetzt seine Chroniken; sollen seine Werke auf dem spezifisch-ästhetischen Standpunkte beurteilt werden, so muß die von dem Stoffe zunächst unabhängige Zeitfolge derselben der Einteilungsgrund und die Forschung nach der Entwicklung des Dichters zur reinen Form die Aufgabe sein; hier aber reden wir von den Stoffen, und diese für sich dürfen wir nach einer Ordnung aufführen, die nur unser Werk ist; doch auch diese Ordnung wird ein neues Licht über den Dichter selbst verbreiten, sie wird beweisen, daß der innere bewegende Trieb seines zufällig bald so, bald so bestimmten Wählens nichts anderes war als die Universalität, die nicht ruht, bis die Welt, die Menschheit durchwandert ist und e i n großes Drama, das Weltdrama dasteht. In den paar ersten Schritten dieser Eintellung können wir Ulrici folgen, dessen Werk mit dem Verdienst eines ersten Zusammenfassens alles dessen, was zum historischen Begreifen Shakespeares notwendig ist, mit manchem richtigen Blick in die innere Welt unsers Dichters, mit manchem wohlbenutzten Resultate der neueren Philosophie die kindischen

Vorstellungen einer kraß anthropomorphischen Ansicht und der verkehrten Moral, die aus ihr fließt, so unnatürlich zu verbinden beliebt hat.

Es stellt sich zuerst eine Gruppe von Dramen dar, welche die großen Grundempfindungen des Privatlebens als bewegende Seele einer tragischen Handlung aufnehmen und durchführen. Die Glut der Jugendliebe, die im freien Tode über den Haß der argen Welt siegt, flammt in Romeo und Julie — (wer mein Urteil über Ulrici zu streng findet, der lese seine ganz rohe und barbarische Mißhandlung dieser Leidenschaft nach, die dem traurigsten Pietisten alle Ehre machen würde; anführen will ich sie nicht, um mir nicht die Stimmung zu verderben); die furchtbare Störung der gereiften, beruhigt festen ehelichen Liebe durch „das grünaugige Scheusal Eifersucht, das zum Narren sich mit dem Fraß hat, der es nährt", dringt ein als schleichendes Gift und schlägt als Wut aus im Othello; im Lear droht die Zerrüttung des ehrwürdigen Grundpfeilers der menschlichen Gesellschaft, der Familienliebe, wie ein Weltbrand, ein Jüngstes Gericht, die Achsen des Weltalls zu zerbrechen. Hier darf Rötschers Verdienst, seine gründliche, positiv begreifende Analyse einzelner dramatischer Charaktere nicht unerwähnt bleiben, wobei man nur wünscht, daß er mit dem zweiten Teil des Faust von Goethe sich nicht eingelassen hätte, den man aus Verehrung für den Dichter selbst der Vergessenheit überlassen sollte. Schon in dieser Gruppe, wiewohl sie den engeren Kreis der subjektiven Empfindungswelt beschreibt, blickt überall der politische Dichter heraus. Romeos und Juliens Schicksale entspringen ganz aus dem politischen Boden, in dessen dunkeln Grund die Rose ihrer Liebe gepflanzt ist; den Othello ein bürgerliches Trauerspiel zu nennen, wie Rapp getan hat, ist grundfalsch. Der Ausdruck hat sich bei uns einmal für eine Gattung festgesetzt, welcher durchaus der großartige Hintergrund fehlt, den dieses Stück an der Lagunenstadt, der Flotte, dem Türkenkriege, den Seeabenteuern Othellos hat, und dieser Hintergrund bleibt nicht bloß Hintergrund, sondern stellt den Helden und die ganze Handlung auf höhere Basis, verleiht ihnen jene Großheit, die wir Styl nennen; hier machen nicht Fähnriche, Sekretärs oder Husarenmajors Spielschulden, jammern nicht verfolgte Oberförster, plaudern nicht Kaffeebasen, wie herkömmlichermaßen jener Titel erwarten läßt.

An die Grenze dieser subjektiven Leidenschaften wäre das Pathos der Freundschaft zu setzen, da sie mit jenen noch den Sitz im unmittelbaren Elemente der Neigung teilt, aber zugleich darüber hinaus ist und ihre Gemeinschaft auf den objektiven Boden der Gesinnung gründet. Es lag jedoch nicht in Shakespeares Zeit und Sinn, dieses Pathos als selbständigen Inhalt einer Tragödie für sich aufzustellen. Die objektive, politische und philosophische Freundschaft der Alten war dem Mittelalter fremd, die subjektive Idealisierung dieses Verhältnisses, wie sie in der modernen Welt aus der unendlichen Vertiefung der Persönlichkeit hervorgieng und sich in Schillers Don Carlos, in Jean Pauls Werken spiegelt, ebenfalls. Im Hamlet lag es nahe, zwischen dem Helden und Horatio eine ideale Freundschaft aufzustellen, da jener, der einzige Wissende unter Blinden, gedrückt von der beklemmenden Last des Geheimnisses umhergeht und sich sehnen muß, seine schwülen Gedanken in die Brust eines Freundes auszuschütten; allein Shakespeare hat den Anlaß nicht benützt, Horatio kann kaum der Vertraute Hamlets heißen, es bleibt bei der altdeutschen Art der Freundschaft, einem biderben Händeschütteln. Wirklich schloß aber die Idee des Dramas selbst eine volle Mitteilung aus, Hamlet soll und muß einsam bleiben. Im Kaufmann von Venedig tritt mehr Großmut und Liberalität als eigentliche Freundschaft auf; naive Mädchen- und Jünglingsfreundschaften spielen in mehreren Tragödien und Komödien als Nebenmotiv, Kents Dienertreue hält wieder den altdeutschen Ton und erinnert an den getreuen Eckart. Nur ein falsches Scheinbild der Freundschaft, die gutmütige, eitle Freigebigkeit eines verwöhnten Reichen tritt als Grundmotiv einer ganzen Tragödie auf, des seltsamen Timon von Athen, diesem Werke eines grimmig herben, durch die harten Stöße der Welt zu sprödem Stahl gehämmerten Geistes, der die ganze Menschenbrut in den Pfuhl der Verdammnis flucht. Hier fehlt aber auch aller Fluß, alle Versöhnung, der Dichter hat sich in diesen starren Grimm verbissen. Shakespeare wird gegen sein Ende nur immer männlicher, eiserner bis zur Starrheit; Goethe, immer weicher, in einsamer Beschaulichkeit, zog sich vor jedem rauhen Lüftchen zurück.

Nun öffnet sich ein größerer Schauplatz, das Staatsleben. Auf der Schwelle können wir einen Seitenblick nach der tragischen Zwischenhandlung einer Komödie werfen, dem Rechtshandel im Kaufmann

von Venedig, wo die abstrakte Grundlage des Staates, das Privatrecht, durch seine Konsequenz selbst überspannt, sich komisch auflöst. Zwei Gruppen sondern sich nun auf diesem Schauplatze voneinander ab. In drei Tragödien, welche die erste Gruppe bilden, werden Stoffe aus dem antiken Staatsleben, der römischen Geschichte behandelt. Shakespeare tritt in der Toga vor uns und wiewohl er ganz Engländer bleibt, so stehen ihm doch die großen Falten höchst stattlich an. Es geht wirklich durch diese Stücke ein antiker, ein plastischer Geist; man fühlt, wie im Leben des klassischen Altertums das objektive Moment das subjektive überwiegt; das Volk als Volk, diese große, auf Blutsverwandtschaft gegründete Masse, dieses Naturgewächs in strenger Ausschließung gegen andere Ganze derselben Art, ist das eigentliche Subjekt, die große Idee des Vaterlands durchdringt alle und gibt dem Einzelnen, selbst wo er gegen den schon zerfallenden Bau des Ganzen herrschsüchtig auftritt, den großen heroischen Styl, den monumentalen geschichtlichen Charakter, schlagende Kraft, viel Handlung und wenige, aber majestätische Worte. Diesen großen Styl hat sich Shakespeare ohne alle antiquarische Gelehrsamkeit aus seiner innern Intuition und mit seinem Plutarch besser angeeignet als unsere gelehrten Dichter und Archäologen, er fühlt etwas in sich von jenem Geist. Ich kann wirklich nicht mit Goethe übereinstimmen, welcher in diesen Stücken nicht Römer, sondern eingefleischte Engländer, aber freilich ganze Menschen sieht. Man betrachte nur den unendlichen Unterschied in der Behandlung des individuellen Charakters zwischen den römischen und den im germanischen Norden spielenden Stücken: dort die gediegene, in kurzen Sentenzen große Staatsgedanken aussprechende, für den romantischen Geschmack sogar trockene Einfachheit, hier der ganze nordische Eigensinn mit allen seinen Launen, seiner geistreichen Roheit. Der besiegte Römer stürzt sich in sein Schwert „nach Römerbrauch"; Macbeth läßt sich lieber wie ein an den Pfahl gebundener Bär tothetzen, als daß er „den römischen Narren spielte".

Im Coriolan betreten wir zunächst den Boden der römischen Republik und sehen den aristokratischen Stolz im Kampfe mit der Demokratie tragisch untergehen. Freilich leidet dieses Drama an einem Grundmangel, der tief in Shakespeares politischer Denkart begründet ist: das Volk ist zu verächtlich behandelt, selbst seine Ver-

treter sind Schurken. Daher hinkt die ganze Tragödie, es ist nicht ein Kampf zweier einseitiger Rechte und Coriolan geht nicht zugrunde, weil er im Rechte unrecht hat, sondern nur weil er unklug ist. Im Julius Cäsar zeigt sich der Todeskampf der Republik mit der aus ihr sich herausringenden Monarchie, welche in ihrem ersten Versuche untergeht, aber zunächst in der Form der Oligarchie siegt. Die Verschworenen haben an sich recht, aber die Republik hat sich mit der Einfalt und Sitte des Volks überlebt, ebendaher sind sie Verschworene, d. h. sie haben den Volkswillen nicht für sich, ihr Werk ist ein Werk der Nacht und ihr Mittel der Mord. Der majestätische Cäsar hat unrecht an sich, indem er den Willen des Einzelnen an die Stelle des Volkswillens setzen will, aber wo das Volk als Ganzes keinen Willen mehr hat, da entsteht ein geschichtliches Recht, daß ihm die Herrschaft genommen werde. Er sinkt ermordet nieder, aber sein Geist, das heißt sein Recht erhebt sich, nimmt Rache und ersteht, zunächst an Triumvirn verteilt. Es liegt aber auch in der Oligarchie, dieser Monarchie mit einer Reminiszenz der Republik, schon an sich der Keim eines schnellen Untergangs. Wo nicht mehr der Volkswille herrscht, sondern aus ihm einmal die Einzelnheit mit der Anmaßung der Gewalt hervorgetreten ist, da strebt auch wirklich ein Einzelner nach dem Alleinbesitz der Herrschaft. Es können nicht zwei oder drei Menschen sich in die Herrschaft der eroberten Welt teilen: „Raum war ja für uns beide nicht in der weiten Welt" sagt Augustus. Die Auflösung der Oligarchie in die Monarchie wird beschleunigt durch die insbesondere vom Orient her eingedrungene Üppigkeit, die das geistig bedeutendste Glied des Triumvirats ergriffen hat, und diese Auflösung stellt sich dar in Antonius und Kleopatra. Wir sehen den Kampf einer starken, poetischen Natur mit einer entnervenden, aber geistreichen Liebe, deren stets erneuerte listige Siege über die Tatkraft diese Tragödie zugleich zu einem Bilde der Koketterie im großen Style, und deren Wechsel mit der heroischen Aufraffung dieselbe zu einem Schauspiel des moralischen Rückfalls machen. Antonius erliegt endlich nicht Octavian, sondern nur sich selbst, aber dieser ist der Mann, wie ihn die Welt braucht, unpoetisch, verständig, beharrlich, ganz Politik.

Jetzt gehen wir zur zweiten Gruppe über, zum Staate des Mittelalters. Hier steht Shakespeare wirklich als politischer Dichter im

engsten Sinne vor uns, als Dichter der vaterländischen Geschichte, der seiner Nation in ihren großen und furchtbaren Erinnerungen ihre eigene Substanz entgegenhält. Wie er überhaupt auf der Grenzscheide der Zeiten steht und dieser Stellung den Zusammenfluß aller günstigsten Bedingungen der Poesie verdankt, so sieht er auch von den Anfängen der verständig durchgeführten Monarchie auf die noch rauchenden Spuren der blutigen Kämpfe zurück, aus denen sie hervorgegangen; er zeigt seinem Volke den wilden Kampf der Titanen, über deren noch zuckenden Leibern der Alleinherrscher seinen Thron errichtet hat. Nun sehe man aber, wie sein Verhalten ganz alles das belegt und bestätigt, was ich oben über die Bedingungen der politischen Poesie gesagt habe. Von Tendenz im Sinne einer absichtlichen politischen Einwirkung auf die Gegenwart ist gar nicht die Rede. Shakespeare ruft ein vergangenes Schauspiel zurück; daß der Schluß dieses Schauspiels, die Durchführung der Monarchie durch Unterdrückung des Adels, des Eigensinns der einzelnen politischen Körper überhaupt das Rechte sei, ist einfach seine Überzeugung, was schon die vielen ganz harmlosen Schmeicheleien gegen Elisabeth und Jakob bezeugen, die er überall einstreut. Er erwähnt am Schlusse des Königs Johann nicht einmal die magna charta. Man könnte ihn servil nennen, wenn es nicht falsch wäre, da von Servilismus zu reden, wo es noch keinen Liberalismus gibt. Aber auch diese monarchische Überzeugung als eine Lehre vorzutragen, für sie zu begeistern, fällt ihm nicht ein, sie springt ohne sein Zutun als objektives Resultat aus dieser Dramenreihe hervor. Wie wir Neueren über diese Gesinnung zu urteilen haben, davon nachher ein paar Worte. Begeisterung für sein Vaterland überhaupt spricht sich in mehreren herrlichen Stellen aus: England ist „das Land der Majestät, der Sitz des Mars, zweites Eden, halbes Paradies, ein Kleinod in die Silbersee gefaßt, Amme und schwangerer Schoß erhabener Fürsten (siehe König Johann), im großen Teich ein Schwanennest" (siehe Cymbeline), der ganze Heinrich V. ist von dem heitersten Übermute der Vaterlandsliebe eingegeben; aber auch diese allgemeine Begeisterung spricht sich ganz unbefangen und wahrlich nicht so künstlich aus wie das gewaltsame Bemühen deutscher Dichter, ein Bewußtsein einer Volkseinheit auszusprechen, wo eine solche noch nicht hergestellt ist. Diese Unbefangenheit aber ist es

nun, wodurch Shakespeare Lust gewinnt, in der Geschichte des englischen Feudalstaats das innerste Wesen des Feudalstaats überhaupt so rein herauszustellen, daß keine Philosophie der Geschichte es besser vermöchte.

Der antike Staat ist gemäß seiner objektiven Natur wesentlich republikanisch; das Volk, das sich als ein Naturganzes weiß, beherrscht als Gattung sich selbst und weiß nicht anders, als daß jede Macht im Staate nur Ausfluß dieses gemeinsamen Willens sei. Die Individualität sticht wohl hervor, bleibt aber in der Substanz des Ganzen plastisch fest; von der Zeit an, wo die Demagogie sich diesem Grunde der Allgemeinheit willkürlich zu entziehen beginnt, ist auch die Blüte des antiken Lebens schon dahin. Dagegen herrscht im mittelalterlich germanischen Leben der Eigensinn der Subjektivität, der sich punktuell zu behaupten strebt; erst nach einem langen und schweren Bildungsgange fügt sie sich mit freier Unterordnung in den Zusammenhang des Ganzen und auch die Einheit dieses Ganzen ist eine subjektive. Im feudalen Zustande stellt sich eine zusammenhangslose Vielheit von politischen Monaden dar, welche gegen den losen Verband einer nur oberflächlichen Allgemeinheit hartnäckig ihre Selbständigkeit bewahren. Die höchste Monade soll der Fürst sein, er stammt aus dem Adel, der ihm durch die lockere Verpflichtung der Lehen verbunden ist. Kann ein adeliges Geschlecht einen Fürsten auf den Thron setzen, so kann ein anderes dies auch tun, es darf nur den ersten herunterwerfen. Der Fürst muß daher den Adel unterdrücken, d. h. er muß sich selbst unterdrücken. Der unterdrückte Adel empört sich und entthront ihn nach demselben Rechte, nach welchem er den Thron bestiegen hat: ein Wechsel der Wiedervergeltung, der, wo das Wesen des Feudalstaats sich so rein hervorstellt wie in der englischen Geschichte, bis zur äußersten Zerrüttung führen muß. Der Kampf der Monarchie mit der Aristokratie ist daher das Hauptmoment in diesen englischen Dramen; er ist wild und blutig, weil das Volk stark und gesund, aber roh ist. Der König ist hier immer nur so viel als er actu ist: kein Mechanismus der Staatseinrichtung schützt ihn noch, jede Schwäche und Schuld bestraft sich noch unmittelbar, und diese Dramen sind daher allerdings ein großes und bitteres Lehrbuch für Könige.

In dem durch diesen inneren Widerspruch aufgestörten Ganzen ist

keine der Formen, durch welche die Monarchie sich befestigt, Recht, Verwaltung, Polizei, im Sinne einer geordneten Allgemeinheit durchgeführt. In einer Form aber ist die absolute Allgemeinheit vorhanden, in der Kirche, welche sich für die Verwirklichung der in Wahrheit alles Einzelne unter sich befassenden Idee ausgibt. Aber eben diese Form ist vielmehr nur eine Beschränkung der Allgemeinheit, welche sie zum Inhalte hat. Denn statt daß die Idee nun als gegenwärtiger Geist das System der menschlichen Zwecke durchdränge und so als vernünftig ordnende Allgemeinheit einen politisch sittlichen Organismus aus sich hervortriebe, schließt sie vielmehr alle wirklichen Zwecke als weltlich von sich aus. Wer sich zur geistigen, d. h. jetzt zur geistlichen Betrachtung wendet, der läßt alle seine Weltzwecke in diesem Augenblicke fallen, sie sind in der Religion verflüchtigt und Gott dienen ist nicht sein Reich wahrhaft in der Welt verbreiten, sondern der Welt entsagen, die Welt vernichten. Daher hat die Kirche auch nicht die Kraft, die barbarischen Herzen zu bilden, sie werfen sich zwischen Buße und Roheit hin und her. Der Charakter der Kirche selbst aber wird durch die Jenseitigkeit, die sie dem Reiche Gottes andichtet, das Gegenteil von dem, was sie von sich aussagt. Indem sie sich der Welt gegenüberstellt, stellt sie sich als ein Besonderes neben Besonderes, sie ist eine Korporation neben anderen, sie ist mitten in der Welt. Aber sie hat nicht vergessen, daß sie das Allgemeine vorstellt, und indem sie ein Besonderes ist, das sich für das Allgemeine ausgibt, ist sie ein schlechtweg herrschsüchtiges Besonderes. Das Allgemeine, statt die Welt geistig zu durchdringen, als flüssiger Geist durch sie zu strömen, sucht, so versteinert, die Welt vielmehr zu tyrannisieren, daher ist der Klerus der trotzigste, herrschsüchtigste und weltlichste unter allen Ständen. Der Kampf der Hierarchie mit der Monarchie ist daher eine weitere Haupterscheinung auf diesem Schauplatz.

Dieser Staat, nach innen unreif, hat sich auch nach außen erst zu befestigen. Die Eifersucht gegen ein Nachbarvolk ist für England insbesondere als das Widerlager gegeben, an dem sich das Bewußtsein der Volkseinheit, die Vaterlandsliebe aufstemmt. Der Krieg nach außen ist ein weiteres Moment in jener Gärung. Hier entladen sich die eigenwilligen Kräfte, die sonst jeden Augenblick auf dem Sprunge sind, sich gegen innen zu wenden; doch die Hals-

starrigkeit ist größer als die Tapferkeit, und die Früchte dieser gehen durch die Entzweiungen jener verloren.

Das untere Volk hat noch keine politische, noch moralische Persönlichkeit: eine vom blinden Instinkt bewegte und gewebte Masse, deren Aufruhr, dumm und blutig, im Dienste fremder Zwecke anschwillt und wie eine Blase zerspringt. Das demokratische Element tritt nur momentan in den Kämpfen dieses Staatslebens auf. Shakespeare behandelt das Volk hier ebenso verächtlich wie im Coriolan; hätte er den Bauernkrieg gekannt, er hätte ihn ohne Zweifel höchst ungerecht beurteilt. Er weiß es nicht anders und der Irrtum liegt tief in der germanischen Natur, die noch heute nicht den Vorurteilen entwachsen ist, welche die Leibeigenschaft zurückgelassen hat. Shakespeare ist darin allerdings sehr undankbar, denn die beste Kraft seiner eigenen Poesie ist Volkskraft, Volksphantasie und er selbst der Sohn eines ländlichen Wollenhändlers; aber die Phantasie des Volkes selbst suchte die Persönlichkeit, das Ich, noch außerhalb seiner, im Glanze des Adels, des Klerus, des Fürsten.

Dieses Ganze ist wild und barbarisch, aber noch nicht prosaisch wie der moderne Polizeistaat. Die Persönlichkeit in ihrer trotzigen Selbsthilfe kann noch das Ungeheure wagen und hat sich vor keinem Polizeidiener und Oberamtsrichter, sondern nur vor der ebenso ungeheuern Rache zu fürchten. Behaupten kann sich, wer auf eigenen Füßen steht; jeder ist, was er kann. Nicht die Erscheinung schöner Menschlichkeit, wie bei den Griechen, nicht die feierliche Würde der Römer: rohe, ungeschlachte Menschen, aber groß und tief. Auch die Frauen sind furchtbar, sie schimpfen, kratzen, beißen, spucken ins Gesicht, geben Ohrfeigen: dafür trinken sie aber auch keinen Kaffee, besuchen keine Töchtererziehungsanstalt, studieren keine Philosophie und haben keine Bleichsucht. Die Männer aber sind wie Granitbilder, Statuen aus e i n e m Guß ohne Glättung, ungeteilt in sich, Gedanke, Entschluß und Tat sind e i n Wetterschlag. Wohin sind denn die Nibelungenhelden entschwunden? Der grimme Hagen, der wilde Wolfhart, der flammenhauchende Dieterich? Was ist aus diesen Menschen, riesenhaft wie das Schicksal, geworden? Aus der deutschen Poesie sind sie verschwunden: in dem empfindsamen, phantastischen Ritter der höfischen Dichtung finden wir sie nicht wieder, in der neueren, in der Poesie der Bildung, sind sie mit ihren

langen Bärten und breiten Schultern nicht salonfähig, und doch gibt es in aller deutschen Kunst nichts Deutscheres, nichts, was wir den Griechen so sehr als unsern Stolz entgegenhalten dürfen, als diese rauhen, gedrungenen, wortarmen, im Ernste einfach sittlicher Substanz fest beharrenden Gestalten; wehe den windigen Subjekten der neueren Verblasenheit, wenn sie ihnen zwischen die Finger gerieten — Wo sind sie? Hier bei Shakespeare sind sie vom Schlafe aufgestanden, hier ist der grimme Hagen und auch die schreckliche Brunhilde und alle die großen Männer und Frauen. Sie haben reden gelernt, sie sind Christen geworden, aber sie gleichen noch, wie einst, furchtbaren Naturkräften und sind im Grunde des Herzens unverbesserliche Heiden. Hier tretet hin und lernet, was Charakter ist und was dagegen die blassen Schatten eurer geschwätzigen Bildung sind. Wo der empörte Eigenwille die kolossalen Naturen bis zum Bösen steigert, da kann dieses furchtlos seinen höchsten Gipfel erreichen; denn wie von außen kein Mechanismus der Rechtspflege, so hemmt von innen keine Sentimentalität: nur die Tat richtet sich selbst und widerstrebend der eigene Geist. Allerdings aber ist die Subjektivität reicher geworden und bricht sich in bunteren Lichtern als die starre Einfachheit der altdeutschen Helden, sie hat sich ihre Besonderheiten und Eigenheiten angebildet und läuft zum Teil in krause Schnörkel aus; von der schroffen Bestimmtheit der deutschen Ahnenbilder ist ihr jedoch der Eigensinn geblieben, diese ihre Launen und Absonderlichkeiten zähe festzuhalten und sich darin entweder einfach wohl zu fühlen oder mit dem erhöhten Selbstbewußtsein der Romantik humoristisch selbst zu belächeln. Shakespeare ist der erste Dichter, der in strengem Gegensatze gegen die antike Welt diese Porträtphysiognomie der Individualität, diese unendlichen Abweichungen von dem allgemeinen Typus der Gattung als berechtigte Züge in die Poesie aufgenommen hat, dessen Charaktere sogenannte Originale sind. Wenn er im großen den griechischen Dichtern verwandter ist als irgend ein neuerer, so weicht er hier fast so weit von ihnen ab als die niederländische Malerei von der antiken Plastik, und das ist es auch, was den pathetischen Schiller und den plastischen Goethe immer wieder von ihm abstieß. Dies ins Einzelne und Kleine Malen, dies mikroskopische Sehen geht durch das ganze Gemälde; daher wirft er mitten in die Sprache des Kothurns das

Platte, daher ist sein poetisches Aufzeigen und Malen durchaus ein Spezifizieren ins einzelnste hinein. In diesem individualisierenden Styl mit seinen Kontrasten liegt auch einer der Gründe, warum Shakespeare eine Verbindung des Tragischen und Komischen wagt wie keiner vor und nach ihm. Man hat ihn mit Rembrandt verglichen; er ist ebensosehr Raffael, Michelangelo, Tizian, Rubens, aber allerdings bezeichnet er nach dieser Seite denselben Eintritt der unmittelbaren Wirklichkeit in das Ideal wie die holländische Schule.

Die Beschränkung des Raums verbietet mir, dieses Schauspiel der Zerstörungskämpfe des Feudalstaats durch die vor uns liegenden zehn Tragödien ins einzelne zu verfolgen. Wie unter diesen Tragödien wieder acht (wenn man die Abteilungen Heinrichs IV. und Heinrichs VI. besonders zählt) eine enggeschlossene Gruppe bilden, zu welcher König Johann als Prolog und Heinrich VIII. als Epilog angesehen werden kann, hat Wilhelm Schlegel und nach ihm Ulrici dargestellt. Eine unzerreißbare Kette von Schuld und Nemesis bindet jene acht Dramen zu einem großen Drama zusammen. Die Urschuld ist die Entthronung und Ermordung Richards II. durch Heinrich IV. Auf kurze Zeit scheint sie gesühnt durch die herrliche Natur Heinrichs V., der einen lichten Ruhepunkt darstellt und die aufrührerischen Elemente des ungeordneten Ganzen in die positive Einheit einer starken monarchischen Persönlichkeit zusammenfaßt, indem er sie gegen einen äußeren Feind führt. Aber kaum ist er gestorben, so beginnen unter dem schwachen Heinrich VI. alle zur Empörung bereiten Kräfte sich zu entfesseln, mit der Verwirrung des subjektlosen Staates steigt die sittliche Verwilderung, endlich zahlt Heinrich VI. die Schuld des Ahnvaters mit dem Tode: aber eine neue Masse blutiger Schuld hat sich angehäuft und wie Heinrich V. in eine positive, so faßt Richard III. die wild aufgeschossene Verwirrung in die negative, zerstörende Einheit des Bösen zusammen. Bei diesem verweilen wir länger.

Richard III. ist die Frucht eines langen Bürgerkriegs, der ungeheuren Entartung aller politischen und sittlichen Kräfte, die Pestbeule, worin die lang gegorne Eiterung giftig ausbricht, „die bauchige Spinne, der giftgeschwollne Molch“, das Krankheitsprodukt, das die erkrankten Organe und dann sich selbst zerstört, das

Strafwerkzeug, das die allgemeine Verderbnis sich selbst bereitet hat, das alles um sich herum und dann sich selbst vernichtet. Jedes der früheren Dramen verhielt sich zum folgenden wie die Saat zur Ernte, wie die Exposition zur Katastrophe, zu Richard III. ist zunächst Heinrich VI. die Exposition: hier sammelt sich der Giftstoff, die Auflösung des Staats in lauter egoistischen Trotz, wo endlich ein allgemeiner Blut- und Mordsinn die Menschheit befällt, und diese Manie bricht aus in Richard III. Da nun aber Heinrich VI. selbst wieder in den vorhergehenden Dramen seine Exposition hat, so erscheinen alle diese als e i n e große Exposition zu der großen letzten Katastrophe in Richard III.

Der Staat war bisher selbstlos, subjektlos, eine zersprengte Vielheit von Subjekten, deren jedes herrschen wollte, eine wirre Reibung des Egoismus. Keiner hob sich mit absolutem Übergewicht aus den andern hervor, keiner war des Herrschens würdig. Es kommt nun, wenn dieser Zustand enden soll, darauf an, daß diese zersprengten Ich, deren keines ein ganzes Ich ist, sich in e i n s zusammenziehen. Was in diesem e i n e n zusammengezogen sein wird, ist eben der Auszug aus allen andern; es ist nicht besser als alle, aber es ist, was sie alle zusammengenommen sind, konzentriert und darum unendlich potenziert: der absolute Egoismus, die absolute Verruchtheit und Wildheit. Richard ist dieser Auszug aus der allgemeinen Schlechtigkeit, alle greuelhafte Roheit, alle Gewissenlosigkeit einer langen Zeit des allgemeinen Aufruhrs gesammelt in e i n e fürchterliche Persönlichkeit und diese Persönlichkeit so gestellt, daß sie den weitesten Wirkungskreis für ihre Bosheit hat, alles um sich her zu vernichten. Die umgebende Wirklichkeit ist nicht wert, anders behandelt zu werden, er ist ihr Selbst, denn sie selbst ist böse, nur nicht so vollkommen im Bösen wie er; sie bestraft durch ihn sich selbst, ihr eigenes böses Ich kommt als fürchterlicher Schnitter über sie und mäht die brandigen Ähren, den ganzen verwilderten Garten kahl. Indem er aber so das zerstört, woraus er kommt, zerstört er sich selbst; er zerstört das Böse um sich herum, weil das Böse zerstört sein soll, aber was zerstört, ist dasselbe Böse, das zerstört werden soll, es hebt daher sich selbst auf, und so kommt mit dem innersten Wesen des Bösen seine absolute Negativität zugleich als Selbstzerstörung zum Vorschein.

Keine Philosophie kann das Wesen des Bösen erschöpfender begreifen, als es Shakespeare mit seinem wunderbaren Instinkt erfaßt und ausspricht. Motiviert und symbolisiert ist Richards Bosheit durch seine äußere Häßlichkeit. Diese trennt ihn von allen Wesen, er sieht niemand gleich und niemand ihm, daher betrachtet er sich als außerhalb der Gattung gestellt und glaubt nur seinem eigenen Gesetze folgen zu dürfen. Ihn liebt niemand, so liebt er niemand, er ist nur sich selbst gleich: die innere Einsamkeit des Bösen, das Ich, das seinen Eigenwillen, entrissen jedem Bande der Allgemeinheit, als Weltgesetz aufstellt:

— Und Liebe, die Graubärte göttlich nennen,
Sie wohn' in Menschen, die einander gleichen,
Und nicht in mir: ich bin ich selbst allein.

Großer kriegerischer Mut, eine bärenhafte Tapferkeit gibt dieser ungeheuren Abstraktion die notwendige sinnliche Realität. Man darf Richard nicht unmittelbar als sublimierten Verstandesbösewicht fassen, eine plumpe, grobe Natur ist die derbe Grundlage seiner Persönlichkeit, er ist ganz durch und durch Mann, eine rohe Naturkraft. Margarete nennt ihn ein wühlend Schwein, Richmond sagt von ihm:

Der gräulich blut'ge, räuberische Eber,
Der eure Weinberg' umwühlt, eure Saaten,
Eu'r warm Blut säuft wie Spülicht, eure Leiber
Ausweidet sich zum Trog: dies wüste Schwein
Liegt jetzt in dieses Eilands Mittelpunkt.

Mit diesem rohen Naturgrunde vereinigt sich nun der Verstand, der in absoluter Trennung von der Vernunft die ganze umgebende Welt nur als eine Sammlung von Zufälligkeiten ansieht, die kein göttlicher, das Einzelne begründender Wille zu einem notwendigen Ganzen zusammenbindet und die als Hindernisse wegzuschaffen ebendaher auch kein Gewissen im Wege steht. Vor diesem Verstande erscheint jedes Pathos als komisch, für Richard sind alle andern lächerliche Enthusiasten, die er für Narren hat; er scherzt gern, ist voll frecher Witze, zotenhaft, schrecklich naiv, wenn er z. B. sagt: ich bin zu kindisch töricht für die Welt; kurz er hat etwas vom Clown,

er ist ein fürchterlicher Hanswurst, und dies eben fordert die Sache. Nichts ist verkehrter als ein pathetischer Teufel; auch Goethe wußte wohl, was er tat, als er den Teufel komisch behandelte. In der Verfolgung seiner bösen Zwecke nun vereinigt sich die sinnliche Roheit und der arge Verstand zu einer beispiellosen Einheit der feinsten Intrige und des blutig wütenden Mordgeistes, er ist ebensosehr der abgefeimteste Künstler der Ränke, als „der Schlächter, der Metzgerhund, der Höllenhund, der Mäkler der Hölle". Die Spitze dieser Verkehrung aller sittlichen Kräfte ist die vollendete Heuchelei, sie ist aber auch bereits der Anfang des eintretenden Gerichtes; denn indem er das Gute, die Gefühle der Sympathie, die Unterordnung unter den höchsten Willen fingiert, erklärt er, daß er sie kennt, ja daß er sie als bestehende Mächte anerkennt, daß er sich des Bösen als Bösen und des Guten als Guten vollkommen bewußt ist, und doch gebraucht er dieses Wissen nur, um den bloßen Schein des Guten zu heucheln: darum wird es ihn aber auch richten.

Die ihm gegenüberstehende Welt ist, wie schon gesagt, reif für seine Sichel. Die Weiber lassen sich von seiner frechen Beredsamkeit betören, die Pairs sind eigenwillige und zugleich kraftlose Parteigänger oder lassen sich sogar, wie Buckingham, als Werkzeug seiner Verbrechen gebrauchen, die königliche Familie trägt die Last gehäufter Schuld, das Volk, der Lordmayor lassen sich aufs schändlichste übertölpeln, nur die Knaben Eduards leiden unschuldig. Es gibt keinen Tyrannen, wo man keinen duldet; durch einen Tyrannen tyrannisiert ein Volk sich selbst. Richards Macht liegt in der Schwäche der verdorbenen Welt, der stärkere Egoismus ist die Ironie des schwächern: Richard ist der Reineke Fuchs. Indem diese so verdorbene Wirklichkeit ihrem Henker gegenübersteht, geht durch das Ganze ein Geist der Angst und Bangigkeit, ein Zittern, wie wenn scheues Geflügel den Marder wittert; aber die Angst hilft so wenig als dem Vogel, welcher der Schlange in den Rachen läuft. Indem nun der Gefürchtete in diese weiche und widerstandlose Masse so mit seinen Schlächterhänden hineinarbeitet, schallt ihm von allen Seiten der ungeheure Fluch entgegen. Richard III. ist die wahre Fluchtragödie. Schon von Anfang an schwebt die ganze Handlung unter den im Heinrich VI. aufgehäuften Flüchen wie unter einer schweren Gewitterwolke. Die fürchterliche Meisterin des Fluchens ist Margarete, das geisterhaft

überragende Trümmer der zerstörten Königsfamilie Heinrichs, ein Gespenst, das alle scheuen, die Erinnye selbst. Alle anderen, die Frauen besonders, sind nur ihre Schülerinnen im Fluchen; dem Fluch antwortet Fluch, wie es in den Wald hineinhallt, so hallt es wider, und jeder verflucht nicht nur den andern, sondern indem er durch eigene Schuld sich unter den eigenen Fluch befaßt, sich selbst: ein allgemeines Wechselverfluchen und Selbstverfluchen.

Ein Minne d' andern suochet,
Ein Vluoch dem andern vluochet.

(Vridank.)

Dieser Fluchgeist ist nichts anderes als die erst in unmächtige Worte gesammelte Notwendigkeit, daß die nach allen Seiten aufgehäufte Schuld sich bestrafen muß. Diese Flüche sind keine leeren Worte, sie „steigen himmelan und wecken Gottes sanft entschlafnen Frieden." Aber nicht der Fluchende, nur das Schicksal erfüllt den Fluch, daher bleibt dem Leidenden nach dem Fluche nur die unendliche Klage. Richard III. ist zugleich die größte Klage-Tragödie. Die Klagenden sind insbesondere die Frauen: Margarete, die Herzogin von York, Elisabeth, jede beklagt eine Reihe teurer Toten, die der Bluthund hingemordet, und es ist der letzte, erbarmungswerte Trost, daß sie ihre Verzweiflung miteinander messen und sich jede gegen die andere rühmt, daß sie mehr leide. Diese Klage ergießt sich zweimal in einem großen chorartigen Wechselgesang, worin Shakespeare dem antiken Geiste sich absichtslos so merkwürdig nähert.

Endlich aber ist der Schnitter selbst zur Ernte reif. „Die Erde gähnt nach ihm, die Hölle brennt, die Teufel brüllen, Heilige beten, auf daß er schleunig werde weggerafft." Richmond landet, alles strömt ihm zu und Richard sieht sein mit Blut mühsam geleimtes Werk sich in der Hand zerbröckeln; das Werk des Bösen hebt sich selbst auf. Schon vorher hatten dunkle Regungen des Gewissens und der Besorgnis auch die innere Selbstzerstörung angekündigt. Diese ist der Rest des Guten im Bösen; die äußerste Verkehrung hat das Gute noch als ihren Feind in sich, der sie selbst in Verzweiflung verkehrt. Ein absoluter Bösewicht ist nicht denkbar, Richard ist kolossal im Bösen, aber er kann noch verzweifeln: ungern, murrend und fluchend erkennt er die gute Macht in sich an, aber er tut es.

Das Gemälde seiner Verstörung, der hastigen Geschäftigkeit vor der Schlacht bei Bosworth, des Mißtrauens, des Lauschens, der liebkosenden Anrede an die Vasallen, als klammre sich ein Ertrinkender an, dazwischen des Pochens und Drohens, und wieder des trüben Ahnens und blöden Redens („Nicht scheinen heut" wie treffend ist dieser faselnde Infinitiv!) —: dies ist ein Meisterwerk in der Poesie aller Zeiten; Shakespeare enthüllt nicht nur den innern Zustand, sondern mit seinem wunderbaren Hellsehen sieht er dabei auch jede Bewegung, jede Miene, jede Gebärde, horcht auf jedes Wort bis auf die kleinen grammatischen Nachlässigkeiten, die der verstörten Angst begegnen, nimmt alle umgebenden Bestimmtheiten bis auf den Schimmel Surrey in ihrer Schärfe mit auf und schlägt uns so mit jener Wahrheit, deren Gefühl unsere Nerven mit Schauer durchrieselt. Das Höchste in diesem Gemälde aber ist der berühmte Monolog nach der Geisterszene. Bei den englischen Kritikern des vorigen Jahrhunderts kann man fest versichert sein, daß sie allemal, wo sich Shakespeare zum Höchsten erhebt, über Verletzung des Geschmacks und gesunden Verstandes klagen, und so hat es Johnson auch mit diesem Monologe getan. Auch die Schauspieler scheitern an dieser Stelle, sie können nicht begreifen, wie ein Subjekt in zwei einander verdammende und entschuldigende Geister zerrissen sein könne; Seydelmann, der in Richards Rolle sonst wahrhaft genial war, meinte daher, als ich ihn in Stuttgart darin sah, hier ein wildes Irrereden darstellen zu müssen, und brüllte den tiefsinnigen Monolog wie ein Rasender. Richard ist aber nie klarer und vernünftiger als in diesem Augenblick. Ich bin ich selbst allein, hat er früher ausgesprochen: jetzt erfährt er die schreckliche Wahrheit dieses Wortes, jetzt, wo er in Todesangst aus sich selbst hinausfliehen möchte, um dem richtenden Geiste, der die wohlweis süß flüsternde Selbstliebe und Selbstentschuldigung zu Boden schmettert, zu entrinnen; aber es ist keine Hilfe, und nähme er die Flügel der Morgenröte und flöhe ans Ende der Welt, er ist auch da! denn er ist in ihm. Ich bin ich! Ich, der sich liebt und beschönigt, und ich, der sich verdammt, ist derselbe: aus diesem Ring ist keine Flucht, aus diesem unerträglichen Widerspruch kein Entrinnen. Wer sich einen Schatz der Liebe bei Freunden gesammelt, findet in ihrer Verzeihung Zuflucht; aber seiner wird sich keine Seel' erbarmen, findet er selbst

in sich doch kein Erbarmen mit sich selbst! Vor der Tiefe und Poesie dieser Stelle schweigen alle Worte.

Wenn es der Raum erlaubte, würde ich gern an diese furchtbare Erscheinung der tragischen Gerechtigkeit eine Untersuchung über das Schicksal anknüpfen, wie es bei Shakespeare auftritt. Shakespeare ist der erste dramatische Dichter, bei welchem das Schicksal als rein immanentes Weltgesetz waltet und der Gegensatz gegen die antike Weltanschauung, wo das Schicksal vor und hinter dem menschlichen Willen feststeht und so, indem es von außen hereinwirkt, die Schuld in einem zweideutigen Lichte erscheinen läßt, zu vollkommener Bestimmtheit durchgebildet ist. Hier ist jeder selbst der Schmied seines Geschicks, hier ist das Schicksal reines Resultat der eigenen inneren Dialektik der Handlung; Shakespeare ist darin so ganz fest, er weiß so gar nichts von einer Transzendenz, daß er sich an die Spitze der wahren, modernen Weltansicht stellt. Shakespeare ist, wie es der Dichter sein soll, niemals und immer religiös, er ist durch und durch Pantheist.

Der Untergang Richards III. ist das Ende der Kämpfe, durch welche der Feudalstaat, der in Wahrheit vielmehr noch kein Staat ist, sich selbst zerstörte. Auf dem blutgedüngten, kahl gemähten Boden begann mit Richmond als Heinrich VII. eine neue Ordnung der Dinge: die Durchführung der verständigen Monarchie. Der trotzige Adel hat sich erschöpft und wird in der Schule des Hoflebens vollends gezähmt, geregelte Polizei, Rechtspflege und Verwaltung, der prosaische Mechanismus unseres modernen Staats beginnt und gibt ihr eine gesicherte Stellung. Dies Ziel ist es, auf das Shakespeare hinsteuerte, hier ist er mit seiner Überzeugung. Und er hat auf seinem Standpunkte und für seine Zeit recht: aus dem Vertilgungskampf der ungebundenen Subjektivität, welchen das Mittelalter darstellt, mußte zunächst e i n Subjekt hervortreten und den Boden rings um sich durch die Konsequenz einer verständigen Ordnung ebnen. Die Monarchie hat Ruhe nach jenen blutigen Kämpfen geschafft; darum liebt er sie, darum ist er für sie begeistert. Die vielen kleinen Tyrannen sind in e i n e n deutlichen Herrscher zusammengegangen, man weiß, woran man ist, der Staat ist dadurch erst möglich geworden und die Menschheit erholt sich unter der gleichmäßig verbreiteten Sonne von dem Schauspiele der Verwirrung

und des Grausens. Dieser Herrscher glänzt aber selbst noch im Schimmer der Romantik, wirklich ist er ebensosehr ein Rest von dieser als der Anfang des Modernen, und Shakespeares politische Überzeugung ist daher auch eine poetische. Andere Zeiten, andere Wünsche. Hat der Einzelne, der über dem Ganzen steht, sein Werk getan, haben sich im Schirme der Ordnung die Einzelnen zu Menschen gebildet, so ringen sie nach einer Form, worin alle Einzelnen vertreten sind und stellen billig das Moment der Allgemeinheit über das der Einzelheit.

Ob nun wohl diese neue Ordnung der Dinge noch einen Schimmer der Romantik hatte, so war sie doch zu prosaisch und stand dem Dichter in der Zeit zu nahe, um ein günstiger Stoff für seine dramatische Kunst zu sein. Shakespeare besingt — und ebendies ist der Beweis für meine obigen Sätze über politische Dichtkunst, den er mir liefert — nur die verklungenen, aber noch in frischem Andenken stehenden Kämpfe, aus denen dieser Zustand hervorgegangen ist, nicht ihn selbst. Die Regierung Heinrichs VII. zunächst läßt wirklich gar keine poetische Behandlung zu; dagegen treten in der Regierung Heinrichs VIII. Nachklänge des Alten und Anklänge neuer Bewegungen hervor, wodurch diese ein günstigerer Stoff für die Poesie scheinen könnte. Der alte Trotz des Adels und Klerus regte sich noch, wiewohl in veränderter Form, als Intrige unter der Maske des Hoflebens; die wollüstige Grausamkeit des Königs, dieses geschichtlichen Blaubarts, hat etwas Märchenhaftes; die Reformation drang herein und eröffnete die Aussicht auf eine neue Zukunft und aus Heinrichs zweiter Ehe gieng Elisabeth hervor, deren Erscheinung als reizende Perspektive hingestellt werden konnte. Ein unbefangener Dichter hätte aus dem allem etwas machen können. Allein das Drama Heinrich VIII. ist nichts als ein bestelltes Hof-, Pracht- und Schmeichelstück, worin die Ansätze echter Poesie nur bewirken, daß man den völligen Mangel an Durchführung und an tragischer Gerechtigkeit um so widerlicher fühlt. Hier ist es, wo Shakespeares Schmeichelei wirklich unerfreulich und verwerflich erscheint und wo man auf ihn ebenso im Ernst böse wird wie auf Goethes schwache und matte Versuche gegen die Revolution; doch diese Stücke sind eben Tendenzpoesie, Shakespeares Stück verdient nicht einmal diesen Namen.

Um nun unsere Wanderung zu vollenden, sage ich noch einige Worte über Macbeth und Hamlet. Man pflegt sonst die historischen Stücke als eine eigene Gattung von den auf Sage beruhenden völlig zu trennen; es leuchtet aber ein, daß, wo nur von den Stoffen und nicht von dem Grade der poetischen Umbildung, die sie zuließen, die Rede ist, jene wohl in eine Reihe mit diesen aufgenommen werden dürfen. Allerdings sind die historischen Stücke durch die Natur der Sache ungleich stoffartiger als die anderen, man verliert im massenhaften Gedränge der Begebenheiten oft fast den Faden, es sind „chronikled histories". Dennoch ziehen sich zwischen diese schwere Massen glänzend lichte Stellen, wo der Dichter die Schwingen frei entfaltet und das reine Wesen der Dinge durchsichtig hervorblicken läßt. Ganz aber erhebt sich sein Flug, wo die Geschichte selbst den verworrenen Knäuel auflöst in die einfache Einheit eines großen Bösewichts; die Kraft wächst ihm, alles wird klar, einfach, schlagend, eine Begeisterung weht durch das Ganze, kurz es tritt vollkommene poetische Idealität ein. Am stoffartigsten sind der König Johann und die drei Abteilungen Heinrichs VI. Dagegen ist Richard II. ein höchst seelenvolles Gemälde der verscherzten, aber bei dem äußeren Sinken an innerer Würde steigenden Majestät; im Heinrich IV. und V. aber ist Shakespeare bei aller Naivität der Komposition doch im markigen Ernst und im freien Humor schon ganz Shakespeare.

Den Macbeth nun stelle ich an den Schluß derjenigen Dramen, in denen das politische Pathos den Inhalt bildet. Zunächst drängt sich nämlich in dieser Tragödie ein äußerst merkwürdiges Gegenstück zu Richard III. auf. Macbeth und Richard bahnen sich den Weg zum Throne durch Mord, beide behaupten ihn durch Mord, beide endigen auf dieselbe Weise, indem ihre Tyrannei endlich eine kriegerische Bewegung hervorruft, welcher alsbald ihre Vasallen zuströmen, worin sie die richtige Natur ihres auf Schrecken gebauten Werkes erkennen, beide fallen in diesem Kampfe, nachdem ihr Bewußtsein sie bereits innerlich vernichtet hat. Aber Richard ist ein ganz geschichtlicher Charakter, das Resultat der Begebenheiten, die Frucht eines langen Bürgerkriegs; daher ist er bis vor der Katastrophe durchaus gewissenlos, eine rohe Tatsache, eine rücksichtslose Gewalt. Die Tat schlägt ein, es wird nicht erst lange im Gewissen

darüber verhandelt. Macbeth dagegen steht auf dem Boden der durch die Sage schon vergeistigten Geschichte, der Mythus hat diesen Stoff aus dem Kausalnexus des Gegebenen, worin der Einzelne fast als ein Produkt der Umstände erscheint, herausgehoben und das Stoffartige bis zum klaren Durchscheinen der inneren geistigen Gesetze, des rein Menschlichen, geläutert und verfeinert. Durch diese idealere Form, in welcher die vorarbeitende Sage dem Dichter seinen Stoff überliefert, ist aber auch ein wesentlich verschiedener Inhalt der Tragödie bedingt. Im Macbeth ist anfangs reiner Boden, res integra; ein zuerst unbeflecktes Bewußtsein tritt auf, wird zum Bösen verlockt und verfällt unter dem Widerspruche des besseren Selbst der fürchterlichen Gravitation des Bösen. Dieser Held ist ungleich weicher, menschlicher, er kann auf sein Gewissen nicht hineinhausen und hineinwüten wie Richard, es stellt sich in seiner ganzen Stärke, als vollkommene Einsicht in die sittliche Natur und Folgen des Verbrechens, vor der Tat, während der Tat, nach der Tat ein; seine inneren Schrecken sind nicht die Strafe wie im Richard, sondern sie gehören schon zur Exposition, und die Strafe besteht gerade in der Abstumpfung des Gewissens, der völligen inneren Öde: die Feder des sittlichen Gefühls ist erlahmt durch Mißbrauch und Macbeth endet als Roué des Gewissens. Dadurch nimmt alles eine andere Gestalt an als im Richard; das Gewicht ruht nicht mehr auf der Tatsache, sondern auf dem, was dabei im Innern vorgeht; das Drama legt die inneren Fäden der Handlung bloß, es zeigt, wie die Tat aus dem Innern entspringt und welche Resonanz sie im Innern hat. Das Phänomen des Bewußtseins ist der Zweck der Darstellung, das Staatsleben tritt zurück gegen die Bewegungen im Subjekte und die Poesie hebt sich leise aus dem politischen Pathos heraus, um einen andern Boden zu betreten. Es braucht nur noch einen Schritt, so wird das Bewußtsein und die Aufmerksamkeit desselben auf sich selbst so überwiegen, daß es darüber gar nicht mehr oder zu spät zur Tat kommt: dies ist im Hamlet der Fall, und somit glaube ich es motiviert zu haben, warum ich den Macbeth als das Drama, das die Verlockung des Bewußtseins zum Bösen und seine Leiden unter der furchtbaren Konsequenz des ersten Verbrechens zum Inhalte hat, an die Grenze der politischen Dramen und zugleich als Übergang zu dem Drama der Reflexion aufstelle.

Der Hamlet bildet für sich eine ganz eigene Sphäre. Die erste umfaßte eine Gruppe von Dramen, deren Pathos die Grundempfindungen des Privatlebens waren; die zweite begriff die politischen Dramen, wo das Pathos der objektiven Staatszwecke den Inhalt bildete: hier am Ende steht in einer dritten Sphäre einsam ein Drama da, das für sich allein eine Welt ist, und zwar eine von jenen zwei Welten ganz verschiedene. Die politische Handlung, die Rache eines Königsmordes, ist in diesem als Forderung gegeben; die Liebe selbst, als ferner Nachklang der Dramen der ersten Sphäre, wirkt ein, allein der Aufforderung zur Tat wird nicht entsprochen, weil Hamlet, statt zu handeln, betrachtet und überlegt, und die Liebe wird als unnütze Zerstreuung, als verräterische Schlinge weggeworfen, da der Held einem unendlichen Schmerze geheiligt, ein Werkzeug göttlicher Gerechtigkeit geworden ist, welche zu vollführen ihm doch die Unmittelbarkeit der Leidenschaft und des Entschlusses fehlt, der ohne lange zu fragen den Moment ergreift. Hamlet kommt nicht zum Handeln, weil der Übergang vom Denken zum Handeln ein irrationaler ist, ein Augenblick, den die Reflexion nicht finden kann; denn jeder Augenblick ist ein Augenblick, jedes Jetzt ein Jetzt. Das sittlich gebotene Pathos der Handlung tritt in Kollision mit dem Pathos des reflektierenden Denkens, und dieses ist um so viel stärker, daß es den ganzen Inhalt der Tragödie bestimmt und ihr eben deswegen eine eigene, von den vorhergehenden ganz verschiedene Sphäre anweist. Nirgends fühlt man so deutlich, wie modern Shakespeare ist, der doch noch so mittelalterlich ist. Der Mond der Romantik steht noch am Himmel, während die Sonne der Aufklärung schon aufgegangen ist: dies ist die unendliche Gunst seiner historischen Stellung. Kein Dichter der noch ungeteilten Naivität konnte sagen, was Shakespeare den Hamlet sagen läßt:

Hamlet. Dänemark ist ein Gefängnis.

Rosenkranz. So ist die Welt auch eins.

Hamlet. Ein stattliches, worin es viele Verschläge, Löcher und Kerker gibt. Dänemark ist eines der schlimmsten.

Rosenkranz. Wir denken nicht so davon, mein Prinz.

Hamlet. Nun, so ist es keines für Euch. Denn an sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu.

So kann nur ein Geist sprechen, dem schon die Bedeutung des Selbstbewußtseins als der absoluten kritischen Macht aufgegangen ist. Welche große Welt liegt nun vor uns! Von jenem Naturleben des Geistes, wo der sittliche Zweck noch mit Blut und Nerven verwachsen ist, durch den erhabenen Schauplatz, wo die bewußte Tat weit ausgreifend um das Wohl von Völkern streitet, sind wir aufgestiegen bis in diese Berghöhe, wo die Luft so fein wird, daß die derben Lungen der Handlung nicht mehr in ihr atmen können, wo der Geist einsam in seine Unendlichkeit blickt und den Weg rückwärts in das lärmende Tal nicht mehr finden kann: und diese Welt umfaßt e i n Dichtergenius, und er umfaßt nicht nur sie, sondern gleich mächtig beherrscht er auch die andere Hemisphäre des Lebens, die Welt des Komischen, und auch hier ist nicht seine Grenze, sondern hoch überschauend bindet er beide Hemisphären, die ernste und die komische, in e i n Weltall zusammen, und was ich hier gesprochen, ist kaum ein Anfang, kaum ein schwacher Beitrag, das Bild dieses Unergründlichen zu entwerfen.

(Verfaßt im Winter 1842/43, erschienen zuerst 1844 in dem Litterarhistorischen Taschenbuch, herausgegeben von R. E. Prutz, dann 1861 in der Neuen Folge der Kritischen Gänge des Verfassers, I, 2, S. 63 ff.)

Herwegh.

Gedichte eines Lebendigen*).

Zerrissenheit und Politik sind seit geraumer Zeit die Stoffe, worin die Poesie allein noch einiges hervorgebracht hat, was Aufsehen machte. Wirklich muß man gestehen, daß für die Dichtkunst jetzt die Zufriedenheit nicht an der Zeit ist; Lenz, Lerchen, Liebe und Wein sind matt geworden; das Gemüt, das sich den großen Interessen des öffentlichen Lebens verschloß und in den Genuß seiner Subjektivität einspann, hat diese unschuldigen Gegenstände totgehetzt und ist endlich gerade in seiner Naturschwelgerei, in seiner Untätigkeit und Interesselosigkeit vergeilt, an seiner tatenlosen Überfruchtung erkrankt und in Zerrissenheit untergegangen. Diese ist Entartung, aber doch eine höhere Form des geistigen Lebens, worin das Gemüt zu fühlen bekommt, wohin diese Poesie des heimlichen Glücks, aus welcher alle großen Menschen und Taten verschwunden sind, endlich führe: zu ihrem Gegenteil, zur Hypochondrie, welche die notwendige Folge des Versitzens ist. Haben wir erst wieder Größe, so werden wir uns auch jener unschuldigen Dinge wieder poetisch erfreuen können, ohne matt und endlich krank zu werden. „Der Deutsche muß erst freier sein, dann sei der Troubadour", das wollen wir unserem Dichter vorläufig gerne glauben. Die Zerrissenheit taugt nichts, sie soll nicht bestehen, aber sie ist doch das Einzige, was die neuere Poesie nach dem Ableben der romantischen Schule hatte und haben konnte. Gib dem Menschen zu tun, gib ihm große Gegenstände, und er wird keine Zeit mehr haben, immer und ewig von dem großen Risse, der mitten durch das Weltall und bei dieser Gelegenheit auch durch sein Herz gieng, zu leiern. Man hat dies eingesehen und nun die Politik ergriffen: ein guter Fortschritt und wirklich zeitgemäßer Stoff. „Poesie ist im Halme, in der Palme, Poesie die Mück' im Sonnenschein und Poesie vor allem auch im Wein; wie Gott ist sie zuletzt in allen Dingen, doch wenn einmal ein Löwe vor euch steht, sollt ihr

*) Mit einer Dedikation an den Verstorbenen. Sechste Auflage, 1843. Zürich, Literarisches Comptoir.

nicht das Insekt auf ihm besingen", sagt Herwegh in seinem Sonett an die Naturdichter. Und doch taugt auch die Politik nichts in der Poesie, wenn man nämlich unter der Politik versteht die Unzufriedenheit mit der Gegenwart des Staats, den Wunsch, daß er anders werde, die Aufforderung an das Volk, daß es die Formen seines Staatslebens ändere: d. h. also paränetisch-politische Dichtung. Sie taugt nichts, weil sie eine Idee ausspricht, welche noch keinen Körper hat, sondern ihn erst bekommen soll, welche also noch abstrakt ist. Nennt man politische Poesie diejenige, welche vergangene große Taten und Schicksale der Völker besingt, wo die Idee, schon zur Wirklichkeit geworden, ihren Körper dem Dichter fertig mitbringt und nur die künstlerische Umgestaltung desselben von ihm erwartet, dann kann es keine größere Poesie geben als politische, dann ist Homer, dann ist Shakespeare ein politischer Dichter. Ich habe diesen wichtigen Unterschied in einem Aufsatze über Shakespeare erörtert und so die Antinomie zu lösen gesucht, welche zu bestehen scheint zwischen den beiden gleich wahren Sätzen, daß, wie alle Tendenz, so insbesondere die politische Tendenz in der Poesie verwerflich ist und daß es doch keinen würdigeren Stoff für den Dichter gibt als das Staatsleben. Ich kann mich hier auf diese Untersuchung, welche gründliche Erörterungen verlangt, nicht einlassen und muß daher die Leser ersuchen, jenen Aufsatz zur Hand zu nehmen, wenn sie sich überzeugen mögen, daß mein obiges Wort über Poesie so absprechend nicht sei, als es vielleicht scheint*).

Inzwischen ist allerdings zwischen den Gattungen der Poesie zu unterscheiden. Das Epos und Drama bedarf zu seinem Inhalte allerdings Ideen, welche schon in Handlung und Geschichte übergegangen sind, denn diese Formen der Poesie können eine gegebene objektive Welt gar nicht entbehren. Dagegen die lyrische Poesie ist ihrem Wesen nach subjektiv; der Dichter spricht sein eigenes fühlendes Herz aus, gleichviel, ob die wirkliche Welt seiner inneren Welt entspreche oder nicht; ja daß diese jener nicht entspricht, dies kann gerade der Hebel seiner feurigsten Empfindungen sein. Der Körper zu dem geistigen Gehalte, den er seiner Poesie einhaucht, ist im Grunde seine eigene Persönlichkeit, er selbst ist die Erscheinung der

*) S. hier oben S. 50ff. A. d. H.

Idee, die in der Welt noch nicht Raum gewonnen hat, sein Gedanke ist noch Subjekt. Wenn dies im allgemeinen wahr ist und dem lyrischen Dichter die Befugnis sichert, mancherlei Inhalt aufzunehmen, der für das Epos und Drama noch zu unwirklich wäre, so bedarf es doch wesentlicher näherer Bestimmungen. So viel vor allem versteht sich von selbst, daß man dem Dichter in jeder Zeile anfühlen muß, daß es ihm mit seiner Begeisterung ein wahrer Ernst sei, daß nicht Eitelkeit, nichts Windiges mit unterspiele, daß er Gut und Blut für die Verwirklichung seiner Idee zu opfern bereit wäre, sonst fehlt ihr die einzige Objektivität, die sie haben kann, die Persönlichkeit. Besonders übel wird es daher dem politischen Dichter anstehen, wenn er die Zerrissenheit in die Politik aufnimmt, wenn er neben seiner großen Sache ein in eitlen Schmerzen sich bespiegelndes Ich in den Vordergrund zu drängen sucht, kurz wenn er heinisiert. Einen Charakter wollen wir sehen, einen Felsenmann; er braucht darum kein Turner, kein christlich-deutscher Burschenschäftler zu sein, unsere Zeit begründet billig ihre Ideen von Staat und Freiheit auf eine andere, weitere, weltgebildetere Anschauung. Daß die Grundidee, welche eine solche Lyrik durchdringt, wiewohl noch unwirklich, doch nicht aus dem Blauen aufgefangen, sondern in sich substantiell und eine gegenwärtige Macht in den Geistern und Herzen vieler sei, daß er ausspreche, was seine Zeit innerlich bewegt, das ist es, was wir ebenfalls an ihn zu fordern haben. Freilich kommt es dann immer noch darauf an, wie er eine solche Idee gefaßt hat und auslegt, ob er sie in leerer Allgemeinheit oder in konkreter Fülle besitzt und darzustellen weiß, ob sie ihm aus der Betrachtung des Einzelnen in der Wirklichkeit fließt, oder ob er vom Abstrakten zum Konkreten erst den Übergang sucht. Er muß die einzelnen Gebiete des öffentlichen Lebens, wo die Unfreiheit oder umgekehrt der Keim eines neuen Lebens sich fühlbar macht, ins Auge gefaßt haben, das Leben, die Welt muß er kennen, dem Pulsschlag des Geistes in den einzelnen Gliedern nachspüren, die Wege muß er aufsuchen, welche die innere Macht der Zeit wandelt, um den Boden für große Zwecke der Zukunft aufzulockern. Dies ist das Konkrete, was seiner Idee nicht fehlen darf, wie wenig sie übrigens konkret in dem Sinne einer Tatsache ist.

Genügt nun ein Dichter allen diesen Forderungen, ist er ein wahr-

hafter Charakter, spricht er aus, was die Besten seiner Zeit bewegt, spricht er es nicht abstrakt, sondern konkret aus, so ist er — doch immer noch kein Dichter. Die Politik, das heißt also für unsern Zusammenhang: die Unzufriedenheit mit der Gegenwart des Staatslebens und der heftige Wunsch einer bessern Zukunft desselben, Begeisterung für große Handlungen, die sie herbeiführen sollen usf., bleibt doch immer auch für die lyrische Gattung ein gegen echt poetische Behandlung völlig widerspenstiger Stoff. Wir fanden den Grund hievon zuerst ganz allgemein darin, daß solche Ideen, weil sie erst wirklich werden *sollen*, dem Dichter gar keine Erscheinung, Gestalt, kein poetisches Fleisch entgegenbringen. Nun mußten wir zwar einräumen, daß die lyrische Poesie andere Bedingungen als Epos und Drama hat, daß Stoffe, welche für diese objektiven Gattungen zu körperlos sind, für das subjektive Wesen der Lyrik immer noch geeignet seien. Aber wir müssen die Frage jetzt noch von einer andern Seite nehmen und von der Stimmung reden, in welcher die wahren Kinder der Muse empfangen sein wollen, ob sie nämlich mit solchem politischen Eifer bestehen könne. Nein, sie kann es nicht; die Unruhe des Interesses, die Hast, die Sorge, die Ungeduld verzehrt schlechtweg jene schöne Einheit aller geistigen und sinnlichen Kräfte, welche sich in dem stillen Weben, Träumen, Schaffen der Phantasie darstellt. Wahre Dichtung ist nur, wo Besitz ist, Besitz, der zwar, wie alles Menschliche, der Sehnsucht noch unendlichen Raum läßt, aber doch Besitz und Genüge der Seele. Die Völker müssen glücklich sein, wo Poesie blühen soll; wo sie mit ihrer Vergangenheit gebrochen haben und sorgenvoll, ob ihre tiefsten Wünsche sich verwirklichen lassen, in die Zukunft blicken, da kann keine Dichtung gedeihen, und diejenige Dichtung, welche ebendiesen politischen Bruch zu ihrem Gegenstande macht, kann keine wahre Dichtung sein. Shakespeare fühlte sich mit seinem Volke höchst glücklich unter der Regierung der Elisabeth, von dieser glücklichen Gegenwart schaute er auf die blutigen Bürgerkriege zurück, die ihr vorangegangen, und stellte nun diese ungeheuren Stürme mit dem steten Hinblick auf das gesicherte feste Land dar, auf welchem er stand: dies ist wahre politische Poesie. Oder, um von einem Lyriker zu reden, Pindar preist den olympischen Sieger, die Stadt, deren Bürger er ist und erfreut sich nun an der Herrlichkeit seines Vaterlandes. Wo nun aber alle

Gedanken und Gefühle sich auf einen Zweck spannen, der erst erreicht werden soll, da wird aus der Poesie bloße Rhetorik. Der Redner hat einen Zweck im Auge, für den er, wie er selbst für ihn begeistert ist, seine Zuhörer zu stimmen, in Feuer zu setzen strebt; dieser Zweck wird unverhüllt aufgestellt als ein Gedanke, welcher Tat werden soll, der Redner geht von ihm aus, kommt auf ihn zurück und setzt übrigens alle Mittel der Empfindung und Phantasie für ihn in Bewegung, aber auch nur als Mittel. In der echten Poesie dagegen ist die Phantasie nicht das Mittel des Gedankens, sondern der Gedanke äußert sich gar nicht anders als nur verhüllt in ihr und durch sie und kommt getrennt von ihr weder dem Dicher selbst, noch dem Zuhörer zum Bewußtsein (es ist hier nicht vom Kritiker die Rede, sondern von dem ästhetisch genießenden Zuhörer). Die Elemente der Darstellung und Mitteilung sind also in der Rhetorik ganz andere als in der Poesie. Dem politischen Dichter, wie ihn unsere Zeit hervorbringt, wird aber eben dadurch, daß er einen noch unverwirklichten Zweck als Gedanken und in der Form des Gedankens sich und dem Leser vorhält, alle poetische Stimmung, alle Naivität, jenes unbewußte innere Singen und Klingen auseinandergezogen und verzehrt: er wird zum Rhetoriker. Ich tadle nicht sein Interesse, seine Ungeduld, Unruhe, ich sage nicht, unsere Zeit könne anders sein; ich sage nur, poetisch kann sie, so wie sie einmal ist, nicht sein. Und wie der Dichter stoffartig verfährt, ebenso das Publikum: es verwechselt das rhetorische Pathos um der gleichen Begeisterung für die Sache willen mit der Poesie. Es kann nicht lauter echte Poesie geben, jede Kunst hat gewisse angrenzende Gebiete, worin sich Zwittergattungen aufhalten, welche das strenge Forum der Ästhetik zwar von der Kunst ausweist, welche aber doch auch ihr gutes Recht der Existenz haben. Es wird sich dann nur fragen, ob der Rhetoriker wenigstens ein guter Rhetoriker ist und ob ihm eine wesentliche Form wirksamer Beredsamkeit zu Gebote steht, die Ironie, die Satire, die insbesondere bei politischen Stoffen so sehr am Orte ist. Ist sein Geist inhalts- und erfahrungsreich, seine Betrachtung konkret, nicht abstrakt (— abstrakt ist sie immer, wenn von Poesie die Rede ist, aber für sich betrachtet kann sie in anderem Sinne entweder abstrakt oder konkret sein —), wie wir dies oben forderten, so wird die Ader der Satire von selber fließen.

Da aber der Kern einer solchen Dichtungsart, an den ästhetischen Maßstab gehalten, immer abstrakt bleibt, so wird der Poet, um uns für die Einförmigkeit seines überall in den Vordergrund gestellten Interesses Ersatz zu geben, sich als eine Persönlichkeit darstellen müssen, welche, obwohl sie auf die politische Sehnsucht alles und jedes zurückbezieht, doch noch so viel Unbefangenheit, Vielseitigkeit und reine Menschlichkeit übrig behält, daß der Grundakkord in reichen Variationen widerklingt, die Brust jedem schönen Gefühle offen bleibt und der oberste Gedanke nicht mit dem Fanatismus der fixen Idee alles andere aufzehrt. Der Dichter soll ein gesunder, ein ganzer Mensch geblieben sein.

Endlich bedarf eine solche Poesie, welcher es an innerer Form gebricht, d. h. an einem Stoffe, der für das innere Auge ein objektives Bild mit sich führte, des Schmuckes der äußeren technischen Form in verdoppeltem Maße. Das naive Lied, das Kind der echten poetischen Stimmung, die objektiveren Gattungen der Ballade und Romanze, die schon eine epische Anschauung enthalten, können ein paar Härten, ein paar Lückenbüßer, einen unreinen Reim schon ertragen. Der Dichter aber, der uns für einen körperlosen Gedankengehalt bloß rhetorisch zu interessieren strebt, muß uns durch Reinheit der Form diesen innern Mangel soviel möglich zu verbergen suchen. Auch ist solche rhetorische Poesie wesentlich Poesie der Bildung, denn naive Zeiten wissen von abstrakten politischen Gedanken nichts; daher verlangen wir mit um so mehr Recht eine gebildete Form, und diese wird dem Dichter in dem Grade leicht, in welchem die Bildung eine große Geläufigkeit geglätteter Versekunst schon mit sich bringt. Freilich entsteht aber in Zeiten reifer Bildung, da fast alle Formen, Bilder, Reime abgenutzt sind, auch ein Reiz der Verkünstelung, eine Neigung zu Seltsamkeiten und Kunststückchen, welche noch übler sind als Roheiten und doppelt übel, wo die Begeisterung für die reinsten und einfachsten Güter der Menschheit das Wort führt.

Halten wir nun die „Gedichte eines Lebendigen" an diesen Maßstab, so läßt sich vor allem nicht leugnen, daß ein für die Idee der Freiheit und des Vaterlandes mächtig bewegtes jugendliches Gemüt daraus atmet. Mit Grund hat gerade das Gedicht an den Verstorbenen, das der Verfasser wie sein Losungswort voranstellt, großes Glück gemacht. Es ist zwar eigentlich ungerecht, da Herwegh ganz

vergessen zu haben scheint, daß der Verstorbene in den Reihen des preußischen Heeres rühmlich gegen die Franzosen gefochten hat. Inzwischen hat sich dieser Fürst allerdings in der blasierten Gestalt eines „Vergnüglings“, eines durch Genüsse ermüdeten, auf weiten Reisen eine letzte Zerstreuung suchenden Vornehmen dem Publikum vorgestellt und konnte so immerhin als ein Repräsentant nachlässig anspruchsvoller Abgelebtheit, weltmüder moderner Wandersucht das Ziel abgeben, woran die patriotische Wärme und Treue sich Ritterspore verdienen gieng. Einige Wendungen dieses Gedichts, vor allem die Anrede des Fürsten von Ithaka, der nicht in Saus und Braus die Zeit verdehnt, sondern stets nach Hause zu Weib und Volk sich gesehnt hat, sind vortrefflich und tief sittlich gefühlt. Auch dem poetischen Wandersmann und Beduinengenremaler Freiligrath sagt Herwegh in dem Sonett XXX gut und einfach, wie sein Herz gern im Lande bleibt und sich redlich nährt. Es ist wirklich ganz ein Zeichen der Zeit, daß die Kunst, weil in der Heimat alle poetischen Formen verschwunden sind, genötigt ist, auszuwandern und die letzten Reste von Naturzuständen in der Fremde zu suchen. Die bildende Kunst hat wirklich keine andere Wahl, wenn sie nicht Stoffe aus der Vergangenheit behandelt, und da sie objektiver Art ist, so liegt ihr die Versuchung nicht eben nahe, in die dargestellten Formen den Reflex unserer modernen kranken Subjektivität zu legen; man weiß, wieviel Bedeutendes unter dem Vorgange eines Horace Vernet und Robert die Genremalerei in dieser Richtung geleistet hat. Die Lyrik aber legt ihrer Natur nach in das Gemälde poetischer Zustände fremder Völker zugleich das Ich des Dichters hinein, seine Sehnsucht nach frischem Naturleben, seinen Überdruß an der phantasielosen Kultur; mit dieser Sehnsucht, welche an sich sehr natürlich ist, will nun das Subjekt, dem es um den Gegenstand nicht mehr zu tun ist, sich interessant machen, und Freiligrath, durch und durch reflektiert und deklamatorisch, Freiligrath, bei dessen Gedichten ich immer das Bild habe, wie der Dichter vom Schreibtisch aufsteht, sich den Schnurrbart streicht und spricht: das hab' ich einmal wieder kräftig gesagt, — dieser sieht am Ende gar in den zufälligen Umrissen einer Wetterwolke auf einem Landschaftsgemälde sein eigenes wichtiges Gesicht und sagt uns nun, er sei der schreckliche Wettermacher. Dagegen ist es nun offenbar ein Zeichen von Gesundheit, wenn der Dichter sich

entschließt, hübsch ordentlich zu Hause zu bleiben und seine Brust mit den gegenwärtigen, wahren und objektiven Interessen seines Vaterlandes erfüllt. Herwegh ist mit Freiligrath über der Frage, ob der Dichter eine politische Tendenz haben solle, zusammengestoßen. Besingt der Dichter — und der Streit gieng von einem solchen Falle aus — einen Stoff, in welchem seiner Natur nach politische Fragen zur Sprache kommen, so kann und darf er sich dieser Betrachtung nicht entziehen. Er steht freilich „auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei", allein die Sache der Freiheit ist nicht Parteisache, sondern absolute Sache. Politik ist nicht poetisch; gerät man aber einmal an einen politischen Gegenstand, so soll man nicht indolent gegen seine innere Bedeutung sein, noch weniger für das Verkehrte begeistert, wie Freiligrath für den Kölner Dombau und was daran hängt. Herwegh hat unrecht, wenn er absichtliche politische Tendenz vom Dichter fordert, Freiligrath hat unrecht, wenn er meint, daß darum die Brust des Dichters nicht stetig und unabsichtlich von großen und freien politischen Gefühlen erfüllt sein müsse. Übrigens vergleiche ich beide so: Freiligrath hat — nur krankhaft gemischt und ohne einen wahren substantiellen Mittelpunkt — mehr spezifisches poetisches Talent als Herwegh. Herwegh dagegen hat den tieferen, besseren Gehalt, aber dieser Gehalt ist prosaisch. Prosaisch ist hier, ich wiederhole es, an sich kein Tadel; Begeisterung für große politische Ideen ist im weiteren Sinne auch poetisch, aber wenn man vom spezifisch Poetischen redet, so ist sie prosaisch, weil alle Darstellung, die ein bloßes Sollen ausspricht, prosaisch ist. Wir kommen immer wieder an unserem ersten Satze an: wir haben in der Poesie jetzt nichts als Politik oder Zerrissenheit, spreche sie nun philosophisch oder wie bei Freiligrath malerisch, und beide taugen nichts.

Wir müssen aber nachsehen, ob unserem Dichter nicht doch auch etwas Zerrissenheit in die Politik eingeflossen ist. Seine Begeisterung trägt einen Charakter der Wahrheit und Energie, jedenfalls weiß er von der weinerlichen Zerrissenheit nichts; doch laufen einige Züge von einer zwar mehr sthenischen Selbstbespiegelung des Schmerzes und Grimmes mit unter, die ihm nicht besonders gut anstehen; denn so etwas weckt gleich Mißtrauen, ob der politische Dichter auch ein substantieller Charakter sei. So versichert uns Her-

wegh, er sei die schwarze, schwere Wolke, der Gott den Donner nur beschied (An Frau Karoline S. in Zürich); ihn schaudert vor seinen eignen wilden Musen, abscheulichen, versteinenden Medusen (Sonett I); — so soll er sie entweder entlassen oder nicht mit ihnen vor den Spiegel treten. Übrigens kann ich ihm zur Beruhigung sagen, daß mich vor diesen Musen im geringsten nicht schaudert; — er „wird nun einmal wilder mit den Jahren, die Leidenschaft ist sein Eliaswagen“ (Sonett XIII), und das Gedicht an den König von Preußen schließt er mit den bekannten Worten: „Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt, darf auch mit einem König grollen.“ Dies letztere ist kein Antiklimax, wie er meint. Es ist viel leichter, mit Gott als mit einem König grollen. Gott ist ein langmütiger Mann und der einzige Monarch, der republikanisch ist; die Könige lassen nicht mit sich spaßen. Es kann einem ehrlichen Kerl schon einmal passieren, daß er seinem Groll auf den Weltlauf widersprechender Weise einen anthropomorphisch vorgestellten Gott als Gegenstand unterschiebt, aber wenn man Königen grollt, so ist es nicht am Orte, jetzt von diesen Weltschmerzen zu erzählen, da gibt es mit so bestimmten und reellen Hindernissen zu kämpfen, daß man jetzt keine Zeit hat, an solche metaphysische Leiden zu denken, und die Gegner nehmen auch keine Rücksicht darauf, ob ihr Feind durch einen solchen philosophischen Groll interessant sei oder nicht. Inzwischen wollen wir solche Eitelkeiten, da sie nicht zu häufig unterlaufen, unserem Dichter gerne nachsehen und nicht nur einräumen, daß es ihm mit seiner Begeisterung Ernst sei, sondern uns dessen herzlich erfreuen, daß es eine Macht der Zeit und große öffentliche Bewegung der Gemüter ist, die in ihm ihre Stimme gefunden hat. Wenige werden seinen Enthusiasmus in der Form eines abstrakten Idealismus teilen; aber seine Gedichte hätten, so schwach das ästhetische Urteil eines großen Teils des Publikums sein mag, doch den Anklang nicht finden können, den sie gefunden haben, wenn nicht ihr Inhalt in den Gemütern so stark angeklungen hätte, daß man darüber die Schwächen der Form vergaß.

Wenn es aber an sich ausgemacht ist, daß die politische Begeisterung als eine Begeisterung für ein Sollen prosaisch ist, so kann sie sich einer konkreten poetischen Darstellungsfähigkeit dennoch dadurch nähern, daß ein durch Beobachtung reicher, durch Erfahrung erfüllter Geist die Erscheinungen einer der Umgestaltung bedürftigen Wirk-

lichkeit im Einzelnen ergreift, immer eine bestimmte Gestalt, ein Gegebenes ins Auge faßt und so sein abstraktes Ideal nicht unmittelbar sehen läßt, sondern auf dem indirekten Wege der Ironie satirisch zur Anschauung bringt. Satire ist auch nicht echte Poesie, aber doch poetischer als rhetorisches Pathos, weil sie konkreter ist und immer bestimmte Gegenstände hat. An Aristophanes will ich hier gar nicht erinnern, der ein Satiriker im großen ist und doch ganz Dichter bleibt; sein Stoff, der erkrankte athenienſische Staat, war auch im Untergange noch poetisch genug, um einem großen Genius Stoff zu Satiren zu geben, welche zugleich über den Boden der Satire zu einem großartigen, wahrhaft tragischen Humor sich erheben. Es kann hier nur von neueren Dichtern die Rede sein und, da die politische Satire im Drama bei uns polizeilich verboten und dem Lustspiel aller höhere Lebenskeim dadurch abgeschnitten ist, nur von Lyrikern. Hoffmanns von Fallersleben unpolitische Gedichte haben die Kraft der Satire; er geht immer von einzelnen bestimmten Gegenständen und Fällen aus und erreicht, indem er sie ironisch in ihrer Verkehrtheit aufweist, alle Vorteile einer beißenden Komik. Herwegh dagegen erscheint durchaus als ein erfahrungslos enthusiastischer Jüngling, der nicht klar weiß, was er will, in überstürzendem Zorne über alles Bestimmte hinausfährt und sein Ideal weder positiv aufbauen, noch negativ durch Auflösung der faulen Flecken in der Wirklichkeit entfalten kann. Er wird uns darum, weil wir ihm hier den abstrakten Idealismus der Jugend zum Vorwurf machen, nicht unter die Hüter des Vergangenen zählen, denen er in dem Gedicht: „Die Jungen und die Alten" das Recht der Jugend entgegenhält; es gibt doch wohl auch einen männlichen Geist, der jugendlich bleibt. Dieser jugendliche Enthusiasmus hat auch sein Schönes, nur muß man ihn nicht, wie geschehen ist, als Wahrheit und als echte Poesie ausrufen. Herwegh tut kaum ein paar Schritte, seine Grundidee in ihre bestimmteren Momente auseinanderzulegen; er will Deutschlands Einheit und Würde wiederhergestellt, die Presse befreit sehen usw., aber auch dies sind noch lauter unbestimmte Allgemeinheiten, wo von Poesie die Rede ist. Es finden sich so viele sehr bestimmte und greifliche Übel im jetzigen Staate, welche ihm den reichsten Stoff für die Satire oder meinetwegen auch für das Pathos dargeboten hätten, z. B. die ungeheuren Summen, welche die

stehenden Heere verschlingen, die Reaktionen des Adels usw.; da gab es lauter konkrete, anschauliche Figuren aufzustellen, aber Herwegh fliegt immer bodenlos über die Wirklichkeit weg. Man denke sich ihn nur einen Moment lang in dem Versuche begriffen, eine politische Komödie zu dichten, und man wird sogleich einsehen, wie ihm alle Objektivität und Plastik dazu fehlt: Kräfte, die zwar die Lyrik nicht in dem Maße wie das Drama, aber angedeutet als Keime dennoch voraussetzt.

Bleiben wir aber bei dem allgemeinen Ideal stehen, über welches Herwegh nicht hinauskommt, so käme in die unbestimmte Vorstellung desselben dadurch wenigstens mehr Bestimmtheit, daß er, soweit solche in rhetorisch-poetische Form gefaßt werden können, die Bedingungen ausspräche, durch welche er glaubt, daß es verwirklicht werden könnte. Herweghs Gedichte sind voll von der e i n e n Bedingung, die er aufstellt, von den Bildern eines blutigen Kampfes. Nun weiß man aber noch nicht einmal, was eigentlich durch einen solchen Kampf erreicht werden soll. Zwar er preist an mehreren Orten die Republik und demnach sollte man meinen, dieser Kampf werde vorzüglich den Herrschern gelten müssen; allein ein andermal setzt er wieder seine Hoffnung auf diese selbst und hieher gehört nun vorzüglich das Gedicht an den König von Preußen. Er nennt ihn freilich den letzten Fürsten, auf den man baut, allein es ist doch gar zu sanguinisch, die Erfüllung dessen, wonach Deutschland schmachtet, von einem Fürsten zu erwarten, der bei der Thronbesteigung seinem Volke zugeschworen hat, daß ihm das subjektive Dafürhalten eines Einzelnen, der immer irren kann und dessen unsicheres Urteil daher das Volk durch das kollektive Urteil seiner Vertreter berichtigt sehen will, Garantie sein und die Stelle einer Verfassung vertreten solle. Warum lobt er, wenn er Fürsten loben will, nicht solche, welche treu den Verfassungsrechten regieren? Wer übrigens ein Republikaner sein will, — und nicht wenige Zeitgenossen werden gerne einräumen, daß die Republik (wenn sich nämlich eine zuverlässigere und verständiger durchgeführte Form derselben denken läßt als die vergänglichen, an Sitteneinfalt wesentlich gebundenen Naturrepubliken des Altertums und des Mittelalters, zugleich aber doch eine volksmäßigere als die des amerikanischen Krämervolks) die vollkommenste Staatsform sei — wer ein Republikaner sein will, muß nicht mit Monarchen lieb-

äugeln, nicht genial mit ihnen tun. Es führt mich dies auf die bekannten Auftritte in Berlin. Ich wünsche sehr, nicht unter diejenigen gezählt zu werden, welche Herwegh vor dieser Geschichte als Dichter überschätzten und hätschelten, um, nachdem er in die königliche Ungnade gefallen, die Achsel über ihn zu zucken. Ich habe vorher nicht für ihn geschwärmt, um ihn nachher im Stich zu lassen. Es war eine sehr verzeihliche und nach dem Vorgange des genannten Gedichts sehr begreifliche Eitelkeit, zu meinen, es warte eine geistreiche Szene auf ihn, als ihn der Monarch zu sich beschied. Der unerfahrene junge Mann erwog nicht, daß er bloß antworten dürfe, wenn er gefragt werde, daß der andere Teil sich mit Bequemlichkeit vorbereiten und eine Szene durchführen könne, die, nachher in den Zeitungen verkündigt, ganz zu seinem Vorteil ausfallen mußte. Verwöhnt und überreizt war er ohnedies durch die Schmeicheleien, mit denen man ihm auf seiner Reise durch das nördliche Deutschland entgegengekommen war, durch dieses Hervorziehen, Beschmausen und Betoastieren in Berlin, — in Berlin, wo man bald dem Kinde im Mutterleibe einen Spiegel zustecken wird, damit es ja nichts Naives, keine unbewußte Kraft mehr gebe, und wo es mir immer war, als sei selbst die Schwalbe in der Luft eigentlich ein Kunstprodukt und von Pappendeckel. Gleich darauf mußte nun Herwegh erfahren, daß die wirklichen Handlungen des Regenten mit jenem geistreichen Auftritt in keinem absonderlichen Verhältnisse standen; noch wollte er sich nicht zugestehen, daß er enttäuscht sei, er versuchte noch eine Geistreichigkeit in dem bekannten Briefe und mußte nun — was ihm nur heilsam sein konnte — erfahren, daß es mit großen Herren nicht gut ist Kirschen essen.

Wovon nun also Herwegh Tag und Nacht träumt, ist ein Freiheitskrieg; er sieht nur wilde Rosse sich bäumen (solche verlangen einen guten Reiter), wiegt sich in eines Streithengsts Bügeln zur Schlacht, ruft aus, daß von nun an der Haß heiliger sei als die Liebe, betet zu Gott um ein Trauerspiel der Freiheit, möchte sich eine Ader öffnen für die Freiheit und verspricht uns, daß unsere Ketten „im letzten heiligen Kriege" brechen werden. Gegen wen soll nun dieser blutige Kampf geführt werden? Das eine Mal, scheint es, gegen äußere Feinde, Franken und Russen; der König von Preußen soll die Deutschen gegen sie führen.

Führ' aus den Städten uns ins Lager!
Und frage nicht, wo Feinde sind;
Die Feinde kommen mit dem Wind:
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Zaren, deinem Schwager!

Man kann aber doch keinen Krieg vom Zaune reißen; es muß doch ein Anlaß da sein. Ein andermal geht der Krieg gegen Tyrannen und Philister, wie z. B. in dem Gedichte: Aufruf. Wie soll nun das zusammengehen? Sollen die Deutschen etwa gegen den äußeren Feind ziehen und, wenn sie ihn besiegt haben, die Waffen in der Hand behalten und die innere Freiheit von ihren Regenten fordern? Nehmen wir, wie es auch eigentlich gemeint sein mag — Herwegh weiß es ohne Zweifel selbst nicht recht — immerhin an, er spreche von einer Revolution. Da sitzt nun eben der Grundirrtum eines abstrakten Enthusiasmus. Es ist der Unsinn aller Demagogie, daß sie handelt, ehe sie sich gefragt hat, ob der Volkswille für ihre Zwecke reif ist. Solange die Deutschen, wie Börne sie definiert, Menschen bleiben, welche Hofräte entweder schon sind oder werden wollen, so wird es, gesetzt den Fall, daß eine Revolution gelänge, den Tag nachher sein wie den Tag vorher. Die Völker werden regiert, wie sie es verdienen; erziehe man sie von unten herauf zu Menschen, so werden sie endlich persönlich werden. Volksbildung tut uns not; ein guter Schulmeister wirkt mehr für die Freiheit als Bände Herweghscher Gedichte. Man muß nicht chirurgisch helfen wollen, ehe medizinisch geholfen ist. Ist erst medizinisch geholfen und kommt der Tag der Chirurgie, so ist Herweghs Schlachtenmut am Platze. Die Vergleichung hinkt, denn bei Geschwüren und Wunden müssen beide Zweige der Heilkunst zusammenwirken, aber im Staatsleben ist es anders. Völker, die innerlich nicht rein sind, bekommen nach allen Amputationen nur Rückfälle. Dieser Tatendrang, diese Lust, dreinzuschlagen, dieser Saus und Braus ist nichts als stofflose Jugendbegeisterung, ein vom Leben noch nicht gebildetes Kraftgefühl.

Herwegh scheint der Ansicht zu sein, daß die Durchbildung eines wahrhaft organischen Staatslebens, worin es nicht zwei, sondern nur *einen* Willen und *eine* Vernunft geben kann, mit einer Auflösung der Kirche in den Staat, daß erhöhte politische Gesinnungen

mit der Befreiung von dem Prinzipe der heteronomischen Autorität des Glaubens in engem Zusammenhange stehen; er erklärt sich stark gegen Pietisten, pietistische Künstler und Pfaffen, er fordert sogar, daß man die Kreuze aus der Erde reißen und Schwerter daraus machen solle. Das letztere ist so gefährlich wohl nicht gemeint, als es aussieht; denn Herwegh beschränkt sich auf solche hastige Ausbrüche und äußert sonst seine Empfindungen gern in der Form des Gebets, ja er zeigt einige Vorliebe für den zornigen alttestamentlichen Gott und versteht unter den unausstehlich pfiffigen Sophisten welche das Gemüt abdanken wollen (Sonett VI), ohne Zweifel die Philosophen. Nur gegen die hierarchischen Anmaßungen der aus dem Mittelalter noch fortbestehenden Form der christlichen Kirche tritt er mit großer Heftigkeit auf in dem Gedichte „Gegen Rom". Hier war nun eine Welt von Stoffen für die Satire aufgeschlossen, hier boten sich die bestimmtesten Gestalten und anschaulichsten Verhältnisse dem beißenden Witze dar, aber rhetorisch wie immer schleppt er einen Fluch herbei und flucht so ins Unbestimmte hinein, stets dasselbe wiederholend, durch das ganze Gedicht; es gehört unter die schlechtesten der Sammlung. Hutten ist sein Held (siehe das Gedicht: Ufnau und S. Helena und die Nachahmung von Huttens Losungswort: Jacta alea est), aber Hutten war ein ganz anderer Mann, er wußte nichts von einer allgemeinen abstrakten Begeisterung, sondern er kämpfte in sehr bestimmten Verhältnissen mit sehr bestimmten Waffen und vor allem mit dem scharfen, stets ein bestimmtes Objekt treffenden Schwerte der Satire.

Der Leser fragt sich vielleicht schon lange mit Verwunderung, ob denn das Kritik sein soll, wo immer bloß vom Stoffe und gar nicht von der poetischen Form die Rede ist. Allein dies ist eben die Art dieser Poesie, daß sie ganz stoffartig ist und nur nach dem Stoffe beurteilt werden kann; darin ist aber freilich das ästhetische Urteil von selbst mit eingeschlossen und ausgesprochen. Dieser abstrakte Gehalt trägt in sich selbst keinen Ansatz zum Übergang in die Mannigfaltigkeit der Form, man dreht sich stets im Kreise. Herweghs Gedichte sind durchaus tautologisch und daher nicht wenig ermüdend. Wären sie besser, so wären sie verboten.

Zur Satire, welche, wie dies wiederholt gesagt werden mußte, die einzige Form ist, durch die mehr Anschein wahrer Poesie in diese

tautologische Rhetorik eintreten könnte, zeigen sich nur wenige und dürftige Ansprünge; Herwegh hat keinen Humor und kann ihn als Pathetiker nicht haben. Der Abfall des Anastasius Grün z. B. mußte notwendig die Komik herausfordern; Herwegh peroriert aber in bitterem Ernste (Anastasius Grün S. 70) und nur am Schlusse folgt eine, in diesem Zusammenhange dann höchst störende komische Wendung. Umgekehrt ist das Gedicht „Schlechter Trost" ironisch, hebt aber im letzten Verse durch direkte Rede die Ironie völlig auf, und es ist unbegreiflich, daß der Dichter nicht fühlen sollte, wie mit seinem uneinsletzten Verse das Gedicht schließen mußte. Der Gesang der Jungen bei der Amnestierung der Alten hat ebenfalls ironische Stellen, die zu dem übrigen Ernste des Gedichts nicht recht klingen oder umgekehrt. Die einzige gute Satire ist Sonett XXXIV: „Pferdeausfuhrverbot".

Der wahre Lyriker muß sich als Dichter immer dadurch bewähren, daß er neben den idealeren Formen der Kunstpoesie auch echte, volksmäßig empfundene, naive, schlechtweg singbare Lieder hervorbringt; sie sind nicht sein Höchstes, aber gewiß nicht die letzte Probe seines Dichterberufs. Schiller hat kein einziges Lied gedichtet, sein Reiterlied, das am meisten liederartig und gewiß sein bestes lyrisches Produkt ist, bleibt immer noch zu pathetisch, rhetorisch; Schiller war aber zur Lyrik auch nicht berufen, sondern zum Drama; Goethe bewährte seinen lyrischen Beruf gleich vom Anfang an durch die herrlichsten Lieder; Rückert kann gar kein Lied machen, weil er ganz Reflexionsdichter ist; Freiligrath keines, weil er als Deklamateur mit der Stange neben dem Aushängebild seiner Menagerie steht; Mörike hat die lieblichsten Lieder und ebendeswegen liest man ihn nicht, denn in jetziger Zeit gilt einmal Pathos für Poesie. Herwegh nimmt einige wenige Ansätze zur Stimmung des Lieds, und da fühlt man sich aus seiner sonstigen Weise sogleich ganz wohltätig herausversetzt. Ich rede hier zuerst noch von den Gedichten rein politischen Inhalts, die freilich den wahren unbefangenen Liederton nicht zulassen; dennoch gehört das Gedicht „Protest" unstreitig darum unter das Beste der Sammlung, weil es liederartig ist, weil hier die innere Erhebung wirklich zur musikalischen Stimmung, zum Singen wird und man sich gern einen munteren Burschen denkt, der das beim Weinglase singt und dabei tüchtig mit der Faust auf den Tisch schlägt;

kurz: es hat Sinnlichkeit und übertrifft daher das meiste andere. Eben darum ist auch Herweghs Rheinweinlied besser als jenes Rheinlied, von dessen Triumphen man, ohne für die Deutschen zu erröten, nicht sprechen kann; besser, nicht nur weil es sich nicht mit der armseligen Begeisterung einer notfälligen Verteidigung begnügt, sondern weil es als Weinlied konkreten Anhalt und Stimmung hat.

Noch näher tritt das eigentlich Poetische, wenn diese Stimmung zum Liede sich nicht unmittelbar als Stimmung des Dichters ausspricht, sondern einer bestimmten Gestalt, einer zweiten Person in den Mund gelegt ist; denn hier beginnt Objektivität. In ein solches Element begibt sich Herwegh mit ein paar Schritten hinein, so die Gedichte: Der sterbende Trompeter, Reiterlied. Es lag hier zugleich der Volkston ganz nahe, das zweite hat wirklich einen Refrain in der Weise des Volkslieds, doch ist hier viel zu wenig Eigentümliches und Bedeutendes, auch wirklich zu weniges, um dabei zu verweilen. Die objektivsten Gattungen der Lyrik, Ballade und Romanze darf man bei Herwegh, wie sich von selbst versteht, nicht suchen; aus sich herauszugehen, eine poetische zweite Person, eine große Begebenheit selbst sprechen zu lassen, liegt dieser ganzen Art von Poesie ferne, sie ist völlig direkt, geht immer absichtlich zu Werke, fällt immer mit der Tür ins Haus und weiß davon gar nicht, daß der Dichter sich eigentlich hinter seine Masken steckt. Mehr Verkehr hat sie mit der Natur als mit einer menschlichen Gestaltenwelt, die sie selbst poetisch erst zu schaffen hätte; denn die Natur liegt für den Sentimentalen (Pathos und Sentimentalität gehören zusammen) fertig da; doch auch die Natur hat für eine Poesie, die in der rhetorischen Gattung noch rhetorischer als rhetorisch ist, nur so viel Bedeutung, als sie Symbolik für die stets wiederkehrenden Ideen des Dichters darbietet. Herwegh gesteht daher (Strophen aus der Fremde) offen, daß die Naturstimmung, die er in den Alpen erwartete, ausgeblieben ist, daß er sich in dieser einsamen Welt nach dem Staub der Straßen und der tiefsten Qual der Menschheit zurücksehnt, und gerade dies ist liebenswürdiger und poetischer, als wenn ihm die Natur bloß Anlaß geben muß, um seinen poetischen Zorn auszulassen, wie in dem Frühlingslied, das nichts als ein Fluchlied auf Tyrannen ist, oder in dem Gedichte Vive la République, wo ihm die glühenden Alpen zuerst ein in Flammen versinkendes Königshaus vorstellen,

dann aber umgekehrt als Symbole der politischen Reinheit, Freiheit, Selbständigkeit dienen: zugleich eine vorläufige Aufforderung, zu fragen, ob Herwegh in seinen Vergleichungen immer glücklich sei. Diese symbolische Art, Gedanke und Bild zu verknüpfen, ist aber ebensowenig poetisch als alle bloße Symbolik.

Ich sagte oben, daß ein pathetischer Dichter, da seine eigene Persönlichkeit die einzige Objektivität ist, welche für seinen abstrakten Ideengehalt den Körper abgibt, für diese Eintönigkeit uns wenigstens dadurch entschädigen müsse, daß diese Persönlichkeit doch nicht ganz in dem einen Pathos aufgehe, sondern als menschlich offen und empfänglich für jedes schöne Gefühl sich erweise. Schillers erste und letzte Leidenschaft war die Freiheit, in seinen Dramen wird sie zu Handlung und Schicksal, in seinen lyrischen Gedichten bleibt er allerdings pathetischer Dichter, aber wie reich, wie offen für jedes Zarte und Schöne in der Menschheit, wie vielseitig und menschlich liebenswürdig ist dieses Gemüt! In dieser kleinen Sammlung jugendlicher Ausrufungen, mit der wir uns hier beschäftigen, finden sich nun allerdings einige wenige Gedichte, worin der Dichter einmal frei aufatmet und unbefangen menschlich fühlt; sie gehören wirklich auch zum Besten in derselben. Man verstehe mich nicht so, als meine ich, die Schönheit fange eben nur da an, wo ein großes Interesse an den Schicksalen des Volkes aufhört; ich habe ja zwischen objektiv, geschichtlich und zwischen paränetisch politischer Poesie unterschieden und nur von der letzteren behauptet, daß sie nicht in das Gebiet unvermischter ästhetischer Hervorbringung gehöre. Man ist nun wirklich angenehm überrascht, wenn man Herwegh einmal den liebenswürdigen Leichtsinn eines Béranger (dieser ist neben Hutten sein Mann, siehe das Gedicht Béranger) nachahmen und in dem Liede „Leicht Gepäck", in dem Sonett „Die Geschäftigen" (XXII) den Ton einer lustigen Haut anstimmen hört, deren einziges Gold die Morgensonne und Silber all der Mondschein ist. Ganz gemütlich ist das Sonett „Deutsche und französische Dichter" (XXXVII), wo neben dem französischen, auf kostbarem Divan in prachtvollem Kaftan sitzenden Poeten der deutsche in seinem Mansardenstübchen erscheint, umduftet von des Gartens blühendem Flieder und, indes die jungen Spatzen vorm Fenster als Ehrengarde schildern, an sein deutsches Mädchen Lieder schreibt. Auch die Frauen sind ihm in seinem Pathos

nicht ganz gleichgültig geworden; nur wenn er die Freiheit darum verkaufen müßte, läßt er die Liebe laufen („Der Gang um Mitternacht"), sein Mädchen muß ihn mit der Freiheit teilen („Leicht Gepäck"). Gelegentlich erscheint er sogar als ein arger Ketzer und Sultan Scheriar in der Liebe (Sonett XLI), doch sammelt er sich ebenso auch zu schöner und tiefer Innigkeit (Sonett XL) und edler Frauenverehrung („An Frau Karoline S. in Zürich"). Mit ebenso ernstem Sinne beklagt er das Verschwinden der Freundschaft in unsern Tagen (Sonett XXVII). Unter den Sonetten besonders sind einige, wo sich unbefangen und nicht verbrannt von dem einen politischen Pathos eine edle, rein menschliche Gefühlswelt aufschließt und wo wir den Dichter so weich, so im besseren Sinne sentimental finden, daß wir den Mann des Grimmes und Fluches kaum wieder in ihm erkennen. Die Sentimentalität hat auch ihre Zeit und ist schön, wo sie nicht die ganze Poesie sein will; daher liest man Sonette wie XVIII, wo der Tod als ein Freund gepriesen wird, der die Menschen wie Kinder liebend an das All zurückgibt, wie XIX, wo der fromme stille Friedhof den hohen Alpen vorgezogen wird, nicht ungern, und Sonett XV gibt uns einen erhabenen Blick in den unbewegten, hinter allen einzelnen Wellenschlägen verborgenen, heiligen Grund der Dichterseele. Auch Sonett XVI ist schön und tief empfunden: der Strom, der, so weit er schweift, nie vergißt: „ich muß zum Ozeane", soll der Menschenseele eine hohe Lehre geben. Hier muß ich noch das schöne Gedicht „Strophen aus der Fremde" (II) hervorheben, worin der Dichter sich sehnt, hinzugehen wie das Abendrot und wie der Tag in seinen letzten Gluten sich sanft in den Schoß des Ewigen zu verbluten, hinzugehen wie der heitere Stern, so stille und so schmerzlos in des Himmels blaue Tiefen zu sinken, hinzugehen wie der Blume Duft, der freudig sich dem schönen Kelch entringt und als Weihrauch auf des Herren Altar schwingt, hinzugehen wie der Tau im Tal — „o wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl, auch meine lebensmüde Seele trinken" — hinzugehen, wie der bange Ton aus den Saiten einer Harfe, der, kaum dem irdischen Metall entfloh'n, ein Wohllaut in des Schöpfers Brust erklinget; dann folgt der Schluß:

Du wirst nicht hingehn wie das Abendrot,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,

Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen,
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

Ich schließe gerne die materielle Betrachtung dieser Gedichte mit dem Lobe eines so reinen, zarten Klanges. Hier ist nicht gemachte Empfindsamkeit, nicht eitle Selbstbespiegelung in künstlichen Schmerzen, hier ist wahres Menschengefühl, Gefühl des Schicksals.

Leider ist aus dem ewigen Ringe, worin das Pathos Herweghs sich dreht, nur selten ein Seitenschritt auf eine solche grüne Stelle vergönnt. Ist nun diese politische Leidenschaft aus Gründen, die ich mehr als einmal hervorgehoben und gegen Mißverständnis geschützt habe, an sich unpoetisch und läßt sie dasjenige gar nicht zu, was im tieferen Sinne Form heißt, objektive Verkörperung nämlich, mannigfaltige Gestaltenwelt und Naivität der Grundstimmung, jenes ahnende Helldunkel, worin alle Poesie geboren wird, so muß dieser Mangel durch um so größeren Glanz des äußerlich beigegebenen Schmucks verdeckt werden. Eine Poesie wie diese bewegt sich eigentlich nur in den beiden äußersten Enden der dichterischen Darstellung: stoffartiger Gehalt und äußere Form. Die eigentliche Mitte, das poetische Fleisch, fehlt; so muß die Haut um so schöner sein. Solche äußerliche Mittel, den abstrakten Stoff zu schmücken, sind, um das zuerst zu nennen, was noch mehr zum Inhalte gehört, treffende epigrammatische Wendungen und sogenannte schöne Gedanken, sodann, schon mehr gegen das bloß Formelle hin, Reichtum an Vergleichungen, und endlich flüssige, korrekte, kunstreiche Technik.

Auf den Effekt einzelner guter Gedanken, epigrammatischer Schlußwendungen, pikanter Refrains arbeitet Herwegh überall mit großer Vorliebe hin und druckt sie gerne groß, wie z. B. „Priester nur wird's fürder geben und kein Laie mehr auf Erden sein" (in dem Gedichte Zuruf) oder — „heiliger wird unser Haß als unsre Liebe werden" u. dgl. Herwegh ist glücklich in solchen Wendungen und hat damit bei der großen Zahl derjenigen, welche nicht zu wissen scheinen, daß die Zeit vorbei ist, wo man um einzelner Stellen und gut gesagter

Sätze willen jemand für einen Dichter hielt, großes Geräusch erregt. Das Hinstreben nach solchen Einzelwirkungen ist aber gerade das Geständnis, daß der Kern einer solchen Poesie nicht poetisch ist. Es sind Akte der Reflexion, nicht der Phantasie. Soll aber einmal der Ideenvorrat und die Summe glänzender Gedanken den Wert eines Dichters bestimmen, so dürfte man billig fordern, daß Herwegh reicher daran sei, und hält man ihn neben die Gedankenfülle Schillers, so verschwindet er in nichts.

Äußerst freigebig ist Herwegh mit Bildern und Vergleichungen; er häuft sie wie der Orientale, der im Gefühle, daß seiner Poesie die innere Plastik fehlt, sie um so glänzender mit solchen einzelnen Edelsteinen umhängt. Herwegh sagt immer dasselbe, nur mit andern Wendungen, neuen Bildern, man rückt nicht vom Flecke, es dreht sich nur eine Scheibe von Vergleichungen um den auf einen Punkt gebannten Zuschauer. Manche Gedichte sind wirklich nichts als Bilderreihen ohne allen Fortgang des Gedankens. So das „Frühlingslied", wo an allen Erscheinungen des Frühlings herumgegangen wird, um sie dem Tyrannen zum Fluch zu deuten. Als näheres Beispiel will ich nur zwei Verse aus dem Gedichte an Frau Karoline S. in Zürich hersetzen.

Gleichwie am stillen Abend schmettert
  Durch heitre Luft Trompetenklang,
Gleichwie's um Rosenbüsche wettert
  Ein blühendes Gestad entlang,
Gleichwie zum Sturme ruft die Glocke,
  Indes noch Beter am Altär,
Wie neben eines Kindes Locke
  Ein graues, ernstes Greisenhaar, — —

So tönt zu meinem stillen Volke
  Mein zürnend, freiheitheischend Lied;
Ich bin die schwere, schwarze Wolke,
  Der Gott den Donner nur beschied;
Ich bin kein froher, freud'ger Buhle,
  Des Wappen Rose und Pokal,
Ich sitz' als Geist auf Bankos Stuhle
  Bei jedem frechen Königsmahl.

Das letzte Bild ist glücklich, wie die Mehrzahl von Herweghs Bildern, aber hat man bei dieser lang aufgefaßten Schnur von Vergleichungen nicht den Eindruck, daß der Dichter die Perlen erst zusammensuchen, daß er sich besinnen mußte: was kann ich da noch sagen, welches Bild noch aufbieten? Sehr störend wird dies Haschen nach Vergleichungen, wenn geradezu mitten im Pathos ein Bild eintritt, das, offenbar künstlich aufgefunden, allen Eindruck unmittelbaren Ergusses aufhebt.

So lautet der Anfang des Gedichtes „Gebet":

Brause Gott mit Sturmesodem
Durch die fürchterliche Stille,
Gib ein Trauerspiel der Freiheit
Für der Sklaverei Idylle usw.

Mitten in diesem Aufschwung sind die Bilder: Trauerspiel, Idylle viel zu gelehrt. Manchmal sind diese Vergleichungen höchst gesucht, bis zum Unverständlichen. So wird z. B. jeder folgendes ein paarmal lesen müssen, bis er es faßt (An die deutschen Dichter):

Es hat dem Vogel in dem Nest
Der Himmel nie gewankt,
Er dünkt den Mächtigen nur fest,
So lang der Thron nicht schwankt.

Gesucht und doch matt sind die bildlichen Gegensätze (in dem Gedichte „Gebet"):

Nur vernichten kann der Krieg uns,
Solch ein Frieden wird uns würgen!
In dem wilden Kampfgewühle
Mag es wohl ihr werden heiß,
Aber straucheln muß die Freiheit
Auf des Russen starrem Eis.

Gezwungen offenbar ist auch das Bild am Schlusse von „Schlechter Trost":

Was hilft dem Vogel die Sonnennähe,
Den tot ein Adler trägt hinan?

Abgeschmackt wird die Vergleichung in folgender Stelle des Gedichts an Béranger:

Es wurde zur erschütternden Lawine
Des holden Hauptes leichter Flockenschnee.

Oft scheint der Zwang des Verses unpassende Vergleichungen mit sich geführt zu haben, wie in dem Gedichte: Aufruf.

Eure Tannen, eure Eichen —
Habt die grünen Fragezeichen
Deutscher Freiheit ihr gewahrt?

Ulrich von Hutten würde wohl schwerlich Deutschlands Heiland heißen, denn das ist doch offenbar den Mund zu voll genommen, wenn nicht ein Reim auf Eiland vonnöten gewesen wäre (Ufnau und St. Helena II). An andern Orten greift Herwegh ein hinkendes Bild auf und hetzt es zu Tode. So erinnert ihn in dem Gedichte „Neujahr" der gleichgültige Ausdruck: Kette der Ewigkeit an die Ketten der Tyrannei, er betet, daß, wie am Neujahr immer ein Ring zur Kette der Ewigkeit hinzukomme, so der Herr von dieser Kette jedes Jahr einen Ring nehmen und den letzten zum Brautring der Freiheit werden lassen möge. So spielt die wahre Begeisterung nicht mit Bildern. Auch dahin verläuft sich Herwegh auf seiner Bilderjagd, daß ihm dasselbe Ding zu Vergleichungen im entgegengesetzten Sinne dienen muß; ein Beispiel davon ist: Vive la République, wo, wie ich schon oben hervorhob, die glühenden Alpen jetzt ein rauchendes Königshaus, jetzt ein goldenes Freiheitskissen usw. sind. Nicht immer am passenden Orte rekrutiert sich Herwegh aus der alten Mythologie, so z. B. gerade in dem ebengenannten Gedichte, wo zu dem Volksliederton: „Daß aus deinem Jungfernkranz man kein Röschen knicke, Schweizerin hüt' ihn wohl beim Tanz" das unmittelbar daneben stehende „frisch wie Venus aus dem Meer" durchaus nicht stimmt. Auch wohl bloß des Reims wegen verzehrt sich in dem Gedicht an den König von Preußen die deutsche Jugend in Gluten eines Meleager, was sich auf Lager und Schwager reimt. Das Bild paßt auch gar nicht; denn Meleager litt weiter nicht durch Gluten, als daß sein Leben erlosch, da das Holzscheit, an das es gebannt war, verbrannt wurde.

Auch das Wortspiel liebt Herwegh, ohne eben besonderes Glück darin zu haben. Er braucht Witz für seine Gedankenarmut, aber der Witz ist nur schön, wo er zwischen tieferen und volleren Quellen des Humors reichlich fließt. So will es nicht klappen, wenn er über A. Grüns Abfall sagt:

Kein Stern so schön, daß er nicht bald zerstiebe,
Wenn er am Ordenssternenhimmel geht!

Besser in dem Gedichte an den Verstorbenen:

.... Und noch vor Gottes Sternen
Auf seine Sternchen weist.

Hinkend ist das Wortspiel auf Gutenberg — guter Berg; man kann eine Statue nicht wohl mit einem Berge vergleichen, auch die Kunst, die Gutenberg erfunden, läßt durch ihre volubile Natur diese Vergleichung nicht wohl zu. Gar zu nahe an den sogenannten schlechten Witz streift das Wortspiel (Gegen Rom): Und seit loyal dort nur Loyola.

Wir kommen allmählich zur äußersten Schale heraus und werfen jetzt einen Blick auf die technische Form dieser Gedichte. Herwegh liebt künstliche Versmaße; einfache kurzzeilige sagen der naiven Liederpoesie zu und gelingen ihm selten so gut wie in dem Gedichte an den Verstorbenen; er bedarf des Schmucks verschlungener Formen zu sehr, um ihn nicht aufzusuchen. Er entwickelt auch nicht wenig Kunst darin und scheut nicht, in einer Strophe dreimal drei Reime miteinander zu kreuzen, wie in dem Gedicht an den König von Preußen, er liebt die künstliche Form des Sonetts — das kleine Bändchen enthält deren 52 —, er greift öfters in die Gaselenform über, indem er die Assonanzreime derselben zwischen andere aufnimmt. Aber die Kunst geht in Künstelei über und Herwegh zahlt dem modernen Rokoko durch gelehrten Reimschnörkel einen Tribut, der dem Manne schlecht ansteht, welcher eine allem Raffinement, aller Überwürzung feindliche Sache verficht und daher solche Freiligrazien und Freiligrazereien verachten sollte. Man kann diese gerollten Papierschnitzel etwa gelten lassen, wo sie als Parodie des Gegenstandes angesehen werden können. Mandschu und Handschuh,

Karrara und Niagara mögen als eine Parodie auf die Bildungsformen der in dem Gedichte an den Verstorbenen angegriffenen Menschenklasse noch hingehen, ebenso Basso, Tasso, Semilasso in Sonett XIV. Für die Reimbesteleien in dem Gedichte gegen Rom: Tropen — Ysopen, Cola — Loyola, Sahara — Tiara, Zeter — Peter (das letztere kann übrigens schlechterdings nicht gereimt werden), läßt sich ebenfalls entschuldigend sagen, daß in diesen Kröpfen der Berninische Geschmack und Zopfstyl des restaurierten Katholizismus sich abspiegeln solle. Aber Herwegh fällt in diese Manier, auch wo er ernst und ganz im eigenen Namen spricht, und dies kann nicht genug getadelt werden. Beispiele: Erkür' ich — Zürich. Hieroglyphe — Träne — Wundertiefe — Hippokrene. Standarte — Bonaparte. Kora — Medusen — mora — Busen — Pandora. Man möchte ihm in seiner Manier zurufen:

O Tyrannenerschütterer Herwegh,
Deine Reime vom Zaune nicht zerr weg!

Herweghs Reime sind keineswegs von durchgängiger Reinheit. Zeter und Peter habe ich eben angeführt; Philister und Priester darf nicht gereimt werden, auch sändet und geschändet nicht; denn eher dürfen bloß verwandte Vokale mit verwandten, als entschiedene Längen mit entschiedenen Kürzen einen Reim bilden. Dunkelheiten des Ausdrucks, der Satzverbindung, Härten, grammatische Inkorrektheiten haben sich unter dem Zwang der künstlichen Maße und Reime häufig eingeschlichen. Von letzteren nenne ich: Des Lied man sich erfreut (p. 18 „Arndts Wiedereinsetzung"). Den Despot (p. 61). Den Tyrann (p. 62 „Frühlingslied").

Die teilweise altdeutsche Orthographie in diesen Gedichten soll uns nicht verführen, uns hier in den Streit einzulassen, ob es möglich oder rätlich sei, die ganz fehlerhafte neuhochdeutsche Schreibart auf die alten Gesetze zu reduzieren. Fängt man es aber an, so muß man auch konsequent sein, was Herwegh keineswegs ist.

Somit meine ich, Herwegh an seinen Platz gestellt zu haben. Einigen mag es zu strenge dünken, wenn ich an diesen jugendlichen Enthusiasmus den Maßstab der Kritik gelegt habe, da es doch neben der eigentlichen Poesie, welche vor dem Forum der reinen Ästhetik

besteht, solche verwandte untergeordnete Gattungen, welche durch zeitgemäßes Interesse geschützt sind, auch muß geben dürfen. Andere dagegen, welche zwischen Poesie und rhetorischer Darstellung scharf unterscheiden und zudem erwägen, daß es auch in der letzteren ungleich höhere und reichere Erscheinungen gibt als die vorliegende, mögen mir vorwerfen, daß ich viel zu weitläufig gewesen sei, den Gegenstand viel zu wichtig genommen habe. Ich muß den ersteren ihren Satz zugeben und noch Herweghs eigenes wiederholtes Geständnis bekräftigend beifügen, daß er jeden Augenblick bereit wäre, die Leier mit dem Schwert zu vertauschen, daß er seine Poesie im Grunde nur als ein politisches Mittel betrachtet wissen will; den anderen räume ich ein, daß er poetisch genommen im Grunde unbedeutend ist. Allein der Gegenstand dieser Kritik war eigentlich nicht sowohl Herwegh, als vielmehr das Beifallsgeschrei, womit man ihn aufgenommen hat und die darin zutag gekommene Verwechslung des stoffartigen und ästhetischen Interesses, die Unkenntnis oder Vergessenheit dessen, was echte Poesie ist und was nicht. Wohin ist das poetische Gefühl gekommen? Nach Eduard Mörike, dessen poetische Kraft zwar unter den Hemmungen der Zeit sich nicht glücklich bis zu ihrem Gipfel entwickelt und kein großes zusammenhängendes Ganze hervorgebracht hat, der aber in so vielen herrlichen Liedern ganz und durchaus Dichter ist, hat kein Hahn gekräht; schicken wir aber einmal einen Pathetiker in die Welt, so posaunt es an allen Ecken und Enden.

Gestehen wir aber überhaupt: mit unserem Dichten ist es nichts, es ist jetzt die Zeit zum Trachten.

(Zuerst 1843 erschienen in den Jahrbüchern der Gegenwart, hierauf 1844 in den Kritischen Gängen des Verfassers, II, 282 ff.)

Zweiter Band*).

Habe ich nicht recht gehabt? Diese stoffartige Poesie bleibt abstrakt rhetorisch, tautologisch, refrain- und gedankenspitzenjägerisch, bildlos subjektiv, in Formen gekünstelt, bis sie satirisch wird: da ist auf einmal fester Boden, Inhalt, Körper, Körper zwar, der nur ein-

*) Zürich und Winterthur, Verlag des literarischen Comptoirs 1844.

geführt wird, um vernichtet zu werden, aber mit dem scharfen Messer der Negation, dessen Schneide den hellen Metallglanz des Zornes und der Verachtung hat. Herwegh hat seit dem ersten Bande seiner Gedichte Erfahrungen gemacht, der Stachel ist ihm tief in die Brust gedrückt worden; das war ihm recht gesund. Es wäre ihm nur zu wünschen, daß das Leben ihn noch ganz zum Manne schmiedete und alle Rhetorik, Deklamation und übrige Eitelkeit durch diese derbe Mühle vollends aus ihm herausgebeutelt würde. Denn los ist er sie noch nicht; er hat uns seine scharfen Epigramme in eine wahrhaft geduldermüdende Zugabe dieses alten Sauerteigs eingewickelt. Damit man nun nicht meint, ich wolle mit einem solchen Urteile durchfahren, ohne Gegenreden anzuhören, so sei es mir erlaubt, hier die Einwendungen, die mir von einem talentvollen Philologen in einem Briefe gestellt worden sind, anzuführen und zu beantworten. Ich nenne seinen Namen nicht, weil keine Zeit mehr ist, die Erlaubnis dazu einzuholen. Er sagt: „Sie wollen diesen Gedichten nur eine rhetorische Kraft beimessen; aber ich muß dagegen bemerklich machen, daß, wenn die wirkliche Rhetorik — ich meine, wie sie sich in einer begeisternden Rede kundgibt — dem Zuhörer das Blut in die Wangen treibt, die Seele durch die Rückenwirbel rieseln, die Faust sich ballen und nach dem Schwerte fassen läßt, daß alsdann eben die Rhetorik diese Erfolge nur dem in diesem Augenblicke herausgekehrten Elemente der Poesie, die in der Rhetorik liegt, verdankt. Denn es ist keine Frage, daß diese Halbkunst aus den beiden heterogenen Mitteln der Dialektik und der Poesie in ähnlicher Weise für außerhalb der Kunst liegende Tendenzen zusammengeschweißt ist, wie die Baukunst aus der sich selbst genügenden Plastik einerseits und dem Zimmermanns- und Maurerhandwerk andrerseits. Aber noch mehr: niemals hat in alten Tagen ein Dichter geleugnet, belehren zu wollen. Die Dichter aller Gattungen, mit Ausnahme des einzigen homerischen Epos, sprechen dies vielmehr selbst als ihr größtes Verdienst an und aus. Nun bin ich zwar allerdings der Überzeugung, daß sie sich in dieser Beziehung über sich selbst getäuscht haben und nie das geworden wären, was sie sind: Muster für die Ewigkeit, wenn sie nicht im Laufe ihrer Poesien über der Lust des Schaffens den ausgesprochenen Zweck, ihre Tendenz selbst vergessen hätten, sowie denn die Liebenswürdigkeit der äsopischen Tierfabel entschieden

aus dem Vergessen der Schlußparänese und dem naiven liebevollen Versenken in die idealisierte Tierwelt, den epischen behaglichen Ausbau dieser wirklich und in natura rerum vorhandenen Karikatur der Menschenwelt zu erklären ist. Aber dennoch hat auch die von Ihnen verworfene paränetische Lyrik ihre Weihe. Denn nicht das Wollen und das Überreden ist ihr Wesen und Inhalt, sondern die Darstellung der schönen Persönlichkeit, des dichtenden Subjekts, das sich in seinem Wollen und Wünschen, in der Freude der Hoffnung wie in dem Jammer gerechter Verzweiflung in dem Gedichte expliziert. Indem also die Darstellung dieses Wollens und Strebens zur Charakteristik einer wirklich vorhandenen, hier natürlich zum Ideal geläuterten Person wird, ist das bloß Gewollte ebensosehr ein Existierendes, Fertiges, wie die von den einzelnen Personen im Drama ausgesprochenen Willensmeinungen, welche oft ihrem nächsten und handgreiflichsten Inhalt nach ganz und gar lehrhaft erscheinen. So stellt sich denn selbst die politische Lyrik Herweghs, ob sie sich auch scheinbar auf die Zukunft richtet, doch als eine Art Epos dar, das von den Kämpfen zwar keines Achilleus und Hektor singt, aber von der Simson-Herakles-Arbeit des Dichters, der bald mit Hydren, bald mit Löwen, bald mit Philistern und Füchsen kämpft und der siegen oder sterben wird. Denn diese Zukunft ist ihm eine Gewißheit, ist ein in der Seele des Dichters mit aller Zuversicht und Wahrheit zwar antizipiertes, aber, im Gedichte ausgesprochen, schon vollendetes Faktum, das mit Würde und Ruhe abschließend die mit Recht postulierte Einheit der Wirklichkeit und der Idee im Ideal zuwege bringt. Diese Zuversicht ist nun aber ihrerseits eben das Hinreißende und Berauschende der wahren Lyrik. Sie überredet nicht, geschweige denn daß sie überreden wollte; denn der Redner, welcher die Tribüne besteigt, hat zur Voraussetzung bereits das Dilemma, den Zweifel seiner Zuhörer; er widerlegt, er demonstriert, er will (scheinbar wenigstens) nur durch Explikation seiner Momente zum Verstand reden und darum tritt er selbst bescheiden zweifelhaft auf, höchstens zum Schluß reißt auch er hin, d. h. eben, er fällt aus der Rhetorik in die Poesie. Doch, um keine petitio principii zu begehen: ich wollte sagen: wenn der Dichter die Meinungen, die Herzen der Zuhörer gewinnt, so wirkt er nicht überredend, sondern wie überhaupt die in die Praxis

und Wirklichkeit eingedrungene Poesie (ich meine den Enthusiasmus) anstecken d; er begeistert durch seine Zuversicht, d. h. durch die plastische Antizipation seiner Sieges- oder Todesfreude, kaum in anderer Weise, als die Sieben vor Theben oder die Perser des Äschylos die Athener begeisterten, von denen er selbst, der greise Marathonschläger, rühmt, daß, wer sie höre, sich wie das Schlachtroß beim Trompetenschall strecke, und: ὅτι πᾶς τις ἀνὴρ ὁ ϑεασάμενος εἴχοιτ' ἂν δάϊος εἶναι. Und so sind des Tyrtäos Paränesen (dessen Sie nicht erwähnten); und wenn Tyrtäos, er allein ein ganzes Heer, ein Dichter war, so ist es Herwegh auch. Er hat's gewagt, er hat der Freiheit eine Gasse gebahnt, er hat das alles als klares gerundetes Faktum vor sich, was er prophezeit und was er — träumt. Es fällt ihm gar nicht ein, diesen sichern Besitz erst von seinen Zuhörern erbetteln, sie persuadieren zu wollen, sondern er singt, wie wir es vom Dichter verlangen, heraus, was ihm auf dem Herzen liegt, er gebiert, weil die Frucht der Seele reif ist. Daß jedermann sich in sein Kindlein verlieben wird, das weiß er zwar allerdings vorher, aber er gebiert es nicht darum, daß man sich in es verliebe. Seine Poesie ist also keine Tendenzpoesie, denn eine solche gibt es allerdings gar nicht." Dies ist das Wichtigste, was mein achtbarer Gegner wider mich anführt; weiterhin bestreitet er die Anwendbarkeit dessen, was ich über den Mangel der nötigen Ruhe und Unbefangenheit mitten im Drange einer unzufriedenen Gegenwart gesagt habe, auf einen politischen Lyriker wie Herwegh. Er gibt zu, daß die vom Fieber der Leidenschaft zitternde Hand nicht dichten könne, sondern der Dichtergeist erst abwarten müsse, bis der erste Sturm der Empfindung sich gelegt habe; er macht aber geltend, daß der begabte Dichter zwischen der fortdauernden Flamme der Erregung Momente der Ruhe finde, wo er sich den Gegenstand seines Verlangens in der notwendigen Überlegenheit der Objektivität gegenüberzustellen vermöge. Übrigens, fährt er fort, sei es kein Vorwurf für den begeisterten Lyriker, daß seine Empfindung der Zukunft gelte und sein Lied ein Lied der Sehnsucht sei; sei ja selbst das Liebeslied nichts anderes als ein Lied der Zukunft. Nur müsse der Dichter der Zukunft den Moment finden; wenn sein Lied nicht zünde, wenn es nicht zum Schlachtlied werde, so sei es um seinen Ruhm getan. Herwegh habe sich in seinem Volke getäuscht,

und seine wahre Aufgabe sei nun, daß er diese Täuschung seines ersten poetischen Frühlings selbst ironisiere, mit der Fackel des Humors beleuchte und so ein Substrat für eine neue männlichere Periode gewinne. Als einen wirklichen Fall des Dichters sieht mein Gegner die Berliner Auftritte an und fordert, daß er diesen Flecken durch einen Akt der Buße auslösche, seine Verführung durch den Ruhm seiner eigenen bittern Satire unterwerfe und so gereinigt und versöhnt aus dieser „Eklipse seines Sonnenglanzes“ hervortrete.

Ich kann die Richtigkeit dieser Bemerkungen im allgemeinen völlig einräumen; es handelt sich aber um die Anwendung. Was nun zuerst den Hauptgedanken dieser Entgegnungen betrifft, daß nämlich der Dichter darum, weil er in der kämpfenden Gegenwart die Zukunft antizipiere, keineswegs bloß rhetorisch, daß vielmehr die poetische Objektivität hier in der Darstellung der schönen Persönlichkeit zu suchen sei, welche ohne alle Prosa der Absichtlichkeit von selbst, in freiem Drange ihr inneres Bild entfalte, so habe ich diesen Begriff bereits selbst in meiner Kritik aufgestellt, indem ich sagte, der Körper zu dem geistigen Gehalte, den der Lyriker seiner Poesie einhauche, sei im Grunde seine eigene Persönlichkeit, er selbst sei die Erscheinung der Idee, die in der Welt noch nicht Raum gewonnen habe, sein Gedanke sei noch Subjekt. Soll nun einem bestimmten Lyriker dieser für seine Gattung geltende und ihn von der entfalteteren Objektivität des Epos und Dramas entbindende Grundsatz zugute kommen, so verlangen wir billig, daß die erst gewünschte Zukunft in seinem Geiste, wenn nicht als vollendetes Bild dastehe, doch in einzelnen hellen Bildern an ihm vorüberziehe, welche wenigstens den Keim und Ansatz zur plastischen Objektivität, wie wir einen solchen auch bei dem Lyriker allerdings fordern, in sich enthalten. Diese „plastische Antizipation“ nun rühmt mein Gegner von Herwegh, und ich leugne sie ihm ab. Herwegh hat keine gestaltende Kraft, er ist bildlos; reich an einzelnen Bildern als Mitteln, d. h. an Vergleichungen, und ganz arm an totaler organisch bildender Kraft. Als Beweis will ich aus der vorliegenden Sammlung ein Gedicht anführen, das dem Dichter den günstigsten Stoff darbot, die Kraft des Schauens zu entfalten: die deutsche Flotte. Ich schlug es in der Hoffnung auf, ein stattliches Bild einer künftigen deutschen Flotte, wie sie mit den farbigen Wimpeln der verschiedenen Staaten

majestätisch das Meer durchfurcht, in seiner Pracht aufgerollt zu sehen. Meine Hoffnung täuschte mich; einzelne schöne Vergleichungen, groß gedruckte Pointen, kein Fortrücken, eine bloße Anreihung von Gedanken, endlich im letzten Verse heißt es: schon schaut mein Geist das nie Geschaute — jetzt kommt es, dachte ich, aber nein: das Bild, das man erwartete, wird mit den paar Worten abgetan: schon ist die Flotte aufgestellt, die unser Volk erbaute; dann sieht der Dichter, er sieht — sich selbst:

Schon lehn' ich selbst, ein deutscher Argonaute,
An einem Mast, und kämpfe mit der Laute
Ums goldne Vlies der Welt.

Nehmen wir die Künstlichkeit der Form hinzu, diese Garden — Kokarden — Leoparden, so haben wir den ganzen Herwegh beisammen: ein von der Idee einer politischen Zukunft leidenschaftlich erregter, aber in seiner Darstellung bildloser, in seiner Begeisterung durch einen sehr fühlbaren Anflug von Selbstgefälligkeit und Künstlichkeit getrübter Dichtercharakter. Mein Gegner hat den Tyrtäus angeführt; es ist mir lieb, daß er mich an ihn erinnert, ich hatte ihn in meiner Kritik des ersten Bandes vergessen. Zuerst muß ich vollkommen einräumen, daß die Poesie der Alten überhaupt auf eine ungleich lebendigere Weise mit dem Leben verschlungen war als die moderne, daß es daher keinem Griechen einfiel, das Schöne von dem Guten zu trennen, und daß die Dichter, der hohen Zwecklosigkeit ihres eigenen Werkes unbewußt, eine sittliche Tendenz von demselben unverhohlen aussagen. Der erste Teil dieser Einräumung muß sogar geradezu zur Forderung an alle Poesie werden. Kein neuerer Dichter ist groß geworden, der nicht von dem Pathos seiner Zeit ergriffen den Grundgehalt seines Werkes mitten aus der Gegenwart nahm. Goethe zeigt seiner Zeit das Spiegelbild ihrer Empfindungskämpfe, ihrer subjektiven Bildungsmühen, ihres tiefen Kampfes zwischen einer neuen unendlichen Gefühlswelt und der Pflicht. Schiller entfaltet der Zeit, welcher die Revolution bevorstand und welche sie erlebte, eine neue politische Zukunft, den Augen, welche Napoleon gesehen, führt er Wallensteins verwandtes Gestirn vor und sein Tell ist eine große Antizipation der Begeisterung der Befreiungskriege. Dies alles bleibt aber immer noch unbefangene objektive Poesie,

welche keine unmittelbare Absicht hatte, die Gegenwart zu verändern, objektiv, wie die epische und dramatische Gattung es fordert und wie es auch die griechischen Epiker und Tragiker trotz ihrer didaktischen Meinung von sich waren. Dagegen greift nun der Lyriker Tyrtäus allerdings unmittelbar absichtlich in das bewegte Leben ein und wird dennoch unsterblich. Dabei ist nur zweierlei nicht zu vergessen: erstens, daß die Bewegung, in die er eingreift, schon da ist — ein Krieg, also eine Wirklichkeit, eine Anschauung, ein Bild; zweitens, daß er dies mit plastischem Geiste erfaßt und uns eine herrliche Anschauung des begeisterten Kriegers vor Augen stellt. „Man sieht bei Tyrtäus", sagt Otfried Müller, „wie mit Augen, den entschlossenen Hopliten, wie er, mit weit ausschreitenden Füßen fest an die Erde gestemmt, die Lippe mit den Zähnen pressend, den großen Schild den Geschossen der Feinde entgegenhält und die lange Lanze mit fester Hand gegen den nahen Gegner führt." Ein solches Lebensbild des jedem Auge bekannten vaterländischen Kriegers ist doch etwas anderes als z. B. das Husarenlied Herweghs, das zwar sehr munter die lustige behende Art dieser Waffengattung an uns vorübersausen läßt und mit poetischer Keckheit schließt:

Der Himmel wird uns aufgetan
Wie ein Juwelenschrein;
Husarensäbel klopfen dran
Und drinnen ruft's: Herein!

aber es ist doch in einer solchen Anschauung keine Notwendigkeit; Husaren sind ungarische Reiter im österreichischen Solde, die Uniform von anderen Regierungen willkürlich nachgeahmt, und es drängt uns gar nichts, die wahren deutschen Vaterlandskrieger uns ebenso vorzustellen. Es ist Herweghs besonderes Unglück, daß er keine fertigen Formen für seine Anschauungen fand, daß auch die Hoffnung, die Wirklichkeit werde diesen Liedern folgen wie der Donner dem Blitz, täuschte; daß hier nichts klappt und ineinandergreift als des Dichters subjektiver Unmut mit dem noch ebenfalls abstrakten und subjektiven Unmute der Zeit; allein dies ist ein Unglück der Poesie überhaupt in jetziger Zeit. Ich behaupte aber mehr: wenn Herwegh auch eine Welt von günstigen Formen für die bildende Kraft des Dichters gefunden hätte, so hat er diese doch zu

wenig bewährt, als daß man annehmen könnte, er hätte sie auch so gediegen plastisch wie ein Tyrtäus zu benutzen gewußt. Darstellung einer schönen Persönlichkeit sind z. B. gewiß auch Rückerts Gedichte. Vergleicht man ihren geistigen Gehalt mit dem der Herweghschen, so stellt sich das Verhältnis so, daß jener reicher, dieser feuriger ist. Rückert ist eine ganze, mit dem Leben männlich verwachsene Persönlichkeit und es ist fast keine Note der erfahrungsvollen Menschenbrust, die er nicht zieht; Herwegh gibt fast nur e i n e n Ton an, aber dieser Ton ist voll und brausend, während dort in dem vielstimmigen Konzert manche Töne matter anklingen. Vergleicht man aber beide im Mittelpunkte der Poesie, wo Gehalt und Bild zusammenfallen, so ist keiner, obwohl beide eine schöne Persönlichkeit darstellen, ein ganzer Dichter, denn beiden fehlt es zu sehr an bildender Kraft der Anschauung. Rückert jedoch steht dem ganzen Dichter näher, weil er die poetische Seele in einen reicheren, objektiveren Stoff ergießt, obwohl er diesen nicht zum objektiven Bilde hervorzuarbeiten vermag. Daß Herweghs feuriges Wirken auf die Gemüter nicht eigentliche Rhetorik sei, gebe ich gerne zu, aber mit der Rhetorik hat diese Poesie das gemein, daß nur geistige Erregung im Dichter mit geistiger Erregung im Zuhörer in Rapport tritt ohne das zur wahren Poesie notwendige Medium frei auf sich gestellter, von der dichterischen Brust losgelöster Bildlichkeit. Wenn aber das Unterscheidende zwischen dieser pathologischen Poesie und der Rhetorik die Absichtlichkeit der letzteren ist, wozu sie ihr gutes Recht im Zwecke der Überredung hat, so gibt es noch eine andere Art von Absichtlichkeit, eine unberechtigte nämlich, welche sich fühlbar macht, wo es keiner Überredung bedarf, und das ist die Pointenjagd, die ich Herwegh schon in der ersten Kritik vorgerückt habe und wieder vorrücken muß. Sie geht mit der Refrain- und Reimjagd und der stockenden Tautologie des Gehalts Hand in Hand. Was ist z. B. das für ein Produkt, das erste Gedicht in dieser Sammlung, „An die deutsche Jugend. Bei Gelegenheit der Verbannung an Robert Prutz.“ Da rückt nichts von der Stelle, da ist kein Gedanke, kein Inhalt, alles jagt auf einige groß gedruckte Wörter und auf den Endreim los, der in fünf Versen je zwei Reime auf den Namen Prutz zu erhaschen sucht und in dieser Not gar einmal reimt. Thut's und Schutz! So etwas kann doch jeden Magen verderben, sollte man meinen. Dann u. a. das Gedicht

auf Hamburgs Brand. Da gab es Feuer, da läßt sich also das Sprüchlein anbringen: bewahrt das Feuer und das Licht. Herwegh meint es natürlich so, daß man das Feuer und Licht sorgfältig pflegen solle, weil es hier eine so edle Wirkung hatte, daß es durch seine Verheerungen die Sympathie des Vaterlandes hervorrief; der Nachtwächter meint aber, man solle es wohl hüten, daß es kein Unglück anrichte, und ich meine, der schlichte Nachtwächter sei klüger und poetischer als diese hinkende und verzwickte negative Behandlung einer sehr ernsten, wirklichen Begebenheit. Herwegh bezieht sich auf alles Reale rein negativ; in der sentimentalen Stimmung wird diese Beziehung oft zum Ausdrucke eines schönen Schmerzes. So gehört unter die reinen und schönen Klänge seiner Sammlung das Lied: „Im Frühjahr". Mit einigen wahrhaft edlen Bildern gibt der Dichter ein Gemälde des Frühlings und schließt dann:

Duft und Klang und Vogelflug,
Balsam, wo die Blicke weilen,
Und doch alles nicht genug,
Um ein krankes Volk zu heilen.

Liebenswürdig erscheint ferner Herweghs Begeisterung auch in dieser zweiten Sammlung am meisten da, wo er sein gemütvolles deutsches Volk dem französischen Treiben entgegensetzt. Zwar billig zürnt er seinem Volke, einem Rosse, das einschläft, wenn nicht der Fremdling ihm die Sporen bald wieder in die Flanken setzt (Pour le mérite. p. 74); er erzählt seinen Deutschen eine nur allzu wahre Vision, wie sie das Jüngste Gericht selbst verschlafen (90); minder glücklich ist die Parabel (80) von dem gemordeten Hahn: der Vergleichungspunkt trifft nicht ganz, denn wenn die Folge der Schlachtung des Hahns die wäre, daß uns dann die Freiheit noch früher weckte, so wäre dies ja so übel gar nicht; ein grimmiges Wiegenlied ferner singt er seinem Volke, worin die zwei messerscharfen Verse:

Und ob man dir alles verböte,
Doch gräme dich nicht zu sehr,
Du hast ja Schiller (— kein so unschädlicher Besitz! —)
und Goethe:
Schlafe, was willst du mehr?

Dein König beschützt die Kamele,
Und macht sie pensionär,
Dreihundert Taler die Seele.
Schlafe, was willst du mehr?

So bitter er aber in seinem Zorne höhnt, er gehört nicht zu den Überläufern, welche im Lärm von Paris sich gefallen, ihr Vaterland zu verraten, er ist bitter enttäuscht, er kam durstig her und kehrt ohne Trunk zurück (15), er möchte in dieser Stadt nicht sterben, die auf den Gräbern Hochzeit macht, und rührend ruft er aus (17):

Welch Glück, daß ihr in dem Getriebe
Mein deutsches Spinnrad nicht vermißt,
Daß ihr nicht ahnt, was deutsche Liebe,
Nicht ahnt, was deutsche Freiheit ist.

Er hat in der Weite seines Weltsinnes glücklich den schönen Sinn der warmbeschlossenen Enge bewahrt; auch aus dem Gedichte: Heimweh (40) spricht, in berechtigter Sentimentalität, dieser herzliche Zug. In solchen Tönen vergißt man das Eitle und Selbstgefällige, wovon man Herwegh nicht freisprechen kann und was z. B. auch in dem Liede: Aus den Bergen (47) nach meinem Gefühle sehr merkbar ist. Hier hat z. B. der Vers bestochen:

Wo mit unbezähmter Lust
Ob den letzten Hütten
Dürre Felsen aus der Brust
Ewige Ströme schütten;
Wo in ungezügeltem Lauf
Noch die Wasser tosen,
Lad ich meine Waren auf:
Wilde, wilde Rosen!

Der Vers hat pathetische Kraft, aber dieses Selbstbeschauen, dieses Sich-Interessantsein macht mich immer mißtrauisch; ich denke immer, wer in einer so ernsten Sache noch viel Zeit übrig hat, in den Spiegel zu sehen, ist nicht gefährlich. Es gibt ein erlaubtes, schönes Selbstgefühl auch in der uneigennützigsten Leidenschaft, es soll und muß eines geben, aber diese Neigung zu Monologen und dieses Sich-Zu-

sehen in den Monologen ist etwas anderes. Es hängt dies freilich mit der innern Abstraktheit dieser Art von Poesie notwendig zusammen. Herwegh nimmt in dieser Sammlung (von dem satirischen Teile reden wir noch nicht) zwar einige Ansätze zu einem sächlichen Eingehen; aber er bringt es zu keiner Bestimmtheit, keiner Wirklichkeit. So ist das Gedicht: Jordan (21) fließend, aber trivial. Von der bestimmteren Art ist auch das Heidenlied (68). Es war wohl der Mühe wert, zu zeigen, wie die griechische Religion uns darin noch viel zu lernen gibt, daß in ihr keine falsche Transzendenz war, daß der sittliche und politische Mensch bei seinen Göttern sich wieder antraf. Das Christentum ist weit mehr eine Religion des Todes als des Lebens, des Leidens als des Handelns; gegründet in einer schmerzreichen und drangsalvollen Zeit in einem gedrückten Volke enthält es für den Menschen als Bürger und öffentliche Person überhaupt nur negative Gedanken; es ist von der Andacht zu dem christlichen Gott nur ein indirekter Übergang zum Leben. Es gibt für einen Dichter mancherlei Schönes hierüber zu sagen. Herwegh hat diesen Punkt des Zusammenhangs zwischen Religion und Leben wenig berührt. Wie interessant ist es z. B. zu untersuchen, wie genau auf derselben Logik der Theismus und die absolute Monarchie beruhen, wieviel Witziges und Pathetisches läßt sich hierüber sagen! Herwegh hat in dem genannten Liede sein Thema etwas lustig genommen, frivol gewiß für die Gefühlsweise der meisten, doch sind wir nicht gemeint, keinen Spaß daran zu haben, wenn eine sonst zwar unreife, aber ehrenwerte Begeisterung einmal die Unduldsamen durch die Maske der Frivolität ärgert. Was aber unserem Dichter einfiel, als er im Aufbau des Doms von Köln ein Sinnbild der deutschen Einheit und Größe erblickte (die drei Zeichen 18), wie er verkennen konnte, daß das nichts als eine der Allerhöchsten Orts approbierten Phrasen ist, wodurch die jetzige Bewegung der Geister in Deutschland klüglich akzeptiert und über sich selbst hinausgeschmeichelt wird, — das begreift man nur, wenn man sich überhaupt überzeugt hat, wie wenig ruhige Einsicht und Besonnenheit in diesem Enthusiasmus ist. Ich muß es, so auffallend es scheinen mag, auch hier wiederholen, daß eine solche Subjektivität, welche bei aller leidenschaftlichen Beziehung auf das Leben und die Wirklichkeit doch eigentlich noch im Leeren und Unbestimmten verweilt, gerade da am

meisten der echten Poesie sich nähert, wo sie ihre praktischen Ideen einmal ganz in die Schanze schlägt und sich in rein menschlicher Empfindung allgemeiner Art ergeht oder der heiteren Verflüchtigung aller Zwecke im freien Jugendgenuß hingibt, wie in dem lustigen, ganz singbaren Champagnerlied (11).

Nun habe ich aber von dem bedeutendsten Teile dieser Sammlung absichtlich noch gar nicht gesprochen. Ich meine den satirischen und komme hiemit auf den Anfang dieser Bemerkungen zurück. Herwegh hat eine Erfahrung sehr bitterer Art gemacht, nicht ohne Schuld, und gerade deswegen um so bitterer. Die Bitterkeit hat ihm die kurze scharfe Klinge der Satire in die Hand gegeben, und wie er nun unter die Naturen gehört, welche im Zorn poetisch werden, im Zorn gegen bestimmte Personen, Verhältnisse, so hat er sich eben in das Gebiet geworfen, welches ich schon in der Kritik der ersten Sammlung als dasjenige angab, worin diese pathetische politische Dichtung allein dem konkreten Charakter wahrer Poesie sich nähern kann; nähern, — denn echte, freie Poesie ist auch dies noch nicht, aber es ist Körper, obwohl negativ behandelter Körper, es ist Bestimmtheit und Inhalt da. Nicht direktes, negatives Pathos ist Satire; die echte Satire ist Ironie, sie läßt ihren Gegenstand scheinbar gelten und vernichtet ihn, indem sie ihn werden läßt. Das Gedicht am Schlusse: „Auch dies gehört dem König", hat außer der witzigen Bitterkeit der Überschrift gar keinen poetischen Wert. Herwegh sucht im Eingange die Blindheit, womit er sich fangen ließ, durch eine verzeihliche Täuschung zu entschuldigen. Allein wer, der wahre, männliche politische Gesinnung hat, konnte sich dieser Täuschung hingeben! Konnte von dieser Persönlichkeit das Heil erwarten! Wer auch nur einen Augenblick! Um so voller nimmt er nun den Mund im Zorn; er mag es machen, so arg er will, mir tut's nicht leid für den Gegenstand, oder ja, es tut mir leid, aber in einem andern Sinne, als Gegner meinen werden; diese Art von Zorn, von Deklamation in Terzinen w i r k t nicht, beißt nicht, juckt nicht, hier will es die unendliche, die vernichtende Kraft der Lächerlichkeit. An einzelnen guten Wendungen, schönen Stellen fehlt es nicht, wie:

Kommen m u ß er jetzt, der Tag, auf Erden,
Der freie Männer scheidet von Kosaken,

oder die sinnvolle Schlußterzine; aber dieses direkte Pathos ist und bleibt bei einem solchen Gegenstande ohne wahre Kraft. Zwei Gedichte von einer grimmigen Objektivität gehen diesem Schlußgedichte der Sammlung voraus: Vom armen Jakob und von der kranken Lise. Ich nenne sie gerade in diesem Zusammenhang um des letzteren willen. Es dreht dem Leser das Herz im Leibe herum; aber es ist einmal nicht Sache der Poesie, so unversöhnt gräßliche Wirkungen eines peinlichen Sarkasmus hervorzubringen. Es ist ganz gut, ganz recht, die furchtbaren Übel der Gesellschaft, die Jammerszenen des Pauperismus so schonungslos als nur immer möglich aufzudecken und mit allen Messern, welche der Gewalt der Rede zu Gebote stehen, in den Gemütern zu wühlen; aber nicht das Geschäft der Poesie ist dies, sondern der Beredsamkeit auf dem bekannten Grenzgebiete zwischen Poesie und Prosa. Soll die Poesie diesen Stoff je übernehmen, so kann dies nur Sache der objektiveren Gattungen sein, welche durch ihre umfassendere Natur einen herben pathologischen Eindruck im Verlaufe fortgehender Handlung in einen reineren und versöhnteren aufzulösen vermögen. Eugen Sue hat sich in seinen vielbesprochenen Mystères de Paris die Aufgabe gesetzt, die Übel unserer modernen Gesellschaft in ihren Höhen und Tiefen so grausam wie immer möglich aufzudecken. Nicht dies ist die poetische Schwäche seines Romans; im Gegenteil wohltuend, stark, wahr und groß ist dieses interessante Werk gerade durch diese haarscharfe Schneide der Wirklichkeit; nur gesund kann diese bittere Lebenskost unseren durch Romantik verweichlichten Gemütern sein. Belgier und Franzosen sind uns wie in der Malerei, so in der Poesie hierin vorausgeeilt, daß sie diesen packenden, schüttelnden Geist der Realität in ihre Kunst aufzunehmen verstanden; uns haben sie den unfruchtbaren Idealismus gelassen. Aber das ist der große Fehler des Eugen Sue, daß er, indem er doch die Ansprüche des Dichters macht, dabei ein rein pädagogisches, paränetisches Bewußtsein hat, von seinem pathologischen Stoffe, statt ihn in rein poetische Form zu verarbeiten, zu direkten Ermahnungen, Vorschlägen usw. übergeht und so aus der Poesie ganz herausfällt. Es versteht sich, daß nicht bloß diese Parabasen das Prosaische an seinem Werke sind, sondern daß, abgesehen von diesen Bestandteilen, die Behandlung zu schwer, materiell und abstrakt bleibt, weil er seine Aufgabe, die Aufgabe

der poetischen Verklärung dieses erdenschweren Stoffes nicht kennt, sondern nur instinktmäßig in vereinzelten, wirklich hochschönen Stellen erfüllt. Ganz ohne innere Einheit läuft neben dieser prosaischen Zweckmäßigkeit dann die Eitelkeit des Dichters her, der so leidenschaftlich wie immer ein Franzose nach poetischen Effekten, Rührungen, pikanten Kontrasten hascht. Man verzeiht ihm aber diese und hundert andere Sünden gegen die Grundgesetze der Kunst, selbst den groben Mißgriff, in Walter Scotts Art beschreibend zu malen, selbst die Abstraktheit seiner Charaktere gerne. Freilich leidet dieses Werk, auch abgesehen von allen ästhetischen Forderungen, noch an einem Grundmangel des Inhalts; in diesem Roman, dessen innerster Geist kommunistisch ist, waltet die gleich austeilende Gerechtigkeit in der zufälligen Form eines Monarchen, der das Elend in seinen Höhlen aufsucht, die Armen beglückt, die Verbrecher bestraft. Sue will andere, gerechtere Gesetze, und in seinem ganzen Roman dreht sich alles um eine Gerechtigkeit aus gesetzloser, subjektiver Willkür! Welche Verbindung republikanischer und legitimistischer Gesinnungen! Doch auch durch diesen Widerspruch wird die erschütternde, zeitgemäß brennend wirkende Kraft des Werkes nicht aufgehoben. Wir können jetzt keine ganze Poesie haben, so wünschen wir uns Glück, solche tief ins Fleisch gehende Schnitte auf einem zwischen Prosa und Poesie schwankenden Gebiete zu erleben*).

Anders ist es aber in der lyrischen Gattung; fällt ein lyrisches Gedicht durch einen nicht aufgelösten peinlichen Effekt aus der Poesie heraus, so findet es dafür kein Unterkommen in jener Mittelgattung, welche dem Roman, der ohnedies prosaische Bestandteile in sich aufzunehmen geneigt ist, eine noch immer ehrenwerte Stelle verbürgt. Es soll ein kleines, aber doch ein poetisches Ganzes für sich sein; unter vielen andern, die in ihrer Gesamtheit wieder ein größeres Ganzes, eine versöhnte dichterische Persönlichkeit, darstellen, mag es seine Stelle finden; aber eine solche Persönlichkeit, eine runde, ganze, stellen Herweghs Gedichte in ihrer Monotonie nicht dar. Ungleich schöner ist das erste der genannten zwei Gedichte: der arme Jakob (173), und zwar gerade dadurch, daß es, obgleich auch im bitteren Gefühle über die ungleiche Austeilung des Besitzes in unserer Gesellschaft gedichtet, doch milder, wehmütiger ist. Man soll dem ver-

*) Vgl. unten S. 148—164. A. d. H.

gessenen Armen, der im dürftigen Sarge hinausgeführt wird, den Bettelstab als Ehrendegen auf die Bahre legen.

Die Heller, die man in den Sand
Ihm warf aus schimmernden Karossen,
Sind alles, was vom Vaterland
Der arme Mann genossen.

Just die vom Himmel ihm geprahlt,
Sah'n diese Erde zwiefach gerne.
So wird die Schuld ans Volk bezahlt
Mit Wechseln auf die Sterne.

Und der Schluß:

Schlaf wohl in deinem Sarkophag,
Drin sie dich ohne Hemd begraben:
Es wird kein Fürst am Jüngsten Tag
Noch reine Wäsche haben.

Wo es einem nun aber wirklich wohl und lustig um die Seele wird, das sind die rein satirischen Gedichte dieser Sammlung, d. h. diejenigen, worin eine ihrem Begriff widersprechende Wirklichkeit durch sich selbst in ihrem Widerspruch aufgezeigt und in das Licht der Lächerlichkeit gerückt wird: einer beißenden zwar, nicht jener freien, welche selbst den Unwillen über die Unangemessenheit des Gegenstandes und seiner Idee vergißt und in dem Gefühle der notwendigen Vermischung des Vollkommenen mit dem Unvollkommenen behaglich sich ergeht; aber auch die Lächerlichkeit, die einen scharfen Stachel des Unwillens in sich trägt, ist verglichen mit dem Pathos, das seinem Gegenstande abstrakt gegenübersteht und gegen ihn eifert, ohne ihn verändern zu können, eine poetische Befreiung, weil sie objektiver ist, indem sie den Gegenstand in seiner Bestimmtheit selbst auftreten und durch die Offenbarung seines innern Widerspruchs sich vernichten läßt. Besonders glücklich kam hier dem Dichter einmal eine Reminiszenz zustatten. Der Abfall des Franz Dingelstedt mußte billig seinen satirischen Stachel herausfordern. Hier aber brauchte er gar nichts zu tun, in seinem eigenen Namen nichts zu sagen, er durfte nur zwei Gedichte abdrucken, welche in heiterem Wechselgesang einst er und Dingelstedt in Paris verfaßt hatten

(Wohlgeboren und Hochwohlgeboren. Von zwei deutschen Dichtern in Paris. p. 54) und die eigentümliche Akkommodationsfähigkeit Dingelstedts hatte sich selbst besser persifliert als Herwegh, wenn er über und gegen sie etwas sagte, es je vermocht hätte. Nicht ebenso ohne subjektive Zutat, aber doch mit einer höchst glücklich produzierten Objektivität läßt er zwei andere Dichter, die sich königlichen Solds erfreuen, sich selbst darstellen. Herwegh beweist auch hier, daß er nie so sehr Dichter ist als in der Satire. Geibel und Freiligrath treten auf und belustigen uns durch ein höchst ergötzliches, auch in der Form, in dem raschen, bequemen Eingreifen der Rede und Gegenrede, und dem Flusse der Verse höchst gelungenes Duett (Duett der Pensionierten. p. 65). Ins Große, ins Erhabene schwingt sich der Gesang Freiligraths mit den Worten:

— Ja, willst du mich kennen?
Ja, ich bin es in der Tat,
Den Bediente Bruder nennen,
Bin der Sänger Freiligrath.

In der Antwort Geibels auf diese großen Worte sind die wunderbaren Reime: Narden — Ambra — Barden — Alhambra — Diego — Riego — Nero — Espartero — so schön an ihrem Platze, daß Herwegh sich billig an dieser Stelle hätte fragen dürfen, ob solche Arabesken, wenn sie komischen Zwecken so angemessen dienen, irgend einen Platz in seinen ernsten Gedichten finden durften. Rührend und schön singt dann Geibel u. a.

Ohne dich, den einzig Edeln,
Lernt' ich nie so trefflich wedeln,

und beide schließen in hohem Einklang:

.... Und verzehren dann in Frieden
Die Pension der Invaliden.

Diese Form der Satire ist besonders glücklich, weil sie dramatisch ist und der Dichter aus dem Eigenen gar nichts hinzugetan zu haben sich die Miene gibt. Anders verhält es sich mit dem satirischen Epigramme. Der Dichter ergreift eine bestimmte Erscheinung und schiebt sie mit einem schnellen Ruck in ein komisches Licht. Dies bewerkstelligt er durch die subjektive Kraft des Witzes, welche sich zu-

nächst willkürlich an eine zufällige Bestimmtheit des Gegenstandes, Klang eines Worts usw. halten kann und sich sogleich als eine aus dem Dichter kommende Zutat zu erkennen gibt. Aber der echte Witz benutzt dieses äußerlich anknüpfende Spiel nur als Mittel, um die Sache aus sich heraus und durch Aufdeckung ihres wahren Charakters lächerlich zu machen. Je schärfer der Witz, desto objektiver ist er gerade durch die Kraft und Schneide seiner Subjektivität. Herwegh hat diesen Witz; er hat dieser Sammlung eine reiche Zugabe von Xenien beigegeben, worin er seinen Beruf zu dieser Gattung vollkommen bewährt. Hier ist es nun vorzüglich, wo es sich bestätigt, daß diese Poesie sich in das Feld der bestimmten, stets einen Gegenstand aus der nächsten Wirklichkeit packenden Satire begeben mußte, wenn sie nicht endlich durch ihr tautologisches subjektives Pathos ermatten sollte, und ich will es nur sogleich sagen, daß ein Blatt, worin dies mit solcher Bestimmtheit vorausgesagt wurde, eines besseren Witzes wert gewesen wäre als des schlechten und hinkenden auf die Jahrbücher der Gegenwart (121). Es sind auch sonst einige stumpfe, unklare, schiefe Epigramme da, wie z. B. das auf Lenau (126), wo das Wortspiel mit: „schlagen" gesucht und verzwickt ist und der Gegenstand überhaupt zu hoch gestellt wird; ebensowenig glücklich ist das Wortspiel mit dem Drachen (133), unklar schwebt zwischen einer doppelten Deutung die Xenie auf Uhland (125). Sonst aber bewegt sich der Dichter, links und rechts reichliche Salz- und Pfefferkörner ausschüttend, behend und schwungkräftig zwischen den Reihen moderner Erscheinungen hindurch; Zeitschriften, Dichter, Regenten, Minister, Zensur, Strafgesetzbücher, Dombau, Dekorationen, Kirche und Dogma, neuchristliche Kunst und Aufwärmung altheidnischer, Adel und Pfaffen: bunt durcheinander kommt alles an die Reihe, und die Gertenschläge pfeifen mit sicherem Hiebe rechts und links. Die Gesinnung erscheint straffer und bestimmter als in den pathetischen Gedichten. Vom Kölner Dombau spricht der Dichter jetzt ganz anders als oben: das Leben begehrt jetzt nicht Dome oder Pyramiden, sondern lebendig Brot; ein winziger Knirps stopft dem deutschen Riesen das Maul mit Steinen (106. 105). Wie die Wissenschaft in ihrem Kampfe gegen den kirchlichen Glauben mit der politischen Bewegung zusammenhängt, erkennt der Satiriker viel richtiger als der Enthusiast (Zwei Fliegen mit einer Klappe 109); er

stimmt mit dem Philosophen Ludwig Feuerbach, daß nicht jeder Wurm meinen müsse, es zum Schmetterling zu bringen (128). Auf die Pfaffen zwar war er auch als Pathetiker nicht gut zu sprechen, jetzt sagt er sehr gut: ob sie katholisch geschoren, ob protestantisch gescheitelt, gleichviel, immer gerät man den Gesellen ins Haar (135); Krummacher sind und bleiben sie alle (134). Durch die ganze Aussaat von Epigrammen geht ein Ton kräftigen, vernichtend schneidenden Zornes; bald überrascht mehr der Witz, bald treibt die Bitterkeit sympathetisch das Blut zum Herzen, bald erhebt der hinter der Verachtung ruhende Adel und Stolz, wie in dem Epigramme Entpuppung (98), worin der Dichter so schöne Worte auf die bedenkliche Anrede: „Deserteur" erwidert. Wir begeben uns des müßigen Geschäfts, die schärfsten dieser Xenien, die überall schnell gewirkt und gezündet haben, hier abzuschreiben; nur mit einem Worte braucht gesagt zu werden, daß wer Epigramme schreibt, wie „Metternich" (— es wäre übrigens wirksamer, wenn der Name nicht auf der Überschrift stände, denn der Witz ist so wahr und treffend, daß nur ein Blinder nicht erraten könnte, wer gemeint ist —), „Der Zensor" (99), „Andere Zeiten, andre Sitten" (108), „Antigone in Spree-Athen" (149), „Der Kunstprotektor" (145), seinen Beruf, in die träge Masse der Zeit eine kräftige Hefe zu werfen, glänzend beurkundet hat. Hinzusetzen aber müssen wir noch, daß Herwegh auch einzelne Proben des Epigramms in antikem Sinne gegeben hat, das nicht eine witzige, satirische Spitze notwendig sucht, sondern auf einen schönen oder großen Gegenstand einen edlen, schön gesagten Gedanken wie eine einfache Überschrift setzt. So das Epigramm auf Platen (127), das Beste, was vielleicht je über diesen Dichter gesagt worden ist.

Mag es dem Dichter gelingen, sein Geschoß recht bald und oft mit solchen Kartätschen zu laden. Ich möchte aber zum Schluß noch einen frommen Wunsch aussprechen. Besitzt unsere Zeit ein großes komisches Genie — ich weiß es nicht, Herwegh ist keines —, so möchte ich einige tüchtige aristophanische Komödien auf die in der Verwesung begriffenen Teile unserer jetzigen öffentlichen Zustände erleben. Es ist freilich ein frommer Wunsch; unsere Theater sind Hoftheater, unsere ganze Gesetzgebung ist gegen jede Möglichkeit eines Aristophanes verschworen; ein Aristophanes setzt Vorgänger, ein schon vorhandenes Leben politischer Komödie voraus, davon

kann aber jetzt keine Rede sein. Kommt Zeit, kommt Rat; aber schön wäre es. Welche Narrenwelt hätte ein solcher Dichter mit seinem Zauberstab zu kommandieren! Nicht mehr jene zufälligen Narren, welche in den Engen des Privatlebens ausgebrütet werden; große Narren, geschichtliche Narren, Staatsnarren, historische Masken. Welche Komik wäre in ihrem Schicksal zu entfalten! Eine große Komik mit einem tragischen Zuge, denn nicht als kleinlich und gering dürften die Geschlechter dargestellt werden, welche die Träger einer aussterbenden Ordnung der Dinge sind, sondern einst hatten sie Notwendigkeit und sie werden, bis der Tag kommt, wo sie als Narren über die Bretter gehen, nicht ohne Größe um ihre Existenz gekämpft haben. Wir haben in der gesamten modernen Poesie die wahre Komödie nicht gehabt; seit die sogenannte alte Komödie der Griechen in die neuere übergieng, ist sie nicht wieder dagewesen. Shakespeare, der Vater des neuen Dramas, warf sich in der Komödie sogleich in das Privatleben. Sie ist seither aus diesem engen Kreise nicht herausgekommen, ebenso wie sich die Malerei aus dem Genre- und der Landschaft noch nicht oder nur vereinzelt zum großen Geschichtsbilde erhoben hat. Die Franzosen haben Lustspiele politischen Stoffs, aber dieser wird hier so behandelt, daß vielmehr das Politische in das Privatgebiet hinübergespielt und große Staatsbegebenheiten aus kleinen Intrigen erklärt werden, wie im verre d'eau. Es versteht sich, daß dies nicht große politische Komik ist: hier müssen die Vorurteile und Sünden auf dem politischen Boden selbst ergriffen, festgehalten, als ein kolossaler Wahnsinn hingestellt und aus sich heraus vernichtet, in ihr komisches Schicksal hineingestürzt werden. Shakespeares Shylock ist eine Gestalt, die ich anführen kann, um zu sagen, was ich hier meine: ein ganzes Volk in seinem Charakter, Schicksal wird hier einer großartigen, grausamen Komik mit mächtigen Pinselstrichen im großen Styl unterworfen. Shakespeare hätte die Gewalt wohl gehabt, eine große politische Komödie zu schreiben. Allein die Zeit war nicht reif. Es gehört dazu, daß die politische Idee in der öffentlichen Bildung erwacht sei, hervorgegangen aus der Auflösung des zufälligen Staates, welches der feudale war, der dem jetzigen, zwar verständig registrierten, immer noch zugrunde liegt.

(Kritische Gänge 1844, II, S. 316ff.)

Noch ein Wort darüber, warum ich von der jetzigen Poesie nichts halte*).

Ich befinde mich in einiger Verlegenheit darüber, wie ich auf einen Angriff antworten soll, der im Januarhefte dieser Jahrbücher gegen eine Äußerung von mir ausgesprochen worden ist. Antworten nämlich möchte ich allerdings, denn der Angriff kommt von einem Manne, dem ich mich geistig befreundet weiß, von Ad. Stahr. Aber er greift mich an und sagt dasselbe wie ich: das ist meine Verlegenheit. Ich hatte nämlich in meinem Aufsatze über Shakespeare (Literar-Historisches Taschenbuch von Prutz 1844) gesagt, unsere jetzige Poesie tauge nichts, die Zukunft werde, wenn einst zur Tat geworden, was jetzt noch gebunden zuckt, wenn zur Naivität zurückgekehrt, was jetzt Reflexion ist, wenn dann eine verjüngte Poesie die lebendigen großen Stoffe besingen werde, auf alles, was jetzt unsere Dichter aus sich herauspressen, mit einem gerührten und mitleidigen Lächeln zurücksehen. Hierauf entgegnet mir nun Herr Stahr, unsere Poesie sei zwar nicht erklecklich, aber unsere Prosa von großer Bedeutung, — und darauf weiß ich nicht, was ich sagen soll, weil ich das nämliche meinte. Herr Stahr wird freilich sagen, er habe nicht dies, sondern etwas anderes behauptet, und ich muß zuerst beweisen, daß er es allerdings behauptet hat.

Zuerst vergleicht Herr Stahr unsere jetzige Literatur mit der französischen vor der Revolution, welche durch einen Montesquieu, Rousseau, Voltaire das große Wort fand, worin sie nicht nur die Gegenwart darstellte, sondern in ihr die Zukunft präformierte, das Wort, das die ganze alte Bourbonenzeit zerschmetterte und Napoleon die Welt zu Füßen legte. Sind nicht, sagt er, jetzt noch Voltaires Werke die Werkstatt, in welcher das junge Frankreich und das junge Hegeltum seine gefährlichsten Waffen sich schleifen läßt, obgleich mit allem kritischen Rechte der große Lessing seinen dramatischen Lorbeerkranz zerpflückt hat? Daß nun dies eine Literatur voll großer, welt-

*) Zur Entgegnung auf eine Äußerung von Herrn A. Stahr.

bezwingender Gedanken war, aber an die Forderungen der Poesie gehalten eine stoffartige, verkennt Herr Stahr keineswegs, er nennt selbst jene Zeit eine reflektierende Gedankenzeit. Die Vergleichung derselben mit unserer Zeit und Literatur ist zwar nicht durchgeführt; ich will annehmen, daß diese ebenso fruchtbar an großen Ideen sei, will davon absehen, daß Herr Stahr selbst diesen Ideen die Originalität abspricht, indem er sie auf jene großen Franzosen als ihre Quelle zurückführt, ich bin es überzeugt, unsere Literatur ist ein mit den reichsten Keimen geschwängerter Boden; aber dies ist immer noch keine Poesie. Über diesen Punkt nun geht Herr Stahr mit ein paar Worten weg: „Man werfe uns nicht ein, daß wir hier die künstlerische und poetische Seite absichtlich vergessen. Denn die Literatur ist ein vollständiger Organismus, ein gegliederter Leib, bei dem es sich von selbst versteht, daß er auch seine Augen, die Augen der Poesie, im Kopfe hat." Das heißt doch ein wenig gar zu leicht über den Hauptpunkt hinwegsetzen. Es ist wahr, es gibt immer auch eine Poesie, wo es eine Prosa gibt, so gewiß als ein Leib auch seine Augen hat. Wie aber, wenn die Säfte dieses Leibs in einer solchen gärenden Krise sich befinden, daß dieser Zustand sich in den Augen als ein bald niedergeschlagener, bald verstörter und irrer Blick aussprechen muß? Habe ich denn geleugnet, daß wir eine Poesie haben, habe ich nicht vielmehr nur gesagt, daß sie als Poesie nichts tauge? Oder sollte ich wohl verkennen, daß im weiteren Sinne die prosaische und die halbpoetische Literatur einer Zeit auch zur Poesie zu rechnen ist? Aber dies steht auf einem anderen Blättchen; das Blättchen, auf dem ich schrieb, handelte von der eigentlichen Poesie, wo nicht Fruchtbarkeit an stoffartigen, zur Fülle der Form noch nicht umgestalteten Gedanken, sondern wirkliche Umwandlung des Gedankenstoffes in Tatsachen und dieser Tatsachen in Poesie zu fordern war. Fällt der Unterschied zwischen Prosa und Poesie deswegen völlig weg, weil in weiterem Sinne beide in der Gesamtmasse der Literatur zu begreifen sind? Die reiche Gedankenwelt unserer Gegenwart drängt und ringt nach allen Seiten zu einer Umwälzung der Wirklichkeit hin; je mehr Geist, je mehr Tiefe und Kraft sie in diesem Sinne hat, gerade um so mehr widerstrebt sie der unmittelbaren Umbildung in eigentliche Poesie, denn sie ist pathologisch, sie ist Stimmung der Unzufriedenheit, Reflexion mit Blitzen zürnender

Ungeduld vermischt, Kritik, Zersetzung, Ahnung, Prophezeiung, aber immer keine Poesie.

Herr Stahr spricht nun von den großen historischen Bewegungen, welche zwischen dem Abschluß unserer letzten großen Epoche der Poesie, zwischen Goethe und Schiller, und zwischen der Gegenwart liegen: von den Donnern der Juli-Revolution, von dem Kampf der Hellenen gegen ihre Kerkermeister, dem Trauerspiel in Polen, dem Aufstande der Belgier, den Bewegungen des deutschen Konstitutionalismus, der blutroten Sündflut des spanischen Bürgerkriegs, den Pariser Emeuten, dem ungeheuren Gegendruck der Presse gegen ihre Beschränkung. Das sind lauter Bewegungen, welche einen Blinden überzeugen müssen, daß wir auf unterhöhltem Boden stehen, es sind Bewegungen, aus denen hervorgeht, daß unsere Poesie nimmermehr in den vier Wänden des Familienlebens sich einsperren, in Wäldern und Wiesen spazieren gehen, auf die Beschäftigung mit den subjektiven Bildungskämpfen der Persönlichkeit sich einschränken kann. Diese Zeit ist vorbei, das ist sicher. Aber ist darum die Zeit schon da, wo für die Poesie auch nur einige Hoffnung vorhanden ist, diese großen neuen Stoffe mit freiem Auge zu erfassen, mit freier Hand zu gestalten? Ich sage: Nein! Nein! und zehnmal: Nein! Gar keine Rede kann davon sein, gar keine Möglichkeit ist da. Deswegen nicht, weil das lauter unreife Durchbrüche sind, die noch kein Ganzes bilden; deswegen nicht, weil wir alle Hände vollauf zu tun haben, dieses Ganze praktisch herbeizuführen, und kein Mensch Zeit, Ruhe, Unbefangenheit hat, um das halbfertige, unreife Werk zu besingen; deswegen nicht, weil einer solchen Zeit alle zum Dichten wesentliche Naivität mangelt; deswegen nicht, weil alle Formen der Wirklichkeit bis hinaus auf unsere Tracht jeder Poesie widerstreben. Herr Stahr spricht nun allerdings von den Umwandlungen, welche diese veränderte Weltlage in der Poesie bereits hervorgebracht hat; wie die Novellistik den Wanderstab ergriff und auf Reisen gieng, die Lyrik Wiesen und Hain des mondbeglänzten Dörfchens verließ, statt Gelbveigelein und Rosmarin die Taten der Männer in Hellas Felsschluchten und Meeresbuchten besang, die Schläfe der sterbenden Fechter auf Polens Schneegefilden kränzte, bis sie aus der verzweifelten Gegenwart sich zur wilden Herausforderung der Zukunft in fanatischer Rhetorik steigerte und „— teilweise umschlug"; wie

der Roman einen ähnlichen Gang gieng, weil die Zeit jeden, selbst die letzten Romantiker, wie Immermann und Mosen, mit fortriß; wie endlich auch das Drama nicht zurückblieb, sondern den sozialen und politischen Bewegungen der Zeit Ausdruck und Gestaltung verlieh. Dies alles klingt nun so im allgemeinen ganz gut und schön; daß die Poesie zwischen den Bewegungen unserer Zeit nicht erlöschen konnte, und wenn sie einmal fortbestand, sie auch in sich aufnehmen mußte, das bezweifelt kein Mensch. Aber das ist die Frage, ob die Unreifheit, ob der Drang und die Verstimmung dieser Bewegungen, die es noch zu keiner Gestalt der Wirklichkeit gebracht haben, einen gesunden, einen spezifisch schönen Ausdruck in der Poesie finden konnte. Wenn ich auf diese Frage aus vollem Herzen mein: Nein! wiederhole, so soll Herr Stahr mich widerlegen, indem er mir auch nur ein einziges poetisches Ganzes aus unserer Zeit aufweist, sei es nun eine ungebrochene, in einem Guß dastehende, nicht bloß in einzelnen Silberblicken, sondern in einer Welt schöner und großer Lieder ausgesprochene Persönlichkeit eines lyrischen Dichters, sei es ein Roman, den wir ein Kunstwerk nennen könnten, sei es ein Drama, das die Herzen bewältigte und im Sturme mit fortrisse: ein einziges poetisches Ganzes, das „Hunde vom Ofen lockt", ein einziges poetisches Ganzes, worin nicht ein Haar wäre. Ja, dies ist der rechte Ausdruck: es ist jetzt in allem ein Haar. Mein Gegner wird wohl verstehen, was ich damit meine. Eine Suppe kann dünn, kann zu dick, kann zu viel, zu wenig gesalzen, zu warm, zu kalt sein: das sind lauter Fehler dieser Suppe, welche die Suppe noch nicht völlig aufheben, das Subjekt Suppe noch nicht negieren. Ich schelte vielleicht, ich esse mit halbem Appetit, aber ich kann noch fortessen. Aus ist es mit der Suppe erst, wenn etwas daran ist, was schlechtweg gar nicht hineingehört, was mir dégoût macht. Ein solches Etwas ist ein Haar. Die Suppe mag nun gut, sie mag vortrefflich sein, aber ich finde ein Haar, und ich lasse sie stehen. Ich gehe mit Herrn Stahr hiemit feierlich die Wette ein: er soll mir aus unserer jetzigen Poesie eine Schüssel bringen, welche er will, ich will ihm ein Haar darin zeigen. Kann ich es nicht, so will ich ein Schelm sein und über unsere jetzige Poesie frech und vorlaut den Stab gebrochen haben. Was ist denn nun aber das Haar? Das Haar ist ein Bestandteil in einem Gedichte, der schlechtweg die wahre

poetische Stimmung aufhebt, indem er entweder der Reflektiertheit überhaupt, also der prosaischen Stimmung, oder der kranken Reflektiertheit, also der pathologischen, für die Poesie aber ebenfalls prosaischen, Stimmung angehört. Und nun komme mir mein (freundlicher und freundlich von mir verehrter) Gegner nur nicht mit der Schutzrede, womit er Seite 85 usw. seinem Schützling, unserer jetzigen Poesie, einen Schild vorzuhalten sucht: die Kritik solle nicht die erhabenen Gestalten eines Goethe, Schiller, Shakespeare zu Medusenhäuptern machen, mit denen sie der frisch aufstrebenden Dichtung der Gegenwart Blut und Leben versteine. Nicht das Unrecht fällt mir ein, den Maßstab von Goethes und Schillers vollendeten Werken an unsere Literatur zu halten; auch so billig wollen wir sein, daß wir nicht einmal den Maßstab ihrer Jugendwerke anwenden. Wohin müßte unsere jetzige Poesie stürzen, in welchen Abgrund sich verkriechen, wenn wir dem Frühlingshauch, den Fohlen-Mutwillen, den segenverkündenden Gewittersturzregen von Goethes Jugendliedern, vom Werther, vom Götz ihr vors Auge hielten! Da sind auch Mängel genug, Roheiten, Unsinn, Phantastereien, aber das Haar ist nicht darin; das Haar, das Haar, das seit der romantischen Schule in unsere Poesie hineingebacken ist, und das nicht früher herausgeht, als bis ein großer Brand die ganze Speise und den ganzen Boden, worin sie gewachsen ist, verzehrt und die Asche ihrer Verkohlung als fruchtbaren Dünger auf das gereinigte Land wirft. Nein, nur mit den Werken jener vorbereitenden Epoche, welche den großen Genien Bahn brach, welche noch in der Prosa hieng und keuchend, aber mit gesunder Brust bergan stieg, mit Klopstock, mit Wieland, Lessing, Herder, Voß, Bürger wollen wir unsere jetzigen Dichter vergleichen. Welche Vorteile haben sie vor jenen voraus, welche Durcharbeitung der Sprache, der Rhythmik, welche Aufhäufung eines unendlichen Bildervorrats und eines noch größeren Gedankendrangs! Aber wie schlecht bestehen sie neben jenen mit geringen Mitteln schwer arbeitenden Vorläufern der Zeit des Genius! Diese stehen auf prosaischer Basis, aber mächtig lüften sie die Brust, Morgenwinde spielen in ihren Locken; unsere Dichter dagegen sind jung, und sie wollen auch eine neue Jugend des Geistes, aber früher Gram hat ihre Züge verwettert, hinter ihnen liegt eine abgeblühte Jugendwelt der Poesie, vor ihnen die Hoffnungslosigkeit, eine neue

zu gründen, ehe der ganze Boden der Wirklichkeit reif ist und alles das, was jetzt unsere Zeit durchzuckt, verdaut und verarbeitet ist, um zu der Unbefangenheit zurückzukehren, ohne die keine Dichtung möglich ist; hoffend sind sie hoffnungslos, strebend verzweifeln sie, ihr Morgen ist Abend, Jünglinge sind Greise. Was ist es denn mit diesen Freiligrath, mit diesen Lenau, diesen Herwegh? Wie gemacht, wie selbstbeschauend eitel, wie innerlich krank und überlebt, und wenn von jugendlichem Zorne eingegeben, wie rhetorisch ist das alles! Wo sind denn die Romane, worin unser Zeitgeist poetische Gestalt gewonnen hätte? Immermann? Die Epigonen, Münchhausen? Da sollte das Haar nicht drin sein? Und zum guten Ende arbeitet er Tristan und Isolde um, voll einzelner herrlicher Stellen, aber die Liebesmystik des Mittelalters, taugt die in unsere Zeiten, ist das nicht besser schon dagewesen, lockt das auch nur den kleinsten Hund vom Ofen, bezwingt das die Welt und das Menschengeschick? Und das Drama? Wo, wo ist denn eines, das Herzen und Zeit mit fortriß? das wirkte und wirken konnte wie Minna von Barnhelm, Emilie Galotti, Nathan samt allen ihren Fehlern? Herr Stahr muß eine geheime Bibliothek haben, ich für meinen Teil weiß nichts, gar nichts, was neben einzelnen Lichtpunkten nicht zum Gähnen wäre. Den Dichtern jener vorbereitenden Zeit sieht man an: ein Genius ist in der Nähe, Propheten sind sie, ein Vorgefühl Goethes atmet durch ihre Werke. Wüßte ich etwas, irgend etwas in unserer Poesie, woraus mir dieser Frühlingsschauer, dieses Propyläengefühl entgegenwehte: ich zuerst würde in die Hände klatschen und jubeln, daß uns der Messias nahe sei, und dem Sterne nachziehen, der mich nach seiner Hütte führte. Reflektiertheit, habe ich gesagt, sei das Haar in unserer jetzigen Poesie; und in der Prosa, habe ich zugegeben, stecken mit dem einen Fuße auch noch die Vorläufer Goethes. Aber es ist ein Unterschied; die Prosa, worin diese stecken, ist ein ehrlicher, wohlweiser, hausbackener, vergnüglicher Rest von Lehrhaftigkeit, der in ihnen noch nicht ganz in Poesie aufgeht. Das ist aber nicht die Prosa der Reflektiertheit. Die Reflektiertheit weiß alles; sie weiß, daß Poesie nicht lehren soll, sie weiß, daß Poesie im reinen Elemente der Phantasie empfangen sein soll; sie weiß, wie es bei dem echten Dichten zugehen muß; sie weiß und weiß und über lauter Wissen kann sie nichts. Dumm müssen wir wieder werden, dann können wir wieder

dichten, das heißt, wohlgemerkt, wir müssen erst so gescheut geworden sein, daß wir wieder dumm sein dürfen ohne Gefahr; eine gescheute Dummheit muß es sein, eine Dummheit, welche den Sauerteig unseres jetzigen Verstands in sich aufgesogen hat, und weil dann dafür gesorgt ist, daß er nicht mehr verloren gehen kann, wieder pfeift, singt, jubelt und weint und stürmt und jugendlich frisch in den Saiten wühlt. O du köstliche Dummlichkeit in jenen Jugendwerken unserer Literatur, du süßer Irrtum, du ahnungsreiches Dunkel! Kehre uns zurück — nicht so wie damals; was dazwischenliegt, können und dürfen wir nicht vergessen; die Zeit hat uns zum Manne geschmiedet, wir müssen erst kämpfen, wollen, streiten, ehe wir wieder singen, und Taten der Männer wollen wir dann besingen; aber es gibt Naivität auf allen Stufen, das Reflektierteste, das Bewußteste wird in einer weiteren Entwicklungsform wieder Zustand, Tatsache, Leben, Substanz und Genuß der Substanz in süßer Blindheit. Und das sollte mein Gegner, ein einsichtsvoller, auf der Höhe unserer jetzigen Kunstphilosophie stehender Kritiker, nicht wissen, daß wir erst diese schöne Dummheit wieder haben müssen, ehe gesunde Bäume der Dichtung wachsen können? Freilich weiß er es und sagt es und sagt damit, was ich sage, und doch spricht er gegen mich! Er sagt: „— dazu kommt noch ein anderer Umstand, der einer aufstrebenden dramatischen Produktion ihr Geschäft und ihre Wirkung ungeheuer erschwert. Denn nicht genug, daß die alles durchdringende Reflexion in unserer Zeit überhaupt ein naives Produzieren unmöglich macht, so ist auch durch sie die K r i t i k zu einer Schärfe des Blicks und zu der Einsicht gesteigert worden, daß an ein reines und unbefangenes Aufnehmen eines Ganzen als Ganzen fast nirgends mehr zu denken ist. Sie, die zur Zeit, als Goethe seinen Götz dichtete, noch meilenweit hinter und unter der Produktion zurückblieb, tritt ihr jetzt dicht auf die Fersen, ja eilt ihr in geschäftiger Hast voraus, auf Tritt und Schritt sie hindernd und ihr zum Sprunge über den breiten Graben der Prosa weder Raum zum Anlauf diesseits, noch Platz zum Fußfassen jenseits gewährend. Dazu wird jener gerade zum Förderniß, was dieser, der Produktion, durch die Kritik zum Hindernis wird. Die Kritik hat die Muster einer vollendeten und durch das Drama völlig ausgestalteten Kulturepoche im Rücken" usw. Nun ja, das alles ist ja meine Meinung. „Die Re-

flexion macht ein naives Produzieren in unserer Zeit unmöglich." Ich suchte nun weiter, ob irgendwo der Gegner noch etwas darüber vorbringe, daß und wie etwa auch ein nicht naives Produzieren Poesie schaffen könne; denn das mußte er beweisen, wenn er mich angreifen wollte. Ich suchte und fand nichts. Er meint wohl so: es gibt eine Naivität vor der Reflektiertheit, diese können wir nicht mehr haben, wohl aber eine solche, welche durch die Reflektiertheit hindurchgegangen ist. Ganz richtig, es gibt eine Naivität auch nach der Reflektiertheit; aber in derselben gibt es keine, und daß wir jetzt im Sternbilde der Reflektiertheit stehen, das ist es ja eben, was Herr Stahr sagt genau so wie ich.

Auch mit dem Maßstabe Shakespeares soll man die werdende Poesie unserer Zeit nicht erschrecken, sagt Herr Stahr. Gewiß nicht! Aber er nimmt hier noch eine andere Wendung. Man soll nicht vergessen, sagt er, daß Shakespeare, wie groß er sein mag, über den Gehalt und das Pathos seiner Zeit nicht hinaus konnte, daß kein Dichter größer ist als seine Zeit; jene Zeit hatte die großmächtige Willkür des Individuums in seiner egoistischen, durch keine Hingebung an das Ideale gezügelten Leidenschaft voraus; dagegen hat unsere Zeit vor ihm voraus alle Ideale, welche die alte Welt belebt haben, die jedes Individuum zu einem ihnen gemäßen Dasein emporheben. Was das Individuum an konkretem Leben dadurch verliert und verlieren muß, das ist sein Ruhm, aber auch seine Schwäche, wie sie seine Stärke ist. Die Schuld eines tragischen Helden ist nicht mehr allein gerichtet gegen die maßgebende Gottheit in seiner Brust, sondern auch zugleich und hauptsächlich gegen das allgemeine soziale Ideal, dem alle in dieser Zeit mehr oder minder zum Dienste geeignet sind." Dies ist alles ganz richtig; es versteht sich, daß wir andere Stoffe für unser Drama brauchen, daß nicht mehr jener bärenhafte nordische Eigenwille, sondern die gebildete Persönlichkeit auch im Helden das tragische Steuer führen muß. Allein darum handelt es sich gar nicht, sondern darum, ob wir gemäß den Bedingungen unserer Zeit imstande sind, den unserer Bildung entsprechenden poetischen Stoff so ganz in poetische Form zu verwandeln wie ein Shakespeare; ob uns das spezifisch Poetische, das absolute Umbilden eines Gehaltes in Fleisch und Blut, diese Wandlung, dieses Schaffen möglich ist. Ich behaupte wieder: nein!

Ja ich sage: ein einziges Blatt gelesen im Shakespeare muß uns alle Versuche unserer jetzigen dramatischen Dichter entleiden, zerreibt sie völlig zu Null und Nichts: des Shakespeare samt allen ungeleugneten Roheiten, die ihm von dem Volksboden, worin er wuchs, wie Erde den Wurzeln einer Pflanze anhängen, samt allen ungeleugneten Geschraubtheiten, die ihm die Euphuistische Rhetorik des damaligen Modetons anhängte. Shakespeare hat Fehler, aber von dem Haare auch nirgends eine Spur. Und nun muß ich allerdings auch noch ein Wort vom Stoffe sagen. Die Organe der tragischen Handlung, wie unsere Zeit sie fordert, müssen allerdings gebildeter, von Ideen und Bewußtsein der sozialen Aufgabe der Zeit durchdrungener sein; aber früher, als bis eine Zeit kommt, wo in drangvollen Männerkämpfen diese Auflockerung der individuellen Härte sich wieder verfestet und die Gedankentiefe, die Universalität des modernen Menschen sich wieder mit der gesundrohen Beschränktheit des Helden vereinigt haben wird, wird dieser Stoff allerdings schon als Stoff der poetischen Behandlung widerstreben. Man sehe Schiller an, der noch in einer ungleich naiveren Zeit lebte als wir. Sein Wallenstein, der Held seines vollkommensten Dramas, ist viel zu sehr peripatetischer Philosoph; da erkennt man nicht wieder den groben, stierhalsigen, schnurrbärtigen kaiserlichen Generalissimus, dessen Bild uns die Skizze von Van Dyck und der treffliche alte Stich erhalten hat. Mächtig strebte Schiller aus dem weichen Elemente der subjektiven Empfindungskämpfe heraus, worin Goethe heimisch ist, trefflich gelang ihm die rohe Soldateska in Wallensteins Lager, aber der Held ist zu bewußt, zu ideal; und wir, die Kinder einer an lauter Bewußtheit krankenden Zeit, sollen uns von diesem wunden Flecke, dessen Schiller selbst sich so gut bewußt war, schon geheilt haben?

Ich halte es in diesem Punkte über jetzige Poesie ganz mit Gervinus. Ich fand in ihm ausgesprochen, was sich mir schon vorher, nur nicht so hell, nicht so begründet, als Überzeugung gebildet hatte. Ich unterschreibe es mit ganzer Seele, daß unsere Dichtung ihre Zeit gehabt hat, und setze nur, ebenfalls im Einklang mit Gervinus, hinzu, daß sie wieder ihre Zeit haben wird, aber noch lange nicht haben kann; ich unterschreibe es, daß, wenn nicht das deutsche Leben stillstehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat locken, wo in neue

Materie neuer Geist zu gießen ist, ich unterschreibe mit ihm den Katechismus des Heißsporn Heinrich Percy:

Dichten? ich wär' ein Kätzlein lieber und schrie Miau
Als einer von den Versballadenkrämern.
Ich hör' 'nen ehernen Leuchter lieber dreh'n
Oder ein trocknes Rad die Achse kratzen;
Das würde mir die Zähne gar nicht stumpfen,
So sehr nicht als gezierte Poesie;
's ist wie der Paßgang eines steifen Gauls.

„Man habe den Mut, das Feld der Poesie eine Weile brach liegen zu lassen und den Grund unserer öffentlichen Verhältnisse, auf dem alles wurzelt, was ein Volk hervorbringen soll, neu zu bestellen und wenn es sein muß, umzuroden, und eine Dichtung wird dann möglich werden, die auch einem reifen Geiste Genüsse bieten wird."

Das klassische Werk selbst, aus welchem ich diese Stellen entnehme, ist ein Beweis, daß unsere poetische Literatur für unbestimmte Zeit abgeschlossen ist. Eine ästhetische Kritik und eine Literaturgeschichte, wie wir sie jetzt haben, ist nur möglich in einer Zeit, wo die Produktivität erloschen ist; nur wo die Poesie nicht Subjekt der Literatur ist, kann sie in solchem Grade Objekt werden. Wir wissen, was wir alle aus Gervinus gelernt haben: lernen wir auch von ihm, welche Resultate er aus einer geschichtlichen Entwicklung zieht, die er mit einem so enormen Eindringen und Verarbeiten eines ungeheuren Stoffes durchgeackert hat. Gervinus schenkt uns freilich keinen süßen Trank; nicht nur diese Lehren am Schlusse gehen bitter ein, sondern der ganze Mann ist eine herbe Natur voll Säure, und ich fürchte nicht im geringsten die Hochachtung, die dieser Mann verdient, zu verletzen, oder den Glauben an meine Überzeugung von der Wahrheit der obigen Schlußansicht zu schwächen, wenn ich bekenne, daß ich dem Urteile eines Freundes beitreten muß, der über ihn sagte: es ist die Art des Gervinus, das Richtige immer in der widerwärtigsten Manier und Laune zu sagen. Es ist in seinem Buche ein Ton, als liebe er seinen Stoff nicht recht; durch die fatale Äußerung in der Vorrede, er hätte ebensogut eine Geschichte der Päpste oder etwas anderes schreiben können, hat er sich die Abneigung eines Mannes zugezogen, dessen Liebe verscherzt zu haben ihm gewiß sehr

wehe täte, wenn ich ihn ihm nennen würde; es ist auch ein sehr unglücklicher Ausdruck des wahren Satzes, daß der Historiker über seinem Stoffe stehen soll. Aber Gervinus tut sich selbst unrecht; er liebt seinen Stoff und stellt sich immer an, als möge er ihn nur halb leiden; er ist warm und liebt es, kalt zu scheinen, sein Buch gleicht jenen chinesischen Eiskrapfen, woran man sich zuerst die Zähne verschlägt, bis man auf das in Eis gebackene saftige Fleisch kommt. Er mißhandelt die Sprache, schwer arbeitend, tiefwühlend arbeitet er dem Maulwurfe gleich unter der Erde fort, aber er wirft Hügel voll von gediegenen Goldkörnern auf. All diese Zähigkeit verzeiht man ihm aber ebenso wie den alten Klassikern die Schwierigkeiten ihrer Sprache; man rechnet sie — alle Schwierigkeiten der Fremdheit des Volks und der Zeit abgerechnet — zu ihrem Charakter. Gervinus ist ein Charakter, sein Buch ist Gesinnung. Wie jeder Charakter macht er sich im Sprechen erst seine Sprache, er hat gar keine fertige Münze, er prägt sein Gold erst im Momente des Ausgebens. Daher hat sein Wort bei aller Schwerfälligkeit jenes gedrungene Gewicht, jene saftige, sprichwortkräftige Bildlichkeit, welche nur der Sprache klassischer Menschen eigen ist. Wo es aber zum Schuß kommt, wo der mühsam aufgebeugte Scheiterhaufen des ungeheuren Stoffes Feuer fängt, da geht ihm die Seele auf, da kommen Silberadern, wie die Charakteristik des Volkslieds, Lessings. Gervinus ist ganz Historiker; er versteht keine Philosophie, aber er hat den Instinkt, die Witterung und den Tastsinn der Philosophie und bringt an allen Hauptknoten Sätze zutage, in welchen er ganz mit den geläufigen Entdeckungen der neueren Philosophie zusammentrifft, freilich ohne es zu wissen und mit der Naivität, daß er meint, etwas Neues zu sagen. Dies tut aber nichts, es ist vielmehr eben recht: denn schematisch haben wir jene Gedanken unserer Philosophen längst fertig, sollen sie aber in einem bestimmten Gebiete konkret angeschaut werden, so brauchen wir einen Mann, dem sie auf rein analytischem Wege zum ersten Male entstehen. Gervinus kann überhaupt die Philosophie nicht leiden und kommt dadurch in dasselbe Gedränge wie sein Meister Schlosser. Beide wollen das Freie, den kritischen Fortschritt auf allen Punkten. Nun wissen sie, daß die wahre Kritik nicht rein zerstören, sondern zerstörend schaffen soll; es ist ihnen aber unbekannt, wie eben die neue philosophische Kritik

eine metaphysische Grundlage hat, wodurch die Erhaltung des wahren Kernes von dem, was sie zerstört, verbürgt ist. Weil es ihnen unbekannt ist, so kommt ihnen immer wieder, man müsse das Positive doch stehen lassen, die Volksreligion doch immer schonen usw., und die schärferen Vertreter der Bewegung bekommen daher immer gelegentlich Seitenhiebe. Sie befinden sich hier in der Konfusion, aus welcher ohne Philosophie niemals ein Ausweg ist. Aber auch dies tut nichts; der Historiker darf und soll kein Philosoph sein. Das Beste der jetzigen Philosophie geht doch als roter Faden durch dieses Buch: es ist der Geist der Wirklichkeit, der alle Transzendenz bekämpft. Allemal, wo Geist der Gesundheit, der Objektivität, der männlichen Tüchtigkeit, des echten idealen Realismus ist, wo Lebenswahrheit aus dem altdeutschen Epos, wo Männlichkeit aus dem neuen Dichter spricht, da geht ihm das Herz auf, und den Wurm, der an aller Romantik, der alten und neuen, nagt, die Verflüchtigung des Lebensmarks in Transzendenz und Idealismus, hat noch niemand so streng, mitunter selbst ungerecht aufgedeckt wie Gervinus. Sittlichkeit, konkrete Sittlichkeit ist das A und O seiner Betrachtung; nicht als verließe er den ästhetischen Standpunkt, sondern er weiß, daß echte Poesie überall die Blume gesunden sittlichen Lebensgehaltes ist, den sie freilich in farbige, duftige Blätter verwandelt, der aber als ihr Honig in ihrem Kelche sitzt. Den Mittelpunkt unserer letzten poetischen Blüte, das Verhältnis zwischen Schiller und Goethe, hat noch kein Historiker so festgestellt wie Gervinus. Es ist die erste Kritik dieser Dichter, welche in unserer Literatur zum Vorschein kam. Er zuerst hat gezeigt, daß Goethe den weniger großen Stoff, die subjektiven Kämpfe der Persönlichkeit, voller in poetische Form umsetzt; Schiller den größeren Stoff, die politischen Kämpfe des handelnden Willens, unvollkommener, und stets mit einem Bruche der Abstraktion zur poetischen Gestaltung bringt. Dagegen ist die übrigens treffliche Charakteristik Jean Pauls ungenügend, wo es galt, den philosophischen Wahnsinn seiner bedeutendsten humoristischen Gestalten in seinem poetischen Werte zu zeigen; der Vorwurf, hier sei Philosophie statt Poesie, träfe hier nicht, denn wenn allerdings der Poet nicht als Philosoph sprechen soll, so ist dadurch keineswegs abgeschnitten, daß er pathologische Gestalten, in welchen philosophische Ideen trüb und zerrissen gären, am rechten Orte einführen darf.

Um aber solche Gestalten zu würdigen, muß man Philosophie verstehen, um Schoppe und Leibgeber zu fassen, muß man Fichte kennen; dann wird man über den höchst genial dargestellten Wahnsinn Schoppes nicht sagen: „Schoppe wird zuletzt wahnsinnig über das Fichtische Ich, was, ich weiß nicht, ob eine Satire auf diese Philosophie oder jenen Humor ist."

An solchen Punkten hat Gervinus seine Grenze. Andere werden kommen und ihn an diesen schwachen Ecken ergänzen, aber im großen und ganzen wird man früher nicht über ihn hinaus können, als bis eine neue Zeit und Poesie der vergangenen Blüte-Epoche, die er betrachtend abschließt, eine neue Stelle wird angewiesen haben. Ich mag gerne glauben, daß unser poetischer Stamm noch einmal eine Blüte treiben wird; daß dann die hinter uns liegende klassische Zeit als subjektives Vorspiel einer größeren objektiven Poesie erscheinen wird. Aber dafür stehe ich ein: unsere jetzige Dichtung wird dann nicht als Frühlingssaat der neuen, sondern als abgefallene Samenkapsel der alten dastehen; so viel auch Geist der Zukunft, so viel Wille eines neuen Lebens in ihr sich ausschreit, es handelt sich in der Poesie immer um das spezifisch Poetische, um die Mitte, wo der Gehalt in der Form aufgeht, nicht in der technischen, denn diese ist jetzt nur zu sehr erleichtert — sondern in der innern poetischen Konzeption: in dieser aber sitzt jetzt überall — das Haar.

(Jahrbücher der Gegenwart, 1844, 2. Heft.)

Zur Kritik der Mystères de Paris von Eugène Sue.

Der reine Stoff dieses Buches ist an sich gewiß mit einem zeitgemäßen, kräftigen Griffe aus der nächsten Wirklichkeit genommen. Ob ein solcher Stoff künstlerisch reine Behandlung überhaupt zuließ, geht uns hier, wo vom bloßen Stoffe die Rede ist, noch nichts an. Wir sind der Transzendenzen und der träumenden Subjektivität der Romantik müde; ein recht schneidender Wind, ein recht ätzendes Salzwasser tut uns gut auf unsere wunden Stellen. Die Franzosen haben wie kein Volk die Schneide, das Packende des Lebens in ihrer Literatur wie auch in ihrer Malerei, das kann niemand leugnen. Ein energischer Geist der Erfahrung, hineingreifend ins volle Leben, schonungslos wie er immer sein mag, kommt uns aus diesem Buche höchst wohltuend entgegen; sie soll nur recht wühlen in unseren Nerven, diese männliche Hand, es kann nichts schaden; wir wollen nur immer hören und erfahren, wie die Welt ist, welche scheußliche Übel unsere verdorbene gesellige Einrichtung in ihren Gedärmen ausbrütet. Gleich unerbittlich wird hier der Giftstoff in den unteren wie in den oberen Schichten der Gesellschaft aufgedeckt. Die Stiefkinder unserer Staaten, die schutzlosen Armen, die Verbrecher aus Armut, die Proletarier, die Wilden der Bildung in ihren Schandbaracken, ihren Hurenhäusern, ihren Schnaps- und Mordhöhlen predigen uns eine grause, eine fürchterliche Lehre; die Schoßkinder des Glücks, die Lieblinge der Geburt und des Zufalls, die Menschen, die reich sind und ihren Reichtum nicht erworben haben, vornehm ohne Verdienst, klopfen daneben lächelnd die Markbeiner des Volkes aus und saugen sich Gift, gärendes Drachengift, Arsenik der feinsten Verdorbenheit aus ihrem Überflusse.

Es kommt nun — immer noch abgesehen von den Gesetzen des Schönen und der Frage nach der ästhetischen Veredelungsfähigkeit eines so wüsten Stoffs — zunächst ganz prosaisch darauf an, ob der Schriftsteller, der ihn wählte, auch eine redliche Absicht bei seiner Wahl hatte; ob er nur überraschen, erschrecken, frappant unterhalten

wollte, oder ob er ein Gemüt hat, das, von der Entsetzlichkeit dieses Stoffs wahrhaft durchdrungen, eine ernste und große Wirkung im Auge hatte. Hiezu kommt sogleich die andere Frage, ob er Geist und Einsicht genug besaß, das Übel bis an seine Wurzel zu verfolgen und diese ebenso völlig wie die Giftpflanze selbst bloßzulegen. Die erste Frage ist weder ganz zu bejahen, noch ganz zu verneinen. Eugène Sue schreibt nicht ohne redliche Absicht, aber er ist auch nicht frei von französischer Eitelkeit und Effekthascherei. Seine wohlmeinenden Vorschläge zu Verbesserung des Armenwesens, der Gefängnisse, der Rechtspflege usw. hinken lahm hintendrein, nachdem seine gräßlichen Bilder ein wollüstiges Grausen hervorgerufen haben, welches zu bewirken dem Verfasser offenbar mehr, als er es weiß, Zweck an sich ist. Am reinsten ist herzvolle Teilnahme und wohltätige Wahrheit mit dem peinlichen Bilde der Erzählung in der unseligen Jugendgeschichte der Marienblume gemischt; dagegen der Schulmeister, die Eule, der Notar sättigen so mit Abscheu, daß man keine Lust und Kraft mehr hat, sich für rein menschliche Forschung nach den Übeln der Gesellschaft, aus deren Schoße solche Ungeheuer aufsteigen, zu interessieren. Die zweite Frage aber ist einfach zu verneinen. Der Verfasser meint, die großen Grundübel, die er enthüllt, lassen sich durch Flicken verbessern; er hat keine Ahnung, daß von allen den kranken Punkten, die er aufdeckt, eine direkte Linie zu der Idee einer großen organischen Umbildung des ganzen Staatslebens führt. Dieser Romandichter, der uns auf jedem Blatte predigt, welche Schutzlosigkeit, welche Trennung der Moral und des Gesetzes, welche Vernachlässigung der Volkserziehung in unseren Staaten herrscht, wie stiefmütterlich die Gesellschaft eine große Menschenklasse dem äußern und inneren Verderben preisgibt, wie die oberen und obersten Stände sich am Fette des Landes überfressen, während die armen Vergessenen der Hunger zum Verbrechen treibt: dieser Romandichter übergibt in demselben Gemälde einem fremden Fürsten die Rolle des Schicksals, der, zufällig gut, das Gute belohnt, das Böse bestraft und zu diesen Zwecken unendliche Summen verschleudert, woran wohl mancher Schweißtropfen seiner armen Gerolsteiner hängt. Er macht es wahrscheinlich wie der heilige Crispinus, der die Schuhe umsonst machte und das Leder dazu stahl. Er soll zu Hause bleiben, sein übriges Geld für sein Land verwenden

und, wenn er dessen gar soviel hat, Steuern nachlassen. Der Verfasser wird hier wirklich wahrhaft lächerlich; er beschreibt Übel, deren Ursachen alle auf den großen Rest von Zufälligkeit hinauslaufen, der im Mittelpunkte der modernen Staaten stehen geblieben ist, und ebendiese Zufälligkeit läßt er als oberstes Schicksal in derselben Beschreibung walten, und zwar so, daß diese waltende Kraft sowohl an sich eine zufällige ist, als auch die Form, in der sie waltet, nämlich eine grenzenlose Willkür. Das Äußerste dieser Willkür, wo sie zum entsetzlichsten Frevel wird, ist die Blendung des Schulmeisters durch den Fürsten Rudolf. Es braucht hier davon gar nicht die Rede zu sein, ob dieses unerträgliche Mittel jemals eine gerichtliche Form der Strafe werden dürfe, wie dies der Verfasser toller Weise im Ernste meint und vorschlägt; sondern davon, ob ein Einzelner, wie groß das Verbrechen auch sein mag, das er dadurch bestrafen will, jemals sich das Ungeheure anmaßen dürfe, einen solchen entsetzlichen Akt in der Rolle eines Richters, ja der Vorsehung selbst auszuüben. Was irgend die Alten unter ὕβρις und Frevel gegen alle Götter verstanden, ist in diesem heillosen Schritte vereinigt, und zwar doppelt unverzeihlich, da der Fürst, so wenig er es Wort hat, zugleich Privatrache übt. Um den Notar zu bestrafen, läßt er einen schönen Teufel von Weib, Cecilie, gegen ihn los, die er wegen Verbrechen gefangen hielt und nun zu diesem Gebrauche in Freiheit setzt und aus Deutschland beschreibt. Das heißt wieder ganz die Vorsehung spielen. So darf die Geschichte handeln, aber nicht der Einzelne.

So unrein ist des Verfassers Verhältnis zu seinem Stoffe; so wenig begreift er, was er übrigens mit zeitgemäßem Takte ergriffen hat, so grenzenlos widerspricht er sich selbst; Republikaner, Kommunist in der Gesamtstimmung, die seine Materie erregt, ist er Absolutist in seinen Grundsätzen; die ungleiche Austeilung des Vermögens, das unendliche Mißverhältnis zwischen Arbeit oder Arbeitsfähigkeit und Genuß benutzt er als Hebel eines ungeheuren Mitgefühls mit dem Volke, und dieses Mitgefühl tröstet er aus Budget und Apanagen.

Wir haben aber nur erst vom Stoffe gesprochen. Wie steht es mit der künstlerischen Behandlung dieses Stoffes? Ist ein solcher Stoff überhaupt einer ästhetischen Durchdringung, einer Erhebung in die

ideale Schönheit fähig? Wir bestreiten es, aber aus ganz anderen Gründen, als viele andere bestreiten werden. Nicht deswegen ist dieser Stoff einer Umbildung zur reinen Kunstform unfähig, weil er uns durch den Morast der unteren, verdorbenen Volksklassen, durch den Abschaum der verdorbenen Hauptstadt Frankreichs, durch den feinen Verwesungsgeruch im Parfüm der vornehmen Stände schleppt; ein Diamant strahlt im Dunkel, wo er nur den schwächsten Lichtstrahl einsaugen kann, um so schöner; verborgener Adel im Schmutz, Trümmer des Ehrgefühls im Verbrecher, gebundene Bildungsfähigkeit in der Roheit, unendliche Anlage in der Verwilderung: das ist schön und groß und des edelsten Pinsels wert. Die Franzosen, elastisch in aller Verdorbenheit, jugendlich in aller Liederlichkeit, aufopferungsfähig und todesmutig in aller Eitelkeit, wie sie selbst sind, haben sogar ein besonders Talent, diese Erscheinung darzustellen: eine ihrer schönsten Seiten. Der gamin de Paris, welche Mängel dieses Lustspiel sonst auch haben mag, ist gerade darin, gerade durch dies Aufzeigen des im Schmutz und Schutt unverlorenen menschlichen Adels trefflich und höchst lobenswert. Und um sogleich eine der schönsten Partien der Mystères mit gebührender Anerkennung herauszuheben: die tiefe Trauer der Marienblume in ihrer Schande, die Unschuld in der Schuld, das Kindergemüt in der gezwungenen Hure, die kunstlos wahre Sehnsucht nach der ländlichen Natur im Gestank des Bordells, die herzerschütternd rührenden Worte: „es muß etwas Schönes darum sein, ehrbar zu sein"; dies alles ist wahrhaft ideal, und nicht minder rein und lieblich die ganze Erscheinung der Lachtaube; wie sie sich mit einem Kusse durch das Gitter des Gefängnisses dem Geliebten verlobt, dies ist wieder einer jener Sonnenblicke in die Finsternis, deren sich der reinste Kolorist wahrlich nicht schämen darf. Auch im Schrecklichen entwickelt Eugène Sue eine wahre poetische Kraft. Wie er durchgängig diesen Hebel mißbraucht hat, davon rede ich hier noch nicht; das Gräßliche ist erlaubt, wo es sparsam und bloß am gehörigen Orte durchbricht; die Griechen selbst, der große Shakespeare gehen ihm keineswegs aus dem Wege; der Stoff dieses Romans brachte es notwendig mit sich. Es finden sich einige Stellen Shakespearischer Wahrheit und Gewalt im Gräßlichen; die Schauderszene z. B., wie der Schulmeister die Nachteule im Keller wie einen Fisch an den Wänden abschlägt und

rasend mit der schlotternden Leiche umherfährt, ist groß im Schrecklichen; wie das Karnevalgesindel die Bacchanalien einer wilden Nacht durch eine Galoppade nach dem Richtplatze beschließt, wo eben Mutter und Schwester eines der Tänzer zur Guillotine geführt werden, ist um nichts peinlicher, als der ganze Gegenstand des Buches es fordert, und bietet uns einen jener entsetzlichen Kontraste dar, die dem Auge nicht erspart werden können, welches in das Menschenleben blicken will. Allein solche einzelne Blitze der Schönheit, erscheine sie nun als Grazie oder als Meduse, sind noch keine künstlerische Durchbildung des ganzen Stoffs, und wenn von dieser die Rede ist, so müssen wir allerdings zum voraus die Frage, ob er einer solchen überhaupt fähig war, verneinen. Wir verlangen, wenn von einer wahrhaft ästhetischen Durchführung die Rede sein soll, ein Bild, welches einen Prozeß der Bewegung in sich darstellt, einer Bewegung, welche durch Schauer und Elend zu einem versöhnenden Schlusse führt. Dieser Schluß mußte bei dem vorliegenden Stoffe darin bestehen, daß sich eine Aussicht auf die Hebung aller jener entsetzlichen Übel der Gesellschaft in ihrer Wurzel, auf eine Umänderung im Organismus der Gesellschaft eröffnete. Eine solche Aussicht ist in der Geschichte und Wirklichkeit selbst noch nicht gegeben: woher soll sie die Poesie nehmen? Durch subjektive Einfälle, wie man da und dort ändern könne, ist hier nicht geholfen. Solche Einfälle sind Einfälle, sie halten sich an einzelne Punkte, und sie sind unpoetisch, weil wahre Poesie nur die Blume der Wirklichkeit selbst ist. Hier müßte die Wirklichkeit, die Geschichte selbst schon gehandelt haben; dann könnte der Dichter alle einzelnen Bäche seines Schaudergemäldes in einen Strom anschwellen lassen, der am Ende seinen Damm durchbricht und in ein offenes lachendes Tal der Zukunft sich ergießt. Wie es aber jetzt noch steht, kennen wir zwar die Übel unserer Zeit, jedoch ihre Lösung noch nicht. An die Stelle dieser immanenten Bewegung zu einem versöhnenden Ziele, die den ganzen Stoff in Fluß setzen sollte, tritt daher bei dem Verfasser zweierlei: jene Vorschläge zur Abhilfe, Stellen ganz prosaischer Art, welche mit Aufgebung aller Poesie dem Stoffe rein äußerlich angehängt sind, sodann, dem Stoffe selbst einverleibt, einzelne Akte willkürlicher Abhilfe durch seinen Deus ex machina, den Fürsten Rudolf, aus welchen für das Ganze der hier ge-

schilderten Übel auch nicht ein Tröpfchen Hoffnung und Labung fließt. Da nun auf diese Weise die heilenden Kräfte nicht dem Stoffe selbst eingeimpft sind, sondern teils ganz unorganisch neben der Handlung in didaktischer Form sich Sprache geben, teils, sofern der Verfasser allerdings versucht hat, sie in den Stoff selbst als Handlung einzuführen, durchaus keinen Charakter der Notwendigkeit und Allgemeinheit tragen, so fallen sie aus der ganzen Darstellung heraus, der Stoff bleibt in roher Selbständigkeit daneben liegen und wirkt für sich, wirkt stoffartig, wirkt rein pathologisch. Wer daher irgend dieses Buch nicht mit der Befähigung zu kritischer Prüfung liest, wer ein Buch liest, um zu genießen, der wird es ohne alle Erhebung und Versöhnung mit einem wüsten Kopfe, einem leeren Herzen, einer trüb aufgewühlten Phantasie aus der Hand legen. Es wird ihn in jene Wirbel einer stumpfen Spannung, einer matten Aufstachlung, eines dumpfen Rausches hineinreißen, deren Ende eine Abspannung gleich derjenigen ist, welche auf eine Nacht wollüstiger und häßlicher Träume folgt; eine Zerrüttung der Nerven, wie maßlose Befriedigung des Geschlechtstriebs sie nach sich führt; bleich, mit Tränen im stieren Auge, aufgeregt und matt zugleich, mit verwüstetem Gehirne, übersatt und hungrig wird er forttaumeln. Diese Wirkungen sucht, man weiß es zur Genüge, die moderne französische Poesie; nach solchen Genüssen lechzt das moderne Publikum, nicht nur das deutsche, ebenso das englische, russische, italienische, und die Franzosen werden solange die Mode, die Gesellschaft, die Literatur beherrschen, als das jetzige Moderne, das Pikante nämlich, nicht durch einen großen Akt der Geschichte einer anderen Bildungsform gewichen sein wird, denn die Franzosen sind einmal die Nation, welche dieses spezifisch Moderne vor allen andern zu ersinnen versteht.

Wir haben aber noch nicht gesagt, warum denn der Stoff dieses Buchs, roh, für sich wirkend, wie dies aus den genannten Gründen der Fall ist, gerade eine so häßliche Art von Wirkung hervorbringen muß. Zunächst versteht sich, daß ein solcher Stoff, wenn nicht eine überwiegende Kraft geistiger Reinigung ihn mit fester Künstlerhand zur Idealität umbildet, in der besonderen Form des Gräßlichen, des geistlos Spannenden, des wüst Hetzenden wirken muß. Natürlich geschieht dies aber nicht ohne ein Zutun des Künstlers. Diesem

sind nun, weil er die reinen Kräfte der Phantasie nicht organisch auf seinen Stoff einwirken läßt, nur die unreinen übrig, die trügenden Masken wahrer poetischer Tugenden, die Afterbilder des Schönen. Mit diesen wüsten Geistern, aus dem Schoße einer unechten Schwester der Phantasie geboren, wirft er sich auf seinen Stoff und stellt seine wilde Jagd an, welche hinter dem Leser herfegt, daß ihm endlich der Schaum vor dem Munde steht.

Der erste dieser unreinen Geister heißt: atomistische, unorganische Komposition. Der Verfasser hat zuerst seinen Stoff unnatürlich überfruchtet und dann die überquellende Masse, die sich einem höheren Rhythmus freilich nicht fügen konnte, rein formalistisch redigiert an dem Faden des Parallelismus, einer gewissen abstrakten Symmetrie, vorzüglich aber des blinden Zufalls, der auf sein Kommando jeden Moment bereit steht, die verlorene Person wieder aufzufinden, dunkle Labyrinthe durch unwahrscheinliche Plötzlichkeiten aufzuhellen, im Momente der höchsten Not die untersinkenden Schwimmer am Schopf zu fassen. Sein Buch ist durch diese fabelhafte Herrschaft des Zufalls recht ein Roman im alten Sinn, ein Roman, wie sie der sinnreiche Junker von der Mancha studierte, wie sie Herr Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen oder der ehrsame Spieß und Cramer schrieb; ein Roman, was man darunter versteht, wenn man die Jugend davor warnt, ein hirnverbrennender Roman. In diesem Irrgarten des Zufalls weiß der Dichter seinen Leser, dem jeden Augenblick in der Konfusion der Massen die Geduld ausgehen würde, durch wohlangebrachte, äußerst absichtlich angelegte Mittel der Spannung zu fesseln. Er läßt ihn im Momente einer fürchterlichen Krise stehen, und soll er den Ausgang erfahren, so muß er erst sich ein Stück einer neuen Episode gefallen lassen, welche wieder im Momente vor der Katastrophe abgebrochen wird usw. Marienblume wird vom Schulmeister und von der Eule geraubt, diese sagt noch: ich habe mein Vitriolöl bei mir, ich werde es ihr in ihr Lärvchen gießen — hier bricht die Erzählung ab, und wir können hübsch warten. Dies sind ganz unreine, völlig unkünstlerische Mittel, sind ganz gemeine Romankniffe. Durch dieses verworrene Geflechte zieht sich nun als Faden der Einheit das Schicksal der unglücklichen Fürstentochter; wie wenig dessen Abschluß geeignet ist, das Gemüt zu versöhnen, davon nachher.

Die Charaktere, welche sich auf diesem Boden bewegen, sind in hohem Grade abstrakt und ermangeln der inneren Individualität. Sie zerfallen in abstrakt böse, abstrakt gute und abstrakt gemischte. Die abstrakt bösen sind zum Teile solche, deren Bosheit als eine tatsächliche Frucht des verdorbenen Bodens anzusehen ist, aus welchem sie hervorgegangen sind: hier ist die Zeichnung ungeheurer, ans Außermenschliche grenzender Bosheit ebenso zu verteidigen, wie in Shakespeares Heinrich VI. und Richard III. durch die allgemeine Verwilderung eines langen Bürgerkriegs, wodurch das Böse in einzelnen Individuen sich wie eine Naturgewalt ansammelt. Allein es ist ein Unterschied; hier, in Shakespeare ist Großheit, hier tritt auch das Böse heroisch auf, es ist Krieg, Krieg um eine Krone. Dort bei Eugène Sue ist nicht solche heroische, sondern im engeren Sinne soziale Verwilderung das Element, woraus nicht großartige Verbrecher, sondern niedrige Malefikanten, Objekte der Polizei, auftauchen. Durch die heroische Kraft gibt sich das Böse bei Shakespeare eine so volle sinnliche Basis, daß es trotz seinem dämonischen Charakter schlagende Wahrheit und Realität behält; bei Eugène Sue dagegen erscheint es so ausgesaugt, daß es larvenartig wird. Aber auch die äußerste Bosheit ist bei Shakespeare noch streng individuell, Richard III. lebt und atmet und ist nur sich selbst gleich. Diese polizeilichen Bösewichter dagegen erinnern zu sehr an Auszüge aus Polizeiregistraturen, um nicht, trotz allem Streben nach Naturwahrheit, schattenhaft zu erscheinen. Die Eule, die Familie Martial auf der Insel des Aussuchers, der Schulmeister, der zwar aus gebildetem Stande kommt, aber seine besten Studien im Bagno und in der City gemacht hat, gehören zu diesen Larven. Die Eule ist so ganz abstrakt bös, daß hier aller menschliche Boden verlassen ist, die andern beginnen, da ihr Schicksal über sie kommt, dunkler oder heller etwas Menschliches zu fühlen, jedoch ohne organischen Zusammenhang mit einer bestimmteren individuellen Färbung. Früchte des Lasters in der oberen und mittleren Schichte der Gesellschaft sind die Gräfin Sarah, so fabelhaft ehrgeizig, daß hier alle Wahrscheinlichkeit aus- und das Unheimliche von selbst ins Lächerliche übergeht, die Stiefmutter der Marquise von Harville, der Notar, in welchem kein menschlicher Funke mehr ist, der durchtriebene und abtreibende Italiener Polidori und andere. Die guten Cha-

raktere sind nicht minder abstrakt; dies läßt sich am besten an der Hauptperson, dem Fürsten Rudolf nachweisen. Dieser Bote der Gerechtigkeit, diese wandelnde Vorsehung mit dem fetten Gerolsteiner Budget in der Tasche soll zwar als menschlich mangelhafter Charakter erscheinen durch ein schweres Jugendvergehen gegen seinen Vater, zu dem ihn seine schwache Seite, der Jähzorn, fortgerissen hat. Allein die Erinnerung daran bricht so abstrakt hervor, ist so wie aus der Pistole geschossen da, so sehr wie auf Kommando — Murph darf nur das Datum nennen, so fällt der Fürst in Ohnmacht —: daß hiedurch nur eine neue Abstraktion entsteht, die bekannte französische Manier, welche ich als eine Manier des Tempo bezeichnen möchte. Der Balletttänzer muß in der Pantomime jeden Moment durch ein rasches Abschneiden, ein augenblickliches Stillehalten, ein mäßiges Stampfen und einen raschen Übergang in eine andere Stellung markieren; denn teils bedarf er dieses verstärkten Drucks auf die einzelnen Momente um der Deutlichkeit willen, da die Gebärde der erklärenden Sprache entbehrt, teils tritt ebendeswegen, weil die Rede fehlt, ein plastisches Interesse bei dem Zuschauer ein, der die einzelne Stellung, Gruppe einen Moment lang gefesselt sehen will, um sich an dieser Formschönheit auch abgesehen von dem Interesse der Handlung zu erfreuen. Dies Markieren des Tempos hat Ähnlichkeit mit dem Exerzitium der Soldaten, wo um der Ordnung willen jede einzelne Wendung und Bewegung scharf pointiert werden muß. Davon hat nun durchaus alle französische Kunst etwas in sich, sie verschmäht die naturgemäß vermittelten Übergänge und sucht überall durch solche Tempi zu überraschen. Ihre Formen, ihre Bilder wissen, daß sie gesehen werden, tragen die Rücksicht auf den Zuschauer an der Stirne, verweilen kokett, springen ebenso kokett in eine andere Form über, halten wieder ein, damit man sie sehe, und verzichten um dieses punktuellen, sich im Zuschauer bespiegelnden Effekts willen auf alle Einfalt der Natur, auf alle gesunde Kontinuität der Entwicklung. In der Schauspielkunst tritt dies am stärksten hervor; unnatürlicher Absprung gilt hier bei den Franzosen als höchste Leistung. In der historischen Malerei kommt dies Markieren des Moments den Franzosen einerseits sehr zugute und verschafft ihnen großen Vorteil über die Deutschen; sie erhaschen wie der Blitz den Augenblick der Entscheidung in einer

Handlung und stellen sie so mit glücklichem Griff und glücklichem Pinsel auf die haarscharfe Spitze der Krise; aber sie werden auch hier theatralisch, und so hat überhaupt alle französische Kunst einen Beigeschmack des Theatralischen, der die reine und ideale Schönheit nicht aufkommen läßt.

Zu den gemischten Charakteren gehört der Schurimann. Es ist eine brave Figur, die durch Ehrgefühl aus dem Schlamm der Verdorbenheit auftaucht und sich zu einer dem schönen altdeutschen Charakter des getreuen Eckart verwandten Rolle erhebt. Aber wie abstrakt ist wieder das Hervorbrechen seines Blutdursts, da er einen Hammel schlachten soll! Dahinter soll anthropologische Tiefe stecken, hier geht die Poesie in die Medizin über, wie denn überhaupt der ganze Roman ein Geschmäckchen von gerichtlicher Medizin, von medizinisch-psychologischer Statistik hat, wohin denn namentlich Bemerkungen über angebornen Hang, Erblichkeit gewisser Laster in Familien usw. gehören. Die Wölfin und ihr Geliebter retten ebenfalls aus dunkler Verworfenheit den guten Funken und erheben sich zum Guten, ohne doch ihre Wildheit völlig aufzugeben; diese Partie kann als glücklich genannt werden. Überhaupt aber bestimmt sich das Abstrakte dieser Gattung von Charakteren in unserem Roman dahin, daß das Gute und das Böse in ihnen wie materielle Stoffe ohne flüssige Durchdringung nebeneinanderliegen, daß es stoffartige Kräfte sind, deren bald die eine, bald die andere auftaucht: eine Mixtur, die nicht gehörig gemischt ist. Es fehlt die Geistigkeit der wahren Ethik. Allerdings stellen aber einzelne dieser Charaktere auch einen Gärungsprozeß, eine Entwicklung dar: eine sukzessive Bewegung, worin sie sich von früherer Entartung oder Schwäche zum Teil oder völlig reinigen. Hiedurch reifen sie ihrem S c h i c k s a l entgegen, und es fragt sich, wie der Verfasser das Schicksal in diesem engeren persönlichen Sinne aufzufassen und darzustellen weiß.

Hier ist nun Marienblume am wichtigsten. Von ihrem ersten Auftreten an ist ihr Inneres mit ihrer äußeren Lage im Widerspruch; ein Diamant im Schutt und Schmutz begraben, bedarf sie nur der wohlwollenden Hilfe, um, aus ihren Umgebungen gerissen, in einem reinen Boden ihre Reinheit und Seelenschönheit zu entfalten. Gewaltsam in die Höhlen der Verdorbenheit zurückgestoßen, wirkt sie wie ein himmlischer Geist auf ihre Umgebung, reinigend, heilend:

jene rührende Erscheinung echter Weiblichkeit, in deren Nähe nichts Rohes und Wildes sich drängen kann, ohne von dem Strahlenkreise, der von dem edlen Bilde ausströmt, ergriffen und verklärt zu werden. Endlich wird ihr Stand entdeckt, der inneren Würde entspricht jetzt die äußere; aber ein tieferes Mißverhältnis zwischen ihrem Innern und ihrer Lage hat bereits zu feste Wurzeln getrieben, um anders als tragisch sich zu lösen. Sie kann die Schmach ihrer Jugend nicht verschmerzen. Der Widerspruch hat sich umgedreht. Vorher widersprach ihre Seelenreinheit, ein schlummernder Keim, ihrem entehrten Zustande; jetzt, da dieser Keim aufgegangen ist, vermag sie ihr Glück nicht zu ertragen, weil mit der Entwicklung ihres sittlichen Lebens ihr Gefühl für die Schmach ihrer früheren Jugend unendlich gewachsen ist. Mit wahrhaft sittlichem Geiste und ebensoviel poetischer Kraft ist dies dargestellt. Hier erhebt sich der Dichter in die reine Region der echten, geistigen Ethik. Aber der Schluß! Dies letzte Heftchen! Diese Prinzen von Herkhausen-Oldenzaal, Grafen von Kaminetz! Das Kloster! Wie matt! Kann man so katholisch endigen, wo man gegen alles Bestehende so schneidend protestiert hat? Gegen alles? Nein! Unser Revolutionär blieb ja immer gut fürstlich gerolsteinisch; jetzt werden ihm zu gutem Ende selbst die Gardedukorps, die Türsteher des Fürsten und ihre Uniformen, die Orden und was sonst noch wichtig, und dieser Verehrung des Positiven schließt sich freilich der Eintritt ins Kloster sehr natürlich an. Ein Prinz hat sich in Amalien verliebt, sie liebt ihn auch, er wünscht ihre Hand. Jetzt sammelt sich alles Gefühl der Entwürdigung durch die Schande ihrer Vergangenheit mit solcher Macht in ihr an, daß sie verzichtet, ins Kloster geht und hier, vom Schmerze aufgelöst, wie eine Heilige stirbt. Daß sie stirbt, mag gut sein, aber daß sie im Kloster stirbt, ist sehr schlecht. Für Amalien gab es zwei Wege: entweder sie kann die Erinnerung an ihre Schande ertragen, der Geliebte verzeiht ihr ihre Vergangenheit, und sie löscht als musterhafte Gattin und Mutter das Geschehene reell im Bade einer edlen Tätigkeit aus. Hiezu bietet ihr die hohe Stellung einer Regentin doppelten Stoff. „Die Wunden des Geistes heilen, ohne Narben zurückzulassen." Tätigkeit ist die wahre Form, Verbrechen gutzumachen. Ist aber ein Weib zu zart, um diesen Übergang zu finden, ist ihr Gefühlsleben zu tragisch gestört, um zu genesen: gut, so sterbe sie. Nur

nicht ins Kloster! Nur nicht in die Höhle des Müßiggangs, der Neugierde, der Gefräßigkeit, der Schwatzhaftigkeit, in die Laster- und Marterzellen, die einst aus dem dumpf brütenden Orient ein trüber Fanatismus nach dem menschlich gesunderen Westen getragen hat! Im Kloster meint man, der Welt zu entgehen, und im Kloster trifft man den schlimmsten Auszug der Welt an. Die Welt ist, wo Menschen sind; ist die Welt böse, so ist sie am bösesten, wo eingesperrte Menschen sind, welche ihre Natur nicht in offener sittlicher Tätigkeit bilden und entfalten dürfen. Solange es noch Klöster gibt, das können wir den Herrn Verfasser versichern, kann er auf eine Umbildung des öffentlichen Lebens, welche so ungeheure Mißhandlungen wie die der Marienblume verhindern soll, noch lange warten; solange es Klöster gibt, mag er zusehen, wie die Menschheit daran denkt, das Vermögen in richtigerem Verhältnis zur Arbeit auszuteilen und die Sümpfe des Lasters zu vertrocknen, welche die Vernachlässigung einer großen Menschenklasse in unseren Staaten aus ihren Schoße erzeugt.

Ganz gesund und heiter dagegen bleibt diese Poesie, wo ihr nicht die schwere Aufgabe wird, einen tief dem Gemütsleben eingedrückten tragischen Knoten zu lösen. Heiter wie sie selbst und ohne Anstoß freundlich verläuft sich das Geschick der Lachtaube. Der Schurimann hat aus tiefer Verwilderung sich erhoben; ihm ist es vergönnt, den Tod der Treue für seinen Wohltäter zu sterben. Das strafende Schicksal hat der Verfasser, wo ihn nicht seine Einführung fürstlicher Willkür blendet, auf einzelnen Punkten ganz konkret aus dem Bösen selbst, das bestraft werden soll, sich erzeugen lassen. Nichts kann sittlich und poetisch gerechter sein, als wie die Gräfin Sarah in dem Momente stirbt, wo sie in der Marienblume ihr eigenes Kind wiederfindet. Der Notar stirbt an sich selbst, an seinem Kardinallaster, der Wollust, die in der greulichen Form einer vollständigen Satyriasis sich an ihm rächt. Hier geht nun aber der Verfasser auch über alle Grenzen der Poesie hinaus, indem er die zitternde, Hundszungen ausreckende Brunst dieses Ungeheuers und die Fieberwut seiner Krankheit mit einer Gier, im Häßlichen zu wühlen, ausmalt, welche offenbar unverzeihlich ist; und dies führt uns auf einen weiteren Punkt, die Mittel der Ausführung, wodurch der Verfasser seine Fabel und seine Charaktere in Szene setzt.

Wir wollen mit dem Schlimmen beginnen, da wir gerade daran sind. Daß unser Dichter das Peinliche und Gräßliche nicht vermeiden konnte und sollte, haben wir ihm zugestanden; daß er dieses Mittel der Wirkung nicht in der großartigen Form wie Shakespeare aufführen konnte, muß man ihm um seines Stoffes willen nachsehen; daß er es mehr als nötig liebt und um des Effekts willen übermäßig ausspinnt, in zu starken und häufigen Dosen reicht, ist jetzt noch besonders hervorzuheben. Er jagt diesem narkotischen Mittel nach wie nur irgend ein Franzose der neueren Schule, daran ist kein Zweifel; er stumpft aber durch unnötige Häufung und die darin sichtbare Absichtlichkeit seine Spitze ab, daran auch nicht. Der Anblick grausamer Zerstörung bringt schon an sich ein der Wollust verwandtes Gefühl mit sich, wie ja bei manchen Tieren, z. B. den Katzen, Raufen und Beißen zur Begattung gehört; daher können wir die Szene, wo Cecily dem Notar seine geheimen Schriften ablockt, indem sie seine Wollust zur schäumenden Tigerwut steigert, als eine Kapitalszene hier anführen. Sie ist mit besonderem Behagen, mit besonderer Subskription auf Bewunderung und vollem Bewußtsein der Virtuosität geschrieben; man sage nicht, der Verfasser halte sich in den Grenzen des sittlich Schönen, weil es nicht bis zur Begattung kommt, gerade die lechzende, triefende Gier auf der Folter: gegen dieses Schauspiel ist ein Moment des Genusses Unschuld. Man sage nicht, es sei ja objektiv, es seien zwei eingefleischte Teufel, deren einer den andern hier am langsamen Feuer schmort; warum verweilt denn der Verfasser so gar lange, warum macht er es so gar ausführlich, setzt es so gar anschaulich in die Szene, kann gar nicht davon wegkommen? Nein, er weiß zu gut, was seinen Franzosen, was dem gemeinen Romanenpublikum überall zulande gefällt, um nicht diesen Baldrian so lang als möglich ihm unter die schnaubenden Nüstern zu halten.

Wie nun der Verfasser überall nach Effekten hascht, so ist es bei ihm völlig ein stehender Kunstgriff, neben diese Szenen des Greuels Szenen ländlicher Stille, friedlicher Naturstimmung, sittlicher Schönheit zu setzen. Diese Szenen sind zum Teil meisterhaft. Die Ausfahrt der Marienblume mit Rudolf, ihr holdes Plaudern, die Idylle, in welche wir nun versetzt werden, ist wohltuend wie Morgenluft und Blumenduft, wie Genesung nach wilden Fieberträumen.

Wir haben schon gerühmt, welche sittliche Grazie mitten zwischen den Furien der Verdorbenheit dem Verfasser zu Gebote steht. So ist z. B. die Liebe des armen Mädchens, um das alle Engel des Mitleids sich versammeln, zu dem Rosenstocke, den ihr die Wirtin einmal geschenkt hat, den sie wie ein Kleinod aufbewahrt, weil er das einzige arme Stück Natur ist, das in den Gestank ihrer Existenz hereinduftet — dies ist ein wahres Juwel. Wir könnten ähnliche leuchtende Stellen in größerer Zahl aufführen. Wenn nur die Freude an diesen Oasen nicht durch die gar zu sichtbare Absichtlichkeit geschwächt würde, womit er sie in das Licht des Kontrasts gegen die Schattenpartien seines Schaudergemäldes zu setzen sucht! Er hat auch gar zu wenig Begriff von Kunst, ganz naiv sagt er selbst: ich muß euch in die Höhlen der Verworfenheit führen, aber ich habe auch reinere Farben in petto, gebt nur Achtung, es wird schon kommen; dann kommt es, jetzt sagt er: paßt auf, jetzt kommt es anders — „man fühlt die Absicht und man ist verstimmt."

Durch diese Betrachtungen treten wir von unserem Ausgangspunkte, der Reflexion über die ästhetische Bildungsfähigkeit des ganzen Stoffs an sich, immer mehr heraus zu der spezifisch poetischen Technik des Verfassers. Zur Technik im höheren Sinne können wir die plastische Kraft der Anschauung rechnen, die Gewalt der Phantasie, eine Szene lebendig dem inneren Auge vorzuführen; diese dürfen wir ihm in hohem Grade zuerkennen. Wie er den Stoff mit einem kühnen Griffe aus dem Leben genommen hat, so weiß er ihn auch mit hellen Farben wie greifbar zum kompakten Bilde zu erheben. Was sind unsere politischen Lyriker mit ihren paar abstrakten subjektiven Empfindungen gegen solch ein konkretes, mit scharfer Zeichnung frisch hingeworfenes Lebensbild? Statt vieler Beispiele will ich nur eines hieherſetzen, unscheinbar, unbedeutend für den ersten Anblick, aber doch voll Beweiskraft für die ebenso feine als volle Kunst der Individualisierung in diesem Roman. Es ist dies der Moment, wo Harville aus dem Fenster seine Frau mit dem Blicke verfolgt, welche im Begriff ist, zu einem Stelldichein zu gehen. Sie geht zierlich über die Straße, und indem sie leicht und graziös ihr Kleid aufnimmt, zeigt sich der kleine schöne Fuß in den knappen Stiefelchen bis an den Knöchel. Trotz den schrecklichen Gedanken, die den Unglücklichen bestürmen, achtet er merkwürdigerweise in diesem Augenblick auf den

Fuß seiner Frau, der ihm nie reizender und niedlicher vorgekommen war. Bis dahin hatte er nur moralisch gelitten, weil er nur an die Heiligkeit der verletzten Pflichten gedacht hatte; jetzt fühlte er einen tiefen körperlichen Schmerz, ein schneidendes, durchdringendes Weh, das ihm einen dumpfen Schrei entriß. Dies ist ein Moment aus dem Leben, anschaulich, ein äußerst richtig und fein belauschter Zug von schlagender Kraft. Sue ist reich an solchen Zügen, sehr reich, ja man könnte sagen, er sprudle von bildender und zeichnender Kraft, wenn er nicht auch auf diesem Punkte sich eine ästhetische Verirrung zuschulden kommen ließe, welche unter anderem beweist, wie weit die Franzosen samt den Engländern noch in der wissenschaftlichen ästhetischen Kritik zurück, ja wie sie im Abc der Poetik noch Kinder sind. Eugène Sue beschreibt seine Figuren vom Wirbel bis zur Zehe, vom Hut bis zum Schuh, vom Tuch und Schnitt bis auf den letzten Westenknopf, als wären es aufgenagelte Landkarten. Seit Lessing seinen Laokoon geschrieben hat, können es in Deutschland die Jungen auf der Straße sagen, warum dies eine Sünde gegen alle Gesetze der Poesie ist. Deswegen ist es eine Sünde, weil die Poesie eine Kunst der Bewegung ist, weil sie als solche an die schlechtweg bewegliche Phantasie sich wendet, diese aber nicht duldet, daß man ihr das körperliche Nebeneinander eines Gegenstandes zuzähle, als stünde er fest vor ihr, vielmehr, während der beschreibende Dichter sie wie einen blöden Knaben beim Kopf nehmen und ihn auf dem Bild herumreiben möchte, längst über Berg und Tal ist. Die Poesie soll als die absolut lebendige Kunst die körperliche Erscheinung nur mit ein paar Strichen im Momente der Bewegung zeichnen, und die Phantasie ergänzt im Fluge das Bild, während sie, wo sie als Schulknabe behandelt wird, gerade nichts sieht. Man lasse eine Person erst in Affekt, in Handlung übergehen und sage dann: jetzt glänzte das blaue Auge, hob sich die edle Gestalt usw., so hat der Leser, was er braucht. Ist die Erscheinung an sich eine ruhende, unbewegliche, wie eine Landschaft, so zeige man sie in einer gewissen Stimmung, Beleuchtung, in einem bestimmten Eindrucke, den sie auf die beteiligten Personen hervorbringt, und sie ist in die erforderliche Bewegung gesetzt. Wenn Sue in jener schlechten Manier als Nachahmer Walter Scotts erscheint, so

hat dieser feudale Romandichter noch den Vorteil einer romantischen Tracht, Sue dagegen wird ganz zum Pariser Modeschneider, wo Blondenschleier, Falbeln, Stiefelchen von Satin turc usw. das Losungswort sind. Diese lumpigen paar Lappen unserer modernen Bettelfetzen sind auch der langen Rede wert!

Wie unorganisch nun dies ganze Gebilde sei, wie grasse Fehler sich zwischen die Glanzpunkte desselben drängen mögen, es bleibt dennoch eine höchst interessante Erscheinung. Poesie kann man dies nicht nennen, aber wenn es einmal wieder eine geben wird, so werden solche Erscheinungen als höchst bedeutende Symptome der Krisis erkannt werden, worin Zustände sich vorbereiteten, welche eine Poesie wieder möglich machten; durchdringende Schmerzenslaute, welche die Zeit in ihren Wehen ausstieß und an welchen gleichgültig vorüberzugehen keine Ehre bringt. Es ist in diesen Blättern von unserer deutschen politischen Lyrik in demselben Sinne die Rede gewesen; wir mußten ihr den Wert eines zeitgemäßen Pathos zugestehen und den Wert reiner Poesie absprechen; diese französischen Romane, obwohl sie in dasselbe pathologische und didaktische Gebiet gehören, sind aber, wir mußten es bereits aussprechen, doch noch etwas ganz anderes; denn hier ist Objektivität, Erfahrung, grausame Wirklichkeit, bildende Kraft, Anschauung, mit einem Wort: hier ist epische Entfaltung, zwar nicht rein durchgeführt, aber doch voll Zeichnung und Farbe. Wir wollen durch diese ungünstige Vergleichung nicht in die Verachtung des Einheimischen einstimmen, wodurch wir Deutsche eben nicht zu unserer Ehre bekannt sind. Wir behalten das Höhere in der Kunst vor unseren westlichen Nachbarn immer voraus: die reinere Idealität. Sie aber haben das Feuer, die spannende drastische Kraft, den Geist der Erfahrung und Handlung voraus; darin haben wir von ihnen nur zu lernen. In der Wirklichkeit handeln sie, und wir denken darüber, in der Kunst brennen sie von Leben, während wir noch in transzendenten Idealen stecken. Gebt uns zu unserer Geistigkeit ihre Leidenschaft, und wir stehen in Leben und Kunst himmelhoch über ihnen.

Wir haben in dieser Kritik keine Rücksicht auf den umgebenden Boden genommen, in welchem der vorliegende Roman seine Wurzeln hat, auf die neuere poetische Schule in Frankreich, besonders die

merkwürdige George Sand. Diesmal mag es genügen, den Charakter der ganzen Schule in einem Werke aufgesucht und aufgewiesen zu haben. Bleibt uns von unseren strengeren wissenschaftlichen Aufgaben die Muße, so werden wir das Versäumte nachholen.

(Jahrbücher der Gegenwart, Juli 1844, s. n.)

Politische Poesie.

Faites la charge! sagt Ingres zu seinen Schülern. Sie sollen die Charakterzüge ihrer Figuren über das Maß treiben und es ertragen, sich so ihr eigenes Ideal mit eigener Hand in ein Zerrbild zu verwandeln. Dann sollen sie dies Übermaß wieder tilgen, noch einmal den Entwurf umzeichnen und die Idealität der Formen herstellen. Genötigt, wie sie waren, überall die Punkte aufzusuchen, wo flache Normalität der Gestalt durch die Ansätze originaler Abweichung des Charakters sich zur lebendigen Besonderheit bestimmt, sollen sie nun gegen abstrakte Idealität gesichert sein. Das Verfahren läßt sich angreifen. Eine Wahrheit liegt in ihm, aber in der Anwendung mechanisiert. Doch immer besser, für den Ausdruck der Lebenswahrheit zu viel als zu wenig tun.

Faites la charge! rief sich Prutz zu und schrieb seine Komödie: die politische Wochenstube. Sein Moritz von Sachsen war ihm zu ideal geraten, die historische Bestimmtheit hatte der Erhöhung in eine Zeitidee ihre lebensfesten Bedingungen opfern müssen. Er hatte gegen das Gesetz gefehlt, daß der Charakter — überhaupt jeder der Wirklichkeit entnommene Stoff — nur innerhalb seiner Individualität idealisiert werden darf. Er wollte nun der Idealität ohne Individualität entgehen und nahm die Individualität ohne Idealität zur Aufgabe: er legte sich die Probe der Komik auf. Nicht ein einzelnes Werk konnte er in eine charge umzeichnen, wie die Schüler des Malers, aber seine Muse selbst sollte diese Probe bestehen. Sie hat dieselbe glänzend bestanden und wir wünschen ihm Glück, wenn wir auch allerdings den ganzen Versuch nur als einen mangelhaften Anfang der wahren politischen Komödie, nur als einen armen Buchfinken ansehen können, der um einige Wochen zu früh an einem lauen Morgen zwischen Schnee und Eis seine erste Frühlingsreveille schlägt.

Die Stoffe, welche unsere Gegenwart der Satire bietet, hat Prutz in einem verhältnismäßig reichlichen Umfange benützt. Ich sage: verhältnismäßig, denn ausgedehnter könnte die Satire allerdings sein, auch wenn man, was sich von selbst versteht, in Erwägung

zieht, daß e i n e Komödie nicht alle Fliegen klatschen kann, sondern einer unbestimmbaren Menge weiterer Fliegenklappen Raum läßt und öffnet. Ich glaube nämlich, daß der Dichter auch aus denjenigen Sphären, die er allerdings mit seiner Satire anfaßt, vollere Züge hätte schöpfen können, wenn die ganze poetische Grundform seiner Komödie eine andere wäre. Dies kann ich aber erst im weiteren Verlaufe begründen. Die Gegenwart des deutschen Staatslebens ist hier wenigstens in den wichtigsten Punkten seines Widerspruchs mit der wahren Idee des Staats mit der Schonungslosigkeit, welche der Satire geziemt, aufgedeckt. Das liebe deutsche Volk erscheint in verschiedenen Formen. Der deutsche Michel, dem sein Magen das Allerheiligste, dessen erhabenster Traum eine einst nichtgegessene Bratwurst ist, dem man aber freilich auch nicht einmal diesen Spaß lassen, sondern jenes Organ, „den wahren Sitz der Endlichkeit", exstirpieren will, dieser zwar äußerst hungrige, aber äußerst ungefährliche deutsche Michel tritt als Diener Kilian auf. Er ist ein Deutscher; „verhungern wird er, aber doch geduldig sein." Kaum steht es mit seinem Magen etwas besser, so verliebt er sich in die unechte Germania, in welcher der Dichter auf heitere Weise den Auszug des Gemeinen und Charakterlosen im Volke zusammengefaßt hat, und welche, in schwangerem Zustande befindlich, von den Entbindungskünstlern der Zukunft als die Trägerin des neuen Sternes, der dem Vaterland aufgehen soll, untergeschoben ist; sie erscheint auf einem Wagen, von zwei magern, katzenähnlichen Pferden gezogen, welche aber h i n t e n angespannt sind. „Diese sind die Provinziallandtage unsers Reichs", sagt Schlaukopf. Sie sind äußerst kurz gezäumt, besonders der Polacke linkerhand; Germania ist eine fette, blonde Dirne, mit Fetzen aus fremden Ländern aufgeputzt, spricht französisch und bestellt den Kilian zum Stelldichein, um sich von ihm entführen zu lassen. Diesem untergeschobenen, in gewissen deutschen Ländern höheren Orts akzeptierten und approbierten Deutschland haben hohe Paten zum voraus — denn „es ist deutsch, zu begackeln die Eier, welche man noch nicht gelegt" — herrliche Patengeschenke übersandt, allerliebste Sächelchen. Man lese Seite 73 ff. nach, um sich zu überzeugen, wie sinnig diese Bescherung ausgefallen ist. Wie nun dieser Pseudo-Germania die echte, von Schlaukopf, den wir nachher werden kennen lernen, verstoßene Ger-

mania gegenübertritt, wie sie vom Volke empfangen wird, welches herrliche curriculum vitae hierauf die untergeschobene Buhlerin zu ihrer Legitimation vergeblich absingt, wie diese am Ende, da man ihr von allen Seiten zusetzt, gleich einem Pilze zerplatzt und was für interessantes Gefüllsel aus dem geborstenen Balge zum Vorschein kommt, — dies alles müssen wir ebenfalls bitten im Texte nachzulesen.

Wenn in diesen Erscheinungen das Volk, der echte und der unechte Demos, sowie die hohlen Blasen, die der letztere nach der Oberfläche treibt, ihren Spiegel finden, so sind nun auch gewisse Arten von Führern und Aufsehern des Volkes nicht vergessen. Der Dichter hat zwei Prachtexemplare zusammengestellt, eine passivere und eine drastischere, akutere Form. Die erstere stellt sich in dem Allerweltsdoktor und Erzquacksalber, Kilians Prinzipal, dar, der diesem seinem Diener den Magen exstirpieren will, indem er ihm die Zukunft, wo diese Operation Mode würde, als den wahren Gipfel staatlicher Vollkommenheit darstellt. Dieser absolut brauchbare Mann führt eine Apotheke seltener Art. Sie enthält: altpreußische Zöpfe, die der Tor Kilian, der „dreimaldurchunddurchvermenzelte“, für Spickaale schnabulieren möchte; sie schreiben sich noch von Jena her, — „schon in Berlin gesetzlich restauriert man sie, ja bald mit Gold aufwiegen wird man jeden Zopf“. Ferner: Althegelsche Raupen, die in G ö s c h e l s Hirn rumort, G ö s c h e l s , der „noch als Mensch und Geheimrat in Berlin lebt, dem aber, als S c h e l l i n g in Berlin ward eingeführt und man den H e g e l polizeilich ächtete, in die Hosen plötzlich gieng sein Hegeltum“. Ferner: „Denunziantengeifer, H e i n r i c h L e o'scher, durch Löschpapier von Ehren H e n g s t e n b e r g filtriert — Arsenik ist dagegen nur ein Kinderspiel.“ Ferner: Kommunistenpulver, „blausäurehaltig giftige Bluntschlimischerei“ — davor warnt er aber selbst:

„Denk' an den Herwegh“ usw., S. 12.

Als Desinfektionsmittel erhält der genäschige Kilian einen äußerst wirksamen Trank: Begeisterungsextrakt von Anno Dreizehn, echten Landwehrmagenschnaps, von dem ein einziger Tropfen wahre Wunder wirkt (s. S. 12 u. 13). Freilich reicht dies alles nicht hin, den leeren Magen zu füllen, und Kilian, der sich zur Magenexstirpation

nicht entschließen will, muß hungrig abziehn. Er merkt bereits, wo man ihn nasführt: „und das ist der erste Schritt zur allgemeinen Demoralisation." Inzwischen hat sich der Doktor glücklich eine Schinkensemme salviert, die er unter Klagen über „seines Schicksals wechselvolle Odyssee" verzehrt. Wir erfahren nun die edle Quelle, die ihn einst besser nährte als eine Professur, „besonders eine jenaische", die aber seit dem neuen preußischen Ehescheidungsgesetz trübe läuft: er hat ein geheimes Entbindungsinstitut, das gegenwärtig so heruntergekommen ist, daß jede Gelegenheit, ihm aufzuhelfen, höchst willkommen sein muß.

In dieser Not wird ihm unvermutete Hilfe; sein Freund Schlaukopf kündigt ihm — „ein gnadenreich Ministerialmysterium" — an, daß Germania schwanger ist und in seinem Hause entbinden soll. Dieser Edle stellt denn die genannte höhere Form der Menschheitsführung dar. Eigentlich ist er allerdings reiner Lump wie der Doktor. Nicht nur diesem „ist nichts auf Erden Ernst als er selbst", nicht nur dieser glaubt selbst von allem, was er spricht, nicht das mindeste — „es ist mir alles unaussprechlich einerlei", sagt er selbst mit edler Treuherzigkeit —, sondern auch Schlaukopf hält ihn nicht eher für probehaltig und würdig, einzulaufen in den allersehnten Hafen des Beamtentums, als bis er nach schweren Kämpfen seines Selbstbesinnens sein Glaubensbekenntnis ausgesprochen hat, das sich in den einfach großen Worten zusammenfaßt: ich glaube, daß die Taler rund sind. Nach dieser Probe erst wird ihm der Preis seiner Treue zuteil, Deutschzukunftsentbindungskommissarius zu werden, und selbst das unendliche Glück darf er hoffen, ein „von" vor den Namen zu setzen. Der Unterschied ist aber der, daß der Doktor erst möglich werden will, Schlaukopf schon wirklich ist, jener ein erst zu patentierender, allgemeiner, abstrakter, dieser ein patentierter, ein konkreter, ein positiver, jener ein absolut brauchbarer, dieser ein absolut gebrauchender Schelm. Die Art, wie er sich als Führer und Beschützer des neuesten Patriotismus in der Maske eines Kolporteurs zu Beiträgen für das Hermanns-Denkmal mit zwei Nibelungenstrophen mittelhochdeutsch einführt, ist ein äußerst glückliches Motiv und erregt jenes herzliche, volle Lachen, jene Notwendigkeit, jenes Schicksal des Lachens, jenes Lachenmüssen, das uns armen Menschen jetzt so selten mehr zuteil wird. Der arme Hermann liegt aber ver-

pfändet und vergantet, fünftausend Taler sind darauf geborgt; der Doktor sagt mit naiver Verwunderung:

„So macht das alte deutsche Haus auch Schulden, wie?
Ein sehr modernes Element erscheint mir das."

Solche Äußerungen sind dem Deutschtumsmanne um so willkommener, weil sie ihm den armen Doktor zu dem Stückchen, das er mit ihm auszuführen im Sinne hat, ganz in die Hand geben. Da er sich endlich gar herausnimmt, über den Kölner Dombau in „Junghegelscher Destruktivsubversität" zu spotten, wirft Schlaukopf, dessen ganze Persönlichkeit in den verschiedenen Phasen, die sie durchlaufen hat, S. 30 und 31 vollständig kenntlich wird, die Maske ab und erklärt, den Unglücklichen arretieren zu wollen. Der Doktor aber fleht um Mitleid mit dem hungernden alten Freund, er fleht um ein Brot: mach mich zum usw. S. 32. Sein Flehen wird erhört, und nachdem er sich durch das Credo der absoluten Gemeinheit hinlänglich von dem Verdachte einer Gesinnung gereinigt hat, wird ihm die hohe Neuigkeit, Germanias Schwangerschaft, verkündet. Aber eine schwere Besorgnis ist noch zu beseitigen. Die Geburt kann unglücklich ablaufen; ein fremdes Kind soll in dem Notfalle untergeschoben werden, und dazu vorzüglich braucht der Sykophant die Hilfe des Doktors.

Dies Motiv hat der Dichter sehr glücklich erfunden, um einige weitere Stoffe der Satire einzuführen. Es befinden sich eben zwei alte Mütterchen in der Anstalt des Doktors, welche gesegneten Leibes sind und vielleicht mit einem Wechselbalge im rechten Momente aushelfen könnten. Sie werden geholt, es sind Riesenweiber der griechischen Tragödie, Medea und Antigone, welche das ungeheure Schicksal getroffen hat, daß sie ins nordische Land versetzt wurden, um als Mutterschafe zur Veredlung des deutschen Trauerspiels gebraucht zu werden. Aber noch eine weitere, unvergleichliche Satire ist gewonnen. Angezogen vom Rufe des Doktors kommt ein Philosoph, der sich seit 30 Jahren im Zustande der Schwangerschaft befindet und sehnlich akkouchiert zu werden wünscht. Dem Doktor geht ein neuer Hoffnungsstern auf, ein Stellvertreterchen auf den Notfall zu erwischen; denn mit den griechischen Weibern war nichts anzufangen. Eingeführt wird der Doktor von dem Romantiker, der ein anderes

Anliegen hat, nämlich, ob seiner abhanden gekommenen Potenz nicht aufzuhelfen sei. Man kann diesen Gedanken nicht nur unter die glücklichsten Benützungen von poetischen Motiven, welche überdies der ganzen Handlung als Hebel dienen, sondern auch die ganze Ausführung zu den gelungensten Gestalten der Komik zählen. Hier ist der Geist des Aristophanes im Dichter groß gewesen. Zudem gehören diese Masken so ganz in das Gebiet, das der Dichter mit seiner Satire umschreibt, in das Gebiet eines Lebens, eines Zustands, der nicht einfach verkehrt ist, sondern in seiner Verkehrtheit wesentlich durch und durch von Selbstbespiegelung, sublimierter Bewußtheit, substanzloser Auflösung alles Festen in Theaterspielen vor sich und andern, naturloser Naturnaschhaftigkeit, greisenhafter Affektation der Jugend, kurzum von einer allgemeinen Blasiertheit infiziert ist! Klage ist auch anderswo, Übel und Sehnsucht nach Heilung ist auch anderswo, List und Intrige ist auch anderswo, aber das Schöntun im Übeltun, die Bildungssucht in der Barbarei, das alles Beschwatzen und nichts Genießen, das nach allem Langen und nichts Wollen, das ist anderswo nicht, wo das Böse wie das Gute noch einen Rest prosaischer Ehrlichkeit und gesunder Grobheit der Natur bewahrt hat. Ob der Romantiker nicht zu grausam weggekommen sei, wollen wir hier nicht untersuchen. Der Ruhm der früheren Meisterwerke, „aus deren Blick der Funke sprüht des Genius, ja deren Stirn Unsterblichkeit geweihet hat, Cevennenkriege, Dichterleben, Camoëns" — wird ihm wenigstens nicht bestritten, aber „der Tieck in Potsdam ist zwar eines Königs, doch der Musen Günstling nicht." Anstatt des verlangten Zaubertränkchens, das mit frischem Saft die Lenden füllen sollte, wird ihm neben allerhand gutem Troste („hast du nicht den Titel und die Pension mitsamt dem Orden?" usw.) ein Fläschchen, worin Neid und Eitelkeit, griesgrämige Mißgunst, schnöde Vornehmtuerei und greisenhaft unmännliche Verdrossenheit amalgamiert ist. Dieser edle Trank ist auf einem äußerst zweckmäßigen Wege vom Doktor gewonnen worden; er hat „eine ganze Göttinger Hochweise, Hochachtbare Fakultät drin abfiltriert". Nun aber der Philosoph! Ein prächtigeres Stück Satire weiß ich in unserer ganzen deutschen Literatur nicht. Ich weiß nicht, ob dem Dichter das lustige Fastnachtspiel des Hans Sachs „das Narrenschneiden" hiebei vorschwebte. Gleichgültig; hat es ihm vor-

geschwebt, so ist die Reproduktion genial, hat es ihm nicht vorgeschwebt, so ist die Produktion um so genialer, ja auch die erstere ist so gut als eine ganz neue Schöpfung. Der Philosoph also ist schwanger:

„Dies, o Mensch, ist das
Tatsächliche, welches über die Vernunft hinaus
Gegangen ist! Und darin hast du gleich den Kern,
Den abgeschälten, reinlich ausgehülseten,
Der Offenbarungspositivphilosophie. —
Hochschwanger bin ich (oder sag' ich Allerhöchst?),
Im allerletzten Stadium der Schwangerschaft:
Und die Entbindung, jeden Tag erwart' ich sie
Und jede Stunde, dreißig volle Jahre schon."

Da der Doktor bezweifelt, ob eine Mannsperson schwanger sein könne, gesteht der Philosoph selbst, daß ihm das Subjekt in diesem Satze problematisch geworden sei —

„Und täglich mehr, je länger ich mich selbst beschau',
Schein' ich, fürwahr, ein altes Weib mir selbst zu sein."

Schwanger ist er „durch den nichtwollenden Willen, der in Spannung" ihm „geriet", und zwar „mit einem unaussprechlichen, potenzenhaften, denkabschlußvollendenden, urzeitenthüllend-christentumverklärenden, blitzfunkelnagelneuen Positivsystem". Sein Unglück hat ihn zur „Metropole deutscher Wissenschaft" geführt, und seitdem mahnt man ihn wieder an das alte Versprechen, endlich in die Wochen zu kommen.

— „Schon die Paten stehen bereit
Und schon den Toast hat Friedrich Förster konzipiert;
Ja selber schon die Taufmedaille schlugen sie
Und brachten sie samt einer Nachtmusik mir dar." —

Der Doktor bleibt ungläubig, kieselherzig, der Philosoph bricht in Macduffs Worte aus — „er hat keine Kinder". Der unbarmherzige Entbindungskünstler lenkt jedoch ein, da er ihm das große Wort sagt: „weißt du auch, daß ich ein königlich preußischer Geheimrat bin?" Die schon genannte Hoffnung geht ihm auf, Kilian bringt Gebärstuhl, darmausspülende Spritze und einen fürchterlichen Haken; der Philosoph muß die Hosen herunterlassen, der Doktor hat gar

noch den Einfall, den alten Paulus zu der Operation zu ziehen, worauf jener ausruft:

„Nur nichts vom Paulus, selber sein Name macht mir schlimm!“

Die Prozedur beginnt, und unter Stöhnen und Seufzen kommen folgende infarktenartige Stoffe zum Vorschein:

Ein Stück Hegelsche Logik, unverdaut, unversehens verschlungen.

Ditto Fichte, vermeintlich schon ausgespien.

Ditto Kant, vermeintlich längst auslaxiert.

Spinoza, gut verdaut, in Jugendtagen, da der Magen noch Kraft besaß.

Jakob Böhme — mundete trefflich und setzte das meiste Fett an.

Ringseis und Görres — Leibgericht.

Münchner Würstlein — jetzt von Teltow-Rübchen verdrängt.

Die Scholastik, schwimmt klumpenförmig, nebelgrau in echtem bayrischem Bier, „Ei wohl, das ist der Mutterkuchen des Systems.“

Weltalter, ein unerkennbar Zwitterding, ein roher Bissen, allzu jäh verschluckt, mit großem Schmerz herausoperiert.

Die fünfzehn Bogen — (hier ruft der Patient: „weh! in welche Gegend bohrst du mir!“) — die er selber hat kassiert, gleich Würmern grabbelnd, aber doch des Lebens bar.

Urmythologie — der Patient wird ehrlich: „bloß Wischiwaschi! Laßt mich los!“

Positivsystem — „bloß die Annonce, — heb' dich fort!“

Von dem Verhältnis der Naturphilosophie — ganz im Hintergrund, zunächst am Herzen, überdeckt und eingescharrt, wie ein Hamster mit dem gestohlenen Korne. — „Es ist von Hegel, — beichten will ich, laß mich los!“

Der Streit mit Kapp — „Er falle auf mein eignes Haupt!“

Der alte Salat — „schwer im Magen liegt er mir! Weh! Laß mich los!“

Nicht länger erträgt der Kranke, der während dieses peinlichen Wühlens längst gestanden hat, daß er nicht schwanger sei, „diese Paulussche Leibdurchgrabbelung“, sondern reißt kurzweg aus, wiewohl ihm der Haken noch sitzt und hervorragt.

Außer diesen Griffen ins Volle ist nun im einzelnen eine reichliche Fülle von Pfefferkörnern auf die verschiedensten Zeiterscheinungen, besonders aber auf Krankheitszustände der geistigen Bildung, Verirrungen, Eitelkeiten der Literatur usw. ausgestreut und überall „der Senf nicht gespart". Namentlich hat der Dichter hiezu die schönen Parabasen benützt, in welchen er die ironische Form hinter sich wirft und mit heiterem Schwunge seinen Zuhörern direkt unter die Augen tritt. Auch die Kritik ist an die Reihe gekommen, und Prutz hat mir die Aufmerksamkeit geschenkt, mich auch nicht zu übergehen.

„Ja, seit uns gedruckt ein Schwabe bewies, Herwegh sei bloße Rhetorik,
Doch Mörike, ja! das sei noch ein Mann, ein Poet von dem ersten Kaliber:
Seitdem, fürwahr! bin ich völlig begnügt, laßt ihr nur als Rhetor mich gelten.
Ja selber es soll mich freuen sogar und Dank euch will ich es wissen:
Denn vielleicht dann erscheint dies Lustspiel auch als unschuldig rhetorische Übung
Und entgeht der Poet auch des Hochverratsversuchs entferntem Verdachte."

Man sieht, ich bin mit einer ganz glimpflichen Schlappe davongekommen; in der Lust des Schaffens und im Gefühle, diesmal etwas wahrhaft Gelungenes in vollem Ergusse hervorzubringen, hätte der Dichter noch ganz anders mit dem Kritiker umspringen können und dürfen. Auch ist von dem Satiriker nicht zu verlangen, daß er limitiert und mit matter Billigkeit abwägt. Ich brauche daher kaum zu sagen, denn Prutz weiß es selbst, daß zwischen der formellen Rhetorik und zwischen der Rhetorik eines wirklichen, wiewohl in seinen Grundlagen abstrakten Pathos, wie ich es der modernen politischen Lyrik vorgeworfen habe, noch ein unendlicher Unterschied ist; er weiß, daß ich Mörike, wenn ich von ihm sagte, daß das Poetische in ihm spezifisch vorhanden sei, keineswegs als eine ganz ungebrochene Dichtererscheinung und am allerwenigsten als eine zeitgemäße hingestellt habe; er weiß, daß ich den historischen von dem streng ästhetischen Standpunkte wohl zu unterscheiden und eine Poesie,

welche in die Zeit eingreift, wenn sie auch nicht ungemischte Poesie heißen kann, wohl an den Ort zu stellen vermag, wo sie ihre Ehre anzusprechen hat; und er weiß vor allem, daß ich der schneidenden Kraft der unzufriedenen Dichtung am allerwenigsten den schmachvoll unerbetenen Gefallen tun wollte, sie unter dem Schutzmantel einer bloßen Redeübung aus der Schußlinie zu retten, in welche sie mit ehrenvollem Mute sich gewagt hat. Er soll mir nur unrecht tun, mich freut es; denn rechte und volle Poesie soll ungerecht sein gegen die Kritik. Auch logische Folgerichtigkeit ist nicht das Gesetz des Dichters. Daher brauchte er sich an dieser Stelle nicht zu erinnern, daß er mit der heitersten Unbefangenheit, zur echten Probe der Freiheit und Allgemeinheit seines Humors, sich selbst und seine und Herweghs kriegslustige Lyrik verspottet hat an der Stelle, wo Schlaukopf zum Gusse der Hermanns-Statue auch Schwerter und Kanonengut als Beitrag anzunehmen sich bereit erklärte und der Doktor ihm riet:

„Leiht von der jungen, kriegssehnsüchtigen Lyrik euch
Die vielen Schwerter, davon ihre Verse klirr'n,
Von Prutz und Herwegh; Scharten sind noch nicht darin.

Schlaukopf.

Als ob ihr selbst nicht wüßtet, daß die nur Papier
Und Pappe sind!"

Er brauchte sich nicht zu erinnern, daß er kurz vorher in derselben Parabase auch meine Ansicht ausgesprochen hat, wenn er anerkannte, daß man der ewigen Lyrik, des Gesangs voll Kriegsbombast und nimmer geschlagnen Bataillen, die schon bei Tag und Nacht nacktbeinige, zirpende Spatzen singen, müde sei und ein echtes Lustspiel, ein Aristophanisches, wünsche. Ich habe nicht nur in der Kritik des zweiten Teils der „Lieder eines Lebendigen" der Satire ihren höheren Wert über dem lyrischen Pathos der politischen Poesie eingeräumt, sondern ich brauche auch nicht erst zu sagen, daß die politische Komödie, wie ich sie am Schlusse jener Kritik wünschte, sich in der Satire über die Satire erhebt, weil sie nicht bloß Gegebenes angreift und auflöst, sondern schöpferisch das Gegebene zu komisch idealen Gestalten umbildet und diese in einer Handlung aus sich selbst heraus sich zu zerstören nötigt*).

*) S. oben S. 116—134. A. d. H.

Nun also, Glück dem Dichter zu diesem Wurfe! Er hat in aristophanischer Form eine treffliche Komödie geschrieben. Ich habe, indem ich die Stoffe aufführte, die er in diese Form verarbeitet hat, die trefflich erfundene Komposition schon überall mitgeben müssen. An dem Faden einer einfachen phantastischen Fabel spielt mit der natürlichsten Anknüpfung die ganze Reihe seiner satirischen Stoffe hin. Die äußere Form zeugt von einem metrischen Gefühle, das eines Platen würdig ist; sie erhebt sich sogar, namentlich in den Reden der echten Germania und in den lyrischen Gesängen des Volkes zu jener vollen Schönheit, welche von den Lippen des „ungezogenen Lieblings der Grazien" tönt, wenn einmal der tiefe, reine Schmerz aus seiner sich keusch hinter Derbheit und Mutwillen verbergenden Seele hervorbricht. In den rein komischen Partien ist das antike metrische Gewicht von einer besonders glücklichen Wirkung durch den Kontrast mit der Plattheit, Windbeutelei und Hungrigkeit des Stoffs. Es liegt zugleich in dem Naturwuchse jener Formen eine spezifische Naivität, welche, wenn sie mitten durch das Blasierte der ausgesogenen modernen Erscheinungen hervorbricht, äußerst angenehm wirkt. So haben z. B. des Doktors Worte über die Feier des Vertrags von Verdun mir ein herzliches Lachen erregt:

„Allein es ist dieselbe junge Dame doch,
Höchstderen tausendjährige Wiegenfeier jüngst
In deutschen Landen feierlichst begangen ward,
Mit einer Predigt nämlich und am Abend dann
Gab's einen ausgekegelten Schöps bei Renneboms.

Dieses „Gab's" ist so kindlich! so redlich sinnlich! dieses reine Glück des Vorfindens eines der mancherlei guten Dinge, die es in dieser Welt zu essen gibt! Der Doktor ist überhaupt in der reinen Klarheit seiner Gesinnungen höchst naiv; so z. B. namentlich, wie er nachher in seinem bacchischen Tanze plötzlich stille steht und spricht: „doch was krieg' ich dafür?" Die schneidendste Satire bewährt dadurch ihre Erhebung in den Humor, daß ihre Gestalten in aller Richtigkeit behaglich sind und dem freien Lachen Raum lassen. Auch die berlinische Neugierde, die stets ein neues Bagatell zur Nahrung

haben muß, kommt in diesem Doktor aufs zierlichste zum Ausdruck, da Schlaukopf ihn auf das große Geheimnis spannt, das er ihm zu verkündigen hat. „Die Grenadiere kriegen fünf Knopflöcher statt sechs in ihre Sonntagsuniform? Studiert man eine neue Komödie sich in Potsdam ein?" usw. Mit gutem Rechte hat endlich der Dichter so starke Dosen des komödischen Naturalismus beigemischt, als die Nerven der kranken Welt es irgend ertragen können. Er hat dabei freilich eine schwerere Stellung als sein Muster. Aristophanes hatte nach dieser Seite den einfachen Gegensatz, in welchem das Recht der Natur jederzeit gegen falsche Forderungen des Geistes steht, vor sich liegen. Aber die Natur war anerkannt; niemand schämte sich ihrer. Scham des Geistes vor der Natur ist dagegen eine der Grundlagen, ja wenn man will, d i e Grundlage unserer neueren Bildung, die freilich jetzt gegen ihren Sinn verdreht und auf eine Spitze getrieben ist, wo sie in ihr reines Gegenteil umschlägt. Gegen diese tiefe Verbildung, welche vor der Natur Krämpfe bekommt, während sie selbst von Mißhandlung der Natur und jeder wahren Scham stinkt, ist schwer aufzukommen. Der Dichter muß seinen Natürlichkeiten erst eine Schutzrede halten, was einem Aristophanes nicht im Schlafe einfallen konnte. Er tut es aber auf recht geschickte Weise in der Parabase nach dem zweiten Akte, indem er den Pharisäern zu bedenken gibt, wie sie die volle Nacktheit ärgert, die halbe aber kitzelt, wie sie den schamlosen Enthüllungen ausgestopfter Hintern im Ballett applaudieren, ihren Crebillon, die quergedruckten Stellen in Pückler lesen, sich pikante Anekdötchen erzählen usw.

Also eine Aristophanische Komödie hat uns P r u t z gegeben und sie ist so ergötzlich, so witzig, so scharf, überhaupt so gut, als irgendeine moderne Komödie i n d i e s e r F o r m es sein kann. Allein wie steht es, wenn man nun hinter diese Form selbst tritt, sich die Möglichkeit einer ganz anderen denkt und nun von diesem Standpunkte über die Wahl des Dichters urteilt?

Die aristophanische Form ist u n p o p u l ä r, und zwar in dem sehr streng gefaßten Sinne, wonach nicht nur für Bauer und Bürger, sondern auch für die Männer der gebildeten Stände, die keine gründliche, klassische Bildung genossen haben, für sämtliche Frauen ohnedies, der eigentliche Wert eines Werkes verschlossen bleibt. Sie ist unpopulär zuerst durch die phantastisch-allegorische Kompositions-

weise und Personifikation. Vom allgemeinen ästhetischen Gesichtspunkte trifft zwar die komische Allegorie keineswegs derselbe Vorwurf wie die ernste. Die Abstraktion von den Naturgesetzen und von der Individualität der Person kann sogar die komische Wirkung erhöhen, indem das Wunder mit der ungenierten Natur, die in demselben Zusammenhange hervorbricht, und der abstrakt allgemeine Charakter mit den treffenden Porträtzügen, die unter seiner Maske hervorlauschen, in einen Kontrast tritt, der das Zwielicht des Lächerlichen verdoppelt. Allein dabei wird dennoch eine Zeit vorausgesetzt, welcher solche Allegorien geläufig sind, oder richtiger, welche vom Standpunkte des mythenbildenden Bewußtseins auch gewisse Gattungsbegriffe, welche zwar in der Volksreligion nicht als göttliche Personen bereits hypostasiert sind, mit Leichtigkeit in persönliche Form übersetzt, eine Form, die alsdann nicht in dem strengen Sinne Allegorie heißen kann, wie in unserer Zeit, wo nicht eine geläufige sinnliche Anschauungsweise, sondern die Reflexion eines Einzelnen solche Gattungsbegriffe zu persönlichen Wesen umtauft und eine phantastische Fabel dazu erfindet. Jenes war die Anschauungsweise des griechischen Volkes. Das Volk selbst konnte hier leicht als Demos, Armut, Reichtum, Krieg usw. konnten leicht als Personen eingeführt werden, weil dem polytheistischen Bewußtsein unmittelbar jeder allgemeine Begriff zur Person wurde. Die neuere Zeit dagegen hat sich dieser ganzen Anschauungsform entfremdet, und wie in ihrem Epos (dem Roman) keine überirdischen Personen mehr eingreifen, wie in ihrer Tragödie keine Götter und Wunder mehr wirken, so ist auch ihre Komödie eine Darstellung, worin Personen, die möglicherweise als Individuen existieren können, sich zu einer aus dem Leben und seinen Verhältnissen geschöpften Handlung ohne irgend eine Durchbrechung der Naturgesetze verbinden. Nur der Dichter, der diese von dem Zeitbewußtsein geforderte Form wählt, kann Ansprüche auf Popularität machen.

In diesem Zusammenhang muß nun noch einmal vom Stoffe in der vorliegenden Komödie die Rede werden. Dieser Stoff ist zwar im allgemeinen politisch; aber er streift nur an die Spitzen der politischen Streitfragen und Klagen unserer Zeit und wendet sich sofort mit mehr Vorliebe zu den geistigen Bildungszuständen und den besonderen Blößen, welche diese in der nordischen Hauptstadt der

Satire darbieten. Allerdings kommen dabei ebensolche Krankheitsformen zur Darstellung, welche unmittelbar mit den politischen Übelständen zusammenhängen. Der hohle Patriotismus, der sich selbst mit einer leeren Begeisterung für den Gesamtbegriff des Volkes abspeist, ehe er sich gefragt hat, ob denn dieses Volk irgend eine dem wahren Begriffe der Volkseinheit entsprechende Gliederung sich geschaffen habe, der Mantel der Romantik und Religiosität, aus dessen Löchern überall der alte Nikolai hervorsieht, die impotente Kunst, die impotente Philosophie: lauter natürliche Symbole eines realen Zustands, der im Besitze blühender politischer Entwicklung zu sein behauptet, während er die Rudimente einer echt und nationalslawischen Unpersönlichkeit noch nicht überwunden hat. Allein auch dieser rasche Übergang vom Politischen zum Literarischen, Ästhetischen, Philosophischen ist in hohem Grade unpopulär. Nur wer gründlich in die Geschichte der neuen Philosophie eingeweiht ist, versteht jenes Akkouchement des Philosophen, nur wer den Romantiker mit tiefem Eindringen zu beurteilen weiß, versteht diese Ironie der Ironie, nur der sehr Bewanderte überhaupt diese Masse von Anspielungen nach allen Seiten. Diese Unpopularität im Stoffe hängt nun wieder mit der Wahl der Aristophanischen Form zusammen, oder umgekehrt. Aristophanes verbreitet sich ebenso über die Philosophie und Poesie seiner Zeit, wirft ebenso seine, beziehungsreiche Witze nach allen Seiten. Allein da ist der große Unterschied. in Athen war alles auf der Straße, der Philosoph lehrte in offenen Hallen, unter Platanen, des Dichters Werk war durchaus fürs Volk, sein Epos trugen hundert Rhapsoden herum, ein Drama ohne Aufführung hatte keinen Sinn, die jetzige Trennung der Stände und Bildung bestand nicht, geistreich und von der beweglichsten Fassungskraft war ohnedies das ganze Volk, und so fiel kein Hieb der komödischen Satire ins Leere, jedes Wort zündete, jeder Anspielung kam das helle Gelächter einer jubelnden Masse entgegen. Alle diese Vorteile kommen unserem Dichter nicht zugute. Nur der enge Kreis tiefer gebildeter Männer versteht ihn, und nur mit beschwerlich ermüdendem Kommentar kann etwa der oder jener das Büchlein beim Tee einigen Frauen verständlich zu machen suchen. *Aristophanes hatte zum Stoffe einen durchaus anschaulichen Staat, der aber dem Untergange entgegengieng; der moderne*

Satiriker hat zum Stoffe einen Staat, der erst anschaulich werden soll, — dies ist die große Ungunst der jetzigen Zeit für den Dichter.

Wenn ich trotzdem glaube, daß sich auch in der Gegenwart eine populärere Seite im Stoff hätte auffinden und demgemäß auch die oben bezeichnete populärere Grundform wählen lassen, so muß ich sogleich zum voraus mich gegen eine sehr naheliegende Einwendung schützen. An die eigentliche Probe der Popularität, die Aufführung, wird man mir sagen, konnte ja der Dichter gar nicht denken; er mußte ja zufrieden sein, wenn nur sein Buch nicht konfisziert würde, ehe es durch die engen Kreise der wahrhaft gebildeten Gesellschaft gelaufen; daher konnte er nur eine Satire von sehr esoterischer Natur im Auge haben. Ich antworte aber: wen sein Genius treibt, das wahrhaft Zündende und Zeitgemäße zu ergreifen, der tut es eben, er kann nicht anders, und Schiller sagte, da er an seine „Räuber" schritt: laß uns ein Buch schreiben, das allerwenigstens vom Schinder verbrannt wird. Denke ich mir einen Franzosen, einen Franzosen mit jenem die Schneide der Lebenswahrheit so rasch ergreifenden Sinne, der sich neuester Zeit in der Malerei und Poesie dieses Volkes entwickelt hat; setze ich den Fall, daß diesem Franzosen der gewaltige Rohstoff der Satire deutlich vor Augen liegen könnte, den Deutschland darbietet: so mag man ihm hundertmal sagen: schreibe nur unpopulär, in gelehrter antiker Form, nur esoterisch, dein Werk kann ja doch nie zur Aufführung gelangen, und du kannst ja doch nicht auf die Massen wirken; der Franzose würde antworten: verbietet, zerschneidet, zerstampft mein Buch, verbrennt es auf dem Scheiterhaufen, wo ihr wollt, wie ihr wollt, aber ich kann nicht anders, ich muß so schreiben, daß es einleuchtet, zündet, wirkt, packt, die Massen schüttelt. Wie wenig anschaulich nun auch unsere Lebens- und Staatsformen sind, eine gewisse Summe praktischen, handgreiflichen, dem Volke einleuchtenden Stoffs ließe sich doch für die politische Satire im Lustspiel auffinden. Dabei rede ich natürlich nicht einmal von all dem Stoffe, der vielleicht nach ein paar Jahrhunderten, wenn so manches, was jetzt die Zensur streicht und das Preßgesetz bestraft, gesetzlich, gut und schön heißen wird, einem glücklicheren Dichter zugänglich sein wird; nein, ich rede nur von dem, was in jetziger Zeit, zwar ohne Hoffnung auf theatralische

Aufführung und mit ziemlich sicherer Aussicht auf Konfiskation, doch wenigstens ohne Besorgnis, als Staatsverbrechen bestraft zu werden, zu handgreiflich einleuchtender Darstellung zu bringen wäre. Der Dichter müßte sich mehr auf die praktische Sphäre des Staatslebens beschränken. Er müßte die verschiedenen Stände in Personen, welche nicht auf abstrakt allegorische, sondern auf individuelle Weise den Charakter ihrer Gattung in sich darstellen, zur Teilnahme an einer Handlung ziehen, welche ganz dem Leben entnommen und in menschlichen Verhältnissen nach Naturgesetzen möglich wäre; es könnte sogar eine Liebesgeschichte sein, in welcher politische Gesinnung, Stellung, Stand als retardierende und beschleunigende Momente einwirken würden, oder ein Kriminalprozeß, in dessen Formen sogleich das geheime und schriftliche Justizverfahren teils an sich persifliert werden, teils an diesem Faden eine Menge andrer Mißbräuche, veralteter Institutionen und andrer Übel zur ironischen Verarbeitung gelangen könnte. Von Ständen würden etwa an die Reihe kommen: der Adel, der Beamtenstand, der gelehrte Stand, nämlich nach der lächerlichen Seite, die er im praktischen Leben spielt, der Gewerbsstand, das Volk mit den großen Fragen auf der Stirne, die in unserer Zeit Vorschläge zu Palliativmitteln auf der einen, wilde und bodenlose Theorien auf der andern Seite hervorgerufen haben, welche, die einen wie die andern, unter die Gerte der Satire wie von selbst fallen. Der geistliche Stand dürfte nicht fehlen; die Zeit bedarf eines modernen Tartüffe*). Es versteht sich, daß jeder dieser Stände wieder in einem besondern Lustspiel zum Hauptthema gemacht werden könnte. Die bildende Kunst könnte auch an die Reihe kommen, nämlich so, daß ihre Unpopularität gegeißelt würde. Die Hesiodisch-Schellingische Urmythologie, die man jetzt an das Berliner Museum pinselt, gäbe z. B. den trefflichsten Stoff für blutige, unbarmherzige Hiebe mit einer in sechsfaches Salzwasser getauchten Skorpionengeißel! Ich habe hier nur angedeutet, aber der bloße Wink wird hinreichen, um jeder tätigen Phantasie einen reich emporquellenden Stoff der Satire in ahnender Ferne zu zeigen. Eine solche Darstellung würde kompakt; der gemeine Mann könnte sie verstehen, denn Hörsäle hat er nicht besucht, den Phantasus hat er

*) Gutzkows neues Lustspiel: Das Urbild der Tartüffe, kenne ich noch nicht.

nicht gelesen, aber in Kirchen und Pfarrhäusern, Amtsstuben, Schulen, unter Junkern, in Fabriken usw. hat er sich bewegt und kennt er sich aus; er könnte mit Händen greifen, wie er es braucht und verlangen darf, und was Prutz selbst in einem gediegenen Aufsatze seines neuesten literarhistorischen Taschenbuchs an der deutschen Unterhaltungsliteratur vermißt, wäre geleistet. Die technische Sprachform müßte natürlich auch populär sein, Prosa oder Knittelvers, besser das letztere. Ich habe zwar gesagt, daß Prutz durch das Togagewicht des antiken Verses doppelte komische Wirkung erreiche; allein im Reime ließe sich noch weit mehr erzielen, und während das Volk jene feineren Wirkungen nicht mitfühlen kann, würde hier das helle und unsterbliche Gelächter der unteren Götter, deren Ebenbürtigkeit eben jetzt nach Anerkennung ringt, dem Dichter nicht fehlen. Prutz spricht in einer der Parabasen große Begeisterung für Platen aus. Diese edle Dichternatur wandelte wie Hölderlin gleich einem spätgeborenen Griechen unter uns. Aber sie blieb einsam, sie mußte einsam bleiben, denn jede Zeit hat das unveräußerliche Recht, ihre Formen, ihren Ton, ihre Herzenssprache, die vertrauten, wohlbekannten Klänge von ihren Dichtern zu fordern, die sie selbst geschaffen hat.

So können wir denn nicht verschweigen: Prutz, der unsere deutschen Zustände verspottet, gehört ihnen selbst an, indem er, echt deutsch, in einer totgeborenen, gelehrten Form dichtet. Ein Gelehrter schreibt für Gelehrte eine politische Satire; kein Stubengelehrter, der das Herz seinem Volke entzogen hat, und nicht für stumpfe Stubengelehrte, aber doch nicht für das Volk, dem sein Werk gilt, von dessen Wohl es handelt! Ein Licht unter einem Scheffel! Ein Glas, aus dem man nicht trinken kann, eine volle Schüssel ohne Löffel! Eine aristophanische Komödie? Dem populärsten Komödien nachgedichtet und unpopulär? Hat nicht Shakespeare, der in allen Formen den Alten diametral entgegensteht und rein seiner Zeit, seinem Volke gehört, mehr echt antiken Geist als irgend ein neuer Dichter, der die Alten auch in ihren Formen nachgeahmt hat? Je entgegengesetzter dem Aristophanes in der Form, je modern populärer, desto aristophanischer! so muß der Dichter rufen, der sich, wie Prutz, gewiß ist, den Geist des Aristophanes in sich zu tragen!

Ich bin jedoch weit entfernt, um dieser Ausstellungen willen mit einem Mißtone von diesem heiteren Erzeugnis scheiden zu wollen. Prutz hat mit diesem ersten Versuche dem deutschen Volkscharakter und der immer noch lahmen Zeit auf der einen Seite noch einen Tribut bezahlt, aber sie auf der andern ebenso unendlich überflügelt, und er beschämt die mürrische Kritik, indem er ihr den Tadel vorwegnimmt, frei von Eigenliebe sich über sein eigen Werk stellt und die liebenswürdigen Worte seinem Volke zuruft:

„Dann wenn du einst, in künft'ger Zeit, dein Recht dir hast genommen,
Dann wird, mit anderem Guten, dir auch die Komödie kommen!
Dann wird ein Aristophanes in Deutschland auch erstehen —
Und aus der ‚Wochenstube' dann mag man Patronen drehen!"

(Geschrieben im Dezember 1844, veröffentlicht 1845 im 3. Hefte der Jahrbücher der Gegenwart.)

Ein literarischer Sonderbündler.

Eine gründliche Kritik der Romantik ist in diesen letzten Tagen geschrieben worden, geschrieben mit Bajonetten und wohlgezielten Kugeln wackerer Schützen, belegt mit den schlagenden Gründen des Kanonendonners. Sie hatte es nicht anders gewollt, sie selbst hatte sie herausgefordert, diese ultima ratio, die für sie freilich die unica war. Zur Rache dafür, daß man einige Klöster, überwiesene Herde der Empörung, aufgehoben hat, zieht sie jenen verderblichsten der Stoffe ins Land, der, wo er immer Fuß faßt, als feines Gift unabsehlich in die gesunden Röhren des Körpers der menschlichen Gesellschaft sickert, das arsenikalische Gespenst, das alle Kräfte der Seele um einen falschen, einen hohlen Mittelpunkt sammelt, für das Wesenlose, für das, was nicht ist, fanatisiert und in jeder Kunst der Umschleichung und Lüge zur Meisterschaft ausbildet. Eine Schar brausender Menschen kann nicht warten, bis der Staat selbst als Ganzes entschlossen ist, den Giftstoff auszustoßen; Blut fließt, und über das dampfende Blut, die rauchenden Leichen zieht der Orden der christlichen Liebe in die gastlich geöffneten Sitze ein. Sie sind ausgefegt, diese Priester des Friedens, jene geographischen Karten, worin sie die Statistik ihrer Verbreitung verzeichneten und Deutschland als ihr Terrain vermaßen, liegen als Fetzen in den verlassenen Höhlen; ein Volk hatte die Frivolität, in wenigen Wochen hunderttausend Streiter in Waffen zu rufen, die mit heiterem Mute von Weib und Kind schieden, um Gut und Blut für die Reinigung des teuren Vaterlands zu wagen; mit Schimpf und Schande sind die tönernen Götzen, die im Fett ihrer Üppigkeit gedroht, gereizt, gerüstet, herausgefordert, das Messer gewetzt hatten, in die Winde zerstäubt, so tief schmachvoll, so im Gestanke der Niederträchtigkeit, daß man das eigene Gesicht nicht mehr im Spiegel sehen möchte, wenn man einen Augenblick das Unmögliche versucht, sich in ihr Inneres zu versetzen. Sie werden anderswo wühlen, „dem Volk kann weder Wasser bei noch Feuer“, sie werden willkommen sein da, wo man im Schlamme stumpfer Genußsucht und ruchloser Verachtung des Geistes öffentlich die Stirne hat, die Taten der todesmutigen

Aufopferung für Früchte der Zuchtlosigkeit und Gottlosigkeit zu erklären; mögen sie — unsere Zeit hat doch wieder einen schönen Augenblick, hat nach langer Öde einen Jugendblitz des Geistes, hat eine Tat gesehen. Heil dir, gutes Volk, Heil dir, lebendiges Volk!

Wirklich komisch ist es, daß mir, während dort so gründlich schöne Literatur getrieben wird, während mit Eisen geforscht, mit der knallenden Büchse argumentiert, mit Blut unterschrieben wird, ein armes kleines Büchlein auf den Tisch fällt, eine Schutzrede für die Romantik, benamset:

Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Von Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Der Titel zeigt sogleich, daß ich nicht Fremdartiges hier zusammenstelle. Hier ist nicht vom heiteren Scheine des Schönen die Rede; hier wird den Poeten zugemutet, der „hierarchisch-monarchischen Gliederung (!) des Staats" in die Hände zu arbeiten, die Poesie soll ihr Geschäft mit den Jesuiten teilen, nur in brillanterer Uniform, sie soll die Garde des „göttlich Positiven" sein. Doch daß ich nicht sogleich auf den Inhalt eingehe: ich ergriff das Buch, weil ich trotz dem Titel etwas Erkleckliches zu finden hoffte zur Verteidigung der Romantik auf rein ästhetischem Boden. Freilich es ist die Natur dieser Erscheinung, daß sie sich vom Boden des Staats und der Kirche weniger als irgend eine andere historische Gestalt der Kunst und Poesie ablösen läßt, um rein ästhetisch betrachtet zu werden. Ich meine dies so: in gewissem Sinne natürlich soll alle Geschichte der Kunst und Poesie gerade in diesem Zusammenhange betrachtet werden, die Betrachtung ist um so oberflächlicher, je weniger sie diese Einheit der Kräfte im Völkerleben ins Auge faßt; aber anders bezieht sich die Romantik auf das übrige Leben, anders eine gesunde Poesie. Diese wächst organisch aus der Grundlage tüchtiger Volks- und Bildungszustände hervor, schafft als entwickelte Kraft frei und spiegelt ohne Absicht die Geschichte, das Jahrhundert, Volk und Welt, sie wirkt ebenso frei und absichtslos mächtig zurück auf das sinnliche Leben. Die Romantik dagegen war vor lauter Absicht der Absichtslosigkeit durch und durch absichtlich, vor lauter Treiben eines stofflosen Spiels ganz stoffartig. Sie war Phantasie

der Phantasie, sie war Phantasietreiberei. Der echte Dichter schafft mit der Phantasie als seinem Organ, ohne um es zu wissen, wie der Arbeitende nicht um die Hand weiß, mit der er arbeitet; die Romantik arbeitete in Phantasie, statt mit Phantasie, sie phantasierte über die Phantasie: ein Sich-selbst-Dichten, ein Hitpahel der Poesie. Die Romantiker waren Schöngeister, und das ist kein echter Dichter; der ist ein einfacher Mensch, ißt sein Brot, tut sein Tagewerk wie andere und schwebt nur, wo er die Leier ergreift, in unbekannte Höhen. Von diesen Höhen sieht er die Welt verwandelt, das Kleine ist verschwunden, es ist unsichtbar. Die Romantiker fiengen die Poesie mit dem Frühstück an, stürzten den Champagner vor der Suppe hinab, aßen die Gansleberpastete vor dem Ochsenfleisch, sie poetisierten das Leben, sie blieben mitten zwischen dem Kleinen und sagten immer: das Kleine da herum, das sie sehr gut sahen, solle nicht sein. So wurden sie notwendig didaktisch, absichtlich stoffartig. Der echte Dichter bezwingt den herben Stoff des Lebens und verwandelt ihn in Schönheit; sie wollten die Schönheit als Stoff im Leben. Daher hätten sie das Leben selbst gern in einen Zustand gebracht, der dem Traume gleicht, daher dozierten sie das Mittelalter, denn es lag in demselben Nebel, in der trüben und ahnungsvollen Gärung, worin die Phantasie sich im ersten Momente schöpferischer Stimmung befindet. Sie machten Dogmatik aus der Ästhetik. Katholischer Kultus, Mönche, Ritter, patriarchalische Untertanentreue sind malerisch, man kann leichter dichten, wenn es diese Dinge noch wirklich gibt, also — haben diese Dinge Wahrheit, also sollen sie bestehen! Weiß Gott, wir wären weiter, wenn diese falsche Logik nicht wäre! Wenn man nicht Klöster errichtete, um sie besser malen zu können, Prozessionen hielte, weil man da schöne Gewänder sieht usw. usw.

Eben in diesem Punkte liegt aber eine Schwierigkeit, und hier ist es, wo eine Verteidigung der Romantik längst zu erwarten stand. Das geistreiche Manifest in den deutschen Jahrbüchern*) ist doch nicht ganz gerecht gewesen, hat vielfach das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, statt der Romantik die Poesie selbst bekämpft. Das wird

*) Halle 1839, S. 1953—2003, 2113—2164, 2401—2480: „Die Romantik und der Protestantismus" von Th. Echtermeyer und Arn. Ruge.
A. d. H.

man doch gewiß zugeben, daß alle Poesie und Kunst im Leben selbst noch naturfrische Formen vor sich haben muß, wenn ihr nicht aller Stoff für ihre Studien ausgehen soll; das ist doch nicht zu leugnen, daß die Aufklärung in Kollision tritt mit den ästhetischen Forderungen, indem Abkürzung aller Formen im weitesten Sinn ihr Gesetz ist; das wird man doch nicht noch einmal beweisen müssen, daß zwölf Hengste an einem Fuhrmannswagen schöner sind als eine Lokomotive, freie Handarbeit schöner als Maschinenarbeit, Wald schöner als Ackerfeld, alle Naturbildung schöner als unsere reflektierte. Jenes Manifest nun begieng hier einen handgreiflichen logischen Fehler, es begieng ihn, weil es das Pathos der Kultur und des ethischen Fortschritts mit dem ästhetischen verwechselte. Statt zu sagen: klagt nicht, wenn alle Formen knapp und geradlinig werden, denn ihr habt zweierlei Trost, den einen für den Augenblick, daß die Freiheit gewinnt, was die Kunst verliert, den andern für die Zukunft, denn die reife Freiheit muß sich auch wieder (in vielen Gebieten wenigstens) vollere Formen schaffen — statt dessen rief man: es ist gar kein Grund zum Klagen, denn die knappen Formen sind um der Größe des sie bedingenden Geistes willen ästhetisch bedeutender als die vollen, frischen, nach denen ihr euch sehnt. Das ist nicht wahr. Ich kann den Drang der Freiheit und das scharfe Messer, womit er den Wald der Formenwelt lichtet, poetisch nennen, aber nur in einem gewissen weiten Sinne des Worts, sonst begehe ich eine quaternio terminorum. Im eigentlichen Sinne ist poetisch nur, was mit dem großen Inhalt unmittelbar und auf e i n e n Schlag, auch dem ersten Anblick farbenreiche, volle, saftige, naturfrische Form gibt; nur im unbestimmten, weiten Sinn mag man den mächtigen Gehalt, der hinter abstrakten Formen arbeitet und erst durch einen Umweg gefunden und bewundert wird, poetisch nennen. Nicht d e n Fehler begieng also die Romantik, daß sie vom ästhetischen Standpunkte altertümliche Kulturformen sich lobte, denn poetisch sind unsere jetzigen wirklich nicht, sondern den, daß sie es nicht wagte, auf Schönes zu verzichten, um Gutes zu gewinnen, wie es eben unsere Zeit vorderhand muß, daß sie alte Formen mit Gewalt halten, zurückführen wollte, statt sich dem neuen Leben zu fügen, das für jetzt kahle Formen hat, aber sich, will's Gott, in der Zukunft bessere geben wird, daß sie das gefurchte Angesicht einer männlichen

Zeit verachtete, weil das Angesicht des nebligen Jünglings blühender aussieht, daß sie daher eine lügnerische Schminke auflegte. Es wird niemand zweifeln, daß der Araber im Burnus auf fliegendem Roß eine schönere Erscheinung ist als der Pariser in Frack und Hut; man hat wirklich von jungen Franzosen gelesen, die darum unter die Beduinen giengen, Mohammedaner wurden, aber zerfressen von Langeweile, unglückselig in der Barbarei dieser malerischen Zustände schlichen sie verzweiflungsvoll zu den Ihrigen und der Prosa ihrer Formen zurück. So ist der Urschweizer in der alten Tracht, der einfachen Sitte, dem frommen Hirtenleben zwischen Kapellen und Klöstern gewiß ein poetischeres Bild als der moderne Schweizer zwischen Fabriken und nach der Schnur bebautem Land, aber fort mit der Poesie, wenn ihre eine, freilich wesentliche Hälfte, die naturvolle Form, um den Preis der innern Freiheit zu erkaufen ist, fort mit ihr, wenn ihr reizendes Dunkel dem wühlenden Pfaffen den Boden hergibt, um bella donna darin zu säen! Wollen wir ihre Maske anziehen, unsere Seele um drei Jahrhunderte zurückschrauben, um einem wandernden Genremaler Modell zu stehen? Nein, willkommen, heilsame Kühle der Prosa, willkommen, schnödes, abstraktes Kleid, geradlinige Landstraße, Schafhusten der Lokomotive, unpoetischer Rechtsvertrag der Völker: ihr gebt mir schlechte Formen und laßt mir dafür meine unsterbliche Seele!

Da aber also das Manifest nicht dies sagte, sondern die schlechten Formen um der unsterblichen Seele willen für gute anpries, war die Wahrheit zwischen ihm und seinem Gegner geteilt. Es waren Einwendungen zu erwarten, es war zu befürchten, daß die sophistische Dialektik der Romantiker diesen schwachen Punkt ergreifen und Trugschlüsse daraus spinnen werde.

Von einem Manne wie Eichendorff freilich war diese Art der Polemik nicht zu erwarten. Eine liebenswürdige Persönlichkeit, eine milde, freundliche Muse, die so reizend bei Waldhornklang mit schlanken Reiterinnen sich in den Sattel warf und das Dunkel der Wälder durchstreifte, so anmutig mit träumerischen Vagabunden durch die Lande irrte: da war nicht Gift der politisch-historischen Blätter, nicht hämische Verdrehung zu besorgen. In manchen Stellen erkennt man auch sogleich das unbefangene Gemüt wieder, vor allem in dem, was er über die falsche, die negative Moral des Pietismus

in den Schlußbemerkungen sagt. Nicht nur durch diese Spuren altbekannter Liebenswürdigkeit, sondern durch den ganzen Standpunkt scheint dieses Büchlein den Gegner wirklich zu entwaffnen, wenigstens macht es alle Entgegnung, Widerlegung überflüssig. Es ruht einfach auf der Tatsache, daß der Verfasser katholisch ist, mit gutem Glauben in dem lebt, worin er geboren ist, und so die Poesie, die ganze Welt katholisch haben möchte. Er beweist nicht; ganz einfach und naiv handelt er, als ob alles, was man von Gründen gegen die Romantik vorgebracht hat, nicht existiere. Geboren in der schlechtweg positiven Konfession, predigt er schlechtweg positiv seine Dogmen. Können wir ihm Gründe abzwingen? Ja, wenn Gründe so gemein wären wie Brombeeren, so sollte ihm doch keiner mit Gewalt einen Grund abnötigen! Er steht um etwa 40 Jahre hinter der Zeit, er steht da, wo die Romantik gegen den Rationalismus auftrat, er steht in jener verschollenen Polemik gegen die Aufklärung. Der seichte Rationalismus, die alles unterwaschenden Gewässer des altklugen Rationalismus, das wuchernde Schlingkraut der rationalistischen Wüste — das ist sein drittes Wort. Er weiß einmal nicht, daß die Glocke anders geschlagen hat, daß eine Zeit gekommen ist, welche jenen trüben Gegensatz, da das Nikolaische Extrem dem Novalis-Schellingischen, da die wasserklare Verstandeskategorie der unfrei gärenden Idee der Unendlichkeit gegenüberstand, getilgt und die inhaltvolle Freiheit, den unendlichen Gedanken in Vermittlung mit dem Endlichen, verständige Vernunft und vernünftigen Verstand zum Besitze der Geister, zur Forderung der Völker erhoben hat. Vor der Aufklärung, die er kennt, vor jener armen ersten Phase der Aufklärung will er uns in die katholische Kirche retten. Er sagt es offen, gerade, ehrlich; er meint es gut. So stellt er denn das Urteil über die Romantik, das in der modernen Literatur längst feststeht, einfach auf den Kopf. Wir sagen: die Romantiker taten mittelalterlich, weil das Mittelalter poetische Formen hatte, sie stellten sich katholisch, weil der Katholizismus der Phantasie eine bunte Farbenwelt gibt; sie begiengen die Unredlichkeit, um des ästhetischen Zwecks willen Zustände real machen zu wollen, denen sie im innersten Herzen fremd waren, sie trogen, sie logen, sie waren Kinder der Zeit, sie hätten ehrlich sein und es gestehen sollen. Er sagt: freilich logen sie, wenn sie es so machten, sie hätten Kinder des Mittelalters, sie

hätten ehrlich katholisch sein oder werden und dem Katholizismus dann durch ihre Poesie dienen sollen. Wir sagen: hätten jene Dichter mit freiem Geiste die Glaubens-, Sagen-, Märchenwelt des Mittelalters unter anderem als Objekt behandeln wollen, wer konnte es ihnen wehren? Aber sie wollten jene Welt nicht als Objekt, sie wollten sie als Element, worin die Phantasie des Dichters selbst sich bewegt, sie wollten sie als Prinzip, sie wollten diese Zustände ebendaher stoffartig wirklich zurückrufen und übten tausend verderbliche Einflüsse auf die Gesellschaft, auf den Staat. Er sagt: o nein, lang nicht stoffartig genug verfuhren sie; ihnen hätte nicht die Poesie Zweck, Katholizismus und Feudalstaat Mittel sein sollen, sondern diese Zweck, jene Mittel; sie hätten nicht den Katholizismus als Zustand wollen sollen, um ihn zu besingen, sondern die Leute herbeisingen, damit sie alle katholisch würden. Wir sagen: die Romantik wurde aus dem genannten Grunde stoffartig, aber auch darin blieb sie stofflos blasiert, es war ihr im Ernste nicht Ernst und konnte es nicht sein, dennoch aber mußte sie, wie jeder, der die Uhr der Zeit zurückstellen will, ärgerlich, bös, boshaft, verbissen und bissig werden. Er sagt: es hätte ihnen einfach Ernst sein sollen. Wie es dann mit dem Bösewerden steht, wollen wir nachher sehen. Er bringt die höchst instruktive Stelle aus einem Brief W. Schlegels an eine Dame bei: er habe, schreibt dieser, die christlichen Stoffe in die Poesie zurückführen wollen, um gegen die Prosa und Engherzigkeit der Flachköpfe, gegen die sensualistische Philosophie mit ihrer platten Moral Reaktion zu machen, und weil ihm da der Protestantismus nichts geboten habe, so habe er aus den Überlieferungen der römischen Kirche schöpfen müssen; er sei von der Pracht des katholischen Kultus gefesselt worden, er habe die Theosophie studiert, er habe die geistlichen Sonette geschrieben: c'était une prédilection d'artiste. „Mit gerechtem Unwillen entdecken wir also hier", so fährt unser Apologet fort, „anstatt des ehrlichen Kampfes, den wir voraussetzen und fordern durften, nur ein diplomatisches Scheingefecht" usw. Ebenso streng ist er auf Äußerungen Tiecks zu sprechen, wo dieser die Freiheit des Dichters in Anspruch nimmt, sich in den antiken oder christlichen Olymp, wie es komme, zu versetzen, wo er interessant genug sagt, man könne den heiligen Wahnsinn der großen Religionshelden bewundernd beweinen und

doch könne ein geheimes Lächeln über der Verehrung schweben; unangenehm überrascht erkennt Eichendorff in dieser Art Begeisterung das bloße poetische Formenbedürfnis eines wähligen Talents. So ist er denn freilich kein Freund der berüchtigten Ironie, die „schon im Phantasus wie ein feiner Teeduft einer ästhetischen Abendgesellschaft über die Waldeinsamkeit der eingestreuten wundervollen Märchen herweht". „Die Romantiker hatten sich durch das wuchernde Schlingkraut der rationalistischen Wüste zwar tapfer durchgehauen, stutzten aber, als sie nun plötzlich vor der vergessenen alten Kirche standen; sie wollten allerdings das Positive, aber nicht aus orthodoxem Eifer, sondern um das Geheimnisvollen und Wunderbaren, um des schönen Heiligenscheins willen, der das Positive umgibt; sie gaben statt der heidnischen eine christliche Mythologie, mit einem Wort: sie verfochten einen Glauben, den sie im Grunde selber nicht hatten."

Auf den ersten Blick weiß man hier nicht, wie man mit diesem Schutzredner der Romantik daran ist. Vor allem müssen wir das eigene Urteil feststellen. Zunächst scheinen die Romantiker in dem guten Rechte aller Poesie zu stehen, wenn sie dem Dichter die Freiheit vindizieren, sich in fremde Weltanschauung zu versetzen, ohne daß er dafür dogmatisch in Anspruch genommen würde. Verweilen wir bei diesem Schritte, so tut der Schutzredner seinen Schützlingen unrecht, indem er sich in Vorstellungen über das Verhältnis der Kunst zu ihren Stoffen bewegt, welche die Ästhetik längst widerlegt hat. Er hat keinen Begriff vom Schönen als einem freien Scheine, der jede Zeit und jedes Weltbild beleuchten und erwärmen kann, ohne daß daraus ein Glaubensartikel des Künstlers zu ziehen wäre; seine Ansicht von der Aufgabe der Kunst ist roh stoffartig. Mehreremal sagt er, die Aufgabe der Romantik sei bloß halb eine ästhetische, sei zur guten Hälfte eine ethische gewesen; als ob nicht alle Kunst in allen Epochen immer und nie ethisch gewesen wäre: immer, weil sie gar nichts anderes ist als das Gute, je wie es eine Weltepoche besitzt und versteht, umgewandelt in reine Form; nie, weil das Gute in dieser Umwandlung eben ganz in reine Form aufgeht. Er ist ganz Scholastiker der Kunst: sie soll „das Gewissen und Gefühl der katholischen Kirche sein". Allein diesen Satz vom freien Scheine

haben die Romantiker wieder falsch gedeutet, sie haben ihn zu Erschleichungen mißbraucht, die wir denn doch genauer fassen müssen, als wir bisher in verschiedenen Wendungen getan haben. Das Gute soll sich also im Schönen zur reinen Form aufheben, es soll nicht für sich wirken, sondern nur durch sie, gerade weil es untrennbar innig in sie eingeschmolzen ist; der Ernst der Gesinnung macht noch nicht den Dichter. Aber wenn Heine den Charakter ohne Talent zum Tendenzbären macht, so sagt Prutz in seinen Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart ebenso wahr, daß das Talent ohne Charakter reiner Affe sei. Die Romantiker schlugen sich zum Affen, sie meinten durch dieses ästhetische Grundgesetz der Gesinnung enthoben zu sein. Nun wußten sie aber wohl, daß der Dichter ein ethisches Weltbild zu geben hat. Da sie in der ethischen Substanz ihrer Zeit nicht wurzelten, so ergriffen sie die Sittenbilder vergangener Menschheit als Gegenstand interesseloser Kunst und Fertigkeit, in Dagewesenes sich zu versetzen. Doch nicht jedes dagewesne Lebensbild galt ihnen gleich, sie hatten allerdings das Interesse für ein bestimmtes, für das mittelalterliche. Nur war dieses Interesse wieder kein substantielles; hier hat der oben ausgesprochene Satz seine Stelle, daß sie das Mittelalter suchten, weil die phantastische Stimmung, die sie für das Dichten in Anspruch nahmen, im Mittelalter verbreiteter, tatsächlicher Zustand war. Das Mittelalter hatte freilich noch ganz andere Kräfte, es hatte Erscheinungen, die ein moderner Dichter mit dem vollen Interesse des ethischen Geistes unserer Zeit recht wohl zum Stoffe nehmen kann; es hatte Männer, starke Menschen, Charaktere, die mitten im Dämmerschein und dem irrenden Zauberlichte der Zeit als ungebrochene Granitgestalten ragen und deren Kraft wir wahrlich für die Zwecke unseres Jahrhunderts wohl brauchen könnten. Aber nicht die Männertugend, sondern den Nebelschein der allgemeinen Beleuchtung nahm sich die Romantik aus dem Mittelalter, und so schlüpfte sie mit blasierter Seele in seine Kutten, Ornate, Rüstungen, Meßgewänder. Diese Maskerade nun tadelt der Verfasser mit Recht. Die Romantiker sagten zwar: es ist keine Maskerade, wir wünschten und wollten, daß dies Kostüm das allgemeine wäre; Eichendorff antwortet: mit moderner Seele darf man aber nicht in diesem Kostüm stecken, eure Rolle muß eure Überzeugung sein. Werft es fort, sagen

wir; behaltet es und spielt ehrlich darin, sagt er, spielt vielmehr gar nicht, sondern seid nur. Der Dichter darf wohl spielen, ja er soll, nur kein falsches Spiel; Eichendorff erlaubt gar kein Spiel. Eigentlich nun können wir mit ihm über das trockene Sein, das er verlangt, über diesen bittern katholischen Ernst nicht streiten. Er hat sich des Beweises überhoben, wir tun es auch. Wir befinden uns hier im Falle der gewöhnlichen sozialen Toleranz. So wenig ich in Gesellschaft jemand wegen der Form seiner Nase beunruhigen darf, ebensowenig wegen der Konfession, in der er geboren ist: seine Nase ist so gewachsen, und dieses Element hat er mit der Muttermilch eingesogen; so er, so ich. Das ist Zustand, das ist Tatsache. Etwas anderes ist es, wenn die Tatsache zur Behauptung, die Behauptung zum Angriff wird. Dann hört die Toleranz auf, weil Toleranz gegen Intoleranz intolerant sein muß. Doch was die Konfession betrifft, sollen uns auch die Behauptungen, die Angriffe nicht böse machen.

Ich überlasse es den Kirchlichen, mit Herrn v. Eichendorff zu rechten, wenn er Friedrich Schlegels Ansicht unterschreibt, daß der Protestantismus nichts als Polemik, negative Religion sei, oder die andere, der Protestantismus habe keine gefundene Wahrheit zum Fundament, sondern nur den Willen, sie zu suchen und zu finden, und mithin immer zu verneinen, daß irgendwo jene Wahrheit bereits gefunden sei, wenn er daher alles Zerrissene in der Romantik vom Protestantismus ableitet. Seiner ungebrochenen, auf Unterscheidung nicht geübten Denkweise ist es nachzusehen, wenn er zwischen dem Prinzip, das unter anderem die Reformation aus seinem Schoße geboren hat, und zwischen seinem toten Bodensatz und Niederschlag in der Kirche nicht distinguiert, wenn er mit unrichtigem Sprachgebrauch jenes Prinzip protestantisch nennt und vergißt, daß das, was eigentlich so heißt, die protestantische Kirche, nur allzu positiv ist, nur allzu gewiß mit gefundenen Wahrheiten sich begnügt. Dies Prinzip aber, nennen wir es nun Aufklärung, Vernunft, Rationalismus, „revolutionäre Emanzipation des Subjekts“ — (Herr v. Eichendorff vergißt nur die Kleinigkeit, daß Volk und Menschheit auch Subjekte sind, und daß das zu Volk und Menschheit erweiterte Subjekt doch wohl eine andere Objektivität hat als eine Kaste von priesterlichen Subjekten, welche ihre Sub-

jektivität als objektiv behaupten) — oder nennen wir es in Gottes Namen dennoch Protestantismus: dieses Prinzip schätzt es sich freilich zur Ehre, nichts von gefundenen Wahrheiten, nichts von der dritten Person und dem Perfektum „es hat jemand irgendwo hinter den blauen Bergen die Wahrheit gefunden" zu wissen, aber ebensowenig sucht es, um das Finden zu verneinen, sondern es findet im Suchen, sucht im Finden, es konjugiert das Verbum Finden durch alle drei Tempora. Meinen andere, es gebe Leute, die die Wahrheit fix und fertig in einer Kapsel haben, so wünschen wir ihnen Glück zu ihren guten Tagen.

Da wir somit das Buch als ein unschuldiges behaupten, das uns nur Gelegenheit gegeben hat, einige Begriffsnester zu entwirren, so wären wir fertig, aber doch fehlt noch etwas, wir haben es noch nicht vollständig prädiziert. So ganz unschuldig kann es denn doch nicht abgehen, wo Geschichtliches zu beurteilen ist und doch die Überzeugung so ganz aprioriſch als undurchdringlich fester Pflock festsitzt. Der Leser wird längst mit einiger Verwunderung gefragt haben, was denn das für eine Art Schutzrede sei, wo der Schutzredner ganz wie der Gegner, nur aus ganz anderen Gründen, seinem Schützling die Leviten liest. Das Rätsel kann sich nicht anders lösen als so: der Verfasser lobt eigentlich nicht die Romantiker, sondern das, was sie gewesen wären, wenn sie gewesen wären, wie sie nach seiner Ansicht hätten sein sollen. Allein, da dies denn doch gar zu dünn wäre, so muß er eine kleine Umstellung der Dinge vornehmen, er muß den Begriff, den er von der wahren Aufgabe dieser Schule hat, historisch machen. Also: jener Begriff war wirklich ihre ursprüngliche Intention, und der Fehler war ihr Abfall von der Intention. Dies wäre denn, meint man, zu belegen. Kann man es aber nicht belegen, so kann man ja wenigstens tun oder (daß ich mich milder ausdrückte, da ich vollständig überzeugt bin, daß hier nicht Betrug vorliegt) man täuscht sich, man meint, es müsse so gewesen sein, weil man es wünscht. Aber von der Selbsttäuschung ist doch nur ein kleiner Schritt zur Täuschung. Warum fällt denn dem Verfasser so gar spät, ganz am Schluß erst ein, daß die ganze Schule fast aus lauter norddeutschen Protestanten bestand, denen „der natürliche Boden einer katholischen Gesinnung fehlte, die schon frühzeitig vom Baume der Erkenntnis genascht hatten?" Frei-

lich die Erklärung ist gleich zur Hand: „es war bewußtlos hervorbrechendes Heimweh nach der Kirche." Wir meinten bisher, ein sehr bewußtes, vor lauter Bewußtheit gar kein Heimweh sei es gewesen. Doch es kommt ja einfach auf den Stoff an, es fragt sich, ob und wie der Verfasser seinen Satz an den Persönlichkeiten nachweist. Er charakterisiert sie der Reihe nach in flüssigem, bildlichem Style, woran man gern den Mann erkennt, der als Dichter so viel liebenswürdiger denn als Polemiker ist. Zuerst nachdem von Goethe tief verkehrt gesagt ist, seine Poesie gebe bloß Natur und nicht mehr, von Schiller, er habe den trockenen Rationalismus verherrlicht, kommt, wie billig, der Evangelist Johannes der Romantik, Novalis, an die Reihe. Der Verfasser gerät ihm natürlich auf die Spur seiner mystischen Unterschleife, er wittert sie wohl heraus, wenn Novalis den Glauben an „die Allfähigkeit des Irdischen, Wein und Brot des ewigen Lebens zu sein", für Christentum passieren läßt. Wer im ganzen Weltall Messe hört, wird kein sehr eifriger Besucher der eigentlichen Messe sein, wem Liebe, Brautnacht und Tod gleich gilt mit dem Opfer des Herzens an Gott, der wird den Rosenkranz nicht fleißig drehen. Es ist Pantheismus in der Form naturphilosophischer Mystik, sagt der Verfasser selbst: gut, und wer berechtigt ihn, wenn er selbst einsieht, daß diesem Schoßkinde der Phantasie das Christentum bloße Poesie war, hinzuzusetzen, darein „habe es sich ihm bloß unvermerkt verwandelt"? Bei Novalis ist keine Spur von dem einfachen christkatholischen Glauben, den Eichendorff sucht, nicht vornen, nicht in der Mitte, nicht am Ende. Also schon hier der kleine Betrug falscher Distinktion zwischen ursprünglichem Ziel und Abfall vom Ziel. Ja man kann sagen, Novalis wäre gerade dann von sich abgefallen, wenn er im Sinne Eichendorffs Ritter der Kirche geworden wäre. Bei Wackenroder mißtraut Eichendorff ebenfalls der Bekehrung durch Kunstentzückung; von W. Schlegels prédilection artistique wendet er sich, wie wir sahen, mit Unwillen; Friedrich Schlegel: wann war er Romantiker, als er die „Lucinde" schrieb oder als er katholisch wurde? Zuerst heißt es: er habe sich durch die Romantik durchgekämpft und sei sich ihres ungeheuern Irrtums bewußt geworden; also war er Romantiker in der „Lucinde"? Dann heißt es: die Romantik sei nur bis dahin eine bloße, mehr oder minder un-

klare symbolische Umdeutung des Katholizismus gewesen, er habe sie zu ihrem Ursprung wieder zurückgeführt. Ursprung? Wieder? Zurück? Hat denn der Verfasser einen solchen Ursprung historisch aufgezeigt? Hieß es denn nicht eben, Friedrich Schlegel habe sich durch die Romantik durchgekämpft? „Nun, das ist doch einfach: die Lucinden-Romantik ist die falsche, die Konvertiten-Romantik die wahre." Aber es handelt sich ja nicht von Wahr und Falsch, sondern von Ursprünglich und von Nachfolgend. Was hat denn der Verfasser zu antworten, wenn wir unsers Orts sagen: so gut du behauptest, das Spätere sei das Ursprüngliche, ebensogut sagen wir: das Frühere wird wohl als das Ursprüngliche auch in das Nachfolgende sich fortgesetzt, der Konvertit wird die Lucinden-Romantik mit hinüber in die Konversion genommen haben, und dann war er doch wohl keine besondere Akquisition für die wahre Romantik? — Steffens „stand nicht mehr auf der katholisch-romantischen Grundlage." Görres: wann war er Romantiker, als er von der Revolution entzückt war, als er die Deutschen gegen Napoleon aufrief, oder als er den christlichen Staat, den Erzbischof von Köln und den Rock von Trier „als geharnischter Hüter" verteidigte? In Nr. 1 natürlich nicht; in Nr. 2 war er noch nicht ultramontan und hier sitzt ein eigentümlicher Punkt; Eichendorff rechnet die Begeisterung der Freiheitskriege der Romantik zugute, aber wie kann er dies, da die wahre Romantik ihr Vaterland in Rom hat? Soll ich für eine römische Provinz, als für mein Vaterland, Gut und Blut lassen? Napoleon war katholisch, Preußen ist protestantisch: warum für den Staat der bloß negativen Konfession gegen den Feind fechten, der die positive behalten hat trotz der Revolution und der sie wohl auf den Bajonetten auch bringen wird? Nun, natürlich in Nr. 3. Aber ich meinte doch, die Romantik sei — zwar nicht bloß, aber doch hauptsächlich eine Erscheinung der Poesie. Wie und ein Dichter, ein liebenswürdiger Dichter wollte die hämische, die scharfsinnig verdrehende, die giftige Prosa dieser Polemik romantisch nennen? Aber ihm ist sie ja nicht hämisch, verdrehend, giftig! Wohl, aber er sollte doch noch so viel Dichtersinn haben, wenigstens an der gemeinen Form, an diesem rein materiellen Bodensatz des Gezänkes ein bißchen irre zu werden. Der tolle Arnim „repräsentiert am reinsten und gesündesten die Romantik."

Es ist wahr, mitten im systematischen Wahnsinn erkennt man bei ihm einen ethischen Gehalt, namentlich in der Gräfin Dolores; eine gestörte Ehe stellt sich durch innere Reinigung einer gefallenen Frau her, ein edler Mann heilt sein Gemüt durch Kampf für das Vaterland. Aber woher nimmt der Verfasser das Recht, darum und weil Arnim wie alle Romantiker gegen die Vernunft polemisiert, von ihm zu sagen: obgleich er Protestant war und blieb, seien seine Dichtungen dennoch wesentlicher katholisch gewesen als die der meisten seiner katholisierenden Zeit- und Kunstgenossen? Er habe den Katholizismus weder willkürlich umgedeutet, noch phantastisch überschmückt? Der einfache Katholizismus war auch für Arnim ein poetisches Motiv; ethische Grundgesinnung aber wird man doch wohl auch außerhalb des Katholizismus haben können. Mit Tieck sind wir schon fertig; es ist fatal, daß das Haupt, der reichste Dichter der Schule so geringen Anhalt gibt. War es des haltungslosen Zacharias Werner ursprüngliche Intention, Mönch und Priester zu werden, oder aber einen Orden zu stiften, der den Laien positive Formen, den Adepten die reine Erkenntnis ließ? Angefangen hat er mit diesem, geendigt hat er, nachdem er seinen Willen zerrüttet, mit jenem. Eichendorff erfreut sich dieser Erwerbung so sehr, daß er selbst seine schlechten und langweiligen Verse mit großer Liebe in Massen zitiert. Brentano wird durch den Kobold, mit dem die Religiosität in dieser dämonischen Natur zusammengekuppelt war, selbst für unsern Verfasser mehr ein psychologisches Phänomen als ein brauchbarer Ritter für seinen Zweck; an Schenkendorf gefällt ihm besonders, daß dieser sonst so edle Dichter der Befreiungskriege mit dem alten Reiche auch die alte Kirche zurückwünscht und — den Pfaffenkaiser Ferdinand, den Zerfleischer Deutschlands, als „Glaubensfels im Ungewitter“ lobt! Aus Fouqué macht er wenig. Jetzt kommt er an Uhland, preist das echt Gläubige in seiner Poesie und — bedauert, daß mit ihm die Romantik ihre „katholische Heimat“ bereits verlassen habe, daß in ihm „nur noch“ (wie war es denn oben bei den andern?) ein poetisches Verständnis der katholischen Schönheit sei. Nun kommt er an seine politischen Lieder, er bezweifelt zuerst die ästhetische Zulässigkeit politischer Stoffe, — was uns hier nichts angeht, — dann aber bedauert er diese Poesie darum, weil sie, da der Dichter die stärkste, die

geistliche Waffe von sich geworfen, weltlich sei. „Die Poesie wird vom ethischen Boden auf den Rechtsboden gestellt.“ Da haben wir's, ethisch ist nur die katholische Religion, der Staat nicht (oder nur durch sie). Und nun kommt, was sich von selbst versteht: „der Staat hat ein sichereres Fundament an der echten Treue als am Vertrage, es kommt überhaupt nicht viel auf die Besieglung an“ — „die Epigonen aber haben sich's bald anders gedeutet, in das ungewisse Recht einen willkürlichen Inhalt hineingefaselt und zu dem Vertrage ihre Punktation nach eigenem Gelüsten aufgesetzt. Und so ist Uhland wider Willen und Wissen — wie in der protestantischen Abzweigung von der Romantik, so in dem trotzigen Rechtsgefühl — Führer geworden einer Dichterschar, die man ungenau als die schwäbische bezeichnet; denn sie geht in immer wachsendem Ungestüm rasch über Schwaben fort mit Anastasius Grün und Lenau durch Österreich nach Ungarn hinein, bis sie endlich allerwärts in einem Bacchantenzuge von Freischärlern austobt, die mit Uhland und der Romantik gar nichts mehr gemein haben.“ Die weiteren Gänge, denke ich, können wir uns ersparen; der Verfasser weiß mit den Namen, die er noch nennt: Kleist, Platen, Hofmann, Immermann, Chamisso ohnedies nichts weiter anzufangen, als daß er, was an ihnen krankhaft ist oder nur auf seine Mühle nicht taugt, vom Protestantismus, vom Mangel an gut katholischer Religion ableitet. Es ist Heu genug herunter: zum christlichen Staate, zur hierarchisch-monarchischen Gliederung dürfen wir nur noch nehmen, daß aus Novalis auch der Satz mit Liebe zitiert wird: „mit Recht widersetzte sich das weise Oberhaupt der Kirche frechen Ausbildungen menschlicher Anlagen auf Kosten des heiligen Sinns und unzeitigen, gefährlichen Entdeckungen im Gebiete des Wissens; denn er wußte wohl, daß die Menschen sich gewöhnen würden, alles Große und Wunderwürdige zu verachten und das eingeschränkte Wissen dem unendlichen Glauben vorzuziehen.“ Das Buch schließt mit schönen Hoffnungen auf eine Reaktion gegen die „endlose Revolution“. Das Kölner Ereignis (wo der Staat so frei war, einen ungehorsamen Priester, der seinen Grundpfeiler, die Ehe, unterwühlte, einzusperren), „eine Million Trierscher Wallfahrer“ (die in faulen Rotten, die Arbeit wegwerfend, den Erwerb verschleudernd, in Schmutzhöhlen auf der langen Reise sich zucht- und sittenlos umwälzend sich

herbeiplärren, eines der krassesten Stücke des Reliquiendienstes anzustieren): das sind seine Hoffnungsanker, und weil alle Nationalität positiv ist (hier käme also doch zum Schlusse noch ein Grund für diesen Zusammenhang, aber was für einer!), so hofft er von der katholischen Gesinnung auch Erhebung des Nationalismus. Der Sonderbund hat diesen Zusammenhang hübsch belegt: mit französischen Waffen, mit österreichischem und sardinischem Geld hat er jahrelang gerüstet, sein Vaterland zu zerreißen. Unser Ende kehrt zum Anfang zurück: wir weisen den letzten Ritter der Romantik nach Gislikon.

(Jahrbücher der Gegenwart, Januar 1848.)

Die Literatur über Goethes Faust.

Goethes Faust ist dunkel. Ein Beweis davon sind die vielen über ihn erschienenen Schriften, die fast alle den Charakter von Kommentaren tragen. Darf ein Gedicht dunkel sein? Es kommt auf die Bedeutung des Wortes an; wir müssen verschiedene Gründe des Dunkels unterscheiden.

Das Dunkel, welches Fremdheit der Sprache, Entfernung der Zeit und des Orts für Ausländer und späte Nachwelt mit sich führen, fällt hier natürlich weg, und hiemit der ganze philologische und antiquarische Apparat, den solches Dunkel zu seiner Lichtung erfordert. Doch kann ein Gedicht auch für die eigene Nation und Mitwelt einzelne Dunkelheiten enthalten, wenn die Szene in einer entfernten Zeit, an einem entlegenen Orte spielt, und der Dichter um der nötigen historischen Treue willen manches beibrachte, was gelehrte Notizen erfordert. Dahin rechne ich nicht sowohl das Bild der Zeit, des Landes überhaupt, deren Gesittung, politische und andere Zustände. Der Dichter setzt in unserem Zeitalter, dessen Poesie wesentlich Kunstpoesie ist, gebildete Leser voraus und Kenntnisse in der Geschichte; sollte das Bild der Zeit, in welcher das Gedicht spielt, in ihrem Gedächtnis mehr oder minder erloschen sein, so wird er es eben durch die Lebendigkeit seiner Poesie wieder auffrischen; die Sitte und Naturbestimmtheit eines fremden Volks wird ebenfalls das Gedicht selbst so vergegenwärtigen, daß nicht eben eine gründliche Kenntnis beim Leser oder Zuschauer vorausgesetzt wird. Manches Äußerliche wird er immerhin aufzunehmen veranlaßt sein, was einigen gelehrten Apparat zur Verständigung wünschenswert macht. Niemand wird es Goethe verargen, wenn er uns die Mühe auflegt, uns zu erkundigen, was ein Inkubus, ein Pentagramm und dergleichen sei. Der Zauberglaube jener Zeit ist einmal die äußerliche Atmosphäre, worin die Tragödie spielt, und diese muß durch solche einzelne Züge zu einem konkreten Bilde kondensiert werden.

Etwas anderes ist es schon, wenn dasselbe Gedicht aus der Vergangenheit, in der es spielt, in die nächste Gegenwart herübergreifend, allerhand Anspielungen auf moderne Literatur, Sitten-

geschichte usw. in sich aufnimmt, welche auch für den wahrhaft Gebildeten einer erklärenden Notiz bedürfen, sofern ihr Gegenstand nicht von allgemeiner und bleibender, sondern von vorübergehender und zufälliger Bedeutung ist. In dem Grade, in welchem ein Gedicht unsterblichen Gehalt hat und wesentliche, für alle Zukunft bedeutende Erscheinungen des Geistes in ihm niedergelegt sind, wird es lästig sein, Partien in ihm anzutreffen, die, ohne Zusammenhang mit dem Ganzen episodisch eingefügt, auf ephemere Zeiterscheinungen satirische Lichter werfen, welche kurz nach der Abfassung dem Publikum bereits unverständlich werden müssen, ja schon bei den ersten Lesern gewisse Lokalkenntnisse von Goethes näherer Umgebung und dergleichen, was man sich nur zufällig verschafft, voraussetzen. In der Tat, es ist sehr zu mißbilligen, es ist ein Leichtsinn und Übermut, daß Goethe eine Schnur von Xenien von meist ephemerer Bedeutung, da er eben nicht wußte, wohin damit, in ein ewiges Gedicht, wie den Faust, aufnahm. Wem ist zuzumuten, daß er von Mieding, dem Theatermaschinisten zu Weimar, wisse, daß er errate, was der Servibilis bedeutet, daß unter dem Kranich Lavater verstanden ist usw.? Diese Tages- und Ortsbeziehungen gehören nicht in ein weltumfassendes Gedicht, mit solcher Garderobe der Literatur und Tagesgeschichte will man nicht geplackt sein, wo es sich um ewige Empfindungen handelt. Nicht nur in der Walpurgisnacht und dem störenden Intermezzo, schon in der Hexenküche kommen zu viele Nüsse der Art zu knacken, die mit einem Scheine tiefer Bedeutung täuschen und nur für den, der den kleinen Krieg der damaligen Literatur erlebte, in Weimar war, Personen aus Goethes Umgebung kannte, verständlich sind. Jugendliche Geister namentlich, ohne Erfahrung, Weltkenntnis, die mit frischer Erwartung lauter großer und würdiger Ideen an die Tragödie treten, suchen in diesen kleinen Stichen allerhand Mysterien; ein Gedicht wie Goethes Faust sollte aber nicht mystifizieren.

Reden wir aber von dem geistigen Gehalte und der inneren Form eines Gedichts, so muß sogleich unbedingt der Satz aufgestellt werden: ein Gedicht soll sich selbst erklären, soll durch sich selbst unmittelbar deutlich sein. Freilich — für wen? Es kann ein Gedicht geistige Erscheinungen zum Inhalte haben, die nur der versteht, der sie in irgend einer Weise selbst durchlebt hat, und nur derjenige

durchlebt hat, der auf einer gewissen Höhe der Bildung steht. So wird Goethes Faust niemand verständlich sein, der niemals philosophische Zweifel gehegt, niemals über die höchsten Probleme des Denkens wissenschaftlich nachgedacht hat. Wer keine Idee vom Verhältnis des Bösen zur Weltordnung hat (und der gesunde Menschenverstand, der populäre Religionsunterricht geben noch keine), der wird nimmer den Prolog im Himmel, wer sich nicht mit der tiefsten Skepsis getragen hat, nimmer die ersten Szenen verstehen. Auch die Geschichte Gretchens, obwohl sie unmittelbar jedes Herz rührt, erhält doch ihre tiefste Wirkung erst durch ihre Beziehung auf die unendlichen Seelenkämpfe Fausts. Goethes Faust ist ein *philosophisches* Gedicht. Dies ist zunächst ein höchst zweideutiges Lob; denn daß ein Gedicht keineswegs metaphysische Fragen ausdrücklich und ausgesprochenermaßen an der Stirne tragen, daß vielmehr der metaphysische Gehalt ganz in Fleisch und Blut verwandelt, ganz in die Form unmittelbarer Erscheinung aufgegangen sein soll, dies setze ich als weltbekannte Binsenwahrheit voraus. Wenn nun Goethes Faust unverhüllter als irgendein anderes bedeutendes Drama um letzte metaphysische Fragen sich dreht, zugleich aber von anerkannt ungeheurer poetischer Wirkung ist, so werden wir sagen müssen: *darin* zeige sich hier der Genius, daß er diesen Inhalt *trotz* seiner metaphysischen Weite und Tiefe in den festen ästhetischen Körper zu bannen verstand. Ist ihm dies gelungen, so müssen wir die oben aufgestellte Behauptung, daß nur der philosophisch Gebildete dies Gedicht verstehe, dahin beschränken, daß allerdings nur dieser, aber dieser, ohne sich während des Lesens begriffsmäßig philosophische Rechenschaft zu geben, das Gedicht vollständig genieße. Der Prolog im Himmel spricht die Idee der relativen Notwendigkeit und der beständigen Ohnmacht des Bösen so plastisch aus, daß sie wirklich vergegenwärtigt ist; man braucht ihn nicht mit dem Kopfe, man kann ihn ganz mit der Phantasie lesen, und, was er besagen will, dennoch ganz in sich aufnehmen. So und nicht anders soll ein Gedicht gelesen werden. Die Poesie ist nicht da, daß sich der Leser den Kopf zerbreche, sie gibt ihre Ideen unvermerkt ein, weil sie ganz in Bild und Form gewandelt sind. Sowie wir uns über ein Gedicht besinnen müssen wie über Rätsel, so ist dies ein Beweis, daß diese Wandlung nicht gelungen ist, sondern Idee und Bild

außereinander liegen geblieben sind. Dies ist dann ein Dunkel, das unter allen Umständen verwerflich ist. Ein bedeutendes Gedicht philosophisch zu erörtern, ist ein sehr lobenswertes Unternehmen. Aber was ist die Aufgabe? Nicht, einen philosophischen Kommentar zu liefern, — verständlich soll das Gedicht für sich sein ohne alle Beihilfe dieser Art —, sondern den ersten Eindruck, den ästhetischen, der als solcher schon ein vollständig klarer sein muß, nachträglich in das philosophische Bewußtsein zu erheben und sich von seinen Gründen Rechenschaft zu geben. Dies Geschäft hat nun zwei Seiten. Der reine Ideengehalt wird abgelöst von der Form, worein der Dichter ihn gegossen: dies ist die eine Hälfte des Geschäfts; die andere ist, daß man nachweist, wie und warum die Idee gerade in diese Form niedergelegt wurde, daß man den Prozeß, wodurch der Dichter Idee und Bild in eines wandelte, ihm nachdenkt. Wie die Momente der Idee und der Organismus der ästhetischen Form einander entsprechen, oder, wenn dies nicht der Fall ist, wo der Fehler liege, dies darzutun ist die Aufgabe der philosophischen Betrachtung eines poetischen Kunstwerks. Eine Abhandlung über eine Tragödie soll nicht eine philosophische überhaupt, sondern eine philosophisch-ästhetische sein; unter den philosophischen Wissenschaften ist es nicht die Metaphysik, nicht die Psychologie, Ethik, Religionsphilosophie, sondern die Ästhetik, die hier beteiligt ist. Ein Gedicht ist nicht zu behandeln wie ein Faden, an welchem hinlaufend man Gelegenheit nimmt, über dies und das zu philosophieren, nicht wie ein Kleiderrechen, an den jeder seine philosophischen Stöcke, Schirm, Kappe, Hut hinhängt. Ist der erste Teil der Tragödie poetisch, so ist er unschuldig daran, wenn er meistens auf diese Weise behandelt worden ist.

Aber sogleich hier müssen wir scharf unterscheiden zwischen dem ersten und zweiten Teile. Der letztere nämlich ist in einem ganz anderen Sinne dunkel als jener. Im ersten sehen wir das Schwierigste, was ein Dichter leisten kann, die Wandlung der tiefsten und universellsten Ideen in poetisches Fleisch und Blut, durch das Geheimnis der Phantasie gelöst. Die Unendlichkeit des ideellen Gehalts forderte allerdings schon hier die Einführung außermenschlicher Figuren. Das absolut Vollkommene kann in keinem wirklichen Individuum existieren, ebensowenig das absolut Böse, und doch han-

delte es sich geradezu darum, diese beiden abstrakt allgemeinen Begriffe zu personifizieren. Aber dies ist bereits schief ausgedrückt. Goethe gieng als echter Dichter nicht vom allgemeinen Begriffe aus, um durch Mägdearbeit der Phantasie erst ein konkretes Bild für ihn zu suchen; die Ideen, die sein Faust in sich aufnehmen sollte, waren vornherein nicht auf dem Wege der Abstraktion gefunden, sondern ein Empfundenes und Erlebtes, sie verkörperten sich ihm zu fester Gestalt an der Volkssage vom Dr. Faust, an dem alten Puppenspiele, das „vieltönig in ihm summte und widerklang". So hatte er sogleich für die Idee des Bösen eine Figur, die nicht, wie dazu die Darstellung abstrakt allgemeiner Begriffe leicht verführt, allegorisch, sondern m y t h i s c h ist, d. h. nicht von einem Einzelnen auf dem Wege der Absicht und Reflexion ausgeheckt, sondern unbewußt erfunden und geglaubt von der religiösen Volksphantasie, und auch demjenigen, der diesen Glauben nicht mehr teilt, noch vertraut und geläufig genug, um ihn schnell in die Illusion hineinzuziehen. Gerade in der Haltung dieser Figur müssen wir den Dichter so unendlich bewundern. Goethe hütete sich gar nicht davor, durchscheinen zu lassen, daß es zur Erklärung des Bösen gar keines Teufels braucht, daß dieser Mephistopheles also nur ein mythisches Wesen ist, er legt ihm selbst solche Äußerungen in den Mund, die eigentlich seine Existenz negieren, z. B.:

„Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zugrunde gehn."

Und dennoch wird selbst durch solche Stellen die Illusion, als hätten wir ein lebendiges, kompaktes Individuum vor uns, niemals gestört, sondern eben, wenn solche kritische Gedanken in uns ansetzen wollen, aufs heiterste wiederhergestellt, so treffende Züge des Lebens sind dem Schalke geliehen. Nur einmal philosophiert er zu viel, will sich selbst definieren und spricht etwas konfus, so daß wir nicht mehr ihn, sondern den zum Philosophieren ungeschickten Dichter hören. Die andern übermenschlichen Figuren, der Herr, der Erzengel, sind ebenfalls nicht Allegorien, sondern mythische Gebilde der religiösen Phantasie und dem Leser geläufig. Der Erdgeist kommt auch in der Astrologie und Magie vor als ein geglaubtes Wesen und ist zudem so lebendig und klar gehalten, daß man sich billig

wundern muß, wie manche Ausleger in der Erklärung dieser Figur irren konnten. Alle diese Figuren nun, obwohl sie als besondere Hypostasen außer den Helden hinausgestellt sind, heben doch den Charakter der tiefsten Innerlichkeit, wodurch unsere Tragödie so national deutsch ist, nicht auf. Fausts Inneres ist der Boden, worauf die allgemeinen Mächte sich bekämpfen, der wahre Schauplatz der tragischen Gewalten. Faust ist mit Mephistopheles e i n Mensch und mit dem Herrn auch: der Mensch. Sein Inneres sehen wir zunächst im Zustande des Zweifels. Dieser ist an sich eine wissenschaftliche, keine poetische Erscheinung. Alles bloß Gedankenmäßige, womit ein Individuum beschäftigt erscheinen soll, kann poetisch werden nur dadurch, daß wir diesen Gedankengehalt niemals nackt für sich, sondern immer zusammen mit seiner Wirkung auf die Stimmung des mit ihm beschäftigten Subjekts sehen. Gedanken, an sich prosaisch, werden poetisch als Ausfluß und Quelle von Gefühlen, als Nachklang und Hebel von Handlungen. So grübelt Hamlet über das Jenseits, aber dies Grübeln geht aus einer Stimmung hervor und bewirkt eine Stimmung. So tritt Faust nirgends bloß als Denker vor uns, seine Gedanken erscheinen im Elemente leidenschaftlicher Stimmung empfangen, gehegt, erwärmt, bewirken Leidenschaft, Ungeduld, Wehmut, Zorn, Verzweiflung, Empörung. Fausts Zweifel ist kein konsequenter Skeptizismus; er verzweifelt am Wissen der Wahrheit und will sie doch durch die Gewalt unmittelbarer Anschauung erstürmen. Eben diese Inkonsequenz ist poetisch; das eiferartige, heiße, inbrünstige Wesen gibt erst das Feuer, die Glut. So zu einem atmenden Individuum gebildet, verkündigt dieser Faust zwar, was im geheimsten Innern des Menschengeistes sich regt und flüstert, und in jedem Worte erweitert sich seine Person zur Menschheit; aber dennoch bleibt er immer dieser bestimmte Mensch, und die Grenzen seiner Persönlichkeit zerfließen uns nie in eine abstrakte Leere. Ohnedies ist er durch die Anlehnung an die Sage in eine bestimmte Zeit, in bestimmte Verhältnisse gestellt; es hat alles die Färbung einer historischen Situation, und der Leser bleibt fest in dem Glauben, daß ein wahrer, ein wirklicher Mensch so sprechen, so leben, so leiden könne. Von den anderen Personen, von Wagner, Marthe, Gretchen, Valentin, den Trinkern in Auerbachs Keller sage ich nichts; diese sind ohnedies ganz aus dem Kerne der Poesie geschnitten, sie leben

und atmen so vollkommen, daß ihnen vorzüglich das Gedicht die allgemeine Bewunderung auch derjenigen verdankt, die seinen tieferen Gehalt nicht verstehen. Über die Macht, den Wohlklang, den brausenden Donner und die bezaubernde Süßigkeit der Sprache in diesem ersten Teile will ich mich nicht in Lobpreisungen ergehen. Goethe hat nirgends diese Energie des Wortes und Klanges neben der größten Weichheit und Zartheit entwickelt, ist nirgends der ungeheuren Sprachgewalt Luthers so nahe gekommen.

Zugleich sind jedoch die ästhetischen Mängel, welche schon in diesem ersten Teile die Tiefe und Universalität der Bedeutung mit sich brachte, nicht zu verbergen. Zu einer vollständigen und organisch sich entwickelnden Handlung konnte sich ein so weiter Stoff unmöglich abgrenzen lassen. Ein Held, der in seinem Streben unverkennbar die Menschheit und in seinem Schicksale ihre Bestimmung repräsentiert, müßte eigentlich alle Hauptsphären menschlicher Tätigkeit durchwandern, und ein Schluß ist nicht zu finden, denn es kann nie ein Moment in der Zeit eintreten, wo das Endschicksal des menschlichen Geistes, so klar es in der Idee entschieden ist, in einem besonderen Akte fix und fertig erschiene. Doch dies führt zu schnell zum zweiten Teile hinüber; der erste konnte sich dramatisch geschlossener halten, da der Held, nachdem er sich ins Leben gestürzt, hier nur durch ein Lebensverhältnis hindurchgeführt wird. Aber schon hier forderte die Unendlichkeit der Bedeutung das Einweben phantastisch wunderbarer Figuren, diese wandeln mit Personen von Fleisch und Bein, ganz als verstünde es sich von selbst, auf einem Boden. Szenen, die auf dem Schauplatze naturgemäßer Wirklichkeit vor sich gehen können, wechseln mit solchen, wo alle Naturgesetze aufgehoben erscheinen, und diese verhalten sich in ihrer Behandlung zu der Einführung des Wunderbaren in anderen dramatischen Gedichten wie eine genial skizzierte Federzeichnung zu einem ausgeführten Kupferstiche. Ein andermal führt die Aufgabe, das Leben und Treiben der Masse mit den tiefen Kämpfen des zum vollen Bewußtsein erwachten Geistes zu vergleichen, ein Bild von epischer Breite herbei, das theatralisch auch nicht darstellbar ist; das streng Dramatische ist aber immer auch theatralisch, wenn man nur von diesem Ausdruck die tadelnden Nebenbegriffe entfernt hält. Zwischen jenen rein menschlichen und den geisterhaften Wesen kann es ferner

zu dem eigentlich nicht kommen, was wir Handlung nennen. In einer Handlung muß Mensch gegen Mensch mit gleichen Grenzen der Kraft stehen, und jeder derselben muß sein bestimmtes menschliches Pathos haben. Der Abfall von Gott, der Bund mit der Hölle mag immerhin als eine Tat von großer negativer Erhabenheit erscheinen; doch Goethe hat dieses Motiv nicht im Sinne der Sage aufgenommen, wo Fausts Verbrechen eben dieser Pakt mit dem Teufel ist, sondern aus tieferen Absichten markiert er diesen Übergang zur förmlichen Abschließung des Bundes mit Mephistopheles so wenig, daß er ihn vielmehr ganz cavalièrement in nobler Nachlässigkeit geschehen läßt. In der Liebesgeschichte mit Gretchen erscheint Faust ebenfalls nicht im streng dramatischen Sinne als handelnd, weder in seiner Treue noch in seiner Untreue. Die erste Untreue, ein Verbrechen gegen Gretchen, aber eine Handlung der sittlichen Kraft gegen Mephistopheles, nimmt, gemäß dem Charakter Fausts, sogleich einen theoretischen Charakter an: Faust sammelt sich aus seinem Genußleben in Wald und Höhle zu ideeller Kontemplation, die sich zwar sehr poetisch, aber nicht dramatisch, sondern lyrisch ausspricht. Übrigens ist er in diesem Verhältnisse, sowie überhaupt, mehr ein Spielball wechselnder unendlicher Gefühle als ein handelnder Heros: ganz der poetischen Aufgabe gemäß, da die eigentlichen Prinzipien des Handelns, obwohl in Fausts Innerem sich zum Kampfe begegnend, doch aus ihm hinausgestellt sind in mythische Figuren. Was endlich die Folge der Szenen betrifft, so kann hier von strenger Ökonomie, wo ein Glied scharf ins andere greift, keines zu wenig, keines zu viel ist, nicht die Rede sein. Die Universalität der Bedeutung hat die kompakte Form durchbrochen. Ich möchte die eigentümliche geistige Atmosphäre, die, wie jedes Gedicht, so auch diese Tragödie hat, als eine Unendlichkeit der Perspektive bezeichnen. Jedes Kunstwerk soll in der endlichen Form die unendliche Bedeutung tragen, keinem soll diese Perspektive fehlen; bei Goethes Faust aber springt das Auge über Vordergrund und Mittelgrund jeden Augenblick weg, um in dieser unendlichen Aussicht des Hintergrunds sich zu verlieren; die Figuren, die über die Szene gehen, weisen sogleich dort hinüber, man sieht durch Risse auf allen Punkten in diese Ferne hinaus. Ein solches Gedicht konnte unmöglich der Zeit nach in einem Gusse entstehen. Den universellsten meta-

physischen Gehalt in echt poetische Form zu fassen, ist die Sache einzelner Geistesblitze, die jenen flüchtigen Moment, der die disparatesten Gegensätze, die absolute Idee und die sinnlich begrenzte Form, auf einen Augenblick vermählt, eben da er im Entstehen schon wieder entfliehen will, festhalten. Goethe legte mit dem letzten Geheimnis seines eigenen Lebensgehalts das Bewußtsein der Menschheit in dieser Tragödie nieder; sie begleitete ihn von den jugendlichen Jahren ins Greisenalter; der unendlich unerschöpfliche Gehalt gärte und gärte in der Brust des Dichters und schleuderte von Zeit zu Zeit nach langen Zwischenräumen wie in vulkanischer Eruption eine glühende Masse aus dem Krater tiefbrütender Phantasie hervor. Kurz, der Faust bleibt fragmentarisch, er bleibt ein großartiger Torso, auch wenn der äußerliche Abschluß der Tragödie, den endlich der Greis versuchte, zehnmal besser gelungen wäre, als er gelungen ist.

Diese Mängel nun sind im zweiten Teile, während sie im ersten mit den Schönheiten des Gedichts unmittelbar zusammenhängen, zu schreienden Fehlern angeschwollen und haben das Schöne geradezu aufgehoben, oder vielmehr, sie schwollen so hoch an, weil keine Kraft mehr da war, Schönes zu produzieren. Dieser ganze zweite Teil ist ein mechanisches Produkt, nicht geworden, sondern gemacht, fabriziert, geschustert.

Ich befinde mich, indem ich hier meinen Widerwillen gegen dieses Produkt ausspreche, in einer besondern Verlegenheit. Dieser zweite Teil ist fast aus lauter Allegorien zusammengesetzt. Daß die Allegorie nicht ein Produkt dichterischer Schöpferkraft, sondern prosaischen Verstandes ist, der zur Einkleidung eines allgemeinen Begriffes nachträglich die Einbildungskraft aufbietet, ist etwas so Weltbekanntes und Triviales, die Kinder auf der Straße wissen es, daß es eigentlich eine Beleidigung des Publikums ist, wenn man es darüber erst zu belehren unternimmt. Und doch haben die meisten Schriftsteller über Goethes Faust diesen zweiten Teil an poetischem Werte geradezu, als existierte in der Philosophie des Schönen dieser Begriff der Allegorie gar nicht, dem ersten an die Seite gesetzt. Oder wenn sie auch zugaben, daß die Allegorie nicht rein poetisch sei, wenn sie zugaben, daß die Reflexion ungleich mehr Teil hat an diesem Fabrikat als die Phantasie, so hatte es doch für ihr Gefühl gar nichts Widerstrebendes, daß ein allegorisches Machwerk sich hier als Fort-

setzung und abschließender Teil an die Seite eines herrlichen poetischen Produktes drängt. Goethe hat bekanntlich mit edler Bescheidenheit selbst geäußert, daß das hohe Alter auf eigentliches Produzieren ganz verzichten müsse. Hr. Weber (Goethes Faust) meint, man könne doch zum Dichten nicht zu alt werden, wie zum Heiraten. Ich will nicht untersuchen, wie weit, was man zum Heiraten braucht, mit dem verwandt ist, was man zum Dichten braucht (wiewohl beides näher zusammenhängen dürfte, als es scheint); aber in einer Zeit, wie die moderne, wo Reflektieren und Denken so weit über die sinnlichen Geistestätigkeiten vorherrscht, wird sich das Alter, wo ohnedies die Phantasie allmählich verdampft, schwerer als irgend in einer andern, gegen die eindringende Kühle prosaischer Besonnenheit halten. Schon im Briefwechsel mit Schiller gesteht Goethe, daß er, ganz in seinen wissenschaftlichen Studien lebend, fast aufgehört habe, ein Dichter zu sein. Es war bei den Alten anders, da war die ganze Zeit jung, und ebendaher die Kunst nicht bloß ein Moment, sondern der höchste Ausdruck ihrer Bildung. Jetzt ist die Kunst an die Seite hingedrängt als eine Tätigkeit, die wir noch mitnehmen, in der wir aber nie mit unserem ganzen Geiste sind; und wie der Einzelne in unserem Zeitalter viel kürzere Zeit jung ist als in jedem früheren, so begleitet ihn auch die Kunst eine kürzere Strecke durchs Leben und die Poesie eine kürzere als die andern Künste. Durch jenes Geständnis Goethes würde nun allerdings jeder Vorwurf entwaffnet, wenn hier ein für sich stehendes allegorisch didaktisches Produkt vorläge; man könnte sagen: nun ja, es ist zwar kein Gedicht, aber doch etwas. Nun aber behauptet sich dieses Fabrikat als Fortsetzung eines wundervollen Produkts, es fordert selbst uns durch diese Nachbarschaft, in die es sich drängt, auf, den Maßstab echter Dichtung an es zu legen, es nötigt uns, zu vergleichen, es richtet sich selbst.

Es sind nicht nur eine Masse Allegorien in diesem zweiten Teile neu eingeschoben, sondern selbst die lebendig konkreten Personen des ersten Teils, Faust, Mephistopheles, in Allegorien verflüchtigt. Faust ist nicht mehr dieses Individuum aus dieser Zeit, das als solches gerade durch seine Individualität Repräsentant des Menschengeistes war, sondern er ist ein Begriff, z. B. der Begriff der Romantik, und durch eine völlige Zerreißung der Zeit kommt er mit Helena auf der einen, Byron (Euphorion) auf der andern Seite, die aber

freilich selbst auch nur Begriffe sind, auf einen Boden zu stehen. Mephistopheles ist (als Phorkyas) das negative Moment in der Auflösung antiker Kunst und Schönheit usw. Wer kann an diesen Gliedermännern eine Freude haben? Wem geht das Herz auf, wenn er diesen zweiten Teil liest, wer wird gerührt, begeistert, wer empfindet Furcht und Mitleiden? Freilich es gibt Leute, die einen starken Magen haben. Ein von der Hagen, ein Mone höhlt sich die Helden der altdeutschen Sage zu allegorischen Puppen aus und meint, nun erst die poetische Schönheit dieser ausgebälgten Häute bewundern zu können. Die Allegorie hat einen Begriff fertig; nun nimmt sie eine Erscheinung aus der Wirklichkeit, schneidet ihr Eingeweide und Seele heraus und legt jenen Begriff dafür hinein: der Zusammenhang des Begriffs mit diesem seinem Balge ist kein anderer als ein tertium comporationis; da aber jedes Ding der Vergleichung ebenso viele Seiten darbietet, als es Eigenschaften hat, so ist es nicht klar, was in dem bestimmten Falle das tertium sein solle. Statt also die Idee durch das Bild deutlich zu machen, was ihre Absicht war, hat sie jene vielmehr verdunkelt und muß erst unter ihr Bild hinschreiben, was es will, oder es durch den Zusammenhang deutlich machen. Hätte uns niemand gesagt, was eine Figur mit einem Anker oder mit verbundenen Augen und einer Wage bedeuten solle, nimmermehr würden wir darauf kommen; steht aber die letztere Figur an einem Rathause und wissen wir anderswoher die Bestimmung des Gebäudes, so könnten wir etwa auch ohne weitere Notiz die Bedeutung der Figur erraten. Verbundene Augen können ebensogut hundert andere Dinge bedeuten als Unparteilichkeit. So mag denn die Allegorie unter anderem vorkommen, sie mag als Ornament an Gebäuden, Triumphbögen, Sarkophagen, wo das Bauwerk selbst das Sinnbild erklärt, in einem Zyklus religiöser Gemälde, deren Aufgabe die Ausfüllung gegebener kirchlicher Räume ist und wo die einzelne Allegorie durch die Nachbarschaft der anderen Bilder leicht gedeutet wird, ihre Stelle finden. Die stummen bildenden Künste werden diesen Notbehelf nicht ganz abweisen können; strenger ist es der Poesie zu untersagen, sie kann ja reden, für was hat sie ihren Mund? Gibt sie aber doch Allegorien, so soll sie wenigstens der Deutung nachhelfen, damit sich der Leser nicht abquälen müsse. Diese Nachhilfe hat Goethe im zweiten Teile des

Faust nicht gegeben, daher trifft seine Allegorien noch ein weiterer Tadel, der andere Allegorien nicht trifft, der nämlich, daß, wenn man eine Deutung derselben gefunden zu haben meint, man nie wissen kann, ob es die rechte sei. Ein Rätsel errät man und weiß dann, daß man es erraten hat, da genießt der Verstand eine anmutige Befriedigung. Aber an diesen Rätseln kann man eine Ewigkeit herumraten und nie gewiß wissen, ob man die Lösung gefunden. Solche Rätsel machen ist keine Kunst; ich darf nur zu einem Begriffe ein sehr entlegenes, durch eine seiner tausend Eigenschaften ihm von weitem ähnliches Bild suchen, die Bedeutung wohl verstecken, und ich kann die ganze Welt am Narrenseile fortziehen — oder richtiger jeden, der den Geschmack hat, sich an das Narrenseil zu hängen. Gebt dem mittelmäßigsten Kopfe den Ideenstoff dieses zweiten Teils (dieser allein bedingt ja nie den Wert eines Gedichts), dazu Goethes technische Fertigkeit (diese auch nicht), laßt ihn nur recht sitzen, schwitzen, die Feder zernagen: gebt acht, er bringt euch ein Ding heraus, das wenigstens ebenso gut ist wie das vorliegende. Wer nun Lust hat, zu raten und zu raten, ohne jemals die Gewißheit richtiger Deutung hoffen zu können, dem kann ich seinen Geschmack nicht bestreiten; ich für meinen Teil halte jede mittelmäßigste Unterhaltung für besser und belehrender als eine solche Beschäftigung. Doch Goethe kannte sein Publikum; er hätte, was er in beißender Ironie seinem Mephistopheles in den Mund legt, als Motto über das Ganze setzen können:

Und allegorisch, wie die Lumpen sind,
Sie werden nur um desto mehr behagen.

Aber auch dasjenige, was in diesem allegorischen Elemente immerhin zu erreichen war, ist nicht erreicht. Eine Mosaik von unzusammenhängenden Szenen und Akten, bedeutende Motive gar nicht benützt, schiefe, verkehrte Gedanken, wie z. B. (was Weiße richtig bemerkt hat), daß in der Gestalt des Euphorion Byron als Kind der Vermählung des klassischen und romantischen Prinzips auftritt; der Schluß des Ganzen in der Grundidee richtig, aber in der Ausführung verkehrt. Denn freilich mußte Faust gerettet werden. Diese Rettung konnte vernünftigerweise nur dadurch geschehen, daß die streitenden Gegensätze seiner und der menschlichen Natur überhaupt sich ver-

söhnen. Diese Versöhnung mochte immerhin durch geordnete praktische Tätigkeit herbeigeführt werden, aber nur nicht durch eine prosaisch industrielle. Statt daß nun aber mit dieser Tätigkeit und der Aussicht auf eine noch höhere und umfassendere die Versöhnung eintritt, verfällt Faust eben in diesem Moment dem Bösen, und kommt die Rettung äußerlich nach, in Form eines Geschehens, die dem mittelalterlichen Olymp entlehnt ist, und der so ganz, so tief protestantische Faust schließt katholisch. Ich werde auf diesen Punkt zurückkommen.

Wenige Silberblicke erinnern an die alte Kraft, aber auch hier stört die höchst manierierte sprachliche Darstellung, die sich der alte Herr Geheimrat angewöhnt. Wenn im ersten Teil die Sprache wie ein Strom daherrauscht, wie Frühlingswind fächelt, immer schlicht und immer groß in dieser Schlichtheit, so hören wir hier jene Bisam- und Moschussprache, die mit Manschetten und Glacéhandschuhen selbst ins Brautbett steigt, jenes behäbige, behagliche, selbstgefällig ordentliche, nette, glatte, limitierende Reden, das der Menschheit Schnitzel kräuselt, und niemals pretiöser und affektierter erscheint, als wenn es die gesunde Grobheit der Natur nachahmt. Wie geckenhaft ist der Zusatz, da im Mummenschanz die Pulcinelle auftreten: täppisch, fast läppisch. Unnatürliche Wortbildung, wie: zweighaft, wurzelauf u. dgl. drängt sich als Afterbild die wahren dichterischen Sprachgewalt hervor. Unerlaubte Konstruktionen, wie: „Ach, zum Erdenglück geboren, hoher Ahnen, großer Kraft" treten mit der Miene poetischer Kühnheit auf, und undeutsch angebrachte Superlative sollen die mangelnde Kraft des einfachen Worts ersetzen, wie: durchgrüble nicht das einzigste Geschick — einzigste Bewunderung, eigenster Gesang — und sollt ich nicht sehnsüchtigster Gewalt ins Leben ziehen die einzigste Gestalt? — verbräunt Gestein, bemodert, widrig, spitzbögig, schnörkelhaftest, niedrig u. dgl. Waiblinger hat diese Sprache nicht übel parodiert in seinen drei Tagen in der Unterwelt, wo Goethe seine baldige Ankunft im Hause der Toten so verkündigt:

Und so käm' ich denn behäglich,
Wunderlichst in diesem Falle,
Nimmer fürchtend, nimmer kläglich,
Baldigst in die Totenhalle.

Und diesen Styl haben nicht wenige, selbst junge Schriftsteller nachgeahmt! Wahrlich, sie tun dem großen Manne damit eine schlechte Ehre an! Bei ihm ist das so allmählich gekommen und geworden, und in der Ausartung ist immer noch der Zusammenhang mit den Vorzügen des unnachahmlichen Styls seiner kräftigen Mannesjahre zu bemerken. Diese Affen aber machen nicht das Ursprüngliche, sondern die karikierte Ausartung nach, und was man dem alten Goethe um seiner jugendlichen Verdienste willen verzeihen kann, ist hier unverzeihliche, vettelhafte Verzerrung.

Mir wird es, wenn ich diesen zweiten Teil lese, so herbstlich grau; so regnerisch trübe zumute, meine ganze Seele trauert und weint, wenn ich den Genius so dem Gesetze der Sterblichkeit unterliegen sehe; und nur die Rückkehr zu den Werken seiner Jugend und Manneskraft richtet mich wieder auf, deren hohes Bild keine Zeit und keine Verwitterung des Alters zerstören kann.

Diese einleitenden Bemerkungen werden mir das Geschäft einer kritischen Musterung der vorliegenden Schriften wesentlich erleichtern und abkürzen. Wenn ich zum voraus sogleich sage, daß dies eben kein angenehmes Geschäft sei, so fasse ich, um diese Behauptung zu rechtfertigen, das Resultat, das sich aus einer Vergleichung der einzelnen Schriften mit den bisher aufgestellten Standpunkten ergeben wird, vorläufig so zusammen:

1. Mit geringen Ausnahmen haben sämtliche Schriftsteller, statt eine ästhetisch-philosophische Betrachtung anzustellen, eine philosophische angestellt und an unserer Tragödie Metaphysik, Ethik, Religionsphilosophie usf. doziert.
2. Sie haben mit wenigen, fast nur mit einer Ausnahme, unkritisch die Mängel des ersten und zweiten Teils übersehen und die Dichtung als ein untadelhaftes organisches Ganze mit blinder Pietät hingenommen. Was eben die Folge davon war, daß sie nur den philosophischen Gehalt, nicht den Grad, in welchem es gelungen ist, ihn in einen ästhetischen Körper zu fassen, im Auge hatten.
3. Sie haben schon im ersten Teile vieles allegorisch gedeutet, was poetisch ist. Reichliche Belege werden zur Genüge deutlich machen, was ich hiemit meine, wenn es nicht schon aus obiger Einleitung deutlich sein sollte.

Eine ganz andere Frage ist die nach der Richtigkeit der philosophischen Deutung und dem wissenschaftlichen Werte der einzelnen Schriften überhaupt, welche nun die Musterung passieren sollen. Im allgemeinen läßt sich hierin so viel bestimmen: die meisten Fehler in der Erklärung wesentlicher Punkte finden sich in denjenigen Schriften, deren Verfasser keine philosophische Bildung haben, und danach teile ich auch diese Schriften ein. Im ersten Flügel sollen die Nationalgarden des gesunden Menschenverstandes defilieren, die ohne den Schlüssel der Philosophie dieses tiefsinnige Gedicht aufzuschließen unternehmen; im zweiten das Linienmilitär der Philosophen. Jene werden, wie sich erwarten läßt, etwas salopp, schlotterig und schwankend marschieren; diese etwas steif, im Paradeschritt, knappen Hosen und Krawatten. Übrigens will ich nicht gesagt haben, daß in der Erklärung des Gedichts jene ganz oder viel, diese gar nicht oder wenig irren, wohl aber, daß jene, wo sie recht haben, nur zufällig nicht irren, da ihnen das wahre Mittel der Erkenntnis abgeht, diese aber infolge einer falschen Anwendung dieses Mittels. Die Philosophen aber sind am häufigsten in die allegorische Deutungswut schon im ersten Teile verfallen.

Über Goethes Faust. Vorlesungen von Dr. K. E. Schubarth. Berlin 1830.

Ich kann diese Schrift nicht besser bezeichnen als so: dem Verfasser ist ein philosophischer Gedanke in die Hände geraten, er geht damit um wie die Affen in der Hexenküche mit der gläsernen Kugel, und weiß nichts Besseres zu tun, als denjenigen, denen er für diese Idee dankbar sein sollte, die Scherben an den Kopf zu werfen.

Diese Idee ist: das Böse ist als wesentlicher Gegensatz und Hebel des Guten notwendig, ein heilsames Mittel in der Weltgeschichte. Diese, besonders durch die neuere Philosophie neu begründete, Wahrheit — eine Quelle, die der Verfasser verleugnet — wird nun aber auf eine so verworrene Art auf das Gedicht angewendet, daß unser logisches Gefühl wahrhaft auf die Folter gespannt, ja auch das sittliche konfus wird.

Die Konfusion besteht namentlich darin, daß Mephistopheles dem

Faust gegenübergestellt wird als derjenige, welcher das heilsam und gesetzmäßig wirkende Böse darstelle im Gegensatze gegen Fausts Willkür und die schrankenlose Ungeduld seiner Forderungen. Allein diese Willkür und Ungeduld ist ja eben selbst auch böse, und wenn Mephistopheles das Böse repräsentiert, so muß er auch dieses Böse repräsentieren, und kann ihm nicht als Repräsentant einer andern Art von Bösem — und gibt es denn ein harmonisches und vernünftiges Böse? — gegenübertreten. So meint der Verfasser auch, es sei dem Schalke schlechthin Ernst, wenn er von Gretchen sagt: über die hab' ich keine Gewalt. Er wolle ihr nichts zuleide tun, solange sie unschuldig bleibe! Also wenn sie schuldig geworden ist, kommt er nach und tut ihr etwas zuleide: da doch das Schuldigwerden eben dieses Leidetun durch Mephistopheles ist. Wenn Mephistopheles das Böse bedeutet, bedeutet er denn nicht auch Gretchens Verführung? Es heißt so eigentlich: ich will sie zwar womöglich moralisch verderben, aber erst wenn sie selbst (das ist ja aber eben Mephistopheles in ihr) sich moralisch verderbt hat. Man lese folgenden sinnlosen Satz: „das Böse tritt leibhaftig vor Faust, ist aber nur eine schwache Nachhilfe seiner eigenen Verworrenheit und Willkür, in die seine Freiheit ausgeartet ist." Nachhilfe? Das ist so tiefsinnig, als der Begriff einer bloß von außen leitenden Vorsehung und einer gratia cooperans. Endlich kommt freilich der Sitz des Unsinns zutage. Der Herr Verfasser, dieser höchst gebildete, parfümierte, aufgeklärte Mann, glauben einfältiglich an einen Teufel (gewiß doch auch an seine Großmutter?). „Es ist allerdings eine dämonische Macht auch außer uns wirklich; sie zeigt sich in allen verderblichen und häßlichen Erscheinungen der Natur." Oh, Sie edler Perser! „In der moralischen Welt rührt von ihr alles Böse und Unheilbringende her." Da rührte ja also doch auch Fausts schrankenlose Willkür davon her. Ein andermal aber spricht der Verfasser wieder, als erkenne er in Mephistopheles bloß eine poetische Personifikation des „in der Natur und" der moralischen Welt vorhandenen Bösen. So setzt er also das Böse das eine Mal doppelt, in der Welt und daneben noch in einer besonderen Hypostase, dann wieder einfach ohne diese Hypostase, dann wieder doppelt: das geht in solchem sappeligen, duseligen Bewußtsein hin und her, hist und hott, hinter sich, für sich, durcheinander wie Kraut und Rüben.

Soll nun Mephistopheles ein anderes Böse repräsentieren als das böse Böse in Faust, so kann dies nur ein gutes Böse sein. Mephistopheles erscheint als zu gut. Es ist zwar sehr richtig, daß der Dichter diese Figur mit einer gewissen Behaglichkeit, ja Heiterkeit behandelt hat, indem er sie mit einem leisen Bewußtsein der Ohnmacht des Bösen, das als Humor zum Vorschein kommt, ausstattete; allein man darf daraus nicht folgern, daß Mephistopheles im Grunde so böse eben nicht sei. Es gibt einen Standpunkt universeller Weltanschauung, dem das Böse mit Recht als unentbehrliches negatives Moment in der Dialektik der Weltgeschichte erscheint, aber man darf darüber nicht vergessen, daß das Böse bös ist, wie dies Herr Schubarth getan hat, der nichts Notwendigeres zu tun weiß, als dem Teufel sein Horn abzuschlagen und ihn zu einem ordnungsliebenden, in seinem Gott vergnügten Polizeidiener zu machen. Herr Schubarth spricht immer, als stünde Mephistopheles über dem Bösen: ganz falsch, darüber steht nur Gott. Dem Bösen kommen die guten Früchte, die es trägt, nicht selbst zugute, denn es hat nicht diese, sondern das Böse gewollt. Sein Innerstes ist daher doch ein verbissener Grimm, der auch bei Mephistopheles zum Ausdruck und Ausbruch kommt.

Hieraus fließt eine ganz falsche Ansicht von dem Plane, den Mephistopheles mit Faust vorhat. Mephistopheles hat, meint der Verfasser, dem Faust eine heilsame Demütigung zugedacht. Was wohl Mephistopheles dazu sagen würde, wenn er hörte, daß er ein Pädagoge geworden ist und es vielleicht noch zum Knaben- und Mädchenschullehrer bringen könnte? Der Pädagog ist Gott, Mephistopheles das blinde und verworfene Werkzeug. Man muß zugeben, daß Herr Schubarth in seiner Auffassung des Paktes zwischen Mephistopheles und Faust an das Richtige streift. Faust, der das ganze Universum für ungenügend erklärt, sein unendliches Bedürfnis auszufüllen, während doch vernünftige Beschränkung, veredelter Genuß und besonnene Tätigkeit ihn den Wert desselben müßten fühlen lassen, soll am Ende eingestehen, daß die von ihm gescholtene Welt doch so übel nicht sei, aber zu seiner Beschämung, denn das Behagen in der Welt, zu welchem Mephistopheles ihn verführen will, soll ein träges und sinnliches sein, er soll den höheren Interessen absterben und im Gefühle verwirkter Ehre untergehen. Der

Kalkul gelingt aber nicht, denn es ist die Absicht des zweiten Teiles der Tragödie, deren Inhalt der Verfasser, als erst einige Szenen davon vorlagen, richtig ahnte, daß Faust mitten im Genußleben zu einer idealen Befriedigung sich erhebe, und so werden Gott und Teufel in gewissem Sinne beide die im Prolog eingegangene Wette gewinnen. Hier kam dem Verfasser seine Einsicht zustatten, daß Mephistopheles nicht bloß schlechtweg das Böse, sondern ebensosehr das die Willkür und den einseitigen Idealismus heilsam begrenzende Moment der Beschränkung überhaupt in sich darstellt; aber man kann an dieser Entdeckung keine Freude haben, weil er vergißt, daß Mephistopheles nur zusammengenommen mit Faust (seinem idealen Selbst nach) und Gott eine gute und heilsame Macht darstellt, für sich aber und getrennt von seiner Ergänzung durch den göttlichen Geist ebenso schlecht ist als die Sinnlichkeit ohne den Willen, der Verstand ohne die Vernunft und der Egoismus ohne Wohlwollen.

Aus der geschilderten sinnberaubenden, herzbetörenden Konfusion dieser Schrift geht notwendig ein Resultat hervor, das nicht bloß unlogisch, sondern unsittlich ist. Der Verfasser meint, Faust solle auf seine Verwirrungen und Verbrechen nur so zurücksehen, wie man auf etwas Mißlungenes zurückblickt, woran man sich außer Schuld weiß, er dürfe sich also „auch nicht darüber abhärmen und den Kopf zerbrechen, da das Universum, der Herr, ja überreich ist, um die Lücken eines ganzen Erdendaseins sofort zu supplieren." Sofort erlaube ich mir zu supplieren, daß man Ew. Wohlgeboren solche Beschönigung des Bösen nur darum verzeihen kann, weil schon die ungeheure Abgeschmacktheit, mit der Sie sich ausdrücken, Sie aller Imputation enthebt. Faust soll freilich nicht im Schuldbewußtsein stagnieren und auch aus seinen Verbrechen gute Lehre ziehen, aber die Reue ist ihm darum nicht erlassen, er darf die Versöhnung, die nach der Reue folgt, nicht antizipieren, als ob ihm diese darum geschenkt wäre. Nach der Ansicht des Herrn Verfassers dürfte auch Judas Ischariot in der Überzeugung, daß sein Verbrechen heilsame Folgen haben werde, statt daß er sich erhenkt, mit einem halben Bedauern und süßen Lächeln auf seine Tat zurücksehen.

So geht es, wenn man läuten hört, und weiß nicht, in welchem Dorfe, wenn man mit einer philosophischen Idee umgeht, der man nicht gewachsen ist und die man in strengem Denken zu begreifen

verachtet; es ist eben, wie wenn Kinder mit einem geladenen Gewehre spielen.

Von andern Irrtümern, die einzelnes betreffen, will ich nicht ausführlich reden, doch einen wesentlichen Punkt etwas genauer ins Auge fassen, worin fast sämtliche Erklärer, die ohne Philosophie an ihr Werk giengen, geirrt haben. Herr Schubarth meint, Faust hätte sich nicht einfallen lassen sollen, den Schleier des religiösen Mysteriums zu lüften, sondern gläubig vor demselben stehen bleiben; er zählt daher Fausts ungläubige Äußerungen über die im Chorgesang ausgesprochene religiöse Vorstellung schlechtweg zu den Ausbrüchen überspringender Willkür und Ungeduld und macht gelegentlich, wie auch an anderen Stellen, Ausfälle auf die neueste Philosophie, die ihm bekanntlich später übel bekommen sind. Das heißt nun aber die Tragödie in ihrem Herzen angreifen. Fausts ungläubiges Verhalten zur religiösen Vorstellung ist ein wesentlicher Teil seines Zweifels und dieser ist sein eigentliches Pathos. Jede tragische Person muß für ihr Pathos ein Recht haben, ein einseitiges, aber ein Recht. So hat auch Fausts Unglaube sein Recht, das Unrecht liegt bloß darin, daß er, die Vermittelung des Denkens ebenso wie die Vorstellungen kindlicher religiöser Phantasie verachtend, den im Zweifel zerstörten Inhalt des Glaubens nicht im klaren Gedanken sich herstellt. Faust h a t geglaubt, als Kind. Der Zweifel hat ihm den Glauben zerstört, und er glaubt nicht mehr. Das Mittel gegen den Unglauben soll nun sein — der Glaube! Hat das Verstand? Ein Mensch, dem der unbefangene Glaube durch die Zweifel der Reflexion verloren gegangen ist, kann offenbar nur dadurch geheilt werden, daß er nicht auf halbem Wege des Denkens stehen bleibt, sondern vom skeptischen Denken zum spekulativen fortschreitet, nur homöopathisch. D a s , w a s durch den Zweifel zerstört worden ist, kann offenbar nicht wieder den Zweifel zerstören. Hätte der Glaube die Kraft, dem Zweifel zu widerstehen, so wäre er vornherein nicht durch ihn zerstört worden. Daß aber Faust vom Glauben zum Zweifel, nicht aber vom Zweifel auch zum Wissen fortschreitet, verlangte der Plan der Tragödie und das Interesse der Poesie.

Nur noch ein Pröbchen von Herrn Schubarths philosophischem Tiefsinn. Fausts Übersetzung der Anfangsworte des Johanneischen Evangeliums durch: im Anfang war die T a t , erklärt er deswegen

für unrichtig, weil „im Anfang nicht die Tat war, sondern das Wort, die Meldung, der Anlaß, die Botschaft, die Aufforderung. Sie sollen wir ergreifen und zur Tat herrlich gestalten!" Brav deklamiert! Sie beziehen also die Johanneische Stelle, die vom Anfang aller Dinge redet, auf die Zeitbegebenheit der ersten Verkündigung des Christentums, und dieses fassen Sie als eine moralische Lehre, der wir durch unser Handeln nachkommen sollen. Und dieser abgetretene platte Philisterverstand wagt sich an die Erklärung des tiefsten deutschen Gedichtes!

Manche gute Bemerkungen, die das Buch im einzelnen enthält, will ich nicht verkennen. Da jedoch der Verfasser sonst eher zu wenig als zu viel Ernst in der Tragödie findet, so ist mir aufgefallen, wie er die Trinker in Auerbachs Keller so pedantisch ernst nimmt, daß er sie als „Freche, Rücksichtslose" bezeichnet, die „jedes höchste Ansehen, Kanzler, Kaiser, Papst" (schrecklich!) „verhöhnen". Das allegorisierende Deuteln hat er auch nicht immer lassen können, z. B. wenn er den Ausruf der Meerkatzen: „nun ist es geschehn, wir reden und sehn, wir hören und reimen!" auf die Preßfreiheit deutet.

Die Meerkatzen erinnern mich noch einmal an meine obige Vergleichung, bei welcher mir namentlich auch der Styl des Verfassers vorschwebte, welchen ich in seiner süßen Wohlweisheit, altgoethisch selbstgefälligen Behäbigkeit gar nicht anders als affenhaft nennen kann. Nicht leicht hat einer so sehr Goethes linke Achsel angenommen, und erscheint sie bei einem so widerlich wie hier, wo ganz die gesunde rechte fehlt. „Das böse Prinzip ist für den göttlichen Zweck fördersamst dienstbar." — „Wir werden in einen weit aussichtsvollen landschaftlichen Zustand entlassen." Gott ist gegenüber der negativen Natur des Bösen ein „ursprünglichst Bejahendes". Das Universum ist „überreich, die Lücken eines ganzen Daseins sofort zu supplieren". — Ist der Mensch nicht unerträglich?

Noch ein Wörtchen, Herr Doktor! Der alte Goethe, derselbe, der den zweiten Teil des Faust geschrieben, hat Ihnen ein Belobungsschreiben über Ihr Buch geschickt und zu Eckermann gesagt, es sei doch alles prägnant, was Sie sagen. Den Brief ziehen Sie doch ja auf Pappendeckel und lassen ihn unter Glas und Rahmen fassen, oder bewahren Sie ihn im Spiritus auf. So lang Sie ihn besitzen, ist Ihr Buch gut. Und die Äußerung gegen Eckermann ist ja ge-

druckt, da steht es ja gedruckt, wie trefflich Sie geschrieben haben. Sie sind hieb- und stichfest, keine Kritik kann Sie beleidigen. Mögen wir Frechen sagen, was wir wollen, Sie stehen hin, zupfen die Manschetten und Chemisette zurecht, führen die Hand zur Tasche und sagen: „Habe ich doch meinen Brief."

Das nachgelassene Werk von Johannes Falk: Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. Enthält einen Anhang über Goethes Faust. Leipzig 1832.

Einem so würdigen Manne wie Falk kann man um des vielen Dankenswerten willen, was das Büchlein sonst enthält, die Schwäche dieses Anhanges wohl zugute halten; aber die Kritik muß doch immer darauf arbeiten, daß so wenig Schlechtes als möglich gedruckt werde.

Der Verfasser will keine erschöpfende Abhandlung schreiben, sondern nur diejenigen Stellen des Gedichts näher bezeichnen, in denen „die Hauptmaxime von Goethes eigenem gesamtem Tun und Wirken" niedergelegt ist, und „sonst gelegentliche Erörterungen über eins und das andere beibringen." Jene sucht er in Goethes Ansicht von der Natur und ihrem Verhältnis zu Gott, welche er als wahre Mystik im Gegensatze gegen die Mystik des Aberglaubens bezeichnet. Jene Mystik soll darin bestehen, daß Goethe die Natur und ihren Urheber nicht nebeneinanderstellt, sondern in seliger Durchdringung als e i n s im Wesen anschaut, woraus unmittelbar die Betrachtung der Natur als eines Organismus, als einer großen Metamorphose hervorgeht, worin der Geist von Stufe zu Stufe sich adäquatere Gestalt gibt, so daß die einzelnen Gattungen der Natursysteme nur als Verlarvungen dieses Naturgeistes erscheinen. So weit können wir mit dem Verfasser einverstanden sein; wenn er aber als wesentliches weiteres Merkmal dieser Mystik herbeibringt, daß Goethe ein Letztes, Unerklärliches in allen Dingen angenommen habe, und diese „Demut" einer „hochmütigen Forschung" entgegensetzt, die sich zuletzt so weit verirre, daß sie nur zwischen einem naturlosen Gott und einer gottlosen Natur die Wahl habe, so müssen wir ihm ernstlich entgegentreten. Die echte Mystik (wir können die spekulative Weltansicht immerhin so nennen, wenn man das Wort nicht genau nimmt;

eigentlich aber hat es den Nebenbegriff eines Versuchs, auf dem Wege traumartig dunkler Gefühle und Visionen in jene höchste Einheit einzudringen) — die echte Mystik geht von dem Prinzip der Einheit des göttlichen Geistes und des in der Natur und im Menschen wirklichen Geistes aus, die der Verstand formalistisch trennt. Daraus fließt aber sogleich eine vollkommene Erkennbarkeit der Natur und aller Dinge, denn Gleiches wird von Gleichem erkannt. Auch wissen wir ja von Goethe, daß er die falsche Entgegensetzung des Innern und Äußern, die des Verfassers Meinung zugrunde liegt, heftig verwünschte und aussprach, man solle nur nichts hinter den Phänomenen suchen, sie selbst seien die Lehre. Die wahre Forschung, die sich von dieser Kategorie nicht täuschen läßt, ist es vielmehr, die keinen naturlosen Gott und keine gottlose Natur duldet; und die falsche Demut, die vor einem unverkennbaren Letzten stehen bleibt, ist es, welche in der von dem Verfasser so eifrig angeklagten Trennung zwischen Gott und Welt festhängt.

In Goethes Poesie nun leuchtet allerdings überall der Geist seiner Naturforschung durch, aber darum ist Goethe als Dichter, wenn man diese kennt, noch keineswegs verstanden, und der Verfasser selbst bringt, da er endlich jene doch auch in ihrem eigenen Wesen bezeichnen will, neue, anderweitige Begriffe herbei, doch nicht mit sonderlichem Glück. „Eine brennende Sinnlichkeit und eine tiefe, hier und da sogar an Trockenheit grenzende Metaphysik, die größte Ruhe einer wissenschaftlich-philosophischen Betrachtung, verbunden mit dem lebhaften Ungestüm eines jugendlichen Dichterfeuers, so völlig unvereinbare und hier dennoch glücklich in einem und demselben Individuum zur Anschauung gebrachte Vorzüge, sind eins von den Pfunden, die dem Genius, der sie besaß, einen der ersten Plätze usw." So ist es überhaupt kein glücklicher Gedanke, die Tragödie Faust gerade aus dem Standpunkte Goethescher Naturphilosophie zu betrachten, und wir werden sehen, daß der Verfasser, um ihn durchzuführen, manches sehr Unabsichtliche und nicht hieher Gehörige in der Tragödie dahin deutet. Schelling faßte den Faust von dieser Seite in der bekannten Stelle der Vorlesungen über Methode der akademischen Studien, er behauptete aber nicht, hiemit das Drama als Ganzes charakterisiert zu haben. Fausts Drange nach unmittelbarer Anschauung des Innersten der Natur, nach geistiger Ver-

mählung mit demselben, liegt allerdings die Mystik zugrunde, von welcher der Verfasser oben spricht; aber dadurch sogleich widerspricht sich Faust und fällt in die unechte Mystik, daß er meint, das Experiment, die Vermittlung der Wissenschaft überhaupt könne nicht zum Innern der Natur führen, und mit den unwahren Mitteln des Dogmatismus und Formalismus alle Mittel verwirft. Denn da liegt ja eben die falsche Entgegensetzung des Innern und Äußern zugrunde, die die wahre Mystik nicht kennt, und ganz falsch zitiert der Verfasser (Seite 217) die Worte: Natur läßt selbst bei lichtem Tag sich ihres Schleiers nicht berauben usw. für seine Ansicht, da vielmehr der ungeduldige Faust, wenn er nur Hebel, Schrauben, Gläser u. dgl. mit denkendem Geiste recht anwenden würde, den Schleier der Natur allerdings lüften könnte, der sich freilich nicht zerreißen läßt. Wenn er aber trotz diesem Hängen in falschen Kategorien sich nicht demütig mit dem Glauben begnügt, so ist es darum, weil er, ohne es zu wissen, doch über dieselben hinaus ist, und der Dichter will diese Ungenügsamkeit, die nicht im Kinderglauben sich zufriedenstellt, so wenig als Schuld darstellen, als er sich selbst darüber tadelte.

Gilt es eine Würdigung des Gehalts der Tragödie überhaupt, so ist nicht von diesem Punkte auszugehen, sondern von der Frage nach dem Verhältnisse des Bösen zu Gott, womit die andere zusammenfällt, ob der Menschengeist, verstrickt, wie er ist, mit dem Bösen, letztlich ihm unterliege, oder vielmehr durch dasselbe als ein heilsames negatives Erziehungsmittel sich zur Freiheit hindurchringe. Hierauf war zunächst bei der Erklärung des Prologs einzugehen, der Verfasser eilt aber mit der flüchtigen, populären Bemerkung über das schwierige Thema weg, daß „in Gott die Macht sei, selbst das, was Böses im Weltall wirkt, seinen höheren Zwecken unterzuordnen und so Böses, was Beschränkung verübt, in Herrliches, Großes und Gutes zu verwandeln.“ Mephistopheles ist ebenfalls nicht in seiner Tiefe erfaßt; einmal wird ganz ungenau von ihm ein Streben nach sinnlichem Genusse ausgesagt (Seite 231), und wenn der Verfasser erklären will, in welchem Sinne er ein verneinender Geist sei, so nimmt er den Ausdruck statt metaphysisch nur psychologisch so: Mephistopheles könne selbst nichts Göttliches hervorbringen, sondern nur an dem bereits Vorhandenen eine unvollkommene Seite ausspähen. Unrichtig premiert er die Worte des Herrn: Solang er

auf der Erde lebt usw.; „jenseits“, sagt er, „waltet eine andere Ordnung der Dinge.“ Diese neue Ordnung kann ja nicht darin bestehen, daß der Mensch jenseits nicht mehr strebt, denn das Gute kann niemals etwas Ruhendes, ein Ding, sein. Ich werde bei anderer Gelegenheit auf diese Stelle weitläufiger zu sprechen kommen.

Faust nun bietet dem Bösen durch die Ungeduld, womit er, die Mittel des Erkennens überspringend, die Pforte der Wahrheit aufreißen will, einen Angriffspunkt: diese, aber nicht die Unendlichkeit seines Wissensdranges, wie der Verfasser gemäß seinen schon anführten Bemerkungen meint, ist seine Schuld. Noch verfehlter und selbst der eigenen Ansichten des Verfassers unwürdig ist es, wenn Faust Seite 252 die Weisung erhält, er solle, statt in die äußere, in seine eigene sittliche Natur einkehren, die rechte Magie bestehe darin, daß der Mensch reinen Herzens sei. Von da war nur noch ein kleiner Schritt zu der kleinmeisterischen Bemerkung Seite 262, wo der Schuster und Schneider in seiner glücklich beschränkten Ehrlichkeit über Faust gesetzt wird Nach diesem Grundsatze müßte Alexander der Große sein Heer entlassen und in einer kleinen Stadt sich ehrlich nähren, Napoleon als solider Leutnant seine Pflicht tun. Edel handeln ist göttlich, aber die Wahrheit erforschen auch und noch mehr. Da heißt es denn wieder, Faust sollte über die letzten Endursachen der Dinge, die der Verfasser mit einem von Goethe aufgenommenen Ausdruck Urphänomene zu nennen liebt, nicht weiter zu forschen sich erdreisten; aber das letzte, nicht weiter greifbare Innere der Natur ist doch als solches Noumen, also geistig, und warum sollen wir, auch Geist, es nicht zu erkennen vermögen? Will denn Faust die Wahrheit mit Händen greifen, und kann man denn gegen ihn, wie Falk tut, die Worte zitieren: Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben, sucht erst den Geist herauszutreiben, dann hat er die Teile in seiner Hand usw.? Weiterhin ist Fausts Wissenstrieb als ein Schöpfungstrieb bezeichnet, und sofern damit gemeint wäre, daß Faust der Natur das ganze Geheimnis ihres Prozesses ablauschen will, ist dies richtig, aber es sieht aus, als wäre Faust ein Mann, der Gold, Trauben, Rosen usw. machen will, während doch weder er, noch sonst ein vernünftiger Mann die denkende Erkenntnis darum schilt, weil sie den Prozeß der Natur

nicht schöpferisch nachmachen kann. Die Naturdinge sind ja schon gemacht, ist der Naturgeist damit fertig und sucht im Menschen sein unbewußtes Schaffen zu erkennen, so braucht er sie nicht noch einmal zu machen. Die Stelle (Seite 254 ff.) würde etwa auf Fausts Zaubertreiben im Volksbuche passen, aber es ist hier nicht davon, sondern von Fausts Wissenstriebe die Rede.

Den Kontrakt mit Mephistopheles nimmt der Verfasser viel zu grob, da er Faust als einen roué betrachtet, der nur genießen will und die Verachtung des Genusses, die Faust mit seinem Vorsatze des Genusses zugleich äußert, als den Ausdruck vollständiger innerer Öde darstellt. In Fausts Worten: Entbehren sollst du usw. sieht er ganz falsch eine Unzufriedenheit mit seinem Gewissen, das ihm im Genusse Schranken auferlege, und von dem Hauptpunkte: Werd' ich beruhigt je usw. sagt er gar nichts. Doch der Aufsatz ist ein Fragment und verfolgt die Tragödie nur bis zum Anfang der Liebesgeschichte mit Gretchen.

Wir müssen uns erst nach weiteren Punkten umsehen, wo der Verfasser Goethes Naturansicht niedergelegt findet. Die Erzengel, die er für leibhaftige Wesen zu halten scheint, identifiziert er doch zugleich mit dem Makrokosmus, sie seien es, meint er, mit welchen Faust eine Verbindung suche, aber zu finden verzweifle, weil aus diesem Nebelland kein Übergang zu den seligen Lichtsphären jener reinen Engelsnaturen zu finden sei. Daher wird der Makrokosmus weiterhin als der Sonnengeist bezeichnet, weil die Engel durch die stillen Einwirkungen des Lichts schaffen. Da Faust sich ihm nicht gewachsen fühle, wolle er sich wenigstens aus „der Tierwelt" heraus eine Brücke zum Himmel schlagen, daher banne er den Erdgeist „oder den Mikrokosmus". So scheint der Verfasser den Erdgeist zu nennen, weil er in ihm mit dem Naturleben unseres Planeten zugleich auch die geistige Welt, die sich auf demselben bewegt, repräsentiert findet. „Das gewaltige und vielgestaltete Erduniversum selbst; jener Brennpunkt aller Erscheinungen, der zugleich Meer, Berg, Sturmwind, Erdbeben, Tiger, Löwe, Lamm, Homer, Phidias, Raffael, Newton, Mozart und Apelles, mit einem Worte, die größte tierische Beschränkung und doch zugleich, wo nicht das Licht selbst, doch die höchste Annäherung zum Lichte in sich enthält"; der Erdgeist bezeichnet sich aber unverkennbar selbst nur als Repräsentanten des Naturlebens

unseres Weltkörpers. Übrigens zählt ihn der Verfasser unter die Engel, weil die Achsenumdrehung der Erde auch im Gesang der Erzengel im Prolog genannt ist. Doch nicht sowohl hier ist es, wo der Verfasser uns die Goethesche Naturansicht vorzutragen Veranlassung nimmt, sondern namentlich die Pudelszene hat er sich hiezu ausersehen. „Goethe fängt", sagt er zur Erscheinung des Pudels, „hier an, eine magische, große Naturansicht, die alle Pflanzen, alle Tiere in Gott sieht, aufzustellen." Fausts Schauer nämlich vor dem Tiere soll daher rühren, daß Faust (oder Goethe) in dem Pudel nicht bloß den Pudel, sondern den Naturgeist überhaupt erblickt, der alle Naturwesen aus sich hervorbringt, also in jede einzelne Gattung derselben implicite auch alle anderen legt. „Faust vernichtet in seiner Ansicht die äußern Umrisse jener Pudelmonade" (den Ausdruck Monade nimmt er aus einem früher erzählten Gespräche mit Goethe) „und erblickt sodann in ihm nur den allgemeinen Feuergeist, der ihn schon einmal erschreckte usw." Ebenso, wenn Mephistopheles aus dem Tische Wein fließen läßt, denkt Herr Falk ernstlich an jene allgemeine Metamorphose der Natur, die das Holz des Tisches sowohl als der Rebe bildet; wenn die Hexen auf Besenstielen zum Blocksberg reiten, so „läßt dies keine andere Deutung zu als die urkundliche, daß dem allgemein erwachenden Leben der Natur, besonders dem alles verjüngenden Frühlinge, es eigen ist, daß jeder Stock und jedes vertrocknete Reisig, zauberisch von ihm angerührt, in Verbindung mit Morgen- und Abendrot, seine groben Hüllen schmelzen und ein Pfirsich, eine Rose oder eine Traube werden kann." Ich meinesteils, für solchen Tiefsinn nicht gemacht, habe bisher in diesen Stellen nichts als eine Anlehnung an die Absurditäten des Zauberglaubens finden können.

Noch einige Bemerkungen über einzelnes. Zu der Johanneischen Stelle ist die Idee der ewigen Weltschöpfung durch den λογος richtig beigebracht, nur durch grobsinnliche Ausdrücke entstellt, wie: „Gott kann seine Vorstellungen zwingen, daß sie Dinge werden; der belebende Hauch, wodurch der ewige Geist Vögel, Blumen, Tiere, Menschen, die er zuvor gedacht, nun als Erscheinungen ausatmet usw." — Die Äußerungen des Mephistopheles über die Logik gegen den Schüler deutet der Verfasser auf die Theorie überhaupt, nennt diese die Beschäftigung mit dem Getrennten, und sagt, das

lebensvolle Genie wisse, daß alles Theoretische sein Ziel notwendig verfehlt, und eben weil es trenne, auch nicht imstande sei, das geringste Ganze, sei es ein Pfirsichkern, eine Erdbeere oder ein Mückenfuß, auf seinem abgezogenen Wege hervorzubringen. Kann denn das die Praxis? Denkt der Verfasser hier zugleich an die Worte: Grau, teurer Freund, ist alle Theorie usw., die soviel mißbraucht werden, so hat er vergessen, daß Mephistopheles hier ganz als Teufel spricht, und den Schüler von etwas Gutem, der Theorie abzulocken sucht. Mephistopheles hat zwar immer halb recht und so auch hier, aber auch um kein Haar weiter. — Ganz falsch wird Fausts Ausruf in Gretchens Zimmer: Armsel'ger Faust, ich kenne dich nicht mehr usw., als Ausbruch der Scham und Reue über seine Versunkenheit ins Sinnliche gefaßt, da es ja vielmehr ein Ausruf der Verwunderung über die leidenschaftlich ernste Teilnahme seines Gemüts an einem Abenteuer ist, wo er vorher nur geradezu genießen wollte. — Noch ein gut Stückchen allegorischen Deutelns. Die Entzauberung der „Handwerksbursche" (welcher Tusch! Es sind ja Studenten) in Auerbachs Keller wird als feenhafte Darstellung des Katzenjammers ausgelegt (Seite 304, 305).

Der Ton des Ganzen ist die behagliche Redseligkeit eines Mannes von reicher geselliger Bildung und wohlmeinender Gesinnung, doch ohne spekulativen Beruf; am liebsten hört man den Verfasser über Lebensbilder, wie die Spaziergängerszene vor dem Tore, sprechen. Seine Ungewohntheit wissenschaftlicher Darstellung kommt öfters naiv zum Vorschein, wie z. B. wenn er zu der Stelle: Wer läßt den Sturm „der" (muß ja heißen: zu) Leidenschaften wüten, das Abendrot im ersten Sinne glühn? bemerkt: „der Dichter vergleicht in dieser Stelle das Moralische mit dem Physischen, den Sturm, wie er die Blätter der Weltgeschichte in Bewegung setzt, mit dem Sturme, welcher die Blätter des Waldes durchrauscht usw." Der Dichter sagt hier von dem Dichter nicht, daß er das Moralische mit dem Physischen nur vergleiche, sondern daß er das Physische als die ihm ähnliche geistige Erscheinung begleitend einführe, so daß der Leser oder Hörer unwillkürlich das Naturphänomen als Symbol des geistigen oder als Sympathie der Natur mit dem Menschen anschaut, wie z. B. den Sturm im König Lear. Nachdem er die nicht allzu schwer verständlichen Gesänge der Erzengel gar zu sublim gedeutet

hat, bricht er naiv ab: „Diese Betrachtungen sind allerdings sehr hoch und übersteigen fast alle menschliche Fassungskraft.“

Briefe über Goethes Faust. Von M. Enk. Wien 1834.

„Sie erinnern sich wohl noch des Jünglings, der, als Sie mich das letztemal besuchten, zu mir ins Zimmer trat, um einen kleinen Auftrag auszurichten, und bald darauf sich wieder entfernte. Sein interessantes Gesicht fiel Ihnen auf durch einen sprechenden Zug von Melancholie, der sich darauf ausdrückte“ usw. — Nun der interessante Jüngling laboriert an dem Gefühle des Widerspruchs zwischen Ideal und Wirklichkeit, er hat „die warmen und lebensfrischen Tinten erkalten sehen“ usw. Es gibt aber außer dem Schmerze über diesen Widerspruch noch einen andern, den über die Zerstörung des sittlichen Ideals durch die grausame Welt. Das sittliche Ideal ist das Ideal des Guten und Schönen; aber die Wirklichkeit, die Erfahrung zerstört den Traum der Liebe, der Freundschaft, des hingebenden Vertrauens. Wodurch unterscheidet sich aber dieses zweite Ideal von dem ersten? das sittliche Ideal von dem Ideal? Gleich ein Stückchen von der Logik des Herrn Verfassers. Seite 3 scheint er unter dem ersten Ideal das der Glückseligkeit verstehen zu wollen. Dann fällt es entweder mit dem folgenden zusammen, oder die Glückseligkeit fließt aus der Sittlichkeit, dann fällt es mit dem zweiten zusammen. Er führt nämlich nun einen dritten Grund interessanter Melancholie auf, den Schmerz über die Unzulänglichkeit unserer Intelligenz, das Unendliche zu erkennen. Von einem scharfen Begriffe ist auch hier wieder nicht die Rede, denn der Verfasser konfundiert mit diesem Schmerze den unbestimmten über die Grenzen unserer Kraft überhaupt und geht ohne Zusammenhang auf die Unvollkommenheit unseres Strebens nach materiellen Zwecken über, auf die Hindernisse, die dem Bemühen um Macht, Besitz usw. durch die Wechselfälle des Glückes entgegengestellt werden.

Alle diese verschiedenen Sorten von Schmerz konzentrieren sich in dem über die Unlösbarkeit der Frage nach den letzten Rätseln des Lebens. Wo finden wir nun in diesem Generalschmerze Trost? Im Glauben. Da haben wir's; der erschütterte Glaube soll sich durch den Glauben kurieren.

Nun — Faust leidet am höchsten Grade jenes Zerfallenseins, namentlich an den drei letzten Sorten von Schmerz. Die Richtung auf Erkenntnis, auf materielle und auf sittliche Lebenszwecke vereinigt er in sich. Das sittliche Streben tritt bei ihm freilich sehr in den Hintergrund. Desto entschiedener ist sein Streben nach Erkenntnis; aber es ist kein reines, sonst wäre es undramatisch. (Undramatisch wäre es allerdings als ein bloß philosophisches, aber die poetische Belebung, das Pathos muß darum nicht durch Unterschiebung heterogener und unwürdiger Triebfedern, wie wir diese bei dem Verfasser unten finden werden, erst hinzutreten, sondern liegt in der Ungeduld und Leidenschaft dieses Strebens an sich.)

Jetzt folgt ein Nest von Konfusion und Unsinn, das schwer wiederzugeben ist. Das rein Unsinnige kann man nicht darstellen. Doch muß ich es versuchen und kann dem Leser diese Geduldprobe nicht erlassen. Diese Kritiken wollen keinen Speisezettel allgemeiner Prädikate — oberflächlich — scharfsinnig — tiefsinnig — richtig — falsch usw. geben, sondern ihr Urteil aus einem Eintreten in den Inhalt der Werke, sei er auch noch so schlecht, entstehen lassen. Es ist eine Art Höllenfahrt des Verstandes, um zu predigen den Geistern im Gefängnis (1. Petr. 3, 19).

Der Grundgedanke ist: ein wahres und reines Streben nach absoluter Erkenntnis kann es gar nicht geben; einem Versuche, die Schranken unserer Erkenntnis zu überfliegen, mangelt alles Positive, er ist bloß verneinender Natur, d. h. es kann damit gar nicht ernstlich gemeint sein, sondern er ruht auf bloß egoistischen und sinnlichen Triebfedern. Dies erhabene Resultat findet der Verfasser, indem er zuerst den Umfang der verschiedenen Richtungen des Erkenntnistriebes scharfsinnig so zeichnet: „Derselbe hat drei Richtungen: die Richtung auf das szientifische Wissen, insofern dieses das Notwendige und Nützliche, wie das Angenehme im Leben zum Gegenstande hat; auf die Kenntnis der Natur als Inbegriff aller äußern Erscheinungen und ihres notwendigen Zusammenhanges, und auf die Erkenntnis der sittlichen Natur des Menschen und den Zusammenhang seines gegenwärtigen Daseins mit einem zukünftigen. Jede dieser drei Richtungen nun kann, wenn sie sich in den gehörigen Schranken hält, gar wohl zur Befriedigung gelangen. Die Versöhnung mit den unserer Erkenntnis gesetzten Schranken liegt nämlich

bei dem szientifischen Wissen darin, daß dieses für unsere äußeren Lebenszwecke, für diejenigen sowohl, welche das Notwendige und Nützliche, als für jene, welche das Angenehme zum Gegenstande haben, und ebenso unsere Erkenntnis von der materiellen Natur, wie von der sittlichen des Menschen für unser Bedürfnis in unserem gegenwärtigen Zustande sich als genügend ausweist, um uns, auch innerhalb der unserm Geiste gesetzten Marken, eine hinreichende Befriedigung finden zu lassen" (der Satz steht wörtlich so da, man sollte den Verfasser erst in die Kinderschule schicken, um konstruieren zu lernen). „Vermittelt aber wird diese Befriedigung nach jeder der angegebenen Beziehungen im allgemeinen durch das in unserer Natur liegende Wohlgefallen an dem Erreichten als errungenem, und an dem Erreichbaren als zu hoffendem Besitz; bei unbefangener Erforschung der materiellen, sowie der sittlichen Natur des Menschen aber auch noch dadurch, daß diese, wie unvollkommen unsere Einsicht auch bleibe, uns jederzeit dem Glauben an eine sittliche Weltregierung zulenkt, und so nicht nur dem Schmerz über unsere Beschränkung seine Stachel nimmt, sondern uns auch mit der erhebenden Hoffnung erfüllt, daß unsere intellektuellen wie unsere sittlichen Kräfte im beständigen Fortschritt einer vollkommeneren Entwicklung entgegenreifen."

Wo soll man anfangen, diesen Knäuel zu entwirren? Davon will ich gar nichts sagen, daß die erste der drei angegebenen Richtungen gar nicht in das Gebiet der reinen Erkenntnis gehört, der Verfasser müßte denn unter dem Angenehmen das Schöne verstehen; lassen wir ihm das Vergnügen, bockene Händl, Kolbsschnitzl, Vögerln als einen der Gegenstände des Erkenntnistriebes anzusehen. Die andern Gebiete nun, das Reich der Natur und des Geistes lassen sich, so meinen wir andern dummen Leute, erkennend nur durchdringen, wenn sie als Offenbarung des Absoluten begriffen werden, was freilich voraussetzt, daß beide Sphären der Wirklichkeit als verschiedene Stufen dieser Offenbarung in einer Idee befaßt werden, deren Darstellung in der Form des reinen Gedankens eine dritte oder vielmehr erste Wissenschaft, die Metaphysik, fordert. Der Verfasser aber hält nicht nur mit jenem platten, formalistischen Verstande, der a. b. c. α. β. γ. א. ב. ג. usw. zählt, jene beiden Gebiete auseinander, sondern vollends von diesem reinen Denken des Absoluten weiß er gar nichts. O ja doch, er weiß auch etwas von der absoluten Idee,

denn die ethische Erkenntnis wird nach ihm „auch noch" dadurch befriedigt, daß sie uns dem Glauben an eine sittliche Weltregierung „zulenkt" und uns mit der Hoffnung auf Unsterblichkeit erfüllt. Dies soll aber keine Erkenntnis sein, sondern ein Glauben, eine Hoffnung bleiben, gehört also gar nicht in das Gebiet der wissenschaftlichen Erkenntnis. Dies soll sich der Verfasser nur ja nicht nehmen lassen, denn wollten wir Ernst daraus machen, daß diese Beziehung auf ein Unendliches wesentlich zur wahren sittlichen Erkenntnis gehöre, so wären wir so frei, es mit dem unbestimmten Begriffe einer sittlichen Weltregierung usw. genauer zu nehmen und zu fordern, daß die Erkenntnis, wenn sie eine wahre sein will, im Reiche der sittlichen Wirklichkeit das Absolute als wirklich gegenwärtig begreife, und das würde sich der Herr Verfasser verbitten, denn nur als ein Jenseits für die Vorstellung kennt er den absoluten Inhalt der Idee, und er würde sich, gäbe er mehr zu, widersprechen, denn sogleich stellt er nun die durch das Bisherige so tief begründete Behauptung auf, daß jedes Streben der Erkenntnis, das die unendliche Idee zu begreifen sich erkühne, „vernichtend der Vernichtung zustrebe", d. h. daß jedes echt philosophische Streben ein lügnerisches, schlechtes und verwerfliches sei.

Wer jene elende, epikuräische und unphilosophische Befriedigung verachtet, wer die Welt in ihrer Einheit mit der absoluten Idee erkennen will, der sieht nach dem Verfasser in der Natur bloß eine verworrene Masse, denn er kann „weder die Natur nach ihrem innern Zusammenhang als ein selbständiges Ganze erfassen, noch den Bruchstücken seiner Einsicht in diesem Zusammenhang durch die Beziehung auf die Idee einer Gottheit eine sichere Bedeutung abgewinnen", ihm „mangelt eine alles zur Einheit verknüpfende und durch sich selbst abschließende Idee", die dagegen unser bescheidener Philosoph vom Wurstlprater in seiner Kindervorstellung besitzt. Ebenso soll dem, der die sittliche Natur zu erkennen strebt und dabei die oben vom Verfasser gesteckten Grenzen überfliegt, die ausgleichende Idee einer sittlichen Weltregierung und ebendamit aller Ernst und Gehalt des Strebens abgehen. Ich Blinder meinte, eben gerade der, der auf die unendliche Erkenntnis verzichtet, habe diese Idee nicht, und der Philosoph, der das Absolute zu begreifen strebt, habe sie. Aber was wissen wir dummen Leute! Der Verfasser sieht tiefer, denn er

hat, indem er voraussetzt, was zu beweisen war, vornherein („im Vorhinein" mit dem Herrn Verfasser zu sprechen) unter dem, der nach absoluter Erkenntnis strebt, bereits einen Irreligiösen verstanden, dem es gar nicht Ernst ist, den niedrige Triebfedern treiben, denn „wie kann das Unerreichbare" (quod erat demonstrandum) „für den Erkenntnistrieb Ziel eines positiven Strebens sein, wenn es sich diesem als ein Unerreichbares mit solcher Entschiedenheit darstellt, wie das überall bei den außer dem Bereich unseres Erkennens liegenden Objekten der Fall ist?"

Es gibt also zwei Welten, eine Welt, die man mit Händen greifen kann, und eine Welt, die außerhalb unseres Bereiches liegt. Zwischen beiden ist ein Bretterverschlag, Mauer, Riegelwand oder so etwas; wer durch die Mauer will, der hat keinen wahren Erkenntnistrieb, es ist nur „ein leidenschaftliches Ungestüm, kein positives Hinausstreben" über die Riegelwand. Wer hier mit dem Kopfe durch will, der strebt nicht nach Erkenntnis „um ihrer selbst willen". Ich hatte wieder gemeint, gerade der strebe nach dieser, und der andere, der auf reines Erkennen verzichtet, strebe nach Erkenntnis nur, um in Ruhe seine Karbonaden zu verzehren. Nicht so der Herr Verfasser: Faust, weil er nach schrankenloser Erkenntnis strebt, ist vom puren Egoismus getrieben. In Fausts Magie, in der herrlichen Szene mit dem Erdgeiste, in jenen Monologen voll heiligen Schmerzes, im Selbstmordversuche sieht er nur „titanischen Hochmut, unersättliche Genußgier" und zieht durch eine unverzeihliche Antizipation Fausts Äußerung bei dem Abschluß des Kontrakts mit Mephistopheles „Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit uns glühende Leidenschaften stillen" usw. schon hier herauf, wobei er freilich nicht merken will oder nicht merkt, daß gerade in demselben Zusammenhang Faust zugleich seine Verachtung des Sinnengenusses ausspricht. Faust ist nicht ohne Schuld, das liegt freilich klar am Tage; er überspringt die Mittel des Erkennens und will schauen, ohne zu denken, zu experimentieren. Dies ist die Ungeduld eines feurigen Teperaments, das ebendaher allerdings nach Lebensgenuß dürstet, und daran packt ihn nachher Mephistopheles, aber darum ist sein Streben nach höchster Erkenntnis nicht minder rein, heilig und göttlich. Hat denn diese Seele keine Ahnung davon, daß man entweder nichts oder alles erkennen kann? Kein Gefühl für jene schmerzlich tiefe

Sehnsucht, die ursprüngliche Einheit des Ich mit dem All der Gegenstände in Liebesinbrunst reiner Betrachtung wiederherzustellen? Der Denker, der in tiefem Sinnen Mitternächte bei der einsamen Lampe heranwacht, der ist keine erhabene Erscheinung, der tut nur so, der denkt: Hätt' ich auf morgen ein Seidel Tokayer zum Frühstück, eine hübsche Dirne bei mir, und einen Orden am Rock?

Auch die ethischen Fragen nach der sittlichen Bestimmung des Menschen, dem Zusammenhang des gegenwärtigen Lebens mit dem künftigen und dem Dasein einer moralischen Weltordnung haben Faust niemals ernstlich beschäftigt. Ja wohl nicht! weil er nicht der seichte Kopf ist, der von den höchsten Problemen sich durch solche moralische Gemeinplätze loskauft.

Endlich ist Faust über die Beschränkung seiner sinnlichen Natur mit sich zerfallen. Hier, wo es gilt, den Don Juan in Faust, der ein All der Genüsse zu durchwühlen dürstet, und der allerdings eine Seite von Faust ist, aber nicht, wie der Verfasser meint, der ganze Faust, wird es Herrn Enk erst recht heimatlich zumute, und seine Schilderung eines Genußhelden ist wohl immerhin die gelungenste Partie in diesem Wisch. Faust erscheint nun als ein geistreicher roué, der eine Unendlichkeit der Genüsse anstrebt, aber „nur noch" den Drang einer immerwährenden Aufregung übrig hat. So tief konnte der Verfasser diesen Charakter, so tief die Bedeutung der Worte verkennen: Du hörst es ja, von Freud ist nicht die Rede . . . zerscheitern. Wenn Fausts Sinnlichkeit durch den Hexentrank verjüngt und aufgereizt wird, so meint er, sie bedürfe ein solches Stimulans, weil sie durch Genüsse abgestumpft sei, da doch der klar und bar vorliegende Sinn der Tragödie ist, daß sie im Studiersessel verschüchtert war. Wo steht denn ein Wort davon, daß Faust schon vorher ein Genußmensch war?

So hat also der Verfasser herausgebracht, daß in Faust, dessen Wesen nichts als Hochmut und Genußgier ist, durchaus kein positives, sondern nur die Vernichtung jedes positiven Strebens dargestellt, daß „die Tragödie nur wegen des Umfangs und der Tiefe der Darstellung des Zerstörens und Vernichtens von allem innerhalb der Grenzen der Menschheit Liegenden ein Riesenwerk zu nennen ist."

Die reine Verneinung ist aber als bloße Abspannung unpoetisch. Der Dichter wußte ihr selbst wieder einen Schein der Bejahung zu

leihen, indem er sie als selbstbewußtes Streben, zu vernichten und zu zerstören, darstellt: so konstruiert unser Philosoph den Mephistopheles. Derselbe repräsentiert Fausts Gemütslage, so jedoch, daß er, was Faust als Mensch nicht kann, das Vernichten und Verneinen als solches will. Seine Absicht ist, in Faust jeden letzten kräftigen Aufschwung zu ersticken und ihn ganz ans Gemeine zu fesseln. Schon gut; was aber bei dem Vertrage mit Mephistopheles Faust will, davon hat natürlich der Verfasser keine Ahnung, keinen Begriff davon, daß Faust seine Freiheit im Schiffbruch erproben und retten will, daß hier der Geist im Bewußtsein seiner Unendlichkeit mitten durch sein Entgegengesetztes frei hindurchzusteuern sich erkühnt. Die Liebe zu Gretchen ist „ein fruchtloses Auflodern" seiner schon vorher ganz versunkenen Natur. Faust faßt diese Liebe tiefer und reiner, als Mephistopheles wünschte, aber die Rückkehr zur Kontemplation in Wald und Höhle ist ein Versuch, von dieser Leidenschaft, die ihn jedenfalls in eine eines so strebenden Geistes unwürdige Beschränkung zu bannen droht, sich zu befreien; Herr Enk aber rechnet diese Szene mit seinem uns schon bekannten Scharfsinn zu den Paroxysmen dieser Leidenschaft selbst (Seite 40).

Daß Faust dennoch am Schlusse gerettet erscheinen müsse, konnte sich der Verfasser schon gemäß dem Prolog im Himmel nicht verbergen, der zu dem Erhaben„d"sten gehört, was die deutsche Poesie besitzt. Blieb das Gedicht Fragment, so konnte es, gibt er zu, bei einer Andeutung dieser Rettung sein Bewenden haben; ward es ausgeführt, so war das Wie derselben darzustellen. Freilich ist er nun aber in beiden Fällen in großer Verlegenheit um den Dichter; denn da er (Herr M. Enk nämlich) aus Faust einen vollständigen Lumpen gemacht hat, so sieht man nicht, was denn da zu retten sei und wie; das Restchen guten Willens, das dieser Faust wie jeder Tropf noch aufzuweisen hat, reicht natürlich nicht aus, an ihm gerade ein so besonderes Exempel der Großmut zu statuieren. So weit geht nun unser heiterer Kopf in seiner horrenden Naivität, daß er den Widerspruch, in welchen er selbst durch seine verkehrte Deutung mit der sonnenklaren Intention des Gedichts geraten ist, statt ihn nun einzusehen und sich auf die Rechnung zu schreiben, dem Dichter auflädt. Zu den Worten: Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt, sagt er: „Das ist nicht der Faust

des Dichters! Gestehen Sie," (er korrespondiert mit einem Freunde, gegen den er, wenn er ihm nicht alles zugibt, gelegentlich sehr grob ist, wie S. 45) „hier ist ein Widerspruch, der sich nicht wohl lösen läßt." Jawohl ist einer da!

In dieser Verlegenheit läßt nun der Schelm uns Unglückliche stehen und geht nun so mir nichts dir nichts zum zweiten Teil über. Doch nein, er spricht sogleich von dem fünften Akte desselben, weist die Anknüpfung an den Prolog im Himmel nach, wirft aber Goethe vor, daß bis zu diesem die Darstellung von Fausts Gemütslage gar nicht fortschreite — was wir zugeben — und daß Faust nach allem Vorhergehenden nicht gerettet werden könne, vielmehr Mephistopheles seine Aufgabe vollständig gelöst habe — was niemand, der bei Sinnen ist, zugeben wird. Faust erscheint ja zuletzt bemüht um die Erreichung edler praktischer Zwecke, er zeigt sich also als ein Strebender (der Verfasser übersieht ganz die wesentlichen Worte: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen), und kann gerettet werden. Daß Faust bis dahin gar nicht handelt und weder gut noch böse, sondern eine Allegorie ist, das ist wieder ein anderer Punkt, und wir geben dem Verfasser jeden Vorwurf herzlich gern zu, den er sonst gegen diesen zweiten Teil erheben mag, ja wir loben ihn aufrichtig, daß er unter den Wenigen ist, die hier ein tadelndes Urteil wagen. Hier hat ihm sein Sinn für das Feste und Greifbare wesentlichen Vorschub geleistet, er bringt S. 67 bis 69 ganz brave kritische Bemerkungen vor.

„Ob ich diese Briefe veröffentlichen werde? Vielleicht. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich stark versucht fühle", so beginnt der letzte Brief, worin der Verfasser, da er ja über die Tragödie so erschöpfend gesprochen hat, sich noch zu allerhand gediegenen Bemerkungen über die neuere Literatur Zeit nimmt.

Goethes Faust, Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Teils der Tragödie. Von Dr. F. Deycks. Koblenz 1834.

Des Verfassers Hauptabsicht ist, den poetischen Wert des zweiten Teils und seinen innern Zusammenhang mit dem ersten gegen seine

Tadler, namentlich Enk, zu behaupten, zu beweisen, daß „beide Teile der Tragödie als wahres Kunstwerk sich abrunden.“ Manches Einzelne freilich nicht nur im zweiten, sondern auch im ersten Teile, meint er, sei so rätselhaft, daß man ein Ödipus sein müßte, um darüber ganz ins klare zu kommen. Das stört ihn aber nicht im geringsten in seinem ägyptischen Götzendienst. S. 27 sagt er: „daß Goethe den Gedanken nicht ausgeführt, in einem Kommentar die Bedeutung dieser Anspielungen (in Oberons und Titanias goldner Hochzeit usw.) zu enträtseln, ist in dem Grade täglich mehr zu beklagen, als wir uns von jenen Zeiten und deren Getriebe mehr entfernen. Wer verstünde ohne den Scholiasten nur eine Szene im Aristophanes?“ Daher macht er auch dem Gedichte keinen Vorwurf, wenn er sich oft unfähig bekennen muß, seine Rätsel zu deuten (z. B. S. 34). Ich habe hierüber nach den Bemerkungen meiner Einleitung nichts zu sagen. Goethe darf sich freilich selbst über die Zumutung nicht beklagen, daß er wie der ehrliche Melchior Pfinzing seinen allegorischen Hauptleuten Fürwittig, Unfalo, Neidelhardt, die Erklärung hätte anhängen sollen: „ist eine Poeterey und bedeut't usw.“

Der Verfasser gibt zuerst eine flüchtige Skizze vom Inhalte des ersten Teils und hebt in seinen Bemerkungen zum Kontrakte den Punkt richtig hervor, worin allerdings die innere Einheit des ersten und zweiten Teils zu suchen ist: Faust kann nicht untergehen, weil auch im Taumel der Sinnlichkeit sein hohes Streben nicht erstirbt. Dann sollte er aber auch den Ausdruck vermeiden, daß der Bund mit Mephistopheles ein feierlicher Abfall von Gott sei; dies ist er nach der Sage, nicht nach der Tragödie. Einzelnes faßt er unrichtig; so glaubt er in Faust namentlich eine dichterische Natur zu erkennen, wovon doch kein Wort im Gedichte steht, man nehme denn den Ausdruck so weit, daß er überhaupt das Poetische in jeder Art von Genialität bezeichnen soll. Nachher scheint es, diese Bemerkung beziehe sich auf die Vermählung Fausts mit Helena. Faust bedeutet aber in dieser nicht die romantische Poesie, sondern das romantische Prinzip überhaupt. Gar nicht verstanden habe ich, wenn es S. 22 von Faust heißt, in seinem Streben nach fortgesetzter, alles umfassender Tätigkeit bemerke derselbe weniger die furchtbare Großartigkeit der Naturkräfte, der Drang nach Wahrheit mildere sich durch

die Lust am Truge. Irrigerweise meint der Verfasser, Fausts Untreue gegen Gretchen sei ein Werk des Mephistopheles; Mephistopheles lockt ihn ja von seinen Kontemplationen in Wald und Höhle zu Gretchen zurück, weil diese Liebe, obwohl nicht bloß sinnlich, als eine Beschränkung in ein eng befriedigtes Leben ganz in seinem Interesse ist. Allerdings wünscht er, dadurch, daß er Faust noch länger an Gretchen fesselt, die Schmerzen der später doch notwendigen Trennung, das Elend Gretchens und Fausts Schuld um so mehr zu steigern. Jene Szene in Wald und Höhle mußte freilich dem Verfasser unverstanden bleiben, da er den Ausruf: Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles usw. als den Ausdruck glücklicher Liebe ansieht.

Im zweiten Teile soll nun Faust durch größere und bedeutendere Verhältnisse sich durcharbeiten. Eine Reihe großer Welterscheinungen, Hof und Staat, Krieg und Schlacht usw. gehen an unserem Blicke vorüber. Noch ehe der Verfasser untersucht hat, ob es dem Dichter geglückt ist, diese Intention durchzuführen, bricht er in ein Lob dieses zweiten Teils aus: „Nicht nur gleich steht der zweite Teil dem ersten an Geist und Gehalt, er übertrifft ihn sogar an Ideenfülle“ usw. Ich mag diese Apostrophe nicht weiter abschreiben. Ideenfülle? Ja, der zweite Teil hat mehr Ideen, aber es kommt darauf an, ob es Ideen sind, die, in sich schon bestimmt und konkret, unmittelbar die ästhetische Darstellbarkeit mit sich führen, oder Ideen, die, in abstrakter Allgemeinheit belassen, nur den fadenscheinigen Rock der Allegorie vertragen. Wie klar aber der Verfasser über diese und ihren Unterschied von der wahrhaft poetischen Gestalt denkt, beweist er S. 65, wo er zugibt, daß die Gebilde der klassischen Walpurgisnacht Allegorien seien, und diese definiert als „Begriffe in sinnlicher Form“. Die Kleinigkeit, welches Verhältnis zwischen Begriff und sinnlicher Form in der Allegorie stattfinde, welches in der echten Poesie, bekümmert ihn nicht. Er unterläßt aber nicht, uns eine weitere Probe seiner ästhetischen und logischen Bildung zu geben. Alle Poesie, fährt er fort, ist auf ihrem Gipfel Sinnbild der Natur. Sinnbild — was heißt das? Ist der Sinn mit dem Bilde nur durch ein tertium comparationis verbunden, oder ihm einverleibt und identisch mit ihm? Darauf kommt es ja erst an Was der Verfasser soeben Begriff genannt hatte, nennt er jetzt Natur. Was soll das heißen? Die Natur (die sinnliche Form) ist ja vielmehr in

der Poesie Bild des geistigen Inhalts (mag derselbe meinetwegen Begriff genannt werden). So naiv ist der Verfasser, daß er Solgers Definition für sich anführt: die poetische Darstellung sei die Ironie der Natur. Diese besagt ja eben das Umgekehrte, nämlich: in der poetischen Darstellung sei ein Natürliches gesetzt, aber ironisch gemeint, d. h. nicht als solches, sondern es bedeute etwas anderes als Natur, nämlich etwas Geistiges. Allegorien, fährt er fort, entdecken wir besonders in Goethes spätern Werken, während die früheren fast alle durch ein ungelöstes Rätsel reizen. Da wären ja die früheren allegorisch, denn die Allegorie ist es, die ungelöste Rätsel zurückläßt. Wenn er übrigens weiter von der Allegorie überhaupt die wirkliche Allegorie so unterscheidet, daß er unter dieser die Verbindung mehrerer bedeutender Gestalten zu einer Handlung verstanden wissen will, die selbst wieder einen tieferen Inhalt spiegle, so ist etwas Wahres daran. Ich kann zwar mit der auch sonst aufgenommenen Unterscheidung zwischen Symbol und Allegorie, daß die letztere mehrere Symbole zu dem Sukzessiven einer Handlung vereinige, nicht schlechtweg übereinstimmen. Allgemein pflegt man auch ein ruhendes einzelnes sinnliches Ding, das nicht sich selbst, sondern durch ein willkürliches tertium einen anderweitigen Begriff bedeutet, Allegorie zu nennen. Im Symbole findet dasselbe äußerliche und bloß vergleichende Verhältnis zwischen Idee und Bild statt wie in der Allegorie, und man kann deswegen streng genommen die echte Poesie, welche Bild und Idee zur reinen Identität verschmelzt, weder symbolisch, noch allegorisch nennen. Der Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß das Symbol, ein gemeinsames Erzeugnis der religiösen Phantasie einer Masse, die Idee mit dem Bilde in bewußtlosem Glauben zu identifizieren gewohnt ist (obwohl dieses jene bloß andeutet), die Allegorie aber die Erfindung der künstlichen und sich vollkommen bewußten Reflexion eines Einzelnen ist. Daher, obwohl weder das Symbol noch die Allegorie wahrhaft poetisch ist, kann doch das erstere durch seine Entstehung im Elemente der Naivität weit eher einen poetischen Eindruck hervorbringen. Der Einzelne nun, der eine Allegorie erfindet, wird im Gefühle, daß ein Begriff durch ein totes Ding nur unvollständig angedeutet wird, gern eine Reihe von einzelnen Allegorien zur Sukzession einer Handlung verbinden, um den Begriff erschöpfender zu

versinnbildlichen, indem je der folgende Zug den vorhergehenden und so alle einander ergänzen und erklären.

Übrigens muß ich hier zu den Vorwürfen gegen den zweiten Teil, die ich in der Einleitung aussprach, noch den weiteren fügen, daß Goethe, nicht zufrieden, Allegorie auf Allegorie gehäuft zu haben, die immerhin noch eine Idee von allgemein menschlichem Interesse in sich verbergen mögen, Gegenstände nackter Gelehrsamkeit, wie die Frage über die samothrazischen Götter und den Streit des Neptunismus und Vulkanismus, in sein Gedicht hereingezogen und unter einem Krame antiquarischen Apparats versteckt hat. Der Gelehrsamkeit, die der Verfasser zur Erklärung der klassischen Walpurgisnacht aufbietet, mag ihre Ehre bleiben, aber daß er kein Gefühl dafür hat, wie trostlos es mit einem Gedichte aussieht, das für die Mitwelt oder nächste Nachwelt der eigenen Nation und für die Masse nicht bloß, sondern auch für die Gebildetsten einen solchen Kram erfordert: dadurch legt er einen vollen Beweis ab, daß er gar nicht weiß, was Poesie ist.

In der Tat, wenn es so fortgeht, wie es bei solchen Auspizien das Ansehen hat, wird sie bald wieder in der alten Pracht aufsteigen, die Zeit Berninis, die Zeit Le Notres, die Zeit der Zöpfe, die Zeit „gepuderter Perücken, drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken"!

Wie die andern Erklärer, so lobt auch Deycks die Schönheit des dritten Akts, der antiken Verse namentlich, die mir jedoch so verkünstelt und undeutsch erscheinen als Solgers holperichte Übersetzungen und in den Sprachformen ganz demselben verwünschten Style huldigen, den ich in der Einleitung schilderte. Goethe tat sich auf die Allegorie des dritten Aktes etwas Besonderes zugute und hatte diese Konzeption allerdings noch in kräftigeren Jahren gefaßt; allein es ist und bleibt ein Mißgriff, und wir haben ja mehr Beispiele, daß große Naturen ihr Bestes sorglos und anspruchslos ausstreuen und auf ihr Verfehltes eitel sind. Die Helena der Volkssage vom Zauberer Faust zu einer Allegorie der Verbindung des romantischen und klassischen Prinzips zu benutzen, lag sehr nahe, auch für einen ganz gewöhnlichen Kopf. Was aber die Helena in der Volkssage will, hat Goethe schon in Gretchen gegeben. Man sage nun immerhin, Helena trete hier keineswegs als bloße Allegorie auf, sie erscheine wirklich und lebendig aus dem Hades wieder. Das

gienge noch; aber nachher bedeutet sie in allem, was mit ihr geschieht, die klassische Bildung überhaupt, es gehen Dinge mit ihr vor, denen man es alsbald an der Stirn ansieht, daß es sich hier nicht um diese Person, sondern um einen Begriff handle, und sie wird also zur reinen Allegorie verflüchtigt.

Ob der Verfasser in der Deutung einzelner Stellen dieses zweiten Teils glücklich oder unglücklich gewesen, geht uns nichts an. Zum fünften Akte weist er richtig nach, wie Faust durch großartige Tätigkeit sich der Erlösung würdig macht und so der Schluß zum Prolog und zur Kontraktabschließung zurückkehrt. Zwar legt er zu viel Wert darauf, daß Faust am Ende seiner Tage den Zauber verwünscht, indem er glaubt, schon durch diese Äußerung des Faust habe Mephistopheles die Wette verloren, aber desto gewisser hat er recht, wenn er die edle Tätigkeit Fausts und seinen Willen, daß das Gute und Rechte bestehe und daure, als hinlänglichen Grund seiner Rettung bezeichnet. Daß dieser rationellen Lösung der Aufgabe der christlich-katholische Schluß widerspricht, bemerkt er nicht. Ganz richtig fühlt er zwar, daß ein Schluß im kirchlichen Sinne bei Faust auch Reue und Buße voraussetzt, er fügt hinzu, daß nach dem wahren Christentum der äußerliche Akt der Fürbitte Faust nicht retten könne, allein er zieht den Schluß nicht, daß Goethe, da er das wahre Christentum durch die Tendenz des ganzen Gedichts und besonders den letzten Auftritt in eine vernünftige Tätigkeit setzt, überhaupt die theologisch-positive Schlußwendung, deren Konsequenzen einmal mit diesem rationellen Christentum sich nicht vertragen, hätte vermeiden und eben bereits in Fausts redliches Kämpfen die Beseligung setzen müssen. Geht's ihm drüben gut, so muß er ja auch dort kämpfen, denn wo ist Gutes ohne Kampf? Ganz glücklich führt der Verfasser für diese Idee den Vers aus dem Westöstlichen Divan an:

Nicht so vieles Federlesen!
Laßt mich immer nur herein!
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!

Der Prolog im Himmel eröffnet allerdings sogleich das Gedicht in der Weise der religiösen Vorstellung, in welcher auch der ganze Mephistopheles wurzelt, allein jener Prolog ist so geistig und frei

von allem positiven Schnörkelwerke, Mephistopheles ebenfalls in seiner Art so ideell, daß man am Schlusse nichts weniger als in eine gotische Kapelle einzutreten und Weihrauch zu riechen gestimmt ist. Das positiv kirchliche Christentum wirft als ein Jenseitiges und Künftiges in Raum und Zeit hinaus, was nach dem rationellen mit dem Diesseits zusammenfällt; ein Gedicht, das schon durch die herrliche Stelle des Kontrakts: Das Drüben kann mich wenig kümmern usw. sich ganz auf den Standpunkt der Diesseitigkeit erhoben hat, darf am Schlusse nicht auf den der Jenseitigkeit zurücksinken. Hat übrigens der Verfasser doch die Einheit der Grundidee des ersten und zweiten Teils richtig nachgewiesen, so ist ihm dagegen die schlechte Fortführung, die zwischen dem Ende des ersten und zweiten Teils liegt, wie wir sahen, völlig entgangen.

Briefe über Goethes Faust. Erstes Heft. Von C. G. Carus. Leipzig 1835.

Die Grundidee der Tragödie wird richtig gefaßt, indem als Inhalt derselben hervorgehoben wird: die Menschenseele in ihrer innern Göttlichkeit, wie sie durch tausend Irrsale hindurch ihrer göttlichen Befriedigung mit bewußtlosem Zuge entgegenstrebt, was der Verfasser glücklich auch „das genetische Prinzip alles echten Seelenlebens“, das „Frühlingsmäßige“ im Faust, die „Elastizität“ der menschlichen Seele nennt. Mit gesunder ästhetischer Einsicht räumt er ein, daß diese Idee in Faust trefflich, aber nicht vollkommen dargestellt, daß die Tragödie mehr beendet als vollendet sei. Schöne Bemerkungen über den Wert und die versöhnenden Wirkungen edler Weiblichkeit knüpft er an Gretchens Charakter. Hätte er nur seine Hauptidee tiefer nachgewiesen, gründlicher durchgeführt, so würde man ihm dafür seine sentimentalen Einleitungen zu jedem Briefe und den ganzen pretiösen Ton, in welchem er schreibt, gern erlassen. Ob der eine dieser Briefe am zweiten Weihnachtsfeiertage 1834 abends, oder am Bimbimberlestag morgens, der andere am 4. Februar abends in einer wohnlichen und eleganten Stube, oder am Pfeffertag im Holzstalle geschrieben ist, kann uns sehr gleichgültig sein. Aber solche Sächelchen erläßt uns der süße Mann nicht, der ganz wie

Schubarth in den Styl des Goetheschen Altweibersommers sich hineinfrisiert hat. Er spricht von treulichstem Anschließen, führt uns Gedankenzüge heran, spricht von sich darlebenden Ideen (das sich Darleben ist überhaupt das andere Wort), von einer Einwirkung höchsten weiblichen Prinzips, von einzelnen licht-vollsten menschlichen Naturen und unterschreibt: treulichst Carus.

Goethes Faust. Übersichtliche Beleuchtung beider Teile zur Erleichterung des Verständnisses. Von W. E. Weber, Professor, Direktor der Gelehrtenschule zu Bremen. Halle 1836.

Das Büchlein hat manches Brauchbare und bringt dies in bequemer, anspruchsloser Weise vor. Hätte der Verfasser gesagt: auf die Deutung des tieferen Gehalts der Tragödie will ich verzichten, mein Zweck ist, euch brauchbare Notizen zu geben, um euch im Äußerlichen, was zur Szenerie usw. gehört, zu orientieren, so würden wir dem Manne Dank wissen. Aber er geht auf die Idee ein und, wiewohl er sie nicht ganz verfehlt, verdünnt er sie doch durch die Verwässerung, die jede Idee unter den Händen des gemeinen Menschenverstandes zu erdulden hat, daß man sie kaum erkennt. Gehen wir, diesen Vorwurf zu begründen, sogleich auf den Mittelpunkt zu.

Man kann Goethes Faust immerhin eine Theodizee nennen, wenn man nur nicht vergißt, einesteils, daß dies keineswegs so genommen werden darf, als wollte Goethe in der Weise des Lehrgedichts die Frage der Theodizee, dürftig eingekleidet, abhandeln, andernteils, daß die Frage nach dem Verhältnisse des Bösen zur göttlichen Weltregierung, wie der Prolog im Himmel sie stellt und beantwortet, nur den allgemeinen Hintergrund bildet, und erst der besondere Angriffspunkt, den Faust durch seinen individuellen Charakter dem Bösen darbietet, jener abstrakten Idee die Konkretion gibt, wodurch sie ästhetisch darstellbar wird. Sehr schüchtern geht nun der Verfasser an jene Frage. „Man kann behaupten," sagt er, „daß es keine größere Gotteslästerung gibt, als den Versuch einer sogenannten Theodizee, d. h. eines Beweises, daß Gott alles wohlgemacht habe: das kann Gott wohl uns versichern, aber es ist nicht an uns, es ihn

zu versichern." Doch macht er sich, als hätte er dies nicht gesagt, sogleich an das Thema, und ist jetzt nicht deswegen, weil die Untersuchung unbescheiden, sondern weil sie schwer ist, in keiner geringen Verlegenheit. Seine erste Verlegenheit ist, daß ihm gar nicht recht klar ist, wo denn das Böse eigentlich sitzt, in der Welt des Geistes, oder auch in der Natur? „Sobald wir aus dem Felde der praktischen Pflicht mit unsern Begriffen herausgehen, werden wir an der Ökonomie der kosmischen Kräfte sofort irre." Daß dieses Irrewerden von der eben genannten Schwierigkeit herrührt, erfahren wir weiter unten; zunächst beruhigt sich der Verfasser bei einem Satze, der freilich jedenfalls gewiß äußerst klar ist: „in unserer Moral gibt es ein Böses; unterlassen wir zu tun, was uns obliegt, so taugen wir nichts." Freilich entsteht aber auch hier sogleich eine große Verlegenheit, wenn es sich fragt, „wo der Übergang aus dem negativen Bösen, der Unterlassung der Pflicht, in das positive Böse, den absichtlichen Willen, zu schaden, aufzufinden sei? Dies bleibt immer problematisch. Denn selbst der größte Verbrecher wird selten einräumen, daß er eigentlich habe schaden w o l l e n, er wird stets auf den Vorwand einer Notwehr repliieren gegen die Anmutung, seine Pflicht zu tun da, wo ihm diese Pflicht zu tun unbequem war." Ich meinte, bei einem Verbrecher handle es sich nie bloß um Unterlassung der Pflicht, und die angeführte Entschuldigung desselben könne den Philosophen über die wahre Natur der bösen Tat nicht zweifelhaft machen. Aber der Verfasser hat wohl tiefere Schwierigkeiten im Sinne, die Frage wahrscheinlich, ob das Böse nur negativ (privativ) oder positiv sei, und ob es ein Böses um des Bösen willen gebe; er tappt aber in einer Unsicherheit, die einen ungewöhnlichen Mangel an Denkübung verrät, schon in der Aufstellung der Schwierigkeit fehl, indem er, statt zwischen Bösem aus egoistisch sinnlichen Triebfedern und Bösem um des Bösen willen, unterscheidet zwischen Unterlassung der Pflicht und böser Handlung; dabei klingt ihm von weitem die juristische Unterscheidung zwischen culpa und dolus oder die Frage über Zurechnungsfähigkeit überhaupt im Ohre, und so hilft er sich denn nun bewundernswürdig leicht aus seiner Klemme, indem er fortfährt: „hier helfen wir uns denn kurz und gut mit Qualifizierung der Tatsache und sehen, in betreff der Motive, nicht auf den b ö s e n, sondern auf den

freien Willen. Ein Trunkener, ein Wahnsinniger steckt uns das Haus über dem Kopfe an; wir lassen ihn ungekränkt, oder verwahren ihn höchstens, damit er es künftig nicht wieder tue; denn er war seiner nicht mächtig, die Kraft, die in jenem Augenblicke in ihm über Gut und Böse hätte entscheiden können, war gebunden. Wir schlagen einen Knecht: er, über die Mißhandlung empört, sucht Gelegenheit, sich zu rächen, er steckt uns ebenfalls das Haus überm Kopfe an. Dieser wird als Mordbrenner verurteilt: mag er immerhin von Rachsucht gestachelt worden sein; sein freier und vernünftiger Wille konnte ihm sagen, daß Rachsucht unmoralisch sei." O, welch eine Tiefe des Reichtums, beide der Weisheit und Erkenntnis des Verfassers! Wie gar unbgreiflich sind seine Ideen und unerforschlich seine Wege! Andere beschränkte Leute meinen, wenn es sich um die sittliche Beurteilung einer Tat handle, so reiche es nicht hin, zu wissen, daß sie mit freiem Willen geschah, sondern es handle sich darum, ob dieser Wille ein böser war oder nicht, und die gar nicht zurechnungsfähigen Handlungen gehören gar nicht in den Zusammenhang gegenwärtiger Untersuchung. Allein dem Herrn Verfasser steckt seine obige Hauptverlegenheit noch im Kopfe, darum hat er das rein ethische Thema sogleich auf die juristische Frage nach der Imputabilität hingedreht, die Verlegenheit darüber, ob das Böse nur im Menschen oder auch in der äußeren Natur sitze. „Kommen wir nun aber schon in dem beschränkten Kreise des sozialen Vorteils (?) mit der Beziehung zwischen Gut und Bös ins Gedränge, wieviel mehr, wo die ursprünglichen Kräfte der Natur die ihnen einwohnende Gewalt üben und ein für allemal tun, was sie nicht lassen können? Auch der Blitz zündet uns das Obdach über unserm Haupte an, der überwogende Strom verschwemmt uns die Wiesen, der Hagel verheert unsere Saaten: wer will sie vor Gericht laden, wer wagt es, diese zerstörenden Kräfte böse zu nennen?" Nun ja ums Himmels willen, wenn sie niemand wagt böse zu nennen, wenn sie nur tun, was sie nicht lassen können, was brauchen wir uns denn hier, wo es sich vom Bösen handelt, um sie zu scheren? Sie sind Übel, und die Frage nach der Zweckmäßigkeit des Übels ist ja ein ganz anderes Kapitel der Theodizee, als die nach der Stellung des Bösen zur Welteinrichtung. Doch beunruhigen wir uns nicht! Der Herr Verfasser tut es auch nicht, er stolpert in der heiteren Duselei

eines von philosophischen Skrupeln wenig angefochtenen Kopfes gleich wieder über die freilich ohne Not herbeigezogene Schwierigkeit hinweg, kommt wieder auf das Böse im moralischen Sinne und begeht das Verbrechen (s. seinen eigenen oben angeführten Ausspruch), dennoch eine Theodizee preiszugeben. Sie ist kurz beieinander: „der Besonnene zieht zuletzt das weltgeschichtliche Fazit so, daß er selbst in dem Bösen, was geschieht, immer wieder Keime des Heilsamen entdeckt und es nicht irreligiös findet zu sagen, daß Gott in der Weltregierung das Böse zuläßt (wohl zu merken, zuläßt, nicht tut), damit es dem Guten diene." Der Schalk! Wie er uns da nur geschwind so in einer Parenthese die tiefste, originellste Idee, von der bisher die menschliche Vernunft sich nichts träumen ließ, in die Tasche schmuggelt! Wie wird es da so plötzlich helle! Die schwierige Frage, mit der sich die tiefsten Denker, solange sie die unerhört tiefsinnige Distinktion zwischen Zulassen und Tun nicht kannten, abgequält haben, sie ist gelöst! Sie Loser! Und dann geben Sie als Zuspeise noch einen sublim gelehrten Auszug aus der persischen Mythologie drein!

Spaß beiseite! Muten wir dem Verfasser nicht mehr zu, als er vermag, und geben wir uns zufrieden, daß er die Grundidee, so leicht er sich mit dieser begriffslosen Kategorie über ihre Schwierigkeiten hinweghilft, wenigstens nicht schlechthin verfehlt hat. Die Liberalität, mit der er sich des Prologs im Himmel gegen Zeloten annimmt, der gesunde Sinn, mit dem er das hausväterlich Gütige und Leutselige in der Figur des Herrn, den leichten Anflug von Ironie gemütlich herausfühlt, verdient aufrichtiges Lob. Richtig folgert er, daß schon aus jenem Begriffe von der Stellung des Bösen zu Gott die Rettung Fausts von selbst hervorgehe, und sieht ein, daß der Goethische Faust nicht wie der Faust der Sage schon durch den Bund mit Mephistopheles ein Verbrechen begehe, wie sich dies schon in der noblen, geistreich chevaleresken Nachlässigkeit, mit welcher Faust den Teufel empfängt und welche der Verfasser ebenfalls richtig bemerkt, auf edle Weise kund tut. Überhaupt hat er die Vergeistigung, welche der Sagenstoff durch Goethe erfahren hat und wodurch der Brennpunkt ein ganz anderer wurde, mit freiem Auge erkannt und steht dadurch rühmlich über Leuten, wie Franz von Baader, de Wette, Wessenberg, Menzel, welche meinen, der Teufel

sollte nur immer die Zähne fletschen, den Faust endlich unter Schwefeldampf holen und an den Wänden zerschlagen, daß sein Gehirn herumspritzt, oder wo nicht, so müßte Faust sich hinstellen und als Tugendheld rhetorisch aufspreizen, da doch das Gute, der Kampf gegen Mephistopheles, in ihm die Gestalt seiner Individualität annehmen muß und sich daher natürlich als Rückkehr zur idealen Kontemplation äußert. Daß im zweiten Teile bis zum letzten Akte Faust zu wenig tut, um gegen das Böse zu kämpfen, soll damit nicht geleugnet werden, liegt aber in der ästhetischen Schwäche dieses Altersprodukts überhaupt. Doch hätte Herr Weber nicht nötig gehabt, den göttlichen Plan in Beziehung auf Faust dareinzusetzen, daß Faust den Gipfel der Bosheit ersteigen solle, um durch desto tiefere Reue auf den guten Pfad zurückgeführt zu werden. „Die Gottheit kann es, um ein an sich selbst irre gewordenes Individuum von Grund aus zu heilen, unter Umständen zulässig finden, daß dasselbe für eine Zeit dem Bösen ganz anheimfalle, damit es in der Empfindung dessen tiefen Unsegens“ (ein sauberes Deutsch!) „sich aufraffe und mit desto feurigerem Verlangen auf den Pfad des Guten zurückkehre.“ So akut erscheint Krankheit und Krisis bei Faust nicht; zwischen die einzelnen Verirrungen schieben sich sogleich einzelne Heilungsversuche, er ist im Bösen rhapsodisch und daher kehrt er nicht durch eine plötzlich markierte Revolution seiner Natur zum Guten zurück. Diese zu geschärfte Auffassung floß wohl aus der nicht ganz richtigen Deutung, die der Verfasser dem Vertrage mit Mephistopheles gibt. Dies führt uns auf den bestimmteren Inhalt der Tragödie, zunächst auf des Verfassers Ansicht von Fausts Persönlichkeit und anfänglichen Bestrebungen.

Hier stoßen wir sogleich auf einen groben Irrtum. Der Verfasser meint, wie seine Kommilitonen auf diesem Flügel, Faust, dem der Glaube im Wissen verloren gegangen ist, sollte auf das Erkennen des Absoluten ganz resignieren. „Jede Philosophie muß ein Letztes, Unbegreifliches stehen lassen, das ist der Prozeß, wie der Geist sich in das Fleisch verwandelt und die Materie, ohne Gott zu sein, doch aus göttlicher Hand hat hervorgehen können.“ Faßt man dieses Hervorgehen im Präteritum als einen zeitlichen Akt, so ist freilich das Begreifen desselben bereits abgeschnitten. Der Verfasser gibt nun dem Manne im Gegensatz gegen das Weib zu, daß er bestimmt

sei, den blinden Autoritätsglauben zu verlassen und sich durch ein Labyrinth der Widersprüche zur Selbständigkeit der Ansichten und Überzeugungen hindurchzuringen; dann aber meint er, das Resultat dieser Zweifelskämpfe solle sein — der Glaube. Wie gar keine Ahnung er von der hohen Bedeutung des Strebens nach reiner Erkenntnis hat, zeigt er auch durch die Bemerkung, die ihm S. 83 entschlüpft, wo er von Faust sagt, er habe „statt der Willenskraft“ den Wissensdrang vorzugsweise in sich genährt. Unter solchen Umständen darf man natürlich kein Verständnis von Fausts Durst und Anschauung des Innersten der Dinge von dem Verfasser erwarten. „Faust ist Vielwisser aus edlem Durste nach Wahrheit; die Gelehrsamkeit ist ihm nicht Zweck, sondern Mittel, und Mittel zu dem Höchsten und Größten, zum unmittelbaren Aufschlusse des Verhältnisses zwischen Gott und Weltall. Aber daß er dies Verhältnis wie irgend ein anderes in der Erfahrung gegebenes, mit der Kaltblütigkeit und Ruhe eines Forschers ergründen, daß er es zerlegen will, wie der Pflanzenkundige eine Blume zerlegt, das eben ist das ursprüngliche Mißverständnis in seinem Streben und liefert ihn dem Teufel in die Hände.“ Faust ist nicht Vielwisser, und wollte er die Gelehrsamkeit als Mittel anwenden, um das Verhältnis zwischen Gott und Weltall zu ergründen, so wäre es ja eben kein unmittelbarer, sondern ein vermittelter Aufschluß. Faust verwirft aber die Gelehrsamkeit nicht bloß als Zweck, sondern auch als Mittel, denn er will rein intuitiv sich der Wahrheit bemächtigen. Zerlegen will er gerade nicht, sondern er will schauen, ohne zu zerlegen, und das ist, wie seine Größe in Vergleichung mit dem toten Formalismus und Dogmatismus, so in Vergleichung mit dem wahren Denken seine Schuld. Er zerlegt nicht zu viel, sondern zu wenig, er ist vernünftig ohne Verstand; hätte er die Geduld, die Vermittlung des Begriffs zu durchwandern, so würde er zur konkreten Idee gelangen, aber er will eine intellektuelle Anschauung, wie die Schellingische Philosophie, er verwirft über dem Eignen und Ursprünglichen alles Angeeignete und Künstliche, wie die Periode des Geniewesens in unserer Poesie. In dieser Periode sind ja auch wirklich die ältesten Grundlagen der Tragödie entstanden. Als Goethe in dieser Jugendepoche einen Helden zeichnete, in welchem der ganze Kampf des Ursprünglichen mit einer verwelkten Kultur,

welcher jene Zeit des Sturms und Drangs charakterisiert, den tiefsten und geistigsten Ausdruck fand, so konnte er allerdings noch nicht mit der vollkommenen Klarheit über seinem Helden stehen, um in dem Rechte dieses Drangs nach Unendlichkeit zugleich das Unrecht der Verachtung aller Grenze und verständigen Vermittlung einzusehen und zur Darstellung zu bringen. Er wußte offenbar selbst noch nicht, wo es hinaus sollte. Wohl aber war das Gefühl dieses Unrechts als ein dunkler Instinkt allerdings im Dichter offenbar vorhanden; denn das lag gewiß schon in seinem ursprünglichen Plane, daß es Fausts Überschwenglichkeit und Verachtung aller Schranke und Vermittlung ist, woran der Teufel ihn packt. Gerade dadurch aber, daß der Dichter selbst jene Hast, jenen Durst noch teilte, gewann die poetische Kraft der Darstellung. Wie konnte doch dem Verfasser jenes Feuer, jene ungeduldige Glut, durch die Adern der Natur zu fließen, mit Geistern im Dämmerschein des Mondes zu weben, die irdische Brust im Morgenrote zu baden, so ganz entgehen, daß er an ein zerlegendes Grübeln denkt! Ein andermal (S. 60) streift er sogar an Enks Meinung, wenn er glaubt, Fausts späterer Sprung in den Strudel der Genüsse hänge mit seinem früheren Wissensdrang dadurch zusammen, daß er schon in diesem nur den Genuß gesucht, sich sagen zu können: du weißt nun alles. Doch dies ist bloß eine Spielerei mit Worten des Zusammenhanges wegen, denn Seite 30 ist ein edler Durst nach Wahrheit zugegeben. Der Erdgeist („sowie sonstige kosmisch ontologische Gewalten" heißt es Seite 36) stößt Faust nicht deswegen, wie Herr Weber meint, zurück, weil „diese geheimen Urgeister der Dinge nur nach einem Gesetze wirken können, das das Geschöpf vom Schöpfer durch eine unermeßliche Kluft abtrennt", sondern weil die im Rausch der Vision heraufbeschworene Anschauung ihrer Natur nach nur momentan ist und, nicht durch die Vermittlung des Denkens gewonnen, den Geist nach augenblicklich blendender Erscheinung in desto tieferer Nacht zurückläßt.

Den Kontrakt nun mit Mephistopheles nimmt der Verfasser, wie schon aus der angeführten Bemerkung zum Prolog hervorgeht, zu kraß. „Faust will sich betäuben, die Bedürfnisse seiner höheren Natur im Sinnenrausche auslöschen, er will sich selbst als höheres Wesen vernichten." Faust will sich betäuben, aber nicht die Freiheit des strebenden Geistes opfern; die wichtigen Worte: Werd' ich beruhigt

je usw. sind S. 61, wo der Verfasser auf diese Stelle zurückkommt, angeführt, aber nicht ausgeführt; übrigens, obwohl er dies unbenutzt liegen läßt, weiß er doch die letzte Tendenz der Tragödie, wie wir sahen, festzuhalten, und tut dar, wie Faust dem Mephistopheles keineswegs verfällt, sondern der Rettung würdig bleibt.

Hat der Verfasser offenbar keinen Beruf, die tieferen Ideen der Tragödie zu ergründen, so ist dagegen seine Bemühung, das Zauberwesen, das die Szenerie derselben bildet, durch geschichtliche Notizen, soweit das Verständnis solche erfordert, aufzuklären, dunkle Anspielungen, Namen u. dgl. zu deuten, dankbarer Anerkennung wert. Öfters geht seine Sorgfalt für den Leser bis ins Zärtliche, wenn er z. B. zu: Georgius Sabellicus hinzusetzt: vorletzte Silbe kurz! Auch manche brave ästhetische Bemerkung bringt er im einzelnen vor; de Wette, der in seinem Aufsatze: Gedanken eines Theologen über Goethes Faust (s. d. Zeitschrift: „Der Protestant", v. Benzelsternau, 1829, März) einem unwiderstehlichen Drange Luft machte, an unserer Tragödie den Famulus Wagner zu machen, schickt er, wie es sich gehört, nach Hause. Er versucht auch eine Einteilung des ersten Teils in Akte, wodurch er doch wenigstens zeigt, daß er nicht, wie die meisten Erklärer, alle Anforderungen an dramatische Ökonomie vergessen hat; freilich ist die Folge nur, daß man erst recht deutlich einsieht, wie sich die Tragödie, so theatralisch einzelne Szenen sind, doch der szenischen Darstellung ganz entzieht. Aber nicht nur den ersten Teil hält er für ganz im Sinne der Bühne gedichtet, sondern — erstaune, o Leser, erbebt in des Herzens Tiefen, sämtliche Theatermaschinisten, fange Feuer, männliche Gelassenheit der Schauspieler, und werde zum Basilisken, Geduld der Zuschauer! — auch den zweiten Teil. Sei auch die dramatische Durchführung von minderer Evidenz, meint er Seite 135, so bleibe doch die theatralische Wirkung „desto weniger" zu bezweifeln, ja eine vollkommene Aufführung des zweiten Teils müßte sich als die kolossalste und gewaltigste Darstellung denken lassen, die seit den Zeiten des Äschylus irgend eine nationale Bühne in das Werk gesetzt. Überhaupt verändert der sonst verständig und natürlich erscheinende Mann, da er an die Betrachtung des zweiten Teils kommt, ganz seine Natur und spendet ihm ein so verschwenderisches Lob wie nur irgend ein verzwickter Philosoph. Wäre es dem Verfasser mit diesem Lobe nicht

so sichtbar Ernst, so wäre man geneigt, folgende höchst ergötzliche Stelle geradezu als Parodie zu nehmen. Nachdem er zum 4. Akt bemerkt hat, wie Mephistopheles in der ersten Szene Veranlassung nehme, seinerseits über die Entstehung des Gebirgslandes zu philosophieren und den Patron der Erhebungstheorie mache, fährt er fort — (es ist gar zu erhaben, ich muß es groß drucken lassen):

„Faust spricht dagegen mit Würde und Gründlichkeit die Neptunistischen Ansichten aus."

Nur die letzte Szene des zweiten Teils wagt er zu tadeln und wünscht statt des katholischen Himmels eine protestantisch rationellere Szene, wie den Prolog im Himmel, gewiß mit richtigem Takte.

Der Styl, im allgemeinen einfach und ohne Prätention, ist doch hie und da holperig und undeutsch, wie: „solch ein Kampf usw. kann nicht umhin, ein aufregendes Schauspiel zu sein", und ähnliches. Ich rede davon, weil es mir überhaupt gegenwärtig an der Zeit zu sein scheint, unsere deutschen Schriftsteller daran zu erinnern, daß sie die Rudimente nicht verachten dürfen und daß, wer ein Buch schreibt, auch ein gutes Deutsch schreiben soll. Mitunter gerät unser Freund doch auch in Bombast und Phrasen, z. B. S. 29: „gegen Herzensfrost und Gefühlsenge ist Genialität ein abwehrender Diamantschild" u. a.

Goethes Faust in seiner Einheit und Ganzheit wider seine Gegner dargestellt. Nebst Andeutungen über Idee und Plan des Wilhelm Meister und zwei Anhängen: über Byrons Manfred und Lessings Doktor Faust. Von H. Düntzer, Dr. der Philosophie. Köln 1836.

Die Einheit hat der Verfasser allerdings nachgewiesen, indem er die Bedeutung des Kontrakts mit Mephistopheles richtig auffaßt und in der Schlußszene des zweiten Teils ihre Erfüllung nachweist, aber wo ist der Beweis der Ganzheit geblieben? Was soll der magere Auszug des zweiten Teils, wo hie und da ein flüchtiger Versuch gemacht wird, die kahlen Allegorien dieser Ganzheit zu deuten, für die Behauptung beweisen, daß die Idee erschöpft sei?

Im einzelnen finden sich, obwohl der Grundgedanke richtig heraus-

gehoben ist, oberflächliche und falsche Deutungen. Den Mephistopheles faßt der Verfasser zu niedrig, wenn er von ihm sagt: „Wie Gott und die Seligen nur unter den Eingebungen" des Lichtes handeln, so er „in Folge" des sinnlichen Triebs. Das Zusammensinken Fausts vor dem Erdgeist deutet er wie Falk und Weber: „Dem Menschen ist keine Verbindungslinie mit den schaffenden ‚Monaden' verliehen" usw. Es ist freilich kein Seil, Bindfaden, Riemen u. dgl. zu sehen, was uns mit jenen „Monaden" verbindet. Der schiefe Falksche Ausdruck verfinstert die Sache bereits, denn es gibt nur eine Monade, den Geist, der in allem ist; Monade hat keinen Pluralis. Freilich Leibniz schnitt die herrlichen Konsequenzen seiner Ideen dadurch ab, daß er im krassen Widerspruch mit dem Begriff der Monade als einer vorstellenden (geistigen) Einheit eine Vielheit von Monaden wie tote Dinge, zwischen denen kein Verkehr ist, nebeneinander stellte — aber was geht uns das an? Den Ausdruck des Mephistopheles von Faust, daß er der Erde Freuden überspringe, deutet er gerade verkehrt: „Faust hat nur einmal sich verfehlt, und zwar darin, daß er statt einem geregelten Leben, wie es dem Menschen bestimmt ist, sich hinzugeben, in die Sinnlichkeit übertrat und also der Erde Freuden übersprang." Der Erde Freuden überspringen, heißt denn das, in die Sinnlichkeit übertreten? Übrigens zitierte ich auch hier die Worte, um bemerklich zu machen, wie diese Broschüre schon im Ausdruck etwas Tertianermäßiges hat, und könnte noch eine Masse ähnlicher Wendungen geben, wie z. B.: „Hier müssen wir die Bemerkung machen, daß Mephistopheles, obgleich in einen niederen Kreis gebannt, sich doch von einer einseitigen Weltansicht fernhält." Daß aber nicht nur die Darstellung, sondern auch der Gedankengehalt einen schülerhaften Charakter trägt, mag hinlänglich beweisen, wenn ich erwähne, daß der Verfasser uns alles Ernstes versichert, Mephistopheles diene nur zur poetischen Darstellung, auch der Pakt mit dem Teufel sei bloß poetische Fiktion. Ungeheure Entdeckung! Und wie glücklich wird der Verfasser erst sein, wenn wir ihm zu der weiteren verhelfen, daß alle Personen nicht nur dieses, sondern jedes Gedichts mögen sie nun geschichtlich, oder geschichtlich mythisch, oder rein mythisch sein, nur der poetischen Darstellung dienen, nur Fiktionen sind? Doch nein, denn da stünde es nach H. Düntzer übel um die Poesie, denn er setzt zu den Worten:

„selbst der Pakt mit dem Teufel ist bloße poetische Fiktion", sogleich hinzu: „Zur Darstellung einer Idee gehört er nicht." Der Tausend! Da wäre ja also auch Mephistopheles, wiewohl er „das Gefäß ist, dessen der Dichter sich am Anfang bedient", nicht die poetische Darstellung einer Idee, da könnte man den Pakt beliebig auch weglassen, so gut, als man allerdings die Hexenküche und die Blocksbergszene weglassen könnte! Da könnte man ja am Ende die ganze Tragödie weglassen! Doch man merkt aus dem Weiteren, was der Verfasser sagen will. Er will sagen, Fausts Pakt sei in der Tragödie nicht, wie im Volksbuche, schon ein Verbrechen; dies drückt er mit der ihn besonders charakterisierenden Helle des Bewußtseins so aus: er gehöre nicht zur Darstellung der Idee.

Zur Verständigung über Goethes Faust. Von Dr. C. Schönborn, Direktor und Professor des Magdalenen-Gymnasiums zu Breslau. Breslau 1838.

Der Grundgedanke, der Anfang und Ende zusammenbindet, ist aus Goethes Weltansicht und den betreffenden Hauptstellen der Tragödie richtig abgeleitet, doch ohne einen Wink über den Widerspruch zwischen dem rationell-christlichen Gedanken, Faust durch vernünftige Tätigkeit der Rettung würdig erscheinen zu lassen, und der positiven Schlußszene. Ich hebe diesen Mißstand gerade hier noch einmal hervor, weil der Verfasser auf diesen Punkt ausdrücklich zu sprechen kommt und doch nicht auf die rechte Fährte gerät. Faust müsse nach christlichen Begriffen selig gemacht werden, er müsse daher wenigstens von dem Bewußtsein der Erlösungsbedürftigkeit durchdrungen werden; zu dieser Erkenntnis habe er auf Erden nicht gelangen können, „denn dann hätte der Vertrag mit dem Teufel ein ganz anderes Ende genommen, als die Sage und die Anlage des Dramas verstatteten; auch kann, wer so weit von Gott abgefallen ist, daß er mit dem Bösen einen Bund eingeht, nach der Ansicht des Mittelalters nicht leicht auf der Erde, wenn überhaupt gerettet werden. So blieb also nichts übrig, als mit Faust nach seinem Tode eine solche Umwandlung vorgehen zu lassen, daß es dem Leser nicht zweifelhaft bleiben konnte, er werde, wenn auch erst später,

gewiß zur Seligkeit gelangen." Ganz blind ist hier der Standpunkt der Sage mit dem Goetheschen vermischt; jenen hat ja der Dichter im wesentlichen ganz verlassen, und so gut er die Vorstellung von dem absoluten Verbrechen eines Bundes mit dem Teufel und das Dogma und den ewigen Höllenstrafen fallen läßt, läßt er auch das Dogma von Buße, Wiedergeburt, Gnade fallen. Freilich, er nimmt das kirchliche Dogma in der Schlußszene wieder auf, aber eben dadurch gerät er in einen Widerspruch, denn gibt er einmal die religiöse Einkleidung geistiger Wahrheiten, wie dies am Schlusse geschieht, zu und nimmt er sie auf, so gibt er auch zu, daß Faust erst bereuen und glauben mußte, ehe er erlöst wird. Der Verfasser meint, die Buße werde bei Faust jenseits eintreten, allein dies genügte nach der kirchlichen Vorstellung nicht, sondern wer unbekehrt stirbt, wird nach ihr verdammt. Nicht nur die kirchliche Vorstellung aber ist von Goethe verletzt, sondern, mag man nun die Schlußszene im Himmel berücksichtigen oder nicht, auch die rationelle Religion ist es, denn Faust hat auf seinem Pfade doch Verbrechen begangen, die er bereuen muß, wiewohl allerdings nicht die Reue allein an sich, sondern der Übergang zu neuer edler Tätigkeit ihn erlöst. Welche Szene könnte den zweiten Teil eröffnen, wenn Faust aufträte, die Brust von unendlicher Reue durchwühlt, dann alle seine Kraft zu neuem Leben aufraffte! Allein statt eines inneren Prozesses läßt der Dichter die Heilung ganz äußerlich durch Elfen vor sich gehen; die paar Worte, mit denen Faust am Ende die Zauberei verwünscht, sind noch keine Reue; — freilich, was soll er bereuen, da er ja bloß allegorisch figuriert hat und eigentlich gar nicht als warmblütiges Wesen, bei dem von Gut oder Bös die Rede sein kann, aufgetreten ist? Aber auch in der Schlußszene im Himmel ist nicht von einem inneren Geschehen im Bewußtsein Fausts die Rede, sondern die Sache geht durch Fürbitte usw. vor sich. Bei dieser Kälte und Herzlosigkeit, die der Dichter hier gezeigt hat, muß sich sein Freund daran halten, daß er wenigstens in der Hauptsache nicht gefehlt, und eine kräftige, der Menschheit förderliche Tätigkeit als letzte Bedingung von Fausts Erlösung hingestellt hat. Allein der Verfasser übersieht auch dies und ist — d o c h mit Fausts Erlösung ganz einverstanden. Das heiß' ich einen guten Magen! Da nämlich Faust im Vorgefühle der Zukunft, wo er mit freiem Volke auf freiem Grunde

stehen wird, sich für befriedigt erklärt, so meint Herr Schönborn, er gebe ebendadurch den Beweis, daß er nicht nur körperlich, sondern geistig blind geworden sei, denn zum ersten Male schätze er jetzt „irdische Güter" wie andere Menschen, und sinke daher dem mit Mephistopheles geschlossenen Vertrage gemäß tot in die Arme der Lemuren. Eine edle Tätigkeit ist kein irdisches Gut, und wir können uns auch die Aufgabe eines künftigen und höheren Zustandes nicht schöner und reiner vorstellen.

Die nähere Gestaltung der Grundidee, Fausts Persönlichkeit und Streben, ist vom Verfasser ganz verfehlt. Denn auch Herr Schönborn verlangt von Faust Resignation auf das höchste Wissen und Anschließung im Glauben an Christum, Vertrauen auf die göttliche Gnade. Mit diesem theologischen Standpunkt und solchen erbaulichen Redensarten darf man überhaupt nicht an ein Gedicht treten, das ein für allemal um einen rein rationellen Mittelpunkt sich bewegt und auch da, wo es die Sprache der religiösen Vorstellung aufnimmt, den reinen Gehalt aus ihr zieht und sie zur hellsten Durchsichtigkeit vergeistigt.

Unter dem Erdgeist versteht der Verfasser den Geist der Geschichte, da er doch offenbar das Naturleben des Planeten bedeutet. Mit gesuchtem Deuteln meint er daher, Faust könne denselben deswegen nicht fassen, weil er ihn nur als die weite Welt umschweifend, nicht in dem Menschen wirkend erkenne. Wissen Sie, Herr Direktor, wie man so etwas bei uns nennt? — Aberwitz.

Wie der zweite Teil den ethisch-dramatischen Boden ganz verläßt, fühlt der Verfasser nicht; merkt er einmal das Zusammenhanglose und Unorganische dieses trübseligen Machwerks, so hilft er dem Dichter leicht genug über jeden Vorwurf weg, so Seite 74, wo er über die Einschiebung Byrons im dritten Akte sagt: „Daß dieser Teil der Helena keine weitere Beziehung auf den Hauptinhalt des Dramas habe, so wenig als so vieles in den Walpurgisnächten, ist nach den mitgeteilten Worten des Dichters nicht zu bezweifeln, kann aber auch bei Einsichtigen keinen Tadel finden."

Über den Faust von Goethe. Eine Schrift zum Verständnis dieser Dichtung nach ihren beiden Teilen für alle Freunde und Verehrer des großen Dichters. Von Dr. J. Leutbecher, Privatdozent der Philosophie zu Erlangen. Nürnberg 1838.

Ist nicht weniger als neun Personen dediziert, unter denen auch der Herr Bestelmeyer in Nürnberg, der dieses Buch mit Vergnügen unter seine Kinderspielwaren aufgenommen haben wird.

Ich hoffte, als ich dieses Buch (es ist das letzt erschienene) zur Hand nahm, der Verfasser werde den glücklichen Gedanken gehabt haben, durch ein erschöpfendes Werk die Faust-Literatur endlich abzuschließen, indem ich sah, daß er in den zwei ersten Büchern bestrebt ist, durch eine vollständige Sammlung dessen, was zur Kenntnis und zum Verständnis der Faustsage notwendig ist, und durch eine Revue der meisten dramatischen Bearbeitungen dieser Sage vor und außer dem Goetheschen Faust alle weiteren Hilfsmittel zunächst nach dieser Seite hin überflüssig zu machen. Fällt dann, dachte ich, nur die philosophische Erörterung des Goetheschen Faust gut aus, verarbeitet sie tüchtig das bisher Gesagte, so hätten wir ja wohl endlich Ruhe und Stille zu hoffen!

Der Herr Verfasser sind ein Philosoph, ich sollte ihn daher auf den zweiten Flügel stellen; aber er würde unter dem Linienmilitär disziplinierten Denkens doch eine zu komische Rolle spielen, da alles an ihm lottert und schlottert, er mag daher als Nachzügler der Truppen des gemeinen Verstandes figurieren.

Näher ist es die Krausesche Philosophie, zu welcher der Herr Dr. Leutbecher geschworen hat. Diese genauer zu kennen, hatte ich vorher noch nicht die Ehre, es summten mir aus dumpfer Reminiszenz einige Schnörkel aus ihrer krausen Terminologie in den Ohren (z. B. gebraucht Krause den Terminus: Wesens Or-Om-Vollkommenheit, verstehst du das, lieber Leser?); ich wußte aber nicht, daß sie unter diesen absonderlichen und kuriösen Wörterfabrikaten die trivialsten Platitüden landläufiger Kategorien, überzogen mit der tausendfach verdünnten Brühe eines seichten Pantheismus, verdecke und mit hohlen Phrasen der Menschheit Schnitzel kräusle. Doch der Meister ist wohl mehr und anders als der Schüler, ich will „dem größten

Philosophen unserer Zeit, dem lange verkannten und nun seligen Krause, dem Schöpfer des tiefsten und wahrsten Systems" nichts zuleide tun; Gott hab' ihn selig! gebe seinem Leibwesen eine fröhliche Auferstehung, nehme ihn auf in die Wohlordnung des Wesengemäßen, erhebe ihn zu der geläutertesten Anschauung der Harmonie und beseligenden Liebemilde des ewigen Wahren, Guten und Schönen, lasse ihn erblicken das Ideale oder Geist-Schöne und des Wesenalls harmonischen Wesengliedbau in seinem wesenlichen Gliedbauleben!

Mißtrauisch wurde ich gegen jene meine Hoffnung freilich schon, als ich im ersten Abschnitte den kurzen Abriß des Mittelalters und seiner Literatur las, als ich belehrt wurde, daß die Weltgeschichte ein Drama sei, „ein harmonisches Lebensspiel, das sich entwickelt in einem Dramenkreise, welcher den Historikern als Epochenreihe dient, für den Ästhetiker aber alle sechsunddreißig Hauptgattungen der dramatischen Poesie in ihrer höchsten Vollendung enthält." Also gerade sechsunddreißig Hauptgattungen des Dramatischen! Nicht mehr und nicht weniger! Erstaunlich! Die Welt meinte bis dahin, es gebe deren gerade 35½, wogegen jedoch andere auftraten, die behaupteten, es seien vielmehr gerade 36½, aber Herr Dr. Leutbecher entscheidet kühn: Es sind gerade 36. Weiter lernte ich, daß die Schlacken der Literatur des Mittelalters von dem niedrigen hierarchischen Streben jener Zeit herrühren, das „neben Großartigem mitspielte". Ich hatte in meiner Einfalt bisher geglaubt, der Gegensatz des Weltlichen und kirchlich Hierarchischen sei gerade die Seele des Mittelalters. Freilich suchte ich, nachdem ein wesentliches Glied des Mittelalters nur als beiherspielendes genannt war, in der malerischen Beschreibung seiner Literatur vergeblich ein Prinzip, woraus ihre sämtlichen Eigenschaften sich ableiten ließen, und den darauffolgenden Abriß der Hauptprodukte derselben hätte ich dem Verfasser gern geschenkt, da man in solcher Kürze nichts Besseres, wohl aber Schlimmeres als nichts geben kann. Von der gründlichen Kenntnis dieser Literatur, die der Verfasser entwickelt, mögen Züge wie der ein Zeugnis ablegen, daß er sagt: „Neben den Minnesängern ergötzen die Laienbrüder und die Geißeler das Volk mit Liedern niederer Art" (Seite 13).

Was er nun weiterhin über die Geschichte der Faustsage beibringt,

dafür wollen wir ihm immerhin dankbar sein; ist es auch bloß stoffartig gesammelt und kompiliert, schreibt er auch Seite 26 unten eine Bemerkung wörtlich aus Rosenkranz (Zur Geschichte der deutschen Literatur, Seite 136, 139) ab, so wollen wir ihn darüber nicht zur Rechenschaft ziehen, wohl aber uns verwahren, wenn er im ersten Abschnitt des zweiten Buches, wie seine meisten Kollegen in Faust, schon in die Volkssage eine Tiefe und Weite der Bedeutung legt, die sie erst durch Goethe erhalten hat. Dem Faust der Sage ist es mit seinem Wissensdurst und seinen Zweifeln nicht so Ernst, wie Seite 91 behauptet ist; in seinem Abfall von Gott und seinem Zauber liegt freilich eine titanenmäßige Empörung und das höchste Wagnis der Subjektivität gegen den objektiven und allgemeinen Willen, aber die Zwecke, die Faust bei seinem Abfall im Auge hat, sind zu beschränkt und klein, um ihn zum „Repräsentanten der ringenden Menschheit überhaupt" und seine Geschichte zu einem „Ur-Evangelium der Menschheit" zu stempeln. Auch die Musterung der dramatischen Bearbeitungen der Sage von Marlow bis Grabbe, die hierauf folgt, ist dankenswert, wiewohl ich gewünscht hätte, daß der unglückliche Einfall Lessings, Faust dadurch zu retten, daß der Teufel nur mit einem an Fausts Stelle von einem Engel untergeschobenen Phantom sein Spiel treibt, nicht ungetadelt geblieben und die hohle Renommage, die gemeine Plumpheit und Roheit von Grabbes Don Juan und Faust noch strenger beurteilt wäre, als der Verfasser es tut.

Im dritten Buche geht nun aber erst der philosophische Tanz an mit den Bemerkungen zum ersten Teile von Goethes Faust. Den Grund zu allem folgenden Tiefsinn legt der Verfasser durch eine nochmalige Betrachtung der Faustsage als einer „Sage der Menschheit." Der Verfasser holt aus — Achtung!

„Vergleichen wir das Leben und Handeln der Menschen mit ihrer Bestimmung, so finden wir, daß dies entweder derselben gar nicht, oder nur zum Teil, oder ganz entsprechend ist. Woher das? Ein Teil der Menschen erkennt, was der Mensch als solcher in allen Lebensbeziehungen, als Einzelwesen, als Glied der Familie, des Volks, der Menschheit, der Natur, des Geisterreichs und als ein Teilwesen in Gott oder in dem Wesen sein soll; ein anderer Teil aber erkennt das nur zum Teil; und ein dritter Teil weiß von seiner Bestimmung endlich gar nichts. Wie aber der Mensch erkennt, so will und

handelt er, wofern ihm die Kraft, seinen Willen zu verwirklichen, nicht mangelt oder in der Weltbeschränkung gelähmt ist. Nachdem nun die Erkenntnis des Menschen, dessen Wollen, Tun und Leiden der Bestimmung desselben gemäß ist oder ungemäß oder nur zum Teil gemäß, je nachdem ist der Mensch auch entweder glücklich und zufrieden, oder unglücklich und unzufrieden, oder zum Teil glücklich und zum Teil unglücklich." Die letzteren lebten, heißt es nachher, „meistens" in Tantalischer Qual.

Man sollte meinen, das Glück der Menschen hänge eben nicht von der Vollständigkeit der Erkenntnis ihrer Bestimmung ab, der größere Teil reiche mit einem gesunden geistigen Instinkte aus, und mit den drei Klassen, die der Verfasser macht, sei es auch nicht so ganz in der Ordnung, da am Ende alle Menschenkinder in die zweite gehören. Doch rechten wir nicht sogleich über den ersten Satz, es ist ja erst ausgeholt. Wir müssen nun tiefer in die Ursache dieser Erscheinung eindringen, daß das Leben einiger Menschen ihrer Bestimmung gar nicht, anderer nur zum Teil, anderer ganz entsprechend ist. Es schien bis jetzt, der Unterschied im Grade der Erkenntnis dieser Bestimmung solle als letzter Grund des menschlichen Wohl- oder Übelbefindens angegeben werden. Allein, wir erfahren nun, daß gerade aus der zweiten Klasse die Weisen, die Dichter und Propheten hervorgiengen, weil jenes Schwanken zwischen Glück und Unglück nötigte, über die höhere Lebensaufgabe nachzudenken; so macht also der Verfasser aus zwei Sorten seines dreifachen Teigs nun eine Melange. „Je nachdem in den Einzelnen dieser Klasse die Kraft des Geistes die Sinnlichkeit der Natur überwältigte, je nachdem sprachen sie über den Streit zwischen dem Gesetze des Geistes und dem des Fleisches sich aus, und je nachdem bildeten sie sich ihre Ansicht von der Bestimmung des Menschen und der Art und Weise, sie zu erreichen. War ihr Geist stärker als die sinnliche Macht der Natur, so erhoben sie sich allmählich im Kampfe mit sich selbst, erkannten den Grund dieses in der Geschichte der gesamten Menschheit nachweisbaren und durchklingenden Zwiespaltes im menschlichen Wesen und strebten dann kühnen Fluges zur Einheit mit sich und dem göttlichen Wesen empor und wurden die wahren Propheten." Da haben wir also den letzten Grund der Verschiedenheit der menschlichen Zustände — das Vorwiegen von Geist oder Sinnlichkeit.

O Tiefe über Tiefe! Diese platteste aller Distinktionen, diese Kategorie, die so unwahr ist, weil sie so wahr ist, daß sie überall hinpaßt, dieser bis zur Beleidigung klare, breitgetretene Gegensatz, den jeder Ladendiener an den Schuhen abgerissen hat, soll das Rätsel der Menschheit lösen! Aus ihm deduziert nun der Verfasser die Geschichte des Geistes: diejenigen, bei denen die Sinnlichkeit stärker ist, geben die Heiden ab, die andern, in denen der Geist mächtiger ist, die „sogar" fanden, daß sie mit der Natur dann nur in Übereinstimmung leben könnten, wenn sie sich „weniger" selbstsüchtig derselben gegenüberstellten, geben die Christen ab. Diese nun schwingen sich zur dritten Sorte Menschen empor (es schien vorher, sie seien sie schon, sie sei wenigstens, ehe sich diese so emporgeschwungen haben, gar nicht vorhanden, oder wie ist das, Herr Konfusionsrat?), doch nicht ohne vielfache Kämpfe. Ihnen gelingt dann die Einigung mit allem Wahren und Schönen, sie sehen „das ganze Wesenall für e i n e n Organismus in Wesen an, oder doch wenigstens für e i n e n Organismus aus Wesen oder Gott, erfaßten ihr Verhältnis zum Ganzen, sie sahen ein, daß all ihr Denken, Fühlen und Wollen nicht bloß in ihnen selbst sei und sich auch nicht bloß auf sie beziehen könne." Solche Gemeinplätze, wie Gutes, Wahres, Schönes, Denken, Fühlen, Wollen, darüberher die laue, abgesottene Brühe des flachsten Pantheismus, das ist die Philosophie dieses guten Mannes. Wir stehen in der „engsten Beziehung" zu Gott u. dgl.

Auf diesem Wege findet er denn die tiefe Bedeutung der Faustsage. Sie lehrt „in ihrer Tiefe ergriffen", daß „dem Menschen in dem Gebiete der Sinnlichkeit weder das wahrhaft Schöne, noch das höchst Beseligende gewährt wird, daß er dieses einzig und allein findet, wenn er diese niedere Sphäre des Seins mit der höheren vertauscht und in d a s Wesen hinüberstrebt, aus dem er hervorgegangen ist und in welches er heimgehen muß, wofern er wahrhaft sein und genießen will, was unendlich schön und wahr und beseligend ist." Da könnte man ja über dieser Faustsage das ganze Evangelium, das ja doch nach dem Verfasser mehr nicht als solche flache Allgemeinheit enthält, entbehren. Nicht nur die Sage aber, sondern auch Goethes Faust, dessen Inhalt der Verfasser mit dem der Sage ganz identifiziert, wird auf diese platte Allgemeinheit reduziert. „Und welches ist denn nun diese Wahrheit, die der Dichter in seinem Faust,e' aus

seinem innersten Geiste ‚gewissermaßen' in das Gebiet objektiver Wirklichkeit herausstellt? Ich will sie mit wenigen Worten andeuten.“ Nun hebt der Verfasser zunächst wieder das Moment hervor, daß alles in Gott ist, und daher auch dem Menschen der Drang inwohnt, welcher fortwährend, allem Irrtum und allen Störungen zum Trotz, „hintreibt zu dem Gebiete der unendlichen Freiheit, Wahrheit und Schönheit.“ Siegt dieser Drang, so ist der Mensch selig (ohne Kanonisation und andern kirchlichen Apparat, setzt der Verfasser hinzu, der in Beziehung auf das freie Verhältnis, daß sich Goethe zur kirchlichen Ansicht gibt, recht gesund und unbefangen denkt — fast das Einzige, was ich an ihm loben kann). Diese Wahrheit, fügt er bei, ist dieselbe, die im Fetischismus der Ägypter (?) z. B. gar nicht möglich war, weil da alles „mehr“ als geistlose Natur hervortritt, die in der Phantasiereligion der Inder dämmert, von den Juden und Hellenen geahnt wurde, aber erst im reinen Christentum wahrhaft erfaßt ist und innerhalb desselben durch den größten Philosophen, den lange verkannten nnd nun seligen Krause mit überzeugenden Worten ausgesprochen wurde (Seite 220).

Jene Idee nun, über deren zweckmäßigsten Ausdruck wir jetzt nicht weiter rechten wollen, darf allerdings als die allgemeine Grundlage der Tragödie betrachtet werden. Allein wie begreift der Verfasser nun ihren konkreten Inhalt? Die allgemeine Idee von dem Aufgehobensein der Welt in Gott spricht am Ende alle Poesie aus. Es kommt nun darauf an, daß wir Faust und Mephistopheles näher kennen lernen und die individuelle Gestalt, die hier der Kampf des Guten und Bösen annimmt. Man springt doch nicht so mit gleichen Füßen ins Wesenall hinein, es gibt doch unterwegs noch manches zu tun. Sehen wir hierüber den Abschnitt nach: „Das Drama Faust als die sinnliche Darstellung der in ihm ausgesprochenen Grundwahrheit“ (dies ist, wie wenn man sagte: Der Mensch als der Körper seiner Seele, — doch es geht zur Not, ja es kann tief klingen, Hegel könnte so sagen, aber Herr Leutbecher ist nach der gemeinen Logik, die sein Gesetz ist, zu beurteilen. Vergebens aber erwartet man, wozu diese Aufschrift Hoffnung machen könnte, eine ästhetische Kritik). Dazu vergleiche den fünften Abschnitt: Das Einzelne, zunächst die Zueignung.

Fausts ursprüngliches und wesentliches Pathos, der Wissensdrang

und Zweifel, ist so gut als gar nicht hervorgehoben, zweimal, wo der Verfasser an diesen Hauptpunkt kommt, überspringt er ihn mit ein paar vagen Worten, Seite 224 und 262. Und doch war hier noch so Manches zu sagen, was die Vorgänger nicht gehörig aufgehellt hatten! Es war zu untersuchen, wie weit Faust Skeptiker ist, wie weit nicht, wie er sich vom konsequenten alten Skeptizismus dadurch wesentlich unterscheidet, daß er alle vorliegenden Versuche des Geistes, sich die Erkenntnis der Wahrheit zu vermitteln, zwar verwirft, aber dabei die Wahrheit doch voraussetzt und ihre Erkenntnis durch einen Sprung erobern will; es war z. B. nachzuweisen, warum Faust (was u. a. Rousseau, in seiner Schrift: „Ehrentempel Goethes", irregemacht hat) allerdings sagen kann: mich plagen weder Skrupel noch Zweifel, indem er darunter die vereinzelten Zweifel des Dogmatismus meint, der sich über den oder jenen Satz Skrupel macht und übrigens doch vor dem ganzen Kram herkömmlicher Kategorien, Argumente usw. unbedingten Respekt hat. Fausts religiösen Unglauben, der sich bei den Tönen des Ostergesanges ausspricht, hebt er gar nicht hervor. Infolge dieser Unterlassung muß notwendig nachher das ganze Verhältnis zwischen Faust und Mephistopheles und die nähere Gestalt des Planes der Tragödie ganz ins unbestimmte zerfließen. Derselbe Durst nach dem Ursprünglichen, nach essentiell mystischer Vermählung des Subjekts mit dem Objekte der Erkenntnis, der in Faust als Denker brennt, stürzt ihn ja ins Meer der Genüsse, drängt ihn, sein Selbst zum Selbst der Menschheit zu erweitern, indem er, vorher theoretisch, eine praktische Gestalt annimmt. Den herrlichen Kontrast des Wagner gegen Faust, der Pedanterie gegen die Genialität, des Dogmatismus und Formalismus gegen den Skeptizismus und Mystizismus, der Kenntnisse gegen die Erkenntnis, des geistlosen positiven Krams mit seinen kleinen atomistischen Zweifeln und seiner großen Achtung vor dem Buchstaben gegen den Schöpfungsdrang der Spontaneität, diesen unsterblichen Kontrast, wodurch diese zwei Figuren so ewig wie Don Quichotte und Sancho Pansa für alle Zeit plastisch in der Poesie dastehen, zieht der Verfasser in seiner breiigen Unbestimmtheit auch nicht mit der rechten Schärfe, da er Wagner das eine Mal viel zu mild „die Schritt um Schritt vorwärtsstrebende Gelehrsamkeit", auch „die besonnene Gelehrsamkeit", das andere Mal wieder

zu speziell tadelnd „die personifizierte Schulfuchserei" nennt, „die nur Ruhm als das Höchste begehrende Gelehrsamkeit". Jene Inbrunst nach intuitiver Erkenntnis ist aber zugleich Fausts Schwäche, denn ungeduldig verachtet sie mit den schlechten auch die rechten Mittel des Erkennens und schüttet das Kind mit dem Bade aus, es spricht sich daher schon in ihr die Sinnlichkeit eines heftigen Temperaments aus: die Blöße, die Faust dem Mephistopheles bietet und die dieser benutzt, da Faust, wie Justinus Kerners geistreicher Totengräber (s. dessen Icarus), fliegen zu können wünscht.

Diesem Manne gegenüber, der immer oben hinaus will, kann nun Mephistopheles nicht, wie der Verfasser immer meint, nur bestimmt sein, die Sinnlichkeit zu repräsentieren. Er ist nach ihm „der sinnliche Geist, das sinnliche Wesen, Personifikation des sinnlichen Triebs, der kolossale Repräsentant des sinnlichen Triebs." Seite 257 ff. strengt er sich sogar an, das Böse überhaupt zu definieren. Nachdem er Mephistopheles als den Repräsentanten der Sinnlichkeit und Wandelbarkeit bezeichnet hat, fährt er fort: „Ohne dieses Prinzip wäre das Leben der absolute Tod selbst und ohne es würde aus dem Tode nicht Leben." Mit richtigem Blicke setzt er hinzu, Gott sei nicht bloß Geist, er sei auch das bewegende Wesen, das Antreibende zum Werden, ohne welches das Unendliche nicht ins Endliche übergienge, und nennt Mephistopheles Seite 260 den Geist des Veränderns, das zum Anderswerden reizende Wesen. Er hat also wohl eingesehen, daß der letzte allgemeine Grund des Bösen die Schranke oder Negation ist (determinatio est negatio), und es wäre zunächst nur zu wünschen, daß er demgemäß auch hervorgehoben hätte, wieviel richtiger sich Mephistopheles bezeichnet, wenn er sagt: Ich liebe mir die vollen, frischen Wangen, für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus, als wenn er in jenem verunglückten Versuche, im Gespräche mit Faust sich zu definieren, sagt, diese plumpe Welt zu zerstören sei seine Leidenschaft. Nun war es aber die weitere Aufgabe, die vermittelnden Begriffe zu entwickeln, wodurch dieses metaphysische Prinzip zum Bösen im eigentlichen, ethischen Sinne wird, zu zeigen, wie das Prinzip der Scheidung, Individualisierung, wodurch das eine Unendliche in die Vielheit der Einzelwesen sich spaltet, jedes Individuum treibt, sich gegen das andere und gegen das Ganze zu erhalten wie dieser egoistische Selbst-

erhaltungstrieb im Menschen, weil dieser als geistiges Wesen seine Einzelheit zum Prinzip erheben kann, zum Bösen wird. So mag man dann immerhin in einem gewissen Sinne das Böse aus der Sinnlichkeit ableiten, denn der Mensch ist Einzelwesen durch die sinnliche Basis seines Geistes, wiewohl allerdings erst die zum Grundsatz erhobene Sinnlichkeit, die in dieser Sublimierung sogar einzelne ihrer Zwecke aufopfern kann, böse ist. Aber diese vermittelnden Begriffe überspringt der Verfasser mit einer Phrase, worin man nur mit Mühe eine Andeutung derselben finden kann. Sei jenes bewegende Prinzip, sagt er, mit Gott in voller Harmonie, so sei es der heilige Geist, sei es „gleichsam" mit ihm im Kampfe begriffen, so werde es der Böse genannt. „Als heiliger Geist", fährt er fort, „strömt es das Unwandelbare in das Gebiet des Veränderlichen und Endlichen, und als der böse Geist treibt es das Unwandelbare aus dem Gebiete des Endlichen wieder in Gott zurück, daher es als solches auch zuletzt immer nur das Gute schafft." Mag man die Versöhnung Gottes und der Welt, der Schranke und des Unbeschränkten immerhin den heiligen Geist nennen, wiewohl es nicht passend ist, aus dieser metaphysischen Weite sogleich in diese konkrete Bestimmung überzuspringen, am wenigsten, wenn man den Begriff der Sünde oder des Bösen vorher gar nicht entwickelt hat: so ist doch fürs erste hier gar nicht motiviert, wie das scheidende Prinzip sich zum Bösen steigert, fürs andere ist es begrifflos und widerspricht der obigen richtigeren Bestimmung des Verfassers, vom bösen Geiste zu sagen, er treibe das Unwandelbare aus dem Gebiete des Endlichen wieder in Gott zurück, da er vielmehr bestrebt ist, das Endliche für sich zu fixieren, so daß es in der Isolierung seines Eigenwillens selbst das Unwandelbare darzustellen behauptet. Die Versöhnung dieser Feindschaft aber realisiert sich dadurch, daß das Gute, auch diesem seinem Zerrbilde noch inwohnend, demselben seinen inneren Widerspruch zu fühlen gibt und es so von innen heraus destruiert und in seine Einheit mit Gott zurücknötigt. Hierin liegt auch das Moment, aus welchem der wahre Begriff der Stellung des Bösen zur Weltordnung zu entwickeln ist: das Böse hat keine anderen Mittel als das Gute, es vereinigt dieselben Kräfte, die das Gute hat, um ein falsches Zentrum, ist aber ebendaher unorganisch, nichtig und unmächtig. Es ist aber von Gott (freilich nicht für sich, es ist

ja auch gar nichts für sich) geordnet, damit das Gute an dieser seiner Afterbildung sich selbst erkenne und aus dem Schlummer gereizt werde. Hieraus wäre erst abzuleiten, warum Mephistopheles notwendig verlieren muß, und an die Stelle der vagen Ausdrücke, daß Faust trotz seinen Verirrungen seinem Urquell zustrebe usw., bestimmtere zu setzen, ja zu beweisen, wie er nicht nur trotz, sondern vermittelst dieser Verirrungen zu einem vernünftigen und seligen Menschen heranreift. Dies führt uns auf den Punkt, von dem wir ausgiengen, zurück.

Hat nämlich der Verfasser schon hier ganz außer acht gelassen, die vermittelnden Begriffe, wodurch das Prinzip des Endlichen und Sinnlichen in der Welt des Geistes zum Bösen kulminiert, zu entwickeln, so folgt von selbst, daß er auch in der weiteren Erklärung des Dramas Mephistopheles, statt als den Bösen, nur als den Sinnlichen auffaßt. Nimmt er ihn so zu leicht, so übersieht er doch auf der anderen Seite das Heilsame und mittelbar Gute, was Mephistopheles wirkt. Mephistopheles für sich ist böse, wie die Sinnlichkeit und der realistische Verstand, wo sie sich zum Prinzip machen und für Geist und Vernunft ausgeben, ins Böse umschlagen. Zusammengenommen mit Faust aber, also abgesehen von dieser seiner Isolierung, hat er auch sein wohlbegründetes Recht, dasselbe, das ein gesunder Realismus gegen einen einseitigen Idealismus, ein derber Zynismus und grober Verstand gegen eine überspringende Vernunft, die Ironie gegen den Enthusiasmus hat. Beide zusammen, Faust und Mephistopheles, sind erst ein Mensch, der Mensch. Faust lernt von Mephistopheles, wie Don Quichotte von dem freilich unschuldigeren Pansa, dessen Beispiel wir auch hier, wie oben zu Wagner, anführen können, recht viel Gutes und Wahres sich sagen lassen muß, es kommt nur darauf an, daß er das Gute von ihm annehme, das Schlechte weglasse, was freilich so schwer ist, daß es nicht immer gelingt. Mephistopheles hat mit seinen realistisch groben Äußerungen immer halb recht, wie z. B. Kant und Lessing halb recht haben, wenn sie das Moment der Sinnlichkeit in der Liebe und Ehe (freilich einseitig, daher ebenso verwerflich) premieren. Die Wahrheit nun, daß das Böse eine pädagogische Bedeutung hat als heilsame Mahnung an die Schranke überhaupt, als Reiz der Versuchung, der die faule Tugend aus ihrem Schlummer weckt, als

Verstand, welcher der Vernunft die Grenzen der Dinge zeigt, als Wehre, worüber der Strom des Lebens rauscht, zu entwickeln, war der Ort in der Erklärung des Pakts zwischen Faust und Mephistopheles; aber hier weiß der Verfasser nur ganz unbestimmt und allgemein hervorzuheben, daß Faust nicht verloren sein könne, sagt davon nichts, daß dieser Bund nicht nur nicht verderblich, sondern, wenn Faust seine Freiheit sich vorbehält, sogar lehrreich und fördernd für seine Erziehung zu vernünftig beschränkter Tätigkeit ausfallen muß. Daher sagt er auch über die bedeutende Schlußszene des ersten Teils nichts als, man dürfe an keine Höllenfahrt denken, Faust sei eben „unbefriedigt". Er ist nicht nur unbefriedigt, sondern zerrissen von der tiefsten Reue, und es kommt nun darauf an, daß er sich aus dieser eine heilsame Lehre ziehe, was freilich in der ersten Szene des zweiten Teils ganz äußerlich und dürftig dargestellt wird. Dagegen bemerkt der Verfasser zur Schlußszene des zweiten Teils richtig, daß Faust erlöst werden muß, weil er zu vernünftiger, reeller Tätigkeit übergeht, aber diese Einsicht steht ganz unvermittelt da, weil im vorhergehenden nicht nachgewiesen ist, wie dies das Resultat sei der Erziehung, die Faust im Bunde mit Mephistopheles, welcher freilich als Person für sich diese gute Folge nicht gewollt hat und sich nicht zuschreiben darf, erhält.

So viel über des Verfassers Behandlung der durchgreifenden Hauptmomente des Dramas. Alle Unrichtigkeiten, Schiefheiten, Verwässerungen, Absurditäten, die sich in seiner Erklärung des Einzelnen finden, aufzuzählen wäre eine Herkulesarbeit. Ich führe nur einzelnes an.

Wie absurd ist es gesagt, wenn es von dem Direktor im Vorspiel heißt: „Der Direktor ist die Personifikation der gewinnsüchtigen Selbstsucht, des engherzigsten Interesses — damit erbärmlich." Gegen eine ganz heiter und behaglich behandelte Figur so enthusiastisch ausbrechen ist knabenhaft. Überhaupt verraten die meisten Schriften in dieser Literatur einen gewissen Mangel an Gefühl für die humoristische Leichtigkeit und Behaglichkeit, womit der Dichter auch die gemeineren Charaktere, Wagner, die Trinker in Auerbachs Keller usw., in ihrer Art idealisiert hat. Da ist gleich von Roheit, Erbärmlichkeit usw. die Rede, da ist kein Sinn dafür, wie auch das Gemeine dadurch, daß es komisch gehalten ist, sich Absolution ver-

schafft. — Mit einer ganz allgemeinen, flüchtigen Bemerkung geht der Verfasser Seite 227 über die treffliche Szene zwischen Mephistopheles und dem Schüler hin, Seite 272 kommt er darauf zurück, ist geneigt, die Ausfälle des Mephistopheles gegen die Metaphysik auf Haller und Kant zu beziehen (worüber ich nachher zu Weißes Schrift einiges bemerken will), und sagt ganz verkehrt: Mephistopheles spreche hier überall ganz als Faust. Mephistopheles will dem Schüler die Wissenschaft, indem er sie ihm anrät, verleiden, weiß aber recht wohl an sich ihren Wert zu erkennen, sonst hätte er nicht über Faust gesagt: Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft! — Die Sonne heißt Herr Leutbecher den inkorporierten Geist, Seite 256, Geist und Licht identifiziert er ganz: „Geistwesen oder Licht". — Die Magie Fausts wird definiert durch: „die von dem schaffenden Geiste der Poesie und Kunst durch und durch beseelte Welt- und Naturdurchforschung". Da könnten wir ihm ja zu seiner Magie nur gratulieren, und unbegreiflich wäre es, warum er denn mit dieser trefflichen Kunst doch gar nicht vom Fleck kommt. Fausts Magie bedeutet — Fausts Magie, und wie in der Magie überhaupt die Ungeduld des eigensinnigen Willens sich kund tut, der mit Verwerfung der Mittel unmittelbar über die Natur disponieren will, so will Faust durch dieselbe Ungeduld die Natur zwingen, seinem Wissensdurst ihr Rätsel zu offenbaren. — Warum Faust trotz dem Entzücken, das aus der Anschauung des Makrokosmus in ihn überfließt, fortdürstet, ist ebenfalls nicht gesagt. Wir bemerkten schon anderswo, daß die forcierte Intuition ihrer Natur nach etwas Momentanes ist. — Der herrliche Kontrast zwischen Fausts Seelenzustand und der Leichtigkeit, womit die glücklich blinde Menge sich über die Tiefen des Lebens weghilft, den der Dichter durch den Spaziergang vor dem Tore gewinnt, ist nicht hervorgehoben. — Der Geisterchor, der Fausts Fluch auf alle Genüsse des Lebens beklagt, wird gedeutet auf „die reinen, die Wesenharmonie befördernden Geister, hier die Repräsentanten seines besseren Bewußtseins"; es sind ja aber Geister des Mephistopheles, er nennt sie „die Kleinen von den Meinen", sie laden Faust zu neuem, d. h. vollkommen im Sinnlichen befriedigtem Genußleben ein, wie es im Interesse des Mephistopheles ist, da dieser und seine Geister keine Freude an der von Faust ausgesprochenen Verachtung des Genusses haben können. Psychologisch gedeutet ist

es das nachdröhnende Gefühl des Fluchs in Faust, ein leises Bemitleiden seiner selbst, nachdem er die schöne Sinnenwelt verwünscht hat. — Von Gretchen, da sie zuerst auftritt, heißt es: „Bisher hat das arme Kind in einem dunklen Dörfchen gelebt usw. Sie ist dabei die reinste Jungfräulichkeit und Unschuld selbst geblieben. Jetzt ist dies holdselige Kind in der Stadt.“ Wahrscheinlich lernt sie Kochen und Französisch? — Unter der stylistisch exemplarischen Aufschrift: „Die Handlung des Bekanntwerdens mit Gretchen“ heißt es unter anderem: „Es ist selbst dadurch, daß die Nacht des eigentlichen Genusses am Ende dieses Aktes fehlt, keine Lücke entstanden, denn es bleibt gleichwohl alles hier in voller Einheit.“ Aber, aber! Vortrefflicher Freund! Sie sind doch im ganzen Buche so tugendhaft! Wo denken Sie hin? Sollte denn diese Nacht wirklich und ordentlich dargestellt sein? Im jetzigen Theatergeschmack wäre es allerdings. — Die Trödelhexe auf dem Blocksberg, die lauter Werkzeuge der verruchtesten Verbrechen feilbeut, soll — ganz Leutbecherisch — nur ein Bild „niedrigster“ Sinnlichkeit sein.

Doch genug und schon zu viel; wir haben den Verfasser als Metaphysiker und Kommentator bereits hinlänglich kennen gelernt. Als Ästhetiker müssen wir ihn erst noch kennen lernen. Es versteht sich, daß bei einem solchen Manne von Kritik nicht die Rede ist. In Goethes Faust ist alles vollkommen, unübertrefflich. Nichts im Himmel und auf Erden ist, was nicht in dieser Tragödie steht. „Dies Drama ist der geistreichste Organismus einer Himmel und Welt, Geist und Natur innigst umfassenden und vereinenden Idee, der Idee nämlich, welche sowohl durch die Geschichte des Einzelmenschen, als auch durch die der gesamten Menschheit in ihrem Verhältnis zu dem Wesen selbst, in welchem alles ist und alles selig ist, teils schon verwirklicht worden ist, teils noch verwirklicht und dargelebt“ (das unsinnige, affektierte Wort hat er von Carus) „werden wird.“ „Hier ist die Philosophie des gesamten Menschenlebens in der reichsten Poesie aufgegangen.“ „Dies Werk, dessen hier mitgeteilte Wertschätzung von vielen vielleicht eine übermäßige bezeichnet werden wird, aber darum keine übermäßige ist, war auch usw.“ Hier ist lauter Plan, Zusammenhang, Einheit, nicht nur im ersten, sondern auch im zweiten Teil, der letztere „erweitert durch Folgerichtigkeit der Szenen sowohl, als durch Reichhaltigkeit an Schönheiten und

Gedankenfülle die einfache Allegorie des ersten Teiles in das Großartigste." Hier sind wir an dem Punkte, wo der vollständige Mangel an allem poetischen Gefühle, ja die krasse ästhetische Ignoranz des Verfassers auf ihrem Gipfel erscheint. So wenig, so gar nichts weiß er von den Untersuchungen der Ästhetik über die verschiedenen Verhältnisse, in welche Bild und Idee in der Kunst treten können, über den Unterschied der echt poetischen Gestalt von der Allegorie, daß er ganz harmlos, als hätte niemand etwas dagegen einzuwenden, als hätte niemand Friedrich Schlegel und Solger widerlegt, wenn jener das Schöne überhaupt, dieser das romantisch Schöne allegorisch nannte, schon den ersten Teil eine Allegorie nennt! „Großartige Allegorie", Seite 253, „plastische Allegorie", Seite 222, usw. Unter solchen Umständen ist es denn nicht zu verwundern, wenn er schon die konkreten Gestalten des ersten Teils in dickhäutig stupider Wohlweisheit zu Allegorien verflüchtigt. Armes Gretchen! Auch du mußt nun eine Allegorie sein! Nachdem du schon unter dem Henkerbeile geblutet, richtet dich die Kritik noch einmal hin! „Es scheint zwar, daß die Geschichte mit Gretchen keine Allegorie sei, allein es scheint auch nur so; die Kunst des Dichters hat hier fast sich selbst übertroffen, indem sie uns eine Allegorie so hinstellt, daß wir sie kaum für eine solche, weit eher für eine wirkliche Geschichte halten möchten", Seite 278. Die Deutung folgt Seite 282: „Gretchen ist nichts anderes als das Einfachschöne, das Einfachwahre und Gute in dem Wesen seines (des Dichters) eigenen Genius, welches er sich durch Abstraktion objektiviert" usw. Ein andermal ist Gretchen das Naturschöne, Helena das klassische Schöne (Seite 309). Valentin, du derbe, markige Gestalt aus dem Volke, du bist nun „ein sittlicher Soldat", „der Repräsentant der sittlichen Kraft und Würde". Man meine nicht, der Verfasser nehme den Begriff der Allegorie so unbestimmt, daß wir solche Bezeichnungen uns gefallen lassen könnten; Valentin repräsentiert allerdings die ehrbare strenge Sitte, aber es erhellt schon aus dem abstrakten Ausdrucke Sittlichkeit, daß der Verfasser diese Gestalt in keinem anderen Sinne für eine Allegorie hält, als in welchem sie es nimmermehr ist. Ebenso repräsentiert Gretchen allerdings, was das weibliche Ideal überhaupt gegenüber dem männlichen, Seelenreinheit, Harmonie, Anmut: aber so repräsentiert sie dies, daß es ihre wirkliche Seele ist

und nicht diese abstrakten Begriffe überhaupt, sondern dieselben eben nur in dieser Konkretion, welche Gretchen ist, in diesem Drama wirken und auftreten. Wie ganz äußerlich und zufällig aber dem Verfasser die Verbindung dieser Ideen mit der konkreten lebendigen Gestalt im Gedichte ist, beweist seine Manie, den geistigen Inhalt des Gedichts aus diesem Zusammenhange herauszureißen und unmittelbar auf die Lebensgeschichte des Dichters zu beziehen; denn er hat gehört, daß der Dichter in seinem Gedichte das eigene Innere niederlege, und wie der platte Verstand sogleich alle Begriffe vergröbert, so konfundiert er nun das Gedicht ganz mit dem Dichter. „Die Geschichte mit Gretchen, mit ihren Vorbereitungen und ihren Folgen, enthält zugleich die Geschichte der Bestrebungen Goethes als Dichter in seiner ersten Periode." Das Geschmeidekästchen, das Faust der Geliebten schenkt, „bezeichnet symbolisch des Dichters erste Leistungen (etwa Werthers Leiden)." Das Herumwerfen Fausts im Sessel gleich anfangs in der ersten Szene wird allegorisch so gedeutet: „Er oszilliert wie die ihren Pol suchende Nadel", sc. zwischen den geistigen Mächten, die ihn von verschiedenen Seiten anziehen. Das Pentagramma bedeutet „die irdische Hülle des Menschen", und das mephistophelische Wesen kann nur dann erst von ihm weg, wenn „die Ratte, das den leiblichen Menschen zerstörende Prinzip", dieselbe zernagt hat. Die wilden Trinker in Auerbachs Keller sind, so wagt der schüchterne Verfasser wenigstens zu vermuten, eine Hindeutung auf die zweite Schlesische Schule. Die Hexe in ihrer Küche ist die Muse des Unsinns in der deutschen Literatur zu Goethes Zeit usw. — Da werden der Herr Bestelmeyer in Nürnberg eine Freude gehabt haben! Das sind nette Stückchen in seinen Laden!

Macht sich der Verfasser Allegorien, wo keine sind, so sind ihm die wirklichen Allegorien des zweiten Teils noch nicht allegorisch genug, und er macht Allegorien der Allegorien. Der Kaiser ist der europäische Menschheitsgeist. Die Schlacht zwischen dem Kaiser und Gegenkaiser ist wahrscheinlich ein Symbol der Fehde zwischen den Geognosten, doch zieht der Verfasser dieser Deutung noch die andere tiefere vor, wonach der Gegenkaiser den der Herrschbegier der Kirche bequemeren Geist der Zeit bedeutet, welcher nach den Befreiungskriegen gegen Napoleon eintrat (Seite 336 ff.), die falschen

religiös-politischen Tendenzen dieser Periode. Von diesen zweierlei Auslegungen zieht der Verfasser heldenmütig die zweite vor, „selbst wenn sie falsch sein sollte“ (Seite 339). — Wenn Faust das Hüttchen der alten Leute Philemon und Baucis weghaben will, um seine Ansiedlung auszudehnen, so sagt hiezu der Verfasser: „Das Gebiet der Poesie, Kunst und Wissenschaft hat Faust durchwandert, aber das Gebiet der von allem äußerlichen, ungeeigneten Anklebsel reinen Religion, das alle Tätigkeit in der höchsten Stufe Veredelnde und eben die freieste Aussicht Gewährende ist noch nicht das seinige.“

Nehmen wir zu all diesem Wahnwitz noch die läppische Afterweisheit der Krausischen Terminologie, den schulgehilfenartigen Purismus, „wesenlich“ „bedungreich“ u. dgl., so fehlt nichts, als einige Proben der unnatürlichen Satzbildung, des zahm limitierenden, abgeschwächten Redens, um ein vollkommenes Bild des schönen Ganzen zu besitzen. „Der nur etwas Geist Habende“ 204. Das Kleeblatt Faust, Mephistopheles und Homunculus zieht jeder seiner Straße, „besondere Zwecke habend“ 315. Dann die abschwächenden Partikeln, Komparative usw., die einen bloßen Grad oder eine bloße Ähnlichkeit ausdrücken, wo absolut zu sprechen und die Sache selbst zu bezeichnen war, wie: die Leidenschaftlichkeit ist „mehr“ beherrscht, dem verirrten Geist der Zeit gefällt „eigentlich nur mehr“ das Verzerrte; daß der Mensch sich durch einen Bund mit dem Bösen aus der Sphäre des Wesens oder Gottes verbannen könne, ist dem Faust „nicht sehr wahrscheinlich“; Goethe war dem Neptunismus „sehr“ zugetan (er war ihm zugetan); Gebet und Buße sind bei schweren Versuchungen „minder wichtige Dinge“. So geht es mit gleichsam, sogar, häufig, meistens, mehr, nur mehr, minder u. dgl. fort. Öfters führt der Schalk einen witzigen Seitenhieb mit seiner scharfen Klinge, z. B. zu der Erzählung nach dem Puppenspiel, wie Faust nach längerer Abwesenheit seine Vaterstadt Wittenberg von weitem an den Türmen erkennt, fügt er bei: „das Einzige, was oft die Menschen von ihrer Stadt kennen und im Gedächtnis behalten!“

So hätten wir nun diesen Leidbecher bis auf die Hefen ausgetrunken! Es war kein kleiner Schluck! „Warum aber auch so gründlich bis auf den Bodensatz?“ Du lieber Himmel, ich will und darf ja niemand unrecht tun! Ich muß beweisen, und lasse ich mich einmal aufs Beweisen ein, so gibt ein Wort das andere und ich kann

dem Leser nicht helfen, er muß mit mir durch dick und dünn, er muß den ganzen Trunk schlürfen. Auch wolle man gefälligst nicht übersehen, daß Herr Leutbecher nicht mit einer bescheidenen Broschüre, wie seine Vordermänner, sondern mit der dickleibigen Miene auftritt, das Gedicht erschöpfend zu durchwandern.

So wie mit unserer Geduld sind wir nun aber auch mit dieser Reihe von Kommentaren zu Ende. Das Gröbste liegt, Gott sei gedankt, hinter uns.

Machen wir hier zu unserer Erholung eine kleine Pause. Ich hole nur nach, daß ich den Kommentar zum zweiten Teile von Dr. C. Löwe, Berlin 1834, absichtlich nicht aufgenommen habe, weil ein solcher Kommentar wie sein Gegenstand gar nicht ins Feld der ästhetischen und philosophischen Kritik gehört, und uns, ob die Interpretation gelungen ist oder nicht, höchst gleichgültig sein kann.

Zweite Reihe.

Fünf Hegelianer. Mit Freuden begrüßt man hier sogleich das, diesen philosophischen Interpreten gemeinsame, Zutrauen zu der Kompetenz der Vernunft, woraus unmittelbar hervorgeht, daß das ursprüngliche Pathos Fausts, sein Wissensdrang, von dieser Reihe richtig gewürdigt und nicht an der Schwelle schon das Hauptmotiv verkannt wird. Diese Schriftsteller wissen, was sie wollen, und taumeln nicht in haltungsloser Konfusion. Dagegen sieht man sich in einer anderen Hoffnung getäuscht, in der nämlich, daß Männer, die auf der Höhe des freien Denkens zu stehen behaupten, auch das Gedicht sich objektiv halten, d. h. daß sie nicht hineinlegen werden, was nicht darin liegt, und daß sie mit unbefangen kritischem Auge seine Mängel wie seine Vorzüge erforschen werden. Die Hegelsche Schule hat in der ersten Begeisterung ihrer großen Entdeckungen sich nicht ganz von dem Schwindel frei erhalten, den man und den sie selbst der Schellingschen vorwarf, von jener Manie, jedes nächste Ding, ehe es nur ordentlich empirisch beobachtet und zergliedert ist, sogleich unter den Standpunkt der Idee zu bringen und es als einen

Komplex alles höchsten und universalsten Inhalts darzustellen; sie hat überhaupt das Moment der Kritik vernachlässigt, sofern diese ihrer höheren Tätigkeit eine schlichtverständige und voraussetzungslose Zerlegung voranzuschicken hat. Allzu unterwürfig hat sie auf des Meisters Worte geschworen, und die vorliegenden Schriften, wie sie zum Teil von fortlaufenden Zitaten aus Hegel, als wäre dieser Goethes Scholiast, wimmeln, sind schon Beweis genug. Nach des Meisters Vorgang fand man das reinste Musterbild der Poesie in Goethe; gewiß eine gerechte Bewunderung, die aber mitunter in blinden Götzendienst ausartete. Es wird uns daher nicht wundern, wenn wir auf dieser Seite das unkritische Absolutnehmen des Gegenstandes und die spekulative Deutungswut mit wenigen Ausnahmen, fast nur mit einer, sogar noch höher gesteigert finden als auf dem ersten Flügel. Schon die erste Schrift, die über den Faust erschien, und also wie die Schubarthsche verfaßt ist, ehe man von einem zweiten Teil der Tragödie wußte, bewegt sich in diesem Zopf- und Gamaschendienst.

Über Goethes Faust und dessen Fortsetzung. Nebst einem Anhange von dem ewigen Juden. Leipzig 1824.

Motto: Im Auslegen seid munter,
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

Herr Göschel beginnt mit einer Einleitung über die Sage von Faust im allgemeinen, spricht gegen die falsche Bescheidenheit der Vernunft, die sich nur Ansichten und keine Einsichten zutraut, den kräftigen Mut des begreifenden Denkens aus, macht aber sogleich eine falsche Anwendung auf die Volkssage vom Dr. Faust. Er meint, es sei eben in ihr jener Mangel an Zutrauen zur Vernunft niedergelegt, der den Versuch, das Höchste zu begreifen, als Vermessenheit verdammt. Ganz wohl kann man es sich gefallen lassen, wenn er sagt, die Sage wurzle auf jenem dunkeln Abhängigkeitsgefühle, wovon sich der Mensch nicht zu befreien vermöge, auf jenem vernehmlichen Gefühle, daß der Mensch nie die Bedingung seiner selbst in seine Gewalt bekommt; es ist allerdings die Absicht der Zauberei, über den Naturgrund, in welchem wir selbst wurzeln, durch das

bloße Aussprechen des Willens ohne Mittel (denn die scheinbaren Mittel der Zauberei, Formeln u. dgl. sind keine) zu herrschen. Aber Göschel spricht hier nicht vom Zauber, sondern von Fausts Wissensdurst, denn er setzt hinzu, die Sage wurzle auf jener alten begrifflosen Überzeugung von der Unbegreiflichkeit aller Dinge, *ακαταληψία*, und von der Schwäche der menschlichen Vernunft. Dies ist bereits eine Verwechslung des Inhalts der Sage mit der vergeistigten Gestalt, die er durch Goethe erhalten hat. In der Pfizerschen Darstellung der Sage (Nürnberg, zuerst 1674) und in dem kürzeren Volksbuche ist von großem Wissensdrange als Motiv von Fausts Abfall gar nicht die Rede; zwar erscheint Faust als ein begabter offener Kopf, der in seinen Studiis solchergestalt zunimmt, daß er tüchtig erfunden wird, den Titel eines Magistri zu erlangen; das ist aber doch noch lange nicht der Faust, der nach schrankenlos unendlicher Erkenntnis der Wahrheit schmachtet. Was dann seinen Übergang zur Zauberei vermittelt, ist keineswegs die Ungeduld über unzulängliches Wissen; schlechte Gesellschaft, zerrüttetes Vermögen usw. sind die Ursachen. Mit dem Teufel disputiert er zwar viel, und läßt sich von Himmel und Hölle erzählen, doch mehr aus Neugierde, als aus Wissenstrieb, nachher aus Gewissensangst. Diese Gespräche sind offenbar spätere Einschiebsel eines Theologen, sie sind ganz im Geschmacke des 17. Jahrunderts und gewiß der ursprünglichen Sage fremd. Im Puppenspiele fehlt dagegen jenes Motiv nicht. Wir sehen Faust, wie bei Goethe, ungeduldig über seinen Büchern, er beklagt, zu keinem Ziele kommen zu können, und ergibt sich darum der Magie; darin liegt ein Anflug von dem, was Goethe aus Faust gemacht hat, aber auch nichts weiter, denn tief geht es hier gar nicht, sonst hätte das Motiv in den Hauptquellen, den weit verbreiteten, beliebten Volksbüchern, nicht ganz weggelassen werden können, und sonst müßten wir in dem Faust, wie er nachher als Zauberer auftritt, doch noch eine Reminiszenz an diesen Wissensdurst finden, wovon aber keine Spur zu sehen ist. Doch nicht nur den theoretischen Zwiespalt des Geistes mit sich soll die Sage enthalten, sondern „sie umfaßt die Verzweiflung in allen Richtungen und den Weg zum Teufel in allen seinen Krümmungen, sie ist das Sinnbild alles menschlichen Verderbens, insofern solches aus der Verzweiflung, und diese aus dem Mißverhältnisse zwischen Können und Wollen, Müssen und

Dürfen, zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen Subjekt und Objekt hervorgeht" usw. „Faust ist das allgemeine Individuum der gesamten Menschheit in ihrer äußeren Vergänglichkeit." Wie Herr Leutbecher, nicht anders. Geschichtlich soll die Sage mit allen zur Zeit des erlöschenden Mittelalters sich durchkreuzenden Bestrebungen im Zusammenhang stehen, mit der Erfindung der Buchdruckerei, mit der Reformation in Sachen des Wissens sowohl als des Glaubens, mit Cartesius, mit Spinoza, Fausts Name soll an den Buchdrucker Faust und den Freidenker Faustus Socinus erinnern. Es ist aber erwiesen, daß Faust der Zauberer nichts mit dem Buchdrucker Faust zu schaffen hat; die Sage ist überhaupt nichts als ein Zauberroman, der eine Menge von Zauberstückchen, die alle schon früher, zum Teil schon seit mehreren Jahrhunderten im Munde des Volkes waren, um den mythischen Namen Faust versammelte und so diesen Zweig der Romantik zu der Zeit, da diese überhaupt verklang, im sechzehnten Jahrhundert, abschloß. Ebenso ballten sich eine Menge gleichartiger Schwänke, die man sich vorher vereinzelt erzählt hatte, im Till Eulenspiegel und in den Schildbürgern zusammen. Daß durch jenen Abschluß das Wesen der Vorstellungen vom Zauber sich deutlicher hervorstellen und zu einer besonders markierten Schilderung des kühnen Frevels sowohl, der es wagt, ausdrücklich mit dem absoluten Gegenstande der Pietät zu brechen, als auch der Schauer des Fluches, den er auf sich lädt, sich steigern mußte, ist natürlich; doch ist dasselbe Gefühl schon in der Sage von Teophilus und Militaris niedergelegt. Wir erhalten hier auch bereits eine Probe von der Spielerei, die des Verfassers Steckenpferd ist: „Fausts Lebensende im vierzigsten Jahre erinnert nicht bloß an den alten derbdeutschen Scherz, den das Sprichwort mit seinen Landsleuten (er soll in Knittlingen geboren sein) treibt, sondern zugleich an die allgemeine Schwabennatur des mit Blindheit geschlagenen Menschengeschlechts." Wieviel war über die Umgestaltung der Sage durch Goethe zu sagen! Der Verfasser kommt auf diesen Punkt am Schlusse zurück (Seite 146 ff.), beläßt es aber bei den ganz allgemeinen Ausdrücken, die Sage habe sich verklärt und verständigt, von neuem geboren" usw.

Soll ich nun den weiteren Inhalt dieser Schrift vorläufig im allgemeinen charakterisieren, so kann ich dies nicht passender als

durch den Ausdruck, daß der Verfasser an einer kranken Ideenassoziation leidet, oder richtiger an einer kranken Präponderanz dieser spielenden Tätigkeit über die Vernunft. Ihm fällt bei allem alles ein; eine entfernte Ähnlichkeit klingt ihm im Ohre, und er verbindet die entlegensten Dinge zu dem Scheine einer Einheit. Dies tut auch der Witz, aber dieser will keine wirkliche Täuschung hervorbringen, es ist ihm nicht Ernst. Denjenigen Seelenzustand dagegen, wo die Vorstellungen aus ihrem Zusammenhange herausgerissen nach dem wirren Spiele der sogenannten Ideenassoziation einander umtanzen, und wo solche Verbindungen doch mit der Behauptung des Ernstes und der Wirklichkeit aufgestellt werden, nennt man Wahnwitz. Eigentlich wahnwitzig nun können wir Herrn Göschel nicht nennen, denn er hat allerdings ein Bewußtsein von der Tollheit seiner Ideenverbindung und scheint mit einem feinen ironischen Lächeln zu sagen: sehr gut, o, ihr Vortrefflichen, weiß ich, daß euch diese Dinge seltsam klingen, daß euch bei meinem dialektischen Hokuspokus, meinen quaternionibus terminorum der Kopf dreht, daß es euch weltlich heiteren Menschen schwer hinuntergeht, bei dem Triller Orgelum Orgelei an Weltideen, an tiefsten Tiefsinn zu denken; lacht immerhin, ich lache gewissermaßen mit! Allein sehr ernst setzt er dann hinzu: gebt Achtung, hinter dem, was ihr zunächst als bloßen Witz ansahet und was zunächst allerdings bloß Witz ist, steckt doch der wahre Begriff, dessen Aufgabe es ja ohnedies ist, den gemeinen Verstand auf den Kopf zu stellen und der daher schon an sich witzig und ein Witz ist usw. Das Entlegene nun, was ihm bei jedem Tintenfaß, Mückenflügel einfällt, sind zunächst bestimmte philosophische Ideen. Es darf nur eine Veranlassung da sein, daß das Wort: Inneres oder Äußeres in höchst gleichgültiger Bedeutung vorkomme, so müssen wir par force in den Abschnitt der Logik über Inneres oder Äußeres hinein, der Name Faust erinnert ihn nicht bloß an Faustus Socinus, sondern auch an die Manichäer Faustus und Fortunatus, und dieser Fund macht ihn darum ganz besonders glücklich, weil die Manichäer Dualisten waren und Faust ebenfalls durch einen innern Dualismus zerrissen ist, auch versäumt er nicht, in Erinnerung zu bringen, daß Faust ein Teufelsgenosse war und die Lehre der Manichäer den Beinamen einer Teufelslehre erhielt. Schnupfen Sie? „Nein.“ Sie sagen: Nein,

dies ist Negation; es sei mir also erlaubt, den Begriff der Negation überhaupt zu entwickeln usw.

Diese Vermengungsmanier kommt nun besonders dem theologischen Geschmäckchen, das dem Verfasser anhängt, trefflich zustatten. Kein denkender Mensch leugnet, daß die Philosophie die wesentlichen Wahrheiten der Religion ihrem reinen Gehalte nach bestätige, kein Denkender behauptet aber darum, daß sie auch die Form, worin die Religion dieselben hat und gibt, obwohl sie auch diese phänomenologisch in ihrer Notwendigkeit anerkennt, als die richtigste auch für ihre Sprache akzeptieren könne. Der Philosoph wird es aus guten Gründen vermeiden, von Erbsünde, wirklicher Sünde, Gnade, Dreieinigkeit usw. zu reden, wo es nicht gilt, theologische Begriffe auf ihrem eigenen Boden zu untersuchen. Dies sind Ausdrücke einer Wissenschaft, worin Mythisches und reiner Gedankengehalt noch ungesondert nebeneinander liegen, wie dies in der Dogmatik so lange der Fall sein wird, als sie sich nicht in Dogmengeschichte mit rein religionsphilosophischem Resultate aufgelöst hat. Der Philosoph wird aufrichtig genug sein, auch den Schein zu vermeiden, als sei er gekommen, den Inhalt der religiösen Überzeugung auch in der Form und Hülle, in welcher das unkritische religiöse Bewußtsein ihn festhält, zu approbieren, er wird es wagen, zu gestehen, daß er vielmehr das Schwert bringt, zu scheiden. Herr Göschel dagegen spricht von nichts lieber als von Glaube, Sünde, Gnade, Hölle, Himmel, Teufel, auch da, wo es gilt, den reinen Gedankeninhalt dieser Vorstellungen auszuscheiden, wirft diese Ausdrücke aus der Sprache des Vorstellens mit solchen des reinen Denkens kraus durcheinander und stellt uns Hegel mit Priesterbeffchen angetan vor. Das läßt sich noch ertragen, aber auch Goethe wirft er den Kirchenrock über, und den, das muntere Weltkind, kleidet er doch verwünscht übel. Was ist es denn im Grunde? Heuchelei? Gewiß nicht. Offenbar hat der Verfasser darüber gar kein klares Bewußtsein, wie viel, wie sehr viel die Philosophie von der Religion erst wegätzt, ehe sie sich mit ihr konform bekennt, offenbar stand er, ehe er ans Philosophieren gieng, blieb während des Philosophierens und steht nach demselben auf dem Standpunkte des frommen Bedürfnisses, das seine Vorstellung von der Philosophie bestätigt sehen will, ohne etwas davon aufzugeben, das spricht: wasch

mir den Pelz und mach ihn nicht naß! Er verhält sich wie die Scholastik, welche den feststehenden Pfeiler der Kirchenlehre nur akzidentiell und unfrei mit ihren gotischen Arabesken umschlingt.

Doch dies alles erscheint in der vorliegenden Schrift noch nicht in dem Grade krankhafter Ausbildung, wie es in den späteren Werken des Verfassers auftritt. Die Schrift hat recht viel Gutes, und gewiß verdankt ihr mancher die erste Einführung in das Verständnis der Tragödie. Wenn nur das Gute, was sie enthält, nicht so desultorisch zerstreut herumläge, daß man es aus allen Ecken und Enden zusammensuchen muß!

In den „voreiligen" (er nennt sie selbst so) Bemerkungen, die der Verfasser dem Eintritt in den bestimmten Gehalt der Tragödie voranschickt, begegnet man freilich sogleich seiner theologisierenden Manier, da er spricht, als ob das Verhältnis zwischen Glauben und Wissen das Hauptthema der Tragödie wäre. „Faust kennt Glauben und Wissen nur in ihrer Trennung, und in dieser Trennung vermag er sie nicht als die Wesenheit selbst zu erkennen." „Faust sieht Glauben und Wissen als absolut geschieden an, daher beides in dieser Scheidung notwendig als selbstlos und eitel sich erweiset. Und wie kann auch diese Unterschiedslosigkeit des Unterschiedenen, diese Unzertrennlichkeit des Getrennten, welche Faust verkennt, je zur Einsicht kommen, wenn nicht vorerst der Unterschied zwischen Glauben und Wissen, Gewißheit und Wahrheit, Wissen und Gewissen sein tiefstes Verständnis, und, bis zum Extrem gesteigert, darin selbst seine Auflösung findet?" Die Frage über das Verhältnis zwischen Glauben und Wissen beschäftigte die Zeit, in welcher der erste Teil der Tragödie gedichtet wurde, gar nicht in dem Sinn, daß beide, in ihrem Rechte anerkannt, einer Versöhnung zugeführt werden sollten; die aufgeweckten Köpfe nahmen den Glauben in seinen Äußerungen als eine schöne und rührende Erscheinung, zu seinem Inhalt verhielten sie sich auf Weise der Freigeister. Faust macht sich mit seinem Verhältnisse zum Glauben der Gemeinde wenig zu schaffen, dasselbe kommt in einer wichtigen Szene zwar zum Vorschein, aber nicht so, wie Herr Göschel meint (darüber nachher). Goethe nimmt diesen Faden dann gar nicht weiter auf; Fausts Unseligkeit ist seine Skepsis in der Wissenschaft; könnte er nur erst die Natur im Innersten erkennen, so würde er sich über den Wert der Sprache, in welche der

Glaube die Wahrheit übersetzt, den Kopf eben nicht zerbrechen. Die Ahnung, daß den mythischen Formen der Vorstellung ein unendlicher Gehalt beseligender Wahrheit zugrund liege, spricht der Dichter deutlich genug in der eben erwähnten Szene aus, doch zeigt er weiterhin kein Interesse, die Bedeutung zu entwickeln, die jene Formen, abgesehen von ihrem Werte für Phantasie und Gefühl, haben mögen. Der Verfasser meint, Faust müßte, wenn er zur Versöhnung gelangen wollte, nicht nur ein Wissender, sondern zugleich ein Glaubender werden, d. h. einer, der nicht bloß den wahren Gehalt des Glaubens festhält, sondern auch die Formen der Vorstellung; einen solchen gibt es aber überhaupt nicht, sondern entweder weiß einer und glaubt nicht, oder er glaubt und weiß nicht*).

Überhaupt ergehen sich diese voreiligen Bemerkungen in einer viel zu großen Weite und erregen uns keine geringere Erwartung als die, daß alle möglichen Gegensätze, in die der menschliche Geist geraten kann, in diesem Gedicht dargestellt und implicite gelöst werden. Hier „kommt der Unterschied zwischen Religion und Wissenschaft, in der Wissenschaft zwischen theoretischer und praktischer, in der Theorie zwischen analytischer und synthetischer Erkenntnis zur Sprache, bis mit dem letzten Verständnisse dieser Unterschiede deren Tilgung eintritt, wenn unmittelbares und mittelbares Erkennen, oder Glauben und Wissen, Nicht-Ich und Ich, oder Notwendigkeit und Freiheit, Allgemeines und Besonderes, eins in dem andern als identisch sich erkennt.“ Die Tragödie Faust erfaßt allerdings den Zwiespalt des Geistes mit sich in seinem Innersten, der sich theoretisch als Schmerz des zweifelnden Wissendranges, praktisch als Schmerz über die Gebundenheit des Willens durch äußere Hindernisse und die Vereitlung des Wunsches, als Reue, die der allzu rasch befriedigte Wunsch hinterläßt, kundgibt; allein deswegen, weil der Dichter

*) Ich überlasse den Gegnern des freien Gedankens, diese und andere Sätze aus dem Zusammenhange herauszureißen und ihren entstellten Inhalt als Zeugnis wider mich aufzuführen. Einen früheren Aufsatz, den ich in diese Jahrbücher gab, haben sie bereits so behandelt, ja sie haben Ausdrücke, die ich gar nicht gebraucht, mit Alligationszeichen angeführt. Nur dies zur Notiz; ich werde auf ihre Beschuldigungen niemals antworten, denn ich lasse mich in keinen Kampf ein, wo der Gegner nicht mit Gründen streitet.

allen Zwiespalt des Geistes im Zentrum erfaßt, verfolgt er ihn nicht auch in die speziellen Peripherien seiner einzelnen Gestalten. Hört man Herrn Göschel, so meint man, Goethe werde die Hegelsche Logik nebst der Phänomenologie, dem ethischen Teile der Rechtsphilosophie und der Religionsphilosophie Schritt für Schritt durchwandern, alle Kategorien entwickeln und ineinander auflösen, alle falschen Disjunktionen überwinden. Sagt man, davon müßte doch auch etwas im Buche zu lesen stehen, so hat er sogleich die Antwort in Bereitschaft, der Dichter habe es unbewußt darin niedergelegt, und vergißt, daß wer zu viel beweist (denn nach diesem Grundsatze stünde in jedem Gedicht alles), nichts beweist. Besonders beschäftigt ihn die Kategorie des Innern und Äußern, die man allerdings auf Fausts Skepsis, doch nur behutsam, anwenden kann (vgl. die obigen Bemerkungen zu Falk). Was enthält nach Herrn Göschel die Tragödie nicht alles! „Den Gedanken in seiner ersten, unmittelbaren, bis zu seiner letzten, vermittelten Bewegung, das letzte Ergebnis des sich in der Zeit entwickelnden Weltgeistes, das Resultat der Wissenschaft überhaupt auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte." „Es treten alle Seiten des Lebens, alle Perioden des Geistes, in welchen er sich selbst erscheint, aber nicht erkennt, nach und nach darin hervor." Wollte man das Verhältnis der Tragödie zur Sage zugleich mit dem Inhalt und der Geschichte der letzteren vollkommen entwickeln, so würde diese Dichtung „als das letzte Resultat der ungeheuren Arbeit der Weltgeschichte erkannt werden." Welches scheußliche Monstrum, welche unerträgliche Zwittergeburt von Philosophie und Poesie müßte das Gedicht sein, wenn es, was — Dank sei es dem Genius der Poesie — nicht der Fall ist, diesen unverdaulichen Stoff sich vorgesetzt hätte!

Was nun der Verfasser näher über den bestimmten Inhalt des Gedichtes sagt, wollen wir auch hier nach dem Hauptmomenten ordnen. Daß die Grundfrage über die Bedeutung des Bösen verfehlt oder oberflächlich gefaßt sei, dürfen wir bei den Schriftstellern dieser Reihe, da sie den Gegenstand denkend begreifen, nicht befürchten. Göschel spricht zwar in den Bemerkungen zum Prolog auch nur von einer göttlichen Zulassung des Bösen, weiterhin aber begreift er die Notwendigkeit des verneinenden Moments, der Grenze, im Universum überhaupt und insbesondere in der Erziehung

des menschlichen Geistes. Er sieht ein, daß, wie das Wahre nicht ohne das Falsche, sondern ein widerlegtes Falsches, wie überhaupt das Sein nicht ohne das Werden, so das Gute nicht ohne den Reiz des Bösen und seine Überwindung ist; er sagt von Mephistopheles, überall bezeichne er die Grenze, und so sei er auch in der Entwicklung des menschlichen Geistes das Beschränkende und eben durch das Gefühl der Schranke, welche den Drang sie zu überwinden mit sich führt, heilsam Fortbewegende, das Nicht-Ich, ohne welches das Ich nicht ist und nicht tätig ist. Insbesondere ist die richtige Ansicht in folgender trefflichen Stelle niedergelegt, wo Mephistopheles als die heilsame Ironie gegen Fausts überfliegenden Enthusiasmus gefaßt und sehr passend an Jean Paul erinnert wird, „die Sophisterei des Mephistopheles beruht auf der Verwechslung der Negative im Allgemeinen mit derjenigen, die sich vom Allgemeinen losreißt. Indessen geschieht ihm allerdings zuweilen unrecht, und Faust wälzt namentlich manche Schuld auf seinen Verführer, die ihm selbst mit zur Last fällt. Denn wenn der Schelm den überschwenglichen Bestrebungen des hochfahrenden Menschensinns Ziel und Maß setzt und die Grenze fühlbar macht, die der Mensch nicht überschreiten kann, wenn er für solche treue Mentordienste von dem Gesellen unhold, barsch und toll die härtesten Schimpfworte einerntet, so könnte sich am Ende wohl gar unsere Teilnahme von dem Herrn auf den Knecht wenden, wenn dieser nur nicht selbst alle Teilnahme vernichtete, indem er dem glühenden Feuereifer eiskalten Spott und dem ernsttragischen Schicksale das Hohngelächter der Hölle entgegensetzt. Aber seine böse Natur liegt auch nicht in dieser notwendigen Grenzbestimmung — was wäre auch ohne diese Eigenschaft des Mephistopheles diese ganze Tragödie und das Leben selbst? Was wäre der Mensch ohne Beschränkung und Selbstüberwindung? und würde nicht unser guter Jean Paul in lauter Gefühlen und Rührungen auseinandergefahren sein, wenn er nicht zuweilen von irgendeinem Mephistopheles erinnert und infolge solcher Erinnerungen sich zu erfrischen, zu beschränken und zu verjüngen getrieben würde? Nicht in dieser Grenzbestimmung liegt daher die böse Natur des Teufels, sondern vielmehr darin, daß der Teufel durch diese an sich notwendige und wohltätige Grenzscheidung den Verband des Besondern und Allgemeinen selbst aufhebt und dieses gegen jenes in feindliche Stellung bringt,

woraus alle Unseligkeit entspringt.“ Wenn jedoch der Verfasser hier richtig einsieht, daß Mephistopheles zwar in seinem Verhältnis zu Faust heilsam wirkt, für sich genommen aber, da er als Hypostasierung des Bösen dieses abstrakt, d. h. ohne seine guten Folgen, will, absolut bös ist, so hätte er auch Seite 110 nicht sagen sollen, Mephistopheles stehe dem Guten wie dem Bösen gegenüber, da er überall die Grenze bezeichne. Dies streift an Schubarth an.

Fausts theoretisches Streben und daraus hervorgehender Gemütszustand ist ganz richtig bezeichnet. „Wenn Faust nicht zu wissen vermag, und darüber dem Nichtwissen, dem Zweifel sich ergibt, so liegt der Grund davon nicht im Wissen selbst, sondern in dem Vorurteile, daß dieses ein unmittelbares sei, da es doch seiner Natur nach vermittelt ist. Der Gedanke kann nur von Stufe zu Stufe vorwärtsgehen; außerdem zerreißt des Wissens Faden. Das Wissen läßt sich nicht erzwingen und nicht beschwören, denn es gibt kein unmittelbares Wissen.“ Auch in den nachträglichen Bemerkungen drückt er es richtig so aus: auf die Beantwortung der Frage, was ist Wahrheit? verzichtet Pilatus, weil er voraussetzt; daß es keine gibt, Faust hingegen, unbändig und überkräftig, kann die Antwort nicht erwarten. Sonst aber trifft vollkommen zu, was wir oben bemerkten, daß Göschel zu sehr den Dualismus trennender Kategorien statt den brennenden Durst der Intuition in Faust premiert. So deutet er Fausts Zurücksinken vor dem Erdgeist unrichtig, weil er auch hier die Kategorie des Innern und Äußern herbeizieht: Faust befinde sich auf einmal an der Spitze des Widerspruchs, indem er das Unbegreifliche, Geistigste, Innerste suche und gleichwohl dieses wie das Äußere, das er verachtet, zu greifen, mit den Händen festzuhalten und zu bannen begehre. Faust erblickt im Erdgeist offenbar das Totalleben der Natur unseres Weltkörpers, diesmal, ohne an den Gegensatz des Innern und Äußern zu denken. Daß er jenes sinnlich in der Form einer Person anzuschauen begehrt, rührt nicht von einer Absicht her, das Allgemeine, das Geistige greifen zu wollen, sondern liegt einfach im Wesen der Magie, welche der Dichter als möglich vorauszusetzen das poetische Recht hat. Sollte hier der Irrtum dargestellt werden, der das Geistige mit Händen greifen will, so würde der Dichter doch offenbar den Erdgeist gar nicht erscheinen lassen dürfen, sondern Faust

würde vergeblich beschwören. Der Geist erscheint nun in sinnlicher Gestalt, ist aber für Faust darum nicht ein empirisches Ding, er schaut in ihm den Geist und wird nur deswegen von ihm zurückgeworfen, weil, wie wir schon mehrmals bemerkten, die heraufbeschworene Anschauung, wo es auf verständig-vernünftiges Denken ankommt, nicht nachhaltig ist. In den Bemerkungen nun über Fausts unglaubiges Verhalten bei den frommen Tönen des Ostergesanges kommt der oben gerügte theologisierende Standpunkt zum Vorschein; Faust wird als ein Verstockter, Betörter dargestellt, „er gleicht jenen, deren Herzen so erstarrt sind, daß ihnen selbst die Offenbarung unglaublich geworden." Hiedurch sinkt der Verfasser eigentlich auf den Standpunkt der Unphilosophischen zurück, die von Faust die Rückkehr zum schönen Kinderglauben verlangen. Würde Faust, statt ungeduldig sich zu überwerfen, ruhig im Denken fortschreiten, so würde er wohl auch mit der Kirche sich versöhnen, aber doch nur so, daß er sich ihre Vorstellungen in die Sprache des Gedankens übersetzte. Wenn Goethe den Faust sagen läßt: die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube — das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind —, so will er damit keineswegs einen verwerflichen Unglauben bezeichnen, sondern äußert ganz einfach seine eigene Überzeugung. Allerdings wird Faust von der Idee der Versöhnung, wie sie hier in den Gesängen der Andacht an sein Ohr dringt, tief ergriffen, und sie könnte diese Wirkung nicht haben, wenn sie nicht wahr wäre, darum wird aber Faust keineswegs zugemutet, er solle mit der gläubigen Gemeinde auch die Erzählungen, die diese Ideen verhüllt in sich tragen, als Tatsachen glauben. Auch im Religionsgespräche zwischen Faust und Gretchen legt der Verfasser auf den indifferentistischen Gefühlspantheismus Fausts, obwohl er das Wahre darin nicht verkennen will, einen zu tadelnden Nachdruck, als ob Goethe dem positiven Glauben ihm gegenüber unbedingt das Vorrecht einräumen wollte. Ganz falsch und graß erinnert er bei Fausts Ausruf: ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist alles! an die Sage, daß, die sich dem Teufel verschworen, Gott nicht nennen dürfen und bei dem Namen des menschgewordenen Gottes erzittern. So sagt er nachher: in Faust komme der Unglaube zu Fall. Falsch; in Faust kommt der alle Schranken überspringende Geist zu Fall, der, wie vorher in der Theorie die Methode, so jetzt im Praktischen die Sitte

überfliegt. Hätte er die Kraft, sich unbeschränkt zu erhalten und doch zugleich sich verständig und sittlich zu beschränken, so könnten wir ihm sein kritisches Verhalten zu dem mythischen Stoffe der Dogmatik ganz wohl verzeihen. Ebenso theologisierend, auch bereits ans allegorische Deuteln streifend setzt der Verfasser dann hinzu, in Gretchen komme der unmittelbare Glaube zu Fall. Gretchen wäre vorsichtiger, wenn sie weniger naiv wäre, und weil sie überhaupt naiv ist, ist ihr Geist auch in religiösen Dingen im Zustande der Gebundenheit; deswegen darf man aber den Glauben nicht als Subjekt ihres Falls bezeichnen.

Die Szene, wo Faust den Anfang des Johannes-Evangeliums zu erklären bemüht ist, gibt dem Verfasser wieder willkommenen Anlaß, einen Dualismus, eine falsche Disjunktion aufzuspüren. „Weil ihm die Offenbarung in der Natur nicht genügt, so sucht er übernatürliche Offenbarung. Hier scheidet sich abermals Natürliches und Übernatürliches als ein Unterschied ohne Zusammenhang." Wenn Faust das eine Mal die Natur, das andere Mal das Neue Testament studiert, so will der Dichter darum, weil diese Studien in verschiedene Zeiten fallen, nicht an jene Kategorie erinnern; ebensowenig, wenn er den Faust bei der Übersetzung des *λογος* durch „Tat" sich beruhigen läßt, wollte er tadelnd an die falsche Disjunktion zwischen *λογος ἐνδιαθετος* und *προφορικος* erinnern, sondern offenbar meint Goethe, der eben kein Exeget und kein Metaphysiker war, das Richtige getroffen zu haben.

Hätte der Verfasser nicht so viel Raum mit dieser müßigen Logik ausgefüllt, so hätte er Zeit übrig gehabt, die verschiedenen Seiten von Fausts Zerrissenheit außer der theoretischen, wie sie schon in den ersten Monologen exponiert werden, Fausts Unzufriedenheit über sein genußlos einsames Leben, seinen Idealismus, der die Sorgen des Lebens, Haus, Hof, Weib und Kind als Hemmnisse statt als Erfüllung der Freiheit ansieht, vollständiger zu schildern und dadurch den Übergang vom unbefriedigten Denken ins ungezähmte Tun und Genießen als wohlbegründet nachzuweisen. Dies lag um so mehr im eigenen Interesse des Verfassers, da er ja nicht weniger als alle Arten geistigen Zwiespalts in Faust entdeckt haben will. Statt dessen verrückt er vielmehr den wahren Standpunkt, wenn er Fausts unzufriedene Äußerungen über die Schranken des Erdenlebens, im zweiten

Gespräche mit Mephistopheles, für den Ausdruck der Unzufriedenheit über das Mißverhältnis zwischen den Forderungen des Gewissens und dem Wollen und Können erklärt. Mit den Worten: In jedem Kleide werd ich wohl die Pein ... Leben mir verhaßt, spricht Faust nur von dem Mißverhältnisse zwischen Wünschen und Erreichen.

In der Erklärung des Vertrags durchkreuzt sich eigentümlich Richtiges und Unrichtiges. Das Thema der Wette und Fausts Absicht dabei gibt der Verfasser ganz richtig an. Faust schließt den Bund nicht um des Genusses willen, sondern um sich zu vergessen; er ist verloren, wenn er sich in geistlosem Genusse zufrieden und behaglich fühlt; Mephistopheles gewinnt, wenn er ihn ganz zerstreuen und von sich abwendig machen kann. Wer wird verlieren? Wer gewinnen? Die Antwort darauf erschwert sich der Verfasser durch einen dialektischen Knäuel, den er sich ohne Not zurichtet. Er sagt, die Wette trage zunächst eine Verkehrtheit in sich, und es sei für keine von beiden Seiten weder Gewinn noch Verlust vorauszusehen. Um dies zu beweisen, nimmt er in Beziehung auf Faust zwei Fälle an. „Wenn Faust die Ruhe und Zufriedenheit erlangen sollte, deren Mangel ihn so grenzenlos unglücklich macht, so ist er vermöge des Vertrags durch den Verlust der Wette der Hölle verfallen: im umgekehrten Falle ist er ohne Wette und durch den Gewinn der Wette der Hölle verfallen, indem er ruhelos von Betäubung zu Betäubung, von Taumel zu Taumel getrieben wird, um am Ende gleich allen (?) Menschen zu zerscheitern." Der Verfasser vergißt aber einen dritten Fall, den nämlich, daß Faust das Leben genießt und dabei doch nicht in dem Sinne, in welchem Mephistopheles es wünscht, zufrieden und beruhigt ist, sondern das beständige Weiterstreben und die unendliche Freiheit mitten im Genusse und dem scheinbaren Behagen sich vorbehält. Hierauf soll von Mephistopheles nachgewiesen werden, daß er sich verrechnet habe: „sein Reich soll erst mit Fausts letztem Tage angehen, dieser selbst aber nicht eher eintreten, als bis sich Faust beruhigt und selig fühlt, womit die Macht des Mephistopheles von selbst aufhören würde." Hier sind die Worte „beruhigt und beseligt" mißverstanden; Göschel nimmt sie im edlen Sinne, sie sind aber im unedlen eines geistlos sinnlichen Behagens gemeint, und wenn dieses bei Faust eintritt,

wird sich Mephistopheles keineswegs verrechnet haben. Es wird aber nicht eintreten, denn Faust ist nicht dieser oder jener, sondern in aller seiner Individualität repräsentiert er den strebenden, tapfern Menschengeist, der nie stagnieren kann, und nur deswegen hat sich Mephistopheles verrechnet. Weiter hebt nun der Verfasser einen Widerspruch hervor, der nach seiner Meinung vom Dichter absichtlich in die Wette gelegt sein soll, aber vielmehr ein unabsichtlicher Widerspruch des Dichters mit sich selbst ist. Im Prolog hatte Mephistopheles gesagt: er sei für einen Toten nicht zu Hause, er wolle nur den lebenden Faust zu seinen Operationen sich ausbedungen haben; jetzt vertagt er seinen Lohn auf jenseits. Dies ist ein Fehler im Gedichte. Kann Mephistopheles den Faust von seinem Urquell ablocken, so ist dieser schon in diesem Leben unselig, und es braucht nichts weiter; im Vertragsabschlusse aber ist an die Stelle dieser tieferen Ansicht und im Widerspruche mit derselben wieder der rohe Glaube an Höllenstrafen nach der Volkssage supponiert. Faust weiß es auch recht wohl, daß es keine Hölle und keinen Himmel braucht, um selig oder unselig zu sein, daß beide nur in der Gegenwart des Selbstbewußtseins ihren Ort haben; gerade die Stelle aber, wo er dies geistreich ausspricht, — „das Drüben kann mich wenig kümmern“ usw. — „wie ich beharre, bin ich Knecht, ob dein, was frag' ich, oder wessen“ — gerade diese verderbt sich der Verfasser, indem er Seite 94 diese Reden als die eines Betörten bezeichnet, da sie vielmehr echt religiös sind. Sagt doch unsere Religionsurkunde selbst: wer nicht glaubt, ist *schon* gerichtet.

Dennoch löst sich der Verfasser zuletzt seinen Knäuel durch die einfache Reflexion, daß Mephistopheles schon im Diesseits, *während* er Knecht sei, zu herrschen gedenke. Dazu hätte er nur noch fügen sollen: es frage sich nun, ob ein solcher Moment eintreten werde, wo Faust als Beherrschter die Wette offenbar werde verloren haben. Die Antwort darauf hätte sein müssen: ein solcher Moment wird nicht eintreten, dafür bürgt die Unverwüstlichkeit des Geistes; aber allerdings wird auch kein solcher Moment eintreten, wo Faust handgreiflich gewonnen haben wird, weil es in der Geschichte der Menschheit nie einen einzelnen Punkt geben kann, wo ihr Sieg über das Böse vollendet erscheint, sondern in kontinuierlichem Flusse jeder neue Sieg einen Verlust voraussetzt und nach sich zieht. Nur für

die zeitlos geistige Betrachtung der Welt, die Betrachtung sub specie aeterni ist die Menschheit mit sich, mit Gott versöhnt. Am Schlusse des ersten Teils kommt der Verfasser auf diesen Punkt zurück und sagt, Mephistopheles habe offenbar nicht gewonnen, denn er habe Faust nicht von seinem Urquell abzuziehen vermocht. „Vielmehr ist Faust, das allgemeine Individuum der Menschheit, zwischen den himmlischen Gewalten und den unterirdischen Mächten so geteilt, daß er weder von diesen, noch von jenen loskommen kann.“ Demnach hätte auch Faust nicht gewonnen, weil er doch den Gesellen nicht entbehren kann. Ganz richtig; aber darin allein, daß der unbeschränkte Geist bestimmt ist, ewig mit der Schranke zu kämpfen, kann doch die Versöhnung nicht liegen; es muß doch vom Dichter angedeutet sein, daß, obwohl der Kampf nie aufhört, doch das eine Glied desselben, das Nicht-Ich, in der Idee stets überwunden ist. Diese Idee ist aber offenbar durch Fausts unmächtige Reue am Ende des ersten Teils noch nicht genügend ausgesprochen. Nun mußte das Gedicht, soweit es auch fortgeführt werden und seinen Helden durch alle möglichen Lebensverhältnisse geleiten mochte, in dem Sinne doch immer ein Fragment bleiben, als dieser Sieg des Geistes niemals als abgeschlossen empirisch erscheinen kann; aber fortgeführt mußte es doch werden, um diesen Sieg als unzweifelhaft wenigstens durch einzelne Siege Fausts poetisch darzustellen. Wie sonderbar täuscht sich aber unser Verfasser über diesen Punkt! „Auf den Prolog im Himmel folgt die Tragödie auf der Erde, und zwar der Tragödie erster — und letzter Teil. Die Tragödie heißt der erste Teil, weil etwas zu fehlen und einem zweiten Teile vorbehalten zu sein scheint, indem sie, gleich allen Natur- und Kunsterzeugnissen, der Idee, die ihr zugrunde liegt, nicht gleichkommt, und diese mit Händen nicht zu greifen ist. Sie ist aber auch ihr letzter Teil, weil sie das Jenseits, auf das sie als erster Teil verweiset, und das Ende, das wir von jeder Handlung erwarten, schon in sich trägt. Sie ist in demselben Sinne ein Fragment, in welchem das Leben ein Fragment ist, weil es ein neues Leben erwartet.“ Ebenso Seite 157: „Die Menschen sind geneigt, das Ende eines jeden Dinges mit Händen greifen zu wollen. Im Schauspiele sind sie gewohnt, den Ausgang der Darstellung als bare Münze in der Tasche mit nach Hause zu nehmen, denn dafür haben sie bare Münze eingesetzt. — Hat doch

Goethe selbst, der Ironie seines Mephistopheles gemäß, seinen Faust mit der Aufschrift: der Tragödie erster Teil in die Welt gehen lassen; und es ist daher in der Tat nicht zu verwundern, wenn Goethes Faust für unbeendigt angesehen und lange Zeit die Fortsetzung neugierig erwartet, oder wenn darüber gestritten worden ist, ob und wie dieser Faust werde errettet werden, ob er mit der Höllen- oder Himmelfahrt enden werde." Es sieht Herrn Göschel ganz gleich, den nüchtern buchstäblich gemeinten Titel: erster Teil so mysteriös zu nehmen; aber den groben logischen Fehler hätte er sich nicht beigehen lassen sollen, daß er meint, deswegen, weil die Grundidee eines Gedichts nicht mit baren Worten ausgesprochen werden, sondern sich unsichtbar durch seinen Körper hindurchziehen soll, dürfe auch dieser Körper ein Rumpf bleiben. Die Idee soll nicht mit baren Worten herausgesagt, aber sie soll vollkommen dargestellt werden, und eine vollkommenere Darstellung war allerdings nach der Erscheinung des ersten Teils noch zu erwarten, obwohl der förmliche Abschluß in diesem besonderen Falle durch die Universalität der Idee fast unübersteigliche Hindernisse fand. Auch läßt uns der Verfasser darüber ganz im unklaren, ob er den Aufschluß in ein zweites, jenseitiges Leben oder in die Idee verlegt. In seiner mysteriösen Zweideutigkeit ist er sich hierüber offenbar selbst nicht klar, sondern denkt an beides zugleich, da es doch sehr zweierlei ist und nur das Zweite das Richtige sein kann. In einem jenseitigen Leben müßte Faust aufs neue streben, Streben schließt Unvollkommenheit in sich, also ist Mephistopheles wieder da und die Frage wieder nicht gelöst.

Das Charakterbild der vorliegenden Schrift wird vollends klar heraustreten, wenn wir nun noch etwas ins einzelne gehen und die oben gezeichneten Züge verfolgen.

Ist von dem Unternehmen die Rede, das Gedicht zu erklären, so hat der Verfasser schon wieder seine Geliebte, die Kategorie des Innern und Äußern, beim Schopf, und stellt sich, als halte er das Unternehmen für zu kühn, da ja der Held der Tragödie das Streben des Menschen, das Innerste ergründen zu wollen, in aller seiner Nichtigkeit darstelle. Es ist aber bloß ironisch gemeint, denn wie Faust eben durch jenes Streben schon eine falsche Kategorie anwendet, ebenso geht allerdings derjenige Erklärer fehl, der nach der-

selben Kategorie verfährt, aber auch nur dieser. Wie fad! Wie gar nicht an der Stelle! Ganz erzwungen und wahrlich ohne Sinn bringt er dieselbe Kategorie herbei zum Abschlusse des Bündnisses. „Faust beharrt auf dem Bündnisse, indem er sich in die Äußerlichkeit der Erscheinung, welcher das Innere fehlt, in die Vielheit der Dinge, welcher die Einheit mangelt, zu stürzen und darin unterzugehen wünscht.“ Dies hieße einen ganz geistlosen, grobsinnlichen Genuß suchen, sich in Vergnügungen wälzen, bei denen man nichts denken kann. Dies ist aber doch offenbar nicht Fausts Absicht. — Indem der Verfasser zu den schönen Stanzen der Zueignung die Stimmung des Dichters bei der Wiederaufnahme des wunderbaren Stoffes schildert, fällt ihm ein, daß die Geburtswehen poetischer Produktion der Weltschöpfung gleichen, und da ja in Goethes Faust ohnedies nichts weniger als die ganze Welt, ja noch mehr enthalten ist, so versäumt er nicht, gewichtig auszusprechen: . . . „und hienach ist der Anfang des Gedichts der Anfang der Welt oder der Akt der Schöpfung aus dem unendlichen Nichts und der Anfang des Geistes“ usf. Gelegentlich erfahren wir hier, daß der Verfasser hübsch ordentlich gläubig eine Weltschöpfung in der Zeit annimmt. — Sagt der Direktor im Vorspiel vom gewöhnlichen Theaterpublikum, daß es nicht fähig sei, ein Gedicht als Ganzes in sich aufzunehmen, so denkt Herr Göschel sogleich an die Tendenzen der wissenschaftlichen Kritik: „hier wird uns das Zeitalter leibhaftig vor Augen gestellt, das sich nur noch in analytischer Kritik gefällt, welches selbst Homers Gedichte nicht mehr in ihrer Einheit zu begreifen fähig ist“ usw. Ach, so weit hat der praktische Mann, der Direktor, wahrlich nicht gedacht! — Heißt es von den Spaziergängern vor dem Tore, sie seien aus der Nacht der Kirchen, der Enge der Straßen auferstanden, so druckt Herr Göschel das Wort „auferstanden“ groß, als ob dahinter ein geheimer theologischer Sinn stecke. Ist es in der Nähe des Frühlings, wo Faust auf diesem Spaziergang den Schmerz seiner Zerrissenheit ausspricht, so nimmt der Verfasser einen mühsamen Umweg, um die Stelle aus Rameaus Neffen zu zitieren, die Hegel in der Phänomenologie anführt — warum? weil darin auch etwas von einem Frühlingsmorgen steht, denn sie ist wahrlich ganz bei Haaren herbeigezogen. Was hat Faust in seiner gegenwärtigen Stimmung mit jener Auf-

klärung zu schaffen, von welcher es in Rameaus Neffen heißt: an einem schönen Frühlingsmorgen gibt sie mit dem Ellbogen dem Kameraden einen Schub usw.?

Oberons und Titanias goldne Hochzeit, wo freilich disparate Richtungen des Zeitgeistes auftreten, nimmt er in seiner Weise ebenfalls so, als sei es hier ganz ausdrücklich um Aufstellung und Lösung aller möglichen Hauptgegensätze — Vernunft und Verstand, Idealität und Realität usw. zu tun.

Ich werde noch einige auffallende Proben davon, wie sich der Verfasser von seiner wunderlichen Ideenassoziation herumziehen läßt, beibringen, zuvor will ich auf einige unrichtige Auslegungen aufmerksam machen. — Die Definition, die der Verfasser von der Magie gibt, ist, wenn ich seine hyperphilosophische Diktion verstehe, falsch. „Das Dunkle ist die Materie, das letzte Experiment der Hylologie ist die Magie; es scheint praktisch, ist aber theoretisch." „Die Magie kann als das Extrem der Theorie, die den Übergang in das praktische Gebiet nicht finden kann, dasjenige, was ideelle Realität hat, auch körperlich und handgreiflich erlangen." Die Magie überhaupt, so auch in der Sage von Faust, ist zunächst rein praktischer Art, denn sie sucht die Verbindung mit dem Geisterreiche nur um reellen Genusses willen. Goethe hat ihr allerdings eine andere Wendung gegeben, indem Faust durch seine Wißbegierde getrieben wird, sich mit den Geistern in Rapport zu setzen; eben darum ist aber auch die Magie bei ihm ein rein theoretisches Verhalten, und hat der Zusatz „die den Übergang" usw. durchaus keinen Sinn. Praktisch sind daran nur etwa die Mittel, durch die er die Geister zwingt, aber diese meint wohl hier der Verfasser nicht. — Den Erdgeist hält der Verfasser für identisch mit Mephistopheles und, wie es überhaupt unter dem Texte von Zitaten namentlich aus Hegel wimmelt, so hat er natürlich hier die Stelle aus der Phänomenologie (s. den Abschnitt: Die Lust und die Notwendigkeit), wo Hegel ausdrücklich auf Faust hindeutet, zu zitieren nicht unterlassen. Der Kern des Pudels ist der Erdgeist, „dem das Sein nur, welches die Wirksamkeit des einzelnen Bewußtseins ist, als die wahre Wirklichkeit gilt." Für diese Auffassung, wonach der Erdgeist der Geist der im Genuß ihrer Einzelheit nichts Festes achtenden Individualität ist, kann man die Szene in Wald und Höhle anführen, wo Faust den erhabenen Geist (offenbar den

Erdgeist) als denjenigen nennt, der ihm den Gesellen beigab usw., ferner die Szene nach der Walpurgisnacht, wo Faust mit den Worten: wandle ihn, du unendlicher Geist usw. den Mephistopheles in enge Beziehung zum Erdgeist setzt. Demnach hat Herr Weiße wohl recht, wenn er hier noch die Fäden eines ursprünglich anderen Plans bemerkt, wonach der Dichter dem Erdgeist überhaupt eine größere Rolle einräumen und durch ihn die Verbindung Fausts mit dem dämonischen Begleiter vermitteln wollte. Diesen Plan aber hat Goethe, wie mir scheint, aus dem richtigen Gefühle wieder fallen lassen, daß er das anfänglich ganz reine theoretische Streben Fausts nicht mit dem späteren Genußleben konfundieren dürfe, deswegen setzt er den Erdgeist als Repräsentanten des Naturlebens nur in theoretische Beziehung zu Faust, und obwohl bei dem Begriff des Naturlebens der der Sinnlichkeit nicht fern liegt, so sondert er doch den Geist der Sinnlichkeit und Bosheit in Mephistopheles ganz von dieser reinen Erscheinung ab, versäumt aber, die Spuren der früheren Absicht zu tilgen. Aber auch nach dieser sollte der Erdgeist und der Geist der Begierde keineswegs so geradezu identifiziert werden, wie Hegel und Göschel tun. — Folgende Bemerkung über den Schluß des ersten Gesprächs zwischen Faust und Mephistopheles mag ein anderer als ich verstehen: „Mit einem kurzen Gespräche, in welchem sich an der gefühlten Unangemessenheit des Einzelnen zum Ganzen, der Natur zur Idee, und des Seienden zum Seinsollenden jene Abstraktionen entwickeln, welchen alles Entstehen und Vergehen in der Form der auseinandergerissenen Zeit auf nichts hinauszukommen scheint, entfernt sich Mephistopheles." Zu dem zweiten Gespräche, wo so viel Dunkles und Schwieriges ist, erhalten wir nur flüchtige Bemerkungen, wie denn überhaupt alle diese Schriften, auf beiden Reihen, die Zeit großenteils zubringen, zu erklären, was keiner Erklärung bedarf, und, was ihrer am meisten bedarf, unerklärt liegen lassen. Die treffliche, aber etwas dunkle Stelle, wo Mephistopheles dem Faust, der genießend sein Selbst zum Selbst der Menschheit erweitern will, antwortet: Assoziiert euch mit dem Poeten usw., ist flüchtig übergangen oder vielmehr falsch erklärt: „der Teufel verweiset ihn auf die luftige Imagination und auf die grenzenlosen Gedanken zerfahrener Poesie, in welcher die Zerstreuung und die Vergessenheit seiner selbst zugleich mit selbstgenügsamer Behaglich-

keit an sich selbst vollauf zu finden sei." Der Sinn ist ja vielmehr, daß Mephistopheles den Faust, der ein Absolutes und Höchstes der Genüsse verlangt, in seinen Wünschen, die für das Interesse des Mephistopheles viel zu hoch und geistreich sind, herabzustimmen sucht und daher ironisch sagt, nur die Phantasie eines Poeten könne das Absolute, das er verlange, träumen, worin das Unvereinbare verbunden sei. Den schönen Monolog in Wald und Höhle findet man doch endlich einmal richtig erklärt, und gerade an dieser Stelle einen tiefen Blick in die wahre Bedeutung des Mephistopheles und seine Unzertrennlichkeit von Faust eröffnet; aber jener kuriose Witz, der um der entferntesten Ähnlichkeit willen das Heterogenste konfundiert, verderbt einem auch sogleich die Freude. Wenn Faust sagt, der Geist habe ihm sein Angesicht im F e u e r zugewendet, so fällt dem Verfasser sogleich ein, daß Paracelsus sich philosophum per i g n e m nannte, und nun erklärt er sogleich Faust für einen Paracelsisten. So nannte sich Paracelsus als Alchemist; Faust hat sich zwar auch mit Alchemie abgegeben, aber die Flamme, in welcher der Erdgeist erscheint, hat hiemit nichts zu tun, da sie nur durch ihre flackernde Bewegung, ihre verzehrende und durch Verzehren Neues schaffende Kraft symbolisch das Weben des Naturgeistes bezeichnet. Noch mehr: weil Paracelsus, wenn er in seiner alchemischen Küche protzelte, wahrscheinlich großen Rauch machte (einen andern Grund finde ich nicht), so fällt ihm bei Fausts Worten: Natur ist Schall und R a u ch , umnebelnd Himmelsglut (so heißt es in der früheren Ausgabe, in der spätern: N a m e) sogleich Paracelsus ein, und er sagt, die Natur werde auf gut Paracelsische Weise zu Schall und Rauch usw.

Gretchens Mutter, nimmt Herr Göschel an, sei am Schlaftrunke gestorben. Dies wäre sehr undramatisch, denn vergiften wollte sie Faust nicht, sondern nur in festen Schlaf versenken; es wäre etwa zu viel von dem Tranke genommen worden, oder derselbe hätte überhaupt stärker als vorauszusehen gewirkt: ein Z u f a l l , der in einem so wichtigen Punkte durchaus nicht zu statuieren ist; und doch scheint es allerdings die Intention des Dichters zu sein, dies deuten die Worte Gretchens an: da sitzt meine Mutter auf einem Stein usw. Hier ist dem Dichter jedenfalls' eine Masche gefallen. Über die Walpurgisnacht hätte der Verfasser mehr sagen

dürfen, da er ja sonst so munter im Auslegen ist, als die paar Worte Seite 125.

Ein solcher Mann, dies läßt sich voraussetzen, wird keine geringe Stärke haben im Deuten, wo nichts zu deuten ist, und im Allegorisieren. Zur Belustigung eines verehrlichen Publikums einige Beispiele. Zu der Stelle, wo Mephistopheles den Faust einschläfert, ihm durch seine Geister schöne Träume schickt und entflieht: „der Traum ist es, der das Schwinden aller Grenzen und Wölbungen, das Verschwimmen aller Verhältnisse vollbringt; und der Schlaf ist das Mittel, in welchem uns das verneinende Prinzip entschlüpft, der Pudel mit dem Scholastikus entspringt, ja aller Unterschied, und somit das Erkennen verschwindet und die pure Unterschiedslosigkeit und Unendlichkeit Platz ergreift." Zu dem Rate des Mephistopheles, der Schüler solle in der Theologie auf eines Meisters Worte schwören, zieht der Verfasser aus der Walpurgisnacht herauf: Du mußt des Felsens alte Rippen packen, sonst stürzt sie dich hinab in dieser Schlünde Gruft — und versteht unter des Felsens alten Rippen „den dogmatisch derben und sicheren Wortverstand". Der Hokuspokus des Mephistopheles und die Verzauberung der Trinker in Auerbachs Keller versinnlicht Fausts eigenen Gemütszustand, „der die ganze objektive äußere Welt bald in selbsteigener Person wie seine Gedanken zu bewegen und zu regieren verlangt, bald als ein Trugspiel der Sinne betrachtet." Hiezu zitiert er dann das berühmte Gespräch zwischen Lessing und Jakobi über Spinoza aus keinem anderen Grunde, als weil, wie Mephistopheles aus dem Tische Wein fließen läßt, ebenso Lessing daselbst sagt, er mache vielleicht eben jetzt als absolute Substanz ein Donnerwetter. Die Hexenküche mit ihren Meerkatzen soll zeigen, daß es sich im kreatürlichen Leben, bis der Verlust der Einheit mit Gott erkannt ist, behaglich leben lasse. Weil das Intermezzo in der Walpurgisnacht überschrieben ist: Oberons und Titanias goldne H o c h z e i t , so ist hiemit offenbar angedeutet, wie aus den höchsten und letzten Gegensätzen und Scheidungen die endliche höchste Einigung entspringt. Es ist Nacht, das Feld offen, als Faust und Mephistopheles auf schwarzen Pferden am Rabensteine vorüberbrausen —: „Im offenen Felde, das keine Grenzen hat, zerstreuen sich die Gedanken; in Wald und Höhle sammeln sie sich wieder." In des wahnsinnigen Gretchens Gesange — meine

Mutter, die Hur usw. — da werd' ich ein schönes Waldvögelein, fliege fort! — es sind Worte des ermordeten Bruders in dem Märchen vom Machandelboom, der sich als Vogel zur Rache aufschwingt — findet der Verfasser vollkommen bestimmt den christlichen Begriff der Erbsünde und der Erlösung ausgesprochen. Das ganze Märchen, aus welchem Gretchen diese Strophen singt, deutet Herr Göschel dahin. Dasselbe hat aber keinen andern Zweck, als darzutun, wie das Verbrechen sich rächt, müßte auch die ganze Natur in ihren Angeln krachen. Der ermordete Bruder wird neu belebt, den Mord zu bestrafen, es ist hier von keiner Auferstehung im geistlichen Sinne die Rede, er lebt nachher auf dieser Erde fort. Aber so eine wirre Einbildungskraft rührt alles in einen Brei zusammen.

Zwei Anhänge der Schrift beschäftigen sich, der eine mit Schönes Fortsetzung des Faust, die es wahrlich nicht wert ist, der andere mit der Sage vom ewigen Juden.

Beobachtet nun die vorliegende Schrift im Auskramen aller im obigen geschilderten Grillen und Absonderlichkeiten noch ein gewisses Maß, so erscheinen diese dagegen bis zum Gipfel der Tollheit und des Wahnsinns gesteigert in folgendem Schriftchen, das der Verfasser mit der Bestimmung, die Abhandlung zu ergänzen, später erscheinen ließ:

Herolds Stimme zu Goethes Faust ersten und zweiten Teil, mit besonderer Beziehung auf die Schlußszene des ersten Teils. Von C. F. G . . . . . l. Leipzig 1831.

Die Einleitung bildet eine Erörterung über das Wesen der Kunst, welche neben vielem Wahren und tief Gedachten den schiefen Satz aufstellt, daß die schöne Form den geistigen Inhalt auf doppelte Weise enthalte, auf symbolische, sofern derselbe mit ihr ganz identisch und sie von ihm gesättigt sei, und auf allegorische, sofern sie denselben auch als außerhalb ihrer, als ein anderes enthalte. Dies ist wie die allegorische Interpretation des Origines, die neben dem Wortsinn und dem nächsten geistigen Sinn noch einen dritten allegorisch mystischen zwischen den Linien sucht, und widerlegt sich durch das, was wir schon früher über Allegorie sagten und durch

das Abc jeder gesunden Ästhetik. Mit diesem Satze glaubt denn der Verfasser all den Wahnwitz zu schützen, den er nun besonders über die Schlußszene des ersten Teils vorbringt und der sich darin zusammenfaßt, daß erstens Zug um Zug bis auf die unbedeutendsten Nebendinge herunter allegorisch gedeutet, zweitens diese Bedeutung nicht in philosophischer, sondern in der erbaulich theologischen Form des Dogma gefaßt wird und wir statt einer wissenschaftlichen Abhandlung eine Predigt erhalten.

Der Schlüsselbund, womit Faust Gretchens Kerker öffnet, bezeichnet die falsche Selbsthilfe moralischer und intellektueller Kraft; das Nachtlämpchen, das er mitbringt, ist das Nachtlämpchen seichter Verstandesaufklärung, der matte, düstere Schein vereinzelter Vernunft, womit sie im Lichte zu wandeln meint. Wenn Faust das wahnsinnige Gretchen zuerst außerhalb des Kerkers singen hört und im Buche steht: es singt inwendig, so heißt dies, daß eigentlich nicht Gretchen, sondern in ihr ihr Kind singe; das Kind singt in ihr über der Mutter und des Vaters Schuld, über die Erbsünde. Die Worte aus dem Märchen vom Machandelboom finden nun erst vollends ihre ganze tiefsinnige Deutung: mein Schwesterlein klein hub auf die Bein an einem kühlen Ort. Der kühle Ort ist das Grab, und aus den gesammelten und aufgehobenen Gebeinen „springt auf einmal das Dogma hervor, welches zwischen dem Jammer dieses Sündenlebens und der vollendeten Freiheit der Kinder Gottes die Mitte oder Vermittlung macht, nämlich der Tod und die Auferstehung.“ Daß es nicht bloß Gretchen, sondern auch der Dichter so gemeint hat, beweist die Erzählung von Sperata, Mignons Mutter, in Wilhelm Meisters Lehrjahren, die am Ufer ihres Kindes Gebeine sucht, die gesammelten Beinchen zusammenfügt und ihre Belebung erwartet. Wie kann man da noch zweifeln, daß den Dichter die Lehre von der Auferstehung vielfach beschäftigt haben muß?*) Warum beruft sich doch Herr Göschel nicht auch auf Goethes osteologische Studien? Wenn Faust Gretchen zuruft: Die Türe steht offen! so sagt unser Interpret, wenn Gretchen noch eine Türe offen stehe, so sei es nicht diese. Wenn Gretchen in gräßlichem Gesichte den letzten Tag, den Tag ihrer Hinrichtung, schon grauen sieht, so meint sie zunächst zwar diesen, eigentlich aber den Jüngsten Tag, und die

*) Seite 89.

Worte: es ist eben geschehen, gehen nicht nur auf den zerstörten Kranz, sondern auf den letzten Henkerstreich. Ruft Faust aus: o wär' ich nie geboren! so ist damit ausgedrückt, daß die Geburt ohne die Wiedergeburt zum Elend führt.

Doch genug der Beiträge zur Geschichte des menschlichen Wahnsinns.

Ästhetische Vorlesungen über Goethes Faust, als Beitrag zur Anerkennung wissenschaftlicher Kunstbeurteilung, herausgegeben von Dr. H. F. W. Hinrichs, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Halle. Halle 1825.

Ich will mich über dieses Buch kurz fassen. Wenn ich in der gegenwärtigen Musterung die Schriften anderer, von denen ich überzeugt bin, daß sie gerade so sind, wie eine Schrift über ein Kunstwerk nicht sein soll, Schritt für Schritt durchwanderte, ihre Verkehrtheit aufzuweisen, so tat ich dies, weil ich nicht voraussetzen durfte, daß die Verfasser und ihre Leser von dieser Verkehrtheit, jene ein Bewußtsein, diese hinlängliche Kenntnis haben. Von Herrn Hinrichs aber habe ich diese Überzeugung, daß er das Verfahren der vorliegenden Schrift jetzt selbst nicht mehr billigt, und will daher dem achtungswerten Philosophen nicht den unwillkommenen Dienst erweisen, daß ich eine Gestalt seiner Vergangenheit, über welche längst Gras gewachsen ist, in ihrer Schwäche aufdecke. Ebensowenig braucht es einer Belehrung für das Publikum, denn außer der Schule kann dieses Buch niemand lesen, und die Schule selbst ist doch wohl von der Manier desselben bereits zurückgekommen. Dürfte ich beides nicht voraussetzen, so müßte ich dartun, daß man mit aller Mühe keine vollkommenere Karikatur der „absoluten" Philosophie, keine höhere Steigerung und Vereinigung der Verkehrtheiten, in welchen diese Literatur sich bewegt, keine bessere Parodie derselben hervorbringen könnte. Ich müßte dartun, daß die Philosophie sich nicht schlechter empfehlen kann, als wenn sie auch außerhalb der streng geschlossenen Wissenschaft, wenn es darauf ankommt, ihren Inhalt in Fluß zu bringen und in ein gegebenes Gebiet, das bis jetzt von ihr nicht durchdrungen war, hineinzuleiten, das Gerassel und Getrampel ihrer Terminologie (deren Notwendigkeit und Wert

ich am rechten Orte vollkommen anerkenne und gegen das Geschrei seichter Köpfe über Mangel an Popularität eifrig in Schutz nehme) vernehmen läßt, daß dem Hörer die Ohren sausen, und auf Stellen wie folgende mich berufen: „Als Wesen überhaupt kann Margarete deswegen die Religion nur wissen und an dasselbe glauben, insofern sie sich selbst und alles, was nicht das Wesen selber ist, als ein Nichtiges und Unwahres weiß, so daß eben dieses ihr Wissen von dem Wesen mit dem Wissen ihrer selbst als eines Nichtigen im Gegensatz des Wesens selber verbunden ist. Also ihr Wissen des Wesens als des Wahren und das Wissen ihrer selbst als des Unwahren vermittelst ihrer Beziehung auf das Wesen, welche Beziehung der Gegensatz ihrer gegen dasselbe ist, ist ein Wissen und deshalb nicht ein verschiedenes Wissen, als ob das eine Wissen ohne das andere sein könnte. Dieses Wissen besteht einzig und allein in dem Bewußtsein Margaretens, welches Bewußtsein als das Wissen ihres von dem Wesen getrennten und nur in dieser Trennung von dem Wesen wissenden Gemüts“ usw. Ich müßte dann den Leser fragen, ob ihm von dieser Stelle unmittelbar nach ihrer Lesung etwas anderes im Kopfe zische und sumse, als lauter W, I, E, S? Ich müßte zugleich auf die ungemeinen Härten der Sprache und Konstruktion, wodurch der Schüler seinen Lehrer noch weit überbietet, aufmerksam machen, und wie er die kleinen Eigenheiten desselben nachahmt, z. B. das lächerliche „Näher“ —: „Den lustigen Gesellen in Auerbachs Keller ist näher jeder Tag ein Fest“ — „sie suchen die Langeweile durch irgend eine Dummheit und was dgl. mehr zu entfernen und näher dadurch zu beseitigen, daß sie ihr Tun und Treiben im Gegensatze des allgemein Vernünftigen geltend machen.“

Ich müßte ferner nachweisen, wie Goethes Faust eigentlich gar nicht das Objekt dieser Schrift ist, sondern vielmehr nur die Unterlage, auf welcher Hegelsche Philosophie doziert wird; wie hier die halbe Phänomenologie, Enzyklopädie, Rechtsphilosophie, Religionsphilosophie auszubeuten die einzelnen Stellen des Gedichts Gelegenheit machen müssen. Gretchen geht in die Kirche, und wir bekommen eine halbe Religionsphilosophie usw. Die natürliche Folge davon, daß der Verfasser immer Hegel statt Goethes Faust im Auge hat, ist, daß er manches, um Hegelsche Philosophie dabei anzubringen, geradezu falsch deutet; so nimmt er, von der schon angeführten Stelle

der Phänomenologie verführt, den Erdgeist geradezu für den Geist der Begierde; so sagt er, weil in der Rechtsphilosophie der Selbstmord von dieser Seite gefaßt wird, Faust wolle durch den Selbstmordversuch seine abstrakte, leere Freiheit bewähren, da doch bei Faust noch ganz andere positive Triebfedern hiezu wirken; darüber werden denn wesentliche Punkte, wie die Erklärung Fausts in der Wette, daß er verloren sein wolle, sowie er sich auf ein Faulbett lege, übersehen. Ist denn Goethes Faust dazu da, um Hegelsche Philosophie vorzutragen? Steht denn nicht diese bereits an ihrem Orte, in Hegels Schriften, gedruckt?

Ich müßte ferner hervorheben, wie der Verfasser ohne alle Kritik das Gedicht, als hätte es der heilige Geist in Person gemacht, als schlechtweg vollkommen nimmt, ja gleich in der ersten Vorlesung erklärt, es solle alles einzelne darin als notwendig und vernünftig erkannt werden. Ich müßte Beispiele anführen, wie ihn dieser Grundsatz verleitet hat, Nebendinge, die so klar sind, daß sie keiner Deutung bedürfen, mit feierlicher Gründlichkeit zu deduzieren, z. B. die Erscheinung des Mephistopheles als Pudel: „das Tier allein vermag außer dem Menschen wegen seiner freien Selbstbewegung den Ort zu ändern, und ist deshalb nicht, wie jedes andere Leblose und Lebende, z. B. die Pflanze, an demselben (für denselben) gebunden. Es ist darum auch nur (das ‚nur' falsch gestellt) imstande, sich unseren Spaziergängern zugesellen und sich den Menschen überhaupt anschmiegen zu können (‚zu können' ist pleonastisch); jedoch ist es nicht gleichgültig, welches Tier jener Vorstellung entspreche, indem der Instinkt desselben sich auf die Vorstellung beziehen muß. Ein Vogel, Fisch usw. kann es nicht sein, weil solche Tiere von der Natur in die Luft, das Wasser geworfen aus Instinkt den Menschen fliehen, auch nicht die Schlange, die doch von jeher als Symbol der Verführung zum Bösen vorgestellt worden, weil dieselbe nur im Paradiese verführen kann. Also dasjenige Tier, dessen Instinkt vor allen anderen ausschließlich auf die Individualität des Menschen gerichtet ist, würde der Forderung der Vorstellung nur (das ‚nur' wieder falsch gestellt) genügen können, indem es als Tier überhaupt der Form des Bewußtseins wegen als anderes angeschaut wird, als auch (wo ist denn das ‚sowohl'?) vermittelst seines Instinktes die etwaige Fremdheit entfernt und tilgt. Wenn der Hund über-

haupt ein solches Tier ist, so ist doch näher der Pudelhund derjenige Hund, dessen Instinkt ausschließlich am meisten auf die Individualität des Menschen geht, statt daß der Instinkt anderer Hunde sich mehr oder weniger mit auf anderes bezieht." Ich würde anführen, wie der Herr Verfasser dartut, daß Faust, da er die ganze Welt und damit das Allgemeine selber nicht in Bausch und Bogen aufschnabulieren kann, mit einem einzelnen Gegenstande den Anfang machen und daß dieser Gegenstand nicht z. B. ein lebloses Ding, das darum wohl verzehrt wird, sondern ein wirkliches Mädchen sein mußte. Ich würde nachweisen, wie diese Manier ihn notwendig auch zum allegorischen Deuteln verleiten mußte, und als Belege desselben anführen, wie er über das Aufschwellen des Pudels sagt, es sei die sich frei gestaltende Vorstellung des Bösen und damit die sich verwirklichende freie Gestaltung des freien Wissens selber; wie er sagt, Faust fliege deswegen mit Mephistopheles auf dem Mantel fort, weil der Beginn seines neuen Lebenslaufes selbst ein ihm Äußerliches sein müsse; wie das Verschwinden Fausts mit Mephistopheles am Schlusse erklärt wird für die Vorstellung des Schicksals als solchen, insofern dasselbe als der Inhalt seiner Gewißheit sein unversöhntes Bewußtsein ausdrückt und von demselben als seine Macht anerkannt wird usw.

Ich wünsche eifrig, daß der ernste Denker, dessen unbedingtes Zutrauen zu der Kraft des Begriffs und reine Begeisterung für die Wissenschaft und Freiheit im Geiste ich aufrichtig verehre, in diesem Urteile nur seine eigene durch die Zeit aufgehellte Einsicht erkennen, daß ich aus ihm selbst heraus gesprochen haben möge und, wo er hierüber mit seinem Bewußtsein noch nicht ganz im klaren ist, diese freundlich gemeinten Bemerkungen, die ihm vielleicht hiezu behilflich sein können, von ihm nicht verkannt werden möchten.

Vorlesungen über Goethes Faust. Von F. A. Rauch, Dr. phil. und Privatdozenten an der Universität zu Gießen. Büdingen 1830.

In der Vorrede sagt der Verfasser: „Dem Grundsatze gemäß, daß das zu Beurteilende von einem höheren Standpunkte betrachtet

werden müsse, als der sei, auf welchem es selbst sich darstelle, wurden den einzelnen Abteilungen allgemeine Betrachtungen vorangeschickt, auf welche dann der weitere Inhalt der Tragödie beispielsweise zum leichteren Verständnisse bezogen wurde." Nun, der Mann ist doch ehrlich; wenn andere sich noch den Schein geben, als reden sie von Goethes Faust, während sie nur ihre Philosophie vorzutragen beabsichtigen, so bekennt er offen, daß er Philosophie dozieren, und das Gedicht nur beispielsweise anführen wolle. Er hält auch tüchtig Wort, denn er beginnt mit nichts Geringerem als einem Auszug aus dem ganzen Hegelschen System auf 20 Seiten. So wird er mir denn auch erlauben, daß ich ihn unter die Schriftsteller über Goethes Faust gar nicht zähle; denn wenn ich hier alle Schriften durchgehen müßte, wo Goethes Faust beispielsweise angeführt wird, so hätte ich keine kleine Arbeit. Ich bin ohnedies müde, sehr müde.

Karl Rosenkranz

hat an mehreren Stellen seiner Schriften der Sage vom Dr. Faust und der Goetheschen Tragödie eine lebhafte Aufmerksamkeit geschenkt. Was er in seiner Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter über die Sage bemerkt, ist um so treffender, als man sonst ganz versäumt hat, den heiteren Humor, der ein wesentliches Element dieser Zauberstückchen ist, zu sehen und zu genießen. In seiner Schrift: „Über Calderons Tragödie vom wundertätigen Magus. Ein Beitrag zum Verständnis der Faustschen Fabel" (1829) stellt er eine geistreiche Vergleichung zwischen Calderons und Goethes Drama an, die Volkssage aber nimmt er zu hoch und findet wie Göschel zu viel in ihr, wenn er sagt: Der Erfinder, wie der Mainzer Faust, der, wie dieser, durch äußere Not auf sich selbst Zurückgewiesene; der wie Paracelsus die Natur mit eigenen Augen Durchspähende und den Zusammenhang des mikrokosmischen und makrokosmischen Lebens in seiner magischen Einheit Herausforschende; der wie Cartesius an der Wahrheit des gemeinen Wissens Verzweifelnde — und noch andere Gestalten des Bewußtseins (wie viele denn am Ende?) seien in dieser einen zusammengeschmolzen. Des Verfassers Schrift: „Über Erklärung und Fort-

setzung des Faust im allgemeinen und insbesondere über christliches Nachspiel zur Tragödie Faust" (Leipzig 1831) kann ich nicht zur Hand bekommen. In seinem Schriftchen: „Zur Geschichte der deutschen Literatur" (1836) gibt er nebst einigen Beiträgen zur Geschichte der Sage und Bemerkungen über andere poetische Bearbeitungen derselben aus neuerer Zeit seine Ideen über den zweiten Teil der Goethischen Tragödie nebst einem Interpretationsversuch ihres Hauptinhalts, wie solche zum Teil schon früher in den Berliner Jahrbüchern standen. Herr Rosenkranz sieht ein, daß dieser zweite Teil vollkommen allegorisch ist, daß es an einer Geschichte, an einer sich abrundenden Handlung, an der dramatischen Wärme fehlt, er gibt zu, daß, dramatisch genommen, die vier ersten Akte ganz wegfallen konnten, wie dies auch von einem so rührigen und lebhaften Geiste, der sein Urteil durch ein umfassendes Studium der Poesie ausgebildet hat, nicht anders zu erwarten war. Wenn er es aber einsieht und zugibt, warum hat er denn vor diesem Ding einen so ungeheuren Respekt, daß er „mit staunendem Blick, mit klopfendem Herzen, mit schüchternster (auch einer der fatalen altgoethischen Superlative) Bangigkeit, von tausend Gefühlen und Ahnungen erregt, vor dem Gedichte steht, um die Absicht des Meisters vorläufig zu deuten?" Und wenn er selbst sagt: die Haupttendenz eines Gedichts müsse sich sogleich aufdringen, und es würde ein schlechtes Machwerk sein, wenn es nicht das erstemal, wo es einem Volke zum Genusse geboten wird, dessen lebendiges Interesse erregte, wenn dies erst aus mikrologischen Entdeckungen, aus seiner Enträtselung versteckter Anspielungen hervorgehe, wenn die Begeisterung aus der Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit des Dichters entspringen sollte usw., — wie kann er übersehen, daß dies nichts als ein Urteilsspruch der Verwerfuug über das ganze Produkt ist? Denn nicht bloß gleichgültige Einzelheiten, sondern ganze auftretende Figuren, die eine große Rolle spielen, wie der Homunkulus, ganze Akte sind unverständlich und nur durch Gelehrsamkeit und grübelnden Scharfsinn zu deuten; die Haupttendenz erhellt zwar aus dem letzten Akte, aber eine Beziehung desselben auf die vier anderen findet gar nicht statt. Übrigens hat das Volk das Urteil bereits ausgesprochen, das Herr Rosenkranz selbst für kompetent erklärt: es hat dieses Mach-

werk auf die Seite gelegt. Ich lasse es auf eine Probe ankommen, ob unter tausend Besitzern der Goethischen Werke je mehr als einer zu finden ist, in dessen Bibliothek auf diesem Bande nicht der Staub fingerdick liegt. Herr Rosenkranz hat auch durch sein: „Geistlich Nachspiel zur Tragödie Faust“ (1831) eine Zärtlichkeit gegen die Allegorie zu erkennen gegeben, die offenbar über die Grenze des Erlaubten geht. Faust findet vollkommene Versöhnung seiner theoretischen Zerrissenheit in der Hegelschen Philosophie, und in ihr erscheinen nun die verschiedenen Zeitgegensätze in der Theologie ausgeglichen. Ich weiß wohl, daß Herr Rosenkranz diese versifizierte Prosa nicht für wahre Poesie ausgeben will; allein ich muß eben doch fragen: warum macht er dann solche Sachen? Poesie ist es nicht, das weiß er; es ist aber auch nicht Prosa, weil die poetische Form verhindert, das prosaische Thema in der Deutlichkeit, die seine höchst nüchterne Natur verlangt, zu entwickeln; es ist kein Fuchs und kein Has', nicht warm und nicht kalt, die verschiedenen Elemente, die es zusammenbinden will, absolute Prosa und Poesie, heben einander auf jedem Schritte auf. Oder nicht? Ich führe nur die letzten Worte Fausts an, und es fragt sich dann jeder, was das sei:

Vielleicht ist nicht mehr fern die Zeit,
Wo ganz erlischt der alte Streit.
Brennt nur des wahren Wissens Licht,
Dann auch am Glauben es nicht gebricht,
Und fehlt's am rechten Glauben nicht,
So mangelt auch das Wissen nicht.

Es gibt nur ein Mittel, solche Gegenstände in die Poesie hereinzuziehen, die phantastische Komik, wie sie Tieck in seiner Gewalt hat, wie sie im Zerbino, im Gestiefelten Kater sprudelt. Man könnte mit diesem Mittel ausgerüstet alle möglichen antithetischen Tendenzen der Wissenschaft aufführen, nur immer so närrisch als möglich; man dürfte dann die Allegorie in vollem Maße anwenden, denn, und durch diese Schlußbemerkung ergänze ich alle bisherigen Bemerkungen über Allegorie, die komische Allegorie wird wieder poetisch, indem gerade durch den Widerspruch der Einsicht, daß das Bild nur Zeichen eines Begriffs sei, mit der Nötigung, dieses Bild doch als etwas Wirkliches und Lebendiges zu betrachten

(wie im Fortunat, wenn der Zufall auf der Treppe Räder schlägt usw.), der heiterste humoristische Effekt erreicht wird, ähnlich der Parabase. Dann müßte aber freilich auch die satirische Lauge weit schärfer sein als in diesem Nachspiele; welch ganz anderes Bittersalz könnte man noch den Rationalisten, Supranaturalisten, Gefühlstheologen eingeben, als hier geschehen ist!

Kritik und Erläuterung des Goetheschen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurteilung Goethes. Von Ch. H. Weiße. Leipzig, 1837.

Der Verfasser unternimmt es, „jetzt zum ersten Male das zu geben, was als Ziel einer jeden auf wissenschaftlichen Wert Anspruch machenden Besprechung eines Kunstwerks vorschweben muß, was aber gegeben zu haben seines Wissens noch keiner derer, die bisher über das Gedicht das Wort genommen, behauptet hat: eine Kritik des Werks, eine Kritik in dem höheren umfassenderen Wortsinne, zu welchem in der deutschen Literatur dieses Wort seit Lessing und Winckelmann ausgeprägt ist.“ — Wie wohltuend ist die Erscheinung eines solchen Werks in der Faustliteratur nicht bloß, sondern in der Literatur über Goethe überhaupt! Goethe hat bis jetzt noch keinen Kritiker gefunden, er hat nur enthusiastische Freunde, die ihn für etwas Absolutes nehmen, und unedle Feinde*). Den ersten Anfang zu einer kritischen Betrachtung dieser großen Persönlichkeit hat Gervinus in seinem Schriftchen über den Goethischen Briefwechsel gemacht, den ersten kritischen Versuch an Faust macht gegenwärtige Schrift, die erste, die es wagt, mit Freiheit des Geistes das Gedicht sich gegenständlich zu halten und seine ästhetischen Mängel zwischen seinen unübertrefflichen Vorzügen aufzusuchen. Ich glaube, daß dieser Versuch in wesentlichen Punkten nicht gelungen ist, aber das soll mir die Freude und Achtung nicht schmälern, mit der ich ein Unternehmen begrüße, das um so schwieriger war, als die herrschende unkritische Bewunderung dieser Tragödie unwillkürlich den Einzelnen mit fortreißt und verjährte Gewohnheit ihm die Emanzipation aus dieser blinden Pietät erschwert. Auch hat sich Herr Weiße diesmal

*) Gervinus hatte damals sein größeres Werk noch nicht geschrieben.

einer gelenkigen Darstellung beflissen, nur hie und da verfällt er in die kieselsteinige Sprache, die seine anderen Werke unverdaulich macht, und Referent wünscht von Herzen, daß dieser Fortschritt auch seiner weiteren wissenschaftlichen Tätigkeit zugute kommen möge.

Der Verfasser hat eingesehen, daß der Tragödie die eigentliche dramatische Einheit und Abgeschlossenheit abgeht, daß alles, was der Dichter dem zuerst erschienenen Fragmente später hinzugab, trotz all seiner Kunst und allem Scharfsinn der Ausleger nicht den Erfolg hatte, die Dichtung zu einem organisch vollendeten Kunstwerk zu erheben, daß nicht nur der erste Teil ebenso ungleichartige als ungleichzeitige Bestandteile in sich vereinigt, sondern daß auch nach der Erscheinung des zweiten Teils das Ganze ein Fragment blieb. Kräftig erklärt er sich gegen die spekulative Deutungswut, welche in dem Gedichte einen Inbegriff aller Philosophie finden will, statt den schaffenden Dichtergeist anschauend zu genießen, nach metaphysischen und theologischen Systemen gräbt, während doch jede philosophische Deutung „solange im Unsicheren und Bodenlosen sich bewegt, als nicht eine Kritik des Werks über die Entstehung und die Zusammensetzung des Werks im ganzen, über den dichterischen Wert und Charakter der einzelnen Szenen das richtige Bewußtsein eröffnet hat."

Der Mittelpunkt nun, aus welchem die Kritik des Verfassers operiert, ist die Behauptung, daß das erste Fragment des ersten Teils der Tragödie, das 1790 erschien, mit dem zweiten Gespräche zwischen Faust und Mephistopheles bei den Worten: „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist" usw., begann und mit mancherlei Abweichungen von der späteren Ausgabe das Gedicht bis zu der Szene in der Kirche fortführte, auf derjenigen Weltbetrachtung ruht, welche dem Dichter anfieng aufzugehen, als er im Begriffe stand, von der Sturm- und Drangperiode zu der Periode der Klarheit und Besonnenheit überzugehen. Es war die Libertinage der Genialität, welche in jener Periode chaotisch aufbrausenden Gefühls der Schöpferkraft mit den falschen Gesetzen flacher Verstandespoesie und spießbürgerlicher Moral zugleich die ewig gültigen der Sittlichkeit und der künstlerischen Besonnenheit über den Haufen zu werfen Lust bezeugte, die rohe Naturkraft des Genius als Höchstes in der Poesie und im Leben aufstellte und, was ein Genie tat, für gut er-

klärte, weil ein Genie es getan. Dieser Übermut mußte sich rächen durch augenscheinliche Gefahr der Verwilderung und Entsittlichung, und es kam nun darauf an, ob das geniale Individuum die sittliche Kraft besaß, aus diesem Chaos sich zu sammeln, die rohe Naturkraft zu bändigen und sich durch den Ernst angestrengter Selbstbildung zum Ideale emporzuarbeiten. Lenz gieng zugrunde, Goethe genas; er fand, genährt am Geiste des klassischen Altertums, den Übergang von der Naturpoesie zur Kunstpoesie und von der Leidenschaft zur Selbstbeherrschung. Noch ehe aber diese Wiedergeburt vollendet war, mußte in einem so gesunden Geiste die künftige Klarheit im Keime vorgebildet liegen und dem Bewußtsein sich ankündigen. Er begann einzusehen, daß die sich selbst überlassene Naturkraft ins Böse umschlägt und in diese Verkehrung zwar auch ihre guten Kräfte mit hinüberträgt, aber, indem sie dieselben um einen falschen Mittelpunkt versammelt, zur *bösen Genialität* wird: eine Umkehrung, worin das Böse nicht als bloßer Mangel und äußerer Anflug auf die leichte Schulter genommen werden darf, sondern auch das ursprünglich Gute in seine Dienste nimmt und so ein verkehrtes Gegenbild der Schönheit erzeugt, das durch seine infernale Natur trotz all seinem Glanze dem Gerichte verfallen ist. Hätte er diesen Standpunkt ganz erreicht gehabt, so hätte sein Faust, wie der Faust der Sage, in ewiger Verdammnis untergehen müssen. Allein dieses Bewußtsein von der finsteren Seite des genialen Treibens dämmerte ihm erst von ferne auf. Er wollte im Faust eine Selbstanklage, ein Gericht über sich niederlegen; er stand aber mit einem Fuße noch innerhalb des Standpunktes der Sturm- und Drangperiode, welche diesen sittlichen Ernst nicht kannte, das Böse, auch wo der geniale Freigeist von dem Bewußtsein desselben überrascht wurde, als Vorübergehendes und bloß Verfehltes in den Wind schlug. Wäre diese Weltansicht noch *ganz* die seinige gewesen, so hätte Faust trotz dem Verbrechen, das er auf sich ladet, *gerettet* werden müssen. So aber, da Goethe erst an der Schwelle des Übergangs von der einen zur anderen dieser Weltansichten stand, stellte er in seinem Helden einen Charakter dar, um den das Gute und das Böse sich streitet, ohne daß er weder dem einen, noch dem anderen zufällt, der daher weder gerettet werden, noch auch in ewiger Verdammnis untergehen kann, dessen letztes Schicksal vielmehr problematisch bleibt.

Das erste Fragment ist also „das Produkt einer skeptischen Gemütslage, einer dichterischen Weltansicht, für welche es weder eine Seligkeit, noch eine Verdammnis gibt, die nur ein Naturleben des Geistes kennt und der das Reich der göttlichen Gnade ebenso wie das Reich der strafenden Gerechtigkeit in eine nebelumhüllte Ferne gerückt ist." In einem anderen Sinne aber wurde später, als der Geist des Dichters zu höherer Kunstform sich erhob, zunächst der erste Teil überarbeitet und vermehrt, wobei freilich auch ältere Materialien mit aufgenommen wurden, und nachmals der zweite hinzugedichtet.

Nach des Verfassers Ansicht hätte nun die Vollendung des Gedichts dem wahren Geiste nicht nur der Volkssage, sondern auch der reinen Idee des sittlichen Lebens nur dann entsprechen können, wenn die Tragödie zu einer vollkommenen und entschiedenen Darstellung des „bösen Genius" abgeschlossen worden wäre. Um jedoch eine solche geben zu können, blieb Goethe dem tieferen Einblick in das Element des Gegensatzes, in die Natur des Bösen, Häßlichen und Dämonischen „im ganzen" zu fremd. „Ja, er entfernte sich von dem Bewußtsein dieses Elements, von der objektiven philosophischen und dichterischen Beschäftigung mit ihm in demselben Verhältnisse, in welchem er mehr und mehr in der klassischen Idealwelt heimisch ward. Der eigentliche Sinn der Sage von Faust lag deshalb dieser Periode ebenso fern als jener früheren. So oft der Dichter, durch einen geheimnisvollen Zug seines Genius dahingeführt, zu dem Werke zurückkehrte, so konnte er dasselbe nie in der Weise umgestalten, wie es hätte von Grund aus umgestaltet werden müssen, um in entsprechend vollständigem Sinne die Darstellung des bösen Genius zu enthalten so, wie einige der edelsten Werke seiner reiferen Periode das Ideal und den Genius des Guten und Schönen verwirklichen."

Dieser Ansicht muß ich entschieden entgegentreten. Es wird hiedurch 1. der Volkssage ein Sinn untergeschoben, den sie nicht hat und nicht haben kann, und von Goethe die Darstellung einer Idee erwartet, die auch seiner Zeit noch ganz ferne lag; 2. eine Idee des Bösen aufgestellt, welche ebenso unrichtig als unpoetisch ist; 3. ein Widerspruch zwischen der ursprünglichen Absicht des Gedichts und dem Sinne seines Abschlusses behauptet, der weder dem jugendlichen noch dem gereiften Dichter zur Ehre gereicht und die Anerkennung des großen Fortschritts, den Goethes Genius von unklarem Naturwirken

zur hellen Besonnenheit machte, durch die Behauptung wieder aufhebt, daß er auch in der Periode der Besonnenheit das wahre Wesen des Bösen nicht verstanden habe.

Zum Ersten. Das, was Herr Weiße den bösen Genius nennt, ist eine ganz moderne Gestalt des Geistes, ein Begriff, den der Verfasser aus Heine u. a. abstrahiert hat. Es gab zur Zeit, da die Volkssage von Faust sich bildete und abschloß, noch keinen Heine. Auch die Verwirrungen der Sturm- und Drangperiode waren ganz etwas anderes als diese neueste Versetzung romantischer Elemente mit der perfiden Ironie eines Geistes, der die Himmelsunschuld des Engels ebenso bezaubernd als den Absud der Korruption darzustellen vermag, ohne daß ihm jene heilig und dieser verwerflich erscheint. Auch das Mittelalter kannte die verlockende Afterschönheit des Bösen, aber gewiß nicht das, was wir jetzt böse Genialität nennen. Der Faust der Volkssage ist ein Freigeist ganz gewöhnlicher Art und auch in seinem frevelhaften Abfalle von Gott immer noch weit naiver und unschuldiger als der böse Genius, wie ihn der Verfasser namentlich Seite 20 und 21 schildert, und er verschwendet nicht eine Summe edler Geisteskräfte für das Böse. Er verübt mit derbem Humor allerhand lustige Zauberpossen und sucht dabei Spaß, Genuß und Ruhm. Ebensowenig gab es zur Zeit der Sturm- und Drangperiode schon einen Heine, und der Verfasser schildert ihre Verirrungen doch etwas zu grell. Es waren wilde Bursche, aber ganz ehrliche Häute, die von dem, was hier der böse Genius heißt, ebensowenig etwas in sich trugen als etwas wußten.

Aber wäre Faust auch noch zehnmal böser, als er ist, so muß es vor unseren reineren Begriffen immer graß erscheinen, daß er den ewigen Höllenstrafen verfallen soll, weil diese Vorstellung überhaupt ein für allemal als irreligiös und unvernünftig erkannt ist. Daher —

Zum Zweiten. Den Fall auch gesetzt, die Sage enthielte jene geistigere Verkehrtheit einer genialen Natur und Goethe hätte nach ihrem Vorgang diese darstellen wollen, so hätte Faust dennoch als rettbar und gerettet auch nach dem tiefsten Verderben erscheinen müssen. Zunächst hat der Verfasser ganz recht, wenn er der Ansicht der Aufklärung, als sei das Böse bloß eine Privation, bloß ein durch die Sinnlichkeit entstandener, anhängender Mangel, den positiven Begriff des Bösen entgegenhält, wonach es die Natur des Geistes

verdreht und auch die edeln Kräfte in den Dienst der Hölle zieht. Doch bleibt die Frage, ob das Böse positiv oder negativ sei, eine Vexierfrage; denn auch positiv, im ebengenannten Sinne verstanden, bleibt das Böse negativ, ein μὴ ὄν, es ist ein Widerspruch, der als solcher stets mitten im Entstehen soeben seiner Auflösung entgegeneilt; bringen wir die guten Kräfte unseres Wesens auch zum Bösen mit, so hat ja das Böse von selbst seinen Feind in sich aufgenommen, der es sprengt. Daß einzelne Individuen in ihrer Verkehrtheit verknöchern, verändert nichts, sie fühlen in ihrer Unseligkeit hinreichend die nichtige Natur dessen, was sie als Wesen festhalten wollen; Faust aber repräsentiert die Gattung, und in dieser kann und darf das Böse nie anders denn als ein bei all seiner Positivität oder Energie stets im Werden soeben Verschwindendes, stets Heilbares erscheinen. Was meint denn der Verfasser? Wie hätte der Schluß der Tragödie lauten sollen? Sollte der böse Genius vom Teufel geholt werden? Das gerade nicht; der Verfasser nimmt schon die Sage so aufgeklärt, daß er die Hölle, in die sie ihren Faust verstößt, nicht als einen räumlichen Schauplatz sinnlicher Martern vorgestellt wissen will; auch sie habe ihren Sitz im Innern des Geistes, und ihre Qualen seien nicht leiblicher, sondern geistiger Art. Bei einer so aufgeklärten Ansicht hätte die Sage ihrem Helden jedenfalls den so geistigen Auftritt ersparen können, wo ihn der Teufel an Tischen und Wänden zerschlägt, daß das Hirn herumspritzt und da ein Stück vom Kiefer, dort vom Schädel hängen bleibt. Aber diese geistigen Qualen sollen doch ewig sein! Gestehen wir, auch das ist eine Ansicht, die wir dem finsteren Mittelalter nicht beneiden wollen; der Geist kann seinem Wesen nach nie stille stehen; zu fließen, sich zu bewegen ist seine Natur, — und er soll sich in ewige Unseligkeit verbeißen? Oder tue ich dem Verfasser unrecht? Es finden sich aber doch auch sonst Stellen, wo es scheint, als solle dem Dichter sein bekanntes freies Verhalten zum Dogma überhaupt, das er auch auf seinen Faust überträgt, zum Vorwurf gemacht werden. Faust sollte z. B., meint der Verfasser ziemlich in Göschels Geist, da er die Giftschale angesetzt hat, nicht bloß durch eine unbestimmte Rührung, sondern durch wirklichen Glauben vom Selbstmord abgehalten und der Kirche, dem Reich der Gnade, wiedergegeben werden. Auch am Schlusse liest man das theologische Bedenken: „Von den einzelnen

hellen, aus der sittlichen Erfahrung des Dichters oder aus seiner poetischen Genialität stammenden Blicken in die Natur des Guten und des Bösen zu dem eigentlichen Christenglauben an das Paradies und das Himmelreich, zu dem Besitze derjenigen Glaubensansicht, die zu einer künstlerischen Darstellung vom Standpunkte dieses Glaubens aus erforderlich wäre, ist noch ein weiter Schritt." Goethe wußte aber wahrlich gewiß so gut als Herr Weiße den wahren Gehalt und die schöne Form der rührenden Kindervorstellungen von Paradies und Himmelreich zu schätzen; das beweist er eben dadurch, daß er den Menschen auch nach dem tiefsten Falle als rettbar darstellt. Darum mußte er aber an die Form, in welche diese Rettung von der frommen Phantasie eingekleidet wird, keineswegs dogmatisch glauben; wer dies verlangt, der verlangt, er sollte die ganze hohe Geistesfreiheit, durch die seine Dichtungen den Charakter der edelsten Geistigkeit tragen, gegen die naive Finsternis mittelalterlicher Gebundenheit vertauschen. Am Ende ist es doch bei Herrn Weiße nichts anderes als derselbe theologisierende Standpunkt, den wir bereits abweisen mußten, woraus diese Reflexionen hervorgehen.

Zum Dritten. Hatte also der Dichter je eine richtige Einsicht in die Natur des Bösen, so mußte von Anfang an in seinem Plane liegen, Faust zu retten. Zwar allerdings bis zur völligen Klarheit scheint er darüber erst spät mit sich einig geworden zu sein; erst in der zweiten Ausgabe des Fragments 1807 kam der Prolog im Himmel hinzu, worin die Notwendigkeit, daß der Held gerettet werde, deutlich ausgesprochen ist, und zu gleicher Zeit wurde die Szene des eigentlichen Kontraktabschlusses zwischen Faust und Mephistopheles eingefügt, worin die unverwüstlich fortstrebende Natur des Geistes als der innere Grund der Gewißheit eines solchen Endes hervorgestellt ist. Die frühere Unklarheit konnte aber darin niemals ihren Grund haben, daß Goethe auch nur entfernt an eine wirkliche Verdammung seines Helden dachte; nur problematisch konnte ihm Fausts Ende erscheinen, ebenso wie es dem, der noch nicht zum philosophischen Begriffe durchgedrungen ist, problematisch scheinen kann, ob das Menschenleben ein seliges oder unseliges sei. Offenbar jedoch sich selbst widerspricht der Verfasser, wenn er durch eine wirklich treffliche Entwicklung den Fortschritt Goethes von der

unklaren Naturpoesie zum Kunstideal darstellt und doch die zweite Bearbeitung der Tragödie in der Ausgabe 1807 für eine noch größere Abweichung vom wahren Sinne der Sage als den ersten Teil ausgibt. Wenn Faust verloren sein muß, so verrät der Dichter, der dies problematisch läßt, immer noch ein richtigeres Bewußtsein, als der ihn gerettet erscheinen läßt. Der zweite Teil freilich sticht gegen den ersten poetisch so sehr ab als nur irgend ein Werk eines anderen, schwächeren Dichters, was der Verfasser richtig hervorhebt; allein er meint, der ganze Standpunkt sei verändert, und das bestreite ich; Goethe hat vielmehr der Idee nach ganz die ursprüngliche Intention festgehalten, aber die dichterische Kraft reichte zur Durchführung nicht mehr aus. Diesen poetischen Mangel übersieht der Verfasser nicht; er hätte ihn immerhin strenger beurteilen dürfen, als er tut. Er erklärt die Allegorie, wie sie hier vorherrscht, für ein Produkt nicht des Verstandes, sondern der Phantasie. Ich kenne eine Allegorie solcher Art nicht, ausgenommen etwa die komische, wovon ich bei Rosenkranz sprach; wodurch soll sich die Allegorie vom echten Phantasiebilde unterscheiden, wenn nicht dadurch, daß bei ihr der Impuls zum Suchen des Bildes vom Verstande ausgeht*)?

Soviel über den ersten Abschnitt: Von der Dichtung überhaupt, von dem Verhältnisse beider Teile zueinander und zur Sage. Der zweite handelt von der Komposition und Szenenfolge des ersten Teils und sucht von den Anlagerungen späterer Kunstpoesie den ursprünglichen Kern von Naturpoesie zu unterscheiden; wo wir uns freilich nicht tief ins einzelne einlassen, sondern den Verfasser nur mit wenigen Bemerkungen begleiten können.

Unbestritten lassen wir ihm seine Reflexionen über die Zueignung und das Vorspiel im Theater, die sogleich für seine unbefangene,

*) Wende mir niemand Dante ein! Der größte Teil seiner Bilder ist nicht allegorisch, sondern mythisch. Aber auch wo er allegorisch ist, verbessert er im Fortgang den allegorischen Anfang dadurch, daß er das Bild anschaulicher macht, als es der allegorischen Bedeutung wegen nötig wäre, so daß diese Gestalten, die nicht sind, sondern nur bedeuten, den Schein der Lebendigkeit erhalten, der aber ebendarum ein wunderbar geheimnisvoller ist. Dies ist nur möglich bei einem Manne des Mittelalters, der am Ende auch an die allegorischen Erdichtungen der eigenen Reflexion glaubt, so daß sie ungewiß zwischen dem Mythischen und Allegorischen schwanken.

klare Betrachtung das beste Vorurteil erwecken. Den Prolog im Himmel nun erklärt der Verfasser deswegen für später und nicht im Geiste des ersten Fragments gedichtet, weil er ein metaphysisches Problem unverhüllt an der Stirne trage und seine Personen nicht wirklich poetische Charaktere, sondern „Masken" seien, die ihre abstrakte, allegorische Natur nicht verleugnen, weil er offenbar aus einer Stimmung hervorgegangen sei, wo dem Dichter sein eigenes Werk bereits zum Objekte geworden, über das er, wie über ein Naturprodukt, nachsann, für das er, wie für eine Sage alter Zeit, eine Deutung suchte. Es ist auch wirklich ein späterer Zusatz, aber betrachtet man die poetische Frische, wodurch die nicht allegorischen, sondern mythischen Personen dieses Prologs wahrhaft in Fleisch und Blut gewandelt sind, die jugendlich kernige Sprache, so überzeugt man sich, daß dieser Prolog, wenn auch erst später gedichtet, doch nicht einer schon ganz veränderten Anschauung und Stimmung angehöre. Zugleich muß ich aber hier auf einen schon mehrfach berührten Punkt zurückkommen und denselben als Beweis aufführen, daß dieser Prolog, wenn auch später gedichtet, einen Punkt enthält, welcher Unklarheit in das Ganze bringt. Es sind die Worte des Herrn: solang er auf der Erde lebt, solange sei dir's nicht verboten; es irrt der Mensch, solang er strebt. Dies ist eine schiefe, in der Grundidee verfehlte Stelle. Soll die Wette zwischen dem Herrn und Mephistopheles eine reine sein, so müssen ihre beiderseitigen Einwirkungen auf Faust gleichzeitig sein und dürfen nicht in die geschiedenen Zeiten und Räume des Diesseits und Jenseits auseinanderfallen. Soll Faust jenseits in die Klarheit geführt werden, so muß er doch, was ich schon öfters hervorhob, auch dort noch streben; Streben setzt Schranke voraus, Schranke ist Irrtum und Sünde, und diese sind Wirkungen des Mephistopheles; der Kampf wäre also mit dem Erdenleben nicht aus, und wer gewinnt, der gewinnt entweder in der Gegenwart sichtbarer Wirklichkeit oder niemals. Diese schiefe Stelle korrigiert sich aber im Verlaufe der Dichtung durch die Worte Fausts: das Drüben kann mich wenig kümmern usw., welche der Verfasser, wie Göschel, fälschlich als den Ausdruck einer tadelnswert skeptischen Weltansicht betrachtet, da sie vielmehr der Ausdruck einer sehr klaren und vernünftigen sind; ebenso durch die Worte: wie ich beharre, bin ich Knecht, ob dein, was

frag' ich, oder wessen, — die weit rationeller sind als die Vorstellungsform im Prolog. Freilich folgt aus diesen letzteren Stellen sogleich, was wir schon öfters geltend machten, daß die Tragödie, sie mochte fortgeführt werden so weit sie wollte, immer Fragment bleiben mußte; denn in dem kontinuierlichen Flusse der Geschichte beweisen zwar stets wiederholte Lichtblicke die himmlische Natur des Geistes, aber niemals so, daß seine irdische ganz und absolut verschlungen wird. Nachdem das Gedicht sein gotisches Fundament durch solche rationelle Gedanken in ganz modernem Style überbaut hat, kann es nicht mehr in eine gotische Spitze endigen, und Goethe wußte das recht wohl, als er an Schiller schrieb, das Gedicht werde immer ein Fragment bleiben. Dies vergaß aber das geschwätzige Alter des Dichters, und er gab dem unterderhand ganz modern gewordenen Gebäude einen Schluß in der Bauart des Spitzbogens, der an jene schiefe und hinkende Stelle des Prologs sich wieder anschließt. Dies könnte freilich Herr Weiße für sich benutzen, da der Prolog und die Schlußszene des zweiten Teils auf diese Weise einer Konzeption anheimzufallen scheinen; allein dagegen spricht wieder der totale Gegensatz der poetischen Kraft im Prolog und der Altersschwäche im Schlusse. Vielmehr offenbar: der Prolog ist zwar später als die ältesten Szenen, enthält aber trotzdem eine Stelle, welche noch von jugendlich unklarer und grobsinnlicher Auffassung zeugt; die Hauptszenen des Gedichts stehen trotz ihrem größtenteils früheren Ursprung über dieser Unklarheit, der Greis sinkt in dieselbe zurück.

Unmöglich können wir nun unserem Kritiker in seinen Versuchen, die einzelnen Szenen der dramatischen Handlung nach der verschiedenen Zeit ihrer Entstehung, der Verschiedenheit ihres dichterischen Charakters zu zerlegen, Lücken und Verzahnung nachzuweisen, Schritt für Schritt folgen. Wir berühren nur die Hauptpunkte.

Wenn der Verfasser zunächst von den Expositionsszenen behauptet, daß Fausts erster Monolog, seine Unterredung mit dem Erdgeist und mit Wagner zum ursprünglichen Kerne gehören, obwohl sie im ersten Fragmente noch nicht gedruckt wurden, der weitere Monolog Fausts aber, der Selbstmordversuch usw. eine später angelagerte Schichte darstellen, die einer veränderten Stimmung und Dichtungssphäre angehöre, so lasse ich die Richtigkeit des angegebenen Grundes, daß Faust hier als Mann, dort als Jüngling spreche, dahingestellt,

bemerke sein Verdienst, zuerst deutlich darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß nach mehreren halbverwischten Spuren, den Mephistopheles vom Erdgeist ausgehen zu lassen die ursprüngliche Absicht des Dichters war, erkläre mich aber entschieden gegen seine Behauptung, daß der Selbstmordversuch nicht gehörig motiviert, die schwungvolle Rede, die ihn begleitet, unnatürlich und daher diese ganze Partie nur symbolisch (allegorisch) zu deuten sei. Es ist nicht wahr, daß „keinem Sterblichen ein solches Vorhaben ferner liegt als einem so im rüstigsten geistigen Streben, im feurigsten Drange nach Lebensgenuß Begriffenen." Im Gegenteil, niemand liegt ein solcher Entschluß näher als dem Jünglinge, der an solchen metaphysischen Leiden Werthers krankt und in dessen Adern das Feuer ungeduldiger Jugend rollt, und ich könnte den Verfasser an das Grab mehr als eines Jünglings führen, den dieser Zustand, ohne alle äußere Triebfeder, gegen sein eigenes Leben bewaffnete. Faust will aber nicht bloß sterben, er will auf neuer Bahn den Äther durchdringen, er will die Wahrheit durch einen Salto mortale erstürmen, der Selbstmordversuch hat ganz dieselbe Absicht wie die Magie, die Spannung der Subjektivität gegen das Objekt aufzuheben, nur mit dem Unterschiede, daß die Magie das Objekt nötigen will, aus seiner Fremdheit herauszutreten, der Selbstmord das andere Glied, das subjektive, in sein Gegenglied aufzulösen eilt. Mag nun immerhin in der Wirklichkeit bei einem solchen Schritte die Todesangst zu stark sein, als daß, wenn sie auch vom Willen überwunden wird, eine so ekstatische Stimmung wie bei Faust im Momente der Tat möglich wäre: dem Dichter ist es erlaubt, das Erhabene in derselben hervorzukehren und jede Art von Ausdruck der Depression zu tilgen; kann der Selbstmörder trotz dieser seine Tat vollenden, so kann der Dichter um so gewisser sie ihm ersparen. Mochte aber Herr Weiße die Stelle auch mit triftigerem Grunde für unnatürlich erklären und dem Dichter wirklich einen Fehler aufweisen, wie konnte er, der sich so entschieden gegen spekulative Deutungswut erklärt, auf den ganz fatalen Ausweg geraten, diesen Selbstmordversuch allegorisch zu deuten? Der Abfall zum Bösen, die Empörung gegen Gott, sagt er, ist ein sittlicher Selbstmord, eine geistige Selbstzerstörung, die leibliche Selbstvernichtung bot sich fast ungesucht für die geistige dar. In dem Gifte, heißt es weiter, dem Auszug aller tödlich feinen

Kräfte, sei die geistig sublimierte Natur des Bösen versinnbildlicht; der geistige Tod, nicht der irdische, sei jene dunkle Höhle, in der sich Phantasie zu einer Qual verdammt, jener Durchgang, um dessen engen Mund die Hölle flammt. Das ist um kein Haar besser, als wenn Leutbecher das Geschmeidekästchen auf die ersten jugendlichen Dichtungen Goethes deutet, um kein Haar besser als die barockste Interpretation des verzwicktesten Talmudisten. Wie Göschel, so wagt es auch der Verfasser, sich darauf zu berufen, daß der Dichter, vom genialen Instinkte getrieben, mehr sage, als er selbst wisse. Dies bezweifelt niemand, aber das dem Dichter unbewußte Mehr kann niemals eine Idee sein, die zu dem wirklich Dargestellten nur im Verhältnis einer Ähnlichkeit, einer Vergleichbarkeit steht; vielmehr, wo der Dichter Ideen auf die letztere Weise einkleidet, da weiß er eben ganz klar und nüchtern die Idee, klarer als der Leser und Interpret. Der Faust, der lebendig vor uns steht, kann nichts vornehmen, was er nicht als wirkliche Person ebenso, wie es dem Auge sich darbeut, selbst will, sondern wo der Leser oder Zuschauer sogleich weiß: er tut nur so, es ist nicht so ernstlich gemeint, es ist bloß ein Sinnbild. Der Verfasser gibt Seite 92 selbst zu, daß nach des Dichters Intention Faust den wirklichen Entschluß des Selbstmords gefaßt habe; nun ja, so darf er ihm auch keinen Sinn unterlegen, der die ganze Szene aus dem Zusammenhang poetisch wirklicher Handlungen in die luftige Höhe der Allegorik hinaufzaust. Wenn ich sage: der und der ließ sich einen Ofen setzen, so darf der Interpret nicht herkommen und sagen: es ist hier nicht von einem eigentlichen, ordentlichen Ofen die Rede, es ist nur eine feine Anspielung, welche besagen will, jene Person habe gefühlt, daß es ihr an wahrer Wärme des Gemütes fehle. Fühlte denn der Verfasser die ganze ungeheure Abgeschmacktheit eines solchen Verfahrens nicht! Er ist auch sonst ins allegorische Interpretieren hineingeraten. Fausts Magie erklärt er für die „begeisterte, vom schöpferischen Genius der Kunst, der Schönheit beseelte Welt- und Naturanschauung." Siehe dagegen meine Bemerkung zu Falk und Leutbecher. Der verjüngende Trank der Hexe, der Spiegel, worin Faust Helena sieht, sind ihm eine allegorische Wiederholung der zur Begierde aufreizenden lüsternen Reden in Auerbachs Keller, ein Sinnbild „der leidenschaftlichen Stimmung, zu der den Dichter der Wust der Leerheit und Abgeschmacktheit der

äußern Umgebung und des Lebens und Treibens, namentlich auch unter den Poeten und ästhetischen Theoretikern jener Zeit im Gefühle seiner Kraft aufreizte." Vergleiche Leutbecher oben, dazu Goethe bei Falk: „Dreißig Jahre haben sie sich nun fast mit den Besenstielen des Blocksbergs und den Katzengesprächen in der Hexenküche herumgeplagt, und es hat mit dem Allegorisieren und Interpretieren dieses dramatisch-humoristischen Unsinns nie so recht fortgewollt. Wahrlich, man sollte sich in seiner Jugend öfters den Spaß machen und ihnen solche Brocken wie den Brocken hinwerfen."

Zu dem Weiteren bemerke ich, daß ich die erste Hälfte der Szene des Spaziergangs vor dem Tore nicht für eine an sich zwar schöne, aber mit der ganzen Handlung durch keinen tieferliegenden Bezug verbundene Szene halten kann, wie der Verfasser. Ganz richtig sagt Falk, der Dichter zeige uns hier das Geheimnis, wie die Masse es eigentlich anfange, um die höheren Forderungen, mit denen Faust sich herumquält, los zu werden. Welchen großen Kontrast gewinnt hier Goethe durch die Gegenüberstellung des Faust und des Volkes! Mitten unter den glücklich Blinden wandelt der Unselige, dem ein Gott die Binde vom Auge genommen hat, daß er hinter den bunten Vorhang schaut, mitten unter den Fröhlichen der Prometheus, dem ein Geier am Herzen nagt, und dessen Ausruf: hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein, den schmerzvollsten Blick in die ganze Tiefe seiner geistigen Einsamkeit eröffnet. Auch begreife ich nicht, wie der Verfasser die herrliche Schilderung von Fausts Seelenzustand nach der Szene beim Gesang unter der Linde für vag und matt erklären kann, und das Erscheinen des Pudels scheint mir doch etwas besser motiviert als ihm, da Fausts heftiger Wunsch, fliegen zu können, dem Verführer einen Anknüpfungspunkt darbietet.

Dagegen stimme ich vollkommen überein, wenn er das erste Gespräch Fausts mit Mephistopheles als einen späteren, mehr vom Standpunkte der Reflexion als in poetischer Stimmung gedichteten Bestandteil, wenn er namentlich die Rede, worin Mephistopheles sich selbst zu definieren bemüht ist, für eine spätere philosophische Ausdeutung der schon früher erfundenen Gestalt erklärt und dem Dichter vorwirft, daß die ethische Natur des Bösen, wie sie in Mephistopheles verkörpert ist, hier unpoetisch in physische und metaphysische Weite verflüchtigt werde. Ich setze hinzu, daß an Goethe,

der doch sonst so gut wußte, daß ihm das Theoretisieren übel anstehe, dieser metaphysische Versuch durch mehrere Schiefheiten sich gerächt hat, wie die, daß Mephistopheles sein negatives Wesen als einen Wunsch ausdrückt, daß alles zugrunde gehe; er muß vielmehr wünschen, daß die Körper blühen und gedeihen; ferner die, daß Mephistopheles mit einer Emphase, die offenbar ohne Sinn ist, sich als Teil des Teils definiert, da, wenn das Böse einmal in ihm personifiziert wurde, er auch das g a n z e Böse ist. In dieser ganzen Szene hat das Gespräch auch keinen Fortgang und ist das Spätere mit dem Älteren nicht in rechten Fluß gekommen.

Am weitesten aber sehe ich mich vom Verfasser entfernt, wenn er die Szene des Vertragsabschlusses zwischen Faust und Mephistopheles für kein organisches Motiv der ganzen Handlung erklärt. Wo sind denn die Gründe? Ich habe sie nirgends finden können. Im ersten Fragment kam die Szene des Abschlusses selbst noch nicht, war aber im ganzen weiteren Gespräche als vorhergegangen vorausgesetzt, und wenn noch nicht ausgearbeitet, gewiß angelegt. Herr Weiße sagt, Fausts Fluch auf die Freuden der Erde und Vertrag mit Mephistopheles sei nur ein halb unwillkürlicher Erguß seiner Stimmung, eine in der Leidenschaft ausgestoßene Beteuerung. Immerhin leidenschaftlich, aber darum nicht unklar. Faust weiß, was er will, er weiß, was er gewinnt und nicht gewinnt, und dieses Wagnis des Selbstbewußtseins ohne alle positiven Zwecke ist gerade das Erhabene, dieser Mannestrotz der auf sich stehenden abstrakten Freiheit. Warum soll es denn mit dem Bunde nicht Ernst sein? Weil nachher der Vertrag gar nicht als juristisch bindend behandelt wird, sondern Mephistopheles den Faust fortwährend erst für sich zu gewinnen sucht? Dies ist auch in der Volkssage so und ganz natürlich: der Buchstabe des Vertrags korrigiert sich im Verlaufe, die mythische Natur desselben kommt zum Vorschein, und Faust bleibt rettbar bis zu seinem letzten Augenblicke, weil der Geist nicht zu binden ist und man ihm noch weniger als dem Behemoth einen Ring durch die Nase ziehen kann. Es handelt sich hier um nichts Geringeres als um den Lebenspunkt der Tragödie, und es sei mir erlaubt, hier am Schlusse gegenwärtiger Musterung das Wesentliche noch einmal hervorzuheben.

Faust mit Mephistopheles zusammengenommen ist der Mensch.

Sein ideelles Selbst will über alle Schranken hinaus, sein reelles (Sinnlichkeit und Verstand, in Mephistopheles kulminierend zum absoluten Egoismus) mahnt ihn an die Schranke. Der Kampf dieser beiden Elemente stellt sich schon in seinem Streben nach Erkenntnis der Wahrheit so dar, daß der ideale Trieb ohne Vermittlung des verständigen Elements das Absolute erkennen will. Faust ist aber auch der praktische, der genießende und handelnde Mensch, er wirft sich ins Leben, er will an allem, was die Menschheit peinigt und beseligt, teilnehmen, nie aber sich auf ein Faulbett legen und im Genusse stagnieren: das ist wieder das ideale Streben, die Freiheit; Stillestehen in Sinnengenuß und bloß verständiger Weltansicht wäre Verlust dieser Freiheit unter die Schranke. Soweit wäre die Schranke das Verwerfliche. Aber so wie in Fausts theoretischem Streben die Verachtung der Schranke (der Methode und des verständigen Moments überhaupt) bereits das Unrechte war, ebensowenig ist die Freiheit eine wahre und positive ohne die Schranke. Das Streben, sich zur Menschheit zu erweitern ohne Stillstand, durchs Leben zu rasen ohne Aufenthalt, stürzt den Faust in Verbrechen, und dagegen erscheint jetzt die bescheidene Beschränkung als das Gute: der Mensch soll allerdings sich einlassen, soll sich eine Hütte bauen und die Sorge für Haus, Hof, Kind auf sich nehmen, aber so, daß er jeden Augenblick auch ohne sie auszuhalten die Kraft behält. Dies ist ein Hauptpunkt in unserer Tragödie (ohne den namentlich der zweite Teil gar nicht verstanden werden kann): daß die Glieder des in Faust sich bekämpfenden Gegensatzes ihre Stellen wechseln. Das eine Mal erscheint Fausts Überschwenglichkeit als das Gute und die Beschränkung als das Geistlose und Unrechte, dann umgekehrt die Beschränkung (der realistische Verstand, die Kräfte der Sinnlichkeit) als das Heilsame. Was folgt aus dieser Umkehrung, worin bald Faust gegen Mephistopheles recht hat, bald dieser jenem die Wahrheit sagt? daß das Wahre nur ist ein Drittes: Streben ins Unendliche und zugleich Beschränkung; Eingehen in die Vermittlung und die Wirklichkeit, denkend, genießend, leidend, handelnd, aber dabei in jedem Momente die unendliche Freiheit sich vorbehalten: Einheit des Idealismus (Faust) und Realismus (Mephistopheles).

Diese Idee nun, daß im Menschen die absolute Freiheit und die Schranke sich bekämpfen, mit ungewissem Ausgange zunächst, aber, weil die Freiheit unverwüstlich ist, mit der Aussicht auf endliche Versöhnung; mit einem Worte: die Idee der Negativität des Geistes, der sich der Beschränkung durch sein Anderes, durch das Einzelne, Sinnliche, der ersten Negation (Mephistopheles) nicht entziehen kann und darf, aber diese Beschränkung durch seine unendliche Natur wieder aufhebt und so die erste Negation durch die zweite zur Bejahung zurückführt (Faust und auf seiner Seite der Herr): diese Idee ist im Vertrage mit Mephistopheles und in dem daraus Folgenden ausgesprochen. Die Kopula jener zwei Geister, die der Mensch ist, heißt in der mythischen Sprache des Dichters: Vertrag des Faust mit Mephistopheles. Fällt dieser Hauptbestandteil als unorganisch aus dem Drama heraus, so ist diesem die Seele herausgeschnitten, und unbegreiflich ist mir, wie der Verfasser die so schlagenden Stellen, wie: werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen, und andere in diesem Gespräche so ganz übersehen, unbegreiflich, wie er die stetige Rückbeziehung des Folgenden auf diesen Mittelpunkt so außer Augen lassen konnte, daß er geradezu sagt, es finde sich in allen übrigen Szenen des ersten Fragments keine Rücksichtnahme weder auf die Worte, noch auf den Sinn dieser Bundesverschreibung, da doch schon in diesem die gemütliche Wendung, die Fausts Liebe zu Gretchen gegen das Interesse des Mephistopheles nimmt, seine Sammlung zu ideeller Betrachtung in Wald und Höhle unverkennbar solche Momente sind, wo Faust hält, was er bei jener Bundesverschreibung erklärt hat, daß er nämlich seine geistige Freiheit sich stets vorbehalten wolle. Diese Punkte fließen mit strenger Konsequenz aus dem Sinne des Vertrags, und — gerade diese hält der Verfasser (Seite 116, 117) für einen Widerspruch mit dem Vertrage. Fausts Zurückziehung zu höherer Kontemplation, dann seine Rückkehr zu Gretchen sollen es sein, die ihn „früher, als es in der Dichtung wirklich geschieht, den Worten des Vertrags gemäß, der Macht des Mephistopheles überliefern", da doch umgekehrt gerade den Worten des Vertrags gemäß er dadurch bewährt, daß die Tage, wo wir was Guts in Ruhe schmausen

mögen, nicht gekommen sind. Die Treue gegen Gretchen ist allerdings doppeldeutig; sofern sie Faust an engbürgerliche Verhältnisse knüpfen und dadurch seinen Geist von seinen höheren Aufgaben abziehen müßte, ist vielmehr die Untreue ein Akt der Emanzipation von Mephistopheles; sofern sie aber ein aus tieferer Anschließung des Gemüts entstandenes längeres Verweilen in diesem Verhältnisse ist, dient sie zum Beweise, daß Faust, der Geist überhaupt, gar kein Verhältnis, selbst wenn er will, bloß sinnlich nehmen kann, sondern als geborner Idealist es unwillkürlich vergeistigt. Der Auftritt in Wald und Höhle aber ist einfach und unzweideutig ein Befreiungsakt von Mephistopheles. Im zweiten Teile nun hat allerdings der Dichter in der Verlegenheit um einen Schluß sich selbst falsch kommentiert, wenn Faust in dem Momente tot niedersinkt, wo er einen edlen sittlichen Zustand für immer festzuhalten wünscht. Nur wenn er einen beschränkt geistlosen Zustand, einen Sinnengenuß bleibend zu machen wünscht, kann er nach dem Sinne des Vertrags dem Mephistopheles verfallen. Ich komme auf diesen mehrfach berührten Punkt hier zurück, um noch folgende Bemerkung anzuknüpfen. Es ließe sich allerdings ein Standpunkt finden, jene Wendung, wonach Faust im Momente der Befriedigung durch eine edle Tätigkeit dem Mephistopheles verfällt, zu rechtfertigen. In einem gewissen Sinne nämlich, könnte man sagen, muß ja Mephistopheles sowohl als der Herr die Wette gewinnen. Auch die edelste Beschränkung ist eine Beschränkung; Mephistopheles repräsentiert die Schranke überhaupt, also verfällt ihm Faust, wenn er sich beschränkt. Aber diese Beschränkung ist eine freie, worin das höhere Selbst nicht untergeht, sondern sich erhält; der Geist greift, indem er sich selbst diese Beschränkung gibt, zugleich über sie hinüber: daher gewinnt der Herr die Wette. In der Sprache des Begriffs drücken wir dies so aus: scheinbar gewinnt Mephistopheles, wahrhaft der Herr; die sinnliche Sprache der Poesie übersetzt dies in zwei Akte, die in der Zeit aufeinander folgen, und stellt das dem Werte nach untergeordnete Recht des Mephistopheles als ein der Zeit nach erstes Gewinnen, und das dem Werte nach volle und ganze Recht auf der göttlichen Seite als einen ebenfalls in der Zeit nachfolgenden zweiten Akt dar, wodurch das einseitig halbe Recht des Mephistopheles aufgehoben wird (im Sinne von tollere, dem tieferen

Begriffe nach auch in dem von conservare). Wenn nur dieser zweite Akt nicht in ein mystisches Jenseits hinausgerückt wäre! Wenn nur die gerettete Freiheit sich rein menschlich zugleich und eben dadurch göttlich darstellte! Dann würde einleuchten, daß dieses Nacheinander eigentlich ein Zugleich, daß das Gewinnen des Mephistopheles nicht ein der Zeit nach früheres, sondern dem Begriffe nach untergeordnetes ist. Hier kommen wir aber wieder auf den Punkt zurück, wo es einleuchtet, daß diese Idee sich eigentlich der poetischen Darstellung entzieht, denn sie kann nicht als ein Akt in der Zeit erscheinen, ohne zu sehr vergröbert zu werden, daß also die Tragödie immer Fragment bleiben mußte. Kant würde sagen: Faust siegt als Noumen, verliert als Phänomen; diese zwei Seiten dürfen aber nicht als ein Nacheinander in der Zeit auseinandergezogen werden*).

Fausts letzte Stufe ist: die zu Verstand gekommene Vernunft, der zu Vernunft gekommene Verstand, beschränkte Freiheit und freie Beschränkung, versinnlichter Geist und vergeistigte Sinnlichkeit: steht Faust auf dieser Stufe, so ist er selig, er braucht keine Maria, keinen Pater Seraphicus und andere Geheime Hofräte vom himmlischen Hofstaat.

Der Raum verbietet mir, die einzelnen trefflichen Bemerkungen des Verfassers über die weitere Szenenreihe auszuheben; besonders lesenswert ist, was er über Gretchens Charakter, über die Bedeutung des weiblichen Ideals in der Poesie überhaupt und besonders der Goethischen und den Fortschritt, den die letztere auch in dieser Beziehung vom Naiven zum Kunstideal machte, vorbringt. Mit Recht

*) Fortsetzen mag man den Faust, so weit man will; man kann ihn durch jedes bedeutende menschliche Verhältnis sich, wie Goethe sagt, hindurchwürgen lassen. Doch hat auch dies seine eigenen Schwierigkeiten. Faust repräsentiert die kämpfende Menschheit nicht so sehr in ihrem Handeln nach außen als in ihrem inneren Zerwürfnisse; unter den verschiedenen Situationen, durch die er noch geführt werden könnte, fallen also rein praktische, wie die des Feldherrn und Herrschers, schon weg — für diese gibt es andere Helden genug ohne den Faust; die ideelleren aber sind klein an der Zahl. G. Pfizer hat die geistreichste Fortsetzung geliefert, da er Faust als Künstler in neue Versuchungen geraten läßt.

Frühere Bemerkung. Vgl. das Vorwort.

bezeichnet er jene edlen weiblichen Gestalten in Goethes Poesie als die Probe, worin der Dichter den höchsten sittlichen Adel bewährt. An diesen himmlischen Gestalten, einem Gretchen, einer Iphigenie, Leonore von Este muß alles Schmähen auf Goethes sittlichen Charakter als Verworfenheit niedersinken. Dagegen weiß ich nicht, was den Verfasser veranlaßte, die Äußerungen des Mephistopheles über Metaphysik gegen den Schüler mit chronologischem Zwang auf Kant zu deuten. Wenn Mephistopheles sagt:

Da seht, daß ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt:
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht —

so scheint dies Herr Weiße auf die Kantische Unterscheidung des unerkennbaren Dings an sich und seiner erkennbaren Erscheinung zu beziehen. Mephistopheles will aber vielmehr sagen: für alles, was ihr versteht oder nicht, wird euch die Metaphysik ein prächtiges Wort zu Diensten stellen, und er meint demnach offenbar eine Metaphysik, die sich das Erkennen nicht zu schwer, sondern zu leicht machte, er meint den Formalismus und Dogmatismus der Wolfischen Philosophie, und dies ist auch chronologisch ganz passend, da Goethes Jugend noch in die Zeiten des Wolfianismus fiel. — Ich würde solche Kleinigkeiten nicht berühren, aber sie sind mir in diesem Buche, das mich anfangs zur Erwartung eines ganz unbefangenen Verfahrens stimmte, besonders verdrießlich. — Das Episodische der Walpurgisnacht rechtfertigt der Verfasser so gut es gehen will; was die letzten Szenen des ersten Teils betrifft, so findet er die Spuren einer späteren Entstehung insbesondere in dem prosaischen Style der zwei ersten und dem metrischen der Kerkerszene; er sieht hier den Ton jener Periode, welche Egmont, Iphigenien, Tasso ihre gegenwärtige Gestalt gab.

Was nun den zweiten Teil betrifft, so kann man mit dem Verfasser vollständig darin übereinstimmen, daß man denselben lieber als ein Gedicht für sich, denn als eine Fortsetzung des ersten betrachten soll. Nur möchte ich diese Ansicht anders begründen als der Verfasser, da er das Schlußresultat nicht für die Lösung des im ersten Teile ursprünglich gestellten Problems, sondern für die Ant-

wort auf eine ganz neue Stellung des Problems gehalten wissen will. Die Grundidee ist offenbar im zweiten Teile ganz dieselbe geblieben wie im ersten. Faust hält sein Wort, daß sein Geist sich niemals aufs Faulbett legen werde, und ist gerettet. Aber alles poetische Fleisch fehlt.

Im dritten Abschnitt versucht der Verfasser eine Deutung der Allegorien dieses zweiten Teils, und hier nehmen wir Abschied von ihm. Nur um die obige Bemerkung weiter zu stützen, daß er öfters in die allegorisierende Interpretation gerät, führe ich Fälle an, wo er auch hier ohne Not in dieser Manier zu Werke geht. Zum Beispiel deutet er den Umstand, daß Fausts Rückkehr vom kaiserlichen Hofe in sein Haus und Studierzimmer durch nichts motiviert ist, so: „diese Unterlassung weist uns darauf hin, daß wir den Grund dieser Rückkehr überhaupt nicht in dem äußeren, sondern in dem inneren Zusammenhange der Handlung zu suchen haben." In der Versäumnis des Lynceus, der, vom Glanze Helenas geblendet, sie zu melden unterläßt, in dem Geständnisse Fausts, sie nicht würdig bewillkommnet zu haben, soll das Bewußtsein der sinkenden poetischen Kraft des Dichters, der sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlte, enthalten sein. Dann (Seite 201): „Den Schuldigen sollte der Richterspruch des Todes treffen; — d. h. es hätte der Schwäche dieser vom Strahl der antiken Schönheit überwältigten Romantik gebührt, jener gegenüber gänzlich unterdrückt zu werden." Ich will zum Andenken dem Herrn Verfasser ein Pröbchen Deutung nach derselben Logik zum besten geben. Man hat sich nun schon lange verkreuzigt, zu erraten, wer denn der Homunkulus sei. Wer der ist? Das mechanisch ohne Potenz gemachte Menschlein? Das ist der zweite Teil Faust von Goethe.

(Zuerst erschienen in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst, Jahrgang 1839, Nr. 9 ff., dann in den Kritischen Gängen des Verfassers, Tübingen, Fr. Fues 1844, II, 49 ff.)

Zum zweiten Teile von Goethes Faust.

Es sei doch einmal gewagt, das Bild eines zweiten Teils der Tragödie Faust, wie ich es schon lang in mir umtrage und in den Vorlesungen öfters entwickelt habe, in die Öffentlichkeit hinauszugeben. Gewagt: denn ich weiß zum voraus, was man mir entgegenhalten wird. Was soll das sein? wird es heißen: du gibst uns hier einen Entwurf für eine dramatische Dichtung, der offenbar gewiß nicht ausgeführt werden soll, ein Wollen und Nichtkönnen, ein Ding, das ist und nicht ist, ein Unding. Ja freilich, so antworte ich, soll dieser luftige Bauriß niemals ausgeführt werden, nicht von mir, der ich gar kein Poet zu sein mich vermesse, nicht von irgendeinem andern, denn wer kann neben den ersten Teil von Goethes Faust zu treten sich erdreisten? Wer, um aus dem Ganzen nur das e i n e herauszuheben, führt den Mephistopheles in neuen Situationen auf und getraut sich, die andeutende Skizze auszuzeichnen und auszumalen, damit sein armer Versuch neben Goethes Bild als eine Null, ein Nichts dastehe? Ich werde mitunter mich ausdrücken, als dächte ich nicht nur an eine Ausführung, sondern sogar an eine Aufführung; dies ist natürlich bloße Redeweise, die cum grano salis verstanden sein will. Also wirklich ein bloßer Entwurf und doch, so behaupte ich, kein Unding. Es soll eine positive Kritik des zweiten Teils Faust von Goethe sein und nichts weiter. Goethe hat im ersten Teile das Fragment eines wunderbaren, unnachahmlichen Baues aufgeführt, einen Flügel mit sichtbaren Ansätzen und Fugen, die auf einen zweiten Flügel weisen. Im Greisenalter vollendet er den zweiten Flügel mit ermatteter Hand, ein Werk nicht ohne einzelne tiefe und große Gedanken, aber hier flach und matt, dort verschnörkelt, selbst in Grundverhältnissen und Struktur vielfach verfehlt und lückenhaft. Nun gibt es doch Leute, die über einen Bau urteilen können, ohne Baumeister zu sein; es ist ja mit allem Kunstwerk und aller Kritik nicht anders: man muß doch z. B. gewiß kein Raffael sein, um ein Werk seiner Hand zu beurteilen und etwa darin einmal einen unglücklichen Gedanken, verfehltes Motiv, schwächere Zeichnung und Farbe zu erkennen. Wollte man vom

Kritiker vielleicht gar einmal fordern, er solle nicht bloß tadeln, sondern — nicht zwar es im Sinne der Ausführung besser machen, aber doch im Umriß zeigen, wie man es besser machen sollte, so wäre das offenbar zuviel verlangt; er hat seine Schuldigkeit getan, wenn er nachgewiesen hat, daß in einem Kunstwerk dies und das, was nachweisbar der Inhalt fordert, zureichend oder unzureichend, ästhetisch befriedigend oder unbefriedigend entwickelt ist. Aber die Natur in der launischen Art, wie sie ihre Gaben austeilt, kann einmal einem Kopfe, den sie im wesentlichen nur für Kritik gebaut hat, Einfälle, Gedanken, Motive zu Gedichten eingeben, ohne ihn irgend zur Ausführung zu befähigen, Keime, die er nicht großziehen kann, Eier, die niemals ausschlüpfen. Ein solcher tut denn einmal ein übriges: er geht her, legt den vollständigen Riß obigen Bauflügels vor sich, zeichnet in zarten Linien daneben, wie der Bau nach seiner Vorstellung sein müßte, wenn er der Idee entsprechen sollte, die aus dem ersten, gebauten Flügel folgerecht hervorgeht, und er setzt hinzu: bauen aber hätte nur Goethe, Goethe in seinen guten Jahren es gekonnt. Soll es so etwas nicht auch geben dürfen? Ich weiß nicht, warum nicht. Vollends wenn es sich bescheidet, nicht das einzige Mögliche zu sein. Goethes Faust ist ins Unendliche fortsetzbar. Es kommt darauf an, aus dem ersten Teile richtig zu schließen, was, welche Gebiete, welche Aufgaben in einer Fortsetzung vorkommen müssen, für die Ausführung lassen sich die verschiedensten Formen, Situationen erfinden, um dem Thema, das sich aus diesen Schlüssen ergibt, gerecht zu werden. Nur das ist gewiß, daß niemand es Goethe gleichtun kann, der ja im Alter sich selbst es nicht gleichtun konnte.

Eine kurze Erörterung zu dem vorhin genannten Zwecke muß vorangeschickt werden: wir haben uns auf Grund der Anlage des Gedichtes Rechenschaft darüber zu geben, was ein zweiter Teil Faust im allgemeinen enthalten muß. Außerdem werde ich die folgende Skizze mit einzelnen Bemerkungen begleiten. So wird sich denn nebenbei auch kritisch ergeben, daß und warum mich Köstlins Schrift: „Goethes Faust, seine Kritiker und Ausleger" im wesentlichen nicht bekehrt hat, während mir übrigens das positive Verfahren, nämlich eben die Skizze selbst, die ausgedehntere Wiederholung und Begründung meiner alten Vorwürfe gegen das Erzeugnis des Goethi-

schen Alters erspart. In einigem allerdings habe ich, und zwar schon vor Erscheinen dieser Schrift, meine Ansicht verändert; namentlich halte ich nicht mehr, wie früher, einen Schluß der Tragödie für unmöglich; dies gieng schon aus meinen „Kritischen Bemerkungen über den ersten Teil von Goethes Faust, namentlich den Prolog im Himmel" (Monatsschrift des Wissenschaftlichen Vereins in Zürich 1857) hervor.

Daß die höhere Region, in welche Faust geführt werden soll, vor allem die politische sei, dies bedarf, da ja Goethe selbst in den bekannten Briefstellen es ausgesprochen hat, keines neuen Nachweises. Es bieten sich nun sogleich verschiedene Formen dar: Einwirken auf das politische Leben durch bedeutende Stellung an einem Hofe, Regieren als Fürst, Vorkämpfen für Freiheit an der Spitze des Volkes. Goethe hat die erste dieser drei Formen versucht, vermochte aber die angelegte Situation nicht zu benutzen: das Papiergeld macht Mephistopheles, Faust handelt nicht, er holt nur am Schlusse die Gestalt der Helena aus der Behausung der Mütter herauf. Die Hauptmasse dieses ersten Aktes bildet das allgorische Maskenfest: im Gefühl seiner Schwäche, wo es galt, wirklich darzustellen, verwendet Goethe die Erinnerung an seine Tätigkeit als Festanordner am Hofe zu Weimar; statt darzustellen, stellt er Darstellung dar. Im vierten Akte nimmt Faust am Kriege teil; doch nein, es ist wieder Mephistopheles, welcher handelt, wenn man je Zaubern ein Handeln nennen will. Das ist keine ethische Beteiligung Fausts am öffentlichen Leben, denn daß er die Zauberei des Mephistopheles für seine Zwecke benutzt, darauf ruht keinerlei Akzent von Schuld oder Nichtschuld. Überhaupt ist dies ganze Mitwirken im Kriege nur ein überleitendes Motiv, das der Dichter aus der Sage*) lediglich zu dem Zweck aufnahm, Faust in den Besitz eines Landstrichs, eines kaiserlichen Lehens gelangen zu lassen. Dieser tragische Charakter geht ja auch wirklich mit dem Beruf eines Feldherrn, wenigstens sofern es gerade auf das Technische ankommt, wie hier, nicht wohl zusammen. Die Handlung wäre hier nur in dem Falle weitergeführt, wenn Faust sich an die Partei des Kaisers mit bestimmter politischer Ge-

*) Joh. Manlius Collectanea etc.: idem Faustus vane gloriabatur de se, omnes victorias, quas habuerunt Caesariani exercitus in Italia, esse partas per ipsum sua magia.

sinnung anschlösse, am Guten und am Bösen, an ihrem Recht und Unrecht teilnähme, und davon ist nicht die Rede. Übrigens ist das Allgemeine des politischen Zustands, mit den merklichen Nebenbeziehungen auf das bourbonische Frankreich und Napoleon, hier allerdings so geschildert, daß man in den halbverwischten Zügen wohl den alten Meister noch erkennt, ebendies gilt von einzelnen Szenen im ersten Akte; auch der alte köstliche Humor kommt noch zum Vorschein: ich muß meine früheren Äußerungen über diesen zweiten Teil in dem Punkte namentlich berichtigen, daß ich anerkenne, wie am allermeisten in den komischen Partien noch die echte Goethische Genialität herausschaut; dahin gehört, außer den schelmischen Szenen im ersten Akte, im zweiten der köstliche Auftritt zwischen Mephistopheles und dem Bakkalaureus, dann jener, wo der erstere den Wagner in seinem Laboratorium besucht und ihm Stille geboten wird, damit er den chemischen Prozeß der Verfertigung des Homunkulus nicht störe, und im vorliegenden vierten Akte die Szene, wo der zudringliche Erzbischof dem Kaiser, nach jeder gewährten Bitte an der Türe noch einmal umkehrend, sein ganzes Reich abzupressen gute Lust zeigt: dies sind Momente, Bilder von reizender Schalkhaftigkeit, wie sie keiner einem Goethe nachmacht, wiewohl sie fast in jedem Zuge der Ausführung die zitternde Greisenhand verraten. Man kann das Beste in diesem Spätling mit Werken der letzten Manier von Tizian vergleichen, wo er den Pinsel nicht mehr stet führen konnte, daher tupfweise die Farbe auftrug, aber — immer noch Tizian war.

Von den zwei andern Formen, die wir unterschieden haben: Fürst und Revolutionär, hat Goethe, wie sich erwarten läßt, nur die erstere gewählt. Es findet sich zwar unter seinem Nachlaß eine Stelle, wo Faust dem Spotte des Mephistopheles zum Trotz sich entschlossen erklärt, für die höchsten politischen Güter einer Nation als ein zweiter Marquis Posa zu wirken; Köstlin führte sie S. 82 an und glaubt, Goethe habe dies Motiv darum verworfen, weil eine solche Rolle für den skeptischen, kritischen Faust zu philanthropisch, naiv, optimistisch, für einen so kosmopolitischen Helden zu beschränkt national wäre. Allein ich sehe nicht ein, warum Faust seinen Skeptizismus und Kritizismus nicht einmal gegen ein schlechtes, unfreies Staatsleben als positives Wollen sollte wenden können, ist er ja doch auch

nach Köstlin zugleich der „ungeduldige Stürmer und Dränger", hat sich ja doch der Unzufriedene noch einmal jugendlich verliebt: soll er sich nicht auch in das Ideal der Freiheit verlieben können? Kosmopolitisch aber ist Freiheitsstreben seinem Wesen nach immer, auch wenn es in einem bestimmten Staat eine Grundveränderung zu bewirken sucht. In der Tat mir scheint nichts so sehr einzuleuchten, als daß Faust, der Mann, der immer ins Unbegrenzte strebt, der alle Erfahrung und Schranke verachtet, Faust, welcher der Menschheit Wohl und Wehe auf seinen Busen häufen, der Menschheit Krone erringen will, unter den Formen, die er durchwandelt, wesentlich auch die des Mannes der Freiheit, des Vorkämpfers in einer großen, begeisterten Bewegung für ewige, allgemeine Menschen- und Volksrechte ergreifen muß. Und wie natürlich drängt sich dann auf, daß Mephistopheles die falsche Schranke, den frivolen Geist einer faulen Ordnung, die Reaktion vertritt! Wie ganz von selbst fügt sich das unsterbliche Paar in diese Rolle! Der ganze Zug des Gedichtes, seine innerste Bedeutung weist und führt dahin! Köstlin findet auch darin ein Hindernis, daß beide ja im Bunde miteinander sind, Faust mit *Hilfe* des Mephistopheles wirkt: „Posa kann nicht den Teufel nach Madrid bringen, Oranien nicht mit Hilfe Belials die Niederlande befreien." Gut: so habe Faust seinen dämonischen Begleiter bei diesem Schritte fortgewiesen, derselbe dränge sich aber unter einer passenden Maske dennoch herein und verfälsche, beschmutze ihm sein Werk! Darauf kommen wir im folgenden zurück, wo wir ohnedies zu zeigen haben, daß Faust den Mephistopheles das eine und andere Mal energisch von sich stoßen muß. — Mir scheint es, man bedürfe aller dieser Erwägungen nicht, um sich zu erklären, warum Goethe den Gedanken wieder aufgab und seinen Faust nur in *eine* politische Situation setzte, worin er wirklich tätig ist: die eines Regenten; er tat es, weil das Bild einer Revolution seiner Natur zuwider war. Man weiß, wie schwer es ihn überhaupt ankam, als Dichter den politischen Schauplatz zu betreten; um so höher ist es ihm anzurechnen, daß er am Schlusse seines Lebens es über sich brachte, den Helden des universalen Dramas, das ihn auf allen Schritten seiner Laufbahn begleitet hatte, wenigstens in dieser einen Form auf das dem Dichter so unheimliche Feld zu versetzen und mit dem hohen Bild im Geiste: Fürst eines freien

Volks zu werden, sterben ließ. Der politikscheue Goethe beschließt das Grund- und Hauptwerk seines Lebens mit dieser herrlichen politischen Bekrönung: ein hoher Gedanke, ein würdiges und großes Ende von Fausts Lebensgang und Goethes Dichtergang. In dieser freudigen Anerkennung soll uns auch die Schwäche der Ausführung nicht stören; Fausts Wirken ist nicht dargestellt, sondern bloß berichtet, und überdies sehr mangelhaft, da wir nur von großartigem Kampf mit dem Meere, Pflege des Handels und Gewerbs, nichts von den andern wichtigeren Zweigen segensreichen fürstlichen Waltens, nichts von Verfassung, nichts von Förderung des geistigen Wohls vernehmen: Gebiete, die doch einer poetischen Veranschaulichung in Szenen, Handlungen recht wohl fähig sind. Auch die Schuld, womit Faust diese neue Tätigkeit befleckt, ist durch die Verbrennung der Hütte und den hiedurch veranlaßten Tod des alten Ehepaars, wobei ein in der Ungeduld gegebener Befehl des Herrschers überschritten wird, geistreich der Intention nach, schattenhaft in der Form zur Darstellung gebracht.

Die zweite Sphäre, in welche Faust unzweifelhaft geführt werden muß, ist der Humanismus, die Welt der Schönheit, Kunst, klassischen Bildung. Köstlin gibt zu, daß sie bei Goethe einen zu großen Raum einnimmt. Die Helena, das Sinnbild dieses Elements, kommt ohne jede Rücksicht auf dramatische Einheit dreimal vor: Faust beschwört ihr Bild aus dem Reiche der Mütter, sucht sie in der klassischen Walpurgisnacht, findet sie dann auf der Oberwelt und feiert mit ihr seine unerquickliche allegorische Vermählung, woraus der Kautschukmann Euphorion mit so rührender Beschleunigung hervorgeht. Gewiß war es ein geistvoller Gedanke, aus dem Volksbuche das Motiv aufzunehmen, daß Mephistopheles dem Faust die Helena zuführt. Sie bietet sich wie gerufen dar, um das Leben in der Kunst, Schönheit, ästhetischen, klassischen Bildung, in welches Faust eintreten soll, in ihrem Bilde zusammenzufassen. Aber Allegorie bleibt Allegorie; keine Seele hat mich bis jetzt widerlegt, wenn ich gegen den zweiten Teil Faust den Satz aus dem Abc der Ästhetik in Geltung gesetzt habe, daß Allegorie nicht Poesie ist. Aus der Verbindung von Faust und Helena eine Allegorie der Durchdringung des Klassischen und Romantischen in der modernen Kunst und Dichtung zu machen, das ist ein Einfall, auf den zu geraten es keines

Goethe bedarf; ich selbst z. B. rühme mich wahrlich nicht poetischen Talents und darf doch sagen, daß ich lange vor dem Erscheinen der klassisch-romantischen Phantasmagorie Helena auf diesen Gedanken kam, aber auch alsbald mir vorhielt, ein Dichter müsse der Versuchung eines solchen Einfalls widerstehen, eben weil er zu nahe liege und weil schon durch das eine Motiv beide Figuren jedes warmblütigen poetischen Lebens entleert und zu hohlen Pappendeckelpuppen ausgeweidet wurden. Wenn dann z. B. nach Helenas Verschwinden ihre Gewänder bleiben und Faust einhüllen, so versteht sich das freilich leicht als Allegorie des Satzes, daß die moderne Poesie sich die reine Formbildung des griechischen Altertums anzueignen hat, deren Geist aber nicht erneuern kann: eine landläufige Wahrheit, oberflächlich und seicht eingekleidet. Übrigens wiederhole ich daneben den entgegengesetzten Vorwurf des peinlichen Dunkels in andern Allegorien. Was der Homunkulus ist, was Mephistopheles als Phorkyas bedeutet, das bekenne ich auch nach Köstlins Deutungsbemühungen nicht zu wissen. Hüten wir uns denn billig vor Allegorien, so ist es dagegen bei einem Stoffe wie die Faustsage nur ganz in der Ordnung, Geister auftreten zu lassen. Im Volksbuch ist Helena ein Sukkubus, ein Teufel in weiblicher Maske, und wir werden zusehen, ob die Figur nicht in dieser Bedeutung sich verwenden lasse.

Eine dritte Sphäre ist die Wissenschaft, das Forschen nach der höchsten Wahrheit. Doch nicht ohne weiteres darf als ausgemacht hingestellt werden, daß diese Sphäre vorkommen müsse, ja nur dürfe. Faust hat ja den Bund mit Mephistopheles gerade darum geschlossen, weil „des Denkens Faden zerrissen" war, weil ihn „lange vor allem Wissen ekelte"; dazu kommt die ästhetische Schwierigkeit, diese Form geistigen Tuns darzustellen, die sich noch steigert, wenn Faust nicht mehr die drastische Inkonsequenz begeht, wie in den ersten Szenen des ersten Teils, wo er in verzweifelter Ungeduld die Wahrheit durch Magie erstürmen will. Allein, was das erste betrifft, so hat Mephistopheles, im bekannten Monolog, auch gesagt: „verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, laß nur in Blend- und Zauberwerken dich von dem Lügengeist bestärken, so hab' ich dich schon unbedingt." Der Drang der Ergründung des innersten Wesens der Dinge ist das Reinste, Beste in Faust, es ist

sein wahres Selbst, sein innerster Geist, sein Genius: wird er diesem untreu, so ist er verloren. Und in der Tat hat der Dichter auch mitten im Lebensgange seines Helden mit Mephistopheles diesen Faden wieder aufgenommen: wir finden Faust in Wald und Höhle der reinen Betrachtung, der Erforschung der Natur und der Wunder des eigenen Innern hingegeben; es ist die erste starke Reaktion gegen den dämonischen Verführer, und Goethe sagt uns hiemit, daß diese reine geistige Arbeit die Hauptform sei, in welcher seine ethische Selbstbestimmung gegen den Bösen sich geltend machen muß. Freilich liegt auf jener Stelle auch ein ungelöstes Dunkel. Es ist der Erdgeist, der den Faust in die Geheimnisse der Natur einweiht, ihm vergönnt, „in die tiefe Brust der Natur wie in den Busen eines Freundes zu schauen", derselbe Erdgeist, der ihm den kalten und frechen Begleiter zugesellt hat. Dies ist bekanntlich stehengebliebener Rest eines aufgegebenen Plans, und da wir uns auf diesen verwickelten Punkt hier nicht einlassen können, so müssen wir von der letzteren Seite, von der Frage, wie Goethe die dauernde Verbindung mit dem Erdgeist gemeint habe, absehen und die Szene einfach so auffassen, als ob Faust aus eigener Willenskraft sich den Banden einer zerstörenden Leidenschaft entrissen und in sein ursprüngliches Element, die Wissenschaft, geworfen habe. Nun fragt es sich also, ob die Tragödie nicht fordert, daß von Stelle zu Stelle in der Handlung ein solcher Rücktritt Fausts in die Sphäre des reinen, des wahrheitforschenden Geistes eintrete? Die Frage wird bedingt zu bejahen sein. Im Anfang der Tragödie wollte Faust die Wahrheit erkennen ohne jede Vermittlung, ohne Methode, ohne Rücksicht auf das, was andere vor ihm gedacht haben; er wollte alles auf einmal wissen, er wollte die Pforte der Wahrheit mit Gewalt sprengen, das führte zum Zauber, und der Erdgeist warf ihn beschämt zu Boden. Damit wollte der Dichter nicht sagen: man kann nicht erkennen, man kann nur glauben, sondern: es gibt kein Erkennen, das mystisch mit einem Sprunge sich in den Mittelpunkt der Wahrheit versetzt, ein solcher Versuch endigt mit Demütigung und Verzweiflung, der Weg des Erkennens muß mit Resignation gewandelt werden, und diese Resignation enthält zweierlei: Geduld des langsamen Fortschreitens mit Methode, mit stetiger Benutzung der Vorarbeit anderer, und Verzichtung auf das Ganze der Wahrheit. Verzichtung auf das Ganze:

das heißt nicht Verzichtung auf eine Erkenntnis des Wesens der Dinge; nennen wir das Wesen der Dinge Zentrum, so lautet das Gebot: du sollst dich zufrieden geben, von einzelnen Punkten der Peripherie in das Zentrum zu schauen, fortschreitend wirst du von immer mehreren in dasselbe eindringen, wiewohl nie von allen. Wer auch nur irgendeine Form des Daseins gründlich mit seinem Denken durchdringt, der erkennt die Wahrheit. — Nun aber müssen wir uns zu der andern Seite, zu der ästhetischen Schwierigkeit der Darstellung wenden. Es leuchtet ein, daß dies Thema viel zu abstrakt ist, um poetischer Veranschaulichung fähig zu sein; der Dichter kann das nur andeuten, und auch die Andeutung ist prosaisch, wenn sie nicht in irgendwelchen lebendigeren, bewegteren Zusammenhang gesetzt wird. Goethe selbst nimmt gleich zu Anfang des zweiten Teils dies Moment wieder auf und gibt uns wirklich eine Andeutung; das Bild ist von des Dichters optischen Studien genommen; Faust sieht in die aufgehende Sonne, wendet ihr aber dann den Rücken, betrachtet den Regenbogen im Schaume des Wasserfalls und sagt sich: „am farbigen Abglanz haben wir das Leben." Das Metaphorische dieser Andeutung genügt offenbar nicht, sie poetisch zu beleben; die Einfügung in einen bewegteren Zusammenhang, die ich fordere, ist so gemeint: die Erkenntnis der Wahrheit, um die es hier sich handelt, der Wahrheit, daß echte Forschung nach dem Wesen der Dinge mit jener Resignation und Geduld vereinigt sein muß, soll von dem Dichter auf einem Punkt erfaßt werden, wo die abstrakte Tätigkeit des denkenden Geistes so eben, und zwar in der vorliegenden Handlung des Dramas selbst, in das Leben mündet. Faust sitze wieder über Büchern, spreche mit wenigen einleuchtenden Worten die gewonnene Überzeugung aus und sage uns alsbald, daß er einen Weg eröffnet sieht und mit Begeisterung betreten will, auf welchem er eine begrenzte, aber tiefe und begeisternde neue Gedankenwelt in die Wirklichkeit einzuführen, in eine öffentliche Macht zu verwandeln gedenkt.

Welcher Weg, welche Sphäre bietet sich nun hiezu am passendsten dar? Diese Frage führt uns zu einem Punkte, auf den ohnedies der allgemeine Inhalt unserer Betrachtung uns leiten muß. Wir haben drei Sphären genannt: Politik, humanistische Bildung und Forschen nach der reinen Wahrheit. Wie steht es nun mit der

Religion? Hat uns der Dichter nicht selbst auf diese Frage gelenkt durch die Szene, wo der Ostergesang den Helden, obwohl er zum Dogma sich ungläubig verhält, vom Schritte zum Selbstmord abzieht, durch sein Bibelstudium nach dem Spaziergang, durch sein Bekenntnis eines toleranten Natur- und Gefühlspantheismus im Religionsgespräche mit Gretchen? Wird Faust nach seiner furchtbaren Erfahrung nicht erkennen, daß seinem rationell freien Denken über die Religion ein wesentliches Moment, das ethische, gefehlt habe? Daß die Gottheit zwar ewig gegenwärtig unter uns ist, im Himmelsgewölbe, in den Sternen, im Herzen, in der Liebe, wahrhaft und ganz gegenwärtig aber nur in dem Herzen, das sich überwindet, im Geiste, der sich zu seiner wahren Freiheit und zur Versöhnung mit dem Ganzen, mit dem ewigen Weltgesetz hindurchringt? Daß also nur ein ethischer Pantheismus wahrer Pantheismus ist? Ist es so — und es wird wohl so sein —, so wird Faust, dem die Zerknirschung über seine Schuld nicht den Lebensmut darf geknickt haben, der sich vielmehr zu neuer Energie aufraffen soll, indem er sich sagt: deine einzige Reue sei eine bessere Tat, — Faust wird sich umschauen, wie und in welcher Form er das Gut dieser Erkenntnis in ein Allgemeingut umsetzen könne. So frei und tief, wie er es erfaßt, kann das freilich nicht ins Volk hinausgetragen werden, es bleibt esoterisch, wohl aber ist eine Religionsform denkbar, die dem Menschen, ohne ihn zwar völlig vom Dogma zu lösen, vom Wahne, vom Außersichsein, von der blinden Autorität befreit, ihm seine Selbstbestimmung zurückgibt und ihn anweist, den Prozeß der Versöhnung mit dem Ewigen selbst und frei in sich zu vollziehen. Nun — und nicht nur denkbar ist diese Religionsform, sondern sie ist da, sie ist aufgetreten eben in der Zeit, in welcher die Faustsage spielt: es ist die Reformation. Faust muß in Zusammenhang mit dieser großen Krisis der Zeit gebracht werden, dazu fordert doch wahrlich das sechzehnte Jahrhundert von selbst auf, dessen tiefe, allgemeine Geistergärung ja eben die Sage von Faust geschaffen hat.

Allein ich gebe zu, daß auch in dieser praktischen Wendung die Religionssphäre immer noch sehr große Schwierigkeiten darbietet; sie kann nicht in größerer Ausdehnung behandelt werden, es führte dies immer auf allzu lange Monologe und Reden. Dies Motiv muß also schon mit seiner Entstehung, seinem ersten Auftreten selbst

wieder alsbald in ein anderes münden, das unzweifelhaft poetischer Behandlung fähig ist, und dies andere Moment, welches wird es sein? Kein anderes als wieder das erste, das wir aufgeführt haben: die Politik, und dazu das zweite: der Humanismus. Wir stehen vor einem wechselseitigen Übergang der Hauptsphären, in welche Faust geführt werden soll, wir bewegen uns in einem Kreise, und genau das ist es, was uns im Interesse einer wohlverbundenen dramatischen Handlung nur höchst erwünscht sein kann. Und darin kommt uns ja die Zeit, der Schauplatz wiederum von selbst entgegen; denn Reformation, Humanismus und der politische Kampf gegen Leibeigenschaft und für Einigung Deutschlands waren ja Bewegungen, die im innigsten Zusammenhang standen, sich gegenseitig bedingten, teils miteinander giengen, teils aufeinander folgten.

Nur eine, von Köstlin erhobene Einwendung ist jetzt noch zu beseitigen. Ich hatte vorgeschlagen, für den zweiten Teil Faust den Bauernkrieg zu benutzen. Er bemerkt darauf: in ein historisch so klar vorliegendes Kriegstheater können zwei so mythische Ritter wie Faust und Mephistopheles nicht eingeführt werden. Aber warum lobt er gleich darauf Goethes treffend ironische Schilderung der Lage des gespaltenen deutschen Reichs im vierten Akte? Diese Zeit ist von Goethe nicht genau begrenzt, wird er antworten, es sind keine Namen, keine Zahlen genannt, das Historische ist in eine unbestimmtere, typische Allgemeinheit erhoben. Gut, und ebenso können auch die politischen Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts behandelt werden: man soll die bestimmten geschichtlichen Vorgänge erkennen, und doch soll eine gewisse generalisierende Behandlung sie ausweiten, die Enge des einzelnen, benannten, datierten Ereignisses lüften, die Gröbe und Schärfe, womit die Geschichte ihre Umrisse zeichnet, mildern und vergeistigen.

Sogleich der Anfang des zweiten Teils leidet bei Goethe an zwei höchst bedenklichen Schwächen. Statt den Zustand des furchtbaren Seelenschmerzes, der nach der Schlußkatastrophe des ersten Teils den Helden zerreißen muß, statt die Ermannung aus diesem Zustand wirklich darzustellen, hat der greise Dichter uns mit einer symbolischen Opernszene beschenkt: die alte Neigung, die ihn frühe verführte, so viele Kraft in Singspielen und derlei Flitter zu verpuffen, diese Liebe zum Opernhaften, die schon im ersten Teile der

Tragödie nur zu häufig sich fühlbar macht, drängt sich hier in eine Stelle ein, wo der Poesie, der wirklichen Poesie ein Motiv von der gewaltigsten Wirkung sich darbot. Wer das erlebt hat, was Faust, den wollen wir nicht schlafend wiederfinden und nicht durch einen Singsang von Elfen ist er zu kurieren. Dies ist das eine; das andere: wo ist Mephistopheles? Nachher, am kaiserlichen Hofe, treffen wir ihn wieder an Fausts Seite; wie und warum er entfernt war und nun wieder da ist, davon erfahren wir kein Wort. Man hat Goethe vorgeworfen, daß sein Faust zu leicht begnadigt werde; man hat es freilich meist getan auf Grund enger positiv religiöser Begriffe, man hat dabei nicht erkannt den tiefen Sinn der Worte: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Allein der Vorwurf gewinnt einen Schein von Recht, weil uns Goethe das Streben nicht wirklich zeigt, und zum Streben gehörte wesentlich die kräftigere Reaktion gegen Mephistopheles; jene eine im ersten Teil, wo wir Faust einsam in Wald und Höhle finden, ist gewiß nicht hinreichend.

Wir sollen aus seinem eigenen Munde hören, welche Qualen, welche glühenden Messer in der Brust des Schuldbewußten wühlen. Die Bühne zeige uns zuerst das bekannte Studierzimmer; Faust stürze herein, er komme von Gretchens frischem Grabe, ein furchtbarer Monolog, worin er wie im wilden Fiebertraum Gretchens Hinrichtung malt, als sähe er sie mit eigenen Augen an, jede Gebärde, Verzweiflung, Händeringen und Wälzen am Boden sage uns, wie es im Innern eines Menschen aussieht, der solche Folgen seiner Schuld soeben erlebt hat. Die Ermannung aus diesem Elende ließe sich zweckmäßiger nicht motivieren als durch den Eintritt des Mephistopheles. Anfangs müßte Faust in seiner Zerschlagenheit ihn zum Worte kommen lassen, und wie wäre dieser in seiner Rolle, wenn er nun die Wahrheit, daß zu lange Reue unfruchtbar ist, das oben im guten Sinn erwähnte Wort, daß „unsere einzige Reue eine bessere Tat sein soll", mit dämonischen Sophismen ins Frivole verkehrte! Wie sehr fordert es die Tragödie, ihn einmal in einer solchen Situation als Hinwegprediger der Reue zu vernehmen! Nun aber besinnt sich Faust, daß er noch Mann ist; am Gegensatze zu Mephistopheles erwacht ihm das Bewußtsein, daß er noch er selbst ist, noch leben kann, leben muß, um durch Taten seine tiefe Schuld

zu sühnen. Er jagt den Verführer hinweg, und das muß deutlich, drastisch geschehen, nur daß natürlich der Abziehende noch einen Wink wird fallen lassen, daß er den Rückweg schon werde zu finden wissen.

Wagner tritt ein und fragt den Doktor, ob er auch in die neuen Bücher schon gesehen habe, die er ihm während seiner „langen Ferienreise“ auf den Tisch gelegt habe. Faust schlägt sie auf, es sind Schriften der Reformation und Humanisten. Faust beginnt aufmerksam zu werden, liest mit dem Ausdruck überraschten Zusammentreffens eigener, längst gehegter Gedanken einige schlagende, energische Sätze laut heraus, er beschließt, Heilung seiner Seele wieder im Forschen, diesmal aber in einem solchen, das zu Überzeugungen, zu Gesinnungen reift, in einen Willen übergeht, auf die Welt zu wirken. Er erkennt die ethische Lücke seines naturalistisch-pantheistischen Denkens, er wirft sich vor, daß er früher die Wahrheit nur für sich gewollt, daß sein Herz nicht der Menschheit und vor allem dem nächsten, großen Kreise, der Nation, geschlagen habe. Jetzt findet er eine weitere Schrift; der Titel, den er liest, muß an Huttens „Aufwecker deutscher Nation“ erinnern. Wie er zu blättern anfängt, klopft es. Faust, unwillig, gestört zu werden, ruft zögernd Herein. Ein jugendlicher Mann tritt ins Zimmer, man gebe ihm irgendeinen symbolischen, poetischen Namen, sein Wesen aber erinnere durchaus an Huttens Feuergeist. Mit glühenden Worten schildert er dem erstaunten Faust, wie anders es in Deutschland geworden, wie allerorten ein neues Geistesleben sich rege, wie der erstaunten Welt das Bild des Altertums, das gesund und gediegen im Wirklichen lebte und treu der Natur seine Kräfte dem realen Zweck zuwandte, wie ihr zugleich das Bewußtsein der freien Selbstbestimung und Prüfung in Sachen des Glaubens aufgegangen sei und wie die beiden großen Strömungen zusammentreffen. Der Gast muß auf demjenigen Standpunkte stehen, auf dem sich Hutten befand, als er noch mit Adel und Fürsten den Kaiser für die neue Lehre und für eine Einigung Deutschlands mit einer vom Papst unabhängigen, reformierten Kirche zu gewinnen hoffte; er fordert Faust auf, ihm an einen Hof zu folgen, wie ihn Hutten im Hofe des Albrecht von Mainz gefunden zu haben glaubte. Faust, voll Begeisterung und Hoffnung, folgt ihm.

Wir finden ihn dann an einem deutschen Hofe wieder, im Ge-

spräche mit einem Fürsten, welcher nicht ablehnend, aber kühl, halb lau gegen ihn, der allerdings nun an einen Marquis Posa erinnern mag, sich ausspricht. Dem Niedergeschlagenen, fast Entmutigten, der bereits vom Reichstage zu Worms, von Luthers Flucht vernommen hat, nähert sich ein Hofmann, der ihn mit feinen Worten belehrt, daß, was Begeisterung und direktes Losgehen auf das Ziel nicht vermocht habe, der Kunst, der List gelingen werde. Daß Mephistopheles sich gelegentlich als Freund der Reformation stellen kann, liegt nicht zu sehr im Weiten; der Dichter dürfte nur an sein naives Schimpfen auf die Pfaffen nach der Wegnahme des Schmuckes anknüpfen. Ihn erkennt Faust unter der Maske, will gegen ihn ausbrechen, wird aber durch seinen Humor, seine Dialektik endlich bestochen, gefangen, umgestimmt. Nachdem er es bis dahin gebracht, wagt es Mephistopheles, mit einem Rat herauszurücken, in welchem für den vorschauenden Zuschauer eine gründliche Ironie liegt: Faust soll am päpstlichen Hofe selbst für seine Zwecke wirken; man sei dort gar nicht so blind, als es scheine; er schildert die humanistische Bildung der Römer, reizend malt er die neu erschlossene schöne Welt des klassischen Altertums, welche Faust wohl kennt, aber noch nicht von ihrer ästhetischen Seite, er malt ihm die Blüte der Kunst in Rom, weiß nebenher lockende Bilder eines phantasiereichen Genußlebens im Umgang mit schönen Frauen einzustreuen: das könne man, ohne Opfer des großen Zwecks, so mitnehmen; und übrigens, sagt er, wenn es zu kühn sei, den gebildeten Papst für eine Läuterung des Glaubens und eine Deutschland erwünschte Ordnung der Kirchenverhältnisse zu gewinnen, so lasse sich ja unterderhand gegen den päpstlichen Thron selbst wühlen, die Römer gerade seien dem abgeschmackten Pfaffenjoch am meisten entwachsen usw.

Faust läßt sich verführen. Wir finden ihn in Rom wieder. Im Umgang mit feinen Kardinälen, Rittern, Gelehrten, Künstlern, edlen, anmutigen Frauen wird er vom Wirbel der Zerstreuung fortgerissen. Entzückt steht er vor den neu entdeckten Antiken; man lasse ihn im Anblick einer Mediceischen Venus erglühen, den reinen Genuß der Form unvermerkt in einen heißen Sinnenreiz übergehen; ich erinnere mich einer geistreichen dramatischen Studie von Gustav Pfizer, welche Faust in ähnlicher Situation darstellte; man führe ihn zu Raffael, der eben in der Farnesina seine Psyche, seine Galatea

malt; ein Rausch, eine Trunkenheit der Phantasie komme über ihn. Man entrolle das Bild einer ebenso verdorbenen, als fein gebildeten Welt; es ist ganz erlaubt, in die Tage der Borgia zurückzugreifen, obwohl man nach der Seite der ästhetischen Genüsse und des herrschenden Humanismus die Zeit Leos X. festhalten muß. Ränke, Wollust, Gift, Dolch sollen an der Tagesordnung sein. Nun hat die Stunde für Mephistopheles geschlagen, und nun ist es Zeit, an die Helena zu denken.

Mephistopheles hat sich inzwischen in der Rolle eines Hofmanns trefflich ausgenommen. Sie muß ihm ja gar so gut anstehen; die ganze Anlage seines Charakters fordert es mit tausend Zungen, daß wir ihn als feinen Intriganten an einem leichtfertigen Hofe sich bewegen sehen. Nicht ganz hat Faust seinen ursprünglichen Plan vergessen, aber er ist an der Hand des frivolen Führers ein Ränkeschmied, ein Meister der List, ein Sophist geworden, der die Mittel durch den Zweck zu heiligen glaubt. Dieser Faden muß mit dem andern, der üppigen Stimmung Fausts, hernach zusammengefaßt werden.

Es ist Nacht; Mephistopheles vor einem Zauberkreise macht sein Hokuspokus, und aus einer Nebelmasse, die aus der Erde steigt, entwickelt sich ein Weib von der Schönheit einer Aphrodite. Das ist Helena, der Sukkubus, der weibliche Buhlteufel; Mephistopheles weist dem Trugbilde seine Rolle an. Sie trete Faust etwa auf einem Hoffest, einem Maskenball in antikem Gewand mit verführerischer Entblößung ihrer Reize entgegen. Glühende Leidenschaft ergreift ihn; die Erscheinung ist ihm ein Inbegriff aller Herrlichkeit der Antike; sie zeige sich innig vertraut mit klassischer Kunst und Poesie, sie wisse mit Homer, mit Sappho, mit Anakreon, mit Ovid von Liebe zu sprechen und zu singen und sei Meisterin der Saiten.

Nun aber muß sich die Eifersucht einmengen, und hier lassen sich die unterschiedenen Fäden verknüpfen. Ein Mann am Hofe, den Faust als Gegner seiner Pläne auf den Tod haßt, irgend ein vornehmer, durchtriebener Pfaffe und Wollüstling, werde sein Nebenbuhler. Die Teufelin, angeleitet von Mephistopheles, wisse mit dem abgefeimtesten Spiele der Koketterie die Eifersucht zu nähren bis zu der Höhe der Wut, wo Faust reif ist, aus der Hand des Mephistopheles den Dolch zu empfangen, den er dem tödlich gehaßten Gegner

ins Herz stößt. Jetzt besitzt er die Geliebte allein, in wildem Entzücken will er sie umarmen und er umarmt ein Totengerippe. Dies hat Sinn, aber nicht in der Weise der Allegorie; denn es ist ein Motiv, das in alten, geglaubten Sagen vorkommt.

Faust hat jetzt ein Verbrechen begangen, so schwer, wie er es an Gretchen nicht verübt hat. Und ich behaupte, daß das Drama es fordert. Eine ganze, volle Schuld, eine Blutschuld, das Verbrechen eines vorbedachten, wiewohl im Affekt vorbedachten Mords muß auf sein Haupt fallen. Wir verlangten stärkere Reaktion gegen Mephistopheles, wir verlangen auch tiefere Schuld, Schuld wie sie im Irrgange des handelnden Lebens ein Menschenkind sich aufs Gewissen laden kann.

Nach der dramatischen Zwischenpause finden wir den Helden wieder, in armseliger Kleidung auf einem Acker mit Feldarbeit beschäftigt. Er ist Bauer geworden. Ermüdet hält er inne und erzählt uns von den Tagen der wilden Verzweiflung, da er nach seiner Untat wie Kain durch die Länder floh. Er hat erkannt, daß er damals, als er sich bestimmen ließ, mit seinem guten und hohen Zweck es an Höfen, mit Fürsten zu versuchen, schwer irrend in die Bahn geriet, die ihn abwärts bis zu diesem Äußersten führte. Er hat vor allem beschlossen, zu büßen: arm zu werden und mit eigener Hand die mütterliche Erde zu bauen. Er hatte vergessen, daß er für das Volk kämpfen wollte, das Herz fürs Volk hatte er auf dem schlüpfrigen Pfade verloren; nun will er mit dem Volke entbehren, leiden, arbeiten. Ich behaupte, daß Faust durch diese Lebensform geführt werden muß: soll er der Menschheit Wohl und Weh auf seinen Busen häufen, so muß er auch arm, ein armer Arbeiter, ein Proletarier werden, er muß auch das durchwandern, er muß auch das kosten, wie es tut: sein Brot im Schweiß des Angesichts essen. Einst hat er gesagt: das bin ich nicht gewohnt, den Spaten in die Hand zu nehmen; mir schien es immer, dieses Wort sei ein Wink, daß auch das an ihn kommen müsse. — Den höllischen Begleiter hat er unter Flüchen abermals von sich gejagt. — Die Buße aber dieses harten Lebens hat er sich nicht bloß für sein zweites Vergehen auferlegt, sondern auch für das erste: Gretchens Geist ruft er an, fleht er an, daß dies, dies Leiden und Arbeiten mit dem Volk als Sühne hingenommen werde für die alte, schwere Schuld, an

einer Tochter des Volks begangen. Aber er hofft noch eine andere Sühne bieten zu können: er hofft, daß auch der Tag komme, wo er mit dem Volk und für das Volk handeln könne. Nun erfahren wir, daß ringsum Leibeigenschaft ist; er selbst ist Besitzer eines kleinen, freien Bodens, aber umsponnen von den Ränken eines nahen Klosters oder andern kleinen Herrn, der auf irgendwelchen Vorwand Ansprüche gründet, die auch ihn zum Leibeigenen machen sollen. Man kennt das, man weiß aus der Geschichte, durch welche Mittel Klöster, Ritter, Lehnsherren jedes Namens Freie als Hörige anzusprechen, zu Leibeigenen herabzudrücken verstanden. Wie er nun eben seiner Empörung über diese Zustände und die eigene Erfahrung Worte gibt, tritt hastig eine Schar von Landleuten des Gaues auf; sie berichten ihm, daß der Bauer beschlossen habe, seine Menschenrechte zu fordern und für den Fall, daß er sie nicht auf friedlichem Wege erringen könne, zu den Waffen zu greifen. Es müssen Männer sein, die vernünftig sprechen; es ist bekannt, daß die Bauern nur Gerechtes verlangten und die bürgerliche Freiheit rein und einfach aus der Bibel, aus der innern Freiheit des Christen ableiteten. Die Aufgeregten wollen Faust zum Führer und er schlägt ein.

Bei dieser Wendung im Gang unseres Helden sind nur gewiß alle ordinär demokratischen Begriffe fern zu halten. Die Form des Staats als ein Ganzes kommt zunächst nicht zur Sprache; Faust muß zwar seiner Zeit voraus sein an Geist, er muß die Idee des Rechts tiefer begreifen als seine Umgebung und Zeitgenossen, er muß mit klarem Bewußtsein die Bedeutung der Persönlichkeit fassen und nach dem Rechtsstaate aus denselben Gründen streben, aus denen er Mitkämpfer der Reformatoren wurde, aber nur um Gottes willen nichts von dem phrasenhaften Gebrauche des Wortes Volk, wie er 1848 bei den Demokraten im Schwunge war, da es nur noch fehlte, daß man verlangte, es solle sich jeder seinen Vater frei wählen dürfen! Ich wollte nicht versäumen, dies beizusetzen, da ich Worte wie: Herz fürs Volk, Tochter des Volks, die vielmißbrauchten, gebrauchen mußte.

Wir werden Faust zuerst bemüht sehen, die Bauernschar, die er führt, auf dem Wege des Rechtes zu bewahren; die Forderungen sind ohne Übersturz klar ausgesprochen (wie es in den zwölf Artikeln der Fall war), Unterhandlungen eingeleitet, für den Fall ihres Fehl-

schlagens soll durch Ordnung und Zucht ein schlagfähiges Heer gebildet werden. Allein bald zeigt sich, daß Ritterschaft und Städte nur zum Schein unterhandeln, um desto zulänglicher zum vernichtenden Schlage zu rüsten, einzelne blutige Taten verraten den wahren Sinn der Gewalthaber, der gereizte, empörte Haufe ist jetzt von Mord und Brand nicht mehr abzuhalten. Einmal nun, etwa eben nach Ankunft einer Botschaft von irgendeiner grausamen Tat, welche von Rittern gegen einen überfallenen Haufen der Bauern begangen ist, lasse man den Führer selbst die Geduld verlieren; er gebe die Erlaubnis, das Schloß eines verräterischen Feindes oder auch ein Kloster oder die Prachtwohnung eines üppigen Prälaten niederzubrennen und auszurauben, Blutvergießen aber muß er bei dieser Übereilung streng verbieten.

Aus der Mitte der wilden Rotte, wie sie zum Zerstörungswerke fortgestürzt ist, bleibt eine Gestalt auf der Bühne zurück, die sich als Mephistopheles zu erkennen gibt. Aus W. Zimmermanns Geschichte des Bauernkriegs ist bekannt, welche malerisch phantastische, maskenhafte Figuren sich unter den aufrührerischen Bauern befanden; eine solche Maske muß dem humoristischen Dämon gar prächtig sitzen. Er spreche seine Freude aus über diesen einen Schritt der Rache und Gewalttat, den Faust sich hat beigehen lassen; er soll werden, was Faust nicht bezweckte, aber auch nicht bedachte: die Losung zu unendlichen Greueln. Wir erfahren, daß er seines Teils längst geschäftig ist, Unkraut unter den Weizen zu säen, mystisch sozialistischen Wahn zu predigen (die Wiedertäufer mischten diese wilden Phantasien in die ursprünglich vernünftigen und gemäßigten Forderungen der Bauern) und zum Sengen und Morden zu stacheln. Nun beschließt er aber, zu diesem Zweck eine noch tauglichere Larve anzulegen. Unter der schwäbischen Bauernschar befand sich, wie man aus dem Werke von W. Zimmermann weiß, ein wildes, racheglühendes Weib, die man die schwarze Hofmännin nannte, sie war die beredte Furie, welche die rohen Gemüter zu Greuel über Greuel anhetzte. Mephistopheles zieht aus seinem Bündel unter Beutestücken einen schwarzen Weiberanzug hervor, schlüpft in denselben unter Witzreden in seinem Geschmack, probiert seine Rolle, possenhaft, gespenstisch komisch, studiert eine Volksrede, ein Meisterstück im bekannten Wühlerstyl, ein und läuft in seinen flatternden schwarzen

Fetzen hinweg zu der Bauernrotte, um zu schüren, daß bei der von Faust zugelassenen Gewalttat auch Menschenblut vergossen wird.

Die nächste Szene zeigt im Hintergrund eine brennende Burg. Bauernversammlung; Faust ist abwesend, was mit irgendeinem Führergeschäfte leicht zu motivieren ist. Die Herren in der Burg haben, während sie mit den Bauern unterhandelten, den Waffenstillstand nicht gehalten, Einzelne überfallen und niedergemacht, Parlamentäre erschossen, die Bauern haben daher die Burg erstürmt und angezündet; die Verteidiger sind gefangen. Man berät, was ihr Schicksal sein solle. Jetzt stürzt die schwarze Megäre herein und bringt die Nachricht von der Niederlage eines andern Bauernheers, von den scheußlichen Hinrichtungen, Verstümmelungen, dem Augenausstechen, Gliederabhauen und was alles von unmenschlichen Strafen über die Gefangenen verhängt wurde (Andeutung des ersten Siegs, den Truchseß Georg von Waldburg in Oberschwaben erfocht, und der barbarischen Ausbeutung desselben); die höllische Rednerin, wie sie die Zuhörer auf dem Gipfel der Wut hat, gibt den Rat, die gefangenen Ritter zur Rache durch die Spieße zu jagen. Die Blutszene von Weinsberg ist wahrlich ein Ereignis, das zu einer furchtbaren tragischen Wirkung recht wohl einmal verwandt werden darf. Man braucht auch hier keinen Namen zu nennen, dem Zuschauer mag die historische Tatsache vorschweben, während er gewiß gern einräumt, daß sie hier in allgemein poetischer Weise nach ihrer typischen Bedeutung zu behandeln ist. Der Angesehenste der Gefangenen wird vorgeführt (geschichtlich Graf Helfenstein), seine Gemahlin mit einem Kind auf dem Arme fleht fußfällig um sein Leben; daß die Gräfin Helfenstein Kaiserstochter war (die natürliche Tochter Maximilians), mag als ein Zug, der den Kontrast erhöht, immer benutzt werden. Der Anführer der Bauern, der die Stelle des abwesenden Faust einnimmt, wird durch ihr Flehen gerührt (was geschichtlich bei Jäcklein Rohrbach nicht der Fall war), schon ist er nahe daran, sich erweichen zu lassen, da hetzt und stachelt die schwarze Erinnye wieder, der Graf, mit ihm die andern Ritter werden zum gräßlichen Tode weggeführt, der bekannte Pfeifer geht vorauf und bläst eine Tanzmelodie dazu, man hört das Ächzen der Sterbenden, während die Gräfin mit ihrem Kind unter rohem Hohne mit Spießschäften hinausgestoßen wird.

Jetzt eilt Faust auf die Bühne; es ist zu spät. Sein Werk, sein reines Wollen ist mit Blut und Schande besudelt, zugleich erkennt er, daß jene große Niederlage der Bauern der Vorbote des Schiffbruchs dieser ganzen Bewegung ist. Unter furchtbaren Vorwürfen gegen die Unmenschen verlangt er, daß ihm der Anstifter der Bluttat genannt werde. Die Bauern führen das finstere Weib vor. Ein Schauer, noch ehe er die Züge wirklich erkennt, überläuft ihn bei dem Anblick der dämonischen Erscheinung, er blickt ihr schärfer ins Gesicht und erkennt Mephistopheles, der ihn höhnisch angrinst. Stumme Pause; Faust steht zuerst schlaff, mit hängenden Armen, erloschenem Blick. Dann sieht man, wie er sich faßt, einen Entschluß in sich bewegt, er rafft sich auf, wendte sich zu der Schar und erklärt ihr, daß er aufgehört habe, ihr Führer zu sein; die Bauern, des „Sittenpredigers" überdrüssig, ziehen ab, Mephistopheles bleibt. Das habe ich nicht getan, ruft Faust, das ist d e i n Werk! Mephistopheles aber erinnert ihn an jene eine Übereilung, wo er eine Gewalttat erlaubte, die zu Blutvergießen führte; der Urheber einer Revolution, sagt er, sei für das Ganze verantwortlich, auch für das, was er nicht gewollt habe, da gebe eben eins das andere, das sei eine Kette von Ursachen und Wirkungen, an deren erstem Gliede Fausts Gewissen hänge. Dann geht er in einen andern, in den alten Ton über und will ihn zu leichtem Trost in neuem Genußleben verführen; er hofft, die Zerknirschung, die Last der neuen Schuld, stumpfe Reue werde ihn nun innerlich so aushöhlen, daß die Schwungfeder seines Geistes erlahme und er ihn jetzt dahin bringen könne, wo er ihn von Anfang an haben wollte: zur Zufriedenheit in passivem Genuß.

Faust aber hat seinen Entschluß gefaßt. Welchen? sagt er nicht; mit den Worten: zieh' hin, du wirst von mir vernehmen! schreitet er hinweg und läßt den Verblüfften stehen, der sich jedoch mit der Hoffnung betröstet, seinem Zögling schon anders wieder beizukommen.

Wir finden Faust wieder als Anführer einer andern Bauernschar; er hat die Hauptleute versammelt und teilt ihnen Befehle aus, die auf den Schlachtplan einer zur letzten verzweifelten Gegenwehr entschlossenen Truppe schließen lassen. Haltung und Bewaffnung der Männer zeigt, daß dies kein undisziplinierter, wilder und roher Haufen ist wie jener, von welchem Faust sich losgesagt hat. Die

Hauptleute gehen ab und in einem Monologe spricht Faust aus, was er in jener schrecklichen Stunde der Entscheidung verschwiegen hat. Er ist entschlossen, zu sterben. Der Bauernaufstand ist in der Zwischenzeit gescheitert; eine kleine, tapfere Schar ist noch übrig, ein Kern der Besten, der in einer Reihe von blutigen Kämpfen mit überlegenem Feinde noch nie besiegt werden konnte. Jetzt ist die Überzahl der letzteren so angewachsen, daß nur zwischen Ergebung oder Tod die Wahl ist, und die brave Schar hat mit ihrem Führer den Tod gewählt.

Ich schiebe hier die Bemerkung ein, daß es mit der anfangs geäußerten Ansicht nicht in Widerspruch steht, wenn Faust vorher und jetzt als kriegerischer Führer auftritt. Er ist kein Feldherr, der große taktische Körper nach großem strategischem Plane zu leiten hätte. So viele Kenntnisse, als zu dem beschränkteren Zwecke hier nötig sind, kann sich auch ein geistiger Held rasch aneignen. Soll diese Erwägung nicht ausreichen, so mag man als positives tragisches Motiv eben auch dies verwenden, daß Faust die technische Überlegenheit des Feindes nicht genug in Rechnung nahm, als er früher die Führung einer größeren Schar sich übertragen ließ.

Ein Hauptmann meldet das Anrücken des Feindes, Faust gürtet das Schwert um, setzt sich den Helm auf, und nun erst, aus seinen letzten Worten, erfahren wir die ganze Bedeutung seines Entschlusses. Ich schicke noch voran, daß mir bei der Einführung des ganzen Motivs jener Florian Geyer von Geyersberg vorschwebt, der edelste unter den Bauernführern, der in Franken mit seiner „Schwarzen Schar" noch zuletzt in mehreren Schlachten verzweifelten Widerstand leistete, sich mit einem mehr und mehr schmelzenden Häuflein immer wieder durchschlug, bis er mit dem kleinen Reste von Getreuen endlich bei Schwäbisch-Hall kämpfend fiel. Er war ein Mann, der wußte, was er wollte, ein Ritter, der sich aus reinem Rechtsbewußtsein zu den Bauern schlug. Man wiche natürlich darin von der Geschichte ab, daß man den größeren Kampf, wie er in der alten Kirche von Ingolstadt vorfiel, als den letzten annähme, worin die ganze Schar mit ihrem Führer untergeht. Allein hier am wenigsten darf eine solche einzelne Handlung, eine historische Person, die alles Ruhmes wert ist, aber welthistorische Bedeutung nicht besitzt, anders denn als ein Motiv durchschimmern, das nur den Anstoß zur Findung

der Situation gegeben hat. Faust muß den Kampf, den er als Führer im Bauernkrieg angetreten hat, mit großem historischem Blick auffassen. Die ursprünglichen, noch unbefleckten, ausführbaren Prinzipien, wie sie der französischen Revolution zugrunde lagen, muß er mit klarem modernem Denken hineinlegen. Um dies nicht unnatürlich zu finden, bedenke man die ungemein große Ausdehnung, welche der Bauernkrieg doch gehabt hat, und welche einen durchgreifenden allgemeinen Neubau der politischen Ordnung allerdings nicht unwahrscheinlich machte. Jetzt, da diese Bewegung in den letzten Zügen liegt, erkennt er sie mit prophetischem Blick als einen jener ersten Versuche, große neue Ideen in die Wirklichkeit einzuführen, welche tragisch endigen, nicht ohne Schuld, aber so, daß sie, untergehend, Keime zu künftiger Auferstehung im Boden zurücklassen. Er gedenkt der tragischen Leiden der Vorläufer der Reformation; diese aber hat in der Zwischenzeit gesiegt, das ist ihm eine Bürgschaft für den künftigen Sieg dessen, was er, für diesmal erfolglos, mit den Seinigen gewollt hat. Man darf ihm wohl den seherischen Geist leihen, daß er wirklich eine Ahnung der modernen Revolution ausspricht. Auch das mag er ahnen, daß sie noch entsetzlicher als dieser Bauernkrieg ihre reinen Grundgedanken beflecken wird, aber zugleich mag er vorausschauen, wie ihre Früchte dennoch unverloren bleiben und im steten Gang der Geschichte in freien Verfassungen reifen. Ob er sich das Ziel konstitutionell wie Goethe oder republikanisch denkt, das ist eine Frage, die unbeschadet der Schönheit dieses Schauens und der innern Wahrheit in dieser Schönheit ganz offen gelassen werden kann. Zugleich aber sieht er nun in seinem Tode eine volle Sühne für die Flecken, die auch sein letztes, reines Streben entstellt haben. Er hat nur ganz entfernt, nur durch eine kleine Übereilung Teil daran, aber er rechnet nicht ab, sondern nimmt das Ganze der Schuld auf sich. Mephistopheles hat ihm hämisch und teuflisch diese Schuld zugeschoben, freiwillig erkennt er sie jetzt an und will mit seinem Blute sie abwaschen. Aber auch die alten, dunkeln Flecken seines Lebens stehen in ihrer Schwärze wieder vor ihm und auch für sie soll dieser Tod ein letztes, höchstes, freies Sühnopfer sein. Da gedenkt er Gretchens wieder, die Rührungen der ersten Liebe erweichen in süßer Erinnerung sein gestähltes Herz. In diesem Momente schwebt Gretchens Gestalt heran.

Ihr Geistermund grüßt ihn mit der Botschaft der Verzeihung, grüßt ihn als Märtyrer der ringenden Menschheit und weiht ihm zum Todeskampf. Als Geistererscheinung ist sie nicht mehr dies einzelne Wesen, sie ist Fausts Genius, der Genius seines Volkes. Es muß mich alle Erinnerung täuschen, wenn ich nicht mit Wahrheit versichern kann, daß die Einführung dieses Motivs keine Reminiszenz aus Egmont ist. Es kann aber durchaus nicht vom Übel sein, wenn man an die Traumerscheinung Klärchens erinnert wird; zwei so verwandte weibliche Charaktere dürfen sich wohl auch darin entsprechen, daß sie nach ihrem Tod als Geister in idealer Bedeutung wiederkehren. Doch der Ausdruck „als Geister" ist unrichtig, weil er nicht für beide Fälle paßt. Klärchens Erscheinung ist objektiviertes Traumbild und das Bedenken, ob in einem Drama, das ganz in der realen Welt spielt, ein solches Motiv, das doch immer wieder als Wunder erscheint, auftreten dürfe, ist bis heute noch nicht bis zu voller Rechtfertigung des Dichters gelöst. Gretchen aber erschiene als Geist und im Faust, in einer Tragödie, die eine Sage voll phantastischer Motive behandelt, dürfen, wie schon oben gesagt ist, ja sollen Geister mitwirken.

Faust ist niedergekniet, entzückt hat er diesen Gruß der ewigen Liebe, diesen Segen hingenommen, entzückt schaut er in die ferne Zukunft, wo aus Märtyrerblut die Eiche der Freiheit und der rein humanen Religion stolz und hoch wird gewachsen sein, entzückt schaut er auch den Sieg jenes hohen Zwecks, den er in seinem zweiten Weltgang aufgenommen hat, der Einheit und Größe seines Volks voraus. So steht er auf, geweiht, geheiligt und nun spricht er die Worte, die Goethe in seinem zweiten Teil ihm in den Mund legt:

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Es ist einer der tiefsten und herrlichsten Gedanken Goethes, diese Schlußwendung, diese Lösung der Frage, die von der Stunde des Bündnisschlusses zwischen Faust und Mephistopheles über der Tragödie schwebt. Faust wird verloren sein, wenn er zum Augenblicke sagt: verweile doch, du bist zu schön! wenn er mit Einzelnem zufrieden ist, über ein Beschränktes nicht mehr übergreift, nicht mehr weiterstrebt. Mit bloßem Genusse, wie Mephistopheles möchte,

kann er nie zufrieden sein und ein Schluß, eine letzte Katastrophe nach den einzelnen Katastrophen muß doch eintreten. Da findet nun Goethe das unvergleichliche Mittel: Faust ist zufrieden mit einem Gute idealer Art, glücklich im Glücke vieler, im Glück eines Volks, und dieses Glück ist nicht Genuß im Genießen, sondern Genuß im Tun, Tätigkeit, freie Tätigkeit, Freiheit. Weil aber auch an der reinsten Form menschlichen Daseins die Gebrechen der Endlichkeit haften und Faust von Anfang an das täuschungslose Auge hat für diese Gebrechen, für die Unzulänglichkeit jedes Bestimmten, Einzelnen, jedes Zustands und jeder Tätigkeitsform, so entstand eine weitere Schwierigkeit, die der Dichter dadurch beseitigt, daß es ein Bild der Zukunft ist, worauf er Fausts Geist mit Entzücken stillstehen und ruhen läßt. Es ist eine als zukünftig vorgestellte Wirklichkeit, aber diese Wirklichkeit ist ja wesentlich Tätigkeit, Entwicklung, Fortschritt, enthält also immer weitere Zukunft in sich; Faust ruht, aber er ruht im Bilde des nicht Ruhenden, des kraftvoll Bewegten, über sich selbst stetig Hinausgehenden, des Willens. Faust beschränkt sich, eine bestimmte Form des Daseins und Tuns erscheint ihm als die höchste, aber diese Form ist der freie Staat, worin jedes geistige Leben blüht, sie ist also in der Beschränkung unbeschränkt. Verworfen hat er nur den wilden Unendlichkeitsdrang, behalten den Drang des Strebens in steter, geregelter Tätigkeit. Das ist zugleich die wahre Auskunft über den Moralbegriff Eudämonismus: wenn wir das höchste Wohl in der höchsten Tätigkeit erkennen, dann dürfen wir Eudämonisten sein. Weil nun Faust ruht, ist er verloren, weil er im geistigen Bilde der strebenden, reinsten Tätigkeit ruht, ist er gerettet; er ist verloren, weil er im Streben sich beschränkt, gerettet, weil diese Beschränkung über jede Schranke fortstrebt; bildlich, poetisch dargestellt: er stirbt, er scheint einen Augenblick die Beute des Mephistopheles, aber seine Seele geht in den Himmel ein.

Mir scheint es, daß dieser herrlichen Idee kein Abbruch geschieht, vielmehr noch Licht und Kraft zuwächst, wenn Faust als freiwilliges Opfer in den Heldentod geht. Wer sterbend glücklich ist, der am allerwenigsten kann verloren sein; wer seinen schönsten Augenblick den nennt, wo er zum Tode geht, der kann nicht Knecht und Beute des Dämons der Endlichkeit sein. Ganz gewiß, eines aber würde bei unserer Wendung gewonnen: es will sich immer etwas komisch

ausnehmen, daß Faust bei Goethe so auf einmal abstrakt umfällt und tot ist; es ist doch wahrlich besser, ihn motiviert fallen zu lassen, in der Schlacht. Das ist zugleich eine wahre Ironie im scheinbaren Gewinnen des Mephistopheles: Faust wäre ihm unfrei verfallen und er kommt ihm zuvor, eben auch der Form nach zuvor, indem er tätig, kämpfend von freien Stücken fällt, wodurch er ihm vielmehr nicht verfällt.

Es entsteht nun, theatralisch gedacht, eine kleine Schwierigkeit: wir müssen Fausts Leiche allein auf der Bühne haben, und er soll doch in einem Schlachtgetümmel fallen, das man bei einem so geistigen, durchsichtigen Stoffe doppelt ungern sichtbar darstellt. Inzwischen gibt es eine Auskunft, welche offenbar die ganze Handlung um einen der Grundidee tief entsprechenden weiteren Zug bereichert. Man hört, nachdem Faust abgegangen, das Getöse des Kampfes, dann erscheint er vom allgemeinen Handgemeng zur Seite gedrängt, mit einem einzelnen Feinde fechtend, und dieser Feind sei Mephistopheles, der sich unter die feindlichen Massen geschlichen; Faust erkennt ihn noch nicht, aber weil er in ihm den Überlegensten unter den feindlichen Kriegern sieht, hat er sich ihn zum besonderen Gegner ausersehen. Mephistopheles hält inne im Kampf und öffnet das Visier. Wie Faust ihn erkennt, will er mit verdoppelter Kampfbegier auf ihn eindringen. Der Feind lähmt ihm mit einem leichten Schlage seines Schwertes die Hand und macht nun einen letzten Versuch, ihn zu verführen. Er verspricht ihm alle Herrlichkeit der Welt; was Faust bisher genossen, soll ein Schatten sein gegen das, was jetzt ihn erwartet. Ein Herrscher, ein König, ein Kaiser soll er werden, dessen Willkür keine Schranken gesetzt sind. Umsonst, Faust fällt ihn aufs neue mit dem Degen an und jetzt wird Mephistopheles zum dummen Teufel. Nicht bedenkend, daß der Tod durch seine Hand ein moralischer Sieg für Faust ist, stößt er ihn nieder. Wie Shylock sich stets auf seinen „Schein" beruft, so hält er sich an die pure Form des Wortes von der höchsten Befriedigung, das Faust gesprochen hat.

Er stellt sich triumphierend mit gespreizten Beinen über den Sterbenden und legt die Hände an seine Kehle. Die seltsame, unheimliche Gruppe mag etwas vor unserem Auge verweilen. Dann ruft er frohlockend: er ist mein! In diesem Augenblick öffnet sich

der lastende, graue, wolkige Himmel, der über dem düstern Bilde ruhte, ein Chor von Stimmen ruft: ist unser! und in einer Glorie von Licht werden die Gestalten sichtbar, von denen der Ruf kam.

Ehe ich weiter gehe, muß ich hier auf meine alten Ausstellungen gegen Goethes Schluß verweisen. Der Faust muß mythisch abgeschlossen werden, wie er durch den Prolog im Himmel mythisch eröffnet ist; dies bezweifelt niemand und habe ich in den schon erwähnten „Kritischen Bemerkungen über den ersten Teil von Goethes Faust" mit besonderer Beziehung auf den Prolog anerkannt. Gegen meinen Vorwurf aber, daß ein so überladen gotischer Schluß, wie er vorliegt, eine solche Ausbeutung der Rumpelkammer der Legende, ein solches breites Übergehen in die Mysterienform, ein solcher Weihrauchgeruch und von Heiligen, Kirchenvätern, Engeln wimmelnder Goldgrund einem Gedichte, wie der Faust ist, übel anstehe, findet ich bei Köstlin keinen Gegengrund als die Worte: „wo sollte der Dichter konkrete Farben und Züge hernehmen für seine Schilderung, als aus der Gotik, dem Heiligenglauben des Mittelalters?" und auf diese Replik sollte die Duplik, meine ich, nicht schwer sein. Ich mache, ehe ich sie bringe, nur noch ausdrücklich geltend, daß die Tragödie zwar phantastische, transzendente Motive mit Fug und Recht manche aufgenommen hat und daß der innere Widerspruch dieser Motive mit dem rationellen, geistig freien, modernen Inhalt durch den Zauber der Poesie im Entstehen sich überall wieder löst, daß aber diese Lösung, wenn die Transzendenzen bis zu einem gewissen Grade der Häufung anwachsen, nicht mehr möglich ist. Was zuviel ist, ist zuviel. Wenn es so weit geht, wie hier, so fällt uns sehr ausdrücklich ein, wie Mephistopheles auf ebendie Pfaffen geschimpft hat, deren Vorratskammer und Bildermagazin der Dichter hier positiv auskramt, und wir fragen uns, keiner weiteren Illusion fähig, was Faust, der unkirchliche Mann des freien Gedankens, für Augen machen wird, wenn er sich in diesem kindischen Christtagshimmel als eine Art Präzeptor der seligen Knaben, himmlischen Kollaborator wiederfindet. Kurz, die Geschichte wird komisch; nicht zu reden von Dürrteufeln, Dickteufeln, Lemuren und von dem ekelhaften Motiv der päderastischen Mephistophelesgelüste.

Warum soll sich denn nun keine andere Fundgrube darbieten für

„den sparsamen, sozusagen protestantischen Mythus“, den ich an dieser Stelle gefordert habe? Hat Faust nicht selbst uns den Wink gegeben, wo wir suchen sollen, als er von seiner zweiten, reineren Seele sagte: „Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft zu den Gefilden hoher Ahnen?“

Ein Halbkreis von thronenden Gestalten, wie auf Raffaels Disputa, wird im himmlischen Lichtraum zwischen den geteilten Wolken sichtbar. Es sind Vorkämpfer der geistigen und politischen Freiheit, Märtyrer des Staates, der Wissenschaft, der Religion. Nicht alle müssen jedoch als Märtyrer gelitten haben; neben Sokrates mag Plato sitzen; von griechischen Charaktergestalten würde ich noch den Demosthenes nennen; von römischen wären als Kämpfer für Volksrecht die Gracchen einzuführen, auch ein Brutus, schuldbefleckt wie Faust. Wir können keine mittelalterliche Gestalt brauchen; die Reformation sei in ihrem Vorläufer Huß vertreten. Hutten, den wir ja in der Handlung nicht mit Namen, nur typisch anklingend eingeführt haben, der frühe starb, dessen Tod im Gedichte Faust vorher beklagt haben mag, kann neben ihm seine Stelle finden; da ein Märtyrer der Wissenschaft aus neuerer Zeit nicht fehlen darf, so wird eine Umgehung der Chronologie wohl erlaubt sein, indem Galilei zu der Gruppe gezogen wird. In der Mitte des idealen, monumentalen Kreises throne Christus und ihm zur Seite sitze der verlorene Sohn, denn wir bedürfen auch einer Gestalt, welche die sinnlichen Verirrungen Fausts und die Wahrheit ausdrückt, daß dem Reuigen verziehen wird, und eine so geläufige Person der Parabel neben die realen, der Geschichte entnommenen zu setzen muß erlaubt sein.

Nun verweise ich auf den genannten Aufsatz in der Züricher Monatschrift, wo gesagt ist, eigentlich müßte ein langes Gespräch zwischen Mephistopheles und dem Herrn eintreten, worin jener sein Recht auf die Seele Fausts geltend macht und dieser ihn widerlegt; da jedoch Mephistopheles auf jede Antwort eine Gegenantwort hätte und das Gespräch daher ins Unendliche zu gehen drohte, so werde der Dichter diesen grenzenlosen Faden des Für und Wider durchschneiden müssen, indem der Herr den Faust einfach in seinen Himmel rettet: die Tatsache der Erhebung in den Himmel werde statt der Auseinandersetzung eines philosophischen Begriffes dienen. Diese Ansicht

läßt sich, wenn man statt des Herrn einen solchen Kreis idealer Gestalten einführt, modifizieren; und sie bedarf es. Ein kurzer Wechsel von Rede und Gegenrede mit Mephistopheles muß stattfinden; dem Herrn selbst will es nicht geziemen, sich darauf einzulassen: so mögen die einzelnen Genien dieses Kreises mit wenigen schlagenden Worten der Reihe nach, je wie es für ihren Charakter, ihr Schicksal und Leiden paßt, die Antwort auf die Anklagen des Satan übernehmen. Dieser führt zu seinem Vorteil an: alle sittlichen Verirrungen Fausts und die Verbrechen gegen Gretchen, Valentin, den Mord in Rom; dann seine politische Schuld: er häuft alle Anklagen, welche die Reaktion gegen jede entschiedene Bewegung vorbringt, er erklärt die Revolution für eine Zerstörung aller Grundlagen der Gesellschaft; er knüpft an die eine, letzte Übereilung Fausts an und schreibt alles Blut, jede Greueltat dieses Aufruhrs auf seine Rechnung; wir kennen die Sprache der Knappen des stumpfen Stillstands, ihren Hohn, ihre frivole Sophistik, ihre Heuchelei; sie muß ihm köstlich zu Gesichte stehen. Natürlich holt er weiter aus bei der Reformation, konzentriert die bekannten Vorwürfe gegen sie und macht Faust für alle scheinbaren und wirklichen Übel verantwortlich, die in ihrem Gefolge waren. Alle seine Anklagen fassen sich zum Ende darin zusammen, daß jedem Aufschwung Fausts aus Verirrung und Schuld ein Rückfall gefolgt sei, während die Obern ihm entgegenhalten, daß auf jeden Rückfall ein Aufschwung folgte, und als stärksten, letzten Beweis den freiwilligen Tod nennen. Mephistopheles antwortet darauf, als hätte nicht er selbst den Faust getötet; er kann es zunächst auch, denn der Tod, den Faust suchte, war ihm auch ohne die Hand des Mephistopheles gewiß; das heiße, sagt er, die Rechnung abbrechen, nicht sie schließen; er behauptet, daß Faust, wenn er fortgelebt hätte, in gemeine Zufriedenheit mit sinnlichen Genusse, in Ehrgeiz, Selbstsucht, Zerstörungslust doch versunken wäre; der Beweis hiefür sollen jene Worte sein, die Faust vor seinem Todesgang ausrief, die Worte, die einen Zeitmoment der Summe des ganzen, absoluten Glückes gleichsetzen. Dies ist der Gipfel seiner Argumente, dieser Buchstabe ist der Wechsel, den er vorweist, worauf er mit abstraktem Rechtseigensinn besteht. Es wäre nicht allzu schwer, dies alles in schlagende Sätze zusammenzudrängen und ebenso die Antworten im kürzesten Lapidarstyle zu halten. Nachdem noch der

verlorene Sohn mit tief rührenden Worten es ausgesprochen hat, wie ihm, dem schwer Verirrten, aber Reuigen die Arme der Vaterliebe sich geöffnet haben, übernehme Christus, da Mephistopheles noch einmal den Mund öffnen will und grimmig seinen „Schein", die alte Urkunde, die Faust mit Blut unterschrieben hat, zum Himmel emporhält, den letzten Spruch. Mit furchtbarer Gebärde, wie der richtende Erlöser auf dem Jüngsten Gerichte des Michelangelo die Verdammten, mit Donnerrede, wie Apollo bei Äschylus die Eumeniden, scheuche er den Feind der Menschheit hinweg; doch dürfen dabei gewisse Worte nicht fehlen, aus denen hervorgeht, daß das Böse ein Ferment der Entwicklung der Menschheit, daß es der unentbehrliche Intrigant im Drama der Weltgeschichte ist, seien es auch nur Worte wie diese: „du wolltest ihn verderben und du hast ihn erzogen." Achselzuckend, höhnische Laute der Selbstgewißheit murmelnd schleicht Mephistopheles hinweg: Christus aber wendet sich nun zu der Leiche des Gefallenen und ruft: Erwache! Faust öffnet die Augen, blickt mit verklärtem Blick empor und vernimmt nun aus dem Munde Christi die Botschaft der unendlichen Liebe. Soll die Szene noch durch Gesang erhöht werden, so wäre wohl nichts Passenderes zu wählen, als daß man von den Lippen unsichtbarer himmlischer Geister jene Worte wieder ertönen ließe, die wir vom Chor der Engel vernahmen, als der Ostergesang den zum Selbstmord Entschlossenen der Erde wiedergewann, die Verse: Christ ist erstanden usw. bis: euch ist er da! Denn Goethe hat sie offenbar symbolisch gemeint, er spricht die Idee des durch alle Verwicklung siegreich sich durchringenden Geistes der Menschheit aus und er wollte damit auf den Schluß des Dramas präludieren. Die Form dieser Verse ist allerdings etwas manieriert altkirchlich, ließe sich aber mit wenig Änderung dem rationelleren Styl einer so gehaltenen Schlußszene anpassen, ohne daß jener hohe Sinn geopfert würde. Während dieses Gesangs richtet sich Faust langsam auf, hebt entzückt die Arme nach oben und der Vorhang fällt.

(Kritische Gänge, N. F., I. Band, 3. Heft, 1861.)

Pro domo.

Es wird ja wohl erlaubt sein, auch einmal für ein eigenes Machwerk ein Wort einzulegen, wenigstens dann, wenn man sich mehr der Spezies annimmt, der es angehört, als daß man das Individuum rühmte und dadurch das Sprichwort vom Eigenlob sich auf den Hals zöge. Warum auch nicht? Wenn kein Kritiker kommt, der seinen gestrengen Amtsgenossen sagt: ihr wendet hier einen fremden Maßstab an, einen Maßstab, der von einer anderen Gattung genommen ist, warum sollte der Verfasser nicht den Mund auftun?

So bekenne ich denn, daß ich der Sünder bin, der das Kindlein: Faust, der Tragödie dritter Teil usw. in die Welt gesetzt hat. Eigentlich ist allerdings gar kein Bekenntnis nötig; die Pseudonymie und dann das Schweigen zu dem Nachfragen gehörte mit zum Spaß: man sollte ein bißchen raten und mochte nicht allzu schwer erraten. Auch jetzt würde ich aus demselben Grunde nicht herausrücken, wenn der Sünder nicht Ursache hätte, mit seinen allzu mürrischen Richtern ein Wort zu reden.

Vorausschicken muß ich, daß ich an Literatur und kritisches Forum ursprünglich gar nicht dachte. Ich wollte harmlosen Menschen ein fröhliches Lachen bereiten, wo sie sich sonst kläglich den Kopf zerbrachen; nichts weiter. Der Schwank sollte eigentlich in die „Fliegenden Blätter" wandern, mit Zeichnungen in ihrem Styl ausgestattet werden. Er wuchs zu groß an für diese Bestimmung, die Redaktion mag auch keine Satire mehr, beschränkt sich immer grundsätzlicher auf das komische Sittenbild. So gab ich den Spaß in den Buchhandel. Er ist hiedurch der Kritik verfallen, und da er es einmal ist, so wird mir aus seiner Anspruchslosigkeit doch wohl keine Pflicht erwachsen, zu schweigen, wenn man ihn nicht für das nimmt, was er sein will.

Es wird das beste sein, ich erzähle zuerst, wie es mit der Entstehung zugegangen ist. Als ich vor etlichen Jahren über Goethes Faust las und an den abgeschmackten Vers des Chors der seligen Knaben im zweiten Teile kam: „er überwächst uns schon — er wird uns lehren", fiel mir mitten im Vortrag ein: das ließe sich

ja hübsch zu einer Satire benutzen: Faust wird im Jenseits Präzeptor bei den seligen Knaben. Der Anfang und das Motiv, daß der Held nachträgliche neue Prüfungen zu bestehen hat, war fertig, und ein Hauptmangel der Dichtung, daß Faust, der, ausgenommen den vierten Akt, nicht gehandelt, nicht gewirkt hat, zu leichten Kaufs beseligt wird, war am Schopfe gefaßt.

Die Ausführung blieb liegen, ohne daß sie gerade aufgegeben war; ich spann ohne bestimmtere Absicht an dem Einfall so fort: Auftritte, wie Faust von seinen Schülern geneckt wird, Mephistopheles als Anstifter schwebten mir vor. In einem anderen Halbjahrskurs, da ich wieder Goethes Faust behandelte, kam ich bei der Betrachtung des zweiten Teiles wie gewöhnlich auf die Allegorie und das reflektierte Symbol zu sprechen. Ich beleuchtete das unorganische Verhältnis zwischen Bild und Inhalt, das in diesen Formen stattfindet; ich zeigte, daß das Bild, da es hier nur als Mittel diene, nicht schön zu sein brauche, daß es ebenso gut unschön oder ganz dürftig sein, ja in diesem Falle dem Zweck besser entsprechen können: ein totes, mechanisches Objekt z. B. nötige uns viel bestimmter als ein lebendiges Wesen, nach dem Vergleichungspunkte zu sehen und den Gedanken zu suchen, der dahinter versteckt sei; eine Lichtschere sei ein ganz passendes Bild der Aufklärung, ein Lichtlöscher versinnliche ganz zweckmäßig den Obskurantismus. Dabei fiel mir ein, ebenso könnte ein Stiefelknecht als Symbol der geistigen Entwicklung gebraucht werden, sofern sie in einem Lösen von Hemmungen, einem Befreien aus inneren Stockungen besteht; Verwicklung in Irrtum, Zweifel, Leidenschaft, die den Fortschritt aufzuhalten droht, wäre dann ein pressender Stiefel, die Leiden des Gemütes auf solchen Knotenpunkten natürlich — Hühneraugen. Die vollendete Absurdität der Vorstellung machte mir Spaß, denn sie erschien mir als ganz gemäße Veranschaulichung der richtigen Konsequenz des Sinnbilder ausbrütenden Verfahrens. Nun ist die Idee der Entwicklung die leitende in der Tragödie Faust; schon der Prolog im Himmel sagt uns, daß die Entwicklung es sei, welcher auch das Böse als Hebel dienen muß, und kündigt an, daß wir alle Trübung des Geistes, Verrennung, Verirrung, Täuschung, Schuld im Leben des Helden unter diesem Standpunkte zu fassen haben. Ich kam auf meinen Gedanken an eine Satire zurück, griff den

Einfall vom Präzeptor wieder auf, knüpfte ihn mit dem Einfall vom Stiefelknecht zusammen und hatte nun den Anfang und das Ende: Faust hat im Vorhimmel noch Proben zu bestehen; nachdem er sie bestanden, soll er in den Himmel aufgenommen und gewürdigt werden, in dem Sinnbilde der Entwicklung das Geheimnis seines Lebens und aller Geschichte anzuschauen. Nun fehlte mir aber noch die Mitte. Der Anfang war leicht zu erweitern: Faust ist in seinem Lehrstande zu schmaler Kost verdammt, Mephistopheles sucht ihn durch Gaumenkitzel zu verführen, dann reizt er die Knaben zu allerhand Schabernack; allein Faust mußte natürlich noch andere und schwerere Proben aushalten als die Geduldprüfungen eines geplagten Schulmanns. Zum Abstrusesten in Goethes Altersprodukt gehören die Mütter nebst dem mystischen Dreifuß, Schlüssel usw. Es lag nichts näher, als daß nun diese daran mußten; sie sollten auf Mephistopheles Rat die Seele des verwegenen Eindringlings durch Schreckbilder zu lähmen suchen. Allein durch was für Schreckbilder? Helena und Euphorion mußten eingeführt, aber nach kurzer Drohung komisch aufgelöst werden, denn mein Faust hatte schon im Anfang, im Gespräch mit Gretchen, zu erkennen gegeben, daß er über die Helena enttäuscht sei. Da kam mir in den Sinn, eine politische Partie einzuschieben; der Gedanke leuchtete mir um so mehr ein, da eine rein literarische Satire schließlich doch der nötigen Würze entbehrt. Es lag sehr nahe, Faust und Valentin zu den Rollen zu verwenden, die ich ihnen zugeteilt habe; der Chor der Trojanerinnen konnte dann die Klein- und Mittelstaaten vorstellen. Belustigend ist, daß die Anzeige in den „Blättern für literarische Unterhaltung" meint, da das Ganze auf harmlosen Unsinn angelegt sei, so hätten die Seitenhiebe auf den „französischen Herrscher" und „besonders" die auf Preußen wegbleiben sollen. Wie schauderhaft, so Heiliges antasten! — Gelegentlich muß ich hier bekennen, daß ich S. 95 versäumt habe, mit ein paar Worten nachzuhelfen, um einem Mißverständnis vorzubeugen; statt: „während fröhlich abgewalzt wird, fällt der Vorhang", hätte ich setzen sollen: „es wird immer rascher und endlich so rasch getanzt, daß man nur e i n e Gestalt zu sehen glaubt; der Vorhang fällt." Darin läge gewiß keine Andeutung, als meinte ich eine Lösung für die deutsche Frage zu wissen, wohl aber ein hinreichend deutlicher Wink, daß ich nicht

meine, wir können dadurch zum Ziele kommen, daß wir an unser Staatenmaterial, wie es ist, die moralische Forderung der Einigkeit stellen. Die Unterlassung eines solchen Winkes hat mir im „Deutschen Museum" den Hieb zugezogen: „Der Verfasser ist sich über den Standpunkt, den er in politischer Beziehung einnimmt, offenbar selbst nicht klar." Ist sich übrigens Herr R. Prutz so klar, daß er zu einer besseren Nachhilfe Rat wüßte, so ziehe ich bescheiden vor seinem politischen Tiefblick die Segel ein.

Zur Ausfüllung meines Rahmens fehlte nun noch dies und das, was mir im weiteren Spiele der Gedanken an den Kern eben so angeschossen ist; so z. B. das Kommers, wozu sich die vier tiefsinnigen Figuren der Kuttenmänner hergeben mußten, das mystische Laxier u. dgl. Es fällt mir nicht ein, mich mit einer Analyse der poetischen Genesis eines Scherzes wichtig machen, vor mir und dem Leser bespiegeln zu wollen; auf das eine und andere komme ich im weiteren Zusammenhang ohnedies zu sprechen.

Kein Intrigenlustspiel, sondern eine phantastische Posse wollte ich machen und habe ich gemacht; wenn ich sage: eine aristophanische Komödie, so soll niemand meinen, ich wolle mich mit Aristophanes vergleichen; aber darum, weil sich einer mit dem Alt- und Großmeister der dramatischen Karikatur an Geist nicht kann messen wollen, wird ihm doch wohl nicht verboten sein, ihm auf den Boden seiner poetischen Gattung zu folgen. Also in der Fabel nicht knotenflechtender Witz, sondern Narrheit, Unmögliches oder Mögliches an Unmögliches gelehnt, kurz das komische Wunder! Die Charaktere nicht durchgeführte menschliche Individuen, sondern derbe Holzschnittbilder aus wenigen Strichen, Marionetten! Der Ton aber, die einzelnen komischen Mittel des Witzes, der Ironie, der Metapher mehr närrisch, frei humoristisch als rein satirisch! Es kann sich an die wilde Komik der Fabel wohl die beißendste Satire knüpfen, das wissen wir aus Aristophanes, aber seiner wahren Natur nach reißt dies ungebundene Spiel über die bloße Absicht des Beißens und Stechens auch hinaus, führt in ein Komisches, das, wie das Schöne um seiner selbst willen schön, so um seiner selbst willen komisch ist, in den „holden Wahnsinn". Satire muß Satire bleiben, aber phantastische Satire geht gern weiter als ihr Zweck, erhebt sich im Spott über den Spott in das reine, freie Lachen. Es war nicht

eigentlich eine Absicht, ein Entschluß, daß ich den dummlichen, saftigen, dusligen, nicht den fein zugespitzten Ton griff; ich muß nur bekennen, daß es mein Geschmack so ist. Ob unter den zielenden Witzen, die ich eingeflochten, etwas Gutes ist, ziemt natürlich nicht mir zu beurteilen; ich habe mich aber im einzelnen und ganzen mehr des schlechten Witzes befleißigt. Freilich gibt es auch einen guten schlechten und einen schlechten schlechten Witz; zu welcher Gattung der meinige gehört, das zu beurteilen muß ich ebenfalls anderen überlassen. Nur daß ich mir Richter ausbitte, welche noch Sinn haben für das, was an sich komisch ist, nicht bloß für das, was durch Beziehung komisch ist. Ich setze das nächste beste Beispiel her. Es erzählt einer, auf einer Fußreise in der Schweiz haben ihn die Stege, die er an den Hosen trug, nicht wenig belästigt, sie seien immer gerissen. Es wird ihm erwidert: warum er auch solche getragen habe? ihn hätte das Wort Schillers im Liede des Alpenjägers im Wilhelm Tell warnen sollen: „es donnern die Höhen, es zittert der Steg". Hat in dieser Unterhaltung vorher der Erste oder irgendein Dritter sich durch gelehrte Sucht des Zitierens lächerlich gemacht, so ist dies ein treffender Witz, so, was man einen guten nennt; man lächelt mit ironisch aufgezogenen Mundwinkeln; mir aber, ich bekenne mich zu der Ketzerei, gefällt er besser ohne diese Beziehung, ganz nur als schlechter Witz, denn so gibt er einfach froh und dumm zu lachen; ja man kann sagen: hinter der Dummheit liegt etwas Tieferes, denn der, welcher diesen Witz als schlechten macht, stellt eigentlich sich selber dumm, gibt sich als Toren dem Gelächter preis, fingiert gleichsam, er sei derjenige, der wegen abgeschmackten Zitierens zu verspotten sei, und er ist zugleich derjenige, der den Spott vollzieht: dies ist freiere, ist reine komische Aktion. So verhält es sich nun auch mit der komischen Sprachbildung, Sprachverkröpfung, Sprachverschnörklung; Rabelais und Fischart haben sie geübt zunächst als Spott auf das Mönchslatein, zugleich dient sie als entsprechende Form der tollen Fabel, welche die Unnatur des Mönchs- und Ritterwesens, die Ungeheuerlichkeit, die Lügengebirge der Ritterromane parodiert; aber die Narrheit geht viel weiter, als zum Zwecke nötig war, die Zunge gerät in ein freies, trunkenes Spiel, ein rein törichtes Lallen, so wie ja auch im Inhalt der satirische Anlauf die Phantasie der beiden Humoristen ins freie

Schweben weit über das Ziel fortreißt. Meine sprachlichen Schnaken haben den Zweck, die Manieriertheit, die behäbige Affektion von Goethes Altersstyl zu parodieren; Spuren desselben zeigen sich schon im ersten Teile des Faust; der Ostergesang z. B. hat schöne Partien, aber die dreifachen, ja fünffachen gleitenden Reime („preisenden, beweisenden, speisenden, reisenden, verheißenden") sind doch bereits Schnörkel; auf diese und auf das Übermaß des Opernhaften, was in den häufigen Gesangstücken schon hier eindringt, sind meine Chöre unsichtbarer böser und guter Geister in den zwei ersten Akten gemünzt, schweifen aber im Taumel der Laune über das Schußziel hinaus, wie die Situationen und die einzelnen Scherze im übrigen eben auch darüber hinausfahren. Bei diesen Sprachspielen — auch dies mag hier noch angeführt werden — schöpfte ich mitunter aus dem süddeutschen Dialekt, wie ja bei aller lustigen Possendichtung von jeher die Mundart hat herhalten müssen; natürlich muß ich mir Leser wünschen, die, wenn sie nicht diesen Dialekt kennen, doch noch in einem Dialekte zu Hause sind; wer diesem naiven Elemente ganz entfremdet, aus dem Naturboden der Sprache ganz entwurzelt ist, dem muß zugleich mit dem fremdartigen Hanswurstkleid alles zusammen in meiner Posse wildfremd vorkommen.

Dies alles war, wie gesagt, mein eigener Geschmack, aber mein Urteil billigte, was die natürliche Neigung ergriffen, weil mir Goethe zu lieb ist und zu hoch steht, als daß ich lauter spitze Pfeile des stechenden Witzes auf ihn hätte abschießen mögen. Mein Unwille gilt ja mehr dem unkritischen Kultus seines wunderlichen Machwerkes, mehr der wohlweisen Geschäftigkeit der Deutungswüteriche, die sich von dem alten Herrn an der Nase herumziehen lassen, als ihm selbst; allein auch diese sollten, meine ich, immerhin selbst noch mitlachen können, wenn sie anders Humor haben, denn, noch einmal, ich bin kein Freund des Witzes, der so trifft, daß der Getroffene nicht mitlachen kann. Doch wir müssen bei Goethe stehen bleiben: ich hielt also für erlaubt und für recht, auf ihn mit der Narrenpritsche zu schlagen; allein ich muß dies genauer bestimmen: ich wollte mich gegen Goethe auf Goethe stützen, ich wollte von dem greisenhaften Dichter an den ursprünglichen und gesunden appellieren. Ich bin aufs innigste überzeugt: Wenn man Goethe dem Jüngling, nein, auch Goethe dem Mann diesen seinen

zweiten Teil Faust hätte hinzeigen und sagen können: sieh, dies wirst du einmal machen, ihm hätte zuerst die Hand zu einer ausgiebigen Ohrfeige gezuckt, dann aber wäre er in Lachen ausgebrochen; hierauf hätte er sich vielleicht erbitten lassen, aufmerksamer zu lesen; da hätte er in den humoristischen Stellen und in der Idee, seinen Faust als Fürsten eines freien Volkes sterben zu lassen, sich selbst wieder erkannt, aber nur um so kläglicher hätte er im Hinblick auf alles Übrige die Götter angefleht: schützet mich vor mir selbst, erlöset mich von diesem Zerrbild meines besseren Ich, das sich mir auf den Rücken schnüren und mit mir in die Ewigkeit wandern will, schickt mir einen Retter, der mir diesen Kobold vom Halse schafft, der mir mit einem himmlischen Höllenstein diese große, ruppige Warze wegätzt, der mir diesen langen, langen Zopf mit dem zierlichen Schwänzchen, den ich mir anbinden soll, mit breiter Schere abschneidet! — Ob die Götter mich zu diesem Werk ausersehen haben, ob ich mich ohne ihren Willen dazu aufgedrängt habe? Ich weiß es nicht; genug, ich wollte dieser Retter sein, ich wollte Goethe von Goethe retten und ich lebe des Glaubens, daß er im Elysium mir dankt; denn Goethe im Elysium ist ja der verjüngte, der wahre Goethe, nicht der Allegorientrödler und Geheimnisdüftler von 70—82 Jahren.

Herr Julian Schmidt (er wird es doch wohl selber sein) hat sich in den „Grenzboten" mit einem kurzen, heraufgedrückten, vornehmverächtlichen Rülpsen über meinen Scherz ausgelassen und über den Schlußvers gesagt: „wenn der Verfasser zuletzt Goethe aus einem Himmelsfenster schauen und herzlich über das Stück lachen läßt, so erlauben wir uns dies für ein Mißverständnis der Person zu halten." Ich finde in Herrn Schmidts Kritik mehr Behagen (an der Bosheit) als Witz; ich kann ihm aber in aller Aufrichtigkeit sagen: ich bedaure, daß er mit dem Lesen des Heftchens Zeit verloren hat: es ist nur für Leute, die er für Kinder halten muß und soll.

Der Berufung von dem alten an den jugendlichen und männlichen Goethe habe ich tatsächliche Gestalt gegeben, indem ich aus dem ersten Teil den Valentin herübernahm und gegen die ausgestopften Bälge der Allegorie, gegen die humanitarische Tatenscheue Fausts als naive Kraft, als breiten Pfeiler hinstellte. Nicht ohne einen gelinden Schauder über meinen Frevel zog ich auch Gretchen

herein. Die Anzeige in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ meinte, den ersten Teil hätte ich ganz verschonen müssen. Ich weiß nicht warum; die Komik hat selbst die reinsten Gestalten der Poesie niemals verschont und ist auch niemals dazu verpflichtet gewesen; es kommt ja nicht auf den Gegenstand, sondern auf den Geist an. Vollends wenn es gilt, den verspäteten zweiten Teil eines Gedichtes, den ich für ein blutloses, lebensunfähiges Gebild halte, aus dem Sattel zu heben, so kann mir niemand verwehren, meinen Hebel im guten ersten Teile zu holen. Freilich Valentin ist mir positiver Hebel, Gretchen negativer; ich fingiere, sie sei durch Lesung des zweiten Teils der Tragödie eine unnatürliche Person, eine geschraubte Bildungsdame geworden. Dies ist eben nur der Ausdruck für das Gefühl des Bedauerns, daß die liebliche, naturvolle Gestalt in die Nachbarschaft von Schemen, von Alraunen, Larven zu stehen gekommen ist, von Halbleichen, die nach Opium riechen. Mir habe ich sie durch meinen Frevel nicht verderbt, mit Entzücken und Rührung folge ich ihr bis zum letzten schweren Gang wie vorher; ich denke, so wird es anderen auch gehen.

Als das mutwillige Opus in die Welt gegangen war, versicherten mich Leute, an deren Urteil mir etwas liegt, sie haben darüber lachen müssen, daß ihnen die hellen Tränen in den Augen standen. Mir selbst hatten die Späße, wie sie mir einfielen, das Zwerchfell geschüttelt. Nun kamen nach und nach die Kritiken. Herr Robert Prutz fand die Scherze hölzern, erzwungen, schwerfällig, pedantisch: „die Ader des Humors fließt nicht freiwillig, sondern der Verfasser muß erst pressen und pumpen, bevor sie wenige dürftige Tropfen hergibt.“ Ich kann dagegen nichts setzen, als daß meines Erinnerns mir die Narrheiten lustig von selbst gekommen sind; wie sollte ich der Geck sein, ein Wort weiter hierüber vorzubringen? Aber ich möchte Herrn Prutz doch fragen, warum ihm denn auch gar so schnell das Pumpen einfällt?

Doch ich wollte, ehe ich die verwerfenden Stimmen der Kritik aufnähme, noch von einer heiteren Erfahrung melden. Es liegt in der Natur einer Poesie, die sich in Sinnbildern bewegt und dazwischen wieder solches bringt, was nicht sinnbildlich, sondern eigentlich gemeint ist, daß man im dunkeln bleibt, wo das eine aufhöre, das andere beginne. „Das bedeutet noch etwas!“ „Nein,

das bedeutet nichts weiter, das ist eben, was es ist!'" So zanken sich die Ausleger. Ich habe nun in meine Posse einiges mit Absicht gesteckt, was in diesem Sinne Verlegenheit bereiten sollte; ich erlebte aber den Spaß, daß man sich über einigen schlechten Witzen und über Figuren, die eben einfach zum Apparat gehören, um eine Handlung durchzuführen, welche als Ganzes dann freilich komisch allegorischen Sinn hat, mit geschäftiger Wichtigkeit den Kopf zerbrach. Wer steckt hinter dem D. Marianus? Wer hinter den drei Patres? Hinter dem „strengen Bötticher" wohl niemand anders als die bekannte literarische Klatschbase? Ich habe nicht an solche Anspielung gedacht, Böttiche ist eben ein anderes Wort für Küfer, „Retticher", was eben dort steht, nichts als eine närrische Silbenerweiterung wie: „Nach Arabichen, nach Arabichen, gib mir jetzt den Wanderstabichen." Hinter solchen einzelnen Schnurren etwas zu suchen, ist selbst der im Morgenblatt erschienenen Anzeige widerfahren, der einzigen, die auf das Wesen der phantastischen Satire eingieng und freundlich dem Humor Humor entgegenbrachte. Sie hat übrigens zwischen zwei Sätzen, die sie aufstellt, ein gewisses Dunkel stehen gelassen. Sie gibt eine absolute Narrheit zu, verlangt aber, daß sie schließlich doch auf einen bedeutenden Gegenstand sich beziehen müsse. „Im vorliegenden Fall muß sich alle Dummheit, alle Schweinerei auf die Faustische Allegorie beziehen, und zwar als auf etwas ganz ernsthaft Vorausgesetztes, etwas Tiefes und Geheimnisvolles. Wo diese Beziehung auf irgendeinem Punkte zurücktritt, da wird die komische Dummheit einfach dumm und abgeschmackt, da schlägt die gesalzene, witzige Schweinerei in das schlechthin Häßliche und Degoutierende um." Der Verfasser hat aber ja der Komik ihre Willkür eingeräumt, „regellos wilde und halsbrecherische Sprünge" erlaubt. Wie lang oder wie kurz soll nun das Band sein, das sie auch bei diesen Sprüngen am satirischen Zwecke festhält? Da liegt ja eben die Frage. Daß einzelne Wortwitze und dergleichen kleine Ware auch zwecklos spielen dürfen, wird er nicht verneinen. Ob er bei weniger untergeordneten Stücken, bei ganzen Auftritten dem Band eine erwünschte Länge läßt, ersieht man nicht deutlich aus seinen Worten. Ich will als Beispiel nur die Verzapfung durch Valentin hier anführen. Zunächst bedeutet sie nichts, sie ist eben ein Punktum, das ich brauchte, die Läuterung

mußte eben ein Ende erreichen. Verlangt nun der Verfasser dieser Anzeige, daß das derbe Motiv unmittelbar etwas bedeute im Sinn der Parodie der Allegorie, so muß er obiges verwerfende Urteil auf dasselbe anwenden. Allein mittelbar bedeutet der gröbliche Auftritt allerdings etwas, schlägt auf etwas: er will sagen, es sei keine Kunst, die Leser anzureizen, daß sie sich vergeblich die Zähne an Rätseln ausbeißen, wenn man so „hineingeheimnisset" wie Goethe, wenn man dunkle Sinnbilder ausheckt, über deren Grenze, wo sie der direkten poetischen Darstellung Platz machen, kein Licht zu finden ist; wie das vorhergehende Laxier will er ferner sagen, daß im allegorischen Geheimniskram keine Grenze zwischen dem Schönen und Häßlichen zu setzen ist. Dieser Grad von Beziehung ist nach meinem Dafürhalten hinreichend. Unser Kritiker wird nicht behaupten wollen, daß die Verspottung der Allegorie stets eine so nahe Beziehung auf die verspottete Allegorie haben müsse wie das eben genannte Motiv des Laxiers, das neben der angegebenen allgemeinern Absicht einleuchtend genug den inneren Läuterungsprozeß komisch symbolisiert; man muß einen Spielraum offen lassen, der satirische Stab, mit reinem Mutwillen lang in der Luft gewirbelt, muß nicht auf ein Nächstes treffen, sondern kann auf Distanz nach Entlegenerem geschleudert werden. Übrigens führt das Beispiel auf die Frage nach dem Recht des Zynismus, wovon ich nachher ein Wörtchen zu sagen habe. Ich muß zuerst einen Einwand aufnehmen, der einer solchen Satire das Recht der Existenz in jetziger Zeit überhaupt bestreitet.

Eine Travestie des berühmten Werkes sei ein Anachronismus, heißt es im Deutschen Museum; vor dreißig Jahren etwa, als es erschien, sei es Zeit für eine solche gewesen; seitdem haben wir dasselbe so gründlich kennen gelernt, der Zusammenhang, in welchem es mit dem gesamten Leben und Wirken des Dichters steht, liege uns so deutlich vor Augen und das Urteil über seine Vorzüge sowohl wie über seine Schwächen habe sich im allgemeinen so festgestellt, daß die Satire post festum komme. Wie? Wir sollen mit diesem Poem fertig sein? Haben wir uns bis heute auch nur über den Sinn der rätselhaftesten Allegorien verständigt? Weiß jemand gewiß, was der Homunkulus bedeutet? Was der große Pan, der Ausbruch des Feuers bei dem Mummenschanz? Der Drei-

fuß, der Schlüssel? Die dunkeln Fratzen alle der klassischen Walpurgisnacht? Wenn Herr Prutz es gewiß weiß — ich meinesteils kann mich nicht solcher Weisheit rühmen; ich kann aber auf die Ausleger hinweisen, die sich heute noch streiten. Sie werden sich ewig streiten. Goethe hat es so gewollt; er hat beliebt, nicht nur Allegorien, sondern solche Allegorien auszuhecken, welche Rätsel sind und bleiben, nicht nur Rätsel, sondern solche Rätsel, von denen man, so lang und oft man rät, nie wissen kann, ob man erraten hat. Und weiß jemand gewiß, wo die Grenzen zwischen Allegorie und direkter Dichtung zu ziehen sind? Hat mir nicht mein Freund und Mitarbeiter an der Ästhetik, Köstlin, das Leid angetan, sich über dies wie über jenes mit Herrn Düntzer zu zanken? Ja vergißt nicht fast die ganze kritische Welt heute noch die ersten ästhetischen Prinzipien, den absoluten Wertunterschied zwischen lebendig-poetischer Gestalt und zwischen unerquicklicher Sinnbildnerei, wenn sie mit offenem Mund und hochgezogenen Brauen vor das hochheilige Mysterium tritt? Hat man nicht unbegreiflicherweise theatralische Aufführungen versucht und denkt nicht selbst Köstlin an solche? Wenn man erkannt hat, daß uns Goethe vor allem ein Bild seiner eigenen humanistischen, wissenschaftlichen Entwicklung gibt, räumt jemand ein, was ein Kind einsehen kann, daß er darüber das Nötigste versäumt, nämlich seinen Faust beizeit und energisch ins handelnde Leben zu stoßen? Nun aber die Unglücklichen, die Millionen, die ohne gelehrten Apparat und doch mit gebildetem Sinn an ein Werk Goethes treten, gern bewundern möchten und nicht verstehen können, bei dem besten Willen, zu verehren, sich verdrießlich abquälen und sich's nicht zu gestehen wagen, weil die hochnasigen Kritiker ihnen unverbesserlich das profunde Werk anpreisen! Die armen Gutmütigen, die nun in der Angst ihres Herzens meinen, sich selbst die Schuld zuschreiben zu müssen, wenn sie nicht verstehen, nicht bewundern können! Und da soll eine Satire verspätet sein? Diese Unglücklichen soll nicht die befreiende Kraft der Komik von dem drückenden Alp erlösen? Und dem Gelehrtenvolke soll sie nicht sagen: gebt's einmal auf, den ungeheueren Lebtag aus einem halbkindischen Altersprodukte Goethes zu machen; tut dem alten Herrn das Leid nicht an, Abgötterei mit seinen späten Schnaken zu treiben; ach, laßt ihn um Himmels willen

drin sitzen, in seinem Stübchen, kritzeln und seine seltsamen Schnörkel auf dem Papiere ziehen, schonet ihn im Andenken an die gute Zeit seiner vollen Kraft; seht, ihr macht ihn nur lächerlich und euch selber mit, denn man weiß recht wohl, welche zwei Dinge ihr miteinander verwechselt: das Glück eurer Eitelkeit im Deuten, Raten, vermeintlichen Erratenhaben tragt ihr auf das Gedicht über, legt ihr ihm als ästhetischen Wert bei!

Und nun zum Vorwurf des Zynismus! Ich finde ihn in keiner literarischen Zeitschrift, nur in einem Lokalblatt ausgesprochen, weiß aber wohl, daß er stark unter den Leuten umgieng, und sah es natürlich voraus. Man hat etwa gesagt: was einem Aristophanes, Rabelais, Fischart erlaubt sei, das stehe einem Kind unserer Zeit nicht mehr zu. Warum denn nicht? Die Unnatur zu bekämpfen, dazu hat man den Zynismus und wird ihn haben, solange die Welt steht. Die Zeit der Glacéhandschuhe und Lackstiefel und Krinolinen ist verbildet genug, ihn zu bedürfen, und ist doch noch stark genug, ihn zu ertragen. Ich weiß, daß vernünftige Frauen, die noch Natur und Humor besitzen, herzlich über den Deutobold gelacht haben. Doch es handelt sich um den näheren Anknüpfungspunkt. Das Bild in der Allegorie, habe ich gesagt, kann dem Zwecke besser dienen, wenn es in einem unlebendigen, ja mechanischen Objekte, als wenn es in einem lebendigen, der Schönheit fähigen besteht. Ich setze hinzu: wenn es für sich geradezu häßlich ist; denn ein häßliches kann nach Umständen den Vergleichungspunkt einleuchtender hervorspringen lassen als ein schönes oder nur sauberes. Das Häßliche kann auch das physisch Ekelhafte sein. Goethe sagt z. B.: „D. Marianus (in der obersten, reinlichsten Zelle)". Die Bedeutung ist diesmal freilich nicht dunkel, der Vergleichungspunkt springt in die Augen: die Reinlichkeit bedeutet die innere Reinheit, den Läuterungsgrad des Herrn Doktor. Aber wie abgeschmackt! Die Zellen der drei Patres sind demnach wohl in drei Abstufungen nach unten eine dreckiger als die andere? Kann man widerstehen, diesen Tiefsinn des Schmutzes in einem läuternden Laxier, das dem Faust eingeschüttet wird, so wie die absurde Mysteriosität des Weges zu den Müttern durch das Unaussprechliche gewisser Teile eines Gebäudes zu parodieren? Ist mit dem Häßlichen überhaupt nach Lessings altem Satze nicht auch das Ekelhafte

zulässig in der Kunst, wenn es nur dem Komischen (wie ein andermal dem Furchtbaren) dient? Doch wohlgemerkt: vom Zynischen ist das Obszöne, das geschlechtlich Anstößige zu unterscheiden. Goethe hat sich darin viel, sehr viel erlaubt. Ich meinesteils gestehe, daß mir ein gewisses Motiv, wodurch Mephistopheles von der Leiche des Faust abgelockt wird, mehr ekelhaft als komisch ist; noch widerlicher ein anderes: Wie Faust mit Helena sich gefunden hat und vor allem Volk neben ihr thronet, heißt es:

Näher und näher sitzen sie schon
Aneinander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen sie sich
Über des Throns
Aufgepolsterter Herrlichkeit.
Nicht versagt sich die Majestät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Übermütiges Offenbarsein.

Soll wohl auch etwas recht Tiefes bedeuten; was? weiß der Himmel, ich nicht. Ob es aber etwas oder nichts bedeute, es ist in beiden Fällen gleich schamlos und vor allem ein Faustschlag ins Gesicht des richtigen antiken Gefühls, seiner Strenge, seiner keuschen Unterscheidung des Zusammenhangs, in welchem das Sinnliche sich frei bewegen darf. Goethe in seiner guten Zeit hätte sich lieber selbst ins Gesicht gespuckt, als daß er so etwas geschrieben hätte. Von gewissen Gedankenstrichen in den Blocksbergszenen, dort wo mit den Hexen getanzt wird, wollen wir schweigen; Goethe mag versuchen, das Ekelhafteste, was je gewagt worden ist, aus der gegebenen Absicht einer Charakteristik der ganzen Wollust bis in die Abgründe ihres Schlamms zu rechtfertigen. Es wäre leicht gewesen und hätte nahe genug gelegen, in der Satire ihm auch auf den Boden des Obszönen zu folgen; es war nicht mein Geschmack. Dafür spreche ich aber auch an, daß man nicht zimperlich tue über meine unschuldigen paar Sauereien aus dem Gebiete der naturalia non turpia. Oder muß man ein Aristophanes, ein Goethe, ein Genie sein, um den Freibrief für einen zynischen Spaß zu erschwingen?

Wo steht das geschrieben? Welcher Polizeidiener des Anstandes hat mir Verhaltungsregeln vorzuschreiben? Ja, nicht wahr, ihr naserümpfenden Zeremonienmeister, wenn ihr's aus dem Griechischen oder etwa dem Englischen übersetzen müßtet, da wär's etwas anderes? Da möchte ich euer Gemecker hören! Oder auch nicht!

Zum Schlusse nun noch ein Wort von dem Refrain, der fast in allen Anzeigen der Posse, die mir zu Gesichte gekommen, wiederkehrt: Mangel an Erfindung und Witz. Ich komme hier auf den Anfang meiner Selbstverteidigung zurück: Man müßte eine Satire über mich selbst schreiben, wenn ich so abgeschmackt wäre, mich als mein eigener Ritter für mich zu schlagen in der Frage, ob Witz in meiner Schnurre sei oder nicht; unterscheidet man aber Witz von Erfindung, so wird das letztere Wort doch wohl auf die Situationen, die Fabel zu beziehen sein, und da darf ich billig in Anspruch nehmen, daß man eine phantastische Posse nicht an dem Maßstab einer verwickelten naturgemäßen Lustspielhandlung messe. Also, wie schon gesagt, ich verlange, daß man die Gattung im Auge behalte. Was meint denn Herr R. Prutz, wenn er sagt, es fehle meinem Schwank an „aller eigentlichen Handlung"? Er selbst hat einmal eine phantastische Posse geschrieben; ich habe seinerzeit mich der „Politischen Wochenstube" höchlich erfreut, in meinen Vorlesungen sie immer rühmend erwähnt; das gelungenste Stück der höchst einfachen Handlung darin ist die Zangenentbindung Schellings; das Motiv dazu ist von Hans Sachs entlehnt, aus dem „Narrenschneiden", mir fiel es aber nie ein, ihm das aufzumutzen; nur jetzt muß ich ihn bitten, an seine Nase zu fühlen. Im übrigen kann ich mich trösten, mit einem unendlich Größeren, als ich bin, mich in gleicher Verdammnis zu befinden. Ich sah mir, als das Donnerwort der Kritik erscholl: „Mangel an Erfindung", den alten Schalk Aristophanes wieder an, z. B. seine zwei literarischen oder besser kulturhistorischen, geistes- und sittengeschichtlichen Komödien. In den Fröschen: die Unterweltsfahrt des Dionysos, Begrüßung des Herkules, Prügelszene mit Aeakus, dann der Wettstreit der zwei Dichter, die in Handlung übersetzte komische Metapher von der Wage — das ist alles. Die Wolken sind noch ärmer an sogenannter Handlung. Strepsiades gibt seinen Sohn in die Denkanstalt des Sokrates, benutzt die Sophistik, die sich der Sprößling daselbst angeeignet, zur Abschütt-

lung von Gläubigern, wird dann von ihm geprügelt und zündet dem Meister der Spekulation sein Seminar über dem Kopf an: Punktum. Es ist eine hübsche Art Rechnung, mir den komischen Geist absprechen und dann mehr von mir verlangen als von dem, der ihn im vollsten Maße besaß. Man wird mir nicht entgegenhalten, es handle sich nicht von der Zahl, sondern von dem komischen Werte der Situationen; ob Faust als Schulmeister in seiner Hungerkur und unter den Knaben, dann bei den Müttern, dann als Fuchs bei dem Kommers, als Gegenstand der mystisch-medizinischen Läuterung und endlich als Eingeweihter der Mysterien komisch ist oder nicht, das müssen die Lachmuskeln der Leser entscheiden, natürlich derjenigen, denen Natur und Humor die Kompetenz zuspricht; nein, sofern von der Qualität, dem komischen Werte die Rede ist, haben meine Kritiker ganz deutlich jene Situationen d a r u m verworfen, weil sie nicht realistisch sind im Sinne des modernen Lustspiels, das sich auf dem Boden der Naturwahrheit bewegt und natürlich Schlag auf Schlag eine reiche Reihe komischer Situationen abspinnt; das sagt namentlich der Ausdruck: Mangel an „eigentlicher" Handlung; im übrigen aber haben sie die Quantität, die Zahl der Situationen im Auge und, wie gesagt, da kann ich mich mit Aristophanes trösten.

Nun aber ja — die Ausfüllung des Rahmens, darauf wird es ankommen, das ist die Hauptsache, also „der Witz". Ich weiß zwar nicht so ganz, ob es richtig ist; die Erfindung der Handlung wird doch auch etwas sein; beides wird an Bedeutung gleichwiegen: das Drastische des Vorgangs und die einzelnen komischen Lichtpunkte, die im Dialog und Monolog, in den Gesängen aufgesetzt sind. Und freilich, hier ist meine Rede pro domo eigentlich zu Ende. Ich kann nur sagen: Witz, der durch Beziehung komisch ist, Stechwitz ist wenig darin, blutwenig, kann nur wiederholen: mein Geschmack ist der zwecklose, der närrische, der natursaftige Witz, der schlechte, wenn man will. Er ist wohl auch der gutmütige, denn durch ihn erhalten die verspotteten, karikierten Personen den Charakter der Behaglichkeit, der Wohligkeit. Sehen wir noch auf einen Komödiendichter der neueren Zeit. Molière ist eigentlich bitterer Satiriker, allein er geht oft über, ich meinesteils sage: er erhebt sich in ein Spiel zweckloser Narrheit und Fröhlichkeit, durch das er uns nicht das

spitze Lächeln des Spotts, sondern das helle, offene Lachen des befreiten Gemüts und der befreiten Sinnlichkeit abgewinnt. Dahin gehört z. B. das Examen im malade imaginaire mit dem Klistierspritzenballett. Den Examinatoren und dem Kandidaten ist es in ihrem Unsinn, ihrer Ignoranz viel zu wohl, als daß es uns nicht mit ihnen rein wohl werden müßte, und unsere entfesselten Nerven tanzen lustig mit; alles sprudelt von komischem opus supererogativum.

Ich will nun noch einen Beleg hersetzen über das Verhalten der Leute unserer Zeit zu solcher Mischung des hellen, naturfrohen Spaßes mit der Satire, wie auch ich sie, natürlich noch ungebundener, da ich keine realistische Komödie schreiben wollte, gebraut habe. Die Anzeige in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" beklagt zuerst, wie die frühere „romantische Lust an allerlei polemischem Spektakel und ‚ungeheurer Heiterkeit' durch das majestätische Allongeperückenschütteln und summarische realistische Abmucken in unseren ‚Literaturgeschichten bis auf die neueste Zeit' gründlich zum Schweigen gebracht sei", findet dann einige Partien in meinem Schwanke nicht übel und schließt: „an den meisten übrigen Stellen tritt zu oft die nur grunzende und johlende Lustigkeit an die Stelle des wirklichen Witzes." So ist es; jahraus, jahrein seufzt und schreit ihr nach Natur, klagt über die Reflektiertheit, Unerquicklichkeit, zersetzende Säure, stachliche Spitzheit der Geister, die Phantasielosigkeit in der Dichtung, die aus der trockenen Erdkruste der Naturwahrheit und der verständigen Beziehungen nicht heraus kann; kommt sie aber einmal, die Natur in ihrer Saftigkeit, freien Sinnlichkeit, kommt der Humor, dem es wohl ist auch ohne Beziehungen, und ruft euch zu: tut mit, lacht einmal laut, hellauf, froh, unklug, vergeßt eure Weisheit, Wisserei und pfiffige Witzlerei, dann rümpft ihr die Nasen!

Ach was! geht mir weg! Wenn die Dummheit eine zweite Auflage erlebt, soll euch mein Valentin zurufen:

Wir boten euch sausenden, spritzenden, jungen Wein,
 Daran zu trinken einen fröhlichen Daps;
Euch aber dünkt der frische Trunk nicht fein,
 Denn eurer Zunge Lederhaut will Schnaps!

(Kritische Gänge, N. F., II. Band, 4. Heft, 1873.)

Ludwig Uhland.

Schon oft hat man die Züge von Uhlands Muse mit dem Charakter der schwäbischen Landschaft verglichen; auch ich, wenn ich mein Vaterland besuchte, wenn der Dampfwagen von der Albhöhe zu Tale gerollt war, wenn die Berge, Burgen, Wälder und Auen nun vor den Augen sich auftaten, habe mir mehr als einmal gesagt: dies ist nun doch recht natürlich die Heimat Uhlands. Es will mir nur scheinen, als liebe man die beiden zu sehr nur obenhin zu vergleichen. Der Grundstock Schwabens, die Alb, zeigt im großen herbe, eckige, ja trockene Umrisse. Auf wenige Teile paßt Hölderlins schönes Wort: „Das wogende Gebirge"; schwungvoller Linienzug ist nicht häufig, am meisten heben sich durch reine, fließende Formen, selbst südlicher Zeichnung vergleichbar, einzelne Vorberge, wie Achalm und Hohenstaufen. Ähnliches gilt von den Höhen des württembergischen Schwarzwaldes; sie bauen sich nicht in so schönen Verhältnissen, wie man sie im Badischen findet, wenn man etwa oberhalb Freiburg den Belchen und seine Umgebung überschaut. Durch die Ebenen des Unterlandes zieht sich manche größere und kleinere Höhenkette, häufig mit anmutigen, weichen, sanften, selten mit stolzen, vielfach mit eintönigen, schleichenden, klumpigen Formen; rasche, entschlossene, freie und leichte Steigung der Linie wird man nur sehr ausnahmsweise finden. Tritt man aber jenem unserem Mittelgebirge, der Alb, näher, modelliert die Sonne scharf ihre Abhänge, ihre Täler, ihre Felsen, so wird man die Befriedigung fühlen, die der Eindruck des tüchtig Eigentümlichen gibt; man wird sich sagen: dies alles ist etwas eigensinnig, aber durchaus individuell, es hat Physiognomie, es hat Charakter. Es gibt Tage, Stunden, wo der ganze Gebirgszug sich in ein tiefes Graublau kleidet; da hat man so recht die Empfindung des kraftvoll Spröden, des Stählernen, und wenn die Abendsonne ihr Gold, ihren Purpur in diese tiefen Farbentöne wirft, so fühlt sich die Phantasie wie in ein Reich dunkelglühender Kraft getragen. Lockt uns aber der gewundene Taleinschnitt, der murmelnde Bach, der Waldschatten, da hineinzuwandern, suchen wir das gemütlich Heimliche, das vertraulich Enge und Geschlossene, so wird die Erwartung nicht täuschen. Durch

Wiesengrün am krystallenen Bergwasser, durch Obstbäume, deren Äste sich unter dem Segen des Jahres biegen, schlendern wir nach dem Dunkel des prachtvoll üppigen Waldes, lassen uns im Moose nieder und träumen unter Vogelgesang von vergangenen Zeiten, von Jugend, von Liebe, von Freundschaft, von Freuden, Leiden und Taten des Lebens. Doch wir sehnen uns auch wieder nach dem Weiten und Offenen, Berg und Fels beginnt uns zu drücken, zu beängstigen, also hinaus ins freie, ebene Land! Bleibt dem Gebirg als einem Ganzen der Stempel des Herben und Harten, obwohl immer Großen und Mächtigen, so lautet hier alles einladend, freundlich, heiter und fruchtbar. Die gute Ehe des Strengen und Zarten, des Starken und Milden, sie ist kaum irgendwo reiner vollzogen als im guten Schwabenländchen. Wein, Obst, Korn, samtener Rasen, weicher Baumschlag legt sich wie linder Mantel um Gelände des Hügels, über sanfte Ebenen, die zwischen Weiden und Pappeln der mäßige Fluß durchrauscht; wohl auch eine gewisse Melancholie zieht sich durch diese segensreiche Reizwelt hin: sie mag mit der genannten Erdbildung im Zusammenhang stehen, die bei so viel schönem Wechsel so wenig freie Großartigkeit der Formen zeigt; eine Wehmut, ich weiß nicht, welche unbefriedigte Sehnsucht schleicht sich, mit Lust und Freude seltsam gemischt, in das ahnungsvoll ergriffene Gemüt und heftet sich verstärkt an die häufigen Burgtrümmer, welche wie ein verzitternder Klang die Sage umschwebt.

Als die Kunde von Uhlands Tod zu mir gelangte, trat seine Erscheinung lebendiger als je vor mein Gedächtnis. Mir war, als sähe ich ihn eben über die Neckarbrücke gehen mit seinen langen Schritten, den Kopf steil, etwas zurückgeworfen oder eigentlich im Auftreten bei jedem Schritt etwas zurück und seitwärts bewegend; „was ich nicht will, will ich nicht, und was ich nicht will, tue ich eben nicht, da bringt mich keine Gewalt der Erde dazu“, so schien jeder Zug dieser Gangart und Haltung zu sagen. Uhlands Kopf war auf den ersten Anblick nichts weniger als schön; kleines, zurückgeschobenes Kinn gehört bekanntlich zu den auffallenden Mißbildungen des menschlichen Profils; über dieser unzulänglichen Basis trat scharf und herbgeschlossen, mit etwas abwärts gezogenen Winkeln der Mund hervor; die Nase war kräftig gebildet, hier lag nichts Kleinliches, Energie sprach aus ihrer mäßig gebogenen Mitte,

Scharfsinn aus ihrer länglich gezogenen Spitze. Was nun aber jedem prüfenden Auge den ungewöhnlichen Menschen verkündigte, das war die hohe, breite, ausgezeichnet individuelle Stirn; eine mäßige Einziehung über dem markierten Vorsprung der Augenknochen, dann eine rückwärts geneigte mächtige Auswölbung, die obere, früh kahl gewordene Fläche groß, nach leichter Einsenkung in kräftigen Hügeln nach hinten abfallend — hier sprach alles: dies ist ein Charakter und ein Geist, tiefe Denkkraft, Forschergabe vereinigen sich da mit unbeugsamem Willen, auf den ein sicherer Verlaß ist, unbedingter Realität, Echtheit, Mannhaftigkeit, Standhaftigkeit, die allerdings wohl auch in spröden Eigensinn ausläuft, Größe und vorwärtsdringende Kraft mit unberechenbarem Beharren bei Einzelnem, vielleicht mit wunderlicher Schwerfälligkeit und Umständlichkeit. Das ist gewiß, einen festen, tiefen, gründlichen, deutschen Mann mochte man leicht in dieser höchst eigenartigen, knorrigen, eckigen, kantigen Bildung erkennen, einen Dichter nicht. Nun aber legte und goß sich noch etwas ganz anderes über diese harten, markigen und doch teilweise wieder kleinlichen Formen. Vor allem muß ich die Schläfen nennen; eine nicht zu beschreibende, rührende Zartheit lag über dieser Bildung, erhöht von dem Spiele der etwas gerollten, früher blonden, ergrauten Locken. Das blaue Auge war klein und schien dem oberflächlichen Beobachter unbedeutend, natürliche Empfindlichkeit des Organs und Gewohnheit des Studierens hatte die Lider etwas zusammengezogen, gerötet und ein Netz von Fältchen um die äußeren Winkel gebildet; wer aber genauer zusah, wer in vertrauter Nähe in dies Auge blickte, dem sprach es von unergründeten Tiefen der Empfindung und Ahnung, von geheimen Wundern der Seele, von Milde und Güte. Ich kenne nur e i n gutes Bild von Uhland, ein Ölgemälde, ich meine von Morf in Stuttgart, Brustbild, das Gesicht von vorn, jugendlich, die Haare noch voll und blond; ganz unglücklich ist das Profilbild in den Ausgaben der Gedichte. Für den Bildhauer wäre trotzdem, daß nur die Farbe jenen unbeschreiblichen Schimmer des Auges wiedergeben kann, der Uhlandische Kopf keine ungünstige Aufgabe; solche harte nordische Formen lassen sich, wenn sie charaktervoll sind, durch eine mit dem Gesetz der Treue richtig abgewogene Stylisierung recht wohl in das Monumentale rücken, und was das Auge betrifft, so hat ja die plastische Kunst ihre Mittel,

durch ausdrucksvolle Behandlung der Höhle, der ganzen Umgebung, der Lider eine dem Kolorit sich annähernde Wirkung hervorzubringen. Wer nun diese Schläfe, Locken, zarte Einziehung und Blick des Auges recht anschaute, dem war, als hätte die herben Grundlagen der Kopfbildung ein Anhauch von oben berührt, mit lindem Wehen übergossen, mit zarter Hand darüber gleitend besänftigt und geweihet — ja wahrlich, der erkannte den „numine afflatum“. Erst gestern sagte ein Knabe zu mir, der in den Kinderjahren Uhland nur auf der Straße öfters sah, er habe namentlich seine zarten Locken immer mit einer Rührung und Ehrfurcht betrachten müssen, für die er keine Worte habe. Ja, auch eine besondere Weichheit lag in dieser poetischen Anwehung der harten Züge, diesem Anflug, der den Erwählten der Muse kund gab, diesen Stempel der inneren Jugend, der auch dem Greise blieb. Man mochte daraus auf einen Klang, eine Stimmung schließen, welche uns in seiner Poesie begegnen wird und welche den schwäbischen Dichtern merkwürdig gemein ist.

Uhlands Benehmen ermangelte sehr fühlbar der Leichtigkeit. Er gehörte bekanntlich zu den „hartnäckigen Schweigern“. Zwar was Varnhagens bekannte Äußerung*) betrifft, so hörte ich ihn, kurz nachdem sie gedruckt erschienen, sagen: neben Varnhagen habe man freilich schweigsam erscheinen müssen, weil er so viel gesprochen habe, daß anderen blutwenig übrig geblieben sei; indes, es ist wahr, Uhland zählte zu einem Geschlechte von Menschen, das wohl in keinem Volke so häufig vorkommt wie im deutschen, und, wenn ich recht beobachtet habe, in keinem Stamme wie im schwäbischen: tiefe, gehaltvolle, reichgebildete Naturen, denen ein Dämon, ein Tick die Lippen schließt; soeben will der Gedanke heraus, aber die Schleuße ist zu, er kann nicht; sie sitzen in Gesellschaft, man wartet und wartet, daß sie ihr Scherflein zur Unterhaltung beitragen, sie möchten es auch, sie denken an tausend und tausend Dinge, von denen sie nun ganz füglich beginnen könnten, aber unter den Tausenden welches wählen? Verzweifelt! Es ließe sich ja von jedem gleich füglich beginnen! Oder sie haben endlich gewählt; aber wie anfangen? Man könnte so anfangen, oder auch anders und wiederum anders — was tun? Wie dies furchtbare Gebirge der getürmten Möglichkeiten übersteigen? Endlich Mut gefaßt! — die Lippen öffnen, bewegen sich,

*) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Band 3, Seite 96.

ein Laut —, aber das Pulver brennt auf der Pfanne ab, der Schuß geht nicht los. Gewiß jedoch, wir würden Uhland sehr unrecht tun, wenn wir in diesem Knoten, diesem Zaudern der Natur, diesem wunderlichen Nichtkönnen den einzigen Grund seiner Schweigsamkeit suchen würden; nein, viel häufiger, als er nicht konnte, wollte er nicht. Da war es Extrem des Widerwillens gegen Geschwätz. Uhland wollte nicht reden, wo er nichts Wesentliches zu sagen hatte, er war ein Todfeind leerer Worte. Jenen, die eine Viertelstunde lang sprechen und am Ende derselben nichts gesagt haben, steht kein Recht zu, über ihn zu lachen. Uhland führte keine geläufige, abgegriffene Sprachmünze in der Tasche; er prägte sein Silber, sein Gold — ohne Kupferzusatz — erst im Augenblicke des Gebrauchs, und das kostete Arbeit. Er stotterte, wenn er anfieng, längere Zeit, man sah, daß er nach Worten suchte, weil ihm die verbrauchten Formeln nicht genügten, aber wenn er erst warm war, floß es beredt von seinen Lippen. Das geschah natürlich am meisten, wenn man ihn auf seine Lieblingskapitel brachte; wer etwa vom Volkslied, von der Heldensage einläßlich sprach, der war sicher, den wortkargen Mann auftauen zu sehen; doch nicht, als wäre er ein Reiter von Steckenpferden gewesen: ihn interessierte jedes Allgemeine, und er wäre kein Dichter, ja kein wahrer Mensch gewesen, wenn er nicht auch das Einzelne, Kleine, Enge an das Allgemeine geknüpft hätte; er war nicht auf das „Bedeutsame" versessen, keiner von jenen, die da meinen, ein Gespräch müsse eine greifbare Summe von Belehrung abwerfen, er hatte den vollen Humor der Zufälligkeit, mit dem die Schwabennatur glücklicherweise fast allgemein gesegnet ist; aber er trat eben nicht ins Gespräch, ehe seine Natur und der Gesprächsinhalt einander positiv angenommen hatten, und dazu den Übergang zu finden, mochte er sich nicht mit vorläufigen Lückenbüßern von Redensarten behelfen. Allerdings erzeugte er auch seine Gedanken nicht leicht, wenn nicht der Genius der erregteren Stimmung über ihn kam; am schwersten, wenn Zuhörer und vollends festlich versammelte auf sein Wort spannten und warteten. Gewiß freuten ihn die Ovationen der Liebe und Verehrung, die ihm auf Reisen oft gebracht wurden, aber gewiß stürzten sie ihn auch in peinliche Verlegenheit, und wenn ich mich in ihn versetze, wie Hunderte ungeduldiger Bewunderer eine Stegreifrede von ihm erwarten, so

bricht mir in der bloßen Vorstellung ein kalter Schweiß für ihn aus. Zum Repräsentieren war er ein für allemal nicht gemacht. Politische Reden hielt er nicht anders als wohl vorbereitet; doch in der kurzen Kammerdebatte improvisierte er, wenn er warm war, leicht und schlagend. Sein Vortrag war nicht schön, gestoßen, etwas bellend, die Endsilben verschluckt. Auch Schiller war ja ein sehr übler Deklamator; Naturen, bei denen der Drang von innen alles ist, Menschen, die sich substantiell ganz in die Sache legen, vermögen es selten, im Vortrage zugleich künstlerisch über dem Vortrage zu stehen und ihn danach zu modulieren. Ganz schweigend zog er sich in sich zurück, wo Naseweisheit, Zudringlichkeit sich lästig machte. Besuchte ihn eine Figur vom Schlage der neugierigen Literaten, denen schon der Bleistift in der Brieftasche juckt und zuckt zu einem Artikel in dem und dem Blatt, um mit dem interessanten Dichterbesuch sich selbst ein interessantes Relief zu geben: o, was machte der Mann für einen prächtigen, unbarmherzig stummen Holzbirnenkopf an die Kerle hin! Eitelkeit, Affektation, Geniesucht war ihm in den Tod zuwider; er war einfach vom innersten Grund seines Wesens auf die Oberfläche heraus, ein deutscher Mann im guten, alten Sinne des Wortes. Der Porträteur, Photograph, der nach seinem Bildnis jagte, fuhr mit den seltensten Ausnahmen auch übel ab; ich ließ mich in Frankfurt einmal von einem solchen beschwätzen, ihm zuzureden, daß er ihm sitze, und fiel glänzend durch, was mir auch ganz recht geschah. Wie steht der Mann da neben dem windigen Literatengeschlechte, das jetzt mehr und mehr ins Kraut schießt, den Zapplern nach unverdientem Ruhm, den Clique- und Claquemachern, den Lobrezensionenbestellern, den Anzettlern kleinlicher Schwätzereien, Zänkereien und Stänkereien, die da Händel und Skandal suchen, um nur genannt zu werden, den Affen, die sich bald im Mutterleib schon für ein Titelkupfer werden photogrophieren lassen!

Wo der Fall ausnehmend gemessene gesellige Formen erheischte, war Uhland etwas zeremoniös; das geschah Vornehmen gegenüber vor allem aus Stolz; er wollte der Form alle Ehre geben, um sich im Inhalt desto mehr Freimut vorzubehalten. Im Jahr 1840 mußte ich im Salon von Goethes Schwiegertochter zu Wien von einem sehr gebildeten jungen Mann etwas höchst Wunderbares vernehmen. Uhland war kurz zuvor dort gewesen. Der junge Mann gehörte dem

Kreise geistig strebender Kräfte an, die unter dem noch ungebrochenen Drucke der Herrschaft Metternichs die Keime der freieren Zukunft pflegten. Der nahm mich beiseite und vertraute mir an: „wir haben entdeckt, daß Uhland — servil ist.“ Uhland servil! Seine Erzählung erklärte mir das Rätsel: die frischen, jungen Leute hatten ihn auf eine Spazierfahrt genommen und wohl nicht verstanden, die richtigen Tasten zu greifen; sie fanden ihn sehr steif und wortkarg. Dagegen wollten sie vernommen haben, daß er bei Erzherzog Karl, der ihn zur Tafel geladen, die Komplimente nicht gespart habe. Steif wird er wohl auch hier gewesen sein, aber natürlich mit mehr Aufwand formeller Höflichkeit, deren Zoll er nicht schuldig bleiben wollte, obwohl er gewiß zugleich bestrebt war, dem Helden zu zeigen, daß er ihn von Herzen ehrte. Die junge Gesellschaft aber meinte nun, in ihrem Kreis habe ihm die Furcht den Mund geschlossen, im fürstlichen die Untertänigkeit geöffnet.

Etwas Umständliches lag übrigens in der Familie. Einen Onkel, der es bis zum komischen Übermaß trieb, nannte man in Stuttgart den „Manierle“. Der Vater machte den Eindruck des wackeren, gewissenhaften, gesunden Philisters, von ihm hatte Uhland den strengen Ordnungssinn, der alle Gerechtigkeit erfüllt; von der Mutter, wie sie mir in Erinnerung ist, sinnig, gesprächig, munter mit Geist, wird des Talents ein Teil ererbt sein: ganz wie bei Goethe:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabulieren.“

Uhland muß musterhaft erzogen worden sein, nur eine durchaus treffliche Zucht, noch zuvorkommend der eigenen Charakterarbeit, die freilich das Beste hinzubringen muß, vermag keusches, reines Maßhalten dem Menschen so zur anderen Natur zu machen, daß er einen geweihten Kreis um seine Person zieht, der jeden in achtungsvollen Schranken hält, der auch der Freundschaft, der Vertraulichkeit, dem Scherze heilig bleibt. Ja, das war ein Mann, dem keiner die Ehrfurcht versagen konnte, selbst den wirklichen Inhalt seiner Verdienste noch ungerechnet; man fühlte ihm die innere Reinhaltung an, man ahnte, noch ehe man es wußte, daß man hier einem Leben gegenüber-

stehe, das unbefleckt war wie ein reines Tuch. Und das so ohne Zwang, so schlicht, so natürlich! Und der strenge Mann war so heiter, lachte und scherzte so gern!

Nicht leicht habe ich ihn heiterer gesehen als auf einer Spazierfahrt im Oktober 1837. Arnold Ruge war auf seiner Werbereise für die Halleschen Jahrbücher in Tübingen eingetroffen. Das Schwert war noch nicht gekommen, zu scheiden, die Jung-Hegelsche Schule hatte ihr Programm nicht fertig, und ihr kecker Sprecher begrüßte sich daher noch im besten Frieden mit den Dichtern, die der romantischen Schule das gesundere Element zugeführt hatten, doch aber von dem späteren Manifeste der Jahrbücher gegen die Romantik mit getroffen wurden. So führten wir denn, Uhland und ich, den Gast zu Gustav Schwab, der damals in dem einige Stunden von Tübingen entfernten Dorfe Gomaringen Pfarrer war. Es war ein milder Spätherbsttag, wir fuhren im offenen Wagen. Auf ganz ebenem Wege wurden wir plötzlich umgeworfen, weil irgendein haltender Nagel sich ausgespielt hatte. Ich kam mitten im Wege einfach auf die Füße zu stehen, Uhland und Ruge wurden herausgeschleudert, den Kopf voran in einen Graben voll halbgefrorenen Schlammes gespickt, dann fiel der Wagen auf sie und drückte sie gründlich in den zähen Stoff. Als ich mit dem Postillon denselben aufgerichtet hatte, blieben beide, wie dies nach solchen Überraschungen der Mensch zu halten pflegt, noch einige Sekunden stille liegen. Auf meine spätere Frage, warum er denn noch liegen geblieben sei, nachdem er doch frei war, erwiderte mir Ruge: „Ich dachte eben: was kommt wohl noch alles nach?" Als sie sich erhoben, fanden sie sich reichlich mit Kot überzogen, und Uhland trug von dem Akte der Einspickung ein regelrechtes Rundkäppchen derselben Materie auf dem Kopf. Wir traten nun vorerst in ein Wirtshaus am Anfange des Dorfes, um einen Reinigungsprozeß vorzunehmen; allein das irdische Element war zu tief eingedrungen, die Läuterung konnte nicht zum Ziele gelangen. Der Wirt sprach den beiden Kolorierten zu, sie sollten nur immerhin auch so in das Pfarrhaus gehen, und tröstete: „Es ischt jo net, als ob's Bosheit wär." Mit Lachen trat man ein, mit Lachen wurde man empfangen; der komische Zwischenfall brachte sogleich eine muntere Stimmung in die Gesellschaft. Die Tochter sang Uhlandische Lieder, Schwab las aus Mörikes

Gedichten vor, die Ruge noch nicht kannte, zwischen Scherz und Ernst floß das belebte Gespräch bis in die späten Abendstunden. Als die Rede auf echte und gesunde Poesie im Gegensatz gegen eitle und blasierte kam*), sprang Uhland, diesmal der Gesprächigste und Munterste von allen, öfters vom Stuhl auf und sprach mit erhobener Stimme und erregter Aktion seine Überzeugungen aus, wobei sich denn die großen Dreckfiguren, die seinen Rock wie eine Landkarte in Meer und Kontinent teilten, gar bunt und grell hervorstellten. Er selbst war nicht der letzte, der über diese malerischen Effekte lachte. Später sagte er mir, er habe eigentlich den ganzen Nachmittag und Abend beide Stiefel voll eiskalten Wassers gehabt, ein Übel, bei dem gewiß wenige so gut gelaunt geblieben wären und das nur für eine Gesundheit, wie die seinige war, ohne schlimme Folgen ablaufen konnte; die physische Tüchtigkeit und Ausdauer gehörte eben auch so recht zum gesunden Ganzen dieses Lebens.

Es müßte auch ein Wunder sein, wenn einem Uhland jene geistige Flüssigkeit gefehlt hätte, die wir Humor nennen, wenn die reinliche Wohlordnung seines Innern, die sich in der stets pünktlich aufgeräumten Studierstube spiegelte, den ausgelassenen Geist Laune nicht zugelassen hätte aus Angst, es lasse sich nicht wieder aufstellen, was er durcheinander geworfen. Uhland lief in der guten Stunde gerne durch die verschiedensten Tonarten des Komischen mit, er liebte einen tüchtigen, drolligen Spaß im Volksgeschmack, er konnte scharf und schneidig im Witze sein, er fürchtete nicht, das Würdige gehe in Trümmer, wenn wohlwollende Ironie seine schwachen Seiten, seine Konflikte mit Zufall und Welt ertappte und belachte. Die alten Zechbrüder im „Schatten" zu Stuttgart wußten davon zu erzählen, wie er sprudelte, wenn es galt, desipere in loco, aber auch in seinen späten Tagen plauderte er gern gemütlich und lachte herzlich bei einem Glase Wein. Das freilich kann ich nicht aus Erfahrung beurteilen, wie weit er dem kühnsten Humor Spielraum gestattete, ich meine, jenem Humor, der dem Mephistopheles bei dem Herrn der Welten selbst den Eintritt öffnet. Aus inneren Gründen glaube

*) Eine Stelle in Ruges Buch: „Aus früherer Zeit" Band 2, Seite 111 könnte so verstanden werden, als hätte ich mich mit ihm hinter Uhlands Rücken über dessen Ansicht von Heine lustig gemacht. Dieser Punkt wird sich durch den Schluß der gegenwärtigen Charakteristik von selbst erledigen.

ich doch, daß er hier eine strenge Grenze zog, und dies führt uns zu einem wichtigen Punkte, der besprochen sein muß, ehe von anderen wesentlichen Seiten des Charakters, Geistes und dann der Poesie des Mannes die Rede sein kann.

Uhlands ernste, gerade, einfache Natur war durchaus für das Gediegene, Ungebrochene, von Zweifel, Dialektik, Verneinung nicht Durchsäuerte, nicht Gespaltene und Zerrissene. Dies war der innere Zug, der ihn zu den altdeutschen Studien führte und sein Leben lang daran festhielt. Die derbgesunde, männlich naive, ehrenhafte Welt unserer Altvordern, diese Welt aus einem, obwohl spröden Guß, die Gestalten aus Granit, obwohl grob gehauen, das war sein Element. Sein eigenes Leben floß rein dahin ohne wilde Leidenschaften, die das Innere zerklüften, es in Irrwege reißen, aus denen man ohne Schuld nicht herauskommt, die den Geist zu düsteren Fragen über Gott und Vorsehung aufrütteln; es war in ihm nicht die elektrisch gespannte Luft, aus welcher wie jähe Blitze verwegene Gedanken schießen. Philosophie, obwohl er sie achtete, war ihm persönlich nicht Bedürfnis. Wir werden das aus guten Gründen dem Dichter auch nicht wünschen; es kann aber sehr wohl einen Dichtergeist geben, der, ohne sich ausdrücklich und zusammenhängend mit Philosophie zu beschäftigen, doch von dem Sauerteig des Zweifels, mit welchem alle Philosophie beginnt, eine starke Dosis in sich trägt. Dieses Ferment wird eine Gärung zur Folge haben, in welcher die einfache Glaubenswelt der Religion zusammenbricht. Findet der Geist keine Mittel, in irgendwelcher Form sich die „verlorene Kirche" neu zu erbauen, so wird die Poesie der Zerrissenheit und des Weltschmerzes entstehen, die wir begreifen, die wir zu würdigen wissen, wenn sie genial ist, die aber immer Merkmal eines kranken Geistes oder zugleich einer kranken Zeit ist. Allein in den Tiefen eines Dichtergenius müssen sich Mittel finden, eine durch Zweifel gebrochene Glaubenswelt geistiger wieder aufzurichten, auch ohne den förmlichen Übertritt in das Gebiet der Philosophie. Er mag einen Teil ihrer Ergebnisse, einzelne fruchtbare Sätze in sich aufnehmen und verarbeiten, auch ohne ihr in die streng fachmäßigen Untersuchungen zu folgen; ein Gemischtes aus Denken, ethischer Spannkraft, Ahnung, Phantasie, Betrachtung des Gesetzmäßigen in Natur, Kunst und Geschichte reicht auch hin, um die erschütterte

Idee einer Weltordnung neu, geläutert, in freierer Form und mit ihr Harmonie und Versöhnung im Gemüte wiederherzustellen. So rettet sich Goethe aus Zwiespalt, Zweifel, Lebensüberdruß, Verzweiflung, indem er sich die inhaltreichsten Sätze aus Spinoza aneignet, sein Inneres durch Sammlung, Selbstbeherrschung und Resignation ordnet, den bauenden, gesetzmäßig bildenden, ausgleichenden und heilenden Kräften der Natur mit liebevollem Forscherauge nachgeht, an der idealen Kunstform des Altertums sein Schauen, Denken, Fühlen reinigt, er rettet sich und seiner Poesie den Himmel des Unendlichen, der sich über alles wölbt und in dessen mildem, von oben wehendem Hauch jedes Blatt am Baume seiner vollendeten Dichtungen zittert. Uhlands Geist aber hat, wie mir scheint, zwar natürlich die Krisis jugendlicher Schwermut, wie sie über jedes tiefere Gemüt, gewiß über jedes Dichtergemüt kommt, aber nie eine Periode durchlebt, wo er an den obersten Haltpunkten des Glaubens irre wurde. Seine Natur war hierin positiv, — gewiß nicht positiv im engen, stumpfen Sinne des rechtgläubigen Buchstabendienstes, aber positiv in dem Sinne, daß sie Anwandlungen des unbedingten Zweifels kaum kannte oder rasch ausstieß.

Nennen wir einen dialektischen, anzweifelnden, kritischen, unruhigen Trieb im Geiste, nichts schlechthin Festes anzuerkennen und stehen zu lassen, außer nach voraussetzungsloser Prüfung, nennen wir diesen Reiz beweglicher Naturen, der darum noch kein Dämon der Hölle ist, der sich schließlich recht wohl mit dem Engel der heiligen Wahrheit friedlich vergleichen kann, nennen wir dieses prickelnde, sollizitierende, aggressive, bohrende, dem modernen Menschen vorzüglich eigene Etwas Negation: so kann man sagen, es sei in Uhland keine oder wenig oder zu wenig Negation gewesen. Sein Geist hatte etwas Ungeschütteltes, Ungelockertes, wie eine kernige Nuß, die sich nicht von ihrer Schale trennen lassen will. Nehme man das Wort Teufelei nicht im fürchterlichen Ernste, so mag erlaubt sein, zu sagen: Die Teufelei der Negation hätte, vorausgesetzt, daß sie nur ein Moment, ein überwundenes Ingrediens gewesen wäre, dem Mann und seiner Poesie mehr Leichtigkeit, schwebenden Charakter, Beweglichkeit, Vieltönigkeit, Vielfachheit der Beziehungen zum Leben verliehen. Man soll die Grundsäulen des sittlichen Lebens einfach stehen lassen! dies Gebot war mit

Uhlands ganzem Denken und Sein verwachsen; man soll das ewig Ehrwürdige bejahen schlechthin, ohne zu zweifeln! das war seine Grundstimmung. Mögen wir nun hier mit Nachdruck anderen, aufgeregteren, verwickelteren, vom Geiste der Kritik durchsalzneren und darum noch lange nicht unpoetischen, noch unsittlichen Formen des Geistes ihr Recht vorbehalten, mögen wir sagen: dort liegt doch eine gewisse Enge, eine gewisse Weltlosigkeit: bange darf uns doch nie werden, daß unser Uhland in stumpfe Beschränktheit, Illiberalität, Verfolgungssucht verfalle. Davor bewahrt ihn selbst ohne Vorsatz und Mühe sein natürlicher Humor, in welchem zwar nicht das volle Bewußtsein, aber doch die Ahnung liegt, daß es eine Freiheit des Geistes geben muß, welcher keine Autorität heilig ist und welche doch jede wahre Autorität aus Zweifel und Lachen wieder herstellt; davor bewahrt ihn sein Schönheitssinn, der wüsten Haß nicht einläßt, davor sein Maß, davor seine hohe Gerechtigkeit, die auch dem Fremdartigen, Unwillkommenen die Befugnis der Existenz nicht bestreitet. Allein dies ist noch nicht alles; wir sind hier an einer Stelle angelangt, wo es Zeit ist, das Ganze dieser Persönlichkeit in einem Satze zusammenzufassen, der uns weiterhin dienlich sein wird, nach manchen Seiten unser Urteil ins rechte Blei zu bringen. Wo in Uhlands Wesen eine Lücke ist auf einer bestimmten Seite, da sehen wir immer von anderer Seite eine gesunde Kraft ergänzend, entschädigend eintreten. Dies gibt dem geistigen Bilde des Mannes die ihm eigene Rundheit und Ganzheit.

Der Ausdruck: verneinende Kraft, Negation ist, so hoffe ich, nicht meinen Vorbeugungen zum Trotze mißverstanden worden; bedürfte er noch einer schützenden Erklärung, so ergibt sie sich von selbst, wenn wir nun den Mann auf das Gebiet begleiten, wo er sein Leben lang mit einer Kraft und Schärfe der Verneinung gewirkt hat, von welcher niemand zweifeln wird, daß sie auf der tiefsten und innigsten Bejahung ruhte, mit einer Schneide und Stetigkeit der Leidenschaft — jener Leidenschaft, „ohne die nichts Großes geschieht“, — mit einem Unmute, der aus der Begeisterung, mit einem Manneszorn und -haß, der aus Vernunft und Liebe zum Rechte floß. Hat Uhland auf dem rein geistigen Gebiete nicht so scharf geschieden zwischen frei und

unfrei, obwohl ein Feind hierarchischer Bevormundung, zwischen klar und unklar als Freund der edeln Einfalt nicht so streng abgerechnet, als wir im Namen des modernen Geistes wünschen mögen, so schied und rechnete er um so schärfer und strenger im politischen Gebiet und hier haben wir sogleich eine gesunde Kraft, die ergänzend und entschädigend in eine Lücke tritt.

Es könnte sich fragen, was voranzustellen sei, seine Begeisterung und sein Wirken für nationale Einheit oder für verfassungsmäßige Freiheit und Menschenrecht, also, da es sich bei dem zweiten dieser Ziele um alte Kämpfe im einzelnen Staate handelt, das Allgemeine oder das Örtliche. In der Tat war Uhland eines der leuchtendsten Musterbilder des reinen Gleichgewichts der Liebe zum engern und zum weiten Vaterlande, des Sinns für das Besondere, dem Teil, und für das Ganze, er war durch und durch Schwabe und durch und durch Deutscher. Der Zeit nach gieng zunächst das Nationale voran; es ist kein Zweifel, daß das Leiden der Nation unter der Fremdherrschaft und die Tat ihrer Befreiung die politischen Kräfte in seinem Geist entzündet hat. Er gehörte mit seinem ganzen Gemütsleben der Generation der Befreiungskriege an, der Frühlingswind jener Tage, das Rauschen und Klingen vom Rheine her: „der Herr verläßt die Seinen nicht, er macht so Heil'ges nicht zum Spott, Viktoria! mit uns ist Gott!" Dieser Odem weht aus seinem Wesen, seinen Liedern. Allein die Enttäuschungen nach dem blutig erkauften Siege werfen alsbald den Blick auf das Innere, den einzelnen Staat, auf die Frage der Freiheit, der Verfassung:

Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Dem bestimmten, positiven Zwecke, der Feststellung des Rechts im heimatlichen Lande wendet denn Uhland sein Interesse, die Anstrengung seiner besten Mannesjahre zu; die Verfassungskämpfe des einzelnen Landes führten zwar von allen Punkten hinüber zur größeren Aufgabe; unter dem Druck der Bundesbeschlüsse erkannte man klar genug, daß das Ziel dieses Ringens der Aufbau einer deutschen Gesamtverfassung sein müsse; einen entscheidenden Schwung

nahm diese Einsicht seit dem Jahr 1830, Paul Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen" war der erste volle Ausdruck dieser Wendung zu der größeren, nationalen Frage; dennoch stand sie den Volksvertretern des einzelnen Staates notwendig in zweiter Linie und erst das Jahr 1848 bringt den Ruf der Nation, für ihr Gesamtziel zu wirken. So ist Uhland vor allem württembergischer Verfassungskämpfer; auf diesem bestimmten Boden dient er treu und aufrecht seiner Fahne; er opfert ihr, viermal in das Haus der Abgeordneten berufen, von 1819 bis 1838 das beste Teil der besten Kräfte seiner Mannesjahre im lauten Kampfe, wie im stillen Fleiß umständlicher, oft peinlicher Arbeit als Mitglied der Kommissionen, erhebt seine energische Stimme für Denkfreiheit, für öffentliches, mündliches Recht, für Trennung der Justiz von der Verwaltung, selbständige Gemeindeverfassung, für jedes vernünftige Recht, um das wir so lange gerungen, bekämpft in den besonderen Verhältnissen des Landes den Unfug des Schreibereiwesens, steht in der vordersten Reihe gegen jede Anmaßung der Regierung, tritt 1821 zum Schutze des mit schreiendem Unrecht verfolgten List auf; der Landtag 1833, der sogenannte vergebliche, wird aufgelöst infolge Uhlands entschlossener Adresse zum Schutze von Paul Pfizers Antrag gegen die Bundesbeschlüsse; er opfert der ernsten Pflicht ein kostbares Gut, das akademische Lehramt, den geliebten Wirkungskreis, um den er sich lange bemüht hatte, er opfert ihn, da ihm die Regierung bei seiner zweiten Wahl im Jahre 1833 den Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigert. Goethe hat diesen Schritt getadelt: „Volksvertreter gebe es mehr, einen zweiten Uhland für dieses Amt nicht"; allein der Konflikt lautete ja nicht: Wirken als Politiker oder als Lehrer, sondern: Zwang dulden oder der Regierung zeigen, was Männerwürde ist, was ein Mann ist, der es liebt, „frei einherzuschreiten und aufrecht, wie ihn Gott erschuf". Uhlands Wille konnte zum Eigensinn werden, hier sehe ich nicht Eigensinn, sondern Willen. Schwieriger ist die Frage, ob in jenem Kampf um die altwürttembergische Verfassung, der sich von 1815 bis 1819 hinzog, der zähe Schwabe nicht mehr Eigensinn als richtigen Willen gezeigt habe. Uhland hat für das „alte, gute Recht" in Wort und Lied und jeder Form eifriger Regung mitgestritten von Anfang an, noch ehe er (1819) als Abgeordneter in die Kammer trat. Ich kann bei der

Erwähnung dieses vielbesprochenen Haders nicht unterlassen, an die Beurteilung der Verhandlungen unserer damaligen Landstände zu erinnern, welche Hegel in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1817 erscheinen ließ und welche in seine gesammelten Werke aufgenommen ist. Obwohl Uhland mit keinem Worte genannt ist, so darf man doch bestimmt annehmen, daß Hegel hinter den Landständen einen so bedeutenden Verfechter ihres Widerstandes recht besonders im Auge hatte, man kann die offiziellen Vertreter recht wohl in ihm zusammenfassen, also auch sagen, daß hier einer der interessantesten Gegensätze vor uns liege: Hegel contra Uhland! Beide gleich ernst und rein auf das Beste des Staates bedacht, im größten Unterschiede doch beide gleich fest geschmiedete, gewichtige, substantielle Naturen.

König Friedrich hat die alte württembergische Verfassung 1806 aufgehoben, 1815 gibt er dem vergrößerten Lande eine neue Verfassung, die allerdings vernünftiger, dem modernen Staatsbegriff entsprechender und in wesentlichen Stücken liberaler ist als die alte. Diese hatte sich unzweifelhaft überlebt; sie gehörte der Zeit an, da das Land ein Reichslehen, noch kein Staat war, sie ruhte auf dem Prinzip eines Vertrags zwischen Fürst und Land als zweier Parteien, über denen als Richter, als Bürge, als Zwischen- und Obermacht der Kaiser stand. Ihr scheinbar bedeutendstes Recht war ein von ihr gewählter permanenter Ausschuß, der die Steuerkasse in Händen hatte. Allein dies Recht war ebensosehr eine Rute auf dem eigenen Rücken, denn der Ausschuß war ohne Kontrolle, dekretierte sich aus seiner „Truhe" neben der Besoldung Belohnungen und Pensionen; er war ein Sitz des Nepotismus und der veralteten Willkür, eine geheime zweite souveräne Macht im Staate, nicht ein Organ der Freiheit, sondern ein Dorn der Entzweiung zwischen Fürst und Land. Der König verkündet die neue Verfassung, beschwört sie in feierlicher Sitzung vor den berufenen Volksvertretern. Diese aber sagen: „nein! wir wollen die alte Verfassung, das alte gute Recht!" Und hinter ihnen erhebt das Land in unendlichen Adressen denselben Ruf, mit Ausnahme freilich der neuen Landesteile, welche namentlich die Landplage des Schreibereiwesens fürchteten, denn diese stand allerdings im engsten Zusammenhang mit der alten Verfassung. Es beginnt nun jenes Zerren und Ziehen, Anknüpfen und Abbrechen von Unterhand-

lungen, welches fortdauert, bis mit der Regierung des neuen Königs Wilhelm, der 1816 den Thron bestiegen, unter der Wolke des Karlsbader Kongresses, der aller Freiheit und Verfassung den Untergang droht, im Jahr 1819 ein Vergleich und die neue Konstitution, nun freilich mit einer Adelskammer, welcher Uhland von Anfang an den lebhaftesten Widerspruch entgegengesetzt hatte, zustande kommt. Mit dem ganzen Gewichte seines strengen Begriffs vom Staate sucht nun Hegel die Vorstellungen zu zermalmen, auf denen der zähe Widerstand beruhte. Moderbegriffe nennt er sie, Begriffe aus einer anderen Welt, einer anderen Zeit, Begriffe von Menschen, welche die Jahre der Revolution, die Geburt des neuen, vernünftigen Staatsrechts, verschlafen haben; wir sehen, sagt er, den Kampf dieses vernünftigen Staatsrechts mit der Masse des positiven Rechts und der Privilegien, aber, verglichen mit Frankreich, in einem merkwürdigen Stellenwechsel: König und Regierung treten auf jene, die Landstände auf diese Seite; der Staat stehe hoch über dem Vertragsbegriff; er sei eine „ursprüngliche und substantielle Einheit"; Formalismus, Übertragung von Prinzipien des Privatrechts auf diese höhere Einheit sei es, wenn man vom Begriffe des Vertrages ausgehe, der auf der gleichen Unabhängigkeit und Gleichgültigkeit beider Teile beruhe; es sei verkehrt, das Landes- und Staatsinteresse einander gegenüberzustellen, es sei Advokateneigensinn, auf diesen Abstraktionen zu beharren.

Eigensinn war da, es ist kein Zweifel, ein rechter harter Schwabeneigensinn. Man wird gestehen müssen, daß es Fälle gibt, wo es vernünftig ist, anzunehmen, was Regierungen bieten, wären es auch solche, denen man nicht traut. Diesen Rat auf den gegebenen Fall anzuwenden hat aber seine Schwierigkeit, denn diesmal war das Mißtrauen ein unbegrenztes und als solches nur zu sehr gerechtfertigt. Der Eigensinn hatte zunächst darin seinen Grund und war also doch nicht bloßer Eigensinn. Hegel im Eifer seines Dringens auf „die Natur der Sache an sich", auf das „Substantielle, an sich Vernünftige", vergißt hier und sonst, daß es darauf ankommt, wer die Leute sind, die den Staat bilden, die auf den Thronen sitzen und regieren. Die Personen sind ihm das „Zufällige" und daß er das sogenannt Zufällige obenhin als das Gleichgültige und Schlechte überspringt, dies ist ja überhaupt ein wesentlicher Mangel seines Systems. Über die „Landesbeschwerden", welche die Stände

sammelten und der Regierung vorlegten, geht er mit der Leichtigkeit eines Parteimanns hinweg. Wer war der König, der dieses Geschenk seinem Volke bot? Er hatte nicht nur die alte Verfassung aufgehoben; eine solche Handlung läßt sich vergessen, wenn eine Regierung, deren Sünden ein gewisses Maß nicht übersteigen, die veränderte Zeit begreift und in den Weg des Rechts wieder einlenkt; nein! das Herz zieht sich in einem Krampfe des Grimms zusammen, wenn man seiner Taten gedenkt. Ich habe eine Erinnerung aus meinen Knabenjahren; ich hörte von einer Rede, die ein Abgeordneter in jener Zeit über das unsägliche Leiden hielt, das der Wildstand und die Jagden über das Volk gebracht: die Saaten, die Reben von Hirsch und Eber abgeweidet, der ausgesogene Bauer, dem Waffe und Schuß verboten war, in kalten Nächten sich vergeblich plagend, das Wild durch angezündete Feuer abzuhalten, zu den großen Jagden scharenweis als Treiber aufgeboten, als hungernder Sklave wochenlang, während ihm der dürftige Kittel in Schnee und Regen auf dem Leib verfaulte, von seiner Hütte fern, — Schauer übergossen mich, als dies Bild des Jammers, das ich kannte, das aber so eindringlich nie an mich gekommen war, sich vor mir aufrollte. Unerschwinglicher Steuerdruck, unerträgliche Zensur, Gewalttat über Gewalttat, jede Mißhandlung der Menschenwürde, die nur ein orientalischer Despot verüben kann, Vergeudung des Bluts der Untertanen für den Feind des Vaterlands, der sie in die Eisfelder Rußlands schleppt, wo sie zu Tausenden hinsinken, geheimes, verräterisches Festhalten an diesem Bund auch nach der Schlacht von Leipzig: das war die fürstliche Macht, der man trauen sollte. Es war zu spät, zu spät!

Dies war denn für den Eigensinn des Ablehnens ein Grund von zeitweiser Geltung; allein er verband sich mit einem prinzipiellen. Man braucht heutigentags mit niemand mehr darüber zu streiten, daß der höhere Staatsbegriff, wie ihn Hegel aufstellt, den Begriff des Vertrags zwischen Fürst und Volk nicht ausschließt. Wohl ist der Staat in seiner Wurzel etwas anderes, ist unendlich mehr als ein bloßer Rechtsvertrag, als eine formelle Vereinbarung von Individuen, Gruppen, die sich leidlich auf einem Boden miteinander behelfen, er ist eine Vernunftnotwendigkeit, ruhend auf einem Naturbande innerer Einheit des Bluts und der Sprache; allein über diesem festen Grunde schwankt die Woge des Zufalls, der es bringt, daß

wir nie wissen können, ob die Menschen dieser inneren Vernunft- und Natureinheit treu oder untreu sind, ob sie das Allgemeine oder nur das Ihrige wollen, daher bezweifelt jetzt keine freigesinnte Seele mehr, daß die Forderung des Vertrags besteht trotz der ungeleugneten Basis, worauf der Staat als ungetrenntes Ganzes ruht; die Basis ist das verhüllt zugrunde liegende Elementarische; was am Tage des Bewußtseins liegt, will klare Form und dies ist der Rechtsvertrag. Mit ihrer ganzen Stärke erhebt sich diese Forderung im monarchischen Staat. Hegel vergaß über dem reinen Begriffe des Staatswillens, daß der Ursprung seines monarchischen Organs in der Aristokratie liegt; der Monarch ist die Spitze des Adels, das Volk steht ihm mit der gegründeten Voraussetzung gegenüber, daß das mystische Vorurteil des Standes, als sei er eine Art höherer Menschheit, als bestehe er aus Wesen einer bevorzugten Gattung, sich in dieser Spitze konzentriere, und findet den Beweis für diese Voraussetzung in dem priesterlichen Siegel des Titels „von Gottes Gnaden". Ist der Fürst von Gottes Gnaden, so erscheint auch das Vernünftige, das er dem Volke bringt, als Ausfluß dieser Gnade, die er natürlich doch als seine, des einzelnen Menschen, persönliche Gnade behauptet. Hier sind wir nun eben unmittelbar wieder bei Uhland angekommen —

Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichtum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden,
So viel, so wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus dem Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wenn sich Männer frei erheben
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das inn're Recht ins Leben
Und der Vertrag gibt ihm Bestand.

Diese Liedesworte allein schon reichen auch hin, uns zu überzeugen, daß für Uhland Recht und Vertrag nicht der hohle, formalistische Begriff ist, wie Hegel ihn bekämpft. Ihm ist das Recht ein Gefülltes, Naturvolles, ihm ist es identisch mit dem lebendigen Personsein an sich, mit dem Mannsein, mit der Würde des Mannes als eines Gliedes seines Volkes, ihm sind im Gegenteil Begriffe von wesentlichen Staatseinrichtungen, so vernünftig sie sein mögen, sobald sie ein Herabreichen von oben, von der monarchischen Spitze des Adels, wo keine Bürgschaft gegen Willkür ist, in sich schließen, hohle Abstraktionen. Der König Friedrich hatte das Einkammersystem gewollt, dagegen setzte sich allerdings mit den Volksabgeordneten auch der auf seine Vorrechte bedachte Adel. Dieses augenblickliche unwillkommene Zusammentreffen konnte Uhland nicht abhalten, bei seiner Überzeugung zu bleiben, die ein für allemal im Prinzip gegen den Adel gieng und die er, als König Wilhelm eine Verfassung mit einer Adelskammer bot, in dem feurigen Flugblatt aussprach, dessen Hauptinhalt die Nekrologe wieder in Erinnerung gebracht haben. Trotzdem läßt sich die Fortsetzung des Widerstandes nach dem Regierungsantritt König Wilhelms nicht ebenso verteidigen wie die Renitenz unter König Friedrich. Was eine neue, noch intakte Regierung bot, konnte angenommen werden, ohne daß man länger über den Fortbestand des alten Rechtsvertrages stritt; der erste der oben genannten Gründe, das absolute Mißtrauen, war ja weggefallen. Hier war doch wohl wirklicher, ungerechtfertigter Eigensinn und er bestrafte sich dadurch, daß die Zeitumstände drängten, über Hals und Kopf doch eine Verfassung anzunehmen, die weniger Zugeständnisse enthielt als die ursprünglich gebotene. Freilich wirkte darin die Abneigung gegen das Organ nach, dessen sich der neue wie der alte König bediente. Dies war der Minister Wangenheim, ein genialer Mann, der aber durch den phantastischen Kram Schellingisch-Eschenmayerischer Ideen, womit er seine Staatstheorien schematisierend verbrämte, durch den Kavalierston, womit er vor die Stände trat und als Ausländer auf altgeachtete württembergische Namen spottete, sich und seiner Sache die Abneigung aller, am meisten des nüchternen und gründlich schwäbischen Uhland zuzog. Ihm gilt bekanntlich das „Gespräch", ihm das „Hausrecht", ihm, seiner naturphilosophischen Mystik der „Schwindelhaber" (Liebert, der Verfasser der gediegenen

kleinen Schrift über Uhland, offenbar niederdeutsch „Hafer" zu schreiben gewöhnt, versteht unter Schwindelhaber komischerweise Menschen, die Schwindel haben; es ist kranker Haber, der Schwindel und Dippel, d. h. Taumel macht, und darunter sind die modern-romantischen Ideen Wangenheims verstanden). Er war es denn auch, der, nachdem er hierin seine Ansicht gewechselt hatte, in die Verfassung, die König Wilhelm bot, das Zweikammersystem brachte*).

Gegen den Adel hat Uhland meines Erinnerns auch in Frankfurt gestimmt. Es mag in unserer Zeit noch als seltsamer Idealismus erscheinen, wenn man sich einfach logisch sagt: Adel gibt es nicht, denn wenn man alles abzieht, was Bürgerliche auch haben können: großen Grundbesitz, verdiente Ahnen, Würden, Vorrechte, so bleibt nichts übrig als die aus der Kindheit des Völkerlebens herübergenommene Fiktion einer zweiten, höheren Menschengattung, und auf diesen Mythus läßt sich dauernd keine politische Einrichtung gründen, was man übrigens für ihre Zweckmäßigkeit vorbringen mag. Der Adel besteht, die Fiktion, verflochten mit großem Grundbesitz usw., läßt sich natürlich nicht wegdekretieren; darauf ruhen Institutionen, die praktisches Gewicht haben, aber wie manche Einsicht schien jahrhundertelang unpraktisch, bis die Zeit kam, wo man lächelnd sich wunderte, wie lang die Täuschung habe bestehen können!

Uhlands inhaltvoller Rechtsbegriff führt weiter, führt auf eine Idee des Staates überhaupt, welche grundwesentlich jener gegenübersteht, auf welcher Hegels herber Tadel ruht. Hegel baut seinen Staat von oben, von der Regierung, bei welcher er die wahre Vernunft heimisch glaubt, nach unten, Uhland baut ihn von unten nach oben; dort ein Zusammengreifen von der Kuppel aus, hier ein Auswölben aus dem Willen freier verbündeter Männer. Im „Gespräch" sagt der Gegenredner:

Der echte Geist schwingt sich empor
Und rafft die Zeit sich nach —

*) Die preußischen Jahrbücher Januar 1863 haben über Wangenheim einen Aufsatz von Heinrich v. Treitschke gebracht, der diese Hergänge etwas ausführlicher berichtet. Sein späteres Wirken als Bundestagsgesandter wird noch eingänglicher geschildert, aber ganz von preußischem Parteistandpunkte beurteilt.

der Dichter antwortet:

Was nicht von innen keimt hervor,
Ist in der Wurzel schwach.

Es bedarf keines scharfen Auges, um zu erkennen. daß diese Anschauung auf die Republik weist. Uhlands Liebe für die Schweiz ist bekannt, Wilhelm Tell war eine seiner Lieblingsgestalten, ihre Staatseinrichtung, der Organismus auf der Grundlage der freien Gemeinde, der Staat ein Bund von Bünden, freier Körper, dies war sein Ideal. Dennoch irrt man sich sehr, wenn man darum glaubt, ihn so schlechthin als „Demokraten" bezeichnen zu dürfen. Mit dem Worte Demokrat verbindet sich in unserer Zeit, nicht immer, nicht notwendig, aber auf Grund vieler Erfahrungen leicht und gern der Begriff eines Idealisten, der die Wirklichkeit verkennt und das Gesetz nicht achtet, der also, statt die gegebenen, positiven Verhältnisse mit praktischem Schlüssel anzufassen, auf die Revolution spekuliert, mit deren Erfolge, wenn sie einen Zustand bewirkte, der die Willkür fesselt, er selbst zu allererst unzufrieden wäre; es verbindet sich damit ebenso erfahrungsgemäß der Begriff eines zentrifugalen Denkens, welchem über dem Jagen nach einem kosmopolitischen Freiheitsideal das Gefühl des Vaterlandes und seiner Ehre entschwindet, die wir wahren müssen, auch ehe wir geeinigt sind. In diesem Sinne war denn Uhland nichts weniger als ein Demokrat; strenge Gesetzlichkeit war sein Wesen, Haß aller Willkür, Haß des chaotischen Geschreis, der wirren Phrase großmauliger Volksschmeichler, Verachtung ehrloser Selbstwegwerfung vor dem Ausland war seiner Natur so wesentlich, als Haß und Verachtung aller Unfreiheit, und wenn sein Rechtsbegriff in der tiefsten Wurzel gefaßt zur Republik führte, so achtete er nicht minder das geschichtlich begründete Recht und war im gegebenen monarchischen Staat einfach ein gewissenhafter, wahrer Konstitutioneller. Ja mit seinem Sinn für das gediegene, bewährte Alte fühlte er tief und schön das Ehrwürdige im langverjährten geschichtlichen Bande zwischen Fürst und Volk. Diese Achtung des Bestehenden lag gerade in seinem Kampfe für die altwürttembergische Verfassung entschieden genug ausgesprochen, über den wir nun das Urteil abschließen können. Es war eigentlich nicht die alte Verfassung mit ihrem empirischen Material, um welche er und die Abgeordneten

des Landes rechteten. Man erkannte im Laufe des Streites mehr und mehr ihre Mängel. Die richtige Formel wäre gewesen: die Regierung soll im Prinzip anerkennen, daß sie einen, von ihr umgestoßenen, alten Rechtsvertrag mit dem Volk erneuert, über die einzelnen Bestimmungen desselben soll unterhandelt werden. Die Regierung ließ sich über ihre Verfassung in Unterhandlungen ein, warum nicht in Unterhandlungen über die alte Verfassung auf Grund ihres Prinzips, des Rechtsvertrags? Hegel selbst sagt, die Wahl habe so gelegen: entweder die königliche Verfassung mit wesentlichen Modifikationen, oder die alte Landesverfassung mit demselben Zugeständnis; er setzt hinzu, hier habe das Sprichwort gegolten: Der Gescheiteste gibt nach. Warum, wenn er doch die Regierung für den Gescheitesten hält, ruft er es nicht ihr, sondern den Ständen zu, bei denen es sich noch um anderes handelte als um Gescheitheit, nämlich um eine Pflicht gegen das Land und sein geschichtliches Recht? — Dies wollte ich gegen Hegels Kritik noch nachtragen; das Beharren auf dem Widerstand unter der neuen Regierung soll jedoch auch hiedurch nicht gerechtfertigt werden, nur entschuldigt wird es durch die Abneigung gegen den genannten Minister.

Das Jahr 1848 beruft Uhland zum größeren Wirken, der Vertreter des kleinen Einzelstaates wird Vertreter der Nation, der Traum seiner Jugend von einem einzigen und großen Deutschland scheint Wahrheit zu werden. Die Hoffnung täuscht, die mächtige Bewegung scheitert an der Unmöglichkeit, eine Form für die Einheit zu finden; — wie mancherlei Ursachen zu diesem Scheitern mitgewirkt haben, diese war ja doch die einzig entscheidende. Uhlands Stellung und Wirken auf diesem größeren Schauplatz ist noch neu im Gedächtnis; nur auf zwei Momente soll hier eingegangen werden. Zuerst auf sein Verhalten zur Frage von der Zentralgewalt. Daß er durchaus föderativ und großdeutsch gesinnt war, dies folgt mit solcher Klarheit aus seiner Grundanschauung vom Staat als einem freien Bunde freier Glieder, daß jeder Nachweis überflüssig wäre. So kam er auf die Idee eines aus Wahl der Nationalvertreter hervorgehenden periodischen Reichsoberhaupts. Vom Erbkaiserprojekte stieß ihn nicht nur die Bevorzugung des einzelnen Staates, dem man diese Würde zuwenden wollte, und die Beiseitsetzung Österreichs ab, ihn widerte auch hier — die Worte jener am 22. Januar 1849 gehaltenen Rede

sagen es deutlich — das Aristokratische an. Sein innerstes Denken und Auffassen bezeichnet der Ausspruch: „Die Wurzel unserer politischen Neugestaltung ist eine demokratische, der Gipfel aber schießt nicht von den Zweigen, sondern aus der Wurzel empor." Dies könnte an sich immer noch bloß auf die Form der Wahl bezogen und als Uhlands Meinung angenommen werden, daß sie allerdings auf einen Fürsten fallen müsse, allein diesmal gieng er weiter, sehr weit. Er hatte, gesteht er, der Kraft des Nationalaufschwungs vertraut, daß selbst einem bürgerlichen Manne, den die Wahl über Fürsten und ihre Hausmacht setzte, das gesamte deutsche Volk eine Hausmacht würde. Dies war ein Traum, wenn man will: eine Phantasie, ein Stück Romantik. Wer sich keiner Sünde bewußt ist, mag einen Stein dagegen aufheben; Romantik war das Erbkaiserprojekt ebensogut, nur Romantik mit großer Verstandeseinbildung versetzt. Wir haben alle keinen Rat gewußt und wissen jetzt noch keinen, Uhlands Meinung war eine Meinung genau so gut und so unpraktisch wie andere Meinungen auch. Während er mit sichtbarer Anstrengung des nicht klangvollen Organes sprach, sagte achselzuckend ein weiser Herr vom erbkaiserlichen Lager: „Wie sich der alte Mann abquält." In diesem Lager hat man sich noch ganz anders abgequält und nichts zustande gebracht. — Und nun noch ein Wort über Uhlands Verhalten am Ende. Den Beschluß der Übersiedlung nach Stuttgart, gefaßt von dem Reste der Reichsversammlung, der nach dem Austritt so vieler Mitglieder noch übrig blieb, hielt und erklärte er für verderblich. Es war ein Verzweiflungsentschluß, es mit der Revolution zu versuchen. Mag man über Revolution denken, wie man will, es bedurfte nur geringer politischer Spürkraft, um zu erkennen, daß der Versuch vergeblich sein mußte, daß der badische Aufstand, dem man Württemberg zuführen wollte, die Mehrheit der Nation, geschweige die stehenden Heere, gegen sich hatte, daß er im Beginn schon verloren war. Ein Losbruch in Stuttgart mußte einigen hundert Bürgern das Leben kosten ohne jede Frucht für Deutschland; ja ihr Blut wäre nur noch weiteres Öl in das Feuer der Reaktion gewesen. Das Parlament war hin, als es den Waffenstillstand von Malmö bestätigt hatte; der Tag jenes Beschlusses war der Tag seines moralischen Todes. Es hatte der Regierung, die es an die Spitze Deutschlands stellen wollte, einen Verrat der deutschen Sache hingesehen,

um sie für jenen Zweck zu gewinnen, es hatte hiedurch sein Lebensprinzip getötet. Hätte es ihn verworfen, so hätte es freilich die Erfahrung gemacht, daß die Wogen der Volkserhebung bereits im Ebben waren; das Volk wollte durch Aufruhr die Sünde gutmachen, nicht das Volk, nein, nur ein Häuflein aufgeregter Jugend: er wurde am 18. Sepetember 1848 niedergeschlagen; dieser Sieg des stehenden Heeres bewies offenbar, daß auch das Parlament hätte gesprengt werden können, ohne daß die Nation das Werk von vorn aufgenommen hätte, allein dies wäre doch ein ehrenvoller Tod gewesen. — Uhland folgte seiner widersprechenden Überzeugung zum Trotz dem Reste nach Stuttgart, einfach darum, weil er sich nicht berechtigt hielt, sein Mandat wegzulegen, ehe es faktisch unmöglich geworden, von demselben Gebrauch zu machen, darum, weil Austritt das Leichtere, Bleiben das Schwerere war. Denn Uhland wußte, daß er nun in der Opposition sein und mit den wenigen, die seine Stellung teilten, gegen die aufgeregte Mehrheit einen schweren Stand haben werde. Es war eben nicht sehr behaglich damals, die Stimme der Vernunft gegen die Reichsregentschaft, ihre Volksbewaffnungs- und Kreditanträge zu erheben. Als das württembergische Ministerium beschloß, weitere Sitzungen mit Gewalt zu hindern, begriff Uhland so gut wie jeder gerechte Mann den wirklich tragischen Konflikt, worin es sich befand. Der Bewegung, woraus es selbst hervorgegangen, mußte es mit Gewaltmitteln ein Ende bereiten. Es m u ß t e; hier war keine Wahl. Von dem Tag an, da das Rumpfparlament in Stuttgart tagte, zuckte der Finger der Revolutionslust von Minute zu Minute an dem „Draht“, an dem sie nur ziehen zu dürfen meinte, um das Land in Waffen nach Stuttgart zu rufen und aus der schwäbischen Hauptstadt den Herd einer neuen Nationalerhebung zu machen. Gekommen wären einige Züge von Bürgerwehren, einige Schüsse wären gefallen, der Philister, längst auf den Tod verstimmt von wüsten Schreiern und Katzenmusikern, hätte die Haustüren geschlossen und das Militär, selbst unterstützt von einem guten Teile der Stuttgarter Bürgerwehr, hätte mit Kartätschen drein geschossen. Dies Blut durften unsere Märzminister ein für allemal nicht auf ihr Gewissen nehmen. Es fehlte nur noch das bekannte herausfordernde Wort Schoders in der württembergischen Ständeversammlung, und der Entschluß mußte

gefaßt sein. Uhland aber, der denselben sicherlich gebilligt hat, gieng dennoch im Zuge mit zum letzten Versuch einer Sitzung; warum? Aus demselben Grunde, aus dem er nach Stuttgart mitgegangen. Er hatte sein Mandat, die Sitzung war beschlossen, wie vorher die Verlegung, er mußte alle Gerechtigkeit erfüllen. Und wirklich, nachdem die Dinge lagen, wie sie lagen, haben die letzten Männer des Parlaments besser getan, es dahin zu führen, daß sie konstatieren konnten: wir weichen nur der Gewalt. Einfach weglaufen wäre ein unwürdiges Ende gewesen, dies war immer noch ein Ende mit Ehren, das als markiertes Punktum, als männliche Schlußentscheidung dem Gedächtnis der Menschen sich eingeschrieben hat; befanden sich die Minister in einem tragischen Konflikte, so war die Sachlage nicht minder tragisch für den anderen Teil: die Mitglieder des Parlaments konnten, wenn sie nicht als feige dastehen wollten, so wenig rückwärts, als die Minister unschlüssig und untätig bleiben durften*). Ich meinesteils gestehe, daß ich, wenn ich mich in zwei Personen hätte trennen können, wenn ich im Zuge gegangen und zugleich Minister gewesen wäre, gegen mich selbst, als im Zuge Befindlichen, das Militär aufgeboten hätte, so gewiß, als ich mit den piemontesischen Truppen gegen Garibaldi geschossen haben würde, als er, der edelste aller blinden Demokraten, für die gute Sache Italiens zu einer Zeit losschlug, wo ein Kind begreifen konnte, daß nichts gieng und daß er im vollen Zuge war, dem edlen Befreier Italiens Gelegenheit zu geben, daß er aufs neue als Retter der Gesellschaft auftrete. Daß es dann bei der Sprengung etwas gröber

*) Es bedarf, hoffe ich, keiner Versicherung, daß ich nicht aus Eitelkeit hier ein Wort über mein Verhalten anknüpfe, daß es vielmehr nur geschieht, um unwahren Beschuldigungen zuvorzukommen. Ich war entschlossen, wie Uhland mit dem Zuge zu gehen, wiewohl ich mit ihm in der Opposition war. Die Sitzung war auf eine spätere Stunde angesagt und ich erfuhr vom früheren Aufbruch nichts. Der Versammlung, die unmittelbar darauf im Gasthofe Marquardt statt fand, habe ich beigewohnt, habe sie verlassen, weil es mir gewissenlos schien, durch dieses Tagen in der Nähe der rings in den Straßen lärmenden, wild aufgeregten, vom Militär bedrohten Menge völlig nutzloses Blutvergießen herbeizuführen, bin aber wieder eingetreten, weil ich bedachte, daß auch unsern Personen Gefahr drohte und daher Wegbleiben als Feigheit erscheinen könnte.

zugieng, als die Minister wollten, dies gehört eben zu dem Unberechenbaren, was nie ausbleibt, wenn die Gewalt einschreitet. Das Protokoll der Versammlung im Gasthofe Marquardt enthält die Aussage mehrerer Abgeordneter, daß sie aus den Reihen der Reiterei, die von der Seitenstraße einschwenkte, den Ruf: haut ein! vernommen haben. Kommandiert war nur, im Schritt vorzurücken; möglich, daß einige Reiter in ihrer Aufregung (denn das Militär war durch die Wühlereien und jahrelangen Verhöhnungen erbost) die Worte riefen und die Säbel schwenkten, eingehauen hat keiner, weil keiner durfte. In dunkler Erinnerung ist mir, daß folgende Äußerung eines damals beteiligten Offiziers erzählt wurde, der nicht mehr unter den Lebenden ist: er habe eben einhauen wollen, da habe er unter seiner Klinge ein kahles Haupt mit weißen Locken gesehen und die Waffe zurückgehalten; dies sei Uhlands Haupt gewesen. Wenn der Offizier so etwas gesagt hat, so kann es nur geheißen haben: er hätte eben Lust zum Einhauen gehabt usw. Beim Einschwenken gab es natürlich einige Püffe, Uhland wurde zur Seite gestoßen und der Hut fiel ihm vom Kopfe, dies wird sicherlich alles sein.

Der Kranz der Bürgertugend blieb unangetastet auf diesem Haupte. Die Zweckwidrigkeit dessen, was beschlossen wurde, mißbilligend, blieb er doch dem Rufe der Nation treu und fest bis zum letzten Augenblick. Die Gestalt des treuen Kämpfers für das Recht des Bürgers und der Nation steht ungebrochen mit aufrechtem Nacken vor der Erinnerung aller künftigen Geschlechter. Auch die Fluten des Rückschritts, der nun hereinbrach, haben Mut, Hoffnung, Heiterkeit des Mannes, der sich nun wieder in die Stille seiner Studien zurückzog, nicht erschüttern können.

Die letzte, schwere Täuschung brachte ihm der Sommer 1859. Er glühte wie irgendeiner von uns für rasches Handeln der deutschen Nation, denn er erkannte so deutlich wie jeder von uns, daß die Frage nicht sei: österreichisches System oder italienische Freiheit, sondern: Bedrohung des abermals erniedrigten Deutschland durch das europäische Übergewicht eines siegreichen Frankreichs oder Erstarken in einem Kampfe, der uns später noch uneiniger treffen muß. Verzweifelt ist er dennoch nicht, als auch diese Schicksalsstunde unbenützt verrann.

Und der starke, feste, ungebeugte, in seinem ganzen Wesen streng gemessene Mann war so gelinde, so zart, so bescheiden, wohltätig im verborgenen! Das Strenge und das Milde so schön gemischt! Ja, es war ein ganzer Mann und ein ganzer Mensch, es war einer von denen, bei welchen es richtig bestellt ist unter dem Brusttuch. Es gibt nicht eben viele solche ganze Menschen; im Dunkel der Namenlosigkeit eher; es ist nicht so schwer, ein gerades, wohlgemessenes Leben durchführen, wenn man nicht heraustritt. Er ist aber herausgetreten auf den Kampfplatz der Politik und, offener noch vor dem Auge der Völker, in die Halle der Poesie.

Es ist hohe Zeit, daß wir zu Uhland dem Dichter übergehen. Als wir uns zu Uhland dem Politiker wandten, nahmen wir den Übergang durch den Satz, daß überall, wo man in seinem Geist eine Lücke fühle, von anderer Seite her alsbald eine gesunde Kraft ergänzend, entschädigend in die Linie trete. Wir hatten im idealen Gebiet eine gewisse Schärfe der Verneinung vermißt, wir fanden sie zur vollen Genüge im realen. Natürlich dürfen wir nun unseren Satz nicht in abstrakter Weise so anwenden, daß wir in Uhland dem Dichter einen Ersatz suchten für die Kräfte, die wir in dem Menschen und wiederum etwa im politischen Kämpfer unzulänglich entwickelt gefunden, oder umgekehrt. Uhland ist Dichter vor allem, als Dichter der Liebling der Nation, als Dichter unsterblich. Sein menschliches und praktisches Wesen und Leben liegt nicht etwa in einem Schubfach neben seinem Dichterleben, so daß wir uns zu besinnen hätten, was aus dem einen etwa hinübergelegt in das andere eine leere Stelle ausfüllen könnte: die Poesie ist die Blume seines Daseins und alles andere, seines selbständigen Wertes unbeschadet, die Wurzel. Das etwa kann man sagen, daß man bei politischen Ideen, wie die eines bürgerlichen Wahlregenten für Deutschland, dem romantischen Politiker den Dichter zugute schreiben müsse. Innerhalb der Poesie selbst werden wir uns, wo wir einen Mangel finden, vor allem danach umzusehen haben, ob nicht eine andere, ebenfalls poetische Kraft uns entschädigt, dann aber allerdings auch nach dem Charakter, denn welche Persönlichkeit da hindurchblickt, wo der poetische Puls matter schlägt, das ist bei aller Dichtung eine wichtige Frage.

Uhlands Poesie ruht auf einer Grundlage gesunder, herber Nüchternheit. Nicht erst in der gemessenen Klarheit der Form ist

diese zu suchen, man fühlt sie in dem spezifischen Duft, in der besonderen Blume durch, die in jeder echten Dichtung das Geheimnis der Persönlichkeit herausfühlen läßt wie in jedem echten Weine den Erdboden, in dem er gewachsen. Es ist ein Geruch wie der des dampfenden, frischgepflügten guten Ackers in der Morgensonne. Man mag vom Bilde des Ackers auch auf das Bild des Brotes kommen und sagen, man schmecke etwas heraus wie kernhaftes Roggenbrot. Damit soll unserem Dichter ein sehr hohes Prädikat gegeben sein. Der Gegensatz des Roggenbrotes wäre hier Biskuit. Es ist so gemeint, wie Goethe es meint, wenn er will, daß der Mensch — es gilt wahrlich ebenso dem Dichter — mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde steht, auf daß nicht Wolken und Winde mit ihm spielen, wenn nirgends mehr haften die unsicheren Sohlen. Nüchterheit, schöne, kühle Klarheit, gesunder Sinn der Wirklichkeit, aber auch Bravheit, Treue, ursprüngliche, der Natur von Haus aus eigene volksmäßige Einfachheit ist es, was in dieser spezifischen Witterung von Uhlands Poesie uns entgegenkommt. Dies hat ihn geschützt, daß er nicht den übrigen Romantikern gleich wurde, als er in seiner Jugend ihr Panier entfaltet sah und ihm huldigte, geschützt, daß er nicht Belladonna für Weintraube, Phantasieren für Phantasie, nicht das Geisterhafte für den Geist, nicht die Ironie, die ihr Feuerwerk auf dem Wasser verknallen läßt und lächelnd ruft: seht mich großen Feuerwerker! für Humor nahm und gab. Die Gefahr ist da gewesen: ein Zeugnis ist mir das Fragment Fortunat, das ich nicht loben kann wie andere. Ich glaube, Uhland habe die Dichtung liegen lassen im richtigen Gefühl, daß sie seiner nicht würdig sei; ich glaube, daß der Geist ihn warnte, auf dem Wege Tiecks fortzugehen. Dieses Fragment ist eine Perle, wenn man die Kunstform vom Gehalte trennt, eine sehr bedenkliche Erscheinung, wenn man sie, wie billig, nicht trennt. Die Ariostische Manier des Springens ist an sich üppig, kitzlich, Geflunker und Geflacker; die stete Unruhe spricht aber zugleich aus, daß nichts ernst genommen werde. Dies hätte seine guten Wege, wenn nicht lächelnd hinweggesprungen würde über solches, was Ernst fordert. Robertos Tod will Mitleid, der zwei Witwen rasches Zugreifen nach jungen Männern als Spaß zu behandeln stände einem Crebillon und Wieland, stand aber nicht

einem Uhland an. Die ganze Manier der Ironie des Epischen im Epischen mag am Platze sein bei kleinen, heiteren, novellenhaften Stoffen, wie Paul Heyses anmutiger „Braut von Zypern", bei jedem Versuche, sie zu einem Weltbild auszudehnen, erscheint sie als keltisch-romanische Verblasung des Lebensgehaltes. Wohl war es nicht Uhlands innerer Geisteskompaß allein, der ihn vom Abweg rasch zurückführte und zum Haupt einer zweiten, gesunden Gruppe in der romantischen Schule erhob: ihn trug und führte auch die gute, richtig gemischte Luft seines Landes; der Schwabe trägt die Kritik gegen schöngeistige Lügengaukelei im natürlichen Nerv, gegen Schaumtorten des wirren Traumspieles im Magen von Haus aus mit sich. Justinus Kerner, Mörike waren noch stärker gepackt vom Magnetismus der mondbeglänzten Zaubernacht, vom Mohnschwindel der „heiligen Nacht"; aber der gläubige Magnetiseur schwebte doch gleichzeitig mit gesundem Humor über dem betäubenden Elemente, das rein Menschliche, Freie, Helle brach immer wieder durch und Mörike spielt wohl gern mit Geistern und Wundern des Märchens, aber seine besten Lieder, die ganze Gebirge der modernen Lyrik niederwerfen, sind rein empfundene Momente der Lebenswahrheit; Karl Mayer blieb in seiner bescheidenen Sphäre sanfter Gefühlsakkorde ganz frei. Noch eine andere, stärkere Stimmung trat hinzu: es war die Luft der Zeit, die Bergluft der Befreiungskriege, die Uhland oben hielt. Die Norddeutschen Moritz Arndt, Max von Schenkendorf, Wilhelm Müller sind durch diesen belebenden, reinigenden Sturm der Zeit aus dem Kreise der kranken Romantik an Uhlands Seite gehoben; Joseph von Eichendorff ist von ihm angefaßt, schwankt aber zwischen Gemütsfreiheit und unfrei katholisch gebundenem Sinn. Die ganze Gruppe sondert sich ferner auch dadurch von ihrer Umgebung ab, daß sie mit vollen Zügen aus der rechten Quelle, der Goetheschen Lyrik, reine Nahrung schöpft. Bei Uhland ist dies Moment von besonderer Wichtigkeit; daß es nicht Nachahmung, daß es freie Hingab ist, bedarf keines Wortes. Endlich war es auch die Wissenschaft, welche ihn oben hielt: die Welt des Mittelalters, obwohl die Forschung in ihren Fundgruben ihm großenteils den poetischen Apparat gab, wurde ihm eben durch die Forschung zu sehr Gegenstand, um ihn unfrei zu bannen.

Doch es ist wahr, was von einer Grundlage gesunder Nüchtern-

heit gesagt ist, soll auch einen Mangel ausdrücken. Alles hat ja zwei Seiten und es ist kindisch, schlechthin zu loben oder zu tadeln. Man hat bei Uhlands Poesie ein Gefühl wie von einem spröden Metallkorn, das schwer ins Klingen gebracht wird. Ich muß den Ausdruck „ungeschüttelt, ungelockert" wieder aufnehmen. Es ist eine schwere Glocke, die nicht leicht anschlägt; ist sie aber erst im Schwung, so ertönt runder, voller Glockenklang. Uhland hat nichts Blitzendes, er beleuchtet stet, ruhig. Denkt man an Farben, so führt er wenig Rot, meist Blau; an eine Quelle, so führt er wenig Salz spezifischer Mischung, ist reines, krystallhelles Wasser. Versteht man unter geistreich etwas Springendes, so wird man ihn lieber geistvoll nennen. Doch nicht, als ob er, wenn sein Metall im Schwingen und Klingen ist, immer im schweren Ernste sich bewegte; nein, er kann auch graziös, schalkhaft, leicht, schwebend sein, — man denke nur, um vom stärker Humoristischen hier noch nicht zu reden, unter reichen anderen Beispielen an das holde Gedicht: Merlin der Wilde! Ich erinnere mich des Tages wohl noch, als er die köstliche Speise frisch aus dem Ofen in den Hörsaal brachte und uns vortrug! In den Stunden, wo der Puls seines Talents voll und ganz schlug, hat er Vollendetes, Absolutes geschaffen. Es ist ungerecht, wenn man in seiner Beurteilung vom eng Gemütlichen ausgeht; das mag man nachschicken, nachdem man gesagt hat: Uhlands gelungenste Dichtungen stehen im Mittelpunkte des Schönen, sind ewig, werden auf Menschenlippen mit Entzücken treten, solange Menschenherzen schlagen. Ich greife recht mit Absicht eine ganz kleine Perle heraus, nur eine Strophe: „O brich nicht Steg, du zitterst sehr" — — —; solang es auf der Welt noch eine bange Erwartung der Liebe gibt, solang noch ein Liebender mit klopfendem Puls in die Arme der Geliebten eilt, er wird im Innern sprechen: der hat's gewußt, der hat's gesagt, der hat mir's vor der Zunge weggenommen.

Allerdings nicht immer schlägt die Ader voll und ungehemmt, nicht immer springt aus dem Stoff, den Uhland angreift, der weithin leuchtende Geistesfunke. Da und dort begegnet uns Gewürzloseres, Matteres, allzu Einfaches. Hier aber ist es, wo unser Satz von den ergänzenden, in die Lücke tretenden Kräften uns wieder zugute kommt. Das Genie ist in gar manchen Größen und Mischungen der Gabe unter die Menschen verteilt. Es gibt ein lückenhaftes

Genie, einen unterbrochenen Puls; da fragt man sich dann, was zum Vorschein kommt, wo der Dichter keinen oder nur kühlen Besuch des Genius empfangen hat und doch dichtet. Nichts anderes natürlich als seine anderweitige menschliche Natur. Wo Schiller nicht ganz Dichter ist, da ist er immer noch der große, feurige Rhetor, der Herold universaler Gedanken; wo Heine es nicht ist, da ist er das gemeine, blasierte Subjekt, da fühlt sich die reizende Nachlässigkeit seiner Form als aufdringliche Liederlichkeit, wo aber Uhland nicht mit voller Gunst der Minerva dichtet, da ist immer noch der wackere Mann, der kerngesunde Mensch auf seinem Platz und da erfreut und befriedigt uns immer noch die vollendete Form: eine Seite, die im weiteren ausdrücklicher zu besprechen ist. „Kein Talent, doch ein Charakter", heißt es im Atta Troll; von Heine gilt: ein Talent, doch kein Charakter; es ist aber doch nicht so übel, wenn einer ein Talent und ein Charakter ist, denn da hat er, wo das Talent ihn verläßt, noch etwas Rechtes in der Reserve.

Uhland war sich dessen bewußt, daß er sich nicht häufiger ganz wohlgelaunter Besuche der Muse erfreue; das eine und anderemal hat er sich nun wohl getäuscht, hat nicht genau in ihre Züge gesehen, ob sie ganz frei und hell seien; aber im ganzen und wesentlichen hat er sich zum strengen Gesetze gemacht, nicht ohne Stimmung zu dichten, und hat aufgehört, als er fühlte, daß die lyrische Muse eine Freundin der Jugend sei. Dichter, die zwischen Reflexion und Phantasie geteilt sind, werden viel fruchtbarer sein, viel länger dichten, vollends wenn ungemeine Fertigkeit in der Form dazu kommt, wie bei Rückert. Ein schöner Gedanke ist, nur einen glücklichen Kopf vorausgesetzt, leichter zur Hand, als ein Ganzes, das nicht durch bloße Gedankenbeziehung, sondern an sich und selbständig schön ist. Das Leben bringt unendlichen, immer neuen Stoff, mit ihm immer neuen Reiz geistreicher und witziger Beleuchtung, feiner Gedankenspitzen; ein Dichter, der von der Betrachtung ausgeht, ist immer versorgt, versehen, wird in immer neuen Wendungen das poetische Band um die reiche Erscheinungswelt schlingen. Auch Uhland hat eine epigrammatische und — das Wort im alten Sinne genommen, wo es überhaupt die Poesie des betrachtenden Rückblickes bedeutet — elegische Ader; sie ist aber nicht genährt von Philosophie oder philosophischer Neigung, ins Weite zu blicken und aus-

gesprochenermaßen das Allgemeine ans Einzelne zu knüpfen; so finden wir, wo er auf gedankenhafte Beleuchtung zielt, nicht die weit spannenden Ideen Schillers, aber er bleibt näher am Gegenstand, also spezifisch poetischer. Das Köstlichste vielleicht unter dem Epigrammatischen ist: „Verspätetes Hochzeitslied". Hier springt der Gedanke mit der Raschheit des echten Epigramms heraus; in großartige Anschauung, in milde, tiefe Empfindung versenkt er sich in den drei kleinen Meisterstücken: „Tells Platte", „Auf den Tod eines Landgeistlichen", „Schicksal". Elegien aber besitzt die deutsche Literatur keine schöneren als: „Die Kapelle" und „Auf der Überfahrt" Wo er symbolisch dichtet, fühlt Uhland Bild und Sinn so innig zusammen, daß jeder Frost des bloß äußerlichen Aufeinanderklebens fern bleibt; poetischer vielleicht nirgends als in der „Münstersage"· frei und leicht steigt die erhabene Idee aus der gegebenen Anschauung in der „Ulme zu Hirsau"; die Allegorie in der „Verlorenen Kirche" wird lebendiger Traum; Dornröschen wird parodiert im „Märchen", aber wie schlagend, wie überzeugend ist diese Verwandlung zum Sinnbilde der deutschen Poesie! Die „Bildsäule des Bacchus" ist lehrend und doch ganz objektive Erzählung. — Uhland ist Lyriker durch und durch. Alles geht vom Anstoß einer bestimmten Lebenssituation oder des gegebenen Eindrucks aus, welchen ein Stoff aus den durchforschten Quellen der Sage und Geschichte ihm bringt. Der Zufall ist hier das Gesetz und genau dies ist das Rechte; die innere Einheit im Zufälligen ist ja der Dichter selbst. Uhland setzt sich nie hin mit dem Vorsatz, ein Gedicht zu machen, er sieht zu, bis ein Stoff kommt, der ihn mit dem Zauberstabe der Stimmung trifft. Der Empfindungszustand des Moments, und in diesem einzelnen Empfindungszustand das menschlich Wahre, Allgemeine, ewig Gültige: dies bringt er uns und dahin erhebt er uns. Das Empfundene ist, wie in aller Poesie, unmittelbar eigene Herzenserfahrung oder es ist fremder Zustand, in den sich der Dichter selbst erst versetzt. Natürlich muß dies Fremde sich als Verwandtes, menschlich Rührendes so darbieten, daß er ungesucht das eigene Gefühl hineinlegen kann; es ist doch auch hier der Dichter selbst, nur in einer Maske. Aber die Maske soll nicht fadenscheinig sein, sie muß überzeugen, sie muß Wahrheit haben. Fähigkeit, sich und uns in anderes zu versetzen, was nicht unmittelbar der Dichter selbst ist und nicht wir selbst

sind, ist noch mehr ein Merkmal des Poeten als Fähigkeit, seine unmittelbar eigenen Empfindungen in uns überzutragen. Da gilt es ja nicht nur Stimmung, sondern auch Zeichnung, Darstellung, Gestaltung und alle Kunst, die Musik ausgenommen, soll ja unserem äußeren oder inneren Auge Gestalten zu sehen geben. Uhland ist mit dem schauenden Dichterauge, der festen Zeichnerhand in den Grenzen des Lyrischen nicht minder gesegnet als mit dem Gefühl des Zustandes, der Fähigkeit der poetischen Versetzung in fremde Existenzen und ihre Stimmung, und hiemit ist er als Dichter dokumentiert. In ebnerem, leichterem Fluß und Tausch rinnt natürlich das eigene Empfinden in die Natur über als in die geschlossene menschliche Daseinsform. Es ist aber dem lyrischen Dichter eigen, daß er sich vorzüglich in der tiefen, dunkeln, innigen Symbolik bewegt, wodurch wir in der Landschaft, in Licht und Luft unsere eigenen Stimmungen wiederfinden, uns mit ihrem Leben in eins fühlen. Gleich das erste Gedicht der Sammlung, „Des Dichters Abendgang", zeigt uns den Eingeweihten, der Wundergebilde schaut im Glanze der sinkenden Sonne; Uhland ist, wenn je ein Dichter es war, der Zauberer, dem die Natur erklingt und geistig Geheimnis verrät, Wunderschätze unsagbarer Ahnung aufdeckt; er hat uns Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Berg und Tal, Wald und Wiese, Fluß und Wolke, Sonne und Mond mit himmlischem Licht übergossen. Fragen wir aber nach den Proben der stärkeren Zaubermacht, derjenigen, womit der Dichter sich und uns in Gestalt und Moment fremden Menschenlebens versetzt, und bezeichnen wir zunächst den allgemeinen Charakter, Hauch der Zustände, das Element, die Atmosphäre durch den Ausdruck: Ton, so wird uns jeder Unbefangene zugeben: der einfache Uhland ist keineswegs arm an Tönen, nicht nur in der eisernen Ritterwelt des Nordens ist er zu Hause, sondern auch im Orangenduft Spaniens und Südfrankreichs. Der Bauer, der Bürger ist ihm vertraut wie der Vornehme und der Fürst, ja vertrauter natürlich. Er ist nicht so engherzig, nicht auch einmal mit dem Leichtsinnigen, dem liebenswürdigen Lumpen das Kleid zu tauschen, mit dem Törichten, dem Philister, dem Ungeschickten, dem Hans Unstern, dem armen Teufel lächelnd Arm in Arm zu gehen, gut deutsch oder, wenn man will, süddeutsch setzt er sich mit sichtbarem Behagen unter die lärmenden

Zecher, und warum nicht auch einmal vor die dampfende Sauerkrautschüssel? Da kommen dann Momente, wo wir sehen wollen, ob der Dichter so recht hört, wie es hergeht, klingt und rauscht. Die beiden „Trinklieder" allein schon sind volle Probe von diesem sich Hineinfühlen; das erste macht ordentlich Durst, das zweite zwingt uns, in diesem Saus und Braus, diesem übersprudelnden Kraftgefühl mitzuschwärmen. Es mag ein sehr bescheiden gewähltes Beispiel scheinen, wenn ich auf die zwei Verse in der Ballade „Nothemd" verweise, wo die Spindel tanzt, als wäre der Satan in sie gefahren, in dessen Namen die Spinnerin ihr dunkles Werk vollführt, oder im „Glück von Edenhall" auf den zuerst milden und tiefen, dann immer volleren und endlich donnerartigen Klang des Krystalls. Nach meiner Überzeugung reichen diese Verse hin, einen Dichter auszuweisen, und doch verhält sich dies alles zur bestimmteren Zeichnung nur wie zu einem Bildnis der Grund, auf den es gesetzt ist. Schlacht, Jagd, Turnier, Seefahrt, Bewegung. Gebärde, Ruhe und Aufregung: alles zeichnet er mit ein paar Strichen scharf, bestimmt; er hat es gesehen, er zwingt auch uns, es zu sehen, und das begleitende Wort trifft mit einem kurzen Schlag den Nagel auf den Kopf, das Innere glüht durch die Erscheinung heraus, sie ist durchsichtig, der Charakter ist fest und sicher hingestellt.

Diese Versetzungsfähigkeit hat jedoch ihre Grenze. Uhland vermag sich nicht so weit auseinanderzulegen, als das Drama fordert. Man bedenke nur das eine: Der Dramatiker muß vermögen, auch dem Zerrissenen, dem Schlechten, dem Frivolen Gründe zu leihen. Vor allem dem Zerrissenen, denn ohne inneren Konflikt ist kein Drama möglich, und der innere Konflikt bringt mit sich die Sophismen der Leidenschaft, die Dialektik der Beschönigung, die ausgiebige Beredsamkeit in Handlung und Gegenhandlung. Momentan, im Lyrischen, mit den Lebensformen zu gehen, die seinen eigenen fern liegen, das gelingt unserem Dichter, aber zu ganzen Charakterschöpfungen, deren Züge seinem braven Wesen entgegengesetzt sind, zu entwickelten Bildern der Leidenschaft, deren Labyrinth seine eigene reine Seele mied, dazu reicht es nicht, dazu ist er zu ungebrochen, zu sehr auf das altdeutsch Gediegene und Biedere gestellt, hat zu wenig gezweifelt, ist zu unberedt. Beredt und schön sind die lyrischen Stellen in seinen beiden Dramen, welche

Liebert sehr richtig entwickelte Balladen nennt. Sie sollen nicht verkannt werden, diese hohen Bilder der Treue; sie werden in alle Zeit der Nation ihre echtesten Züge mit mannhaftem Aufruf entgegenbringen, aber es fehlt ihnen die dramatische Dialektik. Hier findet denn, was wir von Mangel an Verneinung gesagt haben, einen weiteren erklärenden Beleg. Mir scheint, um ein Drama zu schreiben, muß man anders in sich gekämpft, in die Irrgänge der argen Welt, aus denen ein Mensch nicht leicht ohne Schuld sich zieht, tiefer geblickt haben als dieser Mann mit seinem einfach geraden, in dieser Beziehung zu weltlosen Lebensgang. Niemand wird so abscheulich sein, mir dies Wort so herumzudrehen, als riete ich dem Dichter: stürz dich in die Leidenschaft, begehe Schuld, so wird es deiner Poesie zugute kommen! Shakespeares Sonette beschönigen wahrlich nicht die labyrinthischen Wege seiner Jugend, aber sie weisen auf die Erfahrungsquellen, aus denen seine Welt- und Seelenkenntnis schöpfte. Goethe hat frühe Schuld der Jugend bitter gebüßt in der Lohe der Gewissensqualen, aber er ist nirgends so dramatisch als da, wo er diese peinvollen inneren Erlebnisse in gegenständlichem Bild niederlegt, vor allem im Faust; Mephistopheles, den niemand erfinden konnte, der nicht tief in die Abgründe des Lebens eingeweiht war, will ich dabei nicht einmal nennen, denn den macht ihm freilich niemand nach.

Ich habe es bis hieher aufgeschoben, eine Seite der Versetzungsfähigkeit aufzuschlagen, wodurch Uhland ganz einzig dasteht, denn sie soll uns dienen, wiederum zu zeigen, wie wir überall auf eine Kraft stoßen, nachdem wir einen Mangel wahrgenommen: Es ist seine reine und volle Aneigung des Volkstons. Das Volkslied, treu in seinem Charakter, bis zur Täuschung, und doch gereinigt im gebildeten Bewußtsein des Dichters, darin hat es ihm in solcher Fülle keiner nachgetan. Wer ein Ohr hat, der hört, wenn er den „treuen Kameraden“ liest, sogleich das Echo im Tal, die Antwort auf Stimmen junger Burschen, die, sich an der Hand fassend, mit roter Weste, Lederhose und pelzbesetzter Kappe am Sonntagabend hinausziehen und in gezogenen, schwermütigen Tönen das Lied in die milde Luft hinaussingen, nicht ahnend, daß ein Mann in feinem Rock und mit schwarzem Zylinder das gedichtet hat, aber freilich ein Volksfreund, dem diese Versetzung die natürlichste von allen war.

Die Kraft, zu zeichnen und sich in Zustände zu versetzen, und das reine Gefühl des Volkstümlichen haben in ihrer Vereinigung den Meister der Ballade gebildet. Doch an dieser Stelle darf vor allem nicht länger gezögert werden, die bis jetzt nur vorläufig erwähnte Meisterschaft in der Form näher ins Auge zu fassen.

Es war, meine ich, Strauß, welcher Uhland den Klassiker unter den Romantikern genannt hat um des reinen Einklangs willen, in welchem Form und Inhalt bei ihm stehen. Das formelle Element war in der romantischen Schule von Anfang an stark vertreten, aber es gelangte über dem nebligen Inhalt nicht zu richtiger Geltung; dagegen fand es gesondert von der hervorbringenden Poesie sein Bett in der Übersetzung, in der vielseitigen Aneignung fremder Schätze der Literatur mit ihren Versformen. Wilhelm Schlegels große Verdienste sind bekannt. Auf die eigene Dichtung schlug dieses Sammeln aus fremden Gärten, namentlich aus den verschlungenen Reimstrophen der romanischen Völker, freilich als eine Neigung zum welschen Geklingel zurück. So mischten sich seltsam zwei grundverschiedene Welten: das dunkle, tiefe, herbe, naive Nordische mit dem einfachen Tone des deutschen Volksliedes und das Süße, Weiche, Bunte, Kunstreiche des Südens, der Italiener, Südfranzosen, Spanier. Auch Uhland bewegt sich in beiderlei Luft: neben deutschen Formen mit deutsch gefühltem Inhalt Stanzen, Sonette, Oktaven, Glossen mit entsprechender Stimmung; der Distichen nicht zu gedenken, in die er gern den Sinnspruch kleidet, denn die klassische Form ist ein neutrales Feld, sie hat ungefähr die Bedeutung gewonnen wie das antike Gewand, zu welchem nicht nur der Bildhauer, auch der Maler, den wir beziehungsreicher mit dem Dichter vergleichen können, als zu einer rein menschlichen, allgemein gültigen Idealform muß greifen dürfen. Wird nun jedermann fühlen und gestehen, daß er Uhland lieber in deutschen Weisen vernimmt, so wäre es doch sehr eng und kleinlich, grob teutonisch, ihm das Ohr zu verschließen, wenn er die welsche Harfe anschlägt und so liebenswürdig, so reizend, so schalkhaft und wieder so rührend wehmütig sie ertönen läßt; ich nenne statt vieler Beispiele nur die Gedichtreihe „Sängerliebe“: welcher wunderbare Seelenklang, welche sanfte Klage, welche reine Erhebung in der Wehmut geht durch diese trochäischen Romanzen! Doch das ist es eigentlich nicht, wovon ich

hier sprechen wollte; Uhland ist sich durch alle verschiedenen Töne in einem gleich, und dies ist die reine Gesetzmäßigkeit, in der Fülle die Sparsamkeit, die kein Wort zu wenig, keines zu viel sagt, die Knappheit, die niemals Dürftigkeit ist, das reine Entsprechen von Maß, Akzent, Reim und Stimmung, Inhalt, kurz das Vollendete, das Klassische. Der Leser und Hörer hat das Gefühl der Zweckmäßigkeit im höchsten Sinne, der reinsten Befriedigung, das Gefühl, daß es nicht anders sein könne. Alles trifft zusammen, paßt, klappt. Das ist natürlich auch dem Begabtesten nicht im Traume gegeben. Uhland hat sich eine strenge Zucht aufgelegt, bis er es errang, seine kernigen Stämme so rein zu zimmern, daß nirgends mehr Späne daran hängen, bis die Sache selbst so objektiv, so frei von aller Zutat und Willkür dastand. Wie viele ließen und lassen sich durch das Talent des Gehörs, der Akzent- und Reimauffindung zum Überflusse verführen, ja überhaupt zum Dichten von außen nach innen, statt von innen nach außen! Ich meine mit letzterem jene eigentümlich organisierten Naturen, denen nicht immer, aber häufig die wirkliche poetische Stimmung, die den Inhalt bringt, an Silbenmaß und Klang, an eine innere Gehör- und formelle Künstlerfreude anschießt. Nicht sagen will ich, Rückert und Platen, in welchen jenes formelle Element, das ursprünglich zum Charakter der romantischen Schule gehört, ganz an den Tag tritt, seien mit dieser Auffassung erschöpft; sie haben gezeigt, daß sie Stunden echter, von innen heraus wirkender, inhaltvoller Begeisterung hatten, man bemerke auch wohl, daß ich nicht von reinem, leerem Formalismus spreche, aber damit wird es doch seine Richtigkeit haben, daß uns vielfach das Gefühl dieses umgekehrten geistigen Prozesses bei ihren Dichtungen überschleicht. In ihrer ungemeinen Formfertigkeit ist dann das Einheimsen poetischer Blumen aus den Gärten aller Völker und Zeiten mitbegründet, durch sie vorzüglich wird die deutsche Poesie universalistisch: eine Kraft und eine Schwäche, ein Glück und ein Übel zugleich. Uhland steht nun zwischen der knochenlosen Willkür der ersten Gruppe von Romantikern und zwischen diesen korrekt formgewandten Ausläufern der Schule als die rechte, gesunde Mitte, als ein fester Fels von kompaktem Gestein, um den von zwei Seiten die Wellen spielen. Er greift hinüber nach Formen des Auslandes, aber er bleibt national (eben auch in der

Form, denn die deutschen Strophen herrschen); er hat Virtuosität, aber es wäre falsch, ihn einen Virtuosen zu nennen. Diese Virtuosität ist errungene Fertigkeit auf Grund einer ausgezeichneten Naturanlage, einer ungemeinen Sicherheit des poetischen Instinkts. Sehr stumpfen Nerv müßte haben, wer nicht fühlte, daß ihm mit der inhaltvollen Stimmung ganz unmittelbar, mit innerer Notwendigkeit die entsprechende Form anklingt; oder wird jemand glauben, daß ihm der rhythmische Gang, dieser energische Tritt, und die Klangfarbe der Reime im „Glück von Edenhall" nachträglich eingefallen ist? Oder umgekehrt, daß es ihm einmal einfiel, ein Gedicht hindurch auf — all zu reimen, und daß er sich dazu eine Sage von einem zerbrochenen Kristall suchte? Zu bewundern ist Uhland insbesondere, wo ihm das Gefühl des Inhalts kurzzeilige Strophen eingibt; wie mühelos erscheint da das schwere Werk, als wäre es von selbst geworden! Man nehme nur aus dem „Märchen" die Strophe: „Lange, lange Lehrgedichte — — — — mit Tanzbelustigung", aus der „Reise durch Deutschland" die Strophe: „Ich gieng zur Tempelhalle — — — — Ein Buch der Könige sei", wie läuft das! Wie rollt sich das ab! Wie ohrgerecht und mundgerecht ist das!

Uhland ist in so breiter Ausdehnung ein Liebling der Nation geworden, weil seine Dichtung nicht bloß Lesedichtung ist. Der Gesang ist der Weg, durch den sie an das Herz des Volkes gelangt und gewachsen ist. Ihr musikalischer Charakter ist aber eben in der Vereinigung des Stimmungsvollen mit der reinen Angemessenheit und klassischen Sparsamkeit der Form begründet. Sie gibt im Klang das Grundgefühl, sie reizt dadurch von selbst zur Entwicklung im musikalischen Ausdruck und sie greift dieser Entwicklung nicht vor, weil sie nicht meint, alles sagen zu müssen, weil sie ahnen läßt.

Die Balladen waren es, die uns auf die Form führten, denn sie am wenigsten können gewürdigt werden, bevor man die Meisterschaft Uhlands nach dieser Seite sich klargemacht hat. Hat nun hier die Fähigkeit, sich in anderes zu versetzen, das Höchste erreicht, dessen sie in dieser Dichternatur fähig war, so begegnet uns hier abermals eine schöne Entschädigung, ein Ersatz für eine Lücke: es ist objektive Geschichte mit ihrem Wechsel, ihrem Reichtum, wodurch ein gewisser Mangel an innerer, subjektiver Geschichte sich ergänzt. Als Balladen-

dichter rückt Uhland, dies ist oft gesagt, unmittelbar neben Goethe. In der volkstümlichen Form haben wir von diesem streng genommen nur zwei reine Exemplare: den „König von Thule“ und den „Fischer“ (der Erlkönig ist bekanntlich eine Nachbildung), von Uhland eine Reihe; die markigen Bilder aus der württembergischen Geschichte, die manche lieber Rhapsodien nennen, dürfen wir dazu rechnen. Und niemand wird behaupten, daß jener Ton des ungesucht veredelten Volkslieds, wie Goethe zuerst — denn Bürgers „Leonore“ leidet an bekannten Flecken — ihn angeschlagen hat, bei Uhland minder rein, minder zart erklinge; daß er oft genug stärker erklingt, das soll ihm nicht vergessen sein, wenn wir ausdrücklicher auf den inneren Charakter eingehen. Aber Uhland ist nicht weniger vollendet in Balladen, die ganz der Kunstpoesie angehören, d. h. im Geiste des gebildeten Bewußtseins gedichtet sind, sofern es sich nicht in den Volkston versetzt; diesem Elemente gehören neben den Balladen die Romanzen an. Nennen wir hier von Balladen einzig: „Der Waller, Bertran de Born, Ver sacrum, Tells Tod“, so kann man vielleicht sagen, es fühle sich hier nicht der zart vibrierende Nerv wie in der „Braut von Korinth“ und „Der Gott und die Bajadere“; aber Juwelen sind es doch wahrlich, herrlich genug, um unserem Dichter seinen Platz nahe bei Goethe zu bewahren.

Doch nicht nur in den epischen Formen der lyrischen Poesie, auch in den rein lyrischen steht dem, was im Volkstone gedichtet ist, dem Lied im engeren Sinn, eine reiche Fülle von Gedichten gegenüber, die dem Idealgebiete der Kunstpoesie angehören, oder vielmehr natürlich: des letzteren ist ungleich mehr. Die feine Dame, wenn nur ihr Sinn richtig bestellt ist, der gebildete Mann schöpft reichlichere Labung aus Uhland als der Jägerbursch, das Bauernmädel, die seine schlichtesten Balladen singen. Nicht minder wirtlich ist der Tisch gedeckt für die, welche zwischen beiden stehen, für den Bürgerstand, dem eine gesunde Mitte von naivem Ton und gehobenem Bewußtsein zusagt. Solche Dichtungen, wie „Wein und Brot“ und die „Wanderlieder“ sind nicht Volkspoesie, können auch nicht im Gegensatz als Kunstpoesie bezeichnet werden: sie sprechen den Gebildeten volkstümlich an, den einfachen Mann im Sinn höherer Idealität. Kurz: der Gegensatz der Stände ist in Uhland ausgeglichen, darum ist er in so ausnehmender Weise populär. Eigentümlich aber ist ihm der

Mangel an Gedichten des höchsten, trunkenen Schwungs, die wir mit einem Wort Hymnen nennen wollen. Solche poetische Formen wie Goethes „Meine Göttin, Prometheus, Ganymed, Grenzen der Menschheit, das Göttliche" kommen nicht bei ihm vor. Hiefür ist er zu realistisch; der Ton ist ihm zu übersinnlich. Wiederum aber entschädigt er: er hat doch eine Form des höchsten Pathos; sie knüpft sich an bestimmte Forderungen, an die politischen, sie bricht hervor, wo es gilt, im erhabensten Ernste zu mahnen; da erschallt seine Stimme mit Posaunenton; er sagt wohl: „Nicht so wie ich es künden werde, nein! himmelkräftig, donnergleich", aber das Geisterwort, dessen Gewalt er nicht zu erreichen glaubt, ist ja doch sein eigenes.

Wir haben noch nicht in bestimmter Unterscheidung von Art und Umfang des Inhalts gesprochen, der sich in Uhlands Gedichten auftut; von Stimmungen, poetischen Tönen, Farben wohl, aber nicht ausdrücklich vom inneren Charakter, von der Weltanschauung und den Gegenständen, die sie umfaßt. Das politische Pathos, auf das wir soeben hingeleitet waren, führt zu dieser Schlußbetrachtung. Ich versuchte zuerst, mit einigen Zügen den Menschen zu zeichnen, wir müssen noch zusehen, wie er aus dem Dichter herausleuchtet, und wir wollten dies nicht früher, als bis uns der reine Künstlerwert des Dichters gesichert war; jetzt mögen wir erkennen, wie unbeschadet dieses selbständigen Wertes hier mit wohltuender Klarheit und seltener Durchsichtigkeit aus dem Krystall der Poesie und seinen prismatischen Farben „als Einheit im Zerstreuten des Dichters ganz Gemüt" hervorscheint.

Die romantische Welt, in welcher sich Uhland größerenteils bewegt, wurde im obigen Zusammenhang einmal kurzweg als dichterischer Apparat aufgefaßt, zu den poetischen Masken geschlagen. Dies scheint zu leicht genommen, ist es auch in gewissem Sinne. Uhland muß sich geraume Zeit nicht klar gewesen sein, wie die romantische Schule das Ideal mit der Erneuerung des Mittelalters, den reinen Blick ins Weite, Hohe mit dem rückwärts gewandten Gesicht verwechselte; ein äußeres Zeichen davon sind die altertümelnden Wendungen und Sprachformen, die in den früheren Balladen immerhin an Manieriertheit streifen. Allein auch da war der Instinkt schon sicherer als das Bewußtsein. War ihm das

Mittelalter nicht bloß eine Fundgrube, die ihm die Gestalten, Lebensformen, Situationen, Phantasievorstellungen lieferte, an die sich ewig wahre, allgemeingültige menschliche Empfindungen, wunderbare Ahnung, tiefes Grauen, Freud und Leid, schwere Wehmut und leichter Scherz frei und unbefangen knüpften, sehnte er sich wirklich nach dieser helldunkeln Zeit zurück, so war doch das, was ihm am meisten an ihr gefiel, die derbe Kraft und die entschlossene Tat. Dies genau ist es, was ihn auch in einem Stadium erkennbarer Befangenheit von den Romantikern der ersten Phase unterscheidet, die vom Mittelalter alles Weiche und Phantastische herübernahmen, nur sein Mark und seine Knochen nicht. Er nimmt es im Nibelungengeiste, er gräbt seinen Granit aus und behaut ihn mit kräftiger Faust. Daher läßt man sich von dem Dichter, welcher uns später den freien Bauern auf dem Hügel zeigt, der auf der Bank vor seinem Haus zufrieden seine Sense dengelt, während unten im Teich eine funkelnde Krone liegt, nach der niemand sucht, die Ritter, die Könige und Königssöhne und Kaiser so gerne gefallen; über dem Metallklang ihrer Taten konnte er vergessen, wie es dazumal Bürgern und Bauern ergieng, über Eberhards des Greiners Tapferkeit und mannhafter Selbstbeherrschung die Niederlage einer freien Stadt und mit ihr das Ringen der Städte nach der Form, die wir in der Schweiz verwirklicht sehen, nach Bündnissen freier Gemeinden, woran doch in Wahrheit sein Herz hieng. Das Ritterliche ist ihm Bild einer vorgeschichtlichen Heldenzeit, da nimmt er es nicht kritisch mit der Wirklichkeit. Wir werden auf diesen Zug der Kraft zurückkommen. Die Religion des Mittelalters hat ihm nie die poetische Freiheit des Gemüts bestrickt. Bedenklich könnte man bei dem Gedichte „Die verlorene Kirche“ werden, so schön es ist; doch nein, w e i l es so schön ist, braucht man nicht bedenklich zu werden; es bedarf nur eines leichten Rucks, so ist der geistige Dom nichts mehr und nichts weniger als das Ideal, und nichts sieht danach aus, als hätte der Dichter je Lust haben können, uns und sich im Nebel der Weihrauchwolken um das Gut unserer protestantischen Bildung zu betrügen. Hängt er ursprünglich mit einer gewissen Naivität an der feudalen Zeit, so kommt uns nur zugute, daß er sie nicht ironisch als Mittel verwendet, eine Welt dämonisch wilder Reize aus ihr spielen zu lassen, wie Heine, der die Romantik, indem er sie auflöst, noch als

Garderobe verwendet oder vielmehr als Garderobe so verwendet, daß er sie zugleich auflöst. Aber Uhland hat eine Entwicklung gehabt; mehr und mehr ist ihm das Mittelalter und sein Glaube freies Motiv geworden, um rein menschliche Wahrheit, rein menschliches Seelenerlebnis auszusprechen. Der schönste, ein wirklich herrlicher Beleg hiefür ist sein „Waller". Das ersehnte Wunder geschieht und geschieht nicht; der Tod ist es, der den armen Büßer befreit, er selbst sieht in der ausgegossenen Rosenglut des Himmels Maria zum Himmel schweben, und die entzückte Täuschung, daß nun das Wunder geschehe, bewirkt das Wunder, denn ob die Eisenfessel ihn noch umschließt, frei ist schon die Seele, schwebet in dem Meer von Licht. Wir glauben die Täuschung, teilen sie, die zwei herrlichen letzten Verse, dieses wunderbare Verklärungsbild des golden glühenden Abendhimmels zaubern uns ganz hinein, und wir sind doch rein poetisch getäuscht und darin ganz frei: dies heißt das romantische Motiv in ein rein menschlich Schönes umbilden, dies ist echte Bewahrung und zugleich Auflösung der Romantik.

Mag man jede Sehnsucht aus dem Wirklichen ins Unwirkliche und Leere, mag man die Sentimentalität ebenfalls zur Romantik ziehen, so ist nicht zu leugnen, daß Uhland eine Periode gehabt hat, wo er auch in diesem Sinne noch romantisch befangen war, und er ist sich dessen bewußt geworden: „Anfangs sind wir gar zu kläglich, strömen endlos Tränen aus, leben dünkt uns zu alltäglich, sterben muß uns Mann und Maus." Es ist nun freilich um das Sentimentale keine so einfache Sache; wir werden die Sehnsucht, auch die Sehnsucht nach dem Tode nicht aus der Poesie streichen wollen, mindestens werden wir sie nur dann verurteilen, wenn sie permanent, wenn die Pflege der Wehmut zum Kultus wird. Neigt das deutsche Wesen überhaupt zu diesem Zuge, so ist er besonders dem schwäbischen eigen, es hat einen trüben Hang zur Tiefe, einen starken Zusatz von Melancholie. Bei Schiller liegt hart neben dem starken Pathos, dem männlichen Geiste der Wirklichkeit, des Staats, der Geschichte der weiche, weibliche Gefühlszug; Hölderlin ist ein griechischer Werther, ein Werther, dessen Geliebte die griechische Vorzeit ist, verlobt, wie Lotte, aber dem Unwiederbringlichen; Uhland aber verschmachtete nicht um die ebenso versagte Dame Mittelalter, in ihm schlug als heilsame Gegengabe der Geist der Realität im Humor durch, mit

dem der Schwabe zum Trost für seine Melancholie beschenkt ist. Er liebt, wie sich erwarten läßt, die volkstümlich derbere Gattung, ohne auch darin je schwer und breit zu werden; mag er als Trinker schmachten, das unselige Wasser nie wieder, nicht laut und nicht leise, zu nennen sich verschwören, jubeln, lärmen, mag er sich zur schwäbischen Metzelsuppe behaglich niedersetzen, als Ritter den Schwabenstreich auf den Türken führen, heitere Bauernregel predigen, zusehen, wie sich Hans und Grete foppen, die breitschultrige Kraft, die Sinnlichkeit, der Mutwille befreien sich immer im leichten und schwebenden Spiele von der Erdenschwere des Stoffes. Er kann recht schalkhaft werden, schert sich als Dichter den Teufel darum, was die Gouvernantin Y und die Betschwester Z zum „Grafen von Eberstein" sagen mag, er kann zierlich scherzen, mit den tanzenden Elfen das Erdenkind necken, geistreich den Rezensenten, den Pedanten, die Bundschmecker verspotten, er kann als armer scheidender Bursche, dem niemand den Rock zerreißt, den niemand in die Wange beißt, dem's aber von einer weh tut, als Leidtragender um den verhungerten Poeten oder den armen Hans Unstern, unter Lächeln weinen, er entzückt uns, wenn er uns das schöne, im Instinkt seiner Königs- und Heldengeburt zugreifende Kind im geflickten Bettlerröckchen als Retter der verstoßenen Mutter vors Auge führt. Nur den plötzlichen Riß durch die Saiten und das gellende Lachen hintendrein, wie der Weltschmerz, die Zerrissenheit es liebt, dürfen wir, versteht sich, nicht bei ihm suchen. Nun wäre es gewiß beschränkt und geistlos, dem Humor sein Feld auf gewisse Kontraste eingrenzen, die wilderen und wildesten ihm verbieten zu wollen, aber daß diese Linie haarscharf an dem Abgrund hinläuft, aus dem ein widerlicher Geruch wie von Kremortartari aufsteigt, das wissen wir und lassen uns daher den „zahmeren" Humor herzlich gern gefallen.

Uhland rafft sich aber noch auf anderem Weg aus der unbefriedigten, matten Sehnsucht. Sein Kraft- und Tatgeist muß noch einmal aufgenommen werden, positiv, nicht nur beziehungsweise in der Beurteilung seiner Romantik wie vorhin. Uhland ist ganz Mann, in Eisen gerüstet, mit blankem Stahl umgürtet. Ihm ist es wohl bei dem Mutigen, der das Schwert zieht und zuhaut, wohl im Brausen der Schlacht unter dem Wiehern der Rosse, im Turnier, wo die Lanzen splittern, beim jungen Siegfried, der den Amboß in den

Grund schlägt, dem Königssohne, der den Löwen besiegt, den Drachen faßt und entzaubert, dem Normannen, der in seinem Leben nie erschrak, vor Gespenst so wenig als vor Mensch. Wir wollen, versteht sich, kein Kraftgeprahle, aber wir wollen auch nicht wohlweise gegen bloß physischen Mut, bloß physische Kraft deklamieren. Für den Inhalt, den geistigen Zweck ist ja sonst und auch unter den Schwertschlägen bei Uhland hinreichend gesorgt, aber Kraft und Mut ist auch für sich etwas und nicht wenig. Das ist eine heilsame Stimmung, wo es uns zumute wird wie jenem im Märchen, der nicht erfahren konnte, was Gruseln ist, und ein Volk, das aus einem tatkräftigen bald ein bloßes Kulturvolk geworden war, mag seinem Lieblingslyriker für das Eisen danken, das er seinem versessenen Blute zugeführt hat; er tut uns recht gut, der männliche Uhland neben dem weichen Goethe, dem die Gröbe der Tat unheimlich ist. Er liebt auch das Grauen; man muß gestehen, daß er es nicht immer motiviert, wie in den Balladen „Nothemd" und „Rache", wo das Schauerliche als Folge von Schuld, als Nemesis eintritt, aber doch nicht dem grassen Effekte will er dienen; man spürt einfach das Kraftgefühl derber Naturen, die im Aushalten der Schauer die Empfindung ihrer Nervenstärke genießen. Mitten aber im Lärme der Waffen und des Sturms werden wir nun zum tieferen Kerne, zur gesammelten Willenskraft geleitet. Uhland zeigt uns den Helden, der in der Schlacht über dem gefallenen Sohne ruft: „mein Sohn ist wie ein anderer Mann", vordringt, siegt und nach dem Sieg mit verhülltem Angesicht an seinem Sorge sitzt: „ob er vielleicht im stillen geweint, man weiß es nicht"; er führt uns den ganzen Mann vor, der im Andrange der Gefahr, wo ringsum frommer Wunsch und Seufzen ertönt, unbewegt am Steuer sitzt, kein Wort spricht und lenkt das Schiff mit festem Maß, bis sich der Sturm gebrochen. Die handelnde Kraft aber hat keinen schöneren Inhalt als Vaterland und Freiheit. Ich weiß nicht, warum die Ballade: „Die sterbenden Helden", nicht höher gewürdigt wird; mir dünkt sie groß und herrlich und wert, voranzustehen, wo ein Erzieher Gedichte sammelt, die Jugend zu begeistern.

Der bestimmte politische Inhalt tritt mit den „vaterländischen Gedichten" ein. Freiheit wird des Dichters Fee und sein Ritter heißt Recht. Das Spezifische der örtlichen Verfassungsangelegenheit bringt

wohl etwas Enges, auch etwa Trockenes mit sich, doch niemand wird dies Urteil weit ausdehnen wollen; da ist doch wahrlich auch Herzlichkeit, Volksmäßigkeit, schlichter Fluß und Guß, schlagende Kraft, Trompetenklang des Vorwärts, Feuer und edler Schwung, da ist, wo die Idee des Menschenrechts, der Freiheit und des großen Vaterlandes hindurchbricht, jener Idealstyl, der nur einem hochgestimmten Gemüt entströmt. Uhland kann auch bitter, sehr bitter sein, welchen Hohn gießt er aus in der „Reise durch Deutschland"! Der seelenvolle Mann, der keusche Charakter ist keine Taube sonder Galle; er spaßt nicht, wo er stechen will, es trifft, es tut weh. Er durfte nicht fehlen, der Ton des tödlichen Spottes; die deutschen Zustände brauchen diesen Höllenstein, und wo der Dichter zum Demosthenes, zum strafenden Jesaias wird, da soll man auch einmal wieder spüren, wie der Sarkasmus des ergrimmten, tief empörten Gemüts einschneidet. Er hat seine dunkeln Stunden gehabt wie wir alle sie hatten und haben bei so unabsehlich sich hinschleppender Ratlosigkeit; da hörte er den dumpfen Grabesglockenklang in der „Glockenhöhle"; doch die Hoffnung verließ ihn nicht; untröstlich ist's noch allerwärts, doch sah er manches Auge flammen, und klopfen hört er manches Herz; erlebt hat er das Heil nicht, doch an der Sehnsucht Hand wird er als Schatten noch durchschweben das freie Vaterland.

Der strenge Mann ist deutsch noch in einem anderen Sinne. Man kann gewiß sagen, es sei eine richtige Probe für die Gesundheit einer Nation, wenn ihre Dichter reine Frauen zu zeichnen, Frauen rein zu lieben, zu ehren vermögen. Uhland ist als Dichter der Liebe nichts weniger als blöd unschuldig, aber er ist keusch. Er ist keusch, auch wo er neckt, wo er heiß wird, denn er ist auch dann ohne Frivolität, denn Achtung des Weibes, Ahnung des Unendlichen in der weiblichen Erscheinung bleibt Grundzug und der Refrain ist Treue, Treue bis in den Tod und über den Tod, in Ewigkeit. Das ist alles mit Uhlandischer Fülle in der Knappheit auf die kürzeste, einleuchtendste Form gebracht in „der Wirtin Töchterlein", und gleich daneben steht jene Ballade, die mir immer zu den rührendsten Bildern opfernder Liebe gehörte, „die Mähderin".

Die Liebe in Uhlands Poesie ist jene, welche zum Hebel jeder rüstigen Kraft wird, und sie geht daher ganz in einem Zuge mit der

sittlichen Spannkraft im weitesten, rein menschlichen Sinne, die das Grundgepräge dieser Poesie vollendet. Sie faßt sich für mein Gefühl vorzüglich in dem „Gesang der Jünglinge" zusammen. Natur im Frühlingsleben, Wein und Liebe, in und mit ihnen alles menschlich Erfreuliche, wovon Dichter gern zwanglos singen, wird hier als reines Gut und freier Genuß ohne moralische Predigt gefeiert und verklärt als Nahrung des heiligen Feuers im ernsten Gemüte edler Jugend; so war Uhlands Jugend und so ist er jung geblieben bis an sein Ende und ist ein Dichter vor allem für die Jugend.

Es ist an mehreren Stellen berührt, daß die schöne Einfachheit von Uhlands Gemüt ein schlichtes, unbefangenes Verhältnis zur Religion begründet. Man mag sich dabei an Shakespeare erinnern, der allem Menschlichen offen wie Uhland und unendlich vielseitiger begabt, das farbenreiche Leben darzustellen, es einfach mit den obersten Grundwahrheiten des Christentums und mit den sittlich-religiösen Kernsprüchen der Bibel hält. Jedem besonderen „Geschmäckchen" sind beide gleich feind und Uhland fällt es nicht ein, zu glauben, daß die Poesie den lieben Gott nur dann verherrliche, wenn sie ihn nenne. Die Poesie ist ihm, wie Goethe sie genannt hat, ein „weltliches Evangelium". In der „Bitte" sagt er:

Ich bitt' euch, teure Sänger,
Die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm es euch gelingt!
Will einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge, böse Welt.

Und auf der Seite gegenüber stehen zwei zierlich spielende Strophen an eine Tänzerin. Von einem so freien Dichterherzen wird jeder, er mag denken, wie er will, er mag den Begriff des Mythischen ausdehnen, soweit ihm richtig scheint, zur Kirche und zum Nachtmahl, wie Uhland tat, gehen oder nicht, er wird sich gern und mit inniger Rührung jene Stimmungen kindlich-reiner Andacht erneuern lassen, welche die Natur im verklärenden Lichte der christlichen Glaubenswelt anschaut, jene Stimmungen, nach denen Faust am

Ostermorgen sich zurücksehnt, und er wird recht wohl mit Uhlands Schäfer fühlen können, dem es am sonnigen Sonntagmorgen zumut ist, als feiere Himmel und Erde andächtig selbst den Tag des Herrn. Es ist schon bei Besprechung seiner Dramen gesagt: Uhland hat nichts Faustisches. Wir finden keine Gedichte, worin sich die Seele Sammlung aus wilden Stürmen erkämpft wie bei Goethe, wie bei fast allen modernen Lyrikern; es mag ein Mangel sein, wir haben es zugestanden, aber dafür ist und bleibt unser Mann der Ungebrochene, Eine, Ganze, sich selbst Gleiche und der Dichter für die Einfachen wie für die Bewußteren, der seiner Nation ans Herz gewachsen und davon nicht zu lösen ist.

Als der poetische Pulsschlag stockte, die Ader mehr und mehr versiegte, trat Uhland ungeteilter in das Element zurück, das neben seiner Dichtertätigkeit von Anfang stetig hergegangen war, in die Forschung: germanische Mythologie, altdeutsche Heldensage, altfranzösische und deutsche Ritterpoesie und Volkslied waren ihr Feld. Auf die innere Einheit zwischen diesen Stoffen, seiner Denk- und Gefühlsart, seiner Poesie habe ich oben schon hingewiesen und sie bedarf an sich keiner umständlichen Erläuterung: es leuchtet von selbst ein, warum es ihm in dieser Welt wohl war. Seine besonderen Verdienste sind zu oft gewürdigt, als daß es hier nötig wäre, darauf zurückzukommen; man weiß, daß er unter den Ersten war, welche die Schätze der altfranzösischen Poesie erschlossen, daß der Aufsatz über das altfranzösische Epos, den er 1812 in Fouqués Zeitschrift „Die Musen“ gab, bahnbrechend war; man kennt den Wert seiner Monographie Walters von der Vogelweide, des Dichters, dem er wie ein Bruder verwandt war, die Gediegenheit seines „Mythus von Thor“, seiner Volksliedersammlung. Er arbeitete ruhig und umständlich; die Resultate seiner Forschung über das Volkslied wären wohl nicht ohne Abschluß geblieben, der dritte Band zu den Texten der Lieder wäre vollendet worden, wenn nicht die völlige Unabhängigkeit ihm Zeit gelassen hätte, sich auf Seitenwegen, auf welche die Verzweigung seines Gegenstandes ihn abzog, nach Neigung aufzuhalten; so führte ihn die Forschung über das deutsche Volkslied bald wieder zur Heldensage, bald zur Götterlehre. Doch nur ein Unwissender kann sich darum vorstellen, Uhland sei ein Dilettant gewesen; er war Gelehrter, aber freilich, da er Dichter

war, ein Gelehrter mit Geschmack. Was er schrieb, zeigt nicht den anatomischen Apparat, sondern ist rund, plastisch, fertig, ist im Grundgefühl und Sprachstyl ein Abbild des Mannes und seiner Liebe, die überall dem Naturvollen, Ungeteilten, Ursprünglichen, Saftigen, Markigen nachgieng. So haben wir zum Schluß wiederum eine schöne Ergänzung in der Form eines höchst normalen, dem Gesetze der menschlichen Natur angemessenen Übergangs: wo der Dichter aufhört, tritt der Forscher ein, wo die Phantasie ermattet, der stets unbeirrte Verstand, die schöne, kühle Klarheit, der feine, spürende Scharfsinn, die gediegene Prosa. Da man aber umgekehrt auch im Forscher den Dichter wiederfindet, so dreht sich die Ergänzung auch um, und so verhält es sich ja mit allen Seiten dieser so rein gemischten Einheit von Kräften: die eine schimmert so klar durch die andere, daß man überall wieder den ganzen Menschen, den ganzen Mann hat.

Man kann nicht schildern, ohne Gegensätze zu ziehen, man kommt ohne Vergleichung nicht aus. Uhlands gesunde Einfachheit, die seine Stärke und auch seine Schwäche ist, hat mich in diesem Beitrag zu seiner Charakteristik mehr als einmal auf die Poesie der Zerrissenheit, des Weltschmerzes, der Blasiertheit geführt, und ich — doch nein, genug der Reflexion, es sei mir erlaubt, eine Geschichte zu erzählen!

Die Musen hatten einmal den sonderbaren, befremdenden Einfall, sich zu betrinken. Er wurde in einem rauschenden Bacchanal ausgeführt. Euterpe, die Muse der lyrischen Dichtkunst — ein andermal hat auch Terpsichore dieses Amt neben dem der edlen Tanzkunst — nun, Euterpe wußte in dem Augenblick, wo wir nach ihr sehen, wohl selbst kaum noch, wie sie eigentlich heiße, — sie stürzt mit flammenden Augen und sausenden Locken aus dem Haine am Helikon, wo ihre Schwestern noch sangen, tanzten, musizierten und jubelten; der Rausch hat ihr einen verrückten Gedanken eingegeben: sie hat sich in den Kopf gesetzt, den Ersten, der ihr begegne, wer es auch sei, auf die Stirn zu küssen und ihm hiemit das Siegel ihrer Weihe aufzudrücken. Götter und Göttinnen, Genien und vollends betrunkene können mit Blitzeseile durch die Lüfte schießen. Blind, ohne Wahl der Richtung fährt Euterpe dahin, schon befindet sie sich weit, weit weg vom Bereich der griechischen Lüfte, über nebligem Lande fern im Norden schwebt sie, nahe einer großen Stadt

am Ufer der Elbe. Jetzt läßt sie sich nieder aus der Höhe, sie steht auf der Erde, hart vor einem jungen Schlingel, der mit üppig zwinkernden Augen, schlendernden Ganges eben aus der Stadt gebummelt kommt. Sie drückt ihm einen vollen, feurigen Kuß auf die Stirn und schwebt hinweg.

Des anderen Morgens finden wir sie auf einer Felsenspitze im Parnaß, dort bei Delphi in der Schlucht, wo die kastalische Quelle rinnt. Sie stiert mit wildem Blicke vor sich hin; sie ist nüchtern geworden, sie ist zu sich gekommen und mit Entsetzen. Es bedurfte nicht der magischen Einwirkung der unter ihr rinnenden prophetischen Quelle, noch der mystischen Dämpfe, die dem Erdschlund im nahen Tempel entströmten, um ihr zu sagen, wer es war, den sie geküßt; der himmlische Geist, der ihr als Muse innewohnte, sagte es ihr von selbst. Aber der Kuß galt, er saß und er galt. Mit einem weiten Blick übersah sie, was sie getan. Sie sah, wie nun die reine blaue Flammenzunge des Götterlichts zwischen Schmutz und gemeinem Erdenfeuer unbegreiflich hervorleuchten werde, stets entweiht und stets wieder entzückend. Nicht daß dieser Mensch in der Verzweiflung scherzen, im Scherz verzweifeln, nicht daß er dämonisch lachen zugleich und weinen werde, nicht an sich beklagte sie das; solange nur die Verzweiflung wahr, die Träne echt, der Widerspruch erlebt, ließ sie es gelten; sie begriff, obwohl eine Griechin, die veränderten Zeiten, die tieferen Seelenklüfte einer Menschheit von so viel verwickelterer Bildung, den ungleich wilderen Stoß des Ideals auf die Realität. Aber daß dies zur eitlen Fratze werden, daß der verwöhnte Junge die leichten Triumphe haschen werde, die dem in die Hand fallen, der in die Poesie die Parodie der Poesie einzuführen die wohlfeile Frechheit hat, daß er wunderbare Sehnsucht, namenlose Wehmut, traumhafte Ahnung in jeder Seele wecken und dann wie Seifenblasen zerplätschen werde, daß er keinen Witz werde verhalten können, wenn er auch eben nur tauge, ein paar alte oder junge Bocksgesichter an der Wirtstafel meckern zu machen, daß ihm sein witziges Ich, alles verklärend und im Verklären unter Hohn zersetzend, über alles sein, daß er schnöd, schmierig verleumden, lügen, sein Vaterland im Auslande dem Spott preisgeben, daß er, ein feiger Weichling, sich als Ritter und Freiheitskämpe aufspreizen, daß er endlich fromm werden und unter des lieben Herrgotts rotem

Mantel hervorlachen und kichern werde, verachtet, verabscheut und doch noch immer bestechend und zum Mitlachen kitzelnd, immer hinreißend, immer unwiderstehlich und immer unausstehlich, ein Wicht und der verhätschelte Liebling aller, ein Geschwür des Gestanks und vom Dufte der Lorbeerblüte nie verlassen, ein geiler Affe und ein Musenjüngling mit einem Strahlennimbus ums Haupt, ein unerschöpflicher Honigkelch voll Gift für die Nation — o, sie übersah alles, alles. Ihr Götter, was habe ich gemacht! rief sie, ihre himmlischen Locken raufend, ihre Hüften schlagend, — da plötzlich hielt sie inne, verstummte, ihre Blicke erheiterten sich, ein trostreicher Gedanke schien ihr aufzusteigen. Sie erhob und schwang sich in die Lüfte. Wiederum, doch diesmal wohlbedacht, führte sie ihr Flug nach dem Norden, aber nach dem Süden des Nordens. Es war ein klarer Frühlingsmorgen. Auf einem Rebenhügel an einem schönen Flußtal, dessen Aussicht fernes, blaues Gebirge begrenzte, ließ sie sich nieder. Sie sah unverwandten Auges nach dem Haus, an das der Weinberg stieß. Die Tür öffnete sich, ein Mann mit herben Zügen, über denen aber der Geist des Friedens, der stillen Kraft, der bescheidenen Tugend schwebte, ein Mann, dessen ganzes Wesen Einfachheit war, schritt heraus in den Rebengarten, der sein Eigentum schien. Heiter sah er nach dem Gedeihen der Schößlinge, dann schickte er die Blicke mit einem unaussprechlichen Ausdruck in das Tal hinaus, das in der Morgensonne strahlte, hinüber nach den duftigen Bergen. O, du bist es, sprach sie; dich hab' ich einst auch geküßt, ich weiß es wohl noch, es war an einem solchen Morgen, da du als Kind dort unten am Flusse spieltest; der Kuß war nicht voll, nicht glühend, nicht trunken, er war kühl, keusch, sanft, so wie Athene küssen würde, wenn sie jemals küßte, aber du, ja du bist gut, die Geschlechter werden mich segnen um diesen bescheidenen Kuß. Du wirst leben, unsterblich leben in der Nation. Ein Denkmal wird dir dort unten erstehen auf einem Hügel in der grünen Au am Fluß, ehern und gediegen wie du selbst. Wohl dir, wohl mir, wohl meiner geretteten Ehre! Noch einmal ließ sie mit innerstem Wohlgefallen ihr Auge auf dem Manne ruhen, dann schwang sie sich wieder auf und schwebte dahin und kehrte frohen, verklärten Blickes zurück zu ihren Schwestern auf den Höhen des Helikon.

(Kritische Gänge, N. F., I. Band, 4. Heft, 1863.)

Deutsche Volkslieder mit ihren eigentümlichen Singweisen, herausgegeben von Georg Scherer*).

Auf den ersten Blick scheint es wohl kaum an der Zeit, auf eine Auswahl deutscher Volkslieder mit eingehenderen Worten hinzuweisen. Was soll uns in der ungeheuren Spannung des Augenblicks der Strauß von Waldblumen, den eine zarte Hand gesammelt hat und in unser Zimmer stellt? Wer ist in der Stimmung, darauf zu achten? Und doch besteht ein inniger Zusammenhang zwischen dem deutschen Volkslied und unserer heutigen Bewegung. Wir kämpfen, sorgen und ringen, deutsches Land aus Feindeshand zu retten**), deutsche Sprache und deutsches Wesen gegen die Gefahr, daß sie ausgerottet werden für immer, sicherzustellen. Rein und innig, ungemischter vielleicht als in irgendeiner Erscheinung, offenbart sich das Grundgefühl einer Nation in ihren Volksliedern. Das unsrige ist auch in den Ländern zu Hause, um deren Besitz in nächster Zeit die Würfel fallen sollen; „auch in Dithmarschen bekannt", sagt die Anmerkung schon zum ersten der hier gesammelten Lieder. Sollen die Dithmarsen, die alten Helden gegen dänisches Joch, künftig dänische Lieder singen? Da kann einem, denken wir, auch unter den Stürmen der Zeit recht wohl einfallen, einmal wieder aufmerksam zuzusehen, was wir an unserm Volkslied haben, den hier gereichten Strauß liebevoll zu betrachten, in das Eigene seines Duftes sich zu vertiefen. Und er wird finden: es ist der Duft der Innigkeit, des lautern, braven, ehrlichen, grundguten Herzens, der ihm entgegenkommt. Es zittert, es schwebt um die Klänge dieser Lieder ich weiß nicht welche besondere Art von Rührung, es ist so etwas darin, daß man sagen möchte: arme gute Seele! Man muß an die schlimme Welt denken, in welcher so viel Herzlichkeit, so viel Liebe, so viel Unschuld, „die sich selbst und ihren heil'gen Wert nicht kennt", schutzlos,

*) Leipzig, 1862.

**) Schleswig-Holstein. A. d. H.

ungewitzigt steht. Die Wehmut des Scheidens, die durchaus der vorschlagende Ton ist, erinnert noch an ein anderes Scheiden als das vom „herzallerliebsten Schatz", es gemahnt wie Wehmut darüber, daß das Jugendalter der Völker nicht bleiben kann und daß, wie Blumen und Schönheit untergehen müssen, so auch die reine Kindheit des Gemüts dem scharfen Licht der Bildung mit ihren Lastern und Übeln weichen muß. Da sind unter anderm die stehenden Heere: der Bauernbursch muß Soldat werden, muß sich weinend vom weinenden Mädel losreißen, er desertiert, er wird erschossen — dieses häufig wiederkehrende Motiv ist so recht ein Bild der grausamen Welt, die keine Idylle mehr dulden will. Damit wird das rechte Wort gefunden sein: man hört diese Lieder mit dem Gefühl der scheidenden Idylle; der Empfindung ihrer Schönheit mischt sich ein tiefes Mitleid bei. Doch dann scherzt und jauchzt auch wieder Lustigkeit, Mutwillen, frohes derbes Lebensgefühl, in dunkeln schrecklichen Balladen zuckt Haß und Zorn das Messer, dann hebt sich die geängstete, schuldige, reuige Seele auf sanftem Flügel der Andacht zum Himmel. Diese Kraftwelt, das Stramme, Sichere, was bei der rührenden Güte nicht fehlt, der hohe Ernst stimmt uns wieder frei und zuversichtlich. Das Volk, sagen wir uns, kann nie verloren sein, es ist, eben im vollen Gegensatz seiner armutseligen Unschuld gegen die arge obere Welt, doch immer wieder da, es ist nicht zum Umbringen; diese dunkle Wurzel, woraus die Nationen ihre lichteren Säfte ziehen, verdorrt nie, dieses Kind altert nicht; wohl aber kann es, zu schwer mißhandelt, auf einmal als Riese dastehen, denn hinter der Wehrlosigkeit seines halbwachen Daseins bergen sich doch alle Kräfte der Mannheit und der Menschheit. Da hört dann das Lächeln der Rührung auf und beginnt der Respekt.

Doch wir haben zunächst nicht sowohl von den Liedern als von der Arbeit und dem Verdienst des Sammlers zu sprechen. Es ist allerdings eine Versetzung, von der es sich handelt; die Blumen aus Feld und Wald sind in das Zimmer gestellt, die Lieder dem Haus, der gebildeten Familie angeeignet. Über Recht und Wert dieser Versetzung ist hier kein Wort verloren; es stände übel, wenn die Bildung nicht sich dessen erfreuen, das mitgenießen sollte, was die Natur hervorbringt, was der naive Mensch erzeugt und genießt. Wieviel die Kunstpoesie von der Volkspoesie gelernt, wie sie aus

ihrem Brunnen sich verjüngt hat und, so oft sich Unnatur in sie einschleicht, aufs neue durch diesen Trank sich verjüngen soll, das ist keinem verborgen, der unsere Literaturgeschichte kennt und über das Verhältnis beider Quellen und Formen der Dichtung nachgedacht hat; was aber vom Dichter, das gilt auch vom Publikum: als beste Arznei gegen Verkünstelung und Blasiertheit des poetischen Geschmacks wird immer aufs neue die ungeschminkte Einfalt des Volkslieds ihm zu raten sein. Nicht zu vergessen, daß dasselbe zwar nie ausstirbt, aber auch die schönsten Volkslieder nicht ewig leben, wer zu ihrer Erhaltung beiträgt, uns also einen Dienst der wertvollsten Art erweist.

Das Volkslied entsteht und lebt, wie bekannt, nur in und mit seiner Melodie. Die Versetzung ist hier zunächst Übertragung in vierstimmigen Satz für Gesang und Klavier. Diese hat für die vorliegende Auswahl Musikdirektor Kunz in München übernommen, und es ist von der Kritik längst anerkannt, daß er die Aufgabe der Harmonisierung mit dem ganzen echten Sinn, mit der vollen Pietät für den Charakter der Volksweise vollzogen hat, worin der unvergeßliche Silcher als Retter des zarten leicht verletzlichen Gewächses aus den Händen der Schulregel vorangegangen ist. Einige wertvolle neuere Kompositionen zu besonders beliebten Liedern gibt der Anhang. Die Vorrede zeigt, daß Herr Scherer selbst auch gründlicher Kenner der musikalischen Seite seiner poetischen Lieblinge ist.

Keine leichte Aufgabe war die Textkritik. Das Volkslied, in der Stimmung fest, bestimmt, sicher, ist im Wortausdruck nachlässig, ungeschickt, unkritisch, vergeßlich; es verbreitet sich über weite Strecken, lebt jahrhundertelang, Veränderungen, Mißverständnisse, Verstümmlungen, Auslassungen, Dunkelheiten schleichen sich ein, ja auch auf einen baren Unsinn kommt es gelegentlich nicht an. Der Kritiker hat nicht Urkunden wie der Herausgeber eines alten Schriftstellers vor sich, nicht zwischen den Lesarten der Texte nach den gewöhnlichen Schlüssen der Textkritik zu wählen, denn das dichtende und singende Volk ist nicht eine Person, schreibt nicht, es gibt keine faßbare Autorität, auf welche rekurriert werden kann. Es darf auch Widersprüchen, Verworrenheiten. Dunkelheiten durchaus nicht so abgeholfen werden, daß im Sinn des korrekten formalen Verstandes Klarheit entstünde; denn Helldunkel gehört zu der Natur des Textes. Zur Willkür vermeintlicher Nachhülfe, die in Wahrheit der Fälschung

gleichkommt, ist von da nur ein kleiner Schritt. Es folgt allerdings aus dem Mangel eines Urtextes, daß es nur innere Gründe sind, welche die Wahl der Lesart aus den verschiedenen Drucken, in denen ein Lied aufbewahrt ist, entscheiden; aber was heißt: innere Gründe? Hier nichts anderes als das zarteste, reinste Gefühl für die innig helldunkle Natur des Volkslieds, das mit dem umsichtigsten vergleichenden Fleiß sich verbinden muß. Herr Scherer hat bewiesen, daß er der Mann ist, diesen Forderungen zu genügen. Seine nächste Quelle war die ursprüngliche: der lebendige Volksgesang selbst. Er hat jahrelang aus dem Munde des Volks hauptsächlich in Süd- und Westdeutschland gesammelt, Freunde haben ihn im Sammeln unterstützt, er gibt nur Lieder, die noch gesungen werden. Das also gewonnene Material wurde mit den seit Herder erschienenen Sammlungen, fliegenden Blättern usw. sorgfältig verglichen; der Anhang gibt ein Verzeichnis dieser Quellen von Herder bis auf Uhland, Simrock, Erk; die Anmerkungen zu jedem Lied weisen nach, in welchen Quellen es vorliegt, führen die wichtigsten abweichenden Lesarten oder ganze Texte und neuere Zusätze auf. Wir haben uns bei mehreren Liedern durch Vergleichung der Abweichungen des Textes in den verschiedenen Quellen überzeugt, wie sicher das Gefühl, wie schonend die Hand, wie gewissenhaft der Fleiß des Herausgebers zu Werke gegangen ist. An einigen Stellen hätte eine kurze sprachliche Erläuterung wohl gut getan, z. B. beim „Tannhäuser". Diese Ballade ist (wie „Ulrich und Ännchen") in der schweizerischen Version neben der hochdeutschen gegeben (die Schweiz bleibt meist beim Dialekt, das Volkslied des übrigen Deutschlands nur äußerst selten, wie in dem schwäbischen Lied: „Jetzt gang i ans Brünnele"); hier steht in Strophe 4 „der Teufel" als Akkusativ; wer den Dialekt nicht kennt, wird dies für einen Druckfehler halten; Norddeutsche werden „blutt" für „bloß" in Strophe 7 und 8 nicht verstehen (v. Laßberg las irrig: bluoten = blutigen); im hochdeutschen Text Strophe 5 „wann" im Sinn von „denn", was solchen, die des Altdeutschen unkundig sind, ein Stein des Anstoßes sein wird. In „Ulrich und Ännchen" steht Strophe 1 Pfeister (Fenster), es müßte heißen: Feister.

Das Dunkel, welches dem Volksliede anhaftet, ist von verschiedener Art. Es *will* nicht motivieren wie die bewußte Kunstpoesie, es überspringt Mittelglieder und überläßt dem Hörer das

Motiv zu erraten, aus der Grundstimmung sich zu entwickeln. Wir erfahren nicht, ob des Müllers Töchterlein (Nummer 21) ertrunken ist oder sich ertränkt hat und warum. Die Andeutung im letzten Vers und das tiefe Weh im ganzen Ton sagt uns aber bestimmt genug, daß die Arme den Tod gesucht, weil der Geliebte sie verlassen hat; wir brauchen nicht zu wissen, in welchem Kampf der verwundete Knabe (Nummer 39) gefallen ist; vielleicht am Orte der Entstehung des Liedes wußte es noch eine Reihe von Jahren alles Volk, dann wurde es vergessen, und in der weiten Welt, in die das Lied hinausgieng, fragte niemand danach; es ist auch für die Empfindung gleichgültig; kurz, solches Dunkel ist nur echt lyrisch. So mag es auch in der Ballade: „Die Nonne“ (Nummer 1) im ungewissen bleiben, ob das Mädchen schlechthin aus frommem Entschluß dem liebenden Grafen das Kloster vorzieht, oder ob sie mit verschwiegener Liebe vorher zu kämpfen hatte, was die zwei letzten Strophen anzudeuten scheinen; Sehnsucht und Tod aus Liebesschmerz sind die Grundempfindung des Lieds, und dies ist klar genug: die Dämmerung in den Motiven verstärkt nur die Wirkung. Ein andermal aber tritt ein Dunkel auf, das in einer gewissen — wie nennen wir es? — Dummlichkeit, Duselei seinen Grund hat; nebenbei auch in einem allmählichen Vergessen, was aber auf dieselbe Quelle zurückführt — denn warum sorgten die überliefernden Generationen nicht besser und warum fragten die empfangenden nicht genauer? Ein wahres Kreuz hat man daher z. B. mit dem schwäbischen Lied: „Jetzt gang i ans Brünnele“. Am Schluß fallen dem treulos verlassenen Burschen drei Röselein in den Schoß; er schließt daraus: „jetzt weiß i net, lebt mei Schatz, oder ist er tot?“ Zwei Verse, die Herr Scherer in Klammern aufführt, „weil sie gewöhnlich nicht gesungen werden“, scheinen die Erklärung zu bringen; der Vers steht an der falschen Stelle, am Brunnen warf der treulose Schatz liebkosend den glücklichen Nebenbuhler mit Rosen, und diese fielen dem armen Betrogenen in den Schoß. Allein während man glaubt, es sei hiedurch abgeholfen, entsteht nur Verwirrung; denn da nun die Worte: „Do falle drei Röselein mir in den Schoß“ in die zweite Strophe hinaufgerückt sind, so ist kein Schluß da. Uns will es fast scheinen: die drei Röselein gehören nur an den Schluß und seien ein früher geläufiges, jetzt verdunkeltes, vergessenes Symbol; dann wären die eingeklammerten

Strophen eine spätere Einschiebung, die zu erklären versuchte und übersah, daß sie mit der Schlußstrophe in verwirrende Wiederholung, in Widerspruch geriet. Wir könnten noch viele Beispiele aufführen, begnügen uns aber mit zweien. In der schönen, wilden, schaurigen Ballade „Die schwarzbraune Hexe" (Nummer 9) bleibt der Hergang ganz im unklaren. Es scheint, das Mädchen liebt den Jäger (siehe die Schlußstrophe), ist aber spröd, launenhaft trotzig, und er, in Zorn und Wildheit, läßt zu, daß seine Hunde sie zerreißen. Wie unbekümmert das Volk um deutliche Motivierung ist, beweist gerade an diesem Beispiel die nächste Erfahrung. Heute noch singen Bauern, Jäger, Soldaten, auch Studenten, das schaurige Lied frischweg, ohne sich im mindesten über sein Dunkel zu beunruhigen. In der Blaubart-Ballade „Ulrich und Ännchen" (Nummer 46) bewahrt nur der schweizerische Text noch eine schwache Spur des ursprünglichen, vergessenen Motivs, das in dem Aberglauben zu suchen ist, daß das Blut unschuldiger Mädchen den Aussatz heile; diese Spur ist aber so beschaffen, daß sie dem Unkundigen ebenso verrückt als widrig und des echten Volkslieds, das nie platt wird, unwürdig erscheinen muß (siehe Seite 104 Nummer 8).

Selten, aber doch auch manchmal widerfährt es dem Volkslied, daß es durch ein falsches Motiv das Gefühl stört. Das berühmte tiefrührende Lied der Sehnsucht: „Wenn ich ein Vöglein wär'" (Nummer 34) ruht einfach auf dem Motiv des Getrenntseins der Liebenden; die zweite Version, die unsere Sammlung bringt, führt in der Schlußstrophe mit offenbarem Fehlgreifen des Gefühls den Widerspruch der Eltern und Verwandten ein; man sieht leicht, daß der betreffende Vers (5) aus einem andern Lied sich hieher verirrt haben muß, und dieses Übergleiten von einzelnen Strophen in Lieder, zu denen sie nicht gehören, kommt natürlich in der Volkspoesie oft genug, nur selten so ungeschickt vor wie hier. Übrigens versteht sich, daß der treue Kritiker auch hier nichts ab- noch zutun darf; er soll das Volkslied geben, wie es ist, nicht schlechter und nicht besser.

Nun wäre noch von der Auswahl zu reden, und wir sprechen wohl jedem, der sich diese Sammlung genau ansieht, aus der Seele, wenn wir mit vollem Dank den Takt, das reine richtige Gefühl anerkennen, welche die Auslese dieser fünfzig Kleinode geleitet haben. Die einfachen, rein lyrischen Liebeslieder bringen uns alle süße Heimlich-

keit, grundtiefe Innigkeit, alles unendliche Weh des Scheidens, des Verlustes durch Untreue, alle Freudigkeit der Beglückten entgegen, die uns den reichen Schatz von Gemüt enthüllen mögen, der in der Seele unseres Volkes ruht. Brauchen wir, um dem Leser diesen reinen Herzton in Erinnerung zu bringen, mehr zu tun, als einige Verse herzusetzen?

„Ach, herzlieber Schatz, ich bitte dich noch eins:
Du wolltest auch bei meinem Begräbnis sein,
Du wolltest mich helfen tragen ins kühle Grab,
Dieweil ich dich so treulich geliebet hab'."

Aus einem andern Lied:

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da nicht mein Herz erwacht
Und an dich gedenkt,
Daß du mir vieltausendmal
Dein Herz geschenkt.

Und das vor allen wohlbekannte:

Wenn zwei gute Freunde sind,
Die einander kennen —
Sonn' und Mond bewegen sich,
Ehe sie sich trennen.
Noch viel größer ist der Schmerz,
Wenn ein treu verliebtes Herz
Muß von seinesgleichen
Eine Zeitlang weichen.

Zu den Perlen dieses Schatzes gehört das zuerst von Heine mitgeteilte Lied von den zwei Liebenden, die miteinander fliehen und in Elend zugrunde gehen.

Sie sind gewandert ins fremde Land,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern;
Sie sind verdorben, gestorben.

Welcher Abgrund von unnennbaren, nicht genanntem und doch genanntem Weh in dieser Kürze, in den so hingeworfenen paar Worten, und doch welcher wehmutvolle Trost im tiefen Leid:

Auf ihrem Grabe Blaublümlein blühn,
Umschlingen sich treu wie sie im Grab,
Der Reif sie nicht welket noch dörret.

Den Reif bringt das Lied schon in der ersten Strophe und bereitet damit, die Naturanschauung hineinziehend, den Schluß vor, worin sie zum Symbol wird. Es gehört zu den schönsten Merkmalen des Volkslieds, daß es den empfindenden Nerv in die Natur hinausträgt oder, wie man will, die Natur, als fühlte sie mit, in die menschliche Empfindung hereinzieht. Berg und Tal, Sonne und Mond, Brunnen und Bach, Linde, Tanne, Holunderstrauch, Lerche und Nachtigall wirken überall mit, bilden die Situation, die Szenerie, das Echo des Herzens; sie freuen sich mit, sie trauern mit. Wie Johannes Maria, die schmerzensreiche, vom Kreuz Jesu hinwegführt, heißt es:

Nun bieg dich, Baum, nun bieg dich, Ast!
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast!
Nun bieg dich, Laub und grünes Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen das!

Unter den Balladen möchten wir vor allem eine auszeichnen, weil sie im Element der Liebe, das natürlich das Thema der Mehrzahl bildet, doch eigentlich in ein höheres Gebiet sich erhebt, in das Gebiet, wo die unmittelbare Empfindung zur reinsten Sittlichkeit sich vertieft, es ist die altbekannte Ballade „Liebesprobe“ (Nummer 21): „Es stund eine Lind’ im tiefen Tal“; sie spricht es aus, daß wahre Liebe dem Geliebten, selbst wenn er treulos ist, nicht flucht, sondern von Herzen nur Gutes wünscht; der Rückkehrende, der sein Mädchen auf diese schwere Probe gestellt hat, sagt im Schlußvers:

„Ich tät dich ja nur versuchen,
Ob du würdest schwören oder fluchen;
Hätt’st du ein’ Fluch oder Schwur getan,
Von Stund an wär ich geritten davon.“

Ein Volk, das so tief schöne sittliche Wahrheiten, solch ein Wort von der wahren, der unendlichen Liebe in seinen Liedern ausspricht, darf sich zeigen unter den Völkern der Welt. Darum fehlt es natürlich

nicht an der tragischen Leidenschaft; wie blutig blitzt in der schon von Herder mitgeteilten Ballade „Falsche Liebe" (36) ihr Dolch gegen die Untreue, wie schrecklich sind die Worte:

Was zog er aus seiner Tasche?
Ein Messer, war scharf und spitz;
Er stach es Feinsliebchen ins Herze,
Das rote Blut gegen ihn spritzt.
Und als er's wieder herauser zog,
Von Blute war es so rot —!

Nur einmal wird Untreue leicht genommen, in dem Lied „Untreue" (44); von rein scherzhaften Balladen gibt ein Bild „Die Nachtfahrt" (43).

Wer die sämtlichen Balladen der Sammlung übersieht, wird sich überzeugen, daß sie auch von dieser Gattung der volkstümlichen Lyrik ein befriedigendes Bild gibt. Drei unserer beliebtesten, die den tragischen Eingriff der eisernen Hand des stehenden Heerwesens in die rein menschlichen Lebensverhältnisse zum Inhalt haben, sind gegeben in Nummer 2: „Die gefangenen Reiter", Nummer 37: „Zu Straßburg auf der Schanz", Nummer 38: „Der unerbittliche Hauptmann". Der gewaltsame Übermut des Standesvorrechts erpreßt das unendliche Leid in Nummer 23: „Der Edelmann und der Schäfer". Dagegen dringt das Geisterhafte, das Dämonische herein in Nummer 19: „Die schöne Agnese" und 46: „Ulrich und Ännchen"; beide atmen den echten Ton der Bangigkeit, des schaurigen Dunkels, der dieser Phantasiewelt eigen ist. Von historischen Liedern ist der allbekannte, köstlich naive, grundehrliche „Prinz Eugen" aufgenommen. Das Religiöse klingt schon in der „Nonne" an. Litte die rührende Ballade „Liebesdienst" (3) nicht an einer Unklarheit in der Motivierung, so dürften wir sie ebenfalls an diese Grenze rücken, denn nach dem gewöhnlichen Text scheint die Markgrafentochter unerkannt, erst in der Todesstunde erkannt, ihrer Schwester zu dienen aus reiner Liebe zu reinem, ganz uneigennützigem Liebesdienst; allein nach einer andern Überlieferung muß sie ihren Stand verbergen, weil sie einen Spielmann geliebt hat und mit ihm umhergezogen ist. Entschieden auf religiösem Boden steht das rührende, kindlich schöne Lied: „Die arme Seele" (16), das wunderbar ergreifende „Leiden des Herrn" (35), das schmerzen-

reiche: „Mariä Wallfahrt“ (49) und der alte Sang von heidnisch dämonischem Liebesreiz und von Priesterhärte gegen den Reuigen: der „Tannhäuser“ (48); den Schluß der Sammlung macht ein Prozessionslied. Es ist schon gut, daß diese Klänge mehrfach vertreten sind, aber wir möchten im Ernst doch vorbringen, daß demgegenüber der freie muntere Ton mehr Raum hätte finden dürfen. Wurde einmal der „Jäger aus Kurpfalz“ (18) aufgenommen, der wahrlich stark genug im Mutwillen ist, so hätte noch eines und das andere Liedchen der fröhlichen Art, das eher in den Familienkreis paßt, unter anderm auch eines unserer Trinklieder, immerhin Einlaß finden sollen.

Jedes Lied der Sammlung ist mit einem Holzschnitt geschmückt; weit die Mehrzahl der Zeichnungen ist von der Hand unseres Ludwig Richter, und wir wünschten nur, daß alle von ihm wären. Kein Griffel trifft wie der seinige zum Tone des deutschen Liedes die rechten Formen: das Häusliche, das Wohnliche, das warm Heimliche, in der derberen, unstylisierten Bildung der Gestalt und der Züge das Herzliche und Innige, in der deutschen Landschaft das Ahnungsvolle, Trauliche, Romantische. Auch dem Auslande können wir dies mit Stolz zeigen, wir sind hierin unerreicht. Richter versteht aber wie wenige den Kontur und die Art der Modellierung, wie sie der Holzschnitt will, sofern er in guter alter Weise auf volle malerische Wirkung verzichtet; so recht holzschnittmäßig einfach und doch saftig fließend laufen seine Umrisse und stellen seine sparsamen kräftigen Schatten die Formen heraus. Berühmte Namen haben außer ihm zur Illustration des schmucken Quartbandes beigetragen: z. B. Moritz Schwind. Wir müssen aber gestehen, daß wir uns diesmal seiner Komposition nicht erfreut haben wie sonst. Bilder wie zu 25 („Die Jüdin“), zu 37 („Zu Straßburg auf der Schanz“) und zu 47 („Der Ritter und die Maid“) sind des Zeichners der „Sieben Raben“ wenig würdig, und das Titelbild zu Nummer 1 („Die Nonne“), worin er sich am meisten zusammengenommen, bringt einen theatralisch umfallenden Ritter von akademisch eleganten Formen wie in Trikot. Unter den übrigen Illustrationen finden wir unter manchem Anziehenden manchen verfehlten Wurf selbst von namhafter Hand; wer wird z. B. zu dem Liede: „Wenn ich ein Vöglein wär“ ein so tragisch blickendes Weib hindrapieren wie Ramberg! Zum Besten gehört

„Der unerbittliche Hauptmann" (38) von Carl Piloty; hier ist auch in der Linienführung der Holzschnittstyl getroffen; in vielen Bildern ist sie dünn, gekratzt wie Stahlstich. — Trotz dieser Ungleichheit erhöht der reiche, in der Mehrzahl doch ausgezeichnete Bilderschmuck nicht wenig die willkommene, anmutende literarische Gabe, mit der wir uns beschäftigt haben.

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 15. und 16. Januar 1864.)

Eine Schrift über Jean Paul*).

Unsere neuere Literaturgeschichte hat eine sehr empfindliche Lücke: es fehlt uns noch eine unparteiische, gründliche Analyse Jean Pauls. Formlos durch und durch, ein „Tragelaph" neben den geraden Gestalten unserer Klassiker, ist er doch viel zu bedeutend, um eine tief eingehende Zergliederung nicht zu verdienen, nicht verlangen zu dürfen. Er erwartet sie, weil sie die Wissenschaft, die Kritik, die Psychologie, die Ästhetik um wichtige Erkenntnisse bereichern wird; er erwartet sie, weil das öffentliche Urteil, das zwischen blinder Überschätzung und blinder Verurteilung ohne Verhör und Prozeß dunkel hin und her schwankt, endlich zurechtgestellt werden, weil ihm endlich ein Licht aufgesteckt werden soll, um aus dieser in Extremen irrenden Ahnung eines Mittelwesens zwischen Größe und Kleinlichkeit, zwischen Kraft und Krankheit ins klare zu gelangen. Jean Paul ist wohl eine pathologische Erscheinung, aber die Sektion wird wahrlich nicht bloß der pathologischen Anatomie des Geistes ein interessantes Material zuführen, sie wird auf große Organe stoßen, nicht nur auf ein ursprünglich schön gebautes, aber freilich krankhaft erweitertes Herz, auch auf ein ungewöhnlich mächtiges, wiewohl bizarr verschlungenes Gehirn und auf ein Nervengeflecht von der äußersten Feinheit und feurigsten Schwingung. Jean Paul ist ein Kauz, ein Narr und doch ein Fürst an Geistesmacht, unendlich reich an Kräften. Er kann und will ihre Fülle nicht beherrschen und ordnen, aber sie ist vermöglich genug, um manchem Schlucker, der mit einem „Pah" glaubt über ihn weggehen zu dürfen, noch mit einem ansehnlichen Kapital aushelfen zu können.

Jean Paul hat Ansätze zur Größe; er ist nicht bloß sentimental und dann wieder Humorist, er ist auch im ernsten Gebiet feurig, saftig, es fehlt ihm nicht die volle Sinnlichkeit, ohne die man kein Künstler und Dichter ist; nur leider glaubt er da, wo er dies Feuer in blassen Mondschein verdünnt, die Manneskraft des Nervs in grabes-sehnsüchtige Tränen, die brennende Farbe in blasses Lila

*) Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung. Ein Stück deutscher Kulturgeschichte von K. Th. Planck. Berlin, G. Reimer. 1868.

verschwemmt, im Elemente seiner wahreren Größe zu sein. Jean Paul ist aber eine historisch merkwürdige, integrierend in den Gang unserer Literatur sich einfügende Gestalt gerade dadurch namentlich, daß die Sentimentalität in ihm ihren Gipfel erstieg. Eine Stimmung, die von so großer Macht war in England, Frankreich, Deutschland, die uns so lang beherrschte, verdient an sich schon eine eigene Untersuchung. Was ist ihr Wesen? Wie und warum entstand sie, verbreitete sie sich? Das sind Fragen, die eben nicht leicht, die der Antwort auf Grund einläßlicher Prüfung gar wohl wert und die doch bis heute nur erst ganz dürftig beantwortet sind. Aber noch merkwürdiger ist der seltene und seltsame Mensch dadurch, daß diese weltflüchtige Stimmung in ihm mit so lebhaftem und energischem Purzelbaum wie doch gewiß in keinem seiner englischen Geistesverwandten und Muster in den Humor umschlug. Nicht, daß sie im Umsprung verschwände, er bringt nicht Heilung; der Springer fängt, kaum auf den Füßen, gleich wieder an, mit nassen und verzückten Augen nach Mond und Sternen und Milchstraße zu blicken, und hebt die Arme wie Flügel, um in die fernen Höhen zu schweben; doch nur, um dann gleich wieder ein Rad zu schlagen und die Sohlen derb auf die grobe Erde zu stoßen. Das Spiel beginnt immer von neuem; es ist kein Aufheben des einen Extrems im andern, es ist ein unaufhörlich neues Nebeneinander. Nun aber, wenn und solange er mit festem Fuß auf dem Boden steht, welche Schärfe des Blickes in die Wirklichkeit, welches Falkenauge, welche schneidende Sachlichkeit! Und welcher Reichtum an Witz, an Gleichnis, an Phantasie, an Ironie, an Humor! Doch gewiß ungleich voller als bei den englischen Humoristen sprudelt in Garben von Strahlen der gedrängt aufschießende Quell! Freilich ohne Haushalt, freilich überfruchtet und doch auch gesucht, gemacht; aber wir reden von der Gabe an sich, und niemand kann ihre Fülle bezweifeln. Und etwas wollen wir nur sogleich hinzusetzen: das Element ist reiner als im englischen Humor. Das Lüsterne in Sterne, von Smollet nicht zu reden, die Neigung zur feinen, nicht einmal immer feinen Zote ist gerade im Humor ein störendes Element. Der Humor darf und soll keck, zynisch sein, aber eben weil er es soll und darf, so ist er, wenn echt, darin ganz unschuldig; er spielt nicht meckernd an, er setzt unsere Begriffe von Scham und

Sitte nicht als gültig voraus, um sie pikant und aufreizend zu lüften und zu lockern. Wieland hat einen ähnlichen Umsprung gemacht wie Jean Paul, aber er hat dies unreine Element aufgenommen und er ist schon darum, auch abgesehen von der minderen komischen Begabung, kein eigentlicher Humorist.

Interessant aber und von historischer Bedeutung ist an dem wunderlichen Heiligen selbst seine Formlosigkeit. Sie ist belehrende Erscheinung einer alten deutschen Unart. Der Eigensinn gegen die Disziplin, die Eitelkeit, interessanter sein zu wollen durch Unordnung, durch Grillen, wilde Ranken, Schnörkel, Stöße, Stiche, Sprünge als durch Ordnung, Vernunft und Ebenmaß, die Verpuffung des Geistes in Irrwischen und romantischen Lichtern: das sitzt tief in unserem Wesen; die ältesten germanischen Zeichner sind Virtuosen in traumhaften Arabesken, lange ehe sie eine Gestalt richtig zu umschreiben vermögen; ein Fischart steckt in uns allen, und wer war wohl je ein begabter Deutscher und jung, der nicht den Kitzel gefühlt hätte, lieber eine „Affentheuerlich naupengeheuerliche Geschichtsklitterung“ zu schreiben als eine Geschichte? Der schnurrige Mainzer und Jean Paul: ja wohl, die werden sich lustig begrüßt haben im Elysium! Auch in unsern großen Malern des 16. Jahrhunderts war der Zug zum Phantastischen stark genug, um dem geraden Schritte zur Schönheit ein Bein zu stellen; auch zwischen Albrecht Dürer und Jean Paul besteht mehr als Vetterschaft. Im Grunde handelt es sich bei diesem Hang zur Formlosigkeit, der so tief in uns sitzt, einfach um eine Verwechslung, eine Übertragung des Inhalts auf die Form: statt Närrisches zu beschreiben, lieben wir närrisch zu schreiben, statt den Rausch darzustellen, rauschig darzustellen, statt Krummes und Hartes zu zeichnen, krumm und hart zu zeichnen. Spezielleres Interesse aber hat die Formlosigkeit Jean Pauls dadurch, daß sie auf die verwandte Willkür unserer romantischen Schule überleitet. Freilich in aller Unschuld. Das beständige Ausgehen vom Ich und Zurückgehen auf das Ich, die Durchbrechung jedes Zusammenhangs mit dem Vordrängen der eigenen Person und Reflexion ist bei diesem sonderbaren Schwärmer noch nicht das blasierte Spiel, noch nicht die berüchtigte Ironie der Schlegel, Tieck und Genossen; er glaubt sich vorschieben zu dürfen, weil er es ehrlich meint; er ist gut, er ist ein Kind; er

ist im Grunde Rationalist; wenig Dogma und redliche Moral sind die Hebel seiner Entzückungen; er spielt nicht Komödie mit Mystizismus. Aber ein unartiges Kind ist er doch mit seinen Koboldsprüngen, und er hat es zu verantworten, daß wir von ihm den Unfug der Willkür datieren.

Das Unglück ist nun, daß man die Geduld nicht mehr hat, die wunderlichen Erzeugnisse des Querkopfes zu lesen, während er doch der rechten Kritik auf Grund vollständiger Lektüre so sehr bedürfte. Für uns Leute der Klarheit fordernden Zeit ist ja diese Lektüre ein wahrer „Kelch". Die Form sollte dem lauteren Wasser gleichen, durch das man einfach die Gewächse, Felsen, Perlen auf dem Grunde sieht; hier müssen wir das Wasser immer erst seihen. Oder ein anderes Bild, das vielleicht besser ist: nur zu oft wird man durch Jean Pauls Sprache in die Lage eines Müden versetzt, der sich erst lange plagen muß, den Knoten eines Bandes am Kleide zu lösen, ehe er sich zur Ruhe niederlegen kann. Und man will doch nicht mit Siebenkäs sagen: „Ich habe keine Zeit, das Buch zu rezensieren, geschweige denn, zu lesen." Ich wollte mich einmal an die Arbeit machen, den Mann genau zu studieren, um über ihn zu schreiben; also zuerst, nachdem ich wohl manches gelesen, sollte alles oder doch das meiste und gründlich vorgenommen werden. Allein damals kam ich eben von Italien und Griechenland, von der Welt der reinen Formen; es war nicht möglich, nicht zum Aushalten, nach mehreren Anläufen flog das Buch an die Wand. Die Literaturgeschichte von Gervinus erschien; was sie über Jean Paul sagt, trägt wohl den Charakter des körnigen Urteils, der Sättigung dieses Urteils aus reichem Material, wie das ganze gediegene Werk; es wird auch das Wesentliche im Grunde richtig getroffen, z. B. mit den Worten: Kontrast der Idee mit dem Leben, Stoß des Ideals auf die Wirklichkeit, stetige Bewegung in Extremen, namentlich durch das schlagende Bild: „mit Kothurn und Soccus je an einem Fuße wandeln ist ein hinkender Gang"; der sentimentalen Seite von Jean Pauls Welt hat Gervinus zuerst den rechten Namen gegeben, indem er ihren Charakter als juvenil bezeichnet, festgerannt in der Stimmung des achtzehnjährigen Jünglings; allein er benutzt den gefundenen Faden nicht zum Leiter durch das Labyrinth, ja er sagt im Widerspruch mit

seinem eigenen Fund, der Versuch mißlinge, „in die heterogenen Teile den bindenden elektrischen Funken zu schlagen, zu dem vielseitigen Charakter den springenden Punkt zu finden.“ Es scheint doch, man reiche ohne die eigentliche Philosophie hier nicht aus; es wird schon dieses Schlüssels bedürfen, um des Mannes Wesen wirklich aus der stets erneuten, in stets neuen Wendungen wiederkehrenden Kontraststellung zweier Welten, in die er sich die eine zerrissen hat, in logischer Ableitung zu erklären und Einheit in das verworrene Bild zu tragen. Man muß unter anderem den Fichteschen Idealismus sich etwas genauer angesehen haben, um das Phänomen Jean Paul im Zusammenhang zu verstehen. Der Wahnsinn Schoppes z. B., eine der tiefsinnigsten Erdichtungen unseres Humoristen, ist ohne diesen Schlüssel dem Verständnis ganz versperrt, und man sieht aus den paar Worten, die Gervinus über diese Figur und das Verrücktwerden durch Brüten über das Ich sagt, daß sie dem strengen Historiker nur wildfremd vorkommt. Er kann im Geistesleben und den Werken Jean Pauls auch keinen Fortschritt, keine Entwicklung entdecken; das haben ihm viele nachgesprochen; es fragt sich aber, was sich ergeben wird, wenn man die Fäden, die freilich tiefer und dunkler verschlungen sind als bei andern Geistern, mit dem richtigen Instrument auseinanderzieht. Keine unserer Schriften über neuere deutsche Literatur ist wirklich in diese Lücke getreten. Jean Pauls Biograph Spazier hatte kommentiert, nicht analysiert. Julian Schmidt setzt den Mann mit der Essigsäure an, worein er alles taucht, und sagt von den gemütvollsten Partien, von einem Wuz und Fixlein, es fehle der Färbung „etwas Liebe!“ Gottschall nimmt sich mit Wärme des Vielgetadelten und Halbvergessenen an, sagt im einzelnen Treffliches, namentlich über Charaktere, Komposition, Motivierung, Styl; aber das hohe Lob der Einführung ist mit dem Tadel, der ihm unparteiisch nachfolgt, nicht in innern Zusammenhang gebracht, die großen Prädikate und die scharfen Rügen fallen auseinander, es fehlt das Band, der leitende Begriff, den wir bei Planck finden werden, an dessen Gedanken er übrigens in einzelnen Bemerkungen anstreift; so erkennt er namentlich, daß Jean Paul moderner ist, das Leben schärfer anfaßt als Goethe und Schiller; er bemerkt, daß die Klassizität der Form vorerst durch-

brochen werden mußte, wenn dieser Schritt geschehen sollte, und räumt hiemit nur zu viel ein, denn durch diesen Satz ist das Jean Paulische Maß von Formlosigkeit nicht gerechtfertigt.

Es sei erlaubt, hier ein Wort über eine größere Lücke in unserer Literatur anzuknüpfen. Es fehlt uns über das Ganze der Geschichte der deutschen Dichtung sehr empfindlich noch ein Werk, das ernste umfassende Forschung und gründlich durchdenkenden, verarbeitenden, ordnenden Geist mit geschmackvoller, in gutem Sinn populärer Form vereinigte. Gervinus ist für die wenig vorgebildete, bildungsbedürftige Mehrheit eine zu starke Kost. Wir haben die Grundrisse von Koberstein und Goedeke, solide, höchst nützliche Werke des Sammlerfleißes und wohl auch des zusammenfassenden, tragenden, leitenden gediegenen Urteils, aber doch nicht eigentliche Geschichtsdarstellungen, nur höchst dankenswerte Hilfsmittel für einen eigentlichen Geschichtschreiber; wir haben Handbücher, Leitfäden, wie die guten von Schaefer, aber das sind nur Skizzen; wir haben wirkliche Darstellungen, z. B. von Vilmar und Roquette, in einzelnen Teilen zu empfehlen, in andern befangen wie die erstere, oder öfters zu flüchtig wie die letztere. Es steht eben doch so, daß man keine Antwort weiß, wenn man von einem strebenden Jüngling, einem gebildeten Weltmann, einem Familienvater, der seine Töchter nicht oberflächlich erziehen will, gefragt wird: welche deutsche Literaturgeschichte sollen wir lesen? Wir brauchen namentlich ein Werk, das nicht bloß Urteile bringt und voraussetzt, man habe die Dichter sämtlich gelesen; nein, mit guter Auswahl auch Inhaltsdarstellungen, wenigstens da, wo man nur bei spezielleren Studien die Stoffkenntnis annehmen darf, wie bei unserer ältern Literatur, oder wo die Erinnerung sich so leicht verwischt, wie gerade bei Jean Pauls Romanen. Wie dankbar wären wir z. B., erzählte uns der Historiker geduldig die Fabel des „Hesperus“ und „Titan“! Vilmar und Roquette bringen bei der altdeutschen Literatur manchen willkommenen Auszug, aber in der neueren bekommt man eben überall den Senf ohne das Fleisch. Inzwischen wird Schule und Haus mit seichter, ja schädlicher Nahrung meist aus den Händen wohlweiser, ja verschrobener, pietistischer, pfäffischer Schulmeister überschwemmt; in einem dieser elenden literarischen Machwerke (Literaturkunde usw. für höhere Lehranstalten, Töchterschulen

und zum Selbstunterricht von Dr. Wilhelm Reuter) steht von Lessing zu lesen, er sei im Indifferentismus untergegangen, dem er in seinem Nathan Ausdruck gegeben habe.

Doch ich vergesse über der großen Lücke die kleinere und den Mann, der Hand angelegt hat, sie auszufüllen.

Planck ist mit der Ausrüstung der Philosophie an sein Werk gegangen; er besitzt also den Hebel, den wir verlangten, wenn es gelingen solle, den Stein vom Geheimnis Jean Pauls zu wälzen; er durchschaut das Wesen des geistigen Prozesses, um den es sich handelt, im Mittelpunkt, aber er bezahlt seinen Vorteil teuer. Mit eiserner Abstraktion, mit unerbittlicher Einseitigkeit verengt er von vornherein den leitenden Begriff durch eine Auffassung, die eine Entdeckung zu nennen, die aber zu begrenzt ist, um alles zu erklären, alles unter ihr zu befassen. Man ermüdet über der Härte der durchgehenden logischen Tautologie, und doch ist eine gewisse Kraft, eine substantielle Gediegenheit, eine gewisse klassische Wucht in diesem unentwegten Schauen auf den einen Punkt; man möchte dem gestrengen Manne der Begriffseinheit gram werden, und man fühlt doch weit zu viel Respekt vor ihm, um ernstlich zu grollen. Planck hatte das Phänomen des pathologischen sentimentalen Humors zu erklären, das teilweise seinen Grund in der Zeit, in den damaligen öffentlichen Zuständen hat. Er erklärt es ganz und allein aus diesen. Der Kontrast der hohen und idealen Welt, die der deutsche Geist damals aufbaute, gegen alles kleinlich Dumpfe und Verkümmerte der äußern bürgerlichen und nationalen Verhältnisse: dies ist nach ihm der innerste Kern und Ursprung der Jean Paulischen Dichtung und Anschauungsweise. Jean Paul sieht dieses Elend schärfer und wahrer als andere, namentlich als die Heroen unserer Dichtung, Goethe und Schiller, die ganz in der Idealwelt lebten und sich in ihr ein Bild der harmonischen, mit der Natur versöhnten Menschheit schufen; aber er bleibt im Bewußtsein des Kontrastes gefangen, er kann ihn nie vergessen, er entnimmt aus ihm den ganzen Inhalt seiner Dichtung, ohne ihn jemals in wahre und ganze Versöhnung aufzulösen; denn nirgends erhebt er sich zum Bild eines Handelns, wodurch das Ideal in die politische und bürgerliche Welt praktisch hineingearbeitet würde. Er blickt auf diese klägliche Wirklichkeit herab, den Trümmerhaufen

unmächtiger Duodezstaaten, die Dumpfheit, Enge und Unfreiheit einer verkommenen kleinbürgerlichen Existenz, mißt sie am Ideal und vernichtet sie komisch mit der ganzen beißenden Schärfe des satirischen Humors, oder er flieht hinweg in ein verschwimmendes Jenseits und schwärmt wie ein erfahrungsloser Jüngling in Träumen der unendlichen Sehnsucht, und jeder von beiden Wegen führt durch tiefen, grenzenlosen Schmerz. Dort unerbittlicher einseitiger Realist, hier sentimentaler einseitiger Idealist, kennt er nirgends die Mitte, wo der Geist und das Leben einander die Hände reichen.

Der weltflüchtige Idealismus und der weltdurchbeizende Humor sind also nur die zwei Seiten eines Kontrastes, beide schärfen sich aneinander; es sind zwei Negationen, die in steter Unruhe einander setzen und aufheben! „Frau Mutter, leih' mir d' Scher'": Dieses herüber- und hinüberschickende Kinderspiel wird hier unablässig aufgeführt. Jean Paul kennt allerdings auch eine Versöhnung: er steigt herab von seiner Höhe bis in das kleine Lerchennest, die Hütte, wo gute, beschränkte, kindliche Menschen hausen, mit Blutwenigem beglückt; die beißende Satire wird zum liebevollen Humor, der den heitern Kontrast innerer Seligkeit mit dem unendlich Kleinen, was ihr genügt, sich Königen gleich zu träumen, mit mikroskopischem Auge und mit dem Lächeln des innigsten Gemüts auffindet und anschaut. Das Schulmeisterlein Wuz, Quintus Fixlein und andere Gestalten und Schilderungen sind die Geschöpfe dieser schönsten und reinsten unter Jean Pauls Stimmungen. Es ist dies der zweite unter den drei Wegen zum Glücke, die er in der bekannten Stelle der Vorrede zum „Quintus Fixlein" aufzählt; der erste ist der des weltverachtenden Idealismus, der nicht den freien Humor, nur die Satire begründet; als dritter wird genannt: mit den beiden andern wechseln, und gerade hier verrät Jean Paul die große Lücke seiner Weltanschauung. Man erwartet, er werde als dritten aufführen: Entfaltung, Ausdehnung des eng begrenzten Humors der gemütlichen Idylle, also eben des zweiten unter den drei Wegen, auf das Ganze des Lebens, Nestmachen auch im großen, daß es uns wohl werde in der weiten Welt trotz ihren Mängeln. Planck sagt, das Dritte wäre: mit festem Schritte und weit um sich schauendem Blicke über die Erde hingehen und in

kräftig zugreifendem Handeln sie zu einer würdigen Wohnstätte machen; er verlangt also hier den Übergang zum ernsten Ideal des mit dem Realismus versöhnten Idealismus. Auch gut; im Grunde ist es gleich, ob man sich eine ernste oder komische Form der Poesie als das richtige Dritte denkt, das kommt auf den Unterschied der Art, des Talents und seiner Grundstimmung hinaus; auch der Humor hat ja seine Basis im Ernste, und es ließen sich kräftig handelnde Menschen darstellen, die recht in dieser Welt zu Hause sind und doch mild über ihre Widersprüche lächeln. Genug, was Jean Pauls Praxis zeigt, das läßt auch seine Theorie erkennen, daß ihm die rechte, die wirklich rechte Mitte fehlt. Gewiß ist er dadurch ein Bild und Typus seiner Nation, wie sie war, als sie zwischen der idealen Höhe, der weltbürgerlichen Weite ihres Geistes, ihrer innern Bildung und der Kläglichkeit ihrer äußern Zustände im tiefen Widerspruche lag, noch ohne Streben und ohne Aussicht, sich davon zu befreien; und gewiß zeigt diese Schrift mit feinem Blick auf die Stellen, wo Jean Paul so weit doch zu einem Bewußtsein seiner Blöße gelangt, daß er sie in das Licht des Komischen stellt, als auf vorbildliche Fingerzeige für die Zukunft und die Ziele der Nation hin: man denke nur an einen Gottwalt: der Deutsche war damals wirklich der gute, liebenswürdige, träumerische, schlechthin unpraktische Junge, und wie der Dichter den gefühlseligen Burschen lächelnd auf seinen dunkeln Wegen begleitet, ohne selbst ein Ende des Weges zu finden, so blieb der Nation in ihrem jünglinghaften Zustand nichts übrig als die Ironie über seine halberkannte Unreife.

Dennoch ist dieser Begriff offenbar zu eng, um das Ganze der Erscheinung Jean Pauls daraus zu erklären. Zwiespältige Geister wird es immer geben, auch bei befriedigten Nationen, in wohlbestellten öffentlichen Zuständen; der Humor neigt immer und überall zu ruhelosem Neuerzeugen von Kontrasten, zu ewigem Herüber- und Hinüberschicken; die Welt, die Gesellschaft, der Staat bietet dem krankhaft genialen Geiste jederzeit Stoff genug, um grimmig zu lachen, lachend zu weinen, und nur selten, gemütlich zu lächeln; der Humor neigt überhaupt namentlich zur Formlosigkeit, wie auch aus Jean Pauls nächstem Vorbild, aus Sterne, zu ersehen ist; einsiedlerische Bildung könnte heute noch, und wäre Deutschland ganz

geeinigt, im Fichtelgebirge, den Alpen oder im Schwarzwald oder auf märkischen Sandflächen in dieselbe grillenhafte Subjektivität sich verrennen. Es liegt in der Natur des Humors, daß er vom eigenen Ich ausgeht, die Widersprüche sich zum Bewußtsein bringt, womit die eigene Persönlichkeit behaftet ist, dann auf die Welt hinausblickt und in ihr das auseinandergelegte Bild des selbsterlebten Konflikts erkennt und anschaut: der Widerspruch im Ich und der Weltwiderspruch sind einer und derselbe. Dies verführt nur allzu leicht zur falschen Einmischung des Ich in die Kunstform. Auch so könnte und sollte der Humor dennoch zur Versöhnung des Ich mit sich und der Welt fortschreiten und immer noch Humor bleiben. Er soll objektiv werden; der Humorist soll frei den Narren zeichnen, der er selber gewesen. Jean Paul schreitet im ganzen und großen nicht zu dieser Freiheit fort; sein Humor bleibt, wie wir ihn bereits genannt, pathologisch; nur in der Idylle kennt er Versöhnung und Objektivität, ein stärkerer Anlauf gelangt, wie wir sehen werden, nicht zum Ziele. Einen Teil der Schuld dieser inneren Verrennung tragen gewiß die öffentlichen Zustände Deutschlands zu Jean Pauls Zeit, aber gewiß nicht die ganze. Planck hätte allgemein vom Wesen des Humors ausgehen und dabei namentlich die Natur der Sentimentalität als des einen Pols von Jean Pauls Humor untersuchen, dann hätte er zeigen sollen, wie leicht er überhaupt im Subjektiven, im endlosen Herüber und Hinüber der Kontraste stecken bleibt, und hierauf erst, wieviel leichter das geschehen konnte in der Enge, Dumpfheit und Kläglichkeit der damaligen politischen und sozialen Verhältnisse. Die Abstraktion, womit er stets nur auf den einen Punkt drückt, führt auch zu gewaltsamen symbolischen Deutungen. Es ist wohl richtig, aber doch auch gefährlich, verführerisch, wenn man von der Bedeutung, die ein Dichter mit Bewußtsein in seine Erfindungen legt, die sachliche unterscheidet, die sie, ihm unbewußt, für uns haben, und es will uns doch gesucht vorkommen, wenn es z. B. über die „Flegeljahre" heißt: „Im ganzen betrachtet ist also das van der Kabelsche Testament und die Bestimmung, welche dem Helden vorgezeichnet ist, sachlich nichts anderes als ein humoristisches Sinnbild der Bestimmung der deutschen Nation." Selbst die Unform Jean Pauls, die Überwürzung, Versalzung, Abirrung und Ausweichung,

Zersplitterung soll nicht etwa angenommene Manier, sondern direkt aus dem inneren Grundmangel in der ganzen Denk- und Anschauungsweise zu erklären sein. Gewiß hängen beide zusammen, aber gewiß nicht unmittelbar. Jean Pauls Manier besteht ja gar nicht bloß in Umschlägen von einem Extrem ins andere; die Polyhistorie des Witzes kann man wohl, wie Planck tut, aus einem Bedürfnis erklären, dem Engen und Kleinen ein universalistisches Gegengewicht zu geben, aber schließlich liegt eben eine Unart und falsche Gewöhnung vor, die rein ästhetisch für sich zu betrachten ist und mit dem innersten Widerspruch nur überhaupt das Prädikat des Disharmonischen teilt.

Die Härte der Identität, womit der Verfasser seine Grundidee durchführt, erscheint auch in seiner Darstellungsweise als eine Kreisbewegung, ein Drehen im Ring, das den Leser in eine Art von Schwindel versetzt. Es fehlt im einmal gezogenen Kreise durchaus nicht an Fortschritt des Gedankens, namentlich der Abschnitt über Jean Pauls Entwicklungsgang, von dem noch die Rede sein wird, geht lebendig vorwärts, indem er mit tiefem Blicke zeigt, wie der Dichter vorwärts geht; aber Planck meint, er müsse bei jedem Schritte verhüten, daß der Leser früher Gesagtes vergesse, bei jeder Beleuchtung einer Seite des Ganzen dafür sorgen, daß man die andere nicht übersehe; so entstehen Kreise in Kreisen, sich schneidende Kreise, es ist uns, als würde eine in Schwung gesetzte Scheibe nach wenigen Drehungen immer wieder in entgegengesetzter Richtung bewegt, oder als müßten wir jene Prozession mitmachen, wo je nach zwei Schritten vorwärts ein Schritt rückwärts getan wird. Verdrossene Leser werden dem Verfasser aufzählen, wie oft auf einer Seite „einerseits, andererseits", „teils, teils" vorkommt, oder wie oft die Vergleichung Jean Pauls mit Goethe und Schiller fast mit denselben Ausdrücken wiederkehrt. Wer gerecht ist, wird sich besinnen, daß er doch tüchtig vom Platze kommt, und an dieser Wiederkehr sich weniger stoßen, als an der Wahrheit und Neuheit der Gedanken in der Zusammenstellung des Dichters mit unsern klassischen Meistern sich erfreuen. Es ist bereits hervorgehoben, wie der Verfasser dem Idealisten Jean Paul den schärferen Blick in die Realität zuerkennt. Goethe und Schiller sind in dem Sinne mehr Idealisten, daß sie sich von der eigentlichen Wirklichkeit des Lebens

ihrer Nation abwenden und in der Welt der reinen Formen das Ideal wahrer Menschlichkeit, harmonisch geist- und naturvoller Persönlichkeit aufbauen; allein dieses Ideal ist doch Ideal ganzer Menschlichkeit, es ist zugleich wesentlich Erneuung des antiken Geistes im modernen; der antike Geist war aber der Welt ja nicht fremd, sondern in ihr zu Hause: so ist implicite, „als letzte Konsequenz" in dieser Anschauung mit inbegriffen, daß die Harmonie der Persönlichkeit auch die aktive Kraft sein muß, die gegenwärtigen und realen Aufgaben des Menschen zu ergreifen, die Wirklichkeit mit ihrem Gehalte zu durchdringen. Wie dieser Keim in „Hermann und Dorothea", in den „Wanderjahren", im Schlusse des „Faust" (obwohl in den zwei letzteren poetisch sehr unzulänglich) bereits zur Entfaltung gelangt, wird wiederholt aufgewiesen, und Schillers Dramen lassen ohnedies keinen Zweifel, daß der Dichter nicht im quietistischen Ideale stehen blieb. „Jean Paul aber", sagt der Verfasser treffend, „bringt zu jener Abwendung, jener Zurückziehung unserer großen Dichter in die Idealwelt nur die negative Ergänzung." Er sieht und zeigt die nackte Realität; aber nur, um zu raten, daß wir aus ihr in ein nebelhaftes Jenseits fliehen.

Man möchte nun freilich dem Knochengerüste der auf Begriffe gezogenen Gestalt, welche aus dieser Analyse hervorgeht, mehr Fleisch wünschen. Da es so wenige mehr über sich bringen, Jean Paul zu lesen, so wurde der, welcher die schwere Arbeit auf sich genommen, ein gutes Werk tun, wenn er uns soviel als möglich von den Früchten seiner Arbeit zugute kommen ließe. Es wäre ein Dienst des stellvertretenden, für unsere Unterlassungssünden genugtuenden Leidens. Das Nähere der Anschauungsweise, die Regionen des Lebens, worin sie sich bewegt, die Zeichnung der Charaktere, der Geschlechter, der bestimmte wiederkehrende Apparat von Szenerie, Staffage, die Motivierung der Handlung, dann die Formgebung in mehrfachem Sinn: die Komposition, die Schilderungen, Bilder, Vergleichungen, zu denen die gegebene Stimmung und Auffassung vorzüglich neigt, der Sprachstyl — nach allen diesen Seiten wünschte man die eigentümliche Dichtergestalt näher beleuchtet und die Beleuchtung mit farbigen Zügen, Beispielen, Stellen ausgestattet. Nicht daß der Verfasser dies ganz unterließe; er bringt treffliche Bemerkungen über diese konkreten Züge, so auch

über die bestimmte Farbe der Naturempfindung und die daraus entspringenden Gemälde, die beliebten Bilder von Park- und Gartenanlagen; er vergißt nicht die geisterhaften, phantastischen, schon stark an die romantische Schule erinnernden Motive (Automaten, Wachsfiguren, Bauchredner u. dgl.); die willkürliche, unzulängliche, abenteuerliche Komposition, die überdies durch Extraseiten, Extrablättchen, Schalttage, Postskripte und wie sonst die Einschiebsel heißen, jeden Zusammenhang unterbricht und dadurch wie durch die Überfracht von Reflexion und Witz durchaus den Eindruck hervorbringt, als sei es dem Mann eigentlich gar nicht Ernst, etwas zu erzählen; die „Bilderhatz", die Exzertensammlungen, Zettelkästen, woraus er das Material zu dem vertrackten Aufputz nahm: alles dies kommt an die Reihe, aber zu knapp und nur um, wie wir an einem Punkte schon angedeutet, zu direkt und geradlinig aus dem leitenden Grundbegriff abgeleitet zu werden. Um nur das eine und andere herauszugreifen, sei bemerkt, wie sehr es doch Jean Paul zu gönnen wäre, wenn nicht bloß auf seine blaß verschwimmenden, sondern auch auf seine feurigen, gewaltigen, machtvoll erhabenen Naturschilderungen mehr hingewiesen würde, als bisher, ausgenommen etwa die Charakteristik von Gottschall, geschehen ist. Dagegen wäre ihm freilich auch eine gründlichere, gehörig kolorierte Aufdeckung seiner ganzen Geschmacklosigkeit nicht zu schenken. Ich greife ein paar Beispiele davon heraus, bis zu welcher Absurdität des rein prosaischen gelehrten Brockens mitten im Überschwenglichsten den Querkopf seine Polyhistorie verführt. Dahore im „Hesperus" in seiner Todesentzückung sagt: „O Ewiger, ich gehe usw., laß mich zwischen fliegenden Blüten und Schmetterlingen taumelnd, unter der Sonne mit ausgebreiteten Armen zerfließend, leise über der Erde schwebend sterben, und die Bluthülle falle zerronnen zu einer roten Maienflocke gleich dem Ichor des Schmetterlings, der sich befreit, in die Blumen herab" usw. Zu Ichor Anmerkung unten: „Den Schmetterlingen entfallen in ihrer letzten Verwandlung rote Tropfen, die man sonst Blutregen hieß." Von Klothilde: „eine Gestalt, deren unbefleckte Seele kein Leib, sondern der Schnee umwallet, der um den Thron Gottes liegt und aus dem Engel ihre flüchtigen Reisekörper bauen." Anmerkung: „Wie die Rabbiner nach Eisenmengers entdecktem Judentum P. II,

7. glauben." — Auch von der Art der Satzbildung hätten wir gern etwas gelesen; ihre häufige Verzwicktheit ist absichtlich, aber doch auch einfach ein Beweis, daß Jean Paul der rhythmische Gehörsinn ganz abgieng. Bei den theoretischen und politischen Schriften verweilt Planck fast gar nicht; es ist zu bedauern, daß wir nicht wenigstens von der politischen Friedenspredigt und andern mehr vernehmen. Je konsequenter der Verfasser das Politische als Angelpunkt im Auge hält, desto wünschenswerter war es, den Verehrer Rousseaus, den Verteidiger der Charlotte Corday auch nach dieser Seite näher kennen zu lernen und zu erfahren, wie er sich zu den großen Begebenheiten seiner Zeit verhielt.

Doch erhält diese straffe Kürze manche Ergänzung im zweiten Abschnitt, der den Entwicklungsgang Jean Pauls behandelt, nachdem der erste ein Bild des Gesamtcharakters gegeben. Es ist dies der bedeutendste und verdienstvollste Teil der kleinen gedankenreichen Schrift; Planck erkennt, wie schon gesagt, Fortschritt und Entfaltung, wo andere nur Drehen um einen Punkt fanden. Mit der Tiefe des pilosophischen Blickes zeigt er, wie Jean Paul von Stufe zu Stufe steigt: wie nach Schließung der satirischen „Essigfabrik" und den ersten kleinen Humoresken das reiche Gemüt zum erstenmal im „Wuz" sich auftut; wie in der „Unsichtbaren Loge" dann das Thema: Kampf des Ideals mit der Welt aufgestellt wird, welches immer neu zu variieren, immer tiefer zu verfolgen von da an Jean Pauls Ziel und Drang ist. Sinnreich und überzeugend wird erwiesen, warum dieser erste größer angelegte Roman unvollendet blieb. Der Held Gustav ist noch zu kinderartig weich und schwach, idyllisch, dem Schulmeisterlein Wuz verwandt; er war bestimmt, mit der umgebenden Welt in Kampf zu treten, dazu aber nicht angelegt; der Dichter wächst im Dichten über ihn hinaus und legt ihn daher zurück. Er hatte neben ihn den schmerzlich mit der Welt entzweiten Ottomar und den Humoristen Fenk gestellt, Naturen, in denen der Kontrast eine bewußtere und schneidendere Gestalt annimmt; im „Hesperus" faßt er diese drei Gestalten, Seiten seines eigenen Wesens, in e i n e zusammen. Gilt es ja von diesem wie von keinem anderen, daß er sein eigenes Wesen und Leben in seinen Romanen dargestellt hat.

Vom „Hesperus" wird denn gezeigt, wie er nur das um eine Stufe

hinaufgerückte und zugleich in einen engeren und bestimmteren Rahmen zusammengezogene Abbild der Intentionen ist, die in der „Unsichtbaren Loge" niedergelegt sind. Viktor ist es, in welchem die Kontraste, wie eben gesagt, sich zusammenfassen; in Emanuel (Dahore) treibt sich die Sentimentalität, die Todessehnsucht auf eine Höhe wahnsinniger Verzückung, worin der Dichter halbwegs, mit halbem Bewußtsein zeigt, daß solche Weltflucht des Idealismus eigentlich heißt: sich aufreiben, — mit halbem nur, denn es bleibt bei der Ahnung, der Dichter weiß am Ende doch nichts Besseres, ja der „Hesperus" ist vielmehr gerade der Gipfel der schmerzlich sehnsüchtigen und tränenseligen Sentimentalität. Das Ziel, das dem Dichter vorschwebt, kann daher auch hier nicht erreicht werden: ein idealer Charakter sollte auf den Höhen des Lebens zur kräftigen Reife kommen; aber dazu ist Viktor, obwohl so viel reicher ausgestattet als jener Gustav, doch zu beschaulicher Art, zu sehr bloß ein Ebenbild des Dichters; er wird nicht zum Charakter erzogen; er schreitet nur an innerer Schönheit der Seele fort und „die Dichtung bleibt in dem unüberwundenen Gegensatze zwischen der Denkweise des Helden und der unbefriedigenden äußeren Wirklichkeit stehen"; Flamin, der männlichere Freund, bleibt Nebenfigur. Treffendes wird hier über die Wahl des Schauplatzes in fürstlichen und höfischen Regionen gesagt, über den Grund, warum Jean Paul immer nach jenen Höhen hinaufblickt und dort seine idealen weiblichen Charaktere sucht, über den schneidenden Hohn, womit er gleichzeitig die Verdorbenheit, Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der Hof- und Adelsverhältnisse behandelt und so hier seine grellsten Kontraste konzentriert.

Wir müssen überspringen, was zwischen dem „Hesperus" und dem „Titan" liegt; ungern zwar, denn der „Quintus Fixlein" und „Siebenkäs" sind gewiß bedeutende Schritte im Dichtergange Jean Pauls. Über den letzteren sei nur die feine Bemerkung des Verfassers angeführt, daß der humoristisch-sentimentale Armenadvokat, der so viel zu leiden hat von der Beschränktheit seiner Lenette, doch keineswegs ohne alle Schuld leidet, nicht schlechthin über ihr steht, daß vielmehr die zwar bornierte, aber doch praktische Natur über den bloßen Idealisten, der nicht für sein Weib zu sorgen weiß, sich mit so viel Recht zu beklagen hätte als er über sie. Die Be-

merkung ist mehr als sein, sie geht mit tiefem sittlichen Blick hinter des Dichters eigenes Bewußtsein und entdeckt, wie die Romantik des Idealismus die Gesundheit des sittlichen Gefühls trüben kann. Daß dieselbe Trübung im Motive des Scheinbegräbnisses vorliegt, haben auch andere erkannt. Wir eilen also zum „Titan"; hier namentlich muß unsere Literatur dem Verfasser Dank wissen, daß er Fortschritt aufgezeigt hat, wo andere nur Stillstand und Kreisbewegung sahen. Wirklich, es muß dem Manne des Schaukelns zwischen Gelächter und Tränen hoch angeschlagen werden, daß er einmal einen ernstlichen Anlauf nimmt, einen Helden zum Leben der Tat heranzubilden. Der Gegensatz soll einmal überwunden, ein volleres Ziel soll erreicht werden als ein Rückzug in den Reichtum der inneren Welt, sei es ein schmerzlich sehnsüchtiger oder humoristischer oder eng idyllisch versöhnter. Der Held Albano ist ein männlicher Charakter, kein Humorist; Tatendurst, der Geist der Freiheit schwellt die hohe Seele des Fürstensohnes; ja der Dichter, dem sonst nichts ferner liegt als der Geist des klassischen Altertums, sein Heroismus, sein lebensvolles Pathos, sein plastischer Styl, die großen Formen der umgebenden Natur: er gewinnt es über sich, dies ihm so fremde Element aufzunehmen, und führt seinen Albano, begeistert vom griechischen Heldentum, nach Rom und Neapel. „Das alles ist gewiß ein höchst beherzigenswerter Gegensatz gegen den ganz in theoretische und genießende Beschaulichkeit versunkenen Goethe, wie ihn seine „Italienische Reise" uns zeigt; weit näher berührt sich hier die Jean Paulische Gefühls- und Auffassungsweise mit der des gleichzeitigen Hölderlin, welcher gleichfalls mehr noch als das rein Schöne des griechischen Wesens den freien und hohen Geist des Altertums und seinen Abstand vor allem gegen das Elend deutscher Zustände hervorkehrt" usw. (S. 100; man muß weiter lesen, um zu sehen, wie der Verfasser Goethe wieder gerecht wird). Allein dieser Aufschwung bleibt nun doch wirklich bloßer Anlauf: Albano will in den gallischen Freiheitskrieg ziehen, er wird, vereint mit der gefundenen gleichgestimmten Lebensgefährtin Idoine, als Fürst seine hohen Ideen verwirklichen; aber wir sehen ihn nicht handeln, nicht wirken, es bleibt bei dem Bilde des Hinstrebens, der idealen Vorschule.

Man könnte hier einwenden, daß wohl etwa die Darstellung von

Taten, nicht aber von stetigem politischen Wirken die Sache des Poeten sei, daß also der Romandichter seinen Helden mit Fug und Recht nur bis an die Schwelle begleite wo er fürs Leben reif geworden. Überhaupt mag im Verlauf der ganzen Schrift wohl manchem Leser wiederholt die Frage auf die Zunge treten, an welche dieser Bericht gleich zu Anfang gestreift hat: wie denn die bürgerliche, öffentliche Tätigkeit, welche Planck als das richtige, versöhnende, den Kontrast lösende Dritte überall aufstellt, zum poetischen Bilde hätte werden können. Einzelne Taten der Tapferkeit wären wohl, wie gesagt, ein dankbarer Stoff, doch mehr für ein Epos als einen Roman, auch sind sie keine Zeugen und Bürgen eines von den großen Zielen des Völkerlebens durchdrungenen Charakters; daß Jean Paul unterlassen hat, seinen Albano wirklich in den Krieg zu führen, heißt der Verfasser selbst gut; stetiges Wirken aber auf dem Schauplatze der Öffentlichkeit verläuft sich in so viel Prosa, daß es sich dem Griffel des Dichters entzieht. Doch wäre wohl der Verfasser nicht verlegen um eine Antwort auf diesen Einwand; es ist nur eine Lücke, daß er ihm nicht Wort geliehen, also die Antwort auch nicht gegeben hat. Der Dichter kann doch die Anfangspunkte der Fäden des Wirkens aufzeigen, wenn er auch die Fäden nicht verfolgt. Er schildere seinen Albano empört über die Zerrissenheit, Schwäche und Unehre Deutschlands, er zeige ihn entschlossen, Wege zu suchen zur Einigung seiner Teile; er lasse ihn nicht für die Freiheit in abstracto, im Style der Revolution schwärmen, sondern zeige ihn mit dem Gedanken beschäftigt, aus seinem Lande einen Musterstaat gesetzmäßiger Freiheit zu bilden: das braucht nicht in seine Einzelheiten auseinandergezogen zu werden; man gebe nur ein überzeugendes Bild der Anfänge und geselle etwa dem Helden eine Gruppe von Charakterfiguren bei, die uns lebendig mitverbürgen, daß gehandelt werden wird. „Wilhelm Meisters Lehrjahre", ein Kunstwerk, das sich der Wirkung des Epos nähert: warum gehen wir doch so unbefriedigt hinweg von diesem großen, reichen, weiten Lebensbilde? Wo liegt der Rechnungsfehler am Schluß, den Goethe selbst gesteht, da er sich vorkommt wie einer, der viele Zahlen aufreiht und am Ende vergißt, das Fazit zu ziehen? Wir sehen nicht ab, wozu schließlich so viele Anstalten gemacht sind, einen Menschen zu erziehen, zum Manne zu bilden,

darum nicht, weil alles öffentliche Leben fehlt. Wilhelm wird ein Gutsbesitzer, er wird wohltätig im kleinen Kreise wirken, wird sich der nützlichen Kunst der Chirurgie widmen, er wird den Boden entlasten (das ist allerdings etwas und darf nicht übersehen werden), er wird in Pflege der Kunst und edler Geselligkeit ein menschlich schönes Leben führen; aber wir sehen kein Vaterland, keinen Staat, kein Volk; wir sind in der vorrevolutionären Gesellschaft; es gibt nur Adel, er allein vertritt die edlere Menschheit; es gibt kein gebildetes Bürgertum; der Handelsstand, so respektabel er hingestellt wird, vertritt es nicht, und ein lustiges Lumpenvölkchen von Schauspielern ist nicht angetan, dem Künstlerstand unsere Achtung zu gewinnen. Darum fühlen wir bei aller hohen Anerkennung der Kunstform, der Traubenreife des Geistes uns angefremdet, darum weht uns ein erkältender Hauch kühler, bei der reichsten Bildungsfülle frostiger Vornehmheit aus den Hallen dieses so edel gebauten Palastes entgegen. Es ist nicht unsere Welt, auch nicht die Welt eines vernünftigen Aristokraten unserer Zeit; es ist Rokoko. Jean Paul aber, so tief bewegt von den Ideen der Zeit, hatte viel nähern Weg zur Auffindung poetischer Mittel, um die großen Fragen und Ziele des realen Lebens hereinspielen zu lassen, als Goethe, der beschauliche Todfeind des Lärmens und der Konfusion in den politischen Parteikämpfen, und seinen Humor hätte er nicht zu opfern gebraucht. Es gibt ja noch einen anderen Humor als den zerrissenen und als den nur idyllisch versöhnten; dem englischen fühlt man recht gut an, daß er der Humor von Dichtern ist, die kein unglückliches und verachtetes Vaterland hinter sich haben; Narrenstoff liefert das politische Leben, eben auch das gesunde, in Hülle und Fülle für einen Geist der Komik, der nicht pathologisch nur sich und seine innere Zerklüftung darstellt. Aber freilich, freilich — kann das Kind einer Zeit sich über den eigenen Kopf sehen? Was bot damals Deutschland? Gewiß, und abermals zugegeben: Jean Pauls Mängel und Widersprüche sind nicht zum kleinsten Teil aus dem Elend der Zeit zu erklären; aber dieses Elend hat selbst den beschaulichen Goethe nicht verhindert, die herrliche Schlußwendung von „Hermann und Dorothea" zu dichten, wo der Held der Idylle wirklich wie ein Held, ein Hektor, nein, ein Hermann der Deutsche sich aufrichtet, ein Prophet der Befreiungskriege; und das ist

drei Jahre früher gedichtet: Goethes Idylle erschien 1797, der „Titan" 1800.

Es ist schon zu Anfang gesagt, von einem philosophisch so wohlausgerüsteten Analytiker sei zu erwarten, daß er dem noch so wenig verstandenen Schoppe-Leibgeber das Recht seiner Bedeutung werde widerfahren lassen. Der Verfasser täuscht diese Erwartung nicht; er zeigt, wie die Einführung des Humoristen als Begleiter des begeisterten, männlich strebenden Albano durch den idealen Grimm motiviert ist, der seinem Humor zugrunde liegt; er versteht, wie es kommt, daß er durch Brüten über dem eigenen Ich wahnsinnig wird, und durchschaut den Zusammenhang der ganzen Poesie Jean Pauls mit der Philosophie des subjektiven Idealismus; er erkennt den Fortschritt, der gerade darin liegt, daß hier der mit dem Leben entzweite Humor in Selbstaufreibung endigt. Bei Jean Pauls genialster Charakterschöpfung, dem in Selbstgenuß der Phantasie sich zur tiefsten Blasiertheit aushöhlenden, in theatralischem Selbstmord endigenden Roquairol, hätte Planck wohl etwas mehr verweilen dürfen; er faßt ihn kurz und scharf, er findet, daß Jean Paul in dieser Gestalt und dem Gerichte, das sich an derselben vollzieht, einen noch bedeutenderen Schritt getan als in der Hervorkehrung der Einseitigkeit Emanuels im „Hesperus"; aber man wünschte hier eine entwickeltere Betrachtung und namentlich Hinweisung auf die romantische Schule: man denke nur an Tiecks „William Lovell"!

Wir eilen mit einem neuen Sprunge vorwärts, um noch bei den „Flegeljahren" kurz zu verweilen, denn hier bewährt der Verfasser recht besonders die eindringende Klarheit eines Blickes, der organische Fortbewegung, nicht bewegungsloses Nebeneinander sieht. Dieser Roman, sagt er, ist Jean Pauls reifstes Werk, weil der Dichter in ihm seines Mangels sich bewußt wird und dies Bewußtsein objektiv gestaltet. Der unpraktische Idealismus tritt als liebenswürdiger Jüngling mit rührend schöner Kinderseele auf; das van der Kabelsche Testament setzt ihn zum Universalerben ein unter Bedingungen, die ihn durch die Schikanen der Nebenerben in die härteste Schule des Lebens werfen. Dieser Gottwalt ist nicht selbst Humorist, und gerade darin liegt der Fortschritt: die Schwäche ist viel klarer erkannt, wenn der im Widerspruch zwischen

innerem Reichtum und praktischer Unfähigkeit lebende Held nicht selbst zugleich sich und die Welt im komischen Lichte betrachtet, wie Viktor im „Hesperus", denn nun ist er dem Dichter komisch, und dieser zeigt dadurch, daß er über ihm steht; dieses Überschauen wird aber allerdings selbst objektiv im Zwillingsbruder Vult, der als heiterer Weltmann, als personifizierte Erfahrung den guten Jüngling begleitet, eigentlich als sein Spiegel, worin wir auf jedem Schritt die Schwäche des Idealisten und doch, weil dieser Spiegel ein liebendes Bruderherz ist, auch ihre Schönheit, ja ihre Überlegenheit abgebildet sehen. Nicht mehr der Druck äußerer Umstände ist es, mit welchem der Held wie im „Siebenkäs" usw. sich abquält: der Fehler ist erkannt als ein solcher, der im Innern, in der Weltlosigkeit, Weltblindheit des Idealismus liegt. Kein Zweifel, daß bei diesem Bilde die deutsche Nation und ihre Aufgabe, aus der Innerlichkeit, der unpraktischen Einseitigkeit des idealen Gemüts- und Geisteslebens herauszugehen und ihre öffentlichen, rechtlich bürgerlichen und nationalen Zustände mit praktischem Geiste zu ordnen, nur ganz natürlich uns einfallen muß, wie dies oben bereitwillig eingeräumt ist; so strikt jedoch, wie der Verfasser will, an eine zwar dem Dichter unbewußte, aber sachlich doch in seinem Werk niedergelegte Symbolik zu denken, scheint uns zu gewaltsam, zu ähnlich der angeführten Art, wie er das van der Kabelsche Testament ins Allegorische übersetzt. Dagegen findet er es mit gutem Grunde ganz bezeichnend, daß Jean Paul den Schluß nicht gefunden, daß er den Roman unvollendet gelassen hat; Vult nimmt Abschied, nachdem er den arglos unbehilflichen Bruder im Sieg über ein edles weibliches Herz als ihm überlegen erkannt hat; das heißt wohl einerseits: der hohe und große Inhalt des idealen Jugendstrebens wird seinen Wert behalten gegenüber dem freien und heiteren Erfahrungsgeist; aber es heißt auch: die Lebenserziehung, die praktische Schule gelangt nicht zum Ziel; es bleibt bei der bloßen Aussicht wie im „Titan"; der Dichter wußte nicht weiter, wie zur Zeit des Dichters die Nation auch nicht weiter wußte. Man kann sich auch gar nicht vorstellen, wie dieser Gottwalt je ein praktischer Mann werden sollte, und so kann man sich nicht vorstellen, wie Jean Paul jemals vermocht hätte, es darzustellen; aber es ist etwas, und nicht wenig, und es ist vorbedeutend genug, daß er sich doch das Ziel steckte.

Jean Paul hat seine Laufbahn, nachdem er in der „Vorschule der Ästhetik" und „Levana" zur Theorie sich gewendet, mit einer Reihe von humoristischen Bildern geschlossen, worunter „Katzenbergers Badereise" das ergötzlichste ist. Planck versäumt nicht, als neuen Beweis für die gesunde Ader in Jean Pauls Wesen die schlicht gediegene, trocken tüchtige Gestalt des Hauptmanns Teudobach hervorzuheben, neben welchem das Dichterlein Nieß eine so erbärmliche Rolle spielt. Im übrigen symbolisiert er wieder etwas zu stark, wenn er die Figuren der anderen Humoresken (Fibel, Seemaus, Marggraf im Kometen) mit ihrem eingebildeten Glück in phantastisch erträumten Wirklichkeiten als Sinnbilder davon betrachtet, wie für den deutschen Geist damals seine Dichtung, Philosophie usw. selbst die Stelle einer großen äußern Wirklichkeit vertrat. Uns scheint einfach, daß Jean Paul mit der Komik, mit dem Bilde glücklicher Narren schloß, weil er im ernsten Ideal, bis an einen bestimmten Punkt gelangt, nicht mehr vom Flecke kam, zum Ziel der Versöhnung nicht den Weg fand, im Komischen aber seine Stärke und relative Versöhnung besaß.

Die Schwäche, woran die deutsche Nation so lange krank lag und worauf hier alle Schwächen des Dichters zurückgeführt werden, erklärt der Verfasser aus tiefer liegendem, allgemein historischem Grunde, und daraus ergibt sich eine weiter ausholende, dann auf die nächsten politischen Aufgaben Deutschlands einlenkende Schlußbetrachtung. Er zeigt auf, wie die unvollkommene Form der christlichen Wahrheit selbst es mit sich brachte, daß die Welt in zwei getrennte Hälften, ein geistiges Zentrum, und selbstische, nach innen unfreie, weil nur von Privatinteressen beherrschte Sonderstaaten auseinanderfiel, wie Deutschland kosmopolitisch in Pflege der Religion und Wissenschaft die universelle Idee, die zentralen Aufgaben des Geistes festhielt, wie der natürliche Sondergeist sich dafür nach innen warf und es in partikularistische Kleinstaaten zerteilte, wie dagegen in der neuesten Zeit das nationale Einheitsstreben einseitig Platz gegriffen hat. Er ist überzeugt, daß wir vergeblich dem Zuge zum Einheitsstaate widerstehen werden, einer äußerlichen, mechanischen, gewaltsamen Staatsbildung nach fremdem Muster; wir sollen jedoch über dem bloß verständig praktischen Streben nach Einheit, Macht und Erwerb unsere universelle Aufgabe nicht vergessen; und

als Ziel dieser Aufgabe stellt er hin: eine gründliche Umänderung des bureaukratischen Staates, eine organische Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft auf Grundlage der Berufsgenossenschaft und Selbstregierung der durch die Arbeit verbundenen Gemeinschaften. Seine politischen Ideen hat er in mehreren Schriften, namentlich neuerdings in der Broschüre: „Süddeutschland und der deutsche Nationalstaat" ausgesprochen. Er klagt hier im Nachwort, daß man ihn bisher ignoriert habe, und uns scheint, er hat gutes Recht, sich zu beschweren, wenn auch die bemühende Art, seine Gedanken auszusprechen, einen Teil der Schuld trägt. Auch seine Naturphilosophie: „Grundlinien einer Wissenschaft der Natur als Wiederherstellung der reinen Erscheinungsformen" ist fast ganz übersehen worden; sie bekämpft die atomistische und mechanische Naturanschauung, wie seine politischen Schriften den atomistischen und mechanischen Staatsbegriff, und sie zeigt doch in der Form einen ungemeinen Fortschritt über das Werk, womit der Verfasser 1850 zum erstenmal vor die Öffentlichkeit getreten ist: „Die Weltalter". Die Schrift über Jean Paul schließt mit der Hoffnung auf eine Zukunft, wo mit denselben Gefühlen, mit denen der gereifte Mann auf das Streben seiner Jünglingsjahre zurückschaut, der deutsche Geist zurücksehen wird in jenen Spiegel seiner äußerlich noch so schwachen und dürftigen, innerlich aber so tiefen und reichen Jünglingszeit, die keiner so scharf und treu uns vorhält wie Jean Paul.

Wer gern leicht weglieſt, dem können wir von dieser Schrift wenig Genuß versprechen; wer gern denkt und gründlich eingeht, der wird sie mit dem Eindruck aus der Hand legen, daß hier durch ungewöhnliche Gedankentiefe und eine teilweise wohl beschwerliche und gewaltsame, im übrigen aber wahre, sachgetreue Dialektik der erst große Schritt getan ist, eines der verwickeltsten Phänomene unserer Literatur zu begreifen, und, was mehr ist, daß hier ein braves, festes Mannesherz für die großen Interessen der Nation und die größeren der Menschheit schlägt.

(Blätter für literarische Unterhaltung, September 1868; Kritische Gänge, N. F., II. Band, 6. Heft, 1873.)

Zweiter Teil.

Vorschlag zu einer Oper.

Ich möchte die Nibelungensage als Text zu einer großen heroischen Oper empfehlen. Hier gilt es freilich mancherlei zu bevorworten.

Ausgehen muß ich von dem Gedanken, welcher die in dieser Sammlung enthaltenen Kunstkritiken überall durchdringt: es ist Resultat der ganzen Kunstgeschichte, daß die Kunst jetzt auf den geschichtlichen Boden als den realen Schauplatz des Ideals hingewiesen ist. Die Malerei hat die transzendente Mythenwelt verlassen, die naturwahre Wirklichkeit in Landschaft und Genrebild ergriffen und soll von da zu den großen Aufgaben der Geschichte aufsteigen. Die Poesie soll das politische Drama, das Schiller eröffnet hat, im Geiste Shakespeares zur Höhe ausbilden. Schiller schritt, wie er ihm an rein poetischer Begabung auch nachstehen mochte, dadurch entschieden über Goethe hinaus, daß er den engen Boden der subjektiven Bildungskämpfe in einer Welt, die von keiner politischen Bewegung weiß, hinter sich ließ. Hier ist eben der Punkt, wo wir die Parallele mit der dramatischen Musik auffassen müssen. Unsere Oper hat das Leben der subjektiven Empfindungswelt zur Genüge ausgebeutet; sie soll an die großen objektiven Empfindungen gehen. Alle Musik ist subjektiv, allein es ist ein Unterschied zwischen der subjektiven Welt einer frommen Seele oder eines glänzenden Verführers und eines Helden, es ist ein Unterschied, ob indianische Wilde, erzürnte Bauern, lustige Jäger, oder ob edle Völkerchöre Lust und Schmerz in Tönen befreien. Es kann freilich nicht bei Zoll und Linie angegeben werden, wie eine wahrhaft heroische Musik von dem musikalischen Ausdruck anderer starker Leidenschaften verschieden sei; der Text, die Fabel, die Charaktere und die Musik heben und tragen sich gegenseitig. Es muß mich alles trügen, oder es ist noch eine andere, eine neue Tonwelt zurück, welche sich erst öffnen soll; die Musik hatte in Mozart ihren Goethe, in Haydn ihren Klopstock, in Beethoven ihren Jean Paul, in Weber ihren Tieck: sie soll noch ihren Schiller und Shakespeare bekommen, und der Deutsche soll noch seine eigene große Geschichte in mächtigen Tönen sich entgegenwogen hören. Die Nibelungensage enthält nicht eigentlich Geschichte, davon wird nachher

die Rede sein; wir halten zuerst das Moment des Heroischen in der besonderen Bestimmung des Vaterländischen fest.

Die Oper behandelte wie das älteste Schauspiel (nicht das volkstümliche, sondern das der Kunstpoesie, der Opizischen und Gottschedischen Schule nämlich) zuerst Stoffe aus der antiken Welt, pastorale und heroische. Es fehlt in den heroischen Opern Glucks, in seiner Alceste, Iphigenie nicht an wahrhaft großen heroischen Stellen. Allein diese Empfindungstöne waren in eine fremde Welt hineingelegt, wir wollen eine heimische, eine eigene, eine nationale in der Musik so gut als in der Poesie. Goethes Iphigenie ist ein Meisterwerk, allein die fremde Fabel, die fremde Form des Bewußtseins, so viel deutsches Herz und moderne Humanität auch hineingetragen sein mag, trennt dieses Drama doch vom vaterländischen Boden, von der Sympathie des Volkes, und sichert ihm nur auf entfernten Höhen die Bewunderung weniger Kenner. Ein deutscher Stoff führt aber noch eine andere Welt von Empfindungstönen mit sich als ein griechischer, selbst wenn ein Goethe ihn neu beseelt, und die gemessene deklamatorische Strenge eines Gluck, in Anschließung an die Franzosen ausgebildet, ließ eine ganze musikalische Welt dem deutschen Gemüte noch übrig. Mozarts Stärke ruht in der feurigen Welt der südlichen Leidenschaft; alles Weiche, alles Süße, alles Schmeichelnde und Verführerische, aber auch alles Finstere dieses heißen Lebens-Elements erschöpft er in einer Unendlichkeit von Tönen; die rührende Stimme des Herzens, die Posaunentöne der ewigen Gerechtigkeit flöten und donnern dazwischen, auch die tiefsten Stimmen der moralischen Besinnung weiß er anzuschlagen, aber dieser italienisch fühlende Österreicher überschreitet doch die Kreise nicht, in welchen sich die Kämpfe der subjektiven Privatleidenschaft bewegen; große Handlungen der Helden und die mächtigen Geister des öffentlichen Lebens bleiben ihm ferne liegen und, wieviel deutsches Herz aus seinen Werken spricht, die südliche Stimmung, die Reize feurigen poetischen Genußlebens im heiteren Italien, im glühenden Spanien, — da ist und bleibt seine Heimat. Spontini ist heroisch und bearbeitet heroische Stoffe, ja er wählt einen deutschen in seiner Agnes von Hohenstaufen, aber er arbeitet auch schon auf Effekt, verseichtet das Heroische in das Militärische und Pomphafte

und irrt dadurch weit von der gediegenen, körnigen Grandiosität ab, die wir für den von uns in Vorschlag gebrachten Stoff fordern. Ein solcher Stoff verlangte ohnedies, hätte auch Spontini schon auf ihn fallen können, für seine grunddeutsche Natur einen deutschen Komponisten. Beethoven war ein großer, ein gigantischer Geist, aber er war berufen, die inneren Wunder der Gemütswelt in phantastischer Genialität durch den brausenden Kampf ihrer wunderbaren Kräfte zu verfolgen und in der tausendstimmigen Symphonie ihre zartesten Geheimnisse, ihre tiefsten Erschütterungen, ihre rätselhaftesten Ahnungen, ihren springenden Scherz und ihr erhabenstes Grollen zu ergießen, nicht aber in dem strengen Maß des Dramas die deutlichen Motive einer ebenmäßigen Handlung, die strenge Gemessenheit des Charakters zu entfalten. Im einzelnen ist ihm wohl auch das heroisch Große gelungen, Heldengröße und Heldentod triumphiert in seiner Musik zu Goethes Egmont, in seiner einzigen Oper Fidelio hat er, wie dies ein gediegener Kenner, Am. Wendt, zugibt, den bürgerlichen Stoff bis zu heroischer Kraft der Empfindung gesteigert. Es sind wirkliche Ansätze in ihm zu dem Komponisten, der für unseren Stoff uns vorschwebt, aber doch ist er zu sehr Romantiker, zu sehr geht er den wunderbaren Sprüngen und Übergängen der launischen, obzwar tiefen Subjektivität nach, als daß wir glauben könnten, er wäre zu einem so gehaltenen Stoff berufen gewesen. Dem schmeichelnden Rossini fehlt Würde, Styl und Charakter zur wahrhaft großen dramatischen Musik. Weber rettet die Ehre der von den Italienern verführten deutschen Musik, er ist tief herzlich und was der Komponist eines Stoffes aus unserer Heldensage vor allem bedürfte, volkstümlich, aber er ist schon ganz Romantiker, die finstere, diabolische und die heitere, elfenhafte Wunderwelt ist sein Gebiet. Im Nibelungenliede hat das Wunderbare, das in dem älteren Sagenbilde eine noch ungleich größere Rolle spielt, seine Kraft fast ganz verloren, es zieht sich nur wie ein leichter Nebel am Saume hin, alles entwickelt sich, schon im Epos fast dramatisch, aus den Charakteren; dies wäre keine Aufgabe für einen Romantiker gewesen. Weber legt viel Nachdruck auf die Charakteristik, aber die Recken der alten Heldensage und ihr gigantisches Schicksal wollen eine andere Zeichnung als Jägerbursche. Unter den lebenden Tonkünstlern hätte Meyer-

beer die meiste Kraft zu einem solchen Stoffe; aber diese Kraft ist nicht rein, sie erschreckt statt zu erschüttern, sie betrübt statt zu erheben, sie überlädt statt zu füllen, sie ist von der französischen Effektsucht bestochen.

Mit einem Worte: wir haben die Musik noch nicht gehabt, welche ein solcher Stoff fordert, und wir haben einen solchen Stoff in unserer Musik noch nicht gehabt, so wie wir in unserer Poesie noch keinen Shakespeare, so wie wir noch keinen großen, nationalen, rein geschichtlichen Maler gehabt haben.

Ich muß nun von meinem Stoffe reden, zunächst von seinem Charakter überhaupt, noch abgesehen von seiner musikalischen Behandlung. Dieser Stoff ist national, das ist das erste, was von ihm zu rühmen ist. Ich meine nicht, man könne und solle unserer Kunst die Flügel beschneiden, daß sie nicht, wie es jetzt ihr offenbarer Drang ist, in entfernte Zonen und Sitten hinausschwebe, um sich dort den Schauplatz ihrer Handlung zu suchen. Es kann auch in den fremden Rahmen der heimische Geist sich ergießen und Goethe hat dies in seiner Iphigenie gezeigt. Aber neben solchen Stoffen, die jetzt aus allen Zonen herbeigetragen werden, soll jedes Volk auch einige nationale Hauptstücke besitzen, worin der heimische Charakter aus dem heimischen Stoffe zu ihm spricht. Die Nibelungen-Helden sind echt deutsche Charaktertypen, wie sich solche ein Volk in der vorgeschichtlichen Zeit auf der Grundlage nicht weiter erkennbarer historischer Züge als Spiegelbild seiner besten sittlichen Kräfte dichtet. Die deutsche Milde und der gefürchtete, anhaltende deutsche Zorn, die deutsche Gutmütigkeit und Treue, die sich am stärksten in der eisernen Folge der tragischen Bestrafung einer Untreue ausspricht, der Frühlingsduft der Minne und der Schwertklang deutscher Tapferkeit, die zarte Schüchternheit und der zähe Eigensinn, der finstere Trotz, endlich das tiefe Menschheits- und Schicksals-Gefühl, worin alle diese bestimmten Töne sich wie in ihrem Elemente bewegen: dies ist die weite und volle Brust unserer eigensten Volksnatur, die in diesem ewigen Gedichte voll und gesund atmet. Diese Grundzüge unserer sittlichen Volkswelt treten aber hier in den einfachsten Verhältnissen, unter den unverdorbensten sittlichen Begriffen in jener ungebrochenen, unvermischten Ursprünglichkeit auf, wodurch diese Gestalten dem Auge der modernen

Bildung wie roh gehauene Riesenbilder erscheinen. Hier drängt sich sogleich die Frage auf, ob solche Gebilde fähig und würdig seien, das dramatische Interesse eines Zeitalters in Anspruch zu nehmen, das einmal eine tiefere, verschlungnere Welt des Bewußtseins in sich durchzuarbeiten hat und dem daher mit solcher Einfalt nicht mehr gedient ist. Man kann uns leicht jene gezwungenen Bestrebungen der Deutschtümelei zur Last legen, welche uns das Nibelungenlied und die altdeutsche Poesie wie eine Volksbibel, wie eine Dichtung aufdrängen wollte, welche in unserer Zeit ebenso noch lebendig sein könne wie in derjenigen, wo sie entstanden. Den Griechen allerdings blieb der Homer das absolute Buch, die Heroensage der absolute Stoff der Tragödie, nachdem ihre Bildung schon reif, ja überreif war. Allein das Verhältnis war doch ein ganz anderes. Einmal war der Stoff an sich schon ungleich gebildeter. Die homerischen Helden können sprechen, sie sind nicht von jener wortarmen, gedrungenen Härte wie die altdeutschen. Leicht und fließend entlastet sich ihr Inneres von Schmerz und Freude. Der Dichter beleuchtet wie mit einer freundlichen Sonne Land und Meer, Erde und Himmel, Natur und Kunst, Haus und Hof. Es liegt nicht der nordische Nebel über der ganzen Umgebung wie in der dunkel ahnungsvollen Vorzeit des deutschen Volkes. Der gebildetere Stoff konnte daher dem Volke auch in den Zeiten, da es selbst schon so gebildet war, daß es über die Naivität seines alten Heldenliedes lächeln mußte, noch immer ans Herz gewachsen sein; der raffinierteste Grieche erkannte sich in dieser poetischen Welt immer noch ganz anders wieder als der jetzige Deutsche in dem Bilde seiner Heldensage. Auf der andern Seite hatte die Bildung der späteren Griechen mit dem vorgeschichtlichen Naturzustande doch keineswegs in dem Grade gebrochen wie das moderne Deutschland mit den Helden der altdeutschen Wälder und Burgen. Wieviel fremde Elemente mußten wir erst in uns aufnehmen und in unsere Nationalität verarbeiten, wie mußte unser Vaterland sich zersplittern, durch welche schneidende Krisis mußten wir den Zuständen der Naivität Lebewohl sagen, bis wir da angekommen sind, wo wir sind! Wie ist unsere ganze Bildung eine errungene, nordischer Roheit abgezwungene, während die griechische wie von selbst aus der Natur des Volkes hervorwuchs! So viel ist gewiß, daß

durch diese große Entfremdung der Stoff der Nibelungensage ganz untauglich geworden ist zum reinen, nicht musikalischen Drama. Das Nibelungenlied nimmt zwar in eigentümlichem Unterschiede von dem Epos der Griechen einen streng dramatischen Gang, hier wirken keine Götter ein, hier sind die Episoden sparsam, hier stürzt die Rache wie ein grollender Strom unaufhaltsam über Fels und Wehr und ruht nicht, bis sie in allgemeinem Blutbad Freund und Feind vernichtet hat, hier kommt alles aus dem Willen und ist jeder der Schmied seines Glücks, hier erscheint das Schicksal als ein rein sittliches Gesetz. Aber es handelt sich jetzt nicht von dem mehr oder minder dramatischen Gange der Fabel, es handelt sich von dem Grade der Subjektivität in den Charakteren. Man gebe diesen Eisen-Männern, diesen Riesen-Weibern die Beredsamkeit, welche das Drama fordert, die Sophistik der Leidenschaft, die Reflexion, die Fähigkeit, ihr Wollen auseinanderzusetzen, zu rechtfertigen, zu bezweifeln, welche dem dramatischen Charakter durchaus notwendig ist: und sie sind aufgehoben; ihre Größe ist von ihrer Wortkargheit, ihrer wortlos in sich gedrängten Tiefe, ihrer Schroffheit so unzertrennlich, daß sie aufhören, zu sein, was sie sind, und doch nicht etwas anderes werden, was uns gefallen und erschüttern könnte.

So wahr dies ist, so ist aber doch sehr zu wünschen, daß es eine Form gebe, in welcher dieser Stoff dem modernen Gefühle genießbar würde, ohne seinen Charakter zu opfern. Denn recht gesund muß ja doch diese starke Kost dem verwöhnten Gaumen und den verdorbenen Säften unseres verzogenen Publikums sein. Von Vaudevilles, von Scribes Lustspielen, von Balletten gedeiht man nicht, „Habermark macht Buben stark". Wir sollen uns nur schämen, uns so klein zu sehen, wenn diese Urgestalten wieder über unsere Bühne schreiten. Sie sind nicht zeitgemäß und ebendeswegen am allerzeitgemäßesten. Ich meine nicht, alles das, wodurch diese Gestalten uns anfremden, sei ihr Recht und unser Unrecht; nein, ich bin kein umgekehrter Prophet; unsere Zeit ist mit aller ihrer Zerrissenheit, mit aller Auffaugung der unmittelbaren Lebendigkeit und heroischen Einfachheit unendlich viel größer als jene. Was sie auch alles verzehren mag, die Bildung hat absoluten Wert. Die Bildung aber will gebildete Gestalten auch in ihrer Kunstwelt, dazu

hat sie ihr gutes Recht. Allein keine Bildung ist fertig, und zu ihrer Vollendung gehört gerade, daß sie, in erhöhter Weise freilich, die Natur wiederherstelle. An der Natur verjüngt sich die Bildung, welche an dem Punkte stand, ganz naturwidrig zu werden; an der Volkspoesie verjüngte sich die Kunstpoesie, die feinste Erziehung kehrt zur Abhärtung, die edelste Sitte zur Ungezwungenheit, die höchste Sittlichkeit zur Einfalt zurück. Daher soll man unser Theaterpublikum nur immer in dieses Stahlbad schicken. Wir brauchen mehr als die Nibelungen, wir können für unsere Zeitaufgaben unmittelbar eben nichts von ihnen lernen, politisch sind sie gar nicht, eine Familien- und Vasallengeschichte auf großem Boden, das ist alles; allein in dieser einfachen Geschichte sprechen die ewigen Grundgefühle des Herzens so stark, daß uns dieser Trank Quellwasser nur äußerst heilsam sein kann. Die Kräfte der Menschheit sind in unserer Bildung auseinandergezogen, wir können nicht dahin zurück, wo sie noch im Keime gedrängt zusammenliegen, aber damit wir in der Teilung den Urquell nicht verlieren, tut es uns not, diese ursprüngliche Einheit uns aufs neue vors Auge zu rücken. Ganz andere, tiefer verwickelte Kämpfe müßte eine Kunst zur Erscheinung bringen, welche die eigene Seele unserer Zeit ihr im Bilde zeigen wollte, aber zu der tieferen und weiteren Geistigkeit, zu dem gedachteren Zwecke gebe sie ihren Charakteren Heldenmark, und was Heldenmark ist, kann man wahrlich an den Heroen dieser unserer Volkssage sehen. Die Selbstbespieglung ist der unvermeidliche Aussatz einer Zeit ausgebildeter Subjektivität; es kann uns nur gut tun, einmal wieder Menschen ohne alle Selbstbespiegelung zu sehen. Sie können, ich wiederhole es, unmittelbar nicht unsere Lehrmeister sein und sie sind nicht der Abdruck unseres Lebens, denn des erhöhten Bewußtseins können wir uns nicht entschlagen: aber dem Auswuchs desselben hält man billig die rohe, doch wahre Kraft entgegen.

Man könnte als Bedingung wahrer Heldengröße und größerer Ansprüche auf die Sympathie der Gegenwart politische Bedeutung verlangen, und ich habe schon eingeräumt, daß diese den Nibelungen fehlt. Unser heimisches Heldenlied, dem griechischen so verwandt wie die Poesie keines anderen Volks, steht darin im höchsten Nachteil gegen die griechische Sage, daß diese eine geschichtlich nachweisbare Volks-Unternehmung zum Inhalt hat, eine Unternehmung,

welche schon als Vorspiel der Perserkriege, dieser Siege Europas, des Fortschritts, der Freiheit über den Orient, den Stabilismus, die Gebundenheit gelten kann. Unsere Heldensage hat nicht die Stürme der Völkerwanderung, nicht den großen Sieg über die Römer zum Stoffe genommen; mit deutschem Eigensinne hat sie sich in eine Familiengeschichte eingehaust und sucht vergebens durch Massen, Pracht, Herbeiziehung geschichtlicher Namen, wie des Attila und Theodorich, denen sie doch selbst ihre eigentlich geschichtliche Bedeutung genommen hat, das enge Interesse zu einem welthistorischen zu erweitern und diese Fabel zur „grözesten Geschicht" zu erheben, „die zer werlden ie geschach". Ein wahrhaft deutscher Geist der Vereinzelung, eine Vorliebe, sich in das Besondere und Getrennte einzuspinnen, spricht sich in dieser Wahl des poetischen Volks-Instinktes jedenfalls aus, wenn man auch nicht übersieht, daß die Deutlichkeit der größeren nationalen Erinnerung in den ungleichzeitigen Zügen und jeder Überschauung unzugänglichen, wechselnden Schicksalen der Völkerwanderung sich verwirren und trüben mußte. Aber in dieser Familiengeschichte sind doch, obwohl noch eingehüllt, alle die Kräfte tätig, welche uns als Volk durch unsere Geschichte begleitet haben und welche, in ihre wahre Bedeutung erhoben, uns, so der Himmel will, in eine bessere Zukunft begleiten werden. Nehmt zu der Vasallentreue Hagens, welche freilich finster und neidisch bis zum Morde ausartet, Rüdigers, die so herrlich im schrecklichsten Zwiespalte ihre Probe besteht, zu dem ehrlichen Kampfgesellengeiste Volkers, zu allem diesem redlichen Zusammenhalten, diesem guten Kameradenwesen, — nehmt dazu das tiefe Rechtsgefühl Chriemhildens, das unendlich beleidigt unendliche Rache übt, läutert diese Empfindung durch den männlich edeln, besonnenen Geist Dieterichs, der die Verwilderung der blutigen Rächerin bestraft, und tretet mit diesen sittlichen Mächten auf den Kampfplatz der Geschichte, so werdet ihr nicht sagen können, es sei für uns aus unserer Heldensage keine Lebenssubstanz mehr zu schöpfen.

Wenn es nun aber nicht zu leugnen ist, daß wir die Nibelungen weder mit Haut und Haaren unserem Publikum vorführen, noch diejenige Umbildung auf diesen Stoff anwenden können, welche das Drama fordert, so bietet sich dagegen das musikalische Drama, die Oper, als eine Form dar, worin das Rohe und allzu Schroffe sich

mildert, die einfache Gefühlswelt dieser wortlos rauhen Helden und Heldinnen sich bereichern und erweitern läßt, ohne doch in jene Sphäre heller Bewußtheit hinübergezogen zu werden, worin das eigentümlich großartige Dunkel dieser Naturen zerstört würde. Die Musik fordert einfache Motive, einfache Handlung, die Musik fesselt die Empfindung, spricht sie nach allen Seiten aus, und gestattet ihr doch nicht, den Punkt zu überschreiten, wo das Komplizierte und Reflektierte beginnt, welches nur durch das nicht musikalische Wort sich aussprechen kann. Allein es wäre mit meinem Vorschlage übel bestellt, wenn ich nichts für ihn in künstlerischer Beziehung vorzubringen hätte, als daß der Stoff diese Art der Umbildung nur zulasse. Nein, das Nibelungenlied ist für die Oper wie gemacht, quillt und sprudelt von herrlichen musikalischen Motiven, wartet schon lange auf seinen Komponisten, fordert ihn gebieterisch: dies ist meine Behauptung, und diese Behauptung ist bewiesen, wenn ich nur den Inhalt des Liedes in einer ungefähren szenischen Ordnung aufführe. Ich habe nur vorher noch ein paar vorläufige Punkte zu erledigen.

Zweierlei große Vorteile bietet dieser Stoff noch abgesehen von seinem rein musikalischen Werte der Umarbeitung zur Oper dar. Die Oper darf und soll glanzvoller sein als das Drama; zu festlichen Aufzügen, der Ausbreitung imponierender Massen ist hier durch die ritterliche Pracht, womit die Zeit der Turniere und Minnesinger den düsteren alten Sagenkern umgeben hat, reichliche Gelegenheit, ja nur zu viele, so daß die Versuchung nahe liegt, in jenen erdrückenden Pomp zu geraten, womit die neuere Oper das Auge ebenso belästigt, wie sie das Ohr mit Geräusch betäubt. Ehrfurcht vor dem Ernste des Gehalts muß hier zur Sparsamkeit führen. Mäßige Einmischung des Wunderbaren ist der andere Vorteil. Mein Vorschlag beschränkt diesen Bestandteil auf die Verkündigung des Untergangs aller Nibelungen aus dem Munde der Meerweiber, die Hagen im Bade findet. Nach der Darstellung der Edda ist in dem ganzen tragischen Gange der Begebenheit ein alter Fluch wirksam, den der Zwerg Andvari auf den Nibelungenhort legte, im Nibelungenlied ist dieser Zug verwischt, in der Klage tritt er schwach angedeutet wieder hervor. Man kann aber diese Beziehung in der Oper nicht brauchen; denn bis auf jenen mythischen Anfang mit der Edda zurückzugehen ist schon wegen der notwendigen Ökonomie nicht

zulässig, fällt aber die Szene weg, wodurch der Fluch auf den Schatz gelegt wird, so wird der ganze Umstand, da er bloß in der Form der Rede nachgeholt werden kann, aus Mangel an Anschaulichkeit abstrus und unbrauchbar. Nur als Motiv erneuter Verletzung des Rechtsgefühls darf der Schatz vorkommen, wie ihn Hagen in den Rhein versenkt. Die Zwerge und Riesen, von denen das Nibelungenlied als Wächtern des Schatzes dunkel berichtet, fallen natürlich auch weg. Brunhilde war nach der Edda eine Walküre, in der Oper muß sie, wie im deutschen Epos, zur menschlichen Frau werden, doch darf der sagenhafte Zug ihres Weibertrotzes, der gefährlichen Kampfspiele mit ihren Freiern, als Erinnerung an diese ältere Gestalt der Sage stehen bleiben. Siegfried mag im Besitz seiner Tarnkappe bleiben; warum, wird sich finden. Durch diese mäßige Einführung des Wunderbaren gewinnt die Oper an reiner Menschlichkeit der Motive und bewahrt doch das Ahnungsvolle und die Atmosphäre altdeutschen Heidentums, welche aus der dunklen alten Sage uns entgegenhaucht.

Nun drängen sich aber auch zwei Schwierigkeiten auf: Die eine ist Unklarheit der Motive, die andere die epische Massenhaftigkeit des Stoffes. Ungleich bedeutender ist die erstere. Zunächst ist das Lied in seinem wichtigsten Expositionsmotive dunkel. Der tiefe Haß Brunhildens gegen Siegfried nämlich ist in seiner Quelle unklar. Als Grund desselben gibt das Lied an, daß man den Siegfried, da er den Gunther nach Island begleitet, um die Aufmerksamkeit von ihm abzulenken, für einen bloßen Dienstmann Gunthers erklärt; nachher empört sie sich über den Ehrenplatz, den der bloße Dienstmann mit seiner Braut bei dem Verlobungsfeste zu Worms einnimmt; mit einigen sehr feinen Zügen läßt uns aber das Lied auf eine verborgene tiefe Eifersucht gegen Chriemhilde, also eine ebenso starke Liebe zu Siegfried schließen. Diese Liebe selbst scheint ihren Grund in einer dunkeln Ahnung der Hilfe zu haben, welche Siegfried vermittelst seiner Tarnkappe dem Gunther sowohl bei jenen Spielen als in der Brautnacht gegen die trotzige Jungfrau leistete. Sie ahnt, daß der bedeutendere, strahlende Siegfried es eigentlich ist, der ihren Trotz bezwungen hat, dem sie daher angehört. Diese dunkel angedeuteten Motive werden alsbald klar, wenn man das ältere Sagenbild aus den Liedern der Edda kennt. Nach diesen war Sieg-

fried der Verlobte Brunhildens; die Mutter Chriemhildens gibt ihm einen Liebestrank, daß er sie vergißt und in Liebe zu ihrer Tochter entbrennt, und Brunhilde, später Gunthers Gemahlin, stiftet aus beleidigter Liebe seinen Mord an. Davon bewahrt das Nibelungenlied noch eine schwache, halbverwischte Reminiszenz. In der Oper aber kann man weder der Darstellung der Edda, noch auch völlig der des deutschen Liedes folgen. Jenes nicht, weil die Verblendung durch den Zaubertrank weder dargestellt werden kann, — denn da müßte man zu weit ausholen, — noch bloß erzählt, denn dies wäre zu undeutlich. Dieses, wenigstens nach allen Teilen, auch nicht, weil man offenbar den wichtigsten Umstand, den nächtlichen Ringkampf, nicht aufnehmen kann. Auf die Szene bringen gewiß nicht, denn obwohl die Erzählung des Gedichts ein Kraftstück ist, das keinen wahrhaft unschuldigen Sinn verletzt, so ist die Darstellung für's Auge auf unserem Theater, in unserer Zeit doch offenbar ganz untunlich. Aber auch bloß berichten läßt sich dieser Auftritt nicht; die zwar mäßige Erhöhung aller Verhältnisse und Formen über den Boden einer Naivität, welche in manchen Zügen, wie z. B. auch in den Schlägen, welche Siegfried seiner Frau für ihre „üppiglichen Sprüche" gibt, doch für unsern Geschmack gar zu wildfremd wäre, verlangt diese Ausscheidung. Dagegen ließe sich wohl in einem lebendigen Rezitativ berichten, wie Siegfried durch seine Tarnkappe unsichtbar gemacht, bei jenen Spielen die Brunhilde gewinnen half; im übrigen würde man dem Liede darin folgen, daß Brunhilde davon eine dunkle Ahnung hat und eine tiefe, verborgene Liebe zu dem Manne nährt, der sie doch, wenn ihre Ahnung wahr ist, grenzenlos betrogen und den unbedeutenderen Mann ihr durch jene Siege aufgedrungen hat. Ihr Unwille wird von Hagen genährt, der den glänzenden Schwager seines Herrn haßt, weil er ihm zu mächtig, zu groß ist und seinen Herrn verdunkelt. Es folgt der Zank der Königinnen. Da der nächtliche Ringkampf wegfällt, so kann Chriemhilde ihr nicht mehr den Ring und Gürtel als Beweise ihrer Übermannung durch Siegfried zeigen und sie ein Kebsweib nennen. Man kann aber dafür die Sache so darstellen, daß Siegfried Brunhilden im kriegerischen Kampfe zu Island den Ring abgestreift, Chriemhilden gegeben hat und daß diese nun im Zorn, wiewohl gegen besseres Wissen und Gewissen, mit dem Vorweisen

des Ringes die Äußerung des Verdachts verbindet, Brunhilde habe Siegfried den Ring heimlich selbst gegeben und sei Gunthern als Weib gefolgt, um den edleren Siegfried zur Liebe zu verlocken; jedenfalls erfährt nun Brunhilde, daß Siegfried es ist, der sie in den Spielen besiegt hat, Hagen schürt an ihrem aus Liebe gegorenen Hasse, sie beschließt mit ihm Siegfrieds Mord. Siegfried ist nach der Erzählung des Liedes nicht ganz unschuldig, er hat seiner Gattin das Geheimnis jener Nacht verraten, worüber er dem Gunther zum tiefsten Stillschweigen verpflichtet ist; diese verzeihliche Menschlichkeit kostet ihn das Leben. Dies tragische Motiv geht wenigstens nicht ganz verloren, wenn man es ebenfalls als Verletzung schuldiger Verschwiegenheit hinstellt, daß Siegfried seinem Weibe die Geschichte der Gewinnung Brunhildens in den Kampfspielen anvertraut und ihr den Ring geschenkt hat.

Eine andere Schwierigkeit liegt in der Massenhaftigkeit des Stoffes. Freunde, denen ich meinen Gedanken mitteilte, erschraken davor am meisten. Ich weiß aber nicht, warum man daran verzweifeln soll, einen breiten epischen Stoff auf dramatische Kürze zurückzuführen, wenn schon die Griechen ihr Epos in die dramatische Abbreviatur umzuarbeiten verstanden, wenn Shakespeare die wilden Massen eines verworrenen Bürgerkrieges, wenn Schiller die Fluten des Dreißigjährigen Krieges in den dramatischen Rahmen zusammenzudrängen vermochte. Die meiste Schwierigkeit begegnet in dem letzten blutigen Kampfe, worin nach dem Liede so ungeheure Zahlen auftreten. Die Aufgabe ist, diesen Kampf in wenige Hauptmomente zusammenzuziehen und den materiellen Lärm des Kampfes selbst in den Hintergrund zu drängen. Um hierüber nicht in diesen Vorbemerkungen weitläufig zu werden, gebe ich nun eine Skizze, worin ich die Hauptmomente der Oper dramatisch zu ordnen suche. Ich lasse mich in diesem Versuche, worin es mir freilich noch nicht gelungen sein mag, die Breite des Stoffs gehörig zu bemeistern, gerne belehren und verbessern, daß aber eine Fülle der herrlichsten musikalischen Motive aus dieser bloßen Nennung der Hauptmomente dem inneren Gehöre entgegenwogt, wird mir niemand abstreiten.

Ich teile den Stoff in fünf Akte; die zwei ersten enthalten Siegfrieds Schicksal, welches mit seiner Katastrophe, der Ermordung

dieses arglosen Jugendbildes, sich zu dem Ganzen so verhält, daß es selbst nur die Exposition zu der blutigen Schlußkatastrophe bildet. Der erste Akt enthält die Exposition im engeren Sinne; d. h. zunächst die Exposition zum zweiten, zu Siegfrieds Ermordung, ebendamit aber die Lage der Dinge überhaupt, woraus der ganze Verlauf der Tragödie sich entwickelt.

Erster Akt. Erste Szene. Gunther ist mit seiner Braut Brunhilde aus Island angekommen und führt sie in prachtvollem Aufzuge, wobei die glänzenden Waffen der kriegerischen Jungfrau nicht fehlen dürfen, vor dem versammelten Hofe, d. h. der Mutter Ute, Gernot, Giselher, Chriemhilde und den Vasallen auf. Die Szene ist in einer reichen Halle; vor der Ankunft des Brautpaares sprechen die Versammelten ihre Erwartung, Chriemhilde ihre lang gehegte stille Liebe zu Siegfried aus. Jetzt tritt Gunther mit Brunhilden und seinen Begleitern auf der gefahrvollen Werbung, Siegfried, Hagen, Dankwart ein. Nachdem die Braut Gruß empfangen und erwidert hat, findet sie den Moment, eine düstere ahnungsvolle Stimmung in Tönen auszusprechen. Gezwungene Braut Gunthers fühlt sie eine tiefe Liebe zu dem edleren Begleiter Siegfried, sie ist aber auch von einer dunklen Ahnung erfüllt, daß Siegfried, von dem die Sage geht, daß ihm wunderbare Kräfte zu Gebote stehen, bei jenen kriegerischen Wettkämpfen, durch welche sie Gunthers Braut wurde, die Hand mit im Spiele hatte; sie ahnt, daß er es eigentlich ist, der sie überwunden hat, sie fühlt, daß sie ihm gehören sollte, sie muß ihn hassen, weil sie ihn liebt und weil er sie betrogen hat, statt sie für sich zu erkämpfen; sie kann nur den Mann lieben, der fähig war, ihren Trotz und Waffenstolz zu brechen. Hagen ist ihr näher getreten und hat ihre Klagen vernommen, seiner engherzigen Vasallentreue ist längst der seinen Herrn überstrahlende Siegfried ein Dorn im Auge gewesen, er gesteht ihr seinen Haß und sie vereinigen im Duett den Ausdruck ihrer drohenden Gesinnungen. Hierauf, während sich die übrigen entfernen, um die Vermählung des königlichen Brautpaars einzuleiten, finden sich Chriemhilde und Siegfried allein auf der Szene zusammen.

Zweite Szene. Geständnis einer tiefen, lange verborgen genährten Liebe, wobei die herrlichen, aus der schönsten Blüte der Minnepoesie geschöpften Züge, womit das Gedicht diese tiefe, stille

Liebe malt, aus der Stimmung des Komponisten widerklingen müssen. Siegfried erzählt nun den Hergang der Kämpfe und teilt Chriemhilden das Geheimnis seiner Beihilfe mit, wobei er ihr den Ring gibt, den er im Kampfe Brunhilden vom Finger gestreift. Chriemhilde, voll Triumphes und Bewunderung, erinnert sich jetzt auch des kühnen Heerzuges gegen die Sachsen, den Siegfried angeführt, und schildert die bangen Besorgnisse, die sie damals um ihn genährt, gesteht Siegfried, wie sie den Knappen heimlich ausgeforscht, der die erste Nachricht vom damaligen Siege brachte und es kommt so der herrliche Inhalt der vierten Aventüre zum musikalischen Ausdruck, Siegfried erklärt ihr nun, daß er sich von Gunther als Preis seiner Hilfe bei der gefahrvollen Werbung die Hand seiner Schwester erbeten und dessen Zusage erhalten habe.

Dritte Szene. Zum Trauungszuge geschmückt, tritt das Brautpaar und der ganze Hof wieder ein, Siegfried mahnt vor dem versammelten Kreise den Gunther an sein Versprechen und es folgt die Verlobung der Liebenden nach der so lieblichen Schilderung in der 5. und 10. Aventüre. Während die Verlobten ihr Glück auf den Wellen des Wohllauts aussprechen, während Ute, Gernot und Giselher freudig den Siegfried als Glied ihres Hauses begrüßen, steht finster und drohend Brunhilde zur Seite, Hagen vereinigt wieder den Ausdruck seiner gefährlichen Stimmung mit dem ihrigen, und Gunther, tief in sich brütend, gibt dem Gefühle eines dumpfen Druckes, der auf ihm lastet, Worte; er muß sich bekennen, daß sein Weib nicht wahrhaft sein ist, weil er sie nicht selbst errungen hat, weil er durch Siegfrieds große Erscheinung verdunkelt wird, weil er fühlt, daß eine geheime Ahnung sein Weib in Haß und Liebe nach Siegfried hinziehen muß.

Vierte Szene. Man ordnet sich zum Kirchgange, um nun beide hohen Paare zugleich zu vermählen. Die Szene braucht nicht zu wechseln; das Portal der Kirche stößt an die offene Halle, in welcher alles Bisherige vor sich gegangen ist. Während dies geschieht, tritt Brunhilde zu Chriemhilden und bricht in höhnischen Reden gegen sie aus, in welchen sie boshaft, ihrem eigenen Gefühle zuwider, Siegfried tief unter Gunther stellt. (Daß man ihr den Wahn beigebracht hat, Siegfried sei bloßer Dienstmann, darin kann, wie schon gesagt, die Oper dem Liede nicht folgen. Es wäre dies

für die musikalische Sprache zu undeutlich und die Unwahrscheinlichkeit, daß Brunhilde die Unwahrheit dieses Vorgebens am Hofe zu Worms nicht sogleich merken soll, würde bei der theatralischen Darstellung sich verdoppeln. Brunhilde darf daher nur im allgemeinen ihren Mann, auch als mächtigeren König, rühmen, Siegfried höhnen.) Chriemhilde, empört, stellt ihren Verlobten hoch über Gunther, macht ihr den Vortritt beim Eingang in die Kirche streitig und nachdem sich beide Weiber zum Äußersten gereizt, bringt sie den schmähenden Vorwurf vor, der oben angegeben wurde, und zeigt als Beweis den Ring. Brunhilde steht vernichtet, sprachlos. Man legt momentan die Erbitterung bei, alles tritt in die Kirche, nur Hagen bleibt haußen, sein finsterer Sinn erhebt sich zu leidenschaftlicherem Ausdruck in der

Fünften Szene. Zwischen die Pausen seines Vortrags, worin er bereits den Gedanken des Mordes ausspricht, hört man Gesang und Orgel in der nahen Kirche. Der Gottesdienst endigt, der Zug tritt wieder aus der Kirche; die Szene, worin Siegfried die Verleumdung abschwört, muß wegbleiben, sie ist für den raschen dramatischen Gang müßig. Hagen sieht den Zug an sich vorübergehen; kaum ist dieser über die Bühne, so kehrt Brunhilde in der höchsten Bewegung zurück, Gunther folgt ihr, nachdem sie mit Hagen schon den reifen Mordgedanken ausgetauscht, er vereinigt sich mit ihnen aus dem schon hervorgehobenen, nun noch stärker auszusprechenden Beweggrunde, und der Mord wird auf die Weise wie im Liede beschlossen. Der schwankende Gernot bleibt in dieser Szene weg, er wäre hier überflüssig. Daß man eine neue Kriegsbotschaft von den Sachsen vorgeben will, dies wäre für die Oper ebenfalls zu weitläufig, nur die Jagd, der Wettlauf usw. wird in diese Verabredung aufgenommen. Das Annähen eines Kreuzes auf Siegfrieds Gewand, wozu Hagen die Chriemhilde unter trügerischem Vorwande beredet, muß ebenfalls wegbleiben, weil der mythische Zug von Siegfrieds Hornhaut, die sich bloß auf eine verwundbare Stelle des Rückens nicht erstreckt, in der Oper offenbar keine Stelle finden kann. Die Musik muß mit allen ihren Mitteln den düsteren, dumpfdrohenden, unheimlich flüsternden Geist eines solchen Mordrats aushauchen.

Zweiter Akt. Erste Szene. Zimmer im Palaste.

Siegfried, in herrlicher Jagdkleidung, verabschiedet sich von Chriemhilde. Diese sucht ihn vergebens zu halten, indem sie ihm die dunkeln, bangen Träume der Nacht erzählt, wie zwei Berge ob ihm zu Tal fielen und sie ihn nimmermehr sah, wie ihn zwei wilde Schweine über die Heide jagten — „da wurden Bluomen roth". Wer diese herrliche Szene in Aventüre 16 nur einmal gelesen hat, muß fühlen, daß sie lauter Musik ist.

Zweite Szene. Die Dekoration wechselt, ein Wald mit einer Quelle erscheint. Von verschiedenen Seiten des Waldes kommen Siegfried, Gunther, Hagen und einige Jäger zusammen. Siegfried wird als der kühnste und glücklichste Jäger von allen begrüßt. Nun kann natürlich der Umstand nicht aus dem Liede aufgenommen werden, daß man sich erst zum Schmause setzt, keinen Wein reicht, daher beschließt, den Durst an der Quelle zu löschen, und nun erst einen Wettlauf nach dieser vorschlägt. Dafür nimmt man die einfache Wendung, daß Hagen den Siegfried durch die Behauptung reizt, er sei als Jäger zu Pferde schnell gewesen, er solle sich erst im Laufe zeigen, und so beschließt man einen Wettlauf nach der Quelle. Siegfried will in voller Jagdkleidung, die beiden andern dürfen im leichten Unterkleid laufen. Die drei Wettläufer entfernen sich, die übrigen Jäger, von denen angenommen wird, sie seien in das Geheimnis gezogen, stellen sich an der Quelle auf. Pause voll düsterer Spannung. Die Jäger sehen und schildern die Zurüstungen, den Anfang des Wettlaufs, indem sie gespannt alle nach dem außerhalb der Szene angenommenen Punkte hinblicken; voll finsterer Erwartung sehen sie den Siegfried seinem Schicksal entgegenrennen und müssen die Schönheit und Behendigkeit des herrlichen Schlachtopfers noch im letzten Momente bewundern.

Dritte Szene. Siegfried kommt siegreich zuerst an, legt alle seine Waffen ab und wartet bescheiden auf den König; nachdem dieser getrunken, bückt sich Siegfried zur Quelle, trinkt, Hagen, der jetzt auch am Ziele angekommen, durchstößt ihn mit dem Speere. Siegfried greift, wie im Liede, nach dem nahe liegenden Schild, schlägt Hagen zu Boden, sinkt aber dann zwischen Blumen zusammen. Die unendlich rührenden Verse in Aventüre 16, Strophe 929 ff., geben den köstlichen Text zu seinem Schwanengesang, während die Mörder mit Grausen, mit schwacher Reue (Gunther), mit

festem Trotze (Hagen) ihn umstehen. Man legt den Leichnam auf eine Tragbahre; es ist Nacht geworden; unter düsterem Gesange wird er fortgetragen.

Vierte Szene. Türe vor Chriemhildens Schlafzimmer. Die Szenerie muß so beschaffen sein, daß die Schwelle breit ist, d. h. daß zwischen einigen Staffeln, die zur Türe führen, und dieser selbst ein gehörig ausgedehnter Raum ist. Chriemhilde muß nämlich im Heraustreten, noch ehe sie den Leichnam sehen kann, einiges vortragen, was im Liede im Schlafzimmer gesprochen wird. Zunächst ist die Türe geschlossen. Es ist Nacht. Hagen erscheint mit den Trägern des Leichnams, und in entsetzlicher Grausamkeit gebietet er ihnen, den Leichnam vor den Staffeln niederzulegen. Nachdem diese abgegangen, erscheint ein Kämmerer mit einer Fackel, beauftragt, Chriemhilden zur Frühmesse zu geleiten. Er erblickt voll Schrecken den Leichnam, ohne ihn zu erkennen, und pocht an die Türe.

Fünfte Szene. Chriemhilde tritt heraus, ihre Gesellschaftsfrauen hinter ihr. Jetzt benachrichtigt sie der Kämmerer, daß am Fuße der Staffeln ein Leichnam liege, sie ruft sogleich aus: es ist Siegfried, Hagen ist der Mörder! und sinkt in Ohnmacht. Langsam erholt sie sich, läßt sich zum Leichnam führen, und nun die herrliche Klageszene (siehe Aventüre 17). Hier ist eine Schöpfquelle der gewaltigsten musikalischen Wirkung, wobei auch das Auge eine Anschauung von der höchsten malerischen Schönheit hat.

Die folgenden Akte nun haben den Aufgang dieser Blutsaat, das Werk der Rache zu entfalten. Um aber die Verwilderung Chriemhildens, die wir im letzten Akte sehen sollen, zu motivieren, muß erst an der Hand des Liedes gezeigt werden, wie sie keine rechtmäßige Strafe des Mörders erwirken kann, ja dieser aufs neue, und zwar auf dem empfindlichsten Punkte des Rechtsgefühls, sie unendlich verletzt. Dies und die Werbung Etzels bildet den dritten Akt.

Dritter Akt. Erste Szene. Das Bahrrecht (Aventüre 17). Das Innere einer Kirche oder Kapelle. Siegfrieds Leiche wird im offenen Sarge hereingetragen. Hinter ihm die schmerzvolle Witwe, der König, seine Brüder, Hagen und die anderen Vasallen (Gernot, Gunthers Bruder, ist im Liede fast müßig: ich habe ihn früher aufgeführt, der Komponist kann sich dort und hier danach halten, ob

ihm in einigen musikalischen Partien diese weitere Stimme brauchbar ist oder nicht. Über Giselher siehe nachher). Ehe die Zeremonie vor sich geht, suchen Gunther und seine Brüder die Witwe zu trösten. Gunther gesteht mit halben Worten seine Teilnahme am Mord, deutet unvermeidliche Motive an, fleht um Verzeihung, und Chriemhilde erklärt, ihm verzeihen zu können, wenn der Mörder selbst bestraft werde. Diese vorbereitende Szene ist hier notwendig, denn um späterer Vorgänge willen muß Chriemhilde dem Gunther verziehen haben; das Lied hat hiefür nachher eine besondere Szene, die Oper muß um der Kürze willen diesen Moment hier einfügen. Im Liede gesteht Gunther nicht, sondern gibt vor, Räuber haben den Siegfried ermordet. Aber in dieser Unklarheit kann die Oper die Sache nicht belassen.

Zweite Szene. Jetzt tritt Hagen vor die Leiche. Die Wunden bluten. Chriemhildens Klage und Zorn bricht in der höchsten heroischen Form aus. Hagen in stolzer Haltung erwidert ihr Worte des tiefsten Trotzes, Chriemhilde geht in Verzweiflung und in der Qual des ungesättigten Rachegefühls hinter dem Sarge, den man fortträgt, ab, nachdem sie noch einmal den Bruder beschworen hat, sie an Hagen zu rächen, Gunther aber dem Verlangen durch die Erklärung ausgewichen ist, er könne seinen bedeutendsten Vasallen nicht entbehren.

Dritte Szene. Gunther und Hagen bleiben, während der Trauerzug abgeht. Hagen erklärt sich entschlossen zu einer neuen argen Tat. Den reichen Schatz, welchen Siegfried der Witwe nachgelassen, den Nibelungenhort, will er rauben und in den Rhein versenken, denn Chriemhilde hat zuletzt noch ihre einzige Hoffnung darauf gesetzt, durch große Freigebigkeit Freunde an dem Hofe zu gewinnen, die sie an dem Mörder rächen sollen. Der schwache Gunther, zuerst noch von Mitleid bewegt, läßt sich zu dieser neuen Untat bestimmen und beide gehen mit dem gegenseitigen Versprechen, bis in den Tod zu verschweigen, wo der Schatz liege, hinweg, um ihren Entschluß sogleich auszuführen.

Vierte Szene. Ein Zimmer im Palaste. Chriemhilde in tiefer Trauer; ein Knappe kündigt ihr den Raub an; sie verändert ihre Züge, bleibt aber stumm und steinern. Schmerz und Wut arbeiten innerlich und finden keine Worte mehr. Jetzt erscheinen

ihre Brüder; Giselher sucht sie von Herzen, Gunther in seiner gewohnten halb redlichen, halb treulosen Art zu trösten; da wird eine Botschaft angemeldet, die von dem großen Hunnenkönig Etzel kommt. Man befiehlt die Boten einzulassen.

Fünfte Szene. Der edle Rüdiger erscheint mit glänzendem Gefolge und trägt die Werbung Etzels vor. Chriemhilde, stumm vor Bewegung, bedeutet nur mit der Hand, daß ihr jeder Gedanke näher liegt als der einer zweiten Vermählung. Vergebens dringt Gunther in sie. Jetzt tritt ihr Rüdiger näher und flüstert ihr zu, ob sie wohl geheimes Weh habe? Er gelobe ihr Hilfe und Rache. Bei diesen Worten blitzt ein Gedanke in ihr auf: die arme Witwe am Hofe zu Worms ist wehrlos, aber Etzels Gemahlin, die über Unzählige und über des edeln Rüdigers noch besonders zugesicherte Hilfe verfügt, nicht. Sie tritt wieder zu den übrigen und gibt ihr Jawort. Die Boten treten ab, und Chriemhilde auch. Auch in dieser Szene darf sie fast nichts sprechen, singen gar nichts; das Drohende und Gefährliche ihrer innern Gedankenwelt soll durch Winke doppelt furchtbar wirken. Während sich alles entfernt, bleibt Hagen noch einen Moment zurück und blickt stumm den Abgehenden nach; Miene und Gebärde zeigen an, daß er die Gründe von Chriemhildens Einwilligung versteht, aber auf jede Zukunft gefaßt ist.

Der vierte Akt umfaßt das letzte Stadium, das zur Schlußkatastrophe führt. Erste Szene. Die Nibelungen (dieser Name, im Nibelungenliede vergessen und erst gegen Ende wieder hervortretend, ist in der Oper von Anfang an als der Name des burgundischen Königshauses zu Worms und ihrer Vasallen angenommen) empfangen versammelt die Boten von Etzel, die Spielleute Werbel und Swemmel, welche die Einladung nach Hunnenland in fröhlichen Tönen ausrichten. Etzels Sehnsucht, seine Schwäger zu sehen, Chriemhildens Sehnsucht, die Brüder wieder zu umarmen, wird als Motiv ausgesprochen. Gunther ist unentschlossen. Hagen rät nach allen Kräften ab und spricht aus, daß sie alle in den Tod reiten würden. Ihm stimmt Rumold der Küchenmeister bei; es ist von Interesse, diese Figur, die in andern Denkmalen unserer Heldensage derb humoristisch erscheint, nicht auszulassen; er rät munter, lieber bei Schüsseln und Töpfen im Frieden

zu Hause zu bleiben. Giselher aber, der Liebling seiner Schwester, rät eifrig zu der Fahrt und wirft Hagen vor, er rate aus Schuldbewußtsein ab. Jetzt erscheint dieser in seiner Größe, indem er erklärt, wenn man nicht abstehe, so sei er der Erste, der fest und gefaßt dem Schicksal entgegengehe. Ja jetzt dringe er auf die Fahrt. Jener hohe antike Sinn, der das Schicksal in seiner finsteren Größe kennt, aber ohne Zittern und ohne Verdruß in seinen Abgrund schreitet, muß hier seinen Ausdruck finden. Die Fahrt wird beschlossen.

Zweite Szene. Das Ufer der Donau, deren angeschwollene Wogen man brausen hört. Hagen in voller Rüstung tritt hervor, in der Ferne zeigen sich an höheren Uferstellen Teile des Nibelungenheeres, man sieht sie ratlos auf den Strom blicken. Hagen schildert die Not um eine Überfahrt und sucht eine Furt am Ufer. Da hört er plätschern, die Stimmen der Meerweiber lassen sich hören, er raubt ihnen die Gewänder und verlangt als Bedingung der Rückgabe Prophezeiung des Ausgangs dieses Zugs. Sie verkünden ihm den gewissen Tod sämtlicher Nibelungen. Fest und männlich, wiewohl tief bewegt, nimmt er die Kunde auf. Sie geben ihm noch an, wie er dem Fährmann rufen müsse. Der rauhe Ferge kommt, nachdem Hagen die gewaltige Stimme nach ihm geschickt hat, der Streit mit ihm entspinnt sich (Aventüre 25), Hagen schlägt ihm das Haupt ab, ist nun im Besitze der Fähre, ruft die Seinigen herbei und verkündigt ihnen, was die Meerweiber gewahrsagt. Zuerst tiefes Schweigen, dann entschlossener Zuruf, doch nicht von der Fahrt abstehen zu wollen. Man sieht noch, wie er die erste Schar über den Strom rudert. Es bedarf keines Wortes über die ungeheure musikalische Gewalt dieser ganzen Szene, wozu das finstere Bild des wilden Stromes, der trübe, graue Tag stimmt.

Dritte Szene. Die Burg zu Bechlaren. Rüdiger bewirtet die Reisenden, verlobt seine Tochter dem Giselher, schließt Waffenbrüderschaft mit den Nibelungen, welche beim Abschied mit Geschenken besiegelt wird, einem Waffenkleid für Gunther, einem Schwert für Gernot, einem Schild für Hagen usw. (s. Aventüre 27). Diese Zwischenhandlung darf in der Oper nicht fehlen, sonst gienge die schwere Kollision verloren, in welche Rüdiger später gerät, da Versprechen und Lehnstreue ihn für Chriemhilde kämpfen, Schwur der Freundschaft und Verschwägerung sich wenigstens neutral halten

heißen. Ebendaher darf Giselher in der Oper keinesfalls wegbleiben; er spielt ohnedies eine wichtige Rolle bei der Annahme der Einladung nach Hunnenland.

Vierte Szene. Empfang der Nibelungen durch Chriemhilden in Hunnenland, vereinigt mit dem herrlichen Auftritt „Wie sie der Schildwacht pflagen" (Aventüre 30). Lokal: Links, vom Profil gesehen, das Portal von Etzels Burg. Über diesem eine Zinne. Im Angesicht des Zuschauers, in der Front ein Nebenpalast, bestimmt, die Nibelungengäste aufzunehmen. Im Anfang der Szene erscheinen auf der Zinne Etzel und Chriemhilde, in die Ferne blickend nach den heranziehenden, aber noch nicht sichtbaren Nibelungen. Chriemhilde, da sie alle in voller Rüstung sieht, drückt in wenigen Lauten die Gefühle aus, welche die letzte Strophe von Aventüre 27 enthält, während der arglose Etzel nur herzliche Freude zu erkennen gibt. Inzwischen steht Dieterich von Berne mit seinem greisen Waffenmeister Hildebrand unter dem Portale, beauftragt, die Gäste zu empfangen. Im Momente, wo sie auf der andern Seite der Bühne mit Rüdiger, der sie von Bechlaren an begleitet hat, erscheinen, tritt er ihnen entgegen, begrüßt sie und antwortet ihnen auf ihre flüsternde Frage, ob Chriemhilde noch immer den Siegfried beweine, mit einem bedenklichen, warnenden Winke. Inzwischen ist Chriemhilde mit Etzel herabgestiegen und steht unter dem Portale. Nun der in Aventüre 28 so bedeutungsvoll gezeichnete Empfang. Schweigend weist sie die dargebotene Hand Gunthers (und Gernots) ab, nur Giselher begrüßt sie mit Handschlag und Kuß. Hagen bemerkt dies, tritt auf das Proszenium und schnallt schweigend seinen Helm fester (Aventüre 28, Strophe 1675). Hierauf herzlichere Begrüßung Etzels. Die drohenden Reden, die im Liede nun sogleich zwischen Chriemhilde und Hagen gewechselt werden, fallen weg, um die Kraft auf einen späteren Auftritt zwischen beiden zu sparen. Es ist spät abends, die Gäste wünschen sogleich ihre Wohnung zu beziehen und werden nach dem anliegenden, oben genännten Gebäude gewiesen. Knappen, durch einen Wink Chriemhildens hiezu angewiesen, wollen ihnen die Waffen abnehmen, sie dulden es aber nicht. Etzel, Chriemhilde, Dietrich usw. ziehen sich in den Palast zurück, die Hauptschar der Nibelungen ist in das Gebäude getreten, Gunther (Gernot), Giselher, Hagen, Volker stehen noch

haußen und drücken, Giselher besonders, bange Besorgnis eines nächtlichen Überfalls aus. Da vereinigen sich Hagen und Volker im Schwure ewiger Waffenbrüderschaft, und beschließen, die Schlafenden zu bewachen. Alle andern ziehen sich zurück. Es ist tiefe Nacht geworden, und nun folgt die herrliche, für die Oper ganz geschaffene Szene der Schildwacht (Aventüre 30). Volker lehnt den Schild an die Wand und: „suozer unde senfter gigen er began, do entswebete er an den Betten vil manegen sorgenden Man". Dann tritt er in das Haus, versichert sich, daß alle schlafen, und waffnet sich wieder völlig; mit drohendem, anschwellendem Gemurmel schleicht eine Hunnenschar heran und wird von den getreuen Wächtern zurückgeschlagen.

Fünfte Szene. Der wahrhaft erhabene Auftritt der Aventüre 29 („Wie er niht gen ir ufstuont") geht im Liede der nächtlichen Schildwacht voraus. Hier lasse ich ihn nachfolgen, teils um die theatralische Anordnung zu erleichtern, teils weil er besonders bedeutungsvoll die letzte Station vor dem völligen Ausbruch der blutigen Katastrophe bezeichnet. Ich bitte jeden musikalisch Begabten, nur die Aventüre 29 zu lesen und dann sich zu fragen, ob ihm nicht alles von selbst zu einer Tonwelt sich gestaltet. Zur Anordnung der Schaubühne ist so viel zu bemerken. Es ist allmählich Tag geworden. Hagen und Volker setzen sich auf eine Bank vor dem Saale, um zu ruhen. Da hört man von ferne dumpf anschwellende, murrende, drohende Töne einer großen Menschenmasse. Hagen und Volker erneuern ihren Schwur, sich nicht zu verlassen. Volker will die Freunde wecken, aber Hagen in seinem Heldengefühle duldet es nicht. Jetzt erscheint von der Seite Chriemhilde an der Spitze einer großen bewaffneten Hunnenschar, und zeigt, zu ihnen gewandt, mit drohendem Finger auf Hagen. Sie gebietet hierauf den Kriegern, stille zu stehen und das Bekenntnis seiner Schuld aus Hagens eigenem Munde zu vernehmen; sie kenne seinen Trotz genug, um zu wissen, daß er nicht leugnen werde (Strophe 1709). Inzwischen saßen Hagen und Volker schweigend, bewegungslos, zwei ernste, stille, große Heldengestalten, wie in Erz gegossen. Hagen hat das große Schwert, das er Siegfried genommen, ruhig über seine Schenkel gelegt, Volker hat ebenfalls sein Schwert von der Bank, wo es lag, an sich gezogen und stützt ruhig die Hand

auf den Knopf des Griffes. Da Chriemhilde auf sie zugeht, fordert Volker den Hagen auf, vor der Königin sich zu erheben, dieser weist es trotzig ab. Chriemhilde tritt ihm vor die Füße, wirft ihm seine Verbrechen vor, er gesteht sie mit erhabener Festigkeit unerschütterlicher Überzeugung (die großen Worte: ich bin's et aber Hagne usw. Aventüre 29, Strophe 1728). Jetzt tritt sie wieder zu ihren Hunnen, die Schuld ist gestanden, Hagen soll jetzt die Strafe finden, sie hetzt die Schar gegen ihn, aber unschlüssig umsummen die Hunnen die beiden immer gleich unbewegten Männer und verlieren sich endlich. Jetzt treten diese ins Haus zurück, um nach solchen offenen Beweisen feindlichen Sinnes die Ihrigen aufs neue zur Vorsicht zu ermahnen. Während Chriemhilde zitternd vor Wut allein steht, tritt ihres Gemahls Bruder Blödelin zu ihr und fragt sie nach dem Grund ihrer Leidenschaft. Jetzt ist sie entschlossen, Freund und Feind zu opfern, auf ihre Versöhnung mit Gunther, ihre Liebe zu Giselher keine Rücksicht zu nehmen, einen Sturm zu beschwören, wo keine Unterscheidung mehr ist, und die Nibelungen sollen noch diesen Tag, wenn sie alle im Palaste speisen, von einem überlegenen Hunnenheer überfallen, aber damit ihre Kriegsknechte sie nicht unterstützen, diese sämtlich in dem besonderen, abgelegenen Gebäude, wo sie wohnen, über dem Essen niedergemacht werden. Dazu läßt sich Blödelin bereit finden, da ihm Chriemhilde als Lohn die schöne Witwe Rudungs zur Gemahlin verspricht (Aventüre 31).

Fünfter Akt. Schluß-Katastrophe, ungeheurer blutiger Durchbruch des Schicksals im entfesselten Sturme aller musikalischen Kräfte. Erste Szene. Großer Saal in Etzels Palast. Die Nibelungen mit möglichst großem ritterlichen Gefolge sitzen zu Tisch mit Etzel, Chriemhilde, Dieterich, Rüdiger und einer reichen Umgebung hunnischer Großen. Man führt Chriemhildens Kind Ortlieb*) herein, und eben ist Chriemhilde und Etzel, Gunther (Gernot), Giselher zärtlich liebkosend mit ihm beschäftigt, da erscheint

*) Vor der Einheit der Zeit bedarf es keines so großen Respekts, um sich daran zu stoßen, daß seit dem dritten Akte Chriemhilde dem Etzel einen Knaben geboren haben soll. Übrigens kann die Oper von der boshaften Absicht, womit Chriemhilde das Kind zur Tafel kommen läßt (Aventüre 31 V. 20) absehen. Das Kind wird eingeführt, um die Pause vor Dankwarts Eintritt zu füllen, und als erstes Opfer von Hagens Kampfwut.

unter der Tür im Hintergrund eine schreckliche Gestalt: es ist Dankwart, unter dessen Aufsicht die Knechte aßen; alle sind erschlagen, er allein hat sich durchgehauen und tritt nun mit blankem, blutigem Schwerte, die ganze Rüstung von Blut beronnen, unter die Tür; furchtbar erschallt seine Stimme, indem er den Nibelungen das Ereignis verkündet und sie aufruft, schnell sich zur Rache und Notwehr zu erheben. Sogleich fährt Hagen auf, haut Chriemhildens Kind, seinen Hofmeister, Werbel und Swemmel nieder; ein Moment, und alles ist im wilden Handgemenge. Etzel und Chriemhilde flehen Dieterich um Schutz, dieser, für seine Person entschlossen, neutral zu bleiben, springt auf einen Tisch, seine Stimme schallt „alsam ein Wisandes-Horn", er begehrt einen kurzen Waffenstillstand, um Etzel und Chriemhilden aus dem Saale zu führen, Gunther gewährt es ihm, er führt die Zitternden hinaus. Ihm schließt sich Rüdiger mit Gefolge an, der weder für noch gegen die Nibelungen fechten kann, ohne sein Gewissen zu verletzen. Kaum haben diese den Saal verlassen, so beginnt das Kampfgewühl von neuem und ruht nicht, bis alle im Saale anwesenden Hunnen gefallen sind. Es wird stille, die Nibelungen ruhen müde auf ihren Schilden. Diese schöne Gruppe der ruhenden, neuer Kämpfe gewärtigen Streiter muß sich tiefer im Grunde des Saales sammeln, wohin zuletzt der Kampf sich um so mehr gedrängt hat, weil es zugleich galt, neue, hereindringende Scharen abzuwehren und die Hunnen, die im Saale befindlich sind und hinausdrängen, zurückzuhalten; ich mache aber darauf aufmerksam, weil jetzt für einen Wechsel der Dekoration der Vordergrund gewonnen werden muß.

Zweite Szene. Rüdigers rührender Kampf mit sich, sein Eintritt in den Streit, sein Tod. Zunächst einige Vorbemerkungen. Es versteht sich, daß das lang gedehnte, immer neu beginnende Getümmel physischen Kampfes nicht auf die Bühne gehört, und daß es auf wenige Hauptmomente zu beschränken ist. Daher gibt die Oper nur eine Szene des Kampfes in unmittelbarer Anschauung, im vorhergehenden Auftritt; das übrige fordert eine andere Anordnung, welche so beschaffen ist, daß man nur von ferne den Lärm des Streites hört. Daher fällt Irings Kampf (Aventüre 36) weg, und werden nur die wesentlichsten Auftritte hervorgehoben, Rüdigers Kampf, der Kampf von Dieterichs Mannen, Dieterichs Sieg über

Hagen und Gunther. In der vorliegenden zweiten Szene nun hat die Dekoration gewechselt, und stellt wieder das Lokal von Akt IV, Szene 4 und folgenden dar. Das Gebäude, worin die Nibelungen wohnen und kämpfen, steht also im Hintergrund; eine Treppe führt in zwei Armen zu seinem Eingang, in diesen dringen diejenigen ein, welche mit den Nibelungen streiten wollen, und man hört das Klirren und Tosen des Streites wie aus einer Vorhalle, welche hinter diesem Eingange angenommen wird. Die Nibelungen können sich nicht ins Offene herauswagen, weil sie sonst umzingelt und von der Übermacht erdrückt würden.

Jetzt stehen sie höhnend und herausfordernd auf der Treppe und unter den Fenstern. Rüdiger erscheint, Etzel und Chriemhilde bestürmen ihn, zu fechten; jener mahnt an die Vasallenpflicht, diese an das Akt III, Szene 5 gegebene Versprechen, er dagegen beruft sich auf seine Waffenbrüderschaft, seine Verschwägerung, seine Pflichten als Geleitsmann der Nibelungen von Bechlaren bis Hunnenland. Schrecklicher innerer Kampf des edlen Mannes, der im Liede Vater aller Tugende heißt, dessen Herz „Tugende biert wie der junge Maie Bluomen". Endlich siegt die ältere Pflicht, er ist zum Streit entschlossen, ruft seine Mannen herbei, und die Arme auf den Schild gestützt eröffnet er jenes unendlich rührende Gespräch mit den Nibelungen, deren Ton aus drohendem Trotze plötzlich in Weichheit übergeht, da sie sehen, daß sie mit dem liebsten Freunde streiten sollen. Hier soll der tiefste Ton deutscher Innigkeit vernommen werden. Rüdiger wünschte lieber tot zu sein; sie zeigen ihm die Geschenke her, die er ihnen in Bechlaren gegeben, das Schwert, mit dem sie nun ihn selber töten sollen usw. Hagen zeigt den geschenkten Schild, er ist zerhauen, Rüdiger schenkt ihm jetzt seinen eigenen. Die rauhen Helden schämen sich der Tränen nicht. Giselher, der Verlobte seiner Tochter, mahnt ihn an dies schöne Band, Rüdiger fleht ihn, nach seinem Tode nicht die Tochter die traurige Pflicht des Vaters entgelten zu lassen. Hagen und Volker versprechen noch, den Kampf mit ihm selbst zu vermeiden. Jetzt stürzt sich Rüdiger mit seinen Mannen in den Eingang des Hauses. Man hört das Tosen des Kampfes. Dumpfes Stillschweigen der Erwartung unter den Personen auf der Bühne. Nach einiger Zeit wird es still. Rüdigers Leichnam wird aus dem

Hause getragen, doch nicht ganz auf die Vorderbühne; denn die Nibelungen behalten ihn zurück. Unendlicher Klagegesang ertönt. Auch seine Mannen sind sämtlich erschlagen.

Dritte Szene. Es ist hier eine Veranlassung, die Dekoration wieder zu wechseln, welche zu benützen um so zweckmäßiger ist, damit das Gemüt und die Sinne von dem Getöse und den Schauerszenen des wilderen Ausbruchs der Wut sich erholen und auf die letzten schrecklichsten Auftritte Kraft und Frische sammeln. Ein Burgzimmer; Dieterich, der Held der Besonnenheit, berufen zum Werkzeug der letzten vollstreckenden Gerechtigkeit, tritt auf. Man hört durch die offenen Fenster die durchdringenden Laute der Klage um Rüdiger. Helferich tritt ein und meldet ihm die Ursache, Rüdigers Tod. Dieterich begreift ihn nicht, da Rüdiger neutral bleiben wollte, wie er selbst. Er bestellt seine Mannen, d. h. die auserlesensten, Hildebrand und den wilden Wolfhart an ihrer Spitze, und trägt ihnen auf, zu fragen und Rüdigers Leichnam zu verlangen. Er verbeut ihnen aufs strengste den Streit, aber aus der aufgeregten Haltung Wolfharts errät man leicht, daß die Kampflust sich nicht bezwingen lassen wird. Sie treten ab. Dieterich bleibt allein, gibt seinem Schmerz über diese ganze tragische Entwicklung, aber auch seinem Abscheu über Chriemhildens wachsende Verwilderung Worte, und setzt sich dann wartend an ein Fenster. Man hört zuerst erneuten Klagelaut von ferne, dann erneutes dumpfes Kampfgetöse; Dieterich erkennt in jenem die Klage seiner Mannen um Rüdiger, aus diesem schließt er nur, es müssen neue Hunnenscharen in den Kampf geschickt sein. Nach einiger Zeit wird es stille. Durch das Fenster sieht man den Widerschein einer Feuersbrunst am Horizont. Jetzt erscheint wankend, sich kaum aufrecht erhaltend, der greise, schwer verwundete Hildebrand, stellt sich schweigend vor Dieterich, und dieser fragt tropfenweise die Schreckensnachricht aus ihm heraus, wie seine Mannen sich reizen ließen zum Kampfe und außer Hildebrand alle gefallen sind („Was ihr habt der Lebenden, die seht ihr bei euch stahn, das bin ich Seelen-alleine, die andern, die sind todt"). Zugleich erzählt aber auch Hildebrand, daß, während noch der Streit dauerte und die Amelungen beinahe alle schon gefallen waren, die wilde Chriemhilde Feuer in das Haus werfen ließ, daß außer Gunther und

Hagen alle Nibelungen teils erschlagen, teils verbrannt sind und diese beiden todesmüd vor dem Hause stehen. — So glaube ich die zur Schilderung von Chriemhildens wachsender Wut unentbehrliche Tat, daß sie das Haus in Brand stecken läßt, aufnehmen zu können, ohne die ohnedies überschwellende Masse der Szenen noch mehr zu häufen. — Dieterich beklagt in seiner epischen Weise (Aventüre 38) den Tod seiner Mannen. Die Musik muß den altertümlichen, volksmäßigen Ton hier und überhaupt mit vollem Gefühl für diese uralt einfache Welt wiedergeben. Jetzt kann aber Dieterich nicht länger neutral bleiben, er läßt sich waffnen und geht ruhig entschlossen ab, die Strafe zu vollziehen.

Vierte Szene. Die alte Dekoration. Vor dem innen ausgebrannten, noch glostenden Hause stehen, auf ihre Schilde gestützt, zwischen Leichnamen, still und finster Gunther und Hagen. Dieterich in seiner ruhigen Größe tritt vor sie, fordert Rechenschaft, verspricht ihnen sicheres Geleite nach Hause, wenn sie sich ergeben, sie antworten groß und stolz, wie sollten sich zwei so kühne Männer ergeben, die noch so wehrlich gewaffnet vor dir stehen? (Aventüre 39, Strophe 2275) Jetzt beginnt er den Kampf, der aber um so weniger zur Darstellung gebracht werden kann, da er vom Schwert in einen Ringkampf übergeht. Im Augenblicke, wo dieser Streit anfängt, wechselt die Szene.

Fünfte Szene. Ein Kerker. Chriemhilde tritt ein. Hinter ihr Dieterich und Hildebrand, welche Hagen und Gunther gefesselt bringen. Dieterich hat es für Pflicht gehalten, ihr beide als die Mörder ihres Gemahls zu übergeben, aber er ermahnt sie jetzt, die Gefangenen nicht unedel zu behandeln. Chriemhilde antwortet nicht. Zuerst läßt sie Gunther durch den Gefängniswärter, der geöffnet hat, in einen andern Kerker abführen. Jetzt tritt sie vor Hagen. Sie verlangt von ihm die Zurückgabe des Nibelungenhorts. Er erklärt fest, er habe geschworen, so lange einer seiner Herren lebe, zu verschweigen, wo er ihn verborgen. Sie geht schweigend ab und kehrt nach kurzer Zeit zurück. Sie trägt das blutende Haupt des Bruders an den Haaren, sie erscheint kraß verstört, zur Meduse umgewandelt. Sie hält das Haupt dem Hagen unter die Augen. Er antwortet die großen Worte voll Gefühl des Schicksals: „du hast es nach deinem Willen viel gar zu Ende bracht,

und ist auch alles ergangen, als ich mir hatte gedacht; nun ist von Burgonden der edele König tot, Giselher der junge und auch Herr Gernot; den Schatz den weiß nun niemand, als Gott und ich, der soll dir, Teufelinn, immer wohl verholen sein". Während Dieterich und Hildebrand vor Entsetzen noch starr zurückstehen, reißt sie in einem Nu Siegfrieds Schwert dem Gefesselten, Wehrlosen von der Seite, und mit dem Ausruf, „so will ich doch behalten Siegfrieds Schwert" usw. (Aventüre 39, Strophe 2309) stößt sie ihn nieder. Jetzt bricht Dieterichs empörtes Gefühl des sittlichen Maßes in mächtigen Worten und Tönen aus und auf einen Wink von seiner Hand haut Hildebrand die Chriemhilde nieder. Schluß: Etzel stürzt herbei, wirft sich klagend auf Chriemhilde; Dieterich beklagt die Helden und spricht in wenigen großen Worten den blutigen Gang des Schicksals aus, das durch das Ganze gieng.

Dies wäre denn ein schwacher Versuch von ganz ungeübter Hand, einen ungeheuren Stoff zu bewältigen. Unter allen Mängeln, die ich an diesem Versuche bemerke, ohne eine Abhilfe zu wissen, ist dies der größte, daß Chriemhildens Rolle die Kraft nicht von einer, sondern von zehn Kehlen fordert. Ich wollte nur keinen Moment auslassen, worin sie bedeutend ist. Freilich kommt mir jede Szene, worin sie nach diesem Schema auftritt, nicht nur bedeutend, sondern wesentlich und unentbehrlich vor. Doch nicht nur Chriemhildens Rolle, sondern die ganze Oper, dies fällt sogleich in die Augen, würde nach diesem Plane übermäßig groß, und doch wüßte ich nichts wegzulassen, ohne eine Schönheit, ohne ein erklärendes Motiv zu opfern. Ein Geübterer als ich würde vielleicht dennoch Rat wissen. Sollte aber nicht zu helfen sein — und ich zweifle selbst daran —, so wäre es gar nicht untunlich, die Oper in zwei Teile zu trennen und diese an zwei aufeinanderfolgenden Abenden aufzuführen. Der erste Teil würde die zwei ersten Akte umfassen und mit Siegfrieds Tod schließen, der die erste, zum Folgenden wieder als Exposition sich verhaltende Katastrophe bildet. Rat würde gewiß auf diesem oder einem andern Wege werden; hätten wir nur erst die Hauptsache, den Komponisten.

(Kritische Gänge, Tübingen, Fues 1844, II. Band.)

Der Krieg und die Künste.
Vortrag am 2. März 1872 im Saale des Königsbaues zu Stuttgart gehalten.

Vorwort.

Eine Rede ist schon Wortes genug, man pflegt ihr nicht auch ein Vorwort beizugeben. Ich tue es, um zu erklären, warum ich diesmal von einem Grundsatz abweiche, dem ich bisher mit zwei Ausnahmen immer gefolgt bin. Zur Rechtfertigung gegen entstellende Gerüchte habe ich die bekannte Inauguralrede im Jahre 1845, auf dringendes Zureden mehrerer Freunde die in Zürich am Schillerjubiläum 1859 gehaltene Festrede dem Druck übergeben, sonst aber zu diesem Schritte mich niemals entschließen können*). — In dem Gebiete, von dem es hier sich handelt, den öffentlichen Vorträgen vor gemischtem Städtepublikum, ist eine Gattung stark vertreten, welcher ich ihr Recht, zu bestehen, natürlich nicht bestreite; es sind Vorträge lehrhaften Inhalts; sie werden gewöhnlich geschrieben, meist abgelesen; ob der Styl und der mündliche Vortrag rhetorisches Leben habe, darauf kommt nicht allzuviel an, und da der Zweck darin besteht, Kenntnisse in gemeinfaßlicher Form mitzuteilen, so ist es nur natürlich, daß solchen der Abhandlung mehr oder minder verwandten Arbeiten durch den Druck eine weitere Verbreitung gegeben wird. Die Gegenstände meiner Studien bringen es mit sich, daß ich, wenn ich veranlaßt bin, vor einem größeren Kreis aufzutreten, einen andern Zweck im Auge habe, nämlich, nicht einen Lehrvortrag, sondern eine Rede zu halten, die wirklich eine Rede ist. Wer weiß, was er darunter zu verstehen hat, dem brauche ich nicht erst zu beweisen, daß hier die Form ebenso wesentlich als der Inhalt, ja von ihm gar nicht zu trennen ist. Form aber heißt nicht nur Aufbau,

*) Jene ist hier, in der 2. Auflage der Kritischen Gänge, Bd. I, diese in der Neuen Folge von Altes und Neues (Stuttgart, Bonz, 1889) von neuem publiziert worden. A. d. H.

Darstellungsweise, Styl, sondern namentlich und recht ausdrücklich ist dabei an den Vortrag durch die lebendige Stimme zu denken. Eine Rede wirkt durch dies sinnliche Medium, sie lebt nur in ihm; alles muß darauf berechnet, von dem Gesichtspunkte aus überdacht sein, wie es durch das Gehör an die Vorstellung, an Gefühl und Phantasie gelangen, wie es auf diesem Wege den ganzen innern Menschen ergreifen soll. Sie darf daher nicht geschrieben und auswendig gelernt sein, geschweige denn abgelesen werden; es würde sie töten, wäre sie auch noch so gut angelegt; Auswendiggelerntes vortragen ist eben auch nur eine Art von Ablesen; das Blatt, von dem abgelesen wird, ist das Gedächtnis, der Zuhörer fühlt dies leicht durch, denn alles bekommt ein gewisses mechanisches Gepräge, und keine Bemühung des Redners kann diesen Stempel verwischen. Doch es ist unrichtig, wenn ich annehme, eine Rede könne in diesem Falle doch gut angelegt sein; sie ist gar nicht lebensfähig empfangen, wenn nicht das Durchdenken des Inhalts von Anfang bis Ende von dem Gedanken geleitet wird: wie wird es erscheinen, wie wird es lauten, wenn du droben stehst und sprichst? Nur ein Unverständiger könnte hier einwenden, daß mit solchem Berechnen auf die Wirkung Frische und Wärme unvereinbar sei; es kann in diesem Vorwort nicht meine Aufgabe sein, zu beweisen, was für Denkende keines Beweises bedarf: daß Natur und Kunst, daß redlicher Eifer für die Sache und Absehen auf die Form gar wohl zusammenleben können. In dem Gespräche zwischen Faust und Wagner, wo der eine sagt: wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen usw., der andere das Glück des Redners im Vortrag sucht, haben beide recht und in der Trennung und Entgegenstellung beide unrecht. Kurz, daß der Redner mit seinem Innern, mit seinem ganzen Selbst sich in seinen Gegenstand geben, mit seiner Seele darin und dabei sein muß, daß der Zuhörer es gar wohl spürt, wenn derselbe sein Ich außerhalb der Sache hält und in diesem Fall immer kalt bleibt: dies ist eine Voraussetzung, die sich so von selbst versteht, daß ich mich bei ihr gar nicht aufzuhalten habe und nur die andere Seite der Aufgabe, die Formfrage mich hier beschäftigen kann.

Bleibt also Streben nach lebendiger Wirkung das erste Gesetz für den Redner, so ist doch schon aus dem bisher Gesagten zu entnehmen, daß ich dabei nicht an Improvisieren denke. In einer Debatte, in

manchem bewegten Momente mag geflügeltes, nicht vorher überdachtes Wort wohl gelingen und wirken, eine eigentliche Rede aber, da sie Kunstform ist, will wohl überlegt und vorbereitet sein. Auch das Niederschreiben ist durch die obigen Bemerkungen keineswegs ganz ausgeschlossen. Einen logischen Bau bringt man nicht zustande, wenn dem Denken nicht die Feder, die Fixierung für das Auge zu Hülfe kommt. Der Redner wird sich eine sorgfältig gegliederte, mit Unterscheidungszeichen wohl versehene Disposition schreiben, die optische Fixierung wird ihm nachher im freien Vortrag wesentliche Dienste leisten; er wird sich mitten im Sprechen innerlich mahnen: vergiß nicht, was auf der Disposition bei dem und jenem Zeichen steht! Man irrt sehr, wenn man meint, er bedürfe solcher Hilfen nicht, in jedem Momente ist er der Zerstreuung durch fremde Gedankenreihen ausgesetzt, die sich an die zufälligen Wahrnehmungen des Auges unter dem Sprechen knüpfen können. — Am Faden dieser geschriebenen Skizze wird er den ganzen Inhalt gründlich durchdenken, an den wichtigsten Stellen sich sogar auf die zu wählenden Ausdrücke besinnen und sich dieselben einprägen, er wird die ganze Rede mehr als einmal sich innerlich vorsprechen, doch ja nicht bis in alle Einzelheiten, vielmehr muß innerhalb des bestimmten Rahmens dem Einfall des Moments, dem frisch aus dem Innern quellenden Worte freier Raum in vollem Maße übrigbleiben.

Für was nun einen so entstandenen Vortrag, für was eine Rede, deren ganzer Wert, wenn sie einen hat, in der lebendigen unmittelbaren Wirkung besteht, in die Presse geben? Sucht man sie aus dem Gedächtnis wiederherzustellen, so bekommt man so recht zu erfahren, daß Sprechen und Schreiben zwei verschiedene Dinge sind, darauf muß ich weiter unten noch zurückkommen. Ist diese Arbeit notdürftig vollbracht und geht nun, was nur bestimmt war, als bewegter und bewegender Ton durch das Ohr an die Seele zu dringen, Schwarz auf Weiß in die Welt und muß es dem Auge, durch das Auge dem weisen Verstande stillhalten, so ist sicher zu erwarten, man werde den armen Verhafteten auf sein Wissen, Denken und Erkennen verhören und dann finden, daß dessen doch eigentlich sehr wenig sei, wie ich dies bei der erwähnten Schillerrede erfahren habe, wo mir ein kritischer Leser bemerkte, es seien doch eigentlich keine neuen Gedanken darin; und zwar mit vollem Recht, denn die Rede

wollte bewegen, und da sie gedruckt war, sah sie aus, als wolle sie belehren. Und hiemit ist im Grunde alles schon gesagt, was über den Widerspruch mit sich selbst zu sagen ist, in welchen ein Redner sich begibt, wenn er seinen Vortrag drucken läßt.

Wenn ich denn erklären soll, warum ich gegen mein eigenes besseres Wissen handle, befinde ich mich in der beschwerlichen Lage, von einem Naturzufall sprechen zu müssen, welcher an sich der Erwähnung wahrhaftig nicht wert wäre. Es will mir selber etwas komisch erscheinen, und ich habe nur die Bitte, man möge Nachsicht üben, wenn einer, der sich Mühe gegeben hat und durch den Kobold Heiserkeit um die Frucht dieser Mühe betrogen ist, sich von der Menschlichkeit beschleichen läßt, besagtem Kobold dafür, daß er ihm seine Rede totgeschlagen hat, nachträglich einen Stoß mit dem Preßbengel zu versetzen. Doch am Ende ist es erst noch ein instruktiver Beitrag zur Beleuchtung der obigen Sätze von der Natur einer wahren und wirklichen Rede, wenn ich ein wenig darauf eingehe, wie eine solche durch einen so dummen Naturzufall rein um ihre Wirkung gebracht werden kann. — Unendliche kleine Pausen neben den etwas größeren mußten gemacht werden, um die Stimme ruhen zu lassen; das belief sich unvermerkt auf eine ganze Stunde, und so mußte, was ich gewohnt bin bei andern scharf zu tadeln, starke Überschreitung der Zeit, gerade mir widerfahren, indem ich die Zuhörer durch dritthalbstündiges Sprechen ermüdete. Man wird mir, wie die Rede nun im Druck vorliegt, kaum glauben, daß sie mit der Sicherheit vielfacher Erfahrung auf anderthalb Stunden bemessen war; das Niederschreiben bringt notwendig eine bedeutende Dehnung mit sich; der freie Vortrag hat, wie sorgsam er überdacht sein mag, immer noch etwas von der Herbe, dem Unverarbeiteten der Natur an sich, was dem Redner selbst erst zum Bewußtsein kommt, wenn im Raum sichtbar vor ihm steht und vor der prüfenden Betrachtung verweilt, was er in der raschen Aufeinanderfolge von Zeitmomenten an das Gehör gerichtet hat. Da haben gewisse Mittelglieder im Gedankengang gefehlt: die Lücken müssen ergänzt werden; dort war ein Ausdruck, eine Reihe von Ausdrücken nicht mit der nötigen Sorgfalt gewählt, es muß zu edleren Formen gegriffen werden, und dies führt wohl auch zum Feilen, doch öfter noch zum Häufen und Erweitern; auf Wohlklang im Tonfall der Sätze konnte

im Drange des Augenblicks nur nebenher geachtet werden, damit muß ganz anders Ernst gemacht werden, wenn das innere Gehör die niedergeschriebenen Worte auf seine feine Wage legt, und auch daraus ergeben sich mehr Dehnungen als Kürzungen. Es versteht sich, daß diese Mängel des freien Vortrags mir nur sehr ungenau im Gedächtnis sind; ich habe keinen Stenographen aufgestellt; es schwebt mir eben dunkel vor: dies und das wird hart, unvermittelt, uneben gelautet haben. Wer aber stenographierte freie Reden liest, der wird mich ganz verstehen: fast Satz für Satz wird er sich überzeugen, daß man so wohl sprechen, aber nicht schreiben darf. Diese Naturhärten begründen natürlich keinen Vorwurf; wäre eine gesprochene Rede ganz korrekt in der Form, so wäre sie keine freie, sondern eine auswendig gelernte, denn Freisprechen und gründlich Ausfeilen ist ein Widerspruch. Übrigens ist hiemit natürlich schon gesagt, daß man eigentliche Identität des geschriebenen Vortrags mit dem gesprochenen nicht fordern darf; nur an den Stellen, wo es dem Redner ganz besonders darauf ankam, daß der angemessene Ausdruck gewählt werde und wo er ihn genau vorgedacht sich einprägte, kann er für buchstäbliche Treue einstehen, wenn er zeitig genug an das Niederschreiben geht, um seinem Gedächtnis noch vertrauen zu können.

Wie sehr durch die genannte Störung auch die Qualität des Vortrags, die Deklamation, gelitten hat, kann sich jeder von selbst denken; ich muß es nur darum ebenfalls erwähnen, weil ich es hier mit dem zu tun habe, was sich wohl nicht jeder von selbst denkt, und dies ist die Wahrheit, daß eine Rede, welche im Vortrag die Zuhörer abgespannt hat, statt sie zu spannen und zu beleben, gar nicht zum Dasein gelangt, daß sie totgeboren ist; abspannend aber wirkt ja natürlich ebenso, ja noch weit mehr die Mattheit wie die Dehnung des Vortrags. Und hiemit stehen wir wieder bei der Frage, die ich selbst mir entgegengeworfen habe; sie ist dieselbe geblieben, obwohl sie jetzt etwas anders lautet, nämlich: wenn eine Rede durch schlechten Vortrag um ihre Wirkung gekommen ist, was wird dann dadurch verbessert, daß sie im Druck erscheint, da ja doch eben in der unmittelbaren Wirkung ihr ganzer Wert, falls sie einen hat, bestehen soll? Meine Antwort ist einfach: es gibt doch auch ein inneres Gehör, und es gibt da und dort einen guten Vorleser. Vom inneren Gehör mußte ich ja schon oben etwas sagen, und nun darf ich mich

auch auf die Poesie berufen: wie könnten wir die Sprachschönheit gelesener Gedichte fühlen, wenn nicht, wie alle unsre Sinne, auch das Gehör eine doppelte Form hätte, eine nämlich, welche den wirklichen Laut vernimmt, und eine zweite, welche ein inneres, vorgestelltes Klangbild sich erzeugt? Ist der äußere Gehörsnerv wohlorganisiert und ausgebildet, so wird der entsprechende Nerv des Gehirns bereitwillig zur Hand sein, auch das nur gesehene Wort mit der Schwingung zu begleiten, welche das gehörte im ersteren hervorrufen würde, der Leser wird die geschriebene Rede sich innerlich vorsprechen, mit jeder Hebung und Senkung, Dämpfung und Öffnung, Akzentuierung des Tons, den die lebendige Deklamation fordert, begleiten und mit sicherem Gefühle prüfen, ob er Wohlklang oder Mißklang empfindet, Seele und Feuer oder Schlaf und Kälte wahrnimmt. Nun sind dazu freilich nicht alle Naturen angetan, aber wie in andern Dingen, so sind auch hier die glücklicher Geborenen und zum Kunstgefühl Gebildeten dafür da, daß sie den dürftig Ausgestatteten und den Zurückgebliebenen aushelfen, und so darf denn eine im Sprechen verunglückte Rede auch bei guten Vorlesern noch Trost und Hilfe suchen. Vielleicht schwebt dem Leser schon lange die Frage auf der Zunge, warum ich nicht einfach auf eine bekannte Tatsache mich berufe? Haben doch Redner aller Zeiten, haben doch selbst die alten Meister der Beredsamkeit, die besser als wir neueren insgesamt wußten, daß eine Rede nur im wirklichen Laute wahrhaft lebt und auf ihn ganz berechnet sein will, sich nicht versagt, was sie für die Gegenwärtigen gesprochen, für die Entfernten niederzuschreiben, und haben sie sich doch keineswegs bloß dann dazu entschlossen, wenn etwa ein Vortrag an einem Naturzufall gescheitert war; sie haben wohl eben auch auf das innere Gehör der Leser und auf gute Vorleser gerechnet. Ich antworte: ein kümmerliches Surrogat bleibt es immer; von der Poesie unterscheidet sich die Beredsamkeit dadurch, daß jene nur darstellen, diese aber wirken, unmittelbar wirken will; eine Rede ist ein für allemal keine Schreibe. Ich füge hinzu: nach diesem Surrogat zu greifen, wird dann am meisten Grund vorhanden sein, wenn eine Rede historische Bedeutung in Anspruch nehmen darf, wenn der Redner sich bewußt ist, daß sie verdient, als Ergänzung der Taten, Ereignisse und Dokumente zu den Akten der Geschichte, künftigen Geschlechtern eine Quelle vollerer

Einsicht, gelegt zu werden. Es kann mir nicht einfallen, dem Vortrage, den ich hier der Öffentlichkeit übergebe, solches Gewicht beizulegen; doch hat mich bei der Wahl des Stoffes allerdings auch der Gedanke geleitet, es sei recht und in Ordnung, daß auch aus den Kreisen der Wissenschaft ein Wort vernommen werde, das der Stimmung der Nation in der großen Zeit, die ihr mit unserem glorreichen Krieg aufgegangen ist, den freien rhetorischen Ausdruck verleihe, der einer nicht politischen, sondern vom ästhetischen Standpunkt ausgehenden Betrachtung zusteht, ein Wort, das, vor vielen gesprochen, als eine Zusammenfassung dessen erscheinen könne, was in unendliche Vielheit zersplittert an unzähligen Orten zerstreut und vereinzelt laut geworden ist. Ich hoffe, es werde dies nicht zu stolz klingen; es will nicht sagen, daß andere es nicht auch gekonnt hätten; da kein anderer es getan, so habe ich es versucht und gemacht, so gut ich konnte. Für sich allein würde dies Motiv nicht ausreichen, aber addiert mit dem andern — dem vielleicht verzeihlichen Trieb der Rache an dem oben erwähnten Dämon — mag es wohl genügen, meinen Entschluß zu verteidigen und zu decken.

Schließlich noch ein Wort von unvermeidlichen Auslassungen. Ich habe gar manchen Künstler nicht genannt und manchen nur genannt, den ich gern erwähnt und den ich gern charakterisiert hätte. Wer mir daraus einen Vorwurf machen möchte, den bitte ich, nur zu vergleichen, wie ich es in andern Gebieten gehalten habe; vermißt er z. B. in dem Abschnitt von der Malerei etwa Pils, Yvon, bedauert er, daß ich eine ganze Reihe deutscher Schlachtenmaler nur mit ihren Namen aufgeführt habe, so wird er finden, daß ich im Gebiete der Poesie nicht nur berühmte epische Dichtungen kaum flüchtig berührt, den Roman (man denke z. B. an die gewiß höchst anschaulichen Schilderungen kriegerischer Kämpfe bei Walter Scott!) ganz übersprungen habe, daß unter dem Lyrischen das Marlbroughlied nicht erwähnt ist, daß unter den dramatischen Dichtern sogar Heinrich von Kleist fehlt. Schwer genug habe ich darauf verzichtet, all den Schmerz einer leidenden Patriotenseele, der in seiner Hermannschlacht gärt und brennt, an Luft und Licht unsrer Zeit der Erfüllung herauszuführen. Das Zeitmaß gebot eben die Beschränkung. Auch in solchen Partien, wo es sich um Begriffe, um Schärfe und um Vollständigkeit in der Untersuchung und Aufführung ihres Inhalts handelt, wird

man auf Lücken stoßen. So heißt es z. B. vom physisch-moralischen Mut, er komme wesentlich im Kriege zum Vorschein; hier sollte auch die gefahrvolle Reise für Zwecke der Entdeckung erwähnt sein; aber es hätte zu weit geführt, es mußte wegbleiben. Die Frage, warum auch das Schreckliche seinen Reiz habe, ist oberflächlich behandelt; wollte ich aber tiefer gehen, so geriet ich in eine psychologische Untersuchung, und hiemit kehrt dies Vorwort in seinen Anfang zurück: eine Rede ist keine Abhandlung, sie ist mit keinem andern Maßstab zu messen als dem rhetorischen, dem ich mich denn mit dem Bewußtsein redlicher Bemühung, doch frei vom Wahne der Tadellosigkeit, unterwerfe.

April 1872.

Es ist der Krieg überhaupt, von dem ich zu sprechen gedenke, der Krieg, darauf angesehen, welchen Stoff er der Kunst, der ästhetischen Anschauung darbiete. — Ich werde mich ganz sachlich halten, aber unnatürlich wäre es, wenn ich am Schluß mir versagen wollte, das volle Herz sprechen zu lassen über d e n Krieg, der uns in so naher, so furchtbarer und erhebender Erinnerung ist.

Es wird passend sein, von der wohlbekannten Wahrheit auszugehen, daß der Krieg ein doppeltes Angesicht hat.

Der Krieg ist roh, schrecklich, wild und verwildernd, zerstört das Wohl von Tausenden und hat schon ganze Nationen auf Jahrhunderte gelähmt, ja für immer gebrochen; der Krieg ist ein Ungeheuer mit bluttriefender Sense des Todes.

Aber der Krieg ist auch ein Wecker von ungemeinen Kräften, die sonst geschlummert hätten.

— — — „Der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks — —“

Denn

— — „Der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.“

Er vermag die Völker zur höchsten Anspannung ihrer ganzen Kraft zu spornen, zu Leistungen, die im Frieden sie selbst sich nimmer zutrauten; er hebt die Geister wohltätig aus der Niederung der Interessen, die sich an ehrenwerte Tätigkeit knüpfen, aber wenn sie in langer Friedenszeit herrschend werden, Erschlaffung, Verweichlichung zur Folge haben, —

„Der Fröner, der sucht in der Erde Schoß,
Da meint er den Schatz zu erheben;
Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt."

Der Krieg weckt den Mut. Es gibt einen physischen Mut: er ist eine angeborene Naturkraft; es gibt einen moralischen Mut: er geht rein vom Willen aus, es ist der Mut des Charakters im Widerstand gegen Gefahren, wie sie täglich auch das bürgerliche Leben bringen kann, und ferne sei es von uns, seine Ehre zu verkleinern; ein Luther, der nach Worms geht und wenn jeder Ziegel auf dem Dach ein Teufel wäre, ist wahrlich auch ein Held; der Krieg aber gibt dem Willen in der stürmisch aufgeregten Naturkraft einen Bundesgenossen, er vereinigt beide zum physisch-moralischen Mut, und diesen nennt man im bestimmten Sinne des Wortes den heroischen. Heroen schafft der Krieg; und nicht nur Heroen der Tat, sondern auch der Ausdauer; er lehrt Anstrengungen und Leiden ertragen, welche auszuhalten nur in so außerordentlicher Hebung und Erregung der menschlichen Natur möglich ist, so daß das Höchste und Äußerste dessen zur Erscheinung kommt, was wir im Begriffe der Männlichkeit zusammenfassen. Der Krieg will aber nicht nur Wagen, Schlagen und Tragen, sondern auch Denken; der Krieg ist im Fortgange der Zeit und Bildung eine Wissenschaft geworden, und so bringt er auch ungekannte Tiefen des Geistes zutage. — Die Lasten und Leiden des Kriegs rufen in allen Ständen den schlummernden Opfersinn wach, fordern Mitleid und Menschlichkeit zu mehr als gewöhnlichen Taten auf, und so hebt er auch nach dieser Seite eine Welt von sittlichen Kräften ans Licht.

Geschichtlich im großen hat der Krieg die Kraft der entscheidenden Tatsache. Schleichende, verjährte Reibungen, verschleppte Völkerprozesse bringt er zum Durchbruch und Austrag. Die Vergleichung

mit dem Blitze, dem luftreinigenden Gewitter ist zu wahr, als daß man sie nicht immer wiederholen müßte.

„Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Not an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt."*)

Siegreich in gerechtem Kampfe verjüngen sich Nationen durch ihn und haben mehr als einmal segensreiche Ordnungen, Bürgen einer großen Zukunft, auf die Erfolge des Schwertes gegründet. Es ist falsch, wenn man sagt, was der Krieg sei, das wisse nur der, welcher ein Schlachtfeld, einen Verbandplatz, ein Feldspital besuche; große Zeiträume, Jahrzehnte, Jahrhunderte muß man überblicken, um ein Urteil über die Wirkungen eines Krieges zu gewinnen.

Angesichts dieser sich widerstreitenden Sätze was kann der Mensch, hineingestellt in das Gedränge des Lebens, der Mensch mit seinem kurzen Blick über eine Spanne Zeit, was soll er sich sagen? Da ist nur ein Rat: führe den Krieg nie herbei, verhindre ihn, solang du kannst, soll es doch sein, so wehre dich so brav du nur immer vermagst, mit dem Aufwande deiner ganzen Kraft, und endige ihn, so schnell du kannst, denn dies Eine ist gewiß, der Krieg ist seinem Wesen nach momentan, wird er im Widerspruch mit ihm dauernd, dann kann er — unsere Nation hat es in dreißig Leidensjahren mit ihren Folgen erfahren — nur verderblich sein; ist er vorüber, dann schaffe, wirke, baue Pflanzungen des Friedens, baue am Werk der Erziehung der Menschheit!

Statt nun sogleich die Künste aufzureihen, lassen Sie uns vorerst diese Sätze mit dem Schönen, mit der Kunst überhaupt zusammenhalten.

Sie folgt dem Kriege mit Geistertritt auf allen seinen Wegen, auch auf dem des Schrecklichen.

Der Krieg ist darum nicht unästhetisch, weil er wild, weil er furchtbar ist. Denn auch das Schreckliche hat ästhetischen Reiz. Für das edlere Gefühl allerdings nur im Bilde und nur unter der Voraussetzung eines höheren, eines sittlich erhebenden Zusammenhangs; aber, wie immer bedingt, dieser Reiz besteht. Wir legen den Homer

*) Hölderlin: „Das Schicksal".

nicht weg, wenn wir lesen, mit welcher grausamen Genauigkeit er Verwundungen beschreibt: wie die Lanze durch die Brust hinein, zu den Schulterblättern herausfährt, beide Schläfen durchbohrt, in die Mundhöhle eindringt und die Zunge an der Wurzel durchschneidet, — „heulend sank er ins Knie, und Todesschatten umfieng ihn, — dumpfhin kracht' er im Fall, den Staub mit den Zähnen zerknirschend, — nicht mehr sollte das liebende Weib ihn seh'n und an die Knie geschmiegt das stammelnde Knäblein;" — wir steigen gern die Treppe des Kapitols hinauf, um die Statue des sterbenden Fechters zu sehen, wie er, zu Boden gesunken, mit der breiten Wunde in der Brust, noch einen Augenblick den Oberleib aufrecht hält, — schon ist das Haupt geneigt, das Auge umflort, das Haar sträubt sich im Todesgrauen, im nächsten Augenblick wird er zusammenbrechen; abgestoßen und doch angezogen beschauen wir die gräßlichen Bilder des Rückzugs aus Rußland, die Entsetzensszene an der Beresina; Sie kennen wohl die Darstellungen eines Landsmanns*), Werke eines talentvollen Dilettanten voll Kraft der Naturwahrheit, und fühlen mit Grausen sich doch in der Betrachtung gefesselt. Wir wollen die Unendlichkeit des Abgrunds ahnen, aus dem eine Schauerwelt furchtbarer Gefühle in uns aufsteigen kann; wir wollen erfahren, welcher Schwingungen unsere Nerven fähig sind, und wären sie noch so schmerzlich. Gewiß kann sie mißbraucht werden, diese Wirkung des Schrecklichen, des Grauenhaften, aber noch einmal: sie ist im Wesen unserer Seele begründet.

Doch ebenso gewiß, sie kann nur ein Teil des Ganzen einer ästhetischen Wirkung sein. Wir verlangen vom Bilde der Zerstörung zum Bilde der zerstörenden Kraft hinübergeführt zu werden, die Anschauung schlägt sich von der leidenden zur tätigen Seite, wir fühlen uns eins mit ihr, wir wachsen an ihr, mit ihr, in ihr empor. „Der Krieg läßt die Kraft erscheinen." Wenn Achilles auf die Feinde einwütet „wie ein wirbelnder Waldbrand", wenn er die Flüchtigen in die Fluten des Skamandros verfolgt, wenn am Ufer Lykaon, Priamos' Sohn, seine Knie umschlingt, um sein Leben fleht, — „denn er wünschte so herzlich noch zu entflieh'n dem schwarzen Verhängnis", — wenn der Unerbittliche ihm grausam mitleidig den tragischen Trost gibt:

*) General Favre du Four.

„Siehest du nicht, wie ich selber so schön und groß an Gestalt bin?
Denn dem edelsten Vater gebar mich die göttliche Mutter;
Doch wird mir nicht minder der Tod und das harte Verhängnis nah'n" —

wenn er ihm dann das Schwert in die Kehle stößt, ihn am Fuß ergreift und in den Strom schleudert, den Fischen zur Beute: das Mitgefühl mit dem Armen wird doch zur Folie, worauf mit doppeltem Glanze das Bild des wilden, hohen, furchtbar schönen Heros emporleuchtet. Dieselbe Doppelwirkung werden wir bei der Szene fühlen, wie Achilles den Leichnam Hektors um die Mauern von Troja schleift. — Es ist zunächst die Anschauung der sinnlichen Kraft und Heldenschönheit, welche auf dem dunklen Grunde des Leidens, dem wir den Bekämpften erliegen sehen, um so gewaltiger vor unserem Auge sich hebt, und unter den Künsten ist es die Skulptur, welche vor allen andern aus dieser vollen Quelle geschöpft hat, als der Krieg noch in Einzelkämpfen bestand und noch nicht der Druck eines Fingers, die Bewegung eines Armes ein ferntreffendes Geschoß entlud. Die antike Kampfesweise zeigte die Gestalt, jedes Glied, jeden Muskel in jeder Biegung und Bewegung und bot dem Meißel eine unerschöpfliche Fülle von schönen und gewaltigen Motiven. Die Zentauren- und Lapithenkämpfe, die Kämpfe mit den Trojanern, den Amazonen, den Persern gaben den reichen Stoff für den plastischen Schmuck der Tempel auf Ägina, in Bassä, in Athen und so vieler andern; an Friesen, in Giebelfeldern, auf Metopen quoll von wildbewegten Kräften, feurig geschwungenen reinen Formen eine Welt an das Licht des griechischen Himmels. Wie der entscheidende Moment, wo das Leben auf dem Spiele steht, jede Sehne, jedes Organ des Willens spannt und zeigt, gibt die Statue des borghesischen Fechters, obwohl aus später Zeit, noch in lebensvoll durchgefühlter Wahrheit zu schauen. — Zu keiner Zeit hat die schlachtendarstellende Kunst den edlen tierischen Kampfgenossen, das Roß, vergessen. Für unzählige Bilder mag ein uraltes Werk der Poesie, das Buch Hiob, sprechen: „Es schnauben seine Nüstern, es stampfet auf den Boden und ist freudig mit Kraft und zeucht aus, den Geharnischten entgegen. Es spottet der Furcht und erschricket nicht und fleucht vor dem Schwert nicht, — wenn gleich wider es klinget der

Köcher und blitzet beide, Spieß und Lanze. Es bäumet sich und scharret die Erde und steht nicht mehr still, wenn die Drommete tönt. Es ruft Hui, wenn sie schmettert, und reucht den Streit von ferne, das Schreien und Jauchzen der Fürsten."

Doch nicht nur im Kampfe der Einzelnen liegt das sinnlich Schöne des Kriegs: das Getümmel, die Menge, der Drang, der unaufhaltsame Sturm und Stoß von Massen vereinigt die tätigen Kräfte zu einer gehäuften und dadurch für Auge und Phantasie um so gewaltigeren Wirkung. Unwiderstehlich drückt die Schar der verfolgenden Sieger in Rubens' Amazonenschlacht vorwärts und drängt und schleudert, was nicht auf der Brücke niedergemacht, zermalmt wird, über ihre niedere Brüstung hinab in den brausenden Strom.

Der moderne Krieg verstärkt diese Schrecken, die durch das Auge eindringen, durch eine furchtbare Wirkung auf das Gehör, den Donner der Geschütze.

„Kann denn kein Lied
Krachen mit Macht,
So laut wie die Schlacht
Hat gekracht um Leipzigs Gebiet?"*)

Doch wir steigen auf zum höheren Inhalte der sinnlichen Erscheinungen des Krieges; es ist die mächtige Bewegung der Seele, es ist das Bild des Willens, der im höchsten Aufschwung seiner ganzen Kraft die Schrecken des Todes nicht fürchtet; es ist noch mehr das Bild seiner Erhabenheit in dem furchtbaren Augenblick, wo von dem hingeopferten Leibe scheidend der Geist noch im letzten Seufzer bezeugt, daß es Güter gibt, die ihm mehr gelten als das Leben. Heldentod ist schöner und großer Tod, am schönsten dann, wenn der Sterbende noch wissen darf, daß der Sieg gewiß ist. „Legt mich in die Sonne, wendet mich nach der Sonne!" — Sie wissen, einer der Unsrigen sagte es, als er tödlich getroffen niederfiel am blutigen Tage von Villiers; er schaute hinein, bis sie sank, die Siegeskunde erreichte ihn noch, und mit dem herrlichen Gestirn des Tages sank auch sein jugendliches Mannesleben hinab.

*) Rückert: „Auf die Schlacht von Leipzig."

„Wohl wieget eines viele Taten auf“

— ist das Trostwort des Vaters in Uhlands „Sterbenden Helden“ —

„Das ist um deines Vaterlandes Not
Der Heldentod.
Sieh hin! Die Feinde fliehen! Blick hinan!
Der Himmel glänzt! Dahin ist unsere Bahn!“

Dies ist eine Gruppe von Sterbenden; zusammen sterben: welche rührende Verdopplung der tragischen Schönheit des Heldentodes! Wer Virgils Aeneide kennt, wird hier mit innigem Gefühl der Jünglinge Nisus und Euryalus gedenken, der Freunde, die zusammen sich nächtlich aus dem Lager wagen, den entfernten Aeneas aufzusuchen, eine Anzahl der berauschten, schlafenden Feinde niedermachen, dann zusammen fallen.

„Aber Euryalus wälzt sich im Tod, um die reizenden Glieder
Rinnet das Blut, es fällt einsinkend das Haupt auf die Schulter,
So wie die Purpurblume, vom Pflug zerschnitten, sich umneigt,
Welkt und stirbt, wie Köpfe des Mohns am erschlaffenden Halse
Müde sich niedersenken, vom Regensturze belastet.“

Nisus rächt noch den Freund, indem er den Anführer der Reiterschar tötet, von der sie überfallen sind, dann fällt er sterbend über ihn, und der Dichter ruft aus:

„Glückliches Freundespaar, wenn Kraft in meinem Gesang wohnt,
Lebet ihr fort und fort in der Zeiten Erinnrung, solange
Noch des Aeneas Geschlecht den immer wankenden Felsen
Des Kapitols umwohnt und Roma beherrschet den Erdkreis.“

In Shakespeares Heinrich V. berichtet Exeter, wie er zwei Helden, nicht Jünglinge, sondern altbewährte Kriegsmänner, den Herzog York und Grafen Suffolk, im Tode vereinigt sah:

„Suffolk starb erst und York, zerstümmelt ganz,
Kommt zu ihm, wo er lag in Blut getaucht,
Und faßt ihn bei dem Barte, küßt die Schrammen,
Die blutig gähnten in sein Angesicht,
Und rufet laut: wart', lieber Vetter Suffolk,
Mein Geist begleite deinen Geist zum Himmel!

Wart', holde Seel', auf meine, daß wir dann
Gepaarten Flugs entfliehn, wie wir uns hier
Auf rühmlichem und wohlerstrittnem Feld
In unsrer Ritterschaft zusammenhielten!
Bei diesen Worten kam ich, frischt' ihn auf;
Er lächelte mir zu, bot mir die Hand
Und, matt sie drückend, sagt er: teurer Lord,
Empfehlet meine Dienste meinem Herrn!
So wandt er sich und über Suffolks Nacken
Warf er den wunden Arm, küßt' ihm die Lippen
Und siegelte, dem Tod vermählt, mit Blut
Ein Testament der schönbeschlossnen Liebe.

Die süße und holdsel'ge Weis' erzwang
Von mir dies Wasser, das ich hemmen wollte,
Doch hatt' ich nicht so viel vom Mann in mir,
Daß meine ganze Mutter nicht ins Auge
Mir kam und mich den Tränen übergab."

Und doch gibt es eine Erweisung der Willenskraft im Kriege, die zum mindesten so groß ist als der Mut im vollen Kampfe: es ist die Ruhe des Feldherrn mitten im Feuer, es ist das unerschütterte Ausharren ganzer Scharen im Angesichte des ringsum mähenden Todes, wo es gilt, festzustehen und stille zu warten, bis man schlagen darf; ich erinnere Sie, des jüngsten Krieges noch nicht zu gedenken, an jene Bataillone, die unter Prinz Eugen von Württemberg bei Wachau den furchtbaren Stoß des Massenangriffs der französischen Reiterei aushielten; ich erinnere Sie an jene Linien des österreichischen Fußvolks bei Aspern, auf welche die achttausend Gepanzerten anstürmten, daß unter ihrer Wucht die Erde erdröhnte, und welche unbewegt wie eine Mauer standen, den donnernden Schwall bis auf zehn Schritte ankommen ließen, dann erst ihr verheerendes Feuer mit der sichern Wirkung eröffneten, daß die fürchterliche Brandung zerstob.

Man sollte meinen, ein Leben, wo jede Stunde solche Schrecknisse bringen kann, müsse eine Menschenseele verdüstern. Aber die Stimmung des Tapfern ist frei und heiter. Es liegt ich weiß nicht

welcher Druck der Bangigkeit auf dem Leben; man braucht nicht feig zu sein, um oft von einem Gefühle beängstigt zu werden, als lauern Gespenster hinter den bekannten Gestalten des Lebens. Es gibt mehr als einen Weg, sich von dieser Angst zu befreien: Arbeit, Wissenschaft, Kunst, Religion — die reine nämlich, denn die trübe macht nur noch mehr Angst —, aber einer dieser Wege und nicht der letzte ist außer Zweifel die Fassung des Geistes im Kriege. Wer abgeschlossen hat mit dem Leben, wer entschlossen ist, dem wird das Gemüt hell und wolkenlos mitten unter den drohenden Bildern des Todes, ja doppelt und dreifach genießt er das Gefühl des Lebens. „Gefaßt sein ist alles" —.

„Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen,
Da tritt kein andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen,
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, so lasset uns heut'
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit!

— — — — — — — — — — —

Die Jugend brauset, das Leben schäumt:
Frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

Daher ist der tapfere Soldat auch munter; er scherzt gern mitten unter Entbehrungen und Strapazen. Ein wandernder Diogenes muß er sich behelfen und einrichten, so gut er kann, brüderlich teilt man mit den Kameraden, die Vergleichung der nomadischen Notwirtschaft mit den Bequemlichkeiten und der wohlgepflegten Ausstattung des friedlichen Hauses gibt zu Spaß und Witz des Stoffes genug, der Zufall bringt das Abenteuer, den Wechsel zwischen

Mangel und Überfluß, und das Lachen kann nicht fehlen „auf der steigenden, fallenden Woge des Glücks".

Läßt der Krieg die Kraft erscheinen, so schafft er ja wahrlich auch eine Welt von Leiden. Die Kunst aber, der Genius des Schönen folgt ihm auch auf diese seine Leidenswege: der Krieg ist darum nicht unästhetisch, weil er Leiden bereitet. Leiden rührt zum Mitleid; das Mitleid aber ist schön, weil es die Fremdheit zwischen Mensch und Mensch aufhebt, weil es getrennte Töne zu einem Akkord vereinigt. Das Rührende ist kein kleiner Teil des ästhetischen Empfindungsgebiets; es zog sich in unsere Betrachtung schon herein, als wir einen Lykaon, einen Hektor in der Hand des zürnenden Achilles sahen, als wir sagten, wie im Anblick des Heldentodes das Mitleid mit dem äußersten Schmerze die Bewunderung erhöht, womit er ertragen wird; jetzt ist es Aufgabe, getrennt und ausdrücklich zu erwägen, wie die finstere Seite des Kriegs durch diese sanfte und tiefe Seelenregung in das verklärende Licht des Schönen gehoben wird. Er bringt das Weh des Abschieds: wäre dies Weh nicht, so hätte Homer nicht die Szene gedichtet, wo Hektor von Andromache und seinem Kind Astyanax scheidet. Wie ihm die Gattin den Knaben reicht, wie dieser vor dem Helmbusch erschrickt, Andromache zwischen Tränen lächelt, Hektor den Helm absetzt, das Kind auf den Arm nimmt, küßt und ihm wünscht, daß es ein Held werde gleich dem Vater, wie er fest bleibt bei den Tränen und Bitten des Weibes, daß er sich nicht gefahrvoll aussetze, sie beklagt, streichelt, tröstet, wie sie hinweggeht „rückwärts häufig gewandt und reichliche Tränen vergießend" —: es ist ein Bild voll ewiger, für immer gültiger, menschlicher Wahrheit; ich sah beim Ausmarsch einer Abteilung unserer Soldaten, wie einem der Männer seine Frau noch den Knaben in den Wagen reichte, er ihn noch einmal küßte; es war nur ein untergeordneter Führer, aber: Hektor, Andromache und Astyanax mußte ich denken, und so lang es Krieg gab und gibt, immer aufs neue wird die tiefrührende Szene sich wiederholen. Wie Priamos zu Achilles in Feindeslager sich wagt, ihn zu flehen, daß er den Leichnam seines Sohnes Hektor herausgebe, wie er die Hand an die Lippen drückt, die „ach! ihm die Kinder getötet", wie jenen ein Mitleid erfaßt beim Anblick seiner grauen Haare, wie er, an den eigenen Vater gemahnt, der einsam sehnsuchtsvoll nun in der Ferne

des Sohnes gedenke, mit dem Greise weint und seine Bitte erfüllt: es ist die Leidensquelle des Kriegs, welche auch zu diesem ergreifenden Bilde dem Sänger den Stoff zugeführt hat. Den Anblick trauernder Bräute, Frauen, verwaister Familien, denen die geliebten Häupter nicht wieder zurückkehren, wie mag ihn die Kunst in immer neuen Darstellungen uns bringen, wie kann er uns anziehen, wie mögen wir dabei verweilen? Weil Rührung, weil Mitleid schön ist, seien sie nur im Zuschauer, seien sie im Bilde selbst und tragen von da die Stimmung auf uns über, wie eben das erweichte stolze Herz des Achilles uns zeigte. Und wie weit ist das Feld der pflegenden, heilenden, tröstenden Tätigkeit der Liebe, die, im Kriege selbst wirkend, eine Welt von sittlicher Schönheit hart neben die klaffenden Wunden, Bäche des Blutes und brechenden Augen stellt! Ein Verwundeter und neben ihm der Kamerad, der ihn aufhebt, der Arzt, der ihm den Verband anlegt, ein Sterbender und bei ihm kniend ein Priester, der den Kugelregen nicht fürchtet, — ist das nicht auch schön? Ich habe erwähnt, man behaupte, daß den Krieg nicht beurteilen könne, wer nicht ein Feldspital gesehen habe; ich habe gesagt, man müsse weiter blicken, große Zeiten überschauen: nein, auch in die Stätten der Krankheit, der Wunden, des Todes kehrt mit dem Erbarmen der Menschlichkeit der Engel des Schönen ein.

Wohl dürfen wir uns nicht verbergen, daß trotz alledem ein so furchtbares Tun und Leiden, wie der Krieg es bringt, nimmermehr bis auf den letzten Rest von der Kunst, vom ästhetischen Gefühle zu bewältigen ist; es bleibt des Erdigen nur allzuviel zurück, das der Strahl des Schönen nicht zu durchdringen vermag, und wären es auch nur die schleichenden Tage, wie sie während einer langen Belagerung vorkommen, Tage, Wochen, Monate, wo im dumpfen Einerlei, in der niederdrückenden Entbehrung alles dessen, was einem gebildeten Dasein Bedürfnis ist, nur der zähe Wille aushält und alle Poesie erlischt. Doch es ist ein wohltätiges Geschenk der Natur, daß wir verschmerzen können, was die Verschönerung durch Phantasie und Kunst nicht zuläßt, und wer wird nicht alle erduldeten Beschwerden leicht verschmerzen und vergessen, wenn der Sieg die Mühe krönt! Der Heimzug, der Siegeseinzug: dessen haben wir ja noch nicht gedacht. Ohne Krieg kein Siegesfest. Ohne Krieg

nicht das Bild der blumengeschmückten Scharen, der Freudentränen, des Jubels und Jauchzens im wimmelnden Volke:

„O schöner Tag, wann endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Wann alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Maien, —
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die die Lüfte grüßen,
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd!“ — —

Wir haben bis hieher unsern Standpunkt vom Kriege aus genommen, von da auf das Schöne, die Kunst hinübergeblickt und bald die eine, bald die andere der einzelnen Künste gab uns die Beispiele. Nun verändern wir unsere Stellung und durchwandern die Reihe der Kunstgebiete mit der Frage, wie sich ihre Formengebung des gewaltigen Stoffes bemächtige. Wir müssen aber große Schritte nehmen und gleich auf die erste, die uns unter den bildenden Künsten begegnet, die Baukunst, können wir nur im vorübergehen einen Blick werfen. Der Krieg zerstört und richtet auf. Der Pallastempel, das Erechtheum auf der Akropolis von Athen und manches andere Heiligtum fiel durch die verwüstende Hand der Perser, aus der Siegesbeute wurden sie schöner wieder aufgebaut und erstanden neue Prachtwerke, wie die Propyläen, der anmutige Niketempel. Die Taten und Helden des Kriegs verherrlicht in Marmor und Erz die Bildhauerkunst; ich darf mich auf wenige Worte über sie beschränken, weil wir schon gesagt haben, welch ein willkommener Zufluß von Schönheit in der für die plastische Anschauung besonders günstigen Kampfart, der antiken, ihr entgegenkam. Doch auch härtere Formen kann sie immerhin bezwingen und zu keiner Zeit hat sie sich versagt, kriegerische Kraft und Größe in ihren Kreis zu ziehen und zu ihrer Verewigung den Bund der zwei monumentalsten Künste mit der Architektur zu schließen. Wer sich den Krieg aus der Geschichte wegdenkt, muß sich auch eine unabsehliche Vielheit von Zeugen seines Ruhms, Triumphbögen, reliefumwundenen Säulen, Ruhmeshallen, Standbildern, Denkmalen jeder Art aus den Plätzen, den Straßen

alter und neuer Städte hinwegdenken, deren Zierde sie waren und sind, und er wird fühlen, welchen Schmuck er aus dem Leben tilgen würde.

Große Vorteile vor der Skulptur kommen in Darstellung des Krieges der Malerei zustatten, denn er bietet außer der Körperschönheit, wie sie bei der antiken Kampfesweise so bewegungsreich und dem Bildhauer so zusagend sich entfaltet, noch gar manche andere Erscheinungsseiten, die wir zum Teil schon erwähnt haben und denen zu folgen jene Kunst die weit zugänglicheren Mittel besitzt. Die Malerei vermag durch die Relativität des Maßstabs der Größe, durch das Medium der Farbe, durch die Dimension der Tiefe, deren Schein sie durch die letztere und durch die Perspektive bewirkt, ein ausgedehntes Bild einer Schlacht vorzuführen, sie leitet den erratenden Blick in weite Fernen, indem sie andeutet, was sie nicht deutlich aufzeigt. Durch die Menge der Figuren, die sie in einem Rahmen vereinigen kann, wird es ihr möglich, jene Gewalt des Stoßes vordringender Massen wiederzugeben, deren wir früher gedacht haben; der verhüllende Pulverdampf unserer Schlachten ist ihr nicht unbedingt im Wege, denn eben jenem andeutenden Verfahren kann er zu Hilfe kommen. Hiemit ist ausgesprochen, daß die moderne Kriegführung ihr nicht dieselben Schranken entgegenhält wie ihrer gebundeneren Schwester, der Bildnerkunst. Durch die Farbe ist auch das Mittel gewonnen, die ganze Welt der Leidenschaften, jede Bewegung des Gemüts und jede Anspannung des Willens ungleich eingehender, als Formen in Erz und Stein es vermögen, zum Ausdruck zu bringen. Zum Bilde des Kampfes gibt sie erklärend und ergänzend das Bild des Schauplatzes; sie kann Erde, Luft und Licht in stimmungsvolle Einheit mit ihm setzen, die Schrecknisse der Natur kann sie mit den Schrecken des Krieges zusammenwirken lassen, wie Kotzebue auf dem erschütternden Gemälde des Gefechtes an der Teufelsbrücke. Dennoch stößt auch diese um so viel beweglichere Kunst auf nicht geringe Hindernisse. Eine ganze Schlacht kann ja natürlich auch das Werk des Malers nicht umspannen; nur ein Teil kann zur Darstellung kommen, und es muß ein bedeutender, es muß, wenn ein Bild alles sagen soll, der bedeutendste sein, derjenige, in welchem sich aufs überzeugendste der Charakter des Ganzen ausspricht. Da findet sich nun der Künstler in schwieriger Lage gerade einem

Stoff gegenüber, auf dessen Darstellung er nicht kann verzichten wollen: den Schlachten der neueren Zeit. Der Geist und Charakter des Ganzen kann sich in einem Momente voller nicht aussprechen als in einem solchen, wo der Feldherr, wo die Häupter sich am Kampfe persönlich beteiligen; solche Momente brachte der antike Krieg, der in gewissem Sinne verglichen mit dem modernen immer naiv blieb; sie sind in der stärksten Bedeutung des Worts heroisch zu nennen, die Kunst aber liebt das Heroische; bewegt sich ein Kampf um große Ideen, ist er ein Welt- und Prinzipienkampf, so ist es der große Inhalt, der im Zusammenstoß der führenden Herrscher persönliche Gestalt annimmt, Fleisch und Blut wird und sich zu einer schlagenden Wirkung zusammenfaßt. Es gibt, wenn man diesen höchsten Maßstab anlegt, kein Schlachtbild, welches über das berühmte in Pompeji ausgegrabene Mosaik: die Schlacht bei Issus, gestellt werden könnte. Von links stürmt Alexander der Große an der Spitze seiner Reiterei ein, durchbohrt hart vor dem Streitwagen des Darius einen Perser, der sich wie ein Wurm an der Lanze krümmt; vorgebeugt über die Brüstung des Wagens, die großen orientalischen Augen weit aufgerissen, sieht der König auf den Schrecklichen und sein Opfer; schon hat sein Wagenlenker die Rosse gewendet, ein anderer ihm ein Reitpferd herbeigebracht, unmächtig murrend ergreift die auserlesene Reiterschaar der königlichen Leibwache die Flucht. Hier stehen Griechenland und Persien, Europa und Asien, Kraft und Pracht, eine ganze Zukunft von Bildung und von Stillstand des Geistes in den Personen ihrer höchsten Vertreter sich gegenüber. In demselben großen Sinne durfte Raffael seinen Gegenstand fassen, als er die Constantins-Schlacht malte. Der Kaiser selbst, die Lanze gehoben, führt sein Heer zum Siege, das unaufhaltsam den weichenden Feind nach der Tiber drängt, sein Gegner Maxentius ist hineingestürzt und kämpft zu Roß mit den Wellen, im Hintergrunde geht Verfolgung und Flucht in wildem Getümmel über die milvische Brücke. Hier ist es Christentum und Heidentum, die den Entscheidungskampf schlagen, und wenn das Brausen und Gewühle ein grausames Morden mit sich bringt, so weiß Raffael, wie wir ihn kennen, alles Wilde und Grasse durch den Adel der Form und den Rhythmus der Gruppen zu mildern und zu lösen. Es ist nicht anzunehmen, daß Leonardo da Vinci und Michelangelo

ebenso bedeutende Hauptgruppen in den Mittelpunkt jener Kartons gestellt haben, deren Komposition dem Raffaelschen Bild vorangieng und von denen uns leider nur Bruchstücke in Nachbildung erhalten sind. Der Sieg der Florentiner über die Mailänder bei Anghiari, den beide zum Gegenstand hatten, bot hiezu nicht den Stoff. Von Leonardos Werk ist uns durch die Kopie des Rubens und den Stich von Edelink noch der Kampf um die Standarte gerettet: vier Reiter, zwei gegen zwei um das Kriegszeichen raufend, ein Bild voll wilder Bewegung und Leidenschaft, worauf selbst die Rosse sich mit wütenden Bissen anfallen. Michelangelo wählte den Augenblick, wo die Florentiner durch Signale, welche die plötzliche Nähe des Feindes anzeigen, im Flußbad überrascht sind: in der Hast des Aufkletterns am Ufer, des eiligen Ankleidens und Wappnens war hier dem Meister der Zeichnung eine Fülle von Motiven, war der Energie seines Lebensgefühls ein Moment voll Kraft und Handlung gegeben. Beide Fragmente tragen das Gepräge des großen Styls in der Formenbildung, den ja eben diese schöpferischen Geister selbst begründet und als leuchtendes Muster dem Jahrhundert und aller Zukunft überliefert haben. Die Bewaffnung und Kampfesweise der Zeit war immer noch der antiken ähnlich genug, um diesen Styl zuzulassen, ja zu fordern, denn noch gab es keine Maschinen, die dem einzelnen Mann die volle Tätigkeit ersparten, worin alle organischen Kräfte der menschlichen Gestalt in die Erscheinung heraustreten. Der moderne Künstler wird, wenn er Schlachten des Altertums oder selbst des Mittelalters darstellt, allerdings diesen Meistern auf der Bahn des großen Styles sich anschließen, auch eine Hauptgruppe, worin Feldherrn und Herrscher selbst die Waffen führen, wird ihm bei solcher Stoffwahl in manchen Fällen sein Gegenstand bieten oder erlauben; Kaulbach durfte in seiner Hunnenschlacht den wilden Attila selbst als Vorkämpfer seiner neubelebten Leichen dem stolzen Römer entgegenstellen. Anders, wenn der moderne Krieg darzustellen ist. Das ferntreffende Geschoß, die ungemein großen Massen, worin der Einzelne immer mehr verschwindet, die Uniform, welche dies Verschwinden — für den Maler nachteilig genug — in verbreiteter Farbengleichheit zum Ausdruck bringt, die äußerste Seltenheit des Falles, daß benannte Hauptgrößen sich unmittelbar am Kampfe beteiligen: alles dies bedingt den realistischen Styl und

das Schlachtenbild ist dadurch mehr und mehr zum historischen Genrebild geworden. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, es sei in diesen Grenzen kein Kunstwerk möglich. Der Maler wird aus einer großen Schlacht einen einzelnen Moment herausgreifen, der die Einbildungskraft entschieden genug anregt, um sich eine Vorstellung vom Charakter des ganzen Kampfes zu machen; kann er seinem Bild keine schlechthin bedeutende Hauptgruppe zum Mittelpunkt geben, so ist dadurch eine bedeutende, eine treffend bezeichnende nicht ausgeschlossen, wobei ihm doch zustatten kommt, daß in unsern neuesten Kriegen die Offiziere weit mehr als früher sich zur Pflicht machen, voranzugehen und sich auszusetzen. Ein Kunstwerk will Einheit, anschauliche Einheit; es genügt hiezu nicht, daß e i n Geist durch das Ganze gehe, er muß sich in einer Gruppe oder Figur zusammenfassen, die sich als herrschende Mitte hervorstellt. Das Raufen, das Hauen, Stechen, Metzeln, dieses Bild einer unterschiedslosen Reibung wilder Kräfte, wie es die Naturalisten des siebzehnten Jahrhunderts zu geben liebten: es ist, gestehen wir es uns, uninteressant, ist Genrebild in sehr untergeordnetem Sinne des Worts; der Anblick jener Scharmützel, wie sie ein Falcone, Bourguignon, Tempestà, Salvator Rosa, Rugendas, selbst Wouwerman (dessen Wert und Bedeutung in andrem Gebiete liegt) so häufig gemalt haben, wird daher, obwohl es an Feuer, Leidenschaft, Ton und Stimmung nicht fehlt, in der Wiederholung ermüdend. Dem Charakter des Genre in dem bessern Sinne, der keineswegs den Vollwert eines Kunstwerks ausschließt, hat die neuere Schlachtenmalerei unaufhaltsam immer mehr sich zugewendet. Das Pathos der Revolution, das noch in die erste Periode der napoleonischen Zeit nachwirkte, führte ein schwungvoller gestimmtes Geschlecht in den Kampf als jenes, das die Kabinettskriege der vorangehenden Jahrhunderte geschlagen hatte; folgerecht drang dieser Geist auch in die Kunst ein und goß ein neues, höheres Leben in das Schlachtenbild. Gerard und Gros eröffnen eine neue Epoche dieses Zweigs der Malerei mit den großen Formen des hohen, pathetischen Styls. Aber Gericault — im Grunde doch auch schon Gros — lenken zum realistischen, zum genreartigen Styl ein, der sich nun nach dem in der Natur der Sache liegenden Gesetze weiter entwickelt, bis er in Horace Vernet seinen lebendigsten Repräsentanten findet. Resolut, feurig, geistreich, voll

packender Naturwahrheit und schlagender Wirkung, straff und doch leicht, ein haarscharfer Kenner des Troupier und seines Gehabens und Gebarens, höchst vieltätig und fruchtbar: einen Künstler, der diese Eigenschaften in sich vereinigt, müßte man als den Vollender der modernen Schlachtendarstellung preisen, wenn ihm nicht ein Etwas abgienge, das doch mit dem Realismus gar wohl vereinbar, das gewisse Etwas, das doch ein Unendliches ist, das gewisse Feuer von höherer Herkunft, wie es auch in Formen, die ganz den Stempel der Naturwahrheit tragen, leuchtend hervorbricht, wenn ein Künstler von der Macht des Genius getragen ist. Seinem Talente kam zustatten, daß die neueren Kriege wieder Nationalitäten mit malerischen Trachten in den Kampf geführt haben. Das ästhetische Interesse tritt bekanntlich mit dem Interesse der Zweckmäßigkeit in vielfachen Widerspruch; so können auch Kulturformen, Bewaffnung, Kampfesart, die unserer Kriegskunst in die Länge nicht zu widerstehen vermögen, dem Künstler höchst erwünscht sein. Auch frühere Kriege der neueren Zeit, die Kämpfe in Spanien, Tirol, in Griechenland, im Kaukasus haben der Schlachtenmalerei die willkommenen Motive geboten, um Wechsel und buntes Leben in die Eintönigkeit unserer taktischen Ordnungen und uniformen Massen zu bringen, und deutsche Meister haben dies so gut benützt als französische.

Wir sind nicht so arm an bedeutenden modernen Schlachtenmalern, um durch einen Horace Vernet und seine Zeitgenossen und Nachfolger jenseits des Rheins in beschämenden Schatten gestellt zu werden, nur sind gerade diejenigen Kräfte, die wir ihnen als geistvolle Realisten an die Seite zu setzen hätten und die durch gewisse echt deutsche Züge doch ganz die Unsrigen sind, nicht als Maler so in das volle Licht herausgetreten wie der berühmte Franzose; Adolf Menzel hat sein Bestes, die durch und durch charakteristische Darstellung des Siebenjährigen Kriegs und seines Helden, in Illustrationen, Horschelt seine wahrhaft erlebten, tief naturwahr geschilderten Szenen des Tscherkessenkriegs in Federskizzen niedergelegt, und ihn hat ein früher Tod uns jüngst hinweggenommen. Viele achtungswerte Namen, einen Peter Heß, Monten, Adam, Steuben, Norden, Diez, Camphausen, Bleibtreu kann ich nur nennen, ohne ihr Talent, ihren Styl und ihre Stoffe zu charakterisieren, den Gang zu verfolgen, den der Zweig der Malerei, von dem wir sprechen, bei uns

genommen hat, und namentlich die neue Belebung zu schildern, die er den Befreiungskriegen verdankte. Noch eine Bemerkung aber kann ich mir nicht versagen, die uns zugleich auf den bleibenden Zug der deutschen Malerei zum großen Styl und den ihm entsprechenden großen Stoffen des antiken Krieges führen wird. Da es so schwer, eine Schlacht zu vergegenwärtigen, da die Versuchung so groß ist, ein Chaos des Würgens ohne geistige Einheit dem Auge vorzuführen, so beschränkt sich die Kunst gerne auf das Vorher oder Nachher: sie gibt einen dem Kampfe vorhergehenden Moment, um die Phantasie das bevorstehende Furchtbare ahnen, oder einen nachfolgenden, um sie auf das vergangene zurückschließen zu lassen. Ein zwar kleines Bild von einem Franzosen, Protais, soll mir dienen, zu zeigen, wie der Moment vor dem Gefechte künstlerisch wirksamer sein kann als dieses selbst; es ist Ihnen unter dem Namen avant l'attaque bekannt: Jäger, das Zeichen zum Angriff erwartend, jede Bewegung gespannter Nerv, und doch kein Zug weder von Angst noch von gezwungener Fassung, ein Bild, so frisch wie der kühle Morgen vor Sonnenaufgang, in dessen herber Luft diese Krieger ihr blutiges Tagewerk anzutreten bereit sind. Ein Schweizer (Landerer aus Basel) hat den Moment dargestellt, wo der Hauptmann die Landsknechte vor Anbruch der Schlacht von Marignano zum gewissen Tode weiht. Er streut eine Handvoll Erde über sie und in Ausdruck und Haltung liest man leicht die Worte, die er spricht: „wie ich diese Erde über euch streue, so wird heute abend jeder von euch als Leiche am Boden liegen; ich erwarte, daß ihr streitet und sterbet mit Ehren!" Sie haben es versprochen und gehalten. — Noch sei ein Bild von einem deutschen Meister, von Leutze, genannt, realistisch im Styl, aber ein historisches Gemälde durch die bekannte Größe, die es zum Gegenstand hat, und durch den Geist der Auffassung, der ganz von dieser Größe durchdrungen ist: Washington in der Dämmerung eines Wintermorgens über den Delaware setzend, um die Feinde in ihrem Lager zu überfallen. Der Fluß treibt mit Eis, dessen Schollen die Bootsmänner mit Rudern und Haken erst beiseite stoßen müssen, um vorwärts zu kommen, die Bewaffneten hüllen sich frierend in ihre Mäntel, aber hochaufgerichtet, den einen Fuß auf eine Bank gehoben, ganz Auge nach den fernen Wachfeuern spähend, ganz straffer Wille, ganz Entschluß, ganz Mann steht der Held da, der

Befreier Amerikas. — Wie manche Gemälde wären nun anzuführen, welche den fruchtbaren Moment am andern Ende des Ganzen suchen, indem sie uns die Walstatt nach der Schlacht vorführen und uns durch sie den blutigen Vorgang erzählen lassen, der auf diesem Schauplatze gespielt hat. Da genügt weniges: rauchende Trümmer von Gebäuden, Leichen, Sterbende, Freunde, die ihnen die letzte Labung reichen; doch der Maler mag den Zuschauer auch selbst in das Bild einführen, doppelt ergreifend, wenn dieser Zuschauer zugleich der Urheber des furchtbaren Schauspiels ist, wie Napoleon auf dem Bilde von Gros: das Schlachtfeld von Eylau. Aber ein figurenreicheres Werk, das nicht den Moment der bereits eingetretenen Ruhe, sondern die letzte Stunde eines Vertilgungskampfes darstellt, ist die gewaltige Komposition von Cornelius im Heroensaale der Glyptothek in München: die Zerstörung Trojas; wohl das Großartigste, was der ernste, hohe Geist des Meisters geschaffen hat. Wie verscheuchte Tauben klammern sich die Töchter an die greise Hekuba, die wie versteinert vor sich hinaus in den Abgrund des Schicksals starrt, hinter ihnen, die Gruppe überragend, steht Kassandra mit wehendem Haar, in Prophetenwahnsinn die Gerichte der Nemesis verkündend, welche die Zukunft noch in ihrem Schoße birgt, zur Seite ist sterbend, das zerbrochene Schwert noch in der Rechten, Priamus niedergesunken, der welke königliche Greis, ein Bild der Endlichkeit aller Größe auf Erden. Wie aber die Feinde noch wüten, zeigt eine Gruppe zur Linken: es ist Neoptolemus, der den Astyanax am Fuße gepackt hat und eben mit wilder Bewegung des schönen Heldenleibs ausholt, ihn über die Zinnen der Mauer zu schleudern.

Ein anderes weites Gebiet reiht sich an die Schlachtenmalerei: das Bild des Soldatenlebens außer dem Kampfe, das eigentliche militärische Genrebild. Abschied, Marsch, Halt und Erfrischung, das Lager mit seinem Scherz und Spiel, Beiwache am Feuer, Quartier, Schrecken der Plünderung und Verwüstung, Trauer um Gefallene, Heimkehr: eine Welt von Motiven heiterer, rührender, trauriger Art liegt in der breiten Fülle dieses Stoffes. Wouwerman hat in einem Teile dieses Gebiets seine Bedeutung, soweit sie überhaupt in die Sphäre fällt, von der wir sprechen; Horace Vernet ist wiederum zu nennen, Meissonier mit der feinen Juwelierarbeit seiner Kleinbilder darf nicht unerwähnt bleiben; um aber auch hier mit

einer mächtig stylvollen deutschen Schöpfung zu schließen, weise ich auf die Komposition von Rethel: Hannibals Zug über die Alpen; welche Reihe von furchtbaren Kämpfen mit allen Schrecken des Gebirgs, mit den Anfällen barbarischer Bergvölker, den tosenden Bergwassern, mit Eis und Schnee, mit den Gefahren der jähen Felshöhen, von deren einer in wildem Knäuel ein Elefant, Pferde und Menschen in die Tiefe stürzen, während ein Teil der Fallenden sich an zackigen Baumstämmen spießt! Auf dem letzten Bild aber sind die Drangsale überwunden, auf freier Höhe steht Hannibal und zeigt den Müden Italien, das ersehnte Ziel. —

Die geistigste, die geistig konzentrierteste aller Künste, die Poesie wird nicht die letzte sein, wenn es gilt, dem Krieg abzugewinnen, was er der idealen Anschauung bietet. Oft genug freilich wird sie in ihrem eignen Leben zu sehr unter ihm leiden, um nur überhaupt unverkümmert sich zu erhalten; wie die allgemeine Verwilderung sich in ihr spiegelt, die ein langer Krieg zur Folge hat, davon gibt in unserer Literatur die sogenannte zweite schlesische Schule ein nur zu sprechendes Bild; aber auch vom umgekehrten Fall ist ein Beispiel in naher Erinnerung: zur Zeit der napoleonischen Herrschaft war unsere Dichtkunst unter der Überreife einer schöngeistigen inneren Bildung, die „nach außen nichts bewegen" konnte, erkrankt, in ein eitles Spiel der Ironie ausgeartet; die Befreiungskriege führten ihr neue, gesunde Luft zu und verjüngten ihr welkendes Leben. Doch wir sprechen vom Inhalt, vom Krieg als Gegenstand, und fragen, wie sich die Zweige der Dichtkunst dazu verhalten.

Das echte, ursprüngliche Epos ruht auf der Heldensage, die Heldensage spiegelt das vorgeschichtliche Jugendalter der Völker, dessen erste Leidenschaft immer der Krieg, dessen erste Tugend die Tapferkeit war. Um Krieg dreht sich die Handlung, Helden gilt es zu besingen, an das Bild ihrer Taten knüpft sich die große, freie, weite und doch mit liebevollem Blick auf den einzelnen Erscheinungen des tüchtigen Gesamtdaseins verweilende Anschauung eines ganzen Völkerlebens und in ihm der Menschheit. — Einem Krieg wegen Frauenraubs, der die vereinigten Stämme der Griechen nach der Küste Kleinasiens führte, verdanken wir die homerischen Gesänge. Grundnaiv und nur um so poetischer ist Taktik und Strategie: Einzelkampf auf Streitwagen und zu Fuß mit Speer und Schwert,

Eroberung einer feindlichen Stadt durch die kindliche List mit dem hölzernen Pferde. Die hellen Knaben sind sie, diese Helden; wer den andern zwingt, ist die Frage; an Waffenpracht, Essen und Trinken erfreut sich wie ein Kind der Heros und der Dichter. Aber was für Knaben! Wahrlich ideale Knaben, die Edelsten Griechenlands, leuchtende Typen des Nationalcharakters, seine Grundzüge in plastischen Gestalten zusammengefaßt. Wild wie die Lohe der Feuersbrunst im Kampf, sind sie doch jedem edlen Gefühl offen, fein und klug und groß an Geist. Götter beschützen, Götter verfolgen sie, von einer Göttin stammt der Herrlichste unter ihnen, der jugendliche Mann Achilles, aber traurig groß und schön steht über ihnen das allgewaltige Schicksal.

Ein Sprung führt uns von diesen plastischen Gestalten zum rauhen nordischen eisernen Ritter, zu den Nibelungen-Recken, die aus den Helmen den „heiz vliezenden bach holen", auf die Panzerringe hauen, daß der feuerrote Wind herausfährt. Es ist eigentlich nicht Krieg, was im Nibelungenliede den blutigen Schluß bildet, sondern Familien- und Vasallenkampf, angestiftet durch ein Weib, das aus einer innig liebenden Braut und Frau durch den zurückgehaltenen Drang der Rache für die Ermordung des teuren Mannes und den Raub des Hortes zur Furie wird; aber die Dichtung nimmt, ohne irgend nach den Grenzen des geschlossenen Raumes zu fragen, der den Schauplatz bildet, so große Zahlen an, führt so große Massen in den Streit, daß er wie Krieg erscheint. Furchtbar schwül sind die Stunden, nachdem die rheinischen Helden, mit klarem Wissen und festem Mut in ihr Schicksal reitend, in Etzelenland angelangt sind. Der Kampf bricht los mit dem Überfalle der Knappen durch Blödelin, Dankwart der Ritter, unter dessen Obhut sie abseits ihr Mahl einnahmen, haut sich durch, tritt mit hochgehobenem blutigen Schwerte in den Rittersaal und verkündet, was geschehen. „Nu trinken wir die minne unde gelten's küneges wîn! der junge vogt der Hiunen, der muoz der allererste sîn!", mit diesen Worten fährt Hagen auf und schlägt Etzels und Chriemhildens Kind Ortlieb das Haupt ab, daß es der Mutter in den Schoß fällt, sogleich zieht auch sein treuer Waffenbruder Volker, der Spielmann, — er „videlte ungefuoge, — sîne Leiche (Weisen) lûtent übele, sîn züge sint rôt, — ez ist ein rôter anstrich, den er zem videlbogen hât —"; der Kampf ist los

und endet mit dem Tod aller Hunnen, die im Saale sind; es tritt eine jener langen Pausen ein, die von nun an nach jedem abgeschlagenen Angriff wiederkehren und einen Rhythmus furchtbarer Art begründen, eine Stille voll Schauer und Weh um das, was geschehen, voll dunkler Spannung auf das, was bevorsteht. Iring, Markgraf von Dänemark, nimmt jetzt mit tausend Mann den Kampf auf, sie alle fallen, und er selbst durch Hagens Schwert. Nun beschließt Chriemhilde, den Saal zu vereiten (verbrennen), den die Nibelungen nicht verlassen können, ohne von einer unwiderstehlichen Überzahl erdrückt zu werden; doch bietet sie Frieden an unter der Bedingung, daß sie Hagen herausgeben; er ist es ja, dem eigentlich allein ihre Rache gilt, um seinetwillen hat sie das Blutbad angehoben, um an ihn zu gelangen, schont sie die eignen Brüder, all die Ihrigen nicht. Die Forderung wird mit Unwillen abgewiesen: sie konnten „durch ir triuwe einander nit verlân." Der Saal wird angezündet, sie decken sich gegen die Brände mit ihren Schilden, trinken im glühenden Durste das Blut der Toten, schlagen am Morgen einen neuen Angriff der Hunnen ab, ihrer sechshundert sind noch am Leben und warten in den ausgebrannten Mauern, was da kommen werde. Jetzt beschwören Chriemhilde und Etzel den besten ihrer Mannen, den Markgrafen Rüdiger von Bechlarn, daß er seinen tapfern Arm dem Werk der Rache nicht entziehe. Er steht im tiefsten innern Kampfe. Er ist Etzels Vasall, er hat für ihn um Chriemhilden geworben, er hat ihr damals versprochen, ihr beizustehen, wenn es gelte, ein Unrecht zu strafen, das ihr widerfahren sei; aber die Nibelungen sind auf der Reise seine Gäste gewesen, er hat Freundschaft mit ihnen geschlossen und dem jüngsten der königlichen Brüder, Giselher, seine Tochter verlobt. Was er tut oder läßt, so wird er schuldig. Doch es siegt in seiner Erwägung die ältere Pflicht, er entschließt sich zum Kampf: „dô liez er an die wâge die sêle und ouch den lîp." Er kündigt den Freunden, die nun Feinde sein müssen, sein Vorhaben an; sie erschrecken, können es nicht fassen; er wollte, sagt er zu Gernot, daß sie zurück am Rheine wären und er tot mit etlichen Ehren. Hagens Schild, eine Gabe Gotelindens, der Gemahlin Rüdigers, ist zerschlagen, er bittet ihn um den seinen; Rüdiger reicht ihn hin: „dô wart genuoger ougen von heizen trehen rôt; ez was die leste Gâbe, die sider immer mêr bôt deheinem degene von

Bechlâren Rüedegêr" (die letzte Gabe, die der gastfreie, freigebige Rüdiger noch einem Degen bot). Wie grimm Hagen war und wie zornig gemut, doch erbarmt ihn die Gabe, in tiefer Rührung dankt er ihm und verspricht ihm, ihn im Streite zu meiden. Nun schreitet Rüdiger zum Angriff, „des muotes er ertobte", im wilden Gewühle des Kampfes erschlagen er und Gernot sich gegenseitig und endlich fallen — „der tôt, der suochte sêre" — auch alle seine Mannen. Es wird still, eine neue schwüle Pause bereitet das Ende vor. Jetzt tritt Dieterich von Bern auf die Bühne, der bei dem ersten Beginn des Kampfes den Saal verlassen und sich vom Streite fern gehalten hat. Er schickt seinen alten Waffenmeister Hildebrand an der Spitze seiner Mannen, die Nibelungen zu fragen, wie alles gekommen sei und Rüdigers Leichnam zu verlangen; sie sollen unbewaffnet gehen, sie gehorchen nicht, es fallen aufreizende Reden, der wilde Wolfhart kann seiner Streitlust nicht widerstehen, springt an den Feind, die andern folgen, der Kampf entbrennt und rafft alle hinweg außer Hildebrand, der mit Not sich durchhaut, um seinem Herrn die grause Mähr zu bringen; aber auch von den Nibelungen ist bis auf Hagen und Gunther nicht e i n e r mehr am Leben. Nun legt Dieterich selbst sein Streitgewand an, geht hin, findet die beiden an die Mauer des Saalbaus gelehnt und verlangt, daß sie sich ergeben; er will sie dann schützen und heimgeleiten. Das wolle Gott vom Himmel nicht, sprach da Hagen, „daz sich dir ergâben zwêne degene, die noch sô wêrlîche gewâfent gein dir stênt und noch so ledeclîche vor ir vîenden gênt". Dieterich greift ihn an, verwundet, bindet ihn, führt ihn vor Chriemhilde und empfiehlt ihr, ihn zu schonen; sie läßt ihn ins Gefängnis abführen. Er kehrt zurück, bezwingt König Gunther und mit ihm geschieht dasselbe. Chriemhilde tritt zu Hagen in den Kerker, sie verlangt von ihm den Nibelungenhort; er weigert, zu verraten, wo er versenkt ist, so lang noch e i n e r seiner Herren lebe. Jetzt läßt die Schwester dem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es an den Haaren vor Hagen: du hast nun, sagt dieser, nach deinem Willen alles zu Ende gebracht und ist alles ergangen, wie ich es stets mir gedacht, den Schatz weiß nun niemand als Gott und ich, der soll dir Valandin (Teufelin) nun für immer verholen sein! So hab' ich doch noch Siegfrieds Schwert, erwidert sie, zieht es und schlägt ihm das Haupt ab. Hildebrand springt hinzu und haut sie

zu Stücken. — „Mit leide was verendet des Küneges hôhzît (Fest), als ie die liebe leide ze allerjungiste gît“ (wie stets die Freude Leid zu allerletzt gibt).

Ich wollte mir nicht versagen, in raschen Zügen dies große Bild Ihnen vorüberzuführen. Unserer Heldensage ist nicht die Gunst widerfahren, daß der Stoff von so künstlerischer Hand geformt worden wäre wie der griechische; es sind Glieder, wie in rauhe Leinwand gehüllt, Heldengestalten, wie in Granit unvollkommen und grob gemeißelt, aber so oft ich sie wieder betrachte, muß ich mir sagen: wie echt deutsch sind doch diese Charaktere! Derb, rauh, wild im Kampf, aber brav, treu, gründlich unverdorben, unverbrüchlich ehrenhaft und wie gut und weich, wo ihnen ans Herz gerührt wird! Ich habe gesagt, durch die Größe der Zahlen erscheine ein häuslicher Kampf wie ein Krieg, und da auch fremde Nationalitäten, die Dänen, die bunte Völkermenge, die der Name der Hunnen in sich befaßt, in den Streit hineingezogen werden, so ist es ein Krieg, worin deutsche Tapferkeit über alles geht; durch dieselbe Weite des Umfangs erhält das allgemeine Sterben eine Bedeutung von Unendlichkeit, gemahnt uns wie Weltuntergang, wie Götterdämmerung, und furchtbar tragisch waltet das Schicksal: von dem ersten kleinen Fehl Siegfrieds und Chriemhildens geht eine alles umschlingende Kette aus, wird ein Rad in Bewegung gesetzt, das rollend ein Dasein ums andere erfaßt, in seine Zähne hereinreißt und zermalmt.

Es kann nicht mein Vorhaben sein, die Literatur des Epos zu durchwandern; ich mußte mit Schweigen das orientalische, mußte das römische, Virgils Aeneis, und muß ebenso das romanische, Ariost, Tasso, Camoëns übergehen. Aber nicht übergehen darf ich ein deutsches Idyll, das der Dichter durch den homerischen Geist der Behandlung und die Größe des Hintergrunds in die Höhe des Epos gehoben hat: Hermann und Dorothea; ich darf nicht, weil es gilt, unserem größten Dichter Raum zu geben, daß er sich selbst von einem Vorwurf reinige. Es ist wahr, daß Goethe im Befreiungskrieg sich verdrossen von der Begeisterung der Nation abgewendet hat, aber der Schluß dieser vollkommensten seiner größeren Dichtungen mag zeugen, daß Herz und Geist richtiger bestellt waren, als er selber in Stunden weltscheuer Verstimmung sich und uns gestand.

Denn wie Hektor steht hier dieser Hermann aufgerichtet, da Dorothea, mitten im Glück zagend, der gefahrvollen Zeit gedenkt und den Boden unter sich schwanken fühlt, — nein, wie Hermann der Deutsche, denn nicht umsonst trägt er ja diesen Namen —, und wie aus Prophetenmund, als ahnte er, als ahnte der Dichter, was wir Enkel Großes erlebt haben, spricht er die mannhaften Worte:

„Dies ist unser! So laßt uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft! Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen!
Weiß ich durch dich nur versorgt mein Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen,
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht und wir erfreuten uns alle des Friedens!"

Nur eines ist dunkel in dem herrlichen Schluß: man versteht nicht, warum der Dichter im vierten Vers nur den einen Fall, den des Erliegens, nennt, warum er nicht hinzusetzt: „oder die freche Gewalt abwehrten mit siegendem Schwerte!"

Die lyrische Poesie, die Poesie der Stimmung, wird dem Kriege nicht nur nachfolgen, um ihn zu besingen, sondern sie wird mit ihm gehen; von ihr gewiß nicht gilt das Wort, daß im Kriegeslärm die Musen schweigen. Sobald einmal der Krieg aufhörte, tierisch wilder Kampf zu sein, hat jedes Volk seine Lieder der Anfeurung gehabt, und Tyrtäus, der den Spartanern Mut einsang, war nicht der erste, auch bei den Griechen nicht der erste Kriegsdichter, wie Simonides, von dem jene in ihrer schlichten Kürze so erhabene Inschrift auf dem Grabmal der Thermopylen stammt, nicht der erste, der vollzogene Taten der Helden besang. Heldenlieder singend giengen die alten Deutschen in die Schlacht, den Normannen schritt bei Hastings Taillefer voran und sang das Rolandslied. Neues Leben, höheres Feuer hauchen große, geistig bewegte Zeiten in den Kriegsgesang; die Marseillaise, drangvoll, pathetisch, deklamatorisch

vorwärts stoßend trägt wie auf Flügeln des Sturmes die Franzosen in die Revolutionskriege, aber nachdem sie aus Freiheitskriegern Eroberer geworden, bringt aus der Seele des von schwerem Schlaf erwachten deutschen Volkes ein anderer Ton dem Laute der sprühenden Leidenschaft entgegen: ein voller, inniger Herzenston, der reine, helle Klang der Lieder unseres Körner, des jugendlichen Sängers, dem es beschieden war, den Heldentod zu sterben, unseres Schenkendorf, Arndt, Rückert, Uhland, und wie Trompetenschall schmettert dazwischen Schillers Reiterlied. — Es ist eine der schönen Wirkungen des volkstümlichen Krieges, daß, von gebildeten Geistern gedichtet, solche Lieder in die Massen dringen; doch diese bleiben nicht bloß empfangend, der einfache Krieger selbst läßt als ehrlicher, unberedter, unbeholfener, naiver Volksdichter sich hören. Der Kampf eines tüchtigen, tapferen deutschen Stammes um Recht und Freiheit hinterließ uns die Dithmarsen-Lieder, Hans Suter besang die Schlacht von Sempach, worin er selbst mitgefochten, Veit Weber die Schlacht von Murten; der Kriegsdienst wird Handwerk, der Landsknecht singt von seinem ungebundnen Leben, seinen Gefechten, und wir haben unter manchen Landsknechtsliedern eines auf die Schlacht von Pavia, das uns so stimmungsvoll als kunstlos mitten in das Blutbad des schrecklichen Kampfes versetzt. So sind uns Lieder aus den Reformationskriegen erhalten, aus den früheren und späteren Kämpfen mit den Türken — wer kennt nicht: „Prinz Eugen, der edle Ritter?“ — aus dem Siebenjährigen Kriege; da fängt eines an:

„Wer hat sich denn dies Liedlein erdacht?
Es haben's drei Husaren gemacht,
Unter Seidliz sind sie gewesen,
Sind auch bei Prag selbst mitgewesen,
Viktoria! Viktoria! König von Preußen ist da.“

und vorwärts bis in die neuesten Kriege ertönt in schlichten Reimen Mut, Kampflust, Klage, Siegesfreude und Spott auf den Feind aus Soldatenmund. — Da diese Lieder, wie schon angedeutet, nicht bloß vom Kampfe singen, sondern alle Zustände des Soldatenlebens sich in ihnen spiegeln, so stellt sich der Genremalerei, die sich an das Schlachtgemälde reiht, ein entsprechendes Gebiet in der Poesie gegenüber; lustig, scherzend, leichtsinnig, jubelnd, kühn, stürmisch, furcht-

los und trauernd, klagend, seufzend, in allen Tönen hallt ein reicher Liederchor alles wider, was der Soldat genießt und erleidet, strebt und wagt. Lieder des Schmerzes zeugen insbesondere von der furchtbaren Härte des Zwangs zum Dienste, des Dienstes und der Strafen in der Zeit der gepreßten, geworbenen Heere, und wehmutvoll beklagt in den Strophen: „zu Straßburg auf der Schanz“ der zum Tod verurteilte Fahnenflüchtling sein Schicksal. — Es bleibt noch zu erinnern, daß kaum irgend so schön als in der Kriegsstimmung Kunst- und Volkspoesie sich verschmolzen haben. Kunstdichter haben Lieder geschaffen, so rein im Tone des Volks, daß dieses sie singt, als wären sie aus seiner Mitte hervorgegangen; in Friedrich Müllers Lied: Soldatenabschied („Heute scheid' ich, heute wander' ich —“), in Uhlands: „Ich hatt' einen Kameraden“, in Wilhelm Hauffs: „Morgenrot! Morgenrot!“ und: „Steh' ich in finstrer Mitternacht“: in diesen und so manchen andern spricht das Gefühl so schlicht und innig, daß der Unterschied zwischen Bildung und Volksseele sich in einen Klang auflöst.

Mit dem Liede haben wir auch die Musik schon genannt, denn es lebt wahrhaft nur in seiner Melodie, nur im Gesang. Aber auch in selbständiger Form gesellt sie sich zum Kriege und schöpft reiche Nahrung aus diesem Bilde der Kraft. Im Marsch ermuntert sie die Müden, durch den Mund der Trompete ruft sie zum Kampf und aus dem Kampf, ja oft genug hat ihr begleitendes Spiel nicht nur in leeren Stunden die Krieger erheitert, sondern ist Mut erweckend mit ihnen kühn in den Schlachtsturm gegangen, und endlich verherrlicht sie in großen Tongebilden Tat, Sieg und Opfertod der Helden.

Wir haben noch vom Drama zu sprechen und dürfen vorausschicken, daß in Griechenland die Blüte dieser höchsten Form der Dichtkunst eine der Wirkungen der Perser-Siege war. Den Inhalt aber für das Schauspiel kann nur in bedingter Weise der Krieg abgeben. Die Handlung kann sich am Kampfe der Waffen verlaufen, aber ihre Angel muß sich um tiefere Konflikte drehen; sittliches Recht oder Unrecht im innern Leben des Willens, Schuld und Verantwortung vor dem ewigen Schicksal: das ist die Frage; Heldenmut und Standhaftigkeit gegen feindliche Gewalt sind kein hinreichender Stoff für den dramatischen Dichter, und die Bühne tut gut, das sinnliche Schauspiel des Kampfgetümmels soviel als möglich zu ver-

meiden; die rühmliche Tat eines Zriny ist epischer, nicht dramatischer Stoff.

Als der Schöpfer der griechischen Tragödie, der bei Marathon, Salamis, Platää selbst mitgekämpft hat, als Äschylos seine „Perser" dichtete, wurde die dramatische Siegesfeier in seiner Hand zu einer Tragödie der Schuld und Nemesis. Hier vernimmt man kein Wort des Hohns über den geschlagenen Feind, wie denn der reine Sinn der Griechen schon in früher Zeit eine fromme Scheu vor Ausbrüchen des Jubels im Rausche des Sieges zeigt; im Homer schon wird Euryklleia, da sie beim Anblick der getöteten Freier laut aufjubelt, von Odysseus mit den Worten zurechtgewiesen:

„Freue dich, Mutter, im Geist, doch beherrsche dich, jauchze nicht laut auf!
Sündhaft ist frohlockender Ruf vor erschlagenen Feinden."

Die unendliche Wehklage der Perser ist der einzige Triumphgesang des Dichters; der Übermut von der Gottheit gestraft: dies ist der hochreligiöse Inhalt seiner ernsten Dichtung. In dunkler Bangigkeit um das stolze Heer in Feindesland zieht zu Anfang der Chor auf, schwere Träume haben Atossa, die Mutter des Xerxes, erschreckt. Jetzt erscheint ein Bote mit der Nachricht der Niederlage bei Salamis: weh! weh! beginnt er, gefüllt mit Leichen ist Salamis Strand! Ein herrliches Bild in seinem Berichte ist das Heransegeln der griechischen Flotte zum Kampf:

„Als nun mit seines Wagens Lichtgespann der Tag
Die ganze Meerbucht sonnenhell beleuchtete,
Da scholl fernher von den Hellenen freudiger
Gesang herüber und ihr Kriegslied jauchzt zurück
Des Felseneilands tausendstimmiger Widerhall. —
— Sofort die Woge schlugen sie mit rauschender
Seeruder gleichgemessnem Schwung dem Takte nach;
Da tauchten alle plötzlich auf vor unsrem Blick,
Voran in wohlgeschlossnen Reih'n erschien zuerst
Der rechte Flügel, hinter ihm in stolzem Zug
Die ganze Flotte; ringsumher erscholl zugleich
Vielfacher Ruf: Auf, Hellas Söhne, stürmt zur Schlacht!

Befreit des Vaterlandes Boden, Weib und Kind,
Befreit der Heimatgötter alten Sitz, befreit
Der Ahnen Gräber! Jetzt um alles gilt der Kampf!

Er berichtet die Seeschlacht, die Niederlage, berichtet, wie Xerxes, zuschauend vom Berg Ägaleos, laut aufschrie vor Jammer und sein Gewand zerriß. „Nun seufzt die ganze Asia, daß so sie verödet weit und breit", wehklagt der Chor, da er die Menge der Gefallenen vernimmt, auf sein und Atossas Flehen erscheint aus Nebeln des Styx der Geist des verstorbenen Königs Dareios, verkündet, daß bei Platää auch das zurückgelassene Landheer erliegen wird, und spricht der Tragödie ernsten Sinn aus: so strafen die richtenden Götter die Vermessenheit, die in wahnsinnigem Frevel selbst den Hellespont in Fesseln legte und in Hellas die Heiligtümer verwüstete; die Totenhügel der Gefallenen werden noch den späten Enkeln zeugen:

„Daß nicht zu hoch sich heben soll des Menschen Herz,
Daß Übermut zu tränenreicher Ernte schnell heranreift."

Zum Schluß erscheint mit wenigem Gefolge Xerxes selbst, der Geschlagene der Gottheit, mit zerrissenem Königsmantel, verstörtem Haar und unter den Jammertönen seines Wechselgesangs mit dem Chore verhallt der erhabene Gesang von der gerechten Weltordnung.

Auf drei Dichter muß ich das Bild der dramatischen Behandlung des Kriegs beschränken. Als zweiten führe ich Shakespeare auf, den großen Geistesverwandten des Äschylos. Der Aufruhr in Heinrich IV. ist Folge der Schuld, welche Lancaster durch den Sturz und die Ermordung Richards II. auf sich geladen hat: die stolzen Häupter des Adels empören sich in Waffen gegen ihn wie er gegen jenen. Wir verdanken diesem dramatischen Kriegsbilde die Gestalt Heinrich Percys des Heißsporns, des Mannes, dessen ganzes Wesen lodernder Feuergeist der Ehre ist, ihm gegenüber des Prinzen, der aus Wolken jugendlichen Leichtsinns zur Klarheit der Vernunft emporwächst, ein lichter und guter, in Brust und Kopf wohlbestellter Mensch wird; wir verdanken ihr Falstaff, die köstlichste humoristische Schöpfung des Dichters. Der lustige, dicke Schelm hat auch etwas vom miles gloriosus, und dies könnte uns auf die Motive führen, die der Krieg für die Komödie abwirft; wir hätten unter anderem von den

Hauptleuten Horribilicribrifax und Daradiridatumdarides im Lustspiele von Gryphius zu sprechen; doch wird uns noch ein anderes, bedeutenderes Werk der komischen Gattung begegnen, auf dessen Betrachtung wir wegen der Kürze der Zeit uns beschränken. Heinrich V. ist ein Triumphlied, eine schmetternde Siegesfanfare auf den Tag von Azincourt, wo ein ganz erschöpftes Heer den fünffach überlegenen französischen Feind besiegte, gedichtet im Vollgefühle der englischen Kraft, als die spanische Armada in alle Winde zerstreut war. Shakespeare hat sich nicht des Spotts auf den geschlagenen Feind enthalten wie Äschylos in seinen Persern, er hat das Bild seiner Prahlerei übertrieben, doch falsch ist es nicht, davon haben uns gründlich unsre letzten Erfahrungen belehrt. Dem Helden aber leiht er die reinen Züge edler Bescheidenheit und denselben Geist der Religion, der die Tragödie des Griechen durchdringt. Von oben erbittet er sich den Sieg in dem berühmten Gebete vor der Schlacht:

„O Gott der Schlachten! Stähle meine Krieger,
Erfüll' sie nicht mit Furcht, nimm ihnen nun
Den Sinn des Rechnens, wenn der Gegner Zahl
Sie um ihr Herz bringt. — Heute nicht, o Herr,
O heute nicht, gedenke meines Vaters
Vergeh'n mir nicht, als er die Kron' ergriff!"

Wiederholt und nachdrücklich — man erkennt deutlich des Dichters eignen Sinn — gibt er die Ehre des Siegs der gerecht waltenden Gottheit und läßt im Heer Todesstrafe ausrufen für den, der prahlt und den angeordneten Dankgebeten sich entzieht. — Über die unreife Jugendarbeit Heinrich VI. sei nur das e i n e gesagt, daß sie in chaotischem Bilde zeigt, wie durch Schwäche des Herrschers und Uneinigkeit alle Früchte der englischen Tapferkeit und Siege verloren gehen.

Und nun zu Schiller! Von ihm muß gerade recht die Rede sein, wenn es sich um die Poesie des Krieges handelt. Der Pulsschlag seines Dichtergeistes, nicht selten unterbrochen, schlägt kaum je so voll und ungehemmt, als wenn er in Kriegszeit und Kriegsleben sich bewegt; schon in seinem Jugendgedichte, „Die Schlacht", das mit so wirkungsvoller Kraft uns in die Momente des „wilden eisernen Würfelspiels" versetzt, hat er diesen Zug seines Talents an den Tag

gelegt; man fühlt ihm an, daß er ein Soldatenkind ist, im kriegerischen Element, unter dem Rasseln der Muskete und dem straffen Laute des Befehles aufgewachsen; freilich hängt auch ein anderes Schwert an seiner Seite, und er schaut sehr ernst, wenn er es zückt: das Schwert der Wahrheit, der Menschenwürde, der Freiheit; unbestritten aber ist, daß er Haltung und Farbe seines Gegenstandes nie so naturtreu getroffen und eingehalten hat, als da er einen Helden wählte, dessen Bild er auf den Grund jener reisigen, gepanzerten, wuchtigen, gestrengen, rauhen und wilden Zeit eines dreißigjährigen Kriegs zu zeichnen hatte, und es ist ein treffendes Wort, daß ein Pulvergeruch durch Schillers Wallenstein gehe; dies dramatische Gemälde ist gesättigt, getränkt vom Geiste der Geschichte, diese Melodie tönt und klingt vom Metalle historischer Wahrheit. Die Erzählung des schwedischen Obersten allein schon bewährt dieses Urteil. Eine Charaktergestalt von so harter Männlichkeit wie Buttler hätte Goethe schwerlich geschaffen. Das Vorspiel der tragischen Handlung, Wallensteins Lager, ist ein Kunstwerk im Kleinen, die Frucht einer Entäußerung, wie sie dem Dichter so rund und ganz im Großen nicht wieder gelungen ist. Wie hat er es angefangen, eine geworbene Soldateska, verwildert durch einen langen Krieg, die Geißel des Volkes, das sie beschützen sollte, uns so vorzuführen, daß wir unsere Freude daran haben? Er gibt sie schlechthin naiv; nicht ahnend, daß sie belauscht sind, sprechen diese Wildfänge behaglich ihre unbedingte Überzeugung aus, daß der Staat um ihretwillen, der Bauer, um sie zu ernähren, da sei. Wir müssen über den Unsinn dieser Verblendung lachen, das Lachen läßt keine Zeit zum Abscheu, und was in anderer Beleuchtung beklagenswert erschiene, wird komisch. Aber der Dichter geht höher, er hat sich Stellen vorbehalten, wo er das komische Sittenbild in den großen Styl des historischen Gemäldes hinaufrückt; wie eine dämonische Geisterjagd, wie das wilde Heer braust und fegt in der Schilderung des Holkischen Jägers die gefürchtete Reiterschar an uns vorüber; den höheren und edleren Geist aber, der auch ohne den sittlichen Inhalt eines reinen und großen Zwecks dem Wirken kühner männlicher Kräfte einen Schimmer des Idealen verleiht, den Geist der Ehre läßt er in gefühlten, hochgestimmten Worten aus dem Munde des ersten Kürassiers sprechen. Wächst schon in diesen Stellen der Soccus zum Kothurn, so ist es

noch mehr die finster große Gestalt des Feldherrn, die unsichtbar sichtbar wie ein Geist über den Hintergrund geht, und mit ihr der Gewitterhimmel der Schicksale Deutschlands, wodurch dies historische Lustspiel zu der Tragödie, deren Exposition es einleitet, sich selbst emporhebt. Nimmt man hinzu, wie der Dichter die bunte Masse durch den Unterschied der Waffenarten, Nationalitäten und Gesinnungen teilt und gliedert, wie er das ruhende Bild durch kleinere episodische Handlungen und eine größere, die Vereinigung der Truppen zu dem bekannten Beschlusse, dramatisch belebt, so fehlt nichts zur Begründung des Urteils, das ich vorangeschickt; Goethe hat als Künstler sein Höchstes geleistet, als er in Hermann und Dorothea die anspruchslose Form des Idylls durch stylvolle Behandlung zur Höhe des Epos steigerte, Schiller, als er in diesem kleinen historischen Genrebild, in Wallensteins Lager, das Naiv-Komische mit dem Tragischen zu einer unvergleichlichen Wirkung verband. Doch wir wollen ihm da begegnen, wo mit dem Gehalt in seinem Geiste der höhere Gehalt im Gegenstande zusammentraf; sein Stoff im Wallenstein ist ein Krieg, in dessen Wirrsal die Idee, die ihn entzündet hatte, unter der Selbstsucht politischer Zwecke verschwand. Erst weltbürgerlich gesinnt und auf Patriotismus wie auf einen engen Nationalstolz herabsehend, öffnet er im Fortschritt Herz und Geist dem Verständnis der Vaterlandsliebe, und eine reine Jungfrau wird zum Genius des gerechten und heiligen Kriegs um die höchsten Güter eines Volkes; goldene Worte, unzählige Male, bis zum Mißbrauch, in Rede und Schrift, und doch nie oft genug wiederholt, streut er wie leuchtende Sterne in dieses Bild voll Handlung und Begeisterung, Worte wie:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.“ —
„Was ist unschuldig, heilig, menschlich, gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?“

Die politische Idee füllt sich mit neuem Inhalt im Wilhelm Tell; nicht gegen den Angriff einer fremden Nation, sondern gegen Gewalt und Unrecht im Innern und gegen den schlimmeren Feind, die eigene Uneinigkeit, ist hier der Kampf gerichtet, Freiheit durch Eintracht ist die Losung. Nächtlich auf grüner Matte am wallenden See

unter dem gestirnten Himmel tagt ein Volk von Hirten und beschwört bei dem Lichte des Morgens, der die glühende Hochwacht auf den hohen Bergen ausstellt, den Bund gegen die Tyrannei. Mögen die mächtigen Stellen, in welchen der reine und hohe Geist dieses Dramas mit strahlender Kraft hervorbricht, noch so häufig, wie jene Worte der begeisterten Jungfrau, zu eitlem rednerischen Schmuck verwendet werden, sie bleiben ewig jung und die Morgensonne, deren Glanz den heiligen Bund begrüßt, mag uns wohl gemahnen wie der junge Tag eines neuen, helleren Lebens der Menschheit; die Stelle meine ich von den ewigen Menschenrechten, die droben hängen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst, an den Schwur erinnere ich:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr; —
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben!"

Im Herzenstone ergeht der Ruf, der jedem Volke gilt, von den Lippen eines edlen Greises an einen abtrünnigen Sohn der Heimat:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!"

und das letzte Wort des Sterbenden ist:

„Seid einig! einig! einig!"

Und hier, wie könnte ich mich länger zurückhalten und schweigen von dem unzweifelhaft reinen, gerechten und heiligen Kriege, den wir heute vor einem Jahr durch den Friedensschluß beendigt haben! Noch kann ich mich allerdings nicht auf große Werke der Kunst berufen, die aus ihm hervorgegangen wären; die Illustration ist ihm auf dem Fuße gefolgt, die Bildhauer haben mit ersten Werken der verzierenden Kunst die Siegesfeste geschmückt, aber sie und die Maler sind noch in ihren Werkstätten beschäftigt, Bedeutenderes, Dauerndes zu schaffen. Die Poesie hat sich schon in den ersten Tagen mit manchem frischen Liede vernehmen lassen, und ich darf sagen, unsere Landsleute sind darin nicht die Letzten gewesen; aber verhehlen können

wir uns nicht, daß die Befreiungskriege eine ungleich schönere Blüte der Dichtkunst getrieben haben und daß unsere „Wacht am Rheine“ nicht den Schwung und das Feuer hat, wie man vom Sturmlied eines solchen Krieges erwarten sollte. Vielleicht haben wir den Grund darin zu suchen, daß all die hohe Begeisterung mit einer zu nüchternen Erkenntnis verbunden war, um jene Romantik der Stimmung zuzulassen, aus welcher damals der reiche Liederfrühling hervorgieng; ich meine die Erkenntnis, wie viel kühlen Denkens und besonnener Arbeit es bedürfe, um diesmal mit dem Feinde ganz fertig und um die Früchte unserer Opfer nicht wieder getäuscht zu werden. Noch ist die Poesie dieses Krieges ein von der Kunst nicht gehobener Schatz, ein Drama, von der Geschichte selbst gedichtet, erschaut und empfunden in Phantasie und Gemüt, ein Bild im Innern, eine Erinnerung für immer und ewig. So reich an Stoff ist er gewesen, daß die Künstler und Dichter ihn nie werden umfassen und erschöpfen können: eine unendliche Fülle von Bildern großer, furchtbarer und bewundernswerter Art, alle Formen des Krieges, unglaubliche Märsche, Standhalten und Angriffe in jeder Gestalt, Vorstürmen in den hellen, aus unzähligen Rachen höllisch blitzenden Tod, Gefangennehmung eines Kaisers, Belagerung, blutiger Kampf gegen Ausfälle, — die Muse allein wird es nie bewältigen, immer wird ihr die Prosa lebendigen geschichtlichen Berichtes zur Seite gehen müssen, um ein so ungeheures Ganzes vor dem innern Auge auszubreiten.

Aber wie unendlich reich, bunt, verwickelt dies Schauspiel, es ist dennoch einfach, wie wohl noch nie ein großer Krieg es gewesen ist. Viele Völker in alter und neuer Zeit haben ruhmvoll um ihre Freiheit gestritten, in keinem dieser Kämpfe war alles so rund und ganz, so beisammen, so klar, geschlossen und fertig. Diese Einfachheit gibt unserem Krieg etwas Antikes, er gleicht keinem andern so sehr als den Perserkriegen des alten Griechenlands. Wohl waren wir nicht in der Minderzahl gegen den Feind wie die Hellenen, und wohl haben wir seinen Einbruch abgewehrt; aber diesen Unterschied verdanken wir unsrer ungleich rascheren und vollständigeren Einigung. Doch im übrigen welche Ähnlichkeit! Derselbe Übermut, derselbe die Nemesis herausfordernde Frevel der Vermessenheit bedrohte hier wie dort ein Volk, das im Frieden leben,

streben und wachsen wollte. Mit barbarischen Horden sollte Deutschland überflutet werden, wie Griechenland es wurde; Xerxes führte Chronisten mit, die den Griffel bereit hielten, jede einzelne Heldentat seiner Perser aufzuzeichnen, in Frankreich war schon der Maler berufen und ausgestattet, der die Siege des Heeres verherrlichen sollte. Dieselbe tragische Ironie des Schicksals verkehrte hier wie dort das freche Unterfangen in sein Widerspiel; Persien will den Griechenstamm auslöschen unter den Nationen und erhebt ihn zum großen Bildungsvolk für alle Zeit; wir sollten gedemütigt, beraubt, für immer geschwächt werden, und wir sind bleibend geeinigt worden, um ungestört unsrer Weltaufgabe, worin wir den Griechen bei allem Unterschiede so tief verwandt sind, unsere volle Kraft zu weihen. Ja noch sichtbarer als dort hat hier jene geheimnisvolle Hand gewaltet, die im umgekehrten Sinn eintreffen läßt, was der menschliche Stolz zu träumen sich erdreistet. „Nach Berlin!" lautet der Ruf des siegesgewissen Mutwillens, und sie kommen auch, überfüllen unsere Städte, aber — nicht als Sieger. Ein Kaiser will seinen Thron befestigen, stürzt, gibt Deutschland einen Kaiser, und dort in den glänzenden Sälen, an deren Wänden die alte Siegesherrlichkeit Frankreichs in schimmernden Farben prunkt, wird feierlich die neue Würde angenommen und ausgerufen.

Das Ganze, Runde, klar Beschlossene gibt diesen großen Tatsachen einen Charakter der Vollkommenheit. Nur mit wohlbedachtem Vorbehalt darf ich diesen Ausdruck wagen. Es ist ja dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! Das volle Licht hat ja auch seine tiefen Schatten! Uns am wenigsten, die wir von der Weltordnung gewürdigt wurden, die Vermessenheit zu bestrafen, ziemt es, uns zu überheben. Doch Annäherung an das Vollkommene gibt es in den menschlichen Dingen, ein Strahl des Vollkommenen kann in das Tal des Lebens fallen und wahrlich ja, wenn jemals, so ist in jenen großen Tagen dies ungeteiltere Licht uns erschienen.

Vollkommenheit, so dürfen wir sagen, tritt ein, das beschränkte Menschenleben nähert sich dem Vollkommenen, wo geeinigt, was sonst getrennt ist.

Geeinigt waren diesmal, endlich! die deutschen Stämme, schädliche Eifersucht wurde heilsamer Wetteifer. So sind sie alle an die Reihe gekommen, alle haben ihren Ehrentag, ihre Ehrentage gehabt,

und wohl uns in allem Weh! auch wir sind darangekommen, wir haben unsere Thermopylen gehabt, auch bei uns hat es geheißen: wir lassen keinen durch, koste es, was es wolle! Der Hirsch hat sein Geweih dem Feinde gezeigt und der Löwe seine Tatzen, die schwarzrote Fahne darf sich in Ehren zerschossen an die schwarzweißrote lehnen.

Geeinigt war deutsches Denken, deutsche Vernunftruhe, Wissenschaft, Ordnung, Schule, Zucht mit deutschem Mut, mit der Naturkraft der Tapferkeit, mit dem alten Kampfgeiste der Deutschen. So wurde diese Naturkraft endlich einmal an die rechte Stelle gesetzt und nun erst sah man ganz, was sie ist. Es war, als seien die Nibelungenrecken wieder auferstanden, ja die alten Deutschen aus ihren Hünengräbern gestiegen; sie waren wieder da, die Cherusker, die Katten, die Sueven, die einst die römischen Legionen schlugen, und ganz anders noch, als auf das Heer des Prinzen Eugen, paßten als Zuruf die Worte des schlesischen Dichters:

Nur drauf, du Kern der deutschen Treu!
Nur drauf, du Kraft aus Hermanns Hüften!
Beweise, wer dein Ahnherr sei,
Und krön' ihn auch noch in den Grüften!*)

Und wie sie hervorströmten, die gedrängten Scharen, aus ihren Bergen, Forsten, Tälern, Städten, Dörfern, den Urvätern im Teutoburger Walde gleich, da war es, als schwebten und sausten wunderbare Wesen, Gestalten des dunkeln Glaubens unsrer Ahnen, Walküren, Nornen, Donar der Kriegsgott mit dem Streithammer und Wodan auf seinem Geisterhengste hoch in Lüften voran zum heiligen Streite.

So hat sich unsere Bildung mit unserer Urkraft und dem Feuer der Leidenschaft in eins zusammengefaßt, der Schatz unseres Wissens, unserer Dichtung, unsere lang gesammelte geistige Habe ist zum Blitze verdichtet in die Schwerter gefahren und ein Kulturvolk hat bewiesen, daß es auch ein Volk der Tat ist.

Geeinigt war mit dem Schlage des Schwerts die Menschlichkeit,

*) J. Chr. Günther: Auf den zwischen Ihro Röm. Kaiserlich. Majestät und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden.

das heilige Mitleid. Im Kriege selbst, wir verhehlen es uns nicht, waren dunkle Stellen; zwar auch unsere Streiter haben Menschlichkeit geübt, von edlen und rührenden Handlungen wird nicht weniges berichtet, doch ohne Härte, ohne grausame Maßregeln, ohne Taten der Rache ist es nicht abgegangen. Krieg ist Krieg. Wir mußten hinüber, sie haben es nicht anders gewollt; wir konnten ihnen ein Heer, nach Menschenmöglichkeit zur Manneszucht gebildet, schicken, ein Heer von Engeln konnten wir nicht aufbieten. Die deutsche Bürgerwelt aber hat redlich ergänzt, was der Teil der Nation, der in Waffen stand, ihr zu tun überlassen mußte. Zu Haus und auf dem Kriegsschauplatz, am Feinde wie am Freunde ist in allen Ehren geleistet, was reine, wahre Menschlichkeit irgend leisten kann. Geeinigt waren im Werke des Pflegens, Erquickens, Heilens alle friedlichen Stände, geeinigt war Mann und Weib. Sei mir Zeuge dieser Saal, wo Hunderte von milden Händen unermüdet sich regten, seien mir Zeugen die Leidens- und Sterbelager, an welche, ein tröstender, lindernder Genius, weibliche Güte und Sanftmut getreten ist!

Geeinigt waren die Stände, verschwunden die Kluft eines unseligen Kastengeistes, die einst den Soldaten vom Bürger trennte und die selbst von der neuen Wehrverfassung noch lange nicht ausgefüllt war. Nur in den reinsten Kriegen der Geschichte war so das Herz des Bürgers bei seinen Kriegern, begleitete er sie so mit innigem, liebendem Gedenken, mit seiner Sorge, seiner Hoffnung, seinem Sehnen, seinen Tränen, seinem Vertrauen und seinem Dank. Wer hat es nicht gefühlt, wer sich nicht gesagt, wer mag zählen, wie oft es wiederholt wurde, wenn wir die Gefangenen in unsern Straßen sahen: daß diese nicht hier sind, auszusaugen, zu rauben, zu sengen und zu brennen, unsere Frauen zu entehren, daß sie geschlagen, entwaffnet unfreiwillig hier sind, das verdanken wir denen, die jetzt draußen frieren, hungern, dürsten, dem Hagel der tödlichen Geschosse entgegenstürmen, während wir die Berichte lesend zu Haus im warmen Gemache sitzen!

Nur in den reinsten Kämpfen für die höchsten Güter einer Nation ist so der Krieger mit dem Herzen bei den fernen Seinen gewesen, so gestärkt vom Bewußtsein: für sie, für Weib und Kind, für Eltern und Geschwister, für sie, die Teuren, wage und dulde ich das alles!

Gekühlt von diesem Troste trugen sich leichter die brennenden Wunden, leichter löste sich die Seele des Verröchelnden in der Blutlache und stieg auf zum ewigen Ehrensaale der Helden, nach Walhalla.

In jenen Wintertagen, als stündlich die Totenglocken läuteten und die Ehrenschüsse an den Gräbern erschollen, in den Tagen nach Villiers und Champigny, welche Vereinigung von Schmerz und Erhebung! Da wurden Tränen geweint, heiße, zahllose, Tränen von Bräuten, Gattinnen, Vätern, Müttern, Kindern, Brüdern, Schwestern, aber wann jemals war in so viel Tränen so begeisterter Aufblick, in so tiefem Schatten so viel Licht! Und als sie einzogen, mit Blumen statt mit mörderischen Kugeln überschüttet, das war nicht ein Jubel, wie ihn gemeine Freude sich gönnt, das war ein Jubel vom Schmerze, vom höchsten Ernste geheiligt, denn nicht vergessen waren die, welche nicht mehr zurückkehrten, nicht vergessen, was die gelitten, die zurückkehrten von den Armen der Liebe empfangen: ein Fest, einzig und unvergleichlich, unvergeßlich für Kind und Kindeskinder.

Und endlich: geeinigt war, was in jenen Befreiungskriegen, die uns nun als bloßes Bruchstück und Vorspiel erscheinen, nicht geeinigt war: Tat und Erfolg, Mittel und Zweck, Samen und Frucht: Deutschland ist erstanden, wir haben ein Vaterland.

Aber noch einmal: ferne sei uns die Selbstüberhebung! Vergessen wir nie, was alles noch zu tun bleibt, uns erst einzurichten im neugebauten stattlichen Hause! Jetzt heißt es, wohl auch ferner die Waffen pflegen, aber weit mehr noch das Leben des Geistes, denn er ist es, durch den wir gesiegt haben und groß geworden sind; jetzt heißt es, arbeiten am Bau des Rechtes und Gesetzes, jetzt heißt es, all die Formen und Ordnungen erweitern und befestigen, auf denen ein menschenwürdiges Dasein beruht. Wir haben uns ein Ehrenkleid, einen Talar umgelegt, wir sollen ihn erst tragen, erst darin schreiten lernen. Doch nicht, um zu mahnen, bin ich da; nur um ein großes, ein herrliches Bild zu entfalten, habe ich heute vor Ihnen gesprochen; zeigen wollte ich: daß der Krieg, ein Schauspiel des Grauens, ein Verbrechen an der Menschheit, wenn frevelhaft begonnen, schön und erhaben wird, wenn er ein heiliger Verteidigungskrieg ist, wenn die Zwietracht schweigt, wenn er mit so viel

Weisheit und Menschlichkeit als Stärke und Tapferkeit geführt wird, wenn er durch den Sieg die Ehre und Macht einer Nation begründet; und in solchem Fall darf wohl auch ein Einzelner von sich sprechen, einer von den Unzähligen, die draußen erfahren mußten, was es hieß, einem Volke angehören, das um seiner Uneinigkeit und Unmacht willen gering geschätzt war, darf laut sich freuen, daß der Traum und das Sehnen seiner Jugend, seiner Mannesjahre Wirklichkeit geworden ist und daß er dies erleben durfte unter den Seinigen und in ihrer Mitte rufen: Wohl dir mein Vaterland! Blühe in Frieden!

(Als Broschüre 1872 in Julius Weise's Hofbuchhandlung, Wilhelm Spemann in Stuttgart erschienen.)

Zur Sprachreinigung.

Der Kampf gegen das deutsche Laster der Fremdwörterei ist im Zug. Es müßte auch wunderbar zugehen, wenn wir nicht, nachdem Deutschland ein mächtiges Reich geworden, uns fragten, ob es der Nation würdig sei, mit der alten Hanswurstjacke angetan den hohen Ehrensitz unter den Völkern einzunehmen. Eine beträchtliche Literatur über und gegen den Unfug hat sich neuerdings angesammelt, verdienstvoll sind Behörden vorgegangen, ohne deren Eingriff wir im Säuberungswerke wenig Boden gewinnen würden, vor allen, wie man weiß, das Oberpostamt; auf Anregung Hermann Riegels in Braunschweig hat sich „Der allgemeine Sprachverein" gegründet, um mit verbundenen Kräften von innen, aus der Mitte der Bildungskreise heraus, die möglichen Heilungswege einzuschlagen.

Erkannt hat man auch, daß in früheren Zeiten die Arbeit mehr als einmal falsch angegriffen worden ist. Wir wollen uns hier nicht mit den Versuchen des siebzehnten Jahrhunderts, den Sprachgesellschaften (Philipp v. Zesen und anderen), nicht mit denen des achtzehnten, dem guten J. H. Campe befassen, nicht mit dem teutonischen Eifer, der in unserem Jahrhundert an der Begeisterung der Befreiungskriege sich entfachte. Es war alles höchst wohlgemeint, aber wenig geschmackvoll und, was die Hauptsache, das Messer schnitt zu tief, man unterschied zu wenig, man fuhr zu rücksichtslos darein. So machte man sich unsere Klassiker, Goethe und Schiller, zu Gegnern, namentlich den ersteren. Wer sich gern genauer unterrichtet, lese das Schriftchen: „Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur von Ludwig Hirzel." Er wird finden, wie sich Goethe des schweizerischen Bundesgenossen in der Abneigung gegen den Purismus erfreut. Freilich mit gewissem Recht nur, sofern man den damaligen Purismus im Auge hat, und auch das nur mit gewissem Recht. Man weiß, daß unsere beiden großen Dichter weltbürgerlich gesinnt und gestimmt waren in einem Grade, dem wir unsere Zustimmung versagen müssen. Sie sind darin eben Kinder ihres Jahrhunderts, das rüstige Selbstachtung eines Volkes als Nationalstolz abzuurteilen

liebte. Es ist doch arg, wie es von unnötigen Fremdwörtern in ihrer Prosa wimmelt. Die Teutoniker schüttelten freilich das Kind mit dem Bad aus, aber daß es zu waschen sei, darin hatten sie doch nicht unrecht, und dies Unrecht verführte wieder die Kosmopoliten ihrerseits zu dem Unrecht, das Waschbedürfnis kurzweg zu bestreiten.

Wir wollen einmal gegen allen Kriegsbrauch handeln, wollen es auf den Schein wagen, als machten wir den Verteidiger des Mißbrauchs, den wir bekämpfen wollen. Es wird wohl nichts schaden, eher nützen. Gibt man dem Gegner so weit recht, als er hat, so kann er sich nicht beklagen, wenn man ihn darauf scharf an seinem Unrecht packt, ja es gelingt vielleicht, ihn zu überzeugen.

Beginnen wir mit dem Einfachsten. Das Deutsche ist hart. Die Härte besteht in der Häufung von Mitlautern, wie sie sich im Verlaufe der Zeit durch die wachsende Ausstoßung von Selbstlautern eingestellt hat; dazu kommt die Aspiration des K, P und T. Die Härte ist zugleich Bemühung der Mundwerkzeuge. Die romanischen Sprachen sind ungleich weicher, sprechen sich also leichter. Im Französischen geht das Weiche bis zum Glitschigen; die Silben rutschen, gleiten wie geschmolzener Zucker aus dem Mund, man denke nur an das aus ed (credo), aus esc (cresco), aus ox (vox) und noch aus so manchen andern Silben entstandene oi, an die Entkörperung des l zum l mouillé, an die Verwaschung von ong, en, ent, ant zu einem bloßen Vokal mit Nasenlaut. Ein deutscher Schweizeroffizier, der viel mit französischen Landsleuten vom Generalstab zu verkehren hatte, versicherte mich, daß zwei Stunden Deutsch ihn ungleich mundmüder machen als zwei Stunden Französisch. Zwar hat das Französische noch mehr u (ü) und œu (ö) als das Deutsche, und diese Laute sind bemühend für die Lippen, weil sie sich zu rundlicher Öffnung bequemen müssen; Alfieri, der in der Jugend nur Piemontesisch (halb französische Mundart des Italienischen) und Französisch gesprochen hatte, und das rein Italienische („Toskanische") wie eine fremde Sprache lernen mußte, ward zu einem bitteren Hasser des Französischen und spottet namentlich über diese Laute: „Man müsse", sagt er, „jedesmal den Mund runden, als bliese man eine Suppe." Allein diese Anstrengung wird hier dadurch erleichtert, daß auf diese Laute meist weiche Konsonanten folgen: ul (ül) ist leichter zu sprechen als ück (in Glück) usw. Die leichtere Sprechbarkeit kommt

vor allem in Betracht, wenn es Eile hat. Man sagt schneller und leichter pardon als: entschuldigen Sie, oder auch nur: Entschuldigung, verzeihen Sie, oder auch nur: Verzeihung. Oha wäre freilich noch kürzer, ist aber doch zu wenig. Warum ist adieu schon im Mittelalter aufgekommen und, in ade verwandelt, selbst ins Volk gedrungen — warum? Gewiß, weil es sich leichter spricht als: Behüt Gott, mit seiner Mehrzahl von Selbstlautern; „lebewohl" wäre ebenfalls weich, aber dies geht nur, wo man duzt, „leben Sie wohl" ist zu lang. Retour(billett) rutscht an der Bahnhofskasse glätter aus dem Mund als: Rückfahrt(billett), ja als selbst nur: Rückbillett. Es handelt sich aber nicht bloß um Augenblicke der Eile; die Lautglätte ist verführerisch, auch wo man Zeit hätte für das härtere deutsche Wort. Für süße Leckerei wird das französische Bonbon kaum zu verdrängen sein; wir hätten das ganz passende Wort, — schon indem ich es schreiben will, hemmt mich eine Schwierigkeit: Gutchen oder Gutlein? Ich weiß nicht einmal, ob irgendwo die Form Gutchen nur gekannt ist; das Unglück hat ja gewollt, daß statt des weicheren lin, lein, le, das härtere chen, gebildet aus dem niederdeutschen ke, als Verkleinerungsendung sich festsetzte, als das Neuhochdeutsche entstand; das schwäbische Volk sagt Gutle (Mehrzahl Gutle, mit dumpfem e), das ist in der Reinsprache nicht gültig, Gutlein klingt zu bedeutend, weil wir das, übrigens verstoßene, lein zwar doch noch zu Hilfe rufen, wo durch das chen eine unleidliche Härte entstände wie Bächchen, die Endung aber doch fast nur in der Poesie gewagt wird. Und diese Verlegenheit führt dann zu der Auskunft Bonbon, Bonbons. — Wollte man sehr nachsichtig sein, so könnte man sagen: Logis, vis-a-vis, Kuvert, gratulieren, kondolieren, jaloux gleiten leichter aus dem Mund als: Wohnung, gegenüber, Umschlag, glückwünschen, Beileid bezeigen, eifersüchtig; aber das führte wahrlich zu weit, da stieße man lieber gleich die ganze deutsche Sprache um.

Nicht zu nachsichtig also, aber doch läßlich! Dies führt zu einem andern Punkt, zu einer allgemeineren Erwägung. Es handelt sich noch um anderes als um entschuldbare Härtevermeidung. Man soll nicht den Pedanten — halt! Fremdwort! wie übersetzen? Enggeist? Kleingeist? Klauber? Schulfuchs? Halten wir es mit Goethe, sonst kommen wir nicht weiter:

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern;
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht!

also: man soll nicht den Pedanten machen. Es gilt auch in diesem Gebiete: Freiheit! Lebenlassen! Sprache ist ein freies Wesen, soll und will nicht in Angst vor Polizeidienern leben. Einer Sprache ist es nicht angst, sich zu verlieren. Ist sie reich — und die deutsche ist es doch unbestritten — sie achtet ihren Reichtum nicht für Raub. Sie nimmt mit ruhigem Gewissen aus fremden Sprachen, was ihr dient. Leiht sie doch andern Sprachen reichlich aus ihrem Schatz, neidlos; soll sie nicht auch Anlehen bei ihnen machen dürfen? Bezahlen sich davon nicht die Schulden von selbst? Soll sie sich sperren gegen Verkehr und Wechseltausch mit den Bildungsvölkern fremder Sprache? Könnte sie, wenn sie es wollte? Hat sie nicht aus den frühesten Zeiten Fremdlinge zu Tausenden in ihrer Behausung, die nur der Gelehrte als solche erkennt? Ist Kirche, Predigt, Pfarrer, Priester, Bischof, Engel, Teufel, Pforte, Kelch, Spiegel, Pfund, Vogt, Meister, Pferd, Felleisen, Form, Regel, Linie, Person, Natur deutsch? Man nennt, wie dem Leser bekannt sein wird, diese längst eingebürgerten Wörter Lehnwörter im Unterschied von Fremdwörtern, die in neueren Zeiten herbeigeholt, in ihrer weniger oder gar nicht umgestempelten Form als solche sich verraten. Wir kommen auf diesen Unterschied zurück. Hier vorerst wäre zu sagen: Wenn der Umgang und gegenseitige Einfluß der Völker uns Scharen von Lehnwörtern gebracht hat, warum nicht auch etliche Hundert Fremdwörter? Von diesem Sehpunkt aus hat ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung gegen den Übereifer der Reinigungsschwärmer Einsprache eingelegt; er kam im Beiblatt Nr. 346, 349, 351 und ist sehr lesenswert, man erkennt Bacmeisters Feder, des Mannes, den wir so früh verlieren mußten, der — was nicht viele Deutsche können — s c h r e i b e n konnte, und dessen Styl persönliches Leben hatte.

Also freie Bewegung! Läßlichkeit! Dies vor allem nehmen wir in Anspruch und stellen daher den Satz voran: Es muß uns unbenommen sein, nach einem Fremdwort zu greifen, selbst ohne eigentliche Not, — von unentbehrlichen, weil unübersetzbaren Fremdwörtern soll nachher die Rede sein — ein kleines Darlehen bei einer

andern Sprache zu machen zu dem bloßen Zweck, Wiederholung desselben Wortes zu vermeiden. Der Deutsche bringt nicht gern dasselbe Wort in einem Satze zweimal oder im nächsten sogleich wieder; dies ist keine üble Abneigung; der Franzose nimmt es, soviel ich beobachtet zu haben glaube, hierin leichter. Es wird also keine Sünde sein, wenn er hier aus kaum anderm Grund als dem genannten ab und zu wechselt zwischen: Augenblick und Moment, entschlossen und resolut, geschehen oder zustoßen und passieren, Tatkraft und Energie, entsagen oder verzichten und resignieren, ausnehmend oder ungemein und enorm, ehrlos oder schmählich und infam, gewöhnlich und ordinär, Achtung, achtbar und Respekt, respektabel, folgerichtig und konsequent, abgeschmackt und absurd, niederlegen und deponieren. Schon hier, wo nur überhaupt von Läßlichkeit die Rede ist, kommt nun aber doch schon etwas Bestimmteres in Betracht. Das Fremdwort gibt häufig dem Begriff, der ausgedrückt werden soll, eine — halt! ich will eben schreiben: eine gewisse Nuance — wie das übersetzen? Schattierung? ist nur in der ersten Silbe deutsch! sagen wir etwa: Abschattung? Sinnfärbung? — in Gottes Namen also: eine besondere Sinnfärbung, die in einem gegebenen Zusammenhang erwünscht sein kann. Zum Beispiel eine halbkomische, heitere, etwa auch verächtliche; kapabel, Courage sagt man gern halblächelnd für fähig, für Mut, kurios klingt schnurriger als sonderbar, passabel sagt man mit einem gewissen Achselzucken, wo annehmbar, mittelmäßig oder das etwa zu wagende Wort: durchlaßbar nicht recht zutreffen will. Kompanie für Gesellschaft kann in lustiger Laune auch geringschätzig, ja verwerfend gesagt werden; stupid ist stärker als dumm, sublim ist etwas schwächer als erhaben, kann aber ebenfalls mit Scherzton für dies ernstere deutsche Wort gesetzt werden. Wir sind, wie gesagt, noch nicht an unentbehrlichen Fremdwörtern, nähern uns aber bereits diesem Gebiete, wenn wir nun auf diesen Nebensinn weiter eingehen. Manches Fremdwort scheint ganz übersetzbar, aber es bleibt ein unübersetzter — Rest (Fremdwort!). Das deutsche Wort ehrbar hat mit der Zeit einen Beigeschmack trocken philisterhafter Art angenommen, honett tritt dafür gern auf die Lippen, wenn man an mit weltmännischer Bildung verbundene Ehrlichkeit denkt; Respekt, respektabel mag man gelegentlich gern für Achtung und achtbar, achtungswert setzen, wo

die deutschen Wörter ein Mehr an Würde auszudrücken scheinen, das man dem Bezeichneten nicht gerade zumessen will; nobel und edel ist nicht ganz dasselbe, jenes weist auf die Gesellschaft, wie deren Vorstellungen durch Begriffe des Adels als Standes gefärbt sind, es ist etwas Spezifisches (— Fremdwort!) darin, was nahelegt, daß der nobel Handelnde nicht immer auch edel handeln wird; edel ist mehr, trägt mehr sittliches Gewicht in sich, man kann sich dies ungefähr, durch ein Beispiel beleuchtend, mit dem Satz klarmachen: nobel ist, wer gern schenkt, edel, wer gern verzeiht. — kurz: edel ist höher, ernster, idealer — ein Zug, welcher sehr zugunsten der deutschen Sprache und ihres Geistes spricht; wir werden mehr solcher Züge finden. Generös ist ein Wort, das sich nicht recht übersetzen lassen will; freigebig paßt in wenigen Fällen dafür, wir müßten etwa das Wort unkarg wagen. Das Wort solid hat sittliche und körperliche Bedeutung (Gegensatz gegen hohl); in letzterer mag es durch gediegen übersetzt werden; in ersterer enthält dies deutsche Wort ein Mehr von Lob; tadelfrei, vorwurfslos, gesittet — alles will nicht recht passen. Perfid läßt sich nicht mit falsch wiedergeben; warum nicht? Darüber höre man die von Lothario verlassene Aurelie in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Ist ordinär, wenn es einen Charakter oder eine Handlung trifft, mit: gewöhnlich ganz übersetzt? Jedenfalls ist unbequem, daß das deutsche Wort im Deutschen häufiger als das französische, auch ohne alle Tadelbeziehung einfach den Gegensatz des Ausnahmsweisen, das in der Zeit Wiederkehrende bezeichnet. — Für elegant wäre zierlich ganz genügend, wenn sich nicht gegen die ursprüngliche Bedeutung des Wortes der Begriff klein daran geknüpft hätte; es wird jetzt nur von Erscheinungen gebraucht, die klein beisammen und doch schmuck sind, so daß es mit nett und niedlich eng verwandt ist. Imponieren ist ohne Umschreibung nicht wiederzugeben, etwa: einen Eindruck von Überlegenheit machen oder ähnlich. Fatal: es verbindet zwei Bedeutungen: die des Unglücklichen und die des Verhängnisvollen, jedoch beide Bedeutungen in verkleinertem Sinne, so daß es ungefähr besagt: peinlich, als ob es ein Kobold bereitet hätte; man wird diese Abminderung des Fatumbegriffs im Lateinischen spüren, wenn man die Worte der Lady Macbeth zu übersetzen versucht: the raven himself is hoarse, that croaks the fatal entrance of Duncan under my battlements

(Akt 1, Auftritt 5); man muß sagen: verhängnisvoll oder schicksalsvoll, gerät aber in Schwierigkeit durch die vermehrte Silbenzahl; gewiß ist, daß nicht mit fatal übersetzt werden darf. — Höchst unbequem ist, daß sich für Lektüre kein Ersatz finden lassen will; Lesung geht ja nur in wenigen Fällen; der Infinitiv: das Lesen paßt ebenfalls selten und fügt sich überdies noch seltener in die Satzbildung.

Hiemit ist der Übergang zum stärksten aller Gründe gegen starre Schulmeisterei bereits gemacht. Wir haben eine Menge von Fremdwörtern, die sich schlechthin nicht übersetzen lassen. Wir müßten sie, sollten sie verboten sein, ohne Ersatz wegwerfen und dadurch unerträgliche Lücken in die Bezeichnungsfähigkeit der Sprache reißen. Zwar, es ist Einwand möglich gegen diesen Satz; Übersetzung wäre am Ende wohl möglich, es ist im Grunde nichts unübersetzbar oder wenigstens nichts nicht ersetzbar; aber darauf ist zu antworten, daß die Schwierigkeit, Mühsamkeit, Umständlichkeit nahezu so starke Hindernisse sind wie Unmöglichkeit. Es knüpft sich in einer Sprache ein Begriff an ein Wort — nicht mit Notwendigkeit, das Wort drückt diesen Begriff nicht eigentlich aus, aber die Verknüpfung tritt eben ein, wird Gewöhnung, und die Gewöhnung bewirkt den Schein, als gehörten dies Wort und dieser Begriff unzertrennbar zusammen. So findet, so überkommt eine andere Nation das Wort und nimmt es um so lieber auf, wenn sie den Begriff selbst, um den es sich handelt, vorher nicht oder nicht in der Bestimmtheit erzeugt hat wie jene Nation, die ihn, an ein Wort geknüpft, herüberreicht. Blasiert drückt an sich den Begriff oder die Mehrheit von Begriffen nicht aus, die an das Wort geknüpft sind. Es heißt einfach: verdorben; aber darin erschöpft sich doch gewiß nicht, was wir bei dem Worte, deutlich oder undeutlich, denken: ein Mensch, der alle Reize des Lebens durchgenossen hat, für den also nichts mehr neu und frisch ist, der aber sich damit weiß, auf jeden herablächelt, welcher noch reizfähigen Nerv in Leib und Seele hat. Die genußüberladene Weltstadt Paris hat die Sache erzeugt, die Vorstellung der Sache an das Wort geknüpft, und so haben wir es herübergeholt. Kokette, kokettieren: wieder ein Beispiel von wenig begründeter und doch festgewordener Verknüpfung zwischen Wort und Sinn. Es heißt ja eigentlich Hähnchen, das Hähnchen kokettiert nicht, es stolziert; da haben die Italiener ein viel besseres Wort: civetta. Heißt: Käuzchen, und gemeint ist

eine Art dieser Gattung, die abgerichtet wird, auf einer Stange ausgestellt durch — kokette (jetzt sieht man's, ich habe kein Wort, diese Bewegungen zu bezeichnen, als das französische, das ich soeben angreife!), also kokette Bewegungen zu reizen, daß die Vögel darauf stoßen, wobei sie gefangen werden. Freilich hat Italien kein Zeitwort zum Hauptwort wie die Franzosen in ihrem coqueter. Und von diesen haben wir das Wort, weil die Sache bei ihnen, wie wir sie kennen, mehr vorhanden ist als irgendwo. Diese Nachfrage ist nicht ganz so schlimm, als sie scheint. Es ist nämlich da eine eigentümliche Schwierigkeit. Koketterie, kokettieren bezeichnet keineswegs etwas Verwerfliches. Ein Weib darf seiner Reize sich bewußt sein, sie auch ein wenig spielen lassen, ohne darum den Namen Kokette im üblen Sinne zu verdienen. Was würde aus der Gesellschaft, welche Trockenheit wäre im Leben, wenn im Umgang der Geschlechter nicht das phosphorische Etwas spielte, nicht die elektrischen Funken knisterten, die Witze, die Anspielungen hin- und herschössen, die am Bewußtsein der geschlechtlichen Anziehung sich entzünden? Man darf ganz wohl die contradictio in adjecto (logischen Widerspruch im Beiwort) wagen: es gibt eine unschuldige Koketterie. Freilich müßte es eigentlich zwei Ausdrücke geben, einen, der dies vorwurfsfreie Etwas, und einen, der das verwerfliche Spielenlassen, Wirkenlassen der Reize, das leichtfertig bedachte, zwischen Anziehung und Abstoßung wechselnde Spiel mit Herzen der Männer bezeichnete. Aber wer gibt uns ein solches Wort, und wer übersetzt Kokette mit einem besseren? Wir selbst, wir Deutschen, gewiß nicht; wir haben der Sache zu wenig — glücklicherweise im einen und unglücklicherweise im andern Sinn des Wortes —, um das Wort zu schaffen, das heißt an irgendein Wort den Sinn zu knüpfen. Buhlerin, buhlen ist ja viel zu stark; der feinere Sinn könnte sich daran geknüpft haben, aber er hat sich nicht daran geknüpft.

Reihen wir einen entfernt verwandten Ausdruck an: affektiert. „Gesucht" wäre fast wörtliche Übersetzung, genügt aber nicht; geziert, erkünstelt, gezwungen — will alles nicht ganz passen; es hat sich nun einmal an das lateinisch-französische Wort eine Bedeutung gehängt, die wir nur mit lästiger Umschreibung wiedergeben könnten. Affektiert ist, wer seinen Mienen, Gebärden, auch seiner Rede aus Eitelkeit, um dies oder das vorzustellen, eine Form gibt, die

ihrem natürlichen Gehaben fremd ist. Wieviel Wörter, welch langer Satz!

Noch ein Wörtchen sei eingehender behandelt, ein Wörtchen, das eine Welt, eine Summe (— auch ein Fremdwort! —) von Bedeutungen enthält! Naiv stammt vom lateinischen nativus, angeboren — dieselbe Wurzel wie in Natur. Das Wort weist schweigend auf einen Gegensatz: er heißt Kultur oder Kunst, und man fühlt sogleich, es wolle etwas sagen von Zwang, den die Bildung der Natur im Menschen antut, und von Durchbruch der Natur aus diesem Zwang. Der Zwang ist bis zu gewissen Punkten berechtigt, notwendig, denn alle Bildung wird der Natur abgerungen, aber auf wie vielen auch unberechtigt! Man denke hauptsächlich an die ganze Welt unserer Umgangssitte! Wieviel Verstellung, Heuchelei, wieviel Lüge, wieviel ärmlicher Schein neben soviel richtiger und löblicher Selbstbeherrschung! Vor allem wieviel Heuchelei selbstloser Menschenliebe und Hingebung! Es ergibt sich nun ein Doppellicht. Bricht durch diese allgemeine Verdeckung unerwartet die Natur hervor, nicht die rohe freilich, sondern die unschuldige in ihrer Freiheit und Wahrheit, so ist der Eindruck ein zweiseitiger: sie erscheint im Unrecht, weil die Formwelt, der Zwang, die Scheinwelt der Sitte notwendig, eine Forderung der Kultur ist; sie erscheint im Recht, weil diese Scheinwelt viel weiter geht, als nötig, als gut ist. Nimmt man hinzu, daß wir inmitten dieses Scheinsystems die Natur nicht mehr erwarten, daß ihre Erscheinung also überrascht, so begreift sich, daß die Wirkung komisch ist, denn zum Komischen gehört neben der Grundbedingung, Wahrnehmung eines Widerspruchs, die Bedingung der Plötzlichkeit. Es sind vor allem die Kinder, die diesen Lachstoff liefern, es sind Mädchen, es können auch Männer und Frauen sein, sofern niemand dafür stehen kann, daß er in jedem Augenblick nach Regeln der künstlichen Formwelt sich beherrsche. Die Wirkung wird je nachdem eine stärker oder schwächer komische, in jedem richtigen Gemüt aber eine mit Rührung gemischte sein, und zwar eben wegen der Mischung von Recht und Unrecht in diesem Durchbruch der Natur. Sancta Simplicitas. Eine heillose, hassenswerte Menschenart sind jene dünkelhaften Verstandesköpfe, die von der Höhe ihrer Bewußtheit heruntersehen, als sagten sie: ihr guten Naiven da ringsumher! Die ironischen Eiszapfengesichter, die lauern, bis der andere naiv

anlaufe, um ihm dann mit der Katzenpfote herüberzuwischen! Der Begriff des Naiven führt weiter und weiter. Alles Komische kann auf das Naive zurückgeführt werden, in der älteren Ästhetik hat man komisch und naiv wirklich geradezu gleichgesetzt. Dies ist aber von langer Hand, wir können hier nicht darauf eintreten, müssen also manchen Zweifel, der dem Leser aufsteigen wird, unbeantwortet lassen. Man wird z. B. fragen, ob denn auch die bewußtlose Natur, die eigentliche Natur außerhalb des Menschen, wie sie menschliches Tun und Denken so oft komisch durchkreuzt, naiv zu nennen sei? Wir müssen es dem Leser überlassen, darüber nachzudenken, warum und in welchem Sinn dies bejaht werden kann.

Der Zusammenhang gebietet, zu einer höheren Bedeutung des Wortes überzugehen. Die Natur im Menschen kann als eine Kraft der edelsten Natur die Rinde durchbrechen, die über des Lebens innern Kern jederzeit sich herbreitet, durch Denkschwäche und Denkträgheit, durch veraltetes Vorurteil, bequemes Verharren in land- und weltläufigen Vorstellungen, durch ängstliche Rücksicht, falsche Scham, Willenslahmheit und Phantasiearmut. Da ist denn die durchbrechende Kraft entschieden im Recht, das Durchbrochene entschieden im Unrecht, die Plötzlichkeit im Durchbrechen kaum entfernt, nur sehr bedingt komisch, der Eindruck vielmehr vorwaltend Staunen, bei den Dummen, Halsstarrigen ist er Schrecken, Unwille, Zorn. Dies ist Naivität im großen Styl, so naiv ist der große Geist, der große Mann, das Genie als Entdecker, Denker, Staatsmann, Dichter, Künstler. Das Genie wird geboren, ist Naturkraft, es kommt und holt aus dem Zentrum, wo die andern in den Peripherien verbleiben. Immerhin wird es nebenher, in untergeordneten Gebieten, auch naiv sein im obigen, kleineren Sinn des Wortes, wird im Umgang, in der Gesellschaft wie Kinder mit der Wahrheit herausrumpeln, wo man sie nicht erwartet.

Für diese Naivität hohen Styls nun haben wir etwa die Worte ursprünglich, urwüchsig; allein es ist keine rechte Aushilfe. Ursprünglich wird zu oft in anderem, nachdrucklosem Sinn gebraucht, um hier guten Dienst zu tun; eher dient noch das Hauptwort Ursprünglichkeit. Das Wort urwüchsig hat eine gewisse poetisierende Kostbarkeit, ist zu unschlicht, um brauchbar zu sein. Der Italiener hat das sehr vortreffliche Wort ingenuo; er kann es auch für das

Naive der ersten, kleineren Art gebrauchen, wenigstens dann, wenn fühlbar die schöne Unschuld, die rührende Einfalt darin vorschlägt; sicher dient es ihm für die andere, die hohe Art.

Das Wort naiv war es wohl wert, so lange dabei zu verweilen. So manche andere wären es, wenn auch weniger, wohl auch wert, aber der Leser erwartet hier keine umfassende Abhandlung, und es seien noch einige Ausdrücke nur mit einem Wink einfach mit dem Zusatz aufgeführt, daß sich jedenfalls nur schwer, ja gar nicht ein deutscher Ersatz dafür findet. Man versuche zu übersetzen: genieren, sich genieren (beengen, hemmen, sich scheuen? letzteres entschieden zu stark), frivol (leichtfertig zu schwach, ruchlos zu stark), konfisziert (im Partizip, konfisziertes Gesicht — genügt verdächtig? übrige Zeitwortform bietet keine Schwierigkeit: gerichtlich einziehen), süffisant: selbstgenügsam, eingebildet, dünkelhaft — genügt das eine oder andere? Kompromittieren — genügt bloßstellen im moralischen, übereinkommen im politischen Sinn des Wortes? Kombinieren — genügt im psychologischen Sinn verknüpfen? Summieren: genügt häufen, zusammenlegen, zusammenzählen?

Für diese ganze Gesellschaft von Ausdrücken wiederholen wir nur unsern Satz: es ist nicht nötig, daß das Wort genau ausdrücke, was es bedeutet, wenn nur die Bedeutung sich gewohnheitsmäßig daran knüpft. Diese Verknüpfung vollzieht sich aber in der Weise eines nicht taghellen Naturvorgangs, in allmählicher Vermehrung des Nachahmens, das läßt sich, wenigstens durch den Willen machtloser Einzelner nicht, oder sehr schwer, nur ausnahmsweise machen. Das zum Ersatz gewählte, in Vorschlag gebrachte Wort scheint sonderbar, unnatürlich. Man nehme an, wir hätten das Wort Bildhauer noch nicht, es würde erst in Vorschlag gebracht — was? das klingt ja wie Fleischhauer! wie plump! und haut denn der Plastiker, der plastische Bildner alles aus dem Stein heraus? ist nicht das Modellieren (Fremdwort!) die Hauptsache, ja bei der Bestimmung für Erzguß alles? — Ich erinnere mich der Zeit, da Fräulein für Demoiselle, Mamsell aufkam; es war im Anfang der zwanziger Jahre; wir stritten lebhaft für und wider, es kam den meisten von uns jungen Leuten höchst sonderbar vor. Dennoch kam es glücklicherweise auf — wie? auf welchen Wegen? wer kann es wissen! Für Frauen blieb noch lang, und ist jetzt noch nicht ganz abgekommen, Madame.

Gelegentlich hier etwas über die Wortnot in Anrede und Benennung des weiblichen Geschlechts. Frau bedeutet im Neuhochdeutschen die Verheiratete, nur Dichter sagen: Frauen für Verheiratete und Unverheiratete, und dies nur in der Mehrzahl. Das Wort bedeutete aber früher etwas anderes, nämlich Herrin (frô Herr — Fronleichnam, Frondienst, frouwa Herrin); so hieß die Adlige, und Jungfrau, Fräulein ihre Tochter. Nun könnte man das Wort Frau, wie wir bei Fräulein bereits gesehen, wieder in seine ursprüngliche Bedeutung einsetzen und aus Höflichkeit jede Verheiratete, ob adlig oder nicht, Frau nennen (ohne den Familiennamen nämlich, denn mit demselben tun wir es ja bereits, aber da ist es der Name des Mannes, den wir beisetzen, und so bezeichnet Frau nur die Verheiratete). Bei der Anrede wäre freilich die Einsilbigkeit unbequem; da ließe sich zwar helfen, wenn man das Fürwort meine beisetzte, etwa abgekürzt wie im Holländischen: mevrouw, — also wörtlich: meine Herrin, dasselbe was Madame (mea domina); allein das Wort Frau im Sinn von Verheiratete ist zu verjährt, zu tief eingerissen, es wird nicht möglich sein, es auf seine alte Bedeutung zurückzuzwingen. Warum aber nicht Herrin? Ich wüßte keinen triftigen Grund dagegen. Auch ließe es sich nicht nur als Anrede verwenden, sondern gienge ganz gut für das zäh festgehaltene: Damen; Herrinnen hätte ja nur eine Silbe mehr, gienge also leicht von den Lippen. Abgekommen ist, oder nur noch geringschätzig gebraucht wird: Frauenzimmer. Bekanntlich kommt es von der Einrichtung der alten Burg und des wohlhabenden Bürgerhauses, die den Frauen (im alten Sinn) ein gemeinschaftliches eigenes Gemach anwies; der Raum gab den Namen für seine Bewohnerinnen. Derselbe konnte nur kollektiv (Fremdwort!) angewendet werden, später und lang in die Gegenwart herein bezeichnete man trotzdem damit auch die einzelne.

Wir gelangen endlich an die geradezu unentbehrlichen Fremdwörter, zu denen, die, obwohl spätere, in fortgeschrittener Bildungszeit gemachte Anlehen, doch so wenig heimzahlbar sind als jene im Anfang erwähnten uralten Lehnwörter. Religion: man versuche es mit den etwa zwölf Verdeutschungen, welche sich darbieten, ob sie das Wort in jeder seiner Bedeutungen wiedergeben. Moral: ist häufig, nicht immer, mit Sittenlehre, Sittlichkeit zu ersetzen.

Familie: Haus geht dafür nur in seltenen Fällen. Pietät — kann man dafür jedesmal setzen: Kindesliebe, und müßte man nicht noch verlängernde Umschreibungen, z. B. und Ehrfurcht oder andere hinzufügen? Humanität: deckt sich damit das Wort Menschenfreundlichkeit, Menschenliebe? Grazie — enthält es nicht zu dem deutschen: Anmut noch einen Zusatzbegriff, der nach der Seite der Form hinweist, oder umgekehrt, enthält nicht Anmut ein Mehr nach der Seite der Seele? Instinkt: ist Naturtrieb genügend? Affekt: will dafür in so manchem Fall passen Gemütsbewegung, Aufregung, Aufwallung? oder Leidenschaft? Diese unterscheiden wir ja vielmehr ausdrücklich von Affekt. Es sind eben überhaupt namentlich Unterscheidungen zwischen verwandten Begriffen, was zu Entlehnungen unvermeidlich führt; wir haben dies soeben bei Grazie und Anmut gesehen. Alterieren: eines der Wörter, die eigentlich nicht besagen, was sie bedeuten, denn es heißt eben verändern, aber man versuche es mit einer Reihe von Ausdrücken: sie klappen nicht. Interesse, interessieren: man prüfe die etwa annähernd sich darbietenden deutschen Ausdrücke, und man wird finden, daß keiner das Wort in der Mehrheit seiner Bedeutungen erschöpft. Sympathie, Antipathie: wollte man sagen Anziehung und Abstoßung, Mitgefühl und Gegengefühl, so würde man, auch wenn es angienge, doch in Verlegenheit geraten mit dem Adjektiv. Führen wir statt so manches anderen nur noch an: Talent und Genie. Für Talent kann das eine und andere Mal, gewiß nicht immer, Begabung, bildlich: anvertrautes Pfund dienen; wesentlich ist, daß wir beides, wo wir es zusammenstellen, im Sinn beschränkterer und voller Geistbegabung unterscheiden. Das zweite Wort ist ohne Frage eine Bereicherung. Wir haben so die Ausdrücke: Geist, Genie, dazu den rein lateinischen: Genius. Geist kann unter Umständen, nachdrücklich betont, für Genie stehen, doch denken wir dabei mehr an eine gewisse in einzelnen Blitzen sich entladende Kraft, während uns Genie eine solche bedeutet, die mit innerer Gesetzmäßigkeit wie eine große Naturkraft schöpferisch wirkt; man wird dies bestätigt finden, wenn man die Adjektive setzt: geistreich und genial. Genius aber, das ist ein Wort, das im Deutschen einen andern Hauch hat, einen idealen, seelisch hochgestimmten; es führt etwas von der Vorstellung eines Wesens aus himmlischer Region (könnte ich dafür Gegend setzen?)

mit sich, das in einem Sterblichen eingeboren; ob Hölderlin ganz ein Genie sei, kann eine Frage sein, aber ein Genius ist er.

Es müßte nun in diesem Zusammenhang eigentlich noch von Wissenschaft, Literatur, Kunst die Rede sein, von der unbestimmt weiten Sphäre der Ausdrucksmittel für alles, was näher oder ferner dahin einschlägt. Tieferes Eintreten würde zu weit führen und Beschränkung ist schwer: was tun? Stellen wir eben ein paar Sätze hin, die man sich in ihrer seichten Allgemeinheit mag gefallen lassen. Die Sphäre ist international (schon wieder ein Fremdwort, wie auch Sphäre!); schon dies gebeut dem Eifer gegen Fremdwörterei Vorsicht und Rücksicht. Ein anderer Satz: die Fremdwörter sind in diesem weiten Gebiete vorherrschend unmittelbar aus toten Sprachen geholt. Das bringt wesentlichen Vorteil. Das Wort der lebenden Sprache führt in seiner Bedeutung Seitenbeziehungen mit sich, schlägt Saiten unmittelbarer, nicht hergehöriger Gefühle mit an, welche der reinen Sachlichkeit, Gegenständlichkeit im Wege sind, oder sagen wir: es führt oft und leicht einen unzeitigen Lebensgeruch mit sich. Für komisch kann nicht lächerlich gesetzt werden; jenes Wort bezeichnet ohne Lob und Tadel ein Gebiet, bei diesem zuckt man die Achseln. Kann man für ironisch sagen spöttisch, spöttlich, neckisch? Nein! Polemik, polemisch: kann man mit den Worten Streit, Gegnerschaft, gegnerisch Formen bilden, die genügen? Nein! Für aktiv und passiv ist keineswegs immer passend: tätig und leidend; es klingen auch hier störende Obertöne mit an. Für objektiv ist oft, nicht immer verwendbar: sächlich, gegenständlich, dagegen für subjektiv will sich nichts finden lassen; ich nenne von solchen Gegenständen noch: ideal und real, Autonomie und Heteronomie, und bitte den Leser, selbst zu versuchen, er wird ohne Umschreibung nicht fertig, und hiemit ist ein dritter Satz ausgesprochen: das Fremdwort aus fremden Sprachen versieht das wissenschaftliche, das Denk-Bedürfnis überhaupt mit der unentbehrlichen Kürze.

Aber das Privilegium kann freilich auch mißbraucht werden, wird mißbraucht, und zwar über alles erlaubte Maß. In der Philosophie hat Hegel doch höchst verdienstvoll gezeigt, daß man mit ungleich weniger Anlehen auskommen kann, als es scheint. Sein Beispiel hat wenig gewirkt. Unter den Naturwissenschaften ist es namentlich die Chemie, die im Schuldenmachen, beim Griechischen vor-

züglich, kein Maß kennt. Die Mineralogie ist durch die Volkssprache des Bergmanns noch verhältnismäßig leidlich mit Deutsch versehen: z. B. Quarz, Lias, Gneis, Grieß sind ja gesund einheimische Wörter.

Genug aber nun, übergenug vielleicht schon der Billigkeit. Die Gegner der Strenge in Sachen der deutschen Fremdwörterliebe können sich gewiß nicht beschweren, daß wir sie nicht angehört. So ist es nun Zeit, zu sagen: nicht von Fremdwörterliebe, sondern von Fremdwörter s u ch t ist zu reden, von einem Laster, von einer Schande, ja — warum das Wort nicht gebrauchen, da es für dieses Übel wie gemacht ist — von einer wahren Affenschande. Keiner der rücksichtsvoll aufgeführten Gründe entschuldigt das schmachvolle Übermaß; insbesondere der nicht, den wir oben zuerst aufgeführt haben: das Deutsche ist hart, aber dafür ist es charakteristisch; dolore, douleur spricht sich weicher als Schmerz, aber der Laut Schmerz drückt schärfer aus, was empfunden wird. Geschichtlich dient zur Erklärung außer dem Riß und Bruch, den im Dreißigjährigen Kriege das deutsche Selbstgefühl erlitten hat, die Hugenotten-Niederlassung in Preußen: ein Ereignis fruchtbringender Art, wie man weiß, nach dieser Seite jedoch von übler Wirkung: das Fremdwortunwesen ist in Preußen stärker als im Süden Deutschlands, freilich nur noch stärker, denn stark genug ist es wahrlich auch hier, wo die Rheinbundszeit mit vollen Händen das Unkraut gesäet hat. Fast das siebente Wort, wie man berechnet, ist fremder Federaufputz. „Die Verachtung der deutschen Sprache lernen wir von den Deutschen", muß sich vom Franzosen der Deutsche sagen lassen und schämt sich nicht. Er rühmt sich der Bezeichnungskraft, der Innigkeit, des Reichtums seiner Sprache und bettelt ehrlos vor französischen, italienischen, englischen Türen. Ehrlos: damit ist der negative Grund des Lasters ausgesprochen. Das Nationalgefühl sitzt uns nicht im Blute, nicht im Schlage (warum nicht dies Wort für Rasse?) wie den romanischen Völkern; die Angelsachsen verdanken ihr feurigeres Vaterlandsgefühl nicht am wenigsten dem Zusatz romanischen Safts in ihren Adern. Aber nicht Mangel einer Kraft kann der letzte Grund sein, der positive ist klägliche Eitelkeit. Es ist ja freilich wahr, daß es ein Merkmal von Bildung ist, einer fremden Sprache mächtig zu sein; man mag sich nur schämen, als Niemiz zu erscheinen, aber aus diesem Körnchen Wahrheit soll man keinen Berg von Ziererei machen! So hübsch adelig tut's,

seine Sprache französisch aufputzen! Nun, der Adel hat freilich den Anfang gemacht: mit den Kreuzzügen, dem erhöhten Verkehr des deutschen Ritters mit dem französischen begann die Ausländerei, der wir die geringschätzige Wegwerfung unserer markigen Heldensage, die Aufnahme des verschwommenen, rückenmarklosen Bretonischen in die Dichtung verdanken. Noch heute spielt das Französische die erste Rolle in der adeligen Erziehung; Fertigkeit darin gilt als Kennzeichen der „guten Gesellschaft". Fällt es dem französischen, fällt es dem italienischen Adel ein, Fertigkeit im Italienischen, Spanischen, Englischen oder gar Deutschen! als Band an seinem Adelsdiplom, als Edelmannsmerkzeichen zu betrachten? — Verkannt soll darum allerdings nicht werden, daß auch in Adelskreisen die Besinnung auf Recht und Ehre unserer Sprache jetzt kräftig sich regt und selbst auf fürstlichen Tafeln ein deutscher Speisezettel statt eines Menü zu erscheinen begonnen hat.

Menü: dies ist eines der mit Haut und Haar hergeschleppten Fremdwörter, die zum schlimmsten Mißbrauch gehören. Eine Verdeutschung der Endung wie regieren, imponieren usw. (das ieren aus französisch er oder lateinisch ere, regner, regere) oder umgekehrt eine deutsche Wurzelsilbe, französisch oder lateinisch vorgeschuht (Lieferant, Hannoveraner), da ist doch noch eine Anähnlichung; der Deutsche ist so frei gewesen, aus valice Felleisen, aus Milano Mailand, aus Venezia Venedig, aus Chiavenna Cläven zu machen — warum nicht? Aber Fauteuil, Feuilleton usw. usw.? Ganz heillos, wenn ein solches ungekaut verschlungenes Wort erst noch ursprünglich deutsch ist, wie nachgewiesenermaßen Fauteuil; es ist das alte Wort Faltstuhl zusammenlegbarer Stuhl, dann Lehnstuhl), und wenn wir ein ganz gutes deutsches Wort besitzen, wie eben Lehnstuhl, da fällt überdies die Entschuldigung der leichteren Aussprache weg, denn das l mouillé wird der deutschen Zunge schwer. Auch Feuilleton spricht sich unbequem; warum nicht einfach Unterblatt? Sei hier auch Detail erwähnt. Ein großer Teil unserer norddeutschen Brüder macht sich den genannten Laut leicht, indem er ein lch daraus macht: Detalch (Versalch, Mongmiralch, so steht es sogar in Heyses Fremdwörterbuch!). Dieses Wort ist grundtief eingerissen; halb entschuldigt dies die Lauthärte in: einzeln; das ln an sich und mehr noch in der Beugung lnen ist Mitursache; wir

könnten kecklich sagen: Geteil und hätten dabei die Bequemlichkeit, an Detail fast nur das D zu verändern. Lästig ist unserer Zunge auch der französische Nasenlaut vor r, wie in genre; sagt man freilich Schanger (auch diese falsche Aussprache schreibt Heyse vor!), so ist geholfen, aber wie! Warum nicht Gattung, Art? In der Malerei habe ich vorgeschlagen: Sittenbild für Genrebild; dies hat doch wenigstens da und dort Aufnahme gefunden. — Pointe (doch ja nicht Poengte!) ist wohl aufgekommen, weil Spitze, zu oft in nicht so bestimmtem Sinne gebraucht, zu wenig zu sagen scheint; konnte man nicht setzen: Treffspitze? — Als eine der entschuldbarsten Entlehnungen dieser Art sei hier noch angeführt Renaissance. Wiedergeburt, die einfache Übersetzung, geht nicht wohl, weil wir zu sehr gewohnt sind, das Wort in biblisch religiösem Sinne zu gebrauchen. Könnte man dafür setzen: neuklassisch? Aber dies ist ein Adjektiv; Neuklassik, Hauptwort, will nicht passen, das französische Wort bezeichnet ja nicht nur einen Styl und seine Formen, sondern ein ganzes Zeitalter, das Geschehen, das Werden in diesem Zeitalter; das Wiederaufleben des klassischen Altertums; den substantialen Infinitiv können wir einführen, das Wort verlangt zu fühlbar den Zusatz einer näheren Bestimmung im Genitiv, nämlich eben: des klassischen Altertums. Wer weiß Rat?

Dies nur einige Beispiele aus der Unzahl von wilden Entlehnungen: so wollen wir die Wörter nennen, mit denen wir uns aufputzen, ohne ihnen auch nur einen deutschen Stempel aufzudrücken. Nur zu viele deren werden uns begegnen, wenn wir jetzt nur einige Lebensgebiete überblicken, nur flüchtig allerdings, nur einzelnes da und dort herausgreifend, sonst wäre ja kein Ende zu finden.

Fangen wir vom nächsten an, denn dies ist wohl, was uns unmittelbar am Leibe sitzt. Da die Franzosen die Modeangeber sind, so werden ihre Spracheinbrüche begreiflich hier besonders stark sein. Das allgemeine: Kostüm, allerdings nicht bloß für Kleid, sondern in weitem Sinne für Kulturformen, ist nur der zweiten Silbe nach dem Französischen, der ersten nach dem Italienischen entnommen. Das Wort läßt sich nur in der engeren dieser Bedeutungen mit Anzug, Tracht übersetzen. Übrigens wimmelt es in diesem Gebiete ganz besonders von Wildwörtern. Heben wir heraus: Toilette. Im Zeitwort: Toilette machen läßt sich abhelfen mit: sich putzen; ein

netter Ausdruck steht im Nibelungenlied (Av. IV), den wir mit dem ganzen Vers hersetzen. Brunhilde sieht den König Gunther mit seiner Begleitung beim Isenstein landen, ihre Maide (Hofdamen) sehen mit ihr aus den Fenstern; sie verbietet ihnen aber, sich (in ihrer Neugierde) zu zeigen, sie folgen und ziehen sich zurück, aber, sagt der Dichter schalkhaft, es ist uns gesagt worden, was sie da taten:

Gên den unkunden strichen si ir lip,
Des ie site hêten wätlichiu wîp,
An diu engen venster kômen si gegân,
Dâ si die helde sâhen: daz war durch schouwen getân.

Also: den Leib streichen für Toilette machen; gewiß nicht übel! — Aber das Wort als Hauptwort? Anzug, Kleidung (Sanders) zu allgemein; etwa Aufputz? Es bedeutet aber auch die Möbeleinrichtung zum Toilettemachen — etwa Spiegeltisch? Negligé: Hausanzug wäre ganz hinreichend. Und nun: Coiffüre, Korsett, Manschetten, Bracelet, Brosche, Chaussure und was alles! Und all dies unnötig, da Haarputz, Handstulpe, Armband, Vorstecknadel (ganz tunlich abzukürzen in: Vornadel), Beschuhung oder Schuhwerk durchaus gut genug wären. Schwierigkeit macht das Wort Taille, weil es sowohl die Einziehung, den Einschnitt des Leibes über der Hüfte (die Weiche) bedeutet, als die entsprechende Stelle des Kleides. Doch Einschnitt ließe sich wohl für beides setzen.

Etwas von Zimmereinrichtung! Möbel — ist wohl beizubehalten, ist durch: Geräte nicht zu übersetzen. Kommode, Sekretär für Schrank, Kasten u. dgl. unnötig. Aber nun Longuechaise, Fauteuil (oben besprochen), Boudoir, Büfett, Voliere, Portiere, Rouleaux! Da doch Ruhbank (gepolstert hinzuzusetzen ist unnötig), Sonderstübchen, Schenktisch, Vogelhaus, Türvorhang, Rollvorhang ganz recht und alles leicht zu sprechen. Neben Portiere mag der gleichen Wortwurzel wegen gleich der Portier kommen: warum nicht Torwart? Equipage ganz entbehrlich, Gefährt ganz passender Ersatz, auch Fahrzeug ließe sich einführen, denn man gewöhnte sich leicht, das Wort nicht auf das Wasser einzuschränken.

Von der Küche ist kaum anzufangen, im Speisenamengebiet sieht es gar zu abscheulich aus. Vom Menü ist schon die Rede gewesen. Ein Wort über Sauce! Man will mit: Salse abhelfen, das aber

dasselbe Wort ist, nur lateinisch oder italienisch, nicht französisch. Man kann ganz wohl Tunke setzen, obwohl Sauce nicht immer zum Eintunken ist, aber besser freilich Brühe. Hiezu eine Bemerkung, die sehr allgemein gilt, aber hier sich gerade passend anknüpft. Haben wir einmal für ein gutes deutsches Wort in unserer dummen Vornehmtuerei ein Fremdwort eingeführt, so scheint daneben jenes gemein. Eine Dame sagte mir: Brühe klinge gemein. Warum soll denn Brühe gemein und Sauce nicht gemein sein? war natürlich zu antworten. So heißt es denn nun Bouillon statt Fleischbrühe! Zur Zeit meiner jüngeren Jahre fiel das keiner Seele ein. Auch von Kotelett wußte man nichts, man sagte eben Rippchen. Auch Roastbeef gab es nicht, wohl aber Rostbraten. Für Dessert war Nachtisch gut genug. Warum tranchieren für zerlegen oder vorschneiden? Doch nicht weiter hievon, man kennt die Sprache unserer Speisezettel.

Das Wirtswesen fällt uns hier ein. Das jetzige Hotel hieß ursprünglich Herberge, weil man da wohnen kann (italienisch albergo dasselbe Wort, die Silbe Her in al verwandelt), und noch vor etwa dreißig Jahren schämte sich der feinste Wirt dieses Wortes auf seinem Schilde nicht. Dann kam bei uns das vornehmere: Gasthof auf; doch immer noch deutsch. Jetzt allgemein Hotel. Mit welchem selbstgefälligen Schmunzeln nennt sich der Wirt Hotelier. Hotel ist bekanntlich gekürzt aus Hospital. Jawohl Hospital, wo die Geldbeutel (schöner die Portemonnaies!) hospitalreif werden. — Speisewirtschaft wäre auch zu gemein, Restauration muß es heißen, und der edle Philolog im Wirtsrock nennt nicht nur sich Restaurant, sondern hält dieses Wort (das substantive Adjektiv) für gleichbedeutend mit Restauration, dem Abstraktum, und schreibt es in dieser Bedeutung auf seinen Schild. Table d'hôte — warum nicht Wirtstisch?

Einiges über das Haus und seine Bauteile! Sollte es nicht möglich sein, das ganz dumm eingewurzelte Bel-Etage und Parterre auszutreiben? Freilich das Einwurzeln begreift sich. Die Ausdrücke gehören zu jenen, die sich einschleichen, weil sie leichter zu sprechen und kürzer sind als deutsch: erster Stock, zu ebener Erde. Aber was verhindert uns denn, dafür zu sagen: Stock eins (ganz zulässig wie e i n Wort zu sprechen) und Unterstock oder Erdgeschoß? — Die Einfahrt heißt bei uns zuland Souterrain; also lieber ein

falsches Wort als das einheimische rechte! — In Wohnungsanzeigen — Annoncen! — am häufigsten steht vis-a-vis statt gegenüber. Da könnten die Zeitungsleitungen (Redaktionen!) helfen; einfach erklärt: wir nehmen Anzeigen mit diesen Fremdfetzen nicht auf! — Auf die höhere Architektursprache wollen wir nur mit ein paar Worten eingehen. Sie wimmelt von lateinischen, griechischen, französischen Wörtern: Fassade, Front, Frontispiz, Profil, Kapitell usw.; allein die Frage der Sprachreinigung liegt hier verwickelter, das Geschichtliche hat mit einer gewissen Strenge, Macht, ja Notwendigkeit eingewirkt, wiewohl damit ein unnötiges Allzuviel natürlich nicht entschuldigt ist. Zum Beispiel für Fassade, Front geht ja ganz gut: Schauseite, Stirnseite, für Kapitell Knauf, für Karnies Welle. Anzuerkennen ist, daß im Gewölbebau mehr gute alte deutsche Ausdrücke, aus den Bauhütten stammend, in Gebrauch sind. Warum jetzt allgemein Villa für Landhaus? Vornehmtuerei!

Ein Ausblick auf Gassen, Wege, Erdreich mag sich anknüpfen. Straße ist nicht deutsch, aber eingebürgertes Lehnwort, abscheulich Trottoir (da ja Fußbord, Fußpfad, Gehweg so naheliegend), entbehrlich Chaussee (Fahrstraße), Allee (Baumgang), Terrain (Erdreich, Erdbildung). Es mag hier etwas über Niveau stehen, wiewohl das Wort viel häufiger bildlich im geistigen Gebiet angewendet wird. Man könnte sagen: Richthöhe; für nivellieren hat Goethe sehr gut: eingleichen (in „Götter, Helden und Wieland“: „Natur und Wahrheit verschneiden und eingleichen“). Ein Blick gelegentlich in Gärten, Parke — warum Boskett für Gebüsch, Fontäne für Springbrunnen, Bassin für Becken? Das führt freilich weit in die Welt, gar ans Meer hinaus; faßt und bewahrt man aber Wasser künstlich, ja, dann muß es Reservoir heißen, ja nicht Wasserbehälter. Fällt einem da noch ein anderes —oir ein, dessen vordere Silbe ein unschickliches deutsches Wort, das aber nun durch die französische Endung die Weihe des Anstandes erhält.

Weg und Steg führt auf Eisenbahn. Da die Erfindung von England kam, so hängten sich natürlich englische Ausdrücke: Waggon, Tunnel usw. an die Maschine. Warum aber französisch Kondukteur? In Norddeutschland doch ganz eingeführt: Schaffner. Einen Bauern aus bayrisch Schwaben hörte ich rufen: Herr Waibel! Sehr gut; wir haben das Wort nur noch in Feldwebel. In Zürich

heißt der Amtsdiener im Rathause so. Von Weben in der ursprünglichen Bedeutung: hin und her bewegen. Warum die Billette coupieren, nicht stechen oder picken? Coupé für Abteilung wird schwer zu verdrängen sein, weil dieses dreisilbig (siehe unsere obige Bemerkung über Leichtigkeit der Aussprache). Aber für Pferdebahn Tramway ist abgeschmackte, gesuchte Unnot.

Mag uns das rasche Verkehrsmittel ohne weiteres auf Handel, auf Kaufmannswesen bringen! Da ist nun die Menge von Italienisch sehr entschuldigt: es kam mit der Ausbildung der Sache von Welschland herüber: Brutto, Agio, Konto, Diskonto, Netto, Rabatt und zahlreiches anderes. Aber kaum weniger Französisch ist ja eingedrungen und vieles davon ganz entbehrlich: Bureau, Kontor, Kommis, Branche, Nouveauté usw. ist alles so ganz leicht ersetzbar, daß es nicht der Mühe wert ist, Vorschläge zu machen. Nur ein Wort von en gros und en détail. Gros ist deutsch, das deutsche groß. Die Bedeutung des Wortes neigte hinüber zur Bedeutung: formlos, massenhaft, ungeteilt, dick, und in dieser zweiten nahm die französische und italienische Sprache es auf: grosso, gros heißt meist dick, unförmlich. Hier, im Handel, läßt sich aber ganz wohl setzen: im Großen, im Geteil. Mit einem Blick auf die Seite der Einrichtungen und Arbeiten, die dem Handel seine Stoffe liefern, wollen wir in der Eile nur das Wort Etablissement herausgreifen. Warum denn nicht: Anwesen?

Machen wir einen Sprung vom Handelsgeschäft zum Amtsgeschäft, zur Sprache aller Tätigkeiten am Staat, aller Kanzleien, alles Verkehrs, aller Mitteilung von Amt an Amt, aller Veröffentlichung, von Willenserklärung, Gesetzaufstellung, Verhandlung, schließlich insbesondere der Verhandlung im größeren politischen Körper, der Volksvertretung, ferner auf unser gesamtes Titelwesen: es schwimmt so buntscheckig vor dem Auge an französischen und — in diesem Gebiete begreiflich — englischen Lappen, daß kein Ende abzusehen gewesen wäre, wollte man bei dem widerlich krausen Bilde verweilen. Man nehme die nächste beste Zeitung in die Hand richte einmal seine Aufmerksamkeit nach dieser Seite hin, und man wird sich entsetzen. Manches ist schwer zu ersetzen, wahrhaftig nicht alles. Zivilliste, Etat, Ressort, Budget, Amendement, Debatte, Diskussion, Majorität, Minorität, Plädieren usw. usw. Alles so ent-

behrlich, daß wir uns Übertragungen ersparen können. Eines der besonders abgeschmackt-widerwärtig mit Haut und Haar herübergezogenen Wörter ist Enquete. Aus der Zeitungssprache, der politischen namentlich, sei das Wort dementieren erwähnt; leugnen oder verneinen wäre keine richtige Übersetzung; in Schweizer Zeitungen habe ich gelesen: beabreden; gar nicht übel. Kommissionsbureau heißt in Zürich einfach Berichthaus, Advokat (den wir neuerdings doch endlich in Rechtsanwalt übersetzt haben) Fürsprech.

Das Lied über die Sprache unseres Heer- und Kriegswesens ist so oft gesungen, daß man es kaum mehr anstimmen mag. Traurig wahres Bild des deutschen Charakters: in einzelnen Kraftaufschwüngen von Zeit zu Zeit den alten und immer neuen Reichsfeind niederwerfen und in der Namengebung für die Mittel, womit wir ihn schlagen, die eigene Sprache für bankbruchig erklären! Arminius hatte bekanntlich bei den Römern die Taktik gelernt, womit er sie schlug, aber es ist sehr zu zweifeln, daß er dabei lateinisch kommandierte. — Freilich nicht alle fremden Benennungen sind aus dem Französischen geholt; Italien und Spanien waren bei der Ausbildung des Söldnerwesens mit beteiligt, und es ist nur natürlich, daß die Kriegssprache von den Zeiten zeugt, da die Ordnungen der neueren Heere und die neuere Kriegskunst sich entwickelten. Doch weit der stärkste Einschlag ist französisch und stammt aus der Zeit der allgemeinen Franzosennachäfferei im vorigen Jahrhundert. Ob der französische Genius selbst oder in seiner Schule der deutsche das wunderbare Wort Avantageur geschaffen hat, wüßten wir nicht zu sagen. — Nun, die Mehrheit unseres Volkes ist sich längst ganz bewußt, wie lächerlich, wie beschämend, wie abgeschmackt dieser Zopf ist, der über unseren Waffenrock herunterhängt. Was es ist, wovor die Abhilfe noch stockt, ist bekannt. Doch lange wird es ja nicht mehr anstehen, bis der Zopf fällt.

(Fragment von 1886 aus dem Nachlaß, 1889 veröffentlicht in Fr. Westermanns Deutschen Monatsheften, S. 395ff.)

Gedruckt in der Buchdruckerei Herrosé & Ziemsen
G. m. b. H. in Wittenberg

VOLU

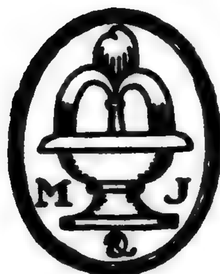
3


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834V82
Ok 1922
v. 3

Friedrich Theod. Vischer
Kritische Gänge

Dritter Band

Herausgegeben
von
Robert Vischer



Zweite, vermehrte Auflage

Berlin und Wien bei Meyer & Jessen
1920

Druck von Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg (Bez. Halle).

Einführende Bemerkungen.

Da liegt er endlich vor mir, fertig zur Ausfahrt und zur Anmeldung, der dritte Band. — —

Er kann als eine beinahe vollständige Sammlung der politischen und publizistischen Schriften Fr. Vischers bezeichnet werden. Das Übrige findet man teils im ersten Bande dieser zweiten, vermehrten Auflage seiner „Kritischen Gänge",*) teils wird man es im sechsten finden und in einer noch zu verfassenden Schilderung seiner Frankfurter Zeit. — Auch einige Reden solcher Art sind hier beigefügt. Vor allem waren hier von seiner Tätigkeit in der Reichsstadt am Main, wohin ihn die Reutlinger als Parlamentsabgeordneten gesandt hatten, wenigstens Proben zu geben. Der Entschluß dazu wurde mir freilich schwer, und zwar nicht nur, weil seine dort gehaltenen Reden meist an Vorausgegangenes anknüpfen und weil einige mit systematischen Formulierungen verbunden sind, sondern auch, weil ihr Wortlaut vielfach nicht ganz echt und vollständig überliefert ist. In einem Brief, den er am 16. Juli 1848 an seinen Freund Schnitzer, den Rektor des Lyzeums in Reutlingen, richtet, schreibt er mit Bezug auf eine beigelegte, hier S. 4—7 abgedruckte, Rede, womit er militärische Organisation einer Volkswehr verlangt:

„Ich muß nur bemerken, daß in diesen Darstellungen der Stenographen alles furchtbar stumpf und tertianermäßig wird."

Bedenken gegen den Abdruck der für die Auswahl in Betracht kommenden Reden erweckte zudem die Tatsache, daß er in zwei derselben gestört wurde. In seiner ersten Rede, welche hier am Anfang, S. 1—4, steht, unterbrach ihn der Präsident, gerade da er „im besten, wärmsten Zuge" war, sichtlich aufgeregt mit der Forderung, er solle bei der Sache bleiben (S. 3). Darüber schreibt Fr. Vischer am nächsten Tag dem Genannten:

„Ich war eigentlich nicht abgeschweift, denn um die Dringlichkeit zu beweisen, muß ich doch zuerst die Einwendung widerlegen, die Volkswehr bestehe ja schon; ich hatte kein unpassendes Wort gesprochen, und dennoch! Es war ungerecht, höchst ungerecht. Ich kann nicht anders glauben, als daß der Präsident meinte, meine Rede enthalte Hiebe auf hessische Zustände, daß er persönlich empfindlich war. Es war wie ein Kübel kalt Wasser auf den Kopf. Alles gibt mir recht und begreift das Benehmen Gagerns nicht. Der alte Jahn begrüßt mich seit meiner Rede jedesmal mit einem derben Patsch. Ich behielt zwar die feste Haltung, bewies, daß ich nicht

*) Es ist in den schließlichen Anmerkungen auf den Seiten 516 (zu S. 161), 522 (zu S. 186), 526 (zu S. 289) und 527 (zu S. 381) näher nachgewiesen.

abgeschweift, aber die weiteren schlagenden Worte waren verloren; ich mußte zu Ende eilen."*)

Am 19. September 1848, dem Tag nach seiner zweiten Rede über Kirche und Schule (hier unten S. 11—15), schreibt er an seinen Freund Wilhelm Kapff:

„Gestern Vormittag debattierten wir noch, während man Barrikaden baute, und Ihr dürft es nicht für Fühllosigkeit halten, daß ich in diesem Augenblick für die Schule sprach, der Moment kam nicht wieder, und ich muß dem seufzenden Lehrerstand mein Wort lösen. Doch wenn Ihr die Rede im stenographischen Bericht leset, werdet Ihr finden, daß der Schluß in rascher Eile nur von der Volksschule Einiges flüchtig sagte, von dem höheren Lehramt aber nichts. Dies kommt daher, daß ich viel Mühe hatte, während schon an die Türen der Paulskirche gestoßen wurde, die Aufmerksamkeit noch zu fesseln."

Am 4. Oktober nimmt er dies in einem Brief an Kapff noch einmal auf mit einem Ausspruch, der schon den Kern seiner späteren Schrift: „Die Religion und die Revolution" enthält.**) Nach der Schlußfolgerung, man müsse

„den Schullehrer mehr und mehr heben, bis er auf gleicher Stufe mit dem Geistlichen steht, bis endlich der Augenblick kommen wird, wo beide ineinander übergehen", schreibt er: „Für den Augenblick aber bringt man dadurch eine Spannung hervor, die in altgewohnte, dem Volke noch ehrwürdige Verhältnisse schneidend eingreift. Diese Verwicklung, diese unendliche Schwierigkeit, die rechte Übergangsform zu finden, habe ich in einer" (? meiner) „Rede, die kürzlich auch der" (Schwäbische) „‚Merkur' gab, keineswegs, wie ich wollte und sollte, auseinandergesetzt. Sie besteht aus zerhackten Sätzen, dunkel angedeuteten Ideen; der Grund davon war die Hast und Eile, die der Augenblick herbeiführte; ich mußte über Hals- und Kopf jagen, weil niemand mehr Geduld hatte; denn draußen lärmte das Volk und baute schon Barrikaden."***)

*) S. Deutsche Revue, herausgegeben von Richard Fleischer, 1909/10: Achtzehn Briefe Fr. Th. Vischers aus der Paulskirche, herausgegeben und erläutert von Oberstudienrat Dr. Egelhaaf (Stuttgart).

**) S. hier unten S. 106—118.

***) S. Deutsche Rundschau, herausgegeben von Rodenberg, 33. Jahrgang, Heft 2, August 1907: Brief Fr. Th. Vischers aus der Paulskirche, herausgegeben, eingeleitet und erläutert von G. Egelhaaf, S. 200 und 204.

Aber die Gründe für den Wiederabdruck einer Auswahl seiner Frankfurter Parlamentsreden überwogen mir doch die Gründe dagegen. Urkunden seines fortgesetzten Drängens auf Schaffung einer Volkswehr der Nationalregierung durften hier nicht fehlen. Man soll sich überzeugen, wie klar er dies als erste Aufgabe erkannte, mit welchem Eifer er sich an ihrer Lösung beteiligte. Und daß seine Reden über Kirche und Schule verdienen, aus der Vergangenheit an das Licht unserer Tage gehoben zu werden, das beweist ja schon ihr Inhalt an und für sich und die Freude, womit sie auch in der Ferne vernommen wurden. In einem Schreiben vom 11. November 1848 spricht ihm der Lehrer Gaus aus Neckarsulm im Namen von gegen dreihundert Lehrern Württembergs tiefgefühlten Dank für sein kräftiges und schönes Wort in der Nationalversammlung aus und bittet ihn dringlich, noch einmal für die Lehrer zu sprechen und die Gemeindewahlen abzulenken. Die Gemeinden, schreibt er, sind von Jesuitismus, Ultramontanismus und Pietismus geleitet. „Entreißen Sie uns dieser Bevormundung!" — Außer diesen vier Reden wählte ich noch die Rede für Ermäßigung der Zivillisten aus, und es bedarf dies wohl keiner Begründung, da sie nicht weniger gewichtig und charakteristisch ist als die übrigen.

Der Artikel „Die Religion und die Revolution" ist in zwei Fassungen vorhanden. Die eine, ein Manuskript, welches vor dem Schluß abbricht, habe ich 1919 in der Zeitschrift „Der Schwäbische Bund" veröffentlicht. Die andere, welche Fr. Vischer 1851 in Kolatscheks „Deutscher Monatsschrift" erscheinen ließ, unterscheidet sich nicht nur in der ganzen Anlage von jener, sondern auch durchweg im Ausdruck und ist offenbar die zweite, endgültige Fassung, daher hier abgedruckt, jedoch er schreibt an D. Fr. Strauß darüber, die Redaktion habe ihm den Text vielfach verstümmelt und abgeschwächt, weshalb ich es für angezeigt hielt, auch die erste handschriftliche Fassung herauszugeben, wozu sich mir die genannte Zeitschrift anbot, und hiemit eine Vergleichung zu ermöglichen.

Eine Erklärung von Züricher Deutschen, worunter sich Fr. Vischer befand, hat er am 26. Februar 1861 mit seiner Namensunterschrift veröffentlicht. Es ist anzunehmen, daß er an ihr stark beteiligt war, ja daß er sie selbst verfaßt hat, aber sie paßt schon wegen ihrer paragraphenmäßigen Fassung nicht unter die Kritischen Gänge. Ich habe sie hier daher unter den nachträglichen Anmerkungen (auf S. 517 ff.) mitgeteilt.

Von den 36 Stücken, woraus der erste Teil besteht, sind 7 bis jetzt nicht erschienen (das 2., 7., 8., 19., 21., 24., 27.). Jedem der letzteren ist hier am Schluß der Vermerk: Manuskript beigesetzt.

Publizistisch im besonderen, unterscheidenden Wortsinn sind hier im ersten Teil sechs Aufsätze und im zweiten ebensoviele. Diese Bezeichnung hat Fr. Vischer

selbst in „Altes und Neues“ (Stuttgart, 1882) als Obertitel gebraucht für die drei Schriften, die hier im ersten Teil an dritt- und zweitletzter Stelle stehn, nämlich für den Zeitungsartikel: „Die (vorläufig) letzte Handlung des deutschen Reichskanzlers“ und für die zwei zusammengehörigen „Über eine gesellige Unart“. Die beiden Vorworte zu jenem habe ich hier am Ende desselben (S. 353—365) beigegeben, weil mir dies die hier im ganzen durchgeführte chronologische Reihenfolge zu fordern schien, und sie sind ja tatsächlich Nachträge, um fünf Jahre später geschrieben. Aber den Schluß des zweiten Vorworts habe ich (S. 367) weggelassen, weil ich die Worte nicht verändern durfte. Er besteht in den folgenden Sätzen:

„Das Vorwort ist nun länger geworden als der bevorwortete Artikel über Schutz gegen Fälschung der Nahrungsmittel. Ich fürchte nicht, man werde darin einen komischen Abstand finden. Wir verdanken den Kulturkampf einer hierarchisch verfälschten Religion. Religion ist doch das erste Nahrungsmittel des Geistes. Eine Parallele zwischen beiden Fälschungen ist wohl nichts Gesuchtes.“

Die „Zwei Artikel über eine gesellige Unart“ hat Fr. Vischer mit folgendem Vorwort in „Altes und Neues“ gebracht:

„Wer über den Wiederabdruck dieser zwei Artikel aus der Tagespresse den Kopf schüttelt, dem dürfte ich entgegenhalten, er werde sein Urteil festgestellt haben, eh' er den zweiten recht gelesen, aus dem zu ersehen ist, wie doch der kleinste Ausgangspunkt auf Bedeutenderes führen kann. Auch der dortige Hinweis auf den Zusammenhang mit der Moral wird wohl nicht unrichtig sein. Doch ich gestehe, daß diese Gründe allein mich nicht zu der Aufnahme bestimmt haben. Es darf doch jeder Schriftsteller auch sein Urteil über die Qualität seiner Arbeiten haben. — Ich überlasse dem Leser, aus diesem Satz weiter zu schließen, und bitte ihn, die Sachen nicht bloß auf den Stoff anzusehen, sondern auf die Behandlung des Stoffs. Ich darf nicht fortfahren; schon dies Wenige kann eitel scheinen — es fragt sich nur: wem? Ich hoffe: denen nicht, von denen man beurteilt zu sein wünscht.“

Der Schluß des ersten Artikels „Über eine gesellige Unart“ ist an die Württembergische Eisenbahnverwaltung gerichtet (S. 372) und der Schluß des Artikels „Für den deutschen Schulverein in Österreich“ besonders an die Schwaben (S. 381), aber im ganzen haben ja beide Forderungen allgemeine Geltung, daher sind sie von mir dem ersten Teil angereiht. Die Stücke dagegen, worin es sich hauptsächlich um Württemberg und um Verhältnisse an

württembergischen Orten handelt, habe ich im zweiten Teil zusammengestellt. Indessen bestimmte mich zu dieser Anordnung allerdings auch ein anderer Gesichtspunkt. Die Zahl der publizistischen Stücke ist hier, im zweiten Teil, dreimal größer als die Zahl der politischen. Publizistisch ist hier gleich die erste Schrift: „Das akademische Leben und das Turnen". Allgemeine Geltung hat ja gewiß auch sie, sie ist an die deutschen Hochschulen überhaupt gerichtet, jedoch dabei hat Fr. Vischer vor allem Tübingen im Auge, er erwähnt in ihr seine Inauguralrede (S. 387), sowie zwei Tübinger Stadtbegebenheiten (S. 398 und 399) und kommt auf die Einführung des „halben Landwehrsystems" in Württemberg.

Über Tierquälerei hat er mehrere Zeitungsartikel geschrieben. Ich glaube, ganz in seinem Sinn zu handeln und im Sinn aller, die ihm zugetan sind, indem ich zwei derselben hier bringe, obgleich sie lediglich lokale Zustände und Vorgänge betreffen (S. 481—493).

Als Anhang habe ich dem ersten Teil eine ganz kleine Auswahl von Aphorismen beigegeben, die wahrscheinlich nach 1882 entstanden sind, und dem zweiten Teil die Rede zur Enthüllung des Epitaphiums im Stuttgarter Polytechnikum. Das sind nun zwar keine kritischen Gänge (auch die wenigen Aphorismen kann man nicht gut wie die politischen und unpraktischen Aphorismen des ersten Teils als Bruchstücke kritischer Gänge betrachten), aber ich sah mich zu diesen Beigaben genötigt, weil kein anderes Dach zur Unterkunft bereit stand; und ich denke, man wird sie doch nicht ungerne mit annehmen, weil sie das Bild vervollständigen (S. 382 und 494—501).

Es kommen, hauptsächlich im ersten Teil, mehrere Wiederholungen vor. Sie erklären sich aus der Verschiedenheit der Entstehungszeiten und Bestimmungen, und ich durfte sie nur in ganz vereinzelten Fällen weglassen. Sie gehören ja wesentlich mit in den stark bewegten Strom der Beweisführung, sind Kraftwellen, Akzente, darin, und kommen dem empfänglichen Leser wohl kaum, oder doch nicht in störender Weise zum Bewußtsein.

Es sind freilich längst vergangene deutsche Fragen, Bestrebungen und Sorgen, Kämpfe und Schmerzen, welche diese Blätter vergegenwärtigen, aber ich denke: eben weil sie dieselben so lebendig vergegenwärtigen, eben darum werden sie noch in unseren Tagen deutsche Leser ergreifen und fesseln. Sie versetzen uns in die Vergangenheit, als ob wir sie heute durchleben würden, wir spüren darin den Atem eines Mannes, dem das Schicksal, die Ehre und Wohlfahrt seines Vaterlandes tiefste Herzensangelegenheit war, und man wird vieles darin finden, was merkwürdig zutrifft auf das, was wir jüngst erlebt haben und auf den Zustand, worin wir uns jetzt befinden.

Alles, was ich hiemit vorlege, habe ich seinerzeit Herrn Professor Dr. Adolf Rapp, dem Enkel eines der besten Freunde Fr. Vischers, auf seinen

Wunsch für eine Studie zur Verfügung gestellt. Er hat sie 1911 in dem Sammelwerk: Beiträge zur Parteigeschichte, herausgegeben von Dr. Ad. Wahl in Tübingen, veröffentlicht unter dem Titel: „Friedrich Th. Vischer und die Politik.“ Sein Urteil steht auf dem Boden des Erfolges der kleindeutschen Politik, er versetzt sich aber mit warmem Eingehen in die Anschauung Fr. Vischers, und seine Schrift ist hier namentlich deshalb anzuführen, weil sie dem Leser dieses Bandes in vielem zur Orientierung dienen kann. Mein Neffe Ludwig Bittner, Universitätsprofessor und Staatsarchivar in Wien, der ebenfalls alle diese Schriften einsehen konnte, geht, als deutscher Österreicher, jedoch ohne darum befangen zu sein, von dem relativ entgegengesetzten Standpunkt aus in seiner Schrift: „Fr. Vischer über Österreich.“ Sie ist 1918 im 3. Hefte des 1. Bandes der historischen Zeitschrift „Österreich“ erschienen.

In den Erläuterungen und Notizen, welche am Ende dieses Bandes beigeschlossen sind, habe ich, soweit ich es als Laie in diesem Gebiet vermochte, nähere Auskunft gegeben, und zwar namentlich über im Text erwähnte Tatsachen und Personen, die dem Auge der Gegenwart schon von dem Schleier der Vergangenheit bedeckt sind. Bei den Bemühungen zu diesem Zweck erfuhr ich dankenswerte Unterstützung mit Rat, Literaturnachweisen und auch zum Teil mit positiven Angaben von meinem Neffen Bittner, Herrn Professor Schmid, Landesbibliothekar in Stuttgart, Herrn Professor Dr. Hansen, Stadtarchivar in Köln, meinem Schwiegersohn Professor Dr. R. Meißner in Bonn und meinen Freunden Hofrat A. Klinckerfuß in Stuttgart und Dr. Hugo Falkenheim in München.

Im Juni 1920.

R. Vischer.

Inhalt.

Erster Teil.

Zweiter Teil.

Erster Teil.

Anträge und Reden im Frankfurter Parlament.

Organisierung einer Volkswehr.

I.

Meine Herren! Mein Antrag lautet: „Die verfassunggebende Reichsversammlung, in Betracht, daß die Volksbewaffnung nicht weniger dringlich ist, als die Bildung einer Kriegsflotte, wolle sofort eine Kommission nicht bloß zur Beratung der Organisation einer wahren, mit dem stehenden Heere in innere Verbindung zu setzenden Volkswehr, sondern auch der alsbaldigen Gründung einer Vollzugsbehörde zur schleunigen Durchführung dieses von den einzelnen Staaten betriebenen Instituts niedersetzen."

Wenn ich die Dringlichkeit der Sache beweisen soll, so wird man mir vielleicht sogleich einwenden, wie denn bei einem Institut von Dringlichkeit noch die Rede sein könne, das ja bereits im Gange sei. Dieses Kleinod unter den neueren Errungenschaften, die Bürgerwehr, wurde von den einzelnen Regierungen unserer Staaten zugesagt und auch eingeleitet. Ja, es ist im Gang; allein was ist dies für ein Gang? Es ist ein Gang ohne Füße, und wenn wir diesem Gang ohne Füße nicht heute noch Füße machen, so werden wir die ganze Sache morgen am Boden treffen. Es erwartete in jenem Augenblick, da Deutschland erwachte, alle Welt einen kräftigen und schöpferischen Akt, der dieses Institut rasch und entschlossen ins Leben rufe. Wir wußten alle, daß nicht mit Einem Male die stehenden Heere abgeschafft werden können und sollen. Niemand dachte an eine plötzliche Einschmelzung des stehenden Heeres in die Volkswehr, allein ausgesprochen sollte das Prinzip werden, daß das, was bisher stehendes Heer war, in Zukunft etwa ein erstes, präsentes Bataillon in Volkswehrregimentern sein solle; ausgesprochen, sage ich nochmals, hätte dieses Prinzip werden sollen. Niemand von uns wird ferner die fabelhafte Vorstellung haben, als ob ein zerstreuter Haufen von Büchsenschützen einem disziplinierten stehenden Heere Widerstand leisten könne. Nein. Soll von einer Bürgerwehr die

Rede sein, so muß sie streng militärisch organisiert werden; denn alsdann wird auch der Augenblick der Reife kommen, wo sie mit dem stehenden Heere ein Ganzes bilden kann. Aber was erhielten wir? Wir erhielten lahme Polizeigesetzentwürfe, die dieses herrliche Institut von Anfang an als ein totgeborenes Kind hinsetzten, das neben dem stehenden Heere als eine verlachte Stadt- und Bürgermiliz zum Schutz der inneren Sicherheit und Ordnung, als ein Korps von Krähwinkelsoldaten figurieren sollte. Die Volkswehr n e b e n dem stehenden Heere ist stets zur Lächerlichkeit und zum Schlendrian verdammt. Darum lieber keine Volkswehr als eine solche. Man wollte in echt freisinnigem Geiste das Institut durch die Gemeinden und ihre Behörden gründen lassen. Ehre den Gemeinden. Allein es sind Zivilbehörden, es ist rein zufällig, ob sich in ihnen Techniker, frühere Militärs, befinden oder nicht; zufällig, ob sie über militärische Personen in den Gemeinden verfügen können; es sind Behörden, die nicht gewohnt sind, die Autorität des offiziellen militärischen Befehls zu führen. Daran fehlte es denn vor allem, am Befehl. Schwer ist es, denen zu befehlen, die nicht gehorchen wollen, aber unverantwortlich ist es, denen, die gehorchen wollen, nicht zu befehlen; auf die gepeinigte Geduld folgt Erschlaffung, Lässigkeit, die Begeisterung verraucht und das ungeschmiedete Eisen verglüht. Da, wo gern gehorcht wird, wo man Befehl erwartet, muß man befehlen, aber auch streng und ganz befehlen. Man stellte uns hin als Herden ohne Hirten, wir sehen uns nach dem Reglement, nach dem Kommando um, wir fragen: wohin gehören die Schützen, wer weist uns unsere Stelle an, wer führt die Listen, wer hält die kontrollierenden Versammlungen? Da war nirgends Einheit, nirgends Oberbefehl, nirgends Ordnung, es war mit e i n e m Wort ein Zustand nicht zum Aushalten. Ich gehorche gern und habe schon vor der neuern Zeit mit willigem Gehorsam die Muskete getragen; allein unter solchen Umständen hätte ich sie zehnmal lieber zu Boden geworfen und wäre aus dem Glied getreten. Manche freilich w o l l e n nicht gehorchen; träge und stumpf, verstanden sie von Anfang an den Geist der Zeit und des Instituts nicht; allein solche müssen gezwungen werden, denn da, wo Freiheit herrscht, soll auch den Gesetzen die strengste Vollziehung werden; da, wo diese der Ausdruck des eigenen Willens der Nation sind, sollen sie auch mit unerbittlicher Strenge durchgeführt werden.

— (Unterbrechung durch den Präsidenten, der erklärt, es handle sich vorerst nur um Begründung der Dringlichkeit der Niedersetzung eines Ausschusses für den fraglichen Zweck, und hierauf habe sich der Redner zu beschränken.) — Ich hielt für notwendig, den Zustand, worin sich das fragliche Institut bis jetzt befindet, zu schildern, und glaubte damit manchen Gefühlen und Erfahrungen in Deutschland Worte zu leihen. Sollte ich mich zu lange hiebei aufgehalten haben, so kann ich dies nur bedauern; denn ich will die kostbare Zeit der Versammlung nicht vergeuden. Zur Sache aber, nämlich eben zur Frage der Dringlichkeit, gehört eigentlich allerdings die Nachweisung, daß das Institut nur scheinbar besteht. Ich kann die Dringlichkeit meines Antrages nicht beweisen, wenn ich nicht zuerst dartue, daß jede Einwendung unbegründet ist, die behauptet, daß das, worauf ich antrage, schon bestehe. Man soll nicht meinen, mich damit widerlegen zu können, daß man sagt, das Institut sei ja schon im Gang. Es ist noch nicht im Gang, sondern muß auf neue Prinzipien neugegründet werden, und die Gründe sind einfach die: das Vaterland ist in Gefahr, die günstigste Stimmung ist da, man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist; der erste und letzte innere Grund der Dringlichkeit aber ist der, daß eine Person, ehe sie sich nach innen ausbilden kann, sich nach außen muß behaupten können, und ebenso ein Volk. Dieser Gegenstand gehört daher gewiß unter diejenigen, worüber wir am allerersten zu beschließen haben, und meine Ansicht ist hienach die, daß die Kommission den Entwurf eines Organismus einer künftigen, wahren Volkswehr zwar berate, zugleich aber auch sich beeile, dahin zu wirken, daß eine besondere vollziehende Behörde für diesen Zweck geschaffen werde; denn der Oberfeldherr, der unser stehendes Heer führen soll, kann nach meiner Überzeugung nicht zugleich dieses Institut in die Hand nehmen, weil er anderes und wahrlich viel anderes zu tun hat. Es wäre der Sache der Volkswehr ihre oberste Einheit in einem Chef zu geben, der, von einem Kriegsrate umgeben, alsbald den durch die Beratung beschlossenen Organismus in seinen Grundlagen durchzuführen die Hand ans Werk legte, Deutschland in Wehrkreise teilte und überhaupt nach den Grundsätzen zu verfahren haben dürfte, die ein anerkannter Kenner des Kriegswesens, Pönitz, dessen Flugschrift über diesen Gegenstand ich in meinem Antrag zur Berücksichtigung empfehle, hierüber mitgeteilt

hat. Jedenfalls wird die hohe Versammlung darin mit mir einverstanden sein, wenn ich sage: lieber heute als morgen, lieber in dieser Stunde als in der nächsten; denn eine Viertelstunde jetzt verlieren, heißt ein Jahrzehnt verlieren. (5. Juni 1848.)

(Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Herausgegeben von Franz Wigard, Bd. I, S. 207 f.)

II.

Rede zu dem Verbesserungsantrag: Die Reichsversammlung wolle die durch die Lage Deutschlands geforderte Verstärkung der deutschen Wehrkraft nicht durch Vermehrung des stehenden Heeres ins Werk setzen, sondern zuerst einen Entwurf für Bildung einer wahrhaft militärisch zu organisierenden Volkswehr beraten und hierauf die Zentralgewalt mit rascher Ausbildung des ersten Baues derselben beauftragen.

Meine Herren! Den Verbesserungsantrag, den ich stellte, habe ich darum entworfen, weil ich so, wie die Sache nach der letzten, vor acht Tagen stattgehabten Diskussion lag, gar nicht hätte stimmen können. Sie lag, wie uns bekannt ist, offenbar völlig unreif, allein es scheint mir auch jetzt nicht, daß sie ganz reif sei, und ich will zur Motivierung meines Antrags zunächst sagen, warum mir die ganze bisherige Verhandlung noch ein völlig unklares Bild gibt. Ursprünglich hatte die Kommission zwei Anträge gestellt. Der erste war offenbar im Sinne des alten stehenden Heeres gemeint. Der zweite dagegen machte einen Ansatz zur Ergänzung des Heeres durch Volkswehr. Es war aber eine Halbheit, denn diejenige Mannschaft, von der man zugestand, daß sie in ihren Gemeinden und Bezirken bleiben und eingeübt werden dürfe, sollte doch ausgehoben werden. Die neuere berichtigende Erläuterung würde abermals in denjenigen Ländern, wo noch keine Landwehr ist, zu einer Aushebung führen. Eben die Aushebung ist es aber, womit das Prinzip des stehenden Heeres ausgesprochen wird; immer wird diese Maßregel im Volk als der gewaltsame Griff in seine Mitte hinein erscheinen, der den Bürger vom Bürger trennt und einem neuen Körper zuweist, der dem Bürgerverbande als eine eigene Kaste gegenübersteht. Lassen Sie in diesem Augenblick in den Ländern, wo kein Landwehrsystem besteht, aus-

heben, so werden Sie bei der fieberhaften Aufregung des Volkes Folgen sehen, die wir schwer verantworten könnten. Die Unklarheit, die in der Verhandlung über die Anträge herrschte, tritt besonders in dem hervor, was über die Bürgerbewaffnung gesagt wurde. Sie erinnern sich, wie man versuchte, dieses Institut als eine undisziplinierte Massenbewaffnung in ein heiteres Licht zu stellen. Allein ich konnte dies alles nicht verstehen, denn ich frage, ist denn wohl jemand unter uns, der eine Volksbewaffnung will, die nicht wahrhaft kriegerisch und zu geschlossenem Zusammenwirken organisiert wäre? Ich wenigstens kann es nicht glauben. Daß bewaffnete Menschen keine Heere sind, davon kann niemand mehr überzeugt sein als ich: lieber gar keine Volksbewaffnung, als eine solche, welche ein Chaos, eine unorganisierte Masse ist, die mit Waffen spielt. Entweder, oder. Weil aber meines Erachtens niemand eine solche anarchistisch-chaotische Volksbewaffnung will, so fielen auch die Hiebe, die dagegen geführt wurden, in die Luft. Es kommt mir dies gerade so vor, wie wenn einer ein Kind, statt es zu erziehen, verwildern läßt und nachher sagt: der ungezogene Junge taugt nichts. Man hat die Volksbewaffnung sich selbst überlassen, hat sie auf verfehlter Grundlage eingeleitet, so daß sie jetzt ein ratloses Durcheinander ist, und so treffen sie freilich die Vorwürfe, die aber wahrlich der gute Wille unseres braven und willigen Volkes nicht verdient hat. Die Sache selbst scheint mir nun so zu stehen: Daß wir eine große und imposante Vermehrung unserer Truppenstärke gebrauchen, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, und wäre ein Krieg auch nicht so nahe, als viele glauben, so bin ich doch überzeugt, daß der Moment jetzt gekommen ist, wo Deutschland einmal seine Kraft entwickeln, sich vor Augen stellen und sehen, nicht bloß glauben soll. Es soll als klarer, organisierter Körper vor unsere Augen treten, welche Riesenstärke wir haben, wenn wir unsere Kraft aufbieten, eine Kraft, durch die wir ganz Europa imponieren und, wenn es möglich ist, einen Krieg verhindern. Aber nimmermehr dürfen wir die Verstärkung durch Maßregeln einleiten, die irgend an das Prinzip des stehenden Heeres erinnern. Unsere Völker ertragen das nicht mehr, es ist nicht mehr möglich und würde in einer Weise aufreizen, welche ungeheure Folgen nach sich ziehen kann. Die Frage und die Schwierigkeit liegt also in der Aufgabe, unsere Macht, soweit es immer möglich ist, zu

verstärken, aber nicht anders, als in der Weise einer wohl organisierten Volkswehr. Die Einwendungen, die man dagegen erhebt, kenne ich sehr wohl. Man wird sagen, diese Organisation braucht Zeit. Müssen wir ja doch ins Knabenalter zurückgreifen und eine neue Generation für eine wahre Volkswehr heranziehen. Es erfordert also Dezennien, um eine solche in ihrer Vollendung ins Leben zu rufen. Dennoch bietet sich ein Ausweg dar. Geben wir zuerst die Umrisse einer guten Wehrverfassung, und dann wird der erste Bann, oder die ersten Bataillone der Regimenter, schnell bezeichnet und eingeübt; aber nicht in der Weise der Konskription dürfen sie ausgehoben werden, denn diese würde, wie gesagt, sogleich das Prinzip der stehenden Heere an der Stirne führen. Eine ganze Altersklasse werde zur Bildung eines ersten Bannes einberufen und eingeübt; ausgeschieden werden diejenigen, für welche Gewerbs- und Familienverhältnisse Schonung fordern. Ein Gesetz muß die Linie für diese Ausnahmen ziehen und diejenigen bezeichnen, welche in ein zweites oder drittes Aufgebot zu stellen sind. Ein Antrag, den ich schon früher eingereicht, gibt den Entwurf einer Wehrverfassung, der nähere Bestimmungen enthält. Ich bin nicht dagegen, daß der erste Bann ein halbes Jahr präsent sein muß, um zu einem wahrhaften und geschlossenen Zusammenwirken gebildet zu werden. Die Einübung wird aber nicht längere Zeit in Anspruch nehmen, als dies bei Rekruten der Fall wäre, die im eigentlichen Sinne konskribiert würden. Was den Kostenpunkt betrifft, so ist meines Erachtens hier eine sehr einfache Erleichterungsmaßregel noch gar nicht erwähnt worden, die Maßregel nämlich, daß von einem gewissen Vermögens- oder Steuerbetrag die Bewaffnung und Bekleidung von dem Wehrmann selbst bestritten werden müßte, was sich in diesem Augenblick der allgemeinen Begeisterung ganz wohl einführen läßt. Weil wir also eine Verstärkung, und zwar eine imposante Verstärkung brauchen, sie aber nimmermehr in der Art des stehenden Heeres ins Werk setzen dürfen, da wir aber durch den Antrag der Wehrkommission eine Halbheit erhielten, die weder Volkswehr, noch stehendes Heer ist, so geht meine Meinung dahin, daß wir den Entwurf der Wehrverfassung ohne längern Verzug beraten sollten. Die Kommission hat Zeit gehabt, sie wird uns einen solchen Entwurf gewiß bald vorlegen können. Wir werden das Beschlossene in seinem ganzen Um-

fang freilich nicht sogleich ins Leben rufen können, wohl aber einen Teil davon, den ersten Bann der Volkswehr nämlich, dessen rasche Ausbildung wir sofort der Zentralgewalt übertragen werden. Ich bitte Sie, greifen Sie mit Mut und mit Bestimmtheit ein, benutzen Sie den feurigen Willen unserer Völker und bilden Sie rasch und großartig ein Institut aus, welches von hundert bürgerlichen, politischen, moralischen und pädagogischen Gründen gefordert ist. Ich bin keiner von denjenigen, die das stehende Heer und seine Erinnerungen verkleinern möchten. Ehre ihm, Achtung seinen Fahnen, Ruhm seinen Taten. Ruhm besonders denjenigen Taten, die unsere Armeen eben erst in der neueren Zeit verrichtet haben. Ehre den Taten der österreichischen Armee in Italien und der preußischen in Schleswig. Aber auch nur die Achtung des Volks, nimmermehr seine Liebe, sein Vertrauen wird die bewaffnete Macht genießen, solange sie auf dem Prinzip des stehenden Heeres ruht und nicht organisch in das Volk eingeschmolzen wird. Solange dieses nicht tatsächlich geschehen ist, wird unser Volk die von Kartätschen zerfetzten Leichen jener blutigen Nächte in Berlin nicht vergessen. Die Meisterin, die Notwendigkeit, beflügelt in diesem Augenblick unsere Befehle. Das Volk steht bereit mit schlagenden Herzen, ein Wort, ein Wink, und wir führen die herrlichste Schöpfung ins Leben. Und eben diesen Augenblick sollten wir benützen, diese Schöpfung unmöglich zu machen? Das tun wir aber, sowie wir ausheben. Da wird der Landmann und Bürger einen Zwang sehen, der ihn empört und ihm die Lust nimmt, selbst noch zu dienen, nachdem die Gewalt von außen seine Söhne, Brüder zum Waffendienste gezwungen hat. Wohlan, lassen Sie den großen Moment nicht vorübergehen, stellen Sie ein Volk in wohlgegliederter Waffenrüstung hin, das bestimmt ist, das herrlichste der Erde zu werden und das keine Macht der Welt bezwingen kann. (15. Juli 1848.)

(Stenographischer Bericht, Wigard, Bd. II, S. 930f.)

Kirche und Schule.

I.

(Zu dem Antrag, die verfassunggebende Reichsversammlung wolle gemäß der allgemeinen Forderung der Zeit die Kirche für unab-

hängig erklären, jedoch unter Bedingungen, welche dem Gefährlichen dieser Trennung vorbeugen und ein richtiges Verhältnis zwischen dem Staatsleben und der Religion vorbereiten, worunter die wesentlichste: die Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und die völlige Erhebung derselben zur Staatsanstalt.)

Solange die Religion in der Form der Kirche, d. h. als besonderer Körper neben dem Staate besteht, welcher für seinen Ursprung ein absolut anderes und höheres Prinzip als dieser in Anspruch nimmt und seine Mitglieder auf bestimmte Dogmen verpflichtet, wird sich niemals ein gesundes Verhältnis zwischen dem Staatsleben und dem religiösen Leben herstellen lassen. Auch jetzt, da die neue Bewegung der Zeit diese gegensätzliche Spannung zwischen zwei vereinigten und doch getrennten Körpern als ein altes Übel vorfindet, ist es unvermeidlich, einen Zustand herbeizuführen, der nur ein vorübergehender Zwischenzustand sein kann. Die Kirche fordert Freiheit vom Staate, und diese Forderung muß ihr zugestanden werden, da sie als ein besonderer Körper einmal besteht und in dieser Besonderheit die freie Selbstbewegung für sich in Anspruch nimmt, nach welcher der allgemeine Drang der Zeit gerichtet ist. Die Unabhängigkeit der religiösen Bekenntnisse und ihrer Organismen vom Staate ist aber unverkennbar etwas rein Negatives, bei näherer Betrachtung Zweideutiges, ja wirklich Gefährliches. Etwas N e g a t i v e s, denn es ist damit nur ausgesprochen, was nicht mehr sein soll; der Staat erklärt sich dadurch als indifferent gegen eine geistige Gewalt, mit welcher er doch in seinen sittlichen Grundlagen die Wurzel gemein hat. Erwägt man, was in diesem Zustande der Trennung Positives sich gestalten werde, so tritt zunächst die Z w e i d e u t i g k e i t desselben vor Augen: Die Freisinnigen wünschen diese Trennung als Mittel zum polizeilich ungestörten Aufbau einer rein menschlichen sittlichen Lebensordnung, die Herrschsüchtigen als Mittel für den freiesten Spielraum hierarchischer Anmaßung, und diese Absicht ist g e f ä h r l i c h; denn dem Staate wird es sehr schwer werden, den zweiten Staat, der in seinem Schoße groß wächst, zu bezwingen. Der Staat hat daher die Mittel zu suchen, wie er jener Forderung der Zeit entsprechen und dennoch diesem naheliegenden Übel vorbeugen kann: Mittel, welche zugleich einem künftigen naturgemäßeren Zustand vorarbeiten, dem Zustande, wo die Religion nichts anderes sein wird

als das geistigere und gesammeltere Bewußtsein des ewigen Grundes, in welchem das Leben der Völker überhaupt und so auch des einzelnen Volkes mit seiner Sitte und Staatseinrichtung ruht, wo der Staat eine nicht mehr in Dogmen gezwängte reine Gottesverehrung und eine durch sie bedingte wahrhaft ethische Volkserziehung ohne Gefahr eines Gewissenszwanges ganz zu einem organischen Zweige seines eigenen Lebens erheben kann.

Ein Teil dieser Mittel wird in beschränkenden Maßregeln gegen mögliche Übergriffe der Kirche bestehen müssen. Der Artikel III des Entwurfs der Grundrechte stellt nur Bestimmungen auf, welche die Religion vor Übergriffen des Staates schützen. Wesentlich enthält jedoch § 16 einen Schutz der bürgerlichen Freiheit vor kirchlicher Anmaßung, indem er die Zivilehe aufnimmt, welche zugleich die Enthebung der Geistlichkeit von der Führung der Zivilstandsregister zur bürgerlich wohltätigen Folge hat. Zur Ergänzung dieses Paragraphen ist aber erforderlich, daß auch andere Lebensmomente, welche bisher durch kirchliche Akte sanktioniert sein mußten, künftig durch rein bürgerliche Akte bezeichnet werden dürfen und die konfessionell religiöse Handlung dem freien Willen anheimgegeben wird, wodurch auch in dieser weiteren Ausdehnung die Diener der Kirche weltlicher Geschäfte enthoben werden (Taufe, Konfirmation, Taufregister usw.).

Eine unbestimmte Beschränkung kirchlicher Übergriffe enthält der Zusatz zu § 13: „den staatsbürgerlichen Pflichten darf das religiöse Bekenntnis keinen Eintrag tun.“ Nun spricht Artikel VI § 24 das Recht freier Vereinsbildung aus. Vereinsbildungen, welche nach unleugbarer geschichtlicher Erfahrung dem Staate von jeher mehr schädlich, als nützlich gewesen sind, indem sie ihm teils eine Summe der besten Kräfte entziehen, teils im Interesse fanatischer Korporationszwecke die Gesellschaft unterwühlen, sind Klöster und geistliche Orden, insbesondere der Jesuitenorden. Es sind Institute, die ihren Ursprung in ganz anderen Prinzipien haben, als diejenigen sind, auf welche die neue Zeit die Forderung allgemeiner Freiheit der Vereinsbildung gründet. Sie tun den staatsbürgerlichen Pflichten Abbruch, und es ist daher jenem unbestimmten Zusatze die Bestimmung beizugeben, daß sie aufgehoben sind und die Bildung neuer verboten ist. — Ein anderer Teil dieser

beschränkenden Maßregeln wird sich auf das Kirchengut zu beziehen haben. Der Staat wird der Kirche ihr Gut zur eigenen Verwaltung übergeben, aber nicht unbedingt, nicht ohne Ausnahme. Er wird sich vorher mit ihr über eine gerechte, der Amtstätigkeit und dem Verdienste entsprechende Verwendung ihrer Einkünfte, insbesondere eine durchgreifende Verbesserung der Lage der niederen Geistlichkeit auseinandersetzen. Er wird aber auch erwägen, daß, wenn die Kirche in der Zeit allgemeiner Unreife des öffentlichen Lebens mit der Schule zusammenfiel, wenn sie zugleich die Anstalten der öffentlichen Wohltätigkeit in sich begriff, diese Gebiete im modernen Staate sich längst geschieden haben, daß er es ist, welcher die öffentliche Wohltätigkeit auf sich zu nehmen und für die Schule zu sorgen hat. Der Staat wird, was das Letztere betrifft, unter anderm nicht außer acht lassen, daß in einzelnen Ländern z. B. bedeutende akademische Stiftungen bestehen, deren Urkunden auf Erziehung von Jünglingen für „Schule und Kirche" lautet. Nach dem veralteten Begriffe, daß diese Sphären identisch seien, wurden bisher ausschließlich Theologen mittels dieses Benefiziums gebildet und viele Familien durch die Wohltat der Stiftung verlockt, ihre Söhne ohne und wider Neigung zur Theologie zu bestimmen. Der Staat hat das Recht und die Pflicht, solche Urkunden im Geiste der tatsächlichen Scheidung von Schule und Kirche auszulegen und die Stiftung auch für Studierende der Philologie zu bestimmen. So wird er denn überhaupt berechtigt sein, die Ausscheidung eines Teils der Kirchengüter für die Zwecke der Schule und der Wohltätigkeitsanstalten zur Ausführung zu bringen.

Die positive Maßregel aber, wodurch dem Zweideutigen und Gefährlichen der Trennung der Kirche vom Staat vorzubeugen ist, kann allein in der Erklärung völliger Unabhängigkeit der Schule von der Kirche, der entschiedenen Erhebung der ersteren zur Staatsanstalt bestehen. Beide Trennungen fordern sich gegenseitig und unter Artikel IV wäre als oberster Satz auszusprechen: die Schule ist eine der Aufsicht der Kirche entnommene Staatsanstalt. Hiemit entstehen aber dem Staate auch neue Pflichten zur Hebung des Schulwesens, welche durch Ausscheidung eines Teils des Kirchenguts für den Schulzweck nur verdoppelt werden.

Der Staat hat vor allem den Stand der Volks-

schullehrer würdiger und sorgenfreier zu stellen. Er hat die Volksschule neu zu organisieren und zur wahren Erziehungsstätte aufgeklärter Staatsbürger zu erheben.

Ein unendlich wichtiges Mittel, in regelmäßiger Wiederkehr auf das Volk zu wirken, ist die Kanzel. Die öffentliche Rede ist ohne Frage eine wesentliche Form der Pädagogik in wahrem Sinne des Worts. Ein so bedeutendes Mittel für diese Form pädagogischer Tätigkeit, wie die Kanzel eigentlich ist, darf offenbar der Kirche als einer vom Staate getrennten Anstalt nicht allein überlassen werden; der Lehrer müßte also berechtigt sein, dieses Mittel, wie der Geistliche, regelmäßig zu benützen, und nur darum enthält sich der Antragsteller, diesen Punkt förmlich in den Antrag aufzunehmen, weil dabei der gehobene Zustand der Schule, der erst herbeigeführt werden soll, vorausgesetzt ist. Der Staat wird endlich alle höheren Stufen der Schule, insbesondere die Universitäten, im Sinne der Verbannung alles Mechanismus und einer lebendigen, allseitigen, geistig freien Ausbildung neu zu organisieren haben.

(21. August 1848.)

(Stenographischer Bericht, Wigard, Bd. III, S. 1635 f.)

II.

Meine Herren! Als ich vor kurzer Zeit meinen ehrlichen und wohlgemeinten Antrag einbrachte und verteidigte: — die Artikel über Kirche und Schule zu verschieben —, so wurde mir unter anderem mehreres entgegengehalten, was ich so verstehen mußte, als werfe man mir vor, daß es mir an Gefühl für die Wichtigkeit und Größe dieser Gegenstände fehle. Ich habe mich wohl nicht auszuweisen, ob ich ein Herz habe für das, wofür ich gekämpft habe, seit ich Mann bin, und wofür ich auch gelitten habe, gelitten durch den Polizeistaat, der durch die Auswüchse der Kirche eingeschüchtert war. Ich bin aber darum nicht verbittert, ich weiß den reinen und dauernden Kern der Kirche wohl zu unterscheiden von den groben und harten Kristallen, die um ihn angeschlossen sind. Meine Herren! Wir haben hier einen schweren Knäuel vor uns von sehr verwickelter Art, und noch viel verwickelter, als der bisherige Gang der Debatte gezeigt hat. Nach meiner Überzeugung ist die Schule recht eigentlich ein Teil

der Religion und der auf sie gerichteten Tätigkeit im öffentlichen Leben: es besteht hier nicht nur ein inniger Zusammenhang, sondern eine wirkliche Einheit. Aber zwischen der zur Kirche gewordenen Religion und dem Staate ein richtiges Verhältnis zu finden ist unmöglich. In der Kirche ist die lebendige Wahrheit zum Dogma erstarrt, die lebendige Gemeinschaft der Gläubigen ist zum Beamtenstaat geworden, der mit diesen Dogmen den Zwang verknüpft. Und dieser Beamtenstaat sucht und hat Besitz und Macht und will herrschen mit dem Staat auf einem und demselben Boden. Wir haben einen Körper im Körper; der Staat begreift viele Körper in sich, die relativ selbständig sind, ohne dadurch seine Einheit aufzugeben. Aber dieser Körper will absolut sein, und dadurch haben wir eine Spannung zwischen zwei Körpern, die in widerspruchsvoller Verbindung sich miteinander verwickeln. Zwischen der zur Kirche verhärteten Religion und zwischen dem Staate gibt es so wenig irgendein gesundes Verhältnis, als zwei Füße in e i n e m Schuh stecken können. Gehen Sie die ganze Geschichte durch, von allen Verhältnissen, die dagewesen, hat keins getaugt; jedes war nur eine Quelle fortgesetzter, unendlicher Störungen und Reibungen. Darf ich, da auch Andere unsere deutschen Dichter angeführt haben, das Wort eines Dichters anführen, so sage ich: Von Staat und Kirche gilt, was der Dichter von zwei Personen sagt: „Zwei Männer sind's, die darum Feinde sind, weil die Natur nicht e i n e n Mann aus ihnen beiden machte.“ Eins mit dem Staate kann die Religion als ein flüssiges geistiges Leben sein, aber nicht die Religion, die zum Körper sich vergröbert hat. Was wir in der Debatte über die Kirche beschlossen haben, ist nach meiner Überzeugung ein Zwischenzustand, ein Durchhauen des Knotens, ein Zustand, der unmittelbar so, wie wir wollen, nicht ausgeführt werden kann, der zugleich radikal und zugleich eine Halbheit ist, ein Zustand jedoch, den wir trotzdem mit Bewußtsein herbeiführen müssen. Ich hoffe, daß der Zwischenzustand, den unser Beschluß begründen wird, zum rechten Ziele führen wird. Mein Bild von der Zukunft ist dieses: Die Kirche wird in der Freiheit vom Staate, die sie verlangt hat, etwas anderes erleben, als sie meinte, eine Gärung, eine demokratische Gärung wird in sie eindringen, und an einem schönen Morgen wird man die Kirche suchen und die Religion finden: die reine, menschliche, sittliche Religion, die politische, die mit dem Staate eins

sein muß, und eins sein kann ohne Gefahr, weil sie keinen Dogmenzwang mehr kennt. Ein einfacher, notwendiger Zweig dieser mit dem Staate einigen geistigen Religion ist die Schule. Die Kirche ist die Mutter der Schule, ich will das gelten lassen Zwar ist dagegen ein Wesentliches erst einzuwenden: Die Schule ist nicht schlechthin die Tochter der Kirche; was wir Schule nennen, die freie, menschlich-sittliche Bildung zum Staatsbürger und die Anstalten dazu, diese haben sich erst entwickelt und herausgebildet seit der Erweckung des Altertums, seit der Auferstehung der humanistischen Studien, und sie beruht auf Vereinigung und Versöhnung des christlichen Prinzips und des antiken Prinzips, welches einfache, objektiv rein menschliche Tugenden kannte und den Menschen in die helle Gegenwart des Lebens stellte. Doch rechten wir darum nicht: es sei so, die Kirche sei die Mutter der Schule. Aber wie es mancher Mutter geht, da die Tochter heranwächst und mündig wird, so wird sie eifersüchtig auf die eigene Tochter und möchte sie wohl ins Kloster sperren; allein die Tochter fliegt aus, sie vereinigt sich mit dem Manne, mit dem Staate, und ihre Kinder sind ein künftiges, freies, mündiges, denkendes Geschlecht von Menschen. (Vielseitiges Bravo.) Nun will sich die Mutter in diese Ehe einmischen, aber der Staat ist zu klug, um nicht die Erfahrung zu haben, daß eine Schwiegermutter im Hause junger Eheleute nicht gut tut; er wird sie daher auf wiederholte Besuche im neuen Hause beschränken. Meine Herren! Die Schule ist die Tochter der Kirche, — aber es ist wahr, und ich muß aus meinem Bilde Ernst machen: Die Mutter hat die eigene Tochter zurückhalten wollen in dem Zustande der Kindheit, und da sie es nicht konnte, hat sie, solange es eine Geschichte der Kirche und Schule gibt, sie tyrannisiert. Sie hat sie zurückgehalten, und das war natürlich; denn die Kirche ist der Hort der einfachen uranfänglichen Ahnungen der Menschheit. Die Schule aber entfaltet diesen einfachen, allzu einfachen Kern, sie führt ihn als bewußte Wahrheit durch die vielfachen Kräfte der menschlichen Persönlichkeit ganz hindurch, und so stellt sie diese Persönlichkeit auf die eigenen Füße der Vernunft und der Freiheit. Diese Entwicklung ist eigentlich nichts anderes als eine Entwicklung dessen, was als Keim in der Kirche liegt; aber diese duldet nicht, daß ihr eigener Keim sich entfalte, sie mißhandelt im Kinde sich selbst. Meine Herren! Ich frage Sie: in welchem Zustande haben

wir denn das Volk und namentlich die Schichten des Landvolkes gefunden, als das Vaterland in Europa aufstand? Wie haben wir es gefunden, insbesondere bei den Wahlen zur Nationalversammlung? Ich will nicht sagen, daß dieser Zustand des Volkes allein auf die Rechnung der Kirche zu schreiben sei, — viele andere Ursachen haben da mitgewirkt. Aber wäre die Schule nicht zurückgehalten von der Kirche, hätte sie sich freier entwickeln können, so wäre es nicht möglich gewesen, dem Volke weiszumachen, daß wir zu einer Kirchensynode hiehergekommen, daß man die Bibel abschaffen wolle (Hört, hört), und es wäre auch jetzt nicht möglich, durch unzählige Agitationen das Volk zu der wahnsinnigen Besorgnis aufzustacheln, daß es seine Bibeln in die Erde vergräbt (Hört, hört). Wäre dies möglich gewesen, wenn nicht das Volk in den allereinfachsten, dunkelsten Anfängen des geistigen Lebens zurückgehalten wäre? Schade, sage ich, schade um dies Volk, schade um das gute und brave Volk, und schade um die Furchen, die der Pflug der Freiheit in unsere Erde gezogen hat, daß d i e s e r Samen in diese Furchen geworfen wird! (Sehr gut. Bravo, auf der Linken.) Nicht nur zurückgehalten in der Kindheit aber, sondern auch tyrannisiert hat die Kirche ihr eigenes Kind. Ich will nicht reden von der Geschichte der Scheiterhaufen, der Folter und Kerker, der Amtsentsetzungen usw. Dies Gemälde will ich nicht weiter aufrollen, wir kennen es ja nur allzu gut. Ich habe gesagt, daß, wäre die Religion nicht zum Mechanismus und Beamtenstaate der Kirche vergröbert, die Schule nichts anderes wäre als ein Zweig der religiösen Tätigkeit. Nun aber ist die Religion zur Kirche erstarrt, und da bleibt nichts anderes übrig: wir müssen trennen, die Schule muß frei von der Kirche sein. Wir müssen trennen, was nicht zusammengehört, und wir können nicht im Zweifel sein, daß wir dann die Schule dem Staate zuführen müssen. Ich bin nicht darum für Trennung der Schule von Staat und Kirche, weil ich glaube, daß der Staat von der Religion zu abstrahieren habe; denn es ist nichts öffentlicher als die Religion, und der Staat ruht durch und durch auf den wahren und wohlverstandenen Wurzeln derselben. Wenn aber die Religion zur Kirche mechanisiert ist, wenn sie zudem in mehrere Kirchen zerfällt, so bleibt die einfache ursprüngliche Menschenreligion dem Staate übrig. Der Staat ist religiöser geworden als die Religion, und diesem Staate gehört die Schule. Es

kommt darauf an, daß wir vor allem die Lehrer frei machen; wir müssen ihnen Würde und Ehre geben und diejenige äußere Stellung, die ihnen gebührt. Schon hier in den Grundrechten müssen wir das Fundament dazu legen. Sehen Sie den armen Volksschullehrer an, der sich die ganze Woche lang im Qualm der Schule plagt und abmüht, des Sonntags noch den Bedienten des Pfarrers macht, um bei einem Gehalte von häufig nur 200 Gulden sich mit seinen bleichen Kindern an eine Hungerschüssel zu setzen, während so manchem reichen Kirchenfürsten Milch und Honig des Landes aus hundert Röhren in die Lippen strömt. (Bravo auf der Linken und der Galerie.) Wir werden aber auch der Schüler gedenken, wir werden eine freiere menschliche Bildung und Entwicklung durch die Volksschulen zu bewirken nicht nur den Impuls, sondern auch einen organischen Entwurf geben müssen. Wir werden dafür sorgen, daß nicht, wie bisher, der Schüler wohl die Ortsnamen von Palästina wisse und eine mechanisch gelernte, große Quantität von Bibelsprüchen, sondern, daß er die Geschichte seines eigenen Vaterlandes und seiner Helden, daß er die Rechte und die Freiheiten und den Beruf und die Pflichten des Menschen und Bürgers kennen lerne und auch die Natur um ihn her und ihre Gesetze und die Herrlichkeit ihrer organischen Werke begreife und verstehe und nicht mehr im ägyptischen Dunkel wandle, wo er dem Ungeheuer des Fanatismus zur Beute wird, der jeden greulichen Wahn in ihn schleudern kann. (Beifall auf der Linken und der Galerie.) Tun wir das, schenken wir unserem Volke den „Taumelkelch" ein, geben wir ihm die „Barbarei", wie der Abgeordnete von Ludwigsburg den Kampf der Vernunft und Freiheit genannt hat. Die Zeit wird kommen, wo die wahre, reine, menschliche, sittlich-politische Religion eins ist mit dem Staate und mit der Schule. Dahin führen die Zwischenzustände, die wir hier mit den Grundrechten begründen, und ich bin überzeugt, die Stunde wird kommen, wo wahr wird, was ein mir befreundeter und frommer Geistlicher zu einem unzufriedenen Schullehrer sagte: „Seid ruhig, ihr seid unsere Erben." (Lebhafter Beifall.)

(18. September 1848.)

(Stenographischer Bericht, Wigard, Bd. III, S. 2175 ff.)

Zu Schoders Antrag auf
Ermäßigung der Zivillisten.

Meine Herren! Es ist zu seiner Zeit auf dieser Rednerbühne das Wort gesprochen worden, für die Monarchie heiße es: Ehre verloren, alles verloren. Ein wahres Wort. Sie werden fragen, wie ich es anführen kann, der ich gegen den Bericht sprechen will, aber die Sache ist sehr einfach. Es gibt zwei Formen der Ehre, eine übersinnliche, transzendente (zur Sache! zur Sache!) — ich bin bei der Sache —, die auf der Überlieferung alter Illusionen beruht, und eine natürliche sittliche Ehre, die man sich erwirbt und vermöge deren man nur so viel gilt, als man ist und wirkt. Es ist ausgesprochen worden, und ich wiederhole es: jene illusorische Ehre ist für die Monarchie verloren und nicht wieder zu retten. Aber es ist die Zeit gekommen, wo sie die natürliche sittliche Ehre sich durch ihr Wirken und durch eine Reihe von Entsagungen erwerben kann, und zu diesen Entsagungen gehört vor allem diejenige, die ihr der Schodersche Antrag zumutet. Wir konnten es uns von Anfang an nicht verbergen, daß die Monarchie in der Umgebung der demokratischen Rechte, die wir dem Volke einräumen, in eine neue schwierige Stellung kommen werde. Sie wird sich in der Stellung halten — und ich wünsche dieses ehrlich und aufrichtig, für die Zeit, die ihr die Weltgeschichte bestimmt, denn ein Prophet bin ich nicht — sie wird sich halten, wenn sie die Zeit versteht. Wenn sie aber versteht, so wird sie auf den Punkt, den dieser Antrag betrifft, am ersten eingehen und den Purpur hinlegen, der Fürst wird zum Bürger herabsteigen und zu den Geschwistern und Geschwisterkindern sagen: versucht es einmal, euer Brot durch Arbeit zu verdienen wie ein anderes Menschenkind. — Meine Herren, ich wende meinen Blick nach dem Volke. Eine trübe düstere Wolke liegt jetzt auf dem deutschen Volke; ein wohlbegründeter Unmut, ein edler Zorn, eine berechtigte Leidenschaft mischt sich mit einer häßlichen Leidenschaft, mit einer wüsten Gier, mit Wut und Wahnsinn, und der Wahnsinn ist ausgebrochen in einer Tat, für die wir auf dieser Seite des Hauses ebenso tiefe sittliche Entrüstung fühlen als die andere Seite und gegen die ich gern — das können Sie mir glauben — mein Herzblut gegeben haben würde, wenn ich dadurch die Männer hätte retten

können, deren Prinzipien ich nicht liebte, wenn ich diesen Schandfleck von der deutschen Revolution wischen könnte. Mit jenem Wahnsinn mischt sich auch der Wahnsinn des Kommunismus. Wie sollen wir diese Zustände heilen? Ich frage: chirurgisch oder medizinisch? Die Chirurgie, meine Herren, ist jetzt sehr tätig mit Instrumenten aller Art, mit Bajonetten, Säbeln, Flinten, Sechspfündern und Zwölfpfündern. In Gottes Namen, ich habe nichts dagegen. Denn wenn die Krankheit so herausgebrochen ist, auf die Oberfläche, so muß man auch schneiden; aber Sie werden mir auch zugeben, daß die Chirurgie nicht das Einzige ist, daß wir innerlich heilen müssen, und dann fragt's sich weiter: allopathisch oder homöopathisch? Ich bin kein Freund der Homöopathie, aber hier, meine Herren, wie soll man anders verfahren als homöopathisch? Wir sollen die falsche Demokratie durch die wahre, die blinde durch die klare, die unvernünftige durch die vernünftige heilen. Wenn Sie dem Kommunismus nicht den Mund stopfen, indem Sie ihm Recht geben da, wo er Recht hat, wo bei vielem Wahnsinn ein Körnchen Wahrheit in ihm ist, so wächst er Ihnen über den Kopf. Recht aber hat er angesichts des schreienden Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Genuß, das in den Zivillisten und Apanagen vorliegt, eines Mißverhältnisses, das nicht wie bei dem Privateigentum ein einfach gegebener Zustand ist, sondern ein täglich sich erneuerndes, durch Verträge sanktioniertes Unrecht, zu dessen Fortdauer die Hungernden selbst vom Schweiß ihres Angesichts beizusteuern haben. Greifen Sie da ein, wo Sie können, wo das Mißverhältnis ein vom menschlichen Willen abhängiges ist, so tragen Sie dazu bei, wahnsinnige Forderungen stumm zu machen. — Aber nicht bloß verworrene Theorien, sondern auch die nicht verworrene, die nicht theoretisierende, die ehrliche, bescheidene Armut wollen wir ins Auge fassen. Ich, meine Herren, habe gelobt, — und Sie werden mir nicht einwenden, daß Sie das nichts angehe, was ich Einzelner gelobt habe — ich habe in ernsten, in begeisterten Augenblicken meiner Wahl, im Angesicht der Not, zwar nicht einer solchen Not, wie die der vom Hunger verkrümmten und verbogenen schlesischen Weber, aber immerhin im Angesichte der Not des Landmanns in übervölkertem Lande und der leidenden Gewerbe: ich habe mit heiligem Gelübde versprochen, daß ich bei den vielen Opfern, welche das neue Gebäude der deutschen Einheit fordern werde, für jede

mögliche Erleichterung und insbesondere für Herabsetzung der Zivillisten und Apanagen wirken werde. Ich will Wort halten und wenn auch mit wenig, oder keiner Hoffnung meine Stimme erheben. Und, meine Herren, der Antrag ist ja so mild, er ist so bescheiden, die Frage über die Kompetenz einer Revolution erhebt er gar nicht, und doch ließe sich so manches über diese Kompetenzfrage sagen, doch könnte man mit so viel Recht behaupten, daß wir, wenn wir die Frage über die neuen Kompetenzen, die eine Revolution schafft, so schüchtern anfassen wollten, wie es der Ausschußbericht tut, manchen unserer Beschlüsse über die Grundrechte wieder aufheben müßten. Der Antrag will ja nichts, als daß wir die Idee, den Gedanken der Notwendigkeit dieses Schritts mit unserer moralischen Kraft unterstützen. Er setzt voraus, daß wir der sympathische Nerv, das Herz, das Zentrum Deutschlands sind, daß alles, was die Glieder fühlen und verrichten, hier zuerst stark und voll gefühlt werden muß. Wir haben den Anstoß, den Impuls, wir haben der Saite die erste Schwingung zu geben, an uns haben sich die einzelnen Ständeversammlungen zu lehnen, auf unser moralisches Gewicht zu stützen. Man sagt: überlassen Sie es den Ständeversammlungen, in dieser Sache zu handeln; gut, ihre Sache ist es, die Verträge zu verändern, aber ausgesprochen muß die Idee zuerst von uns werden, sonst wird buchstäblich das Vertrauen, das wir besitzen oder besaßen, vollends in die Brüche gehen, es wird in Bruchteile zerfallen, es wird auf die einzelnen Ständeversammlungen übergehen, die uns überholen. Nun denn: wagen Sie diese unschuldige Kühnheit! Ich bin versichert, daß Sie dadurch zur Stärkung der Zentralgewalt und auch der Einzelregierungen mehr tun als alle Bajonette, Säbel und Kanonen, die jetzt in Deutschland unterwegs sind. (Bravo auf der Linken, Ruf nach Schluß.)

(13. Oktober 1848.)

(Stenographischer Bericht, Wigard, Bd. IV, S. 2610f.)

Die Paulskirche oder das unmögliche Lokal.

Die Vertreter des deutschen Volkes sind verpflichtet, dem Vaterland ihre Bequemlichkeit, ihre geistige Kraft, ihre Nerven, ihre Verdauung, ihre ganze Gesundheit, ihr Leben zum Opfer zu bringen, wo irgend der Zweck, für den sie nach Frankfurt geschickt sind, solche Opfer fordert. Nicht aber sind sie verpflichtet, für nichts und wieder nichts Stimmung, Nerven, Geist zu zerquälen, vielmehr müssen sie protestieren dagegen, daß ihnen die Kraft, die sie ganz und ungeteilt dem Vaterlande schuldig sind, durch Nebendinge, durch die Zweckwidrigkeit äußerlicher Anstalten gebrochen, gestohlen werde. Die Paulskirche ist ein Lokal wie vom Satan erfunden, um auf allen Wegen und in allen Weisen und mit allen Marterwerkzeugen, mit denen es irgend möglich ist, den Menschen zu stechen, zu schinden, zu ärgern, zu zerrütten.

Den unerträglichen Schallverhältnissen dieser Rotunde konnte weder durch die Unterfahrung der Kuppel mit einem Verschlage, noch durch die grünen Vorhänge an den Fenstern abgeholfen werden. Es sind vielleicht sechs Stimmen in der ganzen Versammlung durchdringend genug, um mit dem Meere von Schallstrahlen, welche ungleichzeitig von den glatten Wänden dieses Eirunds zurückschlagen, mit einigem Erfolge zu kämpfen; bei allen übrigen geht das dritte, vierte Wort verloren. Die Artikel, die Präpositionen, die Endsilben verhallen durchgängig ungehört. Der Unterschied der Dialekte vermehrt dies Übel; man erwäge nur z. B., daß von Franken an fast der ganze Norden Deutschlands das R im Gaumensegel rollt, so daß der Süddeutsche den Laut ach zu vernehmen glaubt (Männach statt Männer u. dgl.), — so wird man einsehen, mit wie vielen Hindernissen das Ohr zu kämpfen hat. Nun bedenke man, wie wichtig in diesen Beratungen selbst das einzelne Wort ist, wieviel insbesondere davon abhängt, daß bei dem Ablesen von Anträgen, bei der Fragestellung jede Silbe verstanden wird, wie unausgesetzt der Geist sich spannen und anstrengen muß, um den Inhalt der Reden, Anträge, Abstimmungsfragen genau und richtig zu fassen; man bedenke, daß diese geistige Aufmerksamkeit allein den ganzen Mann in An-

spruch nimmt, und dann besinne man sich, was es heißen will, gezwungen sein, gleichzeitig alle Nerven anzuspannen, um nur physisch genau zu hören! Gib dem Boten, dem du auflegst, 18 Stunden in einem Tag zu gehen, Erbsen in die Schuhe; lege mir ein Blatt vor, von dessen richtiger Lesung das Heil von 45 Millionen Menschen abhängt, schreibe es aber mit dünnem Bleistift und verwische die Hälfte der Wörter: die Qual ist nicht grausamer als die, welche uns tagtäglich die Paulskirche antut. Nun hört man aber, wie man sich immer abquälen mag, doch die Hälfte des Gesprochenen nicht. Man fragt den Nachbar, man überhört, während er antwortet, die nächsten Worte, oder man wird gefragt und es ist ebenso. Man gerät endlich, weil ja doch alle Anstrengung vergeblich ist, ins Plaudern, man vergißt in dem Chaos dunkler Laute ganz, wo man ist, und berät neben der öffentlichen Beratung. Man sieht seinen Fehler ein, man steht auf, tritt, um besser zu hören, in den Zwischengang und der Tribüne näher: jetzt hören die, welche sitzen bleiben, vollends nichts. Der Präsident gebietet Stille, ruft zu den Plätzen; man folgt, aber dieselben Ursachen rufen alsbald dasselbe Durcheinander von neuem hervor. Am erbärmlichsten ist die Qual bei den Abstimmungen: die Fragen werden nicht verstanden, hundertmal stimmt man ja oder nein bloß der Spur nach, ohne zu wissen, was die Frage war — und das geschieht, wo eine Abstimmung das Wohl oder Wehe von Millionen entscheidet!

Bekanntlich kommt das Gesicht dem Gehör zu Hilfe; man sieht dem Redner auf die Lippen. Nun betrachte man die Lichtverhältnisse der Paulskirche! Große Fenster laufen zu ebener Erde um ihr Oval. Die Tribüne steht gerade zwischen zwei derselben. Das Licht fällt dem Präsidium und den Rednern von den Seiten herein auf den Rücken, der Zuschauer aber sieht Bühne, Redner, Präsidenten als dunkle Silhouetten zwischen zwei in sein Auge eindringenden Lichtmassen. Die Folge davon ist, daß nicht nur das Auge dem Ohr nicht zu Hilfe kommen kann, sondern daß jenes für sich positiv ebenso leidet wie dieses. Stumpfere Augen sehen leichter ins Licht; der Verfasser dieser Zeilen erfreut sich scharfen Gesichts und kennt ebendaher die ganze Empfindlichkeit eines guten Auges für direkt einfallende Lichtmassen und für das quälende Mißverhältnis, wo man, statt einen Körper beleuchtet zu sehen, in das grelle Licht

und auf den dunkeln Körper sieht. Eine Stunde in der Paulskirche: und die Augen starren mir glühend vor Schmerz wie feurige Kugeln aus den Höhlen. Ich blicke zu Boden, um mir zu helfen: nun höre ich vollends nichts, weil ich den Redner nicht sehe; ich wende mich um — aber nach allen Seiten blicke ich ins volle Licht und auf dunkle Körper. Die grünen Vorhänge sollen Abhilfe bringen. Sie werden gewöhnlich nur bei einfallendem Sonnenschein herabgelassen, während doch ein fortgesetztes Blicken aus dunklem Raum in die von Fenstern begrenzte gewöhnliche Tageshelle schon schmerzlich genug ist. Ich flehe, beschwöre die Diener, nur wenigstens die zwei Fenster nächst der Tribüne zu verhüllen. Endlich geschieht es; aber jetzt hat das Präsidium, haben die Stenographen zu wenig Licht; man öffnet die Vorhänge vorerst wieder halb. Nun sticht die lichte Spalte zwischen den zwei dunkeln Hälften der Vorhänge mir vollends wie eine Nadel ins Auge —, kurz, da ist keine Hilfe, ein Versammlungslokal, das von allen Seiten Licht hat, das die Tribüne, nach der man unverwandt sechs Stunden lang sehen muß, zwischen grelle Lichtmassen ins Dunkle stellt, das überhaupt unteres Licht statt Hochlicht hat, ist unverbesserlich.

So ergeht es also in dieser Schauerhöhle dem Ohr und Auge, den feinsten Sinnen; nun wollen wir auch die Bänke, und was zu ihrer Bequemlichkeit gehört, ins Auge fassen. Die Sitze sind zu schmal und jedermänniglich weiß, was es heißen will, sechs Stunden und länger schmal zu sitzen; sie sind so gepolstert, daß man sich nicht zurücklehnen kann, ohne abwärts zu rutschen, wenn man sich nicht mit den Füßen anstemmt. Unter den Sitzen hat man verrückterweise lange Holzzapfen zum Aufhängen der Hüte angebracht, sie waren natürlich zu nichts gut, als sich das Schienbein wund zu stoßen; durch einen kräftigen Fußtritt haben sich die meisten Mitglieder wenigstens von diesem Übel befreit. Vor uns haben wir ein Brettchen, das zu schmal ist, die vielen Papiere, die wir gewöhnlich vor uns ausbreiten müssen, darauf zu legen; die Leiste, die sie halten soll, ist zu niedrig. Drängt sich nun einer aus der Bank heraus, oder in die Bank hinein, so streift er seinen Nachbarn alles hinunter; Anträge, Berichte, Entwürfe flattern weit in die Lüfte und fallen mit Grazie in den Schmutz. Das wiederholt sich natürlich jeden Morgen einige dutzendmal.

Alle diese Übel nehme man zusammen, man vergesse nicht, daß

die schwersten inneren Kämpfe, die tiefsten Aufregungen, das Bewußtsein einer ungeheuren Verantwortung, die daraus fließende Pflicht der angespanntesten geistigen Aufmerksamkeit allein schon hinreichen würde, die Nerven zu erschöpfen, daß also der innere Sturm mit der äußeren Qual sich zu einem Knäuel dumpf aufregender, berauschender Verwirrung und Verhetzung zusammenballt: so wird man sich über zwei Dinge nicht wundern: über die unruhige, lärmende, aller Feierlichkeit bare Haltung der Versammlung und über den körperlichen Zerfall der Mehrzahl der Abgeordneten, ihr Heimweh, ihre tiefe Verstimmung. Mißhandelt an den feinsten Nerven, gedrückt, gezwickt, gekitzelt, wie mit tausend feinen Nadeln gestochen, wird auch der Gelassenste in diesem grausamsten aller Lokale endlich „die Milch der frommen Denkart“ „in gärend Drachengift“ verwandelt fühlen, die üble Laune wird sich zum dumpfen Zornmut und dieser, sobald nun die Parteikämpfe den Anstoß geben, zum wilden Ausbruch steigern.

Ich bin noch nicht fertig. Der Kobold, der die erste deutsche Nationalversammlung in ein Haus geführt hat, das um nichts bequemer ist als die weiland traurig berühmten Lattengefängnisse der preußischen Soldaten, hat noch ein weiteres Übel gefunden: er hat beschlossen, nicht nur Auge, Ohr, Glieder, sondern ausdrücklich auch noch die Haut zu malträtieren. Nach dem Paulsplatze münden fast sternförmig fünf Straßen; solche Plätze sind bekanntlich durchaus zugig. Der Stickluft, die im Innern der Kirche unvermeidlich sich erzeugt, kann man also nur entgehen, um von der Scylla in die Charybdis zu geraten, um durch immer neue Erkältungen den Giftstoff von Rheumatismen, Katarrhen, Gicht in sich aufzunehmen. „Gut, so bleib drinnen“; vergeblich! jenes zehrende, arsenikalische Übel, der Zug, ist so freundlich, uns im Innern des Hauses aufzusuchen. In andern Räumen entsteht Zug nur, wo gegenüberstehende Türen und Fenster zugleich sich öffnen; die Rotunde hat noch den Vorzug, daß die bewegte Luft, wenn sie auch nur auf einem Punkte eindringt, in einen Wirbel gezogen wird, der fein vergiftend durch die Bedeckungen des menschlichen Körpers einschleicht.

Und um diese Mordgrube heizbar zu machen, gibt man Tausende aus! Willkommen, kurze Erholungszeit in der reformierten Kirche, in ihrer gemütlichen Enge, ihren zweckmäßigen Verhältnissen, welche

das Ohr erleichtern, indem der Schall sich leicht durch das längliche Viereck ergießt, das Auge, indem die Versammelten nicht ins Licht, sondern nur nach dem beleuchteten Gegenstand, der Tribüne sehen. Wäre es doch möglich, noch durchzusetzen, daß man dies Lokal für die Dauer der konstituierenden Versammlung zu gewinnen suchte! Die reformierte Gemeinde ließe sich vielleicht sogar zu einem Tausche bestimmen und sich's gefallen, einen Winter lang ein- oder zweimal in der Woche zwei Stunden in der Paulskirche sich zu versammeln, während wir ein Jahr lang fast täglich sechs Stunden uns darin foltern lassen müßten. Nur e i n e m Übelstand wäre dann abzuhelfen: die Rücklehnen der Bänke steigen nämlich statt in zurückgeneigter Fläche in überhängender Linie auf und schließen oben mit einer scharfen Kante, wovon die Wirkung ist, daß man furchtbar unbequem sitzt und jede Woche einen Rock abschindet. Freilich haben die Rücklehnen in der Paulskirche klugerweise eine Füllung mit einem Karnies, was nicht minder tödlich für Röcke, resp. Fräcke ist. Nun sind wir zwar dem Vaterland Gut und Blut schuldig, wieviel mehr werden wir also bereit sein, ihm Tuch zu opfern, vorausgesetzt natürlich, daß das Vaterland einen Nutzen davon hat; aber ohne Grund und Zweck jede Woche einen Rock auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen — das ist zuviel verlangt.

(Manuskript vom Sommer oder Herbst 1848.)

Deutsche Wehrverfassung.

Frankfurt, den 1. November 1848.

Seit mehreren Wochen ist ein Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung vom Ausschusse für Wehrangelegenheiten der Nationalversammlung vorgelegt. Er enthält viel Gutes und Anerkennenswertes, entspricht aber in gewissen wesentlichen Punkten noch keineswegs der dringenden Aufgabe unserer Zeit, eine wahrhaft volkstümliche Wehrverfassung zu schaffen. Ein solcher Punkt liegt namentlich in dem, was der Entwurf als vierten Heerbann, auch unter dem Namen Bürgerwehr und Landsturm, aufstellt. Die deutsche Volkswehr soll nämlich bestehen: a) aus dem ersten Heerbann (bereites Heer), 21. bis zum vollendeten 25. Lebensjahre; b) aus dem zweiten Heerbann (Landwehr ersten Aufgebots), 26. bis zum vollendeten 32. Lebensjahre; c) aus dem dritten Heerbann (Landwehr zweiten Aufgebots), 33. bis zum vollendeten 39. Lebensjahre; d) aus dem vierten Heerbann (Bürgerwehr und Landsturm). „Zum vierten Heerbann", sagt nun der Entwurf, „ist die ganze waffenfähige Bevölkerung bis zum 50. Lebensjahre verpflichtet, welche nicht im ersten, zweiten und dritten Heerbann wirklich aktiv ist." Ferner: „Die Bestimmung über seine Zusammensetzung, seine Übungen usw. bleiben der Gesetzgebung der einzelnen Staaten überlassen." Ich übergehe die verschiedenen Grade der Dienstpflicht im Innern des Vaterlandes und im Kriege gegen den äußern Feind, welche den drei ersten Klassen der Volkswehr im Entwurfe zugewiesen werden. „Die Bestimmung des vierten Heerbanns ist im Frieden vorzugsweise die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit; für eigentliche kriegerische Zwecke tritt er nur bei einem bereits erfolgten feindlichen Einfalle, oder in denjenigen Landesteilen in Wirksamkeit, welche mit einem solchen unmittelbar bedroht sind." Schon der Ausdruck: Bürgerwehr „und" Landsturm erregt Bedenken. Warum nicht einfach: Landsturm? Offenbar darum nicht, weil man sich diesen vierten Heerbann keineswegs bloß aus den Männern vom 40. bis 50. Lebensjahre bestehend denkt, sondern weil man eine unbestimmte Masse

von Männern aus verschiedenen Lebensaltern, welche in die feste militärische Organisation der drei ersten Heerbanne nicht aufgehen, übrig zu behalten sich bewußt ist, und diese Masse, zusammengenommen mit der letzten Altersklasse, nennt man Bürgerwehr, weil man, trotz den besseren Vorsätzen, im Gegensatze des stehenden Heeres und einer neben ihm in schlaffer Organisation sich hinschleppenden Volksbewaffnung festklebt. Sobald man einen besonderen Teil der bewaffneten Macht Bürgerwehr nennt, so spricht man damit aus, daß die übrigen nicht wehrhafte Bürger, sondern aus dem Bürgerverband herausgerissene Wehrmänner, oder vielmehr Soldaten sind; man stellt den Gegensatz fest hin, den man vielmehr aufheben sollte. Wirklich zeigt nun auch die Stelle von der Zusammensetzung dieses vierten Heerbannes deutlich, daß man in der angegebenen Weise einen Rest zu setzen gedenkt, der dann die Bürgerwehr vorstellen soll. Was ist denn die waffenfähige Bevölkerung außer den Männern vom 40. bis 50. Lebensjahre, welche nicht im ersten, zweiten und dritten Heerbanne wirklich aktiv ist? Sind es etwa die Jünglinge von 18 bis 20 Jahren, die noch nicht im ersten Heerbann sind? Dies kann nicht die Meinung des Entwurfs sein, denn man wird nicht die jungen Leute, die gar nicht eingeübt sind, mit der letzten Altersklasse, welche die Schule durch alle drei Stufen des Heerbannes gemacht hat, in *eine* Abteilung zusammenwerfen wollen, wiewohl man übrigens allerdings sehr wohlgetan hätte, jene jugendliche Altersklasse, wie es das Berner Wehrgesetz tut, zu Hause in der Soldatenschule und Zugschule einüben zu lassen und dadurch an der Übungszeit, die der erste Heerbann bei der Fahne zuzubringen hat, bedeutend zu ersparen. Sind es etwa die zum strengeren Dienst Untüchtigen oder sogenannten Halbtüchtigen? Der Entwurf sagt nichts über eine künftige Beschränkung der Grenzen der Untüchtigkeit, so wichtig dieser Gegenstand für die Aufgabe einer wahren Volksbewaffnung ist; hoffentlich aber sind die Männer, die ihn verfaßt haben, der Ansicht, daß so mancher, der im jetzigen System als untüchtig gilt, wenigstens zu gewissen Zweigen des militärischen Berufs immer noch sehr wohl brauchbar und wenigstens im zweiten und dritten Heerbann ganz gut noch zu verwenden ist. Wer aber absolut untüchtig ist, gehört auch nicht in den vierten Heerbann; man wird diesen nicht als Rumpelkammer, als Auskehricht, als eine

Schar von Falstaff-Rekruten hinstellen wollen. Was für Leute bleiben dann aber sonst noch übrig? Hier ist es nötig, an das Hauptübel zu erinnern, wodurch die ursprüngliche Idee des preußischen Landwehrsystems, die Idee eines wahren Volksheeres, niemals eine Wirklichkeit geworden ist. Unfähig, das Vorurteil des stehenden Heeres aufzugeben, setzte man in Preußen die Präsenz — die Dienstzeit bei der Fahne — zu lange, nämlich zwei bis drei Jahre, an. Die Folge war, daß man den Aufwand nicht erschwingen konnte, den die wirkliche Einreihung der ganzen für wehrpflichtig erklärten männlichen Jugend erfordert hätte. Was tat man? Man führte die Aushebung durch das Los ein und war hiemit glücklich wieder bei dem Prinzip des stehenden Heeres angekommen. Die nicht Eingereihten, also auch nicht Eingeübten, hätten nur zur Landwehr kommen müssen; war es aber an sich schon ein Mißstand, wenn diese aus Eingeübten und Nichteingeübten bestehen sollte, so kam dazu, daß die Rahmen derselben für eine so starke Mannschaft verschiedener Altersklassen nicht berechnet waren; so entschloß man sich denn, nur die Eingeübten zur Landwehr zu berufen, und hiemit blieb denn eben der Rest zurück, von dem ich oben sprach: eine Masse von Personen aller Altersklassen, die in den Organismus der Wehrverfassung nicht aufgenommen waren. Damit hat man die Antwort auf die Frage: wie kann denn Preußen neben seinem umfassenden Landwehrsystem auch noch eine Bürgerwehr haben? Was ist denn diese Bürgerwehr? Woraus besteht sie? Sie besteht eben aus allen denen, welche durch den Widerspruch des Geistes der Ausführung mit dem Geiste der ursprünglichen Schöpfung dieses großen Instituts nicht Raum finden in dem Ganzen des Volksheeres, das doch alle in sich aufnehmen sollte. So etwas scheint nun auch, im Bewußtsein, daß sie die Präsenz immer noch zu lang (Infanterie, wiewohl mit Unterbrechung, 1½ Jahre, Reiterei und Artillerie 2—3 Jahre) angenommen haben, den Verfassern unseres Entwurfs vorzuschweben; die Kräfte des Staats werden nicht reichen, ein solches Soldatenheer zu unterhalten; man wird, wo nicht gar wieder losen, doch möglichst viele Exemtionen vornehmen müssen, man wird dann den Begriff einer volkstümlichen Wehrverfassung dadurch zu retten suchen, daß man sich in der Bürgerwehr einen Schubsack hält, in den man alles schiebt, was dort neben abfällt. Nehmen wir nun noch hinzu, daß

den einzelnen Regierungen überlassen sein soll, wie sie diesen vierten Heerbann organisieren wollen, daß also nicht strenger Anschluß desselben an die drei andern Heerbanne in einem und demselben allgemeinen Organismus gefordert wird, daß Bekleidung, Bewaffnung nicht dieselbe sein muß wie bei den andern Klassen, so ist das Übel fertig: das Übel einer aus allen Altersklassen bunt zusammengesetzten, schlaff organisierten Bürgerwehr im Gegensatz gegen eine fest organisierte Wehr, welche jener gegenüber ein stehendes Heer ist, und mit diesem Gegensatz aller Hohn und Haß zwischen Bürgerwehrmann und Soldat, aller Zunder zu blutigen Konflikten, zu immer neuer Klage, immer neuem Verdacht. — Provisorisch, eine bloße Übergangsform, wie alle Zustände unserer Zeit, ist auch eine ihrer ersten Schöpfungen die Bürgerwehr. Ihr Dasein ist ein Merkzeichen und Beweis, daß das Heer nicht volkstümlich ist; wo eine wahrhaft demokratische Wehrverfassung das ganze Volk umfaßt, da gibt es keine Bürgerwehr, kann und soll es keine geben. Selbst der Name muß verschwinden, denn so, wie ihn die Gewohnheit einmal fixiert hat, bezeichnet er eben den Gegensatz gegen ein vorhandenes stehendes Heer, der ja mit diesem verschwinden soll. Es soll kein Raum sein für ein solches Nebeninstitut, es soll kein Stoff dafür übrig bleiben, der ganze Stoff soll fest und scharf geformt nur e i n e n organisch abgestuften Körper bilden. — Diese Ansichten in einem vaterländischen Blatte auszusprechen, veranlaßt mich namentlich eine kurze Debatte, welche in unserer Kammer am 26. September vorgekommen ist. Es liegt in derselben genau die gleiche Verwirrung zutage, wie sie in den Debatten der Nationalversammlung über diesen Gegenstand geherrscht hat. Herr v. Wöllwarth führt als Beweis die Notwendigkeit eines „wehrfähigen disziplinierten Heers“ an, daß man mit Bürgerwehr den Krieg in Italien und in Schleswig-Holstein nicht hätte führen können. In Frankreich habe man gesehen, was die Bürgerwehr ist, sie komme nicht, wenn sie keine Lust habe usw. Allein wer behauptet denn, daß die Bürgerwehr, die neben einem wehrfähigen disziplinierten Heer besteht, selbst also nicht wahrhaft wehrfähig, nicht gründlich diszipliniert ist, dieses ersetzen könne und solle? Wir wollen ja vielmehr, daß eben jenes wehrfähige, disziplinierte Heer eine große Bürgerwehr sei, wir wollen die Übung des stehenden Heeres ohne seine Übel, wir wollen

ein Volksheer, das so eingeteilt ist, daß die schwerere Kriegspflicht zunächst den ersten, jugendlichen, an Haus und Hof noch nicht gefesselten Teil derselben trifft, daß aber dieser Teil mit den andern Teilen, den Aufgeboten der älteren Altersklassen, in einem Verhältnis gemeinschaftlicher Gliederung zu einem Ganzen stehe, welches einen besonderen Korpsgeist in diesem ersten Teile ganz unmöglich macht. Wer war es denn, der nach Italien, nach Schleswig marschierte? Bürgerssöhne, die nur durch unselige Überlieferungen und Einrichtungen aus dem Bürgertum entwurzelt waren, ähnlich wie der katholische Klerus, der in der Welt einer magischen und wunderbaren zweiten Welt als bevorzugtes Organ zu dienen behauptet. Die Frankfurter Bürgerwehr kämpfte nicht gegen die Barrikaden, denn, so räsonierte sie, warum sollen wir unser Leben daran setzen, wenn Leute da sind, die das von Profession wegen tun müssen und dafür bezahlt sind? Ganz natürlich. Unser Bauer sträubt sich, in der Bürgerwehr zu dienen, weil er Bruder, Sohn und Geld für das stehende Heer hergibt; ganz natürlich. Ist der Waffendienst einmal die Sache eines besondern Standes, so haben die andern Stände natürlich keine Lust, ihm sein Geschäft abzunehmen. Hebt diesen Stand auf — und ihr müßt ihn aufheben, denn es ist ein Unsinn, eine allgemeine Mannes- und Bürgerpflicht in einem besondern Stand zu monopolisieren, es kann, soll, darf einen Kriegerstand so wenig geben, als das männliche Geschlecht ein Stand ist — hebt ihn auf, so fallen seine Pflichten an die Bürger zurück, und sie haben keine Ausrede, können keine haben wollen. Wie aber in derselben Debatte der Chef des Kriegsdepartements sagen konnte, unser Wehrsystem sei schon jetzt ein volkstümliches, kann ich nicht verstehen. Wo durch das Los ausgehoben wird, wo diese Schicksalshand von oben herunter einzelne aus dem Ganzen herausgreift, um sie in das Heer einzureihen, da ist eben der besondere Stand, die Ausschließlichkeit, da ist das stehende Heer mit all seinen Übeln. — Die politische Seite der Sache berühre ich mit Absicht nur flüchtig, denn ich möchte diese Frage gern von allem Parteizanke fernhalten. Ich sage nur soviel: gerade derjenigen Partei, richtiger dem Auswuchs einer Partei, welcher sich gegen alle Organisation der Freiheit zu einem gesetzlichen Bau sträubt, welcher die Revolution permanent erhalten möchte, arbeitet der Staat in die Hände, wenn er einen

Gegensatz festhält, welcher neben ein unvolkstümlich organisiertes Heer, ein volkstümliches, halb und locker organisiertes setzt: da wird man das Wahre, der Freiheit Entsprechende immer im letzteren suchen, wird sich mit dem Gedanken der organisierten Freiheit, der in das Interesse des Staates gezogenen Kampf- und Waffenlust nie vertraut machen, Reiz- und Zündstoff blutiger Reibungen wird förmlich sanktioniert sein. Der freie Staat und die zum Staat ausgebildete Freiheit: das ist das Höchste, das ist unser Ziel. Eine Hauptprobe, ob man dies Ziel wolle, ist die Umwandlung des stehenden Heeres in eine allgemeine Volkswehr, sie ist ein Abbild des Staats, in welchem Freiheit und Gesetz zusammenfällt, und umgekehrt, wo stehendes Heer und Bürgerwehr nebeneinander laufen, da liegt ein Zeichen und Symptom vor, daß im Staate selbst Freiheit und Organismus nicht ineinander, sondern nebeneinander fallen. Jene zwei Formen der Bewaffnung verhalten sich wie Reaktion und Opposition: welcher Staat wird diesen Gegensatz verewigen wollen? Ich sage nicht, jeder Soldat sei Reaktionär, jeder Bürgerwehrmann gehöre zur Opposition, aber sie werden dies immer ineinander zu sehen geneigt sein und daher einander dazu machen. — So gewiß nun die völlige Auslöschung dieses Gegensatzes unsere Aufgabe ist, so gewiß ist die Verwirklichung dieser Aufgabe ein Werk, das Zeit haben will. Bis es fertig dasteht, bedürfen wir allerdings eines Provisoriums, und ein solches, aber auch nur ein solches, ist die Bürgerwehr. So unvollkommen dieses Institut, so zweckwidrig es ist, Männer aus den verschiedensten Altersklassen zusammen einzuüben, so wird doch der leichteren Durchführung des künftigen wahren Wehrsystems dadurch einigermaßen vorgearbeitet. Sollen aber die Übel, die ich im Obigen dargestellt habe, nicht einwurzeln, soll der künftigen wahren und umfassenden Organisation wirklich in die Hände gearbeitet werden, so muß auch das Provisorium streng und straff organisiert sein, und die Klage über die Hilflosigkeit, welcher man dies neue Institut schon in seiner Geburt überliefert hat, wie ich sie im Frühling in der kleinen Broschüre „Bedenken über den Gesetzesentwurf der Volksbewaffung in Württemberg"*) ausgesprochen habe, kann ich nur erneuern. Es ist daher höchst erfreulich, zu vernehmen, daß ein Ausschuß unserer Ständekammer mit der Revision

*) S. den Abdruck S. 402. A. d. H.

dieses Gesetzes beauftragt ist. Nur müssen alle Freunde eines wahren Volksheers wünschen, daß er seinem Werke die Kundmachung an die Stirn setze, daß es sich nur von einem Provisorium handle, das einem künftigen, alle wehrfähige Mannschaft in eins bindenden Organismus vorausgehen und ihn vorbereiten solle. Dieser Organismus wird als letztes Aufgebot, als dritter oder vierter Bann die Altersklasse von 35 bis 45 oder von 40 bis 50 umfassen, welcher der geringste Grad der Waffenpflicht obliegt, sie wird und darf aber den übrigen Aufgeboten nimmermehr als sogenannte Bürgerwehr gegenüberstehen, sondern muß ein koordinierter Teil desselben Ganzen sein, den man besser tun wird Landsturm zu nennen. Jedem, der Interesse für diesen Gegenstand hat, ist eine kleine Schrift zu empfehlen: „Grundsätze einer Wehrverfassung nach den Bedürfnissen der Zeit. Von einem alten deutschen Offizier. Frankfurt a. M. bei Sauerländer" (1848); was aber die Kosten einer umfassenden Volksbewaffnung betrifft, so kann ich die Vorschläge für Erleichterung derselben, die ich in einem am 4. Juli in der Nationalversammlung gestellten Antrag gemacht, noch immer nicht für unpraktisch halten*).

(Schwäbischer Merkur, Chronik, vom 9. November 1848.)

---

*) S. dazu die nachträgliche Anmerkung im Anhang des Herausgebers.

Die Adelsfrage und der Beschluß der Nationalversammlung am 6. Dezember 1848.

Die eigentümliche Halbheit, welche die Beschlüsse der Nationalversammlung charakterisiert, so daß sie wie zwei zusammengeleimte Bretter aus zweierlei Holz erscheinen, tritt auch in dem am 6. Dezember über den Adel gefaßten Beschlusse hervor. Die Bestimmung: „der Adel als Stand ist aufgehoben", ist zweideutig. Solange man nicht die Adelsbezeichnung abschafft, sowohl den Titel als die Arabeske „von" am Namen, wird er sich zunächst sozial immer behaupten, an die soziale Geltung aber werden sich zunächst alle gewohnten Bevorzugungen bei Ämterbesetzung, vorzüglich im Militär, das Hofschranzenwesen usw., bei nächster Gelegenheit aber auch wieder die Vorrechte wie an einen Magnet ansetzen. Nun kann man zwar durch eine Interpretation beweisen, daß jener Beschluß wirklich die Aufhebung des Adelstitels bedeuten müsse. Wozu nämlich ein neuer, besonderer Satz, wenn durch denselben nur eben das ausgesprochen werden soll, was schon in dem anderen, der die Adelsvorrechte aufhebt, enthalten ist? Dazu nehme man dann die folgende Bestimmung herauf, welche alle bloßen Titel abschafft, so ist der Schluß offenbar gezogen. Allein es ist immer übel, wenn ein Gesetz einer Auslegung bedarf und nicht schon durch den Buchstaben klar hinstellt, was es will. Wir haben dem Adel kein Ende gemacht; wir haben einen Teil der Prädikate aufgehoben, aber das Subjekt stehen lassen, an das diese Prädikate immer von selbst wieder anschießen. Wir haben weggetan, was am Haken hängt, aber den Haken haben wir beibehalten, und ehe wir uns umsehen, wird er wieder vollhängen. Lieber die Vorrechte noch einen Augenblick stehen lassen, als das Subjekt dieser Vorrechte mit dem unausrottbaren Trieb, sie wiederzuerringen, in seinem Dasein belassen! Freilich wird man einwenden, einen Mythus vernichte man nicht durch Dekrete. Der Tod eines Mythus

ist allerdings nur die in die Majorität eingedrungene Einsicht, daß es eben ein Mythus sei. Wie wenige, selbst unter den Gebildeten und Denkenden, dies einsehen, zeigte schon die erste Debatte über den Adel. Immer und immer wieder sprachen die Redner so, als gäbe es einen Adel, als existierten gewisse Menschen, denen die Qualität, adelig zu sein, als ein Modus der Existenz gleichsam vom Wirbel bis in die Zehen gehe. Es gibt keinen Adel; es gibt einen Adel, weil wir meinen, es gebe ihn. Der Adelige meint, er sei adelig, weil wir es meinen, und wir meinen es, weil er es meint. Der Adel ist eine Fiktion, er ist die Vorstellung, als gäbe es zweierlei Menschengattungen von ungleicher Güte des Fleisches und Blutes, er ist ein gewisse Familien umschwebender Traum, herübergepflanzt aus der Kindheit der Völker, aus den Urwäldern Indiens in die Gegenwart, sanktioniert durch Bräuche, Sitte, benützt als retardierendes Moment in der Geschichte der Staatsverfassungen. Daß es aber an solchen Momenten, wenn man sie einmal braucht, nicht fehle, dafür sorgt die liebe Natur, auch wenn wir jenes rein fiktionäre über alle Berge werfen. Der Adel ist ein Kindermärchen, ein Stück Romantik, der alte Mythus von Göttersöhnen. Moritz Arndt berief sich für die Erhaltung dieses Mythus auf den Wert der Mannigfaltigkeit, auf das Poetische der bunten Vielheit der Rassen, Völker, Stämme, Familieneigentümlichkeiten. Welche logische Konfusion! Der Mythus vom Adel setzt etwas ganz anderes als die wirklich real vorhandene Verschiedenheit der Arten im Menschengeschlecht voraus. Durch allen Unterschied der Arten hindurch soll nach diesem Mythus ein anderer, weiterer Unterschied gehen, ein Unterschied, der mitten im Wesen der Gattung selbst sitzen soll. Die Scheibe hat viele Ringe, dies aber ist nicht ein Ring unter den Ringen, sondern ein Riß durch das Zentrum und alle Ringe. Das Adelsvorurteil ist ein feiner, stechender, geistig schneidender, schwärender, eiternder Dorn mitten in das Bewußtsein, den Begriff der Menschengattung gesetzt. Es hebt mit einer tödlichen Beleidigung die Einheit des Menschengeschlechts auf. Jeder Stolz ist widerwärtig und beleidigend: Völkerstolz, Beamtenstolz, Geldstolz, Bauernstolz und wie sie alle heißen mögen. Aber jede dieser Arten des Stolzes hat doch ein Objekt: Völker gibt es, Beamte, Geld, Bauern gibt es; wer auf

eine dieser wirklichen Qualitäten seiner Existenz stolz ist, der tut sich törichterweise etwas Besonderes zugute auf dies und jenes, was er, noch außerdem, daß er Mensch ist, hat oder ist, aber er hat es doch, er ist es doch. Adelsstolz aber ist Stolz auf ein Nichts, auf ein Phantom der Vorstellung, er ist daher durch und durch gespenstisch. Neben ihm ist Bauernstolz, Geldstolz immer noch inhaltvoll, saftig. Die Vorstellung aber, auf deren vermeintlich wirklichen Inhalt der Adelsstolze stolz ist, sagt aus, daß er nicht etwa durch dies und jenes, was er ist oder hat, sondern eben in seiner Menschheit selbst besser sei als andere. Mit einem Wort, er allein ist eigentlich Mensch, die andern sind es nur angeblich. „Der Mensch fängt beim Baron an." Wie groß ist neben diesem gespenstischen Mythenstolze z. B. der Stolz eines gedrückten Volkes! Zwischen Juden und Adel ist ein Unterschied; er besteht darin: daß es Juden gibt, Adel nicht. Es muß dahin kommen, daß, wie einst der Jude mit Unrecht in Verlegenheit kam, wenn in Gesellschaft seine Nationalität berührt wurde, so der Adelige, wenn das Märchen vom Adel berührt wird, mit Recht in Verlegenheit kommt. Man sagt, der Adelsstolz sei doch feiner, daher immer erträglicher als Geldstolz, Beamtenstolz usw. Ich will nicht an den rohen Adelsstolz, an so manchen Peitschenhieb eines Junkers über das Gesicht des armen Landmanns erinnern, der ihm Hasen trieb; ein Lorgnettieren, ein Augenzwinkern, ein Mundwinkelzucken des wirklich feinen Adeligen ist immer noch beleidigender als die roheste Grobheit eines Beamten, des Geldsacks, des reichen Bauern usw.; denn diese läßt mich immer Mensch sein, jenes aber, selbst jene stumme Gebärde sagt mir: deine Nervenfasern, dein Fleisch, Blut, Schweiß, deine Ausdünstung weist aus, daß du nicht zu mir in dieselbe Menschheit hineingehörst. Ich bin nicht fanatisch gegen den Adel; den Adeligen, der dies Vorurteil überwunden hat, achte ich doppelt, ja ich achte ihn mehr als andere, im übrigen gleich gute Menschen. Ich tue dies nicht, trotzdem daß, sondern weil er ein Adeliger ist. Das heißt — wohlgemerkt! — weil er, um bei dem einfachen Menschenbewußtsein anzukommen, einen doppelt weiten und schweren Weg, weil er doppelte Arbeit hatte; denn er mußte das ungeheure, das schauderhafte, mit der Muttermilch eingesogene Vorurteil überwinden, als sei er, ehe er noch irgend etwas getan, geleistet, durch

irgend etwas sich ausgezeichnet, schon etwas Besonderes. Aus Wohlwollen für alle die Unglücklichen, die in dieses Vorurteil hineingeboren werden, will ich seine Zerstörung. Die Wehr, über die ihr Geist gehen muß, den Pfahl, der ihnen durch das Hirn geht, den Splitter im innersten Organismus des Bewußtseins will ich ihnen freundlich herausnehmen.

Moritz Arndt hat auch gesagt: man solle den adeligen Familien nicht ihre idealen Bilder, den edlen Stolz auf eine Reihe großer Ahnen nehmen. Komisch! Wenn ich ein Herr von Hutten wäre und man stieße mir die Verkröpfung „von" am Namen ab, könnte ich dann auf meinen Ahnherrn Ulrich nicht ebenso stolz sein wie vorher? Nur eins ist es ja, was wir dem Abkömmling edler Ahnen untersagen wollen: er soll nicht meinen, die Tugenden seines Geschlechtes kommen davon her, daß es ein adeliges sei. Man hört oft die Unwahrheit, es sei umgekehrt, der Adel sei Lohn der Tugenden. Wäre das wahr, so könnte ja der Abkömmling eben nur auf den Grund, die Tugenden, nicht auf den Lohn derselben stolz sein. Die Wahrheit ist, daß in mancher Familie eine Summe von Talent und großen Eigenschaften sich wunderbar forterbt, anwachsend durch die Wirkung des Beispiels, der Nacheiferung. Das hat aber mit dem Adel rein nichts zu schaffen; dieses große moralische Fideikommiß haben viele bürgerliche Familien, und viele adelige haben es nicht aufzuweisen. Mit Sophismen stützt man keinen Mythus. Aber hebt man einen Mythus durch Dekrete auf? so höre ich mit Hinweisung auf meine Anfangsworte fragen. Das verhält sich so: ein verbreiteter Mythus findet sein Ende immer zunächst in den Köpfen einer Minorität von Menschen, welche deutlicher denken als die Masse. Diese Minorität muß schon bedeutend gewachsen, über die Mehrzahl der Gebildeten ausgedehnt sein, wenn es dahin kommt, daß sie sich mit der Aufhebung des Mythus in einem gesetzgebenden Körper beschäftigt. Nun kann freilich ein Gesetz nimmermehr der zurückgebliebenen Majorität befehlen, aufgeklärt zu denken; aber es macht die trägen Köpfe stutzig, es bringt die Sache zur allgemeinen Diskussion, es verstärkt die Kritik, und Kritik ist der Tod alles Mythus. Das erste Gesetz tut es noch nicht; es folgt ein Rückfall, nach einiger Zeit eine neue Revolution, das Gesetz wird in bestimmterer Sprache wiederholt, und dies so oft, bis die Minorität

Majorität geworden und man über den Mythus ebenso lächelt wie über alle Märchen aus der Kinderzeit der Völker. Der Adelsmythus hat seinen besonderen Grund in dem Bedürfnis allgemeinen Vikariierens, das unreife Völker haben. Handgreiflich, wie es ist, bedarf das sinnliche Bewußtsein, das Allgemeine in einer besonderen Gestalt verkörpert sich gegenüber zu sehen. Die Einheit und Allgemeinheit des Staatswillens muß es im Monarchen sinnlich vor sich haben: der eigene freie Volkswille stellt sich selbst als Wauwau vor die Augen hin. Das Gewissen, diese innere, geistige Macht, wandelt als Priester in greiflicher Gestalt; er fastet, kasteit sich für die Laien. Die Würde des Menschen als Menschen wäre denn in der über alle verteilten Allgemeinheit für die groben Finger halbbewußter Völker ebenfalls nicht greiflich; sie machen sich einige; stellen einige vor sich hin, in denen sie personifiziert sehen, was alle sind: die Herrlichkeit der Menschengattung. Die furchtbaren Folgen dieser von ihnen selbst eingesetzten Stellvertretung sehen die armen Kinder nicht ein: daß nämlich, wenn sie das Menschsein aus der Gesamtheit herausgenommen und einigen κατ᾽ ἐξοχήν beigelegt haben, sie selbst auf das Menschsein verzichteten und sich gar nicht wundern dürfen, wenn sie von den Puppen, die ihre Phantasie, ihr Spieltrieb geschaffen, als Canaille behandelt, oder wenigstens angesehen werden.

Fort also mit dieser Phantasmagorie, dieser Fata morgana des Bewußtseins! Machen wir Ernst, helfen wir dem Dekrete nach, daß es keines weiteren bedarf (es ist ja ohnedies nicht das erste). Dies ist zunächst Sache der Volksvertretung in den einzelnen Ländern. Sie müssen zum Gesetz erheben, daß fortan keine amtliche Behörde mehr sich des Adelstitels bedient; die Gesellschaft wird nachfolgen. Die Vernünftigen werden sich verabreden, die Adelsbezeichnung nicht mehr zu gebrauchen. Eine solche Verabredung werden die Gegner lächerlich machen wollen; man lasse sich nicht stören, aber viele, sehr viele müssen an dem Beschluß teilnehmen. Verweigern nur einzelne dem Adel seine Titel, so ist es eine persönliche Beleidigung, eine Grille, eine Lächerlichkeit. Die Vielheit aber hat Macht und macht Ernst. Nur, wenn er lang suchen muß, bis er einen findet, bei dem er Protest gegen den unterlassenen Gebrauch seiner Titel einlegen kann, wird sich der Adel überzeugen, daß der

Schnörkel an seinem Namen abgestorben ist, daß er eben damit aufgehört hat, ein Ding zu sein, das sich berechtigt hielt, alle andern für bloße Schnörkel der Menschengattung zu halten, und das doch vielmehr selbst nur Schnörkel war. Erweisen wir doch einem gleichberechtigten Teile der Menschheit diese Wohltat der Entschnörkelung!

(Didaskalia, Frankfurt a. M., 20. Dezember 1848.)

Österreich, Preußen und das Reichsoberhaupt.

I.

Frankfurt, den 15. Januar 1849.

Man hätte meinen sollen, der Moment in der großen parlamentarischen Schlacht dieser letzten Tage werde eine ungemeine Sensation hervorbringen*). Es war nicht der Fall, man ging ernst, aber ohne jene Aufregung, welche eine gewaltige Krisis begleitet, auseinander. Die Erklärung darf man nicht etwa in dem allgemeinen Bewußtsein der besiegten Partei suchen, daß, nachdem das Parlament und die provisorische Reichsgewalt versäumt hat, die Dinge zur rechten Zeit in die Hand zu nehmen, diese eben ihren Gang gehen und der Frankfurter Beschlüsse spotten; nein, der tiefere Grund ist der, daß auch die Minorität in ihrer Mehrzahl volles Vertrauen zu Gagerns Charakter hat. Er wird redlich handeln, der österreichischen Regierung mit ehrlichen Waffen zu Leibe gehen und sie dadurch nötigen, ihre wahre Meinung zu sagen. Geht diese nicht auf rückhaltlosen Eintritt in den Bundesstaat, so ist die nächste Frage, wie sich dazu das österreichische Volk verhält. Dieses, durch eine Agitation, die freilich an den berüchtigten zwei Paragraphen der Reichsverfassung willkommenen Anhalt fand, seither in die Irre geführt, beginnt eben, sich zu sammeln und die Augen zu reiben. Erhebt es in entschiedener Majorität seine Stimme gegen ein bloßes Unionsverhältnis, so wird eine angeblich letzte Erklärung der österreichischen Regierung, welche sich für ein solches erklärt hätte, den-

*) Vom Verfassungsausschuß waren vorgeschlagen worden zwei Paragraphen, wonach kein Teil des Deutschen Reiches mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staat vereinigt werden darf und zwischen einem deutschen und einem nichtdeutschen Land das Verhältnis nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen ist, wenn jenes mit diesem dasselbe Staatsoberhaupt hat. Am 13. Januar 1849 hatte Heinrich von Gagern Erfolg mit seinem Antrag, den genannten Paragraphen gemäß Österreich aus dem engeren Bundesstaat auszuschließen und nur ein völkerrechtliches Bündnis mit ihm einzugehen. Anm. d. H.

noch nicht die letzte sein; erhebt es sich nicht — nun, dann hat Gagern und seine Majorität recht, und die Freunde eines ganzen Deutschlands können für Österreich nichts weiter tun. In Wahrheit aber kann Österreich, Volk und Regierung, sein letztes Wort erst dann sprechen, wenn jene Paragraphen zum zweiten Male beraten und definitiv beschlossen sind. Bis dahin sind alle Noten der österreichischen Regierung nur Fluktuationen, wechselnde Erscheinungen, noch nicht die Sache selbst. Dies ist in der Debatte der Reichsversammlung nirgends mit der nötigen Schärfe hervorgehoben worden. Von ministerieller Seite stützte man sich immer auf das Programm von Kremsier und auf die Note vom 28. Dezember, als wären es feste Substanzen, letzte Worte. Man übersah, daß man es mit einer durch falsche Behandlung, ja durch offenbare Beleidigung gereizten Macht zu tun hat. Wer das Vereinbarungsprinzip verwirft, wie Gagern in seiner Eröffnung an den österreichischen Ausschuß, der darf auch dem Kinde nicht Gehör geben, das aus dem Vaterhaus treten oder auf der Schwelle desselben sich aufhalten will; er darf es am allerwenigsten dann, wenn dem Kind ein offenbares Unrecht geschehen ist. Preußen und Österreich, beide haben die Zentralgewalt mit Füßen getreten; aber es ist ein Unterschied: Preußen ist nicht beleidigt, Österreich ist es, und all sein Widerstand und Hohn gegen das junge Reich von dem Moment an, wo diese Beleidigung erfolgte, findet in ihr seine Entschuldigung. Die Beleidigung lag aber eben in jenen zwei Paragraphen; sie sind einer der größten Fehler, die das Parlament je sich hat zuschulden kommen lassen. Sie enthalten Sätze, die nur auf den Fall passen, wo ein deutsches Land unter einem nichtdeutschen Staatsoberhaupte steht: da ist es natürlich, daß man den Verbindungsfaden mit der fremden Macht so dünn als möglich dreht, daher auf die „reine Personalunion" heruntersetzt. Wo aber ein deutsches Staatsoberhaupt nichtdeutsche Länder beherrscht, da müßte doch alle gesunde Politik abhanden gekommen sein, wenn man nicht, dem gerechten und sittlichen Egoismus großer Völker folgend, eine Formel hinstellte, die eine Möglichkeit läßt, eine Aussicht gibt, die nichtdeutschen Länder reell mit den deutschen zu verbinden, so daß sich aus ihren Nationalitäten Bundesgenossen Deutschlands bilden. Nun kann man einwenden, da eine solche Verbindung auf dem Wege der Föderation zu erfolgen

habe, da diese den außerdeutschen Provinzen möglichst viel Selbständigkeit gewähre, so sei eben dann das Band derselben mit den Deutschen nur um so mehr als das einer reinen Personalunion zu bezeichnen. Das ist nun aber offenbar eine Vexierfrage. Man kann die geschmälerte Einmischung einer monarchischen Regierung in das politische Leben von Provinzen, die durch Provinziallandtage ihre Angelegenheiten, mit Ausnahme des Gemeinsamen im Heer-, Finanz- und Handelswesen, selbst verwalten, mit verstärktem Akzent als das Verhältnis einer reinen Personalunion bezeichnen; man kann umgekehrt sagen, ein Verein solcher föderierten Einzelländer sei vielmehr gerade erst ein realer, organischer, die reine Personalunion habe eben als ein Verhältnis despotischer Willkür vor dem März in Österreich geherrscht, und der ganze Begriff sei ein rein dynastischer, vormärzlicher, verwerflicher Rokokobegriff. Eben deswegen aber, weil das Wort eine Vexierfrage enthält, muß man es gar nicht brauchen. Die Frage ist immer: wie wird der einfache Sinn des betroffenen Volkes eine Bezeichnung aufnehmen? Und da wird doch niemand ernstlich bezweifeln, daß das österreichische Volk unter dem Eindruck des Wortlauts jener Paragraphen Grund hatte, zu meinen, man wolle herrliche Provinzen, Quellen von Macht und Wohlstand, mit scharfem Messer von ihm abschneiden. Dazu nehme man, daß der intelligente Teil des Volks und die Regierung wohl wußte, was hinter dem zweideutigen Buchstaben stak: der preußische Erbkaiser. Es ist zu verwundern, daß die Linke, gewohnt, in der Minorität zu sein, nicht stutzig wurde über ihre damalige Majorität, als diese Paragraphen beraten wurden. Sie meinte, ihrer vor dem März richtigen, seit dem März (dessen Revolution eine freie Gesamtentwicklung der Völker Österreichs möglich gemacht hat) veralteten Idee zu dienen, daß Österreich in Stücke geklopft werden müsse, um seine deutschen Lande für den deutschen Bundesstaat zu gewinnen; sie diente aber, ohne es zu bemerken, der borussologischen Doktrin. Der Verfasser dieser Zeilen ist der Einzige auf der Linken, der jene Paragraphen bekämpfte, und er zerfiel darüber beinahe mit seinem Klub. Er geriet aber bei der Abstimmung in eine Sackgasse. Er meinte, da eine Majorität für die Abänderung der Paragraphen selbst nicht zu gewinnen sei, durch modifizierende Zusatzanträge helfen zu können; in dieser Hoffnung stimmte er für die Paragraphen, aber

die Zusatzanträge kamen nicht mehr zur Abstimmung, und er hatte — einen Fehler gemacht. Gelingt es nun, bei der zweiten Lesung diesen Paragraphen eine richtigere Form zu geben, so kann es nur diese sein: „bildet ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen einen Staatskörper, so hat in jenem die deutsche Reichsverfassung ihre Geltung, und die Verbindung mit dem nichtdeutschen Lande darf keine solche sein, welche dieser Geltung Eintrag täte." Diese Formel wäre allerdings nur ein leerer Rahmen, den Staatskunst und Geschichte erst auszufüllen hätten, sie würde mehr sagen, was nicht sein soll, als was sein soll, allein sie würde genügen für den Grundriß einer Verfassung und sie wäre durch Auslassung des Vexierbegriffs der Personalunion vor Mißdeutung und Mißbrauch geschützt. Wäre sie beschlossen, dann hätte Österreich sein letztes Wort zu sprechen, und fiele dies abermals ablehnend aus, dann erst hätten wir das Unsrige getan und hätte Gagern den Schnitt, den er zu frühe machen wollte, zu vollziehen. Als die Reichsversammlung an ihre schwere Aufgabe gieng, die Einzelstaaten Deutschlands in ein Sonnensystem zu vereinigen, so war von Anfang an vorauszusehen, daß sich Österreich auf den ersten Blick als ein Komet darstellen werde, der in dies Sonnensystem nicht einzufangen sei: Der kleinere, aber intensiv lichte Kern, die deutschen, der große Schweif, die nichtdeutschen, insbesondere die slawischen Völker. Aber es s c h e i n t nur ein Komet; laßt ihr ihn ziehen, so wird sich der Schweif in den Kern verwandeln, das deutsche Österreich wird den Wirbeln seiner slawischen Majorität verfallen, und der ganze Körper wird dem fremden Sonnensystem folgen, dem er dann angehört, dem slawischen, dem russischen. Unsere Künstleraufgabe ist es, den Schweif in einen Trabanten zu verwandeln, der sich um den früheren Kern als seine Sonne bewegt und mit ihm in unserem, in dem deutschen Sonnensystem. Österreichs nichtdeutsche Völker sind bestimmt, seine und mittelbar unsere Bundesgenossen zu sein: die herrliche Morgengabe, die Österreich seiner Braut entgegenbringt. Im März schon war es an dem, daß dieser Staat sich zu einem Organismus föderierter Völker gestaltete. Es lebte in dem starren Eisblock des Despotismus, es regte sich, es wimmelte, fremde Gestalten, ferne Menschen in ungewohnten Trachten wallten heran und zogen in die Tore der alten Hofburg ein und forderten einen Bund freier Völker. Die Ungarn, die Galizier, die

Kroaten, die Serben, die Tschechen schickten ihre Deputationen. Ein unseliges Schicksal wollte, daß die Krisis sich nicht glücklich entwickeln, daß sie krankhaft stocken sollte. Die Forderungen überstürzten sich anarchisch, wurden durch Militärgewalt und durch die alte böse Politik Österreichs, Volk durch Volk im Schach zu halten, niedergeschlagen. In Frankfurt legte man die Hände in den Schoß, ließ Österreich im despotischen Sinn erstarken und die Nuß so hart werden, daß man sie jetzt nicht mehr zu knacken weiß. Hätte die Zentralgewalt Energie gebraucht gegen die ungehorsamen, die Wahlen zum Parlament weigernden Böhmen, ehe es zum Aufruhr in Prag kam; hätte sie — ohne Parteinahme für die freilich trüb gemischte Oktoberbewegung in Wien — im Namen der deutschen Einheit und im Namen der Humanität durch zwanzigtausend Reichskommissäre die gezogenen Schwerter in die Scheide zu stecken befohlen, hätte damals nicht der Wahnsinn gesiegt, die Sendung eines Reichsheeres für Wahnsinn zu halten: so hätte Deutschland sich jener Krisis bemächtigt, Österreich sähe keiner zweiten Revolution entgegen und wäre nicht zum unverdaulich harten Stein im Magen der Architekten des Deutschen Reichs geworden. Und doch ist durch die letzten Ereignisse die schon versteinerte Masse noch einmal in Fluß gekommen, noch ist Zeit, einzugreifen und den von neuem gärenden Teig zu formen.

Zwei grundverschiedene Anschauungen sind es, in die Deutschland und sein Parlament sich teilt. Die einen wollen ein wohnliches, klar umgrenztes Wohnzimmer aus Deutschland machen; sie verzichten auf das Weite und Freie, weil sie keine Freunde verschwimmender Grenzen, unklarer Fernen sind. Es sind die, welche Deutschland ohne Österreich durch ein preußisches Kaisertum zusammenbinden wollen. Die andern öffnen Tür und Fenster, sie blicken in das Weite, ihr Auge folgt sehnsüchtig der Donau zum Schwarzen Meer und den Bahnen des Handels zum Adriatischen. Man meine nur nicht, es seien bloß die noch nicht widerlegten Notwendigkeiten der Auswanderung, Kolonisation, der kommerziellen Interessen, welche die Süddeutschen für diese Anschauung stimmen; nein, es liegt tiefer, es ist der Natursinn, es ist der Gegensatz gegen den Stubensinn. Sagt man nun: gut und schön, aber schwer und unsicher! Fürchtet man Abgründe und Klippen in der reizenden Fernsicht, so hat man freilich recht, aber man vergesse nur nicht, daß es

mit der warmen Stube auch nicht so sicher bestellt ist, als es scheint. Die Elemente, die man auszuschließen meint, könnten leicht Tür, Fenster und Dach einschlagen. Ohne Bild: der Dualismus zweier Großmächte ist nicht vermieden, wenn man Österreich hinausschiebt, oder, milder zu reden, entläßt, er dauert nur in viel schlimmerer Gestalt fort. Nehmt den alten Intriganten Österreich herein, so hat seine arme Seele Ruhe. Österreich, das neben uns bestehende, wird nicht unser Freund, sondern unser geheimer, bald unser offener Feind, und in der großen Slawenschlacht, die uns sicher bevorsteht, werden seine Slawen, wenn wir sie nicht jetzt an uns binden, nicht mit uns, sondern gegen uns fechten. Ja, wenn man so lange, bis das engere Deutschland erstarkt ist, Österreich in Weingeist aufbewahren oder mit einem großen Deckel zudecken und nachher hervorziehen und einladen könnte, zu uns hereinzukommen! Aber es existiert eben fort, und seine Nadel weist, wenn es nicht sogleich mit uns vereinigt wird, sogleich nach Rußland. Die Majorität der Reichsversammlung schmiedet jetzt an ihrer Kaiserkrone. Der König von Preußen ist des Goldschmieds Töchterlein, er drückte die Augen zu und wird höchlich überrascht sein, wenn er erfährt, daß der kostbare Reif für ihn bestellt ist. Wer einmal des Glaubens lebt, so sei es gut und anders dürfe es nicht sein, der hat eben seinen Glauben, wie andere den ihrigen haben; aber empörend, wirklich empörend ist es, wenn man die anders Glaubenden und anders Wirkenden des Partikularismus beschuldigt und wie den Bösen selbst hinstellt. Wir waren von der Revolution berufen zu einer freien Schöpfung. Wir sollten locker verbundene Teile innig verbinden zu einem Ganzen und diesem Ganzen ein Organ schaffen. Die Verletzung der einfachsten Denkgesetze hat sich von jeher in der Geschichte bitter bestraft. Eine solche Verletzung ist es, wenn man jener Aufgabe dadurch zu genügen meint, daß man einen der Teile nimmt und an die Spitze setzt, d. h. zum Ganzen macht. Man gerät dadurch in die unendliche Reihe endlicher Größen, die einander bekämpfen und aufreiben. Die Teile Deutschlands haben sich verpflichtet, einem neuen Ganzen zu gehorchen, nicht haben sich die übrigen Teile verpflichtet, einem unter den Teilen zu gehorchen. Nimmst du diesen Teil und legst ihm die Vollmacht bei, das Ganze zu sein, so schreit jener und umgekehrt und so fort mit Grazie in infinitum. Dies

Geltendmachen ist nicht Partikularismus, sondern es ist die natürliche Auflehnung gegen den Partikularismus, gegen die Bevorzugung eines Teils unter den Teilen. Wie der Tolerante gegen die Intoleranz intolerant wird, so der nicht Partikularistische gegen den Partikularismus partikularistisch. Das Organ eines neuen Ganzen muß man nicht aus dem Differenten, sondern dem Indifferenten nehmen, das ist das ABC politischer Logik in Zeiten großer Umwälzung, wo die Völker von vorne anfangen. Die Reichsversammlung hat den Moment versäumt, wo sie die freie Schöpfung aus der Idee der Revolution hinstellen und durch das sittliche Gewicht der frischen Spannkraft des Volkes stärken konnte; jetzt soll sie darauf reduziert sein, dem bleiernen Gewicht einer gemachten Notwendigkeit zu folgen. Diese Notwendigkeit will man machen, indem man Österreich, sobald es Miene macht, nicht sogleich in den Bundesstaat einzutreten, hastig beim ersten Wort nimmt, um dann sagen zu können: es ist keine Wahl mehr als Preußen. Die Konkurrenten sollen nicht versammelt sein, damit alle Konkurrenz abgeschnitten sei. Es ist wahr, daß nun, nachdem der rechte Moment der freien Schöpfung verscherzt ist, die Not und Verwicklung ins Unendliche sich auftürmt. Wir stehen schon in jenem Gebiete der Reflektionswidersprüche. Entweder Preußen oder Österreich: beides ist gleich untunlich; das Werk der Idee hätte uns durch ein Weder-Noch aus diesem unseligen Netze befreit. Was werden soll, kein Nachdenkender weiß es; in schlaflosen Nächten wissen trauernde Patrioten kein Licht zu finden. In dieser Qual ist nur eines gewiß: das Allereinfachste. Wo Gründe und Gegengründe sich zu einem unlösbaren Knäuel verflechten, wo Ruf und Gegenruf sich zum wirren Chaos durchkreuzt, da bleibt das ursprünglich Einfache, das Gewissen, der letzte Anker. Und dieses Gewissen sagt dem Vertreter der deutschen Nation: folge, was folgen mag, du darfst nie dein Ja dazu geben, daß ein deutscher Volksstamm aus dem Vaterhaus scheide, um in die Fremde zu wandern. Die parlamentarischen Sitten eines Teils unserer Linken sind nicht eben fein, und wir möchten nicht jeden Lärm, der unsere Verhandlungen stört, entschuldigen; aber das war doch ein ergreifender Moment, als in jener merkwürdigen Abstimmung über Gagerns Programm auch der alte Arndt ja sagte und ein Chor von Männerstimmen zürnend hinüberrief: „Das ganze Deutschland soll es sein!"

Es bleibt dabei: wer zu der Forderung, daß ein deutscher Volksstamm als ausscheidend aus dem Vaterland zu behandeln sei, nein sagte, der kann, was immer die Zukunft bringt, mit ruhigem Gewissen sein Haupt zu Grabe tragen. Auch damit soll dem anders Denkenden kein moralischer Vorwurf gemacht sein; Gewissenssachen hat jeder mit sich selbst abzutun. Siegt das preußische Kaisertum: wir werden uns der Majorität fügen und wir werden dahin wirken, daß unsere Wähler sich fügen, aber mit bangem Herzen und trübem Blick in die Zukunft unseres Vaterlandes.

(Schwäbischer Merkur, 20. Januar 1849, S. 99 f.)

II.

Frankfurt, den 24. Februar 1849.

Nicht leicht ist wohl eine ehrliche politische Meinung schwereren Verleumdungen ausgesetzt gewesen und in eine schwierigere Lage getrieben worden, als gegenwärtig diejenigen Männer der Nationalversammlung, welche ohne alle und jede Nebenabsicht, heiße sie Partikularismus, konfessioneller Fanatismus oder gemeiner Egoismus, eine Form des deutschen Bundesstaats suchen, welche das deutsche Österreich nicht ausschließt. Zuerst verdammte man sie wegen der sogenannten Koalition mit den Schwarzgelben und Ultramontanen, als ob sie mit diesen gefeilscht und gemarktet und ihnen für, ich weiß nicht welchen, Judaslohn die unsterbliche Seele verkauft hätten. Wer eine Spur von Beweis in der Tasche hat, daß hier etwas anderes stattfand als ein zufälliges, unerwünschtes Zusammentreffen, der ziehe den Beweis hervor. Die Äußerung eines Führers der Linken in der Mainlust, er sei in dem Sinne käuflich, daß er um jeden Zoll demokratischer Freiheit einen Zoll Oberhaupt ablasse, wäre allerdings, obwohl sie cum grano salis zu verstehen ist, besser unterblieben, weil auch der bloße humoristische Schein eines Paktes in einer so ernsten Sache zu vermeiden ist. Doch hat weder der Sprecher dieser Worte, noch sonst ein Mitglied der Linken jemals gesagt, daß diese Seite des Hauses sich an dem Umfang der Reichsgewalt, wie er nach der ersten Lesung vorliegt, auch nur ein Jota abmarkten ließe. Die Linke wird sich, so viel glauben wir voraussagen zu dürfen, zu der Umänderung der

§§ 2 und 3 vom Reiche, wie solche von der Welckerschen Kommission beantragt ist, in ihrer Mehrzahl verstehen, und sie darf es, ja sie soll es nach unserer Überzeugung; sie wird sich, wir wiederholen es, von den Befugnissen der Reichsgewalt nichts abzwacken lassen, ja zu früheren Anträgen auf Erweiterung derselben zurückgreifen; sie wird endlich teilweise für den Welckerschen Vorschlag eines Direktoriums von 7 mit wechselndem Präsidium von Österreich und Preußen stimmen. Teilweise, denn viele (wir wünschen, daß es sehr viele seien) werden von ihrer früheren äußersten Konzession, einem auf Zeit zu wählenden Oberhaupt, keinen Fuß breit abgehen. Inzwischen hat die österreichische Regierung ihre Politik in ihrer ganzen Nacktheit enthüllt, und das Einrücken russischer Heere in Siebenbürgen bestätigt den Bund mit dem Absolutismus einer halbasiatischen Macht. Damit scheint denn jeder bitterste Vorwurf gegen die Linke gerechtfertigt. Sie darf den Verdächtigungen ruhig ins Gesicht sehen, die nächste Zukunft wird zeigen, daß sie aus der momentanen Berührung mit dem Partikularismus und dem Priestergeiste ihre Hände rein hervorzieht. Man wird in Bälde sehen, daß die österreichische Regierung selbst mit der ganzen Reihe von Konzessionen, welche die Anträge der Welckerschen Kommission enthalten, nicht zufrieden ist, noch viel weniger wird sie sich den ungeschwächten Bundesstaat, bei welchem die Linke jedenfalls beharrt, gefallen lassen. Dann wird sich zeigen, daß die Linke aus Liebe für einen edeln deutschen Volksstamm einige wenige Konzessionen gemacht, aber mit den Intrigen der österreichischen Regierung so wenig zu schaffen hat als jeder brave Deutsche. Dann haben wir das Unsrige getan, wir haben dem österreichischen Volke gezeigt, daß wir ihm nicht die traurige Wahl lassen wollen, entweder seine fruchtbaren und zukunftreichen Donauländer wegzuwerfen, oder vor der Tür des deutschen Vaterhauses stehen zu bleiben; weiter können wir nicht, es mag sich selbst helfen, helfen gegen den Feind, der seiner Einigung mit Deutschland die schlimmsten Hindernisse in den Weg legt. Oder meint man, die Linke sei mit Metternich und Schmerling verschworen, weil sie vor der Bestätigung der Nachricht vom Einrücken der Russen in Siebenbürgen mit dem Mittel des Temporisierens sich so weit einverstanden erklärte, daß zuerst alle anderen Teile der Reichsverfassung und erst zuletzt die Oberhauptsfrage zur zweiten Lesung vorgenom-

men werden sollen? Da müßte man doch sehr blind sein oder absichtlich die Augen verschließen; denn wenn einige temporisieren, um Regierungsintrigen Zeit zu lassen, können denn nicht andere eben dasselbe aus dem entgegengesetzten Grunde tun, nämlich in der Abwartung naher Ereignisse, welche geeignet sein werden, die Intriganten mürb und willfährig zu machen?

Es sind schwere, peinliche Tage. Der Präsident natürlich darf nur auf eine kleine Minorität hoffen; der Erbkaiser ist nach den eigenen bestimmten Erklärungen des präsumtiven Kandidaten nicht möglich, das Direktorium, dieser sublimierte Bundestag, ist eine so traurige Nothilfe, daß man auch ihm keine Majorität wünschen kann, und der auf mehrere Jahre oder lebenslang gewählte Regent hat auch wenig Aussichten. Dennoch wäre es vielleicht möglich, daß für ihn eine Majorität sich bildete. Wir gründen diese Vermutung auf die einfache Berechnung, daß die zwei Parteien, in welche sich das Haus jetzt teilt, auf eine Form kompromittieren können, in welcher zwei entgegengesetzte Elemente auf Probe gemischt sind, das Prinzip der freien Schöpfung als Wahl, das Prinzip des Gegebenen und Bestehenden als Kaiser. Diese Mischung ist mit einem Widerspruch behaftet und verspricht daher nur kurze Dauer, doch aber einen erträglichen Zwischenzustand. Gerade auf das Vergängliche dieser Form kann aber jede Partei ihre Hoffnung stützen und jede der anderen erlauben, daß sie dies tue. Die Linke kann der Rechten sagen: hast du recht, so wird es der Gang der Geschichte erproben, der Kaiser wird die Wahl fressen; die Rechte kann der Linken sagen: hast du Recht, so wird es der Gang der Geschichte erproben, die Wahl wird den Kaiser fressen. Weder der Erbkaiser noch der Präsident kann ohne Gewalt und Blut umgestoßen werden, jenen muß eine Revolution, diesen eine Konterrevolution stürzen, beide Formen sind für eine gärende Zeit zu gefährliche Experimente, keine der Seiten des Hauses wird der anderen ein solches Experiment gestatten, für keines wird sich also eine Majorität bilden können. Die Übel eines Wahlreiches nicht zu kennen, müßte man ein grober Ignorant sein, aber ein Wahlreich kann ohne furchtbaren Umsturz in ein Erbreich oder in einen republikanischen Bund übergehen. Wer besseren Rat weiß, der sage ihn, er wird willkommen sein wie ein Engel vom Himmel.

(Schwäbischer Merkur, Samstag, den 3. März 1849, S. 332f.)

Zur deutschen Frage.

Ein Wort an die Volkspartei in Württemberg von einem Württemberger.

Es ist wohl gut, wenn die deutsche Frage, wie sie jetzt im Momente schwerer Entscheidung unser Land beschäftigt, auch von solchen angefaßt wird, welche sich bis zum Momente der äußersten Notwendigkeit gegen eine preußische Oberleitung Deutschlands gesträubt, ja wenn sie einmal einer einheitlichen Spitze den Vorzug gaben und die Unmöglichkeit einer volkstümlichen Bildung dieser Spitze erkannten, die alte Kaiserwürde Österreichs zu verjüngen gewünscht haben, solange es möglich war. Solange es möglich war, d. h. solange Österreich nicht auf hundert Anfragen alle und jede Anerkennung der deutschen Revolution, alles und jedes Zugeständnis einer Vertretung der Nation verweigert und seinem Reich eine Verfassung aufgemessen hatte, mit welcher eine Teilnahme an einer solchen Vertretung der Nation unvereinbar ist, solang es überhaupt nicht gezeigt hatte, daß seine Politik unverbesserlich undeutsch, daß sie slawisch-romanisch-jesuitisch ist, daß sie alle und jede Idee in der Geschichte, im Menschen verleugnet. Der Verfasser dieser Zeilen gehört zu denen, die sich in obigem Falle befinden. Das württembergische Ministerium ist unentschlossen, die demokratische Partei, im Besitze der Majorität für die revidierende Ständeversammlung, erklärt sich entschlossen, gegen den Zutritt zu dem engeren Bund unter preußischer Leitung zu stimmen, und meint Württemberg in einem insularischen Zustande halten zu können, bis für die Demokratie und eine ihr entsprechende Einheitsform bessere Zeiten kommen. Diesen Zwischenzustand will sie benutzen, die neu erworbenen Freiheitsrechte gründlich durchzubilden. Sie hat allerdings für ihren Zweck auch einen positiven Ausdruck: sie will für Durchsetzung der vom Parlament aufgestellten Reichsverfassung kämpfen, ausgenommen die erledigte Oberhauptsfrage.

Dies alles ist ganz schön und macht ihrem Herzen Ehre, sowohl der Unwille gegen Preußen, als die Treue gegen die Reichsver-

fassung. Allein in der Wirkung ist es gleich Null, weil es jetzt absolut unmöglich ist, die Reichsverfassung zur Geltung zu bringen. „Wohl" — sagt die Partei — „jetzt; aber wir kämpfen für die Zukunft." Zwischen dem Jetzt und dieser unbekannten Zukunft steht aber ja die Geschichte in Deutschland nicht still, es geht etwas vor sich. Das geht vor sich, daß dort der Bundesstaat sich zu bilden strebt, hier der weitere Bund dies zu verhindern und seine lockere bundestägliche Einheit zur Ausdehnung über Deutschland zu bringen sucht. Zwischen diesen zwei Vorgängen gibt es nun offenbar für einen einzelnen deutschen Staat keine Neutralität, man arbeitet dem einen oder andern in die Hände, man tritt dem einen oder andern bei. Ich muß also das eben gebrauchte Wort verbessern: jener Kampf für die Reichsverfassung ist in seiner Wirkung = Null nur in betreff der Reichsverfassung; zugleich aber wirkt er allerdings etwas, er stärkt, — nicht die Lebensfähigkeit der Reichsverfassung, sondern den sogenannten weiteren Bund. Wer nicht zu Preußen hält, der hält nicht zu nichts, sondern zu Bayern und Österreich. Dieser weitere Bund hat zu seinem Prinzip die unbeschränkte Geltung der Einzelsouveränität. Daß diese in ihm, während sie sich aus dem preußischen Regen rettet, unter die österreichische Traufe gerät, gehört auch nicht hieher; es macht die Geschichte schlimmer, aber schlimm genug ist schon das, daß hier die Erhaltung der einzelnen Souveränität Prinzip ist. Es ist eine Souveränitätsversicherungsgesellschaft. Dies ist diejenige Form, welche der Reichsverfassung am weitesten abliegt. Die demokratische Partei Württembergs erklärt also, an der Reichsverfassung festzuhalten, und treibt zugleich Württemberg in das Verhältnis, welches das gerade Gegenteil derselben ist. Der Eid auf die Reichsverfassung hat unter den jetzigen Umständen denselben abstrakten Sinn, wie wenn ich im sittlichen Gebiete auf eine ganz spezielle Anforderung antwortete: ich will das Gute. Soll dies einen Sinn haben, so kann es nur der sein: ich will das Gegebene samt seinen Mängeln zum möglichst Vollkommenen erweitern: ebenso kann der Eid auf die Reichsverfassung nur das Gelöbnis bedeuten, unter den gegebenen Möglichkeiten diejenige zu ergreifen, die der Reichsverfassung am nächsten liegt, und den unvollkommenen Anfang nach Kräften bis zur Höhe der Reichsverfassung heraufzubilden.

Ihr Demokraten, ich will euch ein Zeichen setzen in dieser Zeit

der Not und Zweifel: dahin, wo die kleinen und halbgroßen Souveräne ungerne anbeißen, dahin gehet, dahin ist die Nation gewiesen. Die Abneigung der Souveränität, die sich erhalten möchte, ist das Kriterium für das, was besser ist. Hannover und Sachsen haben Gelüste zum Abfall, es macht euch Freude, weil das den Bundesstaat, den Preußen zu gründen strebt, hintertreiben hilft: da freut ihr euch mit allen Intriganten gegen die deutsche Einheit. Nicht neutral seid ihr, kein Interim macht ihr, sondern denen steht ihr bei, welche Einheitssinn heucheln und in Wahrheit nur die einzelne Souveränität erhalten wollen, ihr helft die erbärmlichste aller Formen definitiv machen, die Form der zersplitterten Einzelsouveränitäten, die nur in Einem einig sind, in der Unterdrückung des Volks, den alten Bundestag. Der Hauptintrigant ist Bayern, auf dem seit alter Zeit die schwerste Schuld gegen das Reich lastet, das an der Großstaatssucht ohne die Kraft und Mittel zur Größe leidet: mit diesem Bayern, das aus den fremdartigsten Lappen und Kulturelementen zusammengesetzt, der unnatürlichste Staat in Deutschland ist, tretet ihr in Koalition. Der Bundesstaat unter preußischer Oberleitung bietet das ernste Erfordernis deutscher Einheit, die einheitliche Exekutive. Ihr fürchtet, daß die Wirkung, welche diese Form verspricht, nicht einmal in Erfüllung gehen werde: man wird, so denkt ihr, aus dynastischem Interesse den einzelnen Souveränitäten gegen ihre Völker den Kopf halten. Ihr vergeßt, daß eine Macht, eine Befugnis immer auch den Drang mit sich führt, Gebrauch davon zu machen; die Kollisionsfälle können nicht ausbleiben, die Exekutive wird auf dem Wege, der im Prinzip liegt, notwendig vorwärts getrieben. Es kann gewagt sein, auf diesen Erfahrungssatz zu bauen; aber es ist nur die Frage, wo mehr gewagt wird, da, wo die Erhaltung der Vielheit der Souveränitäten — das größte Übel unseres Vaterlandes — Prinzip ist, oder da, wo ihre gründliche Beschränkung Prinzip ist. Wer nie wagt, heiratet nie. Und wenn ihr nun unverheiratet bliebet. Aber ihr heiratet ja doch, ihr heiratet statt der gestrengen Frau Bundesstaat die lockere Dirne Bundestag, die euch mit üppigen Reizen kirren will, um nachher eure Xanthippe zu werden. Ihr zieht frisch die Toga der Reichsverfassung über den Kopf und, indem ihr euch das Haupt verhüllt, fahrt ihr in vollem Galopp in das Schlimmste von allem hinein: die alte Souveränitäten-

wirtschaft. Gesteht es nur, das steckt doch auch mit halbem Bewußtsein hinter eurem Programm. Ihr wollt die Oberhauptsfrage für erledigt erklären. Nun müßt ihr doch eine Vorstellung haben von dem, was an die Stelle der vom Parlamente beschlossenen Form treten soll. Dieses hat eine starke einheitliche Form beschlossen. Ihr hofft vielleicht, in naher Zeit einen Volkspräsidenten oder Vollziehungsausschuß, auch stark und einheitlich und dazu demokratisch, durchsetzen zu können? Wie bald? Etwa so bald, daß inzwischen der erneute Bundestag Zeit gewänne, sich festzusetzen und die Gewöhnung der deutschen Stämme zur Einheit, die der engere Bund verspricht, zu hintertreiben? Wollt ihr einen Wahlkaiser? Warum konnte denn das Parlament keinen machen? Weil nichts mehr zu wählen war, nachdem Österreich sich selbst mit Händen und Füßen aus dem zu errichtenden Bundesstaat ausgestoßen hatte; denn zu wählen war doch nur zwischen zwei Großmächten, und das wird doch niemand mehr glauben, daß man rein nach den Persönlichkeiten wählen, oder nur in unserer Zeit die rechte hätte finden können. Oder ihr wollt etwa auch eine bleibende einheitliche Exekutive, die aus einer bestehenden Macht gebildet wird, aber eine österreichische? Also den Staat obenan, der eben jetzt unter dem Sirenengesang der Erhaltung der Einzelsouveränitäten die Regierungen ins Direktorium lockt und zur rechten Zeit, während seine aufrichtigsten Freunde verzweifelten, auch nicht einen Zug tat, um nur das dürftigste Zugeständnis zu machen, das ihm die seiner Größe würdige Stellung im Bundesstaate sicherte? O nein, gesteht es nur, das Direktorium schmeckt euch an sich besser, und zwar darum, weil ihr — es soll an sich kein Vorwurf sein — mehr Freiheitsmänner als Einheitsmänner seid und weil dem Freiheitsmann das lockere und losere Kleid besser zusagt als das enge und straffe. Ihr seid von derselben Neigung beherrscht wie die große Mehrheit der Linken in Frankfurt, als sie gesonnen war, für ein Direktorium zu stimmen. Sie sah dies zwar als ein Zugeständnis an, erkannte also das Direktorium als ein Übel, sie hoffte auf eine Zeit der Umgestaltung. Aber warum, wenn zwischen zwei Übeln zu wählen war, sah sie die einheitliche Exekutive für das größere und nicht für das geringere an? Wenn sie der Name Erbkaiser und, was daran hängt, abstieß, warum konnte sie da nicht ebensogut auf eine Umgestaltung hoffen? Warum be-

dachte sie nicht, daß die Umgestaltung des Direktoriums, die sie in der Zukunft hoffte, zunächst ebenfalls zu einem Erbkaiser und erst durch diesen weiter führen, also auf einem Umweg dennoch ebendas bringen werde, was jetzt vermieden werden sollte? Warum wollten sie die Form, worin die Vielheit der Souveränitäten prinzipiell anerkannt ist, derjenigen vorziehen, worin das Gegenteil Prinzip ist? Darum, weil ihre Leute mehr Freiheits- als Einheitsmänner waren. Die Freiheit ist zentrifugal, sie ist atomistisch, sie kann sich daher in die vielköpfige Spitze mehr fügen als in die streng einheitliche. Dieser Zentrifugaltrieb kann aber gefahrlos erst dann in sein volles Recht treten, wenn die Zentripetalkraft gehörig erstarkt ist. Doch davon nachher mehr. Als die Souveräne sich gegen die Reichsverfassung sträubten, so witterte das Volk, so wenig ihm auch der Erbkaiser schmeckte, was das Rechte war. Es erkannte eben an diesem Sträuben, daß die einheitliche Exekutive gut sein müsse. Daher nötigten die Württemberger ihre Krone zur Anerkennung.

Die Lage ist jetzt nach fünf Monaten dieselbe, und ihr — wollt das Volk in den Weg leiten, wo die unbeschränktere Geltung der einzelnen Souveränitäten, also die Zerrissenheit, die Unmacht der Nation, die Schmach und Schande nach außen liegt? Ich verstehe den Einwand, der euch längst auf den Lippen schwebt. Ihr wollt mich verwundert fragen, ob ich denn nicht wisse, was alles seit Monaten geschehen ist, ob ich vergessen habe die Faustschläge, die Preußen durch einen schmählichen Waffenstillstand der Nationalehre, durch scheußliche Blutgerichte der Gerechtigkeit und Menschlichkeit ins Gesicht gegeben und noch gibt? Es ist wahr, der letzte Nerv muß sich darüber empören, und empören muß es auch, wenn Fanatiker der preußischen Oberleitungsidee diese Greuel mit leichtem Finger schonend berühren. Wäre es möglich, in neutraler Stellung zuzuwarten, so ist keine Frage, daß wir diesem Preußen uns auf jeden Fall entziehen müssen, aber — incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Wer gezeigt hat, daß Preußen sich an Deutschland versündigte, der hat noch lange nicht gezeigt, was wir zu tun haben; da kommt erst die weitere Frage, wie es denn aussieht bei andern Mächten, denen wir alsbald anheimfallen, wenn wir uns mit Preußen nicht einigen. Und da sage ich: Preußen hat's arg

gemacht, aber Österreich noch ärger. Der Waffenstillstand mit Dänemark ist schimpflich, das Herbeirufen der Russen nach Ungarn schimpflicher, die Blutgerichte in Baden unmenschlich, die Standrechtsmorde in Wien ebenso unmenschlich, die Stockprügel in Mailand aber, selbst an Weiber ausgeteilt, viehisch. Ihr habt zu wählen zwischen zwei Staaten, von denen der eine die Hauptschuldigen eines, doch jedenfalls verkehrten, innern Aufstandes erschießt, der andere die Unglücklichen, die es nicht vergessen können, daß ein Fremder über sie herrscht, auf offenem Markte prügelt. Dieses Österreich hat bei der Direktorialform, die es für Deutschland will, sicher einen Hintergedanken. Die lose und schlaffe Form wird straffer werden und an einem schönen Morgen die einheitliche österreichische Exekutive vollendet sein. Und diese an sich wäre ganz gut: aber Österreich in ihrem Besitz. Österreich, das eine rein deutsche Politik nicht haben kann. Und neben Österreich, mit der russischen Knute in der Hand, steht Bayern, in der Blüte des Pfaffenwesens wie Österreich und in der Blüte der Reaktionslust, mit der es bereits stille Ehrenmänner, die keine Schuld begangen haben, als daß sie dem Parlament nach Stuttgart gefolgt sind, verhaftet und entsetzt. Ein Artikel im „Beobachter" vom 9. September ist wirklich naiv, er hofft auf Besserung Österreichs; der hat ja einen festen Glauben, den ihm kein Spötter rauben kann, „wie ein Meerfels unbewegt, wenn an ihn die Woge schlägt". Soll von Aussicht und Besserung die Rede sein, so kommt alles auf Beweise an. Preußen aber hat in den neuesten Tagen Beweise davon gegeben, und sollte es abermals wanken, so wird dies darum geschehen, weil der Trieb der Einheit in Deutschland noch keine Kraft hat. Dann dürft ihr nicht uns, die Hoffenden, verlachen, sondern euch selbst, deren Eigensinn der undeutschen Partei in Preußen Vorschub leistete, müßt ihr anklagen. Die Vorgänge in Berlin, die offene Darlegung an die Kammern, die ernsten Vorträge, die Zustimmung der Volksvertreter sind unleugbar Zeichen einer sittlichen Erhebung, eines neuen Lebens, einer Gärung der deutschen Idee in Volk und Regierung, und bereits ist der Bruch mit dem System der Unwahrheit, wie es in dem Organ der pietistischen Reaktion, der „Kreuzzeitung", zutage lag, vollzogen. Aber es sind noch ganz andere Beweise da. Die Dreikönigsverfassung gibt wenig, aber sie gibt eine einheitliche Spitze, und ein Volkshaus, Österreich und

Bayern, geben nichts. Jeno knüpft doch an die vom Parlament gegebene Reichsverfassung noch an, es ist noch eine Kontinuität da, der Faden mit der Nationalvertretung ist nicht abgerissen, also mit der Revolution nicht völlig gebrochen. Verstärkt diesen Faden, laßt die süddeutschen Kräfte von höherem, fortgeschrittenem politischen Geist unserer Bevölkerung einströmen in diesen Stamm, um ihn zu erweitern, multipliziert das politisch unentwickelte Volk Preußen mit neuen aufgeweckteren Stämmen, reißt den letzten Faden nicht ab.

Ich habe oben gesagt, die Form eines Direktoriums sage um ihrer luftigeren Natur willen den Freiheitsmännern besser zu. Ich habe jetzt hinzuzusetzen, daß sie darüber die schlimme Niederlage der Freiheit vergessen, welche notwendig in dieser Einrichtung liegt. Es braucht hiefür keines Beweises, nachdem die Geschichte des Bundestages vor uns liegt. Also nichts ist hier zu holen, ja Schlimmeres als nichts.

Doch ja, Österreich und Bayern gibt auch etwas. Es sind die berühmten materiellen Vorteile. Ich nehme an — woran ich übrigens sehr zweifle —, daß diese Hoffnungen Wort halten: meint ihr denn, das handgreifliche Aufgeben aller politischen Freiheit und Einheit, das auf dieser Seite liegt, werde nicht Zustände der Schmach, Erniedrigung und Zertretung über Deutschland führen, die trotz allen Zolleinigungen Handel und Industrie auf den Tod lähmen? Nicht so wird es kommen, daß ihr die unsterbliche Seele hingebt, um den sterblichen Leib zu retten, sondern ihr übergebt auch diesen dem Verderben, der Fäulnis, der Verwesung. Stärkt ihr durch euren Zutritt den Bundesstaat, so muß er mit der Zeit notwendig Bayern und Österreich, nach dieser Seite mindestens, an sich ziehen; ruiniert ihr ihn durch neue Weigerung, so fällt alles, Staatsleben und Wohlstand, zusammen unter den Hufen fremder Rosse, unter den Klauen ausländischer Herrschsucht, deren Eingriffen Tür und Tor offen ist. Mit Preußen wenig Freiheit, aber wirkliche Einheit. Mit Österreich ganz gewiß weder Freiheit noch Einheit, das ist die Losung.

Wendet mir, ich bitte euch, nicht abermals und abermals ein, ihr wollt zuwarten, ihr wollt euch an Österreich so wenig verkaufen, als an Preußen hingeben. Wo ist denn der Wachtelkäfig, in dem ihr Württemberg auf ein Stockbrett vors Fenster setzen wollt? Wir

sind mitten im Hause, wir müssen irgendwo in demselben wohnen. Eins oder das andere. Es gibt kein Drittes. Kein Weder — Noch gibt es mehr, wie wir vor anderthalb Jahren alle hofften, sondern nur noch ein Entweder — Oder.

Wie war denn die Geschichte mit dem Struwelpeter, der keine Suppe essen, sondern auf den Braten warten wollte? Er bekam den Braten nicht, ehe er die Suppe aß, er blieb auf seinem Eigensinn und schrumpfte zum Schemen, zur gräßlichen Abstraktion einer Linie ein.

Deutschland wollte sich Freiheit und Einheit gleichzeitig geben. Das war unser Unglück, denn beide kreuzen sich, sie können nur nacheinander werden. Ihr wollt durch die Freiheit zur Einheit. Seht Frankreich an: es genoß den großen Vorteil, durch Despotismus Einheit zu bekommen, ehe die Freiheitsfrage überhaupt existierte. Als nun die Freiheit losbrach, fand sie das Zentrum fertig vor, sie hatte den Mittelpunkt, wohin sie schlagen konnte. Ihr hofft auf eine neue Revolution, und ihr habt doch gelernt, daß in Deutschland alle Revolutionen verpuffen, weil sie ohne Zusammenhang punktuell in den Einzelstaaten sich verlaufen und der Reihe nach erdrückt werden. So wartet doch, bis ein Zentrum da ist. Die äußerste Demokratie kann ja nichts Besseres wünschen. Ich bin freilich hierin nicht ganz eurer Meinung; ich ergänze die Vergleichung mit Frankreich und sage: dieses Land hatte für den genannten Vorteil auch den Nachteil, daß die Einheit und Freiheit, wie sie nur sukzessive aufeinander folgten, in großen Gegensatz zueinander traten: vorher großer zentralisierender Despotismus, nachher großer Freiheitsausbruch, der das Kind mit dem Bad ausschüttete. Deutschland wird in der Zeit der reifen politischen Bildung diese sukzessive Verschiebung der Freiheit hinter der Einheit nur mit der Beschränkung nachahmen, daß es vorerst mit Bewußtsein auf einen Teil der Freiheit verzichtet, um die Einheit zu gewinnen und um dann nach ihrer Herstellung, nicht durch einen wilden Riß, sondern durch einen ausdauernden, geistigen Kampf auch die Freiheit zur Reife zu bringen. Reduktion der Vielheit der Souveränitäten, dies und nichts anderes ist die nächste Aufgabe Deutschlands.

Ihr meint, es habe keine Eile. Freilich hat es Eile. Wenn ihr den Bundesstaat mit einheitlicher Exekutive nicht jetzt errichten helft,

so ruiniert ihr ihn. Ihr gleicht dem Hund in der Fabel, der nach dem Spiegelbilde des Fleisches im Wasser schnappte, sein Fleisch fallen ließ und nichts hatte. Die Verantwortung ist ungeheuer, denn Württembergs Beitritt wird entscheiden. Nicht leichtsinnig soll es sich hinwerfen, sondern mit Vorbehalt und vorsichtig, aber es soll wagen. Noch einmal bietet sich dem deutschen Volke ein Kristallisationskern; verschmäht ihr auch ihn, so habt ihr Deutschlands Untergang auf dem Gewissen.

Laßt euch in dieser schweren Frage nicht von Stammessympathien und -antipathien leiten, die ja doch, man mag sagen, was man will, ein Hauptmotiv des Widerstrebens gegen den Bundesstaat bilden. Wer weiß nicht, daß Österreichs Volk liebenswürdig ist? Wer beißt nicht mit saurem Gesicht in den norddeutschen Apfel? Aber liegt denn in diesen Gefühlen irgend etwas Praktisches? Das einzig Praktische ist, den Bundesstaat errichten zu helfen; wird er stark, so erweitert er sich, und — die Zeit wird kommen, wo eure österreichischen Freunde bei euch sind. Vieles, sehr vieles ihnen zulieb, aber nur nicht die schlechteste aller Staatsformen. Es ist in der Kontroverse des Tages Mode geworden, sich auf die Volksstimmung in Württemberg zu berufen. Das Volk politisiert mit dem Herzen; das ist recht gut, reicht aber sicherlich da nicht aus, wo es auf Reflexion und Berechnung ankommt. Das liebe Herz geht auf den ersten Eindruck, stößt weg, was anfangs bitter, nachher süß ist, und wählt, was anfangs süß schmeckt, ohne den bittern Nachgeschmack zu bedenken. In solchen Fällen muß man es hübsch belehren, nicht seinen spannenlangen Gefühlen schmeicheln. Aber man bestärkt es darin, um sich nachher auf die Stimmung zu berufen, die man selber gemacht hat. Im gegenwärtigen Falle wahrlich ist der Ausdruck: spannenlang gerechtfertigt, denn nur weil die österreichischen Greuel im Raum entfernter sind, kann sich das Volk betören lassen, bei Österreich Rettung vor Preußen zu suchen. Hütet euch, daß des Volkes Stimme, wenn der bittere Nachgeschmack eintritt, nicht euch zum Schaden umschlägt und euch für den teuren Neukauf zur Verantwortung zieht.

Man wird, wenn die demokratische Partei auf ihrem Beschluß beharrt und wenn man zugleich von oben her den Beitritt zur bayrisch-österreichischen Liga vorzieht, in Württemberg das seltsame

Schauspiel erleben, daß eine Majorität, an welcher die Regierung anfangs eben keine Freude hatte, plötzlich in die umgekehrte Stellung tritt, daß sie in hohem Grade willkommen ist. In Hannover scheint derselbe Fall eintreten zu wollen, daß man sich der Freiheitsmänner bedient, um sich der Einheit zu entziehen. Die Möglichkeit solcher unnatürlicher Verschiebungen und Verdrehungen des ursprünglichen Verhältnisses liegt eben darin, daß die Demokratie das Einheitsproblem mit der Freiheitsfrage anfaßt, und da kommt Verkehrtes heraus, weil, wie oben schon gesagt wurde, beide Fragen sich kreuzen. Der Freiheitspartei die Zukunft, der Einheitspartei die Gegenwart. Beide haben ihr Recht, aber nicht gleichzeitig.

Stelle ich mir Württembergs nächste Zukunft vor, so steigt, wenn der Anschluß an den engern Bund abgewiesen wird, ein dunkles Bild vor mir auf. Tritt der von Preußen berufene Reichstag zusammen und entdeckt das württembergische Volk, daß in der Souveränitätsversicherungsgesellschaft kein Volkshaus gewährt wird, so wird sich plötzlich eine starke öffentliche Meinung, verstärkt gerade aus den Reihen der Volkspartei, für den Anschluß an Preußen bilden. Diese öffentliche Meinung wird, weil es dann zu spät ist, in ihren mehr oder minder drohenden Äußerungen als ungesetzlich erscheinen. In Vorarlberg lauscht ein österreichisches Korps auf eine Gelegenheit, irgendwo in Deutschland ebenso Ordnung zu machen wie Preußen in Baden; Österreich wird in der Tat seine Genossen nicht leichten Kaufs fahren lassen wollen. Und so kann es kommen, daß das Beharren auf der Reichsverfassung uns die Bajonette ins Land bringt, welche dafür zu sorgen wissen werden, daß dasjenige Bestand hat, was am allerweitesten entfernt ist von der Reichsverfassung.

Demokraten! es handelt sich darum, ein sehr berechtigtes Gefühl, das Gefühl des Unmuts über alles Harte, was von Preußen geschehen ist, einer noch viel höher berechtigten klaren Pflicht unterzuordnen; eine solche nennt man Resignation. Vollzieht diese Resignation!

(Deutsche Zeitung, Frankfurt a. M., zweite Beilage, 22. Sept. 1849.)

Zur Versöhnung der Parteien in der deutschen Frage.

Wenn die Parteien im Lande Württemberg vernünftig sind, so kann die Ministerkrisis gute Folgen haben. Die nachfolgende kurze Betrachtung wendet diesen Satz vorerst nur auf die deutsche Frage an, denn daß alles Wohl und Wehe jetzt von dieser abhängt, daß aller Gewinn an Freiheit und Wohlfahrt im Innern eines kleinen Staates mit seiner Stellung zum Ganzen Deutschlands steht und fällt: dies kann nur ein beschränktes Landeskind verkennen, das kein Gefühl hat für die Erbärmlichkeit der Kleinstaaterei, dem es wohl ist im engen Stübchen, im alten Stuttgarter Kessel, der so natürlich symbolisch die Hauptstadt Schwabens vom Horizonte der weiten Welt abschließt.

Das neue Ministerium wird, das geht aus seiner Entstehung mit Notwendigkeit hervor, in der deutschen Frage dem Hofwillen gefügig sein. Dieser geht auf eine Verbindung mit Österreich, teils aus einer eingewurzelten Abneigung gegen Preußen, einem Affekte, der, blind wie er ist, sich selbst den inneren Widerspruch verbirgt, welchen man begeht, wenn man, um die Souveränität zu erhalten, sich derjenigen Macht entzieht, welche eine aufrichtige Beschränkung derselben ansinnt und sich zu derjenigen schlägt, welche ungestandenermaßen auf gänzliche Mediatisierung hinarbeitet, teils aus einer positiven Vorliebe für den Staat, worin das Adelswesen durch den Militärdespotismus einen vollständigen Sieg erlangt hat, für die Großmacht, in welcher der tiefe Krebsschaden aller modernen Staaten: die Anmaßung einer eingebildeten höheren Rasse, über eine gemeinere zu herrschen, oberstes Prinzip ist. Dasselbe neue Ministerium, welches in der Frage der Einheit unfehlbar den Weg der Hofpartei gehen wird, kann aber in der Frage der Freiheit unmöglich seine alte Natur so ausziehen, daß nicht die altliberale Partei so gut als die modernliberale oder demokratische sich unbefriedigt fände. Man wird eine, zwar ziemlich mäßige, Reaktion im Innern mit einer zu Österreich haltenden

Politik nach außen gepaart sehen. Man wird nun erkennen, daß diese zwei Dinge zusammengehören, und diese Erkenntnis wird heilsam sein. Das gestürzte Ministerium gab nicht Gelegenheit zu dieser Einsicht, denn es war nach innen seiner Entstehung gemäß ein Vorfechter der Freiheit, und sein Vordermann erkannte doch nicht, daß er der Bildung der Einheit schadete, indem er den einzigen Weg, sie einzuleiten, den Anschluß an Preußen, nicht betrat. Wie nun das neue Ministerium als verbunden darstellt, was zusammengehört, so ist es zugleich ein Schwert, das da scheidet. Es scheidet die Freunde der Freiheit von den Feinden der Einheit, indem es sie nötigt, in der deutschen Frage ebensosehr Opposition gegen das Ministerium zu machen als in den Fragen der Freiheit, der innern Verfassung. Es führt zur Selbsterkenntnis der Parteien, es zeigt ihnen, daß, wer zu Österreich hält, zur Reaktion hält. Diese Selbsterkenntnis, wenn man sich ihr nicht eigensinnig verschließt, fordert von den beiden Parteien, die wir oben unterschieden haben, ein Aufgeben gewisser Irrtümer; unter dieser Bedingung können sie eine vereinigte starke Opposition bilden und eine unselige Kluft, welche die neueste Zeit gerissen hat, wird sich füllen. Scheidend wird also dieses Ministerium nur wirken, indem es die Partei der Freiheit von dem Vorurteile für Österreich löst, eben dadurch aber vereinigend, indem dann kein Zwiespalt in der deutschen Frage die Freunde des energischen Fortschritts und der deutschen Einheit mehr trennt. Wir versuchen aufzuzeigen, welche Vorurteile die Parteien zu opfern haben, wenn sie den unendlichen Zuwachs an Kraft gewinnen wollen, den ihnen ihre Vereinigung darbietet.

Die demokratische Partei muß endlich Rede stehen auf eine Frage, welche ihr tausendmal gestellt worden ist und deren Beantwortung sie tausendmal verweigert hat; sie muß es dulden, daß man ihr den Kopf hindrückt auf einen Punkt, den sie bisher schlechterdings nicht sehen wollte. Diese Frage heißt: glaubt ihr denn, Württemberg könne, wenn es den Anschluß an Preußen ablehnt, neutral bleiben? Auf diese Frage hat die demokratische Partei bis jetzt immer geantwortet wie einer, der mir auf die Frage: glaubst du, Blausäure verdauen zu können? antwortet: Habergrütze mag ich nicht. „Glaubt ihr, Österreichs Schlingen entgehen zu können?" Antwort: „Preußen ist abscheulich." Es wäre denn doch endlich Zeit, daß die demo-

kratische Partei sich gestände, daß das keine Antwort ist; bis sie sich endlich entschließt, eine wirkliche Antwort zu geben, beantworten wir unseresteils die Frage so: Die Meinung, Württemberg könne dem Bundesstaat absagen, ohne in Österreichs Arme zu fallen, ist eine der Krähwinkeleien, wie sie sich in engen und bornierten Verhältnissen, deren Horizont nicht über den Bopser reicht, ausbilden. Eine Großmacht, die das Interesse hat, einem deutschen Bundesstaat nicht vereinzelt, sondern mit Vasallen gegenüberzustehen, wird ihre Schlingen fest zu ziehen wissen; am kleinen Finger gefaßt, muß man die ganze Hand, ja endlich sich selbst geben, ehe man sich versieht. Ja die Schlinge liegt uns bereits über dem Nacken, und was die Reichsverfassung sei, an der ihr festhaltet, das werden euch Preußenfeinden, bälder als ihr glaubt, die Weißröcke und die braunen und roten Mäntel demonstrieren. Unsere Demokratie gibt der österreichisch, d. h. der rein absolutistisch und aristokratisch gesinnten Partei des Landes Fahrwasser, wie sie es nur wünschen mag. Der Bundesstaat im Anschluß an Preußen ist ihnen Kleindeutschland, und um ein Kleindeutschland zu verhindern, helfen sie zwei Deutschlande machen, die Zweiteilung von Deutschland, das Scheußlichste von allem Denkbaren, fällt auf ihr Gewissen. Ist Österreich allein, so enthält das Interim zwei Mächte, deren eine die Zukunft für sich und einen Kern von Kraft hat, mit der es die Politik des undeutschen Anhängsels aufschnellen wird; hat es deutsche Mittelmächte auf seiner Seite, so sind zwei gleich starke Teile da, ja der undeutsche ist stärker. Man meint, außerhalb des Bundesstaats gestellt, werde Württemberg der weiteren Union angehören, also vorläufig indifferent sein. Es gehört aber alsbald der e n g e r e n Union, die mit Österreich an der Spitze gegen Deutschlands Zukunft kämpft. Ein Artikel im „Beobachter" von Nägele hat sich auf den Standpunkt der Privatmoral und subjektiven Ehre gestellt. Die Kollision sei schwer, heißt es dort, aber das Gewissen entscheide einfach, daß zu dem treulosen Preußen sich zu schlagen gegen Ehre und Gewissen sei; folge was da wolle, wir haben unser Gewissen salviert, wenn wir nimmermehr unsere Stimme zum Anschluß an Preußen geben. Wenn dann Württemberg den Fluch trägt, die Zweiteilung Deutschlands verschuldet zu haben, wenn man unsere Weiber auf offenem Markte mit Ruten peitscht, wenn ein Haynau hängt und kreuzigt, wenn wir

unsere Söhne hergeben müssen, um für die Mißhandlung Italiens zu bluten, dann können wir uns trösten: N. N. und X. X. hat doch sein Gewissen salviert. Die Demokraten haben eine einzige Politik, die Hoffnung auf eine neue Revolution. Sie ist äußerst einfach: man hofft etwas und — Punktum. Die Tagesfragen, die nächste Handhabe der Geschichte, ja die Brücke für die neue Revolution, wenn eine nötig wird, läßt man liegen. Genau wie der Pfaffe, der, statt über die nächsten Pflichten zu belehren, auf das Jenseits weist! Eine schlechte Rechnung, worin alle Zahlenkolonnen von einem ungewissen Faktor abhängen! Das deutsche Volk bedurfte im letzten Frühling einer neuen Revolution. Sollte sie Sinn haben, so mußte sie von den Volksstämmen kommen, in deren Ländern die Reichsverfassung nicht anerkannt war. Das deutsche Volk war so ungeschickt, den „Bletz*) neben das Loch" zu setzen: ein kleiner Volksstamm, bei dem sie eben anerkannt war, schlug los. Die württembergische Demokratie faßte wilden Haß gegen das Märzministerium, das sich einer so schief gewickelten Revolution nicht annahm; sie verfolgt es noch heute. In Wahrheit hat sich Württemberg dieser Revolution nur darum nicht angeschlossen, weil es selbst nicht wollte. Eine Revolution muß ein klares, einfaches Losungswort haben; der Satz: „obwohl in Baden die Reichsverfassung anerkannt ist, sogar zur Beeidigung des Militärs auf dieselbe soeben geschritten werden sollte, jedennoch, weil es wahrscheinist", usw. usw. — ein solcher Satz ist zu verwickelt, um ihn auf eine Revolutionsfahne zu sticken. Der württembergische Sinn ist zu nüchtern, zu schlicht und wirklich zu gesund, um einem so verzwickten Losungswort zu folgen, und so auch der Sinn der demokratischen Partei in Württemberg. Der Ausbruch war in Württemberg so vollständig vorbereitet, daß man nur an einem Drähtchen ziehen durfte, um das Werk in Gang zu setzen; warum zog niemand? Weil man selbst kein Vertrauen hatte. Warum hatte man keins? Wegen der innern Unnatur der Sache. Die Demokraten sind gescheiter, als sie sich stellen, und den Gegnern, die sie als Heuler verschrien, verwandter, als sie glauben: beide sind Schwaben und als solche zu natürlich und auch zu stolz, sich eine Revolution von daher

*) Den Flicklappen. Anm. d. H.

oktroyieren zu lassen, von wo sie nur ausgehen durfte, um schon in ihrem Anfang verlorenes Spiel zu haben; eine Revolution, die sich Brandenburg und Manteuffel besser nicht bestellen konnten. Dann sollten aber die Demokraten auch so verständig sein, sich nicht gar so wütend zu stellen gegen die alten wohlbekannten Charaktere, welche sich das Verkehrte der Sache nur früher gestanden und schließlich für Württemberg zur Notwehr greifen. Es muß wieder Einheit in das Lager der Vaterlandsfreunde kommen, wir müssen in der deutschen Frage zusammenhalten. Das Zusammenwirken der Volkspartei mit der Hof- und Adelspartei ist gar zu unerträglich unnatürlich, es kann nicht fortdauern. Wer verkennt die tiefe Schuld der preußischen Regierung gegen den Aufschwung Deutschlands? Wer den Ursprung des dargebotenen Bundesstaats aus Kabinetten, statt aus dem Schoße der Nation? Wer das Ungenügende seiner Bestimmungen? Aber wer kann auch verkennen, daß der geringe Anfang eben dadurch verbessert wird, wenn freiheitsliebende Volksstämme hinzutreten mit klaren und festen Bedingungen? Und wie ganz verkehrt ist es, hinzustehen und zu rufen: seht nur, es kommt ja doch nicht instand! ganz wie einer, der an einem Haus bauen sollte, nichts tut und nun ruft: seht doch hin, es geht ja ohnedies nicht vorwärts! Wäre aber der Entwurf noch viel ungenügender, als er ist, so kehrt immer die Frage wieder: kann Württemberg neutral bleiben, wenn es nicht beitritt? Und auf sie immer die Antwort: nein! nein! es fällt machtlos in das viel schlimmere Netz! Man traut Preußen nicht, es hat auch wahrlich in der letzten Zeit wenig Grund dazu gegeben; aber es ist doch beim Himmel gewissenhafter gehandelt, demjenigen, der etwas verspricht, auf die Gefahr, betrogen zu werden, beizutreten, als dahin zu gehen, wo überhaupt gar nichts versprochen wird.

Dagegen muß nun, wenn es zu einer Einigung kommen soll, auch die Partei der alten Liberalen zu einer festen gemeinsamen Überzeugung gelangen. Fr. Römer ist nicht der einzige in ihr, der bis auf die jüngste Zeit den Gedanken der Integrität Deutschlands festhaltend über einem quantitativen Begriff das Qualitative der wirklichen Tatsachen verkannte. Römer drückt sich noch jetzt (in dem Art. der Württ. Zeit. vom 3. Nov.) so aus: wenn Österreich keine Volksvertretung zugestehe, so müsse man Preußen beitreten, denn es

sei doch besser etwas als nichts. Allein, daß Österreich dies erste Erfordernis nimmermehr zugibt, war schon in Frankfurt längst vor der Schlußabstimmung über die Oberhauptsfrage gewiß, mathematisch gewiß, so gewiß, daß jene sogenannten drei Könige, die zum Schluß noch nach Olmütz pilgerten, um noch einmal und noch einmal anzufragen, von den Gefragten selbst in Olmütz, wie dort jedes Kind weiß, in den Rücken ausgelacht wurden. Es war daher schon in Frankfurt nur die Wahl: entweder ganz Deutschland zu ruinieren, oder den größeren Teil Deutschlands zu retten. Diese Formel, als entscheidend über die Integritätsfrage, ist so unumstößlich richtig, als es richtig ist, wenn der Chirurg lieber ein Glied abschneidet, als alle Glieder der Fäulnis überliefert. Man pflegte damals die Distinktion: Regierung und Volk zu machen. Sie ist richtig, aber hier ganz unpraktisch; hätte sie Kraft, so müßte das österreichische Volk in der deutschen Sache einen Grad von Sympathie zeigen, der auf seine Regierung einen moralischen Zwang ausübte; dies ist aber keineswegs der Fall. Seit dem vorigen April hatte nun Österreich eine Reihe der glänzendsten Gelegenheiten, Deutschland um sich zu vereinigen. Wer den schmählichen Waffenstillstand mit Dänemark verwarf, wer ein Volkshaus gab, dem flog Deutschland in die Arme. Österreich hat dazu auch nicht einen Finger gerührt, und Römer kann noch heute sagen: wenn Österreich usw.? Doch dieses „Wenn" scheint auch bereits eine Einlenkung anzuzeigen, und Römer ist nicht der Mann, Notwendigkeiten zu verkennen. Zuwartend und unentschieden stehen aber noch viele Männer, die der alten liberalen Partei angehören; ja fast der ganze Mittelstand in Württemberg schwankt, es besteht bei uns über diese Lebensfrage noch keine öffentliche Meinung. Württemberg steht wie Buridans Esel. Wie die Donau nach Osten, der Neckar nach Norden weist, so ziehen unser Volk die Temperamentssympathien nach Österreich, die Bildungssympathien nach Preußen. Nun sind in aller Welt die tiefer Gebildeten, welche die geistigen Mittel in sich haben, die Temperamentssympathien den Bildungssympathien unterzuordnen, in der Minorität. Die Ungebildeten folgen einfach den ersteren, die Halbgebildeten wissen sich nicht zu entscheiden, beide zusammen bilden die Majorität. In diese Masse hinein wühlt man nun mit unreinen, pathologischen Mitteln: Vorspieglung materieller Vorteile, ultramontane Umtriebe usw. Ein

ehrliches Mittel aber ist nur die Wahrheit, und die Wahrheit sagt, daß Österreich nimmermehr ein Volkshaus gibt, nimmermehr eine rein deutsche Politik befolgt, daß man einen Hebel suchen muß, um sich gegen es zu schützen, und daß dieser Hebel im jetzigen Zustand der Dinge, wo nur die Tatsachen wägen, nirgends als in Preußen gegeben ist, in Preußen, dessen Politik notwendig dahin gewiesen ist, den Faden mit der Einheitsbewegung des deutschen Volks und ebendaher auch mit seiner Freiheitsbewegung nicht ganz zu zerreißen und in seiner Politik wirklich deutsch zu sein. Will man mit dem reinen Mittel der Wahrheit der Überzeugung auf jene Majorität wirken, so sei man auch versöhnlich gegen die demokratische Partei. Die Cannstatter Eingabe hat ein sehr schlimmes Mittel angewandt, sie hat gemeint, ihrer Sache durch eine Denunziation der Volkspartei dienen zu müssen. Bös Blut machen statt belehren ist keine gute Politik. Die Phrase: „Umsturzpartei" ist eine hohle Phrase, die keinem Denkenden ziemt. Keine Partei will den Umsturz, es gibt nur eine solche, die ein altes Gebäude ganz einreißen zu müssen glaubt, um ein besseres zu errichten. Man suche dieser Partei mit Gründen zu zeigen, daß sie es doch einmal versuchen soll, mit der anderen zusammenzuwirken und den alten Bau mit einem neuen Unterbau zu unterführen, daß sie ja so bald doch keine Revolution in der Tasche habe, um das Ganze umzuwerfen und neu zu bauen, daß sie nicht gut tun, auf das Jenseits einer neuen Revolution, von der niemand weiß, ob und wann sie kommt, ihre ganze Habe zu setzen, sondern daß jede vernünftige Politik an das Diesseits der Handhaben, welche die Gegenwart bietet, anknüpft und weiter baut. Ihr predigt gegen Preußenhaß, so entschlagt euch selbst des Demokratenhasses, laßt euch nicht irren an der jungen Freiheit, weil sie ihre Flegeljahre noch nicht hinter sich hat, werft euch nicht auf die Rechte, weil es links etwas wild und zynisch zugegangen ist, vergeßt über der rohen Erde, die an der Volkspartei hängt, nicht den feinen, den giftigen Schmutz, der an der Hofpartei klebt, und scheinen euch die Demokraten Zöllner und Sünder, so erinnert euch, daß der erste und größte aller Demokraten, Christus, mit den Zöllnern und Sündern zu Tische saß!

(Manuskript vom Oktober 1849.)

Meine Haltung in der deutschen Frage.

Ein Beitrag zur Beleuchtung der Sache selbst.

Die folgende Darstellung war ursprünglich für den näheren Kreis meines speziellen Vaterlands bestimmt, und sofern man in weiterem Umfange Notiz davon nähme, sollte man sich aus diesem ursprünglichen Erscheinen in einem württembergischen Blatt erklären, was man sonst vielleicht für ein Wichtigtun einer einzelnen Person gehalten hätte. In einem kleinen Lande kennt man den einzelnen mehr, kontrolliert ihn genauer, wenn er in politische Tätigkeit tritt, erinnert sich bestimmter der einzelnen Momente. Ich war wegen meiner Haltung in der deutschen Frage angegriffen worden, es konnte der Mühe wert scheinen, mich zu rechtfertigen. Doch war dies eigentlich nicht meine Absicht, meine Zeit war mir zu wert, um mich gegen die zu verteidigen, die mich charakterlos nennen, weil ich im Winter den Sommerrock nicht mehr trage, die denjenigen schlecht schelten, der, wenn er ein Loch durch ein Brett machen soll, nicht mit der nackten Hand, sondern mit einem Bohrer arbeitet. Mein Hauptzweck war vielmehr, so manche, die sich durch Aufzählung von Gründen nicht belehren lassen, durch das anschaulichere Mittel des Erlebten und Erfahrenen zu überzeugen; ein neues Licht auf die Sache selbst zu werfen, indem ich erzählte, was ein Mensch gekämpft und gelitten in der Lebensfrage seines Vaterlands. Da mir nun diese Darstellung durch ihren Umfang über den Rahmen unserer württembergischen Zeitungen hinausgewachsen ist und ich sie unmittelbar weiteren Kreisen vorlege, muß ich um Nachsicht bitten, wenn es mir nicht gelungen ist, alles zu verwischen, was die ursprüngliche Voraussetzung, zu näheren Bekannten als Bekannter zu reden, mit sich gebracht hat. Daß das ganze Stück aus „Ich“ geht, war freilich nicht zu verändern; der Inhalt selbst mag zeigen, ob es darum gerecht wäre, mir Eitelkeit vorzuwerfen. Wenn der einzelne, der hier in der ersten Person spricht, nur ein Mensch, d. h. nicht verdreht und verschroben ist, so wird, was er erlebt hat, nicht ohne allen Belehrungsstoff sein, die subjektive Form wird einen

objektiven Kern haben, man wird, so hoffe ich, insbesondere einsehen; wie vieles von dem, was in den politischen Kämpfen nach der Auflösung des Parlaments mit der ganzen Gewalt neuer schmerzlicher Empfindungen die verschiedensten Kreise der deutschen Nation durchwogt, gegenüber dem, was schon in Frankfurt durchlebt und durchfühlt ist, als Anachronismus erscheint; Aufwallungen einer an sich nur zu begründeten Entrüstung wird man leichter überwinden, wenn man sieht, wie ein Freund des Vaterlands schon vor Jahresfrist denselben Schmerz in seiner ersten Frische getragen, aber das empörte Gefühl einer anerkannten unerbittlichen Notwendigkeit unterworfen hat. Die folgende Darstellung wird nicht die hundertmal für und gegen ausgeführten Motive in ihrer Breite wiederholen, sie wird nur die bewegenden Hauptgedanken als Hebel im bewegten Innern eines einzelnen aufführen. Sie wird so offen sein, daß sie Freund und Feind in dies bewegte Innere blicken läßt; sie wird eine lange Täuschung und eine späte Einsicht rückhaltlos aussprechen und dadurch zeigen, daß der Verfasser nicht unter die Leute gehört, die das Gras wachsen sehen und die Fliegen husten hören. Man wird einen Mann kennen lernen, der freilich nicht so weise ist wie Herr Biedermann,*) der ihm nachsagt, er sei in Frankfurt ein blinder Nachtreter Schoders gewesen und habe in dunklem Gefühlsdrang immer etwas fürs Volk tun wollen und nie gewußt, was? Herr Biedermann gehört unter jene Geister, denen aber auch alles gar so entsetzlich klar ist, und mag mir in Frankfurt wohl angesehen haben, wie ich von diesen Geistern denke. Mag nun ihm und seinesgleichen die Reihe der folgenden Bekenntnisse sehr naiv erscheinen, mögen andere in der Politik jedes Geständnis für Schwäche halten und mit Spott überschütten: ich werde mich mit dem Worte des Dichters trösten:

Nicht so vieles Federlesen!
Laßt mich immer nur herein!
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt: ein Kämpfer sein.

Ich kam in Beziehung auf die oberste Frage der Reichsverfassung, d. h. die Form und das Organ der Reichsregierung, völlig voraussetzungslos nach Frankfurt. Leider! kann ich in einer Beziehung

*) S. d. nachtr. Anm. am Schluß des Bandes.

hinzusetzen, denn ich war darin ein Bild des deutschen Volkes, das zwar Einheit wollte, aber schlechterdings keinen Gedanken für die Form dieser Einheit zur Reife gebracht hatte: der tiefste und letzte Grund des Rückgangs unserer Märzbewegung. Wohl! kann ich in anderer Beziehung dazu sagen: denn eben, weil ich durchaus keinen vorgefaßten Begriff mitbrachte, so kann ich jetzt die Geschichte meiner Haltung als einen einfachen, reinen Spiegel des geschichtlichen Ganges hinstellen, in welchem die Sache selbst sich abwickelte.

Als die Reichsversammlung an die Beratung der berüchtigten Paragraphen von der Personalunion schritt, war ich der Erste auf der Linken, der diese Aufstellung des Verfassungsausschusses aufs lebhafteste bekämpfte. Es war dies in den Debatten des Klubs Westendhall. Der scharfe Schnitt, den die Personalunion zwischen den deutschen und nichtdeutschen Ländern Österreichs ziehen sollte, erschien mir auf den ersten Blick als eine Operation der preußischen Partei, die damals noch nicht offen hervorgetreten war. Ich begriff nicht, wie die Linke (die übrigens heimliche Anhänger dieser Partei, welche zu ihren Werkzeugen andere listig zu benützen suchten, in ihrer Mitte hatte) sich diesen Zusammenhang verbergen und dem bekannten Paragraph beizustimmen beschließen konnte. Es war aber das Nationalitätsprinzip, von welchem geleitet sie Österreich in Stücke schlagen wollte, um dessen nichtdeutschen Völkern, die ich meinerseits (Italien ausgenommen) als bestimmt zur Unselbständigkeit, deutschen Bundesgenossenschaft und fortschreitenden Germanisierung ansah, die Freiheit der Selbstkonstituierung zu geben, und darüber entgieng ihr die Schlußfolge, daß sie dem preußischen Kaisertum in die Hände arbeitete. Schon der bloße Vorbehalt, zu gewissen Verbesserungsanträgen zu stimmen, welche ein lebendigeres Band zwischen den deutschen und nichtdeutschen Ländern Österreichs wahren sollten, aber unvorhergesehenermaßen nicht mehr zur Abstimmung kamen, nötigte mich beinahe zum Austritt aus meinem Klub. Gegen die preußische Partei, gegen die Ausscheidung Österreichs zu wirken, schien mir damals Gebot der politischen Gerechtigkeit, Notwendigkeit des staatswirtschaftlichen Wohls und war mir zugleich eine Art von Herzensangelegenheit: alte Liebe zu dem Charakter des deutsch-österreichischen Stamms, den ich auf Reisen vielfach kennen gelernt, schloß mich vertraulich an die österreichischen

Abgeordneten. Zur Zeit des Aufstands in Prag im Juli 1848 hatte ich in entschlossenem Widerspruch gegen die übrige Linke für einen Antrag von Radowitz auf die Absendung eines deutschen Armeekorps an die böhmische Grenze gestimmt. Ich erkannte zeitig, daß, wenn Österreich aus sich selbst durch seinen alten Militärdespotismus erstarkte, statt durch die Kraft der deutschen Gesamtnation aus seinen Wirren gerettet zu werden, es auch zum spröden Körper gegen Deutschland erstarren und in seine alte Politik zurücksinken werde, in die Politik, die keine deutsche Einheit duldet, aber auch Deutschland nicht fahren läßt, sondern von außen den Hebel ansetzt, es zu beherrschen. Zur Zeit des italienischen Kriegs stellte ich den Antrag, die bedrohten Grenzen Südtirols mit deutschen Reichswaffen zu schützen, — abermals in der Absicht, Österreich zu zeigen, daß es deutsch ist. Er fiel durch. Ein großer Teil der Linken folgte auch hier jenem abstrakten Nationalitätsprinzip, wonach man jedem Mausfallenhändler auf der Straße zurufen sollte: konstituier dich doch als Volk! wonach Deutschland jedes Stück Kleid, das einen Faden fremder Wolle enthält, wegwerfen, jedes Restchen fremden Guts aus der Tasche ziehen und unter dem Gelächter der europäischen Völker, die selbst alle Taschen voll gestohlenen Guts haben, mit dem Edelmut ohne Nachfolger vorangehen sollte. Im Oktober 1848 wollte mir das Herz zerspringen, daß Reichsversammlung und Reichsgewalt nicht beschloß, die österreichische Sache durch Wort und Tat der Nation zu schlichten. Nicht Parteinahme für den verworrenen, über seinen Endzweck bewußtlosen Aufstand in Wien war es, was ich wollte, aber ein Reichsheer, an die Grenzen Österreichs geworfen, sollte dem Machtspruch, daß beide Parteien das Schwert einzustecken haben, Nachdruck geben, und dann sollte das Reich zwischen Österreichs Volk und Regierung schlichten. Ich hielt dies für möglich, andere hielten den bloßen Gedanken für Wahnsinn; darüber wollen wir jetzt keine Worte mehr verlieren. Ich hielt es aber für notwendig, wenn Österreich nicht, ohne des Reiches Mitwirkung erstarkt, von der Sache der Freiheit und Einheit Deutschlands vollends abfallen sollte. Der Akt der militärischen Selbstrettung Österreichs war denn auch, wie leicht vorauszusehen, der Absagebrief an den deutschen Bundesstaat; es folgten die bekannten Erklärungen Österreichs, die Noten, das Programm von Kremsier, die

feierlichen Verwahrungen: lauter Negationen, deren einziger positiver Lichtpunkt das Wort war, daß Deutschland und Österreich jedes für sich seine Verjüngung vollenden und daß sie dann ihr gegenseitiges Verhältnis bestimmen sollten. Gagern ward Minister und stellte sein bekanntes Programm auf. Bereits schien über die Absichten Österreichs keine Täuschung mehr möglich. Aber es ist nicht leicht, Geist und Herz aus einer teuer und heilig gewordenen Richtung herauszuziehen, der Mann darf und soll nicht ohne schweren Kampf, ohne zähen Widerstand gegen die Hindernisse aus seiner Bahn lenken, aus der Partei heraustreten. Andere Staaten (freilich durch ihre Lage enger an Deutschland gefesselt) waren auch renitent gewesen und man hatte sie nicht so rasch beim ersten Worte genommen; neue Tatsachen konnten eintreten; die bis dahin gegebenen Erklärungen Österreichs konnten solange als nur vorübergehende Erscheinungen aufgefaßt werden, bis die Reichsverfassung endgültig beraten und beschlossen war. Dennoch erklärte ich in jenen traurigen Wintermonaten in meinem Klub, daß, wenn erneute Anfragen an Österreich, ob es dem Bundesstaate die schlechthin notwendigen Zugeständnisse zu machen gesonnen sei, abermals ausweichend beantwortet oder verneint würden, die strenge Konsequenz die sei, daß es auch aus dem alten Bundesverhältnis zu treten habe, daß z. B. kein österreichischer Soldat mehr in einer deutschen Reichsfestung stehen dürfe. Man muß sich erinnern, daß das Parlament damals den Traum seiner Macht und der Hoffnung auf nahe, der deutschen Einheit hilfreiche Ereignisse noch nicht ausgeträumt hatte, wenn ich hinzusetze, daß ich meinem Klub bestimmte Anträge dieses Inhalts vorschlug. Diese Vorschläge mir, dem alten Mitkämpfer für Österreich, als Charakterlosigkeit und Verrat auszulegen, ist damals keinem Mitgliede meines Klubs, worin mehrere für die deutsche Sache begeisterte Österreicher saßen, eingefallen. Ich habe Zeugen für diese Erklärung, so viele man wünscht. Meine jetzige politische Stellung ist, wie hiemit der Beweis vorliegt, keine Inkonsequenz, sondern umgekehrt eine strenge Konsequenz. Ebenso habe ich im „Schwäbischen Merkur" vom 20. Januar 1849 erklärt, wenn Österreich nicht rückhaltlos in den Bundesstaat eintrete, wenn sein Volk nicht energisch gegen ein bloßes Unionsverhältnis zu Deutschland sich erkläre, so „habe Gagern und seine Majorität recht, und die Freunde eines ganzen Deutsch-

lands können für Österreich nichts weiter tun".*) Allein noch immer hoffte ich; der genannte Vorschlag im Klub war zunächst als Demonstration gemeint, die dem österreichischen Volke über die Früchte der Politik seiner Regierung die Augen öffnen sollte. Ich wurde später in die sogenannte Neuner-Kommission der Linken gewählt, die mit dem österreichischen Ausschuß über die Zugeständnisse verkehren sollte, welche man der besonderen Lage Österreichs in den einzelnen Punkten der Reichsverfassung unbeschadet ihres wahren Wesens machen könnte. Ich habe damals wiederholt und entschieden erklärt, daß ich dieses Verhältnis als einen freien Verkehr, nicht als Koalition ansehe, ich habe gegen jedes Feilschen und Markten meinen vollen Abscheu ausgesprochen. Je mehr der Verkehr mit den Schwarzgelben und Ultramontanen die Form einer Koalition annahm, um so mehr lockerte sich mein Verhältnis zu jener Kommission und zur Linken überhaupt. Niemals habe ich zugegeben, daß der österreichischen Partei auch das Direktorium einzuräumen sei, immer habe ich diese Form als die schlechteste und das Konzedieren derselben als einen Verkauf der unsterblichen Seele betrachtet.

Inzwischen näherte sich die zweite Verfassungsberatung dem Abschnitt über das Reichsoberhaupt. Hier habe ich einen Blick rückwärts zu werfen. Die „republikanische Spitze" war längst als eine Unmöglichkeit erkannt. In der tiefen Ratlosigkeit über die beste und mögliche Form der Reichsgewalt hatte ich einen Ausweg in der Form des Wahlkaisertums zu finden geglaubt. Ich war nicht so blind, mir die tiefere Wurzel eines solchen Instituts zu verbergen; ich glaubte aber, aus zwei Gründen den einzigen Ausweg aus der ratlosen Lage in demselben zu finden. Ratlos: denn der Erbkaiser bekam die Aussicht auf eine schwache Majorität erst infolge weiterer Handlungen der österreichischen Regierung, von denen nachher die Rede sein wird, und die Gefahr, daß die Abstimmung gar kein Resultat liefere, stand drohend vor Augen. Der eine meiner Gründe lag dann, wie ich dies im „Schwäbischen Merkur" vom 3. März 1849 aussprach,**) in der Vermutung, daß auf die Form eines auf Zeit zu wählenden Reichsoberhaupts die aufs äußerste gegeneinander gespannten Parteien des Hauses kompromittieren könnten. Denn diese

*) S. oben S. 38.
**) S. oben S. 46.

Form hätte zwei entgegengesetzte Elemente gleichsam auf Probe gemischt enthalten: das Prinzip der freien Schöpfung, dargestellt in der Wahl, und das Prinzip des Gegebenen und Bestehenden, dargestellt in der Wahl eines Fürsten aus einem der regierenden Häuser Deutschlands. Eine also gemischte Form hätte nur kurze Dauer, doch aber einen erträglichen Zwischenzustand versprochen, einen Zustand, der ohne gewaltsamen Umstoß seiner Zeit unter veränderten Umständen in eine andere, dauernde Form hätte übergehen können. Die Linke konnte hoffen, es werde das Prinzip der Wahl über den Kaiser, die Rechte konnte hoffen, es werde der Kaiser über das Prinzip der Wahl siegen, während die Linke den Erbkaiser, die Rechte den Präsidenten für ein so gefährliches Experiment hielt, daß keine die beiden Parteien der anderen damals ein solches Zugeständnis machen konnte. Wenn ich so in der Form des Wahlkaisertums einen Ausweg aus dem in den Parteien des Hauses dargestellten Dualismus der Prinzipien der Freiheit und der Legitimität sah, so glaubte ich zugleich einen Ausweg aus dem Dualismus der beiden Großmächte Preußen und Österreich darin zu finden. Daß die Wahl nicht durch die Rücksicht auf die Persönlichkeit bestimmt werden könne, war sonnenklar. Denn selbst den unwahrscheinlichen Fall gesetzt, daß die konstitutionell beschränkte moderne Monarchie noch große Persönlichkeiten aus ihrem Schoße erzeugen könnte, so muß man das ganze unerbittliche Gewicht der wirklichen Macht verkennen, wenn man meint, Österreich oder Preußen hätten einem Wahlkaiser aus einem kleinen Fürstenhause gehorcht. Wäre dies je möglich und der rechte Mann vorhanden gewesen, so hätte das Parlament nicht die ersten kostbaren Monate versäumt, nicht die notwendigsten Maßregeln, die neue Gewalt des Gesamtwillens der Nation zu stärken, unterlassen haben dürfen. Daran trage aber ich keine Mitschuld, der ich es an Anträgen auf militärische Organisation und auf Beschleunigung der Beratungen von Anfang an wahrlich nicht habe fehlen lassen. Wenn aber eine der beiden Mächte den deutschen Thron nur auf Zeit von der anderen eingenommen und den Weg dazu sich offen sah, so konnte sie ihr gehorchen. Mag man jetzt über diese Vorstellungen lächeln: in der Verzweiflung jener Tage haben andere noch ganz anderes ausgeheckt. Guter Rat war teuer; man hielt sich an Strohhalmen. Ich meinesteils nun war ent-

schlossen, im Falle, daß die Form des Wahlkaisertums durchdrang, für die erste Wahl meine Stimme dem Haus Habsburg zu geben: versteht sich immer unter der Voraussetzung rückhaltlosen Eintritts in den Bundesstaat.

War diese Voraussetzung schon durch die erwähnten Erklärungen Österreichs, durch völliges Ignorieren der Grundrechte und aller Reichsgesetze, insbesondere durch die blutige Mißachtung des Gesetzes zum Schutze der Reichstagsabgeordneten erschüttert, so folgten nun neue Tatsachen, die selbst einem Blinden die Augen öffnen mußten. Als Österreich die Russen gegen Ungarn herbeirief, und noch mehr, als es am 2. März seine Verfassung oktroyierte, welche eine Beziehung zu Deutschland gar nicht kennt: in diesem Augenblick war die Scheidung zwischen Österreich und dem deutschen Bundesstaate fertig. Schon da die Russen nach der ersten bewaffneten Einmischung in Siebenbürgen sich in stärkerer Macht an der ungarischen Grenze zusammenzogen, stellte ich eine Interpellation an das Ministerium und ließ ihr (am 8. März) einen Antrag folgen des Inhalts, die provisorische Zentralgewalt solle Rußland erklären, daß sie das Einrücken der Russen in Siebenbürgen als eine Erschwerung der Aufgabe betrachten müsse, alle deutschen Stämme in einem Bundesstaate zu vereinigen, zu welchem die nichtdeutschen Länder in ein seine Kraft und Einheit nicht störendes Verhältnis treten usw. Dieser Antrag bezeichnet den Wendepunkt meiner Ansicht über das Verhältnis Deutschlands zu Österreich; noch sträubte sich mir das Innere gegen die unvermeidlichen Konsequenzen der Haltung, die Österreich einnahm für die Oberhauptsfrage. Ich suchte einen Wink des Schicksals, schleuderte diesen Funken, der eine Debatte und Beschlüsse erschütternder und entscheidender Art zur Folge haben konnte, in die Versammlung und erwartete von dieser Wirkung erst Klarheit für mich und die Sache. Aber ein anderer hatte inzwischen einen raschen und völligen Umschlag der Überzeugung in sich erlebt. Es war Welcker. Seine berühmte Motion am 12. März nahm meinem Antrag seine Bedeutung: was dieser dunkel anregte, schlug nun als heller Blitz in die Versammlung, der erste Signalschuß wurde von der vollen Salve übertönt.

Ich nehme den Satz wieder auf, daß Deutschland und Österreich damals bereits miteinander fertig waren. Österreichs unmittelbare

und mittelbare Erklärungen hatten Gagerns Programm, das anfangs ein Standpunkt war, zu einer Wahrheit gemacht. Alle weiteren Anfragen, sofern der Ausbau der deutschen Verfassung von ihrem Erfolg abhängig gemacht werden sollte, waren von da an mehr als überflüssig, sie waren lächerlich und konnten nur ebenso ausfallen, wie der famose Zug der „drei Weisen aus Morgenland". Nicht die Integritätsfrage Deutschlands war es, die mir noch irgend Skrupel machen konnte. Wohl wiesen die österreichischen Freunde, die echt deutsch gesinnten, mit dem ganzen Schmerze des Patrioten uns immer und immer wieder auf den Unterschied zwischen Regierung und Volk hin; wohl erwiderten sie auf die Einwendung, daß ja eben das österreichische Volk kein Lebenszeichen von einer kräftigen Protestation gegen die undeutsche Politik seiner Regierung gebe, mit der Berufung auf die Unmöglichkeit einer solchen Protestation im Zustande der völligen Unterdrückung der Volksstimme: jene Unterscheidung zwischen Volk und Regierung lag auf flacher Hand, war aber rein unpraktisch. War das eine Rettung für das österreichische Volk, wenn man es in das deutsche Reich hereinzog mit einem Regierungssysteme, das es selbst und alle andern deutschen Stämme mit ihm in den Abgrund der Zersplitterung, der Unfreiheit nach innen, der Kraftlosigkeit nach außen hineinzog? Es gab von da an nur noch eine Formel über die Integritätsfrage: lieber ein Vierteil aus dem engern Bund entlassen, als es um den Preis für einen Augenblick scheinbar hereinziehen, daß alle vier Vierteile politisch zugrunde gehen. Es sei gegen die Pflicht eines deutschen Abgeordneten, einen deutschen Volksstamm zu „opfern"? Und wenn er ihn für die deutsche Einheit rettet um den Preis, daß er alle deutschen Volksstämme an eine Macht fesselt, deren Politik der Lebensaufgabe Deutschlands ins Gesicht schlägt, wie dann? Allein der deutsche Volksstamm Österreichs war ja in Wahrheit vielmehr nicht geopfert. Die Idee der sogenannten großdeutschen Partei blieb wahr, wurde aber zu einer Zukunftsidee; diese Auffassung war ja dem österreichischen Ministerium selbst entschlüpft, als es erklärte, erst solle Deutschland und Österreich sich gesondert verjüngen und dann sollen sie ihr gegenseitiges Verhältnis bestimmen. Wenn der österreichische Staat einst seine nichtdeutschen Völker (von denen wir immer Italien ausnehmen, das nie ein lebendiges Glied eines deutschen Staats

werden kann) mit deutscher Bildung und Staatsordnung durchdrungen haben wird, so wird bis dahin so vieles sich verändert haben, daß alle Schwierigkeiten seiner Einreihung in den deutschen Bundesstaat wegfallen.

Ich habe oben den starken Ausdruck gebraucht, daß es mir von Anfang an als ein Verkauf der unsterblichen Seele erschienen sei, der österreichischen Partei die Form des Direktoriums einzuräumen. Ein Direktorium von drei, fünf oder gar sieben Fürsten wäre eine Anwendung des föderativen Prinzips auf die Konstituierung der deutschen Einheit. Die Föderation ist eine Form, in welcher republikanische Staaten, vorher getrennt oder nur ganz locker verbunden, durch Verträge, die rein vom Volkswillen ausgehen, dem Bedürfnis strengerer Einheit Form geben. Föderation zwischen monarchischen Staaten ist nichts als ein Fürstenbund zum Zwecke gegenseitiger Sicherung der Souveränitätsrechte; sie gleicht einem Organismus aus Gliedern, deren jedes, statt mit geschmeidigem Gelenk in das andere eingelassen zu sein, einen eigenen Kopf hat, sie ist eine feierliche Beschwörung der Zersplitterung, ein heiliges Gelübde der Zerrissenheit, eine hohe Beteuerung, eben von dem, was man aufgeben müßte, um Einheit zu gründen, von der Souveränität nichts aufzugeben. Man sollte meinen, Deutschland sei hierüber durch den Bundestag hinreichend belehrt worden, um vor der Täuschung gesichert zu sein, als könnte nunmehr durch die Hinzufügung eines Volkshauses und verantwortlichen Ministeriums eine solche Form, welche die Einheit auf ihr Gegenteil, die Vielheit, gründet, unschädlich gemacht werden. Ein Kollegium an der Spitze ist selbst ein Ministerrat und eine Versammlung; der eigentliche Ministerrat und die Versammlung daneben sind reine Schatten, die reine Ironie ihrer selbst. Sollen sich monarchische Körper zu einer nur irgend kräftigen Einheit verbinden, so gilt es eine ausgesprochene, fest bestimmte Beschränkung der einzelnen Souveränitäten durch eine höchste, welche wesentlich eine ist; die bloß faktische, unausgesprochene Beschränkung, welche im Fürstenbündnis von den Stärkeren gegen die Schwächeren geübt wird, trägt dem Wohle des Ganzen keine Frucht, denn nur um so fester halten die Starken an der Unbeschränktheit ihrer Souveränität. Das Erb- und Grundübel Deutschlands, die Vielheit von Souveränitäten, wäre durch die Direktorialform prin-

zipiell anerkannt, sanktioniert, verewigt worden. Der Vorschlag eines Turnus war eine trügerische, längst verworfene Auskunft. Nun war aber zu diesen inneren Gründen gegen eine solche Form die neue Erfahrung getreten, daß der Stärkste im Fürstenbunde seine undeutsche Politik auch nach der Revolution um kein Haar geändert hatte. Preußen hatte den Malmöer Waffenstillstand geschlossen, aber Österreich am Hofe des Reichsfeindes mitten im Kriege seinen Gesandten belassen; es hatte durch die Herbeirufung der russischen Hilfe die für das deutsche Interesse so unendlich wichtigen Donauländer noch in weiterem Umfang, als dies längst geschehen, den russischen Plänen geöffnet. Nicht nur eine Vielheit von Köpfen, sondern eine solche, worin einer der Köpfe eine wesentlich undeutsche Richtung verfolgte, wäre also in die oberste Regierung Deutschlands aufgenommen worden. Die materiellen Vorteile, die Österreich bot, waren dadurch zum leeren Scheine geworden. Die politische Kraft einer Nation als eines Ganzen und Einen ist die einzige Grundlage, welche ihrem Handel, Gewerbe, ihrem ganzen äußeren Wohle die Bürgschaft einer Zukunft gibt. Einer Nation, die niemand achtet, öffnet auch niemand vorteilhafte Verbindungen, und eine Nation mit einer vielköpfigen Spitze, worin die eine Monarchie links, die andere rechts geht, achtet niemand.

Die Mehrzahl der Linken, als sie sich entschloß, für das Direktorium zu stimmen, rechtfertigte diese Konzession, außer dem Beweisgrunde von der Integrität (den ich widerlegt zu haben glaube), mit der Vorstellung einer bloßen Übergangsform, deren zeitige Auflösung durch die beigegebenen freien Verfassungsbestimmungen verbürgt sei. Auf die Frage, ob eine Politik, die sich entschließt, Formen zu schaffen, welche sie nur als vorübergehende betrachtet, schlechthin zu verdammen oder, wenigstens in gewissen Grenzen, zulässig sei, gehe ich hier noch nicht ein, sie muß nachher zur Sprache kommen; nur von der Richtigkeit der Perspektive kann hier die Rede sein. Und hierüber behaupte ich, daß es die verkehrteste aller Rechnungen ist, wenn man durch das Lose und Lockere der Direktorialform sich verführen läßt, sie für etwas Flüssiges anzusehen, was einem Übergang, etwa gar direkt in die Republik, seinerzeit leichter verfallen werde als eine straffere, geschlossenere, einheitliche Form. Locker und lose ist das vielköpfig regierte Ganze allerdings n a c h a u ß e n ,

aber fest und stark halten die vielen Köpfe zusammen nach innen gegen das Volk. Zwischen Monarchie und Republik ist eine viel schmälere Kluft als zwischen „Fürstenrepublik" und wirklicher Republik. Hoffte die Mehrzahl der Linken, die Löwen im Direktorium werden einander auffressen, so hätten sie dies keineswegs so gründlich getan, wie jene Löwen in der bekannten Erzählung, die sich bis auf die Schwänze auffraßen, sondern der stärkste Löwe wäre übriggeblieben und — man hätte, nur auf einem längeren Umweg, doch den verhaßten Erbkaiser geschaffen gehabt. Endlich, um die Folgen des Erbkaiserbeschlusses hier auf einen Augenblick zu antizipieren, muß ich noch hinzusetzen, daß diejenigen sehr irren, die da meinen, all die schweren Schicksale, die auf diesen Beschluß folgten, wären vermieden worden, wenn man das Direktorium beschlossen hätte. Österreich hätte, selbst wenn man ihm zuliebe das Direktorium geschaffen haben würde, nimmermehr die übrige Verfassung in Kauf genommen, und diese Weigerung hätte eine doppelte Form annehmen können: entweder offene Zurückweisung dieser Verfassung und dann dieselbe Verwirrung in Deutschland, wie sie auf die Ablehnung der Erbkaiserkrone gefolgt ist; oder Österreich wäre samt den übrigen zum Direktorium berufenen Fürsten in den breiten Thron warm hineingesessen, hätte zur übrigen Verfassung nicht ja und nicht nein gesagt und — nach einigen Monaten hätte man diese mit der Laterne suchen können; der Kampf gegen die Verfassung wäre dann eine Schlacht mit Schießbaumwolle gewesen, es hätte nicht geknallt, und doch wäre Paragraph um Paragraph gefallen.

Auch die Besorgnis, die mir früher eines der Hauptmotive meiner Stellung unter den Kämpfern für Österreich gewesen war, daß nämlich eine Trennung Österreichs von Deutschland die Erdrückung seiner deutschen Völker durch das slawische Übergewicht zur Folge haben würde, konnte mich nicht länger zurückhalten. Nachdem durch Tatsachen klar geworden, daß die Rolle, die sich Österreich in Deutschland vorbehalten hatte, auf nichts weniger gieng als auf Kräftigung des national-deutschen Elements, konnte man weit eher hoffen, daß durch die Nachbarschaft eines starken Deutschlands die Deutschen in Österreich ihr nationales Interesse gestärkt sehen würden.

Hatte ich durch diese Betrachtungen, sowohl gegen die Form des Direktoriums mich ein für allemal entschieden, als auch von der

Parteinahme für Österreich mich innerlich abgelöst, so fragte es sich nunmehr: was bleibt noch? Die Form des Wahlkaisertums hatte nur Sinn gehabt, so lange zwischen Preußen und Österreich zu wählen war, und zu wählen war nur, solange Österreich einige Hoffnung ließ, daß es dem Bundesstaate die wesentlichen Zugeständnisse machen werde. Sobald nicht mehr zu wählen war, gab es auch keinen Wahlkaiser mehr. Wer also *nur* für die Form des Wahlkaisertums zu stimmen entschlossen war, der war entschlossen, für nichts zu stimmen, denn daß hiefür keine Majorität entstehe, war mathematisch gewiß. Für Österreich Partei nehmen und: für das Direktorium stimmen, war synonym geworden. Mit der republikanischen Form verhielt es sich wie mit jener des Wahlkaisertums: die praktische Unmöglichkeit der Errichtung eines republikanischen Daches über monarchischen Pfeilern stellte sich natürlich im Parlament als mathematisch gewisse Unmöglichkeit einer Majorität dar. Wer *nur* für diese Form stimmen wollte, der war ebenfalls entschlossen, es darauf ankommen zu lassen, daß die Reichsversammlung nichts beschließe. Außer dem Direktorium war die Möglichkeit einer Majorität nur noch vorhanden für die Form des Erbkaisertums. Und diese war synonym mit der Übertragung der obersten Reichswürde an Preußen.

Preußen hatte der provisorischen Zentralgewalt den Gehorsam verweigert, durch jenen unseligen Waffenstillstand dem neuen Deutschland eine tödliche Wunde der Ehre versetzt. Es verhielt sich jedoch mit dieser preußischen Renitenz anders als mit den Handlungen der österreichischen Regierung. Preußen ist eine rein deutsche Macht, es *kann* nicht aus Deutschland hinaus, hat nicht den einen stärkeren Fuß außerhalb der deutschen Nationalität wie Österreich. Österreich kann vorwärts ohne Deutschland, Preußen nicht. Deutschland kann vorwärts ohne Österreich, aber nicht ohne Preußen. Die Notwendigkeit, das unwiderstehliche Gewicht der Verhältnisse mußte als eine höhere Macht ins Auge gefaßt werden, die mit der Zeit Preußen in die rechte Bahn lenken *müsse*. Die Organe der Regierungen wechseln, die Grundverhältnisse bleiben. Soweit war also, was von Preußen Arges geschehen war, nicht ebenso ein Hindernis, ihm die oberste Macht in Deutschland zu übertragen, als die sonnenklare Politik Österreichs ein Hindernis war, ihm eine kollegiale Regierungsform des Deutschen Reichs einzuräumen, worin es den Vorsitz

führte. Also noch einmal: was blieb noch? Eine reine Verneinung blieb noch und zwei Bejahungen. Die Verneinung hieß: nur für eine der Formen stimmen, welche keine Majorität erhalten konnten, zu allem übrigen nein sagen. Die zwei Bejahungen waren: entweder direktorische = Österreich, oder Erbkaisertum = Preußen. Diesen drei Wegen gegenüber hatte nun jeder Abgeordnete mit seinem Gewissen zu Rate zu gehen.

Wenn ich nun erzählen soll, welchen Kampf ich an diesem Scheideweg mit mir kämpfte, so muß ich weiter ausholen. Ich halte die konstitutionelle Monarchie für eine geistlos eklektische, innerlich unwahre Form und müßte sehr gering von der Menschheit denken, wenn sie keine höhere sollte entwickeln können. Diese Form ist genau das, was in der Theologie der rationale Supernaturalismus ist: ein rein mythischer Kern in einige Verstandsargumente gewickelt. Ich war aber nicht deswegen, weil ich Republikaner bin, auf die Linke getreten, sondern weil ich bei dieser Partei am sichersten die unter allen Umständen so nötige Energie zu treffen hoffte, hatte ich mich einer Fraktion derselben angeschlossen; wie und warum diese niemals darstellte, was ich suchte, und warum ich sie dennoch nicht verließ, gehört nicht hieher. Es war mir vor, in und nach der Revolution von 1848 klar, daß die deutsche Frage nicht die über Monarchie oder Republik, sondern die über Vielheit souveräner Monarchien oder Beschränkung derselben durch eine klare Einheitsform sei. Ehe das Dilemma: Monarchie oder Republik an die Reihe kommt, muß Monarchie durchgeführt sein. Wo es sich erst darum fragt, ob eine Nation wirklich Nation werden solle, ist dieses Dilemma noch gar nicht vorhanden; es handelt sich um eine Übergangsform zur Einheit; ist die Einheit da, hat sie sich dauernd befestigt, dann erst kann sich fragen: Monarchie oder Republik? Die deutsche Frage ist allerdings so einzig in ihrer Art, daß man in diesem Lande ein Republikaner sein kann, weil man ein Monarchist ist. Der Schluß ist einfach: ich bin ein Monarchist, d. h. ein Mann, der Deutschland in einer Monarchie zusammenfassen möchte, weil nur dies wahre Einheit ist und weil ich sie überhaupt für die beste Staatsform halte; nun aber hindern mich daran die vielen Monarchien, also — müssen alle entfernt werden. Dieser Schluß, diese Alteration einer einfachen Frage durch geschichtliche Zustände

ist psychologisch sehr begreiflich, objektiv aber darum nichts weniger als unlogisch. Denn wenn alle entfernt wären, was soll es dann werden? Der Monarchist müßte wenigstens e i n e n wieder holen. Aber — und dies führt mich zu dem Punkte, zu dem ich wollte —: auch der Republikaner müßte es tun. Von dem ungeheuren Übergewichte der zentrifugalen Kraft, wie dies in Deutschland jahrhundertelang angewachsen ist, kann unmittelbar der Übergang zu einer Republik, und zwar auf Grundlage einer natürlichen Gliederung der Stämme (denn diese Form wäre für Deutschland die angemessene), nicht gemacht werden. Da muß vorher die zentripetale Richtung durch eine mäßig hingestellte, geraume Zeit bestehende Form gestärkt und gesichert sein, ehe ein Organismus möglich ist, welcher der Vielheit in der Einheit aufs neue ihre Berechtigung gibt. Die Vielheit ohne Einheit hat in Deutschland ihre Zeit gehabt, die Einheit muß nun auch ihre Zeit haben, und erst nach dieser Zeit kann das Prinzip der Vielheit, wie es sich in einer Föderation republikanisch regierter Stämme darstellt, ohne Schaden der Einheit sich wieder entfalten; ohne Schaden: dies setzt freilich eine feste Form der Regierung für die vereinigten Glieder voraus. Ich glaube überhaupt, daß die Frage über die Möglichkeit einer lebenskräftigen modernen Republik zusammenfällt mit der Frage, ob es möglich ist, ein Mittel zu finden, das dieser Form gegenüber der Entwicklung des individuellen Lebens mit seinen Ansprüchen und seiner Willkür, wodurch ein für allemal die moderne Zeit sich vom Altertum unterscheidet, eine Garantie gibt, die das ersetzt, was einst die antike Tugend leistete: etwas Festes und Bleibendes gegen die Fluten und Aufregungen der entfesselten Leidenschaften, das doch außer allem Zusammenhang stehen müßte mit den mythischen Grundlagen der jetzigen konstitutionellen Monarchie, den ewigen Quellen des Mißtrauens; etwas Festes, Unerschütterliches, das doch rein rationell begründet wäre. Dies zu finden will Z e i t und R e i f e haben. Es ist das Unglück Deutschlands, daß das Widerstreben der Fürsten gegen jede wahre Einheit eine republikanische Partei hervorrufen mußte, die v o r d e r Z e i t den Gedanken der Republik praktisch machen will; das Unglück Deutschlands, sage ich, denn diese Partei wirkt nun ebendahin, wohin jenes Widerstreben der Fürsten wirkt: zur Zersplitterung. Sie wirft sich auf die Einzelstaaten, sucht Winkelrepubliken zu gründen und

vermag zwar weder dies, noch auch, wenn es ihr je gelingen könnte, vermöchte sie eine Winkelrepublik zu einer Gesamtrepublik zu erweitern; aber den Sondergeist immer aufs neue anzufachen und anzuschwellen, das vermag sie, wie die widerstrebenden Fürsten, die sich an ihn hängen und auf ihn stützen. Wäre aber auch diese ganze Erwägung falsch, stünde uns auch in näherer Zukunft die Republik bevor — die Reichsversammlung hätte sie doch nicht einführen können. Ein beratender Körper, eingesetzt von einer Revolution, die vor den Thronen stehen geblieben ist (wenn man dies eine Revolution nennen kann), kann nicht handeln, als hätte er eine Revolution hinter sich, die tabula rasa gemacht hat. Wie schwierig die Lage dieser Versammlung war, kam freilich schon bei Niedersetzung der provisorischen Zentralgewalt zutage. Die republikanische Form eines Vollziehungsausschusses, die Bekleidung eines Bürgers mit dieser Gewalt war nicht durchführbar und doch logisch das einzig Richtige, denn wer über das Differente eine Einheit setzen will, der darf nicht den Stoff dazu aus dem Differenten nehmen. Das Differente waren die deutschen Fürstenhäuser, an ihrer Spitze der Dualismus des preußischen und österreichischen, zweier Großmächte, die damals beide in Bedrängnis, aber doch nicht gebrochen waren. Man nahm den Stoff aus dem Differenten, und der Zweck war verfehlt: dem österreichischen Fürsten gehorchte Preußen so wenig, als Österreich einem preußischen gehorcht hätte. Weil aber alle miteinander ebensowenig dem Indifferenten gehorcht, d. h. sich einem Organe unterworfen hätten, das keiner der rivalisierenden Mächte entnommen gewesen wäre, so war die Lage allerdings rein ratlos. Nur ein großer Geist, ein politischer Heros, in der Hütte oder auf dem Thron geboren, hätte Deutschland damals aus diesem Zirkel, diesem Hexenringe retten können, und nicht nur damals, denn er hätte dafür gesorgt, sich definitiv zu machen. Aber ein solcher war nicht da, einen solchen zu erzeugen, bedarf es einer anderen Zeit als einer wesentlich massenbildenden, den Geist in die Masse arbeitenden, wie die unsrige. Diese Schwierigkeiten hatten sich jedoch zur Zeit der Schlußberatung über das Verfassungswerk wesentlich vermindert. Österreich hatte den Gedanken einer getrennten Verjüngung Deutschlands und Österreichs und einer späteren Verständigung beider ausgesprochen; diesem seinem eigenen Ausspruch zuwiderzuhandeln war

es damals nicht in der Lage wie jetzt, es war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um Deutschland an seiner Verjüngung zu hindern: der Zirkel war auf einen Moment geöffnet, der Drudenfuß der zwei Großmächte hatte eine offene Stelle, Preußen hatte Luft, und von dem preußischen Volk hoffte man, es werde seine Krone zu dem mutigen Entschlusse, einen großen Auftrag aus der Hand der Nation zu empfangen, mit seiner ganzen moralischen Kraft vorwärtsdrängen.

Dieser Gedankengang führte eigentlich in gerader Linie zu dem Entschluß, für das Erbkaisertum zu stimmen. Der Vorwurf der Inkonsequenz, den ich zu erwarten hatte, war es nicht, der mich davon abhalten konnte. Wenn ich mir folgende zwei Fälle vorhielt: den einen, daß ich mir zu sagen hätte: das Vaterland ist (durch einen Beschluß, zu dem deine Stimme beigetragen hat) gerettet, du aber erscheinst als inkonsequent, und den andern, daß es hieß: das Vaterland ist verloren, aber Fr. Vischer ist sich konsequent geblieben — so durfte meine Wahl nicht zweifelhaft sein. Aber auch an sich war ein solcher Entschluß nichts weniger als ein Verrat an meiner Schlußüberzeugung, der Idee der Republik. Jenes Institut, das mit einem freilich unglücklichen und abschreckenden Namen Erbkaisertum genannt wurde, konnte ganz wohl als eine Übergangsform betrachtet werden zu einem künftigen freieren Organismus, ja wie ich schon oben gesagt, als eine Übergangsform, die viel sicherer zu diesem Ziele führte als das Direktorium. Dieser doppelte Gesichtspunkt, der dem Endziel sein scheinbares Gegenteil vorausgehen ließ, diese doppelte Szene mit einem Vordergrund und Hintergrund war aber auch vor dem sittlich-politischen Gewissen sehr wohl zu rechtfertigen. Nicht eine momentane, sondern eine zu langer Dauer berechtigte Übergangsform sah ich in dieser monarchisch einheitlichen Gestaltung. Der Gedanke, eine politische Form als Figuranten für kurze Zeit in Szene zu setzen, um sie bei der nächsten Gelegenheit wieder zu stürzen: dieser Gedanke wäre jesuitisch, wäre frivol, nicht aber der Gedanke, eine Form zu gründen, die zwar nicht immer dauern sollte, aber vielleicht ein Jahrhundert dauern konnte. Ich wollte nicht einen Erbkaiser einsetzen, um ihn oder einen seiner Nachkommen auf das Schafott zu schicken. Meine Perspektive war diese: die einheitliche Spitze beschränkt zunächst die Souveränität der einzelnen Monarchien; die Zeit wird kommen, wo der einen und anderen das Herrschen unter dieser

Beschränkung entleidet, Deutschland wird endlich nur eine Monarchie werden, aber schon bis dahin wird es lange Zeit brauchen; diese Monarchie wird hierauf ihr Werk, die gründliche, straffe Einigung, vollbringen, und dazu wird es abermals langer Zeit bedürfen; dann aber wird der Drang der Mannigfaltigkeit, der freieren Bewegung der Zentrifugalkraft nach Entfeßlung ringen, er wird durchbrochen, die Monarchie wird, vielleicht unblutig, zerbröckeln, die deutschen Stämme werden sich republikanisch gliedern und durch eine feste Form kräftig zusammenschließen. Die Einheit aber war mir so sehr das Erste, daß ich es sogar hätte über mich bringen können, dieser Perspektive zu entsagen. Hätte mir jemand beweisen können, daß jene Fernsicht falsch sei, und fingierte ich mir dann den Fall, es sei keine Wahl, als die zwischen einer locker verbundenen, nicht auf eine vorangegangene Stärkung und Befestigung der Einheit gestützten, nach außen unmächtigen, verachteten Gruppe einzelner Republiken und einem großen, starken, aber nach innen mehr oder minder despotisch regierten Deutschland ohne Aussicht auf eine Änderung sowohl der einen, als der andern Form, — ich hätte die letztere vorgezogen, denn Größe, Macht und Ehre der Nation gieng mir über alles, und die grausamste Despotie, die uns Einheit brächte, wäre ein höherer, ruhmvollerer Zustand, als die Vermoderung in der Zerrissenheit und der Verachtung des Auslands, die auf dem geteilten Deutschland lastet.

Und dennoch wird man leicht erraten, daß jener Gesichtspunkt mit doppelter Szene mich in den schwersten innern Kampf verstricken mußte. Wie sehr aufschiebend ein Republikaner sich zu seiner Schlußperspektive verhalten mag, es wird ihm wahrlich nicht leicht zumute sein, wenn es gilt, eine neue Monarchie praktisch zu beschließen. Sein Herz und seine Reflexion werden geteilt sein, diese wird der Vorstufe, die er als notwendig erkennt, jenes wird dem Schlußbild angehören. Man kann in der theoretischen Betrachtung eine Form als geschichtlich gefordert ansehen, aber etwas anderes ist es, wenn man sie selber soll machen helfen. In entscheidenden Momenten der Geschichte soll die Tat des Mannes einfach und verständlich sein; er kann ja sagen zu manchem, das er nur als Übergangsform, als Mittel zu einem Ziele ganz anderer Art betrachtet;

wird er mißverstanden vom Volk: er muß es tragen. Aber wo es sich handelt um eine Grundform für das Leben seiner Nation, die ihrem klaren Buchstaben nach eine dauernde sein soll, wie kann der, welcher sie nicht als schlechthin dauernd, sondern nur als eine, wenn auch nützliche und für einen langen Zwischenraum gültige, Übergangsform betrachtet, das feierliche Ja sprechen, dessen Wortlaut die Überzeugung ausdrückt, daß er ihr seine volle, ungeteilte Zustimmung gibt, als gälte es, ein für allemal das einzig Rechte zu gründen?

Wir müssen noch einen Schritt tiefer gehen, wir müssen ausholen von der Natur der deutschen Märzbewegung. Sie war vorherrschend eine Freiheitsbewegung, die Idee der Einheit stand in zweiter Linie. Der gesunde Gang der Geschichte ist der, wenn ein Volk seine Einheit durch die Gewalt der Tatsachen und kräftiger Herrscher bereits erhalten hat und hierauf die Freiheitsbewegung, die der festgewurzelten Einheit dann nicht mehr schaden kann, erfolgt. Einheit macht der Tyrann, Freiheit das Volk. Geht die Freiheitsbewegung in einer Nation vor sich, ehe die Einheit da ist, und nimmt sie sich doch auch die Einheit zum Ziele, so liegt ein tödlicher Widerspruch vor. Die Revolution kann vor keinen Fürsten treten und sagen: „wir brauchen einen Tyrannen, denn nur ein Tyrann befreit uns vom Überfluß unserer Fürsten; also haben Sie doch die Güte, ein Tyrann zu sein." Sie kann dies nicht, denn den notwendigen Zusatz: „wenn einst dies Werk vollbracht sein wird, werden deine Nachkommen ihre Krone in die Hand des Gebers, in die Hand der Nation zurücklegen", diesen Zusatz kann sie weder unterdrücken, noch darf sie ihn aussprechen. Die Einheit soll werden durch das Gewicht der Tatsachen in der Gewalt, die Freiheit durch des Volkes Schöpfung. Die Einheit muß kommen, die Freiheit muß errungen und dann weise entwickelt werden. Dort muß man zusehen, hier muß man machen. Zusehen aber ist nur möglich, wenn ein starker Wille die Einheit schafft in einer Zeit, wo die Freiheitsfrage noch nicht existiert. Der Abgeordnete einer Nationalversammlung, welche Einheit und Freiheit zugleich schaffen soll, wird angesichts der Aufgabe, eine Einheit zu schaffen, welche möglicherweise trotz allen Verfassungsparagraphen mit der Zeit die Freiheit schwer beeinträchtigt, so sehr er auch für seine Person geneigt wäre, der Einheit Freiheitsopfer zu bringen, sich in der schwierigsten aller Lagen finden. Ich habe oben den Mangel eines bestimmten

Gedankens über die Form, welche der Einheit Deutschlands zu geben sei, als den letzten Grund des Rückgangs der deutschen Revolution bezeichnet. Ebenso richtig kann ich nun sagen, die Unmöglichkeit, Einheit und Freiheit gleichzeitig zu schaffen, sei der wahre Grund des Scheiterns der Nationalversammlung gewesen. Die Nationalversammlung war ein lebender Widerspruch; sie war eine republikanische Tatsache, und zugleich hatte sie weder irgend eine faktische Vorbedingung, noch Auftrag, noch Mittel, eine Republik zu schaffen; daran ist sie zugrunde gegangen. Sie war da, weil die Fürsten der Nation nicht gegeben hatten, was sie brauchte; sie konnte mit den Fürsten weder transigieren, denn das hätte zu keinem Ziele geführt, noch konnte sie dieselben zwingen, denn die Zwangsmittel waren in den Händen der Fürsten geblieben. In ihrer Existenz an sich schon lag der Drang und die Aufforderung, aus dem frischen Holze zu schneiden, und sie vermochte nicht einmal das dürre Holz zu biegen.

Diese Betrachtungen waren es, die mich bestimmten, in jener erblich monarchischen Reichsregierung eine Form zu sehen, welche nur von denjenigen Teile der Reichsversammlung beschlossen werden könne, der von Anfang an vorherrschend dem Gewichte der Tatsachen gefolgt war. Er sollte es versuchen, ob er das dürre Holz biegen könne, ein anderer Teil aber sollte, wenn auch ohne Erfolg, durch seine Abstimmung zeigen, daß er als die Aufgabe des Parlaments ansah, aus dem frischen Holz zu schneiden. „Es kommt, aber wir helfen's nicht machen", so bestimmte ich in vertrauter Besprechung mit einem der reinsten Charaktere, die ich in Frankfurt kennen gelernt, unsern Standpunkt.

Er war, wir leugneten es uns nicht, schon an sich für einen Abgeordneten der Nation, der nicht berufen ist, um zu betrachten, sondern um zu wirken, ein verzweifelter. Der Welckersche Antrag kam zur Abstimmung. Hier war es noch nicht, wo dies Gefühl in seiner ganzen Härte sich uns aufdrängte. In der Form des Enthusiasmus, wie es dieser Antrag verlangte, konnten wir nicht zugestehen, was wir als reinen Gang der Notwendigkeit konnten werden sehen. Und doch war es mir nicht frei und leicht um die Brust, als der Antrag durchfiel. Bei jenem Standpunkte war vorausgesetzt, daß man dem Werden der Sache zusehen könne, weil die Majorität für sie ohne das eigene Zutun gewiß sei. Es war nicht so; es wurde

täglich klarer, daß man Partei nehmen mußte. Die Koalition der Schwarzgelben und Linken schwoll an, neue Hilfsvölker, rasch nachgewählte reine Organe der österreichischen Regierungsinteressen, rückten herbei. Zwischen Direktorium und Erbkaiser schwankte das Zünglein der Wage um ein Haar. Hiemit war unser Standpunkt umgestoßen, eine klare Pflicht lag vor, und der gerechte Zorn über die schwarzgelben und ultramontanen Operationen gesellte ihr den Hebel des Affektes zu. Ich entschloß mich in einem schweren Seelenkampf, dem Erbkaisertum mein Ja zu geben; freilich unter einer Voraussetzung, deren Richtigkeit damals außer allem Zweifel schien: daß nämlich die Abstimmung über diese Form als die letzte in der Reihe der Abstimmungen auftreten werde. Präsident, Wahlkaiser, Direktorium, Erbkaiser: diese Reihenfolge der Abstimmung sah man als etwas an, was sich von selbst verstehe. Wer für die zwei ersten Formen und gegen die zwei letzten stimmte, der stimmte, wie schon gesagt, für nichts; denn daß jene zwei durchfielen, war mathematisch gewiß. Ich will niemand in sein Gewissen greifen; was aber mich betrifft, so glaubte ich bei der höchsten Lebensfrage der deutschen Nation als ihr Abgeordneter nicht auf die Gefahr, daß gar kein Beschluß zustande komme, bei einer Negation beharren zu dürfen. Wer sich in diesem Falle dabei beruhigen kann, seinen Namen unter ein Bild der späten Zukunft gezeichnet und zu allem gegenwärtig Möglichen nein gesagt zu haben, der mag dafür ehrenhafte Gründe anführen können; ich hätte mich dabei nicht zu beruhigen vermocht. Also: ja, ja, nein (Direktorium), ja (Erbkaiser): dies war die beschlossene Reihe meiner Abstimmungen. Kein Billiger wird mir aber daraus einen Vorwurf machen, daß ich diesen Entschluß nur unter obiger Voraussetzung faßte. Zu einer unabsehlich folgenschweren Vorlage, für die man an sich kein Herz hat, zu einer Einrichtung von unendlichem Gewichte, die man nur aus einer Reihe von Reflexionen heraus als ein Unvermeidliches zuzugeben vermag, kann man nur unter der Bedingung ja sagen, daß sich dieser Standpunkt aus der Abstimmung erkennen lasse. Er ließ sich aber erkennen, wenn diese Form zuletzt zur Abstimmung kam, denn dann lag in dem Ja: „lieber dies, als gar nichts.“ Dagegen ein Ja im Anfang einer Abstimmungsreihe hätte geklungen nicht wie das Einräumen einer Notwendigkeit, wie das Zugeständnis einer Form, die man als indirekten, wenn auch langen

Weg zu einer andern, höhern betrachtet, sie hätte geklungen wie ein direktes, freudiges Wollen. Wenn ich Billigkeit dafür in Anspruch nehme, daß ich aus diesem Grunde mein Ja von jener Reihenfolge der Abstimmung abhängig machte, so ist es nicht die Rücksicht des Abgeordneten auf den Eindruck seiner Abstimmungen im Volke, worauf ich diesen Anspruch gründen zu können glaube. Nein, es ist das eigene Bewußtsein, von dem es sich handelt. Es gibt tausend Fälle im Leben, wo der Ehrenmann das Zugeständnis einer Sache, bei der nicht sein Herz ist, nach schwerem Kampfe dann, und nur dann zu machen sich entscheidet, wenn alle andern Möglichkeiten vorher durchlaufen sind und er sich sagen kann: wenn nichts mehr bleibt als dies — nun denn, so sei es! Man erwäge, daß die obigen Betrachtungen, wie sie glatt und leicht auf dem Papier zum Erbkaiser hinführen, nicht ebenso im Innern rund und klar dastanden, sondern soeben in schwerem Ringen dem widerstrebenden Gemüte abgezwungen waren; man erwäge, wie tief die Persönlichkeit in eine lang verfochtene Sache, in eine befreundete Partei einwächst, und man wird das Schwere des Schritts begreifen.

Es kam der Tag der Abstimmung über die Oberhauptfrage, der 27. März. Ich werde ihn nicht vergessen, diesen Tag, den schwersten meines Lebens. Ich hatte gemeint, mit mir abgeschlossen zu haben, die Brust war, wie der Entschluß sich befestigt hatte, in den letzten Tagen freier geworden. Ich habe mein Leben lang nach einem klaren Gedanken fest und ohne Wanken gehandelt; am Morgen jenes Tages mußte ich an mir erfahren, was ich nicht für möglich hielt. Ich scheue mich nicht, die furchtbaren Gefühle dieser Stunden zu bekennen; wer da weiß, was es heißen will, wählen zu müssen, wo unter allem Wählbaren nicht anzutreffen ist, was er *positiv*, *direkt* und *schließlich* will, der hebe den ersten Stein gegen mich auf. Es stieg aus unbekannter Tiefe meines Wesens unvermittelt, ohne allen Zusammenhang mit der Gedankenreihe, die das helle Bewußtsein in diesen Stunden beschäftigte, schwer, bang und fürchterlich, wie aus fremdem Geistermunde die Frage in mir auf: kannst du es verantworten? Erbkaiser: bedenkst du, was das heißt? Für immer! darfst du dein Volk hingeben, festschmieden für immer? Und der Vorbehalt, daß es doch nicht für immer sei, wenn er auch ein erlaubter ist, weil du wenigstens *lange* Dauer für diese Form

wünschest und glaubst, steht er nicht dennoch in direktem Widerspruch mit dem Buchstaben: e r b l i c h? — Mit zentnerschwerer Brust betrete ich die Paulskirche. Wer jene Sitzung gesehen hat, der weiß, wie bang, wie düster es auf diesem Hause lag, wie durch die gespenstische Stille das heiße Flüstern, das Flehen, Drohen gieng, wie schwer die atemlose Erwartung im dumpfen Raum in der gedrückten, durch die Menschenmasse verdichteten Luft brütete. Und nun durch eine unvorhergesehene Wendung verändert sich plötzlich die erwartete Reihenfolge der Abstimmungen. Nach der Abstimmung über den verantwortlichen Präsidenten kommt, nur unterbrochen von dem Satz: „die Würde des Reichsoberhaupts wird einem der regierenden Fürsten übertragen" (der bejaht werden mußte von jedem, der von da an sich nicht auf lauter Negationen beschränken wollte), unmittelbar die Erblichkeit an die Reihe. Man kann nicht mehr durch ein „Nein" gegen das Direktorium zeigen, daß man der Notwendigkeit sich ergebe, wenn man die allerletzte Frage bejahe, damit nicht das Parlament sich ein testimonium paupertatis ausstelle. — Ich habe in dem tödlichen Gewichte dieses Augenblicks keinen Ausweg gewußt, als den, mich der Abstimmung zu enthalten. Ich konnte unter diesen Umständen n i c h t m i t w i r k e n, aber z u l a s s e n. Ich weiß nicht, ob ich mich gegen den Vorwurf des Nichthandelns in diesem Moment bei denkenden Beurteilern noch weiter zu rechtfertigen habe. Sofern damit gesagt sein sollte, daß man sich einer Verantwortlichkeit habe entziehen wollen, wäre er ganz ungerecht: die sieben Männer, die sich der Abstimmung enthalten haben, wußten sehr wohl, was sie auf ihr Gewissen nahmen; sie haben den Beschluß, den die Zahl der positiven Stimmen ergab, möglich gemacht.

Ich weiß aber sehr wohl, welchem Urteil diese aufrichtige Darstellung mich bei allen denen aussetzen wird, die nur einfache Vorstellungsreihen begreifen. Ich beneide diese Glücklichen nicht. Wer Sinn für das Verwickelte hat, der wird in meinem innern Kampfe nur das subjektive Abbild einer tatsächlichen tragischen Verwicklung der Nation erkennen.

Ich ahnte nicht, daß ich dies alles, nur um mehrere Noten schwächer, stumpfer, noch einmal durchleben sollte. Als Preußen ablehnte, die Könige die Anerkennung der Reichsverfassung weigerten,

brauchte das deutsche Volk, wenn jemals, eine Revolution, und zwar mußte sie womöglich von Preußen ausgehen. Statt einer Revolution erfolgte — das Verkehrteste, was geschehen konnte — ein Aufstand in einem Lande, wo die Reichsverfassung anerkannt war. Nichts anderes hat den badischen Aufstand niedergeschlagen als dieser sein innerer Widerspruch. Er war an sich etwas Verzwicktes, das hat ihn getötet. In jenen Tagen, als die Reichsversammlung noch in nicht allzu geschwächter Anzahl in Frankfurt tagte, als noch ein Schimmer von Hoffnung war, daß von ihr rettende Maßnahmen ausgiengen, d. h. nicht solche, die für diesen Aufstand eingriffen, wohl aber solche, die zu seiner Rückführung in geordnete Verhältnisse die Kräfte solcher Staaten in Anspruch nahmen, welche die Reichsverfassung anerkannt hatten, um dann aus diesen Staaten eine starke Gruppe reichsverfassungstreuer Länder und so einen Kern des Widerstands gegen die absolute Restauration zu bilden: damals erinnere ich mich, mit Fröbel über diesen Aufstand gesprochen und ihm gesagt zu haben, das Parlament dürfe sich durch die Zweckwidrigkeit desselben nicht abhalten lassen vom Handeln, denn wenn eine Nation aufs äußerste gebracht sei, so breche dies Gefühl des Unerträglichen, passend oder unpassend, eben bei dem lebhaftesten Volksstamm aus. Allein ich folgerte daraus nicht, das Parlament solle positiv teilnehmen, sondern ich folgerte die Notwendigkeit der eben bezeichneten Stellung. Es geschah nichts, keine verfassungstreue Macht verbesserte diesen Fehler des Parlaments und nahm die Regelung der badischen Zustände in ihre Hand; der nach Stuttgart verpflanzte Rest gieng auf meine und anderer Anschauung: „Baden mit der einen Hand züchtigen, mit der anderen schützen, zu diesem Zweck sich zunächst mit der württembergischen Regierung in Verbindung setzen", nicht ein und scheiterte so an der Verkehrtheit des badischen Aufstands mit, weil er sich seiner *positiv* annehmen wollte. Die württembergische Demokratie hielt kein Mensch ab, Baden zu Hilfe zu eilen. Sie hat es unterlassen, weil sie selbst ein richtigeres Gefühl von der Verzwicktheit dieses Aufstands hatte, als sie sich und andern gesteht.

Es begann nun, wie es irgendwo geistreich gesagt ist, das Würfelspiel der Fürsten um den Rock des Gerechten, den sie gekreuzigt, des Nationalwillens. Zusehen und machen lassen schien zunächst der einzig mögliche Standpunkt. Sie sind hintereinander, überlaßt sie

der Reibung der dynastischen Interessen, laßt die Dialektik der inneren tatsächlichen Ironie dieser Reibung sich zutage fördern und den Beweis liefern, was durch Vereinbarung, hätte sich die Reichsversammlung darauf eingelassen, herausgekommen wäre! Dies schien das einzige, was sich denken und sagen ließ. Was der Reichsverfassung noch am nächsten kam, das Angebot der Dreikönigsverfassung, auch dies schien der gerechte, tiefgekränkte Stolz der Nation aus den Händen der Kabinette nicht annehmen zu können. Die letzten Handlungen der preußischen Regierung hatten mich so empört, daß ich in jener letzten Sitzung des Parlaments in Stuttgart, worin ich der Wahrheit die Ehre gab und gegen die eigene Partei offen und ehrlich Opposition machte, Worte der tiefen Entrüstung gegen Preußen sprach.

Aber das Leben ist unerbittlich. Wer Willen hat, muß Partei nehmen, muß wählen; mag unter allem Wählbaren auch nichts rein und das, was deiner Überzeugung am nächsten kommt, nur das weniger Unreine sein, du mußt handeln, du mußt wählen! Wenn der Dreikönigsbund auf die kleinen Staaten beschränkt blieb, die ihm bis zum Herbst 1849 beigetreten waren, wenn die vier Königreiche den Einflüssen Österreichs folgten, so lag auf flacher Hand die Teilung Deutschlands in zwei ungefähr gleiche Hälften.

Da uns die Gegner trotz allen klaren Gründen dies Wort unbesehen zurückzuschleudern belieben, so müssen wir einmal die Sache mit runden Zahlen ausmachen: denn, meine Herren Partikularisten, Ultramontane, jetzige Demokraten! Vieles ist gestürzt, aber Schmalzried steht noch fest, vieles ist zu den Schatten gesunken, aber Schmalzried ist noch eine Tatsache.

Nehmen wir für die Bewohnerzahl Deutschlands die gewöhnlich angenommene Zahl von 45 Millionen. Eigentlich beträgt sie (nach den letzten Zählungen, wie sie der Gothaische genealogische Hofkalender für 1850 gibt) 44562432. Für den Zuschlag nehmen wir auch die zum Deutschen Bunde gehörigen Länder Österreichs, welche 11 893 182 Einwohner zählen, höher, nämlich zu 12 Millionen. Die 12 Millionen sind etwas mehr als ein Vierteil dieses Ganzen. Die Sachen stehen also in Deutschland so, daß ein Bruchteil, der etwas mehr als ein Viertel ist, das übrige Ganze hindern will, sich als Ganzes zu konstituieren, und zwar auf die gegenwärtig einzig mög-

liche Art, die Anlehnung an den stärksten rein deutschen Staat. Diejenigen, welche für diese Konstituierung kämpfen, wollen nun zum Besten des Ganzen diesen Bruchteil fahren lassen. Ihre Gegner nennen dies Entzweireißung, und während sie dies so nennen, wirken sie mit, daß zu diesem Viertel Bayern mit 4½ Millionen, Hannover, Sachsen, Württemberg, jedes mit mehr als 1½, im ganzen mit etwa 5 Millionen Einwohnern hinzufallen: dies beträgt mit Österreich 21½ Millionen, also beinahe die Hälfte. In aller Welt aber nennt man Entzweireißung nicht, wenn von ¹/₄ ¼ wegfällt, sondern wenn davon ³/₄ — nicht wegfallen, sondern als Gegenbund, um den Riß recht unheilbar zu machen, gegenübertreten. Dahin nun arbeiteten die Demokraten, wiewohl ihre Absicht nicht auf diese Wirkung gieng, mit den Partikularisten, Ultramontanen, Absolutisten zusammen. — Die württembergische Demokratie meinte allerdings zunächst, Württemberg inmitten des Kampfes zweier Großmächte um Deutschland neutral halten, mit einer Fülle sicherer Freiheit ausgestattet, gleichsam in Branntwein aufbewahren zu können für die Zeit einer neuen großen Nationalbewegung. In ihrer Verblendung wollte sie nicht sehen, wie sie der österreichischen Partei in die Hände arbeitete, ja sie gefiel sich in der vermeintlich staatsmännischen List, zu tun, als meine sie es diesmal besonders gut mit der Krone! Vergeblich bewies man ihr, daß Württemberg in dem Augenblick, wo es nicht zu Preußen halte, unter Österreichs Einfluß falle, daß es, wenn ja doch der Anschluß an die Dreikönigsverfassung der Regen sein solle, in die schlimmere Dachtraufe von Österreichs erneutem Bundespräsidialgelüste gerate, vergeblich fragte man, wie sie denn die Möglichkeit einer Neutralität beweisen wolle: auf diese Grundfrage bekam man keine Antwort . . .*).

Bei diesem Anblick war es nicht möglich, auf dem kontemplativen Standpunkte zu bleiben, es war nicht möglich, sich der Wahl unter dem, was der Tag bot, zu enthalten; man mußte sich entscheiden, man mußte das mindere unter zwei Übeln ergreifen. Ich schrieb den Artikel „Zur deutschen Frage. Ein Wort an die Volkspartei in Württemberg von einem Württemberger" in die „Deutsche Zeitung" (22. September 1849)**). Der Beobachter warf mir „die Resignation der Windfahne" vor. Mein Bruch mit einer Partei, deren geistigem

*) S. S. 58f. **) S. S. 47—56.

Kern ich trotz seiner Protestation treu zu sein behaupte, ward vollendet. Der alte Unmut über die Koalition der Demokraten mit Schwarzgelben und Ultramontanen, die jetzt überdies zu einem kulposen Zusammenwirken mit der Hofpartei wurde, stieg wieder in mir auf. Unsere Demokraten entsetzten sich über das Interim: das sei ja der helle alte Bundestag! Ei warum denn nicht? Ihr habt es ja so gewollt! Preußen mußte mit Österreich das Interim abschließen, weil durch das Ausbleiben der Königreiche, das notwendig ein Hinfall derselben zu Österreich war, statt eines großen selbständigen Körpers mit einem Nebenkörper, der, selbständig in einer andern Bahn, mit jenem in eine Union treten sollte, zwei in einer und derselben Sphäre Selbständigkeit behauptende, ungefähr gleich starke Körper sich bildeten; und das war euch ja ganz recht und lieb, ihr triumphiertet ja über das Mißlingen der Einigung auf der rein deutschen Seite! Das Interim schloß indessen manchem die Augen auf. Das Chaos der öffentlichen Meinung in Württemberg begann sich zu lichten, wer eine Überzeugung hatte, durfte nicht untätig bleiben. Ich beteiligte mich bei der Tübinger Erklärung für den Bundestag und fehlte nur zufällig in Plochingen.

Eben da diese Bewegung im vollen Zuge war, schlug sie die Nachricht von den königlichen Propositionen in Berlin und von der Zustimmung der Kammer zu ihrem wesentlichen Inhalt nieder. Es ist wahr, daß es nunmehr moralisch unmöglich war, weiter zu gehen. In jenen Tagen, da die deutsche Idee in Preußen zum erstenmal ernstlich zündete, da ein neuer sittlicher Ernst aus den Vertretern des preußischen Volks und den Organen der Regierung sprach, durfte man das Alte vergessen. Vertrauen bei soviel Würde war keine Schande. Aber *nach* diesem letzten Aufschwung durfte keine neue Täuschung folgen. Es war zuviel, die moralische Springfeder war zerbrochen, und so hat Preußen ja auch seither nichts versäumt, was dazu wirken kann, den Staat, den das Bedürfnis der Einheit an Deutschlands Spitze ruft, gegenüber dem gleichzeitigen Freiheitsstreben, auch dem gemäßigtsten, zu depopularisieren. Aber unsere Gegner sollen nur ja nicht meinen, sie dürfen über diesen kalten Schlag triumphieren! *Wir* haben uns dahin gewendet, wo etwas versprochen, etwas angeboten war; *ihr* habt euch dahin gewendet, oder in eurem Eigensinn nicht merken wollen, daß man euch da benutzt, wo nichts

versprochen, nichts angeboten war. Wir haben gewußt, daß von dort abermals Täuschung ausgehen könne, aber wir haben wagen müssen, und wer da wagen muß, der wagt doch lieber den Tritt über ein schwankes Brett als den Sturz in den reinen, klaren Abgrund wie ihr, denn euer Österreich hat euch nie auch nur den Schein eines Pfahls über den Abgrund gelegt. Das italienische Volk ist auch von Sardinien um seine Hoffnungen getäuscht worden, und dennoch gereicht es seinem Verstand und Willen zur Ehre, daß es sich an den best organisierten, militärisch stärksten seiner Staaten anschloß und die demokratischen Wünsche dieser Notwendigkeit nachsetzte. Dies war, trotz dem schlechten Erfolge, politisch gehandelt.

Die Dinge liegen nun in Deutschland so, daß alle Parteien, deren Gedanke ein produktiver war, gleich gekränkt, in gleichen Schiffbruch gestürzt sind und nur die Parteien, die für das Tote begeistert sind, triumphieren. In dieser gemeinsamen Verzweiflung sollte uns eigentlich die Trauer versöhnen. Aber wir wären keine Deutschen, wenn wir nicht selbst im Grabe noch uns balgten. Wenn die Parteien müde sein werden, einander ihre Irrtümer aufzurechnen, so wird der letzte Vorwurf noch der sein, daß wir gegen die Ehre einer Nation gehandelt haben, indem wir von der Hand, die soeben eine Krone zurückgestoßen, weil sie vom Volke kam, ein Anerbieten nahmen. Ich schließe meinen Bericht mit der Antwort auf diesen Vorwurf.

Ich gehe aus von der besonderen Stellung der Parteien in Württemberg. Die Gegner werden nicht leugnen, daß hier die Stellung unserer alten Opposition immer als eine ehrenvolle betrachtet wurde. Die innere Verfassungsfrage Württembergs kann im jetzigen Augenblick nicht, wie früher, der Inhalt dieser Opposition sein; denn in dem Moment, wo die Großmächte mit so starker Hand übergreifen, steht jede Gestaltung des Innern eines kleinen Landes rein auf dem Sande, und es ist kein großer Unterschied, ob wir das Stückchen Zucker in dem Augenblick, wo es ins Wasser sinkt, rund oder viereckig machen. Allerdings ist es Pflicht, auch aufs Ungewisse hin in der innern Verfassung des einzelnen Vaterlands zu retten und zu befestigen, was immer möglich. Aber die höhere Pflicht für jeden, der nicht haltlos frei sein will, gleichgültig wo, ist die Einheit des großen Vaterlands. Tyrannei ist hart, aber

weit nicht so hart als die Schmach, keine Nation zu sein. Die alte Opposition hatte an der deutschen Frage ihren neuen Inhalt bekommen. Für den Anschluß an Preußen sah man ihre alten Kerntruppen sich zusammentun und mit einer Schar von Kämpfern sich vermehren, denen selbst der Haß keinen Flecken anheften kann. Die Gegner müssen zugeben, daß hier keine Orden zu verdienen waren, und daß da nicht Schande blüht, wo man redlich, offen und bestimmt der Regierung gegenübertritt. Allein, war es nicht gegen die Nationalehre, die preußische Hand zu fassen? Hierauf antworte ich: wir haben nicht gefaßt die Hand des Fürsten, dem das deutsche Volk seine bittersten Enttäuschungen verdankt, sondern die Hand des preußischen Volkes, der Besten des preußischen Volks. Die Erfahrung der letzten traurigen Zeit hat schlagend genug gezeigt, daß der Süden nicht vorwärtskommt ohne den Norden. Wir müssen auf unsere norddeutschen Brüder warten. Sie haben uns im Stich gelassen, als wir einer großen Bewegung bedurften, die vom Norden ausgieng; aber was hilft die Empfindlichkeit? Wir müssen eben doch auf sie warten. Die politisch Fortgeschrittenen unter ihnen wissen, daß die schweren Füße Preußens durch den Beitritt des lebhafteren, politisch entwickelteren Südens Flügel an die Sohlen bekommen müssen. Wir wollten es wagen, den Norden mit der regeren Kraft des Südens zu multiplizieren; wir wollten — nicht von einer Krone, sondern von den Stämmen des Nordens die dort entwickeltere Kraft der straffen, einheitlichen Organisation entlehnen und vom Süden das feurige Fluidum des Freiheitsdranges hinzugeben; wir wollten den Doriern die Jonier gesellen; wir fürchteten nicht die Auflösung des Stückchens Zucker, denn wir wußten, daß es dem Wasser im Pokal zerfließend seine Süßigkeit mitteilt. Ein Regent unter den Einflüssen einer finstern Partei schlug unsere Hoffnungen, aber auch die Hoffnungen der Besten seines Volkes nieder. Wir haben ehrlich gewagt und ehrlich verloren. Ob die Agitation für den Anschluß an den stärksten rein deutschen Staat unter günstigern Umständen zu der Kraft angeschwollen wäre, welche mit dem Beitritt Württembergs und dem Beitritt anderer Staaten, den er nach sich ziehen mußte, aus dem Erfurter Parlament eine starke Macht, aus dem schwächlichen Keime, der jeden Tag neu zu zerfließen droht, einen großartigen Kristal-

lisationskern zu bilden fähig war — keine menschliche Seele weiß es. Die deutsche Frage schwankt ungewiß zwischen den unheimlichen Netzen der Intrige. Darf ich das Bild der Zukunft aussprechen, das vor mir schwebt, so ist es dieses: die erste deutsche Reichsversammlung meinte eine Realität zu sein und war nur ein Symbol. Dieses Symbol wird aber selbst wieder eine Realität werden; was in dem geistigen Bilde seiner Ideen, Verhandlungen, Beschlüsse machtlos vorgezeichnet ist, das wird die Geschichte in dem breiten Gemälde der Wirklichkeit, im langen Nacheinander der Zeiten und Tatsachen nachbilden. Wie in jener Versammlung der Gedanke, die deutschen Stämme Österreichs für Deutschland zu gewinnen, nach langem Kampf unterlag, so wird es die Wirklichkeit auf allen Wegen versuchen, ein Deutschland mit Österreich zu bilden, bis endlich die Erfahrung mit ihren Bitterkeiten zeigen wird, daß es vergeblich ist. Wie endlich dort mühsam der Gedanke durchdrang, eine monarchische Einheit unter Preußens Leitung zu bilden, so wird die Macht der Verhältnisse diesem größten rein deutschen Staate seine Rolle in die unentschlossene Hand drücken, und das zu später Resignation genötigte Widerstreben süd- und mitteldeutscher Abgeordneter wird sich wiederholen in der Unmöglichkeit für ihre Staaten, sich einem Gesetze der Geschichte in die Länge zu entziehen. Sie werden sich der Notwendigkeit einer offen ausgesprochenen (nicht wie im Fürstenbund heimlich schleichenden) Beschränkung ihrer Souveränität unterwerfen müssen. Endlich aber wird durch die Macht der Geschichte diese Beschränkung zu einer Auflösung in eine Souveränität werden. Dann jedoch, wann dies vollendet sein wird, wird die Geschichte noch weiter nachbildend zurückgreifen, die symbolisch vorgezeichnete Skizze der Kämpfe des Parlaments rückwärts noch weiter verwirklichend aufrollen: die Zeit wird kommen, wo die zwei Gruppen, Österreich und Deutschland, in eins zusammenfließen und die Gedanken der großdeutschen Partei, dann unbeschadet der Einheit, zur Tatsache werden. Und noch weiter: die Zeit wird kommen, wo der analytische Gang der Geschichte die Idee der republikanischen Minorität zur Wahrheit macht, jener Minorität, von welcher ein Teil den großen Fehler begieng, mit dieser Idee unzeitig hervorzustürzen: schlechte Mythologen, die nicht bedachten, daß zwischen dem Polytheismus und der

immanenten Religion die breite Übergangsstufe des positiven Monotheismus liegt. Dieser Gang ist ein so weit aussehender, daß die jetzigen Generationen wohl kaum seinen ersten bedeutenden Schritt erleben werden. Bis auch nur die monarchische Einheit eine Tatsache ist, werden wir längst zu unsern Vätern versammelt sein, und uns ist das Schwerste auferlegt, was dem Patrioten auferlegt werden kann: zu verzichten auf die Hoffnung, daß wir das schwache Reis, das wir pflanzen halfen, noch als Baum sehen sollen. Uns bleibt nur der Glaube; glücklich, wer sich den nicht nehmen läßt! Dieser Glaube ist keine Illusion. Die Geschichte hat ihren Chemismus, ihr logisches Gesetz, und daraus folgt, daß das unklare Durcheinander von Monaden ungleicher Größe, die man mit dem Namen Deutschland bezeichnet, einem Wirbel, einem Gärungsprozeß verfallen muß, der sie in eine Monade auflöst, und zwar vorerst ohne Mitwirken des Volkes. Diese kann erst dann wieder eintreten, wenn der Boden durch diesen tatsächlichen Prozeß gelockert, gepflügt ist für die Saat eines organisierenden Körpers von Volksvertretern. Einen solchen Boden fand das erste deutsche Parlament nicht vor, und würde heute ein neues berufen, es könnte nur der alte Hader: Direktorium oder Erbkaiser? wiederkehren und mit einem unmächtigen Beschlusse enden. Zu jenem großen Gesetze einer innern Logik der Geschichte dürften wir nur dann kein Vertrauen haben, wenn wir an der Lebensfähigkeit der Nation verzweifelten, denn nur im toten Körper stockt der organische Prozeß. Ich aber glaube umgekehrt: die deutsche Nation fängt, als Nation, erst jetzt an zu leben. Andere Völker waren entweder nur Kulturvölker oder nur politische Völker, oder zuerst dies, dann jenes; das deutsche Volk, wenn ich den Sinn seiner Geschichte nicht ganz mißverstehe, soll ein politisches Volk erst werden, nachdem es lange genug ein bloßes Kulturvolk gewesen. Der politische Gedanke, der Gedanke der Organisation zur nationalen Einheit hat in ihm gezündet, er wächst, und keine Macht der Erde wird ihn mehr unterdrücken können. (Manuskript vom Winter 1849/50.)

Die Aussicht ist falsch: nicht auf organischem, sondern nur auf chaotischem Wege kann es anders werden.

(Nachschrift vom Sommer 1850.)

Politische Aphorismen.

Kein Volk tritt in der Geschichte auf, das bei gesundem Leibe, unverfault von innen, ungeschlagen von außen, mit einer Wehrkraft, womit man den Teufel aus der Hölle holen könnte, ja so eben siegreich, auf sich mit Füßen herumtreten läßt, wie die Deutschen in ihrer Hunde-Untertänigkeit gegen Rußland und alle europäischen Mächte, in dem Verrate Schleswig-Holsteins. Das Maß unserer Schmach ist voll, sie stinkt zum Himmel.

*

Hier muß der Gemäßigste blutrot werden. Das Volk hat viel gefehlt und verbrochen, aber es hat Sinn gehabt für die Ehre der Nation. Die Linke in Frankfurt hat viel gefehlt und verbrochen, aber sie hat den Malmöer Waffenstillstand nicht genehmigt. Eigentlich sind alle politischen Fragen zugleich Charakter- und Verstandesfragen, aber es gibt auch reine Charakterfragen. Eine solche war jener Waffenstillstand, als er der deutschen Reichsversammlung vorlag. Wenn man alle Gründe und Gründchen abgezählt und herausgebracht hatte, daß man genehmigen müsse, so befand man sich erst am Anfang der Frage. Wenn die Reichsversammlung nicht die Macht hatte, einem Verwerfungsbeschluß Folge zu geben, so war ein solcher Beschluß ihr Sturz; dann aber starb sie mit Ehren, nicht, wie nachher, mit Schande, da sie zerfloß wie die Schneeflocke in der Pfütze. Dies Wagen war eben auch klug: denn ein solcher Tod mit Ehren hätte sehr wahrscheinlich der deutschen Revolution, die eben im Zuge war, an der Voranstellung der Freiheitsfrage vor die Frage der Einheit und Ehre der Nation zugrunde zu gehen, schnell die Wendung zu ihrem wahren Ziele gegeben. Und so sind freilich die reinen Charakterfragen als solche eben auch Klugheitsfragen.

*

Die Reaktion beutet jetzt mit unbegrenzter Rache die Fehler des Volkes, namentlich das teilweise Übermaß der Freiheitsforderungen aus. Da wäre aber noch Hoffnung, daß es einst im Wege des organischen Kampfes besser würde. Aber die dynastische Eigensucht in ihrem Ränkekampf gegen die Gestaltung der Einheit und dazu

diese neueste Schmach nach außen zerstört eine solche Hoffnung. Dieser Same wird und muß als furchtbare Revolution aufgehen.

*

Ja, es ist wahr, daß jeder Freund seines Volkes die Revolution auf das Äußerste abzuwenden suchen muß. Denn sie vollzieht sich durch die empörten Massen, durch den Fanatismus, der aus verwirrten Begriffen erzeugt wird, sie unterscheidet nicht, und steigt sie einmal bluttriefend herauf, so werden mit den Köpfen der Bösen auch die Köpfe der Guten fallen, die Maß und Besinnung und Gerechtigkeit wollen. Aber wie immer — hier ist keine Hilfe: wer die Ehre seiner Nation verrät, dem sollen die Raben am Bach die Augen aushacken!

*

Die Ehre der Nation verraten, heißt Blut und Wut säen.

Der elendeste Russe genießt die Ehre, einem mächtigen und stolzen Staate anzugehören; der edelste Deutsche trägt das dreischneidige Schwert der Schmach seines Vaterlandes in der Brust.

*

Der Durchbruch, wenn er kommen wird, wird zuerst falsche Wege nehmen, man wird die Bewegung nicht dahin richten können, was in Deutschland unter allem zuerst zu tun ist: zur Gestaltung der Einheit. Die entfesselten Massen und der abstrakte Freiheitsgeist ihrer Führer wird für das Individuum einen Spielraum der Willkür verlangen, bei dem keine Regierung möglich ist, am wenigsten eine republikanische. Trotzdem wird diese Bewegung die Tenne fegen. Krieg von allen Seiten wird dann die kriegerische Gewalt entbinden, aus dieser aber, so Gott will, ein großer Mann herauswachsen, der uns durch Despotie die Einheit gibt, innerhalb welcher dann die Enkel die vernünftige, die konkrete Freiheit schaffen können.

*

Das Unglück des strebenden Teils im deutschen Volk, daß er in eine Freiheitspartei und Einheitspartei getrennt ist, läßt sich in folgender Formel ausdrücken:

Gesetzt der Fall: die Lage der Dinge ist so geworden, daß ein genialer Haudegen es in der Hand hat, Deutschland zu regieren, d. h. alle Fürsten fortzujagen und sich obenauf zu setzen.

Verhandlung.

Der Haudegen: Ich schmeiß all eure Fürsten zusammen und pauk euch gegen alle Nationen heraus und regier euch dann als Monarch; aber mit dem allgemeinen Wahlrecht kann ich's nicht.

Die Demokratie: Der ist ein Verräter, das allgemeine Wahlrecht geben wir nicht auf.

Die Einheitspartei: Seid doch vernünftig, die Freiheitsrechte könnt ihr euch schon wieder holen!

Die Demokratie: Nein, wir geben nicht nach.

Schluß: Die Fürsten bleiben, und die Demokratie erhält weder allgemeines Wahlrecht noch eine Einheit Deutschlands.

*

Drama in einem Wirtshaus.

Demokrat: Kellner! Zu essen!

Kellner: Was wünschen Sie?

Demokrat: O Sie erbärmlicher Doktrinär, zu essen!

Kellner (bringt ihm einen verstunkenen Hundsknochen. Er würgt und krepiert daran).

Nutznießung: so geht es den Leuten, die da rufen: kein Preußen, kein Österreich, ein einiges Deutschland! Und den verachten und verleumden, der etwas Bestimmtes denken will.

*

Die deutsche Revolution hat das große Unglück gehabt, mit der Einheitsfrage, die eine speziell deutsche ist, zu kommen, als von anderer Seite längst die Idee des Vernunftstaates erstarkt war, die den mythischen Lehnsstaat, Adelsstaat (der Monarch ist das Sublimat des Adels) zu stürzen sucht. Darüber vergaß man, daß Deutschland froh sein müßte, wenn es nur zuerst als Ganzes ein Lehnsstaat wäre und daß erst lange nachher für uns die Frage des Vernunftstaates ans Brett kommen kann. (Manuskript vom Sommer 1850.)

Unpraktische Aphorismen.

Der deutschen Nation sind auf unbestimmte Zeit die Hände völlig gebunden. Sie kann nicht mithandeln in ihrer eigenen höchsten Angelegenheit. Sie muß alle Schmach vorerst auf sich liegen lassen. Der Einzelne hat Zeit zu Betrachtungen. Praktisch können diese nicht sein, denn unmittelbar kann der Einzelne noch weniger gegenwirken als die Nation. Aber Gedanken können ein Bach werden, der dem Strome zufließt und ihn verstärkt, daß er seinerzeit den Damm durchbrechen kann.

*

Die deutsche Revolution ist vorerst erlegen an der Doppelheit ihrer Aufgabe. Andere Völker hatten die Einheit und erkämpften die Freiheit. Die deutsche Geschichte hat eine Lücke: es hat der Despotenwille gefehlt, der anderen Ländern mit energischer Hand die Einheit gab in einer Zeit, da die Freiheitsidee noch nicht hervorgetreten und daher der einheitbildende Despotismus erträglich war. Diesen Prozeß sollte die deutsche Revolution nachholen. Die Nation sollte die Einheit schaffen und die Freiheit zugleich.

*

Dies kann nicht zugleich geschehen. Die Einheit ist zentripetal, die Freiheit zentrifugal. Die Nation hat sich in die Einheitspartei und in die Freiheitspartei gespalten und dadurch ist sie den Feinden der Einheit und Freiheit erlegen.

*

Die Freiheitspartei will, so sagt und glaubt sie, auch die Einheit; die Einheitspartei will auch die Freiheit, kann aber zu diesem Zwecke sich aufschiebend verhalten und ihre Forderungen in dieser Beziehung sind durch den Wunsch, eine starke Regierung für das Ganze zu schaffen, gemäßigt. Jene glaubt dieser nicht, daß sie ihrer Zeit die Freiheit zu retten gedenkt; diese glaubt, daß jene das Vaterland um die Freiheit gäbe. Beide hassen sich mehr als den gemeinschaftlichen Feind.

*

Die deutsche Revolution war in erster Linie Freiheitsrevolution: Preßfreiheit, Vereinsrecht usw., darum handelte es sich. Der Mangel an Einheit ist zugleich Grund des Mangels an Idee der Einheit. Der Einheitsgedanke stand, unklar, in keiner bestimmten Form gedacht, in

zweiter Linie, kam hintennach. Er konnte auch nicht hell sein, denn, ihn klar zu denken, setzt einen gelockerteren Boden der Tatsachen voraus.

*

Der große Hauptfehler der Reichsversammlung war nur ein Widerschein des innern Mangels der Revolution, schließlich der Nation. Sie hat die Zeit mit den Grundrechten zugebracht, während die Reaktion erstarkte, weil sie der Ausdruck und Abgesandte einer Freiheitsrevolution statt einer Einheitsrevolution war.

*

Wenn sie diesen Fehler auch nicht gemacht, sondern alsbald sich eine bewaffnete Macht gesammelt hätte und an die Verfassung geschritten wäre, so hätte dies doch nichts genützt, denn unter allen denkbaren Formen einer Reichsregierung war keine möglich. Man gehe sie durch: Republik, Wahlkaiser, Erbkaiser, Direktorium. Sollte die erste möglich sein, so hätte, um sonst nichts zu erwähnen, mindestens eine ganz andere Art von Revolution vorausgegangen sein müssen. Der zuerst gewählte Kaiser gehörte entweder einer von beiden Großmächten an, und dann gehorchte ihm die andere nicht, und an ihren Ungehorsam hiengen sich auch die Mittelstaaten; oder er war aus einem kleinen Regentenhause, persönlicher Eigenschaften wegen gewählt: dann brauchte es, um ihm Gehorsam von irgend einem der Größeren zu verschaffen, ebenfalls eine stärkere Revolution, wie sie ein beratender Körper nicht machen kann, ja eine ebenso starke, als es bedurft hätte, um einen Bürger zu wählen. Erbkaiser? Preußen war damals so absolut unpopulär, daß es in dieser ersten Zeit der Reichsversammlung eine moralische Unmöglichkeit war, und an eine andere Macht hat man bei dieser Idee doch ernstlich nicht gedacht, Österreich schien ohnedies der Auflösung nahe. Das Direktorium konnte nicht beschlossen werden, weil die Einheitsidee, obwohl nicht positiv klar, doch stark genug war, um zu erkennen, daß drei oder mehrere notwendig divergierende politische Willen keine Einheit geben. Hätte man sich mit dieser Vielheit statt der Einheit doch begnügen wollen, so wäre unter den Direktoren der Kampf um die größere Macht angegangen, und er hätte sich nur beigelegt, um die Volksvertretung zu vernichten, die neben einer vielköpfigen Spitze ohnedies Null ist.

*

Die Wirren seit dem Rückgange der Volksbewegung sind der Kommentar zu der Unmöglichkeit einer wahren Einheit, solange die Vielheit der Fürsten, insbesondere die Zweiheit der Großmächte besteht, sie sind die ins Reale übersetzte Debatte über das Oberhaupt. Sie sind nützlich, denn sie sind belehrend für die Zukunft und lockern den Boden.

*

Die föderative Form der Vereinigung kann, wo die zu vereinigenden Staaten monarchisch sind, nie etwas anderes sein als ein Bund der Fürsten gegen die Völker.

*

So tief die Wirren des jetzigen Fürstenkampfes um die Herrschaft über Deutschland in der Sache begründet sind, so war doch mit dem Betriebe der Leidenschaften und Ränke einiger Anstand vereinbar, einige Rücksicht auf die Ehre Deutschlands, auf die verfassungsmäßigen Rechte der Einzelstaaten. Beides wird so mit Füßen getreten, die Kriecherei gegen Rußland, der Verrat an Schleswig, die Mißhandlung und Aussaugung Hessens ohne jeden auch nur entfernten Schein des Rechts, das sind Handlungen, die jeden menschlich fühlenden Nerv so tief empören, daß dagegen alle Wühlereien der Revolutionäre unschuldig erscheinen. Während Bayern dazu seine Soldaten hergibt, dringt es in Dresden auf Volksvertretung bei dem Bunde. Welch ein Verhältnis zwischen Wort und Werk!

*

Versprechen und nicht halten, Verfassungen oktroyieren, zurücknehmen, umoktroyieren, beschwören, daß man sie in Hoffnung, sie nicht halten zu müssen, halten wolle, bei aller Ehre beteuern, einem Entschluß treu zu bleiben und ihn sofort aufgeben, ein ganzes Volk in die Waffen rufen, um es heimzuschicken, sich zu ergeben und dann dieselben Soldaten gegen denselben Teil des Vaterlands schicken, für den sie kurz vorher gefochten: diese und die Menge ähnlicher Erscheinungen müssen im Volke alles Vertrauen, daß in der Menschheit noch etwas fest und zuverlässig sei, vernichten. Man hat nicht recht, von Entsittlichung des Volkes zu sprechen, wo man dies Bild der absoluten Frivolität von oben gibt. Die Früchte werden aufgehen.

*

In Rußland schlägt man auf das Volk mit der Knute, schlägt aber doch in dieser Stellung zugleich nach hinten mit gesporntem Stiefel

aus gegen alles, was der Macht und Größe des Staates im Wege steht. In Deutschland bietet man, indem man sich bückt, das Volk am Boden zu halten, das Hinterteil dem Ausland hin, und jeder darf darauf schlagen. Aber diese Schläge treffen ja auch das Volk, Deutschlands Ehre ist seine Ehre, es addiert sich mit den anderen Schlägen.

*

Kein Freund des Volkes kann eine Revolution wünschen, aber man kann die Besten dahin bringen, daß sie einer solchen, wenn sie ausbricht, nicht mehr in die Zügel zu fallen Lust haben. Sie wird verkehrte Wege gehen, aber aus dem Chaos kann sich etwas bilden, kann eine einheitschaffende Kraft erstehen.

*

Dies sind Vorstellungen. Es gibt jetzt kein politisches Programm mehr, kein bestimmtes Ziel, wohin man die Kräfte weisen, keine Form, in die man sie fassen kann. Dahin sind wir gekommen, daß ein dunkles, nächtliches Phantasiebild mit einem schwachen Schimmer von Morgenrot die einzige Politik ist. Oder weißt du etwas Besseres?

*

Es gibt immer noch Leute, welche einen politischen Gedanken auszusprechen meinen, wenn sie auf die Sünden der deutschen Demokratie in den letzten Jahren schelten. Diese leugnet kein vernünftiger Mensch, aber ein Urteil über dies Vergangene ist noch lange nicht auch nur ein Anfang von einem Begreifen der Gegenwart und einem Blick in die Zukunft. Jenes Urteil haben und aussprechen ist eine altmodische Sache, eine alte Mucke; seit diese geflogen, ist manches Wasser den Bach hinunter, aber auch, als sie eben noch flog, war das Aussprechen einer Tatsache noch nicht entfernt ein Denken. Wer sich dabei aufhält und dadurch sein Tun bestimmt, der handelt wie ein Mann, welcher in dem Augenblick, wo ihm einer den Arm abschlägt, auf einen anderen schimpft, der ihm vor Jahren aufs Hühnerauge getreten. Wer irgend fähig ist, zu lernen, hat über den neuen Erfahrungen aufgehört, sich mit dem Hasse der sogenannten Demokratie zu beschäftigen. Diese Erfahrungen haben vielleicht die providentielle Bedeutung, allen nicht absolut harten Köpfen beizubringen, daß man sich mit Anderem zu beschäftigen hat und daß es

sich nur fragt, wie man dem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber eine wirkliche Majorität schaffe.

*

Ist also Gras gewachsen über den Torheiten der Demokratie, so folgt daraus für sie kein Freibrief, sie zu vergessen. Sie zuerst hat zu lernen, und sie hat es noch nicht getan; sie haßt noch heute den, der sich einst nicht den Kopf verrücken ließ, mehr als den, der am liebsten alle freien Köpfe abschnitte.

*

Alle Parteien (außer den reinen Verehrern der Verwesung) sind jetzt gleich gekränkt, mißhandelt, empört. Es hat vielleicht nie für ein Volk eine Zeit gegeben, wie sie jetzt in Deutschland ist, wo die ganze Nation in allen großen Fragen anders denkt und fühlt als ihre Regierungen, ja das Denken und Fühlen (?) dieser absolut verwirft. Einen so unsittlichen Zustand hat die Welt noch nicht gesehen; in der versunkensten Zeit des römischen Kaiserreichs war das Volk nicht in allen Fragen mit der Regierung zerfallen, es war Sklave, aber es war ein nach außen mächtiges Ganzes.

*

Dabei muß das deutsche Volk alle sein Kräfte zur materiellen Stütze des verabscheuten Systems hergeben, um von ihm die Lehre von der reinen Gewalt zu empfangen. Es wird sich diese Lehre merken. Die Gewalt kann ihre Träger wegtun. Und da der Wortbruch und die Frivolität zugleich die schlimmste Lehre vom Gebrauche der Gewalt ist, so wird dieser Gebrauch diesseits sich leider auch danach richten.

*

Ein Volk ist verantwortlich für seine Schmach, d. h. es nützt nichts, zu sagen, man müsse das Volk von den Regierungen unterscheiden, denn das Ausland sagt mit Recht: taugtest du, Volk, etwas, so müßten auch Männer aus deinem Schoß erstehen, welche dir Achtung verschaffen. Wenn nun ein Volk nicht auf dem Wege der natürlichen Zeugung sich die Männer schaffen kann, die ihm zur Macht und Ehre verhelfen, so muß es als ganzes Volk einstehen und für den fehlenden Mann, den es nicht zeugen konnte, eintreten. Solang weder jenes noch dieses geschieht, verachtet man es mit Recht selbst in China.

*

Die Exekution in Holstein, eine Tat, worüber sich die Haare sträuben und die man dem Teufel in der untersten Hölle nicht glauben würde, wenn man sie nicht mit Augen kommen sähe, wird noch nicht das Äußerste sein. Es geht dann an die Verfassungen der einzelnen Länder usw. usw.

*

Schleswig-Holsteins gutes Recht wird von den Regierungen Deutschlands, für das jenes edle Land gefochten, denselben Regierungen, die ihm früher beistanden, unnennbar scheußlich erdrückt, weil dort jetzt eine Statthalterschaft, größeren Teils aus Bürgern bestehend, regiert. Dies ist der einzige innere Grund dieser zum Himmel schreienden Handlung. Wäre Dänemark von einer Statthalterschaft und Schleswig-Holstein von einem König regiert, so würde Österreich und Preußen diesem beistehen, wenn er auch gegen Dänemark ebenso im vollen Unrecht wäre, als die Statthalterschaft im vollen, sonnenklaren Recht ist. Die Erdrückung gilt schließlich der niedrigeren Menschenrasse, sofern sie sich untersteht, Dinge vorzunehmen, die sonst nur die mythisch höhere, im Fürsten zusammengefaßte ausübt, insbesondere einen Krieg zu führen.

*

Es war nicht immer so und ist nicht überall so, daß dies Prinzip über jedes andere gestellt wird, daß Fürsten die Ehre, die Selbständigkeit, Macht und Größe des Vaterlandes gleichgültig wurde über dem Kampfe gegen die sogenannte Revolution, d. h. gegen jede Möglichkeit, daß die zweite, die ordinäre Rasse herauskomme. Es war und ist nur in Deutschland so; weil es zu viele Fürsten hat, geht alle nationale Regung schließlich gegen ihre Existenz, und über dieser Existenzfrage verschwindet ihnen alles Interesse, das sonst selbst die Brust blutiger Tyrannen hob.

*

Das eben ist das Spezifische, so noch nie in der Geschichte Dagewesene der deutschen Frage. In Deutschland handelt es sich zunächst nicht um die Frage: Monarchie oder Republik. Die deutsche Frage ist in erster Linie nur quantitativ, nicht qualitativ; allein die quantitative Frage ist um nichts weniger revolutionär als die qualitative. Sie wäre uns nicht notwendig, aber wir haben die Erfahrung gemacht, daß die Fürsten nimmermehr freiwillig ein Teil ihrer Souveränität abgeben, um die Einheit zu gründen. Dadurch ist das Einheitsstreben mit Gewalt zum revolutionären gestempelt.

Aber nicht nur dies: mit derselben Gewalt wird die quantitative Frage unaufhaltsam in die eigentlich qualitative zurückgetrieben. —

*

Man hat das Hingeben edler Provinzen Deutschlands an Frankreich als die äußerste Schmach angesehen. Das war eine Kleinigkeit gegen die Exekution in Holstein, die mit positiver Waffenmacht dem Feinde ein Stück des Vaterlandes unterwerfen hilft.

*

Österreich läßt verbreiten, es beabsichtige, ganz Dänemark in den deutschen Bund zu ziehen, namentlich „um der künftigen maritimen Entwicklung willen". Die österreichische Diplomatie hat sonst seiner gelogen. Die Selbstverstümmlung Deutschlands in Schleswig-Holstein ist, wie jedes Kind weiß, der Preis für die Hilfe in Ungarn, und der russische Gläubiger sollte dulden, daß der Zweck des Preises ihm genommen wird? Und der österreichische Schuldner wagen, so seine Zahlung wieder zurückzunehmen?

*

Gegen einen französischen Journalartikel über die schmähliche Abhängigkeit Deutschlands von Rußland hat die deutsche Reform geäußert, die Tatsache dieser Abhängigkeit sei zuzugeben, aber daran sei die Revolution schuldig. Es verhält sich zufällig umgekehrt: jene Politik der reinen Ertötung, deren sprechendstes Symptom das Zusammengehen mit Rußland war, hat die Revolution herbeigeführt. Als Mittel gegen die Revolution ergreift ihr also die noch stärkere Verfolgung der Politik, welche die Schuld der Revolution trug. Hat nun die russische Politik deutscher Regierungen, als sie noch einigermaßen verhüllt war, eine Revolution herbeigerufen, so muß die ganz unverhüllt sich Rußland unterwerfende Politik eine noch viel stärkere Revolution hervorrufen.

*

Wenn Preußen schlecht handelt an Deutschland, so handelt es im Widerspruch mit seiner Natur, wenn Österreich schlecht an ihm handelt, so handelt es in Übereinstimmung mit seiner Natur. Österreich kann kein deutsches und kein liberales Interesse haben, denn die Mehrheit seiner Völker ist nicht deutsch, ist barbarisch; Österreich hat keine Ahnung von dem, was deutsch ist, es fehlt ihm selbst das allererste Verständnis.

*

Die Bregenzer Verbindung wird außer Käppi, Tschako, Schleppsäbel, Verkürzung der Epauletten eines schönen Morgens für Württemberg noch die Folge haben, daß wir unser Blut verspritzen dürfen für den Besitz Italiens, also für die Hauptursache der dämonischen Politik Österreichs in Deutschland. Denn um seine italienische Besitzung zu halten, muß Österreich verhindern, daß Italien eins werde. Es muß also den Keil halten, der Italien in der Mitte spaltet, den Kirchenstaat. Es muß also päpstlichen Obskurantismus stützen. Es muß also denselben Geist, den Pfaffen- und Jesuitengeist in Deutschland halten und stützen. Dafür wird Württemberg, wenn es Österreich infolge der Unterstützung, die es bei den Mittelstaaten gefunden, gelingt, mit allen seinen Ländern in den Bund zu treten, noch seine Söhne in den Tod schicken dürfen.

*

Da dies alles in Österreichs Natur liegt, so setzt es also nur die bösen Stoffe seines Organismus in Wirkung, wenn es in Deutschland bös handelt. Preußen ist daher in tieferer Schuld gegen Deutschland. Jene Politik ist zu hassen, diese zu verachten.

*

Haß und Verachtung vereinigt, gibt Abscheu. Abscheu ist die Stimmung des deutschen Volkes.

*

Mindestens eine Generation wird hingehen, bis Deutschlands Genius rettend durchgreift. Wir müssen resignieren darauf, den Anfang noch zu erleben. Dies gehört zum Schwersten; mit dem glühenden Durst, ein Vaterland zu haben, mit dem brennenden Schmerz, einem verachteten Volke anzugehören, sich ins Grab legen ohne Labung, ohne das gelobte Land geschaut zu haben, das ist ein schweres Los. Unsere Enkel werden sich mitleidig erzählen von den Vätern, die da lebten zu der Zeit, wo der Ausländer dem Deutschen ins Gesicht spucken durfte, ohne daß eine Hand in der Heimat sich für ihn regte. Das Gefühl dieses Lebensschmerzes, dieses schmachvollen Schattenlebens soll eben selbst der Hebel der Rettung werden. Es tiefer und tiefer in uns einzugraben, es zu verbreiten in alle Herzen, das ist unsere Lebensaufgabe.

(Württembergische Zeitung, 17. und 18. Januar 1851.)

Die Religion und die Revolution.

In diesen Zeiten des Bannes, wo die Nation nicht handeln kann, sondern mit gebundenen Händen dem Spiel um ihre Ehre und Einheit zusehen muß, ist hinreichende Muße für politische Blätter, um Betrachtungen über die sittliche Seite des Staatslebens, die jedoch ihre tiefe politische Bedeutung haben, wenn sie auch keinen Rat wissen für die nächste Zeit, sondern nur mittelbar von der Verbreitung eines Gedankens gute Früchte hoffen, kurz, über moralisch politische Fragen ihre Spalten zu öffnen.

Die Kirche ist gewaltig beschäftigt, den Rückgang der politischen Bewegung für sich zu benutzen; sie begründet ihren priesterlichen Eifer durch die Behauptung, daß nur Mangel an Religion die Quelle aller Roheit, Wildheit, Sittenlosigkeit sein könne, die in den Stürmen der letzten Jahre zum Ausbruch gekommen ist und in einer erschreckenden Menge von Verbrechen noch jetzt zutage tritt. Für die Schlüsse, die sie auf diesen Satz baut, hätte sie die Regierungen, wie ihr gegenwärtiges System ist, ohne Zweifel auch dann für sich, wenn derselbe weniger Schein für sich hätte, denn die Koalition zwischen der Kirche und dem Polizeistaat ist nicht von heute und hat noch ganz andere Motive; aber auch die Mehrzahl der Wohldenkenden hat ihre frühere rationalistische Opposition gegen die Kirche über der täuschenden Einfachheit jenes Satzes aufgegeben, hat es vergessen, wie der Sieg der Ordnung ausgebeutet worden ist von der Rache, schließt die Augen gegen das Beispiel der Selbstsucht, des Wortbruchs, der Lüge, der Frivolität, wie es noch eben jetzt, in mehr als e i n e m deutschen Lande von oben gegeben, wahrlich nicht zur sittlichen Hebung des Volkes dienen kann, begibt sich der alten gesunden Logik, mit der sie sonst Kirche und Religion unterschied, und stößt mit der Bureaukratie in das Horn des „christlichen Staats".

Wir beabsichtigen nicht, die Sünden von oben, die wir soeben angeführt haben, weiter zu benutzen für unsern abweichenden Standpunkt; wir werden unsern Beweis rein aus der Sache selbst führen und daher so sprechen, wie wenn von oben nichts gefehlt wäre in dieser letzten Krise des deutschen Volks. Wir geben zu, daß das sitt-

liche Leben unsers Volks in seinen Tiefen erschüttert ist; wir bleiben bei dieser Erscheinung einfach stehen und untersuchen ohne Parteistellung die Folgerungen, die daraus gezogen werden. Wir fassen die Erscheinung nur von ihrer ethischen Seite und untersuchen daher nicht, wie viel Anteil die allgemeine Zerrüttung des Wohlstands an ihr hat. Wir geben sogleich weiter zu, daß die Grundlage aller Sittlichkeit und, da auf der Sittlichkeit aller gesellige Verband ruht, die Grundlage des Staats die Religion ist, und verlangen nur, daß man vorerst unter Religion ganz weit und allgemein die Ehrfurcht vor einem Höchsten, Unendlichen, einem absoluten Gesetz verstehe; die Zweifel, ob eine rein geistige Religion, wie sie damit angedeutet ist, je Volksreligion werden könne, werden wir in der Folge aufzunehmen nicht vergessen. Ja also, es ist wahr: es fehlt unserm Volke die Ehrfurcht vor einer absoluten Autorität, darum achtet es in so beängstigendem Umfange auch die Autorität des Staatsgesetzes, darum die Autorität des Sittengesetzes nicht mehr. Wir gehen weiter und sagen: unserer ganzen Zeit fehlt jener höchste menschliche Sinn: die Ehrfurcht; im Chaos der Tendenzen, der Standpunkte, der Zwecke, in der Gärung, die alle Köpfe beherrscht, ist dem Bewußtsein alles schließlich Feste wankend geworden, alles in Frage gestellt, alles durchwühlt, und zwar nichts weniger als bloß von den gewöhnlich sogenannten Wühlern, sondern von einem viel ältern Wühler, dem Zeitgeist, diesem „wackern Maulwurf", und in der wildergossenen Flut ist freilich die ganze Willkür, die ganze Welt verworrener Triebe im Subjekt entfesselt.

Diesen Zustand leitet die Kirche davon her, daß es dem Volk mangle an der Religion, die sie bietet. Aber sonderbar! Wann ist denn das Geschlecht erzogen worden, dessen Sitten und Taten seit dem März 1848 zutage kommen? In der vormärzlichen Zeit ohne Zweifel. Von wem ist es erzogen? Von der Kirche (und der ihr tief untergeordneten, von ihr beherrschten Schule, von dem der Kirche verbündeten Polizeistaate). Ist es nun schlecht erzogen, wer trägt denn die Schuld? Die Anstalt trägt sie, die da sagt: die Volkserziehung ist mein, das heißt die Kirche. Gibt sie also die Schuld der schlechten Erziehung den schlecht Erzogenen, so begeht sie offenbar die naive Handlung, die der Schuldner begienge, dem es einfiele, seine Schuld dem Gläubiger aufzuschreiben. Doch wir besinnen uns,

wir haben vergessen, daß die Kirche ja natürlich behaupten wird, diese und die früheren Generationen, die seit der Verbreitung der unseligen Aufklärung auf der Erde wandeln, haben sich eben von ihr nicht erziehen lassen, seien ihren mütterlichen Händen entlaufen, ihr Todfeind, die gottlose Wissenschaft und Bildung habe sie herausgelockt aus den Räumen ihrer heilsamen Zucht. Wir bedauern, diese Einrede nicht gelten lassen zu können, denn wer sich rühmt, das einzig wahre Organ der Volkserziehung zu sein, der ist auch verantwortlich dafür, daß seine Zöglinge in seiner Schule ausharren; wer die rechten Erziehungsmittel hat, der muß es auch verstehen, diejenigen bei sich festzuhalten, die er erziehen will; die Wahrheit ist ja unwiderstehlich, der Trug kann nur auf Augenblicke ihre siegreichen Strahlen verdunkeln. Offenbar schlägt also die Kirche mit der Behauptung, daß unsere Generation schlecht erzogen sei, niemand andern als sich selbst. Wir verstehen uns inzwischen, ehe wir die tiefere Bedeutung dieses Schlusses auffassen, zu einem billigen Halbieren. Das Wahre ist nämlich allerdings, daß die Kirche bis zur Grenze eines gewissen Lebensalters ihre Zöglinge in ihrer Gewalt hat und erzieht, daß aber nach dieser Grenze in unsern bösen Zeiten diese ihr gewöhnlich und großenteils entlaufen. Die Kirche hat also diese Generation ein Stück weit erzogen und, was das andere Stück betrifft, sie nicht zu halten vermocht. Da sie nun für beides verantwortlich ist, wie wir sahen, nun, so bleibt es dabei, daß sie eben für das Ganze verantwortlich ist; allerdings jedoch sind die zwei Hälften dieser Verantwortlichkeit nicht gleich, die eine ist positiv, die andere negativ: in der einen haben die Erzieher ihren Zögling so erzogen, daß wir eben keine besseren Früchte davon erleben konnten, in der andern wußten sie ihn nur nicht zu halten. Hier erhellt nun von selbst, daß wir den Gesichtspunkt eines ursächlichen Verhältnisses einführen müssen: offenbar nämlich vermochten sie ihren Zögling deswegen nicht festzuhalten, weil sie in dem Zeitraume, wo er ihnen festsaß, ihn nicht anders erzogen hatten. War der Grund, den sie gelegt hatten, gut und fest, so konnte ihn die Welt und die gottlose Aufklärung schwerlich erschüttern; hat aber erfahrungsmäßig diese böse Welt und verderbliche Aufklärung die Macht, den Grund allgemein zu erschüttern, den die Kirche während der Zeit gesicherten Festsitzens ihrer Zöglinge gelegt hat, —

nun ja, so ist eben Welt und Aufklärung stärker, und da im großen und ganzen der Sieg dem Wahren bleibt, wahrer als sie. Gehen wir denn einfach aus dieser Dialektik, zu der die entgegenstehende Logik uns nötigte, heraus und sagen geradezu, was uns von Anfang auf der Zunge liegt: die Anfangsgründe der Erziehung, wie sie die Kirche legt, halten nicht Stich gegen den Geist der Zeit, weil sie die sittliche Welt auf unverstandene Autorität zu gründen suchen, während unsere Zeit eine verstandene Autorität fordert; weil sie das Schlechte in der modernen Bildung nicht mit Waffen bekämpfen, die ihm gewachsen sind; weil sie in den blinden Autoritäten: „die Heilige Schrift sagt, der Herr befiehlt, der Herr verbeut, verspricht, droht usw." keinen Anknüpfungspunkt haben, von dem sie die reinen innern Motive des sittlichen Lebens ableiten können; weil aus einer Summe von Dogmen und Bibelsprüchen, soviel man Worte machen mag, keine Notwendigkeit sich entwickeln läßt, Staat, Gesetz, Sitte, das ganze Gebäude der Vernunft zu achten; weil die Würde des Geistlichen getrübt ist durch jenen Schimmer von Magie, von dem sich keine im bisherigen Sinn positive Religion befreit: kurz, weil das ganze System ein auswendiges, statt ein inwendiges ist. Wir reden hier nicht von dem, was schlechte Priester aus der Religion machen, sondern von dem, was auch der beste, und gäbe er sich noch soviel Mühe, die äußerlichen Motive in innere zu verwandeln, in der Wurzel nicht zu verändern vermag. Von der mythisch-magischen Weltanschauung gibt es keinen Übergang zur wahren Begründung des sittlichen Lebens, dies ist unser Satz. Es gab eine Zeit, wo dieses jene fremdartige Stütze ertragen konnte, ja bedurfte: das klassische Altertum und das Mittelalter. Die Reformation hat sie im Prinzip gebrochen, ist aber in der Ausführung des Prinzips auf halbem Wege stehen geblieben, mit dem halben Leibe in sie zurückgefallen, die verpönte moderne Aufklärung aber hat sie ganz gebrochen, unsere Zeit im ganzen und großen ist ihr ein für allemal entwachsen, aber den wahren Ersatz dafür hat sie noch nicht gefunden.

Hier stehen wir im Mittelpunkt dessen, was zu sagen uns auf dem Herzen lag. Der schwebende Zustand zwischen einer ausgelebten alten und einer noch ungeborenen neuen Religion, zwischen einem ausgetretenen und einem noch ungehauenen Grundsteine des sittlichen Lebens ist, wir stimmen aufrichtig ein, ein furchtbarer, —

eine Zeit, der nichts ehrwürdig ist, eine wehevolle, bange Zeit. Nur glaube keiner die künstliche Aufwärmung des Alten in den ungeheuern Riß stellen zu können; es kann niemand den Gesetzen der Geschichte trotzen, und es ist ein Geschäft der Toten, ihre Toten zu begraben. Wir haben oben den Ausdruck: unverstandene und verstandene Autorität gebraucht. Wir könnten statt dessen auch sagen: das unmotiviert Positive und das motiviert Positive, und wir bitten um eine kurze Geduld für die Begründung und Erläuterung dieser Ausdrücke. Etwas muß dem Menschen absolut ehrwürdig sein und seine Ehrfurcht vor allem Einzelnen, was groß ist und wert, die Menschen zu beherrschen, muß ausfließen von diesem Punkte, diesem tiefsten Grunde der Ehrfurcht: darin stimmen wir Ketzer mit den Rechtgläubigen völlig überein, und daß unsere Zeit ein solches nicht kennt, das beklagen wir so tief als sie. Wir behaupten aber, daß der mündig gewordenen Menschheit nichts mehr imponieren kann, was sich nicht vernünftig aus dem innern Wesen der Dinge begründen läßt. Nicht als ob wir darum meinten, daß das absolut Ehrwürdige jeder in jedem Momente erst durch eine Kette von Gründen sich rechtfertigen müsse, um es anzuerkennen und zu verehren; vielmehr verlangen und erwarten wir, daß das vernünftig Gedachte zu einer Macht im Gemüte werde, die positiv ist in dem Sinne, daß sie einleuchtet, wenn nach den Gründen gefragt wird, aber nachdem diese Gründe ein verjährter Besitz der Geister sein werden, ebenso einleuchtet, auch ohne daß oder wo nicht nach den Gründen gefragt wird. Dies nennen wir die verstandene Autorität, das motiviert Positive. So verehrt das Kind die Eltern, und dies ist sehr vernünftig, die Erwachsenen wissen sehr wohl Rechenschaft von den Gründen dafür zu geben, aber dem Kind ersetzt ein sittlicher Instinkt das Bewußtsein der Gründe. Sehr mißdeutet würde dies Beispiel, wenn man bei dem Kind an den Laien, bei dem Erwachsenen an den Priester, statt an die allgemeinen natürlichen und bleibenden Unterschiede der Bildung und der Stimmung dächte; sehr wohl gedeutet wird es, wenn man hinzusetzt: und wie dem Kinde die imponierende und liebevolle Erscheinung der Eltern durch die Form der Anschauung den rationellen Weg der Begründung seiner Ehrfurcht ersetzt, ebenso wird einst ein neuer Gottesdienst, der nicht Mirakel, sondern die großen sittlichen Mächte des Völker- und

Privatlebens in schönen Formen feiert, allen, den Wissenden wie den Nichtwissenden, jenen im einzelnen Momente der Andacht, diesen für das ganze Leben die rationelle Begründung durch die Fülle der Anschauung ersetzen. Hiemit sind wir an jenem Punkte wieder angekommen, wo wir versprochen haben, einen auf den Unterschied der Bildungsstufen begründeten Zweifel wieder aufzunehmen. Die Stände der gröberen Arbeit, sagt man, bedürfen ein für allemal des Positiven, sie werden nie mündig, nie reif für die rationelle, rein menschlich sittliche Weltanschauung. Wir antworten: ja und nein. Ja: denn sie denken schließlich in sinnlichen Formen und werden nie anders denken lernen; nein: denn schon jetzt genügt auch ihnen in weiten Kreisen die sinnliche Form nicht mehr, die nicht ein innerlich wohl Begründetes ausdrückt, und sie unterscheiden ahnend recht wohl die ausgeleerte von der vollen Hülse; so können und werden sie auch reif werden für die sinnerfüllte Anschauungsform, obwohl sie sich von ihr niemals in der Reflexion werden Rechenschaft geben können wie der Gebildete.

In dunkeln Wehen arbeitet unsere Zeit an der Schöpfung dieser neuen Form des Bewußtseins. Wie sie herbeigeführt werden soll? Was ihre bestimmtere Gestalt sein werde? Niemand weiß es, nur daß die alte Form ausgelebt ist, darüber täusche sich niemand. Der wohlmeinend Gebildete, der für seine Person jenem Systeme der auswendigen religiösen Autorität entwachsen ist, für das unmündige Volk aber sie halten zu müssen meint, der Staatsmann, der, wenn er nicht ein- oder zweimal des Jahrs in Uniform zur Kirche müßte, längst vergessen hätte, wie das Innere eines solchen Gebäudes aussieht, der aber das bekannte Wort nachspricht: „gebt mir im Budget soundso viel tausend Gulden weiter, um das Gendarmenkorps entsprechend zu vermehren, so kann ich die Religion entbehren, da aber" usw., der mäßig fromme Bürger mit oder ohne Amt, der sich für einen Christen hält, weil er ein bis zwei Dogmen sich gerettet und einige Wunder durch die Nothilfe des Symbolbegriffs für seinen Glauben zurechtgebracht hat, der mit wenig vergriffenem Gesangbuch neuerdings ziemlich regelmäßig zur Kirche geht, ein gutes Beispiel zu geben, — sie mögen wohl bedenken, ob sie nicht frivol handeln, ob ihnen das unmündige Volk, mit dem sie es so unehrlich ehrlich meinen, den zweideutigen Sinn nicht anmerkt, ob sie nicht das Miß-

trauen nur vermehren und ob sie daher durch ihr Tun die Flut, die mit unendlichen Wogen die Reste des Alten samt Kirchentagen und innerer Mission fortschwemmen wird, nicht beschleunigen, statt aufzuhalten.

Wir haben die Verbindung zwischen Polizeistaat und Kirche eine Koalition genannt. Wir haben dies Wort ganz so gemeint, wie es gebraucht wird: ein gemachtes Einverständnis zweier feindlicher Parteien gegen einen gemeinschaftlichen Feind. Ein solches Bündnis hat niemals gutgetan, wird niemals guttun. Die Wahrheit, daß der Staat auf der Sittlichkeit und mit dieser auf der Religion ruht, und der Satz, daß dem Staat sein Heil von der Kirche komme, sind nicht Synonyme, sondern der eine ist das Gegenteil des andern. Die Kirche behauptet in dem transzendenten Grunde, aus welchem sie ihre Autorität und Macht ableitet, eine Quelle absoluten, höchsten Ansehens. Ehrlich unterwirft sie sich nie dem Staate, er ist ihr immer nur das Kind am Gängelband. Der Staat aber behauptet und muß behaupten den Staatswillen als einziges und höchstes Gesetz im ganzen Umfange seines Bereichs. Es können nicht zwei Menschen in einem Rocke stecken, kein Fuß kann eine Erbse im Schuh leiden. Der einzelne Geistliche kann als braver Mann ein Patriot sein, die Kirche kennt und liebt kein Vaterland; ihre Fanatiker zerreißen es lieber in Fetzen, als daß sie sich einer Einheit fügten, deren Organe andern Glaubens sind. Österreich wird seine Wunder erfahren von der völligen Freigebung der vermeintlichen Freundin, der Kirche, und in allen Landen wird sie ihrem Koalierten über den Kopf wachsen, ehe er's vermeint.

Es ist der Niederschlag des inneren Lebens in Dogmen, es ist die Ausstattung mit weltlicher Macht, es sind die Zwangsmittel, es ist die Herrschaft, was die Religion zur Kirche verhärtet, kristallisiert hat. Dadurch ist ein Dualismus in den Staat getreten, den kein Vertrag heilt und der alle Wunden des öffentlichen Lebens nur immer tiefer reißt. Dieser Dualismus der Kirche und des Staats ist eines der wesentlichen Symptome des allgemeinen krankhaften Zustands, der sich in Revolutionen entlädt. Der Staat, dessen sittliches Leben in der Kirche, diesem Staat im Staate, versteinert liegt, ist eben der Staat, dem das Herz nicht auf dem rechten Fleck sitzt, der den Nationen nicht gibt, was sie laut eines ewigen Rechts fordern, und

der in den Ausbrüchen der Volkswut die Erfahrung machen muß, daß er seine Bürger nicht zum freien Gehorsam zu erziehen vermochte. Die Kirche sucht ihm die Ehrfurcht, die den ewigen Grundsäulen der Vernunft zu zollen wäre, auf denen der Staat ruht, für ihre magischen Kreise zu absorbieren: im Augenblicke, wo er sie bedarf, findet er sie aufgesogen; nicht als ob sie der Kirche zugute käme, wenn ein mündiges Geschlecht dieser einmal entwachsen ist, sondern auch die Ehrfurcht vor Dogma und Priester findet er verzehrt von der Aufklärung, die Kirche hat sie verscherzt, aber der Staat hat sie nicht gewonnen; die Achtung vor dem transzendenten Gesetz ist nicht mehr da, und die Achtung vor dem gegenwärtigen profanen noch nicht. Jenes konnte diese nicht begründen und die neuen Grundlagen, worauf sie stehen könnte, sind noch nicht gelegt. Jener Dualismus ist ein wahres Herzleiden des Staats und die Revolution, zunächst gegen bestimmte staatliche Übel gerichtet, ist in ihrer tiefsten, unbewußten Wurzel ein Kampf für die Durchdringung des Staats mit der echten, der humanen Religion. Die echte Revolution (die wir streng vom Aufruhr unterscheiden und nur im äußersten Momente, wo jedes friedliche Mittel für Erringung der unveräußerlichen Rechte der Nationen erschöpft ist, anerkennen) ist ein Durchbruch des Urgesetzes durch die Einzelgesetze, die Gärung des Ganzen, das seine zerrissenen Glieder einigen will; ein Versuch ist sie, die Religion dem Staate immanent zu machen, ein Einschießen des Herzblutes in seinen vertrockneten Körper. Daher der Hauch der Unendlichkeit, der in diesen kurzen Silberblicken der Geschichte weht, das Frühlingsgefühl, die Begeisterung, die Leib und Leben für das Ganze opfert. In diesen großen Momenten sind die Türschließer, die Inkapsulatoren der Religion unsichtbar, stumm sehen sie zu, wie ihr Monopol zum allgemeinen Gute wird und der gefangene Vogel der Liebe zum Unendlichen frei in seinem Elemente schwebt. Allein dieser Drang nach höherem Leben, der in einer begründeten Revolution dunkel die Gemüter erhebt, ist noch keine Einsicht, noch keine Eroberung, noch weniger eine Übung. Wird nicht im rechten Momente von dem Einsichtsvolleren der Nation der neue Geist in feste Formen gefaßt, wird nicht organisiert und trifft damit ein Mißlingen der politischen Bestrebung unseligerweise zusammen, so wirkt im Volke die alte, schlechte Gewohnheit, die Frucht seiner falschen Erziehung in dem

irreligiös kirchlichen Staate, wilde, dumpfe Leidenschaft bricht aus, beschmutzt die reine Intention des Anfangs und gibt den Verehrern und Beschützern ausgestorbener Formen den Vorwand, einfach alles zum Alten zurückzudrängen, d. h. freilich in das Geleise, das neue Revolutionen in Aussicht stellt. Plötzlich sieht man die verschwundenen Gestalten wieder, sie schlüpfen aus wie die Fliegen, wenn es warm wird, sie steigen stolz durch die Straßen, denn der Pfaffe meint, der liebe Gott habe die Reaktion für ihn wachsen lassen.

Die deutsche Reichsversammlung gieng bei ihren Beschlüssen über Kirche und Staat von dem formalistischen Standpunkte aus, daß beide Gebiete zu trennen seien. Dieser Standpunkt könnte im besten Fall einen rein interimistischen Zustand gründen, und diesen könnte man etwa so rechtfertigen: an sich ist es Unsinn, den Zweig des öffentlichen Lebens, der die Erhebung zum Inbegriff alles Guten darstellt, vom Staate trennen zu wollen, denn der Staat ist ein sittliches und daher ein religiöses Ganze; es ist Unsinn, die Religion nur subjektiv im Innern der einzelnen zu suchen, sie ist ein Leben, ein Handeln, ein Gottesdienst der Gemeinde; aber die Kirche ist nicht die Religion und eben — so würde man fortfahren — um dem Staate die lebendige Religion einzuverleiben, wollen wir vorerst die Kirche von ihm trennen, damit sie entwurzelt ihrer Auflösung entgegengehe, während im Schoße des Staats durch sittliche Reformen die lautere Religion heranreift; diese Trennung ist um so notwendiger, da die Kirche in zwei Kirchen sich gespalten hat, denn von ihnen beiden kann ja keine das Wahre sein, eben weil sie zwei sind, hinter und über ihnen muß die e i n e und wahre Religion liegen, und bis diese ins Leben getreten sein wird, muß der Bürger von dem Gewissenszwang, den der Kampf zweier Kirchen um seine Seele ausübt, befreit werden eben durch völlige Trennung des Staats von der Kirche. Das wäre denn scheinbar ganz einleuchtend räsoniert, aber es ist unpraktisch. Setzen wir den Fall, es wäre ausführbar (es ist aber in unsern alten europäischen Staaten wegen der unendlichen Verflechtung der Kirche mit den Zweigen des öffentlichen und des innerlichen Lebens nicht ausführbar), so wäre ja die Kirche, die doch nicht bodenlos im leeren Raume schweben kann, durch ihre Entwurzelung vom Staate gerade recht auf die Intrigen der Herrschsucht angewiesen; die sogenannte Freiheit der Gewissen wäre die

Straflosigkeit des Priesters für die Beschleichung und Beirrung der Gewissen und für jede Wühlerei. Leitend kann daher nur der Gedanke sein, daß einer Zukunft vorzuarbeiten ist, wo eine Religion ohne Dogmenzwang, dargestellt in einem superstitionsfreien Kultus, eine Religion, die den Vollgehalt des sittlichen Lebens im Bewußtsein des Unendlichen zusammenfaßt, die das bürgerliche und das höhere Gewissen nicht trennt, sondern dem Menschen sein höchstes Ziel im Leben, im Staate anweist, wo diese Religion hervortritt als ein Zweig des Staatslebens selbst, so daß ihre Verwalter seine Beamten sind und jener verderbliche Dualismus verschwunden ist. Daß die Gefahr einer Polizeibeherrschung der Gewissen durch die vorausgesetzte Auflösung alles Dogmenbaues und die ebenso vorausgesetzte Veredlung des Staatslebens abgeschnitten ist, bedarf keines Beweises. Die griechische Religion war Staatsreligion ohne Zwang und ohne Dogmen; erst als sie ausgelebt war, tötete sie fanatisch den Sokrates. Daß sie mythisch war, brachte ihr den Untergang, daß sie keine Kirche dem Staat gegenüber bildete, ist der Nachahmung wert.

Diese Idee gibt eine Fernsicht in eine späte, dunkle Zukunft. Daß sie unmittelbar nicht praktisch ist, braucht man uns nicht zu sagen, daß wir aber entweder dieser höheren Einheit des politischen und religiösen Lebens, oder dem Zerfall aller sittlichen und politischen Zustände entgegengehen, das behaupten wir kühn und fest. Dennoch hat diese Idee, als bloß leitender Standpunkt für Reformen und Organisationen aufgefaßt, auch ihre praktische Bedeutung für die Gegenwart, und zwar insbesondere für das Verhältnis der Kirche und Schule.

Die Ausbeutung des Rückgangs unserer neuesten großen Bewegung durch die Koalition zwischen Kirche und Staat hat niemand bitterer zu fühlen als der Stand der Schullehrer. Dieser ehrwürdige Stand hat im Staate eine Stellung und Belohnung, durch welche ein geistiges Proletariat geschaffen wurde, das in seiner Verbitterung notwendig zu einem nicht kleinen Teile der aufgeregtesten Demokratie in die Arme fallen mußte, und ebenso, wie wir es oben im großen und ganzen sahen, schreiben auch hier die Urheber des Übels ihre Schuld dem Gläubiger auf die Rechnung, die unfehlbaren Folgen verkehrter Einrichtungen haben diejenigen zu büßen, die

durch diese Einrichtungen geworden sind, was sie sind. Der Haß gegen den vorhandenen Staat war bei diesen Männern aus dem Lehrstande wesentlich ein Haß gegen den Staat, der sie zu einer unwürdigen Unterordnung unter die Kirche verwiesen hatte. Wir müssen hier an die Wurzel gehen, das Grundübel ist nur eine Wiederholung des allgemeinen Dualismus zwischen Kirche und Staat in einem bestimmten Verhältnis. Das 19. Jahrhundert schleppt sich in der Sphäre der Volkserziehung noch mit zwei Ständen statt zweier Zweige eines Standes. Der Stand der Volkserzieher müßte sich vernünftigerweise teilen in die mehr theoretische und in die mehr praktisch sittliche Bildung des Menschen. Dem ethischen Volkspädagogen läge der Kultus, die Erbauung durch die öffentliche Rede, die Seelsorge ob, aber er würde dadurch von dem mehr theoretischen Zweige des Lehrstandes durch keinen prinzipiellen Unterschied getrennt, denn ihm müßten zugleich die höheren Zweige des Unterrichts in der Schule (Geschichte, Sittenlehre usw.) übertragen werden. Dadurch bliebe diesem andern Zweige allerdings nur der niedrigere, elementare Teil des Unterrichts, und der Lehrer desselben müßte sich allerdings den Organen der höheren Volkserziehung unterordnen, aber er könnte es ohne Bitterkeit, denn es wäre eine Unterordnung unter die höhere Stufe seines eigenen Gebiets, eine Unterordnung unter seinesgleichen. Statt dieses natürlichen Verhältnisses haben wir, die wir mit einem Fuß noch im Mittelalter stehen, das unnatürliche, verrenkte Verhältnis, daß in die Erziehung des Volkes zwei Stände sich teilen, deren einer rationell, der andere historisch ist, und zwar irrationell historisch, so nämlich, daß er eine übermenschliche, magische Würde anspricht. Diese zwei Stände müssen gegeneinander gespannt sein; auf einem Boden tätig und doch auf zwei absolut verschiedene Prinzipien gestellt, haben sie die Eifersucht zur Seele ihres Verhältnisses. Das geheiligte Vorrecht des Geistlichen reizt den Lehrer zur Opposition und leicht zur anmaßenden Überschätzung des eigenen Werts, der Anmaßung des Zurückgesetzten stellt sich die der transzendenten Würde gegenüber, gegen welche eben nicht jeder Geistliche durch eine reine Auffassung seines Amts das Gemüt waffnet, und dem gereizten Selbstgefühl des Lehrers fehlte nur noch der Stachel des verächtlichen Pfennigs, welcher seine mühevollen

Dienste an vielen Orten kaum wie die des Viehhirten bezahlt, um ihn in die Reihen der Feinde eines so undankbaren Staats zu treiben. Und nun statt zu verbessern, straft dieser Staat, statt zu organisieren, verfolgt er, statt zu heilen, schneidet er chirurgisch am Symptome.

Die deutsche Reichsversammlung gieng auch hier von dem formalistischen Standpunkte aus, von dem sie das Verhältnis der Kirche und des Staats auffaßte, und auch hier handelte sie unpraktisch. Kirche und Schule sind verflochten wie Kirche und Staat. Wie die Geschichte überhaupt neue Prinzipien und entgegengesetzte Richtungen nicht abgeschnitten hintereinander aufführt, sondern das Alte und Neue, das Falsche und Wahre ineinanderschlingt und mitten im Schoße überlebter, aber fortdauernder Institute den Keim eines neuen geistigen Lebens nährt, so befinden sich Tausende von wackern Männern im geistlichen Amte, die, tatsächlich frei von den Konsequenzen eines magischen Nimbus, keinen andern Ruhm suchen als den des gewissenhaften Beamten, des wahren Volkserziehers; Männer, welche aber darum, weil sie dem Vorurteil des Priestertums und dem dualistischen Prinzip der Kirche entwachsen sind, dennoch aus hundert Gründen nicht aus ihrem Stande treten können. Wir haben von Pfaffen gesprochen. Pfaffe ist der Geistliche, dessen Bewußtsein von dem magischen Nimbus, den ihm die transzendente Grundlage der Kirche gibt, prinzipiell befangen ist. Je größer die Versuchung dazu, desto aufrichtiger achten wir den einfach braven Mann im geistlichen Amte, der nicht mehr sein will als M e n s ch. Dieser bessere Kern der Geistlichkeit steht mit den Lehrern in humanen Verhältnissen, mit den Gemeinden in einer freundlichen Gewohnheit des Vertrauens, welche das staatsschädliche Vorurteil einer superstitiösen Würde längst in Vergessenheit versenkt hat. Von diesem Teile des Klerus zunächst wird man gerne zugeben, daß er nicht zu viel, sondern zu wenig an der Schule zu tun hat; man wird wünschen, daß die Pädagogik und alles, was zu dem höheren Schulunterricht gehört, einen wesentlichen Teil seiner akademischen Studien bilde, daß er in diesen Fächern examiniert werde und, so vorbereitet, nicht nur wie bisher den Religionsunterricht, sondern überhaupt die höheren Zweige: Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft, populäre Staatslehre in der Schule übernehme. Scheint nun diese Maßregel,

weil sie auch alle diejenigen umfassen würde, welche der Herrschsucht der Kirche als Organe dienen, höchst gefährlich, scheint sie insbesondere in der Anwendung auf die katholische Kirche der Priesterherrschaft Tür und Tor weit zu öffnen, so bedenke man, daß es die Gewohnheit der Beschäftigung ist, die dem Menschen unvermerkt ihr Element mitteilt, und daß es kein schlechtes Prinzip ist, den Gegner zu entwaffnen, indem man ihn ganz zu sich herübernimmt. Das Interesse würde allgemach dem wahren Zwecke der Volkserziehung sich zuwenden, und die Zeit würde kommen, wo, nachdem zugleich auf andern Wegen die Zeit an der Auflösung jenes alten Dualismus gearbeitet haben wird, der Geistliche in den Lehrer, zunächst in den höheren Zweig des Lehrstandes übergienge, der zugleich den Gottesdienst verwaltet. Keineswegs folgt daraus, daß die Kandidaten des Lehrstandes dadurch für immer zur Stellung des untergeordneten Lehrers verdammt wären; den Befähigteren, die durch eine Prüfung ausgesondert würden, müßte das Studium erleichtert werden, nur die Mittelmäßigen blieben von der höheren Stufe ausgeschlossen und auf die niedrigeren Fächer beschränkt, dadurch würde aber auch zugleich dem Übelstand ein Ende gemacht, daß in der jetzigen Lehrerbildung die Gesamtzahl der Kandidaten zu hoch geschraubt wird. Es entfaltet sich so ein Bild, in welchem die Kirche sich in die Schule und die Schule in die Kirche hinüberbewegt; die Grenzen werden schwankend, und endlich werden sie fallen.

Wir werden es dankbar annehmen, wenn man uns über die Schwierigkeiten eines solchen Planes noch deutlicher belehrt, als sie uns bereits von selbst vorschweben, aber den Grundgedanken werden wir nimmer aufgeben, sondern auch hier steht uns fest: entweder wir gehen einer Zeit entgegen, wo der Gegensatz von Kirche und Schule fällt, oder wir gehen dem Zerfall der Volkserziehung entgegen.

(Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben, herausgeg. v. Adolph Kolatschek, 2. Jahrg., 1. Bd., 1. H., Bremen, Januar 1851.)

Zur Verständigung.

Aus Schwaben im Mai (1859).

In der Sitzung des Hauses der Abgeordneten zu Berlin am 12. Mai, dann auch in der des Herrenhauses am 13., ist mehrfach von dem großen Unterschiede der Stimmung und Auffassung die Rede gewesen, welcher in der gegenwärtigen politischen Lage zwischen Preußen und Süddeutschland bestehe. Indem wir diesen Unterschied konstatieren und beleuchten, schicken wir nur voraus, daß es sich keineswegs bloß von Süddeutschland handelt. Wir wissen nicht anders, als daß ganz Deutschland außer Preußen, die nördlichen Staaten, namentlich die öffentliche Stimme Hannovers nicht ausgenommen, ein rascheres, energischeres Handeln von Anfang an verlangt hat und heute noch verlangt, als Preußen es für gut findet. Wenn wir hier mehr im Namen Süddeutschlands sprechen, so ist es, weil hier allerdings diese Stimmung am konzentriertesten auftritt, wie uns denn ja die Gefahr auch am nächsten liegt. Preußen hat das österreichische Ultimatum an Sardinien und die Eröffnung des Krieges von seiten Österreichs gemißbilligt, und der Kommissionsbericht des Hauses der Abgeordneten erklärt sich mit dieser Mißbilligung eines „die friedlichen Vermittlungen durchbrechenden“ Schrittes einverstanden. Es liegt hier der Kardinalpunkt, von dessen richtiger Beurteilung alles abhängt. Ein einziges Mitglied der Kommission hat sich hiegegen erklärt und ausgesprochen, daß virtuell dennoch Österreich als der angegriffene Teil erscheine; aber eine scharfe und schlagende Präzisierung dieses wesentlichen Punktes finden wir weder hier noch in der Verhandlung des 12. Mai; der Kommissionsbericht geht sogar mit der inhaltlosen Bemerkung darüber hinweg, „es können wenigstens die bis jetzt von Österreich dafür angeführten Gründe einen so verhängnisvollen Schritt nicht rechtfertigen.“ Für alle Welt offen, handgreiflich, unumstößlich, für die Regierungen, die genauer als das Publikum hinter die Kulissen sehen, noch unumstößlicher lagen die Dinge so: Napoleon will den italienischen Krieg absolut, unbedingt; er hat ihn beschlossen, nichts wird ihn davon abbringen; er bedarf aber noch Zeit, bis seine verhehlten Rüstungen vollendet sind;

daher läßt er sich scheinbar in Vermittlungsversuche ein, daher, um Zeit zu gewinnen, hat er mit Rußland den trügerischen Konferenzvorschlag verabredet. Den Krieg zu provozieren, wenn er hinreichend gerüstet ist, dazu stehen ihm jederzeit die Mittel zu Gebot, vor allem in italienischen Aufständen, welche reichlich vorbereitet sind, um im passenden Augenblick zum Ausbruch gebracht zu werden. Wer nun konnte Österreich, Österreich vollends in seiner Finanzlage, zumuten, zu warten, bis Napoleon seine Rüstungen beendet hatte? Sich am Narrenseil hin und her ziehen, sich vom Scheine trügen zu lassen, bis ihm die Wahrheit über den Hals kam und es in der ungünstigsten Lage traf? Wir, im übrigen Deutschland, wir haben uns gefreut über dies Durchschlagen des Netzes, gefreut als über eine Handlung der Entschlossenheit und Tatkraft, wie sie die matte, lahme Zeit schon lange nicht mehr gesehen hat, und bedauert haben wir nur, daß Österreich zuletzt abermals auf englische Vermittlungsvorschläge hörte und dadurch köstliche Tage für seine militärischen Operationen verlor. — Man irrt sich sehr in Preußen, wenn man meint, die Forderung eines energischen Vorgehens, das Bedauern, daß dies nicht schon früher geschehen, sei bei uns der Ausfluß einer direkten, unmittelbaren Sympathie für Österreich. Unbedingte Sympathie ist nur bei der katholischen Partei und den von ihr beherrschten Bevölkerungen. Wir haben nicht vergessen, was Deutschland, was namentlich Preußen gegen Österreich auf dem Herzen hat, und wir kennen insbesondere die Übel recht wohl, welche aus Österreichs Stellung in Italien auch für Deutschland hervorgegangen sind, die Früchte, die es uns getragen hat, daß Österreich, um Italien in seiner Zerrissenheit zu erhalten, vor allem den Gipfel und das höchste Symbol alles Absolutismus, den Kirchenstaat, der Italien wie ein Keil auseinandertreibt, in seinem ganzen Regierungssystem halten und stützen mußte. Noch mehr: warme Sympathie für Italien und seine Zukunft findet sich bei uns keineswegs bloß unter den demokratischen Schwärmern für eine unbedingte und glatte Durchführung des Nationalitätsprinzips, und nicht wenige unter uns würden einer Erhebung Italiens zwar nicht ohne schweren innern Konflikt — denn welcher Deutsche kann einer deutschen Macht, deutschen Truppen Niederlagen wünschen? — aber doch ohne allen Wunsch einer Einmengung von seiten des übrigen Deutschlands zusehen. Aber alles dies gehört

nicht hieher, alles dies ist es nicht, um was es sich jetzt handelt. Das Bestimmende der Situation ist die unberufene Einmengung Frankreichs, ist sein Machterweiterungsgelüste, ist die empörende Beleidigung der deutschen Ehre, welche in der Gewalthandlung gegen einen deutschen Staat liegt, betreffe dieselbe auch einen Besitz desselben, der nicht zum deutschen Bunde gehört, ist die Drohung, welche hierin für das gesamte Deutschland enthalten ist. Wir haben vermocht, von allem andern jetzt abzusehen, und wir finden darin einen Beweis entschiedenen Fortschritts an politischer Reife, daß das öffentliche Urteil Deutschlands diese Abstraktion zu vollziehen vermocht hat. Reif sein im politischen Urteil heißt: in verwickelten Fällen das erkennen und ausscheiden, was das Wesentliche und Entscheidende ist, alles übrige und alle noch so starken Affekte, die sich darauf beziehen mögen, zur Seite lassen. Selbst in einer schlechten Ehe pflegen sich die streitenden Parteien gegen einen Dritten, der sich einmengt, ihres Zwistes vergessend, gemeinschaftlich nach außen, gegen den Unberufenen zu wenden. Bis zu einer solchen schlechten Ehe, meinen wir, sollte es Deutschland wenigstens bringen können. Noch einmal: die Einmengung einer unberufenen fremden Macht, dies und nichts anderes ist es, um was es sich handelt. Was Österreich in Italien verschuldet haben mag, das geht Frankreich ein für allemal nichts an. — Ich habe gesagt: wir abstrahieren jetzt von dieser Verschuldung; ich muß dies Wort berichtigen. Nicht schlechthin kann davon abgesehen werden in einer Sachlage, wo eine fremde Macht aus den Leiden Italiens den Vorwand für ihre Absichten nimmt. Wenn aber nicht Frankreich es ist, welchem es zusteht, hierüber den Richter zu machen, wer ist es denn? Nun, wer anders, als das übrige Deutschland, Preußen voran? Wir sind nicht so töricht, zu meinen, Preußen und das übrige Deutschland hätten ohne weiteres Macht und Mittel, auf Österreich den Einfluß zu üben, daß es seine Politik in Italien und konsequent in seinen sämtlichen Ländern und in Deutschland verändere, aber wenn je die Gelegenheit hiezu geboten war, jetzt war sie es, wie nicht leicht wieder. Es muß gesagt werden, was wir von Preußen erwarteten, sobald Napoleons Entschluß außer Zweifel war. Wir erwarteten, daß es vor Österreich hintrete mit einer Aufzählung von Forderungen in der einen, mit dem Schwert in der andern Hand; daß es zu ihm

spreche: dieses gute Schwert ziehe ich jetzt ungesäumt für dich, wenn du mir Garantien gibst, daß du jenen Anforderungen gerecht werden willst. Was den Inhalt dieser Anforderungen hätte bilden müssen, brauchen wir Preußen, brauchen wir der protestantischen, konstitutionellen deutschen Bildung Deutschlands nicht erst zu sagen; und daß das Ende der reaktionären Politik in Italien nicht den letzten Artikel darin gebildet hätte, versteht sich von selbst. Wir meinen, Österreich in seiner Lage wäre zu Zugeständnissen bereit gewesen wie niemals, und hätte etwas den jetzt ausgebrochenen Krieg noch verhindern können, so wäre es die Erklärung des durch solche Zugeständnisse befriedigten Preußens gewesen, daß es den Einmarsch französischer Truppen in Italien als Kriegsfall erkläre. Wie sehr Preußen mit Deutschlands Wohl sein eigenes Interesse dadurch gefördert hätte, bedarf wohl keiner Erläuterung. Wir beklagen Preußens unschlüssige Politik, wie wir sie beklagten, als es in seiner Hand gehabt hätte, den Krimkrieg zu verhindern und gleichzeitig von den zwei Mächten, die um seine Mitwirkung buhlten, jede seinen Interessen günstige Einräumung, namentlich in betreff Schleswig-Holsteins, zu erreichen. — Das ist vorüber, und wir haben keine Zeit mit Klagen über verscherzte Momente zu verlieren. Noch wäre es Zeit, den bezeichnenden Moment zu finden, in welchem Preußen mit Deutschland zum Einschreiten sich entschlossen erklären könnte: es wäre der Moment, wo das französische Heer die Grenze der Lombardei überschreiten wird. Preußen macht uns jetzt Aussicht, es werde im rechten Moment für Deutschland einstehen, erklärt aber gleichzeitig, dieser Augenblick sei noch nicht gekommen; wir erhalten kein Licht, wann er als eingetreten angenommen wird; und im Hause der Abgeordneten erklärt man sich mit Eifer gegen einen Beschluß des Bundestages, in welchem Preußen, während der Krieg noch auf Italien beschränkt ist, zur Teilnahme an demselben mit fortgerissen würde. Dies ist so gemeint, daß man sich vorstellt, dann unselbständig unter Österreichs Führung zu stehen. Welche unzeitige Einmengung der Eifersucht! Wer sagt, wer verlangt, daß ein deutsches Heer, das jetzt nach Frankreich rückte, unfrei unter österreichisches Kommando zu treten hätte? Was aber die Sache betrifft, so ist nach unserer, nach des ganzen übrigen Deutschlands Stimme unsere Nation mit ihrer ganzen Ehre, ihrem ganzen Interesse schon jetzt engagiert und kein Augenblick zu verlieren.

Wir sind von zwei Mächten umgarnt. Rußland, wer ist so ganz und gar blind, sich über seine Intrige mit Frankreich hinwegzutäuschen? Rußland hat mit Frankreich den geheimen Vertrag geschlossen, daß es Österreich an den Haaren fassen werde, während Frankreich mit Sardinien es an den Füßen packt. Was wir unter den Haaren verstehen, wird man erkennen, wenn die Brennstoffe in Brand treten, welche in Bosnien, in allen slawischen Provinzen der Türkei genährt sind, und wenn dann die österreichisch-slawischen Nachbarlande in den Brand hineingerissen werden. Die Geschichte wird es schonungslos zeigen, ob Österreichs Verhältnisse im Orient Deutschland und Preußen etwas angehen oder nicht, ob wir uns gegen eine Beeinträchtigung unserer östlichen Grenzmacht und Grenzwacht gleichgültig verhalten dürfen. Und damit diese doppelte Brandstiftung ungehindert vor sich gehe, verspricht Rußland Frankreich, seinen alten gehorsamen Knaben Deutschland zu hüten, damit er keinen Strich durch die Rechnung mache, die deutsche Bulldogge am Schweif zu halten, daß sie nicht lästig werde; es läßt marschieren, es wird uns aber nichts zuleide tun, so lang wir „nicht in Aktion übergehen". Einer Nation, die eine so ehrlose Rolle sich gefallen läßt, kann man alles bieten; nach unserem Gefühl ist diese Situation unleidlich; uns schnürt sie das Herz zusammen und droht uns die Adern zu sprengen. Wenn wir uns fragen, warum man in Preußen nicht ebenso fühlt und denkt, so vergessen wir nicht, daß Preußen durch schwerere, lastendere Erinnerungen gegen Österreich verstimmt ist als wir, die wir nur allgemein, nur in der Masse unter seiner Politik gelitten haben. Der Schein, daß Österreichs italienische und östliche Angelegenheiten uns nichts angehen, muß für einen Staat besonders bestechend sein, der Österreichs Verhalten im Schleswig-Holsteinischen Krieg so viel unmittelbarer und direkter zu erfahren hatte. Aber es ist und bleibt ein Schein; lassen wir Österreich im offenen Kampfe mit Frankreich und im verdeckten mit Rußland um diese Besitzungen und Machtverhältnisse ohne unsere Hilfe, so wird die nächste Zukunft sagen, daß, wem wir am meisten geschadet haben, wir selbst sind. — Ein zweiter Grund von Preußens Zurückhalten scheint uns in den Beziehungen zu Rußland zu liegen. In der Verhandlung der Häuser am 12. und 13. Mai sind die alten preußischen Neigungen zu diesem Staate wieder laut geworden. Ja freilich, man faßt bei

uns das Verhältnis Deutschlands zu Rußland ein wenig anders auf, man sucht unter der Rolle der Mentorschaft, die Rußland zu Deutschlands Schmach schon so lange gegen uns spielt, eine Feindschaft gegen jedes Wachstum deutscher Einigung und Macht, die nicht offen, aber furchtbar und in Rußlands Interessen tatsächlich tief begründet ist, und man verhehlt sich nicht, daß dort vor allem der Punkt zu suchen ist, gegen den es gilt, die großen und heiligen Zwecke unserer Zukunft durchzufechten. Man verkennt nicht die Notwendigkeit dieses Kampfes, und man fürchtet ihn nicht, wenn Deutschland zusammenhält. Wir suchen aber den dritten und wichtigsten Grund von Preußens zögerndem Verhalten in seiner Großmachtstellung. Wir andere sind sozusagen reichsunmittelbar, Preußen steht mit dem einen Fuß in Deutschland, den andern hat es als Großmacht außerhalb. Und bestimmt von dieser Stellung hat es gemeint, die Rolle des Vermittlers übernehmen zu müssen. Was aber, wir fragen, war zu vermitteln gegenüber einer Macht, die die handgreiflichen Beweise für einen unabänderlichen Entschluß der Eroberungspolitik wegleugnete und die Vermittlungen nur willkommen hieß als Mittel, den Krieg hinauszuziehen, bis diese Rüstungen vollendet waren? — Preußens Verhalten ist in französischen Blättern mehr als einmal belobt worden. Man irrt sich in Preußen, wenn man glaubt, wir hätten uns durch ein so bedenkliches Zeichen zum Mißtrauen in Preußens Aufrichtigkeit und Treue gegen Deutschland bestimmen lassen. Der Gedanke freilich konnte uns aufsteigen, Preußen wolle nicht ohne alle Satisfaktion zuschauen, bis Österreich gehörig mürbe geworden sei im blutigen Kampf und etwa dann zur Mitwirkung zu schreiten. Wir verwerfen ihn, diesen Gedanken, obwohl in frühern Fällen zum eigenen und unser aller Schaden ein so geistloser Standpunkt der preußischen Politik nicht ferne geblieben ist. Noch tönen uns die Reden gewisser stockpreußischer Abgeordneter in der Paulskirche in die Ohren, als während des letzten italienischen Kriegs die Existenz Österreichs durch den ungarischen Aufstand bedroht war und als andere meinten, hier müsse Deutschland ins Mittel treten, müsse Österreich retten, um sich einen bleibenden Einfluß auf dasselbe zu sichern und ihm das Gefühl der Abhängigkeit von Deutschland einzuprägen. Das seien Dinge, die uns nichts angehen, meinten jene Leute, denen Preußen eine einsame Insel im Weltmeer ist. Öster-

reich erstarkte durch sich und durch Rußlands Hilfe und — Preußen hatte es zu fühlen, was es getan, als es den Moment versäumte, wo es ihm durch positives Handeln zeigen konnte, daß es Preußen bedarf. — Die Lande, aus denen diese Zeilen kommen, sind frei von dem abgeschmackten Vorurteil gegen Preußen, das in manchen andern Teilen Deutschlands spukt. Wir wollen ihm folgen, und wir beklagen nur, daß es nicht vorwärts geht. Wir wissen, daß wir nicht vorwärts können ohne Preußen, aber es fällt uns schwer, seinen zaudernden Gang zu ertragen. Es ist wahr, daß in letzter Zeit manches geschehen ist, was eine Antipathie, die bei sehr differenten Stämmen immer nahe liegt, nähren konnte. Doch weg damit! Das sind subjektive Dinge. Die Nation hat jetzt Wichtigeres vor sich als diese Häkeleien. Man hat in der genannten Verhandlung des Abgeordnetenhauses zu Berlin die Forderung ausgesprochen, daß Preußen, wenn es zur Tat schreite, vorher der einheitlichen Leitung der gesamten deutschen Militärmacht versichert sein müsse. Diesen Stolz verargen wir Preußen nicht; wie die Regierungen dazu denken, können wir noch nicht wissen, die Bevölkerungen werden nicht um die Führung zanken; Preußen führe uns, Deutschland wird ihm folgen. Und dies bringt uns noch einmal auf jene ängstlichen Reden zurück, daß Preußen sich in Frankfurt doch ja nicht durch überstürzte Beschlüsse solle fortreißen lassen. Wer reißt den fort, der frei, aus eigenem Entschluß vorangeht? Was sind dies für Vorstellungen von Fortreißen? Wer stößt euch, wenn ihr von selbst vorwärts macht? Sollen wir so kleinlich von euch denken, daß wir auf den Einfall kommen, wir wollen nun unsererseits uns zaudernd stellen in der Hoffnung, daß dann vielleicht ihr drängt, nur damit eure Eifersucht nicht den Schein zu befürchten hat, ihr werdet von andern getrieben? Oder wollt ihr warten, bis Österreich in seiner Not Separatverträge mit einzelnen Staaten Deutschlands abschließt? Was habt ihr dann gewonnen für eure Stellung in Deutschland? — Wir stehen vor einem blutigen Weltkampfe; wir treten ihn an mutig und freudig, weil wir längst überzeugt sind, daß nur in einem solchen Kampfe die deutsche Nation sich die Güter erringen kann, nach denen sie so lange vergeblich auf andern Wegen gestrebt hat: gleichmäßige gesetzliche Freiheit, Einheit und Macht. Wie leicht, wie rasch hätten sich die Differenzen der Meinung ausgeglichen, welche jetzt zwischen

Preußen und dem übrigen Deutschland lästig walten, wenn in einer Nationalvertretung die Abgeordneten der verschiedenen Teile des Vaterlandes beisammen wären, wie rasch hätte das lebendige Wort gelöst, was wochen- und monatelang der arme geschriebene Buchstabe nicht zu lösen vermag! Auch im Hause der preußischen Abgeordneten ist dieses Wort jetzt ausgesprochen, der Ruf nach dieser ersten Bedingung der Einheit wird wachsen, und der Augenblick, wo sie in Erfüllung geht, wird uns alle reifer finden als im Jahr 1848.

(Schwäbische Chronik 22. Mai und Hannoversche Tagespost 26. Mai 1859.)

Die politische Lage*) vom deutschen Standpunkte.

Der Aufschwung in Deutschland ist allerdings nicht frei von Zuflüssen, die nicht aus der Quelle des reinen Patriotismus stammen. Dieselben sind:

1. Blinde Sympathie der Katholiken mit Österreich, genährt und benutzt vom Klerus.

2. Alte Zuneigung der Reaktionäre zum starren österreichischen System, speziell aber eines großen Teils der Aristokratie zur österreichischen, noch ganz feudalen Adelsprotektion.

3. Neigung einzelner Regierungen, sich gegen Preußens Übergewicht auf Österreich zu stützen, bei welchem sie die unbeschränkte Souveränität für die Zukunft gesicherter glauben.

Von diesen Zuflüssen ist streng zu unterscheiden:

1. Das naive Gefühl der Volksmassen, welche einfach in Österreich ein Glied des deutschen Landes rechtswidrig angegriffen, darin Deutschland beleidigt und bedroht sehen, ohne einen deutlichen Begriff von den Verschuldungen Österreichs und von den Schwierigkeiten zu haben, die gerade Österreich den politischen Einigungsversuchen Deutschlands darbietet.

Dieses Gefühl ist zwar unkritisch, aber ehrenwert, edel und rein patriotisch.

2. Der mit Kritik und Bewußtsein verbundene Aufschwung in den Gemütern der ganzen gebildeten, protestantischen oder überhaupt religiös aufgeklärten und politisch liberal gesinnten Bevölkerung Deutschlands. Diese Form der Begeisterung schließt eine Klausel, ein „Obwohl" (obwohl es sich um Österreich handelt) in sich. Sie kennt alle Einwürfe, die von den Verschuldungen Österreichs an Deutschland, insbesondere an Preußen und an Italien hergenommen sind, alle Gründe, die für die Befreiung Italiens und seine Losreißung von Österreich vorgebracht werden, und hat sich dieselben widerlegt.

---

*) Geschrieben vor der Schlacht am 24. Juni (Solferino).

Die Gegner dieses Enthusiasmus und der aus ihm fließenden Forderung, daß Deutschland für Österreich und hiemit für sein eigenes Interesse in den Kampf eintrete, namentlich die bekannten preußischen Blätter behaupten nun, jene fremdartigen Zuflüsse seien das *Bestimmende* und *Leitende* in der gegenwärtigen Stimmung des außerpreußischen Deutschland, alle diejenigen, die nicht unmittelbar von diesen Neigungen getrieben werden, seien die dupes der Ultramontanen, der Reaktionäre, Aristokraten und der Hintergedanken einzelner Regierungen gegen Preußen.

Irgend einen Beweis hiefür haben die Gegner *nicht* vorgebracht, und auf alle Einwendungen haben sie nur mit der Wiederholung ihres Satzes geantwortet. Dies erklärt sich nur daraus, daß hinter dem, was sie vorbringen, *etwas anderes sitzt.*

Die reinen Patrioten in Deutschland können jene Zuflüsse bestens aufnehmen; der Unterschied der Motive, die zu *einem* Ziele führen, kann kein Grund sein, dies Ziel aufzugeben. Es ist dies keine Koalition, wie solche z. B. zwischen Ultramontanen und der einen oder andern politischen Partei, namentlich aber der demokratischen, schon so oft, besonders auch in Preußen, vorgekommen ist; es ist ein freies Zusammentreffen, ein glücklicher Fall, dessen sich jeder Unbefangene erfreuen muß.

Was ist nun jenes andere, das bei den Gegnern des Aufschwungs den eigentlichen Kern ihrer Polemik bildet?

Es ist 1. bei dem einen Teile der Gegner falsche Anwendung der *Freiheits*idee auf einen Fall, wo es *zunächst* schlechthin um die *Vaterlands*idee, um die *Einheits*idee sich handelt. Sie richten ihr Auge einseitig, abstrakt auf die Frage der Befreiung Italiens und vergessen den wesentlichen Umstand, der für den deutschen Standpunkt der schlechthin entscheidende sein muß: den rechtswidrigen Angriff Napoleons auf ein deutsches Bundesmitglied. Verdient Österreich Züchtigung und Korrektion, so ist es nicht *Frankreich*, das sich anmaßen darf, diese Rolle zu übernehmen. Die Frage ist nicht: Österreich oder Italien? sondern: Deutschland oder Frankreich? Die Frage ist nicht: Italien frei oder nicht frei? sondern: Deutschland gedemütigt oder Deutschland durch eine gemeinschaftliche Tat erstarkt, dem Ziele seiner Einigung näher gerückt?

Weniges über die italienische Frage an sich. Die Italiener ver-

dienen die Güter der Einheit und Freiheit so gut wie die Deutschen, wenigstens dürfen wir ihnen dieselben wünschen, obwohl sie eine gesunkene Nation sind. Es ist unrecht, ihnen die Zukunft abzusprechen. Seit Jahrzehnten war in ihrem Schoße eine langsam wachsende sittliche Läuterung, ein Ernst, eine Opferfähigkeit zu bemerken. Es bedarf aber Zeit, bis dieser Kern so viel Kraft gewonnen hat, daß er die Massen durchdringt und zu dem Kampfe stählt, der nötig ist, um sich zu befreien und zu einigen. Bis dahin können Umstände, politische Kombinationen eingetreten sein, welche ein Verzichten Österreichs wesentlich erleichtern. Doch auch heute, wenn die Italiener ihren Kampf allein durchführten, würde die deutsche Nation, obwohl sie mit einem tiefen Konflikte der Empfindung dem Kampfe deutscher Waffen zusehen müßte, nicht begehren, sich einzumischen. Alles aber, jeder aufrichtige Wunsch eines Deutschen für Italiens Zukunft muß zurücktreten in dem Augenblick, wo es sich mit Frankreich, mit dem Kaiser Napoleon, mit dem Despotismus in Person verbindet. Das himmlische Gut der Freiheit gewinnt man nicht im Bunde mit dem Bösen. Glauben, daß durch die Franzosen Italien frei, d. h. auch nur unabhängig werde, ist eine vollendete Lächerlichkeit. Wen die Geschichte nicht belehrt, den sollten die innern Gründe belehren. Italien würde nichts als eine französische Provinz. Eine Unabhängigkeit, die ein Volk sich nicht selbst erworben hat, kann es sich auch nicht bewahren. Das wahre Wort statt Befreiung Italiens ist: furchtbare Machtvergrößerung Frankreichs. Statt dies weiter zu beweisen, stehe hier nur eines. Der tiefe Verfall der ganzen italienischen Nation hat seinen Hauptgrund in der Pfaffenherrschaft, ihre politische Zerrissenheit im Bestehen des Kirchenstaates. Dieser transzendente Staat, höchstes mystisches Symbol und magisch geweihter Grundpfeiler alles Absolutismus, daher künstlich gehalten und gestützt von absolutistischen Mächten, ist der Keil, der Italien auseinandertreibt. Österreichs Schuld gegen Italien liegt vorzüglich in den Reaktionen, die es in den nicht ihm gehörigen Ländern Italiens ausgeübt hat, am meisten in der gewaltsamen Erhaltung des Papsttums. Allein eben das tut ja auch Napoleon! Er hat den Papst wieder nach Rom geführt, er hält und schützt ihn auch jetzt, muß es, um nicht den französischen Klerus gegen sich zu empören. Während er also vorgibt,

Italien zu befreien, befestigt er die wahre, die eigentliche Ursache seiner Unfreiheit, seiner politischen Zerrissenheit und daher seiner Abhängigkeit. — Sobald keine französische Besatzung mehr in Rom ist, jagen die Römer den Papst fort. Darüber kann niemand, der Rom kennt, der von den Gesinnungen und Stimmungen der Römer unterrichtet ist, auch nur einen Augenblick im Zweifel sein. Und der Befreier Napoleon wird ihn wieder zurückführen, oder vielmehr: die Besatzung bleibt, die päpstliche Regierung ist dadurch faktisch unter französische Obmacht gedrückt, prinzipiell aber mit allen ihren Mißbräuchen konserviert.

Es ist merkwürdig, wie sich die politischen Idealisten immer aufs neue vom Despotismus, wenn er mit der Revolution sich verbindet, düpieren lassen. Sie meinen, dem Vorwurfe der Verblendung zu begegnen, wenn sie versichern: nachher, wenn der Tyrann die guten Dienste geleistet habe, werde man mit ihm schon fertig werden. Natürlich! Man spricht dann zu ihm wie zu Muley Hassan: „Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen!" und der Mohr geht.

Es handelt sich aber von der Anwendung der Freiheitsideen auch speziell auf Österreich. Eine starke Macht muß auf Österreich wirken, daß es in seinem System nachlasse. Wer soll diese Macht sein? Deutschland, nur Deutschland! Um dies zu können, muß es aber vorher stark werden. Wodurch? Durch einen gemeinschaftlichen Akt, der vorerst nur das Faktum hinstellt, daß Deutschland ein Ganzes ist, aber dadurch den Boden für die politische Konstituierung dieser Einheit legt. Dieser Akt kann nur ein Krieg sein. Davon nachher. Hier nur so viel: tritt Deutschland nicht mit den Waffen für Österreich ein, so wird Österreich, das seinen Kampf allein durchführt und allerdings ganz wohl durchfechten kann, nach dem Siege noch untraktabler, noch schroffer gegen Deutschland, insbesondere gegen Preußen, sich hinstellen, unserer Einigung und unserer inneren Freiheit noch größere Hindernisse als früher bereiten; siegesstolz wird es in seinem alten Prinzip, das da heißt: Erdrückung des Geistes, sich nur um so mehr verhärten, und wenn es sich dann um die Freiheit handeln soll, so sagen wir: ja, in zweiter Linie handelt es sich auch von ihr, und die

Wahrheit ist dies: die Freiheit, die angeblich Italien von Frankreich erhalten soll, aber auch nicht erhält, wird in Wirklichkeit Deutschland verkümmert. Unterliegt aber Österreich im Kampf, oder geht es sehr geschwächt aus ihm hervor, so wird es auch nicht besser sein: es wird sich an dem Deutschland, das ihm nicht tatkräftig beigestanden ist, durch Intrigen jeder Art rächen. Preußen wird im Schmollwinkel sitzen und umgekehrt Österreich schikanieren, wo es kann; die übrigen deutschen Staaten werden der Prügelknabe von beiden sein. Alle miteinander uneins, im Innern alle unfrei.

Dahin führt die unzeitige, verkehrte Anwendung der Freiheitsidee.

Der tiefere, versteckte Grund der Polemik gegen den deutschpatriotischen Aufschwung, wie sie speziell von preußischen Organen der öffentlichen Meinung ausgeht, ist

2. unzeitige, verkehrte Anwendung der Idee, daß Deutschland unter Preußens Macht sich einigen müsse. Wir sagen auch hier nur: Anwendung; wir versetzen uns auf den Standpunkt dieser Idee, wir nehmen an, sie sei politisch richtig. Nun, was folgt daraus? Das folgt, daß Preußen nicht schnell genug den Enthusiasmus im übrigen Deutschland benutzen, sich an seine Spitze schwingen, die opferbereiten Kräfte gegen den Feind führen konnte. Und statt dessen, was geschah? Man verkannte, verhöhnte diesen Enthusiasmus, drohte gar mit Okkupation. Und wie ist dies zu erklären? Man fürchtete von diesem Enthusiasmus, weil er für Österreich Schutz begehrte, eine Verstärkung von Österreichs Übergewicht zum Schaden Preußens. Blindheit! Da es ja umgekehrt ist, da wir ja Österreich zeigen müssen, daß es uns bedarf, da wir durch Handeln die Stärke gewinnen müssen, um Forderungen an es zu stellen, daß es sein System verändere. Erbärmlicher Neid, der seinen eigenen Zwecken schadet!

Will Preußen an die Spitze Deutschlands dauernd treten, so muß es sich auf den Patriotismus der Nation stützen, um die übrigen Souveränitäten zu ihren notwendigen Beschränkungen zu bewegen.

Halten wir den angenommenen Standpunkt fest, setzen wir den Fall, es stehen der gotaischen Idee die gewichtigen Zweifel nicht entgegen, die ihr allerdings entgegenstehen, so folgt ja natürlich, daß Preußens Politik gegenüber Österreich jetzt folgende zwei divergierende Linien vereinigen müßte:

1. aufrichtiger Schutz Österreichs;

2. Benutzung der Zeit, wo es mit sich selbst beschäftigt ist, um das übrige Deutschland zu einigen; wobei man sich dann vorstellen kann, daß Österreich nach dem Kampfe geneigt sei, zu dem geeinigten Deutschland in ein Verhältnis zu treten, das sich die Anhänger dieser Meinung nach dem bekannten Programm Gagerns oder, wenn sie können, besser, organischer formulieren mögen; denn ehrliche Absichten setzen wir trotz der Zweiseitigkeit dieser Perspektive voraus.

Lassen wir die Frage, ob die Idee einer Einigung Deutschlands unter Preußens Vorsitz Hegemonie, oder wie man es nennen will, richtig ausführbar sei, dahingestellt. Man stößt auf einen unendlichen Knäuel, wenn man sich in ihre Untersuchung einläßt. Sie gehört unter die Gedanken, die man in der Ratlosigkeit das eine Mal faßt, das andere Mal wieder fallen läßt. Wie die Dinge jetzt liegen, kann niemand angeben, was die beste Form für eine organische Konstituierung Deutschlands sei. In den Jahren 1848 und 1849 sind alle Parteien, alle Programme der Gewalt der Verhältnisse erlegen. Und wir haben gelernt, daß zunächst, d. h. ohne den Vorgang großer Begebenheiten, auf dem Wege der Beratung die Form nicht gefunden werden kann, durch welche Deutschland zur Einheit, durch Einheit zur Macht und Ehre gelangen kann. Wir stehen vor einem unlösbaren Knoten. Solche Knoten können durch keinen menschlichen Verstand entwirrt, sondern müssen durch Tatsachen zerschnitten, sie müssen durchhauen werden. Was anders nun könnte unter der großen Tatsache, auf die der ratlose Patriot wartet, gedacht werden als ein Krieg, der die gesamte Nationalkraft anspannt, der ganz Deutschland nötigt, mit vereinter Kraft zu handeln? Das gemeinsame Handeln ist noch keine politische Organisation, aber die deutsche Einheit ist dadurch fürs erste greiflich hingestellt, als Faktum, als Akt. Und aus einem solchen Faktum, einem solchen Akte kann als aus einem fruchtbaren Keim ein politischer Baum hervorgehen.

„Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Not an einem großen Tage,
Was kaum Jahrtausenden gelingt."

Unzählige Freunde des Vaterlandes haben seit dem Untergang
unsrer Hoffnungen im Jahr 1849 an diesem Bilde, an der Vor-
stellung einer solchen Krisis sich gehalten, darin ihren Trost gesucht.
Und ihre kühnste Hoffnung war, daß das Schicksal Deutschland die
zwei alten, eigentlichen Feinde seines Wachstums und seiner Eini-
gung zugleich gegenüberstelle: Frankreich und jenen Staat, der
es unter der Rolle eines gnädigen Hofmeisters schon so lange er-
niedrigen durfte: Rußland. Deutschland kann einen solchen
Krieg bestehen, wenn es seine Kräfte einigt. Und siehe da, das
Schicksal bringt uns diesen Krieg! Unser Genius bringt uns den un-
wiederbringlichen Moment! Was Wunder, wenn die, welche seinen
Ruf verstanden, so bitterlich denen grollen, die ihn nicht hören
wollen! — Doch daß man nicht meine, wir haben uns mit dunkeln
Vorstellungen getragen: Man darf und kann sich allerdings bereits
ein deutlicheres Bild von dem Wege machen, auf welchem wenigstens
die Grundsteinlegung eines politischen Baues aus einer solchen Tat-
sache sich gestalten könnte. Sogleich zu Anfang der jetzigen Bewegung
ließen sich Stimmen vernehmen, welche dringlicher als in den letzten
Jahren ein National-Parlament forderten. Auch in
mehreren Ständeversammlungen wurde das Wort ausgesprochen.
Man darf sich nun allerdings nicht verhehlen, daß es im gegenwär-
tigen Augenblicke durchaus nicht ratsam ist, die Regierungen mit
dieser Forderung zu drängen. Wir brauchen unsre Wehrkraft, wie
sie ist, mag die bundesmäßige Einrichtung des deutschen Heeres noch
so viel zu wünschen übriglassen. Angesichts eines großen und
schweren Kampfes darf nicht an den Grundfragen gerüttelt, alle Kraft
muß auf das eine Ziel gerichtet werden, die Regierungen dürfen
nicht geschwächt, sie müssen gestärkt und durch die Wucht der Volks-
stimme nur im Wege energischen Handelns unterstützt, angetrieben
werden.

Aber im Verlaufe des Kampfes, wenn er dem Ziele nah, oder am
Ziele, so Gott will, siegreich angelangt ist, werden sich die Rufe nach
einem Parlament so vermehren und verstärken, daß die Verwirk-
lichung dieses Gedankens sich mit Notwendigkeit auch durchsetzt.
Haben wir das erreicht, so ist darum natürlich die Form für die
deutsche Einheit, der ja die Verhältnisse so ungeheure Schwierigkeiten
entgegenhalten, noch nicht gefunden. Das Parlament wird zuerst

Fragen, welche nicht direkt prinzipiell sind, in die Hand nehmen, die ökonomische, die militärische. Aber das Parlament ist dann einmal da, es besteht. Kommt Zeit, kommt Rat für die Hauptfrage; Verhältnisse, weitere Ereignisse können das Dunkel lichten. Sollen wir darum, weil wir diese Linien noch nicht deutlicher ziehen können, der gewaltigen Stimme der Ehre nicht folgen, die uns zum Kampfe ruft? Bedenklichkeit ist der alte böse Feind in unserer Geschichte. Wir wissen es, aber sobald wieder ein großer Augenblick kommt, sind wir trotzdem wieder der alte Hamlet. Und dieser stieß doch endlich zu, da ihm Laertes die giftige Wunde beigebracht hatte! Wir haben kein Glück gehabt, weil wir kein Vertrauen zum Glück hatten.

Schön wäre es, wenn Deutschland, nachdem es den Onkel zerschmettert hat, den Neffen nicht nur auch zerschmetterte, sondern ihm, einem verstockten Pharao im Dienste des Schicksals, auch seine Einigung dankte!

Wir müssen noch ein Wort über den Vorwurf der Gefühlspolitik sagen, mit dem man namentlich von jenen preußischen Blättern bedacht wurde. Ein Vorwurf sollte es sein, und der größte Lobspruch war es in Wirklichkeit. Es steht übel um eine Nation, wo die Vaterlandsliebe mit Gründen das Recht ihrer Existenz beweisen soll. Das eben ist der Fortschritt des politischen Lebens in Deutschland, daß im Augenblicke, wo ein Glied des Bundes angegriffen wurde, das Gefühl des Zusammengehörens mit der ganzen Macht seiner Unmittelbarkeit hervorsprang. Eine Nation, der man noch beweisen muß, daß ein rechtswidriger Angriff auf eines ihrer Glieder für sie, für die Nation als Ganzes eine unendliche Verletzung sei, ist in Wahrheit keine Nation. Und man wende nur nicht ein, daß Oberitalien nicht zum deutschen Bunde gehört. Die Franzosenfreunde mögen sich fragen, ob der letzte, der schlechteste Franzose — vorausgesetzt eben selbst dies, daß ein so lockeres Band wie der deutsche Bund die Teile Frankreichs umfaßte — nicht lieber sich selbst anspucken würde, als einen Angriff auf den Besitzstand eines dieser Teile zulassen, ja gar mit seiner Sympathie zu unterstützen; und zwar *ganz ohne Unterschied, ob übrigens mit diesem Teil die anderen Teile sich gut oder schlecht vertrügen.* Was Deutschland mit Österreich abzukarten hat, das geht den Kaiser

Napoleon nichts an; ihm gegenüber ist Österreich unser Bruder, und wäre es auch ein Bruder, mit dem wir viel zu hadern haben, weil er unsern Haushalt sehr erschwert. Das Traurigste in jener Polemik war der völlige Mangel dieses nationalen Ehrgefühls. Selbst die immer neuen Lobsprüche der Feinde, die rührende Freude der französischen Blätter über diese Auslassungen konnten das Ehrgefühl nicht wecken. Die Lobsprüche, die Freude, ja! und dabei — die Verachtung! Denn der Franzose verachtet diese Jämmerlichkeit deswegen um nichts weniger, weil sie ihm im gegebenen Falle willkommen ist. Es ist bis dahin gekommen, daß ein französisches Journal sich für die „Kölnische Zeitung" schämen mußte, da sie die Mobilisierungsmaßregel in einer Weise angriff, welche geeignet wäre, Unzufriedenheit in der preußischen Landwehr zu verbreiten, wenn — das preußische Volk nicht besser wäre als die „Kölnische Zeitung". Und über diese Scham eines Franzosen für Deutsche sollen sich Deutsche nicht schämen!

Einen Blick wollen wir doch auch auf die Karikaturblätter werfen. Der englische „Punch" hat in allen Verhältnissen einer Spannung Englands mit fremden Staaten, vollends im Kriege immer den Feind mit seiner schärfsten Lauge übergossen, das Vaterland aber mit Darstellungen verherrlicht, wo an die Stelle der Karikatur ein hoher, tragischer Schwung des Stils, oder ein rührender Ton und Zug des Herzens trat. Der „Charivari" greift jede schmutzigste Verleumdung auf, Österreich und seine Armee dem Hohngelächter zu überliefern; französische Waffen anzutasten, fällt ihm nicht ein, und selbst den Kaiser würde er jetzt gewiß verschonen, wenn es ihm auch freigegeben wäre, ihn zum Stoffe zu nehmen. Verhöhnt wird aber nicht nur Österreich, sondern, obwohl es bis jetzt Frankreich den großen Gefallen getan hat, es gewähren zu lassen, auch Deutschland. Der deutsche Michel sitzt stillvergnügt bei Bier und Tabak, der Österreicher sucht vergebens ihn in die Höhe zu ziehen und verwünscht seine Indolenz. Was tut aber der „Kladderadatsch"? Nachdem er bis dahin mit großer Vorliebe und manchem guten Witz und Bild Napoleon sich zum Stichblatt genommen, wendet er sich gegen die patriotische Erhebung im außerpreußischen Deutschland und verspottet sie, weil die Staaten, welche darin der preußischen Bevölkerung voraneilten, kleiner sind als Preußen. Aber noch mehr! Der „Kladderadatsch" —

sage, der „Kladderadatsch“ wird sentimental, wird pathetisch für Napoleon und singt:

„Jetzt da vielleicht Er von des kühnen
Gedankens mächt'gem Schwung erfaßt,
Durch eine große Tat zu sühnen
Der blut'gen Schuld vieljährige Last.“

Das ist denn die rechte Höhe! Und leider — wir würden ja sonst so etwas nicht erwähnen — ist er darin das Echo eines nicht kleinen Teils der preußischen Bevölkerung, dem aber glücklicherweise jetzt die Mobilmachung schnell rechtsum kommandiert hat, worauf denn auch der edle „Kladderadatsch“ blitzschnell schwenkt und den gepriesenen Befreier der italienischen Nation wieder im richtigen Lichte sieht; nur daß ihm gleichzeitig die Schlacht von Magenta, das Totenopfer der Tausende deutscher Krieger, bei dem das gemeinste Herz blutet, zu Witzen dienen muß.

So hat denn die preußische Regierung jene leider zahlreiche Partei in Preußen, deren dürftige Meinungen in dem Hanswurst-Spiegel so reizend sich reflektierten, mit einem männlichen Entschlusse beschämt. Die Unterhandungen, welche sie, die Hand am Schwerte, führt, sind natürlich ein Geheimnis; unmöglich aber scheint es uns, daß Beschränkung Österreichs auf die Minciolinie einen Teil ihres Inhalts bilden könne. Selbst angenommen, daß Österreich je in eine solche Verzichtung sich fügen wollte, ist doch die Zumutung in dem Augenblicke, wo es seine ganze Ehre im Kampf mit einem absolut unberechtigten Gegner eingesetzt, schlechthin unmöglich. Verlangt Preußen von Österreich Garantien für eine Veränderung seiner künftigen italienischen Politik, Gerechtigkeit und Gleichheit für die Protestanten in seinem Lande, so trifft dies nicht nur mit dem Wunsch und Sehnen aller unbefangenen Freunde der guten Sache zusammen, sondern es ist auch zu hoffen, daß Österreich solchen Forderungen ein günstigeres Ohr leiht, nachdem es jetzt eben eine so furchtbare Erfahrung davon gemacht hat, wohin ein System führt, das unter andern Folgen auch die hat, daß man unfähigen Generalen, wenn sie von der Kamarilla protegiert sind, eine brave Armee in die Hände gibt. Wie man aber eine solche Einräumung, oder wie man überhaupt irgend ein Zugeständnis als Preis für

ein Abstehen von ihrem rechtswidrigen Angriff der französischen Regierung bieten könnte, ist undenkbar. Dennoch wird Frankreich mit jeder Unwahrheit, welche die erfinderische Phantasie ausfindig machen kann, die Verhandlungen hinziehen, um Zeit für die ungehinderte Fortführung des Krieges zu gewinnen. Allein die Verhältnisse sind stärker, als die Menschen. Der Moment wird durch innere Notwendigkeit kommen, wo die strotzende Ader der preußischen und deutschen Bewaffnung anbricht, und Millionen braver deutscher Herzen werden von dem Druck einer furchtbaren Sorge, eines unerträglichen Zweifels befreit sein.

Diese Bemerkungen haben sich auf den deutschen Standpunkt beschränkt. Der größere, der europäische, ist oft beleuchtet und wird von andern noch reichlich beleuchtet werden. Uns genügt es hier, zu sagen: die Pflicht Deutschlands gegen sich selbst, daß es durch einen Akt der Stärke sich den Weg zu seiner Einigung und der seinen Kräften entsprechenden Macht bahne, ist zugleich eine Pflicht gegen Europa: die Pflicht, eine neue Großmacht zu bilden, welche dem Despotismus und seinem Gelüste, die Revolution an sein Narrenseil zu knüpfen, dem frechen Rechtsbruch, der Lüge und Korruption einen Damm entgegenstellt und der wahren, gesetzlichen Freiheit, der gesunden Bildung einen Hort bietet.

(Zeitung für Norddeutschland vom 30. Juni und Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 7. und 8. Juli 1859.)

Die Gefahr Deutschlands.

Seit dem Frieden von Villafranca stehen die Dinge für Deutschland so, daß wir nur die Wahl zwischen raschem Erfassen eines Rettungsmittels oder sicherm Untergang haben. Es ist genau gekommen, was jeder, der die Augen offen hatte, voraussah. Wenn wir auf das Geschehene zurückblicken, so ist es nicht, um Haß gegen Preußen zu predigen, sondern um unsersteils, soviel der einzelne vermag, dazu beizutragen, daß die begangenen Fehler erkannt werden und die heilsamen Früchte aus der Erkenntnis erwachsen. Man sagt, es solle jetzt des Vergangenen nicht gedacht, sondern Gegenwart und Zukunft ins Auge gefaßt, auf Versöhnung und Eintracht gewirkt werden. Wir wollen das Erste tun um des Zweiten willen. Die bittere Wahrheit soll gesagt werden; nicht der Parteiische, aber der Unparteiische, der das Recht und Unrecht auf beiden Seiten erkennt, darf und soll sie sagen. Preußen wollte einerseits Österreich einiges Maß von Beistand leisten, und andrerseits den Moment benutzen, seine Macht in Deutschland zu verstärken. Ein Staat folgt seinem Interesse. Aber die Frage ist: in welcher Weise Preußen diese beiden Zwecke zu vereinigen hatte? Und wir antworten: der verkehrteste aller Wege war es, wenn man so verfuhr, daß Österreich auf den Verdacht kam, es sei Preußen *mehr* um den *zweiten* als um den *ersten* Zweck zu tun, oder gar *bloß* um den zweiten, *nicht* um den ersten. Und diesen Weg hat in unbegreiflicher Verblendung Preußen betreten. Es hat auf der einen Seite Österreich keinerlei Zusicherung gegeben, daß es gegen jede Schmälerung seines Länderbesitzes sein und Deutschlands Schwert in die Wagschale legen werde. Seit der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien, da das Dunkel sich etwas zu lichten anfängt, konnte man hierüber zunächst durchaus nichts Bestimmteres vernehmen, als daß Preußen erklärt haben soll: es „werde bemüht sein, Österreich den Bestand seines Länderbesitzes zu erhalten." Dies wies auf die Verhandlungen mit Rußland und England, mit denen man die kostbare Zeit verlor. Man traktierte mit zwei Staaten, deren einer Österreichs unverhohlener, Deutschlands geheimer, alter, unter väterlichen Mienen ver-

borgener Erzfeind ist, und deren anderer zwar durch seine Interessen zur Freundschaft mit Deutschland gewiesen wird, in der gegenwärtigen Lage aber mit grenzenloser Beschränktheit des Horizonts zur Unzeit die Sympathien mit dem vermeintlich seiner Befreiung entgegengehenden Italien zum leitenden Standpunkt seiner Politik machte, dem Despotismus Vorschub leistete und an seiner eigenen künftigen Bloßstellung gegen eine Macht arbeitete, für die es kein Recht, keine Heiligkeit der Verträge gibt. Man verhandelte mit Österreichs Feinden, man verhandelte, statt zu handeln, man verliebte sich in den Begriff Vermittlung, wo es absolut nichts zu vermitteln gab. Man stand da ausgestattet mit der eigenen und der deutschen Heeresmacht; man war „Herr der Situation", und — man meinte, das könne man bleiben, während man nichts tat! Kraft und nur Kraft beherrscht die Welt. Eine eigene Zumutung Österreichs war es, daß ihm auch seine Verträge mit den italienischen Staaten garantiert werden sollen, diese wurde von Preußen zurückgewiesen; aber eine gerechte Forderung war es, daß Preußen mit Deutschland für die Erhaltung seines Länderbesitzes eintrete — eine Forderung, die allerdings nicht aus dem deutschen Bundesrecht sich begründen ließ, wohl aber aus höherem Gesichtspunkt. Einen rechtswidrigen Angriff auf die Völkerverträge dulden hieße ja die Macht, die so gewissenlos handelte, zu demselben Streich gegen sich, gegen jeden einladen, wo und wann es ihr belieben wird. Man mochte Österreichs Stand in Italien für unhaltbar, die italienischen Zustände für schlechthin änderungsbedürftig ansehen, was sie in der Lombardei nicht sind: nur gerade jetzt, da Frankreich sich anmaßte, diese Änderung durch einen Krieg vorzunehmen, dessen wahrer Zweck nur seine Machtvergrößerung sein konnte, nur jetzt konnte diese Ansicht nie und nimmer den Standpunkt des Verhaltens bestimmen. Wir haben es ja jetzt, was so oder anders folgen mußte: durch diesen Frieden ist in Italien die Revolution und hiemit die französische Polizei permanent gemacht, Italien unglücklicher, Frankreich noch mächtiger als vorher. Der rasche energische Akt gegen das Unrecht, den die höhere Pflicht vorschrieb, war ja aber auch von der Pflicht der Selbsterhaltung, dem eigenen Interesse vorgeschrieben. „Preußen hat keine Verpflichtung" — „wir sind nicht verpflichtet, Österreich aus der Klemme zu helfen, ihm den Besitz zu erhalten, an den vor allem

sein reaktionäres System sich knüpft." Vergeblich antworteten wir: wohl, es ist auch niemand verpflichtet, Wasser zu tragen, wenn es im Nachbarhaus brennt. Man ließ es brennen, weil der Nachbar ja ein Reaktionär, ein Ultramontaner war. Daß die Flamme an das eigene Haus kommen werde, nannte man eine Hypothese; wegen einer Hypothese, hieß es, ziehe man nicht in den Krieg. Man wird es von jener Seite wohl auch jetzt noch eine Hypothese nennen, nachdem Preußen und Deutschland von Louis Napoleon in seiner Anrede an den Senat so handgreiflich für den nächsten Überfall vorgemerkt ist. Wir haben das Prinzip gewähren lassen, daß nach dem Belieben eines kecken Imperators, dem Beschäftigung des Heeres, Machterweiterung und gloire für Frankreich Bedingungen der Selbsterhaltung sind, Krieg vom Zaun gerissen, jeder durch das Recht geheiligte Bestand umgestoßen werden dürfe; wir werden den Tag erleben, wo dieses Prinzip sich auf uns wirft.

Man hört, daß Österreich in den Verhandlungen mit Preußen bis zuletzt keines der Zugeständnisse in betreff seiner innern Politik machte, die Preußen erwarten durfte. Allein so gewiß war ein energisches Handeln zum Schutz Österreichs Pflicht der deutschen Ehre, des höhern Rechts, des eigenen Wohls, daß man Österreich *trotz* Österreich beistehen mußte. Es mußte daraufhin gewagt werden, daß man auch nachher *nicht* vermöge, Österreichs System zu verändern. Warum? Darum, weil die Gefahr, daß es in ungebrochenem Widerstand gegen die liberalen Forderungen der Zeit aus dem Kampf hervorgehe, noch viel größer war, wenn Deutschland ihm nicht beistand, als wenn es ihm beistand; darum, weil das Übel der Schande und der verdoppelten Zwietracht, das vorherzusehen war und das jetzt über Deutschland gekommen, ein noch größeres Übel ist als Eintracht mit Österreich, mag es sogar bei seinem System beharren; darum, weil der Überfall, der uns von Frankreich droht, nicht zu fürchten ist, wenn wir mit Österreich, wie immer seine innere Politik beschaffen sein möge, geeinigt sind, und wahrlich sehr zu fürchten ist, wenn wir es nicht sind. Wer nicht wagt einmal zu handeln, *ehe* er über dies und das die mathematische Sicherung hat, der handelt nie; Handeln ist Wagen, Handeln will es draufankommen lassen.

Wir vernehmen jetzt von Preußen, daß es ja eben, als der Friedensvertrag kam, im Begriff gewesen sei zu handeln. Die

Wahrheit ist, daß kurz vorher die Zirkulardepesche an die preußischen Gesandten erklärt hatte: die Truppenaufstellung habe nur einen defensiven Zweck; die Wahrheit ist, daß in dem Moment, da man in Berlin schon so gut als entschlossen war, ein Ultimatum an Frankreich zu richten und dessen Überschreitung für Kriegsfall zu erklären, dieser Entschluß durch russischen Einfluß gebrochen wurde. Wir wären imstande, hierüber sehr speziellen Aufschluß zu geben, wenn dies nicht in ein Gebiet gehörte, das zu berühren uns die Verhältnisse der Presse unmöglich machen. Man hatte sich in Preußen nicht gefreut, als Herr v. Beust einer russischen Note, die sich gegen den deutschen Bund die Sprache unleidlicher Anmaßung erlaubte, mit der Schneide deutschen Ehrgefühls erwiderte. Man wollte nicht merken, daß Rußland sich gegen Frankreich verbindlich gemacht hatte, Deutschland durch Drohungen in Untätigkeit zu erhalten, damit Napoleon freie Hand habe. Das Band, das Preußen mit Rußland verbindet, ist die eine große Quelle der demütigenden Unselbständigkeit Deutschlands; solange dieses nicht gelöst, solange die Stellung Deutschlands gegen Rußland nicht gelichtet und zum leitenden Prinzip deutscher Politik die Einsicht gelangt ist, daß die slawische Großmacht nach einer unverrückbaren Tradition ihrer Politik jedem Wachstum Deutschlands an Einheit und Kraft mit viel eisernerer Konsequenz entgegenarbeitet als Frankreich, solange mache man sich nur keinerlei Illusion über eine mögliche Entwicklung unserer schlummernden Größe.

Früher, zu Anfang des schönen, so jämmerlich geknickten Aufschwungs in Deutschland, äußerte ein französischer Staatsmann gegen einen russischen Diplomaten Besorgnisse über die Sprache der süddeutschen Blätter; nur Geduld, antwortete der letztere, dieser Franzosenhaß wird bald in einen noch gründlicheren Haß gegen Preußen umschlagen. Es ist gut prophezeien, was man selber macht; man beschließt, Preußen mit allen Mitteln zu influieren, daß es die Begeisterung Deutschlands nicht zum Schlag gelangen lasse, und man gewinnt dadurch, daß es sich gründlich in Deutschland depopularisiert; man benutzt also Deutschlands fruchtbarste Stunde, um die Zwietracht tiefer zu säen als je. Wir glauben zur Ehre Preußens seine Versicherung, daß es sich nicht, wie neuerdings von österreichischer Seite behauptet wird, Rußland gegenüber förmlich ver-

pflichtet hat, gegen Frankreich nicht aktiv vorzugehen, solange der Krieg auf Italien beschränkt bleibe, mögen die Franzosen auch die Lombardei und das Venezianische erobern; wir glauben, daß es an den neuerdings zur Öffentlichkeit gelangten, Österreich so sehr ungünstigen Vermittlungsvorschlägen, nach denen wirklich die Lombardei und die Herzogtümer an Sardinien fallen sollten, keinen Teil gehabt hat. Aber stehen bleibt leider, daß man sich dem Einfluß Rußlands hingab, daß man mit ihm verhandelte, statt ihm fest hinzustellen, was man will, und daß man seiner Drohung nachgab; stehen bleibt mindestens, daß man zu keinem Entschluß gelangen konnte. Man „hatte nichts formuliert". Man war — das Schlimmste, was einem Staat und einer Person begegnen kann — in der großen Krisis wirklich unschuldig. Auch die neueste Erklärung der ministeriellen Preußischen Zeitung (vom 18. Juli) zeigt deutlich, daß selbst die preußische Regierung mit unglaublicher Beengung des Blicks auf der furchtbaren Weltbühne, die vor uns aufgeschlagen war und noch ist, nur die vorderste Kulisse im Auge hatte, nämlich die ungeleugneten Übel, die in Österreichs italienischem Besitz und italienischer Politik lagen; hier vernimmt man kein Wort vom höheren geschichtlichen Zusammenhang der Frage, keine Spur von einem Schluß aus dem, was Frankreich sich gegen Österreich erfrechte, auf das, was es sich gegen Preußen und Deutschland erfrechen wird. Und doch wird dies schwerlich auf den französischen Kaiser die Wirkung haben, daß er, wo man sich das Attestat einer so ungemein zahmen und ordentlichen Aufführung gibt, nun auch seinerseits zahm und ordentlich sein wird.

Der Armeebefehl, der die preußischen Truppen entließ, sprach ebenso ungemein ordentlich von einem nur defensiven Zweck ihrer Aufstellung. Man beruft sich in Preußen auf die Unpopularität eines Krieges für Österreich bei der preußischen Bevölkerung. Leider freilich fehlte dem zur Energie entschlossenen Teil des Ministeriums der moralische Rückhalt im Volke. Dem aber war abzuhelfen durch eine Proklamation, die den Verblendeten zeigte, daß sie für Preußen, daß sie für Deutschland kämpfen, daß es galt, einer französischen Politik zuvorzukommen, deren Gang und Plan der Schluß aus der Geschichte und eine Welt von innern Gründen ins unzweifelhafteste Licht setzen; daß es galt, Frankreich niederzuschlagen, ehe es seine ganzen

räfte gegen uns zur Verfügung hat, und zu verhindern, daß es
iese anwende, nachdem es ihm durch unsere Blindheit gelungen,
Österreich tödlich gegen uns zu erbittern, so daß es in der blutigen
Stunde entweder nicht, oder nur um einen Preis zu uns stehen wird,
er Preußens Gewicht in Deutschland zur äußersten Tiefe herunter-
rücken muß. Sagen mußte dieses Wort ans Volk, daß, wenn in
as untere Stockwerk meines Hauses Räuber eingedrungen sind, für
nich im obern Stockwerk nicht Zeit ist, der Händel zu gedenken, die
nich sonst mit den Bewohnern des untern entzweien; sagen mußte
s den harten Herzen und härteren Köpfen, daß von dem untern
Stockwerk aus ins obere ein gewisses Ding zu führen pflegt, das
nan eine Treppe nennt.

Wir kommen auf unsern Ausgangspunkt zurück. Von irgend-
inem Entschluß wirklichen Beistands erhielt also Österreich keinerlei
usicherung. Hier blieb alles dunkel. Man hatte nichts zu sagen,
veil man nichts wußte. Ganz deutlich aber war das Andere:
Preußen begehrte die Führung im Kriege, den es nicht führen wollte,
ichtiger also für die sogenannte bewaffnete Vermittlung; es erklärte:
e nach den Bestimmungen des Bundesgesetzes über den Bundesfeld-
errn nicht übernehmen zu können, es unterhandelte in dieser Rich-
ung mit den deutschen Mittelstaaten; das war es, womit die kostbare
eit zugebracht wurde.

Wir untersuchen nicht, ob diese Forderung lediglich vom Stand-
unkte der Zweckmäßigkeit ausgieng, kein anderes Motiv hatte als
ie unentbehrliche Einheit der Aktion, oder ob dahinter die weitere
bsicht eines Schritts zu bleibender preußischer Hegemonie lag; wir
aben schon gesagt, daß wir einem Staat nicht verargen, wenn er
einen Interessen folgt; im zweiten Fall aber forderte politische
lugheit und Moral gleich stark, daß zugleich nur um so viel auf-
ichtiger und energischer für Österreich gehandelt werde; die Zeit, da
Österreich in Krieg verwickelt war, zu diesem Zweck benutzen war
ann erlaubt und tunlich, wenn man darüber keinen Augenblick
weifel aufkommen ließ, daß eine Stärkung Preußens in Deutsch-
and keineswegs auf eine Schwächung Österreichs als Großmacht
egründet werden sollte. In beiden Fällen aber war Eile das
rste Gebot.

Der Zweck, mag er nun der einzige oder nur der nächste gewesen

sein, ließ sich erreichen ohne langes, unerträglich zögerndes Traktieren; Preußen mußte nicht die Zeit damit verlieren, daß es meinte, eben alles schwarz auf weiß haben zu müssen; der Prinzregent konnte Bundesfeldherr heißen und in der Tat doch dem Bunde nicht verantwortlicher Feldherr sein. Und nun — was sah denn Österreich? Einen Entschluß Preußens, wirklichen energischen Beistand zu leisten, sah es nicht, aber die Bemühungen, die deutsche Wehrkraft mit Beseitigung der Bundesbestimmungen in seiner Hand zu vereinigen, diese sah es deutlich. So mußte sich die Vorstellung bilden: Preußen will nicht für Österreich handeln, wohl aber die gelegene Zeit benutzen, Deutschland einzustecken.

Diesem furchtbaren Fehler Preußens verdanken wir einen Frieden, der für Preußen und Deutschland eine ungleich schwerere Niederlage ist als die blutigste verlorene Schlacht. Wir überblicken nur einen Teil der Folgen, da wir vor allem Deutschland im Auge haben. Preußen hat mit den vereinigten Kräften Deutschlands Krieg gedroht und wieder nicht gedroht; es hat das Schauspiel eines Kitzels zum Krieg ohne Krieg, und durch dieses impotente Säbelrasseln Frankreich den vollen Vorwand zu einem Angriff gegeben, wenn es vom italienischen Krieg ausgeruht und alle Kräfte gegen uns vereinigt hat. Die preußische Mobilisierung von 1859 wird sprichwörtlich werden und bleiben, bis eine Tat die Erinnerung auslöscht. Das Gefühl der Gefahr, die uns droht, ist jedoch ungleich weniger furchtbar als das der Lächerlichkeit und Geringschätzung, das nun noch lastender als durch die Schmach der Preisgebung Schleswig-Holsteins auf den deutschen Namen gelegt ist. Ja jenes Gefühl hat eine gewisse Kraft zur Erleichterung dieses Gefühls. Denn die Gefahr kann uns stärken in der Schmach, das Bild der Gegenwehr der Verzweiflung, auf die wir gewiesen sein werden, kann uns aus dieser Zeit der Schande den Geist in eine kräftigere Zukunft entrücken.

Allein aus der allgemeinen Blamierung nehmen die Mittelstaaten, welche sich ganz der preußischen Führung anvertraut haben, ihr besonderes Teil für sich dahin. Sie haben Millionen geopfert, ihre erhöhte Truppenmacht hingegeben zu keinem andern Zweck als zu dem der Züchtigung des sardinischen Frevels und des französischen Übermuts, der Verteidigung Deutschlands durch die Verteidigung

Österreichs gegen eine Macht, die mit Umwerfung der Verträge sich zur alleinherrschenden in Europa zu erheben droht. Sie haben zwei Monate, des eigenen Willens sich begebend, geharrt, daß Preußen Deutschlands Ehre und Zukunft rette. Freilich noch vor der Nachricht vom Waffenstillstand war man bereits enttäuscht. Wer den großen, reinen Aufschwung, die Opferfreudigkeit und dabei die Reife des politischen Urteils herunter bis zum gemeinen Mann, der recht wohl wußte, was Deutschland Österreich vorzuwerfen hat, und der dennoch erkannte, daß und warum Deutschland für Österreich dreinschlagen müsse — wer diese herrliche Bewegung des deutschen Gemeingefühls gesehen und wer dann zwei Monate nachher wahrgenommen hat, wie heillos in der Schwüle des Wartens, in der Nacht der Kabinettsgeheimnisse diese hohe Stimmung zersetzt war, der wird sich nie mehr wundern, wie einem in kurzer Zeit vor Gram die Haare ergrauen können. Ein Bauersmann im groben Kittel sagte zu uns: wenn man in der Stunde der Not der Sünden deutscher Staaten gedenken wollte, so müßte man einen um den andern hergeben und endlich Deutschland wie einen Handschuh umkehren. Wem die Politik, die Kenntnis des eigenen Interesses nicht das Rechte sagte — konnte es ihm das nächste menschliche Gefühl nicht sagen, als er hörte, wie Tausende tapferer deutscher Krieger ins Blut sanken, als diese Nachrichten von dem scheußlichen Schlachten anlangten? Wir waren Zeugen, wie in einer Gesellschaft, wo manche Offiziere (vorurteilslose, durchaus nicht preußenfeindliche Männer) anwesend waren, Briefe von Deutschen aus Paris vorgelesen wurden, welche erzählten, welcher Hochmut, welcher Hohn gegen Deutschland und seinen halben Kriegspruritus ihnen auf Weg und Steg begegnen, wie sie sich schämen müssen, aus dem Hause zu gehen; wir haben viel tiefen Herzensgroll im Leben gesehen, aber so tief, so gallenbitter nie, wie er sich hier, namentlich bei den Offizieren, gegen das säumende Preußen aussprach. Jemand erzählte, wie er in Paris sagen hörte: „Diese deutschen Hunde knurren, aber beißen nicht." Wir sahen einen alten Oberst, wie er erbleichte, stumm weggieng und draußen krampfshaft an den Säbel faßte, während ein tiefer Seufzer aus seiner Brust aufstieg. Man muß in Preußen wissen, daß man in Deutschland, vor allem in Süddeutschland, ohne jedes blinde Vorurteil für Österreich den Napoleonischen Angriff als einen Angriff

auf die deutsche Ehre so unmittelbar fühlte wie eine persönliche Beleidigung, wie einen Schlag ins Gesicht. Und wenn dir eine Ohrfeige im Gesicht brennt, und du holst zum Schlag aus, und der eigene Bruder hält dir den Arm, wie wird es dir denn da zumute sein? Am bittersten hat sich Preußen gerade den vorurteilslosesten Teil der bayerischen Bevölkerung verfeindet. Die stets wiederholte Verdächtigung, daß die patriotische Erhebung auf ultramontanen Motiven ruhe, galt natürlich besonders Bayern. Da nun die Wahrheit vielmehr die ist, daß gerade in Bayern die rein politisch liberale Partei, und ganz besonders auch die protestantische Bevölkerung, es war, welche rasch die Bedeutung der Lage begriff und in kräftigem patriotischen Gefühl entbrannte, so versteht sich, wie man namentlich in diesem Staat gestimmt sein mag.

Die Mittelstaaten haben nun die demütigende Erfahrung gemacht, daß sie ein passives Werkzeug in der Hand einer Politik waren, welche andere Wege gieng, als wozu sie freudig und vertrauensvoll, auf die eigene Politik verzichtend, sich mit ihren ganzen Kräften hingegeben hatten.

Dies ist nur ein Teil der übeln Saat. Preußen hat sich ferner die tiefste Erbitterung Österreichs zugezogen, und die Entzweiung, die Zerrissenheit ist ärger als je. Zwischen den zwei Großstaaten, die nun noch feindlicher gegeneinander als sonst um den Primat in Deutschland ringen werden, steht fortan dieses, in der unwürdigen, unseligen Stellung zum unselbständigen Stoff dienen zu müssen, in welchem der Kampf arbeitet, die ungeformte Masse darzustellen, in welcher bald hier der eine, bald dort der andere Einfluß steigt oder sinkt. Und wenn der Feind vor den Toren steht, so findet er uns in diesem Zustand, d. h. es droht uns Niederlage, Fremdherrschaft. Aber nicht nur dies. Die ungeeinigte, zwischen den zwei Großmächten flutende Masse bietet auch der ausländischen Intrige beständig einen Boden dar. Wir befürchten keinen Rheinbund mehr, aber es muß nicht bis zu einem Rheinbund kommen und kann doch schlimm genug stehen durch fremden Einfluß, durch Samen der Zwietracht, der von außen eingesät ist. Vor allem wird sich Frankreich beeilen, die neue Freundschaft mit Österreich auch auf andere deutsche Staaten auszudehnen, und wir können nicht wissen, wieviel Kraft da ist, der Sirenenstimme zu widerstehen. Und wenn dann Frankreich zur Ab-

rechnung mit Preußen schreitet, wie steht es um Deutschland? Was wird aus ihm?

Ehe wir uns fragen, was denn noch zu tun sei, einer so furchtbaren Gefahr entgegenzukommen, verwahren wir uns lebhaft gegen den etwaigen Vorwurf einseitiger Parteinahme für Österreich. Auf Altes wollen wir nicht zurückgehen, aber wir dürfen Österreichs schwere Schuld, Deutschlands Recht in Schleswig-Holstein niedergetreten zu haben, um Preußen zu demütigen, nicht unerwähnt lassen, denn — sie ist noch heute nicht gesühnt. Wir haben den Frieden von Villafranca sehr begreiflich gefunden, aber nicht gerechtfertigt. Wir sind überzeugt, daß Österreich diesen vorschnellen Entschluß, wodurch der Feind für den Verlust der Lombardei auf die Lockerung, Zerwühlung, Entzweiung Deutschlands anweisen wollte, mit ungeheuern Opfern zahlen dürfte, wenn einst die Stunde schlüge, wo es die Freundschaft mit dem Feind, der es beraubt hat, doch wieder lösen müßte, wenn es zu spät die falschen Bahnen erkennen würde, in welche dieser unselige Bund es reißen könnte. Es würde mit dem unnatürlichen Freund schlimmere Erfahrungen machen als mit dem natürlichen, der leider nicht zu ihm stand. Wir hoffen aber auch sehr wenig von den neuerdings eröffneten Aussichten auf Reformen im Innern, und wir würden es beklagen, wenn deutsche Mittelstaaten in der gerechten Verstimmung gegen Preußen sich von dem Gedanken locken ließen: es sei noch ein österreichisches Primat in Deutschland möglich. Dazu ist es um dreihundert Jahre zu spät, dazu ist in der Krisis der Reformation der Augenblick unwiederbringlich verscherzt worden.

Der Kaiser Napoleon hat den Friedensantrag damit eingeleitet, daß er sagte: „Wir zwei sind katholische Mächte. Der Papst soll dem italienischen Bund präsidieren." Wir sind nicht willens, zum Konfessionshader beizutragen, aber wir wissen auch kein Mittel, der tiefen Entfremdung zu steuern, durch die sich Österreich von Deutschland entfernt hat, seit es in der mittelalterlichen Anschauung, gerade als die Nation sich von ihr befreite, doppelt hartnäckig seinen unverrückten Standpunkt nahm.

Aber ein Primat Preußens ist durch dessen Haltung in der letzten Krisis, wenn er je möglich war, eben jetzt am wenigsten möglich. Wir können nicht begreifen, wie man diesen Gedanken gerade im

jetzigen Augenblick für praktisch halten kann. Stände gar nichts anderes dagegen, nicht die Politik, die es im neuesten Sturm befolgt hat, so muß ja schon allein die Einsicht, daß jetzt Österreich alles anstrengen würde, eine solche neue Stellung Preußens zu hintertreiben, jeden Versuch abschneiden.

Dies alles führt zu dem Resultat, daß die Mittelstaaten, um sich nach beiden Seiten vor der Rolle einer entwürdigenden und Deutschland an den Abgrund führenden Passivität zu schützen, sich enger zusammenschließen müssen. Aber wir beeilen uns, diesen Satz vor grobem Mißverständnis zu schützen. Solche Versuche sind gemacht worden einseitig von den Regierungen, sie waren unmächtig, und sie haben lächerlich geendigt. Unsere Meinung ist vielmehr, daß die öffentliche Stimme in den Mittelstaaten auf eine solche Einigung im volkstümlichen Sinn hinwirken müsse, und dies heißt nichts anderes, als wir müssen eine engere Föderation der Mittelstaaten mit Volksvertretung verlangen.

Indem wir hier die neuerdings oft wieder zur Sprache gebrachte Idee eines Parlaments aufnehmen, müssen wir sogleich bekennen, daß wir im geringsten keine Illusionen über den Erfolg eines Versuchs hegen, ein allgemeines deutsches konstituierendes Parlament einzuberufen. Ein Parlament kann nun und nimmermehr eine deutsche Einheit machen, es könnte sie nur, wenn sie durch Tatsachen sich gemacht hätte, approbieren und organisieren: soviel, meinen wir, sollte man aus den Erfahrungen von 1848 gelernt haben. Wir haben ein viel bescheideneres Ziel im Auge. Preußen hat seine Volksvertretung, seine Staatseinheit, es würde sich den Beschlüssen einer allgemein deutschen Volksvertretung so wenig fügen als das erstemal. Österreich ebensowenig, während es doch, im eigenen Staat ohne Volksvertretung, eine Masse von Abgeordneten in das deutsche Parlament schicken würde, deren Tätigkeit, in die Luft gestellt, wenigstens gewiß nicht geeignet wäre, zu einer deutschen Einheit mitzuwirken. Die Mittelstaaten sollen eine Volksvertretung berufen und ohne jeden entfernten Versuch der Konstituierung einer zentralen Einheit für sie, noch weniger für ganz Deutschland, sich mit ihr über Durchführung einer engern Gemeinschaft einigen. Diese engere Gemeinschaft soll vor allem der äußern Politik in der gegenwärtigen Stellung

gelten. Es ist ja durchaus die neueste Erfahrung, was den Ausgangspunkt bildet.

Wir sind über zwei Monate unter dem Druck eines preußischen Kabinettsgeheimnisses im Dunkel gesessen, haben in einer Schwüle gebrütet, welche die herrlichsten Kräfte in Fäulnis zersetzte. Kabinettsgeheimnis muß sein, aber über die Hauptsache, über das Ja oder Nein des Handelns in Zeiten großer Katastrophen darf ein Volk, dürfen Staaten, die ihre ganzen Kräfte zum Werk einsetzen sollen, nicht im Dunkel gelassen werden. Wir wollen in unsern eigenen höchsten Angelegenheiten selber s e h e n. Ein freies Mittelglied soll dieser engere Bund der Mittelstaaten zwischen den Großmächten stehen, nicht feindlich, sondern freundlich und zum Heil, zum Schutz gegen undeutsche Politik, komme sie von der einen oder von der andern Seite. Als Österreich angegriffen war, haben wir Preußen zum Handeln gemahnt mit einem Obwohl. Wenn es an Preußen kommt, werden wir Österreich zum Handeln treiben mit einem Obwohl — obwohl Preußen Österreich im Stich gelassen hat. Wir werden uns dabei keiner besondern Tugend rühmen, denn wir wissen, daß es uns selbst ans Leben geht. Aber Preußen hat nicht gemerkt, daß es ihm ans Leben gieng, als man Österreich bei der Ehre und seinem Besitzstand zu kränken sich anschickte; insofern darf Deutschland sagen, daß es heller, rascher blickte als Preußen. Die Mittelstaaten sind ein treibendes, sollizitierendes Element, das zu einer deutschen Politik zu drängen den Beruf hat. Sie sind durch ihre Verhältnisse an sich genötigt, sich an das Ganze zu lehnen, der deutsche nationale Gedanke lebt frischer, kräftiger in ihnen als in den beiden Staaten, welche außerdem, daß sie Teile Deutschlands bilden, auch Großmächte sind und hiemit zwei Schwerpunkte, den einen außer Deutschland, haben. Eben in der letzten Verwicklung haben die Mittelstaaten diesen Beruf, eine spornende Kraft im patriotischen Sinn zu sein, an den Tag gelegt; die Bevölkerungen gewiß, aber auch über unsere Fürsten haben wir nicht zu klagen. Ein mitteldeutsches Parlament soll jeder Intrige entgegenwirken, welche die Politik der enger verbündeten Staaten in unpatriotische Bahnen zu ziehen sucht. Tritt es zusammen, so soll sein erstes Wort eine feierliche Kundgebung sein, daß wir dessen nicht gedenken wollen, was wir jetzt erlebt haben. Alle Mittel der Öffentlichkeit sollen dahin wirken, daß der Maßstab für

die Wahl der Abgeordneten schlechterdings vor allem deutsche Gesinnung sein muß. Man soll keine Demokraten der alten Observanz wählen; der konsequente Idealismus der Freiheit ist zentrifugal, unpatriotisch, kosmopolitisch und unnational, er träumt von einem großen Völkerkotillon vor dem deutschen Walzer. Für Deutschland steht die nationale Frage schlechthin im Vordergrund und fordert mit absoluter Notwendigkeit die Beteiligung des Volks an dieser seiner höchsten Angelegenheit. Selbst die alte blutende Wunde Schleswig-Holstein wird sich nicht schließen, wenn nicht eine Volksvertretung sich ihrer annimmt.

Eine weitere Hauptaufgabe derselben wäre die gemeinsame Vertretung der enger verbundenen Staaten im Ausland. Wir sind jeder Begründung dieses Bedürfnisses durch das enthoben, was tausendmal gesagt und geklagt ist.

Nach innen drängt sich als nächste Folge des Zwecks, von dem eine solche Föderation ausgeht, natürlich das Heerwesen auf. Es handelt sich von keinerlei Einrichtung, die mit dem Allgemeinen des größern Bundes im Widerspruch stünde, sondern von allem dem, was von nun an unter den Heerkörpern der Mittelstaaten gemeinschaftlich und auf die Höhe der neuern Kriegskunst gleichmäßig gehoben sein muß, wenn nicht nach allen den langen Friedensausgaben ein Krieg uns weit mehr buntscheckig als leistungsfähig finden soll. Wir brauchen das alte Klaglied nicht anzustimmen, man kennt es. Natürlich muß auch das alte Elend unserer Schutzlosigkeit zur See wieder zur Sprache kommen und der mittlere Bund mit dem großen sich über die Bildung einer Flotte vereinbaren.

In zweiter Linie stünde nun das Innere, das Bürgerliche; Hebung der Hemmungen im Verkehr, Gleichheit im Gewerberecht, Handelsrecht, überhaupt alles, was im Gebiet des Ökonomischen gemeinschaftlich werden und dadurch das Bewußtsein der Gemeinschaft heben kann. Erst zuletzt nennen wir die Fragen der innern Freiheit oder das, was das erste Parlament Grundrechte nannte; nicht, weil wir die absolute Bedeutung dieser Sphäre übersehen oder Zustände wie die hannoverischen vergessen, welche uns wahrlich nahe genug legen, wie sehr die Landesvertretungen der Anlehnung an eine größere bedürfen, um mit mehr Erfolg als bisher für die bürgerlichen Rechte zu kämpfen. Wir sagen nur: eines nach dem andern, und das erste ist

die Einigung. Die Bewegung von 1848 war in erster Linie eine Freiheitsbewegung, in zweiter eine Einheitsbewegung. Beide Prinzipien durchkreuzten sich, und diese Durchkreuzung war nicht die kleinste der Ursachen, warum alles scheiterte. Wohl stehen beide große Ideen an sich in der tiefsten Verbindung, in der Wirklichkeit aber muß die eine oder die andere der Zeit nach früher sich entwickeln; und was in Deutschland jetzt unbedingt vorantreten muß, das sagt uns die Lage mit so lauter Stimme, daß es keines Wortes weiter bedarf.

Wir haben uns wohl hinreichend gegen den Schein geschützt, als wollten wir einen Sonderbund. Noch einmal: wir wollen ein freies Mittelglied zwischen den zwei Großstaaten, das die Gefahren ihrer Reibung mindert, wir wollen dem Dualismus durch eine Dreigliederung begegnen, und unser drittes Glied soll durch die Basis der Volksvertretung vor egoistischer Politik verwahrt sein.

Es ist ein Vorschlag, eine Überzeugung wie andere auch; sie mag sich Bahn brechen, wenn sie richtig ist. Etwas muß geschehen, ein großes Rettungsmittel muß gefunden werden, wenn Deutschland in den Abgrund, an dem es treibt, nicht stürzen soll. Wir fürchten das Äußerste, wenn nichts geschieht, wenn fort und fort die Nation an eine Politik gekettet bliebe, die sie nicht kennt, auf die sie keinen Einfluß hat, wenn dann diese Politik, wie es eben der Fall war, eine Politik der Uneinigkeit und widerdeutscher Verbindungen ist, wenn sie uns endlich unglückliche Kriege brächte: die Nation würde über Verrat schreien und in der Verzweiflung zur Revolution greifen, diese Revolution würde wütend, wild, entsetzlich sich gestalten, nichts zu organisieren vermögen, und das Schlußwort würde sein: finis Germaniae!

(Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 2. und 3. August 1859.)

Betrachtungen über das deutsche Ehrgefühl und die Spielhöllen.

Es ist in diesen Blättern kürzlich streng gerügt worden, daß Münchner Kunsthandlungen französische Schlachtenbilder vom italienischen Kriege dieses Sommers aushängten, worin prahlerisch die Tapferkeit des österreichischen Heers in Schatten gestellt war. Dasselbe geschieht in allen deutschen Städten. Man wird Kunsthändlern, welche solche Ware zur Schau stellen, nicht direkt vorwerfen können, daß ihnen das nationale Ehrgefühl fehlt; der eine oder andere tut es wohl in ganz ironischem Sinne, indem er dem Publikum Stoff geben will, über französische Aufschneiderei zu lachen; die Mehrzahl einfach, damit das Publikum derlei Dinge eben auch sehe; an einigen Ertrag durch Verkauf werden im Ernst nur sehr wenige denken. Freilich, was die ironische Absicht betrifft, so würde sie nur dann entschuldigen, wenn neben den Bildern, welche die österreichische Waffenehre lügnerisch beschimpfen, andere ausgestellt würden, welche sie der Wahrheit gemäß retten. Es ist wahr, daß solche schwerlich aufzutreiben sind, denn die Kunst hat so wenig dafür gesorgt, uns das wahre Bild jener blutigen Hergänge zu zeigen, als zur Zeit die österreichische Regierung daran gedacht hat, die Lügenberichte der französischen Zeitungen durch zahlreiche und kräftige Federn zu entwaffnen und ihren braven Kriegern die Genugtuung zu geben, daß ihre Heldentaten in ein volles, reichliches Licht der Öffentlichkeit gestellt werden. Kann aber der deutsche Kunsthändler neben das falsche Bild nicht das wahre hängen, so sollte er billig auch jenes nicht ausstellen. Allein weit bezeichnender für die deutsche Art ist jener andere Fall, wenn nämlich solche Dinge ohne Absicht eines Für oder Wider ausgehängt werden, lediglich als Neuigkeiten des Kunsthandels, die man eben auch zeigen will. Darin offenbart sich die deutsche Objektivität, die sich außer der Partei stellt. „Es sind Kunstprodukte, stellen wir uns doch auf den ästhetischen Standpunkt, der über die Frage nach dem Stoff erhaben ist, und rein auf die Form sieht." Damit hat sich wohl mancher, und gar nicht bloß mancher Kunsthändler, sondern mancher ästhetisch korrekt gebildete

Deutsche gegen jene Rüge seinen Standpunkt genommen. Und diese Objektivität ist noch die verbreitete Weise der deutschen Auffassung. Wir wollen aus einem andern Kunstgebiet ein Beispiel aufnehmen.

In der „Regimentstochter“ wird ein Tiroler Bursche von französischen Soldaten vor unsern Augen herumgepufft, als deutscher Tölpel verhöhnt, und endlich gelangt er zu Ehren und in den Besitz der Geliebten, weil er zum Feind übergeht. Das spielen vor unsern Augen deutsche Sänger, wir sitzen davor und sind mächtig vergnügt; es ist eben Kunst, eine lustige Oper; wer wird so schwerfällig auf den Stoff sehen, wer ein solcher Tendenzbär sein, daß er sich durch unzeitige nationale Ehrbegriffe den Spaß verderbte?

Wir wollen uns nun doch nach Frankreich oder nach England versetzen. Niemand, der irgend eine Kenntnis beider Völker hat, wird zweifeln, daß Schlachtenbilder, welche die vaterländischen Waffen entehrt zeigen, kein Kunsthändler in irgend einer englischen oder französischen Stadt aushängen würde, und wenn er es täte, daß ihm in der ersten Stunde die Bilder weggerissen, mit Füßen getreten würden, ja daß es noch gut abliefe, wenn er mit heiler Haut davonkäme. Das würde geschehen, selbst wenn solche Bilder die Wahrheit enthielten; wieviel mehr, wenn sich jemand erdreistete, verlogene Bilder auszustellen! Oder man stelle sich vor, daß auf einem Theater zu Paris oder London eine Oper gegeben würde, worin ein Franzose oder Engländer, der gegen Fremdherrschaft gekämpft, dort von deutschen, oder hier von französischen Soldaten mißhandelt, nachher als Überläufer geehrt würde — wer sich das vorstellt und nicht in demselben Augenblick sich weiter vorstellt, wie ein Hagel von Projektilen jedes Materials auf die Bühne fliegt, ja das Publikum auf die Bühne stürzt und die Schauspieler, womöglich auch den Direktor, als ehrlose Wichte durchprügelt, dessen Phantasie muß von einer übernatürlichen Unbeweglichkeit sein.

Es ist wahr, diese Völker sind geistig unentwickelter als das deutsche; sie sind in gar manchen Dingen blind und von verhärteten Parteibegriffen bewegt, wo wir die Gegensätze hell von freier Höhe betrachten. Unsere Objektivität hat uns erhebliche Schätze des Geistes getragen; der reinste Zug davon ist unsere Literatur, die aus den Blüten aller Länder den Honig gesogen und in ihre Zellen gesammelt hat. Wenn nur wir guten Deutschen nicht in dieser Ob-

jektivität des Guten gar so viel zu viel täten! Spaß beiseite: mit dieser Objektivität haben wir mehr als einmal in der Geschichte zugesehen, wie uns die eigenen Glieder vom Leibe gerissen wurden; mit dieser Objektivität hat ein kleiner Bruchteil der deutschen Nation, der leider die Macht hatte, zugesehen, wie Österreich Niederlagen erlitt, die eine Niederlage des gesamten Deutschlands sind; mit dieser Objektivität würden wir, wenn sie die Oberhand behielte, einmal zuschauen, wie man uns das ganze Vaterland in Fetzen reißt, und mit geistreicher Befriedigung uns sagen: ausgezeichneter Stoff zu einem Trauerspiel!

Ein gesundes und tüchtiges Volk ist in allem dem, was auch nur entfernt seine Ehre angeht, eben nicht objektiv, sondern es ist Partei; es ist nicht unbefangen, sondern sehr befangen; es schwebt nicht ästhetisch darüber, sondern es stellt sich sehr stoffartig mitten hinein; es ist, wo auch nur entfernt eine Verkleinerung des eigenen Ruhms praktische Folgen haben kann, nicht einmal gerecht, sondern herzlich ungerecht. Und wir, wir lassen uns in demselben Fall gar die fremde Ungerechtigkeit recht sein! Da hier die praktischen Folgen genannt sind, so wollen wir auf jene Schlachtenbilder zurückkommen. Sie unterstützen den Lärm, der in allen Blättern von dem unwiderstehlichen Stoß der französischen Waffen gemacht worden ist.

Das Vorurteil ist namentlich im Kriege von unabsehlicher Wirkung. Ein Feind, dem die Meinung vorausgeht, er sei unüberwindlich, besitzt die doppelte Stärke seiner Zahl; der Schrecken fliegt ihm voran, und der Bedrohte hat doppelte moralische Kraft nötig, um seiner wirklichen Macht und dazu noch diesem Gespenst, diesem Medusenhaupt der Einbildung, die Spitze zu bieten. Wir haben manchen deutschen Patrioten, der zu Sommersanfang nicht daran dachte, an der Überlegenheit der Deutschen zu zweifeln, im August mit Grauen von diesen Zuaven, diesen unwiderstehlichen Bajonettangriffen sprechen hören. Warum? Weil nirgends zureichend, ausführlich geschildert wurde, wie die Österreicher gefochten haben, weil von *ihren* Bajonettangriffen uns niemand ein deutliches Bild gab. Die Wahrheit, daß in diesem Kriege der so gut als errungene Lorbeer dem österreichischen Krieger durch den einzigen Fehler seiner Oberführung, welche die bedrohtesten Stellen immer zu schwach ließ, aus den Händen gerissen ist — diese Wahrheit ist

im ganzen nicht unbekannt, aber sie ist uns nicht anschaulich gemacht, nicht lebendig geworden.

Es ist aber wohl an der Zeit, noch auf einen andern der manchen leidigen Punkte mit wiederholtem Nachdruck hinzuweisen, wo wir sehen müssen, wie schwach noch das Gefühl deutscher Ehre bei uns ist. Wir meinen einen Punkt, den auch die Allgemeine Zeitung mit einem kurzen Artikel in diesem Sommer wieder berührt hat: es sind die Spielhöllen in unsern Bädern. Wir beabsichtigen hier nicht, die vielbesprochene moralische Seite der Sache für sich zu beleuchten: sie kommt mit der nationalen Ehrenfrage von selbst zur Sprache. Jener kurze Artikel hat berichtet, welchen saubern Auszug der französischen Gesellschaft diese edeln Sammelpunkte zu uns herüberziehen. Nun nehme man dazu, wie den Franzosen durch die Siege dieses Sommers der Kamm geschwollen ist: da sah man denn keinen noch so gemeinen Glücksritter und Abenteurer, keine frech aufgeputzte Pariser Hure, denen nicht auf der Nase geschrieben stand: wir sind die höhere Nation und ihr deutschen Tölpel müßt es euch noch zur Ehre schätzen, daß wir uns bei euch das Stelldichein geben. Würde nicht das Spiel diese zahlreiche Bande herziehen, so stünde es nicht so, daß man, namentlich in Baden-Baden, kaum ein deutsches Wort vernimmt, daß man im eigenen Vaterland von dem französischen Ungezieser sich verdrängt und gar noch verachtet fände. Mancher deutsche Ehrenmann, der diese geputzte Welt sieht und nicht weiß, was dahinter steckt, führt arglos seine Frau auf die von glänzenden Toiletten strahlenden Plätze und merkt erst, wo er ist, wenn die Frau sich zufällig einige Schritte vom Mann entfernt und im Schatten der Bäume für eine Buhldirne angeredet wird. Man mag die grünen Matten, die herrlichen Wälder, die schönen Berge der Heimat nicht mehr ansehen, es ist als ob von jenen Tischen mit dem unheimlichen Geklirr des Goldes und der giftigen Stille, worunter Gier, Wut, Verzweiflung, Verkohlung und Aussaugung des innersten Menschen sich versteckt, ein Dunst und Brodem, ein Samum und Pesthauch ausströmte, der ringsum Laub und Gras verdorren, den Duft des labenden Walddunkels in ekeln Gestank verwandeln müsse. Der schnödeste Anblick sind die überwachten, verbuhlten Weiber am Spieltisch. Man erlaubt in großen Städten Bordelle aus polizeilichen Gründen, die

wir hier nicht zu prüfen haben, aber man gestattet nicht, daß sie ihre Anlockungen nackt ausstellen. Die Spielbank ist nach unserer Überzeugung schlimmer als ein Bordell. Die Leidenschaft des Spiels zehrt den Kern des Menschen arsenikalischer aus als die Wollust. Man könnte, wenn die Sache nicht zu ernst wäre, lachen über die Einwendung, die man so oft hört: es sei ja eines jeden eigene Sache, im Spiel nicht weiter zu gehen, als es seiner Börse und der Ruhe seines Gemüts zuträglich sei. Gar manchen Mann bei Jahren, der so recht gesetzt sich anstellte, als wollte er mit dem Spiel nur ein wenig spielen, haben wir, willenlos hingerissen, in die Krallen des Spieldämons geraten sehen. Doch nicht darum handelt es sich, ob dieser oder jener, der Erziehung genug hat, um sich enthalten oder mäßigen zu können, sich nicht enthält, nicht mäßigt; auch nicht einmal darum, wie viele oder wie wenige von der unmündigen Masse sich hier zerrütten und verzweifelt hingehen; nein, von der schreienden Unsittlichkeit handelt es sich, daß eine Anstalt der Versuchung zum Gewinn ohne Arbeit öffentlich ihre Reize ausstellen darf!

Unglücklichen Ausgang leidenschaftlichen Spiels mag der einzelne, der ihn erleidet, sich selbst zuschreiben; entschuldigt ist zwar darum die Duldung einer Anstalt nicht, welche die verführerische Gelegenheit dazu gibt und deren Unternehmer sich durch ein so schlechtes Mittel bereichern. Allein, nicht was in die Augen fällt, ist die Hauptsache, sondern das im stillen wirkende, bleibende, allgemeine Ärgernis für alle Zuschauer ist es. Den Einwohnern des Orts ist das Spiel verboten — aber wer berechnet die unsichtbare Summe verderblicher, entsittlichender Eindrücke und Einflüsse auf eine Bevölkerung, die jeden Sommer um dieses schmähliche Schauspiel sich bewegt, gegen das Gefühl seiner Schändlichkeit sich abstumpft, im langen Anblick dieser Dinge mehr und mehr das Bewußtsein des wahren Verhältnisses von Arbeit und Gewinn vergißt, die deutsche Sitte abtut und die schöne Kunst lernt, den Schwärmen von Gästen, welche weniger Bad- und Naturschönheit als das Spiel anlockt, soviel Geld als möglich abzuzapfen, während einigen ihrer Mitbürger der höhere Wurf gelingt, als Aufwärter, Aufseher, Türsteher und Croupiers von den Brosamen des Göttertisches sich zu nähren? — eine Bevölkerung, die sommerlang nicht nur das an sich bordellähnliche

Wesen der Spielbank, sondern die wirkliche Verbindung von Bordell und Spielbank vor Augen hat? Diese Verbindung liegt in der Natur der Sache, der Spielteufel und der Unzuchtteufel sind Brüder; das Weib wenigstens, das dem einen verfallen ist, fällt sicher auch dem andern in die Krallen. Die einen werden feil, um spielen, fortspielen zu können, die andern steigen von der Feilheit erst zur Leidenschaft des Spiels auf; auch ihnen wird nun jene bloßes Mittel, das Spiel ist das Höhere. Man kann sich davon überzeugen, wenn man sieht, wie diese „Damen" zuerst einsam um den Spielsaal und Spieltisch schweifen und dann mit einem „Mann" am Arm erscheinen, der sie täglich hinbegleitet, und je nach dessen Leistungsfähigkeit hoch spielen. Und von dem Schmutzgeld, das eine solche Anstalt abwirft, läßt sich der Staat einen Zoll entrichten! Und das ist es, was diesen verpestenden Lachen Bestand und Dauer in unseren schönen deutschen Tälern sichert! Der Spielbankhalter ist Pächter, der dem Staat Zinsen zahlt; ein Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit, auf das von Rechts wegen eine exemplarische Strafe gesetzt sein sollte, wird dadurch dem Begriff nach zu einer Art von Staatsanstalt. Außerdem wird aber der Spielhöllenpächter durch Herstellung glänzender Lokale, Verschönerung der Spaziergänge und dergleichen der „Wohltäter" der glücklichen Bevölkerung des Orts. Was uns in der kläglichen Rolle, die das zerrissene Deutschland in der europäischen Politik spielt, immer noch getröstet hat, das ist der Ruf der Unverdorbenheit deutscher Sitte. Nicht als wären die Deutschen eine Art von Heiligen, es kommt aber darauf an, ob etwas vom öffentlichen Urteil verworfen oder gebilligt wird. Es wird z. B. anderswo gelogen und betrogen wie in Italien, aber daß den Lügner und Betrüger hier nicht die öffentliche Verachtung trifft, darin liegt der Unterschied zwischen den moralischen Begriffen in Italien und in andern Ländern. In Sachen, welche in der Form einer eigentlichen Einrichtung auftreten wie das Spiel, findet eine Verwerfung durch das öffentliche, sittliche Bewußtsein den schließlichen Ausdruck natürlich nur durch ein Verbot. Frankreich hat das Spiel verboten, wir nehmen es auf und den Schmutz von Paris dazu, und rühmen uns noch unserer Sittenreinheit, und wundern uns noch, wenn Frankreich uns fragt: wo denn unsere gerühmte Moralität zu finden sei?

So wird eine Frage der öffentlichen Moral zu einer deutschen Ehrenfrage. Wir stehen nicht so hoch in der Meinung anderer Völker, um eine solche Schlappe noch hinnehmen zu können. Unser geistiger Ruhm ist ein doppelt schwacher Trost, wenn zur Mißachtung im politischen Gebiet noch die in der andern großen Sphäre des praktischen Lebens, in der moralischen, treten soll. Wir wünschen, daß jeder Deutsche, der es mit dem Ehrenpunkt seines Vaterlandes noch leicht nimmt, längere Zeit im Ausland leben und hören müßte, wie man von Deutschland spricht. Seit den französischen Siegen dieses Sommers ist es noch ungleich schlimmer geworden als vorher; keine Stunde ist man sicher, nicht durch eine höhnische Bemerkung verwundet zu werden. Man schlägt dagegen und erwehrt sich wie man kann, man widerlegt, man wird so grob als möglich, aber was hilft es? Der Spott schweigt nicht, und immer kann man nicht antworten. Jener Teil der deutschen Nation, der den Angriff Frankreichs auf Österreich nicht als einen Schlag in unser Angesicht fühlte und der unsern zum Gegenschlag gehobenen Arm bannte, wird sich auch um diese Folge der deutschen Unterlassung nicht kümmern. Der Spott trifft ja nur Deutschland, und Preußen ist etwas anderes als Deutschland; und Preußen tröstet sich jetzt Arm in Arm mit Rußland. Doch nicht dieses traurige Lied wollen wir weiter singen, nicht von dem reden, was ganze Teile des Vaterlandes miteinander abzukarten haben, vielmehr wir müssen uns noch auflegen, von einer andern traurigen Erscheinung zu sprechen, welche zeigt, wie wenig das deutsche Ehrgefühl noch erstarkt ist. Heute wie immer findet man Deutsche, die im Ausland die Heimat herabsetzen, verspotten lassen, selbst verspotten. Und man meine ja nicht: es seien nur Lumpen, die es so halten; nein, es ist ein Zug, worin auch bei manchem sonst bessern Mann jene an sich schöne und hohe Eigenschaft des deutschen Geistes, von der wir oben gesprochen, die Objektivität, der sich selbst preisgebende Humor unbewußt in Niedrigkeit und Schmach umschlägt. Man glaubt zu zeigen, daß man mit geistiger Freiheit über sich selbst stehe, daß man nicht blind sei wie andere Völker; man meint an Ruhm der Selbsterkenntnis zu gewinnen, was man an wirklicher Achtung realen Werts verliert. Im Privatleben mag der Humorist seine persönlichen Schwächen dem Lachen preisgeben, denn während das, was er

preisgibt ihn erniedrigt, so erhöht ihn die Freiheit, womit er es preisgibt; im Verhältnis von Volk zu Volk ist es anders, da wird das Preisgeben nicht als Erhöhung in der Erniedrigung verstanden, sondern nur als Vollendung der Erniedrigung; da hat man für den Humor des Teufels Dank. Wie diese unselige, unzeitige deutsche Objektivität in Frankreich, in England aufgefaßt wird, davon mögen andere aus Anschauung reden, hier möge von dem die Rede sein, was wir selbst in einem viel kleinern Land, in der Schweiz, sehen. Kein Vernünftiger wird die tüchtigen Kräfte verkennen, wodurch es diesem Staat gelungen ist, die passendste Form der Einheit für die Verbindung seiner Kantone zu finden, wodurch er mitten in dem von Kämpfen zerrissenen Europa in Frieden und Wohlstand blühend dasteht; allein es darf auch nicht geleugnet werden, daß die Schweizer, zu dem begründeten Stolz auf das, was sie sind, gern eine Eitelkeit fügen, als ob sie mehr wären, als sie sind. Es fehlt natürlich nicht an Einsichtigen, die wohl begreifen, wie wenig es der Schweiz ziemt, Deutschland zu verkennen, aber eine Überschätzung, die auf diesen Nachbar herabsehen zu dürfen glaubt, ist doch bei der Mehrzahl zu finden. Die Vergleichung mit Deutschland ist dem Schweizer nicht bloß durch die Nachbarschaft, durch die Geschichte, sondern noch mehr durch die Ähnlichkeit der innern politischen Aufgabe beständig nahe gelegt. Während andere Völker schon im Mittelalter durch rücksichtslose Gewalt kräftiger Herrscher zur Einheit gelangten, sind die Schweiz und Deutschland als eine Gruppe locker verbundener selbständiger Staaten in die neue Zeit herübergetreten. Es sind wesentlich deutsche Eigenschaften, es ist deutsche Besonnenheit, deutsche Tugend, wodurch es der Schweiz unter den Stürmen der letzten Vergangenheit gelungen ist, für ihre Einzelstaaten die zweckmäßigste Einigung zu finden, wie es ihr einst gelang, sich die Freiheit zu erkämpfen; aber sie hat dabei neben dem Verdienst wahrlich auch Glück gehabt, und ihr Glück ist vor allem ihre Kleinheit, ihre Machtlosigkeit. Sie besteht nicht durch ihre Macht, sondern sie besteht, weil von den Großmächten keine dulden kann, daß die andere sie erdrücke und wegnehme. Dieselben Eigenschaften, wodurch die Schweiz zu ihrem glücklichen Bestand gelangt ist, haben in Deutschland bis jetzt nicht zum Ziel gelangen können, weil es eine andere Aufgabe ist, monarchische

Staaten, worunter zwei Großmächte und vier Königreiche sind, zu einigen, als eine Anzahl kleiner republikanischer Kantone; weil die Deutschen neben der politischen große geistige Aufgaben zu lösen hatten, die sie zu ihrem Ruhm gelöst haben und deren Früchte namentlich der Schweiz zugute kommen; vor allem aber, weil alle fremden Großmächte die Einigung Deutschlands fürchten und ihr daher mit allen Mitteln entgegenarbeiten. Die Schweiz soll dies nicht vergessen, sie soll Deutschland in seinem Unglück achten; der abgetrennte Zweig soll nicht meinen, auf seinen Stamm herabsehen zu können, der groß genug ist, vom Blitz und Regen zerwühlt zu werden; es ist komisch, wenn die glückliche Idylle glaubt über die Tragödie spotten zu dürfen. Wer gönnt es den Schweizern nicht, wenn sie einander bei ihren Festen immer aufs neue erzählen und singen von ihrem Tell und Winkelried; sie dürfen nur nicht vergessen, daß Tell und Winkelried Deutsche waren, und daß das getrennte Deutschland unzählige Telle und Winkelriede aufzuweisen hat, deren Mut und Blut nur leider ohne Erfolg für Einigung des Vaterlandes, d. h. ohne einen bis jetzt sichtbaren Erfolg hingegeben ist. Die Erfolge französischer Waffen im letzten Krieg hört man hier oft in einem Tone preisen, als wären die Bajonette der Zuaven Schweizer Bajonette gewesen; die guten Leute vergessen, daß sie darum, weil ein Teil der Schweiz französisch ist, nicht die Franzosen sind, daß der Kern der Bevölkerung deutsch ist, daß der deutsche Schweizer sich herabsetzt, wenn er deutsche Tapferkeit herabsetzt, sich verspottet, wenn er deutsche Langsamkeit, Unbeholfenheit verspottet. Leider ist aber nun nicht zu leugnen, daß es Deutsche in der Schweiz gibt, die nicht etwa nur dem gerechten Selbstgefühl der Schweizer zustimmen, sondern auch ihrer Eitelkeit mit Preisgebung des Vaterlandes schmeicheln, und gibt es einen begründeten Vorwand, Deutschland zu verachten, so ist es der, welcher von dieser ekeln Tatsache hergeleitet wird.

Man könnte uns fragen, was denn gegen Stumpfheit des vaterländischen Ehrgefühls in einem Volk das Predigen nütze? Ob denn dieses Predigen etwas anderes sei als die traurige Bestätigung dessen, wogegen man predigt? Allein die Geschichte geht mancherlei Wege. Der deutsche Geist hat die Eigentümlichkeit, auf dem Umweg langer Vermittlungen, mühsamer Reflexionen zu erzeugen

und sich zu erarbeiten, was bei andern heißblütigern Völkern Sache des Instinkts, unmittelbare Macht der Empfindung ist. Wäre eine andere Nation auf Erden denkbar, die im letzten Sommer darüber disputiert hätte, was ihre Ehre verlange, deren einer Teil dem andern Gefühlspolitik vorgeworfen hätte, wo dieser empört ans Schwert griff, um bei Zeit den Schlag gegen eine Macht zu führen, deren Übermut und Übergriff nun ins Unerträgliche wächst und endlich seine Züchtigung leider wohl durch andere finden wird, welche uns, die wir die Rolle des Zusehens übernahmen, in diese Rolle noch tiefer verstoßen werden? Doch auch wenn es so kommt, Deutschland wird eines Tags sich aufraffen; das deutsche Ehrgefühl ist im Wachsen begriffen; möge man Stimmen wie die, welche sich hier vernehmen ließ, nicht als wohlweises Schulmeistern ansehen; es ist eben dieses wachsende deutsche Ehrgefühl, das mit sich selber spricht, das die zurückgebliebenen Glieder, die noch nicht merken, daß es anders geworden ist im Herzen der Nation, wecken und zu sich heranrufen will. Es ist noch keine Tat, es ist nur ein Reden, wenn wir nicht dulden, daß der Fremde über Deutschland spotte, aber sind wir erst alle so weit, daß wir Deutschland nicht verachten lassen in Worten, so wird es auch dahin kommen, daß Deutschland sich Achtung erzwingt mit der Tat. Unsere Möglichkeit steht hoch über unserer Wirklichkeit, wir können im politischen Gebiet dem Ausland nur entgegenhalten, was wir sein könnten, nicht was wir sind; hat aber das Bewußtsein dessen, was wir sein könnten, erst alle Einzelnen durchdrungen, so wird es nicht nur aus ihnen sprechen, sondern auch aus ihnen handeln.

(Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 10. und 11. Januar 1860.)

Zu der Erklärung von Rodbertus, Bucher und v. Berg.

Es war hohe Zeit, daß endlich eine Stimme aus Preußen selbst kam, die uns verbürgt, daß es dort noch Männer gibt, deren reine politische Gesinnung außer Zweifel ist und denen doch der Fanatismus nicht Geist und Herz in politischen Dingen verkohlt hat. Fanatismus und nichts anderes ist es ja, wie die verbreitetsten Blätter Preußens den Haß gegen Österreich treiben und zum Prinzip ihrer Politik machen. Niemand zweifelt, daß die Preußen Ursache haben, Österreich zu zürnen, wenn sie der schweren Unbilden aus nicht lange vergangener Zeit gedenken, und niemand ist, der nicht mit ihnen ein System verdammte, dem zu entsagen die österreichische Regierung so spät, und noch immer kein volles Vertrauen erweckend, sich anschickt. Für einen gesunden Sinn aber hat dieser Haß nur eine bedingte Geltung: wir hassen das alte System Österreichs, aber wir hassen Frankreichs, des alten Erzfeinds, lügnerische Eroberungspolitik noch weit mehr; wir sehen auf Österreichs Übel, allein wir schicken den Blick weiter, dahin, woher uns und Österreich Überfall und, wenn wir uneins sind, Niederlage, Fremdenherrschaft droht. Der Fanatismus aber, wie in allen Dingen, so auch hier, sieht mit wildverbissener Abstraktion nur auf den e i n e n Punkt, der in seinem nächsten Umkreis liegt, hat keinen Horizont, ist absolut verrannt, hört nicht, nicht auf Gründe, nicht auf den Ruf des Herzens, nicht auf die Stimme, den Klageruf des schwer bedrohten Vaterlands. Hannibal mag vor den Toren sein: er weiß nichts davon, er hat keine Zeit, er muß mit dem nächsten Gegner raufen; man mag ihm in die Ohren schreien, brüllen, mit Kanonen schießen, er ist taub; der gemeinsame Feind wird ihn überfallen, peitschen, zerzausen, im Mörser zerstampfen, sein letztes Wort wird sein: „Ja, aber das böse Österreich!" Wäre die andere Hälfte Deutschlands demselben Fanatismus verfallen, wir würden überrascht wie Auerhähne in der Balzzeit, die im wütenden Kampf ihrer Eifersucht den Jäger nicht sehen, noch hören.

Dieser Fanatismus hat doppelte Stärke gewonnen durch Ver-

bindung mit einem an sich schönen, idealen Motiv, dem Kosmopolitismus. Wir wollen nun für diesmal die verwickelte Frage über das Verhältnis von Staat und Nationalität ganz beiseite lassen; es sei so, daß wir, wenn wir ganz außerhalb stünden, wohl täten, für die Italiener, Ungarn, Slawen und ihre Lostrennung von einem fremden Staat uns zu begeistern. Wer aber kann sich denn kosmopolitisch verhalten, wenn er selbst mit der ganzen Summe seiner politischen Interessen beteiligt ist? Kann ich von oben aus idealer Vogelperspektive zuschauen, wenn ich mitten darin bin? Kann ich Beobachter sein, wenn ich im Stücke selbst mitspiele? Man denke sich einmal, Deutschland träte einen Kampf um Wiedergewinnung des Elsasses an. Kein Deutscher kann zweifeln, daß Frankreich es mit Unrecht besitzt. Daß die Elsässer nicht wieder deutsch werden wollen, davon können wir jetzt absehen; ein erstarktes, den Kampf um das gestohlene Land mutig eröffnendes Deutschland könnte ja wirklich in den abgerissenen Provinzen schnell wieder die erstorbene Sympathie wecken. Nun aber frage sich der blühendste kosmopolitische Schwärmer, ob er selber, der zwar als Deutscher im vollen guten Recht ist, den Franzosen, der zwar im vollen Unrecht ist, zumuten würde, für uns, für Elsaß, für dessen Losreißung zu schwärmen? So bodenlos abgeschmackt wird er ja nicht sein, aber so bodenlos abgeschmackt ist er, für die Losreißung nichtdeutscher Provinzen von Deutschland zu schwärmen, welche dieses nach gutem Recht der Verträge besitzt. „Nicht Deutschland, nur Österreich besitzt sie, während das eine Frankreich, nicht ein selbständiger Teil Frankreichs, das Elsaß besitzt", wird er antworten, und er wird hinzusetzen: „dieser Besitz in Österreichs Hand ist für uns ein Übel, während der Besitz des Elsasses für Frankreich ein Gut ist."

Wir wollen zur Entgegnung nicht auf Preußisch-Polen verweisen, wir wollen zugeben, daß Österreichs soviel größerer außerdeutscher Besitz mit seiner Macht auch seinen absolutistischen Druck auf Deutschland gestärkt hat, wir wollen sogar vergessen, daß Ungarn und die Slawenländer Österreichs von unendlicher Wichtigkeit für die europäische Kulturaufgabe Deutschlands sind; aber das eine wollen wir sagen, das oft Gesagte und nie oft genug zu Sagende: daß jeder Schritt zur Schwächung Österreichs ein Schritt zur Niederwerfung Deutschlands ist. Hier handelt es sich von einer Umkehrung der

natürlichen, einfach richtigen Schlußreihe. Unser Fanatiker, jetzt Kosmopolit, sieht die Weltlage zunächst von Italien aus. Seine Befreiung ist der feste Obersatz, von dem er ausgeht. Daß diese Befreiung durch Frankreichs Hülfe möglich geworden, das ist ihm ein kleiner entstellender Makel an dem Gegenstande seiner Sympathie, ein sekundäres, untergeordnetes Attribut; von diesem Sehpunkt aus wird dann ebenso die ungarische Angelegenheit betrachtet usw. Er dürfte nur ein klein wenig die Augen auftun, so würde er entdecken, daß es sich umgekehrt verhält. Der Obersatz ist Frankreichs Eroberungspolitik. Daß Napoleons wesentliches und höchstes Ziel die Rache der Niederlage von Waterloo, die Eroberung der Rheinlande, die Unterwerfung eines reduzierten Deutschlands unter französischen Einfluß ist, dies wahrhaftig wird man doch nicht erst beweisen müssen!

Ein Tor sieht nicht ein, daß, was bekannte französische Broschüren uns angekündigt haben und was ohne sie von selber kinderleicht zu erraten war, seit den Vorgängen des letzten Sommers nur auf den gelegenen Moment aufgeschoben ist. Von diesem Punkt, und nur von diesem aus, wird ein Deutscher, der die natürliche Logik nicht auf den Kopf stellt, die italienische Sache ansehen; an der Befreiung Italiens wird ihm der Umstand, daß sie durch französische Hilfe geschah, nicht Nebensache, sondern das Wesentliche sein, und so wird er in ihr den ersten Schritt Frankreichs zur Demütigung und Zerschlagung Deutschlands durch Schwächung Österreichs erkennen. Die Aufwühlung Ungarns, Galiziens, Böhmens sind weitere Schritte zu demselben Ziel; wenn Österreich matt gelegt ist, so wird Frankreich sich auf Deutschland stürzen, und ohne Österreichs Heer werden wir ihm nicht gewachsen sein. Und wir, wir sollten Zeit haben, uns in Garibaldrian zu berauschen? Ach nein, gesteht es, ihr habt euch die Sinne in einem andern Pharmakon betäubt, im Haß Österreichs einfach habt ihr euch den wilden Brand getrunken, der euch Hirn und Herz verschmort.

Wir machen einem Karikaturmaler einen Vorschlag: der Preuße, wie gewisse Blätter ihn haben wollen, eine kleinbürgerliche Figur, ganz Sympathiephilister, sieht zu, wie Österreich zerrissen wird, Italien am einen, Ungarn am andern Bein, Galizien am einen, Böhmen am andern Arme zerrt; es behagt ihm, er nimmt sich schmun-

zelnd eine Prise; inzwischen holt der Franzose hinter seinem Rücken aus, um dem gemütlichen Beobachter einen ausgiebigen Tritt auf den Liebwertesten zu versetzen, der ihn sicher in dieselbe Patsche stürzen wird, worin Österreich zappelt.

Doch nein! Ihr stellt es euch ja anders vor. Euer Haß gegen Österreich ist, so sagt und meint ihr, wahre Liebe zu Preußen und hiemit wahre Liebe zu Deutschland, weil Preußens Beruf sei, Deutschland unter seinem Regiment zu einigen. Nun sei dies letztere einmal ganz zugegeben, also auch, daß das spezifische Preußentum wahrer deutscher Patriotismus ist. Ja beim Himmel! und dann doppelt gewiß darf Preußen nicht untätig der Beraubung Österreichs zusehen! Wer Preußen wirklich wohl will, der wird ihm zurufen: sei in dem drohenden Weltkampf nicht neutral, vergiß die Folgen des Basler Friedens nicht! Wer ihm recht besonders wohl will, wer ihm eine große Rolle in Deutschland zugedacht hat, der wird es ihm zehnmal zurufen. Handle nicht, wenn ringsum die Welt aus den Fugen bricht, und du wirst zertreten, zermalmt, wirst ein Nichts! Die preußische Presse stellt sich als Schulmeister mit dem Stecken in der Hand vor uns hin und teilt Tatzen aus, als wären wir Preußens ungehorsame Kinder; kommt aber eine Gelegenheit, wo Preußen durch Handeln ein organisches Übergewicht in Deutschland wirklich gewinnen könnte, so rät sie ihm ab. Es steht im Abc der Politik, daß nur Aktion zu Macht und Größe führt. Nur ein Österreich, dem Deutschland beigestanden, fügt sich in einen Neubau Deutschlands, dessen Haupt es nicht wird. Österreich aber nicht beistehen heißt entweder: Österreich, durch fremden Beistand gerettet, erneuert sein altes System und mit ihm den Druck auf uns, oder: wir gehen mit ihm zugrunde. Denn fremder Beistand ist ja nicht undenkbar, Rußland hat eigenes Interesse genug, gegen einen Aufstand Ungarns noch einmal mitzuwirken, und dann kann Österreich eines Angriffs auf Venedig sich wohl erwehren.

Doch freilich, ja freilich, ihr habt uns kürzlich gestanden, daß ihr auch eine Aktion wollt, nur allerdings ein bißchen anders als wir. Das Wort, das euch schon lange auf der Zunge lag, ist euch endlich über die Lippen gegangen — „Bund mit Frankreich“ heißt es, falls Deutschland nicht gutwillig unter Preußens Oberleitung sich gäbe.

Dahin führt der Fanatismus; er kann ganz ehrenhafte Naturen so vergiften, daß sie beim Verrat ankommen, ohne des Verbrechens sich bewußt zu sein. Fanatismus ist immer sophistisch. Wir sind weit entfernt, vollzogenen Verrat, niedrige Motive bei dem Blatt anzunehmen, das zuerst dieses Wort aussprach; aber weiß Gott, es ist ein geringer Trost; denn leichter verschmerzt es eine Nation, daß einige bestochene Verräter sich in ihrem Schoße befinden, als daß man in ihrem Schoße zweifellos honett und gleichzeitig von sophistischer Verfälschung aller politisch ethischen Begriffe so bis auf das Mark zerfressen sein kann. Mit solcher Verirrung verglichen sind die Kreuzritter gesund und patriotisch; wir müssen dem Himmel danken, daß es sie noch gibt. Und wohl uns, daß ihr nicht die preußische Regierung seid! Vergeb' es euch der himmlische Vater, denn ihr wisset nicht, was ihr tut, und seht den Galgen nicht, den der Pharisäer Frankreich für Preußen schon errichtet hat, daß es daran baumle, wenn es ihm gelungen wäre, es zum Judas an Deutschland zu machen!

Euer Boden ist der innere Kampf für Freiheit, Recht und Verfassung; wir ehren ihn, wir stehen bei euch, kämpfen mit euch. Nun aber bringt ihr für den Fanatismus eurer äußern Politik den weitern Grund vor, es sei keine Zeit für den Krieg, wir müssen wohl unser inneres Verfassungsleben ausbauen. Die Franzosen werden schön warten, bis wir damit fertig sind! Es ist ganz wahr, daß man heute noch bequem durch das Brandenburger Tor spazieren kann, ohne ein einziges Paar rote Hosen zu sehen. Wenn wir hübsch ordentlich nur im Innern des Hauses mauern und zimmern, wird es aber bald anders aussehen, und habt ihr nur erst die roten Hosen in euern Häusern und Straßen, so mögt ihr dann zuschauen, wie es mit eurer Verfassung aussieht; auch könnt ihr euch dann gelegentlich besinnen, was angenehmer ist: französische Marschälle mitten unter uns, oder ein durch preußische Hülfe uns fügsamer angebildetes Österreich und einige durch dieselbe preußisch-deutsche Tat biegsamer gewordene Kleinstaaten und Mittelstaaten neben uns.

Die „National-Zeitung" hat das gute Wort von Rodbertus, v. Berg und Bucher mit Worten kalter Ironie begleitet. Niemand werde sich ihm anschließen als die Süddeutschen und einige Flüchtlinge, welche die Dinge idealistisch betrachten, weil sie nicht mitten

im Kampf der Gegensätze stehen. Was die Flüchtlinge betrifft, so diene zur Nachricht, daß gar mancher von ihnen zur Ideologie der preußischen Liberalen halten wird — Ideologie: denn mit Verlaub müssen wir die Begriffe umkehren, uns die konkrete, euch die abstrakte Auffassung zuerkennen. Es gibt unter den Flüchtlingen begreiflich nicht wenige, die auf dem Standpunkt von 1848 und 1849 stehen geblieben sind. Die deutsche Volkserhebung galt in erster Linie den innern Freiheitsrechten: erst spät begriffen wir alle, daß zuerst die Einheit gegründet werden müsse. Nach der Ebbe der Bewegungsflut begriffen wir weiter, daß die Einheit ohne eine neue große Erschütterung aller Verhältnisse nicht zu gründen sei, daß nur ein Nationalkrieg sie bringen könne, und, als Napoleons Politik ihr Geheimnis lüftete, daß er diesen Krieg uns bringen werde. Die tiefe Verbitterung, mit welcher die Mehrzahl der Flüchtlinge von ihrem Vaterlande schied, macht es begreiflich, daß sie auf der ersten Stufe dieser Ideenreihe stehen blieben und nichts im Auge behielten als die innern Übel Deutschlands, Druck, Unrecht und Zwang. Unter ihnen befanden sich ohnedies auch Demokraten vom reinsten Wasser. Dem absoluten Demokraten ist der Staat eine lockere Verbindung von Monaden, die notdürftig soviel, als gerade nötig ist, von ihrer Willkür opfern. Das Freiheitsprinzip auf diese Höhe geschraubt, ist schlechtweg zentrifugal, der unbedingte Freiheitsenthusiast hat und kennt kein Vaterland, also auch kein Gefühl der Ehre des Vaterlands, er ist dafür rein abgestumpft. Daß uns der Franzose verachtet, will er nicht sehen; eine welsche Phrase genügt ihm, der Narr der französischen Politik zu werden, und sein liebster Wunsch ist, mit den edeln Völkerbefreiern gegen die Tyrannen im eigenen Vaterlande zu ziehen; für den erwiesenen gnädigen Dienst wird er ihnen die Rheinlande schenken. Ach, sie sind leider nicht nur draußen unter den Flüchtlingen, diese reinen Patrioten! Im Herzen Deutschlands, auch in Süddeutschland, könnte ich Männer nennen, die, sonst ganz ehrenhaft, von den Irrlichtern des Idealismus in diesen stinkenden Sumpf geführt sind. In der Schweiz braucht man nicht lange zu fragen, wie es kommt, daß ein Land, dem fast ein Sechsteil des deutschen Gesamtheeres überlegen wäre, mit so wenig verhehlter Geringschätzung nach uns herübersieht: eine Hauptschuld trägt das ehrlose Schimpfen von Deutschen auf ihr Vaterland, das Ausbreiten

unserer schwarzen Wäsche vor Schweizern, die sich eben nicht beeilen, zum Gegendienst die ihrige vor uns auszubreiten. Zu schweigen von denen, die ganze Kloaken voll klebrigen Krötengifts vor den höhnenden Blicken des Auslands auf ihre Heimat ausspritzen. Das patriotische und das absolut demokratische Prinzip stehen sich schroff, schlechthin gegenüber. Der Patriot kann auch Demokrat sein, der absolute Demokrat kein Patriot. Jener will ein Vaterland, frei oder unfrei, gut oder schlecht, und er will es geehrt wissen wie sich, wie seine eigene Person. Dieser will frei sein, gleichgültig wo, und eine Freiheitsfloskel vom Feinde des Vaterlandes kann ihn verführen, daß er sich gelüsten läßt, mit ihm gegen die heimischen Altäre zu wüten. Die „National-Zeitung" kann sich aus der Mitte dieser Flüchtlinge die bessern auslesen, die nur in dem einen Punkt verkehrt sind, und Unterschriften gewinnen nach Lust; die Erklärung von Rodbertus wird hier nicht allzu viele finden, die im Exil mit der Nation fortgeschritten sind und sich das Auge frei erhalten haben.

Diese Erklärung ist allerdings nicht sehr klar abgefaßt; ihrem wackern Inhalt verschlägt es nichts, sie hätte aber das Objekt der Tätigkeit für eine patriotische Politik deutlicher bezeichnen sollen. Wir wollen nicht unbedingt deutsche Hilfe für Österreich bei einem Angriff auf Venedig; wir wollen sie nur in dem Fall, daß Österreich nach einem Sieg hinter den Piemontesen die Franzosen findet. Allein die venezianische Frage ist ja nur ein Teil des Problems, sie läßt sich von der ungarischen (und slawischen, die daran hängt) gar nicht isolieren. Noch in den Tagen, da die Erklärung von Rodbertus erschien, war es höchst wahrscheinlich, daß Garibaldi eines schönen Tages in Dalmatien auftauchen, mit lawinenartig schwellendem Anhang nach Ungarn ziehen werde und daß dann, wenn die ungarische Revolution Österreichs Wehrkraft ganz oder fast ganz verschluckte, Piemont es an der Ferse, an Venedig, fassen werde. Und wir verlangten, daß Deutschland in Ungarn Hülfe leisten solle, damit russischer Beistand hier entbehrlich werde und Österreich ohne ihn seinen Arm frei habe, um Venedig zu verteidigen: in Ungarn, nicht um es einer Reaktion, wie die letzte war, in den Rachen zu führen, sondern um es unter verfassungsmäßigen Zuständen Österreich, Deutschland zu erhalten.

Neuestens verliert diese Vorstellung vom Gang der Dinge an Wahrscheinlichkeit. Es wird Cavour wohl gelingen, Garibaldis Schwert in der Scheide zu halten, denn Piemont will für jetzt Venedig nicht angreifen, offenbar, weil es in Ungarn leider nicht deutsche, sondern russische Hülfe für Österreich fürchtet, ein Angriff auf Venedig aber und eine Insurgierung Ungarns einander stützen und decken sollten; und so werden beide miteinander unwahrscheinlich. Dagegen steigen nun drohende Zeichen am nördlichen Himmel für Deutschland auf. In der dänischen Angelegenheit scheint Frankreich den Vorwand suchen zu wollen, um sich auf uns zu stürzen, und Rußland und England werden wahrlich nicht unsere Freunde sein. Handelt Preußen als Vollzieher des zu erwartenden Bundesbeschlusses, so liegt sehr nahe, daß wir den Krieg gegen eine Welt von Feinden haben werden.

Hätten nun die preußischen Blätter, welche aus Haß Österreichs gegen das Handeln sind, in einem Krieg, der diesem gilt, von dem dänischen Krieg, der nunmehr uns droht, bloß in Rücksicht auf die ungeheure Gefahr abgeraten, so wäre das eben einfach eine Bedenklichkeit, die immerhin manches für sich anzuführen hätte. Nicht dies aber ist geschehen, sondern das Unglaublichste, Abgeschmackteste und zugleich Giftigste, worauf eine menschliche Phantasie geraten kann. Leider gieng selbst die „National-Zeitung" voran mit dem Gifttropfen des Argwohns: die Übertragung der Exekution an Preußen werde eine List Österreichs und der Mittelstaaten sein, um es anderwärts ruhmlos zu beschäftigen, um es in der großen Machtfrage Deutschlands vom Halse zu haben. Herr v. Beust hatte ja dafür gesprochen, und daß die Sachsen sich im Jahre 1848 in Schleswig so wacker geschlagen haben, gehört ja gar nicht hieher! Die „Volkszeitung" nahm es auf, die „Vossische" und natürlich die „Kölnische" warnten auf Grund dieses Verdachts vor dem Kriege gegen Dänemark. Nach dem elfjährigen Wehruf über die Schmach Deutschlands, über das Leiden der preisgegebenen Brüder — endlich, endlich ein Wagen, ein Entschluß und — nun! Dabei vergesse man nicht: als diese Warnung auftrat, war ein Krieg in Venetien und Ungarn noch nicht unwahrscheinlich geworden; also während Österreich noch im Sommer zu Teplitz sich um Preußens Hülfe angesichts dieser Gefahr bewarb, sollte es jetzt, wo es derselben eben zu bedürfen schien, es

beiseite schieben wollen! Doch das ist nur die Abgeschmacktheit; aber was soll man von einem Volke sagen, wo höchstverbreitete Zeitungen ihren vielen Tausenden von Abonnenten die Bosheit dieses Gedankens bieten dürfen, von einem Volke, das seufzt und drängt und klagt und ruft Jahr um Jahr, daß eine zum Himmel dampfende Schmach endlich abgewaschen werde, und dann — „es wird eine Mäusefalle sein — also lieber nicht — laßt's gehen —!" Schreiber dieser Zeilen hat es immer für unrecht gehalten, im Streit dem Gegner seine natürliche Bedingtheit, seine Nationalität aufzudrücken, statt ihn zu widerlegen. Hier aber wahrlich bedarf man zum Troste der Erwägung, daß der Israelit nur ausnahmsweise an eine europäische Heimat mit seinem ganzen Herzen anwachsen kann; das ist nur natürlich und im Grunde kein Vorwurf. Aber wer sich bewußt ist, als Fremder das Land nicht wahrhaft zu lieben, wo er wohnt, der sollte auch das Wort nicht haben, wo es sich um dessen höchste Interessen handelt, nicht den kosmopolitischen Prediger machen, wo wir durch Taten für unser eignes Haus uns aus der politischen Verwesung retten wollen. Mit einer wahren Aasgier studiert und verfolgt, Blatt aus, Blatt ein, die „Volkszeitung" die Anzeichen innerer Auflösung in Österreich. Hätte es erst sich aufgelöst, so könnte sie bei der Gelegenheit, wenn sie über die Schulter nach Preußen schaut, die Entdeckung machen, daß das Gasthaus, worin der ironische Prosektor angesiedelt ist, daß Preußen mit zerfallen ist, und ihr Triumphruf müßte sein: Au wai, ich hab's gewunne!

Hätte man — so sagten wir — mit Hinweisung auf die äußeren Gefahren eines jetzigen Kriegs gegen Dänemark vor ihm gewarnt, so wär' es nur Bedenklichkeit. Wir wollten kein stärkeres Wort brauchen, weil in der Tat diese Gefahren ungeheuer sind, und weil es, um ihnen fest ins Angesicht zu schauen, eines außerordentlichen Muts bedarf. Denn daß Frankreich daraus einen Vorwand zum Kriege gegen Preußen nehmen werde, ist nur die eine der drohenden Möglichkeiten. Es kann umgekehrt diesem Krieg zusehen, ihn scheinbar begünstigen, während es unter der Hand dafür sorgt, daß Preußen die äußersten Schwierigkeiten bereitet werden, in Wahrheit aber die Zeit, wo es dort beschäftigt ist, benutzt, um die aufgewühlten Nationalitäten nun doch ohne Aufschub gegen Österreich loszulassen

und sich dann auf Deutschland, das nur mit halben Kräften in den Kampf eintreten kann, unversehens mit voller Macht zu werfen.

So bewährt sich denn in dieser schwülen Weltlage, was immer vorauszusehen war: sobald sich Deutschland regen will, um aus seiner Ohnmacht herauszukommen, hat es alle Welt zum Feind. Einen Verzweiflungskampf bis auf den letzten Tropfen Bluts muß es wagen; wagt es ihn aber nicht, so erstickt es in sich, verfault von innen heraus und wird zerbröckeln. Schiebt ihn auf, den Kampf auf Leben und Tod: morgen, übermorgen, übers Jahr, über zehn, über hundert Jahre liegt die Sache wie heute — will Deutschland eine Verbindung werden, so muß es sich im Kampf mit allen Verbindungen Europas heraushauen. Der Unterschied ist nur der: wagen wir's jetzt, so haben wir noch die Kraft zu siegen; je länger aufgeschoben, desto mehr verkommen wir, desto weniger ist Hoffnung auf Sieg.

Übersehen wir nun in diesem furchtbaren Augenblick den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland, so bietet sich das trostlose Schauspiel, daß sie in zwei absolut feindliche Hälften zerfällt. Die eine erkennt die Lage, die andere nicht. Die eine will die Netze durchhauen, in welche wir eingesponnen sind, die andere meint: wir könnten im Frieden, oder gar im Bunde mit dem netzestrickenden Feind, zur Freiheit und wirklichen Einheit uns emporhelfen. Jene ist patriotisch, diese kosmopolitisch; jene deutsch, diese fanatisch preußisch; diese haßt mit der Verbissenheit des Wahnsinns nur Österreich, und was jene noch tödlicher haßt, das ist eben der Nichthaß Frankreichs bei dieser. Schnitte man jetzt nach der Einteilungslinie dieser wild verfeindeten Parteien durch die deutsche Nation hindurch, so würden zwei Teile entstehen, die sich fremder sind, als je zwei verschiedene Völker es waren. Und so stehen wir da, angesichts eines Kampfes der Nation auf Leben und Tod mit Feinden, die auf allen Seiten uns bedrohen! Eingeschnürt, daß uns die mächtigen Adern zu bersten drohen, die jene Partei öffnen will, diese noch enger bindet!

Ein dunkler Trost bleibt übrig bei diesem verzweifelten Bild: er liegt in der Vermutung, daß das Lager unserer Gegner schwächer sei, als es scheint, daß sie entschieden in der Minorität seien. Es bedarf hiezu einer Probe, es bedarf eines Mittels, die wirkliche

Majorität herauszubringen. Nun, und zu diesem Zweck kann die Erklärung von Rodbertus, Bucher und v. Berg dienen. Wir halten, ehrlich gestanden, sonst nicht viel von solchen Unterzeichnungsgeschichten, diesmal aber stimmen wir sehr dafür. Es handelt sich ja zugleich auch darum, herauszubringen, was eigentlich der sogenannte Nationalverein sei. Nimmt er die Massen, welche sich für die Erklärung von Rodbertus aussprechen, in seinen Verband auf, so ist er, was er sich nennt: deutscher Nationalverein; schließt er sie aus, so ist er, als was er uns bisher erschien: eine bloße Partei. Allein jene Erklärung müßte genauer formuliert, kürzer und populärer redigiert werden; sie müßte für die unbedingte Festhaltung der Donauländer, für Teilnahme an einem Krieg um Venedig unter der Bedingung sich aussprechen, daß Frankreich sich in ihn mischt; dieses überhaupt als unsern wahren, ersten und letzten Feind bezeichnen; sie müßte jetzt für mutiges Handeln gegen Dänemark trotz allen Gefahren sich erklären und überhaupt Deutschland aufrufen, daß es einen großen Krieg nicht scheue, weil er der einzige Weg ist, zur Einheit zu gelangen, deren Form wir noch als offene Frage behandeln müssen — zur Einheit, die erst befestigt sein muß, wenn es möglich sein soll, im Aufbau eines gemeinschaftlichen Verfassungslebens uns die innere Freiheit zu sichern.

(Allgemeine Zeitung, 29. und 30. Januar 1861.)

Vorschlag zur Güte an Viktor Emmanuel von Piemont und an Herrn v. Vincke von Hagen.

Mit seinem berühmten Amendement, das er am 6. Februar im Abgeordnetenhause zu Berlin siegreich durchgesetzt hat, will Herr v. Vincke natürlich sagen, daß auch Venedig, und was dazu gehört, an Piemont fallen solle. Und er hat recht, gewißlich recht, ohne Ironie, es ist uns ganz Ernst: Venedig gehört Italien, soll an Italien kommen. Nun ist es aber so eine eigene Geschichte mit nationalem Länderanspruch: was dem einen recht ist, das muß dem andern billig sein. Uns Deutschen gehört zum Beispiel Elsaß und Lothringen, ganz gewiß, ohne Ironie. Soll es nun daran gehen, daß man herausgibt, was man von Ländern fremder Nationalität besitzt, so gehört zur Wechselseitigkeit auch die Gleichzeitigkeit. Es kann nicht eine Nation mit dem Hergeben anfangen, gemütlich hoffend, daß die andern hübsch nachfolgen. Da ist der Tisch Europas; wir sollen hintreten und Venedig, noch einiges dazu, darauf legen, in der Erwartung, Frankreich werde es uns nachtun, Elsaß und Lothringen daneben hinlegen, England Malta und die Jonischen Inseln usw. Das geht nicht; wir werden aus der Tasche ziehen, was wir haben, und es hinlegen, nicht früher als just in dem Augenblick, wo die andern auch ziehen und legen.

Nun steht da eine Kleinigkeit im Wege: Frankreich wird nicht wollen. Dieser hinderliche Umstand führt uns aber gerade auf die Auskunft, nach der wir zielen. Wir müssen nur vorher noch einen Punkt aufnehmen, ein Bedenken, das zwar Herrn v. Vincke schwerlich in seinem Siegesjubel stört, aber etlichen andern Deutschen so hie und da aufsteigt. Der westfälische Ritter ist überzeugt, daß das neue Italien sich beeilen wird, zu Deutschland zu halten; er zweifelt nicht, daß es Arm in Arm mit uns das Jahrhundert in die Schranken fordern, vorerst gewißlich mit uns gegen Frankreich ziehen wird, wenn der Tanz losgeht. Und wirklich, Herrn v. Vinckes neuer Freund, Victor Emmanuel, hat ja in seiner Thronrede die deutsche

Nation seiner Sympathie versichert. Allein es steht hart daneben ein Wörtchen in dieser Rede, das da heißt: unauflöslicher Bund mit Frankreich. Welches von beiden Worten ist wahr, da nicht beide zugleich wahr sein können? Das ist die Frage, da liegt der Hase im Pfeffer. Mit Reden und Schreiben werden wir's nicht herausbringen; wir brauchen Beweis, mit welchem von beiden Worten es Ernst sei, Beweis, der zu greifen ist, Beweis „an dem kein Häkelchen sei, den kleinsten Zweifel daran aufzuhängen."

Italien rüstet zum Krieg, um Venedig zu erobern. Es will noch warten; aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

So liegen die Dinge. Jetzt haben wir beisammen, was wir brauchen, um auf unsern Vorschlag zur Güte zu kommen. Dreierlei haben wir: 1. gegen Venedig hat Deutschland das Elsaß und Lothringen herauszufordern; 2. wir wollen eine untrügliche Probe von der „Sympathie" Italiens mit Deutschland; 3. Italien bereitet Krieg, ohnedies und auf jeden Fall.

Wir bitten nun Herrn v. Vincke einzupacken, einen Paß zu nehmen und nach Turin zu reisen, daselbst seinem und Deutschlands neugewonnenem Freund aufzuwarten und ihm den Vorschlag zu machen: er möge das eben in Bildung begriffene italienische Gesamtheer, sobald es ganz organisiert ist, nach Deutschland herüberschicken, wo es, mit dem deutschen Bundesheer vereinigt, Elsaß und Lothringen uns erobern soll. Es kann nicht fehlen; wir können es zusammen fast auf zwei Millionen Mann bringen. Damit zwingen wir die beiden deutschen Länder den Franzosen ab. Für Italien macht es durchaus keinen Unterschied, ob sein Heer hier oder dort kämpft, da es ja kämpfen soll auf alle Fälle. Auch wird man Herrn v. Vincke nicht einwenden: es müsse jede Nation sich für das Ihrige selbst und allein umtun. Die Italiener haben sich ja gegen Österreich auch helfen lassen. Gut — und in der Stunde, wo wir mit italienischer Hilfe das Elsaß und Lothringen wieder erobert haben, soll Italien Venedig herausbekommen; genau zur selben Stunde, um 1 Uhr, 2 Uhr, 3 Uhr, kurz, was eben gerade die Glocke schlägt. Alles ist dann im Reinen. Italien hat das Seinige, wir das Unsrige; wir haben die Feuerprobe seiner Freundschaft, Italien die der unsrigen; es hat blutige Köpfe gegeben, aber die hätt' es ja im andern Fall vor Venedig gegeben: kommt auf eins hinaus. Also fertig, quitt! Punktum, basta!

Herrn v. Vincke soll es gut gehen, wenn er uns die Kleinigkeit, die sich so natürlich von selber macht, hübsch durchsetzt. Orden soll er bekommen, oh, der heilige Mauritius- und der heilige Lazarusorden und die Medaille von Mailand sollen Erbsen dagegen sein! Orden, eine ganze lange Schnur voll, die er sechsmal um den Leib wickeln kann! Und was am Ende er selbst, selbst er nicht ganz verachtet, Orden vom eignen Volk, Orden von deutschen Fürsten, Medaillen von deutschen Städten! Jetzt erst wird man die wahre Bedeutung des Erfolgs am 6. Februar erkennen; oberflächliche Menschen, welche dieses Ereignis isoliert betrachteten, die nicht ahnten, daß das nur der Teil eines erhabenen Dramas mit so glänzendem Schluß sei, werden beschämt verstummen; sie werden nicht mehr sagen: wie könnte man sich eines parlamentarischen Siegs erfreuen, und nun wird er in einer solchen Sache erfochten, nun ist es ein Sieg, der einem fremden Volk Freude bereitet und in das eigene eine neue Brandfackel des Hasses und der Zwietracht wirft! Sie werden gestehen: ja, jetzt erkennen wir „die Schöpfung im Zusammenhang". Herr v. Vincke kehrt mit dem Versprechen, mit dem geschlossenen Vertrag aus Italien zurück, die südlichen Züge schön gebräunt von der Sonne Hesperiens; wir schauen schon im Geiste seinen Triumphzug; gleich diesseits der Alpen spannen die dummen Süddeutschen, jetzt eines Bessern belehrt, die Pferde an seinem Wagen aus und sich selber vor; Blumen, Girlanden, Reden regnet es. So führt man ihn im Jubel bis Frankfurt; inzwischen ist bereits durch alle Gauen der Ruf nach einem deutschen Parlament erschollen, alle Regierungen haben eingewilligt; es tritt zusammen, und seine erste Tat ist, Herrn v. Vincke zum Statthalter in den neuen, schon so gut als erworbenen Provinzen des Reichs zu wählen.

Ah, bah! viel zu wenig!

Wir verstummen aber in schweigender Erwartung — bis, bis — das Gefühl reißt uns fort in der Sprache unsrer neuen Brüder zu schließen — E dunque aspettiamo, Signor di Vincke, finchè questa cosa sarà fatta!

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 27. Februar 1861.)

Ein Schützenfest in Frankfurt.

Eine kleine Friedenspredigt.

Während die Stadt Frankfurt mit höchst achtungswerter Hingabe zu dem zweiten, richtiger dem ersten, allgemeinen deutschen Schützenfest die Anstalten trifft, steigen leider bereits einige bedenkliche Wolken auf, welche dem schönen Unternehmen mit Schatten und Kälte drohen. Die Süddeutschen wollen sich nicht herbeilassen; in Schwaben, Bayern, Österreich glaubt man, es werde nicht ein Nationalfest, sondern ein Parteifest geben; ein Fest der „Gothaer, Kleindeutschen, Preußischgesinnten, Nationalvereinler", oder wie sonst wir, in liebreichem Überfluß der unzulänglichen Namengebung, die Anhänger eines Programms bezeichnen, das eben eine Meinung ist wie andere auch. Die Vermutung, das Fest werde durch die Majorität der Teilnehmer diese spezifische Färbung erhalten, geht vom ersten Versuch eines deutschen Schützenfestes aus, der im vorigen Sommer zu Gotha gemacht wurde; dort hatten allerdings die Anhänger des preußisch-unitarischen Programms (man erlaube den Ausdruck, es soll damit der Partei nicht, wie häufig geschieht, die Absicht einer eigentlich zentralisierenden Einheit untergeschoben werden), weitaus zum größten Teil Norddeutsche, das Wort, und wir haben einen süddeutschen Schützen über ihren ungemeinen Redebrang klagen und lachen hören. Die bestimmte politische Farbe ergab sich schon aus dem Ort und der bekannten Gesinnung des präsidierenden Fürsten. Er ist auch für das Frankfurter Fest zum Präsidenten gewählt; in Süddeutschland zählt keine Stadt und kein Staat so viele Mitglieder des Nationalvereins wie Frankfurt und das nahe Baden; Norddeutsche haben sich in großer Zahl zuerst zum Fest gemeldet; so ist der Schluß fertig, und der Schütze von Stuttgart, Ulm, Augsburg, München, Nürnberg, Innsbruck, Wien bleibt im Schmollwinkel sitzen, läßt die Büchse an der Wand, und denkt: schwätzt!

Ein hübsches Bild und Zeugnis unserer lieblichen Zustände! In der Tat, wie steht es jetzt um die Geister in unserm Vaterland?

In Gift und Galle hat sich ein großer, tiefer, charaktervoller Aufschwung des nationalen Willens zersetzt, tödlicher Haß scheidet das deutsche Volk in zwei Lager, die, wenn es heute zum Bürgerkrieg käme, wütender aufeinander als auf den gemeinschaftlichen äußern Feind schlagen würden. Das Unselige, Schicksalsvolle an diesem heillosen Schauspiel ist dies, daß wir niemandens Willkür darüber anklagen können. Der neueste Anlauf des Strebens der Nation zur Einheit trug den schwärenden Dorn mit seinem Ursprung schon in sich; er gieng aus vom Sommer 1859; die tiefe Empörung, daß es damals nicht zum Schlagen gegen den Erbfeind kam, nahmen die einen, das Frohlocken ebendarüber nahmen die andern, Hohn, Grimm und Haß aufeinander nahmen alle mit herüber in diese Zeit des Wachstums der Arbeit an unserer großen Aufgabe. Es bildete sich und stieg zu großer Stärke ein Verein, der sich Nationalverein nennt, während er durch sein anfangs latentes, jetzt zugestandenes Programm ein Parteiverein ist; nicht wenige seiner Anhänger lassen sich die logische Subreption beigehen, die Begriffe deutsche Einheit und preußische Hegemonie, das heißt die Begriffe Zweck und Mittel (das einem Teil der Deutschen gutdünkt) rein zu verwechseln. Sie denken und reden, als ob sie bis zur mathematischen Evidenz bewiesen hätten, daß, wer *dieses* Mittel nicht wolle, den Zweck nicht wolle. Aber auch umgekehrt: die Föderalisten (wir wissen in der Kürze keinen andern Ausdruck) denken und reden, als hätten sie darum, weil ihnen *dieses* Mittel verkehrt erscheint, bewiesen, daß die Unitarier insgemein mit diesem Mittel nicht den ausgesprochenen Zweck, nicht die Größe des Vaterlandes, sondern nur die Vergrößerung Preußens wollen.

Beide Lager sind reich an Patrioten vom besten Schrot und Korn, an braven Herzen und guten Köpfen; in beiden lebt dieselbe Liebe zum Vaterland, und gerade dieselbe Liebe entzündet in beiden denselben gegenseitigen Haß. Dies ist das Tragische unserer Lage: je mehr Begeisterung für den Zweck, desto mehr Grimm gegen den, der das Mittel will, das dem andern Lager zum Gegenteil, zur Vereitlung des Zwecks, zu führen scheint. So hassen sich wackere Patrioten, hassen sich in den Tod, schelten sich Vaterlandsverräter, Vaterlandsverderber. Was uns einigen sollte, eben die Einheit, der Wille der Einheit, gerade das entzweit uns. Beide schieben

und drücken am Wagen, der vorwärts soll, und beide in entgegengesetzter Richtung, bis — der Wagen zerbrechen wird. Das ist ein Schauspiel, daß die Teufel in der Hölle darüber lachen; o nein, es braucht keine Teufel: die Dämonen des Hohns wohnen in menschlichen Leibern, sie sitzen im Ausland ringsherum, und sitzen auf breitem Stuhl der Selbstsucht im Inland. Am politischen Hasse verschärft sich und, umgekehrt, den politischen Haß verschärft alles, was in der unmittelbaren Empfindung der verschiedenen Stämme, in ihren Instinkten, ihrer Geschmacksrichtung von Reibungsstoffen liegt. Nun erst kann man einander so recht eigentlich nicht ausstehen; der Schwabe, der Bayer würde dem Berliner vielleicht eher noch verzeihen, daß er statt mir und dir sagt mia und dia, und daß er Zucker auf dem Salat ißt, wenn er nicht in diesem Dialekt und bei solcher Speisekarte das Dogma verkündigte: Preußen könne sich nicht „majorisieren lassen“, und umgekehrt: er würde ihm am Ende dieses Dogma eher verzeihen, wenn er es nur in weniger „unausstehlichem“ Deutsch vortrüge und keinen Zucker auf dem Salat äße; mancher Preuße, mancher Hannoveraner würden vielleicht mit weniger Ironie und hoher Herablassung von den guten, naiven Bayern, Österreichern, Schwaben reden, wenn sie nur nicht zu den Ungeheuern, den Würzburgern, hielten, oder von dieser teuflischen Verschwörung milder urteilen, wenn sie nur auch sagten: mia und dia statt mir und dir, oder Feahd statt Pferd, und gezuckerten Salat, etwa auch Berliner „Fannkuchen“ genössen. Unser Haß wird so zu einem Naturhaß, einem animalischen Haß, wie gewisse Tierarten einander nicht schmecken können. Es fehlte noch, daß man sich gegenseitig den Arhang, den Schwanz, vorrückt, als wäre es der Kopf. „Ihr haltet's mit den Pfaffen und Junkern“, und „ihr mit Karl Vogt“; vergeblich sagen beide: nein, wir halten nicht mit Pfaffen und Junkern, nicht mit Karl Vogt, sondern leider diese mit uns; es bleibt dabei: haust du meinen Juden, so hau ich deinen Juden, nur daß hier die Postillone zugleich einander selbst hauen.

Nun haben wir den deutschen Schützenbund errichtet und wollen das erste große deutsche Schützenfest feiern. Ein solches Fest ist so recht dazu angetan, in der gehobenen Stimmung der Freude, im gesunden Element des Unmittelbaren, im Austausch von Blick, lebendigem Wort und Händedruck, im Gewimmel und lustigen

Knallen auszugleichen, abzurunden, was vom Gedanken aus die Geister stachlig gegeneinander sträubt. Aber nein, das muß auch hin sein! Auch da muß der Teufel sein Ei hineinlegen! Und diesmal trifft der Vorwurf mehr die Süddeutschen. Ihr wollt also nicht nach Frankfurt gehen, weil ihr da eine Majorität von norddeutschen Verbrechern zu finden fürchtet, welche die „kleindeutsche" Politik treiben? Nun ja, wenn die Mehrheit der bis jetzt zum Fest angesagten Schützenvereine zu diesem Lager gehört, dann gerade müßt ihr erst recht hin! Ziehet hin, je mehr Schützen, je besser, so sind ja jene nicht mehr die Majorität! Schwätzen die, so schwätzt ihr eben auch; tun sie das Maul auf, ihr habt ja auch eins. „So, auf daß gezankt werde statt Schießens und Festlust? Ist das nicht noch schlimmer, als wenn wir wegblieben?" Es wird kein entzweiender Zank werden, wenn ihr billig seid und über euren Parteistand euch mit einiger Selbsterkenntnis Rechenschaft ablegt. Dies führt zum Hauptpunkt, wo wir doch etwas verweilen müssen.

Die Partei, welche die preußische Hegemonie will, ist erstarkt durch die Lahmheit der Gegenpartei. „Naiv gesprochen," wird uns hier ein Anhänger der ersteren sagen: „ihr seid lahm, weil ihr kein Programm habt, und ihr habt keines, weil ihr keines haben könnt." Es ist wahr, wir haben in dem Sinn exakter Formulierung, wie die Gegner es haben, kein Programm, aber wir könnten für unser Ziel, obwohl es weniger strikt zu fassen ist, recht wohl energisch wirken, und wir wirken nicht, was wir könnten. Die Sache liegt so: jene sind mit allen Mitteln einer eifrigen Partei tätig für ein Programm, das zu realisieren nach unserer Überzeugung eine Unmöglichkeit ist, und wir sind zu wenig tätig für ein Ziel, das sich in ein so bestimmtes Programm nicht fassen läßt, das aber im Reiche der Möglichkeit liegt. Es dreht sich alles um die Frage: können Teile eines noch unkräftigen Ganzen, welche kräftiger geeinigt werden sollen, auf dem Wege geeinigt werden, daß einer der Teile die Rolle des Ganzen übernimmt? Wir antworten: nein, oder allerhöchstens dann, wenn dieser Teil an Höhe der innern Entwicklung, an weitgreifender Förderung aller berechtigten Forderungen des Jahrhunderts, an Genialität der Politik, an Entschluß, Talent wirklich den Vorrang vor allen andern hätte, und wir setzen hinzu: Preußen hat diesen Vorrang nicht, und ihr werdet nimmermehr,

wie sehr ihr auf baldiges Erreichen des Ziels verzichtet, ihr werdet durch keine noch so anerkennenswerte Geduld eurer Arbeit es dahin bringen; aber auch wenn Aussicht wäre, daß ihr nach ungewiß langer Zeit machtet, was niemand machen kann, daß ihr das Wunder schüfet, wir können so lang nicht warten, wir können's nicht auf die lange Bank schieben. Auf dieser einfachen Logik, daß ein Teil nicht das Ganze werden kann und soll, ruht der Widerstand der Fürsten und ebenso des größten Teils der Bevölkerungen im außerpreußischen Deutschland. Ja: Fürsten und Bevölkerungen; aber dennoch schließt dieses „und" ein gar großes Fragezeichen in sich. Die Gegner sagen uns: „es ist nicht wahr, nicht der Grund dieser einfachen Logik ist es, auf welchem die ‚Würzburger' der Idee des Bundesstaats unter preußischer Leitung widerstreben; auch die Opfer würden sie einer Einigung Deutschlands nicht bringen, die eine nur irgend straffere föderalistische Form derselben ihnen auferlegen würde; versucht es nur, und ihr werdet es sehen! Eure Fürsten wollen angeblich eine Einheit, bei der sie auch wieder mitwirken, also wenn sie etwa ein Drittel ihrer Souveränität opfern, einen Teil des Drittels wieder herausbekommen: es ist nur Vorwand, sie wollen nicht bloß den Teil des Drittels opfern, sondern gar nichts." Gut, und wir, die Bevölkerungen, denen es mit dieser Logik einfach Ernst ist, wir sollten die Probe verlangen und legen statt dessen die Hände in den Schoß. Wir hätten unsern Regierungen zu sagen: wenn ihr nichts tut, um zu zeigen, daß ihr bereit seid, das Stück eurer Souveränität, das ihr einer deutschen Einheit jedenfalls zu opfern habt, auch wirklich hinzugeben, so glauben wir nicht, daß ihr irgendeine kräftigere Einheit wollt. Für diese Forderung nun eben ist nirgends der Eifer, die Rührigkeit, Tätigkeit unter den föderalistisch Gesinnten, wie sie die preußisch-unitarisch Gesinnten für ihren Zweck allerdings entwickeln; darin beschämen sie uns. Eine nur irgendwie vereinfachte Exekutivbehörde und ein, wenn auch anfangs auf noch so unzulänglichen Grundlagen eingesetztes Parlament: dieses bescheiden Gute, das freilich lange nicht das Beste, das aber erreichbar ist, wir wollen es, und doch ist nirgends der Grad von moralischem Druck wahrzunehmen, der es allein erreicht, der aber freilich ausdauernde, angespannte Tätigkeit aller Patrioten, stete Bearbeitung aller Schlum-

mernden, das tatkräftigste geschlossene Auftreten der Abgeordneten in allen Vertretungen unserer Staaten voraussetzt. Und weil es uns an diesem Fleiß und Eifer fehlt, so fassen uns die unitarischen Gegner mit unsern Regierungen, denen sie einen Willen der Unterordnung unter irgendwelche neue Form der Einheit überhaupt nicht zutrauen, in eine Kategorie des stumpfen, selbstsüchtigen Widerstands zusammen. Also noch einmal: dort das exaktere Ziel, das aber wir als unpraktisch verwerfen, und dafür die unverdrossene Tätigkeit, die nach unserm Dafürhalten zum Übel führt; hier das unscheinbare, aber nach unserer Überzeugung praktische Ziel, und dafür zu wenig Tätigkeit. Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Germania haben sollten! Nun, und das führt uns auf den Frieden zurück, die Versöhnung, ohne die wir kein Nationalfest feiern können. Wie wäre es denn, wenn die Partei des Nationalvereins sich zu dem Gedanken einer „Abschlagszahlung" verstünde? Die „Süddeutsche Zeitung" hat es einmal gesagt: wenn aus dem Lager der Mittelstaaten nur irgend eine Verbesserung der kollektiven Bundesgewalt mit einer Nationalvertretung ernstlich geboten würde, sie würde nicht die letzte sein, die mit dieser Abschlagszahlung fürlieb nähme. Ein wahrer verdammter Hexenkreis ist es, worin die deutsche Frage verrannt ist: die Mittelstaaten (und ihre Bevölkerungen in Mehrzahl mit) verhindern, daß der Bundesstaat unter preußischer Leitung werde, und Preußen mit seinen Anhängern hindert, daß die föderative Neugestaltung werde. Sollte heut ein neues Vorparlament und dann ein Parlament in der Paulskirche tagen: die Preußen und Preußischgesinnten kämen nicht, weil die Bayern, Schwaben, Sachsen usw. nicht wollen, was sie wollen, und umgekehrt: facit = Null! Die Patrioten sollen um Himmelswillen bedenken, daß, wenn es uns auch in der bescheidensten Form gelingt, eine stehende, periodisch wiederkehrende Volksvertretung am Bunde durchzusetzen, die Nation doch bei der Hand ist, das Ding am Zipfel hat, die deutsche Politik organisch kontrollieren kann! Dann besonnen und vernünftig weiter, vorwärts!

Die Schützen in Frankfurt werden nicht als Vorparlament in die Paulskirche ziehen, sie werden nicht nach Hanau oder Kassel rücken, um einen Putsch zu machen; sie werden schießen, trinken, singen, Trinksprüche ausbringen; den Zweck der deutschen Einheit

wird keiner herausschießen. Wir haben über solche Feste keine Illusion, als könnten sie direkt irgend einen politischen Nutzen bringen. Aber man sieht sich, man schmilzt zusammen im Festgefühl, man tauscht seine Gedanken aus, man kommt wärmer, gehobener nach Haus zurück. Es ist eine Form, keine Realität, aber eine Form, die zur Realität unberechenbar mitwirkt, nicht das Meer, aber ein tüchtiger Zufluß zum Meer und erwünscht vor allem als eines der Mittel, den giftig gärenden Haß zu lösen, zu schmelzen. Es ist doch etwas gewonnen, wenn man den Gegner menschlich achten und lieben lernt, dieses und jenes Vorurteil hebt sich doch auch in vernünftigem Gespräch auf. Wir möchten noch auf zwei Punkte hinweisen als auf Beispiele von Verkennung und Blindheit, über die sich doch im heitern Austausch festlicher Tage unter richtigen Herzen und Köpfen Billigkeit und Einsicht sollte ergeben können, Beispiele aus beiden feindlichen Lagern. Im preußischen und preußisch-gesinnten fehlt fast allgemein jede richtige Erkenntnis des Verhältnisses zu Österreich. Wenn jemals — wir glauben es nicht — aber wenn jemals Österreich den Bundesstaat mit preußischer Oberleitung zugeben soll, so ist doch sonnenklar, daß man sich billig mit ihm abfinden muß, und die absolute unerläßliche Hauptbedingung eines solchen Abfindens ist die Garantie Ungarns und der Slawenländer, um die verwickeltere venezianische Frage, wo es sich um den Fall der Unterstützung eines italienischen Angriffs durch Frankreich handelt, hier beiseite zu lassen. Während nun dies jedem Verstand einleuchten sollte, meint man dem Vaterland zum Heil zu reden, wenn man auf der Rednerbühne zu Berlin recht wacker gegen jeden Gedanken eines Beistandes an Österreich loszieht, hält man es dort für die verständigste Politik, Österreich ja recht tödlich zu verletzen, und spukt in breiten Massen des nördlichen Deutschlands noch der Wahn: man könne und solle durch Österreichs Erniedrigung und Zertrümmerung steigen. Wer nun so denkt und nicht ohnedies bemerkt hat, daß Österreich noch existiert und recht wohl die Kraft hat, Preußen Beschämungen zu bereiten, wer aus den „identischen Noten" nicht gelernt hat, daß dieser Weg sicher zu einem zweiten Olmütz für Preußen führt, und wer mit solchen Begriffen nach Frankfurt zum Schützenfest kommt: soll es denn dem nicht zu wünschen sein, daß er Österreicher findet, an denen er in Fleisch

und Blut sich überzeugen kann, daß Österreich eine Realität ist, und Süddeutsche, die ihn belehren, daß man Österreichs Freund sein kann, ohne Pfaffenknecht und Reaktionär zu sein? Wir kennen einander noch zu wenig, sehen und hören uns zu wenig, wir müssen uns erst ineinander rütteln und schütteln. Wenn nun auch nur etliche hundert Preußen, Norddeutsche in Frankfurt beim Schützenfest heller sehen lernen in der österreichischen Frage, so hilft das gewißlich nicht zur Verwirklichung des preußisch-deutschen Bundesstaats, aber Vernunft kann man immer brauchen, sie ist für alle Fälle gut wie das schöne Wetter.

Den Diesseitigen aber möchten wir als ein gutes Rezept gegen Parteihaß empfehlen, daß sie das badische Schreiben an Sachsen in der deutschen Reformfrage einmal unbefangen lesen mögen, wenn sie es noch nicht getan haben. Mag man über das Programm denken, wie man will, tief vom Haß verblendet muß der sein, der nicht den reinen und edlen Geist in dieser Schrift des Herrn v. Roggenbach freudig anerkennt und begrüßt. Endlich einmal sagt es eine deutsche Regierung heraus, das Wort, daß es sich nicht darum handelt, wie viel behalten, sondern wie viel opfern, daß uns nicht die Selbstsucht, sondern die Hingabe zum Ziel führt. Es ist die sittlichste Staatsschrift, die seit Menschengedenken in Deutschland aufgetreten ist. Bringt es mit vereinten Kräften erst dahin, daß ihr für euer föderalistisches Ziel Minister schafft, die von solchem Geist beseelt sind, nachher ist es dann noch lange Zeit, über das Mittel zu schelten, das ein so achtbarer Wille dort als das beste für den Zweck erwählt hat! Und noch etwas: vergessen wir nicht, wie wacker das preußische Volk und seine Abgeordneten jetzt in der innern Verfassungsfrage stehen und kämpfen, oder richtiger, vergessen wir darüber, wie kurzsichtig sie in der Mehrzahl über das Problem der deutschen Einheit im Verhältnis zu Österreich denken!

Und wenn das alles noch nicht hinreicht, unsern süddeutschen Schützen aus dem Schmollwinkel hervorzuziehen, nun so mag das eine Wort über die gegenwärtige Lage Deutschlands ihm vielleicht ans Herz langen: wir haben es — wir, die Fürsten, die Regierungen und wir deutsches Volk — durch unser Zerren und Zanken seit drei Jahren dahin gebracht, daß, wenn es heute dem Feind einfiele, einen raschen Schlag gegen Deutschland zu führen, er uns uneiniger,

morscher fände als jemals; ja das Bild, das wir darbieten, ist an sich schon so einladend, daß die wachsenden innern Verlegenheiten, das täglich fühlbarere Wanken seines Throns ihn doppelt leicht bestimmen können, die verführerische Gelegenheit zu benutzen. Wie dann? Dann braucht man vielleicht doch neben den stehenden Heeren auch die Schützen, und wenn auch diese nicht zusammenhalten, wie dann?

Noch möchten wir hier zwei äußerliche Punkte zur Sprache bringen, die dem Schützenfest einigen Eintrag zuzufügen drohen. Der eine bezieht sich auf die Waffe. Der Ausschuß hat als einzuführendes Gewehr den schweizerischen Ordonnanzstutzen festgesetzt (nebenbei gesagt: das Reglement ist noch immer nicht erschienen; man hat jenen Beschluß nur in den Zeitungen als vorläufige Notiz gelesen; dies ist auch ein Mißstand). Dieser Stutzen ist aber, obwohl in der Schweiz bei den Scharfschützenbataillonen und den sogenannten Feldschützen (Mitgliedern der Vereine gegen das kompliziertere Schießen mit dem sogenannten Standstutzen) eingeführt, dennoch eine Waffe, gegen deren Zweckmäßigkeit sich sehr viele Stimmen in Deutschland alsbald erhoben. Sie ist so schwer, daß beim Schießen der Ellbogen des linken Arms in die Seite eingesetzt werden muß, und auf dem Marsche muß sie sehr beschwerlich sein; geladen wird sie auch im Militär nicht mit Patronen, die zugleich das Pflaster bilden, sondern das letztere wird getrennt aufgesetzt. Dies sind Umständlichkeiten, welche gegen ihren Vorzug, die ungemeine Präzision und Gleichmäßigkeit des Aushaltens bei fortgesetztem Schießen, sehr bedenklich in die Wagschale fallen. Wir befinden uns darüber zwar in keiner Täuschung, daß wir so bald nicht eine volkstümliche Wehrverfassung haben werden, zu der unsere Schützen in ein organisches Verhältnis treten könnten; allein treibt man einmal die Kunst des Schießens, so treibt man es doch offenbar zweckmäßiger gleich so, daß man es im Notfall praktisch im Krieg anwenden kann, und wir wissen ja doch nie, ob der Notfall nicht früher oder später eintritt. Auch einer etwas leichteren Waffe, die beim Schuß frei an den Backen herausgenommen und mit schon gepflasterter Patrone geladen wird, kann recht wohl die nötige Präzision und Ausdauer bei starkem Gebrauch gegeben werden. Ferner hat der Ausschuß eine Anzahl von Scheiben für den sogenannten Standstutzen ein-

geräumt; darunter ist zwar nicht, wie man bei uns häufig meint, jene ganz schwere Büchse zu verstehen, welche aufgelegt werden muß, sondern eine solche, die sich vom Ordonnanz- oder Feldstutzen nur durch künstlicheres, bloß auf eine bestimmte Distanz berechnetes Visir (Diopter und nadelförmiges Korn) unterscheidet, und wobei allerhand Hülfen für den tragenden linken Arm erlaubt sind; aber es ist dies dennoch ein alter Zopf, so gut wie das aufgelegte Schießen, den man lieber ganz beseitigte, oder bloß als Ausnahme bei höchstens einer Scheibe zuließe. Doch dieser Punkt wird wohl bei dem Frankfurter Fest noch einmal in Beratung genommen werden. Ebenso wird die ganze Schießordnung noch nicht als unabänderlich zu betrachten sein, und übrigens, wenn sich keine finden läßt, mit der alle zufrieden sind, so bedenke man, daß etwas Allgemeines niemals allen gleich recht sein kann.

Ein andrer Umstand, welcher Verstimmung erregt hat, ist der Beschluß des Frankfurter Komitees: am Schießplatz ein Eintrittsgeld zu erheben. Es werden dafür zwei Gründe angeführt: man besorgt, daß ohne diese Maßregel die großen Kosten nicht hereinkommen, und man befürchtet, daß zuviel lästiger Besuch sich eindränge, wogegen dann die Polizei sich zu fühlbar machen würde — zwei Gründe sehr verschiedener Art, von denen doch wohl einer der entscheidende sein wird, und begreiflicherweise vermutet man, dies werde der erstere sein. Uns ist aber aus der Schweiz kein einziger Fall bekannt, wo der Ertrag nicht die Ausgaben reichlich ersetzt hätte; sind sie in Frankfurt größer, so wird auch — denn wir hoffen natürlich, daß die Süddeutschen sich noch bekehren — die Zahl der Schützen, also der Einlagen, um so größer sein. Was aber das andere Motiv betrifft, so ist an den Schweizer Festen das Schöne eben dies, daß die Sache immer so geordnet abläuft, ohne alle merkbare Tätigkeit der Polizei, welche den größern Teil ihrer Aufgabe dem Ordnungssinn des Volks überläßt. Es ist wahr, die Verhältnisse sind bei uns anders; sie sind größer, und in größeren Verhältnissen gibt es überall auf der Welt mehr Gesindel. Dennoch sollte man die Probe wagen: ohne dieses unliebsame Sichtungsmittel des Eintrittsgelds durchzukommen, die Polizei im ganzen und großen dem Ehrgefühl des Publikums anzuvertrauen. Der Deutsche sollte doch auch wohl zeigen können, daß bei ihm auf einem

Nationalfest die honetten Menschen hinreichend in der Mehrzahl sind, um ohne Lärm und Skandal die Ordnung aufrechtzuerhalten. Der Grund gegen das Eintrittsgeld ist ein absoluter; es ist schlechthin dem Charakter eines Nationalfestes entgegen. Gegen einen absoluten Grund mag man aber noch so viele Gründe bringen, es hilft nichts, er schlägt durch. Und wir haben noch einen besondern Grund für diesen absoluten Grund: nicht genug zu vermeiden ist die entfernteste Möglichkeit des Verdachts, daß man durch ein solches Mittel mehr erlangen wolle als den Ersatz der Einrichtungskosten. Nicht denen kann es einfallen, auf diesen Verdacht zu kommen, welche wissen, in wie durchaus ehrenhaften Händen die Sache liegt; aber nicht alle wissen es, und in der weiten Welt hat man noch den Schimpf von Köln in häßlicher Erinnerung. Die Stadt Frankfurt wird ihn glänzend auswetzen, am vollkommensten dann, wenn sie auch diesen kleinen Flecken, der den Glanz zu trüben droht, noch hinwegnimmt.

Wir schließen hier unsere Predigt mit einem herrlichen Amen. Es wäre doch schön, wenn in etwa fünfzig Jahren ein Geschichtschreiber melden könnte: „Zu dem Aufschwung, welchen damals die deutsche Nation nahm, und aus welchem das nun befestigte Werk ihrer Einigung hervorgieng, trugen ihr gutes Teil die Feste bei, welche die durch Haß und Vorurteil getrennten Stämme zusammenführten, und im Element gehobener freudiger Stimmung sie versöhnten, ineinanderschmelzten; wir nennen namentlich das Sängerfest in Nürnberg 1861 und die allgemeinen deutschen Schützenfeste, die in Frankfurt 1862 einen glänzenden Anfang nahmen."

(Allgemeine Zeitung Augsburg 27. und 28. März 1862.)

Zum ersten deutschen Abgeordnetentag in Frankfurt.*)

In Österreich scheinen die Abgeordneten wenig geneigt, die politische Zusammenkunft zu besuchen, welche auf der sogenannten Pfingstversammlung in Frankfurt beschlossen worden ist und wozu Deutsch-Österreicher ausdrücklich eingeladen worden sind. Die Besprechungen der Vertreter haben, wie man liest, zu einem mehr negativ klingenden Resultate geführt: „Die Frankfurter Versammlung werde nach ihrer ganzen Zusammensetzung und Stellung keine solche sein, welche auf die deutsche Bewegung einen bestimmenden, praktisch wirksamen Einfluß werde gewinnen können; die Versammlung werde ausschließlich aus Mitgliedern der kleindeutschen Partei gebildet werden; insbesondere aber würde der Eintritt in die deutsche Bewegung in diesem Momente für den Nationalitätenhader im Innern Österreichs einen neuen Zunder abgeben." Auch die Donauzeitung hat gesprochen; die Besorgnis, es möchte aus der Versammlung so eine Art Vorparlament werden, scheint sie mehr zu beschäftigen, als ihre Worte zugeben; nicht bindende Kraft, sondern nur moralische Wirkung schreibt sie sehr abwehrend den Beschlüssen einer solchen Zusammenkunft zu, aber auch die letztere erwartet sie von dieser Versammlung nicht, weil „mit ziemlicher Bestimmtheit verlaute, sie werde nichts anderes als eine Verpuppung des Nationalvereins und aller damit zusammenhängenden Tendenzen darstellen." Ziemlich abschätzig will sie nichts dagegen einwenden, „wenn Österreicher sich der Mühe unterziehen, im Schoße der Versammlung das österreichisch-deutsche Interesse zu vertreten", aber mehr als den Charakter einer freiwilligen und folgenlosen Besprechung kann sie dem bevorstehenden Wirken „dieses Vorparlaments" nicht zuschreiben.

Wir glauben nicht, daß diese Zusammenkunft ein Vorparlament werden wird, aber wir glauben, daß ihre Besprechung keineswegs

*) 24. und 25. Mai 1863. Anm. d. H.

„folgenlos" sein wird im Sinn einer „moralischen Wirkung." Doch nein! wir müssen uns richtiger ausdrücken: wir glauben, daß sie bedeutende moralische, d. h. mittelbar politische Folgen im guten Sinn haben wird, wenn die Österreicher tüchtig auf ihr vertreten sind, und fühlbare Folgen derselben Art in üblem Sinne, wenn dies nicht der Fall ist. Wird sie nämlich ein Monolog der „Kleindeutschen" sein, so wird sie zwar die Bewegung, wodurch Preußen an die Spitze Deutschlands gelangen soll, nicht um einen Zoll fördern, wohl aber den Zwiespalt der deutschen Nation um einige volle Klafter erweitern; wird sie aber ein Dialog zwischen „Kleindeutschen" und „Großdeutschen" sein, so wird sie segensreich zur Ausgleichung der Parteien wirken, die das deutsche Volk in zwei feindliche Lager spalten, und uns um einen Riesenschritt dem näher bringen, worauf wir nicht lange mehr warten können, nämlich der Legung eines ersten Rechtsbodens, auf dem die Zukunft vorbauen kann. Die Mitglieder des Nationalvereins, von denen der Gedanke ausgegangen ist, leugnen natürlich unsere Sätze: nach ihrer Meinung sollen Deutsch-Österreicher allerdings zu einem Dialog berufen werden; dieser Dialog soll aber, so erwarten sie, die belehrende Wirkung haben, daß Deutschland die Unmöglichkeit erkennt, Österreich in den engeren Bund zu ziehen; der Schluß soll demnach doch ein Monolog ihrer Partei sein, aber vermöge dieser Voraussetzung ein solcher, der überzeugender als jeder frühere, daher keineswegs wirkungslos sein wird. Wir müssen hier auf die bekannte Einrede von zwei Württembergern erinnern, welche die Pfingstversammlung besuchten; die ganze Frage dreht sich um diesen Punkt. Man sagte ihnen nach, sie haben sich in ein Netz fangen lassen; aber sie verwahrten sich gegen die Nachrede. Mitglieder des Nationalvereins erklärten dagegen, es handle sich um eine ganz ehrliche Probe. Die Sache ist ganz einfach diese: die Württemberger meinten ihrer großdeutschen Gesinnung Ausdruck zu geben, wenn sie darauf drangen, daß die „Deutsch-Österreicher" eingeladen werden, und dahinter lag die Vorstellung, man könnte von diesen Deutsch-Österreichern einen Weg, ein Mittel erfahren, wie eine Bundesreform zu bewerkstelligen wäre mit Einschluß Deutsch-Österreichs, mit Ausschluß der nichtdeutschen Länder Österreichs. Den Mitgliedern des Nationalvereins aber war klar, daß man von den Eingeladenen

ein solches Rezept nicht erhalten, sondern nur vernehmen werde, daß es auf der Welt kein Mittel gibt, Deutsch-Österreich vom übrigen Österreich zu trennen, keine Angel, es herauszufischen, kein Instrument, es herauszuhäkeln. Wenn diese nun bereitwillig auf die Einladung eingiengen, so liegt darin keine Unehrlichkeit, sondern nur eine Ironie der Einsicht, die besser übersah, daß da nur solches an den Tag kommen wird, was man vorher wissen kann, und die Württemberger sind das Objekt dieser Ironie geworden, weil sie meinten, wenn sie die Einladung durchsetzten, könne etwas Funkelnagelneues zum Vorschein kommen, könne der Stein der Weisen gefunden werden, Deutsch-Österreich vom übrigen Österreich wegzuärgern. Sie wollten die Deutsch-Österreicher herbeiziehen in der Hoffnung, durch sie den Punkt erhärtet und erwiesen zu sehen, worin sie vom Nationalverein abweichen, die Meinung nämlich, Deutsch-Österreich sei in den deutschen Bundesstaat einzuschließen, das übrige Österreich auszuschließen, und sie erkannten nicht, daß sie hiemit das Gegenteil erzielen, nämlich die Führung des Gegenbeweises. Wenn das die Ironie in der Sache ist, und wenn die versammelten Mitglieder des Nationalvereins, indem sie sich beeilten, auf das Verlangen der Schwaben einzugehen, im Genuß dieser Ironie sind, so könnte es immerhin doch auch wieder anders kommen: die Österreicher, wenn sie der Einladung folgen, könnten den strikten Beweis führen, daß beide unrecht haben: die Württemberger, die da glauben, nur mit Deutsch-Österreich könne und dürfe Deutschland gehen, und die anderen, die meinen, ganz Österreich könne und dürfe von dem zu bildenden Bundesstaat ausgeschlossen werden. Die Ironie dürfte sich dann auch gegen die wenden, die vorher die Ironischen waren; diese dürften entdecken, daß sie durch die Einladung der östlichen Brüder den Gegenbeweis nicht nur gegen die Meinung der Schwaben, sondern auch gegen sich selbst bestellt haben. Doch wir wollten vorerst von jener Vorstellung noch einige Worte sagen, die dem Antrag der Württemberger auf Einladung deutsch-österreichischer Abgeordneter zugrunde lag. Schon auf der Versammlung zu Eßlingen wurde als eine Art von Vorbehalt, erläuternde Zugabe, wesentliche Randbemerkung zu dem Eintritt in den Nationalverein Gruß und Ansprache an die deutschen Brüder in Österreich beschlossen und erlassen. Die Brüder in Österreich wußten nichts damit anzufangen,

sie verstanden es nicht, denn der Nationalverein will den Bundesstaat ohne Österreich, wer ihm beitritt, der verweist Österreich in den sogenannten weiteren Bund, und zwar ganz Österreich; es hat keinen Sinn, dem Nationalverein den Arm geben und den Deutschösterreichern die Hand zum Bündnis reichen. Was soll diese Kombination von Kleindeutschtum mit einem Viertel Großdeutschtum? Auch wir haben es nie verstanden. Wir haben die aufrichtigste, reinste Hochachtung vor den Persönlichkeiten, die sich mit dieser Vorstellung tragen, aber wir dürfen ihnen nicht verbergen, daß sie uns bei Männern von reifem und gesichtetem Denken, wie wir sie doch kennen, schwer erklärbar ist. Ein Frisch, ein Schott, ein Hölder kann doch die wirre Ansicht phantastischer Schwärmer für fremde Nationalitäten nicht teilen, welche Ungarn und die Slawenländer von Österreich abtrennen und sich selbst zu eigener Staatenbildung überlassen wollen; so gebildete Männer können sich doch nicht über das Chaos täuschen, das durch eine solche Ablösung wesentlicher Teile des Kaiserstaats einträte, können sich nicht verblenden darüber, daß das Ende des Chaos ein Hinfall an Rußland, eine Förderung der panslawischen Idee wäre, die gegenwärtig der hohle Kossuth betreibt, können doch nicht meinen, daß, wenn wir dies wahnsinnige Wagnis jemals ausführen könnten, wir es doch gar nicht w o l l e n können. Ja, so ist es: wir können es nicht, und wenn wir es könnten, können wir es nicht wollen. Gewiß, diese braven Württemberger denken ebenso; sie haben nach dieser Seite keine bestimmte Absicht, kein Bild dessen, was werden sollte; daß Deutsch-Österreich bei uns sein müsse, ist ihr einziger positiver Gedanke; was aus dem Übrigen würde, diesen negativen Teil der Vorstellung lassen sie eben im Dunkel schweben. Wenn nur nicht Klarheit über diesen negativen Teil eben die Vorbedingung wäre zu der Aufstellung des positiven! Wenn nur nicht, wer Deutsch-Österreich trennen will von Österreich und zu uns herüberziehen, v o r h e r müßte sagen können, was irgend Erträgliches mit dem übrigen Österreich werden soll, oder vielmehr wie es nur möglich sei, auch nur einen Augenblick sich den Zustand zu denken!

Wenn nun die Österreicher sich eines Bessern besinnen und der Einladung folgen, so wird es ihnen natürlich leichte Arbeit sein, die Unzertrennbarkeit ihres Staats zu beweisen. In der Tat, nicht dar-

um wünschen wir so lebhaft, daß sie erscheinen; nein, wir wünschen es um der anderen Seite der Ironie willen, von der wir gesprochen: daß die Schwaben erfahren, Deutsch-Österreich lasse sich nicht vom Ganzen trennen, ist nicht von Wichtigkeit; die werden schon von selbst hierin klarer werden; aber daß die anderen überzeugt werden, das ganze Österreich lasse sich nicht von Deutschland trennen, daß sie die Erfahrung machen, die lebendige Widerlegung ihres Programms sich auf den Hals gezogen zu haben: das ist es, was wir wünschen. Und auch an sich will es uns scheinen, es sei politisch reifer gehandelt, zu kommen, als wegzubleiben. Wir haben in Deutschland eine einzige große politische Verbindung; sie hat zu ihrem Programm die deutsche Einheit und verfassungsmäßige Freiheit. Was uns hindert, ihr beizutreten, das ist ihr bald verhülltes, bald wieder offenes Programm über die Form dieser Einheit und ihre bekannte starke Neigung, sich und andern einzubilden, wer diese Form nicht wolle, der wolle die Sache nicht. So sehr uns dies Programm und diese Neigung mißfallen mag, so sehr wir sie bekämpfen: es ist doch immer übel, es ist durchaus nicht rätlich, es erscheint gehässig und erzeugt mehr Haß als Gutes, einer Verbindung, die sich Nationalverein nennt und diesen Namen in verjährtem, allgemeinem Gebrauche befestigt hat, eine andere gegenüberzustellen. Um wieviel gerader, sie beim Wort zu nehmen: jeder, der die deutsche Einheit und Freiheit überhaupt wolle, sei zum Eintritt geladen; wieviel männlicher, in eine Versammlung eintreten, die sie zusammengerufen hat, und ihr Programm von innen heraus bekämpfen; wieviel klüger ihr so viele patriotische Elemente zuführen, daß ihre Farbe verändert, die zu enge Wandung des Gefäßes, in der sie die deutsche Einheit pressen will, gesprengt wird! Wir müssen durchaus lernen, aus dem Schmollwinkel herauszugehen und zu dem Gegner in den Saal seiner Beratung zu treten. Das Schützenfest ist ein guter Anfang dieser Schule: Die Süddeutschen wollten zu Hause bleiben, weil sie besorgten, die „kleindeutsche" Partei werde das große Wort führen; sie besannen sich eines Besseren, und wir werden wirklich ein rein deutsches Fest haben. Die „Kleindeutschen" haben eine politische Versammlung berufen: gut; so geht in solcher Anzahl hin, daß der Geist auf dieser Versammlung durch euch ein großdeutscher wird, — das wird wohl gescheiter sein, als untätig zuzusehen und zu schelten. Durch Schelten in Gespräch

und Zeitungen werden wir mit den Gegnern nicht fertig; wir müssen etwas tun, müssen handeln; einen zweiten Nationalverein gegen den Nationalverein gründen geht nicht, würde zum Gespötte der ganzen Welt; was bleibt denn? Nichts bleibt als den Nationalverein zu dem machen, was er dem Namen nach ist. „Tun, Handeln“: damit ist freilich mehr gesagt als bloß: zur Versammlung in Frankfurt und den späteren Versammlungen gehen und dort das Programm des Vereins mit Worten bekämpfen. Nein! wir müssen einen Vorschlag, wir müssen einen bestimmten Gedanken bringen, die Gegner von seiner Richtigkeit überzeugen und dann alle Mittel vereinigen, ihn ins Werk zu setzen. Der Gedanke wird, gestehen wir es ehrlich, sehr mager sein, so mager, daß die Logiker der geschlossenen Einheitsbildung fürs erste uns herzlich darüber auslachen und fragen werden, wie wir das einen bestimmten Gedanken nennen können; denn in der Tat: so bescheiden ist sein Inhalt, daß wir Besseres nicht zu sagen haben als: laßt uns für jetzt nur einen Rechtsboden legen, auf dem wir in künftiger Zeit, wenn die Verhältnisse sich lichten, fortbauen können; laßt uns jetzt nur so viel schaffen, daß wir, wenn es einst an das Werk der wahren politischen Schöpfung geht, ein gesetzmäßiges Organ haben und nicht revolutionär von vorn anfangen müssen, um — abermals zu scheitern; wie dürftig, wie vorläufig es sei, was wir machen können, wir müssen uns für jetzt begnügen, etwas zu machen. Und dies Etwas ist eine nur irgendwie vereinfachte Exekutive mit einer Volksvertretung, die vorerst nicht die große Frage eines politischen Neubaues, wohl aber das Gemeinsame in Gesetzgebung, Recht, Handel und Verkehr in die Hand nehmen, auf die äußere Politik nur einen mäßigen moralischen Druck im patriotischen Sinn ausüben kann, — eine Einrichtung, die aber doch nicht Nichts, sondern allerdings E t w a s ist und, sobald die rechte Stunde schlägt, noch viel mehr werden kann.

Wir haben ganz darauf verzichtet, das alte Lied noch einmal abzusingen, das jahraus, jahrein die „Großdeutschen“ im mißstimmigen Wechselchor dem Liede der „Kleindeutschen“ als Antistrophe entgegen anstimmen. Es war unsere Absicht nicht, die Gründe aufs neue zu durchlaufen, womit wir beweisen, daß die Neugothaer das Unmögliche wollen. Wir wollen diesmal einen anderen Weg einschlagen; wir wollen unsere eigene Partei und die Gegenpartei einladen,

einmal aus sich herauszutreten, die Lage von oben, aus der Vogelperspektive, anzusehen, um eine Rechnung vom einfachsten Fazit aus dieser Betrachtung zu ziehen. Beide Teile mögen sich nur vorstellen, sie haben eigentlich recht, beide sollen aber einfach erwägen, daß die Gegenpartei einmal da ist, daß diese Tatsache besteht, daß wir sie nicht verändern können und daß unser Wollen und Handeln sich schlechterdings nach dieser so und nicht anders beschaffenen Wirklichkeit richten und fügen muß. Wir mögen loben oder schelten, das ist ganz gleichgültig; es ist, wie es ist, und von einem anderen Grund aus Pläne spinnen ist unfruchtbarer Idealismus.

Man wird nicht falsch gehen, wenn man annimmt, daß unsere zwei Hauptparteien in Deutschland numerisch ungefähr gleich stark sind. Die „kleindeutsche" wird eher etwas schwächer sein, dafür schreiben wir ihre strengere Geschlossenheit und bestimmtere Tätigkeit ihr gut und rechnen diese Qualität für den Mangel an Quantität. Wir wollen nun einmal versuchen, dem Auge deutlich vorzuführen, was herauskommt, wenn diese zwei Parteien wie bisher nebeneinander und gegeneinander stehenbleiben. Wir wollen in zwei Kolonnen die Negationen einander gegenüberstellen, womit sie sich bekämpfen und dann einfach sehen, was sich ergibt. Nur die zwei Hauptparteien, wie gesagt, führen wir auf, ohne Rücksicht auf die mancherlei Schattierungen, z. B. bei der „großdeutschen" ohne Rücksicht auf die wenigen, welche noch von der Möglichkeit eines österreichischen Primats träumen, das vor dreihundert Jahren verscherzt worden ist; die großdeutsche Partei ist uns schlechthin die föderative. Also —:

Kleindeutsche.	Großdeutsche.
Die föderative Form taugt für Deutschland nicht.	Die unitarische Form, preußische Hegemonie, taugt für Deutschland nicht.
Hauptgrund: Preußen kann sich nicht majorisieren lassen.	Hauptgrund: Österreich läßt sich nicht hinausdrängen, und die übrigen Staaten unterwerfen sich einer Einheit nicht, in welcher ein Teil die Rolle des Ganzen übernehmen will.

Dieser Widerstand gegen die einzig wahre Form der Einheit ist Partikularismus, ja Verrat.	Preußens Widerstand gegen die Einreihung als Teil in ein föderatives Ganzes ist nicht Notwendigkeit, sondern Partikularismus, Verrat.
Eigentlich kommt es auf abstrakte Erörterungen über Staatsformen nicht an, sondern auf den wirklichen Stand der Dinge und Leute.	Sehr wahr.
Auf Österreich, bis es ihm gelingt, mit seinen fremden Völkern sich konstitutionell zu organisieren — gesetzt, es könne ihm überhaupt je gelingen —, müssen wir unendlich lange warten.	Auf Preußen, bis seine Regierung deutsch wird, d. h. nicht mehr zu Frankreich und Rußland neigt, und bis sie wirklich konstitutionell wird, müssen wir unendlich lang warten.
Nein! Seht auf unsere Wahlen, auf die Fortschrittpartei.	Ich sehe nicht, daß hier gewecktere Menschen wären als in Österreich; aber es sei: wie ist es mit der deutschen Gesinnung?
Deutschland soll und muß einig sein!	Unter der Bedingung, daß ihr es regiert! Genug davon, das ist ja schon gesagt.
Wir schwärmen wesentlich für Italien, und vorzüglich die Liberalen neigen zu Frankreich, und zwar mit Recht.	Und ihr heißt ebendarum Unterlassungen und Schritte eurer Regierung gut, womit sie nichts erreicht als ein neues Olmütz, vgl. die identische Note.

(Unvollendetes Manuskript, Mai 1863.)

Ein Wort über die Schmeichelreden der Deutschen bei dem Schützenfest in La Chaux-de-Fonds.

Schon auf unserm Schützenfest in Frankfurt fuhr man den Schweizern mit so dichten Weihrauchwolken unter die Nase, daß es sie selbst anwiderte. Ich habe diese leidige Erscheinung in meinem „Schützengang" (Kritische Gänge, neue Folge, 4. Heft*) mit Samthandschuhen berührt; ich glaubte zart anfassen zu müssen, da ich um keinen Preis als neidisch über so vieles Lob erscheinen wollte gegen die Schweizer, unter denen ich wohne und von denen ich in der Reihe der Jahre so manches Gute und Freundliche erfahren habe. Allein seither haben manche Schweizer mir versichert, daß sie gar nicht verlangen, so sanft angerührt zu werden, sie haben mich in gutem Humor ausgelacht, daß ich so überflüssig delikat auftrete; daher ich mir denn längst vorgenommen habe, mit jenen Lobrednern, die so wenig die Würde des eigenen Vaterlandes wahren, bei nächster Gelegenheit rund herauszusprechen. Nicht weil ich zum Sittenprediger mich aufwerfen wollte; aber ich glaube, daß hierüber etwas öffentlich gesagt werden muß, viele Deutsche sind derselben Meinung, und da es kein anderer tut, so tue eben ich es. Die Gelegenheit ist leider da: „Wir verdienen so viel Ehre nicht", hieß es bei dem Empfang in Basel; „wir sind noch gar keine Nation — bei uns ist noch zu viel Untertänigkeitssinn — wir können an der Schweiz nur hinaufschauen — haben alles von ihrem Beispiel zu lernen", hieß es in der Festhalle und bei Banketten in La Chaux-de-Fonds, und nun Ruhm über Ruhm, als ob die Schweiz ein Inbegriff aller Vollkommenheit, das leibhafte Ideal selbst, absolute, makellose Verwirklichung des Vernunftstaats wäre! Ein Schweizer antwortet diesen Vergötterern: es sei in der Schweiz eben auch nicht alles bestellt, wie es bestellt sein sollte, die Schweizer müssen Tag für Tag ringen, das Gut ihrer Freiheit neu zu erkämpfen, zu stärken, zu

*) Zweite, vermehrte Auflage, Leipzig, Verlag der Weißen Bücher, 1914, S. 498 A. d. H.

mehren; er rät ihnen: sie sollen eben auch kämpfen, eben auch ringen; sie aber fühlen nicht den feinen Wink, hören nicht aus den schonenden Worten heraus, was darin liegt, verstehen nicht, daß sie übersetzt also lauten: „Lobt und schmeichelt nicht so, daß wir, unserer Gebrechen uns wohl bewußt, uns für euch schämen müssen;“ sie schwimmen gemütlich fort in der fetten, empfindseligen Brühe ihrer lobpreisenden Laune.

Ich will nun diesen deutschen Herren Festrednern in verständlichem Deutsch sagen, wie es klingt und lautet, wo der Schweizer den Festrock ausgezogen hat und zwanglos unter den Seinigen sich ausspricht. „Es hat uns angeekelt!“ so, meine Herren, lautete es schon nach dem Frankfurter Fest. Etwas weniger stark, aber in einem trefflichen Wort, das wert ist, den deutschen Sprachschatz zu vermehren, hörte ich jüngst nach diesem Schweizerfest dasselbe Gefühl von einem Schweizer ausdrücken: „Es hat mich angeschämt.“ Aber leider muß ich zu dem milderen Wort ein drittes fügen, das stärker ist als das erste: Jemand, der übrigens ein recht besonderer Freund Deutschlands ist, brach in die Worte aus: „Ach was, die Deutschen! die spucken sich ja selbst ins Gesicht!“

Das, meine Herren, ist das wirkliche Urteil, das die nackte Wahrheit! Fragt um in der Schweiz, in aller Stille, nicht an lauten Festtafeln, nicht bei den Jubeltrunkenen, sondern im vertrauten kleinen Kreise bei den Nüchternen, und seht zu, ob ich gelogen habe!

Wir werden, wenn wir unter uns sind, die Schäden, an denen Deutschland krankt, uns nicht verhehlen, werden klagen, verwünschen, spotten; wir werden auch dem Fremden im vertrauten Gespräche nicht leugnen, was wir alles nicht haben, was wir alles nicht sind; aber wo öffentlich vor dem Ausland, vor festlicher Versammlung zu sprechen ist, wo wir repräsentieren, wo wir, beauftragt oder nicht, im Namen unserer Nation sprechen, da sollte man meinen, daß es gelte sich dessen zu erinnern, was wir doch haben, was wir doch sind; da sollte man meinen, daß kein Glied der Nation vom Gefühl ihrer Würde so ganz verlassen sei, um sie in armutseliger Blöße hungerleiderisch vor den fremden Augen auszustellen.

Ich weiß gar wohl, was man mir einwenden wird: „Die eigenen Schwächen erkennen und bekennen, das erniedrigt ja nicht, wir sprechen ja mit diesem Bekenntnis zugleich den Willen der Besserung

aus, der uns Ehre bringt." Ja, wenn ihr mit einem Beichtvater unter vier Augen sprächet, da möchte das hingehen, denn der Beichtvater steht nicht in seinem Namen, sondern im Namen der Kirche da, vor der wir uns der armen Sünderschaft nicht zu schämen haben, und wir stehen vor ihm nur als einzelne; aber vor Menschen, vor Tausenden, die jetzt einen ganzen Staat vorstellen, die übrigens doch recht gut wissen, daß ihr Staat kein Muster des Vollkommnen ist, vor diese Menschen sich — nicht sich den einzelnen, sondern die ganze eigne Nation — als reumütigen Sünder hinstellen, der sich zu bessern gedenkt im Hinblick auf das absolute Muster des Nachbarstaats, — o pfui! pfui! und abermals pfui!

Das Laster der Schmeichelei — und dem Himmel sei es geklagt, daß es so stark bei uns im Schwange geht — es hängt allerdings auch mit den guten Zügen im deutschen Charakter zusammen, mit jener Gerechtigkeit, vor der uns schon Klopstock warnte: „Seid nicht allzu gerecht", und mit der Gemütlichkeit, namentlich mit dieser; es ist eben gar so behaglich, tut gar so wohl, wenn man in der himmlischen Traulichkeit dem andern so wohltut, ihn so gutmütig streichelt, wenn die Lippen schmunzeln, die Stirnen sich glätten; „wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb"; aber — mag es noch gehen in der Kneipe — es geht zwar auch hier nicht — und ist denn die Rednerbühne die Kneipe?

Was wir doch haben, was wir doch sind, dessen, sage ich, sollten wir uns erinnern, wenn wir im Namen von Millionen, im Namen unserer Nation stehen und sprechen. Ich meine, statt diese Millionen wie Schulknaben vorzuführen, die von den Fremden nur zu lernen haben, wäre da vielmehr der Ort, dessen zu gedenken, in wie großen Dingen sie unsere Schüler sind. Wir Deutschen haben uns in der Politik verspätet, weil wir an unserer und der Menschheit innerer Bildung gearbeitet haben. Wir wollten, ehe wir an den politischen Bau giengen, uns zu wahren und ganzen Menschen bilden; jene herrliche Lehre Schillers wollten wir verwirklichen, daß dem wahren Staat die schöne Menschlichkeit zugrunde liegen soll. Es ist wahr, wir haben uns mehr verspätet als recht ist, aber ein Festredner soll vor dem Ausland nicht diese unsere Unterlassung und Sünde bekennen und schweigen von jenem unserm Verdienst um die Menschheit, von all der ehrlichen Arbeit, die unser Zurückbleiben entschuldigt. Die

Schweiz weiß, wo sie stünde ohne die deutsche Bildung, sie darf aber recht wohl daran erinnert werden. Doch auch mit unsern politischen Vorarbeiten dürfen wir uns in Ehren wohl sehen lassen; wer als Redner in unserm Namen auftritt, soll die Kämpfe und Taten der Schweizer nicht preisen, ohne jener zu gedenken, die für deutsche Freiheit und Einheit still und bescheiden gewirkt und offen gehandelt, auf Schlachtfeldern und Blutgerüsten geblutet haben, in Kerkern ergraut sind. Habt ihr denn auch gar keinen Stolz? Und soll aus einer Nation etwas werden, die sich nicht ehrt, schon ehe sie ein Staat geworden?

Das Schmeicheln hieng zusammen mit der kosmopolitischen Verbrüderungsseligkeit und dem banalen Radikalismus, der sich auf dem Schützenfest in der welschen Schweiz so hold entwickelt hat. Ich darf den Anlaß nicht vorübergehen lassen, ohne davon ein Wort zu sagen, denn ich glaube wirklich, wenn unsere enfants terribles noch oft sich so liebenswürdig vernehmen lassen, so werden sie uns am Ende noch unsern deutschen Schützenbund zugrunde richten.

Wißt ihr auch, was ihr tut, ihr Künstler im Allesverderben, wenn ihr die „heilige Allianz der Völker gegen die heillose Allianz der Fürsten", wenn ihr in merklichen Worten die Republik und als den Weg zu ihr die Revolution proklamiert? Ihr reizt mit großmauligen Reden die Feinde der Freiheit, ehe ihr irgend ein Mittel wißt sie zu besiegen! Das ist eure ganze Virtuosität! Wir ringen in langer schwerer Arbeit ihnen das Maß von Freiheit abzuzwingen, das wir brauchen; sie beschuldigen uns, daß wir ein Unmaß, daß wir die Gesetzlosigkeit, die unorganische Gleichheit aller, d. h. die permanente Revolution wollen, und nun weisen sie auf die Schreier und sagen: da seht hin, haben wir nicht recht? Vergeblich hat in La Chaux-de-Fonds gerade ein Schweizer vor der ultra-demokratischen Phrase gewarnt; es war gar so köstlich, sich im Taumel der gefahrlosen Ferienzeit des freien Schwätzens zu drehen und auf der Höhe des Jubels pfingstfestlich in Zungen, in fünf Sprachen als Apostel anwesenden und nicht anwesenden Völkern zu predigen.

Das war denn also ein Stück der Verbrüderungsseligkeit, des „europäischen Grütli", für dessen Propaganda ein Deutscher gar Unterschriften sammeln will, um — von dem Hauswirt einer Spielhölle belehrt zu werden, daß dies denn doch unpraktisch sei. Es handelt

sich hier vor allem um die Italiener. Gewiß, es war herzlich gemeint von den welschen Gästen und im Namen vieler wahr gesprochen, daß die Italiener unsere Freunde seien; aber nicht in der Hand dieser einzelnen liegt die Politik Italiens. Italien will nicht nur Venedig, es will auch Triest und Welschtirol, wenn nicht Dalmatien noch dazu; Italien wird um den einzigen Preis Rom von den Franzosen geräumt sehen, daß es dem strengen Gläubiger zu Paris sein Heer im nächsten Kriege leiht, und dieser Krieg wird, wenn nicht in erster Linie, doch gewiß in zweiter oder dritter, auf das Ziel der Herrschsucht und Ruhmsucht aller Franzosen, auf den Rhein losgehen. Dies ist die Wahrheit der Lage, und demgegenüber sind die Tränen, die Umarmungen, die Brüderschaften gar nichts als eine Erheiterung gutmütiger Philister. Natürlich durfte dann das dreifach donnernde Hoch auf Garibaldi nicht fehlen. Garibaldi ist ein edles reines Gemüt und ein tapferer Mann, aber es gibt eben einen politischen Anstand, und dieser Anstand sollte einem Deutschen sagen, daß es nicht uns, die er bekriegt hat, sondern den Italienern ziemt, ihn zu verherrlichen. Ihr sagt: er habe nicht uns, nur Österreich bekriegt; ich frage dagegen: haben wir im Jahr 1859 keine Gründe gehabt zu verlangen, daß Österreich von uns nicht im Stich gelassen werde? Habt nicht damals wohl auch ihr selbst dafür gebrannt, daß wir ihm Hilfe leisten? War in dem Korps des unfähigen Urban, das in den Bergen um Como den kürzeren gegen ihn zog, nicht manches brave Soldatenherz, das für deutsche Ehre schlug, so gut oder vielleicht besser als das eurige? Wollte er nicht im letzten Sommer nach Welschtirol durchbrechen, das ein Bundesland ist? Ich meinte: man könnte es dem Zibeben- und Rosinenliberalismus unserer deutschen Schnupftabaksdosen in der Unschuld seines politischen Unterscheidungsvermögens überlassen, ihm goldene Kränze zu schicken. Wir können Garibaldi und die Italiener menschlich lieben und ehren, und ich halte dabei von Herzen mit, aber in der Politik gibt es innere Konflikte, die dem Herzen gebieten zu schweigen, und der Zunge die Fessel des Schicklichen auflegen.

Es wäre überhaupt ein Wörtchen zu sprechen von diesem Punkt, von dem Reifegrade des politischen Anstandsgefühls in Deutschland. Ich erinnere an die Vertreibung König Ottos aus Griechenland.

Nehmen wir an, er wäre ein französischer oder ein englischer Prinz: kein französisches und kein englisches Karikaturblatt hätte sich über ihn hergemacht wie der deutsche Kladderadatsch über den deutschen Prinzen; „mag er regiert haben wie er will, für euch Griechen war er gut genug", so hätte im richtigen und gesunden Egoismus nationalen Selbstgefühls der Franzose, der Engländer gedacht. Bei uns aber da darf einer nur deutsch sein, um von uns gewiß vor dem Auslande verhöhnt zu werden; ist er noch unglücklich dazu, so kann er sich noch gewisser darauf gefaßt machen.

Wie soll es nun künftig mit unsern Schützenfesten gehalten werden? Sie dürfen sich, wenn unser Schützenbund nicht auseinanderbrechen soll, vor allem nicht zu internationalen Festen erweitern, wie dies mehr und mehr in der Schweiz der Fall ist. Hier, in der aus drei Völkerteilen zusammengesetzten Republik, die im glücklichen Besitz der für sie zweckmäßigsten Form der Einigung sich bereits befindet, hier liegt es nahe, an das Nationale das Internationale zu knüpfen; hier auf neutralem Boden mögen auch Deutsche sich an den Verbrüderungszärtlichkeiten erlaben; nach Deutschland kann, so scheint es mir, niemand eingeladen werden als die Schweizer, unsere Stammesbrüder, mit denen die Bremer diese wechselseitige Gastfreundschaft eingeleitet haben und die im Schützenwesen unsere Muster sind. Die Italiener können auch künftig unsere Nationalfeste so lange nicht mitfeiern, als die Politik Italiens — welche nach der guten Meinung einiger Deutschland wohlgesinnten Privatleute in ihren Landen nicht fragt — unsere südlichen Grenzen und, durch die unselige Verpflichtung gegen Frankreich, mittelbar wohl auch unsere westlichen bedroht. Wir dürfen es ein für allemal den Tirolern nicht zumuten, ein deutsches Fest zu besuchen, auf dem sie Gäste finden und anjubeln hören, mit denen sie über kurz oder lang vielleicht in einer ganz andern Art von Schützenfest zusammengeraten; wir dürfen es keinem Österreicher zumuten, daß er Trinksprüche und Reden mit anhört, die, versteckt oder offen, eine feindliche Spitze gegen Österreich kehren. Franzosen, Belgier, Engländer, Holländer einzuladen, davon ist bis jetzt, meines Wissens, nicht die Rede gewesen; wundern aber soll es mich, wenn nicht ein richtiger Feind der „Würzburger" bald vorschlägt, die Griechen einzuladen, damit gewiß kein Bayer zu unsern Festen kommen kann. In Summa: wir wollen zuerst

unser eigenes Haus bauen; ist es fertig, so möge man alle Welt, meinetwegen auch Mongolen, Mohren, Malayen, Irokesen, zu unseren Festen einladen. Helfen werden uns ja die Gäste gewiß nicht bei unserem Bau; wir werden ihn freilich nicht aufführen ohne die Hilfe der Ideen, die der ganzen Menschheit angehören und die nur im Völkerverkehr entstehen und wachsen; aber der allgemeine Völkerverkehr und das Ablecken, Abschmatzen in zärtlichen Verbrüderungs-Festszenen, das ist zweierlei. Sind wir erst eine politische Person geworden, dann wird es Zeit sein, uns mit den andern Völkerpersonen brüderlich zu umarmen.

Wie aber ersparen wir künftig auf unsern Festen dem schweizerischen Gast den Ekel an den zuckrigen Lobreden, uns die doppelte Scham, die eigene und die Scham über seine Scham für uns? Wie steuern wir der radikalen Phrase, welche nur die Feinde der Freiheit herausfordert, zu doppelter Wachsamkeit mahnt, die Freunde der wahren Freiheit abstößt und ihnen am Ende unsern Schützenbund entleidet? Das zweckmäßigste Mittel geht leider nicht an: die holden Schwärmer über die Zeit des Festes in ein Ofenloch zu sperren. Eines aber geht wohl an und wäre wohl zunächst den Bremern zu empfehlen: man sorge dafür, daß Dämpfer aufgesetzt werden. Redefreiheit muß sein, es wäre ebenso vergeblich als abgeschmackt, sie unterdrücken zu wollen; der Inhalt, die Seele des Festes muß laut auf die Lippen treten; es fehlt ihm sonst die Blume, der Punkt auf dem i; da wird es denn auch ohne Torheiten und Taktlosigkeiten nie ablaufen; daraus folgt aber nicht, daß man gezwungen ist, ganz allein den Zufall walten zu lassen. Es wird in keiner Stadt, die ein Schützenfest vorzubereiten hat, an nüchternen Männern fehlen, die so viel Gewandtheit der Rede besitzen, um im rechten Moment einzugreifen, unvorsichtige, schiefe, ungesunde Worte durch besonnene, gerade, schlichte, gesunde gutzumachen. Man sehe sich nach ihnen um und beauftrage sie, sich bereitzuhalten; man mahne in Zeitungen, etwa auch in besondern fliegenden Blättern (wie solches die Bremer beabsichtigen sollen), herzlich und ohne Wohlweisheit bei Zeit zur Vernunft und Mäßigung; ein gelindes Lenken und Überwachen mit offenen Mitteln wird sich als möglich erweisen, nach und nach als Macht fühlbar werden; die Überschwenglichen und Maßlosen werden empfinden, daß andere Leute auch noch da sind, ein Gemeingefühl des

Taktes wird sich mehr und mehr einstellen, und aus den einzelnen Tollheiten, die, wie gesagt, niemals ganz ausbleiben, wird man sich dann im Gefühl der im ganzen gewonnenen Sicherheit nicht viel machen, sondern ruhig sagen: es geht in Herbst, tut nichts, es ist ja sonst gesorgt. Wer weiß, ob dann in ferner Zukunft nicht in einem Geschichtschreiber zu lesen ist: „Unter den Erscheinungen, welche der nun so glücklich vollendeten Konstituierung Deutschlands vorausgiengen und sie praktisch vorbereiteten, dürfen wir den allgemeinen deutschen Schützenbund nicht übergehen, der im Jahr 1862 zu Frankfurt sein erstes Fest begieng; wie alle politischen Schöpfungen, so zeigte auch diese in ihren ersten Jahren bedenkliche Spuren der Unreife: sie bestanden vornehmlich in Ausbrüchen eines oberflächlichen politischen Idealismus und kosmopolitischer Sentimentalität, die sich unter anderm, wie man in damaligen Zeitungen liest, in einem der Selbstachtung baren Lob auf die eingeladenen Schweizer ergoß; allmählich aber reifte und erstarkte die junge Pflanze und gab einen der kräftigsten Stämme zu dem stolzen und festen Bau, der vor den Augen der Welt sich erhob.

(Beilage der Allgemeinen Zeitung, Augsburg 3. August 1863.)

Frisch gewagt!

Vorwort.

Es bedarf einer Erklärung, warum diese Blätter, deren Inhalt nun zum Teil verspätet kommt, dennoch erscheinen.

Sie sind im Juli geschrieben, als über die Absichten Österreichs nur erst unbestimmte Andeutungen vorlagen. Die Herausgabe wurde durch mehrere Zufälle verzögert; als der Druck begonnen hatte, kam die Nachricht von dem entscheidenden Schritte, der Einladung zum Fürstentage. Nach mehrfacher Beratung kam ich mit der Verlagshandlung überein, daß wir besser tun, von unserm kleinen Unternehmen abzustehen, als es durchzuzwingen, nachdem es von den Tatsachen überholt sei. Die Überzeugung, daß manches, was das Manuskript enthält, eigentlich immer noch wert sei gesagt zu werden, überdauerte zwar den Entschluß des Verzichts, aber ich gab ihr keine Folge, bis mein Herr Verleger, von derselben Ansicht geleitet, wieder anknüpfte und mir eine der jetzigen Sachlage angemessene Umarbeitung vorschlug. Der Umarbeitung ziehe ich einen Nachtrag vor. Ich bitte den Leser, mir ein freundlicher Leser zu sein, d. h. mir zu glauben, daß es nicht Eitelkeit ist, wenn ich die ursprüngliche Arbeit als Hauptbestandteil dieser Flugschrift unverändert stehen lasse. Er wird finden, daß ich eben die Bewegung unserer Hauptparteien zu einem Kompromiß, die jetzt im Zug ist, richtig erkannt habe als dasjenige, was uns not tut. Es war nicht schwer zu erkennen, und es fällt mir nicht ein zu verlangen, daß man nun mit einer Art elegischer Rührung meine früheren Gedanken als merkwürdige Blicke eines Sehers betrachte. Nein! ich glaube wirklich, daß manches davon heute noch ein Wort zu seiner Zeit ist; die genannte Bewegung in den Parteien ist zwar im Zug, aber keineswegs schon vollzogen; es bleibt gar manches zu tun übrig, jetzt, damit eine wirkliche, fruchtbare Vereinigung zustande komme, und künftig, damit die Frucht weitere Früchte trage. Dem Teil des Inhalts, der jetzt zu spät kommt, mag nun dieser zur Entschuldigung dienen, der nicht zu spät kommt, mag mir Verzeihung

erbitten dafür, daß ich mich nicht entschließen kann, die ursprünglichen Fugen aufzulösen. Man weiß, wie es mit Umarbeitungen zu gehen pflegt: alle Mühe, aller Schweiß pflegt nichts mehr zu schaffen, dem man nicht ansähe, daß es nicht aus einem Guß ist. — Der Titel hatte ursprünglich den Beisatz: „Ein Versuch, zur Vereinigung der politischen Parteien in Deutschland zu wirken", er mußte verändert werden, denn er klingt jetzt, da bestimmte Fragen vorliegen, zu allgemein.

Das Weitere sei dem Nachtrag vorbehalten; nur über die Schärfe, womit ich mich an beide Parteien wende, sei hier noch eine Bemerkung erlaubt. Man könnte mir vorwerfen, manches harte Wort, das gerechtfertigt war, als sie sich noch in unwilliger Schroffheit gegenüberstanden, sei jetzt, da sie auf dem Wege zur Einigung sind, nur verletzend. Habe ich aber recht, wenn ich sage, eine Ansprache, die auf diesem Wege weiter treibt, sei noch immer am Platze, so werde ich auch recht haben, wenn ich ihr die Schneide nicht nehme, die sie gegen die Unversöhnlichen, Halben und Lauen kehrt, welche ja noch in Menge zurück sind.



Die Vertröstung auf eine späte Zukunft, mit welcher die düstern politischen Betrachtungen in meinem „Schützengang" schließen,*) muß ich mit einem raschen Worte, mit einem stürmischen Ruf in die Gegenwart vertauschen. Mag man mich belächeln, verspotten, mir das alte: Schuster bleibe bei deinem Leisten! zurufen: mir ganz gleich; was man nicht anders kann, das muß man, wessen das Herz voll ist, dessen geht es über, und ein treugemeintes Wort muß seine Stätte finden, wie viele ihm übrigens das Ohr verschließen mögen.

Ich falle mit der Türe ins Haus und sage mit einem Wort, was ich auf dem Herzen habe:

Wenn jetzt unsere zwei Hauptparteien sich zu einem Kompromiß entschließen auf das Programm: Volksvertretung und Reform des bestehenden Bundes; so können wir für Deutschland — nicht das Beste, aber viel Gutes, vor allem Schutz gegen die drohende Gefahr

*) S. Kritische Gänge, zweite, verm. Aufl., Leipzig, Verlag der Weißen Bücher, 1914, S. 498. Anm. d. H.

und für Preußen Befreiung aus dem Joche der Reaktion nach meiner Überzeugung in naher Zeit erreichen.

Kompromiß setzt ein Nachgeben, ein Ablassen und wohl auch eine positive Umbildung auf beiden Seiten voraus. Ich wende mich zunächst an die sogenannte kleindeutsche Partei.

Es soll zugegeben sein, daß die Errichtung eines Bundesstaats mit monarchischer Spitze und der Berufung Preußens an diese Stelle das beste für uns wäre. Ich lasse sogar den Grund fallen, den ich in meinem „Schützengang" als den stärksten, den entscheidenden gegen diese Form vorgebracht habe: das föderative Grundgefühl der deutschen Nation, des deutschen Naturells; denn ich muß einräumen, daß die Anhänger des Programms den Einzelstaaten und hiemit den einzelnen Stämmen allerdings den Grad relativer Selbständigkeit zu lassen bereit sind, womit sich der föderative Sinn auch unter der Oberleitung eines Staats zufriedengeben könnte. Aber ich beharre bei meinen andern Gegengründen; sie heißen: der Widerstand Österreichs gegen die Ausscheidung und der Mittelstaaten gegen die Unterordnung unter Preußen ist nicht zu besiegen, und wäre er je zu besiegen, die Partei, die ihn am meisten wünschen muß zu besiegen, wird weit eher lernen ihr Prinzip aufgeben, als sie lernen wird unter Voraussetzung desselben die richtigen Mittel zu seiner Durchführung ergreifen, denn, wie die Erfahrung zeigt, verknüpft sich bei der weitaus größeren Mehrheit dieses Prinzip unverbesserlich mit einer feindseligen Haltung gegen eben die Staaten, mit denen es sich gütlich abzufinden hätte. Diese Sätze bedürfen einer kurzen Ausführung.

Also zuerst: der Widerstand Österreichs und der Mittelstaaten ist nicht zu besiegen. Die Mittel wären Gewalt, kluge Überraschung oder Güte. Gewalt: an Cavourpolitik denken in der Tat wohl nur wenige verdrehte Köpfe, aber mit der dunkeln Vorstellung eines Gewaltakts ohne fremde Hilfe tragen sich wohl nicht wenige. Der preußischen Bevölkerung spukt noch der Siebenjährige Krieg in den Gliedern; Herrn von Bismarcks „Eisen und Blut" ist wohl manchem von den Lippen genommen, der übrigens nicht sein Freund ist, und 1859 wäre mancher Soldat und Landwehrmann lieber gegen Österreich gezogen als gegen Frankreich. Aber dies bleibt ein Traum; keine preußische Regierung wird es wagen, und wenn es eine wagte,

wird ihr das ganze Deutschland den Spaß verleiden. Kluge Überraschung: sie wäre unter Umständen mit der Ehrlichkeit zur Not vereinbar. Ehrliche Hilfe in Kriegsbedrängnis und gleichzeitiges Manifest an die Nation, das zur Parlamentswahl und Gründung des Bundesstaats aufriefe: das ließe sich denken und verzeihen. Im Jahre 1849 soll Österreich, ehe es sich an Rußland um Hilfe gegen die Ungarn wandte, bei Preußen angefragt und dieses die Einräumung der Hegemonie in Deutschland als Preis gestellt haben: ein vages Gerücht, aber se non è vero, è ben trovato, denn Preußen hat in allen seinen Halbversuchen, das höchste Ziel seiner Wünsche zu erreichen, nie das Sprichwort bedacht: wer lang fragt, geht lang irr. Die günstigere Gelegenheit bot der Sommer 1859. Aus Quellen, die unterrichtet sein könnten, erfährt man, unter der mystischen Formel: „bewaffnete Mediation" sei die gute Absicht verborgen gewesen, Österreich die Lombardei zu erhalten gegen die einzige Bedingung, daß es von seinem politischen Einfluß auf das ganze übrige Italien abstehe; geführt von dieser guten Absicht, so sagen die Freunde Preußens, habe es ja wirklich zum Schwerte gegriffen und eben, als dieses aus der Scheide gieng, habe Österreich selbst durch den Frieden von Villafranka alles vereitelt. Wenn es sich so verhielt: das Geheimnis jener unseligen, wohlweisen, verzwickten Formel hat alles verderbt; es reizte zum schlimmsten Verdacht; es schien anzudeuten, daß Preußen auch gegen Österreich sich wenden könnte, um so mehr, da man wußte, daß dies in Wahrheit die Neigung des preußischen Volkes sei; und hinter der Perfidie, die man unter dem heimtückischen Laut des Wortes zu wittern glaubte, suchte Österreich natürlich noch die andere, größere: die Absicht, den Zeitmoment zu benutzen, um die Hand über Deutschland zu legen. Dies war das Hauptmotiv des unglücklichen Schrittes, der in Villafranka geschah. Die politische Moral und die Privatmoral sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn man durch Vergrößerung der eigenen Macht zugleich Millionen das Gut einer kräftigen politischen Existenz bereiten kann, so wird das Gewissen der Völker einen Streich der List, eine Perfidie, vergeben. Es gibt aber allerdings eine politische Moral: nur dem von großen Zwecken geleiteten, mutigen, entschlossenen Willen wird diese Verzeihung zuteil. Ich weiß nicht, ob hinter dem von Pfuscherhand gemalten Vorhang:

„bewaffnete Mediation" als letzte Kulisse wirklich die preußische Hegemonie stand; man mußte es nur jedenfalls vermuten. Vermuten lassen, was der Gegner verhindert, sobald er es vermutet, ein Gelüste durchblicken lassen und so durchblicken lassen, daß man gewiß recht glänzend durchfällt: eine hübsche Art Politik! Nein: Dreinschlagen für Österreich, für die Ehre der deutschen Waffen, für Deutschlands Geltung in Europa, zur Abwehr französischer Übermacht in Europa, und ungefragt gleichzeitig die Nation zur Gründung des Bundesstaats aufrufen, der mit Österreich im unauflöslichen Bunde wechselseitiger Garantie stünde: dies war die Verbindung von Ehrlichkeit und Klugheit, die man dem Entschlossenen nicht nur verziehen, nein gedankt hätte! In dieser Hoffnung ist damals gar mancher kleindeutsch gewesen, der jetzt zu den geschworensten Großdeutschen gehört; das Zaudern in jenen Tagen, nicht das Zaudern an sich, — es war durch mancherlei Hemmungen entschuldigt, — aber das Zaudern unter Aushängung einer perfid klingenden und zugleich impotenten Formel, dazu der Hohn der preußischen Partei auf den guten Willen des gesamten übrigen Deutschlands, das wahrhaft chinesische Geschrei: „was geht uns Österreich an mit seinen nicht zum Bunde gehörigen Ländern!", der gründliche Mangel an Gefühl für die Nationalehre, dem das Halbe, was, zögernd und verklausuliert, aber doch wirklich die preußische Regierung endlich tat, noch weit zu viel war: dies ist es, wodurch das Programm von der preußischen Hegemonie sich moralisch vergiftet hat; war es je möglich, seit jenen Tagen ist es hin, ist es unmöglich geworden.

Das zweite Mittel, von dem die Rede ist, die ehrlich-kluge Überraschung, wird künftig so wenig wie damals gelingen, weil es nie unternommen werden wird. Würde die preußische Regierung jemals so ganz ihre Natur verändern, daß sie es wagte: die Anhänger Preußens, die Preußen selbst und die Liberalen zu allererst würden es nicht dulden, denn ihre Losung ist: Österreich, wo nicht bekämpfen, doch im Stich lassen, um — von dem dennoch wieder erstarkenden Österreich beschämt, gedrückt, zur Nichtigkeit verdammt zu werden.

Eben darum wird aber gewiß auch aus dem dritten nichts werden: der Güte. Das mindeste, was Österreich geboten werden

müßte, wenn es jemals sich könnte bestimmen lassen, mit einem unter preußischer Leitung geeinigten Deutschland in das Verhältnis des weiteren Bundes zu treten, wäre, was ich soeben schon berührt: gegenseitige Garantie des Besitzstandes neben voller Einräumung jedes staatsökonomischen Vorteils, der mit den Interessen des Bundesstaats sich vereinigen ließe. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß Österreich dadurch sich bestimmen ließe, aber wir wollen es annehmen. Soll es je denkbar sein, daß Preußen sich zu einem solchen Angebot entschließt, so ist natürlich eine gründliche Regierungsveränderung vorausgesetzt; ungemeiner Geist müßte den Schritt auch dann noch immer begleiten, um den Widerstand der Mittelstaaten gegen die Unterordnung unter Preußen zu überwinden, der natürlich fortdauerte, auch wenn Österreich nachgäbe; die Überwindung desselben wäre nur möglich, wenn die Regierung mit den liberalen Ideen gienge; die „moralische Eroberung" müßte endlich Wahrheit werden. Vorausgesetzt ist also zugleich, daß in Preußen die liberalen Parteien wieder am Ruder wären. Nun frage man sich aber, ob dies nicht ein Schluß ist, der sich selbst widerspricht! Eben die Liberalen in Preußen sind es ja, die eher dem Teufel sich ergäben, als sie zu der Einräumung an Österreich sich entschlössen, die wir als mindeste Bedingung eines gütlichen Vergleichs aufstellen müssen.

Die kleindeutsche Partei sagt uns Großdeutschen: ihr dürft euch nicht auf die Verstocktheit und Blindheit der jetzigen preußischen Regierung berufen als auf ein Hindernis des Bundesstaats; wir müssen eben warten und warten müßt ja auch ihr; ihr wartet auf Ereignisse, wir auch. Und wir antworten: bis die preußische Regierung eine andere wird, das läßt sich zur Not abwarten, aber bis die preußische Bevölkerung, die Liberalen voran, gegen Österreich Vernunft annehmen, da warten wir leichter, bis der letzte Kroat den Hegel liest. Österreich ist jetzt auf gutem Wege; es könnte uns einfallen, hinzuzusetzen: wir warten leichter, bis eine österreichische Hegemonie, gestützt auf die liberale Idee, möglich wird. Wir tun es nicht, wir, d. h. die unter uns, die ich die rein Großdeutschen nenne, wollen eine österreichische Hegemonie so wenig als eine preußische.

Ich bin bei dem Satze wieder angekommen, den ich begründen wollte. Angenommen, der kleindeutsche Gedanke ruhe als abstrakter

Gedanke auf einer richtigen Schlußreihe: im Versuche, sich zu realisieren, zerstört er sich selbst. Die Gegner, die sie zu überwinden hätte, reizt die Partei zum äußersten Widerstand. Sie will Einheit, die möglichst straffe Form der Einheit, und indem sie dieselbe schaffen will, fängt sie es so an, daß sie doppelte Zwietracht schafft. Die Elemente, die ihr entgegenstehn, gegen sich selbst zum äußersten Kampfe beschwören, das ist ihre politische Kunst. Ein Bein zum Gehen vorsetzen und das andere ihm in den Weg stellen, daß Straucheln und Fall ja gewiß erfolge, das ist ihre Gangart. Ich erinnere mich unter anderm eines Artikels in den „Grenzboten", einer Reiseschilderung, die namentlich von Bayern handelte. Welcher Hohn war über das Land und die Leute, Regierung und Volk ausgegossen! Die Bayern, die Widerwilligsten gegen einen Vorrang Preußens, aufs Blut beleidigen: damit macht diese Weisheit Propaganda in Bayern! Aber freilich: wozu auch gute Worte, man wird es ja — erobern! Dies ist ein Bild im kleinen von dem Verhalten sämtlicher Fanatiker der Partei (und sie hat deren viele) im großen.

Doch hinweg von diesen verdrießlichen Betrachtungen! Ich halte mich an die Erfahrung, daß man am Ende angesichts der Not eher ein Prinzip aufgibt als seine vermeintlichen Konsequenzen, an denen man taub und zäh festhält, daß der Mensch leichter eine unglückliche Liebe ganz abschüttelt als ihren Zank und Ärger, solange er in ihren Banden liegt, oder, wenn ich mich darin täusche, an die Geneigtheit des Menschen, zurückzustellen und hoffend aufzuschieben, woran sein Herz einmal hängt, wenn die Umstände drängen, zu dem sich zu entschließen, was ihm widerstrebt; der Kleindeutsche kann sich ja immerhin noch damit vertrösten, daß aus der föderativen Form, wenn wir es einmal mit ihr versuchen, mit der Zeit ein unitarischer Bundesstaat sich herausarbeite. Ich denke mir aber doch auch gerne, daß es nicht an Unbefangenen in der Partei fehlt, die es über sich bringen, einfach und frischweg der Unmöglichkeit zu weichen, der Meisterin Notwendigkeit die Ehre zu geben und nach dem zu greifen, was wohl sehr unvollkommen, aber nützlich, rettend und möglich ist.

Ich fasse alles, was sich gegen eine Reform des deutschen Bundes als solchen, also gegen eine föderative Gestalt der Einigung sagen

läßt und tausendmal gesagt ist, in das e i n e Wort zusammen: eine kollegiale Form neben einer kollegialen Form, eine vielköpfige Regierung neben der vielköpfigen Volksvertretung ist eigentlich ein Widerspruch. Ein Beschluß der kollegialen Regierung, mühsam zustande gebracht durch Verständigung unter den vielen, soll noch einmal an die vielen, von ihnen geprüft, noch einmal geworfelt werden und umgekehrt. Was an die Vertreter der Vielheit des Volkes gelangt, das müßte von einer Einheit kommen, und was die vielen durch Verhandlung und Abstimmung mühsam festgestellt haben, müßte an eine Einheit gelangen, um rasch geprüft und rasch verworfen oder bejaht und ausgeführt zu werden. Und dazu kommt ja, daß wir in der Vielheit der Spitze noch überdies den Antagonismus zweier Großmächte haben, deren jede nach dem Übergewicht strebt, und daß die Mittel- und Kleinstaaten nach bisheriger Erfahrung nicht als ausgleichendes Mittelglied in diesen Riß treten, sondern ihn offen halten und erweitern, indem sie aus steter Furcht, von der einen Macht erdrückt zu werden, sich in stetem Wechsel zu derjenigen halten, von der sie weniger fürchten; denn wirklich, wenn Österreich heute ein Wort von Hegemonie fallen ließe, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß sie sich beeilen würden, ihr Gewicht solange in die preußische Wagschale zu werfen, als sie dort nur etwas weniger Gefahr sehen.

Die Hegemonisten mögen jedoch vor allem nur erwägen, daß das letztere Argument weit mehr gegen ihr eigenes Prinzip spricht als gegen jene, die es mit der föderativen Form versuchen wollen. Der Selbsterhaltungstrieb, der die kleineren Staaten zu diesen Koalitionen führt, wird zu den äußersten Anstrengungen empört gerade durch das wirkliche Programm der Hegemonie eines Großstaats; wir, die Großdeutschen sind es, die sich auf ihn zu berufen haben als das gewisseste Hindernis der Durchführung dieses Programms. Wäre bewiesen, daß dieser Trieb in einer föderativ gebildeten Regierung Deutschlands ebenso schädlich, als er der Bildung einer monarchischen hinderlich ist, dann wäre bewiesen, daß wir — gar nichts schaffen können. Er wird es nicht sein; es ist doch natürlich genug, anzunehmen, daß die Teile eines lockern Ganzen, die sich mit allen Kräften dagegen stemmen, sich einem Teil unter den Teilen unterzuordnen, weniger gefährlich, fügsamer sein werden, wenn

ihnen ein gerechtes Maß der Geltung im Ganzen organisch gesichert ist. Im Bundesstaat unter preußischer Führung werden sie stets fürchten, verschlungen zu werden, man mag ihnen zusagen, so oft man will, daß sie relativ selbständig bleiben sollen; wer nicht mehr fürchtet, verschlungen zu werden, wird nach einem Gesetze der menschlichen Natur doch gewiß weniger intrigieren, als wer es befürchtet. Die besondere Verschärfung des Übels der Vielheit, die in diesem Triebe der machtloseren Staaten liegt, kann uns also nicht abhalten, es mit der föderativen Form zu wagen; aber auch der Dualismus der Großstaaten selbst wird weniger schädlich sein, wenn eine geordnetere föderative Form einmal besteht, als solange nur die gegenwärtige ganz lotterhafte besteht. Es gilt hier doch ganz natürlich dasselbe, was vom Verhältnis der Mittel- und Kleinstaaten zu den beiden Großmächten gilt: gerade solange ihr die eine derselben bedroht, der andern die Hegemonie über Deutschland zuzuwenden, werdet ihr irgend eine Art der Einheit so wenig zustande bringen als diese Hegemonie selbst; der Antagonismus wird mäßiger, ungefährlicher wirken, wenn entschieden ist, wenn nur dies einmal feststeht, daß jedem das Seinige werden soll, wenn nur so weit wenigstens „die arme Seele Ruhe hat", daß dieses Gespenst der Ausscheidung Österreichs und des preußischen Übergriffs über Deutschland verschwunden ist. Es bleibt also nur das Übel der Vielheit überhaupt und an sich, und wir kommen zurück auf unsern einfachen Satz: die Vielheit in der Regierungsform und die Vielheit in der Volksvertretung nebeneinander, dies ist eigentlich ein Widerspruch, mindestens eine höchst unvollkommene, schwerfällige Form. Man sehe sich aber die Sache einmal ganz einfach praktisch an, d. h. man fasse bestimmte Fälle ins Auge. Man erinnere sich z. B. an den Sommer 1859. In Preußen, in Berlin, vernahm man die Stimme aus Süddeutschland nicht; man wollte sie freilich nicht vernehmen, aber man hätte sie vernehmen müssen, wenn die Leute beieinander gewesen wären. Unsere Zeitungen blickt man in Berlin kaum an, der Verkehr, Austausch einzelner ist in großen Dingen gleich einem Tropfen im Meer; so war es möglich, daß man dort von „Strohfeuer", vom Laufen am Narrenseil des Pfaffentums und des schwarzgelbblauweißen Partikularismus reden konnte, als ob wir kein Wort gegen das dumpfe, stumpfe Mißdeuten unserer klaren

Begeisterung einzuwenden gehabt und eingewendet hätten. Wie ganz anders wäre es gewesen, wenn laut und gegenwärtig, vereinigt im offenen Saal einer Nationalvertretung die Gegensätze sich ausgesprochen hätten! Jene verworrenen Stimmen: „wir wollen keinen Kreuzzug für österreichischen Absolutismus und österreichisches Joch auf Italien unternehmen", wären durch klare Gründe der Politik zum Schweigen gebracht, die preußische Regierung, in ihrer Spitze damals nicht abgeneigt gegen entschlosseneres Handeln, wäre nicht durch undeutsche Minister und undeutsche Volksstimmung in zweideutiges Zaudern gebannt worden, und wir hätten den Krieg gehabt, nach dem wir jetzt — seufzen, seufzen, während wir, viel schroffer, viel herber noch zerrissen eben durch die Vorgänge jenes Sommers, ihn doch mit weit geringerer Hoffnung antreten würden.

Also eine Kontrolle der äußern Politik, und zwar eine solche, worin die geteilten Meinungen der Nation sich aussprechen und versöhnen könnten: wir hätten sie auch bei einer vielköpfigen Reichsgewalt, wenn neben ihr ein Parlament, natürlich nicht mit bloß beratender Stimme, sondern mit den wirklichen Rechten einer konstitutionellen Vertretung stünde.

Nun denke man vor allem auch an das National-Ökonomische. Der preußische Handelsvertrag mit Frankreich, dieser neue giftvolle Zankapfel, war nicht möglich, wenn wir, neben einer noch so mangelhaften Exekutive, ein Parlament hatten.

Man denke an das Organisatorische: an Heerwesen und Flotte, an die Frage der Führung im Kriege. Gewiß wird eine Nationalvertretung diese Knoten nicht an einem Tage lösen können, aber es ist doch sicher ein anderes Ding, wenn sie aus dem Dunkel der Kabinette an das Licht der Öffentlichkeit gezogen sind.

Man denke an Münze, Maß und Gewicht, das gesamte Verkehrswesen, Eisenbahnen, Telegraphen, Post, man denke an die Rechtsfragen, Handels- und Wechselrecht, an alle verwickelten Aufgaben, die in diesen Richtungen liegen und deren Verschleppung bei unsern jetzigen Zuständen kein Ende finden kann: ein Parlament müßte sie zum Abschluß führen können auch neben der unvollkommenen, föderativen Form der Regierung.

Man denke endlich an den Hauptinhalt der Reichsverfassung: an die Grundrechte. Einer gleichmäßigen Durchführung verfassungs-

mäßiger Freiheit könnte, wenn die Nation am Sitze einer deutschen Gesamtregierung durch ihre Vertreter gegenwärtig wäre, kein einzelner Staat widerstehen, und auch die allgemein deutschen Bürgerrechte: Niederlassungsrecht usw. müßten endlich eine Wahrheit werden.

Dieser Punkt führt mich auf die kleindeutsche Partei zurück, denn sie hat seit der Versammlung in Weimar eine Wendung von der Einheitsfrage zu der Freiheitsfrage genommen, durch welche die Bedeutung der Namen unserer zwei Hauptparteien sich in merkwürdiger Weise zu verschieben begonnen hat. Die Namen: kleindeutsch oder (nicht ganz, doch fast ganz damit zusammenfallend) Nationalverein und großdeutsch hatten sich früher rein auf die Frage über die Form der Einheit bezogen. Seit jener Versammlung wurde die „Oberhauptsfrage" zurückgestellt, offen gelassen und die Reichsverfassung ohne sie zum Losungsworte gemacht. Nun stieg die Spannung in Preußen allmählich auf ihre Höhe; aller Augen lenkten sich dahin; unter den Kämpfern gegen den immer frecher hervortretenden Feind war die Fortschrittspartei im Vordertreffen; die Namen Nationalverein und Fortschrittspartei fiengen an ineinanderzuschmelzen; die Einheitspartei, d. h. die Partei, welche die Einheit unter Führung eines bestimmten Staats will, scheint nun ganz Freiheitspartei geworden zu sein, d. h. Vereinigung aller, die verfassungsmäßige Freiheit im Innern der einzelnen Staaten als oberstes Ziel ihrer Tätigkeit wollen. Höchst merkwürdig ist dieselbe Verschiebung der Begriffe bei den neueren Wahlkämpfen in Bayern zum Vorschein gekommen. Es erwies sich, daß die Mitglieder des Nationalvereins die entschieden Liberalen, die „Fortschrittsmänner" seien, und die Wähler, der preußischen Spitze grimmig abgeneigt, wie man es in Bayern ist, kamen in nicht geringe Verlegenheit, wenn sie liberal wählen wollten und doch keinen Anhänger des zwar zurückgestellten, aber doch vermutlich nicht aufgegebenen unitarischen Programms der Partei. Umgekehrt schienen die Begriffe großdeutsch oder Reformpartei und konservativ, illiberal oder lau, halb liberal zusammenzufallen und mancher, den man wegen seiner föderativen Ansicht in der Einheitsfrage gern gewählt hätte, war dem übrigens liberalen Wähler ein Anstoß wegen seiner Unentschiedenheit oder gar reaktionären Gesinnung in der Freiheitsfrage. Die großdeutsche Partei

fieng daher an, die Notwendigkeit einer Sichtung zu fühlen, und es begann aus ihrer Mitte sich etwas herauszuarbeiten, was ein Zeitungsartikel glücklich durch: „großdeutsche Linke" bezeichnet hat. Auf diese Seite komme ich zurück, wenn ich mich ausdrücklich zur großdeutschen Partei wende; ich muß vorerst noch bei der kleindeutschen verweilen.

Ich frage sie, ob das gut ist, ob man sich dessen freuen kann, daß diese Begriffsbildung entstanden ist, daß „kleindeutsch" und entschieden liberal gleichbedeutend geworden sind? Ob das nicht ein logisches, praktisches, politisches, menschliches Unglück ist, daß dieselben, welche die verfassungsmäßige Freiheit wollen, dem Staate die Oberleitung Deutschlands anvertrauen möchten, dessen Regierung sie am schmählichsten, am frechsten unterdrückt? Anvertrauen zwar auf Hoffnung, daß sie sich bessern werde, aber was ist diese Hoffnung? Verknüpft man je ein Zentnergewicht mit einem Strohhalm? Ist es ein Glück für eine Nation, wenn man sie in den innern Widerspruch des politischen Lebens stürzt, daß sie in einer Partei verbunden sieht, was sie achtet und pflegen will, und was doch ein so großer Teil von ihr verwirft und haßt?

Doch ich habe vergessen, so höre ich mir einwenden, daß die Partei ihr preußisch-unitarisches Programm — indem ich das rechte Zeitwort suche, gebe ich auch die Antwort auf die Einwendung, — denn wie soll man sagen: aufgegeben, zurückgestellt oder — verborgen hat? Es ist Zeit, die Frage näher anzusehen und zu unterscheiden, was zu unterscheiden ist.

Ich kenne Demokraten, Demokraten in dem guten Sinne des Worts, der jede unvernünftige Begriffsverwirrung und wilden Idealismus ausschließt, Männer von altbewährtem Charakter, welche in den Nationalverein getreten sind, neuerdings mit ihm die Reichsverfassung auf ihren Schild geschrieben und dabei die Oberhauptsfrage ehrlich offen gelassen haben. Ich frage diese Männer, ob sich dabei etwas denken läßt? Deutschland sucht eine Form der Einheit, Deutschland sucht ein Organ; dies und nur dies ist unsere Frage, um dies und nur um dies handelt es sich. Ist das auch eine Antwort auf diese Frage, wenn ihr ausruft: wir wollen die Reichsverfassung — abgesehen von dem, was sie über die Form, das Organ der Einheit aufstellt? Es verlangt jemand lebhaft nach

Wurst, nur unglücklicherweise taugt ihm keine von den vorhandenen Wurstgattungen; da kommt ein Freund und spricht: ich weiß Rat, iß Leberwurst, nur ohne Leber!

Dies sind wenige Männer, welche sich zu dem unitarischen Programm wohl immer ablehnend, mindestens sehr skeptisch verhalten hatten und in den Nationalverein nach langem Widerstreben eintraten, um als Glieder einer geschlossenen und disziplinierten Partei für allgemeine vernünftige Freiheit zu kämpfen und auf diesem Umwege die Einheit vorzubereiten, die wir doch zuerst brauchen, nicht länger entbehren können und für deren Bildung man ein Programm haben muß. Neben ihnen besteht eine ungleich größere Gruppe von solchen, die früher positiv den hegemonistischen Gedanken geteilt haben, durch die Dinge in Preußen aber daran irre geworden sind, und eine größere von andern, welche auch jetzt noch auf Hoffnung an ihm festhalten, es aber als Gebot der Klugheit ansehen, ihn vorläufig zu verbergen. Vom Hoffen habe ich oben meine Meinung gesagt. Wir können sie alle zusammenfassen und denjenigen gegenüberstellen, die heute noch das ursprüngliche Programm, das eigentliche Erkennungszeichen der Partei nicht nur hoffend im Innern hegen, sondern laut und unumwunden aussprechen, und dies sind vor allem — die Preußen selbst und unter den Preußen die Liberalen und die Fortschrittsmänner.

Ich wende mich an diese sämtlichen Gruppen ohne Unterschied und sage: eure Partei hat sich seit den wachsenden Beweisen der Unfähigkeit der preußischen Regierung, noch mehr seit dem Eintritte ihrer offenen Reaktion von der Einheitsfrage auf die Freiheitsfrage geworfen; wie nun, wenn ihr eben der Freiheit durch Annahme des großdeutschen Programms über die Form der Einheit einen unendlichen Dienst erweisen könntet? Wie, wenn ihr durch diese Annahme Preußen aus seinem jetzigen Elend retten könntet? Und ihr könnt es: an dem Tage, wo im übrigen Deutschland die Wahlen zu einem Parlament ausgeschrieben werden, muß die Reaktion in Preußen fallen; ein Parlament aber könnt ihr haben, jetzt haben, wenn ihr euch bescheidet, eine föderative Zentralgewalt mit den Regierungen zu vereinbaren.

Die kleinen und die mittelgroßen unter ihnen haben sich längst

bereit erklärt, zu einer Reform der deutschen Bundesverfassung mitzuwirken, Österreich hat den ersten, kümmerlichen Schritt mit dem Delegiertenprojekte getan und soll nun, nach dem Besuche des Herzogs von Koburg, zu größeren Zugeständnissen bereit sein. Eines intensiven moralischen Drucks auf alle wird es natürlich noch bedürfen, wenn etwas geschehen soll; von dieser Vorbedingung werde ich nachher sprechen, zuerst handelt es sich darum, daß die politisch Lebendigen, Tätigen in der Nation einverstanden seien, denn wie soll sonst der moralische Druck zustande kommen? Nach wiederholten neueren Nachrichten ist die österreichische Regierung ernstlich mit Vorlagen für Bundesreform beschäftigt; ja eine Nachricht wollte sogar wissen, im Notfall sei man nicht abgeneigt, sich der Forderung eines Parlaments aus direkten Volkswahlen zu fügen. Die Frage über die Form der Wahl kann im Namen des nationalen Interesses selbst noch als eine offene angesehen werden. Die Wahl aus den Einzelvertretungen bietet den Vorteil des innern organischen Zusammenhangs zwischen Reichsvertretung und Vertretung in den einzelnen Staaten, hat aber gegen sich alle Bedenken, die aus den illiberalen Wahlgesetzen, wo solche bestehen, geschöpft werden. Direkte Volkswahl hat *für* sich nichts Geringeres als das Prinzip der Freiheit, *gegen* sich den stets möglichen Konflikt mit den Vertretungen in den Einzelstaaten, namentlich Preußen und Österreich. Genug, auch ein Parlament aus direkter Volkswahl werden wir, wenn es unser gemeinsamer Wille ist, durchzusetzen vermögen. Geben wir nun durch einmütiges Wirken auf ein bestimmtes Ziel den Schritten, zu denen Österreich nach dieser Mitteilung geneigt scheint, den nötigen Nachdruck: es wird natürlich zuerst bei Preußen anfragen und, wie sich von selbst versteht, abgewiesen werden. Werde Preußens Zustimmung verweigert, so wolle man, heißt es in jenen Nachrichten, ohne Preußen bei den Einzelregierungen vorgehen. Wer wäre so sanguinisch, darauf allein glänzende, rasche Hoffnungen zu bauen? Aber wer darf so matt und flau sein, nicht zu wollen, daß wir die leise Zusage und ihre zögernde Erfüllung durch die Energie unserer vereinten Forderung ergänzen? Wo ist der Beweis, daß es dann nicht gelingen könne? Wenn wir nur die Hände nicht in den Schoß legen, so muß es möglich sein, den Tag einer Parlamentswahl herbeizuführen.

Kann Preußen dann eine Insel im Meere der allgemeinen nationalen Bewegung bilden? Nimmermehr! Es muß mitgehen; aber freilich die Preußen selbst müssen zuerst wollen, dürfen nicht zu spröd, nicht zu stolz sein, sich von der Nation retten zu lassen, sich mit ihr zu retten.

Man hat uns oft gesagt: hinter dem Widerstand der Fürsten gegen eine Unterordnung unter Preußen verbirgt sich nur der Widerstand gegen jede Unterordnung unter eine künftige Gesamtregierung, mag sie beschaffen sein, wie sie will. Gut, versuchen wir's einmal, nehmen wir die Widerstrebenden beim Wort, bei dem Wort, daß sie sich einer föderativen Neugestaltung nicht entziehen wollen; machen wir die Probe! Sie sollen dieser Neugestaltung Deutschlands Opfer bringen, das Opfer eines Teils ihrer Souveränität; sie erklären sich bereit, wenn sie einen Teil dieses Teils wieder herausbekommen, d. h. nach gerecht abgewogenem Verhältnis als Glieder in der Gesamtregierung mitwirken: können wir unter der Bedingung, daß wir es darauf wagen, ein Parlament haben, warum sollen wir den Versuch mit der unzulänglichen Spitze nicht machen? Angenommen, noch einmal zugegeben, eine monarchische Spitze sei das beste, warum, da jeder Versuch, sie zu schmieden, uns nur den Stachel der Zwietracht schärft, nicht mit dem etwas Besseren, dem Bescheidenen, dem Möglichen es versuchen?

Ich sage also, die kleindeutsche Partei möge sich zu einem Kompromiß verstehen, worin sie das Zugeständnis einer föderativen Form der Reichsgewalt macht. Ich hätte sagen sollen: „die bis jetzt unitarische Partei"; der Name kleindeutsch hat etwas Gehässiges, und ich gebrauche ihn nur, weil wir keinen andern kurzen und mundgerechten haben; er fällt von selbst weg, sobald sie das Zugeständnis gemacht hat; was ihr Eigenes bleibt, ist dann nur noch ihre Entschiedenheit in der innern Frage, der Frage der Freiheitsrechte, sie wird den Namen Fortschrittspartei, der sich neuerdings an die Stelle des andern geschoben hat, behalten und als solche in der Nationalvertretung ihr Wirken fortsetzen, ihr Verdienst und ihre Ehre haben, — solange die großdeutsche Partei nicht diejenige Sichtung mit sich vornimmt, von der ich sogleich zu reden habe und wodurch sie in dieses Verdienst sich teilen wird. Die Unbefangeneren in ihrer Mitte mögen zusammentreten, einen Kern bilden, der sich durch die Propa-

ganda der Überzeugung ausdehnt und sich mit dem Kerne der großdeutschen Partei verbindet, um die Fanatiker, die starr am Dogma von der preußischen Führung hängen, zu überflügeln, unschädlich zu machen. Zu den Fanatikern gehören die spezifisch Wohlweisen, die leider in der Partei so stark vertreten sind. Alles, was der Gegner sagt, ist „Gefühlspolitik“, sind „politische Phantasien“; den Verstand, die Gründe haben sie gepachtet. Man kann sie ruhig dem Genuß ihrer Weisheit überlassen.

Und nun zu den Großdeutschen!

Es verstand sich immer von selbst, daß eine Partei, welche in bestimmtem Sinne konservativ genannt werden kann, — denn in föderativer Form ist das gesamte Deutschland, obwohl locker und schlecht, bereits verbunden, die Form soll zwar verbessert, aber die Grundlage erhalten werden, — daß in einer solchen Partei mancherlei trübe Elemente sich zusammenfanden. Das trübste darunter ist das unduldsam katholische, weil es einer rein politischen Aufgabe ein fremdes, aus einer ganz andern Sphäre genommenes Motiv unterschiebt, weil es also unter einer Maske agiert. Man muß zwar auch billig sein; nicht alle, die Österreichs besondere Freunde sind, weil es katholisch ist, sind darum ultramontan, d. h. haben ihr Vaterland jenseits der Berge und lügen nur, wenn sie sagen, es sei ihnen um das wirkliche Vaterland zu tun; nicht mit ihnen wollen wir so manches brave Gemüt vermengen, das eben mit einfacher Liebe an der Religionsform seiner Väter und ebendarum, wiewohl ohne positiven Haß gegen das protestantische Preußen, an dem katholischen Österreich hängt. Konfession und Patriotismus können sich auch naiv vermischen. Der Gegensatz der Konfessionen besteht einmal bei uns, er ist ein Faktor, mit dem wir rechnen müssen, und es dürfte dies immerhin ein Bestimmungsgrund weiter zu der geforderten Einräumung für die Kleindeutschen sein; sie werden vergeblich wiederholen, der „weitere Bund“ mit Österreich wäre kein Ausschluß, keine Ausstoßung des Kaiserstaats; es ist allerdings falsch, einem politischen Sich-Abfinden, wie das vorgeschlagene, einen Namen zu geben, der auf die Gemütswelt, auf ein liebloses Wegschieben weist; aber es wird nie gelingen, dieser Auffassung ein Ende zu machen; in den katholischen Bevölkerungen

ist das alte Reichsbewußtsein; ein Strich, der zwischen Deutschland und Österreich gezogen werden soll, so dünn er sein mag, wird sich ihnen immer zu fühlen geben wie ein Strich durch ihr Gemütsleben. Doch nicht so ist dies billige Wort gemeint, daß es den Fanatikern zugute kommen soll, die jesuitisch sprechen: Vaterland! und denken: katholische Kirche!

Ein zweites trübes Element ist das aristokratische. Es versteht sich, daß ich unter: „aristokratisches Element" nicht verstehe: Leute, die von Adel sind, denn es wäre verrückt und heillos, zu meinen, man könne nicht von Adel und von echter patriotischer Gesinnung zugleich sein, und zu verkennen, daß die Aristokratie in der großdeutschen Partei durch sehr gesinnungsvolle Männer vertreten ist. Allein leider ist es auch wahr, daß der deutsche Adel in seiner Mehrzahl nicht ist wie der englische, dem Ehre und Macht seines Vaterlands über Hof und Vorrecht geht. In vielen unserer Heere ist er zum Nachteil des bürgerlichen Offiziers und, was noch schlimmer ist, der Leistungsfähigkeit der deutschen Waffen auf empörende Weise bevorzugt, ja adelige Geburt und militärisches Talent gelten noch so sehr für synonym, daß wir darum hauptsächlich — im nächsten Kriege Niederlagen solange in sicherer Aussicht haben, bis das Talent heraufkommt und über die Geburt siegt; von Preußen nicht zu sprechen, dessen ganzer jetziger Notstand vom absoluten Egoismus seines Adels kommt, eines Adels, der auch nicht ruhen wird, bis er dem Land ein zweites Jena bereitet. Da nun zu der großdeutschen Partei der Adel ein so auffallend starkes Kontingent geliefert hat, während die kleindeutsche im besten Sinne eine vorherrschend bürgerliche zu nennen ist, so entsteht eben natürlich der Verdacht, es spielen auch nach dieser Seite fremde Motive hinter dem Vorhang; denn der Aristokrat, der nicht weit, weit mehr Patriot als Aristokrat ist, knüpft an die partikulare Gewalt des einzelnen Fürsten seine sozialen und bürgerlichen Vorrechte; diese Fürsten waren ja einst, was er, sie sind Landesadel, der zu Landesherrn geworden ist; der Konflikt zwischen Adel und Fürst, der hiedurch allerdings auch gegeben ist, wird stets zurücktreten, wo es gemeinsame Opposition beider gegen das Bürgertum gilt, der Kern der Nation aber liegt im Bürgertum, und so mag denn gar mancher adelige Herr, der einer Verbindung für den großen nationalen

Zweck beitritt, seine Hintergedanken haben. Wir werden die Ausnahmen nicht vergessen und gebührend in Ehren halten, aber die großdeutsche Partei wird sich doch wohl umzusehen haben, daß sie unterscheide und ausscheide.

Nun kommen die Stammes-Partikularisten, die in bedenklichen Massen zur großdeutschen Partei ungezählt sich rechnen. Unter den Stammes-Partikularisten verstehe ich mehr oder minder dumpfe Naturen, die es mit der deutschen Einheit gemütlich meinen, aber noch viel gemütlicher mit der besonderen Vortrefflichkeit ihrer Nußschale von Land und Staat. Sie rufen, sie schreien, sie jubilieren, sie trinken Räusche für die deutsche Einheit und schimpfen, wenn „ein Ausländer", d. h. ein Deutscher aus einem andern Lande bei ihnen angestellt wird. Sie erfreuen sich so recht dick und fett aneinander als gute Schwaben, Bayern usw. und haben nie bedacht, was eigentlich zu opfern ist, wenn es einmal Ernst wird. Wäre man in Bayern über dieses gemütliche Helldunkel so weit hinaus, als man billig hinaus sein sollte, so wären wohl in der neu berufenen Kammer nachdrücklichere und mehr Worte gegen die Stelle der Thronrede gefallen, die einmal von Bereitwilligkeit zum Mitwirken an einer Reform der Bundeseinrichtung sprach und daneben zweimal die „Selbständigkeit" Bayerns betonte, — Worte, die der Regierung die Schönheit des Sprichwortes ans Herz gelegt hätten: den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen. Was ist Bayern als „selbständiger" Staat? Wo hatte es seine Flotte, um den Königssohn, den es in den Ameisenhaufen, genannt griechischer Thron, gesetzt hatte, gegen das unregierbarste und undankbarste aller Völker zu schützen? Und was könnte Bayern sein als ein Glied von Deutschland? Glieder sind aber eben nicht selbständig schlechthin, sondern relativ, sehr relativ selbständig. Wenn es an die deutsche Einheit geht, so heißt es nicht zweimal „selbständig" und einmal „opfern", sondern zweimal „opfern" und kaum einmal „selbständig". Und der Minoritätsantrag dieser Kammer, der in dem Abschnitt der Adresse von der deutschen Frage nur eine etwas straffere Fassung verlangte als der Kommissionsantrag, wäre auch nicht gefallen, wenn man sich dort jenes guten deutschen Sprichwortes bewußter wäre. Er fiel, weil das Wort „Unterordnung unter eine Zentralgewalt" darin vorkam und dieses Wort, da die Antragsteller der

Fortschrittspartei angehörten, auf Unterordnung unter Preußen gedeutet wurde; aber es sieht fast danach aus, daß er gefallen wäre auch ohne diesen Verdacht, denn die Redner, die dagegen auftraten, schienen nicht zu wissen, daß, wenn etwas werden soll aus Deutschland, die Parole auf jeden Fall heißt: Unterordnung und abermals Unterordnung, wie immer die Zentralgewalt gebildet sein mag.

Dies führt auf ein rein negatives Element, das sich an die großdeutsche Partei anhängt und natürlich mit dem gemütlich partikularistischen und ultramontanen dunkel ineinanderläuft: es sind die geschwornen Preußenhasser, die großdeutsch sind nicht aus Liebe zur deutschen Einheit, sondern aus Haß gegen eine deutsche Einheit mit preußischer Spitze. Es ist nicht zu leugnen, daß ein dumpfer, stumpfer, stierköpfiger Haß gegen Preußen in Süddeutschland und namentlich in Bayern spukt; davon habe ich sonst gesprochen, aber auch von der merkwürdigen Geschicklichkeit, womit er von norddeutschen, namentlich preußischen Blättern genährt wird.

Diese letzteren Zuflüsse verlieren sich schließlich in eine unbestimmbare Substanz, die man einfach als die Substanz der Trägheit zu bezeichnen hat. Es sind Leute, die da möchten, daß etwas geschehe, und doch auch, daß nichts geschehe, damit sie ja nichts zu tun bekommen. Eine Partei, die in gewissem, zunächst ganz tadelfreiem Sinn konservativ ist, zieht natürlich diese breite Substanz an und schleppt sie als Ballast mit sich.

Was ergibt sich aus dieser Mischung, wenn man nach der Frage der Freiheit sieht? Nicht notwendig, nicht durchaus, aber naturgemäß und zum großen Teil sind die genannten Elemente in dieser innern Frage halb liberal, nur scheinbar liberal, wenn nicht illiberal. Wer da wünscht, daß in der Einheitsfrage nicht tief geschnitten, nicht energisch kuriert werde, der wünscht auch, daß mit dem verjährten Unrat in einzelnen Staaten nicht ernstlich aufgeräumt werde. Die kleindeutsche Partei steht von ihrem Ursprung an in innigerem Zusammenhang mit der modernen Idee, dem modernen Staatsrecht, der protestantischen Bildung, kurz der Aufklärung, die der Pfaffe beliebt als „Ausleerung, Aufklärícht" zu verhöhnen. Es

ist ein Unglück, daß sich mit diesem geistigen Parteicharakter das Vorurteil für Preußen verknüpft hat, aber es ist erklärlich, weil das protestantische Preußen durch einen Fürsten, der zu den geistreichsten Vertretern der Aufklärung gehörte, im Kampfe gegen das katholische Österreich groß geworden ist.

So kam es denn, daß die großdeutsche Partei eine unglückliche Figur machte, als sie sich konsolidierte. Sie wollte sich organisieren und sie hat sich blamiert. Ja, blamiert, es ist nicht anders; die unbefangen Großdeutschen, zu welchen mich zu zählen ich mir erlaube, dürfen es sich wohl gestehen. Sie werden aus der Erfahrung eine Lehre ziehen, und die Lehre wird heißen, daß die „Reformpartei", wie sich die aus so mancherlei Stoffen gemischte Masse nun nannte, einer Sichtung bedarf. Ein schwacher Ansatz zur Sichtung ist in jener Erscheinung bei dem Wahlkampf in Bayern sichtbar geworden, die ich oben erwähnt habe: man mußte erleben, daß der wahre Liberalismus auf seiten der preußischen Hegemonisten sei, man fühlte das Gewicht jener Verschiebung des ursprünglichen Begriffs der Parteinamen, und ein kleines Häuflein wirklich freisinniger Männer sonderte sich als „großdeutsche Linke" aus der Masse ab. Was hier der besondere Fall mit sich brachte, das ist ein Wink, der uns sagt, was wir mit Bewußtsein und Vorsatz im großen zu tun haben. Ausscheiden sollen sich die, denen es mit dem Fortschritt in der Freiheitsfrage und denen es mit der Neugestaltung in der Einheitsfrage wahrer Ernst ist; abschütteln sollen sie alles, was hinter der Maske Großdeutsch Partikularismus des Stammes, Standes, Staates, Zelotismus der Konfession, Marasmus der Trägheit betreibt; es sind ihrer genug, um nach Abschüttlung des Balastes noch eine mächtige Partei zu bilden; am Morgen nach dem Waschtage wird sie von der kleindeutschen Partei klar und einfach nur ihre Ansicht in der Einheitsfrage unterscheiden und versteht sich diese zu der Sichtung, die ich ihr empfohlen, — nein! die ihr des Vaterlands Not empfiehlt, so sind die Parteien geeinigt, der Kompromiß ist da, und die Abgeschüttelten haben das Zusehen. Es ist nicht schwer, die Erkennungszeichen aufzustellen, um die sich zu sammeln hat, wer zusammengehört. Man denke sich das Programm eines großdeutschen Blattes, das diese Sichtung darstellen und vollenden soll, und in der Tat, das Bedürfnis eines solchen

Organs ist stark genug vorhanden. Es würde in der Frage der Einheit alle vorgeschlagenen Formen ohne Haß gegen Preußen, ohne Vorliebe für Österreich besprechen, während es die Notwendigkeit der föderativen natürlich festhielte. In der äußern Politik würde es die Linie einhalten, von welcher sich das gesunde Selbstgefühl einer tüchtigen Nation durch keinen innern Zwiespalt jemals hinwegrücken läßt; die Richtschnur heißt: nichts hergeben, was unser ist, wäre es auch nicht deutsches Bundesland, und am wenigsten dann, wenn untätiges Zusehen oder gar egoistisches Gönnen die französische Macht vergrößert, den alten Erb- und Reichsfeind, der nie aufhört, uns zu bedrohen, nachdem er zwei Kleinode aus unsrem Schatze längst gestohlen hat. Auch Rußland hat uns bestohlen, aber Rußland vermag die öffentliche Meinung in Deutschland nicht mehr zu täuschen wie Frankreich, das durch scheinbares Bündnis mit den modernen Ideen, durch die Nationalitäts-Phrase und durch den aus der Ferne hingehaltenen Speck einer Unterstützung preußischer Hegemonie-Gelüste die Schwachen, nicht nur an den Stufen der Throne, sondern auch im Volk, immer aufs neue ködert und verlockt. Über das Recht der Nationen auf politische Existenz und auf Teile seines Besitzes, die ihm genommen sind, müßte sich das Blatt einen klar gedachten Maßstab feststellen. Dieses Recht besteht unzweifelhaft, aber es soll sich durch die Tat erweisen, es wird ihm nichts geschenkt. Darum wird nichts geschenkt, weil dem, dem man das Schenken zumutet, auch nichts geschenkt wird. Italien z. B. hat ein gutes Recht auf Venedig; wir werden es ihm schenken dann, wenn uns Elsaß und Lothringen geschenkt wird. Solange wir diese Länder nicht herausbekommen, müssen wir den Italienern zurufen: holt euch Venedig, wenn ihr könnt, wie wir uns jenes unser Eigentum holen müssen, wenn wir können. Kurz das Recht der Nationen ist in abstracto wahr, aber verwickelt sich in concreto mit dem allseitig sich durchkreuzenden Geflechte alten Unrechts, und dies alte Unrecht kann von Nationen, die selbst solches erlitten haben, andern gegenüber nicht einseitig gutgemacht werden; nicht zu reden von einem allgemeinen geschichtlichen Naturgesetze der Verzahnung, wonach die Grenzlinie der Staaten sich nicht mathematisch nach der Linie der Nationalität abgrenzen kann, sondern in andere Völker hinüberschneiden muß, und nicht zu reden von Völkerfragmenten,

die aus hundert innern und äußern Gründen einen eignen, selbständigen Staat nicht bilden können, wie z. B. die mit andern Völkerbruchstücken bunt durchschossenen, ritterlichen, aber der Grundlage des modernen Staats, des gewerbsfleißigen Philisterstands entbehrenden Magyaren.

Dieser Maßstab dürfte ein rein großdeutsches Organ nicht abhalten, die innern Angelegenheiten des neuen Italiens mit Wohlwollen zu besprechen. Ich sage: mit Wohlwollen, obgleich es uns noch bedroht, ja in einem besondern Sinne bedroht, von dem ich am Schluß ein Wort sagen werde. Es hat einmal, was es hat, und, nachdem es dies einmal hat, werden wir uns erinnern, daß wir einem alten, um die Bildung Europas hochverdienten Kulturvolke, das sich aus langer Erschlaffung aufrafft, gönnen müssen, daß es ihm gut werde. Und es handelt sich ja wahrhaftig um mehr als dies: ein geistiges Interesse, das uns geneigt machen könnte, diesem Lande mißgünstig zu sein, weil es uns noch heute bedroht, im Urteilen, im Denken wenigstens zurückzustellen, solange und wo wir irgend können und dürfen: Italien bedarf, um seine Einheit zu befestigen, nicht Venedig, aber Rom; es ist der natürliche Feind des weltlichen Besitzes der päpstlichen Macht, und wir müssen das auch sein. Es ist unsere eigene Angelegenheit, wir müssen uns Glück wünschen, daß es ein Volk gibt, das aus politischem Interesse verlangen muß, was wir aus religiösem, sittlichem, allgemein menschlichem Interesse verlangen müssen. Mag die Stärke, die das Königreich Italien durch die Vernichtung jener heidnischen Ruine in Rom gewinnt, auch die Gefahr vermehren, womit es uns bedroht: wir werden uns seinerzeit zu schützen wissen und vorerst der Wahrheit die Ehre geben: die römische Frage ist eine Frage der europäischen Bildung und Geistesfreiheit. Ein echt großdeutsches Blatt wird daher keinen Korrespondenten dulden, der hämisch, feindselig von den Schwierigkeiten spricht, die sich der Neugestaltung Italiens entgegenstemmen, empfindsam seufzt, daß im Neapolitanischen so viele Briganti (die armen Tröpfchen!) erschossen werden, über „den König Biedermann“ spottet wie ein Mazzinist, es wird keiner Pfaffenfeder und keiner pfäffischen Laienfeder seine Spalten öffnen. Im übrigen tolerant, überall bemüht, die Kluft zu heilen, die der Gegensatz der Konfessionen durch

Deutschland gerissen hat, aber im Prinzip protestantisch, der Idee des Jahrhunderts, der wahren und vernünftigen Freiheit ein tapferes Rüstzeug!

Es ist kaum vonnöten, daß ich die Unterscheidungsmerkmale, woran die unbefangen Großdeutschen sich erkennen und wodurch sie sich zusammenfinden sollen, weiter ausführe; es folgt alles von selbst aus dem Gesagten; ein entschieden liberales großdeutsches Blatt wird in allen innern Fragen und Kämpfen von selbst wissen, wohin es sich zu stellen hat, in Fragen der Gesetzgebung, des Rechtes, wie der Kirche und der Wissenschaft; es wird sich frei halten vom Vorurteil in der Besprechung unserer einzelnen Staaten; es wird für Österreich gegen preußische Anmaßung eintreten, aber ohne Illusion, ohne das Schwarzgelb, woraus das Gelb als Farbe des eiternden Hasses gegen Preußen und Nationalverein spritzt; es wird sich nie durch Parteihaß verleiten lassen, irgend ein Bestreben darum allein zu bekämpfen, weil es von den Gegnern, oder darum allein zu unterstützen, weil es von Parteimitgliedern ausgeht.*)

Habe ich nicht geträumt, sondern Mögliches gedacht, gelingt die Sichtung unserer zwei Hauptparteien, entschließt sich die kleindeutsche zu der Einräumung in der Einheitsfrage, die großdeutsche zu der Umwandlung in der Freiheitsfrage, gelingt dieser Kompromiß, ohne den beide Parteien unfruchtbar bleiben, so können sie vereint den moralischen Druck ausüben, ohne welchen trotz aller angeblichen Bereitwilligkeit die Regierungen keinen Zug tun werden.

*) Die Aufrichtigkeit fordert, daß ich hier mit einem offenen Wort mich an die Augsb. Allg. Zeitung wende, sie kann es einem Manne, der um ihrer obersten Tendenz willen ihr zugetan bleibt, nicht feindselig auslegen. Nach meiner Überzeugung hält dieses Blatt im ersten der oben aufgeführten Punkte, in der äußern Politik, in der Frage, wo unser äußerer Feind zu suchen sei, unverrückt den Weg eines richtigen Patriotismus ein; was die andern Punkte betrifft, so können nur gereizte Gegner sie ein „großdeutsch reaktionäres“ Blatt nennen, aber dennoch leugne ich nicht, daß ich nach dieser Seite in einen Teil der obigen Bemerkungen Vorwürfe für sie habe legen wollen. Ein zweites großdeutsches Organ wird neben einem so verbreiteten Blatte schwer aufkommen; um so dringender erscheint mir die Pflicht, daß es im Prozesse der Sichtung, welchen der großdeutschen Partei der hohe Ernst der Zeit gebietet, mit würdigem Beispiel vorangehe.

Aber auch wenn sie ihn tun, wenn es sich als wahr erweist, daß eben jetzt Österreich über neue, etwas weitergehende Angebote an die Nation mit den deutschen Regierungen zu verhandeln beginnt, die Anspannung unserer ganzen Kraft, die regste Tätigkeit wird noch immer nötig sein, das eine zu erreichen, was wir vor allem brauchen: ein Parlament womöglich aus direkten Volkswahlen und mit dem wesentlichsten Teile der Befugnisse, welche die Reichsverfassung ihm zuerkennt. Allerdings, wir werden es auch dann nur erreichen, wenn wir auf der andern Seite ein großes Zugeständnis machen: die erste Versammlung hat die neue Bundesverfassung mit den Regierungen zu vereinbaren.

Ich weiß, wie man mir mitspielen wird, wenn ich eingestehe, daß ich mich überzeugt habe: es war 1848 unser Fehler, daß wir dies nicht taten. Die Fürsten waren eben noch da; wir ignorierten sie, und indem wir drei Vierteljahre die Grundrechte verhandelten, sammelten sie in Stille ihre Kraft zur Rettung ihrer Oberrechte in dem ungeschmälerten Umfang, durch welchen das vielköpfige Deutschland in Unmacht und Schmach verfault.

Ich weiß auch recht wohl, wie dunkel und verworren alles noch liegt, wenn ich mir denke, daß die Nation sich zu dieser Vereinbarung entschließt. Ich stelle mir vor, die Zusage einer regelmäßigen, periodischen Volksvertretung müsse vorhergehen, müsse vorher durch die moralische Gewalt der vereinten Parteien erwirkt sein und nun trete die erste Versammlung zusammen, um alle übrigen Gegenstände, welche den Inhalt der Reichsverfassung von 1849 bilden, mit den Regierungen zu vereinbaren, natürlich vor allem die Form der künftigen Reichsgewalt. Fragt man mich, wie es denkbar sei, daß die Regierungen sich verständigen und als Frucht ihrer Verständigung etwa die Form des Direktoriums vorlegen, von welchem in der erwähnten Zeitungsnachricht über die Ergebnisse der Bemühungen des Herzogs von Koburg die Rede ist, fragt man mich, wie ich mir zu einer solchen Vorlage die Befugnisse und das Verhalten des vereinbarenden Parlaments vorstelle, ob ich glaube, daß Gegenvorschläge, mögen sie die Trias, oder ein Direktorium aus mehr oder weniger Organen, mit oder ohne Turnus enthalten, gegenüber den Vorschlägen angenommen, in Erwägung gezogen werden oder nicht; fragt man, welche Mittel und Wege ich wisse,

es möglich zu machen, daß ein Direktorium nicht wie der Bundestag eine Maschine der unendlichen Verschleppung aller Geschäfte durch ein Gesandten-Kollegium, sondern was natürlich absolut zu fordern ist, eine wirkliche, unmittelbar aktive, am Sitze des Parlaments periodisch in Person der Fürsten selbst anwesende Regierung sei; welche Mittel und Wege, es möglich zu machen, daß die Staaten, die darin nicht selbst, sondern mittelbar, ständig oder nach einem Turnus durch Wahl im Haupte eines andern Staats vertreten sind, diesem Haupte sich auch wirklich unterordnen, so daß es handeln kann ohne Umfrage im einzelnen Fall, daß sie ihm vor allem eines der bisher so eigensinnig festgehaltenen Souveränitätsrechte, die Vertretung im Auslande durch eigene Gesandte, opfern, — ich kann auf alle diese Fragen nur antworten: alles ist möglich, alles kann sich entwirren, wenn wir selbst nicht lahm sind. Es wird gehen, weil es gehen muß, und es muß gehen, wenn die innere Notwendigkeit der Sache zum wirklichen Willen der in ihren Hauptparteien einverstandenen Nation geworden ist: einverstanden im Wesentlichen, der föderativen Form der Gesamtregierung und der Volksvertretung. Ein von gemeinsamem Willen bewegtes und entschlossenes Volk kann ohne Revolution seine absolut berechtigten Forderungen durchsetzen. Warum? Weil die Erscheinung eines solchen Willens, das Aussprechen desselben das Bild eines also von e i n e m Geiste durchdrungenen Volkes an sich schon einen Eindruck unwiderstehlicher Art macht. Man besinne sich zurück auf die Stimmung, die geistige Luft des Jahres 1848! Alles schien möglich, das Eisen schien jede Form annehmen zu können, denn es glühte, und es war auch alles Vernünftige möglich, das Eisen konnte auch geschmiedet werden, — wenn — wenn nicht eine Gesamtschuld aller Parteien, aus der die einzelne Schuld gar nicht auszusondern ist, im Ganzen aber der Idealismus, der das scheinbar absolute Gute statt des tunlich Guten und nach Umständen Besten wollte, uns alles verdorben hätte. Könnten wir aus uns selbst die Stimmung jener Tage wieder erzeugen und sie mit der Mäßigung und Nüchternheit vereinen, die uns damals gebrach! Soll nicht einmal auch Deutschland es sein, von dem ein neues Leben ausgeht? Müssen wir immer auf Frankreich warten? „Die Deutschen schlafen, wir müssen ihnen einmal wieder einen Zwick geben", so

heißt es dort. Die Wahrheit ist, daß wir es sind, die ihnen den Zwick zu geben hätten, denn was das Leben nach innen betrifft, so schlafen sie viel schmählicher als wir; doch nein, sie leben nach außen, sind ein Staat, handeln, schlagen, siegen, bestimmen die Schicksale Europas, und wir?

Ich höre fragen, ob ich denn die größte aller Schwierigkeiten ganz vergessen habe, die Schwierigkeit, welche Österreich durch seine außerdeutschen Länder darbietet. Ich habe sie nicht vergessen, aber ich habe mich nicht beeilt, sie zu besprechen, weil ich sie nicht für so groß halte, als sie scheint. Man bringt sie von preußisch hegemonistischer Seite mit übersteigertem Nachdruck vor, um die Notwendigkeit des eigenen Programms zu beweisen, und ich sage umgekehrt, weil der Bundesstaat unter preußischer Führung und mit Aussonderung Österreichs aus hundert Gründen nicht geht, so müssen wir uns eine Anomalie, eine Art logischer Schiefheit der Verhältnisse gefallen lassen, bis die alles entwirrende Zeit sie löst. Österreich kann nur mit den deutschen Teilen und dem Bundesland Böhmen in den Verband eintreten und beansprucht doch notwendig im Direktorium, oder wie die neue Form lauten soll, dasjenige Gewicht seiner Stimme, das ihm nur der ganze Umfang seines Länderbesitzes verleiht. Wir können es uns gefallen lassen, weil dieser Machtumfang, wie er zum großen Teil auf den außerdeutschen Ländern, namentlich Ungarn, beruht, allerdings zwar lang und oft genug eine Leidensquelle für uns gewesen ist, aber, seit Österreich in die neue Bahn eingelenkt hat, eine Quelle des Wohls für uns werden muß, national-ökonomisch und militärisch; die Zeit wird ja kommen, die uns die unendlichen Quellen Ungarns öffnet, und die Zeit wird wieder kommen, wo wir froh sind, wenn die Husaren mit uns ausziehen; aber auch die Zeit wird kommen, wo Österreich sich die noch murrenden und trotzenden Völker, die es so lange despotisch zusammengehalten hat, assimiliert haben wird, so daß sie erkennen, daß unsere Interessen zusammengehen und daß sie mit uns tagen können. Umgekehrt kann es sich Österreich gefallen lassen, im Parlamente nicht nach dem Umfange seiner Völker vertreten zu sein, denn die Abgeordneten der Österreich freundlichen deutschen Länder sind verbunden mit den Deutschösterreichern stark genug, um seine berechtigten Interessen im Reichs-

tage zu wahren selbst gegen die Feinde in seinem eigenen Busen, die Tschechen, die, wenn sie überhaupt kommen, fürs erste wenigstens nur kommen werden, um gegen uns und gegen Österreich selbst zu wirken und zu stimmen. Wer sich bei diesen Erwägungen, Hoffnungen nicht beruhigen will, der mag angeben, wie wir es anfangen sollen, Deutschösterreich aus Österreich herauszuschneiden und uns einzuverleiben oder, um es abermals und abermals zu sagen, wie wir es anfangen sollen, einen Bundesstaat ohne Österreich zu gründen, Österreich zu verhindern, daß es uns daran verhindere! Wirft er mir Unklarheit vor, so werfe ich ihm rabenschwarze Finsternis der völligen Ratlosigkeit vor; sagt er: nun, wir beide wissen nicht Rat, darum ist eben überhaupt nichts möglich, so antworte ich, etwas muß möglich sein, weil etwas schlechthin notwendig ist.

Und warum ist denn etwas schlechthin notwendig? Ich denke, das könnten wir wissen: weil die Schmach Deutschlands nicht länger auszuhalten ist. Wer die Dinge in Schleswig-Holstein ansieht, dem muß sich ja das Herz in einem Krampfe von Scham und Grimm zusammenziehen. Dem im Stich gelassenen, verratenen Bruderstamm werden wir vergeblich sagen: nicht wir tragen die Schuld, sondern die Verhältnisse, die Regierungen usw.; er wird antworten: wir halten uns an einen, denn zuletzt trägt immer nur einer die Schuld, und dieser eine seid ihr alle, ist die Nation. Und diese Schuld liegt im Zwist unserer Parteien. Wir haben kein Recht über den Widerstand unserer Fürsten gegen die Einheit zu klagen, solange wir selbst uns nicht zu einigen vermögen. Die beste Kraft, der wir zum gemeinschaftlichen Werke bedürfen, verbrauchen wir im Kampf unter uns.

Die Schleswig-Holsteinische Schmach ist aber ja nur der örtliche Auswuchs unserer chronischen allgemeinen Schmach, der Schmach unserer Nichtigkeit unter den Staaten Europas. Auch sie ist unsere nationale Gesamtschuld, und auch angesichts ihrer dürfen wir uns nicht auf die Geschichte, auf die Verwicklung unserer Verhältnisse berufen. Das Urteil Europas kann sich auf das Rechenexempel der Verteilung der Schuld nicht einlassen, es hält sich eben auch an uns alle zusammen; weisen wir nun so und so nach, daß wir jetzt keine Formel für unsere Einigung ersinnen und keinen Weg finden können,

sie durchzusetzen, wenn sie ersonnen wäre, so lautet die Antwort: etwas, was immer es sei, und wäre es auch etwas Zweckwidriges, Unbesonnenes, etwas hättet ihr längst getan, wenn ihr Feuer hättet, wenn ihr nicht Schwätzer, Zänker und Schlafhauben wäret, denn eine Nation, die Feuer im Leib hat, die duldet eben diese Schmach nicht, einfach, sie duldet sie nicht; ihr wartet zu lang, zu lang, so lang, daß niemand mehr an euer Erwachen glaubt.

Dies ist das Urteil des Auslandes —

„Und möcht' ich sie zusammenschmeißen,
Ich kann sie doch nicht Lügner heißen":

im Innern nämlich, denn wir werden dem Fremden nicht zugeben, was wir uns untereinander zugeben, ihm kein gehässiges Wort gegen unser Vaterland hingehen lassen, noch weniger dem Ausland schmeicheln. Aber was hilft die einzelne Gegenrede gegen das Urteil ganzer Völker?

Man sollte jeden ins Ausland schicken, der es nicht fühlt oder nicht genug fühlt, was es heißt, einem verachteten Volk angehören. Ja, verachtet, so ist es und nicht anders. Man läßt uns die Ehre unserer Wissenschaft, Bildung, Literatur, und man verachtet uns als politische Nullen. Der Billige, der Rücksichtsvollere, Feinere, im Grunde sogar Wohlwollende zuckt nur die Mundwinkel, wenn von Deutschland die Rede ist, er entschuldigt, doch so, daß man leicht erraten mag, wie sein Urteil lautet, wenn er unter den Seinigen ist, und unwillkürlich verschnappt er sich doch auch vor dem Deutschen, den er schonen wollte; aus rohem Munde aber könnt ihr vergröbert jeden Tag hören, was alle denken. Ja, hieher, ins Ausland sollte man vor allem die führen, die über dem Wohlbefinden im engen Kreise der Heimat, des Standes die Verachtung nicht spüren, die uns wie geschmolzenes Blei auf die Haut brennt, so bald man uns als Ganzes faßt, wie es sich nach außen reflektiert! Hieher den behaglichen Bürger, der bei fetter Küche, gutem Bier und Wein, leidlichen Abgaben und ganz leidlich liberaler Regierung nicht fühlt, wie er sich draußen als Atom in einer breiigen, von langem Stillstand stinkenden Substanz ausnimmt; hieher den Soldaten, der da meint, er sei etwas als Offizier in der hannöverischen, sächsischen, württembergischen, bayerischen „Armee", weil

ja doch die Wachen zu Hause ihn salutieren, der Feldwebel ihm rapportiert, der gedrillte Rekrut gehorcht; hieher vor allem, verkleidet, unerkannt unsere Fürsten. Sie hätten Gelegenheit, sich zu fragen, wie es mit der Majestät eines Fürsten bestellt ist, wenn die Nation, deren er ein Bruchstück regiert, keine Majestät hat. Wenn die Bücklinge aufhören, wenn die Wachtparade nicht vor ihnen aufzieht, wenn die Schmeichler schweigen, wenn sie die Wahrheit hören, mögen sie sich fragen, was es heißt und wie sich's fühlt, einem Volk angehören, das unter den Völkern jetzt nicht viel anders wandelt als einst die Juden.

Es ist wahr, ein Preuße und ein Österreicher stellt draußen noch eher etwas vor als ein — Deutscher. Daß man so unterscheiden muß, dieser logische Unsinn, das ist freilich das Bild der jämmerlichen Unnatur unseres Daseins; es ist gerade wie man in der deutschen Schweiz ganz, als verstünde es sich von selbst, Schweizer und Deutsche unterscheidet, es ist wenigstens nicht viel besser, die Schweiz ist vom Mutterlande getrennt, jene Staaten mindestens halb. In Preußen ist das Gefühl, ohne Deutschland nichts zu sein, trotz dem übrigen Selbstgefühl stärker als in Österreich, dem ungleich mächtigeren Großstaat. Wenn sich nur nicht das Selbstgefühl zu dem Gefühle des nationalen Bedürfnisses in der unglücklichen Weise schlüge, daß man deutsch werden will nur unter der Bedingung, Deutschland zu beherrschen! Preußen soll unser Arm sein; indem es sich vermißt, unser Haupt zu werden, ist und bleibt es nichts als der verklemmte Bruch an unserm Leibe. In Österreich weiß man, daß man sich auf Deutschland „stützen" muß; aber der Begriff ist so vag, das Bewußtsein der Notwendigkeit einer wahren Vereinigung so schwach, der Ausdruck dieses halben Bewußtseins im Reichstage war bisher so matt und lau, daß gerade hier eine tiefe Umwandlung vor sich gehen muß, wenn wir erringen sollen, was wir nicht länger entbehren können. Nichts Geringeres verdankt Österreich der unheilvollen Zerrissenheit Deutschlands als den Verlust der Lombardei, den Frieden von Villafranka und einst die Niederlage von Wagram. Dies sind die Früchte des bloßen „Sichstützens" auf Deutschland. Durch Österreich besitzt Deutschland heute noch ein Stück seiner alten Größe, die Frucht alter deutscher Siege über wilde Ungarn und Slawen; Österreich ist unser,

denn deutsche Kraft zuerst hat seine Größe begründet, deutsche Hilfe nach langem Verrat es erhalten; zum Danke dafür hat es im Bunde mit dem willfährigen Preußen uns jahrzehntelang mißhandelt, in Dumpfheit des Mittelalters zu treten gesucht; es hat sich aufgerafft, der deutsche Kern hat den vereinigten Völkern ein neues Leben im Lichte verfassungsmäßiger Freiheit eröffnet; nur mit uns kann es auf dieser Bahn fortschreiten, und der nächste Krieg wird ihm aufs neue sagen, daß es außer Deutschland ein Scheinleben in schiefen Verbindungen, nur mit Deutschland ein wirkliches Leben in organischer Verbindung führt.

Der nächste Krieg: soll denn nicht endlich der Tag kommen, wo andere zufrieden sein müssen, daß nicht wir sie angreifen? Soll eine Nation von 40 Millionen die niedrige Rolle fortspielen, daß sie stets befürchten muß, angegriffen zu werden und dem ersten Angriff mit ihren größten Junkerheeren nicht gewachsen zu sein? Ist es unser würdig, die Passiven in Europa zu sein?

Mir geht die Wahrscheinlichkeit, daß der listige Abkömmling des großen Korsen nicht hingehen wird, ehe er die letzte Karte gegen uns ausgespielt, aus keinem Anzeichen bestimmter hervor als aus den neueren Andeutungen Victor Emanuels von besseren Aussichten für Italien und aus seinen vermehrten kriegerischen Rüstungen. Das war immer leicht erraten, daß Napoleon nur um einen Preis Rom freigeben wird: um den Preis italienischer Mitwirkung in einem großen Kriege. Je sichtbarer man also in Italien Hoffnung schöpft, um so näher wird der Krieg sein, der mittelbar oder unmittelbar den Rhein zum Ziel hat.

Von Tag zu Tage schwankt jetzt das Zünglein der Wage. Wir Deutsche haben in der Rat- und Trostlosigkeit unserer Zustände uns angewöhnt, den Krieg herbeizuwünschen, stellen uns anfängliche Niederlagen vor, hoffen von ihnen die Wirkung, daß die Nation, der es bis jetzt noch am nötigen Wärmegrade der Leidenschaft fehlt, sich aufraffe, unter dem Hochdruck der Notwendigkeit sich für eine bestimmte Form der Einheit entschließe und mit vereinten Kräften dann den äußern Feind bezwinge. Dabei schwebt wohl den meisten ein einfacher Krieg vor: d. h. ein Krieg, der eben schlechthin gegen Deutschland als Ganzes losgeht. Sie bedenken nicht, daß die Napoleonische Politik ihn nicht unternehmen wird,

ehe sie Deutschland so entzweit hat, daß die Interessen seiner verschiedenen Teile in vollem Widerspruch gegeneinander stehen. Früher wurde an Preußen herumgetastet, wurden ihm Lockspeisen jeder Art geboten. Die Vermutung lag nahe genug, daß die Absicht war, die Spannung gegen das übrige Deutschland, welche das Hegemonie-Gelüste an sich schon erzeugt und welche durch die Freundschaft mit Frankreich wuchs, bis dahin zu schrauben, daß der Vorwand zu einem Kriege vom Zaune gebrochen werden konnte, dann mit einem raschen Schlage ein ansehnliches Stück Deutschlands zu nehmen und es Preußen zu bieten gegen eine kleine Entschädigung: die Rheinlande. Preußen hatte bereits tief genug in den Köder gebissen, als der polnische Aufstand kam und plötzlich in voller Naturplumpheit der reine tartarisch-mongolische Instinkt der feudalen Partei zutage trat; er führte Preußen in die Arme Rußlands und verfeindete es mit ganz Europa. Wenn jetzt Österreich bis auf einen gewissen Punkt mit Frankreich hält, so ist dies Zusammengehen nicht mit dem früheren preußischen zu vergleichen; jenes war eine Willkür, dies ist eine Notwendigkeit.*) Im ganzen übrigen Deutschland sind die preußischen Schergendienste für Rußland nicht minder gehaßt und verdammt als in Frankreich und England; denn wir schwärmen zwar nicht mehr für Polen wie 1830, wir haben uns erinnert, daß wir die Teile des untergegangenen Königreichs, die in unserem Besitze sind, trotz dem Frevel der Teilung nicht mehr abgeben können, und wäre es auch nur darum, weil fast das ganze Bürgertum in diesen Landen deutsch ist, wir haben uns ernüchtert in unserm Urteil über den polnischen Nationalcharakter; aber die viehische Grausamkeit, womit jetzt Rußland in dem Stücke Polens haust, das ihm zugefallen ist, streicht alle Parenthesen und Vorbehalte der politischen Reflexion durch, reißt die russisch-polnische Frage aus der übrigen polnischen Frage heraus, macht sie zu einer Frage der Menschheit und Menschlichkeit schlechthin und empört jedes Menschenherz gegen den willigen Folterknecht Preußen. Kommt es nun zum Kriege gegen Rußland in erster und natürlich gegen Preußen in zweiter Linie, so findet er die Nation im furcht-

*) Nachschrift. Als dies geschrieben wurde, war die Sage noch nicht wieder erstanden, daß ein österreichischer Erzherzog geneigt sei, sich von Napoleon einen Thron schenken zu lassen. Hoffen wir, daß sie lüge.

barsten und gefährlichsten innern Konflikte, der sich denken läßt; der Napoleonischen Politik ist ein Meisterzug gelungen: wie Österreich 1859, so ist Preußen nun isoliert. Nein! Es wird nicht isoliert sein, wir werden es nicht im Stich lassen, aber mit halbgelähmter Hand werden wir Schild und Schwert für es erheben. Woher sollen wir die innere Kraft, den moralischen Hebel in einem Kriege bringen, dessen Objekt wir verteidigen sollen, während wir sein Motiv billigen? In einem Kriege, worin die halbe Welt gegen uns ist und wir im innern Bewußtsein mit dieser halben Welt gegen uns selbst kämpfen? Und wir entzweit unter uns selbst auch ohnedies? Und wir ohne Vertrauen auf unser Kriegswesen, unsere Führung?

Während ich diese Zeilen schreibe, scheint die Schaubühne sich abermals verändern zu wollen; Spuren von Erkenntnis tauchen in der ägyptischen Finsternis der preußischen Politik auf, die Uhr weist augenblicklich wieder auf Frieden. Dies kann natürlich von der Wahrheit unserer Erwägungen kein Jota brechen. Es ist an sich schimpflich genug, daß wir wie ein Spielzeug am Faden der wechselnden Gedanken baumeln, die das Gehirn an der Seine brütet; aber es wird sicher in nicht allzu großer Zeitferne den Krieg gegen uns in einer Konstellation ausbrüten, welche die eine unsrer Großmächte isoliert und die ganze Nation zwischen widersprechende Interessen und Motive ins moralische Kreuzfeuer wirft.

Und angesichts dieser Gefahr wollen wir immer noch nichts tun, uns zu einigen? Der ausgebrochene Krieg — möglich, daß er mit Strömen von Blut nach namenlosen Leiden uns zusammenkittet: wär es nicht besser, wenn der drohende uns einigte? —



Nachtrag.

Dies also war geschrieben, als Österreich den entschlossenen Schritt tat. Was ganz Deutschland, freiwillig oder widerwillig, an diesem Schritt hoch anerkennen mußte, das ist, noch abgesehen vom Inhalt, eben — der Entschluß. Dem kläglichen Zaudern, Zweifeln, Wollen und Nichtkönnen, Zappeln, Starren, Kleben, worin alle Parteien, alle politischen Faktoren Deutschlands sich verstrickt hatten,

ist ein Ende gemacht; eine Tat ist geschehen. Es ist einer gekommen, der es gewagt hat, in die faule Luft die Bewegung zu werfen, sich zu entscheiden und uns die Entscheidung zu bringen. Niemand wagte, es auszusprechen, das dem Unentschlossenen so fürchterliche: Jetzt! Aus der unendlichen Reihe der Bedenken springen, die unendliche Linie durchhauen und alles auf den Punkt des Momentes, auf diese haarscharfe Messerschneide setzen, das ist keine Kleinigkeit, das will einen Mann. „Aber es ist ein Fürst", sagt der gestrenge Demokrat vom reinen Wasser. Ich frage ihn: was habt denn ihr getan? Jahraus, jahrein ruft ihr: Handeln! und abermals: Handeln! Taten! Wo sind die euern? Ihr werdet ins Grab gehen, auf die Brust schlagen und ausrufen: ich habe nichts hervorgebracht, aber ich habe doch meine Prinzipien gerettet! Hier hat einer gehandelt, gewagt, und zwar nicht wenig gewagt, denn welchen Gefahren nach allen Seiten er ins Gesicht sehen mußte, kann ein Kind begreifen. Ich sage es offen und laut, daß mich das Entschlossene und Kühne dieses Schritts an und für sich erfreut, ich rühme den Mut eines Regenten, von dem ich keinen Orden habe und keinen will. Wir danken es diesem Mute, daß bereits eingetreten ist, wonach der früher geschriebene Teil dieser Blätter mit den Worten seufzt: „soll nicht einmal auch Deutschland es sein, von dem ein neues Leben ausgeht? Müssen wir immer auf Frankreich warten?" Das Ausland schaut auf uns, die Rubrik Deutschland in den Zeitungen ist interessant geworden, und so der Himmel und unsre Vernunft will, wird sie bald noch interessanter werden. In Frankreich treten inspirierte Artikel mit den ersten leisen Drohungen auf: ich denke, ein wichtiger Wink für uns, für die Nation; denn was Frankreich fürchtet, das kann für uns nichts Schlechtes sein. Hiemit lockert sich zugleich ein Vertrag Österreichs, das eine schiefe Bahn befürchten ließ, und wenn ich in einer Nachschrift zu Seite 233 mit Sorge auf das neu auftauchende Gerücht vom Erzherzog Maximilian und dem mexikanischen Thron hinwies, so erscheint jetzt die unbegreifliche Geneigtheit eines österreichischen Prinzen als etwas von der österreichischen Politik ganz Unabhängiges. Wahrhaft abgeschmackt finde ich die Vermutung, daß der österreichische Schritt mit Frankreich abgekartet und diesem das Versprechen irgend eines Verrats an Deutschland als Preis für seine Zulassung in

die Tasche gesteckt sei; ich bin überzeugt, daß man den wahren Sachverhalt in kurzer Zeit aus einer neuen Annäherung des westlichen Nachbars an Preußen erkennen wird. Übrigens brauche ich mit denen kein Wort zu verlieren, die darum das österreichische Projekt bekämpfen, weil Österreich dabei ebensosehr an sich und sein Interesse als an das deutsche denkt und weil es Preußens Blindheit klug benützt hat; sie sprachen entweder aus einer wahrhaft rührenden politischen Unschuld, und darin will ich sie nicht stören, oder aus preußischer Parteileidenschaft, und dann frage ich sie, ob Preußen, wenn es umgekehrt eine schwache Stunde Österreichs zu einem ähnlichen Schritte benützt hätte, etwa mit engelsreiner Interesselosigkeit gehandelt haben würde? Jene in sublimiertes Krötengift getauchten Federn, denen kein Verdacht zu künstlich ist, den sie nicht auf Österreich und die „Würzburger" werfen, warum sagen sie nicht lieber einfach, nicht das sei Österreichs Verbrechen, daß es nicht ohne Interesse handelt, sondern, daß es nicht Preußen ist?

Ich verweile noch ganz im allgemeinen, befasse mich bloß mit der Stimmung überhaupt, auf welche das Projekt gestoßen ist, wenn ich diejenigen, die ihm als einem Fürsten-Angebote zum voraus abgeneigt sind, ersuche, sich zu besinnen, ob nicht ihr abstraktes Denken die Hälfte der Wahrheit übersieht. Wir sind es ja doch selbst, denen wir das Angebot verdanken. Österreich hat die Notwendigkeit erkannt, und diese Notwendigkeit hat die Nation durch ihr langjähriges nachhaltiges Drängen erzeugt. Es ist ein Doublé auf dem Billard: der Ball kommt zu uns her, aber wir haben ihn nach dem Band gestoßen. Nein! handelt es sich noch allgemein von der Stimmung, so wird mir kein Vernünftiger bestreiten, daß es nur e i n e richtige Losung gibt, und sie heißt: laßt nicht auch diese Schicksalsstunde ungenützt vorübergehen! Verscherzen wir nicht auch diesen Moment! Sorgen wir, daß uns das Ausland nicht abermals nachsage: aus den Deutschen wird ewig nichts, weil sie unverbesserlich unpraktische Prinzipienreiter sind. Es stehen sich zwei Standpunkte gegenüber: dem Prinzip folgen und: praktisch sein. Wären sie im vorliegenden Fall unvereinbar, verhielten sie sich als ein Entweder—Oder, so hätten wir uns freilich nicht lange zu bedenken; aber opfern wir denn das Prinzip, wenn wir nicht alles auf einmal wollen, sondern eine Verfassung für Deutschland

mit großen Mängeln und Lücken annehmen, die nach ihren eigenen Bestimmungen und vor allem durch die der Gesamtvertretung eingeräumten Befugnis der Vervollkommnung fähig ist? Doch ich habe vergessen, erst zu fragen, was unter dem Prinzip verstanden sein soll. Es handelt sich nicht um ein Prinzip, sondern um zwei: Einheit und Freiheit. Unsre Prinzipienritter sollen nicht vergessen, daß wir die unendlich schwere Aufgabe haben, beide zu vereinigen, und daß sie nicht zu vereinigen sind, wenn man jedes von beiden in seinem strengsten Begriff und seiner schroffsten Konsequenz nimmt. Das Prinzip der Einheit, absolut verstanden, müßte für Deutschland eine despotische Monarchie fordern. Gar manche von uns haben im tiefen Unmut, im Gefühl unsrer Zerrissenheit oft ausgerufen: käme einer, der uns vereinigte, und wäre es ein Tyrann, wäre es der Teufel selbst, wir ließen es uns gefallen! Der Entwurf bietet uns keine monarchische Einheit, kein despotisches Joch; er bietet uns im Direktorium ein Organ, wie es Deutschland bisher nicht gehabt hat, d. h. ein Organ, das durch die Art der Abstimmung wirklich beschluß- und handlungsfähig ist. Dies ist das Wesentliche, dies der Mittelpunkt unsrer ganzen Frage, um den sich alles dreht; nicht auf die andere Seite, nicht auf die Artikel von der Abgeordnetenversammlung, sondern auf die Artikel von der neuen Regierungsform hat sich die Kritik zuerst zu werfen, denn was Deutschland braucht, ist ein Organ zum Handeln, und ich wiederhole aus dem obigen Teil dieser Blätter, daß wir mit einer Verbesserung der föderativen Form, die uns ein solches Organ bringt, in Betracht der Verhältnisse Deutschlands, wie sie real beschaffen sind, uns begnügen müssen und können. Mit dieser Form der Einheit vereinigt dann der Entwurf ein Zugeständnis für das Prinzip der Freiheit in einer Nationalvertretung, die aus den Kammern gewählt werden soll. Dies Zugeständnis ist in mehrfacher Hinsicht ungenügend; ich gehe hier auf seine Mängel und Lücken noch nicht speziell ein, weil ich die Sachlage noch ganz im allgemeinen betrachte; für jetzt sage ich nur: das Zugeständnis ist ungenügend, ist auch dann, wenn es uns gelingt, es in einigen Punkten zu verbessern, noch ungenügend, aber keineswegs so ungenügend, daß wir darum das Ganze ablehnen und hiemit die Form der Einheit, die uns der Entwurf bietet und die für unsre Ver-

hältnisse genügend ist, von uns stoßen müßten. Dies ist die Formel, in der ich meine Ansicht vorerst zusammenfasse. Nun aber nehme man noch hinzu, daß die ungenügende Schöpfung erweiterungsfähig ist durch ihre eigenen Einrichtungen: eine Versammlung mit den Rechten der Beschwerde und Petition, der Feststellung der Bundesfinanzen, mit der beschließenden Kompetenz in der ganzen Gesetzgebung und namentlich in Abänderungen der Bundesverfassung hat das Heft in der Hand, die Grundlagen zu vervollkommnen, auf denen sie selber steht, wenn — der rechte Geist in ihr ist, aber dafür haben wir ja, wir selbst zu sorgen. Und so sage ich: ja, es ist recht, es ist in Ordnung, wenn wir uns in dieser Stunde von dem Grundsatz als dem bestimmenden leiten lassen: die Gelegenheit nicht verscherzen, sondern praktisch an der Locke packen! Die Fürsten, die, weiß der Himmel! viel an uns gesündigt haben, bieten uns ein Stückchen des Seiles, das wir haben müssen, wenn wir zu einer vernünftigen und ehrenhaften Existenz gelangen wollen: es wäre töricht, es darum nicht anzufassen, weil es noch zu kurz ist; ich denke, es ist gescheiter, wir fassen an und lassen nicht nach mit stetem Ziehen, bis wir so viel des Seiles haben, als wir bedürfen. Ein Tor, dessen ganze politische Weisheit heißt: Revolution! der im Traume der Zukunft lebt, die immer Zukunft bleibt, und der darum nicht ergreift, was die Gegenwart, was die Wirklichkeit bietet! Ein vernünftiger Mann, wer den Boden betritt, auf dem er durch Reform weiter schreiten kann! Es verspricht selten einen schönen Tag, wenn auf feuchten Boden früh morgens die helle Sonne sticht; grauer Himmel, aus dem sie sich langsam herausarbeitet, daraus wird viel eher das rechte gute Wetter.

Im ganzen und großen haben nun unsre zwei Hauptparteien diesem Grundsatze des praktischen Verhaltens Raum gegeben, und, wie mein Vorwort sagt, der Kompromiß, auf den ich hinarbeiten wollte, noch ehe das österreichische Projekt vorlag, ist im Werden. Das schwere Opfer bringt dabei die unionistische Partei, und es ist höchlich anzuerkennen, es ist als ein Akt der politischen Tugend und Einsicht zu begrüßen, daß sie durch den Beschluß des Abgeordnetentags im Wesentlichen — und dies ist die föderative Regierungsform — eingelenkt hat. Noch mehr: es scheint ein wirkliches Zusammentreten der Parteien sich vorzubereiten. In Mainz sind

österreichische Reichstagsabgeordnete mit einer Anzahl von Mitgliedern des Abgeordnetentags zusammengekommen, von denen einige zu den entschiedensten Anhängern des Programms von der preußischen Hegemonie gehörten. Solche Versammlungen von Großdeutschen und früheren Kleindeutschen werden sich, so hoffe ich, mehren und die heillose Kluft, die uns gespalten hat, wird sich allmählich füllen. Ebendahin kann vielleicht meine verspätete Frühpredigt noch wirken. In Wahrheit, wer zur Versöhnung mahnt, wird nicht schlechthin zu spät kommen. Die Preußen selbst, um es sehr gelind auszudrücken, schmollen noch; wie sich hier die widerwillige Stimmung gestalten wird, ist noch gar nicht abzusehen; die Großdeutschen haben noch viel zu tun, die Sichtung ihrer Partei zu vollziehen, die ich als notwendig dargestellt habe und die nun auch darum doppelt notwendig ist, weil es gilt, die Besorgnis zu zerstreuen, daß die österreichische Initiative und das österreichische Präsidium im beabsichtigten neuen Bunde religiöse Unfreiheit, kirchliche Bevormundung bringe. Ich halte diese Besorgnis für grundlos, denn, wie mir scheint, muß in der neuen organischen Verbindung vielmehr Deutschland in umgekehrtem Sinn auf Österreich hinüberwirken, aber sie ist vorhanden, und es liegt an den Großdeutschen, zu zeigen, zur Wahrheit zu machen, daß sie eine rein politische Partei sind. Es liegt aber auch an ihnen, auf jede mögliche Weise und jeder billigen Forderung derjenigen entgegenzukommen, die das große Opfer in der Frage der Einheit, das Opfer ihres monarchischen Programms zu bringen bereit sind. Davon nachher noch ein Wort; vorerst darf ich zum Schutze meiner verspäteten Blätter noch sagen, daß ja, selbst wenn zwischen Fürsten und Nation ein Übereinkommen gelingt, noch lange nicht alles getan ist; dann geht es ja an das Wählen, dann fragt es sich, mit welchem Menschenstoffe der fertige Rahmen sich ausfüllen soll, und die Frage geht ja natürlich von der Delegiertenwahl in alle Zukunft zurück auf die Volkswahlen für die wählenden konstitutionellen Körper der einzelnen Staaten; da hat sich die großdeutsche Partei wahrlich wohl zu besinnen, wie sich der künftige Bund ausnehmen würde, wenn Aristokraten, Partikularisten und Ultramontane sich breit auf den neuen Plätzen dehnen würden.

Und nun sei es mir erlaubt, meine geringe Weisheit vorzubringen

über das einzelne, vielmehr nur über die Punkte vorzubringen, die mir die wesentlichen scheinen.

Vorausgesetzt ist natürlich, daß die Nation in irgend einer Form gefragt wird. Daß das Resultat des Fürstenkongresses einem ersten, vereinbarenden Parlament aus Delegierten vorgelegt werde, ist nicht anzunehmen; die Ministerkonferenzen, von denen früher die Rede war, sollen, wie jetzt verlautet, wegfallen; die Vorlage wird einfach an die Kammern der Staaten gelangen, deren Regenten die Akte unterzeichnet haben. Man befürchtet, daß ihnen nur die Wahl zwischen Annahme en bloc oder Ablehnung gelassen werde. Dies müßte sich faktisch einfach als unmöglich erweisen. Es ist nach meiner Überzeugung kein Grund, zu besorgen, daß sie nicht einzelne Abänderungen noch durchsetzen können.

Nun denn zum Hauptpunkte, zu der Frage: Parlament aus direkten Volkswahlen oder Delegiertenparlament? Im früher Niedergeschriebenen habe ich mich, wie man sieht, noch skeptisch verhalten. Ich habe mich jetzt entschieden, und zwar als reiner Philister für die zweite Form, aus einem doppelten Grunde. Der eine, schon oben ausgesprochne und von allen Stimmen, die sich für das Projekt aussprechen, oft genug betonte Grund ist der, daß nur durch diese Form die organische Verbindung und Einstimmung zwischen dem Reichsparlament und den Einzel-Landtagen, d. h. zwischen dem Gesamtwillen und dem Partikularwillen der Nation hergestellt wird. Dieser Grund ist in der Tat schon stark genug, um durchzuschlagen, und ich meine, das sollte selbst der demokratischen Partei einleuchten. Es ist in Wahrheit ein Volksinteresse, um das es sich handelt. Unser Parlament im Jahre 1848 sah sich keineswegs nur im Konflikte mit der sich allgemach erholenden Reaktion; nicht minder fühlbar war der Konflikt mit den großen Versammlungen Preußens und Österreichs, die sich um Frankfurt nicht kümmerten, und man wird sich wohl noch der Anträge erinnern, welche in ihrem gleichzeitigen Tagen geradezu eine Intrige der Regierungen sahen; gewiß unrichtig: der Konflikt war ein innerer, lediglich in der Sache selbst gegründeter. Der Sonderwille in den einzelnen Ländern, ich meine den berechtigten Sonderwillen des Volkes selbst, kann sich mit dem Gemeinwillen der Nation nicht auseinandersetzen, wenn dieser in einem Parlament aus direkten Volkswahlen sein Gefäß hat; es fehlt

das Band; es ist ein unvermitteltes Verhältnis zwischen den Teilen und dem Ganzen. Möglich, daß wir das Band entbehren können, wenn die Nation durch eine längere politische Schule gegangen, wenn die neue Gesamtform erprobt, wenn das Geleise eingefahren ist, für jetzt aber ist der flüssige Übergang zwischen beiden Faktoren Bedürfnis.

Dies sind oft gesagte Dinge, mir erscheint ein zweiter Grund ungleich wichtiger. Ich befürchte, eine Versammlung von Abgeordneten aus direkter Volkswahl werde uns die Elemente auf die Oberfläche werfen, die nicht den kleinsten Teil der Schuld am Rückgang unserer großen Bewegung vom Jahre 1848 tragen. Sie sind noch da; die Gattung der Demokratie, die seit damals nichts gelernt hat, die überhaupt niemals lernt, für die es keine Erfahrung gibt, sie ist noch reichlich unter uns verbreitet. Ja sie hat sich vermehrt; die Jugend ist in einem glühenden Hasse gegen die Regierenden aufgewachsen; der Haß begreift sich aus dem ungeheuern Mißbrauche des Sieges über die Volksbewegung seit 1849, aus der Schmach, die man seither über Deutschland lasten ließ — man denke nur an Schleswig-Holstein — aus der neuesten Geschichte Kurhessens, Preußens, aus hundert andern Ursachen. Aber eine Leidenschaft, die wir begreifen, ist darum wahrlich nicht berechtigt, uns zu führen, unsre Interessen zu vertreten. Die unverdaute Idee: Volkssouveränität ohne jeden Begriff einer Gliederung, eines Organismus durchdringt so verworren als in jenen Bewegungsjahren heute noch die dunkel aufgeregte Masse. Wohin werden wir gelangen, wenn uns dieser Fanatismus die Schreier, die das Volk mit unverstandenen Schlagwörtern aufwühlen, wieder in unser Parlament wirft? Zu einigen dummen Putschen und noch dummeren Morden, zu nichts weiter. Jene werden wieder das große Maul brauchen, zu denen die wahre Freiheit sprechen muß: der Himmel schütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden getraue ich mir schon fertig zu werden! Ich habe die Erfahrung gemacht in einer Versammlung, die wir kürzlich in Zürich hielten, um eine Kundgebung über den jetzigen Stand der deutschen Frage zu beraten. Vom reineren, aber unpraktischen Idealismus des gebildeten Mannes bis zur wirren Leidenschaft unvergorner, eitler Jugend und zur rohen Selbstgefälligkeit banausischer Hemdärmelpolitik blieb

keine Note des abstrakten Pathos unangeschlagen, als ich einen Entwurf vorlas, der einfach die Meinung ausdrückte, daß die Nation den günstigen Moment nicht durch verschleppenden Prinzipienstreit verscherzen möge, und ein Artikel in einer hiesigen Zeitung, der diesen Entwurf zum Ausdruck des abgeschmacktesten Servilismus entstellt wiedergab, soll von — einem Deutschen geschrieben sein. Ich war ganz in das Jahr 1848 zurückversetzt und sagte mir, daß wir, was die Massen betrifft, seither um kein Haar weiter gekommen sind. Ich würde aus dem untergeordneten Fall keine Schlüsse ziehen, wenn nicht freisinnige Männer, die aus Deutschland kommen, mich versicherten, daß dieser Fall das richtige Bild unsrer einheimischen Zustände gebe, daß z. B. in Berlin eine Volkswahl für ein Parlament zu den traurigsten Resultaten führen müßte. Daher stimme ich mit denjenigen, welche für die Vertretung der Nation Männer wünschen, die ihre politische Schule in den Kammern der einzelnen Staaten durchlaufen haben, Männer, die wissen, daß Pathos und Politik zwei verschiedene Dinge sind und daß man mit dem Ideal nicht ausreicht, wenn es sich um konkrete Fragen handelt. Ich weiß auch nicht, warum wir befürchten sollen, daß die Delegiertenwahlen schlecht ausfallen. Fährt der rechte Geist in die Nation, so muß er sich den Kammern mitteilen. Es ist an uns, in das beschränkte Gefäß den rechten Inhalt zu gießen, der es von innen heraus erweitert. Auch die Bestimmung, daß ein Teil der Delegierten aus den ersten Kammern gewählt werden solle, halte ich nicht für so gefährlich, als sie aussieht. Es sitzen doch noch andre Leute als Junker, wie die preußischen, in diesen Körpern. Baden hat eine liberale erste Kammer, Bayern wird unter seinen Reichsräten Männer finden, die durch Intelligenz und Charakter dem Parlament wohl anstehen, an solchen fehlt es doch in keiner ersten Kammer und auf die reaktionären Elemente, die natürlich nicht ausbleiben, kann das Tagen mit den Volksabgeordneten in *einem* und demselben Haus unmöglich ohne Wirkung bleiben, wenn jene nur den rechten Geist mitbringen, und dafür, ich sage es noch einmal, dafür müssen wir selbst sorgen, und wir können es.

Erscheint mir demnach der Wahlmodus und die Zusammensetzung an sich nicht so bedenklich wie vielen andern, so bleiben doch nach meiner Überzeugung allerdings große Bedenken anderer Art zurück,

Punkte, auf deren Verbesserung wir mit allem Nachdruck bestehen müssen.

Unerläßlich ist die Vermehrung der Zahl der Abgeordneten, die aus den zweiten Kammern zu wählen sind. Das Prinzip der Bewegung, der Freiheit oder, wenn man will, der politischen Unbefangenheit und richtigen Vielseitigkeit fordert dem Elemente gegenüber, das mehr oder minder ein träges befangenes und einseitiges ist, schlechthin der Stärkung. Wir müssen mehr verlangen, als bloß ⅔ Abgeordnete aus den zweiten Kammern; ¾ ist das mindeste, worauf zu dringen ist. Dies bedarf für den Freund einer vernünftigen Freiheit und wahren nationalen Lebenskraft keines Beweises.

Der andere Punkt ist die nur dreijährige Periodizität. Durch nichts hat sich der österreichische Entwurf mehr geschadet, durch nichts die erwachte Hoffnung peinlicher abgekühlt, durch nichts den Vorwurf bloßer Scheinkonzession an das Volk schlimmer niedergeschlagen als durch die unheimliche, klaffende Pause der zwei Jahre, in welchen nach jeder Sitzung des Abgeordnetentags die Nation am Bunde nicht vertreten sein soll. Jedes Wort wäre überflüssig zur Rechtfertigung des Argwohns, der sich in die Leere dieser zwei Jahre stürzen muß; man gebe uns einjährige Perioden, oder wir müssen uns für betrogen halten!

Nun käme der schwierigste Punkt, der Anspruch Preußens auf eine höhere Stellung im neuen Bunde, als die der Entwurf ihm einräumt. Ist Mahnung zu Kompromiß und Versöhnung unsrer Parteien die ursprüngliche Tendenz dieser schlichten Blätter, so würden sie sich selbst widersprechen, wenn sie nicht mit der Anerkenntnis schlößen, daß Deutschland dem begründeten Selbstgefühl unsrer zweiten Großmacht, wie immer jetzt die innern Zustände dieses Staats beschaffen sein mögen, eine Konzession schuldig ist.

Vermag sich Preußen nicht den Wechsel im Präsidium zu erwirken, so müssen wir, ich meine die Großdeutschen selbst, verlangen, daß es in richtigerem Verhältnis zu seiner deutschen Einwohnerzahl im Parlament vertreten sei. Ich habe schon oben gesagt, daß durch die realen Verhältnisse die Anomalie sich ausgleichen werde, vermöge welcher Österreich die stärkere Großmacht, die im Kriege ebensoviel, wenn nicht mehr Militärkräfte einsetzen muß als Preußen, doch im Parlament schwächer vertreten sein werde; es

hat seinen natürlichen Anhang in Süddeutschland, und es wird daher faktisch immer mehr Stimmen zählen als buchstäblich. Der Beschluß des Abgeordnetentags will das Mißverhältnis ungenügender Vertretung Preußens durch die Aufnahme seiner östlichen Provinzen ausgeglichen sehen. Dies würde zu Verwicklungen führen, die wir meines Erachtens jetzt nicht wagen dürfen, es gibt den fremden Mächten den vollen Vorwand zur Einmischung und bringt uns in ungeeigneter Stunde die entsprechende Frage über Aufnahme Triests und Istriens in den Bund. Richten wir uns erst innerhalb des bisherigen Rahmens ein, die Lösung des übrigen muß und wird die Zeit bringen.

Dies und nur dies sind nach meinem Dafürhalten die Bedingungen, über welche die Parteien rasch sich verständigen müssen, um mit der Kraft der Eintracht auf ihre Erfüllung zu dringen. Um das andre braucht uns nicht bange zu sein. Man vermißt in dem Entwurfe die Gewährleistung der wesentlichsten Grundrechte und allgemeinen deutschen Bürgerrechte; ein Verfassungsentwurf, der uns eine Vertretung der Nation mit den Befugnissen bietet, die in Artikel 20 und 21 ausgesprochen sind, kann nicht die Absicht haben, diese Rechte zu verweigern, und wenn man es doch beabsichtigte: diese Vertretung, die aus konstitutionellen Staaten hervorgeht, ist entweder durch unsre Schuld ein leerer Schatten, oder sie kann und muß jene Rechte erkämpfen.

Aber Preußen? Im obigen ist die Hoffnung ausgesprochen, es werde sich an dem Tage, wo das übrige Deutschland in ein Parlament wähle, aus den Klauen der Feudalen befreien. Dies setzt voraus, daß die Bevölkerung mit uns andern gehe; ob sich ihr politisches Urteil, das sich heute noch in einer trüben Gärung befindet, dahin abklärt, können wir nicht wissen; welche Schachzüge die preußische Regierung ausbrütet, welche Bündnisse sie sucht, auch nicht; eine rührende Probe war die Aussicht auf ein Parlament aus direkten Volkswahlen, die ein Bismarck uns eröffnete. Prophezeien ist nicht meine Sache: ich weiß nur, wenn wir fest hinstehen, das Unentbehrlichste rasch fordern und durchsetzen, dann ohne Zaudern annehmen, so bauen wir uns eine Burg, aus der wir geschützt zusehen und, wenn es not tut, einen Bürgerkrieg und eine

Zweiteilung Deutschlands, vor welcher eine guter Genius uns bewahren möge, überstehen können.

Und jetzt noch ein Wort! Österreich hat größere Sünden gegen die deutsche Nation gutzumachen als irgend ein anderer deutscher Staat. Eine der größten ist seine Sünde gegen Schleswig-Holstein. Ganz wird es unser Vertrauen erst gewinnen, wenn es diese gutmacht. Wer uns die eine Hand reicht, uns gegen Dänemark zu führen, der mag uns mit der andern sehr bescheidene Anfänge der Freiheit bieten: er hat uns gewonnen, und wenn dieser Krieg oder schon die Bundesreform die halbe Welt in Waffen gegen uns aufrührt, dann erst recht: Frisch gewagt!

(Gedruckte, aber nicht herausgegebene Broschüre, Nördlingen, C. H. Becksche Buchhandlung, 1863. Das Vorwort handschriftlich, an Stelle des alten gesetzt. Dieses und der Nachtrag [S. 234 ff.] vom 20. August bis zum 7. September 1863.)

Ein deutscher Mahnruf.

Zürich, 23. November 1863.

Die schleswig-holsteinische Sache, die ganz Deutschland in Bewegung setzt, wie wird sie von den Österreichern aufgenommen? Wenn sich dort noch viele dazu lau verhalten, so muß ihnen klargemacht werden, was den andern und jedem richtigen Deutschen klar ist: daß jetzt auf diesem Punkte die ganze deutsche Frage liegt. Zunächst schlechtweg die deutsche Ehre. Man soll dort nur nicht meinen, es gebe für die Österreicher darum, weil sie dem großen Kaiserstaat angehören, dann noch eine Ehre, wenn sie nicht jetzt mit uns nehmen, was uns gehört. Man soll sich dort ja nicht einreden: was uns lokal fern ist und uns nicht so nah auf die Haut brennt, wie unsere Finanzen, Reichstag und Ungarn, das geht uns nichts an. Wenn jetzt wieder nichts wird, so schämt sich hierzuland ein Deutscher, daß er mit einer Kappe übers ganze Gesicht unter den spottenden Schweizern umgehen möchte. Den Juden gleichen wir, wie sie einst verachtet und verhöhnt waren, rot müssen wir werden, wenn der Name Deutschland nur genannt wird; ja bald wird uns kein Hund mehr an.... Es handelt sich aber um die deutsche Ehre, weil es sich um die deutsche Sache handelt. Der Staat, der jetzt für uns handelt, hat den Vorgang in der Schöpfung der deutschen Einheit. Die preußischen Blätter schüren an Preußen, daß es handle, um endlich seine Rolle in Deutschland anzutreten. Dort soll diese Aktion nur Mittel sein, die Gewinnung der Hegemonie der Zweck. Der Vorteil der Lage für Preußen ist klar; es hat auch genug gesündigt an Schleswig-Holstein, aber die ungleich schwerere Sünde liegt auf Österreich. Hier ist es, wo Österreich am meisten gutzumachen hat, und hier, wo es den Grad von Popularität in Deutschland gewinnen kann, um die Form der Einheit, welche die Großdeutschen wollen, meinetwegen mit viel oder wenig Präponderanz seines Zepters, durchzuführen. Die österreichische Regierung sucht ja doch die Popularität in Deutschland. Versteht sie unser Interesse, unser Recht, unsere Ehre jetzt nicht, so ist sie nicht deutsch. Wir alle müssen dann zu dem Programm übertreten, das die Ausscheidung Österreichs aus dem neuzugestalten-

den Bunde oder Bundesstaat will. Und Österreichs Volk ist auch nicht deutsch, wenn es jetzt nicht mit uns geht und die Regierung vorwärts drängt. Kroaten, Polen, Böhmen, Ungarn sind dann in Österreich keine Deutschen mehr.

Bei uns ist die Masse im Glühen. Das Kennzeichen jeder wahren großen Bewegung: daß der Besitzende, der Gebildete, der Besonnene, daß der Philister mitgeht, es ist da. In Württemberg sind städtische Behörden mit der Forderung vorangegangen, daß die Regierung den Prinzen von Augustenburg anerkenne und im Notfall den Schutz seines Rechts durch Waffengewalt bei dem Bunde mitbewirke; in Frankfurt hat der Senat die Anerkennung ausgesprochen usw. Alles lebt, alles kocht. Am 1. Dezember wollen, höre ich, Freischaren ausziehen. Das wird den Regierungsorganen nach Revolution aussehen, uns vielleicht eine neue Reaktion bringen. Dann haben wir später nur gewisser eine blutige Revolution. Jetzt ums Himmels willen nicht ins Feuer schlagen, sondern das Feuer *leiten*, zum Guten leiten, daß es uns zugleich noch anderes als das Nächste in Fluß bringe, gußfertig brenne — die Form der deutschen Einheit!

Es ist die äußerste Eile. Besetzen wir nicht, sobald Dänemark sein erschlichenes, erlogenes Recht wirklich in Anspruch nimmt, im ersten Moment die Herzogtümer, so haben wir den Vorteil der vollendeten Tatsache verscherzt und alles wird verschleppt.

Aber der große Krieg, den wir mit höchster Wahrscheinlichkeit heraufbeschwören? Jeder Freund des deutschen Vaterlandes *will ihn, seufzt nach ihm.* Ohne Krieg lösen wir den Knoten nicht, an dem wir uns theoretisch abquälen. Darüber braucht es für politisch Erfahrene kein Wort der Erläuterung.

(In der Konstitutionellen Vorstadtzeitung in Wien am 27. November 1863 abgedruckt mit der Vorbemerkung: „Wir erhalten von dem Ästhetiker Friedrich Vischer ein aus Zürich datiertes Schreiben, welches, obwohl es zunächst an uns persönlich gerichtet ist, wir dennoch im Dienste der Sache in die Öffentlichkeit bringen. Der Brief lautet mit Weglassung unwesentlicher Stellen":)

Wie weiter?

Es gibt gar viele Fälle in der Politik, wo die Ungeduld der Völker den Regierungen unrecht tut, über Bedenken, Rücksichten, Verzögern schilt, während doch die Verwicklung des Knotens, den Uneingeweihten verborgen, solches Verfahren fordert. Der jetzige Fall ist kein solcher, er ist ein absoluter Fall, verlangt absolutes, d. h. plötzliches und ganzes Handeln. Die Nation steht den Regierungen mit dem Vorwurfe gegenüber: der Londoner Vertrag und das gesamte Verhalten in der Schleswig-Holsteiner Sache seit dem Waffenstillstand von Malmö war schmachvoll und verräterisch; auch das sei verziehen, wenn jetzt, da die Weltordnung selbst den Weg zeigt, das unzweifelhafte Recht augenblicklich mit dem Schwerte geschützt wird; geschieht es nicht, so ist die Schmach eine vollendete. Daß die preußische Regierung sich nicht entschließen will, befremdet niemand. Hier sind wir bereits gewohnt, uns über nichts mehr zu wundern. Neu aber ist uns allerdings, daß eine Kammer, die in den inneren Fragen so brav ihre Pflicht tut, in dieser Sache nicht begreift, wie sich ein absoluter von einem relativen Fall unterscheidet. Liegt ein absoluter Fall vor, so ist alles andere unterzuordnen. Handelt es sich um Recht, Ehre und Macht einer Nation und drängt diese höchste und heiligste Notwendigkeit so, daß jeder verlorene Tag unendlichen Nachteil bringt, so ist danach nicht zu fragen, welche Bedenken für das Innere des einzelnen Staates ein entschlossenes Handeln etwa mit sich führt. Das Werkzeug, das man einmal hat, ist augenblicklich und rücksichtslos zu benützen; eine Heeresorganisation, die aus inneren Gründen mit Recht bekämpft wird, kann in diesem Momente nicht weiter angegriffen werden; auch die wohlgegründete Besorgnis, daß ein verfassungswidriges Regierungssystem aus einem Kriege neue Stärke ziehen werde, muß hintangestellt werden, denn davon handelt es sich jetzt nicht. Der Schaden, der hier im einzelnen erwächst, kann repariert werden, aber der Schaden, den die Nation erleidet, wenn der Moment unbenutzt bleibt, ist irreparabel. Dies ist der eine Satz; der andere, daß das Allgemeine dem Besonderen schlechthin vorgeht, ist nicht minder

unumstößlich, und es folgt aus ihm, daß, wer jetzt nur an sein besonderes Land denkt, und wollte er noch so treu sein Bestes, egoistisch handelt. Aber die Wahrheit des ersten Satzes wird verstärkt durch die Wahrscheinlichkeit, daß für Deutschland der Krieg auch die Lösung der inneren Fragen bringen kann, der preußischen so gut wie der größeren nationalen. Das aber wundert uns, daß Österreich den Fall nicht begreifen will, Österreich, das doch in neuerer Zeit den Wert der öffentlichen Meinung, der Popularität so gut zu verstehen schien. Österreichs Recht auf deutsche Hülfe war im Sommer 1859 gewißlich zweifelhafter als heute das Recht des deutschen Prinzen auf die Herzogtümer. Wir, die Freunde eines ungeteilten Deutschlands, fragten nur nach einem Rechte, das höher ist als das verbriefte. Einiges Zögern war damals nicht so gefährlich, war weit entschuldbarer als heute; einige Wochen, ja ein paar Monate bedeuteten weniger als heute *ein* Tag. Dennoch fieberten wir vor Hast und Drang des tiefbesorgten Herzens. Wenn Österreich jetzt zaudert, hemmt und die Nation um den großen Augenblick bringt, so verscherzt es Millionen von Freunden: alle die Millionen, die ohne konfessionelle und partikularistische Hintergedanken, rein aus politischer Überzeugung den Kaiserstaat im inneren Bunde mit Deutschland haben wollen. Sie sind fertig, sie haben für die Gegner keine Antwort mehr; Österreich selbst erklärt sich für außerdeutsch, für undeutsch. Daß aber die österreichischen Volksvertreter sich so matt und kühl verhalten, das ist hier ebensowenig durch innere Fragen entschuldigt, die scheinbar näher auf die Haut brennen, als es durch die inneren Schwierigkeiten in Preußen entschuldigt ist, daß dort die zweite Kammer nicht entschlossen auftritt. — Sollen wir uns überzeugen müssen, daß unsere *beiden* Großstaaten nicht wahrhaft deutsch sind? Doch glücklicherweise scheint sich neuestens in Österreich die Sache anders zu wenden: der Gemeinderat von Wien hat den Reichsrat beschämt, wie in Preußen der Nationalverein die Schicksalsstunden so viel besser begreift als die Kammer. — Zwei traurige Möglichkeiten liegen vor uns, da der Bundestag uns mit einer Halbheit abspeisen will. Entweder die Nation besinnt sich, ob sie sich abspeisen lassen wolle, die Bewegung wird unschlüssig, irre, staut sich. Oder sie bleibt auf der Höhe, ja wächst an Leidenschaft und Feuer, vermag aber die radikalen Elemente, die sich für jetzt ihr korrekt ein-

geordnet haben, die Hitzköpfe und die brausende Jugend nicht länger von Exzessen zurückzuhalten, es kommt zu Putschen, die leicht niedergeschlagen werden. Dies wäre ein ungeheures Übel. Das Große und Schöne unserer Bewegung liegt ja eben darin, daß alles dabei ist, alt und jung, vornehm und schlicht, der Beamte wie der Privatmann, der Besitzende wie der wenig Bemittelte und der Arme, der Gebildete, der Gelehrte wie der einfachste Mann des Volkes. Kommt es zu wilden Ausbrüchen der Ungeduld, so ist als nächste Folge zu befürchten, daß diese Gemeinsamkeit, dieses Zusammengehen aller sich auflöst, zersplittert, zerstäubt, indem der besonnenere Teil der Nation verstimmt zurücktritt. Das Schwere der Aufgabe ist, daß wir dieser Gefahr gegenüber die Zügel anziehen und doch dem großen Zwecke gegenüber sie lüften und die Pferde antreiben müssen. Doch in der Tat, wir dürfen wohl überzeugt sein, daß weder das eine noch das andere eintreten wird: die Bewegung wird nicht erlahmen, und sie wird sich nicht entmischen, sie wird noch eine gute Zeit auf der Höhe ihrer kompakten Kraft bleiben, denn der deutsche Charakter ist nachhaltig, und wir haben in fünfzehn Jahren viel gelernt. Ist diese Hoffnung begründet, so fragt sich: wie weiter? Die Exekution ist eine Halbheit, ja sie ist noch weniger, denn sie ist faktische Anerkennung des Königs von Dänemark; sie läßt Schleswig in den Krallen des Feindes, sie läßt der diplomatischen Verschleppung, ja der Intervention, und sie läßt Dänemark zur vollständigsten Bewaffnung, zur Armierung aller festen Plätze bequem Zeit. Allein sie ist dennoch etwas, und zu diesem Etwas dürfen wir addieren, daß der Bundestag doch vorerst den dänischen Gesandten ausgeschlossen hat. Auf uns kommt es nun an, daß wir mehr daraus machen. Vor allem natürlich muß der ganze moralische Druck der Nation darauf gehen, daß alsbald marschiert wird. Sind die deutschen Bundestruppen in Holstein — wobei wir annehmen, daß Dänemark aus verschiedenen Gründen der Klugheit sich dem Einmarsch nicht mit Waffen widersetze — so können Zufälle, Umstände, es kann die Naturgewalt der Tatsache mit dem nachdrängenden Willen der Nation sich verbünden. Es können Unruhen in Schleswig ausbrechen, neue, empörende Gewalttaten der Dänen hervorrufen, so daß die Beschränkung des Exekutionsheeres auf Holstein zur Unmöglichkeit wird. Für die Gewalttaten sorgt uns vielleicht ein Pöbelaufruhr in Kopenhagen,

der sie erzwingt. In Deutschland werden die sich organisierenden Freischaren nicht in die Länge zu halten sein; sie rücken nach, überschreiten die holsteinische Grenze, binden in Schleswig mit den Dänen an — werden deutsche Truppen ihnen den Weg verlegen? Wenn sie geschlagen und geworfen werden, sie im Stich lassen? Es ist möglich. Es ist auch möglich, daß die Prüfung der längst geprüften Frage des Sukzessionsrechts, die während der Okkupation Holsteins vorgenommen werden soll, von Preußen und Österreich, trotz der vorläufigen Ausschließung des Gesandten, gegen Deutschland entschieden wird. Dies und vieles andere ist möglich; wer erlebt hat, was wir Deutschen erlebten seit dem Waffenstillstand von Malmö, der hält gar vieles für möglich. Und was dann? Dann gibt es in Deutschland nur noch zwei Parteien: die Nation und die Regierungen. Es gibt in der ersteren keine Kleindeutschen und keine Großdeutschen, keine Liberalen und keine Konservativen, keine Demokraten und keine Konstitutionellen mehr, es gibt nur noch Patrioten und der allgemeine Parteiruf ist: „unerträglich!" Wir wollen es nicht, daß es so weit kommt; mit Revolutionen ist so viel gedroht worden, daß es nachgerade lächerlich wurde; da wir diesmal glauben, daß es so weit kommt, wenn der Wille der Nation nicht geschieht, so sagen wir es nicht um zu drohen, sondern einfach, um ein schmerzliches Voraussehen auszusprechen. Wir wissen sehr wohl, was alles eine Revolution in Frage stellt, wie schwer und spät ihre Wunden heilen. Die Regierungen ihrerseits haben die letzte große Erhebung der Nation bemeistert und von ihrem Siege den ausgedehntesten Gebrauch gemacht. Eine Nation kann vergessen und vergeben, wenn gutgemacht wird. Nicht die Blutgerichte, nicht die Verfolgungen, nicht die Vorenthaltung oder Zurückziehung zugestandener Verfassungsrechte sind die schwerste Erinnerung aus jenem Siege der Reaktion. Auch das Volk hatte viel gefehlt; der Sieg einer bestehenden Ordnung über eine irrende Freiheitsbewegung hat noch immer die Grenzen der Mäßigung und Gerechtigkeit überschritten; was aber die Nation nicht vergessen hat, was sie nie und nimmer vergessen und vergeben kann, bis sie volle Entschädigung erlangt, das ist der Faustschlag in das Angesicht ihrer Ehre und Größe, den sie in der Sache der Herzogtümer erlitten hat. Anderswo drücken despotische Regierungen nach innen, auf die Freiheit, zugleich aber tüchtig nach außen, gegen den äußern Feind, um

ihre Völker durch Macht, Größe, Ruhm für den innern Druck zu entschädigen; wir in Deutschland mußten — und wie oft schon! — in Zeiten der Reaktion, und auch in besseren Zeiten erleben, daß unsere Regierungen nach innen drückten, und von außen sich selbst drücken ließen, damit ja gewiß die Nation zum Schaden noch die Schmach habe, und ein russischer Sklave stolz auf sie herablächeln könne. — Man kann uns nun sagen: „Gut, ihr denkt an Revolution; wir wagen es darauf, wir wollen mit ihr fertig werden wie damals." Wir wollen sie nicht machen, sie wird sich selbst machen, wenn auch fernerhin der Zwerg Dänemark dem Riesen Deutschland ins Gesicht spucken darf. Aber die Regierungen mögen bedenken, daß sie eine andere, eine reifere Nation vor sich haben als 1848, und daß auch damals ihr Sieg mit Opfern erkauft wurde, die — uns, die Besiegten, mit ihnen schmerzen. Denn welchem richtig fühlenden Deutschen wird nicht heute noch die Seele bluten, wenn er auch nur des braven Soldatenbluts gedenkt, das am 18. September 1848 im Bürgerkampfe floß, im Sturm auf Barrikaden, die errichtet waren — eben, weil es nicht im Kampfe gegen die Dänen fließen durfte, denn der Barrikadentag in Frankfurt war die unmittelbare Folge des Waffenstillstands von Malmö. Es ist wahr, daß an den Ausbruch des Grimms über diesen Verrat deutscher Ehre sich damals anarchische Elemente knüpften, die wir verwarfen und nach Kräften niederzuhalten gesonnen sind. Aber wenn der Krater sich öffnet, wird es nicht so leicht sein, mit ihnen fertig zu werden wie in jenen Tagen. Ein Grund, gewiß nicht der einzige, aber vielleicht doch der tiefste Grund, warum unsere Regierungen so voll Unlust sind, in den sauern Apfel der dänischen Frage zu beißen, liegt in der leidigen Schwäche des deutschen Charakters, sich in das Einzelne, Nächste zu verbeißen und das Entfernte, aber Wesentliche und Allgemeine nicht zu sehen. Die Nation hat in dieser Stunde die leidige Schwäche überwunden, der Parteihader schweigt. Wollen die Regierungen noch nicht vorwärts, so ist es, weil mit dem beschränkten Sinne so mancher Staatslenker diesmal das Gegenteil, die Furcht vor einer unberechenbaren Perspektive, sich verbindet. In dieser Perspektive erhebt sich das Gespenst eines großen Krieges, und der große Krieg kann eine Lösung der deutschen Frage in seinem Schoße führen, die von den einzelnen Staaten noch ganz andere, bleibende Opfer an eine Gesamtregierung

Deutschlands fordert als das österreichische Reformprojekt. Und eben darum wünscht die Nation den großen Krieg. Ja, es ist wahr, in der Schleswig-Holsteinischen Frage liegt die Deutsche Frage eingewickelt. An diesem Punkt angekommen: was sollen wir sagen? Was anders, als was tausendmal gesagt ist: daß jedes Opfer des einzelnen Staates an das Ganze sich tausendfältig belohnt durch die Macht, Größe, Blüte, Wohlstand, jedes Gut, das er als organisches Glied des Ganzen ernten wird?

(Schwäbische Kronik 3. Dezember 1863.)

Aus Süddeutschland.

(An die Konstitutelle Vorstadtzeitung in Wien, 6. Dezember 1863.)

Neuere Nummern Ihres Blattes bringen sehr treffend die schleswig-holsteinische Angelegenheit in Verbindung mit dem österreichischen Reformprojekt. Diese Äußerungen veranlassen mich, auszusprechen, was eben um die Zeit, da Österreich den Fürstenkongreß berief, gar manchem Großdeutschen auf der Zunge lag. Will Österreich, so sagte man sich, seinem Vorschlag wirkliche Popularität in Deutschland verschaffen, so muß es mit dem Wort, mit dem organischen Gedanken alsbald eine Tat verbinden, und diese Tat kann in nichts anderem bestehen als darin, daß es ungesäumt Anstalten trifft, der tiefen, unerträglichen Wunde der deutschen Ehre in den Herzogtümern gründliche Heilung zu schaffen. Der Staat, der diesen schwarzen Flecken tilgt, der uns auf diesem Punkte Genugtuung bringt, bewährt seinen Beruf zur Neugestaltung Deutschlands: dagegen kann ja kein Zweifel sein. Ich dachte eben daran, dies in irgendeinem Blatte mit allem Nachdruck zu beleuchten, als der Fürstenkongreß durch seinen Majoritätsbeschluß über den Paragraphen, der von Veränderungen der Reichsverfassung handelt, dem ganzen Reformprojekt den Todesstoß gab. Dasselbe bot wenig, sehr wenig, wir waren bereit, dies wenige anzunehmen auf Hoffnung, d. h. als einen Anfang, als eine Basis, darauf fortgebaut werden könne; jener Beschluß schlug alle Hoffnung nieder, indem er für Verfassungsänderungen Einstimmigkeit des Fürstenrats forderte, indem er also dem dürftigen Werke die Entwicklungs-, die Vervollkommnungsfähigkeit absprach. — Nun war es nicht mehr von Interesse, an das Reformprojekt irgendwelchen wichtigen Gedanken zu knüpfen. Was vernichtet war, daran gab es nichts mehr zu ergänzen durch eine politische Tat. Allein der Satz, daß nur derjenige Staat einen inneren Beruf zur Reform des deutschen Bundes dokumentiert, der durch eine gesunde, ganze, absolute Handlung beweist, daß im Wörterbuch einer deutschen Regierung das Wort Nationalehre noch

vorkommt, dieser Satz bleibt stehen nach wie vor. Wollen sich die Regierungen unserer größeren Staaten von dem Gefühl und Bewußtsein der Nation völlig trennen: sie können es, aber der Satz bleibt auch stehen, daß im ganzen und großen, wie leidlich auch eine einzelne Regierung im Innern wirken und bauen mag, das Verhältnis zwischen Regierungen und Volk in Deutschland doch nur noch auf der Gewalt ruht, wenn das moralische Band gemeinsamer Begriffe von Ehre zerschnitten ist; die Frage aber, wie lange man mit der bloßen Gewalt regieren könne, gibt zu denken. Und unser Bewußtsein von Ehre kennt jetzt nur eine Losung: keine Exekution in Holstein, sondern Wegnahme von Schleswig-Holstein, denn es gehört uns, es ist deutsches Eigentum!

(Nicht veröffentlicht, überholt von dem Beschluß der Bundesexekution, 9. Dezember.)

Briefe aus der Schweiz.

I.

Sie wünschen, von mir etwas aus der Schweiz zu vernehmen, natürlich nicht dies und das vom Lande, seinen Zuständen und Sitten, sondern Sie wollen wohl wissen, wie sich Deutschland überhaupt und besonders jetzt in den Augen des Auslands spiegelt, und an die Schweiz denken Sie wohl darum hauptsächlich, weil der Reflex in keinem Lande klarer sein kann als in einem Freistaate, wo der Volkswille die Politik bestimmt, und weil Sie überzeugt sind, daß das Urteil sich unumwundener, ungeschminkter da aussprechen werde, wo die Staatsform eine natürliche Geradheit, eine gesunde Herbe der Formen mit sich bringt als da, wo stärkerer aristokratischer Einschlag in das Gewebe der Gesellschaft mehr Rücksicht und höfliches Verhüllen zur Gewohnheit macht.

Ich weiß kaum, ob meine Stimmung es mir erlauben wird, Ihrem Wunsche gerecht zu werden; ich zweifle, ob ich die nötige Ruhe zur Darstellung in dem Augenblick zusammenbringe, wo Recht, Ehre, Zukunft der deutschen Nation auf dem Spiele stehen. Der Mann muß von grober Bauart sein, an dem in der furchtbaren Spannung dieser Schicksalsstunde nicht jeder Nerv zittert. Nach dem sinnlichen Anschein, nach dem unmittelbaren Eindrucke der Wendung, die sie für jetzt genommen hat, ist unsere große und heilige Sache bereits verloren. Die Vergleichung mit dem Jahre 1851 liegt so schrecklich nahe, daß man verzweifeln möchte. Die Aufgabe der Exekutionstruppen in Holstein und der starken preußisch-österreichischen Reserve ist kein Geheimnis mehr und erinnert haarscharf an jene Zeit, da ein österreichisches Armeekorps, dem die Preußen Brücken schlugen, an die Elbe rückte, um die Schleswig-Holsteiner zu entwaffnen und wehrlos ihrem Todfeind zu überliefern. Da war viel edles Blut umsonst geflossen! Nein, nicht umsonst: dem Feinde zu Nutzen war es geflossen.

Im Herbst 1847 begegnete mir auf einer Fußreise in Bayern bei Augsburg ein Wagen, aus dem mich ein bekanntes Gesicht grüßte. Es war einer meiner Zuhörer, ein Schleswiger, er war auf einem

Umwege nach der Heimat begriffen, wo die Erhebung sich vorbereitete. Er ließ halten, nahm Abschied von mir und erwähnte mit einiger Verlegenheit, daß er nicht wisse, wann er das „gestundete" Honorar für die Kollegien, die er bei mir gehört, werde bezahlen können. Ich lachte und sagte: entrichten Sie das Honorar an Ihr Vaterland. Er hat es ehrlich gezahlt in barem Blute. Er fiel vor Friedrichstadt, und über seinem Grabe — wie über so vielen teuren Gräbern — waltet der Däne.

Im Herbst 1852 fuhr ich von Hamburg nach Helgoland. Auf der Elbe sah ich das dänische Wachtschiff, welches damals zum frechen Hohn absichtlich aufgepflanzt, jedem deutschen Schiffe die Begrüßung abzwang. Das Herz schnürte sich in einem Krampfe von Grimm und Empörung zusammen bei dem schändlichen Schauspiel. Die weitere Fahrt führte an den Gestaden, an den grünen Triften Holsteins hin. Auf dem Schiffe befand sich ein in Trauer gehülltes Ehepaar. Der Mann gieng in düsterem Schweigen bald auf dem Verdeck auf und nieder, bald setzte er sich zu der Frau und wechselte leise Worte mit ihr. Man konnte wohl bemerken, daß es Worte des geteilten Kummers, Worte des Trostes waren, die er ihr zuflüsterte. Ein tiefer Gram hatte sichtbare Furchen in seine wie in ihre Züge gegraben. Ich entschloß mich, ihn anzureden, ich kam ins Gespräch mit ihm, und er erzählte mir, daß er seinen einzigen Sohn in der Schlacht bei Idstedt verloren habe, daß er aber nicht unter den Gefallenen gefunden worden, sondern verschollen und trotz allen Nachforschungen keine Spur von ihm entdeckt worden sei.

Gefallen, modernd in irgend einem Sumpf oder Teich, gefallen fürs Vaterland, aber umsonst! Haben „die Fürstenrät' und Hofmarschälle mit kaltem Stern auf kalter Brust" wohl auch bedacht, was es heißt: sterben? Geliebte, einzige Söhne dem Tod hingeben? Sterben, dem Tode teure Kinder opfern, aber — umsonst sterben? umsonst opfern? Sterben, opfern, damit das Land, das Vaterland, nachdem all das teure Blut dafür geflossen, an den Feind verhandelt werde? Heldentod fürs Vaterland! Herrlicher Tod, schönster von allen! In Deutschland aber, da heißt es: Heldentod — zum Spaß, zum Spiel für die Schachkunst der Diplomatie, da folgt der Träne um die Toten ein Kichern, ein vernehmliches ironisches Lächeln über die Toren, für die es so ein Ding gibt, das man Vaterland nennt. Wenn die Spiel-

künstler die gefallenen Jünglinge nicht zählen wollten, die freiwillig ins nationale Heer eingetreten waren, erinnerten sie sich nicht, daß sie auch ihre Soldaten hingeschickt hatten, daß ihrer nicht wenige dort von dänischen Kugeln getroffen, mit brechendem Auge wohl noch geflüstert hatten: ich sterbe den Tod der Ehre! Tod der Ehre? Wie glücklich ist dagegen ein Polizeidiener, der im Dienste fällt, aber auch weiß, daß er im Polizeidienst kämpfte! — In Kopenhagen finden sich an einem öffentlichen Gebäude Wandgemälde, dänische Siege darstellend, worauf deutsche Krieger in jedem Zerrbilde schmählicher Karikatur zu sehen sind. Um also zu prangen, dafür fällt man in Schleswig-Holstein.

Wer erlebt hat, was unsere Generation nach dem Jahre 1848, der weiß, wie es dem Menschen zumut ist, wenn die Welt aussieht, als gebe es keine idealen Mächte mehr, als sei es einzig Gewalt und List, welche die Herrschaft in der Menschengeschichte führen. Es ist ein Gefühl, das mit nichts verglichen werden kann als mit dem äußersten physischen Ekel. So erdfahl, so brecherisch, so überdrüssig an allem, so zerschlagen wie ein Seekranker wandelt der enttäuschte Freund der Völker und der Menschheit auf der schönen Erde; nichts freut ihn mehr; Frühling, Vogelsang, blaue Luft, Blume, Baum und Sonnenlicht scheinen ihm so blaß, so matt, so müd wie seine Seele. Das Gesicht der Schöpfung grinst ihn an wie das hippokratische Antlitz eines Sterbenden. Der Beste hat sich zu hüten, daß er nicht an einer göttlichen Weltordnung verzweifle. Keine Erfahrung aus jenen Jahren aber war so sehr geeignet, den Geist in solche Untiefen des Weltekels zu stürzen als die, welche die Nation in der Sache der Herzogtümer gemacht hat. Die Eingriffe in das Heiligtum der Freiheitsrechte waren graß und schneidend genug, aber diese Wunden werden nicht so tief gefühlt als die Wunden der Ehre. Denn über das richtige Maß der Freiheit läßt sich streiten und einer Reaktion, welche unzweifelhaft dieses Maß verletzt, setzt die menschliche Natur, elastisch wie sie ist, die Hoffnung entgegen, daß der Verlust kein unwiederbringlicher sei. Anders verhält es sich mit dem Begriff der nationalen Ehre. Er umspannt seinem wahren Wesen nach das Ganze einer Nation, wie es sich nach außen in seiner Würde darstellt; dort, in der Freiheitsfrage, gibt es Parteien, hier in der Ehrenfrage, darf es keine geben; das Volk, wie es immer nach innen

mit seiner Regierung sich entzweit wissen mag, erwartet, hierin wenigstens mit ihr in Übereinstimmung zu sein. Der Russe, so unfrei er als Bürger im Innern war, ehe der jetzige Kaiser seine Reformen begann, konnte doch mit stolzem Selbstgefühl umherblicken in der Welt, denn er wußte, daß Macht und Ehre des Ganzen in starker Hand war. Die Fälle aber, wo ein Volk für seine Ehre einzustehen hat, tragen den Charakter des Unwiederbringlichen. Es heißt: Jetzt! und ist das Jetzt verscherzt, so hängt ein Makel an der Nation wie an einem Individuum, das einer Infamie wegen in der Gesellschaft gemieden wird. Dieser heilloseste aller Schläge ward dem deutschen Ehrgefühl in der schmachvollen Führung der Angelegenheit der Herzogtümer von ihren eigenen Regierungen versetzt. Blutgerichte, Verfolgungen, Entziehung wesentlicher, unveräußerlicher Freiheitsrechte, wie Preßfreiheit, Versammlungsrecht — und dies, die Unehre nach außen, die Schmach noch dazu! Welchem Gemüt ist es zu verargen, wenn durch so gehäufte Wunden sein Glaube an ein höheres Gesetz der Gerechtigkeit, das in den menschlichen Dingen waltet, zu verbluten drohte!

Mit solchen Gedanken und Empfindungen schaute ich in die dunkle See. Die Wogen waren gewachsen, fernes Gewölk und steigendes Brausen verkündigte Sturm. Er war ausgebrochen, als wir auf Helgoland ans Ufer traten. Ich gieng bis nach Mitternacht auf der Insel umher und betrachtete im Scheine des Mondes, der durch die Wetterwolken sich Bahn brach, das große Schauspiel. Hochauf bäumten sich an den steilen Wänden der bastionförmigen Insel die wilden Wogen, weißer Schaum und Gischt blitzte weit umher im geisterhaften Licht auf der fürchterlichen Wasserwüste. Der Sturm zerzauste und zerwühlte mich und stärkte mir im Verein mit dem erhabenen Anblick die Nerven und riß mir die erfrischte Seele heraus aus dem dumpfen Drucke der tödlichen Müde und Mattigkeit, in welche die qualvollen Erwägungen sie versenkt hatten. Du sollst nicht verzagen, nicht verzweifeln! rief ich mir zu. Es ist die Schwäche des Deutschen, daß er so leicht den Mut sinken läßt, die Hoffnungen der Nation aufgibt und müde der politischen Arbeit sich wieder in das Privatleben, seine Geschäfte und Genüsse einspinnt, in seine alte Einsiedelei, die Literatur, die Theorie sich flüchtet.

So rüttelte ich damals mich auf. Elf Jahre sind vorüber. Die

alte Frage der deutschen Ehre, welche dort über den Wellen der Nord- und Ostsee brütet, steht erneuert vor uns, jetzt von sonnenklarem Rechte begleitet; eine Bewegung, die nur von satanischer Verleumdung anarchischer Hintergedanken beschuldigt werden kann, eine Bewegung, rein, lauter, gesetzlich, wenn es je eine auf der Welt gegeben hat, heilig, einmütig, ergreift die Nation; ein einziger rascher Entschluß unserer Regierungen und die vollendete Tatsache ersparte ihnen jede gefährliche Verwicklung mit dem Ausland, erfreute, dankbare, treue Bevölkerungen jauchzten ihnen zu und Deutschland stand zum erstenmal geachtet vor Europa. Da — doch was sage ich weiter, als: da sollen wir's noch einmal erleben, noch einmal die Schmach, den Hohn, die tödliche Bitterkeit, den geistlähmenden Zweifel, ob das Gerechte, das Gute, die Ehre noch eine Macht habe auf Erden? Und da lebe ich im Ausland, wo der Schimpf mit verdoppelter Zentnerlast auf die arme Seele stürzt, wie geschmolzenes Blei auf nacktes Fleisch brennt. In solcher Stimmung, das erkennen Sie, ist es schwer, ein Bild davon geben, wie sich in den Augen des Auslands die deutschen Zustände ausnehmen. Doch ich will es versuchen.

II.

Wer in der Schweiz, wer zumal in einem Kanton, wo nun seit 15 Jahren die liberale Partei am Ruder ist, als angestellter Lehrer lebt, der genießt voll und ungeteilt die wirkliche Freiheit und naturgemäße Einfachheit der Zustände. Tut er seine Pflicht und beobachtet er im Lehren und im Leben nur den Takt, der überhaupt von jedem gebildeten und rechten Mann in aller Welt erwartet wird, so bewegt er sich frei wie der Fisch im Wasser. Kein Formelkram drückt ihn, keine Reverenzen krümmen ihn, er redet die höchsten Behörden im Dienste mit „Hochgeachtet" an und unterzeichnet „Hochachtungsvoll" (die Worte untertänig und gnädig bringt ein richtiger Schweizer nur mit äußerster Not über die Lippen), er gibt den ersten Staatsdienern mit einfachem Gruße die Hand, er hat im Hörsaal keine Auflaurer zu fürchten, die seine Worte entstellt hinausschleppen und denunzieren.

Meine Lehrtätigkeit hat, seit ich in Zürich bin, bei Jung und Alt einen Anklang gefunden, der im Überfluß zeigt, daß es an geistigem,

humanistischem Interesse in dem industriellen Lande nicht fehlt. Auch gesellig ist es mir nicht erschwert worden, mich ins Ausland einzugewöhnen; freundlich aufgenommen, habe ich gar manche menschlich wohltuende und geistig erquickende neue Verbindung geknüpft. Dies alles soll nicht sagen, daß ich auch nur einen Augenblick mich dem Vaterland entfremdet hätte; im Gegenteil, je schwerer und leidensvoller es ringt, zu einem würdigen nationalen Dasein zu gelangen, je dunkler die Schatten sind, die es nach außen wirft, um so teurer wird es mir, um so tiefer wachse ich ihm an. Ich wollte nur, ehe ich an den schwierigen Punkt gelange, der Wahrheit die Ehre geben und aussprechen, wie gut es sich hier in der soliden Republik, die so schlagend zeigt, daß die beste Bürgschaft der Ordnung die Freiheit ist, unter den tüchtigen Menschen leben läßt. Der schwierige Punkt, der Punkt, wo das Heimweh beginnt, das ist nicht etwa die ungemütliche Teuerung, wofür man so wenig Schmackhaftigkeit des Lebens erkauft, nicht das blauliche Wasser, das man als Milch trinken muß, die halb mit Semmelteig gefüllte Blase, die man als Bratwurst essen soll u. dgl., es ist das politische Urteil der Schweizer über Deutschland.

Dies Urteil ist mit unendlich kleiner Ausnahme ein mißgünstiges; es ist ein Vorurteil. Die ehrenwerten Männer, die mit Einsicht und Umsicht, mit ganzem Wohlwollen auf Deutschland blicken, wird diese Behauptung nicht verletzen; das Herrschende, das Verbreitete ist es, was den Eindruck bestimmt, und sie selbst werden sich gestehen, daß ihr Urteil von dem der Masse eine Ausnahme bildet. Von dem, was der deutsche Ausländer hier anhören muß, wenn Deutschland einmal wieder von sich reden macht, darf also viel abgezogen werden, was leicht zurückzuweisen und heimzugeben ist; leider nur bleibt so viel Wahres übrig, daß man tausendmal danach seufzt, die Unehre des Vaterlands inmitten der Seinigen tragen zu dürfen, wo an seine Zukunft geglaubt wird, noch ehe der Beweis vorliegt.

Der erste Grund dieser Mißgunst liegt tief in der Vergangenheit. Es ist eine alte Erfahrung, daß Provinzen, die sich vom Mutterlande losgerissen haben, eine üble Stimmung bleibend gegen dasselbe bewahren. Die Kämpfe, welche die Lostrennung gekostet, stecken ihnen noch in den Knochen. Dazu muß man billig nehmen, daß die Schweiz von den deutschen Regierungen auch in neuerer Zeit, in den

Jahren der langen Bundesreaktion, eine Behandlung erfahren hat, wofür wir Deutsche eben keine Komplimente erwarten dürfen. Natürlich wirkt aber im Hintergrunde des halb spöttischen, halb mitleidigen Lächelns, woraus man uns bei jeder Regung Deutschlands sagt: es wird wieder nichts! ein anderes, der Verachtung entgegengesetztes Motiv: die Besorgnis. Man fürchtet, gewiß ohne Grund, ein erstarktes Deutschland. Nur daraus erklärt sich, daß man in Bern, nahe der französischen Grenze, unbefangener, gerechter über Deutschland urteilt als in Zürich; davon kann man sich überzeugen, wenn man die, überhaupt trefflich redigierte, in Bern erscheinende Zeitung: „Der Bund" liest. Dagegen sieht man in Bern argwöhnischer und besorgter nach Frankreich hinüber als in Zürich, wo man noch heute mancher Illusion über die Napoleonische Politik begegnet. Natürlich: jedes Grenzland hat Sorge vor dem größeren Nachbar: das östliche vor dem deutschen, das westliche vor dem welschen; nur dieses schon jetzt mit um so viel mehr Recht, als jenes selbst in einer Zukunft, wo Deutschland geeinigt sein wird.

Der ganzen Schweiz aber, soweit ich sie kenne, ist eine Neigung gemeinsam, französisches Wesen überhaupt, und abgesehen von politischen Beziehungen, zu bewundern, zu überschätzen und uns Deutschen als etwas Höheres entgegenzuhalten. So wurde mir z. B. während des Krieges in Italien 1859 gesagt: „solche Bajonettangriffe wie die Zuaven könnt ihr Deutsche nicht machen". Die naheliegende Antwort: „Ihr seid ja auch Deutsche, wollt ihr es euch auch absprechen?" kam ganz unvermutet. In der Tat redet der deutsche Schweizer oft, als wäre ihm über die politische Trennung das Bewußtsein seiner Abstammung rein abhanden gekommen, während er doch in solchem Anstaunen des Fremden gerade zeigt, daß ihm eines der schlimmsten deutschen Laster anhängt. Jener Sommer war überhaupt eine der bittersten Zeiten, die ein Deutscher, der begriff, um was es sich bei der französischen Hülfe in Italien eigentlich handelte, hier zu durchleben hatte. Während uns über dem Zögern Deutschlands, über der elenden Führung der Österreicher, die sich wie Löwen schlugen, das Herz im Leibe zu reißen drohte, umstand täglich eine jubelnde Menge die öffentlich angeschlagenen Telegramme, welche die Niederlagen des tapferen Heeres meldeten. Man möchte bitter lächeln, wenn man sieht, wie dieses Österreich, für dessen Ret-

tung wir damals so in tiefster Seele glühten und zitterten, uns nun wie zum Hohne Ungarn, Böhmen, Polen nach Schleswig-Holstein schickt, als gelte es, dort zu wiederholen, was im Jahr 1851 geschah, und zu diesem Zweck Soldaten zu wählen, die taub sind für unsere Sprache, für die Stimme Deutschlands. Wir haben uns ereifert für außerdeutschen Länderbesitz Österreichs, weil französische Siege Frankreich eine für Deutschland gefährliche Übermacht geben mußten, also aus deutschem Interesse, freilich auch aus einem einfacheren Motive: dem natürlichen Mitgefühl eines Deutschen mit den Erfolgen deutscher Waffen; wenn nun Österreich jenen Länderbesitz gegen das Interesse, gegen das unzweifelhafte Eigentum Deutschlands benützt, indem es mit nichtdeutschen Truppen eine Bewegung für die heiligsten Güter der Nation knebelt, so wissen wir, was wir zu tun haben, wenn es in solchem Besitze wieder bedroht und angegriffen wird. Wir haben keine Lust, unsere Sympathien wegzuwerfen.

Vom politischen Urteile des Schweizers über Deutschland muß man aber auch darum ein gut Teil abziehen, weil nur sehr wenige sich einen klaren Begriff von der Verwicklung unserer Verhältnisse, von den Schwierigkeiten, von der Größe der Hindernisse machen können, die sich der ersehnten Einigung entgegenstellen. In einem gewissen bedingten Sinn kann man sagen, der politische Verstand des Schweizers sei klarer, unbeirrter als der des Deutschen. Die Schweiz ist eine entwickelte freie Gemeinde; die Selbstregierung, von der eigentlichen Gemeinde sich aufbauend zum Gipfel der republikanischen Gesamtregierung, hat die Augen des gesamten Volkes bis zum einfachsten Landmann geschärft und ihnen nüchterne Gesundheit des Blickes verliehen für die politischen Bedingungen, für die übersichtlichen Verhältnisse des eigenen Landes, für innere, für Freiheits- und Regierungsfragen fremder Länder, so weit sie nicht schwer verwickelt sind. Für große, mit der äußeren Politik schwierig verflochtene, für solche Fragen, wo eine ungeheure Übermacht in Rechnung kommt, reicht der Maßstab nicht aus, und doch trägt man, mit Ausnahme der überall kleinen Zahl der tiefer Gebildeten, diesen Maßstab voreilig auf die Stoffe über, für die er eben zu kurz ist. Ich führe als e i n Beispiel aus unzähligen an, daß ein Schweizer mir auf die Bemerkung, unsere stehenden Heere seien der furchtbare Schutz

für eine unnationale Politik, wie eine Neuigkeit den Satz vortrug: das Heer sei ja aus dem Volke hervorgegangen, müsse also das Werkzeug für den Gesamtwillen des Volkes sein, — als wüßten wir das nicht! als verstünde es sich nicht von selbst! Er meinte, das Wissen und Aussprechen der sonnenklaren rationellen Wahrheit sei auch ihre Verwirklichung. Erwidert man auf solche Belehrungen, eben darum handle es sich ja gerade, wie man das, was sich vernunftgemäß von selbst verstehe, auch wirklich durchsetze, so erhält man etwa die Antwort: Die Schützen sollen sich verbinden und erzwingen, was das Volk verlange. Dabei stellt man sich vor, das wäre so ein leichtes Spiel wie im Jahre 1839, wo die Schützen vom See die Regierung von Zürich (damals freilich eine liberale, wovon wir hier absehen müssen) nach kurzem Widerstand stürzten. Es war dies der bekannte „Züri-Putsch“ oder „Straußen-Putsch“. Vormittags war gegen die schlechtbewaffneten Bauern eingehauen, mittags war geschossen worden, die Artillerie aber versagte den Gehorsam, abends kamen die Bewohner der Seeufer mit den Stutzen und die Regierung floh. Was eine in der strengsten Subordination zusammengeschlossene Armee von 400 000 Mann mit ihrer Artillerie vermag, davon geben solche Vorgänge freilich keinen Begriff. Im Kampfe gegen den Sonderbund giengen Freischaren voran, unterlagen zwar, zogen aber infolge von Wahlsiegen das reguläre Heer sich nach, der Sonderbund fiel nach ein paar unbedeutenden Gefechten, und das Land gab sich 1848 die vortreffliche neue Bundesverfassung, bei der es sich so glücklich befindet. So einfache Erinnerungen sind keine hinreichende Schule für die Auffassung der unselig verschlungenen Verhältnisse einer großen Nation. Könnten wir den Knoten mit ein paar Freischaren und Wahlsiegen lösen, so wären wir wohl schon lange mit der Arbeit fertig. Wenn man auf den Spott über unser Zaudern mit der Darstellung dieses Knotens antwortet und dann fragt, welchen Rat denn nun ein Schweizer wisse, so macht man häufig die Erfahrung, daß im Kleinen, als Einfall des einen und andern, die Meinungen unserer politischen Parteien sich wiederholen.

Der eine rät, Preußen an die Spitze zu setzen, der andere, die föderative Form, vor allem durch Änderung des Abstimmungsmodus im Bunde, zu reformieren; nur stellen die meisten es sich zu leicht

vor und meinen, wir könnten die Einheit samt der Freiheit aus dem Ärmel schütteln. Daß die republikanische Form für eine Nation nicht möglich ist, die einer Welt von Feinden gegenüber vor allem der Einheit und Stärke bedarf, darin freilich sind auch hier alle Denkenden einverstanden. — In Abzug kommt schließlich die Selbstüberschätzung, die in einem Lande, dem viel Verstand und noch mehr Glück so zweckmäßige und gesunde Zustände gebracht haben, natürlich und verzeihlich ist.

Die Zeiten, wo der Despotismus in unseren Staaten blühte, werden besprochen, als ob so etwas nur bei uns möglich gewesen sei; wie es in der alten Republik hergieng, wie der Partikularismus die Kantone entzweite, wie die patrizischen Regierungen auf das Volk, die Städte auf das Land drückten, bis Napoleon die alte Schweiz über den Haufen warf, wie der Schweizer Söldling bis auf die neueste Zeit im Dienste des Absolutismus focht, daran muß der nur allzu billige Deutsche oft genug zuerst sich selbst und dann den Ankläger erinnern, der sich in der naivsten Selbstvergessenheit ergeht. Und nun der Vorteil der Neutralität! Die fast insularische Stellung in den Verwicklungen der großen europäischen Politik: welches Glück! Aber auch welch unzulänglicher Boden, um helle Einsicht in die politischen Machtfragen zu erzeugen! Es entsteht schließlich eine Verwechslung rein politischer und politisch-moralischer Begriffe und bildet sich der Schein, als genüge eine Mahnrede über den Wert der Einigkeit, um Rat zu schaffen.

Wohl gut, wenn nur nicht nach Abzug aller irrigen und zu kurz gemessenen Begriffe so schrecklich viel Wahrheit in den Beschuldigungen des Schweizers gegen den Deutschen übrig bliebe! Sie haben so viel unrecht und ach, sie haben eben doch auch recht!

III.

Mein dritter Brief sollte sich mit der Frage beschäftigen, wieviel Wahres an dem herben Urteile des mich umgebenden Auslands über die Deutschen übrig bleibe, wenn man das Falsche, das Vorurteil, abrechnet. Ich muß Ihnen aber gestehen, dies arithmetische Geschäft ist mir in der Zwischenzeit entleidet. Nach meiner Überzeugung hat

unsere Nation durch die Einmütigkeit, Lauterkeit, Beharrlichkeit der gegenwärtigen Erhebung für ihr Recht und Eigentum den Beweis geliefert, daß ihr Charakter den Makeln, welche eine lange Leidensgeschichte ihm aufgedrückt hat, zu entwachsen im vollen Zug ist. Das Ausland aber will Erfolge sehen und läßt das, was wir bis jetzt vermocht haben, die Tätigkeit der Presse, der Versammlungen, die Beschlüsse in und außer den Kammern, die Sammlungen, die Rüstungen nicht als Äquivalent für eine wirkliche Tat, nicht als Beweis gelten, daß wir die Laster der Uneinigkeit, Streitsucht, des Schwätzens und Nichtstuns abgelegt haben. Was soll man nun lange streiten? Es führte am Ende einfach zu einer Zankszene, wo jeder Teil hinausgibt, soviel er kann; denn unsereiner möchte auch nichts schuldig bleiben und könnte leicht am Schweizercharakter auch gewisse Flecken entdecken, die ihm einigen Stoff zum Vorrücken und Heimgeben liefern möchten. Statt diese unerquickliche Kontroverse einzuleiten, will ich mit einem Wort abschließen, das ich vielleicht besser statt alles andern gesetzt hätte. Was zwischen uns Deutschen und den Schweizern schwebt, davon ist der Grund nicht in Willkür und Schuld des einen oder andern Teils zu suchen. Wir können keine Untersuchungskommission einsetzen, um herauszubringen, ob zuerst ein Schweizer die Deutschen eitle Schwätzer, unpraktische Idealisten usw. oder ein Deutscher die Schweizer viereckige Kontormaschinen, gefrorene Prozentgesichter usw. tituliert habe. Die Sache liegt tiefer: uns entzweit ein logischer Widerspruch im geschichtlichen Tatbestand selbst, uns spannt gegeneinander, was uns binden sollte, und was uns bindet, eben das treibt uns auseinander. Die Schweiz ist in ihrem Kerne deutsch, und ihre Geschichte hat sie von Deutschland getrennt; wir zählen die Schweizer zu uns, und sie wollen nicht zu uns gezählt sein; sie ziehen eine Scheidewand zwischen sich und uns und fühlen doch, daß sie zu uns gehören. Jeder von beiden Brüdern müßte auf sich selbst böse sein, daß er vom Bruder getrennt lebt, und, echt menschlich, ist jeder auf den andern bös; jeder rechnet mit Bitterkeit dem andern auf, was ihm die Trennung alles geschadet habe, statt es sich selbst aufzurechnen: eine Anziehung in der Abstoßung und eine Abstoßung in der Anziehung, wie sie gerade nur zwischen identischen Stämmen herrschen kann, die politisch auseinandergerissen sind. Einem ganz fremden Volke steht man weit unbefangener gegen-

über, man kann es unparteiischer beurteilen; von uns zweien aber gilt ganz das Wort, daß der Haß eine verkehrte Liebe sei.

„Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte."

Setzen wir statt „die Natur": die Geschichte — denn von Natur sind wir ein Mann —, so wird durch dieses Wort des Dichters die richtige Formel für den Dorn gefunden sein, der zwischen Schweizern und Deutschen sitzt.

Was soll ich von der großen Angelegenheit des Tages sagen? Sie stockt in diesem Augenblick wie ein gewaltiger Eisgang an einer Wehre, wo man nicht absieht, wie es weiter gehen, wer Meister sein wird, der gewaltige Anprall, oder der Damm.

Die Wehre, der Damm ist nicht der äußere Feind, es sind unsere zwei Großmächte. Sie wollten der Bewegung der Nation nicht folgen, weil sie für revolutionär gilt. Das Wahre ist, daß sie diejenigen Elemente, welche ihr den rein nationalen Charakter genommen hätten, ausgestoßen hat oder vielmehr diese sich selbst ausgestoßen haben. Es gibt eine Art von Demokraten, welche die zwei verschiedenen Aufgaben der Nation unverbesserlich stets aufs neue verwechseln und durcheinanderwerfen. Wo jeder gesund und richtig fühlende Mensch an Eigentum, Macht und Ehre der Nation denkt, fällt ihnen sogleich die Frage der Freiheit ein, der innere Verfassungskampf. Wir sagen: das Recht und die Ehre der Nation muß gerettet sein, obwohl im Innern da und dort etwas noch nicht Ordnung, das vernünftige Ziel einer wirklich konstitutionellen Staatsform noch nicht erreicht ist; sie kehren es um und sie gleichen in der gegenwärtigen Gefahr einem Manne, der aus dem Fenster sieht, wie man ihm Pflug, Rind, Roß oder gar Kind stiehlt, der aber sagt: ich kann da nichts machen, ich muß vorher im Haus die Händel mit meiner Schwiegermutter ins reine bringen, und sich geruhig sein Eigentum fortschleppen läßt. So denkt die große Mehrzahl der Bevölkerung in Preußen, darum ist man dort im ganzen so lau in der großen Frage des Tages. In der Kammer sah und fühlte glücklicherweise die Majorität klarer; dagegen ist hier eine kleine Minorität aufgetreten, welche wir nicht besser charakterisieren können, als wenn wir unser

Bild fortführen: diese Minorität hat nicht nur gesagt, man müsse sich das Eigentum wegschleppen lassen, weil man im Hause noch nicht fertig sei, sondern sie hat hinzugesetzt: das Roß hat es besser im Stalle, das Kind besser im Hause des Räubers, der es fortnimmt; sie hat auf die Freisinnigkeit der dänischen Verfassung hingewiesen und, daß diese Freisinnigkeit nicht hindert, unsere deutschen Stammesgenossen totzuquälen, das hat sie rein vergessen. Dies ist die rechte Höhe, dies die Art derjenigen, an denen sich die alte Erfahrung bestätigt, daß einseitige Verranntheit in die weltbürgerliche Freiheitsidee das nationale Einheits- und Ehrgefühl auf ganz ähnliche Weise verglüht und ausbrennt, wie in der Seele des Jesuiten der eine fanatische Zweck jede rein menschliche Empfindung verglüht, verkohlt, die die Art der Leute, die Kosmopoliten sind, wo sie Patrioten sein sollten. Diese Partei, wohlgemerkt, hat unsere Bewegung für eine reaktionäre erklärt, weil sie für das Erbrecht eines Fürsten kämpfe. Wo ist sie nun? Sie hat den Mund geöffnet nicht nur in der preußischen Kammer, sondern allerorten in Versammlungen, und er ist ihr augenblicklich gestopft worden, sie hat nicht vermocht, den reinen Strom unserer Erhebung zu vergiften; dafür verleumdet man diese, als gehe sie eben von den Fanatikern aus, denen sie die Tür gewiesen hat. Es ist doch merkwürdig, wie klar auch jetzt wieder die tiefe Verwandtschaft zwischen den Freiheitsfanatikern und den Junkern, den reinen Reaktionären aller Farben, sich bestätigt; beide sind taub gegen die nationale Idee, wie beide taub sind gegen die Forderung einer vernünftigen Freiheit, daher sind beide vereinigt im Hasse der Liberalen und Patrioten.

Unsere Bewegung will einfach und ehrlich Schleswig-Holstein; daß sich an den nächsten Zweck der Gedanke knüpft, die Ereignisse könnten zur Lösung der deutschen Frage führen, dies ist nicht eine Willkür, sondern einfach eine innere Notwendigkeit. Es gibt für uns keinen politischen Fall, an den sie sich nicht knüpfte, weil wir keine Seele haben müßten, wenn sie uns nicht vom Morgen bis Abend in der Seele brennen sollte, und weil jede politische Spannung uns zeigt, wie es bestellt ist, wenn Deutschland einer gemeinsamen Aktion bedarf; ja man kann sagen, Deutschland gleiche einem Podagristen, der, so oft Tauwetter kommt, nur seine Rheumatismen um so

empfindlicher spürt. Hätten sich diesmal unsere Regierungen einfach, einmütig und rasch zu dem entschlossen, was so natürlich und klar liegt, als daß zwei mal zwei vier ist, so knüpfte sich an die Begeisterung für das Recht der mißhandelten, preisgegebenen Herzogtümer nicht der verdoppelte Grimm über unsere Zustände an sich, das Gefühl ihrer vollen Unerträglichkeit.

Es steht jetzt so, daß die Nation einig ist, während die Regierungen uneinig sind. Wo ist gegenwärtig die Parteiung ohne Einheit, der auflösende Fraktionsgeist, dies innere Unglück eines Staates? Bei uns, im Volke nicht. Zwar dieser Geist hat auch unter uns leider sich wieder geregt. Die Spaltung auf dem Abgeordnetentage in Frankfurt hat ihren tieferen Grund nicht in dem Bedenken über den Vorschlag eines Zentralausschusses, sondern darin gehabt, daß dieser Vorschlag von einer Mehrheit ausgieng, die aus Mitgliedern des Nationalvereines bestand; es war Ausbruch des alten Zwiespalts zwischen diesem und dem Reformverein und unmittelbar nach dem verdrießlichen Vorgang gieng auch richtig wieder der alte Zank in den Zeitungen los, den wir in der Einmütigkeit der Nation begraben glaubten. Es wäre ebenso lächerlich als heillos, wenn wir den alten Zankapfel „Kleindeutsch“ oder „Großdeutsch“ in dem Augenblick wieder umherzerren wollten, wo das Verhalten unserer beiden Großmächte uns das Weder — Noch so klar unter die Augen stößt, daß uns die Augen beißen. Über die Form der Neugestaltung Deutschlands weiß jetzt noch weniger irgend ein Menschenkind Rat als vorher. Wir steuern dem europäischen Kriege zu, und dieser kann uns Rat bringen. Den Krieg aber bringt uns eben das Verhalten unserer Großmächte.

Zur Zeit, als es noch möglich war, durch eine rasche Handlung der Welt eine vollendete Tatsache hinzustellen und dadurch einer europäischen Verwicklung zuvorzukommen, gaben Preußen und Österreich als Grund ihres Widerspruchs an, daß diese Handlung zum europäischen Krieg führen würde. In der griechischen Tragödie kommt es häufig vor, daß der Held eben durch die Mittel, die er ergreift, um dem prophezeiten Schicksal zu entgehen, in dies Schicksal rennt. Gerade die Unterlassung, die Verschleppung wird uns in den allgemeinen Krieg stürzen. Österreich hat gegen die Sache Schleswig-Holsteins von jeher den gründlichsten Widerwillen aus mancherlei Gründen,

gewiß aber aus dem Hauptgrunde genährt, weil sie ihm bei seinen eigenen Verwicklungen quer und überlästig in den Weg kommt.

Die Nemesis dafür, daß man es uns nicht gestatten will, die sonnenklare schleswig-holsteinische Frage einfach nach Recht und Gerechtigkeit zu lösen, wird darin bestehen, daß gerade die ungelöste Frage als Gespenst umgehen und alle Schwierigkeiten in unserem eigenen Hause verdoppeln wird. Gelöst wird sie nie sein, solange die Herzogtümer nicht uns gehören. Sie wird und kann nie schlummern, sie wird aus ihrem Grab stets aufs neue erstehen, solange sie nicht in diesem Sinn entschieden ist. Sie ist von einer höheren Ordnung der Dinge gesetzt zu einem Markstein, an welchem die deutsche Geschichte sich wendet, wie sie gesetzt ist zu einem Zeichen, woran die Nation sich selbst, ihre innern und äußern Feinde erkennt. Dies Zeichen, dies hochragende Signal, dieser Leuchtturm im Meere hat uns auch angezeigt, woran wir mit der österreichischen Politik sind. Der Tag wird kommen, wo es sich auf das Gewicht der öffentlichen Meinung, auf den Wert der Popularität wieder besinnen wird. Es wird sich nach seinen Freunden in Deutschland umsehen, die einst dafür glühten, daß man es in Italien nicht im Stiche lasse, es wird sie suchen und — —

Ich breche hier ab und erwähne eine kleine, eine ganz winzige eigne Erfahrung; ich gedenke einer Abendstunde des letzten Spätsommers, da ich mich in einer Versammlung hiesiger Deutscher für Annahme des österreichischen Reformprojekts verstritt auf Hoffnung, daß das wenige, was geboten war, sich werde erweitern, ergänzen lassen. Ich fiel glänzend durch und wurde noch als Fürstenschmeichler verleumdet; heute liegt die neueste Nummer eines Karikaturblattes aus Schwaben auf, die mich verdächtigt, als suche ich einen Lohn in Wien! — Bedürfte je es noch eines Beweises für meine kindliche Unschuld, so wäre er durch die Striche des Rotstiftes, die Sie in meinem letzten Briefe zu machen genötigt waren und in diesem wohl wieder werden machen müssen? Übrigens ist es ungeheuer gleichgültig, was mir einzelnem widerfahren ist, und es wäre mehr als lächerlich, wenn ich mit einem Märtyrertum für Österreich kokettieren wollte, ich, dem es nur um das gesamte Deutschland zu tun war; aber das ist nicht gleichgültig, ob Tausende und aber Tausende in Deutschland selbst, die sich damals eines entschlossenen Schrittes

erfreuten, nun Österreich den Rücken kehren, das uns durch Ungarn, Kroaten, Böhmen hindert, Länder in Besitz zu nehmen, die deutsch sind und uns gehören, und das ein andermal wünscht, daß wir ihm Länder erhalten helfen, die nicht deutsch sind und nicht zum Bunde gehören.

Ich schließe mitten in der Qual der Ungewißheit, in welcher die heilige Angelegenheit der Nation schwebt. Ich blicke aus meinem Fenster über die See hinaus nach dem Hochgebirge. Die beschneiten Alpen blicken herüber, als hätten sie ein ernstes Wort zu sagen. Deutschland wird nicht untergehen, sondern nach Stürmen hoch und fest stehen wie dort die Berghäupter mit dem Helm von Schnee.

(Konstitutionelle Vorstadtzeitung in Wien. I: 25. Dezember 1863, II: 2. Januar 1864, III: 19. Januar 1864.)

Nicht nachlassen.

Schleswig-Holstein ist verloren, wenn die Regierungen, die sich bereit erklärt haben, für das gute Recht einzutreten, nicht außerordentlichen Mut, außerordentlichen Entschluß an den Tag legen. Die Bewegung im Volke, durchaus lauter, rechtlich und ebenso besonnen wie kräftig, hat es erreicht, daß in Bayern, Württemberg, Sachsen, Baden, Hessen, Thüringen die Regenten und Ministerien die Anerkennung des Herzogs Friedrich und das Wirken für dessen Recht zugesagt haben. Hoffentlich folgen Hannover, Kurhessen und Nassau. Das Volk kann nicht ohne, nicht neben, nicht gegen diese Regierungen handeln; die Geldsammlungen sind keine politische Tat, und die militärischen Übungen der Freiwilligen können nur die Bedeutung haben, den Kern unserer regulären Kriegsmacht, der in Tätigkeit treten muß, wenn der Zweck erreicht werden soll, zu verstärken und zugleich für den Fall eines europäischen Kriegs die Nationalkraft vorzubereiten. Kurz, das Organ, durch welches wir vorwärtskommen sollen, ist die legale Gewalt in den süd- und mitteldeutschen Staaten. Wir kommen aber nicht vorwärts, wenn diese legale Gewalt nicht von dem Geist erfüllt ist, der das Außerordentliche wagt, und zwar alsbald ohne Säumen wagt. Preußen und Österreich scheinen entschlossen, alles daranzusetzen, nicht nur um die Herzogtümer der Krone Dänemark zu erhalten, sondern auch um unsere reine Bewegung für eine große Reaktion auszubeuten. Sie werden schwerlich freiwillig nachgeben. Was heißt nun das Außerordentliche? Ein aus den Kontingenten der gutgesinnten Staaten gebildetes Heer nach Holstein und Schleswig schicken mit dem erklärten Willen, den Herzog Friedrich als rechtmäßigen Regenten in beiden Ländern einzusetzen, und es darauf ankommen lassen, ob die an der Grenze aufgehäuften preußischen und österreichischen Truppen dem Vorrücken dieses Heeres Gewalt entgegensetzen: dies und nichts anderes ist das Außerordentliche, das allein uns, das Volk und die Fürsten vor einem Abgrund von Schmach retten kann. Wer davor zurückschreckt, der frage sich, ob es einen andern Weg gibt, und behelfe sich, wenn er kann, mit ungenauen Vorstellungen und

Illusionen; sieht er aber dem Schreckbild mit Fassung in die Augen, so wird das Grauenhafte des Anblicks verschwinden. Zunächst ist immer noch zu hoffen, daß die Politik der zwei Großmächte ins Wanken kommt, wenn sie endlich einem ganzen und männlichen Entschlusse sich gegenübersieht. In Preußen kann die Luft sich reinigen, wenn es so zum Klappen kommt, und dann gibt Preußen gegen Österreich den Ausschlag. Trügt diese Hoffnung, so entzündet die erste Kunde von einem Zusammenstoß unter Deutschen ein Feuer in Deutschland, das unsere Regierungen nicht zu fürchten haben, wenn sie es zum rechten Ziele leiten. Man wird fordern, daß der letzte Mann, der Waffen tragen kann, nach den bedrängten Landen eile, es wird sich erweisen, was schon lange kein Geheimnis ist, daß in unserer Mitte Deutschland ist, und dankbare Bevölkerungen werden den rettenden Staaten die Stütze sein, an deren Hand sie im Bunde die Geltung und Bedeutung erringen, daß sie von den Großmächten nicht mehr als lächerliche Nullen behandelt werden können. Das Düstere und unheimlich Spannende des Augenblicks liegt aber darin, daß wir nicht wissen, was die Regierungen, die eine Bereitwilligkeit im allgemeinen zugesagt haben, eigentlich zu tun gedenken, während doch die Zeit so furchtbar drängt. In Augenblicken wie der jetzige ist das völlige Dunkel über die Operationen der Kabinette unerträglich, die Natur der Sache, das innerste Gefühl des in seinen Tiefen bewegten, fieberhaft wartenden Nationalgefühls sträubt sich gegen das Geheimnis. Zweifel, Argwohn gräbt sich in dies Dunkel ein, brütet gehässige Vorstellungen aus und droht, das einmütige Verhältnis zwischen Volk und Regierung zu zerreißen; daß aber dies immer ein Übel ist, braucht man keinem Staatsmann zu beweisen, dessen Idee vom Staat auf etwas Besserem beruht als auf dem Begriffe der Gewalt. Auf der andern Seite ist es wahr und versteht sich von selbst, daß ein Minister in schwierigen Verwicklungen nicht vor der Zeit ausschwatzen darf, was im Werk ist. Zwischen diesen zwei Wahrheiten, die sich entgegenstehen, gibt es aber doch einen Ausweg. Können die Organe der Regierungen sich nicht ausführlich, nicht ganz aussprechen, so sollten sie sich wenigstens warm aussprechen, so warm, daß die Gemüter erhoben werden, Hoffnung und Zutrauen fassen. Dazu bedarf es keiner pathetischen Phrasen, keiner enthusiastischen Ergüsse; wenige

Worte können sagen, daß man zum Außerordentlichen, zum Großen, zum Ungemeinen den Mut hat. Wo aber soll Zuversicht und Hoffnung herkommen, wenn uns nichts gesagt wird, als daß man an dem eingenommenen Standpunkt entschieden festhalte, über weitere hieher gehörige Fragen aber jetzt keine Mitteilung machen könne? Wir brauchen einen erhebenden Moment, der unsere Zweifel zerstreut, wir brauchen ein Wort, ein helles, unumwundenes Wort, das uns sagt: ihr könnt fest vertrauen, in kürzester Zeit wird gehandelt werden. Die Sachsen stehen vor dem Kronwerk und greifen es nicht an. Der Frost, der das Wasser, die Stärke der dänischen Verteidigungswerke in Brücken für uns verwandelt, wird nicht benutzt. Die Preußen rücken in Holstein nach, und gewißlich nicht als seine Befreier. Die Diplomatie strickt eifrig an dem Netze, worin sich deutsches Recht und deutsche Ehre verzappeln soll. Jeder Tag, jede Stunde ist unwiederbringlicher Verlust; man müßte kein Mensch sein, wenn nicht vor Drang nach Entscheidung jeder Nerv zitterte. Unsere Stände befinden sich im Einklang mit der Regierung, aber dies darf sie nicht abhalten, mit erneuter Energie auf eine Erklärung zu bringen, die keinen Zweifel übrig läßt, daß die entscheidende Tat vor der Tür steht. Die Bayern sind nach dem Dankjubel für die erste Zusage allzu still geworden; auch sie sollten ihrer Regierung erklären, daß wir endlich klar sehen wollen. Dies Fordern, Fragen, dieser beharrliche moralische Druck hebt das Einverständnis mit den Regierungen, die sich für das Recht erklärt haben, nicht auf, es kann und soll zu dem Bündnis der süd- und mitteldeutschen Regierungen und Bevölkerungen führen, das uns jetzt schlechterdings not tut, das allein Deutschland durch die Stürme zu steuern vermag, die ihm bevorstehen, das nur eine vorübergehende Form sein, aber doch so lange bestehen kann, bis es die übrigen Staaten Deutschlands in dem Sinne sich assimiliert, daß in ihnen die Konstitution eine Wahrheit wird.

(Schwäbischer Merkur 14. Januar 1864.)

Marschieren!

In Deutschland sieht es jetzt aus, als ob eine Menge von Wagen in einer schmalen Straße sich ineinander verfahren, verwirrt, verhängt, verschränkt hätte. Da tut ein entschlossener Fuhrmann not, der, ohne lang zu fragen, frischweg tüchtig draufhaut, so daß die Hengste mit einem wilden Ruck seinen Wagen herausreißen, ob auch links und rechts die Stangen, die Latten, die Splitter fliegen mögen.

Der Wagen ist die ehrliche deutsche Politik, und wo der Fuhrmann? Wir müssen das Bild verlassen: wer uns rettet, das kann nicht ein Mann sein. Es ist eine Mehrheit, aber dieser Mehrheit fehlt nicht die Kraft der moralischen Einheit, es sind die rechtlich gesinnten Regierungen vereinigt mit ihren Völkern. Freilich die moralische Einheit ist damit noch nicht hergestellt, daß beide, die Herrscher mit ihren Organen und die Bürger mit ihrer Vertretung, dieselbe Überzeugung teilen von dem, was Recht und Ehre fordert. Beide Teile müssen auch eins werden im raschen Entschlusse, denn der Boden brennt uns unter den Füßen. Die Regierungen, denen die Verwicklung, die Verhältnisse und die möglichen Folgen ungewöhnlicher Tat so viel klarer vorliegen als dem Volk, neigen naturgemäß zum Zaudern; sie sind, an sich und im gewöhnlichen Laufe des Lebens mit Fug und Grund, das bedenkliche Element; das treibende, das feurige Element in allen den Fällen, wo große Fragen das Einfachste im Menschen, das Innigste und Tiefste, das reine Gefühl in Bewegung setzen, ist das Volk. Diesmal sind beide miteinander verloren, wenn nicht das erste Element vom zweiten sich bestimmen läßt zu ungesäumter mutvoller Tat. Unsere Regierungen müssen es sich gefallen lassen, daß wir ihnen einheizen; sie müssen es und können es in allen Ehren. Es ist unmöglich, daß sie sich von uns trennen, denn sie sind nun mit uns ganz in einer Verdammnis. Sie sind von den Großmächten beschuldigt, daß sie aus Schwäche mit der Revolution gehen, sie sind um dieser Schwäche, um der geringeren Macht willen vom Auslande, vor allem von der englischen, durch Preußen und Österreich

ermutigten Presse wie Knaben behandelt. Nicht durch Proteste, nicht durch Noten, nicht durch ihre stehenden Heere werden sie aus der Erniedrigung sich retten, sondern durch das Volk, das hinter ihnen steht. Sie sind unüberwindlich, so bald sie nur mit ihm gehen; wer über die ganze begeisterte Jugend und Mannheit Süd- und Mitteldeutschlands zu gebieten hat, der hat niemand zu fürchten. „Laßt die kleinen Hunde bellen," sagt die Times, „sie werden schon stille werden, wenn sie eins auf die Schnauze kriegen." Soll das wahr werden? Solang in unsern Ländern ein Mann noch Waffen tragen kann, nicht, aber doch nur dann nicht, wenn die Regierungen ganz das Band begreifen, das mit der zwingenden Gewalt der höchsten moralischen Notwendigkeit uns an sie und sie an uns bindet. Wir sind in ihnen geschmäht und bedroht, sie in uns; wir heißen Revolutionäre und sie nicht minder, weil sie unsrer reinen und lautern Bewegung recht geben. Wir retten ihre Ehre, wenn sie uns unverweilt zur Tat führen, sie retten die unsrige, wenn sie uns draufschlagen lassen. Aber wir retten nicht nur beide einander, sondern wir retten Deutschland, wenn wir den großen Schicksalsmoment vereinigt benützen.

Wer es heute auf einen augenblicklichen Bürgerkrieg wagt, den aber Gott gnädig von uns wenden möge, der bewahrt Deutschland vor einem langen, blutigen und zerrüttenden Bürgerkrieg.

Es bedarf keines Wortes weiter, um zu beweisen, was Millionen von Menschen in dieser Stunde erkennen: daß es, wie jetzt die Dinge liegen, nur einen Weg gibt, und dieser Weg heißt: ohne Zaudern den Herzog Friedrich anerkennen, dann gemeinschaftlich erklären, daß Preußen und Österreicher in Holstein und Schleswig einzurücken nicht berechtigt sind, weil sie nicht im Auftrage des Bundes handeln, und zugleich eine Heeresmacht, so groß, als sie irgend zusammengerafft werden kann, nach den verratenen Herzogtümern schicken mit der Instruktion, Gewalt mit Gewalt zu erwidern, wenn man ihnen die Schwelle verlegen will. Wir unseres Teils sind eigentlich überzeugt, daß kein Schuß, wohl aber die Politik der Großstaaten und das preußische Regierungssystem fallen wird. Wer alles wagt, gewinnt alles. Wem man ansieht, daß er es auf das Äußerste ankommen läßt, wer ganz zeigt, daß er ein Mann ist, der — ist unser obiger Fuhrmann und reißt mit

seinen Hengsten den Wagen durch. Das jetzige Regiment in Preußen kann nur in Zeiten trägen Stillstands bestehen: eine große Stunde, ein Augenblick, wo das Allgemeine, das Außerordentliche in die Welt tritt, muß den schnöden Anachronismus stürzen, daß das Mittelalter über die neue Zeit herrscht, muß dem gebildeten Bürgertum im Kampfe gegen das Vorurteil der Rasse zum Sieg verhelfen, und mit Bismarck fällt auch — der Geist Metternichs, der in Österreich wieder aufgelebt ist und auf Deutschland anwendet, was er sonst nur in Österreich betrieb: Volk gegen Volk benutzen, um eines durch das andere im Schach zu halten und alle zu unterjochen; in der Tat: Ungarn und Slawen nach Schleswig-Holstein senden, dies ist ein Akt des Hohnes gegen Deutschland, den wir von einem äußern Feind, nicht von einer deutschen Regierung erwarten konnten. Fällt aber der Schuß doch, fließt Blut, bricht die Furie des Bürgerkriegs von der Kette, so liegt die Sache einfach so: zu den Regierungen, die man genötigt hat, dies Äußerste zu wagen, wenn sie nicht in Schmach untergehen wollten, steht ihr ganzes Volk, zu denen aber, die den dumpfen Zwang ausgeübt haben, nur ihr Heer und hoffentlich auch dies nicht ganz, nicht lange mehr. Das empörende Schauspiel kann daher nur einen Moment dauern, denn die Macht, die wir, reguläres Heer und freiwilliges Heer, darstellen, ist größer als die Macht, die uns gegenübersteht. Dabei ist vorausgesetzt, daß die treugesinnten Regierungen ihr Volk zu den Waffen rufen. Wenn je in der deutschen Geschichte, so ist jetzt der Zeitpunkt zu einem solchen Aufruf. Der Staatsmann, der seinen Fürsten dazu nicht zu raten wagt, steht nach unserer Überzeugung unter dem Mahnruf der großen, ernsten Schicksalsstunde. Er beweist ein Mißtrauen, wodurch eben das erst geschaffen wird, was eben es voraussetzt: Bestrebungen, Bewegungen im Volke, die in Widerspruch mit den bundestreuen Regierungen treten. Es gibt nur ein Mittel, die jetzige Bewegung zu bemeistern; es heißt: ihr Arbeit anweisen, sie zum Ziele führen. Den Jubel möchten wir sehen, wenn es eines Morgens hieße: Bayern, Württemberger, Sachsen, Badener, Hessen, Thüringer! Wir Fürsten wollen Recht und Ehre Deutschlands retten, wir bedürfen der geeinigten Volkskraft: wollt ihr mit uns gehen?

Es ist uns sehr wohl bewußt, daß Köpfen, die keinen andern Maßstab besitzen als den, der auf den hergebrachten Alltagslauf des Lebens paßt, dies unser Mahnen und Drängen verrückt erscheinen muß und daß sie nichts anderes zu hören glauben als die Sprache der unvergornen Freiheitsschreier von 1848, der sogenannten Gefühlspolitik, der rein zerstörenden Demokratie usw. Wir haben keine Antwort als: eben dies, daß unsre Staatslenker den Maßstab, der dem Ordinären entnommen ist, immer auch auf den außerordentlichen Moment anwandten, hat Deutschland in den Sumpf geführt, in welchem es seit mehr als 300 Jahren sich hinschleppt. O, daß die große Stunde große Geister fände!

Der Abgrund, in den wir haltlos rennen, wenn nicht urplötzlich das Außerordentliche gewagt wird, ist so oft gemalt, daß wir es uns ersparen können. Wir fügen zu den wohlbekannten Bildern der Schmach und Fäulnis, die uns bevorsteht, wenn der Fuhrmann ausbleibt, der draufhaut, nur noch eines, das soeben am westlichen Horizont aufsteigt. Die Absicht des französischen Kaisers, die Schleswig-Holsteinische Frage im geeigneten Moment in die Hand zu nehmen, fängt an, in deutlicherem Umrisse sich zu enthüllen. Er hat zu verstehen gegeben, daß Frankreich ein Einrücken Preußens und Österreichs in Schleswig ohne Bundesbeschluß nicht zugeben könne; französische Gesandte sollen erklärt haben, daß, wenn die beiden Staaten als europäische Mächte intervenieren, der Streit mit Dänemark aufhöre, eine innere deutsche Angelegenheit zu sein, und einen europäischen Charakter annehme. Wenn ihr nicht eilt, wie man eilt, wenn die Feuerglocke läutet, so wird, ehe ihr euch nur umschaut, der Fuhrmann aus Westen kommen und euch die Peitsche aus der Hand nehmen. Wollen wir das lieber wagen, als daß wir selbst unsern Wagen durchreißen? Wollen wir uns nachsagen lassen: alles wartete nur auf einen Mann, der kam auch, aber — nicht aus Deutschland!?

(Manuskript vom Januar 1864.)

Die Pause.

Von einem Deutschen im Ausland.*)

Man glaubt nicht, wie unheimlich und niederschlagend die Stille, die in Deutschland eingetreten ist, im Ausland sich ausnimmt, wo ich diese Zeilen schreibe. Zuerst, als der traurige Umschlag der mitteldeutschen Regierungen bereits unleugbar sich enthüllt hatte, schien es uns hier, als hoffe man noch zu viel, und jetzt will es scheinen, als hoffe man zu wenig; richtiger: damals schien es, als vertrauten die Deutschen noch zu viel auf die Zusagen jener Kabinette, und jetzt will es scheinen, als vertrauten sie zu wenig auf — sich selbst. Der Umschlag, durch manche bedenkliche Vorzeichen längst angekündigt, war uns klar, als die Nachricht von der letzten württembergischen Kammerverhandlung (am 19. Januar) ankam. Die Erklärungen der Minister legten die eingetretene Wendung so unverkennbar an den Tag, daß wir nicht begriffen, was die Kammer mit ihrem unbestimmten, jeder schärferen, praktischen Spitze entbehrenden Antrag auf Mobilisierung eigentlich bezwecke, und warum sie dem einzelnen Mitgliede, das sein Mißtrauen unverhohlen aussprach, mit sichtbarem Unwillen entgegentrat. Wollte man vielleicht, ohne daß man selbst noch Hoffnung hegte, doch noch Hoffnung zeigen, um die Volksstimmung aufrecht zu erhalten? Aber wie lange konnte man dann diesen künstlichen Schein noch fortführen, da schon die nächsten Tage die völlige Enttäuschung bringen mußten, da dieselbe sogar schon aus der Äußerung des Ministers von gewissen „mildernden" Erklärungen Preußens und Österreichs sich sonnenklar ergab? Es handelte sich um einen Konflikt, an welchem nichts, gar nichts zu mildern ist, um ein absolutes Entweder — Oder. Entweder man setzte dem Marsch des preußisch-österreichischen Okkupationsheeres die Tat entgegen, d. h. nach rasch bewirkter Anerkennung des Herzogs Friedrich das Ausrücken eines Bundesheeres mit dem Auftrag, es im Notfall, wenn das erstere ihm den Weg zu verlegen drohte, auf Gewalt ankommen zu lassen: oder man ließ den un-

*) Am 3. Februar 1864 geschrieben. A. d. H.

ersetzlichen Moment vorübergehn, ließ sich einschüchtern, begütigen, machte unfruchtbare Vorbehalte, Proteste, unterhandelte, diplomatisierte, schrieb und handelte, d. h. entweder man rettete Schleswig-Holstein, oder man gab es auf; man hat das letztere vorgezogen, und es ist aufgegeben, wenn nicht —. Doch von diesem „Wenn nicht" nachher ein Wort. Man ist erschrocken vor dem Wort „Bürgerkrieg". Es wäre nicht zum Bürgerkrieg gekommen, wenn man es auf ihn gewagt hätte. Die zwei Großmächte sind nicht so vertrauensvoll, als es scheint; schon der bloße, kurze, schnell wieder aufgegebene Anlauf Bayerns, Ernst zu zeigen, hat sie zu jenen „mildernden" Erklärungen, d. h. freilich zu nur scheinbaren Konzessionen vermocht, aber man sieht doch, was man mit dem wirklichen und standhaften Ernst erreicht hätte. Den Bürgerkrieg eröffneten Preußen und Österreich, die beiden Großstaaten haben uns die Gewalt entgegengesetzt. Gegen die Gewalt hilft keine Halbheit, helfen keine Formen; da heißt es handeln, da heißt es Mann sein, da heißt es: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, man hat gegen die Revolution im Bunde, gegen den Klotz — Schreibfedern gehabt, sonst nichts. Sobald wir uns dies nicht mehr verbergen konnten, war auch kein Zweifel mehr möglich, daß diese Partei für uns verloren ist. Der Akt des Dramas, der bis jetzt gespielt, hat für die Nation unglücklich geschlossen; uns bleibt nur die Hoffnung, daß es nicht der letzte ist. Wir bescheiden uns, den rüstigen Kämpfern der württembergischen Kammer Vorwürfe darüber zu machen, daß sie in der gedachten Sitzung handelten, als ob das alles nicht bereits klar wäre; wir sind zu fern vom Schauplatz, um die Motive ihres Verfahrens zu kennen; vielleicht wollten sie im Vorgefühl, daß nun eine Pause folgen werde, worin das Volk ratlos den anfänglich bereitwilligen, dann im entscheidenden Moment untätigen Regierungen gegenüberstehe, für diese Zeit des Stockens ein Bild ungebrochen in die Zukunft bauender Kraft hinterlassen.

Unsere anscheinend bundes- und rechtsgetreuen Regierungen haben sich in einer Stunde von uns getrennt, wo, wenn je in der Geschichte, ein wahrhaft heiliges Band Regierung und Volk umschlang. Wir waren in einer Schmach, in einer Verdammnis. Der Vorwurf: Revolution, erhoben von denen, die wirklich die

einzigen und wahren Revolutionäre sind, galt ihnen wie uns; das Hohnwort: „Man gebe diesen kleinen Kötern eins auf die Schnauze, so werden sie schon stille werden", traf sie womöglich noch mehr als uns. Wir wollten alles opfern, sie in uns, uns in ihnen aus dieser Schmach zu erlösen. Da, in dem Augenblicke, wo die Glocke der Entscheidung schlug, pflanzten sie eine Scheidewand zwischen sich und uns, um sich hinter ihr ungestört zurückziehen zu können. Ruhe, kalte Überlegung sei, so hieß es, niemals notwendiger gewesen als jetzt. Jawohl! wenn mir das Haus über dem Kopfe brennt, wenn mir das Messer an der Kehle sitzt, das ist so recht der Moment, wo Säumen, Denken, Grübeln die höchste Pflicht ist! Jetzt hüllte man sich in das Mysterium des Geheimnisses; während uns vor Angst um die höchsten Güter einer Nation, Recht und Ehre jeder Nerv zitterte, waren wir vor eine undurchdringliche Wolke hingestellt. Der Satz vom beschränkten Untertanenverstand wurde von Bismarck, unserem gemeinsamen Feind, heruntergelangt und an uns verabreicht, flog als richtiges Billard-Tachée von dort aus gestoßen uns an die Köpfe. Das Ministerium Linden in Württemberg hielt es für recht und gut, auf eine herzliche Adresse an den König mit einer Beleidigung für das Volk zu antworten. Wir sind Privatleute, wir verstehen nichts von der Sache; sie kann nur vom Fachmann, vom Techniker beurteilt werden. Wir hatten gemeint, es gebe Fragen in der Politik, von denen der schlichteste Mann im Volke so viel versteht als der gewiegteste Politiker; flammende Fragen, die das Einfachste, Ursprünglichste, Heiligste im Menschen aufwühlen und wachrufen und in deren kritischem Stand ein Kind den Moment zu erkennen vermag, wo schlechterdings gehandelt und entschieden werden muß. Wer zweifelt, daß die Politik eine Kunst und nicht eine Sache des unmittelbaren Gefühls ist? Wer zweifelt aber auch, daß sie ihre Momente hat, wo die Kunst getrennt von der Natur, taub gegen das Orakel in der gesunden Brust des Volks, zum Fluche der Nationen wird?

Mit einer Mischung von Mitleid und Ironie blickt das Ausland auf uns und sagt: „Es schien einmal wieder etwas werden zu wollen, aber es wird nichts, denn euch fehlt ein — Mann." Der Vorwurf ist ungerecht und doch gerecht. Das Volk hat das Seinige getan; man kann nicht mehr tun, als in den wirklich deutschen

Ländern, d. h. in Deutschland mit Ausnahme von Preußen und Österreich, geschehen ist. In beiden Großstaaten fehlte den Vertretern der Rückhalt und Nachdruck im Volk. Der Österreicher fieng an, warm zu werden, dann aber hatte er keine Zeit mehr, er mußte tanzen. In Preußen war wie immer das preußische Selbstgefühl stärker als das Nationalgefühl; der preußische Patriotismus, in diesem Falle reiner Egoismus, stellte die innere Frage des eigenen Hauses über die brennende deutsche, blind gegen die einleuchtende Aussicht, daß, wenn des ganzen Volkes ganze moralische Kraft sich auf diese warf, durch sie und mit ihr jene sich lösen mußten. Im Grunde wollte man für die Bewegung einfach darum nicht warm werden, weil sie — von den kleinen Staaten ausgieng. Die einzige energische Erweisung einer mitteldeutschen Regierung, die Antwort des Ministers Beust auf die unverschämte englische Note wurde — genau wie eine ähnliche gegen Rußland 1859 — verlacht, weil sie — eben von Sachsen kam, und der Kladderadatsch durfte den reinen Fusel seines blasierten Pessimismus über alles, über jede heilige Regung ausgießen. Die Bevölkerungen aber, die ungeteilt und ganz ihr Herz dem e i n e n öffneten, was not tat, sind grenzenlos unglücklich gewesen. Nachdem die Regierungen ihr Wort gegeben, durften sie sich nicht mit ihnen entzweien. Die reguläre Macht des Staates war die einzige Spitze, in welcher ihr hoch und rein erregter Wille sich zusammenfassen konnte. Sie standen wie e i n Mann, aber nur w i e e i n Mann; in der Spitze bedurfte es buchstäblich Männer oder e i n e n Mann. Er blieb aus, die Spitze bog in dem Augenblick um, da die Nation durch sie den Stoß führen wollte; wir hatten geschmiedet und geschmiedet: wir mußten entdecken, daß wir Blei gehämmert hatten. Im Volke der Mut, im Werkzeug Lahmheit und Feigheit! Und diese Schmach fällt, obwohl wir alles getan, was in unsern Kräften stand, doch auf uns zurück, und mit Recht. Das Urteil des Auslandes kann schließlich nicht unterscheiden, es rechnet alles ineinander und zieht die Summe: der große Moment hat bei euch keinen Mann gefunden!

Doch es ist noch nicht aller Tage Abend. D i e s e Partie ist für uns verloren, aber es ist nicht die letzte, dieser Akt ist tragisch geschlossen, aber das Drama spielt noch. Unsere Mittel sind zunächst erschöpft, wir stehen in einer Pause, wo wir nach außen nichts be-

wegen können. Zunächst ist es an der Bevölkerung Schleswigs, sich zu rühren; sie hat erklärt, daß jedes Dorf, jede Stadt, die von den Dänen befreit sei, den Herzog Friedrich proklamieren werde, und bereits hat sie angefangen, Wort zu halten. An uns kommt die Reihe wieder, sobald die Gefahr des europäischen Krieges uns näher rückt, den die „Vormächte", eben indem sie als ihren Zweck vorgaben, ihn zu vermeiden, über unserem Haupte zusammenziehen. Was der Deutsche Bund durfte und konnte, was namentlich Frankreich ihm einzuräumen bereit war, was als rasch vollendete Tatsache Europa imponierte und fremden Einspruch abschnitt, dazu wird den zwei Großstaaten, die nicht als Mandatare des Bundes, sondern im eigenen Namen handeln, das Recht von den europäischen Mächten bestritten, und so sind sie es, die Deutschland in die Wogen des allgemeinen Krieges stürzen. Die Mitschuld aber trägt die Lahmheit und Unentschlossenheit unserer Mittelstaaten, die für das Recht einzustehen geschworen hatten und die Hände in den Schoß legten, als man zur Tat schritt, es zu erdrücken. Wenn die Wogen über ihren Köpfen zusammenschlagen, dann, in der Not werden sie den Geist wieder anrufen, dem sie jetzt widerwillig einige Schritte folgten, um ihm dann die Türe zu weisen. Die unberufenen „Privatleute" werden dann auf einmal wieder zu Ehren kommen. Wir aber — beschworen sei jeder, für den es noch etwas Höheres als Gewalt gibt, daß er mit ungeschwächter Spannung seiner Seele dazu wirke, bis dahin und während der gegenwärtigen bangen Pause das heilige Feuer nicht erlöschen zu lassen! O, keine Stunde, keine Minute sei es vergessen, daß vor uns nur die Wahl: entweder mit Ehren bestehen, oder zur Infamie verurteilt sein unter den Völkern der Welt. Und gestehen wir es uns nur: eine neue herbe Lehre haben wir verdient; der vorzeitige Dankjubel für bloße Versprechungen war kindisch, war ein Zeichen tiefer Unreife. Dürfen wir uns wundern, wenn unsere Regierungen, denen wir uns als Kinder gezeigt haben, uns nun, da wir sie an ihre Versprechungen mahnten, als Kinder heimschickten? Die Lehre sei unverloren! Wir wollen es uns gesagt sein lassen, daß es Zeit ist, endlich, endlich die Kinderschuhe abzulegen und als Männer vor unsere Throne zu treten.

Es gibt eine besondere Gattung von Schlechtigkeit, welche aus-

zuhecken Deutschland vorbehalten blieb. Wir rühmen uns einer größeren Sittlichkeit als andere Völker, wir betrachten die Tugend der Treue als eine Art von Monopol des deutschen Charakters. Mag sein, daß unser Privatleben diese Kräfte reiner aufzuweisen hat als das Privatleben anderer Völker. Aber wie steht es im Öffentlichen? Keines neueren Volkes Geschichte hat einen Verrat der eigenen Macht an den Heiligtümern der Nation aufzuweisen wie die Verschleuderung des Elsaß, die Verschacherung Schleswig-Holsteins, das Kriegführen im Interesse des Feindes, gewürzt mit dem hämischen, giftigen, grinsenden Hohn gegen das eigene Recht, die eigenen Interessen, die heilige Begeisterung der Nation, die materiellen Leiden der preisgegebenen, verkauften Stämme des eigenen Bluts. Anderswo nimmt man, erobert man ohne Recht, um dem Staat Größe und Ruhm zu verleihen; bei uns kämpft man für den Feind, um ihm zu erhalten, was Recht und Ehre und Wahrheit u n s zusprechen. Andere haben den Feind draußen, wir im eigenen Schoße, wir sollen uns mit uns selbst schlagen, um aller Welt Spott zu sein. Die Schmach dieser vollendeten, rein deutschen Schlechtigkeit fällt auf uns, auf die Nation, wenn wir ihr nicht ein Ende machen. Halten wir unsere innere Kraft ungebrochen: die Verzweiflung wird ihr den Weg weisen, wenn die Stunde schlägt. Man wird uns wieder brauchen, wir werden wieder gut genug sein, die wankenden Throne zu retten, wir aber werden dann unsere Bedingungen stellen, und unser erster Ruf wird sein: eine Nationalvertretung.

(Süddeutsche Zeitung Frankfurt a. M., Nr. 73, Mittwoch, 10. Februar 1864 Morgenblatt; Schluß Nr. 74, Abendblatt.)

Die Wahrheit unserer Lage.

Der Verrat an Schleswig-Holstein wird in kurzer Zeit vollendet sein, und bereits kann man über das, was wir in diesen letzten Monaten erleben mußten, Betrachtungen anstellen wie über etwas Vergangenes. Daß die Sache der Herzogtümer, obwohl bald abermals begraben, dennoch nicht tot sein wird, versteht sich; ebendarum ist es der Mühe wert, unsere neueste Erfahrung uns zu überlegen und uns zu Erwägungen zu sammeln, die unsern Willen kräftigen, daß wir nicht verzagen. — Wir erkannten, daß nur ein engeres Bündnis der süd- und mitteldeutschen Staaten das deutsche Recht und die deutsche Ehre retten könne. Ein solches Bündnis ist aber an sich und abgesehen von dem bestimmten Fall eine Notwendigkeit; der Fall belehrte uns nur aufs neue, wie sehr es uns not tut. Manche gewichtige Gründe sind gegen die Trias vorzubringen und vorgebracht; noch neuerdings, am 24. Februar, hat der badische Ministerpräsident sich gegen diese Form erklärt. Er hat aber hinzugesetzt, das Föderativsystem zur Wahrheit zu machen, dahin müsse unser Bestreben gehen. Nun und eben das Föderativsystem fordert eine dritte Gruppe im Bunde; denn in der Tat, der folgende einfache Schluß ist unseres Wissens noch von niemand widerlegt: ein föderatives Verhältnis unter einer Zahl von Staaten, die an Größe und Macht unendlich verschieden sind, ist ein Unding, ist nicht ein Bund, wohl aber ein Ausbund von Uneinigkeit und Schwäche; die zwei Großstaaten haben kein Gegengewicht; sind sie uneins, so rollen die andern kleinen und halbgroßen Gewichte haltlos wie Kugeln zwischen ihnen herüber und hinüber; sind sie einig, so setzen sie, wie wir ja eben jetzt erleben, die letzteren zur reinen Null herab; einigen sie sich also gegen das Recht und Interesse der Nation, so ist keine Macht da, ihnen zu wehren. Da wir nicht mediatisieren, einen dritten Großstaat nicht bilden können, so ergibt sich die Notwendigkeit einer Gruppe, die durch engeren Zusammenschluß eine Einheit bildet, so klar, als A = A, oder 2 × 2 = 4. Wer diesem Schluß entkommen will, der muß sich für Hegemonie eines der Großstaaten entscheiden; er mag zusehen, wie er sie fertigbringt, und wenn er sie fertigbrächte, was er damit

Gutes schafft; ein Drittes gibt es nicht, denn Republik ist für Deutschland ein Phantasiebild. Da eine Gruppe von Staaten, auch möglichst eng verbunden, immer schwächer ist, als e i n Staat, so muß dies Bündnis durch einen moralischen Hebel ersetzen, was ihm an strafferer Einheit fehlt, und dieser Hebel ist gemeinsame Vertretung, er ruht im Volke. In den süd- und mitteldeutschen Staaten liegt das eigentliche Deutschland. Jetzt soeben führen die zwei Großstaaten vor unsern Augen den neuen Beweis der alten Wahrheit, daß sie eigentlich nicht deutsch sind, die Regierungen nicht und das Volk nicht, denn hinter den Abgeordneten, die für Deutschlands Interesse, Eigentum und Ehre auftraten, stand ja kein Volk; die Bewegung in Preußen und Österreich verlief sich in einigen zerstreuten, matten Wellen. Die oft gemachte Erfahrung hat sich wiederholt: die Bevölkerung der politisch schwachen Staaten ist es, in welcher der deutsche Gedanke wahrhaft lebt und die brennenden Fragen, die auf ihn zurückführen, nachhaltig zünden. Dieselben Stämme sind aber in alter konstitutioneller Schule weit vorangeschritten an politischer Reife, und so sind sie doppelt berufen, als moralischer Faktor in gemeinsamer Vertretung ihren verbündeten Staaten die Stärke zu geben, die ihnen in ihrer Vereinzelung und selbst in ihrer Verbindung fehlt. Wir sprechen von mittel- und süddeutschen Staaten; was aus Hannover werden soll, dürfen wir der Weltgeschichte anheimgeben, die ja von Anbeginn darauf angelegt ist, daß es bestehe und „daure bis ans Ende der Tage". — Der große und ernste Rechtsfall, der sich für Deutschland durch den Tod des Königs von Dänemark ereignete, stand zu dieser Aufgabe der schwächeren Staaten, die an sich und ohne ihn durch die Natur der Sache gegeben ist, in einem doppelten Verhältnis: er brachte die erwünschte Gelegenheit, sie in Angriff zu nehmen, und umgekehrt, ihre rasche Lösung rettete die unglücklichen Herzogtümer. Alle guten Sterne des Himmels konnten eine günstigere Lage nicht bringen; das Schicksal selbst, die freundliche Gottheit selbst drückte unsern Regierungen das Heft für die neue Schöpfung in die Hände. Ein treues, herzliches, redliches Volk rief ihnen mit tausend Stimmen zu: faßt das Werk an! Mit noch stärkerer Zunge womöglich als das Gut und der Segen, den unternehmender Mut versprach, predigte die Aussicht auf die Übel, welche die Unterlassung bringen mußte: Erniedrigung, eigene Nichtigkeitserklärung, Lächer-

lichkeit, Schmach, unselige Zukunft der abermals preisgegebenen Stämme an der Elbe. Umsonst! Unsere Regierungen wollten lieber durch ihresgleichen zu Nullen herabsinken, als sich auf das Volk stützen und durch seine moralische Kraft, seinen opferwilligen Geist zu Macht und Würde steigen. Eigentlich waren es zwei Quellen, woraus ihr Kleinmut floß: neben dem Mißtrauen gegen das Volk Mangel an Entschluß, an Unternehmungsgeist überhaupt. Als die ersten großen Fehler begangen waren, blieb nur e i n e Wahl: man mußte es auf einen Zusammenstoß zwischen den rasch zu vermehrenden Bundestruppen und der Heeresmacht der Großstaaten ankommen lassen. Darüber ist viel gestritten; fest aber steht: entweder man wagte dies, oder die Lahmlegung der schwächeren Staaten war entschieden. Wem Gewalt angetan wird, der muß mit Gewalt antworten, oder er antworte gar nichts, füge sich alsbald und ganz. Was ist Widerstand gegen vorschreitende Gewalt, der sich vor der Entscheidung scheut, der den Bruch meidet? Null und nichts, das reine Geständnis der Schwäche, die Lächerlichkeit. Für uns aber, die wir behaupten, daß es zum wirklichen Zusammenstoß, zum Bürgerkriege, wenn man es auf ihn wagte, n i ch t gekommen wäre, liegt ein schlagendes Beispiel vor: Ein Mann, General Hake, wagte es, den Ernst zu zeigen, als die Preußen in Altona die Hauptwache mit Gewalt zu besetzen drohten; er erklärte, daß er von den Waffen Gebrauch machen werde; das wirkte, und die Sachsen behielten ihre Hauptwache. Dies ist ein Bild im kleinen von dem, was im großen hätte geschehen sollen und können. Es bewies, daß Preußen Ursache hat, den vollen, entschiedenen Bruch zu scheuen, und mit Österreich wird es sich nicht anders verhalten; es bewies, was die Mittelstaaten erreicht hätten, wenn sie Manns genug gewesen wären, vor dem Momente der Entscheidung nicht zurückzubeben. Die größte Sünde in der Politik ist die Schwäche. Bismarck und Rechberg handeln gegen das heilige Recht, aber sie handeln wie Männer, und sie gewinnen, denn die Stärke siegt. Die Gedemütigten hatten ihnen keinen Mann entgegenzustellen, und das wird ihnen die Geschichte nicht vergessen. — Nicht minder als die augenblickliche Tat scheuen die Mittelmächte die organische Schöpfung. Bedurfte es je eines Beweises, daß Deutschland mit seiner Bundeseinrichtung nicht länger leben kann, so lieferte ihn die gegenwärtige Verwicklung. Daß die schleswig-holsteinische

Frage die deutsche Frage in ihrem Schoß berge, konnte vom ersten Moment ein Kind einsehen. Hier wie dort, wo es auf rasche Aktion ankam, hat mit dem Argwohn gegen das Volk die Unentschlossenheit an sich zusammengewirkt, daß man nichts unternahm, nichts tat. Man fürchtet, die Roten kämen herauf, sobald man das Volk riefe; man hört das Wort Parlament und denkt augenblicklich an die äußerste Linke, an Barrikaden, badische Revolution, Reichsregentschaft usw. Man tut also nichts, fristet das kümmerliche Leben so hin und hinterläßt die Erbschaft eines unmöglichen Zustandes den glücklichen Enkeln, welche die Folgen der Schwäche der Ahnen ausbaden mögen. — Die anfangs, wie es schien, so willigen Staaten haben beschlossen: 1. Preußen und Österreich auf keinen Fall feindlich entgegenzutreten, 2. alle Mittel anzuwenden, um den Herzogtümern zu ihrem Rechte zu verhelfen. Da nun Preußen und Österreich das Recht der Herzogtümer schlechterdings nicht wollen und in Gutem nicht nachgeben, so wird Nr. 2 durch Nr. 1 aufgehoben: macht Null. Und wohin es mit den vorher schon schwankenden und halbwilligen Staaten gekommen ist, hat uns der letzte Bundesbeschluß gesagt. So steht es. Was soll es tun, das unglückliche, verlassene Volk der Deutschen? Sich selbst nicht verlassen, seine neuesten Erfahrungen tief in sein Buch eingraben und auf der Wache stehen, nicht einschlafen, nicht verzagen. Die Verwicklung in Schleswig-Holstein ist noch nicht zu Ende. Nach menschlichem Dafürhalten ist es wahrscheinlich, daß den Großmächten das widerspruchvolle Unternehmen, einen blutigen Krieg im Interesse des bekriegten Feindes zu führen, über den Kopf wächst. Die Geschicke sind stärker, als die Willkür und der Frevel der Menschen. Entspinnt sich ein europäischer Krieg, so bedürfen unsere Regierungen die Hilfe des Volksgeistes, den sie heute noch scheuen und verachten. Er wird zur Hand sein, aber wahrlich nicht, um das Chaos zu besiegeln, das unter dem Namen deutscher Bund das Gelächter der Welt ist. Wir können irren; die Nemesis geht oft lange Wege; möglich, daß es der edlen Staatskunst gelingt, die Angelegenheit der Herzogtümer durch Konferenzen abermals zu „ordnen". Darum aber wird sie dennoch nicht zu Ende sein; der Schluß, daß sie wieder aufstehen wird, wie sie fünfzehn Jahre nach ihrem letzten Begräbnis auferstanden ist: dieser Schluß kann nicht trügen, und daß die Zeit ihres Schlummers nicht abermals

fünfzehn Jahre dauern wird, das ist doch wohl mehr als eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Was aber immer kommen mag, wir sind nicht verloren, wenn wir nur leben. Ein Volk, das lebt, muß zu seinem Rechte gelangen, auch ohne den Weg der Gewalt, der doch stets mit Reaktion zu endigen pflegt. Haben wir bis jetzt nichts erreicht, so ist es an uns, uns zu gestehen, daß wir noch nicht genug leben, daß die Lebenden noch in der Minorität sind. Ist die Majorität erst da, sie muß durchdringen. In ihrer Mitte werden sich Männer finden, denn sie sind hoffentlich Deutschland nicht ausgegangen. Ersteht kein Freiherr vom Stein mehr aus dem deutschen Adel — und daran allerdings zweifeln wir — das Bürgertum, das jetzt noch mitten im Kampfe gegen das brutale Vorurteil der Rasse steht, wird ihn erzeugen. (Schwäbische Kronik, 4. März 1864.)

Elsaß und Lothringen.

Ein Beitrag zur Feststellung der öffentlichen Meinung.

Die Frage, ob wir nach schließlichem Siege das Elsaß und den Deutsch redenden Teil von Lothringen nehmen sollen, wird mit wachsender Lebhaftigkeit in und außer der Presse besprochen. Man kann eine Art von Schicksalsscheu dagegen fühlen, vom Siegespreise so viel zu reden, ehe der Sieg wirklich errungen ist, man kann mit Solon warnen: der Mensch solle den Tag nicht vor dem Abend loben; man kann es umgekehrt auch komisch finden und an die Frau mit dem Eierkorb, oder an die kinderlosen Eltern erinnern, die über die Erziehung ihrer Sprossen sich zanken: die Frage wird trotzdem nicht ruhen, sie kann nicht ruhen, die Motive sind zu stark, die uns über solche Bedenken hinwegtragen. Die öffentliche Meinung muß in diesem Punkte zur moralischen Macht werden, ehe er von der Diplomatie entschieden wird. Ganz Europa wird gegen uns sein, denn niemand gönnt uns, was uns gehört, und niemand will uns groß und stark; die Erfahrungen von 1814 und 1815 haben uns gelehrt, daß wir den Gespinsten der Diplomatie nicht vertrauen dürfen; haben wir jetzt auch Grund zu mehr Vertrauen — es gibt in der Politik kein Vertrauen, wo Schicksale der Völker ohne ihr Wissen und Mitraten entschieden werden sollen. Die öffentliche Meinung hat bei dieser Entscheidung mitzuwirken; sie wird es direkt nicht können; man wird die Vertretungen der Nation nicht fragen, ehe man handelt; desto gewisser muß die Nation indirekt, eben als moralische Macht, ihre Beteiligung erzwingen. Ihr Wille muß so gewichtig, so unbedingt ausgesprochen sein, daß die Regierenden ihm nicht zuwiderhandeln können; diejenigen, in deren Hand die Entscheidung liegt, sollen in keinem Zweifel darüber sein, was diese Stimme einmütig, mit dem ganzen Nachdruck der unendlichen Mehrheit fordert und was vor ihr, wenn es geschehen ist, verantwortet werden kann, was nicht.

Man sollte nun meinen, es sei so sonnenklar, daß jeder Versuch einer Beweisführung nur lächerlich werde: wir müssen das

Elsaß und den deutschgebliebenen Teil von Lothringen wieder haben. In der Tat, kein richtig bestelltes Gefühl, kein gesund denkender Kopf kann auch nur einen Augenblick daran zweifeln, daß mit gleich gebieterischem Befehl unser Recht, unsere Ehre, unser Interesse es fordern. Das Recht: denn wir wollen und sollen endlich wieder an uns nehmen, was unser ist, was uns gestohlen, was uns geraubt ist; war die Schlechtigkeit der alten Reichszustände, die Charakterlosigkeit unserer Ahnen mitschuldig, daß der Raub begangen werden konnte, so sind wir doch nicht verpflichtet in Ewigkeit unter dieser Schuld zu leiden; das Recht: denn gerächt soll endlich werden alle Mißhandlung, alle Plünderung, Sengen, Brennen und Mord, was diese Tigernation seit Jahrhunderten an uns verübt hat; und noch einmal das Recht: denn mit Geld nicht kann uns so viel teures Blut bezahlt werden, das vergossen ist, das heute und morgen noch in Strömen vergossen wird; nicht um Franken und Taler sollen unsere Söhne, Gatten, Väter auf den Schlachtfeldern ausgeröchelt haben, als Krüppel ihr Leben fortschleppen; wir verlangen für das, was unersetzlich ist, wenigstens Land und Leute. Eine Nation, deren Heer auf Verbandplätze, auf Parlamentäre schießt, eine Nation, deren öffentliches Urteil dies und den Mord und die Blendung von Verwundeten billigt — diese Nation genießt noch eine unverdiente Gnade, wenn wir ihr bloß ein Stück abreißen. Das Interesse: denn nicht länger soll der Nachbar, der nie Ruhe gibt, nie aufhört, als das Seinige anzusprechen, was unser Eigentum ist, seinen gepanzerten Fuß, zum Sprunge stets bereit, seine starken Burgen und Wälle als ebenso viele gesicherte Ansätze zum Ausfall und Schlupfwinkel des Rückzugs in unserm Rhein-, Saar- und Moseltal haben. Schon beunruhigen peinliche Gerüchte die öffentliche Meinung: Preußen werde das letztere, aber nicht das elsässische Rheingebiet verlangen. Dies kann nur Lüge sein, aber solche Gerüchte erzeugen sich, wo die Gemüter beunruhigt sind. Und die Ehre? Nun, dafür sollte es keines Beweises mehr bedürfen; wer nicht will und tut, was recht und gut ist und was ihm zu wehren niemand die Macht hat, wer nicht wagt zu nehmen, was sein ist, der ist eben schlecht und mag fernerhin verachtet unter den Nationen wandeln.

Nun aber ist eben nicht jedes Gefühl richtig bestellt, nicht jeder Kopf gesund. Wir erwähnen nur als absurde Kuriosität den Vorschlag: aus jenen Landen solle ein selbständiger neutraler Staat geschaffen werden. Wir gedenken nicht, uns mit dem absolut Querköpfigen zu befassen. Dagegen taucht mit etwas mehr Schein von Sinn da und dort die Meinung auf: man müsse erst die Elsässer und Lothringer nach ihrem Willen fragen, ob sie ferner zu Frankreich oder jetzt zu Deutschland gehören wollen. Aus ganz verschiedenen Lagern wird diese Meinung vernommen; da ist es ein ängstlicher oder zweideutiger Realist, dort ein sentimentaler Freiheitsidealist, der sie vorträgt. Nennen wir den Realisten einen möglicherweise zweideutigen, so denken wir an die französischen Neigungen, die in manchen Kreisen Deutschlands fast unausrottbar sind. Wir würden es nicht der Mühe wert finden, hier die wiederholten Klagen zu erwähnen, über gewisse Erfahrungen in unsern Bahnhöfen, wenn wir nicht ein Zeichen darin sähen; daß kokette Herren und Damen deutsche Verwundbete übergehn, um mit französischen zu parlieren und ihnen Sträuße zu reichen, das weist darauf hin, daß selbst all das Blut nicht vermag, die alte Erbsünde der Franzosensucht in uns auszutilgen, und diese wird sich in der Politik schädlich genug als ein Instinkt äußern, Frankreich selbst jetzt nicht zu schwächen. Doch es gibt auch einen ehrlichen, nur zu bedenklichen Realismus. Seine Meinung ist: diese deutschen Stämme haben sich längst gewöhnt, sich als Franzosen zu betrachten; sie haben sich als Glieder eines großen und starken Ganzen wissen und das zerrissene, unmächtige Deutschland verachten gelernt; das Gefühl der Nationalität ist ihnen erloschen im Gefühle des Staatsverbandes, dessen Schicksale sie so lange geteilt haben; sie wären uns ein schlechter, gefährlicher Zuwachs, wir wollen keine widerspenstigen, gezwungenen Landsleute, keine Lombardei, kein Venetien. Es ist wahr, daß die Abkehr dieser Bevölkerung von Deutschland, wenn einmal nur von der Vergangenheit die Rede sein soll, erklärt und entschuldigt ist; aber gerechtfertigt ist sie auch so nicht. Diese Elsässer, welche den Tag über nicht Deutsch können, abends jedoch, wenn sie vom Wein kommen, auf einmal ihre Muttersprache wieder verstehen, die deutsch auf Deutschland spotten, und von den Franzosen doch als deutsche Lümmel und Quadratköpfe mißachtet und belacht

werden — man gestehe nur, sie waren immer eine widerliche Erscheinung. Es gibt nur e i n e n Fall, wo naturgemäß das Nationalitätsgefühl im Staatsgefühl erlöschen darf, er tritt ein, wenn ein Staat verschiedenen Nationalitäten, die er in sich vereinigt, ein so über alle Güter großes Gut gewährt, daß sie wirklich die natürliche Abstammung darüber vergessen können; dieses Gut ist eine vernünftige, von tüchtigem und wahrhaft konservativem Bürgersinn gehütete Freiheit, wie sie die Schweiz besitzt; aber ein solches Gut haben die Elsässer nie besessen in ihrem Verbande mit Frankreich, und selbst der Ausnahmefall, die Schweiz: ihr Kern ist doch ein nationaler, ihr Kern, der zuverlässige Träger ihrer Freiheit, ist doch der deutsche Stamm, und liebenswürdig ist es wahrlich auch am deutschen Schweizer nicht, wenn er Frankreich bewundert und sein Mutterland herabsetzt; er zeigt dadurch, daß er gerade im schlimmsten Punkte nur zu sehr ein Deutscher ist: im Laster der Anbetung des schimmernden, durch hohlen Schein bestechenden Fremden. Doch es sei: die Elsässer sollen absolviert sein für die frühere Vergangenheit; aber die Vergangenheit seit 1851? Die Gegenwart? Die Ehre, von einem Croupier regiert zu werden? Für ihn, damit er seinen Thron erhalte, sein Blut vergießen? Dagegen, sollte man meinen, wäre die Aussicht, nun zu honetten Leuten zu kommen, Motivs genug, sich zu erinnern, wohin man von Haus aus gehört. Und die sichere Zukunft? Die Aussicht, an ein Deutschland zurückzufallen, das durch diesen Krieg hoffentlich geeinigt wird, an ein Deutschland, das Ehre und Größe nun auch zu bieten haben, das aber eine friedliebende Macht sein wird, die ihre Söhne nicht in blutige Eroberungskriege schleppt: Vernunft und gesunder Sinn müßten ja ganz erstorben sein in den Gemütern jenseits des Rheins, wenn diese Aussicht nicht rasch ihre Kraft übte. Nehmen wir dazu, daß Sitte und Wesen trotz alledem und alledem noch deutsch sind, daß das Landvolk noch deutsch, nur deutsch spricht, so müßte es doch seltsam zugehen, wenn nicht im Verlauf von ein paar Jahrzehnten der französische Lack vom deutschen Kern abblätterte und die überrheinischen Deutschen gern wären, was sie von Natur ja wirklich sind, nämlich eben Deutsche. Wir unterjochen kein fremdes Volk, wir schaffen uns keine Lombardei, kein Venetien, wir holen verlorne Söhne ins Vaterhaus zurück. Der Realist wird noch ein anderes

Bedenken aufführen. Wohin mit diesen Landen? Die Einzelstaaten dürfen nicht vergrößert werden, und Preußen, wenn auch der führende Teil, soll doch Teil bleiben, darf also auch nicht über alles Verhältnis an Umfang sich ausdehnen. Wird aber Deutschland, wie wir hoffen, ein wahrer und wirklicher Bundesstaat, d. h. wird Heerwesen, Vertretung im Ausland, Verkehr und alles, was wirklich allgemein ist, Bundessache, und bleiben die Glieder nur in dem selbständig, was wirklich ihre eigene Angelegenheit ist, so kann eine Vergrößerung der Teile, wodurch sie einander gleicher werden, nicht nur nicht schaden, sondern dem Ganzen nur dienlich sein. Der führende Staat mag dann an Größe alle andern noch mehr überwachsen als vorher: ist das Bundesverhältnis einmal geordnet, so kann dies nur die Kraft des Ganzen stärken. Hätten wir seinerzeit gegen das Übergewicht der Großmächte einen Bund der Mittel- und Kleinstaaten auch nur versucht, so hätten sich ja zwischen diesen und jenen und wieder zwischen den stärkern und schwächern Mittelstaaten dieselben Mißverhältnisse und Reibungen eingestellt wie zwischen ihnen allen und den Großstaaten. Teile, die durch die Vergrößerung im wiedereroberten Land unter sich gleicher geworden sind, werden sich der gleichen Unterordnung unter den führenden Staat, mag auch er an Macht noch vergrößert sein, leichter fügen als Teile, die in der alten Ungleichheit unter sich verharren.

Nun aber bleibt ein Wort mit den Idealisten zu sprechen, welche aus ganz anderm Grund ihr Bedenken auf den angeblichen Willen der Landesbewohner gründen. Der Realist denkt an den konkreten Fall, an die Sinnesart der verwelschten Deutschen, er schließt aus einer Tatsache, nur daß er zu großen Respekt vor dem Schein in dieser Tatsache und vor der Einmischung des Auslands hat, das aus diesem Schein den Vorwand für die Schwierigkeiten ziehen wird, die es uns zu bereiten gewiß entschlossen ist; der Idealist geht vom abstrakt verstandenen Freiheitsprinzip aus, das — man mag sagen was man will — als zentrifugale Richtung auf die zentripetale, den Vaterlandssinn, lähmend wirkt; der Demokrat, nicht wie er sein sollte, sondern wie er einmal ist, denkt an Freiheitsverbrüderungen unter den Völkern, ehe er daran denkt, der natürlichen Brüderschaft des Volkes ihre Existenz zu sichern. Da von Frankreich die moderne Freiheitsidee ausgegangen ist, so sieht er das französische

Volk in der französischen Demokratie, ist blind gegen die unverschämte Herrschaft und Ruhmsucht des ganzen Volkes, und also auch blind dagegen, daß jene Partei das Eroberungsgelüste mit allen Parteien in Frankreich, mit allen ihren natürlichen Brüdern von jeher geteilt hat. Er hofft einmal von dorther das Heil und wird sich auch jetzt nicht von dem Glauben trennen, daß den deutschen Brüdern, die drüben im Stiefbruderverbande sitzen, mögen sie gegenwärtig auch samt diesen den Fröschen in der Fabel gleichen, die den Storch zum König gewählt haben, doch in Bälde das tausendjährige Reich angehen werde. Diese Vorstellung wird insgeheim, vielleicht unbewußt zugrunde liegen, wenn die politische Sentimentalität geneigt ist, jetzt den Gedanken aufzunehmen: man solle im Elsaß und in Lothringen herumfragen, etwa gut bonapartisch durch ein Plebiszit herausbringen, ob man bei Frankreich bleiben oder zu uns gehören wolle. Hübsch! Die Kinder sollen abstimmen, ob sie Kinder ihrer Mutter seien! Der Wille! Als ob es nicht auch einen schlechten Willen gäbe! Ich denke, die Mutter treibt Kindern, die ihr widerspenstig sind, den schlechten Willen mit der Rute aus. Und mit der Rute leider haben wir anfangen müssen. Die entarteten Kinder müssen unsere Faust fühlen. Zwar die mörderischen Schüsse auf die Unsrigen, die haarsträubenden Greueltaten an Verwundeten, die wir in prompter Justiz mit Kugel, Strang und schädelspaltender Axt gerichtet haben, sind — es gereicht noch zum Troste — nicht ausschließlich aus politischem Haß hervorgegangen, und diese Untaten werden, soviel uns bekannt, nur von Nationalfranzosen gutgeheißen; doch aber darf und soll die ganze Bevölkerung der deutschen Provinzen die Leiden, die ihr dieser Krieg bereitet, als Züchtigung eines langen, wohl entschuldigten, doch nimmer gerechtfertigten Abfalls ihrer Gesinnung vom Mutterlande betrachten. Der Züchtigung wird die Liebe folgen, und diese wird sie wieder zu Deutschen erziehen. Der Sprachunterricht mußte immer mit dem Stock anfangen, es wird schon besser kommen, und sie werden bald froh sein, sich wieder in der Zucht und Hut des Vaterhauses zu befinden.

Daß man eine Frage, die dem politischen Mut und der frischen Entschlossenheit so gar keine Frage ist, von verschiedenen Seiten mit so schüchternem und besorgtem Finger anrührt, das scheint doch

eines der Symptome zu sein, die von einer Unklarheit zeugen, in welcher begreiflicherweise unsere Begeisterung sich noch bewegt. Gewiß ist sie viel heller, wacher als die Begeisterung der Freiheitskriege. Gestehen wir uns, daß jener Aufschwung, der in dem heutigen so wunderbar wiederkehrt, so schön, so groß er war, durchaus etwas Unreifes, Unmündiges an sich trug. Alle herrliche Poesie, alle Äußerungen der allgemeinen Geisterbewegung von damals tragen doch einen Zug des Kindischen an sich; man sieht ihnen sämtlich an: das sind die Gefühlsregungen einer Nation, die sich nicht bewußt ist, was sie für ihre ungeheuren Opfer fordern soll — einer Nation, die auf dem Schlachtfelde tapfer, im Rate blind ist; die draufschlagen, aber nicht bauen, nicht organisieren kann; einer Nation, die von ihren Dichtern mit Romantik und Mittelalter chloroformiert ist; einer Nation, die sich um die Früchte ihres Bluts betrügen lassen wird. Etwas von diesem Dusel geht uns doch noch nach, wenn wir so vorschnell rufen: „Die deutsche Einheit ist da." Die Wahrheit ist: wir sind für jetzt, in diesem Akt, in diesem Krieg einig; aber wir sind lange noch nicht eins. Es ist etwas, und es ist etwas Großes, daß wir einig sind, und Großes, Herrliches haben wir bereits dadurch erreicht. Selbst wenn wir — was der Himmel verhüte! — den Krieg nicht siegreich zu Ende führen: niemand, keine Nachwelt kann uns bestreiten, was geleistet i st. Deutsche Tugend hat die alten Stammeszwiste, hat den alten Eigensinn geopfert, deutsche Tapferkeit und Intelligenz hat in furchtbaren Schlachten gesiegt, der Genius Deutschlands steht hoch aufgerichtet als ein Geist des Lichtes, der Wahrheit, der Ehrlichkeit und setzt den Fuß auf den Dämon der Lüge, der Verdorbenheit, der Bosheit, der Grausamkeit, der moralischen Fäulnis. Das ist aber geschehen und geschieht in der Stunde der Begeisterung. Wenn die nüchternen Tage kommen, wenn es heißt, ein dauerndes Gebäude aufführen, wenn es gilt, so viel der Selbständigkeit bleibend opfern, als wir dem Ganzen einer wirklichen Einheit opfern müssen — wer steht uns dafür, daß dann die Einsicht und die Opferwilligkeit uns vorhält? — daß dann der Staat, der jetzt seinen Beruf, uns zu führen, unzweifelhaft bewährt, der Partei endlich den Abschied geben wird, die ihn unverbesserlich zurückhält in der Entwicklung zum wirklich modernen Staat, ihn uns entfremdet und uns gegen die Unter-

ordnung unter ihn verbittert? — daß die Fürsten, wenn es Ernst wird, daß sie von nun an nicht mehr im alten Sinne souverän sein sollen, sich fügen? — daß in den Stämmen der Nation, in den Parteien die Querköpfigkeit, die Verstocktheit, die da behauptet, die Freiheit retten zu müssen, und nur dem Partikularismus dient, endlich weiche? — daß der giftigste Feind aller nationalen Einheit, Macht und Größe, den Ultramontanismus, dessen letzte Brut diese Eintracht im Kriege zertreten hat, uns nicht neue Dracheneier ins Nest legt?

Doch genug! Diese Zeilen wollen kein unheimlicher Eulenruf und keine wohlweise Belehrung sein; sie wollen sich nicht anstellen, als seien sie von einem Besserwissen über die bestimmtere Form des Bundesstaats diktiert, von der wir jetzt alle noch wenig Klarheit haben; sie wollen allerdings Besorgnisse aussprechen, sie wollen Sorge mitteilen, auf andere übertragen, aber nur mit dem unbefangenen Zweck, Vorsorge zu wecken. Organisieren wir nach dem Siege Deutschland nicht, so liegt freilich auch nichts daran, ob wir unser Eigentum, Elsaß und Lothringen, wiedernehmen; haben wir den Mut nicht, dies wiederzunehmen, so werden wir auch den Mut und den Verstand und die Entsagung nicht haben, Deutschland zu ordnen. Doch laßt uns hoffen! Frisch auf! Straßburg und Metz her, und die Mainlinie weg!

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung Augsburg, 30. August 1870.)

Der erste bittere Tropfen

in den reinen Kelch der großen Zeit ist das Übermaß von Ehre, das man dem gefangenen Kaiser erwiesen hat. — Um uns gegen naheliegendes Mißverständnis zu decken, müssen wir den Beweisen für unsern Satz die Versicherung voranstellen, daß wir nicht so naiv sind, den Wert der Form nicht zu kennen. Ein gekröntes Haupt, immer noch — die Republik war ja damals noch nicht einmal proklamiert — Kaiser der Franzosen: also warum nicht dem Gefangenen seinen Hofstaat lassen, ihm ein schönes Schloß anweisen und hübsch einrichten, ihn durch Zivil- und Militärbehörden empfangen, mit Trommel- und Pfeifenklang und Gewehrpräsentieren begrüßen? Es ist eben eine Form. Man macht manchem ein höfliches Kompliment, den man im Innern einen Schurken nennt. Allein, es ist so eine Sache um die Form. Es geht mit ihrer Einhaltung so lange, als der Widerspruch zwischen Form und Inhalt, Schein und Wesen nicht ein gar zu schreiender wird, und schreiend wird er besonders dann sein, wenn das Wesen, wenn die Wahrheit in dem gegebenen Fall mit ungewöhnlicher Tiefe und Gewalt, in ungewöhnlicher Allgemeinheit von einem ganzen Volk ohne Unterschied der Stände und Bildung empfunden wird. Ein solches Volksgefühl ist immer einfach, läßt sich nicht auf Unterscheidungen, Besonderheiten, Feinheiten ein, und es muß geachtet werden, denn es ist nicht das blinde Gefühl des sogenannten Volks, auf das sich die Parteien für ihre Zwecke gern sophistisch berufen.

Napoleon ist gewiß nicht der Urheber dieses Krieges; er hätte ihn nicht unternehmen können, wenn nicht die schlechten Leidenschaften seiner Nation ihm bereitwillig entgegengekommen wären; ja es ist außer Zweifel, daß sie ihn getrieben und bestimmt haben, indem er glauben mußte, sich nicht auf dem Throne zu erhalten, wenn er sie nicht befriedigte. Allein, er ist es, an den wir uns zunächst zu halten haben; er hat diese Leidenschaften als Motiv seines Unternehmens bestätigt, ihnen sein Siegel, seinen Namen aufgedrückt; er ist der Vollstrecker, er ist uns der Schuldige, der

Verantwortliche. Ist dieser Krieg ein Verbrechen: er ist der Verbrecher. Wir werden in solchem Falle dem Volksgefühl vergeblich die Lehre von der Unverantwortlichkeit der Monarchen einreden. Wer Ursache ist, daß Tausende und Tausende unserer Brüder in den blutigen Tod hingesunken, an Todeswunden ungepflegt — da der Tod auf diesen Schlachtfeldern zu wild gemäht hatte, um allen beizeiten Hilfe zu reichen — verschmachtet sind, ihr Leben als Krüppel hinschleppen; wer Ursache ist, daß Tausende und Tausende hungern, dürsten, in kalter Regennacht auf der Erde lagern und tödliche Fieber holen — den mögen wir nicht mit glänzendem Hofstaat an uns vorüberfahren, an seiner Tafel von seinen und unsern Köchen üppig bedient, nicht in ausgesuchter Bequemlichkeit eines der schönsten deutschen Schlösser bewohnen sehen. Am wenigsten unsern braven Soldaten soll man es zuleide tun, ihnen dieses verletzende Bild vor das Auge zu rücken. Großmut ist schön, man war aber noch lange großmütig genug, wenn man ihn anständig behandelte und unterbrachte: reich und glänzend — das ist des Guten zuviel.

Und doch ist dies noch sehr allgemein gesprochen. Die französische Nation hat sich in diesem Krieg als eine gemeine und böse Nation erwiesen. Ja, als gemein und bös, und ja, die Nation hat sich als solche erwiesen. Denn ich frage: wie unendlich klein muß die Minorität der Guten und wie feig muß sie sein, wenn sich (ich kenne nur ein paar Stimmen, die gerechter sind, aber ich kann irren, weil ich so wenig als irgend jemand alle Zeitungen lesen kann) fast gar keine Stimme erhebt gegen die Greueltaten, die gegen uns begangen werden? Ja wenn aus den Kreisen der Gebildeten diese Scheußlichkeiten belobt werden? Verwundete blenden, ihnen die Zunge ausschneiden, die Hände abhauen, sie in die Flamme werfen! Dann die Greuel, welche zugleich Barbarei und zugleich Ehrlosigkeit sind: auf Verbandplätze, auf Parlamentäre schießen, alle Deutschen austreiben, sie noch mißhandeln, und jetzt — die übergebene Zitadelle von Laon in die Luft sprengen! Das alles tat nun freilich nicht der Kaiser; aber der Kaiser wollte die afrikanischen Bestien und den verwilderten Abschaum einer faulen Bildung, Zuaven und Zephyrs, auf unsern Boden herüberwerfen; daß von ihnen nicht Mann und Greis und Weib

und Kind zu Tod gemartert, geschändet, an den Bettelstab gebracht sind — sein Verdienst ist es nicht. Die Anschuldigungen der badischen Regierung, die bei dem französischen Volk verklagt wurde, sie versehe ihr Heer mit Sprengkugeln und lasse französische Bürger mißhandeln — diese Bezichtigungen, durch welche die Greuel, die vor allem das badische Land treffen sollten, vorbereitet, zum voraus gerechtfertigt, beschönigt wurden: es wird niemand so kindlich sein zu meinen, sie seien ohne Wissen des Kaisers vorgebracht worden. Von den Verbrechen, welche diese ruchlose Nation im Laufe des Kriegs begangen hat und begeht, hat er gewiß keines befohlen, aber gewiß bedauert er aufrichtig keines. Für das deutsche Volksbewußtsein faßt sich in ihm das Tigerhafte zusammen, das im französischen Charakter liegt; sollte man es uns, vor allem unserem braven Heere, nicht zuleide tun, daß man den, der an so viel Blut und Leiden schuldig ist, so sanft, so reich, so ehrenvoll bettet, so ist es doppelt verletzend, wenn man bedenkt, daß er als Oberster der Turkos uns noch so viel gräßlichere Leiden zugedacht hatte.

Es schelten jetzt viele auf den Mann, die ihn, bis er sich so enthüllte, als Retter der Gesellschaft respektiert haben. Der Verfasser dieser Zeilen darf sagen, daß er niemals eine Illusion über ihn hatte, und wenn es unedel ist, auf einen Gefangenen zu schelten, so wird es doch erlaubt sein, jetzt zu wiederholen, womit man in Zeiten seiner Blüte nicht zurückgehalten hat. Ich habe die Jahre her mir mehr als einmal gefallen lassen müssen, für einen Roten gehalten zu werden, wenn ich ihm den Namen gab, für den ich keinen bessern weiß: croupier. Heute darf ich es ganz öffentlich sagen: Napoleon erschien mir nie als ein anständiger Mensch, immer als eine zynische Existenz. Der croupier wurde willkommen genannt und als Bruder aufgenommen, weil er pompier war. Aber hatte man denn nicht schon genug gelöscht ohne ihn? Brauchte man denn noch ein so unsauberes Mitglied in der Feuerwehr? Die Sippschaft, mit der er den Staatsstreich ausführte, bestand aus Abenteurern und Börsenspielern. Er selbst hat als Kaiser den Zusammenhang von Börse und Politik sehr gut zu benutzen gewußt und sehr gute „Geschäfte" gemacht, wenn wir auch nicht glauben, daß er jährlich die Summe von 60 Millionen, namentlich dem Militärbudget entnommen, in die Westentasche strich. Napoleon

hat nicht nur durch sein Regieren, das genötigt war, Geist und Rechtschaffenheit zu unterdrücken, sondern auch durch sein Beispiel — ja Beispiel: man erinnert sich z. E. der Abende, wo er sich die Dame der Cafés chantants singen ließ — die moralische Fäulnis der Nation in furchtbar raschem Fortschritt befördert. Er ist uns ihr Beschleuniger und ihr persönliches Bild zugleich. Er ist der sittliche Schmutz Frankreichs.

Dieser Krieg hat es zugleich herausgestellt, daß der französische Geist ein Geist der Lüge ist. Es ist merkwürdig: man sollte nicht glauben, daß dasselbe Volk ebensoviel Fertigkeit haben könne im Lügen als im Sichanlügenlassen, gleiche Meisterschaft in der Täuschung und in der Selbsttäuschung. Es wäre komisch, wenn es nicht so traurig abscheulich wäre: der Franzose ist wohl jetzt schwer zu finden, der nicht glaubt, Frankreich sei von Deutschland mitten im Frieden schändlich angegriffen, mit feindlichen Horden überschwemmt worden, die alle Bestialitäten begehen, welche die Franzosen an uns begehen, und noch ganz anders begangen hätten, wenn sie über den Rhein gekommen wären; kein Märchen ist so absurd, das nicht erfunden und geglaubt, kein Bär so plump, der nicht aufgebunden und gern getragen würde. Es wäre nie und nimmer möglich in Deutschland, solche falsche Kriegsnachrichten, solche faustdicke Erdichtungen zu verbreiten; unsere Nüchternheit, unsere Vernunft würde den Wahn, den Rausch nach der ersten Stunde abschütteln.

Nun aber wie verhält sich zu diesem Lügengeist der Mann vom 2. Dezember? Er hat von der ersten Stunde des Meineids, durch den er Frankreich in seinen Schnappsack steckte, bis zu der, wo er es gegen Deutschland hetzte, vor allem auf drei große Lügen sein Reich gebaut: er, der Zwingherr, hat den Demokraten gespielt, wie er durch den getäuschten Wahngeist der unechten Demokratie überhaupt Kaiser geworden ist; er hat den Frieden gelogen, während er die Welt in Blut badete; er hat gelogen, daß er für eine Idee kämpfe, für die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung der Nationalitäten. Der Konto pflegte hübsch nachzufolgen, und schließlich, als er mit uns anzubinden wagte, ließ er die Heuchlermaske fallen. Keine Frage, daß in allen politischen Handlungen dieses Reineke Fuchs wirklich das Talent des ergötzlichen Helden der deutschen Tiersage

sich verrät; Napoleon III. ist kein unbedeutender Mann: List und Entschluß sind politische Eigenschaften, durch die man hoch steigen kann, wenn die Welt umher an Charakteren arm ist. Frankreich ist jetzt arm daran, und Napoleon ist doch mehr durch die Kleinheit, in die seine Nation versunken ist, als durch den Wert seiner Kräfte groß geworden; denn Talent ist lange kein Genie und Entschluß ohne wahren Inhalt noch lange keine Größe. Er ist der Kopist des Oheims; sein Aufkommen und seine Regierung sind der Abklatsch der großen Werke, die ein großer Geist schuf, und — merkwürdig wie parallel und symmetrisch das Schicksal oft zeichnet — ohne sein Wollen ist auch sein Ende eine Abschrift vom Ausgang Napoleons I. geworden, eine dünne freilich, nur wie mit Bleistift geschriebene Abschrift. Wir verlangen vom großen Feldherrn, vom Umwälzer einer Welt gerade nicht, daß er einen tragischen Heldentod sterbe, indem er sich in die Schwerter stürzt, wenn seine Sache verloren ist, und es verändert sich für uns am Bilde Napoleons I. dadurch nichts, daß er es bei Waterloo nicht getan hat. Aber er hat auch nicht Theater gespielt; er hat nicht gesagt: „Da es mir nicht gegönnt war zu sterben" usw. Man hat bis heute noch nichts Klares darüber erfahren können, ob der Neffe bei Sedan den Tod gesucht hat — bis dies aufgehellt wird, sei uns erlaubt anzunehmen, daß er etwa ein paar Minuten sich ausgesetzt hat, um in der Formel, womit er sich als gefangen ergab, einen dramatischen Effekt anbringen zu können. Gerade dadurch hat er eben das Gegenteil erreicht: sein Ende erscheint nun als feig. Wie hat der Oheim im Jahr 1814 noch gekämpft, wie geistvoll und mutig sind die Schlachten gegen den vordrängenden Blücher und den nachhinkenden, aber an Zahl so überlegenen Schwarzenberg! — Schlechter Kopist! Nein, Napoleon III. ist kein Macbeth, der ficht, bis ihm das Fleisch von den Knochen gehackt ist! An dem Tage, da der Staatsstreich bekannt wurde, war ich in der Vorlesung über Shakespeare gerade am Macbeth, und zwar an der Ermordung Duncans. Ich konnte mich nicht enthalten zu sagen: „Heute haben wir vernommen, daß eine Verfassung im Schlafe ermordet worden ist, doch glauben Sie mir: einst kommt der Tag, wo auch gegen diesen Mörder ein Birnamswald heranrückt", und siehe, der Birnamswald, deutscher Eichenwald, ist herangerückt gegen Sedan wie gegen

Dunsinan. Napoleon III. ist auch kein Darius, es ist nichts Antikes, nichts Monumentales in seinem Falle. Darum erscheint auch die Schuld an all dem vergossenen Blut in einem andern Licht als bei einem großen Mann. Dem Geniedrang des gebornen Feldherrn verzeihen wir viel leichter den Schlachtentod von Tausenden als dem Talent der Schlauheit und Maskerade, das die zweite Auflage in Szene setzt. Und übrigens: wenn man ihn so behaglich logiert, wer steht uns denn in diesen Zeitläufen, wo sich die Weltgeschichte in Überraschungen gefällt, dafür, daß er uns nicht auch noch eine Sudelabschrift der Rückkehr von Elba und der Schlacht von Waterloo liefert?

Doch in den Stunden, da dieser eilige Tagesartikel geschlossen werden soll, scheint eine Möglichkeit der seltsamsten, ja der lächerlichsten Art sich nahelegen zu wollen. In Paris ist Republik. Die Herren in der neuen Regierung machen sich nun ergötzlich weis: Frankreich danke die Entthronung Napoleons und die nagelneue Freiheit sich selbst; man ruft uns zu: wir sollen einen großmütigen Frieden schließen, da wir nicht gegen die Nation, nur gegen den Kaiser gekämpft haben, und durch den geschwollenen Viktor Hugo reicht uns und allen Völkern die befreite Nation die Bruderhand. Meine Herren! Von eurem Cäsar haben *wir* euch befreit, ihr habt ihn bald 20 Jahre geduldet; eure Republik haben wir euch gemacht, wiewohl wir sie euch nicht machen wollten; denn — verzeiht das grobe Wort — dies ist eine Lumpenrepublik. Zu einer ordentlichen Republik bedarf es Leute mit Eigenschaften, die gerade euch Franzosen und insbesondere euch heutigen Franzosen am meisten abgehen: Nüchternheit, vernünftig konservativen Sinn, Rechtlichkeit, Bürgertugend. Diese Eigenschaften habt ihr allein schon durch den jähen Wechsel von Verfassungsformen verliederlicht, in dem ihr euch seit acht Jahrzehnten berauscht. Ihr bietet uns Völkerbrüderschaft, großen Schmollis, während ihr die wilde Barbarei der Austreibung der Deutschen aus eurem Lande nicht nur nicht beendigt, nicht einmal mißbilligt; ihr wollt uns küssen und umarmen, während ihr auch jetzt nicht ein Wort des Abscheues habt über alle in diesem Kriege begangenen Schandtaten, ja das Verbrechen von Laon eine heroische Tat nennt. Beeilt euch zuerst wenigstens, das System des Meuchelmords zu verdammen, ehe ihr uns Hand und

Lippen reicht. Diese Hand, diese Lippen müßten reinlicher sein, wenn wir annehmen sollten — wir danken. Es gibt bei uns eine Demokratie, die stets von euch das Heil erwartet; sie hat, als der Krieg schon gewiß war, als wir schon so gut wie im Feuer standen, als aller Gegensatz der Parteien schwinden mußte, hochverräterisch noch den Haß gegen den Kampfgenossen Preußen fortgeschürt, statt ihn auf den Feind zu lenken, und in den Entschluß der Nation erst eingestimmt, als sie nicht mehr anders konnte. In jenen Tagen, ich gestehe es, war es mir gegen diese Partei zumute, daß ich, hätte ich mein Urteil abzugeben gehabt, nicht anders gestimmt hätte als: wer es in der Stunde des Kriegs mit dem Feind halte, sei standrechtlich zu behandeln. Diese Gattung von Demokratie wird jetzt durch eure Bruderphrasen gerührt sein, und bereits finden sich Anzeichen, daß sie geneigt wäre, euch den alten Raub Elsaß und Lothringen zu lassen. Wir wollen euch von einer andern Demokratie sagen, einer schönern: die Demokratie, die echte Demokratie, worin der Unterschied der Stände verschwindet, wo König, Graf, Beamter, Student, Kaufmann, Handwerker und Bauer gleich ist und gleich mutig in den Heldentod geht — diese Demokratie ist das deutsche Heer, das euch unverschämte Nation noch zusammenschnüren wird, bis euch das Blut aus den Nägeln spritzt. Den Krieg führen wir gerade erst recht gegen euch als Nation; ihr seid nie zufrieden gewesen mit der alten Länderbeute, alle Parteien eures Volks waren immer einverstanden, uns noch weiter zu berauben, euer Kaiser war uns, ist uns der Name, an den wir uns halten müssen, aber er ist nur der Extrakt eurer Herrschsucht, Länderhabsucht und Gewissenlosigkeit. Euch die geraubten, endlich wiedergenommenen Lande lassen hieße einem gestraften, aufs Blut gereizten Räuber und Mörder den Dolch in der Hand lassen.

Mit wem sollen wir nun den Frieden schließen, wenn wir euch mürbe gemacht haben? Man kann auf den Gedanken kommen: den Kaiser wieder einsetzen, mit ihm abschließen; für die Franzosen ist er ohnedies immer noch gut genug. Doch nein! wir wollen nicht hoffen, daß Preußen dies tut — angenommen, es wäre überhaupt möglich. Wir wollen es nicht hoffen, weil es ein Heinescher Witz wäre. Das Gedicht, das Deutschland jetzt im Blut seiner Söhne

geschrieben hat, ist zu schön, zu erhaben, als daß es mit einer Ironie à la Heine schließen dürfte; die Saiten, auf denen dieser große Hymnus gespielt wird, dürfen nicht mit einem komischen, ironischen Mißklang reißen.

Ich habe harte Dinge über die französische Nation gesagt. Ich will das im gerechten Unmut Gesagte zunächst dahin mildern: ein Volk voll Geist und von wenig Vernunft; ein Volk voll Einsicht, aber ohne Selbsterkenntnis; ein Volk, bestechend in allen Dingen des Geschmacks und arm an Gefühl der höhern, vor allem der sittlichen Schönheit; ein Volk, das sich immer in Szene zu setzen weiß, aber auch theatralisch eitel ist bis in die Fußspitze; ritterlich fein im Umgang und roh, sobald Interesse und Leidenschaft spricht, in der Rache wutwild, graß, schändlich; ein Volk, das jetzt die grausamste der Grausamkeiten dadurch an uns verübt, daß es uns, die wir menschlich sind, zwingt, auch grausam zu sein; ein Volk, das adelige Züge hat, und das unedel ist; von viel Witz und wenig Gewissen; liebenswürdig und hassenswert; elegant und fein und boshaft wie die Katze, wogegen wir, wenn einmal mit Tieren verglichen werden soll, der täppische ehrliche Hund sind; aber, bei der ewigen Natur, der Hund ist ein edleres Tier. Ihr seid jetzt greisenhaft blasiert, und ihr seid doch auch Kinder an Leichtgläubigkeit, Blindheit, Torheit, Unart, Teufelei. Der Geist der Welten hat uns die Rute in die Hand gedrückt, euch zu erziehen; wir müssen euch hauen, aber wir dürfen euch nicht für unverbesserlich nehmen. Wenn wir aber dies ehrlich wollen, so dürfen wir, es ist wahr, euch den Rabenvater nicht wieder aufbürden, der euch tiefer und tiefer in den Schlamm geführt hat. Es wäre, noch einmal sei es zugegeben, Humor darin, wenn der König von Preußen dem Manne, der ihm und in ihm der deutschen Nation eine moralische Ohrfeige zugedacht hatte, als furchtbarste Strafe auflegte, Kaiser der Franzosen zu bleiben, wenn er damit den Franzosen zuriefe: ihr und er — ihr seid einander wert: es wäre ein Schluß, der besten Komödie würdig; aber wer erziehen will, darf nicht Humor treiben, und wahrhaftig das Schauspiel ist zu groß und ernst, um als Komödie zu schließen.

Es wird sich in diesen Tagen der Not eine Friedenspartei herausbilden, und aus ihr ein Körper, mit dem wir in Ehren unterhandeln

können. Das Weitere ist eure Sache. Braucht irgend ein Volk einen Monarchen, so ist es das französische; aber es soll ein anständiger sein. Wir haben ihn nicht für euch zu suchen, wir sind zufrieden, wenn wir hoffen dürfen, euch zu bessern durch eure Demütigung.

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung 25. September 1870.)

Der zweite Akt unseres Krieges.

Er hat begonnen seit dem Siege von Sedan und der Gefangennahme des Kaisers; der dritte, der Friede, wird ihm, gebe es der Himmel, bald folgen. Dieser zweite Akt trägt einen andern Charakter als der erste, er hat den Nimbus von Reinheit und Größe verloren, der um diesen leuchtete, verloren freilich nur für die Augen, die auf den Schein, nicht auf das Wesen sehen, und für die schlimmern, die nicht richtig sehen *wollen*, sondern das Bild der Dinge verkehren; aber leider, die Menschen, die so falsch sehen, sind die Mehrheit, und so kommt es, daß unser gerechter Krieg unpopulär geworden ist. Gibt es je einen Grund, etwas so Schreckliches wie den Krieg schön zu nennen, so dürfen wir den ersten Aufzug unsers Kriegs mit diesem Namen schmücken; ein jugendfrischer Flug von Sieg zu Sieg, unter dem Staunen, dem Jubel der Nation. Es ist anders geworden; zäh und hart und giftig schleppt sich der Krieg, sein wahres Ende unwahr überlebend, fort; wir kämpfen gegen einen zur Wut gereizten Feind, der vernichtet ist und es sich nicht gestehen will, zu diesem Feinde steht das verdrehte Urteil der halben Welt, zu ihm ein grausamer Winter; der Jüngling ist zum Mann geworden, dem die spröden, schweren Reibungen des Lebens die Stirne furchen; Geduld und Ausdauer ist nach der ersten Begeisterung das Losungswort; wir sind aus den Flitterwochen in die Prüfungszeit einer schwierigen Ehe mit Mars getreten. Wir haben höhere sittliche Eigenschaften zu beweisen im Widerstand gegen die verhärteten Hindernisse, die uns nun umgeben. Wer darf uns leugnen, daß wir diese Eigenschaften bekunden, daß wir die schwere Prüfung bestehen? Wohl müßten wir keine Menschen sein, wenn uns die Geduld nicht manchmal risse. Es sind einzelne Fälle von Grausamkeit bei unsern aufs Blut gereizten Soldaten vorgekommen, aber zwischen diesen Ausnahmefällen, die in der Leidenschaft des Augenblicks geschahen, und der Reihe von Schand- und Greueltaten des Feindes besteht keine Proportion der Zahl. Wir müssen harte Maßregeln brauchen, wir müssen das Feindesland aussaugen, wir müssen streng, blutig strafen, wir sind gezwungen, uns gegen die eigene Weichheit zu

wappnen; unser Wille war und ist es nicht, der Feind ist es, der es nicht anders wollte und will. Der Grundzug aber, der diesem zweiten Akt des Kriegs seinen Stempel gibt, ist treues Aushalten, ist Ausdauer ohne Murren, ist immer gleiche, nach dem Verrauschen der ersten Begeisterung ungeschwächte Tapferkeit.

Eigentümlich ist es unserm Württemberg ergangen. Wir waren im ersten Aufzuge des großen und blutigen Schauspiels mehr Zuschauer als Mithandelnde. Unsere Truppen haben bei Wörth mit entschieden, haben sich bei Mézières und Montereau tapfer geschlagen, doch war dies, im Verhältnis zu der Reihe von furchtbaren Kämpfen, welche die andern Heeresteile zu bestehen hatten, noch immer sehr wenig; die Strapazen, die unsere Leute redlich mittrugen, vergaßen wir nicht, aber Dulden ist nicht Handeln. Uns wurde allmählich zumute, als hätten wir es zu gut, als werde es uns zu leicht, als säßen wir, wo wir mitspielen sollten, auf den Bänken und ließen uns die blutigen Siege vorspielen. Es liegt in der menschlichen Natur, daß sich in lange Pausen einer spannenden Handlung, ins ungewisse Leere das Mißtrauen einnistet, der Argwohn düstere Gerüchte spinnt. Wie ein böser Geist lief die Sage um: man gebe unserm Heere mit Absicht keine größere Aufgabe. Da kamen die Tage von Mont Mesly und Champigny. Da war es aus mit dem bloßen Zuschauen! Da war die Luft gereinigt von den giftigen Dünsten des Verdachts, dem Pestqualm, den die Selbstquälerei, die Selbsterniedrigung, die Selbstverleumdung ausgebrütet hatte! Wohl uns in allem Weh, das die Trauerkleider auf allen Straßen dem Auge verkünden! Wohl uns in allem Weh an den Gräbern der Braven! Und doppelter Dank unserm Heer! Es hat nicht nur den Ruhm des Ganzen erhöht, es hat die Ehre des Teils seines besondern Vaterlands gerettet! Zwei Lorbeerreiser gehören jedem unserer Helden an den Helm, wenn sie heimkehrend einziehen unter dem Jubel und den Tränen ihrer Brüder!

Dies war für uns der Übertritt aus der jugendlichen Periode des Kriegs in die zweite, die Mannheitsperiode, wir haben unsere Bluttaufe bekommen, wir haben unsere Meisterprobe bestanden. Doch genug vom Teil, ich kehre zum Ganzen und zum Anfang dieser Betrachtung zurück.

Unser Krieg hat seinen Nimbus verloren, der Schein ist — für

schwache und schielende Augen — gegen uns; so habe ich gesagt, und ich möchte es versuchen, an diesen Augen eine Operation vorzunehmen; gelingt sie nicht, wie ich befürchte, so muß es mir genügen, die Krankheit konstatiert und aufgezeigt zu haben.

Es ist ein Unglück, daß der Kaiser unser Gefangener wurde; ich war gewiß nicht der einzige, der es bei der ersten Nachricht ahnte und sich nicht recht freuen konnte. In ihm war alles Unrecht dieses Kriegs, in ihm alle Frivolität seiner Nation personifiziert; er war das Symbol, der gemalte Schild, der das Verbrechen der Hervorrufung dieses Krieges einfach, ohne Wort und Beweis, verständlich vor jedes Auge hinstellte. Die Mehrheit ist sinnlich und denkträge, man weiß es; das Symbol aus den Augen, das Verständnis verloren! Der gemalte Dämon hinweg, so meinten alle blöden und queren Köpfe, wir kämpfen von nun an gegen den guten Engel der französischen Nation; sie begriffen nicht, daß mit dem Symbol nicht die Sache, mit der Personifikation nicht das Übel, das in ihr personifiziert ist, mit der Quintessenz nicht die Säfte verschwinden, die in ihr gesammelt sind. Eine logische Verwirrung besonderer Art kam noch hinzu. Wir haben im Kaiser den Kriegsherrn Frankreichs bekämpft. Er war außerdem und überdies seiner Nation ein Despot. Wie er vom Schauplatz verschwand, so lag für alle konfusen Geister, auch wenn in Frankreich keine Republik entstand, der Schein nahe, als kämpften wir nun gegen die Freiheit, wir, die wir nichts wollen als unser Recht, unser gestohlenes Eigentum. Die Republik kam, und der dumme Schein war fertig; weil unsere Staaten monarchisch sind, dort aber ein Freistaat errichtet ist, so ist der Krieg, versteht sich, ein Krieg des Despotismus, der Zwingherren und ihrer Knechte gegen die Freien. Von da an geht nun in den zwei Lagern, von denen die Rede wird sein müssen, dem der angeblich Neutralen im Ausland und dem der liebenswürdigen Demokratie in Deutschland, die Behauptung um: wir hätten nach dem Siege von Sedan Frieden machen sollen. Ein Ausländer, welcher die Dinge nicht in der Deutlichkeit sieht wie wir, die Beteiligten, mag sich von der unsinnigen Vorstellung einer solchen Möglichkeit befangen lassen; ein Deutscher von nur einiger Bildung des Denkens, der sie ausheckt oder nachschwätzt, muß sich künstlich selbst belügen, wenn es ihm überhaupt Ernst ist, wenn er nicht wissentlich für Parteizwecke sich nur den

Schein gibt, als erkenne er nicht, was er sehr wohl erkennt. Wir können uns das Blut unserer Söhne, Brüder, Gatten, Väter nicht mit Frankentalern zahlen lassen, wir müssen, wenn wir nicht wahnsinnig und schmachvoll uns um die Früchte des Sieges betrügen wollen, unsere gestohlenen Provinzen wiedernehmen, das stand vor dem Tage von Sedan und stand nach ihm ebenso fest. Wer es nicht zugibt, wer uns die kindische, nein, die frech geheuchelte Zumutung stellt, wir müßten die Elsässer und Lothringer erst abstimmen lassen, der muß uns nicht sagen, wir hätten nach jenem Siege Frieden machen sollen, sondern er muß den ganzen Krieg von Anfang an verurteilen: er muß sagen: wir hätten uns wehrlos vom Feind überfallen und aufs neue berauben lassen sollen. Sobald wir uns wehrten und siegten, so mußten wir den alten Raub zurückverlangen. Das republikanische Frankreich verweigerte unsere gerechte Forderung, wissend, daß wir nur um den Preis ihrer Erfüllung Frieden schließen konnten. Wir wollten den einzig möglichen Frieden, Frankreich wollte ihn nicht. Es ist nicht wahr, es ist Phrase, daß wir Frankreich entwürdigen, vernichten wollen; es bleibt ein mächtiger Staat auch ohne Lothringen und Elsaß. Man sagt: es sei unrecht, die Nation durch Schmälerung ihres Besitzstandes zu züchtigen für das, was ihr entthronter Herrscher verbrochen. Die Nation belügt aber sich selbst, wenn sie sich nicht bewußt werden will, daß dieser Krieg ihre Gesamtschuld ist. Ich werde darauf zurückkommen, der Beweis ist sehr leicht zu führen. Hätte sie so viel Selbsterkenntnis, dies einzusehen, so müßte sie auch erkennen, daß sie sich für diese Schuld eine Buße aufzulegen hat. Es ist ein Phantom von Ehre, nicht wahre Ehre, wenn man keine Vernunft annimmt, sich in das Notwendige nicht fügt. Die Leiden der Fortsetzung des Kriegs schädigen und schwächen das Land in unendlichem Grade mehr als der Verlust von Provinzen. Die Häupter der Regierung, welche das Volk zu diesem wildverbissenen Fortkämpfen anhetzen, sind Verbrecher gegen ihr Wohl, gerade ebenso wie Napoleon es gewesen ist; wer im Übermut gesündigt und das Spiel verloren hat, muß etwas schlucken. Diese Bramarbasse wollen die Pille nicht schlucken; wir tragen nicht die Schuld, daß sie Bomben schlucken müssen.

Was nun die Unpopularität des zweiten Akts unseres Kriegs in

allen schief blickenden Augen noch erhöht, was ihm den unerquicklich spröden und zähen Charakter aufdrückt, ist das verworrene Konvolut von guten und schlimmen, gesunden und kranken Kräften und Eigenschaften, die in der Hartnäckigkeit unseres Feindes sich dunkel ineinanderschlingen: Ehrgeiz, Selbstsucht in den Häuptern, in der Masse ein Gemisch von künstlich aufgestachelter, fieberhafter Wut und wahrem, ursprünglich gesundem, feurigem Patriotismus. Ein großer Teil der Zuschauer sieht in diesem Knäuel nur den letzteren Faden, und so erscheint unser Festhalten an den unerläßlichen Bedingungen des Friedens, die Fortführung des Kriegs, solange diese nicht zugestanden sind, als eine Handlung wie gegen die Freiheit, so gegen das reine und große Motiv der echten Vaterlandsliebe gerichtet.

Wir müssen nun die oben unterschiedenen zwei Lager uns näher ansehen. Es sind auf der einen Seite die tatsächlich Neutralen, d. h. die Völker der Staaten, die in diesem Kriege nicht beteiligt sind, auf der andern die politischen Idealisten oder phantastischen Demokraten in Deutschland selbst. Durchzuführen ist freilich die Unterscheidung kaum, denn die Irrtümer und Verkehrtheiten des Urteils sind ihnen gemeinschaftlich; doch aufzustellen ist sie, denn es ist doch gewiß ein anderes, wenn der Italiener aus natürlicher Neigung der Rasse, wenn der Belgier, welchem ja, außerdem daß die Bevölkerung romanische Bestandteile hat, so viel Romanisches aufgeimpft ist, wenn der Schweizer, der mit französischen Stämmen in seiner Republik zusammenwohnt und dem französischen Nachbarland wegen der großen merkantilen und industriellen Vorteile, welche es ihm eingeräumt hat, begreiflicherweise zugeneigt ist; wenn der Engländer, von jeher perplex, borniert und über erlaubtes Maß egoistisch in all seinem Urteil über Dinge der äußern Politik, ein Krämer mit sehr weitem Gewissen — es ist etwas anderes, wenn diese alle in einem doch so einfachen und sonnenklaren Fall schief sehen, als wenn ein Deutscher, dem es sich um die eigene Sache handelt, das Herz auf dem falschen Fleck hat. Es ist verkehrt, aber es ist am Ende zu begreifen, wenn jene längst vergessen haben, daß nicht wir, sondern unsere Feinde die frivolen Urheber dieses Kriegs sind, oder wenn sie gar der boshaft künstlichen Lüge Glauben schenken: Preußen habe den Krieg mit Absicht provoziert; es ist zu begreifen, weil die furcht-

bare Gefahr ihnen nicht auf die Haut gebrannt hat, weil nicht das Blut der Ihrigen in Strömen fließt, weil nicht die Mordbrennerkriege eines Melac und Turenne ihr Land verwüstet haben, weil sie meinen, mit unparteiischem Blick über den Ereignissen zu stehen und weil ihnen die Leiden des Volkes, das uns so wahnsinnig hartnäckig unser Recht weigert, in stärkerem, lebhafterem Bild vorgeführt werden als die Leiden, womit wir unsere Siege erkaufen. Es scheint dies eine höhere Stellung zu sein, und es ist freilich in Wahrheit nur eine falsche Stellung. Es gibt gegenüber einem solchen Kampf keine Neutralität des Verhaltens in Urteil und Gefühl. Wo zwei Völker so blutig ringen, von denen schlechtweg nur das eine recht haben kann, das andere unrecht haben muß, da kann auch der scheinbar neutrale Zuschauer nicht unparteiisch sein; gibt er nicht ganz und aufrichtig seine Stimme für den ab, der im guten unzweifelhaften Rechte, für den, der räuberisch überfallen ist, so hält er es mit dem Räuber. „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." Nichts ist einfacher, nichts schlagender gewiß als der Satz: Deutschland kämpft gegen einen Ruhestörer, der ihm vor Zeiten ein kostbares Stück seines Besitztums entrissen hat und jetzt noch ein weiteres Stück entreißen wollte; da es sich aber des Räubers erwehrt hat, so ist es schlechthin berechtigt, ja durch die Pflicht gegen sich selbst genötigt, ihm auch die alte Beute wieder abzuzwingen; wer da dem Beraubten nicht recht gibt, sondern dem Räuber, der am Boden in unmächtiger Wut fortkämpft, der muß besondere, außerhalb der Sache in seinen Instinkten oder Interessen liegende Gründe haben, sich auf die Seite des Unrechts zu stellen.

Danach bestimmt sich denn das Mitleid. Wer gesund urteilt, wer, wie er soll, zur Partei des Rechtes hält, für den gibt es nur eine Losung: „Mitleid mit dem Besiegten, aber nicht Mitleid mit dem Fortkämpfenden!" Ja, Mitleid mit dem einzelnen Besiegten auch jetzt schon, mitten im Kampf, und es kann uns niemand absprechen, daß wir es üben. Menschlich werden unsere Gefangenen behandelt, menschlich wird auch der feindliche Verwundete und Gefangene gepflegt, menschlich ist unser Soldat im Quartier, und wo wir grausam sein müssen, oder wo in der Aufregung und Leidenschaft einzelne nicht zu rechtfertigende Grausamkeiten vorgekommen sein mögen: das ist nur im Kampfe gegen den fortkämpfenden Feind.

Ich war in Baden-Baden, während Straßburg beschossen wurde. „Wie dauert mich die arme Stadt!" sagte einer; „mich auch," sagte ein anderer, „aber unsre armen Soldaten in den Laufgräben dauern mich noch weit mehr", und ich gab ihm von Herzen recht. Als aber die Stadt sich ergab, da hörte man nicht schadenfrohen Siegesjubel, sondern aus jedem Mund Worte aufrichtiger Freude darüber, daß wir nun unsere abgefallenen Brüder nicht länger plagen mußten. Wir haben Mitleid auch mit dem fortkämpfenden Feind, mit diesen Irregeführten, mit den Familien, den vielen mitduldenden Unschuldigen, aber wir können ihm kein Gehör geben, wir müssen unser Mitleid sparen, wir müssen haushalten damit, denn unser erstes Mitleid muß den Unsrigen gehören. Jedes unzeitige Mitleid, jede Sympathie mit dem Feinde bereitet um so mehr Leiden den Unsrigen, denn es stärkt seinen Widerstand und verlängert den Krieg, aber auch dem Feinde bringt es nicht Wohl, sondern Weh eben aus demselben Grund.

Aber noch einmal: diese Verirrung ist begreiflich bei den Völkern, die bloße Zuschauer unseres Kampfes sind. Es wirken da die genannten zum voraus bestehenden, in ihrer Abstammung, in alten Neigungen, in gegebenen Verhältnissen begründeten Hebel, ihr Urteil und Gefühl aus der richtigen Stelle zu wägen, Teilnahme und Mitleid zu dislozieren, zu delogieren. Was die Schweiz betrifft, so habe ich die Nachbarschaft und die Handelsverhältnisse mit Frankreich erwähnt, es ist nicht als Vorwurf gemeint, wenn ich sage, daß die Neigung sich dahin wendet, wo die Interessen den größeren Vorteil finden; es ist nur natürlich und könnte gar nicht anders sein; aber der Grad der Gereiztheit, der jetzt in der Schweiz herrscht, muß auch noch einen andern Grund haben. Der Schweizer (mit wenigen Ausnahmen) sieht Deutschland ungern erstarken, weil er das erstarkte fürchtet. Ohne jeden Grund. Was er zu fürchten hat, ist nur das eroberungssüchtige Frankreich; uns denkt die Seele nicht daran, die deutsche Schweiz zu nehmen; aber nicht zu unterdrücken, zu verschweigen ist die Frage: woher diese Furcht, da sie doch so ganz unbegründet ist, woher all die Ungerechtigkeit des Urteils gegen Deutschland und aus ihr fließend diese Verkehrung des Mitleids? Auch die uralten Kämpfe mit Österreich, auch das unfreundliche Verhalten des deutschen Bundes gegen das Nachbarland in der Re-

aktionszeit erklären die Erscheinung nicht völlig. Mir scheint, sie sei aus dem Satze zu erklären: aller Haß ist verkehrte Liebe. Wie ich dies meine, mögen die Leser sich selbst erklären. Leider ist es eben wahr: was immer Deutschland tun mag, es ist den Schweizern nicht recht, und ungern muß ich hinzufügen: das Reizen, Reiben und Kratzen an Deutschland, das jetzt in dortigen Zeitungen getrieben wird, ist kein gutes Spiel; es könnte denn doch einmal aus dem bloßen Denken und Reden und Schreiben in das politische Handeln übertreten und ganz gegen unsern Willen unser Handeln herausnötigen; man kennt das Sprichwort: male den Teufel nicht an die Wand usw.*) Man sei gerecht im Urteil gegen Deutschland! Die Schweiz blühe fort als Republik, die der Welt zeigt, auf welchen Grundlagen ein Freistaat mitten unter den monarchischen Staaten Europas möglich ist: auf Eigenschaften, die gerade dem Franzosen abgehen, vor allem auf unbeirrtem gesundem Menschenverstand, auf Klarheit, auf Vernunftruhe.

Deutschland war es vorbehalten, eine Klasse von Menschen in seiner eigenen Mitte zu hegen, die das Herz im Lager des Feindes haben. Was den Ausländer entschuldigt, wenn er so das natürliche Urteil und Gefühl sich verdrehen läßt, hier hat es schlechtweg keine Geltung. Nicht entschuldigen, nur notdürftig auf ihren Ursprung verfolgen kann man diese Verkehrtheit — das Wort ist zu schwach, Perversität muß ich sagen mit dem ganzen Gewicht von Verachtung und Abscheu, das sich an das lateinische Wort gehängt hat. Frankreich ist die geheime und offene Liebe des Demokraten, weil von dort die Revolution ausgegangen ist, weil dort die drei Versuche mit der Republik gemacht sind. In Deutschland ist Preußen hinter seinem Beruf, das von der Vernunft geforderte Maß freier Staatseinrichtungen und geisteswürdiger Leitung der Schule und Kirche zu verwirklichen, leider zurückgeblieben; es hat moralische Eroberungen nicht gemacht: nur die musterhafte Ordnung, die gründliche Präzision seiner Verwaltung, seine gediegene Kompaktheit, die Trefflichkeit seines Heerwesens und der charaktervolle, zunächst parti-

*) Nachdem ich dies geschrieben, lese ich einen Artikel aus Bern, wonach ein Schweizer Offizier im „Schweizer-Handelskurier" auffordert: es sollen 100000 Mann in Süddeutschland einrücken, die französischen Gefangenen befreien und die Schwesterrepublik retten.

kulare Patriotismus seiner Bevölkerung hat seinen Führerberuf begründet und es durch diesen Krieg an die Spitze Deutschlands gestellt. Doch nimmermehr berechtigt die Wahrheit dieser Tatsache zur Verkehrung des natürlichen Urteils und Gefühls, es fordert nur zur Ausdauer in der politischen Reform auf. Aber Frankreich lieben und Preußen hassen, das ist nun in unserer Demokratie so eingewurzelt, daß ein Fanatismus sich ausgebildet hat, der alle Erscheinungen dieser Geisteskrankheit in furchtbarem Grad an den Tag legt. Die erste ist gänzliche Beirrung des Urteils. Als der Krieg ausbrach, wurde alsbald verkannt, daß dies ein Nationalkrieg werden müsse, der darüber entscheidet, ob Deutschland das alte, Europa schädliche Übergewicht Frankreichs niederschlagen und zu seiner Einheit und Größe gelangen solle oder nicht. Es handelt sich aber für den fanatischen Demokraten überall nur um die innern Fragen im Einzelstaat, um die Verfassungsformen und Freiheitsrechte; er sieht die andern Fragen überhaupt nicht. Man predigte den Haß gegen Preußen fort, als wir bereits mit ihm zum Kriege gerüstet in Linie standen. Nur Frankreich nicht weh tun! Dorther kommt ja die Freiheit! Das war der Wahlspruch, nach welchem man handelte; man verwilligte in den Kammern Bayerns und Württembergs die Gelder zum Kriege nur, weil man nicht mehr anders konnte, während übrigens ein paar der verbranntesten Köpfe durch ihr Nein allerdings die wahre Herzensmeinung der Partei verrieten. Immerhin konnte man mitgehen, solange Napoleon und mit ihm der Despotismus im Vordertreffen uns gegenüberstand. Er gab sich gefangen, die Republik wurde ausgerufen. Sie bot dem deutschen Volk und allen andern die Bruderhand. Es gibt eine Gattung Leute, die solche Worte: Republik, Völkerverbrüderung, nur hören dürfen, so schwimmen sie in einer nebeligen, duseligen Gefühlsseligkeit, die ihnen alles Urteil raubt. Garibaldi beeilte sich alsbald, zu zeigen, daß er so dumm als edel ist. Ein Kind konnte doch einsehen, was das für eine Republik sein müsse, die den Franzosen von außen angeklopft, aufgehauen ist; was für eine Republik, die ihren Weltbeglückungsgang damit beginnt, daß dieselben Häupter und Redner, die uns zur Brüderschaft einluden, eine der rohesten und schändlichsten Handlungen des Völkerhasses, die Austreibung und Mißhandlung der Deutschen in Frankreich, mit keinem Wort

mißbilligten! Doch wir wollen annehmen, die nagelneue Republik habe besser und menschlicher gegen unsere Brüder gehandelt, wir wollen annehmen, sie habe ihr Werk mit Schöpfung wahrhaft idealer Zustände in Frankreich begonnen, ja annehmen, es sei auch in Deutschland von der Mehrheit die Republik als die beste und auch für uns geeignetste Staatsform anerkannt und die Zeit sei da, das Beispiel Frankreichs nachzuahmen — dies alles verändert ja an der augenblicklichen Lage der Dinge gar nichts. Ja, den Fall gesetzt, Deutschland wäre eine Republik, Frankreich wäre eine despotische Monarchie, oder beide Länder wären Republiken; es bliebe dennoch alles liegen, wie es liegt: es handelt sich ja zwischen uns und den Franzosen in diesem Moment schlechterdings nicht um Staatsformen, sondern um unser Recht und Eigentum, darum handelt es sich, ob wir die schmähliche Charakterlosigkeit begehen können, von unsern gerechten Forderungen darum abzustehen, weil Napoleon nicht mehr Kaiser ist, oder fest und treu darauf zu beharren. Aber darin eben ist der Fanatismus unheilbar; er sieht den Punkt nicht, um den es sich handelt, und wenn man ihm den Kopf darauf stieße, ihm mit Bomben und Granaten ins Ohr donnerte: so begreife doch, es ist ja jetzt nicht die Rede von Staatsverfassungen, von Freiheit oder Unfreiheit, sondern es ist Krieg, und gekämpft wird um Recht und Unrecht — vergeblich! Mit der fixen Idee, mit dem Irrenhaus ist absolut kein Verständnis zu erringen; Wahnsinn und Logik werden nie zusammenkommen. Allerdings um noch etwas anderes als Recht und Unrecht im bestimmten Fall handelt es sich, um eine Aufgabe, die, ich wiederhole es, bei dem Ausbruch des Krieges alsbald sonnenklar vor aller Augen stand: die Vereinigung aller deutschen Staaten im Heer mußte zur politischen Einheit führen. Jetzt oder nie! Das leuchtete jedem unbefangenen Urteil ein, als alle Deutschen einmütig zum Krieg auszogen. Unsere Fanatiker nun sagen wohl, auch sie wollen die Einheit, aber sobald es danach aussieht, daß es ernst damit werde, dann wollen sie sie nicht, sondern sogleich erhellt, daß sie an die Freiheit denken, wo es sich um die Einheit handelt, und daß sie unter der Freiheit die Verbindungslosigkeit der Teile, ihre ärmliche scheinbare Selbständigkeit verstehen.

Die Fragen der Einheit und Freiheit müssen auseinandergehalten, ja gerade im jetzigen Augenblick muß ihrem Unterschied die schärfste

Fassung gegeben werden, und sie muß lauten: da ein Moment wie dieser nicht wiederkehrt, so dürfen wir ihn zur Bildung der Einheit nicht versäumen, selbst wenn wir wüßten, daß wir vor 50 Jahren das erwünschte Maß der Freiheit nicht erhalten. Ein so blutiger Kampf der vereinten Staaten und Stämme ist eine absolute, heilige Forderung der Einheit, ein Ruf vom Himmel, den zu überhören Frevel wäre. Nun ist es aber ja doch mit der Freiheit, welche unsere Fanatiker stets mit der Einheit verwechseln, nicht so, wie sie sagen. Wir haben an Rechten des Bürgers doch schon ein ganz anständiges Maß; ist gerade Preußen in vielen Punkten leider noch zurück, ist der Junkergeist dort noch zu Hause und ein Ministerium Mühler noch nicht beseitigt: es liegt ja nur an uns, dafür zu sorgen, daß diese Zustände nicht zu uns herüberwirken, und was uns selbst noch fehlt, was in der Reichsverfassung noch fühlbare Lücke ist, es liegt ja auch an uns, das alles in beharrlichem Ringen, in der ausdauernden Arbeit an unserm neuen Staatswesen, vereinigt mit den Vertretern des ganzen deutschen Volkes, noch zu erkämpfen. Das wissen unsere Fanatiker sehr wohl, sie sind auch keine Kinder mehr, denen man erst sagen muß, daß der Keim Zeit und Geduld braucht, bis er fruchtbarer Baum wird; sie tun nur so, als wüßten sie das nicht, ihr wahrer Wille ist, daß die Teile Deutschlands lieber in der Unmacht und Zerrissenheit und Schmach verbleiben sollen, wenn sie nicht in republikanischer Form sich verbinden.

Diese völlige Beirrung des Urteils, diese Erkrankung des Kopfes wird nun natürlich auch Erkrankung des Gefühls. Es kann uns schon empören, wenn draußen, außerhalb Deutschlands, der angebliche Neutrale sein ganzes Mitleid für den Räuber aufspart, der uns angefallen hat; wenn es aber ein Deutscher so hält, das ist so ganz abscheulich wie nur die grassesten Erscheinungen des Wahnsinns. Wir sollen die edle Nation nicht länger mißhandeln! Wer mißhandelt sie? Die Selbstsucht, die ans Ruder gekommen ist, die vom Ruder, vom republikanisch drapierten Thron, der auf ein Gebirge von Lügen gebaut ist, nicht weichen will; die Nation selbst mißhandelt sich durch ihre Diktatoren, die sie verhindern, einzusehen, was recht ist. Viele tausend Stimmen haben nun den bösen Narren in unserer deutschen Demokratie, wie sie jetzt ist, vergeblich zugerufen, daß jedes Wort des an den Feind vergeudeten Mitleids, jedes Wort

zum Preise der „edlen Nation", jedes Wort gegen Rückforderung der uns gestohlenen Grenzländer den Krieg verlängert, weil es den Franzosen Freunde zeigt in unserem Lager; sie können es vollkommen wissen, diese Verstockten, Tauben, daß ein einziges Wort dieser gewissenlosen Fürsprache für den Feind Hunderten in unserem Heer, ihren eigenen Söhnen, Brüdern das Leben kosten kann; sie wissen, daß es im Krieg anders ist als im Frieden, wo jeder seinen Unsinn schwatzen mag, daß im Krieg der Boden unter den Füßen brennt, daß jede Silbe, die dem Feind Wasser auf seine Mühle führen kann, Verrat am Vaterland, Blutschuld am Vaterland, jeder Laut des vorwiegenden Mitleids mit dem fortkämpfenden Feind wilde Grausamkeit gegen das eigene Fleisch und Blut ist — vergeblich! vergeblich! Sie hören nicht und wollen nicht hören. Ihr elenden, verschobenen und verschrobenen, verdrehten und verrenkten Seelen, ihr seid Barbaren der Humanität, Vandalen des Mitleids! Ja, darin mögt ihr recht haben mit eurer Vorliebe für die Franzosen, daß so etwas in diesem Volke nicht möglich wäre; in Deutschland *sagt* man euch nur, wie ich euch gesagt habe, man sollte euch standrechtlich behandeln, in Frankreich *täte* man es.

Wir brauchen im Kriege die ganze und volle Leidenschaft gegen den Feind; doppelt gegen den Feind, dem von Beginn des Kriegs keine Schandtat zu schändlich war, um sie nicht gegen uns zu verüben. Wir müssen den Grimm gegen einen solchen Feind *wollen*. Wer zweifelt, daß es in diesem Volk gute Menschen gibt, die wir herzlich lieben und bemitleiden könnten? Aber wir haben es mit dem Volk als dem Ganzen zu tun, das den Krieg gegen uns und das ihn so führt. In diesem gewollten Grimm habe ich, herkommend von Zeitungsberichten über Verwundung, Verstümmelung, Blendung, Ermordung Verwundeter, einen Artikel „Der erste bittere Tropfen" geschrieben, und ich habe mich dieser Auslassung gerechten Zornes anzunehmen, natürlich nicht gegen diejenigen, die ich auch jetzt wieder als Fanatiker angreife, sondern gegen manche nicht so unnatürlich verblendete, aber unzeitig weiche und durch die Umgebung in vermeintlich neutralem Land irregeleitete Gemüter.

Ich habe aus der Tatsache dieses Krieges an sich, als einem frivolen Akte, aus Handlungen der wilden und scheußlichen Grausamkeit und der schmachvollen perfiden Hinterlist und Wortbrüchig-

keit im Krieg einen Schluß gezogen, der dahin gieng: daß in diesen Erscheinungen sich Charakterzüge offenbaren, welche der ganzen Nation eigen seien. Hier liegt der entscheidende Punkt, Recht oder Unrecht meines Urteils. Man wird meinem Urteil vorwerfen, es ruhe auf einem falschen, ungerechten Schluß; man wird sagen: was einzelne tun, was Teile einer Nation verbrechen, darf nicht verallgemeinert, darf nicht dem Ganzen aufgerechnet werden. Ich antworte: wenn Grund dazu ist, warum denn nicht? Ich kann aber meinen Schluß begründen. Der Urheber des Kriegs ist zunächst einer, der Kaiser; hinter ihm antreibend die Kaiserin, die chauvinistische Partei, gutheißend und ausführend die Minister. Dies ist ein sehr kleiner Teil der Nation. Aber gemeinsam ist der ganzen Nation die unruhige Sucht der Vergrößerung Frankreichs auf Kosten Deutschlands, das Rheingelüste. Ich hoffe, diesen Satz werde ich nicht erst beweisen müssen. Daß es Ausnahmen gibt, bestreite ich natürlich nicht, aber, wie äußerst selten sie sind, mag nur mit e i n e m Beispiel belegt werden. Man sollte doch meinen, ein Mann wie Renan, so verdient um seine Nation, um die Läuterung ihrer religiösen Vorstellungen, in verwandtem Streben einem der bedeutendsten Geister unseres Volkes, dem klaren, vernunftvollen Strauß, befreundet, werde diese anmaßende Lüsternheit seines Volks nicht teilen. Man lese seinen Brief an ihn! Er beut ihm über den Blutbach des Krieges hinüber die Hand, begrüßt ihn in einem Vaterland, das hoch über dieser blutgetränkten Erde, im Reich des Friedens steht: dem Reiche des Wahren, Guten und Schönen, und — er meint: für die Zulassung der Siege 1866 hätte die preußische Regierung doch billig Frankreich die Erkenntlichkeit der Abtretung Luxemburgs erzeigen sollen. „Diese unbedeutende Konzession wäre hinreichend gewesen, die öffentliche Meinung im Lande zu befriedigen.“ Er spricht hier ganz naiv; man sieht deutlich, daß er sich der Anmaßung als solcher nicht bewußt ist, sie sitzt ihm als Franzosen einfach in Fleisch und Blut. Freilich gar nicht so — unschuldig ist der Schluß, wo er sich neben den lieben Heiland als Bergprediger stellt: „Selig sind die Friedfertigen, der Krieg ist Sünde“, und — „so dir einer einen Streich auf einen Backen gibt“ — dies wird uns gepredigt, weil wir ja bekanntlich diesen Krieg angefangen und weil wir ja ganz mit Unrecht darauf beharren, unser

gestohlen Gut als den Preis vergossenen teuren unendlichen Blutes zurückzufordern! Statt seinem Volke zu predigen: „tut Buße und gehet in euch", verlangt er von uns, daß wir als fromme Lämmlein abziehen! Strauß hat in seiner Antwort viel Geduld bewiesen und im übrigen wohl durch seine Feinheit und Ruhe die unrichtigen und anspruchsvollen Behauptungen des befreundeten Gelehrten gründlicher zerrieben, als er es mit Hammerschlägen vermocht hätte; aber gegen diese Stelle wäre vielleicht ein solcher doch wohl besser gewesen als die feine Nadel der Ironie. Sitzt nun die Anmaßung fremden Eigentums in einem Volke so tief, daß sie selbst in seinen gebildetsten Geistern so unverhüllt zutage tritt, da trägt doch offenbar das ganze Volk die Verantwortung, wenn sie bis dahin anschwillt, daß sie in einen Krieg ausbricht! Die Hand der ganzen Nation war stets nach dem Rheinufer ausgestreckt: was Wunder, daß sie sich endlich zum Schlage hob! Alle zusammen hatten das Pulver aufgehäuft; ein kleiner Teil wirft den Funken hinein — vielen, den meisten zur unerwünschten Zeit, aber diese vielen, diese meisten dürfen sich darum nicht unschuldig wähnen und stellen. Die zwei Sätze: Napoleon hat die Nation zum Kriege fortgerissen und: die Nation hat Napoleon in den Krieg gestoßen, sind gleich wahr. Es war eine Wechselwirkung; doch auch diese Bezeichnung ist oberflächlich; Napoleon als Urheber dieses Kriegs hat als Franzose gehandelt, und die Franzosen haben durch Napoleon gehandelt, so schwer sie im übrigen sein Joch trugen. Dieser Krieg ist der endliche Ausbruch einer Beule, worin die böse Krankheit im Blute der ganzen Nation, die freche Lüsternheit nach dem Länderbesitz des Nachbars, seit langen Jahren sich angesammelt hat. Napoleon durfte sie nur anstechen, und der verdorbene Stoff spritzte heraus.

Nun die Schand- und Greueltaten im Kriege! Auch hier wird man dem Ankläger der ganzen Nation entgegenhalten: das haben einzelne getan, und überall wo ein Volk in Leidenschaft ist, geschehen solche Dinge: man wird an die Ermordung Latours, Auerswalds und Lichnowskys erinnern. Ich bestreite zwar, daß solches bei uns möglich wäre; ich glaube nicht, daß deutsche Soldaten, die einen verwundeten Feind am Boden finden, ihn noch mit Stichen durchbohren, auf Parlamentäre, auf Verbandplätze schießen, feindliche Generale durch Winken mit weißen Tüchern täuschen und dann

meuchlerisch niederstrecken würden (man denke an General Waldersee und die zwei andern Offiziere in dem Gefecht von Le Bourget), daß sie Explosivkugeln und gehacktes Blei laden würden; ich glaube nicht, daß deutsche Bauern und Bürger verwundeten Feinden die Augen ausstechen, die Hände abhauen (b ö h m i s c h e haben es 1866 getan), die Schienen der Eisenbahn zerstören würden, damit Verwundetenzüge verunglücken; ich glaube sogar nicht, daß selbst der Pöbel, der Abschaum des deutschen Volks, so scheußlich handeln würde; es sei aber einen Augenblick zugegeben, daß es vorkommen könnte — meine Antwort auf die Entgegnung geht von einem andern Punkte aus: ich behaupte, bei uns, sobald die Kunde von solchen Taten sich verbreitete, würden sich laute Stimmen der Mißbilligung, der Verdammung, des Abscheues von allen Seiten erheben; das Urteil der Nation würde solche Greuel richten, würde dadurch die Ungeheuer moralisch von sich ausstoßen, würde sich von ihnen absondern, lossagen; würde rufen, schreien: „Nein! nein! das sind nicht w i r , das ist nicht d e u t s c h!" Wie aber in Frankreich? Kein Wort hat man vernommen, daß die genannten Schand- und Untaten der Soldaten mißbilligt, bestraft worden wären. Um insbesondere vom Schießen auf Parlamentäre zu sprechen (ich meinte, als ich den Artikel schrieb, es sei fünfmal geschehen; seither hat Bismarck in der Depesche gegen die Anschuldigungen Chaudordys, worin auch die mir damals noch nicht bekannte Zerstörung gekaperter Schiffe aufgeführt wird, einundzwanzig Fälle belegt) — das kann nur geschehen, wo nicht auf Befehl, doch mit Zulassung des Kommandanten; irre ich hierin, kann es vorkommen, daß dieser es nicht verhindern kann, so muß er es exemplarisch bestrafen; tut er dies nicht, so ist er so gut schuldig, als wenn er es befohlen oder wenigstens zugelassen hätte. Der Kommandant aber gehört doch zu den gebildeten Ständen; straft er nicht, so ist es der gebildete Teil der Nation in ihm, der solche Schändlichkeit nicht mißbilligt, und verdammt nicht die ganze Presse laut die Tat selbst und diese Straflosigkeit, so folgt — was? daß es ist, als ob die ganze Nation solcher Handlungen fähig wäre, d. h. daß sie als Ausdruck des Nationalcharakters beurteilt werden müssen. Die Wortbruch- und Bluttat der Sprengung der Zitadelle in Laon kommt nicht, wie man zur Zeit, als jener Artikel erschien, noch meinte, dem Kommandanten

zuschulden, aber man hat sie öffentlich als eine Heldentat gerühmt; dem hat (meines Wissens) nur eine Stimme widersprochen, und so — mag die Nation sich nicht beklagen, wenn man sie dafür vor das Gericht der Menschheit stellt, wenn man sagt: es ist eben gallische, gallisch-romanische Art.

Das Unerträglichste, was geschehen, ist das Augenausstechen. Das haben nun auch nur einzelne Scheusale getan. Aber man erinnere sich, daß zur Zeit des Ausbruchs in einem Witzblatt ein Bild kam, worauf ein Zuave einem gefangenen Preußen die Augen aussticht, und der Text sagt: „das eine für Waterloo, das andere für Sadowa!" Ein Karikaturblatt wird von Gebildeten und für Gebildete redigiert, geschrieben, gezeichnet; ein solches Bild kann nicht erscheinen, wenn die ersteren nicht wissen, daß sie den Geschmack vieler Leser treffen. Warum aber hat sich nicht aus den Kreisen derer, die noch menschliches Gefühl haben, ein Schrei des sittlichen Ingrimms gegen so entmenschte Aufreizung vernehmen lassen? Warum hat man dem Zeichner, dem Redakteur nicht erklärt, daß sie mit Fußtritten aus jeder ehrlichen Gesellschaft gestoßen würden, in der sie sich blicken ließen? — In den Mystères de Paris spricht der Herzog über einen Missetäter feierlich den Richterspruch; er lautet auf Blendung; dies in einem modernen, von aller Welt verschlungenen Roman! — Die Bartholomäusnacht ist französische Arbeit. Die alten Raub-, Mord- und Verwüstungskriege gegen Süddeutschland sind französische Arbeit, eigentlich bilden sie ein Stück mit der Gegenwart; dasselbe drohte uns jetzt, und unsere Siege sind späte Rache auch dafür. In der Revolution war die Guillotine noch menschlich und mild gegen die ausgesuchten Qualen, womit in Paris und in den Provinzen Tausende langsam zerfleischt, zersäbelt, zerschossen, ersäuft, verbrannt wurden. Es waren nur Parteien, die das taten, aber wenn auch nur in Parteien solch grause Wut ausbricht: es muß im Nationalcharakter liegen. Aus den Leichenhaufen von Mars-la-Tour, Gravelotte, Sedan starrt mir das Totenantlitz Ludwigs des Sechzehnten entgegen; Frankreich büßt heute noch diesen Mord; es konnte mit der Verfassung 1791 ganz zufrieden sein; aber dieser Volksgeist ruht nicht, bringt unersättlich mit gärender, zischender Leidenschaft weiter und weiter; zur Ungenügsamkeit gesellt sich ein Nerv, der nach den Reizen des Schauers verlangt und

dem der Anblick zuckender Menschenglieder Wollust bereitet. Dieses Bedürfnis galvanischer Reize des Grassen haben die Dichter der romantischen Schule sehr gut verstanden, ich nenne nur Eugène Sue und Viktor Hugo, den widerlichsten unter allen Haschern nach Henker-Effekten. Voltaire, dem es wahrhaftig an französischer Eitelkeit nicht fehlte, Voltaire ist mir Zeuge; er hat gesagt: es liege im französischen Charakter eine Mischung von Affe und Tiger.

Man wird also zugeben, daß der Stimmung, in der ich schrieb, ein gerechtes Urteil zugrunde lag. Wahrheiten wie diese müssen einmal unbedingt herausgesagt werden; die gerechtfertigte Empörung muß einmal schlechtweg sprechen, soll ihr Wort nicht schwächen durch Parenthesen, durch Verklausulierungen, durch „obwohl" und „gewissermaßen", und „übrigens zwar" u. dgl. Alles zu seiner Zeit! Ein einzelner Artikel enthält nicht das Ganze der Gesinnung eines Schriftstellers, wie in den Werken eines Lyrikers ein Gedicht voll Unmut und Bitterkeit nicht den ganzen Poeten darstellt; der täte gewiß sehr übel, wenn er aus Besorgnis, nach dem einen Gedichte beurteilt zu werden, sein Feuer abdämpfte. Wer einer Nation unbedingt schlimme Züge beilegt, der sagt damit nicht, daß alle einzelnen in derselben so schlimm und daß die Schlimmen nur schlimm, die Ungeheuer nur und immer Ungeheuer seien. Ich kenne selbst gar manchen liebenswürdigen Franzosen, Männer von bravem Herzen, echt humaner Gesinnung und wohlgebildetem Geiste. Ich habe ihnen oft gesagt: zu euch Franzosen könnte unser Verhältnis so schön sein, wenn ihr nicht zu viele Schlachtfelder, zu viele Blutlachen zwischen uns gelegt hättet. Ich glaube dennoch nicht, daß noch einmal eine solche Kluft, gefüllt nicht bloß mit Schlachtenblut, sondern mit Meuchelmordblut, zwischen uns werde gerissen werden. Selbst jetzt habe ich nicht unterlassen, die Lichtseiten im französischen Nationalcharakter neben den tiefen Schatten zu nennen, sondern habe sie mit nicht kargen Worten hervorgehoben. Ich weiß, was Europa dieser Nation dankt; es ist mir nicht unbekannt, daß ihre Revolution, wiewohl von ihnen selbst verwüstet, die rohen, großen Grundsteine zum Gebäude des modernen Rechtsstaats gelegt hat, ich weiß, wie und wofür die Wissenschaft, die Kunst und besonders die deutsche Literatur ihnen verpflichtet ist; aber, beim Himmel! nicht jetzt ist die Zeit, ein Loblied darüber anzustimmen, sondern dann wird sie

sein, wenn die Nation einst zeigt, daß die fürchterliche Lehre, die wir ihr jetzt geben müssen, angeschlagen hat, wenn sie erneut, geläutert aus dem blutroten Feuer der Prüfung hervorgeht und wenn wir uns nicht mehr auf dem Schlachtfelde, sondern freundlich und friedlich auf dem Felde des Geistes und jeder fruchtbringenden Tätigkeit messen.

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung 28. und 29. Januar 1871.)

Offener Brief an den Redakteur des Feuilletons der „Deutschen Zeitung“ in Wien Dr. Speidel.

Stuttgart, Mitte Dezember 1871.

Verehrter Landsmann!

Sie wünschen, daß ich meine herzliche Teilnahme für ein Organ, das die Pflege und Hebung des schwer gefährdeten deutschen Volkstums in Österreich zum Zwecke hat, durch Einsendung eines Beitrages für eine der ersten Nummern bezeuge. Zu einer Arbeit, die auf eingehender Forschung über ein aus dem Gebiete meiner Studien gewähltes Thema ruhte, läßt mir der drängende Augenblick nicht Zeit, und doch möchte ich gern meinen guten Willen zeigen. In solcher Lage wird es Entschuldigung finden, wenn ich Ihnen ein sehr subjektiv gefärbtes Erzeugnis der Eile gebietenden Stunden einsende. Ich fühlte schon lange das Bedürfnis, mich mit dem Leser meiner „Kritischen Gänge“ über den politischen Inhalt derselben auseinanderzusetzen. Ich gehörte zur großdeutschen Partei; die bisher erschienenen Hefte sprechen an manchen Stellen eine warme Liebe für Österreich, einen lebhaften Eifer gegen die politische Ansicht aus, welche Deutschland mit Ausschluß des alten Kaiserstaats zu einigen gedachte. Das Vorwort des letzten Heftes ist unmittelbar vor Ausbruch des Krieges 1866 geschrieben*); es sieht über Preußen und Italien das Schwert der Nemesis in den Wolken der Zukunft blitzen. Ich darf glauben, daß diese Gesinnung mir auch in Österreich manche Freunde gewann. Und jetzt findet man mich, ja man fand mich schon vor 1870, im Lager derjenigen, die man Anbeter des Erfolges zu nennen liebt. Die Zahl solcher Überläufer ist nun freilich mehr als Legion; die Wandlung ist so natürlich, so ganz nur sachgemäß, daß es gar nicht der Mühe wert, ja daß es Eitelkeit scheinen kann, wenn einer unter den un-

*) Zweite, vermehrte Auflage, Leipzig, Verlag der Weißen Bücher 1914, 1. Bd., S. XIX f.

endlich vielen erzählt, wie es in seinem Innern zugieng, bis sie vollzogen war. Inzwischen kommen ja dabei doch Fragen von objektivem Gewicht, von allgemeiner Bedeutung notwendig zur Sprache; es handelt sich dabei so wenig nur vom Einzelnen, daß, wenn anders seine inneren Erlebnisse nur aus einem ehrlichen Patriotismus hervorgiengen, das Persönliche in diesem Bilde doch aufhört, ein bloß Persönliches zu sein, vielmehr von Wohlwollenden vielleicht gern als eine lebendige Illustration von Wahrheiten, von geschichtlichen Notwendigkeiten aufgefaßt wird, die von rein sachlichem Interesse sind. Der Brief-Form verzeiht man am ehesten, wenn oft das Wörtchen Ich auftritt, und Spuren der Eile wird man ihr am ehesten nachsehen; daher sei mir vergönnt, sie zu wählen.

Eines der Stücke des fünften Heftes meiner „Kritischen Gänge" hatte einen Rückblick auf den italienischen Krieg 1859 geworfen*); ich hatte mich meiner annehmen müssen, weil ich wegen der Stellung, die ich damals in öffentlichen Äußerungen genommen, hart angegriffen worden war; ich hatte dem inneren Konflikt zwischen aufrichtiger Liebe zur italienischen Nation und zwischen dem, was mir bei jenem Vordringen Frankreichs die deutsche Politik zu fordern schien, Worte gegeben. Ein anderes Stück nahm von einem Aufenthalt in Schleswig-Holstein im Herbst 1865 Anlaß, sich heftig gegen beide Großstaaten auszusprechen, weil sie die Mittelstaaten, als sie für den Herzog von Augustenburg und sein positives Recht eintreten wollten, zur Seite stießen, gegen Preußen, weil es eben auf dem Punkte stand, den gewaltsamen Schritt zu tun, der zugleich der Schritt zum Kriege gegen Österreich war; ich gab meinem Abscheu gegen die Gewalt, die vor Recht gehen will, rückhaltlosen Ausdruck**). Daß ein Bündnis zwischen Preußen und Italien bestehe, flüsterte nur erst ein dunkles Gerücht. In dieser Lage der Dinge schloß ich das Vorwort des genannten Heftes mit den Worten: „Das Urteil der Nationen und die Nemesis wird" (wenn das Gerücht sich bestätigt) „den Namen Italiens neben dem preußischen in das große Schuldbuch eintragen, dessen Posten noch nie vergessen worden sind."

*) Ebenda S. 502—506.

**) Ebenda S. 527—542. A. d. H.

Es folgten die preußischen Siege, die Gründung des Nordbundes mit der Main-Linie. Das waren Tatsachen, groß, greiflich, unerschütterlich. Die demokratische Partei, bisher mit der großdeutschen zum Teil identisch, tat, was sie zu tun pflegt, wenn die Dinge nicht nach ihrem Kopfe gehen: sie schalt und rüttelte am Fels, der nun doch unleugbar vor ihr stand, als ob sie ihn verrücken, hinwegräsonieren, zerbröckeln könnte. Ich erinnere mich noch, wie sich unmittelbar nach dem 2. Dezember 1851 das hiesige Organ der Partei verhielt: der „Beobachter“ suchte mehrere Tage lang nach Einlauf der ersten Nachrichten mit einer Dialektik, deren Scharfsinn logische Bewunderung verdiente, zu beweisen, daß der Staatsstreich nicht geschehen sein könne. Ganz ähnlich hielt man es jetzt, man zog zu Felde, als ob man, was nun wirklich war, hinwegdemonstrieren könne. Wer mit dem Kopf gegen die Mauer unabwendbarer Tatsachen anrennt, der verzichtet auf politisches Wirken; die demokratische Partei trat damals das Verzichtleisten an, das noch heute ihre Stellung zur Wirklichkeit bezeichnet und worüber alle Welt im Klaren ist, nur sie selbst nicht. Wir kommen darauf zurück.

Im Herbst 1867 erschienen (zum Scherz anonym) die „Epigramme aus Baden-Baden“ *). Ich dürfte sie hier erwähnen, auch wenn sie keine Politik enthielten. Sie geben der Empörung über einen Schandfleck im deutschen Leben, die Spielhöllen, satirischen Ausdruck. Man wird sich nun aber eines Artikels von About erinnern, dessen stärkste Stellen bald nach dem Anfang des Krieges 1870 durch die deutschen Zeitungen giengen. Er nannte uns die Kuppler von Baden-Baden, Homburg, Wiesbaden, die mit untertänigem Bückling, die eigene Sprache verleugnend, den gehorsamen Diener der französischen Gäste machen und wohl bereit wären, ihnen mit dem deutschen Schnurrbart die Stiefel zu wichsen. Wir waren durch diese Pestbeulen der deutschen Sitte, die Spielbäder, bei den Franzosen verachtet; der Krieg stand damit nicht außer allem Zusammenhang; sie nahmen es leicht, mit

*) Stuttgart, Grüninger; zweite, vermehrte Auflage 1870; abgedruckt in den Altotria von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, Benz, 1892, S. 145–186, und in den Ges. Dichtungen von Fr. Th. Vischer, Leipzig, Verlag der Weißen Bücher, Bd. 5, S. 93 ff.

einer Nation fertig zu werden, deren sittliches Bild sie von diesen schimpflichen Auswüchsen sich geholt hatten; sie hofften mit den niederträchtigen Dienern ihrer Lüste leicht fertig zu werden. Glücklicherweise hatten sie sich getäuscht: Sie hatten eine schmutzige Stelle in einem soliden und reinlichen Haus für das ganze Haus genommen; doch erwähnt sei es, damit wir, die wir im ganzen und großen unseren Sieg als den Sieg einer sittlich gesunden über eine verdorbene Nation betrachten, uns doch nicht überheben und Selbsterkenntnis nicht nur den Besiegten predigen, sondern wohl bedenken, daß es auch bei uns gar manches zu säubern gibt. Wie schön und rührend still war es in Baden-Baden 1870! Wo sonst die Demimonde sich umtrieb und der Schwarm nach der Roulette aus und ein gieng, saßen und wandelten und wärmten sich in der Herbstsonne müde, kranke, von Wunden genesende Soldaten.

Doch ich wollte von dem politischen Teil jener Satiren ein Wort sagen. In den Epigrammen: „Geständnis" und „Keine Partei" ist die Lage ausgesprochen, in der sich um jene Zeit wohl jeder befinden mußte, der weder jemals die Gewalttat billigen, noch auch unleugbare Tatsachen sich vor den Augen wegleugnen kann. Man hat mir damals gesagt, warum ich, wenn ich ja doch erkenne, daß für Süddeutschland schlechterdings keine Wahl mehr sei als Eintritt in den Nordbund, noch im Schmollwinkel sitze? Allein wenn an solche, die zu direktem politischem Wirken berufen sind, billig der Ruf ergeht, daß sie bei Zeit sich entscheiden, so mag denen eine freiere Stellung gegönnt werden, deren Beruf kein politischer ist und die nur in bewegten Zeiten, wo das Herz und die Idee eine vollere Berechtigung in der Politik haben als in stillen Zwischenperioden, ein Wort mitzusprechen berechtigt sind; das Schweigen und der vereinzelte Ausbruch des Gefühls der Unbehaglichkeit mag ihnen nachgesehen werden, wenn sie in solchem inneren Konflikte sich befinden, daß sie Widerstand für unmöglich, unvernünftig halten, und doch ein starkes Gefühl sie abhält, ein aktives B e j a h e n des Geschehenen ihres Teils ausdrücklich zu unterstützen; es muß ihnen erlaubt sein, erst zuzusehen, abzuwarten und andere vorwärtsgehen zu lassen. Für meine alten Parteigenossen, Demokraten und Großdeutsche, dagegen war nun das Verbrechen meines

Abfalls entschieden. Sie selbst hielten es für politische Vernunft, jenes unmächtige Anspringen gegen die Mauer in Szene zu setzen, die doch nicht mehr umzustoßen war; sie wählten Opponenten ins Zoll-Parlament mit dem Auftrag, gegen jede Kompetenz-Erweiterung desselben zu wirken und überhaupt zu hintertreiben nach Möglichkeit; sie hielten treu an der alten deutschen Tugend: Dem unnützen Sperren, Zerren und Zerfen, wo die Meisterin Notwendigkeit gesprochen hat und gebietet.

Die süddeutschen Staaten waren in einem Zustande, der unmöglich bleiben konnte. Es gab um die Zeit vor Ausbruch des französischen Krieges nur zwei Wege für uns: entweder ungesäumt in den Nordbund einzutreten, oder Abfall von dem schon geeinigten Teile Deutschlands; Abfall wohin? Nun, dies ist einfach: Die Demokratie glaubte in solcher Zeit des Chaos die rechte Stunde für gekommen, um in rascherem Tempo, als sie wohl sonst für möglich hielt, ihrem Ideal, der Republik, zuzusteuern. „Ihrem Ideal“ — nun nicht wohl *ihrem* bloß! Die Republik ist ein Ideal in Wahrheit; sie ist ein Ideal, wie es die reine Vernunft-Religion, die Religion der Humanität ohne Mythologie ist; welcher Denkende wünschte dieses nicht verwirklicht? Aber auch welcher Denkende wird vergessen, daß die Menschheit, vorläufig einmal gewiß noch einige Jahrhunderte lang, die Mythologie nicht wird entbehren können? Und — vom Beispiel abzugehen — welcher Denkende wird verkennen, daß das Menschengeschlecht unserer alten europäischen Staaten, wenn es *heute* die Republik hätte, sie *morgen* so verwirren und zerrütten würde, daß sie in die Despotie umschlüge? Die Beispiele haben wir ja. — Also die Demokraten glaubten mit beschleunigtem Gang durch Mittelstufen der Republik zustreben zu können. Die Parteigenossen in Frankreich hofften, in kurzer Frist Napoleon zu stürzen und mit einer rascheren Schöpfung den Deutschen voranzugehen, oder, wer weiß? sie waren vielleicht von dem klugen Manne, der ja *ihnen* seinen Kaiserhut verdankte, mit dem rührenden Bilde einer höheren Einheit von Republik und Kaisertum gekirrt. Zwischen ihnen und unserer Demokratie muß nun eben damals ein lebhafter Wechsel von Liebesbriefen geblüht haben. Wie stark der Verdacht solcher Verbindungen war, sagen zwei Verse der badischen Epigramme:

Wer mit dem Feind liebäugelt, dem alten lauernden Reichsfeind,
 Wer wahnsinnig in ihm gar den Befreier sich hofft,
Wer verräterisch ruft: französisch lieber als preußisch!
 Darf nicht bleiben im Schiff; packt ihn und schmeißt ihn hinaus!*)

So stand es, und darum kam der deutschen Demokratie der Krieg so in die Quere; er war ihr so unwillkommen wie jede harte Störung in einem Liebeshandel.

Unter diesen Umständen war wohl nicht ich allein unter den vielen, die das Geschehene nicht durch Wort und Handeln billigen, aber auch nicht als ungeschehen betrachten konnten, in eine entschiedenere Stimmung übergegangen, in ein Gefühl der Unmöglichkeit, länger in dieser parteilosen Stellung zu beharren. Ich war also wirklich „Anbeter des Erfolges" geworden, und nun ist es wohl am Ort, von der Begriffsverwirrung oder wohl auch Böswilligkeit, welche diesem Vorwurf zugrunde liegt, ein Wort zu sprechen. Er will sagen, man verändere allzu bereit, oder unterdrücke lügenhaft die Überzeugung, wenn die Sache zum Siege gelangt, die man im Unrecht glaubt, deren Träger und Vorkämpfer man für schuldbeladen hält. Ein solches Umschlagen ist entweder nur Schwäche, Sinnlichkeit, die sich vom Glanze des Sieges und der Sieger blenden läßt, oder es liegt Schlimmeres zugrunde: niedriger Knechtssinn, Schmeichelei, Ehr- und Gewinnsucht, die um Judas-Silberlinge ihre Grundsätze verrät. Unsere Gegner sind eben nicht so mild, nur das erstere, etwas weniger schmähliche Motiv vorauszusetzen, und leiden bekanntlich nicht an so viel Überfluß von Zartheit und Edelmut, das zweite, schlechtere, wenn sie es annehmen, nicht ganz so zuversichtlich auszusprechen, als hätten sie vollauf Beweise für ihren Verdacht. Der Schmutz der Nachrede, daß wir den alten Gott um preußischen Sold, um Ämter und Orden verraten haben, klebte uns reichlich am Rücken, wenn er — hängen bliebe. Wie könnte man auch von blinder Partei-Leidenschaft erwarten, daß sie die Feinheit und Geduld des Denkens übe, sich in die Lage desjenigen zu versetzen, der eine Tat für schuldvoll hält nach wie vor und der dennoch anerkennen muß, daß aus ihr solches

*) Siehe die 2. Aufl., 1870, S. 217 und Ges. Dichtungen, Leipzig, Bd. 5, S. 217. A. d. H.

hervorgegangen, was als dauernder Bau Millionen von Menschen ein unzweifelhaftes Wohl bringt! Es fragt sich, was Erfolg heißt; wenn nur: das Blendende des Sieges, so ist es schmählich, seine Partei zu verlassen und ihm zuzujauchzen; wenn: große und dauerfähige Schöpfung, dann liegt die Sache wohl anders. Wie kann aber Schuld ein dauerndes Gut für Millionen begründen? Der Gegner beeilt sich, weil die Bejahung der Frage als logischer Widerspruch erscheint, denjenigen, der das eine, nämlich die wohltätigen Folgen, anerkennt, zu bezichtigen, er habe verändert, oder er verleugne seine Begriffe vom anderen Gliede des Satzes, nämlich von der Schuld. Der Streit führt mitten in die Schwierigkeit der höchst dialektischen Frage über das Verhältnis zwischen Moral und Politik. Sie erwartet längst eine eingehende philosophische Behandlung. Weit entfernt, zu meinen, ich habe sie mir gelöst, glaube ich doch, daß unsere letzten politischen Erfahrungen einige höchst bedeutende Schlaglichter auf ihr Dunkel werfen. Die Anstiftung des Bürgerkrieges im Jahre 1866 war eine schuldvolle Tat. Ich halte es nicht mit denjenigen, die das vergessen haben. Es war eine der Taten, welche die Nemesis herausfordern. Es war Verbrechen, unter Vorwänden, die nicht viel besser waren als jene, die Frankreich 1870 vom Zaune riß, das friedensbedürftige Österreich mit Krieg zu überfallen, und war Verbrechen, ihm Italien an die Ferse zu hetzen; wir als Glieder des zu Recht bestehenden Bundes haben recht getan, mit Österreich gegen Preußen zu kämpfen. Nun weiß aber alle Welt aus der Geschichte, daß, was zu Recht besteht, was Jahrhunderte zu Recht bestanden, sich überlebt haben kann. Wohl dem Volke, das dann aus dem gemeinsamen Willen heraus durch friedliche Beratung und Geistes-Akt seines Beschlusses an die Stelle des Überlebten die neue Schöpfung setzt, die seinem veränderten Bedürfnis entspricht! Wir haben es versucht und nicht vermocht; wen die größere Schuld der Fruchtlosigkeit jener großen Bewegung treffe: Parlament und Volk, oder die Fürsten und namentlich den einen, der die Kaiserkrone zurückwies, — dies wiederzukäuen, ist wahrlich müßige Arbeit geworden. Gewiß ist nur, daß der deutsche Michel sich nicht beklagen darf, wenn Germania die langen Jahre nachher gegen seine Bewerbungen mit Sänger- und Schützenfesten, Toasten, Reden und Gedichten

spröde blieb. Da kam einer, unter vierzig Millionen Menschen einer, der handelte, und zwar schuldvoll. Er nahm die Schuld auf sich, er wagte es. Es gibt tragische Verwicklungen, wo, wenn nicht gehandelt wird, eine alte Schuld unabsehlich immer neue Übel bringt und doch nicht gehandelt werden kann, ohne daß neue Schuld begangen wird. Die alte Schuld trifft die ganze Nation, Volk und Fürsten zusammen — wir alle haben uns, einer wie der andere, zu schämen, daß wir nichts zustande brachten; die Übel, alle Macht- und Tatlosigkeit und Lächerlichkeit des alten Bundes: wer braucht sie noch zu nennen? Die neue Schuld, der Bürgerkrieg, von Preußen siegreich schnell beendet, schuf den Nordbund. Nicht leicht, nicht rasch durfte diese Schöpfung begrüßen, wer es mit ewigen sittlichen Begriffen von Schuld und Unrecht nicht leicht nimmt. Es war recht und gut, daß es nicht wenige gab, die zwar begriffen, es sei Wahnsinn, gegen die Festung vollzogener Tatsachen mit der nackten Hand zu schlagen, die aber *abwarteten*, ob der neue Bau sich als solide Burg erweise, und ich wiederhole es mit innerer Genugtuung, daß ich unter diesen Abwartenden stand. Der Bau *hat* sich als solid erwiesen, die große Schuld *hat* gute Früchte getragen. Im Privatleben ist es gemeines Verbrechen, einen Rock zu rauben; auch im politischen bleibt Raub ein Verbrechen; aber wenn nun das Beispiel hinkt, wenn der geraubte Rock sich wirklich als gutes, neues, warmes Kleid für Millionen von Menschen bewährt, wie dann? Nun, dann leuchtet ein, daß politische Moral und Privat-Moral zwei verschiedene Sphären sind. Nicht so verschieden, daß in der Politik Unrecht nicht Unrecht bliebe, aber das ist der Unterschied, daß im Staatsleben das Unrecht ganz anders als im Privatleben, in unendlich weiterer Ausdehnung seine Versöhnung, seine Sühne finden kann. Die moralischen Begriffe lösen sich darum keineswegs in nichts auf, dürfen nie verfälscht werden; ihre Vorschrift wird allezeit lauten: was du als Unrecht erkennst, das nenne auch Unrecht und bekämpfe mit aller Kraft; bekämpfe, so lange es zu kämpfen gibt; ist die Entscheidung da und wider dich, so warte und enthalte dich unnützen Murrens und Nachscheltens; bewährt aber die Zeit, daß der Sieg nicht bloß dem Sieger Vorteile, sondern zahllos vielen ein wirkliches Gut bringt, so sei vernünftig, erkenne an und tritt hervor mit deiner Anerkennung.

Für politische Schuld gibt es bekanntlich keinen Gerichtshof, nur eine Nemesis. Diese bleibt nie aus, mag sie auch Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte, ein verborgener Geist, unter der Erde fortwühlen. Sie bleibt auch dann nicht aus, wenn die Schuld Gutes trug. Welchen wunderbaren Weg sie nahm, d i e Schuld zu sühnen, von der hier die Rede ist, darauf wird diese Betrachtung führen; vorher möchte ich aber ein Wort sagen vom Finger der Nemesis, wie er in dem Schicksale des besiegten Gegners sichtbar geworden ist. Bismarck hätte den Krieg gegen Österreich nicht unternehmen können, wenn nicht jedem Preußen die Erniedrigung, die sein Vaterland durch Österreich im Jahre 1850 erfahren, wie glühendes Eisen in der Seele gebrannt hätte; die Politik Schwarzenbergs, der Übermut, womit die Schwäche Preußens ausgebeutet wurde, die Erniedrigung des Nebenbuhlers in Olmütz: dafür hat Österreich gebüßt im Jahre 1866. Alles drehte sich um Schleswig-Holstein, das zum Angelpunkte der deutschen Frage geworden war. Ein klarer Staatsmann mußte erkennen, daß hier die Krone Deutschlands zu holen sei; die preußische Politik hatte es geahnt, aber ihr Vorgehen war charakterloser Pruritus gewesen, für den es nun nur allzusehr gedemütigt wurde. Im Jahre 1863 trat Österreich mit seinem Reformprojekt hervor. Es bot wenig genug. Dennoch, in der Hoffnung, daß die Nation aus dem Wenigen mehr werde zu entwickeln vermögen, unterstützten es viele patriotische Stimmen. Aber eines war sonnenklar: dies Projekt mußte ins Wasser fallen, wenn es nicht von einer T a t begleitet war. Und diese Tat mußte eine bei der ganzen Nation schlechthin p o p u l ä r e Tat sein. Solche Tat war ein Krieg gegen Dänemark um Schleswig-Holstein. Wer die Deutschen gegen Dänemark führte, der h a t t e sie. Aber dies Schleswig-Holstein hatte Österreich m i t Preußen schimpflich und verräterisch an Dänemark ausgeliefert; die Erhebung dieser Lande hatte ja der österreichischen Staatsweisheit keine andere Bedeutung als die eines Aufruhrs gegen Gesetz und rechtmäßige Herrschaft; sie war Revolution und mußte niedergeschlagen werden. Wie sind nun die Wege jener geheimnisvollen Macht, die dunkel und doch so hell und groß im Menschenleben waltet, wie sind sie verschlungen und doch so gerade! Sie öffnet dem preußischen Staatsmann die Augen, daß er klar und scharf

erkenne, wie dort, am Strande der See, die deutsche Frage begraben liege! Er hält Österreich als Köder den Vorwand hin, dort sei für die zwei Großmächte Gelegenheit, die Mittelstaaten (die dem Augustenburger Hilfe zugesagt) lahmzulegen, sie hübsch hinwegzuschieben und zugleich alle Selbsthilfe des Volkes zu beseitigen; Österreich beißt auf den Haken ein, wird ins Schlepptau genommen, um — aus Schleswig-Holstein und — Deutschland hinausgedrückt zu werden! Wahrhaftig, es ist ebenso komisch, als ernst und schicksalsvoll; es gäbe einen niedlichen neuen Gesang zu Reineke Fuchs.

Aber Preußen und seine Schuld? Die alte und die neue? Ihm hat die Nemesis die schönste, denkbar erhabenste aller Sühnen bereitet. Es sollte bluten für diese Schuld, furchtbar bluten. Der Krieg 1866 führte zum Krieg 1870. Aber es sollte bluten dürfen für und mit Deutschland. Es sollte leiden, aber nicht umsonst leiden, dies Leiden sollte seine und Deutschlands neue Größe werden. Ein heiliger Krieg zur Strafe für den ungerechten! Wir andern aber sollten bluten für alle alten Unterlassungssünden, für alles heillose, jahrhundertelange Sperren und Stemmen unseres Sondergeistes, aber all das Blut sollte eine Saat werden, die rasch aufsproßte und nun als stolzer Baum des deutschen Reiches dasteht.

Die Bäume wachsen nicht in den Himmel, viel ist noch zu sorgen, daß die Eiche erstarke und gedeihe. Große Kriege haben immer zur Folge, daß das Heerwesen, der Soldatengeist überwuchert, um wieviel mehr, wenn die Führung in der Hand eines Staates liegt, der das Mittel (das Heer ist ja doch nur Mittel) längst zu sehr auf Kosten der Staatszwecke gepflegt hat. Es ist nicht wahr, daß die letzten Kriege die Unentbehrlichkeit der dreijährigen Präsenz bewiesen haben. Größere Schonung der bürgerlichen Lebenszwecke und Ersparnisse auf vielen Punkten sind mit der Rüstung, welche allerdings die gespannte Luft unserer Zeit fordert, sicherlich wohl vereinbar. In ganz Deutschland und in Preußen vor allem werden die Kultursphären des Staates unter diesen Zuständen fühlbar leiden, und wenn es wahr ist, daß die zwei letzten Kriege nicht bloß die Tapferkeit, sondern die Schule gewonnen hat, und wenn man, wie billig, da-

bei nicht bloß an die Schule des Soldaten, an Militärwissenschaft und Generalstabsbildung, sondern an die allgemeine, in die Masse gedrungene Bildung denkt, — diesen Grund hat nicht das Preußen der letzten Jahrzehnte, sondern jene Periode gelegt, wo das Heerwesen solche Summen und solche Kräfte, wie in unserer Zeit, nicht der Schule vor dem darbenden Mund wegzehrte.

Der Schluß auf die Zukunft ergibt sich von selbst; künftige Kriege werden nicht die Vorteile einer vorangegangenen, so gründlichen Kulturperiode genießen, wenn die Leidenschaft für das Soldatenwesen die jetzige Herrschaft fortbehauptet. Der Soldatengeist versetzt sich allerorten und nicht zum wenigsten in Preußen gern mit dem Übermut des Junkergeistes; das schöne Institut der allgemeinen Wehrpflicht hat diesen Geist noch lange nicht zu vertilgen vermocht, und das gebildete Bürgertum muß sich fest zusammennehmen, um die Gleichheit vor dem Rechte und vor dem Forum der Menschenwürde zur wirklichen Wahrheit zu machen.

Gegen den Pfaffengeist hat das neue Reich einen erfreulichen Anlauf genommen. Ob es fernerhin der ganzen Bedeutung der Siege, aus denen es hervorgegangen, ihre Ehre geben wird, ist noch ungewiß. Die Kriegserklärung Frankreichs galt, wie man weiß, nicht nur der Macht Preußens, dem aufsteigenden Deutschland, sondern in ihnen zugleich der protestantischen Bildung. Ihr freies Wachstum durch Gesetze zu schützen, ist also nicht die letzte der Pflichten, die wir zu erfüllen haben, wenn wir unseres Sieges würdig sein wollen. Man weiß aber, wie tief und weit der finstere Geist des Zelotentums beider Konfessionen um sich gefressen hat, im Norden von Deutschland noch weit mehr als im Süden; heute noch ist es z. B. zweifelhaft, ob man die obligatorische Zivilehe, den einzig wahren und des Staates würdigen Schutz gegen die Unterwühlung seiner ehrwürdigsten Grundlagen durch Pfaffenherrschaft, im Reichstage durchsetzen wird.

Gegen diese und so manche andere Mißstände, so manchen Raupenfraß, der an der jungen deutschen Eiche zehrt, brauchen wir alle tüchtigen Kräfte des Vaterlandes, wir müssen sie gesammelt ins Feld führen, sei es das Feld der Wahlschlacht, der Volksvertretung, oder das weite Feld des freien, allgemeinen Geisteskampfes. Und nur als ein großes Übel ist es zu beklagen, daß wir, was von

lebendigen Kräften in unserer Demokratie neben so viel Verkehrtheit sich befindet, nicht zu unseren Mitkämpfern zählen dürfen. Denn diese Partei hat, wie sie nun einmal ist, ihre Stellung außerhalb der neubegründeten Staatsform genommen. Sie verschwendet ihren Witz in ihrer Bekämpfung. Sie macht Opposition gegen die Mauern, statt innerhalb der Mauern, und da sie diese Mauern ja doch nicht mehr umstoßen kann, so ist all ihr Kämpfen nur ein leeres Feuerwerk unmächtigen Grimmes und Hasses. Sie leidet an dem krankhaften Fernsehen des Idealismus; ihr Auge sieht unverrückt auf eine Hintergrundskulisse entfernter Zukunft, die vorderen Kulissen und den Boden unter ihren Füßen sieht sie nicht; so ist ihr Dichten und Trachten hohl und gemeinschädlich; wenn sie handelt, unterhöhlend. Ihr Denken springt vom Individuum mit einem Satze hinüber zum Weltbürgertum, zum großen Völkerverbande, den vielleicht ein künftiges Jahrtausend errichtet; die Mitte, das Vaterland, das Nächste, das Natürlichste überschielt und überschießt der Fanatismus dieser Abstraktion; der Familiensinn der Nation, das Gefühl, daß wir zuerst ihr, dann erst der Menschheit angehören, daß die Kraft und Ehre dieses nächsten Ganzen unsere erste und menschlichste Pflicht ist, wird in seinem verzehrenden Feuer ausgeglüht und verkohlt; ja unsere widerdeutschen Demokraten, diese entwurzelten Fanatiker wollen mir oft wie Menschen erscheinen, die in einer Stadt herum mit Vergnügen die eigene Mutter verleumden hören und verleumden helfen. — Ein Beispiel davon, wie die Kräfte dieser Opposition uns verloren gehen, bietet das Militärwesen. Die Demokratie setzt dem bestehenden Systeme die Idee des Milizinstituts entgegen, das im besten Fall nur einer kleinen, durch die europäischen Verhältnisse geschützten Republik ansteht. Sie schadet dadurch der richtigen Opposition gegen das Übermaß von Panzer, das uns die preußische Führung aufnötigt; wer nun gegen dieses auftritt, der wird nur allzu vorschnell unter die Milizfreunde gezählt, und vergeblich wiederholen wir, daß gegen das Allzuviel- und für das Allzuwenig Kämpfen zweierlei ist. — Welchen Beistand der Streit gegen die Anmaßungen der Kirche bei diesen Politikern findet, hat ihre neueste Haltung nur zu deutlich gezeigt. Wir glauben ihnen ganz gern, daß sie ihrer Überzeugung nach gar nichts mit den

Ultramontanen zu tun haben, aber damit ist die häßlichste und widerlichste aller Koalitionen nicht gerechtfertigt. Wer eine Gesetzesbestimmung verwirft, welche den notdürftigsten Schutz gegen die bissigsten aller Feinde freier Menschenbildung und vernunftgemäßer Staatsgewalt gewähren soll, der verrät, daß er, obwohl zu ganz anderem Zwecke, mit ihnen verbündet ist, diejenige Form der politischen Einheit zu zerstören, die das jahrhundertelang zerrissene Deutschland endlich errungen hat.*)

Die Klage, daß wir nicht alle unsere Kräfte zu einer gesunden Opposition beisammen haben, bringt mich nur zu natürlich auf Österreich, dieses große Fragezeichen im Buch unserer Zeit. Uns hier außen „im Reich“ kommt es, wenn wir nach dem Kaiserstaat hinüberblicken, immer vor, als sähen wir stets wechselnde Hände mit einem Haufen von Blöcken zum Aufbau eines architektonischen Modells beschäftigt, das ihnen bei jedem Versuch wieder zusammenfällt. Dabei bedienen sie sich einer Sprache, einer Terminologie, gebrauchen Worte wie föderalistisch, zentralistisch usw. usw. in einer Weise, die wir nicht mehr verstehen, bei der uns der Kopf wirbelt. Wir möchten ihnen zurufen: Kitt! Kitt! Aber der Zuruf stirbt auf unseren Lippen unter dem Zweifel, ob es nicht zu spät sei.

Sie erraten schon, daß ich zu denen gehöre, die man, wenn ich recht gelesen, in Österreich neuerdings Germanisten genannt hat. — Wenn man den Völkern Österreichs die Freiheit bietet, so macht man immer die Erfahrung, daß ihr größerer Teil die Gabe mißversteht. Freiheit bedeutet den nichtdeutschen Nationalitäten einen Grad von Sonderberechtigung, der mit der Einheit des Ganzen nicht verträglich ist, jede Form einer wirklichen Staatseinheit aufhebt. Daraus scheint mir zu folgen, daß, ehe die moderne politische Freiheit geboten wurde, eine reale Einheitsbildung bestimmter Art längst hätte vorausgehen müssen, — nicht eine Form, eine Verfassung, Rechtsbestimmung usw., sondern eine Potenz, die das Verschiedenartige geistig verschmolzen hättte. Dies konnte nur die deutsche Bildung sein. Österreichs Kern ist der deutsche Stamm; ein Kulturvolk kann man in diesem Völkerverbande nur das deutsche nennen. Von den Italienern, gewiß einem Kultur-

*) Es handelte sich, wenn ich mich recht erinnere, damals um das Gesetz gegen Mißbrauch der Kanzel zu Angriffen auf Kaiser und Reich.

volke, können wir absehen, sie sind ausgeschieden, sie haben als Preis ihrer — Niederlage Venezien, als Preis fremder Siege Rom und hiemit ihr Vaterland gewonnen; es sei ihnen, auch so gewonnen, von Herzen gegönnt; ungarische Ritterlichkeit, slawische Beweglichkeit und Begabtheit in allen Ehren, aber Kulturvölker kann man Slawen und Magyaren nicht nennen. Deutsche Bildung pflegen: dies also hätte die Maxime einer richtigen Politik in Österreich sein müssen; deutsche Bildung verbreiten nicht durch negative, sondern durch positive Mittel, d. h. nicht durch Zwang, sondern durch Unterricht, durch die Schule im weitesten Sinne des Wortes, und im übrigen durch freies Waltenlassen der ihr innewohnenden Kraft. Die deutsche Sprache wäre mitgeschritten. Man darf eine Sprache, die das Organ wahrer Menschenbildung ist, mit ihrer Literatur, mit allem, was geistig in ihr fließt und strömt, nur wirken lassen: sie wird gegen rohere Sprachen und Bildungszustände so sicher vordringen, wie Licht ins Dunkel, wie überrieselndes, durchsickerndes Quellwasser in die Erde. Deutsche Bildung aber ist protestantische Bildung. Niemand wird mich im Verdacht haben, ich denke dabei an die Dogmen Augsburgischer Konfession und ich sei so abgeschmackt, zu meinen, man müsse zu ihr übertreten, um ein gebildeter Mensch zu werden; ich denke eben an die geistige Luft, die sich aus dem inneren Wesen einer Religionskrisis erzeugt hat, welche, in ihrem wahren Sinn verstanden, dem Menschen sein inneres Zentrum gegeben, die Achse des sittlichen Lebens in ihn selbst, seinen Geist, Willen, sein Gemüt gesetzt hat; ich denke an die Luft, worin unsere Dichter und Philosophen geatmet haben, und niemand wird glauben, daß ein Goethe, ein Schiller, ein Kant in einem anderen Elemente werden konnten, was sie waren, als in einem solchen, dessen Bildungsgrundlagen auf der Selbsterfassung des Geistes ruhen, die wir ja doch der Reformation verdanken. Was aber von solcher mit protestantischem Elemente getränkter Atmosphäre nach Österreich gedrungen ist, das ist gegen das System eingedrungen, welches seit Jahrhunderten seine Politik war.

Dies führt nun in gerader Linie auf die Urschuld des Hauses Habsburg. Als in der Reformation der germanische Geist empört sich schüttelte und das Joch der romanischen Sinnlichkeit und Geistesknechtschaft abwarf, verstand es die Zeit nicht, entschied sich, romanisch

zu bleiben, und zwang seine Völker, die jugendlich zum Germanischen strebten, unter jenes starre Joch zurück. Es war undeutsch und verlor darüber Deutschland. Es wäre lächerlich, hier ein Repetitorium der Geschichte durchdozieren zu wollen, — wie der Schutz der Reformation gegen die Kaisergewalt von kleinen Fürsten in die Hand genommen wurde, wie damit die untergeordneten Glieder des Reiches anfiengen, sich zu emanzipieren, und die Grundlagen der modernen Souveränität legten, wie dann der scheußliche Religionskrieg kam, das dreißigjährige Märtyrertum des deutschen Volkes für seine höchste Tat, die Reformation. Da man das geistige Einheitsband verschmäht hatte, so konnte man es nur mit dem eisernen des Despotismus versuchen. Das hielt nun freilich lange vor, jahrhundertelang, geradeso lang, bis die Idee der Nationalität — tief berechtigt und doch auch unendlichem Mißbrauch offen, wie sie ist — im modernen Bewußtsein so erstarkt war, daß sie als Keil in das künstliche Gebäude fuhr, das wir Österreich nennen. Derselbe moderne Geist forderte die Freiheit im staatsbürgerlichen Sinne des Wortes; das verschärfte den Keil, denn die Freiheit, als man sich entschloß, sie zu geben, wurde umgedeutet in den Begriff: möglichst große Freiheit der Nationalitäten i m , ja vielmehr v o m Staatsverbande. Kurz, die Zeit der Stöße kam, und nun ward offenbar, daß dem Gebäude der Kitt fehlte.

Nach dem letzten schweren Stoße bewahrte eine weise Politik den Staat vor Rachehandlungen und führte zur Versöhnung mit dem nun geeinigten Deutschland. Aber vollzogen wurde die Zweiteilung in Trans- und Zisleithanien. Ungarn hat seine guten Gründe, fest am Ganzen zu halten, und, wenn es nottut, mit seiner ganzen Kraft für seine Erhaltung einzutreten. Und doch — ich darf es nicht leugnen — mir erschien von Anfang an dieser Schnitt als ein letaler, als eine Art von Symbol weiterer künftiger Schnitte. In Zisleithanien stellt die Insolenz eines slawischen Landes, das einst sein Bürgertum aus Deutschland bezogen hat, dessen Städte deutsche Kaiser gegründet haben, das seiner Bildung bestes Teil deutscher Wissenschaft verdankt, das deutsches Bundesland war, das aus äußeren, geographischen, wie aus inneren Gründen, nie eine selbständige Existenz werden kann, jede wirkliche, organische Einheit des österreichischen Staates in Frage. Die Tschechen sind

nicht zu behandeln, weil sie nur halb germanisiert sind; gerade das macht sie so gefährlich, daß ihnen, wie keinem slawischen Stamme, das Fragment deutscher Bildung, das sie besitzen, die Waffen gegen die Deutschen schleifen hilft. Ihr Treiben seit Jahr und Tag ist bereits Empörung, und deutlicher konnten sie nicht sprechen, als durch die Wallfahrt nach Moskau; reicht man ihnen wenig, gibt man ihnen viel, sie werden sich nie zufrieden geben, und wenn man ihnen alles gibt, was sie wollen, dann — gibt es kein Österreich mehr.

Ob Österreich nun noch die Zeit gegönnt ist, dem deutschen Geiste, der deutschen Bildung die Kraft zuzuführen, daß daraus ein Kitt werde, der zusammenhält, was in allen Fugen kracht, wer kann es wissen? Wer mag den Wohlweisen spielen, der sich anstellt, als könnte er ins Dunkel der Zukunft sehen? Mich dürfen Sie nicht bei denjenigen suchen, die da meinen, es werde die Stunde kommen, wo wir Deutsch-Österreich aus Österreich herausholen, wie man einen Faden aus der Milch zieht. Bricht der Tag an, wo dieser Staat aus eigenen Kräften sich nicht mehr zusammenhalten kann, bricht dies Böhmen und brechen mit ihm die übrigen Slawen aus Rand und Band, so daß sie ohne fremde Hilfe nicht mehr zu meistern sind, dann ist Deutschlands nächste Pflicht, dem befreundeten Staate ehrlich beizustehen, dann ist aber ein furchtbarer europäischer Krieg gewiß, denn es ist kein Geheimnis, welche Hand sich über jene Länder ausstrecken, welcher Mund rufen wird: halt, dies ist mein! und welcher Alliierte, sprungbereit zur Rache, dieser Hand zur Seite stehen wird. Dies sind wirre Zukunftsbilder, mit ihnen spielen ist nicht Politik; wir haben zu handeln unter der Voraussetzung, Österreich könne sich retten und halten; das Beste aber ist: so handeln, daß, was man tut, unter allen Voraussetzungen gut ist. Gut Wetter kann man für alle Fälle brauchen; dies schlichte Sprichwort ist wohl hier recht am Platze. Das gute Wetter ist die Stärkung und Hebung des deutschen Elements in Österreich. Kenne ich die Zustände im alten Kaiserstaat recht, so ist durch die unheilvolle Politik der Jahrhunderte ein Irrsal in das deutsche Wesen gekommen. Statt es zum Träger dieses Völkerganzen zu bilden, hat man es mehr und mehr mit fremden geistigen Säften durchsetzt; die lange Zeit des Despotismus hat grundsätzlich die Betäubung

durch den Geist des Genusses großgezogen, und eine Religionsform, welche selbst ein System sublimierter Sinnlichkeit ist, eine Religionsform, von der die Erfahrung vorliegt, daß sie keine Völker mehr erziehen kann, hat nicht die Mittel gehabt, diesem Übel entgegenzuwirken, ja sie trägt die Mitschuld seiner Steigerung.

Wer das alte Wien mit seiner deutschen Schlichtheit und Behaglichkeit sucht, wird statt dessen von einer heißen Luft empfangen, worin erhitzte, gereizte Nerven vibrieren. Noch ist — Dank sei es dem trefflichen dauerhaften Menschenstoff dieses Stammes! — Wille und Charakter in dieser verführerischen Atmosphäre nicht verdunstet, noch ist ein Kern, eine Garde von Männern da. Das Unternehmen der „Deutschen Zeitung" ist eines der Mittel, sie zu verstärken; sie will sich verbinden mit dem deutschen Geiste in Deutschland selbst, das deutsche Wesen in Österreich will sich sammeln, sammeln in doppeltem Sinn: im Innern sammeln aus der Zerstreuung des Bewußtseins, und die zerstreute Herde der Individuen äußerlich sammeln um einen Mittelpunkt; Deutsch-Österreich will sich mehr und mehr auf sich selbst besinnen und darum anlehnen an die deutsche Nation, die sich in allen Wirren, Sünden und Leiden doch ihr wahres Wesen, das wir wohl als Vernunftruhe bezeichnen dürfen, treu bewahrt hat und die endlich dazu gelangt ist, diese Eigenschaft mit der anderen, deren sie sich immer auch rühmen durfte, der Tapferkeit, zu einer Kraft und zu einer großen Wirkung zu vereinigen. Ein solides Haus ist dadurch gegründet, mit welchem in Verbindung zu stehen doch wohl unter allen Umständen ein gewisses Gefühl der Sicherheit geben muß. Dies neu gegründete Haus kann bestehen ohne den alten Associé — oder Chef, wenn Sie wollen — ist aber nicht so stolz und blind, um zu vergessen, daß Zeiten kommen können, wo man sich gegenseitig sehr bedarf und vielleicht — doch genug! Es bleibe dabei: Wir wollen gut zusammenhalten!

Mit freundlichem Gruß

Ihr . . . . .

(Deutsche Zeitung, Wien, Morgenblatt-Feuilletons des 22. und des 23. Dezember 1871 und Kritische Gänge, N. F., 2. Bd., 6. Heft, Stuttgart 1873, S. 177—202.)

(Die vorläufig) letzte Handlung des deutschen Reichskanzlers

war eine sehr schlichte und doch eine solche, von der man meinen sollte: den Reichstag müsse es gedrängt haben, als er sie ihm anzeigte, sie mit hellen Worten der Freude zu begrüßen und die ganze sittliche Bedeutung der anscheinend einfach sanitarischen Maßregel zu bekräftigen. Der Reichskanzler hat am 14. März dem Reichstag angekündigt, daß er dem Reichsgesundheitsamte den Auftrag gegeben, außer dem Trinkwasser der großen Städte auch Wein und Bier einer chemischen Untersuchung zu unterwerfen. Andere Lebensmittel, wie namentlich Brot und Milch, sind wohl stillschweigend mitbegriffen. Als Redner trat nur Herr Reichensperger (Krefeld) auf, und zwar (neben einem nicht hergehörigen Ausfall) mit der Bemerkung: man sollte die Sache der Privattätigkeit überall verteilter Komitees und der von ihnen zu beauftragenden Chemiker überlassen, wie solches in England der Fall sei. Der Reichskanzler hat die Berufung auf England widerlegt, indem er sagte, gerade dort habe man sich überzeugt, daß die von Privatgesellschaften beauftragten Chemiker den Wünschen der Interessenten meist zugänglicher seien als denen der Auftraggeber, man sei deswegen auf den Gedanken gekommen, eine Zentralbehörde zu errichten, und verfahre nun dort gerade so, wie jetzt in Deutschland.

Ich fragte vor Jahr und Tag ein Reichstagsmitglied, ob denn noch nie die Rede davon gewesen sei, in dieser Angelegenheit einen Schritt von Reichs wegen zu tun. Ich erhielt die Antwort, er habe einmal mit einem Kollegen darüber gesprochen und dieser habe erwidert: die Ansicht seiner Bekannten sei, daß die Sache den Gemeinden überlassen werden müsse. Auch eine schöne Gegend! Den Gemeinden, in deren Magistraten doch wohl allerorten Bierbrauer und Weinwirte sitzen, unter denen es zwar gewiß Ehrenmänner gibt, aber — doch zur Sache!

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, den Tatbestand zu beschreiben und zu belegen. Nur Interessierte können leugnen, daß unter dem Namen Wein und Bier tagtäglich Meere von Gift in die Adern unseres Volkes sich ergießen. Gift: wir wollen immerhin glauben, daß Gifte im eigentlichen Sinne des Worts, Belladonna, Strychnin,

nux vomica, Blei-Essig, Kalk und dergleichen, nur selten das Fälschungsmittel bilden; dieses besteht meist aus Stoffen, die an sich nicht Gifte sind, von denen zum Teil nicht nachgewiesen werden kann, daß sie an sich dem Magen, den Nerven schädlich seien, die aber schädlich werden, weil sie in die Stoffeverbindung, woraus reiner Wein und reines Bier einzig besteht, nicht richtig mitaufgehen, weil sie den gegorenen Naturbestandteilen dieser Getränke fremd sind und bleiben. Wir wollen solche Stoffe, die, an sich nicht Gift, doch in dieser Verbindung und häufig genossen, schädlich wirken, Halbgifte nennen. Wo aber die Beimischung dieser Halbgifte straflos bleibt, da kann auch der Anwendung eigentlicher Gifte nicht gesteuert werden. Sobald nicht mit unerbittlicher Gesetzesschärfe aufgestellt wird: wer fremde Stoffe in den Wein mischt, wer Bier aus anderem als aus Hopfen und Malz bereitet, ist ein Betrüger und gesundheitschädigender Fälscher, so ist auch der eigentlichen Giftmischung Tür und Tor geöffnet. Über die Halbgiftmischungen ist noch zu sagen: die Trinker fallen davon allerdings nicht sogleich tot um, leider aber kann uns keine Statistik zeigen, wie viele Menschen an Krankheiten sterben, an denen sie nicht gestorben wären, wenn sie nicht jahrelang tagtäglich mit schnödem Surrogatgebräu Magen, Nervensystem und Hirn verschleimt, verdumpft, geschwächt, gelähmt hätten. Am übelsten ist der Teil des Volks daran, der nach der Wohlfeilheit gehen muß, wiewohl damit nicht gesagt sein soll, daß Bier und Wein mit dem Preis immer auch an Reinheit steigen; höchstens etwas mehr Wahrscheinlichkeit ist bei teurerem Preise vorhanden: die Gewinnwut unserer Zeit weiß keine Grenze: gesteigerter Preis soll reines Getränk verbürgen; die Steigerung genügt nicht, in kurzem heißt es: „Willst du reines, so mußt du noch mehr zahlen!“ Und so geht in unabsehlicher Skala der wilde Schwindel weiter.

Auf das Einzelne mögen andere eingehen. Und ist es daran gelegen, die Sache von der moralischen Seite zu beleuchten. Daß Lebensmittel gefälscht werden, ist wahrlich schlimm genug, weit schlimmer ist, daß der Begriff der Fälschung gefälscht ist, indem sie sophistisch für etwas ganz Unschuldiges erklärt wird. Sittliche Begriffe fälschen, das ist noch eine ganz andere Vergiftung, als Vergiftung der Mägen, des Blutes, des Marks, das ist Vergiftung der Seelen. Waren fälschen ist schlimm, die Wahrheit fälschen ist noch

schlimmer. Es hat jederzeit Fälscher und Betrüger gegeben, aber Fälschung war Fälschung, Betrug Betrug, und das Brandmal der Schande stand auf der Entdeckung. Jetzt dürfen die Fälscher und Betrüger schamlos ihre Surrogate in den Zeitungen anzeigen und ausbieten, durch Reisende kolportieren. Auch dies ist in jener Reichstagssitzung zur Sprache gekommen, einzelne Blätter sind genannt worden, es geschieht aber allgemein; den Zeitungsexpeditionen gehen solche Anzeigen ohne Zweifel in solcher Menge zu, daß sie schwerlich nur Zeit hätten, sie zu prüfen, die frechsten zu unterscheiden und zurückzuweisen. Der Fälscher, der Betrüger ist nicht mehr ehrlos, breit darf er mit honetten Menschen am Tische sitzen. Der Jesuitenorden hat, wie alle Welt weiß, sich nie ein Gewissen daraus gemacht, im Namen der Religion Dolche und Gifte in Bewegung zu setzen; nicht diese einzelnen Morde aber sind sein ärgster Frevel, das vielmehr ist sein größtes Verbrechen, daß er, wie andere sittliche Begriffe, so auch den des Mordes gefälscht hat, indem er sophistisch lehrte: „der Zweck heiligt die Mittel". Die Folge einer solchen Grundfälschung ist unabsehlich. Wer einen sittlichen Begriff fälscht, hat nicht nur einzelne Verbrechen, zu denen er spitzfindig geraten, auf seinem Gewissen, sondern unberechenbar viele, deren Zusammenhang mit seinen direkten Frevelstiftungen nicht nachzuweisen ist, die aber daraus entspringen, daß er die Anleitung gegeben hat, mit Scheingründen das Gewissen zu belügen. Daher ist es eine notwendige, von jedem ehrlichen Mann längst ersehnte Ergänzung des Kulturkampfes im Deutschen Reiche, daß es nun auch den Feldzug gegen die Fälschung des Begriffs der Lebensmittelfälschung eröffnet; daher handelt der Reichskanzler rein in der Konsequenz jenes großen und sittlichen Kriegs gegen die Priesterherrschaft und ihr Lügengebäude, wenn er nun auch gegen diesen gemeinschädlichen Reichsfeind, den Jesuitismus der Fälschung, sein Geschütz auffährt.

Die furchtbar verbreitete Fälschung vorzüglich der Getränke ist ein Teil, eine Seite der tiefen Verdorbenheit, welche jetzt breiter und breiter in unserer Nation um sich frißt. In der Tat, der physische Ekel, mit dem man die gefälschten Brühen schlürft, ist noch das geringste; viel weher tut der moralische Ekel, den man mit jedem Schluck hinunterwürgt. Nicht mit jedem, nein! aber die Ausnahmen muß man mit der Laterne suchen.

Mitursache der Fälschung der Getränke und der Fälschung des Begriffs der Fälschung sind bekanntlich die Fortschritte der Chemie; Mitursache, nicht Schuld; die Schuld trägt nicht die Chemie, sondern ein Teil der Chemiker. Wenn die Wissenschaft nachweist, daß gewisse künstlich herzustellende Stoffe denen gleichkommen, welche in gewissen Naturerzeugnissen, in gewissen Produkten ihrer Gärung enthalten sind, so erklärt sie damit noch lange nicht für zulässig, in der technischen Behandlung, der wir den Saft der Traube, Hopfen und Malz unterwerfen müssen, jene Stoffe, statt sie eben durch natürliche Gärung sich bilden zu lassen, durch Zutat von außen zu ersetzen, um dafür das Quantum durch Wasser vermehren zu können. Anzuklagen sind nur die einzelnen Chemiker, die das für zulässig erklärt, ja geraten haben, und diese freilich haben den Weg gezeigt, mit dessen Betretung alle Grenzen zwischen Redlichkeit und Betrug sich verwischt haben. Bei ihnen ist die Praxis des Betrugs in die Schule gegangen und, so verstanden, haben wir allerdings eine Wissenschaft im Dienste der allgemein wachsenden Schlechtigkeit.

Gewiß haben wir das Krebsübel, das am sittlichen Mark unserer Nation zehrt, von mehr als einer Seite anzufassen. Die Fälschung der Lebensmittel ist aber ein so wesentliches, so starkes Symptom des allgemeinen Übels, gleicht so sehr einem Karbunkel, der nicht nur das physische, auch das moralische Blut vergiftet, daß wir keine Zeit mehr verlieren dürfen, auch an diese Seite mit scharfem Messer die Hand anzulegen. Die verdorbene Mehrheit unseres Volkes soll sehen, daß die anständig gebliebene Minderheit endlich Ernst macht, mit dem Schwerte des Gesetzes gegen sie vorzurücken. Dieser starke Ausdruck verlangt nähere Beleuchtung. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Menschen in Mehrheit stets eine blinde Beute der Leidenschaft sind; darum braucht man für die Völker noch nicht bange zu werden, denn der Gegensatz Mehrheit und Minderheit ist flüssig; man muß jederzeit bedenken und festhalten, daß in jedem jener Blinden eine Möglichkeit liegt, in das Lager der Sehenden herübergezogen zu werden; daher darf die genannte Erfahrungswahrheit auch nicht zur Menschenverachtung führen. Sehr schlimm wird es nur, wenn jene Mehrheit in einem Volke sichtbar wächst und wenn ihre Leidenschaften einen gefährlich verschärften und mit dem Arsenik der sophistischen Beschönigung versetzten Charakter annehmen. Unter Minderheit ver-

steht man, wenn von Nation die Rede ist, wie jeder weiß, nicht wenige. Unsere Worte sind also zunächst nicht so hart, als sie scheinen, und wir brauchen nicht zu versichern, daß wir nicht glauben, Ehre und Gewissen seien in Deutschland ausgestorben; wir zählen Millionen zu uns als Mitbeklagende, wir haben Millionen auf unserer Seite. Sehr sorglich sieht es aber nach dieser Seite dann aus, wenn man befürchten muß, die Minderheit wiege sich untätig im Wertgefühl ihrer Ehrlichkeit. Ihr Wert liegt doch nur zur kleineren Hälfte in dem, was sie ist, zur größeren in dem, was sie tut. Und lange Zeit schien es, sie könne sich nicht entschließen, gegen die mancherlei Übel, wie sie jetzt anwachsen, mit Handeln Ernst zu machen, sie beschränke sich auf Vorwurf und Klage, sie verstehe den Freiheitsbegriff falsch und vergesse, daß gegen das Schlechte der Schrecken ins Werk gesetzt werden muß. Dies ist der höhere Zusammenhang, in welchen wir den Akt des Reichskanzlers stellen, dies die Allgemeinheit der Bedeutung, die wir ihm beilegen. Gewiß, wir müssen den Feind auf vielen Seiten angreifen und mit vielen Mitteln, namentlich mit dem ethischen der Volkserziehung. Man wird diesen Zeilen darum, weil sie ein bestimmtes Übel auf ein tieferes zurückführen, nicht die Pflicht auflegen, auf alles dies einzutreten. Niemand wird bestreiten, daß Volkserziehung nicht alles ist, oder, wenn man will, daß zur Volkserziehung nicht auch Justiz und Polizei mit ihren drastischen Mitteln gehören. Man kann ein Volk auch verziehen, wenn man zu lange säumt, nach diesen Mitteln zu greifen. Genug, es liegt hier einer der schlimmsten Schäden vor, eine Stelle, wo einzuschneiden ist, um fortwühlender Verfaulung zu steuern; es war die höchste Zeit, und daher fällt uns eine Last von der Seele, da endlich von Reichs wegen vorgegangen wird.

Unsere Klagen sollen keiner der Nationen, die uns um der neuen, mit dem Schwert erkämpften Stellung willen beneiden und hassen, den Genuß der Schadenfreude bereiten. Sie mögen vor der eigenen Türe kehren! Kein kleiner Teil der Übel, die bei uns sich eingenistet, ist von ihnen zu uns herübergekommen, und eben der Ernst, womit wir sie aufdecken, soll ihnen ein Zeugnis sein, daß es bei uns noch Augen gibt, die nach innen sehen, daß es nicht die ganze Nation ist, die blind im Schlamme versenkt liegt.

Als unsere Heere den Feind besiegt hatten und das Reich auf-

gerichtet war, meinten wir, nun werde die ganze Nation stolz sich emporstrecken, um der neuen Ehre würdig zu stehen und zu schreiten. Wie hatten wir uns getäuscht! Eine sinnlose Menge rieb sich die Hände und rief: „Nun haben unsere Legionen es uns erkämpft, nun wollen wir aber auch recht gründlich gemein werden und so recht lustig im Kot wühlen!“ Schneller reich werden und mehr genießen als Ehre und Gewissen erlaubt, das war ihre Losung. Es folgte, daß Ehre und Gewissen für lächerlich erklärt werden mußten. Es ist hergebrachte Mode bei der Korruption, jede Stimme, die es unternimmt, an die einzig wahren Güter des Lebens zu mahnen, dem Gekrächz absurder Moralprediger und Pietisten gleichzustellen; die Zustände in Amerika sind auf dieser Stufe angekommen und die Deutschen im vollen Zuge, ihnen nachzujagen. Wie die Losung durch die Reihen des süßen, weit hinauf reichenden Pöbels flog, so begann nun die wahnsinnige Jagd der Spekulationswut, des Gründertums, des Schwindels jeder Art, und der notwendig folgende Krach hat lange nicht hingereicht, den wilden Fieberdurst zu dämpfen. Von jedem braven deutschen Kaufmann kann man die Klage über die unsoliden Zustände in unserem Handel vernehmen. Jeder ehrliche Industrielle wird uns zugeben: das Wort, welches Reuleaux über unsere Industrie ausgegeben hat: „billig und schlecht!“ sagte nur denen eine Neuigkeit, welche die Augen nicht offen hatten. Es ist leider noch sehr schonend; auf einen Teil unserer Industrie und namentlich auf das Handwerk angewandt muß es heißen: „schlecht und teuer!“ Wir können, wir dürfen es nicht leugnen, daß auf diesem Felde dasselbe Frankreich uns beschämt, dessen übrige Frivolität im letzten Kriege zum Ausbruch gekommen und von uns gezüchtigt worden ist. Wir verweisen auf den gedruckten Vortrag von Sybel: „Was können wir von den Franzosen lernen?“ Die Arbeit des französischen Handwerkers ist pünktlicher, gewissenhafter, solider, auch im Stoffe, wenn er ihn hinzugibt, solider und doch billiger als die deutsche. Es handelt sich dabei auch vom Worthalten, und jener Vortrag hat nicht versäumt, es zur Sprache zu bringen. Der französische Handwerker achtet es für Ehrensache, genau die Frist einzuhalten, auf welche er eine Arbeit versprochen hat; bei uns zu Lande darf man sich zehn für eins bei jeder Bestellung darauf gefaßt machen, daß der Arbeiter es für lächerlich, für ungebildet, für kleinlich hielte, sich an sein ge-

gebenes Wort zu binden. Anderes, sehr Schlimmes, verdanken wir freilich unsern westlichen Nachbarn, ohne daß wir darum entschuldigt wären; denn wer heißt uns sie nachahmen? Dies sind Dinge, die im Gebiet der Sitte, der Lebensformen, der Kunst, und namentlich der szenischen, liegen und von denen in diesem Zusammenhang besser geschwiegen wird. Denn es ist immer mißlich, den Jeremias, den Bußprediger, zu machen. Die Rolle wird in die Länge so widerlich als ihr Gegenstand. Man soll von sittlichen Erkrankungen wie von leiblichen nur handeln, um Rat dagegen zu finden, es wäre denn die Rede von gewesenen Völkern, die an der inneren Fäulnis zugrunde gegangen sind, und allerdings erschrickt man in der Seele, wenn man betrachtet, nach wie vielen Seiten unsere Zustände den römischen gleichen, wie sie zur Zeit der Kaiser geworden waren. Zu den Ähnlichkeiten gehört das Vertrauen auf die Legionen, nachdem der innere sittliche Halt verloren ist. Die Legionen haben aber Rom nicht retten können. Das ist einfach: fressen sittliche Krebsschäden fort, so fressen sie sich endlich auch in die Heere ein. Die Disziplin ruht ja schließlich doch nur auf moralischen Stützen. Glücklicherweise sind wir aber noch nicht in allen Dingen da angekommen, wo Rom in der Kaiserzeit stand. Zu den Beweisen hiefür gehört nicht zum wenigsten eben der Schritt, von dem die Rede ist, der manchem nichts scheinen mag, als eine Polizeimaßregel unter andern, und den wir vielmehr als ersehnte Ergänzung anderer Akte, die mehr Aufsehen gemacht haben, so freudig begrüßen.

Große Schwierigkeiten stehen der Operation des Geschwürs entgegen. Die Chemie vermag nicht alle Fälschungen nachzuweisen; wenigstens was das so gesunde und immer mehr sich verbreitende Getränke des Biers betrifft, versichern uns Chemiker, daß im allgemeinen der Gaumen sicherer urteile als das wissenschaftliche Experiment. Der richtige natürlich; aber da liegt das Übel. Der Gaumen unserer Generation ist gerade jenem Trank gegenüber in einem Grad abgestumpft, der den Brauern zu jeder Fälschung den Vorwand leiht, ja sie zur Fälschung ordentlich verführt. Wozu die Mühe und die Kosten, ein reines Bier zu brauen, wenn dem Publikum die ekelsüße Jauche besser schmeckt als das im Anschmack immer herbe, ehrliche Getränk aus Hopfen und Malz? Es verhält sich wie mit dem Kaffee und den Weibern: die Mehrzahl will Zichorie darin; so verlangt die

Mehrzahl der Trinker ein Gepansche von angeblichem Bier, das im Anschmack süß ist und im Nachschmack wie Erde und Alaun schmeckt. An diese unbestreitbare Tatsache hängen sich nun die vielen Gegner eines ernstlichen Einschreitens gegen den verbreiteten Betrug. Das Publikum soll sich selbst schützen, sagen sie; volenti non fit injuria; wem das schlechte Bier besser schmeckt als das echte, dem ist nicht zu helfen.

Dieser Grundsatz, wonach der Betrug straflos sein soll, wenn der Betrogene ihn nicht merkt, würde in seiner Konsequenz zur Straflosigkeit jedes Verbrechens führen. Der Falschmünzer z. B. wäre nicht mehr zu strafen, der Staat hätte zu sagen: es ist eure Sache, euch durch die falsche Münze nicht täuschen zu lassen. Freilich muß dieses Beispiel sehr fremdartig erscheinen, da die Falschmünzerei dem Staate an den eigenen Säckel geht, gesundheitsschädliche Fälschung von Lebensmitteln aber nicht. Es wäre einzuwenden, daß Schädigung der Bürger in ihrer Gesundheit dem Staat nicht minder an sein Wohl greift als Falschmünzerei, nur nicht so evident, nur nicht so unmittelbar. Doch wir wollen ein anderes Beispiel wählen. Auch der Mord müßte straflos sein nach jener Prämisse. Warum hat sich der Gemordete täuschen lassen, warum hat er dem Mörder getraut? so könnte der Staat sagen und, statt zu strafen, seinen Bürgern überlassen, besser auf der Hut zu sein. Dieses Beispiel wenigstens wird man nicht gesucht finden, denn Fälschung der Lebensmittel ist langsamer Mord, geübt an Vielen, an Unzähligen.

Da nun aber die chemische Probe nicht ausreicht, alle Fälschungen der Getränke nachzuweisen, und da der natürliche Gaumen längst selbst schon gefälscht ist, so fragt es sich, welche Mittel zu ergreifen sind, die in diese Lücke treten. Wir nennen eines, welches Praktischere als wir nicht für untunlich halten.

Man hört von allen Seiten, daß Fälschungsstoffe von Weinhändlern und Bierbrauern bei Apothekern und Drogisten massenhaft aufgekauft werden. Soll es denn unmöglich, mit dem Gesetze nicht vereinbar sein, hier einzugreifen, den Apothekern und Drogisten den Verkauf solcher Stoffe an diese Geschäfte zu verbieten, Einsicht in ihre Bücher zu verlangen? Gewiß fänden Käufer und Verkäufer hundert Wege, das Gesetz zu umgehen, aber wenn auch nur in einem Dutzend von Fällen jährlich eine solche Bestimmung und Maßregel auf die

Spur der Fälscher führt, so können — strenge Bestrafung vorausgesetzt — doch jährlich zwölf gewiß wirksame Abschreckungen vollzogen werden.

Strenge Bestrafung: es wird jeder Freund der Gerechtigkeit mit uns übereinstimmen, wenn wir aufstellen, daß unsere Gesetzgebung in diesen Dingen zu lax, zu mild ist. Unseres Wissens stand bis hinein in das vorige Jahrhundert auf die gesundheitsschädliche Fälschung der Tod; jedenfalls noch im siebenzehnten; im Jahre 1602 ist in Stuttgart ein Weinhändler, in dessen Getränke Blei-Essig nachgewiesen war, enthauptet worden. So schrecklich waltet nun freilich in unserer zahmen Zeit die Göttin Gerechtigkeit nicht mehr, aber so weich ist sie doch wohl nicht geworden, daß sie für Schurken keine Zuchthäuser mehr hätte.

Einigen verschärften Strafparagraphen müßte natürlich die Bestimmung vorangehen, von der wir oben gesprochen haben; es müßte proklamiert werden, daß es schlechthin Betrug ist, Getränke für Wein und Bier auszugeben und auszuschenken, die Anderes enthalten als Traubensaft, Hopfen und Malz. Hier nun begegnet freilich wieder eine Schwierigkeit, welcher allerdings Rechnung getragen werden muß. Es ist vielleicht zuzugeben, daß der ungeheuren Konsumtion gar nicht genügt werden könnte, wenn es schlechthin verboten und strafbar sein sollte, dem Wein und Bier mit Zusätzen, welche die Chemie als unschädlich betrachtet, namentlich mit Klärungsmitteln, nachzuhelfen. Dies ist ja einer der Punkte, von denen die furchtbare Fälschungsseuche ausgegangen ist; es hat sich die Vorstellung verbreitet, künstlichen Wein, künstliches Bier müsse so erlaubt sein zu verkaufen, wie künstliche Mineralwasser. Der eingeräumten Tatsache steht nun aber mit gleicher Wahrheit unser obiger Satz gegenüber: läßt man einmal irgendeine Beimischung zu, so ist eine Grenze zwischen unschädlich, schädlich, schädlicher und absolut schädlich nicht mehr zu ziehen; das Gesetz muß mit scharfer Definition durchgreifen, oder es bleibt wirkungslos. Wie ist aus dem Widerspruch dieser Sätze herauszukommen? Das Beispiel der Mineralwasser zeigt den Weg. Es ist erlaubt, künstliche zu bereiten, zu verkaufen, aber der Erzeuger und Verkäufer handelt widergesetzlich, er betrügt, wenn er sie für echte verkauft. Man stelle die Bestimmung auf, daß die Verkäufer von Bier und Weinen, die künstliche Zusätze enthalten, ihre Ware danach

benennen müssen, d. h. eben mit dem Namen: künstlich. Sprechen sie an, daß ihre Zusätze unschädlich seien, so wird ja — wir fassen sie an ihrer eigenen Logik — diese Benennung dem Absatz keinen Eintrag tun. Die Aufgabe der chemischen Prüfung wird dann zwei geteilte Felder vor sich haben: Weinhandlungen, Brauereien und Wirtschaften, die, wenn sich überhaupt irgendein Zusatz in ihren Getränken findet, straffällig sind, weil sie dieselben für echt verkaufen, und andere, die es nur dann sind, wenn ihnen schädliche Zusätze nachgewiesen werden. Die zugegebene Schwierigkeit der Nachweisung bleibt freilich stehen, aber mit Beihilfe der früher genannten Maßregel gegen den Verkauf von Surrogaten muß doch in manchen Fällen die Entdeckung des Betrugs, falscher Warenbezeichnung und ebenso auch schädlicher Fälschung gelingen, und wir haben schon gesagt, daß bereits viel gewonnen ist, wenn man, obwohl nicht allen, doch einigen Gift- und Halbgiftmischern auf die Spur kommt und sie exemplarisch straft.

Noch eine Seite der eingedrungenen Gewissenlosigkeit ist hervorzukehren, die dem handelnden Gesetze doch einen Anhalt darbietet. Es gilt für ganz unschuldig, dem gefälschten Sudelgebräu falsche Namen zu geben, von Städten genommen, die durch Bierbereitung berühmt sind. Man tauft: „Erlanger, Münchener, Nürnberger, Pilsener Bier" usw. Der Hintergedanke ist: es soll bedeuten, Bier in der Art gebraut, wie es in den genannten Städten üblich ist, wobei man das Publikum gemütlich im Glauben läßt, es sei von dorther importiert. Also echt jesuitische reservatio mentalis, also zur Fälschung noch Lüge, und der lügnerische Fälscher, der fälscherische Lügner gilt eben auch noch als Ehrenmann, sein biederer Mitbürger setzt sich neben ihn, als ziemte sich nicht, daß er aus jeder anständigen Gesellschaft infam hinausgeworfen würde. Die Polizei hat nun freilich keine Zeit, tagtäglich auf den Eisenbahnämtern nachzuforschen, um Falschangaben auf die Spur zu kommen, aber das eine und andere Mal könnte sie doch eine solche Razzia vornehmen und, nicht ohne Aussicht auf den Erfolg, einigen Ehrenmännern auf die Spur zu kommen, deren drakonische Auszeichnung dann auch wieder einen heilsamen Schrecken verbreiten würde.

Wir kehren zu unserem Hauptsatze zurück: es handelt sich nicht bloß um die Gesundheit, sondern um die Ehrlichkeit und um die Ehre,

den guten Namen der Nation. Wir Deutschen haben immer für schwerfällig, langsam und für Trinker gegolten, dagegen hatten wir den Ruhm, daß man bei uns noch etwas mehr Ehrlichkeit finde als bei anderen Nationen. Jede Nation hat ja ihre Fehler, ihre Laster und ihre Vorzüge. Ein leidig großer Teil der unsrigen beeilt sich jetzt, zu handeln, als hätten wir uns zu schämen, daß man uns neben unsern Schatten doch jenen Vorzug einräumt, als gälte es dafür zu sorgen, daß es von uns heiße: sie nehmen alle fremden Laster an und unterscheiden sich von andern Völkern nur noch dadurch, daß sie mehr trinken und plumper, gemeiner sind. Soll es aber denn gar so eine Schande sein, wenn wir noch etwas vor andern voraus haben? Gar so rühmlich modern, wenn wir die Laster anderer Völker vereinigt mit den unsrigen ohne einen Vorzug in uns darstellen? Wenn es noch ein bißchen mehr Schamhaftigkeit, mehr Redlichkeit bei uns gibt?

Noch ein Wort von verdorbener Mehrheit und anständiger Minderheit, weil man ja doch immer in ein Wespennest sticht, wenn man so etwas sagt! Es bleibt ja jedem Leser unbenommen, sich zu dieser Minderheit zu rechnen, wenn sein Gewissen ja dazu spricht. Empört es dich, einem Volk angehören zu sollen, worin der Betrug so weit im Schwange geht: um so besser. Je mehr deren sind, die es empört, um so tröstlicher; denn um so mehr darf man vertrauen, daß die Minderheit nicht klein sei. Ein Freund des Vaterlandes hat finstere Stunden in gegenwärtiger Zeit. Das Schlechte macht sich wachsend breit im Vordergrunde, das Gute wirkt still und weniger sichtbar. Man muß sich oft mit erschwertem Nachdenken darauf besinnen, wie mancher ehrliche Arbeiter, Fabrikant, Kaufmann, wie mancher ehrliche Beamte geräuschlos tätig um mäßigen Lohn zwischen seinen Wänden sich im stillen abmühen mag, während auf dem lauten Markte die Menge von Schelmen sich umtreibt. Wir haben, dem Himmel sei Dank, auch noch eine Wissenschaft. Eine Nation, die noch forscht, ist nicht verloren. Aber sie forsche auch nach den Sitzen der sittlichen Krankheit, die in ihren Massen umschleicht und schamlos zutage tritt, und säume nicht, neben der ärztlichen, d. h. volkspädagogischen Behandlung das Übel auch schonungslos chirurgisch in Angriff zu nehmen.

Dieselbe starke Hand, welche einst einen gleich großen Schandfleck, die Spielhöllen, ausgetilgt, hat jetzt das Eisen an die Eiterbeule der

Fälschung gelegt. Glück zu! Nur recht tief geschnitten und gebrannt! (Augsburger Allgemeine Zeitung, Beilage, 1. Mai 1877.)

Nachwort.

Der Artikel spricht gleich zu Anfang seine Zeitbeziehung aus, daher muß auch seine Überschrift belassen werden, obwohl jetzt zur Erläuterung daran zu erinnern ist, daß er in einem Zeitpunkt entstand, wo uns der Rücktritt des Reichskanzlers zu drohen schien, doch aber Hoffnung war, daß das Befürchtete nicht eintreten werde.

Recht mit Absicht bringe ich diesen Ausbruch der Entrüstung gegen den furchtbar verbreiteten Fälschungsunfug zum Wiederabdruck. Ich weiß, daß mancher zwischen Gängen im wissenschaftlichen, humanistischen Felde mit Befremden einem solchen Schritt ins gemein praktische Gebiet begegnen wird. Man soll aber nur wissen, daß unseres Gleichen sich auch um das Leben kümmert.

Verspätet wird man den Wiederabdruck nicht finden. Das Reichsgesundheitsamt ist in Tätigkeit, und man spürt sie, aber noch sind die Vorlagen und Anträge über Wein- und Bierfälschung vom Reichstag unerledigt, ist also im Wichtigsten nicht geholfen und sind die Zustände so, daß meine Worte darüber heute noch gelten. Im Reichstage, wenn er daran geht, wird man wieder die Stimmen vernehmen müssen, die aus dem heillosen Standpunkt hervorgehen: laufen lassen! laisser faire! das Publikum mag selbst zusehen, selbst für sein Wohl sorgen! Die Einrede ist im Artikel beantwortet und braucht dies Vorwort nichts hinzusetzen. Es ist der Standpunkt, der auch im Größeren, im Politischen und Wirtschaftlichen uns so schwer zu Schaden bringt, der unselige falsche Freiheitsbegriff.

Auch die Brau- und Branntweinsteuerfrage wartet noch auf Erledigung; sie steht im engsten Zusammenhang mit der andern, da erhöhte Besteuerung natürlich den Fälschungsunfug fördert. Hierüber hat nun aber derselbe Mann, dem wir die Schöpfung des Reichsgesundheitsamts verdanken, Ansichten ausgesprochen, die nach meiner und wohl der meisten Süddeutschen Überzeugung zum Übel führen müssen; er hat sich zu denen gestellt, die den Branntwein schonen, nicht höher als bisher besteuern, das Bier aber stärker belasten wollen. Die Äußerungen hierüber, wie wir sie aus den Blättern kennen, sind

nicht so logisch, als man es von einem so scharfen Geist erwarten sollte. Sie stellen den unmäßigen Biergenuß dem mäßigen Branntweingenuß gegenüber: dort der Bierschlemmer, dumpf, träg, stumpf geworden, hier der tüchtige, mäßige Arbeiter, der sich gegen Ermüdung und rauhe nordische Luft mit einem Glas Branntwein stärkt: — so muß die Entscheidung natürlich gegen das Bier ausfallen. Ich will dem ersten Teile dieser unlogischen Zusammenstellung noch eine Waffe leihen, geholt aus dem Bierland Bayern. Die Bayern sind einer der gediegensten deutschen Volksstämme, aber ich habe gar oft gedacht, was aus ihnen werden könnte, das würde man erst dann recht sehen, wenn es möglich wäre, ihnen das Vormittagsbiertrinken zu verbieten. Bierfrühtrunk macht auf den ganzen Tag halbschläfrig, dämlich, tosig, und wer's gewohnt ist, wird seine Lebenstage nur in halber Helle des Kopfes zubringen, — ausgenommen höchstens, wer stark arbeitet, marschiert, reitet und so den sopor wieder hinausschafft. Aber die geliehene Waffe hilft dem Branntweinprotektor nichts. Will man logisch verfahren, so muß man mit mäßigem Branntweingenuß mäßigen Biergenuß und mit unmäßigem Biergenuß unmäßigen Branntweingenuß vergleichen. Da stellt sich denn die Sache anders. Das Bier ist ein unersetzlich treffliches Mittel, den Durst zu stillen, man muß das erfahren in Sommerhitze, wo Wasser zu reizlos, magenerschlaffend, Wein zu stark ist, um die nötigen, kräftigen Schlücke zu erlauben, und Branntwein aus demselben Grunde vollends sich ganz verbietet. Es ist überflüssig, die anderweitigen guten Eigenschaften des Getränks aus Hopfen und Malz zu rühmen, es genügt, zu sagen: nahrhaft. Nun aber der unmäßige Branntweingenuß! Vorauszuschicken: die Verführung dazu, die der dämonische Reiz eines so konzentriert alkoholhaltigen Getränkes mit sich führt; dann die Sache: man kann nicht von einer Bierpest sprechen, wie man von einer Branntweinpest spricht. Zu viel Bier macht dumpf, zu viel Branntwein bös, giftig, verbrennt, verkohlt mit den Eingeweiden die Seele, glüht ihr jedes gesunde Naturgefühl, jede gute Naivität aus; der Bierschlemmer muß nicht auch verdorben sein, der Branntweinsäufer ist immer auch verdorben. Wo der Branntwein herrscht, da verschwindet in viel kleinerer Distanz vom soliden, gebildeten Bürgerstande das Volk und beginnt der Pöbel, als da, wo Wein oder Bier herrscht. Nicht als wüßten wir nicht sehr gut, welch

kernhafte Volksstämme im Norden Deutschlands wohnen, wir kennen Immermanns Dorfschulzen. Aber nicht Branntwein, sondern Bier, dessen Heimat ja eigentlich Norddeutschland ist, hat diese Stämme herangenährt, und der Branntwein, wenn er mehr und mehr einreißt, wird ihre Tüchtigkeit brechen; man liest öfters, mit welchen Schlichen und Pfiffen die Brennereien dafür sorgen, und wenn das so fortgeht, wird man bald einen „Dorfschulzen" mit der Laterne suchen müssen. Belastet man nun mit höherer Steuer das Bier und schont mit Erhöhung den Branntwein, so arbeitet man dieser Pest in die Hände und gleichzeitig der Bierfälschung, die man doch bekämpfen wollte.

Es ist wohl nur eine irrige Vorstellung, nämlich eben der bezeichnete logische Irrtum, was den Reichskanzler für den verderblichen und gegen den harmlos gesunden Trank stimmt; allein hinter dem wohl nur Irrenden steht, sich die Hände reibend, der branntweinbrennende Adel des Nordens. Bei uns sind da und dort adelige, ja fürstliche Häuser im Besitz von Brauereien, ein Gewerbe, das nach unsrer Meinung immerhin besser zum Adel stimmt als die Brennerei, dann besonders stimmt, wenn er seine Ehre darein setzt, der Niedertracht der Fälschung entgegenzuwirken. Und so wird, wenn die Begünstigung des Branntweins gegen das Bier im Reichstage durchgeht, dem Süden Deutschlands ein Übel schwerer Art vom Norden herüberkommen. Es wäre traurig, wenn wir dies demselben Manne verdanken müßten, der den verdienstvollen Schritt getan hat, ein Amt zu schaffen, von dem wir Schutz unseres gesunden heimischen Tranks gegen Fälschung hoffen.

Wir hätten es noch aus einem tieferen Grunde zu beklagen: es würde alten bitteren Stimmungen des Südens gegen den Norden, die im Weichen begriffen sind, seit das Reich besteht, neue Nahrung geben; der Kampf der Vernünftigen gegen diese Antipathien würde um ein Gutes erschwert werden, und das Reich ist doch noch nicht so stark, um sich an Stimmungen nicht kehren zu sollen. Noch haben wir nicht ein anderes vom Übergewichte des Nordens stammendes großes Übel verwunden: die neue Münze. Wir halten die Gründe, die unsere Reichstagsabgeordneten gegen die Mark vorgebracht haben, nicht für widerlegt, die Berufung auf den Handel mit England nicht für ausschlaggebend, wir müssen heute noch glauben, daß für die Mark entschieden wurde, weil der Norddeutsche seinen Taler behalten

wollte. Unseren Gulden hätten wir gern geopfert, aber nicht einem Gelde, dem es Deutschland nun verdankt, daß alles, was einen Franken kosten würde, wenn man für das Frankensystem entschieden hätte, eine Mark kostet, daß die Verteuerung, die ohnedies aus allgemeinen Ursachen kommen mußte, dadurch noch unerhört gesteigert wurde und mit ihr die Leidenschaft der Verkürzten und Beengten, sich mit unrechten Mitteln zu helfen, die Geldwut überhaupt, so daß denn hier nicht die geringste Quelle der moralischen Übel zu suchen ist, an denen Deutschland krankt. Es ist ein großer Moment, wenn einer Nation das Gut einer einheitlichen Münze geschaffen werden kann; unwiederbringlich schade, wenn er so benützt wird. Nicht einmal zu reden von der Form der Scheidemünze, womit man uns beschenkt hat; es gäbe wohl ein hübsches statistisches Resultat, wenn man z. B. berechnen könnte, wie oft in einer Stunde im Deutschen Reich ein Fünfzigpfennigstück mit einem Zehnpfennigstück, ein Zwanzig- mit einem Fünfpfennigstück verwechselt wird, wenn man die Summe der Verluste feststellen könnte, die daraus entstehen; und dann freilich möchte man wünschen, daß es möglich wäre, die Urheber solcher Münzformen zum Schadenersatze zu verurteilen. Es ist doch wahrhaftig, als hätte es gegolten, für den Zweck dieser Formenbestimmung die augenlosesten Köpfe zusammenzusuchen, die unfähigsten, sich in die sinnlichen Bedingungen des Verkehrs zu versetzen, die geschicktesten, das Unbequemste zu ersinnen.

Also schlimm genug, wenn uns dorther, woher uns dies kam, auch noch die Begünstigung des Schnapsgifts und daraus folgende unausbleibliche Steigerung der Bierfälschung käme. Wir, die es nicht erfreut, wenn den Pfaffen neue Waffen geliefert werden, gegen das Reich zu hetzen, wir, die wir begreifen, daß der Wohltat eines Ganzen auch Opfer zu bringen sind, wir hätten einen doppelt schweren Stand, wenn die nötigen Opfer durch so unnötige vermehrt würden. Doch treten wir auf diese empfindlichen Punkte nicht weiter ein, nur mit einem Worte sei noch die lastende Justizgesetzgebung erwähnt; bleiben wir beim Thema. Zur Ergötzung des Lesers noch ein Kuriosum! Ich hatte den unglücklichen Gedanken, in meinem Artikel unter den indirekt schädlichen Mitteln der Bierfälschung Haselnußrinde zu nennen, von der ich meinte, sie werde als Hopfensurrogat verwendet. Nun gibt es eine „Allgemeine Hopfenzeitung, offizielles

Organ des deutschen Brauerbundes". Im Namen dieses Brauerbunds verklagte mich nun ein Herr (Braumeister?) Henrich wegen meines „sehr leidenschaftlichen" Artikels beim Kaiserlichen Reichsgesundheitsamt in Berlin und wies in seiner Klage nach, daß Haselholzspäne ein ganz unschädliches bloßes Klärungsmittel seien, wobei er sich auf ein Gutachten des Chemikers Professor Buchner in München berief; dieses Klagschreiben wurde im genannten Brauer-Organ abgedruckt und die Nummer mir gütigst zugesandt. — So kann es gehen! Was ich Halbgifte nenne — jene an sich unschädlichen Stoffe, die aber sämtlich in der Mischung mit anderen, worin sie Bier vorstellen sollen, eine schädlich medikamentöse Wirkung haben —, davon hätte ich eine lange Liste niederschreiben können, mein Unstern führt mich auf ein Beispiel, das nicht zutrifft, und nun rufen die Herren Brauer: seht da einen Beweis, wie leichtfertig uns die Unwissenheit der Fälschung beschuldigt! Ich habe die Stelle nun gestrichen, hätte sie sehr leicht mit Beispielen ersetzen können, deren Richtigkeit mir von Chemikern bestätigt ist, aber ich überlasse das Eintreten ins einzelne ebendiesen, den Männern vom Fach. In der Tat, ich bitte die Chemiker, — diejenigen unter ihnen, die gerne von ihrer Wissenschaft die Schmach des Bundes mit dem Betrug abwenden helfen, — daß sie mich nicht ohne Beistand lassen. Die Stimme der Öffentlichkeit muß mitwirken, wenn diese Dinge im Reichstag zur Beratung kommen, und es muß geschehen mit dem Nachdruck der moralischen Empörung gegen die Schandwirtschaft der Fälschung, diesen Schmutzflecken in der Ehre der deutschen Nation.



(Fortsetzung während der nun geschlossenen Session des Reichstags.) Das Obige ist im Juli dieses Jahres geschrieben. Jetzt sitzt ein Reichstag in Berlin, von dem schwerlich zu hoffen steht, er werde das Übel, von dem wir reden, mit der Strenge packen, die geboten ist. Die Mehrheit der Wahlen ist wahrlich nicht aus Reichsgesundheit hervorgegangen, so wird sich die Mehrheit der gewählten Gesellschaft auch blutwenig für das Reichsgesundheitsamt interessieren. Majoritäten, die aus der Fälschung des Wahren hervorgegangen sind, werden sich schwerlich gegen die Fälschung der Waren ereifern. Deutschland hat gegen sich selbst, das Deutsche Reich hat gegen die Grund-

bedingungen seines Bestands gewählt. Eine unserer Parteien hat das Volk durch die Schlagwörter von 1848 betäubt. Damals war kein kleiner Teil von Deutschland wirklich schlecht regiert, und es war natürlich, daß sich die Vorstellung erzeugte, ein Charakter sei nur, wer opponiere. Klare Bürgerrechte waren erst zu erstürmen, falsche Vorrechte niederzureißen. Die ganze Bewegung war aus einer Revolution hervorgegangen. In Revolutionstagen bemächtigt sich der Geister eine Art von Trunkenheit, aus welcher eine tolle und doch begreifliche Täuschung hervorgeht. Der Zweck ist doch, zu erzwingen, daß besser regiert werde, und die Form dafür zu finden, aber der Wirbel in den Köpfen brütet eine Stimmung aus, deren Inhalt, in das richtige Wort gefaßt, im Grunde lautet: es wäre das Beste, wenn gar nicht regiert würde — was freilich nicht ausschließt, daß die vordersten Schreier in Gedanken hinzusetzen: ausgenommen, wenn w i r regierten. Dies ist ja eigentlich die Ursache, warum Revolutionen nicht zu ruhen pflegen, bis das Gegenteil von dem erreicht ist, was sie vernünftigerweise zu wollen hätten: sie sind Sturm gegen Reaktion und machen neue, größere Reaktion, sie wollen Freiheit und schaffen Unfreiheit, weil sie die Freiheit negativ verstehen. Trotz dieser Begriffsverkehrung und ihren Folgen ist die Stimmung in den Anfängen solcher Sturmzeiten schön wie Frühlingsstimmung. Man ahnt die naheliegende Verzerrung nicht. Alles scheint möglich. Wie ein seliger Traum kommt es über die Geister; der Zorn, der darin waltet, fühlt sich als ein heiliger Zorn. Die Stichwörter der Freiheit haben etwas Berauschendes, wie die Losung: Einheit aus zerstückelten Teilen! es nicht hat. Sie lassen sich mißbrauchen, die Gemüter in einen Wahnsinnstaumel hineinzuhetzen und ihn zu Tollhausbeschlüssen zu treiben. — Es ist der falsche, der zentrifugale Freiheitsbegriff solcher Zeiten, in den sich der deutsche Reichsliberalismus seit Jahr und Tag hinein- oder zurückgearbeitet hat, und diesem Unglück verdanken wir den einen Teil der unseligen Wahlen. Die Generationen, die jetzt wählen, haben kein deutliches Bild mehr von den Hergängen der Revolution 1848 und ihrem Ausgang. Die Losung: Freiheit! Sturm gegen die Reaktion! war ihnen neu, als die Herren, die seit 1848 nichts haben lernen wollen, in der Wahlbewegung sie hervorzogen, sie wirkte auf die Nerven der nicht durch die alte Erfahrung gewarnten Köpfe wie Belladonna, das Wörter-

buch der alten Negation klang wie begeisternde Kriegsmusik und die Benebelten — stimmten ab wie bekannt ist. Die Partei hat wirklich alles getan, was geeignet ist, die Reaktion, gegen die sie schreien, zu machen; ihr Verdienst ist es nicht, wenn der an die Wand gemalte Teufel nicht kommt. — Im wirtschaftlichen Gebiete lautet der negative, zentrifugale Freiheitsbegriff, wie man weiß: laufen lassen! Nicht einmal schützen, denn auch das ist unfreie Schranke, Reaktion! So wenig als möglich Bindung, Verbindung, auch das ist Zwang! Die Atome ganz sich selbst überlassen! Aus ihrer losgebundenen Interessenhetze muß sich das Rechte, das Allen Nützliche von selbst herauswerfeln!

Atome, Atomismus: dies ist es. Und atomistisch muß auch der Geist benannt werden, der uns die Wahlen der Schwarzen gebracht hat. Nicht nur darum, weil sie und die Roten (in den bekannten verschiedenen Farbentönen des Rot) einander hübsch in die Hände gearbeitet haben, was ja ganz gut geht, da der politische Atomismus folgerecht für den Unsinn: freie Kirche im freien Staate schwärmt; der Grund liegt tiefer, er liegt im ultramontanen Standpunkt an sich. Der Despotismus der Kirche will ja keine Gewalt neben sich, welche die Energie hat, die Atome vernünftig zu binden, zu ordnen; die Ordnung, die einzig wahre, soll ihm vorbehalten sein. Er marschiert daher unter der Fahne der Freiheit; er ruft sie aus für Alle, um sich die Freiheit vorzubehalten, Allen seine Zwangsjacke überzuwerfen. Es war eine besonders traurige Erscheinung bei diesen Wahlen, daß so viele Kandidaten ihr protestantisches Gewissen schnöd und frivol um katholische Stimmen verkauften, viel trauriger noch, als daß Pfaffen ihnen katholische Stimmtruppen zuführten, denn vom jesuitischen Gewissen erwartet man keine Redlichkeit.

Wäre es nicht so traurig, man möchte wahrhaftig diesem Reichstag einen Aristophanes wünschen. Der große Volkstribun, der Gracchus, Demosthenes oder Kleon, der schon die erste Sitzung mit seiner Rede reinem Feuerstrom beglückt, dann der witzige Marquis Posa des Freihandels, und dann der kleine, feine Herr Zentrumsmeister mit der heilig klugen Sehnsucht, das Zentrum des Staats in die Kirche zu verlegen: nette Stoffe für den großen Karikaturendichter!

Der Reichskanzler steht im Kampfe gegen den politischen Atomis-

mus. Es ist das zweite große Stadium des großen Mannes. Sein erstes läßt sich ebenso bezeichnen: die Staaten Deutschlands hatten sich als unverbundene, selbständig spröde, scheinfreie Atome zueinander verhalten; ihre Verbindung zu einem Reiche war Besiegung des Atomismus. Derselbe Kampf tritt jetzt in anderer Form auf, er geht gegen den Atomismus im innern Rechts- und Wirtschaftsleben der nach außen geeinigten Nation; der Zeitenlauf bringt es zugleich, daß in demselben Stadium noch einmal die Frage des Kulturkampfes anbrennt. Die Gegner im ersten Stadium waren die Fürsten und Partikularisten, im zweiten sind es die Freiheitsatomisten in Sachen des Handels und Wandels, im Interessenleben der Nation; im Unklaren bleibt noch, wie es sich mit den Ultramontanen verhält. An sich, einfach logisch genommen, müßte es eine klarere Gegnerschaft nicht geben, als zwischen dem Schöpfer der deutschen Einheit und denen, die in der höchsten Angelegenheit des Menschen ihre Einheit außerhalb des Vaterlands haben und die Freiheit vorschützen, um diesem herrschsüchtigen fremden Mittelpunkt seine staatsfeindliche Macht zu sichern. Daß beiderlei Gegner mit den Partikularisten im ersten Stadium teils zusammenfallen, teils zusammenhalten, versteht sich.

Es ist nur ganz begreiflich, daß die Atomisten dem Manne, dessen Lebenszweck ist, Einheit, lebendige Einheit, Verband, Gemeinsamkeit zu schaffen, Herrschaft der Vielköpfigkeit zu stürzen, — daß sie diesem das Gegenteil vorwerfen: er wolle nur sein herrisches Ich. Und das Volk hat sich einreden lassen, es sei eine Schande, wenn e i n Mann so viel tue, es hat sich scheu machen lassen vor der Zahl 1. Es ist ja wohl ein Unglück, so viel gescheiter und tatkräftiger zu sein, als die meisten. Die Menschen können den Gedanken nicht ertragen, daß der Verstand und Wille von so vielen in e i n e m zusammengefaßt sei; sie hassen ihn und säen Haß gegen ihn. Genie sein, das ist immer ein tragisches Schicksal. Auch ist nur ganz wahr, daß es ohne Gewalttätigkeit nicht abgeht, wo ein Geist so hoch hervorragt, und nicht ohne Menschenverachtung, wo er so schwer mit dem Kleinen kämpfen muß. Wer könnte solch ein Kriecher sein, Opposition zu verwerfen? Wer der Tropf, einen Menschen für unfehlbar zu erklären? Hier aber lauert hinter der Opposition, die aus Gründen widerspricht, noch eine andere mit dem Vorsatz: Opposition jedenfalls! Und dies ist das Übel.

Der Reichskanzler hat neuestens in einem der Kampfgebiete gezeigt, daß er klar genug ist, nicht zu meinen, er müsse einen schöpferischen Gedanken starrsinnig in der erstgefaßten Form festhalten: er hat den Plan des Unfallversicherungsgesetzes mit der leitenden Idee seines Lebens: organische Verbindung kombiniert und will diese Schöpfung auf Assoziation, auf korporative Genossenschaft gründen. Selbst die Opposition quand même fühlt in ihrem vernunftfähigeren Teile darüber bereits ein „menschliches Rühren", scheint sich erweichen und die eingeklemmte Hand zum Entgegenkommen öffnen zu wollen. In der Tabaksmonopolfrage steht die Hebung eines schweren Anstoßes, der gerade den günstig Gestimmten bereitet worden war, in Aussicht, und so ist es nach mehreren Seiten leidlicher abgelaufen, als man nach den Wahlen besorgt hatte.

Aber ein dunkler Punkt ist leider zurück. Kein Mensch weiß, was im „Kulturkampf" noch werden soll. Es ist unheimlich, eben schon das lange Dunkel ist unheimlich. Die Nation erträgt in dieser Sache keine Ungewißheit. Denn sie ist in ihrem wahren Kerne protestantisch, und zwar nicht kirchlich, sondern rationell protestantisch. Die Deutschen sind die Nation Luthers, aber auch Kants und Lessings. Diese Nation will ihren großen Baumeister nicht in den Zellen der gebundenen Geister wohnend und nicht mehr um diese bekümmert wissen, als durchaus nötig ist. Sie bedarf ihn im Lichte zu sehen, klar in sich und klare Mittel wählend, sie versteht in dieser Sache keine verborgenen Hinterkulissen. Schon dies ist traurig, daß man auch nur ausstreuen konnte, die deutsche Politik gedenke, dem Papst in Deutschland eine Stätte zu öffnen oder gar auf Rückgabe seiner weltlichen Herrschaft hinzuwirken. Solche Lügenschwämme brütet eben der schwüle Schatten der Ungewißheit. Ernstere Folgen sind bereits eingetreten. Ermutigt durch die Symptome des Rückweichens in Preußen hebt der Ultramontanismus in Österreich und Bayern mit erneuter Frechheit sein Haupt. Im letzten September mußte ich in Innsbruck hören, wie man über uns urteilt. Die Landstände waren versammelt und Anträge wurden eingebracht, die in Anspruch auf Abhängigkeit der Schule von der Kirche das Äußerste von Unverschämtheit leisteten. Ich erfuhr es durch einen Herrn, der eben aus der Sitzung kam und seine Mitteilung mit dem Vorwurf schloß: das danken wir Preußen. Nicht anders ist es in Bayern; dieser Kammer

ist aus derselben Ursache der Kamm noch stolzer als vorher gewachsen, und in jedem gebildeten Kreise kann man dort dasselbe hören wie ich in Innsbruck, begegnet man demselben Kopfschütteln zu der Haltung der deutschen Politik wie bei allen Helldenkenden in Österreich.

Wer wäre so naiv, nicht zu wissen oder nicht zu bedenken, daß der Katholizismus noch eine Macht ist, mit welcher der Staatsmann zu rechnen hat! Aber ist das Rechnen alles? Es ist romanisch, nicht deutsch, auf diesem Felde nur wie mit Brettsteinen oder Schachfiguren zu operieren. Die französische Bildung ist mit ihrer Kirche gründlich fertig und dennoch wird die französische Politik der Anmaßung dieser unverbesserlichen Gegnerin des modernen Staats nie gründlich auf den Leib gehen; man kann sie eben immer wieder zu politischen Zwecken benützen. Der italienische Standpunkt ist ursprünglich derselbe — „il papato è un cancro che bisogna lusingare" — aber glücklicherweise brennt das Übel dem jungen Staat unmittelbar auf die Haut und brennt noch heißer, seit Papst und König im selben Raume nebeneinander sitzen, so kommt es, daß Italien, obwohl ungemischt katholisch und obwohl äußerlicher denkend in Sachen der Religion als wir, dennoch jetzt mehr Schneide zeigt, als die deutsche Kirchenpolitik.

Das Deutsche Reich hat als Erbe die große Aufgabe überkommen, im Sinn des modernen Geistes fortzubilden, was die Reformation unvollendet gelassen hat, wie innerlich durch die Arbeit der Geister an Reinigung der Religion vom Wahne, so nach außen durch gründliche Sicherung des Staats gegen die Anmaßung der Kirche des Mittelalters. Diese Aufgabe will Ethos. Berechnung ohne Ethos, wohin führt sie? Zum Paktieren und Nachgeben, und dieses zur gewissen Wiederkehr eben des Notstands, wogegen der preußische Staat durch die Maigesetze, durch die Zivilehe sich Luft verschaffen mußte. Ästhetisierender Hang des „Romantikers auf dem Thron" war es, was diesen Notstand herbeigeführt hatte. Jetzt transigieren mit dem Feind, mit seinen Vorposten im Herzen Deutschlands um politische Gegenleistungen negoziieren, dies muß dieselbe Folge haben, und die nächste Generation wird sich vor dieselbe Notwehr gestellt sehen. Wir kennen doch die katholische Kirche genug, um zu wissen: je mehr der berufene Beschützer des Rechts und der vernünftigen sittlichen Bil-

dung nachgibt, um so weniger gibt s i e nach, denn ihr genügt nichts als alles. Wer läuft, den jagt man. — Die Versicherungen, daß der Staat in den laufenden Verhandlungen mit dem Papst seinen Rechten nichts vergeben werde, können uns nicht beruhigen im dauernden unheimlichen Dunkel. Im Reichstag ist der schnöde Bund der Demokratie mit dem Zentrum am 12. Januar als grelle Tatsache herausgetreten, — ein Schauspiel, worüber man sich vor Ekel erbrechen möchte; an dieser Versammlung hat das Reich und Preußen keine Stütze im Kampfe mit Rom, vielmehr das Gegenteil: mächtigen Rückhalt und Vorschub im Rückweichen vor Rom. Was von der Preußischen Kammer zu hoffen, wird wenig genug sein. Die Gefahr wächst und mit ihr die Besorgnis der Nation und mit ihr der Ernst der Frage, ob in dem großen Staatsmann die Tiefe der Intelligenz mit dem patriotischen Ethos, das ihn in all seinen Kämpfen getragen hat, dasselbe Gleichgewicht wie bisher bewahren und bewähren, ob er der schweren Versuchung widerstehen und schaffen werde, was Deutschlands Wohl und Ehre fordert. —

Er hat kürzlich die reine, von mythischen Wahnbildungen befreite Religion für bloßen fossilen Überrest der positiven erklärt. Wir meinen dagegen — nur akademisch, und u n s e r akademisches Denken ist ungefährlich, weil machtlos — wir meinen mit den ersten Denkern unserer Nation: jene Afterformen, in ein System gebracht, haben sich zu Dogmen, Dogmenzwang und Herrschsuchtbau der Kirche verhärtet, zuerst der katholischen, dann, als der lutherische Geist versteinerte, der protestantischen. Fossil ist die mythisch getrübte, lebendig die rein ethische Religion; die deutsche Politik unterhandelt mit einem Petrefakt, das seinen Tod nun ins vierte Jahrhundert überlebt und, wenn man ihm mutig den Ernst zeigt, doch endlich ins Naturalienkabinett sinken wird, wohin es gehört.

Noch ein Wort über die Zivilehe sei hinzugefügt, denn zu der Unheimlichkeit des jetzigen Zustands gehört die schwere Sorge, es werde auch in diesem Punkte noch nachgegeben werden. Wer könnte bestreiten, daß die Ehe ein sittliches Band ist und daß diese Wahrheit bei ihrer Schließung feierlichen Ausdruck finden, dem Brautpaar tief eingeprägt werden soll? Die Kirche hat diese Wahrheit in die anmaßende Behauptung verkehrt, daß durch ihre Einweihung die Ehe erst gültig, erst wirklich werde. Dies ist M a g i e statt Religion;

es soll ein mystisches Etwas im Priestersegen sein, das die Ehe festzaubert: ein echtes und höchst belehrendes Beispiel von Fälschung der Religion. Ist diese Fälschung geduldet, so hat die Kirche ein Mittel gewonnen, ihre Weihe an konfessionelle Bedingungen zu knüpfen, eine Ehe, die diesen nicht entspricht, für ungültig zu erklären und durch Vergiftung der Gewissen zu unterwühlen. Davon ist, wie man weiß, der erste Kulturkampf in Preußen, unter Friedrich Wilhelm III., ausgegangen und in diesen Ausgangspunkt steuert man jetzt fröhlich zurück, wenn man nachgibt. Der Staat, wie er ist, hat leider ein anderes Mittel nicht, als die obligatorische Zivilehe, und dies führt notwendig auf eine tiefere, prinzipielle Betrachtung. Die Zweiheit zwischen Kirche und Staat ist überhaupt und an sich falsch, das Verhältnis dieser falschen Zwei daher an sich ein unheilbar ungesundes. Kirche und Staat sind natürliche Feinde, denn die zur Kirche verfleischte Religion will herrschen. Entweder es wird nie Friede, oder wir dürfen hoffen, die jetzigen Wehen seien Vorboten einer Zukunft, wo der Staat seine Aufgabe höher fassen und aus sich eine Anstalt für Pflege der Religion, für höhere Volkserziehung schaffen werde. Das hat, weiß der Himmel, weite Wege und muß doch unser letztes Ziel sein, weil es der einzige Rettungsweg ist. Nicht in alle Ewigkeit können wir uns doch mit dem unerträglichen Übel abquälen, daß wir diesen Pfahl im Fleische tragen müssen, diesen Körper im Körper, der seinen Anspruch der Alleinherrschaft auf Magie gründet. Magie statt Religion: das ist unser Feind, dem gilt unser Kampf. Modergeruch aus den Grüften des alten Ägyptens streicht durch unsere politische Luft, durchfrißt unser politisches Parteileben; mitten darin steckt eine politische Partei, die keine politische Partei ist, jede politische Frage von nicht politischem Standpunkt faßt, logisch verwirrend durchkreuzt, die wirklich politischen Parteien korrumpiert, indem sie mit Konzessionenschacher Stimmen aus ihnen kauft, und so Parteiverschiebungen schafft, die dem gesunden Menschenverstand und — der Moral ins Gesicht schlagen. Man fühlt den Schweiß der Scham auf der Stirne, wenn man sich denkt, was künftige Jahrhunderte über uns sagen werden.

Das ist nun freilich nicht praktisch gesprochen, dieser Blick in eine Zukunft, deren Bildung über Dogmen, Dogmenzwang, magische

Religion hinausgewachsen sein wird, enthält ja freilich keinen Rat für Schritte des Handelns in der Gegenwart. Dennoch glaube ich, daß er das Auge befreit und vor Fehltritten hütet. —

(Der in der oben, S. 353, bezeichneten Zeitung veröffentlichte Artikel abgedruckt und mit den beiden Nachträgen versehen in „Altes und Neues" von Fr. Th. Vischer. Stuttgart, Bonz & Co., 1882, H. III, S. 130—165.)

Zwei Artikel über eine gesellige Unart.

Erster Artikel.

Über Podobötismus oder Fußflegelei auf der Eisenbahn.

Ein Seufzer an die Verwaltung.

Eisenbahnfahren kann überhaupt nur ein sehr kindischer Mensch für ein Vergnügen halten; kommt noch das besondere Leiden hinzu, von dem hier ein traurig Lied gesungen werden soll, so wird es vollends zum Martyrium.

Wir haben unser Billett erstürmt, unser zwischen Koffergebirgen gebanntes, auf „Behandlung" harrendes Gepäck aufgegeben, sind eingestiegen, haben einen Eckplatz erwischt, verfügen also mit einiger Freiheit über das nächste Fenster und können es gegen einen Zugnarren hüten; wir sitzen, uns gegenüber etwa ein sichtlich ordentlicher, bescheidener Mensch, mit dem wir in Frieden zu bleiben hoffen; der Kondukteur ruft noch einmal die Richtung aus — und nun kann's losgehen. Aber da ist in der letzten Minute noch ein junger Mann eingestiegen und sucht sich einen Platz. Sieht aus, als könnte er sein: Reisender in Zigarren, Tuchen, Drogen, Weinbuketts oder Bierkuleuren, vielleicht auch Tourist, der seine Reisen literarisch ausnützt, oder so etwas. In seinen Augen, wie er so dasteht und umschaut, leuchtet Herrscherblick, in seinen Zügen ist etwas, das da sagt: ich bin Praktikus im Reisen, ich kenn's und kann's, den letzten Rest von Schüchternheit, der sich im Gemüte des unerfahreneren Menschen birgt, ich bin ihn los. Ausdruck unbedingter Sicherheit. O, man sieht ihm auf den ersten Blick an: da gibt's etwas mit den Füßen! Dieses Gesicht sagt stillschweigend: „den Unverschämten will ich sehn, der mir verwehrt, auf diesen Polstersitzen mit den bestäubten Stiefeln umzurutschen." Stiefel, Sohle, Absatz guckt ihm eigentlich schon aus dem Gesicht heraus, etwas gewisses staubig Ledernes, Schuh-

nägeliches wohnt auf Stirn, Nase, Mundwinkeln und Kinn. — Er setzt sich — mir schief gegenüber — und der Platz neben mir ist unbesetzt — da hat er also freies Feld — Fußtummelplatz — o weh!

Man ist wenige Minuten gefahren, so fängt's an, stufenweise. Eine Ungeduld, ein Kitzel, ein Reiz zur Kinderunart prickelt ihm in den Beinen, sie zappeln, sie geben nicht Ruhe. Jetzt schlägt er ein Bein übers andere: erste Form der Ungezogenheit. Wo Leute nebeneinander und einander gegenüber sitzen — vollends eng, wie im Waggon — da geht dies ja nicht, darf nicht sein. Darum nicht, weil jeden Moment die gehobene, schwebende Fußsohle das Knie des Nachbars mit Berührung bedroht. In England freilich ist dieser Unfug Sitte, überall, in jedem Raum, in allen Ständen, selbst in den höchsten; der Lord schlägt neben der Lady im Salon, im Konzertsaal das Bein über, und sie duldet's. Nun, von englischer Zucht haben wir nachher noch ein Wort zu reden.

Zurück zu unserem Mann! Es ist ein Mann des Fortschritts.

Ruhig war er nicht dabei,
Ließ es nicht beim Alten.

Zunächst wechselt er mit den Beinen, schlägt nach dem rechten das linke über oder umgekehrt, dann setzt er vorerst nur die Fußspitze an die Vorderseite meines Nebensitzes, dann rückt er aufwärts, und jetzt legt er den einen, dann auch den andern Fuß neben mich auf das Polster.

Angelangt an diesem Stadium unserer Leidensgeschichte, wollen wir uns doch das Kapitel der Schicklichkeit, um das es hier sich handelt, etwas näher ins Auge fassen.

Ein Eisenbahnwagen mit seinen Sitzen ist zwar kein Wohnzimmer oder Salon, aber doch nicht so sehr von einem solchen verschieden, daß da erlaubt sein könnte, was in diesen als Ungezogenheit, als rohe, grobe, wüste Unsitte zweifellos verpönt und ausgeschlossen ist. Auf die Stelle, wo Menschen, gebildete Menschen sitzen, gehören ein für allemal keine Füße, keine Schuhe, Stiefel mit ihrer Wichse und ihrem Sohlenstaub oder gar -kot. Berühren und beschmutzen sie, neben mich gelegt, auch nicht meine Kleider — was aber doch jeden Augenblick droht und auch oft genug geschieht —, schon der Anblick ist beleidigend, ekelhaft, empörend, wie jeder Anblick einer Ungezogenheit.

Eine Reise von Stunden, von halben, ganzen Tagen kann uns dieser bloße Anblick verbittern, vergällen. Es hauste einmal einen halben Tag lang mir schief gegenüber in einem Coupéwagen ein Herr, der keinen Nachbar hatte, weder neben sich, noch gerade gegenüber, der also über die Abteilung, worin er saß, allein verfügte. Er zog einen Haufen Zeitungen heraus und fieng an zu lesen; dabei nahm er, sich drehend, dehnend, rekelnd alle Stellungen an, die ihm beliebten, legte die Füße auf die Polster gegenüber, setzte sich halbliegend der Länge nach und bohrte mit den Kanten der Absätze auf dem Polster seines eigenen und des Nebensitzes herum, kurz, tat alles, was ersinnlich war, die Tuchüberzüge zu beschmutzen, zu verschweinigeln, zu zerschinden. Es begreift sich wohl, daß es nicht angenehm ist, sechs Stunden lang zu fahren, eine ohrfeigenwürdige Büberei vor Augen, und dieser Büberei wehrlos zusehen zu müssen.

Der Liebenswürdige war unverkennbar ein Semite, aber die Japhetiten machen es ja nicht besser. Besonders angenehme Mitreisende sind die schon erwähnten Herren Engländer, eine Nation, die bekanntlich die schroffsten Widersprüche in sich vereinigt, die feinsten und die gröbsten Manieren, und zwar mitten in der guten Gesellschaft. Von den Amerikanern zu schweigen, in deren Städten man die offenen Fenster eines Kaffeehauses mit Reihen von Stiefelsohlen besetzt sehen kann: es sind Lesende, welche die Füße auf die Fenstersimse stemmen. — Ein Exemplar aus Albion hatte ich erst kürzlich zu genießen. In München stieg nach mir ein ältlicher Herr ein, säuberlich angetan, die Glanzhandschuhe fehlten nicht, die er auch auf der ganzen Fahrt anbehielt; Gesichtstypus englisch, ließ auf einen Reverend schließen, Züge wie gebügelt, weich, sammten. Kaum sitzt das Herrchen, so liegt schon sein einer Fuß auf dem leeren Sitz gegenüber, und zwar dieser Fuß nicht in Glacéhandschuh steckend, sondern in einem mächtigen, dicksohligen, stark benagelten, staubigen Gebirgsschuh. Der Fuß mußte jedoch zurückgezogen werden, denn der Platz wurde von einem jungen Mann eingenommen. Dieser knüpfte alsbald mit dem Briten ein englisches Gespräch an; die Rede des Letzteren zeugte von feinstem Schliff, klang zart, fein, dünn wie bloßes Lispeln; der denkbar vollste Gegensatz gegen sein Fußgebaren und seine Schuhe, deren Ursprung sich übrigens jetzt aufhellte, denn er erzählte, er komme von Tirol: es waren also wirklich Gebirgsschuhe

von irgend einem Künstler in Schwaz, Zell oder Imbst. Der Nebenplatz des würdigen Herrn war frei und ebenso der nächste weitere Platz nach der Zwischenlehne der zwei Abteilungen einer Coupéseite; was tut er? Er zieht nun seine langen Füße in dieser Richtung herauf und legt sie so, daß sie noch über genannte Zwischenlehne hinüberragen und hier sich an einem Überzieher reiben, den ein Jüngling, mir gegenüber im letzten, im Eckplatz sitzend, neben sich gelegt hatte. Was tut der Jüngling? Er bringt bescheidentlich seinen Paletot in Sicherheit und beschwert sich nur leis bei mir über die Unart. Ich aber hatte keinerlei Recht, einzugreifen, denn ich saß auf der andern Seite und hatte in die Dinge, die drüben vor sich giengen, nichts dreinzureden; hätte ich es dennoch versucht, so war leicht zu wissen, was ich erreicht hätte, denn mehrere Male sah der Kondukteur den Unfug und tat nichts. Die Ankunft abends in Ulm befreite mich von dem Anblick; der Herr Reverend wird wohl mit seinen Nagelschuhen noch hübsch herumgearbeitet haben die Nacht hindurch.

Bin ich nicht bloßer Zeuge, sondern geht der Unfug mich direkt an, so dulde ich ihn nicht, folge, was da wolle. Darüber habe ich schon heftige Szenen bekommen; am glimpflichsten lief es immer ab in Italien. Dort herrscht der Unfug stark, aber der Italiener ist höflich genug, auf Beschwerde nachzugeben, der Engländer läßt es lieber bis zum Boxen kommen. In Frankreich, das ich wenig kenne, wird man wohl im Kollisionsfall auf Artigkeit rechnen dürfen, wie jenseits der Alpen; in Deutschland macht man in verschiedenen Himmelsgegenden verschiedene Erfahrungen. Noch leidlich steht's in unserem Süden, speziell in Württemberg ist durch die langen Wagen der Unfug auch weniger begünstigt; da hier je nur Zwei sich gegenübersitzen, also das Feld für Fußreckflümmel kleiner, da der Kondukteur öfter gegenwärtig ist, so liegt alles einfacher. Gegen Norden nimmt das Übel zu mit der Art von Zuversichtlichkeit und Selbstgewißheit, welche die nördlicheren Stämme verhärtet, mit der Vermehrung der Kommißvoyageurs, der Englishman und mit der Coupéwageneinrichtung. In östlicher Richtung macht sich bald die österreichische Menschenart fühlbar, die in solchen Dingen der Ungesetzlichkeit stark ergeben, doch meist ziemlich traktabel ist, naiv staunt, wenn man sie aufmerksam macht, doch nicht lang streitet, sondern weichgibt.

Es sind die gebildeten Stände, die sich das Vorrecht dieses

Unfugs anmaßen. Nimmst du auch die erste Klasse, du wirst dich nicht vor ihm sichern. Der Baron, der Graf, der Fabrikenkönig, der Millionär auf den Samtpolstern macht es nicht besser als das reisende Haus, der artikelschreibende Tourist, Korrespondent, der Interviewer, der Couponschneider drüben auf den Tuchpolstern. Es ist Unsitte der Gesitteten, Ungezogenheit der Erzogenen, Unbildung der Gebildeten, Roheit und Grobheit der Feinen, es ist Böotismus in attischem Land (si parva licet —). Willst du wirklich sicher fahren, so mußt du in die dritte Klasse sitzen. Dort riecht es eben nicht fein, dort kannst du neben einen Kerl in Hemdärmeln zu sitzen kommen, aber diese Roheit hast du nicht zu befürchten. Sie fließt aus der Unbescheidenheit, welche eine Begleiterin des falschen Selbstgefühls vermeintlicher Bildung zu sein pflegt. Sie ist so eingerissen, daß sie nur ganz als selbstverständlich gilt, ist ein Unrecht, das als Recht angesprochen wird.

Das ist nun aber denn doch hart, daß man in die dritte Klasse fliehen muß, um vor einem Unfug sich zu schützen, vor dem das Gesetz alle Klassen schützen sollte!

Und hiemit wollen wir zum Schuß und Schluß übergehen durch die Frage: Wie ist es denn zu erklären, daß diese offenbare Ungesetzlichkeit aufkommen konnte? Die Eisenbahnverwaltungen können doch nicht dulden wollen, daß man ihre Polster mit Sohlen und Absätzen zerreibt, daß der frühere Passagier dem folgenden einen bestäubten und beschmutzten Sitz hinterläßt, daß Stiefel und Schuh des Nachbars Kleider streifen. Es ist offenbar so gekommen: man glaubte, gewisse Billigkeitskonzessionen machen zu sollen, zunächst für Nachtfahrt. Es schläft sich bequemer, wenn man die Füße ausstreckt; dagegen wollte man nicht unbedingte Härte ausüben. Also — Ausnahmen! Zwischen Tag und Nacht liegt der Abend, die Grenze ist nicht genau zu bestimmen. Dem Abend geht die Dämmerung voran, dem Sonnenaufgang die Morgendämmerung. Die Stunde nach Mittag ist auch eine träge Stunde, Mancher bedarf einer Siesta. — So entstanden und häuften sich die Zulassungen, die Ordnung bekam eine Bresche, die Bresche wuchs, die Grenze zwischen Erlaubt und Verboten war verwischt, alles wurde schwankend, die Diensttuenden (zur Zeit der Anfänge vielleicht auch manchmal durch ein „douceur“ erweicht) wurden in der Ausführung einer Instruktion, die ihnen ursprünglich doch gewiß streng gegeben war, unsicher; nun findet,

wer sich über den Unfug beschwert, bald Hilfe bei ihnen, bald nicht; wenn sie einschreiten, sieht man doch, daß sie sich ungern mit der Sache befassen, daher entschließt man sich ungern, sie anzurufen, vollends in den Coupéwagen, wo sie zudem selten erscheinen, wo man sie schwer herbeibekommt.

Was folgt? Nun, das folgt, daß man mit den Zulassungen, mit den Ausnahmen ein Ende machen, daß man die Linie straff bestimmen, daß das Gesetz mit scharfem Schnitt wieder durchschneiden muß. Dies ist keine Härte, keine Grausamkeit. Wer auf der Fahrt schlafen kann, kann auch sitzend schlafen. Wir können den Grad von Bequemlichkeit, den wir zu Hause genießen, nicht in Wägen ansprechen, die für alle sind. Wer aber durchaus glaubt, liegen zu müssen, für den gibt es ja Schlafcoupés. Die Eisenbahn kann einmal keine Rücksicht nehmen. So wenig der Säumige ansprechen kann, daß sie mit der Abfahrt auf ihn warte, so wenig kann der Bequeme ansprechen, daß sie ihre Polster seinen Füßen überlasse.

Soll nun aber das Gesetz in Kraft treten, so muß es sichtbar, öffentlich geschrieben stehen. Es ist und bleibt nicht in Kraft, wenn es erschwerender Umstände bedarf, um seinen Schutz zu erringen, wenn man mit dem Übertreter erst lang disputieren, den Kondukteur herbeirufen muß, der nicht zur Hand ist, wenn man warten muß, bis er, und dann dennoch nur eilig und flüchtig, beim nächsten Halt an der Wagentür erscheint, wenn man endlich erst nicht sicher ist, ob er energisch abhilft. Also ein Anschlag in jedem Wagen, ein Anschlag, der mit großer Schrift deutsch und jedenfalls auch englisch besagt: Es ist unter allen Umständen verboten, die Füße auf die Polster zu legen! Dann bedarf es nur eines Hinzeigens mit dem Finger, und der ausgestreckte Flegel muß parieren, wenn er nicht Unannehmlichkeiten, strengen Rügen, Strafen bis zur Ausweisung aus dem Zuge sich aussetzen will. Dann kann auch der nicht direkt Berührte, der bloße Zuschauer eines Füßenunfugs, der in einer anderen Abteilung des Coupés oder auf einer anderen Seite des Langwagens vor sich geht, gegen den Anblick, der ihm als Anblick schon eine ganze lange Fahrt verbittert, für den Anstand, für die Sitte mit Erfolg auftreten, seinem empörten Ordnungssinn Luft machen.

O Württemberg, gutes Ländchen! Mit Recht respektiert in der Welt um der Ordnung willen, der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit des Dienstes in deinen Verkehrsanstalten! Mit Recht respektiert um so mancher guten Einrichtung willen, mit der du vorangegangen! Erwirb dir auch dies Verdienst! Die Welt wird dir folgen und danken!

Philonomos.

(Stuttgarter Neues Tagblatt, November 1879.)

Zweiter Artikel.

Podoböotismus, „Punch“ und Reichskanzler.

(Dasselbe Blatt, Januar 1880.)

Der Londoner „Punch“ hat kürzlich (29. November 1879 S. 251) den Artikel des „Neuen Tagblatts“: „Podoböotismus oder Fußflegelei auf der Eisenbahn“ usw. mit einem Gegenartikel beehrt. Aufschrift: Mind where you put your feet; Inhalt: das sei wohl eine häßliche Gewohnheit, die Füße auf die Waggonpolster legen; doch wenn nur kein Volk sich schuldig machte, seine Füße auf geheiligtere Dinge als auf diese Polster zu setzen! „Bedenke einer, auf was alles eben jetzt Fürst Bismarck seine Füße setzt! Und so derbe Stiefel, wie er sie trägt, und so unsauber, als sie zu Zeiten sind! Herr φ möge sich einmal von der Eisenbahn umschauen! — Doch Punch, in seinem insolenten insularischen Freiwesen (freedom) vergißt, daß die Polizeizuchtrute im Salz bereit liegt für die Rücken aller derer, die freventlichen Scherz gegen den ehrwürdigen Reichskanzler sich erlauben, dessen Wille Gesetz ist, unbekümmert um Gerechtigkeit für den Gegner, und dessen Warnruf für seine Kritiker in der Presse kurz, scharf, entschieden, ist: Shut up or be shut up!“ (etwa: das Maul gesperrt oder ins Loch gesperrt!)

Das ist ja nun sehr witzig; Herr „Punch“ gönnt sich, was sonst einem Redner oder Schreiber aus Zerstreutheit passiert: *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, Abschweifung in ein anderes Gebiet; denn die symbolischen Kanonenstiefel des Reichskanzlers haben doch mit den sehr realen des Eisenbahnrutschers, z. B. mit den benagelten Gebirgsschuhen des Herrn Reverend, von dem wir erzählt haben, wahrhaftig rein nichts zu schaffen, und ebenso nichts die Eisenbahnordnung und

-sitte mit dem Preßgesetz. Wir danken dem Witzblatt aufrichtig für diesen Absprung, er ist Wasser auf unsere Mühle, weil er das Geständnis enthält, daß es keinen Witz zustande brachte, der die Sache träfe, um die es sich handelt. Wer nichts vorzubringen, wer keine Gründe hat, der spielt das Gespräch gern in ein anderes Kapitel. Wir, denen es um die Sache zu tun ist und die wir daher bei der Stange bleiben, sind aller Pflicht enthoben, dem munteren Pritschenmann auf seinem Seitensprung zu folgen. Nur so beiläufig haben wir uns kurz besonnen, auf was alles denn der deutsche Reichskanzler seinen Fuß schon gesetzt habe, aber uns nicht erinnern können, daß er ihn je gesetzt hätte auf den Nacken des armen Chinesen, um Krämerpack im Opiumgifthandel zu schützen, noch auf den Nacken halbnackter Zulus*), um einen länderfreßgierigen Magen zu überfüttern, bis er endlich bersten wird. Der Reichskanzler ist sich ohne Zweifel auch wohl bewußt, daß wir kein Söldnerheer haben, sondern ein Volksheer, das ihm in solche Kriege nicht folgen würde, wenn er sie je wollen könnte. — Dem Naiven ist viel erlaubt, also auch dem Engländer, Politik und Recht so zusammenzustellen, als ob es niemand einfiele, dabei zu fragen, wie denn beide in England sich zueinander verhalten. — Was die Polizeifuchtel betrifft, so mag der freiheitstolze Insulaner zu Hause sich der schönen Freiheit erfreuen, unbehelligt von diesem Strafwerkzeug ein freier Lümmel sein und bestaubte Stiefel hinlegen zu dürfen, wohin er mag; wir kontinentale Sklaven denken unfrei genug, aufrichtig zu wünschen, daß man ihm, wenn er diese edle Sitte des freien Mannes zu uns herüberbringt, mit einer recht gesalzenen Rute darüberhaue oder noch lieber mit der neunschwänzigen Katze.

Damit wären wir denn wieder bei der Sache. Uns ist es einfach ernst mit ihr, und darum ist es uns eben recht, daß diese Stimme von jenseits des Kanals uns Anlaß gibt, noch einmal darauf zurückzukommen.

Die hiesigen Gegner beschweren sich sämtlich über Verwechslung von anständigem Gebrauch und unanständigem Mißbrauch eines natürlichen Rechts. Etwas mehr Logik, bitte ich! Niemand hat gesagt, es wäre einem ordentlichen, anständigen Menschen nicht zu gönnen, daß er die Bequemlichkeit genieße, seine Füße auf die Polster

*) „und Boers“ wäre nachzutragen.

der Wagensitze zu legen. Ein solcher wird ja vorsorgen, daß er keinen Nachbar inkommodiert, berührt, nichts beschmutzt; er wird es halten wie zu Hause, wo er, falls er die Füße auf Sofa oder Sessel legen will, irgendwie verhütet, daß er seine Möbel verunreinige oder beschädige, und wo er gewiß nie die Füße neben einen Gast hinstreckt. Die Einfalt selbst aber sollte erkennen, daß, wenn man dies dem Anständigen, dem Gesitteten einräumt, durch die offene Bresche dieser Freiheit die Unanständigen, die Ungesitteten einbrechen, die eben dasselbe auf rohe, freche, beleidigende, empörende Art tun, und daß es kein Mittel gibt, diese Konsequenz abzuhalten, weil der Kondukteur nicht Zeit hat, nicht häufig genug gegenwärtig ist, um auf die Grenzlinie zwischen Säuberlich, Anständig und Unsäuberlich, Unanständig zu achten und scharfe Einhaltung dieser Grenze durchzuführen. Man versuche einmal, sich vorzustellen, die Verwaltung ergriffe einen Ausweg, um die in Rede stehende Bequemlichkeit dennoch zu gestatten. Der Anständige wird die Füße nie auflegen, wenn nicht so viel freier Raum ist, daß niemand dadurch belästigt wird. Will man es nun gesetzlich erlauben, so muß auch gesetzlich dafür gesorgt werden, daß es nur in diesem Fall geschehe; es muß also vorgeschrieben werden, daß, wer diese Bequemlichkeit genießen will, zwei, ja eigentlich drei Plätze zahle; denn auf den Zufall, daß diese frei seien, kann sich ein Reglement nicht einlassen; oder man muß jedem Zug Wägen mit entsprechender Einrichtung, Schlafwägen beigeben, und jeder, der auch nur die Füße auflegen, nicht einmal ganz zum Schlafe sich ausstrecken will, muß das teure Billett für einen Platz in diesen Wägen lösen. Da nun dies nicht geht, was folgt? Das folgt, was wir aufgestellt haben: die Notwendigkeit eines unbedingten Verbots, eine Notwendigkeit, die nicht angenehm, die aber leider darin begründet ist, daß die Mehrheit der sogenannten Gebildeten roh ist, und eine Freiheit, die man den Gesitteten gestattet, von dieser Mehrheit mißbraucht wird.

Aber so sind die Menschen! Greift man einen eingefleischten Unfug an, der Einigen Bequemlichkeit, Unzähligen Last und Ärger bringt, so schreit es an allen Enden und Ecken auf: „Was? wie? Ich soll das nicht mehr genießen dürfen? Mir soll das nicht mehr gestattet sein?" Mir! Ich! Und der Ich vergißt, daß es auch andere Ich gibt, die erträglich leben und reisen wollen, daß er mit andern

zusammenlebt, zusammen reist, kurz, daß er Mitmenschen hat, daß es sich um Soziales handelt. Setzen wir nun gar hinzu: alles Soziale fällt auch unter den Standpunkt der Moral, weil bei allem Sozialen Einschränkung des Egoismus zur Pflicht wird: wie werden diese Gesichter grinsen, höhnen: „neue Moral! Eisenbahnmoralprediger! Polsterkapuziner!" Kein Kurzkopf ist so von der Natur vernachlässigt, um nicht witzig zu werden, wenn er höheren Zusammenhang sehen soll, wo seine spannenlangen Gedanken ihn nicht suchten, kein Bildungsnaturbursch, kein Lümmel mit Konversationslexikonkultur so unkundig der gemeinen Ironie, daß er nicht seine wulstigen Lippen verzöge und blökte: „Der φ hat sich einmal wieder verhauen: schießt mit Kanonen auf Mäuse! Schade, daß der sonst in geistigen Regionen sich bewegende Mann sich mit diesen Dingen befaßt, so ungeschickt fehlschießt; er kommt herunter!" — Ein Toter, ja, das ist etwas anderes, an dem ist's löblich, wenn er nach recht vielen Seiten ausschaut und nihil humani a se alienum putat! Der edle Sohn der „Jetztzeit", turmhutbedeckt, manschettenkorrekt, ulsterumwallt, Apoll mit prozentgewichtigem Weltblick, hört in einer Gesellschaft den Namen Justus Möser nennen. Er schlägt seinen Pierer, Brockhaus, Meyer auf und liest, der Mann habe sich mit Literatur und Geschichte, ebenso aber heute mit Bauernwirtschaft, Spinnstuben, Gesindebehandlung, ja Dungstätten, morgen mit frechen Fratzenmoden befaßt und gegen Unsitte jeder Art geschrieben, und er liest weiter, daß diese Vielseitigkeit des Interesses etwas Gutes und Rechtes gewesen sei: da glaubt er's nun, weil ein längst festgestelltes Urteil vorliegt, und er schwätzt es nach. Sieht aber ein Lebender, ein Mitsohn der herrlichen „Neuzeit", ähnlich nach mehr als einer Seite sich um und drängt ihn die Seele, auf diesen und jenen faulen Fleck im Leben der Sitte zu tupfen, da quakt es im Froschteich: oho! und der ganze Chorus quakt nach.

Daß es aus der schlammigsten Tiefe noch anders heraufklingt, ist nur natürlich. Wer die Pflugschar in die verhärtete Kruste alten, breiten Unfugs setzt, der reißt mit der nächsten Bodenschichte immer auch weiter unten sitzendes ekelhaftes Gewürm an die Oberfläche. Da erscheinen dann die anonymen Schandbriefe. Ich habe deren aus verschiedenen Zeiten eine hübsche Sammlung. So käme denn eine andere, bösere Unsitte noch zur Sprache, aber sie ist es nicht wert, da-

bei zu verweilen, gehört nicht in den Zusammenhang. Es ist bestritten, daß die Gewohnheit, gegen die ich geschrieben, eine gesetzlich zu verbietende Unsitte sei; es ist nicht bestritten, daß es verächtlich, also mit dem Wort Unsitte viel zu schwach bezeichnet ist, anonyme Briefe zu schreiben, sie enthielten denn Gutes und der Urheber verschwiege seinen Namen aus ehrenwerten Gründen. Es kann zwar sehr wohl beides zusammentreffen, und ich bezweifle nicht, daß meine namenlosen Briefsteller zugleich Fußrecklümmel sind, aber persönliche Identität ist nicht an sich auch sächliche und logische. Hier genügt, zu sagen: die Beehrung mit anonymen Briefen ist mir allemal das sichere Zeichen, daß die Pflugschar eingeschnitten, daß man etwas geschrieben hat, das wirkt, und daß man Recht hat.

(Stuttgarter Neues Tagblatt, Januar 1880; beide Artikel abgedruckt in Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, Bonz & Co., 1882, H. III, S. 166—180.)

Für den deutschen Schulverein in Österreich.

Dieser Verein hat, wie dem Leser aus so manchen, in verschiedenen Blättern erschienenen Artikeln bekannt sein wird, zur Aufgabe, den Deutschen in Österreich, die von Völkern fremder Zunge umgeben sind, die Mittel zu verschaffen, um ihre Sprache und Nationalität aus der immer drohenderen Gefahr der Verwelschung und Slawisierung zu befreien. Der Verein sorgt mit Hilfe seiner Beisteuern für Anstellung deutscher Schullehrer, Herstellung von Schulhäusern, Beschaffung von Lesebüchern, Gründung von Stipendien und Schulbibliotheken. Öfters hat er schon öffentlich Rechenschaft von seinem Wirken abgelegt, aber auch gezeigt, wieviel noch zu tun ist. — Es schien anfänglich, als sei es den Einladungen zu Beiträgen und Beitritt gelungen, in unserem Land eine lebendige Teilnahme zu wecken; allein der Erfolg ist kein nachhaltiger gewesen, das Interesse scheint fast eingeschlafen, Württemberg steht jetzt hinter seinem Nachbarlande Baden zurück, wo bis zum Abschluß des Jahres 1880 der Verein mindestens 1600 Mitglieder zählte: nicht eben viel an sich, doch viel im Verhältnis zu Württemberg, wo wenige Hundert sich zu demselben bekennen.

Wir gestehen, daß es die Absicht dieser Zeilen ist, dazu beizutragen, daß ein Gefühl der Beschämung hierüber, der Drang eines edlen Wetteifers erwache. Wir besinnen uns vergeblich über den Grund dieses Erkaltens und Zurückbleibens. Sollte er vielleicht in politischen Bedenken zu suchen sein? Es ist nicht wahrscheinlich; doch mag es zweckmäßig sein, mit wenigem darauf einzugehen.

Es ist wahr, man kann dem traurigen Schauspiele, dem der Verein entgegenarbeitet, nicht zusehen, ohne sich tief in der Seele gegen die leitenden Grundsätze einer Regierung zu empören, die einen so großen, so edlen Teil ihrer Landeskinder der Lostrennung von ihrer Sprache und Nationalität dadurch namentlich preisgibt, daß sie das erste aller Rettungsmittel, die deutschen Schulen, in den bedrohten Teilen des Reichs vernachlässigt, verkommen, erlöschen

läßt. Wer es mit eigenen Augen gesehen, wie in Dörfern, in Städten, die einst ganz deutsch waren, von Jahr zu Jahr das Deutsche zurückgeht, wer Ortschaften besucht, wo jetzt kein Mensch mehr deutsch versteht, während die Bewohner, reine Deutsche, vor Zeiten nur deutsch sprachen, der fragt sich, was aus einem Staate werden soll, der das Element, das ja doch sein einziger wahrer Kitt ist, an so vielen und breiten Stellen der Aufsaugung, der Erdrückung, dem langsamen, ja auch gewaltsamen Tode preisgibt. Offen vor aller Augen liegt, was gegenwärtig in Böhmen geschieht und wie sich die Regierung dazu verhält; die Deutschen in Ungarn, der tüchtige Stamm der Siebenbürgen voran, sind seit der Zweiteilung des Reichs hilflos der rohen Erstickung ihrer Sprache ausgesetzt, und hier muß freilich auch der Schulverein untätig zusehen; weniger bekannt aber ist, weniger oft kommt in Zeitungen und Büchern zur Sprache, wie es in Südtirol, in Krain, in Mähren, in Schlesien, an der galizischen Grenze aussieht und zugeht; doch hat der Verein an Berichten über diese Zustände und seine bisherige Tätigkeit auf diesen preisgegebenen Posten es nicht fehlen lassen; Mangel an Kunde hievon kann daher nicht wohl der Grund sein, warum die Teilnahme bei uns so bedauerlich nachgelassen hat. Also zurück zu unserer Frage! Sollte wohl mancher darum die Hand schließen, weil er fürchtet, durch Beiträge für den Verein eine Art von Propaganda für politische, gegen den Bestand Österreichs gerichtete deutsche Gelüste zu unterstützen? Tritt aber ein Deutscher einem österreichischen Verein bei, dessen Zweck es ist, zu tun, was die eigene Regierung in Österreich unterläßt, so kann er doch nicht meinen, er helfe hiemit am Zerfall, an einer künftigen Teilung Österreichs arbeiten. Im Gegenteil, wer Österreich wohl will, wer politisch verständig bedenkt, was entstehen würde, wenn es zerfiele, in welche furchtbaren Konflikte Deutschland gerissen würde, wenn die Frage aufstiege, wem die deutschen und gemischt deutschen Teile Österreichs gehören sollen, der erst recht muß deutschen Österreichern seine Hand bieten, die sich bemühen, mit vereinigten Privatmitteln gut zu machen, was eine unselig verblendete Regierung schlecht macht. Es genügt, hinzuzusetzen, daß ein österreichischer Herzog, der klarer sieht als sein Haus, Albrecht, der Sieger von Custozza, mit einem bedeutenden Beitrag dem Verein beigetreten ist, mit der

besonderen Bestimmung zwar, daß dieser Beitrag für Südtirol bestimmt werde; aber gerade in diesem Lande drängt sich ja besonders schneidend die traurige Tatsache des rapid fortschreitenden Rückgangs der deutschen Sprache auf, die „Italia irredenta“ ist ja recht ein Schmerzenskind Österreichs und — mittelbar — freilich auch Deutschlands. Allerdings sind aber auch die Erfahrungen in slawischen Ländern (von Ungarn aus genanntem Grunde zu schweigen) schmerzlich genug, um das Mitgefühl in jedem Gemüte zu wecken, das nicht gleichgültig ist gegen Völkerwohl und Völkerschicksal.

Dies führt auf die nicht politische, auf die rein menschliche Bedeutung der Sache, und diese ist es, die wir unsern Landsleuten aufs neue ans Herz legen möchten. Wer unbestritten das Gut genießt, seine Muttersprache zu sprechen, in ihrem Gedanken- und Gefühlskreis mit den Seinigen zu leben, bedarf ja wohl einer Anregung, um sich ganz in einen Menschen zu versetzen, der mit dem Verluste dieses Gutes bedroht ist, oder es schon halb oder schon ganz verloren hat, aber zugleich noch ganz des unendlichen Übels sich bewußt ist, das im Verluste liegt. Er muß sich fühlen wie ein ausgesetztes Kind, das doch schon reif genug wäre, um ganz zu wissen, was Ausgesetztsein bedeutet. In der Tat: Glieder eines Staats hilflos der Aufzehrung, dem Verschlungenwerden ihrer Sprache preisgeben, dies ist ein Verbrechen, gleich groß dem Verbrechen, ein Kind auszusetzen. Man hat gelesen, wie die Bewohner eines südtirolischen Dorfes einen Beauftragten des deutschen Schulvereins umringten, in italienischer Sprache versicherten, sie seien echte Deutsche, in italienischer Sprache bejammerten, daß sie, geborene Deutsche, nicht deutsch können. Ich bin mit einem Studenten aus Görz gereist, einem Deutschen, der allerdings noch deutsch konnte, aber bitterlich klagte, daß er bei der Gleichgeltung von drei Sprachen in Görz ganz irr und wirr geworden sei, ja kaum mehr wisse, ob er in und mit sich selber deutsch, krainerisch-slawisch oder italienisch reden solle. Wir werden keine fremde Sprache mißachten; solche zu erlernen, wenigstens die Kultursprachen (zu denen man das Slawische allerdings nicht rechnen kann), ist wichtige Bildungsaufgabe; allein die Völker sind nicht bestimmt, in einen unterschiedslosen Brei aufzugehen, sie sollen sich in klare, kräftig unterschiedene Individualitäten sondern, und ihr Wechselverkehr kann fruchtbringend nur sein,

wenn jede mit gesundem, ungebrochenem Selbstgefühl sich in ihrem Eigenwesen bewahrt, in ihrer Sprache den Schatz ihrer Erinnerungen, ihrer Ehre, die Tonart ihres Gefühls samt dem ganzen Leben der Sitte unverfärbt, nicht zu spröd gegen bildende Einflüsse des Fremden, doch treu und stolz hütet und zusammenhält. Wir lieben unsere Sprache wie unsere Eltern, Kinder, Geschwister; ein Volk ist eine Familie: wer einen seiner Zweige, der sich von einem fremden Volk umgeben sieht und in Gefahr ist, seine Sprache zu verlieren, nicht schützt, während er doch Macht und Mittel dazu hätte, der versündigt sich an der Innigkeit und Heiligkeit des Familiengefühls, dem ehrwürdigen und heiligen Grundpfeiler des Völkerdaseins.

Wir haben schwerlich die Einrede zu befürchten und zu widerlegen, daß die deutsche Sprache an ihren Grenzen nur darum zurückgehe, weil es den Deutschen am rechten Stolze fehle, um ihre Sprache und Sitte zu hüten. Es ist ja leider nicht zu leugnen, daß unsere Nation keinen Mangel hat an solchen entarteten Söhnen. Aber sie sind Gott sei Dank nicht die Mehrheit, und ihr verächtliches Dasein stößt die Tatsache nicht um, daß inmitten fremder Völker unzählige Tausende unserer Brüder leben, denen das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, die danach seufzen, Deutsche sein und bleiben zu können. Aber Hilfe bedürfen diese Unzähligen, Hilfe. Sagte jemand: sie sollen sich selber helfen! so wäre er zu fragen: wie denn? Ein bedrohtes Eigentum zu schützen, braucht es doch Mittel, und wenn dies Eigentum die Sprache ist, welch anderes Mittel gibt es denn, welchen festen Punkt des Anhalts, welche Stütze als den Unterricht, die Schule? Und wenn dazu das Geld fehlt, wie dann? — Doch befassen wir uns nicht weiter mit Einwendungen, die nur aus Herzlosigkeit kommen können, da ihre Gründe so ganz hinfällig sind.

Die Schwaben rühmen sich ihrer Herzlichkeit: hier ist Gelegenheit, Herz zu zeigen. Die Schwaben, sagt man, kennen besonders gut das Heimweh: hier handelt es sich um Mitleid mit Brüdern, die dem Heimweh nach ihrer Sprache entgegengehen oder schon anheimgefallen sind. Wir steuern für Arme, für Kranke, für Abgebrannte, für Überschwemmte — hier *sind* Arme: Arme, denen das Kleinod ihrer Sprache geraubt wird; — hier *sind* Kranke:

Herzkranke, denn in der Sprache schlägt das Herz; — hier sind Abgebrannte oder in Feuersnot um Hilfe Schreiende, denn unsere Sprache ist unser Haus, unsere warme Stube, unser Bett, unser Rock, sie bedroht sehen, sie verlieren, heißt all dies zu Asche werden sehen. Doch ungleich näher trifft die Vergleichung mit Überschwemmten: eindringende Fremdsprache gleicht genau einer Wassersnot; die Sprache ist der geliebte mütterliche Boden, auf dem wir herangewachsen sind, der Garten unserer Kindheitserinnerungen, wir hängen an ihr wie Pflanzen am Grunde, worin sie wurzeln, und ganz so dunkel, unheimlich, gespenstisch drohend wie das dumpfe Rauschen wachsender Fluten ist die Einkreisung durch eine Fremdsprache, das fortfressende Nagen, Bohren, Unterwühlen, Brechen, Verschwemmen an den Lauten, dem Wörtervorrat der preisgegebenen Muttersprache. Seien wir Schwaben nicht die letzten, die am Graben und Damm mitbauen!

(Beilage zum Staats-Anzeiger für Württemberg, Stuttgart 17. Juni 1881.)

Aphorismen aus den letzten Jahren.

Frei sein heißt gut regiert sein. Wohl denen, die sich selbst regieren! Es sind Wenige. Diese sind es, welche allein die vielen Übrigen regieren sollten. Revolutionen meinen, ihr Zweck sei absolute Freiheit, d. h. Zuchtlosigkeit. Sie wissen nicht, was sie eigentlich wollen; sie wollen, daß die Regierung und Gesetzgebung in guten Händen sei. Weil sie dies nicht wissen, wüten sie nach Gesetzlosigkeit hin, verderben so ihren wahren Zweck und bringen es dahin, daß noch schlechter regiert wird als vorher, weil sie die pure Gewalt herausfordern, nur endlich der Sauerei ein Ende zu machen.

*

Die Menschheit braucht Tyrannen, aber gerechte. Diese lassen sich nicht finden. Daher alles Elend, so wird in Revolutionen „die Menge ihr eigner Tyrann".

*

Die Demokraten sind Menschen, die sich freuen, wenn man über ihre Mutter schimpft und schimpfen helfen. Sie kennen keine Hausehre.

*

Rom ist von den Goten zertrümmert. Unsere Goten werden die Knoten sein. Wir erzeugen uns die Wilden selbst, die unsere Fabriken und den ganzen Rummel zusammenschmeißen werden, und zwar in den Fabriken werden sie erzeugt. Auch unter dem humansten Brotgeber. Niemand kann in einer Fabrik anders als verdrossen arbeiten. Wir gehen an der Tötung des Handwerks zugrunde. Unabwendbar, denn die mechanischen Fortschritte sind Notwendigkeit.

*

Es gibt keinen besten Staat, weil es keinen guten gibt. Es kann nur einen möglichst wenig schlechten geben.

Die Besten, Vernünftigsten sollen Gesetze geben. Wie sie finden? Wählen. Das Wahlsystem ist, wie die Erfahrung zeigt, besonders korrumpierend für die Völker. Dies nur einer der Gründe.

*

Die ganze Menschheit sollte militärisch organisiert sein. Was herrscht, ist die Willkür. — In Reih' und Glied mit den Buben.

(Fr. Vischer, Altes und Neues, N. F., herausg. von R. Vischer, 1889.)

Zweiter Teil.

Das akademische Leben und die Gymnastik.

Ein frommer Wunsch.

Das Turnen war in Deutschland lächerlich und verdächtig geworden, es erlosch unter der Ironie der Zeit und dem Zwange argwöhnischer Gewalt. Die Ironie wurde herausgefordert durch die falsche Romantik, die sich in diese Form warf und durch sie die dunkle Einfalt der ältesten Zustände des Volks erneuern zu müssen meinte. Gesunder Verlauf und Fortschritt hätte wohl von selbst die komischen Beimischungen ausgeschieden, aber dieser wurde abgeschnitten, ein schöner Keim in der Entwicklung zerdrückt. Jene Romantik nämlich, illusorisch wie sie war, wollte praktisch werden und freilich auf verkehrte Weise. Sands Verbrechen war der Ausbruch dieses verkehrten Überganges. Man meine aber nur nicht, der Romantik alles Übel nur geradezu in die Schuhe schieben zu dürfen. Die Entwicklung der wahren, praktischen, öffentlichen, verständigen Vaterlandsliebe aus der phantastischen wurde zuerst von einer Macht entzweigeschnitten, welcher es unbequem war, zu halten, was sie in der Stunde der Begeisterung geschworen. Die schöne Kraft schlug nun zurück, wühlte sich ins Geheimnis ein, wurde mystisch und brach verfolgt, wie sie war, als finsterer Fanatismus hervor. Die Gewalt griff nun chirurgisch zu und amputierte, was sie selbst durch falsche Medizin hervorgerufen. Diese Dinge waren vorüber, Barren, Reck und Klettergerüst verfaulte ungebraucht, verschlämmt im Sande lag der Springgraben, aus den Löchern des Schwengels sah das Roßhaar hervor, während jene geistige Kraft, die einst mit wunderlichen romantischen Zutaten ihre ersten, ungeschickten Sprünge gemacht hatte, genährt von großen Zuströmungen der Zeit, allmählich als Macht der Öffentlichkeit auf dem tüchtigen Boden des Verstandes sich heranbildete. Alte Burschenschäftler, die in Kerkern die Blüte der schönsten Jugendjahre vertrauert hatten, machten große Augen, als ein großer Teil dessen öffentlich zu Worte kam, berechtigt am hellen Tage rang, die große Philisterwelt in Atem brachte, was sie einst als Geheimnis genährt, wofür sie, in unendlichen Verhören grenzenlos auf

die moralische Folter gespannt, ihre Gesundheit auf Festungen versessen hatten; aber sie mußten auch gestehen, daß eben jenes Wollen, gereinigt von Illusion und dunkler Verworrenheit, als ein Neues vor sie trete. Allmählich erinnerte sich nun die veränderte Zeit der verlassenen Turnplätze wieder, der Sattler überzog den Schwengel, Reck und Barren standen auf, die Fahne wehte vom erneuten Maste. Nicht von Universitäten gieng dies aus, nicht von diesen Mittelpunkten der Wissenschaft, wo jedes Ding nur so viel Reiz hat, als sich Ideengehalt und Phantasie damit verbindet. Hier blieb die Gymnastik, weil einmal mit den alten illusorischen Ideen das geistige Interesse vorderhand daraus geschieden war, noch geraume Zeit reizlos, das Fechten, Tanzen, Reiten ausgenommen, was, durch seinen unmittelbaren Zweck unentbehrlich oder anlockend, niemals aussterben konnte. Das Turnen begann meines Wissens in mittleren Schulen wieder, geleitet von früheren Offizieren, die es als reine Kunst betrieben und weiter weder gute noch verkehrte Ideen damit verbanden. Es wurde zunächst rein als das genommen, was es an sich betrachtet ist, als ein Formelles. Bildung des Körpers zur Tüchtigkeit und zur Schönheit der Haltung und Bewegung, dies sollte die Bedeutung der Sache sein. Es ist auch recht, daß man jedes Ding zunächst fasse als das, was es in seiner Besonderheit ist, daß man es nicht unmittelbar in eine höhere Allgemeinheit hinüberziehe. Wie wichtig auch wirklich dieser Zweck ist, darüber scheint man keine Worte verlieren zu dürfen, denn nichts hält man für allgemeiner anerkannt, nichts für trivialer als die Wahrheit, daß wir unser Organ zu dem bilden sollen, was es ist, zum Organe. Aber man täusche sich nicht. Was geläufig ist, ist noch nicht anerkannt. Zum Anerkennen gehört die Kraft des wahrhaft erlebten Gefühles. Wenn dir dieses Gefühl aufgegangen ist, was der Körper bedeuten wolle, wenn du begriffen hast, was Adel menschlicher Form ist, so stehst du mit diesem Gefühle einsam, glaub' es mir. Unter Tausenden teilt es *einer* mit dir, ganzes Verständnis findest du nur bei denen, die ihr Auge ausdrücklich für den reinen Stil der Formen gebildet haben, bei den Künstlern. Wenn es euch eine Trivialität ist, daß die Form dem Inhalte adäquat, daß der Leib Organ seines Geistes sein soll, warum lernt ihr nicht stehen und nicht gehen, warum lehrt ihr es eure Kinder nicht? Habt ihr keine Ahnung davon, daß es ein Auge

geben kann, das sehen gelernt hat, ein Gefühl, das Formen fühlt, und ein Herz, das ebendeswegen sich empört, sich zu Tode schämt, wenn, wohin man blicken mag, hier aus dem elastisch schwebenden Menschentritt das Wackeln der Ente, das Hüpfen der Elster, ja das ganz mechanische Fortgestoßen- und Getretenwerden sich entbindet, dort die Arme wie Flügel segeln, wie Ruder arbeiten, der Kopf mit geöffnetem Munde vorwärts hängt wie dem durstigen Hunde, die eingesunkene Brust, die hereingedrückten Schultern der herrlichen Organisation spotten, durch welche die Vorderfüße als Arme zurücktreten und daher die Brust sich frei hervorwölben kann? Wenn dort ein Tisch wandelt, ein Sägebock sich in Trab setzt, hier ein Frosch springt, dort ein Vogel schießt, hier ein Elefantenkalb stampft? Wißt ihr wirklich, daß in dem Grade, in welchem der Mensch nicht durch Mühe, Anstrengung, Kunst die Menschheit in seinen Formen durchführt, das Tierische und selbst das Mechanische, was in ihnen zu freier Beseelung verarbeitet ist, sich aus der Bindung befreit und als schwerer Stoff wahrnehmbar hervortritt? Stellt euch nicht, gebt euch keine Mühe, man verlangt es nicht, gesteht nur, euch ist im Grunde jener Satz von der Würde und Bedeutung der Form eine Torheit, ihr könnt nicht begreifen, wie man sich für diese rein unwesentlichen Dinge interessieren kann, oder richtiger, ihr könnt es nicht ausstehen. Eine gewisse Inauguralrede vielbeschrienen Andenkens ließ sich auf diesen schlimmen Punkt ein*); ein Schmerz brach hervor, ein gefühlter, ein erfüllter Unwille, eine tiefe, wahre Scham über das Mißverhältnis zwischen geistiger und leiblicher Bildung im Gelehrtenstande hüllte sich in ein paar Scherze; niemand ward beleidigt, der Redner schlug sich so gut wie andere —: das war ein Verbrechen! das war ein Greuel! das war eine Frivolität! So gar nicht konnte man begreifen, daß es mit solchen Gefühlen jemand ernst sein könnte, daß man wirklich meinte, es sei die reine Absicht gewesen, ein paar Witze zu machen, die denn freilich schlecht genug gewesen waren. Seht einmal den elenden Mausfallenhändler an, den Slowaken, der dort mit dem breiten Schlapphut, dem braunen Mantel, den Sandalen über die Straße geht! Bemerkt ihr etwas in dieser Haltung, diesem Gang von einem gewissen Naturschwung,

*) Siehe Kritische Gänge von F. Th. Vischer, 2., verm. Aufl., Leipzig, Verlag der Weißen Bücher 1914, 1. Bd. S. 158—162.

einem freien Gebrauch der Gelenke, einem tonus des ganzen Wesens, was wir nicht haben? Seht, das ist ein Anflug von dem, was die Künstler Stil nennen; wollt ihr es aber recht sehen, so schaut euch einen Griechen, einen italienischen Bauern an, stellt euch dann vor Leopold Roberts Schnitter und die Fischer von Chioggia, und wenn ihr eine Spur von Auge und Formgefühl habt, so überzeugt euch, daß der deutsche Bauer eine unbehilfliche Maschine ist, die ein paar schwere Stiefel mühsam fortschiebt, daß am deutschen Beamten und Gelehrten sein Körper wie ein alter Lumpen herunterhängt. Unsere Bildung ist über einen solchen Gegensatz gegangen, daß wir nur durch Kunst und Bemühung erwerben können, was anderen Völkern, die noch mehr Natur sind, tief in der Rasse sitzt und was gewiß auch unsere Voreltern hatten; denn ich bin überzeugt, daß die Deutschen in ihrem Heroenalter an Würde, Schwung und Adel der Haltung anderen naiven Völkern nichts nachgaben. Freilich auch vormals kam das nicht aus erster Hand der Natur, der Mensch ist immer nur so viel, als er tut; harte Arbeit in Ringschule und kriegerischem Spiel und Ernst aller Art arbeitete die Formen erst so durch, daß diese Schönheit, diese Freiheit, diese Gelöstheit des Organs sich als Rasse vererben konnte. Für uns aber ist es doppelt wahr, daß der Mensch nur ist, was er tut, denn, was verloren ist, wiedergewinnen braucht zweimal so viel Arbeit, als erringen, was noch nicht war; unsere ineinander geschobenen und geklebten Gelenke müssen ganz anders knacken, wenn sie sich erst wieder auseinanderwickeln sollen. Unser Körper ist uns davongelaufen, während unser Geist in Amts- und Studierstuben turnte; eine Menge von Unarten und Unformen hat er in seiner Blindheit angenommen, denn er ist ein tölpischer Junge, der nicht ohne Hofmeister gehen darf; wir müssen ihn wieder einfangen, es wird aber kein leichtes sein.

Das Mittel nun wäre also das sogenannte Turnen. Man pflegt unter diesem Namen die kriegerische Gymnastik (Ringen und Gerwerfen kann man nicht als solche zählen) nicht mitzubegreifen. In dieser Absonderung nun mag es wohl Behendigkeit und Kraft wirken, jenen Ausdruck aber des freien und selbständigen Geistes, der sich als Würde, Adel und Schwung der Haltung durch das Ganze der leiblichen Erscheinung gleichmäßig ergießt, bewirkt es für sich allein nicht; damit wird die Erfahrung jedes Turnlehrers übereinstimmen.

Es drängen uns aber noch andere Gründe, über dieses sogenannte Turnen hinauszugehen. Zunächst nämlich bieten sich die kriegerischen Übungen, das Exerzieren und Fechten als die Mittel dar, wodurch jener Mangel ergänzt und namentlich schöne Haltung und Bewegung erzielt wird. Indem wir aber diese Art der Gymnastik hinzufügen, ergänzen wir nicht nur die Gesamtheit der Mittel, welche dem formellen Zwecke dienen sollen, von dem wir ausgiengen, sondern wir gehen über diesen Zweck selbst hinaus; denn diese Übungen können nicht den abstrakten Sinn haben, einer rein formellen Körperbildung zu dienen; es ist ein Geist in ihnen. Statt jedoch jenen Zweck aus dem Auge zu verlieren, halten wir ihn nur um so sicherer fest, wenn wir ihn über sich selbst hinausführen und an einen höheren knüpfen. Denn die Sache verhält sich so: formelle Körperbildung ist zwar wichtig genug, aber sie um ihrer selbst willen treiben ist langweilig, weil es abstrakt ist. Aus dem allgemeinen Satze, daß das Organ seines Inhalts würdig sein soll, werde ich nie zu einem Interesse für Gymnastik den unmittelbaren Übergang finden können. Völker, die durch Gymnastik stark, gewandt und schön wurden, haben dieselbe nie um des abstrakten, formellen Zweckes willen getrieben, sondern sie haben sie getrieben, weil Bürger und Krieger in ihrem Bewußtsein gar nicht zu trennen war. Das Gemeinwesen befahl diese Übungen jedem einzelnen, weil es einen Verteidiger des Ganzen in ihm erziehen wollte; und er folgte diesem Befehle, weil er es selbst nicht anders wußte und wollte. Der Leib soll Organ des Geistes sein, aber nicht des Geistes überhaupt, sondern des Geistes, sofern er eben den Leib in diesem Sinne geübt und gebildet zu seinen bestimmten Zwecken braucht. Für was lerne ich alle diese Dinge, wenn ich nie in den Fall komme, sie zu brauchen? Jede Geschicklichkeit ist Sache eines Handwerks geworden, gereist wird im Wagen, das Wild schießt der Jäger, klettern und schwimmen muß der Matrose können, alles ist verteilt, getrennt, ich sehe keinen Zusammenhang dieser Fertigkeit mit meiner Bestimmung ein: so reizen sie mich auch nicht; das ist niemand übelzunehmen. Und so bleibe ich in Gottes Namen das dürftige Männchen, das nicht weiß, wie man eine Flinte ladet und, wenn es an einen kleinen Graben kommt, hübsch ordentlich umkehrt. Wo Interesse sein soll, da muß ein großer, ein inhaltsvoller, ein Selbstzweck sein; mit ihm wird der

untergeordnete als Zugabe erreicht. Die Persönlichkeit, die jene bedeutungsvolle Erscheinung darstellt, drückt ja auch wirklich ganz anderes aus als bloß vorangegangene Übung; jeder Zug an ihr sagt: ich bin ein Mann, ich bin ein freies Glied meines Volks und ich bin bereit, meine Kraft für mein Vaterland einzusetzen. Auch soldatische Abrichtung gibt diesen Ausdruck nicht; die Haltung, die sie gibt, ist steif und mathematisch, als gienge ein Stock durch den ganzen Mann. Nur kriegerische Übung mit freiem Bürgerbewußtsein gibt den Schwung der Erscheinung, von dem wir reden. Wirklich nun, während die neueste Zeit zunächst aus rein verständigen, formellen Motiven die Gymnastik wieder aufnahm, war doch eine tiefere Macht des Geistes, mochte sie zur Sprache kommen oder nicht, die bewegende Triebfeder. Der politische Geist, frei von früherer Überschwenglichkeit und praktisch geworden, mußte sich in dieses Gebiet hineinarbeiten. Die Idee der Landwehr, in Preußen verwirklicht, aber unfruchtbar, weil das Übel, dem sie steuern soll, ein großes stehendes Heer, daneben fortdauert, wurde zugleich mit der Idee der öffentlichen Rechtspflege, der Konstitution, der Preßfreiheit, der deutschen Einheit wieder lebendig und allgemein.

Die Universitäten hatten inzwischen jene Künste für sich behalten, welche, getrennt von einem höheren Zusammenhang, wenigstens einen gewissen unmittelbaren Reiz mit sich führen. Fechten und Reiten sieht ritterlicher aus als die mitunter komischen Biegungen und Drehungen auf dem Turnplatz; jenes ist Vorübung zum Duell, und sein Bestand war ihm schon dadurch, daß das letztere nicht auszutilgen war, gesichert; dieses macht Figur, und seine Nützlichkeit leuchtet sogleich ein. Der Tanz hat sich von den Künsten, die heroischen Ausdruck haben, ganz getrennt, seit alles Feuer, aller epische Charakter aus ihm geschieden ist; durch die Art, wie er unmittelbar den Zwecken geselliger Ergötzung dient, war ihm übrigens sein Sukzeß verbürgt. Hier ist uns nun namentlich die Fechtkunst von Bedeutung. Wenn es überhaupt die Universitäten sind, welche aus der Welt des Mittelalters verklingende Reste in unsere mechanisierte Zeit und ihr Philistertum herübergerettet haben, so ist insbesondere die Erhaltung dieser schönen Kunst und ihre feine Ausbildung in der Hiebwaffe ein erfreulicher Beweis, daß wenigstens aus der Jugend noch nicht alle Poesie sinnlich rüstiger Männlichkeit

geschieden ist. Wenn aber jene Reste von Romantik zugleich den ganzen eigensinnigen Charakter des Mittelalters und seines Einhausens in partikuläre Interessen trugen, so steht auch diese Kunst im Dienste eines phantastischen Ehrgefühls, das nur für sich oder das Korps momentane Satisfaktionen sucht und mit einer Tapferkeit prunkt, deren innere Gehaltlosigkeit oft schlimm genug an den Tag kommt, wenn aus dem Löwen der Mensur nach absolviertem Studium mit wunderbar schneller Verwandlung ein zahmer Philister oder gar etwas viel Schlimmeres sich entwickelt. Dieser Rest von Waffenkunst, der auf den Universitäten sich erhalten hat, entbehrt der Auffassung im Lichte eines höheren Zusammenhangs; freilich aber fordert jener mittelalterliche Geist der Korporation und der eigensinnigen Individualität, dem bis jetzt diese Kunst vorzüglich ihre Erhaltung verdankt, eine doppelte Betrachtung. Er ist verwerflich, weil er sich gegen den Geist der Allgemeinheit sträubt, er ist ein guter und erhaltenswerter Stoff, sofern es nur darauf ankommt, ihn auszuweiten, die trotzige Kraft mit einer universaleren Idee zu erfüllen. Die Burschenschaft suchte ihrerzeit die Idee zu vertreten, sie stellte sich dem Partikularismus und dem Epikureismus, der inneren Leerheit der Landsmannschaften entgegen. Allein sie tat es in der Weise eines illusorischen Enthusiasmus, der die Ironie herausforderte; Burschenschaft und Landsmannschaften standen sich gegenüber wie überfliegende Vernunft und realistischer Verstand, Don Quixote und Sancho Pansa, Gottwalt und Vult, Faust und Mephistopheles; die Burschenschaft wurde in dieser Reibung selbst zu einer Partikularität, zu einem Korps und sie erlosch ebenso wie das frühere Turnen, dem eben sie durch ihren sentimentalen Idealismus den Tod brachte.

Es ist eine müßige Frage, ob dieses Verbindungswesen mehr durch sich selbst oder durch die Verfolgung der Regierung jetzt in den letzten Zügen liegt. Es wäre zerfallen, auch wenn man es nicht unterdrückt hätte; aber man hätte sich viele Mühe erspart, wenn man es statt zu unterdrücken vernünftig begriffen, seinen guten Kern ins Auge gefaßt, an diesen angeknüpft und es so über sich selbst erhoben hätte. Jetzt ist es zerfallen und schleicht doch im Dunkeln fort; es überlebt seinen Tod, es ist ein Proteus, eine Hydra mit immer neu wachsenden Häuptern. Der Student selbst fühlt, daß es sich überlebt hat, und kann es doch nicht lassen; denn es ruht auf einem

wesentlichen Bedürfnis, auf dem Bedürfnis, sein geselliges Zusammenleben im Geiste intelligenter Jugend mit Phantasie zu organisieren. Niemand hilft ihm das Wahre aus dem Unwahren, das Dauernde aus dem Zerfallenen, den besseren Keim aus der vertrockneten Samenkapsel entbinden. Seine alten Privilegien hat man ihm geschmälert und ihm zu dem Fluche einer doppelten Gerichtsbarkeit umgedreht, die akademische Freiheit ist ein Schein, eine Ironie geworden, so daß er das schikanierteste aller Staatskinder zu nennen ist. Auf dem Boden der Wissenschaft hemmen die gesteigerten Forderungen der Examina die freie Bewegung; sucht er vom Schweiße des Brotstudiums Erquickung, so hat er nicht, wo er sich anschließe; der geistlose Bodensatz des alten Verbindungslebens, dem die Roheit geblieben und der Spiritus entwichen ist, bietet keine Jugendlust; an geselligen Genüssen allgemeiner Art haben die kleinen Städte, worin sich die Mehrzahl der deutschen Universitäten befindet, nichts zu bieten. Er hat hier nichts und dort nichts; er ist ein armes Wesen, er dauert mich.

Das Gefühl dieses Zustandes ist in der Studentenwelt so lebhaft, daß in neuerer Zeit Versuche der Umbildung in ihrer eigenen Mitte hervortraten. Es bildete sich ein Verein, welcher Tilgung des rohen Saufkomments, Aufhebung des Duells, Aufhebung der Landsmannschaften, allgemeine Versammlungen, und in kleineren Kreisen Erhöhung des geselligen Lebens zu geistiger Bedeutung durch umwechselnde Vorträge über wissenschaftlich oder praktisch interessante Fragen durchzusetzen suchte. Allein dieser Versuch konnte nicht durchdringen, es lag kein Lebenskeim in ihm. Es fehlte ihm die Hauptsache: eine positive Form. Eine Masse von Kräften, in der das Blut der Jugend rollt und das ungeteilte Feuer jugendlicher Phantasie lodert, braucht, wenn sie sich organisch zusammenschließen soll, ein Band, das bildliche, sinnliche Kraft, Anschaulichkeit, Handgreiflichkeit hat. Daher die Farben, die Bänder, die Schärpen, die Ausritte, die rohe, aber humoristische Regulierung der Trinkmanieren usw. In dem alten Verbindungsleben war Phantasie, das war der Reiz und blieb es, auch nachdem die Seele entschwunden. Will man das Studentenleben durch höheren, geistigen Gehalt erfrischen —: gut, aber es sei ein Gehalt, der an dem Faden einer ritterlichen Form hinläuft; solange man

dies nicht findet, ist alles vergeblich. Nun sollte in den abendlichen Gesellschaften dieses Redenhalten, dieses Sichbilden, dieses höchst instruktive Streben den Mittelpunkt bilden. Die Jugend fürchtet nichts mehr als das Wohlweise und, was nach ästhetischem Tee aussieht; die Jugend will ihrem Zusammenleben den Charakter der Zufälligkeit, der Narrheit oder, wenn es eine Methode sein soll, der phantastischen Methode nicht nehmen lassen. Auch darin fehlte jener Versuch, daß er zu direkt gegen das Duell auftrat. Die Studenten schlagen sich nicht, weil sie meinen, der Tusch sei nicht anders als mit Blut auszuwaschen, die Studenten kennen alle Gründe gegen das Duell sehr wohl, die Studenten schlagen sich, weil es Reiz hat für die Phantasie; sie schlagen sich, weil in unserer mechanisierten Welt, worin durch die allgemeine Teilung der Geschäfte auch die sinnliche Tapferkeit und der lustige Klang des Eisens einem besonderen Stande anheim- und daher diese älteste Liebe des Mannes aus dem Inbegriff von Kräften, die jeden Mann als Mann schmücken sollen, herausfiel, — weil es hier die einzige, erste und letzte Gelegenheit ist, ein ganzer Mann zu sein. Nun ist es freilich töricht, sich für den phantastischen Zweck eines nur scheinbar gekränkten Ehrgefühls oder Korpsbewußtseins der Verstümmlung oder der Schuld der Verstümmlung eines andern, wenn nicht noch Traurigerem auszusetzen; und freilich geht die Phantasie mit ihren der Nachsicht werten Befriedigungen oft in widerliche Renommage über. Allein was das erste betrifft, so suche man nur zunächst die tödlichen Waffen auszurotten. Man weiß ja, wie sehr wenig Unglücksfälle bei dem Duell auf Schläger vorkommen. Geht man freilich darauf aus, den Studenten ihre Schlägerapparate „abzufassen", ohne daß man ein positives Mittel gibt, das allein die Kraft hätte, das Duell zu verdrängen, so hat man es nur selbst zu verantworten, wenn um einer Narrheit willen gar zu den Pistolen gegriffen wird. Es ist überhaupt unsäglich, wie verkehrt die Studenten behandelt werden, unsäglich, wie sich die deutschen Regierungen ordentlich Mühe geben, sie mißzuverstehen, und wie man sie mit Gewalt, weil man sie nicht von innen heraus hebt, nicht ihrem poetischen Jugendsinne ein Äquivalent für das Genommene gibt, in die Gemeinheit des mechanischen Brotstudiums und selbst in Liederlichkeit und Verdorbenheit hineinarbeitet. Durch Verbote ist niemand zu erziehen, durch Strafen

ist niemand zu bilden. Gebt ihnen etwas Besseres als das Alte, so werdet ihr sie bessern. Gebt ihnen ein schönes, anschauliches Bindemittel der Organisation, und das im Dunkel schleichende Gespenst des alten Verbindungslebens, das verfaulte Stück Romantik wird abfallen, wie welke Haut, wenn von innen die neue treibt. Das Renommageduell wird geächtet sein, wenn durch dieses Bindemittel zugleich höheres, allgemeineres Bewußtsein in die trotzigen, eitlen Individuen tritt. Kommt es dann übrigens noch das eine und das andere Mal vor, daß man sich auf der Mensur herumfuchtelt und einer mit genähter Nase herumläuft: so wird man ja nicht pedantisch nach jeder Fliege schlagen müssen.

Schönheit: hier sitzt das Geheimnis. Intelligente Jugend, darin liegen zwei Gegensätze: Geistigkeit des Strebens und Sinnenfeuer des blühenden Alters. Diese Gegensätze fallen in Arbeit und Erholung auseinander. Den Geist befruchtet das Studium, die Sinnlichkeit sucht ihren Genuß in der Zerstreuung. Haben wir kein bindendes Mittelglied, so wird die geistige Bildung mechanisch und die Zerstreuung roh. So stehen jetzt die Sachen. Wir müssen ein Mittel suchen, das geistigen Inhalt in die Erholung hinüberträgt und die Sinnlichkeit durch edlere Form über sich selbst erhebt. Es muß etwas sein, was glänzt und leuchtet und im Glanze die Tiefe der Bedeutung trägt; eine Lust, worin ein Ernst ist. Dies Band, worin die entgegengesetzten Pole zusammenfallen, ist Schönheit. Nun gäbe es verschiedene Formen der Schönheit. Mehr Kunstgenüsse: sie sind erstens in kleinen Städten nicht möglich, in großen vielfach frivol und von verderblichem Einfluß auf die jugendliche Phantasie; sie vereinigen zweitens nicht die große Masse der Studentenwelt durch ein organisches Band, sondern es bleibt zufällig, von wem und wie vielen sie benutzt werden, und die übrigen treiben sich öd, wüst oder langweilig herum wie vorher. Liebhabertheater hätten zwar auch diesen Mangel, wären aber immerhin eine ganz wünschenswerte Form höheren und schöneren Genusses; man hat sie mit barbarisch mittelalterlicher Askese auf Universitäten verboten und läßt selbst keine Schauspielertruppen zu, die man ja, wenn man durchaus ängstlich sein zu müssen glaubt, in der Auswahl ihrer Stücke kontrollieren könnte.

Ich komme dahin, wohin diese Bemerkungen zielen. Ich halte

eine durchgängige gymnastische Organisation für das rechte Band und habe dabei eine Gymnastik im Auge, worin das sogenannte Turnen, das bei all seinem großen Werte doch für sich allein nie genug Reiz üben wird, nur die Stelle einer Vorübung einnähme, die Spitze des Ganzen aber in militärischem Exerzitium bestände, von welchem das Fechten einen regelmäßigen Teil bildete. Ehe man mit all den Einwendungen, von denen man sich wohl denken wird, daß ich selbst sie mir stellen kann, hervorstürzt, habe man die kleine Geduld, folgende Begründung zu erwägen.

Wir haben zuletzt ein Bindemittel gefordert, das den Charakter der Schönheit trage, aber eben in dem Sinne, daß es zugleich organisches, Massen vereinigendes Bindemittel sei. Kriegerische Übung in Massen ist gewiß etwas Schönes ... Ein freudiges Gefühl der Kraft durchdringt das erhöhte Leben, ein freudigeres gibt das Bewußtsein des gemeinsamen, geflügelten, geordneten Tuns und Wirkens, worin der einzelne als lebendiges Glied die geschlossene, blitzschnell sich entladende Kraft des Ganzen wie seine eigene weiß und seine Persönlichkeit ins Tausendfache verdoppelt fühlt. Wenn nun dies Schauspiel selbst da schön und lustig ist, wo man ohne tieferen Zusammenhang nur das Pathetische und Heroische im Auge hat, was der Krieg an sich für Phantasie und Gefühl mit sich führt, wieviel höher ist der Genuß für den Mitwirkenden und für den Zuschauer, wenn es sich nicht um Abrichtung von Maschinen zu vielleicht unpopulären Kriegen handelt, sondern von einer Übung und Bildung freier Bürger im Bewußtsein, daß die Tugend und Kunst der Tapferkeit dem Mann als Mann, dem Bürger als Bürger gehöre. Nun ist aber die Bedeutung einer solchen schönen Kraftübung auf die besondere Stellung und Natur des akademischen Lebens anzuwenden. Die alte Romantik, die von dem Mittelalter vererbt war, hat, wie wir sahen, sich überlebt. Seine Privilegien sind dem Studenten nur zur Schikane geworden. Man hat eingesehen: ein Student ist kein besonderes Wesen, er ist ein Glied des Staates wie andere auch. Er soll ausblicken ins Allgemeine und das Spielwerk jener Schwaben-, Rhenanen-, Frankenstaaten im Staate, jener fiktionären Bündnisse, als Puppenstuben für Kinder wegwerfen. Liegt es nun überhaupt in dem Bewußtsein der Zeit, daß der Bürger als solcher auch Wehrmann ist, fordert sie aus hundert Gründen die Einschränkung der stehenden

Heere auf ein Minimum, das nur dazu diene, die Bürger in der Übung der Waffenkunst als Lehrer zu bilden und zu erhalten, so ist die kriegerische Übung für den Studenten, wie für alle andern, zunächst eine wesentliche Form, an deren Hand ihm das Gefühl des Allgemeinen, der Volkseinheit sich lebendig entzündet und frisch erhält. Zugleich aber schließt diese Form sowohl in den regelmäßigen Übungen als in den Festen, worin die gewonnene Fertigkeit öffentlich dargestellt wird und denen Schmuck und Reiz der schönsten Art leicht zu geben ist, die Masse der Studierenden auf einer bestimmten Universität als ein Ganzes zusammen und arbeitet dadurch auf Vertilgung bornierter Korpsinteressen. Nun wird man aber eine gewisse Gliederung des Ganzen in besondere Einheiten nie verhindern können und auch nicht verhindern wollen können. Der Student will abends eine Gesellschaft besuchen, einen bestimmten Umgang haben, Freundschaft verbindet Kreise, der Anschluß an einen bestimmten Kreis ist einer der kräftigsten Hebel der Charakterentwicklung. Isoliert sich freilich ein Kreis, sucht er seine Bedeutung in wilder Reibung mit andern Kreisen, so haben wir eben die Beschränktheit des Korpswesens. Der besondere Kreis soll sich flüssig mit dem Ganzen vermitteln. Eben das leistet aber auch meine Idee. Die kriegerische Übung bringt ihre Abteilungen mit sich. Man lasse hier freie Wahl der Kameraden und der Anführer walten; wer sich gerne gesellig verbindet, verbinde sich auch bei diesen Übungen; da aber die enger Verbundenen eben hier nur mit und in dem Ganzen wirken, so wird ihr Zusammenschluß keine Isolierung sein und an die Stelle der trotzigen Reibung wird der schöne Wettstreit treten.

Mir geht das Herz auf, wenn ich mir die frischen jungen Leute zum lustigen Schießen, zum beweglichen Tirailleurdienst, zu festlichen Manövern unter den Augen der Bevölkerung einer Stadt — schöne Frauen nicht zu vergessen — vereinigt denke, wenn festlicher Gesang, wenn frohe Jugendlust das schöne Schauspiel beschließt. Es war im letzten Sommer in unserm Städtchen ein kleines Turnfest von Schülern der unteren Klassen. Eine Anzahl kleiner Knirpse zog mit trefflicher Haltung unter Trommelklang von einer benachbarten Anstalt für verwahrloste Kinder herzu. Viele dieser Kinder kommen, wie der Aufseher versicherte, verwildert wie Bestien in die Anstalt. Das straffe Kommando, der Reiz des Exerzierens bei dem Takte der

Trommel ist es zuerst, was sie zu Menschen heranbringt. Das Gewimmel auf dem Turnplatz, diese muntere Regung der Kräfte, diese Entwicklung des sinnlichen Menschen in unserer ledernen Zeit, — wem war der Anblick nicht eine Lust, wer dachte dabei nicht an Entfaltungen, die noch eine ganz andere Bedeutung haben, an eine Zukunft des Staats, wo durch die vertrockneten Röhren seiner Maschine ein neues, ein menschliches, ein ganzes Leben rinnen wird? Wer verwünschte nicht daneben jene kläglichen Maienfeste, wo man die Kinder zuerst durch unendliche Reden langweilt, dann den Mädchen keinen Tanz, den Jungen kein kriegerisches Spiel erlaubt und sie, nachdem sie auf dem elenden Karussell sich die Mägen verdorben, heulend heimschickt?

„Aber, aber" — — Ja, ja, ich komme ja schon, ich weiß ja, was man einwenden wird. Sollen Jünglinge, die der Wissenschaft gewidmet sind, Soldaten werden? Soll da, wo die Stille des ernsten Denkens zu Hause ist, das Gerassel der Muskete, der Lärm der Trommel seinen Wohnort aufschlagen? Soll das Heiligtum der Wissenschaft ein Lager, ein Waffenplatz werden? Äschylus, Sophokles, Sokrates kämpften die Schlachten Griechenlands mit sich, Zwingli fiel als Krieger; sollten sie fechten, so mußten sie es gelernt haben. Kann man nicht morgens studieren, am Abend sich in Waffen üben? Hat denn der Gelehrte kein Recht, ein ganzer Mensch, ein ganzer Mann zu sein? Soll er durchaus die Nase im Wagen abbrechen, wie jener Professor von Tübingen, der nach Holland reisen wollte und hundert Schritte vor der Stadt schon diese Geschicklichkeit entwickelte, so daß er umkehren mußte, um sich das unglückliche Glied schindeln zu lassen? Wir leben noch in einer Zeit, wo das, was das Einfachste ist, was ganz sich von selbst versteht, das Unnatürlichste scheint, wo nichts mehr getrennt wird, als was zusammengehört, wo Sehnsucht nach einem Ganzen der Menschheit Wahnsinn heißt, wo man auf die Philosophie schilt, weil sie konkret denkt, während man sich in den dürrsten und ärmlichsten Abstraktionen, wie die, daß Wissenschaft und männliche Kraftbildung sich ausschließen, herumtreibt. Der Unterschied der Stände besteht und muß bestehen. Aber der Gegensatz des Zivils und des Militärs gehört nicht zu den in der menschlichen Natur, im Staate begründeten Standestrennungen. Waffenkunst will freilich Übung, fordert aber nicht ein ihr allein

gewidmetes Leben; jeder andere Stand fordert seine Vorbereitung, seine Zeit, fordert, daß ihm das Subjekt angehöre; aber nicht so, daß nicht Zeit übrig bliebe, jenes Allgemeine, worin jeder Mann als Mann dem andern gleichen soll, die Kunst der Waffenübung nämlich, zu erlernen und sich darin auf dem laufenden zu erhalten. Ihr habt ja so viel Zeit übrig für den Spieltisch, fürs Wirtshaussitzen, nehmt die Hälfte davon zur Waffenbildung, und ihr werdet Freiheit von euern Rheumatismen und Hämorrhoiden noch obendrein zur Zugabe erhalten. Ich kann mich nicht enthalten, aus den Übeln, die das stehende Heer mit sich bringt, nur eines insbesondere zu erwähnen. Es ist unleugbar, daß der Soldat durch seine persönliche Erscheinung, durch den Ausdruck der Entschlossenheit und Bestimmtheit, die ihm sein Beruf und seine Übung gibt, einen persönlichen Vorteil in der Gesellschaft hat, der dem Zivil immer drückend sein und widerliche Reibungen zur Folge haben wird. Die weibliche Natur insbesondere wird durch jenen Ausdruck unfehlbar immer bestochen, und es braucht schon eine sehr nachhaltige Erziehung, wenn sie nicht bei dem Glanze des ersten Eindrucks stehen bleiben, sondern von der Erscheinung das Wesen unterscheiden, hinter ihr den Charakter suchen soll. Hat sie aber auch wirklich diese Kraft des sittlichen Denkens, so kann sie dieselbe darum noch nicht immer in Anwendung bringen. Man hat in der Gesellschaft nicht immer Zeit, das Innere, den Charakter und Geist geltend zu machen oder, von der andern Seite, ihn zu erkennen. Der erste Eindruck ist dann auch der letzte, und wenn dieser da entschieden günstiger ist, wo der spezifisch männliche Ausdruck der Tapferkeit und Kühnheit sogleich hervortritt, so ist dies niemand zu verübeln. Der Zivil nun, dem die Monopolisierung jener Eigenschaft in einem besonderen Stande die Mittel entzieht, seine Erscheinung in diesem Sinne auszubilden, ist also überall da, wo der erste Eindruck der Persönlichkeit auch der letzte ist, im Nachteile. Man wird den Verfasser wegen dieser Bemerkung nicht auslachen, wenn man die Unzahl der Übel kennt, die aus dieser Ungleichheit notorisch hervorgegangen sind. Sind aber alle Männer Krieger, so sind sich darin alle gleich, daß sie die Mittel haben, ihre Erscheinung zu einer männlichen auszubilden; dann bringt nur die Persönlichkeit des einzelnen den Unterschied hinzu, und da das Vorurteil des unmittelbaren ersten Eindrucks kein besonderer Stand mehr für sich hat, so

gilt jeder so viel, als er durch seinen persönlichen Wert gilt und es vermag, zu dem ersten Eindruck den zweiten, gehaltvolleren, geistigeren zu fügen.

„Aber die Gefahr! die Gefahr! Eine jugendliche Masse, durch die Geistigkeit ihres Berufs stets entzündlich durch Ideen, und zwar, da ihr die Schule der Erfahrung noch fehlt, durch phantastische Ideen, eine solche Jugend in Waffen"! Ich antworte: was wahrhaft gefährlich ist, das ist die im Dunkel schleichende Verbindung, die man immer verbietet und, da man ihr keinen besseren Ersatz gibt, doch nicht unterdrücken kann; was Revolutionäre macht, ist das Mißtrauen, das keine freudige Entwicklung am Tageslichte gestattet. Erkläre den Menschen frei, und er wird der Freiheit würdig werden; vertraue ihm, er wird dein Vertrauen ehren; gestatte das Gefährliche, und du kannst es leiten, weil du es mit Augen siehst. Das geschlagene Kind wird bösartig, das geliebte gut. Im Jahr 1831 entstand eine drohende Gärung unter dem Volke zu Tübingen, weil geordnete Bürger durch Landjäger gekränkt worden waren. Man erlaubte den Studenten, sich zu bewaffnen, und sie dienten willig der Aufrechterhaltung der Ordnung. So polizeilichen Naturen wie den Deutschen kann man doch wohl einiges Vertrauen schenken. Kommen aber böse Tage anderer Art, braucht ihr euer ganzes Volk, wenn das Ganze vom überlegenen Feinde bedroht ist, so werdet ihr auch sehen, was ihr habt an einer bewaffneten Intelligenz, an einer intelligenten Jugend in Waffen; ein behendes, begeistertes, gebildetes Schützenkorps werdet ihr haben, wie ihr es besser nicht wünschen könnt. Das halbe Landwehrinstitut, das man jetzt in Württemberg errichtet hat, entzieht die ausgehobenen Studenten auf geraume Zeit ihrem Studium. Man organisiere ein ganzes und durchgreifendes Landwehrsystem, lasse die Studierenden bei ihren Studien und bestimme vier Jahre hindurch einen nur mäßigen Teil ihrer Zeit für die Waffenübung, so zerreißt man ihre wissenschaftliche Bildung nicht und gewinnt alle genannten Vorteile, unter denen ich dem Mißtrauischen immer den als den wichtigsten nennen muß, daß es kein sichereres Mittel gibt, die gehaßten Verbindungen endlich zu vernichten, als diese freundliche, helle, offene, vertrauensvolle Form. Eine Bemerkung habe ich auf diesem Punkte noch nachzuholen. Es war die Rede von dem phantastischen Ehrgefühle dieser Ver-

bindungen, das in wilden Reibungen ausbrach. Aber ein Ehrgefühl war es doch. Nun erwäge man, daß unsere Studenten in einem Alter von achtzehn Jahren die Universität beziehen, daß sie, der Familie entnommen, an Charakter noch unselbständig, dem Zufalle jugendlicher Wechseleinflüsse überlassen sind, daß Gesetz und Polizei nur negativ überwachen, nicht die erziehende Hand der Familie ersetzen können. Hier braucht es, da die erziehende Liebe des elterlichen Willens in die Ferne gerückt ist, einer geistigen Macht, welche erziehende Kraft hat und doch in der jugendlichen Masse selbst gegenwärtig unmittelbar wirkt. Diese Macht ist die Ehre. Es ist nicht zu leugnen, daß bei allen phantastischen Auswüchsen doch die Ausbildung des Ehrgefühls durch den Korpsgeist, als dessen Formen noch zeitgemäßer waren und daher innere Lebenskraft hatten, heilsame Früchte getragen hat und daß, als das Verbindungswesen in Verfall geriet ohne einen Ersatz, alsbald nur zu augenscheinlich sich bewährte, wie die Sitten der Studenten sinken, wenn diese energische, straffe, abstringierende Macht des vom Korpsgeiste gehüteten Ehrgefühls zu wirken aufhört. Gerade das organische Band nun, das ich an der Stelle der alten Romantik eingesetzt wünschte, würde auch die Wirkung haben, daß es das Wahre in diesem Ehrgefühl mit Abschneidung der phantastischen Auswüchse, der schiefen Richtung auf das Interesse partikulärer Abschließung, zur Entwicklung brächte. Das militärische Ehrgefühl, geläutert durch den Geist der Wissenschaft und der idealen Bildung, würde Wurzel fassen und seine festen Marksteine in die weiche und verführerische Masse der Jugend senken.

Wenn nun aber die obigen Gründe den Mißtrauischen noch nicht beruhigen sollten, so habe ich noch die Frage übrig, ob er denn zu dem Einflusse der Lehrer gar kein Zutrauen hat? Ich bin — man mag immer lächeln — der Meinung, daß die Universitätslehrer, vorderhand wenigstens die jüngeren, sich dieser Organisation durchaus anschließen und sich auch den Übungen nicht entziehen sollten. Die letzteren müßten ihnen schon als Mittel willkommen sein, dem versessenen Körper Bewegung zu geben. Das Wichtigere aber ist, daß ihnen dadurch ein Mittel populären Verkehrs mit den Studierenden gegeben wäre. Es ist eine alte Klage, daß Professoren und Studenten viel zu getrennt sind. Aber wie abhelfen? Kasinos und Bälle sind

doch nicht die Form, wo sich beide auf erquickliche Weise mischen könnten; am Wirtstische zusammensitzen geht gewiß nicht; ein offenes Haus geben, das erlaubt die Bescheidenheit der äußeren Umstände und Verhältnisse den wenigsten. Hier aber wäre ein Ort, eine Form der lebendigsten Verbindung, hier wäre man miteinander jung, und was sich von Zusammenkünften, von geselligen Unterhaltungen an diese Übungen knüpfte, das gäbe dem frischesten Verkehr, dem unbefangensten Gedankenaustausch Raum. Ebendamit wäre auch die Möglichkeit eines warnenden, mäßigenden Einflusses auf etwaige Verirrungen der Idee, die sich an diese Form hängen könnten, gegeben, und schon das Gefühl der Verantwortlichkeit würde nötigen, in diesem Sinne einzuwirken.

(Jahrbücher der Gegenwart, herausgegeben von Dr. A. Schwegler, Tübingen, L. Fr. Fues, Heft VII, 1845.)

Bedenken über den Gesetzes-Entwurf der Volksbewaffnung in Württemberg.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der den Ständen vorgelegte Entwurf der Bürgerbewaffnung, so sehr man die ihm zugrunde liegende Volkstümlichkeit der Gesinnung anerkennt, so unerschütterlich fest das begeisterte Vertrauen zu den neuen Händen steht, in welche die Leitung unseres Staatslebens gelegt ist, einen abkühlenden, fast einen niederschlagenden Eindruck in unserem Lande hervorgebracht hat. Wohl ist dieser Entwurf als ein noch unvollendeter, zu weiteren Entwicklungen nur die allgemeine Grundlage gebender bezeichnet, allein wo es im Prinzip fehlt ,da ist auch die wahre Entwicklung nicht möglich. Es fehlt aber diesem Entwurfe im Prinzip, weil er der Bürgerwehr nur die Bedeutung anweist, die Freiheit und Ordnung im Innern zu schützen, weil er also gerade unberücksichtigt läßt, wonach wir schon so lange seufzen: die Ersetzung des stehenden Heeres mit seiner ganzen Militärhierarchie, mit den furchtbaren Kosten, die es verschlingt, mit dem ganzen tiefen Widerspruch, daß es Tausende von Menschen nötigt, alle ihre Zeit und Kräfte einer Aufgabe zu widmen, die ihrem Wesen nach nur momentan sein kann und soll, dem Kriege. Im jetzigen Augenblick freilich kann von einer Ersetzung des stehenden Heeres durch ein Volksheer nicht die Rede sein, aus dem einfachen Grunde, weil wir noch kein Volksheer haben und weil uns Krieg bevorsteht; aber daß die Bildung eines Volksheers in dieser Bedeutung als Zweck ausgesprochen und vorangestellt werde, das erwartete man von dem Entwurfe, und man fühlt sich enttäuscht, weil er es nicht tut. Übrigens versteht sich, daß eine völlige Aufhebung des stehenden Heeres, auch abgesehen von dem jetzigen drohenden Augenblick, nicht möglich ist, weil ein Teil der Kriegskunst eine fortgesetzte Beschäftigung mit den betreffenden Gegenständen, stete Bereithaltung und immer erneute Zurichtung eines gewissen Materials fordert. Kavallerie werden wir immer brauchen, aber wenig, denn die Art der modernen Kriegführung, deren Hauptmittel die Feuerwaffe ist, hat dieser Waffengattung ein sehr be-

schränktes Gebiet angewiesen; reitende Artillerie, ein Geniekorps, eine Kriegsschule, welche dem Volksheer seine organisierenden Chefs und Exerziermeister gibt, wird unentbehrlich sein. Die Reduktion des stehenden Heeres auf ein Minimum ist aber durch das erwachte politische Leben schlechtweg gefordert. Soll nun die Volkswehr das stehende Heer ersetzen, so darf nicht vergessen werden, daß der Krieg eine Kunst ist, die man nicht in ein paar Wochen lernt, und daß aus dieser Wahrheit die meisten Scheingründe für die Notwendigkeit stehender Heere abgeleitet werden. Eine übrigens treffliche, von der tüchtigsten Gesinnung und Sachkenntnis erfüllte Schrift: „Stehendes Heer und Volkswehr, ein Beitrag zu der Bewaffnungsfrage der Gegenwart von einem deutschen Offizier" hat diesen Punkt dennoch, so scheint es uns, zu leicht, zu sanguinisch genommen. Es braucht eine lange, eine gründliche Übung, bis das organische Zusammenwirken in Massen, das noch etwas ganz anderes ist als die einzelnen Handgriffe und Bewegungen, dem Krieger zur andern Natur geworden ist. Nun soll aber durch eine Volkswehr, die das stehende Heer überflüssig macht, der unendliche Gewinn erzielt werden, daß der Bürger seinem eigentlichen Berufszwecke leben und doch zugleich Krieger sein kann. Nur einen verhältnismäßig kleinen Teil seiner Zeit wird er der kriegerischen Bildung widmen können. Was folgt daraus? — daß er die zu dieser Bildung nötigen Übungen um so früher beginnen, um so länger fortsetzen muß. Der vorliegende Entwurf zeigt sogleich bei diesem Punkte die Wirkungen des Mangels im Prinzip. Er faßt nur die Volljährigen und Selbständigen ins Auge, die Generation also, welche in den verknöcherten Zuständen, die wir jetzt eben vom Halse schütteln, in der Einseitigkeit und Geteiltheit des Lebens, in der Philisterei, im Versitzen und Verhocken aufgewachsen ist und zum großen Teile die Geschmeidigkeit und Gelenkigkeit nicht mehr hat, welche vorauszusetzen ist, wenn etwas Tüchtiges erreicht werden soll. Gerade die Jugend hätte zuerst ins Auge gefaßt und zum Eintritt nicht nur zugelassen, sondern verpflichtet werden sollen. Hier machen wir auf eine (trotz dem seltsamen Eingang, der wohl ironisch zu nehmen ist) treffliche kleine Flugschrift aufmerksam, die in diesen Tagen erschienen ist: „Ideen zu einer Volkswehr von einem vormaligen

Offizier." Sie beweist mit schlagenden Gründen, daß von einem Volksheer, das seinen Zweck erfüllen, das an die Stelle der Linie treten soll, nicht die Rede sein kann, wenn nicht geradezu mit dem Knabenalter schon begonnen wird. Sie schlägt daher drei Zeiträume für die militärische Volksbildung vor. Der erste, vom 7.—14. Jahre, wäre bestimmt, dem Knaben die allgemeine militärische Vorbildung zu geben. In Verbindung mit den gewöhnlichen Turnübungen würde er durch Unteroffiziere in die Elemente (Stellung, Marsch, Handgriffe mit hölzernen Gewehren, Anfänge des Felddienstes) eingeführt. „Der zweite würde mit dem Feste der Waffenweihe beginnen, eine Art politischer Konfirmation, wobei dem Jüngling die Feuerwaffe übergeben würde," so fährt der Verfasser schön und überzeugend fort und weist dann dem Alter vom 14.—21. Lebensjahre das Exerzieren mit dem Feuergewehr (namentlich Ladung, Feuer, Scheibenschießen), das Exerzieren im Zug, in der Kompagnie, im Bataillon, militärische Märsche, zerstreute Fechtart, die Formen des Felddienstes zu. „Es könnte", fügt er bei, „nun eine einfache Uniform (etwa ein blauer Waffenrock) eingeführt werden, welche zugleich bei allen feierlichen Gelegenheiten als Ehrenkleid dienen müßte. Hier wäre die Gelegenheit gegeben, sich von der Mode zu emanzipieren und eine deutsche Tracht einzuführen." Für diese zwei ersten Zeiträume fordert er zweimal in der Woche eine mehrstündige Übung: gewiß nicht zu viel, wenn eine hinreichende militärische Durchbildung erzielt werden soll. Da nun diese mit dem Schlusse des zweiten Zeitraums als erreicht angesehen werden kann, so bleibt einer dritten Altersklasse vom 21.—49. Jahre, nur die Aufgabe, das Erlernte anzuwenden und durch Übung zu erhalten; dieses dritte Aufgebot liefert im Frieden die Sicherheitswachen, im Kriege das eigentliche Heer. Natürlich verlangt der Verfasser auch öftere Versammlungen ganzer Massen des Volksheers, um militärische Märsche, Lager, Scheingefechte im großen usw. auszuführen.

Soll nun in diesem Sinne irgend etwas Erkleckliches, etwas Großes und Ganzes entstehen, so folgt mit Notwendigkeit, daß die Regierung die Organisation des neuen Instituts in die Hand nehmen muß. Der Gesetzentwurf basiert dasselbe auf die Gemeinde, überweist seine Verwaltung den Gemeindebehörden und dem Schult-

heißen als oberstem Vorstand. Die edle Absicht, die echt bürgerliche Gesinnung darin läßt sich nicht verkennen. Ehre und Achtung den Gemeinden! Aber nur keine militärische Organisation werde ihnen überlassen! Bürgerliche Behörden haben, so wie sie bis jetzt sind, keinen militärischen Sinn. Die Sache wird hinhängen, da fortschreiten, dort zurückbleiben, in einen Schlendrian übergehen und schließlich in einigen Krähwinkler Stadtsoldaten dem Militär des stehenden Heeres einen ebenso reichen Stoff zum Spotte geben, wie bisher die klägliche Spielerei unserer Bürgergarden, welchen nun glücklicherweise ein Ende gemacht werden soll. Man bedenke wohl, daß viele Einwohner eines Orts nur zufällig diesem Verbande angehören, daß nicht überall das Zutrauen zu städtischen Behörden und ihrem Vorstande vorhanden sein kann, das vorausgesetzt ist, wenn man ihrer Leitung sich unterwerfen soll. In größeren Städten mögen sich manche frühere Militärs in diesen Kollegien finden, oder in der Gemeinde für sie disponibel sein, aber nicht in allen, nicht in den kleineren, und wo sich solche finden, werden sie nicht eben auch die nötige Frische, die Kenntnis der neuesten und zweckmäßigsten Formen der Waffenübung besitzen, um die Sache gut und zweckmäßig zu leiten. Man sehe schon jetzt hin! Isolierte, verzettelte Korps bilden sich, die einen exerzieren nach diesem, die andern nach jenem Reglement; da ist keine Methode, keine Ordnung, kein Gehorsam, kein Fortschritt — kurz, es sind Schafe ohne Hirten. Wird das Gesetz ins Leben treten, so wird es mit diesen vorläufigen Verbindungen auf eigene Faust, mit ihrem Dilettantismus, ihrer Willkür, ihrem unmethodisch Eingelernten nicht weniger zu schaffen bekommen als Reitmeister mit Schülern, die schon reiten können, aber nur naturalistisch, und die daher bekanntlich die schlimmsten Scholaren sind. Es ist nicht bloß vom Einzelexerzitium die Rede; die Bürgerwehren der einzelnen Gemeinden sollen Glieder eines Volksheeres werden, da soll alles ineinander greifen, alles einzelne mit Rücksicht auf die Gliederung eines Ganzen geordnet und eingerichtet werden. Kein Volk ist weniger geeignet, sich von selbst, ohne die Leitung der eigentlichen Technik, in solchen Dingen zur notwendigen formellen Ordnung zu bilden als wir. Wir vermögen es nicht, bei Prozessionen, Fackelzügen u. dgl. irgendeine Präzision einzuhalten, nicht möglich ist es, gleiche Reihen, Kreise zu formieren usw.: und

bei so schlechtem Formtalent sollen wir uns selbst zu Soldaten erziehen? Es ist keine Frage: aus dieser ganzen Sache wird Stümperwerk, wenn nicht rasch von oben organisiert wird: rasch, denn jeder Tag verderbt durch diese isolierten, naturalistischen Anfänge schon im Keime das, was werden soll. Das erste, was daher geschehen muß, ist die Aufstellung einer Einheit für das Ganze, d. h. einer Oberleitung durch einen ausgezeichneten, einsichtsvollen, energischen, humanen, volkstümlich gesinnten Militär. Sollte der treffliche, allgemein geachtete Bangold nicht unserem Lande diesen Dienst zu leisten bereit sein? Der oberste Chef wird den Plan des Ganzen entwerfen, wird das Land in Bezirke teilen, die schwierige Frage lösen, wie die Landgemeinden zu Aufstellung bestimmter Heeresabteilungen zusammenzufassen sind; wird bestimmen, wie viele Gemeinden ein Bataillon bilden usw. Außerdem bedarf nun jede größere Gemeinde, jeder Bezirk von Dörfern eines Offiziers, der das neue Institut einleitet, ordnet, eines Offiziers, der mit der ganzen Autorität offiziellen Auftrags energisch, durchgreifend die einzelne Bürgerwehr mit Rücksicht auf das Ganze, in welchem sie ein Glied werden soll, nach den Befehlen des Chefs, der dem Ganzen vorsteht, organisiert. Nie wird ein Segen in die Sache kommen, wo nicht auf diese Weise von eigentlichen Technikern im ganzen straffen Sinne der Pflicht und des gesetzlichen Befehls Einheit geschafft wird. Die Bürgerwachen sollen ihre Offiziere selbst wählen. Das war Volkswunsch, und ein gerechter. Allein ehe wir Offiziere wählen können, müssen wir den Stoff dazu haben, die Übungen müssen ein Resultat abgeworfen, müssen gezeigt haben, wer der Wahl würdig ist. Nach welchem Prinzip soll sonst gewählt werden? Die Achtung, worin dieser oder jener Bürger persönlich steht, wird, so lange kein anderer Maßstab vorliegt, den Ausschlag geben, und gewiß soll die Wahl wesentlich auch dadurch bedingt sein; aber doch gewiß nicht *allein* dadurch, denn ein braver Mann, ein angesehener Bürger ist doch wahrlich noch kein guter Offizier. Wir brauchen also schlechterdings Offiziere *vor* den Offizieren, d. h. wir brauchen zuerst Offiziere der Linie, um uns diejenigen erst heranzuziehen, die wir selbst wählen können. Natürlich müssen diesen Offizieren geschickte Unteroffiziere beigegeben sein, welche die Mannschaft praktisch einexerzieren. Auch dies darf nicht von dem Zufall abhängen, ob eine Ge-

meinde in ihrer Mitte die rechten Exerziermeister findet oder nicht. Da und dort fehlt es nicht an trefflichen früheren Unteroffizieren zu diesem Zweck, aber anderswo wird man fürchten, Zeit und Mühe daranzugeben, um zu lernen, was man vielleicht ganz wieder umlernen muß, wenn später die Übungen nach einem geordneten Plane von förmlich bestellten Exerziermeistern geleitet werden.

Der älteste, der volkstümlichste Keim einer Bürgerwehr liegt in unsern Schützengesellschaften. Der Deutsche ist der beste Schütz in der Welt, und der Württemberger insbesondere hat die Vorliebe für die Büchse als nationale Neigung selbst durch die Jahrhunderte der Philisterei hindurch bewahrt. Unser beweglicher, ausdauernder Stamm ist offenbar vorzüglich zu der zerstreuten Fechtart des Scharfschützen geschaffen; unsere schwarzen Jäger waren bekanntlich ein ausgezeichnetes Korps. Die Büchsen eines Volksheers werden gegen ein noch so starkes stehendes ungeheure Wirkung tun. Nun stehen aber diese Schützengesellschaften da und wissen nicht, was sie aus sich machen sollen. Sie exerzieren zum Teil schon auf ihre Faust, ohne Rücksicht auf die besonderen taktischen Formen, die ihnen die Einreihung in ein Volksheer vorzeichnen würde. Man soll ihnen ihre Stelle im ganzen anweisen, ihre Waffe vervollständigen, d. h. die Büchse zum Laden mit Patronen ohne Hammer einrichten, ein gemeinsames Kaliber einführen, den Hirschfänger zum Aufstecken als sogenanntes Haubajonett bestimmen, dann aber die Bewegungen und Evolutionen einüben, wodurch sie als Scharfschützen im Felde erst brauchbar werden. Wir haben einen großen Krieg mit Sicherheit zu erwarten, diese einheimische Waffe wird vortreffliche Dienste tun; aber wenn sie nicht rasch, ungesäumt militärisch organisiert wird, so werden die Scheibenschützen mit Barchet, Unschlitt, Hammer, Gucker, Schattenblech dastehen und nichts zu tun wissen. Auch die Schießübungen müssen verändert, es muß auf Figuren im Laufe geschossen, es müssen Preise für die meisten Schüsse in der kürzesten Zeit eingeführt werden usw. wie in der trefflichen Schweizer Schützenschule. Man hat zwar bereits die Standbüchse weggeworfen und schießt aus freier Hand, aber immer noch herrscht die alte, spießbürgerliche Langsamkeit und Umständlichkeit im ganzen Verfahren, deren alte Gewohnheit den Schützen, wenn es einmal den blutigen Ernst gilt, völlig kopflos und wehrlos machen muß.

Endlich die Bewaffnung. Der Gesetzesentwurf verpflichtet die Bürgerwehrmänner, sie selbst anzuschaffen. Jeder, der es vermag, wird es mit Freuden tun, aber die Bürgerwehr ist nicht Sache des Volks, hat nicht den Charakter der Allgemeinheit, fällt nicht mit dem Staate zusammen, wenn nicht dieser die Waffen gibt und nur den Bemittelten überläßt, sie zu bezahlen. Diese Seite des Gesetzes hat die letzteren erfreut, die ungeheure Mehrzahl der Unbemittelten erschreckt und betrübt. Dennoch gibt es der ersteren hinreichend viele, um dem Staat die Ausgabe sehr zu erleichtern. Sollte denn keine Spekulation möglich sein, rasch einen großen Waffenvorrat anzuschaffen? Es wäre so sehr notwendig. Die Begeisterung ist da, man benütze sie, ehe sie verraucht. Das unmethodische Exerzieren mit allen den oben genannten Übeln hat schon eingerissen, Eile ist gebieterisch notwendig, die Sache von oben in die Hand zu nehmen und Gleichmäßigkeit, Organismus in sie einzuführen. Der Krieg ist vor der Türe. Unsere stehenden Heere werden nicht ausreichen, wir werden schon jetzt die Völker brauchen, lassen wir uns nicht überraschen, während sie in Masse noch untüchtig sind, das Schwert zu führen! Wohl stellten wir oben die Notwendigkeit einer langen Übung voran, aber wenn die Eile drängt, lernt man auch rascher, und kann ein rasch aufgeschossenes Volksheer nicht leisten, was ein von Kindesjahren an kriegerisch gebildetes Volk leistet, so ist es darum doch eine nicht zu verachtende Mauer für einen bedrohten Staat.

Wäre aber auch nur von Bürgerwachen im Sinne des Entwurfs die Rede: auch dieses Institut darf nicht ohne Führer, ohne die Kraft einer straffen Einheit sich selbst, der Formlosigkeit, der Vereinzelung, der Willkür, dem Zufall überlassen werden. Der Entwurf erwartet, daß seine Grundlagen sich von selbst entwickeln, daß an ihnen fortgebaut werde. Aber die einzig wahre Entwicklung ist hier rasches Organisieren. Es gilt hier nicht der Grundsatz instinktmäßigen Werdens, allmählichen Fortbildens, pflanzenähnlichen Wachsens. Hier entscheidet der kühne, rasche Griff, hier fordert die Freiheit selbst jene Diktatur, welche nicht Zwang von außen ist, weil die Freiheit selbst dieses Bedürfnis fühlt, weil sie in dem Willen, der mit schöpferischer Übersicht Einheit schafft und eine große Anstalt mit energischem Ordnungssinn ins Leben ruft, ihren eigenen erkennt.

(Geschrieben eine Stunde vor dem panischen Schrecken, den die Kunde von dem drohenden Einfall eines französischen Raubgesindels von 20—40000 Mann in unsere Stadt erregte. Da hätte man das führerlose, waffenlose Volk, seine Flüche über die Wehrlosigkeit hören sollen, worin wir uns befinden nach all' den Millionen, die man für das stehende Heer ausgegeben! Da war aber auch ein Ruf über die völlige Unzulänglichkeit des neuen Gesetzes!)

(Flugschrift, Tübingen, Zu Guttenberg, 1848.)

Das Bürgerwehr-Institut, oder Ist der Jammer noch länger zum Ansehen?

Eine bitterliche Klage und dringliche Bitte an das württembergische Ministerium.

Die folgenden Blätter enthalten einen schweren Tadel des gegenwärtigen württembergischen Ministeriums, der Tadel kommt aus einem Schmerz über die Stellung, welche dieses Ministerium einer der wesentlichsten Forderungen der neuen Zeit gegenüber eingenommen hat, aus einem Schmerz, den der Verfasser nicht länger in sein Inneres zurückdrängen kann. Es ist aber der Tadel eines Mannes, der nicht necken, nicht ärgern, sondern überzeugen und wirken will, eines Mannes, der in den letzten traurigen Wochen der deutschen Nationalversammlung den Rest seiner politischen Popularität darangerückt hat, gegen unzeitige Beschlüsse der eigenen Partei aufzutreten und, da das große Vaterland nicht mehr zu retten war, wenigstens das kleine vor dem Allertraurigsten zu retten; eines Mannes, der ebendaher ein aufrichtiges Wort frei zu haben glaubt. Ich habe alte Freunde verloren, ohne neue gewinnen zu wollen. Ich wußte das voraus, als ich den Mund auftat gegen meine eigene Partei. Jetzt bin ich allein, ich bin frei. In der Sache aber, für die ich diesmal sprechen will, bin ich nicht allein; der Kern aller Parteien, nur die äußerste Rechte ausgenommen, ist mit mir. Unser Märzministerium wird eine besonnene Kritik von einem feindseligen Angriff zu unterscheiden wissen; ich fürchte nicht, der Sache, für die ich einmal besonders begeistert bin und für die ich jetzt noch einmal die Feder ergreife, zu schaden, indem ich alles offen ausspreche, was ich mit Tausenden meiner Landsleute in diesem Punkt gegen es auf dem Herzen habe, ich hoffe vielmehr, ihr zu nützen, denn ich habe den Glauben an die Männer dieses Ministeriums, daß sie wohlbegründeten Beschwerden ihr Ohr nicht verschließen, daß sie länger nicht die gründliche Umbildung eines Instituts, über dessen unerträglicher Schlechtigkeit dem Geduldigsten endlich die Nerven zerbersten müssen, ihrem Volke vorenthalten.

Ich habe mich, ehe ich zur Sache selbst übergehe, einer Einwendung gegen meine Befugnis zu erwehren, die ich manchem Leser auf den Lippen schweben sehe. „Was geht den Laien das Militärwesen an? Was hat der Beruf eines Professors der Ästhetik mit der Wehrverfassung zu schaffen? Sieht es doch bald aus, als meine er, dieses Gebiet in seinen besondern Pacht nehmen zu müssen! Der Schuster bleibe bei seinem Leisten!" Von der Ästhetik sogleich; was aber den Schuster überhaupt betrifft, so antworte ich, daß es traurig stände, wenn über Stiefel niemand urteilen dürfte, als wer Stiefel machen kann. Noch mehr: über eine neue einfachere Methode, Stiefel zu machen, wird man nicht die alten Zünfte fragen, über eine Vereinfachung des Arzneimittelwesens nicht beim Apotheker Rat holen dürfen. Doch Spaß beiseite; es ist freilich den Fürsprechern des Neuen die Sachkunde nicht erlassen. Ich bedaure sehr, daß ich nicht die Kenntnisse des Technikers habe, ich weiß aber ganz gewiß, daß im ganzen Umfange dieser Kenntnisse nichts stehen kann, was gegen die neue Schöpfung, die Zeit und Volk fordert, was nicht vielmehr laut für sie spräche. „Welcher Widerspruch! du besitzst diese Kenntnisse nicht und willst doch wissen, was in ihnen enthalten sei und was nicht?" Das beantwortet sich sehr einfach. Deswegen kann die Kriegswissenschaft keine geheimen Beweise enthalten, daß eine Volkswehr mit den Forderungen militärischer Technik unvereinbar sei, weil erstens erfahrene und kenntnisreiche Militärs in einer umfassenden Literatur das Gegenteil ausgesprochen haben, und weil zweitens das Institut der Volkswehr tatsächlich in bedeutenden Staaten eingeführt ist: in Preußen und in der Schweiz; sehr mangelhaft freilich in Preußen, denn statt eines Prinzips hat es zwei, stehendes Heer und Landwehr; teilweise auf Kosten des Kriegszwecks freilich in der Schweiz, denn so lächerlich es ist, wenn die Zunftmeister der orthodoxen Schule auf ihre Wehrverfassung herabsehen zu dürfen glauben, so hat sie doch die schwierige Aufgabe, eine hinreichende Reiterei und Artillerie mit der Volkswehreinrichtung zu verbinden, bis jetzt nicht zu lösen vermocht. Was aber Preußen betrifft, so besitzt es trotz den Verkümmerungen der ursprünglichen Idee dieses großen Instituts in seinem Landwehrsystem eine Quelle von Kraft, die sich eben in den letzten Tagen so gewaltig entwickelt hat, daß man sich mit Verwunderung fragen

muß, warum die Staatsmänner anderer deutscher Länder sich nicht entschließen können, von Preußen hierin zu lernen. Ja die Landwehr ist das eigentliche Geheimnis von Preußens Größe; hätten die anderen Staaten diese Schöpfung nachgeahmt, so wäre die deutsche Frage, die uns jetzt in Verzweiflung bringt, gelöst, denn die Organisation der Landwehr hätte notwendig zu Verschmelzungen der kleinen Staaten geführt. Kann sich nun der Laie auf solche Tatsachen stützen, so hat er auf alle und jede Kompetenzfragen die Gegenfrage zu stellen: warum nimmt sich denn im jetzigen drängenden Augenblick kein Militär der Sache an? warum erheben die Techniker nicht ihre Stimme? Sie mögen ihre Gründe haben; wo die Überzeugung da ist, mag sie Neigung und Gewohnheit verhindern, die Überzeugung auszusprechen, aber wenigstens sollte dann niemand dem Laien Vorwürfe machen, der gerne geschwiegen hätte, wenn Kenntnisreichere ihre Stimme erhoben hätten, der aber, da *sie* schweigen, seinerseits entschlossen ist, nicht zu schweigen, und sollte man ihn darüber so lächerlich machen, daß die Kinder auf der Straße mit Fingern nach ihm zeigten. Die Wissenden schweigen in der entscheidenden Stunde, so müssen eben die Unwissenden dran, da hilft alles nichts.*)

Recht ausdrücklich aber will ich selbst den „Professor der Ästhetik" zur Sprache bringen, recht ausdrücklich will ich zugeben, daß das *Schöne* an der Sache mich zuerst erfaßt hat, daß aber eben im Schönen gerade hier deutlicher als irgendwo das *Gute* liegt. Ich lasse den Kriegszweck vorläufig außer Augen; es ist ja zuzugeben, daß das Heerwesen noch eine andere wesentliche Seite darbietet: die Seite der *Volkserziehung*. Der Betrachtung des Gegenstandes von dieser Seite schicke ich gerne das Bekenntnis voraus, daß es die Freude an der männlichen Krafterscheinung des Kriegswesens, der Kriegsbildung, des Waffenwerks ist, was meiner Liebe

*) Während meiner Abwesenheit in Frankfurt entgieng mir die kleine Schrift des Oberstleutnants *Moritz v. Prittwitz*: Über allgemeine Landesbewaffnung, insbesondere in Beziehung auf Württemberg, Ulm 1848. Erst nach Abfassung obiger Blätter werde ich auf sie aufmerksam gemacht und finde, daß ich in allem Wesentlichen mit ihr zusammentreffe. Ist diese so wohlmeinende, so eindringliche Stimme vielleicht darum unbeachtet geblieben, weil sie eine preußische ist?

zu diesem Zweige des öffentlichen Lebens als nächstes und einfachstes Motiv zugrunde liegt. Ich weiß auch nicht, warum ich mich schämen sollte, wenn mir der Anblick der Waffen, der stolzen Männer, die sie führen, der straffe kriegerische Befehl, der wie ein Blitz einschlägt und die Glieder beflügelt, das Herz erfreut. Der Mann und das blanke Eisen stehen einander so schön an! Ich weiß auch nicht, warum ich mich schämen sollte, wenn ich mit Schmerz und Erröten unser Volk sehe, wie es versessen, verhockt, vergilbt und verkrümmt hinschleicht, wie unter Hunderten kaum einer stehen und gehen kann, wenn ich dagegen sehnsuchtsvoller Erinnerung voll des Anblicks der Völker gedenke, die noch Naturschwung haben, wo der Gemeinste und Ärmste das Haupt hoch und stolz auf geradem Hals über den freien Schultern, der gewölbten Brust trägt und im königlichen Gang den Herrn der Schöpfung, den freien Mann verkündet. Das sind Völker, wo der Mann noch in Waffen aufwächst. Ich weiß sehr wohl, daß nicht bloß die Entwöhnung von Waffen, die Monopolisierung des Waffenwerks in einem besonderen Stand an der Verkrüppelung unseres Geschlechts schuldig ist, daß Hunger und Not und sitzende Beschäftigung in nordischen Zellen, Mangel an öffentlichem Leben, Kanzlei- und Schreibergeist ebenso viele positive Ursachen des verkrümmten und stumpfen Gepräges unseres Männergeschlechts sind; aber so viel ist gewiß, daß, wo durch solche Übel die Rasse gesunken, die Form erstorben ist, unter andern Mitteln eines nicht fehlen darf, um aus Karikaturen wieder edle Menschenbilder zu ziehen: die Ausdehnung des kriegerischen Berufs auf alle. Was Naturvölker noch von Hause aus haben, das müssen alte Kultur- und Hämorrhoidalvölker durch die Kunst politischer und pädagogischer Einrichtungen wieder erwerben. Aber wahrlich, nicht bloß die Erscheinung ist es, um die es sich handelt. Ein wohlorganisiertes Heerwesen mit seiner Reihenfolge gemeinschaftlicher kriegerischer Übungen ist eine Schule des freien Gehorsams. Die Beherrschung der Glieder, der ganzen äußern Erscheinung, die der Ästhetiker schauen will, muß der Ethiker und Politiker als Ausdruck und Ausfluß innerer, freiwilliger Einreihung in ein Ganzes wollen und wünschen. Die Gewohnheit präziser rhythmischer Bewegung in gemeinschaftlichen Evolutionen nach gemessenem Kommando wird schon im Knaben das Gefühl pflanzen und zur andern

Natur erheben, daß er sich als Glied eines Ganzen zu bewegen habe.*) Solche praktische Gewöhnung tut mehr als Lehre und als Polizeigesetze. Sie ist formell, aber hinter der Form lockt und reizt und begeistert der künftige Beruf des Vaterlandsverteidigers; an der formellen Übung reift die Übung des inneren Sinnes. Doppelt nötig ist ein solches Element straff gemessener gemeinsamer gymnastischer Bewegung für den nordischen deutschen Eigensinn, der nur allzusehr geneigt ist, die Freiheit in der willkürlichen Selbstbestimmung zu suchen, während bei dem harmonischen Griechen die Lust an dem Spiele rhythmischer Massenbewegungen, die er selbst in der Tragödie nicht entbehren konnte, nur der Ausfluß desselben Gemeinsinns war, womit der einzelne sich dem Staate hingab. Hat nun schon der Knabe in dieser Vorschule gelernt sich ein- und unterordnen, so werden die wiederholten Übungen mit der Waffe und in größeren Massen, die in einem das ganze Volk umfassenden Wehrsystem den einzelnen (in einer Abstufung von Erleichterungen für die höheren Jahre) durch sein ganzes Mannesalter begleiten, diesen Sinn des Organischen, des Gemeinschaftlichen, des Rhythmischen, diese Einheit von männlichem Selbstgefühl und Gehorsam stärken, reifen, vollenden. Kein sicheres Mittel wird das neue Staatsleben finden, der falschen Demokratie und den Ausbrüchen ihrer rohen Willkür zu steuern, die wahre Demokratie heraufzubilden, als diese kriegerische Erziehung der gesamten Jugend. Im alten Polizeistaat lernte der Bürger nicht gehorchen; denn ein Folgen aus Zwang ist kein Gehorsam, Gehorsam ist ein freies Horchen, ein Folgen mit Eingehen in das selbstgewollte Gesetz, den verstandenen und begriffenen Befehl. Der Zwang diente, wie immer, die Willkür zu pflanzen, denn der Gezwungene, wo er irgend freie Luft hat, rächt sich am Zwang

*) Es haben sich einzelne Lehrer in Württemberg das sehr dankenswerte Verdienst erworben, auf eigenen Antrieb militärische Übungen in ihren Schulen einzuführen. Wer erfreut sich nicht der geordneten Bewegungen dieser Kleinen, auf die eine bessere Zukunft wartet! Unter diesen Lehrern nenne ich Reallehrer D. Schmid in Tübingen und weise auf seine Schrift hin: Über den Exerzier-Unterricht an Lehranstalten. Ein Beitrag zu der wichtigen Frage der Volkswehr. Bekannt sind die ausgezeichneten Leistungen des Turnlehrers Spieß in der Einführung taktmäßiger Gesamtbewegungen in die Gymnastik.

durch Unart. Auch nahm der Polizeistaat, während er an einem Punkte zu viel auflegte, auf einem andern zu viel ab. Er machte daher den Bürger träg und bequem. So zwang denn dieser vormärzliche Staat, der leider in so manchem wesentlichen Punkte noch nicht verjüngt ist, einen durch eine zufällige Form (das Los) ausgehobenen Teil der Bevölkerung zum Kriegsdienst, den andern überließ er der Einseitigkeit der besondern Beschäftigungen und der stumpfen Bequemlichkeit seiner Erholungen. Es gab und leider! es gibt in diesem Staate keine Form, worin sämtliche Männer des Volks zu einer gemeinschaftlichen Tätigkeit sich versammeln, welche die Wirkung hätte, den einseitigen Stempel ihrer besonderen Beschäftigungen auszulöschen. Es lief daher alles auseinander, es war keine sinnliche, sichtbare Form da für die Einheit aller, keine Form für das Gemeinschaftliche, worin alle Männer eines Staates sich gleich sind: und ein solches ist doch wahrlich die Verteidigung des Staats als eines Ganzen und die heilsame, bildende, Ordnungssinn schaffende, Kraft und Maß zugleich fördernde Übung für diesen Zweck.

Ich habe bis jetzt nur die pädagogische Seite berührt, noch nicht den Kriegszweck. Hier begegnet mir der gewichtigste Einwand gegen ein System der Volkswehr. Er ruht auf dem Prinzip der Teilung der Arbeit. „Du gibst", so wird man mir einwenden, „dieses Prinzip zu, und es wäre auch eine Torheit, seine Bedeutung, seine Notwendigkeit zu verkennen; jeder Zweig menschlicher Tätigkeit wird nur dadurch zur Vollkommenheit geführt, daß einzelne und ganze Stände ihm ihre ganze Kraft widmen. Nur mit dem Kriege willst du eine Ausnahme machen; alle andern bürgerlichen Tätigkeiten sollen geteilt, die Wehrpflicht allein soll ungeteilt sein. Weißt du denn nicht, daß der Krieg eine Kunst, Gegenstand einer umfassenden Wissenschaft ist, daß die Übung in dieser Kunst eine wirkliche Entfernung von den andern Beschäftigungen des Bürgers, eine ausschließliche Widmung, eine Gewöhnung, eine fortgesetzte Wiederholung des geschlossenen Zusammenwirkens fordert, daß nur unter dieser Bedingung Manneszucht und Subordination zu gründen ist? Gehörst du etwa zu den Schwärmern, welche einen Haufen bewaffneter Menschen für Soldaten halten?"

Es wurde schon oben die Monopolisierung des Waffenwerks berührt, ich gehe nun auf diesen Punkt genauer ein und sage: diese Einwürfe beweisen nur die Notwendigkeit einer teilweisen Teilung, nicht aber die Notwendigkeit einer völligen. Ich erkläre mich deutlicher. Kein vernünftiger Mensch verkennt, daß der Kriegszweck eine Summe von Kenntnissen, Erfahrungen, Gewöhnungen fordert, welche gebieterisch verlangt, daß eine Anzahl von Männern ihm ihr ganzes Leben widme. Dies sind die Lehrer des Krieges, die Lehrstämme, die ständigen Offiziere und Unteroffiziere, welche den Rahmen für das Heer bilden. Daß aber die ganze Mannschaft aus Leuten bestehen müsse, welche sich ausschließlich dem Kriegshandwerk widmen, dies verlangen ja selbst die absoluten Freunde des stehenden Heeres nicht. Ist ja die schon vorher kurze Präsenz in vielen Staaten, namentlich in Württemberg, neuerdings noch mehr verkürzt, ja eine sehr bedeutende weitere Verkürzung der letzten Ständeversammlung von unserer Regierung selbst in Aussicht gestellt. Rasche Kriegsfälle haben auch im Systeme des stehenden Heeres immer mit sich gebracht, daß man kaum exerzierte Rekruten ins Feld führen mußte. Dauert ein Krieg länger oder bleiben die Aussichten kriegerisch, so behält man eben das erste Aufgebot einer Volkswehr, dem eine kurze Präsenz ja keineswegs erlassen sein soll, ebenso wie bisher die ausgehobenen Soldaten, länger präsent als gewöhnlich. Wo ist denn da der Schaden, welchen durch eine Umgestaltung der Wehrorganisation der Kriegszweck erleiden soll? Sind nur die Rahmen gut, so kann es nicht fehlen; das ist eine Überzeugung, die man von jedem gebildeten Offizier hören kann. Der Unterschied des neuen Systems, wie es die Zeit und der vernünftige Volkswille fordert, liegt rein in der Ausdehnung der Wehrpflicht auf alle: eine äußerliche Bezeichnung, die wir hier vorerst beibehalten, um den unendlichen Unterschied des innern Geistes, der darin liegt, erst im weiteren hervorzuheben. Diese Ausdehnung der Wehrpflicht bereitet Schwierigkeiten in der Organisation; denn sie fordert — schon der sonst unerschwinglichen Kosten wegen — die möglichst große Verkürzung der Präsenz, und dennoch soll die technische Ausbildung und die Erziehung zur Disziplin und Subordination nicht darunter leiden. Weil es aber nicht leicht ist, einen schwierigen Knoten zu lösen,

darf man ihn darum ungelöst liegen lassen? Darf man darum die himmelschreienden Übel eines alten, freilich bequemeren Systems der öffentlichen Stimme zum Trotz beim Leben erhalten? Indem ich diese Übel in Kürze zusammenzufassen suche, gehe ich wieder von der obigen, zunächst ganz äußerlichen Bezeichnung aus. Was man jetzt noch stehendes Heer nennt, beruht einzig und allein auf der Aushebung durch das Los. Eigentlich scheint der Ausdruck: stehendes Heer seine Bedeutung ganz verloren zu haben, nachdem das Heer weder aus Söldnern, die auf Lebenszeit oder auf viele Jahre geworben wären, noch aus Konskribierten besteht, die zu einer sehr langen Präsenz gezwungen sind. Der Ausdruck bezeichnet ursprünglich ein Institut, vermöge dessen jederzeit Soldaten präsent sind; auch in dem erneuerten Wehrsystem, wie wir es fordern, wird dies der Fall sein, denn ohne alle Präsenz ist keine kriegerische Ausbildung denkbar. Erreicht man durch eine systematische Vorübung der Mannschaft in ihren Wohnorten auch die Möglichkeit, die Infanterie im Laufe einiger Sommermonate und durch spätere Einberufung zu kurzen Feldübungen auszubilden, so muß doch Reiterei, Artillerie und das technische Korps jedenfalls über ein Jahr präsent bleiben; also auch im Winter werden immer Truppen in Garnison sein, die Lehrstämme der Infanterie und die Freiwilligen, die man im Frieden vorzüglich zum Festungsdienst benutzen wird, ungerechnet. Es bleibt also immer nur das Häkchen zurück: Aushebung durch das Los und dadurch Beschränkung der Wehrpflicht auf einen bloßen Teil der männlichen Bevölkerung. Und an diesem Häkchen hängt eine Welt! Die in der Form eines Verhängnisses eingreifende Ausscheidung ist es, welche die Kluft zwischen Bürger und Soldat zieht; sie ist es, welche diesen zu etwas ganz Besonderem macht, dem eine ganz spezielle Art von Ehre zukommen soll; sie bedingt den Nimbus, die Ausschließlichkeit, den Staat im Staate; sie bedingt den Begriff, daß die Kriegsübung Sache eines besondern Standes sei. Dieser Begriff ist eine unsinnige Vorstellung. Einen besondern Stand können nur diejenigen Tätigkeiten begründen, deren Hervorbringungen einem fortdauernden Bedürfnisse des Lebens entsprechen. Schuhe, Kleider, Gerichte, Verwaltungen, Lehranstalten braucht man immer; der Krieg aber ist momentan. Lange Kriege sind unnatürlich, doch auch die längsten dauern nicht

ewig. Dies Momentane mit Kraft durchzuführen, ja gerade recht nur zu einem Momentanen zu machen, bedarf es allerdings so vieler Kenntnisse und Erfahrung, daß es immer solche geben muß, welche der Kriegskunst ihr ganzes Leben widmen; diese bilden das Lehrerpersonal, das jedoch verhältnismäßig immer so wenige Personen zählt, daß diese keineswegs einen eigenen Stand darstellen können; alle andern aber, welche in Masse durch die Schule dieser wenigen gehen, geben ihren sonstigen Lebensberuf nicht auf, sondern führen den Unterricht, den sie von jenen genießen, neben ihrer eigentlichen und bleibenden Standesbeschäftigung so her, daß sie diese zum Zweck der Kriegsbildung auf kurze Fristen unterbrechen; eine Tätigkeit aber, welche die große Masse der Beteiligten nicht bleibend beschäftigt, bildet keinen besondern Stand. In der Tat kehrt ja auch der Soldat des alten Systems nach einer mäßig langen Trennung zu seinem Bürgerberuf zurück, aber eben im Widerspruch damit weist ihn die aussondernde Schicksalshand des Loses einem scheinbar besondern Stande und allen Vorurteilen und Mißbräuchen zu, die aus diesem Scheine fließen und wie ein Dorn im Körper des Staates schwären und eitern.

Ich bin hier an die politische Seite gelangt. Ich werde mich sehr kurz fassen, denn ich wünsche mich oberhalb der Parteien zu halten. Die Hauptrücksicht bleibt immer der Krieg gegen den äußern Feind. Mit einem Volksheer lassen sich keine absolut unpopulären Kriege führen, Kriege für rein dynastische Interessen werden unmöglich. Ich denke dabei keineswegs an eine Lockerung der Subordination, sondern ich behalte nur im Auge, daß Bildung und Einsicht des Volks im Heere vertreten ist und daß man ein solches Heer nicht schicken kann, wohin man mag. Der ungeheure Zuwachs von Streitkräften leuchtet von selbst ein. Im jetzigen Augenblick leider denkt man bei der Bestimmung des Heeres weniger an den Krieg als an die Polizei nach innen. Ich werde auch hierüber mein Urteil unbefangen halten; ich werde daher keine Phrasen über „Fürstenknechte" machen, aber ich sage: das stehende Heer als ein durch das ausscheidende Los scheinbar begründeter besonderer Stand ist ein Ding, das an und für sich in der Luft schwebt, in Zeiten politischer Schlaffheit als Ganzes unbedingt der Rückschrittspartei gehört, in Zeiten der politischen Bewegung aber zum Zank-

apfel wird, um den sich eine Partei der Ordnung ohne Freiheit und eine Partei der Freiheit ohne Ordnung rauft. Welche von beiden es gewinnen möge, es ist immer gleich übel. Gelingt es einer unreifen Demokratie, das Heer zu verführen, so wird sie immer die Erfahrung machen, daß sie an einem Dolche das Heft statt der Klinge geschliffen hat, sie wird sich mit ihrer eigenen Waffe schneiden. Gelingt es den Feinden des Neuen, sich des Heeres zu bemächtigen, so werden seine Exzesse eine neue Revolution vorbereiten. Ich gehe aber weiter und sage: gerade die Existenz eines stehenden Heeres schafft diese beiden Parteien, von denen man die eine nehmen und die andere damit schlagen sollte. Gebt ein wohlgeordnetes, streng organisiertes Volksheer, und ihr habt Ordnung und Freiheit vereinigt! Laßt das stehende Heer, das Zufluchtsnest müßigen Adels und vermoderter Begriffe, bestehen, und ihr setzt eben den Stein des Anstoßes, dessen bloßer Anblick schon das Volk mit unvertilgbarem Mißtrauen gegen alle Zusicherungen der Regierung erfüllt, die Bewegungspartei zu unaufhörlicher Agitation reizt und an dessen Fortbestand sich umgekehrt alle faulen Seelen klammern, welche die Frühlingsluft eines neuen Staatslebens nicht zu atmen vermögen! Ein solches Ärgernis, einen solchen Reiz der Entzweiung soll es offenbar überhaupt nicht geben, und die Soldaten selbst hätten billig auszurufen: setzt uns nicht in die Lage des armen Rüdiger im Nibelungenliede, der seine unsterbliche Seele daranrückt, welcher von beiden Anforderungen, die sich um ihn streiten, er immer folgen mag!

Nicht minder wesentlich ist die sittliche Seite. Ich bin ein Soldatenfreund und möchte so manchen braven und gebildeten Offizier, dessen Freundschaft und Vertrauen ich genieße, nicht kränken; aber es wäre auch lächerlich, sich zu stellen, als wüßte man nicht, daß die Verfestigung des seiner Natur nach momentanen Prinzips der Gewalt zu einem besondern Stande diesem den Geist der Roheit einhaucht. Der gebildete Offizier weiß, daß der Krieg eine Kunst ist, seine Studien werden seinem Charakter den Stempel der Humanität aufdrücken, aber anders ist die Masse: wer das Dreinschlagen als Lebenszweck ansieht, der möchte eben gern auch einmal dreinschlagen, auch wenn kein Feind da ist; er ist auf die Faust angewiesen, so will er sie auch brauchen. Die innere Roheit

führt zu rohem Genuß, wilden Sitten, Raufereien, Trunk, die Geschlechtsliebe im krassesten Sinn als unentbehrlichen Mechanismus aufzufassen wird zum guten Tone. Die glänzende Erscheinung erleichtert Verführungen; und ihr könnte die weibliche Natur, wie sie einmal durch das spezifisch Männliche der kriegerischen Erscheinung überrascht und angezogen wird, nicht verändern, aber ihr könnt herbeiführen, daß die Eigenschaft, Soldat zu sein, allen Männern gemeinschaftlich ist, und dann wird die Wahl des Weibes auf den Wert der Persönlichkeit zurückgewiesen sein. Garnisonen im bisherigen Stil wirken entsittlichend; im Soldatenleben steckt hinter dem Glanze und dem Nimbus der besonderen Standesehre viel, sehr viel Gemeines. Führt, indem ihr die allgemeine Wehrpflicht zur Wahrheit macht, die Intelligenz, die Blüte der geistigen Bildung diesem sogenannten Stande zu, und ihr habt ihn von innen heraus veredelt. Die Ausnahmen, Erleichterungen, Zurückstellungen, welche Familienwohl, Gewerbe, Amt usw. fordert, werdet ihr nicht verweigern; aber trotz denselben wird die Bildung, die edler erzogene Jugend, sobald ihr die Wehrpflicht ernstlich auf alle ausdehnt, den Waffenplätzen in solcher Masse zuströmen, daß das Kriegsgeschäft seiner Ehre auch innerlich wert sein wird.

Als im Frühling 1848 alle Herzen höher schlugen, als Charaktere, deren Namen in Württemberg kein Mund ohne Achtung nennt, zu Ministern des Königs berufen wurden, gieng eine der ersten und sehnlichsten Hoffnungen, der stärksten Forderungen des Volkes auf eine neue Schöpfung im Gebiete des Heerwesens. Man erwartete eine Idee von unserem Ministerium, eine gestaltende, ganze, organisierende Idee, ein neues Gebäude. Was tat das Ministerium? Es ließ den alten Zwingturm stehen und baute daneben hin ein morsches Lehmhaus, das, wie jedwedes Auge voraussah, in wenigen Monaten von Wind und Wetter zerfetzt sein mußte und das jetzt auch glücklich, trotz allem Flickwerk, in Trümmern liegt. Kein Denkender war so blind, zu verkennen, daß man ein neues Gebäude nicht über Nacht aufführen kann, aber die Erwartung war gerecht, daß wenigstens in den Grundlinien das neue Gebäude verzeichnet, die Skizze gegeben, der Bauplatz abgesteckt,

die ersten Bausteine herbeigeführt werden. Das Bürgerwehrgesetz, das die Regierung vorlegte, wurde als ein Akt der ersten Eile bezeichnet, weitere Ausbildung wurde zugesagt, aber die Basis wurde ein für allemal gegeben, und auf einer falschen Basis läßt sich nicht weiter bauen. Das Gesetz war vom alten Ministerium herübergenommen, der Drang des Moments soll eine eigene, neue Schöpfung verhindert haben. Es ist wahr: Volk und Kammer drängte. Aber in der Zeit, welche es kostet, um das alte Papier einer überwundenen Regierungsform zu prüfen und die schwere Frage, ob man es auf seine Verantwortung nehmen wolle, abzuwägen, lassen sich gewiß auch die Grundlinien vorhandener volkstümlicher Wehrsysteme, die besten Schriften der vorhandenen Literatur studieren, läßt sich die Skizze eines Systems in den einfachsten Grundzügen entwerfen. Man lese die erste preußische Landwehrverordnung von 1813: kühn und genial ist sie mit wenigen großen Zügen hingeworfen. Das Volk freute sich so sehr auf dieses Gesetz! So viel edle Kräfte, bereit, zu gehorchen, warteten nur, daß ihnen richtig befohlen werde! Es war so schön, daß diese Vorlage die erste sein sollte unter den Vorlagen der neuen Regierung; eine verjüngte Wehrverfassung ist ein so augenfälliger Ausdruck eines neuen Geistes in der Regierung! ein so herzerfreuendes Symbol eines neuen Lebens! ein so teurer, so glänzender Bürge neuer Freiheit und Einheit! Jugendlich war die Zeit, jugendlich ist die Sehnsucht nach Volksbewaffnung! Und nun — auf die frisch klopfenden Herzen kalt Wasser! Auf die erste schöne Hoffnung eine düstere Enttäuschung! Statt einer lebensvollen Idee eine totgeborne Abstraktion! Statt eines Ganzen eine Halbheit! Statt eines schöpferischen Gedankens eine Reflexion! Statt einer Einheit eine Zweiheit, ein unseliger Dualismus!

Gehen wir genauer ein. Als im März 1848 auch der Gedanke der Volksbewaffnung in den Vordergrund trat, so dachte die Masse des Volks zunächst unklar an eine Erlaubnis, Waffen tragen zu dürfen. Auf dieser Grundlage des Begriffs eines Erlaubens, eines Freigebens dachte ein Teil des Volks, für den ich keinen rechten Namen weiß (etwa: alle diejenigen, welche glauben, den Polizeistaat von außen her stürzen zu können), weiter, und zwar so: die Regierung ist bewaffnet, das Volk soll auch bewaffnet sein. Also

eine Mißtrauensbewaffnung, eine Bewaffnung für den möglichen Fall einer Revolution. Diese Ansicht geht auch darin etwas weiter als jene unbestimmte Vorstellung, daß sie an eine Organisation dieser Bewaffnung denkt, jedoch nur an eine unbestimmte und schlaffe. Denn da sie Regierung und Volk, Befehl und Freiheit trennt und einander gegenüberstellt, so kann sie gegenüber den Organen, welche leiten, befehlen, streng organisieren, die Freiheit und das Volksglück nur in einem Mangel an Befehl und Organisation suchen; willkürliche Selbstbestimmung ist ihr Ideal; Selbstregierung, Selbstorganisation auch da, wo eine ganz spezielle Technik erforderlich ist, unbedingte Wahl der Führer, beliebiger Gehorsam oder Ungehorsam, das war das Bild, wovon sie bei ihrer Forderung ausgieng. Diese Partei sieht nicht ein, daß man den Polizeistaat nicht von außen, sondern nur von innen bekämpfen kann, daß man ihn in seinem innern Herzen erfassen und umbilden muß. Das Freie, das Volkstümliche muß in seine eigenen Institute hineingeworfen werden, die Freiheit muß von seiner Technik profitieren, indem sie ihren Geist, ihre Volkskräfte eben in die Rahmen hineinströmen läßt, die er mit Sachkenntnis ohne Geist, mit Verstand ohne Herz gezogen hat. Wenn irgendwo, so gilt dies vom Wehrwesen, wo ein Unwissender Tausende zur Schlachtbank führen kann. Erkennt man nun, daß man den Polizeistaat in diesem Sinne bessern muß, so kann man auch und muß man sich von ihm befehlen lassen, man muß gehorchen, man muß die Führer, die er mit der Autorität offizieller Techniker gibt, sich gefallen lassen und dankbar annehmen. Hat man aber den Glauben nicht, ihn zu bessern, geht man vom absoluten Mißtrauen gegen seine Befehle aus, so meine man nur nicht, daß eine halbe und schlaffe Organisation bewaffneter Haufen ihm gegenüber zum Siege führe. Ist das Äußerste, ist eine gewaltsame Revolution gegen eine unverbesserliche Regierung notwendig geworden, so stürzt sich die Verzweiflung selbst mit nacktem Leib auf die Mordgeschosse, entreißt der Tyrannei ihre Waffen und siegt im rechten Momente; eine schlecht organisierte Volksbewaffnung aber wird vom Reize des Waffenbesitzes nur verlockt, zur unrechten Stunde ungeschickt loszuschlagen. Nationalgarden haben nie eine Revolution

gemacht, und wenn eine gemacht war, haben sie charakterlos hin und her geschwankt. Die Wahrheit aber ist, daß eine wohlgeordnete Teilnahme des ganzen Volkes an der technisch organisierten Bewaffnung des Staats den Grund zur Revolution in seiner Wurzel aufhebt, indem sie eine Bürgschaft, ja die einzige wahre Bürgschaft für den guten Willen der Regierung ist.

Die hier geschilderte Partei ist klein, aber sie verstärkt sich nicht nur durch die unklaren Vorstellungen der Masse, sondern auch bei gänzlichem Unterschied der Motive durch eine große Masse der Bevölkerung aller Stände: alle Trägen und Eiteln nämlich, die wohl gern Parade spielen, mit Waffen und Uniformen glänzen, aber hübsch wegbleiben, wenn es mit den Anstrengungen des Dienstes Ernst wird, teilen mit ihr, mögen sie im übrigen auch die krassesten Reaktionäre sein, die Abneigung gegen den unerläßlichen Gehorsam.

Ein tüchtiges Institut hätte gegen diesen gesamten Teil des Volks, der, sei es aus falschem Freiheitsprinzip, sei es überhaupt aus Trägheit, nicht gehorchen mag, natürlich einen energischen Zwang ausüben müssen. Die Kinder müssen zu dem, was ihnen heilsam ist, gezwungen werden. Die Regierung hätte zu ihnen gesagt: ich erfülle euren Wunsch, aber ihr müßt es euch gefallen lassen, wenn seine Ausführung in der Wirklichkeit eine andere Gestalt annimmt, als ihr euch träumt. Wollt ihr Volksbewaffnung, so wollt ihr eine Organisation, und da gilt es, hübsch ordentlich zu gehorchen. Ihr habt gewollt, so wollet auch müssen.

Der freie Staat übt keinen Zwang, wo er nicht ein achtungswertes Gewicht der öffentlichen Meinung für sich hat; die Regierung hätte sich aber auch bei dieser Zurechtsetzung der Köpfe, wobei es ohne Zwang nicht abgieng, mit vollem Vertrauen auf einen Teil des Volkes stützen können, der wohl nach der Kopfzahl berechnet nicht groß, aber nach dem geistigen Gewichte gerechnet stark ist: auf die Partei, welche ebenso gewiß Freiheit will, als sie einen Greuel hat an allem Unorganisierten, welche begreift, daß frei sein heißt frei gehorchen. Diese Partei erwartete eine Schöpfung, welche sich hoch über den Gegensatz von Regierungsbewaffnung und Volksbewaffnung stellte, sie erwartete ein Landwehrsystem ohne die Mängel des preußischen. Sie begriff, daß dies nicht aus dem Ärmel geschüttelt werden könne, daß vorerst das in bisheriger

Weise ausgehobene Heer stehenbleiben müsse, aber sie hoffte, daß alsbald eine Bewaffnung des Volkes errichtet würde, welche das künftige Ganze im Keime zeigte: eine Gliederung der männlichen Bevölkerung etwa in drei Aufgebote, deren erstes, die jüngsten Altersklassen umfassendes, vorläufig zwar in den Wohnorten eingeübt, aber statt der nächsten Rekrutierung zu einer kurzen Präsenz mit Sold in den Garnisonstädten versammelt worden wäre; deren zweites etwa das Alter von 25 bis 35, deren drittes das Alter bis zum 45. Jahre begriffen hätte. Die Pflicht der Verteidigung des Landes gegen äußere Feinde hätte mit jedem Aufgebote sich mehr beschränkt, keines aber wäre derselben ganz enthoben gewesen: denn ohne sie fehlt dem Waffenwerk Reiz und Weihe. Mit der Pflicht der Erhaltung der innern Ordnung hätte es sich umgekehrt verhalten: das dritte Aufgebot, aus den gesetztesten Männern bestehend, hätte den nächsten Beruf gehabt, gegen innere Störungen einzuschreiten, in zweiter Linie erst wäre das zweite und im äußersten Fall das erste Aufgebot eingetreten. Die Zweckmäßigkeit dieser umgekehrten Stufenfolge leuchtet ein. Innerhalb der Aufgebote wäre die weitere taktische Gliederung wieder nach Altersklassen bestimmt worden. Die Organisation und Einführung wäre durchaus von der Regierung in die Hand genommen, d. h. durch offizielle Techniker, durch Offiziere und Unteroffiziere bewerkstelligt worden. Von freier Wahl der Offiziere konnte ja für den Anfang jedenfalls gar nicht die Rede sein, wo man keine Offiziere zum Wählen hatte. Woher nehmen und nicht stehlen? Ein Offizier muß durch Erfahrung erprobt, muß in seinem Fache eine Prüfung bestanden haben; man kann Offiziere nicht wählen ohne Offiziere. Für die Zukunft hatte man dem zweiten und dritten Aufgebot eine Wahl aus geprüften Offizieren bis zu einem gewissen Grade vorbehalten können. Alle diese Techniker sowie das ganze Institut wären unter der Oberleitung eines besonderen, dem Kriegsministerium zugeteilten Chefs so lange gestanden, bis das erste Aufgebot an die Stelle des bisherigen sogenannten stehenden Heeres getreten und ebendadurch in den Wirkungskreis des Kriegsministeriums unmittelbar gefallen wäre. Dieses Ganze konnte natürlich nur aus Infanterie bestehen; erst in dem Momente, wo das erste Aufgebot durch Eintritt in die Präsenz die Bestimmung des bisherigen Heeres erhalten hätte, wäre die Mann-

schaft für die Spezialwaffen ausgeschieden und die für sie unerläßliche längere Präsenz festgesetzt worden: eine Ungleichheit der Wehrpflicht, für deren anderweitige Ausgleichung die einschlagende Literatur, auch das vom Wehrausschuß der Nationalversammlung entworfene Gesetz Vorschläge enthält. Ausgesprochen mußte werden, daß zwischen dem ersten zum Kriegsdienste zunächst bestimmten, mit Sold auf kurze Zeit wiederholt präsenten Aufgebot und den andern zwei Aufgeboten der in ihre Heimat entlassenen, doch zu gemeinschaftlichen Übungen noch öfters zu berufenden Mannschaft kein Unterschied im Rang, Bekleidung und Ausrüstung sein werde, denn ohne diese gesetzliche Gleichheit nistet sich immer wieder das Vorurteil des stehenden Heeres, eine Quelle unaufhörlicher Reibungen, ein. Große finanzielle Schwierigkeiten hätte die erste Ausrüstung mit sich gebracht; denn soll eine volkstümliche Wehrverfassung zugleich eine Sache der Regierung sein, so muß diese die Waffen geben. Da es aber für die erste Organisation eines solchen Instituts nur zweckmäßig ist, das vorgeschrittene Alter vorerst zu schonen, nicht mit den schon Vertrockneten und Versteiften, sondern mit der elastischen Jugend anzufangen, daher von einem gewissen Alter an nur Freiwillige aufzunehmen, so ersparte man für die erste Einrichtung nicht nur einen großen Teil der Ausgabe, wenn man etwa das dritte Aufgebot vorläufig unorganisiert und unbewaffnet ließ, sondern man konnte auch den Wehrpflichtigen dieses Aufgebots statt des noch erlassenen Übungsdienstes eine einmalige nach Vermögensklassen abgestufte Steuer zur leichteren Deckung der Kosten für das Ganze auflegen; der gute Wille und die Begeisterung hätten damals wahrlich nicht gefehlt und die Last wäre leichter verschmerzt worden als der peinliche Todeskampf der Bürgerwehr. Überhaupt, wenn man eine Notwendigkeit erkannt hat und ernstlich will, so finden sich auch die Wege und Mittel der Ausführung.*)

Etwas dieser unmaßgeblichen Skizze Ähnliches wird in allen Schriften der betreffenden Literatur aufgestellt; eine umfassende Schöpfung dieser Art erwarteten alle Freunde der organisierten Frei-

*) Als Hauptmittel der Minderung der Kosten rät Prittwitz die in Preußen bestehende Einrichtung, daß Freiwilligen, die eine hinreichende militärische Vorbildung nachweisen und ihre ganze Ausrüstung selbst bestreiten, kürzere Dienstzeit und freie Wahl des Truppenteils gewährt wird.

heit. Eine solche Schöpfung wäre unpopulär populär gewesen, d. h. sie hätte zuerst den Schwachen und Lässigen mißfallen, bald aber allen eingeleuchtet, wogegen ein Institut im Sinne der erstern Partei populär unpopulär sein, zuerst den Lässigen und Schwachen gefallen, dann aber allen mißfallen mußte.

Was kam? Ein Gesetz, das auf die frische Begeisterung bei allen Nachdenkenden wie tödlicher Meltau fiel. Vereinzelte Lokalbürgerwachen sollten errichtet werden, ihre Offiziere selbst wählen, unter der Verwaltung der städtischen Behörden stehen, ihre Waffen selbst anschaffen. Die Pflicht des Eintritts begann mit dem volljährigen Alter und dauerte bis zum 50. Jahre. Die Bestimmung war: Schutz der Verfassung und Gesetze (auch „der Freiheit, der gesetzlichen Freiheiten") und Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit.

Es war wahrlich keine Kunst, vorherzusagen, was nun im Laufe von 1½ Jahren reichlich eingetroffen ist: ein niemals organisiertes Institut hat sich nicht desorganisiert, es ist im Versuch, geboren zu werden, fortwährend gestorben. Aus nichts wird nichts. Aber etwas tut weh, weh, Herren Minister, sehr weh: wenn von seiten der Regierung der Ausbruch der ganzen Nichtigkeit, die im Gesetze lag, dem Volke vorgeworfen wird! wenn das Organ der Regierung (die Württembergische Zeitung) spottend sagt: die Bürgerwehr ist in der Auflösung begriffen, auf dem Lande wollte man sie ohnedies nie usw. Die Regierung hat ein Wesen in die Welt gesetzt, ihm alle und jede Erziehung vorenthalten, und nun ruft sie: den ungezogenen Jungen kann man nicht brauchen! Eine Militäranstalt sollte von reinen Zivilbehörden geleitet werden, ein streng technisches Institut ohne Techniker sich aus nichts herausbilden (denn auf den Zufall, daß da und dort in den Gemeinden ein früherer Offizier lebt, konnte doch kein Offizierstand für ein Wehrsystem gegründet werden); ein Volk, das eben von einem Staatsleben herkommt, worin Zwang gesät wurde und Willkür aufgieng, sollte plötzlich reif sein, in einer Sphäre, worin gemessener Gehorsam recht eigentlich das Losungswort ist, sich selbst zu gehorchen, der Willige und Fleißige seine kostbare Zeit verschwenden, im Verein mit Ungehorsamen und Unfleißigen durch Dilettanten in Jahren nicht zu lernen, was in Monaten zu lernen ist, der Fünfundzwanzig-

jährige neben dem Fünfziger in Reih und Glied gehen; und damit ja das frischere Mannesalter das Bleigewicht nicht mit sich fortreißen könne, das durch die unbiegsamen höheren Altersklassen jedem Fortschritte der Übung an die Sohlen geheftet war, wurde die rasche, leicht auffassende Jugend teils ausgeschlossen, teils nur für berechtigt erklärt, also das Pferd recht eigentlich am Schweif aufgezäumt. Die Waffen und Ausrüstung sollten von der Mannschaft selbst angeschafft werden. Ein wahres Falstaffkorps war, ein Gegenstand begreiflichen und verzeihlichen Spottes für das stehende Heer, neben dieses hingestellt. O, es war schade um die edlen Kräfte, die so der Hilflosigkeit und Ratlosigkeit, eine Herde ohne Hirten, überliefert wurden; um die Braven. die so gerne gehorchen wollten und denen niemand befahl, schade, und noch einmal schade, ja sündenschade! Wer konnte von diesem Institut etwas Lebendiges hoffen? Aber so in der wirklichen Erfahrung ist das Hinsterben schmerzlicher, peinlicher, als es in schnellgesagten Worten aussieht, es war ein Foltertod auf der Marterbank. Bitten, Flehen, Beschwören um Offiziere, um eine Organisation war umsonst; die Regierung blieb taub. Kein Wunder war es, wenn in diesem Boden der Qual eine böse Pflanze wuchs: Verdacht und Mißtrauen. Ich bin fest überzeugt, daß das Ministerium es gut meinte, wenn es das Institut auf die Gemeinde, auf das Prinzip der Selbstregierung gründete. Aber da es in den ersten Momenten klar wurde, daß einen die Augen bissen, wie verkehrt diese Basis sei, so hätte der Fehler rasch zurückgenommen werden müssen. W e i l ich der Obrigkeit Vertrauen wünsche, w e i l ich sie geachtet sehen will, schmerzte mich der starke Schein des Grundes zum Mißtrauen. In der Tat, was lag dem Argwöhnischen näher, als zu sagen: es ist klar, man w i l l nicht! Man hatte schnell einsehen gelernt, daß ein recht eingefleischter Feind einer volkstümlichen Wehrverfassung nichts B e s s e r e s tun könnte für seinen Zweck als rufen: Bürgerwehren allüberall! Die Offiziere selbst gewählt, nur gibt die Regierung keine ab! Ihr sollt alles haben, wie ihr's wolltet! Und nach einem Jahre dürfte er nur hindeuten und sagen: da seht den Jammer und fragt noch, ob man ein stehendes Heer braucht! Man kann die Volksbewaffnung besser nicht ruinieren, als wenn man sie zugibt und nicht in die Hand der Regierung nimmt.

Zur Auflösung der Bürgerwehr haben auch die politischen Wirren

beigetragen. Aber auch an dieser Quelle der Auflösung trägt das unglückliche Gesetz wesentliche Mitschuld. Fassen wir nämlich die Sache im Mittelpunkte, so hat sich das Ministerium (in der besten Meinung zwar) auf den Standpunkt der ersten von den zwei oben geschilderten Parteien gestellt. Diese wollte eine Volksbewaffnung gegenüber der Regierungsbewaffnung. Darin liegt eine falsche, dualistische Anschauung des Staats; das Ministerium hat sie gutgeheißen. Es hat den Kindern die Speise gegeben, wie sie dieselbe begehrten. Es wollte der Freiheit ein Zugeständnis machen, gab ihr ein Geschenk von chaotischer Beschaffenheit und mußte erleben, daß ein chaotischer Freiheitsgeist seine Funken an diesem Leiter entlud; diese Erfahrung muß ihm schmerzlich sein, darf es aber nicht überraschen. Hat das Volk eine Bewaffnung, welche mit der technisch organisierten Regierungsbewaffnung durch kein Band verknüpft ist, so liegt in bewegter Zeit jedem unruhigen Kopf die Lust nahe, die lotterichten Kompagnien gegen die technische Bewaffnung des Staates zu kehren; das Institut an sich, wie es ohne Halt im Leeren schwebt, bringt diese Stimmung, dieses Vorstellungselement mit sich. — Gleichzeitig stellte nun das Bürgerwehrgesetz als Bestimmung der Bürgerwachen die Aufrechthaltung der inneren Ordnung auf; diese Definition hatte natürlich nicht die Kraft, jener Vorstellungsreihe nachhaltig entgegenzuwirken, denn ein Institut, das für Ordnung sorgen soll, muß selbst in seinem Innern ein Bild der Ordnung, der Organisation geben; dennoch hielt sich an dieses letztere Moment die Partei der Freunde einer freien, und mit ihr freilich auch die der Freunde einer unfreien Ordnung. So war denn durch das Gesetz selbst der Kampf der Parteien, der das Institut zerfressen hat, recht in sein Innerstes gesät worden. Die Offiziere wurden nach politischen Ansichten gewählt, und auch das ist nur natürlich; die Regierung gab keine Techniker ab, nach irgend einem Prinzip mußte man doch wählen, also. — Kurz, wer das stehende Heer beläßt und daneben eine Bürgerwehr errichtet, der organisiert für ruhige Zeiten eine erbärmliche Spielerei, für unruhige in einem Atem die Revolution und die Reaktion, und zum Schluß — die Entwaffnung, die Auflösung. Wer dies mit Absicht täte, wäre ein Teufel, wer es aus Versehen tut, der hat einen großen politischen Fehler begangen. Im letzteren Falle befindet sich nach meiner Ansicht das württembergische Mini-

sterium und jedes andere, das statt einer Landwehr eine Bürgerwehr geschaffen hat.

Nach fast anderthalb Jahren hat man in der jetzt geschlossenen Ständeversammlung die Sache wieder vorgenommen. Man hat an dem Bürgerwehrgesetze g e f l i c k t. Die Regierung hielt den Augenblick der allgemeinen politischen Erschütterung nicht für geeignet, eine Umgestaltung des Militärwesens vorzunehmen. Sie brachte daher nur Zusatzartikel zu dem bestehenden Gesetze ein. Die Kammer nahm dieses Motiv an. Ich bin so frei, der entgegengesetzten Meinung zu sein. Gerade in drohenden Momenten muß man nichts Halbes stehen lassen, muß man das glühende Eisen schmieden. Genau unter der Wetterwolke des Kriegs wurde die preußische Landwehr geschaffen und durch eine rasche Maßregel eingeleitet: man berief nach und nach die ganze männliche Jugend in die Garnison und übte sukzessive in sehr kurzer Präsenz Abteilung nach Abteilung ein. Hat man Zeit, sich auf einen Krieg zu rüsten, so ist nicht einzusehen, warum man nicht das erste Aufgebot einer Landwehr ebensogut für denselben sollte ausbilden können als Rekruten, die durch das Los konskribiert sind. Bricht ein Krieg unerwartet schnell aus, so muß bei dem jetzigen System ein Teil der Mannschaft ebensowenig vorgeübt in das Feld rücken wie im Landwehrsystem. Der ganze Unterschied, der technische Schwierigkeiten zu bereiten scheint, liegt in der Notwendigkeit einer nur sehr kurzen Präsenz, die bei allgemeiner Wehrpflicht unbedingt deswegen eintritt, weil bei so großen Massen für eine lange Präsenz schon die Kosten gar nicht zu erschwingen wären. Nach einigen Friedensjahren ist aller Nachteil dieses Unterschieds ausgeglichen, denn daß bei sehr kurzer Präsenz die Jugend vom Knabenalter an in ihren Wohnorten vorgeübt sein muß, versteht sich, und dazu hat man dann Zeit. Läßt aber der schnelle Ausbruch eines Krieges hiezu keine Zeit, so vergesse man doch nicht, daß neben der neuen Einrichtung die Wehrpflicht der in längerer Präsenz zuletzt eingeübten beurlaubten Mannschaft des früheren Systems bis zum Erlöschen ihrer Kapitulation fortdauert und daß diese die Lücke ausfüllen muß, bis der Reihe nach die neue Mannschaft, die ja im Kriege natürlich länger präsent sein muß, hinlänglich geübt nachrückt. Die Hauptsache bleibt aber immer: entscheidend ist die Güte der Lehrstämme. — Soviel ist und bleibt gewiß: macht ihr's nicht jetzt im

Schwung der Zeit, im Frieden, auf den ihr uns vertröstet, so kommt es noch viel weniger zustande.

Es erscheint mir ziemlich gleichgültig, was in dieser Kammerberatung beschlossen worden ist. Müdigkeit und Verwirrung herrschte in ihr, eine gewisse Stimmung, daß doch nichts aus der Sache werde, brütete über ihr. Die Bürgerwehr sollte besser organisiert werden und doch auf die nicht technische Behörde, auf die Gemeindevorstände basiert bleiben, die freie Wahl der Offiziere, ohne doch über geprüfte Offiziere verfügen zu können, wurde beibehalten. Man befand sich in einem unauflöslichen Widerspruch; man wollte die Bürgerwehr heben und sie sollte doch Bürgerwehr bleiben (nach dem Sinne der Kammer zunächst, nach dem Sinne des Ministeriums für immer). Dieses Heben ist aber wesentlich ein Heben über die alte, enge Bestimmung hinaus, es zerreißt die alten Schranken, die man doch stehen ließ. Das Ministerium bringt mehrere Artikel ein, welche entschieden die Einsicht beurkunden, daß es dem Institut an technischer Leitung, an Organisation fehlt. Zugleich erklärt es, aus der Bürgerwehr lasse sich nichts entwickeln, was die Linie, oder auch nur die (württembergische!) Landwehr ersetze. Sehr wahr, so hebe man sie auf und entwickle aus dem frischen Holze eine Landwehr, die das stehende Heer ersetzt! Nun will man aber doch entwickeln: die Regierung will die Bürgerwehr als Bürgerwehr fortbilden, die Kammer will sie zu einer wenigstens im Keime vorgebildeten Landwehr steigern. Übersieht man die Reihe der Beschlüsse, so begegnet man am Ende der Beratung einer nachträglich beschlossenen Bitte an die Regierung, pensionierte und zum Felddienst untaugliche Offiziere zur Bürgerwehr abzuordnen. Da sitzt das Ganze: die Regierung gibt von ihrer offiziellen Bewaffnung keine Techniker an die Volksbewaffnung ab, man bittet sie um Invaliden. Ein Militär ohne Militär!

Verbarg man sich aber einmal diesen innern Widerspruch, hoffte die Kammer Wasser aus dem Stein zu schlagen, wollte sie es wagen, einen Baum in einen Topf zu pflanzen, hatte sie zu diesem Zweck einmal durchgesetzt, daß die Bestimmung der Bürgerwehr in dringlichen Fällen zum Kriegsdienst erweitert werde, so ist wunderbar, daß sie den Antrag auf eine anständig besoldete Oberbehörde zur Leitung des Ganzen nicht annahm, sondern diese Notwendigkeit mit

der Phrase „bureaukratisch" verwarf und das Ganze auf einen (unbezahlten) Landesobersten reduzierte. Ebenso schmeckt die Verwerfung einer von der Regierung beantragten Prüfungskommission über die Tauglichkeit der Offiziere nicht eben nach der echten Demokratie. Den Landwehrkeim legt die Kammer auch in dem über das Zugeständnis des Ministeriums (20. Jahr) noch hinausgehenden Beschlusse nieder, daß die Verpflichtung zur Bürgerwehr mit dem 18. Jahre beginnen solle; aber wozu dann den Zwang gegen die widerstrebenden Landgemeinden? Man hat beschlossen, die Männer von 40 bis 50 Jahren zu schonen, man hat sie in ein zweites, nur zum außerordentlichen Dienste bestimmtes Aufgebot zurückgestellt; so hätte man noch mehr den müden Landmann schonen sollen. Man bedenke doch: wenn wir erst eine Landwehr haben ohne sogenanntes stehendes Heer, so wird es keinen Bauern mehr geben, der nicht die Vertrautheit mit den Waffen und die Lust, die vertraute Übung zeitweise zu wiederholen, in sein Dorf mitbringt, der Landmann und der Handwerker, alle Stände werden Geschmack an den Waffenübungen gewonnen haben, sie werden Hauptschmuck neuer Volksfeste sein; solange wir aber keine Landwehr haben, solange der Bauer weiß, daß der von ihm geforderte Waffendienst doch nicht das Eigentliche ist, doch das Heer nicht ersetzt, so bildet er nur eine mächtige Reaktion gegen eure Bürgerwehr. Weiß er erst, daß die Waffenpflicht, zu der man ihn ruft, eben die ist, die da gilt und neben der es keine andere gibt, so hat er keine Ausrede. Bürgerwachen sind ein Luxus für Städter, eine Geschmacksache für den, der sich gern von den Soldaten auslachen läßt; die Bauern sind gescheiter.

Noch wurden in derselben Kammerberatung mehrere Linien einer weiteren Organisation in den stumpfen Teig gezogen: Bezirksoberste, Regulierung des Verhältnisses der Schützen zu den Musketieren, Einteilung der Kompagnien nach Altersklassen; man hat auch zweckmäßige Maßregeln zur Erleichterung der Bewaffnung, namentlich durch eine Steuer getroffen, die man bemittelten Familien auflegte, welche weder im aktiven Militär, noch in der Bürgerwehr durch ein Mitglied vertreten sind. Alles ganz gut und notwendig, wenn nur nicht der Widerspruch, innerhalb der Bürgerwehr über die Bürgerwehr hinaus zu wollen, aller und jeder Fortbildungsmaßregel den Boden unter dem Fuße wegzöge!

Ich habe oben versucht, die flüchtige Skizze der ungefähren Vorstellung zu geben, welche sich Freunde organisierten, Feinde chaotischen Stoffs von der Schöpfung machten, die sie vor 1½ Jahren von unserem Ministerium erwarteten. Ich bin hier in einer Klemme zwischen zweierlei Gegnern. Die einen werden rufen: tadeln ist leicht; sage, wie man's besser macht! Die andern werden mir, wenn ich die Gedanken, die ich mir gesammelt, ausführe, hochweise, unberufene Organisationsgelüste vorwerfen. Ich ziehe mich zwischen beiden heraus, indem ich einfach auf den Entwurf eines Wehrgesetzes für Deutschland hinweise, welcher von dem Wehrausschusse der verfassunggebenden deutschen Reichsversammlung, einer fast ganz aus erfahrenen Technikern zusammengesetzten Behörde, ausgearbeitet ist; wobei ich zum voraus den Einwand abwehre, daß dieser Entwurf nur für ganz Deutschland bestimmt gewesen und nunmehr zu warten sei, bis die deutschen Verhältnisse eine Gestalt gewinnen. Es kann sehr wohl der einzelne Staat mit einer Verjüngung seines Wehrsystems vorangehen. Preußen hat auch nicht auf Deutschland gewartet. Ich schreibe jenem Entwurf keine Autorität mehr zu, aber ich empfehle die in ihm enthaltenen Ideen. Schon ist die erste deutsche Reichsversammlung zu einer halbverklungenen Sage geworden; die Zeit wird kommen, die den Staub von dem Bilde nimmt und die bedeckten Farben wieder in Reinheit leuchten läßt. Die Arbeiten dieser Versammlung werden nicht unbenutzt bleiben, ihr Fleiß nicht in ihren Archiven vermodern. Man hoffte, dieser Entwurf werde noch zur Beratung kommen; die Parteien beschäftigten sich mit Verbesserungsanträgen. Eine Reihe von solchen, welche der Klub Westendhall vorlegen sollte, ist mit dem Rate kenntnisreicher Offiziere entworfen. Ich habe jenen Entwurf samt diesen Amendements anonym veröffentlicht und kann mich darauf einfach beziehen.*) In Kürze braucht hier nur gesagt zu werden, daß die Verbesserungsanträge gegen diejenigen Punkte des Entwurfs gerichtet sind, welche dem Dualismus der preußischen Wehrverfassung mit all seinen Übeln

*) Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung, wie solcher von dem Ausschusse für Wehrangelegenheiten der verfassunggebenden deutschen Reichsversammlung vorgelegt ist, nebst Verbesserungsanträgen mehrerer Abgeordneten. Tübingen 1849. Buchhandlung Zu Guttenberg.

die Tür öffnen konnten. Preußen hat allgemeine Wehrpflicht; sie beginnt mit dem 20. Jahr und dauert 19 oder, wenn man den Landsturm mitzählt, 29 Jahre. Der Wehrpflichtige tritt zuerst auf 5 Jahre in die Linie, er ist bei der Infanterie 2, bei den Spezialwaffen 3 Jahre präsent und tritt nach erstandener Präsenz in die Reserve über. Von da tritt er nach Ablauf der 5 Jahre in das erste Aufgebot der Landwehr auf 7 Jahre, hierauf in das zweite, ebenfalls auf 7 Jahre. Vom vollendeten 39. Jahre bis zum 50. an gehört er, sowie alle Jünglinge vom 17. Jahr an, zum Landsturm, der im Frieden gar keinen Dienst hat und nur in den äußersten Kriegsfällen einberufen wird. Man fragt sich nun mit Verwunderung, wie denn mit diesem System der allgemeinen Wehrpflicht die in Preußen bekanntlich eingeführte Aushebung durchs Los und mit ihr alle Übel des stehenden Heeres, der ausschließliche Kastengeist, sündlicher Paradeluxus, Junker- und Gardenübermut, unerträgliche Kostenlast vereinbar sei? Es ist die zweijährige Präsenz der zahlreichsten Waffe, der Infanterie, welche die wirkliche Einberufung aller Pflichtigen nicht zuläßt; denn eine ganze Generation der männlichen Bevölkerung (mit alleiniger Ausnahme der Exemten, Untüchtigen usw.), dem geringeren Teile nach drei Jahre lang (für die Spezialwaffen, die eine längere Präsenz allerdings immer brauchen), dem größeren Teile nach zwei Jahre lang zu besolden, zu unterrichten, in Kasernen unterzubringen ist nicht menschenmöglich. Also lost man, d. h. man scheidet das Material für die Militärhierarchie aus; die Befreiten werden in die Reserve gestellt und meines Wissens bei der Landwehr eingeübt, welche anerkannt viel zu wenige Übungen hat; denn der Landwehrmann muß zwar schon geschont werden, aber wenigstens an zehn Sommersonntagen mehrstündige Übungen für das zweite (nach preußisch verschobener Logik das erste), wenigstens an sechs Sommersonntagen Übungen für das dritte Aufgebot sind unerläßlich und stören die bürgerliche Tätigkeit nicht. Außerdem muß die Landwehr, wenigstens im jüngern Aufgebot, mit der Linie (d. h. nach unserer Ansicht dem ersten Aufgebot) ein- oder zweimal zu Feldübungen vereinigt werden. Ein entschiedenes Mißtrauen gegen dies sein eigenes Institut beweist der preußische Staat ferner dadurch, daß der Landwehrmann seine Waffen, seine Uniform und Ausrüstung nur bei der Einberufung in die Hand bekommt; sie sind in Depots

aufbewahrt. Als Grund wird das Ruinieren derselben, wenn man sie der Mannschaft überließe, angegeben; wiederholte Musterungen und strenge Einziehung des Schadenersatzes würden dem zu leicht abhelfen, als daß man nicht den tieferen Grund darin suchen sollte, daß dieser Staat zwischen dem System des stehenden Heeres und der organisierten Volksbewaffnung mit kluger Benutzung der letzteren und doch mit Argwohn gegen sie schwankt.

Kein Vernünftiger glaubt Krieger bilden zu können ohne alle Präsenz; dies ist ein Hirngespinst der falschen Demokratie. Aber umfassende Vorübungen von der Schule an, welche den später Wehrpflichtigen nicht von seinem Wohnsitz, seiner bürgerlichen Ausbildung trennen, machen eine sehr kurze Präsenz möglich. Was diese nicht leistet, vollenden Übungslager. Der Wehrpflichtige der ersten Abstufung muß sich bewußt bleiben, Bürger zu sein; man bezeichne daher auch den ersten Heerbann als ein Glied desselben Ganzen, zu dem die Bürger gehören, die in eine zweite und dritte Abstufung mit geringerer Wehrpflicht übergetreten sind. Das Ganze heiße Landwehr; der Inbegriff der Altersklassen, welche zeitweise präsent und zum Kriegsdienst zunächst verpflichtet sind, heiße das erste Aufgebot. Umgekehrt muß der Bürger, der in das zweite und dritte Aufgebot übergetreten ist, sich bewußt bleiben, Wehrmann zu sein. Bewaffnung, Ausrüstung, Uniform, Rang darf ihn nicht vom ersten Aufgebot unterscheiden; die Waffen muß er behalten, um sie mit Erlöschen der Kriegspflicht dem Staate zurückzugeben, wobei er jede Beschädigung zu ersetzen hat. Man zittere vor einem bewaffneten Volke, das der Regierung gegenübersteht, aber nicht vor einer Volksbewaffnung, die man selbst in strenger technischer Ordnung organisiert hat: denn eben dies ist eine der Taten, wodurch allein die Quelle des Mißtrauens im Volke entfernt wird.

Ich lasse mich nicht weiter ein; wer mir vorwirft, daß ich die Schwierigkeiten übergehe, dem kann ich nur antworten, daß ich auf einen andern, ungleich größeren Teil der Leser Rücksicht zu nehmen habe, der sich mit den Hauptideen begnügt und die Mühe nicht scheut, über die Lösbarkeit der Schwierigkeiten sich aus einer reichen Literatur zu unterrichten, die keineswegs bloß von entlassenen Leutnants, sondern auch von Generalen und wissenschaftlich gebildeten Stabsoffizieren stammt.

Aber — was habe ich vergessen! Württemberg hat ja eine Landwehr! Es ist dies eine Tatsache, welche für gläubige Gemüter allerdings besteht, denn der Glaube ist eine gewisse Zuversicht dessen, das man nicht sieht. Doch ja, man sieht sie, diese Tatsache; derjenige nämlich, welcher eben das Regierungsblatt vom 10. Juni 1843 vor sich liegen hat; er schlägt es zu, und husch! die Erscheinung ist verschwunden. In der Tat, diese Landwehr zeichnet sich durch die an Körpern merkwürdige Eigenschaft der Unsichtbarkeit aus: keine Übungen im Frieden, keine Gliederung, keine Bewaffnung, nichts, gar nichts als die abstrakte Möglichkeit, einmal einberufen zu werden! Von welcher der zwei Seiten der Volksbewaffnung man ausgehen will, von der des Kriegszwecks oder der Volkserziehung: diese papierene Landwehr ist in jeder Hinsicht gleich nichtig. Tritt der Fall eines schweren Kriegs ein, so hat die Mannschaft keine Vorübung, und es ist in der Tat unbegreiflich, wie man sich gegen die Forderung wahrer Volksbewaffnung auf die Notwendigkeit längerer Vorbildung berufen kann, während man selbst eine Landwehr geschaffen hat, die man im Frieden nicht für den Krieg übt. Bei einem so nichtigen Institut braucht man den weiteren Übelstand kaum zu erwähnen, den es mit dem preußischen teilt, daß es nämlich neben ein stehendes Heer hingesetzt ist. In Preußen lebt doch die Landwehr, hier aber ist sie ein reiner Schatten.

Unser Ministerium wird mir zugute halten, wenn ich von einem solchen Ding nicht ohne ein Zucken der Mundwinkel sprechen kann, denn es wird im übrigen meinen Ernst, meine aufrichtige Absicht erkennen. Ich habe gegen einen Akt dieses Ministeriums polemisiert; es gehört, ich wiederhole es, zu meinem innersten Wesen, die Achtung vor der Obrigkeit nicht untergraben zu wollen, aber ich verlange, daß sie eine anständige Polemik ertrage, und ich weiß, daß sie sich nur stärkt, wenn sie eine solche berücksichtigt. Nicht die Polemik des einzelnen verdient Rücksicht, aber die Polemik dessen, der die Wünsche von Tausenden ausspricht, und ich behaupte, daß ich in diesem Fall mich befinde. Es kann dem Ministerium gleichgültig sein, ob ich einzelner in die Opposition gedrängt werde, aber ob Tausende in den peinlichen Zuckungen eines halben, totgebornen Instituts und in vergeblichem, sehnlichem Wunsch nach einem bessern sich abzappeln, das kann ihm nicht gleichgültig sein. Der aber kann kein Feind

einer Regierung sein, der auf den Weg hinweist, den schon vor 35 Jahren mit kühnem Schritt ein Scharnhorst und Stein einschlug, Männer, die wahrlich am preußischen Hof mit keinem geringen Widerstande gegen die Volksbewaffnung zu kämpfen hatten, und deren herrliche Schöpfung leider durch die lahme Zeit und die alten Vorurteile in Preußen selbst wieder getrübt worden ist.

Also mutig vorwärts, ihr verehrten Männer! Kein stehendes Heer und keine Bürgerwehr, sondern eine Landwehr!

(Als Flugschrift 1849 im Verlage von Karl Göpel in Stuttgart gedruckt.)

Verlegung der Universität von Tübingen nach Stuttgart.

Memoire an den Kultusminister Golther.

Eurer Exzellenz

habe ich im Laufe dieses Winters bei Gelegenheit gütiger Nachfrage, wie es mir im neuen Amt ergehe, die ergebenste Bitte vorgetragen, am Schlusse dieses Semesters das Resultat meiner Erfahrungen in der doppelten Berufstätigkeit schriftlich vorlegen zu dürfen. Indem ich von Eurer Exzellenz freundlicher Erlaubnis nunmehr Gebrauch mache, fasse ich die Ergebnisse zum voraus in zwei Sätze zusammen, die allerdings in schwer lösbarem Widerspruch miteinander stehen.

Meine beiden Lehrämter sind mir in der kurzen Zeit gleich lieb geworden; ich sehe durch eine Summe von Beweisen rührender Anerkennung meine Bemühungen so schön belohnt, daß ich den unbedingten Wert des Wirkens im Vaterlande in seinem ganzen Umfange erkenne und fühle. Die akademische und polytechnische Jugend kommt mir mit Liebe und Eifer entgegen, und zu besonderer Genugtuung gereicht mir, daß meine Vorlesungen am Polytechnikum auch von einer bedeutenden Anzahl freiwilliger Zuhörer aus verschiedenen Ständen besucht werden; das Bewußtsein, über den nächsten Kreis hinaus auf weitere Kreise zu wirken, ist ein höchst wohltuendes und eröffnet eine vielbedeutende Aussicht in die Tragweite höherer Lehranstalten, wenn sie sich in größeren Städten befinden. Hiezu füge ich, daß die öftere Anwesenheit in unserer Hauptstadt ganz einem subjektiven Bedürfnis entspricht, in der Welt zu leben, das bewegte Bild des mannigfaltigen Menschenlebens um mich zu sehen.

Dieser Lichtseite meiner neuen Berufstätigkeit stellen sich jedoch starke Schattenseiten gegenüber, die ich Eurer Exzellenz in eingänglicher Darstellung aufzuzeigen mich verpflichtet fühle. Der erste Mißstand, den ich hervorhebe, ist der große Zeitverlust, den die häufigen Reisen mit sich bringen. Bei der schleppenden Langsamkeit der Bahnzüge kostet mich die Hin- und Herreise mit dem Ordnen der Manuskripte, Packen, Gehen zum und vom Bahnhof jedesmal wenigstens

zehn Stunden. Die Rechnung beläuft sich ungleich höher, wenn ich die Zeit dazu in Anschlag setze, die es braucht, bis ich von der Reisezerstreuung mich wieder gesammelt habe. Ich hatte gemeint, unterwegs meditieren zu können, und es war mir gütig bewilligt, zu diesem Zwecke stets die erste Klasse zu nehmen und in meinem Auslagenanschlage zu verrechnen; dies ist im Winter nur bei ganz ungewöhnlich mildem Wetter tunlich, da in den Wagen erster Klasse nicht geheizt wird; so muß ich denn in dieser Jahreszeit meistens in der zweiten Klasse fahren, wo es selten möglich ist, Gespräche zu vermeiden, von der Umgebung so zu abstrahieren, daß ich eine zusammenhängende geistige Beschäftigung vornehmen kann.

Es steht ein Eilzug in Aussicht, aber in weiter, und man hat in meinem Alter, wo die Lebenskraft sich abwärts neigt, allen Grund, mit der Zeit zu geizen. Zudem weiß ich nicht, ob der Eilzug, auf den man hofft, in eine mir gelegene Stunde fallen wird. — Ob meine Gesundheit die häufigen Fahrten in die Länge aushält, zweifle ich; ich bin sehr zu Erkältungen disponiert; bis jetzt hat mich allerdings nur e i n e befallen, aber heftig und so, daß die nachbleibende Heiserkeit mich bei der öffentlichen Vorlesung im Königsbau empfindlich störte. — Höchst mißlich ist nun ferner die stets wiederkehrende Unterbrechung meiner Vorlesungen.

Für das eine meiner hiesigen Kollegien mußte ich aus Rücksicht auf die Zuhörer die Tage so feststellen, daß alle 14 Tage eine Unterbrechung vom Montag der einen bis auf den Freitag der nächsten Woche eintrat; um nicht gar zu weit zurückzubleiben, habe ich neuerdings meiner anderen Vorlesung eine Stunde abbrechen und der stets so störend unterbrochenen zuwenden müssen. Wie empfindlich diese Unterbrechungen sind, fällt in die Augen; als schlagendes Beispiel führe ich nur an, daß ich öfters mitten in einer Szene eines Shakespeareschen Dramas stehen blieb und erst elf Tage später darin fortfahren konnte. Womöglich noch empfindlicher ist die Unterbrechung meiner Vorlesungen am Polytechnikum, da ich für die eine wichtigere derselben ohnedies nur je zwei Stunden bei meinem Aufenthalt bestimmen kann. Der Faden muß meinen Zuhörern in der langen Zwischenzeit, bis ich ihn wieder aufnehmen kann, jedesmal entschwinden, das Bild erbleichen, die Wirkung verloren gehen, die in der Kraft des Zusammenhanges liegt.

So wird denn meine äußere wie meine innere Tätigkeit zerstückelt, der Lehrvortrag wie die geistige Sammlung zersplittert. Die Mußestunden in Stuttgart hoffte ich für meine Privatstudien zu benützen; dies ist mir aber bis jetzt so gut als unmöglich gewesen; Besuche und Gegenbesuche, Unterbrechungen und Abhaltungen jeder Art rauben mir die Zeit, weil sich alle gesellige Verpflichtungen auf wenige Tage konzentrieren, während sich bei zusammenhängendem Aufenthalt diese Nebendinge ordnen, auf Nebenstunden verteilen ließen. Ich bin den ganzen Winter fast zu keiner Privatarbeit gelangt; schon lange liegt mir die Notwendigkeit, meine Ästhetik umzuarbeiten, schwer auf dem Gewissen; wie es mir möglich werden soll, dieser Verpflichtung gegen die weite Welt nachzukommen, sehe ich nicht ab, wenn sich nicht ein Ausgang aus dieser Zerstücklung meiner Zeit finden läßt. Ich befinde mich infolge dieser Erfahrungen in einem Zustande, den ich als den der Zerfahrenheit und Atemlosigkeit bezeichnen muß.

Besinne ich mich nun, worin der Ausweg bestehen, um welcherlei Abhilfe ich Eure Exzellenz bitten könnte, so droht sich das Gefühl der Atemlosigkeit in das der Ratlosigkeit zu verwandeln. Ich dachte daran, die ergebenste Bitte vorzubringen, daß mir vergönnt würde, das Winterhalbjahr als Lehrer der polytechnischen Schule in Stuttgart, das Sommerhalbjahr als akademischer Lehrer in Tübingen zuzubringen. Allein ich erkenne, daß sich diesem Ausweg fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Meine Besoldung ist zum weitaus größeren Teile aus dem Universitätsfonds geschöpft, mein Wirken an der Hochschule doch das an sich höhere, wesentlichere; zweimal in jedem Jahr müßte ich mit meiner ganzen Bibliothek und fast all meiner Habe einen Umzug vornehmen: eine Bemühung mit Äußerlichkeiten, die sich jeder, der vom Werte der Zeit durchdrungen ist, so selten als immer möglich auflegt. Ich verberge mir nicht die Folge, die sich aus dieser Ratlosigkeit einfach zu ergeben scheint. Wenn zwei Dinge schlechthin unvereinbar sind, so muß auf eines von beiden verzichtet werden, und für mich läge sonach die Pflicht vor, auf den Wirkungskreis am Polytechnikum zu verzichten. Wenn ich bekenne, daß ich diese Verzichtleistung nicht über mich bringe, so glaube ich mich dem Vertrauen hingeben zu dürfen, daß in den Augen Eurer Exzellenz für dies offene Geständnis mich kein Vor-

wurf treffen werde, da ich dasselbe als die Konsequenz meines früheren Verhaltens bezeichnen darf. Ich glaubte die ehrenvolle Anfrage, ob ich mich entschließen könnte, einen Ruf an unsere Universität anzunehmen, nicht bejahen zu können, bis mir Eure Exzellenz das entgegenkommende Anerbieten machte, auch am Polytechnikum eine Lehrfunktion zu übernehmen.

Ich kannte die Stadt Tübingen aus vieljähriger Anschauung. Ich gestehe, als ich nach elfjähriger Abwesenheit im vorigen Sommer sie wieder betrat, um eine Wohnung zu suchen, an mir erfahren zu haben, daß uns nach einem unausweichlichen Gesetze der Phantasie die Ferne einen Gegenstand verschönert, mögen wir seine Wirklichkeit auch noch so lange vor Augen gehabt haben.

Der Eindruck war ein unendlich trauriger, ich bin es der Wahrheit schuldig, ihn in seiner ganzen Schwere zu schildern. Diese Schilderung aber führt mich unvermeidlich auf eine allgemeine Frage, die weit über mein persönliches Anliegen hinausgeht, wiewohl sie allerdings im Zusammenhang mit demselben steht. Denn in der geschilderten Ratlosigkeit, wie wäre es anders möglich, als daß die alte, nie ruhende Frage über den Sitz unserer Universität mich wie eine persönliche Lebensfrage ergriffe und im tiefsten Innersten beschäftigte, da der Beschluß einer Verlegung mich aus einem so peinlichen Dilemma befreien würde? Und doch darf ich beteuern, daß diese Verknüpfung keine egoistische ist. Es wäre zwar menschlich natürlich, aber doch höchst lächerlich und verwerflich zugleich, wenn ein einzelner meinte, daß ihm zulieb eine Frage von so ungemeiner Tragweite aufgenommen werden solle.

Ich darf sagen: es ist mir nicht bloß um mich, sondern auch, und weit mehr noch, um das Allgemeine zu tun, oder: um mich nur als einen Teil des Allgemeinen, des Ganzen.

Denke ich an meine Selbsterhaltung, strebe und ringe ich der Gefahr entgegen, in einer menschlich erquickungslosen und abstumpfenden Existenz früher zu altern, als das Naturgesetz es bedingt, so darf ich redlich hinzusetzen: ich will mich nicht bloß für mich erhalten.

Aber auch rein objektiv drängt sich mir mit der persönlichen Frage die allgemeine auf; ich kann nicht umhin, in meinem Falle etwas Symbolisches, allgemein Bedeutsames, etwas wie einen Wink des

Schicksals zu finden: ich bin nur ein einzelner und weit entfernt, mich zu überheben, aber die Schwierigkeiten und Mißstände meines Doppelamtes, die Unterbrechungen meiner Arbeit scheinen mir der Erwähnung wert, als Bild und Ausdruck von etwas Allgemeinem, die mechanische Umständlichkeit dieser Ortsveränderungen der faktische Beleg, daß hier organisch etwas fehle, indem zwei Anstalten noch räumlich getrennt sind, deren innere Zusammengehörigkeit sich als räumliche Verbindung darstellen sollte.

Es sei mir gestattet, ganz vom Individuellen auszugehen, um ein Bild von der Lage der Angestellten in hiesiger Stadt zu geben, und ich bedarf allerdings gleich zum Anfang ganz besonders langgeneigten Gehörs, weil ich auf die Beleuchtung nicht eintreten kann, ohne meine Privatverhältnisse, die rein persönlichen Gewohnheiten meines Einzellebens zu erwähnen.

Meine Ansprüche an das Leben sind, ich darf es sagen, sehr bescheiden. Was man Ressourcen einer Stadt nennt, habe ich in Zürich, wo sie geboten sind, nur äußerst selten genossen. Es ist eigentlich nur das Bild einer Stadt, das Sehen eines rührigen und vielgestaltigen Lebens um mich her, was ich so sehr vermisse, dessen Vermissen mich stets zur Traurigkeit zu stimmen droht. Nach Tisch ein Spaziergang, auch bei nassem Wetter, ein Besuch des Museums; abends von 9 Uhr, wo ich die Arbeit beiseite lege, eine Unterhaltung in einem öffentlichen Lokal mit guten Freunden oder interessanten Fremden: dies war in Zürich mein fast täglicher Lebenslauf. Fällt selbst diese bescheidene Anforderung aus meinem einfachen Leben weg, so entgeht ihm die Erfrischung, aus welcher die Arbeit ihre Kraft schöpft, und vorzeitiges Altern muß die Folge sein.

Nicht ganz, aber fast ganz fehlen mir hier diese schlichten Erholungen. Woche auf Woche kann es in Tübingen dauern, daß man vor Kot nirgends wandeln, nicht aus dem Haus treten kann, ohne sich über und über zu beschmutzen.

Sonst gewährt eine Stadt den Vorteil, daß man auch bei schlechtem Wetter sich die nötige Bewegung verschaffen kann, ohne durch den tiefsten Morast waten zu müssen. Tübingen ist größtenteils neu und gut gepflastert, aber die Bevölkerung, wie sie ist, schleppt mit ihren schmutzigen Fuhren — meist mit armen mißhandelten Pferden unter wilden Hieben— vom Morgen bis Abend die Ackererde in

die Straßen der Stadt und verwandelt sie in ein Dorf; die Wege draußen sind grundlos; der botanische Garten liegt im Striche des Nordwinds und bietet nur ein dumpf langweilendes Zirkulieren. Der Winter mit den Regenzeiten des Herbstes und Frühlings dauert aber länger als der Sommer, und so ist dieser Zustand der vorherrschende. Da mag man denn aus Widerwillen nicht aus dem Hause und kommt so um die unentbehrliche Bewegung. Kann man hinaus, so erfrischt man sich nicht durch das erfreuliche Bild einer kräftig sich rührenden Menschenwelt; man begegnet wohl fünfzig schmutzigen und zerlumpten Gestalten aus dem von tüchtiger Landbevölkerung so sehr verschiedenen Pöbel der verkommenen Stadt, bis man einen Wohlgekleideten zu sehen bekommt.

Das Innere der Stadt bietet nicht nur im unteren Viertel einen höchst traurigen, niederschlagenden Anblick; auch in manchen Straßen der oberen Stadt ergießen Kloaken und schlecht eingefaßte Dungstätten ihren ekelhaften Inhalt in den Weg, stehen neue Baracken jahrzehntelang unverblendet, verfault Balken, Planke, Geländer, Zaun, verwittert Wand und Mauer unausgebessert. Nichts reparieren! scheint die allgemeine Losung zu sein und niemand zu ahnen, daß das Aussehen der Stadt sich zur Gemeinde verhält wie das des Kleides zum einzelnen Menschen, daß jene sich eines schimpflichen Zustandes ihrer Häuser und Straßen ebenso zu schämen hat wie dieser eines unsaubern, vernachlässigten Gewandes. Im Innern der Häuser, und keineswegs nur bei der armen Klasse, wiederholt der Vorplatz das Bild der Straßen, am Treppengeländer klebt die Hand, besuchte Kaufläden scheinen nie eine reinigende Hand gesehen zu haben. Sei mir der subjektive Ausdruck für die Stimmung verziehen, mit der ich durch diese Stadt wandle: es überfällt mich jedesmal eine niederdrückende Scham in den Gedanken, daß mich Bekannte aus Zürich besuchen, was mir in Aussicht gestellt ist, — eine Angst vor dem Achselzucken ihres Mitleids, wenn sie den Mann, der elf Jahre dort in der reinlichen, kraftvoll aufblühenden, von anständigen Menschen wimmelnden Stadt lebte, in dieser Umgebung wiederfinden.

Ich erhebe gegen niemand Vorwürfe. Der Gemeinderat zeigt bessern Willen als in früherer Zeit, den Stadtschultheiß kenne ich als einen höchst wackern, für alles Gute eifrigen Mann; die Be-

mühungen der Behörden können im Großen nichts erzielen, weil sie den Charakter des Grundstocks der Bevölkerung nicht zu verändern vermögen, der ihrem Wirken vor allem eine unverbesserliche Schmutzliebe entgegensetzt.

Die schöne Naturumgebung bietet angenehme Spaziergänge; sie sind aber beständig fast einsam; es haben sich keine städtischen Gewohnheiten gebildet und können sich keine bilden, wo man den größeren Teil des Jahres hindurch genötigt ist, sich in das Haus einzuspinnen; zu einem einsamen, lyrischen Spaziergang ist man aber nicht immer, am wenigsten in den müden Zwischenstunden der Arbeit, aufgelegt. Man sieht also die schöne Umgebung der Stadt wie aus den Öffnungen eines Klosterkreuzgangs. Das Museum wird nicht bloß von mir nur mit innerem Widerstreben aufgesucht. Die Statuten dieser Anstalt, ihre pekuniären Existenzbedingungen bringen es mit sich, daß der Student dominiert; das Rauchen in den Lesezimmern hat man seit Jahrzehnten vergeblich bekämpft; Zimmer, Hausflur, Treppen schrecken durch das Bild des Schmutzes den Eintretenden ab.

Fast ebenso steht es mit dem schlichten Bedürfnis der Erfrischung durch eine gesellige Abendstunde. An den Abenden, wo keine bestimmte gesellige Zusammenkunft verabredet ist, oder man nicht ausnahmsweise eine Familie besuchen kann, weiß man nicht, wohin man sich wenden soll. Alles ist von Studenten oder Bürgern besetzt, unter die man sich nicht aufs Geratewohl mischen kann, weil nicht verschiedene Stände reichlich genug vertreten sind, daß man in der Weise freier Weltbildung von allem Stand absehen könnte. Es gibt allerdings ein Lokal, in das man eintreten kann, ohne vorher zu fragen, welche Gesellschaft man treffe, hier aber kann man in ermüdender Gründlichkeit erfahren, wohin es führt, wenn stets dieselben Menschen sich zusammenfinden, wenn kein Reiz des Neuen, Zufälligen, Fremden das monotone, stagnierende Leben bewegt und wenn die einzige Unterhaltung, nachdem man sich längst alles mitgeteilt hat, das Schweigen ist.

Es fehlte nur noch die politische Zerklüftung, um einen ohnedies so öden und armseligen Zustand des geselligen Lebens noch mehr zu veröden, zu versteinern.

Daß ich Eure Exzellenz mit diesen Einzelheiten ermüde, kann ich

nicht besser entschuldigen, als indem ich die Bedeutung dieser scheinbar so untergeordneten Seiten des Lebens durch die Folgen belege, wie ich sie unmittelbar an mir erfahre: an gar manchem Abend, nachdem schon am Mittag der undurchdringliche Morast mir die nötige Erholung verboten, suchte ich vergebens eine Gesellschaft auf, bei der ich mich nach den Mühen des Tages durch Gespräch erholen könnte, mußte nach Hause zurückkehren, zündete die Lampe wieder an, las, studierte, gieng mit aufgeregten, statt erfrischten Nerven zu Bett, schlief schlecht, stand mit brennenden Augen und schwerem Kopf auf und gieng nicht erquickt, sondern matt an die Arbeit des Tages.

Hiemit glaube ich belegen zu können, was ich oben von frühem, vorzeitigem Altern in einem solchen Zustande gesagt.

Die Pflicht der Resignation halte ich mir immer aufs neue vor, und vergeblich. Jeden Morgen in der Stille des Studierzimmers versöhnt sich das Gemüt mit dieser Existenz, und jeden Mittag, wenn ich ausgehe, an jedem ungeselligen Abend kehrt Ekel, Widerwille und der sehnliche Wunsch, an solcher Stätte nicht abzusterben, zurück. Aber so oft ich mir Vorwürfe mache, daß ich nicht zur Resignation gelange, so oft muß ich mir doch wieder gestehen, daß, wenn ich mir eine Zeit vorstelle, wo ich mich wirklich und dauernd in diesen Zustand gefügt hätte, mir diese Vorstellung keine Beruhigung bringt, denn sie führt die andere mit sich, daß mein Drang, in der Welt zu sein, mich lebendig in einem weiten, menschlich geöffneten Zustande zu bewegen, Charaktere, Stände, Individuen in regem Wechsel kennen zu lernen — ein Drang, der mir berechtigt, den zu nähren mir als Pflicht erscheint — abgetötet sei; das Bild der Resignation wird mir zum Bild einer halben Abstumpfung, eines Versauerns. Sehe ich mich unter meinen Kollegen um, so finde ich unter denen, die nicht irgend ein spezifisches Interesse oder individuelle Eigentümlichkeit an die Enge dieses weltlosen Zustandes knüpft, keinen, der es weiter als bis zum halbbittern Humor, einer halben Resignation zu einer Mischung von Klagen und Lachen gebracht hätte, keinen, der sich nicht sehnte, seine wahre Erholung weit weg in der Welt zu suchen, sobald die Ferien beginnen; es ist aber ein entscheidender Urteilsspruch über einen Aufenthalt, wenn kein weltlich unbefangener Mensch die Vorstellung in sich trägt, an

dem Orte, wo er wohnt, sich erheitern, erholen zu können. Wer eine Familie hat, hält es immerhin etwas leichter hier aus, denn man lebt erträglicher außer der Welt, wenn man ein Stück, ein Miniaturbild der Welt im Hause hat. Wer jünger ist, dem kommt außerdem die Hoffnung zugute, sein Leben nicht in dieser Öde beschließen zu müssen.

Ich darf die Frage der Resignation auch auf folgenden Gesichtspunkt stellen: Resignation setzt Erkenntnis, Anerkennung der Notwendigkeit voraus. Ein Landgeistlicher, ein Beamter in einem kleinen Städtchen wäre ein Tor, wenn er nicht am ersten Tag resignierte. Kann er Woche um Woche nicht aus dem Hause, ohne durch Morast zu waten, hat er wenig Umgang oder nur den monotonen mit einem engen, stets gleichen Kreise, kann er sich das lebendigere Bild der Gesellschaft, den Anblick von Kunstwerken, den Besuch des Theaters nur durch Reisen verschaffen: er muß sich ganz in das Unvermeidliche ergeben, denn er weiß: ich bin berufen, hier zu wirken, hier ist meine Gemeinde, hier ist das Gebiet meiner polizeilichen, richterlichen Tätigkeit. Wir aber haben zu der Gemeinde, die uns umgibt, keine Beziehung; der eigentliche Tübinger geht uns rein nichts an. Halten wir Vorträge für ein größeres Publikum: unsere Zuhörer sind Fremdlinge in Tübingen wie wir, denn die gebildeten Familien, die halbwegs, weil schon ihre Ahnen sich hier niederließen, als Eingeborene betrachtet werden können, sind in einer Minute gezählt. Wir sind hieher versetzt, um Studenten, flüchtige Gäste, zu belehren. Es fehlt also der überzeugende Grund, um die Resignation zu erleichtern. Was durch diese Zustände der Universität schon für Schaden erwachsen ist, möge hier sogleich angedeutet werden. Irre ich nicht, so war es Herder, der auf eine Berufung nach Tübingen erwiderte, er könne nicht in einem Dorfe leben. Von Joh. v. Müller meine ich einer ähnlichen Äußerung mich zu erinnern.

Dies sind einzelne Fälle, wo das Motiv ausgesprochen wurde, wie manchen aber mag es, obwohl nicht mehr nachweisbar, abgehalten, wie manche tüchtige Kraft uns schon weggeführt haben! Ein Ort wie Tübingen ruft eine Stimmung hervor, als hielte man sich nur auf einer Zwischenstation, einem Warteposten auf.

Doch ich habe vom Zustand zu reden, wie er ist, von denjenigen,

die da bleiben, und es sei mir erlaubt, etwas näher darauf einzugehen, warum ich auch dem Gelehrten so lebhaft wünsche, daß er nicht außer der Welt leben müsse. Nicht, daß ich zuviel verlangte; ich habe Goethes Wort nicht vergessen: „es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt"; ich glaube aber, daß der Dichter unter Stille nur die Enthaltung von praktischem Eingreifen und zerstreuendem Genießen, nicht die Entbehrung eines umgebenden Bildes der Welt versteht. Zu diesem Bilde bedarf es nicht einer Weltstadt, nicht einer Residenz; könnte man nach Tübingen zehntausend Menschen versetzen, ihm Industrie und Handel, Wohlstand, städtische Bewegung und Bildung verleihen — wie dies gewiß unmöglich, oder wenn, erst in Jahrhunderten möglich ist — so wäre die Frage der Verlegung zugunsten dieser Stadt verneint. Man wußte noch nicht, was eine Stadt heißt, als die Universität an dieser Stelle gegründet wurde; man wußte nicht, was Welt, Weltbildung, Weltverkehr ist; der Begriff der Humanität war unentwickelt, wurde nur auf das Wissen bezogen. Die Wissenschaft war trotz den aufblühenden klassischen Studien noch scholastisch; klosterartige Anstalten bildeten den Kern ihres Betriebs auf Hochschulen; man meinte, die Studierstube reiche hin, einen Menschen zu bilden, weil nicht erkannt war, was ein Mensch heißt im wahren Sinne des Worts. Ich nehme nur e i n e s der bildenden Elemente: die Kunst; man ahnte nicht, wie unentbehrlich die Anschauung ihrer Werke sei, um das Altertum lebendig zu erkennen und an diesem Bilde reiner Menschlichkeit einen Hebel zu gewinnen, um sich aus der Barbarei loszureißen. Welche Eigenheiten, Grillen, Einseitigkeiten, Kleinlichkeiten sich in dem Menschen festsetzen, dessen Horizont ein Studierzimmer, einige Fakultäts- und Senatsfragen und Reibungen sind, wie schwer selbst die lebendigere Natur, wo es an aller Nachhilfe der Umgebung fehlt, sich des Versauerns und Verdumpfens erwehrt, darüber gab es kein Bewußtsein. Es sei mir vergönnt, nicht verschweigen zu müssen, daß ich oft, wenn ich durch die schmutzigen Straßen gehe, mir sage: warum sollen so viele gute, nach echter Bildung strebende Menschen verurteilt sein, unter dieser Erbschaft der Jahrhunderte für und für, ihr ganzes Leben hindurch zu leiden! Die Eisenbahn hat an dieser Stadt nichts verändert, ja verödet sie noch mehr. Dieses Verkehrsmittel führt einer

Stadt Fremde zu, die Sehenswürdigkeiten oder Handel oder beides hat; wo beides fehlt, wird es nur solche Besuche bringen, die mit der Post auch gekommen wären, gewiß aber von den Bewohnern benutzt werden, um soviel als möglich fortzukommen. Unsere Eisenbahn führt nur weg, nicht her.

Ich verkenne nicht, daß Stille der Umgebung den Fleiß, die geistige Sammlung erleichtert, daß die Entfernung von den Verhältnissen einer Haupt- und Residenzstadt die Reinheit des wissenschaftlichen Strebens nach Wahrheit begünstigt, daß hier der Charakter sich leichter vor so mancher Lockung, so manchem Drucke bewahrt, den jene Atmosphäre auf die Schwächeren ausübt. Allein es stärkt sich auch der Wille im Widerstand gegen Versuchungen; Tausende arbeiten, umrauscht von dem Lärm und den Freuden großer Weltstädte, so fleißig, wie einst der Mönch in der stillen Zelle; es ist jedem heilsam, schwimmen zu lernen, und für den schwachen, verführbaren Charakter reichen die Fäden der seitabführenden Motive leicht über einen Raum von einigen Stunden.

Schwerer allerdings fallen diese Gegengründe in das Gewicht bei der noch unentwickelten Willenskraft der Jugend. Es sind vorzüglich die Studierenden, in deren Interesse man der Hochschule wünscht, daß ihr der Charakter der Idylle bewahrt bleibe, und mancher blickt in späteren Lebensjahren mit schönen Gefühlen der Erinnerung auf die romantischen Tage seiner Studentenzeit zurück, wie sie nur in der kleinen Stadt möglich waren. Allein die Erinnerung verschönert auch und verhüllt leicht die großen Gefahren, welchen eine akademische Jugend ausgesetzt ist, die in einem an edleren Genüssen äußerst armen Städtchen die dominierende Rolle spielt. Das Herrschen tut überhaupt der Jugend nicht gut, und droht ihr in einer großen Stadt die Gefahr der Korruption, so ist ihr in einer kleinen die Schlinge der Verwilderung, der Roheit gelegt. Könnte man zählen, so zweifle ich, ob die Kolonne größer ausfiele, wo die Jünglinge aufzureihen wären, die in der großen Stadt gewissen raffinierten Versuchungen erliegen, als diejenige, wo alle verzeichnet ständen, die in der Entbehrung feinerer Zerstreuung der Versuchung zum Trunk und Gemeinheit der Sitten erliegen. Schon die Rücksicht auf die Form, wie die größere Stadt sie vorschreibt, hat ihren Wert und wirkt doch

auch auf das Moralische hinüber. Nur in sehr beschränktem Grade kann die eigene Familie dem in die akademische Freiheit entlassenen Sohne die letzte Hand der Erziehung anlegen; gebildete Zustände, die ihn umgeben, können mit mehr Erfolg an ihre Stelle treten als öde und leere. Die Romantik des Burschenlebens hat längst begonnen, am Tageslichte der modernen Bildung zu erbleichen; es geht wenig verloren, wenn sie in größerer Umgebung ihrer lächerlichen Seiten sich bewußt wird und auf ein Minimum zusammenschwindet. Das Verbindungswesen hat seinen Reiz, es ist aber auch ein Abbild im Kleinen vom Hader der Parteien und Stämme, der Deutschland im Großen zerreißt. Der Student gewöhnt sich, das Spiel wie Ernst zu behandeln; Fragen wie die, ob eine Verbindung die andere in Verruf zu tun, ob und wenn man Satisfaktion in Form des Duells zu geben habe, welcher Verbindung der Vortritt bei einem Feste zukomme, ventiliert er wie Weltfragen mit chinesischer Pedanterie; und tritt er ins Mannesalter, so bringt er mit diesen Gewöhnungen den Geist der question allemande mit hinüber.

Ich darf in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Wohle der Stadt nicht übergehen. Daß die Leichtigkeit des Erwerbes, den eine Universität einer kleinen Stadt sichert, deren Bürgerschaft immer demoralisiert, d. h. vor allem, daß sie kein Streben, keine Anstrengung, keinen Unternehmungsgeist bei ihr aufkommen läßt, dies ist eine allgemeine Erfahrung, die sich an Tübingen nur zu evident bewährt. Wäre nicht Schlaffheit der Charakter dieser Bevölkerung, so flösse nicht seit Jahrhunderten ungedämmt, daher für Industrie unbenutzbar, der Neckar an ihr vorüber, der Wörth wäre entwässert und eine neue, aus dem Wohlstande, den die Industrie bringt, erwachsene Stadt stände in dem freundlichen Tale. Der Hopfenbau hat seit einiger Zeit durch seinen Ertrag die Vermögenszustände etwas verbessert; allein Vermehrung der Landwirtschaft — so hoch ihr Wert an sich zu schätzen ist — hebt nicht eine Stadt als Stadt; dieser Betrieb hat nur eine größere Anzahl von Bürgern zu halben Bauern gemacht, und es ist allgemeine Klage, daß in der Zeit der Hopfenernte kein Handwerker zu haben ist. Der kleine Kaufmann kann nicht aufkommen; er weiß, daß man doch einmal gewöhnt ist, eine Menge von Waren, namentlich Luxusartikeln, in der Haupt-

stadt zu kaufen, so kann er nicht ins Größere gehen, nicht wagen, sein Geschäft zu erweitern. Die schöne Lage der Stadt wäre geeignet, Fremde zur Niederlassung anzuziehen, aber die Wohnungsnot läßt es nicht zu; so entsteht ein Zirkel: die Stadt vermehrt sich nicht, weil Wohnungen fehlen, und sie fehlen, weil sie sich nicht vermehrt. Zum Mangel an Mitteln und Unternehmungsgeist kommt der Mangel an Baustellen, der wieder auf die Nichteindämmung des Flusses zurückführt als auf die Ursache, daß die Stadt sich nicht nach dem Neckartal ausdehnen kann und daß die einzige moderne Häuserreihe, daß die Universitätsgebäude und der botanische Garten das lichtarme, kalte, traurige Ammertal aufsuchen mußten. Um noch ein Wort vom Moralischen im engern Sinne zu sagen, sei der ungünstige Einfluß der Verhältnisse auf den Charakter der Bevölkerung erwähnt: gegen den Studenten servil, um ihn oder vielmehr seine Eltern desto sicherer auszusaugen, übermütig, eingebildet auf den Rang einer Universitätsstadt, genußsüchtig und roh: dies ist — gewiß mit nicht wenigen, sehr ehrenwerten Ausnahmen — das Sittengepräge, das unvermeidlich den Bewohnern einer kleinen Universitätsstadt sich aufdrückt. Wegnahme der Universität wäre aus diesen Gründen nach meiner innigsten Überzeugung nicht Untergang, sondern Rettung, nicht Lähmung, sondern Hebung dieser Stadt. Die Not weckt die schlummernden Kräfte. Es wäre ein chirurgischer Schnitt, der weh täte, aber dem erschlafften Muskel Heilung und Leben brächte. Nach einer Zeit des Stillstandes und der Klagen würde die gesunkene Stadt, die alles von außen erwartete, begreifen, daß der Bürger sich selbst helfen muß. Es fehlte der Sporn, die Notwendigkeit wird ihn einsetzen.

Wende ich mich zu den Unterrichtsanstalten, so sei mir zunächst vergönnt, das Beispiel Bayerns anzuführen, wo so bedeutende Städte wie Nürnberg sich lebhaft um das Polytechnikum bemühten, die Regierung aber das Gewicht der Gründe, die für eine Wechselwirkung dieser Anstalt mit der Hochschule sprechen, als entscheidend erkannte und beide Anstalten in e i n e r Stadt zu vereinigen beschloß. Wenn die Schweiz endlich eine eidgenössische Hochschule gründet, wird sie, ich bin überzeugt, nach denselben Gründen handeln und der Stadt den Vorzug geben, wo der Sitz des Polytechnikums ist, wie immer Bern, Genf, Basel sich bemühen mögen, diese Anstalt in

ihre Mauern zu bekommen. Ich stehe hier an einem Punkte, den ich nur des Zusammenhangs wegen nicht unbesprochen lassen darf, da es hier am meisten als anmaßend erscheinen könnte, wenn ich Ansichten, die Eurer Exzellenz geläufiger sind als mir, noch begründen wollte; daher hebe ich nur einzelne Punkte hervor, wodurch eine unbestrittene Wahrheit in volleres Licht gestellt wird. Die Lehrer der Philologie und Ästhetik tragen an unserer Universität die Kunstgeschichte vor, so gut sie es vermögen. Es ist ein Fach, das eigentlich die ganze Kraft eines Mannes erfordert. Für das Polytechnikum ist dieses Fach durch einen ausgezeichneten Lehrer besetzt, der Universität kommt diese Besetzung nicht zugute. Die Polytechniker sollten nach Lust Vorlesungen allgemein wissenschaftlichen und literarhistorischen Inhalts besuchen können, aber es überstiege die Mittel des Staats, wenn er dieser Anstalt eigene Lehrer für das umfassende Gebiet dieser Fächer geben wollte. Umgekehrt wieder: die Universität würde keine besondern Lehrer für Mathematik und Chemie bedürfen, wenn sie mit dem Polytechnikum örtlich vereinigt wäre. Es handelt sich aber nicht bloß von den Schülern, sondern auch von den Lehrern. Wie heilsam wäre es dem akademischen Lehrer, wenn er mit der lebendigen Welt, dem rascheren Puls jener Lehrtätigkeiten sich berührte, welche auf entschlossen praktische Anwendung des Abstrakten gerichtet sind, und wie erwünscht dem polytechnischen, wenn er sich jederzeit in der freieren geistigen Luft erfrischen könnte, die in dem Gebiete herrscht, wo die Wissenschaft mehr als Selbstzweck, nur mit entfernterem Absehen auf das Praktische bebaut wird! — Ich darf auch die einzelnen Anstalten der Universität nicht übergehen, und so bringt es mein Interesse mit sich, Übelstände zu erwähnen, die oft hervorgehoben und von Eurer Exzellenz klarer durchschaut werden als von mir. Der Staat mußte gründen und muß unterhalten zwei mineralogische, physikalische, physiologisch-zoologische Kabinette, bedarf chemische Laboratorien, Kliniken in der Hauptstadt und auf der Universität. Die Bibliothek zähle ich nicht, da wohl allerdings auch in Stuttgart die Universität ihre eigene nicht entbehren könnte; doch könnten bei den teuersten Prachtwerken Ersparnisse eintreten, da es genügte, wenn nur e i n e Bibliothek sie anschaffte. Die wichtigsten der genannten Anstalten sind die Kliniken. Unsere hiesigen geburtshilflich-medizinisch-, chirurgisch-klinischen Anstalten sind nicht im-

stande, einen Mediziner ganz auszubilden. Mehr als eine medizinische Autorität hat mich versichert, daß auch die im Plan begriffene bedeutende Erweiterung des medizinischen Klinikums der Unzulänglichkeit nicht abhelfen wird, denn ein Klinikum, soll es zureichend sein, muß sich in einer großen Stadt befinden; die kleine liefert ihm zu wenig Kranke, der Student lernt zu wenige, namentlich zu wenig akute Fälle kennen. Würde nur ein Teil der großen Ausgaben, welche diese Institute kosten, mit dem Fonds des Stuttgarter Hospitals vereinigt, so würden wir eine Anstalt bekommen, welche an Großartigkeit sich neben jene berühmten medizinischen und chirurgischen Schulen von Würzburg, Berlin, Wien stellen könnte, und während jetzt unsere Mediziner dorthin reisen, um ihre Studien zu vollenden, so würden künftig die fremden zu uns reisen.

In diesem Zusammenhang erwähne ich noch den botanischen Garten; ein solcher fehlt meines Wissens noch in Stuttgart, der hiesige liegt im kalten Ammertal; welche schöne Schöpfung könnte auch nach dieser Seite entstehen, wenn die Universitätsmittel in die Hauptstadt übergetragen würden! — Endlich die Kunstsammlungen. Das hiesige Antiquitätenkabinett, die wenigen Gipsfiguren und die Kupferwerke der Bibliothek können entfernt nicht genügen als Anschauungsmittel für die Vorträge über Kunstgeschichte, als Bildungsmittel für den Formsinn überhaupt. Unsere Studenten und Lehrer entbehren, was jeder Bewohner von Stuttgart genießt, sie entbehren die permanente und die vorübergehenden Kunstausstellungen sowie den Besuch von Künstlerateliers. Das Theater habe ich oben nur beiläufig erwähnt; ich darf es hier noch ausdrücklich betonen; ich überschätze seine Bedeutung nicht, darf aber seine bildende Wirkung als anerkannt voraussetzen.

Dies sind Betrachtungen, die lediglich vom wissenschaftlichen und allgemeinen Kulturinteresse ausgehen. Es mag meiner Liebe zum Vaterland verziehen werden, wenn ich es schließlich wage, auch den politischen noch hereinzuziehen. Ich kann das Streben derjenigen nicht teilen, welche dahin drängen, daß wir uns dem Nordbund an den Hals werfen sollen wie ein unwürdiges Weib, das ohne Vermögen ist, einem vermöglichen Manne. Mir will es scheinen, in dieser Zeit der Schwebe, worin unsere Staaten sich befinden, stehe

als einzige klare Aufgabe fest, daß wir unser Vermögen mit doppelt angespannter Tätigkeit vermehren, um eine Mitgift zu sammeln, die uns in den Stand setzt, gesucht zu werden, nicht bedingungslos uns hinzugeben und in dem großen Ganzen, das einst, wenn das Schicksal Deutschland wohl will, erwachsen wird, ein geehrtes und angesehenes Glied zu bilden, behandelt zu werden wie die Frau im Hause, die etwas mitgebracht hat. So scheint mir die Losung gegeben: beeilen wir uns, alle unsere Kräfte zu konzentrieren, um alles zu werden, was wir sein können. Unser Vermögen ist vor allem geistiges Vermögen. Längst ist Eure Exzellenz tätig, dies Kapital mit einer Energie und Umsicht zu vermehren, welche vom ganzen Land mit aufrichtiger Hochachtung, mit reinen Gefühlen des Dankes erkannt wird. Ja ich gestehe, daß in mir eine Stimme spricht: könnten wir der segensreich waltenden Hand auch noch dies danken, daß unsere geistigen Kräfte, die getrennt nur die Hälfte dessen wirken, was sie wirken könnten, durch Konzentrierung unserer obersten Unterrichtsanstalten zu einer neuen Welt von Wirkungen gerufen würden, von Wirkungen, die uns das ehrenvolle Prädikat ertrügen: Württemberg der geistige Kulturmittelpunkt von Süddeutschland! — welcher Dank würde dieser Hand die Kämpfe lohnen, welche diese Tat kostete, und wie rasch würde er die Vorwürfe der Gegner ersticken! Den Boden hiefür finde ich im Denken aller Unbefangenen, wo immer die Sprache auf eine solche Veränderung kommt — und sie kommt ohne mein Zutun, einfach aus Anlaß der Nachfrage nach der Zuträglichkeit meiner Reisen, sehr oft darauf — überall geebnet. Man wünscht namentlich der Hauptstadt die Einflüsse der Universität, und ich habe auf diese Seite noch einzugehen, nachdem ich mit der andern, dem Bedürfnis der Universität, von den Bildungsmitteln der Hauptstadt umgeben zu sein, mich beschäftigt habe. Noch ist Stuttgart nur halb und halb eine moderne, d. h. vom weltbürgerlichen Geiste der Gegenwart bewegte Stadt. Die Zeit, da unser Land eine vom großen Völkerverkehr fast abgeschlossene Sackgasse war, geht uns noch nach. Etwas Enges, eine gewisse Beschränktheit des Horizonts, ein falsches Selbstgenügen, als gäbe es draußen in der Welt nicht auch Leute, hängt unsern Vorstellungen und Gewohnheiten noch an. Zur Belebung dieses halbstagnierenden Zustands würde die Hochschule, in die Hauptstadt verlegt, gewiß als

heilsames Salz mitwirken. Die Wissenschaft ist ja ihrem Wesen nach allgemein, eine Gegnerin des Engen, Isolierten, Kleinlichen. Das Interesse für sie fehlt wahrlich nicht, die Wirkungen werden sich einstellen, wenn sie in der Fülle, womit eine Universität sie bietet, da ist. Man würde, hoffe ich, mehr als einen Hörsal finden, auf dessen Bänken alle Stände vertreten wären, wie einst in Ritters, Schleiermachers, Hegels Auditorien. Ich darf den Satz als zugegeben ansehen, daß jeder Kraft im Gemeinleben so viele Wirkungen abgewonnen werden sollen als immer möglich. Unsere Hochschule wirkt auf die Studenten durch Vorlesungen, auf die weite Welt durch Bücher, auf die Stadt, in der sie ihren Sitz noch hat, gar nicht. Ich kehre hier zu dem zurück, was ich an anderer Stelle über dies Verhältnis gesagt. Wir leben auf einer Insel und sehnen uns nach dem festen Land.

Von der Hauptstadt würden die Wirkungen eines solchen geistigen Quells in unberechenbarem, stetigem, stillem Gang auf das Land ausstrahlen. Hier sei mir erlaubt, der Bemerkung, die ich über das Gepräge der ersteren vorgebracht, eine erweiterte Ausdehnung zu geben. Die lange Abwesenheit, die Vergleichung hat mir das Auge für Licht und Dunkel in der Heimat geschärft. Jetzt erst sehe ich deutlich, welche Fülle von Talent, wie viel Verständigkeit, Phantasie, Humor, wieviel Organ für die Idee im Württemberger liegt; aber ich sehe auch, wieviel Trägheit, Schläfrigkeit, Kleinlichkeit, Neigung zum Dumpfen und Engen widerspruchsvollerweise mit dieser Beweglichkeit und Tiefe verkoppelt ist. Ich staune, dies seltsame Geschlecht zu sehen, an dessen Gehirn und Nerven Flügel schweben und Bleigewichte hängen, wie man es nirgends in der Welt wieder findet. Welche Welt geistiger Kräfte wartet, noch halb latent, hier auf den Zauberstab, der sie weckt und zur Bewegung in Reih und Glied hervorruft! Wir sind viel, aber wir sind nicht, was wir sein könnten! Und so kehre ich zurück zu meinem Worte: Württemberg hat das Zeug in sich, ein Kulturmittelpunkt für Süddeutschland zu werden, dazu bedarf es, daß seine geistigen Hebel vereinigt wirken und darunter vor allem einer der größten, stärksten, die Universität, nicht mehr isoliert, nur halb wirksam in der Öde tätig sei. Es gieng das Gerücht um, Preußen gedenke eine Universität in Frankfurt zu errichten; neuerdings taucht es stärker wieder auf; geschieht es, so

kann eine Anstalt von solcher Großartigkeit entstehen, daß alle süddeutschen Universitäten so gut als lahmgelegt werden. Einer Stadt, die neben der Wissenschaft alle Bildungsmittel und Unterhaltungsformen modernen Lebens darbietet, wird alles zuströmen, was nicht durch die Kostspieligkeit eines solchen Aufenthalts abgehalten wird, — während übrigens doch auch in den kleinen Universitätsstädten die Preise in raschem Fortschritt steigen und vielleicht bald der Unterschied fast nur noch darin bestehen wird, daß hier für das teure Geld nichts zu haben ist. Hat das Gerücht Grund, so ergibt sich auch hier, daß Gefahr im Verzug ist, daß Eile not tut, um uns nicht den Rang ablaufen zu lassen, sondern zu zeigen, daß wir da sind, und zwar die alte Reichssturmfahne nicht mehr führen, aber die Fahne des Geistes hoch und weithin sichtbar emporhalten.

Diesen sämtlichen Gründen steht nun, wie mir wohl bewußt, gleich einer Mauer die finanzielle Schwierigkeit entgegen. Die ungemeinen Auslagen für so viele akademische Gebäude und Einrichtungen sind nun einmal gemacht; die neuen würden sich auf Millionen belaufen; das Land ist durch das Unglück des vorigen Sommers, durch eine Menge neuer Eisenbahnbauten schwer belastet, und größere Belastung steht durch die neue Wehrverfassung in Aussicht. Und doch sei mir gestattet, zu bekennen, daß ich in diesen großen Schwierigkeiten keine Unmöglichkeit begründet finden könne. Ich erwähne zunächst als weniger erheblich, daß nach vollzogener Verlegung die Zukunft doch auch Ersparnisse brächte, indem mehrere Anstalten, die bisher doppelt bestanden, von da an nur noch einfach zu bestreiten wären; dies ist nicht viel, aber doch nicht nichts, vielmehr etwas, das gegen die vorauszusehenden Einwendungen der Landesvertretung immerhin ein Gewicht in die Wagschale legte. Sodann aber scheint mir gerade das Moment, das besonders schwer in die andere Schale fällt — die großen Lasten, welche das neue Wehrgesetz dem Land auflegen wird —, umgekehrt ein Expediens zu enthalten, wodurch dieses Gewicht sehr abgeschwächt werden könnte. Die neue Organisation wird eine Menge von Gebäuden fordern: Kasernen, Ausrüstungsdepots, Reitschulen, im Kriegsfall Lazarette, Invalidenhäuser, überdies wohl auch Kriegsschulgebäude. Es muß also viel, sehr viel gebaut werden; wenn aber dies einmal geschehen muß, wie nahe liegt es, die Kosten vielmehr zu Neubauten für die

Wissenschaft zu verwenden und für die neue Wehrorganisation die alten Räume in Tübingen zu benutzen, die sich für alle jene Zwecke wie von selbst darbieten! Nicht die ganze große Auslage, aber gewiß ein sehr beträchtlicher Teil derselben würde hiedurch erspart. In dieser Erwägung habe ich mir denn einen Schritt zu tun erlaubt; ich habe diesen Gedanken Seiner Exzellenz, dem Herrn Kriegsminister von Hardegg vorgelegt, den ich persönlich zu kennen die Ehre habe. Ich darf nicht verschweigen, daß er mir einwendete, er beabsichtige, die künftigen militärischen Körper mehr im Lande zu verteilen; dennoch faßte er den Gedanken mit Interesse auf, sagte mir zu, ihn im Auge zu behalten, und war der Ansicht, daß die Benutzung der Universitätsräume zwar keine so großen Ersparnisse, als mir scheine, aber doch sehr bedeutende zur Folge haben würde.

Nebst den übrigen Gebäuden würden zu diesen Zwecken vorzüglich die beiden Seminarien sich eignen. Soviel mir bekannt, streiten die Stiftungsurkunden keineswegs gegen eine Verlegung der Stipendien, worauf diese Anstalten ruhen. Die Urkunden des evangelischen Seminars habe ich selbst einst nachgelesen, als ich den Antrag der philosophischen Fakultät auszuarbeiten hatte, wonach künftig den Seminaristen freigestellt sein sollte, Philologie oder Theologie zu studieren; ich erinnere mich keiner Stelle, wodurch diese Anstalt an Tübingen gefesselt, ja wodurch nur das Zusammenwohnen der Zöglinge als Statut festgesetzt wäre. Die Benefizien bestanden ursprünglich in Naturalien, und als ein Kloster offen wurde, benutzte man es, um den Stipendiaten auch freie Wohnung zu geben. Das Zusammenwohnen bringt eine Reihe unleugbarer Übelstände mit sich: Unreinlichkeit, übeln Einfluß ungeordneter, unsittlicher Subjekte auf die andern, Legalitätsvorschriften, die schädlich auf die Ausbildung des Charakters wirken; Unfreiheit der Bewegung drückt auf die Entwicklung des Willens, begünstigt die umgehende, auf Lügen, die als Witz gelten, sinnende Willkür, die Unwahrhaftigkeit. Ich darf mich darauf berufen, daß diese Mißstände selbst in der theologischen Fakultät anerkannt sind und daß mir ein Mitglied derselben mitgeteilt hat, es sei — ich weiß nicht, wie lange her es ist — im Schoße derselben ein Antrag gestellt worden, der Aufhebung des Zusammenwohnens wünschte, und dieser Antrag habe die Beistimmung sämtlicher Mitglieder gefunden. Das Produkt dieses Zu-

sammenwohnens: der „Stiftler" weiß sich um seiner Unfreiheit willen vom „Stadtburschen" wie ein halber Mönch über die Achsel angesehen, er entschädigt sich dafür durch ein gesteigertes Bewußtsein seiner meist gründlicheren Studien, und so bildet sich in ihm aus, was man ein Geschmäckchen nennt. Die Anzahl der Seminaristen ist groß genug, um der ganzen Universität etwas von diesem Geschmäckchen zu leihen; Tübingen ist die einzige Hochschule der Welt, welche von dem irrationalen Gegensatz zwischen Stiftler und Stadtbursch ihre absonderliche Farbe erhält, welche in ihrem Fleische den Dorn dieser Unterscheidung und Reibung trägt. Die Größe der Benefizien zieht eine unverhältnismäßige Anzahl von Jünglingen zur Theologie, diese Wissenschaft herrscht vor und gibt der Universität ihr spezifisches halbscholastisches Gepräge. Das wahrhaft Gute der Seminarien liegt in dem Repetenten-Institute, der Leitung der Studien, den locis, den Aufsätzen. Könnten diese Wohltaten auch den andern Fakultäten zuteil werden, so erfreuten wir uns eines großen Vorzugs vor allen Hochschulen und wäre der Hauptschritt getan, der Bevorzugung der Theologie und hiemit dem Reste des Mittelalters an dieser Stätte der Wissenschaft ein Ende zu machen. Mit den obigen Andeutungen ist, wie ich mir wohl bewußt bin, die unendlich schwierige finanzielle Frage nur an der Oberfläche gestreift. Ich bescheide mich, irgendeine selbständige Einsicht in die Mittel ihrer wirklichen Lösung haben zu wollen, und führe nur berichtend an, daß Männer, denen ich Sachkenntnis zutrauen muß und die meinen Standpunkt teilen, mir die Frage nicht allzu schwer zu nehmen schienen, vielmehr die Meinung aussprachen, daß durch eine Anleihe bei der Bürgerschaft Stuttgarts die zur Verlegung der Universität nötige Summe unter billigen Bedingungen zu erschwingen wäre. Ich bitte, Eurer Exzellenz die Quellen, aus denen ich diese Äußerung habe, bei Gelegenheit mündlich nennen zu dürfen.

Dies sind die Bekenntnisse, welche ich ehrerbietigst in die Hand Eurer Exzellenz lege mit angelegentlicher Wiederholung der Bitte, mir meine Kühnheit zu verzeihen. Der Inhalt, der Sinn dieser Blätter mag für mich zeugen, daß das Gefühl der Unbehaglichkeit, worunter ich in der gegenwärtigen Zersplitterung meiner Zeit und Kraft neben allem Schönen und Befriedigenden meines Wirkens leide, mir nur die Anknüpfung gegeben hat, um einen Gedanken aus-

zusprechen, den ich längst hegte, der jetzt mit neuer Kraft erwacht ist und mich ganz erfüllt. Würde die große Maßregel beschlossen, ich würde den Segen ihrer Ausführung nur kurz genießen, denn ich erlebte die Vollendung nur bei sehr vorgerückten Jahren, doch schon die frohe Aussicht, das Bewußtsein, zu diesem Beschluß in schlichter Verborgenheit mitgewirkt zu haben, würde mir die Schwierigkeiten meines gegenwärtigen Amtes erleichtern. Im Großen aber geht mein Blick in eine Zukunft, wo andere die Früchte der rettenden Tat genießen werden. Oft, wenn ich über die Seewiese gehe, sehe ich das Traumbild eines stattlichen Universitätsgebäudes vor mir, das mit dem Polytechnikum, der Baugewerksschule, den weiteren akademischen Bauten, zu welchen der schöne Raum noch Platz genug bietet, eine stolze Gruppe bildet und dem Beschauer zuruft: Hier hat Württemberg und mit ihm Süddeutschland seine geistigen Kräfte zu einem Mittelpunkt gesammelt, der in unberechenbaren Strahlen auf ganz Deutschland, in die weite Welt sein Licht ergießt!

Mit ausgezeichneter Ehrerbietung
Euer Exzellenz
tiefergebener
. . . .

Tübingen, 14. März 1867.

(Manuskript. Abgedruckt in der Zeitschrift Süddeutsche Monatshefte, München und Leipzig 1904, 1. Jahrg., 2. Bd., S. 734—750.)

In Sachen der Tierquälerei.

Eine neue Form der Tierquälerei scheint bei uns einreißen zu wollen: man begegnet neuerdings in Stuttgart das eine und andere Mal einer Hundefuhr. Der Einsender möchte gerne, soviel in der Kraft des einzelnen steht, dazu mitwirken, daß dem Aufkommen dieser bis jetzt bei uns noch nicht dagewesenen Art von Grausamkeit gleich in den Anfängen gesteuert werde. Der Hund kann ohne Mißhandlung nur auf den Schneefeldern der kalten Zonen als Zugtier verwendet werden; wo der harte Huf des Pferdes, Esels und Rinds zu tief einsinken würde, drückt sich seine weiche Pfote leicht ein und preßt so viel Schnee unter sich, um den zum Zuge nötigen Druck gegen den Grund ausüben zu können; übrigens spannen Lappen und Kamtschadalen immer eine Mehrzahl von Hunden an Wagen oder Schlitten. Dies ist eine Ausnahme; als Regel steht fest: der Hund ist kein Zugtier, weil er ein Pfotentier, kein Huftier ist. Der harte Boden des Steinpflasters und der Landstraße nötigt das huflose Tier zu doppelter, ja sechsfacher Anstrengung und jeder, auch der stärkste Hund, der zum Zuge gebraucht wird, ist daher in kurzer Zeit strupiert, d. h. halblahm im Sprunggelenk und Kreuz. Ist nun ein solcher Brauch erst im Aufkommen, so sieht die Sache ganz unbedenklich aus; meist große, wohlgenährte Hunde scheinen, unterstützt von einem Menschen, der den schwereren Teil der Kraftanwendung übernimmt, ihren Dienst leicht versehen zu können; sie werden geschont, nicht oft eingespannt. Ist aber die Sitte einmal eingerissen, so kann niemand verhindern, daß auch kleine, schwache, schlechtgenährte Hunde zu täglichem, tagelangem, schwerem Dienst verwendet werden, ja daß sie mit krankem Fuße den Dienst fortsetzen müssen, wie denn der Einsender am Rhein solche Geschöpfe gesehen hat, die eine verletzte, eingewickelte Pfote in die Höhe haltend auf drei Füßen hinkend ihre Arbeit verrichten mußten. Dies war in Düsseldorf, wo jedoch, wie ihm kürzlich mitgeteilt wurde, ein neuer Bürgermeister mit einem Federstrich dem ganzen Mißbrauch der Hundefuhr ein Ende gemacht hat. — Der Hund ist ungemein willig und diensteifrig, er leistet, so lang er kann, mehr als verlangt wird, und die Roheit miß-

braucht den Eifer des guten, armen Tieres. Auch das hat der Einsender oft gesehen, wie barbarische Hundefuhrleute, wenn sie mit ihrem Karren außerhalb des Stadtbereichs waren, selbst auffaßen und im tiefen Chausseestaub, in der Mittagsglut des Sommers den Hund, der ohnedies sein Möglichstes tat und dem die lechzende Zunge weit aus dem Maule hing, mit Peitschenhieben noch in Trab hetzten. Da der Hund nicht schwitzt, sondern die Hitze durch den Atem aushaucht, so meinen die Unmenschen, er leide nicht von der Hitze, und er könne sich nicht erkälten. Im Zugwind, im eisigen Wintersturm sieht man denn das heißgejagte Tier oft stundenlang den Wagen hüten und auf den Fuhrmann warten. Daß er selbst den Schaden hat, wenn das Tier dann krank und früh zum Krüppel wird, das weiß oder bedenkt der Barbar natürlich nicht. Dies alles sind Folgen, die man nicht abhalten kann, wenn man nicht mit entschiedenen Maßregeln dem Anfang, dem Aufkommen des Brauchs entgegentritt. Wer zweifelt, ob wir nicht zu hart gezeichnet haben, der sehe nach in der Schweiz, wo Pferd und Rind so viel mehr als irgendwo geschont, aber der Mißbrauch der Hundefuhr geduldet wird, in Thüringen, am Rhein, in Berlin und fast ganz Norddeutschland, in Holland. Und also bei uns? Jeder, der unser Volk und seinen wilden Hang zur Grausamkeit gegen das Tier kennt, wird mit dem Einsender in den Ruf einstimmen: Das könnten wir noch brauchen! In der Tat, wenn jemand wäre, der Nerven und Mitleid mit dem Tier hat und der etwa wünschte, an wiederholten Empörungen des Gefühls langsam qualvoll zu sterben, dem möchten wir raten, seine Wohnung an einer Landstraße in Württemberg zu nehmen und täglich zuzusehen, wie je unter zwanzig Zugpferden — sehr nachsichtig gerechnet — etwa zwei sind, die ohne beständige Hiebe zu leisten vermögen, was ihnen zugemutet wird, wie ein roher bösartiger Fuhrknecht den Fehler, den er in der Leitung gemacht hat, durch viehisches Hauen unter Flüchen die unschuldigen Tiere entgelten läßt, oder zuzusehen, wie die Kälber gehetzt, wie sie geknebelt und dann gleich Warenballen vom Wagen geschleudert werden usw. Es soll dieser Mahn- und Klageruf keine Beschuldigung gegen unsere Polizei enthalten; wir wissen, daß sie wenigstens in der Hauptstadt nach Kräften tätig ist; aber das gestehen wir, daß wir uns von der Meinung nicht trennen können, gewisse Maßregeln, z. B. Einführung einer Pferdeschau, sollten mög-

lich sein und seien notwendig. Wer kein Pferd halten kann oder will, das zu leisten vermag, was von ihm gefordert wird, der soll keines halten dürfen: dies ist gewiß ein ganz begründeter Satz. Daß ein Verbot gegen jedes Einspannen von Hunden unabsehlicher neuer Grausamkeit zuvorkommen würde, glauben wir gezeigt zu haben. Im übrigen wissen wir wohl, daß die Polizei nicht ersetzen kann, was Schule, Kirche, Familie und stumpfes, mitleidloses Zuschauervolk versäumen. Ist es z. B. den Schullehrern und Geistlichen von ihren Behörden zur Pflicht gemacht, durch Lehre, Predigt, stetiges Einwirken nicht nur im allgemeinen, sondern ganz speziell auf die einzelnen Scheußlichkeiten eingehend gegen die Barbarei der Mißhandlung des Tieres ihren ganzen Einfluß geltend zu machen? Wir wissen es nicht, aber wenn Vorschriften bestehen: das glauben wir zu wissen, daß sie kaum lässig und halb und nur ausnahmsweise befolgt werden, und daß an Grausamkeit gegen das Tier nach dem Italiener gleich der Schwabe kommt, das hat mehr als einer gesagt, der Schwaben und Italien kennt. In diesen jetzigen Tagen erkaufen sich Tausende das Vergnügen des Schlittenfahrens mit den Leiden armer, schwacher, halbtot gejagter Lohnkutscherpferde, und eine Szene vom vorletzten Winter hat sich dem Einsender tief ins Gedächtnis geprägt. Einige junge Herren gönnten sich das Vergnügen einer nächtlichen Schlittenfahrt, die etwa sechsmal das Häuserviereck umfuhr, dessen vordere Seite der Königsbau bildet, dessen hintere Seite in die Friedrichsstraße geht. Ein unausgesetzter Regen wütender Peitschenhiebe erzwang von der letzten Kraft der dürren Mietspferde die erwünschte Schnelligkeit, so oft der Schlitten sich wieder näherte, hörte man schon von weitem das Sausen und Pritschen der Peitsche, und je wilder der Kutscher zuschlug, um so lauter jubelte die lustige Gesellschaft. Was soll aus dem Volke werden, wenn ihm die Gebildeten mit solchem Beispiel vorangehen?

(Schwäbischer Merkur, 10. Dezember 1869.)

Wahlrede.

Verehrte Mitbürger!

Das Vertrauen eines Teils Ihrer Wähler hat mich hieher gerufen. Es ist Ihnen wohl bekannt, daß ich mich schwer entschlossen habe, diesem ehrenvollen Rufe zu folgen, weil mein Amt und gewisse besondere literarische Verpflichtungen meine Zeit und Kraft ganz in Anspruch nehmen. Bequemlichkeit soll man einem großen Zwecke gern opfern, mir aber schien es, daß ich Pflichten opfern müßte, und so habe ich gezaudert und mich besonnen; allein ich mußte mir doch wieder sagen: die Stunde des Vaterlandes ist zu wichtig, es kann auf einige, es kann auf *eine* Stimme ankommen, und ich fühlte, daß ich doch nicht anders dürfe, doch dem Rufe folgen müsse.

Ich trete hiemit als Gegner gegen eine Partei auf, zu der ich lange gestanden habe, jedoch immer als ein Mann, der auch selber denkt und der Partei nie blind auf allen ihren Wegen nachtritt. Die demokratische Partei, die Volkspartei, oder sagen wir einfach: die Partei, deren Hauptbestreben die Freiheit ist, die Freiheitspartei —: Niemand wird die Verdienste dieser Partei leugnen. Sie kämpft seit manchem Jahrzehnt dafür, daß der Bürger im Staate ein menschenwürdiges Dasein habe; dem Mitwirken dieser Partei verdankt das Land die Entlastung des Bodens, verdanken wir die Preßfreiheit, verdanken wir die Gleichheit der Rechte; diese Partei hat, um nur das *eine* noch zu nennen, der Anstalt für Aufklärung und Erziehung des Volkes, der Schule, ihr besonderes Interesse zugewendet; sie hat dahin gewirkt, den verdienstvollen Stand der Volkslehrer zu heben und besser zu stellen; kurz, sie hat eine Reihe von Verdiensten, die ich Ihnen nicht weiter aufzuführen brauche, und wenn es wieder gilt, wenn es an dem ist, zu kämpfen für Bürgerrechte, für innere Verfassungsrechte, dann soll mir niemand nachsagen, daß man mich nicht an der Stelle findet, wo ich gestanden bin; nur die Verleumdung könnte mich abtrünnig nennen. Ich bin aber mit dieser Partei in Zwiespalt gekommen und habe mich von

ihr trennen müssen in der Frage der Einheit, in der Frage, auf welche Weise Deutschland in einen Bundesstaat verwandelt werden soll. Ja, einst, — einst träumte ich auch mit dieser Partei einen schönen Traum; ich meinte, Deutschland werde eins werden durch freie Verständigung der Glieder und Stämme der Nation in einem Parlament; frei, ganz frei sollte jedes Glied so viel opfern als nötig ist, um ein Organ herzustellen, das die Einheit vertritt und beständig vollzieht; ich träumte von einem Tage, wo ein solcher freier Vertrag geschlossen sei, wo ein Jubel durch Deutschland gehe, wo die Festflaggen in den Städten wehen und wo wir alle als neu geeinigte Brüder eines neu geschaffenen Deutschlands uns begeistert umarmen werden. Nun — der Versuch ist gemacht worden, er ist dagewesen, wir haben unser Parlament gehabt, und ich habe im Parlament alles miterlebt. Ich gestehe Ihnen, in dieser Versammlung lag schon in den ersten Monaten auf meiner Seele ein Druck; ich ahnte, daß unter den Formen für die neue Einheit Deutschlands, die in Frage kommen können, keine durchzuführen sein werde. Ich ahnte es; ich sagte es mir anfangs noch nicht klar, aber meine Ahnung wurde Gewißheit und gieng leider in Erfüllung. Um hier nicht in das Weite zu gehen und längst Bekanntes zu wiederholen, lassen Sie mich in Kürze sagen: das Parlament verhandelt drei Vierteljahre die Grundlagen der deutschen Reichsverfassung, die Grundrechte, und gelangt dann an die Frage: wie sollen wir das Werk krönen? Jetzt kommt die Not, und mit fünf Stimmen Mehrheit wird beschlossen, die Kaiserkrone dem König von Preußen als erblichem Oberhaupt anzutragen. Hätte der König von Preußen damals angenommen, so hätte er es nicht anders durchsetzen können, als wenn er den Krieg, den Preußen dann 1866 führte, damals schon geführt hätte, denn es wird wohl niemand meinen, Österreich wäre ihm in die Arme gefallen und hätte gesagt: da hast du mich, du sollst Kaiser sein. Der Grund, warum wir nichts haben schaffen können, liegt ganz einfach in der Zweiheit Preußen und Österreich; beide waren doch da mit ihrer Macht, die wir nicht zerschlagen konnten; neben Preußen war Österreich da mit dem einen Fuße im Ausland, d. h. durch seine nichtdeutschen Völker eine europäische Großmacht mit andern Interessen als Preußen und wir sie haben. Diese Zweiheit hat alles unmöglich gemacht; es ist nicht anders, man

kann es nicht leugnen, auch wenn es noch so unangenehm sein mag: unmöglich. — Der König von Preußen nahm eine Krone, die ihm den Krieg gegen Österreich und gegen die voraussichtlich mit Österreich verbundenen deutschen Staaten gekostet hätte, nicht an. Übrigens hatte, wie Sie wissen, die demokratische Partei selbst zu dieser Krönung des Verfassungswerks zugestimmt und, mit der alten liberalen Partei vereinigt, hat sie den König von Württemberg vermocht, daß er unterzeichne. Aber alles scheiterte, und unsere große, schöne Bewegung von 1848 gieng hinab, es folgte die Reaktion; der Deutsche Bund stand aus den Trümmern wieder auf. — Was haben wir nun getan in den Jahren des langen Stillstands? Wir haben gesprochen, wir haben gesungen, wir haben gedichtet, wir haben Schützen- und Sängerfeste gefeiert, und die Wahrheit ist, wir haben nichts gemacht, wir haben nichts gekonnt; das wollen wir uns nur gestehen! Gehen wir zunächst vorwärts bis zum Schleswig-Holsteinischen Krieg 1864. Württemberg mit den übrigen Klein- und Mittelstaaten trat ein für das Recht des Herzogs von Augustenburg; es war dies, wie Sie sich erinnern, ein unzweifelhaftes, bewiesenes Recht, und daß im Namen dieses Rechtes gegen das freche Dänemark gekämpft werde, dies war es, wofür wir alle uns begeisterten. Was geschah? Preußen und Österreich vereinigten sich, rückten ein in Schleswig-Holstein und da wir, um für den Augustenburger zu kämpfen, nachrücken wollten, so drückten sie uns weg; Sie wissen, wie die Truppen der Mittelstaaten, die bereits einmarschiert waren, mit dem Ellbogen beiseite geschoben wurden. Wir fielen unsanft zu Boden und saßen, gestehen wir es uns nur, in unserer Schmach. Ich war damals nicht im Lande, ich war in der Schweiz, und ich komme nun auf einen Punkt, der viel besprochen, verhandelt und auch hier soeben erwähnt worden ist; ich meinte damals, um uns vor solcher Erniedrigung zu bewahren, sollten wir im alten Deutschen Bund einen engeren Bund gründen, einen Bund der Südstaaten, der Mittel- und Kleinstaaten, ein Glied, das — so stellte man sich vor — mit Österreich und Preußen eine organische Dreiheit bilden sollte, eine Trias; denn künftig, nach Lösung des augenblicklich schwebenden Konflikts, glaubte man sich ein gedeihliches Verhältnis einer solchen dritten Macht im Bunde zu den zwei andern Mächten denken zu können. Doch wesentlich sollte diese Form, die

wir jetzt, nachdem Hannover gefallen ist, Südbund nennen, uns vereinigen, damit wir solcher Erniedrigungen von den Großmächten oder, wie sie sich damals nannten, den Vormächten, uns künftig erwehren könnten. Ich meinte damals, mit aller Energie werde das Volk der Mittelstaaten, insbesondere Süddeutschlands und Württembergs, die Errichtung dieser Schutzmauer gegen die Vergewaltigung der Großmächte verlangen; ich erwartete von unserer Kammer, daß sie mit ganzer Kraft entschlossen den Moment ergreifen werde, um die Schöpfung eines solchen Bündnisses zur Wahrung unserer Ehre durchzusetzen. Nichts, nichts hat man getan; man legte die Hände in den Schoß und ließ lahm und schlaff die Demütigung über sich ergehen! — So fand uns der Krieg 1866: ein Bürgerkrieg, wozu der Anlaß ränkevoll vom Zaun gebrochen wurde, ein Bürgerkrieg, den ich, den wir alle als eine schuldvolle Tat betrachteten und verabscheuten. Zwar, nebenher gesagt, möglich wäre er nicht gewesen, hätte Österreich nicht vorher selbst eine große Schuld auf sich geladen gehabt, denn die Preußen in einen solchen Kampf zu führen war nur deshalb möglich, weil Österreich unter Schwarzenberg seinen Vorteil über alles Maß ausgebeutet und in Olmütz Preußen so tief gedemütigt hatte, daß kein Preuße war, in dem nicht die tiefste Bitterkeit und Empörung kochte. Es ist also eine Nemesis über Österreich gekommen; aber trotzdem war dieser Krieg eine schuldhafte Handlung und heute sage ich noch, es war gut getan, daß wir gefochten haben für das bestehende alte Recht.

Nun komme ich aber an einen Punkt, wo ich Sie dringend bitten muß, mich nicht mißzuverstehen, meine Worte, deren einzelnes hier wichtig ist, wohl aufzufassen und zu bemerken. In der Weltgeschichte ist schon vieles geschehen, was Gewalttat war und doch einen Bau gründete, der zum Wohle von Tausenden, von Millionen sich befestigte. Wie manches könnte ich hier anführen! Württemberg selbst besitzt, wie Sie sehr wohl wissen, einen Teil seines Landes durch Gewaltakte. Um nur noch e i n Beispiel, ein ungleich größeres, zu nennen: die Angelsachsen sind eine mächtige, blühende Nation geworden durch die Mischung mit den Normannen, von denen ihr Land in der Schlacht bei Hastings rechtswidrig, blutig und grausam erobert wurde. Unsere Gegner nun nennen den, der sich der Anerkennung solcher geschichtlichen Wahrheit nicht verschließt, einen An-

beter des Erfolgs, sie erheben den Vorwurf der Charakterlosigkeit und sie hätten recht gegen den, der in einem Moment und aus niedrigen Gründen die Bahn seines Urteils und Handelns verließe. Die Sache liegt nicht einfach, sie ist verwickelt, denn die zwei Sätze: Unrecht bleibt Unrecht, und: Unrecht kann in der großen Politik wohltätige Früchte tragen, bilden einen Widerspruch, den nur die folgende Betrachtung löst. Wir sollen und werden in der Gegenwart Unrecht stets Unrecht nennen, und wenn heute oder morgen wieder eine Gewalttat geschieht, werden wir sie redlich bekämpfen; wenn wir aber im Laufe der Zeit sehen, daß diese Gewalttat etwas begründet, was bleibt und was zum Wohle vieler dient, dann dürfen wir sagen: ich habe gekämpft, ich werde im gleichen Falle wieder kämpfen, aber ich kann nicht leugnen, es ist auf schuldhafte Weise etwas entstanden, worauf sich dauernd die Wohlfahrt eines Ganzen, einer Nation gründen kann. So ist es, der Widerstand unseres Gefühls kann den großen Gang der Dinge nicht verändern; Unrecht soll Unrecht bleiben, aber es geht eben in der Weltgeschichte anders als im Privatleben, wo wir uns mit der Untat nachher so wenig wie vorher versöhnen dürfen. — So ist aus dem Bürgerkriege in Deutschland der Nordbund hervorgegangen, dessen sich Millionen als eines Segens erfreuen, in welchem sie Schutz, Macht, Ehre, Gedeihen ihres Wohlstands genießen, und wir werden nicht meinen, diese Millionen seien Toren, die sich täuschen.

Nun weiter! In den Jahren zwischen der Entstehung des Nordbundes und dem jetzigen Kriege habe ich geschwiegen, und habe in meinem Schweigen doch bereits die Überzeugung gehabt, für uns bleibe nichts anderes als Eintritt in den Nordbund. Nun aber nahm die Demokratie wieder ihren Südbund auf, während doch ein Kind einsehen kann: wenn unsere Mittel- und Kleinstaaten in ihrer Erniedrigung im Jahre 1864 keinen Südbund geschlossen haben und wenn sie es im Jahre 1866 wieder nicht wollten und vermochten, wer will sie nun dazu bringen? Der Südbund war jetzt absolut nichts anderes als ein totes Wort; man hatte ja auch niemand mehr zu einem Südbund; Hessen konnte nicht mehr gezählt werden, Baden will nicht, es bleibt also nur Württemberg und Bayern. Württemberg wäre der Bediente Bayerns geworden, und wie wir jetzt murren gegen das Übergewicht Preußens, so würden wir gegen das bayerische

murren. Ja, so ist es, es ist mir leid, daß es so ist, aber ich kann mich nicht sehend blind machen. Was bleibt denn nun? Den Nordbund zerschlagen? Woher den Arm und den Hammer nehmen? Oder die Deutsch-Österreicher aus Österreich herausziehen? Ganz hübsch, aber wie bringt man sie heraus? Man soll mir doch nur das Werkzeug zeigen, mit dem man sie heraushäkelt. Wer kann denn das Unmögliche wollen? — So dachte ich, aber ich schwieg, und warum? Ich mache es keinem zum Vorwurf, wenn er nach 1866 sich beizeiten für den Eintritt in den Nordbund aussprach, wenn er nach kürzerer Frist mit einer ehrlichen Überzeugung von der Zweckmäßigkeit dieses Schritts in die Öffentlichkeit herausgieng; aber es ist auch wohl gut und recht, daß es Männer gab, die nicht so leicht, nicht so schnell sich entschließen konnten, die eine gewisse Scham, — ich nenne darum andere nicht schamlos, ich weiß nur kein anderes Wort — zurückhielt, sich laut zu erklären, Männer, die erst noch gute Zeit zuwarten wollten, ehe sie für die guten Folgen einer schuldvollen Tat sich öffentlich aussprachen. Ich hatte aber auch kein politisches Amt, und es war mir erlaubt, zu schweigen. Nun hat man diejenigen, welche schneller sich entschlossen, für den Eintritt in den Nordbund zu wirken, Bettelpreußen genannt und wird auch die, welche jetzt erst sich dazu entschließen, so nennen. Sehen Sie, meine Herren, das ist eines der unedlen Parteistichwörter. Keiner, der nach redlichem Nachdenken sich überzeugt hat, daß uns nichts anderes übrigbleibt, als uns diesem Nordbund anzuschließen, wollte sich schmachvoll den Preußen anbetteln; das ist ein Wort, das nichts sagt, das aber mit leichtem Wurf einem anständigen Manne das Kleid beschmutzt. „Den Erfolg anbeten", das sieht aus, als ob einer bloß durch den sinnlichen Glanz eines Sieges der ungerechten Sache verführt auf die Knie fiele, um sich dem Sieger anzuschmeicheln. Auch dies ist ein leichtfertiges Parteistichwort, mit dem man schwache Augen blendet. Wenn etwas Neues entsteht, das wir vorher nicht kannten, das wir aber nun als zweckmäßig, wohltätig und heilsam erkennen, so wird doch wohl ein ehrlicher Mann sich dafür erklären können, ohne den Vorwurf der Charakterlosigkeit zu verdienen . . .

Ich kehre zu dem Momente zurück, da es zum Kriege kam. In der Person des Königs von Preußen wollte Frankreich die deutsche Nation beschimpfen, es war ihm und in ihm uns eine moralische

Ohrfeige zugedacht, die er glücklicherweise im letzten Augenblick noch parierte. Der erste Blick in die Zeitung mußte damals jedem sagen: jetzt ist der Krieg vor der Tür. Benedettis Abweisung war der gewisse Krieg. Die Kriegserklärung folgte auf dem Fuße.

Rasch waren unsere Fürsten entschlossen, treu zum Vaterlande zu halten, unsere Kammer stimmte für die Bewilligung der Gelder, denn glücklicherweise die Eintracht war da, die ganze Nation begriff, daß uns unser guter Stern, daß ein gütiges Schicksal diesen Krieg schickte, daß uns der Himmel den Pharao in Frankreich verstockte, damit er uns in das gelobte Land der Einheit hineinführe. Wer hat nicht als Jüngling geahnt und gedacht, daß nur ein nationaler Krieg uns die Einheit bringen, nur ein Krieg, trotz allem Jammer und Elend des Krieges, uns durch unser Blut zusammenschweißen werde? Nicht, als wäre deshalb je ein Gelüste in uns gewesen, einen Krieg, selbst um Wiedergewinn der uns einst gestohlenen Provinzen, zu beginnen und gewissenlos den Frieden Europas zu stören. Wir haben ihn nicht gesucht, er ist an uns gekommen, aber in ihm begrüßte jeder Freund des Vaterlandes die „Meisterin Notwendigkeit, die an einem großen Tage vollbringt, was kaum Jahrhunderten gelingt". Nicht so begrüßte ihn die demokratische Partei, sie sperrte sich gegen den allgemeinen Strom, sie sagte: es ist ein Kabinettskrieg, und wir wollen neutral bleiben. Meine Herren, neutral bleiben in einem solchen Kriege — erlauben Sie mir ein Bild aus der etwas derben Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens. Es bricht in einem Lokal zwischen zwei Parteien eine furchtbare Schlägerei los; denken Sie sich einen dazwischen, der will neutral bleiben, aber Sie müssen dabei annehmen, daß er aus dem Raum nicht hinaus kann, wie wir ja aus Deutschland nicht hinaus können; nun denken Sie sich, wie der neutrale Mann im Gedränge zerrieben, zertreten, zerquetscht würde! Doch in der letzten Stunde lenkte die Volkspartei ein und bewilligte die zum Krieg erforderte Summe. Nur einer nicht, der Abgeordnete dieses Bezirks. Er sagte: nein*). Ein Mann muß handeln so, daß er die Konsequenzen für sein Handeln auf seine Verantwortung nimmt, die in dem Fall eintreten müßten, daß seine Abstimmung Nachfolge fände und die

*) Siehe die nachträgliche Anmerkung zu dieser Seite.

Mehrheit gewänne. Nun denken Sie sich diese Konsequenzen! Das ist doch so gewiß wie 2×2=4, daß Napoleon beschlossen hatte, unsere schwachen Staaten durch einen heilsamen Schrecken zu zwingen, daß wir denselben schmachvollen Rheinbund mit ihm schließen, den wir schon einmal mit Napoleon I. zum ewigen Schimpf unserer Geschichte errichtet haben, wo Deutsche gegen Deutsche fechten mußten. Und wissen Sie, was der heilsame Schrecken gewesen wäre? Sein Heer, seine raublustigen Horden, die Halbwilden aus Afrika hätte er über den Rhein geworfen, sie hätten dem Landmann das letzte Kalb und die letzte Kuh aus dem Stalle gerissen, sein Weib und seine Töchter geschändet, hätten in Stadt und Dorf gesengt, gemordet, geplündert, hätten wie Bestien gehaust. Wir wissen ja, wie die Franzosen unter Melac und Turenne schon in Deutschland gewütet, wie die Pfalz von ihnen verwüstet worden ist. Das wäre die Neutralität gewesen, und nach dieser Herrlichkeit hätten wir dürfen mit Frankreich gegen Deutschland kämpfen. Das hieß das Neinstimmen in solchem Falle! Glücklicherweise blieb die Stimme allein; einträchtig zog Württemberg mit Deutschland in den Krieg. Welch ein herrliches Schauspiel bot und bietet diese Eintracht! Die deutschen Stämme vereint; was häßlicher, giftiger Haß gewesen, wird herrlicher Wetteifer, der Schwabe, der Bayer, der Hesse, der Sachse mit dem Preußen vorwärts in das Feuer, vorwärts furchtlos in den Rachen der Geschosse! Aus dieser Eintracht erwuchs eine Kraft, die den Teufel aus der Hölle holen könnte. Vereinigt sind nicht nur die Stämme, vereinigt sind die sonst getrennten, großen Eigenschaften der ganzen Nation: die Kriegskunst, die Kriegswissenschaft in der Führung Preußens, mit der Tapferkeit, der ungeheuren Naturkraft, der physischen Tüchtigkeit, Ausdauer der sämtlichen Stämme, die nur bisher nicht an die rechte Stelle gesetzt war und daher nicht leisten konnte, was sie zu leisten vermag, denn diese kriegerische Kraft war ja nie richtig geleitet, geteilt und zerstückelt verblutete sie sich nutzlos. So aber ist Deutschland von Sieg zu Sieg gegangen, herrlich, groß, unwiderstehlich! Und dasselbe herrliche Bild wie die Eintracht i m Heere bietet die Eintracht, das Mitfühlen der Nation m i t ihrem Heere. Nie ist ein Volk so bei seiner Armee gewesen wie hier der Bürger bei den Soldaten, alle Herzen sind beisammen; dort kämpfen die Krieger ihren blutigen Kampf,

und hier wetteifert das ganze deutsche Volk im Wohltun, Labung, Heilung und Pflege der Verwundeten, und zwar gleich mitfühlend und opfernd für Feind und Freund. Also dort der Mut, und hier die Menschlichkeit und Güte, — eine der herrlichsten Erscheinungen, die je die Geschichte der Menschheit gesehen hat. — Unser Unglück wollte, daß wir den Urheber dieses Krieges gefangen in die Hände bekamen; ich sage: unser Unglück, denn es ist ein falscher Schein entstanden für die, die es oberflächlich betrachten, als kämpfen wir nun gegen den wirklichen und wahren Patriotismus des französischen Volks. Wir kämpfen für unser Vaterland und unser Recht, wir kämpfen, weil wir das haben müssen, was uns geraubt und gestohlen worden ist, und wir kämpfen gegen die verbissene Leidenschaft, die uns dies unser Recht verweigert.

Noch muß ich hier ein Wort anknüpfen über das, was auch mein Herr Vorredner nicht versäumt hat hervorzuheben: wenn der Krieg da ist, so ist das Reden und Stimmen etwas ganz anderes, als wenn kein Krieg ist. Sie können das scherzend so ausdrücken: wenn kein Krieg ist, dann ist Vakanz, da mag jeder sagen, was er denkt; während des Kriegs aber darf man nicht alles tun, was man sonst tut. Da hat man nun auch gewütet, als Jakoby eingesperrt wurde, weil er in öffentlicher Rede gesagt, Deutschland solle Elsaß und Lothringen nicht behalten. Das täte nun nichts, wenn Friede wäre, da darf man die abgeschmacktesten Sachen sagen, aber ganz anders ist es im Kriege. Im Augenblicke haben sich die französischen Zeitungen solche Stimmen gemerkt, verwertet und ihren Lesern gesagt: da seht den Zwiespalt in Deutschland! und es hat das den Widerstand der Franzosen gegen uns wieder gestärkt. Jeder Tag aber dieses fortgesetzten Widerstands kostet uns teures Blut; also da ist es Ernst, da darf man nicht schwätzen, was man will, und die Preßfreiheit, ein heiliges Recht, muß da ihre Grenze haben. Ich habe im Laufe des Kriegs ein Wort gesagt, das mir, wie ich voraussah, gehörig auf Rechnung geschrieben wurde. Als der Krieg so gut wie gewiß, schlechthin unvermeidlich war, da gefiel es der demokratischen Partei noch immer den Haß gegen Preußen zu schüren. Ich frage: ist es erlaubt, wenn man schon so gut als im Feuer steht, den Haß gegen den, der in Reih und Glied neben mir steht, zu nähren, ist es nicht vielmehr heilige Pflicht, nur

einen Haß zu kennen, den Haß gegen den Feind? In meines Herzens Zorn und Entrüstung — denn man darf schon einmal zornig werden — habe ich nun kürzlich gesagt, damals sei ich in einer Stimmung gewesen, daß ich, wenn es auf mich angekommen wäre, jeden, der den Haß gegen Preußen statt gegen Frankreich schürt, standrechtlich zu behandeln fähig gewesen wäre. Ja, ich habe es gesagt und sage es wieder*).

Noch eine andere große Bedeutung als die, von der ich gesprochen, hat dieser Krieg. Ja, es ist ungeleugnet, Preußen hat im Jahr 1866 schuldvoll gehandelt, aber die Ströme von Blut, die Preußen selbst jetzt vergossen hat, haben beim Himmel! diese Schuld gesühnt. Ich wiederhole ein Wort, das ich anderswo gesagt: ein heiliger Krieg sühnt einen unheiligen, ein gerechter Krieg für das Vaterland und alle Güter des Lebens sühnt die Schuld eines ungerechten, und wenn Sie zweifeln, so bitte ich, sehen Sie doch die preußischen Verlustlisten an! Haben Sie schon diese großen Blätter gesehen, wie sie in langen, nebeneinander gestellten Kolumnen die Verluste verzeichnen, haben Sie schon an die Tränen der Witwen und Waisen gedacht? Glauben Sie, das sei keine Sühnung der Schuld? — Aber unsere Siege hätten wir, wie Sie wissen, ohne Preußen nicht erfochten. Preußen hat uns geführt und so geführt, daß es seinen Beruf, uns zu führen, bewiesen hat. Die deutsche Einheit, sie ist nun in diesem Kriege da, sie ist lebendig und tatsächlich vorhanden, doch nur in einem Vorbilde dessen, was als dauernde Form nun werden soll; es ist ein Akt, eine Tatsache, aber noch keine Verfassung, eigentlich doch nur Einigkeit, noch nicht Einheit. Gienge es nach unserer Neigung, so müßte diese Verfassung eine gemeinsame Neuschöpfung sein, das Werk einer konstituierenden Reichsversammlung, die mindestens die schon bestehende Verfassung des Nordbundes einer wesentlich durchgreifenden Revision unterwürfe. Dies aber hieße, das ganze Einigungswerk wieder in Frage stellen, ja alle Wirren erneuern, die wir in unserem ersten Parlament erlebt haben. Der Nordbund kann nicht gestatten, daß das, was mit so viel Mühe und nach so langen Verhandlungen zustande gebracht worden ist, noch einmal dem Zanke der Parteien einer großen Verfassung gebenden Versammlung preisgegeben und so die

*) Siehe oben Seite 318. A. d. H.

Gefahr heraufbeschworen werde, daß, was schon besteht, niedergerissen und nichts Neues gebaut würde.

So stehen wir denn vor der Frage: soll alles wieder umsonst sein, soll auch diese große Stunde wieder ungenützt vorübergehen? Auf diese Frage antwortet die demokratische Partei: ja, wenn unser Wille nicht geschieht, so soll nichts geschehen. Sehen wir nach den Motiven dieses Widerstandes gegen das, was jetzt das allein Mögliche und Richtige ist, so haben wir den ersten und letzten Grund in einer Abneigung zu suchen, die aus einem an sich ganz richtigen Gedanken fließt. Wenn einzelne Staaten, Teile eines natürlichen Ganzen, vorher nur locker verbunden, sich organisch vereinigen, wirklich Teile eines politischen Ganzen werden sollen, so erscheint es als unnatürlich, als eine Anmaßung, wenn ein Teil unter den Teilen sich über die andern stellen, die Rolle des Ganzen spielen will. Auch mir wollte es lange nicht in den Kopf, daß Preußen an die Spitze treten und das übrige Deutschland sich unterordnen soll; allein ich habe gelernt, daß man mit dem Lineal im Kopfe die Geschichte nicht liniieren kann, diese macht eben andere Wege. Preußen ist zu mächtig, um sich mit uns und neben uns unter eine Gesamtregierung Deutschlands zu stellen, und die Form für eine solche läßt sich, wie die Erfahrung bewiesen hat, nicht finden. Das ist ein in den Dingen liegendes Gesetz, das wir einmal nicht ändern können, und seinen Führerberuf hat Preußen in der gefährlichsten aller Lagen, in die ein Volk kommen kann, tatsächlich bewährt, im Kriege.

Ein zweiter Grund des Widerstands liegt in einem Gefühle, das nicht politischer Natur ist, das aber so tief in unserem süddeutschen Naturell sitzt, daß es seine Stimme in den politischen Rat einmischt. Es liegt im preußischen Wesen etwas Absprechendes, Wohlweises, das man bei uns einmal nicht leiden kann. Es geht mir auch so: ich kann es auch nicht leiden, habe darüber in Ernst und Scherz oft räsoniert und räsoniere vielleicht auch ferner. Allein, es steht eben unabänderlich fest, daß eine Stimmung kein politischer Grund ist, wir müssen unserem nächsten Gefühle die Stimme in der politischen Erwägung versagen und übrigens uns an die Aussicht halten, daß die flüssigere Mischung mit dem Naturell der deutschen Stämme das beste Mittel sein wird, jene

unerfreulichen Züge, die doch auch wahrlich nicht allen Preußen eigen sind, aufzulösen.

Von ungleich größerem Gewicht ist ein dritter Grund, genommen aus den innern politischen Zuständen Preußens. Noch hat es die in Preußen verbreitete Bildung nicht vermocht, ein Ministerium Mühler zu entfernen, welches das Unterrichtswesen nicht im Geiste der wahren Religion, welcher erhellend und befreiend wirkt, sondern in einem unfreien, düstern und pfäffischen Geiste leitet. Angesichts dieses Übels muß man sagen, daß Preußen noch nicht auf der Höhe steht, auf der es als ein moderner Staat stehen sollte; das ist kein moderner Staat, wo die Schule im Banne einer mechanischen Religionsauffassung liegt, wo Gebetsformeln den Unterricht einengen. Ein anderes Übel ist das Junkertum, das leider in Preußen noch in Blüte steht. Man erzählt selbst aus dem gegenwärtigen Kriege einzelne Szenen, von denen ich hoffen möchte, daß sie nicht wahr sind, Szenen, die einen trüben Blick in dies Unwesen öffnen. Das Junkertum in Preußen führt zwar nicht verfassungsmäßig, aber vermöge stehender Gewohnheit, eingewurzelten Mißbrauchs Vorrechte mit sich in bezug auf das Vorrücken in Stellen und Ämtern, namentlich im Heere. Nach dieser Seite, meine Herren! sieht es in Preußen heute noch aus wie im Mittelalter; das ist ein starkes Wort, aber es muß gesagt werden. Es ist dies ein Übel der traurigsten Art, das nur höchst abstoßend auf uns wirken kann, die wir Zustände gewohnt sind, wo Adel und Bürgertum schlicht und unbefangen miteinander verkehren und die Geburt kein Vorrecht im Staate begründet.

Ja, meine Herren, das sind große Mißstände. Aber bringt denn Preußen diese Mißstände zu uns herüber? Wir bleiben frei in unserer Regierung, in unserer Verwaltung, in unsern innern Einrichtungen, Bräuchen und Sitten, kein preußischer Minister wird unsere Schulen leiten, kein preußischer Junker wird unsere Regimenter führen; im Gegenteil, wenn wir eintreten in den Norddeutschen Bund, der nun zum Deutschen Bunde werden wird, so bringen wir unser freies, lebendiges Wesen, unser freies Denken mit und sind an der rechten Stelle, gegen das zu wirken und anzukämpfen, was in Preußen noch vom Übel ist.

Doch zwei andere, starke Gründe des Widerstands sind noch nicht

genannt; sie liegen in der Verfassung des Nordbunds selbst, — zwei harte Nüsse, zwei saure Äpfel. Sie wissen, meine Herren, daß das Militärgesetz des Nordbundes eine dreijährige Präsenz der Infanterie feststellt (von den Spezialwaffen kann hier nicht die Rede sein, die allerdings eine längere Übung verlangen). Eine so lange Präsenz ist ein für allemal zu viel; zwei Jahre jedenfalls genügen. Man sagt, der Krieg vom Jahre 1866 sowohl als der gegenwärtige habe den Beweis für die Zweckmäßigkeit dieses Gesetzes geliefert. Es ist nicht wahr, er ist nicht geliefert; die Schlachten sind zum geringsten Teil von Truppen geschlagen worden, die im dritten Jahre präsent waren oder sind. Bayern hat keine dreijährige Präsenz und was haben die Bayern geleistet! Schwer drückt dieser Übelstand auf die Arbeit und den Wohlstand, er ist die Hauptursache der Steuererhöhung, die mit dem Eintritt in den Nordbund auf uns wartet. Was tun? Was tun, wenn aller Einspruch gegen ein so lästiges Gesetz vergeblich ist? Vorerst lassen Sie mich eines sagen. Das System, das ich, soviel ich als Laie von der Sache verstehe, für das beste halte, käme jedenfalls noch viel teurer. Es würde die Präsenz auf ein Jahr verkürzen, aber voraussetzen, daß die Jugend vom 14. oder 16. Jahre an im ganzen Land, in jeder Gemeinde durch Instruktoren streng gesetzmäßig eingeübt würde bis zum Antritt der wirklichen Dienstpflicht; die Söhne der Landleute und Bürger müßten jede Woche wenigstens einen halben Tag darangeben, um zu exerzieren; das Instruktionsinstitut käme teuer, sehr teuer zu stehen. Es wäre eine Einrichtung, die sich streng von einer Milizverfassung unterschiede, wie sie die demokratische Partei immer empfiehlt. Ich habe das Milizwesen in der Schweiz mit angesehen und habe dort keinen denkenden Militär gesprochen, der nicht geurteilt hätte, daß dies System ungenügend sei und im Kriege nimmermehr bestehen würde. Die Präsenz, die nur einige Wochen dauert, ist zu kurz, sie genügt weder das Technische hinreichend zu lernen noch an Disziplin und Einfügung in den Körper, dem der Soldat angehört, sich zu gewöhnen, und schweizerische Offiziere selbst haben mir gestanden, daß, wenn die Schweiz in einen Krieg verwickelt würde, erst mit blutigen Strafen die Disziplin hergestellt werden müßte; das System genügt nicht, die nötige Zahl guter Unteroffiziere zu bilden, es fehlen ihr die Kaders, es fehlt ihr durchaus die unentbehrliche größere Zahl

von Berufssoldaten. Berufen Sie sich nicht auf das Kadetteninstitut als auf eine hinreichende Vorbildungsschule. Dieses Institut ist nicht allgemein; führt eine Gemeinde es ein, so ist es allerdings verpflichtend für jeden Schüler, aber die Gemeinden sind nicht gezwungen, es einzuführen, und es haben daher nicht alle Gemeinden in der Schweiz Kadettenschulen. So bleibt die Allgemeinheit der Vorbildung aus, welche nötig wäre, eine so kurze Präsenz auszugleichen; doch auch wenn sie bestände, wäre diese schlechthin zu kurz, um einen guten Soldaten zu bilden. — Genug von anderen Militärsystemen; das steht fest, daß eine dreijährige Präsenz zu lang ist, zu schwer auf den Bürger drückt. Wir werden protestieren, aber wenn es vergeblich ist? Wenn wir nun die lästige Bestimmung nicht entfernen können, und wenn ein Abgeordneter dennoch für den Eintritt in den Nordbund stimmt, also in den sauren Apfel beißt, was wird man dann sagen? Die Gegner werden sagen, er opfre seine Überzeugung und dies sei schmählich. Allein wer irgend billig ist, muß zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem unterscheiden. Das Wesentliche aber ist, daß unser Staat nicht länger in der Luft schwebe, sondern daß er unter Dach und Fach komme, damit uns nicht der nächste Krieg umwirft wie ein Kartenhaus; hierin die Überzeugung opfern wäre schmählich; seine Überzeugung in einem einzelnen Punkt opfern, um ein großes, allgemeines Gut zu retten, ist wahrlich keine Schande, vollends dann nicht, wenn das einzelne Übel, um das man das Gut erkauft, kein bleibendes ist, denn nur für eine Reihe von Jahren ist diese Bestimmung im Nordbund gültig, sie kann künftig umgestoßen werden, und sie wird umgestoßen werden.

Der Nordbund wird überhaupt etwas teuer sein, meine Herren; die Steuern werden steigen, aber glauben Sie denn, wenn wir eine Reichsverfassung gemacht hätten, die ganz vom Volke aus durch ein Parlament entstanden wäre, diese Verfassung wäre wohlfeiler geworden? Wer in ein neues Ganzes eintritt, muß auch für das Ganze zahlen, während er vorher nicht für ein solches Ganzes zu zahlen hatte. Ich erinnere Sie an die Beiträge zur deutschen Flotte. Ich glaube, ich würde Sie alle beleidigen, wenn ich von Ihnen glauben würde, Sie begreifen den Nutzen einer Flotte nicht, weil sie nicht auf der Enz schwimmt.

Noch ein Wort zum Schluß über die Steuerlast als eines der stärksten Drohmittel unserer Gegner! Ja, der Eintritt in den Nordbund ist teuer, das teuerste aber, meine Herren, ist die Schutzlosigkeit, das teuerste ist, wenn ein Krieg uns vereinzelt findet, zu Boden schlägt, aussaugt, wenn Elend und Armut und Millionen über Millionen Staatsschulden folgen. Ich meine, das wäre jedenfalls ein weit größeres Übel als der Zuwachs an Steuern, den wir durch den Eintritt in den Nordbund bekommen.

Wenn wir nun fragen: soll denn der jetzige große Augenblick wieder nicht benutzt werden und soll man uns ebenso uneinig und wehrlos finden wie vorher? so wird uns geantwortet: nein, die Allianzverträge haben wir, wir haben ja ein Bündnis mit Preußen, ein Schutz- und Trutzbündnis; im Kriegsfall werden wir wieder zusammenstehen, und zwar immerhin unter der Leitung und Führung Preußens. Meine Herren! Ob diese Allianzverträge genügen, wenn es wieder einen Krieg gibt, das ist keine Frage, die sich so leichthin mit Ja beantworten läßt. Der nächste Krieg wird nicht so einfach sein wie der gegenwärtige, wo ganz Deutschland seinen Feind, den alten Reichsfeind, der uns wiederholt berauben wollte, sich klar gegenüber hat. Ich glaube allerdings, wir stehen vor einem gewaltigen Weltsturme; da werden sich die Dinge ganz anders verwickeln als diesmal, und wenn wir nicht verfassungsmäßig mit dem übrigen Deutschland vereinigt sind, so zerren uns die gekreuzten Interessen dahin und dorthin; ein so leichtes Blatt wie unser Staat, wer weiß, in welchen Abgrund es dann von den Wirbelstürmen geweht würde? Das ist doch wohl einleuchtend, doch es ist nicht mein Hauptgrund.

Was ich jetzt sage, ist nicht mehr politisch. Erlauben Sie mir, meine Herren! ein Wort hier zu sprechen nicht mehr aus politischer Luft heraus, die immer die Luft der Berechnung ist, sondern aus dem Äther der sittlichen Welt. Unsere Soldaten, unser deutsches Heer stellt uns jetzt die deutsche Einheit in leuchtendem Bilde vor; in diesem Kriege ist Deutschland einig, und was diese Krieger tröstet in Hunger und Durst, in den langen Winternächten, wenn sie durchnäßt auf schlammigem Boden liegen, im Schnee und Eis auf ihren Posten stehen, was sie tröstet, wenn sie zerschossen niedersinken und ihre Seele aushauchen, das ist der Gedanke: ich habe gekämpft,

ich kämpfe für ein einiges Deutschland; was ihnen Mut gibt, in die Säulen der Feinde hineinzustürzen, ist das Bewußtsein: wir bringen die Einheit Deutschlands auf unsern Fahnen und mit unsern Wunden nach Hause. Und dieser Moment soll wieder nicht benutzt werden, das Eisen wieder nicht geschmiedet werden, solange es glüht? All die Taten sollen getan, all das Blut soll geflossen sein, nur, damit wir wieder wehren und sperren und zerren und zersen? Nein, wenn ich da mittäte, glauben Sie mir, verehrte Mitbürger, ich würde fürchten, die Toten, die hingesunken sind und ihre Seele verröchelt haben in blutiger Schlacht, sie stehen auf aus ihren Leichenhügeln und starren mich an mit weitoffenen Augen und fragen mich: haben wir darum gefochten und geduldet und sind gestorben, daß du, eigensinniger Schwabe, das Einigungswerk wieder hintertreibst und mit dem alten deutschen Grundlaster wieder zersetzest und zerzausest? Nein, haben sie gehungert und gedürstet und die Schrecken des Todes nicht gefürchtet, so will ich nicht unter denen sein, die sie um die Früchte ihrer Blutarbeit betrügen, weil sie sich eine Resignation nicht auflegen können; nicht unter denen, die es verschulden, daß man den Deutschen abermals nachsagt: ihr könnt dreinschlagen, aber nicht bauen. Ich will nicht zanken und hindern, nicht verneinen, ich will bejahen, ich will bauen.

Es bleibt mir noch übrig, mit einem Wort zurückzukommen auf den Vorwurf des Gesinnungswechsels, des Charakterumschlags, auf den Vorwurf: du warst vorher bei uns und hängst nun den Mantel nach dem Winde. Meine Herren! glauben Sie mir, die feste Überzeugung, das Beste des Vaterlandes ehrlich zu wollen, ist ein Panzer von gar gutem Stahl, an dem solche Anklagen wie Spreu abprallen. Ich darf meine letzte Stunde ruhig abwarten, da ich mir sagen darf, du bist noch dabei gewesen, als das Vaterland endlich aus der Lächerlichkeit und Schande, es nicht zur Einheit bringen zu können, heraustrat und sich zu der Höhe aufschwang, die ihm gebührt; du durftest noch mitwirken und hast mitgewirkt, obwohl nicht alles so blühend aussah, wie du es hättest wünschen mögen.

Ja, wenn Charakter heißt: mit dem Kopfe durch die Wand wollen, dann sind wir charakterlos; wenn Charakter heißt: die Wirklichkeit über das Knie des Ideals, das wir alle hochhalten, gewaltsam abbrechen, dann sind wir charakterlos; wenn Charakter heißt:

sagen, weil nicht alles ist, wie ich es möchte, so soll nichts sein, dann sprechen Sie immerhin uns den Charakter ab. Ich aber möchte einst, wenn mir die Augen im Tode brechen, mich nicht mit dem Gedanken trösten: damals, in jener großen Stunde, ist zwar wieder nichts geworden, ist Deutschland das Gelächter der Welt geblieben, ich aber darf an meine Brust schlagen und mir sagen: ich bin einer von den Gesinnungstüchtigen, die immer nein gesagt haben.

(Dezember 1870. Druck von Gebr. Müller in Stuttgart.)

Anrede auf dem Rathaus in Horrheim am 4. Dezember 1870.

Meine Herren! Verehrte Mitbürger! Oder: ich darf wohl sagen: meine lieben Horrheimer, denn zu euch komme ich als alter Bekannter; ich bin ja vor 40 Jahren euer Vikarius gewesen. Ich habe manchen von euch getauft, manchem in der Konfirmation den Taufbund erneuert, manchem den Ehebund eingesegnet. Heute komme ich nun nach so langer Zeit wieder, um von einem ganz weltlichen Bund zu sprechen, in den wir eintreten sollen; und doch könnte ich von diesem Bund, mit dem besten Gewissen, auch im Kirchenrock auf der Kanzel sprechen, so bestimmt bin ich überzeugt, daß es der Himmel ist, der ihn uns anrät. — Ich hoffe, meine Taufen, Konfirmationen und Kopulationen haben gut gebattet, aber der Bund, von dem ich heute spreche und der unser Vaterland einigen soll, wird, hoffe ich, noch viel besser, wird über Jahrhunderte batten. — Erlaubt, daß ich euch ein Geschichtchen aus meiner Vikarzeit erzähle. Ich war noch nicht lange im Pfarrhaus drüben, als ich hörte, man sage in der Gemeinde, es gehe ein Geist im Haus um; der Herr Pfarrer selbst glaubte es, und ich vernahm nun, daß eine alte Magd, die einzige Person, die außer mir im obern Stocke schlief, kürzlich um Mitternacht ganz außer sich, zur Pfarrfamilie hinabgestürzt sei und ausgesagt habe, sie könne nicht mehr oben schlafen, es gehe um Mitternacht immer ein Höllenlärm los wie ein Donnerwetter. Ich blieb nun mehrere Nächte bis Mitternacht auf, um dem Ding auf die Spur zu kommen, hörte aber nichts. In der Christnacht legte ich mich aus Müdigkeit vor Mitternacht zu Bett und schlief ein. Da erwachte ich mit dem Schlag zwölf Uhr an einem fürchterlichen Lärm, meine Bettlade wackelte, die Fensterscheiben klirrten, es war ein Gepolter und Gebockel in der ganzen Stube. Ich fuhr auf, schrie: Wer da? da war alles still; ich machte die Türe auf und sah in den finstern, verbraunten, unheimlichen Gang mit ein paar rußigen Kaminen, der zur Vikarsstube führte, konnte aber nichts entdecken. Erst lange nachher kam

ich hinter die Sache. Ich erwachte tief in der Nacht wieder an einem solchen Lärm und erkannte nun, was es war. Des Pfarrers Spitzhund schlief auf einem wackeligen Sessel unten an meiner Bettlade; der kratzte sich, davon wackelte der Stuhl, zitterte die Bettlade, klirrten die Scheiben und schien es, als werde alles in der Stube geschüttelt, denn das ganze Haus war eine alte Lotterfalle. In der Nacht kommt einem bekanntlich jedes Geräusch hundertmal größer vor, und so war das Rätsel erklärt. Meine lieben Horrheimer! Es geht jetzt auch ein Geist um in der Welt, in Deutschland, aber das ist ein anderer Geist, als der damals im Pfarrhaus spukte; es wettert jetzt auch, aber das tut nicht des Pfarrers in Horrheim sein Spitzer, sondern Jehova fährt daher auf dem Donnerwagen mit seinen Heerscharen, daß die Erde zittert von dem furchtbaren Schall, und er ruft im Sturm und Donner uns zu, es sei Zeit, daß wir uns ein neues Haus bauen.

Ganz Deutschland war eine solche Lotterfalle wie das alte Pfarrhaus in Horrheim. Das ist jetzt neu gebaut. Von dem alten Haus Deutschland ist nur ein Stück neu und solid aufgebaut, der andere Teil, worin wir wohnen, ist noch eine Lotterfalle, kann dem Wind und Wetter und Feuer nicht widerstehen. Wir müssen uns also dem neugebauten Teil anbauen, mit ihm unter ein Dach und Fach kommen. Da sagen euch nun unsre Gegner, es koste zu viel Geld. Die raten euch das Sparen zur Unzeit. Gar mancher, der fünftausend Gulden auszugeben scheut zu einem Neubau und lieber am alten Lotterbau herumflickt, muß es nachher bitter büßen, wenn ihm dafür hunderttausend aus der Tasche gerissen werden, da ihm Hab und Gut alles zugrunde geht, weil er keine festen Mauern hat, hinter denen er sich schützen kann. Die Gegner sagen euch auch, wir sollen darum mit dem neugebauten Teil nicht unter ein Dach, weil darin ein tyrannischer Herr regiere, nämlich der Preuße. Glaubt mir, das ist nur ein Pelzmärte, mit dem euch die Hopfianer erschrecken wollen. Der Preuße frißt uns nicht. Wir bleiben ungeniert in unserem Hausteil, d. h. wir erfreuen uns nach wie vor des ganz behaglichen und anständigen Lebens in unserm Württemberg; der Preuße hat nur zu kommandieren, wenn es gilt, das ganze

Haus gegen feindlichen Anfall zu schirmen, und daß er dazu ein Recht hat, das hat er in diesem Kriege gezeigt, in welchem wir nur durch seine Führung über einen furchtbaren Feind Herr geworden sind. — Jetzt sind unsere Söhne, Brüder, Ehemänner, Väter draußen im Feld; eben in diesen Tagen haben unsre Württemberger eine fürchterliche Bluttaufe bekommen; auch ich habe eine Nacht und einen Tag lang nicht gewußt, ob mein Bub noch lebt, mein einziges Kind. Wenn nun die nach Hause kommen und fragen, was w i r getan haben, während sie hungerten, dürsteten, froren, auf die Bajonette, auf die Kanonen losstürmten, verwundet und verstümmelt wurden, — wenn sie nach uns sehen und finden uns in einem Schmollwinkel, einem Trutzwinkel, wie einen Nickel von unartigem Buben, der beißt und kratzt und staucht, wenn man ihn hervorziehen will, — o seht, vor meinem eigenen Sohn müßte ich mich schämen, wenn ich bei den Nickeln, statt bei den vernünftigen Leuten, bei den Bauleuten gewesen wäre, wenn ich geholfen hätte, zu scheiden, statt zu verbinden!— Ihr wißt, daß ich mich nicht aufgedrängt habe zu eurem Abgeordneten. Ich habe mich lange besonnen, als man mich einlud, mich zu bewerben, weil meine Zeit von andern ernsten Pflichten in Anspruch genommen ist. Nun ich aber ja gesagt habe, muß ich mich auch umtun, um gewählt zu werden, und so darf ich euch wohl gestehen, es würde mich besonders freuen, wenn ich mir vorstellen dürfte, wie ein Horrheimer seinen Wahlzettel mit meinem Namen in die Urne gibt und im Heimgehen denkt: so, nun hab' ich beigetragen, daß unser alter Vikare in der Kammer hockt und Deutschland konfirmieren hilft.

(Auf besonderen Wunsch gedruckt in der Zeitung „Der Enzbote" vom 13. Dezember 1870.)

Ein Wort weiter für die Tiere.

I.

Das „Neue Tagblatt" hat mir die Aufmerksamkeit erwiesen, oder vielmehr der guten Sache, der ich dienen möchte, das Interesse zugewendet, aus einem Artikel, den ich in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht hatte, den Teil wiederzugeben, der sich mit Mißhandlung der Tiere beschäftigt.*) Eine alte und immer neue Frage, eine Frage, die man nie einschlafen lassen soll, ist durch die Schilderung empörender fremder Zustände und Erinnerung an die nicht eben viel besseren eigenen einmal wieder wachgerufen worden. Da und dort haben sich öffentliche Stimmen vernehmen lassen, Briefe sind mir von nah und fern zugekommen, der Tierschutzverein in Florenz hat mir seine Publikationen zugeschickt. Wenn ich selbst noch einmal hervortrete, so geschieht es mit nachdrücklicher Versicherung, daß ich mich nicht als einzelner hervordrängen will. Am einzelnen liegt nichts, der einzelne vermag nichts; seine Sache kann nur sein, anzuregen, beizutragen, daß viele, daß immer mehr Stimmen sich vernehmen lassen, daß eine öffentliche Diskussion entstehe, welche dem furchtbaren Übel, von dem es sich handelt, einmal mit verstärkten, geschlossenen Kräften auf den Leib geht; mir scheint, es sei Zeit, einen Feldzug dagegen zu eröffnen; daß die Bäume darum nicht in den Himmel wachsen werden, daran zweifelt kein Vernünftiger, aber etwas, einiges kann erreicht werden.

Dabei halte ich es für Pflicht, vorauszuschicken, daß es keinem Besonnenen einfallen wird, mit unbedachten Beschwerden gegen die Behörden vorzugehen, zu deren Obliegenheiten der schwere Kampf gegen die wilde Grausamkeit gehört, von der hier die Rede ist. Wir würden ja der guten Sache nur schaden, wenn wir ohne genaue Prüfung über Versäumnisse klagten, wo vor allem die

*) Ein italienisches Bad 1875; auch in Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, Ad. Bonz & Co, 1881, 2. Heft, S. 239—243, 256—264.

Größe der Schwierigkeiten anzuerkennen ist. Ich will nicht unterlassen, einen einzelnen Fall anzuführen, wo ich der hiesigen Polizei für entgegenkommendes, sehr nachdrückliches Wirken höchst dankbar geworden bin. Meiner Wohnung gegenüber wurde ein junger Hund an die Kette gelegt, dessen ohrenzerreißendes, mitleidforderndes Geheul nicht zu ertragen war; das Polizeiamt schritt auf meine Beschwerde mit Verwarnung, mit Strafandrohung, dann, als diese nicht geachtet wurde, mit Strafen vor, bis das Übel behoben war. Dies war nun immerhin ein klar liegender Fall; man muß aber bedenken, wieviel tausend Fälle unklar liegen, so daß der Polizei die Hände gebunden sind, oder das Handeln wenigstens ungemein erschwert ist; man erwäge unter den unzähligen Ursachen dieser Schwierigkeit nur die Relativität einer Pferdslast, und man wird sich sehr hüten, vorschnell zu urteilen. Man hat anzunehmen, daß eine Behörde Erfahrungen hat, deren Summe wir nicht übersehen, daß sie die Dinge aus vieljährigem, saurem Kampfe anders kennt als wir Privaten und daß sie daher nicht besonders aufgelegt sein kann, sich dreinreden zu lassen.

Allein diese gerechte Erwägung kann und darf uns nicht abhalten, unsere Stimme zu erheben. Haben wir zu erwägen, was soeben genannt ist, so darf die Behörde erwägen, daß das Publikum zwar die Schwierigkeiten nicht aus so reichen Erfahrungen kennt, aber doch mehr der Fälle sieht als sie; denn ihre Organe können nicht überall sein, das Publikum aber ist überall. Ja die Übersicht, die Sachkenntnis der Behörde kommt ja selbst nicht anders zustande als mit Hilfe des Publikums, seiner einzelnen Klagen und Beschwerden. Lassen sich darunter auch Vorwürfe gegen die Behörden öffentlich vernehmen, Klagen über Unterlassungen, über Versäumnisse, wo allerdings Einschreiten und Abhilfe möglich wären, so darf ja doch nicht vergessen werden, daß am Ende die organisierte Staatstätigkeit überhaupt sich auf Wechselwirkung zwischen Obrigkeit und Volk stützt, und zwar in allen wesentlichen Sphären. Auch der Kirche und Schule darf es nicht unerwünscht sein, öfters von neuem zu hören, was das Volk von ihr erwartet, und schließlich ist ja auf diese innere Notwendigkeit das Verhältnis zwischen Regierung und Landesvertretung gegründet. Fragt man, warum ich es hier für gegeben halte, auf eine Wahrheit mich zu berufen, die

so allbekannt ist, daß die Berufung auf sie überflüssig erscheinen könnte, so antwortete ich: weil es sich nicht um Betrachtungen, theoretische Sätze handelt, sondern um einen Zweck, und dieser ist kein anderer, als es durch Agitation in der vorliegenden Sache dahin zu bringen, daß sie einmal in der Kammer zur Sprache komme. Dies wird einer Erläuterung bedürfen; wir kommen darauf zurück.

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, einiges zur Belebung des Gefühls für die Not der Tierwelt und des Abscheus gegen die Roheit beizutragen, wodurch ein Teil unserer lebendigen Mitwesen zu einem Höllendasein verdammt ist. Dies Mitleid und dieser Abscheu besteht ja freilich auch ohne Zutun einer einzelnen Stimme, aber es besteht nicht in solcher Intensität, um zu einer vereinigten Bewegung anzuschwellen, welche nötig ist, um praktische Erfolge hoffen zu können. Daher möchte ich noch auf eine und die andere der grellsten Erscheinungen hinweisen mit der dringenden Bitte an Gleichgesinnte, daß sie sich vernehmen lassen, daß sie sich besinnen, wie Rat zu schaffen ist. Wage ich auch Vorschläge, so geschieht es also fern von der Meinung, für mich allein das Richtige sicher zu treffen. Nur durch Austausch vieler stellt sich heraus, was praktisch ist.

Wir leben in einem wohlregierten Lande, in geordnetem Zustande, in behaglicher Ruhe. Wir sitzen in Zufriedenheit zusammen und denken, es sei ja doch alles so recht ordentlich bei uns bestellt. Und währenddessen geschehen bei uns täglich und stündlich Dinge, sind wir umgeben von Scheußlichkeiten, als ob wir nicht in einem Lande der Gesittung, sondern unter Wilden, unter Karaiben wohnten. Was Wilde? was Karaiben? Der Wilde ist menschlich gegen sein Tier, die Scheusale der Grausamkeit sind bei dem Pöbel der zivilisierten Welt zu suchen, und bei uns wimmelt es von diesen Scheusalen. Wir dürfen uns unserer Gesittung nicht rühmen, so lange es so bei uns aussieht, denn unsere Indolenz, unsere Schlaffheit, unser Begnügen mit Worten, mit Seufzern des Bedauerns trägt die Mitschuld.

Wir wollen dies Bild nur sogleich mit einem der stärksten Beispiele belegen. Da sitzt in unserem wohlbestellten Staate ein Beamter, ein Gelehrter bei seiner Arbeit. Eines Tags beginnt seiner Wohnung gegenüber das Grabgeschäft für einen Hausbau, und nun

mag er zusehen, wie er bei seiner Arbeit bleiben kann, denn nun fängt ein Schauspiel an, das ihn, wenn er anders ein menschliches Herz im Leibe trägt, wohl zwanzigmal des Tages aus seinem Vorderzimmer zu fliehen nötigt, um dies Wüten, diesen viehischen Hagel von Hieben nicht hören und sehen zu müssen. Nun ist bekanntlich guter Rat teuer, wie die Zugtiere zu schonen seien, wo es sich darum handelt, die Erde aus den Baugruben fortzuschaffen. Es ist vor Jahr und Tag von Hamburg aus ein Preis für die beste Lösung der Aufgabe ausgeschrieben worden, wie hier durch einen Mechanismus abzuhelfen sei; mit welchem Erfolg, davon hat man seither meines Wissens durch keine Zeitung Aufschluß erhalten. Eine Verordnung des hiesigen Stadtpolizeiamts von 1872 hat eine verminderte Steile der Rampen (nicht mehr als 12 Prozent Gefäll) vorgeschrieben. Welchen Erfolg diese Verordnung gehabt hat, bin ich aus Mangel an Beobachtung nicht berechtigt zu beurteilen und bitte solche, die es besser wissen, sich öffentlich zu äußern. Der andere Teil jener Verordnung betraf die Zufuhr des Baumaterials; er bestimmte, daß die Fahrbahn der Rampen und auf den Ablagerungsplätzen erforderlichenfalls, wie bei nasser Witterung, durch Einwerfen von tauglichem Geschläg stets in gutem fahrbaren Zustand erhalten werde. Auf Zuwiderhandeln setzt die Verordnung Strafe an bis auf 50 Taler oder Haft. Wir kommen auf diesen zweiten Teil zurück und haben nur vorher zu sagen, daß außerdem seit einem Jahr ein Fortschritt insofern gewonnen ist, als das neue Ortsbaustatut bestimmt, daß jeder Bauende, wenn nicht vorher schon eine fahrbare Straße an seinen Bauplatz führt, verpflichtet ist, vor Beginn des Bauens auf seine eigenen Kosten eine sechs Meter breite chaussierte Straße bis an seinen Bauplatz zu führen. Spät und unvollständig genug! In anderen Städten — meines Wissens in den meisten größeren — besteht längst das Statut, daß, ehe gebaut werden darf, die ganze Straße hergestellt sein muß, und zwar geschieht dies auf städtische Rechnung. Nach unserer neuen Verordnung wird nun die Straße von den Bauherren nach und nach zusammengeflickt, und während der ersten Bauten, die an einer Straße angelegt werden, wird also der weitaus größere Teil derselben in einem Zustande bleiben wie z. B. die verlängerte Reinsburgstraße, ehe sie hergestellt war

und während doch längst viele bewohnte Häuser an ihr standen. Wie hat es jahrelang hier ausgesehen, durch welchen Morast, durch welche Löcher und über welche Hügel hatte Tier und Mensch sich zu schleppen! Es wäre wohl auch davon, was die Menschen dabei ausgestanden, ein Lied zu singen; aber hier haben wir es nicht mit ihnen zu tun, sie sind weniger zu bemitleiden, denn sie haben die Sprache und Vernunft, können zusammenstehen: warum lassen sie sich so grelle Mißstände gefallen! Und übrigens haben sie nicht durch den Morast und über Stock und Stein noch schwere Wägen zu ziehen, und es geht nicht hinter ihnen ein unbarmherziger Treiber. Man denke sich nun, daß die Pferde schon gründlich zerhauen vom Steinbruch kommen; wie es dort hergeht, darauf wäre eigentlich auch die Aufmerksamkeit zu lenken; es ist eine ähnliche Frage wie die von den Baugruben; dort sollten Mechanismen zur Vereinfachung der Arbeit, zur Erleichterung der Tiere und überdies zur Kostenersparnis angewandt werden. Man sage nicht, daß sei der Mühe wert bei Steinbrüchen wie in Karrara (wo nun endlich eine Pferdebahn geht), nicht aber in kleineren und gewöhnlichen Steinbrüchen. Hebemaschinen und Eisenschienen bezahlen sich, wenn man nur nicht meint, sie müssen sich schon am zweiten Tag bezahlen. — Nun erwäge man weiter, was für stark beladene, oft überladene Zugtiere, die überdies schon vorher ermüdet sind, ein ganz kleines Hindernis bedeutet! Ein festsitzender Stein von nur zwei Zoll Höhe genügt, die Fortbewegung der schweren Last beinahe zur Unmöglichkeit zu machen. Ich habe einen Hausbau mir gegenüber erlebt; die Straße war noch nicht hergestellt. Einige Schritte vor dem Bauplatz war eine solche Stelle; ich habe nicht gezählt, wie viele Male des Tages an diesem Punkte dasselbe Schauspiel sich wiederholte: zuerst das bekannte Brüllen, dann Wutausbruch, Hagel von barbarischen Hieben, bis das letzte Teilchen Kraft im letzten Nerven der Tiere zu einer Verzweiflungsanstrengung gebracht war. Endlich nach Wochen fiel es den Kerlen ein, an der Stelle etwas nachzuhelfen; es genügte nicht, der scheußliche Tanz begann aufs neue und dauerte fort, bis das Haus stand; ich möchte nicht drin wohnen, dachte ich, bedachte aber dabei nicht, daß sicherlich auf dem Haus, wo ich wohne, derselbe Fluch liegt, auf den Jammerstand unbarmherzig mißhandelter Kreaturen gebaut zu sein. Alle Welt wird mir bezeugen, daß in

Mehrzahl unsere Fuhrleute lieber ihr eigenes Tier vor der Zeit aufreiben, als daß sie sich die Mühe nehmen, mit einer Schaufel zu helfen, einige Balken oder Steine zu legen. Das Hauen ist ihnen Lust. Wie oft sieht man es auch, daß einer dieser Unmenschen den Fehler, den er selbst gemacht, am Tiere bestraft; er nimmt etwa dreimal den Rang in ein Hoftor zu kurz und züchtigt dann unter wilden Flüchen sein Pferd dafür. Und sie können hauen, wahrhaftig! Man möchte sagen, die Peitsche solle ihnen abgesprochen werden, aber sie würden dafür schnell ein Marterwerkzeug erfinden, wie es die Sizilianer in ihrem Stachel (puntarolla) haben.

Um ein wenig, ein klein wenig ist es also nun besser geworden nach der neuen Verordnung, daß der Bauherr nächst dem Bauplatz ein Stück Straße herstellen muß. Wir müssen aber nun vom Zustand der Straße auf den des Bauplatzes zurückkommen. Aus der älteren Verordnung, vom Jahre 1872, ist schon angeführt, daß dieser Platz, d. h. also, der Raum zwischen der Grenze der Straße und zwischen der Baugrube oder Baustelle im engeren Sinn, oder der Ablagerungsplatz, in gutem Zustand erhalten, etwa mit Steinen beworfen werden soll; auf die Nichtbeachtung ist, wie ebenfalls hervorgehoben, eine schwere Strafe gesetzt. Wie steht es denn nun mit dieser älteren Verordnung? Wird sie denn befolgt? Was ist zu ihrer Vollziehung geschehen? Ich zweifle auch hier, ob meine Beobachtungen genügend sind, ich bin also nicht berechtigt, zu urteilen, und bitte andere, welche mehr beobachten konnten, sich hierüber auszusprechen. Nur eine sehr naheliegende Vermutung fühle ich mich nicht verpflichtet zu unterdrücken. Die Herstellung eines fahrbaren Zugangs von der Straße zum Bauplatz ist durch diese Verordnung bedingt vorgeschrieben — „erforderlichenfalls wie bei nasser Witterung“; hiedurch ist Ausreden, wie z. B. man habe den Regen nicht vorhergesehen u. dgl., Tür und Tor geöffnet. Schreibt man nicht unbedingt vor, so erschwert man sich zum voraus die Bewirkung des Gehorsams und die Vollziehung der Strafe des Ungehorsams. Es liegt hier einer der allerwichtigsten Punkte; jedermann wird zugeben, daß schlechte Wege dadurch am meisten die Grausamkeit gegen das Zugtier nähren, daß der Barbar, dessen Wüten jeden gesitteten Menschen empört, sich in diesem Fall auf Unvermeidlichkeit berufen kann. So im Großen, so aber nament-

lich im Einzelnen, nämlich eben beim Hausbau, wo das Übel auf übersichtlichem Raume klar vor Augen steht. Eine bestimmte Art der Herstellung einer fahrbaren Bahn von der Straße zur Baustelle muß kategorisch für alle Fälle vorgeschrieben sein. Im Namen der Menschlichkeit rufe ich solche, die es technisch besser verstehen, auf, ihre Ansicht auszusprechen über die zweckmäßigste Form der Herstellung, welche gesetzlich zu fordern wäre und welche jedenfalls in etwas anderem bestehen müßte als mit „Einwerfung tauglichen Geschlägs", eine Vorschrift, womit man sich im besten Fall durch Aufschütten einiger Steine abfindet, die der erste schwere Wagen in den Grund versenkt und an deren Stelle der nächste dann schon wieder ein Loch findet.

II.

Einen andern großen Exerzierplatz der Roheit bieten die vielen Steigungen in unserem Bergkessel, vollends jetzt, seit die Stadt nach allen Seiten über die Höhen sich ausdehnt. Die Umwohner dieser steilen Wege werden bezeugen, daß man hier wie in der Hölle lebt und daß dem Schauspiel der Grausamkeit, das einen fühlenden Menschen in diese Hölle versetzt, durch die prekäre Bestimmung, wonach ein Stückchen Straße vor dem Hausbau hergestellt sein muß, wahrlich nicht abgeholfen ist. Hier besonders ist es gefordert, auf bestimmte Einrichtungen zur Abhilfe zu sinnen. Der Fuhrmann weiß, welche Wege er fahren wird; richtet er das Verhältnis der Last zur Kraft seiner Pferde nicht so ein, daß die Pferde ohne wilde Mißhandlung leisten können, was man von ihnen fordert, so ist er strafbar; nun aber ist der Fahrende ja gewöhnlich nicht der Herr, sondern ein Knecht, er ist verpflichtet, die Last an ihren Ort zu liefern; geht es ohne Grausamkeit nicht, so kann er sich auf diese Verpflichtung berufen: was hilft also ein Einschreiten der Polizei? Sie wird in seltenen Fällen, wo das Ärgernis den höchsten Grad ersteigt, — sich den Herrn angeben lassen, nachher strafen, und inzwischen wird der Knecht in seiner Dienstpflicht fortfahren, d. h. die Tiere weiter quälen müssen. Soll abgeholfen werden, so muß es auf der Stelle geschehen; man müßte verlangen, daß vorgespannt wird, aber wo sind Vorspannpferde? Ich frage, ob man beweisen kann, daß ich Untunliches

nenne, wenn ich sage: hier ist keine andere Hilfe, als daß polizeilich für Vorspannpferde gesorgt und jeder, der an unseren Steigungen überladene Pferde schindet, solche auf seine Rechnung zu nehmen gezwungen wird; ist's nicht der Herr selbst, der fährt, man wird ihn nachher zu finden und die Zahlung zu erzwingen wissen.

Ich habe im Eingang den Tierschutzverein in Florenz erwähnt; er entwickelt eine höchst kräftige Tätigkeit; er steht im Verkehr mit dem Syndikus (Oberbürgermeister) und Magistrat von Florenz, mit dem Ministerium des Innern und hat durch diese Verbindungen bereits neue höchst wichtige Verordnungen durchgesetzt, es ist eine Adresse an das Parlament im Werk, wodurch man eingreifende gesetzliche Bestimmungen zu erreichen hofft; der neueste Antrag an die städtischen Behörden von Florenz geht dahin, die Fuhrleute zu numerieren, um die Denunziation und dadurch Bestrafung von Tiermißhandlungen zu erleichtern.

Eine besondere Schwierigkeit bleibt immer die schon erwähnte, daß das Verhältnis der Last zur Kraft des Tieres gesetzlich nicht bestimmt werden kann, daß Überladung nicht exakt nachzuweisen ist und daher die Organe der Polizei in der Frage, ob ein Fall zum Einschreiten vorliege, einen äußerst schweren Stand haben. Dennoch kann es nicht fehlen, daß Fälle vorkommen, wo das Auge mit völliger Sicherheit urteilen und kein Zweifel über Strafwürdigkeit vorliegen kann. Was man in Stuttgart besonders häufig sieht, sind unverkennbar überladene Holzwagen. Nun ist es in dieser Sphäre dasselbe wie in allen Gebieten, wo scheinbare Unbestimmbarkeit, Unnachweisbarkeit das Strafgesetz zu fesseln droht: geht man nur scharf auf die Sache los, ein und der andere Fall, wo die Schuld unzweifelhaft, wo das Vergehen nachzuweisen und zu packen ist, kommt doch immer vor, und straft man dann recht exemplarisch, so muß es wirken, d. h. heilsam abschreckend auch für die Fälle wirken, wo die Schuld weniger nachweislich wäre. — Ganz ähnlich verhält es sich ja bei der Frage des Vorgehens gegen ein anderes so schrecklich zunehmendes Übel, die gesundheitsschädliche Fälschung von Getränken; hier ist die Schwierigkeit der chemischen Nachweisung im Wege, aber die Aufspürung des Ankaufs von Giften und Halbgiften müßte nicht unmöglich sein, und wären erst nur einige der Fälscher, aus deren Hexenkesseln tagtäglich der Ruin der Mägen und

Nerven in ganzen Strömen ausfließt, gehörig geschüttelt, so könnte doch die abschreckende Wirkung nicht ausbleiben. Freilich müßte erst Schärfung des Gesetzes vorhergehen*). —

Es gäbe freilich ein Mittel, ohne eigentliche Strafen und bloß indirekt, aber nur mit desto sichererem Erfolge gegen die Mißhandlung der Zugpferde vorzugehen. Es wäre kostspielig und umständlich, aber Kosten und mühsam herzustellende und durchzuführende Einrichtungen dürften niemals im Wege sein, wenn es den Kampf gegen ein moralisches Übel gilt, das den Menschen entwürdigt und in dessen Pfuhl die Pflanze des künftigen Verbrechens wächst. Der Staat muß doch das Recht und die Pflicht haben, den Satz aufzustellen: wer fahren will, muß aufweisen, daß er Tiere hat, welche der Leistung fähig sind, die man ihnen zumutet. Eine jährliche Pferdemusterung würde nicht nur durch die Furcht, ein entschieden untaugliches, durch Flußgalle, Spat u. dgl. struppiertes Pferd ausgeschlossen zu sehen, eine höchst heilsame vorbeugende Wirkung ausüben, sondern sie würde vielleicht auch den letzten Funken von Ehre in den rohen Gemütern wecken, daß sie sich schämten, mit Gerippen statt mit gesunden Tieren vor der Pferdeschau zu erscheinen, und das Mittel würde aus denselben Gründen den Treibern begreiflich machen, daß es ihr Interesse ist, ihre Tiere zu schonen.

Zum Schlusse des Kapitels vom armen Pferd möchte ich allen und jeden Zweiflern, die jeden Abhilfeversuch mit dem Einwand abweisen: „wir machen die Menschen doch nicht anders", noch eine Tatsache entgegenhalten. Der Verfasser des anziehenden Artikels „Harmlose Plaudereien aus der Sommerfrische" (Augsb. Allg. Ztg. August, September, Oktober 1875), ein Bayer, sagt von dem Appenzeller Bauern: „In einem Punkt zeichnen sie sich vorteilhaft vor unserm Volk aus, nämlich in der Behandlung der Tiere. Das barbarische und sinnlose Schlagen der Pferde, wenn ein Wagen z. B. eine Anhöhe hinauf soll, ist dort nicht zu finden; ich habe gewöhnliche Fuhrleute beobachtet, die unverdrossen, ohne einen Schlag zu tun, selbst ohne Knallen mit der Peitsche, mit Zureden, Streicheln u. dgl. fortfuhren, bis die Pferde die

*) Es waren in dieser Hinsicht bessere Zeiten, als 1706 ein Weinfälscher in Stuttgart geköpft wurde.

Leistung ermöglichten. Auch das Viehtreiben, das bei uns zulande regelmäßig ein wahrhaft teuflisches Schauspiel darbietet, geht dort mit aller Ruhe und Vernunft vor sich" usw. Die allgemeine Schonung der Pferde in der Schweiz kann ich vollkommen bezeugen. Ich habe dort in elf Jahren keine elf mißhandelten Pferde gesehen.

Ich muß noch auf einen Satz jenes Artikels aus Italien zurückkommen, welcher die alte Frage wieder in Fluß gebracht hat. Verglichen mit Italien, habe ich gesagt, stehe es in Deutschland und so auch bei uns in Schwaben insofern besser, als die Roheit der Tierquälerei von dem gesitteten Teil der Bevölkerung entschieden verworfen sei, das verwerfende Urteil sei zwar noch kein Handeln, aber das Volk wisse doch, daß ihm dies Urteil gegenüberstehe und dadurch sei seiner wilden Grausamkeit immerhin ein gewisser Zaum angelegt. Ich nehme diesen Satz nicht zurück, aber manchen Einschränkungen ist er allerdings leider zu unterwerfen. Ich greife nur sogleich zu ein paar Beispielen. In einem Stuttgarter Hause soll eine Magd einen Hahn stechen, sie tut die Sache nur halb, die Hausfrau kommt dazu, sieht das Tier zappeln, verweist der Dirne ihre Grausamkeit und wird ausgelacht: da wissen Sie nicht, sagt sie, wie es anderswo hergeht, in meinem vorigen Haus durfte jeder Vogel nur angestochen werden, dann wurde er in eine Kachel gesteckt, wo er sich langsam zu Tode zappelte — die Frau sagte, so werde das Fleisch schmackhafter. — Das war aber ein Honoratiorenhaus. — Und das Gänsestopfen geht wohl bei uns noch durch alle Stände. In Frankreich — wenigstens in Paris — gab es große Anstalten, wo welsche Hühner gestopft wurden; man pflegte sie zu blenden, weil sie, so war die Annahme, dann mehr fressen. Dies wurde verboten, und nun — näht man ihnen die Augen zu. Schaudern Sie darüber, meine Verehrte? Ersparen Sie sich die Erschütterung, wenn Sie unten in Ihrem Haus eine Gans gefangen halten und stopfen lassen! Einem Tier die freie Bewegung in Luft und Licht nehmen und ihm die Nahrung durch Zwang zum Ekel machen, das ist kaum um ein kleines Haar weniger grausam und schändlich als es blenden, sei es durch Ausstechen oder Zunähen der Augen. Sie sind vielleicht sehr gebildet und schwärmen für die Natur? Tun Sie nicht so, machen Sie sich nichts weiß, Ihre Gans

ist auch ein Stück Natur, hätten Sie ein Gefühl für die Natur, so würden Sie sie nicht im Tiere schänden!

Gegen Dinge, wie diese, kann nun freilich Gesetz und Polizei nichts tun; der Schutzmann kann nicht in die Küchen und Vogelställe dringen. So führen diese einzelnen Beispiele zu der Erwägung, daß wir es mit einem moralischen Übel zu tun haben, wogegen schließlich nur moralische Mittel gründlich wirken können. Also Belehrung — Kirche und Schule! Und da ist denn auf die Frage zurückzukommen: was geschieht hier denn eigentlich?

Ich traf einmal auf der Eisenbahn mit einem Konsistorialrat zusammen, das Gespräch kam auf Tierquälerei, und ich erlaubte mir die Äußerung, es geschehe in Kirche und Schule zu wenig. Ich wurde belehrt, daß ich mich irre; bei den Visitationen werde ausdrücklich nachgefragt, was in diesem Punkte geschehe. Nun möchte ich doch dringend bitten, daß ein Geistlicher und ein Lehrer, dem nicht nur die Leiden der armen Kreatur zum Herzen gehen, sondern dem auch wahre und wirkliche Volkserziehung am Herzen liegt, öffentlich hervortrete und uns sage, wie er die Sache ansieht, was er vom Stande der Tätigkeit unserer Schul- und Kirchendiener in dieser Sache eigentlich denkt und glaubt. Ich kenne Dörfer, wo das ebenso zweckwidrige als grausame, ebenso grausame als zweckwidrige Doppeljoch noch herrscht, und Dörfer, wo im kältesten Winter die Gänse mit nackter Brust umlaufen, weil ihnen von der rohen Gewinnsucht die Flaumfedern ausgerupft werden, um die menschliche Üppigkeit desto wärmer zu betten. Hat es der Geistliche hier versucht, der Barbarei entgegenzutreten? Wenn der Versuch mißlang, hat er dann gleich nachgelassen oder nicht? Der Kampf gegen Roheit und Vorurteil will nicht nur Gefühl, er will Mut und Ausdauer, er ist verdrießlich, langweilig, schwierig, jawohl! Darf ihn ein Geistlicher darum scheuen? Glaubt er etwa, die Seelsorge höre auf, wo solche Übel, wie die Tiermißhandlung, beginnen? — Und wie hält er es in diesem Punkt im Religionsunterricht? Bringt er ihn überhaupt nur vor? Überläßt er ihn etwa dem Lehrer? Und wenn, fragt er auch nach, was dieser darin tue, wirke, leiste?

Ich habe wohl schon zu lang gesprochen. Ich muß die Beteue-

rung wiederholen, daß ich mich nicht als einzelner hervordrängen will; ich habe das Wort nur ergriffen, weil es eben gerade kein anderer tut. Was aber vermag hier alles Reden des einzelnen! Nur Zusammenwirken vieler kann etwas erreichen. Und etwas erreichen kann nur bedeuten: im lebendigen Kontakt mit den Behörden Ergänzungen und Schärfungen der Gesetze, der Vorschriften erwirken, im polizeilichen wie im volkspädagogischen Gebiet. Ich wende mich noch einmal dringend an alle und jede, die nicht bloß Gefühl für die Sache, — dies ist nur die Voraussetzung — nein, auch die innere Bildung haben, um die ethisch-politische Bedeutung des in Rede stehenden Übels zu erkennen, und dazu den Mut, sich nicht vor dem erbärmlichen Spott der Stumpfen, Indolenten und Frivolen zu schämen: an sie alle wende ich mich mit der Bitte, mich nicht allein zu lassen, ihre Stimme zu erheben, damit diejenige Mehrheit von Stimmen erwachse, welche allein die Kraft hat, etwas zu erwirken. Ich verweise noch einmal auf die energische Tätigkeit des Tierschutzvereins in Florenz und bringe in Erinnerung, daß er ein Gesuch an die Kammer vorbereitet. Darin liegt mindestens ein tatsächlicher Ausdruck der Erkenntnis, daß in dieser Sache etwas getan werden muß durch Zusammenwirken des Volks und der Regierung. Wird wohl in unserer Kammer einmal ein Mann auftreten, der die Sache so auffaßt? Eines freilich ist gewiß: wir, das Publikum, würden einem solchen Schritte nur im Wege stehen, wenn es schiene, als seien aus unserer Mitte nur seltene, vereinzelte Rufe empfindsamer, überweicher Gemüter zu vernehmen. Öffentlich wirkende Männer, Vertreter von Staat und Kirche, können sich natürlich nicht nachsagen lassen, daß sie auf Antrieb privater, vereinzelter Stimmen gewartet haben, um zu handeln; aber auf die öffentliche Stimme, die von einer solchen Mehrheit ausgeht, daß sie sich als Ausdruck des Gefühles aller Gesitteten im Lande erkennen läßt, dürfen und können sie sich berufen, um mit Ergänzungen von Lücken der Gesetze und Mitteln der Neubelebung des Vollzuges vorzugehen.

Am meisten wäre zu beklagen, wenn die Versuche, zu einem energischen Kampfe gegen das Übel anzuregen, daran scheitern würden, daß viele glaubten, es sei so gar arg nicht, wenigstens nicht schlimmer als anderswo auch. Abscheulich, entsetzlich steht es,

das ist die Wahrheit. Man mag zunächst wohl sagen, das seien Ausnahmen, seltene Fälle, wenn ein Fuhrmann seinem Pferd in der Wut zehn Messerstiche versetzt, wenn ein anderer dem Tiere, das die Last nicht weiter bringt, einen Strick um die Zunge schnürt, es dann vorwärts zerrt und ihm dabei natürlich die Zunge ausreißt, ein dritter sie in derselben Wut ihm ausschneidet, wenn ein Kälber transportierender Metzger, der in einem einsamen Wirtshaus einkehrt und kein Fleisch zum Essen findet, mit dem Wirte verabredet, einem Kalb die unteren Fußgelenke abzuschneiden (einem lebendigen!) und zuzubereiten und dies auch ausführt (lauter Tatsachen); aber mit jener Vertröstung dürfen wir uns nicht über den Ernst der Sache hinweghelfen; die sogenannten seltenen Fälle sind nur die natürlichen höheren Steigerungen derselben viehischen Roheit, die wir täglich und stündlich mitten in unseren Straßen vor uns haben, wenn ein Hagel wütender Hiebe auf arme Tiere fällt, die nicht weiter können, oder wenn Schlachttiere so grausam als möglich zur Schlachtbank geführt werden, auch sind die Fälle gewiß weniger selten, als wir wissen, denn man erfährt ja lang nicht alles. Fassen wir das Übel in seinen gewöhnlichen tagtäglichen Erscheinungen nicht tatkräftiger an als bisher, flößen wir nicht der wilden Roheit durch häufigere und schärfere Strafen einen heilsamen Schrecken ein und führen wir den stilleren Kampf nicht stetig, ausdauernd, geduldvoll in den Sphären der Volkserziehung, so können wir keinen Augenblick sicher wissen, ob die Barbarei nicht im verborgenen statt der Peitsche das Messer führt, Zungen und Füße abschneidet, kurz jeden Greuel übt, vor dessen Scheußlichkeit uns die Haare zu Berg stehen.

(Stuttgarter Neues Tagblatt 19., 21. und 22. Dezember 1875.)

Anhang.

Rede zur Enthüllung des Epitaphiums der im Kriege 1870—71 gefallenen Stuttgarter Polytechniker.

Hochgeehrte Versammelte!

Sie haben gehört und fast scheint jedes weitere Wort überflüssig.*) Schuß durch die Brust, Schuß durch den Unterleib, Schuß durch den Kopf! Alle im Alter von neunzehn, zwanzig, einundzwanzig Jahren, fünfundzwanzig der Älteste! Sie haben gehört, und das grause Bild des Krieges ist Ihnen so gegenwärtig geworden, als sähen Sie das Toben und Wüten der Schlacht, als hörten Sie ganz nahe das Ächzen der Niedergeschmetterten, das Röcheln der Sterbenden. Ihnen war aber auch, als blickten Sie in die Räume, wo der Tod seine mähende Sichel langsamer bewegt, wo Seufzer der Verwundeten, Verstümmelten, der Fieberkranken vom Schmerzenslager aufsteigen.

Es ist ein Fest der Trauer, das wir begehen. Wir haben die Weihe dieser Tafel auf den Tag des Kampfes von Champigny, den Ehrentag, aber auch den Bluttag unseres Heeresteils verlegt, um in seinem Gedächtnis die Erinnerung an alle teuren Häupter zusammenzufassen, die wir in diesem Kriege dahingeben. So viel Jugendblüte hingerafft! So viel Zukunft zerschnitten! So geistig wertvolle Kräfte, bestimmt, einst zu wirken im Gebiete klarer Lebenszwecke, im Gebiete der Gesittung und Bildung, — zerstört, verloren, dahin!

Die Kugel fragt nicht, ob sie das feine, gedankenformende Gehirn des edleren Jünglings, oder das stumpfere des Handarbeiters durchbohrt, ob sie das zartere Herz einer tieffühlenden Seele, oder den gröberen Muskel roherer Naturen zerreißt —

Gradaus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad,
Schnell auf dem nächsten Wege langt er an,
Macht sich zermalmend Platz, um zu zermalmen.

*) Vorher waren die Angaben über jeden Gefallenen verlesen worden. A. d. H.

Doch Menschenleben, auch das geistesärmere, ist Menschenleben, ein schmerzempfängliches Herz schlägt auch in der rauheren Brust, ein Vaterherz, ein Mutterherz weint um den schlichten Sohn des Volkes wie um den Sohn des gebildeten Hauses, durch alle Kreise, alle Schichten des Lebens hat der Würgengel gewütet, ungezählte Bäche von Blut, ungezählte Tränen sind geflossen, und so stehen wir auch vor dem ganzen Bilde, der ganzen Größe des Frevels, der grund- und gewissenlos den wilden Geist der Gewalt, die Furie der Zerstörung entfesselt. Heute aber gilt es den Unsrigen, heute den wenigen und doch so vielen, ach, viel zu vielen, die wir geopfert haben, die aus unsrer Mitte und aus der Mitte ihrer Jugendhoffnungen hinweggerafft sind. Ja, wir trauern, wir klagen, es ist ein Tag der Totenklage, den wir begehen. Kein Trost — und er fehlt uns nicht — soll dies Leid von uns nehmen, wie ja kein Trost — und er fehlte auch ihnen nicht — den liebenden Vätern, Müttern, Geschwistern, Freunden all die Tränen erspart, all das Weh von der Seele hinweggehoben hat. Wir wollen ihn heute erneuern, wir wollen ihn bewahren, diesen Schmerz, denn er ist ja unsere dauernde Schuld an die teuren Toten, die so jung aus dem fröhlichen Reiche des Lichts scheiden mußten, wo noch Freuden und Taten und frisches Wirken ihrer warteten! Er soll sein, er soll bleiben, denn er ist ja das Gedächtnis, die lebendige Urne dieser Hingeschwundenen, deren Gebeine nah und fern, in Gräbern und unter schlichten Erdhügeln zerstreut sind!

Aber ja! es ist ein Schmerz, dessen trübes Dunkel ein reines Licht durchdringt, dessen Erdenschwere der entlastenden Kraft einer hohen Betrachtung weichen muß. Diese sind uns nicht hinweggerissen von jener dunkeln Gewalt, die wir Zufall nennen; da ist keiner der Fälle, wo blinde Naturkräfte die Bahnen des Menschen durchkreuzen, vernichtend in sein Wohl, sein Leben eingreifen, den Bund der Liebe, der Freundschaft um teure Glieder berauben, wo wir keinen Zusammenhang ersehen, wo wir klagend fragen, warum das Naturgesetz gerade dieses Opfer gefordert habe, wo wir auf weiten Umwegen des Nachdenkens mühsam Trost suchen und spärlich finden: hier ist Zusammenhang, erkennbarer Zusammenhang. Wir wissen nicht, warum gerade diese fallen mußten, aber daß Menschenleben, auch jugendliche, den hohen Gütern, um die wir

rangen, Ehre und Recht und Vaterland, geopfert werden mußten, daß wir jeden von ihnen daran wagten, als wir sie hinaussandten, das wußten wir. Und das wußten sie, sie wußten, als sie hinaus zur blutigen Wahlstatt zogen, daß sie nicht alle zurückkehren würden, und sie wußten, wofür sie kämpften, wußten, warum sie aus dem Saale der Wissenschaft, von der Arbeit auf dem Felde des Berufs, das sie soeben zu bestellen angefangen, hinwegeilten in das Feld der Gefahr und Ehre; ihr Tod war ihre Tat. Zwar nur drei unter ihnen sind im engeren Sinne freiwillig eingetreten, die andern rief das Gesetz, der Dienst; aber auch sie sind Freiwillige gewesen, denn dieser Dienst war Dienst mit frei entschlossener Seele, ihre Pflicht war ihr Wille; mit erzwungenem, widerwilligem Dienst verdient man keine Ehrenkreuze, und trug nicht die Brust eines jeden der Gefallenen diesen Schmuck, wir zweifeln keinen Augenblick, daß in jeder ein gleich braves Herz geschlagen hat.

Sie sind freie Opfer der Schule an den Krieg, diese Toten, die wir heute beklagen und ehren.

Daß zwischen dem deutschen Krieg und der deutschen Schule ein inniger Zusammenhang bestand, ist eine oft ausgesprochene Wahrheit, die Nation ist sich derselben klar bewußt und sie gilt in mehr als einer Bedeutung des Wortes.

Es gab ein geistiges Deutschland, ehe es ein politisches gab. Wir hatten lang vorher eine eigene Kunst und Wissenschaft, eine eigene Literatur, und wird die Schule mit Recht als Mittelpunkt und Herd der Gesamtbildung eines Volkes betrachtet, werden auch ihre entfernteren Wirkungen ins Auge gefaßt, so dürfen wir ihr zugestehen, daß sie es ist, der wir dieses Gut verdankten. Eine Nation, die es besitzt, hat darum allein noch lange nicht erreicht, was sie erreichen soll, aber sie lebt und muß früher oder später es auch durch die Tat beweisen, daß sie lebt. Der Drang dazu wird im Schoße des geistigen Lebens selbst erwachen und reifen. Die politische Einheit Deutschlands war längst als Gedanke da, ehe sie Wirklichkeit wurde. Die Schule hat ihn unmittelbar und ausdrücklich gepflegt. Ich will nicht einzelnes nennen, will Erscheinungen wie Fichtes Reden an die deutsche Nation nur mit einem Wort erwähnen, aber sagen will und darf ich, daß mindestens seit einem halben Jahrhundert wohl kein Lehrstuhl in Deutschland war,

von welchem nicht, wenn irgend das Lehrfach einen Zusammenhang bot, der auf das große Anliegen der Nation führte, weckende, zündende Worte in die Brust der deutschen Jugend fielen. In der Tat sind es die Hochschulen, welche am wärmsten und kräftigsten die Idee des Vaterlands, die in andern Völkern als Macht des Instinkts, des Naturgefühls lebt, vom Geist aus genährt und großgezogen haben. Doch nicht nur von der Schule im ausschließlichen Sinn, sondern wiederum von der Schule in ihren mittelbaren Einflüssen, ihrem unberechenbaren Zusammenhang mit allen Sphären des Geisteslebens der Nation ist hier die Rede. Kunst und Dichtung, Gesang, geistig belebte Geselligkeit, alles wirkte verbunden mit ihr, den großen Gedanken zu hegen, in feurige Bilder der Phantasie, in Empfindung zu übersetzen, in den Nerv überzuleiten, und so fuhr er, zur lebendigen Macht angewachsen, als endlich die Stunde schlug, in die Sehnen, in den Arm und wurde blitzender Schwertschlag. Da war kein Jüngling, kein Mann, kein Greis, dem nicht die Röte der Scham auf die Stirne trat, wenn er der alten, ungelösten Schuld gedachte, es war die Sehnsucht aller, die Glut in jedem Gemüt, die von ihm, dem Gedanken, entfacht und geschwellt, zum geflügelten Werkzeug seiner Vollziehung wurde.

Im Kriege selbst — wer weiß nicht, wie großartig die Oberleitung den Wert der Schule bekräftigt hat! Nicht daß wir meinten, die Kunst, die diese Massen zum sichern Ziele gelenkt hat, verdanke alles der Wissenschaft; nein, das war mehr als Wissen, das war Geist, das war Genie, aber Geist und Genie auf dem gediegenen Grunde der Wissenschaft. Doch auch diese wunderbare Verbindung des Wissens und Könnens im Haupte, sie hätte nicht zu wirken vermocht, was sie gewirkt hat, wenn sie nicht verständnisvolle Organe in den Gliedern gefunden hätte. Der straffe Befehl kann nicht alles bestimmen, er läßt notwendig der eigenen Einsicht der Gehorchenden ihren Spielraum. In diese Lücke trat der geistige Einschlag, mit dem die Masse unserer Krieger durchschossen war, die in der höheren Schulbildung gereifte Intelligenz, die mit der Klarheit der Auffassung den Winken der Führer entgegenkam; und auch dies ist noch nicht alles: in der Kriegszucht und Willigkeit der Massen selbst hat Deutschland die Früchte seiner Volksschule geerntet, die jedem Bürgerkind, ohne Unterschied des Standes, ihre Wohl-

taten spendet und um deren Tüchtigkeit die Nachbarvölker uns beneiden.

Der höchste Einsatz aber, den die Schule dem Kriege zugebracht hat, ist das Opfer des Lebens ihrer Schüler. Vergleicht man dies Opfer mit der Gesamtzahl aller Verluste des deutschen Heeres, so erkennt man es nicht alsbald in seiner ganzen Größe. Im Gefechte gefallen sind 17 572 Mann; an Wunden gestorben 10 710. Zählt man hiezu die an Krankheiten Gestorbenen, durch Zufälle verschiedener Art Getöteten und die Vermißten, so sind es 44 883 Menschenleben, die der Krieg verschlungen hat. Rechnet man zum Verluste nicht nur die Toten, sondern auch alle Verwundeten, im Gefechte außer Kampf Gesetzten, von denen unberechenbar viele später ihren Leiden erlegen sind, so steigt die Zahl auf die Höhe von 127 867; dabei ist aber noch abgesehen von den Kranken, die nicht im Verlaufe des Kriegs gestorben sind; fügt man diese hinzu, so lautet der Anschlag des Ganzen der Verluste, nicht hoch, sondern niedrig berechnet: 150 000.

Damit zusammengehalten scheint also auf den ersten Blick die Zahl der Opfer unseres Polytechnikums klein: 21 Gefallene, wenn man diejenigen mitzählt, die in früheren Jahrgängen Schüler dieser Anstalt waren; 7, wenn man von diesen absieht und nur die Inskribierten des Studienjahrs 1870 im Auge behält, deren 571 waren; verwundet wurden 18. Der Verlust der Universität Tübingen ist: 8 Gefallene von 836 Immatrikulierten. Ähnlich sind die Verhältnisse bei den andern Hochschulen Deutschlands. Wie groß aber, wie furchtbar groß erscheinen diese Zahlen, wenn man sie nicht falsch vergleichend mit der Gesamtzahl zusammenstellt, sondern denkt und fühlt, was auch nur e i n , e i n Menschenleben bedeutet, und wenn man nach geistigem Werte schätzt, wenn man nicht zählt, sondern wägt!

Sie sind nicht umsonst gebracht, diese Opfer, der wertvolle Tribut war nicht vergeblich. Deutschland i s t , die Schulen Deutschlands stehen nicht mehr in einer politischen Öde, sie stehen und blühen im geeigneten, von den Völkern geachteten Deutschen Reiche. Wir verdanken es euch, ihr Toten, ihr habt euch verblutet für uns, unsere Trauer wird zum Danke! Wir konnten ruhig zur täglichen Arbeit in die gewohnten Räume gehen, keine brennenden und

sengenden Feindeshorden haben uns diese Säle verwüstet, wir durften stille wirken zwischen unsern Mauern und nach des Tages Mühen gemächlich ruhen, während ihr die Beschwerden des Marsches in der Glut des Sommertags und im Froste des Winters ertruget, während Schnee und regendurchnäßte Erde euer Bett war, während ihr den Schrecken des Todes entgegenschrittet, während ihr tödlich getroffen zu Boden stürztet, während ihr euch im Fieber wälztet; die brennende Scham, kein Vaterland zu haben, ob unserer Ohnmacht verachtet zu sein rings bei den Völkern, sie ist von uns genommen, die alte schwere Schuld ist abgetragen, wir danken es euch, euch als Gliedern des opfermutigen, siegreichen deutschen Heeres! Schwebet her, ihr Totenbilder mit der durchbohrten Brust, der durchschossenen Stirn, trennet euch für diese Stunde vom Heldenkreise der Kämpfer bei Marathon, Thermopylä, Leipzig und Waterloo, der euch als Brüder begrüßt hat, schwebet her als Geisterchor, ihr braven, ihr teuren Jünglinge, ihr jugendlichen Blutzeugen für unser Recht und unsere Ehre, sehet uns hier vereinigt eures Märtyrtums gedenken, den innigen Dank euch zollen für euer reines Opfer! Wir wissen nicht, wir haben es nicht erfahren, wie es tut, mit zerrissenen Gliedern niedertaumeln und das junge Leben ausgießen auf den blutigen Grund! Was ihr gelitten, genießen wir!

Hier die Tafel mit euren Namen ist der sichtbare Zeuge für euren Opfertod, aber Marmor verwittert, Gold erbleicht; ihr seid noch in eine andere Tafel eingeschrieben, in das Innere schlagender Herzen, die von Geschlecht zu Geschlecht immer neu und immer frisch eurer Tat und eurer Leiden gedenken werden, eingeschrieben mit einem Golde, das nicht erblaßt, dem Golde des Dankes und der Liebe!

Ihr aber, anwesende Jünglinge, die ihr jetzt im Schatten des Friedens den Geist für eure Zukunft bildet und von denen nur ein Teil die Züge der gefallenen Brüder noch mit Augen gesehen hat: ich weiß, ihr bedürft nicht, daß ich euch sage und deute, was diese Tafel zu euch spricht: wenn es wieder so käme, daß das Vaterland in Gefahr eurer bedürfte, unter euch wird keiner sein, der nicht so willig wie diese riefe: hier bin ich!

Der Himmel verhüte, daß es nötig werde! Die Gesinnung aber,

die solcher Opfer fähig ist, kann man auch lebend im Frieden bewähren. Noch eine andere Schrift steht zwischen den Linien dieser Tafel, und ich weiß, auch sie werdet ihr lesen und verstehen: wenn es an dem ist, — so sagt sie mit Feuerzügen, die nur das geistige Auge findet, — wenn es so steht mit dem Leben, daß man es in blühender Jugend kann hinopfern müssen, o, dann gibt es ja höhere Güter als Glück und Freude des einzelnen, dann ist es ja gewiß, wir leben nicht uns nur, sondern dem größeren Ganzen! Diesem größeren Ganzen können wir sterben müssen, ihm wollen wir auch leben! Man soll nicht sagen dürfen, die Deutschen seien nun, da sie zu einem Staate vereinigt sind, aus einem Kulturvolk ein Volk der Berechnung, des Nutzens geworden! Ein gefährliches Gift umschleicht den Kern unseres sittlichen Lebens, das uns um unsere alte Ehre zu bringen droht, eine Nation zu sein, die im Vordertreffen des Kampfes um das Gut der wahren und edleren Menschenbildung steht. Es heißt: wachsam sein! es gilt, ihn niederzutreten, diesen innern Feind, es gilt, zu arbeiten, zu streben, daß wir nun unserer Siege uns auch wert erweisen. Dem Siege des Schwertes folge der Sieg des Geistes! Und an uns vor allen, an den deutschen Schulen ist es, daß wir nicht ermatten, voranzuleuchten im friedlichen Ringen um diesen Sieg. Bringt aber das dunkle Schicksal uns erneuten Kampf der Schwerter und ist es die Schule, die im letzten, siegreich bestandenen ihre hohe Bedeutung bewährt hat, wie stünde es um unsere Hoffnungen, wenn sie nun erschlaffte und erlahmte?

Nicht das Opfer der jugendlichen Frische und Frohheit fordert dieser hohe Ernst des Lebens; sind ja auch jene nicht gesenkten Hauptes, sondern frisch und frei in das Feld der Ehre gezogen; aber das fordert er, daß wir gründlich verachten alles Gemeine und Geringe, die leere Genußsucht, die Selbstsucht, den Geist der Zwietracht, der im Kleinen ein Bild wäre jenes Zwistes im Großen, welcher Jahrhunderte lang die Nation zerrissen, erniedrigt, in Schmach gestürzt hat. Dienen ist die Losung, frei, als freie Männer dienen, wie diese im Tode, so wir im Leben, dienen dem Vaterlande, der Menschheit als lebendige Glieder eines lebendigen Ganzen!

Ihr aber, ihr Toten, schlafet sanft im Schatten des Baumes,

den ihr mit eurem Blute getränkt habt, und gesegnet sei du, geliebtes, so teuer erkauftes deutsches Vaterland! Er gedeihe, er wachse, der stolze Baum, und bringe Frucht um Frucht dem größeren Vaterlande, den Völkern der Erde, dem Menschengeschlechte!

(2. Dezember 1873. Denkschrift zur Feier der Enthüllung des Epitaphiums, welches die königliche polytechnische Schule in Stuttgart ihren im deutsch-französischen Kriege 1870—71 gefallenen Zöglingen errichtet hat, Stuttgart 1874.)

Nachträgliche Anmerkungen des Herausgebers.

Zu S. 3. Karl Ed. Pönitz, Sachse (1795—1857), Verfasser der Flugschrift: Die deutsche Nationalbewaffnung von Pz. Als Beitrag zur Lösung der wichtigsten Fragen in den Reformbestrebungen unseres deutschen Vaterlandes, Separatabdruck aus der Deutschen Vierteljahrsschrift, Stuttgart u. Tübingen 1848. Ferner gab er 1852 heraus die Schrift: Bildung einer deutschen Landwehr.

Zu S. 11. Die näheren Bestimmungen, die Fr. Vischer nun auf diese seine erste Rede im Parlament paragraphiert folgen läßt, sind hier weggelassen, weil sich in ihnen die Kritik nicht fortsetzt.

Zu S. 11 ... vor kurzer Zeit: am 12., 18. und 21. August 1848.

Zu S. 11 .. Antrag ..: die Artikel über Kirche und Schule zu verschieben: nämlich mit der Begründung: 1. daß der Natur der Sache nach die realen Rechte vor den idealen zu beraten seien, und 2. daß wegen des untrennbaren Zusammenhangs der Artikel über Kirche und Schule sich über das Verhältnis der Kirche zum Staat nicht sprechen läßt, solange der Ausschuß für das Erziehungswesen seine Vorlage noch nicht eingereicht hat.

Zu S. 15: „Der Abgeordnete von Ludwigsburg": Christoph Hoffmann (1815—1885), seit 1848 Lehrer auf dem Salon bei Ludwigsburg; 1848, als Gegenkandidat von Dav. Friedrich Strauß zum Parlamentsabgeordneten erwählt, seit 1868 in Jerusalem, Stifter der Deutschen Tempelgesellschaft.

Zu S. 27. Freiherr Karl von Wöllwarth-Lauterburg, ritterschaftlicher Abgeordneter in der württemb. Kammer (1800—1867).

Zu S. 30. Nach den Vorschlägen, die Fr. Vischer am 4. Juli 1848 in der Nationalversammlung zur Bestreitung der Kosten einer umfassenden Volksbewaffnung gemacht hat, müßte teilweise die Mannschaft ihre Ausrüstung selbst übernehmen, so nämlich, daß von einem gewissen Steuerbetrag an die Bekleidung, von einem höheren auch ein Teil der Bewaffnung, von einem noch höheren Kleidung und Bewaffnung aus eigenen Mitteln zu bestreiten wäre. Endlich hätten alle diejenigen, welche altershalber zur Volkswehr nicht mehr verpflichtet werden können, ferner alle, welche wegen Halb-Untüchtigkeit oder notwendiger Schonung ihrer Geschäfts- und Familienverhältnisse

je in die weniger in Anspruch genommenen Bataillone eintreten, eine Progressivsteuer zur Deckung dieser großen neuen Staatslast zu tragen.

Zu S. 37. Freiherr Heinrich von Gagern (1799—1880), im Mai 1848 Präsident, sodann Ministerpräsident der Nationalversammlung. Nach den Erklärungen, die der Fürst Felix von Schwarzenberg, Österreichs Ministerpräsident, von Kremsier aus machte, stellte H. v. Gagern das Programm auf, daß Österreich nicht als willig zum Eintritt in den geplanten deutschen Bundesstaat anzusehen und seine Beziehung zu demselben einem besonderen Unionsakte vorzubehalten sei.

Zu S. 38 u. 67. Dem österreichischen Reichstag in Kremsier, welcher vom 15. November 1848 bis 7. März 1849 währte, lag das Regierungsprogramm vor, für Österreich als Gesamtstaat eine Verfassung zu schaffen. In der Note vom 28. Dezember erklärte F. v. Schwarzenberg unter dem Verweis darauf: „Erst wenn das verjüngte Österreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen." — Am 11. März 1849 traf in Frankfurt die Nachricht ein, daß die österreichische Regierung eine zentralistische Verfassung oktroiert hatte. Der Staat Österreich war nun mit allen seinen Ländern als unteilbar anzusehen. Zudem lehnte die österreichische Regierung in einer Note die Unterordnung unter ein deutsches Parlament ab, ebenso den Austritt aus Deutschland. S. unten die Anmerkung zu S. 333. —

Zu S. 45 f.: Karl Theodor Welcker (1790—1869), Hesse, Rechtsgelehrter, Professor in Freiburg i. Br., Parlamentsabgeordneter für Ettenheim, wurde von der großdeutschen Partei der Nationalversammlung zum Vorsitzenden einer von ihr bestellten neungliedrigen Kommission ernannt, welche den Auftrag hatte, dem vom Verfassungsausschuß eingebrachten Entwurf einen andern entgegenzusetzen mit klaren Bestimmungen, wie die deutsche Einheit zu begründen gewesen wäre, wenn Österreich dazu die Hand geboten hätte. Nach diesem Entwurf sollte die oberste Macht nicht einem Kaiser übertragen werden, sondern einem Direktorium aus 7 Mitgliedern, an dessen Spitze

ein Reichsstatthalter stehen müßte, der für drei Jahre abwechselnd von Österreich und von Preußen aufzustellen wäre. — Darauf ging die österreichische Regierung am 27. Februar 1849 scheinbar ein. Ritter Anton von Schmerling (1805 bis 1893), ihr Bevollmächtigter in Frankfurt, entwarf mit den Vertretern Bayerns, Württembergs, Hannovers und Sachsens ein ähnliches Programm. Eine Abordnung der großdeutschen Partei begab sich darauf nach Wien, ihren Verfassungsentwurf zu empfehlen, wurde aber von dem Fürsten Felix v. Schwarzenberg und anderen maßgebenden Männern sehr kühl aufgenommen und ablehnend beschieden.

Zu S. 49. Hannovers und Sachsens Gelüste zum Abfall: vom Dreikönigsbündnis. Dieses wurde am 26. Mai 1849 zwischen ihnen und Preußen vereinbart und später, im September dieses Jahres, durch den Beitritt von mehreren Kleinstaaten zur Union erweitert. Die beiden Königreiche hatten sich unter dem ersten Eindruck der Revolution angeschlossen, suchten aber alsbald loszukommen, und Österreich wurde nun mehr als jemals ein Magnet für sie, wozu der Fürst von Schwarzenberg, unterstützt vom Zaren Nikolaus, das Seinige beitrug. Nach Österreich waren auch Württemberg und Bayern orientiert, welche sich außerhalb der Union hielten.

Zu S. 50, 53, 69, 83. Direktorium. S. oben die Anm. zu S. 45.

Zu S. 51f., 62, 73f., 248, 251f. Schmählicher Waffenstillstand mit Dänemark in Malmö, 26. August 1848.

Zu S. 56. Deutsche Zeitung: Von Gervinus 1847 gegründetes Organ der konstitutionellen Liberalen.

Zu S. 57. Ministerkrisis in Württemberg seit dem 20. Oktober 1849 infolge der Opposition wegen des Nichtanschlusses an den Dreikönigsbund. S. unten die Anm. zu S. 63.

Zu S. 59. Bopser: Berg bei Stuttgart.

Zu S. 59. Die Weißröcke: So die österreichischen Truppen wegen der weißen Röcke ihrer Infanterie genannt.

Zu S. 59. Die braunen und roten Mäntel: Bezeichnung für die halb irregulären Truppen Österreichs von der später aufgegebenen Militärgrenze, die serbokroatischen Seressaner.

Zu S. 59, 90. Das Interim. Dazu wurde Preußen von Österreich zum Zwecke der Erhaltung des Deutschen Bundes am 30. September 1849 veranlaßt. Nach diesem Abkommen, welchem sich die übrigen Bundesregierungen anschlossen, sollte Österreich und Preußen gemeinsam die Ausübung der Zentralgewalt für den Deutschen Bund bis zum 1. Mai 1850 an sich nehmen, insofern diese nicht früher in eine definitive Gewalt übergeben könnte. Während des Interims sollte die deutsche Verfassungsangelegenheit der freien Vereinbarung der einzelnen Staaten anheimgestellt bleiben. Dies kam dann tatsächlich zur Ausführung: Die Zentralgewalt wurde von zwei österreichischen und zwei preußischen Kommissären übernommen, und infolgedessen legte am 20. Dezember der Reichsverweser, Erzherzog Johann, sein Amt nieder.

Zu S. 59. Von dem Parlamentsabgeordneten Nägele war am 13. Oktober 1849 in der Stuttgarter Zeitung „Der Beobachter", dem Organ der württembergischen Demokraten, ein Artikel erschienen, worin er gegen den Eintritt Württembergs in den Dreikönigsbund, als der Ehre, dem Volkswohl und der Reichsverfassung widerstreitend, protestiert.

Zu S. 59. Karl Ed. Haynau, österreichischer General, 1786 in Kassel geboren, 1853 in Wien gestorben, berüchtigt wegen seiner Grausamkeit bei der Unterdrückung des Aufstandes in Brescia, Mailand und anderer oberitalienischer Städte, sowie der Revolution in Ungarn, daher „das Rasiermesser" genannt.

Zu S. 60. „Den Bletz": den Flicklappen.

Zu S. 61. Graf Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1792 bis 1850), Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II. und der Gräfin Sophie von Dönhoff, seit 1839 preußischer General, 1848 preußischer Ministerpräsident, Organ des Königs gegen die liberale Bewegung.

Zu S. 61. Otto Theodor von Manteuffel (1833—1882), preußischer Staatsmann, ritterschaftlicher Abgeordneter des Kreises Luckau, Gegner alles Revolutionären.

Zu S. 61f. Friedrich Römer (1794—1864), in der württembergischen Kammer 1833 bei der liberalen Opposition, 1848 Parlamentsabgeordneter, ist für den preußischen Erbkaiser und für

das Direktorium, 1849 leitender Märzminister, sprengt das Rumpfparlament in Stuttgart.

Zu S. 62 u. 64. In Olmütz am 28. u. 29. November 1850 Konferenz des österreichischen Ministerpräsidenten Fürsten von Schwarzenberg mit dem preußischen Minister von Manteuffel und dem russischen Gesandten Grafen von Münzendorff. Dabei mußte Preußen auf die Union verzichten und in die Wiederherstellung des einstigen Deutschen Bundes einwilligen, wogegen Österreich auf den Gesamtanschluß verzichtete.

Zu S. 63. Cannstatter Eingabe. Württembergische Abgeordnete der Deutschen Partei richten am 14. Oktober 1849 in einer Versammlung zu Cannstatt an das k. Gesamtministerium eine dringliche Adresse, worin sofortiger Anschluß an Preußen und sofortige Verhandlung mit dem Dreikönigsbund als einziger Weg, eine deutsche Volksvertretung wiederherzustellen, gefordert wird. Nebenher verlangen sie, man solle eine Entfremdung Österreichs verhüten. Sie berufen sich darauf, daß sie als Freunde des Gesetzes gegen die Umsturzpartei sich um den Thron scharten; erklären, daß sie dies taten in der Hoffnung auf eine friedliche und gesetzliche Entwicklung, in dem Vertrauen, daß den Volksbedürfnissen Rechnung getragen werde, und daß sie, wenn diese Hoffnung tröge, nicht imstande wären, neuen Umstürzen so mutig wie bisher entgegenzutreten. — Am 31. Oktober 1849 Stuttgarter Bürgeradresse. Dann, am am 3. November, Sturz des von Fr. Römer geleiteten Märzministeriums.

Zu S. 65. Karl Biedermann von Leipzig (1822—1901), Sachse, Philosoph und Politiker, seit 1858 Professor an der Universität in Leipzig, 1848 Parlamentsabgeordneter für Zwickau.

Zu S. 65. Adolf Schoder, 1817 in Stuttgart geboren, 1852 gestorben, Jurist, Regierungsrat, jedoch in engem Verkehr mit den Liberalen, 1848 Abgeordneter für Besigheim in Frankfurt, beschleunigt die Beratung der Grundrechte, deren Vater er ist, tritt 1849 bei der Kaiserfrage für die Präsidentschaft ein, fügt sich aber der Mehrheit, gibt Anlaß zur Sprengung des Rumpfparlaments.

Zu S. 66. Personalunion. S. oben S. 37.

Zu S. 67. Jos. Maria von Radowitz, 1798 zu Blankenburg im Harz geboren, 1853 in Berlin gestorben, preußischer General und Staatsmann, in Frankfurt Mitglied der Rechten, soll zu dem Dreikönigsbündnis den Anstoß gegeben haben, leitete die Unionsverhandlungen in Berlin und Erfurt im April 1850. Sein Antrag zum Einmarsch in Böhmen ein Seitenstück der Siebenbürgen und Südtirol betreffenden Anträge Fr. Vischers.

Zu S. 67. Kremsier. S. oben die Anm. zu S. 38.

Zu S. 69, 75f. Direktorium. S. oben die Anm. zu S. 45.

Zu S. 71. Blutige Mißachtung des Gesetzes zum Schutze der Reichstagsabgeordneten: Robert Blum (1807 geboren), Buchhändler, Parlamentsabgeordneter für Leipzig, Führer der Linken, war gegen Ende Oktober 1848 mit Julius Fröbel nach Wien gekommen, um dem Gemeinderat und dem Reichstag eine Beifallsadresse seiner Fraktion zu überreichen. Zum Hauptmann einer dortigen, für den inneren Polizeidienst bestimmten Mannschaft gewählt, erfüllte er auch vollauf seine Pflicht, als dieselbe sich trotz dem ihm gegebenen Versprechen am Kampfe gegen die kaiserlichen Truppen beteiligen mußte; doch er nahm am dritten Tag, 29. Oktober, seine Entlassung und mahnte zur Unterwerfung. Bald nachher wurde er verhaftet und am 9. November 1848 standrechtlich erschossen.

Zu S. 71, 83. Welckers berühmte Motion in Frankfurt. Unter dem Eindruck der Proklamation der unteilbaren und unauflöslichen konstitutionellen Erbmonarchie in Österreich stellt Welcker ohne Vorwissen seiner Partei am 12. März 1849 im Parlament den Antrag, die gesamte deutsche Reichsverfassung, wie sie jetzt, nach der ersten Lesung, vorliegt, durch einen einzigen Gesamtbeschluß anzunehmen, jede Verbesserung den nächsten Reichstagen vorzubehalten, die in der Verfassung festgestellte erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen, die sämtlichen deutschen Fürsten zu großherzigem und patriotischem Beistimmen in diesem Beschluß anzurufen und dem König von Preußen durch eine Deputation die Ernennung zum Kaiser anzuzeigen. Zuvor aber stellt er das Verlangen, daß die Nationalversammlung Einsprachen Auswärtiger gegen die vom deutschen Volke zu beschließende Verfassung als Eingriffe in

das Urrecht freier Völker mit Entrüstung abweise, gegen jeden Deutschen aber, sei er Fürst oder Bürger, welcher sie landesverräterisch hervorrufen möchte, den tiefsten Abscheu ausspreche und zugleich die feste Erwartung, daß die deutsche Nation wie Ein Mann ihre Ehre verteidigen werde. — Zum Schluß beantragt er, daß der Kaiser von Österreich als Fürst der deutsch-österreichischen Lande und die sämtlichen Bruderstämme in diesen Landen, einzeln und vereint, zum Eintritt in den deutschen Bundesstaat jetzt und zu aller Zeit eingeladen werden; ferner, daß gegen ein etwa von der Regierung der deutsch-österreichischen Lande, oder von diesen selbst beanspruchtes Recht, von dem deutschen Vaterlande und aus der von seinem Gesamtwillen beschlossenen Verfassung auszuscheiden, für alle Zeiten feierlicher Widerspruch eingelegt werde; endlich daß sie sich bereit erkläre, so lange dem völligen Eintritte der deutsch-österreichischen Lande in die deutsche Reichsverfassung noch Schwierigkeiten im Wege stehen, die bestehenden nationalen brüderlichen Verhältnisse, jedoch unbeschadet der Selbständigkeit der Deutschen Reichsverfassung zu erhalten.

Zu S. 87. Jul. Fröbel aus Griesheim bei Stadt Ilm (1805 bis 1893), Politiker, preußischer Parlamentsabgeordneter, unter dessen Vorsitz in Frankfurt die demokratische Partei begründet wird, an der Revolution in Wien beteiligt, jedoch begnadigt, stellt 1860 ein großdeutsches Programm auf.

Zu S. 88 f. Dreikönigsverfassung und Dreikönigsbund. S. oben die Anm. zu S. 49.

Zu S. 88. „Schmalzried steht noch fest . . . . Schmalzried ist noch eine Tatsache.“ D. h. zweimal zwei ist immer noch vier. Joh. Georg Schmalzried: Verfasser der gründlichen Rechenschule für Anfänger, Stuttgart 1781, und des vollständigen Rechenbuchs für das bürgerliche Leben, 11. Aufl., Stuttgart 1834. Diese und Adam Rieses Rechenbücher waren damals in allen Händen.

Zu S. 90. Tübinger Erklärung: am 9. Januar 1850, für den Anschluß an den von Preußen projektierten Bundesstaat; Preußen solle den Mittelpunkt einer neuen Gestaltung Deutschlands bilden, Österreichs unveränderte Politik habe die letzte

Hoffnung der Groß-Deutschen vernichtet. Fr. Vischer mit unterzeichnet.

Zu S. 90. Plochingen. Dort am 13. Januar 1850 Versammlung der Freunde des Anschlusses an den von Preußen angestrebten engeren Bund. Erklärung, da die Frankfurter Reichsverfassung von allen deutschen Staaten aufgegeben sei, bleibe keine andere Möglichkeit, eine wahre deutsche Einheit, nämlich den Bundesstaat ins Leben zu führen, als mittelst des von Preußen vorgelegten, von 25 Staaten angenommenen Verfassungsentwurfes; es handle sich nun darum, entweder eine deutsche Verfassung oder gar keine zu bekommen. Beschluß, den Erfurter Reichstag zu beschicken.

Zu S. 90. Am 7. Januar 1850 wurde eine königliche Botschaft mit 15 Propositionen wegen nochmaliger Abänderung der bereits revidierten preußischen Verfassung der Kammer vorgelegt und am 31. Januar von der Mehrheit angenommen.

Zu S. 92. Erfurter Parlament. Die Unionsstaaten setzen dort im März 1850 die Beratungen, welche vom 26. bis 28. Juni 1849 zu Gotha stattgefunden hatten, fort. Sie nahmen am 17. April 1850 die vom Dreikönigsbunde vorgeschlagene Reichsverfassung an, wonach Österreich als für immer ausgeschlossen gedacht wurde. Aber Österreich veranlaßt, unterstützt von Rußland, die Auflösung der Versammlung und lädt die Mitglieder des Deutschen Bundes ein, Abgeordnete interimistisch nach Frankfurt a. M. zur Beratung einer Revision der alten Bundesverfassung zu schicken. Es folgen Bayern, Württemberg, Sachsen, die beiden Hessen und kleinere Staaten. Österreich legt nun dort einen Plan vor. Preußen beruft einen Gegenkongreß in Berlin am 8. Mai 1850, bringt aber keinen Beschluß zustande.

Zu S. 95, 100. Verrat Schleswig-Holsteins. Unter dem Druck Österreichs und Preußens, welches bereits am 2. Juli 1849 mit Dänemark Frieden geschlossen hatte, befahl der Deutsche Bundestag am 25. Oktober die Einstellung der Feindseligkeiten, und schließlich anerkannte Preußen mit Österreich das Prinzip des dänischen Gesamtstaates und willigte in die Trennung Schleswig-Holsteins vom Deutschen Reich.

Zu S. 99, 100. Untertänigkeit gegen Rußland. Der Zar Nikolaus, auch außerhalb Rußlands eifriger Gegner und Bekämpfer jeder Volksbewegung, fand in Österreich und Preußen zu diesem Zwecke offene Tore und willfähriges Entgegenkommen.

Zu S. 100. Mißhandlung und Aussaugung Hessens. Das Land empört, weil Kurfürst Wilhelm I. durch den reaktionären Minister Hassenpflug die 1848 errungene Verfassung möglichst unterdrückte, den Landtag auflöste und den Belagerungszustand erklärte. Auf den Hilferuf Hassenpflugs Bundesexekution, Einrücken bayrischer, österreichischer und preußischer Truppen. Die „Strafbayern" bleiben neun Monate im Land. Im März 1852 wurde durch einen Bundesbeschluß die hessische Verfassung für aufgehoben erklärt.

Zu S. 100. In Dresden fanden am 23. Dezember bis 15. Mai 1851 Ministerkonferenzen statt, die der Ordnung der deutschen Verhältnisse galten. Bayern war durch den Minister von der Pfordten vertreten.

Zu S. 104. In Bregenz kamen am 11. Oktober der Kaiser von Österreich und die Könige von Bayern und Württemberg zusammen. Sie berieten sich über Maßregeln gegen Preußen zum Nachgeben in der kurhessischen Frage. Dies war ein Vorspiel der Olmützer Punktation.

Zu S. 105. Württembergische Zeitung: Mehrere Aphorismen, welche die Redaktion dieser Zeitung gestrichen hat, sind hier mitenthalten. Doch hielt ich auf S. 99 eine Weglassung für angezeigt, weil derselbe Gedanke auf S. 79 u. a. O. vorkommt.

Zu S. 119. Die preußische Regierung hatte das österreichische Ultimatum an Sardinien und die Kriegserklärung mißbilligt und beide Häuser der Volksvertretung in Berlin, das der Abgeordneten (am 12. Mai) und das Herrenhaus (am 13. Mai 1859), erklärten sich mit dieser Mißbilligung einverstanden.

Zu S. 120. Napoleons III. trügerischer Konferenzvorschlag. Er veranlaßt am 15. März Rußland, eine Konferenz der fünf Großmächte vorzuschlagen. Österreich, das dabei nur die Rolle des Angeklagten hätte, erklärt, nur wenn keine Gebietsveränderung diskutiert werde, und erst nach allgemeiner

Abrüstung werde es dem Kongreß beiwohnen, womit es tatsächlich absagt.

Zu S. 131 u. 176. Die gothaische Idee: Die kleindeutsche so genannt, weil in Gotha die meisten Mitglieder der Erbkaiserpartei des Frankfurter Parlaments (Gagern, Dahlmann, Waitz, Grimm, Mathy, Simson, Beseler u. a.) tagten, wo sie, da Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone abgelehnt hatte, beschlossen, das Dreikönigsbündnis und die von Preußen dafür am 28. Mai 1849 vorgeschlagene bundesstaatliche Verfassung zu unterstützen. S. unten die Anm. zu S. 192.

Zu S. 132. Programm Gagerns. S. oben S. 37.

Zu S. 138 und 147. In Villafranca schloß Kaiser Franz Josef mit Napoleon III. den Präliminarfrieden, wonach die Lombardei ohne Mantua und Peschiera an Napoleon und von diesem an Sardinien abgetreten wurde.

Zu S. 140. Napoleons Anrede an den Senat: Am 19. Juli 1859 erklärt er in St. Cloud vor dem Senat die Beweggründe seines Verfahrens. Er beruft sich darauf, daß er, als er nach einem glücklichen zweimonatlichen Feldzug unter den Mauern Veronas angelangt war, einen Kampf anderer Art vor sich hatte. Da wäre er fatalement genötigt gewesen, den Feind vorn anzugreifen, der, verschanzt hinter großen Festungen, gegen jede Diversion in seinen Flanken geschützt, durch die Neutralität der ihn umgebenden Territorien. „Im Begriff, einen langen unfruchtbaren Belagerungskrieg zu beginnen, fand ich mich angesichts des waffenstarrenden Europa, das bereit war, unsere Erfolge streitig zu machen, unsere Niederlage zu verschlimmern. Dennoch wäre mein Entschluß fest gewesen, wenn sich die Mittel nicht außer Verhältnis zu dem erwartbaren Ergebnis erwiesen hätten. Man hätte die neutralen Hindernisse kühn zerbrechen, den Kampf am Rhein und an der Etsch aufnehmen müssen, hätte sich offen stärken müssen durch die Mitwirkung der Revolution, mehr Blut vergießen müssen; man hätte, um zu siegen, wagen müssen, was ein Souverän nur für die Unabhängigkeit seines Landes wagen darf." — Auf die Anrede des Präsidenten der gesetzgebenden Körper erwidert er dort am folgenden Tag dasselbe, dann fährt er fort: „Um der italienischen Unab-

hängigkeit zu dienen, führte ich den Krieg gegen den Willen Europas; sobald das Geschick meines Landes in Gefahr sein konnte, schloß ich Frieden .... So habe ich Halt gemacht allein vor dem Interesse Frankreichs, aber die edle Sache nicht verlassen, der ich dienen wollte. Die Idee der italienischen Nationalität ist überall anerkannt. Alle Souveräne begreifen die gebieterische Notwendigkeit von Reformen. Die Zukunft wird die glücklichen Ergebnisse des Friedens für das Heil Italiens, den Einfluß Frankreichs und die Ruhe Europas enthüllen."

Zu S. 141. Der russische Premierminister Gortschakoff hatte im Mai 1859 an die deutsche Bundesregierung eine Note gerichtet, die dem Deutschen Bund eine nur defensive, keinerlei offensive Haltung gestatten wollte. Die scharfe Zurückweisung des Grafen Friedrich Ferdinand von Beust, des damaligen Ministerpräsidenten Sachsens, erfolgte am 15. Juni. Sie steht in seiner Selbstbiographie: Aus drei Vierteljahrhunderten, Erinnerungen, Stuttgart 1887, I, 253ff.

Zu S. 142. Erklärung der ministeriellen Preußischen Zeitung vom 18. Juli 1859: „Für die von Österreich erwartete Kriegsgemeinschaft haben die wahren und wesentlichen Grundlagen gefehlt, welche nur in der Gemeinschaft der Gründe wie der Zwecke des Krieges liegen. Für deutsche und preußische Interessen kann Preußen das Schwert ziehen, nicht für Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung eines Zustandes in Italien, welchen Österreich selbst durch den Friedensschluß als unhaltbar anerkannte, und nicht für Feststellung einzelner Bestimmungen der Verträge von 1815, welche noch dazu erst durch jenen Beginn des Krieges selbst in Frage gestellt wurden (Kongreß). Preußens Vermittlungsvorschläge waren bei weitem günstiger als die jetzt festgestellten Friedenspräliminarien ... Preußen hat keinen Anlaß, mit der erwarteten Wendung unzufrieden zu sein. Indem es seine militärischen Maßregeln einstellt, sieht es der weiteren Entwicklung mit Ruhe entgegen."

Zu S. 142. Wortlaut des Armeebefehls, der am 18. Juli 1859 die preußischen Truppen entließ: „Im Augenblick, als der

Krieg zwischen zwei benachbarten Großmächten ausbrach, habe ich die Armeebereitschaft angeordnet zur Wahrung der Preußen zukommenden Machtstellung. Die damals drohende Gefahr ist jetzt vorüber. Während Ihr noch auf dem Marsch waret, um die vorgeschriebenen Stellungen einzunehmen, hatten die kriegführenden Mächte plötzlich Frieden geschlossen. Ein Vorrücken hat unsern festen Willen gezeigt, wie auch das Kriegslos falle unsere Grenzen und die Marken Deutschlands unverletzt zu behaupten. Ihr habt die von Euch erwartete Bereitwilligkeit an den Tag gelegt, überhaupt Preußens würdige Haltung bewahrt, viel persönliche Opfer gebracht. Ich spreche Euch meine volle Anerkennung aus. Prinz von Preußen, Regent."

Zu S. 161. Die nächstfolgenden Äußerungen Fr. Vischers zum Krieg 1859 und der neu bestehenden Lage sind in seinen Kritischen Gängen enthalten: N. F. 1. Bd., 1860/61, 1. Heft, wozu das nachträgliche Vorwort vom 28. September 1860 und zum Teil das Vorwort des 2. Heftes vom Februar 1861 gehört. Siehe die zweite, vermehrte Auflage, Verlag der Weißen Bücher 1914, 1. Bd.: Eine Reise. Das Politische hier S. 310—320, 353—363, 373—379, 391 ff., 433—436, 446, sowie S. XIV—XVIII.

Zu S. 162. Im Januar 1861 erschien, unterzeichnet von Karl Rodbertus, dem berühmten Nationalökonomen (1805—1875), Lothar Bucher, dem nachmaligen Mitarbeiter Bismarcks (1817—1892) und dem preußischen Abgeordneten Philipp von Berg (1815—1866), eine öffentliche „Erklärung", die das Eintreten Deutschlands zur Wahrung der Stellung Österreichs in Italien verlangte.

Zu S. 165. In dem ersten Koalitionskrieg der Monarchien Europas gegen das revolutionierte Frankreich (1792—1797) schloß Preußen aus Geldnot und um im Osten vorgehen zu können, am 5. April 1795 in Basel den folgenschweren Frieden, worin es das preußische Land links des Rheins opferte und für den Fall einer Entschädigung sich mit der künftigen Abtretung des ganzen linken Rheinufers einverstanden erklärte.

Zu S. 169. In Teplitz fand am 26. Juli 1861 der Versuch einer Annäherung Preußens an Österreich statt. Sie wurde vom

König Max von Bayern eingeleitet, mißlang aber. Der Prinzregent erbot sich zur Hilfe für den Fall einer Einmischung Frankreichs bei einem neuen Angriff Italiens auf Venetien, aber in der Verhandlung über Bundesangelegenheiten hielt Österreich fest an seinem alten Ehrenanrecht auf das Präsidium.

Zu S. 172. Deutscher Nationalverein der kleindeutschen Partei, 1859 in Koburg gegründet von Bennigsen, Schulze-Delitzsch u. a., bald aber durch Schuld der preußischen Regierung ihr Gegner, namentlich wegen des Verfassungskonflikts 1862, 1867 aufgelöst wegen der Vorgänge im vorhergegangenen Jahre.

Zu S. 173—175. Freiherr Georg von Vincke (1811—1875), Westfale, Landrat in Hagen, 1848 im Frankfurter Parlament, seit 1849, wie schon 1847, Abgeordneter im Preußischen Landtag, hat in demselben am 6. Februar 1861 den folgenden Antrag gestellt: „Der fortschreitenden Konsolidierung Italiens entgegenzutreten, erachten wir weder im preußischen noch im deutschen Interesse.“ Damit wollte er zugleich sagen, Venedig solle an Piemont fallen. Obgleich der Minister von Schleinitz dringend bat, dieses Amendement als präjudizierlich abzulehnen, wurde es vom Abgeordnetenhause angenommen. Einen Tag vor dem ausdrücklich gegen ihn gerichteten Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“ hat Fr. Vischer im „Schwäbischen Merkur“ die folgende Erklärung veröffentlicht:

Zur deutschen Frage.

Einige Deutsche im Ausland haben ihre politische Ansicht in folgende Sätze gefaßt, welche sie der Prüfung ihrer Landsleute in der Heimat vorerst ohne Unterschrift vorlegen. Diese Sätze enthalten eine Art von Verschmelzung entgegengesetzter Ansichten und wären vielleicht geeignet, zur Vereinigung der Parteien zu wirken. 1. Wir glauben, daß Einheit und gleichmäßige konstitutionelle Freiheit Deutschlands auf festem Grunde nicht aufgebaut werden kann, ehe Tatsachen von durchgreifender Gewalt und Bedeutung die deutschen Verhältnisse flüssiger gestaltet haben. 2. Eine solche Tatsache wird nach unserer Überzeugung dann eintreten, wenn ein entschlossener Akt der Selbsterhaltung die schwer bedrohte Nation zum Kampfe nach außen führt. 3. Wir halten es für möglich, daß derjenige

Staat, welcher in diesem Kampfe mit großen Opfern mutig vorangeht, die erste Stelle in einer Gesamtverfassung Deutschlands, d. h. die Oberführung im Krieg und die Vertretung im Ausland, mit Fug und Recht sich dann erwirbt, wenn er zugleich als Schutz und Schirm der inneren Freiheit, der materiellen Wohlfahrt und der geistigen Güter sich bewährt. Wir können uns, bevor Taten und Verdienste dieser Art vorliegen, nicht für ein Programm erklären, das einen einzelnen Staat an die Spitze Deutschlands stellen will, wir wären aber nicht die letzten, die einer auf diesem tatsächlichen Wege entstandenen Einigung Deutschlands, die das föderative Prinzip einschränken, nicht ausschließen würde, mit Freuden sich fügten. 4. Wir halten es für einleuchtend, daß das Endziel der Napoleonischen Politik die Erniedrigung Deutschlands, die Eroberung oder Erschleichung des linken Rheinufers ist; wir sehen daher in Frankreich unsern wahren Feind und halten eine Neigung zu einem Bündnis mit ihm für heillosen Verrat am Vaterland. 5. Wir sehen in dem Beistande, den Frankreich Italien geleistet hat, eine Staffel zur Erreichung jenes Ziels, in der Lähmung Österreichs ein Mittel zur Überwältigung Deutschlands. 6. Wir erkennen einen wohlbegründeten Anlaß zu der gemeinsamen Kraftanstrengung der Nation, welche allein sie einigen kann, darin, wenn die Gefahr, welche von zwei Seiten Österreich bedroht und deren wahrer Urheber Frankreich ist, zum Ausbruch kommt. Wir halten es für eine törichte Anwendung des Nationalprinzips, wenn man im Namen desselben verlangt, daß Österreichs Besitzstand Fremden zur Beute werde. Unbedingt erachten wir deutsche Hilfe für Pflicht im Fall eines Aufstands in Ungarn und den Slawenländern, bedingt in einem Kampf um Venedig, d. h. nur dann, wenn Piemont von Frankreich unterstützt wird. Eine feindliche Haltung Deutschlands gegen die innere Entwicklung des übrigen Italiens wünschen wir nicht, halten es aber für verkehrt, durch ausdrückliche Beistimmung in Form politischer Beschlüsse die letztere zu unterstützen, und beklagen den parlamentarischen Sieg in der preußischen Kammer vom 6. Februar als einen unseligen Beitrag zur Schürung deutscher Zwietracht. 7. Irgendeine Ge-

fahr für ein frei und einig zu gestaltendes Deutschland sehen wir bei der Hilfeleistung an Österreich nicht, wofern ein gleichzeitiges Manifest der voranschreitenden Macht eine deutsche Nationalversammlung beruft und Ziele aufstellt, welche jede mit dem Zweck der Einheit verträgliche Schonung des Besonderen verbürgen. 8. Ein entschlossenes Vorgehen zur Züchtigung Dänemarks, das auch jetzt auf seinem Unrechte beharren wird, halten wir, welche Menge von Feinden auch gegen Deutschland aufstehen mag, für ein absolutes Gebot der Ehre und Selbsterhaltung, und wir vertrauen, daß auch aus einem allgemeinen Weltkampfe Deutschland verjüngt hervorginge. 9. Bleibt Friede, so haben nach unserer Ansicht patriotische Vereine mit allen gesetzlichen Mitteln stetig dahin zu wirken, daß in immer weiteren Kreisen die Einsicht in die Notwendigkeit der deutschen Einigung geweckt werde, jedoch so, daß die Frage über die Form derselben noch offen bleibt; ein Programm, das einen deutschen Staat über die andern stellt, wirkt seinem eigenen Zweck entgegen, denn es reizt Stämme und Regierungen zu einem Widerstande, der jenem Staate, wenn er sich durch verdienstvolles Handeln endlich doch zu dem gewünschten Ziele bewegt, nur gesteigerte Hindernisse bereitet. Fr. Vischer.

(Schwäbische Kronik vom 26. Februar 1861.)

Zu S. 178. Karl Vogt von Gießen (1817—1895), Naturforscher, 1848 Abgeordneter bei der äußersten Linken im Frankfurter Parlament.

Zu S. 182. Identische Noten richteten Österreich, die vier Königreiche, Hessen-Darmstadt und Nassau am 2. Februar 1862 an die Preußische Regierung. Sie verwahren sich darin gegen die Erneuerung des Unionsprogramms, erklären diesen Plan eines engeren Bundes für eine Bedrohung der Ruhe Deutschlands und bestreiten die Anwendung bundesstaatlicher Institutionen auf Deutschland. Ein Staat, welcher sich einer bundesstaatlichen Zentralgewalt unterordnet, könne nicht mehr selbst ein Bündnis abschließen. Zugleich laden sie darin ein zu Verhandlungen über Direktorium und Delegierte. Die preußische Regierung entgegnete am 14. Februar 1862, die Beunruhigung sei durch die Wiederherstellung der alten Bundesverfassung

begründet worden, und lehnt sowohl die Teilnahme an den vorgeschlagenen Konferenzen als eine Erörterung der Einsprüche ab. Der Nationalverein erklärt sich ebenfalls dagegen und der Abgeordnetentag, aber der Reformverein stimmt in Frankfurt am 28. Oktober 1862 bei.

Zu S. 183. Das badische Schreiben an Sachsen: Der sächsische Ministerpräsident Freiherr Friedrich Ferdinand von Beust hatte am 15. Oktober 1861 einen Reformplan aufgestellt, wonach die Bundesregierung aus drei Organen bestehen soll, 1. aus der Bundesversammlung, d. h. den Repräsentanten der Regierungen, 2. dem Abgeordnetenhause, nämlich den Repräsentanten der Landesvertretungen, 3. dem Bundesgericht. Der Aufenthalt der Bundesmilitärkommission und der Bundeskanzlei soll Frankfurt a. M. sein. Die Ministerkonferenzen, wodurch in diesem Programm der Bundestag ersetzt ist, sollen alljährlich zweimal vier Wochen hindurch stattfinden, das eine Mal unter Österreichs Vorsitz in Regensburg, das andere Mal unter Preußens Vorsitz in Hamburg. In der Zwischenzeit soll die Bundesleitung Sache eines Direktoriums sein, das ein Preuße, ein Österreicher und ein drittes Mitglied bilden sollen. Nebenher sollen Delegiertenversammlungen stattfinden. Der badische Ministerpräsident Freiherr Franz von Roggenbach richtet als Antwort hierauf am 28. Januar 1862 an Sachsen ein Schreiben, worin er sich einverstanden erklärt mit der am 10. Januar vorausgegangenen Erwiderung Preußens. Dasselbe enthält u. a. folgendes: „Es befriedigt uns, daß Preußen den Gedanken des Bundesstaates in der Beschränkung, unter welcher er allein möglich, aufnahm und zugleich die Unmöglichkeit einer Reorganisation des Bundes in bundesstaatlicher Richtung, wenn dabei der ganze Bund ins Auge gefaßt wird, nachgewiesen hat. Es ist keine bessere Aussicht denkbar, als die Idee eines engeren Bundes im forterhaltenen größeren Verbande, wie sie der preußische Minister Graf von Bernstorff vorgeschlagen hat. Die herzustellende Bundeseinheit soll keine ausschließliche und unbedingte sein, sondern eine solche, innerhalb deren in Gesetzgebung und Verwaltung die Selbständigkeit sämtlicher Bundesstaaten fortdauert. Aufhebung derselben wäre ein Hemmnis

unserer nationalen Entwicklung und eine Beraubung unseres geistig politischen Lebens .... Dagegen sollen alle die politische Macht nach außen betätigenden Staatsfunktionen (diplomatischer Verkehr und Verteidigungswesen) einer einheitlichen Leitung unterstellt sein. Darin ist straffste Zentralisation geboten. Diese muß eine einheitliche, persönliche und verantwortliche Regierung möglich machen, deren Exekutivgewalt kein Hindernis in der Organisation findet. Jede konföderative Mitwirkung in der obersten Spitze dieser Angelegenheit ist auszuschließen. Das dringendste Bedürfnis ist nach unserer Anschauung auf die Zentralisation der darauf bezogenen Befugnisse beschränkt. Zeigen sich weitere Bedürfnisse, so wäre ihre Erfüllung von freier Vereinbarung abhängig zu machen. Dadurch würde die Zentralinstitution jede wünschenswerte Dehnbarkeit erhalten, andererseits wären die Einzelregierungen gesichert vor ungewollten schädlichen Opfern. Also keine Auflösung des Bundestages, sondern Reorganisation. Dabei würde der Charakter des Bundes als eines unauflöslichen Vereins der deutschen Staaten keineswegs leiden, wenn einzelne Staaten, welchen Unterordnung zu schwer würde, in ein privilegiertes Verhältnis zum Bunde treten würden, insofern ihnen freistände, in einen engeren Bund mit den deutschen Staaten zu treten, oder in dem bisherigen zu verharren."

Zu S. 186. Schimpf von Köln: Das deutsch-vlamische Gesangfest, welches vom 14. bis zum 16. Juni 1846 in Köln stattgefunden hatte, war eines der Feste, die durch die junge Eisenbahnverbindung zwischen Rheinland und Belgien im Zusammenhang mit der Ausbreitung der nationalen Idee seit 1840 veranlaßt wurden. Infolge des über alle Erwartung großen Fremdenzustroms entstand große Quartiernot, worüber alles klagte. Die Gastwirte und privaten Gastgeber verhielten sich sehr habgierig. Auch die Dombesichtigung wurde nicht ohne Eintrittsgeld gewährt. Dies erregte peinlichstes Aufsehen und wurde in der Presse vielfach behandelt, besonders anschaulich in Artikeln und Bildern der Leipziger Illustrierten Zeitung VII (1846) S. 88, 132ff., wo u. a. S. 136 die Präsentation einer Rechnung an Gäste dargestellt ist. Ge-

fällige Mitteilung des Herrn Dr. Hansen, Stadtbibliothekars in Köln.

Zu S. 186. In dem Zeitraum zwischen diesem und dem folgenden Artikel ist in Fr. Vischers „Kritischen Gängen" erschienen „Ein Schützengang" mit einem Vorwort vom März 1863: N. F., Stuttgart, Cotta, 1. Bd., 4. Heft. Siehe die zweite, vermehrte Auflage des Buchs, Leipzig, Verlag der Weißen Bücher 1914, 1. Bd. Das Politische hier S. 452f., 455, 475—478, 480—492, 494—498.

Zu S. 187. Pfingstversammlung der kleindeutschen Partei in Frankfurt am 24. und 25. Mai 1863.

Zu S. 187. Erster deutscher Abgeordnetentag in Frankfurt, 21. und 22. August 1863. Es erschienen 300 Abgeordnete, worunter sich aber keine Österreicher befanden.

Zu S. 189. Erste Versammlung der verschiedenen liberalen Fraktionen Württembergs in Eßlingen am 3. Februar 1861, wobei Anschluß an den Nationalverein empfohlen wurde. Zweite Versammlung ebendort am 14. Dezember 1862. Dabei wurde, abgesehn von den intern württembergischen Anträgen, eine Gesamtverfassung für das deutsche Volk verlangt. Man erklärte sich gegen die Bundesverfassung, deren innerstes Wesen auf unbeschränkter Souveränität der Einzelstaaten beruhe, gegen die geplante Delegiertenversammlung, gegen jeden Vorschlag zugunsten der Erhaltung des Bundestags und stellte die Forderungen auf, daß die Reichsverfassung vom 28. März 1849 samt Grundrechten und Wahlgesetz durchgeführt, die unerledigte Oberhauptsfrage durch Einberufung einer Nationalversammlung gelöst werde und daß alle deutschen Bundesstaaten mit Einschluß Deutsch-Österreichs dem in der Reichsverfassung begründeten Verband sich anschließen. Wenn dies aber jetzt noch nicht möglich sei, so dürfe dies kein Abhaltungsgrund sein für die übrigen Staaten, mit der Ausführung des nationalen Werks zu beginnen.

Zu S. 190. Christ. Frisch von Stuttgart (1807—1882), Mathematiker und Astronom, 1848 Parlamentsabgeordneter für Freudenstadt, 1850 Abgeordneter im Württembergischen Landtag.

Zu S. 190. Sigm. Schott (1818—1895), Rechtsanwalt in Stutt-

gart, 1850—1868 württembergischer Landtagsabgeordneter, sucht zwischen Groß- und Kleindeutschen zu vermitteln.

Zu S. 190. Jul. Hölder von Stuttgart (1819—1887), württembergischer Volksmann, 1848 Regierungsrat, spricht im Frühling 1849 für die Annahme der Reichsverfassung, nimmt 1853 seine Entlassung aus dem Staatsdienst; von jetzt an Rechtsanwalt, 1856—1881 Landtagsabgeordneter; erklärt sich 1861 für den Nationalverein; Gründer und Ausschußmitglied des in Weimar versammelten Abgeordnetentags, 1863 mit beteiligt am Frankfurter Tag, wo der Nationalverein mit dem großdeutschen Reformverein für den Rechtsanspruch des Augustenburgers auf Schleswig-Holstein eintritt.

Zu S. 190. Lajos Kossuth (1802—1894), Führer der ungarischen Revolution, flüchtet nach dem Scheitern derselben ins Ausland, tritt 1859 mit Napoleon III. in Verhandlung.

Zu S. 192. „Neugothaer". Unter dieser Bezeichnung sind wohl die Vertreter einer Erneuerung der erbkaiserlichen Partei zu verstehen, welche nach dem Zusammenbruch des Parlaments 1849 in Gotha ihr Programm aufstellten, und zwar namentlich die preußischen Altliberalen, nicht die „Nationalvereinler", die sich mehr links hielten als die Erbkaiserlichen. Vgl. oben die Anmerk. zu S. 131, 172, 176.

Zu S. 199. Freiherr Karl Urban († 1877).

Zu S. 200 und 236. Die Mittel- und Kleinstaaten hielten im November und Dezember 1859, dann wieder seit dem Frühling 1861 zu Würzburg über eine Bundesreform Konferenzen ab, die aber ergebnislos ausliefen. Sie forderten eine straffere Einheit mit Vorschlägen, die besonders das Heerwesen betrafen, allein ihre Tendenz war dabei hauptsächlich, das politische Gewicht gleichmäßig zwischen den beiden Großstaaten und ihrer eigenen Gruppe zu verteilen, sie giengen doch aus von der Idee der Trias. Mit der Bezeichnung „die Würzburger" sind hier indessen auf jeden Fall süddeutsche Politiker gemeint, welche die Gedanken der Würzburger Konferenzen vertraten. Es war ganz natürlich, daß die „Würzburger" in schärferem Gegensatz zu Preußen als zu Österreich standen; großdeutsch waren sie, insofern sie jede Reform verwarfen, wodurch Deutsch-Österreich

aus dem Bund ausgestoßen wurde, doch fanatisch kleindeutsche Stimmen gaben sie einfach als Genossen Österreichs aus und warfen auch auf sie den Verdacht, von dem hier auf S. 235 die Rede ist. M. v. R. M.

Zu S. 202. „Es geht in Herbst“, will sagen: es gehört mit unter die Freiheiten des Herbstfestes. In Württemberg, besonders in Heilbronn, gebräuchliche Redensart.

Zu S. 203. Einladung zum Fürstentag. S. unten die Anmerk. zu S. 244.

Zu S. 213. In Weimar am 8. September 1862 deutscher Abgeordnetentag, wo beschlossen wurde, in den Kammern der einzelnen Staaten auf Einberufung eines Parlaments, Bundesreform und einheitliche, keinen deutschen Stamm ausschließende Zusammenfassung Deutschlands hinzuwirken.

Zu S. 216, 226. Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha (1818—1893), Verfasser eines Bundesreformplans und einer Denkschrift gegen Verdrängung Österreichs, Eröffner des Schützenfestes in Koburg, Mitstifter des Deutschen Schützenbundes, Protektor des Nationalvereins, macht 1863 einen Besuch in Wien, um zwischen Preußen und Österreich zu vermitteln.

Zu S. 231. Wagram. Dort erfocht Napoleon am 5. und 6. Juli 1809 gegen die von Erzherzog Johann geführten Österreicher einen blutigen Sieg, wodurch der Krieg beendet wurde.

Zu S. 233. Ein österreichischer Erzherzog: Maximilian, der sich von Napoleon III. den Thron von Mexiko schenken ließ. Siehe S. 235.

Zu S. 236. Die Würzburger, vorab die Bayern. Siehe oben d. A. zu S. 200.

Zu S. 238. In Mainz am 20. August 1863 Versammlung österreichischer Abgeordneter mit Mitgliedern des in Frankfurt abgehaltenen ersten Abgeordnetentags.

Zu S. 240 und 254. Fürstenkongreß in Frankfurt a. M. 17. August bis 1. September 1863.

Zu S. 244. Das kaiserliche Reformprojekt wurde am 21. August 1863 veröffentlicht. Darin war vorgeschlagen ein Direktorium, gebildet vom Kaiser von Österreich, dem König von Preußen, dem König von Bayern und zwei der am 8., 9. und 10. Bundes-

armeekorps beteiligten Souveräne und ein Bundesrat aus den Bevollmächtigten der Regierungen. Den Vorsitz im Direktorium und im Bundesrat hat der Kaiser von Österreich. Im Fall der Verhinderung desselben geht der Vorsitz an Preußen über, doch besteht die Befugnis des Vorsitzenden nur in formeller Leitung der Geschäfte Artikel 20 und 21 des kaiserlichen Verfassungsentwurfs. Art. 20: Die Versammlung der Bundesabgeordneten hat das Recht beschließenden Mitwirkens zur Ausübung der gesetzgebenden Gewalt auf ... „Gesetzesvorschläge, welche eine Abänderung der Bundesverfassung in sich schließen, oder eine neue organische Einrichtung auf Kosten des Bundes begründen sollen, oder der gesetzgebenden Gewalt des Bundes einen neuen seither der Gesetzgebung der einzelnen Staaten angehörigen Gegenstand überweisen, können in der Versammlung der Bundesabgeordneten nur mit einer Mehrheit von wenigstens vier Fünfteln angenommen werden". — Artikel 2: „Die Versammlung der Bundesabgeordneten ist gleich dem Direktorium berechtigt, in Angelegenheiten, welche dem Bereich der gesetzgebenden Gewalt zugewiesen sind, die Einführung gemeinsamer Gesetze oder Einrichtungen auf dem Wege freier Vereinigung in Antrag zu bringen. Um in den einzelnen Staaten zur Ausführung gelangen zu können, bedürfen jedoch die in Angelegenheiten solcher Art von den Abgeordnetenversammlungen gefaßten Beschlüsse der Zustimmung der betreffenden Regierungen und Vertretungen."

Die Einladung zum Frankfurter Fürstenkongreß war am 31. Juli 1863 ergangen. Der Kaiser von Österreich ließ die Denkschrift mit dem Reformprojekt, welches dort beschlossen werden sollte, am 2. August dem König von Preußen in Gastein übergeben und ihn zu dem Kongreß einladen. Der König von Preußen lehnte ab und schlug eine Ministerialkonferenz vor. Deshalb verlief der Fürstenkongreß ergebnislos, wie denn auch das Reformprojekt selbst die Klausel enthielt, die Beschlüsse seien nur bindend in dem Fall, daß Preußen für dasselbe gewonnen wird. S. auch S. 270.

Zu S. 248. Der Londoner Vertrag vom 2. August 1850 und der Fortbestand des dänischen Gesamtstaats wurde von Österreich

anerkannt. Im nächsten Jahr kam das zweite Londoner Protokoll hinzu.

Zu S. 254. Fürstenkongreß, Majoritätsbeschluß über den Paragraphen, der von Veränderungen der Reichsverfassung handelt. Bei der Beratung in Frankfurt hatte der oben S. 525 in der Anmerkung zu S. 246 wiedergegebene Artikel 20 des kaiserlichen Reformprojekts die Nummer 11. Die Mehrheit der Fürsten beschloß, daß für solche Änderungen Einstimmigkeit nötig sei.

Zu S. 264. „Züri-Putsch" oder „Straußen-Putsch": Aufruhr des Landvolks und Sturz der Regierung in Zürich am 6. September 1839, weil David Friedrich Strauß als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an die dortige Universität berufen worden war.

Zu S. 268. Erbrecht eines Fürsten: des Herzogs Friedrich von Augustenburg auf den Thron von Schleswig-Holstein.

Zu S. 270. Striche des Rotstifts. Die von der Redaktion der genannten Zeitung gestrichenen Stellen sind hier mit enthalten.

Zu S. 281. Jos. Freiherr von Linden (1804—1895), abwechselnd liberal und reaktionär, 1855 Ministerpräsident, 1864 wieder Minister.

Zu S. 285. Der badische Ministerpräsident: Freiherr von Roggenbach. Siehe oben die Anm. zu S 183.

Zu S. 287. Graf Johann Bernhard von Rechberg und Rothenlöwen (1806—1899), aus dem schwäbischen Geschlecht, Diplomat, 1849 Bevollmächtigter bei der Zentralgewalt in Frankfurt, 1855 Präsidialgesandter beim Bundesrat.

Zu S. 289. Aus dem Zeitraum zwischen den Daten dieses und des folgenden Artikels, 1864 und 1870, ist folgendes anzuführen: a) „Offenes Schreiben an Herrn Staatsrat Hehn in Petersburg", b) „Ein Gang am Strande" im 2. Bd. der N. F. der Kritischen Gänge, Stuttgart, Cotta, 1866; a im 2., b im 3. Heft, worauf sich zum Teil auch das Vorwort zum ganzen Bande bezieht. Siehe zweite, vermehrte Auflage des Buchs, Leipzig 1914, 1. Bd. S. 508—512, 527—542 und S. XIXf., c) Epigramme von Baden-Baden, 1. Aufl., Stuttgart, Grüninger 1867, welche oben S. 327f. erwähnt sind.

Zu S. 299 und 321. Die Zitadelle von Laon hat nach der Über-

gabe am 8. September 1870 ein französischer Unteroffizier in die Luft gesprengt, wobei 500 französische Mobilgardisten und 70 deutsche Soldaten getötet und verwundet wurden.

Zu S. 317 und 472. Heinrich von Mühler aus Brieg in Schlesien (1813—1874), Dichter des Liedes „Grad aus dem Wirtshaus...“, 1862—1872 preußischer Kultusminister, orthodox.

Zu S. 320. Graf Theodor Baillet von Latour (1780—1848), österreichischer Geheimrat und Feldzeugmeister, 1848 Kriegsminister, von den Revolutionären bei der Erstürmung des Kriegsgebäudes ermordet.

Zu S. 320. Hans Adolf Erdmann von Auerswald (1792—1848), preußischer Generalmajor, 1848 Parlamentsabgeordneter bei der Rechten, wurde am 18. September von den Aufständischen bei Frankfurt ermordet.

Zu S. 320. Fürst Felix Lichnowsky von Woschütz und Jägerndorf in Schlesien (1814—1848), bei der katholischen Rechten im Parlament, verfiel dort am gleichen Tag dem gleichen Schicksal.

Zu S. 321. Graf Jean Baptiste Alexander von Chaudordy, 1825 geboren, suchte Bismarcks Anklagen wegen Bruch des Völkerrechts durch französische Truppen zu bestreiten, indem er die Schuld barbarischer Kriegführung den Deutschen zuschob.

Zu S. 322. Mystères de Paris von Victor Hugo.

Zu S. 327. Edmond About, Lothringer (1828—1885).

Zu S. 333 und 461. Der böhmische Fürst Felix von Schwarzenberg, aus altem fränkischen Geschlecht (1800—1852), seit 1848 österreichischer Ministerpräsident, Bekämpfer des geplanten deutschen Bundesstaats und der preußischen Union.

Zu S. 362. „Il papato è un cancro che bisogna lusingare“: Das Papsttum ist ein Krebs, dem geschmeichelt sein will.

Zu S. 381. Aus der Zeit nach 1881 findet man Rückblicke auf politische Erlebnisse, Ansichten und Bestrebungen in dem Aufsatz „Mein Lebensgang“, welcher den Schluß des Sammelbuches „Altes und Neues“ von Fr. Vischer bildet, Stuttgart, Bonz u. Co., 1882. Derselbe wird in dem 6. Bande der zweiten vermehrten Auflage der Kritischen Gänge von neuem veröffentlicht werden, ebenso der 1886 in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ erschienene, 1889 von mir in der Neuen Folge von Altes und

Neues wieder herausgegebene Aufsatz „Griechische Frühlingstage“, der ebenfalls politische Betrachtungen enthält.

Zu S. 385. Sands Verbrechen: Karl Ludwig Sand von Wunsiedel, Mitglied der Burschenschaft in Jena, ermordete am 13. März 1819 in Mannheim den Bühnendichter Kotzebue, welcher in dem Verdachte der Spionage für Rußland stand.

Zu S. 406. Jos. Conrad von Bangold (1780—1851), württembergischer Generalleutnant, Verfasser der Schrift: Die materielle Begründung des deutschen Bundesstaats durch die organische Gestaltung der Staatsgebiete, Stuttgart und Tübingen 1848.

Zu S. 409. Dem panischen Schrecken: Gemeint ist der blinde Lärm am 24. und 25. März 1848.

Zu S. 412. Moritz Karl Ernst v. Prittwitz, preußischer General der Infanterie (1795—1885), Erbauer der Bundesfestung Ulm.

Zu S. 432. Klub Westendhall: der von Schoder gegründete Klub der gemäßigten Linken, welchem Fr. Vischer mit angehörte.

Zu S. 437. Dr. Ludwig von Golther aus Ulm, 1823—1876, verdienter Kultusminister.

Zu S. 467. Nur Einer nicht, der Abgeordnete dieses Bezirks: Franz Hopf (1807—1887), Pfarrer, 1849—1876 württembergischer Landtagsabgeordneter, der einzige, welcher 1870 gegen den Militärkredit stimmte. „Nur ein einz'ger Demokrate | War so äußerst obstinate, | Daß er blieb auf seinem Kopf: | Dieses war der Pfarrer Hopf.“ So läßt Fr. Vischer seinen Schartenmayr in dem Heldengedicht „Der deutsche Krieg“ singen.

Zu S. 469. Johann Jakoby (1805—1877), Arzt und politischer Schriftsteller, preußischer Landtagsabgeordneter, legte am 14. September 1870 in einer Versammlung der Königsberger Volkspartei Verwahrung ein gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen mit den Worten: „es ist der barste politische Unverstand, zu glauben, aus Unrecht und Gewalttat könne den Völkern irgend ein Heil erwachsen.“ Er wurde deshalb auf Befehl des Generals Vogel von Falkenstein am 20. September gefangen gesetzt.



VOLU

4


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834V82
Ok1922
v.4

Edelmann 3-6

25/35 5-5-55



Friedrich Theod. Vischer

Kritische Gänge

Vierter Band

Herausgegeben
von
Robert Vischer

Zweite, vermehrte Auflage

Meyer & Jessen / Verlag / München
1922

Druck von Herrosé & Ziemsen G. m. b. H. & Co., Wittenberg (Bez. Halle)

Einführende Bemerkungen des Herausgebers und

Vorworte des Verfassers

Der erste Teil dieses Bandes enthält Fr. Vischers Abhandlungen zur Ästhetik, der zweite zwei (im weiteren Sinne des Wortes) philosophische Schriften; die Aphorismen des Anhangs gehören beiden Sphären an.

Die früheste von seinen veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten, die Schrift: „Über das Erhabene und Komische, ein Beitrag zu der Philosophie des Schönen" (Stuttgart, 1837) habe ich aus mehr als einem Grund hier mitaufgenommen. Der dafür entscheidende war, daß er später, in seiner Ästhetik, und schon vorher, in dem Plan zu ihrer „Gliederung", darauf zurückweist. Die Vorrede zu dieser seiner Erstlingsarbeit lautet (S. III—VI):

„Vor Allem über die Art der Darstellung, die ich wählte, möchte ich den folgenden Blättern einige Bemerkungen auf den Weg mitgeben. Ich habe es versucht, einer nach Inhalt und Methode streng wissenschaftlichen Arbeit etwas von jener subjektiven, konversationellen Färbung zu geben, welche die Schriften der Engländer des vorigen Jahrhunderts haben. Diesen war es etwas Leichtes, so zu sprechen, denn der Inhalt ihrer Schriften war schon an sich populär. Ich aber wollte keineswegs das populäre Räsonnement der Ästhetiken ‚für Gebildete' fortsetzen und doch Jedem verständlich sein, der wissenschaftliche Bildung und einen Glauben an die Philosophie hat. Ist mir diese schwere Verbindung nicht ganz gelungen, sage ich an manchen Orten dem Philosophen zu viel und doch dem Dilettanten zu wenig, so entschuldige man einen Schriftsteller, der zu gleicher Zeit in zwei so verschiedene Standpunkte sich zu versetzen suchte. Die poetische Erhöhung der Sprache, die ich mir an bedeutenderen Punkten erlaubte, brauche ich vor demjenigen Leser nicht zu rechtfertigen, der zwischen einer unberufenen Einmischung der Phantasie in wissenschaftliche Untersuchungen und zwischen einer solchen zu unterscheiden weiß, welche an der rechten Stelle eine komplizierte Summe von Begriffen in die Spitze eines Bildes sammelt.

Eine gewisse Ängstlichkeit verraten wohl die Stellen, wo ich die Freiheit der Komik gegen die Einmischung von moralischen und religiösen Bedenklichkeiten wiederholt in Schutz nehme, denjenigen vielleicht zum Überdruß, die vorher mit mir einverstanden sind, ohne doch die Andern zu überzeugen. Eine solche Befangenheit ist in einer Zeit kaum zu vermeiden, welche in der Emanzipation des Schönen eher Rückschritte als Fortschritt macht und sich noch nicht entschließen konnte, in dem ästhetischen Gebiete das allein richtige Gesetz gelten

zu lassen: trachtet an erster nach dem Schönen, so wird euch das Gute von selbst zufallen!

Sollte es scheinen, als sei über den Begriff des einfach Schönen zu wenig gesagt, so bitte ich, nicht zu übersehen, daß ich mich auf denselben nur so weit einlasse, als es für meinen eigentlichen Zweck nötig ist. Der Abschnitt, der von dem Tragischen handelt, nimmt einen unsymmetrisch großen Teil ein und antizipiert, wie auch der vom Komischen, Manches, was eigentlich den weiteren Teilen des Systems der Ästhetik angehört. Man wird jedoch einer Schrift, die einen einzelnen Teil desselben behandelt, nicht dieselbe strenge Ökonomie vorschreiben wie dem Systeme. An meiner Einteilung des Erhabenen könnte vielleicht ausgesetzt werden, daß dem Erhabenen des Volksgeistes kein besonderer Ort angewiesen wurde. Diese Form konnte jedoch keinen besonderen Einteilungsgrund abgeben; denn sowohl das Erhabene des Subjekts als auch das Tragische muß die Wurzeln seiner Kraft in einem nationalen, historischen Boden haben, und ich habe darauf nicht nur an einzelnen Punkten hingedeutet, sondern es geht auch aus dem ganzen Geiste meiner Entwicklung hervor, daß ich mir unter jeder erhabenen Erscheinung in der geistigen Welt keine abstrakte und isolierte, sondern eine solche vorstelle, die eine positive, geschichtliche Handhabe hat.

Ich glaube durch diese Schrift einem literarischen Bedürfnisse entgegenzukommen. Manches war vorbereitet; ich habe das Vereinzelte zusammengestellt, durch genetische Entwicklung den Begriffen ihren Ort angewiesen, dadurch vielleicht manch neue Perspektive eröffnet und zum Ausbau des ästhetischen Systems einige brauchbare Materialien geliefert.

Tübingen im Oktober 1836."

Die Inhaltsanzeige, welche sich diesem Vorwort anschließt, muß ich weglassen, weil sie hier vereinzelt wäre, denn von den übrigen Abhandlungen hat er keine mit Index veröffentlicht, und Ersatz dafür könnte nicht gegeben werden, ohne daß dieser Band einen allzu starken Umfang bekäme, aber dem siebenten, abschließenden Bande dieser neuen vermehrten Auflage der „Kritischen Gänge" soll zu allen Bänden ein ausführliches Register beigefügt werden, welches das hier nicht mitaufgenommene Verzeichnis in sich schließt.

Zu der nächsten Schrift sagt er im Vorwort (Kritische Gänge, 1844, I, S. LIII f.):

„Mein Plan zu einer neuen Gliederung der Ästhetik mag so lange sich selbst verteidigen, bis ich die Muße gewinne, ihn in einem Handbuche zur Ausführung zu bringen. Ich mochte mir nicht versagen diese vorläufige Ankündigung hier aufzunehmen, um das Interesse auf die künftige Ausarbeitung hinzulenken. Zugleich hoffe ich durch die Aufnahme derselben einigen Beweis zu geben, daß mir die dialektische und architektonische Kraft nicht ganz abgeht, welche in den übrigen Arbeiten dieser Sammlung*), die eine durch die Leidenschaft der Überzeugung, die andere durch die auflösende Natur der Kritik, häufig überflutet sein mag.

Tübingen, den 30. Juli 1844."

Mit den übrigen Arbeiten dieser „Sammlung" meint er die Schriften, die er zugleich damit in den ersten Bänden seiner „Kritischen Gänge" (von 1844) veröffentlicht hat. Mehrere von ihnen sind in den beiden ersten Bänden der neuen vermehrten Auflage derselben schon i. J. 1914 zum Abdruck gelangt, die anderen werden im fünften Bande folgen. Daß dieses Programm zur Ästhetik hier nicht fehlt, wird mir wohl jeder danken, der einer Einführung in ihren streng wissenschaftlichen Organismus bedarf.

Die Kritik seiner Ästhetik hat Fr. Vischer im fünften Hefte der Neuen Folge seiner „Kritischen Gänge" (1866) mit dem nachstehenden Vorwort angekündigt (S. V ff.):

„Dem ersten Stück dieses fünften Heftes, der Kritik meiner Ästhetik, habe ich die Bitte voranzuschicken, man möge mir zugute halten, daß ich mich hier nicht in der strengen Ordnung bewege, wie sie von einer systematischen Arbeit zu fordern wäre. Die Selbstkritik mußte natürlich auch eine Kritik Anderer werden; mache ich einen kritischen Gang durch mich selbst oder — nach der studentisch streitbaren Deutung des Wortes — mit mir selbst, so bringt es die Sache mit sich, daß ich auch gegen Andere bald mich decke, bald ausfalle, die mich da angegriffen, wo ich Recht zu haben glaube, während ich es ihnen gern widerfahren lasse, wo ich glaube, daß sie es haben. Beide Bewegungen zu vereinigen oder — wählen wir ein natürlicheres Bild — diese zwei Fäden zu einem wohlgefügten Ganzen zu flechten, war keine leichte Aufgabe. Es waren verschiedene Anordnungen möglich, und ich gestehe, daß ich geschwankt und verändert habe. In ganz klarem Gegensatze steht mir der reine Formalismus der Herbartischen

*) Nämlich in den „Kritischen Gängen" von 1844.

Schule gegenüber, wie er von R. Zimmermann zuerst historisch-kritisch in seiner Geschichte der Ästhetik 1858, dann systematisch-positiv in seiner Ästhetik 1865 aufgestellt ist. Die Beurteilung dieses Prinzips, seiner Begründung und Ausführung wollte ich zuerst in das hier erscheinende Stück einfügen und hatte damit bereits begonnen. Dann fand ich, daß ich dadurch die Anordnung, die mein Plan fordert, in lästiger Weise stören würde; denn im Wesentlichen wollte ich, obwohl mit einiger Zwanglosigkeit, doch dem Inhalte meiner Ästhetik folgen; diese gegenständlich bedingte Anlage wurde durch manche kleine Seitenbewegung, durch Beleuchtung fremder Verdienste, durch polemische Exkurse von etwas größerem, doch immer mäßigem Umfang nicht, durch Eingehen auf jenen Gegensatz aber allerdings wie durch einen breiten Keil auseinandergetrieben, denn die Entschiedenheit, womit er in streng wissenschaftlicher Rüstung mir gegenübersteht, verlangt und verdient eine gründlich eindringende, zusammenhängende, ausführliche Erörterung. Ich warf also wieder heraus, was in dieser Richtung bereits niedergeschrieben war, und behielt die Erledigung dieser Aufgabe ihrem besonderen Ort im folgenden Hefte vor. Nun aber führt doch in dem Felde, auf dem ich mich hier befinde, der Metaphysik des Schönen, jeder Schritt auf die Frage: in welchem Sinne ist das Schöne reine Form? was ist reine Form? und ist diese Frage einmal ausdrücklich und systematisch in einer meinem Begriff entgegengesetzten Weise beantwortet, so ist es gar nicht zu vermeiden, daß ich die bestimmte Gestalt, in der diese Opposition aufgetreten ist, doch überall im Auge habe, wo ich meine Ansicht ausführe und rechtfertige, daß ich an allen Ecken und Enden doch gegen sie polemisiere, und da dieser Polemik die eigentliche, zusammenhängende Widerlegung nicht vorausgeschickt ist, so mag dies den beunruhigenden Eindruck einer Bewegung auf schwankem Boden hervorbringen; nachher aber, wenn ich daran gehe, den Boden mit festen Balken zu unterfahren, wird es ohne Wiederholungen nicht ablaufen; Planlosigkeit wird man mir überdies vielleicht auch darum vorwerfen, weil ich in ziemlich freier Weise die Anlässe ergreife, ein Stück dieser antizipierenden Polemik da, ein anderes dort einzulegen. Was soll ich sagen? Ich fühle den Mangel und weiß ihn doch nicht mehr zu ändern, weil ich diese Bekenntnisse — nicht einer schönen, doch wohl einer das Wahre des Schönen suchenden Seele, und diese Auseinandersetzung

mit meinen verschiedenen Gegnern nicht noch länger hinausschieben will; gienge ich aber trotzdem an die abermalige Umarbeitung: ich weiß, daß ich an dem Übelstand, auf den ich oben hingewiesen, zum zweitenmal stocken würde. So habe ich denn hiefür einige, doch nicht allzu viele Nachsicht anzusprechen; ungleich mehr wohl für die menschlichen Unvollkommenheiten des ernstlichen Versuches einer Selbstprüfung, den ich hier der öffentlichen Prüfung vorlege; dringend aber muß ich sie für einen schwer verzeihlichen Gedächtnisfehler mir erbitten, der mir selbst, nur leider zu spät, zum Bewußtsein gekommen ist: ich habe da, wo ich die bedeutenderen Leistungen im Gebiet des Naturschönen erwähne, ein Werk vergessen, das ich wegen des tiefen und klaren Naturgefühls, aus dem es hervorgegangen, recht besonders schätze und liebe: Tschudis Tierwelt der Alpen.

Zürich, den 6. Mai 1866."

Der Fortsetzung hat Fr. Vischer (1873) folgendes Vorwort beigegeben:

„Lasciate ogni speranza, che v'entrate!' Diese Inschrift muß ich selbst über den ersten Artikel des endlich erscheinenden sechsten Heftes der Kritischen Gänge setzen. Laßt alle Hoffnung fahren auf irgend einen Genuß, und unter Genuß nicht etwa bloß eine angenehme Unterhaltung verstanden, die man von einer wissenschaftlichen Arbeit ja nicht zu erwarten hat, sondern auch den Genuß, den die strenge Wissenschaft dem denkenden Geiste gewährt, wenn sie nach inneren Gesetzen frei sich bewegen darf! Geduld und Mut gefaßt also, es geht in eine Hölle des Denkens hinein!

Es ist der Einblick in die formalistische Ästhetik der Herbartischen Schule, mit der ich mich in der hier fortgeführten Kritik und Selbstkritik auseinanderzusetzen hatte, was ich mit diesem harten Namen bezeichnen muß, aber auch bezeichnen darf, nachdem ich mich der Mühe unterzogen habe, den Bau, den R. Zimmermann auf das Prinzip der reinen Form gegründet hat, durch sein ganzes Labyrinth zu verfolgen. Wer mit mir geht, der sei bereit, Alles mit mir auszustehen, was ich ausgestanden habe. Es ist die peinlichste, die verdrießlichste Arbeit gewesen, die ich je vollbracht habe, und die Pein muß sich auf Jeden übertragen, der mich begleitet; ich kann ihm den Gang nicht leichter machen, als er mir geworden ist. Ich habe das höchst Verzwungene, das höchst Verworrene als solches aufzuzeigen. Kann und soll denn aber nicht die Aufzeigung selbst klar sein? Wohl, doch das erspart

dem Leser keine Mühsal, er muß mitgehen, mit hinein in die Irrgänge. Ein wenig Beruhigung kann ich ihm zwar geben, etwas leichter wird es ihm gemacht, als es mir geworden ist, ich habe ihm doch ein Stück vor- und aufgearbeitet, ich habe vereinfachende Wege durch das krause Ganze gezogen; aber glatt konnte ich sie nicht machen, sie sind steil, holprig und voll von Dornen. Die Erleichterung ist also unbedeutend genug und die obige Warnung auch so noch immer Pflicht der Aufrichtigkeit. Dennoch muß ich den Widerspruch begehen, zu der Begleitung, von der ich abschrecke, gleichzeitig einzuladen. Daß das Schöne rein in der Form bestehe, ist ein Satz von außerordentlicher Scheinbarkeit. Man hört ihn aussprechen, spricht ihn nach, liest ihn, schreibt ihn nieder, als verstehe er sich von sich selbst. Sieht man ihn aber näher an, so findet man, daß es in ihm anfängt zu leben, zu laufen, zu wimmeln von lauter Fragen, Zweifeln, Bedenken wie in einem Nest voll kleiner, spitzhaariger Raupen oder in einem Glas voll wunderlich gestalteter hin- und herfahrender Infusorien; eine Welt dialektischer Schwierigkeiten taucht auf, und endlich findet man, daß, wenn man aus dem Satze ganzen, absoluten, unerbittlichen Ernst macht, etwas Undenkbares, höchst Unnatürliches, Unsinn, Wahnsinn entsteht. Jeder nun, der es mit ihm bisher leicht genommen, ihn nicht beim Licht besehen, sorglos nachgeschwätzt und nachgeschrieben hat, dem ist es nur gesund, wenn er den ganzen sauern Prozeß mit durchmacht, bis er bei dieser Einsicht ankommt. Auch dies ist noch ungenau gesprochen. Der Satz ist in gewissem Sinne wahr, je nachdem man nämlich das Wort Form versteht, es kommt darauf an, daß man nach gründlichem Unterscheiden sich klar mache, welche der Bedeutungen dieses Wortes in der Ästhetik die gültige sei. Manchem kann es widerfahren, daß er, von dem Satze einen Augenblick geblendet, nach kurzem und flüchtigem Erwägen ihn unbedingt verwirft und das Kind mit dem Bad ausschüttet. Auch er soll es sich nur auflegen, den rauhen Dornenweg mit mir zu steigen. Die praktischen Konsequenzen in Kritik und Kunst, welche die Denkverwirrung im Prinzip nach sich zieht, sucht die folgende Auseinandersetzung ebenfalls aufzuzeigen, und wer ihr folgt, wird es schon darum nicht bereuen, weil er hierüber Klarheit gewinnt. Übrigens enthält der Artikel außer diesem mühseligen Marsche noch dies und das, was sich etwas leichter liest und den müden Wandersmann aus Gestrüpp, Felsen und Geröll in das freundliche Grün der Anschauung führt.

Hat mir der Verdruß, die Qual da und dort heftige Worte auch in diesem Vorwort wieder entrissen, so wird man sich, wenn man nur in der Sache Recht gibt, mit diesen Verstößen wohl eher versöhnen, wenn man da, wo ich zur Selbstkritik zurückkehre, findet, daß ich auch mich sebst nicht geschont habe.

August 1873."

Die hier im zweiten Teil (der neuen Auflage) enthaltenen Aufsätze von 1874 bis 1875 hat Fr. Vischer 1882 in seinem Sammelbuch „Altes und Neues" mit unmittelbar dem Text angefügten Zusätzen versehen, die ich nun sogleich anführe:

„Vorbemerkung" zu dem Aufsatz „Der Traum" (I. Heft, S. 187 ff.):

„Ich nehme diese Studie in die gegenwärtige Sammlung auf, ohne sie gegen Angriffe, die sie erfahren hat, durch Zusätze zu schützen. Es ist nichts hinzugefügt als ein gutes Beispiel von Sinnenreiz-Traum, das mir nach dem Erscheinen des Artikels erzählt worden ist. Auch verbessernden Überarbeitens habe ich mich enthalten, ausgenommen kleine unwichtige Nachhilfen. Ich würde jetzt Manches vielleicht anders sagen, mehr auseinandersetzen, gedeckter, beschirmter hinstellen; wem gefällt eine Arbeit ganz, wenn er sie nach Jahren wieder liest? Allein man weiß auch, wie leicht mit nachbesserndem Eingreifen mehr verderbt als besser gemacht wird. Die Arbeit mag ihren mitunter bis zur Härte konzisen Charakter behalten. Er hat es zum Beispiel mit sich gebracht, daß ich der beschlossenen Kürze zulieb ein paarmal den Ausdruck: „mystisch im guten, mystisch im übeln Sinn" gebrauchte. Man hat gefragt, was ich denn damit meine, die ironische Frage kam aus dem Lager, wo man auch fand, ich sei nahe daran, in den Spiritismus hineinzusegeln. Ich sollte meinen, der Aufsatz biete Anhalts genug, um jene Frage vollauf zu beantworten und diese Sorge zu stillen; freilich, brächte er dessen auch zum Überfluß, es reichte nicht hin für diejenigen, die erschrecken oder spotten, wenn eine Weltansicht vor sie tritt, die ihre Voraussetzung nicht teilt. Wer ein für allemal gewiß weiß, daß die Welt aus einer Vielheit von Monaden besteht, die in ihrem Daseinsgrunde schlechthin selbständig, fremd, unflüssig und undurchdringlich gegeneinander beharren, dem wird man vergeblich wiederholen, daß man die festen Unterschiede, Schranken und Ordnungen der Natur darum nicht umstürzt, dem Wahne die Pforten nicht öffnet, wenn man den Beruf der

Philosophie dareinsetzt, die spröde Verstellung vom Außereinander der Dinge flüssig zu machen, lebendige Einheiten und hinter diesen eine höchste Einheit zu suchen.

Was über Du Bois-Reymond gesagt ist, wurde auf Grund seines Vortrags: ‚Über die Grenzen des Naturerkennens‘ geschrieben. Derselbe enthielt die bekannte Stelle von der unübersteiglichen Kluft, vor welche die Naturwissenschaft sich da gestellt sehe, wo auch im geringsten tierischen Wesen die erste Regung von Empfinden, von Schmerz und Lust sich einstelle; dadurch hatte sich der Verfasser scharf losgesagt von der materialistischen, mechanischen Naturansicht, ohne freilich einen Wink zu geben, wie der hiemit sich ergebende Dualismus zu vermeiden, zu überwinden sei. Diesen Dualismus, die Befestigung einer absoluten Kluft zwischen der Welt der Seele, des Geistes und der Natur bestreitet meine Studie, doch erkenne ich ihn als relativ höheren Standpunkt an gegenüber dem sogenannten Monismus, dessen Eins und Alles die Materie und die Kausalität ist. Spätere Vorträge desselben Naturforschers ließen in unbestimmter Aussicht eine Neigung erblicken, den Dualismus als lösbar zu denken, doch ohne Auskunft darüber, wie der Redner die Lösung sich denke; der letzte dieser Vorträge schrieb in eigentümlich zugespitzt weisem Tone den mechanischen Erfindungen einen kulturgeschichtlichen Wert erster Klasse zu; mir will scheinen, man habe durch die Anerkennung des Geistes als Geistes wenig gewonnen, wenn man so über die Wertstufen seiner Entwicklung denkt.“

Am Schlusse der genannten Schrift hat Fr. Vischer noch folgenden „Zusatz“ beigefügt (a. a. O. S. 223 f.):

„Es erscheint mir als Pflicht, zum letzten Absatze einen Forscher nicht unerwähnt zu lassen, der uns vor kurzem tragisch entrissen worden ist: Karl Planck. Ich stehe nicht an, meine Überzeugung zu bekennen, daß sein leitender Gedanke den Weg zeigt, auf welchem wir nach dem Welträtsel suchen gehen müssen. Ich habe seine Schrift über J. Paul besprochen: Krit. Gänge N. F. Bd. II*), ihn auch erwähnt in der Anzeige von Reuschles oben, Seite 228**), erwähnter Broschüre. Beidemal habe ich nicht verschwiegen, wodurch dieser Philosoph das

*) S. oben Bd. II, S. 426—447.

**) S. hier oben S. 455.

Eindringen in seine Ideen so fühlbar erschwert. Mir aber will scheinen, daß er durch seinen Grundgedanken: stetige peripherische Teilung und ebenso stetige Konzentrierung den Begriff der Immanenz und das Verhältnis der Natur und des Geistes als ein Verhältnis des Unterbaus und Überbaus mit einer Tiefe begründet und entwickelt hat, wie noch keiner. Näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Ein letztes Werk, als Manuskript hinterlassen, wird wohl bewirken, daß dieser bedeutende und edle Geist endlich die verdiente Aufmerksamkeit findet."

Vorwort zu dem Aufsatz „Philosophie und Naturwissenschaft" von 1882 (a. a. O. 3. Heft, S. 181 ff.):

„Den folgenden Journalartikel habe ich für den Wiederabdruck auf einigen Punkten erweitert. Was zu Reuschles Vergleichung zwischen Strauß und Lessing gesagt ist, schien mir schärfer und klarer gestellt werden zu müssen; die Frage des Atoms, insbesondere die Auffassung desselben als eines beseelten, schien mir im Verhältnis zu ihrer prinzipiellen Wichtigkeit kürzer als billig weggekommen zu sein; endlich hielt ich für Pflicht, jetzt mehr über Karl Planck zu sagen als zur Zeit der Abfassung des Artikels. Kleinerer Zusätze nicht zu gedenken.

In einer Beziehung hat die ursprüngliche Arbeit hiedurch wohl eben nicht gewonnen; das Verhältnis der Teile ist aus dem Gleichgewicht geschoben, sie trägt nicht mehr ganz den Charakter des Journalartikels, weckt durch teilweises gründlicheres Eingehen den Anspruch auf noch viel gründlicheres, namentlich auf mehr Berücksichtigung der betreffenden Literatur (ich nenne namentlich die der Deszendenztheorie) und kann doch diesen Anspruch nicht befriedigen, denn da hätte sie müssen eine Abhandlung, ja ein umfangreiches Buch werden. Der einsichtige Leser, der es weiß, welch schwieriges Ding es um solche Überarbeitungen ist, wird diese Ungleichmäßigkeit mit Nachsicht beurteilen und bei näherer Prüfung sich wohl überzeugen, daß ich zureichende Gründe hatte, den ursprünglichen Text nicht lieber ganz umzustoßen und an die Stelle einer Anzeige etwas völlig Neues zu setzen. An Frische, an Raschheit der Bewegung hätte sie auf jeden Fall verloren, was sie an Gleichmaß und relativer Vollständigkeit etwa gewonnen hätte.

Seit dieselbe erschienen, ist der Verfasser der besprochenen Schrift

dem Manne nachgestorben, dem er durch sie ein Denkmal seiner Verehrung gesetzt hat. Durch tückischen Zufall, schwere Verwundung bei einem Fußbad, haben wir vor der Zeit eine unserer hervorragend feinen Intelligenzen verloren. Man wird finden, daß das Lager, worin er heimisch war, Mathematik und Naturwissenschaft, in gewissen philosophischen Fragen, so lebendig auch sein philosophisches Interesse war, es ihm in einigen Punkten angetan hat; in den höchsten Angelegenheiten des Geistes stand er hell und fest zu unserer Fahne. Und Karl Planck, auch er zwar nicht mehr in der Mitte der Mannesjahre, aber noch mitten in der Kraft des besten Wirkens, auch er ist tragisch hingegangen. Geisteskrankheit ergriff den Schwergeprüften, so unverdient fast Ignorierten, und es war noch eine Wohltat, daß ein anderer, gewöhnlicher Krankheitsanfall dem größeren Leiden mit dem Leben rasch ein Ende machte. — Die Manen des Ersteren werden nicht fordern, daß ich die polemischen Stellen mit ihrem stellenweise humoristischen Anstrich tilge. — An das Ganze dieser Arbeit knüpfen sich nun für mich so unmittelbare Gefühle ernster und starker Art, daß ich um so weniger mich getrieben finden kann, ihr eine nur objektive Form zu geben."

Schließlich möge mir an dieser Stelle noch ein Wort über ein Versehen im dritten Bande der neuen Auflage verstattet sein. Im Drang der Arbeit gewahrte ich leider erst, als es nicht mehr zu ändern war, daß darin meine anspruchlosen, zur Orientierung nachgetragenen Erläuterungen und Notizen im Widerspruch zu meiner Absicht und in befremdendem Unterschied von den einführenden Bemerkungen, die ich hier und sonst beigegeben habe, mit den gleichen Lettern wie der Text gesetzt sind. Hoffentlich wird man mir gerne glauben, daß dieses Mißverhältnis mich selbst besonders peinlich berührt, als ein Dorn in meiner Freude, dieses Buch endlich vor mir zu sehen.

26. Februar 1921.

R. Vischer.

Erster Teil.

Über das Erhabene und Komische.

Einleitung.

Daß das Erhabene und das Komische zwei Begriffe seien, welchen in der philosophischen Lehre vom Schönen eine eigene Stelle gebührt, hat diese Wissenschaft längst anerkannt und daher namentlich dem ersteren derselben, von dessen richtiger Erörterung auch die wahre Auffassung und Stellung des zweiten abhängig ist, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Was in den Schriften der Alten über diese und verwandte Gegenstände Philosophisches vorkommt, kann hier unberücksichtigt bleiben, weil das Altertum dem rein ästhetischen Gebiete keine abgesonderte Betrachtung schenkte, was auch von den Neuplatonikern gilt, da sie das Schöne nicht gehörig vom Guten unterschieden haben, ebenso von der Schrift des Longin *περὶ ὕψους*, welche das Erhabene nur in rhetorischer Beziehung behandelt. Die Kirchenväter und die Philosophie des Mittelalters konnten der ganzen Geistesweise der Zeit gemäß ebensowenig jene Ablösung des Schönen von anderen Gebieten vornehmen, welche der Ästhetik erst das Leben gibt. In der neueren Zeit hat Baumgarten, der bekanntlich die erste Ästhetik schrieb, dem Erhabenen unter dem Terminus: magnitudo aesthetica einen Abschnitt gewidmet. Er konnte jedoch, da das ästhetische Prinzip der Wolffschen Schule, so nahe es ans Richtige anstreift, die gehörige Tiefe nicht hatte, die Nachbarbegriffe des Schönen lebendig aus sich zu entwickeln, weder den rechten Begriff des Erhabenen auffinden, noch auch ihm eine organische Stellung im Ganzen geben. Seine Definition schließt sich an das, den Begriff des Erhabenen keineswegs erschöpfende, nicht einmal richtige Merkmal der Plötzlichkeit an, das Longin zuerst hervorgehoben hat, und was er aus eigenen Mitteln hinzufügt, scheint mehr geeignet, uns praktisch vom Komischen, als theoretisch vom Erhabenen zu belehren, indem er sagt: Illud vere magnum, quod subinde cogitandum considerandumque nobis occurrit, quod vix, ac ne vix quidem animo excidere potest, sed constanti, firma et indelebili memoria retinetur (v. Aesth. Sect. XV, § 177). Von der Nach-

weisung eines inneren Zusammenhangs zwischen dem Begriff des Erhabenen und den verwandten, von einer Untersuchung des Komischen ist nicht die Rede. Ebensowenig lernt man über den Begriff des Erhabenen von Mendelssohn, der (Philosophische Schriften, Teil II. Über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften) dasselbe als ein unerwartetes Eintreten einer außerordentlichen Vollkommenheit bestimmt. Das Unerwartete redet er ebenfalls dem Longin nach, die außerordentliche Vollkommenheit berührt zwar das Richtige, aber es müßte dieser Bestimmung, wenn sie zureichen sollte, bedeutend aufgeholfen werden. Eine besondere Aufmerksamkeit haben englische Schriftsteller über ästhetische Gegenstände dem Erhabenen gewidmet, besonders Home (Grundsätze der Kritik in drei Teilen. Aus dem Englischen übersetzt 1763) und Burke (Philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Aus dem Englischen 1773). Man findet bei beiden feine Bemerkungen, besonders dem letzteren verdankt die Theorie des Erhabenen viel, und die folgende Untersuchung wird an manchen Orten auf ihn zurückkommen; allein ein tieferes Eindringen war bei ihrem Empirismus und Sensualismus nicht möglich, von welchem man einen hinreichenden Begriff bekommt, wenn man bei Burke liest, daß die vom Erhabenen erregte Furcht deswegen ein wohltuendes Gefühl sei, weil sie Bewegungen hervorbringe, welche die feineren oder gröberen Gefäße von gefährlichen und beschwerlichen Verstopfungen reinigen. Da müßte man das Erhabene in der Apotheke kaufen, hat Wilh. Schlegel gesagt. Daß bei einer solchen Auffassung nur eine Gattung des Erhabenen zur Sprache kommt, ergibt sich von selbst; und daß das Erhabene nur als etwas erscheint, das es neben dem Schönen auch noch gibt, das man dann mit diesem etwa vergleichen kann, daß ein Begriff vom Erhabenen eigentlich gar nicht aufgestellt wird, dies sind Mängel, welche beim Empirismus nicht ausbleiben können. Home kommt (Kap. 3) zuletzt auf einen von Gott ursprünglich anerschaffenen Sinn, der weiter nicht erklärt werden könne, den Geschmack, zurück, durch welche Hypothese er die Ästhetik so wenig bereichert hat, als mehrere seiner Landsleute die Moral.

Berühmt ist das Verdienst, das sich Kant sowohl durch Widerlegung des Sensualismus und des Wolffschen Prinzips als auch

durch teilweise Aufstellung besserer Begriffe, mehr noch durch Vorbereitung künftiger bedeutenderer Entdeckungen erworben hat in seinen Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen und dann in seiner Kritik der ästhetischen Urteilskraft. Es ist anerkannt, daß das Kant sche System in der Kritik der Urteilskraft sich selbst zu übertreffen und seinen einseitigen Formalismus zu überwinden entschiedene Schritte getan hat, wie denn überhaupt bei Kant immer mehr zwischen als in den Linien steht. Von der einen Seite nun verweilt Kant freilich ganz innerhalb des Subjektivismus seiner Zeit und ist dem Standpunkte der Idee abgewandt. Daher schien ihm eine objektive Bestimmung des Schönen unmöglich, daher konnte er in derjenigen, die er gibt, von dem Begriffe der Zweckmäßigkeit nicht loskommen. Aber er versuchte dies und bestimmte das Schöne als Zweckmäßigkeit ohne Zweck, wodurch der Widerspruch, in den sich hier sein System durch den Versuch, über sich selbst hinauszugehen, verwickelt hatte, klar an den Tag kommt. Sich selber verbarg Kant diesen Widerspruch durch die Annahme eines bloß subjektiven Spiels mit dem Begriffe des Zwecks, wobei wir keineswegs erfuhren, warum denn gewisse Gegenstände uns zu diesem Spiele auffordern, andere nicht. Allein auch so hat Kant das Verdienst, wenigstens alle falschen objektiven Definitionen des Schönen widerlegt und die subjektive Seite des Schönen in ihrem eigentümlichen Wesen von allen unreinen Beimischungen gesäubert zu haben. Man muß ferner zugeben, daß es ein bedeutender Schritt vorwärts war, der Schönheit nur ein subjektives Dasein zuzuerkennen, wie denn der subjektive Idealismus überhaupt den wahren vorbereitet hat, und es würde uns ohne die einleitenden Bemühungen Kants gewiß nicht so deutlich sein, als es ist, daß die Schönheit nur durch den Geist und für den Geist ist. Allein in jener subjektiven Gestalt ist dieser Idealismus freilich etwas Schiefes; denn wenn auch das Schöne streng genommen nur durch den Geist, also durch die Kunst ist, so muß doch das Kunstwerk objektive Eigenschaften an sich tragen, durch die es den subjektiven Eindruck des Schönen hervorbringt; bei Kant aber bleibt es, wie schon bemerkt, immer unerklärt, woher denn der Eindruck des Schönen eigentlich komme. Natürlich: weil Kant nichts vom objektiven Dasein der Idee wußte, so nahe er in jenem tiefsinnigen Werke immer an diese Einsicht hinstreift, so schön er sie

öfters ahnend anklingen läßt, besonders in seinen Bemerkungen über das Genie, wo er ein Dasein des Geistes in Naturform selber anerkennt. Sofern nun bei gewissen Formen des Erhabenen die subjektive Zutat desjenigen, der den Eindruck der Erhabenheit empfindet, eine größere ist als bei dem Schönen, kann man die Kantsche Darstellung des Erhabenen gelungen nennen, und jener subjektive Eindruck wird nach seinen wesentlichen Bestandteilen ebenso vortrefflich dargestellt als der des Schönen. Nur wurde Kant durch seinen Subjektivismus verführt, die subjektive Zutat im Erhabenen in die Unterschiebung einer bloß subjektiven Größe zu setzen, weil er überhaupt eigentlich keine andere kannte, oder wenigstens nur durch Inkonsequenz. Hievon wird später Mehreres zu sprechen sein. Klar aber ist, daß eine genetische Ableitung des Erhabenen aus dem Prinzip des Schönen in einem Systeme nicht möglich war, das kein Prinzip fürs Schöne hatte, sondern daß es sich nur von einer scharfsinnigen Vergleichung beider Begriffe handelt; ebenso klar, daß die wichtigste der Formen des Erhabenen, die wir unten als die dritte finden werden, in diesem Reflexionssystem keine Stelle finden konnte, wozu noch der Mangel kommt, daß Kant das, was bei uns die zweite dieser Formen bilden wird und was ihm doch bei seiner Denkart besonders nahe lag, nur in einer Anmerkung vorübergehend berührte.

Dasselbe, was von Kant, gilt auch von den verschiedenen Schillerschen Abhandlungen; denn da er über die Kantschen Voraussetzungen in der Theorie wenigstens mit Bewußtsein nicht hinausgekommen ist, sondern nur als seltener Silberblick die Anschauung derjenigen Einheit von Natur und Geist, von Idee und Erscheinung, durch deren Erkenntnis das Schöne erst erklärbar wird, hindurchleuchtet, namentlich in seinen Bemerkungen über die Anmut, so verblieb es am Ende doch bei einer bloß subjektiven Auffassung des Schönen und Erhabenen. So oft es Schiller auch versucht, die Enge der Reflexionsphilosophie und ihrer unaufgelösten Gegensätze zu überflügeln, wenn er eben an der Schwelle steht, so geht er wieder zurück und behilft sich mit unbestimmten Ausdrücken. Daher ergieng es ihm auch mit dem Erhabenen ebenso wie Kant, und indem er sich auch auf die Untersuchung des Tragischen einläßt, wird die Beschränkung aller Erhabenheit auf eine subjektiv moralische Größe noch auffallender als bei diesem.

Ich kann hier F i c h t e nicht unerwähnt lassen. Vom Erhabenen spricht er nicht ausdrücklich, so sehr sein System im Mittelpunkte subjektiver Erhabenheit verweilt. Das Schöne lag ihm weit ferner. Wie aber der tiefere Geist die Enge der eigenen Voraussetzungen an einzelnen Punkten immer wieder überwindet, das zeigt auch F i c h t e durch eine interessante Äußerung in seiner Sittenlehre (§ 31. Über die Pflichten des ästhetischen Künstlers.) Er setzt hier das Verdienst der Kunst darein, daß sie den transzendentalen Gesichtspunkt zu dem gemeinen macht. Auf dem transzendentalen Standpunkt nämlich begreifen wir die Welt als ein Produkt unseres eigenen Ich; auf dem gemeinen erscheint sie uns als etwas Vorgefundenes, Gegebenes, Fremdes. Beide Standpunkte vereinigt die Kunst, indem sie zwar die Welt, die Natur als ein Gegebenes aufnimmt, aber sie zu einem idealen Gebilde so umwandelt, daß sie als Produkt unseres eigenen geistigen Handelns erscheint. Freilich wird diesem Satze sogleich eine moralisierende Wendung gegeben, indem F i c h t e die Kunst als eine Schule zur Tugend betrachtet. Solche Wendungen, mögen sie auch einige Wahrheit enthalten, ziehen doch sogleich den Gegenstand auf ein fremdes Gebiet, und man kann solchen halben Wahrheiten immer das Gegenteil mit gleichem Rechte entgegenstellen, wie z. B., daß umgekehrt die Tugend eine Schule zur Kunst sei, weil nur ein edler Geist Schönes produzieren wird. Das Wahre ist, daß beide Sphären entschieden getrennt werden müssen und keine der andern dienen soll, sondern jede selbständig in sich ihren Zweck hat. Wird auf diese Weise jeder ihre Freiheit zuerkannt, so wird die innere Einheit beider sich auch am reinsten offenbaren. Aber F i c h t e s Grundgedanke ist richtig; denn das ist die Natur des Schönen, daß in ihm Wirklichkeit und Idee zum Ideal vereinigt sind, daß es sich den Schein gibt, die Welt, wie sie ist, mit vollkommener Anschließung an das populäre Bewußtsein wiederzugeben, und daß es uns dennoch unter diesem Schein eine ideale, geistig umgestaltete Welt vor Augen stellt, daß es den Sinnen schmeichelt und doch, ohne daß dieser Eindruck neben dem sinnlichen besonders zum Bewußtsein käme, den Geist erhebt. Daß aber dieser treffliche Satz ganz einsam dasteht, erklärt sich von selbst bei einem System, in welchem es für ein wesentliches Element des Schönen, die sinnliche Erscheinung, gar keine rechte Stelle gibt. Wenn man fragt, wer das Schöne besser begreifen werde,

der Idealist oder der Realist, so wird man antworten müssen: der Realist, wenn er in keiner ausdrücklichen Opposition gegen den Idealismus steht, wird die Hauptbedingung zu einer richtigen Anschauung besitzen; dem einseitigen Idealisten aber fehlt es eben an der Hauptsache, an der gehörigen Sinnlichkeit. Sinnlichkeit ohne Idealität ist nicht wahrhaft schön, hat aber doch einen Ansatz zum Schönen; Idealität ohne Sinnlichkeit kann nicht einen Augenblick dem Schönen auch nur ähnlich sehen, sondern gehört bloß in das Gebiet des Wahren und Guten. Das echte Schöne aber kann natürlich nur hervorgebracht und verstanden werden, wo beide Richtungen, die idealistische und realistische, zusammentreffen, sowohl in der Phantasie des Künstlers, als in der Philosophie des Ästhetikers. Hat nun Fichte dennoch in diesem Punkte seinen Idealismus zu überwinden einen Schritt getan, so hätte er aus dem erwähnten Begriff des Schönen den des Erhabenen ganz einfach entwickeln können, wenn er gesagt hätte, daß das Erhabene die Welt ebenfalls als ein Produkt des Geistes darstelle, aber auf negative Weise und mit Abschreckung des gemeinen Bewußtseins; wo alsdann auch der Übergang zum Komischen sich von selbst dargeboten hätte. Doch Fichte wollte keine Ästhetik schreiben; ich erwähne dies nur, um vorläufig anzudeuten, wie einfach die Nachbarbegriffe des Schönen sich entwickeln lassen, wenn man dieses selbst richtig aufgefaßt hat.

Die Reflexionsphilosophie jener Zeiten läßt jedoch solche helle Blicke in das Wesen des Schönen nur als Zufall und Seltenheit erscheinen; sie konnte über die Trennung der Gegensätze, aus deren innigster Einheit das Schöne gerade besteht, nicht hinauskommen. Erst mit dem Eintritte der Schellingschen Philosophie schöpft man wahre Luft. Seit seinem Auftreten ist ein System der Ästhetik erst möglich geworden, da er zuerst den Standpunkt der Idee wieder einnahm. Wie von praktischer und kritischer Seite indessen ein Lessing, Winckelmann, Herder, Goethe reinen Boden gemacht hatten, ist hier nicht auszuführen. Es hatte dem achtzehnten Jahrhundert auch zu sehr an guter Kunstanschauung gefehlt; ein Zeitalter, dessen Phantasie sich nicht an wahrhaft Schönem genährt hat, wird auch nichts Erschöpfendes über das Schöne zu sagen wissen. Namentlich hatte es auch zu sehr an der Kenntnis plastischer Schönheit gefehlt, bis Winckelmann kam. Man weiß, was Goethe

für ein Licht aufgieng, als er die antike Kunstwelt kennen lernte. Eben die plastische Schönheit ist der schlagenste faktische Beweis jener Einheit, welche der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts so ganz abhanden gekommen war, der Einheit von Natur und Geist. Denn woher die Idealität, der Stempel des Göttlichen in der Form des menschlichen Körpers als solcher und ganz abgesehen vom spezifisch sittlichen Ausdruck, woher, wenn nicht der Demiurg, der im Reiche der Körper waltet, ein Zwillingsbruder des Geistes ist? Woher die freie Zustimmung der Sinnlichkeit zu einem sittlichen Impulse, in welche Schiller die Anmut setzt, wenn die Sinne und die Vernunft durch eine absolute Kluft getrennt sind, welche in eben diesen Untersuchungen auszufüllen niemals ernstliche Anstalt gemacht wird? Die Schönheit, sagt Schiller, ist die Bürgerin zweier Welten, deren einer sie durch Geburt, der andern durch Adoption angehört; sie empfängt ihre Existenz in der sinnlichen Natur und erlangt in der Vernunftwelt ihr Bürgerrecht. Wie kann sie es aber erlangen, wenn diese zwei Welten toto coelo divergieren? Und ist unter diesen Umständen nicht zu fürchten, daß ihre Stellung in der Vernunftwelt immer die der Juden im römischen Reich bleiben werde? Mit dem Prinzip der absoluten Indifferenz oder der Einheit des Idealen und Realen war nun jene Kluft überwunden und das Schöne mit einem Schritte wieder in seine Würde eingesetzt. Jetzt ist es klar, was ein schöner Gegenstand sei. Es ist derjenige, in welchem jene ursprüngliche Einheit des Idealen und Realen zur Erscheinung kommt, der uns in der Form eines beschränkten Naturwesens das Absolute, Unendliche widerstrahlt. Die bisherige Philosophie hatte die Natur verachtet oder geleugnet. Jetzt begreift man, wie diese etwas Schönes hervorbringen kann, weil sie nämlich unbewußter Geist ist, wobei jedoch die Mängel der bloßen Naturschönheit (d. h. der nicht durch die Kunst reproduzierten, unmittelbar vorliegenden) keineswegs übersehen werden. Die höhere Vereinigung des Subjektiven und Objektiven, des Bewußten und Unbewußten, der Freiheit und Notwendigkeit zu absoluter Identität existiert im künstlerischen Genie und durch dasselbe in der Kunst der vollkommensten Ineinsbildung des Realen und Idealen, worin Seele und Leib wie mit einem Hauche geschaffen sind. (Vgl. Schellings transz. Idealism., Meth. des akad. Studiums, Rede über d. Verh. der

bildend. Künste zu der Natur.) Schelling hat zwar das Land nur entdeckt und den Anbau anderen überlassen. Gegeben jedoch war mit diesem neuen Prinzip der Keim zu organischer Entwicklung der wissenschaftlichen Ästhetik, und nun erst konnte von einem inneren Zusammenhang des Systems, namentlich also auch von einer spekulativen Ableitung der Begriffe des Erhabenen und Komischen die Rede sein.

Das große Verdienst der ersten umfassenden Ausführung dieser neuen Ideen gebührt Solgern, und man kann von ihm in einem ganz anderen Sinne, als von Baumgarten, sagen, er habe die erste Ästhetik geschrieben. Hier (siehe Erwin und Vorlesungen über Ästhetik, herausgegeben von Heyse 1829) erscheint zuerst ein gegliedertes Ganze organisch aus einer Idee gebildet, der Idee, daß das Schöne sei die Einheit der Idee und der Erscheinung, des Allgemeinen und Besonderen. Solger ist es nun auch, welcher dasjenige Verhältnis des Erhabenen und Komischen zum Schönen, welches hier entwickelt werden soll, zuerst ausgesprochen hat, wiewohl nur in Umrissen und ohne die innere Ordnung, die ich für die richtige halte. Denn er führt das Erhabene und Komische nur unter andern Gegensätzen auf, durch welche die Idee des Schönen wirklich werde, und bringt diese Begriffe so in einen ihnen fremden Zusammenhang mit der Frage, ob es außerhalb der Kunst in der bloßen Wirklichkeit wahre Schönheit gebe. (S. Vorles. Erster Teil, 2. Abschnitt*). Allein das Erhabene und Komische sind Momente des Schönen, mag dasselbe in der unmittelbaren Wirklichkeit oder in der Kunst erscheinen; beide ziehen sich durch das ganze Reich des Schönen hindurch, durch den Gegensatz der geistigen und körperlichen Schönheit, der antiken und modernen usw. (denn daß in einzelnen Künsten das Komische keine Stelle findet, kommt hier nicht in Anschlag), und sie können daher nicht zwischen jenen Gegensätzen, welche Solger an der genannten Stelle aufführt, erwähnt werden. Freilich sagt Solger (Vorlesung S. 181), ein Kunstwerk könne nicht erhaben und schön zugleich sein, sondern eine von beiden Seiten werde immer überwiegen. Ich glaube dies nicht, und ich berufe mich auf So-

*) Ich zitiere hier und an andern Orten lieber nach den Vorlesungen als nach dem Erwin, weil in denselben der wissenschaftliche Begriff und Zusammenhang ohne subjektive Zutat klarer hervortritt.

p h o k l e s. Vielmehr, weil das Erhabene und Komische wesentlich im Schönen begriffen ist und auf dem gesamten ästhetischen Gebiete mit dem Schönen (natürlich aber nicht n o t w e n d i g in e i n e m und demselben Kunstwerke) vorkommt, so müssen beide Begriffe nach meiner Ansicht in dem ersten metaphysischen Teile der Ästhetik ihre Ausführung finden, aber nicht mit der Seitenbeziehung wie bei S o l g e r. Dieser erste Teil entwickelt dann die allgemeinen Bestimmungen des Schönen noch ganz abgesehen von der Frage, wie und wo sich die Idee des Schönen in Wirklichkeit setze, in der Natur oder in der Kunst, oder in beiden und in der einen reiner als in der andern usw. Man kann diesen ersten Teil die Ontologie der Ästhetik oder die Metaphysik des Schönen nennen; die weiteren Teile des Systems müssen dann entwickeln, wie sich die abstrakte Idee des Schönen in Existenz setzt: in der Natur und gesamten unmittelbaren Wirklichkeit (also auch der Geschichte) objektiv, in der Phantasie subjektiv, am adäquatesten in der Kunst, welche zugleich subjektiv ist (aus einem bewußten Geiste kommt) und zugleich objektiv, indem sie ihrem Ideal eine äußere, vom Subjekt abgelöste Existenz gibt.

Die immanente Entwicklung des Erhabenen und Komischen aus dem Schönen, welche ich hier, auf S o l g e r schem Grunde fortbauend, auszuführen gedenke, und die Einteilung, welche hieraus für den ersten allgemeinen Teil der Ästhetik hervorgeht, kommt auch mit derjenigen im allgemeinen überein, welche W e i s s e in seinem System der Ästhetik (Leipzig 1830) aufgestellt hat; weiter aber werde ich auf diese Schrift nicht zurückkommen, denn nur zufällig treffe ich mit ihr zusammen. Sie hat das Verdienst einer fleißigen Verarbeitung der neueren Fortschritte der Philosophie des Schönen; aber indem sie zum voraus den Lebenskeim dieser Fortschritte, die Idee der Einheit von Denken und Sein, hinwegschneidet und somit der Dialektik alle objektive Bedeutung und Immanenz abspricht, indem sie diese absolute Opposition gegen H e g e l, diesen Rückschritt aus aller Philosophie hinaus auf den Standpunkt des gemeinen Verstandes für eine Fortbildung der H e g e l schen Philosophie zu erklären wagt, ist es kein Wunder, daß im Verlaufe die beständig wiederholte Versicherung, daß der Leser nun so eben den oder jenen Begriff dialektisch umschlagen sehe, mit der ganz unflüssigen Materie selbst, der sie

obenauf geklebt ist, ein außerordentlich verzwicktes Ganze bildet. Die Darstellung ist ein sprechendes Bild eines solchen Inhalts; sie schleppt sich keuchend, mit überflüssigem, spekulativem Trödel umhängt, an allen Gliedern verzogen und verrenkt durch das Gestrüppe ihrer langatmigen Sätze und martert jeden Nerven des Lesers.

Durch die Ausstellungen, die ich an Solgers Anordnung machte, ist bereits ausgesprochen, daß und warum ich mit Hegels Behandlung meines Gegenstandes nicht einverstanden bin. Hegel widmet ebenfalls dem Erhabenen und Komischen keine integrierende Betrachtung in dem ersten allgemeinen Teile seiner Ästhetik, sondern es kommt erst im zweiten Teile, der von den verschiedenen Kunstformen, wie sie als historische Stufenfolge auftreten, von dem Symbolischen, Klassischen und Romantischen handelt, die Erhabenheit vor als die orientalische, namentlich jüdische Anschauungsform, und wo das Komische seine Stelle finden werde, ist nach dem erschienenen ersten Teile noch nicht zu erraten. Dieses treffliche Werk, worin Hegels Geist über alle diejenigen seinen Triumph feiert, welche meinen, daß der Begriff etwas Leeres und Abgezogenes sei, das unfehlbar an der Welt des Schönen seine Grenze finde, hat, wie ich glaube, hier doch einen Fehler in seiner Anordnung. Ich muß nämlich darauf zurückkommen, daß die Lehre vom Schönen in seinen allgemeinen Bestimmungen unmöglich erschöpft werden kann, wenn man nicht das Erhabene und Komische schon in diese allgemeine Entwicklung aufnimmt. Schon die Beobachtung, daß ein reicher Dichtergeist, wie Shakespeare, die Welt des Schönen auch nach diesen Seiten hin durchwandert, beweist einen innern Zusammenhang, dem auch eine abgesonderte Untersuchung zu widmen ist, damit nicht wesentliche Glieder weiterhin in den Verlauf des Systems verzettelt werden. Es wird dadurch im allgemeinen Teile keineswegs zu viel vorweggenommen, denn wenn in diesem allerdings das Erhabene nach seinen Hauptmomenten bereits entwickelt ist, so bleibt dann nachher noch genug zu sagen übrig darüber, wie es sich z. B. in der orientalischen Kunst gestaltet hat. Umgekehrt darf man jener allgemeinen Entwicklung im ontologischen Teile nicht den Vorwurf der Unvollständigkeit machen, weil z. B. die Gestaltung des Erhabenen in der hebräischen Poesie hier nicht vorkommt oder nur beispielsweise, sondern dies auszuführen bleibt eben dann den weiteren Abschnitten des Systems vor-

behalten. Hegel spricht nur von dem Erhabenen, wie es durch die Kunst entsteht; allein er hat doch der Naturschönheit im ersten Teile eine Stelle angewiesen. Wie das Schöne, so kommt nun auch das Erhabene in der Natur vor und muß daher auch in dieser Erscheinungsweise beleuchtet werden. Es handelt sich bei Hegel freilich dort von einem anderen Gegensatze, als den ich hier meine, nämlich von dem zwischen Naturschönheit und Kunstschönheit, während ich, wenn ich sage, es gebe ein Erhabenes in der Natur, dieses nicht von dem Erhabenen in der Kunst, sondern in der geistigen Welt unterscheide, welches letztere insofern auch der bloß natürlichen Existenz des Schönen und seiner Momente angehört, als es in der von der Kunst nicht reproduzierten Wirklichkeit vorkommt. Dabei bleibt aber dennoch richtig, daß das Erhabene nicht bloß in dem konkreten, sondern schon in dem allgemeinen Teile der Ästhetik vorkommen muß.

Ich habe in diesen einleitenden Bemerkungen mehr von den Ansichten der Ästhetiker über das Erhabene als über das Komische gesprochen, teils weil der richtigen Ergründung des Komischen die des Erhabenen vorhergehen muß, teils weil über dieses wirklich mehr geschrieben ist. Man kann zwar von dem Komischen sagen, daß der allgemeine Begriff desselben schon früh richtig aufgefunden wurde, weil es mehr in die Augen springt. Denn daß dasselbe aus einem Kontraste zu erklären sei, hat man früh entdeckt, und schon das ἁμάρτημα und αἶσχος des Aristoteles, die turpitudo et deformitas des Cicero (de oratore II 58) lassen sich darauf zurückführen. Home, Gerard, Batteux, Beattie, Priestley, Mendelssohn, Flögel, Eberhard erklären mit verschiedenen Modifikationen das Komische aus dem Kontraste, Kants Erklärung sagt im Grunde dasselbe, ebenso die Definition Sulzers und anderer, die das Komische in eine Ungereimtheit oder in ein Mißverhältnis setzen. Allein ein organischer Zusammenhang mit den übrigen ästhetischen Grundbegriffen kam keinem von diesen Schriftstellern zum Bewußtsein; auch ist es natürlich, wenn dieser aufgefunden werden soll, nicht genug an der allgemeinen Entdeckung, daß dem Komischen ein Kontrast zugrunde liege, etwa mit dem Zusatze, daß dieser unvermutet eintreten müsse. Jean Paul hat zuerst das Verdienst, den allein richtigen Übergang zum Komischen in seiner Vorschule der Ästhetik gefunden zu haben, ohne

jedoch seinen Gedanken wissenschaftlich zu verarbeiten. Von Solger ist bereits gesprochen.

Die folgende Untersuchung muß von dem Begriff des Schönen ausgehen. Sie schließt sich hierin ganz an die Ideen der neueren Philosophie an und setzt bei dem Leser den Standpunkt derselben als bekannt voraus. Die Ästhetik lehnt sich überhaupt in Beziehung auf ihre Basis, die Definition des Schönen, an die Metaphysik an, deren Aufgabe es ist, diejenige Einheit scheinbar Entgegengesetzter, die das Schöne ist, in logischer Notwendigkeit entstehen zu lassen, und so dem Schönen den Boden zu bereiten. Es muß sich ein echtes philosophisches System dadurch bewähren, daß auf dem Gipfel der Metaphysik von selbst die Perspektive in die Ästhetik sich eröffnet, indem aus der höchsten Idee das Wesen der Schönheit hervorgeht. An diesen Punkt in der Metaphysik knüpft dann die Ästhetik ihren Faden an. Für denjenigen, dem die metaphysischen Vorbegriffe fehlen, stringente Beweise zu führen, darauf muß sie verzichten. Die Schule der Dialektik, in welcher das starre Kleben des Verstandes an einseitigen Reflexionsbestimmungen abgelegt wird, muß, wenn von irgendeinem, gewiß von demjenigen durchgemacht sein, der sich an die Philosophie des Schönen begibt. Denn die Gegensätze, aus deren getrenntem Festhalten der Verstand nicht hinauskommen kann, zu vereinigen, das Relative und Beziehungsweise, was dessen Element ist, aufzulösen, das ist eben die Natur des Schönen, und weil es sich von dem gemeinen Verstande nicht erkennen läßt, deswegen hat man so lange gemeint, es lasse sich gar nicht erkennen. Den Beweis der Richtigkeit seiner Grunddefinition kann nur, wie rückwärts die Metaphysik, so im Verlaufe das ganze System der Ästhetik selbst geben. Nur dies kann etwa am Anfange des Systems geschehen, daß man auf einige Hauptmißverständnisse, die der philosophischen Idee des Schönen im Wege stehen, aufmerksam macht und den Grund des Irrtums aufweist. Übrigens, da diese Blätter nicht den Zweck haben, den ganzen ersten Teil der Ästhetik auszuführen, so müssen sie sich schon deswegen in Beziehung auf den Begriff des Schönen kürzer fassen, auch abgesehen davon, daß in dem ersten metaphysischen Teile der Ästhetik das Schöne zunächst nur allgemein und abstrakt betrachtet wird, um erst in den folgenden Teilen sich mit einem Inhalte zu bereichern. Dieser erste Teil hat zuerst von dem einfach Schönen zu handeln, so-

dann zweitens von dem Gegensatze im Schönen oder vom Kontraste, worunter das Erhabene und Komische begriffen ist, und fürs dritte hat er nachzuweisen, wie das Schöne aus diesem Kreislaufe in sich als erfüllte und vermittelte Einheit zurückkehrt. Es wäre demnach die Einteilung folgende:

I. Das einfach Schöne.
II. Der Kontrast im Schönen.
A. Das Erhabene.
B. Das Komische.
III. Rückkehr des Schönen in sich selbst.

Bloß der äußern Symmetrie wegen, da N. III. nur einer ganz kurzen Ausführung bedarf, ziehe ich folgende Anordnung vor:

I. Das einfach Schöne.
II. Das Erhabene.
III. Das Komische.

Rückkehr des Schönen in sich selbst.

I. Das einfach Schöne.

Das Schöne ist das „sinnliche Scheinen der Idee“, die Idee in begrenzter Erscheinung. Es ist eine einzelne empirische Erscheinung, und diese Erscheinung drückt durch ihre Form nichts aus als die Idee, so daß in der Idee nichts ist, was nicht sinnlich erschiene, und nichts sinnlich erscheint, was nicht reiner Ausdruck der Idee wäre.

Wir haben also drei Momente: die Idee, die sinnliche Erscheinung und eine Einheit beider. Jedes dieser Momente ist für sich abgesondert zu betrachten, eine Trennung, die nicht das Schöne selbst darbietet, sondern nur die Wissenschaft vornimmt.

Erstens die Idee. Es kann unter diesem Worte entweder die absolute Einheit verstanden werden, in welcher alle Gegensätze gelöst sind, oder aber ein einzelner Gedanke des Geistes, und es fragt sich, in welchem Sinne der Ausdruck in unserer Definition des Schönen genommen werde. Die Sache verhält sich so: im Schönen offenbart sich zunächst eine einzelne bestimmte Idee, und hie-

durch mittelbar die höchste. Hegel wendet in seiner Ästhetik die Definition so, daß unter Idee unmittelbar die höchste Einheit zu verstehen sei, und dringt (z. B. S. 96, 97) darauf, das Ideal sei nicht so zu verstehen, als drücke es nur diese oder jene Idee aus, sondern die absolute Idee als in sich konkrete Totalität bilde erst in der Form individueller Wirklichkeit erscheinend, das Ideal. Hegel hat bei der Kunst immer ihre weltgeschichtliche Einheit mit der Religion im Auge und muß daher notwendig auf diese Seite des Ideals das Gewicht legen. Allein ich glaube, der Satz, daß im Ideal die höchste Idee sich ausspreche, muß erst als Resultat hervorgehen, nachdem entwickelt ist, daß das Ideal zunächst allerdings nur diese oder jene Idee enthalte; denn auch zugegeben, daß die wahre Kunst notwendig im Dienste der Religion arbeite, so hebt doch auch das religiöse Kunstideal nur eine bestimmte Seite der Gottheit hervor, was nicht nur die Mehrheit der griechischen Götterideale, sondern auch das christliche Kunstideal beweist, welches den Inhalt der göttlichen Idee nur in einem Kreise von mehreren göttlichen Gestalten verkörperte. Dazu kommt aber, daß die Kunst nicht notwendig in ausdrücklichem Zusammenhange mit der Religion stehen muß, wie sie sich denn wirklich seit der Reformation von diesem Bunde emanzipiert hat und weltlich geworden ist, und zwar gewiß nicht zu ihrem Nachteile. Denn auch diese säkularisierte Kunst läßt uns in jedem echten Produkte die höchste Idee ahnen, aber nur dadurch, daß sie uns eine einzelne, bestimmte Idee in adäquater sinnlicher Erscheinung vor Augen führt. Also zunächst stellt das Schöne nur eine einzelne Idee dar, die in einer bestimmten, sinnlichen Gestalt zur Erscheinung kommt. Indem es uns aber auf diese Weise die Einheit des Geistigen und des Natürlichen auf einem bestimmten Punkte, in einem einzelnen Falle anschauen läßt, so bringt es uns mittelbar die höchste Einheit des Idealen und Realen, also die absolute Idee zur Anschauung. Nur mittelbar; denn die absolute Einheit des Wirklichen und des Idealen kann eigentlich nie auf einem einzelnen Punkte sich erschöpfen und fix und fertig auf die Oberfläche treten, sondern nur die Totalität alles Seienden kann den ganzen Inhalt des Absoluten verwirklicht darstellen, nur das ganze Universum kann der vollkommene Spiegel des göttlichen Lebens sein, wie z. B. nicht ein einzelner Mensch, ein einzelnes Volk die ganze Aufgabe der Mensch-

heit und am allerwenigstens in einem einzelnen Momente löst, sondern nur die Gesamtheit der Völker im gesamten Verlaufe der Geschichte. Deswegen kann auch das Schöne nicht diese höchste Einheit unmittelbar darstellen, sondern es zeigt den Zwiespalt zwischen Idee und Erscheinung nur in einer bestimmten Gestalt, in einem bestimmten Falle gelöst, dadurch aber überzeugt es uns, daß an sich dieser Zwiespalt absolut gelöst sei; es stellt uns den Geist auf einer einzelnen Stelle des Weltganzen als von der Synthese befreit, die Welt als vom Geiste ganz durchdrungen und verklärt dar, und indem wir dies sehen, leuchtet uns ein, daß in der höchsten Idee dieser ganze Gegensatz aufgehoben sei. Darum sprengt das Schöne alle Bande der Furcht und des Zweifels in unserer Seele und überrascht uns als eine Erscheinung aus einer höheren Welt, wo die reine Harmonie wohnt. Wir sehen in der Sixtinischen Madonna die vollendete Weiblichkeit Fleisch geworden, und jetzt glauben wir an die Wahrheit nicht nur des weiblichen, sondern jedes Ideals.

Es reicht aber nicht hin, dargetan zu haben, daß im Schönen zunächst eine einzelne und bestimmte Idee in vollkommener Verwirklichung erscheine, sondern es ist nun erst zu erörtern, wie sich die Idee, die sich zum Inhalte des Schönen qualifiziert, von jeder andern, die sich hiezu nicht qualifiziert, unterscheide und was näher unter Idee verstanden sei. Hier gilt der Kanon, daß die durch das Schöne darstellbare Idee nicht mit dem abstrakten Begriffe zu verwechseln ist. Einen abstrakten Begriff aber nenne ich hier jeden Begriff, der eine bloße Beziehung ausdrückt und nicht in einer selbstständigen Existenz für sich zur Erscheinung kommt. Man nennt sonst auch Gattungsbegriffe abstrakt, und es wäre, nimmt man das Wort so, z. B. der Begriff Pferd, Knabe, Greis, Schicksal usw. nicht ästhetisch darzustellen. Dies ist aber unrichtig; der Gattungsbegriff, d. h. der Begriff, der eine Sphäre wirklicher Existenzen unter sich befaßt, ist nur für den Nominalisten ein abstrakter, und er läßt sich allerdings nicht nur in der schönen Kunst darstellen, sondern die Wirklichkeit selbst, wenn sie ihn in einem Individuum oder in einer Begebenheit vollkommen darstellt, gewährt den vollen Eindruck des Schönen. Dagegen die Begriffe Verhältnis, Kausalität, Wechselwirkung, Zwecke usw. lassen sich nicht darstellen, weil sie nur an und zwischen den Dingen sind, und keine Sphäre von Existenzen unter sich begreifen, welche von

ihnen als von ihrem Lebensprinzip ausgefüllt würden. Beispiele, wie die genannten, sind freilich ganz einleuchtend, denn das begreift sich von selbst, daß Verstandeskategorien nicht ästhetisch darstellbar sind, allein auch im Reiche des wirklichen Lebens, des natürlichen und geistigen, gibt es eine Menge solcher, scheinbar inhaltsvollerer, bloßer Beziehungsbegriffe, welche häufig genug von verirrten Künstlern für ästhetisch gehalten wurden. Der Begriff Kollision von Pflichten z. B. ist kein abstrakter; er läßt sich im Drama darstellen. Denn er ist solcher Art, daß ein bestimmter, anschaulicher Fall von ihm als von seiner Seele ganz erfüllt sein kann. Dagegen der Begriff Unsterblichkeit ist ein abstrakter und nicht ästhetischer; denn er bezeichnet bloß die Vorstellung von etwas Künftigem, nichts Vorhandenes, das einem bestimmten Falle ganz als der ihn erfüllende Inhalt innewohnen kann. Ich kann allerdings versuchen, einen Menschen zu malen, der von der Idee der Unsterblichkeit soeben begeistert ist, allein es wird gewiß nicht ohne allegorische Attribute, also ohne prosaische Aushilfen (denn die Allegorie ist prosaisch) gelingen; denn solche Begriffe sind nicht fähig, auf der sichtbaren Oberfläche einer menschlichen Gestalt erkennbar zu werden, sich als Miene, Gebärde usw. ganz zu verkörpern; und daran sind nicht bloß die Grenzen der Malerei schuldig, aus welcher dies Beispiel gewählt ist, sondern auch die an Mitteln reichste Kunst, die Poesie, wird sie zwar in einem größeren Ganzen auch darstellen, aber sie nie zur Grundidee desselben machen können, es sei denn im lyrischen Gedichte, das wegen seiner subjektiven Natur solche abstraktere Themen auch zuläßt, doch ohne in denselben zu glänzen. Übrigens ist aus demselben Grunde alles bloß Nützliche und Zweckmäßige aus dem Reiche des Schönen ausgeschlossen, weil es nur einem Beziehungsbegriffe, keiner freien, selbständigen Idee seine Existenz verdankt.

Ästhetische Ideen können also nur solche sein, welche im Reiche des wirklichen Daseins, der Natur und der Menschheit, einer wirklichen Existenz und Begebenheit als wirkendes Prinzip zugrunde liegen können, welche einer völligen Ensarkosis fähig sind, Ideen substanzieller Natur. Hier kommen wir auf einen Punkt, dessen schärfere Erwägung manche Streitigkeiten über den Begriff des Schönen schon hätte ersparen können. Die ästhetisch darstellbare Idee nimmt nämlich ebenso viele Gestalten an, als es in der Wirklichkeit verschiedene

Reiche des Seins und Tuns gibt, sie ist als eine Skala zu betrachten, welche vom Niedersten aufsteigend immer geistiger wird, immer inhaltvollere Stufen ersteigt, um in dem höchsten Produkte der Schönheit, der Tragödie, ihren ganzen Reichtum als bedeutungsvolle Einheit von mehreren untergeordneten Ideen zu entfalten. Sagt der eine: das Schöne ist die Idee in adäquater sinnlicher Form, und hat dabei eine Tragödie im Auge, so kann ein anderer einwenden: aber ein Pferd, eine Ziege, eine Landschaft kann doch auch schön sein; wo ist denn hier die Idee? Dieser Einwurf setzt nun eben einen zu engen Begriff des Wortes Idee voraus, da dieses eine Stufenfolge verschiedener Bedeutungen annimmt. Die Schönheit nämlich, wenn sie in das Reich des Geistes eingetreten ist, hat die Idee im Sinne eines bewußten Gedankens zu ihrem Inhalt, allein bis sie in diesen Kreis eintritt, durchläuft sie eine Reihe von Phasen, in welchen die Idee ein unbewußtes Tun der Natur ist, εἶδος, Gattungsbegriff, nicht im subjektiv logischen, sondern im objektiven platonischen Sinne, und unter diesen unbewußten Naturgedanken ist wieder ein weiter Kreis unendlich verschiedenartiger Stufen. Je näher nun eine Stufe dieser bewußtlosen Naturschönheit derjenigen Schönheit steht, deren Form der Ausdruck einer bewußten geistigen Idee ist, der menschlichen, desto größer die Schönheit. Denn streng genommen und im vollen Sinne beginnt doch allerdings die Schönheit erst mit der menschlichen Gestalt, da hier die Natur erst erreicht har, was sie wollte, nämlich die Gestalt, welche das Organ des Geistes zu sein fähig ist. Aber auch hier ist wieder ein Stufenunterschied, denn die menschliche Gestalt selbst kann ja betrachtet werden, entweder nur von seiten ihrer vegetabilen Schönheit, oder als Ausdruck eines sittlichen Gehalts, eines Charakters, wo denn die erstere Auffassung noch ins Reich der unbewußten Schönheit, in welchem die Idee gleich Gattung ist, hinüberblickt und erst die letztere ins Gebiet der geistigen Schönheit eingetreten ist. Je weiter entfernt eine Gattung des Naturgesetzes von diesem höchsten Produkte liegt, in welchem die Natur sich selbst übertrifft, desto größer ist die subjektive Zutat des Anschauenden, damit sie schön gefunden werde. Eine Pflanze enthält immer noch einen Gattungsbegriff, der eine organische Gliederung aus sich hervortreibend ein wirklich schönes Gebilde erzeugt, aber die unorganischen Potenzen, sofern aus ihren Verhältnissen landschaftliche

Schönheit entsteht, setzen am meisten voraus, daß der Betrachtende erst seinen Standpunkt wähle, die rechte Stimmung mitbringe usw. Das Licht macht hier eine eigentümliche Ausnahme; es kann wegen seiner symbolischen Ähnlichkeit mit dem Geiste unmittelbaren ästhetischen Eindruck machen, namentlich als Durchsichtigkeit gewisser Körper.

Wenn nun aber die Frage entstehen sollte, wie denn so untergeordnete Existenzen, als z. B. ein Baum, ein Pferd, denjenigen Eindruck machen können, der oben dem Schönen vindiziert wurde, daß es nämlich die Lösung des höchsten Zwiespaltes zwischen Idee und Wirklichkeit dem Anschauenden ankündigt, so darf nur die innere Einheit des Universums nicht außer Augen gelassen werden. Jeder wahre und notwendige Gedanke bildet ein Glied in der Kette der gesamten Wahrheit; daher eine, wenn auch untergeordnete, Idee im adäquaten Bilde ausgedrückt mich allerdings in den Mittelpunkt des Idealen versetzen und mir die Einheit der ganzen Welt der Ideen mit der ganzen Welt der Erscheinungen beglaubigen kann. Ein fehlerloses Pferd, das uns den vollen Begriff dieser Tiergattung gleichsam verkörpert vor Augen stellt, macht zwar freilich nicht den Eindruck auf uns wie eine menschliche Gestalt, aber doch, weil wir die Gattung in einem Individuum mangellos dargestellt sehen, werden wir an die Einheit des Allgemeinen und Individuellen überhaupt erinnert. Die Gattung des Pferdes nimmt auf der Stufenleiter des organischen Lebens ihre bestimmte Stelle ein, sie zeigt uns dasselbe allgemeine Leben, das im System der gesamten Natur sich verwirklicht, in einer bestimmten Form seiner Offenbarung; wir erblicken also die Vollkommenheit, die Vortrefflichkeit und schöne Bestimmtheit der Natur überhaupt hier in einem besonderen Wesen, das uns nun als Symbol des mangellosen Naturlebens anspricht. Da nun im Dasein Alles zusammenhängt, jedes Höhere im Niederen vorbereitet ist, so ahnen wir auch in dieser untergeordneten Gestalt durch die ferneren Entwicklungen hindurch die geistige Schönheit und sehen die höhere und höchste Einheit von Natur und Geist voraus.

Einem anderen, sehr scheinbaren Einwurf ist hier ebenfalls noch zu begegnen. Wenn jedes Produkt in der Natur schön ist, das seine Gattung mangellos in sich darstellt, warum nicht auch die Kröte, das Krokodil usw.? Und wenn die Schönheit um so höher ist, je mehr sich ein Naturwesen der menschlichen Gestalt nähert, wie kommt es,

daß ein wohlgeformter Baum schöner ist, als ein fehlloser Igel oder Affe? Dieser Punkt erledigt sich jedoch einfach, wenn man erwägt: fürs erste, daß es **Arten** geben kann, welche ihre Gattung nicht so vollkommen darstellen, als eine niedrigere Gattung von Naturwesen durch gewisse ihrer Arten dargestellt wird. Das vegetabile Leben wird von einer Linde, die ein glückliches Gedeihen hatte, viel vollkommener dargestellt als das tierische von einem Geschöpfe, das mit einer stachlichten Hornmasse rings umgeben ist; denn diese Stacheln erinnern an unlebendige Naturprodukte, an Dornen u. dgl. Ein vollkommenes Tier ist schön, aber es gibt Tiere, mit deren Hervorbringung die Natur sich noch in Bildungen versucht, die diesem Gattungsbegriffe noch nicht recht adäquat sind, und die daher als Tiere unvollkommener erscheinen als eine wohlgebaute Pflanze. Ebenso im Pflanzenreich gibt es Arten, die häßlicher aussehen als unorganisch aufgehäufte Massen, weil sie selbst noch zu sehr an das Unorganische erinnern durch Starrheit und Rauheit ihrer Formen. Also was innerhalb der Grenzen seiner Gattung vollkommener ist, als was eine höhere Gattung in unvollkommener Spezies darstellt, ist schöner als dieses. Fürs Andere folgt aus dem Gesagten, warum die Übergangsstufen der verschiedenen Naturreiche gewöhnlich häßlich sind und warum dies unserem Hauptsatze keineswegs widerspricht. Die Tiere, die einen Übergang vom Pflanzenreich ins Tierreich bilden, ferner die Amphibien, das Geschlecht der Fledermäuse als Mittelding zwischen Vogel und Säugetier, der Affe als ein verunglückter vorläufiger Versuch der Natur, es vom Tiere zum Menschen zu bringen, sind häßlich; denn bei diesen Tieren hat eben der Gattungsbegriff selbst etwas Unklares und Verworrenes in sich, da sie weder das Eine noch das Andere recht sind. Die Individuen büßen das Verzwickte und Verschränkte in ihrer Gattung. Ein Ästhetiker, der zugleich gründlicher Physiolog wäre, müßte bis ins kleinste Detail des Baues von einem solchen Tiere angeben können, worin diese in der Gattung selbst begründeten Mängel bestehen. Also jedes Wesen, das seine Gattung vollkommen darstellt, ist schön, vorausgesetzt, daß die Gattung in Wahrheit eine Gattung ist, d. h. nicht als Übergangsstufe etwas Widersprechendes in sich trägt.

Diese Bemerkungen hielt ich für notwendig, um Einwendungen zu begegnen, die aus dem Reiche der Naturschönheit gegen unsere

Definition genommen werden können, und um den Satz, daß die Schönheit als eine Skala zu betrachten ist, näher zu entwickeln. Bedenkt man aber, daß die wahre und volle Schönheit erst mit dem Menschen in die Welt eintritt, so beseitigen sich die meisten Einwürfe gegen die obige Definition durch die einfache Bemerkung, daß die Naturschönheit überhaupt erst eine Vorbereitung auf die geistige, menschliche Schönheit ist, daß die Schöpfung erst auf ihre Krone: den Menschen wartet, und von dem Reiche dieser geistigen Schönheit wird wohl die Richtigkeit unserer Definition nicht geleugnet werden. Wenn ich hiemit geistige und natürliche Schönheit unterscheide, so brauche ich kaum hinzuzusetzen, daß dieser Unterschied nur ein relativer ist. Denn es darf dem Schönen schlechtweg nicht fehlen.

Das zweite Moment, die sinnliche Erscheinung. Die Idee muß erscheinen, d. h. in individueller, begrenzter Gestalt uns entgegentreten, wenn irgend Schönes entstehen soll. Dies ist das wichtige Merkmal, wodurch sich das Schöne vom Wahren unterscheidet. Müssen wir in Beziehung auf das erste Moment schlechtweg darauf dringen, daß das Schöne eine allgemeine Bedeutung in sich trage, so kann von dieser Seite nicht genug premiert werden, daß es begrenzt und individuell sei. Dies gilt auch von der geistigsten aller Künste, der Poesie. Denn der Dichter hat nichts geleistet, der es nicht vermag, vor die Phantasie, d. h. vor die ideal gesetzte Sinnlichkeit des Lesers ein Bild mit bestimmten Umrissen zu zaubern. Longin hat dies sehr treffend hervorgehoben. *Περὶ ὕψους* Sect. 15, 1. *'Ιδίως δ' ἐπὶ τούτων κεκράτηκε τοὔνομα (φαντασία), ὅταν, ἃ λέγῃς, ὑπ' ἐνθουσιασμοῦ καὶ πάθους βλέπειν δοκῇς καὶ ὑπ' ὄψιν τιθῇς τοῖς ἀκούουσιν.* Dann wird eine Stelle aus dem Orestes des Euripides angeführt und gesagt: *'Ενταῦθ' ὁ ποιητὴς αὐτὸς εἶδεν 'Ερινύας.* Wie vieles, was Poesie heißt, sinkt vor einer solchen Kernwahrheit zur Prosa herunter! Wie einfach ist dieses Gesetz, wie geläufig in der Theorie, und wie täuscht man sich doch in der poetischen Produktion! Dieses sinnliche Moment ist dasjenige, wodurch das Schöne erst vom Wahren und Guten sich unterscheidet, und wenn je davon die Rede sein könnte, was entbehrlicher sei im Schönen, die Idee, oder ihr sinnliches Scheinen, so wäre es die erstere.

Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß wir das sinnliche Moment im Schönen von dem geistigen nur in der Wissenschaft trennen; daher

ist die sinnliche Gestalt, wiefern sie Gestalt der Schönheit werden kann, von jeder andern streng zu unterscheiden, und zwar durch die Bestimmung, daß nur die von allem Stoffartigen, was sich als gemeine Wirklichkeit aufdringt, befreite reine Form des sinnlichen Gegenstandes schön ist. Man kann dies mit einem architektonischen Ausdrucke so bezeichnen: im Schönen kommt nicht der Durchriß, sondern nur der Aufriß in Betracht. Die äußere Gestalt des organischen Körpers ist durch dessen innere Struktur bedingt, auch die Farbe durch seine chemischen Verhältnisse. Der Physiologe betrachtet daher die äußere Gestalt nur zugleich mit diesem ihrem inneren Durchmesser, er erforscht, welchen Zwecken diese Einrichtung dient usw. Der Künstler aber oder jeder, sofern er die Natur mit ästhetischem Auge ansieht, abstrahiert von diesem materiellen Stoffe der Gegenstände und betrachtet bloß die Oberfläche. Im Schönen handelt es sich darum, nicht aus was ein materieller Gegenstand besteht, welchen Zwecken er dient usw., sondern wie er a u s s i e h t. Besonders in Beziehung auf das Gebiet der geistigen Schönheit ist dies klar. Hier kommt ein der sittlichen Welt angehöriger Begriff zur Erscheinung, und die menschlichen Gestalten, die als seine Träger auftreten, kommen nur so weit in Betracht, als sie denselben in ihrem äußeren Tun und Lassen an sich darstellen, während von ihren übrigen Zwecken und ihrer gemein empirischen Existenz abstrahiert wird. Der Grund dieser Ablösung der Oberfläche von dem Durchmesser der Dinge, welche im ästhetischen Gebiete vorgenommen wird, liegt einfach darin, daß die sinnlichen Erscheinungen hier als Bild und Hülle der Idee dienen, wobei ihre materielle Wirklichkeit nicht ins Spiel kommt. Nicht als müßte ein Gegenstand, sofern er als ein schöner betrachtet wird, etwas Anderes bedeuten, als er ist, denn dies würde in die Allegorie führen; aber die Bedeutung, das Allgemeine, der Gattungsbegriff in den Dingen soll, sofern sie schön sind, sie so durchleuchten, daß es sich nicht um die empirische Existenz dieses einzelnen Dings handelt. Wie wahr dies auch im Gebiete der bloß natürlichen Schönheit (in ihrem relativen Unterschiede von der geistigen) ist, zeigt sich besonders deutlich an den Bedingungen, an welche der Genuß einer schönen Landschaft geknüpft ist. Was unmittelbar vor den Augen des Spaziergängers liegt, läßt seinen landschaftlichen Schönheitssinn gleichgültig. Dieser Boden ist eine ato-

mistische Zusammensetzung von Sandkörnern, diese Mauer, die vor ihm steht, ist eine deutliche Masse von Steinen usw. Aber er entfernt sich, er sieht nun den Weg, auf dem er früher gieng, das Gebäude, das vor ihm stand, perspektivisch als einen Teil der Landschaft; das Massenhafte, die Zusammensetzung aus stoffartigen Atomen ist ihm nun verschwunden, er sieht diese Dinge als reine Form wie ein Gemälde, und jetzt — wenn anders die übrigen Bedingungen des Schönen nicht fehlen — wird, was er sieht, für ihn ideal; die Gebäude, die Berge, die Erdmassen erscheinen im zarten Dufte wie hingehaucht, der irdischen Schwere entnommen, und seine Seele taucht sehnsüchtig in die blaue Ferne.

Dieses Gesetz ist es, auf das in Goethes und Schillers Briewechsel so großes Gewicht gelegt wird, wenn wiederholt von der Entfernung alles bloß „Stoffartigen" vom ästhetischen Gesichtspunkte die Rede ist. Denn auch das pathologische Interesse an dem Stoffe einer Dichtung, auf welches dort der Ausdruck meistens bezogen wird, gehört unter dieses Gesetz und wird durch dasselbe abgewiesen. Es liegt in diesem Gesetze zugleich der Grund, warum unter den fünf Sinnen nur das Gesicht und Gehör Werkzeuge des ästhetischen Wohlgefallens sind; denn die anderen Sinne sind an die gemein materielle Existenz der Dinge geknüpft, welche sie chemisch zersetzen oder als dichten Körper betasten. Nur der Geruch nähert sich den geistigeren Organen, da er in einer interessanten Sympathie mit der Phantasie steht, und der Tastsinn kommt auf einer höheren Stufe, als an die er gewöhnlich gewiesen ist, noch einmal vor, sofern er auf ideale Weise im Auge mitgesetzt ist, wenn es plastische Schönheit auffaßt.

Was hier über die zum Schönen notwendige Ablösung der Oberfläche der Dinge von dem Durchmesser ihrer gemeinen Wirklichkeit gesagt wurde, versteht sich so sehr von selbst und ist schon so oft wiederholt, daß ein nochmaliges Aussprechen überflüssig scheinen könnte. Allein wie viele Künstler, Dilettanten, Kritiker hängen noch an dem Prinzip der Naturnachahmung, das durch diese allgemein zugestandene Wahrheit doch in seiner ganzen Verkehrtheit erscheinen muß! Wie verbreitet ist noch das Urteil, daß die Naturschönheit (d. h. die Naturschönheit im Gegensatze gegen die Kunstschönheit, nicht in dem gegen die geistige Schönheit, von welchem oben die Rede war) doch ungleich höher stehe als die Kunstschönheit! Wobei nicht er-

wogen wird, daß bei der Naturschönheit, damit sie eben zur Schönheit werde, dieser Läuterungsprozeß des unmittelbaren empirischen Gegenstandes, wodurch von seinem gegen die Schönheit der Oberfläche gleichgültigen Durchmesser abstrahiert, wodurch das Vergängliche und Störende, das auch dem schönsten Naturprodukte anhängt, demselben abgestreift wird, bereits von unserem Auge unserer Phantasie vollzogen sein muß, daß wir die Natur also erst unter den Gesichtspunkt des Kunstwerkes bringen müssen, um sie schön zu finden, und daß es also streng genommen gar keine Naturschönheit gibt.

Zu bemerken ist noch, daß keine bestimmte Beschaffenheit der sinnlichen Dinge als Kanon für die Schönheit aufgestellt werden kann; und zwar ebendeswegen, weil die Schönheit nichts Fixes und Abgeschlossenes, sondern ein durch ein System unendlicher Stufen sich bewegendes Lebendiges, weil sie dialektischer Natur ist. Die Wellenlinie ist schön, aber nicht alles Schöne hat Wellenlinien. Die Symmetrie, die Proportion kann schön sein, wie z. B. in der Architektur, aber sie erschöpft bei weitem nicht das Gebiet der Schönheit. Jede Definition des Schönen ist zu eng, welche mehr enthält, als daß diejenige Gestalt schön ist, in welcher eine Idee sich spiegelt, die ideale Gestalt. Die Definition, daß das Schöne Einheit in der Mannigfaltigkeit enthalte, fällt, richtig verstanden, mit dieser zusammen, aber sie bedarf dieselbe auch zu ihrer Ergänzung. Denn es muß erst hinzugefügt werden, daß es eben die Idee ist, welche der Mannigfaltigkeit der sinnlichen Bestandteile die Einheit, die harmonische Durchsichtigkeit gibt. Nicht jede Einheit in der Mannigfaltigkeit ist ästhetisch.

Diese Bemerkungen berührten zum Teil bereits das dritte Moment des Schönen, das aber doch noch einer besonderen Beleuchtung bedarf, nämlich die absolute Vereinigung des geistigen und sinnlichen Elements. Was im Bisherigen auf allen Punkten sich bereits hervordrängte, ist nun noch ausdrücklich herauszuheben: Idee und sinnliches Gebilde sind im Schönen so vereinigt, daß nur ein künstliches und sekundäres Nachdenken, nicht die ästhetische Anschauung selbst sie zu trennen vermag, sie sind ineinander verschmolzen wie Seele und Leib. Es darf in der Idee nichts zurückbleiben, was nicht auf die sichtbare Oberfläche träte, und am sinnlichen Bilde darf nichts sein, was für sich und abgesehen von der Idee ein (stoffartiges)

Interesse in Anspruch nähme. Dies ist es, was ich oben mit dem Ausdrucke der harmonischen Durchsichtigkeit des sinnlichen Gegenstandes bezeichnete. Wie im reinen Kristalle alles materielle Dunkel aufgehoben ist, so daß die Atome, aus denen er besteht, für das Auge ganz in Licht zerfließen, so ist im schönen Gegenstande alle Fremdheit zwischen Idee und Stoff aufgehoben, ein reines Durchleuchten der Idee. Weder der Gedanke im Kunstwerke soll dem Anschauenden gesondert von seiner sinnlichen Erscheinung zum Bewußtsein kommen, noch diese gesondert von ihrer geistigen Bedeutung einen Reiz auf ihn ausüben. Hierin liegt der eigentliche Grund für die von Kant nur subjektiv erklärte Forderung, daß das ästhetische Wohlgefallen von der einen Seite nicht auf Begriffen beruhen, von der andern frei vom Interesse für die wirkliche Existenz des Gegenstandes, von allen Beziehungen der Begierde sein muß. Das ist die wunderbare Natur des Schönen, daß die zwei Welten, die in den Kämpfen und Unzulänglichkeiten des wirklichen Lebens einander in dem Grade abstoßen, in welchem sie auf ihre Spitze verfolgt werden, hier in demselben Grade zusammenfallen. Je individueller, konkreter, je klarer begrenzt die sinnliche Erscheinung, desto reiner offenbart sie die Idee. Je reiner die Idee aufgefaßt ist, desto vollkommener geht sie in das individuelle Bild ein, desto einleuchtender spricht sie aus ihm. Dies alles drängt sich in den Satz zusammen: das Schöne ist harmonisch. Ein Satz, der zur Definition nur deswegen nicht taugt, weil nicht alle Harmonie schön ist. Im wirklichen Leben müssen wir, wenn wir den Sinnen folgen, befürchten, die Ansprüche des Geistes zu verletzen, und wenn wir der Stimme des Geistes folgen, müssen wir oft genug die Ansprüche der Sinnlichkeit hintansetzen. Aber hier, im Reiche des Schönen, ist wolkenlose Heiterkeit. Hier dürfen wir sinnlich sein, denn hier sind die Sinne nur die gefälligen Schwestern des Geistes, dem sie auf blühenden Pfaden die reinste Nahrung zuführen. Hier sind wir als geistige Wesen befriedigt, ohne mit unserer Sinnlichkeit brechen zu müssen, und so schließt die Heiterkeit mit dem Ernste einen vollkommenen Frieden. Die Wirklichkeit ist von der Idee gesättigt, und die Idee läßt sich ganz in die Wirklichkeit herab. Der höchste und herbste Gegensatz ist gelöst. Es ist Sonntag. Werktagsseelen begreifen dies nicht und schreien über Unsittlichkeit.

In der bisherigen Entwicklung suchte ich bereits einzelnen Skrupeln

gegen die spekulative Bestimmung des Schönen namentlich dadurch zu begegnen, daß ich auf die stufenförmig fortwachsende Lebendigkeit desselben aufmerksam machte. Hiezu füge ich noch folgende Anmerkungen. Fürs Erste, man lasse sich nicht durch den Sprachgebrauch des gemeinen Lebens irre machen. Dieser nennt teils solche Einzelheiten schön, die in einem wahrhaft schönen Gegenstande nur ein Ingrediens ausmachen. Z. B. Farben, rot, blau usw., werden schön genannt, die doch, wenn man den Begriff schärfer bestimmt, nur als Bestandteil eines Ganzen etwas Schönes hervorbringen helfen, und, für sich betrachtet, bloß etwas Angenehmes sind; ein Wohlgefallen, dessen Ursachen nicht der Ästhetiker, sondern der Optiker mit dem Physiologen zu untersuchen hat. Ferner verwechselt der populäre Sprachgebrauch bald die Zweckmäßigkeit und Richtigkeit mit der Schönheit, wenn er ein symmetrisches Wohnhaus, eine Straße usw. schön nennt, bald die bloß anhängende Schönheit mit der freien, wenn er einen an sich nicht ästhetischen Gegenstand wegen seines Schmucks das Prädikat des Schönen genießen läßt. Fürs Zweite lasse man sich nicht durch den gangbaren Satz, daß über den Geschmack nicht zu disputieren sei, einschüchtern, den schon Burke, so mager seine eigenen Gedanken über das Schöne sind, nicht gefürchtet hat. Dieser Kanon hat nur bei Gegenständen des Geschmacks seine Geltung, d. h. bei solchen, bei denen das ästhetische Wohlgefallen nicht rein, sondern mit Interesse vermischt ist. Das wahrhaft Schöne aber kann niemand im Ernste diesem Grundsatz unterwerfen wollen, sofern nämlich unter demselben verstanden wird, man könne nichts Objektives über die Natur des Schönen festsetzen (denn das Disputieren freilich wird man klugerweise immerhin bleiben lassen). Wenn jemand den Belvederischen Apoll, die Sixtinische Madonna, die Antigone, den Hamlet nicht schön findet, so nehmen wir keinen Augenblick Anstand, die Schuld nur seinem ungeübten ästhetischen Sinne zuzuschreiben. Es ist nur eine Differenz der Bildungsstufen, nicht eine absolute, in der Sache begründete, welche die Verschiedenheit der ästhetischen Urteile herbeiführt.

Haben wir nun auf diese Weise unseren Satz, daß das Schöne eine harmonische Einheit von Bild und Idee sei, nach mehreren Seiten zu schützen gesucht, damit uns nicht der Keim unserer ferneren Entwicklung entrissen werde, so wird sich der

Übergang zum Erhabenen

und sofort zum Komischen aus einem einfachen logischen Gesetze ergeben. Ich wiederhole, daß sich diese Begriffe in einer philosophischen Ästhetik aus dem des Schönen von selbst hervortreiben müssen, so daß das Auftreten derselben kein Hinausgehen aus dem Kreise des Schönen ist, sondern nur ein Prozeß, eine Gärung innerhalb des Schönen selbst, aus welcher dieses, nachdem sie zu ihrem Rechte gekommen ist und sich wieder gelegt hat, in sich selbst, in die ruhige Einheit seiner Elemente zurückkehrt.

Das Schöne ist uns als einfache und ununterscheidbare Einheit der Idee und des sinnlichen Gegenstandes entgegengetreten. Jede wahre Einheit ist eine Harmonie Entgegengesetzter, und sie muß sich als solche dadurch bewähren, daß sie diese Gegensätze frei aus ihrer Einheit entläßt, ohne sich dadurch verloren zu geben. So muß auch das Schöne den Gegensatz, den es löst, nicht nur den gelösten uns vor Augen führen, es muß uns gleichsam zeigen: sehet, dies ist die unendliche Kluft, die ich durch die Kraft meiner Harmonie auszufüllen verstehe! Es muß den Kampf zum Ausbruch kommen lassen, um ihn dann auf höherer Stelle wieder beschwichtigt zu zeigen. Daher ist auch die erste, einfache Schönheit, die wir bisher vor uns hatten, noch abstrakt und mangelhaft. Es drängte sich vielleicht von selbst bei Lesung des Bisherigen manchem die Frage auf, wo denn jener Streit empörter Kräfte, den uns das Kunstwerk, besonders das poetische, so oft vorführt, in dieser friedlichen Einheit, als welche das Schöne definiert wurde, wo z. B. der tragische Kampf seine Stelle finde, der uns den Menschen im herbsten Zwiespalte mit sich und anderen vorführt? Dies erledigt sich also jetzt durch die Erwägung, daß wir das Schöne bis jetzt nur in seiner einfachen, abstrakten Gestalt kennen lernten. Man könnte sogar behaupten, daß, weil das Schöne auf einem gelösten Gegensatze beruht, zuerst dieser Gegensatz, also zuerst das Erhabene (und Komische), und dann erst das Schöne in der wissenschaftlichen Betrachtung an die Reihe kommen müsse. Auch ist historisch in der Kunst immer zuerst das Erhabene, dann erst die harmonische Schönheit ausgebildet worden, was die Geschichte der Kunst sowohl im Großen dartut als in dem Zyklus, den sie bei einzelnen Völkern, namentlich den Griechen, durchlief. Allein philosophisch betrachtet setzt doch der Gegensatz die Einheit

voraus, und die Wissenschaft muß daher zuerst die unmittelbare Einheit, dann den Gegensatz und endlich die vermittelte höhere Einheit hervortreten lassen.

Das sinnliche Element im Schönen ist in der Einheit, die es mit dem idealen Elemente eingeht, die unselbständigere Seite des Ganzen, da es sich ganz von der Idee durchdringen lassen muß, um ästhetische Geltung zu haben. Dies scheint der obigen Bemerkung, daß im Schönen, wenn je denkbar wäre, daß ihm ein wesentliches Moment fehlen dürfte, eher die Idee als das sinnliche Element vermißt werden könne, zu widersprechen. Allein deswegen kann diese sinnliche Seite keineswegs allein für sich das Schöne bilden und bleibt in der wirklichen Vereinigung doch die unselbständigere. Es sollte dort nur durch einen entschiedenen Ausdruck jede Art von abstrakter Kunstdarstellung abgewiesen werden. Um nun ihre Selbständigkeit diesem Elemente gegenüber zu bewähren, reißt sich zuerst die Idee aus jener ruhigen Einheit los, greift über die begrenzte, individuelle Erscheinung hinaus und hält ihr ihre Unendlichkeit entgegen. So entsteht die erste Art ästhetischer Disharmonie, der erste Kontrast im Schönen.

II. Das Erhabene.

Mit diesem Begriffe haben wir also nichts Fremdes vor uns, das zum Schönen äußerlich hinzukäme, sondern es treten nur die beiden Elemente des Schönen in eine neue Proportion, die Idee wächst über, Endliches und Unendliches decken sich nicht mehr, sondern dieses steht in seiner allem Endlichen überlegenen Größe vor uns. Die Grenze (τὸ πέρας) verschwindet. Im Erhabenen steht die Idee in einem negativen Verhältnis zur Gegenständlichkeit, das Absolute erscheint über jede unmittelbare Existenz hinausgehoben, es ist (in der Kunst) der Versuch, das Unendliche auszudrücken, ohne in dem Bereich der Erscheinung einen adäquaten Gegenstand zu finden (Hegel, Ästhetik S. 100, 466, 467). Erhaben ist, was durch seinen Widerstand gegen das Interesse der Sinne unmittelbar gefällt, wogegen die Einbildungskraft und Natur als gegen die Ideen der Vernunft verschwindend erscheinen, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüts beweist, das jeden Maßstab der Sinne übertrifft

(Kants Kr. der ästhetischen Urteilskr. §§ 25, 26). Fassen wir diese verschiedenen Wendungen in die einfache, von Kant aufgestellte Definition zusammen: erhaben ist das, mit welchem in Vergleichung alles Andere klein ist (§ 25), so könnte es scheinen, als büßten wir durch diese Bestimmung den näheren Begriff ein, daß es das Durchbrechen der Idee durch die Schranken des Endlichen ist, wodurch alles Andere (Endliche) als klein erscheint. Indessen belassen wir es nur bei dieser Weite und Relativität der Definition, die uns von Nutzen sein kann, wenn wir die verschiedenen Stufen des Erhabenen werden auffinden müssen. Denn es wird sich vielleicht zeigen, daß das Erhabene nicht auf jeder seiner Stufen die Idee im strengen Sinne zu seiner Grundlage hat, und daß uns eben dieser Mangel eines wahrhaft Absoluten auf höhere Stufen treibt.

So viel jedoch ist zum voraus einzusehen, daß das Erhabene jeder Art die Idee, obwohl sie gegen die Erscheinung vernichtend auftritt, dennoch selbst wieder in einem sinnlichen Gegenstande erscheinen lassen muß; denn dies Moment ist im gesamten ästhetischen Gebiete wesentlich. Dadurch wird aber der soeben vom Erhabenen aufgestellte Begriff keineswegs aufgehoben. Es muß nämlich die Beschaffenheit des sinnlichen Gegenstandes, an welchem die das Sinnliche annullierende Idee zur Erscheinung kommt, eine solche sein, daß er soeben die Grenze des Endlichen zu überschreiten und sich ins Unbegrenzte zu verlieren scheint, was freilich auf der ersten Stufe des Erhabenen, die uns begegnen wird, nur durch eine unverkennbare Zutat des Anschauenden möglich ist. Durch diese Eigenschaft des erhabenen Gegenstandes erscheinen sodann alle ihn umgebenden Gegenstände als verschwindende und weit überwundene Größen und verstärken so, wenn sich der Anschauende wieder zu dem erhabenen Gegenstande selbst wendet, den Eindruck, als ob dieser das Gebiet des Endlichen überflügle.

Aus dem Wesen des Erhabenen sind, ehe wir an die Einteilung desselben schreiten, einige allgemeine Merkmale abzuleiten, die von jeder Gattung des Erhabenen gelten.

Alles Erhabene muß in eine gewisse Dunkelheit gehüllt, der gemeinen Deutlichkeit entrückt sein. Deutlich wird uns ein Gegenstand, wenn wir ihn im Detail erkennen; detaillieren wir aber einen erhabenen Gegenstand, so wird er zerlegt, er zerfällt in Teile und kann

nicht mehr den Eindruck eines Absoluten machen. Dies hat auch Burke (S. 86 ff.) hervorgehoben; er sagt unter Anderem: „Unsere Unwissenheit von den Dingen allein ist es, woraus alle unsere Bewunderung entsteht und wodurch vornehmlich alle unsere Leidenschaften erregt werden. — Kaum irgendeine Sache kann die Seele durch ihre Größe rühren, wenn sie sich nicht einigermaßen der Unendlichkeit nähert, und dies kann kein Ding, dessen Grenzen wir wissen. Aber die Grenzen eines Dings wissen ist ebensoviel als es deutlich erkennen. Eine klare Idee ist also nur ein anderer Name für eine kleine Idee." Er führt als Beleg für den starken Eindruck der Dunkelheit die Stelle aus dem Buch Hiob an: „Im Traume des Gesichts in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt, da kam mich Furcht und Zittern an und alle meine Gebeine erschraken. Und da der Geist vor mir übergieng, stunden mir die Haare zu Berge an meinem Leibe. Da stund ein Bild vor meinen Augen, und ich kannte seine Gestalt nicht, es war stille, und ich hörte eine Stimme: Wie mag ein Mensch gerechter sein als Gott?" — Burke hat den Satz etwas übertrieben, denn es muß doch eine Erhabenheit geben, welche die Klarheit nicht zu fürchten hat. Wenigstens muß der Satz genauer bestimmt werden, wenn er ohne Einschränkung gelten soll. Deutlich kann und darf das Erhabene werden, ohne seine Kraft zu verlieren, aber nur nicht für die Sinne und für den gemeinen Verstand. Für die ersteren wird eine gewisse räumliche Ferne, eine Unbestimmtheit der Beleuchtung gefordert, vor dem zweiten müssen sich namentlich die zweite und dritte Stufe des Erhabenen hüten, denn wenn er eine Sache einmal zergliedert, so ist er unfähig, das Ganze festzuhalten. Für Kammerdiener gibt es keine Helden, und der Verstand ist ein Kammerdiener. Ein unentbehrlicher, tüchtiger; aber er ist einer. Eine Vernunfterkenntnis der höheren und höchsten Erhabenheit gibt es wohl, mit deren Klarheit die Ehrfurcht steigen wird, aber den Verstand setze man nicht einseitig in Bewegung, wenn man nicht riskieren will, Lachen statt Staunen zu erregen. Es muß also auch hier eine gewisse Ferne eintreten, entweder der Erkenntnis oder der Zeit, denn die Zeitferne idealisiert.

Ist das Merkmal des Plötzlichen im Begriff des Erhabenen wesentlich? Longin (Sect. 1) verlangt von dem rhetorisch Erhabenen ein plötzliches Eintreten, Baumgarten, Mendelssohn

haben es aufs Erhabene überhaupt ausgedehnt, Burke berührt den Gegenstand ebenfalls und erfordert zum erhabenen Schalle Plötzlichkeit. Solger (Vorlesungen S. 86 ff.) behauptet, daß zum Erhabenen, welches er definiert als das Schöne, sofern wir darin die lebendige Tätigkeit der Idee finden, eben daher immer etwas Wirkendes, Tätiges, ein Einwirken des Göttlichen in die wirkliche Welt nötig sei; was freilich von der Forderung eines plötzlichen Eintritts noch verschieden ist. Diese ist nicht richtig. Denn das Erhabene kann recht wohl bestehen, auch wenn die Überraschung vorüber ist, ja sein Eindruck ist getrübt, solange diese andauert. Nur sofern hat der Satz etwas Wahres, als man darunter versteht, daß der Eindruck des Erhabenen jederzeit aus dem gewöhnlichen Alltagszustande herausreißt. Dieser Übergang kommt jedoch keineswegs immer und notwendig als Überraschung zum Bewußtsein, da uns ein Gegenstand, den wir oft nicht sogleich als solchen erkennen, häufig ganz langsam und allmählich zum erhabenen wird, wo denn, wenn uns dies endlich klar wird, diese Einsicht allerdings mit einer Art von plötzlichem Schrecken auch dann noch verknüpft sein mag. Dies ist es aber nicht, was jene Schriftsteller hervorheben, sondern sie haben den Satz nackt hingestellt, und so ist er falsch. Solger aber hat ganz recht. Daß eine Bewegung, ein Hervorwachsen und Anwachsen zum Erhabenen gehört, folgt notwendig aus dem von ihm aufgestellten Begriffe. Allein wie reimt sich damit die Erfahrung, daß auch die vollkommene Ruhe und Stille erhaben ist? Dadurch, daß sie (was Solger zunächst nur in Beziehung auf mathematisch erhabene Gegenstände geltend macht, S. 88) als eine Totalität von konzentrierter Kraft erscheint, welche jeden Augenblick hervortreten kann, welche nur um so imposanter erscheint, je mehr sie sich zurückhält, als eine unendliche Möglichkeit unerwarteter Kraftentwicklung. Auch durch eine Kraftentwicklung rückwärts kann sich in anderen Fällen der starke Eindruck der Ruhe und Stille erklären, wenn nämlich diese als Resultat eines siegreichen Kampfes gegen empörte Kräfte erscheint, der nun zur vollkommenen Sicherheit geführt hat.

Aber ein interessanter Punkt bleibt es, daß das Erhabene diesen Dualismus in sich hat, ebensosehr durch scheinbare Privation als durch Position zu wirken, und hierauf müssen wir noch eingehen.

Burke ist meines Wissens der erste, der auf diesen Dualismus,

welcher sich durch das gesamte Gebiet des Erhabenen hindurchzieht, ausdrücklich aufmerksam gemacht hat, freilich nur in Beziehung auf die nächstfolgende erste Gattung des Erhabenen und mit Angabe eines schiefen Erklärungsgrundes. Alle Privationen, sagt er S. 109, sind groß, weil sie schrecklich sind. Man muß diesen Begriff des Schrecklichen, welchen Burke allem Erhabenen zugrunde legt, dahin läutern, daß die darin liegende Beziehung auf den Trieb der Selbsterhaltung, als auf eine nicht ästhetische Triebfeder, hinwegfällt. Allerdings geht der Eindruck des privativ oder negativ Erhabenen am häufigsten in den des Furchtbaren über; allein Burke spricht von diesem Schrecken wie von einem Schrecken vor einem den Anschauenden wirklich bedrohenden Übel. Die größere Stärke des Eindrucks eines privativ Erhabenen rührt daher, daß jenes Unbekannte, das im Erhabenen in die Sinnenwelt eintritt, durch scheinbare völlige Abwesenheit und Vernichtung des Sinnlichen uns doppelt ergreift. Die Idee beweist ihre, allem Endlichen überlegene Macht sowohl dadurch, daß sie durch ein Organ aus der Sinnenwelt selbst, das sich aber über diese scheinbar oder wirklich erhebt, sich ankündigt, als auch dadurch, daß sie alles Erscheinende entfernt. Im ersteren Falle liegt uns immer noch die Empfindung näher, daß die Sinnenwelt mit dem Unendlichen eine Einheit eingehen könne; wo aber das Sinnliche ganz verschlungen wird, da scheint kein Vertrag zwischen beiden Welten mehr möglich, und wir geben uns ganz besiegt. Dieser negative Gehalt des Erhabenen kann sich entweder dadurch äußern, daß wir so eben das Endliche verschwinden sehen, oder daß eine stille und bewegungslose Abwesenheit des Endlichen den Betrachtenden in ihre Schauer einweiht.

Dieser Dualismus im Erhabenen darf jedoch nicht als absoluter Gegensatz betrachtet werden, und der obige Satz, daß das Unendliche immer an einem endlichen Gegenstand erscheinen müsse, wird dadurch nicht aufgehoben, und zwar deswegen, weil genau betrachtet auch das negativ Erhabene diese Negation nur durch eine positive Kraft hervorbringt. Alles Erhabene ist eigentlich zugleich positiv und negativ; positiv, weil die Idee als eine überlegene Macht darin wirkt, negativ, weil neben dem Akt, worin dies sich offenbart, alles Andere verschwindet. Wenn ich einen Helden in seiner Tatkraft bewundere, so liegt darin bereits, daß andere Individuen neben dieser Energie

verschwinden. Wenn ich diesen Helden samt diesen schwächeren Individuen fallen sehe, so bewundere ich eine noch höhere Kraft, welcher nichts Endliches adäquat ist. Im letzteren Falle tritt nur die negative Seite des Erhabenen stärker hervor, im ersteren die positive. Dennoch muß etwas Sinnliches immer da sein, auch dann, wenn eine scheinbare, ruhige, völlige Abwesenheit des Endlichen (Sinnlichen) stattfindet. Nur eine gewisse Beschaffenheit der sinnlichen Gegenstände selbst bringt diesen Schein hervor.

Alle diese Bemerkungen können erst in ein deutlicheres Licht treten, wenn wir in die verschiedenen Arten des Erhabenen selbst eingehen. Dies ist es, was bisher von keinem Ästhetiker zusammenhängend ausgeführt worden ist, und was doch allein dem Streite der Ansichten über das Wesen des Erhabenen ein Ende zu machen vermag, da von zwei Streitenden jeder recht haben kann, weil ihm eine andere Form des Erhabenen vorschwebt. So wird die Kantsche Bestimmung, daß der Eindruck des Erhabenen durch eine Art von unbewußter Subjekte-Verwechslung im Betrachtenden entstehe, indem dieser die Größe der Vernunft, die nur in ihm wohnt, dem betrachteten Gegenstande leihe und so eine Verehrung, die er seinem idealen Ich schuldig ist, einer äußeren Erscheinung zolle, von Solger aus dem Grunde bestritten, weil wir uns neben dem Erhabenen wirklich als klein erscheinen. Auch ist es gewiß richtig, daß es ein Erhabenes gibt, dem wir keineswegs aus den Mitteln der eigenen Größe erst etwas vorstrecken müssen, um es erhaben zu finden. Allein von der ersten Form des Erhabenen, die vor uns treten wird, ist, wie sich ergeben wird, Kants Bestimmung (freilich mit einer bedeutenden Modifikation) im Allgemeinen richtig. Es haben weder Kant noch Jean Paul noch Solger diese Formen organisch zusammengestellt, sondern sie sind in der ersten Form des Erhabenen hängen geblieben. Jean Paul bringt zwar das sittlich Erhabene in seine Einteilung, aber ohne weitere Ausführung, Solger spricht von der Würde und vom Tragischen, aber ohne diese Begriffe innerhalb des Begriffs der Erhabenheit zu entwickeln.

Diese verschiedenen Formen sind, wie schon bemerkt, als Stufen zu betrachten, deren je die niederere durch ihre Einseitigkeit, indem sie als das noch nicht wahrhaft Erhabene sich ausweist, über sich zu der höheren hinauftreibt.

---

1. Das Erhabene der Natur (der Substanz).

Die erste und unmittelbarste Form, in welcher das Unendliche uns entgegentreten kann, ist die eines physisch Unendlichen und Absoluten, wie ja dies auch in der Geschichte der Religionen als die niederste Form auftritt, das Göttliche zu verehren. Physisch Unendliches, Überwiegen der Idee, die aber selbst wieder in Naturform auftritt: darin liegt ein Widerspruch, und dieser Widerspruch hat Kant bewogen, jene Subreption anzunehmen. Allerdings geht aus diesem Widerspruch hervor, daß das Erhabene der Natur im Grunde auf Schein beruht, allein dies ist hier noch nicht zu erörtern, sondern zuvorderst festzuhalten, daß dieser Schein einmal existiert, und auf guten Glauben anzunehmen, daß das Absolute in der Natur anzutreffen sei.

Ein solches tritt uns in allen denjenigen Naturerscheinungen entgegen, welche die Idee eines Unbegrenzten in uns erwecken, und die verschiedenen Weisen, auf die dies geschieht, begründen die Einteilung des Erhabenen der Substanz (eine Benennung, welche der folgenden Stufe des Erhabenen gegenüber prägnanter ist als die andere: Natur). Ich halte es für das Richtigste, hiebei folgenden Weg einzuschlagen, wobei wir mit Kants und Schillers Einteilung unseres Gegenstandes in ein mathematisch und ein dynamisch oder quantitativ und qualitativ Erhabenes im Allgemeinen zusammentreffen. J. Paul will (Vorsch. der Ästhetik, § 27) diese Einteilung auf die des optisch und akustisch Erhabenen reduzieren, allein er konnte nicht beweisen, daß nicht auch das qualitativ Erhabene ebensogut mit dem Auge als mit dem Ohre wahrgenommen werde.

Die nächste und einfachste Form des Natur-Erhabenen, die sich uns darbietet, ist das Erhabene des Raums: die scheinbare Unendlichkeit eines Gegenstandes in seiner Ausdehnung bringt in uns die Vorstellung des Unendlichen hervor. Dabei ist nun sogleich der allgemeine Satz vom Dualismus im Erhabenen anzuwenden, wonach ebensowohl als eine scheinbar unendliche Raumerfüllung auch eine scheinbare völlige Abwesenheit der Raumerfüllung, eine große Leere den Eindruck des Erhabenen hervorbringt. Eine scheinbare Leere entsteht auch durch die Dunkelheit, und diese ist dadurch, daß sie das Einzelne und Endliche verschwinden macht und die Ahnung einer unbekannten, geheimnisvollen Macht erweckt, erhaben bis ins

Furchtbare. Alles Leben scheint in den dunkeln Grund versunken, aus dem es hervorgeht, wir fürchten am Ende für unser eigenes, und ungewiß, ob nicht auch wir ins Grenzenlose aufgelöst werden, schauern wir in den Tiefen der Seele zusammen; die Angst der Existenz ergreift uns, der Schauer des kreatürlichen Lebens. Nur ist zu wiederholen, daß es keine wirkliche und prosaische Sorge um unsere Existenz sein darf; sobald wir einen Anfall oder dergleichen im Ernste fürchten, ist überhaupt von keinem ästhetischen Eindruck die Rede mehr. Aber auch das Erhabene der positiven Ausdehnung darf kein zu volles Licht haben, wenn anders unsere obige Forderung, daß alles Erhabene bis auf einen gewissen Grad dunkel sein müsse, richtig ist. Eine bedeutende gotische Kirche ist schon bei vollem Tageslichte durch ihre Konstruktion und ihre gedämpfte Beleuchtung erhaben, doch kann das Auge bei Einzelheiten verweilen, die dem Eindrucke des Schönen das Übergewicht verschaffen; man trete aber in der Dämmerung ein, so kann ein ganz ungemeiner, rein erhabener Eindruck gar nicht ausbleiben. Gotische Türme, wie der Straßburger und der Stephansturm, stehen im Mondlichte noch gewaltiger als im Sonnenlichte wie Symbole einer ernsten Geisterwelt vor uns. Die Sache ist einfach: im ungewissen Mondlichte, in der Dämmerung verschwinden die Grenzen, und daher ist der Eindruck des Grenzenlosen entschiedener. Nur so weit kommt hier die Frage nach den Verhältnissen des Lichtes in Betracht. Eine besondere Stelle kann das Licht in der Lehre vom Erhabenen nicht finden, da es als solches nur dazu dient, die Gegenstände sichtbar zu machen. Nur in Beziehung auf die Schnelligkeit seines Erscheinens und Verschwindens werden wir es unten in einem anderen Zusammenhange betrachten müssen.

Die Bedingungen, unter denen das Erhabene der Ausdehnung entsteht, sind nun aber erst näher zu betrachten. Daß der erhabene Gegenstand unter denjenigen Gegenständen, mit denen wir ihn in eine Anschauung zusammenfassen, die größte Ausdehnung haben müsse, leuchtet ein; aber nicht jeder Gegenstand, bei dem dies eintrifft, ist darum erhaben. Denn es müssen nun erst Umstände vorhanden sein, durch deren Zusammenwirken für den Zuschauer der Schein entsteht, als habe dieser Gegenstand gar keine Grenze. Fürs Erste muß der Gegenstand ein Ganzes bilden und nicht in einzelne Größen zerfallen. Burke, Kant, J. Paul haben darauf bereits

aufmerksam gemacht. Man streiche die verschiedenen Stockwerke eines Turmes mit verschiedenen Farben an, man betrachte eine Fläche von bedeutender Ausdehnung, die aber durch Anbau ein buntes Gemälde darbietet, so bleibt aller erhabene Eindruck aus, weil mit jeder neuen Farbe, jedem neuen hervorspringenden Teile unser Auge einen neuen Gegenstand anfängt. Fürs Andere aber ist ebenso wesentlich, daß der Gegenstand Abteilungen, Einschnitte habe, wobei man J. Pauls Forderung, er müsse einfarbig sein, etwa so weit gelten lassen kann, daß eine Farbe, aber mit verschiedenen Schattierungen, das Wirksamste sei. Man gebe einem Turme gar keine Abteilungen, Kränze, Gelenke usw., so wird dieser nackte Klumpen keinen erhabenen Eindruck machen. Kant führt nach Savary an, daß man von einer Pyramide nicht zu weit entfernt sein dürfe, um die ganze Rührung ihrer Größe zu bekommen, weil man sonst ihre Teile (die Steine übereinander) zu dunkel auffasse (§ 26). Der Grund dieses Gesetzes ist, weil wir keinen Begriff von einer Größe bekommen, wenn wir nicht messen. Messen aber heißt untersuchen, wie oft sich die Teile wiederholen, wie lange sie sich fortsetzen. Unterscheiden wir nun keine Teile, so fragen wir auch nicht, wie oft sie sich wiederholen, und wir bekommen kein Maß. Man lasse an dem nackten Turme, von welchem die Rede war, nur viele kleine Ritzen entstehen, man lasse die Zwischenlinien der Bausteine sichtbar werden, so wird er schon eher einen erhabenen Eindruck machen. Auch das ruhige Meer hat wechselnde Farben, läßt uns sanfte Wellen sehen, deren unendliche Wiederholung unsere Phantasie über alles Ende hinaushebt. Hiemit ist nun bereits angedeutet, warum eine solche Sukzession einförmiger Teile oder Abschnitte nicht nur die Vorstellung einer relativen, sondern einer absoluten Größe hervorbringt. Die lange fortdauernde Wiederholung der Teile veranlaßt nämlich unsere Phantasie, diese Teile fortzusetzen, obgleich sie in der Wirklichkeit mit der Grenze des Gegenstandes selbst ihr Ende nehmen. Das Auge zieht, wo sie aufhört, die Linie fort. „Weder die Mitte, noch die Spitze der Pyramide ist erhaben, sondern die Bahn des Blicks" (J. Paul § 27). Es wächst für die Phantasie der Gegenstand fort und immer weiter; jene gotischen Türme steigen und steigen, wir meinen, sie überwachsen endlich das Gesetz des Raumes selbst und tauchen ihre Spitze in ein unbekanntes Geisterreich. Der weite Ozean scheint sich fort und fort zu dehnen

ohne Ende, und wir schwimmen im Kahne der Phantasie ins Reich des Unendlichen hinüber.

Unter den verschiedenen Dimensionen wirkt am erhabensten die Höhe, daher auch das Erhabene hievon seinen Namen hat. Schiller (Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände) erklärt dies daraus, daß sich mit ihrem Anblick das dynamisch Erhabene verbinde, und setzt hinzu, wir stellen uns vor, daß wir von derselben herabstürzen könnten. Dies ist schwerlich richtig; Niemand wird sich erinnern, diese Vorstellung beim Anblick von hohen Gegenständen auch nur dunkel gehabt zu haben. Vielmehr hängt jene Erscheinung offenbar damit zusammen, daß wir die Raumerfüllung nach oben überhaupt als Symbol geistiger Größe betrachten, wahrscheinlich, weil wir unbewußt uns vergegenwärtigen, daß, je selbständiger und freier ein Wesen, es desto mehr die Gebundenheit an den Planeten verläßt und in der Dimension sich von ihm lossagt, die uns als Oben erscheint, daher der aufrechte Gang zu den erhabenen Eigenschaften des Menschen gehört. Die Dimension in die Tiefe wirkt ebenfalls durch eine apprehensive, subjektive Beziehung besonders stark, indem hier der Anblick von der Vorstellung eines Sturzes begleitet ist, daher dieser Eindruck auch meistens sich zum Furchtbaren steigert. Dieses Furchtbare wird dadurch noch verstärkt, daß wir uns diesen Sturz als eine Art von Nötigung vorstellen durch das seltsame Gefühl des Schwindels, der eine Art von wollüstiger Begierde, sein Leben in die unabsehbaren Gründe hinabzustürzen, mit sich führt.

— — — — — — Steht still! wie graunvoll
Und schwindelnd ist's, so tief hinabzuschau'n!
Die Kräh'n und Dohlen, die die Mitt' umflattern,
Seh'n kaum wie Käfer aus; halbwegs hinab
Hängt Einer, Fencheln sammelnd, — schrecklich Handwerk! —
Mich dünkt, er scheint nicht größer als sein Kopf.
Die Fischer, die am Strande gehn entlang,
Sind Mäusen gleich: das hohe Schiff am Anker
Verjüngt zu seinem Boot; das Boot zum Tönnchen,
Beinah' zu klein dem Blick: die dumpfe Brandung,
Die murmelnd auf zahllosen Kieseln tobt,
Schallt nicht so hoch. — Ich will nicht mehr hinabsehn,
Daß nicht mein Hirn sich dreht, mein wirrer Blick
Mich taumelnd hinabstürzt.

So in der Kunst dargestellt, von der Phantasie reproduziert, ist die Tiefe von ungemeiner ästhetischer Wirkung. Dagegen in der Wirklichkeit geht dieser Effekt zu leicht in nicht ästhetische, wirkliche Furcht über. Weil wir auf diesen Punkt, daß das Erhabene keine wirkliche und gemeine Furcht erregen darf, wie wir ihn bisher öfters berührten, so auch ferner noch stoßen werden, so will ich, um nochmalige Wiederholung abzuschneiden, die Sache in Kants Worten zusammenfassen (§ 28): „Man kann einen Gegenstand als furchtbar betrachten, ohne sich vor ihm zu fürchten, wenn wir ihn nämlich so beurteilen, daß wir uns bloß den Fall denken, da wir ihm etwa Widerstand tun wollten, und daß alsdann aller Widerstand bei weitem vergeblich sein würde. Wer sich fürchtet, kann über das Erhabene der Natur gar nicht urteilen, so wenig als der, welcher durch Neigung und Appetit eingenommen ist, über das Schöne." Der Grund, warum alles wirkliche Interesse von dem Eindruck des Erhabenen entfernt sein muß, ist derselbe wie bei dem Schönen. Es handelt sich um die Idee und um ihre universale Übermacht über das Endliche, wobei ich als einzelnes, endliches Wesen meine besonderen Interessen, meinen eigenen Trieb der Lebenserhaltung eben nur so weit in Rechnung bringen darf, als mein Leben hierin in einer Kategorie mit allem Endlichen steht, so daß es sich ebensowenig um den einzelnen Diesen handelt, als im Schönen die empirische Existenz des schönen Gegenstandes in Beziehung zu den Interessen des Betrachtenden ins Spiel kommen soll.

Am entferntesten von einer solchen subjektiven Beziehung ist der Eindruck, den das Erhabene der horizontalen Dimension macht, welches am ruhigsten und mit dem geringsten Anteil starker Affekte angeschaut wird, aber nichtsdestoweniger in Verbindung mit gewissen Wirkungen des Lichts und der Luftperspektive sehr tief und nachhaltig wirkt, sei es nun, daß wir uns einen Zaubermantel wünschen, der uns in ferne Länder trüge, indem die weite Ferne unsere Phantasie in die epische Breite des Universums hineinlockt, oder daß wir uns träumerisch in ein Reich von Geistern hinübersehnen, das hinter jenen fernen Bergen und Wäldern sich zu eröffnen scheint.

So viel vom Erhabenen des Raums. Betrachten wir die Dinge nicht nach ihrem Nebeneinander, wie sie sich gegenseitig begrenzen, sondern wie sie die Grenze in sich selbst tragen, daher werden, wechseln

und vergehen, so entsteht uns die Anschauung der Zeit. Sie ist ihrer Natur nach unendlich in demselben Sinne, wie es der Raum ist, nämlich ein endloses Endliches, ein unaufhörlicher Wechsel und Übergang ohne Stillestehen; indem ich „jetzt" sage, ist schon nicht mehr jetzt, und will ich diesen neuen Moment fassen, so ist er schon wieder ein anderer — „der alles gebärende und seine Geburten verschlingende Chronos". Was uns nun an diese unendliche Linie der Zeit erinnert, das läßt uns die ganze Kürze und Kleinheit des einzelnen Daseins empfinden, und hieraus entsteht das Erhabene der Zeit. In dem ernsten Klange der mitternächtlichen Zwölfe wird uns die Ewigkeit gepredigt. Ein Menschenleben sinkt vor dieser zur Spanne herab, und „tausend Jahre sind vor Gott wie eine Nachtwache. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr". Es könnte scheinen, daß es sich hier um die Idee der göttlichen Ewigkeit, dieser Kürze des menschlichen Lebens gegenüber, handle. Allein wir sind hier noch im Reiche der Natur-Erhabenheit; der wahre Begriff der Ewigkeit Gottes ist der intensivere, daß er als absoluter Geist das Zeitliche als ein Moment in sich hat und selber das Zeitlose ist. In der orientalischen Phantasie dagegen wird die Ewigkeit Gottes in Naturform als unendliche Extension der Zeit äußerlich aufgefaßt, und nur von dieser Seite kommt hier das göttliche Wesen in Betracht. Ins Schreckliche geht das Erhabene der Zeit besonders über, nicht, wenn wir die Kürze unseres Lebens erwägen und die allgemeine Vergänglichkeit, denn dieser Gedanke ist neben allem Demütigenden immer auch wieder wohltuend, sondern wenn wir uns ein einzelnes Leben gegen seine Natur diesem Wechsel entnommen und an das Rad der unendlichen Zeit gekettet denken. Der ewige Jude, der nicht leben mag und nicht sterben darf, den man niemals lächeln sieht, ist eine Vorstellung, welche die innerste Seele zusammenschnürt. Dieser Widerspruch eines endlichen Wesens mit der unendlichen Zeit, an die es doch als solches geschmiedet sein soll, ist für das Gefühl entsetzlich. Die Vorstellung endloser Schmerzen, wenn sie noch hinzutritt in dem Glauben an ewige Höllenstrafen, ist wegen des Leidenschaftlichen und Pathetischen, was in ihr liegt, noch erträglicher. Erscheint diese Ewigkeit der Strafe als ein Ausspruch unabänderlicher Gerechtigkeit, so gesellt sich

der Schauer vor einer dunkeln Majestät hinzu, wie er die Pforte der Danteschen Hölle mit ihrer geheimnisvollen Inschrift umweht:

Ich bin der Weg ins wehevolle Tal,
  Ich bin der Weg zu den verstoßnen Seelen,
  Ich bin der Weg zur Stadt der ew'gen Qual.
Mich schuf der Meister aus gerechtem Triebe,
  Ich bin der Weg der göttlichen Gewalt,
  Der höchsten Weisheit und der ew'gen Liebe.
Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden
  Als Ew'ges nur, und ewig währ' auch ich.
  Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hoffnung schwinden!

Das Zurücklegen des Raums in der Zeit endlich gibt uns die Anschauung der Bewegung, die Bewegung aber offenbart die Kraft, und hier gelangen wir an den Punkt, wo das Erhabene der Natur in seinem vollsten Maße erscheint, nämlich als Wirkendes, Handelndes, — das Erhabene der Kraft, das dynamisch Erhabene. Es ist diese Form des Erhabenen die ergreifendste, weil sie sich nicht bloß an unsere Fassungskraft, sondern, wie Kant und Schiller schon gehörig unterschieden haben, an unser Widerstandsvermögen wendet, und da uns dasjenige furchtbar ist, was als Kraft gegen uns selbst zerstörend auftreten kann, so geht sie am häufigsten ins Furchtbare über. Als Lufterschütterung ist die Bewegung häufig mit einem Klange verbunden; das Erhabene der Kraft ist daher häufig, aber nicht immer akustisch, in den meisten Fällen akustisch und optisch zugleich. Zum Erhabenen des Schalls gehört Tiefe des Tons, denn diese ist im Reich der Töne ebenso symbolisch bedeutend, als die Höhe für das Gesicht. Es verlangt ferner eine gewisse monotone Sukzession der Töne, wie das räumlich Erhabene der Teile, und aus denselben Gründen. Denn das gleichförmige Anhalten eines starken und tiefen Tones verkündigt eine gewaltige Kraft, die in sicherem Vorschreiten keiner Abirrung unterliegt; findet dagegen ein Wechseln und Abspringen der Töne statt, so vernimmt unser Ohr mit jeder neuen Wendung eine neue und andere Kraft, deren keine für sich bedeutend ist. Ein Übergang in verschiedene Töne, Melodie, ist nicht ausgeschlossen, selbst ein plötzliches Hervorbrechen neuer verstärkter Töne nicht, aber jene Übergänge dürfen nichts Hüpfendes haben und von dem erhabenen Grundtone qualitativ nicht zu sehr abweichen.

Besonders stark wirkt auch das Eintreten regelmäßiger Pausen zwischen die einzelnen Töne erhabener Art, was Burke (S. 230) richtig, aber nicht vollständig daraus erklärt, daß jede Pause die Erwartung aufs Neue anspanne. Es wirkt in dieser Gattung nicht leicht etwas so melancholisch erhaben, als der militärische Totenmarsch auf der Trommel. Man muß aber zur Erklärung dieser Wirkung ohne Zweifel den obigen Satz herbeiziehen, daß alles Erhabene sowohl negativ als positiv sein kann. Der an sich haltende, langsam in Pausen fortschreitende Ton kann ergreifender sein als der ohne Rücksicht ausbrechende, weil eine schlummernde Kraft, eine sich zusammennehmende, ihren Ausbruch dämpfende oft bedeutender erscheint als eine entfaltete.

Der Begriff des Erhabenen geht bei solchen langsam fortschreitenden Tönen in den des Feierlichen über, das aber auch dem Auge in einer gleichmäßigen, langsamen Bewegung sich kundtut. Übrigens findet das eigentlich Feierliche nur da statt, wo intelligente Wesen etwas geistig Bedeutendes durch erhabene Darstellung, die den bezeichneten Charakter trägt, ehren.

Jener Dualismus in Beziehung auf das Erhabene des Schalls geht noch weiter. Der leiseste Ton kann furchtbarer sein als ein Orkan, ein Kanonendonner, das Brausen eines Wasserfalls. Das leise Knistern eines Feuers, das als zerstörende Flamme auszubrechen droht, das langsam und geräuschlos, aber sicher steigende Anschwellen von überschwemmenden Fluten ist furchtbar, schauderhaft das oft tonlose Drehen von großen Maschinen und Räderwerken, wenn wir uns vorstellen, wie sie den Lebenden, den sie vielleicht nur am Saume des Kleides ergriffen, mit unfehlbarer Sicherheit hineinziehen und zermalmen werden. Nicht durch Toben und Brüllen, sondern durch ein dumpfes Flüstern kann uns der Schauspieler, der einen Bösewicht darstellt, am meisten erschüttern. Die größte Wirkung kann aber vollkommene Stille tun, bald mehr, indem sie durch den Zusammenhang, in welchem sie eintritt, einen ruhig melancholischen Eindruck macht, wie in der ernsten Stille eines Heiligtums, wo jeder Laut des kreatürlichen Lebens verstummt, bald mehr, indem sie mit der Vorstellung einer im Hintergrund lauschenden, drohenden Macht, welche soeben ausbrechen wird, verbunden uns Schrecken einflößt, wie die Stille vor einem Gewitter.

Derselbe Dualismus ist in dem Erhabenen der Kraft, sofern es bloß für das Auge ist. Es ergreift der Anblick einer ungeheuern Wirkung, die aus einer scheinbar kleinen Ursache hervorgeht, noch stärker, als wenn Ursache und Wirkung einander entsprechen. Denn die Kraft erscheint um so größer, je mehr sie, auf ein kleines Gefäß beschränkt, aus diesem konzentrierten Punkte ungemeine Wirkungen hervorzubringen vermag. Jupiter bewegt seine Augenbrauen, und die Himmel donnern. Die bekannte Stelle: Gott sprach: „Es werde Licht, und es ward Licht," ist sowohl rhetorisch erhaben wegen ihrer Kürze, daher sie schon Longin anführt, als objektiv, wenn man sich ihren Inhalt vergegenwärtigt. Kleine tierische und menschliche Körper, die aber Großes vermögen, sind furchtbar, wie namentlich die Zwerge in dem älteren Glauben der meisten Völker, wobei freilich eine weitere Beziehung eintritt, nämlich die der Intelligenz, die man sich gerne in umgekehrtem Verhältnis zum Körper dachte. Doch wurde auch diese hier mehr als eine zauberhafte Naturmacht vorgestellt. Napoleons Hütchen betrachten wir nicht ohne Ehrfurcht; denn diese unscheinbare Zierde bedeckte das Haupt, in welchem weltbezwingende Gedanken lebten.

Diese Beispiele gehen zum Teil nur auf Körper als solche, nicht auf Bewegungen, und doch wurde oben das Erhabene der Kraft in die Bewegung gesetzt. Allein es war hierunter nicht bloß eine wirkliche Bewegung verstanden. Die Bewegung, die Tätigkeit ist die Probe der Kraft; es reicht aber hin, sie uns als eine mögliche vorzustellen, und der kräftige Körper erscheint uns als eine Möglichkeit kräftiger Bewegung. Muskel, Knochen geben ihm den Ausdruck der Kraft; von diesen kann aber der Begriff der Bewegung nicht getrennt werden. Wir fassen die Naturkraft, das Leben überhaupt, unter dem Begriffe der Bewegung auf, und es gibt daher nicht leicht eine Stelle, welche ein reineres Exempel des Erhabenen der Natur darbietet, als die Erscheinung des Erdgeistes in Goethes Faust. Der Geist des Planeten selbst, der personifizierte Inbegriff seiner schaffenden Kräfte, vor dem das einzelne Wesen zum Wurme heruntersinkt, tritt hervor und schildert seine Tätigkeit in Worten, deren Kraft und Schwung eben darin liegt, daß sie lauter Leben, Fortbewegung sind.

In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Sonst liefert die orientalische Poesie, die hebräische namentlich, glänzende Darstellungen dieser Gattung des Natur-Erhabenen. Man erinnere sich nur z. B. der herrlichen Schilderungen des Pferdes, des wilden Esels, Einhorns, Leviathans, Behemoths aus dem Buche Hiob. Namentlich ist das Ursprüngliche, Wilde, was sich nicht zähmen, nicht zurechtbringen läßt, in diesen Tieren mit voller Wirkung hervorgehoben. Die mosaische Religion steigt zwar zur Idee eines heiligen Gottes auf und schwingt sich durch das Verbot: du sollst dir kein Bildnis machen, noch irgendein Gleichnis usw. über die Sphäre der Natur-Erhabenheit in den Mittelpunkt des vollen Erhabenen; aber auch dem heiligen Gott ist der Charakter einer Naturmacht geblieben, er ist der Zornige und Eifrige, und die Säulen des Himmels zittern und entsetzen sich vor seinem Schelten. Es entstanden durch diese zwei Seiten der Auffassung zwei verschiedene Wendungen des Erhabenen. Bald verschwindet alle irdische Kraft vor dem, der zu heilig ist, als daß man ein Bildnis von ihm mache, bald gilt sie, aber als sein Werk und als sein Schmuck. Die Himmel erzählen die Ehre des Herrn; Licht ist sein Kleid, das er an hat, er breitet den Himmel aus wie einen Teppich.

In diesem letzteren Falle wird das Erhabene zum Prächtigen; denn das Prächtige tritt ein, wenn das an sich Wertvolle in einer verschwenderischen Fülle zu keinem andern Zweck aufgehäuft und ausgebreitet wird, als ein Höheres zu verherrlichen. Man kann einem glänzenden Schmucke menschlicher Umgebung und Kleidung einen bedeutenden Sinn gar nicht absprechen, den Sinn, daß, was die Natur Kostbares hat, dazu dienen muß, ihr edelstes Geschöpf zu verherrlichen, und es dem Geiste als Diadem umzubinden. Der Schmuck verliert nur deswegen diesen schönen Sinn so leicht, weil die Menschen

die Sache gern umkehren, so daß die geschmückte Person sich selbst als bloßes Akzidenz des Schmucks behandelt.

Unter der Kategorie der Bewegung erscheint auch das Licht als erhabener Gegenstand. Nicht an sich, sondern als Kommendes und Gehendes ist es erhaben, indem es in seiner Ausbreitung und Bewegung als Kraft erscheint. Die aufsteigende Sonne ist ein majestätisches Schauspiel, und man stellt sich diese mächtige Bewegung gerne auch akustisch vor.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschrieb'ne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.

Die ruhig im Mittag verweilende Sonne wird nur dem erhaben erscheinen, der sie als die in jedem Augenblick ihr Licht verbreitende betrachtet. Der Eindruck eines Sonnenuntergangs scheint zusammengesetzter Natur zu sein. Es kommt nämlich hier etwas von dem Erhabenen der unendlichen Ausdehnung hinzu; denn unsere Phantasie wandert mit der hinabsinkenden Sonne weiter in unbekannte Regionen.

O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nachzustreben usw.

Dieser Eindruck wird eben wieder durch die scheinbare Bewegung der Sonne in Verbindung mit dem Erhabenen der räumlichen Ausdehnung hervorgebracht. Der Blitz durch seine Plötzlichkeit ist furchtbar.

Wie jedoch im Gegensatze gegen den Schall die Stille, gegen große Körper kleine, so ist allerdings im Gegensatze gegen die Bewegung auch die R u h e von besonders erhabener Wirkung als sich beherrschende, in sich sichere Kraft. Das non plus ultra negativer Erhabenheit ist, worin alles Leben verschlungen wird, die Vernichtung alles Endlichen für sich vorgestellt, der T o d. Er ist der abstrakte Inbegriff des negativ Erhabenen der Natur. Der religiöse Glaube hat diese Idee wieder positiv gewendet und als bestimmtes Faktum der Weltzerstörung angeschaut in dem erwarteten jüngsten Tage. Der Tod ist ruhiges, einfaches Verschwundensein des Lebens: der jüngste Tag ein Ausbruch aller Naturkräfte zu ihrer eigenen Zerstörung.

So viel über die verschiedenen Hauptformen des Natur-Erhabenen. Diese gesamte Sphäre kann nun eine neue Gestalt bekommen, wenn das Natur-Erhabene phantastisch aufgefaßt wird. Dann entsteht das Wunderbare. Die Idee, obwohl sie in allem Erhabenen das Endliche überwiegt und seine Schranken hinter sich läßt, offenbart sich doch innerhalb der Natur auf eine gesetzmäßige Weise und ohne den Zusammenhang des Universums zu durchbrechen. Im Wunderbaren dagegen wird eine unendliche Macht vorgestellt, welche physisch wirkt, aber doch zugleich nicht physisch. Denn sie wirkt in der Natur und doch gegen die Natur, tritt als Natur auf und ist doch mehr als Natur. Ein Gespenst z. B. ist ein Wesen aus einer unbekannten Welt mit einem Körper, vermöge dessen es uns erscheinen kann. Dieser Körper hat aber diejenigen Eigenschaften, die eben den Körper zum Körper machen, Schwere, Tastbarkeit usw. nicht. Er ist also ein Körper, der kein Körper ist. Ebenso verhält es sich mit dem Körper der Engel, welcher beliebig erscheinen und verschwinden kann, demnach ebenfalls eine contradictio in adjecto ist. Dieser Widerspruch, so leicht er von dem Verstande durchschaut wird, ist, wenn er als Bild vor die Phantasie tritt, von ungeheurer Wirkung. Das Wunderbare geht am Leichtesten ins Furchtbare über. Das Furchtbare besteht in einer unserem Widerstandsvermögen überlegenen gewaltigen Kraft, deren Erscheinung die Idee eines möglichen Kampfes, in dem wir erliegen müßten, für uns mit sich führt. Solange jedoch diese Erscheinung noch in den Schranken der Natur bleibt, können wir doch irgendwie ein Entkommen als möglich denken; aber gegen das Wunderbare haben wir keine Waffe. Das Gespenst hat einen Körper, mit dem es uns mißhandeln, der aber von dem unsrigen nicht verwundet werden kann, weil er ebensosehr wieder kein Körper ist. Dies ist schauderhaft; das Wunderbare als ein Zerstörendes ist das Schauderhafte. In der Kunst ist es besonders mit Erfolg angewandt worden, um die sittliche Ordnung gegen die Willkür des Subjekts zu retten. Der Geist des Ermordeten steigt hervor und schüttelt seine blutigen Locken; die Marmorstatue tritt mit schwerem Schritte in das Haus des Lebendigen und schleudert den Frevler, den die menschliche Gerechtigkeit nicht erreichen konnte, den Rachegeistern entgegen. Auch ohne furchtbarer Natur zu sein, hat das Wunderbare immer auf den ersten Anblick etwas Unheimliches;

übrigens kommt es auf die Grundidee an, von welcher getrieben die Phantasie etwas Wunderbares ersinnt*), ob hierauf ein mehr sanfter und versöhnender Eindruck folgt. Dies ist z. B. in der Vorstellung einer Engelserscheinung, einer Theophanie der Fall. Wir ziehen die Schuhe aus und werfen uns auf unser Angesicht; aber eine gütige Stimme spricht aus dem brennenden Dornbusche.

Von den Wundern Jesu werden wir an einer anderen Stelle sprechen müssen (denn ins ästhetische Gebiet gehören sie). Sie sind Handlungen, die aus dem Willen eines Subjekts hervorgehen, und hängen daher mit einer Erhabenheit anderer Art zusammen, zu welcher wir jetzt übergehen müssen.

Es läßt sich nämlich nicht verkennen, daß das gesamte Erhabene der Natur nur scheinbar ein solches ist. Es kündigt sich eine Unendlichkeit an, aber keine wahre. Denn „das werden wir bald inne, daß der Natur im Raume und in der Zeit das Unbedingte, mithin auch die absolute Größe ganz abgehe" (s. Kant, Kr. der ästh. Urteilskr. die allg. Anm. nach § 29). Es gibt in der gesamten Natur nur relative, komparative Größen. Jede Größe ist beziehungsweise klein, und jedes Kleine beziehungsweise groß. Zuerst sind wir in Beziehung auf den erhabenen Gegenstand selbst immer in einer Täuschung; denn nur durch eine Zutat unserer Phantasie erscheint uns dieser unbegrenzt. Allein dies ist nicht die einzige Täuschung. Mag uns der Gegenstand mit Recht oder Unrecht an ein Unendliches erinnern: wenn nur dieses ein wirklich Unendliches wäre. Allein die Natur hat nur diejenige Unendlichkeit, welche Hegel die schlechte nennt. Als Ausdehnung in Raum und Zeit ist sie ein unendliches Außereinander von Einzelnen, deren keines für sich groß ist und die doch zusammen kein Ganzes bilden, weil die Linie eine unendliche ist. Wo wir eine innere Einheit in der Natur, ein abgeschlossenes Ganze finden, da tagt auch bereits der Geist, da fängt die Natur bereits an,

*) Ich setze hier als zugegeben voraus, daß das Wunder in der strengen Bedeutung des Worts nur in unserer Phantasie wohnt. Relative Wunder, nämlich das Heraustreten unbekannter Naturkräfte, wie im Somnambulismus, machen allerdings auch den Eindruck des Wunderbaren, aber nicht den ungemeinen und großartigen, den ein im Dienste religiöser oder sittlicher Ideen von der Phantasie ersonnenes absolutes Wunder hervorbringt. Schöne Bemerkungen über das Wunderbare in Solgers Vorlesungen S. 153—156.

jenem Gipfel sich zu nähern, auf welchem sie mehr als Natur wird. Aber auch als unendliche Macht aufgefaßt, hat die Natur nur eine bedingte Erhabenheit, und Gott ist sehr mangelhaft vorgestellt, wenn er nur als Allmacht gedacht wird. Denn wir wissen wohl, daß es im Menschen etwas gibt, woran jede physische Macht scheitert; er darf sich dessen nur erinnern, und es wird ihm keine Naturgewalt mehr groß erscheinen, — ein Gefühl, das Goethes Prometheus so imposant ausspricht. Kant (§ 26) drückt sich so aus, daß wir der Welt als bloßer Erscheinung die Idee eines Noumenons als intelligibles Substrat unterlegen, um sie erhaben zu finden. Wir werden auf diese Wendung noch einmal zurückkommen, wenn von subjektiven Eindruck des Erhabenen die Rede sein wird; dies auf jeden Fall ist darin richtig ausgedrückt, daß wir nur durch eine Unterschiebung die Natur erhaben finden.

Es gibt aber eine Größe, die nicht bloß relativ ist, sondern durch Vergleichung mit jeder Naturgröße nur gewinnen kann; eine Größe, die nicht durch unendliche Extention in Raum und Zeit oder durch die Gewalt sinnlicher Bewegung, sondern durch Überlegenheit über alle diese Größen groß ist. Diese Größe ist der selbstbewußte Geist im Menschen. Das Ich ist der Punkt, in welchem das unendliche Außer- und Nebeneinander der Dinge zu einfacher Idealität aufgehoben ist. Hier ist erst ein wahres Überwiegen der Idee über das Sinnliche, da dessen gesamte Vielheit in diese freie, sich selbst bewegende Einheit verschlungen ist. Ehe wir eintreten, mögen nur gewisse Arten von Erhabenheit erwähnt werden, die zwischen dem Erhabenen der Natur und des Subjekts in der Mitte liegend uns am passendsten den Übergang von Einem zum Andern vermitteln. Es sind Produkte menschlicher Kraft und Geschicklichkeit, die, wenn sie vollendet sind, als selbständige Werke existieren und so den Naturerscheinungen gleichen, aber, indem sie zugleich ihren Ursprung, den Geist, verraten, eine höhere Achtung als erhabene Naturgegenstände uns ablocken; große Gebäude, Schiffe u. dgl. Ferner Naturwirkungen durch menschliche Kräfte, wie der Krieg usw. Macht und Reichtum halten ebenfalls zwischen bloßer Naturgröße und menschlicher eine Mitte, indem sie in Naturgegenständen und Naturwirkungen beruhen, denen aber der Stempel des menschlichen Willens aufgedrückt ist. Mehr schon erinnert an sittliche Würde hohes Amt, Ansehen, wenn es etwa

namentlich in der äußeren Persönlichkeit der besitzenden Person seinen Ausdruck findet. „Jeder Zoll ein König." Auch Geschlecht und Alter, sofern der physische Ausdruck auf ein Sittliches deutet, gehört hieher. Die Mannheit ist erhaben im Gegensatze gegen die Anmut des Weiblichen, das hohe Alter ehrwürdig im Gegensatze gegen die unreife Jugend.

2. Das Erhabene des Subjekts.

Dieses besteht also in der Freiheit des selbstbewußten Geistes, der alles bloß Relative und Beziehungsweise der äußeren Natur aufgehoben zu einer einfachen, sich selbst bewegenden Einheit in sich schließt. Der subjektive Geist kommt jedoch in der Ästhetik nur als Wille in Betracht; als reine Intelligenz ist er nicht ästhetisch, weil er nicht handelt, nicht in die Erscheinung tritt, sondern in sich selbst verschlossen bleibt. Nur sofern sie in den Willen übergeht und sich durch Werke kundgibt, oder in der äußeren Erscheinung des Menschen ihren Ausdruck hat, gehört sie hieher, kann also keine besondere Betrachtung in Anspruch nehmen.

Daß, wie alles Erhabene, so auch dieses einer gewissen Dunkelheit bedarf, bedarf kaum einer wiederholten Auseinandersetzung. Jede psychologische Zergliederung und Zerlegung in einzelne Motive macht eine Handlung zu etwas Bedingtem und hebt somit ihre Erhabenheit auf. W. Schlegel erinnert in dieser Beziehung daran, welchen Vorsprung die griechischen Tragödiendichter dadurch hatten, daß ihre Heroen einer mythischen Vorzeit angehörten, wo man nur große Lichter und Schatten sah. Die Weltgeschichte verliert durch bloß pragmatische Behandlung an Erhabenheit und gewinnt an solcher durch Zurückführung auf absolute Entwicklungsgesetze; denn die pragmatische Behandlung läßt Alles als bedingt, die letztere das Gesammte der Entwicklung als unbedingt erscheinen. Der Historiker, versteht sich, muß beide Seiten vereinigen, der zweite Standpunkt muß ihn wenigstens als Takt und Intuition, wenn auch nicht als philosophischer Begriff, leiten.

Für die Einteilung des subjektiv Erhabenen ist nun wieder vonnöten, den Dualismus des Erhabenen uns zu vergegenwärtigen. Es gibt eine positive und negative Erhabenheit des Subjekts: jene, wenn es energisch handelnd auftritt, diese, wenn es leidet, aber im

Leiden seine Freiheit bewährt. Schiller hat die letztere Form das Pathetische genannt, und nach dem Standpunkte der Kantschen Moral diese eine Seite zum Gegenstande verschiedener Untersuchungen gemacht. Die Macht des Geistes zeigt sich allerdings in ihrer ganzen Größe, wenn er den Affekt überwindet, aber sie zeigt sich auch dadurch, wenn sein Wille und sein Affekt in bejahendem Verhältnisse zueinander stehen. Affekt, Leidenschaft stehen keineswegs bloß in einem Verhältnisse des Gegensatzes gegen die höhere menschliche Natur; sie sind ebenso sehr geflügelte Boten und Vollstrecker ihrer Befehle. Ich ziehe es vor, diese affirmative Form der Leidenschaft das Pathetische zu nennen, da Pathos doch häufiger in diesem Sinne genommen wird.

Erste positive Form des subjektiv Erhabenen, das Pathetische. Man kann es auch das heroisch Erhabene nennen. Es gehören hieher alle diejenigen Affekte, welche die Stärke des Willens nicht hindern, sondern offenbaren und welche man, da es in ihrer Natur liegt, durch Hindernisse erzeugt und gegen Hindernisse gerichtet zu sein, unter dem Namen des edleren Zorns zusammenfassen kann. Kant nennt sie Affekte der wackeren Art, und versteht unter diesem Ausdrucke diejenigen Affekte, welche das Bewußtsein unserer Kräfte, jeden Widerstand zu überwinden, rege machen. Jeder Affekt dieser Art, sagt er, ist ästhetisch erhaben, zum Beispiel der Zorn, sogar Verzweiflung, nämlich die entrüstete, nicht die verzagte. (Anmerkung nach § 29.) Man könnte es nach einem Ausdruck Longins (Sect. 8, 1.) *τὸ σφοδρὸν καὶ ἐνθουσιαστικὸν πάθος* nennen, der bei ihm freilich nur eine rhetorische Eigenschaft bezeichnet. Ohne diesen energischen Affekt läßt sich schon in kleineren Kreisen der Tätigkeit wenig durchsetzen, da er allein Luft zu machen weiß, wenn Trägheit, Hinterlist, die Verwicklungen des lahmen Zufalls ein Ding ins Stocken bringen. Die Weltgeschichte im Großen aber hat einen mächtigen Hebel in diesem Zorne, der einem energischen Wollen erst den rechten Nachdruck gibt, und heroische Individuen waren von jeher mit dieser Kraft ausgestattet. Das Wollen der Heroen ist ihre Natur, kein Kampf gegen ihre Natur; ebendeswegen ist es auch kein blinder Zorn, worin der Geist seinen Zweck verliert, sondern es ist nur die energische Zwecktätigkeit selbst, daher Herrscher, Kriegshelden, große praktische Naturen jeder Art dieses „eiferartige“ Wesen niemals entbehrt haben. Selbst auf dem Gebiete des nach

innen arbeitenden Geistes braucht man solche Leute. Luther war ganz von diesem Zorne beseelt, und es ist anerkannt, daß er ohne dieses Herausfahren seinen Zweck nicht durchgesetzt hätte. Man darf sich aber dieses Pathos keineswegs nur als heftigen Ausbruch vorstellen; es begleitet einen heroischen Charakter als eine zu seiner Natur gehörige Schwungkraft und Wärme auch da, wo es sich nicht durch eine besondere Aufwallung bemerklich macht; nur da und dort, wo die Hindernisse sich häufen, schlägt es als helle Flamme heraus. Schillers Wallenstein hat dieses nachdrückliche Wesen immer an sich, aber das volle Pathos entladet sich erst, da es ganz Nacht um ihn ist, in dem Monolog „Du hast's erreicht, Oktavio usw."

Es kann auch innerhalb des Pathetischen ein Erhabenes der Ruhe von einem Erhabenen der Bewegung unterschieden werden, wie wir dies nachher im negativ Erhabenen werden unterscheiden müssen. Diese Ruhe ist jedoch von derjenigen wohl zu unterscheiden, welche wir in dieser zweiten Form aufsuchen werden. Es ist die Ruhe der drohenden, nicht der beherrschten Leidenschaft, es ist die Stille vor dem Gewitter. Marius auf den Ruinen von Karthago vereinigt beides, die Ruhe der Sammlung, von der hier noch nicht die Rede ist, und die Ruhe des drohenden Kraftgefühls. Ein herrliches Beispiel gibt das Nibelungenlied in der 29. Aventiure, wo Hagen mit Volker, das Schwert des erschlagenen Siegfried über die Beine gelegt, vor dem Hause sitzt, vor Kriemhilden nicht aufsteht, und eine Schar gewaffneter Hunnen durch seinen bloßen Anblick zurückschreckt. „Do sazen unervorhte die zwene degene gemeit."

Diese Kraft der menschlichen Natur, wonach der Wille die Gewalt des Affekts als sein Werkzeug mit sich vereinigt, ist es, wodurch auch das Böse erhaben wird. Es bewährt sich im Bösen dieselbe Freiheit des Subjekts, die wir auch im Guten bewundern, und die ästhetische Wirkung wird durch den veränderten Zweck zwar anders modifiziert, aber keineswegs geschwächt. Ja sie steigt mit dem Grade und der Konsequenz des Bösen, und eine vollendete Empörung gegen Gott, wie bei Prometheus und dem Faust der Volkssage, sind ästhetisch ergreifender als die schönste Energie des Guten. Der Grund hievon ist, daß das Gute aus dem Inhalte seines Wollens Kräfte und Mut schöpft, daß es vom guten Gewissen unterstützt, genährt ist;

das Böse aber hat keinen Inhalt als das abstrakte Ich, es ist also durch kein wohltuendes Bewußtsein eines guten Zwecks unterstützt, daher seine Kühnheit und Verwegenheit weit unvermischter als die Tapferkeit des Guten in die Augen fällt. Freilich muß, wenn dieser Eindruck festgehalten werden soll, der ganze innere Widerspruch eines solchen Wollens etwas verdeckt werden, sonst lachen wir. Menschliche Bosheit, auch die höchste, kann daher immer erhaben erscheinen, weil sie nie ganz frei von Illusionen ist; allein der Satan, der das absolut Verkehrte mit dem absoluten Bewußtsein dieser Verkehrtheit verfolgt, ist komisch, und zwar nicht nur für den Betrachtenden, sondern auch für sich selbst müßte er es sein, wenn es einen geben könnte. Übrigens unterscheidet sich das Pathos des Bösen wie das des Guten in ein ausbrechendes und in ein scheinbar ruhiges. In dieser Gestalt gewinnt es erst seine ganze Furchtbarkeit, und sie ist ihm besonders adäquat, weil die Metaphysik des Bösewichts gewöhnlich auf der Kälte eines einseitigen Verstandes beruht. Die stärkste Wirkung wird in der dramatischen Poesie dadurch namentlich hervorgebracht, daß diese arge Selbstbeherrschung der Unbefangenheit und arglosen Größe des heroischen Pathos gegenübergestellt wird. Dagegen dürften sich die Schauspieler merken, daß die Kälte und Ruhe des Bösewichts doch nur eine scheinbare, daß etwas Unstetes und Wildes von dem inneren Widerspruch, der im Bösen liegt, unzertrennbar ist; gewöhnlich wird der im Allgemeinen richtige Grundsatz, daß der Bösewicht kalt und ruhig darzustellen sei, zu einseitig festgehalten; die irre Flamme muß immer unter der Oberfläche durchleuchten.

Indessen ist das pathetisch Erhabene allerdings nicht das ganze Erhabene des Subjekts. Gerade wie sich das ideale Moment im Schönen dadurch bewähren muß, daß es dem sinnlichen über den Kopf wachsend das Erhabene erzeugt, so muß sich die Freiheit dadurch bewähren, daß sie mit dem Affekte sich entzweit und in dieser Entzweiung sich dennoch erhält. Der Geist offenbart sich durch die Energie der Leidenschaft doch mehr erst in seiner Verwandtschaft mit Naturkräften, er gleicht dem Erhabenen eines Meersturms, aber erhabener als der Meersturm ist der ernste Pilot, der besonnen durch die empörten Wogen das Steuer dreht. Ecce spectaculum dignum, ad quod respiciat intentus operi suo Deus, vir fortis cum mala fortuna compositus. Es entsteht uns so die

Zweite, negative Form des subjektiv Erhabenen. Während das Pathetische einfach ist, hat dieses zwei Seiten, nämlich auf der einen die Versuchung des Subjekts zu niederschlagenden oder unsittlichen Affekten, auf der andern die im Kampf mit dieser Versuchung sich offenbarende sittliche Kraft des Willens. Die Darstellung dieser Erscheinung war Schillers Lieblingsgegenstand in seinen ästhetischen Abhandlungen (vgl. besonders: Über das Pathetische und: Über die tragische Kunst).

Eine doppelte Wendung kann auch diese Gattung des Erhabenen wieder nehmen. Entweder wir sehen den Kampf des Willens gegen weichliche Affekte erst entstehen, oder wir sehen diese bereits beherrscht, sehen den Sieg über die Leidenschaften als ruhigen Zustand, der dem Subjekte zur anderen Natur geworden ist. Dort haben wir das negativ Erhabene des Subjekts in der Bewegung, hier in der Ruhe. Jenes Erhabene in der Bewegung muß uns nun den Aufruhr der menschlichen Seele mit voller Kraft zeigen und unsere ganze Sympathie aufrütteln, aber diese durch die Achtung veredeln, die uns für die Menschenwürde eingeflößt wird. Der Akt, durch welchen diese ihre Oberhand über unwürdige Affekte behauptet, tritt entweder als bestimmter Moment mit Schärfe ausdrücklich hervor, oder er zieht sich als stille Macht durch das Leiden selbst hindurch: das Erstere kann man die männliche, das Zweite die weibliche Erhabenheit im Kampfe nennen. Der männliche Wille wird häufiger sich gegen leidende Affekte im Sturmschritt aufmachen, so daß das negativ Erhabene in das Pathetische übergeht, indem der Kampf gegen die Feigheit selbst wieder als Leidenschaft auftritt, wie im zweiten Teil Heinrichs IV. bei Shakespeare, wo Northumberland von Krankheit geschwächt, durch die Nachricht von seines Sohnes Tod erschüttert, die Krücke, die Binde wegschleudert, die kranken Glieder dreifach stärker fühlt und im wilden Trotze Himmel und Erde zum Kampfe herausfordert. Es ist dies eine wahre Musterstelle für die Erhabenheit. In anderen Fällen wird der männliche Wille als kalte und ruhige Selbstbeherrschung auftreten, aber auch in dieser Ruhe von dem weiblichen noch sehr verschieden sein, der sich weniger schämt, den niederschlagenden Affekt in Tränen und Klagen ausbrechen zu lassen und sich dann durch stille, sanfte Ergebung bewährt. Durch diese weibliche Gestalt des Leidens — das natürlich am rechten Ort auch

die männliche Natur nicht verunstaltet, wie z. B. die sanfte Ergebung des Ödipus am Ende seiner Laufbahn — entsteht namentlich das Rührende, das aber in der Kunst sehr behutsam angewandt werden soll. Zu hüten hat sich nämlich der Dichter vor Allem, daß er es nicht an der unrechten Stelle anwendet. Wallensteins Schmerz um Max Piccolomini in der Einsamkeit der Nacht ist rührend und an der rechten Stelle: aber im kritischen Momente der Trennung von ihm wäre er an der unrechten. Sodann ist die Hauptsache, daß sich der weiche Affekt des Leidens nie bis dahin verirre, daß man in diesem Zerfließen der Empfindung gar keine Willenskraft mehr unterscheiden könnte. In diesem letzteren Fall wird die Kunst niedrig und gemein und ist nichts als eine an unserem Tränensack arbeitende Pumpe. Schmelzende und zärtliche Affekte, welche Kant nicht ohne großes Mißtrauen (Anm. nach § 29) auch erwähnt, fallen in das Gebiet des Anmutigen, das in einer ausführlicheren Behandlung als Seitenbegriff des Schönen zu erörtern ist; nicht an sich, sondern nur, wenn sie in eine Kollision mit sittlichen Aufgaben treten und somit ein Kampf entsteht, fallen sie unter den Begriff des Erhabenen.

Das subjektiv Erhabene als ruhiger Zustand ohne Kampf ist die Würde. Sie ist die zur anderen Natur gewordene Beherrschung des Affekts; ein Thema, in dessen Erörterung der Schillersche Standpunkt seinen ganzen Glanz zeigen konnte, wie denn anerkannt ist, daß Schiller die Würde in ihren letzten Gründen besser erklärt hat als die Anmut. Der Wille, welcher die Leidenschaften an sicherem Zügel hält, darf übrigens nicht gedacht werden als ein allgemeines, abstraktes Wesen, sondern es muß ein bestimmter Wille sein, der eine Idee, einen Lebenszweck zu seinem Gehalte hat, ein Charakter. Die abstrakte Würde, welche außerhalb des Zusammenhangs wirklicher bedeutender Lebensverhältnisse ihr strenges Antlitz behält, wird leicht komisch, wie sich denn davor die Würde überhaupt hüten und lieber durch eigenes Lachen, durch ein desipere in loco dem fremden Lachen zuvorkommen muß. Doch dies zu verfolgen ist hier nicht der Ort; ich wollte nur vorläufig einmal an die Perspektive erinnern, die sich vom Erhabenen ins Komische darbietet. Gegen die obige Einteilung könnte eingewandt werden, daß auch die ruhige Größe eines würdigen Charakters sich nur erkennen lasse, wenn sie veranlaßt sei, sich kund zu tun,

wenn also eine Ursache des Leidens eintrete; und so zerfließe der Unterschied der Würde oder des negativ Erhabenen in der Ruhe von dem negativ Erhabenen in der Bewegung. Allein die Würde wird sich auch im wirklichen Leiden von dem letzteren noch gehörig dadurch unterscheiden, daß die Affekte wenigstens in keinen sichtbaren Aufruhr geraten; überdies aber hat sie auch ohne Kampf ihren Ausdruck in der ganzen Gestalt, Gebärde, Rede. — Der Unterschied der Würde von dem positiv Erhabenen in der Ruhe ist schon oben hervorgehoben.

Schiller (Über das Pathetische) unterscheidet ebenfalls eine negative und positive Seite, nämlich ein Erhabenes der Fassung und ein Erhabenes der Handlung, welches letztere jedoch nicht mit dem zusammenfällt, was wir oben als pathetisch Erhabenes der Bewegung aufführten, da Schiller auch hier nur an einen Kampf gegen die Affekte denkt. Mit dieser Distinktion ließe sich unser negativ Erhabenes der Bewegung noch bereichern, wie denn überhaupt noch unendliche Modifikationen in den einfachen Grundunterscheidungen eintreten können, welche die Wissenschaft nicht weiter verfolgen kann. Das Erhabene des Subjekts ist jedoch einfacher und bedarf einer kürzeren Erörterung als das der Natur. Nicht deswegen, weil es wenigere Arten befaßt, vielmehr beginnt erst in der geistigen Welt die rechte Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit der Verhältnisse. Aber die einfachen Grundelemente sind klarer, weil hier eine wirkliche Erhabenheit stattfindet und nicht untersucht werden muß, was Alles von Seiten des Betrachtenden dazu nötig sei, bis der Eindruck des Erhabenen entstehe. Sodann treten innerhalb dieser einfachen Grundelemente unendliche Verschiedenheiten ein, aber diese sind wegen des Reichtums der sittlichen Welt so mannigfaltig, daß man weit weniger versuchen kann sie aufzunehmen und zu rubrizieren als die im Erhabenen der Substanz.

Auch das Erhabene des Subjekts kann bald in naturgemäßer, bald in phantastischer Form auftreten. Seine wahre Größe liegt darin, daß es eine Überlegenheit des Geistes über die Natur offenbart. Diese Überlegenheit besteht aber nicht in einer Aufhebung der Naturgesetze, sondern in einer Leitung derselben, wobei sie in ihrer Ordnung keineswegs gestört werden. Die Phantasie kann jedoch den Satz, daß der Geist über die Natur Macht hat, auch so auffassen, als könne er innerhalb der Naturgesetze wie eine Naturmacht wirken und die gewöhnlichen Naturgesetze durchbrechen und aufheben, wodurch etwas

entstehen soll, das zugleich ein Naturereignis und zugleich ein sittliches Faktum ist, indem es die unmittelbar physisch wirkende ethische Kraft darstellt. Dies ist die Zauberei, die von großem ästhetischen Effekt sein kann. Der Volksglaube erklärt sie aus einem Bunde mit dem Teufel, indem er diese Alteration der Natur zu egoistischen Zwecken ausgeübt sich vorstellt; dem Religionsstifter schreibt er aber dieselbe Macht über die Natur zu, ohne sie Zauberei zu nennen, weil der Zweck gut und die Kraft göttlich ist. Der andere Unterschied, daß der Zauberer Formeln und eine Art von Mitteln anwendet, während der religiöse Wundertäter nur seinen Willen ausspricht, ist nicht von Belang, denn die eigentliche Meinung ist auch dort, daß der bloße ausgesprochene Wille über die Natur unmittelbare Macht habe, daher auch die angewandten Mittel durch ihre aberwitzige Gestalt offenbaren, daß sie keine Mittel sind. Magisch sind also auch die Wunder des Religionsstifters, denn der Glaube stellt sich in denselben ebenfalls ein queres und ungesetzliches Einbrechen des Willens in die Natur vor. Der Wert eines solchen Glaubens ist ein ästhetischer.

Wir haben nun freilich eine Erhabenheit kennen gelernt, welcher wir eine wahre Größe nicht erst unterschieben dürfen und an welcher Kants Bestimmung, sofern sie vom Erhabenen überhaupt gelten wollte, zunichte würde. Aber mangelhaft ist auch diese Form noch. Wir betrachteten hier den Geist in seiner subjektiven Existenz; der Wille des Individuums hat aber, so gewiß er in seiner Wurzel absoluter und göttlicher Natur ist, doch immer einen einseitigen, von verschiedenen Seiten her modifizierten und bedingten Charakter. Diese Schranken bedürfen keiner Auseinandersetzung, da es die gemeine Erfahrung ist, daß wir alle unsere Tugenden mit Einseitigkeiten erkaufen. Am einleuchtendsten aber springen sie gerade in heroischen Charakteren hervor. Denn dies macht den Heros, daß sein Wille von einer Idee ganz durchdrungen ist, ohne daß er weiter fragt: warum? Daher alle durchaus praktischen Naturen, die Helden am meisten, eine gewisse Naivetät haben, in welche sich theoretische Naturen, welche skeptisch jede bestimmte Idee mit der ihr gegenüberstehenden vergleichen, nach entgegengesetzten Seiten hin billig sein wollen und so die Frische des Handelns verlieren, gar nicht hineinzusetzen vermögen. Hamlet ist eine solche skeptische Natur und erliegt daher an einer heroischen Aufgabe. Alles Bestimmte ist einseitig; jeder Heros, jeder,

der etwas recht will, ist nach irgendeiner Seite hin unbillig und ungerecht und muß es daher auch erfahren, daß andere Rechte mit denselben Ansprüchen ihm gegenüberstehen*). Dies ist die faktische demonstratio ad hominem, daß die subjektive Erhabenheit noch mangelhaft ist. Es bezieht sich zunächst auf das positiv Erhabene des Pathos. Aber auch das negativ Erhabene bedarf einer Ergänzung, der Wille sucht im Kampfe gegen den Affekt einen höheren Anhaltspunkt, und in der schönsten Kraft tritt uns daher diese Gestalt des Erhabenen bei den Märtyrern des Glaubens entgegen. Hiemit sind wir aber auch bereits über das subjektiv Erhabene zu einem höheren hinaufgeführt.

3. Das Erhabene des absoluten Geistes oder das Tragische.

Wahrhaft erhaben kann nur der Geist sein, der die Bestimmtheiten und Einseitigkeiten des subjektiven Geistes — nicht neben oder außer sich hat, sondern — in sich begreift und als die Macht über diese beschränkten Geister sie ebensosehr aus sich hervorgehen, als auch an ihrer Unvollkommenheit und Relativität zugrunde gehen läßt. Hiemit ist bereits gesagt, daß wir uns den absoluten Geist nicht als etwas Fixes und Starres, sondern als flüssig denken müssen, als eine Macht, die ihre Allgewalt in einer Bewegung, in einem Prozesse, in einer faktischen Dialektik offenbart. Dieser Prozeß hat, wie alles Erhabene, eine positive und eine negative Seite: der absolute Geist erzeugt die subjektive Erhabenheit aus sich, und schlingt sie in seinen Abgrund zurück. Wir lassen hier diese Einteilung schärfer hervortreten als bei den bisherigen Formen des Erhabenen, weil hier die wichtigsten Begriffe sich an diesen Unterschied knüpfen.

Das positiv Tragische

besteht darin, daß uns die subjektive Erhabenheit, die wir bisher nur als solche betrachteten, in einem höheren Lichte als Ausfluß der göttlichen entgegentritt. Der Held ist als menschlich großer Charakter eine erhabene Erscheinung, eine erhabenere, wenn wir ihn als Organ

*) „Der Handelnde ist immer gewissenlos, es hat Niemand Gewissen, als der Betrachtende.“ Goethe.

eines höheren Willens betrachten und wenn er sich selbst als solchen anerkennt, der in göttlichem Auftrage handelt. Dies ist es auch, was mit der Härte und Unbilligkeit seines energischen Durchgreifens versöhnt. Es ist eine alte Erscheinung, daß große Männer einen gewissen Fatalismus zeigen. Auch Napoleon hätte nicht einst sagen können, daß die Kugel, die ihn treffen solle, noch nicht gegossen sei, hätte er nicht das gefühlt, daß er der Vollstrecker weltgeschichtlicher Pläne sei. Es pflegt sich jedoch bei solchen Naturen diese höhere Ansicht nur mit einer gewissen instinktmäßigen Dunkelheit auszusprechen, daher auch das Individuum selbst, das sie hegt, keineswegs ihr eine solche Anwendung gibt, daß sie die Härten seines Charakters aufhöbe und läuterte. Deswegen genügt diese Ahnung einer Beziehung des Subjekts auf ein absolutes Ganzes noch nicht, sondern es muß das Subjekt die tatsächliche Erfahrung von der Einseitigkeit seiner Bestrebungen — seien sie noch so gut — machen. Der religiöse Glaube hat es versucht, die subjektive Größe des menschlichen und die absolute des göttlichen Geistes in einem bestimmten historischen Subjekte zusammenfallen und einander decken zu lassen, dessen Leiden daher auch nicht als ein verdientes, sondern als ein stellvertretendes aufgefaßt wird. Ob sich dies vor der Vernunft halten lasse, ist hier nicht zu untersuchen; es soll uns diese Idee nur vollends hinüberleiten zum negativ Tragischen, das einer weit ausführlicheren Erörterung bedarf. Im Gegensatze gegen den Gottmenschen nämlich erscheint jede menschliche Größe in einem schwankenden Verhältnisse zu ihrer göttlichen Quelle. Sie ist hiemit schuldbehaftet, verfällt als solche dem negativen Prozesse des absoluten Geistes und muß die Wahrheit, daß sie nicht auf ihre Faust handle, dadurch erfahren, daß sie an ihren Einseitigkeiten erkrankt und zu Boden sinkt.

Man kann zwar einwenden, daß das positiv Tragische auch ohne solchen Schmerz des Untergangs seine Sache, wenn sie eine gute ist, durchführen könne, und es gründet sich hierauf das Drama mit heiterem Schlusse, in welchem die gute Sache triumphiert. Allein auch ein solches Drama darf, wenn es ein wahres Kunstwerk sein will, seinem Helden nicht ersparen, daß er irgendwie den Zoll menschlicher Beschränktheit bezahle, und auch dann hat es nicht die geistige Tiefe, welche das Drama mit traurigem Schlusse, die Tragödie, hat. Denn gerade je weniger auch die reinste menschliche Größe sich der Schuld

und dem Untergange entziehen kann, desto leuchtender tritt die Größe des absoluten Geistes hervor, wie wir denn bisher auf jeder Stufe fanden, daß die negative Seite im Erhabenen gewaltiger ist als die positive. Ihre Begründung wird diese Behauptung im Folgenden finden.

Das negativ Tragische, das Schicksal.

Schon durch den Übergang, der uns soeben auf den gegenwärtigen Punkt führte, ist eine Auffassungsweise des Schicksals abgeschnitten, die aus der Kantschen Philosophie hervorgieng und von welcher zuerst Einiges zu bemerken ist, damit sie uns in ihrer weiteren Entwicklung nicht störe. Wir kommen hiemit noch einmal auf die negative Seite des subjektiv Erhabenen zurück, aber nur, damit ein Versuch derselben, sich hier noch einmal einzudrängen, abgewiesen werde. Man findet jene Ansicht namentlich bei Schiller (Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen und Über die tragische Kunst) und bei Wilh. Schlegel (Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur) ausgesprochen. Das Tragische beruht nach derselben auf einem Kampfe zwischen Freiheit und Notwendigkeit. Der Mensch bewährt seine geistige Freiheit im Widerstande gegen die Verwicklung äußerer Umstände, welche sein sinnliches Empfindungsvermögen schmerzhaft affiziert. „Eine geistige und unsichtbare Kraft kann nur durch den Widerstand gemessen werden, welchen sie einer äußerlichen und sinnlich zu ermessenden Gewalt leistet. Die sittliche Freiheit des Menschen kann sich daher nur im Widerstreit mit den sinnlichen Trieben offenbaren. Nur im Kampfe bewährt sich das Sittliche, und wenn der tragische Zweck einmal als eine Lehre vorgestellt werden soll, so sei es diese: daß, um die Ansprüche des Gemüts auf innere Göttlichkeit zu behaupten, das irdische Dasein für nichts zu achten sei, daß alle Leiden dafür erduldet, alle Schwierigkeiten überwunden werden müssen." So Schlegel (2. Ausg. 1, 112 ff.); nicht anders setzt Schiller das Wesen des Tragischen darein, daß eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit einer andern, die höher ist, aufgeopfert werde. In dem Grade, in welchem dieses Opfer unsern sinnlichen Gefühlen widerstreite, erhebe es die moralische Lust, die aus dem Sittengesetze entspringt. Schiller sagt geradezu, ein Dichter, der sich auf seinen Zweck ver-

stehe, werde das Unglück, das über seine Personen hereinbreche, nur durch den Zwang der Umstände herbeiführen; das Mitleid sei dann reiner, weil keine moralische Zweckwidrigkeit stattfinde. Namentlich schwäche es unsern Anteil, wenn sich der Unglückliche durch eine unverzeihliche Schuld in sein Verderben gestürzt habe, wie Lear.

Es ist wirklich nur aus dem damals noch verbreiteten Subjektivismus der ganzen Denkart zu erklären, wenn Männer wie Schiller und Schlegel den Schicksalsbegriff so auffassen konnten; denn das leuchtet doch bei dem ersten Anblick einer wahren Tragödie ein, daß die Ehrfurcht, zu welcher sie uns auffordert, nicht einer subjektiven Größe, nicht der Willenskraft eines Subjekts im Widerstande gegen Äußeres, sondern daß sie etwas Höherem gezollt wird, welchem das noch so heroische Subjekt sich unterordnen muß. Es ist ja in Wahrheit nichts erhaben als Gott, und nur deswegen fanden wir uns in dieser Untersuchung von einer Stufe zur andern höher getrieben, weil die früheren Stufen keine adäquate Betrachtung der Gottheit enthielten. Sofern aber dennoch auch in den früheren Stufen eine wirkliche Erhabenheit ist, so ist es bereits eine göttliche. Wir schauen Gott auf der ersten Stufe als allgemeine Substanz, auf der zweiten als Subjekt, jetzt sollen wir ihn als Einheit des allgemeinen Wesens und des einzelnen Geistes, als das, was er in Wahrheit ist, als absoluten Geist kennen lernen. Eben hiemit leuchtet auch ein, daß die Macht, welcher die tragische Person unterliegt, nicht eine äußere sinnliche Gewalt ist. Der eigentliche Hebel des Tragischen wäre nach dieser Theorie der Zufall: grundlos und ohne alles Verschulden der tragischen Person verschwört er sich gegen diese, und indem sie mit demselben kämpft, gibt sie uns ihre moralische Größe zu bewundern. Man vergleiche hierüber die treffenden Bemerkungen von Solger (Nachgelassene Schriften 2, 514 ff., Vorlesungen über Ästhetik 99). Zwar suchen Schiller und Schlegel die Verkettung der Umstände, aus welcher das tragische Schicksal hervorgehen soll, auf eine tiefere Ursache zurückzuführen, indem dieser sagt, die Notwendigkeit in der Tragödie dürfe keine bloße Naturnotwendigkeit sein, sondern müsse jenseits der sittlichen Welt im Abgrunde des Unendlichen liegen, und jener, am reinsten sei das Tragische, wenn unsere Unzufriedenheit über die physischen Leiden der tragischen Person sich in das Bewußtsein einer teleologischen Ver-

knüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliere. Es ist hiemit zugegeben, daß wir etwas Überweltliches in der tragischen Verwicklung anerkennen sollen; diese überweltliche Macht soll sich aber nur auf die äußeren Umstände erstrecken, aus denen dem moralischen Helden, dem fleischgewordenen kategorischen Imperativ ein physisches Leiden erwächst. In das Innere seines Geistes soll diese höhere Macht nicht hineinreichen, seine Größe soll nicht als Gabe dieser höheren Macht, sein Leiden nicht als ein Tribut seiner Schwäche erscheinen. Jenes Überweltliche besitzt also bloß die äußere Welt als seine Domäne, und da die Geisterwelt nicht auch ihm angehört, so fällt der Geist außer dasselbe, und es bleibt, konsequent vorgestellt, so wenig Schiller und Schlegel es Wort haben, eine unvernünftige Macht. Der Held leidet daher durch blinden, dumpfen Zufall; sein Unglück ist eigentlich eine Roheit, welche die äußere Natur an ihm ausübt, und dies, weit entfernt, das eigentlich Tragische zu sein, ist vielmehr das Gegenteil desselben. Es fällt Jemand und bricht ein Bein, er muß eine sehr schmerzhafte Operation aushalten, bei der er sich jedoch standhaft zeigt — dies wäre der wahre Stoff für eine Tragödie nach Schillers und Schlegels Theorie. Auf welch engen Raum wird das Übersinnliche eingeschränkt und wie unangenehm schnappt der ganze Satz ab, wenn Schiller (Über das Pathet.) sagt: „Zweck der Kunst ist Darstellung des Übersinnlichen, und die tragische Kunst bewerkstelligt dies dadurch, daß sie uns — die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustande des Affekts versinnlicht."

Es gibt allerdings berühmte Tragödien, in welchen das, was man Zufall nennt, eine bedeutende Rolle spielt. Daß der Mann, welchem Ödipus begegnet, gerade sein Vater ist, dies können wir einen Zufall nennen; im Hamlet führt die zufällige Verwechslung der Rappiere am Ende die vollständige Katastrophe herbei. Auch die Erzählung Herodots, 1, 36 ff., wo durch den Zufall eines verfehlten Speerwurfes des Krösus Sohn getötet wird, hat eine tragische Färbung. Allein in allen diesen Fällen hat der Zufall immer nur in einem ethischen Zusammenhang, im Zusammenhang mit menschlichen Handlungen, mit Schuld und Strafe eine Bedeutung. Ödipus ist unvorsichtig und reizt den Zufall, welchem nicht zu trauen er bereits durch Winke gewarnt klug genug sein sollte. Im Hamlet ist die Ver-

wechslung der Rappiere ebenfalls nur in ihrem ethischen Zusammenhange von Bedeutung. Laertes und der König haben absichtlich einen derselben geschärft und vergiftet; daß in der Hitze des Fechtens eine Verwechslung stattfinden könne, lag für ihre Berechnung zwar nicht nahe, doch gehört es als möglicher Fall unter die für sie selbst voraussichtbaren Folgen ihrer Arglist; sie fordern also den Zufall heraus, sie reizen ihn, und der Pfeil kehrt sich gegen den eigenen Schützen, die Schlinge, die sie dem Hamlet legten, fängt diesen, aber auch die Jäger. Dies ist etwas ganz Anderes, als wenn man sagt, ein zufälliges Leiden, das bloß in der äußeren Natur liege, bloß physisch sei, offenbare im Tragischen die Größe der sittlichen Natur. Dieses Leiden soll ebendeswegen auch ein unverschuldetes sein, und hiefür eben ließe sich wieder Hamlet anführen, indem es den Anschein hat, daß er ganz unschuldig jener Arglist unterliege. Allein ganz unschuldig ist er nicht, sondern ihn reißt das Gericht, das über die Schuldigen ergeht, mit in den Abgrund, weil er der Vollstreckung desselben, die ihm übertragen ist, als ein skeptischer Charakter nicht gewachsen sich zeigt. Auch in der Geschichte bei Herodot ist es nicht reiner Zufall, denn Krösus ist gewarnt, es ist eine Unvorsichtigkeit, daß er seinen Sohn auf die Jagd läßt, er ist schwach genug, sich durch einen so albernen Grund (Kap. 39) über die Gefahr täuschen zu lassen, daß man in dem unglücklichen Ausgange eine Strafe seiner Verblendung erkennen muß. Von der anderen Seite hängt das Unglück mit dem Schicksalsfluche zusammen, der auf dem Täter Adrastus ruht; eine Seite, die hier noch nicht erörtert werden kann.

Ein Unglück, das, im sinnlosen Zufalle gegründet, nur deswegen auf ein Individuum hereinbräche, um dessen Widerstandsvermögen zu offenbaren, könnte auch unmöglich den wahren tragischen Eindruck hervorbringen. Der tragische Schmerz ist ja ein ganz anderer als der dumpfe Schmerz über unglückliche Kollisionen des Menschen mit der geistlosen Naturnotwendigkeit. Im wirklichen Leben trösten wir uns bei solchen häßlichen Erfahrungen durch den Glauben an eine Vorsehung, welcher auf das Begreifen des Zusammenhangs verzichtet. Dieser echt christliche Glaube, so vortrefflich er ist, wenn er in der gemeinen Not der Wirklichkeit uns tröstet, gehört aber sofern eben nicht in die Tragödie, als in ihr diese gemeine Not einer höheren Not, der tragischen Not, die aus der menschlichen Schuld hervorgeht,

weichen soll, so daß der Zusammenhang zwischen dem äußeren Unglück und dem ethischen Verhalten des Subjekts hier, im Drama, einleuchtet, während er in den genannten Fällen des wirklichen Lebens nicht einleuchtet. Es darf nur jeder sich selbst fragen, ob ihm dadurch der tragische Schmerz über Lears Schicksal gestört und getrübt werde, daß er dieses im Zusammenhange mit der Schwäche des Greises als ein verschuldetes erkennt? Ob nicht vielmehr gewiß dann erst sein Schmerz zu einem unschönen und wüsten Gefühle würde, wenn er den Greis ganz grundlos solches Ungemach müßte erdulden sehen?

Was Schiller und Schlegel für das Tragische erklären, gehört in die Lehre von der bloß subjektiven Erhabenheit, wo wir ihm seine Stelle angewiesen haben. Denn es soll ja nach dieser Vorstellung das Schicksal immer nur dazu dienen, eine subjektive Größe zu offenbaren; die subjektive Größe bildet aber nur ein Moment, ein Ingrediens im Tragischen, dessen wahrer Begriff vielmehr der ist, daß alle subjektive Größe einer absoluten Größe weichen muß, daß selbst das Höchste und Edelste im Menschenleben, weil es dieser absoluten Größe inadäquat ist, zugrunde gehen muß. Sehr treffend bemerkt Solger (Nachg. Schriften 2, 517) gegen Schlegel, nach der tragischen Ansicht bestehe vielmehr gerade in unserer Stärke unsere Schwäche.

Wenn ich sage, jene subjektive Größe bilde nur ein Moment im Tragischen, so ist übrigens zugegeben, daß allerdings in einem Drama unter andern Personen auch solche vorkommen können, welche in das hereinbrechende Gericht unschuldig mit hineingezogen werden und durch ein schönes Dulden unser Mitleiden erregen; eine Rolle, welche, namentlich der weiblichen Natur angemessen, von Äschylus in der Person der Kassandra, von Shakespeare in der Person der Ophelia und Cordelia glänzend dargestellt wurde. Allein nicht nur leuchtet ein, daß in dem Schicksal solcher einzelnen Personen die Tragödie nicht erschöpft ist, sondern ich behaupte sogar, daß unser poetisches Mitleiden auch mit diesen unschuldig untergehenden schönen Naturen aus der Einsicht, daß sie von dem verschuldeten tragischen Schicksale, das im Ganzen der Tragödie herrscht, mit fortgerissen werden, seine bedeutendste Nahrung ziehe.

Den wahren Begriff des tragischen Schicksals bilden dem Aus-

geführten zufolge zwei Momente: das Absolute und das Subjekt. Beide stehen in dem Verhältnisse zueinander, daß das Letztere, das Subjekt, zwar dem Absoluten sein Bestehen, seine Kräfte, seine Größe verdankt und dadurch als eine bedeutende Macht erscheint: aber auch nur erscheint; denn daß es diese Größe jenem Höheren verdankt und daß diese Größe selbst, verglichen mit jenem, nur eine relative, an Schwachheiten und Blößen krankende ist, — dies erweist sich im Tragischen, die menschliche Größe schlägt um in menschliche Kleinheit, und wir rufen aus: „o, was ist Menschengröße, Menschenruhm!" Aber weil sich im Untergange der menschlichen Erhabenheit eben die göttliche offenbart, so geht dieser Schmerz bei dem Zuschauer in ein Gefühl der Versöhnung über, das um so reiner ist, je klarer eben diese Offenbarung *auch der tragischen Person zum Bewußtsein kommt*. Hierüber unten ein Mehreres. Es sind nun vor Allem die verschiedenen Stufen, welche die, hier zunächst nur ganz unbestimmt und allgemein definierte, tragische Idee durchwandert, zu entwickeln. Hätte man diese stufenmäßigen Differenzen, welche der Begriff des tragischen Schicksals sich selbst gibt, nicht übersehen, so wäre auch die Frage über das Schicksal, wie die über das Schöne und über das Erhabene im Allgemeinen, gewiß weniger verwirrt worden. Denn indem der Eine dies, der Andere jenes behauptete, und doch jeder seine Ansicht mit bewährten Beispielen aus der tragischen Poesie belegen konnte, so mußte natürlich eine Unklarheit entstehen, welche sich einfach löst, wenn man nachweist, daß die eine Ansicht von einer niederen, die andere von einer entwickelteren Stufe der Schicksalsidee hergenommen ist.

Diese Stufen nun richten sich nach der niederen oder höheren, sinnlicheren oder geistigeren Auffassung des Absoluten, mit welchem die relative, subjektive Größe in Widerspruch gerät. Dieses kann nämlich erscheinen entweder nur als *Substanz*, als ein nicht weiter bestimmbarer Abgrund einer unendlichen Macht, oder aber als *Geist*, als die höhere selbstbewußte Einheit der endlichen, durch ihre Beschränktheit vielfach sich Blößen gebenden und untereinander kollidierenden Geister. Innerhalb der letzteren Auffassung ist, wie wir sehen werden, wieder ein spezifischer Unterschied von zwei Stufen, der so markiert hervortritt, daß im Ganzen drei Hauptformen des Schicksalsbegriffs unterschieden werden müssen. Ein anderer Ein-

teilungsgrund ist der des Antiken und Modernen, der nicht mit dem hier aufgestellten zusammenfällt. Es wird sich vielmehr zeigen, daß sowohl die antike als auch die moderne Ansicht alle diese drei Stufen, nur in verschiedenem Ausbildungsgrade, durchläuft. Auf der

ersten

oder niedrigsten Stufe nun erscheint das Absolute, wie soeben bemerkt, als der dunkle Grund einer unendlichen Naturmacht, dem das Subjekt nicht wegen einer ausdrücklichen Schuld, sondern nur überhaupt, weil es als endliche, individuelle Existenz dem Allgemeinen nicht adäquat ist, seinen Tribut bezahlen, seine Größe zurückgeben, seine Existenz opfern muß. Die Unangemessenheit des Individuums an das Absolute ist auf dieser Stufe noch mehr sinnlicher Art, weil das Absolute selbst mehr sinnlich als geistig aufgefaßt wird. Die Schuld ist die Existenz, das Heraustreten des Individuums aus der Indifferenz der allgemeinen Lebensquelle, und die Strafe dafür ist, daß es in den dunkeln Grund, aus dem es stammt, zurückgeschlungen wird. Den Stoff zu dieser Anschauung bildet jede Art von Existenz durch ihre Vergänglichkeit, den evidentesten aber diejenige Existenz, welche über die gleichgültige Masse des Gewöhnlichen durch außerordentliches Glück hervorragt. Diese bevorrechtete Existenz sinkt zusammen als eminentes Beispiel von dem Verhältnisse aller irdischen Größe zur absoluten. Das Schicksal erscheint daher hier als ein „Nivellieren", seine Tätigkeit besteht darin, „das Vorzügliche herunterzusetzen, so daß es mit Anderem auf gleicher Stufe steht" (Hegel, Religions-Philos. 2, 90).

Zu allen Zeiten hat sich diese Anschauung in der Menschheit ausgesprochen und neben einer tieferen, ethischen Auffassung des Schicksalsbegriffes ihre relative Wahrheit behauptet. Es ist der tragische Eindruck, den der Untergang eines mit äußeren Gaben, Schönheit, Körperkraft, Reichtum, Ansehen vorzüglich ausgestatteten Subjekts auf uns macht und den Schiller in seiner Nänie „Auch das Schöne muß sterben usw." so rührend ausgesprochen hat, der sich auf diesem Standpunkte geltend macht. Man kann die ganze Stufe bezeichnen als das nur erst in naturphilosophischer, noch nicht in ethischer Form erscheinende Tragische.

Im griechischen Sinne läßt sich sagen, es offenbare sich hier die Nemesis, nicht, wie sie mit Zeus identisch ist, von seinem Willen abhängt, sondern als die Tochter der alten Nacht, die Welt erscheine als von den alten Göttern regiert. Die Schellingsche Philosophie hat in ihrem dunkeln Grunde einen sehr einleuchtenden Anknüpfungspunkt für diese Idee, und man wird z. B. an folgende Stelle erinnert: „Auch in Gott wäre ein Grund der Dunkelheit, wenn er die Bedingung nicht zu sich machte, sich mit ihr als eins und zur absoluten Persönlichkeit verbände. Der Mensch bekommt die Bedingung nie in seine Gewalt, ob er gleich im Bösen danach strebt; sie ist ihm nur geliehen, von ihm unabhängig, daher sich seine Persönlichkeit und Selbstheit nie zum vollkommenen Aktus erheben kann. Dies die allem Endlichen anklebende Traurigkeit: daher der Schleier der Schwermut, der über die ganze Natur ausgebreitet ist, die tiefe, unzerstörliche Melancholie des Lebens." (Philosophische Untersuchung über das Wesen der menschlichen Freiheit.)

Ich habe gesagt, daß diese Empfindung zu allen Zeiten durch die Erfahrung von der Vergänglichkeit auch des Trefflichsten in der Menschheit lebendig gewesen sei. Den Alten lag sie jedoch näher als uns, da ihnen das Moment des Natürlichen in ihrer Vorstellung von der Gottheit unentbehrlicher war. Es erledigt sich hiemit die Frage, ob das Schicksal nach der Vorstellung der Alten eine blinde, verstandlose Notwendigkeit gewesen sei oder nicht. Wenn man von dem griechischen Polytheismus Konsequenz voraussetzt, so muß diese Frage allerdings einfach bejaht werden. Denn da jeder bestimmte Gehalt ethischer und intellektueller Natur einmal an die einzelnen Götter ausgeteilt war, da die bestimmten sittlichen Mächte, welche das Leben regieren, bereits in diesen hypostasiert waren, so blieb für die höchste Einheit, welche über dieser Götterwelt anzunehmen der Vernunftinstinkt nötigte, keine Bestimmtheit mehr übrig, sondern dieselbe mußte betrachtet werden als einfache Notwendigkeit, von welcher sich weiter kein Inhalt, kein Grund, kein Begriff angeben lasse. Eine sittliche Idee, wie Gerechtigkeit, Gewissen, Strafe wurde in der griechischen Vorstellungsweise unmittelbar, wie bekannt, zu einer Person; diese Begriffe fallen daher nicht in das absolut Allgemeine, welches über diesen Besonderheiten als Schicksal schwebt, und es läßt sich von diesem weder Gerechtigkeit, noch Ungerechtigkeit prädi-

zieren. Es ist auch streng genommen nicht richtig, das Schicksal eine blinde Willkür zu nennen: diese läßt sich so wenig als eine weise Leitung vom Schicksale aussagen, das vielmehr nur als absolute Macht und nicht weiter zu bestimmen ist. Auf diese Konsequenz hat besonders Hegel aufmerksam gemacht (Rel. 2, 95, 113 Phänomenol. 549). „— — Aber die Götter sind zugleich bestimmte Elemente, besondere Götter, die sich also zu andern verhalten. Aber das Verhältnis zu andern, das nach seiner Entgegensetzung ein Streit mit ihnen ist, ist eine komische Selbstvergessenheit ihrer ewigen Natur. Die Bestimmtheit ist in das göttliche Bestehen eingewurzelt und hat in seiner Begrenzung die Selbständigkeit der ganzen Individualität; durch diese verlieren ihre Charaktere zugleich die Schärfe der Eigentümlichkeit und vermischen sich in ihrer Vieldeutigkeit. Ein Zweck der Tätigkeit und ihre Tätigkeit selbst, da sie gegen ein Anderes und somit gegen eine unbesiegbare göttliche Kraft gerichtet ist, ist ein zufälliges, leeres Aufspreizen, das ebenso zerfließt und den anscheinenden Ernst der Handlung in ein gefahrloses, seiner selbst sicheres Spiel ohne Resultat und Erfolg verwandelt. Wenn aber an der Natur ihrer Göttlichkeit das Negative oder die Bestimmtheit derselben nur als die Inkonsequenz ihrer Tätigkeit und der Widerspruch des Zwecks und des Erfolgs erscheint und jene selbständige Sicherheit über das Bestimmte das Übergewicht behält, so tritt ihr eben dadurch die reine Kraft des Negativen gegenüber und zwar als ihre letzte Macht, über welche sie nichts vermögen. Sie sind das Allgemeine und Positive gegen das einzelne Selbst der Sterblichen, das nicht gegen ihre Macht aushält; aber das allgemeine Selbst schwebt darum über ihnen und über dieser ganzen Welt der Vorstellung, welcher der ganze Inhalt angehört, als die begriffslose Leere der Notwendigkeit, — ein Geschehen, gegen das sie sich selbstlos und trauernd verhalten, denn diese bestimmten Naturen finden sich nicht in dieser Reinheit.“

Neben dieser Vorstellungsweise in der griechischen Welt geht nun freilich eine höhere her, mit welcher dann auch eine andere Ansicht über das Verhältnis der *Μοῖρα* zu Zeus parallel läuft. Diese andere Ansicht besteht darin, daß die *Μοῖρα* von Zeus abhängt oder mit ihm zusammenfällt, während sonst der Satz galt: *τὴν πεπρωμένην μοίρην ἀδύνατά ἐστιν ἀποφυγέειν θεῷ.* (Herod. 1, 91.) Hiemit

mußte dann auch das Schicksal als eine sittlich-gerechte Macht angesehen werden; denn diese beiden Ansichten, daß es eine solche Macht, und daß es von Zeus abhängig sei, gehen eine aus der andern hervor, da das Schicksal in dem Augenblicke geistig und vernünftig erscheint, in welchem es von der selbstbewußten Persönlichkeit des höchsten Gottes abhängig gedacht wird, wiewohl bei den Dichtern selbst beide Ansichten deswegen einander nicht immer nach sich ziehen, da die Mythen bildende Phantasie nicht auf logische Konsequenz bedacht war. Man darf überhaupt deswegen, weil eine solche lichtvollere Ansicht stattfand, nicht schließen, jene dunklere habe darum nicht existiert. Vielmehr liegen Beweise genug vor, daß beide Ansichten nebeneinander stattfanden.

Es ist bekanntlich Herodot besonders, bei welchem das Schicksal in jenem Sinne einer begrifflosen nivellierenden Macht auftritt, und er hat hiefür den treffenden Ausdruck: Neid. Der Gottheit ist irdische Größe und Herrlichkeit an sich und, ohne daß eine besondere Schuld des Besitzenden sie zur Strafe herausfordert, ein Dorn im Auge, weil ihr allein die Ehre gebührt, und sie stürzt daher den Gewaltigen unversehens von seiner Höhe. 1, 32. — *„τὸ θεῖον πᾶν ἐὸν φθονερόν τε καὶ ταραχῶδες.“* Es erscheint sogar als eine Art von Spiel, welches die Gottheit mit dem Menschen treibt: *„πολλοῖσι γὰρ δὴ ὑποδέξας ὄλβον ὁ θεὸς προῤῥίζους ἀνέτρεψε.“* Dann 7, 10: *„Ὁρᾷς τὰ ὑπερέχοντα ζῷα ὡς κεραυνοῖ ὁ θεὸς, οὐδὲ ἐᾷ φαντάζεσθαι, τὰ δὲ σμικρὰ οὐδέν μιν κνίζει, ὁρᾷς δὲ, ὡς ἐς οἰκήματα τὰ μέγιστα αἰεὶ καὶ δένδρεα τὰ τοιαῦτ' ἀποσκήπτει βέλεα. φιλέει γὰρ ὁ θεὸς τὰ ὑπερέχοντα πάντα κολούειν· οὕτω δὴ καὶ στρατὸς πολλὸς ὑπὸ ὀλίγου διαφθείρεται κατὰ τοιόνδε· ἐπεάν σφι ὁ θεὸς φθονήσας φόβον ἐμβάλῃ ἢ βροντὴν, δι' ὧν ἐφθάρησαν ἀναξίως ἑωυτῶν· οὐ γὰρ ἐᾷ φρονέειν ἄλλον μέγα ὁ θεὸς ἢ ἑωυτόν.“*

Wer einmal von dem Interesse ausgeht, überall die Anerkennung einer sittlichen Weltordnung zu finden, der könnte einwenden, daß in diesen beiden Stellen der Gewarnte ein Vermessener sei, dessen Überschätzung seiner eigenen Größe Strafe verdiene. Krösus will sich von Solon für den Glücklichsten aller Sterblichen erklärt wissen, und es ruht ohnedies auf seinem Hause der Fluch eines alten Verbrechens. 1, 13, 91. Xerxes kennt ebenfalls keine Grenze. Man könnte namentlich in der zweiten Stelle sich auf

Ausdrücke wie φαντάζεσθαι, μέγα φρονέειν als Beweise davon berufen, daß bereits von einer strafwürdigen Vermessenheit die Rede sei. Auch ist allerdings zwischen einem übergroßen Glücke und einer Überschätzung menschlichen Wertes, einer ὕβρις, ein kaum bemerklicher Übergang. Es werden daher beide Erscheinungen, eine ungewöhnliche Ausstattung des Glückes und eine vermessene Gesinnung als Grund des Unterganges häufig einfach nebeneinander gestellt, wie in Soph. Ajax v. 758 ff.

> τὰ γὰρ περισσὰ κἀνόνητα σώματα
> πίπτειν βαρείαις πρὸς θεῶν δυσπραξίαις
> ἔφασχ' ὁ μάντις, ὅστις ἀνθρώπου φύσιν
> βλαστὼν, ἔπειτα μὴ κατ' ἄνθρωπον φρονεῖ.

Allein Herodot läßt den Solon nicht sagen: mache nicht die Gottheit durch eine Selbstüberhebung neidisch, sondern: überhebe dich nicht, weil die Gottheit (ohnedies) neidisch ist. Auch beweist der Verlauf von Kap. 32, daß Solon seine Warnung auf einen metaphysischen, nicht auf einen ethischen Satz baut, indem er die Unvollkommenheit und Unsicherheit des menschlichen Glücks auf die Schranken der individuellen Existenz überhaupt bezieht, welche es mit sich bringen, daß jeder Vorzug mit einer Entbehrung bezahlt werde. Ebenso erscheint in der Stelle 7, 10 die Gottheit als neidisch, auch ohne durch ὕβρις herausgefordert zu sein, wenn es heißt, deswegen werde ein großes Heer oft von einem kleinen geschlagen, weil der Gott aus Neid einen Schrecken hineinsende oder einen Donner usw.

Will man dennoch diese Stellen nicht als hinlängliche Beweise gelten lassen für die Ansicht, daß der Neid der Gottheit die Glücklichen auch ohne ausdrückliche Verschuldung bloß wegen ihres Glücks treffe, so ist Herod. 3, 40—43 auf jeden Fall schlagend. Denn bei dem ungewöhnlichen Glücke des Polykrates entsetzt sich der Gastfreund Amasis so sehr, daß er ihm sogar die Gastfreundschaft absagen läßt, keineswegs darum, weil Polykrates den Zorn der Gottheit herausgefordert hätte; Polykrates zeigt sich vielmehr, indem er ein wertes Kleinod in die See wirft, bereit zu einem freiwilligen Opfer. Also schon das übergroße Glück des Polykrates an sich ist dem Amasis hinreichende Quelle einer dunkeln Ahnung.

Man darf sich auch an dieser Vorstellungsweise gar nicht stoßen,

denn auch wir Neueren, so oft wir die Wahrscheinlichkeit des Unbestands menschlichen Glücks auf den einfachen Satz der Vergänglichkeit alles Irdischen gründen, sprechen dieselbe Idee aus. Denn ziehen wir von der Idee des Herodot das Anthropopathische ab, so enthält sie nichts Anderes als eine metaphysische Erklärung der Vergänglichkeit alles Endlichen. Er erklärt dieselbe aus dem Verhältnisse des Endlichen zum Absoluten, welches seinen Ursprung aus diesem durch seine Rückkehr in dasselbe bewähren muß und um so auffallender bewährt, je mehr es den Schein um sich verbreitete, als habe es eine unabhängig für sich bestehende Größe. Das Anstößige entsteht nur teils, wenn man meint, die ganze Schicksalsidee sei in dieser Vorstellung ausgesprochen, teils aus dem Anthropopathischen des Ausdrucks, welches im Volksglauben wahrscheinlich ins Grelle gezogen wurde, was auch die Philosophen, Plato namentlich, veranlaßte, denselben zu bekämpfen, welcher Letztere darauf drang, daß ὁ φθόνος ἔξω τοῦ θείου ἵσταται. Ein schönes Wort, allein die durch die Grundlage seiner Religion gesicherte Weltansicht des Christen kann unbefangen das Wahre in jener Vorstellung von einem Neide der Gottheit gelten lassen, während der rationale Heide über dem Bedenklichen des Ausdrucks gegen die verborgene Tiefe desselben, wie überhaupt gegen Kunst und Poesie, pedantisch ward.

Allerdings aber spricht diese Idee das Wesen des Tragischen noch in einem so unbestimmten und untergeordneten Sinne aus, daß es keineswegs in derselben erschöpft ist. Denn wir wollen in der Tragödie ein Bild des Lebens sehen und der ewigen Macht, die es beherrscht. Aber weder vom menschlichen Leben, noch von dieser Macht bekomme ich ein Bild, wenn der geistige, sittliche Gehalt beider nicht hervortritt. Diese bloß naturphilosophische Auffassung des Tragischen kann daher in der Tragödie vorkommen, wie sie z. B. von Thekla in Schillers Wallenstein ausgesprochen wird bei der Nachricht von dem Tode des Max Piccolomini: „das ist das Los des Schönen auf der Erde", aber sie kann nicht Grundidee einer Tragödie sein. Auch im Altertum tritt sie nur in der Geschichtschreibung und im Epos einfach und selbständig auf, in der Tragödie kommt sie nur vor neben der höheren Schicksalsidee, wie in der angeführten Stelle aus dem Ajax des Sophokles, um dann dieser letzteren mehr oder weniger ausdrücklich Platz zu machen. So erscheint

in den Persern des Äschylus das Schicksal im Volksglauben als listiger Betrug, der den Menschen schmeichelnd ins Netz lockt, *δολόμητις ἀπάτα θεοῦ* v. 91, als *θεῶν φθόνος* v. 360, dagegen in der reineren Betrachtung des aus dem Geisterreiche heraufbeschworenen Darius als gerechte Vergeltung der Vermessenheit des Xerxes v. 736 ff., 804 ff., und ausdrücklich widerspricht im Agamemnon des Äschylus v. 755 ff. der Chor dem „alten Spruche, *παλαίφατος λόγος*," daß aus großem Glücke notwendig Unheil erwachse; im Hause des Gerechten pflanze sich das Glück harmlos fort. Es erhellt, daß sich die griechische Bildung dieser Auffassungsweise als einer unzulänglichen bewußt war, und es ist schon zum Voraus gar nicht denkbar, daß in irgendeiner Tragödie, sei es nun eine antike oder moderne, der bloße Glanz der Existenz ohne alle ethische Beziehung, ohne Schuld als Grund der tragischen Katastrophe dastehen kann. Das wahrhaft Tragische beginnt vielmehr erst mit der

zweiten

Stufe, auf welcher das Schicksal als Gerechtigkeit, hiemit als geistige Macht in einem sittlichen Kreise herrscht. Das tragische Subjekt bezahlt in seinem Leiden die Schuld eines bewußten, imputabeln sittlichen Vergehens; nicht die Schranke der Existenz überhaupt vernichtet es, sondern es will die Schranken des Endlichen überfliegen, es verletzt die sittliche Ordnung, und zur Strafe dafür dreht sich seine scheinbare Größe plötzlich, wiewohl nicht unvorbereitet, in Erniedrigung, ja Annullierung um. Hier bekommt daher das Leiden desselben erst einen wahren Sinn.

Die verschiedenen Grade und Arten dieser Schuld zu durchwandern, liegt außerhalb unseres Zwecks. Daß dieselbe nicht gemeiner Art sein darf, sondern nur als die schwache Seite eines übrigens großartigen Subjekts erscheinen, oder aber, wenn auch als höchste Bosheit auftretend, wenigstens durch Energie und Verstand imponieren muß, folgt von selbst aus dem Wesen des Schönen. Hier ist nur von den einfachen Elementen des Tragischen die Rede; es genügt daher, den Satz festzuhalten, daß in dem Grade, in welchem das Schicksal ohne vorhergegangene Schuld, also unvernünftig einschreiten würde, die Ehre dessen, was eben in der Tragödie der Gegenstand der Ehrfurcht sein soll, geschwächt würde. Durch diese ethische Wendung des tra-

gischen Verhältnisses bekommt auch die Strafe, welcher die Schuld anheimfällt, einen anderen Sitz als auf der vorigen Stufe; sie tritt aus der äußeren Verflechtung der Umstände ins Innere des Bewußtseins. D. h. sie kann, ja sie muß zunächst wohl in einer äußeren Begebenheit bestehen, aber diese selbst ist nur in ihrem sittlichen Zusammenhange mit dem Bewußtsein von Bedeutung, oder hat wirklich in einem menschlichen Willen ihren Grund. Das Übel erscheint als Strafe auch dann, wenn es nicht unmittelbar mit dem Vergehen zusammenhängt; es genügt für die sittliche Auffassung desselben, wenn es in dem Bewußtsein des Leidenden als Strafe für wirkliche Vergehen sich ankündigt, wie z. B. Maria Stuart ungerecht leidet, aber dennoch ihr Leiden als Buße ansieht. Ganz ohne ethischen Zusammenhang mit einer Verschuldung, wie Schiller meint, der freilich in seiner Ausübung diese Theorie hinter sich hatte, darf das Übel nie erscheinen, und um so reiner offenbart sich das Tragische, je mehr Schuld und Übel im Kausalzusammenhange stehen.

Hier tritt nun freilich ein bedeutender Unterschied zwischen der antiken und modernen Betrachtungsweise ein, der aber — um dies vorauszuschicken — nicht darin besteht, daß das Subjekt nach jener unschuldig litte, wie z. B. Gruppe (in s. Ariadne) meint, indem er sagt, die Schuld beruhe nur auf einer Illusion des tragischen Subjekts, dem Zuschauer erscheine dessen Unglück nicht als Strafe, sondern dieser könne nur Mitleid fühlen. Daß dies unrichtig ist, läßt sich am zweckmäßigsten an derjenigen Tragödie nachweisen, welche am häufigsten als Beleg für das Gegenteil angeführt wird, nämlich am Ödipus. Hiemit findet seine weitere Begründung, was oben zunächst gegen die Schillersche und Schlegelsche Ansicht erinnert wurde.

Ödipus erschlägt seinen Vater, den er nicht kannte. Er war gereizt und betrachtet seine Handlung im antiken Sinne nur als eine gerechte Rache. Er heiratet seine Mutter, ohne es zu wissen. Nachdem er durch sein eigenes Inquirieren den wahren Tatbestand ergründet hat, kann er, dem ein so schauderhaftes Licht wurde, das Licht des Tages nicht mehr sehen, er blendet sich und betrachtet sich selbst als den verworfensten Verbrecher. Und dennoch erklärt er sich ebensosehr für unschuldig in mehreren nachdrücklichen Äußerungen im *Οἰδίπους ἐπὶ Κολ.* v. 266 ff.

— — — — τά γ' ἔργα μου
πεπονθότ' ἐστὶ μᾶλλον ἢ δεδρακότα,
εἴ σοι τὰ μητρὸς καὶ πατρὸς χρείη λέγειν,
ὧν οὕνεκ' ἐκφοβῇ με. τοῦτ' ἐγὼ καλῶς
ἔξοιδα. καίτοι πῶς ἐγὼ κακὸς φύσιν,
ὅστις παθὼν μὲν ἀντέδρων, ὥστ', εἰ φρονῶν
ἔπρασσον, οὐδ' ἂν ὧδ' ἐγιγνόμην κακός.
νῦν δ' οὐδὲν εἰδὼς ἱκόμην, ἵν' ἱκόμην.
ὑφ' ὧν δ' ἔπασχον, εἰδότων ἀπωλλύμην.

Ebenso v. 516—518, 542—545, 960 ff. Also ein reiner Spielball des Fatums? Der nur durch eine Illusion in diesen Abscheu vor sich verfiel, den Irrtum dieser Illusion dann erkannte und sich ihr dennoch nicht entziehen konnte? Keineswegs, und zwar nicht bloß deswegen keineswegs, weil etwa, wie Solger (Nachgel. Schr. 2, 468) sagt, der innere, in gewaltiger Wahrheit sich aufdrängende Abscheu der Natur durch die vollkommenste Überzeugung von der eigenen Unschuld nicht beschwichtigt wird; sondern deswegen, weil er wirklich nicht unschuldig ist. Zunächst leuchtet ein, daß der Dichter in den Charakter des Ödipus etwas Herrisches und Heftiges gelegt hat, wie denn auch jener Mord offenbar eine jähzornige Handlung war. Dies allein würde jedoch freilich nach antiker Ansicht noch keine Schuld begründen, was ja Ödipus selbst in der mitgeteilten Stelle so stark hervorhebt. „Wie verriete der auch bösen Sinn, der, erst beleidigt, wieder tat, was wissend auch vollbringend Niemand bösen Ruf erwerben mag?" Allein Ödipus hatte bereits Winke erhalten, daß es mit ihm etwas Besonderes auf sich habe, daß es sozusagen mit ihm nicht ganz geheuer sei, er hatte bereits Ursache, gegen den Zufall argwöhnisch zu sein, und im Widerspruche mit dieser von ihm bereits vorher gemachten Erfahrung ist sein Jähzorn allerdings eine sehr imputable Unvorsichtigkeit: er hat diese samt ihren nicht beabsichtigten Folgen zu verantworten, wie jeder Andere auch die nicht gewollten Folgen seiner Tat zu verantworten hat. Freilich meinte er noch immer, Polybos, König von Korinth, sei sein Vater, und er sei der Prophezeiung des Orakels eben durch die Flucht aus Korinth entgangen; allein er hatte ja früher gehört, er sei nicht der Sohn des Polybos, es hatte diese Äußerung bedeutenden

Eindruck auf ihn gemacht, und das Orakel hatte ihn hierüber keineswegs beruhigt. Er hat also eine Ahnung, daß er auf unterhöhltem Boden wandelt, und er sollte keinen Schritt ohne Behutsamkeit tun.

Hegel Phänom. 348 ff.*) betrachtet daher diese Tragödie, wie jede andere, als einen Streit zwischen einseitig Berechtigten; hier ist es der Streit zwischen dem Bewußten und Bewußtlosen, dem Rechte des Selbstbewußtseins und dem göttlichen Rechte des Wesens. Beide sind in ihrer Wurzel Eines, was im Wesen ist, ist an sich auch im Selbstbewußtsein; der Mensch hat als vernünftiges, sittliches Wesen das Vertrauen und darf es haben, daß die Welt der Natur und Sittlichkeit so sei, wie sie in seinem Bewußtsein erscheint. Daher ist es das Recht des sittlichen Bewußtseins, daß die Tat nichts Anderes sei, als es weiß. Allein gerade durch die Tat tritt es aus seiner ruhigen Einheit mit dem Wesen heraus; der Entschluß, die Handlung ist als etwas Einzelnes, Bestimmtes, etwas Einseitiges, und es koinzidiert daher in dem Resultate derselben das Bewußtsein nicht mit dem ganzen Umfange des Wesens: beide decken sich nicht, es entsteht Schuld. Ödipus konnte unschuldig bleiben, wenn er jede rasche Tat vermied; denn es lag doch wenigstens dunkel in seinem Bewußtsein, daß die Welt, in der er lebe, für ihn etwas Gefährliches in ihrem Schoße verberge, und so war denn, solange er sich ruhig verhielt, die Welt als das, was sie für ihn war, als eine solche, vor der man sich in Acht nehmen muß, richtig in seinem Bewußtsein gegenwärtig. Er bricht los zu einer raschen Handlung: jetzt in diesem leidenschaftlich auf einen bestimmten Zweck gerichteten Wollen setzt er die Wirklichkeit, wie er sie ansehen mußte, aus dem Auge, — und er ist verloren. „Dem Handeln liegt nur die eine Seite des Entschlusses am Tage; er ist aber an sich das Negative, das ein ihm Anderes, ein ihm, der das Wissen ist, Fremdes gegenüberstellt. Die Wirklichkeit hält daher die andere, dem Wissen fremde Seite in sich verborgen und zeigt sich dem Bewußtsein nicht, wie sie an und für sich ist, — dem Sohne nicht den Vater in seinem Beleidiger, den er erschlägt; — nicht die Mutter in der Königin, die er zum Weibe nimmt. Dem sittlichen Selbstbewußtsein stellt auf diese Weise eine lichtscheue Macht nach, welche erst, wenn die Tat geschehen, hervorbricht und es

*) Erste Ausg. S. 406 und 411.

bei ihr ergreift; denn die vollbrachte Tat ist der aufgehobene Gegensatz des wissenden Selbst und der ihm gegenüberstehenden Wirklichkeit. Das Handelnde kann das Verbrechen und seine Schuld nicht verleugnen; — die Tat ist dieses, das Unbewegte zu bewegen und das nur erst in der Möglichkeit Verschlossene hervorzubringen, und hiemit das Unbewußte dem Bewußten, das Nichtseiende dem Sein zu verknüpfen. In dieser Wahrheit tritt also die Tat an die Sonne; — als ein solches, worin ein Bewußtes einem Unbewußten, das Eigene einem Fremden verbunden ist, als das entzweite Wesen, dessen andere Seite das Bewußtsein, und auch als die seinige erfährt, aber als die von ihm verletzte und feindlich erregte Macht."

Ich habe diese Stelle ganz mitgeteilt, weil sie dem Gegenstande eine tiefere, metaphysische Begründung gibt und einen wirklich großartigen Blick eröffnet, indem sie den Fall des Ödipus als einen Kampf zwischen der bewußten und unbewußten Seite des Universums darstellt. In den übrigen Tragödien der Griechen ließe sich an jeder einzelnen nachweisen, daß das tragische Subjekt nicht unschuldig untergeht; es genügt jedoch, es an derjenigen aufgezeigt zu haben, in welcher es am zweifelhaftesten erscheint. Deswegen soll nun aber, weil vorläufig premiert werden mußte, daß ein ganz unverschuldetes Leiden untragisch wäre in der antiken wie in der modernen Poesie, die große Differenz dieser beiden auch in diesem Punkte nicht geleugnet werden, und es ist von Interesse für die Philosophie des Tragischen überhaupt, diese Differenz hervorzuheben.

Die beiden Momente des Tragischen, das Absolute und das Subjekt, die Notwendigkeit (nur nicht im Schlegelschen Sinne) und die Freiheit sind in der antiken Tragödie anders gemischt als in der modernen. In der antiken Anschauungsweise ist das Schicksal, die Notwendigkeit, welcher der Mensch unterliegen soll, zuerst gegeben, und dieser, wiewohl nicht unschuldig, macht gleichsam nur die Anwendung des zum Voraus gesetzten Schicksals auf sich. Die tragische Methode der Alten schreitet vom Unbedingten zum Bedingten fort, ist also synthetisch*). Da-

*) Immermann (Über den rasend. Ajax des Soph. usw.) nennt umgekehrt die tragische Komposition der Alten analytisch, weil dasjenige, was die Katastrophe herbeiführen wird, in den meisten alten Tragödien schon

gegen in der modernen Welt ist das Erste, was gegeben ist, die Subjektivität, der frei und unbewußt handelnde Held; das Schicksal, das über ihn hereinbricht, entsteht erst, so vielfache Keime dazu ausgestreut liegen, durch sein Tun: er reizt es aus seinem Schlummer erst auf, während es dort als das erste Tätige erscheint. Man kann daher die moderne Behandlung des Schicksals analytisch nennen, weil sie vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Bedingten zum Unbedingten fortgeht.

Der Grund dieses Unterschieds ist nicht schwer in der Differenz der ganzen antiken und modernen Weltanschauung zu finden. Denn die Griechen waren zwar allerdings im Gegensatz gegen den orientalischen Geist zum Begriffe der freien Individualität gelangt, aber verglichen mit dem modernen trat doch in ihrer Denkweise die Subjektivität hinter die Notwendigkeit zurück, indem ihnen diejenige Tiefe der Reflexion des Geistes in sich, welche erst infolge des Christentums und weiter des Protestantismus den germanischen Völkern aufgegangen ist, ferne lag. Daher suchten sie auch in Fällen der Unschlüssigkeit den Ausschlag nicht in dem eigenen Innern, sondern ließen sich denselben durch äußere Zeichen geben, daher verlegten sie die Motive des sittlichen Tuns aus dem Subjekt hinaus in die Götter und betrachteten den Menschen zum großen Teile nur „als den Fokus, in welchem die höheren dämonischen Gewalten sich treffen und zur Erscheinung kommen". (O. Müller, Äsch. Eumen. S. 166, vgl. auch Hegel Relph. 2, 115, 116, 120.) Nach der christlich modernen Ansicht dagegen kann über das Schicksal des Menschen weder im Himmel noch auf Erden irgendwo etwas zum Voraus entschieden sein: der Schauplatz, wo über sein Los entschieden wird, ist nur sein eigenes Innere, und die göttliche Macht als Nemesis seiner Handlung, wenn sie auch im äußeren Komplex der Umstände als eine von außen kom-

im Beginne geschehen ist, wie die Untat des Ajax u. dgl. Dies ist ganz richtig und kann mit unserer obigen Bestimmung ganz gut zusammenbestehen, denn es handelt sich hier von zwei verschiedenen Punkten. Die Handlung, die das Schicksal der Hauptperson bestimmen wird, ist geschehen und wird dann erst im Verlauf entwickelt, auf ihre Gründe reduziert usw., dies ist analytisch. Aber diese Handlung ging selbst aus dem Schicksal als ihrem Obersatz hervor, und dies ist synthetisch. Kurz — oben ist von der Metaphysik, bei Immermann von der Komposition des griechischen Trauerspiels die Rede.

mende Strafe erscheint, läßt die äußeren Umstände zu diesem Resultate nur vermöge ihres Zusammenhangs mit der sittlichen Handlung eintreten, sie ist daher in Wahrheit nicht etwas, das draußen ist, sondern sie wohnt selbst im geistigen Gebiete. Der Akzent liegt daher bei uns Neueren auf dem Vorgang im Innern des Menschen, und Shakespeares Hamlet z. B., ein Trauerspiel, das durch die von den Manen des Ermordeten gebotene Rache etwas Antikes hat, unterscheidet sich schon durch die Skepsis des Helden, welche das Faktum bezweifelt und selbst die Möglichkeit annimmt, ein höllischer Geist habe sich in die Gestalt seines Vaters verkleidet, deutlich genug von jeder antiken Tragödie. Nur bei dem skeptischen, dem alten Glauben entfremdeten Euripides hält es Orest für möglich, in dem Gebote Apollons die Stimme eines ἀλάστορω vernommen zu haben. Der Grieche sagte: so ist es, so muß es sein, und fragte nicht weiter; das moderne Bewußtsein will den Entschluß nur aus sich selbst nehmen und vorher vor allen möglichen Einwendungen des Zweifels rechtfertigen. Daß in Beziehung auf jenes Hinausrücken der Motive aus dem Inneren des Menschen in den objektiven Willen der Götter bei Sophokles in Vergleichung mit Äschylus ein Fortschritt stattfindet, ist bekannt, indem bei diesem der tragische Streit nicht in der menschlichen Brust, sondern unter den Göttern vor sich geht, bei jenem die ganze Handlung mehr in das Gebiet der Innerlichkeit tritt. Dadurch jedoch wird die Schicksalsidee bei Sophokles nicht gemildert: denn jenes Objektivieren und Theomorphisieren der ethischen Motive ist es nicht, was der Tragödie an sich schon ihr Furchtbares gab und die menschliche Freiheit in ein zweifelhaftes Licht stellte, da ja jene Götter, in deren Willen das Motiv einer Handlung hinüberversetzt wurde, doch wieder nichts Anderes repräsentieren als sittliche Mächte, die in der Menschenwelt und Menschenbrust wohnen, und somit der griechische Zuschauer bei diesen Göttern ganz zu Hause war. Nicht die Götter sind furchtbar, sondern das Schicksal. Es mußte hier jene objektive Art des Motivierens bei den Alten nur deswegen angeführt werden, um mittelbar die geschilderte Gestalt der antiken Schicksalsidee zu erklären. Durch diese erst wird die menschliche Freiheit zweifelhaft und öffnet sich jener nächtliche Abgrund des Tragischen. Daher ist bei Sophokles durch jenes Eintreten der Handlung ins Innere des Menschen, wie

Gruppe richtig bemerkt, das Schicksal, weit entfernt, schonender zu werden, nur um so furchtbarer geworden, was ja eben der Ödipus Tyr. beweist. Die größere Milde des Sophokles hat einen anderen Grund, den wir unten werden kennen lernen.

Die synthetische Behandlung des Schicksals bei den Alten haben wir nun näher ins Auge zu fassen und ihre einzelnen Seiten zu unterscheiden. Namentlich in drei Punkten macht sie sich geltend.

a) Das Schicksal ist zum Voraus ausgesprochen und angekündigt durch Träume, Orakel, Omina usw., überhaupt durch mystische Organe. Dies ist der Hintergrund, auf welchem die Tragödie vor sich geht. In einigen neueren Dramen ist etwas Ähnliches der Fall, wie z. B. in Calderons: Das Leben ein Traum; aber zur Regel kann es nimmermehr werden, weil sich gegen dieses fremde Wissen um etwas, das noch im Schoße des eigenen Inneren des Subjekts und der äußeren Wirklichkeit als etwas Künftiges liegt, das moderne Bewußtsein Ein für allemal sträubt. Man sage zu einem Menschen jetziger Zeit, wie zu Laïos: du darfst keinen Sohn mehr zeugen, er wird dich ermorden, dein Weib heiraten usw., so wird er es, wenn nicht geradezu komisch, wenigstens gewiß nicht wichtig finden, er wäre denn durch krassen Aberglauben von der modernen Bildung ausgeschlossen. Macbeth gehört nicht hieher, denn die Hexen in demselben repräsentieren mehr die Verlockung zum Bösen als das göttliche Wissen des Ausgangs. Die Schicksalstragödien neuerer deutscher Dichter sind nicht darum so miserabel, weil sie die Schicksalsidee herber auffaßten als die Griechen, sondern weil sie diese Auffassungsweise auf einen Boden verpflanzen und einem Publikum vorhalten, wo sie als krankhafte Verzerrung erscheinen muß, während sie auf dem Boden, wo sie ursprünglich gewachsen ist, auf dem griechischen, eine herrliche und großartige Erscheinung war.

Schon in diesem Punkte kündigt sich an, daß auch die sittliche Imputabilität der Handlung von der alten Tragödie in ein ungewisses Licht werde gerückt werden. Denn daß darum, weil etwas im göttlichen Vorherwissen ist, es nicht vorherbestimmt sei, dies beruht auf einer Distinktion, welche man in Beziehung auf Gott nicht mehr sollte hören müssen, welche wenigstens bei den Alten gar nicht angewandt werden darf. Dies führt uns auf den wichtigsten Punkt, nämlich:

b) Schuld ist zwar auch in der alten Tragödie vorhanden, aber nicht rein. Ich habe oben behauptet, daß der Held nie unschuldig untergehe, im Verlaufe aber nun Mehreres gesagt, was hiemit im Widerspruch zu stehen scheint, und dies ist jetzt zu rechtfertigen. Das vom Schicksal vorherverkündigte Unglück muß N. a. zufolge notwendig als unvermeidlich erscheinen. Die Mittel, welche der Mensch anwendet, ihm zu entgehen, stürzen ihn vielmehr in seine Netze. Allerdings nun trifft ihn der Schlag nicht bälder, als bis er ihn verschuldet hat: aber diese Schuld erscheint dann selbst wieder als eine vom Schicksal bestimmte. Herder sagt, das Schicksal jedes Helden in der alten Tragödie sei die Exposition seines Charakters. Dies kann man geradezu umkehren und sagen, sein Charakter sei die Exposition seines Schicksals; und doch hat auch Herder nicht unrecht.

Die Sache verhält sich nämlich so: als der erste Grund der Verbrechen, die sich in der Tragödie bestrafen, erscheint in den meisten Fällen ein Fluch, der auf der Familie liegt, die Folge einer von einem Urahn begangenen Freveltat. Es ist die *πρώταρχος ἄτη*, welche eine Kette sich wechselseitig erzeugender und bestrafender Verbrechen nach sich zieht, der Unglücksdämon, der *ἀλάστωρ*, der durch das Haus geht und als *φρενῶν ἐρίν* (Antig. 597) den Handelnden verblendet, um des Schicksals Schluß zu vollenden. Von dieser Seite nun erscheint das Verbrechen, das infolge jenes Fluchs begangen wird, konsequenterweise als nicht imputabel. Es ist nicht strafbar, sondern es ist Strafe, nämlich für ein altes, von einem andern begangenes Verbrechen. Sehr interessant ist, daß Sophokles seinen Ödipus diese Seite in Ausdrücken hervorheben läßt, welche ganz denen in der bekannten Stelle des N. T. Röm. 9, welche eine absolute Prädestination lehrt, entsprechen. *Οἰδ. ἐπὶ Κολ.* Vers 965 ff.

Ἐπεὶ δίδαξον, εἴ τι θέσφατον πατρὶ
χρησμοῖσιν ἱκνεῖθ', ὥστε πρὸς παίδων θανεῖν,
πῶς ἂν δικαίως τοῦτ' ὀνειδίζοις ἐμοί,
ὃς οὔτε βλάστας πω γενεθλίους πατρὸς
οὐ μητρὸς εἶχον, ἀγέννητος τότ' ἦν.

Röm. 9, 11—13. *Μήπω γὰρ γεννηθέντων, μηδὲ πραξάντων τὶ ἀγαθὸν ἢ κακὸν (ἵνα ἡ κατ' ἐκλογὴν πρόθεσις τοῦ θεοῦ μένῃ, οὐκ ἐξ*

ἔργων, ἀλλ' ἐκ τοῦ καλοῦντος) ἐῤῥήθη αὐτῇ· ὅτι ὁ μείζων δουλεύσει τῷ ἐλάσσονι· καθὼς γέγραπται· τὸν Ιακὼβ ἠγάπησα, τὸν δὲ Ἠσαῦ ἐμίσησα. Es ist hier zwar nur von äußeren Vorzügen die Rede, die nach göttlichem unbedingten Ratschluß zuerkannt oder entzogen werden; allein das Beispiel soll dazu dienen, die sittliche Verstockung der Juden, welche das geistliche Heil von sich stieß, aus eben diesem Ratschlusse zu erklären. Vers 21 ist zu demselben Zwecke das Bild von einem Töpfer und seinem σκεῦος gewählt. Und gerade dasselbe Bild wird in einer andern Stelle benutzt, um das Gegenteil von dem auszusprechen, was Röm. 9 gelehrt wird, nämlich II. Timoth. 2, 21, wo es heißt, daß es nur auf den Menschen ankomme, sich selbst zu einem σκεῦος εἰς τιμὴν zu reinigen. Hiemit ist dieselbe Antinomie ausgesprochen, die wir sofort auch bei den Griechen finden werden. Es lag freilich im christlichen Prinzip die Möglichkeit einer tieferen Lösung dieser Antinomie. Aber wir haben hier doch einen merkwürdigen Beweis, daß das Altertum überhaupt die logische Konsequenz nicht kannte, die uns Neueren bei dem Nachdenken über die göttlichen Dinge Bedürfnis ist, daß der Geist jener konkreten Anschauungsweise es ertragen konnte, die beiden Seiten einer Antinomie, These und Antithese zugleich im Bewußtsein zu beherbergen ohne eine Lösung, weil die moderne Reflexion überhaupt noch nicht entwickelt war. Die Bemühungen der Exegeten, den Widerspruch solcher Stellen durch Umdeutung zu verwischen, beruht eben auf einer Einmischung moderner Reflexion in jene konkrete Denkart.

Dieselbe Antinomie nun finden wir bei den Griechen. Es erscheint nämlich auf der anderen Seite trotz jener Kette der Notwendigkeit das Verbrechen des Abkömmlings als imputabel: es ist nicht nur Strafe (für den Ahnherrn), sondern es verdient selbst auch Strafe (für den Täter). Dies ist ein Widerspruch. Allerdings: und ebendieser Widerspruch ist bei den Alten aufgestellt, aber nicht aufgelöst. Er ist nicht direkt aufgestellt, wie hier im logischen Zusammenhang. So schroff einander gegenübergestellt müßte man freilich das Bedürfnis einer Lösung der widersprechenden Seiten zur Einheit zu deutlich gefühlt haben, um sie nicht zu versuchen; vielmehr spielen und schimmern beide Sätze, nämlich der: das Verbrechen ist Strafe, und der andere: das Verbrechen ist Schuld, in einem ungewissen Dämmerlichte durcheinander, — und gerade dieses Un-

gewisse, dieses Geheimnisvolle, dieser Stachel des absoluten Rätsels gibt der alten Tragödie ihre Furchtbarkeit. Die logische Konsequenz der neueren Untersuchungen über diese Frage dagegen meint, die Antinomie lösen zu müssen, — gut, wenn sie dieselbe löst, aber verfehlt, wenn sie dieselbe leugnet. Das Letztere aber ist von den meisten Beurteilern der antiken Tragödie geschehen. Weil man einen logischen Widerspruch vor sich sah, meinte man entweder die These, oder die Antithese leugnen zu müssen, so daß immer bald auf die eine, bald auf die andere Seite zu großes Gewicht gelegt wurde. Auf der Seite der Imputabilität, der zu humanen Auffassung stehen Blümner (Über die Idee des Schicksals im Äschylus), Gros (Über die Idee der Alten vom Schicksal, Horen 1795), der gar den schiefen Gedanken hat, zur Erklärung von Ödipus' Schicksal die Unterscheidung von Noumen und Phänomen herbeizuziehen, Herder (Adrastea), Schiller, Süvern (Über den historischen Charakter des Dramas. Abhandlung der Berliner Akademie 1825). Süvern gibt Blümnern Recht in der Behauptung, daß die Freiheit es sei, welche auch in der alten Tragödie durch ihre Tat das, wenn auch schon vorher bestimmte und bekannte, Verhängnis zuerst gegen sich reize. Dabei ist eben übersehen, daß der Zwischensatz: „wenn auch schon vorher bestimmte und bekannte" das Subjekt des Satzes, die Freiheit, eigentlich aufhebt; es ist wenigstens nirgends bemerkt, daß dies eben ein Widerspruch ist, den die Griechen selbst stehen ließen, und somit fällt doch ein zu großer Akzent auf das Moment der Freiheit, wiewohl diese ganze Abhandlung auf ungleich tiefere Ideen über das Verhältnis der Freiheit und Notwendigkeit sich gründet als Blümners Schrift. Ganz schief aber ist es, wenn S. 115 von einer „allwaltenden Vorsehung" die Rede ist, die schon im *Οἰδ. τυρ.* sich zeigen soll. Auf dem anderen Extrem stehen Garve (Gedanken über das Interessierende, in der Sammlung einiger Abhandlungen), neuerdings Gruppe, der zwar an mehreren Stellen seiner Ariadne Miene macht, jene Antinomie zuzugeben, wenigstens bei Äschylus von einem gerechteren Schicksal spricht, gerade in Beziehung auf Sophokles aber behauptet, Ödipus, Ajax, Kreon usw. sollen keineswegs gestraft werden, sondern sie verdienen nur Mitleid und Bedauern; ihr Schicksal sei unverdient, es erwachse nur für den davon Getroffenen die Illusion, als hafte es an der Zurechnung und

sei seine Schuld. Ich habe dies schon erwähnt, aber hier im vollen Zusammenhange der Sache leuchtet es ein, welch eine rohe Ansicht dies ist, über die man sich freilich nicht wundern darf in einer Schrift, welche von der Behauptung ausgeht, man könne über solche Gegenstände nichts mit Begriffen ausmachen, und in Harmonie mit W. Menzel die Manen des edlen Solger insultiert.

Schöner und klarer sind die beiden Seiten unserer Antinomie wohl nirgends nebeneinandergestellt, als in Goethes Iphigenie.

Orestes.

Mich haben sie (die Götter) zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und, eine Schandtat schändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zu Grund gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet,
Und ich, der Letzte, soll nicht schuldlos, soll
Nicht ehrenvoll vergeh'n.

Pylades.

Die Götter rächen
Der Väter Missetat nicht an dem Sohn;
Ein Jeglicher, gut oder böse, nimmt
Sich seinen Lohn mit seiner Tat hinweg.
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Beide haben nach griechischer Ansicht recht.

Leugnet man die Antinomie nicht, so entsteht natürlich das Bedürfnis, sie zu erklären, zu lösen. So führt z. B. Böttiger eine Äußerung Schillers zu diesem Behuf an: es habe ihn in der Darstellung der Schicksalsfabel in seiner Braut von Messina die Betrachtung geleitet, daß ein Volk, ein Geschlecht physisch und moralisch immer mehr ausarte, aber in dieser Ausartung auch selbst schon den unvermeidlichen Fluch seiner Vorfahren trage, und endlich, wenn das Maß ganz voll sei, ohne Rettung untergehe. Es sei hier eine wunderbare Wechselwirkung: denn so wie es geschehe, daß selbst ausgeartete Kinder noch des Segens ihrer frommen und gerechten Vorfahren teilhaftig würden, so sei Schuld und Ruchlosigkeit der Väter

auch noch ein verderbendes Erbteil für eine dem Anscheine nach schuldlose Nachkommenschaft geworden. Man müsse hier nur das Animalische, was in der Fortpflanzung, in der Rasse liege, und bei den Menschen Stammcharakter heiße, von dem unterscheiden, was die frühere Angewöhnung, Erziehung, Beispiele, dem Stämmchen noch überdies einimpfen. Vieles liege gewiß schon im Blute. So wie es Familiengesichter und Familienkrankheiten gibt, so auch forterbende moralische Gebrechen und bei der zunehmenden physischen Schwäche auch ein moralisches Unvermögen. Und diese fortsündigende Schuld müsse endlich das Schicksal selbst ermüden usw.*)

Es führen diese Reflexionen weiter auf das Verhältnis des Bösen zur göttlichen Weltordnung und auf die Frage über Freiheit und Notwendigkeit überhaupt, wie sie sich namentlich an die Untersuchung der Natur des Bösen anknüpft, wo denn das tiefsinnige Wort Calvins: cadit homo Dei providentia sic ordinante, sed suo vitio cadit, ganz der obigen Antinomie analog ist. So sagt Schelling in seiner philosophischen Untersuchung über das Wesen der menschlichen Freiheit: „daß Judas ein Verräter Christi wurde, konnte weder er selbst, noch irgendeine Kreatur ändern, und dennoch verriet er Christum nicht gezwungen, sondern willig und mit völliger Freiheit."

Wir sind hier mitten in die Untersuchungen über das radikale Böse, über die Erbsünde, wir sind zu der Hypothese einer zeitlosen intelligibeln Tat der Freiheit geführt, und es ist dies freilich ein metaphysischer Punkt, auf den das Tragische notwendig führen muß, ein Punkt jedoch, um den es sich bei allem Tragischen handelt, nicht bloß bei der antiken Tragödie. Die alte Schicksalsidee in ihrer Differenz von der modernen kann aus einer solchen Untersuchung kein besonderes Licht erwarten. Denn es handelt sich bei dieser metaphysischen Erörterung um einen inneren Grund für die Erklärung jener Antinomie, und es wird die Möglichkeit einer rationalen Lösung der Frage vorausgesetzt. Allein in der Tragödie der Alten gehen die strafwürdigen Handlungen, die zu jener philosophischen Frage auffordern könnten, nicht aus der Natur des Menschen überhaupt, sofern sie ein Gegenstand rationaler Untersuchung sein kann, sondern aus einem irrationalen Grunde, einem

*) S. Taschenbuch Minerva 1814.

Faktum, dem historisch positiv gegebenen Verbrechen des Ahnherrn hervor, und es könnte daher diese nur viel mittelbarer als das moderne Tragische, aus der Lösung des Problems Licht schöpfen. Man kann zwar diese πρώταρχος ἄτη der griechischen Tragödie mit der biblischen Lehre vom Sündenfall vergleichen: allein das Böse, wie es in der Menschheit herrscht, mit seiner Bestrafung führt doch auf ganz andere Fragen als jener positiv faktische Ausgangspunkt der griechischen Tragödie.

In der Tragödie der neueren Poesie können die Elemente des Tragischen, dies geht aus allem Bisherigen hervor, unmöglich dieselbe Proportion haben. Denn das Rätsel jenes dunkeln Verhältnisses zwischen Freiheit und Notwendigkeit hat freilich auch sie zum Thema, aber so behandelt sie es, daß von der Bestrafung eines Unschuldigen, was die Grundidee eines ganzen Dramas betrifft, niemals auch nur der Schein entstehen kann. Das Schicksal kann und darf bei uns niemals als das zum voraus Gesetzte erscheinen, als das Thema, das nun durch die tragische Verwicklung nur abgespielt würde. Was zum Voraus vorhanden und gesetzt ist, das sind bei uns die Charaktere, und daß diese auf dem Grunde einer höheren Notwendigkeit ruhen und in ihren Kreisen wandeln, dies erscheint bei uns erst als Resultat. Aber freilich darf es deswegen keineswegs auch bei uns Neueren nur schlechthin auf flacher Hand liegen, daß der Mensch unbedingt gefehlt habe und dafür von einer irgendwo außer ihm befindlichen Macht bestraft werde. Die Weltansicht des sogenannten Theismus, wonach der Mensch ein von Gott so und so ausgestattetes, aber in seinem innersten Wesen außer und neben Gott, der, man weiß nicht wie, nun auf ihn einwirkt, befindliches Wesen ist — diese oberflächlichste Weltansicht liegt überhaupt der Tragödie fern. Eine so leichte und bequeme Lösung der geheimnisvollsten Frage, wie jene Ansicht durch ihren „außerweltlichen“ Gott sie darbeut, kennt die Poesie nicht, und würde, wenn sie dieselbe akzeptierte, die ganze Gewalt ihres wundervollen Eindrucks verlieren. Denn das müssen wir doch zugeben, daß nur diejenige tragische Person unser ganzes Interesse fesselt, deren Schuld zuerst als ihre Stärke erscheint; und dieser Schein darf dadurch, daß diese Stärke dann plötzlich ihre innere Schwäche offenbart, nicht aufgehoben werden, sondern beides muß in dem Gefühle des Zuschauers beisammen bleiben: „so

stark und doch schwach!" Es muß ein kaum merklicher Übergang von Unschuld in Schuld stattfinden. Hat nun das Tragische diese beiden Seiten ineinander, so schließt es auch das große Rätsel, wie sich Freiheit und Notwendigkeit zueinander verhalten, für den gewöhnlichen Verstand keineswegs auf, sondern erreicht gerade seine Wirkung durch dieses Geheimnis. Kurz der Satz: die Schuld ist imputabel, und der andere: sie geht aus der notwendigen Beschränkung der menschlichen Natur hervor, sie wurzelt in derselben Seite eines Charakters, worin dieser Charakter seine Stärke hat (denn die Stärke eines Heroen beruht auf der Bestimmtheit und Beschränktheit seines Wesens), die Schuld ist also ebensosehr in einer Selbstbeschränkung Gottes gegründet als ein menschliches Werk — diese beiden Sätze enthält das Tragische jeder Zeit in geheimnisvoller Vereinigung: aber die antike Tragödie in einer herberen Form, weil die Seite der Notwendigkeit als irrationales, in der Vergangenheit liegendes Faktum hereinwirkt.

Ob nun jenes große Problem, das dem Tragischen zugrunde liegt, wirklich lösbar sei, hat die Methaphysik, nicht die Ästhetik zu entscheiden. Für die Reflexionsphilosophie jedenfalls ist es absolut unlösbar, weil diese die höhere Einheit Entgegengesetzter nie zugeben wird. So viel aber bestätigt sich auch hier, daß, was von allem Erhabenen gilt, vom Tragischen am meisten gilt, daß es nämlich dunkel sein muß. Denn unter allem Erhabenen ist natürlich das absolut Erhabene dasjenige, was der Mensch am wenigsten zu derjenigen Deutlichkeit heranbringen kann, welche das Staunen aufhebt. Aber auch nur von der gemeinen Deutlichkeit für den Hausverstand gilt dies; es ist auf der andern Seite ebensosehr zu premieren, daß die höchste Erhabenheit am wenigsten das Licht scheuen darf. Die Naturerhabenheit darf am wenigsten in der Nähe besehen werden; die menschliche kann dies besser, aber auch nicht ganz gut ertragen; die göttliche steigt mit der Einsicht. Aber dies ist eine Einsicht der Vernunft, deren erkennende Tätigkeit eben darin besteht, daß sie nicht ein Ganzes in Teile zerlegt, sondern scheinbar Geteiltes — hier Gott und Mensch — in höherer Einheit erblickt. Also: das Tragische muß dunkel sein für den Verstand, klar kann es sein für die Vernunft.

c) Die Versöhnung des tragischen Schmerzes ist infolge der ausgeführten Eigenschaften eine weit oberflächlichere in der alten

Tragödie, als die neuere Poesie sie erfordert. Die tragische Versöhnung besteht darin, daß das negative Resultat der Tragödie zuletzt ebensosehr als ein positives erscheint. Das Subjekt hatte sich in seinem einseitigen Tun dem absoluten Geiste entgegengesetzt: dafür leidet es, dies ist das negative Resultat. Aber in diesem Leiden offenbart sich die positive Wahrheit, daß das Subjekt nur in und mit dem absoluten Geiste groß sein kann und durch die geläuterte Stimmung des Untergehenden selbst steigt der Gott, dem er sich widersetzte, wieder in sein Inneres. Der mit Gott versöhnte Leidende löscht die Schuld der Vergangenheit durch seine Tränen aus; dies vermag der Geist, diese unverwüstliche Gesundheit ist seine Natur. Freilich darf dies nie so handgreiflich hervortreten, daß am Ende der tragische Schmerz ganz vergessen würde, er soll nur zur Wehmut geläutert werden.

Eine Versöhnung kennt bekanntlich die alte Tragödie auch, allein sie ist im Allgemeinen äußerlich gehalten. (Vgl. Hegel Rel. 2, 114, 115.) Versöhnend ist der Schluß in der Orestie des Aeschylus, wo in der Lossprechung des Orestes durch den Areopag die schöne Wahrheit hervortritt, daß die Eumeniden, die Töchter der Nacht, die dunkeln Mächte des verletzten Gewissens keine letzte Instanz sein können, sondern vor der lichten Welt des Bewußtseins weichen müssen, so daß ihre Macht zwar besteht, aber als eine zurückgedrängte, die man, so weit es nötig ist, auch befriedigt. Der Ajax des Sophokles schließt ebenfalls versöhnend, indem der Held mit vollem Bewußtsein die Schuld seiner Verirrung in freiwilligem Tode bezahlt und die Ehre des Begräbnisses gewinnt. Am berühmtesten aber ist der Schluß des Ödipus in Kolonos. Das Schöne und Rührende dieses Schlusses scheint mir jedoch mehr in der Zartheit der Darstellung, den ungemein schönen Reden, der ergreifenden Situation, dem Heiligenscheine, wenn man so sagen darf, den der Dichter über das Ganze ausgegossen hat, als in der hier objektiv ausgesprochenen Idee zu liegen. Denn Ödipus stirbt eigentlich nicht im Innern versöhnt. Er behauptet in dem ganzen Stücke ausdrücklich seine Unschuld, er muß also sein ganzes Schicksal für ungerecht halten und die am Ende eintretende Gnade der Götter nur als eine nachträgliche Gerechtigkeit ansehen. Dies wäre eigentlich eine unschöne Situation. Endigt nun trotz dieser Voraussetzung das Stück so rührend und schön, so müssen wir annehmen, das Gefühl des So-

phokles sei tiefer gegangen, als was ihm in seinem Bewußtsein über das Schicksal klar war, und wir verdanken den unvergleichlichen Schluß mehr der schönen Stimmung des Dichtergreises selbst, als weil die Fäden so angelegt waren, daß eine tiefere Versöhnung der Sache nach eintreten konnte. Diese mußte darin liegen, daß Ödipus seine Schuld anerkännte und aus einem inneren Kampfe endlich versöhnt und beruhigt hervorgienge: wo denn die Entrückung durch die Götter als ein seinem inneren Zustande schön entsprechendes Faktum erscheinen würde. So aber gründet sich die Heiligkeit, die am Ende seine Person gewinnt, mehr auf die Ansicht der Alten, wonach ein Mensch, welchen das Schicksal zum schlagenden Beispiel des herbsten Konflikts erwählt hatte, wonach Schuld und Unglück überhaupt der Gegenstand einer gewissen Heilighaltung war, welche eine solche Person nicht mehr als der gewöhnlichen Wirklichkeit, sondern als den Göttern angehörig betrachtete. Daher, wenn wir die unvergleichliche dichterische Behandlung im Ödipus in Kolonos von dem Stoffe abziehen, so scheint mir im Stoffe des Ajax objektiv betrachtet eine höhere Versöhnung zu liegen, weil in seinem eigenen Innern, ehe er stirbt, eine Anerkennung der göttlichen Gerechtigkeit eintritt. Der Selbstmord wäre bei dieser inneren Buße freilich nach unserer Ansicht nicht mehr notwendig, aber dieses Faktische läßt sich die antike Weltanschauung nicht nehmen. Und so ist denn überhaupt die Versöhnung immer mehr eine äußere als eine innere. Bei Äschylus erscheint sie als juridisches Faktum, im Ödipus in Kolonos als ein Wunder in der Natur. Es geht aus der oben dargestellten Auffassung des Schicksalsbegriffs bei den Alten hervor, daß jenes reine Bewußtsein der Schuld in ihrer Tragödie nicht ebenso, wie in der neueren, möglich war. Denn je mehr die Schuld des tragischen Subjekts nur als ein Glied in einem größeren, durch eine vergangene Tat bedingten, Zusammenhang erschien, desto weniger klar konnte das Subjekt dieselbe erkennen, desto weniger aber auch in der Tiefe des Gemüts sich mit seinem Gott versöhnen. Man erinnere sich nur an die Empfindungen, mit welchen Schiller die Maria Stuart sterben läßt, um sich klar von dem hier stattfindenden Unterschiede des Antiken und Modernen zu überzeugen. Besonders interessant ist es, die Art, wie Orestes bei Äschylus freigesprochen wird, mit der Heilung zu vergleichen, die ihm der moderne

Dichter in seiner Iphigenia auf Tauris zuteil werden läßt. Die Welt der griechischen Vorstellungen ist hier ganz beibehalten und doch ein Geist der Innigkeit darüber ausgegossen, der weit über den antiken Standpunkt hinausliegt, indem nicht nur der Schauplatz der Heilung aus der äußeren Welt ganz in die innere des Orestes verlegt ist, sondern das Gemüt des Orestes in jener traumartigen Anschauung, die ihn in den Hades entrückt, von einer Wärme durchdrungen wird, welche ganz dem christlich germanischen Geiste angehört.

Nur dies ist noch hinzuzusetzen, daß diese tiefere Versöhnung in der neueren Poesie vorhanden sein kann, ohne daß sie ausdrücklich in dem vorgestellten tragischen Subjekte selbst zur Verwirklichung kommt. Der Dichter, der in dem Prinzip unserer christlichen Bildung wurzelt, wird das Gefühl derselben in dem Zuschauer durch den Geist, in welchem das Ganze gehalten ist, hervorbringen. Wallenstein z. B. sehen wir nicht mit Anerkennung seiner Schuld, sondern unversehens in der Blüte derselben untergehen, und dennoch verlassen wir den Schauplatz gewiß mit einem weit milderen Schmerze, als wir einen griechischen verlassen würden. Offenbar, weil wir bestimmter wissen, daß der Held eine wirkliche Schuld abbüßt, als dies auch im Ödipus in Kolonos der Fall ist, und weil wir in seinem idealen, reineren Ich auch die stille Erhebung über seine Schuld vorauszusetzen durch die ganze gemütvolle Behandlung des Charakters veranlaßt sind. Süvern unterscheidet eine solche Versöhnung, die nur in der Besiegung und dem Untergang des der Weltordnung widerstrebenden Individuums besteht, und eine solche, wo dieses selbst sich freiwillig mit der Notwendigkeit versöhnt. Beide Gattungen kommen im antiken wie im modernen Drama vor, beide aber haben im letzteren einen beruhigenderen Schluß, als im ersteren. Freilich wenn das Böse in einem Extrem auftritt, wie im Richard III., so können wir uns diese beruhigendere Wirkung nicht durch dieselbe Wendung erklären, die wir soeben in Beziehung auf Wallenstein gemacht haben, denn hier fragt der Zuschauer kaum danach, ob der vernichtete Bösewicht selbst durch vollkommene Anerkennung seiner Schuld sich mit dem Schicksal noch versöhnen könnte. Wohl aber prägt uns das ganze Drama die Idee ein, daß der Weltplan ein guter sei, während in der alten Tragödie immer noch ein Rest von einer neidischen und schadenfrohen Gottheit im Hintergrund lauert: die

tiefere Versöhnung mit dem Übel in der Welt fällt daher dort wenigstens in die Seele des Zuschauers.

Auf der hier betrachteten zweiten Stufe des Tragischen erschien dasselbe überhaupt als die in einer wirklichen Schuld und ihrer Strafe sich offenbarende Unangemessenheit des Subjekts zur absoluten Idee. Dabei wurde zwar schon hervorgehoben, daß diese Schuld nicht auf flacher Hand liegen dürfe, daß sie nach der andern Seite hin als eine Stärke, und daß der Übergang von der Unschuld zu ihr kein absoluter Absprung sein dürfe. Dies gilt nun im Grunde von allem Bösen, da es nur die Verkehrung einer Kraft ist. Allein es muß nun in prägnanterem, geistigerem Sinne zum Vorschein kommen, und dies geschieht in der

dritten,

der reinsten und durchsichtigsten Form des Tragischen. (Vgl. Hegel Phänomenologie 346 ff., Religionsphilosophie 2, 113 ff.)

Auf dieser Stufe werden erst beide Elemente des Tragischen in ihre ganze Tiefe verfolgt. Das eine derselben, der absolute Geist, erscheint jetzt als rein geistige Einheit aller sittlichen Wahrheiten und Gesetze. Das andere erscheint als ein Subjekt, das eine dieser sittlichen Wahrheiten zu seinem Pathos gemacht hat und mit energischem Eifer verfolgt. Dieses Subjekt hat Recht, weil, was es will, eine Wahrheit, eine wirkliche menschliche Pflicht und Tugend ist; aber es hat Unrecht, weil diese Wahrheit ihre Stelle in dem Komplex anderer sittlicher Gesetze hat, welche ebenfalls wahr sind, und das Subjekt in der Verblendung seines einseitigen Pathos dies nicht zugibt. Daher steht ihm in einem anderen Subjekte das andere sittliche Gesetz mit derselben Kraft des Pathos gegenüber, und dieses andere Subjekt hat aus dem nämlichen Grunde in seinem Rechte Unrecht. Diese einseitigen Rechte treten nun in einen Kampf, dessen Resultat ist, daß beide ihre Einseitigkeit im Feuer des Leidens abstreifen, und so, indem jedes dem andern das Zugeständnis seines Unrechts im Rechte macht, die höhere Einheit derselben im absoluten Geiste klar hervortritt. Es ist hier nur sogleich hinzuzusetzen, daß dieses ausgleichende Resultat vermöge der Gesetze der Poesie nicht allzu handgreiflich auf die Oberfläche herauskommen darf; vielmehr, was die Tragödie Faktisches bietet, wird immer mehr die negative Seite, den Untergang der einseitigen Größen, vor Augen führen, und die affirmative Seite, die

harmonische Geltung der durch eine einseitige Verfolgung entzweiten Rechte im höchsten Geiste, das versöhnte himmlische Sein der Untergehenden wird, sozusagen, zwischen den Linien gelesen werden müssen. Auch braucht hier nicht auseinandergesetzt zu werden, daß die poetische Gerechtigkeit eine andere ist als die wirkliche, daß daher an zwei einander bekämpfende Charaktere keineswegs die Strafe im Verhältnis zur Verirrung ganz gleichmäßig ausgeteilt zu werden braucht. Im Gegenteile verlangt das tragische Gesetz, daß diejenige Person, deren Recht das einleuchtendere ist und deren Schuld deswegen als verzeihlicher erscheint, am Schlusse mehr leiden muß als die ihr entgegenstehende Person. Für die oberflächliche Betrachtung entsteht daraus der Schein, als ob das Leiden eines Unschuldigen die Grundidee des Stückes sei, da doch der eigentliche Zweck ist, gerade dadurch die Grenze der Menschheit, das Einseitige, das auch den edelsten menschlichen Bestrebungen anhängt, desto evidenter zu machen, je höher der Held gestellt, je schwerer seine Schuld von seiner Unschuld zu trennen ist. In Goethes Tasso z. B. wird der oberflächliche Leser oder Zuschauer den Tasso als eine leidende Unschuld betrachten und dem Antonio fast alles Unrecht zuschieben. Allein auch nur dieser; denn deutlich genug ist es, daß Tasso in seinem Rechte so gut Unrecht hat als Antonio.

Goethes Tasso bietet überhaupt ein sehr adäquates Beispiel für diese dritte Stufe des Tragischen, fast ein zu doktrinelles, da die in diesem Drange liegende Grundwahrheit gegen den Schluß hin sich der Verkörperung durch Handlung offenbar zu sehr entzieht und nur dialogisch mit Worten ausgesprochen wird.

Es stehen hier auf einem Boden, wo ihr Gegensatz notwendig bis zum Konflikt steigen muß, zwei Charaktere einander gegenüber, deren jeder eine einseitige Wahrheit zu seinem inneren Gesetz und Pathos hat. Tasso repräsentiert uns den Geist des Dichters mit der vollen Glut der Phantasie und Leidenschaft, mit dem Anspruche an die Welt, daß sie seiner poetischen Anschauung auch in ihren wirklichen, positiven Zuständen Raum gebe und die Fesseln der Konvention lüfte. Antonio, eine im Innern prosaische Natur, ist von dem Grundsatze durchdrungen, daß eben diese positiven Verhältnisse geachtet werden müssen, daß der Spielraum, den auch sie der Phantasie und den schönen Künsten gestatten, nie bis zur Verletzung der die

ganze Welt beherrschenden sozialen Form erweitert werden dürfe. Dem Antonio gegenüber kommen nun alle Schwächen des Tasso zum Vorschein, seine Eitelkeit, sein unpraktisches, unordentliches Wesen; dem Tasso gegenüber alle Fehler Antonios, seine Mittelmäßigkeit, Kälte, seine zahme Korrektheit. Eine Vereinigung der von diesen Männern repräsentierten Standpunkte ist denkbar, und stellen wir uns eine Person vor, die über die menschlichen Einseitigkeiten erhaben wäre, so ließe sich Phantasie und Wirklichkeit gewiß auch in dieser Beziehung zur Harmonie vereinigen. Aber so wie der Mensch einmal ist, verfolgt er in der angeborenen Bedingtheit seines Wesens, in der Unruhe des Lebens von zwei scheinbar sich widersprechenden Gesetzen das eine, und das andere haßt er gerade um so mehr, je mehr er eigentlich fühlt, daß er ihm ebenfalls sein Recht zugestehen müßte. Den Zorn, den er gegen sich selbst haben sollte, weil er zu unvollkommen ist, beide Vorzüge zu vereinigen, wirft er auf denjenigen dieser Vorzüge, welchen mit den seinigen zu vereinigen ihm zu schwer ist. So erzeugt gerade die innere Einheit der Entgegengesetzten ihren gegenseitigen Haß, und es kommt deutlicher als irgendwo zum Vorschein, daß der Haß eine verkehrte Liebe ist. Sehr schön spricht diese Grundwahrheit unseres Drama Leonore aus:

Wie schwer zu raten sei, das fühlst du selbst
Nach dem, was du gesagt. Es ist nicht hier
Ein Mißverständnis zwischen Gleichgestimmten;
Das stellen Worte, ja im Notfall stellen
Es Waffen leicht und glücklich wieder her.
Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte.

Vergleichen wir die beiden Seiten der idealen Person, in welche Tasso und Antonio sich auflösen sollten, so ist freilich die von Tasso repräsentierte die genialere; Antonio ist ein weit abstrakterer und auf die Oberfläche des Wesens angewiesener Kopf. Dadurch steht freilich Tasso im Vorteil unserer Liebe und tritt Antonio stark in den Hintergrund; sie verhalten sich, wie Gehalt und Form. Das ist nun das Tragische, daß die Helden in ihrer Größe nicht achten zu dürfen glauben, was für geringere Naturen die höchste Geltung hat; das aber ist eben ihre schwache Seite, und es haben die geringeren Naturen

Recht gegen sie. Denn ebendies Untergeordnete, Mittelmäßige ist es, was die Menschheit erhält, diese Linien, die der Komet eines heroischen Individuums nicht achtet, sind der wohltätige Normalzustand der menschlichen Gesellschaft. Daß das geistvollere Individuum so viel Ursache hat, diese Mittelmäßigkeit zu übersehen, und daß es dennoch schuldig ist, sie zu achten, daraus entsteht sein tragisches Schicksal. Dem äußeren Resultate nach läßt nun die poetische Gerechtigkeit gerade jene untergeordnete Seite gerne triumphieren, während das glänzendere Recht des Helden untergeht. Sie erklärt dadurch, daß nach allem Kampfe die dem Ganzen der Menschheit wohltätige Mittelmäßigkeit unversehrt bleibe; sie erklärt aber auch, daß sie durch ihren Sieg über den Helden im Grunde noch mehr gestraft sei als dieser, denn tragisch untergehen zu dürfen ist das schöne Vorrecht großer Menschen und den schmerzvollen Blick Piccolominis zum Himmel sehen wir nicht mit der Rührung, mit welcher wir Wallenstein zu seinem letzten Schlummer begleiten.

Um nun darauf noch einmal zurückzukommen: diese Stufe des Tragischen ist deswegen die reinste und höchste, weil hier nicht nur die Schranken des menschlichen Strebens in dem Grade klarer einleuchten, in welchem sie gerade dem Trefflichen und in sich Berechtigten anhängen, sondern auch, weil der ganze Verlauf klarer als auf den andern Stufen in dem Gebiete selbstbewußter Sittlichkeit vor sich geht, welche bestimmt weiß, was sie will. Diese bewußtere Gestalt des tragischen Kampfes hat ihren Grund darin, daß auch das Recht, das der Held verletzt, ihm in der Form selbstbewußter menschlicher Persönlichkeit entgegensteht, nicht bloß in der Gestalt allgemeiner unpersönlicher Potenzen, wie z. B. dem Ödipus die lauernde, feindselige Macht des Zufalls, dem Orestes der verletzte Geist der Familie, die Erinnyen. Gerade an den Orestestragödien ist dies deutlich, denn man kann diese von der einen Seite wohl unter diejenigen Tragödien rechnen, welche, eine Kollision einseitiger sittlicher Gesetze enthaltend, dieser dritten Stufe angehören: allein auf der andern Seite stehen sie tiefer, teils, weil das Gesetz, dem Orestes gehorcht, nicht als sein eigener klarer Entschluß erscheint, sondern als der Wille eines Gottes, teils, weil das Recht, das ihm entgegensteht, in der dunkeln Gewalt der Erinnyen liegt. Zwar hält ihm auch seine Mutter die Pflicht vor, die er zu verletzen im Begriffe

ist, allein sie als die Beteiligte, als die Mörderin des Agamemnon, kann auch nicht die wahre Vertreterin der Pietät sein. Dagegen wenn ein klarer, nicht zum voraus durch Schuld getrübter Charakter mit guten Gründen für sein Recht dem andern gegenübersteht, dann sprechen sich die beiden einseitigen Vortrefflichkeiten in ihrem ganzen Umfange aus, jeder weiß klar, was er tut, es sind hier keine dunklen und lauernden Mächte im Spiel, und indem wir deutlich sehen, wie jeder Recht hat, sehen wir auch um so deutlicher, wo die Einseitigkeit, die Schuld anfängt. Der Kampf beginnt, das Einseitige geht zugrunde, und aus dem Untergange der Entgegengesetzten schwingt sich — aber unsichtbar und nur für unser feinstes geistiges Organ bemerklich — jene ideale Person, jener eine Mann, von dem Leonore spricht, empor.

Erwägen wir nun, daß die Idee, welche die Personen in dieser Kollision vertreten, nicht eine subjektive Grille, ein abstrakter Begriff, sondern eine Idee von allgemeiner sittlicher Bedeutung ist, eine sittliche Macht, welche uns auf eine Gesamtheit weltgeschichtlicher und allgemein menschlicher Zustände hinaus den Blick eröffnet: so erhellt, welch ein spiegelklares Bild des Lebens diese Form des Tragischen uns entgegenzuhalten vermag.

Hat die hier dargestellte Form des Tragischen innere Wahrheit, so ist die Frage, wie frühe sie in der wirklichen Tragödie erscheine, eine ganz sekundäre. Inzwischen ist es doch von Interesse, zu wissen, wie weit die Alten zu dieser reinsten Stufe der Schicksalsidee vorgedrungen sind.

Daß die Orestie eine Kollision sittlicher Mächte zur Grundlage hat, wurde schon erwähnt, aber auch hinzugesetzt, daß die Durchbildung in das lichte Reich menschlichen Selbstbewußtseins dem Äschylus noch ferne liege. Solger zuerst hat diesen Standpunkt dem Sophokles, namentlich seiner Antigone, vindiziert und diese aufgefaßt als einen Streit zwischen den ewigen und notwendigen Gesetzen der Natur und Sittlichkeit und den Gesetzen, durch welche menschliche Weisheit menschliche Willkür zu ordnen strebte. „Diese sowohl, wie jene, sind heilig und ehrwürdig, aber es kann nicht fehlen, daß sie im Einzelnen miteinander streiten, und diese menschlichen Gesetze, als Werke der Zeit und des Wechsels, jenen ewigen unterliegen." (Vorr. z. Übers. d. Soph. Nachgel. Werke 2, 459.) „In

dem schönen Gemüte der Antigone siegt die ewige Macht heiliger Sitte über ein hartes Gebot von bloß menschlicher Herkunft. Auf keiner Seite liegt die ganze Schuld des Verderbens, beide büßen gemeinschaftlich die nie zu vereinende Spaltung zwischen dem Ewigen und Zeitlichen.“ (A. a. 466.) Ihm folgt Süvern (Über einige histor. und polit. Anspielungen in der alten Trag., Abhdl. der Berl. Akad. 1824): „Eine an sich erhabene und heilige Sache sondert sich hier von der höheren, deren Ausfluß sie ist, und von welcher sie nie getrennt sein sollte, Recht von der Religion, und dieser Gegensatz wird zur Empörung. Von beiden Seiten ist der Kampf gegen ein den Menschen Heiliges und Ehrwürdiges, der Freiheit Schranken Setzendes gerichtet, von jedem gegen eine der zwei Seiten desselben, in welche nur menschliche Willkür diese Spaltung und Entgegensetzung bringt, und dadurch überall, wo dies geschieht, Unheil und Verderben stiftet.“ Ganz im Geiste des Hegelschen Systems lag es, diesen Begriff des Tragischen, als eines Konflikts entgegengesetzter Einseitigkeiten, als einer großartigen Dialektik des Fatums hervorzuheben. In der Relig.-Phil. S. 113 wird daher die Antigone das absolute Exempel der Tragödie genannt. „Da kommt die Familienliebe, das Heilige, Innere, der Empfindung Angehörige, weshalb es auch das Gesetz der untern Götter heißt, mit dem Rechte des Staats in Kollision. Kreon ist nicht ein Tyrann, sondern ebenso eine sittliche Macht, Kreon hat nicht Unrecht: er behauptet, daß das Gesetz des Staats, die Autorität der Regierung geachtet werde und Strafe aus der Verletzung folgt. Jede dieser beiden Seiten verwirklicht nur die eine Seite der Gerechtigkeit, hat nur die eine derselben zum Inhalt, das ist die Einseitigkeit, und der Sinn der ewigen Gerechtigkeit ist, daß beide Unrecht erlangen, weil sie einseitig sind, aber auch beide Recht; hier haben sie beide ihr Gelten, aber ihr ausgeglichenes Gelten. Es ist nur die Einseitigkeit, gegen die die Gerechtigkeit auftritt.“ Die tiefere Begründung siehe Phänomenologie 346 ff.

Gegen diese Auffassung der Antigone ist neuerdings namentlich Gruppe aufgetreten, freilich auf einen Grundsatz gestützt, der den Standpunkt kontemplativer Betrachtung ziemlich burschikos mit dem praktischen verwechselt: „Nun dünkt uns jenes aber auch die vollständigste Unpoesie, daß alles Edle schlecht werden soll, wenn man sich ihm mit ganzer Seele hingibt: es wäre nur eine Feier des Phlegma,

der Gleichgültigkeit und Prosa." Ebendies ist ja das Tragische, daß das Edle edel, der vollkommensten Begeisterung würdig **bleibt** und dennoch trotz seiner Trefflichkeit einseitig, mangelhaft ist. Kein vernünftiger Mensch wird sich durch diese Reflexion abhalten lassen, das Gute und Rechte frischweg zu beginnen: aber am Schlusse wird er gestehen müssen, daß auch dem Herrlichsten, was Menschen unternehmen können, eine Einseitigkeit anklebt. **Gruppe** beruft sich namentlich auf das Betragen des **Kreon**, das keineswegs als eine würdige Repräsentation der Staatsgesetze im Gegensatze gegen die der Pietät, sondern als der persönliche Eifer eines gereizten Tyrannen erscheine. Das ist nun freilich nicht zu leugnen, daß **Kreons** Charakter hart, unpoetisch erscheint, daß an ihm nichts Großes ist. Allein dadurch wird jene Auffassung noch nicht widerlegt. Vielmehr findet gewiß hier der oben ausgesprochene Satz seine vollkommene Anwendung, daß von den zwei einander bekämpfenden Charakteren durch das poetische Gesetz gewöhnlich der eine in einen glänzenden Vordergrund gestellt wird und der andere als untergeordnete Natur erscheint, ohne daß deswegen dem ersteren ein absolutes Recht zuerkannt wird. Wie **Antonio** im Gegensatze gegen **Tasso**, so ist **Kreon** im Gegensatze gegen **Antigone** eine untergeordnete prosaische Natur. Es ist wahr, er zeigt sich persönlich gereizt, er ruft sogar aus: „wenn es sein muß, stürz' ein Mann uns lieber hin, nur heiß' es niemals, daß ein Weib uns unterwarf," allein deswegen sind seine schönen Reden über Gesetzmäßigkeit und Ordnung, wie **Solger**, **W. Schlegel**, **Süvern** gewiß richtig bemerken, nicht vergebens gesagt; es können sich in die Art, wie er das von ihm verkündigte Verbot exequiert, unwürdige, persönliche Motive einmischen: wenn nur das Motiv des Verbots selbst ein reines war, was zu bezweifeln keine Ursache vorhanden ist. Eine gewichtige Einwendung ist die, daß ja die Bestattung der Toten eben selbst ein öffentliches, vom Staate sanktioniertes Gesetz war und daß Kreon, nachdem er zu sich gekommen, dies selbst anerkennt (V. 1113):

δέδοικα γάρ, μὴ τοὺς καθεστῶτας νόμους
ἄριστον ᾖ σώζοντα τὸν βίον τελεῖν.

Allein es ist hier eben ein Widerspruch im Staatsleben selbst; denn es ist derselbe Staat, der die Gesetze der Pietät und Religiosität

zu seiner Grundlage hat, sie in sich aufnimmt und sanktioniert und der im einzelnen Falle, um als dieser einzelne bestimmte Staat seine Interessen festzuhalten, vorübergehend ein Gesetz aufstellen muß, das mit jener seiner eigenen Wurzel im Widerspruche ist. Jedem Toten gebührt die letzte Ehre, dies ist zugleich Staats- und Religionsgesetz, allein Polyneikes hat die einheimischen Götter beleidigt, indem er ihr Heiligtum den Flammen preisgeben wollte, hat die Pietät gegen sein Vaterland abgeworfen, und so muß der Staat, gerade um die Gesetze der Pietät zu schützen, ihm den Genuß derselben versagen. Allerdings ist die Kollision keine absolute, unvermeidliche; Polyneikes hat eigentlich mit dem Tode seine Empörung bereits gebüßt, sein Leichnam konnte immer geachtet werden, und daher bereut Kreon seine Tat; allein darum hat er doch aus einem in sich wahren Grundsatze heraus gehandelt und dies leugnen heißt gerade den Mittelpunkt des tragischen Konflikts leugnen. Auch dies ist wahr, daß nach Hämons Versicherung die Einwohner der Stadt heimlich für Antigone gestimmt sind und über ihre Behandlung murren, allein wenn dadurch allerdings Kreon sich bewegen lassen sollte, von der Vollstreckung seines harten Gebots abzustehen, so folgt doch daraus, daß er es nicht tut, nur so viel, daß er in der Verfolgung eines an sich wahren Grundsatzes zu weit geht, der ihn als den Repräsentanten des Staatslebens vollkommener durchdringt als die Bürger, denen das Staatsinteresse hinter der unmittelbaren Familienteilnahme verschwindet. Folgt nun daraus, daß auch Antigone zu ihrer Tat kein unbedingtes Recht hat, so können wir dennoch nicht ebenso, wie von Kreon, auch von ihr verlangen, von ihrem Entschlusse abzustehen. Dies liegt in der schon öfters wiederholten Natur der tragischen Idee, wonach das Recht der einen von beiden kämpfenden Seiten einleuchtender, glänzender ist. Kreons Charakter ist auch in den beiden Ödipus von Sophokles gerade so gehalten, wie dieser Gegensatz der prosaischen und der heroischen Charaktere es erfordert. Er erscheint als eine polizeiliche Natur, dabei jähzornig, aber nicht als gemeiner Egoist. Er will das Gute, aber auf eine harte, unschöne, ungefällige Weise, und solche Charaktere sind ganz die geeigneten zum tragischen Konflikt mit heroischen Naturen. Ebendeswegen schenken wir auch der Antigone in ihrem Untergange ein reineres Mitleiden als Kreon, so wenig wir es auch diesem

entziehen können. Auch Böckh (Über die Antigone des Sophokles, Abhandlung der Berliner Akademie 1824) faßt den Charakter des Kreon so auf, wie er hier genommen wird, und tut von der anderen Seite dar, daß auch über Antigones Unrecht der Dichter deutliche Winke gibt und daß eine Verherrlichung derselben keineswegs die volle Grundidee der Tragödie sein könne. Antigone erscheine nicht umsonst im Anfange als rauh, ja unweiblich, und Ismene habe allerdings Recht, wenn sie ihr entgegenhalte, daß sie als Weiber und Beherrschte der Macht sich fügen müssen und nur die Toten um Verzeihung flehen können. Auf die Wendungen, welche Antigones Rede Vers 883—920 nimmt, macht er mit Recht aufmerksam. Sie bereut zwar in dieser letzten Klage ihren Entschluß nicht, aber sie erkennt doch (Vers 898), daß sie den Staatswillen verletzt habe; und daß sie ausspricht, einem Gatten, einem Kinde zuliebe hätte sie nicht dasselbe gewagt, sondern nur einem Bruder, der ihr nicht ersetzt werden könne: dies ist nach Böckhs und gewiß nach jedes Unbefangenen Urteil ein Beweis von einem Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, und darum stellt sie es auch zuletzt zweifelnd den Göttern anheim, ob sie, ob ihre Richter gefehlt haben. Endlich ist der an mehreren Stellen vom Chore gegen die Handlung der Antigone ausgesprochene Tadel doch zu entschieden, um mit der, im Allgemeinen allerdings richtigen, Ansicht Gruppes, daß der Chor haltungslos zwischen seinen Überzeugungen schwanke und sich erst allmählich klar werde, darüber hinwegzukommen. Wenn übrigens Böckh den Grundgedanken des Dramas dahin bestimmt, es wolle lehren, daß unbesonnenes Handeln zum Verderben führe, so halte ich diese Idee für zu beschränkt, um Grundidee einer Tragödie sein zu können. Die Tragödie beschäftigt sich nicht mit Hervorhebung solcher einzelner moralischer Sätze, es ist wohl überhaupt nicht ganz adäquat, ihre Ideen in Form einer Lehre, eines sittlichen Rats zu fassen. Indem nach Böckhs Ansicht diese Lehre sowohl der Antigone als dem Kreon gilt, so nimmt auch er einen Kampf entgegengesetzter Rechte an, und dies ist die Grundidee, bei der man stehen bleiben muß.

Allerdings ist diese Stufe einer klareren Exposition fähig, als wir sie in der Antigone finden und als wir sie überhaupt bei den Alten finden können; allein eine schöne und bedeutende Erscheinung ist es doch, daß der griechische Geist in seiner klaren Gesetzmäßigkeit

auch diese Note gegriffen hat. Unter den Neueren möchte ich nur noch auf Goethes Clavigo aufmerksam machen, wo das Gesetz der Treue in der Liebe und die Einsicht des Verstandes im Widerspruche mit demselben in einem so klaren, lebendigen Konflikt treten, daß Recht und Unrecht auf beiden Seiten voll hinreißender Wirkung sich aussprechen.

So viel über das Prinzip des Tragischen. Es bedarf keiner ausführlichen Nachweisung, daß das Tragische alle früheren Gestalten des Erhabenen in sich faßt und daher namentlich das Furchtbare in seiner äußersten Gewalt entfesselt, das hier nicht mehr als bloße Naturmacht, sondern als geistiger Urgrund zerstörend gegen das einzelne Leben auftritt. Das Erhabene der Substanz kann gemäß dem Wesen des Drama, welches die Breite der Welt und Natur zu einem Schauplatze für handelnde sittliche Wesen zusammendrängt, nur in seiner Beziehung auf ethische Zustände vorkommen, wie der Donner vor der Entrückung des Ödipus, das Gewitter im König Lear. Ohne solchen Zusammenhang wird es leicht zum kindischen Prunke, wie z. B. in einem französischen Drama, le Bravo, wo es an die viermal zwölf Uhr um Mitternacht schlägt. Das Wunderbare in seiner tragischen Bedeutung haben wir schon berührt. Das Erhabene des Subjekts ist der eigentliche Stoff, mit dessen Entfaltung das Tragische anhebt und den es in der Energie des Bösen bis zur Höhe des Furchtbaren steigern kann. Aber gewaltiger und furchtbarer als diese Momente tritt dann der absolute Geist hervor, der seine Schrecken sowohl in der Bestrafung des Bösen als in dem Untergange des Edlen ausbrechen läßt.

Absichtlich habe ich in dieser ganzen Entwicklung den Solgerschen Ausdruck tragische Ironie vermieden, weil er angefochten und wirklich dem Mißbrauche ausgesetzt ist. Den Grundbegriff des daß auch das Höchste und Edelste untergehen muß, weil die Idee nicht existieren kann, ohne Gegensatz zu sein, weil der Mensch in der Wirklichkeit an der Idee nur teilhaben kann, wenn er sie selbst in die Widersprüche des Lebens hineinzieht, weil mit einem Worte die Existenz das Ewige nicht ertragen kann. Die Wendung aber, auf die er doch so großen Wert legt, ist offenbar bereits gewagt, daß nicht

bloß die Erscheinung, sondern die Idee, das Schöne selbst im Tragischen untergehe. Es sieht nämlich aus, als solle mit diesem negativen Resultate die Sache erschöpft sein, und man wird so an jene, von Hegel fast zu eifrig bei jeder Gelegenheit angegriffene Ironie der Romantiker erinnert, welche als reine Willkür des Subjekts die Gestalten beliebig erscheinen und verschwinden und nichts Affirmatives als eben dieses sich selbst beschauende Spiel übrig läßt. Daß Solger dies nicht sagen wollte und daß er nicht bloß bei der absoluten Negativität der Idee stehen bleibt, dies zu beweisen hat man nicht nötig, auf seine persönliche Gesinnung zu rekurrieren, wie Hegel (Ästhetik 90). Denn er selbst sagt an denselben Stellen, wo er diese negative Seite des Schicksalsbegriffs hervorhebt, daß das Edle in der Menschheit gerade in jenem Untergange sich zum Göttlichen verkläre, daß gerade in dem Verschwinden unserer Wirklichkeit sich die Gegenwart des Göttlichen kundtue. Daher dringt er auch nachdrücklich darauf, daß die Ironie nicht von der Begeisterung getrennt werde, denn dann „wäre sie nicht mehr Ironie, sondern dem Wesentlichen direkt entgegengesetzt" (Vorl. 242). Man sieht also wohl, was er will, aber er hat es nicht deutlich gesagt, wie denn überhaupt seine Darstellung das Beschwerliche hat, daß das letzte, schlagende Wort immer nicht recht heraus will. Er hat nirgends deutlich gemacht, in welchem Sinne denn nicht nur die Erscheinung, sondern auch die Idee untergehe und in welchem Sinne denn ebendadurch das Göttliche sich offenbare; er hat nicht gesagt, daß eigentlich nur das Einseitige an der Idee, oder sie als einseitige zugrunde gehe und daß das Göttliche sich durch Kundtuung der höheren Einheit der entgegengesetzten Größen in ihrer Vernichtung offenbare; und weil er dies nicht gesagt hat, will es den Anschein haben, als setze er die ganze Offenbarung des Göttlichen darein, daß das Irdische erdrückt wird. Meinen kann er dies nicht, sonst würde er nicht so positiv darauf dringen, daß der Untergang des Endlichen seine Verklärung sei.

Es ist schade, daß der schöne Terminus der Ironie durch diesen Mangel an Befestigung des Sinnes dem Angriffe Blößen darbot und neuere Schriftsteller dadurch scheinbar berechtigte, ihn einen berüchtigten zu nennen. Denn sehr zweckmäßig hebt das Wort jenen erhabenen Witz des Schicksals hervor, das sein Opfer desto höher hebt, je tiefer es sinken soll, das uns die menschliche Größe zu zeigen scheint

und vielmehr, eben indem es diese vor uns ausbreitet, die menschliche Schwäche enthüllt, das also, wie die rhetorische Ironie, darin seine Kraft hat, daß es den Schein des Entgegengesetzten erzeugt, aber, sehr verschieden von dieser, nachdem es durch diese Zweideutigkeit den tragischen Schrecken hervorgebracht hat, dem zitternden Kinde die gute Meinung zeigt, die zugrunde lag. Ödipus löst die schwersten Rätsel, und ihm ist sein eigenes Leben ein Rätsel; diesen furchtbaren Spott muß er ertragen, aber endlich wird der schwer Geprüfte von den Himmlischen entrückt. Diese auf die furchtbare Ironie folgende Milde der Versöhnung ebenfalls Ironie zu nennen, wie Immermann getan hat (Ajax 67), halte ich nicht für passend. Er sagt, es liege im Ajax eine doppelte Ironie, erstens, daß sich die überragende Größe des Ajax als Schwäche erweise, zweitens aber, daß infolge seiner Vergehungen das Unglück, das ihn trifft, vielmehr als ein Glück erscheine und der Tod ihm wünschenswert sei. Allein die Ironie bezeichnet eigentlich nur das Erste, das Negative, das Zweite ist dann Aufhebung der Ironie, denn das Ende der Tragödie ist einfache Wahrheit, das Doppelzüngige und Zweideutige menschlicher Verhältnisse hat hier aufgehört, und das furchtbar Erhabene kehrt zur sanften Schönheit zurück. Man kann daher Solgers Fehler auch so bezeichnen, daß er spricht, als ob die Ironie das ganze Tragische wäre. Zugleich hat er jedoch das Verdienst, durch diesen Ausdruck einem Haupterfordernis zum dichterischen Genius den rechten Namen geschaffen zu haben. Diese Ironie, welche die menschliche Größe, indem sie dieselbe auf den Gipfel ihres Glanzes zu führen scheint, zum Tode schmückt, ist der Geist, durch welchen dem Dichter die Welt in harmonischen Fluß tritt, und hat von jeher die wahren Dichter als die wesentliche andere Seite der Begeisterung ausgezeichnet. Der Standpunkt Schillers und Goethes namentlich, wie er in dem Briefwechsel beider sich so klar und bewußt ausspricht, befindet sich recht im Mittelpunkte dieser Ironie. Wo der Mißbrauch dieser Kraft anfängt, ist leicht zu entdecken, man darf nur Heine lesen. Übrigens zeigt sie sich namentlich auch im Epos tätig. Die Trockenheit und scheinbare Teilnahmlosigkeit, mit welcher der Dichter die Erscheinungen in ihrer Schwäche wie in ihrem Glanze, ihrer plausibeln Seite darstellt, so daß Eines im Andern durchschimmert, bedingt die tiefste Wirkung epischer Poesie.

Mit diesen Bemerkungen über den Begriff der Ironie möge zugleich erklärt sein, warum ich ihm nicht in der folgenden Entwicklung des Komischen einen eigenen Ort anweise. Denn in dem weiteren Sinne, wie die Ironie hier gefaßt ward, gehört sie jeder Sphäre des Schönen, insbesondere aber dem Tragischen an und ist ein durchgreifendes Element namentlich der poetischen Produktion. Spricht man aber vom Komischen für sich, nicht wie es in alle andern Sphären des Schönen als Ironie hineinspielt, so kann man es freilich eine Ironie des Ernstes nennen; nur bleibt man lieber bei dem gewöhnlichen Ausdruck, um die Bezeichnungen nicht zu häufen. Innerhalb des Komischen tritt sie dann wieder als eine eigentümliche Wendung hervor in der Rede, auch kann man alle Parodie auf sie reduzieren. Es kann also in der Lehre von der Poesie wieder ausdrücklich von der Ironie die Rede werden, was hier nicht unsere Aufgabe ist.

Schließlich ist noch eine interessante Parallele zwischen den hier ausgeführten Stufen des Erhabenen und dem Standpunkte der wichtigsten neueren philosophischen Systeme hervorzuheben, die zum Teil schon in der Einleitung angedeutet wurde. Dem Erhabenen der Natur ist das pantheistische System des Spinoza analog, welches das Absolute als Substanz auffaßt. Im Erhabenen des Subjekts sind wir auf K a n t schem, entschiedener auf F i c h t e schem Boden, dem Boden des alleinherrschenden Ich. Mit S c h e l l i n g kam das Absolute wieder in die Philosophie, aber als Naturphilosophie neigt sich sein System zum Erhabenen der Substanz, was sich darin erkennen läßt, daß die erste Form des Tragischen ihm mehr als die anderen entspricht. H e g e l dagegen, der sein System in der Philosophie des Geistes den Gipfel erreichen läßt, steht recht auf der reinen Höhe des Tragischen: die Dialektik, worin alle einseitigen Begriffe sich auflösen, ist, poetisch gefaßt, tragisch. Ebenhiemit ist aber auch H e g e l s System mitten im Komischen zu Hause; denn dieses Umschlagen jeder einseitigen Größe, das in seiner Methode logisch vor sich geht, bildet, sofern von dem affirmativen Resultate des logischen Prozesses abgesehen wird, das Komische, und man könnte den Wert des H e g e l schen Systems auch so bezeichnen, daß es ebenso tragisch als komisch sei, wie der Weltgeist.

Doch wir sollen das Komische erst kennen lernen. Es ist nur vorher noch vonnöten, daß wir diejenige Seite, von der die frühere

Ästhetik bei Bestimmung aller ästhetischen Begriffe unrichtigerweise ausging, als die andere Seite des Erhabenen auch noch entwickeln. Nach unserer Behandlung wird sich im subjektiven Eindrucke nur bestätigen, was wir vorher als objektiven Gehalt der Sache fanden:

Subjektiver Eindruck des Erhabenen.

Die Wirkung des Schönen auf unser Gemüt schließt bereits einen Anklang derjenigen Empfindung in sich, welche bei dem Anblick des Erhabenen die Oberhand erhält. Es liegt ein gewisser Ernst im Schönen, wir fühlen bei seinem Anblick, daß unsere sinnliche Natur als solche, wiefern sie für sich gelten und ihre Zwecke verfolgen möchte, hier keine Stimme hat. Gegen dieses Niedrige in unserer Natur zeigt das Schöne etwas Abweisendes, Fremdes, Vornehmes. Ein edles Produkt der Phantasie will dem rohen Menschen nicht einleuchten, nicht in schlechter Gesellschaft sein, und auch der edleren Seele kündigt es seine Idealität durch eine gewisse Schwermut an, die durch das Gefühl der Lust hindurchzittert. Dies hat schon Burke anerkannt, so sensualistisch er verfährt (204). Solger: „Ein Widerspruch gegen die gemeine Erscheinung ist im Schönen, wie im Erhabenen" (Vorl. 87), doch „gehen wir mit dem Schönen um wie mit unseresgleichen und eben, weil die Schönheit unserem gemeinen Leben so nahe verwandt ist, verwechselt man leicht den Reiz mit der Schönheit" (89). Jener Anklang von Unlust in der Wahrnehmung des Schönen beweist, daß es mit dem Erhabenen in einer inneren Verwandtschaft steht, daß es die Elemente desselben bereits enthält. Aber vorherrschen kann in seinem Eindrucke diese Unlust nicht, sondern weil es Geistiges und Sinnliches zur vollkommenen Harmonie vereinigt, so spricht es uns, wie Solger sagt, zugleich als etwas Fremdes und zugleich als etwas Vertrautes an, mit dem wir wie mit einem Freunde umgehen dürfen. Es ist uns fern, es scheint einer besseren, vollkommenern Welt anzugehören und doch ist es da und gehört uns, es ist vom Himmel gefallen und doch auf dieser unserer Erde zu Hause. Es gefällt dem ganzen Menschen und befriedigt Geist und Sinn in schönem Einklang. Es gleicht ganz dem Individuum, das vom Genius beseelt, den Beruf hat, das Schöne hervorzubringen. Denn dies ist das Eigentümliche solcher Menschen, daß sie uns ganz wie

ein Wunder vorkommen und doch wieder so ganz natürlich, als verstehe sich ihr Sein und Tun von selbst, daß wir oft mit einer gewissen Ehrfurcht, ja Furcht vor sie treten und doch über ihre Naivetät lächeln müssen, daß Scheue und Liebe sich in unserem Gemüte durchdringen.

Dieser leise Schmerz, der auch aus dem Schönen auf uns wirkt, entbindet sich in dem Eindrucke des Erhabenen, befreit sich aus seiner ruhigen Einheit mit dem Gefühle der Lust und dringt unmittelbar als Unlust auf die Seele des Anschauenden ein. Denn das Erhabene schreckt durch das negative Verhältnis seines realen Moments zu seinem idealen den Menschen als sinnliches Wesen zurück und wirft ihn zu Boden. Die verschiedenen Modifikationen dieser Unlust von der Bewunderung bis zum Staunen, von der stillen Melancholie bis zur Verzweiflung, von der Hochschätzung bis zur unbedingten Ehrfurcht zu durchgehen, ist hier nicht unsere Absicht, da wir von den einfachen Grundelementen handeln. Genug, das Erste und Vorherrschende ist in dem Eindruck des Erhabenen die Unlust. Doch ist sie nur die eine Seite dieses Eindrucks: es folgt auf diese augenblickliche Hemmung der Lebenskräfte, wie es Kant mit gewohntem treffenden Ausdrucke bezeichnet, eine desto stärkere Ergießung derselben, also eine indirekte, durch Schmerz vermittelte Lust, während das Schöne eine direkte Lust mit sich führt, die nur einen leisen Übergang zum Schmerze in sich trägt. Diese Lust kann nur davon herrühren, daß wir nach dem ersten abstoßenden Eindrucke uns erinnern, daß wir jenem überlegenen idealen Momente, das im Erhabenen auf uns eindringt, irgendwie auch wieder gewachsen seien, daß wir ihm nach dem ersten Schrecken näher ins Auge sehen und ihm als einem verwandten Wesen die Hand bieten. Nachdem unser sinnlicher Mensch zurückgestoßen wurde, macht unser idealer sich auf und sagt: ich bin, was du bist. Longin sagt ein treffliches Wort Sect. VII, 2. *Φύσει γάρ πως ὑπὸ τ' ἀληθοῦς ὕψους ἐπαίρεταί τε ἡμῶν ἡ ψυχὴ καὶ γαῦρόν τι ἀνάστημα λαμβάνουσα πληροῦται χαρᾶς καὶ μεγαλαυχίας, ὡς αὐτὴ γεννήσασα, ὅπερ ἤκουσεν.* Daher ein grobsinnlicher Mensch zur Not vom Schönen angesprochen werden kann, sofern er den tieferen Gehalt desselben liegen läßt und sich die einschmeichelnde, sinnliche Seite herausnimmt; das Erhabene aber ist ihm widerwärtig, weil es keinen Anknüpfungspunkt, oder wenigstens nur einen verkümmerten und vergrabenen, in ihm antrifft, an den er nicht gern erinnert wird.

Der ganze Eindruck des Erhabenen ist in den Worten Fausts nach dem Erscheinen des Erdgeists zusammengefaßt: „In jenem sel'gen Augenblicke, ich fühlte mich so klein, so groß!"

Nun entsteht aber die Frage, wie sich denn die Sache bei dem Erhabenen der Natur verhalte. Daß in der Natur keine absolute Größe sei, daß also unsere Bewunderung hier streng genommen auf einer Täuschung beruhe, mußten wir oben zugeben. Nun muß die schon oft berührte Kantsche Ansicht von dieser Täuschung ihre Erledigung finden. Es besteht die Täuschung nach Kant darin, daß unsere Vernunft der Natur ein absolutes geistiges Substrat unterschiebe, sie als ein geistiges Ganze, das in ihr eigentlich nirgends gegeben sei, auffasse. Damit könnten wir nun ganz einverstanden sein, wenn nur Kant diese Idee nicht sogleich wieder nur subjektiv, ja moralisch gewendet hätte. Die Lust soll nämlich im Grunde ein Wohlgefallen nur an unserer subjektiven Vernunftgröße sein, die uns fähig macht, ein Absolutes zu denken, und vermöge der wir als übersinnliche Wesen der Natur überlegen, unserer höheren Bestimmung uns bewußt sind. Diese subjektive, moralisierende Wendung macht die Kantsche Auffassung unrichtig; denn gewiß wird sich ein Jeder sagen müssen, daß unsere Lust an dem Erhabenen der Natur nicht auf einer Achtung vor unserer Vernunft- und Willenskraft beruht. Diese Lust ist offenbar ganz anderer Natur. Wir fühlen uns erhoben, weil wir uns mit der Naturkraft in Identität setzen, ihre mächtigen Wirkungen gleichsam zu uns selbst rechnen, weil sich unsere Phantasie auf die Fittiche des Sturmes legt und mit ihm dahin braust, weil wir mit der Höhe uns selbst emporschwingen und in die grenzenlose Ferne hinauswandern. Wir erweitern uns selbst zu einer grenzenlosen Naturgewalt, und darum schwillt unser Herz. Soweit die Unlust vorherrscht, kämpfen wir in Gedanken mit ihr, die Lust aber tritt ein, wenn wir es mit ihr halten. Wie Faust dem Erdgeiste zuruft:

> Der du die weite Welt umschweifst,
> Geschäft'ger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir!

Wie er nachher sagt:

> Ich, mehr als Cherub, dessen freie Kraft
> Schon durch die Adern der Natur zu fließen
> Und schaffend, Götterleben zu genießen
> Sich ahnungsvoll vermaß —

so empfinden wir uns als Ausströmung derselben Naturkraft, die ihre Größe vor uns entfaltet und genießen ein unendliches Kraftgefühl. Darin liegt nun freilich ein Irrtum ebensowohl als in der Unlust. Denn da die Natur kein wahrhaft Unendliches ist, so kann auch keine wahrhaft unendliche Lust darin liegen, uns mit diesem unendlichen Wesen Eins zu fühlen. Dies beweist sich auch dadurch namentlich, daß gerade der grobsinnliche Mensch für gewisse Gattungen des Erhabenen der Natur einen Sinn hat, der ihm für höhere Erhabenheit abgeht. Je mehr er sich als bloß sinnliches Wesen fühlt, desto mehr Genuß bietet ihm die Erhabenheit eines Meersturms, der physischen Tapferkeit in der Schlacht u. dgl., was verglichen mit den höheren Formen ein geistloses Erhabenes ist.

Dagegen das subjektiv Erhabene bringt einen gehaltvolleren Eindruck mit sich, bei dem wir ganz und ohne Täuschung als geistige Wesen in Anspruch genommen sind. Es beschämt uns zuerst durch die Anschauung fremder Größe, dann erwärmt es uns, weil wir uns als gleichgeborene Brüder des bewunderten Subjekts empfinden. Das negativ Erhabene des Subjekts nimmt seinen Weg erst durch die sympathetischen Gefühle, aber wir sehen die Kraft des Willens triumphieren und erinnern uns dann mit der innigsten Beruhigung, daß die Hochachtung, die wir diesem Triumphe zollen, zugleich Selbstachtung ist.

Die tragische Empfindung beginnt mit dem Wohlgefallen an subjektiver Erhabenheit. Aber die Verhältnisse verwickeln sich, die Atmosphäre wird schwül, wir ahnen, daß die bloß menschliche Größe, die wir bis jetzt noch bewundern, einer höheren nicht wird standhalten können, und wir hören bange den fernen, leisen Donner. Dies ist die tragische F u r ch t. Der Kampf bricht los, und jetzt stürmen alle Richtungen und Nüancen der Sympathie, der Liebe und des Hasses, der Hoffnung und der Sorge auf unsere Seele ein, das Gefühl wird in seinen tiefsten Gründen aufgerüttelt und unser ganzes Innere ist in Aufruhr. Aber indem wir die Personen, an die unsere ganze Sympathie sich geheftet, unrettbar dem Untergange entgegeneilen sehen, tritt uns auch die versöhnende Idee näher und näher, daß dies Leiden die Leidenden verklärt, daß ihr Untergang die Aufhebung aller menschlichen Größe in die göttliche ist. Diese Macht, die sie vernichtet, ist keine uns fremde, sie wohnt auch in der Menschheit, wir treten ihr

näher, der Schmerz geht in eine sanfte Wehmut, in die wohltuende Gewißheit über, einer höheren Weltordnung anzugehören, der auch wir willig unsere selbstischen Wünsche und Zwecke opfern. Wie daher die Furcht für menschliches Glück zu der Furcht vor Gott, so wird nach eingetretenem Untergange das Mitleid mit dem Leiden des Einzelnen zu dem allgemein menschlichen Gefühl unserer Nichtigkeit und unserer Größe in dieser Nichtigkeit geläutert, es werden diese Affekte gerade dadurch gereinigt, daß sie bis zum Äußersten aufgeregt werden. „An die Stelle heftiger Wünsche für das individuelle Glück Einzelner, der Furcht vor Gefahren, welche dies Glück bedrohen, tritt eine mit tiefem Erstaunen und einer erhabenen Freude verbundene Anschauung der unerschütterlichen und aus scheinbarer Verwirrung nur desto glänzender hervorgehenden ewigen Mächte — die Schlußempfindung des Dramas" (O. Müller, Äsch., Eum. 192).

Übergang zu dem Komischen.

Man könnte von dem Erhabenen unmittelbar zur Idee des Schönen zurückkehren, indem es sich einleuchtend nachgewiesen hat, wie aus dem tragischen Konflikte, also gerade aus der herbsten Gestalt des Erhabenen die tragische Versöhnung, die Versöhnung der Erscheinungswelt mit dem Ewigen und somit die harmonische, milde Gestalt des Schönen hervorgeht: ein sicherer Beweis, daß das Erhabene nicht außer und neben, sondern nur ein Prozeß in dem Schönen selber ist. Gerade der Gegensatz, in welchen durch das Tragische und das Erhabene überhaupt die Idee mit der Erscheinung trat, ist ein Beweis ihrer inneren Einheit; denn lägen Idee und Erscheinung gleichgültig nebeneinander, so könnte ihr Kampf keinen Eindruck machen, oder vielmehr er könnte gar nicht entstehen. Die tragische Person muß ja dafür büßen, daß sie sich nicht in Einheit mit der absoluten Idee erhält, sie könnte nicht dafür büßen müssen, wenn diese Einheit nicht ursprünglich vorausgesetzt wäre. Es ist „die Welt der Notwendigkeit, deren gewaltig wahrhaftes Dasein zwar dem unsrigen zugrunde liegt, aber zu unserem Schrecken uns als etwas Fremdes einleuchtet, sobald das Wollen des Einzelnen sich in seiner Entgegensetzung mit ihr darstellt" (Solger Nachgel. Schr. 2, 455). Die schon erwähnte Abhandlung Süverns ist ebenfalls ganz auf diese Idee

gegründet, daß der Konflikt des Freien und Notwendigen von ihrer ursprünglichen Einheit ausgeht und zu ihr zurückführen muß, und weist dies nicht nur am Ausgange der Tragödie nach, sondern knüpft sehr treffend dieselbe Wahrheit an die Bedeutung des Chores an.

Indessen ist es doch weit sachgemäßer, vom Erhabenen zunächst zum Komischen überzugehen und erst, nachdem auch dieses Gebiet durchwandert ist, die Rückkehr dieser kämpfenden Formen der Schönheit zur reinen Schönheit nachzuweisen. Hat nämlich im Erhabenen das eine der beiden Momente des Schönen, die Idee, das Übergewicht bekommen, so wird das andere, die Erscheinung, nun auch sein Recht haben wollen und, wo immer möglich, der Idee ein Bein stellen. Dies geht aus dem einfachen logischen Gesetze hervor, daß Gegensätze einander bedingen, und erweist sich in der Erfahrung durch den anerkannten Satz, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Jeder wird sich hiebei sogleich erinnern, daß kein Dichter leichter parodiert werden kann als der pathetische. Das Lächerliche ist der uralte Todfeind des Erhabenen, und zwar am wirksamsten dadurch, daß er nicht von außen kommt, sondern daß das Erhabene ihn im eigenen Schoße trägt.

Es könnte am zweckmäßigsten scheinen, den Übergang ins Komische an der tragischen Ironie nachzuweisen. Komisch ist diese allerdings bereits, wenn man das Wort im weiteren Sinne nimmt, denn wir sehen hier ein scheinbar Erhabenes, die menschliche Größe, eben durch ihre in den Schranken der Erscheinungswelt, der sie angehört, begründete Einseitigkeit zu Falle kommen. Der große Dichter darf daher nicht nur wagen, ins Trauerspiel komische Figuren und Szenen einzuschieben, durch deren Nachbarschaft die erhabenen bekennen, daß das Kleine in der Welt auch sein Recht hat, sondern er darf die komischen Figuren sogar unmittelbar den erhabenen auf den Hals laden und sie die tragische Ironie aussprechen lassen, wie der Narr im König Lear tut, der seinem Herrn bei aller Teilnahme an seinem schrecklichen Lose deutlich genug die Wahrheit sagt. Allein die tragische Ironie ist doch von dem eigentlich Komischen wieder so spezifisch verschieden, daß man sie nicht als Einleitung zu diesem unmittelbar benützen kann, weil nämlich aus ihrer Negation, wie wir sahen, eine Affirmation hervorgehen, über der untergehenden menschlichen Erhabenheit die höhere des Weltgeistes aufsteigen muß. Das Komische

dagegen hat bei der Auflösung des Erhabenen in ein Nichts keineswegs die Absicht, an dessen Stelle ein höheres Erhabenes zu affirmieren, es hat überhaupt keine Absicht, will zu keinem positiven Resultate führen. Es ist undenkbar, daß in einer Tragödie, welche komische Personen zugelassen hat, diese am Schlusse noch einmal zu Worte kommen, der Dichter läßt sie oft sogar, wiewohl dies vom komischen Standpunkte nicht zu billigen ist, übel wegkommen, wie Shakespeare seinen Falstaff: dies ist eben jener Ernst im tragischen Resultate, der, nachdem er in der Katastrophe sich dem Komischen näherte, am Schlusse nicht weiter eine Verlachung seiner Grundidee zugibt; das Lachen galt nur den einseitigen Größen, nachdem diese gestürzt sind, ist nichts mehr zu lachen. Die tiefere Komik darf zwar auch die ehrwürdigsten Gegenstände in ihr Gebiet ziehen, aber nur, wenn die komische Stimmung einmal das Element ist, das den Augenblick oder das poetische Produkt beherrscht: ist die Stimmung, wie im Tragischen, eine ernste, so darf sie sich mit ihrem höchsten Wagnisse nicht direkt einmischen.

Der Übergang zum Komischen muß sich also einfach an den oben ausgesprochenen Satz knüpfen, daß Gegensätze einander fordern, dessen logische Begründung der Metaphysik angehört, von dem sich aber im Verlaufe der folgenden Entwicklung selbst immer deutlicher zeigen wird, wie unvermeidlich er gerade hier eintritt.

III. Das Komische.

Stellen wir uns die beiden Momente des Schönen, die Idee und die sinnliche Erscheinung, in dem Bilde einer Wage vor, deren beide Schalen, die eine dies, die andere jenes Moment enthalten, so können wir sagen: im Schönen sind beide im Gleichgewichte, im Erhabenen wird die Schale, die das sinnliche Moment trägt, in die Höhe gezogen, im Komischen aber rächt sie sich, und die ideale Seite, das Erhabene, wird — und zwar durch einen plötzlichen Druck hinaufgeschnellt. Dieser Streich, der hier dem Erhabenen gespielt wird, kommt freilich nicht unvorbereitet aus dem Blauen, aber sein sichtbares Eintreten ist so plötzlich, daß es überrascht, und es hat daher

hier ganz seine Richtigkeit mit dem Merkmale des Unerwarteten, das Longin, und nach ihm die Wolffianer als Hauptmerkmal des Erhabenen aufstellen. Auch Kants Definition, daß das Lächerliche in einer plötzlichen Auflösung einer Erwartung in nichts bestehe, findet hier sogleich ihre Stelle, nur bezeichnet sie nicht den Inhalt, sondern geht bloß auf den Aktus, der im Komischen stattfindet, sie sagt nicht, von was jene Erwartung erregt sei und von was sie in nichts aufgelöst werde, bleibt also wieder bloß bei der Seite des subjektiven Eindrucks stehen.

Dies eben ist jetzt näher zu betrachten, wodurch jene Erwartung veranlaßt sei und was sie so schnell auflöse. Veranlaßt ist sie durch ein sich ankündigendes, in mehr oder minder pathetischem Schwunge begriffenes Erhabenes; aufgelöst wird sie durch das Bagatell eines bloß der niederen Erscheinungswelt angehörenden Dings, das diesem Erhabenen, vorher verborgen, nun auf einmal unter die Beine gerät und es zu Falle bringt. Man kann dies auch so ausdrücken, und es eröffnet sich dann ein interessanter Durchblick: das Komische sei ein deutlich gemachtes Erhabenes. Denn die Deutlichkeit besteht im Hervorheben der sinnlichen Einzelheiten, und diese sind es, die alsbald den Schein des Unendlichen aufheben. Es wird sich Jeder erinnern, wie oft ihm eine erhabene Stimmung zerplatzt ist, wenn er sich den Gegenstand derselben in der Nähe ansah. Doch hat diese Bestimmung nicht den Wert einer Definition; denn wenn auch alles Komische als ein deutlich gemachtes Erhabene dargestellt werden kann, so ist darum nicht alles deutlich gemachte Erhabene komisch. Ein gotischer Dom wird allerdings um so erhabener, je weniger deutlich seine Einzelheiten hervortreten: aber wenn er am hellen Tage ganz deutlich wird, wird er darum nicht komisch, sondern es zeigt sich nur neben der Erhabenheit des Umfangs die Schönheit der Verzierungen. Eine große Handlung, in kleine Motive zerlegt, wird nicht komisch, sondern erregt Widerwillen. Klar aber erweist sich der obige Satz, wenn man das bürgerliche Drama, wie es sich seit Lessing in der deutschen Poesie ausbildete, wenn man ein Ifflandsches Stück mit einer wahren Tragödie vergleicht. Diese Deutlichkeit des Einzelnen, diese detaillierende Psychologie und haarkleine Motivierung ist eigentlich komödisch, und dadurch, daß sie dennoch tragödisch sein will, ist sie eine so klägliche Erscheinung.

J. Paul nennt den Humor ein umgekehrtes Erhabenes; dies gilt vom Komischen überhaupt. Er selbst aber faßt die zu der Entstehung des Komischen jederzeit zuerst erforderliche Erhabenheit einseitig auf, indem er sie teleologisch bestimmt. Das Komische ist nach ihm eine sinnlich angeschaute Zweckwidrigkeit. Es ist nicht zu leugnen, daß das Erhabene, durch dessen Paralysierung das Komische entsteht, in den meisten Fällen als ein Zweck erscheint, aus dem Grunde, weil ja alles Erhabene, Ideale seinen eigentlichsten Sitz in der Menschenwelt hat und daher als menschliches Streben nach einem Zwecke auftritt, der, in der Ausführung sich verkehrend, komisch wird. Schon im Kleinen, bei bloß empirischen Zweckbestrebungen ist dies der Fall. Jener Mensch, der das Ende einer hölzernen Dachrinne absägen will und sich zu diesem Zwecke eben auf das Ende setzt, das er absägt, so daß er mit dem letzten Zuge der Säge samt dem abgesägten Stücke von der Höhe herunterstürzt, ist ein hübsches Beispiel des Komischen; selbst über einen Fehlstoß auf dem Billard lachen wir, da das angelegentliche Streben des Zielenden so plötzlich in ein Nichts aufgeht; bei Freischießen stellte der Pritschmeister mit komischen Sprüngen diesen Eindruck eines Fehlschusses vor; wenn ein gravitätisch Schreitender plötzlich strauchelt und fällt, so können wohl auch erwachsene Zuschauer sich des Lachens nicht immer erwehren, noch viel weniger, wenn ein Redner mitten im Pathos stecken bleibt. Man kann jede Art von Kraftaufwand, wenn der Zweck auch kein bewußter ist, wie bei dem vorletzten Beispiele, eine Zwecktätigkeit nennen, zugleich aber auch etwas Erhabenes. Erhaben kann Alles genannt werden, was sich das Ansehen von etwas Besonderem gibt und mehr sein will als das Gewöhnliche. Allerdings wäre Vieles, was lächerlich wird, ohne den Eintritt des komischen Kontrasts nicht als erhaben erschienen, nicht als etwas Besonderes aufgefallen, allein der Eintritt dieses Kontrastes lenkt unsere Aufmerksamkeit darauf und läßt es im Gegensatze gegen das unendlich Kleine, an dem es scheitert, als etwas relativ Erhabenes erscheinen, über dessen Mißlingen nun gelacht wird. Selbst der Versuch, Komisches hervorzubringen, wenn er mißlingt, kann so als etwas Erhabenes erscheinen, das durch sein Vergecken*) dann erst recht komisch wird, wie sich denn jeder des komischen Effekts erinnern

*) Der Gebrauch dieses besonders treffenden Ausdrucks läßt sich nicht verwerfen. Es ist ein gutes altes Wort, das z. B. bei Val. Andreä vorkommt.

kann, den ein ganz vergeblicher Versuch macht, durch einen Witz oder eine Anekdote das Gelächter einer Gesellschaft zu erregen. Hier wird gerade das Ausbleiben des erwarteten Komischen komisch. Um jedoch auf J. Paul zurückzukommen: nicht in allen Fällen läßt sich das Erhabene, welches im Komischen zerstäubt, als ein auf einen Zweck gerichtetes Streben auffassen, wenigstens in vielen Fällen nur sehr uneigentlich. Dies werden uns einzelne Formen des Komischen bestätigen, welche nachher zu beleuchten sind. Auch die Definition, daß das Komische in einer unterbrochenen Verstandestotalität seinen Grund habe, ist zu eng. Zwar hat sie vor der J. Paulschen voraus, daß sie namentlich besser auf das Komische des Witzes paßt, was unter diese nicht wohl zu subsumieren ist, aber auch sie gerät bei dem Eintritte des humoristisch Komischen, das nicht eine Verstandestotalität, sondern eine Vernunfttotalität auflöst, ins Stocken. Die andere Seite von J. Pauls Definition, daß die Zweckwidrigkeit nur für den Zuschauer durch eine Unterschiebung des Bewußtseins der Verkehrtheit, das er dem verlachten Gegenstande aufbürdet, vorhanden sei, soll nachher besprochen und daran dann die W. Schlegelsche und Hegelsche Definition angeknüpft werden. Wir müssen erst bei dem einen, dem idealen Momente im Komischen noch etwas verweilen, dann das andere, das sinnliche Moment, für sich, und endlich das Verhältnis beider, den Kontrast betrachten.

Das eine Moment des Komischen also ist ein Ideales irgendeiner Gattung. Die verschiedenen Hauptgattungen begründen die verschiedenen Stufen des Komischen und werden daher weiter unten zur Sprache kommen. Es ist hier zunächst nur dies noch in Erwägung zu ziehen, ob das Erhabene, Ideale, das der Scherz eludiert, nur ein scheinbares, in sich zum voraus hohles, oder ob es auch ein wahrhaft Erhabenes sein dürfe. Dies ist eine alte Frage, die zum Teil mit der früher von Shaftesbury ventilierten zusammenfällt, ob das Lächerliche der Probierstein der Wahrheit sei. Home berührt sie (2, 58), Flögel untersucht sie ebenfalls (Gesch. d. kom. Lit. 1, 98ff.) und kommt, indem er Lachen und Verlachen unterscheidet, dem Richtigen ziemlich nahe. Ganz fällt übrigens die Frage, ob das Lächerliche ein Probierstein der Wahrheit sei, nicht mit der zusammen, ob über die Wahrheit (das wahrhaft Erhabene) gescherzt werden dürfe. Denn wenn dieses den Scherz ertragen kann, so ist noch eine andere

Frage, ob er erlaubt sei. Unter den Neueren ist Hegel der Meinung, daß nur ein bloß scheinbar Erhabenes dem Scherze preiszugeben sei. „Das Komische muß darauf beschränkt sein, daß alles, was sich vernichtet, ein an sich selbst Nichtiges, eine falsche und widersprechende Erscheinung, eine Grille z. B., ein Eigensinn, eine besondere Kaprice, gegen eine mächtige Leidenschaft, oder auch ein vermeintlich haltbarer Grundsatz und feste Maxime sei" (Ästh. 88). Es hat wirklich sehr vielen Schein für sich, daß im Komischen nur diejenige Erscheinung, die sich aus dem Zusammenhange mit dem Weltganzen losreißen und prahlerisch isolieren will, in ihrer Nullität aufgewiesen werden dürfe. Inzwischen spricht Hegel in dem Abschnitte seiner Phänomenologie über die griechische Komödie etwas anders und scheint dort dem Scherze eine weit größere Freiheit zu gestatten. In der Tat beweisen eine Menge von komischen Beispielen, daß auch wirkliche, nicht bloß scheinbar ideale Gegenstände dem Lachen preisgegeben werden können ohne alle Frivolität. Man lese Goldsmiths Vicar of Wakefield und J. Pauls Werke, so wird man dies hinlänglich bestätigt finden; denn wirklich schöne und große Empfindungen werden dort in so unmittelbare Verwandtschaft mit menschlicher Torheit in einem und demselben Subjekte oder mit dem unendlich Winzigen des Zufalls gesetzt, daß sie es sich gefallen lassen müssen, über sich lachen zu lassen. Ich führe aus einer Erzählung von A. Treuburg (Jahrb. schwäb. Dichter und Novellisten) ein paar Beispiele für meinen Satz an. Ein Vater sieht sein Kind, das er verführt glaubte, gerettet und beglückt, er bricht in Tränen der schönsten Rührung aus. Nachdem er von dieser Bewegung zu einer behaglicheren Stimmung übergegangen ist, läßt er sich nach langer Zeit wieder eine Pfeife schmecken. Da aber die Rührung noch nachdauert und sich in sanften Tränen kundgibt, so mag er doch deswegen seine Pfeife nicht erlöschen lassen, sondern er weint und raucht zugleich. Später wird die Trennung von Tochter und Schwiegersohn wirklich rührend dargestellt. „Der Amtschreiber, heißt es, zog weinend seine Mütze herunter, zauderte aber, sonderbar genug, als ihm Felix die Hand zum Abschiede bot, ihm die seinige zu reichen. Das Geheimnis erklärt sich dadurch: der Amtschreiber hat, wie viele andere Menschenkinder, die Gewohnheit, über Tisch ein kleines Stückchen weichen Brotes zwischen den Fingern zu kneten, das er dann oft den

ganzen Nachmittag mit sich herumträgt. Wohin nun mit der Brotkugel, da er in der andern Hand die Mütze hält? Er war entschlossen, drückte Felix das Kügelchen in die Hand, umarmte, küßte ihn und gab ihm seinen Segen. Felix hatte nachher das Kügelchen noch lange in der Hand und meinte, er habe es selber geknetet. Wir wollen ihm übrigens nicht übelnehmen, daß er sich draußen den Mund abwischt; der Amtschreiber küßt etwas naß." Es wird Niemand behaupten, daß jene Tränen, diese Schmerzen etwas Unwahres seien, sondern wir werden die Schönheit solcher Gefühle vollkommen anerkennen, wenn wir auch denselben Menschen, der sie empfindet, seine kleinen Gewohnheiten und Torheiten neben diesen idealeren Bewegungen seiner Seele beherbergen sehen. Der Grund ist hier eigentlich bereits ausgesprochen, warum allerdings auch eine wahre Größe dem komischen Kontraste preisgegeben werden darf: weil sie nämlich nicht völlig aufgehoben und vernichtet wird, sondern in ihrer Aufhebung durch einen seltsamen Widerspruch dennoch gegenwärtig bleibt. Dies auszuführen ist jedoch erst der Platz, wenn von dem Verhältnisse beider Momente des Komischen die Rede sein wird. Allein ist darum, weil er nichts schadet, ein solcher Scherz auch erlaubt, ist ein Recht dazu vorhanden? Allerdings, und dies führt erst auf den Hauptpunkt. Man kann nämlich weiter gehen und zugeben, daß nur ein scheinbar Erhabenes dem Lachen preisgegeben werden dürfe, aber dann hinzusetzen, daß es nichts wahrhaft Erhabenes gebe, und daß auch das in Vergleichung mit bloßer Prahlerei reellere Erhabene doch nicht absolut erhaben sei, daß daher der Geist der Komik ihm nur zufüge, was Rechtens ist, wenn er es ebenfalls nicht schont. Wenn nun dasselbe Subjekt, an welchem wir menschliche Erhabenheit bewundern, die Demut hat, dies anzuerkennen, daß in dem großen Zusammenhang des Weltganzen sich nichts als absolute Größe isolieren und sich dem Flusse, der Alles verbindet, das Größte und Kleinste, entziehend auf eigene Füße stellen darf, so wird es dem Scherze sagen können: lache nur über mich, ich weiß, daß kein menschliches Ding vollkommen ist, und ich lache selbst mit. Lacht man nun, so tut man es infolge eines Zugeständnisses, das dieses Erhabene selbst getan hat, und weit entfernt, daß dieses dadurch verkleinert würde, wächst es durch diese Freiheit und Liberalität in seinem Werte. Seine Bedingtheit, seine Schranken eingestehen, dies ist ja eine Kraft, nicht eine

Schwäche. Die Schwäche will den Scherz nicht an sich lassen, weil sie sich nicht über ihn zu stellen vermag. Je größer ein Ding, desto gewisser versteht es einen Spaß. Es ist eine hohle und wohlfeile Komik, die sich nur an eine zum voraus schon nichtige Größe macht; die echte Komik greift die wahre Größe an. Flögel erzählt von den Kamtschadalen, daß sie an gewissen Festen selbst ihren obersten Gott durchhecheln. „Weil Kutka alles Gute und Böse in der Welt gemacht, so halten sie sich für klüger als Gott, Niemand törichter, unsinniger, dümmer als ihn — welches man sonst bei keinem Volke findet.“ Das Letztere ist unrichtig, die gebildetsten Völker haben über das Göttliche am meisten gescherzt. Flögel sagt, es sei dieser Kutka auch ein Gott danach gewesen, nicht erwägend, daß ein Gott, er mag sein, wie er will, für diejenigen, die ihn anbeten, das Absolute ist. Dies Beispiel führt auf eine wichtige Frage, ob sich nämlich das Komische auch an das absolut Erhabene wagen dürfe. Sie läßt sich an das Vorspiel von Goethes Faust anknüpfen, wo der Herr der Heerscharen selbst mit Mephistopheles in einem ganz behaglichen, humoristischen Verhältnisse erscheint. Diese Stelle ist überhaupt für die Metaphysik des Komischen exemplarisch. Denn in den Personen, die sich hier gegenüberstehen, repräsentieren sich ganz einfach die Momente des Komischen, der Herr stellt das Erhabene auf seiner höchsten Stufe, Mephistopheles das Gemeine auf seiner höchsten dar. Erinnern wir uns nun an den Unterschied des Lachens und Verlachens. Wenn sich Jemand recht erhaben gebärdet, die Nachbarschaft des Geringen und Niedrigen nicht anerkennen will, dann aber plötzlich durch dieselbe sich in seiner Erhabenheit gestört sieht, so lachen wir ihn aus, und es ist um seine Größe wirklich geschehen. Wenn aber Jemand dem Niedrigen seine Unentbehrlichkeit zugibt, so lächelt er selbst mit, wenn wir über seine Nachbarschaft mit demselben lachen, und eben dadurch ist dem Lachen der gefährliche Stachel genommen. Der Gott des Theismus muß das Lachen im Ernste fürchten: denn er will sich in beständiger Ferne von der Welt behaupten, gibt die Durchdringung des Endlichen und Unendlichen nicht zu, und da beide Momente hiemit für diese Weltanschauung nicht ineinander sind, so erhält sich auch das Unendliche nicht in der Kollision mit dem Endlichen der Erscheinungswelt. Ein Gott, der die Notwendigkeit des Bösen in der Tragödie der Weltgeschichte nicht

zugibt, es aber doch geschehen lassen muß, ist eigentlich unmächtiger als dieses, die Welt mehr als ein Gott, der sie nicht recht anzurühren wagt, und daher kein Wunder, daß die Verehrer dieses Gottes besorgt werden, wenn die Kreatur mit all ihren Schwächen einmal hinsteht und lachend zu ihrem Gotte sagt: du und ich, wir können einander nicht entbehren. Allein der Gott der spekulativen Weltansicht nimmt das Komische auf seine eigene Seite herüber und braucht es daher, da nur innerhalb seiner selbst über ihn gelacht wird, nicht zu scheuen. Das Endliche, das Gemeine, ja das Böse, wenn es sich einmal neben ihn hinstellt und sagt: ich bin auch da, mag nur immerhin seine Späße machen, der Herr läßt es ruhig gewähren, weil er es als ein Moment, dem er seine Notwendigkeit zuerkennt, aber doch nur als ein überwundenes und unmächtiges in sich hegt. Ich behaupte daher, daß bei dem echten Humoristen eine spekulative Weltansicht, wenn er sich auch nicht zu ihr bekennt, der unbewußte Geist seines Humors ist. Wer nun freilich davon keinen Begriff hat, daß man in diesem Sinne wohl auch von dem Göttlichen ein heiteres Wort sagen könne, ohne dadurch im Geringsten die Ehrfurcht vor demselben zu verlieren, dem kann allerdings kein handgreiflich objektives Merkmal angegeben werden, wodurch sich dieser edlere Scherz von der Frivolität unterscheidet. Der Unterschied zwischen beiden ist freilich eigentlich klar genug: die Frivolität setzt das Hohe im Ernste herunter, das Gemeine auf den Thron, und läuft auf eine wirkliche Gottesleugnung hinaus, der echte Scherz dagegen hält in dem Kontraste, dem er es preisgibt, das Hohe fest. Sofern die Gesinnung eine Macht ist, die sich auf Gründe nicht einläßt, könnte man sagen, daß Wahrheiten, wie die soeben entwickelte, lieber verschwiegen werden, da der Frivole solche Zugeständnisse für sich benützen und der Ängstliche meinen werde, man habe diesem hiezu ein Recht an die Hand gegeben, man könnte verlangen, daß nur diejenigen, die sich in der philosophischen Weltansicht übereinstimmend wissen, sich solche Wahrheiten ins Ohr sagen sollen. Allein die Wissenschaft kann auf solche Besorgnisse keine Rücksicht nehmen. Die großartigsten Wahrheiten lassen sich am leichtesten mißbrauchen, man denke nur an die Paulinische Lehre von der christlichen Freiheit vom Gesetze. Überdies, gestattet man einmal, daß edle Empfindungen auf eine gutmütige Art ins Komische gezogen werden, wie bei J. Paul — und dies gestattet doch am Ende auch der strenge

Theist —, so hat man bereits auch zugegeben, daß selbst das Göttliche sich dem Scherze nicht entziehe, denn was anders sind solche Empfindungen als der in dem Gemüte des Menschen gegenwärtige, trotz allen Mängeln desselben gegenwärtige Gott? Es gibt freilich religiöse Stimmungen, welche zu ernst sind, als daß man ihnen einen unmittelbaren Übergang in die komische Stimmung anmuten dürfte. Es soll ja auch keineswegs behauptet werden, daß jederzeit die ideale Stimmung in die komische sich solle hinüberziehen lassen, sondern nur, daß die wahre Komik, wo sie einmal am Platze ist, den Lebensernst und die Ehrfurcht vor dem Göttlichen keineswegs zerstöre. Es fällt mir hier eine Stelle aus dem vortrefflichen Simplizissimus bei. Der fromme Einsiedler, der den unwissenden Bauernknaben aufgenommen hat, ist bemüht, ihn beten zu lehren. Einsiedler: „Höre du, Simplizissime (dann anders kann ich dich nicht nennen), wann du das Vaterunser betest, so mußt du also sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, unser täglich Brot gib uns heut und —" Simplizissimus: „Gelt du, auch Käs darzu?" Wer wird nun dem frommen Einsiedler böse sein, wenn er mitten in dem Ernste des Religionslehrers über diese Einfalt lächelt?

Ich berufe mich endlich auf eine Äußerung Solgers (Nachgel. Schr. 2, 516). „Das Komische entspringt ganz aus derselben Quelle, wie das Tragische. Es zeigt uns das Beste, ja das Göttliche in der menschlichen Natur, wie es ganz aufgegangen ist in dieses Leben der Zerstückelung, der Widersprüche, der Nichtigkeit, und eben deshalb erholen wir uns daran, weil es uns dadurch vertraut geworden und ganz in unsere Sphäre verpflanzt ist. Darum kann und muß auch das Höchste und Heiligste, wie es sich bei den Menschen gestaltet, Gegenstand der Komödie sein, und das Komische führt eben in der Ironie seinerseits wieder seinen Ernst, ja sein Herbes mit sich. Und das wahrlich nicht bloß bei den Neueren, wie etwa bei Shakespeare. Rec. wüßte nicht, was tiefer erschüttern könnte als die großen Bilder des demagogischen Wahnsinns, in welchem der herrlichste Staat des Altertums sich selbst verzehrte, bei Aristophanes." So können wir denn diese Bemerkungen über das ideale Moment damit schließen, daß wir auf der einen Seite im Gegensatz gegen die obige vereinzelte Äußerung Hegels den Satz feststellen,

daß der wahre Scherz niemals ein bloß scheinbares, sondern immer ein wirklich Erhabenes angreifen muß und daß er auch die höchste Erhabenheit angreifen darf, auf der andern Seite aber zugeben, daß soferne, als sie sich dem Komischen bequemt, jede Erhabenheit mangelhaft ist; was bei der göttlichen Erhabenheit dahin zu bestimmen ist, daß sie nur als eine von der Welt isoliert gedachte komisch werden kann, in Wahrheit aber das Komische von ihr in sich selbst begriffen wird. In Beziehung auf die erste Seite erinnere ich nur noch an Don Quichotte, der nur darum so wahrhaft komisch ist, weil ihm eine wirkliche Kraft und Größe in seiner Überspannung gar nicht abgesprochen werden kann.

Dieselbe Bedenklichkeit, welche von jener Keckheit der Komik ernstlichen Schaden besorgt, wird wohl auch das andere Element, von dem jetzt die Rede sein muß, das sinnliche nämlich, nicht recht wollen in seiner Freiheit walten lassen. Es ist dieses Hauptmoment im Komischen immer eine, dem Idealen abgewendete, mitten in der Realität der gemeinen Wirklichkeit wohnende Erscheinung; entweder ein bloß äußerer Zufall, wie wenn eine erhabene Tätigkeit in äußeren Hindernissen plötzlich steckenbleibt, oder aber die Sinnlichkeit, die Torheit des zum Erhabenen sich aufschwingenden Subjekts selbst; auch können beide zusammentreten, wenn die menschliche Torheit dem Zufall in die Schlinge läuft. Da es der Verstand ist, der, ein geborener Realist und Gottesleugner, wie ihn J. Paul nennt, die Dinge nicht im höheren Lichte der Idee, sondern in ihrer gemeinen Deutlichkeit auffaßt, so ist er der Erbfeind des Erhabenen, der dicke, derbe, hausbackene Sancho Pansa, der dem hagern Enthusiasmus überall auf den Fersen ist und an die wahre Beschaffenheit des sinnlich beschränkten Daseins erinnert, der gegenüber dem idealen Auffluge recht das Solide festhält, was man mit Händen greifen kann. Der Don Quichotte des Cervantes ist in der unvergleichlichen Gruppierung seiner zwei Hauptpersonen ein kostbarer, unübertrefflicher Spiegel des komischen Kontrasts. Versetzen wir uns ins Innere des komischen Talents selbst, so wird der Verstand stets bereit sein, wo sich ein Erhabenes darbietet, einen Kontrast, worin dasselbe an die sinnliche Welt die Nase anstößt, ausfindig zu machen, aber in unmittelbarer Einheit mit der Phantasie (indem Einheit des Denkens und der Anschauung immer das Merkmal des

Ästhetischen bleibt) diesen Kontrast in einem sinnlichen Bilde darstellen. Z. B. Solger sagt, die Würde sei das zum Zustande des gemeinen Lebens gewordene Erhabene. Ganz gut, wird der Komiker sagen, ein Mensch, der es so weit gebracht hat, wird wohl auch auf dem Abtritt nicht ohne Würde zu sitzen wissen? Oder es wird ein Mensch in irgendeiner großen pathetischen Stimmung geschildert. Die Begeisterung, sagt vielleicht ein Erzähler, leuchtete ihm aus den Augen, sein Schritt wurde elastischer, die ganze Gestalt schien schweben zu wollen — Wenn aber diesem also auf den Kothurn gestellten Subjekte eben in diesem Moment der Hosenträger reißt und die Beinkleider hinunterfallen, wie dann? Oder es wandelt ihn eben jetzt ein sinnliches Bedürfnis an, was soll es dann werden? Es hat dem Verfasser ein Freund anvertraut, daß er einst sehr zur Unzeit folgende Störung erfuhr. Er war von einem tragischen Erlebnisse, das aber Geheimnis bleiben mußte, im Innersten erschüttert und vergoß einen Strom der schmerzlichsten Tränen. Jetzt tritt ein ihm ziemlich gleichgültiger Bekannter zu ihm ein; er darf ihm den Grund seiner Stimmung nicht eröffnen, er mag ihn überhaupt nicht zum Vertrauten seines Schmerzes machen und muß nun seine rotgeweinten Augen, seine gebrochene Stimme und versteckte Nase aus einem heftigen Katarrh erklären. Dies sei ihm, setzte er hinzu, mitten in seinem tiefen Schmerze komisch vorgekommen und er habe, als er wieder allein gewesen sei, unter Tränen lächeln müssen.

Demjenigen, der überhaupt kein Freund des Komischen ist, wird die schneidende Hervorhebung seines Wesens, die ich in diesen Beispielen gewagt habe, häßlich, albern, aberwitzig, kindisch erscheinen. Ganz mit Recht: nur hat nicht meine Beschreibung, sondern die Sache diese Eigenschaften. Ein abgeschmacktes, ungereimtes, zynisches Element, das ist es eben, was zum komischen Kontraste unentbehrlich ist. Ohne Torheit, ohne Hervorhebung des Zufalls, des Bagatells, so läppisch als möglich, ohne Zynismus kann es im Komischen gar nicht abgehen; alle Humoristen sind nach einer Seite Zyniker gewesen, vor allem der idealistische J. Paul. Ein verweichlichter Geschmack, der den Bestandteilen des Komischen nicht recht wagt auf den Grund zu gehen, pflegt solche Fälle, wo die gemeine Seite der menschlichen Natur zum komischen Zwecke aufgedeckt wird, mit der Unterscheidung des niederen und höheren Komischen abzutun. Diese Unter-

scheidung ist an sich richtig, und wir werden ihr nachher auch ihre Stelle anweisen; nur zur Erklärung jenes zynischen Elements taugt sie nicht, denn selbst das höchste und reinste Komische kann dieses am wenigsten abweisen. Wollte uns diese falsche Delikatesse Fälle anführen oder Einfälle, welche vollkommen komisch seien, ohne diese derbe Einmischung der Sinnlichkeit, so wird sich gewiß immer nachweisen lassen, daß dieses Ingrediens nur versteckt und durch die feineren Fäden, in die sich die Sinnlichkeit des gebildeten Menschen einspinnt, durch die feineren Wendungen, die dem Komiker eine gebildete Sprache reicht, mehr angedeutet als ausgesprochen ist. Und dies wird freilich der höhere Dichter im Gegensatze gegen den Naturdichter in den meisten Fällen vorziehen, schon deswegen, weil das Verschweigen oft mehr sagt als das Aussprechen und überhaupt die an sich haltende Phantasie die reifere ist; nimmt er sich aber einmal die Freiheit und nennt das Kind beim rechten Namen, so meine man nur nicht, es komme hier etwas zum Vorschein, was den feineren komischen Stellen nicht ebenfalls zugrunde liege. Die sinnliche Welt darf nicht idealisiert werden, wenn sie in komischen Kontrast mit der Idee treten soll. Denn trägt sie die Idee schon in sich, so entsteht ja der Kontrast gar nicht. Es muß eine von der Idee verlassene sinnliche Erscheinung vor die Augen gebracht werden. Im Gebiete des sinnlich Komischen z. B. erscheint daher der menschliche Körper als ein häßlicher. Das Moment des Erhabenen ist in diesem Falle der Gattungsbegriff, dessen normale Erscheinung Schönheit der Gestalt ist. Seine Ohnmacht und relative Abwesenheit erscheint in der Mißgestalt, d. h. in den Abweichungen einer der Schönheit fähigen Gestalt von ihrer Norm. Man kann die Gattungsidee unter dem Zweckbegriff auffassen, sofern ihr Produkt nach außen zu gewissen Zwecken bestimmte Organe hat und daher den Grund des Lächerlichen der Häßlichkeit in eine Zweckwidrigkeit setzen. Ein krummes Bein, ein Höcker, eine große oder rote Nase kann Lachen erregen, und zwar nicht nur bei Kindern: der Erwachsene unterdrückt es, weil anderweitige Rücksichten, wie die des Mitleids, ihn leiten. In der höheren Komik tritt an diese Stelle eine intellektuelle oder moralische Häßlichkeit, oder wenn man mit J. Paul reden will, Zweckwidrigkeit.

Das aber ist freilich entschieden festzuhalten, daß nur unter einer gewissen Bedingung die Gemeinheit und Unsittlichkeit komisch ist.

Wir ergötzen uns zwar allerdings auf dem komischen Standpunkte nicht bloß an unbedeutenden Schwachheiten übrigens edler Menschen, sondern selbst an entschiedener Unsittlichkeit, an Feigheit, Geiz, Trunkenheit, selbst die exquisite Liederlichkeit eines Falstaff bereitet uns ein herzliches Lachen. Hier gilt die Bestimmung des Aristoteles: ἁμάρτημα καὶ αἶσχος ἀνώδυνον καὶ οὐ φθαρτικόν, denn sie kann auf das Moralische wie auf das Physische bezogen werden, wiewohl sie zunächst von dem Letzteren gilt. Würden wir aber diese Bestimmung objektiv nehmen, so würde alles Komische aus dem moralischen Gebiete auf Null reduziert, da an sich keine Art von sittlicher Häßlichkeit harmloser Natur ist. Vielmehr ist sie hier so zu verstehen, daß wir an die ernste Seite des moralisch Häßlichen, wenn die komische Wirkung stattfinden soll, nicht erinnert werden dürfen. Dies geschieht dadurch, daß wir nicht den Widerspruch gegen die sittliche Bestimmung des Menschen, sondern den Widerspruch gegen den Verstand festhalten und die unmoralische Beschaffenheit des komischen Subjekts nur von Seiten ihrer Zweckwidrigkeit betrachten, wie z. B., wenn wir am Geize nicht den moralischen Schmutz, der nur entsetzlich sein kann, sondern den Unsinn seiner in sich selbst sich widersprechenden Zwecktätigkeit im Auge haben. Der Trunkenbold, der den ernstlichen Vorsatz faßt, sich endlich einmal morgens frühe nicht mehr in Branntwein zu betrinken, der es wirklich über sich gewinnt, an der Schenke vorüberzugehen, dann aber umkehrt, um durch einen tüchtigen Rausch sich für diese Entsagung zu belohnen, ist moralisch eine häßliche Erscheinung, aber für den Verstand wegen des vollkommenen Widerspruchs in seinem Benehmen sehr komisch. Diesen Widerspruch im Unsittlichen hebt auch die Satire hervor, aber nicht mit vollkommener Abstraktion von dem sittlichen Ernste, daher sie aus dem ästhetischen Gebiete in das prosaische sich hinüberneigt. Es folgt aus demselben Grundsatze auch, daß die komischen Schwachheiten nicht wie die tragischen einem ernsten Schicksale unterliegen dürfen; denn es gibt in der Komödie keine Schuld, kein Verbrechen, eben weil die sittliche Beziehung nicht stattfindet. Sollten auch die komischen Personen so weit gehen, daß es auf ein ernstliches Verbrechen hinaus will, so muß dafür wenigstens gesorgt werden, daß es nicht aufs Blut geht, oder daß uns wenigstens die ernstlichen Folgen der Untat aus den Augen gerückt werden. Da es also mit der Schuld hier kein Ernst ist, so ist es

auch mit der Strafe keiner. Es darf nur eine lächerliche Not sein, welche die Torheit züchtigt, eine Verlegenheit, eine komische Beschämung, eine Tracht Prügel usw. Es ist daher auch ein poetischer Fehler, wenn Shakespeare seinen Falstaff am Ende so gar kläglich ablaufen läßt und ihm sein Heinz, nachdem er König geworden, ein so sauertöpfisches, moralisches Angesicht zeigt, wenn Calderon im „Leben ein Traum" seinen Clarin zur Strafe seiner feigen Vorsicht sterben und gar vor seinem Tode noch eine gute Lehre über diesen Gegenstand aussprechen läßt. In der Komödie oder in dem komischen Teile jedes Dramas muß das Bagatell herrschen, das einzige Fatum der Zufall sein. Es wird schlechterdings in der Komik keine höhere Macht anerkannt, die über den Menschen waltend furchtbar sie ergriffe: die Erde ist ganz für sich im Besitze des Absoluten und die Götter sind gestürzt. Dies hat freilich einen tieferen Grund, der hier, wo wir uns noch bei dem Elementarischen in der Komik aufhalten, noch nicht zum Vorschein kommen konnte, dem wir uns aber jetzt nähern, wenn wir fürs Dritte die nähere Verbindungsform untersuchen, in welche die bisher geschilderten elementarischen Bestandteile des Komischen treten müssen.

Soll der komische Kontrast entstehen, so leuchtet vor Allem ein, daß diese Elemente, das Ideale und die gemeine Endlichkeit, nicht bloß nebeneinander zu stehen kommen, nicht bloß äußerlich aufeinander stoßen dürfen. Es ist dies gegen die von Flögel (Gesch. d. kom. Lit. 1, 40, 64) aufgestellte Meinung streng festzuhalten, daß auch eine bloße Nebeneinanderstellung von heterogenen Dingen die Empfindung des Lächerlichen errege. Weit tiefer hat Beattie geblickt, wenn er sagt: „die Eigenschaft in den Dingen, die in der Seele die angenehme Regung oder Empfindung erzeugt, von welcher Lachen das äußere Zeichen ist, ist eine ungewöhnliche Mischung von Verhältnis und Gegensatz, die in derselben Kombination verbunden sind oder verbunden zu sein vorausgesetzt werden." (Neue philos. Versuche. Übers. Leipz. 1780, Bd. 2, 33, 173.) Flögel meint sich auf solche Fälle berufen zu dürfen, wo objektiv keine Beziehung zwischen den nebeneinandergestellten heterogenen Gegenständen sich zeigt; allein er vergißt, daß das Subjekt, um diese Zusammenstellung lächerlich zu finden, sie erst in seiner Vorstellung zu einer inneren Einheit zu ver-

binden versucht haben muß. Beide Elemente des Komischen müssen erscheinen als ineinander hängend, als sich aufeinander beziehend. Hiedurch erst erzeugt sich der Widerspruch, der Unverstand im Komischen. Darunter ist nicht nur dies verstanden, daß das Widersprechende einem und demselben Gegenstande zukommen muß, sei nun dieser Gegenstand ein einzelnes Subjekt oder das Weltganze. Dies ist freilich das Erste, was stattfinden muß, wenn der komische Widerspruch entstehen soll. Allein diese Einheit ist nicht nur die des Subjekts im Verhältnis zu seinen Eigenschaften, denn hier könnte man sich immer noch denken, daß diese Eigenschaften etwa miteinander wechseln. Darüber lachen wir noch nicht, daß ein Mensch heute weise, morgen töricht handelt, oder daß er neben seinen erhabenen Eigenschaften auch niedrige beherbergt. Die Einheit muß eine tiefere sein: die kontrastierenden Seiten oder Momente selbst müssen sich identisch zu setzen scheinen, indem sie ineinander übergehen, ineinander umspringen. Das Komische hebt an mit einer Erscheinung, die sich die Miene gibt, erhaben zu sein, mit einem nisus, einer Intention der Idee, sich über die gemeine Wirklichkeit zu erheben, und es darf dem Zuschauer keineswegs zum Voraus schon einleuchten, daß dies Erhabene seine eigene Ironie in sich trage. Nun aber zerspringt es plötzlich wie eine Blase, und zwar mit dem Effekt, daß der Ausruf, der dem Zuschauer entschlüpft, etwa klingen dürfte: Ja so! Jetzt nämlich finden wir, daß es dem Erhabenen mit jenem nisus von vornherein nicht recht ernst gewesen sein könne, so sehr es dies sich und Anderen verbarg, wir finden, daß jetzt nur zum Vorschein kommt, was vorher schon mit unter der Decke spielte, z. B. ein törichtes Motiv in einer großartigen, glänzenden Handlung. Hier zeigt sich nun der Grund von dem plötzlichen Eintreten des komischen Kontrastes deutlich. Würden nämlich die beiden Gegensätze des Kontrastes einander nur allmählich genähert, so würde kein Kontrast eintreten, sie würden nicht voneinander abstechen, wir würden darüber, daß so entgegengesetzte, widersprechende Dinge eine Einheit bilden wollen, uns nicht verwundern. Wie wir durch einen plötzlichen Ruck, als fielen wir von einer Höhe herunter, öfters aus dem Schlafe auffahren, so plumpt das Erhabene plötzlich zu Boden. Auch subjektiv erzeugt sich der komische Einfall immer in einem blitzartigen Auftauchen. Jeder Witz muß schnell sein. Allein sogleich nach der ersten Überraschung

blickt der Lachende zurück und findet, daß beide Momente, deren eines er erst im Verlaufe plötzlich hervortauchen sah, schon vorher ineinander waren. Er sieht, daß das Erhabene schon vorher klein war, aber nicht so, daß es darum nicht erhaben gewesen wäre, sondern erhaben und doch nicht erhaben. Dies ist ein Widerspruch, eine contradictio in adjecto, und dieser Widerspruch ist eben das Komische. Das Erhabene wird nicht geleugnet, nicht annulliert: dies wäre frivol. Das wahre Lachen ist durchaus g u t m ü t i g. Das Erhabene und das unendlich Kleine spielen ineinander, und dieses Spiel ist das Komische. Der Zuschauer ruft aus: so groß, und doch wieder so klein! So klug, und in dieser Klugheit so töricht! So viel Sinn, und in diesem Sinn so viel Unsinn! So viel Kraft, und in dieser Kraft so viel Schwäche! Wie ist es doch nur möglich, man meint ja fast, es könne nicht sein! Wir bemühen uns, den Widerspruch zu reimen, und es geht nicht: es geht nicht, und wir versuchen es doch wieder, und diese An- und Abspannung erzeugt das fröhliche Gelächter. Hier wird es nun erst recht klar, warum der Mensch und sein Treiben der eigentliche Gegenstand des Komischen ist. Denn er ist in jedem Augenblick an die Bedingungen des Natürlichen und Zufälligen gebunden und ebensosehr darüber erhaben, er ist eben der wandelnde Widerspruch, von dem wir hier sprachen. Im Drange der höchsten Gefühle kann ihn das absolut Kleine und Winzige überraschen. In der schönsten Rührung des Wiedersehens wollen sich zwei Freunde in die Arme stürzen: indem sie sich umarmen und küssen, stoßen sie sich die Hüte vom Kopf, und sie lachen. Nun stört aber dies Lachen ihre Rührung nicht, beide Stimmungen durchdringen sich; denn die Natur des Menschen, nach welcher er solchen abgeschmackten Zufälligkeiten ausgesetzt ist, ist ja dieselbe, die dieser schönen Rührung fähig ist, und beides ist sie in demselben Momente. Wir sehen Jemand voll des Gefühls der Erhabenheit an den gestirnten Himmel hinaufblicken, aber der Gute hat lange nichts gegessen, er kann sich den Gedanken an eine fette Hammelkeule denn doch nicht ganz ferne halten, und es ist derselbe Mensch, den der höchste Aufschwung des Gefühls und den die unabweislichen Anforderungen des Magens beherrschen. Der Frivole kennt diesen Widerspruch nicht; sagt man ihm: sieh, dieser Mensch, der mit leuchtendem Auge nach dem Himmel sieht, hat eben jetzt einigen Hunger, so schließt er: also ist jenes schöne Gefühl erlogen.

Seine Lebensansicht ist einfach, hält nur die eine Seite für reell, die komische ist in sich gedoppelt. Im Komischen ist das Erhabene das Wahre, und wieder nicht, denn es wird vom Niedrigen unterbrochen, das Niedrige ist das Wahre, und wieder nicht, denn es ist am und im Erhabenen; so ist denn das Eine und das Andere wahr, das Wichtige unwichtig und das Unwichtige wichtig, der Gott des Unsinns nimmt die Welt in Besitz, alle Bestimmungen taumeln durcheinander, Alles ist gleichgültig, und daß Alles gleichgültig ist, ist auch wieder nicht wahr, und dies ist auch wieder nichts, und über der allgemeinen Auflösung alles Fixen und Festen steht nur das fröhliche Subjekt, das lachend die Hände in die Seite stemmt und auf die zur tollen Unruhe und zum Tanze des Widerspruchs verkehrte Welt heruntersieht.

An diesem Punkte angekommen, können wir nun die von W. Schlegel (2. und 6. Vorlesung) ins Populäre gezogene, von der Schellingschen Schule bestimmter aufgestellte, von Hegel an einzelnen Stellen in ihre ganze Tiefe verfolgte, aber an anderen bekämpfte Definition des Lächerlichen in unsere Entwicklung aufnehmen: der komische Standpunkt sei der der reinen subjektiven Willkür, welche alles Bestimmte, dem es mit seinem Bestehen ein Ernst ist, auflöse und wankend mache, der unendlichen Negativität. Wir wollen nur vorher genauer betrachten, wie J. Paul die Wahrheit, daß der komische Standpunkt das Hohe und Niedrige ineinander hineinspielen läßt, aufgefaßt hat.

J. Paul (Vorsch. § 28) erklärt den komischen Widerspruch psychologisch so: wir leihen demjenigen, den wir etwas Komisches vollbringen sehen, unsere, der Zuschauer, Einsicht in die Verkehrtheit seines Tuns und erzeugen durch das Setzen dieses Widerspruchs die unendliche Ungereimtheit. Wenn z. B. Sancho Pansa eine ganze Nacht hindurch sich über einem seichten Graben in der Schwebe erhält, weil er meint, es klaffe ein ungeheurer Abgrund unter ihm, so wäre dieser einfache, reale Kontrast noch nicht komisch, sondern unwillkürlich schieben wir Sancho durch einen unberechenbar schnellen Akt der Phantasie unter, daß er im Grund selbst wisse, daß hier kein Abgrund vorhanden sei, und dennoch solche Mittel ergreife, sich vor dem Sturze in denselben zu schützen; nun erst erscheine uns sein Tun als ein verkehrtes. Wenn in Hogarths reisenden Komödianten das Trocknen

von Strümpfen an Wolken lachen macht, so geschieht es, weil uns durch die Plötzlichkeit dieses Anblicks der flüchtige Glaube aufgedrungen wird, daß es einem Menschen einfallen könne, wahre Wolken als Waschseile zu gebrauchen. Ohne jenes voreilige Unterschieben, fährt er fort, würde das Paaren des Ungleichartigsten noch kein Lachen gebähren, denn was ist nicht zu gleicher Zeit Unähnliches z. B. unter dem Nachthimmel ohne komische Gewalt beisammen — die Nebelflecken — Nachtmützen — Milchstraßen — Stalllichter — Nachtwächter — Spitzbuben usw.? Daher kann Niemand sich selber lächerlich im Handeln vorkommen, es müßte denn eine Stunde später sein, wo er schon sein zweites Ich geworden und dem ersten die Einsichten des zweiten andichten kann. Daher vollendete Dummheit schwer lächerlich wird, weil sie uns das Leihen unserer kontrastierenden Einsicht erschwert oder verbeut. Daher wächst das Lächerliche mit dem Verstande der lächerlichen Person. Daher bereitet sich der Mensch, der sich über das Leben und dessen Motive erhebt, das längste Lustspiel, weil er seine höheren Motive den tieferen Bestrebungen der Menge unterlegen und dadurch diese zu Ungereimtheiten machen kann usw. J. Paul unterscheidet daher im Lächerlichen, das er als einen sinnlich angeschauten, unendlichen Unverstand definiert, drei Bestandteile. 1. Den Widerspruch, worin das Bestreben oder die Lage des lächerlichen Wesens mit dem sinnlich angeschauten Verhältnisse steht; dies ist der objektive Kontrast. 2. Dieses Verhältnis selbst ist der sinnliche Kontrast. (Diese Unterscheidung ist überflüssig. Nr. 1 und 2 hätten unter dem objektiven Kontrast zusammengefaßt werden können.) 3. Der Widerspruch dieser beiden, den wir dem Gegenstande durch das Leihen unserer Seele und Ansicht als den zweiten aufbürden, ist der subjektive Kontrast.

Gegen diese Theorie wird man schwerlich mit Recht einwenden, daß wir uns einer solchen Unterschiebung unserer Einsicht in den Verstand des verkehrt handelnden Subjekts nicht bewußt seien; denn in der Raschheit der komischen Empfindung kann unsere Phantasie die Karten wohl so schnell mischen, daß wir die Taschenspielerei nicht entdecken. Vielmehr könnten die kontrastierenden Elemente des Komischen nicht als ineinander seiend, wie wir dies doch als notwendig erkannt haben, vorgestellt werden, wenn nicht diese Zutat des Subjekts stattfände. Daher hat das Komische noch einleuchtender seinen wahren

Sitz im Subjekte und seiner Illusion als das Erhabene der Natur. Nur reicht der J. Paulsche Satz nicht aus, weil er bloß auf das Komische in menschlichen Handlungen anzuwenden ist. Das Komische ist in diesem Gebiete am meisten, aber nicht allein zu Hause. Der komische Widerspruch ist universaler Natur und muß auf seinen metaphysischen Urgrund, das Ineinandersein des Endlichen und Unendlichen, überhaupt zurückgeführt werden, wo wir uns denn allerdings, aber nur tropisch, das Komische in seiner letzten Tiefe als ein zweckwidriges Handeln des Weltgeistes vorstellen können. J. Pauls Erklärung paßt auf diejenigen Fälle nicht, wo das Bagatell eines äußeren Zufalls, nicht ein innerer Irrtum, menschliche Tätigkeiten komisch macht, wie in dem oben angeführten Falle vom abreißenden Hosenträger. Hier müssen wir, wenn wir das Erhabene und diese Winzigkeit des Zufalls, der es stört, in eine Einheit zusammengreifen wollen, über das Subjekt, an dem dieses Komische erscheint, hinausgehen, weil wir jenen Zufall ihm nicht aufbürden können, müssen auf den Weltgeist zurückgehen, in welchem menschliche Erhabenheit und die Friktion derselben mit dem Bagatelle des Zufalls zusammen sind. J. Pauls Erklärung ist nur psychologisch, nicht philosophisch. Indem der Mensch als geistiges Wesen verkehrt erscheint, scheint uns das Geistige überhaupt, das Ideale, wie es die ganze Welt durchdringt, in einem Widerspruch mit sich begriffen mit sich selbst zu scherzen. Auf diesen tieferen, universellen Kontrast geht J. Paul in der Folge in den Paragraphen über den Humor ebenfalls ein. Allein im Humor zeigt sich nur das am klarsten herausgebildet, was allem Komischen zugrunde liegt und daher schon in die Definition des Lächerlichen aufzunehmen ist.

Wir sind so auf den Satz zurückgekommen, daß das Komische der absolute Taumel sei, worin nichts Festes, Absolutes geduldet wird, da wir die Schwäche menschlicher Erhabenheit auf einen inneren Widerspruch des Weltganzen zurückführen mußten: ein Taumel, in welchem nichts sich erhält, als die absolute Freiheit und Frechheit des mit Allem spielenden, lachenden Subjekts. Dieses ruchlos heitere Subjekt, das über Alles lacht, ist in der Volkskomik der Hanswurst, der früher auch auf der höheren Bühne als stehende Maske niemals fehlte und durchaus allen Ernst parodierte, aber, von Gottsched verstoßen, nur bei Volksspielen und auf Volkstheatern sich behaupten

konnte. Kein Mensch befürchtete damals, daß dem Erhabenen ein wirklicher Flecken angehängt werde, wenn es seine eigene Parodie in dem unauslöschlich heiteren komischen Knechte personifiziert selbst an seine Seite nahm. Die höhere Kunst kann diesen schweren Todesfall nur dadurch ersetzen, daß sie, was freilich geistiger ist, das Komische in die Handlung selbst legt, und an die in derselben auftretenden Personen so verteilt, daß man die symbolische Personifikation in der Figur des Narren, der allerdings zur Fortführung der Handlung selbst wenig oder nichts zu tun hat, entbehren kann.

Indessen scheinen wir mit der Darstellung des Komischen, wie sie sich hier zuletzt steigerte, in die ganze berüchtigte Ironie der Romantiker hineingeraten zu sein. Allein der große Unterschied ist der, ob dieser Standpunkt, der es der Willkür des Subjekts überläßt, jede feste Bestimmung nach Belieben auf- und untertauchen zu lassen, zum Prinzip der ganzen Ästhetik erhoben, oder ob er bloß dem komischen Gebiete vindiziert wird. Das Komische kennt allerdings kein positives Resultat, es will nichts als den Widerspruch. Es kommt im Komischen nichts heraus, es hat keinen Schluß, es hört auf, wie der Fehlhieb eines Fechters, wie ein Instrument, dem plötzlich der Ton versagt, wie die, von J. Paul angeführte, beliebte Wendung Sternes, mit wichtig tuender Ausführlichkeit eine Begebenheit zu untersuchen, dann mit der Bemerkung zu schließen, es sei ohnedies kein Wort daran wahr. Allein das Komische ist auch nicht das ganze Ästhetische. Man kann nicht immer scherzen, aber wenn man einmal scherzt, muß man auch und darf man scherzen. Hegel selbst, der Erzfeind der Ironie, hat ihr doch ihr ganzes Recht im komischen Gebiete widerfahren lassen und recht wohl gewußt, daß auf diesem Standpunkte Alles, was absolut sein will, alle göttlichen und menschlichen Mächte „an das Selbst verraten sind". Was er (Phänomenol. 560) von der griechischen Komödie sagt, gilt vom Komischen überhaupt: „Das einzelne Selbst ist die negative Kraft, durch und in welcher die Götter, sowie deren Momente, die daseiende Natur und die Gedanken ihrer Bestimmungen, verschwinden; zugleich ist es nicht die Leerheit des Verschwindens, sondern erhält sich in dieser Nichtigkeit selbst, ist bei sich und die einzige Wirklichkeit. Dadurch, daß das einzelne Bewußtsein in der Gewißheit seiner selbst es ist, das als diese absolute Macht sich darstellt, hat diese die Form eines Vorgestellten, von

dem Bewußtsein überhaupt Getrennten und ihm Fremden verloren, wie die Bildsäule, auch die lebendige schöne Körperlichkeit, oder der Inhalt des Epos und die Mächte und Personen der Tragödie waren; auch ist die Einheit nicht die bewußtlose des Kultus und der Mysterien, sondern das eigentliche Selbst des Schauspielers fällt mit seiner Person zusammen, so wie der Zuschauer in dem, was ihm vorgestellt wird, vollkommen zu Hause ist und sich selbst spielen sieht. Was dies Selbstbewußtsein anschaut, ist, daß in ihm, was die Form von Wesenheit gegen es annimmt, in seinem Denken, Dasein und Tun sich vielmehr auflöst und preisgegeben ist, es ist die Rückkehr alles Allgemeinen in die Gewißheit seiner selbst, die hiedurch diese vollkommene Furcht- und Wesenlosigkeit alles Fremden und ein Wohlsein und Sich-wohl-sein-Lassen des Bewußtseins ist, wie sich außer dieser Komödie keines mehr findet." Wenn hier die griechische Komik daraus erklärt wird, daß das Selbst sich als die letzte Instanz wußte, in welche alle außermenschlichen Mächte verschwunden waren, so ist dies in weiterem Sinne von jeder Komik wahr. Sie leugnet nicht, daß es höhere, ewige Mächte gibt, die das Leben regieren und vor denen das einzelne Selbst sich beugen muß. Allein diese Mächte haben nicht irgendwo in der Luft, im Leeren ihren Sitz, sondern sie wirken und walten eben wieder in dem menschlichen Geist und durch denselben, sie werden zuletzt doch nur von Subjekten gehandhabt, wiewohl sie mehr sind als das einzelne Subjekt. Diese Wahrheit nun, daß das Subjekt die Macht ist, die allen Gehalt in sich hat und neben welcher es nichts Selbständiges gibt, wird durch das Komische für sich hervorgehoben und in furchtlosem Freiheitsgefühl an Allem, was sich erhaben anlassen will, eine heitere Rache vollzogen. Der Unterschied der Komik von der Frivolität ist auch hier aufs Neue einleuchtend. Die Frivolität erklärt die gemeine, von der Idee entblößte Erscheinung für das einzig Wahre, und verwirft das Ideale schlechthin; die Komik weiß sich nur darum als die Macht über alles Erhabene, das sie an der gemeinen Erscheinung zerplatzen läßt, weil das Subjekt das Erhabene absorbiert hat, weil es selber alles Erhabene ist, der Aufbewahrungsort alles dessen, was es als ein von außen sich Aufdringendes durch seinen Scherz zerstört. Freilich aber hütet sich die Komik recht wohl, dies zu gestehen, sonst entstünde sogleich wieder für den Zuhörer eine Erhabenheit, die gezüchtigt werden müßte; viel-

mehr müssen wir festhalten: das Komische ist die poetisch dargestellte unendliche Negativität.

Wir haben die verschiedenen Stufen des Erhabenen mit verschiedenen philosophischen Systemen verglichen. Mit dem echt Komischen stehen wir, wie schon oben angedeutet wurde, ganz auf Hegelschem Boden. Denn das rechte Lachen ist dialektisch. Die Hegelsche Dialektik läßt nichts fix und absolut werden, sondern nötigt jeden Satz, sich mit seinem Gegensatze zu ergänzen; die Komik läßt davon nur das positive Resultat weg. Sie ist die in die Sprache des Zwerchfells übersetzte negative Seite der Hegelschen Methode.

Ich lasse dieser allgemeinen Erörterung über das Wesen des Komischen noch eine Einteilung desselben folgen. Streng betrachtet gehört diese nicht hieher, weil die verschiedenen Formen des Komischen nur im Subjekt ihren Sitz haben, wodurch ihnen ihr Platz in einem späteren Abschnitte der Ästhetik, nämlich in der Lehre von der subjektiven Existenz des Schönen oder von der Phantasie, angewiesen wird. Zwar auch das Erhabene, wenigstens das Erhabene der Natur, sahen wir nicht ohne eine subjektive Zutat des Betrachtenden entstehen. Allein deswegen findet in dem Beitrage, den zu beiden das Subjekt gibt, dennoch ein wichtiger Unterschied statt. Schon bei einer bloß elementarischen Betrachtung des Komischen erklärt sich dieser Unterschied daraus, daß bei diesem der Nachdruck auf dem Momente der Sinnlichkeit, bei dem Erhabenen auf der Idee liegt. Diese nun existiert als eine bewußte in der Menschheit, und so kann uns mitten in der Wirklichkeit das Erhabene des Subjekts ohne weitere Unterschiebung von unserer Seite entgegentreten. Auch große tragische Fälle bietet die Geschichte aus demselben Grunde in Menge, weil die untergehende geistige Größe ihre bewußte Existenz in Einzelnen und Völkern hat. Dagegen bei dem Komischen liegt das Gewicht auf dem Begrifflosen der sinnlichen Erscheinung, an dem sich die Idee stößt, und dieses, da es ohne Bewußtsein ist, muß immer erst durch den Betrachtenden auf die Idee, die es paralysiert, bezogen und zu einer Einheit mit ihr zusammengefaßt werden. Der Stein, über den wir jemand straucheln oder fallen sehen, kümmert sich nichts darum. Wir müssen einen inneren Zusammenhang dieses gleichgültigen Dings mit der fallenden Person erst hervorbringen, indem wir ihm Bewußtsein

unterschieben, wie wir auf der andern Seite dem Einherschreitenden die Einsicht unterlegen, daß er straucheln müsse. Ganz deutlich ist es an einer Hauptspezies des Komischen, dem Witze, daß es nur subjektiv existiert. Daher auch J. Paul, der das Verdienst hat, jenes Überwiegen des subjektiven Beitrags im Komischen zuerst scharfsinnig dargetan zu haben, wieder zu viel auf der objektiven Seite einräumt, wenn er die sinnliche Anschauung des im Komischen stattfindenden Unverstandes für unentbehrlich erklärt. Denn obwohl dies von den meisten komischen Fällen, mögen sie sich begeben oder erfunden sein, richtig ist, so gilt es doch keineswegs von allen komischen Gattungen, was eben namentlich der Witz, wie wir ihn sofort werden kennen lernen, hinlänglich beweist. Es hängt dies mit J. Pauls Beschränkung des Komischen auf Handlungen zusammen. Übrigens wird die subjektive Natur des Komischen vollends ganz klar, wenn wir es in seine Tiefe verfolgen und uns erinnern, daß es in der absoluten subjektiven Willkür seinen Sitz hat.

Somit kann streng genommen die Einteilung des Komischen, in welcher diese subjektive Natur desselben als verschieden gestaltetes Talent der Phantasie zum Vorschein kommt, nicht ebenso, wie die des Erhabenen in dem ersten, allgemeinen Teile der Ästhetik ihre Stelle finden, und es geschieht hier nur, weil wir uns in dieser Behandlung eines abgerissenen Teils des Ganzen nicht so strenge zu binden haben und daher die Stelle benützen, eine interessante Parallele zwischen den verschiedenen Formen des Komischen und denen des Erhabenen hervorzuheben. Entwickeln soll sich unsere Einteilung ganz einfach aus der Betrachtung, daß das Erhabene, welchem ein Bein gestellt werden soll, verschiedene Formen annehmen kann, wonach denn auch die Mittel, ihm diesen Possen zu spielen, sich verschieden gestalten. Der Einteilungsgrund ist jedoch hier ein anderer als in der Lehre vom Erhabenen selbst, und nur mittelbar tritt die eben erwähnte Parallele hervor. Entsprechend den drei Haupttätigkeiten des theoretischen Geistes: sinnliche Anschauung, Verstand, Vernunft, ist zu unterscheiden ein sinnlich, verständig, vernünftig Erhabenes. Die Phantasie tritt nicht als Moment in dieser Einteilung auf, weil sie an allen dreien ihren Anteil, wiewohl in verschiedenen Proportionen, hat, an der mittleren Form freilich den geringsten. Entsteht ja überhaupt alles Ästhetische durch die

Phantasie, sie kann also innerhalb der einzelnen Felder nicht das Einteilungsprinzip bilden.

---

1. Das naiv Komische, die Posse (das Burleske).

Diese erste und unterste Stufe des Komischen, welche man allein mit Recht als das niedrig Komische bezeichnet, ist diejenige, wo beide Seiten des Kontrasts nur sinnlich angeschaut werden. Das Erhabene, das zu Falle kommt, liegt ganz oder vorwiegend in der äußeren Erscheinung und körperlichen Natur, und ebendaher ist auch das niedrige Element, wodurch jenes zu Falle kommt, immer derbsinnlich. Körperliche Gebrechen spielen hier eine große Rolle und können allerdings komisch genug erscheinen, wenn man sich einen Augenblick vorstellt, der Mensch habe seinen Körper selbst gebaut und es dabei so verkehrt angegriffen. Tiere müssen wir, wenn wir ihre Gestalt oder, was sie vornehmen, komisch finden sollen, erst mit dem Menschen vergleichen, daher wir im Scherze uns dann wohl auch mit ihnen unterhalten, als verständen sie uns, oder wir müssen das Bewußtsein ihrer Verkehrtheiten dem Weltgeist in die Tasche schieben. Wenn Jemand strauchelt und fällt, so ist das Erhabene, über dessen Vernichtung wir lachen, das harmonische Verhältnis der aufrechten Glieder, das plötzlich aufgelöst wird. Der Hanswurst bei Seiltänzergesellschaften usw. ergötzt das Publikum besonders durch diese Gattung des Komischen, zu diesem Publikum gehören wir aber alle, denn es meine nur Niemand, daß er dem Eindrucke des naiv Komischen ganz entwachsen sei, vielmehr er hoffe, dies nicht zu sein. In dieser sinnlich heiteren, klar einleuchtenden Darstellung einer absoluten Zweckwidrigkeit liegt eine Befreiung von dem Ernste geistiger Zwecke, die als eine sehr reine, menschlichgesunde Erholung zu betrachten ist. Es tritt dann freilich auch in diese Gattung des Komischen eine höhere Verstandestätigkeit ein und ein Anteil des Witzes. Zusammenhängende Situationen, Intrigen werden erfunden und dargestellt oder erzählt usw., aber der Boden bleibt doch immer eine handgreiflich sinnliche Auffassung des komischen Kontrastes. Das Motiv darf daher nie in den versteckteren Fäden menschlicher Verhältnisse liegen, sondern nur, wenn es Ohrfeigen und Prügel regnet, ist es eine rechte Freude. Die früher so beliebten Schwänke eines Hans Sachs und Anderer drehen sich

meistens um einen Witz, eine List, aber das Plastische daran bleibt immer die Hauptsache, der Witz usw. darf nicht bloß auf einer Wendung der Rede beruhen, sondern muß von handgreiflichen Aktionen begleitet sein. Der wahre Gott dieser ganzen Stufe ist der Eulenspiegel. Wie jedoch in jeder Stufe auch die anderen mitgesetzt sind, so klingt auch in dem Burlesken nicht nur der Witz, sondern bereits eine gewisse Tiefe bedeutenderer Komik an. Der Eulenspiegel, der Harlekin hat ein leises Bewußtsein seiner Verkehrtheit. Er ist nicht einfacher Tor, er ist zugleich Schalk. Er eludiert fremde Zwecke und macht doch selbst Dummheiten, damit Andere über ihn lachen, wobei er aber herzlich mitlacht. Dadurch nähert er sich einem wesentlichen Merkmale des Humors, nämlich der Selbstpersiflage. In den Schildbürgern ist diese Mischung, dieser kaum unterscheidbare Übergang der bewußten und absichtlichen in die wirkliche Torheit sehr geistreich gehalten. Der Grundton jedoch dieser Sphäre bleibt der einer sinnlichen Komik. Innerhalb desselben mag es dann wieder eine Menge von Unterarten und Abstufungen vom gröberen zum feineren Scherze geben, was hier, wo es sich nur um die Hauptpunkte handelt, auseinanderzusetzen nicht der Ort ist.

Das Komische kann, wie das Erhabene, auch phantastisch behandelt werden. Dem Wunderbaren als dem phantastisch Erhabenen der Natur entspricht als phantastisch Komisches der naiven Gattung das Groteske. Dieses kann auch im höheren Komischen hervortreten, aber hier ist es auf seinem eigentümlichen Boden. Der Grotesktänzer stellt es am menschlichen Organismus dar, Marionettenmetamorphosen in dem willkürlichen Umspringen der verschiedensten Natur- und Kunstgestalten ineinander, die Malerei in der Durcheinanderschlingung der verschiedenen Naturreiche als Arabeske und in der satirischen Verzerrung des menschlichen Körpers als Karikatur. In der höheren Anwendung, die ihm der humoristische Dichter, die ihm ein Aristophanes, Rabelais, Fischart, Tieck gibt, ist es hier noch nicht zu betrachten.

Das moderne Publikum kann sich in das Groteske, namentlich wenn es in der Poesie auftritt, nicht recht finden; das Volkstümliche, absolute Zwecklose, was es hat, scheint der prosaisch realistischen und reflektierten Bildung des Zeitalters nicht zuzusagen. Ich kann mich aber nicht enthalten, aus Flögel eine Anekdote mitzuteilen, wonach

Verächter der italienischen Komik sehr eindringlich eines Anderen belehrt wurden. Ein Engländer Moore gesteht, daß er vom italienischen Theater sehr niedrig gedacht und gemeint habe, es werden einem „Manne von Geschmack" diese Possen nicht einmal ein Lächeln abnötigen können, indem sie nur für den niedrigsten Pöbel gut seien. Mit diesen Gesinnungen habe er den Herzog von Hamilton in die Komödie zu Venedig begleitet. Die Hauptperson im Lustspiele war ein Stotternder, dessen Gebrechen den größten Teil des Zeitvertreibs bildete. Die englischen Gäste konnten eine Versammlung, die sich an dieser possenhaften Vorstellung eines Naturfehlers ergötzte, nur verachten und gaben dies durch eine bedeutende Ernsthaftigkeit ihres Gesichts zu erkennen. Der Stotterer war eben zu dem wichtigsten Punkte einer langen Erzählung gekommen, worin er einem ungeduldigen Zuhörer beichten wollte, wo seine Liebste verborgen sei, als er unglücklicherweise über ein Wort von sechs bis sieben Silben stolperte. Er versuchte es nochmals und abermals und immer vergebens, über das Wort hinüberzukommen. Ein Stotternder pflegt um keinen Preis ein schweres Wort, in dem er stecken bleibt, um ein leichteres aufzugeben; er erstickt lieber mit dem Wort in dem Halse. Harlekin nannte dem unglücklichen Redner wohl ein Dutzend Synonymen, die dieser aber mit Verachtung abwies. Endlich schien es bis zu Krämpfen und Geburtswehen zu kommen, er sperrte das Maul auf, zitterte, würgte, das Gesicht schwoll auf, es war, als wenn die Augen zum Kopfe hinausspringen wollten. Harlekin knöpft ihm die Weste, den Halskragen des Hemdes auf, fächelt ihm mit seiner Mütze Luft zu und hält ihm etwas zu riechen vor die Nase. Da Alles vergeblich ist und zu befürchten steht, sein Patient möchte den Geist aufgeben, ehe die erwartete Nachricht zu Ende gebracht ist, rennt er in einem Anfall von Verzweiflung dem Sterbenden mit dem Kopfe wider den Bauch: und das Wort fliegt so laut aus seinem Munde, daß der entfernteste Teil des Hauses es hören konnte. Die beiden Engländer brachen jetzt in ein so starkes und anhaltendes Gelächter aus, daß das ganze anwesende Publikum, ja die Schauspieler auf der Bühne nach ihnen herumsahen, und das erstere über ihr Gelächter nun erst recht zu lachen anfieng.

Es leuchtet ein, daß diese erste Form des Komischen dem Erhabenen der Natur parallel läuft, weil in beiden die Elemente, aus denen sie

entstehen, in sinnlicher Gestalt erscheinen. Der Ausdruck „naiv Komisches“ drückt nur zugleich die Beziehung auf die Stufe der Gesittung aus, wo diese Komik am meisten ausgebildet und am reinsten genossen wird. Man kann sie, verglichen mit der Komik, wie sie in den Kreisen feinerer Bildung beliebt ist, auch die volkstümliche nennen. Auch der Name elementarisch Komisches wäre nicht unpassend: denn nicht dem Stoffe, sondern nur der Form nach ist es von der feineren Komik verschieden; diese hat großenteils dieselben Stoffe, aber verarbeitet sie so, daß das unmittelbar Natürliche nicht mehr so ungeniert hervortritt und daß der ganze Kontrast in eine geistigere Tiefe verfolgt wird. Cicero und Quintilian unterscheiden ein Komisches in rebus und in verbis. Diese Unterscheidung ist höchst ungeschickt und verwirrend, weil jede Form des Komischen diesen Unterschied in sich hat, und durch die Bemerkung, daß sie das eine Mal als wirkliche Begebenheit auftritt oder erzählt wird, das andere Mal als subjektiver Einfall und witzige Rede erscheint, über ihren Unterschied von anderen Formen des Komischen noch gar nichts ausgesagt ist. Doch läßt sie sich in einem gewissen Sinne auf die unsrige reduzieren; unsere erste Stufe ist ein Komisches in rebus insofern, als sie immer etwas handgreiflich Faktisches verlangt und witzige Reden dabei nur mitunterlaufen.

Der Ausdruck Laune ist für eine Einteilung des Komischen von keinem Momente, da er das komische Talent und die komische Stimmung überhaupt bezeichnet und durch seine vorherrschende Beziehung auf das Individuelle des Temperaments mehr anthropologisch als ästhetisch ist.

2. Das Komische des Verstandes oder der Reflexion, der Witz.

Auch der Witz besteht darin, daß eine Erhabenheit zu Falle gebracht wird. Es ist aber dieselbe in dieser Form des Komischen abstrakt verständiger Natur: es ist nämlich der Ernst des verständigen Zusammenhangs der Vorstellungen untereinander, welcher aufgelöst wird. Ein Begriff, eine Vorstellung meint an ihrem Ort zu gelten und einem wohlgegründeten, rationellen Zusammenhang anzugehören; aber unversehens hat sie der Witz am Schopfe und wirft sie

mit der entlegensten Vorstellung aus einem ganz anderen Gebiete in eine Kategorie; er ist, sagt J. Paul, der verkleidete Priester, der jedes Paar kopuliert. Ist es erlaubt, jenen Zusammenhang die Lokation der Begriffe zu nennen, so ist vom Witze zu sagen, daß er diese Lokation durcheinanderwürfelt, daß er sie in scheinbar sinnige neue Kombinationen auflöst, in Wahrheit aber in einen sinnlosen Taumel hineinreißt. Denn einen eigentlichen Sinn hat kein Witz; in jedem ist, wie im Komischen überhaupt, das punctum saliens eine Ungereimtheit. Aber er bringt den Schein hervor, als habe sein Spiel einen Sinn, der Zuhörer wird einen Augenblick in diese Illusion hineingezogen, dazwischen aber bleibt es ihm dennoch gegenwärtig, daß es nur ein Schein ist, und dieser Widerspruch erzeugt, wie bei allem Komischen der Widerspruch es tut, das Lachen.

Um sogleich mit einem guten Witze zu beginnen, will ich für meine letztere Behauptung den Börneschen anführen: „Als Pythagoras seinen Lehrsatz erfunden hatte, opferte er eine Hekatombe: seitdem zittert jeder Ochs, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird." Dies überrascht und ist entschieden sinnreich. Allein offenbar ist objektiv kein Sinn in diesem Gedanken. Denn die Ochsen, welche Pythagoras opferte, stehen mit den uneigentlichen Ochsen, mit welchen sie verglichen werden, in keinem Zusammenhang, außer in einem bildlichen, die Beziehung ist nur durch eine herkömmliche Vergleichung hervorgebracht. Beide Teile dieses witzigen Satzes, das Faktum, das von Pythagoras erzählt wird, und die Tatsache, daß die Beschränktheit vor neuen Ideen zittert, haben also in sich nichts Verwandtes und gehören ganz verschiedenen, gegenseitig beziehungslosen Vorstellungsreihen an. Allein, daß der kecke Sprung des Witzes sie aus ihrer Reihe herausreißt und blitzschnell verbindet, dies erzeugt das Schlaglicht eines scheinbaren Zusammenhangs. Wäre ein wirklicher da, so würden wir nicht lachen: sondern, daß keiner da ist und in diesem Witze doch einer hervorgebracht wird, diese unendliche Willkür des Verstandes überrascht, belustigt uns; ein Eindruck, den J. Paul treffend ausdrückt (Vorsch. § 44): „Es wird der ästhetische Lichtschein eines neuen Verhältnisses hervorgebracht, indes unser Wahrheitsgefühl das alte fortbehauptet und durch diesen Zwiespalt zwischen doppeltem Schein jenen süßen Kitzel des erregten Verstandes unterhält, der im Komischen bis zur Empfindung steigt." Vor-

herrschend verständige Naturen ergötzt der Witz mehr als andere Gattungen des Komischen; sie meinen, weil er mehr Sinn habe, und verwerfen seine Brüder als ungereimte Possenreißer. Sehr unrichtig: der Witz wirkt ebensowohl, wenn nicht noch mehr, durch eine Absurdität als seine Nachbarn. Er verweilt nur überhaupt mehr im Gebiete des Verstandes, ist verständlich ohne Phantasiebild, hat meist auch eine satirische Nebenbeziehung und sagt daher denjenigen, die wenig Phantasie haben, mehr zu.

Übrigens erhellt vorläufig der bedeutende Anteil, den das Gedächtnis am Witze hat; denn nur bei einem bedeutenden Vorrate von Vorstellungen, Notizen usw. ist diese blitzschnelle Kombination möglich. Teilweise fällt die Untersuchung des Witzes, was aus dem Gesagten hervorgeht, mit der Lehre von den Gesetzen der Ideenassoziation zusammen, wodurch sie in dem Gebiet der Psychologie ihre Stelle einnimmt.

Die gewöhnliche Definition des Witzes, daß er eine Fertigkeit sei, Ähnlichkeit zwischen Unähnlichem aufzufinden, wird zum Teil mit Unrecht bekämpft, sofern man nämlich meint, sie müsse auch auf andere komische Kräfte als den Witz passen, uneingedenk, daß der Witz keineswegs das komische Gebiet erschöpft. Übrigens ist sie wirklich nicht ganz adäquat. Der Ausdruck Ähnlichkeit ist zu enge. Wenn Young z. B. sagt (vgl. J. Paul Vorsch. § 47): „er macht sich einen Denkzettel, um etwas zu vergessen," so bringt er das Entgegengesetzte, Denkzettel und Vergessen, in den Zusammenhang der Ursache und Wirkung. Dieser aber ist mit dem Ausdruck Ähnlichkeit nicht bezeichnet. Die Definition ist daher dahin zu erweitern: der Witz ist eine Fertigkeit, mit überraschender Schnelle mehrere Vorstellungen, die nach ihrem inneren Gehalt und dem Nexus, dem sie angehören, einander eigentlich fremd sind, zu einer zu verbinden.

Soll nun der Witz nach seinen verschiedenen Arten eingeteilt werden, so halte ich folgende Unterscheidung für die bequemste. Sie folgt zum Teil J. Paul, welcher überhaupt so viel für die Beleuchtung dieses Gegenstandes getan hat. Nur hängt er die einzelnen Rubriken ohne systematischen Zusammenhang aneinander; seine Beschreibung des Witzes ist selbst mehr witzig als wissenschaftlich.

Es ist im Witze bald mehr der Widerspruch der Vorstellungen, die wir vereinigen sollen, also die Antithese in der Synthese, bald mehr

die Einheit in der Verschiedenheit, also die Synthese in der Antithese, was uns überrascht.

Der antithetische Witz nimmt in eine Reihe zusammengehöriger Vorstellungen plötzlich eine solche auf, welche diesem Zusammenhang widerspricht, die ganze vorhergehende Reihe aufhebt und so die erregte Erwartung plötzlich in eine Täuschung auflöst. Es ist, wie wenn ein Laufender den Fuß übertritt, einem Musiker mitten in der Melodie sein Instrument versagt, eine Vergleichung, die dem Komischen überhaupt gilt, hier aber besonders einleuchtet. So sagt Schiller von der Poesie der Minnesänger, es sei hier immer und ewig der Winter, der geht, der Frühling, der kommt, und die Langeweile, die bleibt. Zur Zeit, da man die ersten langen Beinkleider trug, macht ein Student einem Professor seine Aufwartung. Sind Sie von N. N. gebürtig? Ja. Studieren Sie Jus? Ja. Im dritten Semester? Ja. Haben Sie bisher in N. N. studiert? Ja. Die und die Vorlesungen gehört? Ja. Kommt man in solchen Beinkleidern auch zu einem gebildeten Mann? Nein.

Leute, die nicht viel Witz aufzubieten haben, pflegen den antithetischen Absprung durch einen Gedankenstrich anzukündigen, wodurch die Überraschung gerade aufgehoben wird, da dieses Zeichen nichts Anderes sagt als: Achtung, jetzt kommt ein Witz! Ganz fatal ist es, wenn dann nicht einmal einer kommt; es ist eines der widerlichsten Gefühle; man schämt sich für den Schriftsteller. Wenn man z. B. Franz Horns Werke liest, kann man dieses Gefühl aus dem Grunde kosten.

Der synthetische Witz, der entfernte Vorstellungen plötzlich in eine scheinbare Einheit verbindet, ist bald mehr bildlich, bald mehr unbildlich. J. Paul namentlich hat diesen Unterschied erörtert, gemacht hat ihn schon Home (Grundss. d. Kritik 2, 63. „Witz in Gedanken ist wieder von zwo verschiedenen Gattungen; bald sind es scherzhafte Bilder, bald scherzhafte Verbindungen von Dingen, die wenig oder gar kein natürliches Verhältnis gegeneinander haben"). Die Reflexion, das taschenspielerische Umherspringen im Vorrate des Gedächtnisses, ist bei beiden die Hauptsache, und die Phantasie wirkt sekundär, nur im bildlichen Witze stärker und evidenter als im unbildlichen.

Der unbildliche Witz beruht vorzüglich auf der Möglichkeit,

eine Kopula, ein Zeitwort oder Prädikat auf mehrere Gegenstände, die einander eigentlich nichts angehen, auf gleiche Weise anzuwenden. Man könnte z. B. eine Erzählung mit folgendem Satze beginnen lassen: Das Seil des Seiltänzers, der sich auf dem Markte produzieren wollte, die Erwartung des Publikums und die Hosen der Schuljungen, die sich bei der Arbeit nicht mehr halten lassen wollten und daher den Stock des Lehrers fühlen mußten, waren aufs Äußerste gespannt, als usw. Verwandt mit dieser Gattung sind die alten Priameln, welche eine Reihe von Begriffen mit einem epigrammatischen Schlusse unter einen zusammenfaßten. Das eigentliche Epigramm bewegt sich ebensogern in dieser als in der antithetischen Form des Witzes, weniger im bildlichen.

Als Übergang zu diesem ist wohl am schicklichsten das Wortspiel zu erwähnen, weil es, wenigstens die eine Art desselben, mehr sinnlicher Natur ist als der unbildliche Witz. Das Wortspiel bezieht sich entweder mehr auf die Bedeutung der Wörter und benützt die Vielfältigkeit derselben: in diesem Sinne kann man fast allen unbildlichen Witz ein Wortspiel nennen; oder es ergreift die Ähnlichkeit des Klangs und verbindet durch sie die entlegensten Vorstellungen. Sinnlichere Naturen lieben es, Kinder, das Volk, Dichter, die mehr bildlichen als unbildlichen Witz haben, wie Fischart und Abraham a Santa Clara. Dieses Konkretere, was das eigentliche Wortspiel hat, liegt aber nur in der unmittelbaren Beziehung aufs Ohr, an wirklichem Gedankengehalt ist das Wortspiel so leer als aller Witz. Bis ins Tolle hat Fischart namentlich dieses Spiel getrieben, indem er bald der bloßen Klangähnlichkeit zuliebe neue Zusammensetzungen von Wörtern hervorbringt, die großenteils halber Unsinn sind, z. B. für Prognostikation: Pruchnastikaz, statt Praktik Prockdick, Kaiserliche Majestät: Käsische Mestitet, bald dem an sich bedeutungslosen Worte, z. B. dem Eigennamen durch neue Wendungen einen halben Sinn abnötigt. Grandgosier behält nicht leicht seinen rechten Namen, er heißt: Grangosier von Großgießlingen, Landwurstier, Grandbauchier, Goschgroß, Kandbusier (von Kanne), Grandgurgler, Gurgelgroßlinger, Grandgauch; Gargantua heißt: Gorgellantua von Gurgelstrotzlingen, Gurgelstroßa, Gurgelhandthierer, Strozengurgel, Gurgellang, Durstgurgel, Garganzsus uff. in infinitum. Abraham a Santa Clara sagt: „Deuteron. 34 stehen diese Worte:

Und Moses war hundert und zwanzig Jahr alt, da er starb; seine Augen seynd nie verdunkelt und seine Zähne nie beweget. Der muß gute Zähne haben gehabt! Ach, sagt Einer zu mir in die Ohren, hätte ich halb auch so gute Zähne! Warum? Ich brauche sie wohl, dann die Mutter des Herrn Laurentii, Patientia mit Namen, hat mich zu Gast geladen und mir nichts anders aufgesezt, als lauter Nuß, Verfolgnuß, Bekümmernuß, Betrübnuß usw." Dies ist Unsinn, und deswegen lachen wir darüber. Man nennt solche Witze jetzt schlechte Witze, allein es ist jeder Witz ein schlechter Witz; nur feinere und kompliziertere subjektive Nebenbeziehungen, nicht ein bedeutenderer innerer Gehalt geben dem Witze, den man etwa für geistreicher hält, diesen Schein. J. Paul erinnert zur Erklärung des Wortspiels daran, daß in der Ursprache stets der Klang des Zeichens der Nachhall der Sache war, und daß daher eine Ähnlichkeit der Sachen bei der Gleichheit des Widerhalls zu erwarten sei, daher Sprachforscher, deren Ausbeuten und Einfälle meistens den reizenden Schimmer der Wortspiele gewähren, und Philosophen so gern und schön die Verhältnisse der Ideen in Verhältnisse der Klänge kleiden. Allein diese Bemerkung führt geradenwegs von der Sache ab. Denn sobald Klangähnlichkeit sichtbar auf grammatikalischer und sofort auf logischer Verwandtschaft beruht, so ist es kein Wortspiel mehr, sondern es ist Ernst mit dem Worte; die Beziehung ist eine wirkliche, nicht eine durch die unendliche Willkür entstandene, und dadurch fällt der Hauptreiz weg, den doch J. Paul sehr wohl kennt und teils in das Erstaunen über den Zufall setzt, der spielend mit Klängen und Dingen durch die Welt ziehe, teils in das Wohlgefallen an der Geistesfreiheit, welche imstande ist, den Blick von der Sache gegen ihre Zeichen hinzuwenden.

Der bildliche Witz endlich, der am meisten wahre Poesie hat, ist wohl deswegen als eine Gattung nur des synthetischen Witzes aufzuzählen, weil dieser seiner affirmativeren Natur gemäß sich lieber in demselben bewegt. Der antithetische Witz kann zwar auch bildlich sein, wie z. B., wenn ich mir den Schein gebe, als wolle ich durch eine Vergleichung einem Subjekt ein Prädikat beilegen, dann aber plötzlich mit einem Bilde schließe, das vielmehr die entgegengesetzte Eigenschaft bezeichnet; eine Witzgattung, die das Volk sehr liebt, die von Kutschern, Handwerksburschen usw. sehr glücklich angebaut wird und

einen recht heiteren Effekt macht. Genauer betrachtet hebt sich aber hier die Vergleichung, während sie sich zu erzeugen scheint, vielmehr auf und gehört, sofern sie einzutreten sich die Miene gibt, nicht der Antithese als solcher, sondern der These an, d. h. der Gegenstand, der verglichen werden soll, samt dem Anfang der scheinbar anhebenden Vergleichung bilden den Satz, dann aber tritt als reine Auflösung des bildlichen Verhältnisses das antithetische Bild ein. Daher ist das Bild ein negatives, nicht ein positives Moment im antithetischen Witze. Zu dieser den Schein einer Vergleichung erzeugenden und ihn wieder aufhebenden Sorte von Witz kann man jene wirklich mitunter recht braven Krähwinklerwitze zählen, die einen bildlichen Ausdruck eigentlich nehmen, wie z. B., wenn wir auf einem dieser Blätter ein Mädchen am Klavier und sonst Niemand sehen, und unten steht: Wie der Schulmeister von Krähwinkel aus Entzücken über das schöne Spiel seiner Tochter ganz weg ist.

Der eigentlich bildliche Witz dagegen, d. h. der synthetisch bildliche, beleuchtet affirmierend eine Vorstellung durch Herbeiziehen eines anschaulichen Bildes, unterscheidet sich aber wesentlich von der Vergleichung überhaupt. Denn diese ist um so besser, je mehr das tertium comparationis zutrifft. Im Witze dagegen muß das Bild nur scheinbar passen und streng genommen unpassend sein, es darf keine innere Verwandtschaft zwischen Bild und Sache stattfinden; denn sonst geht eben die Keckheit, aus dem entlegensten Winkel der Phantasie ein Bild aus seinem Zusammenhang heraus in den gegenwärtig vorliegenden zu werfen, verloren. Gewiß über nichts Anderes als über diesen Narrensprung der Phantasie lachen wir, wenn J. Paul die Beinkleider eine gabelförmige Schenkelkapsel nennt, oder wenn Lessing einem Zudringlichen, der sich über seine Schulter hereinbeugend ihn um seinen Namen fragt, antwortet, jetzt sei er der Evangelist Lukas. Ein solches Bild darf so entlegen sein, daß der Zuhörer anfangs stutzt und nicht begreift; schon dies Besinnen hat einen komischen Kitzel; und fällt ihm dann plötzlich die Bedeutung des Witzes ein, wie bei dem angeführten der Ochse des Lukas, so ist der komische Effekt gerade durch die vorhergehende Anspannung verstärkt. Nur darf das Besinnen nicht zu mühsam sein, wie bei J. Pauls unnatürlich gehäuftem gelehrten Witze, den er mit geringem Erfolge in seiner Vorschule der Ästhetik in Schutz nimmt. Die Mühe hebt das Spiel auf.

Das längere Ausspinnen des komischen Bildes, das wohl auch unter der Hand die Bilder wechselt, von J. Paul Allegorie genannt, hat sich wohl vor nichts mehr zu hüten, als daß die ausgesponnenen Bilder wirklich viel Passendes haben: denn der Eindruck wird entweder dadurch aufgehoben, daß man dem Verfasser die prosaische Arbeit des Nachdenkens anmerkt, oder er ist, wenn die Sache am Ende auch natürlich herauskommt, wenigstens nicht komisch. Vielmehr, wie J. Paul bemerkt, es muß in einer solchen Ausspinnung zwischen den bildlichen Witz unbildlicher eintreten, wie denn überhaupt die Arten des Witzes sich durchdringen müssen, wenn der Witz interessant sein soll, wo denn unendliche Spielarten der hier genannten Arten sich finden mögen, welche aufzuzählen zu weitläufig wäre.

Die letztgenannte Art des Witzes, der bildliche, gesellt sich gern zu der folgenden höheren Stufe des Komischen, indem er überhaupt die Armut und Kälte der übrigen Arten des Witzes hinter sich läßt. An dieser leidet der Witz, dies ist nicht zu verkennen, daher er auch so oft zum Knechte unpoetischer, ja schlechter Tendenzen wird. Köpfe, die bloß witzig sind und andere komische Gaben entbehren, haben daher meistens etwas Gemeines, ihre Produkte einen Wachstuben- und Kasernengeschmack, wie Blumauers. Den Grund dieser Armut des Witzes nennt J. Paul sehr treffend, wenn er sagt, er sei ein Geister- und Götterleugner, weil er an keinem Wesen Anteil nehme, sondern nur an dessen Verhältnissen; „er achtet nichts und verachtet nichts, Alles ist ihm gleich, sobald es gleich und ähnlich wird, er will nichts als sich und sein Spiel, er ist atomistisch ohne wahre Verbindungen, seine Spiele sind Blasen, die zerspringen, sobald man sie gesehen hat, er überrascht nur einmal; kennt man seine Spitze, so ist sie schon abgestumpft." Man kann dies Alles in die Bestimmung zusammenfassen, daß er abstrakter Natur ist. Größere Geister, wie Shakespeare, verschwenden ihn daher nur als ein Ingrediens im Ganzen des Kunstwerks, auf das kein Wert gelegt wird; auch muß er in sprudelnder Fülle erscheinen, um durch den Reichtum der Mannigfaltigkeit die innere Armut zu bedecken. J. Pauls gesuchter, affektierter Witz ist nur erträglich als barocke Oberfläche einer tieferen Komik.

Aus dieser subjektiven, in das Innere der Dinge sich nicht einlassenden, sondern an der reinen Willkür, sie durcheinanderzuwerfen

und scheinbar zu verbinden, egoistisch sich weidenden Natur des Witzes ergibt sich auch eine Analogie dieser zweiten Stufe des Komischen mit der zweiten des Erhabenen. Wie hier nur das Subjekt seine Erhabenheit, so macht dort nur das Subjekt seine komische Kraft geltend, wie die subjektive Erhabenheit nicht auf eigenen Füßen zu stehen vermag, sondern einer höheren Erhabenheit Platz machen muß, so muß auch der Witz zurücktreten vor einem höheren Geiste der Komik, der ins Innere der Welt dringt.

3. Das Komische der Vernunft oder der Humor.

Das Wort Humor in diesem engeren Sinne zu gebrauchen, berechtigt der neuerdings in der deutschen Literatur eingeführte Sprachgebrauch, der übrigens von dem ursprünglichen englischen abgewichen ist, in welchem das Wort Nebenbedeutungen hat, die nicht in unsern Zusammenhang gehören. Nicht umsonst jedoch entlehnt diese reinste Komik ihren Namen vom Flüssigen. Vor dieser edelsten aller Flüssigkeiten kann keine Größe standhalten, jede wird untergetaucht, aber nicht um verachtet, vernichtet zu werden, sondern um mit dem ganzen Strome den Himmel zu spiegeln. Manche Stockung in den Säften des geistigen Lebens, durch bittere Erfahrungen von der Nullität auch des Größten veranlaßt, die bis zum Wahnsinn führen kann, würde in Fluß gebracht, wenn der Leidende dieses geistigste aller Wasser dagegen aufbieten könnte. J. Paul: „Dem Humor bahnt seine Höllenfahrt die Himmelfahrt. Er gleicht dem Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel auffliegt. Dieser Gaukler trinkt, auf dem Kopfe tanzend, den Nektar hinaufwärts."

In der näheren Schilderung des Humors werden wir ganz auf dasjenige zurückkommen, was schon oben, je tiefer wir in den Kern des Komischen vordrangen, desto klarer hervortrat. Der Humor unterscheidet sich nämlich von den früher betrachteten Gattungen des Komischen gerade dadurch, daß er dem Komischen auf den Grund geht, während diese auf der Oberfläche verweilen. Ihre Elemente und die Willkür des Subjekts haben sie mit dem Humor gemein: etwas Erhabenes auf der einen, eine ungereimte Einzelheit auf der andern Seite, und das Objekt wirft sie in heiterer Verwegenheit einander

unter die Beine. Der Humor hat dieselben Ingredienzien, aber sie treten bei ihm in absoluter Bedeutung auf, während dort nur in akzidentieller und relativer. Betrachten wir diese Elemente, eins nach dem andern.

Eine Größe, eine Erhabenheit wird auch in der Posse und im Witze klein gekriegt, aber eine relative. Das Erhabene im Humor aber ist nicht dies oder jenes Erhabene, was als sinnliche Kraftäußerung in einzelnen Zweckbestrebungen erscheint, wie in der burla, oder als Lokation der Vorstellungen, wie im Witze, sondern es ist das κατ᾽ ἐξοχὴν Erhabene, das Höchste und Heiligste selbst, was im Humor nicht Pardon bekommt. Das Geistigste, Idealste, was ein Menschenherz empfinden, ein Menschengeist anstreben kann, was in der Betrachtung des Weltganzen uns begeistert, läßt er durch Kollision mit dem Kleinsten in derselben Welt, in demselben Menschen lächerlich werden. Gerade von der reinsten Höhe herunter wagt J. Paul am liebsten in das Sinnlichste, Winzigste den salto mortale. Faßt der Humor sein Erhabenes qualitativ als das höchste Erhabene, dringt er schon durch seine Richtung in den metaphysischen Mittelpunkt des Komischen ein, so faßt er es ebenhiemit auch quantitativ in universalem Sinne und läßt es nicht als ein einzelnes, sondern als das die Welt beherrschende und durchdringende Unendliche selbst erscheinen. Es ist ein Weltkontrast, den der Humor zum Gegenstande hat, es ist ein Riß im Innern des Weltganzen selbst, dessen Bewußtsein ihn erzeugt, nämlich der ewige Kontrast des Unendlichen, das doch nur im Endlichen, in dem, was an sich so klein und winzig ist, zur Erscheinung kommen kann, und sobald es sich den Schein gibt, diese Seite entbehren zu können, durch einen komischen Anprall an dieselbe von dem ewigen Zusammengehören beider belehrt wird. Daher nennt J. Paul den Humor eine Weltverlachung und legt ihm die weltvernichtende unendliche Idee zugrunde, daher sagt er, es gebe für ihn keine einzelne Torheit, keine Toren, sondern nur Torheit und eine tolle Welt; gegen einzelne Torheiten sei der Humor vielmehr mild und voll Duldung; daher erinnert er an Don Quichotte, der auch hier ganz an der Stelle ist. Wir sehen in ihm und seinem komischen Begleiter nicht einen einzelnen Schwärmer, von einem einzelnen Prosamenschen eludiert, sondern den ewigen Gegensatz des einseitigen Idealismus und Realismus überhaupt. Das sind die echten Kunst-

werke, in denen zugleich mit der Individualität der Färbung die Universalität der Bedeutung steigt.

Je reiner nun der Humor diese erhabene Seite seines Kontrasts mit aller Gewalt des Edlen, Rührenden, Überschwenglichen ausstatten muß, desto entschiedener muß er fürs Zweite das Moment des sinnlichen Kleinen hervorheben; dort kann er nicht genug generalisieren, hier nicht genug individualisieren, dort nicht genug Idealist, hier nicht genug Realist bis zum Zynismus sein. Am absolut Häßlichen hat freilich dieser Zynismus seine Grenze, wie denn die Phantasie nicht genötigt werden soll, beim ekelhaft Verwesenden usw. zu verweilen. Allein auch dies gilt nicht unbedingt. Das Schmutzige darf wohl eingeführt werden, wenn nur mit komischer Wirkung, wenn nur nicht mit widerlicher Nötigung, bei demselben als solchem, abgesehen von dem komischen Zwecke, zu verweilen; man erinnere sich nur an die Verwegenheiten des Aristophanes, die bloß einen unreinen Sinn beleidigen können. Die Notwendigkeit des Individualisierens hat J. Paul besonders klar ausgesprochen. Der Komiker, sagt er, heftet uns, während der Ernst überall das Allgemeine hervorhebt und uns z. B. das Herz so vergeistert, daß wir bei einem anatomischen mehr an das poetische denken als bei diesem an jenes, gerade eng an das sinnlich Bestimmte, und er fällt z. B. nicht auf die Knie, sondern auf beide Kniescheiben, ja er kann sogar die Kniekehle gebrauchen usw. (Vorsch. d. Ästh. § 35). Diese Seite nun, die sinnliche, wird, wie von allem Komischen, vom Humor besonders mit Wichtigkeit, ja mit einer gewissen Feierlichkeit behandelt. „Große Männer schreiben ihre Abhandlungen über lange Nasen nicht umsonst." Die feierliche Introduktion scheint irgendeinem wirklich wichtigen Gegenstande zu dienen, und plötzlich kommt es zum Vorschein, daß sie einem Bagatell gilt.

J. Paul nennt den Humor das romantisch Komische, weil er die unendliche Subjektivität voraussetzt. Allerdings ist dieser tiefste Gegensatz und Bruch des Bewußtseins, welcher den humoristischen Kontrast erzeugt, nur innerhalb des christlich germanischen Geistes möglich und zeigt sich bei den Alten nur in entfernten Anklängen, wie alles Romantische. Um den Gegensatz zwischen der Welt und der absoluten Idee in sein Innerstes zu verfolgen, muß zuerst diese in ihrer geistigen Reinheit in das menschliche Bewußtsein eingetreten

sein; das plastische Altertum verweilte bei einer schönen Einheit zwischen Welt und Geist und konnte daher den Widerspruch beider nicht in seiner Tiefe ergreifen. Der Humor setzt Innigkeit voraus, die Innigkeit setzt voraus, daß das Bewußtsein die gesamte Welt im christlichen Sinne anschaue. Die Zeit jedoch, welche im engeren Sinne die romantische heißt, das Mittelalter, gab dieser rein geistigen Weltanschauung selbst wieder eine sinnliche Färbung und brachte den Humor nur in einer gewissen Verbindung mit dem Burlesken oder naiv Komischen zustande. Vollkommen kann ihn nur diejenige Bildung zutage fördern, welche zu der vollen Freiheit und Furchtlosigkeit des Selbstbewußtseins vorgeschritten ist, die moderne.

Diese Bemerkungen haben uns bereits zu dem dritten Momente im Komischen, dem subjektiven, hinübergeführt. Hier ist von dem Humor vor Allem festzuhalten, daß, wenn überhaupt alle Komik gutmütiger Art sein muß, er am sichersten und bewußtesten die Kraft hat, das Große, das er preisgibt, eben während er es preisgibt, festzuhalten, zu achten, zu lieben, ja aufs Tiefste davon gerührt zu sein. Diese Rührung, die durch das Lachen selbst hindurchschimmert, ja wohl Tränen und Lächeln in einem Momente verbindet, ist das Charakteristische des Humors. Es ist in ihm der tiefste Ernst; dieser herrscht auch im Charakter des Humoristen vor, und J. Paul ist nicht der Einzige, der darauf aufmerksam gemacht hat, daß gerade ein melancholisches Volk, das englische, die meisten Humoristen zählt. Der Humor ist ein Kind des Hasses und der Liebe, der Weltverachtung und der weltumfassenden innigen Humanität, und nur darum vertraut sich ihm auch das Heilige zum Spiele an. Hat sich Gott durch seine Menschwerdung selbst zum Subjekte herabgelassen, so hat der Geist der Menschheit auch in sich selbst die Bürgschaft, daß die heilige Flamme auch im Scherze bewahrt wird. Diese Sicherheit, das Heilige festzuhalten, indem es dem Scherze preisgegeben wird, erprobt nun der Humor durch nichts mehr als durch die jedem humoristischen Genius zu Gebot stehende Kraft der Selbstparodie, durch jene liebenswürdige Demut der Selbstverlachung, vermöge deren der Humorist sich selbst, den er doch gewiß nicht wegwerfen will, am wenigsten schont und sich in demselben Momente als erhaben und klein, als stark und schwach, als Weisen und Toren darstellt. Diese Selbstpersiflage ist mit dem edelsten Selbstvertrauen nicht nur ver-

einbar, sondern vielmehr nur durch dieses möglich; denn derjenige, der keinen Glauben an sich hat, wird dieses Wagstück nicht leicht unternehmen, in der gerechten Sorge, es möchte mit der Verachtung ernst werden. Auch mag ein Mensch noch so sehr heruntergekommen sein: solang er noch humoristisch über sich selbst zu scherzen vermag, zeigt er, daß ihm die geistige Freiheit noch nicht abhanden gekommen ist. Daher können wir auch Falstaff nicht böse sein, weil er immer wieder mit freier Willkür über seiner Lumperei steht und das Verfolgen seiner gemeinen Zwecke als etwas Zweckwidriges weiß und bekennt. Von dem Bekenntnisse der von dem ernsten Gefühle ihrer selbst übermannten Schuld und Schwäche ist diese Selbstparodie zu leicht zu unterscheiden, als daß ein Wort hierüber zu verlieren wäre. Welche Freiheit dazu gehört, über eine Schwäche, mit der man sich behaftet weiß, zu scherzen, erkennt sich im gemeinen Leben am leichtesten daran, daß derjenige, der in eine Leidenschaft festgerannt ist, an einem einzelnen Zwecke, der es nicht verdient, mit ganzer Seele hängt, nicht leicht einen Scherz hierüber duldet, noch weniger darauf eingeht: tut er dies, so ist es ein Zeichen, daß er bereits angefangen hat, sich von dieser Verknöcherung zu befreien, daß er sozusagen seine Freiheit aus diesem Verwachsensein mit einem endlichen Zwecke wieder an sich gezogen hat und mit der Sicherheit des Selbstbewußtseins darüber schwebt. Nur ganz aufgeweckte Köpfe können beides zugleich, z. B. im Ernste verliebt sein und zugleich darüber scherzen. Wahre und geistvolle Geselligkeit ist ohne Humor gar nicht denkbar: es muß ein Geist der Flüssigkeit in der Unterhaltung sein, der das Festrennen des Gesprächs in einzelne Gegenstände, in den zähen Ernst der Behauptung und der Widerlegung mit leichter Ironie auflöst und das Gespräch weiterführt. Naturen, denen es mit Allem Ernst ist, die mit einfach substantieller Ehrlichkeit an ihren Grundsätzen und Bestrebungen haften, sind achtungswert: aber zum Gesellschafter möchte ich den Mann, der im praktischen Leben und Wirken diese Treue auch hat, aber bei einem Glase Wein auch die tiefe Weisheit des Satzes zu schätzen weiß, daß *Alles einerlei* ist.

Die Anlage zum Humor bleibt oft auf halbem Wege der Entwicklung zu einer höheren, poetischen Kraft stehen, und es muß daher ein *versöhnter* und ein *unversöhnter* Humor unterschieden werden. Der letztere ist daran zu erkennen, daß er es ungewiß läßt,

ob er die Idee in ihrem Untergange dennoch festhalte, oder ob nicht ein wirklicher Unglaube an dieselbe, eine geheime Verzweiflung im Hintergrunde laure. Von der Frivolität ist auch er noch wesentlich dadurch verschieden, daß diese über ihren Unglauben an die Idee uns gar nicht in Zweifel läßt und über den Untergang derselben keinen Schmerz fühlt. Callot-Hoffmann bewegt sich in dem unheimlichen Elemente des unversöhnten Humors. Jener halb wahnsinnige Kreisler, der Doppelgänger des Dichters, entwickelt einen Reichtum von phantastischem Humor, allein es ist uns bänglich zumute, wenn wir seine tollen Sprünge sehen, wir wissen keinen Augenblick, ob nicht unter der skurrilen Oberfläche die Raserei der Verzweiflung über die Kollisionen des Ideals mit der Wirklichkeit losbrechen werde. In den ernsten Partien zeigt sich der Grund hievon in der ganzen Lebensansicht Hoffmanns deutlich genug: er hält einen absoluten Gegensatz zweier Prinzipien fest und spricht von nichts lieber als von einem bösen, „bedrohlichen Prinzip", das dem Menschen nachstelle, im Finstern auf ihn laure; als ob das Böse wirklich ein Prinzip wäre! Als ob diese finsteren Schatten nicht wie wüste Träume entflöhen vor dem lichten, heiteren Tage der Freiheit! Heine fällt häufig um eine Stufe tiefer unter den unversöhnten Humor, da eine gewisse Gleichgültigkeit gegen den Untergang der Idee nicht selten zum Vorschein kommt, eine gewisse Perfidie und ein giftiger Egoismus, der nur sich selber hört; doch erhebt er sich zum unversöhnten Humor, wenn er mit wilder Lache bei den Widersprüchen der Welt verweilt; der versöhnte klingt nur selten an. Für die reinsten Repräsentanten des letzteren halte ich unter den Engländern Sterne und Goldsmith, unter den Deutschen J. Paul und Tieck. Den unendlichen Widerspruch von Höhe und Niedrigkeit in der Menschenwelt, die rührend komische Wahrheit, daß der große Mensch so klein, dieses weisheitsvolle Wesen so kindisch ist, schildern sie erfinderisch in den individuellsten Kollisionen, immer aber mild und mit Liebe; sie reizen nie zum wilden, verzerrten Lachen, sondern so verwegen sie das Edelste und Kleinste ineinanderspielen lassen, so ist doch der Grund, auf dem das Ganze ruht, Harmonie und Frieden. Der Humor ist voll Unschuld. Aber es ist nicht die einfache Unschuld eines Kindes, sondern eine solche, die durch innere Wehen, durch Zerrissenheit, Kampf, Schuldbewußtsein hindurchgegangen, sich wieder mit

ihrem Gott versöhnt hat. Diesen Kampf, die Erfahrung des Abfalls vom Unendlichen, die Kenntnis des Bösen, die Zerstörung der jugendlich schönen Illusionen setzt der Humor allerdings voraus; daher gehört er dem männlichen Geiste an und wird in seinem innersten Wesen dem weiblichen immer unzugänglich bleiben.

Bei der Untersuchung des Witzes entstand die Frage, in welchen verschiedenen Formen er sich näher äußere, und wir unterschieden unter anderen den bildlichen und den unbildlichen Witz. In der Lehre vom Humor kann eine solche Frage nicht entstehen, da es sich hier nicht um einzelne Fulgurationen einer komischen Kraft handelt. Der Witz macht immer nur einzelne Witze: der Humor ist eine Weltanschauung, ein Geist. Als poetische Tätigkeit bringt er ein Ganzes aus sich hervor, ein Kunstwerk, das von ihm durchdrungen ist. Will man dennoch die obige Kategorie anwenden, so muß man ihn bildlich nennen; denn er ist schaffend, produzierend, es ist zwar etwas Negatives und Auflösendes in seinem Wesen, aber wie die Auflösung mit dem Leben ewig zusammen ist, das eben zeigt er in einem umfassenden Gebilde, dessen adäquateste Formen die epische (der Roman nämlich) und die dramatische sind. Innerhalb dieses komischen Ganzen wird dann die Fülle einzelner komischen Bilder beweisen, daß der Humor mit dem Burlesken und mit dem bildlichen Witze sich am liebsten verbrüdert. Besonders liebt er es aber, in Verbindung mit dem Grotesken phantastisch aufzutreten. Spielt er überhaupt als unendliche Willkür mit der Welt, so wird er auch gerne die Erscheinung, die Gestalt in eine Art von Wahnsinn hineinziehen und ihre festen Umrisse zu einem wilden Taumel auflösen. Die Tiergestalt wird mit der Menschengestalt vermischt, das Leben mit dem Unorganischen, technische Gegenstände erscheinen als Glieder des menschlichen Körpers, Tische und Stühle sprechen, der Teufel setzt sich rittlings auf das Dach eines Klosters und reitet mit ihm davon, eine Nase wird zur zielend hinausragenden Flinte, läßt sich wie ein Perspektiv auseinanderschieben, der schwarze Herr Magister Pepser kann es nicht länger verbergen, daß er eigentlich eine Fleischmücke ist. Dort geht der Herr Archivarius Lindhorst im altfränkischen grauen Fracke; aber allmählich heben sich die Schöße, breiten sich als Flügel aus, und der alte Herr, der eigentlich nicht sowohl der Herr Archivarius Lindhorst ist, sondern vielmehr dem berühmten Geschlechte der Sala-

mander angehört, fliegt als Geier davon. Schon die alte Komödie kannte diese phantastische Verwirrung der körperlichen Welt; allein der romantischen und modernen Anschauung liegt sie noch viel näher, da diese die gesamte Natur als eine Verlarvung des Geistes ansieht, der jeden Augenblick diese Hülle durchbrechen und die Gestalten wechseln kann. Besonders liebt es der moderne Humor, die ganz gewöhnliche und prosaische, ja perückenmäßige Gestalt plötzlich ins Wunderbare übergehen und als ein Gefäß genialer geistiger Tiefe erscheinen zu lassen: welches Letztere namentlich Hoffmann in mehreren seiner Figuren unübertrefflich gelungen ist.

Der Humor entspricht genau der dritten Stufe des Erhabenen. Wenn in dieser der höchste Geist seine Triumphe feiert, so wird ebendieselbe erhabenste Größe dort dem Scherze preisgegeben. Im Tragischen sinkt die ganze Welt vor Gott zusammen; im Humor ist der ganze Olymp entvölkert, die Erscheinung absorbiert alles Göttliche und weiß es als ihre eigene Macht. Das echte Lustspiel müßte sich als reiner Gegensatz des Tragischen zu dieser Höhe erheben und die anderen Formen des Komischen zwar auch entfalten, aber nicht als seinen ganzen Gehalt. Unser gewöhnliches Lustspiel verweilt auf der ersten und zweiten Stufe; und von dieser Gattung gilt ganz die bekannte Bemerkung, daß ein Lustspieldichter nicht zu viel Witz (Humor) haben dürfe.

Ein paar Worte über den

subjektiven Eindruck des Komischen

mögen dasjenige ergänzen, was schon in der Darstellung seines objektiven Wesens Hiehergehöriges da und dort seine Stelle finden mußte.

Die Wirkung des Komischen ist ein Lachen. Ich sage „ein" Lachen; denn nicht jedes Lachen ist komischer Natur, und es ist daher zweckmäßig, den Ausdruck „das Lächerliche" nicht für das Komische zu gebrauchen. Streng auszuschließen ist von dem komischen, also überhaupt von dem ästhetischen Gebiete das Lachen, das aus einem bitteren Affekte hervorgeht, namentlich das ärgerliche Lachen des satirischen Ernstes, der Schadenfreude und das meckernde der Frivolität. Die Behauptung eines Hobbes, Addison und Anderer, daß das Gefühl der Überlegenheit über den verlachten Gegenstand der Grund

des Lachens sei, verdient in einer ästhetischen Untersuchung keine Widerlegung. Sie steht der Wahrheit direkt entgegen, was Flögel (Gesch. d. kom. Lit. 1, 55) recht nett nachweist, indem er sagt, der Verständige, wenn ihm selbst große Menschen Stoff zum Lachen geben, sehe die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur ein und denke, daß er in diesem Spitale auch sein Kämmerchen habe. Schon äußerlich unterscheidet sich das unästhetische Lachen sehr scharf von dem freien, sowohl im Tone, als auch in den Gesichtszügen, die sich nur dann zu vollkommener Heiterkeit aufgelöst in gutmütigem Glanze zeigen, wenn das Lachen von allen unreinen und säuerlichen Nebenmotiven frei ist.

Der körperliche Ausdruck der komischen Stimmung im Lachen hat so etwas Eigentümliches und Prägnantes der geistigen Bewegung, die dabei vor sich geht, Analoges, daß er zu den interessantesten Belegen der immanenten Einheit von Seele und Leib gehört. Nur die Gewohnheit macht es, daß es uns nicht mehr auffällt, wie ganz etwas Sonderbares doch dieses stoßweise Poltern ist, das, aus der Tiefe des Körpers mit fast unwiderstehlicher Macht dringend, sich durch die Atmungswerkzeuge Luft macht und wie mit magischer Gewalt die Umgebung, auch wenn sie den Grund des ersten Gelächters nicht kennt, anzustecken pflegt, und daß wir die Beschränktheit unserer Einsicht nicht bedauern, welche uns nicht möglich macht, in einer tiefsinnigen Durchdringung von Physiologie und Psychologie diese Einheit des Leibes und der Seele in ihre einzelnen Fäden zu verfolgen. Sonderbarerweise behauptet Kant gerade, während er über die Ähnlichkeit des Geistigen und Körperlichen im komischen Eindrucke sehr feine Bemerkungen vorbringt, der Genuß sei bloß ein körperlicher: „Das Lachen ist ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts. Eben diese Verwandlung, die für den Verstand gewiß nicht erfreulich ist, erfreuet doch indirekt auf einen Augenblick sehr lebhaft. Also muß die Ursache in dem Einflusse der Vorstellung auf den Körper und dessen Wechselwirkung auf das Gemüt bestehen, und zwar lediglich dadurch, daß das Spiel der Vorstellungen ein Gleichgewicht der Lebenskräfte im Körper hervorbringt. — — Der Spaß muß immer etwas enthalten, welches auf einen Augenblick täuschen kann; daher, wenn der Schein in nichts verschwindet, das Gemüt wieder zurücksieht, um es mit ihm noch einmal zu versuchen,

und so durch schnell hintereinander folgende Anspannung hin- und zurückgeschnellt und in Schwankung gesetzt wird: die, weil der Absprung von dem, was gleichsam die Saite anzog, plötzlich (nicht durch ein allmähliches Nachlassen) geschah, eine Gemütsbewegung und mit ihr harmonierende, inwendige, körperliche Bewegung verursachen muß, die unwillkürlich fortdauert und Ermüdung, dabei aber auch Aufheiterung (die Wirkungen einer zur Gesundheit gereichenden Motion) hervorbringt. Denn wenn man annimmt, daß mit allen unsern Gedanken zugleich irgendeine Bewegung in den Organen des Körpers harmonisch verbunden sei, so wird man so ziemlich begreifen, wie jener plötzlichen Versetzung des Gemüts bald in den einen, bald in den andern Standpunkt, um seinen Gegenstand zu betrachten, eine wechselseitige Anspannung und Loslassung der elastischen Teile unserer Eigenweide, die sich dem Zwerchfell mitteilt, korrespondieren könne (gleich derjenigen, welche kitzliche Leute fühlen): wobei die Lunge die Luft mit schnell einander folgenden Absätzen ausstößt und so eine der Gesundheit zuträgliche Bewegung bewirkt, welche allein und nicht das, was im Gemüt vorgeht, die eigentliche Ursache des Vergnügens an einem Gedanken ist, der eigentlich nichts vorstellt." Der geistige Genuß beim Komischen ist, so wenig es Kant Wort hat, gerade durch diese Bemerkungen treffend angedeutet. Wie schon im physischen Lachen eine Mischung von Schmerz und Lust ist, ein Schmerz, der immer soeben entstehen will, und soeben sich wieder in Lust auflöst, bis am Ende beide Seiten sich zum seltsamsten Extreme steigern, wo man fast nicht mehr kann und doch noch muß, so auch in der geistigen Seite dieser Stimmung. Wenn im Erhabenen das Gemüt aus seiner Behaglichkeit durch einen andringenden Schmerz aufgerüttelt wird, der zwar auch, aber nur indirekt, mit einem Lustgefühle sich verknüpft, so beginnt die komische Stimmung mit dem bloß scheinbaren Annahen eines Schmerzes, der aber mitten in seinem Andringen abschnappt und sich in die reinste, unbedingteste Lust auflöst. Man beobachte nur, wie dem komischen Erzähler alle Gesichter angespannt horchen, bei der Katastrophe zuerst eine Pause von Staunen mit offenem Munde, dann aber das helle Gelächter eintritt. Jener sich ankündigende Schmerz rührt von dem scheinbaren Aufschwunge ins Erhabene her, mit welchem das Komische anhebt, indem es aussieht, als komme etwas Besonderes, das mehr sein will denn Andere: die

Lust beruht auf der plötzlichen Befreiung von dieser Anspannung. Diese Anspannung wiederholt sich dann in vergeblichen Versuchen, das Ungereimte dennoch zu reimen, aber nur, um sogleich wieder zu zerfließen, und so ergeht sich das Gemüt an der Skala des Gelächters in der unbedingtesten, zwecklos heitersten Willkür. Diese Lust hat aber einen tiefen, geistigen Grund, den wir nach der bisherigen Entwicklung gegen die Kantsche Ansicht nicht weiter zu verteidigen brauchen. Ich schließe diesen Abschnitt mit den schönen Worten Solgers: „— — — — Dies wunderliche Verhältnis denn, wo es uns recht deutlich auffällt, muß es nicht eine höchst wunderliche Wirkung auf unser Gemüt hervorbringen? Sieh nur, welch ein seltsamer Widerspruch darin ist, wenn wir auf der einen Seite bemerken, daß auch das Schöne, das verkörperte Wesen selbst, weil es Erscheinung sein muß, nicht unsern elenden Bedürftigkeiten und Jämmerlichkeiten entgehen kann, welches dem elenden Menschen eine fast boshafte Genugtuung gibt, indem er sich selbst damit vergleicht, und wenn doch zugleich eine edlere Freude in uns darüber erregt wird, daß auch das Schlechteste und das Gemeinste von dem Wesen und dessen Ausdruck durch die Schönheit nicht entblößt ist, sollte sich dasselbe auch auf eine etwas verzerrte Weise darin offenbaren. Beide Richtungen des Gemüts fallen aber da zusammen, wo sich dies Wechselverhältnis recht vollständig findet, wodurch sich eine ganz behagliche Befriedigung erzeugt, indem wir uns zugleich ganz gemein und darin ganz schön fühlen — — — eine Lust, in welcher wir bei dem einzelnen Lächerlichen über das ganze Zeitliche und über uns selbst, weil Nichtiges und Wesentliches für uns Eins und Dasselbe wird, unerbittert über das Gemeine und sehr demütig wegen des Edlen in uns, gemütlich lachen. Dieses Lachen ist die zeitliche Gestalt, in welche verwandelt uns ein Teil der reinsten Seligkeit vom Himmel wie ein erfrischender Tau herabgesandt wird, der uns zugleich von dem Elend der Gemeinheit und von der ermüdenden Bemühung um das Höhere zum glücklichen Gleichgewichte der Schönheit aufrichtet" (Erwin S. 250).

Diese letzteren Worte „zum glücklichen Gleichgewichte der Schönheit" eröffnen uns nun zweckmäßig die Rückkehr zum Schönen.

Rückkehr des Schönen in sich: das durch seine Gegensätze vermittelte Schöne.

In der Tat haben wir auf dem ganzen bisherigen Wege nur scheinbar das Schöne aus dem Auge gelassen. Im Tragischen ohnedies ward es uns klar, wie es sich aus diesem Kampfe von selbst wiederherstellend bewies, daß es nur ein Kampf innerhalb seiner selbst war. Auch das Komische geht in Wahrheit nicht über den Kreis des Schönen hinaus. Zwar es scheint nichts disharmonischer zu sein als das Komische, und daher nichts dem Schönen, das immer harmonisch ist, entgegengesetzter. Allein schon die Erfahrung beweist, daß es nur im Schönen ist. Die Forderung des Sokrates zwar im Symposion, daß der tragische Dichter zugleich der komische sein solle, hat vielleicht nur Shakespeare ganz erfüllt. Allein nicht nur würde dieser eine genügen als Beweis, daß nur der harmonische Geist auch das Komische auf den Grund erschöpfen kann, sondern auch wenn man einwenden wollte, daß der volle Humor nur in der Freiheit des modernen Selbstbewußtseins möglich sei, und hinzusetzen, daß kein moderner Dichter zugleich Humorist war und zugleich die reine, harmonische Schönheit schuf, auch dann wäre unsere Behauptung noch nicht verloren. Mit diesem Faktum hat es zwar seine Richtigkeit. Unsere größten Tragiker, Goethe und Schiller, sind keine Humoristen: bei Goethe zeigt sich Humor fast nur im Faust, bei Schiller fast nur in Wallensteins Lager. J. Paul, der Humorist, versteht umgekehrt im ernsten Gebiete die reine, volle Schönheit nie zu treffen, sondern gerät stets in einseitigen Idealismus. Sein Ideal hat zu wenig Fleisch und Blut, um schön zu sein; und gerade diese Einseitigkeit des idealen Ernstes nötigt ihn in den komischen Kontrast hinein. Nur behaupte man nicht, die komische Kraft sei mit dem harmonisch schönen Dichtergenius an sich unvereinbar und die Gabe der harmonischen Schönheit mit dem humoristischen. Man lese die Werke eines echten Humoristen: die harmonische Schönheit ist, wenn auch nicht zur wirklichen Gestalt ausgebildet, die stille Grundlage, der unsichtbare Geist in seinen Werken. Dies beweist der Eindruck, den sie in jedem gesunden Gemüte zurücklassen, der schöne Ernst, der überall hindurchschimmert, die Liebenswürdigkeit, mit der uns die Person des Dichters entgegentritt, und gewiß leugnet Niemand, daß J. Paul nicht im

bedenklichen, sondern im reinen Sinne des Worts eine schöne Seele ist. Was Goethe von Aristophanes sagt, kann man von jedem echten Komiker sagen, daß er ein ungezogener, aber doch ein Liebling der Grazien sei. Man betrachte in Fischarts „affentheurlicher, naupengeheurlicher Geschichtsklitterung" zwischen den kolossalen Zynismen das fünfte Kapitel, „wie sich Grandgoschier verheirath", und man frage noch, ob der Dichter, der dieses Kapitel schrieb, nicht ein schönes Gemüt hatte. Abraham a Santa Clara hat Stellen voll der reinsten Schönheit. Der Grund dieser Erscheinung liegt tief im Wesen der Sache: denn wenn der Scherz nicht dulden will, daß es eine sich isolierende Größe gebe, daß das ideale Moment der Schönheit sich ein Vorrecht anmaße, wenn er daher das Verhältnis umkehrt, das reale Moment über das ideale setzt, so tut er dies ja aus Auftrag der Schönheit, welche beiden Momenten gleiche Rechte gönnt, und es läßt sich daher allerdings ein poetischer Genius denken, welcher das Erhabene in seinen herbsten Kämpfen darstellte und zugleich das Komische noch tiefer erschöpfte als Shakespeare, welcher aus diesen Gegensätzen in einer vollkommenen, dramatischen Schöpfung die volle, harmonische Gestalt der Schönheit resultieren ließe. Haben wir aber auch kein poetisches Produkt, das diese Aufgabe vollkommen löste, so muß sie doch wissenschaftlich im Systeme der Ästhetik gelöst werden, und ich glaube, durch die ganze bisherige Entwicklung darauf hingeführt zu haben.

Aus dem wirklichen Leben mag angeführt werden, daß Schauspieler und Dichter, die im Komischen ihre Kraft haben und nicht im Gebiete der reinen, idealen Schönheit, häufig ihre Grenze verkennen, ja das Lob, das man ihnen als Komikern zollt, sehr unbefriedigt aufnehmen. Dies ist eine Schwäche, aber eine sehr natürliche; denn sie beruht auf dem dunkeln Gefühle, daß das Komische nur ein Bruchstück des Schönen sei, und auf dem Wunsche, dasjenige ganz zu besitzen, von dem man ihnen die eine Seite zuerkennt; sie meinen, was objektiv sich gegenseitig bedingt und voraussetzt, müsse auch im Subjekte beieinander sein, was möglich, aber selten ist.

Gehen wir aber auf den einfachen, metaphysischen Grund der inneren Einheit des Erhabenen, Komischen und Schönen zurück. Das Schöne erschien zunächst als einfache Position. Dann trat darin die

Negation ein, indem zuerst sein sinnliches Moment im Erhabenen negiert wurde. Das Komische drehte die Sache um und negierte diese erste Negation. Wir haben also eine Negation der Negation. Duplex negatio affirmat; aus der doppelten Verneinung springt wieder das bejahende Wesen, das Schöne, hervor.

Wie diese Rückkehr ins Schöne sich auch im subjektiven Eindrucke zeige, liegt schon in dem, was oben gelegentlich über den Eindruck des Schönen gesagt wurde. In der Wahrnehmung des einfach Schönen durchdringen sich Ernst und Heiterkeit in ungeschiedener Einheit: in der erhabenen Stimmung bekommt der Ernst, in der komischen die Heiterkeit das Übergewicht; aber dort sahen wir den Schmerz in ein wohltuendes Gefühl der Beruhigung übergehen, hier durch den Scherz eine edle Rührung schimmern, und so stellt sich das Gleichgewicht der rein ästhetischen Stimmung aus diesem wechselnden Überwiegen ihrer Bestandteile als eine reiche harmonische Einheit dieser verschiedenen Empfindungen wieder her.

Mehr als diese allgemeinen Bemerkungen hat die Ästhetik über die vermittelte, aus dem Kampfe in sich zurückgekehrte Schönheit nicht zu sagen. Die ganze Entwicklung der Begriffe des Erhabenen und Komischen ist selbst die Lehre von derselben. Weswegen ich auch der logischeren Einteilung, welche diesen letzten Punkt zum dritten Hauptabschnitte gemacht und das Erhabene und Komische im zweiten zusammengefaßt hätte, die mehr symmetrische vorzog, welche diesen letzten Punkt, ohne ihm eine besondere Nummer anzuweisen, als Resultat des Ganzen an das Ende stellt und dem Erhabenen und Komischen die Nummern II und III zuteilt.

Schlußbemerkung.

Die bisherige Entwicklung umfaßte den Inhalt des ersten oder metaphysischen Teils der Ästhetik. Der weitere Gang der Wissenschaft hat sofort nachzuweisen, wie dieser in sich zurückgegangene und gesättigte Kreis des Schönen sich als eine reale Welt verwirklicht, aus dem Gebiete des Begriffs seinen Gehalt zu substantieller Wirklichkeit, zur Existenz entläßt. Wo das Schöne, von dessen Begriffe bisher die Rede war, eigentlich zu finden sei, darüber enthält dieser erste Teil zwar Winke, aber keine entscheidende Antwort. Es wurden zwar

vielfache Beispiele aus dem Reiche der Natur- und Kunstschönheit aufgenommen, in der Lehre vom Tragischen erlaubte sich diese Abhandlung sogar auf die Geschichte der Poesie weitläufiger einzugehen, als das System der ganzen Ästhetik in seiner strengen Ökonomie an diesem Orte erlauben würde. Doch galten diese Beispiele hier nur als Beispiele, die aus ihrem Zusammenhang, aus den späteren Abschnitten, in die sie als Glieder gehören, durch eine Antizipierung heraufgezogen wurden. Denn freilich kann man diese Beispiele nicht wohl entbehren, da die Idee des Schönen als bloße Idee nur in der Wissenschaft existiert, welche aus der gesamten Wirklichkeit den reinen Begriff abzieht. Wenn in der Lehre vom Erhabenen das Erhabene der Natur einen selbständigen Teil bildete, wenn in der Lehre vom Schönen das Naturschöne vom geistig Schönen relativ unterschieden wurde, so zähle man dies jedoch nicht zu dem Antizipierten. Denn es wurde hiedurch darüber nichts bestimmt, ob das Erhabene der Natur mehr in der wirklichen oder in der durch Kunst dargestellten Natur zu treffen sei; der Gegensatz der natürlichen und geistigen Schönheit ist nicht mit dem der Natur- und Kunstschönheit zu verwechseln. Vielmehr wenn im Verlaufe der Ästhetik das Naturschöne einen eigenen Teil bildet, so gehört in denselben auch die geistige Schönheit, sofern sie unmittelbar in der Wirklichkeit vorkommt. Auch das subjektiv Erhabene und Tragische kommen in der Wirklichkeit vor, und fallen insofern in die Lehre vom Naturschönen. Kurz über die Frage, ob das Schöne mehr in der unmittelbaren Wirklichkeit oder in der Kunst zu treffen sei, wird in diesem ersten Teile nichts entschieden. Es ist nur so viel gewonnen, daß die späteren Teile des Systems sich auf den ersten, der die elementarische Grundlage des Ganzen bildet, auf allen Punkten zurückberufen können.

So verhält sich denn der hier teilweise ausgeführte erste Teil der Ästhetik zu der ganzen übrigen Wissenschaft wie der Keim zum Baume, wie nach Hegel die Logik zu der gesamten Philosophie. Die erste Form, in welcher die abstrakte Idee des Schönen sich zu einem wirklichen Dasein entäußert, ist die Naturschönheit. Diese erste Existenz des Schönen ist unvollkommen und mangelhaft, das Schöne gibt sich eine höhere Existenz im menschlichen Geiste, der als Phantasie die Idee der Schönheit durch Anschauung der Natur in sich ausbildet, aber die bloße Naturschönheit zum Ideale läutert. Das Naturschöne ist

die bloß objektive, die Phantasie die bloß subjektive Existenz des Schönen. Diese zwei einseitigen Formen der Existenz des Schönen bilden wohl am zweckmäßigsten zusammen den zweiten Teil des Systems. Die Lehre von der Phantasie befaßt namentlich die historischen Hauptformen, die das Schöne im Verlaufe der Kunstgeschichte annahm, in sich; denn der Grund dieser Verschiedenheit der historischen Kunstideale war ein innerer und lag in der durch die Religion begründeten Modifikation der Phantasie. Der dritte Teil sodann bildet die Lehre von der Kunst als der höheren Einheit jener einseitig objektiven und einseitig subjektiven Existenz des Schönen, indem sie als eine zweite, aber aus dem Geiste reproduzierte Natur zu fassen ist. Somit bekämen wir folgende Skizze.

I. Das Schöne an sich, sein allgemeiner Begriff. Metaphysik des Schönen.

1. Das einfach Schöne.
2. Das Erhabene.
3. Das Komische.

Rückkehr des Schönen in sich als vermittelte Einheit dieser Gegensätze.

II. Das Schöne in einseitiger Existenz.

1. Objektive Existenz des Schönen in der unmittelbaren Wirklichkeit der natürlichen und geistigen Welt: Naturschönheit.
2. Subjektive Existenz in der Phantasie.

A. Die verschiedenen Kräfte der Phantasie und die Grade der Ausstattung des Subjekts mit denselben.

(In diesen Teil fällt streng genommen die Lehre von den verschiedenen Formen des Komischen, die wir oben in anderem Zusammenhange ausführten.)

B. Die Weltalter der Phantasie.

Die orientalische verhält sich zu diesem historischen Entwicklungsgange als Ausgangspunkt, Vorhalle.

a) Die klassische,
b) die romantische,
c) die moderne Phantasie.

III. Entäußerung der Phantasie zur Kunst, zum höheren subjektiv-objektiven Dasein der Schönheit.

1. Das Kunstwerk überhaupt und sein Wesen.
2. Die verschiedenen einzelnen Künste, eine Stufenleiter, deren Gipfel die Poesie ist, in welcher erst die Idee des Schönen ihren ganzen Inhalt zu adäquater Existenz entfaltet; höchster Gipfel der Poesie die Tragödie als Mikrokosmus.

(Stuttgart, Druck und Verlag von Imle & Krauß, 1837.)

Plan zu einer neuen Gliederung der Ästhetik.

Es ist unter den Gebieten der geistigen Wirklichkeit wohl keines, in welches Hegel seine Philosophie mit solcher Flüssigkeit hineingeführt hat, als die Welt des Schönen; seine Vorlesungen über Ästhetik sind gleich vortrefflich in Vollständigkeit des Materials wie in inniger Durchdringung desselben; die Idee des Schönen breitet sich hier in organischem Wuchse zu dem reichen Baume der wirklichen Kunstwelt aus, der selbst in seine einzelnen Äste mit jener Liebe verfolgt wird, mit welcher große Philosophen das Schöne, diese unmittelbare Wirklichkeit der spekulativen Idee für die Anschauung, immer zu einem Lieblingsgegenstande ihrer Forschungen gemacht haben. Dennoch glaube ich mehrere Punkte gefunden zu haben, auf welchen diese Wissenschaft über die große Leistung des Meisters bereits hinausgehen kann. Ich beabsichtige eine Herausgabe meiner Vorträge über Ästhetik in der Form eines Handbuchs für Vorlesungen, worin ich mein System ausführen werde; da jedoch meine Berufsgeschäfte diese Arbeit aufzuschieben nötigen, so teile ich inzwischen den Plan desselben auf diesem Wege mit. Indem ich nun die genannten Punkte, deren abweichende Behandlung eine wesentlich verschiedene Gliederung des Ganzen mit sich bringt, hier aufzeige, wird man finden, wie vollkommen das System nach meinem Plane sich abrundet, wie reinlich der Kreis in sich selbst zurückkehrt.

Daß das Gesetz der Dreigliedrigkeit gleichförmig das Ganze wie die Teile meiner Anordnung beherrscht, wird bei denen, welche mit dem Prozesse des Geistes vertraut sind, keiner Rechtfertigung bedürfen. Solchen, welche außer der Philosophie stehen, wird es vielleicht als ein Anhaltspunkt für den Vorwurf abstrakter Kategoriensucht erscheinen, daß dieses Gesetz unter dem von Teil zu Teil sich erneuernden Namen des Objektiven, Subjektiven und des Objektiv-Subjektiven wiederkehrt. Wirklich, wenn man mir beweisen könnte, daß ich von der metaphysischen Kategorie ausging und den Stoff in sie hineinzwängte, wäre der Vorwurf so gerecht wie überall, wo eine falsche Abstraktion einen realen Gegenstand in ein fertiges Fachwerk preßt. Ich habe aber diese Einteilung nirgends gesucht und bin nach

vielen verschiedenen Bemühungen, meinen Stoff zu gliedern, immer von diesem selbst und dem ihm inwohnenden Gesetze auf sie geführt worden. Die Sache hat sich von selbst so gemacht, ich bin unschuldig daran. Dies ist für jetzt eine bloße Versicherung, den Beweis muß die Ausführung liefern. Eigentlich müßte jener Terminus noch viel öfter auftreten, als ich ihn gebraucht habe, ich verbarg ihn an mehreren Orten unter herkömmlichen ästhetischen Benennungen, vielleicht aus einer gewissen Schwäche, welche denen, die eine Sache nicht verstehen und aus Mangel an Gründen gerne lachen, nicht allzuviel Stoff geben wollte.

Zuerst nun kann ich mich mit dem Inhalte, welchen Hegel dem ersten Teile seines Systems gegeben hat, nicht einverstanden bekennen. Derselbe handelt von der Idee des Kunstschönen oder dem Ideal im Allgemeinen, und zwar im ersten Kapitel von dem Begriffe des Schönen überhaupt, im zweiten von dem Naturschönen, im dritten von dem Kunstschönen oder dem Ideale selbst. So enthält dieser Teil nach meiner Ansicht sowohl zu wenig als zu viel. Zu wenig, weil der allgemeine Begriff des Schönen eine Reihe von Momenten in sich schließt, welche Hegel an diesem ihrem Orte gar nicht aufführt, sondern in die weiteren konkreten Teile verweist, wovon nachher. Zu viel, weil bereits hier das Naturschöne und das Ideal abgehandelt wird, und daraus erfolgt zunächst ein weiteres Zuwenig. Soll nämlich schon in diesem ersten Teile die erste reale Existenz des Schönen, das Naturschöne, seine Stelle finden, so geschieht es, um so schnell als möglich zu der höheren Form, worin die Naturschönheit ihre geistige Umgestaltung fordert, zum Kunstideal, fortzueilen; darüber kommt dieses Kapitel viel zu kurz weg, und es sind wesentliche Sphären des Naturschönen übergangen, wie ich beweisen werde. Das Ideal nun, wovon das dritte Kapitel handelt, ist, zugegeben auch, daß es schon in diesen Teil gehöre, für dieses sein anfängliches Auftreten viel zu objektiv gefaßt, und hier ist also wieder der Fehler des Zuviel. Hegel zieht schon hier die Götterwelt, er zieht das Ideal in der Bewegung der Menschenwelt, nämlich den Weltzustand, den die ideale Anschauung fordert, die ideale Situation, die ideale Handlung, er zieht sogar die äußerliche Bestimmtheit des Ideals hier schon herbei, und erst nachher handelt er vom Künstler und seinen subjektiven Kräften, Phantasie, Genie usw.

Der Grund dieses Verfahrens liegt darin, daß Hegel, was erst bewiesen werden soll, als bewiesen aus dem Systeme der Philosophie voraussetzt, daß nämlich die wahre Wirklichkeit des Schönen nur die Kunst sei; daher springt er über Alles, was dem Begriffe des Kunstschönen eigentlich vorangeht und ihm daher hindernd im Wege liegt, mit zu großer Kürze weg. Die Ästhetik muß allerdings mit einem Lehnsatze beginnen; es ist die Idee, die absolute Einheit des Denkens und Seins, deren Begriff sie aus der Metaphysik entlehnt. Von hier aus hat sie den abstrakten Begriff des Schönen durch einen weiteren Lehnsatz zu finden, nämlich folgendermaßen. Die absolute Einheit des Denkens und Seins ist nicht ein bloß subjektiver Begriff, sie kann aber auf keinem einzelnen Punkte des Raums und der Zeit als solche zur Erscheinung kommen, sondern sie verwirklicht sich nur in allen Räumen und im endlosen Verlaufe der Zeit durch einen beständig sich erneuernden Prozeß der Bewegung. Diese Realität der Idee, welche, obwohl wahrhaft wirklich, doch niemals der Anschauung gegeben ist, genügt jedoch dem Geiste nicht, er soll vielmehr gemäß dem alle Sphären seiner Tätigkeit beherrschenden Gesetze, wonach jede Wahrheit zuerst in unmittelbarer Form objektiv vor ihm auftritt, dieselbe auch als eine unmittelbar wirkliche anschauen. Diesem Gesetze entsprechend erzeugt sich der Schein, daß ein einzelnes sinnlich Daseiendes seinem Begriffe absolut entspreche, daß also in ihm zunächst eine bestimmte Idee und dadurch mittelbar die absolute Idee vollkommen verwirklicht sei. Dies ist zwar insofern bloßer Schein, als in keinem einzelnen Wesen sein Begriff vollkommen realisiert sein kann; da aber die absolute Idee nicht ein leerer Gedanke, sondern allerdings im sinnlichen Dasein, nur nicht im Einzelnen, wahrhaft wirklich ist, so ist es nicht leerer Schein, sondern Erscheinung. Diese Erscheinung nun ist das Schöne. Das Schöne ist also die Idee in der Form begrenzter Erscheinung. Es ist eine einzelne Erscheinung, und diese Erscheinung drückt durch ihre Form nichts aus als ihren Begriff, so daß in diesem nichts ist, was nicht sinnlich erschiene, und nichts sinnlich erscheint, was nicht reiner Ausdruck des Begriffs wäre, wodurch eben die Einheit des Begriffes und des Seins, also die Idee, zur Erscheinung kommt. Wo und wie nun diese Erscheinung oder das Schöne da sei und zustande komme, ob in der Natur oder in der Kunst oder wo sonst, dies wissen wir an dieser Stelle noch nicht; es

ist nur gefordert, daß sie da sei, und diese Forderung stützt sich auf das Gesetz, worauf diese Deduktion beruht, daß nämlich jede Wahrheit dem Geiste zuerst in der Form der Unmittelbarkeit objektiv gegenübertrete; dieses Gesetz ist also die zweite Voraussetzung, welche die Ästhetik aus dem abstrakten Teile der Philosophie herübernehmen muß. Hiemit ist aber auch der Begriff des Schönen an sich gefunden, und er ist nun, ehe man einen Schritt in der Untersuchung, wo und wie denn dieser Begriff nun seine Existenz habe, weiter geht, in seinen Momenten zu entwickeln. Dies ist eine so umfassende Aufgabe, daß schon darum von den weiteren Aufgaben der Ästhetik keine in diesem Teile schon zur Erledigung kommen kann; der tiefere Grund aber, warum nur der abstrakte Begriff des Schönen, abgesehen von aller Verwirklichung, hier zur Sprache kommen darf, liegt in dem logischen Prozesse des Begriffes überhaupt, den ich hier als bekannt voraussetze. Die Momente nun, von denen es sich handelt, sind die des einfach Schönen, des Erhabenen und des Komischen, wie ich solche in meiner kleinen Schrift: „Über das Erhabene und Komische, ein Beitrag zu der Philosophie des Schönen" als die Gestaltungen einer organischen inneren Bewegung im Begriffe des Schönen aufgewiesen habe. Ich habe in dieser Schrift die Gründe ausgeführt, warum jene Begriffe notwendig im ersten allgemeinen Teile abgehandelt werden müssen. Wo immer Schönes zur Existenz kommt, da treten neben der kampflosen Grazie des einfach Schönen auch die Gegensätze des Erhabenen und Komischen hervor, im Naturschönen wie in jeder historischen Form des Ideals und in jeder besonderen Gattung der Kunst; es sind also Unterschiede, die im Wesen des Schönen an sich liegen und da entwickelt werden müssen, wo dieses dargestellt wird, nicht aber in das weitere System unter die Lehre von einzelnen bestimmten Existenzformen des Schönen verzettelt werden dürfen. Hegel führt z. B. das Erhabene im zweiten Teil als ein Merkmal der symbolischen Kunstform, insbesondere als Prinzip der orientalischen Mystik und der mosaischen Religion auf. Allein dies ist schon eine eigentümlich bestimmte Form des Erhabenen; erhaben ist auch Jupiter, erhaben der tragische Konflikt, der bei Hegel in der Lehre vom Ideale vorkommt, erhaben erscheinen gewisse Formen des Naturschönen im Unterschiede von anderen, erhaben der dorische Baustil im Gegensatze gegen den ionischen usw.; das Erhabene der orienta-

lischen Kunstform ist teils ein formloses, teils ein abstraktes Erhabenes, was also durch besondere konkrete Merkmale vom Erhabenen überhaupt und ebenso von anderen realen Formen des Erhabenen sich unterscheidet, den allgemeinen Begriff des Erhabenen somit bereits voraussetzt. Ebenso verhält es sich mit dem Komischen. Hegel führt es teils unter der Lehre von der Auflösung der klassischen Kunstform in der Gestalt der Satire, teils im Abschnitt von der Auflösung der romantischen Kunstform in der Gestalt des Humors, endlich im dritten Teile als Prinzip der Komödie auf. Allein das Komische ist ebenfalls eine Macht, die überall hervortritt, wo überhaupt das Schöne existiert. Einzelne Gestalten des Naturschönen fallen unter den komischen Gesichtspunkt, wie andere unter den erhabenen; die Orientalen hatten schon ihre Komik, und konnten die Griechen ihre berühmte Komödie schaffen, so muß das Moment der Komik schon in ihrem ästhetischen Ideal überhaupt enthalten gewesen sein; unter den Künsten ferner ist es keineswegs nur die Poesie, welche das Prinzip des Komischen zutage fördert, sondern schon die Malerei bildet es aus im Genre, ja selbst die Plastik hat im Bacchischen Kreise ihre eigene, wiewohl mäßige Komik. Das Komische muß also ebenfalls schon im Wesen des Schönen an sich liegen und in der Lehre von demselben entwickelt werden.

Was nun die Durchführung dieser Momente im ersten allgemeinen Teile betrifft, so habe ich seit der Erscheinung meiner genannten Schrift mehrere mangelhafte Stellen derselben in meinen Vorlesungen über Ästhetik zu verbessern gesucht, insbesondere den Begriff des Komischen gründlicher entwickelt, und zwar so, daß alle bedeutenderen Definitionen desselben, welche bis jetzt in der Philosophie des Schönen hervorgetreten sind, als Momente in meiner Entwicklung auftreten. So fand denn auch die Definition Ruges ihre Stelle, welche das Komische als Selbstbesinnung des Geistes in seiner Trübung, als Wiedergewinn der Persönlichkeit aus der Verstrickung ins Endliche durch Besinnung des Geistes in seiner unwahren Gestalt auf seine wahre bestimmt. Nur hat Ruge die verschiedenen Formen der Verstrickung oder Trübung nicht geordnet, sondern bloß beispielsweise aufgegriffen, indem er bald Verirrungen aus Zerstreutheit, bald Trübungen durch Unsittlichkeit anführt, während ich meine Darstellung dadurch wesentlich ergänzt habe, daß ich die Stufenleiter

der verschiedenen Gestalten des Erhabenen, das durch Störung komisch wird, oder nach Ruges Ausdruck der Verstrickung des Geistes ins Endliche, verfolge. Dies ist übrigens keine bloße Wiederholung der in der Lehre vom Erhabenen selbst aufgeführten Formen. Es kehrt hier zwar allerdings im Allgemeinen dieselbe Linie wieder, wie dort, aber der Gesichtspunkt ist ein anderer, denn jetzt fragt es sich, welche dieser Formen dem komischen Prozesse verfallen können, welche nicht. Daher fällt z. B. sogleich das Erhabene der unorganischen Natur weg, weil es niemals Gegenstand der Komik sein kann. Die Reihe beginnt mit den Entstellungen der organischen Gestalt, wodurch sie im Widerspruch mit ihrem Begriff ins Mechanische, oder, bei dem Menschen, ins Tierische herabsinkt, und sie schließt mit den höchsten Tätigkeiten des Geistes, wo zu untersuchen ist, ob auch das absolute Verhalten des Geistes in der Form der Religion dem Komischen verfallen und unter welchen Bedingungen eine solche Komik dem Vorwurf der Frivolität sich entziehen könne. Das reichste Gebiet der Komik bilden natürlich die Verirrungen des praktischen, insbesondere des sittlichen Geistes, wie dies auch Ruge (S. 111 f. Schrift: Neue Vorschule der Ästhetik) erklärt. Aus der Darstellung dieser Stufenleiter geht jedoch noch nicht die Einteilung des Komischen hervor, denn nicht der Stoff, welcher der Komik unterworfen, sondern die Form, in welcher er dem Lachen preisgegeben wird, bildet den Grund derselben. Meine frühere Einteilung in Burleske, Witz und Humor, welche den drei Formen des Erhabenen: Erhabenheit der Natur, des Subjekts, des absoluten Geistes so angemessen entspricht, habe ich beibehalten. Ich meinte früher durch die Aufführung dieser Formen eine Antizipation aus der Lehre von der Phantasie zu machen, weil der subjektive Anteil, der bei der Entstehung des Komischen unmittelbarer einleuchtet, als bei der Entstehung des Erhabenen, hier in den psychologischen Benennungen sogleich zutage liegt. Der Einteilungsgrund ist aber nichtsdestoweniger ein ganz objektiver, denn es ist allerdings die objektive Gestalt des Erhabenen, welche jedesmal wechselt und mit sächlicher Notwendigkeit ein anderes subjektives Verfahren in der Auflösung des erhabenen Scheines fordert. In der Burleske wird ein Erhabenes, das sich, wiewohl es übrigens jeder Stufe der Erhabenheit angehören kann, in sinnlich handgreiflicher Form aufdrängt, ebenso handgreiflich vernichtet, im

Witze der verständige Zusammenhang der Gedanken durch einen Unsinn, der den Schein eines neuen Sinnes annimmt, durcheinander geworfen, im Humor verwickelt sich das absolut Erhabene, das in die geistigen Tiefen der Persönlichkeit niedergestiegen ist, mit dem unendlich Kleinen, womit es behaftet bleibt, zum komischen Widerspruch in einem und demselben Bewußtsein. Es sind also allerdings verschiedene Gestaltungen des der Komik verfallenden Erhabenen selbst, wodurch diese Einteilung begründet wird; es könnte daher hier von Neuem der Vorwurf einer Wiederholung entstehen, da schon in der allgemeinen Lehre vom Komischen die verschiedenen Formen des Erhabenen, wiewohl unter einem neuen Gesichtspunkte, durchgangen werden mußten. Allein dann würde man übersehen, daß die Auffassung jetzt abermals eine andere ist. Es können nämlich in jeder der drei Stufen des Komischen alle Formen des Erhabenen Gegenstand des Lachens werden, wie denn z. B. in der Burleske schon das unendlich Erhabene in den bekannten Narren- und Esels-Festen an die Reihe kam, aber freilich das unendlich Erhabene in der vergröberten Form, die es in der Kirche des Mittelalters angenommen hatte. Der Unterschied dieser Stufenfolge des Erhabenen, welche meiner Einteilung des Komischen zugrunde liegt, von der Stufenfolge in der Lehre vom Erhabenen selbst und von der analogen Aufzählung in der allgemeinen Lehre vom Komischen ist in den verschiedenen Graden der subjektiven Vertiefung des Erhabenen begründet. Wird also z. B. die Religion als sichtbare Kirche in handgreiflichen Possen der Satire unterworfen, so ist dies Burleske, wird der Verstandes-Widerspruch ihrer Lehren komisch aufgewiesen, so ist dies Witz, wird dagegen das Leben der Religion im innersten Bewußtsein als behaftet mit kleinlichen Eigenschaften der Persönlichkeit aufgewiesen, so ist dies Humor. Wenn ich oben sagte, der Einteilungsgrund des Komischen sei und bleibe ein objektiver, so gerate ich mit dieser Behauptung dadurch keineswegs in Widerspruch, daß ich jetzt die verschiedenen Grade subjektiver Vertiefung des Erhabenen als Einteilungsgrund nenne. Objektiv bleiben diese Unterschiede noch immer, wenn man unsere Erörterung mit einer bloß psychologischen vergleicht, welche die komischen Kräfte, abgesehen von der Frage, was durch sie komisch dargestellt werde, als rein subjektive Erscheinungen untersucht. Die Parallele zwischen der Stufenfolge in der Lehre vom

Komischen und im Erhabenen bleibt übrigens stehen, denn das sinnlicher aufgefaßte und eben darum handgreiflicher eludierte Erhabene entspricht auch so dem Erhabenen der Natur durch die, beiden gemeinsame, Kategorie der Unmittelbarkeit, der Witz durch den subjektiven Charakter der in ihm waltenden Verständigkeit entspricht dem Erhabenen des Subjekts usw.

In diesem Abschnitt vom Komischen glaube ich ferner einige wesentliche Verbesserungen in der Unterabteilung der einzelnen Formen gefunden zu haben, insbesondere in der Lehre vom Witze und vom Humor. Den Witz teile ich in einen unmittelbaren oder (nach Jean Pauls Benennung) akustischen, einen abstrakten und einen anschaulichen ein. Jene erste Form besteht in der Art des Wortspiels, die sich an die bloße Ähnlichkeit des Klanges hält und die z. B. bei Fischart und Abraham a Santa Clara eine so große Rolle spielt; sie ist die unmittelbarste, sinnlichste Form des Witzes. Dasjenige Wortspiel, das sich nicht an den Klang, sondern an die Vieldeutigkeit der Wörter hält, um den Schein eines Sinnes im Unsinn hervorzubringen, fällt auf den Übergang zur zweiten Form des Witzes, der abstrakt verständigen, deren Gebiet das ganze weite Reich des logischen Zusammenhangs und der unendlichen Möglichkeiten seiner Zerstörung bei fortbehaupteter Erhaltung bildet. Diese Gattung ist deswegen nicht weiter einzuteilen, weil geradezu alle Kategorien der Logik aufgezählt werden müßten, denn alle können dem abstrakten Witze zum Gegenstande dienen. Ich nahm in meiner Schrift Jean Pauls Einteilung in antithetischen und synthetischen Witz auf, allein sie läßt sich nicht halten, denn jeder Witz ist antithetisch und synthetisch zugleich, indem er eine logische Kategorie als Verbindung von Begriffen zugleich geltend macht und durch plötzliche Einführung eines widerstrebenden Begriffes zugleich aufhebt. Die dritte und höchste Form des Witzes ist der anschauliche, d. h. der vergleichende, denn hier tritt an die Stelle des abstrakt verständigen Spieles schon eine plastische Kraft der Phantasie. Den Einteilungsgrund der Gattungen des Witzes bildet nämlich überhaupt der verschiedene Anteil des in allem Ästhetischen wesentlichen sinnlichen Moments. Das akustische Wortspiel ist sinnlicher Art, aber das Sinnliche tritt in der Armut der ersten Unmittelbarkeit auf, der abstrakte Witz ist unsinnlich, der vergleichende aber fordert eine Sinnlichkeit höherer Art, nämlich kraft der Anschau-

ung, wiewohl dieselbe nicht organisch bedingend wirkt, indem Gedanke und Bild nur durch das äußerliche Band des tertium comparationis aufeinander bezogen werden. Übrigens sieht man, wie ich durch diese zwanglose Einteilung wiederum eine Parallele mit der Einteilung des Erhabenen und des Komischen überhaupt gewinne. Denselben Vorteil gewährt mir folgende Unterscheidung verschiedener Formen des Humors. In meiner Schrift über das Erhabene und Komische wußte ich nur zwei Formen des Humors aufzuführen, einen unversöhnten und einen versöhnten. Ich setze aber nun als erste Form einen naiven Humor, dem ein Bewußtsein des unendlichen Weltwiderspruchs zwar schon zugrunde liegt, aber nur erst auf dunkle Weise. Es ist der Humor der derbgesunden, ungebrochenen Persönlichkeit, welche die Übel der Welt und die Schwächen des Menschengeschlechts allerdings kennt, aber nicht die unendliche Vertiefung des Geistes bedarf, um sich über diesen Schmerz zu erheben, sondern nur die unüberwindliche Naturkraft angeborener Fröhlichkeit, worin die Gewißheit, daß der Geist der Welt alle seine Behaftung mit dem unendlich Kleinen und Niedrigen zu ertragen und zu überwinden fähig sei, noch als Instinkt auftritt. Eine solche Natur ist z. B. der Bastard Faulconbridge im König Johann, der kraftstrotzende Percy im Heinrich IV., der von Lebensübermut sprudelnde Mercutio in Romeo und Julie. An der Grenze stehen teils solche Persönlichkeiten, welche schon einer bewußteren Anstrengung des Geistes bedürfen, um über einen Schmerz, der ihre Natur zu brechen droht, durch Selbstironisierung Herr zu werden und so die angeborene Heiterkeit zu bewahren, wie Rosalinde in: „Wie es euch gefällt"; teils solche, welche tief in die Verdorbenheit der Welt verstrickt, dem Bewußtsein ihrer Schlechtigkeit verfallen sind, aber in jedem Moment durch ein Bewußtsein dieses Bewußtseins sich spielend selbst absolvieren, wie der unsterbliche Falstaff. Als zweite Form folgt dann der unversöhnte Humor eines Hamlet, in der modernen Welt eines Byron, E. Th. A. Hofmann, Heine; als dritte der versöhnte, wohlwollende eines Goldsmith, Jean Paul.

So viel über meine Gliederung des ersten Teils der Ästhetik. Man wird bemerken, daß der eigentliche Einteilungsgrund, der hier durchgeführt ist, bereits der des Objektiven, Subjektiven und Objektiv-Subjektiven ist. So zunächst in der Einteilung des Ganzen. Das Erhabene ist die objektive Form des Schönen, denn das ideale Mo-

ment tritt hier überwachsend als überwältigende Macht vor das Subjekt; das Komische dagegen beruht auf der unendlichen Freiheit des Subjekts, das im Bewußtsein, die wahre Gegenwart der Idee in sich selbst zu tragen, jede Erscheinung derselben, welche die Miene einer objektiven Macht annimmt, in ihre Widersprüche auflöst; die Einheit des Objektiven und Subjektiven endlich ist das ganze, durch den Gegensatz dieser beiden in ihm vereinigten Formen in sich zurückkehrende, das erfüllte Schöne. In den Unterabteilungen kehrt dasselbe Prinzip der Unterscheidung durchgängig wieder; das Erhabene der Natur ist objektiv, das Erhabene des Subjekts bezeichnet seine Kategorie schon durch seinen Namen, das Erhabene des absoluten Geistes ist objektiv-subjektiv, denn es ist die Manifestation der Weltordnung, welche sich zwar der Subjekte als ihrer Organe bedient, aber höher ist als jedes einzelne Subjekt und daher an dieses als objektive Macht herantritt. Ebenso im Komischen; das Burleske oder naiv Komische ist objektiver, handgreiflicher Art, der Witz subjektiv, der Humor vereinigt beide Momente, zunächst weil er wesentlich eine ganze Persönlichkeit ist, welche subjektiven Geistesadel und unangemessene Form der objektiven Erscheinung zu einem lebendigen Widerspruch in sich verbindet, sofort aber in einem höheren Sinne, weil der Humorist den Widerspruch, den er zunächst in seinem Subjekte findet, als einen Weltwiderspruch weiß und ausspricht. Wie dann derselbe Einteilungsgrund in den Unterabteilungen dieser Form abermals wiederkehrt, brauche ich nicht aufs Neue nachzuweisen, nachdem ich den Parallelismus der letzteren mit den größeren Abteilungen aufgezeigt habe.

Den Inhalt des zweiten Teils der Ästhetik kann nun offenbar nichts Anderes bilden als die zwei ersten, noch einseitigen Existenzformen des Schönen: Das Naturschöne und seine, nur erst innerliche, ideale Umbildung durch die Phantasie. Der abstrakte Begriff des Schönen teilt sich, indem er sich verwirklicht, in diese zwei Äste, die aber erst wieder zusammengehen sollen, damit die absolute Form der Verwirklichung des Schönen entstehe. Sobald man die Sache näher ansieht, drängt sich diese Ordnung von selbst auf. Der Begriff des Schönen, wenn er in allen seinen Momenten entwickelt ist, steht auf dem Punkte des Übergangs zur realen Existenz. Der ganz erfüllte Begriff kann und muß existieren; dies wird allerdings als in der Logik bewiesen vorausgesetzt. Die erste Form dieser Existenz ist

aus demselben Grunde die Form der Unmittelbarkeit, aus welchem die Idee überhaupt zuerst sich als Natur frei aus sich entläßt, und es ist auch dieser Übergang auf die vorausgesetzte Kenntnis der Logik zu begründen, doch gibt hierauf der Fortgang den augenscheinlichen Beweis, daß die Lehre von der Naturschönheit keine andere Stelle einnehmen kann und daß nichts verkehrter ist, als wenn Weisse sie an das Ende des Systems setzt. Diese erste Form der Existenz des Schönen nun ist eine einseitig objektive; die Schönheit ist hier ein vorgefundener Gegenstand, das Werk bewußtlos schaffender Kräfte, welche nicht mit dem gedachten Zwecke arbeiten, das Schöne als Schönes hervorzubringen, sie ist eben daher bestimmt, Objekt, Stoff, Material für eine höhere Form der Verwirklichung des Schönen zu werden.

Was nun die innere Einteilung dieses ersten Abschnitts im zweiten Teile betrifft, so muß ich vor Allem aussprechen, daß Hegel hier einen wirklichen Fehler gemacht hat. Hegel beschränkt nämlich die Lehre von der Naturschönheit auf die Reiche der bewußtlosen Natur und schließt die begeisterte Natur, die menschlich sittliche Welt davon aus, indem er meint, es liege hier der Gegensatz der natürlichen und der geistigen Welt überhaupt vor, da doch vielmehr der Gegensatz von Natur und Kunst vorliegt. Was nämlich an sich weit über die Natur hinausliegt, ist im Zusammenhange der Ästhetik noch bloße Natur, sofern es der von der Kunst noch nicht verklärten Wirklichkeit angehört; bloße Naturschönheit ist jede Erscheinung, welche von Kräften hervorgebracht wird, die in diesem Hervorbringen nicht die Schönheit, sondern einen andern Zweck wollen, so daß die Schönheit, welche dabei zutage kommt, mit den Mängeln der Zufälligkeit behaftet ist. Ob diese Kräfte natürliche oder sittliche sind, ist für den allgemeinen Gegensatz, um den es sich zunächst handelt, gleichgültig. Wenn z. B. ein Volk für seine Freiheit in der Schlacht kämpft, so ist dies nichts weniger als eine Naturerscheinung; allein den Kriegern ist es im Kampfe im Geringsten nicht darum zu tun, wie sie aussehen, was für ein Bild sie einem Maler darbieten, daher kommen in dieser Schlacht neben solchen Gruppen und Situationen, welche ein künstlerisch schönes Schauspiel darbieten, andere vor, welche für den Künstler ganz unbrauchbar sind, daher ist die Schönheit, welche hier zu finden ist, eine bewußtlose, zufällige, d. h. eine bloße Naturschönheit im Gegensatze gegen Kunstschönheit. Weil nun Hegel diesen Gegen-

satz mit dem Gegensatze von Natur und Geist überhaupt verwechselt, so ist dieser ganze Abschnitt viel zu kurz ausgefallen; er umfaßt in seiner richtigen Ausdehnung nichts weniger als die ganze Welt, soviel sie rohen, der Bearbeitung erst bedürftigen Stoff für die Phantasie und die Kunst enthält. Natürlich muß man hier weite Schritte nehmen und nur das Wesentliche herausgreifen. Zuerst ist die unorganische Natur zu überblicken, Erdbildungen, Luft, Wasser, Licht, Farbe, Schall: die Reihe beginnt wieder mit dem objektiven im engern Sinne. Das zweite Gebiet umfaßt die organische Natur, hier sollte die Ästhetik, wenn sie von der vegetabilischen Schönheit zur tierischen übergegangen ist, Hand in Hand mit der Zoologie gehen, freilich einer spekulativeren, als die bisherige ist, und das Stufensystem der tierischen Organisation aus dem Gesichtspunkte durchwandern, daß je die beseeltere Form auch die schönere ist, wobei die naheliegenden Einwendungen sich namentlich durch das widerlegen, was ich in meiner Schrift über das Erhabene und Komische, S. 30, 31*), gesagt habe. Ist man nun bis zur menschlichen Gestalt aufgestiegen, so beginnt ein neues Gebiet, denn indem der Ausdruck derselben der einer vollkommenen Beseelung ist, so ist ihre Schönheit nicht mehr bloß eine natürliche, sondern eine geistige oder geistig natürliche. Die menschliche Schönheit bildet die dritte Sphäre, und hier beginnt die Betrachtung wieder von unten, d. h. der Mensch wird zuerst in seiner unmittelbaren Erscheinung oder als einfache Identität der Seele und des Leibs ins Auge gefaßt und die spezifischen Schönheiten seiner ganzen Gestalt aufgewiesen. Eine zweite höhere Abteilung in dieser Sphäre bilden die natürlichen Unterschiede des menschlichen Geschlechts, die aber zugleich bereits geistig sittliche sind, oder das anthropologische Gebiet. Die Altersstufen, der Unterschied der Geschlechter, seine Aufhebung in der Liebe, die Ehe, die Familie sind hier vom ästhetischen Standpunkte zu betrachten; die Familie führt zur Verzweigung der Geschlechter, wie sie sich als Volk ausbreitet, die Völkerrassen sind nach Temperament, Gestalt, Tracht kurz zu überblicken, und der Begriff des Volkes leitet nun zur dritten Stufe hinauf, zum Staate oder zum sittlichen Geiste in seiner durch ihn frei geformten Erscheinung. Hier sind nun die geschichtlichen Hauptformen des Staatslebens aufzuführen und nachzuweisen, welche die ästhetisch vorteil-

*) S. hier oben S. 20f.

haftere sei: der antike Staat, zuerst der patriarchalische und despotische des Orients, dann der heroische, republikanische, kaiserliche des klassischen Altertums, hierauf der mittelalterliche Feudalstaat, endlich der verständig monarchische der modernen Zeit, durch seine mechanischen Formen der ungünstigste für ästhetische Behandlung. In diesen Abschnitt, nicht in die Lehre vom Ideale, gehört, was Hegel im dritten Kapitel des ersten Teils vom allgemeinen Weltzustande sagt. Wir haben hier die große Welt vor uns, aus welcher die bedeutendsten Zweige der Kunst, namentlich die dramatische Poesie, ihre Stoffe nehmen; der Ästhetiker muß die wirkliche Kunst immer bereits im Auge haben und kann es, ohne zu antizipieren; es bedarf bei jedem Punkte nur eines Winkes, um dem Schüler klarzumachen, warum die vorliegende Sphäre wichtig ist, so z. B. im vorhergehenden Abschnitte, wenn von der Familie die Rede ist, genügt es, an den Lear zu erinnern, um auf die Bedeutung dieses ästhetischen Stoffes aufmerksam zu machen. Daß auch in diesem Gebiete eine kurze, übersichtliche Zeichnung mit breiten Strichen notwendig ist, versteht sich. Übrigens darf auch die Frage nach dem veränderten Charakter, den in den verschiedenen Kulturstufen des Staatslebens die Individualität annimmt, nicht umgangen werden. Im modernen Staate z. B. wird in dem Grade, in welchem die Lebendigkeit aus den mechanisierten Formen des öffentlichen Lebens sich ins Innere zurückzieht, das Privatleben, die persönliche Bildung wichtig, und hier ist der Punkt, an welchen später die Lehre vom Roman und der Novelle anzuknüpfen hat, während dagegen das antike Staatsleben jene objektiven, ungeteilten Charaktere hervorbrachte, welche man kennen muß, um die Plastik, um die antike Tragödie zu verstehen.

Das also wäre der Inhalt des ersten Abschnitts im zweiten Teile, oder der Lehre von der bloß objektiven Existenz des Schönen, d. h. der Naturschönheit. Der Übergang zum zweiten Abschnitte vermittelt sich von selbst, indem am Schlusse alle Mängel aufzuzählen sind, mit denen die Naturschönheit behaftet ist, ihre Seltenheit, Zufälligkeit, Untermischung mit Unschönem, ihre Flüchtigkeit. Daß man diese Mängel findet und bemerkt, dies setzt bereits ein Prinzip voraus, das über der Naturschönheit steht und mit dem Maßstabe einer geistigen Idee des Schönen zu ihr tritt. Alle Mängel des Naturschönen haben ihren Grund in seiner Bewußtlosigkeit, jenes Prinzip

ist also in einem Selbstbewußten zu suchen, es muß ein subjektives sein. Hier ist denn der vielbesprochene halbwahre Satz von der Naturnachahmung zu würdigen und findet aus dem, was sich bereits ergeben hat, seine einfache Erledigung.

Der zweite Abschnitt nun hat zum Inhalte die andere noch einseitige Form der Existenz des Schönen, nämlich die bloß subjektive oder innerliche, die Phantasie. Die Naturschönheit ist jetzt wirklich objektiv, bloßes Objekt für die Phantasie geworden, wie die Natur überhaupt die Bestimmung hat, Objekt für den Geist zu sein. Die Lehre von der Phantasie als dem Organe des subjektiv Schönen teile ich nun in zwei Unterabschnitte; der erste handelt von der Phantasie überhaupt und dann von den Graden der Ausstattung des Subjekts mit derselben, der zweite von der Phantasie der Völker, von den großen Hauptperioden des ästhetischen Ideals, klassisch, romantisch, modern. Im ersten Unterabschnitte beginnt die Lehre von der Phantasie überhaupt wieder objektiv mit der Aufnahme der Naturschönheit durch die sinnliche Anschauung, und läßt mit der Innerlichsetzung derselben durch die Einbildungskraft und der geistigen Umgestaltung ihrer Bilder durch die Idee die Phantasie, die organische Einheit von Idee und Bild, das Ideal — zunächst das bloß innerlich vorgebildete — entstehen. Man ist hier ganz auf psychologischem Gebiete. Auf die Lehre von der Phantasie folgt die Darstellung der verschiedenen Stufen der Begabung des Subjekts mit derselben, Talent und Genie; vielleicht ließe sich von beiden ein fragmentarisches Genie, wie denn Beispiele eines solchen leicht aufzuweisen sein werden, als mittlere Form unterscheiden.

Den zweiten Unterabschnitt des zweiten Teils nun bildet nach meiner Anordnung der Gegenstand, welchem Hegel unter dem Namen der besonderen Kunstformen den ganzen zweiten Hauptteil des Systemes gewidmet hat; eine Ausdehnung, welche offenbar nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht Hegel aus dem ästhetischen Gebiete hier mehr, als recht ist, in das der Religionsphilosophie hinüberschweifte. Daß die Lehre von den historischen Hauptformen des ästhetischen Ideals in den Abschnitt von der subjektiven Existenz des Schönen als Phantasie gehört, wird wohl nicht bestritten werden; denn es ist hier noch nicht die Rede von den Formen der wirklichen Kunst, in welchen die Phantasie der Völker und Zeitalter sich äußerte,

sondern von dem inneren Grunde ihrer Verschiedenheit. Der Übergang bildet sich ganz von selbst, indem man am Schlusse der Darstellung des Genies das wesentliche Moment hervorhebt, daß dasselbe nichts Isoliertes ist, sondern in seinem Volke wurzelt und den Menschengeist durch das Medium seines Volksgeistes spiegelt. Gewonnen wird aber durch diese meine Anordnung insbesondere eine höchst einleuchtende Parallele mit dem ersten Abschnitte dieses Teils. Die Lehre von der Naturschönheit nämlich erhob sich von der Betrachtung der unorganischen, organischen, menschlichen Natur zu dem höheren Schauspiele, welches das Völkerleben in seiner geschichtlichen Erscheinung darbietet. Die verschiedenen Staatsformen des Orients, des klassischen Altertums, der mittelalterlichen Völker, der modernen Zeit müssen dort, wie ich behauptete, mit kurzen Überblicken nach ihrem ästhetischen Werte beurteilt werden. Dieser Abteilung nun entspricht die gegenwärtige, welche von den geschichtlichen Epochen des ästhetischen Ideals handelt, auf eine höchst zweckmäßige Weise. Jene Betrachtung war objektiv, es war die Rede von den Zuständen dieser Völker, sofern sie der ästhetischen Behandlung mehr oder weniger Stoff abwerfen; diese ist subjektiv, es wird untersucht, wie sich in jenen Zuständen die eigene Phantasie der Völker ausbildete, welches Ideal des Schönen sie sich schuf. Ich hole hier zugleich die Bemerkung nach, daß sich auf die vorangehenden Stufen beider Abschnitte dieselbe Kategorie des Objektiven und Subjektiven mit Leichtigkeit anwenden ließe. Die unorganische Naturschönheit ist objektiv, ebenso die erste Art, welche der Tätigkeit der Phantasie vorausgeht, nämlich die sinnliche Anschauung. In der organischen Schönheit beginnt die subjektive Beseelung und vollendet sich in der menschlichen; ebenso beginnt die freie, subjektive Durchdringung der durch die sinnliche Anschauung aufgenommenen Welt in der Einbildungskraft und vollendet sich in der Phantasie; das Leben der Völker aber ist objektiv-subjektiv, denn der Staat ist das Gebäude einer zweiten Natur, das der Wille in die Wirklichkeit hineinstellt; ebenso ist die Phantasie der Völker objektiv-subjektiv, denn das Bild der Schönheit, das sie sich schafft, lebt im Geiste der Subjekte, der aber ein Gemeingeist ist und Volk und Welt in diesem Bilde niederlegt; faßt man aber jedesmal den ganzen Abschnitt ins Auge, so bleibt jene ganze erste Reihe objektiv, diese zweite subjektiv.

In der Einteilung dieser Hauptepochen des Ideals nun habe ich nach langer Erwägung eine von Hegel abweichende Anordnung vorgenommen. Diese Erwägung betraf die Frage, ob das moderne Ideal als eine besondere Form aufzuzählen oder unter das romantische zu subsumieren sei, so etwa, daß es, wie Hegel tut, als Auflösung desselben an den Schluß gesetzt würde. Für die Subsumtion sprechen die wesentlichen Merkmale, welche das moderne Ideal mit dem mittelalterlichen im gemeinsamen Unterschiede von dem klassischen teilt; ja das Prinzip selbst, wenn man will, haben beide miteinander gemein, die Religion des Geistes nämlich, vertieft von dem germanischen Gemüte, die Innerlichkeit, die malerische, musikalische Stimmung im Gegensatze gegen die plastische. Allein zwischen beiden steht doch die ungeheure Kluft der Aufklärung, welche die moderne Kunst als ihre negative Voraussetzung niemals verleugnen darf, noch kann, die der Autorität entwachsene freie Subjektivität, die sich in einer verständig zusammenhängenden Weltordnung umschaut, die Trennung der Kunst von der Religion, die Verweltlichung der Kunst. Es ist dieselbe Frage, wie die, ob die Reformation, dieser Inzidenzpunkt des Modernen in der Geschichte, eine Bewegung innerhalb der christlichen Kirche, oder über dieselbe hinaus sei, wo sich auf beides mit Ja antworten läßt. Gegen die Auffassung des modernen Ideals als einer eigenen Form ist noch vorzubringen, daß die moderne Phantasie noch keine zusammenhängende, schwungvoll blühende Kunst aus sich hervorgebracht hat. Die niederländische Malerei im 17. Jahrhundert, die deutsche Musik und Poesie in der zweiten Hälfte des 18., die jetzigen vielversprechenden Anfänge neuer Malerschulen in Deutschland, Frankreich, Belgien sind Früchte einer von der Anschauungsweise des Mittelalters wesentlich verschiedenen Bildung der Phantasie, allein es sind vereinzelte Äußerungen, die noch kein großes Ganzes, keine zusammenhängende Hauptepoche, kein geschlossenes Weltalter der Kunst zu schaffen vermochten. Man könnte sich auf Shakespeare berufen und sagen, mit ihm sei bereits unmittelbar nach dem Ablaufe des Mittelalters das Moderne ein für allemal Epoche-bildend durchgebrochen, schon sofern er ein dramatisches Genie war, das Dramatische aber eine in ihrem Prinzip moderne Kunstform ist. Allein in Shakespeare vereinigt sich das Mittelalter und die neue Zeit, der Geist des selbstbewußten Willens und der ahnungsvollen Nacht,

so wunderbar, daß dadurch von Neuem ein Zweifel entstehen muß. Hier ist keine andere Lösung, als hoffnungsvoll in die Zukunft schauen und größere, zusammenhängende Früchte der modernen Kunst von ihr erwarten, übrigens mit Berufung auf die große Krisis, welche die moderne Zeit vom Mittelalter trennt, einen scharfen Strich zwischen dem Ideale beider Zeiträume ziehen. Am schlimmsten freilich wäre es, wenn man uns diese Hoffnung selbst nähme, wenn Jemand der Beweis gelingen sollte, daß eben das, was die moderne Zeit von jedem früheren Weltalter unterscheidet, zwar etwas Erhabenes sei, so lang man diesen Ausdruck nicht auf die Erscheinung beziehe, aber auch ein ätzender Geist, der alle Naivität und Kunst zerfresse. Ich für meinen Teil bekenne, daß mein Zutrauen zu der Zukunft der Kunst gewisse Schwankungen hat; man wird sie bemerken, wenn man meine Schriften über Overbecks Bild, über den Zustand der jetzigen Malerei und dann über Hallmanns „Kunstbestrebungen der Gegenwart“ liest*). Wahr bleibt immer, daß uns die moderne Weltanschauung eine Welt von Kunststoffen, ja, daß sie uns die Welt erst geschenkt hat, indem sie die transzendente Afterwelt zerstörte; allein die Frage ist, ob die kritische Kraft, welche zu diesem Bau einer neuen geistigen Welt nötig ist, nicht, indem sie einen neuen Boden für die Kunst gewinnt, zugleich die Stimmung ausschließt und zerstört, welche dazu gehört, ihn freudig und rüstig zu erobern. Hier sitzt also ein Nest von Zweifeln, aus dem man mit den gleichen Füßen des Glaubens herausspringen muß, und so wollen wir es denn auch halten.

Indem ich nun das Moderne als eine selbständige Hauptform des ästhetischen Ideals aufstelle, halte ich dennoch die dreigliedrige Einteilung dadurch fest, daß ich die orientalische Phantasie nicht als eine eigene Form aufstelle, sondern als eine nur vorbereitende unter das antike Ideal subsumiere. So reich und groß nämlich die orientalische Kunst ist, so erscheint sie doch durchaus unreif und weist über sich hinaus auf ihre Vollendung in der griechischen. Sie ist symbolisch, d. h. sie hat die innere Einheit von Idee und Bild, welche allem Schönen wesentlich ist, noch nicht gefunden, sie geht noch nicht auf die Schönheit als solche, sondern auf die Wahrheit, der sie die Schönheit opfert. Ein Götterbild mit drei Köpfen, mit vier Armen, einer

*) S. hier, in der neuen Aufl., Bd. 4, S. 1—32, 54—87.

Menge von Brüsten usw. ist unschön, aber eben darum sieht man sogleich, daß es nicht um die Form, sondern um den Sinn zu tun ist. Die orientalische Phantasie ist Schwelle, Vorhalle, Spannung auf die griechische, wie der ägyptische Tempel die Propyläen zum griechischen darstellt, indem er fast nichts als Vorbereitung, Eingang, Schale ohne letzten Kern ist. Ich lasse nun die Kategorie des Objektiven und Subjektiven wieder als ausgesprochenen Einteilungsgrund hervortreten, und setze als erste Hauptform das objektive Ideal der antiken Phantasie, als Vorstufe derselben die vorbereitende orientalische, als Mittelpunkt die griechische, als Ende die römische. Das Merkmal der Objektivität, unter welches ich diese gesamte Form stelle, brauche ich hier nicht zu erklären und zu rechtfertigen; jeder versteht es und gibt es zu, der die antike Kunst kennt. Durch dieses Prädikat steht die vorliegende Unterabteilung wieder dem Abschnitt von der Naturschönheit parallel, wie ja die Religion, welcher die so bestimmte Phantasie angehört, Naturreligion war (auch die griechische, wiewohl sie als Vollendung der Naturreligion zugleich über sie hinausgeht und zur Religion der schönen Menschlichkeit sich erhebt). Der Abschnitt von der orientalischen oder symbolischen Kunstform ist es nun insbesondere, welchen Hegel viel zu weitläufig behandelt hat; es genügt, die indische, die ägyptische und die mosaische Kunstanschauung aufzuführen. Ebenso hat er den „Gestaltungsprozeß der klassischen Kunstform" zu ausführlich dargestellt, denn alles bloß Symbolische gehört eben, weil es erst symbolisch ist, mehr der Religionsphilosophie als der Ästhetik an.

Den Übergang zur Lehre von der romantischen Phantasie vermittelt in meiner Behandlung der Begriff des Schicksals. Über den Göttern schwebt das Schicksal, und dies ist zugleich ihr Schicksal. Denn das Schicksal ist die aus dem Selbst hinausgeworfene, in einem Jenseits fixierte innerste Freiheit des Menschen. Wie die Götter eigentlich die menschlichen Kräfte sind, so ist das Schicksal die Einheit dieser Kräfte, das reine Ich, die Freiheit; aber diese Freiheit muß, da die konkreten menschlichen Kräfte, deren Einheit sie ist, in den Göttern objektiviert und auseinander gezogen sind, zur fürchterlichen grundlosen Macht werden, von welcher nichts mehr auszusagen ist als das Prädikat der unendlichen Macht. Gemeint ist mit dieser Macht die Macht der Freiheit; aber hinausverlegt aus dem Inneren,

wo sie im Mittelpunkte der von ihr beherrschten Kräfte heiter und selbstbewußt thront, und getrennt von diesen, welche als Götter neben ihr bestehen, wird sie zur grausen Notwendigkeit, der Mensch erkennt sich nicht mehr in ihr, seine Entschlüsse kommen ihm nicht mehr von innen, sondern sie sind ihm von dieser fremden Notwendigkeit gegeben. Nur eine Ahnung bleibt, daß das Schicksal eigentlich der eigene Wille ist, daher jene Antinomie der Schuld und Unschuld in der griechischen Tragödie, die ich in meiner Schrift über das Erhabene und Komische noch nicht zu erklären wußte. Dieses Schicksal nun schwebt über den Göttern; aber die Zeit wird kommen, da das Schicksal dahin einkehrt, woher es eigentlich kommt, d. h. ins Innere, und dies geschieht, sobald der Mensch sich seiner inneren Unendlichkeit und Freiheit bewußt wird und dadurch wieder in sich hereinnimmt, was er aus sich hinausverlegt hatte. Dann sind die Götter verloren, denn dann weiß der Mensch auch, daß sie nichts Anderes sind, als seine eigenen Kräfte, die Organe eben der Freiheit. Zunächst sind die Götter das Hindernis, daß das Schicksal, d. h. das reine Ich, und der Mensch nicht zusammenkommen können, sie stehen dazwischen als trennende und ausschließende Materie und werfen Schatten, so daß der Mensch hinter ihnen, im Schicksal nicht sich selbst erkennen kann. Aber er kommt dahinter, und sie sind gestürzt.

Das Ideal des Mittelalters nun, was sonst romantisch heißt, führe ich auf als das Ideal der phantastischen Subjektivität und halte so ohne Zwang meine Kategorie fest. Subjektivität: denn dem Geiste ist seine innere Unendlichkeit aufgegangen, wogegen jedes sinnliche Ding zum durchsichtigen Schleier dieser Seelentiefe herabgesetzt ist. Phantastische Subjektivität: denn durch den Rest von Mosaismus und Polytheismus, von welchem sich die Völker des Mittelalters, die romanischen insbesondere, nicht befreit hatten, ist im Widerspruch mit dem Prinzip der Innerlichkeit Gott in einem Jenseits fixiert und dort in einen Olymp von überweltlichen Gestalten auseinander gezogen, und daraus folgt das phantastische Bewußtsein des Mittelalters. Die antike Weltanschauung war einfach in sich, der Mensch suchte und fand sich in seinen Göttern; der Mensch des Mittelalters hat sich in sich und sucht sich doch außer sich, daher sieht er alles in gebrochenen Lichtern: ein allgemeines Doppeltsehen, nichts sieht der Mensch, wie es ist, zwischen sich und jedes Ding schiebt

er die geisterhafte Gestalt, in welcher er sich selbst ahnt und doch nicht erkennt. Hätte das Subjekt wahrhaft und ganz sich selbst, so würde ihm auch das Objekt klar gegenübertreten, dann würde es eine helle und unbefangene Betrachtung der Natur, der Geschichte, einen geordneten Staat geben. Allein das Subjekt hat sich erfaßt und zugleich wieder verloren, seine aufs Neue in ein Jenseits hinausgestellte Maske lauscht daher hinter jedem Ding, die Natur ist voll von Geistern, die Geschichte voll von Wundern, und der Staat, weil ein solches Subjekt nicht Zeit hat, sich zu bilden, sondern, indem es seinen Himmel jenseits sucht, inzwischen die Sinnlichkeit frei gehen läßt, eine Atomistik roher, selbständiger Kräfte, welche noch kein Gesetz anerkennen. Das Weltwesen, dem sein Inneres ausgesogen ist, um es als jenseitige Gestaltenwelt zu fixieren, kann sich zu keinem vernünftigen Organismus entwickeln.

Indem nun dies die letzte Form desjenigen ästhetischen Ideals ist, das die innere Welt in Mythen objektiviert, setze ich an den Schluß dieses Abschnitts die Bestimmung des Begriffs der Allegorie. Die Allegorie ist nichts Anderes als das Symbol und der Mythus, die nicht mehr geglaubt werden. Die gläubige Phantasie der Völker wirft teils im Symbol, in welchem zwar für uns Idee und Bild bloß durch das äußerliche Band eines tertium comparationis verbunden sind, teils im Mythus, in welchem die Idee ihr Bild zwar als innere Seele durchdringt, welcher aber für uns nur ästhetische, nicht dogmatische Wahrheit hat, Gedanke und Bild so zusammen, daß sie ihr Gebilde für ein wirkliches, lebendes Wesen hält. Sobald der Geist kritisch wird, hebt er diese Einheit auf, und was sonst Symbol oder Mythus war, wird nun Allegorie, d. h. ein Bild, an das wir nicht glauben, sondern das wir im Betrachten auflösen, um abstrakt seine Bedeutung zu finden. Götter, Maria, Heilige, jüngste Gerichte sind jetzt tote Allegorien. Zugleich werden durch einen willkürlichen Akt des Verstandes deutlich gedachte Ideen in neue Bilder gesteckt und so neue Allegorien geschaffen. Die Allegorie ist das Merkmal einer zerfallenen Kunst, das Ende des Mythen bildenden Ideals, in der neuen Kunst als Verirrung zu verfolgen oder nur als vereinzelte Nothilfe zu dulden.

Als dritte Hauptform nun setze ich also das moderne Ideal und nenne es das Ideal der gebildeten, d. h. der wahr-

haft befreiten und zugleich mit der Objektivität versöhnten Subjektivität, wodurch ausgesprochen ist, daß hier das Objektive und Subjektive wieder in Eins zusammengehen. Wenn nun das antike Ideal durch seine Objektivität der Naturschönheit analog entspricht, das romantische der subjektiven Schönheit oder der Phantasie, so findet allerdings diese dritte Form im bisherigen Systeme ihren parallelen Teil nicht, aber eben deswegen nicht, weil wir hiemit auf dem Punkte stehen, in den dritten Hauptteil überzugehen, worin die bisher im Großen getrennten Gegensätze des Objektiven und Subjektiven sich aufheben werden. Die Auflösung der bisherigen Gegensätze in dieser letzten Form des Ideals zeigt an, daß der Begriff der Schönheit nun reif ist, in die wahrhafte und höchste Form seiner Verwirklichung überzugehen. Ich muß jedoch mein der modernen Phantasie zugeteiltes Prädikat erst rechtfertigen. Die gebildete Subjektivität ist diejenige, welche der Fixierung ihres eigenen Innern in einem Jenseits, von dem sie nun unfrei beherrscht wurde, entwachsen ist und sich selber in ihrer Freiheit hat und weiß. Der kritische Geist, der mit der Reformation durchbricht, hat dieses Werk vollbracht, die Subjektivität sich selbst zurückgegeben. Die Phantasmen, die Mythen sind nun zu Ende. Das Subjekt, indem es sich selber gewonnen hat, stellt sich eben hiemit auch das Objekt klar gegenüber und sieht die Welt, wie sie ist. Nun erst kann es zugleich an sich selbst arbeiten, seine Sinnlichkeit mit seiner Vernunft durchdringen, d. h. sich bilden, und zugleich sich in die Objektivität hineinbilden und sie zu einem Spiegel und Wohnort der disziplinierten Persönlichkeit umgestalten. Es findet sich in sich und eben daher in der Welt wieder, ist in dieser zu Hause. Die Welt ist entgöttert, die Natur entgeistert, die Geschichte von Wundern entleert; wir haben, ich wiederhole es, die Aufklärung hinter uns und können nimmermehr tun, als hätten wir sie noch vor uns. Ist aber die Welt entgeistert, so ist sie erst wahrhaft begeistet, die falschen Wunder sind verschwunden und die wahren erschienen, die Götter gestürzt, aber der wahre Gott geht durch die ganze Welt und spricht als immanenter Geist aus der verstandenen Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Natur und alles Lebens. Es geht Alles mit natürlichen Dingen zu und doch „webt in ewigem Geheimnis Alles unsichtbar sichtbar neben dir".

Man weiß, wie mit der Reformation die humanistischen Studien zusammentrafen und beide in dem gleichen Sinne wirkten, die gleichen Feinde hatten. Es war die Objektivität der antiken Welt, welche das vorher phantastische Subjekt nun kennen lernte, mit freudiger Verwunderung begrüßte und sich anzueignen begann; das zu Hause sein in der Welt, die gediegene menschliche Sitte, die unendliche Entfernung von jeder Verflüchtigung der Kräfte in Transzendenzen, diese ganze helle Gegenwärtigkeit, das war es, was dem düsteren, winterlichen Geiste der nordischen Völker nun zum erstenmal aufgieng. Es ist also diese Versöhnung der phantastischen Subjektivität mit der Objektivität wirklich auch historisch eine Vereinigung des Romantischen und Klassischen, so daß nicht etwa nur überhaupt die Bildung den neueren Völkern jene Versöhnung mit der Wirklichkeit brachte, sondern sie schöpften diese zu einem guten Teile eigentlich und wirklich aus den alten. Dies war nun zugleich eine neue formelle Kunstbildung; die unvermischte Romantik war bei aller Unendlichkeit des Gehalts nie von Formlosigkeit frei, das Formgefühl als solches war noch nicht ausgebildet, das Bewußtsein der schöpferischen Freiheit und ihrer Gesetzmäßigkeit. Die Grazie der Alten gieng nun der Phantasie auf, die Durchsichtigkeit der Form, die reine Harmonie der Form mit dem Gehalte. Nirgends ist diese Vereinigung schöner vollzogen als in unserem Goethe und Schiller. Daß auch sie als eine Versöhnung der Subjektivität mit der Objektivität zu bezeichnen ist, bedarf keiner Ausführung.

Indem nun keine Form des Ideals mehr zurück ist, sondern die Gegensätze, die in ihm gegeben sein können (dem Umkreis unserer Begriffe nach), erschöpft sind, so ist dieser Begriff der subjektiven Existenz des Schönen als Phantasie erfüllt und fertig, in einen anderen höheren überzugehen, und dieser bildet den dritten Teil. Die zwei Äste, die zwei einseitigen Formen der Existenz, in welche der allgemeine Begriff des Schönen im zweiten Teile sich auseinandergelegt, gehen wieder zusammen und wir erhalten die subjektiv-objektive Existenz des Schönen in der Kunst. Wie der Begriff der Kunst gefunden wird, brauche ich hier, wo ich die Ausführung nicht schuldig bin, nur anzudeuten. Am Schlusse des Abschnitts von der Naturschönheit wurden die Mängel derselben aufgezeigt, welche insgesamt in ihrer Objektivität begründet sind; am

Schlusse des Abschnitts von der Phantasie sind ebenso die Mängel dieser bloß innerlichen Existenz des Schönen in der subjektiven Vorstellung aufzuzeigen. Nun erhellt, daß die Naturschönheit durch ihre Objektivität ebensosehr einen Vorzug vor der Phantasie hat, als diese durch ihre Geistigkeit einen Vorzug vor der Bewußtlosigkeit des Naturschönen. Die Phantasie muß also objektiv wirken, wenn sie diesen Mangel decken will, dies fordert ein Herausgehen aus sich, eine Mitteilung durch das Medium eines sinnlichen Stoffs, der so bearbeitet wird, daß er das innere Phantasiegebilde wiedergibt, eine Tätigkeit also, und diese Tätigkeit ist die Kunst. Das Produkt der Kunst nun muß die Momente der Objektivität und Subjektivität so vereinigen, daß in dem Ideale, wie es nämlich erst im Innern des Künstlers gegenwärtig war, nichts zurückbleibt, was nicht durch die Bearbeitung des sinnlichen Materials vollständig zur Darstellung käme, und daß im Stoffe nichts zurückbleibt, was nicht das Ideal wiedergäbe. Zur Objektivität wird erfordert, daß das Kunstwerk sich selbst ausspreche, abgelöst von seinem Urheber, unbefangen und absichtslos, wie ein Werk der Natur; aber eben so sehr soll das Kunstwerk seine Subjektivität zu erkennen geben, man soll ihm ansehen, daß es ganz aus dem Geiste stammt, und jeder Rest bloßer unverarbeiteter Natur soll in ihm getilgt sein. Kant sagt: „An einem Produkte der schönen Kunst muß man sich bewußt werden, daß es Kunst sei und nicht Natur; aber doch muß die Zweckmäßigkeit in der Form desselben von allem Zwange willkürlicher Regeln so frei scheinen, als ob es ein Produkt der bloßen Natur sei. Die Natur war schön, wenn sie zugleich als Kunst aussah, und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sei Kunst, und sie uns doch als Natur aussieht." Nun erinnere man sich an die oben zum Anfang gegebene Definition des Schönen, und man erkennt, daß jetzt, aber auch jetzt erst gefunden ist, wo denn das Schöne eigentlich wirklich sei; nur die Kunst leistet, was jene Definition fordert.

Aus dem Gesetze vollständiger Durchdringung der Subjektivität und Objektivität sind in der Aufstellung der allgemeinen Merkmale des Kunstwerks, womit sich dieser dritte Teil zunächst zu beschäftigen hat, alle besonderen Bestimmungen mit Leichtigkeit abzuleiten. Die beste Anordnung dieses Abschnitts wird sein, wenn man zuerst von

den Forderungen der Objektivität in Beziehung auf historische Treue usw. handelt, welche an ein Kunstwerk gemacht werden, hierauf das Recht der Subjektivität, der Persönlichkeit des Künstlers in Betracht zieht, die er allerdings in seinen Werken niederlegen soll, die sich aber zunächst als bloß individuelle Gewöhnung nicht selten auf Kosten der Sache geltend macht: die Manier. Die höhere Einheit dieser Momente endlich tritt im Stile auf, d. h. der zur technischen Gewöhnung gewordenen Idealität der Behandlung, worin eine vom Gewichte des Gegenstandes durchdrungene, mächtige Subjektivität zugleich sich selbst und die großen Hauptzüge des dargestellten Objektes gibt. Hier treten dann die bekannten historischen Phasen des strengen, des hohen, des gefälligen und rührenden Stils hervor, die sich am deutlichsten in der Geschichte der griechischen Plastik aussprechen.

Durch die Aufstellung jener beiden Momente ist nun aber auch das glücklichste Prinzip für eine Einteilung der einzelnen Künste gegeben. Über die Unzulänglichkeit der früheren, von der Art des Materials oder der Kategorie, unter welche dasselbe fällt, hergenommenen Einteilung in plastische und tonische Künste, oder Künste des Raums und der Zeit sage ich hier nichts. Auch zu Hegels Einteilung kann ich mich nicht verstehen; er legt das historische Moment zugrunde und ordnet die Künste nach den geschichtlichen Hauptformen des Ideals, wonach die Architektur unter den Standpunkt der symbolischen, die Skulptur der klassischen, Malerei, Musik, Poesie der romantischen Kunstform fallen, wobei von der letzteren allerdings ausdrücklich anerkannt wird, daß sie als die Kunst, deren flüssige Geistigkeit am wenigsten Kampf mit dem Materiale fordert, in allen geschichtlichen Formen des Ideals gleich lebendig hervorgetreten ist. In den Überschriften hat zwar Hegel diesen Einteilungsgrund nur für die romantischen Künste ausdrücklich hervorgehoben, er hätte es aber der Gleichmäßigkeit wegen besser auch bei den anderen getan. Allein ich glaube, daß in der systematischen Einteilung der Künste nicht ein geschichtliches, sondern ein rein logisches Prinzip geltend zu machen ist; hier ist nicht die Rede davon, welche Künste welchem Zeitalter besonders entsprechen, sondern welchen Unterschied von Künsten der Begriff des Schönen mit innerer Notwendigkeit fordert, und es muß zunächst festgehalten werden, daß jede Epoche des Ideals alle Künste angebaut

hat. Allerdings trifft der logische Unterschied mit dem historischen im Allgemeinen zusammen, so daß die Künste, welche nach jenem die erste, unmittelbarste Stelle einnehmen, auch historisch in den früheren Formen des Ideals aus inneren Gründen vorzüglich gepflegt wurden, allein es genügt, dieses Zusammentreffen in der kurzen Geschichte oder richtiger Philosophie der Geschichte einer jeden einzelnen Kunst, zu welcher die Lehre von dem allgemeinen Begriff derselben sich zu erweitern hat, hervorzuheben. Eine jede einzelne Kunst wird nämlich, nachdem ihr allgemeines Wesen dargestellt ist, unter den Standpunkt der im zweiten Teile aufgeführten drei Hauptformen des ästhetischen Ideals gebracht und so ihre Geschichte in ihren Hauptzügen entwickelt. Bei den meisten Künsten fällt die Aufzählung ihrer Gattungen mit dieser ihrer Geschichte zusammen und man vermeidet dadurch die tote formelle Koordination derselben. So ist z. B. die religiöse Malerei wesentlich die des Mittelalters, Landschaft, Porträt und Genre eröffnen die moderne Malerei, das höhere geschichtliche Gemälde bleibt noch Aufgabe. Der richtige Einteilungsgrund kann nun offenbar kein anderer sein, als derselbe, welcher im ganzen Systeme durchgängig herrscht. Die Kunst ist die Wirklichkeit des Schönen, die Gesetze des Schönen sind daher ihre Gesetze, und ihre Gliederung kann keine andere sein als die Gliederung des Schönen im ganzen Systeme; sie ist ein stufenförmig sich entfaltendes Ganzes, welches innerhalb seiner Sphäre dieselben Formen seiner Verwirklichung und aus derselben inneren Notwendigkeit wiederholt, durch die wir das Schöne überhaupt zu seiner adäquaten Existenz aufsteigen sahen. Dies Gesetz ist das der Bewegung aus der abstrakten Allgemeinheit durch die Unmittelbarkeit oder Objektivität zur Subjektivität, und dann zur höheren Vereinigung dieser Gegensätze; es ist aber auch das Gesetz der Verwirklichung einer jeden Idee, ja der Idee und hat hierin seine letzte und absolute Rechtfertigung. Es wird sich zeigen, welche durchgängige Harmonie des ganzen Systems wir durch Einführung dieses Einteilungsgrundes gewinnen.

So tritt denn zuerst eine Gruppe von Künsten auf, deren Werk mit der Naturschönheit den Charakter vollkommener Objektivität teilt, indem es als schwere Masse in den Raum hinaustritt. Dieses in räumlicher Form existierende Gebilde trägt zwar, verglichen mit dem Naturschönen, dasselbe Gepräge der Idealität, wie alle

Kunst, jedoch unter den eigentümlichen Beschränkungen, welche die ungeistige, gegen ihre Bearbeitung gleichgültige Materie mit sich bringt. Es fehlt die wirkliche Bewegung und das geistigste Ausdrucksmittel, der Ton. Es sind stumme, massenhafte Künste: die Baukunst, die Plastik, die Malerei, sonst auch die bildenden Künste genannt. Unter diesen trägt am meisten den Charakter der Objektivität die Baukunst; dem schweren Stoffe, in welchem sie darstellt, nimmt sie unter allen Künsten am wenigsten das Stoffartige, Massenhafte, indem sie denselben nicht zu einer organischen Form umbildet, sondern nur nach abstrakten, geometrischen Gesetzen anordnet. Daher gleicht sie, wie die bildenden Künste durch ihre Objektivität überhaupt, der Naturschönheit, so innerhalb derselben der unorganischen, sie erscheint als eine potenzierte unorganische Natur. So wie nun die unorganische Natur eine organische fordert, welcher sie zum Stoff und Boden dient, ebenso muß die Kunst, nachdem sie als Architektur den unorganischen Stoff zu einem idealen Raume umgebildet hat, auch das Lebendige aufstellen, für das dieser Raum ist; sie muß das Reich der abstrakten Linien verlassen und die beseelte organische Gestalt zu ihrer Aufgabe machen, und dies ist die Plastik. Dieser Fortschritt bleibt jedoch bei einer Grenze stehen, in welcher sich die unmittelbare Herkunft aus der Architektur noch verrät. Sie stellt nämlich die organische Gestalt in schwerem, den Raum nach allen Dimensionen erfüllendem Stoffe dar und gibt ihr dadurch den Charakter des Dauernden, einfach Seienden. Was sie gibt, ist die reine Form, der Körper als ein Bau der Seele, als ein „schönes Gewächse", und so entspricht sie, wie die Baukunst der unorganischen Naturschönheit, dem Reiche der organischen, das menschliche Wesen mitbegriffen, sofern es noch als unmittelbare Einheit des Geistigen und Leiblichen gefaßt wird. Die Malerei steht, wie dies von Hegel so erschöpfend nachgewiesen ist, an der Grenze der bildenden Künste. Gerade dadurch, daß sie nur einen Schein der räumlichen Dimensionen gibt, hebt sie sich aus der Materialität heraus und nähert sich den Künsten, deren Darstellungsmittel nicht ein materiell ruhendes, sondern ein geistig bewegtes ist. Durch die Aufnahme der Farbe in ihren unendlichen Verhältnissen zum Lichte wird der ganze Geist der Auffassung ein anderer. Wie nämlich die Natur überhaupt aus einem anderen Standpunkte an-

geschaut wird, wenn nicht mehr die kompakte Bestimmtheit der Gestalt das eigentliche Augenmerk ist, sondern die Magie des Lichts und Schattens und der Farbe über alle Gegenstände eine gewisse geistige Stimmung verbreitet, ebenso kommt es in der Darstellung der Persönlichkeit aus demselben Grunde jetzt nicht mehr auf die reinen Formen des Gliederbaues, an welche sich die Plastik hält, allein an, sondern auf den geistigen Ton, der sich über das Ganze desselben ergießt und sich im Angesichte, im Auge vor Allem konzentriert. Hiemit ist die Darstellung einer unmittelbaren Einheit von Geist und Sinnenleben, in welcher die Plastik sich bewegt, aufgehoben und die leibliche Gestalt zur bloßen, für sich unselbständigen Hülle des Geistes herabgesetzt, der, in seine Unendlichkeit zurückgegangen, nunmehr aus jener wie ein Licht aus einem gebrochenen Dunkel hervorscheint.

In der logischen Folge dieser drei objektiven Künste wiederholt sich zugleich die historische der Hauptformen des ästhetischen Ideals, und dies ist, wie oben bemerkt, in der Ausführung selbst, wo von den Hauptmomenten der Geschichte jeder dieser Künste die Rede sein muß, nachzuweisen. Nur darin ist die Analogie keine vollständige, daß man hier die symbolische oder orientalische Phantasie von der klassischen trennen, dagegen die romantische und moderne zusammennehmen muß. Die Baukunst nämlich sagte vorzüglich der dunkeln Erhabenheit der Orientalen zu, die Plastik war so sehr der Ausdruck des griechischen Geistes, daß auch alle anderen Künste in ihrem Sinne behandelt wurden, die Malerei gehört wesentlich den germanischen und germanisch-romanischen Völkern, welche, vom Christentum durchdrungen, den Ausdruck der Innigkeit und Innerlichkeit in aller Kunst suchten und zuerst das romantische, dann auf einer späteren Entwicklungsstufe das moderne Ideal schufen. Es versteht sich übrigens, daß diese auf einem untergeordneten Punkte sich ergebende Veranlassung, die Ideale anders einzuteilen, keine Aufforderung enthalten kann, von der ersten Einteilung abzugehen. Im vorliegenden Falle tritt der Unterschied der orientalischen Kunst von der klassischen und das Gemeinsame des romantischen und modernen Ideals stärker hervor, zwei Punkte, die wir in der Lehre von den Hauptformen des Ideals nicht übersahen, aber gegen das Gemeinsame dort und das Unterscheidende hier aus guten Gründen zurückstellten.

Zwischen diese Gruppe von objektiven Künsten nun und zwischen

die höchste und erfüllteste Form der Kunst in die Mitte ist die spezifisch subjektive Kunst, die Musik, zu setzen. Sie steht im ganzen System der Künste so eigentümlich da, daß sie mit keiner anderen in Eine Kategorie zusammengenommen werden darf. Zunächst besteht ihre Eigentümlichkeit darin, daß sie auf alle räumliche Darstellung für das Gesicht verzichtet; das Objekt sowohl, welches, als das Subjekt, für welches sie darstellt, ist der Geist in seinem rein innerlichen Zeitleben; die ganze Körperwelt ist in diese Tiefe zurückgeschlungen. Hierauf beruht der Vorzug der Musik vor den bildenden Künsten. Das Material nämlich, worin sie darstellt, ist der Ton. Zur Hervorbringung desselben braucht es zwar ein räumliches, einen Körper; aber gerade im Tönen hebt dieser, momentan wenigstens, sein Fürsichbestehen im Raume auf, er wird für Anderes und teilt sich mit. Diese Mitteilung gelangt an den Nerv des Subjekts und durch denselben zu dessen innerer Empfindung. So kehrt durch den Klang die ganze räumliche Welt in den einfachen negativen Punkt der Subjektivität ein. Diese Bewegung ist nun eben die Aufhebung des Raums in die Zeit, die Zeit aber ist die Form des subjektiven Lebens, oder richtiger das Subjekt die lebendige, sich empfindende Zeit. In dieser Verflüchtigung des Raums in die Zeit, worauf eben die Geistigkeit der Musik beruht, liegt aber auch die eigentümliche Beschränkung und Mangelhaftigkeit dieser Kunst. Es ist nämlich das ästhetische Grundgesetz, daß das geistig Innerliche auch erscheine. Die eigentliche Hauptform aller Erscheinung ist die des Sichtbaren, die Verwirklichung der Ideenwelt ist Verkörperung. Diese Form, welche mit dem adäquateren Ausdruck des rein geistigen Lebens, den die Kunst allerdings suchen muß, so gewiß vereinbar ist, als der Geist wesentlich in seinem Leibe sich realisiert, hat die Musik hinter sich gelassen und die Wiederherstellung derselben in einer höheren Weise noch nicht gefunden. Die Musik kann und soll nicht malen. Ihr Charakter ist Gegenstandslosigkeit. Die ganze Welt der Körper kann sie nur mittelbar darstellen, nämlich in ihrer subjektiven Wirkung. Von dem Leben des subjektiven Geistes fallen aber alle Formen, worin die Entgegensetzung zwischen Subjekt und Objekt wirklich vollzogen ist, aus demselben Grunde — weil sie nämlich keine Objekte geben kann — für die Musik weg, und es bleibt ihr nur die ungeschiedene Einheit der verschiedenen psychischen Funktionen, das

reine Innewerden seiner selbst, die Empfindung, der dunkle Schoß, aus welchem alle bestimmten Seelentätigkeiten auftauchen, dessen Erinnerung sie in ihrem Verlaufe begleitet, und in welchen sie erlöschend zurücksinken. Somit ist die Musik eine rein subjektive Kunst; die ganze sichtbare Gestaltenwelt und die ganze Welt geistiger Tätigkeiten, die ein Objekt voraussetzen, kann sie nur durch das Medium ihrer Resonanz in der Empfindung aussprechen. In sich zwar hat die Empfindung ein unendliches Leben bestimmter Unterschiede; aber verglichen mit den anderen Sphären des Geistes ist sie doch nur ein unbestimmtes Weben in sich.

Die Musik hat Alles und hat Nichts; dies ist ihre eigentümliche Antinomie und der Grund, warum über keine Kunst so großer Widerstreit der Urteile herrscht. Wer implizierte Unendlichkeit sucht, den entzückt sie, wer objektive Bestimmtheit sucht, den täuscht sie. Sie beglückt das Weib und den weichen, innigen Mann, sie genügt dem scharfen, denkenden Geiste nicht. Sie ist für den, der auf das Sehen organisiert ist, zu abstrakt geistig; für den, der die höchste Form der Kunst, die Poesie im Auge hat, zu sinnlich. Sie konnte bei den Alten sich nicht in ihrem eigentümlichen Wesen ausbilden, sie waren zu plastisch, zu sinnlich; sie gehört dem romantischen und modernen Ideale an, also dem geistigeren, dem Ideale der Innerlichkeit; aber hier blüht sie am meisten bei den sinnlicheren Völkern, und das Theater beherrscht sie, wo das geistigere Drama in Verfall gekommen ist. Ich füge hier nur einen Wink über einen Punkt bei, worin uns Hegel ganz im Stiche läßt, nämlich die geschichtlichen Hauptmomente der Musik, deren Darlegung zugleich die Aufzählung ihrer wichtigsten Gattungen ist. Es läßt sich auch hier ganz ungesucht unsere durchgängig angewandte Kategorie geltend machen. Die Musik beginnt objektiv mit dem strengen Kirchenstile, sie nimmt das Subjektive aus dem Volkslied auf, führt es als erwärmendes Element in ihre strenge Einfachheit ein, bildet so das auf dem Übergang stehende Oratorium, und vereinigt endlich beide Gegensätze in der wahrhaft modernen Form, der weltlich freien Musik, der Oper. Es liegt hier schon ganz nahe, statt der Benennung objektiv usw. die Terminologie der Dichtkunst episch, lyrisch, dramatisch anzuwenden, ja die Oper muß schon dramatisch genannt werden; wir stehen dicht an der Grenze der Poesie. Wir müssen nämlich die Musik nicht nur nach rückwärts be-

trachten als diejenige Kunstform, worin die Körperwelt, das Element der bildenden Künste, in das rein innerliche Weben der Subjektivität zerschmilzt. Sie hat eine andere Kunst vor sich, in welcher die Einseitigkeit ihrer bildlosen Subjektivität durch Erneuerung der objektiven Anschauung in höherer Form sich herstellt; eine Kunst, welche mit dem Vorzuge der Musik die Vorzüge der bildenden Künste vereinigt und daher zu den übrigen Künsten sich ebenso verhält, wie die Kunst überhaupt zu der bloß objektiven Existenz des Schönen in der Natur und der bloß subjektiven in der Phantasie, nämlich als die höhere Einheit, worin diese Gegensätze erlöschen. So erscheint denn die Musik als die Mitte zwischen den bildenden Künsten und der absoluten Kunst, sie ist das Ende jener und die Vorhalle dieser, sie ist die Kunst, worin der ästhetische Geist von der Zerstreuung des Objektiven sich sammelt und zugleich zu einer vergeistigten Wiederherstellung desselben sich vorbereitet. Nicht umsonst hat man die Musik so häufig mit der Architektur verglichen, die Verwandtschaft besteht aber, um von den vielen anderen gemeinsamen Merkmalen hier nicht zu reden, auch darin, daß die Musik zur Poesie sich ebenso verhält, wie die Baukunst zunächst zur Plastik und so fort zu den anderen Künsten. Das unorganische, dunkel andeutende Gebilde der Architektur stimmt, es stimmt zur Erwartung der beseelten Gestalt, die uns sagt, was das Gebäude wollte; aus der dämmernden Nacht der Empfindung, in welche diese Räume, diese fließenden, steigenden Massen uns führten, blitzt das Ich hervor, die Persönlichkeit, das Götterbild. Ebenso löst die vorbereitenden, spannenden Gefühlsrätsel der Musik das Wort: die Poesie.

Ich habe es nun zu rechtfertigen, warum ich die Poesie als die subjektiv-objektive, oder die absolute Kunst an die Spitze der Künste und somit des ganzen Systems stelle. Wir knüpfen an die Musik an. Die Poesie bedient sich wie diese des Tons und ist gegen dessen rhythmische Bildung nicht gleichgültig; ein Beweis, daß sie aus der Musik herkommt. Allein sie nimmt nicht den Ton überhaupt in seiner Unbestimmtheit, sondern den artikulierten Ton, das Wort, die Sprache zu ihrem Ausdrucksmittel. Diese ist aber nicht das Material für die Poesie wie der sichtbare Körper für die bildenden Künste, der Ton für die Musik. Sie hat vielmehr gar kein sinnliches Material mehr, und die Sprache ist ihr ein für sich

bedeutungsloses Zeichen, wodurch ihre Einwirkung auf das rein geistige Material, in welchem sie darstellt, vermittelt wird. Das Wesen der Sprache besteht darin, daß durch einen geistigen Mechanismus der Gewohnheit mit dem Vernehmen eines Wortes unmittelbar der durch dasselbe bezeichnete Gegenstand dem Geiste gegenwärtig wird. Nur dieser ist daher das Element oder Material der Poesie; sie ist Geist für den Geist ohne ein anderes Medium als ein Zeichen, das für sich gar keine Selbständigkeit hat; sie ist die geistigste unter allen Künsten. Die Musik ist ebenfalls Geist für den Geist, aber nur empfindender Geist, der im Tone und unmittelbar verschmolzen mit diesem dem empfindenden Geiste sich mitteilt; die Poesie aber, indem sie den Ton zum Worte erhebt, hält nicht nur fest, was die Musik erobert hat, das Zeitleben des Geistes in der unbestimmten Form der Empfindung, sondern mit dem bestimmten Worte wendet sie sich an den bestimmten Geist, der aus der Dämmerung des Gefühls heraus ist. Freilich aber nicht an den denkenden Geist, denn wir bleiben im ästhetischen Gebiete, sondern an den Geist als P h a n t a s i e. Hier liegt nun der Punkt, wo es einleuchtet, wie und warum die Poesie mit der subjektiven Innerlichkeit der Musik zugleich wieder die ganze objektive Welt der Gegenstände, der Sichtbarkeit in ihr Bereich zieht. Die Phantasie nämlich ist die zu idealer Form erhobene Einbildungskraft, diese aber nichts Anderes als die innerlich gesetzte Sinnlichkeit. Indem daher die Dichtkunst im Elemente der Phantasie darstellt, indem sie mit Phantasie für Phantasie arbeitet, so gewinnt sie ohne ein sinnliches Material die ganze Macht und den ganzen Umfang der Sinnlichkeit wieder, es stehen ihr in geistiger Form alle Wirkungen zu Gebote, welche den anderen Künsten eigen sind: sie kann der inneren Vorstellung Gebäude, Bildwerke, Gemälde, dem inneren Gehör Melodien vorführen und ist also eine geistige Totalität aller Künste. Nicht als sänke sie darum auf die Stufe der Phantasie zurück, wie wir sie im zweiten Teile als eine noch unerschlossene, ein bloß inneres Ideal kennen lernten; es ist nicht mehr die Phantasie vor der Kunst, sondern die Phantasie, wie sie die Gestaltenwelt aller vorangehenden Künste in sich aufgenommen hat und bereichert mit dieser in sich zurückgegangen ist, aber nicht um in sich verschlossen zu bleiben, sondern sich mitzuteilen und Phantasie an Phantasie zu entzünden. Die Poesie hat also, was alle anderen Künste haben, auch,

aber zugleich unendlich viel mehr. Sie kann nicht bloß, wie die Musik, den Widerhall aller geistigen Eindrücke in der Empfindung geben, sondern jede bestimmteste geistige Tätigkeit aussprechen, sie kann sagen, was sie will, die Zunge ist der Kunst erst jetzt wahrhaft gelöst. Ja sie kann, was wir vorhin im Allgemeinen abweisen mußten, im Einzelnen allerdings auch in sich aufnehmen, nämlich reine Gedanken, sofern sie nur aus Leidenschaft fließen und Leidenschaft wecken. Sie ruft aber nicht nur die ganze Bilderwelt der objektiven Künste vor die Phantasie, sondern sie belebt sie, sie nimmt sie in geistigem Flusse mit sich fort und führt sie am Bande der zusammenhaltenden geistigeren Bedeutsamkeit schwebend vorüber.

Der erste Abschnitt umfaßte unter der Kategorie der Objektivität drei Künste, der zweite stellte unter der Kategorie der Subjektivität nur Eine Kunst auf, was seinen Grund in der ganz besonderen Eigentümlichkeit hatte, womit die Musik allein und ohne ihresgleichen steht. Dieser dritte Abschnitt befaßt nun zwar unter der Kategorie des Subjektiv-Objektiven wieder nur Eine Kunst, aber diese Kunst teilt sich, da sie die Totalität aller Künste ist, bestimmter als jede andere, in gewisse selbständige Gattungen, in welchen das ganze System der Künste wiederkehrt. Dies ist nun derjenige Punkt, wo meine Gliederung der Ästhetik sich am vollständigsten bewährt, indem das System auf seiner höchsten Stufe sich ideal wiederholt und so völlig in sich selbst zurückgeht: das ganze System, nicht nur das System der einzelnen Künste, wie wir sie sogleich sehen werden.

Es tritt nämlich noch einmal hier das Teilungsgesetz auf, das durch unser Ganzes geht, und scheidet die Poesie in drei Gattungen, die objektive oder das Epos, die subjektive oder die Lyrik, die subjektiv-objektive oder das Drama.

Die objektive Gattung oder das Epos entspricht im zweiten Teile der Naturschönheit, im dritten den bildenden Künsten.

Die subjektive Gattung oder die Lyrik entspricht: im zweiten Teile der (bloß subjektiven) Phantasie, im dritten der Musik.

Die subjektiv-objektive Gattung oder das Drama entspricht: dem dritten Teile, oder der Kunst; im dritten Teile der subjektiv-objektiven Kunst, oder der Poesie, sie ist die Poesie in der Poesie, das Schöne im Schönen.

Es könnte nun nötig scheinen, die Anwendung meiner überall

durchgeführten Kategorie des Objektiven usf. auf diese Gattungen zu rechtfertigen. Allein nicht nur muß jedem, der die von der bisherigen Kunstphilosophie über diese Gattungen der Poesie vielfach geführten Untersuchungen kennt, sogleich einleuchten, daß und warum jede unter die ihr zugeteilte Kategorie fällt, sondern auch wer nur einen ungefähren Erfahrungsbegriff von diesen Gattungen hat, muß sich im Momente deutlich machen können, was gemeint ist. Nur auf zwei Orte möchte ich einiges Licht werfen. Der eine ist die Einteilung der Lyrik, womit es bekanntlich so große Not hat; aber auch hier schafft mein allgemeines Einteilungsprinzip Licht. In der unendlichen Insektenwelt der lyrischen Poesie lassen sich nur dadurch Linien einer allgemeinsten Einteilung ziehen, daß man von dem Verhältnisse des Subjekts zu seinem Gegenstande ausgeht. Die Lyrik überhaupt ist subjektiv, das Subjekt spricht sein eigenes Innere aus, wie es vom Gegenstande durchdrungen ist. Allein diese Durchdringung ist keine fixe und fertige, sondern ein Prozeß. Die erste Form dieses Prozesses ist die des Erhabenen, wo der Gegenstand zu groß ist, um dem Subjekte zu gestatten, daß es ihn vertraulich in sich hereinziehe und ganz zu dem seinigen mache, wo es sich vielmehr durch die Größe desselben aus seinem eigenen Zentrum gehoben fühlt und ihn nun im Aufschwunge der höchsten Begeisterung zu erreichen strebt; so die Hymne, der Dithyrambe, die Ode. In der Hymne läßt das Subjekt in gemessener Ruhe seinen Gegenstand noch über sich stehen, in dem Dithyramben berauscht es sich von ihm, indem es ihn in sich hereinzuziehen ringt, in der Ode ist es bereits wieder zu sich gekommen, Reflexion, Absicht, Künstlichkeit kann sich geltend machen. Diese Formen wurden vorzüglich von der klassischen Poesie, als einer überhaupt wesentlich objektiven, gepflegt. Dagegen fällt im eigentlichen Liede der Gehalt mit dem Subjekte einfach in Eins zusammen, sie gehen unmittelbar ineinander auf, so daß das Subjekt sich selbst frei gehen läßt, indem es den ganz in es übergegangenen Gehalt in ungezwungener Natürlichkeit ausspricht, welcher hier allerdings auch ein menschlich näher liegender und vertrauterer ist. Doch hat es selbst wieder eine Geschichte, die mit einer epischen Form, dem Heldenliede, der Ballade, Romanze beginnt. Es hat seiner Innigkeit wegen im romantischen und modernen Ideale, vorzüglich in jenem, reicher geblüht als im klassischen. Diese Blüte war

namentlich eine Blüte des Volksliedes, dessen Begriff hier zu bestimmen ist. Eine dritte Form der Lyrik endlich umfaßt alle diejenigen Gattungen, worin die beginnende Ablösung des Gehalts von dem Subjekte, das er durchdrungen hatte, durch einen Ton der mit Wehmut oder mit heiterem Spiele sich selbst betrachtenden Empfindung sich ausspricht: die Elegie, das Sonett mit den verwandten romanischen Formen, die vielen kontemplativen Gedichte der neueren Zeit und endlich an der Grenze der Prosa das Epigramm.

Die dramatische Poesie ist in jeder Beziehung die vollkommenste Form der Dichtkunst und der Kunst überhaupt, weil sie das Grundgesetz aller Kunst: Einheit der Subjektivität und Objektivität am vollkommensten erfüllt. Das Drama zeigt uns ein Geschehen, dies ist objektiv, episch. Aber dies Geschehen ist kein Vergangenes, das wir durch einen dritten hören, sondern die dabei beteiligten Personen treten gegenwärtig vor uns, sprechen in der Form des Monologs und Dialogs ihr bewegtes Inneres aus, geraten dadurch in Kollision, und so entsteht vor unseren Augen diese Geschichte, welche aber eben darum vielmehr Handlung ist. Dies ist subjektiv oder lyrisch, nicht bloß sofern eben diese poetischen Personen *ihr* Inneres aussprechen, sondern aus dem tieferen Grunde, weil der Dichter in ihnen *sein* zur Menschheit erweitertes Inneres ausspricht. Dadurch sind jene Gegensätze in letzter Instanz vereinigt. Der Dichter ist ganz abwesend und eben daher ganz gegenwärtig. Er ist ganz in seinem Werke aufgegangen, dieses ist ganz selbständig, losgelöst vom Dichter, und er ist ganz darin.

Wir sehen also die Handlung aus dem bewegten Inneren der auftretenden Personen werden. Dieses, das geistig innerliche Leben des Subjekts, ist ihr Quellpunkt. Das Innere wirkt Handlungen, nur sofern es aus der bloßen Innerlichkeit in die Form des Zwecks und seiner Vollführung übergeht, d. h. als Wille. Der letzte Grund alles Geschehens ist also hier der Wille oder die freie Selbstbestimmung, daher gehört das Drama auch wesentlich dem freien Geiste des modernen Ideals an. Dieser Wille darf aber nicht der abstrakte, bloß formale sein, sondern der von wesentlichen, sittlichen, allgemein menschlichen Motiven erfüllte, der Charakter. Indem er gemäß seinem Motive handelt, ruft er die Gegenwirkung des von dem entgegengesetzten Zweck erfüllten Willens hervor, denn die harmonische

Totalität der sittlichen Zwecke tritt in der Wirklichkeit durch Spaltung ihrer Momente in disharmonische Einseitigkeit auseinander. Diese Kollision erzeugt Kampf, Kampf erzeugt Leiden, Untergang, und es kommt an den Tag, daß die Leidenden selbst nur die Vollstrecker des absoluten Willens waren, der die Einseitigkeit und Verkehrtheit dieser Vollstreckung an ihnen richtet; und hiemit stehen wir wieder im Tragischen. Der Wille, sein Kampf und seine Niederlage können aber auch, indem die Subjektivität im Bewußtsein ihrer Unendlichkeit alle wesentlichen Zwecke in Widerspruch auflöst, komisch sein. Das Tragische und Komische sind die reifsten Formen des Schönen; es erscheint in ihnen der innerste Gehalt der Geschichte, des Menschenlebens. Nun ziehen sich zwar diese beiden Momente des Schönen durch das ganze Reich der Künste, bald verborgener, bald ausgesprochener hervortretend, hindurch, in keiner Gattung aber werden sie so tief und umfassend ausgebildet wie im Drama, wo ihr innerstes Wesen so an den Tag tritt, daß sich zwei besondere Formen bilden, Tragödie und Komödie, welche als ihre eigentliche Verwirklichung jenen ihren Namen gaben. Das Tragische und Komische sind aber nur Momente im Schönen; das Schöne selbst ist ihre Einheit. Die moderne Poesie hat es gewagt, den Humor selbst in die Tragödie einzuführen, mit der höchsten tragischen Stimmung den freien Blick in die Widersprüche des Lebens zu verbinden: in dieser gesättigtsten Form hat das Schöne seine völlige Wirklichkeit und das System ist geschlossen.

Ich konnte in dieser Skizze mich nicht auf die bloß anhängenden Künste einlassen, d. h. auf diejenigen, welche teils dem Nutzen dienen und nur beiläufig mit dem Nützlichen das Schöne verbinden, teils zwar das Schöne direkt bezwecken, aber seine Darstellung in einem Materiale vornehmen, das, an sich für andere Zwecke gebildet, seine eigenen, dem jetzt vorliegenden Kunstzwecke fremden Charakterzüge in unmittelbarer, der künstlerischen Umgestaltung bis zu einem gewissen Grad widerstrebender Lebendigkeit beibehält. Zu den letzteren gehört die Schauspielkunst, denn der Schauspieler gibt seine eigene Persönlichkeit als Material her, um eine fremde poetische darzustellen. Ganz und ohne Rest kann dieses, von der jeweiligen Aufgabe ganz unabhängig ausgebildete, Material niemals in der gegebenen poetischen Persönlichkeit aufgehen. Dennoch ist die Schauspielkunst die höchste

unter den unselbständigen Künsten, denn der Schauspieler muß mit allen Mitteln der Phantasie die Absichten des Dichters reproduzieren und das widerstrebende Material seiner Persönlichkeit durch vollkommene Versetzung seines Geistes in die erdichtete wahrhaft künstlerisch beherrschen und umbilden. Keine unter den selbständigen Künsten steht aber auch mit der zu ihr gehörigen unselbständigen in einem so wesentlich geforderten Zusammenhang; das Drama soll theatralisch sein, soll seine volle Wirkung auf die Gemüter durch die Aufführung erreichen. Dies ist nun der für unseren Zusammenhang wichtige Punkt. Indem nämlich die höchste Gattung der Kunst zur inneren Vorstellung, auf welche sich die anderen Zweige der Poesie beschränken, auch die äußere Anschauung und ihre ganze rapide Wirkung hinzunimmt, so kehrt sie auf diesem Gipfel der höchsten Geistigkeit zur Unmittelbarkeit zurück und so erst hat ihr Begriff seinen ganzen logischen Prozeß durchlaufen.

Ich gebe nun zur besseren Übersicht meine Einteilung des ganzen Systems in der beiliegenden Tabelle. Hiezu habe ich zunächst zu bemerken, daß das Gesetz der dreigliedrigen Einteilung zwar drei Hauptteile fordert, nicht aber je drei Abschnitte für die einzelnen Teile. Denn der Begriff, der jedem Hauptteile zugrunde liegt, zerlegt sich gerade gemäß jenem Gesetze immer in zwei Momente, welche sich erst in den Unterabteilungen der einzelnen Abschnitte wieder vereinigen und, so vereinigt, sogleich zu einem weiteren, höheren Begriffe führen. So bildet also z. B. im zweiten Abschnitte des ersten Teils (I, B, c) die Herstellung des Schönen aus dem Gegensatze des Erhabenen und Komischen zu seiner erfüllten Einheit nicht einen dritten Abschnitt C, denn wir haben hier keine besondere Gestalt des Schönen, sondern eben das Schöne, das nun, so mit seinen Momenten erfüllt, unmittelbar in eine neue Form, in seine erste objektive Existenz II, A übergeht. Ebenso bedingt die letzte Form der Phantasie, die des modernen Ideals im zweiten Abschnitte des zweiten Teils (II, B, c, γ), nicht einen dritten Abschnitt C, sondern nun ist eben der Begriff der Phantasie reif, um zu seiner Verwirklichung III, A hinübergeführt zu werden. Ferner ist noch zu bemerken, daß ich, um diese Tabelle nicht zu weitläufig zu machen, nicht von jedem Begriff seine Unterabteilungen aufgeführt habe, wie denn z. B. die in obiger Darstellung unterschiedenen Formen des Witzes und

Humors, die verschiedenen Reiche der organischen Schönheit, die unter das antike Ideal subsumierten Formen der orientalischen, griechischen, römischen Phantasie hier nicht herausgehoben werden. Nur da, wo es mir für die Analogie mit anderen Abteilungen wichtig zu sein schien, gieng ich in die spezielleren Unterabteilungen ein; so hob ich z. B. die Hauptzweige der Musik hervor, um darauf hinzuweisen, daß hier schon die Gattungen hervortreten, welche bestimmter in der Poesie sich scheiden; bei den anderen Künsten ließ ich mich der Kürze wegen darauf nicht ein.

I. Das Schöne an sich, sein allgemeiner Begriff, Metaphysik des Schönen.

A. Das einfach Schöne.

a) Die Idee.

b) Das Bild.

c) Die absolute Einheit der Idee und des Bildes.

B. Der Widerspruch im Schönen oder der ästhetische Kontrast.

a) Das Erhabene (objektiv).

α) Das Erhabene der Natur (objektiv).

β) Das Erhabene des subjektiven Geistes.

γ) Das Erhabene des absoluten Geistes oder das Tragische (subjektiv-objektiv).

b) Das Komische (subjektiv).

α) Das naiv Komische (objektiv).

β) Der Witz (reflektiert, subjektiv).

γ) Der Humor (subjektiv-objektiv, absolute Komik).

c) Herstellung des Schönen aus diesem Widerspruche, Rückkehr desselben in sich als vermittelte Einheit dieser Gegensätze (subjektiv-objektiv).

II. Das Schöne in einseitiger Existenz.

A. Die objektive Existenz des Schönen oder die Naturschönheit.

a) Die unorganische Naturschönheit (objektiv).

b) Die organische bis zum Menschen, der aber zugleich eine neue Reihe eröffnet (subjektiv).

c) Das menschliche Wesen, am vollkommensten ausgeprägt im Staate (subjektiv-objektiv).

α) Der antike Staat (objektiv).

β) Der Feudalstaat (subjektiv).

γ) Der moderne Staat (subjektiv-objektiv).

B. Die subjektive Existenz des Schönen oder die Phantasie.

a) Die Phantasie überhaupt.

α) Die sinnliche Anschauung (objektiv).

β) Die Einbildungskraft (subjektiv).

γ) Die eigentliche Phantasie oder das Ideal (subjektiv-objektiv).

b) Die Grade der Ausstattung des Subjekts mit der Phantasie.

α) Talent.

β) Fragmentarisches Genie.

γ) Genie.

c) Die Phantasie der Völker oder die geschichtlichen Hauptformen des Ideals.

α) Das antike oder objektive Ideal.

β) Das Ideal der phantastischen Subjektivität, oder das romantische.

γ) Das moderne Ideal oder das Ideal der gebildeten, d. h. der wahrhaft freien und zugleich mit der Objektivität versöhnten Subjektivität.

III. Die subjektiv-objektive Existenz des Schönen oder die Kunst.

A. Das Kunstwerk überhaupt.

a) Die Objektivität der Darstellung in Rücksicht auf historische Treue usw.

b) Die Manier (subjektiv).

c) Der Stil (subjektiv-objektiv).
  α) Strenger Stil.
  β) Hoher Stil.
  γ) Gefälliger, rührender Stil.

B. Die Künste.

a) Die objektiven oder bildenden Künste.
  α) Die Baukunst (objektiv).
  β) Die Plastik (Eindringen des Subjektiven noch als unmittelbare Einheit des Geistes mit seinem Leibe).
  γ) Die Malerei (Durchdringen des Subjektiven).

b) Die subjektive Kunst oder die Musik.
  α) Die kirchliche Musik (objektiv).
  β) Die Liedermusik (subjektiv).
  γ) Die Oper (subjektiv-objektiv).

c) Die subjektiv-objektive Kunst oder die Poesie.
  α) Das Epos (objektiv).
  β) Die lyrische Poesie (subjektiv).
  γ) Das Drama (subjektiv-objektiv).
    1. Die Tragödie.
    2. Die Komödie.
    3. Höhere Einheit des Tragischen und Komischen.

(Jahrbücher der Gegenwart, Dezember 1843, und Kritische Gänge von Fr. Th. Vischer, Tübingen, Fr. Fues, 1844, II, S. 343—396.)

Über das Verhältnis von Inhalt und Form in der Kunst.

Solang es eine Kunst gibt, wird das Kunsturteil in zwei einseitige Richtungen auseinanderlaufen, welche trennen, was im wahren Wesen der Sache und im einzelnen Werke, das ihm entspricht, untrennbar eins ist und das eine der losgerissenen Elemente des Ganzen für das Ganze halten: die eine wird alles Gewicht auf den Gehalt, die andere auf die Form, die eine auf das Was, die andere auf das Wie legen. Nennen wir jene Richtung Substantialismus (denn die Bezeichnung Materialismus würde hier große Verwirrung bringen), diese Formalismus. Daß beide ihren natürlichen Grund in den allgemeinen geistigen Richtungen und Gewöhnungen der Menschen haben, bedarf keiner Nachweisung, der Unterschied ganzer Zeitstimmungen aber wird begreiflich eine herrschende Neigung zum Einen oder Andern mit sich führen. Wir haben die Herrschaft der Hegelschen Philosophie, der politischen Tendenzkunst, wir haben eine große politische Bewegung mit dem guten Teil Ideologie, welche eine Hauptursache ihres Untergangs war, seit Kurzem hinter uns. Hegel hatte feinen Sinn für die konkrete Kunstform, mit rührender Liebe und Vertiefung gieng er in das Einzelne derselben ein, allein er war dennoch Substantialist, er sprach immer wieder, als ob das Gewicht des Inhalts, die Gewalt und Tiefe des Pathos an sich den Wert eines Kunstwerkes bestimmte, und so gieng von ihm jene Kunstphilosophie und Kunstkritik aus, welche ein Kunstwerk als solches glaubte geschätzt zu haben, wenn sie die Summe von Ideen, die es enthielt, durch eine, oft zudem ganz unzureichende, ja schiefe und möglichst viel hineinerklärende Analyse herausgezogen und bloßgelegt hatte. Eines der schlagendsten Beispiele gibt die Faust-Literatur, namentlich die Beurteilung des zweiten Teiles der Tragödie. Vergeblich wiederholte man dem heitern Völkchen, das sich die Hände vor Vergnügen rieb, wenn es eine der harten allegorischen Nüsse meinte glücklich geknackt zu haben, — vergeblich wiederholte man ihm, was jedes Kind weiß: daß Allegorie nicht wahre Poesie ist, daß Dichtwerke genießen, Dichtwerke verstehen und nach Begriffen stöbern und stochern zweierlei

Dinge seien; die Kleinmeister ließen sich nicht irre machen in dem Vergnügen, das Glück ihrer Selbstzufriedenheit über ihr pfiffiges Raten dem Dichter als sein künstlerisches Verdienst aufzurechnen, von gediegenem plastisch allegorischem Kunstwerk u. dgl. zu reden. Inzwischen kam die Zeit, wo die übersatte innere Bildung der deutschen Nation endlich mit Macht nach außen drängte, an das Tor der Wirklichkeit pochte. Wir näherten uns der großen politischen Bewegung. Die veränderte Stimmung trug sich als eine neue Form des stoffartigen Verhaltens auf die hervorbringende Kunst über: Malerei und Poesie wurde tendenziös in sozialer und politischer Bedeutung des Wortes. Herwegh und Freiligrath stritten, ob der Dichter auf der Zinne der Partei oder auf einer höheren stehen solle: eine ganz in den Mittelpunkt der schwierigen Frage über das Verhältnis von Inhalt und Form führende Debatte, auf die wir zurückkommen werden. Die Zeitstimmung entschied für die Zinne der Partei, und ein Kunstwerk galt für um so schöner, je energischeren Zorn gegen die schlechte Wirklichkeit des Staats und der Gesellschaft es ausrief und aufrief, je mehr rhetorische Kraftstellen sich aus seinem Scheinorganismus herauspflücken und als Stichworte der wachsenden Begeisterung für Nationalität und Freiheit verwenden ließen. — Seit uns nun der Rückgang unserer Revolution die Augen so grausam geöffnet hat, seit es so mit uns steht, daß der Beste sich zusammennehmen muß, daß er nicht den Glauben an die Macht der Idee verliere, List und Gewalt für die einzigen Lenker der Wirklichkeit halte, daß er nicht ganz und gar blasiert werde: seither haben die Geister im Kunsturteil sich naturgemäß auf das andere Extrem geworfen, auf den formalistischen Standpunkt. In der Philosophie, richtiger auf dem Boden, den sonst die Philosophie einnahm und den in zeitgemäß begreiflicher Selbstüberschätzung jetzt die Naturwissenschaft als ihre Domäne zu besetzen sucht, signalisiert sich dieselbe Richtung der Geister als Materialismus. Hier erweist sich, warum es verwirrend wäre, in dem andern Gebiete, von dem wir eigentlich reden, die einseitige Schätzung des ästhetischen Wertes nach dem Inhalt Materialismus zu nennen. Jedermann würde bei Materie nicht an den Inhalt der Kunst im Gegensatze gegen die Form, sondern an den körperlichen Stoff, als Material denken, und dies führt vielmehr dahin, den Formalismus in der Kunsttheorie als eine Art Materialismus zu bezeichnen. Und das mit Recht, nur

lassen wir den Namen Materialismus ganz dem Gebiete der Philosophie, dem Prinzip oder sogenannten Systeme, das man herkömmlich so benennt, und sagen nur: der ästhetische Formalismus ist ihm durchaus analog. Man darf sich in der Ziehung dieser Parallele nicht dadurch stören lassen, daß ja der Materialist gerade die Form für bloß anhängendes Attribut des Stoffes, diesen für das Wesen der Welt erklärt, der Kunstformalist aber nicht das Material an sich, sondern die künstlerisch-technische Behandlung desselben für das Wesen der Kunst. Denn dieser vergißt, will nichts davon wissen, daß diese Behandlung ihren wahren Grund in einer inhaltsvollen Bewegung der Seele hat, daher ist sein Begriff von Form ein sinnlicher, obwohl er nicht rohes, sondern gebildetes Material im Auge hat, und entspricht dem philosophischen Materialismus, dem die Form, welche in den höheren Reichen des Lebens zur Seele wird, als das posterius, als ein Ergebnis einer Atomeverbindung erscheint, für welche er im Atom selbst, das ihm doch Prinzip ist, keinen Grund finden kann. Dem Atom entspricht Herbarts Monade. Unsere Materialisten sind auf die Entdeckung einer Wahrheit gekommen, welche in der Philosophie längst eine Trivialität ist: daß Form (in ihrer höchsten Organisation Seele) und Stoff untrennbar Eines sind, nicht nur untrennbar Eines, sondern an sich wirklich identisch, so daß auch der Ausdruck, der Leib sei das Organ der Seele, weil er ein äußerliches Verhältnis denkbar läßt, allerdings als ungenau zu beseitigen ist. In der Freude ihrer Entdeckung und in der Armut an philosophischem Werkzeug, an dialektischer Übung des Denkens haben sie nun das Kind mit dem Bad ausgeschüttet, und statt zu sagen: es gibt nur eine Einheit von Form und Stoff, rufen sie mit dem Hallo des von einer halben Wahrheit berauschten Dilettanten: es gibt nur Stoff mit der anhängenden Eigenschaft, Form zu haben, auf der höchsten Organisationsstufe der Form als Seele zu fungieren. Sie rufen es, die mit Messer, Hammer, Retorte in der Hand, mit dem Mikroskop vor dem Auge zu jeder Stunde sich empirisch von der Wahrheit des alten Satzes überzeugen können, daß die Materie ins Unendliche teilbar, daß das letzte erkennbare Atom selbst wieder eine Einheit von Atomen, also eine Form ist, d. h., daß die Form der Materie nicht von außen anhängt, sondern in ihr Innerstes, in ihr Wesen, ihr Selbst hineinreicht, daß es also eine Materie ebensowenig gibt, als eine Form,

sondern nur eine Einheit beider. Wo haben sie auch nur den entfernten Schein eines Beweises geliefert, daß sie berechtigt sind, in dieser Einheit die Form als das bloße consequens, das posterius, als das bloß Anhängende zu betrachten? Wo jemals begründet, daß man nicht ebenso richtig und ebenso falsch sagen könnte: es gibt nur Form mit der anhängenden Eigenschaft, Stoff zu sein? Allein die Sache wendet sich noch anders, wenn wir die Form auf den Gipfel ihrer Organisation, wenn wir sie in das menschliche Leben begleiten, wo sie als Gehirnfunktion nicht nur Seele ist, sondern im Seelenleben selbst der Akt der unendlichen Negation eintritt, wodurch sie Geist wird. Hier entwickelt das Gehirn die Tätigkeit, durch welche es seine eigene, bloß seelische Tätigkeit und mit ihr den ganzen Umfang der Sinnlichkeit verneint, hier beginnt das Reich der freien Selbstüberwindung, darauf gründet sich Recht, Moral, Wissenschaft, das ganze Gebiet des wahrhaft Menschlichen, auch der Kunst, worin unser Wesen, in sich verdoppelt und sich selbst gegenübertretend, die sinnliche Stimmung nur walten läßt, sofern sie vom Geist approbiert ist, und ihr, wo sie es nicht ist, die gewollte Tätigkeit abzwingt. Oder mit andern Worten: hier beginnt das Allgemeine, das Reich der Idee. Der Materialist kennt nur Einzelnes, er hat keine Mittel, das Allgemeine zu begreifen. Nun ist freilich, wie schon unser obiger Ausdruck dies festhält, auch der höchste Akt, wodurch wir das Allgemeine denken und wollen, die Einzelheit und Sinnlichkeit negieren, notwendig selbst wieder eine Gehirnfunktion, nicht bloß Begleitung einer solchen, nein, die Funktion selbst, aber weil dies eine der primären entgegenarbeitende, für uns womöglich noch unerforschlichere Tätigkeit ist, so können wir in unserm ganzen Sprachgebrauch uns auf den physiologischen Vorgang dabei gar nicht einlassen, sondern reden mit Recht kurzweg von dem Geist und einem Reich des Geistes, das mitten im physischen Leben doch unendlich über dasselbe hinaus ist. Wenn aber also das Gehirn, der höchst organisierte Nerv, dies leisten, seine erste Aktion durch eine unendlich höhere hinter sich lassen, widerlegen kann, was folgt? Das folgt, daß das Wesen, das auf seiner höchsten Organisationsstufe solches vermag, das Wesen, das ihr Materie nennt, an sich und schon auf seinen niedrigsten Stufen kein bloßer Stoff ist, sondern ein Form, Seele, Geist in sich Tragendes; das folgt, daß, was als posterius, als letztes Resultat, als exquisiteste

Ausdünstung der Materie erscheint, in der Tat das prius, d. h. in der untrennbaren Einheit das Bestimmende, Herrschende ist. Ihr meintet den Geist zu materialisieren und, die Ironie eurer selbst, habt ihr die Materie spiritualisiert, ohne es zu wissen, euer Stoff ist Stoff und nicht Stoff, eure Materie übertrifft sich selbst. Ihr hättet recht, wenn es gälte, gegen die zu kämpfen, welche das geistige Prinzip zu der Materie von außen hinzukommen lassen, und ihr kämpfet blind gegen die, welche längst wissen, daß beide immanent eines und keinen Augenblick trennbar sind.

Wir kommen auf den Formalismus in der Kunstkritik zurück. Wie der Materialist den Stoff, so erklärt denn der Kunstformalist die sinnliche Erscheinung des Inhaltes im Kunstwerk für das ganze Wesen desselben. Wie jener nicht erkennt, daß es einen Stoff, der nicht bis in sein Innerstes hinein Form wäre, gar nicht gibt, so erkennt dieser nicht, daß es eine bloße Form in der Kunst gar nicht gibt. Dies darzutun, läuft mir eben eine Anzeige der Lehre von der Musik in meiner Ästhetik ganz bequem zu, die im Leipz. literar. Centralblatt am 24. Oktober d. J. (Nr. 43) erschienen ist. Hier lernen wir, daß „den Inhalt der Musik die Formen der Musik bilden"; — „die Musik stellt nur Formen dar", — „ihr Wesen sind Formen". Diese Formen können zwar, so werden wir weiter belehrt, auch Inhalt, nämlich Gefühlsleben darstellen, die Musik kann sich ihrer Formen dazu bedienen, aber „ebensogut ohne diese Absicht die Formen allein zur Darstellung bringen"; wenn die Musik „im besten Falle die dynamische Reizung des Gemüts darstellt, so stellt sie dieses darstellend eben nur reine Formen dar, mit welcherlei Inhalt sie erfüllt sein mögen."

Man erkennt, daß es wahrlich kein Überfluß ist, wenn wir hier einfach feststellen, was sich, wie man meinen sollte, von selbst versteht. Was ist denn Form? Das Äußere eines Innern, richtiger das Äußere m i t seinem Innern, die Einheit des Innern und Äußern, von der Seite des Äußern betrachtet. Eine bloße Form gibt es gar nicht, ja man kann eigentlich gar nicht sagen: bloße Form, es ist contradictio in adjecto, denn Form ist die durch eine qualitative Kraft, ein inwohnendes Dynamisches, auf höherer Stufe Geistiges so oder so gebildete oder bewegte Materie. Form ist Ausfluß, daher Ausdruck eines Innern. Allerdings ist, was wir so nennen, von seinem Inhalt relativ trennbar, und wir sprechen bei solcher relativer

Trennung von „bloßer Form". Diese Bezeichnung ist ungenau, wie häufig der gemeine Sprachgebrauch, denn die Sache verhält sich so, daß hier die angeblich bloße Form mit ihrem ursprünglichen Inhalt einem fremden Inhalt verknüpft ist, daher jener ursprüngliche Inhalt in dem neuen Zusammenhang unwahr wird. Wenn z. B. jemand einen Charakter, eine Stimmung heuchelt, affektiert, so nimmt er Formen an, welche ursprünglich nur durch jenen Charakter, Stimmung geschaffen sind, er trennt sie von diesem ihrem ursprünglichen Zusammenhang, aber er vermag sie in dieser Stimmung doch nur dadurch hervorzubringen, daß er sich in ihr wahres Inneres momentan hineinversetzt. Und wenn in der Kunst von einer leeren Form, einer bloßen Formschönheit die Rede ist, so handelt es sich von Bildungen des Materials, die ebenfalls ursprünglich dem Innern des bewegten Geistes entflossen und im vorliegenden Zusammenhang nur relativ von ihm getrennt sind, in der Trennung selbst aber noch einen Schimmer, eine Reminiszenz ihrer ursprünglichen Inhaltsfülle und Wärme bewahren. Ohne dieses wenn auch noch so dünne Band würden sie im Augenblick erlöschen, in nichts zusammenfallen. Daß die Kunst, mit Ausnahme der Poesie, ihr Material seinem Naturzusammenhang entnimmt und mit Beibehaltung einer schwachen Mitwirkung desselben ein anderes Inneres hineinlegt, als die bloße Naturkraft ihm gegeben, dies hier als Einwendung vorzubringen, wäre eine ganz ungeschickte logische Durchkreuzung. Die Kunst hat entdeckt, daß vermöge einer tiefen, dunkeln Symbolik Stein, Holz, Farbe usw. unter der bildenden Hand des Menschen zur Nachbildung der höheren Formen sich verwenden läßt, welche die Seele, der Charakter als Äußeres seines Innern hervorbringt, und verarbeitet nun dies Material zu einer reineren Erscheinung desselben Inhalts, den sie gleichzeitig erhöht und in neuen, tiefern Zusammenhang stellt. Was die Poesie betrifft, so kann man nicht ebenso, wie von der bildenden Kunst, von ihr sagen, sie entnehme ihr Material seinem Naturzusammenhang. Sie gibt ihrem Vehikel, dem Wort, von dem man keinen Augenblick zweifeln kann, daß es das Äußere eines Innern, daß es Bild des Gedankens sei, den Ausdruck eines höheren geistigen Lebens als des gemeinen, prosaischen; sie gestaltet es rhythmisch, aber unser Kritiker selbst wird nicht sagen wollen, das Sonett sei da, um das Metrum des Sonetts darzustellen, das Distichon des

Distichons usw. Etwas Anderes aber wird er mit mehr Schein glauben einwenden zu können, und vielleicht ist es ernstlich seine Meinung: es gelte nämlich unser Satz nur von der bildenden Kunst und Poesie, und diese freilich geben Formen mit Inhalt, etwas Anderes aber sei es mit der Musik (wie er dabei ihre Verwandtschaft mit der Baukunst zu berücksichtigen und auch dieser die inhaltsvolle Form abzusprechen geneigt wäre, können wir nicht wissen). Sonderbar wäre es nun freilich, wenn zwar die andern Künste inhaltsvolle, die Musik aber leere Form haben, d. h. nichts, ein Unding, einen Unsinn repräsentieren sollte. Es liegt hier einer der Punkte, wo Krudität des Denkens von einem augenblicklichen Anschein zu abgeschmackten Meinungen sich fortreißen läßt. Der Inhalt des Werks der andern Künste läßt sich neben der künstlerischen Darstellung auch durch Worte ausdrücken, zwar unzureichend (sonst wäre die Kunst entbehrlich), aber doch im Wesentlichen bestimmt, denn er ist bestimmtes Objekt. Dies gilt soweit selbst von der Baukunst, als sich sagen läßt, welchen Kern das Gebäude zu umschließen bestimmt sei; daß sie denselben nur nach der Seite der Stimmung, die er mit sich führt, durch ihre Kunstformen andeutet, darin freilich liegt eben ihre Verwandtschaft mit der Musik. Die Musik aber bringt kein Objekt zur Darstellung, d. h. weder einen äußern Gegenstand, noch eine der Seelentätigkeiten, welche auf bewußter Unterscheidung und Beziehung zwischen Objekt und Subjekt beruhen. Weil sie nun kein Objekt darstellt, so ist für den Formalisten der tiefsinnige Satz fertig: sie stellt ihre Darstellung dar, sie drückt mit ihren Formen ihre Formen aus, d. h. sie gibt nichts, um durch dies Nichts nichts zu geben. Unser Nihilist ahnt, welchen Aberwitz er ausspricht, und hilft sich nun durch die erwähnte Einräumung: die Musik hat manchmal Inhalt, manchmal nicht, sie kann mit ihren Formen Lebensformen darstellen, oder auch nicht, denn „nicht als Formen des Lebens, sondern als Formen an sich haben sie für die Musik Bedeutung". Eine Musik, die kein Herz bewegt, ist demnach ebensogut wie eine, die jedes rührt und entzückt, der Kunstreiter auf der Violine und der seelenvolle Spieler, der Eine ist Künstler wie der Andere. Das ist die naive Art, in welcher ein auf solcher Stufe des Unterscheidens und Verbindens festgesessenes Denken sich mit schwierigen Begriffen abfindet. Die Musik hat in gewissem Sinne nie einen Inhalt, in gewissem Sinne

immer; das hat seine Schwierigkeiten; man weiß sich zu helfen und setzt dafür: sie hat bald einen Inhalt, bald keinen. Ich soll z. B. ausdrücken, daß eines Menschen oder Volkes Geistesleben dunkel, in gewissem Sinn unbewußt sei, und weil das ein verwickeltes Ding ist, zu begreifen und begreiflich zu machen, wie der Geist, seinem Wesen nach die Helle, das Bewußtsein selbst, auch dunkel, unbewußt sein kann, so helfe ich mir einfach und sage: der Mensch, das Volk hat teils Geist, teils keinen, bald Geist, bald keinen, — was, nebenher gesagt, auch seine Wahrheit hat, aber nur eine solche, die hieher nicht gehört, hiemit nichts zu tun hat. Parzival heißt bei Wolfr. von Eschenbach der Tumbe-Klare; das weiß ich, was das heißen will, sagt unser Unterscheidungskünstler: Parzival war manchmal dumm, manchmal gescheit. Scherz beiseite: das Beispiel ist, wie ich eben im Gebrauch bemerke, mehr als Beispiel. Das Gefühl ist Geist, in einer Form des Dunkels, welche ihre Natur verliert, sobald das Wort dem objektiven Grund und Inhalte des Gefühlszustandes Ausdruck gibt, denn hiemit ist das Bewußtsein an die Stelle des Gefühls getreten. Das Gefühl als solches ist ein Verhältnisleben, ein Leben dynamischer Reizungsverhältnisse und muß daher gerade durch die Kunstform, welche die reinen Bewegungsverhältnisse des Tons zum Darstellungsmittel hat, seinen einzig richtigen Ausdruck finden. Ich habe daher in der Ästhetik gewagt, den Zirkel für erlaubt zu erklären, wonach zuerst die Natur des Gefühls zwar in ihrem allgemeinen Grundcharakter bestimmt und daraus gefolgert wird, daß die Musik ihr reinster Ausdruck sei, dann aber aus der vorausgesetzten Musik die spezielleren Unterschiede und Teilungslinien in dem sonst ununterscheidbaren Nebel dieser Geistesform gewonnen werden. Unser Kritiker führt dies an, ohne es zu widerlegen, als ob die Zitatzeichen genügten, mich ironisch zu vernichten. Nur das rein Dynamische am Gefühl, abgesehen von jedem Inhalt, sagt er, könne die Musik darstellen, nicht weil das Gefühl musikalisch, sondern weil alles Musikalische dynamisch sei. Man bemerke die Verwirrung in diesem Satze, der, richtig gestellt, gerade das bestätigt, was ich sage. Meine Behauptung, die allgemein anerkannte psychologische Auffassung ist diese: im Gefühle verschwindet jeder bestimmte, objektive Inhalt als solcher und wird zu einer bloßen Dynamik von Reizungsverhältnissen, die sich als unendliche Modifikationen von

Lust und Unlust ankündigen; ich schließe: es wird daher seinen adäquatesten Ausdruck in einer Kunst der rein dynamischen Tonverhältnisse finden. Der Kritiker beginnt dagegen: „nur das rein Dynamische am Gefühl, abgesehen von jedem Inhalt" usw., als ob mein Satz nicht gelautet hätte: das Gefühl ist an sich inhaltsvolle Dynamik, Dynamik, worin der Inhalt seine objektive Bestimmtheit ausgelöscht hat; und so erschleicht er sich den Rest seiner obigen Aufstellung, während in Wahrheit der Schluß dieser ist: weil alles Musikalische dynamisch ist, so ist die Musik recht eigentlich die Kunst des Gefühls, denn das Gefühl setzt jeden Inhalt in eine Dynamik von Reizungsverhältnissen um. Die Verwirrung kommt offenbar daher, daß der Kritiker, nachdem er gelesen, was ich über das Gefühl und die Musik sage, sogleich den Hauptpunkt wieder vergessen haben und der Meinung sein muß, ich erkenne dem Gefühl als solchem objektive Inhaltsbestimmtheit zu und ebenso der Musik. Ich habe gezeigt, daß in das Gefühl aller Lebensinhalt einsinkt und mit der Unterscheidung von Subjekt und Objekt in ihm seine gegenständliche Bestimmbarkeit verliert, daß das Gefühl also inhaltslos ist im einen, inhaltsvoll im andern Sinn; unser Kritiker aber, weil er den vorhandenen Widerspruch nicht begreift, nur objektiv bestimmbaren Inhalt kennt, spricht nun der Musik diesen und jeden ab, und was er für sich vom Gefühle denkt, erfahren wir nicht; wahrscheinlich: es habe manchmal Inhalt, manchmal nicht, und jene Male, wo es keinen hat, werden eben dieselben sein, wo die Musik Gefühle darstellt. — Mit meinem Satz ist es keineswegs unvereinbar, wenn behauptet wird, daß das Gefühl sich in ganz individuell bestimmte einzelne Stimmungen unterscheide, deren Verlauf den Inhalt des einzelnen musikalischen Kunstwerks bildet; die dynamischen Verhältnisse des Gefühls lassen unendliche Konkretionen ihrer Mischung zu, welche für das Wort ebenso unbestimmbar und doch ebenso scharf bestimmt sind, als in der Säftemischung und physiologischen Grundstimmung des einzelnen Menschen die einzelnen wechselnden Zustände mit ihrem Charakter, der sich doch nicht mit Worten bezeichnen läßt. — Daß in jedem Zuhörer die musikalisch dargestellte konkrete Stimmung anders anklingt, darin hebt sich ihr Wesen nicht auf: den Grundcharakter derselben wird jeder musikalisch Organisierte gleichmäßig mit allen andern fühlen, aber mit ihm treten in jedem andere Erfahrungen, Erinnerungen, Phantasie-

bilder, tritt eine andere Beziehung zu der Welt des deutlichen Bewußtseins in Verbindung; das Dunkel des Gefühls ist zugleich seine Unendlichkeit und die Unendlichkeit möglicher Beziehungen auf die Objekte. Auch dies ist in der Lehre vom Gefühl auseinandergesetzt, wovon ich in dem Anteil an dem allgemeinen Abschnitt über die Musik in meiner Ästhetik, den ich übernommen, ausgehe. Der Kritiker aber meint, diese unendlichen Beziehungen, vermöge deren Jeder das vernommene Musikwerk sich anders übersetzt, seien eben ein Beweis, daß die Musik „nur Formen darstelle", denn dieselbe Form sei es, die uns an Alles mahne, was in dieser sich zu bewegen pflege oder fähig sei. Da müßte vorher bewiesen sein, daß nicht derselbe Inhalt (vollends, wenn er ganz in der Form der Stimmung auftritt) unendlich verschieden anklingen und doch in seinem Grundcharakter derselbe sein könne; ferner müßte bewiesen sein, daß gewisse physische Bewegungen von den Stimmungen und Kräften der Gegenstände, die sich in ihnen bewegen, unabhängig seien und daß die Musik, wenn sie die analogen Rhythmen entwickelt, ordnet, zu diesen Stimmungen und Kräften in keinerlei Beziehung trete. Aber man sieht hier schließlich noch einmal ganz klar, wo die Verwirrung sitzt, denn die Kritik fährt fort: — „nicht weil die Musik kein Objekt darstellt, sondern weil sie keinen Inhalt hat." Das sollte heißen: „Der Satz, daß die Musik kein Objekt darstellt, dreht sich in meinem Kopfe zu dem Satz um: sie hat keinen Inhalt, weil ich nicht begreife, wie das Gefühl inhaltsvoll und doch ohne Unterscheidung von Subjekt und Objekt sein kann."

Ich habe dieses Nest von Konfusion etwas ausführlich vorgenommen, weil die Auswicklung belehrend ist über den Formalismus im Kunsturteil überhaupt, und ich habe es mit einiger Schärfe getan, weil der Kritiker mit gar so affektierter Vornehmheit anfängt: „der Verfasser stellt sich, wie zu erwarten war, auf den Standpunkt der musikalischen Gefühlsästhetik". Als ob es bekanntlich neben einigen andern törichten Theorien der Musik eine Gefühlstheorie gäbe, deren Naivetät unter Kennern eine abgemachte Sache sei, so daß sie von der Höhe ihrer Vernunft gemütlich zusehen können, wer etwa pathologischerweise sich in die Falle dieses Irrtums verlaufe. So muß ich ihm denn, da er es nicht weiß, sagen, daß die Gefühlstheorie der Musik nicht eine Theorie ist, die es neben andern auch so gibt, sondern daß

gar keine Kunstphilosophie existiert, welche in der Musik einen andern Inhalt suchte, noch weniger irgendeine, die gar keinen Inhalt in ihr suchte; ich muß ihm sagen, daß nicht er auf die schweren Forschungen der Kunstwissenschaft herunterzulächeln hat, sondern daß man in dieser die ungeschickten Vorstellungen und Denkverwirrungen guter Musikanten und schlechter philosophischer Dilettanten mit ihrer selbstzufriedenen Gewiß-Wisserei recht wohl kennt und als pathologisch begreift. Geläufig ist Jedermann, daß diejenige Wendung der Gefühlstheorie der Musik eine Verkehrtheit ist, welche jedes Musikwerks Inhalt mit Worten glaubt bestimmen zu können; von dieser aber ist nicht die Rede und der Kritiker selber sagt, es sei dies nicht meine Theorie. Zum Abschied habe ich ihm noch zu sagen, daß ich die gnädige Anerkennung nicht annehmen kann, die er mir dafür widerfahren läßt, daß ich neben einer Musik mit Gefühlsinhalt „noch eine Musik bestehen lasse, die bloß Produkt der in Formen spielenden Phantasie ist". Bloß gelehrte und bloß dem Ohr schmeichelnde Musik gibt es, aber für sie, wie für alle relativ leere Kunst liegt die Möglichkeit ihres Bestehens nur in jenem Bande, das, obwohl noch so sehr verlängert und verdünnt, sie noch mit der ursprünglichen und wahren, der gefühlten Musik verbindet; die relativ ausdrucksloseste Tonverbindung und Tonfolge würde auch den reinen Fachmann nicht erfreuen, wenn nicht ein entfernter Schimmer von Gefühlsleben in ihr wäre, ebenso wie das leerste Sonett noch an die Gefühlsstimmung erinnert, aus welcher diese Form entsprungen ist und welcher das inhaltsvolle Sonett Worte gibt, ebenso wie selbst das abstrakte Linienspiel in der Dekoration nur durch die dunkle Symbolik erfreut, vermöge deren bei ihrem Anblick uns Windungen und Lösungen, Labyrinthe und Entwicklungen alles Lebens vorschweben.

Nehmen wir nun unsere Frage wieder in ihrer Allgemeinheit auf. Es kommt in aller Kunst rein auf die Form an, dies ist also der Satz des Formalismus. Und dieser Satz ist ganz wahr, ist Grundbestimmung im Wesen des Schönen. Daß es im ästhetischen Gebiet überall nur darum sich handelt, wie der Gegenstand aussieht, erscheint, nicht um seine innern stoffartigen Qualitäten (sei unter dem Stoffartigen die bildende physische Lebenskraft mit der durch sie bedingten Struktur, Mischung des Stoffes, oder das Geistige, Moralische verstanden), sondern nur um die Gesamtwirkung der Oberfläche, daß im Künstler

das direkte Interesse für den Gehalt, sei es Affekt, sei es Eifer des Wahren und Guten, einem reinen Sinne des Bildens gewichen sein muß, wenn er fähig sein soll, ein Kunstwerk zu schaffen, daß das ästhetische Wohlgefallen des Zuschauers in demselben Sinn ein interesseloses sein muß: dies sind Sätze, welche Kant ein für allemal begründet, die Ästhetik nach ihm in jeder Weise tiefer abgeleitet und spezieller entwickelt hat, Sätze, an welchen jetzt Niemand mehr rüttelt, der einige ästhetische Bildung besitzt. Aber das vergessen sehr Viele, daß in der Form selbst eben die innere physische Bildungskraft, der geistige Gehalt mit ihrer Qualität ausgesprochen sind, daß das erscheinende Sinnliche gerade bis auf diese Linie in den Raum hineingetrieben wird, gerade so und so gefärbt ist, sich bewegt, handelt, weil es der so und so bestimmten Lebenskraft entquollen, von dem so und so bestimmten Geist erfüllt, geführt ist, daß der Künstler mit der ganzen Lebendigkeit des Nervs, der vollen Innigkeit des Gemüts und Intensität des Geistes in den Affekt und in die Idee sich hineingelebt haben muß, die er darstellt, daß hier die ganze Bedeutung des Perfektums: Vergangenheit, aber gegenwärtiges Fortwirken und Bestand der Vergangenheit, in Wirkung tritt, daß endlich der Zuschauer allerdings von jenem Interesse ganz frei sein muß, das eine Unruhe enthält, etwas zu genießen, zu tun, zu wirken, einem Sollen Folge zu geben, daß aber damit ja keine Gleichgültigkeit gemeint ist, vielmehr eine reine Betrachtung, in welcher Herz, Wärme, Begeisterung ihre einseitige Gewalt nur darum auslöschen, weil sie zu harmonischer Stille sich sammeln. Das Schöne tilgt das Interesse für etwas, was da werden soll, nur darum, weil es mittelbar oder unmittelbar, in ruhendem Bild oder in bewegter Handlung, die Welt als eine solche darstellt, worin all die Güter und das Gute, um das wir uns sonst beunruhigen und quälen, schon erreicht sind, ewig aufs neue in gegenwärtige Erfüllung treten, weil es die in der empirischen Wirklichkeit zerstreuten Strahlen des ewigen Lichtes auf e i n e n Punkt konzentriert, auf e i n e Stelle wirft und uns dadurch in die Stimmung einer vollkommenen Welt versetzt. Wenn irgendwo, so gilt daher hier die Bedeutung, in welcher Hegel den Terminus Aufheben gern gebraucht hat: so nämlich, daß es sowohl den Begriff des conservare, als des tollere in sich enthält. Der Gehalt ist im Schönen in die reine Form aufgehoben, aber nur in dem Sinn, daß er nicht mehr in

seiner Getrenntheit, in seiner Besonderheit wahrgenommen wird; er ist als solcher nicht mehr da, nur weil er ganz in die Form übertragen ist. Das Stoffartige ist in die Form aufgegangen, aber es ist nicht gleichgültig, w a s aufgegangen ist. Es verhält sich genau wie mit einem chemischen Amalgam, worin ein Stoff in einen andern ganz aufgelöst ist, aber in der Auflösung ihm ganz seine Qualität mitgeteilt hat; wenn man das bescheidenste Bild will: Zucker hat sich im Wasser aufgelöst, er ist weg, aber das ganze Wasser ist von Süßigkeit durchdrungen. Man spricht unter Künstlern und Kennern nicht leicht vom Inhalte, sondern von Motiv, Komposition, Form, Farbe, Vers usw., aber man hält es nur darum so, weil man stillschweigend voraussetzt, daß dem Motiv, der Komposition, Form usw. der Inhalt einverleibt sei; man schweigt davon, weil es sich von selbst versteht; so unzweifelhaft ist die Forderung, daß man sich dabei gar nicht aufhält. Man redet nur vom Körper, weil die Seele schon darin ist. Erst wenn ein Formgebrechen, das unverkennbar in Unwahrheit, Unreinheit, Flachheit, Verworrenheit, Überfruchtung, Willkür des Inhalts seinen Grund hat, den Akzent fühlbar auf diesen wirft, da wird die Rede davon, da fühlt man, daß die Form von ihren äußersten Enden in e i n e m Zuge zurückläuft in das Nervenzentrum, worin die Seele eines Kunstwerks lebt, und daß man gar nicht sagen kann, wo denn der Punkt sei, auf welchem Inhalt und Form sich scheiden. Viel eher kann man an der Form selbst zwei Seiten unterscheiden. „Zur Form eines Gedichtes gehört auch, ja das Wesentliche an dieser Form ist die Struktur, die Ökonomie, die Architektur einer Dichtung; sind Worte und Verse das Gewand, Gedanken und Bilder Karnation und Teint, so ist das zuletzt aufgeführte Moment der Wuchs, der Gliederbau samt der Gesichtsbildung eines Gedichts. Behauptet nun Herr Menzel, in die schönste Form nicht bloß von Worten und Versen, sondern auch von einzelnen Gedanken und Bildern habe z. B. Goethe oft den schlechtesten Inhalt gefüllt, man müsse also, da man der Form (ästhetisch) nichts anhaben könne, geradezu auf den Inhalt (moralisch) losgehen: so bleibt uns vielmehr neben jener äußeren Form, welche allerdings auch an einem unwürdigen Gegenstande schön sein kann, noch jene sozusagen innerliche Seite, der Bau, die Ökonomie des Gedichts; diese wird immer leiden, wenn ihr ein unsittlicher Inhalt aufgedrungen wird“ (Strauß Streitschr. 2. Heft, S. 127). Wir

haben, beiher gesagt, an W. Menzel ein Beispiel, wie der Formalist zugleich moralisierender Substantialist sein kann: ist die Kunst inhaltslos indifferente Form, so mag der Eine sich damit begnügen, daß sie als solche ergötzt, der Andere fordert, daß sie ausdrücklich moralischem Inhalt als Gefäß diene, und beurteilt sie nach diesem Maßstabe. Unser Satz aber ist: das Gute wird in der Kunst schön, das Schlechte, Böse häßlich, und wenn wir etwas ernstlich schön oder häßlich nennen, so haben wir es stillschweigend auch gut oder übel genannt. Keine noch so gelungene Form kann einen kranken Kern verhüllen. Wir nennen nur ein Beispiel, nicht von eigentlich Schlechtem, aber von Peinlichem: Heinrich von Kleist hat in seiner Marquise von O. einen widerlichen Stoff mit der größten Meisterschaft behandelt; vollendetere Durcharbeitung kann nicht leicht angewendet werden, ein widerstrebendes Motiv zu entlasten, aufzulösen, ja Schönheiten daraus zu ziehen, aber doch können wir den lästigen Ausgangspunkt niemals vergessen, selbst im versöhnenden, edlen Schlusse nicht. Wo aber Schlechtes, Unmoralisches, das der Dichter billigt, innerlich sich in die flüchtig täuschende Form kleidet, da wird der verkehrte Inhalt sich am allermeisten im Schluß verraten, er wird ein Mißklang sein, er wird uns nicht beruhigt, nicht versöhnt entlassen. — Ein stärkeres Schlaglicht fällt auf die untrennbare Einheit von Inhalt und Form namentlich auch da, wo diese in müßigen Überfluß auswächst, also z. B. wo Gruppen, Partien, Szenen auftreten, welche an sich ergötzen oder rühren, aber in diesen Zusammenhang nicht gehören. Wir haben aber mit diesen Sätzen noch zu viel zugegeben. Auch die sogenannt schöne Form, welche über leeren oder schlechten Inhalt geworfen ist oder bei gutem Inhalt als störender episodischer Überfluß erscheint, könnte nicht schön genannt werden, wenn sie nicht inhaltsvoll, seelenvoll wäre; sie ist nur jetzt, in dem so beschaffenen Kunstwerk, samt ihrem an sich edeln geistigen oder seelischen Kern an einen andern, kranken Kern oder an einen gesunden, der aber in seinem Zusammenhang diese Art von Formen samt dem ihnen an sich eigenen Inhalt nicht bedingte, unnatürlich oder müßig angeheftet. Die Formen einer weiblichen Gestalt z. B. hießen nicht schön, wenn sie nicht mit der reizvoll bauenden organischen Lebenskraft zugleich aussprächen, was uns am weiblichen Seelenleben entzückt; natürlich aber können sie verwendet werden, um zur Wollust

unschön zu reizen oder durch eine zwar unschuldigere Anziehung Leerheit an tieferer Bedeutung, wie sie das angelegte Kunstwerk forderte, zu verdecken, oder sie können als müßiger Schmuck einen Zusammenhang überfüllen, dem diese Bedeutung samt den ihm dienenden ernsteren Kunstformen keineswegs abgeht: in ihrem Zusammenhang sind sie bedeutungsvoll genug, hier nur sind sie bedeutungslos, störend, wie Opernmusik in der Kirche, und nun nennen wir sie bloße, leere Form, wenn wir nicht schlimmere Namen brauchen.

Man kann von Künstlern, als naturgemäßen Feinden der stoffartig den Inhalt betonenden Auffassung sagen hören: „Was soll das Gerede von der Idee! Die sogenannte Idee ist mir nur Motiv." Wird es richtig verstanden, so läßt sich nichts dagegen einwenden. Der wahre Sinn des Wortes ist: der Künstler sieht allen Inhalt nur darauf an, ob und wieviel schöne Erscheinung mit ihm gegeben sei, aus ihm sich entwickeln lasse; in diesem Sinne nennt er die Grundidee eines Werkes Motiv, und das Wort ist recht dienlich, um auszudrücken, daß in der Kunst alles auf die Form ankommt, daß getrennt von diesem absoluten Zusammenhang jeder, auch der bedeutendste Inhalt künstlerisch Null ist. Allein es ist dennoch ebensosehr ein gefährlicher Ausdruck, denn leicht kann er so verstanden werden, daß er gerade auf eine falsche Trennung von Inhalt und Form hinführt; die Meinung kann nämlich sein: die Idee ist dem Künstler nur Gelegenheit, Schönes zu entwickeln. Dann bleibt jene neben dem, was das Kunstwerk uns zeigt, in der unwürdigsten Stellung liegen, und die Formenwelt, die sich vor uns entfaltet, ist entweder bedeutungslos im obigen Sinne des Worts, oder sie stiehlt sich unter der Hand eine zwar hinreichende und würdige Bedeutung, welche aber von der angeblichen Idee, dem buchstäblichen Ausgangspunkte sich ganz unorganisch lossagt. Dann entstehen unwahre Kunstwerke. Von größter Wichtigkeit ist dies für das richtige Urteil in der Kunstgeschichte. Bis tief in das sechzehnte Jahrhundert hinein hat man z. B. die Stoffe der heiligen Geschichte als die absoluten, der Darstellung einzig würdigen in der Malerei angesehen. Nun drängte aber mit Gewalt Landschaft, Sittenbild, reine Historie, historisches Sittenbild zur Existenz, und da man diesen Gebieten doch den Wert der Selbständigkeit nicht zuerkannte, so hängte man sie an die kirchlichen Stoffe wie an einen Nagel. Paolo Veronese gibt vor, die

Hochzeit zu Kana zu malen, und er malt eine Versammlung von historischen Porträtfiguren bei einem venetianischen Festmahle; Bassano gibt uns Viehstücke und bringt im Hintergrunde kaum sichtbar eine Verkündigung der Hirten, einen Ecce homo als vorgegebenes Sujet an, ja es kommt dahin, daß Niederländer solche Stoffe als Vorwand benutzen, um einen Fleischmarkt vorzuführen. „Motiv" hat hier die Bedeutung eines falschen Passes erhalten, und man wird gegen solche unwahre Verschiebungen viel zu lax im Urteile werden, wenn man von ungenauen Begriffen über das Verhältnis von Idee und Bild ausgeht. Doch ist dies noch die unschuldigere Art von Verschiebung. Ganze Epochen können durch Beibehaltung überlebter Ideen geradezu in eine schlechte Kunst geraten. Die Stimmung des sechzehnten Jahrhunderts war nur in den ersten Jahrzehnten noch eine andächtige, noch fähig, das höchst gereifte und erregte weltliche Schönheitsgefühl mit den kirchlichen Stoffen und dem frommen Ausdruck zu reiner Einheit zu verbinden. Der elektrische Empfindungszustand, der vibrierende Nerv des Jahrhunderts, das Gefühl der Gegenwart, der sinnlichen Wirklichkeit war weit mehr auf die klassischen Stoffe gewiesen, man ergriff sie auch, aber man behielt vorherrschend die kirchlichen Stoffe bei, man tauchte sie gegen ihre Natur in die heiße, sinnlich verzückte Stimmung und bald benutzte die kirchliche Restauration die Reize, die in dieser Auffassung lagen, um das liebe Fleisch für den Himmel zu gewinnen, und wirklich, wo die in lüstern sentimentaler Seligkeit schwimmenden Engel und Heiligen übereinanderpurzeln, wie schon in Correggios christlichen Elysiumbildern, da mag es schon der Mühe wert scheinen, vorläufig einige äußere Opfer sich aufzulegen, um so überschwenglich angenehm belohnt zu werden.

Wir müssen aber unsere Frage in sittlicher und politischer Hinsicht noch genauer vornehmen. Die Idee, welche sich in die Formen des Kunstwerks ergießt, soll eine sittliche Wahrheit sein. Den Begriff des Sittlichen fassen wir hier natürlich in solcher Weite, daß er keine falsche Strenge gegen die Sphären unschuldiger, gesunder Lebensfreudigkeit einschließt, welche ja auch für sich mit Fug und Recht als bestimmender Inhalt unzähliger Kunstwerke auftreten; aber allerdings seine tiefere Bedeutung gewinnt er erst in den Gebieten, wo es sich vom Sittlichen im engeren Sinne des Wortes handelt, von

höherm Pathos, von Gesinnung. Wir verlangen, daß der Künstler und Dichter von solchem Inhalt, wo die Aufgabe ihn mit sich bringt, warm und tief erfüllt sei, damit er mit voller Kraft in die formgebende Phantasie sich umsetzen könne. Allein man muß sich hüten, dies in zu beschränktem Sinne zu verstehen, wenn man nicht gerade dem Formalismus Waffen liefern, gewonnen Spiel geben will. Man vergesse nicht, daß die Phantasie eine Kraft ist, sich in alle Zustände zu versetzen. Dem Dichter kann es einfallen, sich in einen Zustand, einen Charakter, eine Sitte zu versenken, die von der Überzeugung, womit es ihm als Menschen Ernst ist, weit abliegen, ja in einem Werke von reicherem Zusammenhange muß er dies immer tun und muß es mit so viel Intensität, daß er selbst das Schlechte, das Böse, das doch schließlich in seiner Nichtigkeit sich offenbaren soll, nicht etwa mit Haß, sondern mit einem Anscheine von Lebenskraft und Recht darstellt, damit wir begreifen, wie auch das Verkehrte nicht existieren könnte, wenn es nicht durch eine Welt von Fäden, Kräften noch mit dem Guten und Gesunden in Verbindung stünde, dieses selbst in der Verkehrung noch enthielte. Solcher Anschein hebt sich dann im größeren Kunstwerk durch den Zusammenhang, durch den Kontrast wieder auf, es gibt aber und muß geben kleinere, selbständige Bilder, worin geradezu Niedriges, Verkehrtes, Frivoles zur Darstellung kommt, und zwar in voller Heiterkeit, ohne eine Spur von Verwerfung. Ein politisch freidenkender, ein als Mensch moralisch streng gesinnter Dichter kann ganz wohl z. B. in einem einzelnen Liede den feinen, üppigen Aristokraten, den Trinker, den Lumpen, die reizende Kokette ganz so lustig sich hinstellen und aussingen lassen, als wären sie höchst berechtigte Figuren, und wir können, ohne schlecht zu sein, eine herzliche Freude an dem Bilde haben. Goethes Vanitas, vanitatum vanitas und Philinens Lied z. B. sind ganz für sich poetisch, auch ohne weitere, dem lieben Leichtsinn seinen Ort anweisende Zusammenstellung, wie sie das letztere im Wilh. Meister findet. Wer nun den Humor nicht hat, solche Dinge zu verstehen und zu genießen, der gibt dem Formalisten das Scheinrecht zu der Behauptung: da sehe man, was daraus folge, wenn man nicht anerkenne, daß alles auf die bloße Form ankomme; dem Dichter sei es eben darum zu tun gewesen, an jenen Charakteren sein Formtalent zu bewähren, und wer vom Stoffartigen nicht abstrahieren könne, dem bleibe natürlich nichts zu

genießen, sondern nur zu verdammen. Und der Formalist, der die Form als dienendes Mittel für moralische Zwecke betrachtet, also in diesem Sinne zu den Substantialisten gehört, wird sagen: gut, so verdamme ich. Das Eine ist aber so falsch als das Andere. Wenn der Dichter einem nach strenger Linie des moralischen Urteils verwerflichen Zustande oder Charakter Poesie abgewinnt, so ist es, weil er mit seinem weiten und großen Weltsinne die verlorenen Strahlen des Guten und Ganzen, die in die fernsten Falten des Daseins hineinschimmern, herausfühlt und findet, weil es ihn anzieht und erfreut, zu sehen und zu zeigen, wie der Mensch, der ohne Roheit ganz heiter ist, nicht so schlecht sein kann, als es dem engen Moralisten scheint. Nur das Bewußtsein, daß ein Bruchstück des Absoluten selbst im Geringen, Mißachteten noch bestehe, macht es möglich, dem Stoff durch die Behandlung alles Schwere zu nehmen, ihm die schwebende Leichtigkeit zu geben, welche uns die direkte Anwendung des moralischen Urteils abschneidet; richtiger: diese Behandlung selbst hat mittelbare moralische Wahrheit. Man sage also immerhin: die Behandlung macht es; die Behandlung ist eben eine Formtätigkeit, in welcher als solcher auch das Herz und der Inhalt des Dichtergeistes mitenthalten ist, und wir wiederholen, daß es eine bloße Form gar nicht gibt. Der Geist des Dichters darf sich nicht, kann sich nicht auf ein getrenntes Stück der Wahrheit isolieren, sondern läßt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte, und es ist dies nicht nur seine subjektive Weite, Versetzungsfähigkeit, Kunst, sondern es hat objektiven Grund, es wird der Lichtglanz berechtigter Existenz in den niedrigen oder unbedeutenden Stoff nicht gewaltsam hineingelegt, sondern er muß in ihm liegen und der Dichter erhöht ihn nur. Zu dieser Erhöhung mag ihm die Erscheinung, der empirische Stoff, der ihm etwa vor Augen trat, nur ganz zufällig den bloßen Anstoß gegeben haben, die bestimmte Inhaltssphäre, den Charaktertypus, Zustand, die Lebensform, der er angehört, zu idealisieren. Wir bemerken hier gelegentlich, damit keine Konfusion in der Terminologie entstehe: Stoff heißt in genauerem Sprachgebrauch eine empirisch gegebene Erscheinung mit dem ihr eigenen Inhalte, die ein Künstler zu behandeln sich aufgefordert fühlt, also, was man mit fremdem Worte Sujet nennt; der Inhalt ist die Seele dieser Erscheinung, ist das, was die Existenz und Lebensbewegungen dieses Sujets als ihr innerer

Grund bedingt und was eben der Dichter durch die gereinigte Form rein und erhöht durchscheinen läßt; so war die Geschichte Wallensteins der Stoff, welchen Schiller bearbeitete, die Idee der Autonomie des großen Feldherrngenies, ihres Rechtes, ihrer Gefahr der Überhebung und Schuld war der Inhalt, den er in der poetischen Umbildung des Stoffes leuchtend, durchsichtig zur Erscheinung brachte. Sonst gebraucht man die Ausdrücke Stoff und Inhalt promiscue, und wo es nicht auf genaue Unterscheidung ankommt, geschieht dies auch in der vorliegenden Erörterung.

Hier ist der Ort, auf die im Anfang schon berührte politische Streitfrage zurückzukommen; die Beleuchtung dieser Seite des Ethischen wirft ein besonders belehrendes Licht auf das Ganze. Zunächst ganz abgesehen vom Ästhetischen, werden wir vom Künstler und Dichter wie von jedem Andern fordern, daß er eine Überzeugung habe, daß er ein Charakter sei. Nur freilich etwas liberal müssen wir sein: die Versetzungsfähigkeit der Phantasie ist eine gefährliche Eigenschaft und erschwert den Menschenkindern, denen sie vorzüglich geschenkt ist, die strenge Haltung, die harte Konsequenz des Charakters; sie versetzen sich zu leicht in den Zusammenhang, die Bedingungen, in welchen die entgegengesetzte Lebensanschauung sich erzeugt, um nicht Schwankungen mehr als Andere ausgesetzt zu sein, und sie sind zu sehr berechtigt und berufen, die Welt von der Seite der Erscheinung aufzufassen, um nicht durch den Glanz und die Bildung, womit die Macht, der Adel sich umgibt, lebhaft angezogen zu werden. Doch wir wollen darüber auch nicht allzu mild im Urteile werden, sondern immerhin bei unserer Forderung bleiben. Der Dichter soll einer Partei angehören, ist es die konservative, so wird es freilich nicht die stumpf oder boshaft reaktionäre sein dürfen; doch dies versteht sich von selbst, denn so können wir den Menschen vom Dichter nicht trennen, daß wir jenen bei den ganz Geistlosen oder Giftigen glaubten suchen zu dürfen. Wo nun aber der Mensch in den Dichter übergeht, tritt jene Versetzungsfähigkeit in ihr unbezweifeltes Recht, richtiger, sie wird zum Berufe. Der Künstler und Dichter wird also durchaus befugt sein, seine Motive auch derjenigen politischen Welt zu entnehmen, die der seinigen entgegengesetzt ist, und unsere ganze Sympathie für sie in Bewegung zu setzen. Nun aber glaube man ja nicht, daß hieraus irgendein Beweis für die Ansicht erwächst, wonach die Form alles sein

soll. Die Versetzung in eine fremde Welt ist nur dann eine wahre, künstlerische, wenn sie auch Versetzung in deren Inhalt ist, in das Bruchstück von Recht und Wahrheit, wodurch dieselbe ihren guten Anteil am wahrhaft Menschlichen hat. Es wendet sich genau ebenso auf der Seite des Zuschauers, Lesers, Zuhörers: gehört der Dichter oder Künstler nach Überzeugung und Kunstrichtung der ihm entgegengesetzten Partei an, oder verlangt er nur diesmal Sympathie für sie, so würde jener große Beschränktheit an den Tag legen, wenn er ein Werk darum verwärfe, weil es seinen Standpunkt auf der Gegenseite nimmt und seiner Partei ihre Verirrungen im tragischen Spiegel vorhält. Wer z. B. Rethels meisterhafte Reihe von Holzschnitten, die uns zeigen, wie der Tod die Massen mit wilden Reden aufwühlt, auf die Barrikaden lockt und die Verführten in ihrer blutigen Niederlage verhöhnt, wer diese geniale Erneuerung und neue Wendung der Idee des Totentanzes aus politischen Gründen verwirft, der zeigt nicht nur, daß er nichts von Komposition und Zeichnung versteht, nein, da es keine leere Form gibt, so zeigt er zugleich, daß er auch als Mensch borniert ist, d. h. in das Recht, das mit dem Unrecht der entgegengesetzten, und das Unrecht, das mit dem Rechte der eignen Partei verbunden ist, sich nicht zu versetzen vermag. Die Kunst gleicht hierin der Historie und der Philosophie, sie steht mit beiden auf der Höhe objektiver Betrachtung, von der wir im Handeln allerdings mit Bewußtsein der Notwendigkeit in die Einseitigkeit der Kampfesstellung herabsteigen sollen. Mit dieser Weite und Versetzungsfähigkeit hat es nun aber freilich seine Grenze: volle Kraft und Wärme werden nur die Werke eines Künstlers und Dichters haben, welche aus der Phantasie-Tätigkeit entspringen, wie sie im direkten und positiven Zusammenhange mit dem steht, was er auch als Mensch mit Begeisterung und Kraft umfaßt und hegt, nur daß die Behandlung dem Inhalt immer seine Härte und Einseitigkeit abstreifen und uns die Ahnung offen lassen wird, daß ein Schimmer von Recht auch im Entgegengesetzten sein könne. Der Dichter versetzt sich immer in Anderes, aber es ist ein Unterschied, ob dies Andere nur die entlegnere Fülle und Gestaltung der Welt ist, worin er mit seinem Herzen und seiner Begeisterung wohnt, oder eine Welt, in welcher er mit seinem Herzen nicht zu Hause ist. Wir dürfen weitergehen und sagen: ins Große wirken werden nur Kunstwerke, welche dem lebendigen Geiste der

Freiheit angehören und in deren Hervorbringung der Dichter mit dem Menschen und seiner Überzeugung unbefangen, ohne die Absicht der Tendenz zusammentraf; aber man sieht doch, wie wenig einfach die Beantwortung der Frage ist, ob „der Dichter auf der Zinne der Partei" stehen soll oder auf „höherer". Ja und nein, je nachdem man es nimmt. Er soll als Mensch einer Partei angehören, also ja, er soll als Mensch ein Gefühl übrig haben für das Bruchstück der Wahrheit in der Gegenpartei, also in gewissem Sinne nein; er wird als Dichter nur da warm und voll dichten, wo er seiner Parteiüberzeugung Form gibt, also ja; diese Form wird aber nicht fanatische Einseitigkeit atmen, sie wird ein Teil Sympathie für Gegner und Feind bewahren und in Anspruch nehmen, also wieder in gewissem Sinne nein, und er wird sich unter Anderm auch einmal ganz in den Strahl der Wahrheit versetzen können, welcher der Welt der Gegenpartei zukommt, namentlich Rührung für ihre Leiden erwecken, also wieder nein. Kunst und Poesie ist immer allgemein menschlich, das Leben, das Handeln fordert Beschränkung auf den Gegensatz.

Noch haben wir aber ein Hauptmoment, obwohl wir oben schon daran streiften, nicht ausdrücklich ins Auge gefaßt: das Komische. Es ist der stärkste Akt jener Versetzungsfähigkeit, denn hier wird geradezu das der eigenen und jeder vernünftigen Überzeugung vom Wahren und Guten konträr Entgegengesetzte, das ganz Verkehrte mit Liebe dargestellt. Und doch wird die Verzerrung keineswegs durch bloße Form, die es ja gar nicht gibt, in das ästhetische Licht gerückt, sondern der Form, wodurch es geschieht, liegt als Inhalt die Wahrheit zugrunde, daß die Idee nicht sein kann, ohne sich in Widersprüche zu verwickeln, das Kleinste dem Größten zu verflechten, und doch mitten in diesen Widersprüchen, dieser Verkettung sich erhält. Das Komische ist die tatsächliche Widerlegung des Substantialismus im Kunsturteil, sofern er den Wert des Kunstwerkes nur in der direkt verstandenen, geistigen, sittlichen Würde sucht, denn die Komik, im scharfen Unterschied von der Satire, straft nicht das Verkehrte; ebenso aber des Formalismus, denn der Geist des Komischen ist eine inhaltsvolle Wahrheit, ist Wohlwollen gegen die Welt mitten in ihren Gebrechen, in den Knäueln ihrer Verworrenheit.

Wir wenden uns zum Schluß noch auf eine andere Seite, wo sich unsere Frage noch entschiedener als bei jeder der bisherigen Wen-

bungen beantworten muß. Wir drücken sie jetzt so aus: fällt oder steigt der Wert des Kunstwerks mit dem inneren Werte des Gehalts oder nicht? Unter dem inneren Werte des Gehalts verstehen wir die Bedeutung, die der Gegenstand anspricht nach der Stelle, welche ihm in den großen Hauptgebieten des Lebens zukommt. Was wir meinen, erklärt sich am einfachsten, wenn wir die Malerei mit ihren gegenständlich klar gesonderten Zweigen ins Auge fassen, wie solche ihren Stoff aus den großen Hauptstufen des Daseins nehmen. Es handelt sich also nun um einen Dignitätsunterschied der Zweige. Und hier wird der Formalist, diesmal nicht der grasse, sondern der, welcher in der Form immer den lebendigen Geist des Künstlers, nur in ungenauer Schätzung, mitbegreift, alsbald das Kreuz machen: in die einfachste Landschaft, wird er sagen, in das anspruchloseste Tierstück, das bescheidenste Sittenbild kann ebensoviel Geist und Kunst gelegt werden, als in das seinem Gegenstand nach anspruchvollste Geschichtsbild. Hier ist nun vor Allem von größter Wichtigkeit, daß der richtige Fall fingiert werde; in solcher Debatte geht nämlich der Formalist unwillkürlich von der Voraussetzung aus, daß neben einem stimmungsvollen, meisterhaft ausgeführten Werke, das seinen Stoff der untergeordneten Sphäre entnommen, ein schwaches, mißlungenes stehe, das ihn aus der höheren oder höchsten gegriffen hat. Wir wollen der Einfachheit wegen bei dem vollen Gegensatze eines Landschaftsbildes und eines auf monumentale Bedeutung Anspruch machenden Geschichtsbildes stehenbleiben. Fingiert man nun den genannten Fall, dann freilich ist der Landschaftsmaler ein bedeutenderer Künstler als der Historienmaler. Die Voraussetzung muß aber offenbar die sein, daß aus den genannten Zweigen g l e i c h g e d i e g e n e Arbeiten, w a h r e K u n s t w e r k e vorliegen. Nun kann allerdings kein Vernünftiger einen Augenblick zweifeln, daß das Spezifische des Kunsttalents und des Könnens bei den Meistern dieser verschiedenen Werke durchaus gleichmäßig vorhanden sei. Wer seinen Empfindungszustand in ein Stück Land, Luft, Wald, Wasser legen und diese Durchwärmung der Natur mit den Mitteln der Kunst zum vollkommenen Ausdruck bringen kann, ist ohne Frage dem Wesen nach ebensosehr ein Künstler als der, welcher die Bedeutung einer großen geschichtlichen Szene in sprechenden, gewaltigen Zügen aus großartigen Charaktergestalten und ihrer Gruppierung sprechen läßt. Ja man kann, so scheint es,

mehr sagen: man kann behaupten, dort sei tiefere Kunst, gerade weil die Idee im Gegenstand eigentlich nicht liege, sondern die beseelende Kraft des Künstlers alles tue. Doch dieser Schein besteht in der Tat nur einen Augenblick, denn nur unentwickelten, im Dunkel des Gefühls, der Stimmung zurückgehaltenen Geist kann der Landschaftsmaler in sein Objekt, das ihm wie durch eine ahnungsvolle Symbolik die Anregung dazu gibt, niederlegen; dem Historienmaler dagegen tritt in der Menschenwelt zwar reifer, gestalteter Geist entgegen, aber nur um so mehr bleibt ihm zu tun. Man darf nicht meinen, das Explizierte sei leichter zu bewältigen als das Implizierte. Vor Allem muß dem in Handlung ausgesprochenen grossen Inhalte des Lebens ein tiefer, gewichtiger, vom Monumentalen erfüllter Geist entgegenkommen; der große Inhalt regt aber in den darzustellenden, bei der Handlung beteiligten Charakteren die ganze Welt der Empfindungen und Affekte auf, deren Ausdruck mit dem stehenden des Charakters zu einer tief verwickelten Einheit sich verbindet; der Künstler muß sich in diese ganze Welt versetzen können, sie in gewissem Sinne durchlebt haben oder in den Stunden des Schaffens durchleben; viel, unendlich viel spricht sich aus, aber was sich ausspricht, weist auf eine noch tiefere Welt des Seelenlebens, die nur in geheimnisvoller Andeutung zutage tritt, und da muß uns der Historienmaler in ganz andere Tiefen der dunkeln Ahnung blicken lassen als der Landschaftsmaler; dieser Ausdruck breitet sich über die menschliche Gestalt, vorzüglich das Angesicht, aus, hier liegt vor dem Künstler ein Feld, auf welchem unzählige, unerschöpfte Geisterzüge in unendlichen Formen sich bewegen, ein Feld, das er nie zu Ende beobachten, durchforschen kann; in der Tat sind auch Studien vorausgesetzt, wie sie in solcher Ausdehnung und Strenge der Landschaftsmaler nicht bedarf: anatomische, physiognomische im gewöhnlichen Sinn und im engeren Sinn des Pathognomischen, Mimischen. Dazu kommt, daß er sich in die allgemeinen Zustände überhaupt, Sitte, Kulturformen jeder Art einleben, einstudieren muß; daß er auch architektonische Umgebung, Landschaft hinzugibt, premieren wir nicht, weil diese Seite doch zu untergeordnet ist, um behaupten zu können, er müsse das Talent des Landschafts- und Architekturmalers im intensiven Sinne mit dem seinigen verbinden. Aber nun nehme man noch hinzu, daß ihm sein Gegenstand nicht so vorliegt und still hält wie dem Landschaftsmaler, und wir bemerken

beiher, daß hier eine der Hauptursachen der unverhältnismäßigen Blüte der Landschaftsmalerei in unserer Zeit liegt. Der Historienmaler schöpft aus der Quelle der Überlieferung, er bedarf das richtige Auge für den fruchtbaren Stoff, den fruchtbarsten Moment des Stoffs, er den intensiveren Geistesakt, der da nötig ist, um das nicht Geschaute sich zu vergegenwärtigen. Dies alles beweist wohl zur Genüge, daß hier die stärkere, tiefere und reichere Seele vorausgesetzt ist und daß also der Geschichtsmaler, der ein künstlerisch vollkommenes Werk vor uns hinstellt, zwar nicht in dem Sinn über dem Landschaftsmaler steht, welcher dasselbe leistet, daß nicht beide spezifisch Künstler wären, wohl aber innerhalb des Spezifischen dem Grade nach.

Dies sind Bemerkungen, Anhaltspunkte zur Lösung einer viel verhandelten, stets schwebenden, immer neu sich aufdrängenden Frage; das Wesentliche davon muß in jeder Ästhetik vorkommen und ist auch in meinem Werke gesagt, aber — und dies ist vielleicht ein Mangel — nirgends auf e i n e Stelle zusammengedrängt, z. B. die Warnung, nicht jenen falschen Fall zu fingieren, als ob man aus zwei zu vergleichenden Zweigen Werke von ungleichem Formwert vor sich hätte, wohl vorgebracht, aber nicht auf einem schlagenden Hauptpunkte. Mögen nun Andere die Sache weiter führen, gründlicher in das Spezielle hineinleiten; ich begnüge mich, eine Anregung zu erschöpfenderen Reflexionen gegeben zu haben. Überblickt man meine Bemerkungen, so wird man mehr als einmal nicht begreifen können, wie ich dazu komme, Wahrheiten zu beweisen, die sich so ganz von selbst verstehen, im Umsehen aber wird man finden, daß alsbald wieder der Zweifel sich einstellt, ob ich nicht zuviel eingeräumt, d. h. da ich gegen den leeren Formalismus kämpfe, wieder zuviel Gewicht auf den Inhalt in der Kunst gelegt habe; man wird ferner finden, wie der Formalismus und der Substantialismus ineinander umspringen, so daß eine Bekämpfung des Einen unversehens zu einer Bekämpfung des Andern wird. Diese Dialektik liegt in der Sache selbst; sie ist der faktische Beweis für die absolute Einheit von Inhalt und Form, und ich prophezeie dem, der nun die Untersuchung weiterführt, auf welcher der zwei Seiten er seinen Standpunkt nehmen möge, dasselbe Geschick.

(Monatsschrift des wissenschaftl. Vereins, Zürich, Meyer & Zeller 1858.)

Kritik meiner Ästhetik.

Die Anordnung des Ganzen ist es, wovon diese Kritik ausgehen muß. Mein System schien mir ein wohlgefügter Bau. Der erste Teil, die Metaphysik des Schönen, beschäftigt sich mit dem Begriff des Schönen an sich, noch abgesehen von der Frage, wo und wie er sich verwirkliche; der zweite Teil umfaßt in zwei Abschnitten die zwei ersten, einseitigen Formen dieser Verwirklichung: das Naturschöne und die Phantasie, jenes die nur objektive, dieses die nur subjektive Existenz des Schönen; die Einheit des erst noch abstrakten Grundbegriffs gieng mit diesen ersten Formen seines realen Daseins, der physischen des Naturschönen, der psychischen des Phantasieschönen, in eine klare Spaltung über, die sich im dritten Teil wieder aufheben sollte. Ich glaubte im ersten Teile meinen Gegenstand so behandelt zu haben, daß ich im zweiten ganz unbefangen mit der Tatsache des Scheines beginnen könne, als ob das Schöne ohne unser Zutun in der Natur und Menschenwelt einfach da sei, gegeben sei, und unter dem Schirme dieses festgehaltenen Scheines wurden nun im ersten Abschnitt, der Lehre vom Naturschönen, die Reiche der Natur, die allgemeinen und die geschichtlichen Formen der Menschheit darauf angeschaut, was für und wieviel Schönheit sie enthalten. Im Anfang des zweiten Abschnitts wurde der Schein aufgelöst; es ergab sich, daß ein Naturschönes, d. h. ein Schönes ohne das anschauende und im Anschauen umbildende Subjekt, in Wahrheit nicht bestehe, daß das, was wir naturschön nennen, die Phantasie bereits voraussetze, und hiemit war die Lehre von dieser als Inhalt des genannten Abschnitts eröffnet. Der dritte Teil, die Kunstlehre, begann mit der Aufzeigung, daß die Phantasie als nur inneres Erzeugen des Schönen ebenfalls noch einseitig, der Ergänzung bedürftig sei, daß das Naturschöne vor dem nur subjektiven Gebilde den wesentlichen Vorzug der Objektivität habe, wenn auch, wie dies im Übergange von der Lehre vom Naturschönen zur Lehre von der Phantasie nachgewiesen war, eben nur als Schein. In dem Worte Schein sind zwei Bedeutungen zu unterscheiden: Schein, der uns wirklich täuscht, und Schein, dem wir uns hingeben, obwohl

wir wissen, daß er nur Schein ist. Dem Naturschönen gegenüber befinden wir uns — sofern nicht Nachdenken oder schärferer Blick, wie er durch Übung dem Künstler eigen ist, uns eines Andern belehrt — in der wirklichen Täuschung, daß die Schönheit ganz im Gegenstand liege. Diese Täuschung ist das noch unfertige Erzeugnis eines wahren Bedürfnisses. Das Schöne soll als Gegenstand uns gegenüberstehen, der Schein soll da sein, daß es sich in der Außenwelt vorfinde; nur soll es ein Schein sein, dem wir uns frei, ohne eigentliche Täuschung hingeben. Es war recht, daß das Naturschöne Objekt zu sein schien, es war noch nicht das Rechte, daß wir meinten, es wäre ohne uns auch da. Nun also soll der Schein ohne Schein, d. h. ohne eigentlichen Irrtum, der unbefangene Schein entstehen; ein Schönes soll werden, das, unter die Gegenstände hineingepflanzt, uns mit der Naivität des Gefundenwerdens entgegenkommt wie ein Naturobjekt, dessen überraschender Wirkung wir uns ganz überlassen, doch mit hellem und freiem Bewußtsein, daß dies nur ein Bild, ein von Menschengeist erfundenes, von Menschenhand gemachter Schein ist. Ein im Innern des Erfinders verschlossenes Schönes ist weder wahrhaft Objekt, noch Subjekt. Was wahrhaft gegenständlich ist, das ist für Alle da; das bloße Phantasiebild hat nur e i n e n Zuschauer, den Erfinder selbst, und der ist schlechthin zu wenig; das rechte Subjekt ist sein Volk, ist die Menschheit. Das bloß innere Gebilde muß also hinaustreten in die Erscheinung, Gegenstand im genannten Sinn des Wortes werden. So entsteht ein Drittes, das aus dem Geiste keimt, also subjektiv, und das doch zugleich objektiv ist, wie das Naturschöne, das die Vorzüge der beiden einseitigen Existenzformen des Schönen vereinigt und zugleich die Mängel beider aufhebt: die subjektiv-objektive Wirklichkeit des Schönen, die Kunst.

Nichts schien zweckmäßiger, runder als dieser Aufbau des Systems: die klare Spaltung einer noch unwirklichen Einheit in zwei einseitige, als ungenügend sich widerlegende Wirklichkeiten hebt sich in wahre, erfüllte Einheit und Wirklichkeit auf. Gewonnen war zugleich der Raum für die anziehende Wanderung durch die Reiche des Naturschönen. Man hat mich auf dieser Wanderung gerne begleitet, jener erste Abschnitt des zweiten Teils hat meinem Buche die meisten Freunde gewonnen. Es hilft Alles nichts, er muß heraus,

er muß aufgegeben werden, wobei jedoch das Wesentliche des logischen Übergangs zur Kunstlehre nicht geopfert wird.

Die Ästhetik muß den Schein, als gebe es ein Schönes ohne Zutun — so wollen wir es unbestimmt noch nennen — des anschauenden Subjekts schon auf ihrem ersten Schritte vernichten; er kann nicht während der Untersuchung des allgemeinen Wesens des Schönen stehen bleiben, um nach derselben noch zu einer Durchforschung der Welt benützt zu werden, die es künstlich verschweigt, daß sie mit den Augen der Phantasie und der verschiedenen Künste blickt und urteilt. Die Wissenschaft ist kein Roman, der ein Geheimnis zurückbehalten darf, um zu spannen und zu unterhalten. Das Schöne ist einmal nicht einfach ein Gegenstand, das Schöne wird erst im Anschauen, es ist Kontakt eines Gegenstands und eines auffassenden Subjekts, und da das wahrhaft Tätige in diesem Kontakte das Subjekt ist, so ist es ein Akt. Kurz das Schöne ist einfach eine bestimmte Art der Anschauung: damit hat der erste Teil zu beginnen und mit dem Scheine, als finden wir es schlechthin vor, als falle es in unsere Sinne wie in einen passiven Spiegel, hat es also gleich mit dem ersten Satze des Systems ein Ende. Es war unlogisch, wenn der erste Teil zuerst den Begriff des Schönen an sich entwickelte, dann vom subjektiven Eindruck des Schönen handelte und ebenso in der Lehre vom Erhabenen und Komischen verfuhr. Was ich subjektiven Eindruck nenne, ist eben der Akt, wodurch ein Gegenstand für ein Subjekt zum schönen Gegenstand erst wird, das Subjekt gehört wesentlich an den Anfang, nicht an das Ende, was übrigens natürlich nicht hindert, die Seite des Genusses, der diesen Akt begleitet, am letztern Punkte noch ausdrücklich für sich zu betrachten. Es half mir nichts, daß ich hintennach, in § 383, eben dies zugab durch den Satz, die Ordnung des bisherigen Systems kehre sich nunmehr um, die Lehre vom subjektiven Eindruck des Schönen, welche im ersten Teile nach der Lehre vom Schönen folge, trete nun eben dieser Lehre voran. Ich hätte eben nicht hintennach sagen sollen, meine Ordnung drehe sich um, ich hätte sie von Anfang umdrehen sollen. Die Tätigkeit, wodurch die Anschauung eines Gegenstands zur ästhetischen wird, die Phantasie, die bestimmte Kraft des Geistes, wodurch Schönes entsteht, ist also im ersten Teile schon da, schon aufgestellt. Allerdings nur in ihrem allgemeinsten Wesen; die Phantasie als

allgemeine Gabe der Menschheit wird von der besondern Begabung, die im Künstler schöpferisch wirkt, noch nicht unterschieden, daher auch nicht in die Momente, Arten, Maße ihres Wirkens verfolgt. Einem besondern Teil, richtiger: Abschnitt eines Teils bleibt demnach allerdings die Aufgabe, dieses Geschäft vorzunehmen; aber nimmermehr darf zwischen den Abschnitt, der diese Bestimmung hat, und zwischen die Lehre vom Schönen überhaupt, worin doch die Phantasie schon mitgesetzt ist, ein Abschnitt sich einschieben, der das Naturschöne als ein Gebiet für sich, als eine gegebene Existenz aufstellt und überblickt, als wüßte die Ästhetik noch von keiner Phantasie.

Ich darf zwar sagen, daß mein Fehler nicht aus der eiteln Absicht, romanartig zu spannen, Platz für einen unterhaltenden Spaziergang zu gewinnen, sondern aus einem ehrlichen Irrtum kam. Ich kannte die Gegengründe und meinte, sie mir widerlegt zu haben. Hierüber ist namentlich die Anmerkung 2 zu § 383 zu vergleichen: „Ehe ich das Subjekt einführe, muß es seinen Boden, Stoff, Ausgangspunkt haben, ich darf es nicht in einen leeren Raum stellen, daß es aus dem Blauen stofflose Bilder spinne" usw. Die Vorrede zum letzten Abschnitt des dritten Teils, zur Lehre von der Poesie, spricht bestimmter aus, was ich dort und anderswo zur Rechtfertigung meines Ganges vorgebracht. Sie sagt: wenn der Schein, als begegnen uns die reinen Formen vermöge einer besondern Gunst des Zufalls in der empirischen Außenwelt, von Anfang an beseitigt, wenn das System aus der Phantasie konstruiert werde, so werde der Kunst ihr Boden unter den Füßen weggezogen; die Freude dieses Scheins müsse dem Künstler gelassen werden, sonst gebe das System einer hohlen, gegenstandlosen Kunst, die mit Willkür Gebilde aus dem Innern erzeuge, einem falschen Idealismus wissenschaftlichen Vorschub. Das Spiel der Phantasie mit sich selbst, das Feuerwerk auf dem Wasser, das die neuere Romantik uns vorgemacht hat: dies war es, was mir vorschwebte als das Übel, gegen das ich den Damm der Objektivität errichten müsse. In der Tat, mein System arbeitet so streng auf eine Kunst hin, die nur aus dem wahrhaft Wirklichen, aus dem Quell der Natur, aus dem echten Lebensgehalte schöpft, daß es der tätigen Erfindung beinahe keinen Raum zu lassen scheint; es ist mir auch oft genug vorgeworfen worden, daß es nach meiner Ästhetik aussehe, als spiegle sich einfach

das Leben im Geiste des Künstlers, der es allerdings umbildend in die Idealform verwandle, weiteren Inhalt aber aus seinem Eigenen nicht hinzufüge. Die Wahrheit ist, daß ich nur zu wenig ins Klare gesetzt habe, wie fern es von mir ist, die schaffende Freiheit beschränken, verkennen zu wollen; der Fehler liegt im zweiten Abschnitte des zweiten Teils, in der Lehre von der Phantasie, und ich werde ihn genauer nachweisen, wenn meine Kritik an diese Stelle gelangt ist. Wahr bleibt freilich immer, daß keine Erfindung ungestraft über den Inhalt des Lebens hinauszugehen sich vermißt. Ich werde auf diese Wahrheit als den leitenden Gedanken meiner Lehre vom Schönen hier demnächst zurückkommen.

Allein wenn ich in der Sache recht habe, nämlich nach der Seite, daß ich den Künstler so streng gegenständlich an das Wesen der Dinge binde, so habe ich darum noch kein Recht gehabt, die Auflösung des Scheines, als sei das Schöne in den Objekten, so lange hinzuhalten, daß ich, gedeckt von ihm, das Gemälde des Naturschönen im zweiten Teil ausspannen konnte. Ich habe zwei Begriffe verwechselt: innere Lebenswahrheit in den Schöpfungen der Kunst und Täuschung des Künstlers durch den Schein, als finde er die Formen, wie er sie bedarf, fertig in der Natur vor. Der Künstler bedarf nicht dieses „freudigen Scheins", um in seinen Erfindungen die Willkür, die Ausschweifung über die Wahrheit des Lebens hinweg, die Lüge zu vermeiden, und eben auf der Stelle, wo ich vom Naturschönen zu der Phantasie übergieng, mußte ich diese Täuschung ja doch in ihr Nichts auflösen, ich mußte weiterhin dartun, daß die Phantasie zwar als allgemeine Gabe der Menschheit noch in ihr befangen, die bestimmte Begabung aber, wie sie den zur Kunst Berufenen auszeichnet, von ihr frei, daß der Künstler sich sehr wohl bewußt ist, die Formen unmittelbar so, wie er sie in der empirischen Natur findet, nicht brauchen zu können. Diese Tatsache gilt allerdings nicht ohne Einschränkung. Auch der Künstler hat Stunden, wo er sich des Naturschönen einfach als Mensch und mit der vollen Täuschung derjenigen erfreut, die nie durch genaueres Studium der Formen, durch die Erfahrungen der nachbildenden Ausübung darüber belehrt worden sind, wie gar manche Blößen auch am scheinbar vollkommenen Vorbilde sich finden. Ja auch als Künstler, im prüfenden Verhalten seiner Tätigkeit wird er Momente haben, wo er froh wäre,

wenn er sein Naturbild nur erreichen könnte; da vergißt er, daß diese Unerreichbarkeit nur von einer der Seiten des Gegenstands, nie vom ganzen Gegenstande gelten kann; auch ist es wahr, daß aus dieser Stimmung die Kunst nur großen Vorteil ziehen wird; allein die Ästhetik weiß eben einmal, daß dies nur Illusion ist, und kann dieselbe aufdecken ohne alle Gefahr für den Künstler, wie für die Naturfreude des Laien in der Kunst; eben die Natur selbst sorgt schon dafür, daß sie dennoch stets wieder einkehrt.

Sieht man den Abschnitt vom Naturschönen in meinem Buche genauer an, was enthält er? Er betrachtet die Reiche der Natur, die Menschenwelt, die Geschichte, wie ich bereits angedeutet, mit den Augen der verschiedenen Künste: er blickt bald als Bildhauer, bald als Maler, bald als Dichter, er spürt den Erscheinungen nach, welche in entferntem Sinn als Anklänge von Naturvorbildern für die Formenwelt betrachtet werden können, die der Architekt, der Musiker in mathematisch gebundenen Ordnungen aufbaut. Es ist lauter Vorausnahme aus der Lehre von den verschiedenen Arten der Phantasie und der Kunstlehre, es ist Anwendung dessen, wovon nachher diese Teile handeln. Wohin gehört also dieser ganze Stoff? Nun, als erste, bloß angedeutete Perspektive in die Lehre von der Phantasie, als konkretere Ausführung eben in die Kunstlehre. Die Art der Phantasiegabe, die plastisch sieht, richtet sich auf andere Stoffe, auf eine andere Erscheinungsseite der Stoffe als die, welche malerisch sieht, und anders, als beide, faßt der Dichter auf. Dies wird dann genauer gefaßt in der Kunstlehre: je im Anfang der Lehre von der einzelnen Kunst muß die Frage aufgeworfen werden: welche Stoffe bietet ihr die Natur, das Menschenleben, die Geschichte? Was ist der Unterschied ihrer Behandlung, wo sie die Stoffe mit andern Künsten teilt? Wirklich taucht ja auch in meinem dritten Teile, in der Lehre von den Künsten und ihren Zweigen, auf Schritt und Tritt diese Frage auf, ich muß auf den Abschnitt vom Naturschönen so durchgängig zurückverweisen, habe so sichtbare Mühe, Wiederholungen zu vermeiden, daß hier eigentlich ein fortlaufendes Bekenntnis der Vorausnahme zu lesen ist.

Noch einmal also: der Abschnitt vom Naturschönen muß heraus! Doch nicht so hart ist dieser Bannspruch gemeint, daß dem Naturschönen keine besondere Stelle für ausdrückliche Besprechung vor-

behalten werden sollte. Nur kein Hauptabschnitt, kein volles Glied des Systems darf ihm zugewiesen werden. Das Naturschöne ist nicht gestürzt, wenn man aufgezeigt hat, daß es nicht wahre, reine Schönheit sei. Die Paragraphen, worin ich den Schein auflöse, als trete uns in der Natur das Schöne ohne unser Zutun fertig entgegen (§ 379—383), zeigen nur, daß das anschauende Subjekt der tätige Faktor ist im Kontakte mit dem Gegenstand; allein dies vorausgesetzt bleibt das Naturschöne dennoch eine eigne Welt im bestimmten Unterschiede vom Kunstschönen, eine Welt, die ihren Wert behält und ihren bestimmten, selbständigen Charakter trägt. Ich habe dies keineswegs ganz verkannt; ich sage schon in § 379, die unmittelbare Lebendigkeit werde der Vorzug alles Naturschönen bleiben, ich rette seinen Wert als den Wert eines aus allen seinen Trübungen stetig hervorleuchtenden, unverbrüchlich feststehenden Musters im Abschnitte des dritten Teils „von der Kunst überhaupt" (Rückblick auf das Naturschöne § 510); aber ich habe dies nicht hinreichend entwickelt; ich hätte viel deutlicher zeigen sollen, wie das Naturschöne trotz seiner relativen Aufhebung in die Kunst eine Sache für sich, ein selbständiges Gebiet bleibt. Der Inhalt dieser Aufzeigung wird im Wesentlichen folgender sein müssen. Die Phantasie, die Kunst kann ihre Formen schlechterdings aus keiner andern Quelle schöpfen als aus der Natur. Welche von der Natur abweichende Verbindungen sie mit ihnen vornehmen, wie frei und hoch sie dieselben idealisieren mag, die ewigen Typen der Natur sind und bleiben die Grundlage aller ihrer Gestaltungen. Man wende hier nicht die Baukunst und Musik (nebst der Metrik) ein. Diese Kunstgattungen haben freilich nur in sehr entferntem und dunkelm Sinn ein Naturvorbild; es finden sich in der Natur rudimentartige Anklänge der Ordnungen, in denen sie sich bewegen; allein diese Anklänge sind hier allerdings nicht Gegenstand der Nachahmung. Dieser ist vielmehr in der Stimmung zu suchen, deren geahnte Bewegungsverhältnisse die genannten Künste durch Beiziehung einer mathematisch geordneten Darstellungsform zur bestimmten Gestaltung bringen. Die Lehre vom Naturschönen hat allerdings auch die Stimmung, die Gefühlswelt als den Stoff aufzuführen, welcher diesen Künsten vorliegt, sie hat aber auch auf die ganz eigentümliche Bewandtnis hinzuweisen, die es mit der Frage nach Stoff und Naturvorbild hier

hat: wir lernen diese erst durch die Künste kennen, die ihr vorher dunkles Wesen ins Licht heben. Übrigens mag schon jetzt vorläufig gesagt werden, daß die Baukunst wesentlich doch klare Naturvorbilder beizieht für die dekorative Form, durch die sie wahrhaft erst zur Kunst wird, und daß die Metrik schlechterdings keine selbständige Kunst ist.

Wie nun die Phantasie und die Kunst nimmermehr über die Naturformen hinaus kann, so kann sie, wie sich von selbst versteht, auch nie einen andern Inhalt haben als den Inhalt des Lebens. Hier tritt in Geltung, was ich vorhin als Motiv meines formellen Fehlgriffs in der Anordnung berührt habe. Gewiß, die Vermehrung des geistigen Schatzes, die das Menschengeschlecht den künstlerischen Genien, insbesondere den großen Dichtern verdankt, ist nicht zu berechnen, allein diese Vermehrung ist nur Steigerung stets gegebenen Kapitals; Lebenswahrheit ist die Losung aller Kunst; es sind die Tiefen der Wirklichkeit, die sie mit ihrem reinen Licht erhellt; wie bedeutend, wie groß, wie reich, wie furchtbar, wie reizvoll das Leben sei, wußten wir nur vorher nicht, wir erfahren es erst durch die Seher, die Priester des Schönen, und nun, da wir es wissen, ist freilich eben durch dies Wissen das Leben noch größer, noch reicher, noch tiefer als vorher. Die genialste Erfindung, Götter- und Helden-, Teufel- und Engelcharaktere, mit freier Meisterhand entworfene Bilder von Handlung und Schicksal: wie die Formen für sie doch immer nirgendsher als aus der Natur geschöpft sein können, so stammt der Gehalt aus dem unendlichen Lebensschoße, aus dem der Geist des Erfinders gestiegen wie alle Wesen und über den sein kühnster Griff nicht hinaus kann. Alles, was original sein will auf Kosten der Wahrheit, ist Larve, Fratze, Gespenst. Die Kunst ist das Wunder der Vermehrung der Brote; was sie bringt, ist nur Brot des Lebens. Das Leben als Kunst gleicht dem Meere, das den Zufluß zu seiner immer neu bewegten Formenwelt stets anderswoher zu holen scheint und doch stets nur aus sich holt. So ist demnach die schöpferische Phantasie an das Leben, an die Vorlage des Naturschönen gewiesen, wie es die Phantasie des nicht ausnehmend begabten Menschen auch ist. Rascher als diese unterscheidet jene, was sie dem Stoffe verdankt, was nicht; aber zunächst erfreuen sich beide mit gleicher Einfachheit und Naivetät an dem Scheine, als trete ihnen das Schöne in der Welt als gegebenes Objekt entgegen. Die Leihung,

durch die wir unsere Seele in den Gegenstand legen und von innen heraus in seinen Formen ihn erhöhen, wie Athene die Gestalt ihres Schützlings Odysseus nach dem Bad am Strande des Phäakenlandes, dies Herausarbeiten der reinen Intentionen der Natur aus ihrer stets getrübten Ausführung in der empirischen Existenz: es wird mit der Unbewußtheit eines notwendigen Aktes vollzogen. In diesem Akte liegt freilich ein zweiter miteingeschlossen, ja dieser zweite ist eigentlich seine Grundlage und Voraussetzung: auch die Natur erscheint uns als schön nur in dem Momente, wo wir die Erscheinung vom Stoff ablösen, der ihr Träger, ihr Grund ist, wo wir die Dinge rein auf die Gesamtwirkung ihrer Oberfläche, lediglich auf die Form ansehen, wo sie uns zum bloßen Bilde werden; eine Abstraktion, aus der dann die Kunst in dem Sinne vollen Ernst macht, daß sie nicht die Dinge selbst, sondern nur ihren Schein dem Anschauenden vorführt. Allein auch dieser Seite des eigenen Tuns sind wir im Genusse des Naturschönen uns nicht bewußt, wir halten einfach den Gegenstand selbst in Bausch und Bogen für schön. Nicht nur dies: der Akt der Ablösung wird wirklich auch unvollständig vollzogen. Der Stoff, die empirische Gewalt der Existenz wirkt noch mit, und wenn auch, wie wir im Verlaufe dieser Kritik uns überzeugen werden, der Kantische Fundamentalsatz: schön ist, was ohne Interesse allgemein gefällt, einer wesentlichen Beschränkung, näheren Bestimmung bedarf, so spielt doch jedenfalls hier das Interesse eine Rolle, die ihm unzweifelhaft nicht zukommt, wofern das Schöne nicht mit dem bloß Angenehmen, dem ganzen Gebiete stoffartiger Anregungen im gröberen wie im feineren Sinn des Wortes unklar durcheinander laufen soll. Ungezählte Lebensreize wirken im Naturschönen mit: wir möchten nicht bloß anschauen, wir möchten jenes schöne Roß reiten, diesen Wald durchwandern, den Berg dort besteigen, das schöne Weib küssen, mit dem geschichtlichen Helden streiten, Familienglück teilen, jenen Intriganten, Bösewicht schlagen, vernichten, kurz, wir möchten lebendig mitbeteiligt sein. Im ästhetischen Genusse einer schönen Landschaft ist unser ganzes Nervenleben mit beteiligt, die wirkliche Luft erfrischt und spannt, das wirkliche Licht weckt und hebt uns, die Bewegung gibt uns Kraftgefühl und wie Cherbuliez (in einer Kritik meiner Ästhetik, auf die ich zurückkommen werde) ganz treffend beibringt, auch ein Gedanke an Ruhe

und Labung nach dem Marsche mag mitspielen. Alles dies gibt also nach der einen Seite zwar dem ästhetischen Wohlgefallen Frische und Fülle, führt aber auf der andern auch Anziehungen oder Abstoßungen mit sich, die entschieden stoffartig, pathologisch, also außerästhetisch sind. Und diese ganze Mischung des Ästhetischen und Pathologischen schadet nichts, sondern ist im Gegenteil eben gerade recht. Dies warme Ganze, diese aus ungleichen Bestandteilen zusammengesetzte Freude, dieser naive Zustand ist gerade die Voraussetzung des ungemischten, reinen Schaffens der Phantasie, aus der frischen Unmittelbarkeit dieser Stimmung zieht sie ihre Kräfte zur höheren, strengeren Arbeit.

Wo ist nun die Stelle, an welcher die Ästhetik diese Welt des Naturschönen aufzuführen hat, nachdem doch feststeht, daß sie nicht mehr einen größeren Abschnitt im System bilden kann, weil es nicht gilt, die Reihe ihrer Erscheinungen prüfend zu durchwandern, wie ich getan, sondern nur, ihren allgemeinen Charakter und relativen Wert in seinem selbständigen Unterschiede zu zeichnen? Nirgends anders als auf der Schwelle der Lehre von der Phantasie, im Anfang dieses Abschnitts, wo die allgemeine Phantasie (die Phantasie als allgemeine Menschengabe) darzustellen ist. Denn sie, die Phantasie, ist ja, nachdem das System schon im Beginne den Schein zerstört hat, als liege das Schöne im Objekt an sich, wesentlich miteingeschlossen im Naturschönen, aber eben auch nur die Phantasie, die vom Gegenstande noch nicht zurücktritt, noch nicht sich bewußt wird, was dieser ihr entgegenbringt, was sie selbst hinzubringt, und dies ist das Verhalten der Phantasie in ihrer einfachen Menschlichkeit und Unbefangenheit, wie sie auch das hervorstechende Talent mit allen andern teilt, solang es nicht zu der bestimmteren, unterscheidenden Tätigkeit des Schaffens übergeht.

Die dreiteilige Anordnung meines Systems ist nun, wenn die eine Hälfte meines zweiten Teils wegfällt, umgestoßen. Sie muß zweiteilig werden. Zwischen der Lehre vom Schönen an sich und der Lehre von der Phantasie besteht keine leere Stelle mehr, in welche das Naturschöne einzutreten hätte; der Unterschied ist nur der, daß in der ersteren die bereits mitgesetzte Phantasie erst ganz allgemein zur Sprache kommt, einfach nur der Grundakt, vermöge dessen sie in die getrübte Erscheinung das Urbild leihend überträgt,

während in der zweiten dieses tätige subjektive Moment im Wesen des Schönen näher zu untersuchen, in seiner Bestimmtheit hervorzustellen, in seine inneren Unterschiede zu verfolgen ist. Danach teilt sich der erste Teil in zwei Abschnitte; der zweite enthält die Kunstlehre.

Soll es nun, so wird man fragen, etwas der Art, wie der Abschnitt vom Naturschönen in meinem Buche, demnach gar nicht mehr geben? Gewiß fällt mir nicht ein, dies behaupten zu wollen. Es darf, soll und muß so etwas geben und gibt es auch. Die deutsche Literatur hat vortreffliche Arbeiten in diesem Gebiete und wird hoffentlich deren noch mehr bekommen, nur in die Ästhetik gehören sie nicht, sondern bilden einen eigenen Zweig, der ein mittleres Gebiet zwischen ihr und der Naturwissenschaft, der Anthropologie, der Psychologie, der Geschichte einnimmt. Das ausgezeichnetste Beispiel bleibt Alexander von Humboldt, wie er vom Boden der Naturwissenschaft in die Ästhetik hinüberblickt; der Standpunkt kann aber ebensogut auf ästhetischer oder einer noch allgemeineren Basis genommen werden, für die ich keinen andern Namen weiß als die menschliche. Es wird ein Gebiet aus dem unendlichen Umfange des Daseins oder eine Gattung aus diesem Gebiete (— die Monographie ist hier sehr an ihrem Ort —) herausgegriffen, oder es werden mehrere Gebiete, Gattungen aus Gebieten zusammengestellt und der Gegenstand oder die Gegenstände nun nach allen Seiten beleuchtet, wobei der Betrachtende völlige Freiheit hat, verschiedene Gesichtspunkte miteinander abwechseln zu lassen: er mag plastisch die Gestalt und die Bewegung, malerisch die Farbe und den Ausdruck, poetisch das Ganze in Bewegungen, Tätigkeiten, in den vielseitigsten Beziehungen zur übrigen Natur und zum Menschen beleuchten. Ich nehme ein Beispiel aus der Tierwelt: es wäre eine sehr anziehende Aufgabe, eine Monographie über den Hund zu schreiben; da müßte die plastische, malerische Bedeutung des Tiers besprochen werden, bei der Darstellung der seelischen Eigenschaften müßte sich von selbst ergeben, daß und warum der treue Freund, Spiel- und Jagdgenosse, Wächter und Beschützer von je eine Rolle auch in dichterischer Erzählung gespielt, aber es wäre eben eine selbständige Darstellung, die ihre Grundlagen von der Zoologie entlehnte, in die verschiedenen Künste hinüberschaute und neben dem künstlerischen Blick vor Allem

Gemüt und Humor voraussetzte. Man sieht: so etwas, eine solche Literatur muß es geben; sie knüpft sich zwar durch starke Fäden an diese und jene Disziplin, aber sie steht für sich, denn sie vereinigt die Standpunkte, die sie aus den verschiedenen Gebieten entlehnt, auf ihre Weise zu einem Ganzen, das wir etwa nennen können: verstandenes Lebensbild. Manches ist geleistet, ein unendliches Feld steht noch offen. Die Namen Oerstedt, Bernardin S. Pierre (études de la nature), Hausmann, Kriegk, Schleiden, Carus, Masius, Bratranek, Scheitlin sind neben dem vorleuchtenden Verdienste Humboldts von Rosenkranz in seiner „Ästhetik des Häßlichen" aufgeführt und gewürdigt. Alle diese außer zweien, Masius und Bratranek, stehen eigentlich auf dem Boden der Naturwissenschaft (auch der psychologischen Beobachtung, wie Scheitlin: Tierseelenkunde) und blicken von da in die Ästhetik hinüber, jene zwei aber nehmen ihren Standpunkt auf der oben bezeichneten Basis, und der Zusammenhang bringt es mit sich, hier etwas näher auf ihre Leistungen einzugehen. Masius in seinen „Naturstudien" greift aus dem Pflanzenleben, der Landschaft, der Tierwelt die Erscheinungen heraus, die ihm zusagen, und gibt uns von jeder ein rundes, geschlossenes Bild, indem er sie nach allen Seiten beleuchtet. Er malt mit sicherer, aber mehr zarter als starker Hand, er ist mehr Stimmungsmaler als energischer Zeichner. Wohl hat er einen klaren Blick für die Bestimmtheit der Form, Bewegung, aber seine Stärke liegt im Gefühl der Zustände, vorzüglich wo sie elegischer Art sind. Wahre Proben dieser Art sind „Die Heide", — „Am See", — „Wenn der Herbst kommt". Im Tierbild ist er glücklich, wo er es mit dem Gemütlichen, Niedlichen, Drolligen, Klugen zu tun hat; die reizenden Gemälde aus der Vogelwelt haben mir die allerliebste Monographie von J. G. Fischer „Aus dem Leben der Vögel" in Erinnerung gebracht, eine Frucht der liebreichsten, sinnigsten Beobachtung, des herzlichsten Verkehrs mit den zierlichen Kleinen. Weniger glücklich ist Masius, wo es das Mächtige, großartig Feurige gilt; das Pferd ist unzulänglich modelliert aus seiner feinen Hand hervorgegangen, das nervös aufgeregte Wesen, die feurige und doch in das Los des Menschendienstes, der seine Stummheit im Schmerz so grausam mißbraucht, tragisch ergebene Seele dieses Tiers will uns aus dem zu kurz geratenen Bilde nicht recht entgegenglühen;

ungleich gelungener ist der sanftere Lastenträger der Wüste in seinem Charakter und seiner großen kulturhistorischen Bedeutung. Masius schreibt ein Deutsch, wie man es selten zu lesen bekommt; er kann wirklich ein Meister schönen, rein und eben fließenden, wohlklingenden Stils genannt werden, sein Ohr hat ungewöhnlich richtiges Gefühl für Tonfarbe und Tonfall. Manchmal wäre man freilich geneigt, einige Herbe und Härte hinzunehmen für stärkere Drucke, für gedrängte, straffe Eigentümlichkeit, man wünschte pastoseren Auftrag und würde dafür gern einige Gröben verzeihen; allein wir werden den Pinsel eines Ruysdael, Mieris, Netscher, Terburg, Schalken darum nicht geringer schätzen, weil er nicht der des Teniers, Ostade oder Snyders und Rubens ist, sondern das anziehende Buch freudig zum wahrhaft wertvollen Besitz unserer Literatur zählen.

Was von Humboldt, Schleiden, Kriegk, Meyen über vegetabilisches Leben in mehr oder minder direkter Beziehung auf die ästhetische Form geschrieben ist, sucht Bratranek in seiner „Ästhetik der Pflanzenwelt" mit philosophischem Fundament zu unterfahren, mit reichen eigenen Anschauungsstudien vermehrt zusammenzufassen und zu ordnen. Wirklich haben wir hier eine Arbeit, die nicht bloß darstellt, sondern der Sache auf den Grund geht. Warum und wie versenken wir unser inneres Leben in die Erscheinung der Pflanze, lassen uns das Bild desselben in ihr entgegentreten? Dies ist die Frage, deren Beantwortung an allen Seiten des Gegenstandes durchgeführt, die Pflanze als Seelenbild ist das Thema, das mit Kraft und Tiefe erfaßt und festgehalten wird. Schade nur, daß der Verfasser nicht ebenso natürlich und einfach als tief und ernst ist. Ich sage es ungern, daß er sich vom Verschrobenen und Geschmacklosen nicht zu befreien vermocht hat; denn es steht hier ein höchst würdiger wissenschaftlicher Charakter vor uns, von dem mit um so mehr Achtung zu sprechen ist, weil er im fernen Polen unter Schwierigkeiten, von denen wir wohl kaum eine Vorstellung haben, deutsche Forschung und Bildung vertritt. Das Verschrobene liegt nicht nur im unnatürlich verwickelten Satzbau, seltsamlichen Ausdrücken („Schauniß" u. dgl.), sondern auch im Gedanken; Bratranek übertreibt, namentlich überall eben den leitenden Satz, wonach wir unsere Seele in das Pflanzengebilde übertragen, so daß es immer aus-

sieht, als sei die Pflanze selbst Sehnsucht, Innigkeit; er versalzt, er verschnörkelt, er preßt die zufliegenden Vorstellungen einer nicht hinreichend gemäßigten Ideenassoziation mit gewaltsamem Witz in seine schwere Perioden, die nach allen Seiten hinausweisen, ausranken, die verschiedenartigsten Beziehungen anschlagen und Knoten zu lösen geben wie nur irgend der J. Paulsche Stil. Ich bin der letzte, der ihm mit dieser Ausstellung schaden möchte; ich glaube, daß sie ihm nützen könnte, und wünsche es um so aufrichtiger, weil es um so viel Gehalt, so edles, so höchst achtungswertes Streben wahrlich grundschade ist, wenn sie in ungenießbarer Form auftreten.

In die Literatur, von der hier die Rede ist, gehört natürlich auch alles, was die menschliche Erscheinung, das Menschenleben, die Geschichte vom ästhetischen Standpunkt oder doch nach ihm hin beleuchtet, denn unter dem Naturschönen hat ja die Ästhetik nicht nur das, was gewöhnlich Natur heißt, sondern die gesamte Welt zu befassen, sofern sie schön erscheint an sich, nicht im Abbilde des Kunstwerks. Eine Arbeit wie die von W. v. Humboldt über männliche und weibliche Schönheit kann als Beispiel dessen angeführt werden, was wir als Aufgabe dieser gemischten Betrachtungsweise ansehen, wiewohl der Verfasser mehr die Form als Farbe und Ausdruck im Auge hat. Anthropologie, Psychologie, Geschichte, namentlich Kulturgeschichte haben in verschiedenen Proportionen und Verbindungen ihr Material an die ästhetische Auffassung zu liefern. Einzelne Leistungen sind in meinem Buch angeführt, Carus wird im Verlaufe noch zu erwähnen sein; ich muß auf weiteren Umblick hier verzichten, um den Faden meiner Selbstkritik wieder aufzunehmen.

Der erste Abschnitt des ersten Teils hat also den Begriff des Schönen an sich in dem Sinne zu entwickeln, daß er von vornherein den tätigen Faktor, die Phantasie, mit dazunimmt. Die erste Unterabteilung dieses Abschnitts hat vom Schönen überhaupt, die zweite von den gegensätzlichen Grundformen zu handeln, die notwendig und allgemein im Schönen auftreten. Wie nun anfangen?

Ganz schlicht mit der Berufung auf das, was einem jeden, der ästhetischen Sinn hat, sein eigenes Bewußtsein über das Wesentliche des Aktes sagen muß, in welchem er ästhetisch auffaßt und genießt. Das Tiefere, die prinzipielle Ableitung, Begründung der Wissen-

schaft des Schönen muß sich schon auf diesem ersten Schritt sofort finden, und es ist daher kein Grund, sich vor einem so schlichten, empirischen Anfang zu scheuen. In der Tat verdient nun zwar der Anfang in meinem Buch nicht so ganz den Vorwurf der Scholastik, den man mir so oft gemacht hat. Ich berufe mich (§ 12) auf ein Gesetz, wonach, was philosophisch wahr ist, nämlich die Harmonie des Weltalls, notwendig „zuerst" in der Form der Unmittelbarkeit oder der Anschauung vor dem Geist auftreten müsse. Darin liegt ein Gedanke, der nur nicht hinreichend entwickelt, aber nach meiner Überzeugung doch die einzige und ausreichende Grundlage ist, auf welche die Ästhetik gebaut werden muß. Freilich das „zuerst" führt sogleich auf Mißverständnisse, auf den bekannten Vorwurf, für die Hegelsche Ästhetik sei das Schöne nur das verhüllte Wahre, nur ein beiläufiges Surrogat für das Denken des Wahren und falle somit als entbehrlich weg, wo die Philosophie ihr Geschäft antritt. Es wird im Verlaufe dieser Kritik reichlich Anlaß sein, mit diesem Vorwurf uns zu beschäftigen. Hier nur soviel: das „zuerst" will allerdings ein Stufenverhältnis aussprechen, in welchem das reine Denken eine höhere Staffel einnimmt als das ästhetische Verhalten, allein es führt auch den falschen Schein mit sich, als behalte die der höchsten vorhergehende Stufe neben dieser nicht ihren Wert als wesentliches, selbständiges, menschlich notwendiges Gebiet. Statt „zuerst" sollte also hier ein „auch" oder besser gar nichts stehen. Der größere, der organische Fehler ist aber, daß ich mit dem Wort „Anschauung" den richtigen Ausgangspunkt nenne und doch davon dann keinen Gebrauch mache, sondern im nächsten Paragraphen synthetisch meine Definition aufstelle und sie im folgenden entwickle, als hätte ich über den Ausgangspunkt der Ästhetik keine Rechenschaft zu geben, als wäre die Basis von selbst gegeben. Die Ableitung folgt nach, statt daß sie an der Spitze stünde.

Es ist also von der Anschauung auszugehen. So halte ich es seit zehn Jahren in meinen Vorlesungen und achte es für gerechtfertigt nicht bloß durch den akademischen Lehrzweck. Sie ist von der bloßen Wahrnehmung als der intensivere, scharf erfassende und innig aneignende Akt zu unterscheiden. Allein nicht jede Anschauung ist die ästhetische; jedem sagt sein Bewußtsein, daß diejenige, welche von ästhetischem Wohlgefallen begleitet wird, eine Anschauung

besonderer Art ist. Im Unterschied von der bloßen Wahrnehmung ist sie nicht nur verweilend, scharf auffassend und innig aneignend, sondern ein Akt, woran das ganze Seelen- und Geistesleben des Menschen so teilnimmt, daß die Sinnlichkeit — denn dieser gehört doch die Anschauung zunächst an — in eine Bedeutung tritt, die ihr bei keiner andern Art ihres Verhaltens zukommt. Zwar wäre der Mensch nicht Mensch, wenn nicht jede rezeptive und aktive Funktion seiner Sinnlichkeit mit geistigen Tätigkeiten sich verknüpfte, und die Anschauung überhaupt hat durch die tiefere Teilnahme der Innerlichkeit an der äußern Auffassung den soeben genannten Vorrang vor der Wahrnehmung; im ästhetischen Gebiet aber tritt eine Verschmelzung des ganzen und vollen geistigen Lebens mit der Sinnlichkeit ein; sie ist noch Sinnlichkeit und sie ist keine mehr, hier fungiert die Sinnlichkeit wie fühlende Seele, Leidenschaft, Wille, Gedanke, der sehende, hörende Nerv empfindet nicht nur, fühlt wie Gemüt, denkt wie Verstand und Vernunft. Auch eigentliches Denken begleitet allerdings dies Anschauen, und eine Kunstform, die Poesie, vermittelt ja, was sie uns innerlich vergegenwärtigen will, durch das Wort, allein diese und jede andere differenzierte Tätigkeit des Geistes ist auch durchaus nur begleitend, das Bestimmende, Tragende ist und bleibt die Sinnlichkeit, in welcher diese Formen des bewußten Geistes konzentriert und indifferenziert sind: die seelenvolle, die geisterfüllte Sinnlichkeit. Die Wolffische Philosophie, sagt meine Ästhetik in der Bemerkung zu § 42, hatte die Mittel nicht, die Vernunft in die Form der Anschauung sich ergießen zu lassen und eine sinnlich geistige Erkenntnis zu begreifen; es ist nur zu spät gesagt, ich hätte damit beginnen sollen. Man mag sich die Sache am Beispiel einer Pantomime deutlich machen, wo wir ohne Vermittlung der Sprache, rein aus der Bedeutung der Gebärden, Bewegungen, des Ausdrucks die ganze Handlung verstehen und verstehend uns einfach freuen. In der Tat: es gibt zwei Arten zu denken, eine in Worten und Begriffen und eine in Formen; es gibt zwei Arten, die Welt zu lesen, eine in Buchstaben, eine in Bildern. Auf ähnliche Weise versteht wohl das Tier die Welt: Gestalt, Bewegung, Ton vertritt ihm als eine Zeichensprache die Stelle des Worts und Begriffs. Es wäre gewiß verkehrt, an der Beiziehung des Tierischen hier ein Ärgernis zu nehmen: denn bei Gleichheit der Art des Verhaltens

kann ja unendlicher Unterschied der Intensität, der Tiefe stattfinden, das Tierische im Menschen ist als Tierisches im Menschen eben zugleich kein Tierisches mehr und wird im ästhetischen Akte positiv heraufgehoben zum Geistesleben, dessen Organ es ist, oder umgekehrt, mit ihm durchdrungen.

Ein sinnlicher Akt also, der ebensosehr ein geistiger ist, ein geistig inhaltsvoller. Der Anfang des Systems hat nun weiter auf den Zustand hinzuweisen, der diesen Akt begleitet; er darf sich einfach auf die Tatsache berufen, daß dieser Zustand ein Wohlgefallen besonderer Art ist, ein solches nämlich, das einen Charakter der Unendlichkeit trägt, der unbedingten, der absoluten, der idealen Lust. Dies kann keinen andern Grund haben als den, daß nicht nur dieser oder jener Inhalt, sondern der höchste Inhalt, die Harmonie des Weltalls in die Erscheinung hinein-, aus der Erscheinung herausgeschaut wird. Die Koinzidenz der Gegensätze ist also eine volle, nicht nur eine Seite des Geistes, der Geist in seiner höchsten Bedeutung, der wahrhaft das Allgemeine erfassende Geist tritt über in das entgegengesetzte Extrem, in die Organe, durch die wir sonst nur mit dem Einzelnen uns vermitteln, Einzelnes erfassen, Einzelnes genießen.

Nun ist der Satz aufzuführen, der in § 10 und 13 meines Buches enthalten ist: an sich ist die Harmonie des Weltalls, die absolute Idee der Hegelschen Terminologie, überall und nirgends, nie und immer verwirklicht; sie realisiert sich bloß in allen Räumen und im endlosen Verlaufe der Zeit durch einen beständig sich erneuernden Prozeß der Bewegung; diese Wahrheit wird scheinlos durch den Gedanken ergriffen; es gibt dafür keinen Erfahrungsbeweis, weil sie nie ein Einzelnes werden kann, der denkende Geist aber muß sie denken und behaupten, weil er Einheit denken und behaupten muß; in der Weise des Scheines wird sie ergriffen durch die ästhetische Anschauung; dieser Schein, als ob auf einem einzelnen Punkte des Raums und der Zeit, in einem begrenzten Einzelnen wirklich sei, was nur im unendlichen Weltverlaufe, in der ewigen Wechselergänzung und Wechselarbeit aller Wesen wirklich ist, dieser Schein, als ob zum Gegenstand der Erfahrung werde, was nie Gegenstand der Erfahrung sein kann, sei aber, sagt § 13, nicht leerer, sondern inhaltsvoller Schein oder Erscheinung: ein Schein, durch

den die Wahrheit leuchtet, daß die Welt als Ganzes und Ewiges vollkommen ist.

Nimmt man diesen Satz mit dem vorhergehenden von der Koinzidenz der Gegensätze in der menschlichen Natur zusammen, so ist die Deduktion der Ästhetik gefunden, nach meiner Überzeugung die einzig mögliche, die ganz hinreichende. Wenn das Schöne nicht wäre, so gäbe es keinen Punkt, auf welchem die zwei extremen Seiten der menschlichen Natur, der Geist und die Sinnlichkeit, zusammentreffen, wahrhaft und ganz in Einem aufgehen, und es gäbe keinen Punkt, auf welchem die Vollkommenheit, die Harmonie, kurz die Göttlichkeit des Weltalls einleuchtete. Es ist dies nur die subjektive und die objektive Wendung einer und derselben Wahrheit: die Strahlen des vollkommenen Lebens, zerstreut durch das Weltall, sammeln sich auf einer Stelle des Raums und der Zeit; was nirgends und überall, was nie und immer wahr ist, wird ein Hier und ein Jetzt, und zwar im anschauenden Menschen, der eben dadurch den Grundgegensatz seines Wesens versöhnt und mit sich harmonisch wird. Keine andere Hauptform der Tätigkeit des Geistes, keines der andern idealen Gebiete tritt in diese Lücke, die Leistung des Schönen ist unersetzlich.

Die Religion bedarf, um den Gefühlsprozeß der Erhebung des Individuums zur höchsten Einheit zu vollziehen, der Personifikationen des Absoluten und lehnt sich nach dieser Seite an das ästhetische Gebiet, nimmt die Phantasie zu Hilfe und erzeugt sich ihren mythischen Bilderkreis. Gelehnt an diesen Stab arbeitet sie das Innere des Menschen ungleich intensiver durch als das ästhetische Verhalten, erfaßt und bricht die Selbstsucht im tiefsten Grunde des Gemüts; sie ist in diesem Sinne praktisch und daher wirklich das Grenzgebiet des absoluten Geistes nach der Seite der Moral hin, die im Gebiete des relativen (im ungelösten Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt sich bewegenden) Geistes ebenso auf der Grenze steht und nach der Religion hinüberweist, zu ihr als ihrer Ergänzung notwendig hindrängt. Allein Moral und Religion heißen uns zwar unser sinnliches Leben in die Zucht des Geistes nehmen und als Organ, als Gefäß eines in uns gegenwärtigen göttlichen Geistes ehren, sie stehen jedoch notwendig zugleich auf dem Standpunkte des Mißtrauens gegen dasselbe und sind geneigt, es zu bekämpfen, statt

es zu erziehen. In der Religion spiegelt sich dies negative Verhalten auf der Seite der mythischen Vorstellung dadurch ab, daß sie kein Interesse hat, ihre Gestalten schön zu bilden, daß die Kunst ihr einen sehr zweifelhaften Dienst leistet, wenn sie dies tut (vgl. meine Ästhetik § 61—67, 418). Diese Gestalten sind geglaubte Wesen, die Vorstellung (und dann das sie darstellende Götterbild) wird für Sache gehalten, es herrscht der „unfreie Schein", wie ich es nenne (§ 65). Die strenge, harte Gestalt des Gottes wirft das Gemüt des Andächtigen in das Innere und heißt ihn sich der Weltlust entschlagen, ihre herbe Form ist Ebenbild der Verneinung, welche der Mensch seiner Sinnlichkeit entgegensetzt und wodurch er gehindert ist, sich zum vollen Menschen zu erziehen. Ganz anders liegt allerdings die Sache, wenn man das Gebiet des Schönen voraussetzt und nun erwägt, daß eine richtige Moral die ästhetische Erziehung in die Reihe der Pflichten aufnimmt, eine fortgeschrittene Religion dieser Pflicht die höchste Weihe gibt: dann aber verknüpft man die unterschiedenen Gebiete, während es im vorliegenden Zusammenhange gilt, sie zu unterscheiden, und die Unterscheidung eben hat gezeigt, daß das ästhetische Gebiet neben dem religiösen als ein selbständiges besteht. Die Religion für sich allein bildet den Menschen nicht zum ganzen Menschen wie das Schöne, sie ist tiefer, aber einseitiger.

Daß das wissenschaftliche Denken, daß die Philosophie das Schöne nicht ersetzen kann, das ist bereits ausgesprochen, wenn man für den Ausgangspunkt der Ästhetik den Satz erklärt, es gebe eine Form der Anschauung, welche die Welt ohne Begriff als vollkommen erkenne, es gebe zwei rein entgegengesetzte Arten, die Wahrheit zu verstehen, zu lesen: das Lesen durch Gedanken, das Lesen durch Bilder. Das reine Denken steht höher als das Anschauen; wer dem Andern in sein Geheimnis sieht, befindet sich auf höherer Stufe als dieser; allein die höhere Stufe wird um den Preis eines ungemeinen Opfers erstiegen, eines Opfers, das so groß ist, daß es nur in der Stunde der betreffenden spezifischen Tätigkeit gebracht werden darf und kann. Der Philosoph bleibt Mensch, will und soll und muß als Mensch schauen, schauend empfinden, was er als Philosoph auf dem weiten Umweg des Begriffs denkend erfaßt; die Unterlassung bestraft sich durch verhärtete abstrakte Einseitigkeit; nur im Schönen

ist er ganzer Mensch, der Philosoph, wie Schiller an Goethe schreibt, bleibt immer nur halber Mensch. Dies „ganz und halb" ist freilich auch eine unzulängliche Bezeichnung. Das Ganze des menschlichen Wesens ist im Denken enthalten in Form des geistigsten Auszugs aller Kräfte, allein freilich, der Auszug ist ebensosehr auch ärmer als das Ganze, wovon er der Auszug ist, kann es nicht aufwiegen, nicht ersetzen; Gehirn und Mark ist nichts ohne den ganzen Leib, der einseitige Gehirnmensch ebenso arm als reich gegenüber dem fühlenden, schauenden, handelnden. Die Einteilung der Gebiete des Geistes nach Rangordnung ist nur dann verkehrt, wenn sie ohne granum salis geschieht. Das granum salis heißt vor Allem: die zurückgelassene Stufe ist nur relativ niedriger, sie bleibt in ihrem Werte bestehen, der nach der einen Seite Vorzug vor der höhern Stufe ist. Sodann: man hüte sich, falsch zu vergleichen: nur die ganze Philosophie ist relativ höher als die ganze Kunst und nur der genialste Philosoph relativ mehr als der genialste Künstler. Erklärt der Philosoph ein Kunstwerk, zersetzt er hiemit den ästhetischen Schein, so fällt es ihm darum nicht ein, seine Analyse an Stelle des Analysierten oder gar drüber setzen zu wollen, sondern gerade den Zweck hat die Zersetzung: den Wert und Aufbau des Scheins in seiner Tiefe und seinem Gefüge um so klarer zu zeigen. Aber es hilft nichts: von zwei Tätigkeiten steht diejenige höher, welche die andere zum Objekte der Erforschung macht. Ich bedaure, daß ich das nicht ändern kann, denn wirklich, ich habe die Künstler auch lieber als die Philosophen.

Dies führt mich auf Herrn Carriere, mit dem ich, ehe ich weitergehe, ein Wort reden muß. Er sagt, das Schöne werde in meiner Ableitung zu einer Lüge, „indem es sich den Schein eines vollendeten Seins, einer adäquaten Darstellung der Idee in der Erscheinung gibt, dies aber doch unmöglich sein soll". (Ästhetik, Teil I, Seite 231.) Man bemerke sogleich die Schärfe, womit hier meine Deduktion wiedergegeben ist. Das Schöne „gibt" nicht „sich" diesen Schein; es ist dieser Schein. „Dies aber doch unmöglich sein soll." Was soll unmöglich sein? Ein vollendetes Sein oder der Schein eines vollendeten Seins? Das vollendete Sein ist nach meiner Deduktion in gewissem Sinn unwirklich (nicht „unmöglich"); soll nun, wenn diese Unwirklichkeit in gewissem Sinne behauptet wird,

die Erzeugung des Scheins einer Wirklichkeit des vollendeten Seins unmöglich sein? Aber nicht die Behauptung einer Unmöglichkeit, sondern die Aufstellung einer Lüge wirft mir ja Carriere vor, denn eine solche ist nach meiner Auffassung, wie er behauptet, das Schöne; möglich wäre es also doch, zu lügen; d. h. der Schein eines vollendeten Seins kann erzeugt werden, auch wenn ein solches in gewissem Sinne nicht wirklich ist; es ist ein Akt möglich, der die im unendlichen Weltverlauf zerstreuten Lichter des Vollkommenen in einen Brennpunkt sammelt, das gibt Carriere hiemit zu; es ist aber doch eigentümlich, daß ein so wesentlicher, bedeutender Akt zwar möglich, aber eine Lüge sein soll. Doch dies nur vorläufig, um etwas Licht auf die logische Genauigkeit meines Gegners zu werfen. Der Vorwurf wiederholt sich mit derselben Vermischung der Begriffe: unwirklich und unmöglich Seite 232: „Vischers metaphysischer Standpunkt, auf dem das Schöne für eine Lüge erklärt werden muß — denn eine Lüge ist doch wohl der Schein, welcher uns etwas Unwirkliches, ja Unmögliches als wirklich vormacht — schließt in der Tat die Lehre vom Schönen vollständig aus." Dann Seite 237: „Vischer behauptet, daß die Idee nicht im Einzelnen, sondern ‚erst' im unendlichen Flusse der Zeit in der Wechselergänzung der Individuen wirklich wird; also ist sie niemals und nirgends wirklich, da der Fluß der Zeit nicht abgelaufen ist. Er läßt darum etwas geschehen, ‚wodurch der Schein einer Zusammenziehung dieses unendlichen Flusses auf einen Punkt erzeugt wird'. Diese Vorausnahme des vollkommenen Lebens durch einen Schein soll das Schöne sein. Allein dieser Schein trügt nach Vischer, er lügt, er macht uns etwas vor, was nicht wirklich ist, was nicht wahr ist, was dem Wesen der Idee nicht entspricht, sondern widerspricht; die Verwirklichung der Idee im Einzelnen hat Vischer wiederholt für eine Unmöglichkeit erklärt, gerade damit kämpft er gegen den persönlichen Gott und gegen Christus." Folgt hierauf eine Hervorhebung der Sätze, in denen ich zeige, wie das Denken den schönen Schein auflöst, dann heißt es weiter: „Der durch das Denken gerechtfertigte Gehalt ist also nach Vischer nicht mehr schön, der falsche Schein hat ein Ende, sobald das Denken darüber kommt. Sehr konsequent und dadurch den Stab über die eigene Lehre brechend sind diese Sätze. Arme Denker, für die es keine Schönheit mehr gibt! Arme Schönheit,

die nur eine unbegriffene Lüge, etwas Unwahres und Unwirkliches ist! Arme Künstler, die ihr euer Leben an das Vormachen falschen Scheines setzt!"

Das Schöne ist wesentlich sinnliche Erscheinung, Anschauung, anders weiß und bestimmt auch Carriere nicht. Was in ihm erscheint, angeschaut wird, ist die vollkommen individualisierte Gattung; so meint es auch Carriere. Eine Lüge soll nach ihm das Schöne sein, wenn es nicht Abschrift einer Welt erscheinender vollkommener Individuen ist, die vor ihm, außer ihm, ohne es besteht. Billig fragen wir ihn nun, ob er etwa im Paradies spazieren gegangen ist und daselbst alle Dinge vollkommen, so wie auch den lieben Herrgott leibhaftig gesehen hat und ob alle Künstler und Dichter, die uns diese arme Welt im Paradiesesglanze zeigen, Arm in Arm mit ihm ebendaselbst gewallt sind? Wo sind die Zeugen, die das eidlich beschwören können, daß sie ihm dort im irgendwo bestehenden Jenseits, d. h. einem Raum außer dem Raume, wo die Ideen verkörpert wandeln, auf dem Spaziergang begegnet seien? Da er so tut, als habe er das selbst geschaut, als hätten sämtliche Künstler geschaut, als könnte er die Zeugen stellen, und da er doch kein Jota von einem Beweise beibringt, daß er Recht habe, so zu tun, so möge er erlauben, daß bis dahin, wo er uns den Beweis herschafft, uns dünken will, hier sei kein Lügner als derjenige, welcher so tut, wie er tut. Doch da fällt mir noch etwas ein. Er sagt, ich kämpfe gegen den persönlichen Gott und Christus. Vom persönlichen Gott wollen wir hier vorerst absehen, wir kommen auf ihn zurück; in der Person Christi jedenfalls glaubt wohl Carriere ein reales, ein geschichtlich wirkliches Urbild aufweisen zu können; ein einzelnes Individuum soll absolutes Individuum wirklich gewesen sein. Danach wären die Werke der Kunst und Poesie, welche den Stifter unserer Religion als Wundertäter, als Gottmenschen darstellen, wahre Abbilder eines realen Urbilds. Dasselbe muß im Augenblick der Entstehung dieser Werke notwendig den Künstlern und Dichtern sichtbar erschienen sein, denn sonst lügen sie. Etwas verwunderlich ist freilich sogleich, daß diese Darstellungen so sehr verschieden sind. Nun, das mag dahingestellt bleiben, die Leute werden eben mit verschiedenen Augen gesehen haben, aber gesehen, wie gesagt, müssen sie haben, da hilft alles nichts, sonst

lügen sie. Das Schöne ist wesentlich sinnliche Erscheinung. Ist es Lüge, wenn diese Erscheinung etwas bietet, was so nicht ist, so muß dies Seiende wie das Abbild sinnlich da sein, sinnlich vom Abbildenden geschaut sein. Aber auch Carriere selbst, obwohl nicht Künstler, doch Ästhetiker, muß das Glück gehabt haben, daß Christus ihm erschien, denn woher sonst kann er es so ungeheuer gewiß wissen, daß dieser Inbegriff aller Vollkommenheit der Menschengattung ein reales einzelnes Wesen war und (da ein Individuum, in dem eine Idee ganz realisiert ist, nicht sterben kann) noch ist? Uns andern armen Leuten ist dies Glück nicht widerfahren und so kommt es, daß wir meinen, wer als bewiesen voraussetzt, was eben nicht bewiesen ist, und nun den Zweifelnden als einen Verbrecher gegen heilig Feststehendes behandelt, begehe eine petitio principii mit dem ganzen Segen der rührenden Naivetät, dessen von jeher alle obscuri viri bis auf die neueste Enzyklika herab sich erfreut haben. Da aber doch Menschenfreundlichkeit sonst in ihm ist, so vergönne er uns blinden Ketzern, so lang in der gemeinsamen Luft unserer Erde leidlich zu leben, bis er die Augenzeugen stellt, die uns den letzten Zweifel nehmen darüber, ob einmal ein Mensch zugleich Gott gewesen sei. Doch angenommen, er könne sie stellen, ja er selbst sei der Augenzeuge, so stoßen wir schon wieder auf ein Bedenken: im urbildlichen Christus sind doch nicht explizite die Urbilder aller Dinge und Wesen, z. B. der Landschaft, der Tierwelt, der profanen Geschichte wirklich, ich meine sinnlich wirklich, als Gegenstand der Anschauung wirklich gewesen oder noch wirklich (— das Tempus macht uns Not, denn eigentlich müßte die Anschauung zur Stunde noch und auch in allen künftigen Stunden gegeben sein —); der Künstler könnte also, wenn er nicht lügen will, nichts darstellen als Christus und immer wieder Christus; stellt er irgend auch Anderes dar, so hat er hiefür kein wirkliches Urbild, d. h. kein Urbild, das in einem Individuum sinnenfällig wirklich wäre, ein solches aber muß Carriere ja verlangen, wenn die Darstellung nicht Lüge sein soll. Nun auf den persönlichen Gott zu kommen, so wird es sich mit diesem nicht anders verhalten. Hätte Carriere auch die Ehre des Abraham und Moses genossen und könnten ihm alle Künstler, die je den lieben Gott gemeißelt und gemalt, eidlich beteuern, daß er ihnen gesessen, so hätten er und sie doch nicht alle

denkbaren Urbilder in ihm sinnenfällig verwirklicht gesehen, sondern nur ihren Inbegriff, aber in diesem Inbegriff verschwimmt alles Bestimmte so, daß es mir wieder vorkommen will, er und alle Andere hätten eigentlich doch — nichts gesehen.

Doch schon lang höre ich meinen Gegner fragen: „verstehst du mich nicht, oder willst du mich nicht verstehen?“ O ja, ich verstehe und will verstehen. Carriere meint, eines sinnenfällig realen Urbildes bedürfe es nicht, um dem Schönen Wahrheit und Wesenheit zu vindizieren; die Realität des Urbildes als eines im Geiste des persönlichen Gottes gedachten, geschauten: dies sei es, worauf es ankommt, wovon es abhängt, ob das Schöne Lüge sei oder nicht. Und eben darauf habe ich schon geantwortet: das Schöne ist wesentlich Sinnenwahrnehmung und wenn seine Wahrheit davon abhängen soll, daß es Abbild eines Urbildes sei, worin das Vollkommene ganz real ist, so muß dies Urbild selbst eine Sinnenerscheinung sein. Das Gedachtsein der Vollkommenheit im göttlichen Geiste nutzt Carriere gar nichts, ist sie nicht sinnlich vorhanden, so bleibt er der Lügner, der da tut, als hätte er sie geschaut und Andere der Lüge zeiht, die etwas bescheidener sind. Genügt es, um die Wahrheit des Schönen zu retten, daß das Vollkommene, ehe es von der Kunst sinnlich dargestellt wird, im Geiste geschaut, daß seine in der Wirklichkeit auseinander geworfenen Lichtwellen im Geiste gesammelt seien, so macht es rein keinen Unterschied, ob dies doppelt geschieht oder einfach: im göttlichen und dann im menschlichen oder nur im menschlichen oder — was wohl das Richtige sein wird — im göttlich-menschlichen Geiste: es ist eben Schauen im Geist. Carriere setzt, wie wir Andern auch, die Aufgabe der Kunst darein, „das Urbild zu vergegenwärtigen, als dessen einander ergänzende Abbilder die Naturdinge erscheinen“ (244); „in jedem Einzelnen ist die Idee der Gattung gegenwärtig und so gewinnt sie ein tausendfältiges Dasein, ohne ihre Einheit zu verlieren, und wir nennen etwas seiner Art nach schön, in welchem die Idee der Gattung rein und unverkümmert, klar und voll zur Erscheinung kommt; es ist dann aber auch kein in sich wesenloses Abbild, vielmehr die zeitlich-räumliche Darstellung, die sinnenfällige Verwirklichung des ewigen Urbildes“. Nun hier steht ja Carriere ganz einfach da, wo wir Andern auch stehen. Das Ur-

bild ist nicht sinnenfällig, braucht es nicht zu sein. Es hat nur die Wahrheit des geistig Geschauten. Wir sind miteinander nicht in dem Falle, noch platonischer als Plato selbst, aus dessen Phantasie von dem Sein der Ideen am überhimmlischen Orte und von der Präexistenz, worin die Seele sie schaut, blutigen Ernst zu machen. Ist aber das Urbild außer im Werke der Phantasie und der Kunst nicht sinnenfällig wirklich, so ist dies Werk doch offenbar eben ein Schein. Das entsetzliche Wort Schein hat Carriere einen großen Schrecken, einen wahren Schauder eingejagt. Er muß überhaupt merkwürdig zarte Nerven haben; er führt z. B. Fichtes bekannten Gedanken an, die Kunst mache den transzendentalen Gesichtspunkt zum gemeinen, und fährt fort: „man erschrecke nicht über diesen Ausdruck" (Seite 24); meinen Satz: die Aufgabe aller Philosophie sei Destruktion der Metaphysik durch Metaphysik, nennt er einen schauerlichen (368; wobei ich übrigens bemerke, daß ich zwar nicht diesen Satz, aber meinen Übergang aus der Metaphysik des Schönen in die Lehre vom Naturschönen ihm völlig preisgebe). Diesen Nerven bereite ich wohl eine neue Erschütterung, wenn ich das furchtbare Wort spreche, der Schein in bestimmtem Sinn sei höher als die Realität, und wenn ich zur Beleuchtung dieses Frevelworts an die Äußerung des Aristoteles erinnere, die Poesie sei philosophischer als die Geschichte. Bei dem Worte Schein fällt ihm sogleich ein „Vormachen" ein, Schein ist ihm sogleich „falscher" Schein. Schein im ästhetischen Sinn bedeutet dasselbe, was Form, wenn man hinzunimmt, daß er ein durch die Phantasie geschaffenes Idealbild des Gegenstandes gibt. Das Wort Form muß unsern ängstlichen Mann ebenso erschrecken: Form, die außer der Kunst nicht wirklich existiert, — also bloße Form, also lügnerische Form! Was die Wehklage über die armen Denker und die armen Künstler betrifft, so muß ich Jeremias seinem Jammer überlassen, wenn er nicht verstehen will, daß der Philosoph als Philosoph das Schöne zersetzt, auch wenn er es nur zersetzt, um seine Zusammensetzung und seinen Wert zu begreifen, daß er aber als Mensch sich einfach daran erfreut wie Andere auch, — doch davon ist ja bereits die Rede gewesen.

Nun aber zur Sache, d. h. zu dem, was für Carriere die Sache ist. Er kämpft eigentlich nicht um das Schöne, sondern um seinen

Theismus. Ich habe in meiner Ästhetik für notwendig erachtet, von einer Entscheidung über die Frage: Theismus oder Pantheismus auszugehen, und hiefür im Wesentlichen zwei Gründe angegeben. Der erste bezieht sich auf das Leben, die Geschichte der Kunst. Zu § 10, Seite 48 spreche ich die Besorgnis aus, eine Konstruktion der Ästhetik aus dem Theismus möchte zu dem fanatischen Prinzip der Kunstpietisten führen, nach welchem die allein wahre Kunst diejenige ist, welche die persönliche Gottheit (nebst dem zugehörigen Mythenkreis) feiert; ich befürchte zugleich die Konsequenz, welche Weiße in seiner Ästhetik gezogen hat, nämlich diejenige Anordnung des Systems, wonach sich das Schöne in die Religion, die Ästhetik in die Theologie auflöst (vgl. meine Nachweisung Seite 25—28 zu § 5). Das höchste, wahrhaft reale Schöne oder die wahre Einheit des Wahren und Schönen ist nach dieser Ansicht in Gott, die Kunst ist eine schwache Vorbildung, Vorahnung der Gottheit. Dieselbe Stelle führt auch diejenige Form des Theismus an, welche Immanenz und Transzendenz verbindet, und sagt, dieser Standpunkt verdamme zwar die weltliche Kunst nicht wie der des streng konsequenten reinen Theismus, müsse aber doch geneigt sein, sie neben der religiösen, symbolischen, mythischen zu unterschätzen und ihre Fortschritte seit der Reformation zu verkennen. Ich verwehre mich eben nicht eifrig für die Richtigkeit meiner Sätze. Der Philosoph, oder wer irgend über unsinnliche Dinge denkt, und der Künstler mag in der Theorie, in der Vorstellung Theist sein und doch in der Kunstbeurteilung und in der Kunst diese Frage ganz aus dem Spiele lassen, ja positiv überzeugt sein, daß sein persönlicher Gott tiefer und inniger verherrlicht werde, wenn sein wunderloses Walten in der Natur und Geschichte, als wenn seine sinnlich vorgestellte Person nebst dem verwandten Gestaltenkreis und sein mirakulöses Eingreifen in Natur und Geschichte dargestellt wird. Mag es also von mir eine zu scharfe Konsequenzziehung gewesen sein, wenn ich sagte, der Theismus müsse es folgerecht für die höchste Aufgabe der Kunst erklären, „einen absoluten Körper zu porträtieren, der ihm niemals sitzt“. Was mich trieb, war übrigens, ich darf es sagen, ein rein ästhetisches Motiv: der Widerwille gegen das Predigen mit dem Pinsel und mit der Leier und der Wille, die Einsicht zu verbreiten, daß es künstlerisch

schwerer, aber auch schöner und tiefer ist, den göttlichen Geist in die Dinge zu legen, als in Personifikationen neben sie zu stellen. — Mein zweiter Grund ist aus der Stellung des Naturschönen zum Kunstschönen in der Ordnung der Ästhetik genommen und hier war es der bestimmte Vorgang Weiße's, auf den ich mich zu berufen hatte. Es liege, sage ich in Teil II zu § 233, dem Theismus nahe, das Naturschöne für das dem Wert wie der Folge nach Höhere gegenüber dem Kunstschönen zu erklären; „die wahre und ganze Schönheit ist dann jenseits der sichtbaren Welt in Gott, ihr erster, frischer Abglanz ist in der Natur, der schwächere, zweite in der Kunst; in Wahrheit wäre dadurch die Ästhetik aufgehoben: ein geheimes Buch, das nicht in dieser Welt geschrieben werden kann". Hierauf wird bereitwillig zugegeben, daß nicht alle Schlußfolgen gezogen werden, hiemit aber auf Weiße übergegangen, der aus der Logik der Transzendenz Ernst macht und demgemäß das System der Ästhetik auf den Kopf stellt, indem er die Naturschönheit unter dem Namen „der Genius in objektiver Gestalt" an den Schluß des Systemes setzt und den „subjektiven Genius", den Künstlergeist aufführt, bevor er den Stoff hat, in dessen Umbildung er seine schöpferische Kraft erweist, nämlich eben das Naturschöne. Auch darum streite ich eben nicht viel, ob ich mit diesem zweiten Grund recht hatte, an der Schwelle meines Buchs die Theisten zurückzuschrecken, doch darf ich sagen: wie schwer es ist, in der Ästhetik auf die Metaphysik nicht zu kommen, das beweist niemand hübscher, als der besonders eifrige Gegner solcher „Vermengung", R. Zimmermann. Zuerst sagt er in seiner Geschichte der Ästhetik mit vornehmer Miene, diese Wissenschaft habe mir aus meiner Beantwortung der metaphysischen Fragen nur deshalb keinen Vorwurf zu machen, weil derlei Dinge sie eigentlich nichts angehen. Hierauf belobt er Carriere, ja Eckardt (vgl. den Wisch: Die theistische Begründung der Ästhetik usw.) als meine Widerleger, d. h. Schriftsteller, die gerade recht ausdrücklich die Ästhetik auf (theistische) Metaphysik gründen, endlich aber in seiner eigenen Ästhetik gelingt es ihm — nur immer mit dem bequemen Vorbehalt, die Ästhetik wisse nicht, ob das wirklich sei —, ein ganz hübsches Quantum Dogma da und dort einzuschieben.

Übrigens kann ich an dieser Stelle zum voraus bemerken, daß

man mich in der Kritik des Abschnitts meiner Ästhetik, der die Lehre von der Phantasie enthält, ungleich einräumender als früher finden wird gegen Alles, was mythische Auffassung, symbolische Personifikation zu nennen ist; vorausgesetzt nur immer, daß es sich um nichts Anderes als freien ästhetischen Schein handelt. Rigoristisch ausgeschlossen habe ich zwar diese „zweite Stoffwelt" auch bisher nicht; was ich soeben über innigere Verschmelzung der Idee mit dem Bilde bei wunderloser Darstellung der Wirklichkeit gesagt habe, spricht ja eben nur einen Komparativ aus. Doch dies ist noch ungenau; die Sache ist gründlicher zu nehmen, der Punkt hängt damit zusammen, daß ich, wie diese Kritik bereits eingestanden, die Erfindung nicht mit genügender Klarheit hervorgestellt und in ihr Recht eingesetzt habe. Davon also an seinem Orte mehr!

Nun hätte ich eigentlich mit Carriere über die Frage: Theismus oder Pantheismus, gleichviel, ob sie in die Ästhetik gehört oder nicht, eine Lanze zu brechen, denn er rennt mit eingelegtem Speer gegen den „Bekämpfer des persönlichen Gottes und Christi" los. Ich lasse es lieber. Er mag ferner schalten, als ob von uns noch Niemand zu beweisen versucht hätte, daß Personsein heißt: mit der Schranke des Ich und, da das Ich die Selbsterfassung des leiblich lebendigen Einzelwesens ist, mit der Schranke eines Körpers Anderen gegenüberstehen, die ebensolche Ich sind, und als diese so beschränkte Einheit unter diesen Gegensätzen tätig sein; er mag sich einbilden, dieser Satz verdiene keine Widerlegung, oder er sei längst widerlegt. Er mag, wenn ihm doch einfällt, daß seinem außer der Immanenz in der Welt auch außer ihr für sich seienden Gott eigentlich auch Sinnendasein und Sinnenanschauung beigelegt werden muß, sich fernerhin so kindlich schön helfen wie in der Ästhetik, wo er sich fragt: „wie aber kann das Schöne für Gott sein, wenn es ohne die Sinne als solches nicht angeschaut, empfunden, genossen wird?" und wo er antwortet: „der in der Welt offenbare, die Natur in sich hegende und gestaltende wahrhaft Unendliche sieht und hört mit all den Augen und Ohren aller einzelnen Wesen usw. Wir sind die Sinnenwerkzeuge Gottes." Es ist ganz richtig: der persönliche Gott muß sehen und hören können. Er braucht also Augen und Ohren. Er hat aber keine, denn er soll ja doch kein

sinnlich beschränktes Wesen sein. Er entlehnt also die unseren. Wie ist es dann mit dem Selbstbewußtsein, das doch, wenn ich recht weiß, zur Persönlichkeit gehört? Das wird er wohl selbst besitzen. Nur die sinnliche Anschauung entlehnen? Ein merkwürdiger Vermögensstand! Mir will es fast vorkommen, die Sache stünde etwas einfacher, wenn Carriere sich einmal vorzustellen versuchte, der liebe Gott entlehne Beides; er kommt dann vielleicht bei längerem Nachdenken da an, wo seine ruchlosen Gegner stehen, und schaudert nicht mehr vor dem Gedanken, daß Gott das Personsein in allen Personen, das Subjekt in allen Subjekten ist und daß man von dem absolut Tätigen, von dem, was das Leben in allem Lebendigen, die Bewegung in allem Bewegten ist, streng genommen überhaupt nicht sagen kann: es ist, denn sein heißt neben Anderem, was ist, auch sein. „Es gibt einen Gott" sagen heißt sagen, die absolute Welteinheit sei ein Ding, ein Wesen neben andern Dingen, Wesen in der Welt. — Carriere mag sich ferner das Geheimnis des Unendlichen im Endlichen durch harmlose Anwendung der Kategorie der Kausalität auf dies Verhältnis erklären, wie jeder Katechismus und jedes unphilosophische Vorstellen es tut. „Von wem denn gewollt, wenn nicht von einem ursprünglich Wollenden?" Von wem? so fragt man bei Werken des Menschen. Kinder, alte und junge, glauben über das Ganze der Welt so fragen zu dürfen. Von wem? Und wenn der Wer entdeckt ist, von wem kommt denn dann dieser Wer, wenn ja doch das Von-woher-Kommen in letzter Instanz auch von unendlichen Verhältnissen gilt? Wenn der Baum solches vollzieht, wozu nach unseren nächsten Begriffen nötig scheint, Zweck und Mittel zu denken, so mag Carriere mit einigen Andern sich das Rätsel dadurch erklären, daß er sagt: es sei von dem vordenkenden, vorwollenden Geist in ihn „gelegt"; ich bekenne vor wie nach, daß ich das nicht verstehe, nichts dabei denken kann, und daß es mir scheinen will, es helfe das dem Baume gar nichts, wenn es in ihn „gelegt" wäre, denn das heißt eigentlich doch, wenn man das vergangene Tempus aus dem Partizip wegnimmt, daß ein Anderer für ihn denke und wirke; er muß aber ja doch die Sache selbst verrichten. Ja das Tempus! Einmischen der Zeitvorstellung! Hinter dem Kausalitätsbegriff, wo er auf das Weltganze übergetragen zur Personifikation der inneren Welteinheit in einem Schöpfer führt,

steckt zunächst die Raumvorstellung; mit ihr mischt sich stets auch die Zeitvorstellung ein. Nimm, wie das Neben und Außer, so das Vorher und Nachher hinweg, so fällt hier wie dort die Personifikation: es gibt kein Vordenken, Vorwollen, Vortun. — Ob diese paar Bemerkungen Carriere die Augen öffnen darüber, wer eigentlich dem Andern das „hölzerne Eisen" vorzuwerfen hat, das überlasse ich dem Bau dieser Augen. Auf die Einmischung der Zeitform in ein ewiges Verhältnis werde ich wohl zurückkommen, wenn bei näherem Eingehen auf das Wesen des Schönen der Begriff der Zufälligkeit zur Sprache kommt, dessen Einführung Carriere zu so großem Ärgernis gereicht. Er rühmt sich, die Verbindung des Theismus mit der Lehre von der Immanenz im Pantheismus entdeckt zu haben. Er nennt das „meine Philosophie"; er hat erst, nachdem der große Gedanke schon von ihm erzeugt war, gefunden, daß Lessing etwas Ähnliches dachte (233). Gelegentlich gesagt: mir will scheinen, als habe Lessing, wenn er Spinoza und Leibnitz vereinigen wollte, es ein bißchen anders gemeint als Carriere, er habe die Freiheit und Selbständigkeit der Individuen, nicht die Personifikation der immanenten Weltursache zu retten gesucht. „Wir Philosophen" sagt Carriere gern; mir kommt es vor, jene zwei reinen Gegensätze zusammenzuschütten, dazu bedürfe es gar keiner Philosophie; Millionen einfacher Menschen, die an einen persönlichen Gott und zugleich an seine Allgegenwart glauben, haben längst so viel gewußt, als Carriere weiß, und Leute, die den Pelz waschen möchten, ohne ihn naß zu machen, hat es in der Wissenschaft immer gegeben. Mit solchem Entdeckungsverdienst dürfte man etwas bescheidener sein; auch bei solcher Denkkraft überhaupt, wie Carriere sie entwickelt.

Ich bin bis hieher sachte gegangen, muß nun aber sagen, warum ich wenig Ursache habe, mit meinem Gegner besonders glimpflich zu fahren. Er bedient mich mit Grobheiten. „Wieder eine hochtönende Phrase", „viel trüber Tiefsinn und manche hochklingende Redensart" —, „eine völlig leere und hohle Phrase" —, „noch kolossaler wird die Verkehrtheit" — „an Folgerichtigkeit wird bei Vischer niemand mehr einen Anspruch machen" — „noch ein Pröbchen von der Vischerschen Pseudodialektik". Dieses „Pröbchen" ist Folgendes. Ich sage: wo irgend Schönes wirklich sei, da sei auch

Erhabenes und Komisches mit allen seinen Formunterschieden. Dagegen führt nun Carriere Gemälde und Gedichte auf, in denen nichts Komisches vorkommt, während der sonnenklare Sinn meiner Worte ist: wo überhaupt der ästhetische Sinn erwacht ist, wo Menschen Schönes empfinden und hervorbringen, da tritt neben dem einfach harmonisch Schönen auch das Erhabene und Komische auf, da gibt es neben Erscheinungen, die der einen, auch solche, die der andern, und solche, die allen drei Grundformen angehören. Der Zusammenhang (Anmerkung zu § 233) gibt dies sonnenklar zu erkennen: es gilt dort, zu zeigen, daß zu der wirklichen Existenz des Schönen überhaupt (in Naturanschauung und Kunst) nicht übergegangen werden dürfe, bevor alle in seinem Wesen an sich enthaltenen Unterschiede und Gegensätze in einer Metaphysik des Schönen entwickelt seien; es ist ja also natürlich von der Welt des Schönen, nicht von einzelnen Kunstwerken die Rede. Solche Artigkeiten erlaubt sich ein Schriftsteller mir zu sagen und mir auf Tritt und Schritt Schwäche des Denkens vornehm aufzurücken, der in einem wahren Nebel von Begriffslosigkeit umduselt, in der Vorrede Pantheismus und Materialismus für einander setzt, in der Aufstellung des Grundbegriffs gleich auf den ersten Blättern, indem er sich anschickt, den Spiritualismus zu widerlegen, eine Predigt über den Theismus zwischen die Beine des logischen Ganges wirft, mit gottseligen Redensarten vom „Allgegenwärtigen, in dem wir samt allen Dingen leben, weben und sind", mit Phrasen von der Sehnsucht der Dinge nach Offenbarung, mit ganzen Eimern dünnen Süßholzwassers uns überschüttet und nichts ist als ein fleißiger Eklektiker von viel gutmeinender Empfindsamkeit, dem es besser anstünde, alle Polemik bleiben zu lassen. Das böse Blut gegen mich kommt daher, daß ich ihn und andere „hochmütig" ignoriert haben soll und daß er Klagen über Ausgeschrieben- und Ausgemünzt-werden, die mehr meine Freunde für mich als ich selbst ausgesprochen, auf sich bezieht. Noch Niemand hat es Hochmut gescholten, wenn ein Schriftsteller auf wissenschaftliche Angriffe schweigt, so lang er mag, nicht gleich um sich schlägt, wo sich ein Gegner regt, wenn er zuwartet, wie sich die Bewegungen in seinem Felde gestalten, so lang er es für gut hält. Was das Ausschreiben betrifft, so darf ich sagen, daß eben die Freunde mir

oft vorgeworfen haben, ich verhalte mich zu gleichgültig zu der Art, wie man mein Buch auszubeuten pflege; ich weiß wahrhaftig nicht mehr, ob Carriere dabei genannt wurde; ein ernstes Wollen eigenen Erkennens streite ich ihm nicht ab, aber ein Nichtwissen darüber schreibe ich ihm zu, daß sein ganzes Denken lauter Exzerpt, Reminiszenz ist. Was er liest, scheint sich in seinem Kopf zu einem Mus, einem zuckrigen, lavendelduftenden Gallert zu verwandeln, aus welchem, wenn er ihn laufen läßt, keine Chemie die entlehnten Stoffe mehr ausscheiden kann, die darin vermantscht sind. Freilich ist er auch ein Meister im Zitieren; wo möglich zwei, drei Sätze Anderer knetet er in seine eigenen zusammen; „wenn Scotus Erigena sagt und wenn Anselm von Canterbury sagt" usw.; dieser Oberzitationsrat der Literatur wird durch die Worte der Vorrede: „man findet erst, was man sucht, d. h. was man schon selber gedacht hat, man lernt von Andern, was man schon weiß" usw. seiner Blumenlese schwerlich den Charakter eines Baumes mit freiem, festen Stamme, seiner Konditorei nicht den Nachruhm einer Kost mit kernhaftem Hauptgericht erschwingen. Dennoch kann es ihm an Besuch nicht fehlen, denn hier hat man Alles beisammen, was man sonst nicht leicht vereinigt findet: die bittern Pillen der Polemik im süßen Brei der Erbaulichkeit, den Wermut der Negation im Quittenlikör der „Gottinnigkeit", das Eis des Pantheismus mit dem Fett des Theismus zu chinesischen gebratenen Vögeln gebacken, und auf dem Fenstersims steht neben jeder Büchse der Ketzerei ein Krystallglas mit etwas Dogma in violetter Abendbeleuchtung. Ich fasse Alles zusammen und drücke mich zugleich im Sinn seiner beliebten höheren Vermittlungen aus, wenn ich so freimütig, doch etwas gemütlicher, als er mit mir gesprochen, ihm gestehe, daß mir aus seinen Büchern entgegentritt: ein Nachmittagsprediger der Ästhetik für sentimentale alte Jungfern.

Von der Anschauung, habe ich gesagt, müsse die Ästhetik ausgehen, und zwar von jener besondern Art der Anschauung, welche ungeteilt den ganzen Geist mit seinem höchsten Inhalt, dem Unendlichen, in sich aufnimmt und die Harmonie des Weltalls im einzelnen Gegenstande gespiegelt findet. Lust ist das Gefühl, das die ästhetische Anschauung begleitet, und zwar eine außergewöhnliche, eine ideale Lust, ideal aber kann diese Lust nur sein, wenn

die Anschauung selbst den Charakter des Unbedingten, des Absoluten trägt.

Der nächste Schritt muß nun sein, daß dieser Charakter, daß das Eigentümliche der ästhetischen Anschauung näher bestimmt wird.

Soll die Anschauung im einzelnen Gegenstande das harmonische Weltall gespiegelt finden, so muß Harmonie an ihm sinnlich erscheinen. Der Gegenstand ist begrenzter, geordneter Stoff, und die Ordnung im Stoff heißt Form. Die Begriffe Harmonie und Form werden zu vereinigen sein; zuerst fragt es sich, was Stoff heißt. Ich nehme hier die Unterscheidungen auf, die ich schon in der Ästhetik gemacht habe (Teil I, Seite 150). Stoff bedeutet zunächst einfach Materie, körperlichen Stoff. Das Wort wird aber auch in anderem Sinne gebraucht. Einmal im Sinne von Inhalt. Inhalt bedeutet die bildende Lebenskraft im körperlichen Stoffe, höher die Seele, den Geist, der ihn durchdringt und bewegt, den Gedanken, der eine Handlung beherrscht, die innere Wahrheit, die aus einer Begebenheit resultiert. Es erhellt, daß es eigentlich sehr ungenau, streng genommen verkehrt gesprochen ist, wenn man das Wort Stoff in diesem Sinne gebraucht. Inhalt als wertvoll, gewichtig gedacht, sozusagen mit dem Nebenbegriffe, den wir mit dem Wort Kaliber verbinden, heißt: Gehalt. Da alle Lebens- und Geisteskraft, auch die verkehrte, eine Kraft ist, ihren bestimmten Wert hat, so werden wir die Ausdrücke: Inhalt und Gehalt promiscue brauchen. — Ferner wird „Stoff“ häufig im Sinne von „Süjet“ genommen; dann bedeutet das Wort den ganzen Gegenstand, den erscheinenden körperlichen Stoff mit der in ihm tätigen Lebens- oder Geisteskraft zusammengenommen, den ein Künstler zu behandeln sich aufgefordert fühlt; dies ist geordneter Stoff, Stoff mit seiner Form, aber die Form, wie sie gegeben ist, genügt dem Künstler nicht, sowie ihm auch der Gehalt noch der Vertiefung und Erweiterung bedürftig erscheinen wird; die Form ist daher hier zum Stoff zu schlagen als zu dem Ganzen, das seine wahrhaft ästhetische Form erst vom Künstler erwartet. Mit dem Begriffe Stoff in dieser Bedeutung haben wir es auf der gegenwärtigen Stelle natürlich noch nicht zu tun. Stoff bedeutet uns also zunächst nur Materie im gewöhnlichen Sinne. Man lasse sich davon durch einen vorläufigen Blick auf die Poesie nicht irremachen.

Diese Kunst versetzt die Anschauung in das Innere; sie führt unserem innern Auge Bilder vor, und diese Bilder sind Bilder von Körpern, also von geordnetem sinnlichem Stoff; daß dabei der Geist, der diese Körper treibt und bewegt, daß die Handlungen, die er erzeugt, ungleich mehr in Betracht kommen, als die vorgestellten Körper, die Gestalten der Handelnden, daß hieraus eine zweite, höhere Ordnung über der Gestaltenschönheit sich aufbaut, das verändert an der Wahrheit nichts, daß auch die Poesie uns Körper vorführt; wer uns nichts zu schauen gibt, ist kein Dichter, zu schauen aber gibt uns auch der Lyriker, wie dies die Lehre von der Dichtkunst leichtlich nachweist. Feste sinnliche Grundlage ist überall das Erste, was wir von aller Kunst verlangen.

Im Stoffe sein heißt vereinzelt sein, endlich sein, Stoff als solcher wirkt nur sinnlich, bloße Sinnlichkeit ist das Gegenteil des Idealen. Ideale Lust kann nicht entstehen, wo der Stoff den Eindruck bestimmt. Also muß es die Form sein, was ästhetisch wirkt, denn die Form ist eine Ordnung, Ordnung aber ist geistig, ist eine Einheit im Vielen, ein Einklang, und ist dieser Einklang ein mangelloser, vollkommener, so heißt er Harmonie und ist ein Bild, geistiges Sinnenzeugnis des Welteinklangs. Die Form muß also vom Stoff irgendwie jedenfalls abgesondert, es muß vom Stoff abgesehen werden; der Gegenstand wird bloß auf die Form angesehen. Dies ist die erste, grundwesentliche, negative Bestimmung des Begriffs des Schönen. Sie fehlt nicht in meinem Buche, aber sie ist nicht vorangestellt, wie es sich gebührte, sondern erst in § 54, 55 nachgeführt.

Die Sache liegt nicht einfach, nicht leicht. Die Form ist geistig, unsinnlich. Alles Schöne ist aber wesentlich Gegenstand der Anschauung, sinnenfällig, sinnlich. Reingeistige Ordnungen, die nicht sinnlich erscheinen, sind schlechthin nicht ästhetisch; im Schönen kommt es darauf an, wie das Ding aussieht (das Sehen steht hier auch für das Hören). Auch was erst im Innern des Erfinders ist, wird hier von der innern Sinnlichkeit vernommen, geschaut, ist ein inneres Bild dessen, was wesentlich bestimmt, auch äußeres Bild für Andere zu werden, von dieser Bestimmung schlechthin nicht zu trennen ist. Also: sinnlich unsinnlich; ein scheinbarer Widerspruch. Er löst sich dadurch, daß das Sinnliche zum bloßen Scheine,

zum bloßen Bilde wird. Bei: „Bild" denke man nicht sogleich nur an inneres Bild, Vorstellung eines sinnlich Erscheinenden, sondern an wirkliche Anschauung: auch für sie ist der ästhetische Gegenstand reiner Schein, bloßes Bild. Ich weiß es nicht besser zu erläutern, als durch das Beispiel vom Plastischen, das ich schon im Buche (Anmerkung zu § 54) gebraucht habe: was am plastischen Gegenstande, sei derselbe wirkliche, lebendige Gestalt, oder Nachbildung derselben durch den Künstler, ästhetisch gefällt, das sind rein die Grenzen des Körpers; er wird überall da schön, wo er aufhört; diese Grenzen sind körperlich = Null; sie sind aber doch nur die Grenzen des Körpers, sie sind keine im Leeren schwebende Abstraktion, sie sind nie und nimmer ohne den Körper, sie sind sinnlich unsinnlich. Wir sehen ab von dem, was hinter den Grenzen, hinter der Oberfläche ist, wir höhlen den Körper im Geist aus, uns geht nur der Aufriß, nicht der Durchschnitt an; aber was wir geistig entfernt haben, ist ja doch ebensosehr da, denn der Aufriß ist nichts Anderes als das Produkt der innern Lebenstätigkeit, des Blutumlaufs usw. Im Werke des Bildhauers geht uns der Stoff des Steins, des Erzes nichts an, wir haben es bloß damit zu tun, daß er eben bis zu diesen Grenzen vom Stein weggeschlagen hat, bis an diese Punkte das Erz hat fließen lassen. Das Innere des Steins, des Erzes ist aber natürlich wohl zu unterscheiden vom Innern des nachgebildeten Körpers. Dieser drückt in seinen Umrissen aus, was, in der innern Werkstätte verborgen, uns als dies Verborgne jetzt nicht kümmernd, vor sich geht, gearbeitet, geschafft, erbildet wird; diese lebendige Werkstätte geht uns also auf andere Weise, in anderem Sinne nichts an als das Innere des toten Steins und Erzes: die Werkstätte haben wir in der Oberfläche, wir haben ihre Gesamtwirkung, ihr Produkt, Stein und Erz dagegen ist tot, die Form wird ihm nur wie ein geistiger Mantel übergeworfen, aber dieser geistige Mantel ist doch nicht rein geistig, ist eben jene sinnlich unsinnliche Form, die der Künstler der lebendigen Gestalt abgesehen hat. Wir haben es mit diesem ursprünglichen Akte zu tun; daß das innere Gefüge von Marmor und Erz ebenfalls auf die Oberfläche wirkt, als entfernter Anklang der Mürbe und Weichheit der Haut, der Textur des Muskels ästhetisch mitwiegt, geht uns hier nichts an. Wenn wir nun den

Körper so betrachten, daß der sinnliche Stoff desselben für uns zugleich ist und nicht ist, daß uns nur die Oberfläche beschäftigt, während in dieser Oberfläche doch eben der Stoff erscheint, dessen Grenze sie ist, so wird er uns schon in der Anschauung zum bloßen Bilde. Wir schauen sinnlich und was aus uns schaut, ist doch nur die Phantasie. Nur darum lassen wir uns dann in der Kunst gefallen, daß aus dem bloßen Bilde, dem bloßen Schein Ernst gemacht wird. Der Maler gibt uns Blut zu sehen; es ist Blut und kein Blut; wirkliches Blut erinnert an die stoffliche Bedingtheit des Lebens, ist nicht ästhetisch, außer wenn wir es bei wirklicher Anschauung des (nicht nachgeahmten) Gegenstands ebenfalls betrachten wie bloß gemalt. Der Dichter spricht von Schweiß; es ist Schweiß und kein Schweiß; namentlich riecht er nicht. Durch wirklichen Geruch kann das Naturschöne erfreuen, der Duft spielt eine wesentliche Rolle bei der Empfindung der Landschaft; durch abstoßenden Geruch können wir aber ebenso leicht aus allem Gefühle des Schönen der Natur gegenüber plötzlich herausgeworfen werden. Allzu nahe Hinweisung auf die Prozesse, durch welche die Körper sich ernähren und auch verwesen, zerstört die ästhetische Stimmung, selbst die komische; „er ist noch wüst lebig", sagt eine Volksredensart in der Schweiz, um zu versichern, daß Einer noch lebt, den Jemand für tot hielt. Die ideale Anschauung tötet in gewissem Sinn ihren Gegenstand, damit seine Gestalt „frei von jeder Zeitgewalt, die Gespielin seliger Naturen, göttlich unter Göttern wandle". Sagt Jemand, beim Anblick einer Landschaft, um sein ästhetisches Wohlgefallen auszusprechen: dies ist wie gemalt, so kann das Affektation sein, aber wer ganz richtig fühlt, wird nicht anders sagen, denn schön ist sie nicht, so lang sie als Stoff aufgefaßt wird; die Form, der Luftschleier, der geistähnliche Blick des Lichtes bedingt diese Auffassung; was uns scharf erkennbar unmittelbar vor Augen steht, ist Erde, Sand, Atom, kurz Stoff.

Stoff, sagte ich, bedeute in diesem Zusammenhang sinnliche Materie. Allerdings ergibt nun das Beispiel vom menschlichen Körper und seiner innern Werkstätte, daß hier zur Materie gezählt wird, was eigentlich nicht reine, sondern organisierte Materie ist: Knochen, Gefäße, Kreislauf des Bluts, Bänder, Muskeln, Nerven, Fett: lauter geformter Stoff. Eigentlich gibt es ja an sich keinen

bloßen Stoff; das letzte denkbare Atom ist noch geformt. Der Begriff ist überhaupt, in besonderem Sinn aber für unsern Zusammenhang ein relativer. Zunächst erhält er noch weitere Ausdehnung. Die Gestalt hat auch ihren geistigen Ausdruck; die Plastik liebt es zwar, darin sehr anspruchslos sich mit Wenigem zu begnügen; in ihrer Gestaltenfreude ist ihr das Gebilde des schönen Körpers fast an sich schon geistvoll, das Werk der anima schon animus; doch sie geht höher zum bestimmten Ausdruck des Seelenlebens, stellt großen ethischen Charakter dar, setzt die Gestalt in Zusammenhang mit Andern, in Situation und Handlung: die erste Formenschönheit erweitert sich nun zu einer zweiten, zur Schönheit des Ausdrucks in der Bewegung; diese zweite Art der Schönheit gewinnt in der Malerei und unweit tiefer, reicher noch in der Poesie die Oberhand über jene erste. Der geistige Ausdruck hat nun aber auch seinen Apparat, seine Werkstätte, die verborgen bleibt, wie die animalische in der plastischen Schönheit als solcher. Die einzelnen Zuflüsse, aus denen der Strom einer ganzen Stimmung, Leidenschaft, Handlung entstanden, die Summe der mannigfachen Regungen, Gedanken, Geschäfte, die darin enthalten sind, exponiert weder der Maler, noch der Dichter in ihrem ganzen Umfang, und außerhalb der Kunst, wer die Erscheinung des geistigen, sittlichen Lebens wie ein Bild anschaut, der fragt nicht viel nach den vereinzelten Elementen ihrer Mischung; allerdings wird, nach Umständen mehr oder minder, das ästhetische Interesse auch den Motiven gelten; allein die Motive haben wiederum einen Apparat, sind selbst eine Zusammensetzung aus Vielem, die in der Anschauung nicht oder nur bis zu einem gewissen Punkte ins Einzelne verfolgt wird. Also auch seelische, geistige Tätigkeitsformen fallen hier teilweise zum Stoff in der einfachen Bedeutung sinnlicher Materie. Das sind sie an sich gewiß nicht, aber für den ästhetischen Standpunkt sind sie es, sofern sie hinter der Gesamtwirkung, ihrem Fazit, als Faktoren, als Triebwerk im Verborgenen bleiben. Wir haben also einen erweiterten Begriff von Stoff, diese Erweiterung kann aber kein Vorwurf treffen, denn wir sind in der Ästhetik, wo sich die Begriffe anders wenden, als wo von Stoff und Geist an sich die Rede ist.

Wenn demnach im Schönen vom Stoffe sowohl im gewöhnlichen

Sinn der materiellen Masse als auch im Sinn des organischen und psychischen Apparats abgesehen wird, so wird doch darum keineswegs abgesehen von der Kraft, die diesen Stoff beherrscht, durchdringt und so durcharbeitet, mischt, daß die Oberfläche, die Gesamtwirkung diese und keine andere ist, sei nun die Lebenskraft Naturwirken, oder Geisteswirken, Gedanke, Affekt, Wille, Charakter, sittliches Gesetz in der Weltgeschichte, Schicksal. Sie eben ist es, die auf der Oberfläche, in der Gesamtwirkung erscheint, in der Vielheit, welche diese darstellt, ist sie die Einheit. Das verhüllte Einzelne ist der Stoff, die bestimmende, alles bedingende Kraft ist der Inhalt, Gehalt. Aus ihm entsteht die Form, er ist das Formende; von ihm abstrahieren hieße von dem Einheitsgrunde, vom Mittelpunkte der Form als solcher abstrahieren. In gewissem Sinn allerdings wird auch von ihm abstrahiert: nämlich von jeder solchen Aufmerksamkeit auf ihn, die ihn von seiner Erscheinung unterschiede. Er ist anders nicht da als in der Gestalt, man weiß außer dieser Einheit mit der Erscheinung nichts von ihm (— von der ganz berechtigten Reflexion auf den Grund des ästhetischen Wohlgefallens, die dann allerdings Gestalt und Form unterscheidet, ist ja hier nicht die Rede). Sehen wir nun nach der dritten der Bedeutungen des Wortes Stoff (Stoff = Süjet), so erhält der Begriff des Inhalts einen Zuwachs, der an der Sache nichts verändert. Kein Gegenstand, so günstig er sein mag, genügt dem Künstler. Die Lebenskraft ist in der Wirklichkeit unter ausnahmslosen Störungen tätig, der Künstler muß seines Geistes ein wesentlich Teil hinzugeben, muß umbildend sein Selbst in den Gegenstand legen. In vielen Fällen gibt ihm dieser sogar nur den Anstoß zu freier Erfindung. Das Schöne ist nicht einfach Gegenstand, sondern aufgefaßter, vom Geiste des Anschauenden, des Künstlers durchdrungener, vertiefter Gegenstand. Es ist aber für die Frage des Inhalts zunächst gleichgültig, wieviel desselben an sich im Gegenstande liegt, wieviel vom sinnigen Beschauer, vom Künstler herrührt; er ist die formgebende Einheit, das Inwendige, das durch die Vermittlung eines stoffartigen Apparats, der verborgen, unbeachtet bleibt, ein Auswendiges wird, sich in der Gesamtwirkung des Äußern ausspricht, mag man bei der formgebenden Einheit, dem Inwendigen, den Kern des Gegenstandes an sich oder den Künstler-

geist im Auge haben, der sich in ihn gesenkt und ihn zu höherem Leben geschwellt hat.

Mit unserem Satz: abgesehen wird vom Stoff, nicht abgesehen wird vom Gehalte, denn er eben ist es, der in der Form erscheint, ausstrahlt, ist nun eigentlich bereits das Positive zum Negativen des ästhetischen Aktes ausgesprochen, und es ist also bereits erklärt, daß ich von einer bloßen Form nach wie vor nichts weiß. Es ist erklärt, aber es bedarf noch mehrseitiger näherer Begründung, dann auch polemischer Rechtfertigung; noch ehe diese am Platz ist, muß die Sache namentlich nach der subjektiven Seite, nämlich der Art des ästhetischen Wohlgefallens, erst näher untersucht werden. Nach dieser zweiten Seite wird es sich wesentlich um den Begriff der Interesselosigkeit handeln. In diese Grundfrage kann aber nicht näher eingegangen werden, ehe der Begriff der Form näher untersucht ist. Mit Recht hat man meinem Werke vorgeworfen, daß nicht an der rechten Stelle, auf den ersten Schritten der Metaphysik des Schönen, diese Untersuchung geführt wird, sondern alle bestimmteren Formbegriffe in die Kunstlehre verlegt sind. Ich glaubte, so anordnen zu müssen, weil wirklich erst in der Kunst die Form zur vollen und reinen Klarheit gelangt, und zwar durch die komponierende Tätigkeit. Allein der erste Teil der Ästhetik muß die Grundbegriffe entwickeln, die dem Schönen an sich wesentlich sind, mögen sie auch in einem Gebiete (der noch nicht eigentlich künstlerischen, doch ästhetischen Naturanschauung) unvollkommener realisiert sein als im andern (der Kunst). Alle Formbegriffe, die nun aufzuführen sind, kommen wirklich schon in der Anschauung des Naturschönen zur Sprache. Auch die Natur komponiert, und was sie unzulänglich komponiert hat, komponiert der sinnige Betrachter irgendwie um, sofern er es ästhetisch anschaut. Dem Formbegriff muß nun aber die Betrachtung der Erscheinungsgebiete zugrunde gelegt werden, in welche das Schöne fällt.

Der Stoff, der im Schönen zur reinen Form geordnet erscheinen soll, ist vor Allem körperliches Dasein im Raume. Das Medium, wodurch er zur Anschauung kommt, ist das Licht.

Die subjektive Seite ist sogleich beizuziehen. Darunter können auf diesem ersten Schritte nur die Sinne verstanden sein, mit denen aufgefaßt wird, und da das geistige Wesen des Schönen

sich von seiner sinnlichen Erscheinung schlechthin nicht trennen läßt, so müssen allerdings schon hier diejenigen Sinne beseitigt werden, durch die das wahrnehmende Subjekt sich nur in unmittelbare, sinnlich dumpfe Berührung und Vermischung mit dem Gegenstande setzt: die nicht kontemplativen Sinne des Tastens, Riechens, Schmeckens; ihre entferntere, mittelbare Beteiligung, namentlich die des Tastsinns, muß jedoch allerdings bevorwortet werden. Zunächst tritt als Organ der Auffassung des räumlich erscheinenden Körpers das Gesicht in Geltung. Wir lernen nicht anders sehen als mit Beihilfe des Tastsinns, und er begleitet in einer Art von Reminiszenz die Funktionen des Auges; niemals aber kann er für sich Organ der Aufnahme schöner Form sein, denn er umspannt nicht in einem Akt ein Ganzes und ist durch die wirkliche Berührung mit rein sinnlichem Reize verbunden.

Es ist aber noch ein weiterer wesentlicher Begriff aus der Lehre von der Phantasie, die ihn dann näher zu begründen, zu erörtern und zu verwenden hat, schon hier aufzunehmen: die Sinne treten in der Einbildungskraft als inneres Vergegenwärtigen, als Vorstellen auf. So zunächst der Gesichtssinn: der Körper kann abwesend auch innerlich, mit dem innern Auge angeschaut werden. Es ist dies darum hier hervorzuheben, weil der Boden gelegt werden muß, auf dem weiterhin auch die Poesie ihren Platz finden soll, und weil die Ästhetik zum voraus nicht gestatten darf, daß man meine, eine Kunst, die durch das geistige Wort unmittelbar zum Geiste spricht, habe es bloß mit Gedanken zu tun; sie muß uns, was immer ihr tieferer Zweck sein möge, wie schon gesagt, Körper geistig zu schauen geben. Allein auch bei dem eigentlichen, äußeren Schauen ist dies innere Schauen wesentlich mittätig, ja das ästhetisch Bestimmende. Die Phantasie ist — davon sind wir ja ausgegangen, und das ist auch mit jener Umwandlung des Gegenstands durch das ästhetische Schauen in ein bloßes Bild gesagt — in ihrem allgemeinen Wesen schon diesem ersten Teile der Ästhetik vorausgesetzt, der Akt der Idealisierung nach seinem Wesen schon hier, doch erst in der weiteren Entwicklung, aufzunehmen.

Erscheinung im Raume ist Grundform des Daseins. Dasein, leben heißt vor allem: als Körper räumlich da sein. Alles Schöne ist harmonisch erscheinendes Leben, bei allem Schönen also muß,

das steht zunächst einfach fest, der erscheinende Gegenstand dem Raum angehören. Gibt es ein Schönes, wird künstlich ein Schönes hervorgebracht, wo es sich ganz anders verhält, wo eine Erscheinungsseite der Körper von diesen getrennt und aus ihr ein ästhetisches Ganzes geschaffen wird, das uns weder innerlich noch äußerlich Körper zu schauen darbietet, so wird es damit eine ganz besondere Bewandtnis haben. — Die Erscheinung im Raume heißt Form im engeren Sinne des Wortes.

Den Übergang von der Raumform in die Zeitform bildet das spezifizierte, partikularisierte Licht: die Farbe. Sie zeigt beweglicher in das tätige Leben des Körpers als die Form (im engeren Sinne des Worts): er scheint sich durch die Farbe zu uns herzubewegen und uns aufzufordern, daß wir uns mit innigerem Gefühl und Verständnis in die Mischung und Stimmung seiner Kräfte versetzen.

Hierauf ist der Begriff der eigentlichen Bewegung einzuführen. Bewegung ist Überwindung des Raums in der Zeit. Sie kann Gegenstand des bloßen Gesichtssinnes sein, aber die Erschütterung der Luft, die mit ihr verbunden ist, bringt ein neues Gebiet von Erscheinungen: das akustische, den Ton. Der Sinn des Gehörs tritt in Geltung. Der Ton ist zunächst einfach Begleiter der sichtbaren Bewegung. Er ist unartikuliert, bloßer Klang, Schall, Laut der tierischen und menschlichen Stimme, oder artikulierter Laut der letzteren: Wort, Sprache.

Überall ist im Voraus auf die Kunst hinzuweisen, schon darum, weil Verwirrung entstehen muß, wenn nicht vornherein deutlich unterschieden wird zwischen den Erscheinungsweisen, die wir am Objekte wahrnehmen, sei es am einfach in der Wirklichkeit geschauten oder am künstlerisch nachgebildeten, und zwischen den Darstellungsmitteln der Kunst. So gehört also Bewegung, Ton und Wort zunächst auf die Seite des Objekts: die sichtbare Natur, die Menschenwelt drückt ihr Inneres und ihre Wechselwirkungen durch sie aus. Die Kunst wird sich nun aus Gründen, die ihres Orts sich ergeben, einerseits die Aufgabe stellen, nur das Sichtbare dem Auge vorzuführen, Ton und Wort aber aus diesem erraten zu lassen, der innern Vorstellung, der Phantasie anheimzugeben; dies ist ihr Verfahren in der Skulptur und Malerei. Sie wird aber anderer-

seits auf die eigentliche Darstellung des Sichtbaren verzichten können und sowohl dieses, als auch das Hörbare nur der innern Vorstellung überliefern; dann ist ihr Darstellungsmittel das Wort, aber dieses Wort ist nicht zu verwechseln mit dem Worte, von welchem sie meldet, daß es gesprochen worden; sie kann die Worte, die auf die Seite des Objekts gehören, freilich auch als gegenwärtige vorführen und dann fällt ihr Wort und das Wort, von dem sie meldet, allerdings zusammen; ja der Dichter kann einfach sich selbst als Gegenstand der Darstellung geben und dann ist sein darstellendes Künstlerwort zugleich das Wort, das der dargestellte Mensch spricht (lyrische Poesie). Dies kann jedoch natürlich die strenge Unterscheidung zwischen Wort in beiderlei Bedeutung nicht aufheben; die Poesie stellt durch das Wort dar; was dargestellt wird, kann ebensogut stumme Natur als sprechender Mensch sein. — Große Konfusion müßte entstehen, wenn man die Farbe als Darstellungsmittel der Malerei so verstünde, daß man meinte, es können nun Farben an sich als der Stoff auftreten, aus dem ein ästhetisches Ganzes sich bildet.. Die Farbe, womit der Maler malt, ist nur das Mittel, die Farbe des Objekts, also die Farbe, die an der Form (im engeren Wortsinn) ist, und durch sie diese darzustellen. Er vermag die Farbe zu isolieren, weil es möglich ist, durch Farbenauftrag auf einer Fläche den Schein von Körpern mit ihrer Farbe und ihren Bewegungen, ja sogar in der Weise hervorzubringen, daß man auch auf gesprochene Worte schließen kann. Wir werden finden, daß der ästhetische Formalismus harmonische Farbenzusammenstellungen an sich, nicht als Farben eines dargestellten Objekts, für ästhetisch erklären muß; dasselbe wird er auch von bloßen Linienverbindungen behaupten. Arabesken, lineare und farbige Ornamente werden nun für wirklich und wahrhaft Schönes erklärt werden und der Dekorationsmaler wird ein reinerer Künstler sein als z. B. der Historienmaler. Doch ich trete hier noch nicht auf die Kritik dieser Ansicht ein; wir in unserem vorliegenden Zusammenhang wissen nichts von Darstellungsmitteln der Form und Farbe, als daß sie dazu dienen, Gegenstände, Körper, welche Form und Farbe haben, darzustellen und zu charakterisieren; können Linien und Farben, die nichts vorstellen, dennoch einen Eindruck hervorbringen, der mehr als sinnlich angenehm ist, so wird es hiemit jene besondere Bewandtnis haben, von welcher andeutend

schon die Rede gewesen ist und welche an ihrem Orte zur Sprache kommen wird. Von der Architektur mag vorläufig so viel gesagt werden, daß sie allerdings ein Objekt der Darstellung hat, nur in dunklerem Sinn als die andern bildenden Künste; sie will ausdrücken, daß die Persönlichkeit (die einzelne oder kollektive), die ihre Räume bewohnt, besucht, sich über das gemeine Wohnbedürfnis erhoben hat; Schwung, höheres Leben will sie ausdrücken; ihr Darstellungsobjekt ist die über das Gewöhnliche erhobene Lebensstimmung. Dazu werden ihr allerdings gewisse abstrakte Formen der eben erwähnten, besonderer Deutung bedürftigen Art, aber in viel höherem Grade noch ganz andere Mittel dienen, durch die sie allerdings zur Nachahmung bestimmter Gestalt übergeht.

Nun aber liegt noch die unleugbare Tatsache einer vollendeten Abstraktion oder Isolierung vor. Die Musik isoliert den Ton, nimmt ihn getrennt von den tönenden Körpern zum Stoffe und idealisiert ihn für sich. Sie ahmt, das ist zunächst zuzugeben, mit ihren Tönen nicht Töne nach, die ihr Gegenstand wären. Wir werden finden, daß diese sonderbare Kunst den Ausgangspunkt, die ganze Basis für die formalistische Ansicht bildet. Die nähere Prüfung ist vorbehalten, an der gegenwärtigen Stelle wird die Ästhetik nur vorbeugend zu sagen haben: entweder alle Sätze, von denen wir ausgegangen, sind unrichtig, oder auch die Musik hat ein Objekt, das sie nachahmt, auch sie stellt individuelles Leben dar. Ihr Objekt ist eine geschlossene, individuelle Seelenstimmung. Dieses Objekt tönt nun allerdings nicht, wie das Objekt des Malers und Dichters schon als bloßes Objekt leuchtet; doch schlechthin läßt sich dies keineswegs sagen; die Rudimente der musikalischen Tonwelt liegen unentwickelt in der Melodie, Rhythmik und Klangfarbe, welche unbewußt im Sprechen die Interjektion und das bewußte Wort begleitet. Nur freilich muß die Natur einer Kunst, deren eigentliches Objekt, die Stimmung, so ungreifbar ist und die den Erscheinungsstoff, den sie nachahmt, den Ton und seine Verhältnisse, am Objekt als seine Äußerungsweise so ganz unentwickelt vorfindet, eine ganz besondere sein und es wird bestimmter Umwege des Begriffs bedürfen, um ihre Schwesterschaft mit den andern Künsten nachzuweisen. Geringere Schwierigkeit wird dies bei einer der Musik nah verwandten Formwelt haben, bei der Metrik, welche

ebenfalls die Stimmung nachahmt und Rudimente ihrer Form ebenfalls im Objekte, der Sprache, findet. Sie ist keine selbständige Kunst, sondern nur ein Moment in der Poesie, die in klarer Weise Objekte darstellt; davon nimmt sie die Stimmungsseite heraus und gibt ihr Gehalt.

Dies ist der Umfang der Erscheinungen, an welchen nun die Form ihre Herrschaft geltend machen soll. Jetzt, nachdem sie klar vorgelegt sind, kann der Formbegriff aufgenommen und in seine Momente verfolgt werden.

Diese Momente schließen teilweise das exakt Meßbare und Zählbare in sich. Teilweise: dies hat mehrfache Bedeutung; es heißt zunächst: in einzelnen Gebieten, in anderen nicht; dann: auch da, wo der Formbegriff mit dem Begriff der exakten Größenbestimmung zusammenzufallen scheint, tritt doch ein anderes Moment lockernd und auflösend zwischen diese scheinbare Identität; und endlich: es erweist sich, daß auch soweit die mathematische Bestimmbarkeit gilt und herrscht, der Formbegriff in ihr keineswegs aufgeht.

Auszugehen ist vom einfachsten und schlechthin notwendigsten der im Formbegriff enthaltenen Momente: es ist die Begrenzung in Raum und Zeit. Dies erste Gesetz ergibt sich von selbst aus dem Wesen des Schönen, wonach im Einzelnen das Weltganze als harmonisches angeschaut wird. Der schöne Gegenstand ist — darauf wird die Ästhetik von allen Punkten immer wieder zurückgeführt — Individuum und als solches begrenzt nach außen. Bildet solches, was an sich für unsere Sinne nicht eingegrenzt, was kontinuierlich ausgedehnt ist, teilweise oder ganz den ästhetischen Gegenstand, so ist es die ästhetische Anschauung (in der Kunst die Hervorbringung), welche die ins Unendliche fließende Linie durchschneidet; so in der Landschaft, so im Bilde einer Handlung, denn diese ist ja immer ein Stück aus der unendlichen Kette der Geschichte. Gewiß darf die Abgrenzung, die hier aus dem Geiste des Anschauenden oder Erfindenden kommt, keine willkürliche sein, denn wir statuieren kein Erfinden, das sich vom innern Wesen der Dinge entfernt; der Fingerzeig aber, wo die Grenze sein soll, ist hier äußerlich nicht gegeben. Sie soll aus dem gefühlten und verstandenen Innern des Gegenstandes entwickelt werden: wo das innere Leben einer Erscheinung zur Genüge sich

dargestellt, wo es erschöpft, wo es abgelaufen ist, da muß die Grenzlinie sein. In der Landschaft ist dies innere Leben die spezifische Stimmungsqualität, in der Handlung die bestimmte geistige Einheit, um die sich Alles bewegt. So folgt, was sich übrigens von selbst versteht, daß die Wissenschaft nur eine künstliche Abstraktion vornimmt, wenn sie die Momente der Form trennt und zuerst das der Abgrenzung so hinstellt, als wäre es ein äußerliches. Die Grenze in allem Schönen bewirkt sich eben durch ein Unbegrenztes, eine geistige Einheit; im Erhabenen wendet sich das Verhältnis so, daß die Erscheinung ausdrücklich von der Grenze auf das sinnlich oder geistig Grenzenlose, eigentlich stets hinter jenem auf dieses hinausweist; allein auch im Erhabenen wird dieser Eindruck nur durch eine bestimmte Art der Begrenzung erreicht (in die Wolke sich verlierende Bergspitze und anderes). — Übrigens ist schon durch das Beispiel der Landschaft und der Handlung ausgesprochen, daß, wenn wir vor Allem feststellen, der schöne Gegenstand müsse Individuum sein, dieser Begriff in dem erweiterten Sinn zu nehmen ist, wonach er auch eine Mehrheit von Individuen umfassen kann. Die geistige Einheit, welche in der gegebenen Mehrheit die Individuen bindet, verhält sich dann zu diesen, wie Seele und Geist im eigentlichen Individuum zu seinem Körper und seinen gesamten Lebensäußerungen.

Der so abgegrenzte Gegenstand muß als Ganzes ein M a ß haben. Dies ist die zweite Formbestimmung. Das Maß ist Maß der Größe in Raum und Zeit und der Kraft. Maß der Kraft oder Intensität steht mit Maß der Raumgröße und Zeitlänge in einem lösbaren Verhältnis; bald bedingt es die letzteren, bald besteht es frei von ihnen, ja kann in Widerspruch mit ihnen treten. Ein bestimmterer Anhalt für den Maßbegriff als der, welcher durch die auffassenden Sinne und die Natur der innern Vorstellung gegeben ist, liegt zunächst nicht vor: das Maß im Gegenstand darf nicht unter und darf nicht über die Spannkraft der äußern, noch der zwar ungleich weitern, doch auch nicht grenzenlosen innern Anschauung fallen. Unter dieselbe stellt sich, was zu klein, zu kurzdauernd, zu schwach ist, um klar und bestimmt aufgefaßt zu werden, über dieselbe, was zu groß, zu langdauernd, zu stark ist. Die bekannte einfach wahre Bestimmung des Aristoteles hat hier ihre Stelle. Der Maßbegriff zeigt

übrigens bereits die Zweiseitigkeit sämtlicher Formbestimmungen. Teilweise läßt sich das Maß wirklich messen und wird auch gemessen, d. h. Höhe, Breite usw. wird von Jedem, der ein Kunstwerk der betreffenden Art sich genauer merken will, wirklich präzisiert; teilweise läßt es sich messen, wird aber nicht gemessen, wie denn z. B. Niemand die Zeit der Lesung oder Anhörung eines Gedichtes (ausgenommen etwa des Dramas in theatralischer Aufführung) nachmißt, teilweise läßt es sich nicht messen: die Intensität einer Farbe, eines Tons, noch mehr eines Gefühls, einer Leidenschaft entzieht sich ganz der mathematischen Faßbarkeit und man vertraut einfach dem natürlichen Sinn, daß er für das zu Schwache und zu Starke den richtigen Maßstab in sich trage.

Schon bei diesen ersten Begriffen ist nur künstlich das Moment der i n n e r n Begrenzung, d. h. zunächst unbestimmt der Vielheit i m Gegenstand beiseite gelassen oder nur berührt, sofern auf die erweiterte Bedeutung des Begriffs Individuum aufmerksam zu machen war. Kein schlechthin Einfaches oder — denn an sich gibt es keines — nichts, was als schlechthin Einfaches erscheint, kann jemals ästhetischer Gegenstand sein; Form ist ja Ordnung und Ordnung beherrscht ein Unterschiedenes, ein Vieles.

Der abstrakteste unter den Begriffen, die nun als Momente der inneren Ordnung auftreten, ist der Begriff der R e g e l m ä ß i g k e i t (das Wort im engeren Sinne genommen). Regelmäßigkeit ist gleichmäßige Wiederkehr unterschiedner, doch gleicher Teile. Niemals kann ein ganzes Schönes darin erschöpft sein; nur als Teil in einem ganzen Schönen kann streng Regelmäßiges auftreten: mathematische Formen wie Quadrat, Kreis, Würfel, Kugel, gleiche Säulen mit gleichen Distanzen, gleiche Versfüße, gleicher Takt. Das Schöne ist wesentlich lebendig selbständiges Individuum; was lebt, geht nie in der Regelmäßigkeit auf, Leben bringt Ungleichheit mit sich. Ästhetisch betrachtet ist ein Krystall eine ärmere Form als eine Wolke; — denn diese in ihrer Unregelmäßigkeit und Bewegung erinnert an Beseeltes, frei Lebendiges. — Regelmäßigkeit im weiteren Sinne des Wortes geht uns hier nichts an; da bedeutet sie Einhaltung von buchstäblichen Kunstregeln, die ein konkretes Kunstgebiet umfassen, und es handelt sich um die Frage, ob und wieweit es solche Regeln gebe und wenn, wie hoch deren Befolgung ästhetisch zu schätzen sei.

Etwas reicher ist bereits der Begriff der Symmetrie, denn er zieht zum Gleichen das Ungleiche herbei. Symmetrie ist Gegenüberstellung gleicher Teile um einen trennenden Mittelpunkt, der ihnen ungleich ist. Das Gebiet des Meßbaren und Zählbaren wird auch mit dieser Bestimmung teilweise eingehalten, teilweise verlassen. Das Symmetrische im Bau des organischen Körpers ist meßbar, die Symmetrie in der Baukunst, Musik, Metrik läßt sich in Zahlen fassen; hier sind Qualitäten, die sich in ganz bestimmbarer Quantität niederschlagen. Allein die Symmetrie tritt weiter als ein Verhältnis des Gegenüberstehens analoger Qualitäten und Werte auf, das sich der mathematischen Formel entzieht. Im malerischen Objekt oder Gemälde können Figuren von ähnlichem Ausdruck, Farbe, in ähnlicher Beleuchtung sich gegenüberstehen, von einer mittleren Figur oder Erscheinung, die anders gestaltet, gefärbt, beleuchtet ist, getrennt; ebenso Charaktere, untergeordnete Handlungen im Gebiete der aktiven Welt, in Epos und Drama. Hier ist der Begriff der Symmetrie ins Inkalkulable vergeistigt, gilt aber doch in voller Kraft.

Ein weiterer Begriff, der der Proportion, bezieht sich nun entschieden auf ungleiche Teile, setzt die Ungleichheit voraus und eine sie beherrschende Ordnung fest. Der Teil soll die Größe, Kraft haben, die seinem Verhältnis zum Ganzen und zu den übrigen Teilen adäquat ist. Der Maßbegriff entwickelt sich hier zum Begriffe des Maßverhältnisses, er erweitert sich, er verdoppelt sich in sich: das einfache Maß des Ganzen wird zu einer Wechselbeziehung des Maßes der Teile. Nach der einen Seite fällt dieser Begriff ebenfalls noch in das Gebiet des Meßbaren, d. h. wenn man des Gegenstandes Wesen und Verhältnisse kennt, läßt sich in einigen Sphären finden und bestimmen, welches Maß die Teile gegeneinander einhalten müssen.

Zeising glaubt ein Proportionsgesetz von durchgreifender Geltung in dem sogenannten goldenen Schnitte gefunden zu haben. Ich muß gestehen, daß ich aus einem skeptischen Verhalten zu dieser Entdeckung nicht herausgelangen kann. Daß das aufgestellte mathematische Gesetz an allen anerkannten plastischen und architektonischen Kunstwerken der Welt zutreffe, könnte man eigentlich nur glauben, wenn man überall nachgemessen und sich von der Wahrheit überzeugt hätte. Einige Versehen im Messen der Kunstwerke selbst,

einige Unrichtigkeiten in den Nachbildungen, an denen statt an den Originalen die Messung vorgenommen war, und die vermeintliche Entdeckung fällt zusammen. Dies ist zunächst eben ein Zweifel rein empirischer Art. Mir scheint aber, er führe tiefer. Man würde die Beistimmung nicht vom Nachmessen abhängig machen, wenn man einen innern Grund einsähe, eine logische Nötigung fühlte. Man fragt: warum soll es gerade dieses Gesetz sein? Vielleicht es gilt, vielleicht auch nicht. Am Ende denkt man, es werde eben die innere Beschaffenheit, wodurch eine Gattung von Naturwesen sich von der andern unterscheidet, und die verschiedene Aufgabe, welche verschiedene Kunstwerke sich stellen, auch verschiedene Proportion bedingen, das Verhältnis der Teile werde durch ihre Bestimmung und die Bestimmung des Ganzen gegeben, und man schiebt die Feststellung einer Formel auf, bis man an die Gattungen, an die Künste, Kunstzweige, Stile, an die einzelnen Kunstwerke gelangt. Von andrer Seite erhebt sich gegen den Zweifel ein Zuviel der Bestätigung der Wahrheit: Messungen, die an rein mechanischen Gegenständen und an entschieden häßlichen (nämlich gattungsmäßig häßlichen) Tieren vorgenommen wurden, sollen zeigen, daß der goldene Schnitt schließlich an allem irgendwie gesetzmäßig Gebildeten zutrifft: ist dies richtig, so weiß man vollends nicht, was man mit diesem Maßstab im Reiche des Schönen beginnen soll.

Sei dem, wie es will, die gegebene Proportion läßt sich in einem Teile des ästhetischen Gebiets messen und zählen; anderenteils aber gelangt man mit dem Begriffe der Proportion jedenfalls noch entschiedener als mit dem der Symmetrie aus dem mathematischen Gebiete heraus: es handelt sich um Maßverhältnisse der Kraft und des Geistes, die schlechthin nicht mehr meßbar, in keine Formel zu fassen sind. Untergeordnete Teile in einem Gemälde und in einem Drama können, jene im Raum, diese in der Zeit, zu groß sein im Verhältnis ihrer Bedeutung zum Ganzen, bedeutendere zu klein; hier könnte man noch messen, aber niemand fällt es ein, den Zollstab anzulegen und die Taschenuhr zu ziehen, um den Überfluß oder Mangel auf Zahlen zu bringen; allein nicht nur dies: die Teile können im Umfang die ihnen beschiedene Ausdehnung haben, aber durch die Intensität der Behandlung: dort der Farbe, hier des geistigen Aufwands (Energie des Ausdrucks usw.), oder umgekehrt

durch Schlaffheit und Ausdruckslosigkeit gegen alle Proportion verstoßen, und hiemit hat Zollstab und Uhr schlechtweg nichts mehr zu schaffen.

Was haben wir nun in den bisher aufgeführten Momenten des Formbegriffs? Sie ziehen sich durch die Welt des Schönen hindurch als sinnlich unsinnliche Bestimmungen, als Geister, sie erscheinen der messenden, zählenden Anfassung und verschwinden ihr wieder, während ihre Gegenwart doch wahrnehmbar bleibt. In der Baukunst, Metrik, Musik fallen Grenze, Maß, Symmetrie, Proportion in den Rahmen der mathematischen Formel; in der Skulptur und Malerei sind die Maße des Tier- und Menschenkörpers durch ein Proportionsgesetz bestimmt, das sich aber zum Ganzen der schönen Gestalt genau nur verhält wie das Knochengerüst, dem seine Messung eigentlich gilt; unendliche kleine Abweichungen sind nicht nur zugelassen, sondern im Schönen ebenso wesentlich wie das Gesetz, weil sonst keine Individualität wäre; wo die menschliche Gestalt nicht oder nur ganz beiläufig zur Darstellung kommt, wie in der Landschaft, da fällt auch dieses Stück eigentlicher Messung weg, alle genannten Formbegriffe machen sich in einer Weise geltend, die jeder Formel entflieht; die paar Regeln, die man über Komposition der Landschaft vorzubringen weiß, sind nur schwache Linien, durch einen Nebel gezogen. Nicht viel anders verhält es sich in der Komposition der plastischen und malerischen Figurengruppe; ein paar Sätze von liberaler Herrschaft der Pyramidalform u. dgl.: das ist Alles, was man, und zwar erst selbst wieder mit Vorbehalten und Restriktionen, aufstellen kann. Überall wird die Regel vom freien Spiele der Individualität des Lebens und ihrer freien Zufälligkeit durchkreuzt. Hier liegt es: Individualität, Leben ist wesentlich frei und berührt sich mit dem Mathematischen nur so, daß dieses in sein Element Linien führt, die es nicht durchdringen, nicht umspannen. Am hellsten entbindet sich das freie Leben in der Poesie und am bestimmtesten trägt alles Meßbare und Zählbare hier nur die Bedeutung eines äußeren Saumes. Die Metrik ist, wie schon bemerkt, nicht die Poesie, sie ist nur a n der Poesie; die weitere Einteilung in Strophen, Gesänge, Akte ist bloß äußere Spur eines Formlebens, das tiefer gesucht werden muß und nicht zu messen ist.

Kurz: wir haben bis jetzt Grundlagen ganz amphibolischer

Natur. Sie lassen sich mathematisch fassen und entziehen sich der bestimmten Fassung wieder, sie sind quantitativ, man möchte sie mathematisch abstrakte Formelemente nennen, sie weisen aber gerade durch dies Entschwinden auf ein Qualitatives, das hinter dem Quantitativen liegt und in ihm nicht ganz erscheint; es sind Niederschläge verborgenen innern Lebens, das sie auf großen und breiten Stellen durchbricht und überflutet.

Dies tiefere Leben ist die Harmonie. Die Harmonie ist lebendige, bewegte Einstimmung einer klar unterschiedenen Vielheit. Sie geht hervor aus der Einheit der innern Lebenskraft (ob wir diese in der Naturerscheinung an sich finden, oder ob sie der in das Wesen des Gegenstandes sich versenkende und es unendlich erhöhende Künstlergeist schafft: dies macht, wie schon ausgesprochen, hier keinen Unterschied); sie bringt die Einheit in die Teile, weil sie die Teile ist; sie geht als dasselbe Blut, derselbe Nerv, derselbe Phosphor des Lebens, dieselbe Seele, derselbe Geist durch die Teile, und dieser durchgehende Strom nur ist es, der die Teile zu Gliedern, das Ganze zu einem Organismus macht. Es fragt sich nur, wie die Form als geistige Ordnung des Stoffs in diesem tieferen Sinn für die Anschauung erscheint, denn gewiß, was nicht anschaulich erscheint, ist nicht ästhetisch.

Zunächst treten also die Bestimmungen, die wir schon betrachtet haben, wieder auf, nun aber als Momente des tieferen Zusammenhangs. Begrenzung nach außen ist Vorbedingung, Begrenzung nach innen oder klar unterschiedene Vielheit, Maß, Regelmäßigkeit, Symmetrie, Proportion sind Seiten der Erscheinung der Harmonie, werden nun als ihr Ausfluß erfaßt, nehmen daher den Charakter des Lebendigen, von innen heraus Bewegten an. Hat sie aber außerdem ihre eignen Erscheinungsformen? Und werden sich diese mathematisch bestimmen lassen? Aus dem Bisherigen scheint zu folgen, daß der lebendige Einklang sich aller Messung, Zählung rein entziehe; dies bestätigt sich in einem Teile des Kunstgebietes, und zwar dem weitaus größeren; dann aber stoßen wir auf eine Stelle, wo gerade die Harmonie ganz und gar in die mathematische Form eingeht, in ihr aufzugehen scheint.

Eine solche Stelle scheint schon in der Architektur gegeben, doch dem habe ich schon in einer früheren Bemerkung widersprochen; nie

wäre ein Bau schön zu nennen ohne die dekorative Gliederung und weitere Verzierung. Der Parthenon ohne Säulen, Gebälk, Akroterien, Reliefs, Giebelgruppen ist nicht viel mehr als eine große steinerne Truhe. Wir haben zwar noch von symbolischer Wirkung der abstrakt geometrischen Form zu sprechen, sie ist aber gewiß der geringste Teil des Ganzen; die dekorativen Formen erst leihen den fungierenden mechanischen Kräften den Schein, als wären sie lebendige, freie Kräfte; es gilt, durch sie die Schwere so ausleben zu lassen, so befriedigt darzustellen, daß sie aufatmend von der Strenge ihres Gesetzes Blätter und Blumen zu treiben scheint. Alle organischen Formen, welche dieser Bestimmung dienen, werden zwar geometrisch stilisiert, aber niemand wird behaupten, daß geometrisches Denken zu ihrer Erfindung führt.

Von plastischer und malerischer Form und Komposition ist bereits die Rede gewesen, auf Farbe und Bewegung aber nun ausdrücklich einzugehen. In ihnen gibt sich bestimmter das innere Leben kund; in diesem Gebiet erst tritt die lebendige Einstimmung des Mannigfaltigen, die wir Harmonie nennen, in volle reiche Geltung ein. Im Gebiete der Farbe scheint es nun, als gelangten wir bereits zu der Stelle, wo uns die vorliegende Schwierigkeit begegnet. Der Einklang der Farben pflegt Harmonie genannt zu werden, abgesehen von Gegenständen, an denen die Farbe als ihr Charakterausdruck erscheint. Mit ihr treten wir zugleich bereits in das Gebiet der Bewegung. Der gefesselte Moment der Bewegung des schönen Körpers in Skulptur und Malerei, die Reihe seiner Bewegungen, welche die Dichtkunst an unserm innern Sinn vorüberführt, gehört nicht in unsern Zusammenhang, denn hier kann davon nicht die Rede sein, daß die Harmonie in Zahlen aufgehe. Dies ist der Fall bei den Bewegungen der individualitätslosen physikalischen Potenzen des Lichts und der Luft, wo sie eine Rolle im ästhetischen Gebiete spielen; sie lassen sich nur an der Zahl fassen, wir haben sonst keine Handhabe, die Zahl scheint Alles zu sein. Der Unterschied der Farben beruht auf einem Unterschiede der Geschwindigkeit der Lichtwellen, diese ist zu berechnen, die sehr großen, tief in die Millionen laufenden Zahlen werden nach vergleichendem Maßstabe auf einfache, niedrige reduziert und es erweist sich, daß Harmonie in der Farbe auf Klarheit und Einfachheit von Zahlenverhältnissen beruht. Diesen Ver-

hältnissen hat besonders Friedr. Wilh. Unger eingängliche, verdienstliche Studien zugewendet; er, ohne zu meinen, daß er es hier mit dem Wesen des Schönen, sondern sich wohl bewußt, daß er es nur mit einem seiner Elemente zu tun habe. In der Tat entsteht uns hier noch nicht die eigentliche Schwierigkeit. Dies folgt bereits aus einer obigen Stelle, wo bei Aufführung der ästhetischen Erscheinungsgebiete streng unterschieden wurde zwischen dem Darstellungsmittel und Darstellungsgegenstand einer Kunst: der Maler malt mit bloßen Farben farbige Körper. Zusammenstellung harmonischer Farben ohne Gegenstand kann niemand ein Kunstwerk nennen, vollends nicht, nachdem das physikalisch-arithmetische Gesetz erforscht ist und somit Harmonien durch bloße Berechnung sich finden lassen; wer sie schön nennt, weiß dabei oder sollte wissen, daß er das Wort sehr ungenau braucht, er müßte denn leugnen, daß schön im strengen Sinne nichts heißen darf, was den innern Menschen gleichgültig, leer läßt, daß Harmonie im ästhetischen Sinn nur diejenige heißen kann, deren Wirkung ideale Lust ist. Da dennoch nach allgemeinem Herkommen Verhältnisse von Farben ohne Gegenstände Harmonien genannt werden, so liegt die Tatsache nun vor, daß das Wort Harmonie in zwei sehr verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird: in mathematisch-physikalischer und in seelischer, sinnlich-geistiger, inhaltsvoller. Nun aber entsteht die wichtige Frage, ob sich zwischen diesen zwei so verschiedenen Arten von Harmonie dennoch eine Beziehung, ein Rapport finden lasse. Sie wird zu bejahen sein; der Rapport muß offenbar darin bestehen, daß Harmonie im ersten Sinn ein Bild der Harmonie im zweiten Sinne werden kann. Dies Bild kann nur ein symbolisches sein; das ist die „besondere Bewandtnis“, welche ich öfters angedeutet: es handelt sich von einer unwillkürlich symbolisierenden Tätigkeit der Phantasie, die an einer späteren Stelle ausdrücklich zu beleuchten ist. Allein diese Auffassung, diese sinnbildliche Beziehung auf das Inhaltsvolle wird im Anschauen der Farbe doch nicht erwachen, wo sie getrennt, sondern nur wo sie mitwirkend auftritt, d. h. zwar abstrakt, ohne Gegenstand, jedoch als Teil eines konkreten Ganzen, wie in den gemalten Fenstern gotischer Kirchen, wo gewiß auch ohne bildliche Darstellung die durchsichtige Glut einstimmiger Farben stimmungsvoll auf das Gemüt wirkt. Die symbolische Bedeutung

des Lichts und der Farbe wird sich noch weiter erstrecken, nämlich auf ein ganzes weites Gebiet, wo dieselben mit Gegenständen sich verbinden, aber mit solchen, die nicht beseelte Wesen sind: das landschaftliche; darauf werden wir an der Stelle ausdrücklich eingehen müssen, wo diese Symbolik näher zur Sprache kommt. Ganz anders verhält es sich da, wo die Farbe als Ausdruck der innern leiblichen und seelischen Stimmung lebendiger Individuen auftritt. Eine wunderbare Sinnbildsprache der Natur selbst gibt sich hier zu erkennen, die den tieferen Harmonien, um die es nun sich handelt, den Verhältnissen der Formen, Bewegungen, Handlungen, Gedanken die Farbe als Widerschein ihres innern Wesens und Lebens verknüpft; das Ganze ist aber ein schlechthin Anderes als in den zuerst genannten Fällen: überall, wo konkret lebendige Gegenstände das ästhetische Objekt bilden, ist die Grundlage des ästhetischen Akts nicht mehr Symbolik.

Die Lichtwelle führt auf die Luftwelle, diese auf den Ton. Die Schwingungszahl der Schallwellen ist wie die der Lichtwellen auf niedrige Zahlen reduziert und Harmonie der Töne stellt sich als Einfachheit, Klarheit von exakten Zahlenverhältnissen dar wie Harmonie der Farben, daher beide sich auch analog sind und die Wissenschaft längst mit dieser Analogie sich beschäftigt. Namentlich der genannte Unger begründet seine Lehre von der Harmonie der Farbe auf die Parallele der Farbenskala mit der Tonskala. Nun aber zeigt sich hier ein wesentlicher Unterschied. Harmonie von Tönen kann für sich allein, d. h. ohne daß die Töne nur mitwirkend wären, also ohne Objekt wirklich schön sein. Hier also und hier erst ist die schwierige Stelle. Es gibt eine Kunst, worin der physikalische Einklang ohne Hinzutritt von Gegenständen wie ästhetischer Einklang wirkt: die Musik. In dieser Kunst ist Alles Verhältnis, und zwar exakt zählbares Verhältnis, nicht nur die eigentliche Harmonie, sondern auch die Ordnungen, worin sich das Kunstwerk als sukzessive Folge von Tönen bewegt. Ist hier in der ganzen Form Alles Verhältnis, so scheint zu folgen, daß umgekehrt auch das Verhältnis Alles sei, und es fehlt nur noch, daß man von solchem Scheine sich bestimmen läßt, den Standpunkt für die ganze Kunstphilosophie in dieser Kunst zu nehmen, so wird sich der Schluß ergeben, daß in allen Künsten, was nicht reines Verhältnis ist, nur als Zweites,

von außen Angeheftetes zum Wesen, zum eigentlich Ästhetischen, d. h. zum gegenstandslosen Verhältnis hinzukomme. Die Stelle, wo in der gegenwärtigen Kritik diese Ansicht im Großen und Ganzen zu besprechen ist, bleibt vorbehalten. Über die Musik hier vorerst nur so viel. Wenn wirklich die physikalische Harmonie Alles wäre, so müßte, wer Generalbaß und Taktregeln kennt, eben hiemit gemachter Komponist sein. Leistet der Komponist nichts, als daß er physikalische Harmonien zusammenstellt, so ist schwer zu sagen, wie er sich vom Koch und Tafelmeister unterscheidet, die in Wein und Speisen harmonische Verhältnisse für die Zungen = Nerven und die Verdauung komponieren. Ist Gastronomie nicht Kunst gleichen Rangs mit Musik, sondern jene eine Geschicklichkeit im Angenehmen, diese aber wirkliche Kunst, so muß der Schein, daß ihr Ganzes in der meßbaren und zählbaren Harmonie liege, wirklich ein bloßer Schein sein. Es muß sich ein Grund finden lassen, auch der Musik Inhalt zuzuerkennen. Dieser Grund kann nur in der mehrbenannten Symbolik liegen. Die physikalischen Harmonien des Tons müssen vermöge einer tiefen Nötigung als Bilder von Harmonie der Seelenstimmung wirken; das bestimmte musikalische Kunstwerk aber muß das entwickelte symbolische Bild einer individuellen und doch menschlich wahren Stimmung sein. Tiefes und lebendiges Gefühl macht gewiß noch nicht den Musiker, aber ebensowenig die Kenntnis der Tonverhältnisse, der musikalischen Ordnungen überhaupt und die Geschicklichkeit der Ausübung. Nur wo Beides zusammentrifft, ist musikalische Erfindung und wirklicher ästhetischer Genuß. Dies sind nur vorläufige Sätze. Ich bekenne mich noch ganz zu der Ansicht von der Musik, die ich in meiner Ästhetik ausgeführt habe. Jenem Teile meiner Kunstlehre fehlt aber eine vorbereitende Grundlegung in der Lehre von der Phantasie, nämlich eben eine genauere Untersuchung des Symbolischen. Ich werde hier, in dieser Kritik, das Wesentliche daraus schon in der Prüfung der allgemeinen Lehre vom Schönen antizipieren, nur noch nicht an der gegenwärtigen Stelle, weil der Zusammenhang zu breit unterbrochen würde. Für jetzt nur noch eine Bemerkung. Die Formalisten selbst haben es Wort, daß nur „ein Teil der ästhetischen Verhältnisse exakt zu bestimmen ist“. Kein Zweifel, daß überall die lebendige Harmonie, die aus der geistigen Einheit kommt, sich in der Form niederschlagen

muß, aber dieser Niederschlag ist, wie schon gezeigt, im weitaus größeren Gebiete des Schönen unmeßbar. Wer nicht überzeugt wäre, der suche die mathematische Formel zu finden für den kleinen Strich, Punkt, wodurch ein Mundwinkel, ein Auge den Ausdruck erhält, der dem Charaktergepräge einer ganzen Figur den letzten Drucker gibt. An der sixtinischen Madonna die Symmetrie und zwanglose Pyramidalform der Komposition, die Farbenharmonie nachweisen, das ist noch nicht angefangen; man höre den Kupferstecher über seine Not, den Ausdruck der Augen, des Mundes wiederzugeben, man beachte die schwebende Bewegung, man fühle das Wehen, das von unbekannten Welten herziehend in den Löckchen des Knaben, in den Gewändern webt, und man befindet sich in dem Elemente der Form, wo das Senkblei der exakten Nachweisung keinen Grund mehr findet. Das ist nun aber eben ein für die Beurteilung des Formalismus sehr wichtiger Punkt. Wenn sich im größten Gebiete des Schönen das Verhältnis dem Kalkul entzieht, so ist stark zu vermuten, daß das Verhältnis nicht Alles sei, sondern daß es sich ebenso wesentlich darum frage, was sich verhält. Davon also mehr, wenn ich die Prüfung dieser Ansicht ausdrücklich vornehme.

Es sind nun die Momente der freien Harmonie zu unterscheiden. Das erste ist die Vielheit als bloße Mannigfaltigkeit. Das Schöne fordert sie, weil sein Inhalt das volle Leben, Lebensfülle ist. Die Einheit hat sie zu durchdringen. Sie ordnet die Glieder nach ihrem innern Unterschied. Die abstrakten Formelemente treten, wie schon gesagt, wieder auf, nur stehen sie jetzt in dem höheren Zusammenhang, der bei ihrer Aufzählung erst berührt werden konnte. Die innere Begrenztheit ist nun freies, klares Auseinanderhalten. Die Einheit bildet in der klar geschiedenen Vielheit untergeordnete Einheiten, so daß das Verhältnis des Einen und Vielen sich im Vielen wiederholt (wie z. B. die Gruppen aus je drei Figuren in Leonardo da Vinci's Abendmahl); die Analogie aus dem Gebiete des Meßbaren bilden hiezu die Gruppen, Perioden in der Metrik und Musik, in den selbständigen und höheren, d. h. das klare Leben darstellenden Künsten aber vollendet erst die eingemischte Unregelmäßigkeit dieser Gruppenteilung die wahre ästhetische Form. Entsprechende Wertbedeutung

begründet zwanglose Symmetrie, höherer Wert die Überordnung über dem symmetrisch Gruppierten. Die Proportion bestimmt sich rein aus der Natur des Gegenstands, wie der Künstler ihn erfaßt und mit seinem Geiste durchdrungen hat. Die Mannigfaltigkeit schreitet fort zum Kontraste. Dieser Begriff ist hier, in der Lehre von der lebendigen Harmonie, aufzunehmen und nach seinem Wesen und seinen Graden — milder und starker Kontrast — zu entwickeln. Kontrast ist wesentlich ein dynamisches, tiefer ein geistiges Verhältnis: ein Gegensatz von Kräften, die durch die Einheit gegeneinander gespannt sind und so sich in ihrer Erscheinung und Wirkung gegenseitig erhöhen. Er tritt allerdings auch als Gegensatz in der Größe auf, aber die Größe ist Erscheinung der Kraft. Auch von diesem lebensvollen Harmoniegesetze, dem Kontrast, findet sich nun ein Vorbild im Physikalischen; sein Wesen kann durch das Analogon der Farben und Töne erläutert werden. Der Eindruck der bestimmten Farbe, des bestimmten Tons in ihrer Zusammenstellung mit dem entgegengesetzten verschärft sich, lebt auf; tritt das auflösende Dritte hinzu (als besondere Form oder einem der Glieder beigemischt, wie in den Komplementärfarben), so kommt zur Stärke des Eindrucks die Befriedigung. Diese Erscheinung ist erläuterndes symbolisches Bild der Kontrastwirkung, nämlich nicht nur für die übrigen Gebiete des Schönen, der Künste, sondern nach dem oben Gesagten gerade auch in der Malerei und der Musik selbst: Farben- und Tonkontraste sind Symbol der Individualitäts- und Stimmungskontraste.

In der so verstärkten Scheidung hat die Einheit sich herzustellen. Es treten auf die Begriffe: Begründung (Motivierung), Vorbereitung, Entwicklung, Überleitung, Auflösung, wie dies alles im Buche § 494—501 ausgeführt ist, nur, wie ich bereits zugegeben, zu spät, denn noch einmal: diese Momente sind schon im ersten Teile zu entwickeln, mit dem Vorbehalt eben, daß sie ihre ganze Schärfe erst in der Kunst erhalten.

Also Harmonie. In ihr ist Alles befaßt, was die Form in sich schließt; wir können Form und Harmonie nun als gleichbedeutend setzen und gebrauchen; schlechte Form, Mißform ist dann so viel als keine Form, weil disharmonisch. Allein nicht alle Form ist ästhetisch, denn nicht jede Art von Harmonie ist ästhetisch;

Vieles hat Form, und zwar eben im Sinn harmonischer Ordnung, was nicht dem Gebiete des Schönen angehört. Der Begriff Harmonie oder Form definiert also das Schöne nur bedingter Weise; nur eine bestimmte Art der Form oder Harmonie ist schön, begründet das Schöne. Es fehlen zur Definition folgende Bedingungen.

Erstens: Anschaulichkeit, denn wir sind mit dem Schönen schlechterdings im sinnlichen Gebiete. Eine geistige Ordnung, die nich in die Sinne fällt, kann nur uneigentlich schön genannt werden. Ein philosophisches System, ein harmonisch durchgebildeter Charakter, ein ganzes wohlgeordnetes Leben, ein wohlorganisierter Staat ist nicht eigentlich schön. Charakter, Leben, Staat fällt auch in die Erscheinung, aber nicht so, wie es die Ästhetik verlangt: nicht auf einem Punkte; man muß die Einheit aus vielem Einzelnen zusammensuchen. Das freie Staatsleben der Schweiz z. B. ist gut, nicht schön; in den Helden, im Tell angeschaut wird dieser Inhalt erst schön.

Zweitens: Freie Lebendigkeit, d. h. Lebensgehalt in der Form eines frei selbständigen, individuell geschlossenen Lebens; denn wir sind mit dem Schönen in der Sphäre des freien Geistes und idealen Wohlgefallens. Alle harmonische Ordnung, die nichts ist als leeres Größenverhältnis, alle mathematische Figur ist daher an sich außerästhetisch und kann nur durch Symbolik der Auffassung in einem ästhetischen Zusammenhang, dessen inneres Leben auf tieferen Bedingungen ruht, Bedeutung erhalten. Ebenso jede Form eines Stoffes, der durch sie äußeren Zwecken dient, der nur um eines Anderen willen da ist, kurz die nur zweckmäßige Ordnung, die mechanische, die technische. Es kann dem Werke der Zweckmäßigkeit die freie ästhetische Form angeknüpft werden, aber eben die Verknüpfung zeigt den absoluten Unterschied, denn im Verhältnis zum Zweck ist sie Überfluß, wiewohl sie spielend ihm kann zu dienen scheinen. So sind wir also auf den Satz zurückgekommen, der oben ausgesprochen wurde, als vom ästhetischen „Absehen" die Rede war: nicht abgesehen wird vom Lebensgehalt. Wir wollen nun den Namen Idee aufnehmen; denn in Wahrheit: Lebensgehalt, das ist die berüchtigte Idee. Idee bedeutet objektiv die bestimmte Lebenskraft, die ein Individuum hervorbringt, bewegt, in allen seinen Lebensäußerungen durchdringt; subjektiv die Auffassung dieser

Lebenskraft durch den ästhetisch anschauenden und schaffenden Geist, wobei, wie immer aufs Neue wiederholt werden muß, der Grad der Selbsttätigkeit ein sehr verschiedener sein kann, von der gelinden Durchbildung eines mit seinem Gehalte gegebenen günstigen Stoffs bis zur scheinbar rein schöpferischen Hervorbringung; scheinbar, denn irgend ein Motiv muß immer gegeben sein, und rein hervorgebracht wird überhaupt nichts, weil aller Inhalt des Lebens da ist und weil keine Phantasie schlechthin neue Formen über die Naturformen hinaus erfinden kann. So bedeutet Idee immer Beides zugleich: Lebensgehalt und Auffassung desselben durch den als Phantasie tätigen Geist. Daß wir nur künstlich trennen, bedarf keines Wortes weiter. Der Künstler denkt die Idee nicht für sich, sondern nur in und mit und ungeschieden von der Form; wenn man will: er denkt sie nicht, er schaut sie. Idee enthält zwei vereinigte Begriffe: Gattungsmäßigkeit und Individualität. Darauf ist weiterhin einzugehen, zunächst aber bei den weiteren Gründen zu verweilen, welche verbieten, das Schöne einfach als Harmonie zu bestimmen.

Drittens nämlich fehlt in dieser Definition der Begriff: bloßer Schein, bloßes Bild. Die Definition muß es aussprechen, daß reine Harmonie eines sinnlich erscheinenden Lebensgehaltes empirisch eigentlich nicht vorhanden ist, nur durch die Phantasie als Schein in der Wirklichkeit vermeintlich gefunden, als künstlerischer Schein frei bewußt in sie geworfen wird und daß in diesem Akt, im verweilenden Genusse desselben wesentlich jedes auf das empirische Dasein des Gegenstandes, auf den Gegenstand als Stoff bezogene Interesse fernbleibt.

Viertens: Die Definition muß irgendwie auch dies enthalten, daß die harmonische Erscheinung des bestimmten Lebensgehalts zum Spiegelbilde des harmonischen Weltalls wird, daß daher die Anschauung eine ideale Lust mit sich führt und daß diese Lust allgemein und notwendig eintritt, weil man, um sie zu empfinden, nur Mensch, d. h. ein Wesen zu sein braucht, das an sich Einheit von Geist und Leib, also Einheit der Welt ist und nach der vollen Realisierung dieser Anlage naturgemäß strebt.

Man kann nun sagen, Alles dies liege eingeschlossen in dem Begriff: reine Form, und ich lasse mir dies sehr gern gefallen, wofern eben reine Form etwas Anderes bedeutet, als was

der neuere ästhetische Formalismus darunter versteht, dessen Beurteilung durch die obigen Bemerkungen über die Musik vorbereitet ist. Sagen wir statt dessen: inhaltsvolle Form; zur weitern Entwicklung und Beleuchtung dieses unseres entgegengesetzten Grundbegriffs wiederhole ich zunächst noch einige Sätze aus dem Artikel über das Verhältnis von Inhalt und Form in der Kunst, der in der Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich 1858 stand, nachher vom Verleger besonders abgedruckt und fälschlich für eine ausdrückliche Streitschrift genommen wurde*). Form ist das Äußere eines Innern, richtiger: das Äußere mit seinem Innern, die Einheit des Innern und Äußern, von der Seite des Äußern betrachtet; eine bloße Form gibt es gar nicht, ja man kann eigentlich gar nicht sagen: bloße Form, es ist contradictio in adjecto, denn Form ist die durch eine qualitative Kraft, ein inwohnendes Dynamisches, auf höherer Stufe Geistiges so oder so gebildete und bewegte Materie; Form ist Ausfluß, daher Ausdruck des Innern**). Diese Sätze werden allerdings der Stützung gegen einen naheliegenden Einwand bedürfen. Sie übergehen ein Gebiet, das in einem gewissen Sinne unbestritten mit bloßer Form zu tun hat. Es ist die Mathematik, die Lehre von den reinen Größeverhältnissen, in welche aller Inhalt gefaßt werden kann und welche selbst rein inhaltslos sind. Der ästhetische Formalismus mathematisiert das Schöne. Er gesteht es nicht zu, behauptet einen Unterschied. Hier liegt der entscheidende Punkt; die Aufgabe der Entgegnung wird sein, zu zeigen, daß es nicht gelingen kann, einen Unterschied aufzuweisen, wenn die ästhetische Form doch inhaltslos sein soll wie die mathematische, daß der Unterschied vielmehr eben nur aus dem Inhalt, dem Leben kommt. Für jetzt mag die entgegenstehende Ansicht noch mit einigen Bemerkungen erläutert werden. Wenn man sagt: Form ist inhaltsvolle Form, Form ist Produkt des Inhalts, beide müssen unterschieden und können schlechthin nie getrennt werden, Form ist das Auswendige des Inwendigen, so behauptet man, daß es allerdings auf das Wie ankomme, aber zugleich, daß das Was das Wie in sich schließe, daß man es darin schon habe. Das Was ist dem Wie nicht „verknüpft", das Wie ist ein Wie gewordenes Was. Oder: die Form hat wesentlich Ausdruck; Alles

*) S. oben S. 198—221. **) S. oben S. 202.

wird auf die Form angesehen, die Form drückt ihr Inneres aus, so wird alle Form auf den Ausdruck angesehen. Das Eigentümliche liegt in einer Umdrehung. In der einfachen Realität ist zuerst die Kraft, die Idee; sie erzeugt die Form. Im Schönen geht die Anschauung von der Form rückwärts auf die Kraft, die Idee, deren Ausdruck sie ist. Allein im Verlaufe der ästhetischen Betrachtung dreht sich auch die Umdrehung wieder um; das Gefühl und dann ebenso das Urteil ist von der erscheinenden Gestaltung auf den Kern eingedrungen und verfolgt vom Kern aus wieder seine Gestaltung. Z. B. die Form eines Baumes erfreut uns: es sind harmonische Verhältnisse der Linien, Farben in Verbindung mit Licht und Dunkel; das Gefühl dringt von dieser Summe der Erscheinungsseiten zu ihrer innern Einheit, dem Saft- und Lichtleben, der webenden Gesundheit der Natur in dieser Bestimmtheit ihrer Kraft vor, knüpft an diese Grundempfindung eine Welt von Ahnungen alles Frischen und Gesunden auch im menschlich geistigen Leben, worin es noch von der Bewegung des Laubs durch das Wehen der Luft unterstützt wird, und geht von da wieder nach außen, rinnt und gleitet nachzeichnend und nachmalend in die Spitzen der Form hinaus. Und der Maler, dessen Auffassung nicht zu diesem Lebensgefühl sich vertieft und von ihm wieder ausgeht, wird mit aller Kunst der Zeichnung und des Kolorits nie einen andern, als einen toten Baum zustande bringen. Tritt man mit Malern und Kennern vor ein Gemälde, so werden sie stets ganz technisch reden von Zeichnung, von Farbengebung mit allen Mitteln und Seiten, die sie umfaßt, von Komposition, wie sie einfach dem Auge sich darstellt; von Stimmung, von Ausdruck, von gestaltenden Gedanken wird nur beiher, im Vorübergehen, mehr gelegentlich bei den Teilen als klar in Beziehung auf das Ganze die Rede sein. Einfach darum, weil Künstler und Kenner (unter dem ich hier den praktisch durch Anschauung, nicht kunst-philosophisch gebildeten verstehe) stillschweigend voraussetzen, daß mit der rechten Form der rechte Ausdruck da sein werde; sie reden nicht gern vom innern Grund, Gedanken, Bedeutung, weil sie das vage Räsonnieren scheuen, das freilich nur allzuoft der Unkenntnis des Zusammenhangs zwischen Inhalt und Form als dürftige Maske dient. Wenn gegen das, was man jetzt Gehaltsästhetik nennt, von Teichlein öfters der

Ausruf eines französischen Malers angeführt wird: Fichtre, il faut faire une bonne peinture! so fragt sich nur: was ist bonne peinture? und ich meine, es sei die peinture, die alle Mittel der Malerei richtig aufwendet, um Lebensinhalt in volle und harmonische Erscheinung zu setzen. Das Schaffen des Künstlers ist immer notwendig auch ein Machen und verläuft sich durch eine Summe von handwerksmäßigen Tätigkeiten, die schließlich irgendwie alle ein inneres Band an das ästhetische Grundgefühl knüpft, ohne daß dieses innere Band durchaus nachweisbar wäre, oder wenn dies, ohne daß man darauf stets zurückkommen könnte; wenn aber die Kunst mit ihrem Machenkönnen und Machen nicht erreicht, daß der sinnige, empfängliche Beschauer, der kein Kenner dieser Einzelheiten ist, sich rein menschlich am dargestellten Lebensbilde freut, vom Geist und Hauche der Darstellung ergriffen wird, so hat sie nichts erreicht. Es steht dem Künstler ganz gut an, daß er selber von der führenden Gewalt, der seine Mittel, seine Formen dienen, wenig Worte macht; wir aber wissen, daß, solange die Welt steht, den wirklichen Künstler vom Scheinkünstler die inhaltsvolle Form, die innere Macht, das Kaliber unterschied. Auch die Formen, über welche die Virtuosität des Scheinkünstlers mit Leichtigkeit verfügt, sind nicht leer, denn es gibt keine leere Form; sie waren ursprünglich, sind von Anderen als ihm aus dem tief empfundenen Gehalt entwickelt: er aber, weil er nur Macher ist, handhabt sie mit einem Minimum von Nachempfindung des Gehalts, das gleich Null gilt. An Harmonien und Harmonie fehlt es seinem hohlen Werke nicht, wenn man unter Harmonie lediglich Verhältnisse des Gleichen im Ungleichen versteht; es fehlt ihm so gut als ganz, wenn man darunter die harmonische Ordnung versteht, durch welche das machtvolle Lebensgefühl als Strom der innern Einheit fließt.

Noch die Bemerkung über die Gehaltfrage mag hier stehen, daß man sich nicht irremachen lassen darf durch einen Unterschied zwischen Finden und Schaffen. Es ist an mehreren Stellen dieser Prüfung bereits gesagt, daß die Erhöhung des gegenständlichen Gehalts durch den Künstlergeist sich auf einer Leiter von sehr verschiedenen Sprossen bewegt. Hier ist nun noch ausdrücklich hinzuzufügen, daß die Kunst es liebt, unscheinbare Stoffe zu behandeln, recht um zu zeigen, was der Gegenstand *ihr* verdankt. Besonders die Malerei ist es, welche

die ungemeine subjektive Wirkung des Lichts und der Farbe gern zur magischen Verklärung des Geringen und Armen verwendet, natürlich in keinem Zweige mehr als im landschaftlichen. Ein regenzerwühlter Kirchhof mit zerfallenen Grabsteinen, zerfetzten Bäumen, fahles Mondlicht aus zerzausten Wolken darüber ergossen ist einem Ruysdael ein willkommnerer Stoff als die glänzendste Berg-, Pflanzen- und Lichtwelt. Man sagt daher: nicht der Gegenstand ist es, sondern das, was der Künstler daraus gemacht hat. Ganz wahr; nur vergesse man nicht unsere Unterscheidung von Stoff im Sinn von Gegenstand oder Sujet und von Inhalt. Daraus, daß es darauf ankommt, was der Künstler aus einem Gegenstande macht, folgt keineswegs, daß die angebliche Form Alles sei. Was der Künstler aus seinem Innern in den Gegenstand einträgt, ist ja eben auch Gehalt. Das tragische Gefühl der Vergänglichkeit, das er in die zerfallene Formenwelt, in dies Ganze legt, worin nichts ganz ist: ist das kein Gehalt, keine Idee? Das Beispiel ist aus jenem Gebiete genommen, wo der Gehalt der Seele mit dem Gehalt im Gegenstande nur durch jene oft berührte und der nähern Erörterung noch vorbehaltene Symbolik sich verknüpft, eine Symbolik, die aber doch nicht Willkür werden, mit dem Gegenstande nicht gewaltsam verfahren darf. Mag solche symbolische Verknüpfung, oder mag direkter Ausdruck in einem Kunstwerk herrschen, für alle Fälle steht das Gesetz fest, das mit jener schon im Anfang von mir ausgesprochenen Forderung der Lebenswahrheit zusammenfällt: so groß auch der Überschuß sei, den der Künstler aus seinem Innern zum Gegenstand hinzubringt, das Verhältnis muß immer ein naturgemäßes sein. Das freie Scheinen und Leuchten des Künstlergeistes über der Stoffwelt darf kein willkürliches Spiel werden. Selbst der Witz, der Humor, der so frei schaltet mit den Eigenschaften der Dinge, muß doch an sie anknüpfen und wird absurd, wenn er sie verdreht. Das reinste Verhältnis aber ist doch immer und die reinsten Wirkungen entstehen, wenn nicht durch einen Sprung, sondern durch ein einfaches „Aufquellen" der gegenständliche Gehalt des Stoffs durch den Künstler ideal erhöht wird. Ein Held der Geschichte oder Sage heldenmäßig aufgefaßt und dargestellt, der süße Inhalt des Madonnenglaubens rein empfunden und zurückgestrahlt, die Idee der ewigen Gerechtigkeit in den Schrecken des jüngsten

Gerichts von einem Riesengeist mit der Furchtbarkeit seiner Energie gespiegelt: das sind die wahrhaft reinen und glücklichen Verhältnisse. Ich habe seinerzeit auf jene Wendung in der Kunstgeschichte, wo ein religiöser Stoff nur „Vorwand" wurde, um etwas Anderes zur Darstellung zu bringen, im Sinne des Tadels aufmerksam gemacht. Man hat mir entgegnet, dies sei eben ganz in Ordnung und nichts Anderes als das freie Verfügungsrecht der Kunst. Ich soll Unrecht haben — die Sache ist zwar von langer Hand —: an meiner ästhetischen Grundansicht verändert dies gar nichts. Das, wofür der Stoff den Vorwand gab, ist eben dann der Gehalt des Werkes. Hier nur einige Unterscheidungen: eine heilige Familie, eine vom Himmel herschwebende Madonna ist für Raffael kein Vorwand gewesen; er fand im Mythus selbst, was er mit zartem und entzücktem Gefühl nur erhöhte: die reinste Idee der Weiblichkeit, der Mutterliebe. Eine Findung Mosis dagegen, eine Geburt des Johannes oder der Maria läßt sich eigentlich gar nicht anders behandeln als so, daß der Stoff den bloßen Namen für ein gemütliches Sittenbild gibt, und Christus im Hause Levis oder zu Kana speisend mag immerhin als Motiv dienen, eine heitere, glänzende Tischgesellschaft zu schildern. Sehr anders verhält es sich, wenn die Verkündigung der Hirten Vorwand wird, um ein Tierstück, die Ausstellung des dorngekrönten Christus, um einen holländischen Fleischmarkt zu malen, und wenn alttestamentliche Helden als Masken aufgesteckt werden, aus deren Augenhöhlen moderner Weltschmerz blickt. Man sieht doch, daß der Begriff des künstlerischen Vorwands einer genaueren Untersuchung wert ist, die aber hier nicht meine Aufgabe sein kann.

Der Gehalt selbst kann sich bis zur Unscheinbarkeit verdünnen und die Wahrheit, daß man die Form vom Gehalte nicht trennen kann, bleibt doch ungebrochen stehen. Ehrlich wollen wir allerdings sein: in die Länge hält man angebliche Kunst mit einem gar zu schwachen Anklang von Inhalt nicht aus. Die Holländer werden langweilig. Man hielte sie aber gar nicht aus, wenn sie uns nichts als Farbenharmonien böten. Der schwache Faden, der ihre relativ leersten Sächelchen mit der ästhetischen Welt verknüpft, ist zuerst von Karl Schnaase in den Niederländischen Briefen aufgezeigt worden: es ist im Küchenbild, Stilleben oder Frühstücks-

bild das Wohnliche, Einladende, das Gefühl der Nähe des behaglich genießenden Menschen. Dies ist immer noch ein schwacher Strahl von Idee, von Gehalt; und wenn wir dem reinen Formalismus die Konsequenz aufbürden wollten, ein paar glänzend gewichste Stiefel in Morgenbeleuchtung müßten nach seinem Prinzip ein hinreichender Gegenstand für ein malerisches Kunstwerk sein, so würden wir nur uns selber schlagen, denn ein Fünkchen von Gehalt würde mit Notwendigkeit selbst in diesem Motive noch gesucht, man würde eine komische Beziehung im Bilde finden, der komische Gedanke ist aber auch Gehalt.

Also ich wiederhole: der gehaltvolle Geist des Künstlers mag erfinderisch so frei schalten, als er will: es bleibt doch stehen: erstens, was er hinzubringt, ist auch Gehalt; zweitens: die Entfernungen von gegenständlichem Gehalt dürfen nicht willkürlich das letzte Band zwischen dem Subjekt und dem Objekte zerschneiden. Im Ganzen und Großen wird die echte Kunst immer wieder mit dem zusammentreffen, was wir naturgemäß fühlend, denkend, urteilend in den Dingen finden. Man werfe nur einen Blick auf die sittliche Welt. Das Schöne darf sich so frei in der Welt heiterer Sinnlichkeit ergehen, daß es sich vom Guten, d. h. vom Gebiete der moralischen Maßstäbe ganz zu trennen, zu befreien scheint. Aber man sehe doch nur genauer zu. Das Gebiet der freien Sinnlichkeit in der Kunst läuft parallel mit dem Satze der richtigen, d. h. der affirmativen Ethik, daß die Sinnlichkeit an sich nicht unsittlich ist; gewiß nicht ein Verhältnis der Illustration ist dies, sondern des freien Entsprechens selbständiger, doch urverwandter Gebiete: dort hell entwickeltes Anschauungsbild, hier abstrakter Begriff. Scharfe Beleuchtung aber fällt auf das Band erst bei Kollisionen. Man setze den Fall: der Künstler läßt die Sinnlichkeit in seinem Bilde frei walten in einem Zusammenhang, wo eine Begegnung mit bestimmten sittlichen Pflichten in demselben Bild ihr Beschränkung gebietet, so sind dreierlei Stellungen möglich: entweder er hat die Disharmonie, die in der Verletzung liegt, gewollt, um sie, sei es tragisch (Gretchen im Faust), sei es komisch (Falstaff), zu lösen, oder er fühlt sie nicht, oder er hat sie gewollt, um sie stehen zu lassen: in den zwei letzten Fällen wird sein Werk, indem es unsittlich wird, auch unschön. Eine Orgie am Abgrund ist tragisch,

komisch, oder sie ist frivol und begründet von innen heraus Häßlichkeit des vorgeblichen Kunstwerks.

Doch es ist Zeit, die Begriffe aufzunehmen, die in der Grundbestimmung der Form als harmonischen Ausdrucks der Idee noch weiter enthalten sind. Dem Individuum gegenüber, in welchem sie zur Darstellung kommt, heißt die Idee Gattung. Das Schöne vereinigt die Begriffe: Gattungsmäßigkeit und Individualität; sind beide in reinem Einklang und ist dieser Einklang in der sinnlichen Erscheinung mangellos ausgedrückt, so nennen wir dies vollkommen. Um solches Bild der Vollkommenheit zu schauen, bedarf es stets eines Aktes der Phantasie, also einer Idealisierung. Diese Begriffe, sämtlich schon mehrfach berührt, sind nun ausdrücklich aufzunehmen.

Gattungsmäßigkeit: es bedarf kaum mehr der Erinnerung, daß dieser Begriff nicht zu eng gefaßt werden darf, daß er Alles und Jedes umfaßt, was als gemeinsamer Stempel eine Vielheit von Individuen, sei es als Naturgrund und Naturgesetz, sei es als geistige Einheit, und zwar bleibend als Grundzug, oder vorübergehend in einer Handlung, zusammenbindet; kurz, die Idee heißt Gattung, sofern sie eine Mehrheit als Gemeinsames durchdringt. Da nun die Individualitäten immer wesentlich auch Solches enthalten, was von dem Gemeinsamen abweicht, und da diese Abweichung im Leben uns leicht das Gemeinsame verhüllt, so ist es wesentliche Bestimmung des Schönen, daß es diese Verhüllung aufhebt, das Gemeinsame mit Kraft durchscheinen läßt. Jedes Schöne überrascht nach dieser Seite durch allgemeine Wahrheit. Es deckt den allbekannten und doch unbekannten Lebensgrund auf. So lang es ästhetische Freude, so lang es Kunstwerke gibt, die sie uns rein bereiten, gab sie sich ihren Ausdruck und wird sie sich ihn geben in Worten des Staunens darüber, daß hier im durchaus Neuen das durchaus Alte, das immer wahr ist, so treffend, so getroffen zutage liege. Das ist es ja! so rufen wir; so sieht es aus im Menschenherzen, das sind die echten Züge des Charakters, der Sitten, dies ist das überzeugende Bild der Zustände, so waltet in Handlungen der Menschen das Gewissen, das Schicksal! Das ästhetische Genie gibt sich zu erkennen wie ein Geist, der ins Zentrum sieht, während die gewöhnlichen Geister an der Peripherie haften. Shakespeare

„gesellt sich zum Weltgeist". Eine Decke von verdichtetem Firnis und Staub scheint für das Auge der Menge verdunkelnd auf den Dingen zu liegen; sie ahnt es wohl, vermag die Hülle dennoch nicht mit eigner Hand hinwegzunehmen; der Dichter leiht ihr seine Hand. Es gilt das Gleiche von den Naturreichen wie von der sittlichen Welt: auch ihr Bild, Erde, Wasser, Licht, Luft, Pflanze, Tier tritt uns in jeder genialen Darstellung so enthüllt, geöffnet entgegen, daß das richtige Wort für den Eindruck immer sein wird: Getroffen! So ist es!

Also Wahrheit; und zwar immer Wahrheit des allgemein Menschlichen, gleichviel, ob Menschenleben oder Naturleben der Gegenstand sei. Nichts ist schön, was nicht die Menschen allgemein dadurch rührt, daß es ihnen die allen gemeinsame Wahrheit des Menschlichen in bleibenden Grundzügen aufdeckt und dadurch den Menschen im Menschen trifft. Der Zuschauer will und soll in allem Schönen sich selbst wiederfinden, denn er ist der Mensch und der Mensch das gelöste Geheimnis der Welt. Diese Vermenschlichung alles Gegenstandes kann auf den verschiedensten Wegen sich vollziehen, gewiß auf andern, wenn der Gegenstand dem bewußtlosen Naturleben, als wenn er der Menschenwelt angehört, und wiederum auf andern, wenn er unbeseelte Natur, als wenn er beseelte, d. h. Tierleben ist. In jene fühlt sich der Mensch, fühlt uns der Künstler und Dichter hinein durch das mehrerwähnte innige Symbolisieren, das Tier kann gewiß auch symbolisch aufgefaßt werden, bedarf es aber nicht, um ästhetischer Gegenstand zu sein. Wir verständen auch außerästhetisch nichts vom Tiere, es gienge uns rein nichts an, wäre kein Gegenstand für uns, wenn es nicht dem Menschen verwandt wäre; nicht bloß der Künstler und Dichter, der Erdgeist selbst „lehrt uns unsre Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen".

Das Schöne ist, wie ich schon zu Anfang gezeigt, keine vorläufige Verdunklung des gattungsmäßig Wahren, es ist ebensowenig eine nachträgliche Verhüllung desselben; d. h. das allgemein Wahre ist in ihm für die Anschauung da, ohne vorher in Begriffsform gedacht zu sein. Meine Ästhetik hat gehörig, aber dem damals in der Entstehung begriffenen Formalismus gegenüber vergeblich dafür gesorgt, das Mißverständnis zu verhüten (siehe namentlich Anmerkung zu

§ 15). Shakespeare hat im Richard III. und Macbeth die Tiefen des Bösen erschlossen, lange ehe Kant, Schelling und Hegel das Senkblei des Gedankens hinabsenkten, er ist ihnen vorausgeeilt; die Philosophen haben Mühe, ihn mit Begriffen einzuholen, er selbst aber wäre der letzte, der in Denkform einholen könnte, was die Intuition ihm geoffenbart. Es gibt keine geheime Gesellschaft, die das Wahre in deutlichen Gedanken entdeckt und das Schöne erfunden hätte als Illustration für die Menge, die den nackten Gedanken nicht faßt. Verschiedene Nebenformen des Schönen, worin das Bild dem Gedanken dient, haben wohl oft die Erkenntnis ersetzt oder unterstützt, das wirkliche und freie Schöne selbst nach einer Seite seiner Wirkung mag immerhin auch in diese Rolle eintreten; an sich aber ist dieses eine spezifische, selbständige, nichts ersetzende und durch nichts zu ersetzende Art, mit dem Wahren, d. h. dem Weltinhalt bekannt zu werden und bekannt zu machen, das Wahre ist in dieser Art seiner Bekanntwerdung ganz umgesetzt in anschauliche Form und erhält sich doch ganz in dieser totalen Verwandlung. Es gleicht, habe ich (im angeführten Artikel über Inhalt und Form) gesagt, dem Zucker, der sich im Wasser ganz auflöst, aber ganz in ihm erhält, indem er ihm seine Süßigkeit mitteilt. Diese Sätze sind selbst wieder dem Mißverständnis bloßgestellt: „umgesetzt — Verwandlung — auflöst", das sieht immer wieder aus, als müßte ein vorher in Begriffen gedachtes Wahres erst solchem Prozeß wie einem geistigen Chemismus unterworfen werden. Dies liegt nur an der Bildlichkeit, deren die Sprache nicht entraten kann. Sagen wir also einfach: im Schönen ist das Wahre Gestalt und Anschauung, ist sie schlechthin und ganz. Wo wahrhaft Schönes erzeugt wird, werden daher auch neue Tiefen der Wahrheit eröffnet. Dem Formalisten kann das Schöne d i e s e Bedeutung nicht haben. Es ist nicht abzusehen, wie die reine Form, das inhaltslose Verhältnis uns ungeahnte Blicke in das Wesen des Lebens erschließen soll, wenn der Gehalt nur von außen daran geknüpft wird. Phidias, Äschylos, Sophokles, Raffael, Michelangelo, Shakespeare, Goethe, Schiller haben aber doch gewiß mehr getan, als bloß zusammengestellt, haben mehr entdeckt, als harmonische Verhältnisse. Gibt man zu, daß sie uns Geheimnisse erschlossen haben, und will man doch das Schöne vom Wahren, statt es bloß zu unterscheiden, ganz

scheiden, so muß man annehmen, alle diese Geister seien neben dem, daß sie Künstler waren, auch Philosophen gewesen, und zwar eigentliche, bewußte Philosophen; denn wenn der Inhalt mit der Form nur äußerlich sich verknüpft, so kann Erkenntnis nicht als unbewußte, tiefe Ahnung in sie eingehen, sie muß neben ihr als spezifische Erkenntnis ausgebildet fertig liegen, um dann mit ihr zusammengeheftet zu werden; jetzt erst und jetzt erst recht wird das Schöne zu einer bloßen „Illustration des Wahren", die Kunst zur Dienerin der Philosophie. Shakespeare hat philosophische Studien über das Böse, das Gewissen usw. gemacht, die Resultate auf Lager; andererseits spürt er sich an, daß die Entdeckung neuer Harmonien in seinem Geiste unterwegs ist; nun denkt er: als Stoff, woran ich diese Harmonien annähe, könnte ich ja die Studien benützen, oder umgekehrt; so macht er dann den Richard III. und den Macbeth.

Wesentlich ist zunächst noch hervorzuheben, daß das Wahre im Schönen nicht das historisch Wahre ist. Wer sagt, das Schöne sei Wahrheit in Anschauungsform, der versteht unter dem Wahren die innere und die bleibende Wahrheit. Wir reden ja eben im gegenwärtigen Zusammenhang vom Allgemeinen, nicht vom Einzelnen. Nicht ob dies Individuum, dieser Fall gewesen, vorgekommen sei oder noch sei, vorkomme, sondern ob Natur, Mensch und Menschenschicksal immer so gewesen sind, sind und sein werden: das Nie und Immer, das Nirgends und Überall ist es, um was es sich handelt. Dies liegt wesentlich in dem Begriffe des bloßen Scheins, der Abstraktion vom Stoff und dies vor Allem hat man im Auge, wenn man das Schöne bloße Form nennt. Es ist von größter Wichtigkeit, daß auf diesem Punkte scharf unterschieden werde. Ihr volles Licht erhält aber die Unterscheidung erst, wenn das subjektive Verhalten in der ästhetischen Anschauung, die Frage über das „ohne Interesse" zur Untersuchung kommt.

Wir sind noch nicht fertig mit naheliegenden Einwendungen; eigentlich mit denselben noch nicht, die wir soeben besprochen haben. Wahrheit und Gattungsmäßigkeit sind synonyme Begriffe, wenn unter Wahrheit nicht reflexiv gedachter Wahrheitsinhalt verstanden wird. Sagen wir nun: schön ist das gattungsgemäße Individuum, so scheint einfach jedes Kriterium verloren zu gehen, wodurch das Schöne vom Sein, von allem normalen Dasein zu unterscheiden

wäre. Alles, was da lebt, wäre schön, wenn es nur in gattungsgemäß tüchtiger Kraft lebt. Diese Verwischung der Grenzlinien entsteht, wenn man vergißt, daß der Begriff des Gattungsmäßigen nicht die ganze Definiton des Schönen ist. Wir fordern eine Harmonie der Form, welche der Ausdruck von Lebensfülle ist, eine Harmonie, die dem Geist und Gemüte des Menschen homogen entgegenkommt und ihm zum Spiegelbilde des harmonischen Weltalls wird. Hier ist einer der Punkte, wo klar erhellt, daß nur auf die reine Einheit des Inhalts- und des Formbegriffs die Lehre vom Schönen gebaut werden kann; denn wie der erste wesentlich mit dem zweiten, so muß der zweite wesentlich mit dem ersten verbunden werden, wenn die unterscheidende Grenze des Schönen nicht ins Vage zerfließen soll. Man versuche es einmal mit dem Prinzip der sogenannten reinen Form, wonach das Schöne lediglich in der Harmonie der Verhältnisse liegt, jeder Inhalt an sich gleichgültig ist, also auch jeder gleich gut als bloßer Träger des ästhetischen Verhältnisses dienen kann. Nichts in der physischen und moralischen Welt ist einfach, Alles zusammengesetzt. An jedem normalen Dasein, auch an jedem Produkte der menschlichen Hand und des menschlichen Geistes werden sich irgendwelche harmonische Verhältnisse zeigen, ärmere oder reichere: dies würde nicht einen Art-, nur einen Gradunterschied begründen. Wir müssen, da nichts, was ist, rein normal seinem Gattungsbegriff entspricht, wohl Allem durch unsere Phantasie noch einen Ruck geben, um es zu einem Scheine dieses Entsprechens zu erhöhen; auch dies verändert nichts an der Sache: sie bleibt sich gleich, denn diese Notwendigkeit gilt Allem. Störungen, Disharmonien müssen wir durch denselben Akt auflösen oder der Auflösung, welche die Wirklichkeit mangelhaft vollzieht, nachhelfen. Wo ist denn nun eine Möglichkeit, das Schöne zu unterscheiden, wenn man nicht zu der Bestimmung: schön ist alle Form, die harmonische Verhältnisse zeigt, hinzusetzt: und dadurch einen dem Menschen homogenen Lebensgehalt darstellt, ihm die Harmonie des Geistes- und Sinnenlebens, zu der er selbst bestimmt ist, und dadurch Harmonie des Weltalls im Spiegel, im Mikrokosmus vorführt? Die niedrigsten und widrigsten Tiere, Infusorien, Mollusken, die ganze Larvenwelt des Wassers, unter den Insekten die Spinne, Molch und Krokodil unter den Amphibien: Alles dies ist

schön, wenn zum Schönen genügt, daß der Gegenstand ein Bild von harmonischen Verhältnissen darbiete. Ebenso jedes Instrument, jede Maschine, jedes Gebilde von nur mathematischen Formen; ja, wie sich bei genauerer Beleuchtung des nun wirklich als System aufgestellten Formalismus zeigen wird, die ganze soziale, sittliche, wissenschaftliche Welt zieht als gleichwiegender Stoff mit der Kunst in das weitgeöffnete Tor ein. Genug: der Gehaltbegriff muß sich mit dem Formbegriff und der Formbegriff mit dem Gehaltbegriff ergänzen, um das Wesen des Schönen bestimmen, d. h. unterscheiden zu können, und zum Formbegriff gehört wesentlich Anschaulichkeit und geschlossenes individuelles Gebilde.

Nur dieser gefüllte Formbegriff ist auch der richtige Führer in der schweren Frage, wie sich denn nun der innere Organisationswert jeder erscheinenden Lebenskraft, vor Allem der Naturwesen, zum ästhetischen Werte verhalte. Die erste Bedingung einer richtigen Antwort ist, daß streng zwischen objektiver und subjektiver Betrachtung unterschieden werde. Halten wir vorerst die letztere künstlich beiseite — künstlich, denn wir sind ja im Schönen, in welchem der Zuschauer und seine tätige Phantasie wesentlich mitgesetzt ist —, so scheint zunächst festzustehen: mit dem innern Organisationswerte steigt auch die Harmonie der Erscheinung, d. h. die Form. Ganz gewiß, aber nicht die anschauliche Form. Die Natur heißt nur sehr ungenau eine Künstlerin, denn sie arbeitet nicht mit Bewußtsein auf Schönheit, auf wirklich erscheinende Harmonie. „Die Natur ist kein Schauspiel, sondern ein Geschäft (affaire),“ sagt Cherbuliez in der schon erwähnten Kritik meiner Ästhetik (Revue germanique 1859, 1860). Das Wort hat seine Richtigkeit, wofern nur nicht vergessen wird, daß wir die Formen doch nirgends als in der Natur holen. Sie bringt die schönen Formen hervor, aber weil sie es nicht mit dem Bewußtsein des ästhetischen Zweckes tut, so sorgt sie auch nicht für Konsequenz. Baut sie ein Gehirn feiner, so denkt sie darum keineswegs darauf, die Glieder in schlanken Umrissen, die Muskelumlagerung in schwungvoll fließenden Kurven zu bilden; der Elephant, so hoch organisiert, ist ein plumpes Geschöpf. Die Mischungsproportion der Säfte ist gewiß eine edlere im Obstbaum der gemäßigten Zone, als in jenen Pflanzen, deren Früchte wir nicht genießen können; die Natur hat nicht seinen Bau, seine Krone

so stattlich gebaut, gewölbt, gegliedert wie die Bildung viel wertloserer Bäume. Das Insekt ist niedriger als das Amphibium, aber es ist der Natur eingefallen, dem Tiere mit den widerlich dünnen Füßen in einzelnen Gattungen eine glänzende Farbenpracht auf die Flügel zu streuen, und den meisten Amphibien zu dem ästhetischen Fluche einer Bewegung, die an Mechanismen erinnert, und der entsprechenden Häßlichkeit des Baues noch die Schande der Schmutzfarbe zu fügen, gerade der Schlange aber, die doch um so viel niedriger steht als die verwandten Geschlechter mit selbständigen Bewegungsorganen, zu den Wellenlinien der Bewegung noch das farbige Schuppenkleid zu schenken. Den wichtigsten der Sätze, die hier in der objektiven Betrachtung leitend sind, habe ich in der Ästhetik (§ 18) ausgesprochen: das höher Organisierte kann weniger schön erscheinen als das niedriger Organisierte, wenn es die erreichte höhere Stufe unvollkommener darstellt als das niedriger Organisierte die seinige. Die Natur hat sich dann in der Tiefe zusammengenommen, verschmäht die Fülle und den Adel der äußeren Erscheinung und bereitet sich auf höhere Schöpfungen vor. Dazu kommt dann die Verworrenheit gewisser Übergangsformen, die in § 18 ebenfalls hervorgehoben ist. Im Ganzen und Großen bleibt es aber doch wahr, daß der ästhetische Wert mit dem Organisationswerte steigt. Im höheren Säugetier, im Roß, Hirsch, Hund und Katze zeigt die Natur, daß ihre Arbeit, die in all den unendlichen Gestaltungen Jedes versucht, was möglich ist, durch die grenzenlos verschlungenen Wege auf Gipfeln anlangt, wo sie entbunden und frei den höheren Gehalt in dem entsprechenden Gebild ausprägt, und auf dem höchsten dieser Gipfel steht ja der — Zuschauer, der Mensch, dessen Gestalt jeden Zweifel abschneidet, ob schließlich das Äußere dem Innern entspreche. Das höchst verfeinerte, zum Geistorgan erhobene Nervenzentrum bedingt eine Gestalt, die ein absoluter Inbegriff von Harmonien ist.

Wir bleiben zunächst immer noch auf dem objektiven Boden, wenn wir erwägen, daß doch die Gestalt nicht das Ganze der Form ist. Die Farbe haben wir in einzelnen Beispielen beigezogen. Bewegung aber und Tätigkeit, der Grad innerer Belebtheit und Beseeltheit, der sich darin ausdrückt, ist nun erst hinzuzunehmen. Das Gebiet der Linie und Fläche, der plastischen Gestalt wird von

der Farbe, beide Gebiete werden vom letzteren ja mannigfach durchkreuzt. Der Elefant ist plump an Form, aber sein Tun zeigt die Klugheit, widerlegt die rohe Schwerfälligkeit der ersteren. Der Hund hat nicht das schöngefärbte Fell, nicht ganz die plastische Schönheit des Tigers und Löwen, aber er bestätigt durch sein Tun, daß er das unendlich höhere Tier ist. Nun aber sind ja diese Verteilungen auch ästhetisch zu verwenden; Farbe, Ausdruck, Bewegung, Tätigkeit sind ja auch Formen; die Auffassung hält sich an diese oder jene Seite und der Unterschied der Auffassung schlägt sich in verschiedenen Künsten und Kunstzweigen nieder.

Eben hiemit ist jedoch die objektive Betrachtung verlassen, wir haben uns bereits auf den Boden der subjektiven gestellt. Wir nehmen unsern Satz auf, daß der Mensch in aller ästhetischen Anschauung sich selbst sucht und nichts schön finden kann, was ihn nicht angeht. Was Schiller von der Poesie sagt: Dichter sei, wer seinen Empfindungszustand in ein Objekt zu legen vermöge, das wird in verschiedenen Wendungen des Sinnes von aller Kunst, von aller ästhetischen Auffassung gelten. Nun ist unbezweifelt und ungeleugnet, daß hiedurch unendliche Verschiebungen des ästhetischen Werts entstehen, der sich einfach an den Organisationswert der Naturwesen knüpft. Die erste große Verschiebung ist ganz eigentümlicher Art; sie besteht in einem Sprung, der sie von jeder andern unterscheidet: in die ganze nicht beseelte Natur, die Landschaft, legt der ästhetisch fühlende Mensch sein Inneres auf andere Weise als in die beseelte Natur. Es findet hier das ganz ähnliche symbolische Ausnahmeverhältnis wie bei der Musik statt, dessen nähere Erörterung wir noch immer zurückstellen. Das Unbeseelte wird dadurch hoch über seine Wahrheit hinausgeführt, so daß es weit bedeutender erscheinen kann als das beseelte tierische Leben, ja als der Mensch selbst, nämlich der zum Objekt gehörige. Dies wird an der Staffage in der Landschaft klar: die tierische und menschliche Figur wirkt nur mit, spricht weniger als das Unorganische und die Pflanze, die doch an sich seelenlos sind.

Der zweite wesentliche Punkt ist nun der schon berührte Unterschied der Auffassungen, wie er sich in den verschiedenen Künsten und ihren Zweigen Gestalt gibt. Was plastisch gediegen erscheint, kann malerisch arm, was malerisch arm, dem Bildhauer willkommen

sein, was dem Meißel und Pinsel keinen oder wenig Stoff beut, bringt ihn in Fülle dem sprechenden Dichter. Der Birnen- und Apfelbaum ist ein unmalerischer Bursche gegen Linde und Eiche, aber der Poet kann uns erzählen vom Dufte der Blüten und von der labenden Süßigkeit der Früchte. Der Vogelleib ist plastisch schöner als die Bildung gar vieler Säugetiere, denen aber der Maler das reichere Leben und das Menschenähnliche in unendlichen Situationen ablauschen kann. In der Tat, das einfache Verhältnis zwischen Organisationswert und ästhetischem Wert wird wohl in unzähligen Weisen gedreht und gewendet, stellt sich aber in unzähligen Weisen auch wieder her.

Das Dritte ist der Unterschied der ästhetischen Grundformen, wenn man will Grundstimmungen, nämlich der des Anmutigen, Erhabenen und Komischen, ein Unterschied, der, ebenfalls vor und außer aller Kunst überall lebendig, in verschiedenen Künsten und deren Zweigen in verschiedenen Vertiefungsgraden zur Darstellung gelangt. Der Jagden- und Genremaler wie der Dichter kann dem Bildhauer, der den schlanken Hirsch, Tiger, Löwen vorzieht, gar wohl zeigen, was der plumpe Bär gilt, wenn nur Stärke und Furchtbarkeit die Losung ist, und geht das Komische an, so läßt er den täppischen Gesellen seine drollige Zierlichkeit produzieren. Der Affe, das höchste, das unverschämt menschennahe Tier, ist ein Scheusal, die Karikatur aber kann ihn recht gut brauchen und verwenden. Oder es ist der Reiz des Schauderhaften, der dem Häßlichen abgewonnen wird. Spinne, Molch, Skorpion, Krokodil werden Bilder des Giftigen, Dämonischen. Wir dürfen ganz wohl das eben mit der Karikatur schon genannte satirische und das didaktische Gebiet hinzunehmen. Dem Tiere würde z. B. nicht sein ganzes ästhetisches Recht, wenn die Fabel nicht wäre; die kleine Maus, eine ästhetische Null neben dem Adler, wendet sich an den Fabeldichter und er nimmt sich ihrer an; von Reinekes Taten erführen wir wenig in der Kunst, wenn die Tiersage nicht dem Zeichner vorgearbeitet hätte.

Dies Alles sind Andeutungen, unzureichende, nur Griffe in ein unendliches Feld, aber sie genügen wohl, um zu zeigen, wie verwickelt der Begriff des Schönen ist und welche Konfusion entsteht, wenn man dies vergißt. Gerade in Beziehung auf die Naturreiche hat der Terminus Idee, im Sinne von Gattung gebraucht, so viel

Mißverständnis und Schwierigkeit bereitet, weil man sie behandelt hat, als stünde man in einem Naturalienkabinett vor den toten und ausgestopften Formen und könnte vom anschauenden Menschen, dem Träger alles Inhalts, der konkreten und vollen Gattungsidee, abstrahieren. Unter den verschiedenen Wendungen des ästhetischen Verhaltens zu der Natur mußten hier bereits solche mit aufgeführt werden, wo ausgesprochenermaßen der eigentliche Gegenstand der ästhetischen Anschauung nicht die unbewußte Natur, sondern der Mensch ist. Faßt man ausdrücklich dies Gebiet ins Auge, die unerschöpfliche Welt des menschlichen Lebens, wird es zum eigentlichen Gegenstand der ästhetischen Anschauung, und sieht man von da wieder auf die Natur zurück, so ergibt sich der Blick in eine unendliche Welt neuer Beleuchtungen, welche auf die letztere fallen; in unabsehlichen Weisen, die wir soeben mit dem Didaktischen und Satirischen nur gestreift haben, kann sie als Gleichnis und Sinnbild des Menschlichen dienen. Das Gattungsmäßige liegt jetzt aber in der Wahrheit, womit die Grundzüge des innern und des realen Menschenlebens uns entgegentreten. Hier nun wiederholt sich auf ungleich höherer Stufe dieselbe freie und doch die Willkür ausschließende Parallele zwischen dem Gehaltwert und dem ästhetischen Werte wie in der Natur. Der kriegerische Heros ist ein würdigerer Gegenstand der Plastik, wohl auch der Malerei, als der verdienstvolle Mann in prosaischen Verhältnissen, aber es gibt auch eine Novelle, einen Roman, die dem letzteren in seine schlichten Wege folgen können. Gefühl tritt nur schwach auf die Oberfläche der Gestalt, aber es gibt eine lyrische Dichtkunst. Das Äußere kann dem Innern geradezu widersprechen, edler Gehalt kann in verkehrte Form gebannt sein, aber es gibt einen Humor in Lied, Erzählung, Drama. Das Äußere kann innern Wert lügen, aber es gibt eine richtende Tragödie und eine Geißel der Satire. Genug, unser Satz gilt auch hier: die Freiheit der Kunst ist keine Befreiung vom Bande der Wahrheit. *Das Schöne ist das in sich gespiegelte, im Spiegel verklärte Leben.*

Es ist Zeit, zum andern Pol, zum Individuellen, herüberzugehen. Gattungsmäßig, wahr im Sinne des Gattungsmäßigen und doch individuell; individuell im Gattungsgemäßen und gattungsgemäß im Individuellen: so wird die ästhetische Forderung lauten

müssen. Es scheint ein reiner Widerspruch vorzuliegen; wir fühlen ihn einfach als gelöst im ästhetischen Bilde, das durchaus ebenso neu, eigentümlich, original, unvergleichlich als altbekannt erscheint. Es war nur die Hälfte des Richtigen, wenn ich sagte, der Eindruck des Schönen werde sich in dem Ausruf kundgeben: wie wahr, wie getroffen, wie einfach das Wohlbekannte, stets Wiederkehrende und doch Unbekannte, Verhüllte aufgedeckt und ins Licht gesetzt! In solchem Ausrufe liegt ja bereits auch das Geständnis der Überraschung, die auch gewiß alsbald hinzusetzen wird: und doch so einzig, so nie dagewesen! Eine unvergleichliche Persönlichkeit, eine Situation, Handlung von unendlicher Eigentümlichkeit! Wir haben hier ein an sich, in Wirklichkeit bestehendes Verhältnis vor uns: der scheinbare Widerspruch, daß die Idee nur in den Individuen und daß doch die Individualität Eigentümlichkeit ohnegleichen ist, wird in der Tat von der Natur gelöst, das Schöne löst ihn nur höher und reiner. In meiner Ästhetik ist dieser so wesentliche Punkt nicht erschöpfend behandelt; der in § 48 aufgestellte Satz enthält allerdings eine der wesentlichen Grundlagen für die wichtige Untersuchung, aber auch nur *eine*. Der Satz sagt, daß gerade die Einseitigkeit des bedeutenden Individuums den Kräften, die in der Gattung liegen, einen Mittelpunkt darbiete, an dem sie sich entwickeln, so daß, obwohl die fehlenden (oder nur schwach vorhandenen) Kräfte vermißt werden, dennoch die Fülle dessen, was in der Gattung enthalten ist, ungleich stärker hervortrete als bei den gewöhnlichen Individuen. Dies ist wohl, denke ich, richtig, müßte aber nur Teil einer allgemeineren Betrachtung sein. Es ist merkwürdig, wie leicht der Künstler und Dichter uns überzeugt, daß ein Individuum vor uns stehe, wie es nur einmal vorkommen kann, wenn er irgend welche, noch so zufällig aufgelesene Züge in den Zusammenhang einer Einheit lebendig einfügt. Da ist ein leidenschaftlicher Mensch; er kann blond oder schwarz von Haaren, blau- oder braunäugig, seine Nase kurz oder lang, stumpf oder spitz sein usw.: wenn nur in bestimmten Erscheinungen, wodurch die Leidenschaftlichkeit notwendig sich kundgeben muß, z. B. Funkeln des Auges, Röte und Blässe, Heftigkeit der Rede, der *eine* Ausdruck überzeugend zutage tritt, so mögen Züge, die in der Tat in diesem Zusammenhang an sich nicht bezeichnend sind, ja uner-

wartet kommen, die Überzeugung gerade noch verstärken: hier ist ein Individuum, in welchem der und der Charakter, das und das Naturell eigentümliche Form gewonnen. Der Heißsporn Percy stottert; Shakespeare hatte es aus der Chronik; es dünkt uns ungemein bezeichnend und gewiß doch: er könnte ebensogut nicht stottern. Was das Individuum zum Individuum macht, ist an sich stets irrational, Werk einer rein zufälligen Mischung der Kräfte. Der Charakter kommt darüber, verarbeitet es zu einem Ganzen; der Künstler und Dichter erhöht diese Einheitsbildung und nun glauben wir, es könnte gar nicht anders sein. Natur und Kunst schalten hiebei natürlich nur mit Allgemeinem. Es gibt keinen einzelnen Zug, keine Eigenschaft, die rein individuell wäre, Alles gehört der Gattung an, nur die Mischung ist in jedem Einzelwesen eine andere. Nun tritt zum Qualitativen dieser Mischung jenes Quantitative der energischen Einseitigkeit; die Verbindung beider erst ist die Quelle der unendlichen Möglichkeiten individueller Form. Wo das Unerwartete in der Mischung einen gewissen Grad erreicht, der sich natürlich nicht präzisieren läßt, da beginnt die verwickeltere Charakterbildung, wie die neuere, die nordische Kunst sie liebt: man denke z. B. an die Widersprüche und Sprünge in Hamlets Wesen, Tun und Lassen. Es eröffnet sich hier der Blick in zwei verschiedene Kunststile: der idealistische, klassische wird mehr durch die quantitative Energie der Einseitigkeit, der realistische, moderne durch die qualitative Unberechenbarkeit der Mischung im Individuum wirken. Geht der irrationale Sprung über eine gewisse Grenze, so entsteht das Original im komischen Sinne des Worts: im hochkomischen, wenn Kraft, im genrehaft komischen, wenn Kleinheit des Grillenhaften herrscht. Wie kurz oder wie weit aber das Irrationale der Mischung gehen möge, es wird weder in der Wirklichkeit je ganz von der Einheit durchdrungen, noch darf es in der Kunst ganz durchdrungen werden. Völlige Harmonie höbe die Individualität auf; vollkommen sein heißt sich in die Gattung auflösen. Für das Kunstwerk liegt die Harmonie im Ganzen; sie will und braucht in den Teilen, den Individuen die Einseitigkeit. Besondere Kraft gewinnt sowohl das Allgemeine, als das Einzelne in Fällen, wo eine in der Gattung liegende Qualität sich mit einem Individuum, das ihr widerstrebt, im Kampfe verschmelzt: Eifersucht liegt in der

menschlichen Natur, dem arglosen Othello aber fern, wir lernen ihn und die Eifersucht in seinem Vergiftungsprozesse doppelt nahe kennen. — Die sämtlichen Sätze bestätigen sich durch die Erscheinung der Individuen, an denen wir keine Einseitigkeit, keine Irrationalität bemerken; hier ist Alles da, was zur Gattung gehört, aber Alles nur schwach und matt. Die Folge ist, daß weder die Gattung, noch das Individuum in Kraft tritt: das sind die korrekten, seicht harmonischen Exemplare, das Mittelgut der Gattungen, das in Kunstwerken nur dient, den Hintergrund auszufüllen, die Statisten des Lebens.

Die Wirklichkeit zeigt nun aber keine reinen Mischungen; d. h. eben die bedeutende Eigentümlichkeit der Mischung pflegt sie irgendwie selbst wieder zu stören, die bezeichnende Irrationalität durch eine zweite zu einer sinnlosen zu machen. Denn hier waltet der Zufall im Zufall. Er bringt die Mischung, auch die ästhetisch günstige, er trübt sie mehr oder minder, irgendwie immer. Carriere hat meine Sätze über den Zufall lebhaft angegriffen und will dafür die Freiheit und die Vorsehung setzen. Ich glaube noch immer, durch die Einführung und Durchführung dieses Begriffs eine Lücke ausgefüllt zu haben, an welcher die Philosophie, namentlich die Hegelsche, und die Ästhetik bis dahin gelitten hat. Zufall ist das Zusammentreffen von Stoffen, Kräften, Wesen, das weder von diesen selbst, noch von irgend einem außer ihnen waltenden Geiste gewußt, berechnet, gewollt sein kann. Alles Leben läuft sozusagen mit dem einen Fuß an diesem irrationalen Bande; alle Individualität entsteht unter Umständen der Zufälligkeit, auf dem Zufall ruht die eigentümliche Mischung ihrer Kräfte, alles Leben verläuft sich in der Reihe seiner Leiden und Tätigkeiten am Faden des Zufalls. Die Freiheit liegt auf der andern Seite, sie gehört als Eigenschaft des Menschen zum Gattungsmäßigen. Wie ich mir meiner als freien Wesens bewußt werde, finde ich mein Naturell, Temperament, Talent, meine Kräfte und ihre Grenzen so beschaffen vor, wie sie ohne all mein Zutun einmal sind, sehr häufig, teilweis immer, wie ich sie als freies, denkendes Ich nicht beschaffen wünsche. Das ruht auf dem Zufall der Zeugung von solchen Eltern, unter solcher Stimmung, in solchem Klima, bei solcher Nahrung, Gesundheitsverhältnissen usw. Die Kräfte, die ich mit reifendem Bewußtsein

in mir finde, anbauen, im richtigen Verhältnisse entwickeln, die Grenzen meines Könnens erkennen und nicht wollen, wozu mir das Talent fehlt: das ist Werk der Freiheit; nun wird das Zufällige in den Willen erhoben und so gut als ein Gewolltes. Dies erst ist die volle Individualität, das Produkt des Ineinanderarbeitens von Freiheit und Zufall. Will man auch in der Natur die Kraft jedes organischen Lebens mit einem gewagten Ausdruck Freiheit nennen, so mag dies gelten; dann verhält es sich aber hier nur ebenso wie im Menschenleben: die freie Lebenskraft verarbeitet das Zufällige der Entstehung, Mischung, Ernährung, Reize zu dem Ganzen, das erst wahrhaft individuell ist. Nun aber muß dies auf das große Ganze, auf die Weltgeschichte angewandt werden. Hegel wirft den Zufall als das schlechte Endliche ununtersucht beiseite und betrachtet die Weltgeschichte, als wäre sie ohne Weiteres ein Gang von geistigen Gesetzen, die sich durch das Organ der frei wollenden Menschen notwendig vollziehen. Die Ideen haben für diesen Aristokraten des Begriffs eigentlich keinen Apparat als die menschliche Persönlichkeit, oder vielmehr den reinsten Auszug aus ihr. Das Zufällige an dieser Persönlichkeit und die ganze Welt des äußern Zufalls aus der Betrachtung auslassen heißt ein Drama ohne Kostüm, ja ohne Haut, Fleisch und Knochen der Spielenden und ohne Bühne für aufführbar halten. Ist die Freiheit stetes Verarbeiten des Zufalls, so können auch die großen allgemeinen Ideen, welche durch das Zusammenwirken der freien Tätigkeiten vieler Einzelnen sich vollstrecken, den Stoff des Zufalls nicht entraten. Die Weltgeschichte ist stetes Ineinandergreifen derselben beiden Faktoren, worin Gesetze der Entwicklung und der Gerechtigkeit als Urgrund der ganzen Bewegung sich auswirken auf eine Weise, deren Hergang sich nachweisen läßt, deren inneres Geheimnis genau dasselbe ist wie in der Natur, die ja auch Solches, wozu Denken des Zwecks nötig zu sein scheint, verrichtet ohne Bewußtsein, ohne Denken; wir wissen und denken, was wir wollen, aber nicht, was im Wechselwirken der Vielen und in der Verschlingung desselben mit dem Zufall durch unser Wollen und Tun herauskommt; hiezu verhalten wir uns so blind wie der Baum zu seinem Wachsen und Zeugen. Unzweifelhaft ist nur so viel, daß die Formel „dies ist in die Dinge gelegt“ rein nichts erklärt. Der Zufall, wie er dieser

großen Verflechtung verarbeitet wird, ist kein Zufall mehr; den Zurückblickenden nachher erscheint er als ein Glied in der Kette der Notwendigkeit. Die Zeit ist aber eine nur relativ gültige Form, die Betrachtung der Welt sub specie aeterni löst die Begriffe des Vorher und Nachher in den der immer gleichen Gegenwart auf und so gibt es, menschlich und bildlich gesprochen, vor Gott keinen Zufall. Allein die Betrachtung darf damit nicht beginnen; zunächst, für sich genommen, getrennt von diesem Ganzen, worin er stets sich wieder aufhebt, ist der Zufall Zufall, d. h. ein irrationales Zusammentreffen, Sichschneiden der Bewegungslinien aller einzelnen Wesen; den Zufall vorneherein leugnen heißt: die betreffenden Vorgänge als vorher berechnet, vorher bestimmt auffassen, also den absoluten Geist auf eine relative Kategorie, die Zeitform, anweisen, verzeitlichen.

Wer Untersuchungen dieser Art in der Ästhetik für überflüssig hält, der wäre einfach einzuladen, er möge irgend ein gediegenes Drama zur Hand nehmen, worin das Schicksal nicht von außen eingreift, sondern aus freier Wirkung und Gegenwirkung der Handelnden und aus dazwischen einschlagenden Zufällen, die aber positiv oder negativ in den Willen aufgehoben, d. h. zu Motiven erhoben oder bekämpft werden, als innere Notwendigkeit resultiert; am meisten würde ich ihm den Hamlet empfehlen. In der Wirklichkeit ist dieser Prozeß unübersehlich breit auseinandergelegt, wohl finden sich Stellen, wo die großen Linien für unser Auge sichtbar zum deutlichen Bilde zusammenrücken, doch nur für die Erinnerung, denn in der Wirklichkeit schiebt sich zwischen jedes, auch das straffste Ganze Solches, was nicht in diesen Zusammenhang gehört, es sind neben der Nemesis noch andere Gottheiten beschäftigt. Der Dichter ist es, der aus dem Knoten die fremden Fäden ausschießt. So glüht aber die Kunst und schon vor ihr die Phantasie überall, in jeder idealen Anschauung die Schlacke des Zufalls aus, der trübend zwischen den fördernden tritt, nicht trübend für das Auge des Denkers, der begreift, daß in der unendlichen Zeit sich Alles stets aufs Neue einrenkt und herstellt, aber trübend für das Auge des Schauenden, der Hier und Jetzt das Wesen der Dinge, d. h. die in aller Eigentümlichkeit gattungsmäßige Individualität rein und ganz will erscheinen sehen.

Ich habe oben den großen Gegensatz der Stilrichtungen berührt, der durch die ganze Geschichte der Phantasie und Kunst sich hinzieht. Der Grund zu seiner Aufführung muß im ersten Teile gelegt werden und dies ist eigentlich geschehen in § 39 der Ästhetik, wo die Streitfrage über das Charakteristische aufgenommen und nachgewiesen wird, wie die Konfusion in der Führung dieses Streites daraus entstand, daß man eine dreifache Bedeutung des Wortes übersah. Charakter kann geradezu das bedeuten, woran der Idealstil sich hält: die grundwesentlichen, allgemeinen Formen der Gattung, d. h. natürlich vor Allem der menschlichen, kann bedeuten die Art, das Spezielle (nähere Bestimmtheit durch Geschlecht, Alter, Volk, Stamm, Stand usw.), endlich das indefinibel Individuelle. In der darauffolgenden Bemerkung (Seite 113) wird man eine Ungenauigkeit und eine Lücke finden: es ist, gewiß mit Recht, gesagt, in der Metaphysik des Schönen sei keine andere Entscheidung der Streitfrage möglich als: diese drei oder (wenn man die Art zur Gattung schlägt) zwei Momente seien gleichberechtigt. Gerade auf diesem Punkte liegt eine Schwierigkeit, die genauer ins Auge zu fassen ist. Gattung und Art, Allgemeines und Besonderes sind relative Begriffe; was einem Allgemeineren gegenüber ein Besonderes, ist einem im engeren Sinne Besonderen gegenüber selbst wieder ein Allgemeines. Sagen wir z. B. hartherziger Vater und denken an Capulet. Der klassische Stil hätte einen anständigen Tyrannen aus ihm gemacht: die Besonderheit wäre gewahrt, aber nur so, daß sie einer denkbaren, viel näher spezialisierenden Behandlung gegenüber eine Allgemeinheit wäre; die Behandlung wäre die generalisierende; es entstünde, was wir einen Typus nennen. Shakespeare schaut sich das Leben näher an, er nimmt seine Gröbe mit auf und gibt uns einen Mann, der ganz leidlich gut ist, aber in einer wilden Jugend versäumt hat, sich zu bilden, der seine Tochter liebt, ja in sie vernarrt, aber darum nicht minder grausam ist, wenn sie die Pläne seiner Eitelkeit kreuzt, einen Polterer, der unter dem Pantoffel der Frau steht, Topfgucker, wenn es ein Hausfest gilt, gastlich, nicht unedel im einzelnen Fall, wüst, roh und barbarisch im Zorn; ob das anstößig sein möge, darum kümmert sich der Dichter nicht, dessen Losung ist: nur nicht gleichförmig allgemein, nur lebendig! Das heißt spezialisieren, das

versteht man doch unter dem Besonderen, ich hätte also sagen sollen: das Spezielle, die Art könne ebensogut zum Individuellen als zur Gattung geschlagen werden oder vielmehr, das Letztere sei vorzuziehen: der charakteristische Stil spezialisiert und individualisiert. Übrigens taugt das Beispiel recht besonders zur Beleuchtung dessen, was oben über Individualität gesagt ist, daß es nämlich genau genommen keine rein individuellen Züge gebe. Wir glauben es Shakespeare schlechtweg, daß sein Capulet ein Individuum sei, wiewohl er nur eine sehr nah angeschaute Besonderheit, Art ist, wie sie öfter vorkommen kann. Wir sagen nicht bloß: Shakespeare hat gut spezialisiert, sondern: er hat gut individualisiert. Warum? Es ist die Überraschung, die es macht; wir erwarteten zwischen den rohen Zügen nicht die gutmütigen, edleren, und umgekehrt jene zwischen diesen. Die Einmischung in Haus- und Küchenwesen ist kein unentbehrlicher Zug, er könnte auch einem zahmen Philister anstehen, hier, in die Einheit des Charakters aufgenommen, verstärkt er die Überzeugung, daß wir einen einzelnen Menschen vor uns haben. Die Lücke dagegen, die ich jener Stelle vorwerfe, besteht darin, daß ich zwar richtig sage, der Unterschied der Berechtigung dieser Momente im Schönen bringe ein erstens mit dem großen Grundgegensatze des Erhabenen und Komischen, zweitens durch die Hauptepochen der Völkerphantasie, drittens durch die verschiedenen Künste, viertens durch deren Zweige, daß ich aber die Hauptsache vergesse, nämlich auf die Lehre von der Phantasie an sich (nicht bloß der geschichtlichen) als auf die Hauptstelle zu verweisen, wo die Begriffe des Idealismus und Realismus zu erörtern sind. Das ist dann in diesem Abschnitt auch wirklich versäumt; es ist ja ein allezeit vorhandener Unterschied der Art der Begabung und Auffassung, um was es sich handelt, es gibt vermöge eines bleibenden, naturgemäßen Unterschieds eine mehr generalisierende und eine mehr spezialisierende, individualisierende Phantasie, sie macht sich in allen Zweigen aller Künste immer geltend. Die Unterscheidung Idealismus und Realismus war damals im allgemeinen Kunsturteil und in der Philosophie der Kunst noch nicht feststehend und geläufig wie jetzt; ich darf sagen, daß ich nicht unter den Letzten war, denen der Gegensatz in seiner Bestimmtheit und durchschneidenden kunsthistorischen Bedeutung

aufgieng, aber erst, als ich die Lehre von der Plastik schrieb, war ich mir ganz klar, legte diese Einsicht in § 603 des Buches nieder, benannte den Gegensatz: direkter und indirekter Idealismus — eine Bezeichnung, die ich noch heute für zweckmäßig halte, und flocht von da an diesen roten Faden durch die ganze Kunstlehre.

Reine Durchdringung des Gattungsmäßigen und des Individuellen ist Vollkommenheit. Harmonische Form ist Ausdruck der Vollkommenheit des Lebens in diesem Einzelnen und dadurch im Weltall, denn sie ist aus mangelloser Lebensfülle zu reinem Einklang geordneter Stoff. Damit man durch die Bestimmung „mangellos" nicht irre werde, setze ich nachdrücklich hinzu, daß hiedurch das Individuelle nicht aufgehoben wird. Zur Individualität gehören Mängel. Im Schönen werden die Mängel betont, die dem Individuum Kraft der Einseitigkeit und ebendadurch auch der Allgemeinheit geben. Das Vollkommene ist energisch individualisierte Gattung. Die Aufnahme dieses Begriffs habe ich schon im Buche gegen die Einwendungen Kants gerechtfertigt (§ 42). Gerade Kant, der den Begriff der innern Zweckmäßigkeit entdeckt oder (auf Aristoteles) wieder entdeckt hat, wagt es nicht, ihn zur Berichtigung des Wolffischen Begriffs der Vollkommenheit zu benützen und ihm so sein ästhetisches Bürgerrecht zurückzugeben. Die innere Zweckmäßigkeit des Lebens, in welcher zwecksetzendes Subjekt, Mittel und Ausführung nicht auseinanderfallen, in welcher also der Begriff wahrhaft auch Ursache seiner Realität ist, wirkt sich in ihrem Gebilde so aus, kommt so voll heraus auf die Oberfläche, daß der Zweck, also der Begriff sinnlich angeschaut und sinnlich verstanden wird, ohne ausdrücklich gedacht zu werden, daß also jenes Denken in Formen möglich ist, worauf eben das Schöne ruht. Ich schaue eine mangellos entwickelte menschliche Gestalt mit ganz hellem Wissen von ihrer Bedeutung an, ohne daß ich mir irgend begriffsmäßige Rechenschaft davon gebe, wozu Hand, Fuß usw. dient, wie Knochen, Bänder, Muskeln, Gefäße, Nerven, die sämtlichen Lebensprozesse zusammenwirken, dies Gebilde für sinnliche und geistige Zwecke zu bauen und zu bewegen. Der Zweckbegriff bedarf nicht des gedachten oder gesprochenen Wortes zu seiner Erklärung, sein Wort ist die Gestalt, worin er sich erreicht hat.

Was sich in individuellem Gebilde auswirkt, ist keineswegs

bloß der Naturzweck. Der Begriff des Vollkommenen läßt sich leicht auf die verschiedensten Gebiete des Schönen ausdehnen. Zunächst auf das Bild von Personen, Handlungen und Begebenheiten: die bildende Einheit ist hier der Charakter, der dem Leibe seinen Stempel aufdrückt, der Wille und sein ethischer Zweck, im größeren Ganzen hinter ihm und doch durch ihn tätig, die menschlichen Willensbestimmungen und Zufälle ineinander flechtend, die Weltordnung. Anders wendet sich die Sache da, wo der Künstlergeist in Formen, die sein Inneres nicht unmittelbar ausdrücken zu können scheinen, dennoch seinen Gehalt niederlegt. Die Erscheinungen, welche in einer Landschaft sich vereinigen, sind nicht ein Individuum von einem Naturzweck ausgewirkt, um das auszudrücken, was der empfindende Zuschauer und klarer noch der Maler in sie legt. An die Stelle des Naturzwecks tritt die bestimmte geschlossene Stimmung, welche mit der Kraft des Instinkts, also der organischen Lebenskraft ganz ähnlich, diese Summe von Erscheinungen verwendet, um in ihr, wie die Seele in ihrem Leibe, sich vollkommen auszusprechen ohne Worte. Ganz ebenso dienen die Ausdrucksmittel der Baukunst, der Musik, der Metrik dem, was sie ausdrücken sollen: sie verhalten sich zu einer geschlossenen Stimmung wie der leibliche Organismus zu der individuellen Seele und Geistigkeit, deren Bau und Ausdruck er ist. Überall ist das Schöne Vollkommenheit, d. h. mangellose Erscheinung eines Inhalts in einem Individuum, die nicht auf dem Wege getrennten Denkens des Zwecks und der Mittel entstanden ist, nicht auf diesem Wege erfaßt und wohlgefällig angeschaut wird, eine Erscheinung vielmehr, die entstanden ist aus einem Geiste, der im sinnlichen Stoffe ohne Überlegung das verrichtet und ausführt, wozu Überlegung zu gehören scheint. Dieses tiefe Wort des Aristoteles von der Natur habe ich schon mehr als einmal angeführt. Es gehört ganz besonders hieher. Der Geist, der im Naturstoffe, ganz ungetrennt, ganz eins mit ihm wirkt, ist plastisches Denken. Im Künstler gerade ebenso; Genie ist Geist als Naturkraft, gewiß nicht ohne eigentliches Denken, aber gewiß nicht durch dasselbe die Schönheit schaffend.

Weiter hat nun die Ästhetik schon in diesem Abschnitte vorzubereiten, daß allerdings auch Bilder des Unvollkommenen, ja

Verkehrten, daher des Disharmonischen, also Unschönen bis zum Häßlichen im Gebiete des Schönen auftreten. Dies kann ja an der Stelle schon nicht zurückgehalten werden, wo im Begriffe der Harmonie der des Kontrastes aufzuführen und hiemit das Erhabene und Komische vorzubereiten ist. Es muß daher schon hier der Satz aufgestellt werden, daß ein Bild der Vollkommenheit auch aus einem Bilde der Unvollkommenheit entspringen kann, ja daß es im Wesen des Schönen liegen muß, sich so zu teilen, daß zwei Seiten entstehen, auf deren eine ein verstärkter Akzent der Vollkommenheit durch die Unvollkommenheit der andern fällt. Das Gewitter erschiene nicht in seiner Herrlichkeit, die Leidenschaft nicht in der Großheit ihrer Energie, wenn sie nicht zerstörend wirkten, und Charakter wäre nicht Charakter, wenn er nicht durch Konflikte gienge. In der schon angeführten Kritik meiner Ästhetik führt daher Cherbuliez einen Fehlhieb, wenn er sagt: eine arme, hohle, krumme Weide, trauernd an einer dunkeln Pfütze, wolle ihm schöner scheinen als das ewige Prototyp des Baums. Dies ist recht ein Beispiel, wie man „die Idee" im Schönen mißverstanden hat. Cherbuliez hat in diesem Bild ein Ganzes im Auge, das landschaftlich die süßen Reize der Schwermut mit sich führt. Die Schönheit der Melancholie ist hier „die Idee", der Gehalt; sie fordert es, daß manche Teile ihre Naturgattung gerade sehr unvollkommen darstellen; Licht, Luft, Farbe wirken mit den bestimmteren Naturgebilden zusammen, um diesen positiven Inhalt, das Süße, was in den Gefühlen des Vergehens liegt, den Reiz der Schwermut zur Erscheinung zu bringen. Man sieht auch hier, wie verwickelt, einseitig, vielwendig alle ästhetischen Grundbegriffe sind, wie behutsam daher mit ihnen umzugehen ist.

Diese Bemerkung gegen Cherbuliez führt mich gerade recht zu dem Begriffe des Idealisierens, den mein französischer Kritiker aus der Ästhetik austreiben will. Daß der Akt, wodurch Schönes entsteht, ein idealisierender sei, ist im Bisherigen überall nicht nur vorausgesetzt, sondern mehr als einmal, ja, obwohl nicht mit demselben Worte, schon auf dem ersten Schritt ausgesprochen. So auch jetzt wieder mit dem Begriffe: Vollkommenheit. Sie wird ja nicht vorgefunden, sie wird erzeugt, erschaffen. Und dies faßt sich eben mit dem Anfang zusammen: die ideale Anschauung schaut in das

Objekt hinein, was nicht in ihm ist. Ich glaube, daß meine Ästhetik es an dem Nötigen nicht hat fehlen lassen, diesen Begriff richtig zu bestimmen, gegen Mißverständnisse zu schützen. Auf diesen neueren Angriff, der den Begriff des Ideals, der Idealisierung als einen platonisierenden bekämpft, will ich dennoch mit einigen Bemerkungen eingehen.

Vorerst ein Wort über den Vorwurf des Platonismus. Platonismus ist: die Idee hypostasieren, als wäre sie ein Ding für sich außer und neben den Individuen, in denen sie wirklich ist. Wenn man sagt: kein einzelnes dieser Individuen stellt sie rein dar, ihr reines Bild muß erst in sie hineingeschaut werden, so will man ja aber damit nicht aussprechen, daß sie inzwischen irgendwo in einem raumlosen Raum („überhimmlischen Ort") sich aufhalte; könnten wir alle ihre Individuen in allen Räumen und Zeiten zusammennehmen und vor uns stellen, so hätten wir sie ganz gegenwärtig. Da wir dies nicht können, so holt die Phantasie aus einem ihr vorschwebenden Bilde die Züge, die dem gegebenen Individuum zur Vollkommenheit fehlen. Das Eigentümliche ist, daß wir dies Bild nie geschaut haben, daß es ohne die Anregung eines wirklich angeschauten Gegenstandes nicht in unserem Innern sich erzeugt, während wir es doch diesem Gegenstande nicht verdanken. Wer dies bestreitet, hat es nicht bloß mit Plato, sondern ebenso mit dem reinen Idealrealisten Aristoteles zu tun, der gewiß nicht tadelnd, sondern lobend von Sophokles sagt, er stelle die Menschen dar nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollen, und der von der Dichtkunst jenes tiefe, so oft wiederholte Wort sagt, sie sei philosophischer als die Geschichte. Unter dem: „wie sie sein sollen" versteht aber Aristoteles gewiß keine abstrakten Gattungsschemen; er denkt an Heldennaturen mit der Kraft der Einseitigkeit, an Handlungen, die zunächst einzelne Fälle mit der Farbe der Zeit- und Ortsbestimmtheit, darin aber das darstellen, was alle Herzen als allgemeines Menschenlos rührt und erschüttert, und er weiß sehr wohl, daß so weder die Geschichte, noch der erste, halb ideale Auszug aus der Geschichte, die Sage, dem Dichter den Stoff entgegenbringt.

Cherbuliez rückt mir eine Äußerung über die Vittoria von Albano, das berühmte unerreichbar schöne Modell in Rom, als Widerspruch auf. Ich sage (§ 380, Anm. 1), auch an dieser Schönheit haben

die Künstler nicht alle Formen so brauchen können wie sie waren, denn „diese Vittoria war eine einzelne Schönheit und das genügt. Das Individuum kann nicht absolut sein, mehr brauchen wir nicht zu wissen." Die Stelle kann gegen mich benützt werden, weil sie allerdings ungenau ist. Ich spreche von Individualität überhaupt, wo ich von empirischer Individualität hätte sprechen sollen, und so entsteht der Schein, als habe ich das abstrakte Gattungsideal im Sinne. Das empirische Individuum stellt auch sich selbst, stellt die Form, welche die Gattung in ihm angenommen, nicht rein dar; es „schwankt zwischen seinem Urbild und Zerrbild," sagt Schleiermacher. Zudem aber ist gerade bei diesem Beispiel eine wichtige Unterscheidung geltend zu machen, welche in anderem Zusammenhang schon oben berührt wurde, aber weiterhin ausdrücklich und nachdrücklich noch aufgenommen werden muß, und welche in meinem Buche nicht an bestimmter Stelle mit Schärfe herausgestellt ist. Bei dem Modell, das der Bildhauer gebraucht, sind es einerseits und vorherrschend die plastischen Formen, um die es sich handelt und für die man keine oder wenig Individualität, mehr nur Gattungsschönheit fordert. Andererseits wird es sich mehr oder minder allerdings auch um den Charakterausdruck, vornehmlich in den Formen des Kopfes, handeln; hier verlangt man nicht, ja man wünscht nicht ebenso streng gattungsmäßige Schönheit, wiewohl natürlich in der Skulptur mehr als in der Malerei. In der genaueren Prüfung des Modells, wie die nachahmende Arbeit sie mit sich bringt, wird der Künstler beide Seiten der Schönheit, wie überraschend sie ihm entgegenkam, immer mangelhaft und der ergänzenden Phantasie bedürftig finden. Vittoria war z. B. klein, ein plastischer Mangel; ihr Kopf schien die verschiedensten Ideale in sich zu vereinigen; das Staunenswerte war eben die Vereinigung, aber scharf geprüft konnte doch keins in dieser Vereinigung nach allen Teilen befriedigend erscheinen, und der plastisch edle Kopf konnte überhaupt nicht jene Tiefe des Ausdrucks haben, die nur da ist, wo ein gewisser Grad von Unregelmäßigkeit die Linie des Formenadels mit zartem Striche durchbricht. Es ergibt sich aus unserer Unterscheidung, die weiterhin auch wieder auf den Gegensatz der Stile zurückführt: das Schöne hat verschiedene Schichten, Lager oder wie man es nennen will; gewöhnlich braucht man den Ausdruck schön in engerer

Anwendung von der ersten Schichte, man meint gattungsmäßig reine Formen, ruhige Harmonie der Linien, Farben, Töne; aber es entsteht große Verwirrung, wenn man die zweite, das Charakteristische, vom Begriff des Schönen ausschließt. Sieht man ein Bild von Johann van Eyck, von A. Dürer, so mag man sagen: die Schönheit fehlt oder ringt sich nur kümmerlich an einzelnen Stellen heraus; aber man tut gut, sich zu verbessern mit den Worten: die gattungsmäßige Formenschönheit fehlt, aber die Charakterschönheit, die Ausdrucksschönheit ist in voller Energie und Tiefe da (von der Farbenschönheit, wie sie sich in einem van Eyck, Memling, Zeitblom mit harter Formgebung vereinigt, hier zu schweigen).

Genug, mir denkt die Seele nicht an jene „Quintessenzen", vor denen Cherbuliez warnt und die Mephistopheles ironisch dem Faust empfiehlt: „Assoziiert euch mit einem Poeten, laßt den Herrn in Gedanken schweifen und alle edeln Qualitäten auf euren Ehrenscheitel häufen: des Löwen Mut, des Hirsches Schnelligkeit" usw.

Cherbuliez sagt, wie ich auch sage, der Gegensatz zwischen Idee und Individuum, diese Antinomie, sei von der Natur gelöst in der Erscheinung der Schönheit. Er fügt unrichtig hinzu, mit dieser Lösung begnüge sich die Kunst, ihre Aufgabe sei nur die Ablösung der Oberfläche (apparence), die er geistreich eine divine frivolité nennt. Woher kommt es denn, daß wir einige Individuen in der Wirklichkeit schön, andere minder schön, unschön, häßlich finden? Woher anders als daher, daß wir etwas in uns tragen, was ein Maßstab der Kritik ist, woran wir die Natur messen? Und wird auch das scheinbar Schöne der Natur vor diesem Maßstabe ganz standhalten, da es doch die empirische Existenz mit den Wunden des störenden Zufalls notwendig heimsucht? Soll das wahrhaft Schöne in einem mechanisch treuen Abbild, einer Photographie — zwar nicht einmal diese ist ein solches — bestehen? Doch wohl nicht, nun und dann wird es doch darauf hinauskommen, daß die Lösung des Gegensatzes, welche die Natur bereits vollzogen, von der Phantasie und Kunst einer — man verzeihe den prosaischen Ausdruck — Revision unterzogen wird. Die Revision habe ich an einer Hauptstelle meiner Ästhetik in Verwendung eines Gedankens von Kant eine verhüllte Division genannt. Cherbuliez wirft ein:

von jedem Gegenstand gäbe es nur eine Division, nur ein Ideal; zwei Künstler, die denselben Stoff behandeln, könnten nur einen Quotienten herausbringen. Bleiben wir bei der Division, — es war eben auch ein Versuch, dem Geheimnis des Prozesses der Phantasie näher zu kommen, den ich Jedem gern preisgebe, der etwas Besseres weiß, — warum soll der Stoff nicht eine Fülle von Stoff sein können, wovon sich gemäß seiner Geistesform der eine diesen, der andere jenen Komplex herausgreift, um mit ihm diesen Akt der Ausziehung vorzunehmen? Die Natur, die Qualität des ganzen Stoffs läge doch in jedem dieser Komplexe, und wie man von verschiedenen Punkten einer Peripherie in ein Zentrum vordringen kann, so würden doch die verschiedenen Auffassungen zu denselben Grundzügen vordringen. Raffael und Michelangelo behandeln den Moses; jener stellt ihn in ruhiger, schöner Würde dar (in der Disputa), dieser in erhabenem Zorne (in der bekannten Grabmalstatue): Beides ist doch Moses, der große Gesetzgeber des israelitischen Volkes.

Endlich sucht Cherbuliez mich ad absurdum zu führen: auch Bilder des Leidens verlangen Idealisierung, also Ideal der Schwindsucht, der Apoplexie, der Gicht! Ebenso ganz Geringfügiges (wie es die Niederländer lieben): Ideal einer verzinnten Schüssel, eines Bratspießes, Ideal der Trunkenheit, der Kneipenschlägereien; oder Tanzkunst — Vestris — das Ideal eines entrechat! Ei ja freilich! Warum denn nicht? In einem Gemälde braucht der Maler einen sterbenden Kranken, in einem Lustspiel der Dichter und Schauspieler einen Podagristen, und wo er immer diese Erscheinungen in der empirischen Wirklichkeit ansieht, findet er Ekelhaftes, Lächerliches, wo der hohe Ernst, findet er Ernstes, wo das Lächerliche hingehört, findet er zwischen den Zügen, die bezeichnend zum Ganzen wirken, solche, die in diesen Zusammenhang nicht taugen, die einfach stören; so verhält es sich auch mit der Trunkenheit, der Rauferei, ja selbst für Schüssel und Bratspieß muß sich Teniers, Ostade das passendste Exemplar aussuchen, und auch an diesem kann er nicht Alles brauchen, so wie er es sieht. Das entrechat nun betreffend: mir scheint, mein Gegner schlage wirklich ein solches, das ein Ideal von entrechat zu nennen ist. Er springt vom Boden, auf dem die ästhetischen Fragen sich ausfechten, mit einem schnellenden Ruck in die Höhe und löst das Rätsel durch die Entscheidung: non! l'art n'est

pas l'idéal; l'art est une révélation, elle nous revèle les choses telles que le génie les a connus. Also Offenbarung! Es gibt nun zwar kein Ideal, aber Offenbarung der Schwindsucht, Apoplexie, Gicht, Trunkenheit, Kneipenrauferei, des Bratspießes und des entrechat. Im Ernste: was ist gewonnen? Woher nimmt die Phantasie die Formen für ihre Offenbarungen? Doch aus der Natur! Was tut sie damit? Sie durchdringt sie mit Geist und das ist doch wohl immer ein Umschmelzen, ein Läutern. Merkwürdigerweise aber findet sich der Gegner des Ideals, wenn er von seinem Luftsprung wieder auf die Füße kommt, — da, wo wir stehen. Es fallen mir da ein paar Stellen ein aus des Verfassers hübscher, nur etwas zu ausgedüftelter Kunstnovelle: A propos d'un cheval; sie lauten: l'art n'est pas que la nature concentrée; — la poésie, la sculpture et la peinture se proposent non d'embellir ce qui est, mais de le résumer; — l'artiste nous présente dans ses oeuvres le tout en raccourci. Sind das keine Quintessenzen? Keine Divisionen? Und wenn dabei die Dinge ja doch nicht gelassen werden, wie sie sind, warum soll dies kein Verschönern sein? Freilich nicht immer ein Verschönern im Sinne der direkten, ebensogut auch im Sinne der indirekten Idealisierung; wer diese Unterscheidung im Auge behält, wird sich weniger leicht verwirren in der Frage der Umbildung, die aller Stoff im Schönen erfährt.

Es ist hier nicht der Ort, auf eine Empfindlichkeit meines Rezensenten einzugehen. Er nimmt mir übel, daß ich die romanischen Literaturen zu wenig bedacht habe, wirft mir deutsche Selbstgefälligkeit vor. Ich kann mich gewiß der vielen Stellen, wo von Franzosen, Italienern, Spaniern die Rede ist, nicht genug erinnern, um zu wissen, mit wie viel oder wie wenig Schein der Vorwurf solcher Ungerechtigkeit gegen mich erhoben wird. Dem komischen Talente der Franzosen wollte ich nichts vergeben; manchen Zweigen ihrer Lyrik ebensowenig. Daß sich in den ernsten und hohen Stil nur zu oft Rhetorik, etwas Theatralisches einmische, durfte nicht verschwiegen werden. Nicht aber brachte es meine Aufgabe mit sich, diese geistreiche Nation in dem Gebiet aufzusuchen, wo, wie mir scheint, die Fülle ihrer Schätze liegt: in ihrer prosaischen Literatur. Ihre neuere Malerei glaube ich an manchen Stellen nach Verdienst gewürdigt zu haben. Übrigens schwebt etwas zwischen den Fran-

zosen und uns Deutschen, was sich unbewußt wohl auch in meinen Ton mitunter schon eingeschlichen haben mag. Es liegen zu viele Schlachtfelder, schwimmt zu viel vergossenes Blut zwischen uns: das mag wohl auf beiden Seiten das Urteil etwas färben und trüben. Der französische Schweizer kann das nicht leicht mitfühlen. — Besonders übel aber nimmt mir Cherbuliez, daß sein Liebling Ariost nicht der meinige ist und daß er samt allem romantischen Epos bei mir tief unter das Nibelungenlied zu stehen kommt — „cette oeuvre par trop barbare et quelque peu disputable“. Da muß ich nun aber bekennen, daß es mir heute noch scheinen will, der einzige Hagen könnte den ganzen Ariost zwischen Daumen und kleinem Finger zerplätschen.

Überblicken wir nun in Kürze unseren bisherigen Weg und fassen die Resultate zusammen. Wir sind von der Anschauung ausgegangen, haben die ästhetische Anschauung von jeder anderen unterschieden als geistig inhaltsvollen sinnlichen Akt, der von einem absoluten Wohlgefallen, einer idealen Lust begleitet ist, weil er im Einzelnen das Bild des harmonischen Weltalls schaut. Wir haben dann entwickelt, was in dieser erfahrungsmäßigen Aufstellung enthalten ist. Der Gegenstand wird rein auf die Form angesehen und rein abgesehen wird vom Stoff. Es wurde zuerst untersucht, was in der Ästhetik Stoff heißt, und von zwei anderen Bedeutungen streng unterschieden die Bedeutung: Inhalt, Gehalt. Nimmt man das Wort in diesem Sinn, so wird von Stoff nicht oder nur in dem Sinn abstrahiert, daß er von der Form schlechterdings nicht getrennt, nur künstlich unterschieden wird. Durch dieses Absehen wird der Gegenstand zum bloßen Schein, zum bloßen Bilde. Dies ist die erste, negative Bedeutung des Formbegriffs. Wir suchten hierauf die positive Bedeutung und überblickten nun zuerst den Umfang der erscheinenden Stoffwelt, in welcher die Form sich zu betätigen hat (wobei auch auf Seiten des Anschauenden die auffassenden Sinne zur Sprache kommen mußten, die im Gebiete des Schönen allein berechtigt sein können): Körper im Raume, vom Licht aufgezeigt — Gesichtssinn; Farbe, den Übergang zur Zeitform, Bewegung, Ton einleitend — noch Gesichtssinn, dann Gehörssinn; nicht übergangen durfte die Einbildungskraft werden, die innere Sinnlichkeit, deren Gegenstand Handlungen sind, die sich zeitlich

im Raume bewegen. Nun war der Formbegriff bestimmter aufzufassen und in die Momente zu verfolgen, die er enthält: Begrenzung, Maß, Regelmäßigkeit, Symmetrie, Proportion und — das bedeutendste, alle andern in sich aufnehmende — die Harmonie, d. h. die lebendig bewegte Einheit, die wie das Blut durch den Körper durch das Ganze strömt. Wir sahen, daß alle diese Seiten, Momente der Form, ebensosehr mathematisch bestimmbar als auch mathematisch unbestimmbar sind, daß sie von der Formel sich fassen lassen und sich ihr alsdann wieder entziehen wie nach dem Evangelium der Erlöser, der durch das Gedränge von Freund und Feind unsichtbar hindurchgeht. Überall war als Träger der ihm immanenten Form geschlossenes individuelles Leben vorausgesetzt. Die besondere Natur der Musik, wo es sich anders zu verhalten scheint, veranlaßte eine vorläufige Betrachtung, die auf einen Begriff des Symbolischen führte, welcher auch sonst öfters berührt, aber stets der näheren Erörterung vorbehalten wurde. Es wurden nun die Momente unterschieden, welche der Begriff der Harmonie umfaßt, wobei der Kontrast und seine Lösung als das wichtigste hervortrat. Dann mußte gefragt werden, ob der Begriff des Schönen und der Begriff der Harmonie, des Einklangs in Verhältnissen sich decken, ob jenes durch diese definiert werden könne. Es wurde verneint, bei diesem Anlaß wieder auf die Begriffe Inhalt und Form eingegangen und nachdrücklich betont, daß jener in dieser schlechthin mitgesetzt sei. Der Ausdruck Idee wurde gegen Mißverständnisse verteidigt. In ihr sind die Begriffe: gattungsgemäße Wahrheit und Individualität enthalten; die Vereinigung beider, das der Idee adäquate individuelle Dasein ist Vollkommenheit; es mußte diesen drei Bestimmungen, so vielfach sie im früheren Gange schon berührt waren, noch eine ausdrückliche Beleuchtung gewidmet werden; und weil der Begriff Ideal, Idealisieren stets auf neue Gegner stößt, wurde derselbe hier noch besonders aufgenommen, obwohl er schon in den ersten Sätzen, von denen die ganze Kritik ausgieng, enthalten ist und man ihm eigentlich auf jedem Schritte einer Wanderung im ästhetischen Felde begegnet; der Ort war hier, weil die Vollkommenheit nie im Gegenstande liegen kann.

Die Definition ist bekanntlich von sehr bedingtem Wert. Entweder sie ist kurz und dann kommt es darauf an, ob man sie so

versteht, wie der sie verstanden wissen will, der sie aufstellt, und dessen wird er nur bei denjenigen versichert sein, welche die ganze Auseinandersetzung kennen, die in ihr auf den kürzesten Ausdruck gebracht ist, denn dieser Ausdruck wird immer in Worten bestehen, die vieldeutig sind, deren Verhältnis zum Begriff nicht das der zwingenden Notwendigkeit ist. Oder sie ist lang und dann immer noch nicht lang genug, denn sie ist dann ein Versuch der Zusammenfassung, der sich auf Auseinandersetzung einläßt und der daher in diese hineingezogen wird. Sage ich: das Schöne ist die inhaltsvolle harmonische Form, so ist es guter Wille des Lesers, ob er mit dieser Bestimmung mit enthalten wissen will: erstens die Anschaulichkeit, die Sinnenfälligkeit, denn es gibt inhaltsvolle Formen, denen sie fehlt, wie wir gesehen haben; hiemit zweitens die Erscheinung eines frei lebendigen Individuums, in welchem Individualität und Gattungsmäßigkeit sich decken; drittens die Abstraktion vom Stoff als solchem, die Verwandlung des Gegenstandes in reines Scheinbild, die Interesselosigkeit; viertens die Bedeutung des Bildes, wonach es ein Spiegel der Weltharmonie ist, daher im Eindruck ideale Lust mit sich führt und allgemein und notwendig gefällt. Man vermißt in dieser kurzen Definition am meisten die subjektive Seite im Wesen des Schönen, den subjektiven Akt, wodurch es entsteht und in welchem es genossen wird. Die Kantische Definition: schön ist, was ohne Begriff und ohne Interesse allgemein und notwendig gefällt, wäre demnach, scheint es, vorzuziehen; aber wie sehr bedarf sie der Ergänzung nach der objektiven Seite, denn das Wesentliche der Beschaffenheit des Gegenstands, die harmonische Form, darf doch in der Bestimmung nicht fehlen, mag immer diese Beschaffenheit auch dem subjektiven Akt ihre eigentliche Entstehung verdanken. Darf man so starken Zuschuß, so viel Hinzudenken voraussetzen, so will mir meine alte Bestimmung: das Schöne ist die Idee in sinnlicher Erscheinung, selbst jetzt, nachdem ich manche Lücken meiner Begriffsentwicklung bekannt habe, gar nicht so schauderhaft vorkommen. Ich lasse mir es gern gefallen, wenn man sagt: da du jetzt erkennst, daß du früher versäumt hast, den Begriff der Form an der rechten Stelle genügend festzustellen und auseinanderzusetzen, und da du zwar unter Form nur die inhalts- oder ausdrucksvolle Form verstehst, nach deiner eigenen Einsicht aber der Weg von außen nach

innen, nicht von innen nach außen geht, so darf nicht die Idee, sondern muß der Sinnenschein das Subjekt im Satze deiner Definition bilden, also: das Schöne ist die sinnliche Erscheinung oder der Sinnenschein der Idee. Ich lege jedoch nicht viel Wert darauf. Der Einwurf ist richtig, wenn man unter Idee, wie ich allerdings tue, den Lebensgehalt, augenblicklich unterschieden von seiner Erscheinung, sich denkt. Hegel aber, von dem diese Definition ausgeht, versteht unter Idee den vollkommen realisierten Lebensgehalt (den verwirklichten Begriff), das harmonische Weltall, und das Wort in diesem Sinne genommen, kann die Definition so übersetzt werden: das Schöne ist ein auf einen einzelnen sinnenfälligen Gegenstand geworfenes Bild der sonst nicht anschaulichen, nicht sinnenfälligen, sondern nur im Denken zu fassenden Weltharmonie. Hilft man der Wolffischen Definition: das Schöne ist ein Anschein der Vollkommenheit, aus den Mitteln der modernen Philosophie freundlich nach, so besagt sie dasselbe und empfiehlt sich gar nicht übel. In § 53 sage ich: das Schöne kann nunmehr bestimmt werden als eine Vorausnahme des vollkommenen Lebens oder des höchsten Guts durch einen Schein. Tut man mir nur den kleinen Gefallen, das „Voraus" nicht grob zeitlich zu verstehen und übrigens den Zusammenhang zu lesen, so hoffe ich, daß man selbst mit dieser Bestimmung sich versöhnen kann. Etwas entwickelter erscheinen die zugrunde liegenden Begriffe in der Definition von Rosenkranz (Ästhetik des Häßlichen Seite 11): das Schöne ist die Idee, wie sie im Elemente des Sinnlichen als die freie Gestaltung einer harmonischen Totalität sich auswirkt. „Frei": darin faßt sich der Begriff der Selbständigkeit des individuellen Lebens mit dem Begriffe der Zufälligkeit zusammen, auf der sie ruht, mit der sie sich stets verschlingt und die sie stets verarbeitet. Es scheint zweckmäßig, diese Bestimmung in die Definition aufzunehmen, allein man kann auch einwenden, sie klinge zu ethisch und es wäre daher besser, einfach den Begriff der Individualität dafür zu setzen. Dann mag man etwa sagen: das Schöne ist das Scheinbild eines Individuums, das in harmonischer Form einen bestimmten Lebensgehalt eigentümlich und vollkommen veranschaulicht, dadurch die Vorstellung der Harmonie des Weltalls und somit eine ideale Lust hervorruft, die als gegründet im menschlichen Wesen eine allgemeine

und notwendige ist. Sieht man diese weitläufige Definition näher an, so fehlt es doch wieder an allen Enden. Ist einmal so viel gesagt, so sollte noch viel mehr gesagt sein. Zum Beispiel: das Individuum muß eine Lebensfülle haben, wodurch es zum Menschen in Beziehung tritt, ihn als verwandt anspricht, der Mensch will und muß im Schönen sich selbst finden: das sollte irgendwie ausgedrückt sein; ferner: das „allgemein und notwendig gefällt" steht zu nackt da; man vermißt das Kantische „ohne Begriff" und fragt sich, ob in den Worten „Scheinbild" und „veranschaulicht" dies und die Wahrheit, daß das Schöne durch einen idealisierenden Anschauungsakt entsteht, merkbar genug niedergelegt ist. So bestätigt sich, was ich von längeren Definitionen gesagt habe: die Zusammenfassung will immer in die Auseinandersetzung verlaufen. Oben habe ich unterwegs einmal gesagt: das Schöne ist das in sich selbst gespiegelte, im Spiegel verklärte Leben; damit wären wir wieder in der Kürze, aber durch Bild, nicht durch Begriff; als bildlich kurzer Ausdruck aber, meine ich, habe die Wendung etwas Zweckmäßiges und Einleuchtendes.

Die nächste Aufgabe wäre nun, die subjektive Seite des ästhetischen Aktes bestimmter ins Auge zu fassen. Ich habe schon zu Anfang gesagt, daß dies geschehen müsse; denn die betreffenden Stellen meines Buchs sind mangelhaft, sind zu negativ; ich bin überall mehr beschäftigt, jede „stoffartige" Wirkung, jedes Interesse abzuweisen als zu untersuchen, in welchem Sinne die Gefühlsbewegung, die durch den Inhalt hervorgerufen wird, vielmehr ebensowohl zuzulassen als abzuweisen sei. Die Folge meiner Unterlassung ist, daß ich mich in Widersprüche verwickle; denn ich spreche an gar manchen Orten stark genug von der tiefen Erschütterung des ganzen Menschen durch das Schöne, Erhabene und namentlich das Tragische, wie von der entgegengesetzten Schüttlung durch das Komische, und ich vergesse, mich zu fragen, wie diese Stellen mit der strengen Abweisung jedes pathologischen Eindrucks stimmen. „Ebensowohl zuzulassen als abzuweisen": damit ist nur das Zwielicht der Sache selbst bezeichnet. Das Schöne regt alle sympathetischen und alle egoistischen Gefühle des Menschen, alle sittlichen und sinnlichen Triebe und wie den Willenstrieb so den Erkenntnistrieb überall und notwendig in ihrer Tiefe und Fülle auf und es nimmt

ihnen zugleich ihren Stachel, ihre Unfreiheit, ihre unbefriedigte Spannung auf unerreichte Zwecke, löscht ihr Feuer, verwandelt es in ein nicht zündendes Licht.

Ehe ich aber auf diesen Punkt, soweit es einer Kritik obliegt, eintrete, muß ich mich meines nur zu lang schon harrenden Retardats erinnern. Ich habe an mehreren Stellen von einer besonderen Art der Symbolik gesprochen, durch welche allein es zu erklären sei, daß abstrakte Formen, die kein individuelles Leben darstellen, wie ästhetische, d. h. inhaltsvolle Formen wirken. Es handelt sich von einem eigentümlichen, dunkeln, bewußtlosen, naturnotwendigen und doch freien Symbolisieren. Die Ästhetik darf die Erörterung dieser psychologischen Erscheinung nicht auf die Lehre von der Phantasie verschieben, obwohl in dieser die in Rede stehende Form wieder aufzuführen ist; sie darf es darum nicht, weil der erste Teil, die Lehre vom Schönen, schlechthin verlangt, daß der eben genannten Aufgabe genügt werde. Gefallen abstrakte, mathematisch kalkulable Formen ohne symbolische Beziehung auf einen Inhalt, so hat der Formalismus Recht, die Grundbestimmung des Schönen als inhaltsvolle Form ist nichtig. Ich habe den Begriff des Symbolischen sogar erst in der Geschichte der Phantasie (§ 426) aufgeführt und ich habe ihn zu eng gefaßt. Objektiv habe ich ihn beschränkt auf Inhaltsausdruck durch Bilder aus der unpersönlichen Welt, subjektiv auf das unfreie völlige Verwechseln des Bildes mit der Bedeutung, wie solches den Naturreligionen eigen ist, die nicht ernstlich zum Mythus, d. h. zur Personifikation des Weltinhalts fortschreiten. Personifikation eines Gedankens führe ich erst unter den Begriffen des Mythus und der Allegorie auf. Daß dies mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht stimmt, wußte ich wohl; ich glaubte, es komme der Schärfe der Unterscheidungen zugut, wenn ich von ihm abweiche. Allein es bedarf eines Namens für eine g a n z e, verschiedene Formen umfassende Art des Phantasieverfahrens; er fehlt in meinem Buch; der Sprachgebrauch nennt auch die Personifikation, die mythische und die allegorische, symbolisch. Es wird besser sein, ihm zu folgen und den Namen symbolisch auf a l l e einschlagenden Formen auszudehnen. Das Gemeinschaftliche aller Formen, die dieses Gebiet einschließt, ist dies, daß das Bild und der Gedanke (der darum nicht förmlich gedacht sein muß), daß Form

und Inhalt sich nicht einfach decken, daß die Erscheinung, die Form Bild ist im Sinne des bloßen Bedeutens. Eigentlich soll im Schönen die Erscheinung, die Form nicht bedeuten, sie soll nichts wollen, als sich selbst aussprechen. Ein Löwe bedeutet nicht die Großmut, er ist eben ein Löwe und der Inhalt seiner Formen einfach die bildende Naturkraft in dieser Art der Gestaltung, mit diesen äußern und innern Eigenschaften; Faust bedeutet nicht die strebende Menschheit, sondern ist ein Individuum mit aller Vielseitigkeit eines bestimmten Menschen, und nur weil unter allen seinen Zügen das überstürzt idealistische Streben hervorsticht, wird er uns zum Allgemeinbilde dieses Dranges, der durch die Menschheit geht; es ist der Drang seiner eigenen Seele, die Bedeutung ist sein eigenes Selbst, also nicht bloße Bedeutung. Man darf sagen: Faust ist die strebende Menschheit, wofern man es in diesem Sinne sagt.

Nun ist aber zu zeigen, daß dem Bewußtsein selbst, das symbolische Bilder erzeugt und festhält, die Einsicht in das bloß Symbolische seines Verfahrens sich verhüllen kann. Entweder ganz, schlechthin, oder — wenn der Ausdruck: halb zu arithmetisch klingt — sagen wir vorerst: in schwebender Weise mit Vorbehalt der freien Unterscheidung. Dies wird näher erklärt werden; zuerst ist das Symbol des ganz verhüllten Bewußtseins für sich hinzustellen und auszuscheiden: es handelt sich hier von historischen Formen, die nicht der reinen, freien, sondern der religiös bestimmten Phantasie angehören. Diese historischen Formen des Symbols sind: erstens das Symbol in dem engen Sinne, wie ich es in meinem Werke genommen habe (§ 426): reine Verwechslung eines unpersönlichen Bildes mit dem, was es bedeuten soll; der Apis bedeutet durch die Stärke des Stiers die Urkraft, durch sie und die Blässe auf der Stirn die Sonne, er bedeutet auch den Nil, doch Sonne und Nil sind selbst wieder Symbole der Urkraft; der Ägypter war sich aber durchaus nicht bewußt, daß er bloß verglich, sondern verwechselte einfach und so ganz, daß er den Apis göttlich verehrte. Das Symbol in diesem Sinn ist ein Suchen einer Sprache für Gedanken über das Weltgeheimnis; es ist Notersatz für das Wort und das Bewußtsein bleibt im Bilde hängen, ohne den Gedanken, für den dieses als Äquivalent des Wortes dienen soll, herausziehen und dem

Bilde selbständig gegenüberstellen zu können. Die zweite, ungleich höhere der historischen Formen ist der Mythus: das Bild ist persönlich, die Weltkräfte werden personifiziert; aber das Bewußtsein weiß nicht, daß es nur personifiziert, es gaubt an die Götter als an wirkliche Wesen. Jetzt wird das Symbol im ersten, engsten Sinne des Worts „degradiert", wie Hegel treffend sagt und auseinandersetzt, es wird als Attribut beigegeben und die Bedeutung ist nicht mehr bloße Bedeutung, sondern wohnt dem Gott als seine eigene Seele wirklich inne als die stärkste unter den Eigenschaften eines menschlich mannigfachen und vieltönigen inneren Lebens und zugleich in den Körperformen, Bewegungen, Taten lebendig ausgesprochen. Der Glaube aber, daß solche Wesen existieren, ist unfrei und liegt außerhalb des rein ästhetischen Gebiets. Erwuchs auf diesem Boden dennoch freie Schönheit, so begann eben damit auch die Lösung dieser Gebundenheit und war die Kunst — wie ich anderswo gezeigt — ebensowohl eine Verräterin als eine Dienerin der Religion.

Für uns sind die Götter, wenn wir sie verwenden, frei ästhetische Scheinbilder. Hiemit bekommt das Symbolische eine andere, neue Bedeutung. Es gibt ein ästhetisch freies symbolisches Verfahren. Hier ist keine Verwechslung, kein religiöser Glaube an vorgestellte Personen, der rein ästhetische Standpunkt des Scheines, des idealen Spieles ist der bestimmende. Dennoch ist noch einmal zu unterscheiden zwischen einem dunkeln, aber innigen und einem hellbewußten, zunächst wirklich auf dem Reflexionswege vorgehenden Verfahren. Hier ist der Punkt, um den es sich handelt. Daß ich diese Unterscheidung vergessen habe, darin besteht die bereits zugestandene Lücke meiner Ästhetik. Ich bezeichne die Ausdrucksweise der Architektur als symbolisch (§ 561), ohne die besondere Form des Symbolischen, die hier zugrunde liegt, vorher an den rechten Stellen aufgeführt und besprochen zu haben; in der Lehre vom Naturschönen erkläre ich die ästhetische Wirkung aller unorganischen Erscheinungen, namentlich des Lichts, der Farbe, auch des ersten Organischen, der Pflanze, also des ganzen Landschaftsgebiets aus einem ahnenden Leihen, einem unbewußten Unterlegen von Seelenstimmungen, und das ist doch nichts Anderes als die Art des Symbolisierens, die hier zur Sprache

kommt; in der Lehre von der Musik, wo sie reiner als irgendwo in Wirkung tritt, liegt mir das bezeichnende Wort jeden Moment auf der Zunge und löst sich nicht von ihr. — Es handelt sich also bei dieser Form von Bildern aus dem Gebiete des unpersönlichen Lebens; sie ist ganz analog der oben zuerst erwähnten historischen, religiösen Form des Symbols, dem Symbol im engsten Sinne des Worts, das einen unpersönlichen Gegenstand mit seiner Bedeutung in der Weise dunkler Verwechslung zusammenbindet. Unpersönliches kann stets nur uneigentlich durch einen Vergleichungspunkt einen menschlich ansprechenden Inhalt ausdrücken, das Tier steht uns durch sein seelisches Leben schon nahe, voll und ganz aber bringt dem Menschen der Mensch sein Inneres entgegen. Verknüpfung von Bild und Inhalt durch bloßen Vergleichungspunkt ist eigentlich nur ein äußerliches Zusammenhalten. Beide decken sich nicht; das Bild hat noch viele andere Eigenschaften außer dem Vergleichungspunkt, der Inhalt könnte in andern Bildern auch ausgedrückt werden. Allein das Äußerliche des bloßen Zusammenhaltens, das wir, die Reflektierenden, als solches erkennen, kann in dem dunkel ahnenden Seelenleben, worüber wir reflektieren, wäre es auch unser eignes in einer andern Stunde, recht wohl als ein inniges Ineinsfühlen des Bildes und des Inhalts auftreten; dies Ineinsfühlen ist historisch die völlige Verwechslung, die in den Naturreligionen das Symbol schafft; es tritt aber auch als bleibende, im Wesen der Phantasie allgemein menschlich begründete, psychisch notwendige Form auf. Wie unterscheidet sich nun diese Form von jener dunkeln Verwechslung? Dadurch, daß die Freiheit, die Einsicht in das eigene Verfahren als ein bloß vergleichendes vorbehalten bleibt. Ich weiß keinen andern Ausdruck für diese Art der unbewußten, unwillkürlichen und doch nicht religiös gebundenen, rein ästhetischen Symbolik als dies „vorbehalten bleibt;“ wer sich dabei nichts denken kann, der sehe sich den geistigen Vorgang näher an. Ich nenne zuerst die landschaftliche Schönheit, die der musikalischen so eigentümlich analog und verwandt ist. Hier wirkt Licht und Farbe an unorganischen Formen und doch so, daß dies Ganze uns als Spiegelbild einer Seelenstimmung entgegentritt. Dieser Akt, wodurch wir in dem Unbeseelten unserem Seelenleben zu begegnen glauben, ruht an sich ganz einfach auf einem Vergleichen. Das

physikalisch Helle vergleicht sich dem geistig Hellen, das Trübe, Düstere dem gemütlich Trüben und Düsteren usw. — man sieht, daß selbst die Sprache für Beides nur dasselbe Wort hat, das bildliche, das sie aus der Natur entnimmt —; das Vergleichen geht aber so unbewußt und unwillkürlich vor sich, daß wir, weit entfernt, an ein bloßes „Gleichwie" zu denken, geradezu die Seelenstimmung als Prädikat dem seelenlosen Gegenstande beilegen, denn wir sagen ja: diese Gegend, Luft, dieser Farbenton des Ganzen ist heiter, ist melancholisch usw. Wir glauben keinen Augenblick im Ernste, daß wirklich Seele im Objekte sei, wie der Lichtanbeter den göttlichen Geist im siderischen Lichte gläubig schaut, wir könnten uns ganz klar sagen, daß wir nur einen vergleichenden Phantasieakt vollziehen, aber wir sagen es uns nicht, verweilen im vollen Scheine, und dies ist es, was ich Vorbehalt nenne: ein unentwickeltes, unbenütztes Bewußtsein darüber, daß eigentlich nur verglichen wird, während wir, dem Scheine hingegeben, doch verwechseln. Dies nenne ich ein tiefes, dunkles, sicheres, inniges, doch freies Zusammenfühlen, Ineinsfühlen von Bild und Inhalt; man könnte es im Unterschied von jenem unfreien religiösen ein helldunkles nennen, wenn das Wort nicht selbst zu bildlich wäre. Es liegt hier noch ein Geheimnis, das die Psychologie im Bunde mit der Physiologie aufzuklären hätte, wenn jener Punkt, wo Seele und Nervenzentrum eines sind, uns nicht in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt wäre. Wir werden annehmen dürfen, daß jeder geistige Akt in bestimmten Schwingungen und — wer weiß welchen? — Modifikationen des Nervs sich in der Art vollzieht und zugleich reflektiert, daß diese sein Bild darstellen, daß also ein symbolisches Abbilden schon im verborgenen Innern des Organismus stattfindet; die äußeren Erscheinungen, welche so eigentümlich auf uns wirken, daß wir ihnen unwillkürlich Seelenstimmungen unterlegen, müssen sich zu diesem innern Abbilde verhalten wie seine objektive Darstellung und Auseinanderlegung; der vorausgesetzten Neigung des Nervs zu den betreffenden Schwingungen kommt das entsprechende Naturphänomen entgegen, weckt sie zur Aktion, stärkt und bestätigt sie und hiemit die in ihr sich spiegelnde Seelenbewegung. So wird es sich verhalten mit den Schwingungen des Lichts und ihrem Produkte, der Farbe, so mit den Luftwellen, worauf der Ton ruht. Daß der

Ton wesentlich als ein Ausdrucksvolles symbolisch wirkt, das könnte den Formalisten, welche die Musik nicht als eine Kunst des Gefühlsausdrucks gelten lassen wollen, schon das Tier sagen, das haarscharf im Momente die Absicht des Lockens, Warnens, Drohens im Ton der Stimme des gleichen Tiers unterscheidet; die Modifikationen der Höhe, der Stärke, der Dumpfheit und Helle, des Rhythmus geben sich ihm unmittelbar und unfehlbar in dieser symbolischen Bedeutung zu erkennen; verhält sich dies bei dem Tiere so, welche Aussicht in eine unendliche Welt von symbolischen Entsprechungen zwischen Ton und Gefühl eröffnet uns der Schluß auf die Menschenseele, die geistig fühlt, ihre eigene und des Weltalls Disharmonie und Harmonie fühlend vernimmt und für deren auffassenden Nerv es nicht nur vereinzelte Töne, kleine Gruppen von Tönen gibt, sondern lange Reihen von Tönen mit inneren Ordnungen, Dissonanzen und Konsonanzen; ist der armen Tierseele der einzelne Laut, sind ihr ein paar Laute ein Bild, welches Bild muß der unendlich reichen Menschenseele die vereinigte Welt von Tönen sein! Ich hebe aus den Ordnungen des Tons nur den Unterschied von Dur und Moll heraus, der wie der Unterschied von Tageslicht und Mondlicht wirkt; wer kann im Ernste meinen, daß die Musik damit nichts wolle, als den arithmetischen Unterschied der Verhältnisse in 2 und $2^1/_2$ zur Darstellung bringen, und daß das nur unser subjektives, nicht zur Sache gehöriges Privatgefühl sei, wenn die eine Form uns in die entschlossene, helle, freie, die andere in die eigentümlich weiche, beflorte Stimmung versetzt? — Die Musik ist objektivierter, harmonisierter Nerv; sie bringt dem wirklichen Nerv das entwickelte und geordnete Bild seiner Schwingungen entgegen, welche im Innern an sich schon die Bilder von Seelenschwingungen, von Stimmungen sind; die Musik ist akustische Gebärdensprache des Gefühls; die Gebärde ist auch nichts Anderes als eine Symbolik geistiger Akte, und zwar (abgesehen von ihrer konventionellen Fixierung) eine ebenso unmittelbare, naturnotwendige und naturnotwendig unmittelbar verständliche wie der Ton.

Blicken wir nun auch auf die räumlich metrischen Formelemente zurück, so kommt das Symbol in dem jetzt vorliegenden Sinne, das Symbol, worin Bild und Inhalt unmittelbar ineinsgefühlt werden, auch hier in Anwendung. Die verschiedenen Dimensionen

der Linie und Fläche, die Unterschiede ihrer Bewegung — das Gerade und die Kurve — wirken sinnbildlich; das Senkrechte erhebt, das Wagrechte erweitert, das Geschwungene bewegt lebhafter als das Gerade, gemahnt an Ausbiegung und Einlenkung des innern Lebens von und zu gegebenen Punkten und Gesetzen. Symmetrien, Proportionen solcher Formen können dann als symbolisches Bild der Wohlordnung dieser Lebensgefühle wirken. Die Architektur gibt aber, selbst wenn man diese Symbolik nicht gelten lassen will, nicht denselben Vorwand für den reinen Formalismus wie die Musik; schon oben ist auf die dekorativen Formen als auf einen integrierenden Teil hingewiesen, wie sie in das Organische übergehen, dadurch dem Mechanischen höheres Leben verleihen und deutlicher verkündigen, daß diese Kunst idealen Inhalt nach seiner Stimmungsseite darstellen will; allein warum sollte man jene Bedeutung des abstrakt geometrischen Teils ihrer Formen nicht einräumen wollen, da jeder nur sein eigenes Gefühl fragen darf, ob nicht Höhe, Länge, Breite, Kreisausschnitt, Kreis in ganz spezifischer Weise auf sein Gefühl wirkt? Ebenso verhält es sich mit den meßbaren Grundlagen des organischen Körpers, den Linien, Richtungen, Flächen, Verhältnissen seines Baues: der Eindruck ist symbolisch; hoher Wuchs z. B. gemahnt an geistige Erhebung, Überlegenheit des Willens, niedriger, gedrückter an geistige Unzulänglichkeit, Niedrigkeit usw. Darüber ist viel geschrieben; die Physiognomik, die Symbolik der ganzen Gestalt, ihrer Teile, namentlich der Hand ruht auf dieser Grundlage. Neben manchem Willkürlichen hat C a r u s verdienstliche Beiträge zum Verständnis dieser Geheimschrift gegeben; das Schriftchen „Analyse und Symbolik. Hypothesen aus der Formenwelt. Von J. W. V ö l k e r" beschäftigt sich neuerdings mit der Deutung dieser abstrakten Formelemente der menschlich organischen Gestalt. Es ist hier nicht meine Aufgabe, die Schwierigkeiten aller physiognomischen Versuche dieser Art aufzuzeigen und zu beweisen, was oft bewiesen ist: daß es unmöglich ist, aus unsern spärlichen Beobachtungen in diesem dunkeln Gebiet jemals ein System aufzubauen; unmöglich, weil die konkrete, individuelle Form ein unendliches Feld unberechenbarer Durchkreuzungen von angeborenen Zügen und von solchen, die der Charakter dem Körper eingeprägt hat, beider sowohl unter sich als unter-

einander darstellt. Weit eher wird man die Bedeutung der Hauptformen des ganzen Körpers in annähernd überzeugende Sätze fassen können. Allein diese Schwierigkeiten heben die innere Notwendigkeit nicht auf; wir können mit unserer Symbolik irren, wo wir sie zu formulieren suchen, aber dies kann uns nicht hindern, symbolisch aufzufassen, denn wir müssen.

Der nächst vorliegende Zusammenhang verlangt, daß noch eine Form des frei ästhetischen Symbols in Kürze zur Sprache komme, die mit dem weiteren Zusammenhang, in dem wir stehen, allerdings nichts zu schaffen hat. Es ist dies die Personifikation, die dem Mythus entspricht, aber sich dadurch von ihm unterscheidet, daß nicht an das vorgestellte Wesen als an ein wirkliches geglaubt wird. Sie ist allerdings eine bloß symbolische Form; eine Idee, eine allgemeine Wahrheit, Gedanke einer im Leben waltenden Macht kann mit einer vorgestellten Person an sich nie einfach zusammenfallen; Bild und Inhalt decken sich auch hier nicht, wie sie im rein Ästhetischen sich decken, wo die allgemeine, repräsentierende Bedeutung eines Individuums nur aus einer Fülle von konkreten Eigenschaften, unter denen eine die stärkste und die maßgebende ist, als Ergebnis von selbst hervorspringt. Ein altes Weib z. B. ist nicht die Sorge, die Geschwätzigkeit; es neigt nur unter Anderem zu diesen Schwächen, und es ist eigentlich eine Unwahrheit, wenn ich ihr alle andern Eigenschaften nehme und jene ihr — nicht etwa lasse, denn sie kann keine Eigenschaft mehr besitzen, da ihr alles Leben ausgeweidet ist, sondern als trockenes Heu des Begriffs in ihren leeren Balg stopfe. Das Band in der Personifikation ist die aus dem Zusammenhang gerissene Eigenschaft, das Zusammenbringen ist also auch hier ein nur äußerliches, das Verfahren eigentlich ein nur vergleichendes wie im Symbol. Dieser prosaische Charakter liegt zutag in der Allegorie, der ausgesponnenen, verständigen, reflektierten Personifikation. Es gibt aber eine eigentümliche Art der Phantasie, welche so lebensmächtig ist, daß sie die dienende Rolle, welche sie sonst bei solchem Verfahren spielt, wegwirft und mit der freien, schaffenden, belebenden vertauscht; sie erfaßt den schwachen ästhetischen Keim des Vergleichungspunkts und entwickelt daraus schöpferisch das Bild einer Persönlichkeit, welche warmen Lebensausdruck hat. Sie versetzt sich mit Innigkeit in

den Mythus, in das Element der götterschaffenden Phantasie zurück und sie reißt den Anschauenden in die Stimmung des ästhetischen Glaubens, der nur kein eigentlicher Glaube ist, wie er das mythische Bewußtsein bindet, sondern ein Glaube mit Vorbehalt der Freiheit. Wir haben genau das Analogon zum dunkeln, doch ästhetisch freien, gefühlten unpersönlichen Symbol. Dem unfreien entspricht die religiös gläubige Personifikation im Mythus, diesem freien die nur ästhetisch gläubige, lebendige, poetische Personifikation. Shakespeares kühne Personbildungen aus abstrakten Begriffen glühen so lebensvoll auf, daß sie sich die Illusion erzwingen; zum Teil gewinnen auch Dantes reflektierte Allegorien ein traumhaftes magisches Leben. Jeder lebendige Geist vollzieht noch heute und in alle Zukunft den Akt, dem die Götter der Religionen ihr Dasein verdanken; der Unterschied ist nur, daß die Geschöpfe unserer Phantasie uns nicht mehr wirkliche Wesen sind. Um so weniger kann dem wahren Künstler und Dichter sowie dem sinnigen Beschauer die Kraft versagt sein, auch die nicht wirklich geglaubten Gestalten des historischen Mythus noch einmal neu zu beleben, den schon vollzogenen Akt ihrer Schöpfung zu wiederholen. Ebenso wahr aber bleibt es, daß die Personifikation sozusagen ein ästhetisch ungarantiertes Gebiet ist. Aus Menschen unserer Erde poetische Charaktere schaffen, das kann nur der echte Dichter und Künstler; im transzendenten Felde der Personbildung aus Ideen treibt hart neben ihm der Zwitterkopf zwischen Prosa und Phantasie sein Wesen. Ob die Reflexion mit kümmerlichem Dienste der Phantasie, oder ob die Phantasie die treibende Kraft in diesem synthetischen Verfahren gewesen, wird man aus der Wirkung erkennen; die Probe ist: man sehe zu, ob die erdichtete Gestalt nur durch ihre Attribute den Verstand befriedigt oder durch die Lebenswärme des Ausdrucks das Herz erfreut.

Nun bliebe also noch der bereits eingestandene Mangel meines Buches in Auffassung und Darstellung der Natur des ästhetischen Wohlgefallens zu besprechen. Dies Wohlgefallen ist eigentlich Erzeuger seiner selbst, das Bedürfnis, die Notwendigkeit, daß es solche ideale Lust gebe, bringt den Schein ihres Gegenstandes hervor. Allein nicht dieser Seite, nicht dem Tätigen im Akte, sondern seinem Reflex im Gemüt, im ganzen Umfang des Seelenlebens, der Art, wie das Subjekt dabei sich selbst empfindet, gilt die jetzige Be-

trachtung. Ich kann jedoch um so kürzer sein, da das Recht des Anteils, den die gesamte innere Welt des Menschen am ästhetischen Wohlgefallen nimmt, schon in Köstlin (siehe namentlich S. 25—27 seiner Ästhetik) einen Vertreter gefunden hat. Der Kantische Satz vom Wohlgefallen „ohne Interesse" war ganz geeignet, auf einen rigoristischen Idealismus zu führen. Unsere großen Dichter, Goethe und Schiller, auf der Höhe ihrer klassischen Bildung nahmen das Band auf und schnürten es strenge genug an, so daß ihre vielen Erklärungen gegen alles „pathologische Interesse", für die „Reduktion empirischer Formen auf reine" — „Vertilgung des Stoffs durch die Form" dem neuerdings systematisierten Formalismus willkommenes Wasser auf die Mühle seiner subjektiven wie seiner objektiven Bestimmungen waren, nein, nur schienen: denn wirklich, es sind der Stellen genug aufzutreiben, wo beide ganz harmlos das Gewicht auf den Gehalt legen, und könnte man sie angesichts des entschiedenen Gegensatzes der Prinzipien, wie er jetzt zutage liegt und damals nicht lag, auf Gewissen fragen, mit wem sie es nun halten: wer weiß, ob sie nicht geantwortet hätten, was der Herkules in „Götter, Helden und Wieland" vom Herkules des Prodikus sagt: wären mir die Weiber begegnet, siehst du, eine unter den Arm, eine unter den und alle beide hätten mit fortgemußt"? Das letzte praktische Ergebnis dieses Idealismus war der Nihilismus des reinen Spiels, worin die romantische Schule jeden Inhalt verflüchtigte.

Von mir ist es also, wie ich bereits zugestanden, reine Inkonsequenz, daß ich in den Paragraphen vom subjektiven Eindruck des Schönen und sonst noch da und dort die Art der Teilnahme am schönen Objekt, die wir mit einem Wort Interesse nennen, schlechthin als unberechtigt verwerfe. Wenn die Form das Äußere des Innern ist, so kann die Aufnahme des Schönen nicht unbedingt ohne Interesse sein. Die subjektive Seite muß der objektiven entsprechen. Es handelt sich hier um eine sehr feine Linie, auf der das Schöne zwischen für sich gültigem Gehalt, der bloßer Stoff wäre, d. h. nun subjektiv zu sprechen: stoffartiger Lust und Unlust und zwischen einer (freilich eben nicht denkbaren) leeren Formfreude, mit Geistertritt hindurchgeht. Man kann es durch ein „so eben" bezeichnen. Objektiv gälte der Gehalt so eben für sich, wenn er nicht ganz in Form übergienge; der Künstler und Dichter war so eben noch vom

Gegenstand erhitzt, aber diese Hitze fließt so eben ab in die Formgebung und ihre reine Kühle; der Zuschauer wollte so eben in schwerem Ernste wünschen, verabscheuen, glühen, zürnen, grübeln, sich zu Entschlüssen spannen, aber so eben wird dies abgeleitet in die reine Ruhe der Betrachtung. Ich wage das zu nennen: Interesse ohne Interesse. Kant hat in ganz anderem Sinne ein Paradoxon aufgestellt: „Zweck ohne Zweck"; er meint es bekanntlich so: der Verstand stellt sich im Anschauen des schönen Gegenstands ungenau einen Zweck vor, die Einbildungskraft hat ihn ihm zugeschoben, er schiebt ihn ihr wieder hin und beide zusammenwirkenden Kräfte spielen so mit dem Zweckbegriff. Die Frage nach der Richtigkeit dieses Gedankens erledigt sich durch das, was oben über das Vollkommene gesagt ist; neben der Unrichtigkeit liegt aber eine richtige, tiefe Ahnung. Statt Zweck setzen wir Inhalt, subjektive Bewegung durch den Inhalt als solchen nennen wir Interesse im weitesten Sinne des Worts; es ist da und nicht, es ist Ernst und doch nur Spiel, Spiel im höchsten Sinne des Worts, ideales Spiel. Cherbuliez sagt mir wohl mit Recht, daß ich an der Hand Schillers tiefer, als zu § 75 geschehen, auf den Spielbegriff hätte eingehen sollen. Hier, wo dies nicht meine Pflicht ist, nur einige Bemerkungen. Die eigentlichen Spiele, von denen des Tiers und des Kinds bis hinauf zum berechnenden Karten- und Schachspiel, bestehen zum weitaus größten Teil in Scheinkämpfen. Kein Tier aber und kein Mensch würde sich am Spiel erfreuen, wenn es und er nicht warm dabei würde, wenn der bildliche Kampf nicht aufregte, wenn Zorn, Gefühl der Überlegenheit, Freude, Mühe und Befriedigung des Denkens nicht hart bis an die Grenze des Ernstes in Bewegung kämen. Die Grenze ist genau bezeichnet: Tiere, die über dem Spiel, wenn eins dem andern zu weh getan, Kartler, die böse werden und in wüsten Streit geraten, belehren uns aufs Klarste darüber. An ein Spielen um Geld darf eigentlich gar nicht gedacht werden, wenn die Vergleichung gelten soll, oder vielmehr es bezeichnet ebenfalls die Grenze, wo das Pathologische notwendig eintritt. Den Spieltrieb als eine der Quellen aufzuführen, woraus die Kunst entspringt, habe ich nicht versäumt (§ 515). Dieser Ursprung ist besonders klar bei der Schauspielkunst, die so sichtbar aus dem Spiele der Vermummung und Nachahmung ent-

stand; als wirkliche (obwohl unselbständige) Kunst aber gibt sie ein höchst gelegenes Beispiel für das „Interesse ohne Interesse". Der Schauspieler, der sich nicht lebendig in die Stimmung, die Leidenschaft versetzt, so lebendig, daß er zittert, daß er weint wie jener im Hamlet bei dem Vortrage der Erzählung des Äneas, wird trotz aller „Kunst" — es ist dann eben keine wirkliche — alle Welt einfach langweilen; der Schauspieler, der im bittern Ernste schmachtet, zürnt, zittert, wütet, oder der doch den Eindruck erregt, als treibe er so unfrei auf der Woge, wird nur den Pöbel aller Stände fortreißen. Darin sein, sich ganz hineinversetzen und ganz darüberstehen, das ist die Losung. Im Schauspiel wird das Spiel zur Kunst, weil es sich um bloße Darstellung handelt; dem eigentlichen Spiele fehlt dieser rein objektive und kontemplative Zweck, in einigen Arten desselben wollen sich die Spielenden wohl auch zeigen, aber den Spielenden, nicht einem Dritten. Den Übergang zur objektiven Darstellung für Zuschauer macht der Tanz; er kann darauf verzichten, bloß Unterhaltung für die Tanzenden zu sein, und rein zu dem Zweck ausgeführt werden, Zuschauern ein Bild anmutig ausdrucksvoller Bewegung zu geben. Hier wird das Spiel ideal. Die wahre und eigentliche, die selbständige Kunst nun führt nur noch in einer Gattung, dem Drama, nach deutschem Sprachgebrauch den Namen Spiel (Trauer-, Schau-, Lustspiel). Dies ist harmloses Herkommen aus einer Zeit, wo man eben an die Aufführung und an die Unterhaltung durch dieselbe dachte. Man nimmt das Wort in einem ungewohnt hohen Sinne, wenn man das echte, selbständige Schöne ein Spiel nennt.

Schiller bezieht den Ausdruck Spiel nur auf den Gemütszustand, in welchem sich der Anschauende befindet. Da er sehr wohl weiß, daß das Schöne ebensosehr Akt als Genuß ist, so können wir seine Bestimmung sowohl in objektivem als in subjektivem Sinne gebrauchen. Objektiv bedeutet es zunächst dasselbe, was wir zuerst durch: bloßer Schein, Scheinbild bezeichnet haben. Im Scheinbilde führt uns das Schöne wahren Lebensgehalt vor, wie er in harmonischer Form mangellos erscheint. So spiegelt es im Einzelnen das harmonische Weltall. Nun wende man diese drei Bestimmungen subjektiv. Das Scheinbild des Lebens muß Alles in uns aufregen, was durch das Leben selbst in uns aufgeregt wird: die Sinnlich-

keit, jede Leidenschaft, jede Spannung des Begehrens und Wollens, ebenso des denkenden Geistes. Wir können dies Alles unter dem Gefühle begreifen, auch der Drang des Durchdenkens ist als Drang zunächst Gefühl; Gefühl aber als Teilnahme am Gegenstand, als Ergriffensein, Gepacktsein von demselben, als Spannung auf denselben heißt Interesse. Bis zu welcher Stärke die Gefühlsspannung geht, dafür genügt es, an die Schwüle des Entscheidungsmoments einer Tragödie zu erinnern. Wer kühl und teilnahmslos nur an Kompositionsverhältnisse denkt, wenn Buttler mit den Bewaffneten nach Wallensteins Schlafgemach vordringt, dann die Bühne leer bleibt, das dumpfe Krachen der erbrochenen Türe vernommen wird, der mag zu Hause bleiben. Nun aber geschieht ja dies Alles nicht wirklich, es ist im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht ernst. Wie der Gegenstand bloßer Schein, so der Eindruck. Auf beiden Seiten ist es jedoch kein leerer, leichtfertiger Nicht-Ernst; es ist ja doch sehr ernst gemeint, daß man uns den Schein vormacht, ebenso ist es uns mit unserem Fühlen beim Anblick sehr ernst — ohne allen Ernst im alltäglichen Sinne des Worts. Dem Interesse ist der Stachel des Interesses genommen, Reiz ist Reiz ohne Reiz, Angst ist Angst ohne Angst, Haß ist Haß ohne Haß und so jedes Gefühl, jede Spannung, auch die des theoretischen Interesses: es drängt uns Niemand, es verlangt Niemand eine Abhandlung, es wird uns niemand examinieren, — es ist sorglose Mitte zwischen Ahnen und eigentlichem Forschen, Denken. Nun weiter: das Objekt stellt in Form rein aufgegangenen Gehalt dar. Dadurch löst das Schöne den Grundgegensatz unseres Wesens: wir wiegen uns frei zwischen dem Geist mit der Strenge seiner Forderungen und der Sinnlichkeit mit ihrem Drang zum Genuß, oder vielmehr, es entsteht das Gefühl eines Wiegens, weil beide rein ineinander rinnen und wogen. Wir schauen sinnlich, wir dürfen ganz Kinder sein, und wir verhalten uns männlich, denn jeder ernste und höchste Lebensinhalt gleitet uns mit dem sinnlichen Bild in den bewegten Geist. Von dieser Seite hat Schiller den Spielbegriff gefaßt und in den bekannten schwungreichen, kühnen Stellen seiner Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" ausgeführt. Er stellt den Zustand als einen Zustand der Unendlichkeit dar, weil ungeschieden alle Kräfte der Menschheit in ihm aufleben. Dieser Begriff füllt

sich erst ganz, wenn man das dritte der oben unterschiedenen Momente hinzunimmt: Bild der Weltharmonie. Jetzt erst erklärt sich völlig, was es heißt: Interesse ohne Interesse; es heißt: höchstes Interesse für das Allgemeine, Weltgültige des Bildes, gar kein Interesse dafür, ob so etwas als empirische Existenz, Begebenheit gewesen sei oder sei, und gar kein Interesse, darauf einzuwirken. Das Schöne ruft uns zu: sorge nicht, denn es ist schon gesorgt, daß die Welt sei, wie sie sein soll; der einzelne Fall, der dir vorgeführt wird, ist kein empirischer; im empirischen Leben stehst du zwischen den Gegensätzen auf deinem endlichen Punkte und mußt sorgen helfen, daß bezwungen werde, was den Einklang der Wesen stört; hier im Bilde schaust du vom einzelnen Fall frei über das Ganze hin; du brauchst nicht einzuspringen, wenn das Übel, wenn das Böse sich auftut und seine wilden Kräfte in Bewegung setzt, wenn allgemeiner Aufruhr alles Gute zu verschlingen droht; warte nur den Schluß ab, es wird sich schon zeigen, daß das Ewige siegt und herrscht; ja auch lachen darfst du über die Verkehrtheiten des Lebens, über den in seiner Schwäche ertappten Menschen, denn kann der furchtbare Schaden, den die mächtige Leidenschaft und vielvermögende Bosheit stiftet, den Welteinklang nicht zerreißen, um wieviel weniger die unmächtige Verkehrtheit, der heitere Unsinn: er mag walten, es tut nichts — dem Weltganzen. So entspricht der reinen Form das reine Interesse. Die Reinheit der Form ist nicht Gehaltlosigkeit und die Reinheit des Eindrucks nicht Interesselosigkeit, aber der Gehalt wirkt nicht anders als durch die Form, und so ergießt sich ideale Kühlung in die Glut des Interesses. Soll aber reine Form nichts sein als Einklang von Verhältnissen, so kann die Wirkung nicht in dieser reinen Mitte liegen, sondern nur in zwei Extremen bestehen: die Einen halten sich bloß an den Stoff, der äußerlich als Träger mit der Form verknüpft ist; diese werden rein pathologisch, im einfach gewöhnlichen Sinne des Interesses ergriffen; die Andern halten sich bloß an die Verhältnisse: sie genießen, so scheint es mir, die reine Lust des Rechnens und des Gähnens.

*

Der erste Teil dieser Selbstkritik, die natürlich auch eine Kritik anderer und insbesondere eine Kritik von Kritiken meiner Ästhetik

werden mußte, hat sich an mehreren Stellen mit dem reinen Formalismus der Herbartischen Schule beschäftigt, die eingehende Beurteilung ihrer Grundbegriffe aber noch vorbehalten. Das Vorwort entschuldigte diese Abweichung von der geraden Linie des logischen Weges.

In der Zwischenzeit ist von Robert Zimmermann, der den Herbartischen Begriff der reinen Form zuerst seiner Geschichte der Ästhetik als leitenden Maßstab zugrund gelegt, dann auf dieses Prinzip ein System der Ästhetik gebaut hat, ein Aufsatz „Zur Reform der Ästhetik als exakter Wissenschaft“ erschienen (zuerst in der Zeitschrift für exakte Philosophie II, 4, dann in der Sammlung seiner Abhandlungen: „Studien und Kritiken zur Philosophie und Ästhetik“ Band I). Er hat denjenigen Hauptpunkt, den schon der erste Artikel dieser meiner Besprechung gegen den Formalismus vorgebracht, nicht widerlegt, ja zu widerlegen überhaupt keine Anstalt gemacht. Es wird keine Unordnung in die nachfolgende eingehende Kritik bringen, im Gegenteil das Geschäft einigermaßen erleichtern, wenn ich zuerst diesen Punkt, auf den wir oft zurückkommen müssen, noch einmal aufnehme und betone.

Der ästhetische Formalismus stützt sich bekanntlich auf die Künste, die keine konkrete Erscheinung der Natur nachbilden, sondern in abstrakten Formen sich bewegen; es ist vor Allem die Musik, in welcher er seinen Standpunkt nimmt, ebenso scheint die Architektur und die Metrik, getrennt vom Inhalt der Poesie gedacht, Zeugnis für ihn abzulegen. Von da holt er sein Prinzip: das Schöne ist reine Form, das Verhältnis Alles; kommt das Verhältnis an einem individuellen, konkreten Gebilde (Gestalt, Handlung) zur Erscheinung, so ist dies nur der zugelassene Träger der reinen Form und hat mit ihr sonst nichts zu schaffen, bestimmt nicht den ästhetischen Wert. Dagegen habe ich den Begriff der Symbolik in einer Fassung aufgestellt, wie solche in meiner eigenen Ästhetik noch nicht in scharfer Begriffsbestimmung und nicht am rechten Orte vorgebracht war; es ist das dunkle, aber innige, unwillkürliche und doch nicht religiös gebundene, sondern ästhetisch freie Leihen, wodurch wir, einer innern Notwendigkeit der Natur unserer Seele folgend, abstrakten Erscheinungsformen eine Seelenstimmung unterlegen, so daß unser eigenes inneres Leben uns aus ihnen entgegenzukommen scheint.

Die formalistische Ästhetik kennt diesen Begriff nicht; Zimmermann gebraucht in seiner Ästhetik (Seite 360, 402, 405, 512) das Wort Symbol zunächst in der gewöhnlichen Bedeutung: das Zeichen stellt einen Gedanken durch einen andern dar, — in seiner Ausdrucksweise dasselbe, wie wenn wir sagen: das Bild stellt durch den Gegenstand, den es vorführt, einen andern, allgemeineren Inhalt als den des Gegenstands, einen Gedanken dar; — indirekte Darstellung. Zunächst muß hier der Ausdruck: Darstellung ergänzt werden; es handelt sich ebensosehr von Auffassung; der Anschauende kann ein Naturwerk oder Kunstwerk einfach (ohne weiteres hineinzulegen) oder symbolisch auffassen. Der Arten dieser mittelbaren Auffassung und Darstellung gibt es aber verschiedene, und eine unter diesen verschiedenen ist die unwillkürliche, gefühlsmäßige, symbolische Naturbeseelung, von welcher wir sprechen. Zimmermann unterscheidet nicht solche verschiedene Arten und weiß von derjenigen, welche in Rede steht, nichts, weder in der Ästhetik noch in der genannten Abhandlung. Was er unter Beseelung, Beseeltheit versteht, ist ganz etwas Anderes, wie wir sehen werden. Allein Herbart selbst, der Urheber der Theorie von der reinen Form, hat den Grund dazu gelegt, mit dem Ausdruck Symbol noch einen ganz andern, als den genannten gewöhnlichen Sinn zu verbinden, einen solchen, den sonst kein Mensch damit verknüpft. Formen und Farben drücken nach dieser Theorie eigentlich nichts aus als sich selbst; werden sie so verwendet, daß sie „Anschauungen, Begriffe, psychische Gemeinbilder, Gedanken“ (Zimmermann, Ästhetik Seite 405) darstellen, d. h. werden Landschaften, Tiere, Menschen, Handlungen, kurz Gegenstände durch Formen und Farben dargestellt, so heißt dies „Bildsprache“, und diese Bezeichnung will besagen, daß die einfache Darstellung von Gegenständen, d. h. diejenige, die schlechterdings im Gegenstande k e i n e n weiteren, außer ihm liegenden Gedanken ausdrücken will, a u c h symbolisch sei. Da unter den Künsten die Poesie es ist, die gar keinen andern Stoff hat, an dem sie schöne Verhältnisse darstellen könnte, als Lebensinhalt jeder Art, so wird es auch als Übertragung des Poetischen auf die bildende Kunst betrachtet, wenn diese sich erlaubt, Gegenstände darzustellen. Der letztere Punkt ist später in seinem bestimmten Zusammenhang aufzunehmen, hier nur näher zu zeigen, welche Verwirrung ein

Sprachgebrauch hervorbringen muß, der das Wort: symbolisch in diesem ganz ungewöhnlichen Sinne verwendet. Malt ein Maler einen Fuchs mit der Absicht, die List darzustellen, so heißt dies nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch symbolisch, malt er aber einen Fuchs einfach, um einen Fuchs zu malen, oder welches Tierstück es sein mag, so muß dies rein direkte Darstellen, dies einfache Zusammenfallen von Bild und Gedanken nach den Formalisten auch symbolisch heißen, denn es werden Formen und Farben verwendet, um durch sie etwas Anderes zu geben als Formen und Farben. Du meinst, ich sei ein Fuchs, sagt das Tier, bewahre! ich bin nur ein Rechen, dessen der Maler sich bedient hat, um gewisse Schattierungen von Rot, Gelb, Grau und Weiß daran zu hängen! Freilich einer der nettesten Streiche von Reineke, sich zu stellen, als sei er er, da er es doch nicht ist. So gebraucht denn z. B. auch Theodor Vogt (Form und Gehalt in der Ästhetik Seite 98) das Wort; er spricht von sogenannt ideenreichen und sogenannt leeren Formen; die ersteren seien diejenigen, welche „schöne Gedankenverhältnisse in der Plastik durch Umrisse symbolisieren", d. h. Formen, die einen Gegenstand darstellen, die anderen, die leeren, dagegen solche, bei denen dies nicht der Fall ist. Dabei soll nun aber streng festgehalten werden, daß durch diese Symbolisierung der ästhetische Wert nicht begründet werde; in diesen sogenannt ideenreichen Formen werde der Gedanke zum Wertgeber, der Umriß zur Hülle; die rein ästhetischen Formen sind die sogenannt leeren. Dies ist der Satz von der Verbindung zweier Werte, auf welchen ich später noch eintreten werde.

Heraus aus dieser Verwirrung! Dem Wort Symbol muß sein gewöhnlicher Sinn bleiben; es bedeutet indirekte Verbindung von Bild und Idee, Ausdruck eines Gedankens durch einen Vergleichungspunkt im Bilde. Nun kann aber also die Art des Verbindens eine grundverschiedene sein und von einer dieser Arten handelt es sich bei dem besondern Begriffe von Symbolik, den ich im ersten Teil dieser Selbstkritik aufführte und auf den sich der Gegner nicht eingelassen hat, von derjenigen nämlich, wodurch die nicht beseelte Natur uns ohne bewußte Vollziehung des vergleichenden Akts, ferne von der Reflexion, womit die helle und bewußte Symbolik ihr Bedeutung unterlegt, ganz unmittelbar, ganz unwillkürlich als

beseelt erscheint, wodurch uns Licht und Farbe der Landschaft, des geschlossenen Raums, wodurch uns Tonverhältnisse zu Bildern von Stimmungen werden, und zwar bis zu dem Grade von Täuschung, daß wir glauben, uns komme aus dem Objekt entgegen, was wir doch nur hineintragen. Zimmermann hat guten Grund, auf den Einwand, den wir aus diesem Akte nehmen, gar nicht einzutreten, denn es müßte ihm schwer genug werden, ihn zu den zweiten, außerästhetischen, nur hinzukommenden Werten zu zählen, falls er ihn je zugäbe. Nun besteht aber ein solcher Akt so unleugbar, als für alle Ästhetik, auch für die formalistische, das Wohlgefallen an harmonischen Verhältnissen tatsächlich besteht. Wer im Brüllen und Brausen des Sturms nicht zürnende, im Flüstern der Lüfte nicht freundlich grüßende Geister vernimmt, wer in dumpfer, schwüler, graugelber Luft und Beleuchtung nicht ein unheimliches Brüten fühlt, wem abendlicher Goldhimmel nicht ahnungsvoll erscheint, wen er nicht an eine unbekannte Welt des Lichts und der Herrlichkeit gemahnt, dem ist die Natur tot, er kann zu Hause bleiben. Wenn aber die fühlende und phantasie-begabte Seele naturnotwendig solche Leihung vollzieht, so ist damit die ganze Lehre von der reinen Form vernichtet, denn es ist dann unmöglich, das Sehen und Hören der Farben-, Licht- und Tonverhältnisse, das Schauen vom Beseelen zu trennen, unmöglich, das Hineinlegen seelischer Stimmung in abstrakte Erscheinungen als ein Zweites, nur Hinzukommendes aufzufassen; es ist e i n Akt, den man gar nicht scheiden kann, und durch die untrennbare Einheit des Beseelungsaktes in diesem Gebiete der abstrakten Erscheinungsformen ist dasselbe mit dem ganzen Gebiete der konkreten Erscheinungsformen, wo die Bedeutung, die Seele im Gegenstande selbst liegt und gar nicht erst hineingelegt zu werden braucht, unter e i n e n Begriff befaßt, den nämlich, daß a l l e s Schöne ausdrucksvolle, seelenvolle Form ist. In der Tat, nicht w i r haben zu beweisen, daß dem so ist, sondern die Formalisten hätten vor Allem zu beweisen, wie es nur möglich sein soll, den Akt des Beseelens in einem Gebiete und des Seele-Findens im andern vom einfachen Sinnenakte des Schauens a b z u h a l t e n. Wir sagen: die seelenvolle Sinnlichkeit oder, wie Lotze es treffend ausdrückt, der V o r s c h e i n seines höheren Gehalts, den der Geist schon auf die einfachsten Vorgänge des Empfindens wirft (es ist

aber ebensosehr auch ein Rückschein) —: hier sitzt das Schöne. Die Formalisten müssen leugnen, daß es eine solche reine Mitte gibt, worin Geist und Sinne, jener mit der ganzen Fülle seines Inhalts, zusammenfallen, ein Fluß und Guß werden, worin wir des Menschen Befreiung aus den Banden der Gegensätze, des Menschen ungetrübteste Freude sehen, sie müssen das menschliche Wesen, das wir im Schönen eins mit sich finden, in Teile zerreißen, die sich nur äußerlich verbinden, um etwa im ästhetischen Wohlgefallen, wenn Beseelung darin ist, ein mechanisches Zusammentreten zwei verschiedener Werte zu erzeugen.

Wahrhaft niedlich macht sich die Verlegenheit über dies fatale Zusammenfallen bei ihrem Schoßkinde, der Musik. Es ist gar zu unbestreitbar, daß sie Gefühle, inhaltsvolles, doch in wogende Stimmung versenktes Seelenleben darstellt und aufruft. Da wird denn etwas zugegeben. Was? „Gefühle, sagt Zimmermann (Ästhetik Seite 351), Begehrungen, Affekte und Leidenschaften, Gemütsstimmungen und Bewegungen, die als solche sämtlich auf dem Vorstellungsverlauf beruhen, zeigen nicht nur gewisse Intensitätsgrade, sondern auch rhythmische Verhältnisse ihres Abflusses, ein An- und Absteigen, regelmäßige und unregelmäßige Beschleunigung und Verlangsamung, Ebbe und Flut, ruhiges Dahinwallen und hastiges Unterbrechen, allmähliches Anwachsen und augenblickliches Abbrechen, sowie plötzliches Hervortreten und schmachtendes Ausklingen usw.; das Rhythmische und Modulatorische dieses psychischen Vorstellungslebens ist es, was die Musik sich anzueignen und mit dem Phonetischen zu verbinden vermag, wodurch ihr zugleich die Möglichkeit geboten ist, das Psychische darzustellen, soweit es eben in den bloßen Formen des Fließens, d. h. in Bewegungsformen, sich äußert. Die Vorstellungen selbst aber, welche im Flusse, d. h. im Wie sich befinden, das Was des psychischen Gedankenlebens vermag die Musik als solche niemals wiederzugeben". Das heißt zugeben und nicht zugeben. Das dynamische Leben des Gefühls ist doch von seinem Inhalte nicht zu trennen. Angenommen, wie Zimmermann annimmt, daß das Gefühl überhaupt sekundär sei, die Vorstellung voraussetze: wie soll das Bewegungsleben des Gefühls zur Darstellung kommen können, ohne daß im Hörer die Vorstellungen, deren Echo das Gefühl ist, mitaufsteigen, mitgehen im

Flusse, und zwar nicht bloß zugelassener, sondern notwendiger und daher natürlich berechtigter Weise? Allein der Satz von der Sekundarität des Gefühls ist nicht erwiesen. Das Gefühl ist Resonanz von Vorstellungen, aber was will Resonanz heißen? Nimmt man es tiefer, so ist es ein wirkliches Verwandeln des Vorstellungsinhalts in Stimmung. Doch man mag es nehmen, wie man will: sollen die resonierenden Vorstellungen neben dem Gefühle fortlaufen, so werden sie eben mit ihm notwendig aufgerufen, sind sie aufgelöst, zergangen und doch erhalten im Gefühl, so wogen sie einfach mit, wenn das Gefühl wogt. Zimmermann hat mit seiner Dynamik oder sagen wir: Statik des Gefühls, welche die Musik sich soll „aneignen können", zugegeben, was er nicht zugeben sollte. Er glaubt sich genötigt, das Zugeständnis zu machen, um den Vorwurf abzuwehren, die Musik sei nach der Auffassung der Formalisten bloßes Formenspiel. Er hätte aber dabei bleiben sollen, daß, wer bei der Musik irgend etwas fühlt, sich falsch, nicht rein ästhetisch zu ihr verhalte, und auf den Vorwurf des leeren Formenspiels hätte er ja einfach antworten können: gut, so sei sie es; was euch leer ist, das ist mir eben nicht leer, das reine Wohlgefallen an den Verhältnissen, ohne jede weitere Beteiligung des inneren Lebens, ist und bleibt auch hier das rein ästhetische Verhalten. Die Musik „kann sich" jenes halbe Bild des Gemütslebens (eigentlich ist es also das ganze volle) „aneignen". Warum läßt sie es nicht lieber bleiben, da sie hiemit ihre ästhetische Reinheit aufgibt? Es wird sich mit dem Zugeständnis vielmehr anders verhalten; Zimmermann kann doch selbst nicht verkennen, daß sie es sich immer aneignet, aneignen muß, nein! gar nicht erst aneignet, sondern ihrem Wesen nach dies und nichts Anderes darstellt: so erlaubt er ihr halb, was er nicht verhindern kann. Was er zu zeigen hatte, war, wie die Musik es anfangen soll, um abzuwehren, daß jeder richtig organisierte Mensch das wogende Seelenleben in ihr fühlt. Das hätte seine Schwierigkeiten, also reißt man vom untrennbaren Ganzen des Gefühls ein Stück, die sogenannte Dynamik, ab und wirft es dem Gegner hin. Nun aber, sei das Stück losreißbar oder nicht, wie eignet sich denn die Musik dasselbe an? Da aller Inhalt — und Inhalt wäre ja doch auch diese bloße Dynamik — zu den ästhetischen Formen nur (als zweiter Wert) hinzukommt, wie kommt

er denn hier hinzu? Was ist denn das Heftpflaster, durch das sich die Musik ihn ankleben kann, wenn sie will? Nun, ich denke, sie braucht keines, sobald man erkennt, daß sie von Kopf bis zu Fuß Symbolik für Symbolik ist, daß aus den Tönen und ihren Verhältnissen der inhaltsvoll fühlenden Seele ihr eigenes Bild entgegenkommt, — Symbolik in dem Sinne des Wortes, der hier allein in Rede steht, daher inhaltsvoll nicht so verstanden, als sollte Musik durch die bewußte und gemachte Symbolik Gegenstände darzustellen suchen, oder dürfte der Hörer an solche denken. Zimmermann schiebt uns stets unter, als dächten wir an diese Art von Symbolik, als meinten wir, die Musik solle Schlachten, Hirtenfeste u. dgl. darstellen. Daß das nicht sein soll, das wissen wir auch und haben nicht erst die Formalisten gelehrt. — In welche Enge der Widerspruch zwischen Schulbegriff und unverkennbarer Tatsache einen feinen Denker bringen kann, sieht man bei Lazarus („Die Vermischung und das Zusammenwirken der Künste"). Er unterscheidet Wesen und Wirkung; das Wesen der Musik liege rein in der Form, die Gefühls-Theorie werde nie und nimmer imstande sein, ein wissenschaftliches Prinzip für Wesen und Wert dieser Kunst aufzustellen; aber sie wirke auf das Gefühl und bekomme dadurch geistigen Inhalt. Also eine Wirkung, die im Wesen keine Ursache hat! Doch es lautet auch wieder anders: die Musik kann Gefühlsausdruck, z. B. den Ausdruck des Sehnens erzeugen. Wie ist das? Also sie kann es, liegt es dann nicht in der Natur ihrer Formen? Und wenn es in dieser liegt, wird sie nicht notwendig und immer Stimmungen ausdrücken und erzeugen? Wenn es aber nicht darin liegt, wie kann sie es? Und wenn sie es zwar kann, aber gewöhnlich nicht will, wie kommt es, daß die Zuhörer dennoch immer auch dann, wenn sie es nicht will, Gefühlsausdruck in ihr finden, ihre eigene Seele aus ihr sich begegnen fühlen? Wie fangen sie das nur an? Lazarus führt eine Stelle aus Hanslick (Vom musikalisch Schönen) an: „Gedanken und Gefühle rinnen wie Blut in den Adern des ebenmäßig schönen Taktkörpers; sie sind nicht er, sind auch nicht sichtbar, aber sie beleben ihn." Daß sich in dessen geistvoller Schrift derselbe Widerspruch finde, habe ich schon in der Ästhetik zu § 749 aufgezeigt. Lazarus so wenig als Hanslick verwirft die von der Musik bewirkten Gefühle als pathologisch, er ver-

weist nur einfach diese Seite an die Psychologie; die Ästhetik habe nur zu zeigen, wie das Werk **sein**, nicht wie es **wirken** soll, und noch weniger, wie es wirkt; darüber müsse man bei der Psychologie anfragen. Das führt eigentlich zur Grundfrage; die formalistische Ästhetik muß überhaupt die Psychologie ausschließen; wir kommen darauf, sind aber für jetzt noch bei der Reihe der Sätze, die ich im ersten Stück dieser Kritik aufgestellt habe und die Zimmermann unbeantwortet gelassen hat.

Ich fahre also in der Aufweisung dieser Lücken fort. Seine Ästhetik hatte gegen unser Prinzip an manchen Stellen betont, daß es sich im Gebiete des Schönen nicht um Wahrheit handle, und unter dieser die historische verstanden (die physikalische mit eingerechnet); ob etwas sei oder nicht, ob es Märchen, bloße Erfindung sei, ob etwas nach Naturgesetzen möglich oder unmöglich, dies sei im Schönen ganz gleichgültig. Ich habe darauf geantwortet, an die tatsächliche Wahrheit denken wir auch nicht, sondern an die innere und bleibende. Er läßt es rein unberücksichtigt (vgl. die genannte Abhandlung 253); er schreibt, als hätte sich Niemand gegen sein Mißverständnis verwahrt, und dehnt sein Unrecht noch weiter dahin aus, daß er uns aufbürdet, als schöben wir nicht nur die Frage, was **ist** und geschieht, sondern auch, was sein und geschehen **soll**, der Frage nach dem ästhetischen Wert unter, macht uns also zu moralisch politischen Tendenz-Ästhetikern. Hatte ihm mein Werk hiezu einige entfernte Anknüpfungspunkte geboten: es kann ihm nicht unbekannt sein, wie ich darüber hinaus bin und längst eingestanden habe, was auch ich als Fehler erkenne, ohne darum nur eine Linie breit von meinem Prinzip weichen zu müssen. Man ist in Zeiten politischer Aufregung, wie es jene war, worin mein Buch entstand, immer geneigt, den Wert des rein Menschlichen zu verkennen und einseitig auf politischen, heroischen Gehalt zu dringen, allein unrichtige Bevorzugung einer Sphäre von Gehalt ist noch nicht falsche Bevorzugung des Gehalts überhaupt auf Kosten der Form und ich darf darauf hinweisen, daß ich auf meiner Wanderung durch das Gebiet der schönen Stoffe niemals vergaß, den Gehalt mit der Form in **einem** Blick zu umfassen; ich darf namentlich daran erinnern, wie ich im Abschnitt von der geschichtlichen Schönheit überall die Kulturformen, die Physiognomie der Zustände fest im Auge behalten

habe. — Hätte übrigens mein Gegner beachtet, wie streng ich die historische Wahrheit von der innern unterscheide, so wäre ihm natürlich auch das oben gerügte Mißverständnis nicht begegnet, als meinten wir, die Musik solle Objekte darstellen.

Eigentlich führt dies Alles auf die Frage, was man unter Stoff zu verstehen habe. Welche Bedeutungen in diesem Worte scharf zu unterscheiden sind, hat der erste Teil dieser Selbstkritik genau aufgezeigt und darauf die Untersuchung des Begriffs der Form gegründet. Da ich darauf beharre, daß sie vom Inhalt nicht zu trennen sei, so sagt Zimmermann, der Widerspruch zwischen Gehaltsästhetik und Formästhetik, in dem ich mich befinde, sei nun erst recht zum Durchbruch gekommen, und, um ihn zu decken, entstelle ich die Ansicht der ästhetischen Formalisten dahin, als rede sie von einer Form, die an nichts, von einem Gehalt, der an keiner Form erscheine; dies sei aber den Formalisten nicht eingefallen; was der Formalismus aufstelle, sei einfach, daß ein schöner Gegenstand als solcher nur durch die Form gefalle; was er aber nicht leugne, sei, daß er außerdem auch noch, insofern er zugleich wahr und gut sei, durch seinen Gehalt gefallen könne. „Diese Sonderung des Gefallens bedingt keine Absonderung des Seins, wie es denn mit Aristoteles für ausgemacht gilt, daß keine Form ohne Stoff und kein Stoff ohne Form existiere, was aber nicht ausschließt, daß die Form für sich und der Stoff für sich ein Gefallen oder Mißfallen, jedes für sich, hervorbringe." Hier sieht man mitten in den Punkt hinein, auf den es mir nicht gelingen will das Auge des Gegners zu richten. Mein Satz ist, daß die Form nicht nur am Stoff hängt, sondern aus ihm hervorgeht. Stoff heißt aber dann nach den von mir unterschiedenen Bedeutungen Inhalt, bestimmter Lebensinhalt, lebendige Kraft, welche die Individuen irgend einer Art von innen herauszeugt, formt, bewegt. Den naheliegenden Einwand, von einem individuellen Dasein könne bei abstrakten Formen, unorganischen Körpern und Erscheinungen, an denen doch Verhältnisse von Farben, Tönen gefallen, nicht die Rede sein, hat meine Aufstellung des Begriffs Symbolik im genannten, bestimmten Sinne beseitigt. Von einem „an" oder „nur durch" und „außerdem noch" kann nun nicht die Rede sein. Die Form ist nichts Anderes als die Form des Inhalts, das Äußere des Innern, man

kann sie nicht trennen, denn man hat schon dieses in jenem, diesen in jener, man muß sie mitwägen, es sind nicht zwei Werte, sondern es ist nur ein Wert. Und bei jenen abstrakten Erscheinungen nimmt die symbolisierende Seele des Betrachters Linie, Licht und Schatten, Akzent und Quantität, Tonverhältnis so zu sich herüber, daß sie sich zu ihr nicht minder innig verhalten, als die Gestalt eines Individuums zu seiner Lebenskraft und seinem Seelenleben. Der letztere Fall gehört natürlich nur dem Gebiete der Ästhetik an; das Ganze der Frage aber führt allerdings in die Metaphysik, in welche Zimmermann selbst mit seiner Berufung auf Aristoteles eintritt; es knüpft sich an die allgemeine Frage über Stoff (im Sinn der Materie überhaupt) und Form. Sind beide ursprünglich zwei und verbinden sich nur miteinander, oder ist, was wir Materie zu nennen pflegen, ein Etwas, dem das Formgebende ursprünglich innewohnt, so daß Form, höher Seele und Geist nicht von außen zu ihm hinzukommt, sondern in Wahrheit nichts besteht als das Eine von sogenannter Materie und Form, dessen reiche Gestaltenwelt die Kunst in verklärendem Spiegel wiedergibt? Die Philosophie nun, welche dem ästhetischen Formalismus zugrunde liegt, kennt ein solches Eines freilich nicht. Ich komme an späterer Stelle darauf zurück und setze hier noch hinzu, daß diejenige Philosophie, welche nur eine immanente Einheit von Materie und Form kennt, in jenem verklärenden Akte des Künstlers nur eine höhere Wiederholung desselben Aktes sehen kann, durch welchen die Natur den Stoff von innen heraus gestaltet. Der Künstler stellt nicht eine Gruppe entdeckter harmonischer Verhältnisse zusammen und hängt sie an einen Gegenstand, sondern in einem Zuge, der schaffenden Natur gleich, läßt er aus dem gefühlten Kerne des Stoffs harmonische Formen quellen. Der Dichter sucht nicht Inhalt für ein Metrum, sondern wie er ihn in seinem Geiste hegt, summt und klingt im innern Gehör seiner Phantasie das der qualitativen Stimmung entsprechende Versmaß mit an und webt sich aus ihr heraus; nicht anders dem Musiker die Melodie mit allen Formen des Rhythmus und der Harmonie. Je tiefer und reicher der Inhalt, desto tiefere und reichere Kräfte des eindringenden und Formen aus der Tiefe schöpfenden Geistes erwartet er im Künstler. Dies führt auf das Beispiel von den zwei Gemälden (Ästhetik, Anmerkung zu § 19), mit dem

ich nach Zimmermann (Geschichte der Ästhetik Seite 716) so sichtbar mich selber schlage. Ich sage nämlich dort, wenn man neben ein gutes Gemälde von anspruchslosem Inhalt (Landschaft, Tierbild, Sittenbild) ein solches stelle, worin ein großer weltgeschichtlicher Stoff schlecht dargestellt sei, so könne, da das erstere ohne Frage ästhetischen Vorrang habe, freilich der Schein entstehen, als liege nun ein Beleg für den Satz vor, daß nicht der sogenannte Stoff, sondern die sogenannte Form es sei, worauf Alles ankommt. Allein der Fall sei, so heißt es dort weiter, nicht richtig gewählt; man müsse vielmehr neben das meisterhafte Gemälde der ersteren Art ein solches der zweiten setzen, das ebenfalls meisterhaft in der Form sei; dann liege der Fall richtig und stehe das zweite Bild höher, als das erste. Nun habe ich im letzten dieser Sätze das Wort: ästhetisch weggelassen, während es vorher hieß, das gute Gemälde habe (im ersteren Fall) ästhetischen Vorrang. Diese Weglassung kommt nun meinem aufmerksamen Gegner wie geschlichen; schlagender, sagt er, hätte ich mich nicht selbst widerlegen können; ich fühle nämlich, daß im zweiten Fall nur der ethische Wert es sei, was dem Historiengemälde höheren Rang anweise, und unterdrücke in diesem Gefühl nun das Wort: ästhetisch. Es wäre eigentlich hübsch: eine Gewissensregung und aus Gewissen die Täuschung des Lesers durch Unterschlagung eines Worts! Nun, ich kann den feinen Gewissensbeobachter versichern, daß das Wort sehr unschuldig dazu kam, wegzubleiben, denn es ist dem Sinne nach ja doch sonnenklar enthalten in dem Ausdruck: „meisterhaft in der Form", und wer unterschlägt, ist nur mein Gegner, der dies nicht sehen will. Zweifelte er noch, so überzeugte ihn die entsprechende Stelle jenes Artikels über Inhalt und Form, wo ich (Seite 23*) dasselbe Beispiel benutzt und vollständiger erörtert habe. Ich darf darauf verweisen, denn der Artikel ist, wie gesagt, nachher selbständig erschienen, und ich beleuchte jetzt die Erörterung, die sich an dies Beispiel geknüpft hat, nur noch durch eine einfache Hinweisung auf die Kunstgeschichte: ein Wouvermann, Teniers, Mieris und Raffael: jene sind spezifisch Künstler wie dieser, aber dem Grade nach steht doch wohl die Constantinsschlacht (eben recht ästhetisch) höher als ein Reiterscharmützel von Wouvermann, der Tod des Ananias, die Predigt des Paulus

*) S. hier oben S. 219.

höher als ein Bauerngelage, ein Pfannenflicker, eine Frühstücksszene von Teniers, Mieris usw. Die anspruchsloseste Landschaft von Ruysdael ist eine Perle der Kunst, aber die Werke des Urweltsmanns Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle sind doch wohl von anderem Kaliber? Geht mir mit euren aufeinandergeleimten zwei Werten!

Natürlich ist es nun, daß auch meine Erörterung der Frage über die Interesselosigkeit im ästhetischen Verhalten mit keiner Silbe berücksichtigt ist. Ich habe gezeigt, daß und wie der Kantische Begriff: schön ist, was ohne Interesse gefällt, beschränkt werden muß, und habe die scheinbar paradoxe Bestimmung: Interesse ohne Interesse begründet, habe gezeigt, daß das Schöne uns in tiefster Seele ergreift, inhaltsvoll erschüttert, rührt, daß aber dem Interesse sein Stachel dennoch ganz genommen ist, weil uns das Schöne für die Existenz des Gegenstandes völlig gleichgültig läßt. Ich verweise die Leser auch hierin auf das fünfte Heft der Kritischen Gänge und werde mich dadurch, daß meinem Gegner beliebt hat, zu ignorieren, was ich gesagt, nicht verleiten lassen, es zu wiederholen.

Ich schließe diese Vorbemerkungen mit einem Hinweis, der geeignet ist, den Leser auf unserem harten Gang in etwas zu erheitern. Ich sage in meiner Ästhetik (in und zu § 19), das Schöne sei persönlich und kündige den Menschen an, auch wo es ihn nicht darstelle. Zimmermann sagt (Geschichte der Ästhetik Seite 721), wenn dies irgend einen Sinn habe, so könne es offenbar nur bedeuten, daß die menschliche Gestalt allein das Maß der Schönheit und alles Schöne nur schön sei, indem es sie selbst ist oder wenigstens sich ihr nähert; die Verwechslung, die zugrunde liege, bestehe in der Identifizierung von Schönheit und Beseelung; wenn aber Beseeltsein Schönheit wäre, so müßte jedes beseelte Individuum ohne Ausnahme schön sein. Ich kann ihm den Schmerz oder Verdruß nicht ersparen, ihm boshafterweise zu erklären, daß ich an die menschliche Gestalt hiebei vorerst gar nicht gedacht habe, daß ich verrückt genug bin, zu behaupten, die Menschenseele sei es, die dem ästhetisch gestimmten Menschen in den Linienzügen eines Berges, in Wolken, Lüften, Flüstern der Bäume, Rauschen der Wasser, im künstlerischen Gebäude, im Metrum des Verses, ja in der einfachsten Akkordfolge selbst noch ohne die Einfügung in das Ganze eines Tonstücks erscheine. Dann aber denke ich freilich an die menschliche Persönlichkeit im eigent-

lichen Sinne, nur nie bloß an seine Gestalt, weil es solche ohne Seele nicht gibt, und ich meine freilich, sie sei das höchste oder vielmehr allein wahrhaft Schöne, weil sie der am höchsten organisierte, d. h. der zum Gefäß der Seele, des Geistes organisierte Stoff ist, weiter aber denke ich an Bewegungen dieser beseelten Gestalt, vieler Gestalten und an Handlungen, worin diese so zusammenwirken, daß die Einheit der Handlung sie wie zu einem Individuum zusammenfaßt. Nun weiß ich wohl, was der Formalist einwenden wird: man könne sagen, zwar nicht, daß der Mensch allein das wahrhaft Schöne, wohl aber, daß er das vorzüglich Schöne sei, jedoch einzig darum, weil seine Gestalt, Bewegungen, Handlungen die Träger der harmoniereichsten Verhältnisse seien. Die Träger: es ist mir bekannt, ist bei dem symbolischen Fuchs oben schon erwähnt und wir müssen im Folgenden erst tiefer darauf eingehen, daß der Formalist behauptet, die Kunst benütze Alles, was da leibt und lebt, nur als Gerüste für Verhältnisse. Nur schade, daß wir Andern uns dadurch nicht belehren lassen, weil wir wiederum und abermals meinen, harmonische Verhältnisse bilde, schaffe nur die Natur und ihr nach die schauende, fühlende Seele, die ihres Inhalts Fülle in sie legt und sie dadurch erhöht und vertieft. Ich hoffe in der Folge zu zeigen, daß die Theorie von den harmonischen Verhältnissen, die als platonische Hypostasen irgendwo im Blauen schweben, vom Künstler entdeckt und an die Bilder von Gegenständen wie an einen Kleiderrechen gehängt werden, nichts Anderes ist als eine barocke Verbindung von Mystik und Mathematik. Wenn wir Beseeltheit und harmonische Form als Eines fassen, so daß wir diese aus jener ableiten und daher, weil diese Einheit wahrhaft und ganz nur im Menschen erscheint, in allem Schönen nur den Menschen sehen, so werden wir auf den Widerspruch hingewiesen, der zwischen Seele und Form vielfach im Leben eintrete. Zunächst wäre zu antworten, daß dieser Widerspruch oft nur ein Schein ist, der verschwindet, wenn man genauer hinsieht. Mancher ist an Gestalt unschön, ja häßlich, aber die Güte seiner Seele widerlegt durch Schönheit des Ausdrucks in Blick, Mienenspiel, Bewegung, also auch durch Formen, jenen Teil der Formen, der mißfällig ist. Mancher scheint schön von Formen, aber die erkrankte oder schlecht gewordene Seele widerlegt den Schein,

denn wenn man näher prüft, so findet man die Furchen, die Winkel, alle häßlichen Züge, die sie dem schöngebauten Leib eingegraben hat. Für Zimmermann gibt es auch einen Einklang Übelgesinnter, der dennoch schön ist (Ästhetik Seite 48 und sonst). Ich gestehe, daß dies mir unbekannt; sie pflegen Händel unter sich zu bekommen, schließlich einander die Schädel einzuschlagen, und das sind ja doch wohl keine harmonischen Verhältnisse. Es gibt auch eine Heuchelei, aber unter dem Scheine des schönen Ausdrucks, den sie lügt, muß sich die wahre Gestalt der häßlichen Seele doch, und zwar eben in den Formen selbst, in denen der Bewegung nämlich, wenn man feiner beobachtet, entdecken lassen. Doch das Alles will nicht viel heißen. Das Naturschöne unterliegt unzähligen Zufällen, die zwischen die Seele und ihren Körper mit unberechenbaren Störungen des adäquaten Verhältnisses treten, und die Frage, ob eine schöne Seele in einem schönen Körper wohne, führt in eine unendliche kasualistische Dialektik, wenn man von der Kunst absieht, die jene Störungen im Bilde des Individuums auszugleichen hat. Der allgemeine Satz aber, daß die menschliche Gestalt das menschliche Wesen ausdrückt, bleibt einfach in Kraft und versteht sich so von selbst, daß er nur vorzubringen ist, um eine merkwürdige Verirrung Schillers hier zu erwähnen, die uns zur Beleuchtung des Formalismus ganz besonders dienlich ist. Es ist ein Satz in der Abhandlung über Anmut und Würde, worin Schiller, im Übrigen glücklicherweise nicht konsequent als Formalist, den Begriff der reinen Form auf die ganz konsequente Spitze treibt: „gesetzt, man könnte bei einer schönen Menschengestalt ganz vergessen, was sie ausdrückt, man könnte ihr, ohne sie in der Erscheinung zu verändern, den rohen Instinkt eines Tigers unterschieben, so würde das Urteil der Augen vollkommen dasselbe bleiben und der Sinn würde den Tiger für das schönste Werk des Schöpfers erklären". Die Kantische Verwirrung, die ich Ästhetik, Anmerkung zu § 43 und wieder im 5. Heft Kritischer Gänge Seite 118*) besprochen, hat Schiller zu diesem unglaublichen Satz verführt. Lotze sagt schlagend (Geschichte der Ästhetik Seite 91), nur der Formalist könne es versuchen wollen, dieselbe Erscheinung bald als Ausdruck des Wesens, dessen Erscheinung sie ist, bald willkürlich als Ausdruck eines andern zu denken, dem sie völlig fremd

*) S. hier oben S. 303.

ist. „Gesetzt, man könnte“ — welchen andern Nachsatz sollte man erwarten, als: dann könnte man auch jeden andern Widersinn annehmen? Welche Vorstellung, wenn man es zu denken versucht, den Tieren und Menschen sehe eine andere Seele aus den Augen ihrer Erscheinung als ihre eigene!

Sind diese Vorbemerkungen zum Teil munterer gehalten, als der wissenschaftliche Stil eigentlich erlaubt, so sind sie doch wohl immer noch etwas gutmütiger, als die Zusammenstellung „Hamlet und Vischer“ zum Titel eines Aufsatzes im zweiten Teil von Zimmermanns Studien und Kritiken, einer Arbeit, worin der Verfasser die Ansicht Storffrichs über den Helden zu der seinigen macht, die ich im Vorwort des zweiten Hefts der Kritischen Gänge kurz besprochen habe. Hamlets schuldhaftes Zaudern soll nach derselben weniger in der störenden Reflexion, als darin seinen Grund haben, daß er vom allgemeinen Form- und Scheinwesen, der allgemeinen Schauspielerei, die rings um ihn am Hofe herrscht, durch die Macht der Gewöhnung selbst angefressen sei, und von den Heuchlern, die ihn umgeben, soll er sich nur dadurch unterscheiden, daß er diese seine Schwäche besser kennt und darob sich selber haßt. Man wird nicht verlangen, daß ich darauf eingehe; nicht j e d e Meinung verdient widerlegt zu werden oder vielmehr (da ich die Unnatur dieser Ansicht schon an genannter Stelle aufgezeigt habe) zweimal widerlegt zu werden. Ich bemerke nur gelegentlich, daß ich, angeregt von Döring und Hebler, meine Ansicht über Hamlet, wie sie in jenem Hefte vorliegt, selbst ergänzt und berichtigt habe in dem Aufsatz: Die realistische Shakespeare-Kritik und Hamlet (Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft Jahrgang II), nur freilich im umgekehrten Sinne von Auslegern, die in Hamlet selbst einen Scheinmenschen entdecken: nicht die Reflexion allein ist es, die ihm die Kraft zum Handeln kreuzt, sondern auch und noch mehr die Leidenschaft einer sittlichen Natur, die sich immer noch bei dem Verdammen aufhält, wo sie längst zum Richten fortschreiten müßte. Dies ruht freilich ebenfalls schließlich auf dem Denken, denn es ist ja die Schärfe des sittlichen Urteils, was diese tiefe Empörung des Gefühls weckt; nun aber wird durch diese Leidenschaft ein Denken anderer Art, dasjenige nämlich, das Hamlet jetzt brauchte, hintangehalten, abgeschnitten; dies ist das Denken und Wollen des Z w e c k s und seiner Mittel;

der handelnde Mensch nimmt sich nicht so viel Zeit wie Hamlet, dem verdammenden Gefühlsabscheu gegen das Böse nachzuhängen, das gestraft werden soll, sondern schreitet zur kühlen Erwägung der rechten Mittel für die Tat und dann rasch zur Tat. Dieser reine und höchst wahrheitsliebende Geist erzürnt sich gegen die Schlechtigkeit und das lügnerische Scheinwesen so, daß er in einen Weltekel verfällt, der den Entschluß lähmt.

Doch es ist hohe Zeit, vom Vorspiel zum Stücke selbst, vom Plänkeln zum geschlossenen Angriff überzugehen. Zimmermann hat für die Unterlassungen, die ich ihm bisher vorgeworfen, einen Grund anzuführen, der sich sehen läßt. Er brauchte, kann er sagen, auf jene Erörterungen und Sätze nicht zu antworten, weil sie auf das Prinzip selbst sich noch nicht einlassen. Ich zwar glaube, daß sie die Kritik des Prinzips selbst eigentlich bereits enthalten; ist jene Symbolik, von der ich gesprochen, ein naturnotwendiger Akt der Seele, so gibt es auch im Gebiete der abstrakten Formen keine, die als bloße Form ästhetisch wirken könnte, und ist es richtig, daß im Gebiete der konkreten Formen die Form von der innern Kraft, aus der sie geflossen, sich nicht trennen läßt, so ist der Formalismus widerlegt. Doch der Gegner kann verlangen, man solle ihm auf seinem Wege folgen. Daß ich damit gezögert und bis hieher die Streitfrage nicht direkt im Mittelpunkte, sondern an vereinzelten Stellen gefaßt habe, die zwar durch erkennbare Radien auch zum Mittelpunkt führen, dies erklärt sich einfach aus dem Verlauf der Polemik seit dem ersten gegen mich gerichteten Artikel im Literarischen Zentralblatt 1858 und meiner ersten Antwort in der Monatschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich, die ich im vorigen Heft der Kritischen Gänge (Seite 85*) wieder angeführt habe, bis herab zu Zimmermanns Abhandlung in den Studien und Kritiken. Doch also zur Sache!

Die Schüler Herbarts folgen bekanntlich ihrem Meister in folgender Ableitung des Grundbegriffs der Ästhetik.

Die Ästhetik hat es mit den Bildern des Seienden, den Vorstellungen zu tun nicht unter dem Standpunkt der Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Gültigkeit oder Ungültigkeit, kurz der Wahrheit, sondern unter dem des Gefallens oder Mißfallens. Es ist dies ein Zusatz,

*) S. hier oben S. 280.

welcher dem Gefühl angehört und worin das Unterscheidende des ganzen ästhetischen Gebietes liegt, in welches neben der Ästhetik im engeren Sinn auch die Ethik gehört, welche Herbart „für die allgemeine Ästhetik erobert hat" (Studien und Kritiken Seite 240). Das rein theoretische Gebiet hat es mit dem Wesen, das ästhetische mit dem Werte zu tun, jenes mit dem Was, dieses mit dem Wie. Das Gefühl bleibt aber vag, vom Zufälligen, Individuellen abhängig, wenn nicht die Vorstellung, deren begleitender Zusatz es ist, exakt bestimmt werden kann. Dieser Bestandteil muß von jenem geschieden und in klarem Urteil erfaßt werden können, sonst scheitert die Ästhetik; nur wenn der Vorstellungsinhalt des Gefühls abgesondert von dem Gefühle, das er veranlaßt, in Begriffen zu fixieren ist, kann es eine Wissenschaft dessen geben, was allgemein und notwendig gefällt, d. h. des Schönen. Bezöge sich nun das Gefühl nur auf den Stoff im Bilde, auf die Materie dessen, wodurch es hervorgerufen ist, so wäre es bloßes Lustgefühl, das mit dem Gefühlten ununterscheidbar zusammenrinnt; die Sonderung wäre nicht möglich, die Zufälligkeit, die Unbestimmbarkeit bestünde, und diese führt in das Gebiet des Begehrens ab, während das ästhetische Verhalten reine Kontemplation ist. Vorhanden aber ist die Möglichkeit der Absonderung dessen, was gefühlt wird, von dem begleitenden Gefühle selbst, wenn dieses Was nicht der Stoff, sondern die Verbindung, das Zusammen der Teile des Gegenstands ist. Kein Einfaches, sondern nur Zusammengesetztes gefällt oder mißfällt ästhetisch, die Materie des Bildes, außerhalb der Verbindung, gefällt und mißfällt nicht, ist ästhetisch gleichgültig; die Verbindung aber ist die Form. Diese aber ist vorstellbar, läßt sich zergliedern, im Urteil fixieren. Und dies Urteil sagt: die harmonische Verbindung gefällt, die unharmonische mißfällt. Der Einklang und nur dieser ist Gegenstand der reinen, ästhetischen Kontemplation und das ihn begleitende Gefühl durch eine im klaren Urteil bestimmbare Vorstellung bedingt. Das Urteil kann, vom Gefühl gesondert, die mehreren im Einklang Verbundenen auseinanderhalten, vergleichen, die Art des Einklangs aufzeigen. Beweisen, vorschreiben läßt sich auch so das ästhetische Urteil nicht, es ist aber evident, „weil der Inhalt der Vorstellungen, was er für Einen ist, notwendig auch für jeden Andern sein muß und ein Gefühl, das nur durch die Be-

trachtung des Vorstellungsinhalts und nichts Anderes erzeugt wird, notwendig bei dem Einen dasselbe wie bei jedem Andern sein muß" (so in den Studien und Kritiken I, Seite 259). Zimmermann führt Grundton und Quinte als ein solches unbestrittenes harmonisches Verhältnis, Sexte und Septime als ein unbestrittenes Mißverhältnis an, deren das erste notwendig als wohlgefällig, das zweite notwendig als mißfällig von jedem gesunden Ohr vernommen werde. Ebenso beruft er sich natürlich auf die Tatsache des Wohlgefallens an harmonischer Farbenzusammenstellung.

Es steht außer Zweifel, daß harmonische Ton- und Farbenverhältnisse, auch wenn sie nicht zu einem ausdrucksvollen Ganzen zusammentreten, nicht an lebensvolle Gegenstände geknüpft sind, allgemeines Wohlgefallen finden und daß der Grund erkennbar, im Urteil faßbar ist. Er liegt in der Struktur und Funktion des Gehörs, das Koinzidenz gewisser Obertöne mit dem Grundton, des Gesichts, das zu einer Farbe die Ergänzungsfarbe fordert, er liegt in einer unendlich merkwürdigen Entsprechung des Physikalischen und des Physiologischen. Nun ist das aber nur ein sinnlicher Vorgang und gehört solches Wohlgefallen in das Gebiet des bloß Angenehmen. Es ist nämlich unrichtig, daß das nur Angenehme ganz unbestimmbar dem Zufall individueller Neigungen anheimgegeben ist; selbst in Geschmacks- und Tastempfindungen findet ja weit mehr Übereinstimmung statt, als man zu bedenken pflegt. Man nennt das etwa wohl auch schön, wie man in manchen Gegenden wirklich sagt: „es schmeckt schön"; aber die nicht formalistische Ästhetik hat sich an solchen lockeren Sprachgebrauch nie gekehrt und sie behauptet, diese physikalischen Erscheinungen bewirken ästhetisches Wohlgefallen nur unter einer bestimmten Bedingung: Töne müssen zu einem Ganzen zusammentreten, das eine innerlich wahre Seelenstimmung, eine Seelenharmonie ausdrückt, Farben an Gegenständen auftreten, in welche, wenn es unorganische sind, ebenfalls eine harmonische Stimmung symbolisch hineingefühlt wird, oder welche, wenn es organisch lebendige sind, ein irgendwie bedeutendes Lebensbild darbieten. Und sie behauptet weiter, daß in diesen Fällen Übereinstimmung im Wohlgefallen auch stattfindet, gewisse Bedingungen freilich vorausgesetzt, die aber bei jenem bloß sinnlichen Wohlgefallen ebenfalls bestehen, da ja nicht jedes Individuums Seh- und

Hörorgan normal beschaffen oder ausgebildet ist. Allerdings nun können wohlgefällige Verhältnisse bloß abstrakter, von keiner Phantasie beseelter, physikalischer Erscheinungen nicht nur sinnlich, sondern auch geistig wohlgefällig werden, nämlich wenn wir über sie denken, sie messen und zählen, ihr Gesetz erforschen; dies aber ist Wohlgefallen aus Befriedigung der Erkenntnis, und zwar der mathematischen. Im Gebiete der Poesie, abgesehen vom Metrischen, würde es sich wohl auch um Wohlgefallen aus Erkenntnis logischer Ordnung handeln; doch dies dürfen wir noch zurückstellen.

Der Formalismus nun bestreitet Beides: sowohl daß die Lust an diesen abstrakt physikalischen Harmonien bloß eine sinnliche sei, als auch daß, wenn von einer geistigen die Rede sein soll, diese nur auf der Befriedigung des mathematischen Erkenntnistriebs ruhen kann. Nicht bloß sinnlich soll das Wohlgefallen sein, da hier nicht ungeformte Schallempfindung, unbestimmter Lichtäthereindruck stattfinde, sondern eben die Form, die Weise der Verbindung es sei, was wohlgefällt (Zimmermann, Ästhetik Seite 173). Diese Form beruht aber auf meßbaren und zählbaren Größenverhältnissen, sonst auf nichts, also, behaupten wir, drängt die Leugnung bloß sinnlicher Annehmlichkeit in die Mathematik hinüber. Aber auch dies also wird bestritten, und mit welchen Gründen?

Wie soll sich das Ästhetische vom Mathematischen unterscheiden? Hier stehen wir an der entscheidenden Frage und Zimmermann hat folgende Antwort. „Gegen das Zusammen der Teile des zusammengesetzten Bildes als Grund des Gefallens und Mißfallens hat man eingewendet, dasselbe sei ein lebloses, insofern es bloß durch die mechanische Nebeneinanderordnung der durch das Pluszeichen verbundenen Summanden erläutert werde. Man braucht aber nur die Vorstellung des zusammengesetzten Bildes, das selbst ein ‚lebendiges', d. h. eine psychische Vorstellungsgruppe ist, klar zu denken, um zu begreifen, daß auch das Zusammen der Teile dieser Gruppe, die selbst psychische Vorstellungen, lebendige Kräfte sind, ein lebendiges und tätiges, Spannung und Lösung derselben gegen und untereinander bewirkendes sein müsse." (Ästhetik Seite 25 ff.) Und spezieller gegen das Denken an mathematische Verhältnisse (Seite 27): „Das mathematische Verhältnis, da es sich nur auf die Art, wie eine Größe aus der andern hervorgegangen gedacht

werden könne, bezieht, kann durch den Exponenten oder durch die Differenz vorgestellt werden, in denen beide Glieder des Verhältnisses aufgehen. Die im Zusammen befindlichen Glieder des ästhetischen Verhältnisses sind lebendige Kräfte, wirkliche psychische Akte mit Inhalt und Stärke, die einander zwar spannen und hemmen, aber nicht vernichten, also auch nicht in ein Drittes, das dem Exponenten gliche, irgend verschmelzen können." Im angeführten Aufsatz der Studien und Kritiken lautet diese Enthüllung auch so: das ästhetische Verhältnis sei einerseits dem bekannten mathematischen darin ähnlich, daß es zwischen Gliedern, die auf die verschiedenste Weise benannt sind, stattfinden könne, falls diese nur ein gewisses sich gleichbleibendes Verhalten gegeneinander beobachten, andererseits darin unähnlich, daß das Vorstellen desselben kein dem Gemüte des Betrachters indifferentes bleibe, sondern in einem unwillkürlichen Lust- oder Unlustgefühl Seitens desselben seinen unausbleiblichen Effekt habe (Seite 256). Dies ist denn doch wohl ein idem per idem, denn eben, wie und warum das bloße Verhältnis ein vom Gefühle mathematischer Erkenntnisbefriedigung verschiedenes Lustgefühl erzeuge, war zu beweisen und der Beweis lautet: es erzeugt ein solches. Doch Zimmermann hat an dieser Stelle sich nur vielleicht selbst Unrecht getan, die ersteren Stellen beweisen vielleicht mit einem Grunde, was er hier mit einer Versicherung zu beweisen glaubt. Die Frage ist: was haben wir unter jenen lebendigen Kräften, jenen psychischen Akten zu verstehen, die sich tätig gegeneinander spannen, die Spannung wieder lösen?

Wir andern unklugen, vom „Stoff" hingenommenen Leute denken dabei natürlich an das volle Leben und seine Bilder: an Charaktere in einem Epos, einem Drama, Gefühle in einem lyrischen Gedicht, in Tongruppen der Musik, die sich energisch gegeneinander spannen, an Gestalten in Skulptur und Malerei, die in untrennbarer Einheit von Form, Farbe und Ausdruck sich gegenseitig heben, so daß in diesem Verhältnis die dargestellten Kräfte gleichsam aufzuglühen, stärker zu leuchten scheinen. Doch wir besinnen uns; wir wissen bereits, daß dies eine Vermengung von Inhalt und Form ist, näher eine Übertragung der Poesie auf die andern Künste, eine Einschiebung dieser in jene. Die Poesie ist eine Bildsprache, die,

um rhythmische Verhältnisse zur Erscheinung zu bringen, durch Worte als Zeichen den Lebensinhalt herbeizieht, die Formen des Lebens „sich durch theoretische, nicht ästhetische Rücksichten bis zu einem gewissen Grade vorschreiben läßt, sie wird die in der Natur gegebenen Formen dulden müssen“ (Ästhetik Seite 404). „Die Form der epischen Gedankenphantasie eignet sich zur Darstellung von Begebenheiten, die der dramatischen zur Darstellung von Handlungen“ (Ästhetik Seite 303); weil nämlich jene die Gedanken nach der Zeitlinie, diese nach dem Gesetz von Grund und Folge bildet, so ist es natürlich, daß beide es sich gefallen lassen, wenn ihnen das Menschenleben hiezu den Inhalt nach den genannten zwei Seiten verabreicht. Die Kunst gestattet der Natur, dem Leben, ihr zu dienen; dies ist bereits im Früheren herausgehoben; das Leben, habe ich gesagt, bringt den Ständer, woran die Kunst ihre Verhältnisse hängt, das „Gerüste“ nennt es Herbart selbst. Besonders instruktiv hierüber ist die Skulptur. Die plastische Phantasie wünscht ein harmonisches Ganzes von gekrümmten oder gebrochenen Flächen darzustellen. „Mehr als in jeder andern Naturerscheinung ist in der menschlichen Gestalt diese Forderung erfüllt, denn in ihr herrscht die Kugelgestalt vor, durch welche fast alle Teile miteinander in qualitativer Verwandtschaft stehen“ (Ästhetik Seite 214). Es ist ganz folgerichtig, daß im Abschnitt von den „einfachen realen Kunstwerken“ als das wahre Organ für den reinen Genuß des plastisch Schönen der pure Tastsinn, ohne Mitwirkung des Gesichtssinns, aufgestellt wird. Es gehört der lichtlosen Welt an. Daher wird bedauert, daß jetzt so häufig Verbote und hölzerne oder eiserne Schranken die Berührung der Bildwerke hindern. „Das Abtasten des Rückens des ruhenden Herkules-Torso, der schwellenden Glieder der Venus von Melos oder des barberinischen Fauns müßte der Hand eine Wonne gewähren, welche nur mit dem Genusse des Ohrs bei dem mächtigen Wogen Bachischer Fugen oder schmelzender Mozartischer Melodien vergleichbar wäre“ (Seite 490). Zimmermann hat nicht versäumt, voranzuschicken, es sei dazu eine Abstraktionsfähigkeit von der gewöhnlichen sinnlichen Auffassungsweise gefordert, die den spezifischen plastischen Genuß zum Eigentum Weniger mache; allein wie soll es nun in den Museen gehalten werden? Man hat die nackten Statuen

abgesperrt gegen gewisse schmunzelnde Feinschmecker des Tastsinns, von deren Fingern gewisse schwellende Formen nach und nach förmlich poliert wurden; sollte man nun das Gitter wegnehmen und eine Inschrift aufpflanzen: „zum Abtasten werden nur die Wenigen zugelassen, die nachweisen können, daß sie ihren Tastsinn idealisiert haben?" Aber worin soll das Examen bestehen, durch das man diese Wenigen unterscheidet? Doch im Ernst: der Mut, womit es Zimmermann hier darauf wagt, den Leser zu erheitern, ist mir willkommen, weil dieses Beispiel so gründlich zeigt, wohin das reine Formprinzip in ganzer Folgerichtigkeit führt: zur Aufnahme eines Sinnes unter die ästhetischen Organe, der in seiner Sonderung vom Gesichtssinn stoffartige Reize notwendig mit sich führt und nur mittelbar, wie er gleichsam als Reminiszenz seiner eigentlichen Funktionen in der Gesichtswahrnehmung mitenthalten ist, eine Rolle im Gebiete der Anschauungen spielen kann, welche von einer Lust begleitet sind, die ebenso ideal als sinnlich ist. Gerade die Skulptur ist recht eine Kunst, den Formalismus zu widerlegen. Flächen von wellenförmigem Umriß, teilweise an das Ebene streifend, wieder in das Runde verlaufend, mögen angenehm für das Auge, noch angenehmer für die tastende Hand sein, eine ideale Lust kann ihr Anblick nur bewirken, wo sie so zusammentreten, als Oberfläche eines geschlossenen Ganzen eine solche in sich zurückkehrende Einheit bilden, daß sie kompaktes, individuelles Leben ausdrücken. Kein Künstler hätte ein Gerüste zu erfinden vermocht, woran er eine solche Kurvenwelt hätte hängen oder kleben können, das gibt der Formalist selber zu; also? Also läßt sich die Kunst gefallen, daß ihr die Natur ein solches bringt! Wie ordentlich von dieser, wie gnädig von jener!

Genug vom Dulden und Gestatten! Lebendige Kräfte, psychische Akte, die sich gegeneinander spannen, haben wir also noch nicht; denn wo wir Andere sie zu finden glaubten, da ist nur Träger, Gerüste für die eigentlich ästhetischen Formen. Wir gehen nun in unserer Forderung um ein großes Stück herunter und lassen uns auf einen Augenblick gefallen, jene Erscheinungen, die wir oben abstrakte genannt haben, weil sie nicht die Formen eines lebendigen individuellen Gebildes sind, als ästhetische zu betrachten. Also z. B. Farbenzusammenstellungen. Man ist geneigt, sich zu denken, dem Formalisten

schwebe z. B. das bekannte Ergänzungsgesetz vor: Grün erscheint neben Rot grüner, Rot röter usw. Daran möchten wir uns das Aufleben, Aufleuchten durch die Spannung des Gegensatzes und der Einheit im Gegensatz klarmachen. Ebenso verhält es sich mit Linien und Flächen: das Runde erscheint neben dem Geraden und Ebenen runder und umgekehrt; ebenso mit Tönen, wie sie noch abgesehen von einem musikalischen Ganzen eine Einheit im Gegensatz bilden, ebenso mit Längen und Kürzen, Hebungen und Senkungen im Metrum. Es soll also einen Augenblick zugegeben sein, was wir oben bestritten haben: Farbenverbindungen harmonischer Art, die nichts vorstellen, gefällige Linienzüge, geometrische Körper: Kugeln, Würfel und zusammengesetztere Gruppierungen, Akkorde auf irgend einem Instrument angeschlagen, Versmaße bloß gesummt oder gepfiffen sollen nicht, wie wir meinen, für nur angenehm, sondern für schön gelten. Es ist doch noch sinnliche Wirkung vorhanden und ohne Sinnlichkeit kein Schönes. Also sei es in Ordnung, daß z. B. die Arabeske (ohne Beiziehung von Pflanzen-, Tier- und Menschenform) besonders rein den Grund des ästhetischen Wohlgefallens herausstellt, und die Pyrotechnik soll neben der Malerei als Kunst auftreten.

Nun fragt sich, was unser gewaltiger Abschlag uns hilft? Das Alles ist bereits auch Verbindung der Form mit Gerüste; es ist, so wenig dessen auch sein mag, schon Stoff beigezogen. Das psychische Leben, das wir in bloßen Verhältnissen suchen sollen, könnte aus der Natur dieses Stoffes kommen, und nicht hier dürfen wir es ja suchen, sondern nur in den Verhältnissen an sich; sie dulden den Stoff nur als Träger, als toten, gleichgültigen Träger, sie wollen ihm nicht für lebendige Hilfe dankbar sein, denn sonst wäre eine Beseelung vorhanden, wie sie der Formalismus nicht will, nicht kennt, er darf ja unter ihr nicht den Schein des Lebens verstehen, den das mitbringt oder der sich an das knüpft, woran die Verhältnisse angehängt sind. Wir haben dem Gegner einen Sukkurs aus den Mitteln unserer Ansicht angeboten, den er verschmähen muß, wir haben in unserer Verwirrung den Fehler gemacht, aus dem Zusammenhang unserer Auffassung der Sache ein Stück ihm unterzuschieben, und man verbittet sich die Nachhilfe. Wir verdienen diesen Durchfall, denn das unerbetene Vorstrecken geschah doch aus mehr Billigkeit, als wir uns gestatten durften. Wir dürfen so viel nicht

leihen, und es geschieht uns doppelt recht, daß man sich den Zuschuß verbittet, da wir ihn nicht mit ganz gutem Gewissen anbieten konnten. Das will heißen: wir wollten dem Formalismus gegen seinen Willen mit einem minimalen Bruchteil jener Art von Symbolik aushelfen, die wir als Bedingung fordern, wenn Unorganisches als schön erscheinen soll. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß ein Abschein von ihr auch auf Erscheinungen fällt, die abstrakt zu nennen sind in dem Sinne, wie wir das Wort mehrfach gebraucht haben. Farben auch ohne Körper, dessen innere Mischung und Stimmung sie ausdrücken, Linien und Flächen auch ohne individuelle Gestalten, deren Grenze sie wären, Akkorde außerhalb einer Komposition, Versmaße in Lauten ohne Worte vorgetragen: das alles sehen und vernehmen wir allerdings nicht, ohne daß ein schwacher Schimmer von symbolisch beseelender Phantasie sich in die Warnehmung legt. Farben und Töne wirken in dieser Weise sogar vereinzelt; Rot fühlt sich wie Kraft, Pracht, Fülle; Blau wie Kühle, Entfernung, die ein Sehnen weckt usw.; die Stimmung in einem Zimmer ist eine andere je nach der Farbe der Wände; nach Höhe, Tiefe, Klangfarbe fühlen sich auch einzelne Töne verschieden: froh, bang, kraftvoll usw. Allein in der Tat ist doch dieser Schimmer gar zu schwach, um Beseelung, ästhetisches Leben zu begründen, wenn wir nicht des Konkreten mehr hinzunehmen, als wir eigentlich wollten und an dieser Stelle dürfen. Farben auf eine Fläche aufgetragen, die nicht z. B. die Wandfläche eines Zimmers ist, wo sie mit vielem andern zusammenwirken, lassen uns doch ästhetisch gleichgültig und wirken nur sinnlich angenehm oder unangenehm, zusammengestellte wie einfache; wir würden höchstens etwa sagen: das enthält einigen Anreiz, uns vorzustellen, wie stimmend es wirken würde an einem konkreten Gegenstand; mit Tönen außerhalb einer landschaftlichen oder andren Umgebung, die uns zu seelischer Auffassung anregt, verhält es sich ebenso; eine große vertikale Linie auf dem Papier gezogen, oder durch eine aufgerichtete Stange dargestellt, wird uns kaum entfernt daran erinnern, in welche Stimmung sie unsere Phantasie versetzen würde, wenn sie als die Erstreckung eines steilen, hohen Berges vor uns emporwüchse, wie sie uns da nötigte, mit ihr zu steigen und an dies und das zu denken, was bildlich und unbildlich steigt; und da würde ja überdies Gestein und Erde, Farbe, Beleuchtung, die übrige Landschaft mit

dem Gegensatz der Horizontale mitwirken, jene tote Linie wie eine lebendig bewegte aufzufassen; ein Versmaß nur in unartikulierten Lauten dargestellt, würde uns wohl zu fühlen geben, daß es erfunden ist, um die Gangart einer Stimmung auszudrücken, aber die Stimmung kann doch erst kommen, wenn Worte hinzutreten, um den doch noch kahlen und armen Rahmen auszufüllen.

Also noch einmal: der Zuschuß wird nicht angenommen und geschieht ihm recht, weil wir ihn mit gutem Gewissen erst nicht anbieten konnten. Wir haben keine Beseelung, wir wissen noch nicht, was die lebendigen Kräfte, die psychischen Akte sind, wodurch die ästhetische Harmonie sich von mathematischen Ordnungen unterscheiden soll. Und abermals denn: was spannt sich, was wird warm und lebt auf, glüht auf in der Zusammenstellung?

Dies aufzusuchen ist nun keine kleine Aufgabe. Der Leser braucht Geduld, um mir durch ein Labyrinth zu folgen. Ich verweise zuerst kurz auf das erste Buch von Zimmermanns Ästhetik. Es enthält unter dem Titel: Die allgemeinen Formen, was auch Metaphysik des Schönen heißen kann. Das erste Kapitel leitet unter der Aufschrift: Vorfragen in der oben gezeigten Weise das Prinzip der reinen Form ab. Im zweiten werden „die ursprünglichen Formen" aufgestellt. Rein logisch werden nun aus dem Grundbegriffe, daß das Schöne wesentlich im „Zusammen" von Gliedern liegt, die verschiedenen möglichen Fälle des Verhältnisses der Glieder deduziert; es wird nicht gefragt, woher sie kommen. Die Glieder heißen zwar auch Bilder, und die Bilder „Vorstellungen", doch wird auf die Frage: woher? nicht eingegangen. Dies habe ich und haben Andere im ersten, vom Wesen des Schönen handelnden Teil ebenso gehalten; ich habe meine Ansicht darin geändert; das Schöne schwebt nicht in der Luft; ich habe schon im ersten Teil dieser Selbstkritik meine Überzeugung ausgesprochen, es müsse von der Anschauung ausgegangen und ihre Erhebung zur Phantasie bereits in der Metaphysik oder Ontologie so weit abgehandelt werden, daß der grundwesentliche Akt derselben als Quelle des Schönen festgestellt wird; die nähere Untersuchung des Wesens der Phantasie, der Momente ihrer Tätigkeit und ihrer verschiedenen Arten ist jedoch dem zweiten Abschnitt vorbehalten. Doch es soll an dieser Stelle darüber nicht gestritten werden, sondern die Bezeichnung der Glieder als Vor-

stellungen mag als hinreichender Vorbehalt der weiteren Verfolgung des Schönen in seine Quelle gelten. Wir vergessen vorerst wieder, was wir schon aus den Vorbemerkungen dieser Kritik wissen, daß die formalistische Ästhetik nichts von der Psychologie will, wir haben ja doch von psychischen Akten gehört. — Es werden nun zwei ursprüngliche Grundformen gefunden; die reine Quantitätsform: die stärkere Vorstellung gefällt neben der schwächeren, die schwächere mißfällt neben der stärkeren; die reine Qualitätsform: die überwiegende Identität der Formglieder gefällt, der überwiegende Gegensatz der Formglieder mißfällt unbedingt. Eigentlich wäre zu fragen, ob eine reine Quantitätsform aufgestellt werden kann; ich glaube, daß außer Verbindung mit Qualitätsverhältnissen das Große neben dem Kleinen, das Kleine neben dem Großen Phantasie und Gefühl einfach so gleichgültig läßt wie alles mathematische Messen und Zählen. Doch ich will auf diesen wichtigen Beitrag zur Begründung unseres Vorwurfs der Mathematisierung des Schönen hier nicht eintreten. Nun kommt bei der Besprechung der reinen Qualitätsform bereits der Satz von der Spannung und Lösung der Spannung, dem dann später durch den Begriff lebendiger Kräfte, psychischer Akte gegen den Vorwurf der Mathematisierung des Schönen aufgeholfen werden soll: „das Identische des Inhalts beider Formglieder trachtet, Verschmelzung, das Entgegengesetzte, Hemmung herbeizuführen, — der Gegensatz spannt die Glieder, welche die Identität vereinigen will. Dadurch entsteht ein Zustand dem der Frage ähnlich. Überwiegt nun die Identität der Glieder, so löst sich diese Spannung, und die Lösung bewirkt ein Lustgefühl." Nun läßt uns aber Zimmermann immer noch die Möglichkeit, hier an lebendig sinnliche Vorstellungen zu denken; er geht nämlich aus von der Entdeckung Helmholtzs, daß die Konsonanz der Tonempfindungen auf der Koinzidenz gewisser Obertöne mit dem Grundtone beruht; er sagt, Ähnliches werde man in Zukunft vielleicht auch von den harmonischen Farbenempfindungen auf empirischem Wege nachzuweisen imstande sein. Dieser Punkt ist in unserer Kritik besprochen, wir kommen soeben von der Nachweisung her, daß es uns nichts helfen würde, wenn wir uns auch entschließen wollten, einen harmonischen Eindruck, dessen Lustgefühl doch nur ganz entfernt einen seelischen Anklang durch einen schwachen Abschein tieferer Symbolisierung mit sich führt, im Grund eigentlich

doch nur ein sinnliches ist, für einen ästhetischen gelten zu lassen. Wir dürfen aber an lebendig sinnliche Vorstellungen hier wirklich auch gar nicht denken, denn nur als Beispiele aus einem späteren Teil, wo schon das Gerüste, der Träger hinzugekommen ist, als Beispiele, die guten Dienst leisten, sind die Ton- und Farbenempfindungen für jetzt herbeigezogen, Zimmermann ist mit den Worten: „Allgemein dargestellt" usw. zur Aufstellung des obigen Satzes übergegangen. Was steckt in diesem: „Allgemein dargestellt"? Wir suchen, was die reine harmonische Gliederverbindung ist, zu der sich Konsonanz der Töne und Farben bereits wie ein hinzutretendes Gerüst verhält, an der sie erscheint. Zu diesem Zweck müssen wir einen großen Sprung machen. Es geht uns in diesem Zusammenhang der fernere Inhalt des ersten Buches nichts an; er handelt weiter von der disharmonischen Qualitätsform; ein Abschnitt erstaunlichen Inhalts, von dem ich zunächst nur sage, daß mit Begriffsbewegungen ohne ein bewegendes Subjekt meine Ästhetik doch so fürchterlich nicht gewirtschaftet hat; da gibt es auf einmal Korrektheit, Ausgleichung, abschließenden Ausgleich, falschen Schein, Lüge, Trug und eine Menge anderer Geschichten, ohne daß irgend von einem Geist und Organ die Rede gewesen wäre, wodurch diese Prozesse vollzogen würden; wir überspringen ferner das dritte Kapitel: „Die abgeleiteten Formen" (es sind diejenigen, wo der Formglieder unbestimmt viele sind, — bei den „ursprünglichen" waren deren nur zwei, was, nebenher gesagt, über mein Verständnis geht; niemand wird bei diesen immer nur an zwei Formglieder denken können). Des zweiten Buches erstes Kapitel: Die schöne Natur — beschäftigt uns hier nicht; aber im zweiten Kapitel: Der schöne Geist — finden wir da vielleicht Aufschluß? Ist hier die Lehre von der Phantasie zu erwarten als dem Organe, wodurch Schönes, zunächst als inneres Bild, erzeugt wird, als Vorbereitung für einen folgenden Hauptteil, wo dann durch die Aufnahme der Begriffe Material und Technik der Übergang zu der Lehre von der Kunst gemacht werden wird? Oder ist die Rede von der Schönheit der geistig sittlichen Welt, wie sie der ästhetischen Betrachtung erscheint und nachher Stoff für die Kunst wird? Dies könnte man erwarten, weil das Kapitel dem ersten dieses zweiten Buches analog ist, das von der schönen Natur handelt; das Erstere könnte man erwarten, weil es

sonst in der Ästhetik natürlich gefordert ist, vom Naturschönen zu der Phantasie überzugehen; freilich muß dann zum Naturschönen auch das Schöne des menschlichen Lebens gezogen sein, wie ich in meiner Ästhetik gezeigt habe. Was bringt nun der Verfasser an dieser Stelle? Er handelt von der inneren Wohlordnung des Geistes, wie sie sich selbst erscheint, stellt natürlich die allgemein geistige, sittliche und die Wohlordnung der ästhetischen Kräfte nebeneinander und führt nun bereits den Begriff des Kunstwerks auf in dem Sinn, daß der Geist, sich nach dem Gesetze des Schönen ordnend, sich selbst zum Gegenstand wird. In diesem Sinne gibt es nun hier auf einmal einen Künstler. Der Geist als das Bewußte im Gegensatz gegen die unbewußte Natur vermag den Formen des Wohlgefälligen gemäß sich zu bilden, sie zu seiner Norm zu machen, der er sich anpaßt. So wird er zum Künstler, d. h. er macht sich selbst zum Kunstwerk und erscheint nun sich selbst beifällig. Also hätten wir, die wir die Phantasie suchten, dann später sehen wollten, wie sie zur Tätigkeit, zur Exekution übergeht, ein Kunstwerk für einen Zuschauer schafft, das Kunstwerk vorderhand in der Person des phantasievollen Menschen, und da sein inneres Phantasieleben als solches, d. h. ohne Hervorbringung des Kunstwerks, für Andere doch wenig zur Erscheinung kommt, ihn selbst zugleich als Zuschauer. Folgt eine Darstellung, wie er das Disharmonische in sich ausgleicht, so daß sein Leben ebenso geregelt als sich selbst regelnd erscheint, und dies ist das Kunstschöne. Man glaubt jetzt wirklich wieder in der eigentlichen Kunst sich zu befinden, denn nun ist von Stil, Manier, Naturalismus, Klassizismus die Rede, und indem man mit schwindelndem Kopf weiter liest, gelangt man an eine Stelle, wo endlich das Wort Phantasie auftritt. Wie gelangt der Verfasser zu diesem Begriff? Antwort: durch den des Kunstwerkes; — natürlich: zuerst das Werk, dann der Meister, durch den es wird; aber halt! Das Kunstwerk ist ja auch wieder nicht das, was wir darunter verstehen, sondern das nur innere Kunstwerk des wohlgeordneten Seelenlebens. Das Kunstwerk zerfällt, erfahren wir, in ein dreifaches: ein Kunstwerk des Vorstellens, Fühlens, Wollens. Wir haben es mit dem ersten zu tun, machen daher das zweite und dritte zum voraus ab: das Kunstwerk des Gefühls ist der richtige Geschmack oder das auf dem richtigen ästhetischen Urteil sicher

ruhende Gefühl des Schönen, umfaßt übrigens auch sittliche Urteile, und heißt dann Gewissen; das Kunstwerk des Wollens ist die Harmonie des Charakters; was ist nun neben diesen halb oder ganz ethischen Kunstwerken das erste, nämlich das des Vorstellens? Es scheint, wenn ich recht verstehe, wirklich das ästhetische Vorstellen gemeint, da vorherrschend von Ton-, Farben- und Formenempfindungen (Form im engeren Sinne des Wortes genommen) die Rede ist. Das Vorstellen wird zum Kunstwerk, wenn diese Empfindungen rein sind und aus Dissonanzen wahre Konsonanzen herstellen. Hier nun tritt also zum erstenmal die Phantasie auf. Das kleine Kunstwerk des Vorstellens, so heißt es, wird, auf eine Mehrheit des Vorstellens bezogen, zum großen, d. h. zum ästhetischen Vorstellen überhaupt (Seite 167). Will heißen: im Kopfe des phantasievollen Menschen ordnen und regeln sich nicht nur kleine, sondern auch große, ja sämtliche Gruppen des Vorstellens harmonisch und idealisch; die Phantasie ist die Tätigkeit, die größere Vorstellungsmassen sichtet und läutert. Das könnte man sich etwa gefallen lassen, wenn nur dies innere Tun nicht schon Kunstwerk hieße und nicht das Ästhetische so schrecklich verwirrend sich mit dem Ethischen und Intellektuellen mischte, wie denn auch hier, bei dem Kunstwerk des Vorstellens, doch nicht klar ist, ob bloß das ästhetische Vorstellungsgebiet gemeint sei.

Nach solchen Strapazen gelangen wir zum dritten Kapitel, und hier ist endlich von der Phantasie als dem Subjekte des Schönen die Rede. Es handelt von den „idealen Kunstwerken des Vorstellens" und darunter sind die Tätigkeiten, Auffassungen, Arten der Phantasie verstanden, die den bildenden Künsten, der Musik und der Poesie zugrunde liegen, nur daß von diesen Künsten selbst erst an viel späterer Stelle die Rede sein wird, weil sie aus Verbindungen, Kombinationen verschiedener Arten bestehen.

Hier und nirgends anders muß sich nun finden, was denn das belebend Spannende, Psychische in den wohlgefälligen Verhältnissen sei.

Kommt zuerst einiges Allgemeine über die Phantasie. Es wird vor allem gesagt, das Bild der Phantasie gehöre der Ästhetik an, nicht die Tatsache (ihres Akts). Diese als gegebene nachzuweisen, sei Sache der Psychologie. Diese Hinüberweisung des eigentlichen Prozesses, wodurch das Schöne entsteht, an eine andere Wissenschaft ist schon früher erwähnt mit dem Zusatz, daß wir uns

anderswo damit beschäftigen werden; auch jetzt noch müssen wir es aufschieben. Weiter heißt es nun in demselben Zuge, die Vorstellungen des ästhetischen Kopfes seien andere, als die des gemeinen, sie seien durch das läuternde Formfeuer der Phantasie hindurchgegangen, seien lebendig, bedeutend, geregelt, beseelt, seien Kunstwerke im Kleinen; als Beispiel wird dann angeführt die Reinheit, wodurch sich die Tonempfindungen des musikalischen, die Farbenempfindungen des koloristischen Kopfs von denen des unmusikalischen, des malerisch nicht Begabten unterscheiden: dies belehrt darüber, was hier unter dem großen Wort Läuterungsfeuer zu verstehen ist. Ich nehme aus diesen allgemeinen vorangestellten Sätzen nur noch die Worte auf: „w a s die Phantasie berührt, wird Gold durch die Art, w i e sie es berührt," und erlaube mir, zu sagen: nein, nicht Gold, nur vergoldet wird es, wenn wir nicht noch zu Sätzen gelangen, die durch eine erfreuliche Inkonsequenz uns erlauben, unter Beseelung und psychischen Kräften etwas Tieferes, Eindringenderes zu verstehen, als wir bisher erwarten durften.

Doch nun endlich zum speziellen Inhalt dieses maßgebenden Abschnitts!

Zimmermann unterscheidet drei Arten von Kunstwerken, wir sagen in unserer Sprache, die nichts von Kunstwerken vor aller Ausführung weiß, drei Arten der Phantasie: Formen-, Empfindungs- und Gedankenphantasie. Die erste dieser drei Bezeichnungen ist jedoch nur die meinige, vorerst der Kürze wegen in dieser Zusammenstellung gebraucht; Zimmermann sagt eigentlich: bloß quantitatives Zusammenfassen eines Mehreren ohne Rücksicht auf dessen Qualität, es handelt sich von Formen in Raum u n d Zeit, indem zuerst vom räumlich Metrischen, Linie, Fläche, plastischer Schönheit, dann von Zeitmaß, vom rhythmisch Schönen, also auch vom Metrum und von der Musik nach ihrer einen Seite die Rede ist, während die andere, der Ton, in der folgenden Art der Phantasie an die Reihe der Betrachtung kommt. Diese zweite Art ist Empfinden einer bestimmten Sinnesqualität (Farbe und Licht, Ton), die dritte ist „eigentliches Wahrnehmen, Anschauen und Denken, d. h. Begriffe, Urteile und Schlüsse bilden" (das gibt dann die Poesie). Da liegt nun sogleich eine logische Schwierigkeit von schwerer Bedeutung. Die e r s t e dieser drei Arten, die Formenphantasie, ist einerseits den andern

wirklich koordiniert; denn hier ist, wie gesagt, an Form in dem engeren Sinne des Wortes zu denken, wie wir es nehmen, wenn von Architektur, Skulptur, Metrik die Rede ist. Allein das Wort „Form“ hat ja auch eine weitere Bedeutung, in welcher es alle harmonischen Verhältnisse, alle Ordnungen umfaßt, auch die der Farben, Töne und der Gedankenbilder. Nach dieser Bedeutung ist die Phantasie als das Vermögen der Schöpfung (Entdeckung würde Zimmermann sagen) der Form den drei unterschiedenen Arten logisch nicht beizuordnen, sondern überzuordnen, denn ein Akt, der in drei verschiedenen Sphären gleichmäßig zu wirken hat, muß doch vor und über diese gestellt werden. Mit andern Worten: in den drei koordinierten Arten ist ja schon ein Träger vorausgesetzt, an den die Phantasie Verhältnisse knüpft: in der ersten sind es Körper, wenn auch nur erst in geometrischen Formen (nimmt man die poetische Metrik hinzu: der Körper der Sprache), in der zweiten physikalische allgemeine Medien, in der dritten die konkreten, bewegten Erinnerungsbilder des Geistes, aus der Anschauung aufgenommen (nach unserer Auffassung wäre es anders, es hätte die Formgebung in allen drei Sphären mit konkreten Lebensbildern zu tun, doch wir haben eine fremde Ansicht darzustellen). Was treibt und macht aber die reine Phantasie, die Phantasie der Form überhaupt, die ja, wie wir erfahren haben, bereits ein Anderes, Fremdes hinzunimmt, wenn sie ihr reines Wie an den Träger, das Gerüst des Was hängt? Wo steckt sie? Sie steckt in der ersten der genannten drei Arten, der plastischen oder richtiger metrischen. Das Wesen der reinen Phantasie ist in eine ihrer Anwendungsformen, die schon mit einem Was behaftet sind, das Allgemeine in ein ihm untergeordnetes Besonderes hineingesteckt, und es kommt zutage, daß diese Einordnung dessen, was übergeordnet sein sollte, ihren guten Grund hat, nämlich den, daß eine reine Phantasie, d. h. eine Phantasie der reinen Verhältnisse ein Nichts ist. Die Henne schlüpft aus einem ihrer Eier als Küchlein und sagt: guten Tag! mich als Henne gibt es eigentlich nicht! Aber dann wohl auch kein Küchlein? Ist dann das Ei nicht hohl gewesen und alles Ausschlüpfen nur ein Schein? Uns wird etwas schwindlig, die Vergleichung hebt sich auf, weil das Verglichene nicht denkbar ist. Sehen wir die Sache genauer an!

„Die idealen Kunstwerke des Vorstellens“: dies ist, um es noch

einmal zu sagen, unsere Obereinteilung. Nächste Einteilung: die einfachen Kunstwerke; und nun denn A oder erste Art: die Kunstwerke des zusammenfassenden Vorstellens.

Anfang: „Das einfachste Formvorstellen scheint die einfachste Vorstellung des qualitativ völlig Unbestimmten, des einfachen Bildes, das beliebig durch Inhalt ausgefüllt sein könnte, aber durch keinen ausgefüllt ist, des schlechthinigen Etwas, des Punktes im Vorstellen. Allein eben seiner Einfachheit wegen ist der Punkt schlechthin unästhetisch.“ Folgt nun, daß auch „ein System“ von zwei Punkten nichts tauge, weil sie ästhetisch indifferent gegeneinander seien; werden dagegen zwei solche Systeme zweier Punkte miteinander verglichen, so höre die ästhetische Indifferenz auf, weil ein Gleichmaß oder ein gemeinsames Maß im Ungleichen der Distanzen eintrete. „Es entsteht kein Mißfallen, indem beide zusammengedacht werden, oder wenn es entsteht, so verschwindet es sogleich bei vollendetem Vorstellen, indem der gegebene Einklang der Distanzen gegen jede subjektive entstellende Auffassung siegreich sich durchringt und durch die temporäre Verdunklung nur noch auffälliger, beseelt, lebendig, vom Geiste des Harmonischen erfüllt erscheint. Das Vorstellen aber, welches ein solches Vorbild treu abspiegelt, wird selbst als Nachbild eines vollkommenen, harmonischen, korrekten und belebten Verhältnisses absolut beifällig: das erste Beispiel eines schönen Formenvorstellens, das Metrische.“ (Simultan oder sukzessiv, in Raum oder Zeit: man hat, wie gesagt, sowohl an bildende Kunst als auch an Musik und Vers zu denken.)

Wir sind also zuerst im rein Blauen des Nichts. Es ist genau wie das Nichts = Sein und Sein = Nichts im Anfang von Hegels Logik und genau wie dort aus diesem reinen Nebel das Werden herausschlüpft, so hier das Etwas, das auch Punkt im Vorstellen heißt. Dieser Punkt wird aber nachher unvermerkt zum Punkte im bestimmten Sinne des räumlich und zeitlich Metrischen, entwickelt sich zur Linie und Fläche usw. Nein! nein! so geht es nicht! Der Punkt, der nur erst schlechthiniges Etwas, nur erst die einfache Vorstellung des qualitativ völlig Unbestimmten ist, und der Punkt, der zum Metrischen führt, sind zwei grundverschiedene Punkte: jener ist ein Etwas, das Nichts ist, dieser ein Etwas, das Etwas ist. Jener kann führen zu was er will, zu allem; er kann z. B. ein

innerer Stoß sein, den sich der Geist gibt, um an einer Logik oder Moral anzufangen, dieser ist bereits ein Anfassen des Wirklichen, in Raum und Zeit Ausgedehnten, Hörbaren und Sichtbaren. Wenn der Künstler denkt: bim, bam, bim, bam, so ist das schon „Gerüste“, wenn er vier geistige — wie soll ich denn sagen: Iktus, Moren, Tupfe — denkt, so ist das ein Nichts, ein Anfang zu allem Möglichen, oder er steckt schon im Zeit- und Akzentmaß der Musik und der Poesie; wenn er dann Linie und Fläche denkt, schon in der Plastik mit dem Zubehör von Körperbild, das der Formalismus als bloßen Träger von außen hinzunimmt; versuchen wir es etwa damit, daß wir uns vorstellen, er trappe viermal mit dem Fuß oder pfeife viermal, ach, so ist es schon Ansatz zum Tanz, oder zur Musik, es ist schon „Gerüste“. Steht ja doch bei dem Satze von den zwei Punktpaaren, „vorausgesetzt, daß sie vergleichbar sind“, und ist dabei auf § 69 verwiesen, wo gesagt ist, daß homogene Stoffteile im Schönen verbunden sein müssen. Wie steht es nun? Wo das Gerüste, da hat das Schöne bereits eine ihm fremde Beigabe, wo noch nicht, da ist es — Nichts. Und dies ist eure Lehre! Das ist des Pudels Kern! Der reine Nihilismus ist es! Und diese im Ungleichen vergleichbaren zwei Paare von Punkten, die Nichts sind, sie sind nun beseelt, lebendig, vom Geiste der Harmonie erfüllt, die sich siegreich durchringt! Das ist sie dann, jene Spannung, Wechselbelebung, Wechselhebung lebendiger Kräfte, psychischer Vorstellungen! Das ist es, was mit Ausdrücken der Begeisterung verherrlicht wird!

Mit Ordnungen, die gegenüber dem vorgestellten Inhalt der Wirklichkeit nichts, die rein formal sind, beschäftigt sich auch die Logik, aber sie verlangt für die Verhältnisse, die sie als verstandesgemäß, für die Mißverhältnisse, die sie als verstandeswidrig begründet, kein Gefühl der Lust und der Unlust; woher denn der „Zusatz“ in der Betrachtung der Ordnungen, welche das Schöne, die Phantasie schafft, wenn nicht aus der Freude der geisterfüllten Sinnlichkeit am Lebensbilde, das von diesen Ordnungen durchdrungen ist? Mit Ordnungen, die gegenüber der Realität noch nichts sind, nach denen sich alles messen und zählen läßt und die daher in ihrer abstrakten Allgemeinheit auch noch ein Nichts sind, beschäftigt sich die Mathematik, aber sie verlangt nicht Lust, nicht Unlust des Nerves und der Seele. Die formalistische Ästhetik ist Mathematisierung des Schönen, hat es

aber nicht Wort, sondern postuliert **grundlos** für das bloße Verhältnis eine tief inhaltvolle Seelenbewegung des Wohlgefallens und Mißfallens, daher habe ich sie eine barocke Verbindung von Mystik und Mathematik genannt, denn das scharf Exakte und die Berauschung aus einer Quelle, deren Ursprung keine Seele kennt, finden sich hier in wunderlich geheimnisvollem Bunde zusammen.

Soll das ästhetische Leben daher kommen, daß die Vorstellung der Gleichheit in den Distanzen gedachter oder dann auf ein Papierblatt gesetzter Punkte über die Vorstellung der Ungleichheit siegt, soll das Multiplum eines gemeinschaftlichen Maßes uns in Siegesjubel versetzen, so muß die richtige Lösung eines Rechenexempels sich nicht minder mit Pauken und Trompeten in unserem Gefühle verkündigen; die Ungleichheit der Zahlen erregt zuerst tiefes Seelenleiden, aber die Entdeckung der Einheit, in der sie sich zusammenfassen, entzückt, beseligt. Also Verhältnisse bloß quantitativer Art; in den folgenden Abteilungen der „einfachen Kunstwerke“ kommen Qualitätsempfindungen, dann Gedankenvorstellungen qualitativen Inhalts hinzu, dies aber verändert gar nichts an der quantitativ mathematischen Natur des Prinzips; es ist ja schon gezeigt, daß die Grundableitung **aller** Formgebung in den Abschnitt hineingesteckt ist, der von **einer** Art derselben, der räumlich und zeitlich metrischen, handelt. Man nehme folgende Stelle hinzu: „man darf die Frage nicht aufwerfen, ob die wohlgefälligen Formen zu dem Stoffe passen; da sie gleichgültig gegen jeden Stoff sind, so passen sie zu jedem. Überflüssig ist es, zu fragen, ob die Form auch das Gleichgültige zu verklären vermöge; da jeder Stoff, welcher immer, ästhetisch gleichgültig ist, so kann die Form gar nicht anders als ihren Glanz über Gleichgültiges ausströmen. Teilnahmlos wie die Sonne über Gerechten und Ungerechten schwebt die gefallende Form über der toten Materie, die durch sie Seele und Teilnahme gewinnt“. (Ästhetik Seite 30.) Sagen wir nun: gut, laßt uns Papierschnitzel zu irgend einer Figur mit Multiplum eines gemeinsamen Maßes zusammenstellen oder Frösche und Kröten in geordneter Abwechslung aufreihen, so muß und wird der Formalist durch unsern Scherz gar nicht beleidigt sein; ganz recht, nun eben, wird er sagen, ja freilich muß da ästhetisches Wohlgefallen aus Wechselspannung psychischer Kräfte entstehen! Nur von Qualität darf er nicht sprechen, wir sind rein in der Welt der Quantität.

Ich übersehe nicht, daß Zimmermann an mehreren Stellen das Zufällige der Abweichung von der Regel in Geltung setzt, z. B. bei der Fläche Seite 203. Allein das Verschwinden und Wiedererscheinen der Regel bringt die Natur und das Leben, die seine Ästhetik nur „duldet". Sein Prinzip weiß nichts davon und wird, wenn man aus der Zulassung Ernst macht, gestürzt.

Es genügt für unsern Zweck, über den Gang des Verfassers im vorliegenden dritten Kapitel des zweiten Buchs noch so viel zu sagen: er hat, wie wir gesehen, aus der Geisterregion, worin es noch gar nichts gibt, als jenes, wofür wir keinen Namen finden konnten — Iktus, Tupfe, Stöße des Denkens oder wie? — leise die Hand herausgestreckt, hat die Formenwelt richtig am Zipfel des untergeschobenen eigentlichen Punktes erfaßt und befindet sich mit seinem System von zwei Paaren von Punkten in dem Gebiete, das er Metrik nennt und das die plastischen Formen und die des Zeitmaßes umfaßt. Er behandelt den Begriff der Proportion und Symmetrie und gelangt dann von den Verhältnissen zwischen bloßen Punkten zu der Linie als Ausfüllung der Distanz zwischen Punkten, geht die verschiedenen Linien durch und nennt diejenigen schön, die ihre Richtung einhalten oder gesetzmäßig wechseln, bespricht so die gerade, die Kreislinie, die Spirale und befindet sich hier im „Schönen des linearen Vorstellens"; auf die Linie folgt die Fläche und diese führt zum geometrischen Körper, der mit Architektur und Plastik natürlich in einen Komplex gefaßt wird. Hier gelegentlich noch ein Wort über Beseelung: „die Kugelform erhält dadurch, daß sich ihre wahre ästhetische Beschaffenheit aller Verdunklung zum Trotz immer wieder herstellt, sowohl den Schein der Beseelung wie der Freiheit und Persönlichkeit" Es kommt ‚Geist in die Form'. (Seite 210, 211.) — Wir machen größere Schritte, erwähnen noch einmal, daß hierauf das Metrische in sukzessiver, d. h. in Zeitform aufgenommen, also der Grund für das Zeitmaß in der Musik und dem Verse gelegt wird, daß dann, wie oben gesagt, unter B die Kunstwerke des empfindenden Vorstellens folgen, also nun ein großes Stück weiter aus der gütigen Natur als Gerüste für die reinen Verhältnisse hereingezogen wird: die Welt des Lichts und Helldunkels, der Farbe mit ihren Akkorden, dann die Welt der Töne; — Grundlegung für die Malerei und Musik. Folgen nun C: die Kunstwerke des durch Worte ausdrückbaren Vorstellens,

womit der Grund für die Poesie gelegt wird. Wir müssen uns hier doch etwas aufhalten bei dem Unglück, worein das Denken des Lesers durch die Terminologie versetzt wird. Vorstellung heißt nach ihr das Bild von räumlichen und zeitlichen Formen, die keine konkrete Gestalt bilden, Vorstellung heißt die Ton-, die Licht- und Farbenempfindung und Vorstellung heißt auch das konkrete Bild ganzer lebendiger Gestalten, das ist Vorstellung im gewohnten Sinne des Worts. Nun ist aber dies nicht etwa nur eine Unbequemlichkeit für den, der sich mit diesem Gebäude beschäftigen muß, sondern es liegt in dem Gleichgebrauch eines Wortes für so verschiedene Bedeutungen allein schon der ganze innere Schaden des Systems ausgesprochen. Eine lebensfähige Ästhetik nimmt die Vorstellung im wahren Sinne des Worts, d. h. die Vorstellung konkret lebendiger Gestalt, nicht erst bei der Poesie auf; sie weiß von Form und Farbe nicht anders als so, daß sie an Formen und Farben der lebendigen Welt denkt, sie sorgt schon in der Grundlegung des Systems dafür, daß das Tonleben als Ausdruck von Stimmungen, also persönlich konkretem Inhalt gefaßt werde. Gelangt sie dann zu dem Wort, so zeigt sie, wie dasselbe die innere Anschauung (Vorstellung) derselben geformten, farbigen und tönenden Welt erweckt, nur daß durch den Eintritt der Sprache als Vehikels, durch die Umsetzung in ein nur inneres Bild, diese ganze Welt in eine neue Art von Beleuchtung, Bewegung gesetzt, alles vertieft wird und Seiten des Weltinhalts für die Phantasie und Kunst gewonnen werden, welche den andern Künsten verschlossen blieben. Der Formalismus aber muß natürlich sagen: wenn zu Form, Farbe, Ton, die in ihren Verhältnissen schön sein können, auch ohne mit Bildern aus der Natur und Menschenwelt verknüpft zu sein, diese letzteren hinzukommen, so ist dies eine Beigabe, die vom poetischen Vorstellen an sie hinübergeliehen wird: ein Punkt, den wir schon mehrmals berührt haben. So entstehen logische Koordinationen wie folgende: „die einfachsten Fälle, in welchen die Form des Einklangs sicht- und hörbar wird, sind die sogenannten symmetrischen Formen in Raum und Zeit, die Konsonanzen der Farben und Töne, in der Poesie die Metapher, welche auf der überwiegenden Identität des Inhalts zweier Vorstellungen beruht, der Reim, im Reiche des Fühlens das Mitgefühl, die Liebe, in dem des Wollens das Wohlwollen, die Güte" (Seite 48). „Tonschönes, Farben-,

Formen-, Natur-, Willensschönes" (Seite 69). So stehen (Seite 164) Tonempfindung, Vorstellung einer Palme, eines Löwen, Farbenempfindungen und Linearformen in einer Linie, so (Seite 177) Töne, Farben, Formen, Gedanken. Für ein natürliches Denken lautet dies just, wie wenn man etwa die Nüsse einteilte in Walnußschalen, Haselnußschalen, Kokosnußschalen, Nußkerne.

Wir haben es bisher mit den einfachen Kunstwerken zu tun gehabt, dies sind nur die Elemente, aus denen sich das Ganze der bestimmten Künste, oder vielmehr nur erst der sie schaffenden Phantasie zusammensetzt. Dazu führt nun der nächstfolgende Abschnitt: „die zusammengesetzten Kunstwerke" um einen Schritt weiter. Es wird gezeigt, wie sich die homogenen Glieder in den aufgezählten Arten der ästhetischen Auffassung verbinden; vor Aufführung dieser Arten war der Unterschied des Simultanen und Sukzessiven aufgestellt und späterer bestimmterer Anwendung vorbehalten, die jetzt geschieht: es verbindet sich einerseits simultan mit simultan, sukzessiv mit sukzessiv, beiderlei Vorstellen durch das Gemeinsame der Meßbarkeit, dann innerhalb dieser Kategorien die verschiedenen verknüpfbaren Arten, und so ergibt sich die architektonische, bildnerische, malerische, musikalische und poetische Phantasie; dann wird untersucht, welche Verbindungen unter den so verbundenen Arten möglich sind.

Wir sind aber also hiemit noch nicht in der wirklichen Kunst. Wo immer bisher vom Stoff als Träger die Rede war, da war nicht das Material gemeint, das der Künstler herbeizieht, um es zum Ausdruck des erst inneren Kunstwerks durch Bearbeitung umzuwandeln. Wir gehen nun weiter, besehen die folgenden Einteilungen und werden durch eine eigentümliche Logik der Anordnung beglückt.

Wir standen im zweiten Buch, das von den „besonderen Formen" handelt (im Gegensatz gegen die allgemeinen Grundformen des ästhetisch Wohlgefälligen im ersten Buch). Dieses zweiten Buches erstes Kapitel hatte zum Inhalt, wie gesagt, die schöne Natur, das zweite den schönen Geist, und zwar in der angegebenen Weise. Suchen wir, wo denn das Kunstwerk in dem von aller Welt angenommenen Sinne vorkomme, so begegnet uns nun folgende doppelte logische Zerschneidung. Erstens: es folgt im dritten Buch, zu dem wir nun übergehen, noch einmal, wie über dem zweiten Buch, die Überschrift: die besonderen Formen; das sind nun

die besonderen Formen des „sozialen Geistes". Also ist das logische Bild für das Auge dieses:

Zweites Buch. Die besonderen Formen
a) der schönen Natur, b) des schönen Geistes.

Drittes Buch. Die besonderen Formen
c) des sozialen Geistes.

Man sieht leicht, daß N. c. eine Untereinteilung des zweiten Buchs sein, dort neben a und b stehen müßte. Diese Buchstaben durch Kapitel ausgedrückt, so wäre also die natürliche Einteilung:

Zweites Buch. Die besonderen Formen.

Erstes Kapitel. Die schöne Natur.

Zweites Kapitel. Der schöne Geist (noch abgesehen von seinem Erscheinen für andere).

Drittes Kapitel. Der soziale Geist (d. h. der schöne Geist wie er in der Sinnenwelt für andere erscheint, denn dies wird hier unter der Bezeichnung sozial verstanden).

Der Punkt, von dem wir herkommen, die idealen Kunstwerke des Vorstellens, hätte nun natürlich eine Untereinteilung des zweiten Kapitels zu bilden.

Dies ist die eine logische Wirre. In solcher Weise dürfen sich Einteilungen nicht überschneiden. Woher das kommt, ist leicht einzusehen: der Verfasser führt unter dem Titel: die besonderen Formen des sozialen Geistes endlich das auf, was andern Menschenkindern allein Kunstwerk heißt, nämlich die Mitteilung des innern Bildes an andere, den Aufschluß desselben für die Welt, die Exekution im Material. Er fühlt, daß dies ein Begriff von solcher Stärke der Unterscheidung ist, daß ihm ein eigenes Buch, ein Hauptteil, gewidmet werden muß; aber er fühlt nicht, daß er ebendarum überhaupt gründlich anders hätte einteilen müssen, sondern läßt es dabei, die wirkliche Kunst n e b e n der Lehre von der Phantasie (Vorstellungskunstwerk) unter der Kategorie: „besondere Formen" aufzureihen, und gelangt so zu der peinlich beunruhigenden Anordnungsunordnung.

Zweitens: die andere logische Annehmlichkeit. Man kann es gelten lassen, daß zum realen Kunstwerk der Übergang durch den Begriff des Sozialen genommen wird, — der Künstler steht nicht allein, sondern in der Welt, in der Menschengesellschaft, sein inneres

Bild soll andern erscheinen, dies ist es, was den Reiz und die Nötigung bringt, es in Darstellung zu verwandeln, aber daraus folgt noch lange nicht, daß das Wort sozial als Einteilung bezeichnende Überschrift, d. h. als bestimmender Begriff gewählt werden darf, denn so zu herrschender Bedeutung erhoben, führt es in ein fremdes Gebiet ab, man muß nun erwarten, aus der Ästhetik heraus in Fragen des Gesellschaftslebens geführt zu werden; auf diesen Einwand hat jedoch Zimmermann natürlich die Antwort: eben diese gehören in die Ästhetik herein, und wirklich machen wir nun an seiner Hand einen hübsch zerstreuenden Spaziergang durch verschiedene Gärten, als da sind: die schöne Geistergenossenschaft, die Aufklärungsgenossenschaft, die Erziehungsgenossenschaft, die Geistesfamilie, die beseelte Gesellschaft, die Welt der Geistvollen, das Geisterreich: das ist der schöne soziale Geist. Dann führt uns das zweite Kapitel dieses dritten Buchs in die Region des sozialen schönen Geistes und da sind wir zuerst wieder in der Kunst, die idealen Kunstwerke des Vorstellens treten wieder auf und nun denn als solche, die sich durch Zeichen, im Material dargestellt (nur daß doch eigentlich noch nicht hier, sondern erst anderswo recht vom Material die Rede sein wird) der Mitwelt aufschließen, wobei dann von den Darstellungsmitteln das der Sprache näher betrachtet und jener Begriff von Symbolik der Poesie aufgestellt wird, der grundverschieden von dem unsrigen ist und den wir kennen. In dieser Ecke wird nun auch der Begriff der Ironie und des Komischen untergebracht, worauf dann mehreres von der Kunstgenossenschaft, Kunstschule usw. folgt; hierauf, in einer weiteren Abteilung derselben Region, wandeln wir zur Humanitätsgesellschaft, wo nun, weil da das Mitleid zu Hause ist, uns das Tragische begegnet, auch das Naive, die Grazie, der Humor; folgt das schöne Sozialgemüt (d. h. das humane), die Anstandsgenossenschaft, die Genossenschaft der Aufrichtigen usw.; von da geht es in die Welt des sozialen schönen Wollens, die sittliche Gesellschaft, und da ist von Recht, Gesetz, Strafe, Besserung, dann vom sittlichen Charakter, dann wieder von Recht, Besserung, dann vom wahren Vergelter, nämlich Gott als Erzieher des Menschengeschlechts, dann von der Verwaltungsgenossenschaft und endlich von der eigentlich sittlichen als der vollkommenen bürgerlichen Gesellschaft die Rede; wie gerädert von einer Zickzackgebirgsreise, auf der wir so oft umgeworfen

sind, kommen wir vor eine neue Pforte: Drittes Kapitel: Die realen Kunstwerke des Vorstellens, und unter diesen versteht unser Führer endlich das, was man gewöhnlich Kunstwerk nennt. Ich habe vorhin gesagt, im zweiten Kapitel sei zwar von Aufschließung des innern Kunstwerks für die Mitwelt, dennoch aber noch nicht so eigentlich vom Material die Rede; das verhält sich so: alle äußere Darstellung kommt dort nur erst als Mittel der Verständigung, als Sprache im uneigentlichen und eigentlichen Sinne des Worts in Betracht, wobei man denn freilich vom Darstellungsmittel der Poesie, weil dies die eigentliche Sprache ist, schon mehr vernimmt, als von dem der andern Künste, — abermals eine Wohltat für den logischen Sinn! Genug, jetzt erst wird von der eigentlichen Ausführung im Material, der Technik die Rede, und also jetzt erst treten die Künste in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes Kunst auf, d. h. als die bestimmten Tätigkeiten, die ihr Werk, im Stoff ausgeführt, den äußeren Sinnen darbieten, und erhalten nun erst ihre bestimmten Namen: Baukunst, Skulptur usw. Zuerst werden die einfachen, realen Kunstwerke aufgeführt, d. h. diejenigen, die nur für einen Sinn (oder zugleich, doch nur indirekt für einen zweiten) darstellen; welche Bedeutung hier dem Tastsinn eingeräumt wird, haben wir oben gesehen, sein Gebiet ist die Plastik, der Gesichtssinn wirkt hier nur sekundär mit; sie umfaßt Architektur und Skulptur; Gesichtssinn: Malerei; Gehörsinn: das tonische Kunstwerk, d. h. Musik und vorgetragene Poesie. Dann handelt der letzte Abschnitt von dem zusammengesetzten realen Kunstwerk, d. h. von Verbindungen der Künste untereinander, von der hiemit gegebenen Wirkung auf mehrere Sinne und Vereinigung des Simultanen und Sukzessiven usw., ein Inhalt, auf den wir hier nicht weiter einzutreten haben.

Fragt man sich, woher die Marter komme, das logische Kopfweh, womit man sich durch dieses Buch hindurcharbeitet, so ist die Antwort einfach: der Formalist gerät notwendig in das Gegenteil dessen, was er meint und will. Er beschuldigt uns, daß wir das Schöne mit dem Wahren und Guten zusammenschütten und will nun in der reinen Form das Kriterium entdeckt haben, wodurch dasselbe von allen andern Gebieten erst wahrhaft und streng sich unterscheide. Nun geht aber die Form durch die ganze Welt, Verhältnisse sind an allem,

an sämtlichen Naturerscheinungen, an allem Mechanischen, an allem, was der Geist, was die vereinigten Geister denken und tun, wollen und hervorbringen. Unterscheidet sich das Schöne nicht durch eine besondere Art des Bandes, wodurch die Form, das Verhältnis mit dem Inhalt geeinigt ist, so unterscheidet es sich von keinem andern Gebiete, worin irgendwelche Ordnung irgendwelchen Stoff zusammenfaßt. Freilich meint der Formalismus das Unterscheidende darin gefunden zu haben, daß es hier nicht auf das Was, nur auf das Wie ankomme. Dies ist aber kein Band, keine besondere Art des Bandes, sondern recht kein Band. Das Geordnete ist danach gleichgültig gegen die ordnende Form: nun, das Holz und Eisen ist auch gleichgültig gegen die formende Hand, die einen Stiel und Hammer daraus verfertigt; in die logische Form müssen sich Gedanken jeder Art fügen, und sie gehorchen ohne Wohl und Weh; es ist daher ein großer Fehler, daß Zimmermann nicht neben etlichen anderen Dingen jedenfalls die ganze Mechanik und Logik in sein Werk hineingezogen hat. Freilich schließt der Formalismus so streng wie Kant vom Schönen das Interesse aus und freilich findet beim Hammer das Interesse der praktischen Zweckmäßigkeit, bei der Logik das Interesse des Wahrheitszwecks statt, aber welches Recht liegt im Prinzip des Formalismus, es vom Schönen auszuschließen? Wenn mich im Gebiete des Schönen nicht die Qualität des Bandes abhält, das Interesse einzumengen, wie will denn der Formalist dieses Interesse abhalten? Er sagt es eben: hier gebe es kein Interesse für das Was, allein er hat rein kein Mittel, zu zeigen, wie es ferngehalten werden könne. Hat der Gegenstand mit der Form nichts zu tun, ist kein inneres Band zwischen beiden, so kann sich der Anschauende dazu verhalten, wie er eben aufgelegt ist: so gleichgültig wie gegen einen Hammer, wenn er in diesem Augenblick keinen braucht, und wie gegen die Logik, wenn es gerade nicht streng zu denken gibt, oder mit so viel Interesse, als er für einen Hammer hat, wenn es zu klopfen gibt, und für die Logik, wenn Gedanken geordnet werden müssen; was ihm aber auf alle Fälle gleichgültig bleibt, wofür er nie warm werden kann, das ist die mathematische Form ohne Gegenstand. Geht die Ästhetik nicht von der Psychologie aus und zeigt, daß es eine Region gebe und geben müsse, wo die Sinnlichkeit sich in der Anschauung immanent mit

Seele und Geist durchdringt, zeigt sie dann nicht weiter, wie durch das innige Einleben dieser Potenz in den Gegenstand die ausdrucksvollen, idealen Formen geschaffen werden, so gerät sie notwendig in die Klemme, daß man ihr entgegenhält: du willst zwar, daß ich mich für das Was, das deine „reine Form" zusammenhält, nicht interessiere, allein wenn mir's einfällt, so tue ich es eben doch; gleichgültig sind Stoff, Inhalt und Form in gar manchen Gebieten gegeneinander, ich weiß nicht, warum ich in dem Gebiet, das du willkürlich abzugrenzen suchst, das Was des Wie nicht in den Bereich der Zweckbeziehung, der intellektuellen, ethischen, praktischen, mechanischen Interessen hereinziehen soll, wenn es mir eben geradeso um den Sinn ist, und warum es nicht Sache meiner zufälligen Laune sein soll, wenn ich es ein andermal unterlasse! Hättest du mich erst in eine Sphäre geführt, wo die Kümmernis um die Zwecke aufhört, wo in der innigen Harmonie des Inhalts und der Form der Zusammenklang des Weltalls geahnt wird, ja dann wär' es etwas anderes! Dann würde mich das bestimmte Lebensbild, das die Anschauung in erhöhten Formen mir entgegenbringt, der bestimmte, rein geformte Gegenstand als Bürgschaft für die Einheit aller Dinge erfreuen, entzücken, ohne daß ich im geringsten um seine Existenz oder Nichtexistenz sorgte, also ohne alles Interesse bei dem höchsten Interesse!

Der Formalist zieht am Zipfel der bloßen Form, und weil an diesem die ganze Welt hängt, so zieht er die ganze mit heraus; hätte er eine Stelle gesucht, wo das Ende mit dem, was daran hängt, auf eine besondere, ausnehmend, unterscheidend innige Art zusammenhängt, so würde er nicht alles, sondern nur so viel als recht ist, in die Hand bekommen. Im Vordergrund der unglücklichen Verkoppelungen steht die Zusammenfassung der Ästhetik mit der Ethik zu einem Gebiet. Dieser oben bei dem Eintritt in die formalistische Theorie nur erst erwähnte Punkt muß jetzt näher betrachtet werden. Dem Meister der Formalisten, Herbart, verdanken wir das logische Glück, daß wir das Wort Ästhetik in doppeltem, in weiterem und engerem Sinne nehmen sollen; die Ästhetik im letzteren, d. h. im gewöhnlichen Sinn soll ein Teil der Ästhetik im ersteren Sinn sein, welche mit ihr die Ethik in sich schließt. Das Gemeinsame sei der Zusatz des Gefallens und Mißfallens, Vorziehens oder Verwerfens oder des Werturteils im Unterschied vom theoretischen Verhalten,

welchem dieser Zusatz fehlt. Auch durch „Sollen" wird dies Gemeinsame ausgedrückt, so daß die Welt des Schönen mit der des Guten unter diese Bestimmung fällt. Was immer dann über den Unterschied zwischen den beiden so zusammengejochten Sphären gesagt werden mag, es hilft nichts mehr. Die Formalisten wissen, daß es das frei kontemplative Verhalten ist, wodurch sich der ästhetische Standpunkt vom ethischen unterscheidet, sie nennen es das vollendete Vorstellen, allein dies Wissen kommt zu spät, nachdem sie beide unter einen Hut gesteckt haben. Der Unterschied zwischen der Tätigkeit, welche rein darstellend ist, bei welcher alles darauf ankommt, wie es aussieht, und wesentlich in diesem Aussehen der Gehalt gefühlt wird, und zwischen derjenigen, bei welcher alles darauf ankommt, daß etwas geschehe, daß ein Zweck erreicht, die Wirklichkeit nach Gesetzen des Geistes verändert werde, gleichgültig, wie es aussieht: dieser Unterschied ist so groß, daß er entscheidet, d. h. daß er einfach verbietet, beide Gebiete zusammenzuspannen. Und dieser Unterschied kann nur daher rühren, daß im Schönen die Welt angeschaut wird, als wären die Zwecke in ihr erreicht; es muß doch einen Grund haben, daß es ein Gebiet gibt, worin man nicht nach dem Was fragt, worin die Unruhe des Interesses, des Zwecks wegfällt, worin man um die größten Übel, die in ihm ja doch auch zur Darstellung kommen, sich so nicht kümmert wie in der scheinlosen Wirklichkeit, sondern mit ruhigem Vertrauen abwartet, bis sie im bewegten Bilde sich in Harmonie auflösen. Man sucht vergebens auch nur ein Wort von diesem Grunde in der ganzen formalistischen Literatur. Die Ethik aber wohnt im Gebiete des Sollens; die Welt ist hier nicht, wie sie sein soll, sondern soll erst so werden. Daß dieser himmelweite Unterschied hier nicht zu seinem Rechte kommt, daß er nicht die Kraft erhält, das unnatürliche Joch zu sprengen, in das beide Wissenschaften zusammengezwängt sind, dies rührt daher, daß die Herbartische Philosophie nichts vom Absoluten weiß. Darüber nachher ein Wort! — Die Ästhetik hat die praktische Philosophie hinter sich; dies heißt aber freilich nicht, das Schöne habe mit dem Guten nichts zu tun; das Gute geht auf in das Schöne, alle Macht und Kraft des Daseins geht trennungslos in seine Formen ein, und der „Leichtsinn" des Schönen, wovon auch Herbart spricht, kommt nur daher, daß das Schöne keine Sorge kennt, die Welt möchte

einfallen, wenn die Kräfte sich munter regen. Darüber habe ich im ersten Teile dieser Abhandlung (Heft 5, Seite 93*) in Kürze gesprochen; die Frage fordert eine gründlichere Behandlung, als sie hier und in meiner Ästhetik (§ 22—24) erfahren hat; doch ist die Grundlage dazu in diesen Stellen und in allem, was über das Verhältnis von Inhalt und Form schon vorgebracht ist, hinlänglich gelegt.

Wie mit dem Guten, so verhält es sich mit dem Wahren; der Vorwurf der Vermengung mit dem Schönen, den die formalistische Ästhetik uns macht, fällt auf ihr Haupt zurück. Diesen Punkt nehme ich noch einmal auf, um noch einen schlagenden Beleg dafür zu bringen, mit wie gutem Recht ich (Heft 5, Seite 98**) gesagt habe, gerade nach den Prämissen dieser Schule werde das Schöne zu einer Illustration des Wahren. Man lese nur nach, wieviel sich Zimmermann in der Lehre von der lyrischen und dramatischen Poesie, oder eigentlich Phantasie, mit dem Gebiete der wissenschaftlichen Erkenntnis zu schaffen macht (Ästhetik Seite 296 ff.). Er findet den Unterschied der Dichtarten nicht in der Art der Auffassung des Weltbildes, sondern in der Art der Bewegung, des Fortschreitens. Was wandelt, was sich bewegt, nennt er Gedanken, die poetische Phantasie ist Gedankenphantasie. Die Bewegung der lyrischen ist hastig wie die der dramatischen, doch auf Ruhepunkten verweilend wie die der epischen. Dieses Tempo wäre aus dem Leben des Gefühls abzuleiten, worin doch das Wesen des Lyrischen zu suchen ist. Aber es handelt sich um „Gedanken". „Das der Gedankenphantasie spezifisch Eigentümliche liegt darin, daß ihre Gedanken Inhalt haben." Diese Gedanken „können, auch abgesehen davon, daß sie schön sind, richtig und gültig sein, wenn es auch die Ästhetik nichts angeht, ob sie es wirklich sind." — „Es ist wahr: daß er richtig und gültig ist, macht den Gedanken nicht ästhetisch; hindert ihn aber der Umstand, daß er ästhetisch ist, richtig und gültig zu sein? Beides ist nicht eins, aber es schließt sich auch nicht aus." Die Gedankenphantasie wird also „den Gesetzen der Logik nicht widerstreiten." Die Phantasie hätte eigentlich das Recht, die Vorstellung ihrer schönen Gedankenbilder als möglicher abzuweisen. „Nur würde sie sich dann einer ähnlichen Intoleranz von ihrer, wie die spekulative Philosophie von ihrer Seite getan hat, schuldig machen, wenn sie, wie

*) S. hier oben S. 285. **) S. hier oben S. 289.

diese den *schönen* Gedanken *zwang*, so ihrerseits ihm *verbieten* wollte, *wahr* zu sein." Da nun aber die Lyrik sich gerne sprunghaft bewegt, so muß sie den Verfasser, dem die Logik doch so bedenklich über die Schulter sieht, in einige Verlegenheit setzen. Die Richtigkeit der Gedankenfolge ist ihr „ganz egal", und doch ist auch diese Dichtart Gedankenphantasie; wie heraus aus dieser Klemme? Nun, da ist Rat, man vergleicht sie zwar nicht mit der Logik, aber mit der Sophistik: sie springt mit den zeitlichen und Kausalitätsbestimmungen ihrer schönen Gedanken mit so souveränem Belieben um, wie es ihr Ebenbild auf dem wissenschaftlichen Gebiete, der *Sophist*, mit der Rücksicht auf wahre oder bloß scheinbare Begründung der Gedanken tut usw. Der Leser, der über diese Vergleichung Staunen äußerte, wäre sehr naiv, ganz so naiv wie der, der sich über den Satz vom Abtasten der Statuen verwundern würde; ich meinesteils werde dem Autor diesen Gefallen nicht tun. — Aber gelangen wir erst zu der dramatischen Phantasie, da wird es ein Ernst mit der Toleranz gegen die Logik! So sehr, daß es eigentlich mehr wird als Toleranz; denn in der Tat, hier ist es unterhaltend, zu sehen, wie es ein Ästhetiker treibt, der nicht von dem ausgeht, was sich als einfachster und natürlichster Ausgangspunkt hier von selbst aufdrängt: vom Bilde einer gegenwärtig sich vollziehenden Handlung. Einer der Begriffe, die nun zur Sprache kommen müßten, nur, versteht sich, nicht der einzige, wäre die Motivierung. Das ist konkrete Anwendung des logischen Gesetzes von Grund und Folge; sie bildet ein Moment im Leben der Phantasie und nicht weiter: es ist Aufgabe der Ästhetik, zu untersuchen, wie weit die Kunst, namentlich das Drama verpflichtet ist, zu motivieren; dieses Moment fängt nun Zimmermann heraus, macht es zum bestimmenden, und man sehe nach, ob das Drama in dieser Behandlung etwas Anderes wird als einfach eine Illustration der lex rationis sufficientis. Wie des Lyrikers der Sophist, so ist des Dramatikers Gegenbild auf wissenschaftlichem Gebiete der seine Gedanken wahrhaft begründende Denker (Ästhetik Seite 301). Aber das ist nicht nur eine Vergleichung; das Begründen ist ja hier der Grundbegriff, aus ihm wird erst *abgeleitet*, daß sich das Drama zur Darstellung von Handlungen „eigne!" (Seite 303.) „Die Gedanken-Phantasien, deren Gedanken nach dem Verhältnis ihres Inhalts als Gründe

und Folgen geordnet und verbunden sind, scheinen nicht nur einander gegenseitig zu fordern und auseinander hervorzutreiben, sondern als Gedanken eines logischen Denkers gedacht bedingen und fordern sie einander auch wirklich und unabweislich. Die dramatische Phantasie, obgleich kein Wissen, steht daher dem Wissen am nächsten" usw. (Seite 307.) Es ist wahr, daß keine Form der Dichtung so verwandt erscheint mit der Philosophie als die dramatische. Bei einem Shakespeare muß man sich oft sagen: wäre nur das Senkblei der Philosophen, der Psychologen schon so tief gedrungen als der schauende, ahnende Geist des Dichters! Aber so sagt man sich angesichts seiner Seelenkunde, seines wunderbaren Blicks in die Tiefe des Bösen, der Leidenschaft, des Charakters und seines noch wunderbareren in die Geheimnisse des Verhältnisses zwischen Menschenwille und Schicksal; der Formalist meint es anders: nur um Kausal-Verbindungen der Gedanken handelt es sich, diese zum Ausdruck zu bringen eignet sich ganz besonders das Bild einer Handlung, dieses dient also, zu illustrieren — was? — nun was Anderes denn als die Logik? Schade, daß Töpffers M. Albert, der eine pittoreske Metaphysik kolportiert, nicht zu Shakespeares Zeiten gelebt hat: der hätte ihm ein Prachtwerk von pittoresker Logik feiltragen können!

Es ist dies ein Punkt, an welchem die Konsequenz der Prämissen dieses Systems so klar zum Vorschein kommt, daß wir ihn als Spitze der Pyramide bezeichnen können. Nur scheint mir, wer die Poesie in die Logik hineintreibt, dürfte — selbst etwas logischer sein. Ich habe mir eine Merkwürdigkeit eigener Logik des Verfassers bis hieher aufgespart. Es sei erlaubt, von der Spitze noch einmal zur Basis herunterzugleiten, um uns ein paar Grundsteine derselben genauer anzusehen. Ich bitte also den Leser, mich zum ersten Buch zurückzubegleiten, zu den Kapiteln, die von den „ursprünglichen Formen" handeln, und zwar zu B.: „die reinen Qualitätsformen" (§ 102 ff.). Überwiegende Identität der Qualitäten der Formglieder ist Harmonie, begründet Lustgefühl. Nun denkt man natürlich bloß an die Identität im Unterschied und Gegensatz, wie sie innerhalb der Glieder, und zwar in Beziehung auf ihre Form herrscht; da kommt auf einmal ein Sprung: das stärkste Übergewicht der Identität finde statt, wenn das Abbild dem Bild (Original)

entspreche; es dürfe dies zwar nicht bis zur Illusion gehen (wie bei den Trauben des Zeuxis), sonst würde der Eindruck des Unterschieds in der Identität, also das ästhetische Verhältnis des Harmonischen verschwinden. Es ist nun dies die „Form des Charakteristischen“, die von da an in der Grundlegung der prinzipiellen Begriffe eine Hauptrolle spielt. Mit andern Worten: die formalistische Ästhetik, von der wir meinten, sie habe es schlechthin nur mit den Verhältnissen im Abgebildeten zu tun, springt mit einem Male aus ihrem scharf gezogenen Kreise heraus und wird rein stoffartig, indem die Treue, die Naturwahrheit als die stärkste der Harmonien aufgeführt wird. Nun hat sie dies natürlich nicht Wort: das Was, im Vorbilde, heißt es, bleibe immer gleichgültig, das Vorbild könne gegeben oder frei erfunden sein (§ 108). Allein diese Sätze lenken die Frage nach einer Seite ab, die nicht hieher gehört. Es beschuldigt niemand den Verfasser, daß er ein Interesse für die Existenz des Gegenstands in Anspruch nehme, und niemand bestreitet dem Künstler die freie Erfindung. Der Punkt, um den es hier sich handelt, liegt ganz gleich, mag ein Werk der Kunst einen vorgefundenen Stoff behandeln, oder nur aus der Phantasie geschöpft sein. Auch diese hat keine anderen Formen, mit denen sie schalten kann als die bekannten der Natur, und die Frage ist einzig diese, ob bloße Treue in der Nachahmung dieser Formen Schönheit begründen könne. Wenn dies bejaht wird, wenn die Harmonie zwischen Abbild und Vorbild ein grundwesentliches ästhetisches Verhältnis sein soll, so folgt, daß es gleichgültig ist, ob das Vorbild wohlgefällig oder mißfällig ist, die Treue des Abbilds ist auch im letzteren Falle schön, wie dies ebenda ausdrücklich gesagt wird. An einer späteren Stelle, in § 231 wird nur gefordert, daß das Nachbild typisch sei, d. h. irgend ein Gepräge, einen Stempel an sich trage. Die abgebildete Naturerscheinung muß dies darbieten, dann gefällt das Abbild, mag sie übrigens noch so unförmlich sein. „So ist das Geschlecht der Wale an sich häßlich, ein Exemplar desselben aber, welches den Gattungscharakter recht treu ausdrückt, als Typus ästhetisch. Das Mineral, die Pflanze, das Tier, die ihren Gattungstypus recht anschaulich machen, Muster ihrer Gattung sind, gefallen als solche, wie auch die Gattung beschaffen sei. Ein häßlicher, aber typischer Neger- oder Botokudenkopf findet

darin seine ästhetische Rechtfertigung." Also der Satz, daß das Schöne in der Gattungsmäßigkeit bestehe, den wir „Gehaltsästhetiker" nur unter strengen Restriktionen aufstellen, ganz vergnüglich frischweg eingeführt in die formalistische Ästhetik! Und genau zugetroffen, was ich über diesen Punkt in Heft 5 dieser Kritischen Gänge Seite 100, 101*) gesagt habe! Zimmermann gewinnt aus dieser Grundlegung dann im 3. Kapitel (die abgeleiteten Formen) „das System der Wahrheit", d. h. den charakteristischen Stil, wo es sich um „Treue der nachahmenden Formen" handelt, er versichert hier zwar wieder, es komme nicht das Was in Betracht, die Vorbilder können „teilweise" auch den Ideen abgeliehen sein, vergißt wieder, daß diese ja doch in Naturformen sich kleiden müssen, und stellt allen Ernstes den Satz auf, die treue Nachahmung eines Häßlichen sei nicht weniger schöne Wahrheit als die eines Schönen. Erst nachdem dieser merkwürdige Sprung ausgeführt ist, geht es nun an die Form des Einklangs, d. h. an die Harmonie unter den Formgliedern selbst, womit wir uns nicht weiter zu beschäftigen haben, aber nicht übergehen dürfen wir den folgenden Abschnitt: die disharmonische Qualitätsform. Eigentlich dürfte man erwarten, daß hier, entsprechend dem Obigen, als erste und wichtigste Form die Disharmonie zwischen Vorbild und Abbild, d. h. die Unähnlichkeit aufgenommen werde. Aber damit ist freilich nicht viel anzufangen; ist es die wichtigste Bestimmung eines Kunstwerks, das Original treu wiederzugeben, d. h. Porträt oder Vedute zu sein, und leistet es dies nicht, so ist es eben schlecht und weiter nichts davon zu sagen; läßt man sich aber durch die Frage von Treue oder Untreue zu einer höheren leiten, nämlich der Frage von der idealen Umbildung, die im Schönen jeder Gegenstand unbeschadet seiner grundwesentlichen Züge oder vielmehr gerade mittels Hebung derselben durch die Phantasie erfahren muß, und so zu der Frage von den verschiedenen Arten dieser Umbildung, dem Mehr und Weniger von Naturwahrheit im realistischen und idealistischen Stil: dieser höchst wichtige Gegensatz kommt im vorliegenden Zusammenhang gar nicht zur Sprache, vom Idealisierungsakte ist an einem ganz anderen Ort die Rede, den wir nachher noch aufsuchen werden. — Nun aber wiederzugeben, was der Ver-

*) S. hier oben S. 290f.

fasser im genannten Abschnitt weiter bringt, das ist keine Kleinigkeit. Verlangte man, daß ich das Urteil: scholastisches Gespinst, das den Leser zur Verzweiflung bringt, mit striktem Beweis erhärte, so müßte ich die ganzen zehn Blätter wörtlich abschreiben. Ich versuche, in einfacher Kürze zu sagen, was der Verfasser eigentlich sagen will, wenn ich ihn anders recht verstanden habe.

Nachdem also der Abschnitt „die reinen Qualitätsformen" zuerst von den harmonischen gehandelt hat, werden nun in das Schöne die disharmonischen Formen (z. B. die Dissonanz von Tönen, Farben) aufgenommen, um zu zeigen, wie sie in Harmonie aufzulösen sind. Der Grund dieser Einlassung ist der, daß die Harmonie doppelt wohlgefällt, wenn sie aus der Disharmonie sich herstellt, denn es ist dies ein bewegter Akt, durch den sie wahrhaft den Charakter der Geistigkeit bekommt. Dies ist ein ganz richtiger Satz, der, so oder so begründet und gewendet, in jeder Grundlegung der Ästhetik seine Stelle da finden muß, wo zu erklären ist, daß und warum das Häßliche in das Schöne Eintritt findet. Nun aber wie macht es der Verfasser? Zuerst definiert er die Disharmonie: sie beruht auf dem Überwiegen des Entgegengesetzten in den Qualitäten der Formglieder über das Identische. Und nun ist sie eben da; woher denn, warum denn? Das erste erfahren wir nicht, das zweite, nämlich den genannten Grund, daß hiedurch erst Bewegung in das Schöne kommt, auf folgendem Umweg. Die Disharmonie soll nun wieder fort; wie fängt man das an? Antwort: zuerst deckt man sie zu, und zwar durch aufgedichtete, nur aus dem Subjekt genommene Vorstellungen, man legt einen Schleier über sie, verhüllt sie, täuscht sich und andere darüber weg. Und dies ist die Korrektheit! Also ein Begriff, den man weit hinten in der Kunstlehre sucht, weil man gewohnt ist, darunter nichts zu verstehen als fehlerfreies Einhalten der speziellen Formgesetze in der Exekution, — der steht hier! und bedeutet dies! Als höchst belehrendes Beispiel wird aufgeführt: Verbindung des römischen Kostümes mit der gepuderten Frisur in Frankreich im 18. Jahrhundert (Theater und Gemälde), was doch gewiß disharmonisch sei, was die Franzosen aber nicht so angesehen, sondern korrekt gefunden haben. Man hätte erwartet, es werde an dieser Stelle eine Kunst aufgeführt, die jede kühnere Dissonanz vermeidet und daher seicht und süßlich wird. Nun ist

da aber die „Korrektheit“ gekommen und es muß erst diese falsche, nur scheinbare Wegschaffung wieder weggeschafft werden. Es geschieht, diese Entfernung des falschen Scheins von Regelmäßigkeit heißt Ausgleichung. Aber jetzt ist das Disharmonische wieder da und muß erst durch wahre Harmonie aufgelöst werden; dies ist der abschließende Ausgleich. Und nun also gefällt das Harmonische doppelt, weil es aus einer Verdunklung hergestellt ist, ja eigentlich dreifach, denn um die Bewegtheit des Prozesses zu vermehren, ist die Geschichte von der Bemäntlung durch die „Korrektheit“ eingeführt worden: es gefällt einfach an sich, doppelt, weil es sich den Sieg über das Disharmonische errungen hat, dreifach, weil es sich den Sieg über den Scheinsieg errungen hat. Man könnte dies leicht noch vervielfachen, wenn man mehrere Arten falscher Korrektion und darauffolgender Ausgleichung annähme, denen endlich immer wieder der abschließende Ausgleich ein Ende machte, — mit Grazie in infinitum. Diese Geschichte von der Ausgleichung und dem abschließenden Ausgleich mit seinen Ergebnissen: Klassizität, Reinheit, Einheit, Wahrheit, freie Gesetzlichkeit, Stil usw. wird nun das ganze System hindurch auf allen wichtigen Punkten mit einer Eintönigkeit abgeorgelt, die kaum auszuhalten ist. Es ist eine Formel des Meisters Herbart, und jede Philosophenschule hat ihre Formeln, doch ein so haspelartiges Abschnurren einer stehenden Begriffsreihe ist mir meines Erinnerns noch nirgends vorgekommen.

Mit gegebenen disharmonischen Formen den Ausgleich vorzunehmen, muß natürlich ein Jemand da sein, ein Subjekt, das den Akt vollzieht. Ein solches gibt es denn auf einmal von da an, wo mit Einführung der disharmonischen, mißfälligen Form ein Akt zu ihrer Auflösung gefordert wird. Dieser Umstand führt uns noch einmal auf die bisher öfters berührte und näherer Beleuchtung vorbehaltene Frage: woher? zurück. Woher kommen die ästhetischen Verhältnisse? So darf man nun, behauptet der Formalismus, gar nicht fragen. Es sind einfach feststehende, unverrückbare Elemente, sagt schon Herbart. „Auch dem Künstler ist das Schöne ein Gegebenes, nicht ein von ihm Gemachtes. Seine Tätigkeit ist die eines Entdeckers, nicht eines Erfinders. Eine fertige Inselgruppenwelt liegt das Ganze der ästhetischen Verhältnisse vor ihm, das er, ein neuer Cook, mit geübtem Auge der

harrenden Mit- und Nachwelt aufschließt." Aus Zimmermanns Ästhetik wiederhole ich zunächst den früher ausgehobenen, dort noch nicht verfolgten Satz: „das Bild der Phantasie gehört der Ästhetik an, nicht die Tatsache. Diese als gegeben nachzuweisen, ist Sache der Psychologie." Er fährt fort (Seite 185): „die Ästhetik bekümmert sich daher weiter auch nicht um die Streitfrage, ob die Phantasie produziere oder lediglich reproduziere dem Stoffe nach, weil sie eben der Stoff der Phantasie, der Inhalt des Vorstellens, dessen Was nicht, sondern nur die Form des Stoffs, wodurch er phantasievolles Vorstellen wird, sein Wie angeht." Ein sonderbarer Grund! Einen Augenblick zugegeben, daß der sogenannte Stoff und die Formen einander gar nichts angehen, sollen wir darum nicht wissen dürfen, woher die Formen kommen? Aber die Sonderbarkeit begreift sich: diese Ästhetik darf nicht fragen, woher sie kommen, weil sie nirgend anders herkommen als aus der Natur und aus dem ihrem Schoß entstammenden Menschengeiste, der sich innig in sie versetzt und aus der Trübung des Endlichen ihr reines Bild herstellt, weil sie von beiden nicht trennbar sind, weil also die Aufsuchung ihres Ursprungs auf das innere Band führte, das sie ununterscheidbar an den Inhalt knüpft. Daher registriert die Ästhetik nur. „Der Psychologie können wir es überlassen, diese Tatsache zu analysieren, der Ästhetik kommt es zu, sie zu registrieren." (Studien und Kritiken I. Seite 257.) Und Ästhetik Seite 64: „der ästhetische Schein macht das Subjekt urteilen; wodurch er selbst gemacht und ob er gemacht oder vom Subjekt selbst hervorgebracht sei, kümmert die unvermeidliche Folge des schönen Scheins, das ästhetische Urteil nicht." Und auch das Urteil über dies Urteil, die Ästhetik, nicht? Nein! so haben wir in der ersten der hier angeführten Stellen gelesen. In der letzteren wird dieser Satz weiter als Waffe gegen die „spekulative" Ästhetik verwendet. Ihr Fehler soll gewesen sein, daß sie stets nach der Ursache des Scheins, statt nach den Gründen des Gefallens des Scheins suchte; so sei sie darauf gekommen, daß die letzte Ursache des schönen Scheins das Absolute sei, das in ihm erscheine. Darauf ist zuerst zu sagen, daß nach den Gründen des Gefallens die formalistische Ästhetik ja auch nicht fragt. Wo findet sich denn bei Zimmermann auch nur ein Wort darüber,

warum der schöne Schein eigentlich gefalle? Auch dies ganz natürlich: der Grund, warum das Schöne gefällt, muß derselbe sein mit dem, warum es erzeugt wird; es fragt sich dort wie hier: was treibt den Menschen, das Schöne in die Welt hineinzuschauen? Wenn der Formalist dies psychologisch untersuchte, so würde er zu dem Satze gelangen, den ich in Heft 5 dieser Kritischen Gänge Seite 27*) aufgestellt habe, d. h. er würde finden, daß dieser Akt einen andern Grund gar nicht haben kann, als weil uns ohne ihn das Weltall nicht harmonisch erschiene und ebendaher der Zwiespalt von Geist und Sinnlichkeit in unserem Wesen sich niemals rein löste und aussöhnte. Daß wir sagen: „erscheint" und nicht bloß „scheint", darum handelt es sich zunächst gar nicht. Wir könnten ganz wohl auch bloß sagen „scheint"; deutlicher: wir behaupten, harmonische Verhältnisse wären dem Anschauenden einfach gleichgültig, wenn sie ihm nicht (unmittelbar, in rein instinktiver Ahnung) das harmonische Weltall bedeuteten; daß Harmonie des Weltalls eine W a h r h e i t ist, daß also der Schein nicht bloß Schein, sondern Erscheinung ist, der Beweis hiefür ist aus der Metaphysik zu entlehnen. Und Zimmermann entlehnt aus s e i n e r Metaphysik, daß eine Einheit des Weltalls zu suchen nur angeblich eine Vernunftforderung, daß das Absolute hohl sei und daß es eben eine unbestimmte Mehrheit der „ursprünglich Seienden" gebe. Seine ganze Polemik kommt im Grunde von einem metaphysischen Widerwillen her. Für mich und etliche Andere bedeutet philosophisch nach dem Wesen der Dinge forschen soviel als: nach ihrer letzten Einheit forschen; Wesen des Universums und nur e i n Wesen, dies ist uns gleichbedeutend. Daß es allerhand Sachen und dahinter unbekannte X gebe, das weiß der gemeine Mann auch, das zu wissen braucht es keine Philosophie. Über die Unterschiede, Verbindungen und Beziehungen, Wechselwirkungen der vielerlei Sachen kann man dann immer noch scharfsinnige Untersuchungen anstellen, manche wertvolle Bruchstücke für eine künftige tiefere Einheits-Philosophie liefern, und mir fällt nicht ein, zu leugnen, daß Herbart mit seinem mathematischen Kopfe das geleistet hat, aber mehr auch nicht. Keine letzte Einheit von vornherein Suchen: das hat sich noch an jeder Philosophie bitter gerächt, an Leibniz durch seinen geistlosen Begriff der prästabilierten Har-

*) S. hier oben S. 239.

monie, an Kant durch seinen kindlich nachpostulierten Gott. Das Absolute ist freilich „hohl", d. h. die Einheit ist neben der Vielheit nicht wieder eine besondere Existenz; so ist jeder Begriff, d. h. jede gedachte Potenz, die eine Gattung von Seienden zusammenfaßt, „hohl", und ebendiese Hohlheit ist die höchste Fülle, weil sie das sonst zerfallende Seiende bindet, d. h. eigentlich erst setzt. Genug, der Formalismus hält vom Schönen die Frage nach dem Ursprung ab, weil sie ihn in die Tiefe der Welteinheit führen würde, von der er nichts wissen will. Es könnte scheinen, als dürfte er ganz gut zugeben, daß das Schöne den Schein eines harmonischen Weltalls zum Grunde seines Wohlgefallens habe, wenn man nur darauf verzichtete, diese Einheit metaphysisch zu beweisen, wie ja denn auch wir diesen Beweis in der Ästhetik nicht führen wollen; aber allerdings, wer eine Metaphysik in petto hat wie die Herbartische, aus welcher positiv folgt, daß dieser Schein leerer Schein, reine Täuschung wäre, der darf ihn in der Ästhetik nicht dulden. Es ist also freilich klar: die Ästhetik führt in die Metaphysik, setzt sie vielmehr voraus und unser ganzer Streit ist im Grund ein metaphysischer. Und trügt mich nicht alles, so ist es ein Streit des Theismus mit dem Pantheismus. Mehrere Stellen dieser Ästhetik weisen auf einen persönlichen Gott als höchsten Künstler; mit dem Vorbehalte freilich, diese Idee als erkannte Wahrheit einzuführen, sei die Ästhetik nicht ermächtigt, weil der Nachweis in die Metaphysik gehört. Ganz richtig, und diejenige Metaphysik, welche dem ästhetischen Formalismus vorausgesetzt ist, schließt von der zweckmäßigen Gestaltung der höheren Organismen, also teleologisch, auf eine höhere Intelligenz; diese Intelligenz ordnet aber nach Herbart nur die Beziehungen der vielen Seienden, der einfachen realen Wesen, an sich bestehen sie neben und außer derselben undurchdringlich in ihrer Selbständigkeit; übrigens, da der teleologische Schluß nicht ganz bis zur Evidenz ausreicht, ist er durch den Glauben zu ergänzen, der einen außerweltlichen persönlichen Gott bedarf. Die Lehre vom Schönen als bloßer Form, die an einen Gegenstand ohne jedes innere Band sich knüpft, ist genau ein Analogon zu dieser Lehre von einem außerweltlichen persönlichen Gott, welcher Monaden ordnet, deren inneres Wesen ihm in unerreichbarer und unerweichbarer Fremdheit gegenübersteht, und unser Begriff von seelenvoller Form ist ein genaues

Analogon des Monismus, der Lehre von der reinen Immanenz des absoluten Geistes. Aber nicht nur Analoga sind beide, sondern beide sind auch Ausflüsse der Metaphysik, zu der sie das Analogon bilden; man kann als Ästhetiker die seelenvolle Form lehren und doch Theist sein, aber es ist nicht konsequent. Unsere Lehre ist pantheistisch, das Schöne ist das vollendete und vollendende Zeugnis für die pantheistische Philosophie, und so wird es wohl mit meinem: hinc illae lacrymae seine Richtigkeit haben.

Die Ästhetik hat rein keinen Grund, zu tun, als wüßte sie nicht, daß wir die wohlgefälligen Formen zunächst in der Natur finden. Die Natur schafft sie, um durch immer höhere Gliederung die beseelte Gestalt hervorzubringen. Der Nerv wird von ihnen harmonisch berührt. So weit, als dies nachzuweisen ist, hat es jede Ästhetik mit Physik und Physiologie ebenso zu tun wie der Formalismus. In die sinnliche Wahrnehmung und Empfindung legt sich die Seele, symbolisiert die nicht konkrete Erscheinung, idealisiert sie und die konkrete, direkt sprechende, wird erfindend: wie soll nun die Ästhetik auf Hereinziehung der Psychologie verzichten können, warum sollen? Wann ist je der Verkehr des Leihens und Entlehnens zwischen den Wissenschaften verboten gewesen? Das Schöne ist nicht ein Ding, sondern ein Akt, die wohlgefälligen Verhältnisse stecken nicht in einem mystischen Behälter irgendwo im raumlosen Raum, dessen übersinnlichen Deckel sie manchmal öffnen, um sich — teilweise — entdecken zu lassen, ein Tätiges ist die Natur, die in heller Gegenwart sie als Ausdruck des Wesens ihrer Werke schafft, ein Tätiges der Geist, der sie zu ungetrübter Harmonie umschafft, und man soll das Wesen des Schönen untersuchen und doch dieses bewegte Schaffen weglassen können? Nebenbei, verzettelt und unentwickelt kommen ja die wesentlichen psychologischen Begriffe doch auch in diesem Systeme vor; da und dort die Anschauung, das Anschauliche, z. B. bei dem „System der Vollkommenheit" (Seite 87): „da die anschauliche Vorstellung verhältnismäßig intensiver wirkt als die abstrakte, so ergibt sich als weitere Folge die Anschaulichkeit des Bildes." So in einer Ecke ein Hauptbegriff! Der Akt der Idealisierung wird — noch nicht behandelt, sondern nur erst angedeutet zuerst im dritten Kapitel des I. Buchs bei den „abgeleiteten Formen"; hier heißt es, da Disharmonien bei gegebener Mehrheit von Vorstellungen doch

immer vorkommen, bedürfe es eines Subjekts, um den Vorstellungsinhalt aus Eigenem umzuändern. Und vorher, also bei der „disharmonischen Qualitätsform“, hat man dies Subjekt noch nicht bedurft zur falschen Korrektion, zur Ausgleichung und zum abschließenden Ausgleich? Der Leser erinnert sich, wie wir dazumal vergeblich nach ihm umsahen. Im II. Buch, Kapitel 2: „Der schöne Geist“ wäre es doch wohl an der Zeit, den Prozeß, wodurch die empirische Form in die ideale umgeschaffen wird, endlich aufzunehmen; da gibt es ja überall schon Kunstwerke, Künstler, aber da ist nur wieder das Schema: falsche, künstliche Regel, Ausgleichung, ausgleichender Abschluß zur Hand, d. h. es ist negativ von Entfernung falscher Mittel, die Disharmonie zu lösen, positiv von der wahren Herstellung der Harmonie die Rede, ohne daß man irgend erführe, worin sie besteht und durch welches Organ sie bewerkstelligt wird. Wir gehen auf dem alten Wege vorwärts und erinnern uns, in jener Gegend, im ersten Abschnitt der Lehre vom schönen Geist endlich dem Namen der Phantasie, freilich in verwirrender Nachbarschaft außerästhetischer Gebiete, begegnet zu sein; wir ließen es uns gefallen, daß es hieß, die Phantasie sei es, die eine Mehrheit von Vorstellungen zum schönen Ganzen ordne, aber es war hiemit noch sehr wenig gesagt; wir gehen weiter und finden, daß dort dann im dritten Kapitel zuerst in den Vorbemerkungen über die „idealen Kunstwerke des Vorstellens“ ein Wort vom „läuternden Formfeuer der Phantasie“ fällt, aber wo werden wir denn endlich etwas Näheres von diesem Läuterungsfeuer erfahren? Nun, es kommt in dem Abschnitt, der, wie wir früher gesehen, mit der Überschrift: „Die Kunstwerke des durch Worte ausdrückbaren Vorstellens“ den Grund zu der Lehre von der Poesie legt. Warum nun aber erst hier? Da doch überall vorher ohne den idealisierenden Geistesakt nicht auszukommen war? Wir besinnen uns: dieser Akt hat es mit konkreten, ausdrucksvollen Lebensbildern zu tun, wofern die übrigen Künste außer der Poesie sich mit solchen befassen, wofern Baukunst, Musik das Stimmungsleben der Seele, wofern die Plastik nicht abstrakte Körper, sondern Tier und Mensch, die Malerei nicht bloß Farben, sondern die farbige Welt, das volle Leben uns entgegenbringt, so ist das ja, wie wir schon auf unserer früheren Wanderung erfahren haben, Übertragung der Poesie in diese Künste, ein Übergriff der

ersteren in die letzteren, wenn man die Poesie vor ihnen aufführt, eine Rückverlegung, Rückschiebung in dieselben, wenn man jene zuletzt aufführt, wie dies der Formalismus tun muß, nicht aus dem natürlichen Grunde der Stufenleiter wie wir, sondern um von den andern Künsten zuerst allen Lebensinhalt auszuschließen. Daher erfahren wir von dem, was die Ästhetik sonst zuerst wissen will, am Ende! Aber wir erfahren doch? Ein kleines Stück Psychologie war ja nun dennoch nicht zu entbehren. Also: Wahrnehmung, Anschauung (von ihr auch jetzt nichts Ausführliches), inneres Bild: das psychische Gemeinbild des Angeschauten; weiterer Schritt: Aussonderung des Individuellen, Hervorhebung des Gemeinsamen zum psychischen Kunstwerk, während die logische Verarbeitung zum logischen Kunstwerk führt; jenes behält die Form der Anschauung bei, dieses nimmt die Form des Begriffs an, jenes macht keinen Anspruch auf Richtigkeit und Gültigkeit, dieses macht ihn. Folgt etwas von Verschmelzung des Gleichartigen, Hemmung des Entgegengesetzten und dazu (Seite 276) ein Beispiel von einer roten Porphyrbildsäule eines Centaurs im Palast Borghese und einer schwarzen von Basalt dito daneben, wo „mit erweiterter Umschau" der Farbenunterschied aus dem inneren Bilde verschwindet und nur das beiden Figuren Gemeinsame, die Form, bleibt! Das dient als Beispiel für den Idealisierungsakt der Phantasie. Es wird dann versichert, daß es ein purer psychischer Mechanismus sei, durch welchen diese Scheidung und Verschmelzung und hiemit das Normalbild entstehe; — die jetzt aufgekommene Mode, in der Psychologie das Gesetzmäßige Mechanismus zu nennen. Nachher heißt es wahrer und lebendiger, daß, während die Logik das innere Bild hofmeistere, um es zum Begriff umzubilden, die psychische Kunst sich begnüge, dasselbe den psychischen Gesetzen gemäß wachsen gelassen zu haben; es sei eine Gunst des Glückes, wenn auf diesem Wege aus zahlreichen ursprünglichen Anschauungen durch Verschmelzung des Gleichartigen, Zurückhaltung des bloß Individuellen, das starke Gattungsbild, das wahre Normalbild sich erzeuge. Neues ist hier nicht gegeben. Das echte Idealbild ist generell und doch individuell, der Prozeß seiner Erzeugung also viel verwickelter, als man glaubt, wenn man ihn mit den Begriffen der Ausscheidung und Verschmelzung, Erhöhung meint erklären zu können, aber auch so geheimnisvoll, daß

es kein Vorwurf ist, wenn unser Senkblei in diese Tiefe nicht reichen will; nur sollte gezeigt sein, w o dies Dunkel liegt, und sollte das Nichtwissen gestanden sein.

Wie verhält sich nun aber der Idealisierungsakt der Phantasie zum System? Zunächst, da die anderen Künstler, wenn sie das Leben darstellen, in die Kunst des Dichters übergreifen, so werden sie ihn von diesem entlehnen müssen; der Bildhauer, wenn er zur Darstellung von Verhältnissen gekrümmter Flächen den Tier- und Menschenleib benützt, der Maler, wenn er der ganzen Natur, dem ganzen Menschenleben gestattet, ihm als Haken zu dienen, woran er Licht- und Farbenharmonien hängt, sie müssen, um die Bilder des Lebens zu idealisieren, zum Dichter auf Borg gehen? Doch halt! Für was denn die ganze Bemühung? Für was soll auch der Dichter selbst sich mit Idealisieren plagen? Man beachte doch nur, daß das Umschmelzen der konkreten Anschauung im Läuterungsfeuer der Phantasie etwas ganz Anderes ist als das Entdecken reiner Formverhältnisse! Diese stehen mit dem Was, woran sie sich knüpfen, lediglich in keinem inneren Verhältnisse. Die Gedanken — und das sind doch wohl nicht bloß, was man sonst Gedanken nennt, sondern auch konkrete Lebensbilder — können „unbedeutend und abgebraucht" sein (Ästhetik Seite 29). Die Formen können am Toten und Geistlosen wie am Lebendigen und Geistigen gefallen (Seite 63); sie sind ja gleichgültig gegen jeden Stoff, sie passen daher zu jedem, die Form kann gar nicht anders, sie muß ihren Glanz über Gleichgültiges ausströmen, ihre Sonne scheint teilnahmslos über Gerechte und Ungerechte (Seite 30). Freilich kann der Künstler ganz Verbrauchtem neues Leben einhauchen, einen scheinbar toten Stoff beseelen, das tut er eben durch den Idealisierungsakt, aber das bloße Anknüpfen der wohlgefälligen Formen, das im ganzen System Losungswort ist: dieses Überwerfen eines Mantels, Aufleimen, Anleimen an einen Träger, Hängen an ein Gerüste ist nun doch etwas ganz Anderes als jener Akt; glaubte Zimmermann j e n e n für alles Schöne zu bedürfen, d. h. verstände er darunter die Herstellung der schönen Form überhaupt, so müßte er ihn früher, vorn im System aufführen. Aber jener Akt bezieht sich auf das, was bis dahin immer nur G e r ü s t e hieß, und es ist doch nach allen Prämissen eine Idealisierung des Gerüstes durchaus nicht vonnöten. Sie duldet ja nichts Abgebrauchtes,

Totes, sie dringt ins Innere des „Gerüstes“, erfaßt es im Kern und bildet es um. Der Formalist bedarf aber den Idealisierungsakt nicht nur für die übrigen Künste außer der Poesie nicht, auch für diese Kunst braucht er ihn nicht, es genügt auch für sie das Komponieren ohne das Idealisieren; ja er darf ihn überhaupt nicht in sein System einführen. Sobald Ernst damit gemacht wird, schlägt dieser Akt sein System tot, er hat in ihm seinen Feind und Mörder ins Haus aufgenommen. Dem Formalismus ist Komponieren in allen Künsten alles; spricht er von Erhöhen, Umschmelzen, Beseelen, Läutern, Idealisieren und Erfinden, er darf nur das Komponieren darunter verstehen.

In dieses einfache Wort: dem Formalismus ist Komponieren alles, läßt sich das Ganze unserer Kritik zusammenfassen. Es ist nur noch übrig, dies etwas näher zu beleuchten. — Ein Shakespeare läßt nicht den kleinsten Winkel in seinen Dramen geistlos. Er gibt allem ein eigenartiges Leben. Das plaudernde Kind, der Bediente, den er nur ein paar Minuten lang beschäftigen muß, der Mörder, der gedungen wird: keine noch so untergeordnete Figur bleibt abstrakt, ohne Individualität, und mit welchem Aufwand von Geist stattet er erst die Hauptpersonen aus und hebt sie aus den Mittelfarben des Lebens hoch aufglühend hervor! Nach dem Formalisten ist dies alles reiner Luxus. Hätte Shakespeare die Charaktere in seinem Othello, seinem Macbeth um viele Stufen geistloser, matter gehalten, das Kunstwerk bliebe dasselbe, denn das Verhältnis ist ja alles. Ist ein Charakter matt, der kontrastierende darf nur gleich matt sein, so heben sie sich doch ebensogut in gegenseitiger Spannung wie blaßrot und blaßgrün. Hätte er dem blutigen Schotten nicht so viel von sich selbst, d. h. von seinem eigenen Phantasieleben geliehen, um zu zeigen, wie gefährlich die Phantasie mit ihrem romantischen Reize für den Ehrgeiz werden kann: er hätte nur der Lady Macbeth ebenfalls weniger von derselben gefährlichen Macht leihen dürfen und das Verhältnis, die Harmonie im Unterschied zwischen dem doch zuerst gewissenhafteren Mann und dem hastigeren, von des Wunsches Heftigkeit gestachelten Weib wäre dennoch hergestellt. Wäre Jago weit nicht so genial im Bösen, Othello zehnmal ärmer an Herz und tragischem Pathos, Desdemona an wehrlos schöner Weiblichkeit: das Verhältnis zwischen Intrigant,

verblendetem Helden und gutem, armem Opfer der Lüge und Eifersucht könnte ebensogut die nötige Wechselspannung enthalten. Wenn der Formalist dies leugnen und behaupten wollte, eben die Wechselspannung fordere die Erhöhung der Verhältnisglieder, so dient zur Antwort: die bloße Rücksicht auf die Wechselspannung der Teile, die bloße Beziehung könnte nun und nimmermehr dem Dichter den Geist eingeben, die aus dem Kern des Lebens geheimnisvoll schaffende Urgewalt, um so das Einzelne zu beleben, so reich es auszustatten. Die Berechnung ist nicht Vertiefung, Durchgeistigung, Idealisierung, bloße Berechnung aber ist das Komponieren, wenn man es isoliert, wenn man die innere Durchdringung und Umschmelzung in ihm mitzubefassen meint und in Wahrheit vielmehr von ihm ausschließt und fernhält. Die Charaktere in einem Drama sind nach dem Formalismus nur Rechenpfennige, nur ihre Stellung, nicht ihre Umwandlung in Gold ist das Geschäft des Dichters. Man kann ganz wohl auch vom Begriff des Komponierens aus- und von da zu dem des Schaffens und Umschaffens übergehen, aber nicht, wenn man sich als Formalist den Weg versperrt hat, zwei Seiten eines Aktes bestimmt zu unterscheiden und dann ihre Untrennbarkeit zu zeigen. Eigentlich schließt der Akt des Schaffens drei Momente in sich: Erfinden, Idealisieren, Komponieren; die Lehre von der Phantasie hat darzutun, wie jede dieser Tätigkeiten in der andern enthalten ist und nur relativ bald die eine, bald die andere vorwiegt. Es würde zu weit führen, wenn ich dies hier eingehend nachweisen wollte; einiges Licht fällt darauf, wenn wir aus dem gebrauchten Beispiel den Charakter der Desdemona noch einmal aufnehmen. Shakespeare fand ihn ganz unentwickelt in seiner Quelle vor. Die Handlung braucht ein unschuldiges und eigentümlich wehrloses Weib; unter solchen Mißhandlungen, wie Desdemona sie erleidet, würde jede andere sich lebhaft ihrer selbst annehmen, ja zur Not sich durchschreien und dadurch die Wahrheit an den Tag bringen; es liegt in ihrem nicht verstehenden, immer gleich sanften Dulden etwas Dummliches; die negative Eigenschaft der Wehrlosigkeit in eine Schönheit zu verwandeln, dazu gab die Novelle des Cinthio nicht den geringsten Anhalt. Hätte Shakespeare den Charakter in dieser Stumpfheit belassen, so wäre er nicht nur an sich, d. h. für Leser und Zuschauer, sondern auch für Othello

reizlos, seine Liebe, seine Wut aus Liebe, die Höllenqual der Reue nach dem Morde bliebe unerklärt, die ganze Handlung verliefe flach und graß zugleich. Wer nun bloß von Aufheftung formaler Verhältnisse weiß, der hat sich Shakespeares Leistung nur so zu erklären, daß er sagt: Shakespeare fragte sich, wie er es anzufangen habe, um die Figur, wie er sie vorfand, so umzubilden, wie es die Rücksicht auf das Wechselverhältnis der Personen in der Handlung fordert. Wer aber wird glauben, daß so auf dem Wege der bloßen Berechnung das himmlische Bild der reinsten Weiblichkeit entstanden sei, die eben durch ihre Reinheit, durch die Unendlichkeit ihrer Liebe, durch den Adel ihrer Sitte und Sanftmut wehrlos wird? Das Komponieren mußte in einem Akte ein Idealisieren sein, und dies Idealisieren war ja bei der Kargheit des Vorgefundenen notwendig auch ein Erfinden, ein Schaffen von Zügen und Szenen. Dies zusammen heißt aber aus dem Kerne schaffen. Sich besinnen, was die Komposition fordere, entsprechende unzulängliche Erinnerungsbilder von ähnlichen Charakteren vereinigen, das Störende darin ausglühen, neue Züge hinzufügen, für die Momente sorgen, die dieser Seele voll eines unerschöpflichen Schatzes von Liebe und Güte Anlaß geben, ihre innere Schönheit, ihre ideale Kindheit auszusprechen: das alles miteinander war nur ein heller Traum, worin diese reine Gestalt aus dem durch die Handlung gegebenen Keime von selbst hervorwuchs. Zimmermann hat, wie wir gesehen, ein paar Worte von diesem Selbstherauswachsen, aber sie sind Fremdlinge auf seinem Boden, sie gehören nicht hinein. Es wäre sehr zu besorgen, daß durch dies frei notwendige Wachsen aus dem Keim das Verhältnisglied bedeutend, ausdrucksvoll würde, die Kunst soll aber ja nach Herbart nichts ausdrücken. — In der Musik bezeichnet man durch das Wort Komponieren das Ganze der schaffenden Tätigkeit. Der Formalismus, der seinen Standpunkt in dieser Kunst nimmt, beeile sich nicht zu sehr, dies für sich zu benützen und auf alle Künste anzuwenden. Die Konsequenzen, die sich daraus ergäben, sind soeben gezeigt. Wir wollen aber bei der Musik stehenbleiben und jene früher angeführten Stellen, worin dieser Kunst doch so etwas von Gefühlsausdruck zugestanden wird, beim Worte nehmen. Hat nun der musikalische Künstler nichts zu tun, als im Rahmen von Takt und Tempo Tongruppen aufeinander

zu richten, daß ihr Verhältnis ein akustisch harmonisches wird? Muß nicht die Gruppe eine gefühlte sein? Nun wäre es aber, wenn Komponieren alles ist, ganz gleichgültig, ob dort der Schmerz lahm, hier die Lust seicht ausgedrückt wird; sind beide Glieder so matt wie sie mögen, sie können in der Mattheit noch des Gegensatzes genug enthalten, um sich wechselseitig zu spannen und zu heben; es braucht überhaupt gar keine Erfindung; wer Harmonielehre, Generalbaß versteht, wird schon ein ganz hübsches Verhältnis-Zimmerwerk zustande bringen. — So wird es aber doch wohl der Sprachgebrauch nicht meinen; er entstand eben zufällig, wie es zu gehen pflegt, nahm ein Moment aus dem Ganzen heraus als Bezeichnung für dieses und wollte damit nicht die andern ausschließen, nicht sagen, daß Zusammensetzen alles sei.

Nur noch ein Wort vom Unterschied zwischen Formtalent und ganzem, wahrem Talent. Wie will der Formalist einen Dichter, der im Grunde mehr Verskünstler, als wahrer Poet, der im Inhalt bloß an- und nachfühlend, nicht original ist, von dem geistvoll originalen unterscheiden? Gedanken hat der erstere auch, und weiß sie ganz wohlgefällig aufeinander zu richten, nur sind sie nicht tief, nicht neu. Das ist aber ja ganz gleichgültig nach dem Prinzip der reinen Form, es dürfen ja „verbrauchte" Gedanken sein. Man kann von W. Schlegel nimmermehr sagen, daß er nur mit verbrauchten Gedanken operiere, noch viel weniger von Grillparzer und Halm, die vollends gewiß keine bloßen Verskünstler sind, doch himmelweit ist noch ihr Abstand von Goethe und Schiller; worin besteht er? Oder, die bildende Kunst ins Auge zu fassen, z. B. die Malerei: wodurch unterscheidet sich Giulio Romano, Vasari, Franz Floris von Raffael und Michelangelo, wodurch die sämtlichen Eklektiker von allen großen Meistern, aus denen sie ihre Formenharmonien zusammenlasen?

Ich habe nur wenige Bemerkungen noch hinzuzusetzen. Daß diese Theorie praktisch zu totem, konventionellem Klassizismus führen muß, ist anderwärts gesagt. Eigentlich führt sie zu gar nichts, dies glaube ich gezeigt zu haben. Wie die Ästhetik als „exakte Wissenschaft" dem Künstler besser soll dienen können als die sogenannte Gehaltsästhetik (Studien und Kritiken Seite 265), mag ein anderer begreifen. Was meßbar ist, lernt der Künstler messen in der Schule

ohne Ästhetik. Aber auch nach den Formalisten läßt sich ja nicht alles messen, mindestens die Gedankenverhältnisse in der Poesie nicht. Daß das Kunstwerk Einheit in der Vielheit darstellen soll, hat man gewußt, ehe es einen Formalismus gab. Wenn nun der Künstler, was man messen kann, messen lernt ohne die Ästhetik, und wenn ihm im übrigen der Formalismus nichts Neues sagt, was soll er denn aus ihm lernen? Wie er die Formen beseelen soll? Aber was diese Theorie unter Beseelung versteht, das haben wir ja gesehen. Doch möge sie immerhin unfruchtbar sein; die Ästhetik kann nicht schaffen lehren; aber durch die Hereinziehung aller möglichen außerästhetischen Gebiete muß sie für den Künstler nur noch mehr kopfverwirrend werden als für den, der sich wissenschaftlich damit befaßt und wenigstens leichter als dieser, der sich mit dem Geschäfte der Entwirrung nicht plagen kann, einsieht, woher die Verwirrung kommt. Eigentlich würde nun aus Allem folgen, daß durch ein solches System keine Richtung der Kunst mehr als die andere, weil keine, begünstigt wird. Wenn die Form an das Was nur angehängt wird, so ist kein Prinzip gegeben, zu bestimmen, wie viel oder wenig des Was genommen werden soll, um sie daran zu hängen. Zimmermann selbst stellt ja ein System der Wahrheit (charakteristische, naturwahre, realistische Kunst) in gleicher Geltung (Ästhetik § 197) neben ein System der Einheit (Idealismus, Klassizismus). Dennoch ist es nur natürlich, daß der Formalismus darin nicht konsequent ist, sondern entschieden die klassisch idealistische Richtung begünstigt. Denn zwar muß natürlich auch diese ihren Stoff von innen heraus beseelen, ein lebendiges Einheitsband zwischen Form und Stoff, wie es die formalistische Ästhetik abweist, kennt und besitzt auch sie, freilich aber ein zartes Band, das nur ein beschränktes Maß von naturwahren Lebenszügen herbeizieht und umfaßt; das beschränktere Maß aber kann leicht verwechselt werden mit der völligen Ausschließung. Es scheint, als ob die streng stilisierende Kunst nur ein System von Formen über ihren Gegenstand herspanne, es scheint, als ob der realistische, charakteristische Stil (auch der echte und berechtigte nämlich) stoffartig verfahre, und es wäre ein Wunder, wenn der Formalismus nicht diesem Scheine folgte. Daher eifert Zimmermann, wo irgend Gelegenheit ist, gegen das, was er Romantik nennt, d. h. keineswegs bloß gegen die falschen Stoff-

effekte, sondern erkennbar gegen den wahren kräftigen Lebensgeist in der Kunst. Er müßte eigentlich Shakespeare verdammen, der mit so rücksichtsloser Gröbe in die Lebenswahrheit hineingreift und — unter Schönheit leblose Harmonien verstanden — uns als Losungswort entgegenruft: tausendmal lieber unschön, wenn nur lebendig! In der Geschichte unserer Literatur hat sich wirklich die klassische Stilrichtung mit dem Begriffe der reinen Form, obwohl sie einander eigentlich nichts angehen, merkwürdig verschwistert. Goethe „schafft sich Shakespeare vom Halse", wird einseitig klassisch, behandelt seinen Faust geringschätzig und leichtsinnig, weil er schlechterdings im genial naturwahren Stil, der uns nördlichem Volke doch der einzig bleibend und wahrhaft zusprechende ist, fortgeführt zu werden verlangte, der Dichter aber diesen Stil als barbarisch verachtete, und stellt dann unter die „Fratzen" die griechische, plastische Helena, um alle Einheit des Stils sicher zu vernichten und durch den Frost der Allegorie diese Vernichtung zu vollenden; er schreibt seine Natürliche Tochter, ein höchst belehrendes Bild von ästhetischer Abrundung auf Kosten der Fülle, Wahrheit und Schlagkraft des Lebens, und um dieselbe Zeit mehren sich seine Äußerungen über die einzige Geltung der reinen Form. Goethe hat als Dichter (nur als lyrischer nicht) auffallend früh gealtert, namentlich vermochte er auffallend früh keine Leidenschaft mehr darzustellen; der Grund dieser Erscheinung ist nicht bloß, aber hauptsächlich in dem vereinigten Einfluß seiner gräzisierenden Geschmacksrichtung und dieses Formprinzips zu suchen. Schiller lief ähnliche Gefahr, aber wir dürfen glauben, daß ihn, wäre er am Leben geblieben, sein stärkeres Feuer dauernd vor so verfrühter Auskühlung mehr geschützt hätte, als Goethe seine viel höhere Begabung. Von diesem gefährlichen Punkte, auf dem sich unsere großen Dichter mit dem Gedanken der reinen Form, der „Vertilgung des Stoffs durch die Form" befanden, führt eine gerade Linie zu der Romantik, die von der Verflüchtigung des Stoffs ausgieng — und wo ankam? Nun, bei der Verflüchtigung erst gerade recht der *Form selbst*, beim eiteln Formenspiel und der gleichzeitigen Loslassung der grassesten Stoffeffekte. Es ist dies ein Punkt, der in unserer Literaturgeschichte oft genug zur Sprache gekommen, aber noch lange nicht gründlich genug verfolgt worden ist. Dazu ist hier nicht der Ort. Nur das füge ich noch hinzu, daß das

hier besprochene Buch auch durch seine tiefe Unlebendigkeit der kälteren und vornehmeren Stilrichtung entfernt verwandt erscheint. Sehr wohl weiß ich, daß Wissenschaft des Schönen etwas Anderes ist als das Unding: schöne Wissenschaft. Das strenge, scheinlose Denken muß sich hüten, ins Dichterische zu verfallen. Aber der Ästhetiker muß doch seinen Gegenstand lebendig schauen und fühlen, ehe er ihn denkt; nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu. Er muß also Nerv haben, und das wird man ihm anspüren, auch wo er dem Nerv nicht gestatten will, zu schwingen. Es wird daher Natur auch in einem Werke des streng forschenden Geistes zu fühlen sein. Und, dies vorausgeschickt, darf ich sagen, daß ich in diesem Werke keine Natur, keinen Puls gefunden habe. Es finden sich einzelne geistreiche Stellen, aber sie hervorzuheben sei mir dafür erlassen, daß ich mich andrerseits enthalte, eine Distellese von Stilproben preiszugeben, die ich mir nebenher angelegt habe, von Sätzen, die so verzwickt gebaut sind, daß man die Hälfte der ganzen Geduld, die man zum Verstehen des Gedankens braucht, an das Konstruieren der Perioden ausgeben muß.

Erlassen wird man mir nun auch, daß ich auf die Schrift von Theod. Vogt über Form und Gehalt in der Ästhetik und speziell den 7. Abschnitt darin, der sich polemisch mit mir beschäftigt, noch eintrete. Es könnte dabei nichts zur Sprache kommen, was nicht in dieser Kritik bereits besprochen ist, es würde nur zu Wiederholungen führen; zudem ist der genannte Abschnitt gegen eine Arbeit gerichtet, die ich nicht mehr zu vertreten habe, nämlich gegen den Artikel: „Über das Verhältnis von Inhalt und Form in der Kunst", besonders abgedruckt aus der Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich 1858, den ich schrieb, als mir das formalistische System noch nicht entwickelt vorlag*); erst die Geschichte der Ästhetik und die Ästhetik von R. Zimmermann haben klaren Einblick gegeben.

Nicht ohne Grund habe ich diese Theorie so eingehend behandelt. Der Standpunkt der reinen Form spielt, unklar aufgegriffen aus der Masse landläufiger Reflexionen, keine kleine Rolle in der Praxis der Kunstkritik und der Kunst selbst. Gar Viele, die sich niemals strenge Rechenschaft über ihn gegeben haben, gebrauchen ihn als

*) S. hier oben S. 198—221.

Maßstab des Urteils in der ersteren und folgen ihm als Richtschnur, stecken sich unter ihn als Deckmantel der Schranken ihres Könnens in der letzteren, beide freilich inkonsequent und unbewußt dieser Inkonsequenz, selbstzufrieden in ihrer Konfusion. Beide sollen einmal sehen, wie es mit seiner Begründung aussieht und wohin er eigentlich führt, wenn er in Gestalt eines Systems auftritt. Will sich also Einer und der Andere die Bemühung auflegen, mir in dies Labyrinth zu folgen, so ist meine Arbeit, obwohl zunächst rein im Interesse der Wahrheit an sich unternommen, doch wohl auch für die Klärung des Urteils in der ausübenden Kritik und Kunst nicht vergeblich. Es handelt sich um eine ganze starke Strömung, die, aus verworrenen Begriffen von der reinen Form fließend, in der Gegenwart durch diese Gebiete geht und zu deren Bekämpfung oder Regulierung auch nur indirekt beigetragen zu haben sich doch wohl der Mühe lohnt. Ein Blick auf die Malerei und die Kunstkritik in diesem Gebiete soll mir noch dienen, zu zeigen, wie notwendig es ist, in den Grundbegriffen aufzuräumen.

Der sogenannte Realismus ist besonders in dieser Kunst stark vertreten, und zwar meist (nicht notwendig) als Kolorismus, d. h. als Bevorzugung der Farbenstimmung auf Kosten idealen Wertes in Zeichnung und Ausdruck, Courbet und seine Richtung hat auch in Deutschland zahlreiche Anhänger. Nun scheint eine solche Richtung mit dem Formalismus gar nichts zu tun zu haben. Er scheint den Idealismus zu begünstigen, wie kann er im Gegenteil auch den koloristischen Realismus zu begünstigen scheinen? Er hat an sich keinen Grund, sich mit Farbenakkorden zufrieden zu geben und nicht ebensosehr auf Linienharmonie, auf ästhetischen Wert der Zeichnung zu dringen. Nun aber wie ist es mit dem Ausdruck? Farbe und Zeichnung verbunden sind die Mittel, ihn hervorzubringen. Zunächst scheint er nach dem formalistischen Prinzip rein abgelehnt; denn die Kunst soll ja nichts ausdrücken, die Formen sollen wesentlich nicht „bedeutend" sein, d. h. nicht nur nicht bedeutend im Sinne des reflektierten Symbols (was auch wir nicht wünschen), sondern auch im direkten Sinne des Wortes nicht, wonach der Gegenstand nur sich selbst bedeutet. Dennoch kann der Formalist ihn in gewissem Sinne gelten lassen, denn er gibt doch zu, daß die Kunst Gegenstände, Bilder von Gegenständen als Träger wohlgefälliger Verhältnisse

duldet. Bildet man einmal einen Gegenstand ab, so soll er auch den ihm zukommenden Ausdruck haben. Allein es ist eben doch ein bedenklicher Punkt. So wie dieser Ausdruck individuell, charaktervoll wird, so droht er, das Interesse auf das verbotene Was wegzuleiten. Es wird also z. B. (formalistisch zu sprechen) der menschliche Körper, namentlich das Angesicht, benützt, um die feinste Durchdringung aller Farben mit herrschendem Rotgelb vorzutragen. Wird dazu ein interessanter Kopf in interessanter Stimmung gewählt, so ist Gefahr, der Betrachter könnte meinen, es sei um den Kopf, statt um diese Farbenharmonie zu tun. — In der jetzigen Kunstkritik nun ist, wie gesagt, der formalistische Standpunkt in dilettantischer Blindheit gegen seine Konsequenzen stark vertreten. In dieser Blindheit ahnt solche Kritik nicht, daß es eigentlich schon zu viel ist, wenn sie stimmungsvolle Farbenwirkung fordert, denn am Stimmungsvollen ist es nach dem Formalismus nicht gelegen, da hätte die Farbenharmonie ja den Zweck, den Gegenstand, zu dem die Farben stimmen, Individualität, Zustand eines Individuums darzustellen, und wir haben doch gesehen, daß nach dem Prinzip auch eine ganz gegenstandlose Zusammenstellung harmonischer Farben schön heißen muß, ja daß das wahre, reine Kunstwerk ein unsichtbares harmonisches Disponieren von Etwas-Punkten im Geiste des Künstlers ist. Doch das wird naiv genug übersehen und stimmungsvoller Charakter also von der Farbe immerhin gefordert. Nur möglichst wenig „Gegenstand" wird verlangt, nur so kahl als möglich soll der „Inhalt" sein. Nun kann allerdings der Maler mit einem Minimum von Gegenstand ein höchst bedeutendes Bild herstellen, wenn er Geist hat, und zwar einmal gewiß in der Landschaft. Ein Sumpf, eine alte Weide, schilfiges Ufer kann genügen, wenn er durch Licht, Helldunkel, Farbe einen Stimmungston ergreifender Melancholie über dies wenige verbreitet, da handelt er, geführt von jener nun öfters besprochenen Art von Symbolik, auf die sich der reine Formalismus nicht einläßt. Was man Gegenstand, Inhalt nennt, ist nun nicht die Weide, der Sumpf, das Stück Ufer, sondern diese Seelenbewegung; diese ist der Inhalt, die „Idee". Es ist nicht eine Kombination von Farben mit einem Nichts, sondern es ist durch das Medium der Farbe eine inhaltsvolle Stimmung. Nun aber wird nicht nur dies nicht bedacht, sondern auch die besondere

Natur der Landschaftsmalerei nicht, und so wird der Satz von der Gleichgültigkeit des „Gegenstands", den man sich durch das unrichtig verstandene Beispiel begründet zu haben glaubt, auf andere Gebiete übergetragen; zunächst auf das Sittenbild. Fordern wir nun hier einen guten Gedanken, d. h. Erfindung, Wahl eines Lebensbildes, das herzlichen Spaß macht, gemütlich erwärmt, ernst ergreift, tief rührt, so heißt es: halt! Verwechslung mit der Poesie! Ihr sucht bei der Malerei einen Genuß, eine Rührung, die ihr bei der Dichtkunst, etwa bei der Novelle, Idylle oder gar Anekdote suchen solltet! Was man ebensogut mit dem Wort sagen könnte, das zu bringen ist nicht des Malers Aufgabe, sein Element ist die Farbe! — Es ist nun ganz wahr, daß die Grenzen beider Künste oft genug übersehen und Dinge gemalt werden, die vielmehr zu erzählen wären. Aber darum ist noch lange nicht unmalerisch, was immerhin auch mit Worten geschildert, erzählt werden könnte; Vieles taugt nur für das Wort, Vieles für Wort und Pinsel. Es ist ferner wahr, daß auch im Gebiete der Menschendarstellung der Künstler gern schlichte Motive den sehr bedeutenden, stark bewegten und spannenden vorzieht; einmal, weil er an diesen besser zeigen kann, was er als solcher vermag: mit seinem Geist eindringen in den Gegenstand, den innern Lebensgrund desselben wie einen verborgenen Schatz ausgraben, heben, ans Licht stellen, so z. B. im Porträt einem nicht eben interessanten Kopf ungleich mehr Lebenswärme, Salz des Lebens abgewinnen, als er in den gleichgültigen, trägen Momenten des Daseins zu haben scheint. Dies ist aber ja kein bloß formelles Tun, ist ja auch ein Hineinlegen von Gehalt, wenn man „hineinlegen" nennen darf, was nur ein ganz ungewaltsames, tiefes Sich-Hineinversetzen ist. Der zweite Grund liegt darin, daß das der Persönlichkeit eigentümliche Leben in vollerer Totalität erscheint, wenn nicht Leidenschaft sie einseitig bewegt; die Kunst gibt gern ein ruhiges Existenzbild, weil sie in diesem besser ein generell und individuell wahres Charakterbild geben kann. Der dritte Grund ist der, daß bei einem spannenden Bilde heftig bewegten Lebens die Gefahr naheliegt, daß der (sogenannte) Stoff für sich Effekt bewirke, statt in seiner Einheit mit der Form der ruhigen Kontemplation entgegenzukommen. Allein alles dies schließt keineswegs aus, daß der Künstler bedeutende, reiche, stark bewegte Stoffe

behandeln und sich doch ganz als Künstler daran erweisen kann, sondern fordert nur, daß er von solchen sich nicht beherrschen lasse, sondern sie so bewältige, daß sie in seiner Darstellung nicht leicht ein pathologisches Interesse wecken. Alle diese Einräumungen legen auch nicht ein Quentchen in die Wagschale des Formalismus; aus keiner derselben geht irgend hervor, daß der Gegenstand nur ein Gerüste für Farbenharmonien sei und daß, wenn er bedeutend ist oder durch den Künstler wird, zum ästhetischen Wert ein zweiter, außerästhetischer hinzukomme. Doch der Irrtum, von dem hier die Rede ist, der falsch verstandene und angewendete Satz von der Gleichgültigkeit des sogenannten Gegenstandes liegt tiefer; er trennt den geistigen Akt, den Phantasieakt, wodurch der Künstler aus der Masse der Bilder, die das Leben an uns vorüberführt, eines herausgreift und künstlerisch im Innern umbildet oder frischweg ein Bild, das packt und wirkt, erfindet: diesen Akt trennt er von dem andern, wodurch der Künstler die Farbe zu einem stimmungsvollen Ganzen verarbeitet. Warum soll denn nun Beides im Geiste des Künstlers nicht e i n Akt sein können? Warum soll in ihm die Frage: ist auch Leben und Wärme in dem, was ich vorstellen will? nicht zusammenfallen können mit der Frage: wie wird es sich in der Farbe präsentieren? Es wird nun nicht nur in zwei Akte zerschnitten, was e i n Akt sein kann, sein s o l l, sondern der eine von den vermeintlich zwei Akten, nämlich die Erfindung, wird als gleichgültig beiseite gestoßen und die Folge ist — eine Welt von gut gemalten und langweiligen Sittenbildern. Als ob das Malerauge nur dann ein wahres Malerauge wäre, wenn es aus allen möglichen Steinklopfern, deren man an jeder Landstraße gar wohl manches gemütlich ergötzende oder ernste Gedanken an Menschenlos weckende Individuum finden kann, die zwei nichtssagendsten, indifferentesten Figuren herauswählt und nun als Träger für eine gutgehaltene Farbenstimmung benützt! Wir sprechen, wie schon gesagt, indem wir diese Art von Kunstkritik beurteilen, zugleich vom Künstler selbst und von seinem Urteil. Dem Maler nun kann es leichter verziehen werden, wenn er, der ganzen Schwierigkeit seiner Technik sich bewußt, von dem Anblick der Meisterschaft in dieser einen Seite des wahren Ganzen so hingerissen wird, daß er die andere, die innere Seite vergißt und über ein Bild, das, nach dieser betrachtet, schwach und leer ist, in Entzücken gerät, aber

es ist Pflicht, ihn zu warnen. Wer Menschen malt, hat mehr zu leisten, als eine landschaftliche Stimmung, Genrebild und Landschaft sind zweierlei. Dieses begreifliche und entschuldbare Übersehen kann aber zu üblen Mißurteilen führen, zu solchen nämlich, die nicht nur Hohlheit, sondern auch Krankheit des Kerns übersehen. Die Abundantia-Bilder Makarts sind in der Farbe bewundernswert, und zwar die Farbe nicht abstrakt verstanden, denn sie ist herrlich gestimmt zum Gegenstand, d. h. zum Ausdruck der Lebensfülle, des Vollgenusses. Sieht man aber nach der Zeichnung, wie sie nicht nur die Gestalt, sondern auch die Bewegung zu geben hat, und nach dem Ausdruck, den Farbe und Zeichnung vereinigt hervorbringen, so hat man hier nicht etwa ein Bild trunkener, doch gesunder Sinnenseligkeit vor sich, wogegen nur ein Pietist und Moralist eifern könnte, sondern ein Bild nervös erhitzter und auf der Höhe der heißgebrühten Wonne schon halb verbrecherischer Sinnlichkeit. Dieser Ausdruck liegt nicht etwa in irgend einem Teile, der die Schamhaftigkeit in nachweisbarer Art verletzen würde, sondern in den Zügen eines Teils der Köpfe: man bemerke die schwimmenden Augen und hängenden Unterlippen der einen (schwarzhaarigen) Abundantia, deren Kopf übrigens von rassemäßig bedeutender Bildung ist, wenn auch nicht so schön wie der Kopf der Hauptfigur des zweiten Bildes; dieser Ausdruck liegt ferner in einer gewissen Gemeinheit anderer Köpfe (wie dem des lüstern blickenden Hirten); er liegt in gewissen Stellungen, namentlich in der Art, wie die nackte Figur am Wasser mit gegrätschten Beinen kauert, er liegt in der Verbindung von modernen hohen Frisuren und Pompadour-Schnabelschuhen mit blühenden Formen, deren an sich keineswegs zu tadelnde teilweise Entblößung nun erst, weil sie nicht mehr einen Unschuldsstand ausdrückt, falsch pikant wird, er liegt endlich in einem Durcheinanderbaumeln der Figuren, welches in einem Grade das Auge verwirrt, den keineswegs der darzustellende Zustand der trunkenen Lust und keineswegs die Bestimmung der Bilder für eine hohe Saalwand entschuldigt. Das Auge soll unterscheiden können, auf welchem Plane die Figuren eines Bildes stehen, sei es auf kleine oder große Distanz, und mag ein Bild auch für einen Bankettsaal bestimmt sein, es wird doch nicht nur im Champagner- oder Tokayerrausch angesehen, der freilich nicht nach Haltung fragt. Ein Bild von unerreichter Blüte

der Farbe mit einem Krankheitswurm dahinter; saftiges, wallendes, blutreich pulsierendes, kochendes Leben, das auch — wie soll ich sagen? — etwas Beigeschmack von demi-monde und Offenbach hat, oder lieber: in den Überreiz einer Art von breiiger Üppigkeit versotten ist?! Wie gesund, wie unschuldig sind dagegen die Alten in weit kühnerer Darstellung der bacchantischen Lust! Der geschilderte Charakter findet sich aber in den Formen des Bildes, nicht neben denselben, wird nicht in sie hineingesehen, sondern aus ihnen herausgesehen, nur allerdings von dem schwerlich, dem die Form „nichts bedeutet".

Es knüpfen sich interessante Betrachtungen an eine solche Erscheinung. Von bloßer Technik darf man da natürlich nicht sprechen; wo in der Kunst ungemeine Virtuosität ist, da ist immer auch Geist, der geniale Virtuos der sogenannten Technik wird immer auch in Erfindung übergehen, um seine Meisterschaft vortragen zu können, und der Geist seiner Erfindung wird sich nach dem Elemente bestimmen, in welchem er Virtuos ist. In der Farbe liegt, wenn ihre Herrschaft nicht durch höhere Künstlerkräfte wie bei den großen Venezianern veredelt wird, etwas Heißes, Brennendes, Trunkenes, und diese Stimmung wird sich in die Erfindung, die Komposition des Farbenvirtuosen hinüberlegen, er wird gern phantastisch üppige Motive wählen. Ich habe Makarts sogenannte Sieben Todsünden oder Pest von Florenz noch nicht gesehen, nur neuerdings die Studie einer Figur zu diesen Bildern, die „Resignation" vorstellend. Wieder ein Meisterwerk leuchtender Farbengebung, aber ein eigentümliches Bild der Resignation. Die schlaffen, zermürbten Formen des Gesichts, die Ringe unter den Augen, die zerwühlten Haare sagen, daß dies Weib vom wildesten Genusse soeben herkommt, und daß es sich wohl mehr um Überdruß als um Resignation handeln dürfte: ein Anblick, der den Ekel auf den Betrachter überträgt. Ein Farbenvirtuos wird guttun, Motive festlicher Pracht zu wählen, welche eine Versuchung zu solcher Art von Üppigkeit nicht enthalten und ihm doch Gelegenheit geben, die Feuerwelt der Farbe in ihrer ganzen Glut walten zu lassen; es ist daher nur erfreulich, daß Makart in seiner Katharina von Cornaro nach einem solchen Stoffe gegriffen hat. Ich weiß nicht, wieviel oder wie wenig die Vergleichung hinkt, wenn ich ihn einen koloristischen Paganini nenne, denn ich kenne diesen Wundermann, der einst mit seinem Fiedelbogen alle Welt

besessen machte, nur vom Hörensagen. Wie aus der Farbe etwas Trunkenes, so steigt aus dem Tone, wenn sein Element nicht durch gehaltene Empfindung beherrscht wird, ein nervös zuckender Dämon auf, fährt prickelnd in die Komposition und galvanisiert sie zu zappelnden Sprüngen, rasendem Wechsel zwischen dem Innigsten, Zartesten, Rührendsten und Ausgelassenheit, Wahnwitz, Wut, Verzweiflung. Hinken wird die Vergleichung am ehesten nach der Seite der Unruhe; der Virtuos des Kolorits, mag er in Zeichnung, Bewegung, Komposition noch so unruhig sein, wird in der Farbe an sich mehr Harmonie der Stimmung suchen als der Musikvirtuos in den elektrischen Batterien seiner Töne.

Auf den Formalismus zurückzukommen, so ist meine Meinung natürlich nicht, daß er es direkt zu verantworten habe, wenn ein unsauberer oder toller Geist in die vom innern Bande losgerissene Technik fährt. Ihm wird es genügen, wenn ein Werk der Kunst nur langweilig ist. Aber da er eben von dem innern Bande nichts weiß und will, so darf er sich auch nicht beklagen, wenn die Bewunderer solcher unechten Kunst oder ihre virtuosen Meister selbst sich auf seine Sätze berufen. Die Form, die im Leeren flattert, mag treiben, was sie will, sie kann ihm zurufen: du hast mich freigelassen, du hast mir keine Unart zu verweisen.

Wir fahren in unserm Thema fort. Es war vom Sittenbilde die Rede. Das Entzweireißen dessen, was untrennbar Eines ist, das Isolieren eines Teils der Form und die Beurteilung des Ganzen von Form und Inhalt nach diesem Teile wird auch auf die historische Malerei übergetragen (zu der wir nach üblichem Sprachgebrauch das religiöse Bild zählen), und die entsprechende Praxis, virtuoses Kolorit ohne Geist oder mit unerfreulichem Geist in Zeichnung und Ausdruck, wird sich gern den deckenden Schild einer solchen Kritik gefallen lassen. Ein Correggio steht hoch über den Erscheinungen, die ich vorhin charakterisiert habe, er gebietet über eine Grazie einziger Art, aber man weiß, wie sehr er es doch liebt, uns in eine Stimmungswelt zu versetzen, wo gleichsam derselbe Nerv am einen Ende von den Bebungen des geistigsten Entzückens, am andern von heißen Reizen der Geschlechtslust vibriert, und man begreift, wie diese sublime Mischung von Sentimentalität und Kitzel sich an die Palette eines Künstlers knüpfen konnte, der eben selbst ganz Nerv ist, lauter

sensibles Organ für das Gefühl des Fleisches und Helldunkels. Aber es kann auch kommen, daß ihm seine koloristische Virtuosität und der Charakter des darzustellenden Gegenstandes rein auseinanderfällt, so daß er nun nach der letzteren Seite nicht sentimental, nicht überreizt, sondern ordinär wird. Ein Bild dieser Art ist es, worüber ein Kritiker schreibt, Madonna und die Heiligen seien zwar unbedeutend, gewöhnlich in Form, Haltung und Ausdruck, aber der Zauber des Helldunkels und der Farbe mache das Bild für jeden, der die Schönheit eines Gemäldes da suche, wo sie zu suchen ist, dennoch zum vollendeten Kunstwerk. Da stände es denn hübsch mit der Kunst des Malers! Er gibt vor, er male uns Heilige, Madonnen, Helden, Götter — ein Narr, wer's ihm glaubt! Er will nur Farbenharmonien geben, und um sie zu geben, um die Farbenkontraste und ihre Lösungen zu motivieren, dienen ihm beliebige Figuren als Teilungsmittel für seine Fläche!

Und gerade wie der Formalismus als System die Ethik in die Ästhetik hereinzieht, so findet man dieselbe Kunstkritik ein andermal plötzlich auf dem entgegengesetzten Extrem: jetzt wird in heiterer, phantasiereicher Erfindung, gesunder Lebenswahrheit, tüchtigem nationalem und sittlichem Gehalt der wahre Wert eines Kunstwerks gesucht, die Meisterschaft im Kolorit ohne Weiteres als leere Virtuosität abgeurteilt, hiemit die Konfusion umgedreht und der innere Wert auf falsche Weise dem koloristischen entgegengestellt. Ist ein Bild leer an Erfindung, Geist, Inhalt, aber meisterhaft in Farbe, so liegt eine Entleerung dessen vor, was ursprünglich nicht leer ist. Das Kolorit hat sich nicht abstrakt ausgebildet, das Farbengefühl der Meister, die es zur Höhe führten, war Lebensgefühl, sie haben den Stimmungsausdruck der Farben in der Natur erkannt und das Material ihm zugebildet. Nachdem dies geschehen, läßt sich ihre Kunst nachahmen ohne oder nur mit einem schwachen Nachschein von Seele, wie das Versmaß, das von der Stimmung zum Ausdruck der Stimmung erfunden ist, ohne sie. Ist ein Bild leer an Geist, aber gut gemalt, so liegt also ein Widerspruch vor, das Kolorit hat in sich den Nachschein seiner ursprünglichen Bedeutung, hält aber nicht, was es verspricht, weil es an ein Nichts geknüpft ist. Genau so verhält es sich ja mit der Zeichnung. Die Nachahmer Raffaels lernten ihm die einzige Art seiner Linienführung bis auf einen ge-

wissen Grad ab, sie blieb ihnen aber, weil die Seele, die sie geschaffen, nicht in ihnen wohnte, tot in der Hand, ohne daß man irgend mit Zirkel und Lineal nachweisen könnte, wo der Fehler denn eigentlich sitzt; und in richtiger Erkenntnis sagt Vanloo zum bayrischen Meister Mannlich, nachdem er ihn gelobt, daß er von Raffael entzückt sei: „Hüten Sie sich jedoch, ihn nachahmen zu wollen, Sie werden ihn nicht erreichen, aber kalt wie Eis werden."

Es ist die höchste Zeit, daß ich von der Kritik zur Selbstkritik, vom Nehmen in die Beichte zum Bekenntnis der eigenen Sünden zurückkehre. Eigentlich hätte ich mich noch mit Lotze und Schasler auseinanderzusetzen. Nun wird aber niemand einen Schriftsteller verpflichtet glauben, daß er sich mit allen Gegnern so einläßlich beschäftige, wie ich es mit den Formalisten getan. Hier handelte es sich um ein Prinzip, das der Richtung, zu welcher ich gehöre, in vollem Widerspruch entgegengestellt, gut oder übel begründet und zum System ausgebildet ist. Ein Urteil über dieses Prinzip durfte ich nur auf Grund eingehender Untersuchung seiner Fundamente und des ganzen Gebäudes aussprechen. Die beiden Genannten sind nicht prinzipielle Gegner. Lotze bekämpft den Formalismus, steht also auf meiner Seite; welche Stellung Schasler in dieser Grundfrage einnehmen wird, ist durch seine kritische Geschichte der Ästhetik, den ersten grundlegenden Teil des noch zu erwartenden Systems, noch nicht völlig ins klare gebracht. Mir wirft er vor, daß ich inkonsequent das Schöne bald für ein reines Formwesen erkläre, bald nur zu sehr durch den Gehalt bedingt sein lasse, so daß ich für den würdigsten die sittlichen Mächte des öffentlichen Lebens erkläre. Von diesem Punkte ist bereits oben bei Anlaß des gleichen Vorwurfs der Herbartischen Schule die Rede gewesen; ich habe mich auf die Stimmung der Zeit berufen, in der die Ästhetik geschrieben wurde, und darauf gerechten Anspruch an die Billigkeit der Beurteiler gegründet; wichtiger ist der Anspruch auf Berücksichtigung des damaligen Standes der Wissenschaft. Der Formalismus hatte sich noch nicht zu einem Lager gesammelt, die Sache stand nicht auf der Spitze wie jetzt; daher ist es doch wohl nachzusehen, wenn, was scharf zusammengefaßt sein sollte, noch in nicht zusammengestellten Sätzen auseinanderliegt und meine Definition des Schönen selbst sehr bestreitbar ausfiel. Darüber habe ich mich aber ja schon im 5. Heft dieser

Kritischen Gänge (Seite 132 ff.*) ausgesprochen, und dieses Heft lag ja Schasler vor. Übrigens, daß meine Ästhetik nicht nur ermangle, ihre Sätze gehörig zusammenzufassen, sondern daß diese Sätze sich auch widersprechen, kann ich nicht zugeben; wenn sie aufstellt, das Schöne sei reines Formwesen, und doch den Inhalt als wesentlich premiert, so ist unter Form verstanden der reine Schein, und unter diesem nicht, was die Formalisten reine Form nennen, sondern die Anschauung des Gegenstandes als bloßen Bildes, im Bild aber erscheint der Inhalt in seiner Form; nur nach dem Stoff im Sinn der Materie und nach der empirischen Existenz des Gegenstandes wird nicht gefragt (siehe § 54, 55).

Die angegebene Stelle der Kritischen Gänge spricht von der Definition und ihrem bedingten Werte und führt eine Reihe von Definitionen des Schönen auf. Weil ich auf diesen Punkt zurückgekommen bin, so mag der Anlaß dienen, Alles, was an verschiedenen Stellen der obigen Kritik des Formalismus über Beseelung oder Beseeltheit und Harmonie gesagt ist, schließlich in folgende Sätze zusammenzufassen, die auch zu einer Definition des Schönen führen, durch welche die genannte Reihe immerhin noch vermehrt werden mag.

Sagen wir also einmal statt Idee, Gehalt einfach: Beseeltheit und verstehen darunter natürlich etwas gründlich Anderes als die Herbartische Schule, wovon ja oft genug die Rede gewesen ist. Nun behaupten wir angeblichen Gehaltsästhetiker: das Schöne ist beseelte und harmonische Erscheinung. Die Formalisten halten uns entgegen: von diesen zwei Bestimmungen kann nur eine die wahre sein, das „Und" ist zu verwerfen; nun ist Vieles beseelt, ohne schön zu sein, Vieles schön, ohne (in eurem, der Gehaltsästhetiker, Sinn) beseelt zu sein, also ist von den zwei durch das Und verbundenen Begriffen nur der zweite der wahre, das Wesen des Schönen bestimmende. Von den Beweisgründen ist der erste zuzugeben: Vieles ist beseelt, ohne schön zu sein, denn schön ist es nur, wenn harmonisch, nicht alles Beseelte aber ist harmonisch; der zweite ist zu verwerfen, es ist nicht wahr, daß Vieles, daß irgend etwas schön ist, ohne beseelt zu sein; hier tritt mein Satz von der unbewußten, unwillkürlichen Symbolik ein, den die Gegner nirgends widerlegt haben. Nun zum andern der zwei Begriffe! Harmonisch ist sehr Vieles, ohne schön zu

*) S. hier oben S. 312—315.

sein, harmonisch ist z. B. jedes Werk der mechanisch-technischen Arbeit, harmonisch ein wissenschaftliches System, eine richtige Rechnung. Warum sind diese Dinge nicht auch schön? Weil sie nicht beseelt sind im Sinn eines frei lebendig individuellen Wesens, denn das verstehen wir ja unter Beseeltheit und begreifen darunter auch Handlungen Vieler, die der ästhetisch Schauende wie ein Individuum ansieht. Was folgt? Genau das folgt, daß das Schöne entsteht, wo Beseeltheit und Harmonie zusammentrifft, daß also das „Und" im Recht ist. Man kann somit das Schöne definieren durch: Einheit von Harmonie und Beseeltheit.

Ich weiß nicht, ob Schasler mit diesen Sätzen sich zufrieden gibt und, wie gesagt, überhaupt nicht, wie er es mit der Grundfrage zu halten gedenkt; es ist noch nicht klar, was er unter der höheren Vereinigung des Idealismus und Realismus versteht, die er in Aussicht stellt, schließe ich aber aus den mancherlei Stellen seiner Geschichte der Ästhetik, worin er von Form und Gehalt spricht, das Richtige, so steht er in der Grundfrage auf meiner Seite.

Habe ich es also mit keinen prinzipiellen Gegnern zu tun, so glaube ich freie Wahl zu haben, ob ich ihnen einläßlich in kompaktem Zusammenhang auf ihre Ausstellungen antworte, oder nur bei Anlaß, d. h. je wenn ich ohnedies an die Punkte gelange, gegen die sie gerichtet sind, oder gar nicht ausdrücklich, sondern nur mittelbar, indem ich ihnen überlasse, aus dem, was ich jetzt deutlicher und besser glaube sagen zu können, sich die Antwort zu entnehmen. Den ersten dieser drei Wege lehne ich ab und ziehe bei einigen Punkten den zweiten, bei andern den dritten vor.

Voraus schicke ich die Bemerkung, daß es ein eigenes Gefühl ist, sich feindlich an Stellen einer Haut gepackt zu sehen, die man doch längst abgestreift hat; mit etwas verändertem Bild: ein Gefühl wie der Schmerz, den ein Amputierter an einer Stelle eines abgenommenen Gliedes zu empfinden meint. Nicht nur die Teilung der Paragraphen in hart lapidarischen Text und erklärende Anmerkungen verwerfe ich längst, sondern erkenne auch die durchgehende Polemik als eine überflüssige Gewissenhaftigkeit; doch das sind Nebensachen, ich gebe mehr preis, und zwar die ganze Methode Hegelscher Begriffsbewegung, welche die immanente logische Bewegung der Sache selbst sein soll; ich gebe sie preis mit Gemütsruhe,

da ich dem orthodoxen Hegeltum längst entwachsen bin, natürlich ohne vergessen zu haben, wieviel des Inhalts von Hegels System ewig wahr und befruchtend sich erhalten wird. Mag also Lotze meinen dialektischen Schematismus tadeln, wie er will, aber eigentümlich ist es, wenn Schasler mich an einem Punkt angreift, wo er vielmehr eben erkennen konnte, daß ich aus der obligaten Schulobservanz doch mit einem Fuße schon heraus sei. Er macht es mir zu schwerem Verbrechen, daß ich sagte, die Geschichte der Ästhetik entspreche der logischen Begriffsfolge der Metaphysik des Schönen nur ungefähr. Er selbst ordnet die Geschichte der Ästhetik nach dem Begriffsschema: Empfindungs-, Verstandes-, Vernunfturteil. Das wäre ja immer noch etwas Anderes; ich könnte dies zugeben und doch bei meinem Satze bleiben. Doch ich weiß nicht! Gewiß muß in aller Geschichte ein Gesetz walten und die Philosophie der Geschichte bemüht sich, es zu finden, aber die Dinge dieser Welt sind gar verwickelt, die waltenden Entwicklungsgesetze unter einer so großen Masse dessen versteckt, was wir Zufall nennen, daß man zufrieden sein muß, wenn man in großen Hauptsphären sie mit einiger Sicherheit entdeckt hat, aber sich bescheiden, ihre vielverschlungenen Wege in jeder einzelnen Sphäre der Geschichte des Lebens und Forschens gar so sonnenklar aufzeigen zu können. Wirft mir Schasler im Übrigen mein altes Hegeltum vor, so darf ihm, was diesen Punkt betrifft, gesagt werden, er möge sich an der eigenen Nase fassen. — Nun rückt er mir fernerhin bei aller freundlichen Anerkennung doch gar vielfach Sophismus vor und versüßt zwar einmal die Pille mit dem Zusatz, sie sei natürlich nur objektiv gemeint, aber das ist wenig Zucker gegen ihre Bitterkeit. Du lieber Himmel! ich hab' es damals eben so gut gemacht, als ich konnte, hab's eben nicht besser gewußt. So gleich im Anfang: mit wie gutem Recht wird hier mir petitio principii vorgehalten, aber wie soll man über das berühmte Kreuz des Anfangs sich hinweghelfen, wenn man noch in den Banden der absoluten Logik liegt! Glücklich, daß Schasler in diesem Punkte frei von Schulbanden ist; er verspricht in seiner Schlußbetrachtung, den Ausgang von einer anthropologischen Begründung zu nehmen. Nun, nicht ebenso, aber ähnlich verspricht es der erste Artikel dieser Selbstkritik (Heft 5, Seite 24 ff.*) und Schasler schreibt, als wäre

*) S. hier oben S. 236 ff.

dies nicht geschrieben. Die Ästhetik mag ganz empirisch beginnen und, nachdem sie induktiv gesammelt hat, was der erfahrungsmäßige Eindruck des Schönen enthält, hat sie tiefer zu gehen, hat zu zeigen, warum ein solches Verhalten, wie das ästhetische, notwendig in der menschlichen Natur liegt, dann nehme sie aus der Metaphysik als Lehnsatz die Idee der Einheit des Universums hinzu und verbinde ihn mit der anthropologischen Begründung so, wie ich dort Seite 27 getan habe. Das ist kein vornehmer Anfang, noch viel schlichter als der, den Schasler verspricht, aber im Fortgang gelange ich mit seinem Anfang zusammen und sind wir im Grund hierin beide doch gleich schlichte Leute.

Lotze und Schasler greifen die Stellung an, die ich unter den Sphären des absoluten Geistes der Religion gegeben habe, und hiemit zugleich meine Auffassung ihres Wesens. Ich habe diesen Punkt näher beleuchtet in Heft 5, Seite 28 ff.*), habe dort meine Ansicht gegen naheliegende Einwendungen besser bewaffnet als in der Ästhetik, und nun keine Pflicht, auf diese Einwendungen noch einmal zu erwidern. Ich beharre bei meiner Ansicht, ja ich halte den betreffenden Abschnitt der Ästhetik für bestehend und bleibend in seiner Wahrheit.

Nun aber die große Hauptbeichte! Schasler ist nicht der erste, der mir die schwerste meiner Sünden vorhält, und ich darf mich nicht beklagen, denn daß ich ihrer mir längst bewußt bin, habe ich noch nirgends gesagt. Ich lasse — immer in gut althegliſcher Weise, als ob das eine Selbstbewegung der realen Idee wäre, der man nur so zusehen dürfe, — im Wesen des Schönen, nachdem ich es erst in seiner Allgemeinheit, ohne Rücksicht auf seine besonderen Formen entwickelt habe, eine Unruhe, eine Gärung, einen Kampf entstehen; die Idee überwiegt, sie drückt dem Bild (der Erscheinung) den Charakter des Verschwindens ins Grenzenlose auf, so entsteht das Erhabene; die Erscheinung mit den Kleinzügen des Endlichen erklärt für ihr verkürztes Recht der Idee den Krieg: so entsteht das Komische. Damit ist der Kampf zu Ende, das Schöne „kehrt aus dem Widerstreit seiner Momente in sich zurück" und — fertig! Schasler sagt, es sei schwer, hierüber nicht satirisch zu werden; gut, ich könnte die Satire ganz wohl auch selbst übernehmen. Schon die einfache

*) S. hier oben S. 239 f.

Erinnerung, daß es doch einmal gar manche Formen gibt, die bei solchem Fertigwerden gar kein Unterkommen finden, hätte mich eines Bessern belehren sollen; die wichtigste derselben, das Anmutige mit seinen Nebenformen, dem Niedlichen, Zierlichen usw. entgieng mir freilich nicht, aber ich brachte sie in der Lehre vom subjektiven Eindruck des Schönen unter, also gewiß am ungehörigen Orte, denn sie ist ja doch eine Form, die in der Wirklichkeit des Schönen objektiv selbständig auftritt.

Dies ist also längst erkannt, ein besserer Plan entworfen und in meinen Vorlesungen ausgeführt. Ich gebe zu, daß der Übergang vom Schönen in seinem allgemeinen Wesen zum Erhabenen durch das Häßliche zu nehmen, daß es ein Fehler von mir ist, wenn ich diesen absoluten Gegensatz des Schönen erst in zwei Untereinteilungen des Erhabenen, dem der Kraft, dann des bösen Willens, nachher aber, und hier erst in schärferer und intensiver Fassung, als Moment im Komischen aufnahm, wo es zugleich seine wahre Auflösung finden soll. Ich schalte hier zuerst die Bemerkung ein, daß ich das Häßliche auch im Tragischen hätte aufführen sollen, wo es ja in furchtbaren Bildern der Zerstörung und des Leidens sich entfaltet, — im Tragischen, das ich nach wie vor als eine, und zwar die höchste Form des Erhabenen betrachte; ich begreife nicht, wie man dies bestreiten kann. Nun zur Sache.

Der erste Teil der Ästhetik hat das Wesen des Schönen an sich zu untersuchen; die Frage ist, was schön, was das Schöne sei, wo immer und wie verschieden gestaltet immer es in der Wirklichkeit vorkommt. Was seine verschiedenen wirklichen Formen, und warum gerade diese es sind, haben die folgenden Teile zu untersuchen. Der erste bewegt sich also im rein Allgemeinen und heißt daher Metaphysik des Schönen. Dennoch tritt auch innerhalb dieser die Kategorie des Allgemeinen und Besonderen auf; auch im Schönen an sich sind besondere Formen zu unterscheiden. Wie verhält sich d i e s Besondere zu d e m Besonderen, das in den späteren Teilen auftritt, die von den realen Gestalten des Schönen handeln? Jenes ist eine Besonderung, die überall, wo das Schöne real wird, und zwar in verschiedenen dieser realen Formen zutage tritt, sie geht (obwohl nicht gleichmäßig) durch diese hindurch, sie ist also eine Besonderung i m Allgemeinen und schon hier zu untersuchen. Anschaulicher gesprochen: überall, wo das

Schöne real wird, d. h. wo der Mensch so weit gelangt ist, daß er die Dinge und Vorgänge als bloße Bilder zu betrachten vermag, freut er sich bald einfach über harmonische Formen, bald staunt er erhabene Formen an, bald lacht er über komische Erscheinungen. So schon außerhalb der Kunst im Gebiete des Naturschönen. Die wahre Realität des Schönen aber ist die Kunst, die Formen der realen Besonderung in ihr sind die Künste mit ihren Zweigen. Nun weiß jeder, daß z. B. das Komische nicht nur in einer Kunst, sondern (um die Frage nach seiner sehr beschränkten Rolle in der Skulptur hier beiseite zu lassen) in der Malerei wie in der Poesie, daß das Erhabene in allen Künsten zu vielfacher Ausbildung gelangt, und ebenso die Formen des leicht, gefällig und des großartig Anmutigen, die im ersten Teil meines Werks so mangelhaft behandelt sind. Es ist nun klar, daß Besonderungen, Unterschiede, die durch diese reale Welt hindurchgehen, im allgemeinen Teile, in der Metaphysik des Schönen zu behandeln sind. Es folgt, daß dieser erste Teil, abstrakt wie er als Ganzes ist, doch selbst auch vom Abstrakten — man könnte sagen: zum Konkreten, aber um Mißverständnis auszuschließen, sagen wir: zum Bestimmten fortgeht. Wie ist nun hier der Schritt zu dieser ersten Besonderung, die sich zu der realen Besonderung, von der soeben die Rede war, selbst noch wie Allgemeines zum Besonderen verhält, zu vollziehen? Wie ist dieser Übergang zu motivieren? Ich muß Schasler und seinen Vorgängern, Ruge und Weiße, Recht geben: hier tritt das Häßliche ein; es ist das Bewegungsprinzip, es ist das Ferment der Differenzierung, wie es Schasler ganz richtig bezeichnet. Man gelangt zu besonderen Formen im Schönen nicht ohne diesen Sauerteig, denn es gibt deren keine, die ihn nicht voraussetzt. Es geht ja in keiner Form des Erhabenen ohne einen gewissen Grad von Disharmonie ab, in mehreren derselben steigert sie sich bis zu furchtbarer Stärke, und vom Komischen leuchtet ja ein, daß sein erster Eindruck immer der eines Zickzacks, einer Unordnung, einer Verkehrtheit ist. Gelangt die Untersuchung dann zum Anmutigen, so muß sich ergeben, daß das Häßliche, obwohl es keine Rolle in ihm spielt, ihm mittelbar doch vorausgesetzt ist; dies und Anderes, was über diese wichtige Form zu sagen ist, wird nachher aufgenommen werden. Der Gang muß also folgender sein. Nachdem der allgemeine Begriff des Schönen behandelt ist, muß nach seinem

Gegenteil gefragt, das Häßliche muß also aufgenommen werden zuerst nur als das, was nicht sein soll, was ausgeschlossen, was ungültig ist. Jeder Grundbegriff einer Wissenschaft tritt ja in sein volles Licht nur dadurch, daß sein Gegensatz ihn durch den Kontrast beleuchtet: so kann die Ethik das Wesen des Guten nicht bestimmen, ohne das Wesen des Bösen zu untersuchen, die Rechtswissenschaft nicht das Wesen des Rechts, ohne ihm das Unrecht gegenüberzustellen. Dann aber muß die Frage erhoben werden, ob das Häßliche nicht auch zur (relativen) Gültigkeit im Schönen gelangen müsse, und sie ist aus den genannten Gründen zu bejahen. So ist also das Häßliche hier an der Stelle des Übergangs zu den besonderen Formen, die im allgemeinen Wesen des Schönen auftreten, in doppelter Stellung aufzuführen: nach rückwärts betrachtet, dem einfach Schönen gegenüber, als Gegenteil dessen, was sein soll, als ausgeschlossen und ungültig, aber als beleuchtend für das, was sein soll, nach vorwärts betrachtet als das, was nun mit bedingter Gültigkeit einzulassen ist. Von da an begleitet es die Ästhetik auf allen ihren Wegen, bald ungültig, aber als abhebender Schlagschatten, bald gültig, eingelassen, aber als Feind, der überwunden werden soll. — Der Begriff des Häßlichen muß also nun in seiner ganzen Bestimmtheit gefaßt, viel vollständiger entwickelt werden, als ich getan habe, und dann ist durch ihn der Übergang in die widerstreitenden Formen, das Erhabene und Komische, zu vermitteln.

Wäre nun die Metaphysik des Schönen hiemit geschlossen, so wäre freilich auch vom Häßlichen hier nichts mehr zu sagen. Allein nun komme ich auf meinen Hauptfehler zurück, nämlich eben die falsche Abschließung. Mein Plan ist, um ihn in nötiger Kürze hier anzugeben, folgender. Nachdem das Erhabene und Komische abgehandelt ist, erwächst die Frage, wie es nun mit dem Schönen stehe, wo es hingekommen sei, nachdem diese gegensätzlich bewegten Formen aus seinem allgemeinen Wesen hervorgetreten sind. Was mich an dieser Stelle zu der seltsamen Unterlassung verführt hat, war meine Namengebung. Ich nannte das Schöne, wie es im Anfang auftritt, das einfach Schöne. Man kann es so nennen, und ich habe der Kürze wegen auch im gegenwärtigen Zusammenhang diese Bezeichnung wieder gebraucht: sie bedeutet die Harmonie vor dem Eintritt des Kampfes. Die Lehre vom Schönen in diesem ersten Abschnitte

des ersten Teils ist so zu behandeln, daß die Aussicht auf den Kampf, auf die bevorstehenden widerstreitenden Formen ausdrücklich offen gelassen wird. Populär — dem Lernenden gegenüber — zu sprechen: diesem muß, wenn das Wesen des Schönen als das beseelt Harmonische bestimmt wird, auf jedem Schritte die Erinnerung aufsteigen, daß ja auch Bilder, worin starke Disharmonien auftreten, doch schön heißen und wohlgefallen, es muß ihm gesagt werden, daß er sich durch diesen naheliegenden Einwand nicht stören lassen dürfe, weil es vorbehalten bleibe, nach dem Häßlichen zu sehen, die Frage aufzunehmen, wiefern es im Schönen berechtigt und wie es aufzulösen sei; tiefer ausgedrückt: es ist vorzusehen, daß das Häßliche in dem nachgewiesenen Sinne als Motor der Differenzierung im Schönen zur Sprache gelangen wird. Die Einfachheit nun, welche Kampflosigkeit vor dem Kampf bedeutet, verwechselte ich mit der Einfachheit derjenigen Bilder des Schönen, die in einem ganz anderen Sinn kampflos zu nennen sind, die man richtiger als harmlos bezeichnet, und welche erst auftreten können, nachdem die Gewitter des Erhabenen und Komischen vorübergezogen sind, denn nur durch den Rückblick auf diese erhellt ihre Natur. So fand das ganze Reich der wolkenlos heiteren Schönheit keine rechte, eigene Stelle in meinem Werk, und sofern ich es doch unmöglich ganz vergessen konnte, brachte ich den Grundbegriff, um den es in diesem Gebiete sich handelt, an der genannten falschen Stelle unter. Diese Welt der heiter schönen Formen muß nun also ihre Stelle vielmehr finden auf dem Punkte des Systems nach Abschluß der Lehre vom Erhabenen und Komischen; und zwar so, daß zuerst das Anmutige im engeren Sinn des Wortes eingeführt wird, die gefällige Grazie, noch nicht die hohe Grazie Winckelmanns.

Es ist nämlich nun leicht zu begründen, daß, nachdem jene Formen durch die Energie ihrer Bewegtheit Alles an sich genommen, sozusagen verbraucht haben, was von Gewaltigkeit und Schneide im allgemeinen Wesen des Schönen liegt, dieses neben ihnen sich vorerst nur in der harmlosen, kampflosen Gestalt des leicht Anmutigen behaupten kann. Hier also und nicht dem Erhabenen direkt gegenüber als sein diametraler Gegensatz muß dieses seine Stelle finden; ich kann mich durchaus nicht überzeugen, daß diese Form und nicht das Komische als Gegenpol des Erhabenen stehen soll. Rosenkranz in seiner gehaltreichen Schrift: Ästhetik des Häßlichen gibt

als Hauptgrund an, das Erhabene strebe ins Unendliche hinaus, das Anmutige (Gefällige) schmiege sich in die Schranken der Endlichkeit hinein (Seite 277, 278). Das Komische schmiegt sich nicht nur, sondern bohrt und gräbt sich dahinein, arbeitet mit allem Eigensinn der Endlichkeit dahin, daß das Kleine einmal im Rechte sein und unschädlich etwas gelten soll. Dies und nicht die Bescheidenheit des Anmutigen ist doch wahrhaftig der positive Gegensatz des Erhabenen. — Das Anmutige, die heitere Welt des harmlos Schönen ist also nun zu entfalten und unter ihren verschiedenen Formen (das Niedliche, Zierliche u. a.) namentlich das Naive aufzuführen, sofern es nicht komisch ist, denn mit komischer Wirkung verbunden muß es nachher an anderer Stelle auftreten. Allein dieses Gebiet hat genau betrachtet nur einen engen Umfang, ein, nur nicht entbundener, latenter Ansatz und Keim zum Kampf liegt auch im heitersten Bilde blühender Wesen, freier Kräfte, freudiger Stimmung; der Frühlingsmorgen kann Stürme im Schoße bergen, dem lachenden Kinde stehen die Konflikte des Lebens bevor. Nun liegt aber in der gebotenen Ordnung des Systems die Welt der Kämpfe, das Gebiet des Erhabenen und Komischen hinter uns; es folgt, daß nach ihr zurückgeblickt werden muß, daß sie wieder aufzunehmen ist. Dies war die Meinung, wenn ich oben sagte, das Häßliche sei dem Anmutigen mittelbar vorausgesetzt, d. h. das Häßliche als Ingrediens des Erhabenen und Komischen. — Das Anmutige sucht nun notwendig Verbindung mit den hinter ihm liegenden Formen, welche die Kraft im Schönen durch starke und schüttelnde Bilder absorbiert haben. Es ergibt sich aus diesem Streben eine Welt von Mischungsformen. Die reinen Harmonien verbinden sich mit dem Erhabenen, es entsteht bei Übergewicht des letzteren das Schön-Erhabene, bei Übergewicht des Harmonischen das Erhaben-Schöne; deutlichstes Beispiel: Würde mit Anmut im gereiften Mann, Anmut mit Würde im gereiften Weibe. Das Erhabene selbst, an seinem Ort, kann ja freilich ohne alle Harmonie auch nicht bestehen, sonst tritt es aus der Welt des Schönen überhaupt heraus, aber es läßt einen Rest von Disharmonie notwendig ungelöst, wovon das deutlichste Bild die Wehmut in der Versöhnung gibt, welche die höchste Form des Erhabenen, das Tragische zurückläßt. Erst jene Verbindungen eröffnen eigentlich die Welt des hoch Schönen, der hohen Grazie, deren Ein-

druck nichts Schmerzliches mehr enthält, außer es könnte das Gefühl ihrer Vornehmheit, ihres Adels als ein leiser Schmerz bezeichnet werden; wir stehen jetzt in der Welt eines Raffael! Michelangelos Heimat ist das wildgroß Erhabene, das Erhabene v o r dieser Verbindung mit dem rein Schönen; wir stehen in der Welt eines Mozart, soweit wir von seinen furchtbaren und tragischen Partien absehen, oder sofern wir bedenken, daß er auch diese in heitere Harmonien auflöst, und sein klarer Gegensatz ist Beethoven. — Die harmonische Welle der Schönheit sucht aber ebenso notwendig auch die Verbindung mit dem Komischen und findet sie. Was ich meine, ist sogleich klar, wenn ich das k o m i s c h Naive in edler Kindes- und Mädchennatur anführe, das kein Lachen, nur ein Lächeln mit Rührung über die Unschuld erregt. Unter den Formen dieser Verbindung muß das Gemütliche eine Stelle finden, das Idyll mit mäßig komischer Wirkung, das häuslich, bürgerlich Behagliche, die freundlich belächelte Welt menschlichen Gewohnheitslebens; ein Goldsmith, die Dorfgeschichten, ein Ludwig Richter, ein großer Teil der ganzen Genremalerei fände sonst keine fundamentale Vorbegründung in der Metaphysik des Schönen. — Noch ist aber die Welt der besonderen Formen hiemit nicht geschlossen. Es gibt außer diesen Verbindungen des Anmutigen mit dem Erhabenen und Komischen noch eine andere, höchst bedeutende Welt, die ich in der Ästhetik nicht übersehen, aber im Humor eingeführt habe, der, wie ich einräumen muß, noch nicht hieher gehört. Wir blicken nämlich jetzt zurück auf das Erhabene und Komische an sich, abgesehen von den eben genannten Verbindungen mit der Grazie. Diese in sich und gegeneinander streitenden Formen gehen auch u n t e r e i n a n d e r Verbindungen ein. Es erwächst eine der schwersten Aufgaben der Ästhetik: nun die Formen und Grade d i e s e r Mischungen richtig zu zeigen, zu begreifen, zu ordnen. Ich hebe nur die zwei Hauptformen aus diesem Gebiet der Übergänge heraus mit einigen Beispielen. Erste Verbindung: erhabener Gegenstand im Sinne des Melancholischen, Zutritt des Komischen in mehr äußerlicher Verbindung, wie in der Kirchhofszene im Hamlet; Erhabenes im Sinne des Schrecklichen, und zwar desjenigen, das im Schauspiel des bösen Willens gegeben ist, tief von innen heraus mit dem Komischen verbunden, Beispiele: die Peiniger Jesu auf den meisten Passionsbildern als komische Zerrbilder,

Richard III. als grausiger Hanswurst der Hölle, die Komödie, die Buckingham für ihn auf dem Rathaus, die er selbst mit den zwei Priestern und dem Lordmajor aufführt, die ganze Tigerposse seiner Usurpation, sein ganzes Reineke-Fuchsspiel mit der schlechten Welt ringsumher; — das Erhabene im Sinn einer würdevollen Persönlichkeit, die doch durch Schwächen ins Komische übergeht, ja eine erschütternde Mischung von Mitleid und Kampf mit Lachreiz erregen kann, wie Lear im Wahnsinn. Zweite Verbindung: die Erscheinung ist dem Augenschein nach komisch, hat aber furchtbaren Hintergrund, bewirkt im Verlauf Schauer: grauenhaftes Gelächter der Freier in der Ilias, der Narr neben Edgar und Lear, die ganze schauerlich komische Szene im Pächterhaus; zwei Duellanten vom Maskenball kommend, als Pierro und Arlechino gekleidet, der erstere durchbohrt (Gérômes bekanntes Bild); Schneider Jetter im Egmont als Kassandra; Totentanzbilder; Mephistopheles und Margarete gegenüber Faust und Gretchen, abwechselndes Vorübergehen der Paare in der Gartenszene. — Ich trete nicht weiter ein, weder um zu analysieren, noch um Formen aufzureihen und einzuteilen. Es gibt noch ganz andere, minder starke und doch höchst bedeutende Übergangsformen. Gretchen z. B. ist anmutig, wird teilweise mild komisch naiv, geht ins Tragische über, erhebt sich geläutert in das reinste Licht des sittlich Erhabenen. Die Ästhetik hat an dieser Stelle noch eine große, ungelöste Aufgabe vor sich. Es ist an derselben auch die Lösung der schwierigen Frage über das Recht der Einführung des Komischen in die Tragödie und das Epos, sowie über die Grenze dieses Rechts vorzubereiten.

Hiemit ist also eine äußerst reiche Welt bestimmter allgemeiner Formen im ersten Teil der Ästhetik, der Grundlehre vom Schönen, gewonnen. Wie die ganze Fülle derselben sich in einem Bilde zusammenstellen, mischen, durchdringen kann, ist durch einen Vorblick auf das Ganze von Tragödien wie Hamlet, Lear, Faust, woraus ich Einzelnes für die zuletzt aufgeführten Formen herausgegriffen habe, in der systematischen Ausführung des Planes zu zeigen.

Wir sehen jetzt noch einmal auf das Häßliche zurück. Wir haben gefunden, daß es im Erhabenen und Komischen relativ gültig ist; ich habe aber zugegeben, daß es auch im Gebiete der harmonischen Erscheinungen als ausgeschlossenes, ungültiges Gegenteil dessen, was

sein soll, mit fortgeführt werden muß, weil jenes durch den Gegensatz erst seine volle Beleuchtung erhält. So ist es also auch in den Formen, die nach der Lehre vom Erhabenen und Komischen auftreten, den Formen des Anmutigen, des schön Erhabenen und erhaben Schönen als ihr Gegenteil, als das Plumpe, Gemeine und anderes wieder aufzunehmen.

Ich muß an dieser Stelle auch einen Blick weit vorwärts auf eine ganz andere Stelle des Systems werfen. Was ich hervorheben will, gehört nicht in den Zusammenhang, in dem wir stehen, muß aber erwähnt werden, um die Aussicht auf die ganze Weite der Geltung des Häßlichen zu eröffnen. In der Lehre von der Phantasie, und zwar in dem Abschnitt, der von ihren Arten handelt, ist der Unterschied des idealen, hohen Stils und des charakteristischen, realistischen für die Kunst zu begründen; er ist ja kein bloß geschichtlicher, sondern tritt zu allen Zeiten auf (im klassischen Altertum freilich schwach, bedeutend erst in der modernen Kunst), er liegt nicht nur in einem Unterschied der Weltanschauungen, sondern auch der angeborenen Organisation, Auffassungsweise der Phantasie. Der realistische (von mir indirekt ideal genannte) Stil zieht, indem er ungleich tiefer als der direkt ideale, in die Lebenswahrheit, in die Gröbe der Bedingtheit des Lebens greift, notwendig das Häßliche herein, und zwar mit allem Fug und Recht, wenn er es ästhetisch auflöst, sei es auf dem Wege des Ernstes oder des Komischen. Hiemit erhellt, wie groß die Rolle des Häßlichen in einem Teile der Künste sein wird. Diese Pforte des Eintritts des Häßlichen ist nun aber, wohlgemerkt, von derjenigen, die ihm durch das Erhabene und Komische geöffnet ist, wohl zu unterscheiden. Es öffnet sich mit den Organisationsarten der Phantasie, dann mit ihrer Produktion in der Kunst eine neue Quelle des Häßlichen. Man vergleiche nur Sophokles und Shakespeare. Die Stärke des Geistes der Lebenswahrheit, der diesen führt, verbunden mit dem Zuge der Zeit und des nordischen Volkscharakters, verbunden namentlich auch mit der vom Altertum ungeahnten Tiefe des Bösen, wie sie sich in der neuern Zeit erschlossen hat, fordert und bedingt einen Umfang, eine Tiefe und Gewalt des Häßlichen, die das tragisch Erhabene an sich nicht fordert und bei den Griechen nicht zuließ. Konnte Sophokles einen Richard III. dichten? Aber erhaben ist Sophokles doch im ganzen Sinne des Worts!

Ich führe den Leser von hier wieder zurück in den eigentlich vorliegenden Zusammenhang. Ich habe einen Überblick dessen gegeben, was nach meinem jetzigen Plane die Metaphysik oder Ontologie des Schönen enthalten muß, und bitte ihn, noch einmal nach dem Komischen zu sehen. Ich erinnere mich nicht, daß Jemand einen Fehlgriff in dem betreffenden Abschnitt meines Buchs entdeckt und nachgewiesen hätte. Er besteht darin, daß ich durch die Einteilung: Posse, Witz, Humor entschieden unerlaubt in die Lehre von der Phantasie vorgegriffen habe. An zwei Stellen, Seite 410 und 422*), suche ich es zu rechtfertigen; die Gründe sind nicht stichhaltig. Das Komische ist freilich eine viel subjektivere Form als das Erhabene; denn obwohl auch dieses ja natürlich nicht ohne ein anschauendes Subjekt entstehen kann, so ist doch der Beitrag von seiten des letzteren im Komischen ein weitaus stärkerer. Allein dies berechtigt nicht, aus dem subjektiven Teil, aus der Psychologie des Schönen, der Lehre von der Phantasie, so viel vorwegzunehmen, daß Akte, Formen des Verfahrens, Seelenkräfte wie die naive Komik des Possenhaften, der Witz, der Humor als Einteilungsgrund beigezogen werden in einem Teile des Systems, wo der Beitrag der Phantasie zur Entstehung des Schönen und seiner allgemeinen Formen zwar überall ins Auge zu fassen, zu berücksichtigen, aber die eigentliche und eingehende Lehre von diesem Organe des Schönen doch noch einem eigenen Abschnitt vorbehalten ist. Es muß eine andere Einteilung gefunden werden, eine objektive, obwohl, versteht sich, unter eben der genannten Voraussetzung der nie zu vergessenden subjektiven Zutat; ich glaube sie gefunden zu haben und mein Einteilungsgrund ist ein solcher, wodurch eine sehr willkommene und klare Analogie mit der Einteilung der Grundformen des Erhabenen gewonnen wird, wie solche in meiner Ästhetik aufgestellt ist und mir heute noch als die richtigste erscheint. Dem objektiv Erhabenen entspricht dasjenige Gebiet des Komischen, das auf Kollisionen mit dem äußerlichen Zufall beruht; es sind die Störungen menschlicher Zwecke, Tätigkeiten durch die umgebende Natur, durch Zufälle des eigenen Körperlebens (das innerhalb der Persönlichkeit doch wie ein äußerer Feind auftritt, wenn es ungelegen sich geltend macht, wie durch Stottern, Niesen zur Unzeit u. dgl.), es sind die Kreuzungen mit

*) S. zweite Auflage, München, Meyer-Jessen 1920, S. 443 f. und 457 f.

dem Tun anderer Menschen, sei es ebenfalls durch Zufall, sei es durch Absicht der letzteren; das Absichtliche hindert nicht, diese Form in das erste, genannte Gebiet aufzunehmen, da es den leidenden Teil doch wie ein nicht vorauszusehender Zufall trifft; übrigens ist dies allerdings schon eine spitzere Form, die an der Grenze des Gebietes liegt; es wird in dieser Sphäre das Intrigen-Lustspiel vorbereitet. Dem subjektiv Erhabenen entspricht die Kollision unseres gewollten freien Tuns mit den eigenen inneren, seelischen Schwächen, Eitelkeit, Sinnlichkeit, Trägheit, Furchtsamkeit, Zerstreutheit u. dgl. Gelangt später die Lehre von der Phantasie an den Witz, so muß sich finden, daß er in diesem Gebiet seine reichste Stoffquelle findet. Dem subjektiv-objektiv oder universal Erhabenen, dem Tragischen entspricht das Gebiet aller der Fälle, die so beschaffen sind, daß man sie unwillkürlich auffaßt, als sähe man in ein Spiel des Weltgeistes selbst hinein, als sei die ganze Welt eine große Komödie, worin das Gewaltigste, Größte sich so mit dem Kleinen durchkreuzt, daß es seine Behaftung mit der Endlichkeit aufs tiefste zu fühlen bekommt. Das Universum wird wie e i n Subjekt gefaßt, das erhaben schreiten will und über sich selbst strauchelt. Man mag innerhalb des großen Bildes wieder vom Kleineren beginnen, wieder an Zufälle denken, welche an das vorige, erste Gebiet erinnern, doch so angetan sind, daß es aussieht, als habe ein durch die Welt schweifender Dämon des Komischen den Widerspruch herbeigeführt, wie wenn z. B. ein Schiff zufällig nach Indien Missionäre und zugleich Ladung von Götzenbildern aus englischen Fabriken führt; größere Fälle hat uns die neuere Geschichte so schlagend vorgeführt, daß ich sie kaum zu nennen brauche: die Schicksale der deutschen Annektierten und Frankreichs warten nur auf ihren Aristophanes. Für Schopenhauer ist die Welt eine Komödie im Sinn bitterer Ironie, für uns ist das Gebiet der Fälle, die sich wie von selbst unter solche universale Beleuchtung stellen, die Nahrungsquelle für den echten Humor, auf welche daher zurückzublicken ist, wenn die Lehre von der Phantasie vom Witz zu dieser höchsten Kraft des komischen Geistes aufsteigt. Lotze hat bedenklich gefunden, was ich mit Schelling und Hegel (in § 185) Kühnes über den Humor sage. Es klingt nur gefährlich durch die überspekulative Sprache. Der wahre Humorist weiß eben, daß es in der Welt überall etwas lottert, und ist stets gestimmt, darüber

zu lächeln, ohne daß er darum irgend meinte, es sei Alles nichts.

Nun aber nach verschiedenen Sündenbekenntnissen darf ich auch mich meiner selbst annehmen. Mag man meine frühere Einteilung dieses Gebietes noch auf andern Punkten angreifen als auf dem, dessen Unhaltbarkeit ich soeben selbst eingeräumt habe, ich glaube, zum Verständnis des Komischen überhaupt, zum Begreifen des verwickelten Prozesses, auf dem seine Genesis beruht, mehr beigetragen zu haben, als irgendwo anerkannt ist, und wenn von meinen Kritikern einer dem andern nachschreibt, der Wert meines Werks liege nicht in den Gedanken, sondern im Nerv der Anschauungen, so bin ich so frei, zu meinen, ich könnte diesen Teil der Arbeit den Herrn unter die Augen halten, wenn ja nicht schon der Aufbau des Ganzen, und hätte er auch noch andere Mängel als die zugestandenen, für etwas mehr als gute Beispiele-Sammlung zeugen soll.

Ich komme ans Ende. Wie wesentlich die künftige zweite Hälfte des ersten Teils, die Lehre von der Phantasie, bereichert werden wird, kann ich nicht mehr auseinandersetzen; der Umfang dieses Heftes in seinem Verhältnis zu den früheren darf nicht zu weit überschritten werden. Auch die Kunstlehre wird gewinnen, aber auf meiner Einteilung der Künste nicht zu bestehen sehe ich keinen Grund; was Schasler dagegen sagt, erscheint mir ebenso schwach als heftig. Es sei erlaubt, dies zu sagen, ohne es zu beweisen, denn alles zu widerlegen, was gegen mich vorgebracht ist, und etwa mir raten zu lassen, daß ich die Tanzkunst unter die selbständigen Künste aufnehme, dazu fühle ich keine Pflicht. — Ich habe manche Mitarbeiter an der großen Aufgabe hier nicht berücksichtigt, das soll keine Mißachtung ihrer Leistungen bedeuten; das Werk meines frühern Mitarbeiters im engeren Sinn, Köstlins, habe ich nicht besprochen, weil nach so langer Beschäftigung mit dem Formalismus kein Raum mehr war, auf seine (wenn ich es recht auffasse) eklektische Stellung zur Grundfrage über Form und Inhalt einzugehen. Darum unterschätze ich keineswegs die Feinheit und den Reichtum seiner Gedanken; namentlich finden sich sinnige Stellen über jene Symbolik, durch welche abstrakt physikalische Erscheinungen zu stimmungsvollen werden.

Warum nun aber diese lange Selbstkritik mit so viel Kritik der Gegner, und nicht lieber gleich die Umarbeitung der Ästhetik selbst?

Woher das lange Verzögern der längst nötigen, verbesserten neuen Auflage? Der Grund ist kein anderer, als der beständige Fluß, in welchem die Wissenschaft des Schönen seit Jahren begriffen ist. So oft ich die Arbeit begann, wurde sie durch die Notwendigkeit neuer Vorstudien unterbrochen, weil diese stete Bewegung immer neue Gesichtspunkte brachte. Die Physik und die Physiologie mit ihren Forschungen über Farben und Töne, Sehen und Hören, die Psychologie mit ihren neuen Standpunkten, Beobachtungen und Induktionen, die zwar nach meinem Dafürhalten zu einer klareren Erkenntnis des Idealisierungsaktes noch nicht geführt haben, stets erneuerte Debatten über Prinzip und Anordnung des Systems erschweren immer aufs neue den Abschluß des Denkens, ohne welchen ein so schweres Werk nicht auszuführen ist, — den relativen nämlich, denn einen absoluten gibt es ja ohnedies nicht. Immer deutlicher wird, wie dunkel noch so Vieles ist. Es ist mir z. B. klar, wie ich in Heft 5 gesagt habe, daß mit der sinnlichen Anschauung zu beginnen ist; nun sind aber erst die optischen und akustischen Sinnesverrichtungen auf Grund der neueren Forschungen mit ganz anderer Genauigkeit als in der ersten Auflage zu behandeln. Es ist jetzt erst erkannt, worauf die Empfindung der Harmonie in Gesichts- und Gehörseindrücken beruht. Hierauf ist zu zeigen, daß alle Eindrücke, die darum wohlgefällig, weil der Sinnesfunktion adäquat sind, doch nur erst angenehm heißen können. Ästhetisch wohlgefällig werden sie erst, wenn durch das sinnliche Medium Gegenstände erscheinen, die entweder beseelte Wesen sind oder, wenn nicht, von der Phantasie des Anschauenden beseelt werden. Nun ist mir die unwillkürlich naturnotwendige symbolische Beseelung unorganischer und bloß vegetabilisch-organischer Natur zwar eine unumstößliche Gewißheit, aber wie dunkel sind ihre Wege! Wieviel bleibt noch zu forschen über die Art der Hinüberverlegung unserer Seele in all die Dinge, welche die Beseelung von dem Zuschauer und Hörer erst erwarten! Neben Vielem, was sich erkennen läßt, wie unerforscht noch im größten Umfang, wie unerforschlich vielleicht in den meisten Darstellungsmitteln der Musik der innere Zusammenhang zwischen Form und Gefühlsausdruck! Nun aber der andere Fall: die aktive Symbolik in Formen und Bewegungen der Wesen, die wir nicht erst beseelen, die uns die Seele entgegenbringen in der Geheimschrift

ihres unbewußten Ausdrucks in Zügen und Bewegungen, der Anschauung verständlich, der Erklärung noch so dunkel, — Physiognomik, Mimik! Das neue Werk von Darwin, in den Grundbegriffen komisch arm im Vergleich mit deutschen Forschungen, mit denen von Carus, Piderit und andern, denn seine „drei Prinzipien" wissen von der Hauptsache, von der Symbolik, nichts: welchen Reichtum fein beobachteten Erfahrungsstoffs häuft es auf, der seine psychologische Erklärung erst finden soll! Dann blicke man von dieser aktiven Symbolik, wie sie in der Natur gegeben ist, hinüber auf ebendenselben geheimnisvollen Geist in der Kunst, man denke an den individuellen Stil: wie hängt z. B. diese Art der Linien- und Pinselführung, der ganzen Farbenbehandlung gerade mit dieser geistigen Auffassung dieses Künstlers zusammen? wie und warum drückt sie gerade dieses Mannes Geist aus? Steht man vor dieser Welt von Dunkel, so muß man gestehen: die Ästhetik ist noch in den Anfängen. Wer jetzt daran geht, ein Ganzes zu versuchen, der muß es über sich bringen, sich genügen zu lassen mit der Gewißheit: dort, in der beseelenden und in der beseelt entgegenkommenden Symbolik, vereint mit der Harmonie, muß es liegen, aber das Wie harrt noch in der unendlichen Mehrheit der Fälle auf Enthüllung.

Was ich jetzt in dieser Selbstkritik über künftige Veränderung meines ersten Teils gesagt habe, ist ebenfalls, obwohl ich im Wesentlichen zu einem Abschluß mit mir gelangt zu sein glaube, noch so abstrakt als möglich. In der Ausführung muß überall von den Formen ausgegangen werden; von außen nach innen, von der Erscheinung zum Ausdruck! ist die Losung. Das Erhabene, das Komische usw., das sind entweder veraltete Kategorien, oder sie gelten nur noch unter der Bedingung, daß die Behandlung alsbald die Abstraktion der Bezeichnung verbessert. Die Ästhetik ist vereinte Mimik und Harmonik. Gleich groß und schwer ist die Aufgabe der ersten, der zweiten und ihrer Vereinigung.

(Kritische Gänge, N. F., Stuttgart, Cotta, II. Bd., 5. und 6. Heft, 1866 und 1873.)

Das Symbol.

Voraus bemerke ich, daß der umfassende Gegenstand hier nicht in allen Teilen eingehend behandelt werden kann. Nur eine Strecke weit wird dies geschehen, das Übrige in bloßem Umriß gegeben werden.

Der Symbolbegriff ist mit erneutem Interesse wieder aufgenommen worden, nachdem er in der Wissenschaft zur Zeit der Romantik zwar viel gegolten hatte, aber nicht mit der Nüchternheit behandelt worden war, die wir jetzt verlangen; man hat insbesondere seine prinzipielle Bedeutung in der Ästhetik schärfer erkannt. Eingehend mit seinem Urteil hat ihn namentlich Joh. Volkelt untersucht in der Schrift: Der Symbolbegriff in der neuesten Ästhetik (1876); sie beginnt mit dem Satze: „Im Mittelpunkte der Entwicklung der neuesten Ästhetik steht der Symbolbegriff." Auch ich habe bereits in den Kritischen Gängen (Neue Folge, H. 5, S. 136, 137*) ausgesprochen, die Lehre vom Symbol sei schon zu Anfang eines Systems der Ästhetik vorzunehmen, nicht auf den Abschnitt von der Phantasie zu verschieben, denn hier liege die Entscheidung darüber, ob die formalistische Schule recht habe oder nicht. Volkelt begründet diesen Satz am Faden einer Darstellung und Kritik der wichtigeren Auffassungen, welche das Wesen des Symbols in der ästhetischen Literatur seit Hegel erfahren hat. Auch meine Ansicht wird aufgeführt und beurteilt, die ursprüngliche und ihre spätere Umbildung. Es wird im Folgenden auf diese gehaltreiche Studie die verdiente Rücksicht genommen werden.

Der Begriff ist schwierig, ein gestaltwechselnder Proteus, schwer zu packen und zu bannen.

Zunächst scheint die Sache einfach. Das Symbol ist bloß äußerliche Verknüpfung von Bild und Inhalt durch einen Vergleichungspunkt. Das Wort Bild hat in unserem Sprachgebrauch freilich doppelte Bedeutung, wodurch man sich nicht verwirren lassen darf: es bedeutet bald einfach ein sich darstellendes Sinnliches, angeschautes Anschauliches, bald ein ebensolches, das dient, etwas Zweites, Gedachtes (in unbestimmt weitem Sinne dieses Wortes, der Kürze

*) S. hier oben S. 316.

wegen heiße es vorerst nur allgemein Inhalt oder Sinn) auszudrücken, und zwar eben durch einen Vergleichungspunkt. Sagt man also: Symbol ist bloß äußerliche Verknüpfung von Bild und Inhalt durch einen Vergleichungspunkt, so ist hier das Wort Bild in der ersten der zwei Bedeutungen gemeint, aber eben indem es durch diesen, das tertium comparationis, zum Ausdruck eines Inhalts dient, erhält es die zweite der zwei Bedeutungen. Das Bild in der ersten Bedeutung spricht direkt oder eigentlich, das Bild in der zweiten indirekt oder u n e i g e n t l i c h. Rühmt man an einem Gedicht schöne Bilder, so kann dies einfach heißen: schöne Anschauungen, kann aber auch heißen: schöne Vergleichungen; dies ist sehr zweierlei; es wäre viel darüber zu sagen, daß der Unterschied zu wenig bedacht wird, doch darauf ist hier nicht einzugehen. Genug, Bild in dem Sinn: irgendein Anschauliches wird im Symbol zum Bild in dem Sinn: ein Anschauliches dienend zum Ausdruck eines Gedachten, es ist der Sinn, worauf es ankommt. Man könnte also das deutsche Wort Sinnbild für das griechische setzen, aber es bietet die Schwierigkeit, daß man die Wortform Symbolik nicht ohne Weitläufigkeit verdeutschen könnte.

In der Rhetorik und Poetik, in der Lehre von den Tropen unterscheidet man Metapher von Vergleichung. Diese gesteht durch ein Wie und So, daß sie nur Vergleichung ist; jene gesteht es nicht, sondern wagt den Schein, als identifiziere sie Inhalt und Bild, während dieses doch nur durch eine seiner Eigenschaften auf jene hinüberweist. Ganz ähnlich das Symbol; in diesem stellt sich ein Bild vor unsere Sinne — sagen wir zunächst: Augen, ob das Gehör in Geltung kommt, bleibe noch dahingestellt — ein Bild, das zu sagen scheint: hier ist ein Baum, eine Lotosblume, ein Stern, ein Schiff, ein Bündel Pfeile, ein Schwert, ein Adler, ein Löwe, aber ohne erklärende Nachhilfe vielmehr anzeigen will: Urkraft des Naturdaseins, Weltwerdung, aufgehendes Glück, christliche Kirche, Einigkeit, Gewalt und Scheidung, kühnes Aufstreben, Mut oder Großmut. Dennoch ist die Metapher sehr verschieden vom Symbol; sie gehört der Rede an, sie führt durch das Wort ein Bild vor, das etwas Anderes darstellt, etwas Anderes bedeutet, aber dies geschieht in einem Zusammenhang, wo das Subjekt des Bildes bereits eingeführt, bekanntgegeben ist; wir wissen schon, was es ist, das vertauscht, verwechselt wird.

Wenn in Shakespeares Richard III. dieser Bösewicht ein giftgeschwollner Molch, eine bauchige Spinne genannt wird: der Grund der Vergleichung, Häßlichkeit, Bosheit, umgarnende List wird nicht angegeben, aber der Verglichene steht vor uns, mühelos erkennen wir den Sinn. Dazu kommt, daß die geistige Durchsichtigkeit des Wortes hier alles erleichtert; sie verrät und verlangt und weckt rasches Hinüberdenken, Ineinanderdenken; die Metapher ist eine schöne Kühnheit, leicht verständlich dem, der Geist hat. Das Symbol dagegen ist dem Sinne, dem Auge geboten, da ist kein Sprechender, dessen lebendige Rede mich trägt und hebt, daß ich selbsttätig nachschaffend sein kühn verwechselndes Wort verstehe, und da ist mir das Subjekt, das verglichen wird, nicht im Zusammenhang vorher gegeben. Ich stutze zunächst und stehe vor einem Rätsel. Es kommt sehr darauf an, ob ich leicht oder schwer die Bedeutung finde. Die meisten Symbole knüpfen diese mit dem Bilde mehr konventionell als von selbst einleuchtend zusammen. Es hängt alles davon ab, ob der Vergleichungspunkt treffend ist. Daß ein Flügel Schnelligkeit bedeutet, errät sich leicht; daß ein Schiff die christliche Kirche bedeutet, sähe ich nicht ein, wenn ich es nicht schon wüßte, ein Löwe bedeutet herkömmlich häufiger Großmut als Mut, und er ist doch eben nicht besonders großmütig. Man beachte, um sich nicht zu verwirren, daß das Symbol allerdings nicht immer dem äußeren Sinne geboten sein muß, es kann auch dem inneren Auge, der Vorstellung durch Rede gezeigt werden; Dante spricht im Anfang seiner göttlichen Komödie von einem finsteren Wald, in welchem er sich verirrte, von einem buntgefleckten Panther, dem er begegnete, aber dies sind keine Metaphern, sind Symbole, und man hat sich viel den Kopf darüber zerbrochen, denn sie sind der Vorstellung nur gezeigt ohne Mithilfe der in Metapher gegebenen Momente; nur schwach und entfernt unterstützt im Raten das Mittel der Rede dadurch, daß der Leser weiß, es handle sich von Gefahren eines sein geistiges Ziel suchenden Menschenlebens. — Ob man Bilder wie diese nicht vielmehr Allegorien zu nennen habe, ist eine Frage, welche an dieser Stelle füglich noch beiseite gelassen werden kann; sie können als Allegorien nur bezeichnet werden, wenn man das Wort ungenau nimmt.

Mag das Rätselartige im Symbole schwer und langsam, ja kaum ganz, oder leicht und schnell sich lösen, es folgt, daß in ihm eine Un-

angemessenheit liegt, wie Hegel es genannt hat. Der Grund ist im Bisherigen eigentlich schon ausgesprochen und leicht einzusehen. Das Bild, wie scheinbar einfach der Gegenstand auch sei, den es vorführt, hat viele Eigenschaften; der Sinn, mag er auch, näher betrachtet, eine Mehrheit von Begriffsmomenten enthalten, ist jener Vielheit gegenüber einfach, ist dem Konkreten gegenüber abstrakt. Sie decken sich nicht. Zum Beispiel Großmut ist eine Bewegung oder ständige Eigenschaft der Seele, die mehr als nur eines enthält: Selbstgefühl, Gefühl des Anderen, Überwindung des ersteren; aber der Löwe — angenommen, daß er besonders großmütig sei, — ist doch außerdem viel Anderes: gefräßig, wild, kühn, schön, bemähnt usw., und dieser Vielheit gegenüber ist der Begriff Großmut einfach. — Also noch einmal: unangemessen.

Wir gehen hier nicht auf den Unterschied von einfachem, in der Außenwelt gegebenem, aus anderen Erscheinungen gewähltem und zwischen Kunst-Symbol ein, das die gegebene Gestalt abbildet oder zum Zweck der Herausarbeitung des Sinnes überdies verschiedentlich umbildet; die Unangemessenheit wird trotz diesem Zweck nicht gehoben, denn die Umbildung schafft neues Stutzen und Rätsel, ausgenommen die Fälle, wo durch Vergrößerung und Vervielfältigung von Organen der Sinn näher gelegt wird, wie dies z. B. geschieht, wenn der Mythus in das Symbol zurücksinkt und die Arme einer Gestalt vermehrt.

Nun aber ist mit diesen Bestimmungen noch sehr wenig gesagt. Durch einen Vergleichungspunkt Hinüberzeigen, nur äußerliches Band zwischen Bild und Sinn: dies sind noch oberflächliche Bezeichnungen. „Band" — das ist ja kein Ding, es ist ein Akt, Akt des verbindenden Geistes. Der Geist aber wirkt in verschiedenen Formen. Für das vorliegende Gebiet unterscheiden wir zunächst sein Verhalten als helldenkender Geist und als nur ahnende Seele. Diese Unterscheidung ist noch arm. Die Helle des Denkens hat verschiedene Grade, die Ahnung verschiedene Tiefe. Es entsteht die Aufgabe, Linien in einem Nebel zu ziehen, sagen wir schlicht: Hauptarten der Verbindung zwischen Bild und Sinn auseinanderzuhalten. Die Prädizierung: Unangemessenheit wird dabei ins Wanken kommen. Ob sie ganz fallen wird? das ist die Frage und ihre Beantwortung nichts weniger als leicht.

Wir beginnen mit derjenigen Art der Verbindung, die als dunkel und unfrei zu bezeichnen ist. Sie gehört dem religiösen Bewußtsein an, ist als historisch zu bezeichnen, weil sie vorzüglich in den Naturreligionen zu Hause war; sie ist aber ebensosehr eine bleibende Form, nicht nur, weil Naturreligionen noch bestehen, sondern auch, weil das Christentum (wie die mosaische Religion), wiewohl übrigens nicht Naturreligion, noch darin haftet.

Zuerst ist der Grundbegriff noch durch ein wesentliches Moment zu ergänzen. Wenn man ihn ganz genau nimmt, so bleibt die Sphäre der Gegenstände, aus der das symbolische Bild entnommen wird, auf Unpersönliches eingeschränkt: unorganische Natur, Artefakt, Pflanze, Tier. Aber ein Zusatz ist sogleich notwendig: Akte von Personen kommen auch hier schon in Betracht; aber das sind nicht Akte und Personen im Bilde, sondern reale Handlungen realer Personen, die mit dem Bilde vorgenommen werden, namentlich gottesdienstliche Akte.

Das Symbol in diesem Sinne habe ich schon charakterisiert in der Ästhetik § 426. Bild und Bedeutung wird verwechselt. Diese schwebt dem Bewußtsein selbst nur als dunkle Ahnung vor, wird dunkel gesucht, das Bild ist Aushilfe für das Wort, das sie in Gedankenform zu fassen hätte, und es entsteht die Täuschung, dieses Surrogat für das Wort sei die Sache selbst: Identifizierung. Da die Bedeutung wesentlich dem Gebiete des Absoluten angehört, da es ein Unendliches ist, was die Ahnung sucht, so wird durch die Verwechslung der Gegenstand heilig. Also z. B. Stier durch den Vergleichungspunkt seiner Stärke und Zeugungskraft wird Symbol der Urkraft, aber mit dieser verwechselt; Baum, wie die Esche Yggdrasil, Bild des geheimnisvollen Allebens; jener in Ägypten, dieser in Skandinavien heilig und angebetet. Auch an Christliches muß erinnert werden, obwohl die unbewußte Verwechslung von sehr bewußter Wissenschaft mit einem Zaune von Gründen umhegt ist. Bei dem letzten Mahle mit den Jüngern sagt Jesus, sie mögen bei dem Brechen des Brots und Ausgießen des Weines künftig seines Todes gedenken; er sagt es in der bekannten Metapher: „dies ist" usw. Im Verlaufe wird sein erfolgter Tod, indem sich der Symbolbegriff des Opfers daran knüpft, als Akt der Genugtuung für die Sünden der Menschheit gefaßt. Jetzt kommt eine neue Vorstellung hinzu,

die Sache verändert sich. Ursprünglich lag nur vor: Brechen und Ausgießen des Brots und Weins das Bild, Märtyrertod am Kreuze der Sinn, an den man denken soll; jetzt handelt es sich um Aneignung der Wirkung des Opfertodes, der Sündenvergebung, und hiemit fällt der Akzent auf Essen und Trinken. Denn dies ist allerdings ein passendes Symbol für Aneignung, da Speise und Trank durch Essen und Trinken dem Körper wirklich ganz angeeignet, in dessen Saft und Blut verwandelt wird. An sich zwar hat dieses körperliche Aneignen mit dem geistigen Aneignen einer unendlichen geistigen Wohltat schlechthin nichts zu tun, das Band zwischen diesem und jenem ist einzig der Vergleichspunkt. Aber das Vergleichen wird Verwechslung. Hiemit ist notwendig ein weiterer Akzent auch auf Brot und Wein gefallen, die vorher als solche gleichgültige Stoffe waren: sie bedeuten nicht bloß, der sich opfernde Christus steigt in sie nieder, verwandelt sie in sich. Dazu bedarf es — eine weitere Folge — einer Person, deren Wort die magische Gewalt hat, diese Substanzveränderung zu bewerkstelligen: des Priesters. Es kann kein schlagenderes Beispiel für den Satz geben, daß die religiöse Vorstellung das Symbol eigentlich nimmt, aus dem bloßen Vergleichungspunkt ein substanzielles Einwohnen macht, ein physisches — und doch wieder nicht physisches, übersinnlich sinnliches — Hineingehen der Wesenheit, auf die er nur hinüberweist, in den Gegenstand, von dem derselbe genommen ist. Man kann dies Verwechseln in allen seinen Formen Transsubstantiation nennen. Transsubstanziert wird ebenso Taufwasser, Weihwasser, Öl; bei der Trauung legt der Priester auf die ineinandergefügten Hände seine Hand, oder flicht, wie es mancher Orten geschieht, ein Band um dieselben: einfach ein Symbol der Wahrheit, daß zu der bürgerlichen Trauung noch ein Ausdruck ihrer sittlich idealen Bedeutung durch die Kirche hinzukommen soll; aber dies wird magisch genommen, als mache es wie durch eine übernatürliche Naturkraft die Ehe wirklich erst zur Ehe.

Es liegt hier ein Hauptschlüssel zum Verständnis aller positiven Religion, wie sie war, ist und sein wird. Wohl nie wird sich das religiös gebundene Bewußtsein diese Verwechslung des Symbols mit der Sache nehmen lassen. Das Bild und der Inhalt verwachsen untrennbar ineinander. Wer in diese Nuß, in welcher der Kern von

der Schale sich nicht will lösen lassen, mit dem Messer der Analyse einschneidet, erscheint den dunkeln Gemütern als ein Ruchloser. Was Voltaire im „Mittagsmahl des Grafen von Boulainvillieres“ dem denkenden Freret über die unabweisliche physiologische Konsequenz des Essens und Trinkens im Abendmahl sagen läßt, ist einfach wahr; aber nicht zum mindesten wegen dieser Stelle ist Voltaire, der ehrlich Gottgläubige, dem es hier der helle, warme Ernst ist, als ein Ungeheuer von Frivolität verschrien. Ist er frivol, so ist er es in anderer Beziehung, in anderen Dingen.

In der Ästhetik habe ich den Symbolbegriff auf diese Form, die religiöse, dunkel verwechselnde, beschränkt, diese Einschränkung aber seither aufgegeben und dies an verschiedenen Stellen ausgesprochen. Ehe wir auf die notwendige Erweiterung eingehen, muß jedoch ein Begriff zur Sprache kommen, bei welchem die Frage entsteht, ob wir mit ihm den Begriff des Symbols verlassen oder nicht. Dies ist der Mythusbegriff. Er muß an dieser Stelle aufgeführt werden, denn mit dem unfreien Symbol teilt der Mythus das Geglaubtsein, gehört mit ihm der gebundenen religiösen Vorstellung an. Die Frage jedoch, ob er selbst noch unter den Begriff des Symbols falle, ist zunächst zu verneinen. Dies ist in der Religionswissenschaft und Ästhetik längst erkannt und festgestellt. „Der Natur einen Menschen unterlegen, in Quellen, Bergen, Sternen, Meer und Himmel schlagende Herzen ahnen ist nicht symbolisch (s. m. Ästhetik § 427; man vergleiche dort die weitere Begründung). Der Mythus ist gläubige Personifikation. Was im Symbole nur Bedeutung ist, wird im Gott Seele und Wille einer Persönlichkeit mit ihrer Gestalt. Die Bedeutung enthält ein Geschehen durch eine Kraft: dies Geschehen wird nun Wille, Zweck, Handeln (und Leiden) dieser Persönlichkeit. Persönlichkeit schließt eine Vielheit von Eigenschaften in sich, die Bedeutung ist nur eine, könnte also diese Vielheit eigentlich entbehren, da sie aber zu Seele und Wille geworden, so ist, was logisch ein Überfluß wäre, von selbst mitgesetzt als ein Komplex, Resonanzboden, ohne den diese Seele keine Seele wäre; nur so, nur in einer vollen Brust erwärmt sich ja der Gehalt des Symbols zum Gefühlten, Gewollten. Wesentlich ist ja auch, daß in die ursprüngliche Naturbedeutung der Götter die höhere, politische, ethische, überhaupt die Kulturbedeutung eingetragen wurde; die Götter sind nun

Wohltäter, auch strafende Richter; dazu bedarf es einer ganzen Seele. In der Allegorie werden wir es anders finden, da wird eine Persönlichkeit aufgeführt, der Reichtum von Eigenschaften, der dieser zukommt, wird jedoch weggelassen, sie ist daher bloßer Behälter, Balg, worein ein Begriff gestopft ist.

Der Unterschied zwischen Mythus und Symbol wird besonders klar an den Bildungen, die entstanden, wenn die Phantasie den Schritt vom Symbol zum Mythus halb vollzog, halb in das Symbol zurückfiel, oder darin stecken blieb, namentlich an den ägyptischen Götterbildern mit Menschengestalt und Tierkopf. Aus der indischen Mythologie ist oben die Vermehrung der Arme angeführt. Über diese Vermischung vergleiche in Hegels Erörterung der Symbolik den Abschnitt: Die eigentliche Symbolik und m. Ästhetik § 427.

Nun aber habe ich später meine Ansicht soweit verändert, daß ich aufstellte, der Mythus sei doch auch symbolisch zu nennen. Siehe Kritische Gänge Neue Folge H. 5, S. 137*). „Der Sprachgebrauch nennt auch die Personifikation, die mythische und die allegorische, symbolisch. Es wird besser sein, ihm zu folgen und den Namen symbolisch auf alle einschlagenden Formen auszudehnen."

Volkelt (a. a. O. S. 11 ff.) bestreitet dies; da die Bedeutung, sagt er, doch nach meinen Worten dem Gott als seine eigene Seele innewohne, so decken sich hier Sinn und Bild, während sie im Symbole sich nicht decken.

Hier ist nötig, genau zu unterscheiden zwischen dem Mythusgläubigen und dem, der diesem in sein Vorstellen, sein Bewußtsein sieht, dabei den Wert des Mythus kennt und ihn, obwohl ohne eigentlichen Glauben, als ästhetisches Motiv gebraucht, für Kunst, Poesie und Schmuck des Lebens und der Rede verwendet. Für jenen sind Götter (nebst Genien, Geistern, Sagenhelden) wirkliche Wesen, ihre Handlungen, Erlebnisse sind Geschichte, für diesen nicht, faktische Wahrheit legt ihnen dieser nicht bei, aber er versetzt sich gern in den Mythusgläubigen, er weiß ganz, daß nur durch solchen Glauben so lebensvolles Phantasiegebilde entstehen konnte; dieses Versetzen nennen wir poetischen Glauben, aber der poetische Glaube ist kein eigentlicher, kein historischer, neben oder hinter ihm bleibt das helle Bewußtsein bewahrt, daß diese Gebilde Phantasie-

*) S. hier oben S. 316 f.

werk sind. Solche Art von Glauben, solches nicht und doch Glauben ist jedoch nicht ein grundloses Belieben, sich täuschen zu lassen, denn jenes Phantasiewerk ist kein leeres, es hat bleibende Bedeutung, es hat nicht äußere (sachliche, geschichtliche), aber innere Wahrheit; der poetische Glaube hat hieran einen Kern, weil sein Gegenstand einen Kern hat. Wenn nun der frei Denkende, der so den Mythus durchschaut, aber poetisch an ihn glaubt, ihn daher liebt und gern verwendet, diesem seinem Verhalten Ausdruck geben soll, wie soll er sagen? Er kann nicht sagen: „historisch glaube ich diese Personen und Ereignisse nicht, aber mythisch; denn wenn er sagt: mythisch, so hebt er im zweiten Teil dieses Satzes nur wieder hervor, was der erste schon besagt, nämlich, daß sie für ihn nicht Geschichte sind; zwar fügt er zur bloßen Negation eine Position, nämlich den in „mythisch" enthaltenen Begriff: Phantasiewerk, aber die Position läßt unausgesprochen, daß das Phantasiewerk einen Kern von innerer Wahrheit in sich birgt. Er müßte also sagen: historisch glaube ich diese Personen und Ereignisse nicht, sehe in ihnen vielmehr nur Phantasiewerk, aber dieses Phantasiewerk ist nicht leer, und insofern glaube ich daran — wie muß er sagen? Symbolisch, nicht anders. Und ganz richtig, denn er nimmt jetzt die Bedeutung aus ihrem, obwohl ästhetisch schönen, Verwachsensein mit dem Bilde lebendiger Person und Handlung heraus, und so deckt sie sich mit diesem Bilde nicht mehr so, wie in der Vorstellung des Gläubigen. Einige Beispiele! Die Mutter Jesu ist für uns nicht ein aus dem Naturgesetz herausgehobenes Wesen, nicht Mutter Gottes, nicht zum Himmel gefahren, nicht Himmelskönigin; dennoch müßte von Phantasie und Gefühl ganz verlassen sein, wer vor einem Kunstwerke wie Tizians Assunta unbewegt stünde. Alles Erdenleiden, alles tiefe Weh, das ein Menschenherz durchwühlen kann, und alles Sehnen nach einem reinen, freien, seligen Dasein atmet und blickt aus jenem wunderbaren Frauenantlitz, ein Schwung der Freude, herauszuschweben aus dem Qualm des Lebens, geht durch die bewegten Glieder, die Falten des Gewands; die zurückbleibenden, nachschauenden Jünger sind wir, sind unser Sehnen aus den schweren Erdenbanden; oben der greiflich menschliche Gott Vater und seine Engel befremden uns nicht, sie sind nötig zum Empfang der Aufschwebenden, sind Verkörperungen schrankenlosen Daseins. — Oder treten wir vor

Raphaels Sixtinische Madonna. Jeder Zug dieses Angesichts scheint zu sagen: kein Wort, keine Zunge nennt die Entzückungen der seligen Welt, aus der ich hergeschwebt komme, der großäugige, ahnungsvolle Knabe auf ihrem Arm träumt fort von diesen Himmelswonnen; ein sanftes Wehen von oben spielt in seinen Löckchen, von der Bewegung des Niederschwebens glaubt man das Gewand der Mutter rauschen zu hören; der heilige Sixtus zeigt heraus und hinab auf seine Gemeinde, für welche er die himmlische Erscheinung hergefleht hat, die heilige Barbara sieht glückselig über die Gewährung in reiner Mitfreude auf die begnadete Welt hernieder, und mit demselben Ausdruck herzlichen Gönnens im kindlichen Antlitz schauen die zwei anmutigen Putti, welche der Künstler erst später aufgemalt hat, als weitere Zeugen unaussprechlicher Himmelsfreude aus dem einzigen, visionären Bilde zu uns heraus.

Das Madonna-Ideal hat für uns überhaupt die bleibende Bedeutung eines Bildes der reinen Weiblichkeit. Als Mutter noch jungfräulich: dies hat tiefen Sinn und Wahrheit ohne allen Kirchenglauben. Die Schöpfung dieses Ideals ist Werk und Ausdruck der erweichten Seele des Mittelalters, die im Weib alles Milde, Versöhnende, allen reinen Liebreiz sich erscheinen sieht — „das ewig Weibliche“.

Nun, und für diesen Wahrheitseindruck mythischer Gebilde auf den, der den Mythus doch nicht glaubt, haben wir, wie gesagt, keine andere Bezeichnung, als: symbolisch.

Die reiche Phantasiewelt, die solche Gestalten und Kunstwerke geschaffen hat, dazu die festliche Pracht des Gottesdienstes haben schon manchen Protestanten zum Übertritt in die Kirche des Mittelalters bewogen. Von dieser Schwäche muß hier die Rede sein, weil es genau zu unserem Thema gehört. Es liegt ein Nichtunterscheiden, ein Unterlassen der hier aufgestellten Unterscheidung zugrunde; es wird übersehen, daß innere Wahrheit, im mythischen Bilde dargestellt, vom Nichtgläubigen symbolisch herausgefühlt, nicht sächliche Wahrheit ist. Ein schönes Bild ist nicht in diesem letzteren Sinn ein wahres Bild. Wohl muß alles Schöne Wahrheit enthalten, aber allgemein menschliche Wahrheit und wahre, wirklich mögliche oder geschehene Tatsache sind zweierlei. Gewaltige, rührende Musik kann entzücken, aber daraus folgt nicht, daß der Text wahr ist. Häufig

wird die Fülle von Motiven, welche das katholische Glaubenssystem der Kunst und durch sie dem Andächtigen darbeut, als Beweis für seinen Wahrheitswert angeführt. Die griechische Religion bietet des Schönen noch weit mehr und auch ihre Mythen sind nicht inhaltslos: sollen wir darum den Zeus und seine olympische Gesellschaft anbeten? Julianus Apostata freilich hat den Fehlschluß vollzogen. — Der Prometheus-Mythus ist eine der tiefsten Sagen der Menschheit; sollen wir darum dem Prometheus ein Heroon bauen und ihn anbeten?

Nicht nur unsere Kunst und Dichtung, unser ganzes Vorstellungsleben, Denken und Reden könnte den Schatz von Mythen, der uns mit dem Glauben des klassischen Altertums, der Germanen, der Kelten, der ganzen Religions- und Phantasmenwelt des Mittelalters überliefert ist, nicht mehr entbehren. Wir hätten viel zu glauben, wenn wir all das nicht bloß poetisch, sondern in bildlosem Ernste glauben wollten. Wie steht es mit dem Teufel? Enthält er nicht eine Wahrheit? Wer ist der Schwachkopf, der darum noch an ihn glaubt? Könnten wir ihn aber entbehren? Wo bliebe dann Goethes Faust? Mephistopheles hat greiflich wahres Leben, wie es geglaubter Mythus dem Dichter entgegenbrachte, und doch ist er ihm und uns nur Symbol.

Besonders dienlich für unseren logischen Zweck sind Geistererscheinungen in tiefsinniger Dichtung. Was ich über Banquos Geist in Shakespeares Macbeth (in „Altes und Neues" 1. H. S. 206, 207*) gesagt habe, findet Anwendung im vorliegenden Zusammenhang. Ob Shakespeare an Geister glaubte, wissen wir nicht; einerseits ist es wahrscheinlich, da zu seiner Zeit alle Welt daran glaubte, mindestens als Kind muß er alles Grauen an sich erlebt haben, das aus dem vollen Glauben fließt; andererseits hätte ein Dichter, der noch ganz dick in diesem Glauben steckte, denselben schwerlich zu einem so erschütternd wahren Bilde des Gewissens zu gestalten vermocht. Dies, eine entsetzliche Gewissensvision, ist die Erscheinung nun für uns, die wir aus dem Geisterglauben heraus sind. Aber nicht abstrakt; aller Schauer einer geglaubten Geisterwelt umweht diese Erscheinung, wir beben wie Kinder vor einem Gespenste, wir sind ganz in den Glauben hineinversetzt und doch ganz frei vom wirklichen

*) S. hier unten S. 470f.

Glauben; hier ist ganz poetisch lebendiges, glaubhaftes Wesen und doch wie Fausts satanischer Begleiter für uns nur Symbol.

Also noch einmal: einst geglaubtes Mythisches, ohne sächlichen Glauben, doch mit lebendiger Rückversetzung in diesen Glauben an- und aufgenommen als freies ästhetisches, doch nicht leeres, sondern sinnvolles Scheinbild ist symbolisch zu nennen.

Es kann scheinen, wir seien nun aus unserer Ordnung herausgekommen. Wir haben begonnen mit derjenigen Art von Verbindung zwischen Sinn und Bild, die als dunkel und unfrei zu bezeichnen ist. Wenn wir aber das Mythische in gewissem Sinne als symbolisch bezeichnen, ist von einem hellen und freien Bewußtsein die Rede. Allein die Sache hat ja zwei Seiten. Die Mythenbildung als solche gehört, obwohl grundverschieden von der Verwechslung eines unpersönlichen Bildes mit seinem Sinn, der dunkeln und unfreien Form des Bewußtseins an, da sie an ihr Phantasiegeschöpf nicht bloß poetisch glaubt. Sie hat also insofern ihre Stelle neben dem Symbole, wie es bisher gefaßt ist, dem unfrei verwechselten — getrennt zwar, aber doch parallel mit ihm. Nun mußte aber nachgewiesen werden, warum auf das Mythische dennoch auch das Prädikat symbolisch anzuwenden sei, und wir haben gefunden: symbolisch ist das Mythische für das gebildet freie Bewußtsein. Da ist symbolisch in anderem Sinne genommen. Es gibt auch eine helle, freie Symbolik. Es war unvermeidlich, auf diese Form hier hinüberzuweisen, aber es geschah nur aus Anlaß einer solchen Form, die an sich einer anderen Welt, eben der dunkeln nämlich, angehört, und es wäre nicht zweckmäßig, aus diesem Vorgriff einen wirklichen Übergang zu machen. Es könnte zwar anders scheinen: ein klarer Gegensatz würde gewonnen; aber ein stärkerer Grund spricht dafür, als zweite Hauptform jetzt diejenige aufzuführen, die in der Mitte zwischen frei und unfrei, hell und dunkel liegt, dann erst die ganz freie und helle als dritte folgen zu lassen. Die Mitte gehört in die Mitte, der Ausgang an den Ausgang, denn Ausgang ist diese letztere Form, sie ist Lockerung, Schritt zur Lösung des ästhetischen Bandes, wird also mit Recht an den Schluß geschoben.

Die Mitte —: auch ein eigentümliches Zwielicht kann man nennen, wovon es jetzt sich handelt. Es ist die unwillkürliche und dennoch freie, unbewußte und in gewissem Sinne doch bewußte

Naturbeseelung, der leihende Akt, wodurch wir dem Unbeseelten unsere Seele und ihre Stimmungen unterlegen. In der Ästhetik habe ich diesen psychischen Akt sächlich schon ausgeführt Thl. 2, § 240 S. 27*), wo davon die Rede ist, wie der Betrachtende aus den Erscheinungen, Bewegungen der Natur Stimmungen, Leidenschaften seines Gemüts sich entgegenblicken läßt, allein ich habe noch nicht erkannt, daß er als eine bestimmte Form im Abschnitt vom Symbol aufzuführen ist, daher in diesem die Bedeutung des Symbols irrig auf die gebundene, dunkle Form eingeschränkt. In der Lehre von der Musik streifte ich daran, ohne daß ich zur bestimmten Fassung und Aufstellung gelangte; im Abschnitt von der Landschaftmalerei (§ 698 ff.) ist klar gesagt, es sei die Zusammenwirkung des Ganzen zu einer Seelenstimmung, was das Werk des Künstlers von dem des Vedutenmalers unterscheide, aber das rechte Wort ist auch hier nicht gefunden. In den Kritischen Gängen (N. F. Heft 5, S. 140ff.**) ist dieser Fehler gut gemacht; in der Schrift: Über Goethes Faust, Neue Beiträge zur Kritik des Gedichtes, ist der Symbolbegriff wieder behandelt und die in Rede stehende Form von den anderen Bedeutungen unterschieden (S. 122***).

Zunächst einfach ein Beispiel! Der Dichter sagt von der sinkenden Sonne: „die in Wolken sich tief, gewitterdrohend verhüllte, aus dem Schleier bald hier, bald dort mit glühenden Blicken strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung"; jeder Leser weiß, daß solche Beleuchtung einfach ein seelenloses, rein physikalisches Scheinen von Licht in Dunkel ist, dem also ein Ahnen eigentlich durchaus nicht beigelegt werden kann, und kein Leser, der irgend Phantasie hat, wird dies, während er hingegeben liest, sich sagen; willig, ohne allen Einwand lassen wir uns in die schöne Vorstellung hineinziehen. Nachher, ein andermal, wenn es gilt, zu zerlegen, dann, in prosaischer Stimmung, verbergen wir uns nicht, daß der Dichter uns täuscht, aber wir tadeln nicht, vielmehr wir loben diese Täuschung. Es muß in der Natur der menschlichen Seele liegen, daß sie sich und ihre Zustände so hinüber- und hineinversetzt in Daseinsformen, die an sich nichts damit zu tun haben, und der Dichter ist dieser Natur

*) S. die 2. Aufl., München, Meyer & Jessen, 1922, S. 31.

**) S. hier oben S. 318ff.

***) S. zweite, vermehrte Aufl., Stuttgart, Cotta, 1920, S. 140.

gemäß verfahren. Auch wer nicht Dichter ist, wenn nur nicht ganz geistlos, verfährt so, die ganze Sprache ist von poetisierenden Ausdrücken durchzogen, die auf dieser frei-notwendigen Täuschung beruhen, der Morgen lächelt, die Bäume flüstern, der Donner grollt, die Gewitterwolke droht, die wilden Wogen wüten. Unbeseeltes jeder Art wird mit Willen ausgestattet: die Traube will Wärme, der Nagel will (aus dem Brett) nicht heraus, das Päckchen will nicht in die Tasche hinein; wenn der Schütze sagt: die Kugel hat Holz, so legt er ihr den Wunsch, das Begehren unter, in das Holz der Scheibe einzuschlagen. Ist doch die Sprache an sich, wo sie ganz bildlos scheint, durchaus bildlich in diesem Sinn. Es gibt kein Wort von geistiger Bedeutung, das nicht ursprünglich Sinnliches bedeutet hätte; Seele, Geist, animus, spiritus, ruach (hebräisch: Seele): all diese Wörter bezeichnen ein Wogen, Hauchen, Sprühen. — Dieser dunkelhelle, unfreifreie Akt ist symbolisch: die Verknüpfung vollzieht sich durch das Band eines Vergleichungspunktes; darauf kommen wir zurück, wenn genauer einzugehen ist; zunächst darf der Satz ohne Beweis aufgestellt werden, da er kaum auf Zweifel stoßen kann; schon das eine, obige Beispiel belegt ihn, denn leicht ist einzusehen: zwischen den einander fremden Zwei: optisches Durchblitzen von Hell in Dunkel auf der einen, Ahnung auf der anderen Seite liegt verbindend ein Vergleichungspunkt: das physisch Dunkle vergleicht sich dem Unerkannten, somit auch dem Unbewußten, das Helle dem Erkannten, vom inneren Blick Durchdrungenen, somit auch dem Bewußten; im Zustande der Ahnung schieben sich in unbestimmt schwebender Weise Bewußtsein und Unbewußtsein ineinander, wie wenn Dunkel von Licht durchschossen wird. Gewiß aber ist, daß wir in den Augenblicken, wo wir diese symbolische Verknüpfung im Vorstellen vollziehen, uns durchaus nicht sagen, daß sie bloß symbolisch ist. Und dies ist nur vom Standpunkt der analytischen Betrachtung ein Mangel, ein Mangel an Erkennen. Für die Schätzung mit dem Maßstab der Phantasie, des Phantasiewerts ist es ein großer Vorzug, eine Energie des Bildvermögens. Die Unangemessenheit, die wir vom Symbol aussagten, weil es durch bloßes tertium comparationis kombiniert, verschwindet in der Tiefe und Innigkeit des Aktes. Ja man kann sagen, es sei wahrer, daß wir uns des Erkenntnismangels nicht bewußt sind, denn notwendige Seelenakte

sind doch eine Wahrheit, wie alles Ideale. Die Täuschung darin ist Wahrheit in höherem Sinn als die Wahrheit, worüber wir uns täuschen. Dies führt auf einen Punkt, der an anderer Stelle zu verfolgen ist: hinter der Täuschung liegt und gibt ihr Recht die Wahrheit aller Wahrheiten, daß das Weltall, Natur und Geist in der Wurzel eines sein muß. — Also ein Widerspruch: symbolisch und doch in dem Sinn nicht symbolisch, daß die Täuschung über das bloß Symbolische im Verfahren die Wahrheit idealer Berechtigung hat, und dieser Widerspruch lebt, besteht.

Es erhellt, daß dieser Akt sich an die Seite jenes Verhaltens religiös gebundener Symbolik stellt, das wir als erste Form aufgeführt haben, der Verwechslung von Bild und Sinn. Aber auch nur an die Seite. Dem unfreien Bewußtsein ist es recht eigentlich und ganz ernst mit seiner Verwechslung; jetzt aber ist die Rede von einem freien Bewußtsein, dem es mit der Hinüberversetzung der eigenen Seele in einen Gegenstand nur — wie soll man sagen? halb ernst, nur schwebender Ernst, nur im Momente der ästhetischen Stimmung ernst ist. Beim Mythus haben wir poetischen Glauben von solchem unterschieden, der bereit ist, im prosaischen Ernste zu verfechten, was er glaubt, der Phantasiedichtung für Geschichte hält. Auch hier ist bloß von poetischem Glauben die Rede. Ich habe (Kritische Gänge Neue Folge H. 5, S. 138, 141*) die bei dieser Form mitten in der Täuschung sich erhaltende Freiheit von der Täuschung ein Vorbehalten genannt: die Unterscheidung zwischen Bild und Sinn, die Einsicht in die Verknüpfung als bloß symbolische bleibt vorbehalten; diese Bezeichnung mag als die passendste Aushilfe gelten.

An den Mythus mußte hier wieder erinnert werden. Wir stehen mit der mittleren Form der Symbolik, die wir jetzt betrachten, eigentlich an seiner Wurzel. Er ruht ja auf einer Eintragung der Menschenseele in Unpersönliches. Allein das religiöse Bewußtsein, dem er angehört, schlägt sofort einen anderen Weg ein; es will das ganze Dasein sich erklären; so wird ihm das in die Naturerscheinungen gelegte Ich zu einem unendlich höheren, einem göttlichen Ich; der Gott ist ihm schlechthin ein außer und hoch über ihm, obwohl in menschlicher Gestalt, lebender Anderer. Daran dichtet dann die Phan-

*) S. hier oben S. 317, 319.

tasie dieses Bewußtseins fort und schafft so eine übersinnliche Geschichte, eben den Mythus. Der Akt der Seelenleihung bleibt aber als naturnotwendiger Zug der Menschheit eigen, auch wenn sie längst dem Mythus entwachsen ist; nur jetzt mit dem, was wir Vorbehalt nennen; so wird denn auch das der unpersönlichen Natur untergeschobene Ich nicht zu einer Gottheit, es wird ebendaher nicht weiter gedichtet, es entstehen keine Mythen, — wohl etwas, das solchen ähnlich ist, aber dies gehört nicht in den gegenwärtigen Zusammenhang, sondern in den, der von der täuschungslos hellen Symbolik handelt.

Wie soll der hier in Rede stehende Akt bezeichnet werden? Formsymbolik hat ihn schon K. Köstlin benannt. Es sollte aber ein Terminus gefunden werden, welcher die Innigkeit des Verhaltens mitausdrückt. Also etwa: die innige Symbolik? Klingt zu gefühlhaft für einen Terminus. Wäre ein Wort aus einer toten Sprache vorzuziehen? Also: die intime Symbolik? Das Beste will scheinen, aus einer Schrift, welche Volkelt aus unverdienter Nichtbeachtung gezogen hat, den Namen Einfühlung zu entnehmen.

Wir kommen hier auf die verdienstvolle Bearbeitung des Symbolbegriffes zurück, auf welche schon im Eingang aufmerksam gemacht ist. Volkelt geht, wie schon gesagt, kritisch zu Werke. Er macht den Anfang mit Rob. Zimmermann als dem Hauptvertreter der formalistischen Ästhetik, denn er geht ja von dem sehr wahren Satze aus, daß im Symbolbegriff die Entscheidung über Recht oder Unrecht ihres Prinzips liege. Wir verweisen einfach auf die Beurteilung, welche R. Zimmermanns höchst gequälte Auffassung dieses Begriffes bei Volkelt erfährt. Von da geht er zunächst auf Hegel zurück. Dieser nimmt, wie man weiß, das Symbol zunächst in der ersten der bisher hier aufgeführten Bedeutungen und verfolgt es in dieser durch die Formen, die es in den Naturreligionen bei den Persern, Indern und Ägyptern angenommen hat; es ist eine besonders tiefgedachte Partie in Hegels Ästhetik. Er zeigt, wie der noch dunkel brütende, Licht über das Welträtsel suchende, aus dem Natürlichen sich schwer und dunkel herausringende Geist die Lösung nicht im Menschenbilde finden kann, sondern die abstrakt allgemeinen Bestimmungen (Kraft, Werden, Vergehen usw., höher auch vereinzelte ethische Begriffe, die ihm vorschweben) bloß vergleichend, aber des bloßen Vergleichens

sich nicht bewußt, an ein Unpersönliches knüpft. Es ist ein dunkles Wühlen, Umsuchen, das die gegebene Naturgestalt verändert, umbildet, Organe vervielfältigt, die Maße ins Ungeheure treibt, im Fortgang sich halbwegs zum Mythischen, d. h. zum Anschauen des Weltgeheimnisses in der Form der Person erhebt, aber dabei doch im Symbole zurückbleibt und Menschenleib und Tierleib verbindet. Es tritt nun aber bei Hegel eine störende Mischung, Durchkreuzung des Historischen und Logischen ein: die Symbolik ist bei ihm wesentlich eine geschichtliche Entwicklungsform, und dennoch werden unter dieser Kategorie bleibende, bestehende Kunstformen aufgeführt, denen ihre Stelle vielmehr in der Lehre von den Künsten anzuweisen ist. Im zweiten Teile des Systems, welcher von der Entwicklung des Ideals zu den besonderen Formen des Kunstschönen handelt, wird im ersten Abschnitt die symbolische Kunstform, in dessen erstem Kapitel die unbewußte Symbolik (der Perser, Inder, Ägypter), im zweiten die „Symbolik der Erhabenheit" (indische, muhammedanische Poesie, christliche Mystik, jüdischer Monotheismus) aufgeführt, und nun finden im dritten Kapitel unter dem Namen: „die bewußte Symbolik der vergleichenden Kunstform" Formen der Poesie, die immer waren und sind, so lang es eine Dichtung gab und gibt (Fabel, Parabel usw.), ihre Stelle, als gehörten sie nur der Geschichte an. In der Haupteinteilung der Künste entsteht dann wieder eine Schwierigkeit, nämlich bei der Architektur. Ihr Charakter im Orient und Ägypten war ein dunkel symbolisches S u c h e n. Ein solches Suchen wird aber (Thl. 2 S. 257) ü b e r h a u p t von dieser Kunst (wegen der Abstraktheit ihrer Formen) ausgesagt. Wohl, also alle Baukunst hat symbolischen Charakter, jedoch in anderem Sinn bei den Orientalen, in anderem bei den Griechen und in allen Stilen der Folgezeit. Dunkel symbolisch in besonderem Sinne war nach Hegel die orientalische Baukunst, weil sie selbständig sprechen wollte; die griechische wird klar, weil sie nur dienen will (damit im Innern, in der Gestalt des Gottes der Zweck des Ganzen sich ausspreche). Diese war trotzdem a u ch symbolisch, nur in einem verschiedenen, allgemeineren Sinn, und in welchem? Dies führt zur Sache. Hegel kennt neben dem unfrei dunkeln Symbol das helle, wie der erwähnte Abschnitt: bewußte Symbolik der vergleichenden Kunstform beweist; aber er kennt nur diese zwei Formen, nicht die mittlere, bei der wir

jetzt stehen, die Symbolik der „Einfühlung". Hätte er diesen Schlüssel, so bliebe nicht unerklärt, in welchem Sinn die abstrakten Formen der Baukunst, ihre Linien, Flächen usw., nachdem sie nicht mehr dunkel symbolisch sind im Sinne des Fürsichsprechenwollens wie im Orient, sondern nachdem im Innern des Gebäudes das klare Skulpturbild des Gottes und der Gottesdienst sagen, was diese Formen schließlich sollen, dennoch an sich symbolisch bleiben. Dabei ist nicht an die mystisch-dogmatische Zahlensymbolik zu denken, wie man sie auf die Gothik angewandt hat, sondern eben an den Akt, durch welchen sich der Beschauer in das Unbeseelte so hineinversetzt, als ob er mit seiner Lebenskraft und Seele selbst darin sei, sich bewege, hebe, auf und nieder schwinge, ins Weite dehne, kurz, eben an den Akt der Einfühlung.

Diese Form der Symbolik habe ich, wie gesagt, früher nicht in ihrer Bestimmtheit erkannt, später jedoch die Lücke ausgefüllt; zustimmend begleitet mich Volkelt auf diesem Fortgang, doch in zwei Punkten bestreitet er mich. Der eine ist bereits besprochen: es ist die Frage, ob das Mythische nicht doch auch symbolisch genannt werden könne und in welchem Falle. Der zweite betrifft die Frage, ob nicht auch die ganz eigentliche Darstellung in der Kunst unter einer gewissen Bedingung symbolisch heißen könne. Dieser Punkt gehört aber nicht hieher, es würde die Ordnung stören, wenn ich hier bereits darauf eingienge.

Hierauf wird K. Köstlins Ansicht besprochen. Seine feinen Bemerkungen über die stimmungleihende Symbolik, über die seelische Wirkung des Lichts und der Farbe, namentlich aber der Töne finden die verdiente Würdigung, aber es wird gezeigt, daß der innere Zusammenhang, das eigentliche Band zwischen dem Objekt und der psychischen Leihung, das vom Subjekte geflochten wird, erst einer näher eingehenden Analyse bedarf, und dann, daß Köstlin die Folge nicht gezogen hat, die sich aus der Einführung dieser Form in die Ästhetik ergibt: für das Prinzip selbst nämlich, für den Grundbegriff des Schönen. Gleich zu Anfang haben wir gesagt, daß im Symbolbegriff die Entscheidung darüber liege, ob die formalistische Schule Recht habe oder nicht. Wird in der Einfühlung so das Unbeseelte beseelt, so ist zu schließen, daß sie sich auch auf das erstrecke, was diese Schule die reine Form nennt. Köstlin vollzieht den Schluß nicht

und gerät, da er den Symbolisierungsakt doch zugibt, in Dualismus: zwei Welten des Schönen; die eine ist ausdrucksvolle, die andere bloße Form. Darauf kommen wir zurück. Der erstere Mangel in Köstlins sinnigen Bemerkungen über Formsymbolik, die Unterlassung genauerer Analyse, hat namentlich auch zur Folge, daß zwischen dem, was wir Einfühlung nennen, und zwischen der sogenannten assoziativen Vorstellung nicht deutlich unterschieden wird. Diese ist ein mehr äußerliches Verfahren, man kann sie zugeben und doch in Formalismus beharren; hätte also Köstlin die genauere Zerlegung und infolge dieser die Unterscheidung vorgenommen, so hätte dies wohl seinen dualistischen Standpunkt erschüttert.

Die Analyse nun, welche bis dahin fehlte, ist vorgenommen in der Schrift, aus der wir den Namen Einfühlung für die tiefere Form entnommen haben: Das optische Formgefühl. Ein Beitrag zur Ästhetik von Robert Vischer (1873). In dem Akte, um den es sich überhaupt handelt, fließt die Beiziehung begleitender Vorstellungen — und dies ist, wie schon der Name zeigt, die Assoziation — mit einem ungleich innigeren Prozesse zunächst unbemerkbar in eins zusammen. Es liegt eine Summation vor. Längst ist ja erkannt, daß das Schöne überhaupt kein einfaches ist wie ein chemisches Element. Das Schöne, d. h. der Akt, der Kontakt zwischen Subjekt und Objekt, wodurch das entsteht, was wir das Schöne oder die Schönheit nennen, ist ein Ineinander von mehreren Akten. So wird denn auch die eine seiner Hauptformen, das Hinüberversetzen der Seele von seiten des Subjekts in ein unpersönliches Objekt ein solches Ineinander, eine Summation sein, und die Analyse muß ergeben, wie sich darin ein innigeres von einem relativ mehr äußerlichen Eintragen inneren Lebens in das gegebene Objekt unterscheidet. Wir werden diese zweite (eben die nur assoziative) genauer kennen lernen, Beispiele werden ihren Unterschied von der ersteren bestimmter zeigen, wenn wir der Analyse des Verfassers folgen. Volkelt gibt dieselbe wieder, und wir könnten auf diese Wiedergabe verweisen, wenn nicht bei gewissen Punkten Bemerkungen anzuknüpfen wären.

Erst sind noch weitere Vorgänger zu nennen, denen R. Vischer, wie er in der Vorrede sagt, nähere Anregung verdankt: Es ist Völker: Analyse und Symbolik. Hypothesen aus der Formen-

welt (1861), trotz gewissem Mangel an schärferer Abstraktion eine „sinnige" Schrift, und Scherner: Das Leben des Traums (1861). Speziell in Bezug auf das Symbolische in dem Vorgang, um den es sich handelt, und auf den Unterschied zwischen bloß assoziativer Vorstellung und direkter Versetzung entnahm er fruchtbare Keime weiterer Gedankenbildung aus dieser letzteren Schrift; sie ist von einer Beimischung von Phantastik und daraus fließender Überschätzung des Traumlebens nicht freizusprechen und zieht doch aus reicher Beobachtung tiefe Gedanken und Unterscheidungslinien, wofür die Psychologie ihr dankbar sein muß (vgl. meine Anzeige von Volkelts Schrift: Die Traumphantasie, Altes und Neues, H. 1, S. 189, 190*). Lotzes tiefe und feine Blicke im Mikrokosmus und der Geschichte der Ästhetik kannte R. Vischer noch nicht, als er seine Studie schrieb (s. die Anm. Vorwort S. VII). Auf das Intimste beobachtet Lotze, wie wir uns selbst, unsere Seele mit unserem Körpergefühl, unserer Körpervorstellung in das Objekt, seine Formen und Bewegungen fortsetzen; R. Vischer trifft in seinen Gedankenwegen ganz mit ihm zusammen, seine bestimmte Aufgabe bringt es aber mit sich, daß er systematisch einordnet, weiter entwickelt und verwertet, was Lotze, von seiner umfassenderen Aufgabe geführt, an verschiedene Stellen zerstreut und nicht in seine Konsequenzen verfolgt. Volkelt stellt ihn mit R. Vischer im 5. Kapitel seiner Schrift zusammen.

Als erste, als Hauptunterscheidung in dem Zusammensein, dem Konvolute von Akten, die in dem einen Akte zusammenfließen, stellt R. Vischer gewiß einfach richtig die eines erst empfindenden und die eines fühlenden Verhaltens auf: jenes zwar relativ bereits seelisches, dieses aber vertieft seelisches, das Selbst mit seinem Inhalt in das Objekt hineinverlegendes Verhalten. Es kommt aber darauf an, innerhalb dieses Hauptunterschieds weiter zu unterscheiden. Hiefür entnimmt R. Vischer den durchgreifenden Einteilungsgrund aus dem physiologischen Gegensatz der sensitiven und motorischen Nervenreize. Dieser findet seine Anwendung in beiden Gebieten der Haupteinteilung.

Vorausgesetzt ist, daß das bloße Sehen, wodurch das Bild des Gegenstandes vom Auge aufgenommen wird, zum Schauen sich vertiefe. Im letzteren Akte ist die tiefere Erfassung schon dadurch vor-

*) S. hier unten S. 458—488.

bereitet, daß die Muskeln des Auges intensiver tätig sind, so daß der Blick den Dimensionen folgt und sie wieder zur Gesamtheit zusammenfaßt. — In diesem bewegteren Verhalten ist bereits ein Doppeltes zu unterscheiden: das Auge folgt linear den Umrissen, gleichsam wie wenn man sie mit der Fingerspitze nachzeigt, verhält sich also zeichnerisch, oder aber es faßt die volle Form in den beleuchteten Flächen auf, die Schwellungen, Vertiefungen, alle Bahnen: verhält sich also mehr plastisch nachmodellierend. Es ist ein Unterschied, ob ich mehr auf die Umrisse eines Gebirges, oder mehr auf seine Bildungen innerhalb der Umrisse sehe; dieser Unterschied verdeutlicht sich, wenn man Silhouette und Relief zur Vergleichung beizieht. Beides verbindet sich zu einem ungleich schärfer gegliederten und einheitlicheren, daher auch bewußteren Bilde, als das gewöhnliche Sehen es bringt. Kein Künstler ohne diese Art des Blicks. Man denke an die innere Beziehung von Sehen und Tasten. Ohne Beihilfe des letzteren wird keine greifliche Form, kein Entfernungsverhältnis erkannt; hat die wirklich tastende Hand dem Auge nachgeholfen, so wirkt es in dessen Tätigkeit als inneres Tasten bleibend nach. Das Künstlerauge vollzieht dies weit schärfer als das gewöhnliche; daher weiß es Bergformen, Formen eines Kopfes aus der Erinnerung viel bestimmter als Nichtkünstler anzugeben.

Nun kommt die Empfindung in Betracht, wie sie diesen Akt des Gesichtes begleitet. Von reizlos gleichgültigem Anblick kann in diesem Zusammenhang nicht die Rede sein; hier handelt es sich von betonter Empfindung, also Angenehm und Unangenehm. Angenehme Empfindung wird solche Reize begleiten, die dem Nerv adäquat sind, d. h. ihn zu gewohnten und einfachen Bewegungen veranlassen; unangenehme wird bei solchen eintreten, die ihn zu unadäquaten, d. h. ungewohnten, schwierigen Bewegungen nötigen. Es kann auch ein Drittes stattfinden: zuerst unadäquate, also unangenehme, dann adäquate, durch den Kontrast erhöht angenehme Empfindung. — Anders färbt sich die Empfindung, wenn die sensitive, anders, wenn die motorische Nervenfunktion vorherrscht, der Unterschied ist nur relativ, dennoch wesentlich. Das Verhalten und Befinden bei sensitiven Reizen nennt der Verfasser Zuempfindung, bei motorischen Nachempfindung. Die nähere Erklärung wird sich ergeben.

Bei allem Sehen und Schauen ist das Licht vorausgesetzt, mit ihm die Farbe. Es beruht auf Ätherwellen, also auf Bewegung. Angenehme oder unangenehme Empfindung hängt davon ab, ob die Schwingungen der Sehnerven homogen erregt werden oder nicht, ob sie sich dabei bequem, oder unbequem bewegen. Das Auge stellt Forderungen, wie man weiß, es verlangt die Ganzheit der Farben, ergänzt daher, wo sie fehlt, das Fehlende und erzeugt Nachfarben.

Die Körper in ihrer Bestimmtheit, ihre festen Formen sind hinzuzunehmen, hier handelt es sich ebenfalls um adäquate oder unadäquate Nervenfunktionen, wie sie mit der Muskelbewegung des Auges sich ergeben. Sie ist z. B. bequem bei horizontaler Flächenlinie, weil unser Augenpaar eine horizontale Lage hat. Die vertikale widerspricht diesem Bau, indem sie eine kompliziertere Funktion nötig macht, allein die angestrengtere Tätigkeit führt einen Kraftreiz mit sich, und je nach der Kombination wirkt dies wohltuend. Das Runde macht angenehmen Effekt, weil es dem Runde des Auges entspricht. (Dies ist wohl ein zu kühner Satz; Volkelt stellt ihn in Abrede und sucht den Grund der Annehmlichkeit der Empfindung vielmehr mit Recht im Geschwungenen der Bewegung S. 60, 61.) — Wiederholung einer bestimmten Form in gleichen Abständen, besonders, wenn unterbrochen durch methodisch dazwischen tretende Teilformen, bringt „die wohlige Gesamtempfindung einer harmonischen Reihe von gutgelungenen Selbstmotionen" mit sich. Dies ist die Lust am Rhythmischen.

Der Verfasser geht hier auf die Gesetze der Regelmäßigkeit, Symmetrie und Proportion ein und berührt Zeisings Lehre vom goldenen Schnitt. Dem durchgehenden Gedanken gemäß stellt er auf, es handle sich auch hier nicht um den Gesichtssinn allein, sondern um ein Empfinden im ganzen Körper. Lassen sich ja überhaupt die Sinne nicht isolieren, fühlt sich ja das Blaue kalt, das Gelbe warm; so auch bei Formen: „in niedrigen Stuben bekommt unser Körper die Empfindung von Last und Druck; alterskrumme Mauern können die Grundempfindung unserer leiblichen Statik beleidigen." — Als Beispiel von solcher Mitempfindung im ganzen Körper führe ich an: ein Kind wurde vor einen beweglichen hohen Spiegel gestellt; als es sich darin besah, wurde er schnell bewegt, und das Kind fiel um. — „In Wahrheit gibt es keine strenge Lokalisierung im Körper; jede betonte Emp-

findung führt daher schließlich entweder zu einer Steigerung oder Schwächung der allgemeinen Vitalempfindung." Es erhellt, wie sich diese Vorgänge zu dem Unterschiede von Zuempfindung und Nachempfindung verhalten. Die erstere findet statt, wenn der Gegenstand mehr als Licht- und Farbeneinheit aufgefaßt wird, da hier die sensitiven Nervenreize vorwalten. Auch diese haben Bewegungscharakter, aber nur relativ im Gegensatz gegen die motorischen Reize, die vorherrschen, wenn das Auge den Bahnen der Form nachgeht: die letztere Art oder Seite des Auffassens ist Nachempfindung zu nennen. Von diesen beiden unterscheidet der Verfasser die Einempfindung und versteht darunter die einfache zentrale Versetzung in den Gegenstand und seine plastische Bildung: z. B. Empfindung einer Kugelform, jeder unorganischen Naturform als solcher.

Dies ganze Verhalten ist aber also die erste, noch mehr bloß sinnliche, nur relativ seelische Stufe. Soll die bedeutendere entstehen, so hat ein höherer Faktor, die Phantasie, einzutreten. Sie ist es, die der Verfasser an dieser Stelle zuerst einführt als den das Weitere bedingenden geistigen Akt, — noch nicht in ihrer volleren, schöpferischen Aktion, zunächst einfach als Einbildung oder „Bildvorstellung". Durch diese bleibt im Innern ein Bild des Gegenstandes auch in seiner Abwesenheit; für seinen Zweck geht der Verfasser ohne Aufenthalt zu einer eigentümlichen Kombination von zwei Vorstellungen über, wie sie im Traume vorkommt. Die eine ist die Objektsvorstellung, die andere die Selbstvorstellung, d. h. hier: Vorstellung meines eigenen Leibes: beide schiebt der Traum aus Anlaß eines Leibreizes verwechselnd, und zwar symbolisch verwechselnd, gern ineinander. Hier ist es, wo an Scherners Schrift: Das Leben des Traumes angeknüpft wird. Die Empfindung ist bekanntlich im Schlaf weder äußeren noch inneren, d. h. im eigenen Körper entstehenden Reizen ganz verschlossen; aus Empfindungen werden diese Reize zu Vorstellungen, aber nicht zu Bildern der Sache selbst, sondern eines Gegenstandes, der mit dem Körper und den Organen, deren augenblicklicher Zustand einen Reiz verursacht, irgendeine Ähnlichkeit hat. Der ganze Körper wird sehr häufig als ein Haus vorgestellt, bei Kongestionen und Kopfweh taucht die Vorstellung einer Feuersbrunst im Oberstock auf; hängt mir der Kopf im Schlaf über das Bett heraus, so träumt mir von einem gefährlich überhängenden

Erker; interessant ist namentlich ein Traum bei Zahnweh, den Scherner anführt: ein halbrunder Raum in einer Mühle schwebt dem Träumenden vor, worin Säcke im Halbkreis umherstehen, einer derselben hat einen Riß: Bild der Mundhöhle, der Zähne, des schadhaften, Schmerz verursachenden Zahns. Überfüllter Magen spiegelt sich im Bild eines vollgepfropften Schlauches oder anderen Behälters. Motorische Reize, z. B. Hemmungen im Blutlauf, erscheinen, wie jeder weiß, gern als Bilder beängstigender Behinderung in Tätigkeiten: hier tritt Selbstvorstellung ein, d. h. der Träumende stellt sich nicht einen Teil des Innern seines Körpers symbolisch, sondern seine wirkliche ganze Person unsymbolisch vor, aber symbolisch untergeschoben wird die Situation mit Umgebung: Treppen steigen, Kleider anlegen, dreinschlagen wollen und nicht können u. dgl.; doch manchmal wird eine andere Person als in der Hemmung befindlich vorgestellt, wird also das Bild objektiv: ich sehe jemand von einem Turm stürzen, Sternschnuppen fallen und Ähnliches. — Also eine Vertauschung, durch welche ich mich, mein sich empfindendes Selbst in fremde Körper hineinschiebe wie in ein Kleid. Ähnliches, sagt der Verfasser, geschieht nun auch im Wachen, in Zuständen nur halb bewußter Versunkenheit. Hiegegen ist zu bemerken, daß dies wohl nur selten vorkommt, man kann wohl nur sagen: wir haben im Leibreiztraum ein Analogon der Formsymbolik, wie sie im Wachen auftritt. Die Traumphantasie nimmt aus der unpersönlichen Welt (aus den Erinnerungsbildern, welche diese zurückläßt) ein Gebilde herüber und verwendet es als Symbol für den Leib des Träumenden und seine Organe; dabei ist sich dieser der Verkleidung völlig unbewußt; die Aufgabe aber ist, einen wachen, wohl unwillkürlichen, doch nicht so ganz, so schlechthin unbewußten, wohl naturnotwendigen, doch nicht so schlechthin unfreien Akt zu erklären, der die Außenwelt beläßt und die Seele mit ihrer Stimmung in sie hinüberlegt. Es gibt nun im wachen Leben noch ein Gebiet unwillkürlicher Symbolik, dessen Analogie mit diesem Akt eine ungleich engere und woraus daher ungleich mehr Licht für das vorliegende Thema zu entnehmen ist als aus dem dunkeln Traumgebiet; darauf sei hier zum voraus hingedeutet, wir werden in der Folge auf eine Schrift eingehen, welche dies Gebiet behandelt. — Wir kehren zu dem Gange des Verfassers zurück. Er übersieht nicht, daß das Spiel der Vor-

stellungen im Traume erst bloße Einbildungskraft ist. Die Empfindung hat sich nun erweitert und vertieft, da sie an ein selbstgeschaffenes Bild sich knüpft, aber beide sind in dieser dunkeln Verbindung noch nicht das, was wir mit der bekannten Unterscheidung Phantasie nennen, die doch vorausgesetzt ist, wenn der tiefere Akt entstehen soll, um den es sich handelt und der ja eine seelenvolle, freie und doch naturgesetzmäßige, nicht willkürliche Umkleidung in eine fremde Gestalt vollzieht.

Die Geistwelt ist es, die erst hinzutreten muß. Es ist nicht Sache dieser speziellen Untersuchung, ihr Werden zu zeigen; sie darf es der Psychologie und Ethik überlassen, darzutun, wie der Einzelne sich in diese Welt einlebt, zum geistigen Wesen hinaufringt, sich nicht nur empfindet, sondern als Ich denkt, wie dies Denken im Echo des Innern als Selbstgefühl resoniert, das Selbstgefühl aber durch Denken des Allgemeinen und Brechung des Eigenwillens aus seiner egoistischen Sprödheit sich zum Gattungsgefühl erweitert, erweicht, erwärmt. Nun erst wird ein sich Versetzen in Andere und Anderes möglich, das wirklicher Seelenkontakt, Gemüt zu nennen ist. Lust und Unlust in dem so aufgetauten Gefühlsleben heißt nun Stimmung, seelische Stimmung. Allerdings ist nicht ohne Weiteres nur an ideale, ethische Werte zu denken. Die Welt der Leidenschaften auszulassen wäre zu enger Standpunkt; aber ihr Stachel bricht sich in dem Formakte, um den es sich handelt. Es ist hier wieder an Lotze zu erinnern, wie es auch Volkelt nicht unterläßt. Lotze faßt im Allgemeinen das Schöne zu direkt unter dem Standpunkte des Guten, so denn auch im Gebiete der Formsymbolik; indirekt aber, als aufgehend im Schönen, sind ethische Werte, sittlicher Wille, Liebe unzweifelhaft beteiligt, unfreie, wildere Seelenbewegungen allerdings nicht minder, aber so, daß, wie gesagt, ihr Stachel, ihre pathologische Natur ihnen genommen ist, und dazu kommt, daß in einem ästhetischen Ganzen eine Entwicklung stattfindet, wodurch sie als bloße Momente an ihre Stelle verwiesen werden. — Wir kehren zum Formakte als solchem zurück, zum helleren, wie er im Wachen vollzogen wird, wo schon die Kontrolle der Wirklichkeit das Bildleben des Geistes in seine Zucht nimmt. Schiebt sich das mit Gehalt erfüllte Selbst den Gestalten der unbeseelten Welt unter, so ist es nun eine Persönlichkeit, die mit ihrem Gehalte sich unterschiebt. Jetzt ist die

Einempfindung Einfühlung geworden. Zur Ergänzung hat R. Vischer in der (eingegangenen) Zeitschrift: Die Literatur (Redakteur Wislicenus) noch einen Nachtrag gegeben (Der ästhetische Akt und die reine Form [Nr. 29, Juli 1874]), worin die Selbstvorstellung, wie sie sich in diesem Akte mit der Objektvorstellung verbindet, näher dahin bestimmt wird, daß das Ich, das in einen Gegenstand eingefühlt wird, sich freier, dem Stoff enthobener, vollkommener vorstellt, als es in Wirklichkeit ist. Dieses Wesen kann schwimmen, schweben, fliegen, sich schwingen, winden, ausbreiten, zusammenziehen, hoch und weit strecken, proteisch verwandeln, wie kein menschlicher Körper; seine Gefühle, seine Leidenschaften, sein Wollen und Können wachsen ins Unendliche. Gewiß ein richtiger Zusatz; diese Lüftung seiner Schranken entnimmt das Subjekt eben aus dem Akte selbst: Licht, Feuer, Luft, Wasser, Erde, Pflanze, Tier leihen ihm ihre Eigenschaften, ihre Kräfte, ihre Bildungen, Werke der Menschenhand ihre Linien, Massen, Erstreckungen.

Wir haben den Namen Einfühlung schon oben für das Ganze dieses tieferen Seelenaktes gebraucht und möchten es der Einfachheit wegen dabei bewenden lassen. Der Verfasser selbst unterscheidet drei in demselben begriffene Arten des Verhaltens und nennt nur eine derselben Einfühlung. Er bringt nämlich in aller Ordnung das Unterscheidungsmotiv sensitiv und motorisch wieder in Anwendung, und so entsteht ihm die Einteilung: Anfühlung oder Zufühlung, Nachfühlung und Einfühlung. Die beiden ersteren gehen im Verhältnis zum Objekt mehr von außen nach innen, die Einfühlung erfaßt es von innen nach außen, versetzt sich zentral in dasselbe und legt das fühlende Ich in seine Formen wie in ein Kleid, vielmehr wie in den eigenen Körper. Die Zufühlung als die nun seelisch vertiefte Zuempfindung tritt wie diese namentlich bei Licht- und Farbenerscheinungen ins Leben. Ich erinnere an die „ahnungsvolle Beleuchtung" (Goethe); man denke ferner an Mondlicht, Abendrot, Gewitterlicht, Helldunkel, Blau des Meeres, wie aus ihnen die Stimmung, die sie symbolisch erregen, uns entgegenkommt, so daß wir der objektiven Erscheinung den Namen dieser unserer Stimmung beilegen: sehnsüchtig, wehmütig, sanft, hoffnungsvoll, zornig, wild, brütend usw. Die Farben hat schon Goethe unter diesem Standpunkt betrachtet: „sinnlich sittliche Wirkung der Farben". Die Ästhetik hat

näher darauf einzugehen; es genügt hier, zu erinnern, wie wir das Blau kalt, Gelb und Rot warm nennen, als wäre dies ihre Stimmung. Dagegen die Nachfühlung als vertiefte, seelenvolle Nachempfindung bewegt sich mit dem Genuß einer wohlgelungenen Selbstmotion wie diese an den Umrissen, Grenzen eines Objekts, diese scheinen zu rinnen, zu laufen, sich zu winden und krümmen und ich mit ihnen, mit einem bewegten Gegenstand, wie Welle, Vogel schwingen wir uns, stürzen, steigen, springen und fliegen. Wirkliche, ganze Hineinversetzung in das Objekt ist aber erst die Einfühlung; jetzt erst bin ich selbst mit meiner ganzen Stimmung darin, lege seine Formen mir um, und seine Bewegungen sind die meinen. „Ich balle mich grollend in einer Wolke, rage stolz in einer Tanne, brüste und bäume mich frohlockend in den Wogen. Ich bin zugleich die Vielgestalt der Brandung, welche die Klippe schlägt und peitscht, und zugleich die Klippe, welche der Brandung trotzt, ich nicke und winke der Quelle, welche ich wiederum selber bin, in einer schwankenden Blume." Wie leicht könnte man mit Beispielen fortfahren: ich neige mich mit der Weide trauernd über den Bach, ich strecke mich trutzig mit dem Felsen empor, fahre mit der Rakete auf, breche zornig entschlossen mit dem Schuß heraus („mit Grimm gefüllt ist der Kanone Bauch", Shakespeare). — Da in der dritten Form, der Einfühlung, dieser Akt seine eigentliche Tiefe und Stärke erreicht, so wird es zulässig sein, den ganzen Akt so zu nennen, wie wir tun. Das Wort bekommt dann einen weiteren und engeren Sinn, im weiteren bezeichnet es diesen, den ganzen Akt, im engeren die intensivste seiner Formen.

Ehe wir mit dem Verfasser weitergehen, ist nun die Schrift beizuziehen, auf deren Wichtigkeit ich oben hingewiesen habe, noch ohne sie zu nennen; ich habe gesagt, es gebe im wachen Leben ein Gebiet unwillkürlicher Symbolik, woraus für das vorliegende ungleich mehr Licht zu schöpfen sei als aus dem dunkeln Traumgebiet. Die Schrift, die ich meine, ist die Mimik und Physiognomik von Piderit (zweite, neu bearbeitete Auflage 1886), das Werk eines feinen Beobachters und nüchtern vorgehenden Denkers, das die helle Tagwelt des Wachens vor sich hat und doch eine unbewußte Seite desselben mit erwünschtem Lichte beleuchtet. Als Fundamentalsatz der Mimik wird aufgestellt: da jede Vorstellung dem Geiste gegen-

ständlich erscheint, so beziehen sich die durch die Vorstellungserregungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen auf imaginäre Gegenstände. Jene sind angenehm oder unangenehm, je nachdem die Reize harmonisch oder disharmonisch wirken. Die Folge ist, daß die angenehmen oder unangenehmen Vorstellungen dem Geiste wie angenehme oder unangenehme Objekte erscheinen. Der Verfasser erinnert in diesem Zusammenhang an die Sprache, die für angenehme oder unangenehme Vorstellungen geistiger Art keine anderen Bezeichnungen hat als solche, die von angenehmen und unangenehmen Sinneseindrücken genommen sind (bitter, süß u. a.). Der zweite Fundamentalsatz heißt nun: die durch angenehme oder unangenehme Vorstellungen verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich auf harmonische (angenehme) oder disharmonische (unangenehme) Sinneseindrücke; d. h. die durch angenehme Vorstellungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen sind derart, als sollte durch sie die Aufnahme harmonischer Sinneseindrücke erleichtert und unterstützt, die durch unangenehme Vorstellungen hervorgerufenen derart, als sollte durch sie die Aufnahme disharmonischer Sinneseindrücke erschwert und verhindert werden.

Die Bewegungen der Gesichtsmuskeln werden nun anatomisch durchgegangen und von diesem Standpunkt ihre Bedeutung aufgezeigt. Abbildungen kommen zu Hilfe. Einzelnes werden wir für unseren Zweck herausgreifen. Zur Physiognomik führt der Satz über, daß (mit Einschränkung natürlich) physiognomische Züge als bleibend gewordene mimische anzusehen sind.

Es erhellt, daß das Band zwischen den imaginären Sinneseindrücken und den Vorstellungen geistiger Art, welches dem mimischen Ausdruck zugrunde liegt, ein symbolisches ist, aber ein innig symbolisches, da die Vorstellung des Ähnlichen so unmittelbar aktiv wird. Geistiges wird wirklich in Physisches hinübergefühlt oder umgekehrt; der leitende Grundgedanke wäre nicht so ungemein fruchtbar für die Ästhetik, wie er es wirklich ist, wenn er nicht viel tiefer führte als die auch von den Formalisten eingeräumte Beigesellung nebenherlaufender Vorstellungen.

Man sehe sich näher an, was damit gewonnen ist. Eine Vorstellung irgendwie geistiger, seelischer Art, von Lust oder Unlust begleitet, wirkt so in mir, daß ich sie ganz unwillkürlich, ohne

alle Reflexion, durch Mienen ausdrücke, die eigentlich einer analogen sinnlichen Empfindung zum Ausdruck dienen. Ich glätte die Stirn bei heiteren Vorstellungen wie bei sinnlichem Wohlsein, ich runzle sie in senkrechte Falten bei verstimmenden Vorstellungen und bei angestrengtem Denken wie bei unangenehmen Gesichtseindrücken, ich weine bei seelisch schmerzlichen Vorstellungen wie bei physischem Schmerz. Ein subjektiver Vorgang, eine Bewegung von innen nach außen. Ein ganz Anderes ist nun zunächst das in Rede stehende ästhetische Gebiet; es handelt sich von Anschauung der umgebenden Welt, ihres nicht beseelten Teils: ein vorerst objektives Verhalten. Nun aber weiter: es begegnen mir Erscheinungen in diesem Gebiete, welche jenen mimischen im subjektiven Gebiete gleichen. Bewölkter Himmel gemahnt an Stirnrunzeln, also wolkenloser an glatte Stirn, Wechseln zwischen Sonnenschein und Verhüllung der Sonne an Blinzeln, Regen an Tränen, Blitz an schießenden Blick des Zorns. Nun bin ich schon von Natur aus geneigt, meine Seele in die Außenwelt hineinzutragen, so ist rasch der unbewußte Schluß gezogen, eine finstere, freundliche, scheue (Blinzeln), trauernde, drohende Seele sehe mir entgegen — ein Schluß von außen nach innen. Es war ein objektiver Vorgang, ein gegenständlich Schauen, er wird subjektiv, ich finde hinter dem Äußern eine Seele, wie die meine, also mich selbst — freilich wie ein unendlich, nur nicht zu Göttern, wie im Mythus, erhöhtes — Selbst wieder. Eine Umdrehung: im Mimischen innerer Zustand = A, Miene symbolischer Ausdruck davon = B; dann, im scheinbar ganz verschiedenen Verhalten der Naturanschauung: ein Erscheinen von Formen und Farben in der Außenwelt = A, dahinter, von mir hinübergetragen: eine Seele und ihre Stimmung = B. Aber eben, da diese Formen und Farben als Ausdruck von Seele und ihrer Stimmung erscheinen wie in der Mimik, so wird diese Seele, da doch das Subjekt des Ausdrucks das erste, der Ausdruck das zweite ist, nun das A, der Ausdruck das B wie im ersten der genannten Vorgänge, dem subjektiven. Das Verständnis läßt sich noch erleichtern, wenn man sich, von der äußeren Natur zunächst wieder absehend, zum Subjekt mit seinen Mienen ein zweites, einen Zuschauer denkt; dieser schließt aus Stirnglätten usw. auf die Stimmung des ersteren Subjekts. Bei der symbolischen Naturauffassung wird die Natur zu dem, was hier das angeschaute

Subjekt ist. Höchst merkwürdig: Subjekt und die Natur dessen Objekt — aber beides wie zwei Menschen, deren einer im anderen sich wiederfindet — und hiemit —: Mensch, geistiges Lebwesen und ihm gegenüber Natur, unbegeistet — doch beide ein Wesen, der eine sich findende Mensch —, vielleicht nicht ganz bloßer Schein? Schwer wird es, an dieser Stelle nicht einzugehen auf die im Bisherigen schon gestreifte Frage des Pantheismus, insbesondere auf K. Plancks Grundidee; aber darauf muß im gegenwärtigen Zusammenhang noch verzichtet werden; es gehört an den Schluß.

Soll der Raum für den einzelnen Beitrag nicht stark überschritten werden, so müssen wir hier die eingehende Behandlung abbrechen. So kann auch R. Vischers Schrift nicht weiter verfolgt werden, wiewohl sie an die Analyse des symbolischen Aktes eine Reihe von gewichtigen Gedanken knüpft, zur Mythenbildung, zur Eintragung ethisch politischer Bedeutung in die Naturmythen übergeht und aufzeigt, wie die religiöse, die ideale Weltanschauung am Stabe der Einfühlung sich entfaltet, dann die Phantasie in die künstlerische Tätigkeit verfolgt, die Frage über Naturnachahmung und Idealisierung aufnimmt und zum Zweck ihrer tieferen Lösung die Organisation des Künstlergeistes in Betrachtung zieht, denn von diesem Mittelpunkt ist diese Frage, sind die Fragen über individuellen Stil des einzelnen Künstlers, über den Gegensatz der sogenannt realistischen und idealistischen Stilrichtung anzufassen, um die Denkverwirrung darüber zu lichten und zu schlichten; mir scheint es, die Schrift habe aus dem Begriff der Einfühlung mit richtigem Blick entwickelt, was aus ihm wie einem fruchtbaren Keime sich ergibt. Blick: dies wird überhaupt der passende Name für sie sein; Blick haben ist doch das erste Erfordernis für alle Theorie des Schönen und der Kunst.

In aller Kürze gebe ich noch eine Übersicht des Inhalts, der weiterhin zu behandeln wäre.

Zu der mittleren Form der Symbolik, der dunkelhellen, unfrei freien, wäre zunächst das Gebiet des Tons als besonders wichtig aufzunehmen, hiemit die Frage nach dem Wesen der Musik. Die Abhandlung Eduards von Hartmann „Zur Ästhetik der Tonkunst“ wäre zu erwähnen, der die Paragraphen vom Wesen der

Tonkunst in meiner Ästhetik flüchtig auszieht, was ich über Symbolik der Tonwelt später, doch schon 1873 in den Kritischen Gängen (Neue Folge H. 5, S. 143, 144*) gesagt habe, nicht angeführt und bei der Besprechung der Ansicht von Lazarus („Psychologische Analyse der Auffassung der Musik" im 3. Band der Schrift: das Leben der Seele) die Symbolik bringt, als hätte dieser zuerst den Begriff derselben auf die Musik angewandt. Ich wiederhole hier nur den Satz, mit welchem meine dortigen Bemerkungen schließen: die Musik ist akustische Gebärdensprache des Gefühls, die Gebärde ist auch nichts Anderes als eine Symbolik geistiger Akte usw. — Auch auf den seelischen Ton, wie er in der Sprache das Wort begleitet, wäre einzugehen, um das Symbolische in der Musik zu erläutern. Hier ist eine ältere Schrift von Wichtigkeit: Die Melodie der Sprache in ihrer Anwendung besonders auf das Lied und die Oper usw. von L. Köhler, 1853. — Von neueren erwähne ich Dr. Heinrich Adolf Köstlin: Die Tonkunst. Einführung in die Ästhetik der Musik (1879). Er ist strenger Formalist, gibt aber im Verlaufe zu, daß „die Tonbewegung etwas der Stimmung der Vorstellung Analoges hat", daß sie an diese „gemahnt"; er gebraucht auch das Wort Gleichnis, zwar mit der Einschränkung: „im besten Fall"; die Musik sei „im besten Fall" ein Gleichnis, nie aber der zureichende Ausdruck der Stimmung. Was er hiemit zugesteht, darf nur genauer genommen und entwickelt werden, so ist hiemit alles eingeräumt, was er in seiner, doch so feinfühligen, Schrift bestreitet.

Hierauf wäre nun der Unterschied zwischen Einfühlung und bloß assoziativer Vorstellung näher zu betrachten. Gesagt ist schon, daß R. Vischer der erste ist, der diese Unterscheidung in ihrer Bestimmtheit gezogen hat. Die Assoziation ist sekundär, die angeknüpfte Vorstellung zieht Anderes herbei und setzt es neben die gegebene Vorstellung. Bei der roten Farbe fällt mir Blut und Zorn, bei der grünen als Farbe der sprossenden Vegetation der Frühling, bei einer Orange Italien, bei Gold, bei Marmor ihr Wert ein; bei dem Mond denke ich etwa an Verliebte: dies alles ist nur begleitende Erinnerung, nicht Einfühlung. Aber diese Nebenvorstellungen verknüpfen sich eng mit ihr, vermehren wesentlich die Summation, woraus

*) S. hier oben S. 320f.

der ästhetische Akt besteht. Volkelt geht bei der Beurteilung von Fechner mit der Gründlichkeit auf diese Seite ein, die sie verlangt.

Fechner gibt zu, daß an der Assoziation die halbe Ästhetik hängt. An der Einfühlung hängt mehr als die halbe. Die Untersuchung hat nun vorwärts zu gehen bis zu der eigentlichen Burg der Formalisten und einen Hauptpunkt genauer ins Auge zu fassen, der im Bisherigen noch nicht scharf genug hervorgehoben ist und den ich in den Kritischen Gängen (a. a. O. S. 144ff.*) wohl aufgenommen, doch nicht erschöpft habe. Kann auch das Wohlgefallen an den reinen Formen, den mathematisch bestimmten Harmonieverhältnissen symbolisch erklärt werden? Es handelt sich von Linien, Flächen, geometrischen Formen, Regelmäßigkeit, Symmetrie, Proportion, von den Zeit- und Zahlenordnungen in Metrik und Musik; dies ist die „Hälfte" der Ästhetik, die nach Fechner übrig bleibt, wenn eine Hälfte derselben an der Assoziation hängt. Es fragt sich aber, wie die Sache liegt, wenn man von der Assoziation die innige Symbolik, die Einfühlung unterscheidet und diese ins Feld führt. Der Formalismus wird sagen: es bleibt ein Rest, der auch in diese nicht aufgeht; von aller konkreten Gestaltung, auf welche sie anzuwenden ist, sind ja die reinen Verhältnisse, die harmonischen Ordnungen an sich zu unterscheiden, und da gibt es nichts zu symbolisieren. Nur unbewiesen kann ich hier die Überzeugung hinstellen: auch dieser in Symbolik scheinbar nicht aufgehende Rest öffnet sich der Symbolik. Es sind Verhältnisse der Einheit in der Vielheit. Wie kann Einheit in der Vielheit ästhetisch gefallen? An sich ist sie etwas rein Abstraktes, das als solches die Seele, die seelische Sinnlichkeit eiskalt läßt; fühlt diese etwas dabei, und zwar Lust, ästhetische Lust, so kann es nur sein, weil die Seele mit ihrem Nervenleben und ganzen Leib selbst eine Einheit in Vielheit ist und sich da wiederfindet, wo sie solche findet. Zählen, Rechnen, Messen und Ästhetischfühlen ist ein für allemal zweierlei; läßt sich für das Zählbare und Meßbare kein symbolisches Band finden, so steht es übel um die Ästhetik. Es ist also zu sagen: das Schöne enthält eine, in einem Teil der Künste mathematisch bestimmbare (im größeren Teil freilich nicht mehr bestimmbare) Seite, hat eine Unterlage, die, scheinbar rein abstrakt, durch eine spezifische Art von Einfühlung doch ebenfalls ästhetisch wird,

*) S. hier oben S. 321ff.

Einfühlung des Menschen als einer selbst zur Einheit geordneten Vielheit. Dem ersten Hirten, der einen Akkord fand, ist aus dem Verhältnis der Töne mehr entgegengekommen als eine abstrakte Ordnung: eine Art von Wohlverhältnis, Wohlordnung der Seele. — Karl Köstlin hat in einer späteren Publikation: Über den Schönheitsbegriff seinen Dualismus festgehalten. Er bleibt dabei, daß es zweierlei Schönheit gibt, solche, die durch Lebens- und Seelenausdruck, und solche, die nur durch Regelmäßigkeit, Harmonie (dann auch Größe) gefällt. Er führt als Beispiel einen Bauplatz an, wo neben rohem Material anderes, schon geformtes zu sehen ist und dieses letztere im Gegensatz gegen jenes einfach gefällt. Ich führe als Antwort Goethes herrliche Dichtung: der Wanderer an; dieser sieht im Gesträuch bei einer ländlichen Hütte ein Architrav liegen und ruft aus: „Diese Steine hast du nicht gefügt, reich hinstreuende Natur!" Der Mensch hat diese Form geschaffen und hineingelegt, was in ihm selbst Wohlordnung ist, den Menschen findet er darin. — Man steht vor einer Grundfrage. Soll die Ästhetik aus e i n e m Prinzip aufgebaut werden, oder aus zweien? Wir können sie nach allem Gesagten benennen Harmonik und Mimik. Die Mimik ist teils indirekte (eben die symbolische bei unbeseeltem Objekt), teils direkte (bei beseeltem Objekt). Die direkte Mimik findet ihr Objekt, obwohl symbolische Leihung nicht nötig, doch nicht ästhetisch vor, ein Phantasieakt ist erfordert, wodurch die Seele im Objekt, sein Lebensgehalt reiner herausgestellt wird. Ist nun Herstellung der Harmonie als reiner Form und dieser Akt, der symbolisch beseelt oder ohne Symbolik höher beseelt, e i n Akt oder sind es zwei? Köstlin wird sagen: zwei, und wir werden sagen: einer; das Schöne ist vereinigte Harmonik und Mimik in dem Sinne, daß das „vereinigt" wirkliche, lebendige Einheit ausdrückt, denn auch der Harmonik liegt (symbolische) Mimik zugrunde, nur in eigener, von der Mimik bei konkreter Gestalt verschiedener, abstrakte Ordnungen sinnvoll bildender Weise; man mache es sich z. B. am Metrum klar: es ist vom poetischen Inhalt der Worte, die es beherrscht, streng zu unterscheiden und drückt doch an sich Stimmung, Gangart der Stimmung aus. Die Schrift von R. Vischer, ebenso der erwähnte Journalaufsatz und neuerdings die „Studien zur Kunstgeschichte" enthalten auch hierüber fruchtbare Gedanken, auf welche nicht mehr eingegangen werden kann.

Bis hieher ist zuerst die Rede gewesen vom unfreien, dunkeln Symbol, wobei auch der Mythus zur Sprache kommen mußte, dann von der mittleren Form, worin sich Unfreiheit und Dunkel mit Freiheit und Helle in der geschilderten Weise verbindet. Hierauf ist zur dritten Form, der einfach hellen und freien, überzugehen. Das Bewußtsein darüber, daß Bild und Sinn nur durch ein tertium comparationis verknüpft sind, ist hier nicht bloß vorbehalten, sondern gegenwärtig; man denke an Anker, Palme, Ölzweig, Adler, Bündel von Pfeilen, an Akte, wie Salz und Brot darreichen, das Tischtuch zerschneiden (Graf Eberhard) mit ihrem bekannten Sinn. Ästhetischer Wert ist zwar nicht ausgeschlossen, denn Bild ist noch vorhanden, aber er ist auf ein dürftiges Maß beschränkt, denn die Helle ist im Grunde Verstandeshelle, Bewußtsein von Zweckmäßigkeit: das letztere freilich nur, wenn das tertium einleuchtend gewählt ist; doch, wenn dies nicht der Fall, so wird man erst recht in das Verstandesgebiet verwiesen, um zu suchen, zu raten. Dem Mythus gegenüber stellt sich nun die Allegorie. Unpersönliches Bild wird bisweilen allegorisch genannt, richtiger ist nur persönliches so zu nennen, sei es einfach hingestellt oder in Handlung gesetzt. Der Unterschied vom Mythus liegt darin, daß die Personifikation ein Akt der Phantasie im bloßen Dienste des Gedankens ist, wie die Wahl eines unpersönlichen Bildes bei dem hellbewußten Symbol. Über die Frage, wie diese beiden doch ästhetische Lebendigkeit gewinnen können, wie die Allegorie dann dem Mythus ähnlich wird, verweise ich hier nur kurz auf die Bemerkungen Kritische Gänge, H. 5, S. 148*), die allerdings Ergänzung bedürfen.

Ein wichtiger Punkt ist noch im Rückstand, der nur an dieser Stelle zur Sprache gebracht werden kann, wiewohl er nicht das verstandesmäßige Symbol, nicht die Allegorie betrifft. Ich habe in der Schrift: Goethes Faust, Neue Beiträge usw. auch der direkten, der eigentlichen künstlerischen und poetischen Darstellung das Prädikat symbolisch zugesprochen, wenn sie in hervorleuchtender Weise allgemein bedeutsam ist, allgemein menschlichen Gehalt mit jener Energie herausarbeitet, die ein lebenswahres Gebilde bleibend, typisch für alle Zeit hinstellt (S. 123ff.**). Volkelt erklärt sich da-

*) S. hier oben S. 324.

**) Zweite vermehrte Aufl., Stuttgart, Cotta 1920, S. 141ff.

gegen, findet es verwirrend (a. a. O. S. 32 ff.). Ich muß meine Ansicht festhalten; Goethe und Schiller sind mit ihrem Sprachgebrauch auf meiner Seite, haben Nachfolger gefunden, der Sprachgebrauch ist aufgekommen und wird sich nicht mehr umstoßen lassen. Typen wie Faust, Macbeth, Lear, Richard III. wird man immer symbolisch nennen, wenn man bezeichnen will, wie tief allgemein wahr sie sind. Ich habe von einem gewissen fühlbaren Plus der Bedeutung in dem obwohl ganz direkt sprechenden Bild gesprochen und wüßte auch jetzt keinen besseren Ausdruck. Tiefer einzugehen ist hier nicht möglich. Es wären namentlich noch mehr Beispiele anzuführen und für den Zweck zu beleuchten; als Exempel einer Figur, die, obwohl typisch, doch nicht im so erweiterten Sinne symbolisch zu nennen sei, habe ich Valentin im Faust angeführt; Volkelt sagt, ich hätte ihn, wie auch Gretchen und Marthe Schwertlein, subsumieren müssen. Dies scheint mir zweifelhaft; wählen wir für das Symbolische im jetzt vorliegenden Sinne den Ausdruck hochsymbolisch, so wird man meinen Zweifel begründet finden. — Etwas Gefährliches liegt allerdings in diesem Sprachgebrauch. Eine Stilrichtung, welche um der Allgemeinheit der Bedeutung willen die Energie und Bestimmtheit des Individuellen abschwächt, kann sich an ihn lehnen, ihn zur Losung machen, sich mit ihm decken wollen; gewiß sehr mit Goethes Zustimmung nennt Schiller Die natürliche Tochter hochsymbolisch, dieses Drama, das nicht, wie man gesagt hat, marmorglatt und marmorkalt ist, sondern marmorkalt scheint, weil es marmorglatt ist. — Damit hängt denn bei Goethe die wachsende Altersneigung zur wirklichen bloßen Allegorie zusammen.

Eine erschöpfende Behandlung des ganzen Gebiets von Begriffen, die hieher gehören, müßte endlich auch die Lehre von den Tropen und Figuren noch hereinziehen. Überblickt man aufmerksam alle Formen, die sie umfaßt, so ergibt sich als Resultat: alle diese Formen laufen darauf hinaus, die Körperwelt zu beseelen und das Geistige zu verkörpern; sie entspringen in der Mannigfaltigkeit ihrer Wendungen alle dem Drang, Geist und Natur, die scheinbar wesentlich Verschiedenen, ineinszuschauen, und so dienen sie samt allen Formen des Symbols und Mythus, das Weltall als Eines vor Sinn und Phantasie zu stellen. R. Vischer hat darauf aufmerksam gemacht, wieviel für diese Betrachtung aus der Schrift von Konr. Hense

zu entnehmen ist: Poetische Personifikation in griechischen Dichtungen mit Berücksichtigung lateinischer Dichter und Shakespeares (1868).

H. Siebeck hat in der Schrift: Das Wesen der ästhetischen Anschauung, Psychologische Untersuchungen zur Theorie des Schönen und der Kunst (1875), einen Satz meiner Ästhetik als leitenden Grundbegriff für das Ganze der ästhetischen Anschauung entwickelt. Er steht in § 19 des ersten Teils: das Schöne ist persönlich, und alle vorhergegangenen Stufen erhalten die Bedeutung, die Persönlichkeit als werdende anzukündigen. (Der zweite Teil dieses Satzes erklärt sich aus dem Zusammenhang dahin: die unpersönliche Natur kündigt schon den Menschen an.) Siebecks Hauptsatz betreffs der unbeseelten Natur lautet: „Die ästhetische Anschauung ist uns da gegeben, wo ein Sinnliches in der allgemeinen Form des Ausdrucks der Persönlichkeit spielt; sie zieht dem Objekte seine natürliche (organische) Beschaffenheit aus und bewirkt, indem sie an den Eigenschaften der Außenseite die formale Zweckmäßigkeit perzipiert, daß das Objekt auf Grund dieser seiner Außenseite als ein in sich abgeschlossenes und eine in der äußeren Form sich ausprägende Stimmung darstellendes analogon personalitatis erscheint."

Siebeck geht in seiner sehr durchdachten Untersuchung auf Herbartscher Grundlage und mit Herbartscher Methode vor. Volkelt weist nach, daß man vom dualistischen Standpunkt, der hier doch zugrunde liegt, zum Begriff eines wirklich lebendigen Ineinsschauens der scheinbar schlechthin getrennten Welthälften nicht gelangen kann. Es drängt sich die Frage auf, ob nicht auf anderer Grundlage die ganze Ästhetik als Entwicklung und Begründung des Satzes: das Schöne ist persönlich, aufgebaut werden könnte. Unter: anderer Grundlage verstehe ich das Postulat der Einheit von Natur und Geist, der Alleinheit. Und könnte nicht die Ästhetik den Dienst leisten, zu erweisen, daß diese Einheit mehr als Postulat ist? Schelling hat das Schöne als Dokument für die Wahrheit der Einheit des Idealen und Realen bezeichnet. Wenn die Phantasie in Alles den Menschen hineinschaut: sie hat zunächst nicht recht, dies ist selbstverständlich und schon oben ausgesprochen, wo festgestellt wurde, daß auch die Form, die wir Einfühlung nennen, im Grunde nur symbolisch sei; nicht so, wie es

uns da scheint, ist es wahr, daß Geist und Natur eins ist, gewiß nicht wirklich schaut aus Luft, Wolke, Berg, Fels, Pflanze ein Mensch uns an; aber der starke Schein wäre nicht möglich, wenn nicht alles Unpersönliche, ja auch Unorganische eine wirkliche Vorstufe des Geistes wäre. Fichtes Satz: „Die Kunst macht den transzendentalen Standpunkt zum gemeinen," wird durch die Lehre vom Symbol bestätigt. Sein transzendentaler Standpunkt war der subjektive Idealismus. Man kann sich die Einheit des Universums anders, als reale Wirklichkeit denken und doch, ja nur um so mehr, die Kunst, die ästhetische Anschauung, vor allem die innige Form der Symbolik, als sinnenfällige Erscheinung und Bezeugung dieser Einheit betrachten. Auf diesem Standpunkt steht, wie man schon aus dem vorhin Angeführten sieht, auch Volkelt; es ist der durchgehende Grundgedanke seiner Schrift, die ich nicht in alle Teile verfolgt habe, daß der symbolisierende Seelenakt nur als Ausfluß und Bestätigung der Welteinheit richtig verstanden werde. Es läge wohl im Interesse dieser Untersuchung, auf die Frage einzugehen, welche metaphysische Fassung derselben die der Ästhetik willkommenste sei. Oben ist K. Planck erwähnt. Aber unsere Umfangsgrenzen gebieten Schluß.

(Zuerst erschienen in dem Sammelbuch Philosophische Aufsätze, Ed. Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum gewidmet, Leipzig, Dues, 1887; sodann in Altes und Neues von Fr. Vischer, N. F., herausg. von R. Vischer, Stuttgart, 1889.)

Zweiter Teil.

Der Traum.

Eine Studie zu der Schrift: Die Traumphantasie von Dr. Johann Volkelt.

Es hat sich dem Traume neuerdings die Forschung wieder zugewendet, nachdem sie dem dunkeln Poeten lange den Rücken gekehrt hatte. Er war in Verruf gekommen, nachdem die Romantik das wache Tun der Poesie auf ihn hatte anweisen wollen, nachdem er durch die mystische Naturwissenschaft und Psychologie für eine wahre Offenbarung, Besessene und Somnambule für ihre Prophetinnen erklärt waren. Schuberts einst vielgelesene „Symbolik des Traums" ist vergessen, doch auch nicht ganz mit Recht, da sie trotz ihren bekannten Irrtümern manche gute Blicke enthält. Im Jahr 1861 erschien ein geistvolles Buch: „Das Leben des Traums" von Scherner. Es liest sich nicht leicht; die Sprache zeigt in der seltsamen Art, wie sie aus Ahnungstiefen aufgärt, zwar etwas kraftvoll Originales, aber auch eine gewisse strotzende Übernährung, die der Überschätzung des Gegenstands entspricht, von welcher diese Arbeit nicht freizusprechen ist. Trotzdem ist sie echten Gehaltes voll, trotzdem so reich an scharfsinnigen Beobachtungen und bahnbezeichnenden Unterscheidungen, daß das lange Übersehen unserer Literatur eben nicht zum Ruhme gereicht. Sie ist aus der Vergessenheit hervorgezogen in der kleinen Schrift: „Über das optische Formgefühl. Ein Beitrag zur Ästhetik von Robert Vischer, 1873*)." Scherner hat namentlich das Verdienst, die früheren vereinzelten Beobachtungen über den Leibreiztraum zu einem bestimmten Begriff gesammelt, ungemein erweitert, die starke Herrschaft dieser Traumerscheinung und ihre tiefe Bedeutung aufgewiesen zu haben. Einige kleine Beiträge, die Forschung über die helldunkle Religion weiter zu führen, brachte 1874 die Broschüre von Strümpell: „Die Natur und Entstehung der Träume." Sie sucht festeren Fuß auf dem Boden des Exakten zu fassen, indem sie durch Analogien mit dem Wachen Licht zu gewinnen strebt; allein es kann bei der Forschung

*) Furcht vor rohem Vorwurf des Nepotismus darf wohl nicht abhalten, den eigenen Sohn zu erwähnen, wenn es die Sache fordert.

über den Traum Erkleckliches nicht herauskommen, wenn man sich scheut, dabei auf den Unterschied zwischen der reproduktiven und produktiven Phantasie einzugehen, den Anteil der letzteren am Traume zu untersuchen und namentlich ihre symbolisierende Tätigkeit ins Auge zu fassen, endlich aber dieses helldunkle Tun der Seele auch auf seine letzte psychologische und auf seine metaphysische Bedeutung anzusehen. Man kann über den Traum nicht wie über einen Käfer schreiben, an dessen Untersuchung man gewisse letzte Fragen über das Wesen der Dinge darum freilich nicht knüpft, weil man solche für wichtigere Stellen des Daseins ausspart. Eine solche ist aber der Traum. Wie es unsere jetzt so besonderer Nüchternheit sich Bewußten halten, wenn ihnen solche Kühnheit unterkommt, mag die Anzeige erweisen, mit welcher Strümpell das Buch von Volkelt bedacht hat (Jen. Lit.-Z., 1876, Nr. 4). Er stellt zuerst einige Sätze zusammen, welche Volkelt am Schlusse seiner mit ganz ruhigem wissenschaftlichen Takte geführten Untersuchung in gehobener Sprache über die Grundbedeutung des Traumes wagt, fügt dazu die einzige Stelle, worin die unbefangene Studie dem Traum wohl zuviel zutraut (wir werden sie seines Orts berühren), und kommt dann mit den Worten: „die Arbeit werde wertvoller, wenn man mit dem Verfasser von den metaphysischen und dichterischen Höhen herabsteige," zum bestimmten Inhalt der Schrift, um nun billiger von ihr zu sprechen. Der Verfasser steigt aber auf, nicht herab; es ist unrecht, den Schein zu erregen, als haben wir es mit einer apriorischen Konstruktion zu tun, und zwar mit einer verrückten, indem man Sätze, die ohne ihre Mittelglieder zu kühn erscheinen, mit Weglassung derselben zusammenstellt. Sodann wird ihm vorgeworfen, er mache die Phantasie zu einer Person, weil er die Operationen einer der Qualitäten des Traumverfahrens (der selbsttätig dichtenden) unter diesem Namen befaßt. Da gäbe es viel Mythologie aus der Wissenschaft auszuweisen, wenn wir anfiengen, alle Zusammenfassungen in Begriffseinheit als Personifikationen zu verbannen. Die Annahme einer symbolisierenden Tätigkeit der Traumphantasie will diese Kritik nicht verwerfen, mißtraut ihr aber vorerst so, daß sie sich scheut, sie anzufassen. Es wird sich zeigen, wieweit man kommt, wenn man diesen Schlüssel nicht frischweg zur Hand nimmt. Es ist auch von „erregter", einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht anstehender Ausdrucksweise die Rede. Das

ist eine eigene Sache. Der Gegenstand ist helldunkel, die Forschung über ihn soll hell sein; um hell über das Helldunkle zu denken und zu schreiben, wird aber der Mann, der das will und soll, doch im Helldunkel seines Gegenstandes zu Hause sein, durch eigene Erfahrung ihn reichlich kennen und etwas von seiner Natur im wachen Denken selbst lebendig nachfühlen müssen; das wird sich in seine Arbeit nun notwendig hineinziehen, und so wird sie eben doch selbst auch etwas Helldunkles bekommen; es wird sich nur fragen, ob sie dennoch licht ist und Licht bringt, und mir will es scheinen, es sei ein gutes Zeugnis für die in Rede stehende Arbeit, daß diese in der Sache liegende Paradoxie auf sie zutrifft. Hier erkennt man ein Talent, das die hinreichende Kraft der Phantasie besitzt, um das Element, dem der Traum angehört, lebendig zu schauen, sein ahnungsvolles Wesen zu verstehen und aus der Darstellung herausfühlen zu lassen, — ein Talent, das aber mit dieser Kraft zugleich die genügende Schärfe des Denkens vereinigt, um das Objekt, den Traum, nicht zum Subjekt seiner Betrachtung werden zu lassen, nicht in unfreie Mystik zu geraten, die den Traum so überschätzt, als wäre er neue Offenbarung.

Die Physiologie hat inzwischen natürlich nicht versäumt, sich mit diesem Dämmerleben des Gehirns im Schlafe zu beschäftigen. Mit wenig Erfolg. Wir kennen den Schlaf als den Zustand, worin das Gehirnleben und die Reizempfänglichkeit des ganzen Nervensystems gegen den vegetativen Lebensprozeß zurücktritt, dessen Funktionen ihm den Stoff ersetzen, an den seine psychische Tätigkeit gebunden ist, und der durch sie periodisch erschöpft wird; wir wissen, daß im Schlaf die Sinne (relativ) geschlossen sind, daß jene Aktionen des Gehirns ruhen, welche die klare höhere Geistestätigkeit — vermitteln, wollen wir zunächst oberflächlich sagen; wir wissen daher, daß, wenn dennoch gewisse geistige Aktionen in diesem Ruhezustande fortwirken, ihnen die Leitung der Vernunft und des Willens, sowie die Kontrolle der offenen Sinne mit ihren Wahrnehmungen abgeht. Allein, was bei diesen gewissen Aktionen, deren Fortwirken der Traum bestätigt, im Gehirne vor sich geht, wissen wir nicht und werden wir nie erfahren. Es ist in Wahrheit eine furchtbare Lücke. Wir kennen das seltsame Assoziationsspiel der Vorstellungen im Traum: welche Schwingungen, Strickungen, elektrische, magnetische Strömungen, Hinüber- und Herüberzuckungen mögen ihnen zugrunde liegen? Was geschieht über-

haupt in diesem Nervenzentrum, wenn ein Bild innerlich gesehen wird? Was, wenn zwei oder mehrere zusammenschießen? Wie mag es in ihm hergehen, wenn dies so wild geschieht wie im Traume, und wie dagegen im wachen Zustande, wo andere Partien des Gehirns so fungieren, daß diesem Spiel der ungeordneten Kontakte Einhalt geschieht, Maß, Ordnung, vernünftiger Zusammenhang geboten wird? Wir wüßten, wenn wir dies Physiologische wüßten, nichts Anderes, als was wir psychologisch von Traum und Wachen wissen; aber wir wüßten, was wir wissen, vollständiger, nämlich eben auch psychologisch vollständiger. Gewiß ist es richtig, wenn Volkelt im Eingang den Schlaf aus dem periodischen Lösungsbedürfnis der Spannung erklärt, in welcher das Subjekt dem Objekt, das Ich seiner Innenwelt und zugleich der unendlichen Außenwelt mit dem unendlichen Bemühen gegenübergestellt ist, beide zu umfassen, in seine Einheit umzubilden. Nur dies kann die innerste und letzte Bedeutung des Schlafes sein. Dennoch hätte er sein Buch günstiger eingeführt, wenn er mit der physiologischen Erklärung des Schlafes, dann mit dem Hinweis auf jene Fragen begonnen hätte. Es ist nicht Materialismus, worauf diese Bemerkung führt. Ich stimme nicht ganz mit Volkelt, wenn er (S. 171) von eigentümlichen Leistungen der Seele und (S. 173) von den materiellen Vorgängen, die dabei stattfinden, nur als begleitenden spricht; die Seele, als oberste Einheit aller Vorgänge, kann allerdings nicht im Leibe lokalisiert sein, obwohl sie anderswo als im Leibe nicht ist; dennoch muß jede der Aktionen, wodurch sie in den Vorstellungen Einheit schafft, mit einem materiellen Vorgang identisch sein, den wir so wenig kennen, als jene Vorgänge, die mit dem bewegten Spiele der Bildervielheit identisch sind. Identisch sind: nicht bloß als Träger, als Vermittler, als Organe dienen; diese Ausdrücke setzen eine Zweiheit voraus, sind dualistisch, und indem sie die Seele dem Leibe prinzipiell entgegenstellen, machen sie dieselbe gerade erst recht zu einer materiellen Substanz; denn sie müßte ja, wäre sie ein Anderes, Zweites, neben allen seinen Räumen wieder etwas für sich, also selbst etwas Räumliches sein. Ich weiß, daß diese Trennung nicht Volkelts Standpunkt ist; die genannten Stellen liegen nur nicht streng in der Konsequenz seiner eigenen Grundansicht. Volkelt erklärt sich ausdrücklich gegen den Schluß auf einen leibfreien Geist, den man, z. B. J. G. Fichte, gern

aus dem Traume zieht. Volkelt ist Idealist, wie auch seine übrigen Schriften zeigen*); er ist es in dem Sinne, daß er Geist-Natur der Materie behauptet. Der Satz von der Identität der Seele und des Leibes ist nicht Materialismus; dieser kennt nur einen Leib und die Seele ist ihm bloßer Schein. Wem die Seele nicht bloßer Schein ist, und wer sie doch mit dem Körper identisch, als seine unkörperliche Einheit, faßt, der muß zu dem Satze gelangen — oder von ihm ausgehen: daß die Materie von unten auf etwas anderes sein muß, als was der Stoffglaube Materie nennt. Wir kommen darauf zurück, wenn wir zu Volkelts metaphysischen Schlußsätzen gelangen. Das Erfreuliche an seinem Werk ist vor Allem dies: daß hier eine neue lebendige Kraft sowohl gegen die Lehre von Atom und bloßer Kausalität als Grundwesen des Universums als gegen die Verwandlung der Philosophie in Mathematik auf den Plan tritt.

Der Verfasser weiß, daß sein Buch in eine Zeit fällt, die ihm aus mehr als Einem Grund Ungunst entgegenbringt, und schildert beredt den Hinfall der Geister unter das Gebot der Materie, den unsere Zeit eben recht als Frucht der unendlich erweiterten Herrschaft über die Materie erntet, das Erschlaffen der Persönlichkeit, ja des Gewissens, das Verlangen nach einer Popularisation der Wissenschaft, worin dem Leser seine eigene Wasserklarheit entgegenrinnt, den Mechanismus und Atomismus der Naturauffassung, der sich als Philosophie aufwirft, endlich die Beunruhigung und sammlungsfeindliche Aufregung des Sinnes gegenüber so vielen ungelösten politischen Fragen; er befürchtet, daß eine Forschung, die auf das Zentrale geht und sich mit einem dunkeln, zarten, intimen Gebiete beschäftigt, als mystisch im verwerflichen Sinne werde beiseite gelegt werden, während sie mystisch im guten allerdings ist und sein muß. Es drängt sich als Pflicht auf, eine Arbeit, welcher von den geschilderten Neigungen der Zeit allerdings dieses Schicksal zu drohen scheint, in das Licht ihres Wertes zu stellen. Ich kann mir sogar denken, daß über manches Komische, was der Verfasser aus der Traumwelt anführen muß, da und dort gelacht werde, als sei es nicht im Objekt, sondern entschlüpfe

*) Pantheismus und Individualismus im System Spinozas, 1872. — Das Unbewußte und der Pessimismus 1873. — Kants kategorischer Imperativ und die Gegenwart (ein Vortrag) 1875. — Imm. Kants Erkenntnistheorie usw. 1879.

als unfreiwillige Komik dem Subjekt, dem Verfasser. Wer so lacht, der gehört nun freilich nicht in die Räume der Wissenschaft, sondern in die Kindsstube.

Die Versuchung, den Traum geringschätzig zu behandeln, liegt allerdings der Philosophie nahe, denn sie geht auf Ordnung und Einheit, der Traum aber ist Wirrwarr. Sein herrschendes Element ist die gesetzlose Verknüpfung von Bildern der nur reproduktiven Einbildungskraft. Es verbindet sich, ja erscheint als identisch, was nicht zusammengehört. „Im Einschlafen und leichten Fieber ist mir schon oft ein Mann wie eine Einmaleinstafel vorgekommen, und die Ewigkeit wie ein Bücherschrank. — Er müßte vortrefflich kühlen, sagte ich und meinte damit den Satz des Widerspruchs, den ich ganz eßbar vor mir gesehen hatte", sagt Lichtenberg in den „Nachrichten und Bemerkungen des Verfassers über sich selbst". Volkelt erzählt Vieles der Art. Mir geschah es neulich, daß ich keuchend von einem Ritt schwieriger Art erwachte. Ich hatte mich bemüht, auf einem Kamm, dem ein paar Zinken fehlten, die Königsstraße hinauf Galopp zu reiten; die Bestie wollte durchaus nicht ansetzen und fiel links und rechts; vergebens drückte ich mit aller Macht die linke Wade an; ich fühlte nach dem Erwachen noch einen Krampf im linken Bein. Ich entsann mich nun, daß ich tags zuvor mit flüchtigem Verdruß gebrochene Zinken an meinem Kamm bemerkt, daß ich ferner am Abend mich an einem frischen Wort eines Reiteroffiziers erfreut hatte, der mir von mancherlei Umständen erzählte, die in der letzten Zeit wohl geeignet waren, seinen Lebensmut niederzuschlagen; er habe aber, als er sich von dieser Stimmung angewandelt fühlte, sich gesagt: das muß man nicht aufkommen lassen, man muß sich die linke Wade geben. Es leuchtet ein, wie der Traum diese zwei Momente auf seine Weise kombiniert und zugleich beide fortgebildet hat. Vielleicht war ein Leibreiz im Schlafe hinzugekommen, krampfhafter Zustand des linken Beins; diese Seite aber verfolge ich hier noch nicht; auf die Leibreizträume ist in anderem Zusammenhang zurückzukommen. — Eine junge Frau erzählt morgens ihrem Mann: sie habe sich im Traume besonnen, was sie ihm Gutes kochen könnte, habe ihm Mehreres vorgeschlagen, nichts habe ihm gefallen wollen; endlich habe sie ratlos gesagt: jetzt weiß ich nichts mehr — doch ja, das fällt mir noch ein: ich habe oben auf dem Boden eine Großmutter im Salz

liegen, sie wird aber noch zäh sein. Der Träumerin hat sich in die sehr natürliche Vorstellung von Küche und Vorsorge für den Gaumen des Mannes irgendwoher aus einer andern Gedankenlinie die Vorstellung Großmutter eingeschoben.

Dies sind nun die puren „Assoziations"träume; gerade sie sind es, welche uns die Frage so besonders nahelegen, was wohl dabei im Gehirne vor sich gehe; denn hier schießen wie mechanisch oder magnetisch Vorstellungen zusammen, welche so sich nicht verbinden sollten; im wachen Zustande muß irgendeine Partie, Funktion des Gehirns, worin sich logisches Ordnen vollzieht, intervenieren und diese falschen Verbindungen hindern. Diese Träume sind nun Erzeugnisse der nur reproduktiven Phantasie; nur ganz relativ und entfernt kann man das Verbinden selbst, so falsch wie es ist, eine Art von Produktivität nennen. Der Galopp auf dem Kamm und die Einsalzung einer Großmutter sind immerhin auch Erfindung, Dichtung in ihrer Art; das Aktive darin ist ein Fortspinnen. Jeder auf seine Träume Aufmerksame wird auch beobachtet haben, daß der Traum es namentlich liebt, Vorstellungen, die im Wachen momentan eintraten, nicht verfolgt werden konnten, weil sie von Anderem unterbrochen wurden, noch einmal aufzunehmen und weiterzuspinnen. Es begegnet mir jemand, während ich rasch über die Straße gehe; er ist vielleicht schon vorüber, bis ich mich auf seine Person besinne; ich denke etwa: ich hätte ihn freundlicher grüßen sollen, hätte ihn etwas zu fragen gehabt; aber ich habe keine Zeit, weiter daran zu denken, die Vorstellung wird schnell von anderen verdrängt. Diesen abgerissenen Faden ergreift nun der Traum und bildet ihn auf seine Weise fort, aber in den meisten Fällen närrisch.

Es galt nun, das Gebiet der bloßen Assoziationsträume bestimmter zu charakterisieren. Ihr wirres Spiel nimmt mit den Vorstellungen Verschiebung, neue Verbindung, Übergang jeder Art vor, aber ohne Kern und Mittelpunkt; der Zug der krausen Bilder hat keine Richtung nach einem wirklichen Inhalt. Der bloße Assoziationstraum weiß auch von keines Dinges wirklichen Maßen, von keiner Ordnung des Raumes und der Zeit, in deren Rahmen seine Bilder sich doch bewegen müssen, von keiner gesetzmäßigen Ursächlichkeit, ja nichts vom logischen Gesetze der Identität; denn jegliches Wesen kann ebensosehr auch ein anderes sein, in ein anderes übergehen; nichts ist

fest, Alles beständiger Fluß; „der Traum hat alle Sicherheit des Bleibens und Beharrens verloren“. Mit den logischen Werten, dem richtigen Begriff des Zweckes und der Bedeutung der Dinge kommen dem Traum auch die moralischen Werte abhanden. Volkelt findet mit gutem Grund unbegreiflich, wie Schopenhauer behaupten kann, die Traumpersonen handeln stets ihrem Charakter gemäß. Der Traum hält ihn fest und vergißt ihn, wie es kommt. Jetzt ist er wahr, gerecht, edel; jetzt urteilslos, ungerecht, schamlos, schändlich; schon Plato weiß sehr wohl, wie ekelhaft er werden kann.

Das Fallenlassen des Identitätsgesetzes zeigt sich nicht nur in tollen Verwandlungen, sondern auch in Verdopplungen: wir sehen und wissen dieselbe Person, ja uns selbst gleichzeitig an zwei Orten; wir stehen z. B. vor unserem Bett und sehen uns krank darin liegen, wir sind tot und denken unsern Tod („seltsamer Traum, der Tote denken läßt“, sagt Romeo), oder sind als zweite Person daneben lebendig vorhanden. Dieses Selbstobjektivieren hat nun freilich schon tiefere Bedeutung, auf welche zurückzukommen ist; vorerst mag hiezu noch angeführt werden, was auch Volkelt nicht unerwähnt läßt: daß wir, wenn sich im Schlaf ein wirklicher Schmerz einstellt, ehe wir daran erwachen, häufig im Traume dieses Leiden einem Zweiten beilegen. Der da neben mir hat arges Zahnweh, Leibweh, denkt der Träumende, oft nicht ohne Schadenfreude, bis er erwachend inne wird, daß er selbst der Leidende ist. Dies sind nun aber Leibreizträume, und hiemit stehen wir in einem andern Gebiete.

In dieses Wirrsal der Bilderwelt, wie sie die nur reproduktive Einbildungskraft durcheinander wirft, schiebt sich, wiewohl nie getrennt, stets auch umgaukelt von ihr, die selbsttätige Phantasie, die dichtende Kraft des Geistes hinein. Ihre Bilder haben Sinn und Einheit, sie schafft aus einem Kern heraus, sie verarbeitet einen Inhalt. Dieser ist ein Reizzustand des Körpers während des Schlafes oder ein psychischer Zustand, eine bestimmte Vorstellung, ein Gedanke, womit wir wachend uns getragen haben.

Die Erscheinungen aus ersterer Quelle führen sogleich zu höchst wesentlichen und bedeutungsvollen Grundzügen des „Phantasietraums“ (wie Volkelt in richtiger Einfachheit den Traum der produktiven Einbildungskraft nennt). Daß Scherner der Entdecker dieses so wichtigen Gebiets genannt werden darf, ist schon gesagt. Der eine

Zug, wodurch sich der Leibreiztraum charakterisiert, weist ganz eigentümlich in die ganze Tiefe des Traumgeheimnisses: wir wissen im Traume mehr vom Innern unseres Leibes als im Wachen; dieser Tatsache, die soviel zu denken gibt, widmete Volkelt einen besonderen Abschnitt (Nr. 9), vergleicht das Gefühl und (soweit es nicht durch Wissenschaft vermittelt ist) das Wissen von unserer Gestalt und ihrem Innern, das wir im Wachen, mit dem, welches wir im Traume haben, und bereitet hier namentlich die tiefen Folgerungen vor, die er am Schlusse zieht. Obwohl nun dieses Blicken in unseren Leib dem Umfange nach, verglichen mit dem wachen leiblichen Selbstgefühl, ein Mehr zeigt, ist es doch der Form nach nie direktes Einschauen, sondern hier eben tritt nun die Symbolik ein und schiebt statt der Sache ein Bild vor. Ist aber diese Symbolik nach der einen Seite, eben als bloß indirektes Vorstellen, eine Einschränkung, so ist sie nach der andern ein nicht minder bedeutender Zeuge vom Phantasiewert des Traumes, der noch weiterhin in seiner Wichtigkeit betrachtet werden muß. Zunächst einige Beispiele vom Leibreiztraum: Störungen des Herzschlags und Blutumlaufs spiegeln sich in den bekannten Angst- und Verlegenheitsträumen, die der alte Glaube dem Albdruck zuschrieb; dabei spielt eine sehr häufige Rolle die Vorstellung einer unterbrochenen oder in Kreuz und Quer gehenden Wagenfahrt, offenbar ein Bild des hohlen Herzmuskels und seiner gestörten Bewegung; dazu treten sehr häufig Bilder von Flammen, hochrote Farbe, die auf das Blut und den Zustand der Hitze hinweisen; bei Zahnweh erscheinen halbkreisrunde Flächen, Plätze, Schubladenreihen, Säle, die gewölbt sind, mit hellblonden Knaben oder Mädchen als Bilder der Mundhöhle und Zähne; zerbröckelte zackige Stufen einer Treppe, die der Träumende dann steigen muß, gesellen sich etwa dazu und deuten auf den Sitz des Schmerzes. Die Lunge wird, wenn eine Störung ihrer Respiration sich zu fühlen gibt, sehr häufig unter dem Bilde des Ofens angeschaut; man hört die Flamme sprühen, es dringt Rauch und Asche heraus u. dgl. Bei gehemmter Verdauung haben wir im Wachen niemals eine Vorstellung von ihren Organen und dem darin angehäuften Stoff, nämlich niemals eine unmittelbare (denn die durch Wissen vermittelte gehört, wie schon angedeutet ist, in allen diesen Fällen nicht hieher); dagegen ist es ein ganz besonders merkwürdiges Beispiel von dem mystischen Sehen des

Traumes, daß uns bei dem Gefühle solcher Hemmungen die Eingeweide sehr oft als geringelte Schlangen, als Labyrinth von Gängen, Gäßchen und die Infarkte als Kot auf dem Boden erscheinen; bei Harnreizen tritt immer das Bild von Wasser, häufig die Form der Blase als Kanne, aufgedunsene Tasche, Strickbeutel, Kürbis, der Drang als Gefahrszenen am Wasser, das Stechende des Reizes aber oft gleichzeitig als Feuer auf. Die Vorstellung des Fliegens ist Lungenreiztraum; das Ein und Aus des Atmens, die zwei Flügel der Lunge spiegeln sich sinnbildlich als Auf- und Niederschweben in der Luft mit den gedoppelten Bewegungsorganen.

An die Leibreizträume schließen sich, obwohl sehr zu unterscheiden, die Sinnesreizträume. Die Sinne, nicht ganz verschlossen, nehmen Eindrücke von gewisser Stärke auch im Schlaf auf, und ehe diese so zunimmt, daß sie uns weckt, verarbeitet sie auf seine Weise der Traum. Natürlich sind es am häufigsten Gehörsreize, welche diese Wirkung haben. Volkelt erzählt einen sehr interessanten Fall. Der Träumende hält Schule, ein Knabe antwortet auf eine Frage statt Ja „Jo“. Er ärgert sich, verlangt reines Deutsch; aber der Knabe sagt jetzt: Urjo. Der Lehrer wird noch aufgebrachter und nun ruft ihm gar ein Schüler nach dem andern Urjo, dann Eurjo entgegen; endlich erwacht er und hört draußen Feuerjo rufen. Wer könnte so stumpf sein, in diesem Traume, so höchst absurd er ist, nicht die dramatisch bildende Art der Phantasie zu bewundern! — Noch ein hübsches Beispiel: eine Frau aus Stuttgart besucht ihre Schwester, Pfarrerin auf dem Lande. Ihr träumt, sie gehe mit dieser dem Schwager in die Predigt. Nach Beendigung des Gesangs besteigt der Pfarrer die Kanzel, verliest das Evangelium und beginnt hierauf beide Arme wie Flügel zu schwingen und zu krähen. Die Träumende sagt leis zu ihrer Schwester: du, das ist aber doch sonderbar gepredigt, worauf diese antwortet: ja, das geschieht infolge einer neuen Verordnung des Konsistoriums, welche so zu predigen vorschreibt. — Darauf erwacht die also Belehrte an einem wirklichen lauten Hahnenschrei.

Tiefer natürlich geht das Wesen der produktiven Phantasie im Traume, wenn Stimmungen der Seele seinen Inhalt bilden. Er wird auf diesem Felde nicht immer des Symbols bedürfen, weil das klare Bewußtsein des Stimmungsgrundes als Reminiszenz in den Traum übergeht, aber im Wachen selbst schon verläuft ja das Be-

wußte in die Dämmerung des Gefühls, der Hoffnung, Furcht, Sehnsucht, des Ahnens, und daran hat der Traum reichen Stoff doch auch in diesem Gebiete zu symbolischem Bilden. Sorge, daß man die Geliebte, den Freund verlieren werde, Kummer über den wirklichen Verlust spiegelt sich oft genug als ein angstvoll vergebliches Nacheilen hinter der in langen Korridoren, Höhlen verschwindenden Gestalt; der Traum der Gräfin Terzky im „Wallenstein" ist aus sehr richtigem Gefühl dieser Symbolik gedichtet, aus noch viel tieferer Kraft der Versetzung in solches Element der schreckliche Todesangsttraum des Clarence in „Richard III." Ein verstorbener Freund von mir befand sich in sonderbarer Gemütslage zu zwei Schwestern, die ihn beide liebten und zwischen die seine eigene Neigung sich rätselhaft unklar verteilte. In dieser Zeit träumte ihm, er finde einen Rosenstock, den eine der Schwestern ihm geschenkt hatte, verwelkt; er erschrickt, und in diesem Augenblick sieht er die andere aus einer dunklen Ecke des Zimmers hervorspringen und jubelnd in die Hände klatschen. Hier, sieht man, tritt die Symbolik in noch ungleich bedeutenderem Wirken ein als im Leibreiztraum; eine solche Traumszene erinnert doch unabweislich an das Verfahren des Dichters. Volkelt erzählt einige sehr schöne Beispiele und vergißt nicht, anzuführen, daß wir besonders oft von teuren Verstorbenen träumen und daß der Traum in diesen Fällen mit eigentümlicher Kraft die verklärende Natur der Phantasie offenbart. Wir werden die Frage nach dem ästhetischen Werte des Traumes, d. h. nach seiner Fähigkeit, schöne Form zu schaffen, im Verlauf aufnehmen; hier, wo vom Seeleninhalt als Stoff des Traums die Rede ist, darf zunächst die Erscheinung der moralischen Macht des Gewissens auf seinem Schauplatze nicht übergangen werden. Gewiß ist der Traum auch im Gebiete des sittlichen Bewußtseins von sich und andern unsicher, phantastisch. Wie er die moralischen Werte der Geträumten verkennt, so den des Träumers; in Angstzuständen, die oft nur einen körperlichen Grund haben, erscheinen wir uns als Mörder und besteigen als Verurteilte das Schafott; aber dieses Irren hindert nicht, daß der Traum ein andermal hierin sehr sicher gehe, und Macbeth weiß, warum er und sein Weib „in der Qual solch grauser Träume schlafen, die uns allnächtlich schütteln". Gewissen und Traum! Die Frage über ihre Verbindung ist von solcher Tiefe, daß sie einer besonderen Behandlung

wert wäre. Hier nur Einiges über diesen Punkt. „Es kann vorkommen," sagt Volkelt, „daß das böse Gewissen seine mahnende Stimme im Traume stärker und öfter als im Wachen erhebt; so erschien mir ein Freund, mit dem ich unrechterweise den Briefwechsel abgebrochen hatte, sehr häufig im Traum und immer in beunruhigender Weise; es war, als ob sich mein Gewissen in den Traum geflüchtet hätte." Wenn oben vom bloßen Assoziationstraum gesagt ist, daß ihm die moralischen Schätzungsmaßstäbe abhanden kommen, so wird demnach allerdings dem Phantasietraum mehr Sicherheit zuerkannt werden müssen. Wenn wir im Traume Verbrechen ausüben, so dürfen wir uns nach dem Erwachen wohl der Nichtigkeit des Traumbildes erfreuen, immerhin aber doch auch fragen, ob nicht der Traum seinen Stoff in einem schwachen Keime gefunden habe, der wirklich in unserer Seele heimlich treibe (z. B. Haß, Gewinnsucht), und somit wird F. W. Hildebrandt („Der Traum und seine Verwertung fürs Leben", 1875), unter andern seinen Bemerkungen nicht ganz Unrecht haben, wenn er dem Traum eine warnende Bedeutung beilegt. Auch eine sittlich antreibende schreibt er ihm zu, sofern er uns das innere Glück, die Seligkeit bei guten Handlungen zu fühlen gibt. Das Merkwürdige ist aber nun, daß dieser innere Richter, der gehört sein will und muß, wenn ihn die Selbstbeschönigung nicht hört, ihn zurückdrängt, unterdrückt, noch zu einer andern furchtbaren Form greift: er tritt mitten im Wachen als Traumvision auf. Dies ist die Geisterstimme, welche Macbeth hört, während er den Duncan ermordet, dies die Erscheinung des gemordeten Banquo. Als Macbeth beschloß, vom beschlossenen ersten Mord abzustehen, hörte er sein Gewissen an: es sprach frei aus ihm als sein eigenes Sprechen. Er hat es niedergedrückt, hat ihm die Türe gewiesen, und nun kommt diese Macht — denn sie ist eine absolute — scheinbar von außen an ihn mit der völligen Täuschung eines objektiven Phänomens; sie tönt mit Posaunenschall als Geisterstimme durchs ganze Schloß, sie ergreift die Maske des zweiten Opfers und schüttelt die blutigen Locken gegen den Mörder. Man wird nicht einwenden: Shakespeare habe sicherlich selbst Gespenster geglaubt und wolle doch offenbar kein bloßes Symbol geben. Ja und nein! Nein und ja! Die Schauer, welche seine Gespenster umwehen, hätte er freilich so nicht können hervorrufen, wenn er den bestehenden Geisterglauben nicht geteilt, sein

Grauen nicht an sich erlebt hätte. Aber so, wie er es getan, hätte er die Gebilde dieser Vorstellung nicht verwendet, wenn er nicht zugleich frei über ihr geschwebt wäre; denn wie hätte er sonst so rein nach dichterischem Zweck über sie zu schalten vermocht! Der Glaube daran muß nur so in ihm gesteckt sein, wie ein schon lockerer Kern in einer Nuß, oder, wenn man ein anderes Bild will, er stand mit dem einen Fuß darin und hatte den andern haußen. So werden diese Erscheinungen zu Symbolen und sind doch poetisch lebendige, glaubhafte Wesen. — Ich habe zum Auftreten des Geistes Banquos zwei höchst merkwürdige Tatsachen als belehrende Belege beizubringen. Ein Raubmörder verhielt sich während seines ganzen Prozesses vollständig roh, zeigte von Reue keine Spur, beschwerte sich nur mißmutig über häufige lästige Gegenwart des Gemordeten in seinem Gefängnis, ganz wie man sich über einen zudringlichen Gast ausläßt; noch der Geistliche, der ihn zur Hinrichtung begleitete, vermochte sein rohes Gemüt nicht zu erschüttern, nur beklagte sich der Verurteilte auch unmittelbar vor dem letzten Gang über den geisterhaften Eindringling: „Sehen Sie, dort beim Ofen steht er wieder." Soweit auch der gemeine Raubmörder von dem heroischen Macbeth absteht, so ist dabei doch besonders interessant, daß beiden die Gewissenserscheinung wie ein aufdringlicher lästiger Besuch erscheint, welchen Macbeth wegzuschelten versucht, endlich auch wirklich wegschilt. Damit ist er verloren; er hat in dem Gewissen die Mahnung zur Umkehr, zur Rettung seiner Seele weggescholten. — Der andere Fall: bei einem Geistlichen erschien der Schultheiß seines Ortes, ein geachteter Mann, und eröffnete ihm in großer Anfechtung der Seele: am letzten Abend sei ein Kind mit blutender Wunde unten an seinem Bette gestanden, als er zur Ruhe gehen wollte. Er bekannte ihm eine wohl vor zwanzig Jahren begangene Tat: er war als Soldat bei der Erstürmung von Sens, das die Württemberger nach blutigem Kampf einnahmen; nachdem sie eingedrungen, wurden sie von den Bürgern aus den Häusern beschossen; man weiß, zu welcher Wut dies den Soldaten reizt, so daß er, wenn ein solches Haus genommen ist, keine Schonung kennt. In einem solchen Moment hatte der damals junge Mann ein Kind niedergestochen. Er habe die Tat sich aus dem Kopf geschlagen, endlich vergessen, sagte er dem Geistlichen. Dieser durfte dem Schuldigen mit Hinweis auf sein folgendes braves Leben Trost zusprechen,

allein die Erscheinung kehrte wieder, der Unglückliche verfiel in einen Zustand von Schwermut, in dem er sich erhängte. Beide Fälle verlieren alles tiefere Interesse, sie werden nur geistlos betrachtet, wenn man die Erscheinungen für wirkliche Geister hält. Denn faßt man sie so, dann wird die Aufmerksamkeit auf eine Reihe von schwer lösbaren Denkproblemen abgelenkt; es melden sich die Zweifel über Vereinbarkeit von Erscheinung Verstorbener mit den Naturgesetzen, auf welche, wer Geister glaubt, zu antworten versuchen mag, so gut er kann; sodann wäre die Frage, ob das erstochene Kind als Kind im Jenseits fortgelebt, oder, nach Menschenart dort erwachsen, nur als Geist seine Kindsgestalt wieder angenommen habe; kurz, es wird Alles in ein Gebiet des Disputablen hinübergezogen, das nur sehr mittelbar wieder mit dem Ethischen in Zusammenhang zu bringen ist, um was es hier sich handelt. Dagegen vom tiefsten ethisch-psychologischen Interesse sind die Erscheinungen, wenn man sie als bloße, jedoch bis zum vollen Scheine der Objektivität gesteigerte Seelenphänomene betrachtet. Das Gewissen spricht in Jedem, auch im Rohesten, und es duldet nicht, daß es ungehört bleibe. Es sprach zweifellos auch in jenem Mörder und er hörte es nicht an; auch jenem Soldaten wird die blutige Erinnerung öfter aufgestiegen sein, als er sich gestehen wollte, und er wird sie gewaltsam zurückgedrängt haben. In beiden Fällen hat sich das Gewissen in die Traumregion geflüchtet, hier die Gestalt der Opfer des Mordes angenommen und ist in ihr wie leibhaft mitten im Wachen dem Täter erschienen. Der zweite Fall freilich ist eigentümlich tragisch, weil die Tat in einem Momente der höchsten Leidenschaft verübt und, wenn eine solche gut gemacht werden kann, durch ein ehrenhaftes Leben und Wirken gesühnt war; nur müßte dies sicher verbürgt sein; war dieses Leben in der Folgezeit kein sehr gewissenhaftes, so erregt der späte vernichtende Durchbruch des Gewissens weniger Mitleid.

Noch eine andere furchtbare Form dieses Durchbruchs bietet Shakespeare im Endschicksal der Lady Macbeth. Von Macbeths erster Mordtat an, zu der sie ihn aufgestachelt und wobei sie mitgewirkt hat, muß ihre erste Sorge sein, vor dem Gatten stark zu erscheinen; seine innere Qual macht sich Luft (Akt 3 Szene 2), die ihrige darf es nicht; sie muß dem Verstörten noch Trösterin sein und vor Allem, wenn der Mann sich in Gegenwart Anderer verrät, den Schein, die Form zu

retten suchen. Macbeth aber schreitet auf der Bahn des Verbrechens, auch die furchtbarsten Gewissensphänomene zurückstoßend, fort, Shakespeare läßt erraten, daß sie, von ihm weit überholt im Verbrechen, furchtbar leidet; sie kann es nie gestehen, sie schluckt das Gewissen hinab und es tritt zurück, schlägt sich auf die dunkle Nervenregion, packt, ergreift im Schlafe die eigene Gestalt der Schuldigen und erscheint in sie gekleidet vor schauernden Zeugen; Macbeth sieht Gespenster, sie wird selbst Gespenst: ein Naturphänomen, das ein sittliches ist, ein Beisichsein und ein Außersichsein, sie ist sie selbst und ist nicht sie selbst, sondern in das Grauenbild ihrer blutigen Erinnerung verwandelt: eine furchtbare Magie des Gewissens. Zugleich eine Ironie der höchsten tragischen Art: das Geheimnis zu hüten war all ihr Streben, und nun muß sie es nicht wollend offenbaren.

Wie das Gewissen, so kann auch die böse Lust, unbewußt genährt, traumartig wie eine von außen herantretende Gestalt erscheinen. Die Zwischenglieder, die Stufen ihres Wachstums, sind unbeobachtet geblieben, der heimlich gereifte Gedanke scheint ganz unvermittelt plötzlich im Innern aufzufahren und wird nun als fremde Eingebung, als Einflüsterung einer bösen Macht vorgestellt. Der Teufelsglaube verdankt zwar nicht seine Entstehung, gewiß aber seine spätere Ausbildung dieser Art von Erfahrungen, wo uns ist, als hätte der Satan es uns eingegeben, und so bleibt Schleiermachers Satz: die Vorstellung vom Satan bezeichne die Grenze unserer Selbstkenntnis, ein sehr wahres und tiefes Wort. In Macbeth treten an die Stelle des Teufels seine Verbündeten, die Hexen. Ihr prophetischer Gruß ist nur ein Luftzug, der den längst glimmenden Funken des Mordgedankens in Macbeth plötzlich zur Flamme anbläst, eine Berührung, bei welcher er, stille großgezogen, so dämonisch emporfährt, daß Macbeth wie entrückt dasteht und all sein helles Wollen und Denken in Träumen schwindet. In einer italienischen Zeitung las ich kürzlich vom Kriminalprozeß eines Soldaten, der seinen Unteroffizier beim Exerzieren erschossen hatte. Das Motiv war, daß er sich von ihm gedrückt glaubte; er gab durchaus nicht zu, daß er den Mordgedanken selbst ausgeheckt habe, sondern behauptete fest, es habe mehrmals eine Stimme in ihm gerufen: erschieße ihn!

Wir kehren zum eigentlichen Traum zurück und hätten zunächst das wichtige Kapitel „die Denkformen im Traume“ zu besprechen. Wir

müssen jedoch, so besonders wichtig auch dieser Punkt ist, uns hier auf wenige Bemerkungen einschränken. Logisch zusammenhängende Denkreihen im strengeren Sinne des Worts kommen im Traume vor, sie werden jedoch nur als Reminiszenzen wacher Denkprozesse anzusehen sein und sie pflegen schnell und sinnlos abzubrechen. Lösung von Denkproblemen im Traum erklärt Volkelt gewiß sehr richtig aus einem völligen Bereitliegen der Faktoren, das im Wachen unbewußt sich vollzogen hat. Auch der Philosoph vereinigt Gedankenmomente zu einer Idee nur durch einen Akt des genialen Schauens, der ja schlechthin traumverwandt ist, übrigens in der Wissenschaft natürlich wertlos bleibt, wenn ihm nicht der logische Beweis nachfolgt; es kann nicht unmöglich sein, daß der wirkliche Traum noch getrennt liegende Bestandteile eines Gedankenganzen mit einem Schlag in eins-schaut.

Volkelt nimmt in diesem Zusammenhang — (es hätte ihr wohl auch ein eigenes Kapitel gehört) — die Frage über Hellsehen des Traumes in die zeitliche und räumliche Ferne auf. Er läßt sie offen und ist übrigens nicht abgeneigt, eine Möglichkeit anzunehmen. Diese folgert er aus der innern Einheit der Dinge und der Seele, wie sie der Pantheismus annimmt. Hier ist der Punkt, der, wie oben angedeutet, auch mir bedenklich erscheint. Mich dünkt, aus dem Prinzip des All-Einen sollte sich eine besondere Neigung zur Annahme von Überspringungen der naturgesetzlichen Schranke und Ordnung nicht ergeben. Wir müssen uns sehr vor dem Schein und Vorwurf des Zusammenschüttens hüten. Eine Philosophie, die im Prinzip nur von „vielen Seienden“ weiß, ist, wie die Aufnahme dieser Schrift in jenem Lager gezeigt hat, nur zu bereit, eine Forschung, die im Übrigen auf nüchterner Grundlage im guten Sinne mystisch ist, für mystisch im üblen Sinne zu erklären; um so bedächtiger muß in solchem Gebiete wie die Fragen über mögliche Durchbrüche der innern Einheit durch die festen Zwischenwände des Vielen unsere Forschung vorgehen. Wunder sind Motive für Kunst und Poesie, soweit sie symbolische Auffassung zulassen, wie wir an Shakespeares Geistern gesehen haben; jene verlieren, was die Physik durch Erweiterung in Metaphysik zu gewinnen scheint. Was die Richtung nach der Zukunft betrifft, so ist über den alten Glauben an die prophetische Natur des Traumes im Wesentlichen zu sagen: es kann nicht genug gemahnt werden, den

Traum auf das Rückwärts, nicht auf das Vorwärts anzusehen. Hier muß wirklich als Regel gelten: die Traumdeutung soll am Schwanz aufzäumen. Denn der Traum besteht aus Erinnerungsbildern. Allerdings aber ist doch auch nicht zu leugnen, daß hier etwas Ähnliches stattfinden könne, wie es Volkelt bei der Frage über Denkprobleme mit gutem Grund annimmt. Ahnung ist möglich als dunkler Gefühlsschluß aus gegebenen Prämissen, die der Instinkt richtiger erkannt hat als der Verstand, und im Traume kann dieser Akt hervortreten als symbolisches Schauen. So weit, in diesem Sinn, wird ein Hellsehen angenommen werden dürfen.

Wir verfolgen den dichtenden Traum („Phantasietraum"). Volkelt gibt, auf Grund namentlich von Scherners Studien, eine Reihe von Zügen zur näheren Kenntnis seines Verfahrens: Vergrößern, Erweitern, in die Ferne Schweifen, fortbildend Steigern, zwei Bilder Ineinanderschieben (nämlich sinnvoller als der bloße Assoziationstraum), Verdoppeln usw. Ich hebe nur heraus, was durch Gleichheit des Verfahrens prägnant auf die Dichtkunst hinweist, was den Charakter des anschaulichen Objektivierens trägt. Der Traum läßt nichts abstrakt. Ich empfange einen Brief, und sogleich steht der Absender vor mir; ich frage einen Freund nach dem Preise seines Zimmers, und schon trete ich auch in dasselbe ein. Zu dieser vergegenwärtend dichtenden Natur rechne ich, was ich ein motivierendes Voranschicken nennen möchte. An anderer Stelle erzählt Volkelt ein Beispiel: er sah im Traume Knaben sich balgen und rief ihnen dann einen abgeschmackten Schulmeistervers über den Wert der Bildung zu; natürlich summte ihm dieser Vers von der Tageslektüre her im Kopf, und der Traum erfindet eine Szene, um die Erinnerung anzubringen. Vieles derart wäre beizubringen, z. B. wie wir im Traum einen Reim machen und einem Zweiten, um uns darauf führen zu lassen, vorher das Wort in den Mund legen, worauf wir reimen. Hier ist nun, als auf einen besonders interessanten Zug des dichtenden Objektivierens, wieder auf jene Form des Leibreiztraumes zu weisen, wo wir Zustände des eigenen Leibes in einen erfundenen Zweiten hinüberdichten. Ich füge zu dem oben Erwähnten noch das Beispiel von einem meiner Bekannten, welchem träumte, einer der wilden Männer des preußischen Wappens liege neben ihm und lege ihm das eine seiner starken Beine über den Schenkel; er erwachte an

einem Krampf im Bein: der Schmerz war sehr treffend objektiviert worden.

Kann der Traum wirklich Schönes erzeugen? Von innerer und äußerer Ordnung eines Kunstwerks kann natürlich keine Rede sein; Volkelt erklärt sich namentlich hier gegen die Überschätzung dieses Gebiets bei Scherner, der doch im Übrigen soviel Verdienst in seiner Durchforschung hat. Es tauchen im Traum einzelne beseligend schöne Gestalten, Szenen, Landschaften auf, allein doch wohl nur in der Seele von Schläfern, die im wachen Leben den Schönheitssinn ausgebildet haben, und doch mehr als Reminiszenz denn als Schöpfung. Ausnahmsweise mag es vorkommen, daß Menschen ohne jede höhere Phantasiebildung ideale Träume haben; es ist am Ende möglich, daß diese reine Schöpferkraft der Seele den Bedingungen ihres Reifens vorspringt und vereinzelt aufblitzt, wo für sie kein Boden zu sein scheint. Jedenfalls verschwinden diese Gebilde nicht nur so schnell wie sie erschienen, sondern ihre Schönheit würde auch die Prüfung des wachenden Auges doch wohl nicht aushalten; es ist das Ahnungsvolle, der Zauberhauch des Traumes, es ist seine Stimmung, welche ihnen den Unendlichkeitscharakter leiht. Es kommen bekanntlich Träume vor, worin man förmlich und eigentlich dichtet; ich erinnere mich, daß meiner Mutter träumte, der damals vor kurzem verstorbene dicke König Friedrich von Württemberg stehe hinter ihr und zwinge sie bei Todesstrafe, ein Gedicht auf seinen Tod zu machen, und — merkwürdig — sie konnte am Morgen einen langen Vers von dem so entstandenen Kunstprodukt aufschreiben. Er war jedoch nur passabel; im Traum war er ihr sehr schön vorgekommen. Übrigens ist der Traum weit mehr ein Leben in der Angst und Bangigkeit als in der seine Gebilde verklärenden Seligkeit. Die vom hellen Bewußtsein ungehütete Einbildungskraft verunendlicht noch weit mehr die Schrecken als die Wonnen; der Traum kennt eine Todesangst, wie sie im Wachen nur ein Delinquent vor der Hinrichtung fühlen kann, und wir sind in seinen Bangigkeiten alle feig, weil Vernunft und Wille uns keinen Panzer gegen sie geben.

Von ganz anderer Wichtigkeit als die Frage: wieviel Schönes der Traum dichten könne, ist die Vergleichung seines Verfahrens überhaupt mit dem der wachen ästhetischen Auffassung und Produktion, der Kunst und der Dichtung. Die eine Seite der tiefen Verwandtschaft

ist das Symbolisieren, auf das wir hier zurückkommen müssen. Es sind für unsern Zusammenhang zwei Formen zu unterscheiden. Die eine derselben ist jener Akt, wodurch allein alle Objekte aus der unorganischen und vegetabilisch organischen Welt für uns zu ästhetischen werden: wir verlegen uns selbst in den Gegenstand, leihen ihm unsere Stimmungen, schieben sie ihm unter, wachsen in ihn hinein, kommen uns aus ihm entgegen; diese „Einfühlung" (s. die oben erwähnte Schrift von Rob. Vischer „Über das optische Formgefühl") hat ganz Traumcharakter und erinnert namentlich an die Leibreizträume, die allerdings zugleich das klarste Beispiel für die andere Form sind, nämlich für das eigentliche Symbolisieren: das Ausdrücken eines Inhalts durch ein Bild aus anderer Sphäre. Dies geschieht im Traume so dunkel, daß Bild und Sache blind verwechselt werden, ganz ähnlich wie in der Symbolik der Naturreligionen; in Kunst und Dichtung geschieht es heller, sehender, bewußter, doch lebendig auch hier nur dann, wenn das Bild nicht durch trockenes Suchen gefunden, wenn das Sehen, das Bewußte dabei noch grundverschieden ist vom farblosen Vorstellen der gewöhnlichen nüchternen Bewußtheit. Beide Formen sind ein Objektivieren, die erstere als Einwohnen des Subjekts in ein gegebenes Objekt, die zweite als Veranschaulichung eines an sich irgendwie abstrakten Inhalts. Ein noch ganz anderes Objektivieren ist nun aber das Schaffen von Gebilden, welche wie selbständige freie Wesen außerhalb ihres Schöpfers zu wandeln scheinen, seinen Ursprung aus ihm völlig verbergen. Dieses eigentliche produktive Objektivieren haben wir am Traume bereits kennengelernt, und hierin nun liegt die allgemeine wesentliche und große Ähnlichkeit zwischen ihm und der Dichtung, und zwar vorzüglich ihrer konzentriertesten Form, der dramatischen, und — da alle Kunst nach dieser Spitze zielt —: mit dem Verfahren der schaffenden Phantasie überhaupt. So „zerfließend, zerflatternd" die Traumbilder auch sein mögen, der Traum ist und bleibt Dramatiker. Der Dichter vereinigt in seinem wirklichen poetischen Tun den Traum mit dem Wachen. Seine Gestalten kommen ihm, er sieht sie, als könnte er sie greifen, sie scheinen ihm einzugeben, was er ihnen eingibt, und zugleich weiß er doch hell, daß sie seine Geschöpfe sind, und dirigiert sie, wie und wohin er will; sie sind so täuschend leibhaft wie im Traum und ihre Leibhaftigkeit täuscht ihn doch nicht wirklich. Diese Entstehung der

echten Gebilde der Dichtung verrät sich auch durch den traumähnlich wunderbaren Hauch, der sie umwebt, und zwar sowohl die ganz deutlichen als auch jene, welche der Aufgabe gemäß unbestimmt verschwebende Umrisse haben, musikalisch verklingen. Kein Dichter ist, wessen Gebilde nicht diesen Traumzauber haben. Wie könnte man also eine Ästhetik schreiben, ohne den Traum herbeizuziehen! Vorangegangen ist hierin, wie Volkelt anzuführen nicht versäumt, mit schlagend geistreichen Bemerkungen Jean Paul in seiner „neuen Vorschule der Ästhetik", und ihm folgend habe ich die Lehre vom Traum in die Psychologie des Schönen eingeführt. Hervorheben möchte ich namentlich noch, wie merkwürdig die Poesie mit dem Traume das Hervorbilden aus einem gegebenen Keime teilt. Einem echten Dichter sproßt das Bild eines Charakters, wie er ihn an dieser oder jener Stelle seines Gedichtes braucht, aus dieser im Zusammenhang gegründeten Forderung von selbst wie eine Pflanze aus dem Saatkorn; wir sagen: die Gründe, diesen Charakter so und so zu halten, sind die und die; was wir Gründe nennen, ist in ihm eine traumähnlich schauende Triebkraft. Als Beispiel führe ich den Charakter der Desdemona im Othello an und was ich über seine Entstehung gesagt habe Krit. Gänge, Neue Folge, Heft 6 S. 87, 88*).

Für die Wichtigkeit der Bedeutung des Traums ist aber noch auf ein anderes, ganz dem Leben angehörendes Gebiet hinzuweisen. Wer den Traum nicht des Studiums wert achtet, wird die Leidenschaft nicht verstehen. Sie geht nie einfach auf das Objekt, sondern auf ein Phantasiebild desselben, das als ein Unendliches erscheint, von jenem Zauberlicht vergoldet und von jenem Zuge zur höchsten Sehnsucht umweht ist wie Traumbilder. Die schönste dieser Verwechslungen, der schönste dieser Träume ist die Liebe. Daher träumt auch Niemand mehr, niemand seliger und wehmutsvoller als der Liebende. Sehr wohl weiß es das Weib, daß sie in der Liebe dem Manne zu einem Geist aus unbekannten Sphären, zum Traumbilde wird; es ist ihr höchster Wunsch, dies zu werden, ihr einziges Glück, wenn sie es wird. Beiher sei gesagt, daß alle verrückten Mittel, ihre Erscheinung zu heben, alle unsinnigen Trachten aus dieser Wurzel wachsen. Könnte ich vielleicht damit dem noch nicht Gefundenen als Genius, als Fee, als Geist aus seligen Fernen erscheinen? denkt das Weib vor

*) S. hier oben S. 388 f.

dem Spiegel und frisiert sich einen wahnsinnigen Turm, einen waldigen Kithäron, einen Orteles, einen Uri-Rotstock auf den Kopf. Doch ich wollte nicht spotten, eher noch entschuldigen; es ist ein an sich natürlicher und schöner Drang, der zu diesen Auswüchsen führt. Auch der unglücklichen Liebe ist hier zu gedenken. Das Weib kann auch zum höllischen Geiste werden, der das Leben eines Liebenden aus dem Reiche des Lichts in eine Dämonenwelt grausiger, banger Träume versenkt. — Die niedrigste unter den Traumbildungen im wirklichen Leben ist diejenige, die der Geldwut zugrunde liegt; nur eine schlechte Seele verunendlicht sich Geldhaufen und Papierfetzen. Wieviel höher steht selbst die Leidenschaft des Hasses, die den Gehaßten in umgekehrter Idealisierung zu einem Teufel hinauf- oder eigentlich hinabträumt! Ja, der ekelhafteste Infarktentraum ist idealer als der wache Leidenschaftstraum des Geldjuden, Schwindlers, Gründers.

Zum Schlusse nimmt nun Volkelt unter der Bezeichnung: „Der Traum ein Mikrokosmus" die Frage nach dem metaphysischen Hintergrund des Traumes auf: pflichtgemäß, denn nur diejenigen werden davon nichts wissen wollen, die den Menschen vom All trennen. Wir sinken im Schlaf in die Natur zurück, aus welcher auch der Geist aufsteigt, und schaffen unbewußt wie sie, nur daß wir bloß Bilder der Dinge schaffen, sie aber Dinge. Man wird das Wunderbare dieses Rücktritts in den Schoß des Naturlebens übersehen, wenn man nicht das „Unbewußte in der Traumphantasie" genau ins Auge faßt, womit sich schon ein früheres Kapitel von Volkelts Schrift speziell beschäftigt hat. Der Traum bildet, wie wir gesehen, so unbewußt, daß wir unsere Gebilde als eine fremde, unabhängig von uns dastehende Wirklichkeit ansehen. So vollständig ist ja das Nichtbewußtsein des eigenen Erzeugens, daß wir selbst auf dem innern Theater mitspielen, ohne irgend zu merken, daß ja hier der Schöpfer mitten unter seinen Geschöpfen steht. Dieses geträumte Ich hat im Traum ein Bewußtsein, wir fühlen in ihm und stellen uns Objekte und uns selbst vor; es handelt auch danach und greift in die andern Traumbilder bestimmend ein, aber es weiß nicht, daß es nur geträumt ist, das träumende Ich nicht, daß es bloß träumt. Diese völlige Täuschung von Objektivität ist nun natürlicherweise die Folge der völligen Subjektivität: das Ich ist im Traume für sich allein, weil jede Kontrolle mit der wirklich objektiven Welt und jede wahr-

haft ordnende Vernunfttätigkeit fehlt; weil ihm dieses Vergleichen und Unterscheiden abgeht, eben darum schlägt es für sich selber in lauter Objektivität um, sieht sich selbst als etwas Fremdes und Objektives an.

Nun besteht zwar der unendliche Unterschied, daß der Traum aus diesem Grunde wirr und ungeordnet, die Natur geordnet und gesetzmäßig schafft, aber gemein ist beiden das Unbewußte. Woher schließlich jener Unterschied? Warum geht der Mensch im Unbewußten hier so unsicher, die Natur in demselben Elemente durchaus so sicher? Man kann doch die Vergleichung nicht damit abweisen, daß man sagt: der Traum schaffe ja nur Bilder, die Natur Dinge. Der Natursphäre gehört auch der Instinkt in Tier und Mensch an, der doch nach einem vorschwebenden Bilde handelt, und der Instinkt handelt doch sicher; übrigens ist die Ansicht noch nicht widerlegt, daß auch das Hervorbringen der Natur selbst nach einem vorschwebenden Bilde vor sich gehen müsse. Genug: die Natur im Unbewußten sicher, der träumende Mensch so unsicher; warum? Nun, darum, weil der Mensch ein bewußtes Wesen ist. Weil dies, so streifen Lichter aus seinem bewußten Leben auch in sein unbewußtes, die gerade dadurch nur hinreichend sind, es zu verwirren, daß sie ja nicht das Ganze seines bewußten Lebens sind. Nach dieser Seite ist der Traum, wie Volkelt sehr wahr sagt, nicht unbewußt genug. Man kann auch sagen, im Traum strafe sich das Heraustreten des Menschen aus der Natur, indem die Halbheit: unbewußt mit Resten von Bewußtsein die große Verwirrung anstiftet. Sehen wir auf das wache Leben hinüber, seine Klarheit und Ordnung, so scheint dies dagegen ein Triumph über die Natur, tiefer: ein Triumph der Natur über sich selbst, da sie in ihm zum Bewußtsein kommt. Allein dieser Triumph wäre nur dann ein voller und wahrer, wenn nun das Bewußte das vorher Unbewußte ganz erfaßte und erreichte, sich mit ihm deckte, d. h. wenn die Natur, Mensch geworden, durch diesen sich ganz erforschen könnte, ganz erfahren, wie sie es angefangen hat bei jenem unbewußten Schaffen. Allein so ist es ja nicht: verwirren im Traume die vereinzelten Lichter die Sicherheit des unbewußten Schaffens, so verwirren im Wachen die Schatten des Unbewußten, die in das Bewußtsein hineinstreifen, die Sicherheit des Denkens, so daß dieses zu dem höchsten Ziele: eben dem Punkte, wo das Bewußte, das Denken

seinen Gegenstand erreichte, zu dieser Einheit des durchdringenden Bewußten und durchdrungenen Unbewußten nicht gelangen kann. Und ebendaher rührt es ja, daß wir die Natur, die doch mit uns wesenseins ist, wie etwas ganz Fremdes, durch eine totale Kluft Geschiedenes uns gegenüber sehen: ganz wie im Traum. Beiher sei hier noch einmal auf die Poesie, die Kunst verwiesen. Ihr hoher Wert muß an dieser Stelle ganz einleuchten. Sie bildet naturähnlich, die Natur bildet in ihr als Menschengeist, unbewußt im Bewußten, ein erhöhtes reineres Bild ihrer selbst; relativ holen in diesem Gebiete die zwei getrennten Welten sich ein; die Wissenschaft steht höher durch ihre reine Bewußtheit, niedriger, weil sie mit ihr nie zustande kommt, den Gegenstand, das Unbewußte, einzuholen, nie so mit ihm sich deckt, wie es der Kunst gelingt. Würde es ihr so gelingen, wie dieser, so wäre sie das sich begreifende Weltgeheimnis, also schlechtweg das Höchste. — Was aber den Traum betrifft, so erhellt nun, daß wir nicht viel Ursache haben, stolz gegen ihn zu tun, da er ein so belehrendes Gegenbild der freilich ungleich geringeren, doch aber bestehenden Wirrnis unseres wachen Zustandes ist. Man wird, wie schon gesagt, dies Alles nur dann sonderbar finden, wenn man das Unbewußte, in das wir träumend zurückkehren, vom Unbewußten der ganzen Natur getrennt halten zu können meint; man sollte aber doch nicht vergessen, daß der Traum ein Kind des Schlafes ist, der Schlaf aber daher kommt, daß wir dem vegetativen Leben anheimfallen; das vegetative Leben ist aber doch Leben der Natur. Wir gehören also doch zu ihr, „also nimmt unser eigenes Wesen doch an dem Werden der großen Welt teil, Alles, was uns umgibt, ist doch Fleisch von unserem Fleisch". Als Träumende können wir freilich nur die gewordenen Dinge in Scheinbildern nachschaffen; dies — um es noch einmal zu sagen — hindert aber nicht, den Traum als ein unbewußtes Naturschaffen, ein Zurücksinken in das Unbewußte des Naturbildens, eine Rückkehr an die Wurzel des Lebens aufzufassen und es staunenswert zu finden, daß der sonst bewußte Geist hier selbst Natur wird.

So führt der Traum mitten in das ewige Rätsel hinein, mitten in das Grundproblem der Spaltung des ewig Einen in die Natur und den Geist und ihres ewigen Sich-Suchens und niemals völligen Wiederfindens, so denn auch mitten hinein in die Versuche der

neueren Philosophie, diese Grundfrage zu lösen. Nur sehr richtig, in gewissem einzuschränkendem Sinne allerdings, finde ich, was Volkelt zunächst für Hegels Prinzip gegen die Prinzipien: Materie (wie es die jetzige Empirie aufstellt, sofern sie Philosophie sein will), Wille (Schopenhauer), die vielen Realen (Herbart) vorbringt: „Die Vernunft, die Idee als Weltprinzip ist nicht, wie der Urwille nach Schopenhauer, die „Realen" nach Herbart, ein derb dastehendes bloßes Faktum; sie ist nicht bloß unendliche Substanz und unendliche Macht, sondern sie trägt zugleich in ihrem Begriff den Grund der Existenz, sie hat also eine Wirklichkeit, die sich in sich selbst und durch sich hält usw." Das Letzte, worauf die Philosophie Alles gründet, darf nicht ein undurchsichtiges Etwas, nicht ein Klotz sein. Doch nur in einzuschränkendem Sinne richtig ist diese Aussage für Hegel; er meint, in seiner Weltvernunft die Natur mit dem Begriff beisammen zu haben, aber er hat ihre scheinbar absolute Spaltung, ihre Diremtion, er hat aus der Idee das „Anderssein" nicht erklärt; daher, weil das Anderssein unerklärt daneben liegen bleibt, fallen sie doch auseinander und ist die Wesensfülle in seiner Vorstellung von der Weltvernunft nur seine ehrliche Vorstellung. Ist also die Natur nicht wirklich abgeleitet, so ist es auch der mit ihr gegebene Zufall nicht, und hieraus folgt zugleich, daß Hegel vom Zufall in der Naturseite des Geistes, also auch vom Traume, geringschätzig wie von allem Zufälligen, nur flüchtig und beiläufig redet.

Wir kommen darauf zurück und folgen erst den weiteren tiefen Blicken Volkelts. Sehr treffend erinnert er bei Hegel an Faust, dessen Streben ein glühendes Suchen nach der Wesensidentität des Subjekts und Objekts ist, also auf tiefwahrem Grunde ruht. Bei Schopenhauer zeigt er, wie sehr seine Welt einem Traume gleicht, da nach ihm die Anschauungsformen Raum und Zeit mit dem Wesen des Willens als Weltprinzip nichts zu tun haben, rein subjektiv sind. In der camera obscura des Traumes dichten wir auf dem Grund dieser Anschauungsform: der Traum setzt seine Bilder in den Rahmen eines inneren Raumes und einer inneren Zeit, aber freilich nur wirr, die wirkliche Welt dagegen erscheint in diesem Rahmen als eine geordnete; allein diese Ordnung ist für eine Philosophie, welche die ganze Weltgeschichte bloß für planlose Komödie, die Menschenwelt für Wolken im Winde hält, eben auch nur Schein und also doch um

nichts besser als der eigentliche Traum: was in uns unsinnig träumt, baut in ebensolchem Unsinn durch das principium individuationis die Welt, die in ihrer ganzen Weite wirklich nur ein ewiger Traum des all-einen Willens ist — der Schleier der Maja. Dies lenkt natürlich den Blick des Verfassers nach Indien zur älteren Vedantaphilosophie, von da zum Buddhismus, der Lehre vom Nichts als der Wahrheit, die hinter dem Welttraum verborgen ist.

Auch Fichte durfte nicht vergessen werden; Volkelt faßt ihn an dem Widerspruch, daß er in einzelnen Stellen hinter seinem Ich ein unbekanntes X annimmt, das die Gegensätze Ich und Nicht-Ich als identisch enthalte, und daß er trotz diesem Anlauf wieder zum puren Ich als Weltprinzip zurückkehrt, daß hiemit die Welt im Grund als ein von allen Ich gemeinschaftlich geträumter Traum gefaßt wird. Nennt ja Fichte selbst den Akt, wodurch das Ich sein Nicht-Ich setzt, eine Realität sich gegenüberstellt, ein Tun der produktiven Einbildungskraft. Nun beachte man, wie merkwürdig dies ist! Das Ich wirkt, um als klar bewußt handeln zu können, vor und hinter diesem klaren Bewußtsein (eben als Phantasie) so, daß eine Welt vor seiner Anschauung entsteht, auf die es handeln kann. Da wäre ja Fichte eigentlich doch wieder bei jenem unbekannten X hinter dem Ich angekommen, denn das ist doch nicht das spitze Ich, das so schafft! An diesen Punkt hat ja Schelling angeknüpft, welchen Volkelt nicht hätte übergehen sollen, und dieser hat der Natur einen solideren Grund gegeben, hat die Normalität der Naturordnung doch besser erklärt, wiewohl er den Erklärungsgrund nicht erklärt hat. Wir kommen auf ihn zurück. Fichte, da er — durch den genannten Widerspruch in seinem Denken — jenen Akt doch immer wieder nur subjektiv versteht, läßt es unbegreiflich, warum der Phantasietraum, der die Welt der Objekte setzt, im Unterschied vom wirren eigentlichen Traum so klar geordnet ist; denn daraus, daß die Welt von der Phantasie des Ich zum Zwecke des bestimmten sittlichen Handelns gesetzt wird, läßt sich doch nimmermehr die strenge Gesetzmäßigkeit der Naturordnung ableiten. Hier gelangt Volkelt zu der interessanten kleinen Schrift von Ernst Krey: Zum Problem der Materie, 1873, der den Fichteschen Idealismus dahin revidiert, daß er als einzigen Unterschied zwischen dem Traum und der Welt des Wachens diesen aufstellt: die causa efficiens der Traumgebilde ist das individuelle

Subjekt, während die Vorstellungsgebilde der wirklichen Welt von der Gattungs- oder Menschheitsperson, vom Ich in allen Ich produziert werden.

Der Verfasser schließt mit einigen schlagenden Worten gegen Fr. Schlegel und sein bekanntes Programm vom souveränen, in traumartiger Phantastik ironisch spielenden Ich. Eben hier, meine ich, hätte er noch auf Schelling eingehen sollen, denn die Romantiker pflanzen sich, beide mißbrauchend, zwischen ihn und Fichte. Der Erstere bot freilich auch dem Mißbrauch einen bedenklichen Punkt zum Ansatze dar, und von dieser Seite müssen wir ihn nun ansehen. In Schellings Absolutem als Identität ist der Dualismus von Geist und Natur ausgelöscht; er läßt ihn aus der Identität (wie? wer weiß?) hervorgehen, und nun erscheinen seine beiden Glieder als gleichwertig. Die Natur ist wieder in ihre Bedeutung als Realität eingesetzt dem Geiste gegenüber. Da beide Welten im Absoluten Eines sind, so muß jede von beiden die andere enthalten, es muß Geist in der Natur, Natur im Geist sein. Der Geist in der Natur kann nur ein bewußtlos tätiger sein, und ebenso ist diejenige Seite des Geists, worin er Natur ist, bewußtloses Leben. Die Natur ist aber hiemit auch zu hoch gestellt, sowohl die wirkliche als die Natur im Geiste; sind Natur und Geist in der Identitätsphilosophie gleichwertig, so folgt für diese zweite Seite, die bewußtlose Geisteswelt, daß auch sie mit der bewußten gleichwertig ist. Und hieran hat sich nur sehr natürlich eine Neigung geknüpft, sie noch höher zu schätzen und über die bewußte zu stellen. Die Nachtseite des Seelenlebens kam nun, wie man weiß, in den Schwang, wurde zum Losungswort gegen die „platte Aufklärung“; Ahnung, Traum, Hellsehen wurden in das Licht göttlicher Wunderwelt und wahrer Offenbarung gehoben, und in diesem Sinne schrieb Schubert seine Symbolik des Traums. Was den mystischen Naturphilosophen wenigstens ein Ernst war, das nahm nun Fr. Schlegel hinüber zum Fichteschen Ich, machte dieses Ich aus einem ernsten zu einem windigen und verflüchtigte die Welt, die es sich nach des Meisters redlicher Meinung als „Material für saure Arbeit“ aufbaut, in ein Traumschattenspiel, worin es sich ironisch halb versteckt, halb offenbart, um inhaltslos sich selbst zu genießen. Unschuldiger ist Novalis; seine tiefsinnige Traum-Schwindelwelt ist ein ebenso trauriger als interessanter Beleg der Folgen einer Ansicht, welche die

Wahrheit vom Traumcharakter der Poesie wahnsinnig in Unwahrheit übersteigert. Volkelt hätte ihn wohl erwähnen dürfen.

Wie soll der wahre Monismus diesen Gefahren entgehen? Es kann doch nur Ein Weltprinzip sein. Im Lager der Naturwissenschaft, wie sie jetzt die Stelle der Philosophie einzunehmen sucht, unterscheidet sich scharf von jener Mehrheit, welche das Universum auf das Atom und die blinde Kausalität baut, eine kräftige Minderheit, am klarsten vertreten von Du Bois-Reymond. Sie erkennt (s. die Vorbemerkung*) die Geisteswelt — begonnen von der ersten Regung der Empfindung im niedrigsten Tier an — als eine Welt, die nicht aus bloß mechanischen Faktoren zu begreifen ist. Soll nun die Natur, obwohl die Welt der Empfindung, des Gefühls, des Geistes, kurz jene Welt, welche das Viele der Natur in ideale Einheit zusammenfaßt, aus ihrem Schoß aufsteigt, dennoch einen andern Ursprung nicht haben als das undurchdringliche Atom und die Kausalität, so hat diese Minderheit im naturwissenschaftlichen Lager zwei absolut verschiedene Welten, müßte sich also rein zum Dualismus bekennen. C. G. Reuschle („Philosophie und Naturwissenschaft. Zur Erinnerung an D. Fr. Strauß") wollte dies nicht zugeben, während ihm doch der Geist Geist war, d. h. Denken des Allgemeinen, des Einen im Vielen, demnach absolut verschieden von dem, was nach dem Atomismus die Natur ist. Will man aber den Dualismus vermeiden — und man muß es, denn noch einmal: das Weltprinzip kann doch nur Eines sein — und will man nicht in Schellings Theorie zurückfallen, aus deren eigenschaftsloser Identität Natur und Geist als zwei gleichwertige Welten hervorsprangen, die also im Grund einen nur scheinbar ausgelöschten Dualismus enthielt, so kann nur entweder der Geist oder die Natur das Weltprinzip sein. Ist es die Natur, so ist es, weil der Geist ausgeschlossen, die Natur als blinder Mechanismus, alles nur Atom und Kausalität, und man muß sich frei zum Materialismus bekennen, also den Geist für Schein, für bloßen Dunst aus Stoff erklären. Ist es der Geist, so kann die Natur schlechtweg nichts Anders sein als Reich des unbewußten Geistes, in der Form strenger Selbständigkeit dem bewußten gegenüberstehend, aber nicht mit dem Werte, welchen Schelling ihr beigemessen, vielmehr muß Ernst gemacht werden, wie er selbst ihn nicht machte, aus seinen

*) Hier oben S. XIV.

anders lautenden Sätzen, nach denen der Geist sich sein Naturdasein voranschickt, um aus ihm als wahrer bewußter Geist aufzusteigen; die Natur kann nichts Anders sein als streng und stumm verhüllter Geist.

Wir wären hiemit wieder bei Hegel angekommen, aber nicht bei dem ganzen Hegel. Hat Schellings Identitätsprinzip durch die Gleichschätzung der Natur und des Geistes eine Überschätzung der Nachtseite des Seelenlebens zur natürlichen weiteren Folge gehabt, so steht bei Hegel die Natur und im Menschen die Ahnungswelt und der Traum zu niedrig, sie werden unterschätzt. Fragt man nun, wie wie Hegel zu verbessern, zu revidieren sei, so muß einfach bekannt werden: wir wissen nur das Wo, nicht das Wie. Das Wo ist die Stelle, an welcher die Natur als unerklärtes „Anderssein“ oder „Außersichsein“ des Geistes bei Hegel eben auf einmal da ist und nichts geschieht, den machtvollen Schein ihrer total selbständigen Realität der Geisteswelt gegenüber zu begründen, zu erklären. Die Natur muß in ihrem Grunde Geist sein, sonst entsteht aufgezeigtermaßen Dualismus. Aber welcher Denker wird es ergründen, wie es kommt und zugeht, daß, was dem Wesen nach Prius, der Zeit nach Posterius ist, d. h. daß der Geist ewig sich die Natur als Prius voranschickt, um als Posterius aus ihr hervorzugehen? Kein Geist, wo kein Nervenzentrum, wo kein Gehirn, sagen die Gegner. Kein Nervenzentrum, kein Gehirn, sagen wir, wenn es nicht von unten auf unzähligen Stufen vorbereitet wäre; es ist leicht, spöttlich von einem Umrumoren des Geistes in Granit und Kalk zu reden, — nicht schwerer als es uns wäre, spottweise zu fragen, wie sich das Eiweiß im Gehirn zu Ideen aufschwinge. Der menschlichen Erkenntnis schwindet die Messung der Stufenunterschiede. Es wird Geheimnis bleiben, wie es kommt und zugeht, daß die Natur, unter welcher doch der Geist schlummern muß, als so vollkommener Gegenschlag des Geistes dasteht, daß wir uns Beulen daran stoßen; es ist eine Diremtion von solchem Schein der Absolutheit, daß mit Hegels Anderssein und Außersichsein, so geistreich die Formel, doch so gut wie nichts gesagt, die Schroffheit der scheinbaren Scheidewand einfach verdeckt ist. Die richtige Anerkennung der Schneide und des Stoßes in diesem Gegenschlag findet man bei Fichte, aber keine Erklärung dafür. Er braucht für sein handelndes Ich ein strenges Objekt, aber dessen unerbittliche Macht ist doch nicht durch den Ursprung aus dem

Ich begreiflich. Fichtes bester Gedanke war, den Akt der Setzung des Nicht-Ich als einen Akt der produktiven Phantasie zu fassen: dies ist, wenn man den Begriff des Ich vorher zu einer allgemeinen Weltkraft erweitert, nichts anderes als Hartmanns „Unbewußtes". Die Philosophie des Unbewußten, geistvoll und tief, teilt aber doch mit der Schelling-Schule die Überschätzung der Welt, die durch diesen Namen bezeichnet ist. Der bewußte Geist, so arm er einerseits erscheint, da es ihm nie gelingt, das unbewußte Tun, durch das er die Natur baut, mit seiner Erkenntnis einzuholen, und da sein Handeln aus Reflexion tausendmal durch den sicheren Schritt jener unbekannten helldunkeln Macht beschämt wird, — der Geist ist doch das unendlich Höhere, weil er eine ganze zweite Welt baut, die Welt der Wissenschaft, des Staates und der Sittlichkeit. Wir wissen z. B. nicht, wie wir als Natur eine Hand bauen, aber unsere Maschinen, lauter Auseinanderlegungen der Hand und ihrer Leistungen, erweitern doch das Können der Hand ins Unendliche, — und in höherer Sphäre: große Gedanken der Menschheit schaffen in der Welt noch ganz andere Veränderungen, als die Sonnenaufgänge und Gewitter, welche die Weltseele in der Region ihres unbewußten Naturseins schafft. Die sittlichen Ordnungen, die der Mensch errichtet, sind sehr unvollkommen, dennoch beschämen sie die Natur; diese ist eben so grausam als liebevoll, in der Menschenwelt gibt es Handlungen der Liebe und Verbindungen für ihre Zwecke, wogegen die instruktive Liebe in der Natur sehr arm ist.

Das ewige Rätsel also bleibt so gewiß stehen, als — die Notwendigkeit, ewig danach zu forschen. Denn Forschen ist Pflicht, weil die Natur durch uns erfahren will, wer sie sei und wie sie es angefangen; sie wird es nie erfahren, und dennoch will sie, daß wir forschen, denn sie läßt uns sinken, wenn wir vom Forschen lassen. Ein Eines, das sich ewig aufs Neue, in unendlichen Formen ein Blindes, scheinbar grob Materielles unterbaut, um ihm ein Helles, Bewußtes überzubauen, — ein geistiges Prinzip, das im Menschen zu sich kommt und in ihm denselben Gegensatz in einem unerforschlich reichen System von Graden und Stellungen vertieft wiederholt: dort muß das ewige Rätsel liegen; auch der Gang der Kulturgeschichte ist nichts Anderes als ein Prozeß, das scheinbar höchst Bewußte (die reifste Bildung) in immer neuen Steigerungen zu einem Naiven

herabzusetzen, indem eine bewußtere Kulturstufe ihm übergebaut wird. Der Traum aber in seiner reichen Armut und in seinem armen Reichtum, in seiner dummen Genialität und genialen Dummheit, ist und bleibt ein staunenswerter Zeuge und Bürge für die Einheit der scheinbar so ganz entgegengesetzten zwei Welten, der Natur und des Geistes; denn in ihm dichtet der Geist unbewußt, wie er unbewußt in der Natur schafft, und doch ist es der Geist und strahlen Lichter seines bewußten Tuns auch in sein Helldunkel: ein Geisterreich, das nur der höchst Geistlose unwert finden kann, es zu erforschen.

(Augsburger Allgemeine Zeitung, Beilage 1875; Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart 1881, Heft I, S. 187—232.)

Carl Gustav Reuschle,

Philosophie und Naturwissenschaft.

Zur Erinnerung an David Friedrich Strauß.
Bonn, Emil Strauß 1874.

Ein wohlbekannter Name, selbst ein Repräsentant des Bundes zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, erscheint hier am Grabe des Mannes, dessen Verlust Deutschland betrauert, und legt ein wahres Denkmal der Pietät darauf nieder, eine Schrift, die eine Reihe von Ehrenzeugnissen für den Verstorbenen mit dem Prädikat abschließt, er nehme den ersten Platz unter den Philosophen ein, welche ans Werk gegangen sind, die lang getrennten Bahnen der Philosophie und Naturwissenschaft in Eine Linie zu vereinigen: den ersten, weil er das wirklich spekulativste unter den Ergebnissen der neueren Naturforschung, die Deszendenztheorie, seiner Weltanschauung einverleibt habe.

Die kleine Schrift ist von einer durchaus wohltuenden Frische und Lebendigkeit: der Sinn herzlicher Verehrung und der Geist des regsten Interesses der Wissenschaft treffen in ihr zusammen; sie ist warm und macht warm; man sieht, sie ist in Einem Gusse rasch niedergeschrieben, und man nimmt dafür einige Lässigkeiten im Satzbau, einige Härten im Tonfall leicht in den Kauf: wo Feuer ist, da ist doch immer auch Stil.

Der Verfasser schildert Strauß zuerst als theologischen Kritiker, Stilisten und künstlerischen Biographen, als Philosophen und führt dabei die Parallele mit Lessing, die oft gezogen worden ist, in einer Weise durch, daß bedeutende neue Lichter auf die einzelnen Seiten der Vergleichung fallen. Ich verweile bei einigen Punkten.

Reuschle geht von den Wolfenbüttler Fragmenten, von Reimarus aus und zeigt dann, wie Lessing, sein Herausgeber, an Freiheit und Tiefe des Blickes hoch über ihm stand. Es ist bekannt, daß Lessing (wie Herder) an einigen Stellen nahe daran streift, den Begriff des Mythus zu entdecken und auszusprechen. Als Strauß sein Leben

Jesu schrieb, war dieser Begriff gefunden. Wir verdanken diesen Schlüssel zum Verständnis aller Religionen den aufeinanderfolgenden und zusammenwirkenden Arbeiten eines Heyne, Gabler, Schelling, Creutzer, Baur. Ich gestehe, nicht zu wissen, wer das Wort: Mythus ist unbewußte Umdichtung einer geahnten Wahrheit in Personen und Handlungen, zum erstenmal ausgesprochen hat; von Schritt zu Schritt klarer ausgebildet und teilweise auf die Erzählungen nicht nur des alten, sondern auch des neuen Testaments angewandt, hat Strauß diesen lösenden Begriff schon vorgefunden. Er war aber der Erste, der es wagte, ihn auf alle Berichte und Auffassungen des neuen Testaments anzuwenden, welche dem Naturgesetz, dem geschichtlichen Kausalzusammenhang widersprechen, namentlich auf die stärkste aller Wundererzählungen, die man am meisten sich gescheut hatte anzutasten, die von der Auferstehung Christi. Ist nun, wer dies geleistet hat, ein Entdecker zu nennen? So scheint mir die Frage gestellt werden zu müssen. Verdient Strauß das große Prädikat, so steht dies sein Verdienst so hoch über allen seinen übrigen Verdiensten, daß zwischen den letzteren, so bedeutend sie auch sind, und jenem eine Gleichung nicht zu ziehen ist. Strauß ist Kritiker, künstlerisch zeichnender Biograph, gewandter Stilist und Polemiker, man kann ihn einen Philosophen nennen, wenn man darunter nicht den Begründer eines neuen Prinzips und Systems versteht, aber wenn in jenem Punkte sein kritisches und philosophisches Talent so zusammengetroffen sind, daß er Entdecker genannt werden kann, so ist und bleibt dies sein eigentlicher Ehrenname und ich finde nicht, daß in der Literatur, die sich nun schon ziemlich reich über ihn gesammelt hat, dies Eine und Wesentliche mit der nötigen Schärfe herausgestellt wäre. Und ich glaube, die Frage ist zu bejahen: er ist ein Entdecker. Alle die Männer, denen wir diesen stolzen Namen beilegen, hatten ihre Vorläufer, denen nur noch ein Schritt fehlte, um das Geheimnis, dem sie auf die Spur gekommen, ganz zu enthüllen und für die Welt ganz nutzbar zu machen. Diese vergißt man; wer den Schritt vollzog, dem bleibt der Ruhm. Die Größe des Ruhms hängt ab von der Größe der Wohltat, welche der Menschheit durch die Entdeckung gebracht wird. Ich frage nun, ob es nicht eine Wohltat von unendlichem Wert ist, daß wir aus folgenden Alternativen erlöst sind: entweder die Schriften des neuen Testaments wollen Wunder berichten oder nicht;

im ersteren Fall sind die Verfasser entweder Betrüger, oder sie berichten Wahrheit, und dann ist Naturgesetz und Vernunft umgestoßen; im zweiten Fall müssen wir uns abquälen, mit den Rationalisten den greiflich klaren Wortsinn geschmacklos durch sogenannte natürliche Erklärungen zu verdrehen, zu mißhandeln. Die Konsequenz in der Anwendung des Mythusbegriffs ist das große Expediens, das uns aus der Pein dieser Wahl befreit hat. Die jetzigen Generationen wissen kaum mehr, was sie darin für eine Wohltat besitzen und wem sie dieselbe verdanken. So geht es aber mit allen großen Entdeckungen; wir fahren auf der Eisenbahn, auf dem Dampfschiff, wir benutzen den Telegraphen, ohne des Namens Watt, der Namen Gauß, Weber, Morse zu gedenken; wir lassen Bücher drucken und es geht gut, wenn wir Einmal des Jahres uns Gutenbergs erinnern, wir erbeben nicht mehr bei einem Gewitter und fragen nicht nach den Physikern, die es zuerst als Naturerscheinung erklärt haben, wir wissen, daß sich die Erde um die Sonne dreht, und nur, wer soliden Schulunterricht genossen, nennt sich die Namen Kopernikus, Galilei und Keppler. Das ungemeine Expediens schließt aber ein zweites von noch unabsehlicherer Wirkung in sich: einen weiten, großen Schritt zur Läuterung der Religion von dem, was nicht Religion ist, zur Erfüllung dessen also, was Lessing wollte und auf diesem Punkte noch nicht ganz leisten konnte. Zur falschen Art des Glaubens gehört es unbezweifelt: glauben, daß ein Buch etwas schlechthin Anderes sei als alle Bücher, und es daher von einer Prüfung ausschließen, der wir alle andern unterwerfen. Man steht noch in einem ungeheuern Widerspruch, wenn man gewagt hat, an den Hauptbestandteilen des falschen Zusatzes im Wesen der Religion, des Mythischen nämlich, zu rütteln, deren stärkster Träger die Urkunde ist, und wenn man gleichzeitig dieser Urkunde entweder noch eine unvergleichbare Autorität beilegt oder wenigstens noch nicht weiß, wie man von dieser Autorität sich befreien soll, ohne die rein menschliche Achtung zu verletzen, welche die Urkunde doch verdient. In dieser Klemme befand sich noch Lessing — nicht ganz, doch halb und halb —; wir verdanken es Strauß, daß wir Beides vereinigen können. Die freie Anwendung des Mythusbegriffs involvierte zugleich den freien Fortschritt der kritisch-historischen Studien über die Entstehung der Schriften, die vor Strauß im Gange waren; nach dieser Seite wurde Strauß durch Baur ergänzt, dessen

Forschungen er in die späteren Ausgaben seines Lebens Jesu aufnahm*). — Nehmen wir die Vergleichung mit den großen Entdeckern im astronomischen und technischen Gebiete noch einmal auf, so ist zu sagen: diese übertreffen Strauß an Breite der Wirkung, er sie durch die Höhe des Gebiets, dem seine Entdeckung angehört. Jene Entdeckungen sind für Alle, diese kann nie für Alle sein, wiewohl die Minderheit, die dem Entdecker den reinen Dank zollt, der allen Wohltätern der Menschheit gebührt, noch zu ungeahnter Größe wachsen wird. Die Mehrheit bedarf in alle Zukunft des Mythus, aber daß er auf einen möglichst kleinen Rest reduziert werde, müssen wir ihr gönnen und wünschen. Reuschle vergleicht Strauß und Lessing auch nach ihrem Verhalten gegen die „Halben". Denkt man sich aber Lessing bis dahin vorgeschritten, wo Strauß stand, so wäre er ohne Zweifel darin doch milder gewesen. Die Mehrheit bedarf die Halben, um in jener Reduktion gefördert, um so weit in der Läuterung der Religion vorwärts gebracht zu werden, als sie überhaupt kann. Die Straffheit vergibt sich nichts mit einem teilnehmenden Seitenblick auf dies langsame und gelinde Werk des praktischen Lebens.

Bei diesem Punkte ist etwas zu verweilen. Lessing ist allerdings so mild nicht, als man ihn gewöhnlich nimmt, wenn man, im Hinblick auf seinen Nathan, kurzweg die Losung Toleranz an seinen Namen knüpft. In der Sache selbst war er so schneidig, wie man es nur sein kann und wie es alle scharf denkenden Geister sind, die zwischen Wahrheit und Wahn die straffe Linie ziehen. Diese Linie ist bei Lessing der „breite Graben", welcher das Wesen der Religion von allen den Zutaten trennt, die ruhig der Kritik überlassen werden können, weil sie nicht zum Wesen gehören. Solche Geister hassen den Wahn, müssen ihn hassen, weil sie das Licht lieben. Ja die wahre Toleranz setzt diese Schärfe mit ihrem Haß voraus. Man sehe die Sache genauer an. Um die Befangenheit in dieser oder jener Form des Wahns, d. h. in diesem oder jenem Umkreis mythischer Religionsvorstellungen, schonend mild zu beurteilen und zu behandeln, darf ich nicht selbst in einem solchen Umkreis befangen sein; diese Befangenheit wird notwendig zur Leidenschaft gegen Andersdenkende, denn sie kann nicht anders, als die entgegenstehende Religionsform für schäd-

*) Das Verhältnis von Baur und Strauß ist mit besonderer Feinheit und Klarheit besprochen von Wilh. Lang. (Im neuen Reich 1874. I.)

lich, höchst schädlich halten; ist es ja doch das Heil der Seele, um was es sich handelt. Frei von dieser Befangenheit und ihrer Leidenschaft kann nur sein, wer über allen diesen Formen in der reinen, der mythuslosen Religion steht; ihm sind diejenigen, die im Mythus stehen, Einer wie der Andere, Kinder, welche Mitleid, schonende Behandlung ansprechen. Er haßt den Wahn, aber nicht den unschuldigen, unmündigen Teil seiner Träger, nicht das Volk, das es nicht besser wissen kann. Gilt der Haß Menschen, so können das nur die Hüter des Wahns sein, die es besser wissen könnten, aber nicht wissen wollen, die sich schuldhaft im Wahn verhärten und die Unmündigen darin erhalten oder aus Interesse dies tun, ohne auch nur den Wahn ernstlich zu teilen. Man muß Lessings „Antigöze" lesen, um zu erkennen, daß der Mann nicht ohne Weiteres so ein Mann der Milde war, sondern im Prinzip ein Mann der Schneide und in der Stellung zum Pfaffentum ein Mann des gründlichen Hasses. Dagegen aber also Mann des rein menschlichen Mitleids gegen die unschuldig blind Befangenen; predigt er nun diesen Toleranz und bleibt doch unsere Behauptung wahr, daß diese gegen die ebenso blind Befangenen duldsam nicht sein können, weil jeder des Andern Wahn für sehr schädlich halten muß, so heißt dies nichts Anderes als: er sucht sie auf den Standpunkt *seiner* Unbefangenheit, seiner *reinen* Religion zu erheben. Nathan glaubt an die Wunder *seiner* Religion nicht, er sucht diese Klarheit auf Daja überzutragen und Nathan kann den Fanatismus im Patriarchen nur gründlich hassen.

Nun fragt es sich, wie diese schneidige Gesinnung sich gegen die „Halben" verhalten werde. Zu Lessings Zeit gab es solche, gab es das, was wir jetzt freisinnige Theologen nennen, noch nicht, d. h. Leute, die den Mythus bis zu irgendeinem Punkte fallen lassen, bei diesem Punkt aber haltmachen, als stünde ein Polizeidiener dahinter und riefe: bis hieher und nicht weiter! Strauß haßte diese gerade erst recht, und es ist an sich begreiflich, denn man kann denjenigen, der den Mut der Wahrheit hat, aber nur halb, mehr hassen als den, der ihn überhaupt nicht hat. Aber zwei Momente sprechen gegen diesen Haß auf die Halben, ein allgemeines und ein spezielles. Das allgemeine ist bereits genannt: als Kirchendiener müssen uns die Halben willkommen sein, weil sie tätig sind, jene Reduktion zu fördern; ist der straffe Denker gegen die Unmündigen tolerant, so muß er auch

tolerant sein gegen die, welche diesen doch um ein Stück Wegs vorwärts zur Mündigkeit führen. Die ganz Klaren können nicht Kirchendiener sein, das Volk bliebe in den Händen der ganz Finsteren, wenn die halb Klaren nicht wären und seiner sich annähmen. Man vergleiche hiezu, was ich über die angefeindete Halbheit, namentlich auch über die wohltätige Halbheit der Reformation anderwärts gesagt habe (Krit. Gänge, N. F., H. 6, S. 223—226*). — Das spezielle Moment tritt hervor in besonderen Lagen der Parteien und ihrer Machtstellung; man kann es das politische nennen. Strauß' Schrift „Die Ganzen und die Halben" war vorzüglich gegen Schenkel gerichtet, dessen Übergang ins freisinnige Lager ein großer Gewinn für die Partei in Baden war und sie ans Ruder brachte. Strauß nahm keine Rücksicht auf diese Lage; radikale Geister richten gern ihr Auge unerbittlich nur auf das Ansich der Sache, arbeiten für eine unbekannte Zukunft und sehen über die Stunde und ihr Interesse weg. Lessing nun wäre in derselben Lage ohne Zweifel billiger gewesen, aber stehen bleibt, daß er im Prinzipiellen schneidig, durchschneidend war wie alle die scharfen, klaren Geister, die dem Ding auf die Wurzel gehen.

Die ungemeine Verwandtschaft zwischen beiden Männern in der beredten polemischen Schlagfertigkeit führt den Verfasser weiter zu einer Vergleichung nach der Seite des künstlerischen Talents. Um in der Kunst, die Strauß als Biograph gezeigt hat, ein relatives Äquivalent für Lessings Bedeutung als Dichter zu finden, holt er mit einer allgemeineren Bemerkung aus, und zwar zunächst mit einer Digression über die Einteilung der Künste. Dies veranlaßt auch mich zu einer kleinen Digression. Reuschle hält die alte Einteilung der Künste in bildende und lautende aufrecht, weil die Poesie wie die Musik sich doch im Medium des Tons und der Zeit bewege. Allein die Dichtkunst legt ja das Schöne nicht so in den Ton wie die Musik, der zur Sprache artikulierte Ton dient ihr als Vehikel für die Schönheit der Vorstellung, mit dieser aber ist der Phantasie die gegenständliche Welt aufgetan, während die Musik keine Gegenstände, nur Gefühle ausdrücken kann; indem der Dichter uns Gestalten vorführt, öffnet er dem innern Auge den Raum wieder, der das Medium ist, worin die bildende Kunst darstellt. Dies ist doch ein Unterschied von so entschiedener Stärke, daß er durchgreift und nicht erlaubt, den Ein-

*) S. hier, im ersten Band der 2., vermehrten Auflage, S. 292 ff.

teilungsgrund aus dem Medium des Lautes und der Zeit darum zu nehmen, weil die Poesie zunächst darin mit der Musik zusammentrifft. Dies also nebenher! — Wenn R. dann fordert, daß die Kunst der Geschichtschreibung und die Kunst der dichterischen Naturbeschreibung neben der Rhetorik als Auslauf der Poesie in das Gebiet der Prosa, des Praktischen, Zweckmäßigen, in die Ästhetik hereingezogen werde, so hat er Recht. Übrigens hätte er bei seiner Einräumung, daß die historische Kunst, die Strauß als Biograph entwickelt hat, allerdings nicht als ausreichendes Äquivalent für Lessings große Leistungen als Dichter gelten kann, wohl etwas mehr verweilen dürfen. Als Entdecker ist Strauß der Größere, Lessing aber stellt sich durch seinen Nathan auf einen gleich hohen, wenn nicht noch weit höheren gegenüberstehenden Gipfel. Er nimmt sich aktiv der Unmündigen an, die Strauß wohl auch bedacht hat, wie z. B. in seiner Schrift: Vergängliches und Bleibendes im Christentum, aber nicht so warm, nicht als Dichter, Lessing faßt sie mit sanfter, unmerklich starker Hand im Elemente des Sinnlichen an der Brust; er stellt sich auf die Bühne als „seine Kanzel", wendet sich an den Nerv des Auges und Ohres und bezwingt durch die Macht des Symbols ungezählte Tausende, welche der nackten Wahrheit unzugänglich blieben. Es kann hier die Untersuchung nicht aufgenommen werden, wie es Lessing bei einem doch nur mittleren Grade des poetischen Talents zu einer Leistung gebracht hat, die der Leistung des ganzen Genies nahekommt. Gewiß ist nur, daß zu jener Konzentration seiner anschauenden und erfindenden Kräfte, woraus der Nathan entstand, wesentlich ein sittliches Element, die Liebe zur Menschheit, also eben selbst die Religion mitgewirkt hat. Es ist eine Summation seines beschränkten Maßes von Phantasiebegabung (wie seines fein komponierenden Verstandes) mit einer Kraft des Herzens, die einzig in ihrer Art bleibt. Strauß hatte jedoch Herz genug, diese unvergleichlich schöne Verbindung von Kräften gründlich zu verehren und zu bewundern, wie sein gedruckter Vortrag über den Nathan bezeugt. — Zu nennen wäre aber noch sein „Poetisches Gedenkbuch", allerdings erst zwei Jahre nach Reuschles Broschüre erschienen; es zeigt kein volles, aber doch ohne Frage ein volleres Talent im Lyrischen, als Lessing es hatte, so daß hier noch eine Kompensation weiter eintritt gegenüber Lessings großer dramatischer Schöpfung. — Auf einen Zug der Verwandtschaft beider Na-

turen, der auch in der Prosa sich zeigt, möchte ich hier noch aufmerksam machen: beide lieben das Gleichnis, keiner die Metapher; die eingestandene Vergleichung mit einem Wie entspricht beiden mehr, als der kühne Schein der Vertauschung; höchst zutreffend und überzeugend ist bei beiden die Wahl der Bilder; beide spinnen das Bild gern aus und beide mitunter zu weit und beide deswegen, weil das Bild einem verständigen Belehrungszwecke dienen muß.

R. vergleicht am Schlusse dieser Vorbetrachtung beide noch speziell als Philosophen. Keiner von beiden war als Philosoph Erfinder; beide waren nicht ohne Tiefsinn, doch mehr scharfsinnige, unterscheidende, als tiefsinnige Geister, in beiden war die Ahnung, die Vorahnung großer Gedankenreihen, die im Geiste des schöpferischen Philosophen dem Begriff und Beweis vorangehen muß, nicht so mächtig, daß sie ihnen die Präzision und Konzision erschwert hätte. Beide hatten ihre Stärke da, wo an der Hand philosophischer Bildung die Kritik an große Aufgaben geht; dies Zusammentreffen der beiden Funktionen: Philosophie und Kritik zu vereinigter Wirkung hat aber bei Strauß in dem ungleich bedeutenderen Akte seiner großen Entdeckung darum gemündet, weil er doch weit mehr Philosoph war als Lessing. Daß wir nicht recht wissen, wie Lessing als Philosoph dachte, daran war freilich auch seine Zurückhaltung schuldig; allein er hätte weniger hinter dem Berge zu halten vermocht und wir hätten deutlicher erfahren, wieweit er sich eigentlich Spinoza näherte, wenn der Drang in ihm stärker gewesen wäre. Ich glaube nicht, daß Lessing, hätte er auch in unserer Zeit gelebt, eine Dogmatik zu schreiben fähig gewesen wäre, wie Strauß sie geschrieben hat; und dadurch hebt sich wieder der Gipfel, auf welchem er steht, gegenüber jenem, den Lessing mit seinem Nathan erstiegen hat.

Nun aber ist der Zweck dieser Schrift, den Geistesbruder Lessings als Philosophen noch auf eine ganz andere Höhe zu stellen. Dies ist bereits angegeben: eine Bedeutung einziger Art in der Philosophie soll ihm zuerkannt werden als dem Ersten, der die ungemeinen Fortschritte der neueren Naturwissenschaft in sie aufgenommen hat. Reuschle beginnt nun diesen Hauptteil seiner Schrift mit allgemeinen Bemerkungen über das Verhältnis zwischen beiden Gebieten; er zeigt auf, wie die Opposition der Naturforscher gegen die Philosophie, eine Nachwirkung der natürlichen Reaktion gegen die Konstruktionen der

Naturphilosophie, im Schwinden begriffen, ja ein philosophischer Zug in die Naturwissenschaft selbst eingetreten sei, er nennt die Männer, denen sie diese Vertiefung dankt, unter den Deutschen einen Helmholtz, Dubois-Reymond, Liebig u. a., unter den Außerdeutschen namentlich Darwin; man erinnert sich hiebei einer Reihe trefflicher Artikel von der Hand des Verfassers selbst; er durfte nicht nur an jene frühen in den Jahrbüchern der Gegenwart: „Die Physik und die Naturphilosophie", sondern auch an mehrere spätere in der deutschen Vierteljahrsschrift, namentlich: „Kant und die Naturwissenschaft" erinnern. Hierauf gibt er in raschen, kurzen und doch ganz klaren Zügen einen höchst belehrenden Überblick über die Hauptergebnisse der neueren Forschung in Physik, Astronomie und Naturgeschichte (Biologie).

Betrachtet man mit dem Interesse des Philosophen die großen Resultate der neueren Physik, wie sie hier ein Freund der Philosophie im Lager der Naturforscher an uns vorüberführt und beleuchtet, so muß man sich mit Staunen sagen, wie die Empiriker, schlechthin ohne philosophieren zu wollen, ganz auf ihrem reinen Erfahrungswege eine philosophische Entdeckung um die andere gemacht haben. Es ist, als hätte der Geist Heraklits, seine Losung: alles Leben ist ein unendlicher Fluß, oder als hätte der Geist Hegels sie geführt: der Geist Hegels, d. h. was in Hegels Denken ewig wahr bleibt, wenn auch längst seine logische Weltkonstruktion abgetan ist. Und was bleibt denn wahr? Das bleibt wahr, daß er keine festen Klötze im Bewußtsein duldet, d. h. keine Vorstellung von einer Vielheit von Substanzen, die als undurchdringliche Monaden bei aller Wechselwirkung doch fremd gegeneinander wären, daß er lehrt: die Welt ist in ihrem Wesen lebendiger Prozeß und nichts Anderes. Der Verfasser zeigt, wie die Physik eine Vorstellung um die andere von besonderen Stoffen, materiellen Prinzipien und von besonderen „Kräften" losgeworden ist und, wo sie sonst solche annehmen zu müssen glaubte, nur verschiedene eigentümliche Bewegungen eines und desselben Wesens entdeckt hat. Es ist eine Reihe von Zurückführungen und durch sie die Herstellung eines inneren Zusammenhangs, wo keiner zu sein schien. Er hofft, es werde auf diesem Wege der Reduktion auch die Chemie mit ihren jetzt noch geltenden sechzig bis siebzig „Elementen" noch Fortschritt auf Fortschritt machen und, wo sie solche Urstoffe sah, nur verschiedene Zustände eines und

desselben Stoffs durch verschiedene Gruppierung der Moleküle entdecken. Also Modi, wo sonst Substanzen („Hypostasierungen" nennt es Reuschle mit philosophischem Namen), und also — vielleicht zuletzt — nur Eine Substanz? Wir wären auf gut Spinozischem Wege. Doch ich verfolge ihn noch nicht und nenne zunächst nur an des Verfassers Hand die Reihe der Zurückführungen in der Physik: der Galvanismus erschien zuerst als eine neue Naturkraft und wurde dann unter der Elektrizität begriffen, der Magnetismus auf die Elektrizität, diese auf jenen reduziert, der Magnetismus zugleich als eine allgemeine Naturkraft erkannt, welche sich wie die Elektrizität auf alle Stoffe erstreckt. Es folgen die großen Entdeckungen vom Licht; Leibniz nahm noch einen besondern Lichtstoff an, das Licht ist jetzt als bloße Bewegung, Schwingung begriffen, auf deren Geschwindigkeitsunterschieden die Unterschiede der Farben beruhen; supponiert wird dabei der unwägbar feine, elastische Ätherstoff, was wir noch für spätere Fragen zurückstellen; J. R. Mayer macht die große Entdeckung, daß die Wärme eine Wirkung der Bewegung ist, und hiemit ist diese mit dem Licht auf Eine Ursache zurückgeführt. Aus dieser Entdeckung ergibt sich die unendlich bedeutende Erkenntnis von der Erhaltung der Kräfte: die Welt ist ein perpetuum mobile, in welchem sich Bewegung beständig in Wärme, Wärme in Bewegung umsetzt; die Bewegung ist allgemein, die Moleküle jedes Körpers sind in beständiger Bewegung, daher ist auch die Wärme allgemein, es gibt keinen absolut kalten Körper; aber auch ein Verhältnis der Farbe zur Wärme wird erforscht, — natürlich, da Farbe und strahlende Wärme beide auf Schwingungen beruhen: der Raum, in welchen das Farbenbild des Spektrums fällt, wird erwärmt und diese Erwärmung nimmt zu bei den lichtvollen Farben (Gelb, Rot) und nimmt ab bei den lichtarmen (Blau, Violett): wie höchst merkwürdig für die Ästhetik! Wir meinten nur symbolisch zu sprechen, wenn wir jene Farben warm, diese kalt nannten, und siehe, es war keine bloße Vergleichung! Entdeckt wird ferner, daß im Licht auch chemisch wirkende „aktinische" Strahlen enthalten, oder vielmehr, daß solche mit den größeren Schwingungsgeschwindigkeiten verbunden sind, also mit den kälteren Farben zunehmen. Weiter: es wird eine innere Verwandtschaft der Körper mit dem Licht entdeckt: es besteht eine Sympathie und Antipathie zwischen ihren inneren oszillatorischen Molekularbewegungen

und zwischen den Schwingungen, die als Licht (Farbe) und Wärme wirken; jeder Körper absorbiert vorzugsweise diejenigen Strahlen, welche er selbst, wenn er der Herd der Strahlung ist, aussendet; die Übereinstimmung beruht auf der spezifischen Molekularstruktur der Körper. Die Analogie bei dem Schall bildet die wohlbekannten Erscheinungen von der Sympathie der Töne. Ein besonderer Fall des großen Prinzips ist auch der zuerst von Kirchhoff aufgestellte Satz, auf welchem die Spektralanalyse beruht, daß ein Gas (oder Dampf) genau diejenigen Strahlen absorbiert, die er selbst aussenden kann. Haben solche Prinzipien nicht ein wahrhaft philosophisches Gepräge? — Noch nicht genug Einzelheiten: auch die Elektrizität wird auf die Wärme, hiemit auf das Licht zurückgeführt, denn sie erzeugt Wärme und Wärme erzeugt Elektrizität, und endlich entdeckt man, daß beide in verschiedener Wechselwirkung mit dem chemischen Prozeß stehen.

Der Verfasser zeigt dann im zweiten Abschnitt auf, wie derselbe philosophische Zug der Vereinfachung in die Astronomie eingedrungen ist, schon seit Newton freilich, durch den wir wissen, daß die Gravitation nicht nur auf unserem Planeten, sondern im Universum waltet. Neu aber und ein ungeheurer Schritt ist die chemische Untersuchung der Weltkörper durch die Spektralanalyse; durch sie ist die Natur der Kometen entdeckt, ist erkannt worden, daß die Sonne ein weißglühender fester oder flüssiger Körper sein muß, umgeben von einer mit Dämpfen aller Art gesättigten Atmosphäre, daß sie die meisten der chemischen Elemente enthalten muß wie die Körper unseres Erdballs. Der Solaranalyse folgte die Stellaranalyse und das allgemeine Ergebnis dieser kosmischen Chemie ist, daß im Weltall wie Einheit der Kraft, so auch Einheit des Stoffes herrscht. In der Frage möglicher Zerstörung von Sonnensystemen durch Zusammensturz der Planeten mit ihrer Sonne wollen wir dem Verfasser nicht weiter folgen; das Weltall ist nach seiner Überzeugung vor Stillstand gesichert, auch wenn dieses Ereignis eintreten sollte; zu der Vorstellung eines allgemeinen Endes der Welt konnte die Physik und Astronomie nur in ihrer völligen Absonderung von der Philosophie gelangen; der Verfasser erfreut sich ja eben jedes neuen Schrittes zur Versöhnung beider Gebiete und kann schon darum von Scheinschlüssen, die zu einer Annahme führen, welche jedem Begriffe von Raum, Zeit, Endlichkeit und Unendlichkeit Hohn spricht, sich unmöglich blenden lassen.

Der dritte Abschnitt: „die Philosophie in der Naturgeschichte" handelt nun vom Darwinismus. Diese Theorie ist es, mit welcher nach der Überzeugung des Verfassers der philosophische Geist auch in die Biologie eingedrungen ist. Den Übergang von der Astronomie bildet der Satz: die Astronomie hat entdeckt, daß in den kosmischen Verhältnissen der Erde wie in der anorganischen Natur auf ihr nichts unveränderlich ist; durch die Deszendenz- oder eigentlich Transmutationstheorie ist diese Wahrheit auch in die Biologie eingeführt: die Arten oder Typen der organischen Welt, so konstant sie relativ sein mögen, sind nicht unveränderlich. Da nun ihre Entstehung und Veränderung aber auf bestimmte Ursachen: Zuchtwahl, Anpassung, Kampf um das Dasein und Vererbung zurückgeführt wird, so ist hiemit nun auch das Reich des organischen Lebens unter das Gesetz der Kausalität gestellt; die Annahme von Schöpfungsakten oder von Entwicklungsrucken von innen heraus zerreißt die Kette ihrer Kontinuität, der Darwinismus erhält sie. Diese Einbegreifung in die Allgemeinheit (des Kausalgesetzes) ist zugleich Rettung der Einheit: alle Formen sind aus Einer Urform, der Zelle geworden. Ganz läge die Einheit der Natur uns vor Augen, wenn sich beweisen ließe, daß auch diese Urform des Organischen aus dem Unorganischen hervorgehe oder einst hervorgegangen sei; dieser Hervorgang, die Urzeugung ist ein Postulat, auf die Idee der Einheit der Natur und die Kontinuität der Ursächlichkeit zu wohl begründet, um dem bisherigen Mangel an Beweisen geopfert werden zu dürfen.

Am Schlusse dieses Überblicks nimmt der Verfasser Stellung gegen den Begriff der Zweckmäßigkeit in der Natur, gegen die Teleologie; er entscheidet sich für den Satz des reinen Kausalismus: was nur durch Ursache und Wirkung entstanden sei, erscheine dem Menschen, nachdem dieser als Gattung sich ausgebildet, hintennach als zweckmäßig und komme ihm gerade so vor, wie wenn in der Natur die Vorstellung eines Zwecks vorangegangen wäre.

Hierauf geht er mit der Überschrift: „Die Naturwissenschaft in der Philosophie" wieder zu Strauß über und vindiziert ihm also, wie schon gesagt, die Bedeutung, der Erste gewesen zu sein, welcher die Resultate der Naturwissenschaft in die Philosophie aufgenommen habe, indem er das spekulativste derselben, die Lehre von der stufenförmigen, faktischen, rein kausalen „Entwicklung" der organischen

Arten bis zum Menschen in seiner ganzen Tragweite erfaßte und seiner Weltanschauung einverleibte. Er erklärt sich mit Strauß gegen Ed. v. Hartmann; das „Unbewußte“ sei nur dasselbe, was in der alten Ansicht der persönliche Gott, ein Zwecke setzendes Wesen, das der „natürlichen Entwicklung“ substituiert werde. Der Verfasser möchte nun die Philosophie, die sich auf jenen Grundlagen aufbaut, die Philosophie des Universums nennen. Die Philosophie unterscheide sich, sagt er, immer wesentlich dadurch von der Naturwissenschaft, daß sie auf ein Absolutes zurück- oder hinausgehen müsse, und dies könne für die neue Philosophie nur das Universum, das Weltall als solches sein, gedacht als schlechthin unendlich nach Raum und Zeit, nach Kraft und Stoff, ohne Anfang und Ende, bei allem Wechsel sich selbst gleich. Er verfolgt dann noch in raschen Schritten die Entwicklung, durch welche Strauß an diesem Ziel anlangte; er begleitet ihn durch die Zeit der Romantik und des Mystizismus zunächst bis zu seiner Hegelschen Periode, erkennt in Hegels System den Monismus als seine Wahrheit, wirft ihm aber vor, daß es sich im Kreise drehe, weil der Geist zugleich Ausgangspunkt und Zielpunkt, Alpha und Omega, Wurzel und Frucht sein solle. Daß der Geist überhaupt Resultat der Natur sei, könne die neue Philosophie herübernehmen, daß aber der Geist zugleich Ursache, Grundlage sein solle, sei ein Hysteron-Proteron, daß sie abstreifen müsse. Er nennt dies idealistischen Monismus, dagegen die „Philosophie des Universums“ realistischen Monismus. Schließlich bezweifelt der Verfasser nicht, daß die Abstammungstheorie ein ausreichendes Fundament für den Aufbau der Ethik sei. Er nennt sie im guten Sinn aristokratisch: sie zeigt, wie der Mensch seine Würde selbst errungen hat und wie daraus von selbst folgt, daß er sie zu bewahren und weiterzubilden hat. Ebenso wohlbegründet sei auf diese Grundlage die Religion; das Abhängigkeitsgefühl, worin ihr Wesen bestehe, bleibe in seiner vollen Reinheit, da der egoistische Wunsch wegfalle, durch übernatürliche Mittel sich mit demselben abzufinden. „Die Erfahrung, daß es im Universum gesetzmäßig hergeht, führt zu der Überzeugung, daß es“ (diesem Ausdruck sind wir schon einmal begegnet) „so ist, wie wenn es von vornherein auf den Geist angelegt wäre, und die dadurch in dem Einzelnen angeregte Gesinnung läßt dieser auf seine Umgebung zurückwirken.“

Ich habe oben gesagt, Strauß habe seine eigentliche Stärke nicht in der Philosophie, sondern auf dem Punkte gehabt, wo sie mit der theologischen Kritik zusammenfällt. Und den Beweis davon sehe ich darin, daß er die Weltansicht, die sich auf ihren neueren Erforschungen die Naturwissenschaft aufgebaut, in die Philosophie herübergenommen hat, wie sie ist, mit Haut und Haaren. Ich sehe darin nicht eine Stärke, sondern eine Schwäche. Dies ist der Satz, den ich nun zu beweisen habe.

Ich schicke voraus, daß ich nicht von einer Bekämpfung der Darwinschen Theorie ausgehe. Ich bin zwar eigentlich nicht ganz davon überzeugt. Es wird mir z. B. immer noch etwas zu schwer, zu glauben, daß man das Auge vom Sehen, das Ohr vom Hören bekomme. Das ungemeine Gewicht, das auf die Zuchtwahl gelegt wird, will mir auch nicht einleuchten. Bei dem Menschengeschlechte wenigstens, und wenigstens wie es jetzt ist, wird es von der Erfahrung nicht bestätigt. Schopenhauer hat ihr geradezu widersprochen mit seiner Deduktion der Liebe aus einem nach Zuchtzwecken wählenden, durch eine Illusion das gewählte Individuum zum Ideal erhebenden Gattungsinstinkt. Die Erfahrung besagt, daß die Liebe vielmehr in der großen Mehrheit der Fälle gerade in diesem Sinn wenig zweckmäßig in ihrer Wahl verfährt; warum ein Individuum gerade in dieses und kein anderes sich verliebt, dies ist so unerklärlich, als warum es diese oder jene Lieblingsspeise hat, die ihm vielleicht sehr unzuträglich ist; was hier den Philosophen am meisten interessieren muß, ist die Erscheinung, daß mit dieser blinden wahllosen Wahl und Illusion die höchsten Seelenkräfte in Blüte treten; doch dies gehört nicht in unsern Zusammenhang. Weit glaubwürdiger als die große Bedeutung, die von Darwin der Zuchtwahl beigelegt wird, erscheint mir diejenige, welche er der Anpassung zuerkennt; hier muß das Hauptgeheimnis, die Hauptquelle der Formveränderungen liegen und hieran knüpft sich das wichtige Moment, dessen Bedeutung Moriz Wagner geltend gemacht hat: die Wanderung, welche Anpassung an veränderte Bedingungen des Wohnorts mit sich bringt, hiemit neue Formen, die durch Vererbung konstant werden, also neue Arten begründen. Diese nun, die Vererbung, ist natürlich das andere Hauptmoment in der ganzen Theorie und auf diesem Punkte liegt ihr Hauptverdienst; wie immer die erste Entstehung neuer Formen zu

erklären sein mag, ihre Fixierung zu bleibenden Typen muß auf Vererbung beruhen, aber auch abgesehen davon, außerhalb der Deszendenztheorie ist die Hinlenkung des Interesses und Forschens auf diesen Punkt ein nicht genug zu schätzender Gewinn, den die Naturwissenschaft, insbesondere auch die Anthropologie dem berühmten Engländer verdankt. — Wir kommen auf den Darwinismus noch einmal zurück; hier ist nur noch zu sagen, daß es ein Anderes ist, sich skeptisch zu ihm verhalten, ein Anderes, ihn geringschätzen, ja verdammen, der Beleidigung der Menschenwürde anklagen. Wer nicht in der Schöpfungstheorie befangen ist, d. h. das Denken über die Werdung der Natur und ihrer Reiche von sich wegschiebt, der kann Darwins Gedanken nur groß finden. Es ist keine Schande für den Menschen, von der Pike auf gedient zu haben; war sein Anfang niedrig, so ist sein Aufsteigen um so rühmlicher; hat er seine Menschheit erst erringen müssen, so darf er stolzer darauf sein, als wenn sie ihm vom Himmel zugefallen wäre. Der Erdenkloß der Bibel ist gerade auch nichts Vornehmes und das Geschenk der Seele durch Einblasung von außen kein Besitz der Seele. — Längst war von der Wissenschaft ein Stufenplan, eine Vorbereitung der höheren Organismen in den niedrigeren, kurz eine Einheit erkannt; in einem feinen Geiste steigt der Gedanke auf: wie, wenn diese Verwandtschaft eine genetische, ein wirkliches Hervorgehen des Einen aus dem Andern wäre? Er geht daran und sucht es nachzuweisen. Diese Idee ist nur höchst genial zu nennen, auch wenn sie im Wege ihrer Durchführung nicht recht behalten sollte. Und stehen bleibt auf alle Fälle der Satz, daß es bei Entstehung der Arten und sowohl auch bei dem Hervorgang des Organischen aus dem Unorganischen nur kausal zugegangen sein kann.

Die bedeutendste der Grenzfragen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie entsteht nun, wenn man, beim Unorganischen angelangt, weiter und weiter, von Reduktion zu Reduktion fortgeht und bei der Frage nach einem Letzten — oder Ersten — anlangt. Die Kausalität ist das allgemeine Bewegungs- und Werdegesetz in der Natur, ein Nexus ohne Lücke, eine unzerreißbare Kette. Nun aber haben wir damit nur ein Wie? noch kein Was? Was ist's denn, das in dieser Kette der allgemeinen kausalen Vermittlung läuft? Was ist das Innerste, worauf die Naturlehre zurückkommt? Nennen wir dies Letzte, Erste oder Innerste, vorerst Substrat; gebrauchen wir diesen

Ausdruck, obwohl sich zeigen dürfte, daß er einen falschen Begriff enthält.

Die Physik operiert mit der Hypothese von Molekülen und kann sie nicht entbehren, wie bekannt. Der Molekül, selbst schon „transmikroskopisch" klein, ist noch „kolossale Masse" gegen die „exzessive Kleinheit der Teilchen", woraus der Äther besteht. Und dieses unendlich Kleine — oder noch hinter ihm, noch unendlich kleiner? — was ist es? Es ist das Atom; so heißt die Antwort.

Reuschle und Strauß haben die Atomhypothese der neueren Naturwissenschaft einer ausdrücklichen Kritik nicht unterworfen, gerade auf diesem Punkte aber begegnen sich Philosophie und Naturwissenschaft so, daß die letztere ihr Geschäft an die erstere abzutreten hat. Ja man kann sagen, in der Frage des Atoms liege die Frage des Welträtsels, in ihr scheiden sich die Grundansichten über das Wesen der Welt.

Die große Mehrzahl der Physiker nimmt an, das Atom, das supponierte Letzte, Innerste der Körperwelt, sei Stoff, sei Masse. Dies ist eine Wahndichtung, von mehr als Einem Philosophen als solche aufgezeigt, dialektisch zerrieben, gerichtet, vernichtet; ich erwähne Adolf Steudel (Philosophie im Umriß*) I. Teil 1. Abteilung S. 335—372, 478—507) und Ed. von Hartmann (Philosophie des Unbewußten Abschnitt V die Materie als Wille und Vorstellung). Stoff ist teilbar, Masse ist zerlegbar. „Ἄτομον" heißt aber doch: Unteilbares, also kann es nicht Stoff sein. Das Letzte, woraus der Stoff besteht, soll etwas sein, was, weil unteibar, nicht Stoff sein kann, und dieses Letzte soll doch Stoff sein. Dies ist contradictio in adjecto, Unsinn. Das Atom ist unendlich klein: d. h. entweder: es ist vor lauter Kleinheit Nichts, oder es heißt: jede kleinste Form desselben ist in eine noch kleinere auflösbar zu denken; damit ist dasselbe gesagt, wie vorhin: das Atom ist kein Atom, d. h. kein Unteilbares; es ist gleichgültig, ob man einfach setzt: Atom oder ob man nach der Größe seiner Kleinheit fragt. Kurz, man kann nicht ausgedehnt und

*) Dieses noch immer nicht nach Verdienst beachtete Werk ist jetzt vollendet. Seine Methode ist vorherrschend ein Fortschreiten auf Grund der Kritik vorhandener Philosopheme und verbreiteter Vorstellungen des gewöhnlichen Bewußtseins. Er schließt mit einer durch Klarheit ausgezeichneten Kritik der Religion.

nicht ausgedehnt zugleich sein; das Atom ist Materie und keine Materie, ein Ding, das kein Ding ist.

Dies führt direkt auf die Grundfrage nach Wahrheit oder Unwahrheit im Begriff der Materie an sich. Er ist unwahr, er löst sich auf, weil er einen Widerspruch enthält, denn unendliche Teilbarkeit ist ein Widerspruch: nach jeder Teilung bleibt ein Etwas, dieses Etwas zerfällt wieder und so fort ins Unendliche. Die Materie ist ein unendlich teilbares Unteilbares. Die Materie muß sich finden, packen lassen, weil sie sinnlich ist, die Materie läßt sich nicht finden, packen, weil, so oft man sie gefunden, gepackt hat, das Gefundene wieder entschlüpft: ein Gespenst, das Fangens mit uns spielt.

Bleibt es nun auch wahr, daß die Physik der Annahme von transmikroskopisch kleinen Körpern nicht entraten kann, so ist es also dennoch grundverkehrt, hinter diese noch zurückgehend die Welt auf das Atom oder, wenn man fälschlich schon das Molekül Atom nennt, auf das sogenannte Uratom zu bauen. Die Wissenschaft muß bekennen, daß sie hier vor einem Dunkel steht, das sie nicht zu lichten vermag. Was wir Materie nennen, ist Kraft, die, um das zu erbilden, was wir Körperwelt nennen und woraus an der Spitze der Naturreiche als seine Wahrheit der Geist aufsteigt, sich in zahllose kleine stetige Aktionspunkte auseinanderlegt, die man Moleküle und mißbräuchlich Atome nennt, Aktionspunkte, welche auf die menschlichen Sinne eine Wirkung hervorbringen, die uns nötigt, ihnen Räumlichkeit, Dichtheit, Schwere usw. beizulegen. Die Sinnenwelt ist ein Kräfteleben, das in solcher Weise agiert, daß es, in unendliche Kleinste sich teilend, durch dieselben den vollen Schein annimmt, den wir Körperlichkeit nennen, es ist voller Schein, scheint jeden Augenblick und ist nicht, — ein *μὴ ὄν*. Die Materie ist ein Ding, das nur insofern ist, als. Was „als?“ Nun: als der eine der extremen Pole des Einen und Selben absoluter Gegensatz des andern scheint. Ich stoße mir eine Beule an einem Stein, vergesse, daß der Widerstand des Steins gegen meinen Kopf eben auch Kraft ist, wie das, was meinen Kopf bewegt, und nenne nun den Stein Materie. — Neue Schwierigkeit, gleiches Helldunkel entsteht, wenn man nun näher nach der Natur dieser supponierten Kleinsten forscht; so nenne ich sie, weil kein rechter Name sich findet; die Frage nach einer Form derselben kann man nur dann höchstens aufwerfen, wenn man den Be-

griff Atom ganz fern hält. Untersuchen, ob das Atom rund („Kraftkugel" !) oder eckig sei, ist nun erst ganz eine contradictio in adjecto. Hat man sich den Begriff der Materie in den der Kraft aufgelöst, so bietet sich als nächste Auskunft der Name Kraftpunkte oder Dynamiden dar, der denn auch bekanntlich vielfach gewählt worden ist. Ihr Geschäft ist, sich in Körper- und Ätheratome zu unterscheiden, sich zu sogenannten chemischen Elementen, weiter zu chemischen Körpern, weiter zu sogenannt eigentlich materiellen Körpern zu vereinigen. Die allgemein wirkenden Kräfte der unorganischen Natur, Anziehung, Abstoßung, Kohäsion, Schwere, Bewegung (um die letztere vorderhand nur so mitaufzuzählen) treten in Tätigkeit. Der Unterschied der Körper beruht auf der Aggregation, Art der Verbindung, Lagerung, Konfiguration, Summierung der Moleküle und Äther-(„Atome" darf man nicht mehr sagen, also nur:) Kleinsten. Es entsteht endlich die organische Zelle. Diese entwickelt sich höher und höher durch Teilung, Häufung, gesteigerten Rapport zwischen den vereinigten Zellen bis zu dem Vollkommenheitsgrade, wo die Empfindung, dann höher und höher, wo Bewußtsein, wo der Geist aufgeht.

Nun entsteht die Frage: wo ist eigentlich das agens dieser Leistung zu suchen?

Wir nehmen jetzt nicht die Antwort auf, welche mit der Mehrzahl der Atomisten Reuschle auf diese Frage gibt; wir sind mit der Dynamidenlehre aus unserem ursprünglichen Zusammenhang herausgetreten, um ihn mit Nächstem wieder aufzufassen. Die Dynamidenlehre stellt eine Immanenz auf, die nicht wie der Atomismus Stoff und Kraft nur nebeneinander setzt. Aber wie ist diese Immanenz zu bestimmen? Die Kraft in den „Kraftpunkten", diesen geheimnißvollen letzten Einheiten ist Streben, Streben nach immer höheren Formen, bis das Organische zum Geistigen entwickelt ist; dies schließt in sich Vorstellung, Erzeugen eines inneren Bildes von dem, was werden soll, und Willen, dies Werden zu bewirken; die „Atome" (den Namen behält man trotzalledem bei) werden zu vorstellenden Willensakten. Dahin hat sie Ed. von Hartmann konsequent gesteigert und hiemit die Materie überhaupt in Vorstellung und Willen aufgelöst. Nun aber die Schwierigkeit! Sind diese unzähligen seelischen Kraftpunkte das, was die Monaden des Leibniz sind, d. h. jede dieser Einheiten eine gegen die andere geschlossene Welt für sich, nicht eine gegen die

andere offen, also ohne Verkehr untereinander, dann ist es unbegreiflich, wie sie sich zur Herstellung der harmonischen Ordnungen miteinander verständigen sollen. Wir haben hiemit eine Vielgötterei, Droßbach nennt die Atome wirklich Götter, auch Büchner sagt, das Atom sei der Gott, dem alles seine Entstehung verdanke; es sind Götter von unendlicher Zahl, es ist mehr als Polytheismus: Myriotheismus oder vielmehr Anarithmotheismus; da aber diese Götter nichts voneinander wissen und wollen, so müssen sie trotz ihrer eigenen Beseeltheit zur Herstellung der harmonischen Formenwelt von außen angehalten werden, es braucht hiezu über ihnen noch einen obersten Gott, und wir hätten so daneben die prästabilierte Harmonie und den Theismus. Hartmann ist strenger Monadolog; er sagt, in welchem Grade mit dem Vorstellen und Wollen der Kraftpunkte Bewußtsein verbunden sei, darüber können wir so gut wie nichts wissen, so viel aber mit Bestimmtheit behaupten: „wenn die Materie" (d. h. was wir Materie nennen) „ein Bewußtsein hat, so ist es ein atomistisches Bewußtsein und zwischen den Bewußtseinen der einzelnen Atome ist keine Kommunikation möglich". Aber was er nicht statuiert, das ist der Folgesatz, nämlich eben das genannte logische Ergebnis. Vielmehr was geschieht? Er sagt: „wir werden schließlich die Frage zu berücksichtigen haben, ob wir bei unserer jetzigen Auffassung der Atome als Willensakte dieselben noch als viele Substanzen ansehen dürfen oder nicht vielmehr als Erscheinungen Einer Substanz, ob also jedem Atom ein gesonderter, selbständiger, substantieller Wille — selbstverständlich dann auch mit gesondertem Vorstellungsvermögen ausgerüstet — entspricht, oder ob diesen vielen gegeneinander wirkenden Aktionen und Tätigkeiten ein einziger identischer Wille zugrunde liegt. Nachdem wir als das räumlich Reale nur die Opposition, das Widerspiel der Aktionen erkannt, die Kräfte selbst aber als etwas schlechthin Unräumliches begriffen haben, verschwindet jeder Grund dazu, Wille und Vorstellung im ewig Unräumlichen in eine zahllose Vielheit von Einzelsubstanzen zu zersplittern, und zwingt vielmehr die Unmöglichkeit des Aufeinanderwirkens solcher isolierten und berührungslosen Substanzen zu der Annahme, daß die Atome wie alle Individuen überhaupt bloße objektiv-reale Erscheinungen oder Manifestationen des All-Einen seien, in welchem, als in ihrer gemeinsamen Wurzel, ihre realen Be-

ziehungen zueinander sich vermitteln können." Was heißt nun dies? Entweder: die Prämisse, die Verschlossenheit der Atome (Monaden) gegeneinander wird ernstlich wieder umgestoßen, sie sind offen gegeneinander, und dann wozu noch so unendlich viele Weltseelen? Es genügt an Einer, die Hypothese von den beseelten Atomen fällt. Oder: es führt doch auf etwas wie die Lehre von der prästabilierten Harmonie. „Vermitteln sich" die Kraftpunkte ihre Wechselbeziehung nur aus ihrer gemeinsamen Wurzel, dem All-Einen, so bleibt ihre Vielheit und innere Verkehrlosigkeit stehen und das „Vermitteln" klingt zwar lebendiger als prästabilierte Harmonie, die immer nur mechanisch gedacht werden kann, aber welches Geschäft nun, wenn dieselben, obwohl sämtlich Manifestationen des All-Einen, doch für ihren Verkehr und Zusammenwirken — wie sollen wir sagen? — beim All-Einen die Order und die Mittel holen sollen! Welcher ungeheure Umweg! Also abermals: wozu dann noch die unendlich vielen isolierten Kraftpunkte, wenn jeder derselben zu jeder Aktion, wie einst der österreichische General beim Kriegsrat in Wien, den Plan beim Absoluten holen muß, mag auch die Expedition unendlich schneller gehen als zwischen der Hofburg und dem Kriegsschauplatz? Im Ernst: haben die Kraftpunkte zwar jeder einen Willen für sich, aber keiner einen Willen zu gemeinsamem Wirken, so kommt dies doch nur von außen über sie, also im Grunde, so wenig diese Theorie das Wort hat, mechanisch wie im Theismus, der es freilich auch nicht Wort hat, daß das göttliche Lenken von außen eine mechanische Vorstellung ist.

Hiemit genug über die Atomenlehre. Sie löst sich auf, mag man das Atom als ein Materielles fassen oder als (selbständigen, verkehrlosen) beseelten Kraftpunkt. Was stehen bleibt, ist, wie schon gesagt, ein Dunkel, das schwerlich je gelöst wird: die Wissenschaft findet sich, wenn sie die Natur in ihre letzten erkennbaren Bestandteile verfolgt, vor die Annahme transmikroskopisch kleiner — sagen wir etwa (höchst mangelhaft und angreifbar): Urformen — gestellt, durch welche, oder durch deren Verbindungen das Wesen aller Dinge jenen Schein annimmt, als wäre es das, was wir gemeinhin Materie nennen.

Wir treten auf den Punkt zurück, auf dem wir standen; wir haben, um die verschiedenen Ansichten über das Atom zusammenzunehmen, vielfach vorgegriffen. Wir standen vor der Aufnahme der Dyna-

midenhypothese bei der gewöhnlichen kruden Ansicht von dem Atom und müssen dieselbe nun erst in ihre Konsequenzen verfolgen. Danach ist also das Atom Atom und doch Materie. Materie ist das X, von dem sich weiter nichts sagen läßt, als: es ist das Passive, das Substrat, worauf ein Aktives wirkt, um die Körperwelt, die Natur, höher den Geist (wo solcher zugegeben wird) hervorzubringen. Dies Andere heißt die Kraft. Wir haben den Ausdruck Substrat oben gebraucht und sogleich einen Zweifel dabei ausgedrückt. Dort bezeichneten wir damit „das Letzte, Erste oder Innerste", was unter dem Kausalnexus verborgen ist, — „was die Welt im Innersten zusammenhält, — alle Wirkenskraft und Samen"; allein er will sich zu dieser Bedeutung nicht eignen, denn er besagt wörtlich: das darunter Ausgebreitete, führt also schon mit sich die Vorstellung, das Innerste der Dinge sei Stoff, d. h. Undurchdringliches, Dichtes, Totes. Ist nun die Grundlage der Welt ein Totes, die Welt aber doch offenbar nicht ein Lebloses, so muß ein Zweites, Bewegendes, Lebendiges hinzugenommen werden, dies Zweite wird denn als „Kraft" neben den Stoff gesetzt. Hiemit sind zwei Prinzipien aufgestellt: Stoff als Substrat und Kraft als Agens, welches auf das Substrat wirkt. Die Kraft weckt aus dem Stoff in der organischen Welt Empfindung, Bewußtsein, Geist; läßt der Atomgläubige doch zugleich den Geist in seinem Werte gelten, so füllt sich das zweite seiner Prinzipien, die Kraft, mit diesem hohen Begriff, aber es bleibt doch nachhinkend, denn das Atom, der Stoff behält als Undurchdringliches, als letzte Grundlage den Wert eines Prinzips. Wie sich beide Prinzipien zu Einem verbinden sollen, ist unersichtlich. Es ist und bleibt ein bloßes Und — Stoff „und" Kraft. Oder sagen wir, wie die Atomisten es gewöhnlich ausdrücken: kein Stoff ohne Kraft, keine Kraft ohne Stoff, — sie bleiben doch nur äußerlich verbunden; wer ausspricht: ich habe zwei untrennbar Verbundene, der erklärt doch damit nicht, wie die Zwei verbunden sind, noch weniger kann er behaupten, er habe gesagt, sie seien eigentlich Eines. Kurz, er ist Dualist und von seinen zwei Prinzipien kommt das eine (Kraft, höher: Geist) nur nachträglich hinzu, verliert also die Hälfte der Bedeutung eines Prinzips. Ich erlaube mir, meinen Ausdruck (Krit. Gänge, N. F., H. 6*) zu wiederholen: der (den Geist doch anerkennende) Materialismus habe

*) Hier, im ersten Bande der 2., vermehrten Auflage, S. 291.

anderthalb Prinzipien. Monismus ist er einmal gewiß nicht. Es ist hinkender Dualismus, Dualismus mit zwei Beinen, einem langen, materialistischen, und einem kurzen, nachschleppenden, das man ungefähr ein idealistisches nennen kann.

Wie ist es nun mit der Kausalität? Neben der Kraft (und dem Stoff oder Atom) ist sie hingestellt wie ein drittes Absolutes. Die Vermittlung scheint zunächst einfach diese zu sein: die Kausalität ist das Gesetz, die Form, worin die Kraft sich bewegt. Da wäre die Kraft der innere Grund der Kausalität, sie wäre es, welche sich diesen Bewegungsmodus setzt. Allein so kann der Atomist nicht sagen. Umgekehrt vielmehr bringt nach seinen Voraussetzungen die Kausalität die Kraft hervor. Durch die Aggregationsverhältnisse von Atomen werden die Kräfte geweckt, stufenförmig so, daß die physikalischen, organischen, auf höchster Stufe die geistigen Kräfte entspringen. Die Aggregationsverhältnisse — mit ihnen der (unerklärliche) Verkehr, Rapport unter den Atomen — sind Wirkung der Kausalität, also ist diese nicht der Modus, sondern der Motor, Sollizitator, Wecker, eigentlich die Quelle (?) der Kraft. So wird die Kausalität zu einer Art von mystischem Gott neben dem Atom, das auch einer ist, und da trotzdem, daß sie im Stoff die Kraft erst weckt, neben dem Stoff auch diese, die Kraft, als ein Wesen für sich aufgestellt wird, so ist mehr als Dualismus vorhanden, wir haben eine Art von Trinitarismus: die Dreieinigkeit Stoff, Kraft, Kausalität; aber man kann nicht sagen, diese Drei seien Eins. — Die Atomisten haben versäumt, sich mit der Kritik des Kausalitätsgesetzes zu beschäftigen. Dasselbe ist eine Aussage über die Form des Geschehens, wonach dieselbe eine mechanische ist. Wir sind gewohnt, mechanisches und dynamisches Geschehen zu unterscheiden. Soll das Gesetz von Ursache und Wirkung auch auf das zweite dieser Gebiete anzuwenden sein, so müßte demnach erst vorher der unterscheidende Begriff des Dynamischen geleugnet, widerlegt werden. Doch nein! Wir haben nicht bestritten, daß die ganze Welt im Kausalitätsgesetze sich bewegt; nur das widerstreitet dem Begriffe des Dynamischen, daß dieses Gesetz als erschöpfende Erklärung darauf angewendet wird. Aber auch auf das Gebiet des nur mechanischen Geschehens angewendet, geht ja das Kausalitätsgesetz nicht auf den G r u n d. Grund und Ursache ist zweierlei. Aus dem Satz: jede U r s a c h e hat eine Wirkung und umgekehrt kann ich nun

und nimmermehr erklären, warum nicht immer nur dasselbe ist, warum aus dem Einen Neues und Anderes entsteht. Kausalität ist inhaltslos, der Begriff Atom gibt ihm keinen Inhalt und der Begriff Kraft, nur so äußerlich neben das Atom hingestellt, auch nicht. Der Grund ist das innen heraus Treibende, lebendig Wirkende, das Innere des ohne ihn leeren, nichtssagenden kausalitätsmäßigen Geschehens. Dynamisch ist in seinem Grunde auch das mechanische Geschehen. Es wäre den Atomisten zu empfehlen, daß sie z. B. läsen: Schopenhauer: Über die vierfache Wurzel vom zureichenden Grunde; Planck: Das Kausalgesetz in seiner rein logischen und in seiner realen Form; Ad. Steudel: Philosophie im Umriß, erster Teil S. 413 das Kausalitätsgesetz.

Also trotz der Hinzunahme der „Kraft" eine rein mechanistische Weltansicht. In der Tat: eine andere als diese ist auf das Atom nicht aufzubauen. Die Kausalität scheint etwas Besseres zu sein als der Wirbel der antiken Atomenlehre, weil sie ein Gesetz ist. Allein da sie eben ohne Weiteres vorgefunden dasteht, da sie, selbst inhaltslos, ganz unschuldig das Inhaltvolle des wirklichen Kräftelebens weckt, so ist sie dennoch nicht mehr als ein Zufälliges, also nicht mehr als der Wirbel der alten Atomisten.

Strauß hätte sich von dieser Konsequenz Rechenschaft geben müssen, wenn er nicht unterlassen hätte, den Begriff Atom genauer zu prüfen; er hat doch den Mythus in der Religion als Mythus erkannt: der Mythus vom Atom ist leichter zu erkennen. Die Naturwissenschaft auf ihrem jetzigen Standpunkt hat es ihm dadurch angetan, daß sie das unbezweifelte Verdienst hat, die Kontinuität des Kausalzusammenhangs in allen Naturreichen als unverbrüchliches Gesetz erkannt und auf vielen Stellen mit nie dagewesener Evidenz aufgezeigt zu haben. Dieses Verdienst ist auch in gegenwärtiger Beurteilung bereits freudig anerkannt. Aber Strauß hat darüber die Einseitigkeit und die eigentlichen Konsequenzen der jetzt herrschenden Ansicht übersehen. Es könnte bei der strengsten Festhaltung dieses Gesetzes noch von Entwicklung die Rede sein, aber es kann nicht, wenn es so festgehalten wird, daß dadurch der Begriff einer innern Triebkraft ausgeschlossen ist, die der äußern Kausalität entgegenkommt. Durch diese Ausschließung wird die Ansicht mechanisch; die Ausschließung aber kommt daher, daß man das Atom zugrunde

legt oder, wie man will, das Atom wird zugrunde gelegt, weil verkannt wird, daß die Kausalität zwar eine Wahrheit, aber nur die halbe Wahrheit ist. Versuchen wir eine Natur uns zu denken, unter deren ununterbrochener Kausalkette nichts läuft als das Atom, und sehen wir von den aufgedeckten innern Widersprüchen des Atomismus augenblicklich ab, so müssen wir die Vorstellung einer Werkstätte vollziehen, worin ein Etwas in immer neue Formen getrieben wird, das dem Treibenden, dem Hammer mit einer innern, ihm eigenen lebendigen Kraft absolut so wenig als Eisen und Erz entgegenkommt. So entstehen Nägel, Klammern, Stangen, so entsteht in Ewigkeit keine organische Welt. Mit dem allgemeinen Nexus der Kausalität ist nichts erklärt, wenn man auf die eine Seite das schlechthin Tote, auf die andere das Gesetz der Ursache und Wirkung stellt. Das Wahre kann nur sein: dieselbe Natur wirkt mit einer ununterbrochenen Kette von Reizen auf ein Gegenüberstehendes, das, weil von derselben Natur produziert, diesen Reizen mit innerer Entwicklungsfähigkeit entgegenlebt. Gewiß kein Auge ohne Licht, kein Ohr ohne Schall, aber kein Licht und kein Schall hätte in irgendeinem Wesen ein Auge und Ohr geschaffen, wenn nicht in diesem eine Triebkraft dem Licht, dem Schall entgegengekommen wäre. Man kann die bloß äußerlich kausalistische Ansicht auch pragmatisch nennen; bloßer Pragmatismus aber ist bloße Lehre von Hergängen, wo doch Wesen zu erklären ist. Darwin ist durch und durch bloßer Pragmatiker, davon liefert sein neueres Werk über den Gefühlsausdruck bei Tieren und Menschen schlagende Beispiele. Warum reibt sich die Katze am Menschen, wenn sie schmeicheln will? Antwort: weil sie als Junges im Nest sich mit den andern Jungen zusammenliegend gerieben und ihr dies wohlgetan hat, weil sie also nun dem Menschen dieselbe Annehmlichkeit erweisen will. Warum senkt der Hund Schwanz, Ohr und Augenlider, wenn er traurig ist? Antwort: um das Gegenteil von Freude zu bezeigen, da er in der Freude umgekehrt den Schwanz hebt usw. Wie Darwin hier vom Hauptpunkte, um den es sich handelt, von der unbewußten Symbolik nichts weiß, so weiß er in der Abstammungslehre nichts von einer innern Bildkraft der Natur, ohne welche die äußere Kausalität niemals Formen zu schaffen vermöchte. Bildkraft ist nur ein anderes Wort für innere Zweckmäßigkeit; Bilden bedeutet doch nicht bloß: Auswirken schlechtweg, sondern Auswirken einer Ge-

stalt, deren Bild, ehe sie da war, der wirkenden Kraft in einer uns unerforschlichen Art von Ahnung als ihr Ziel, ihr Zweck vorgeschwebt haben muß. Dagegen erhebt sich nun der bekannte große Einwurf, daß eine Seelenfunktion angenommen wird, wo doch eine Seele, wie wir solche allein kennen, noch nicht ist, d. h. in allen unbewußten Naturgebieten, den leiblichen Organismus des Menschen miteingeschlossen. Wir kommen darauf im Weiteren noch zurück und sagen vorerst nur: ist dies mystisch, bleibt dieser Begriff in einem Halbdunkel — und freilich bleibt er! — so ist dieses Halbdunkel doch etwas heller als die Sage vom Atom und ihre pechrabenschwarze Nacht. Kommen wir ohne Mystizismus nicht aus, warum soll das mystische Atom besser sein, als die mystisch ahnende und bauende Natur? Soll es aber bei dem Atom bleiben, so rede man nicht von Entwicklung! Hier entwickelt sich nichts, Alles wird nur herausgerieben, herausgewetzt, erstoßen, erhämmert.

Nun zu der Frage von der Konstanz der Arten! Sollen sie ins Unendliche variabel sein, dann leuchtet wiederum ein, daß von Entwicklung nicht mehr zu sprechen ist. Entwicklung ist ein Herauswickeln aus einem Keime, welches von Versuch zu Versuch fortschreitet, bis das Bild, das als Möglichkeit im Keime lag, wirklich geworden ist, dann aber stillstehend die gefundene Form als bleibende festhält. Überhaupt jeder Begriff kommt ins Schwanken, wenn wir die Typen, die nun seit so vielen Jahrtausenden auf unserem Planeten bestehen, und vor Allem, wenn wir unsern eigenen Menschentypus für immer noch veränderlich halten sollen. Wir können dann unsern Gedanken, ja unseren Denkgesetzen, unseren Gefühlen, den Idealbildern unserer Phantasie, die doch nichts Anderes sind als läuternde Nachbildungen von Formen der uns bekannten Natur: wir können keinem dieser festen Halte unserer Seele mehr trauen. Alles ist in Frage gestellt; auch unsere sittliche Welt, denn ihre Basis ist der Menschentypus wie er besteht. Ja wir müssen, wenn nicht das reine Irrsal eintreten soll, allerdings annehmen, daß, wenn auf andern Weltkörpern die Natur sich zu beseelten organischen Wesen entwickelt, diese von uns nicht schlechthin verschieden seien. Auf dem entferntesten Planeten wird Niemand sich bedanken, wenn er eine Ohrfeige bekommt; will sagen, daß dort passiv passiv und aktiv aktiv sein muß wie bei uns hier, will sagen, daß die Kategorien des Denkens dort gelten müssen, also auch

die Gehirne im Grunde dieselben sein müssen wie hier; vielleicht phantasiereicher, vielleicht rascher denkend, vielleicht auch dummer, aber den unserigen analog nach ihren Denkgesetzen. Und wenn unser Planet untergeht? Er wird ja gewiß nicht ewig sein; wenn es aber wahr ist, daß die jetzt bestehenden Typen das Endziel der organischen Entwicklung auf ihm sind, so hat ihr Untergang nicht die tödliche Bedeutung, wie wenn sie nur vorübergehende Versuche gewesen wären. Sie bleiben dann zeitlos wahre Gedanken, von denen wir annehmen dürfen und müssen, daß sie wesentliche Glieder in einem noch größeren und universalen Entwicklungsgang seien, welcher in andern Gestaltungen auf andern Planeten das Wesentliche und Wahre in ihnen bewahren wird; dies ist eine Hypothese, um nichts kühner, als irgendeine Vermutung über das, was wir glauben und nicht wissen. Zeitlos also und zeitlos auch trotz der allmählichen Entstehung durch die sukzessive Reihe der Kausalitäten sind im angegebenen Sinn als wahre Gedanken des Weltalls die uns bekannten Typen, Gattungsformen unseres Planeten. Hier müssen wir auch auf die Vererbung zurückkommen. Die Festhaltung eines Gattungsstempels unter allen Zufällen, denen Keim, Zeugung, Fötus unterliegt, versteht sich weniger von selbst, ist etwas Wunderbareres, als man gewohnt ist anzunehmen, und bewährt sich dieser Stempel als so mächtig, daß er ungezählte Jahrtausende lang seine Gattungen vor Alteration bewahrt und nur untergeordnete Neuzüchtungen erlaubt, so ist er Idee im platonischen Sinn, nur natürlich mit Abzug der bekannten hypostasierenden Phantasiezutat Platos. Der richtig verstandene, d. h. auf die Bedeutung, nur die Hälfte der Wahrheit zu sein, reduzierte Darwinismus kann nun so mit dem richtig verstandenen Platonismus zusammenbestehen; auf diese Formel hat sehr treffend Liebmann (Philos. Monathefte IX) die Frage reduziert.

Fechten wir aber nicht gegen Windmühlen? „Der Darwinismus behauptet ja keine Variabilität ins Unendliche!" Allerdings, er glaubt die Konstanz mit der Wandelbarkeit vereinigen zu können. In der vorliegenden Schrift Reuschles kommt die Frage (dem Zusammenhang gemäß) in Beziehung auf die Menschengattung zur Sprache und wird angenommen, daß diese keine andern Fortschritte der Perfektibilität mehr machen werde als innerhalb des Typus, wie er jetzt, nach Ausbildung der Sprache und Vernunft besteht; „der Kultur-

mensch braucht sich keine neuen körperlichen Organe mehr zu erwerben, er braucht sich nicht mehr über sich hinaus zu züchten, wohl aber in immer höherem Maße über das Tier hinaus —"; der Verfasser zitiert aus Helmholtz: „einen nahezu festen Zustand scheinen die jetzt lebenden Wesen erreicht zu haben usw." In einem späteren Journalartikel*) spricht er den allgemeinen Satz aus, „die Art wird sich konstant erhalten, wenn das Ziel der Anpassung erreicht ist und die äußeren Verhältnisse sich konstant gestaltet haben". Das Ziel? Woher ein Ziel, wenn nur die blinde Kausalität wirkt? Wenn die Dinge nicht auf ein festes Bild angelegt sind, welchem sie sich zubilden, in welches sie hineinwachsen sollen, in welchem ein: bis hieher und nicht weiter! gegeben ist? Es bilden sich Arten höchst verschiedener Art unter den gleichen Anpassungsbedingungen: warum, wenn doch ein Urbild ihres Typus nicht besteht, soll sich eine Art auch nach scheinbarem Abschluß ihrer Form nicht dieses oder jenes Organ, um das sie eine andere Art zu beneiden hat, noch aneignen können? Der Mensch wünscht sich gar sehr und gar nicht nur aus leerem Gelüste weiterreichende und mehr Organe, die er sich auch als möglich denken kann, ohne daß Grundgesetze wie die Schwere aufgehoben werden. In der Schrift über Strauß folgt unmittelbar auf die Sätze von Konstanz der Arten die schon angeführte Erklärung gegen die Teleologie. Steht es damit im Einklang, wenn der angeführte Artikel von Ziel spricht? Ja oder Nein? Ist keine immanente Zweckmäßigkeit in der Natur, so ist nicht abzusehen, wie sie einen Typus als Resultat ihrer Verwandlungen festhalten soll; walten blinde Gesetze über die Verwandlungen, so können wir nie wissen, ob irgendeine Form bleibend ist. Ziel ist entweder kein leeres Wort, dann enthält es den Begriff Streben, Streben aber setzt Zweck voraus und hiemit ist die ganze bloße Kausalitätstheorie umgestoßen, oder diese bleibt stehen und „Ziel" ist ein leeres Wort.

Die Sache verlangt es, daß wir an dieser Stelle auf die moralische Welt hinüberblicken. So wie in unabsehlich langem Gang und Kampf die jetzigen Gattungstypen der organischen Welt erarbeitet sind, ebenso die sittlichen Begriffe, die wir nun als Mächte, als feste Grundsäulen der sittlichen Welt anerkennen. Nichts, auch in dieser Sphäre

*) Augsb. Allg. Ztg., Beilage, 26. Januar 1875, „Zum Darwinistischen Streit."

nichts ist nur von innen gekommen, es brauchte unendliche Erfahrung, bis der Mensch z. B. fand und feststellte, daß ohne Eigentum, Recht und Gesetz das Zusammenleben unmöglich sei. Diese Begriffe oder besser diese nun lebenskräftig hoch über aller Willkür bestehenden Ideen sind also ebenfalls in der Zeit auf dem Wege der Kausalität entstanden. Der Kausalität von außen ist dabei von innen die Fähigkeit und der Trieb zur sittlichen Bildung entgegengekommen. Nachdem aber diese fundamentalen Stützen des Baues der sittlichen Ordnung aufgepflanzt sind, stehen sie zeitlos fest so gut, als wären sie ewig gestanden. Zu untersuchen, wie ihre Quader gegraben, gehauen, gesetzt worden seien, ist Interesse der Geschichte, Anthropologie usw., die Ethik aber beweist sie aus innern, zeitlos wahren Gründen und fragt nicht nach ihrer Entstehung im Lauf der Jahrtausende und in der Reibung unendlicher Kämpfe. So steht eine zweite Welt über der physischen, ein moralischer Gattungstypus über dem physiologischen. Beide sind sich darin gleich, daß zeitlos feststeht, was in der Zeit geworden ist. Wir bedürfen einer Korrektur des Zeitbegriffes, wie ich auch im 6. Heft der Kritischen Gänge schon gesagt habe; dort in dem Zusammenhang, wo von der innern Zweckmäßigkeit und im Gegensatz von der Zweckmäßigkeit expost die Rede war*). Dies leitet zu einer weiteren, überblickenden Betrachtung.

Wir sehen also jetzt von dieser Höhe des Universums, wie wir Menschen es kennen, wieder hinab auf das, was uns als seine Basis erscheint. Dabei sind wir weit entfernt, zu vergessen, daß der Gegner mit uns ganz einverstanden auf derselben Höhe steht. Reuschle tritt mit gutem Grunde denen entgegen, die da glauben, der „Materialismus" — diesen Namen akzeptiert er S. 56, während er, wie oben gesagt, sonst setzt: realistischer Monismus — leugne den Geist. Er sagt, nur die Behauptung, daß die Seele eine selbständige, immaterielle Substanz sei, werde ebenso geleugnet wie die jetzige Physik die Hypothese von einem Lichtstoff in Abrede stelle. Er hat nur ganz vollständig Recht; die Seele wird selbst zum Körper, wenn sie neben und außer demselben ein selbständiges Wesen sein soll: durch das Neben und Außer ist sie selbst als Räumliches gesetzt; wie sie zum Körper kommen, Eins mit ihm sein, ihn durchdringen kann, ist dann rein

*) N. F. Stuttg. Cotta, 1873, Band 2, S. 219 und hier, in der zweiten, vermehrten Auflage des Buchs, Band I, S. 290.

nicht mehr einzusehen. Liest man doch wirklich in psychologischen Schriften die Frage erörtert, auf welchen Punkten sich Seele und Leib berühren! „Der Dualismus ist vielmehr materialistisch, — die letzte Quelle der Seelenhypothese ist am Ende dieselbe, welcher die Wesen entstammen, mit welchen die alte Naturreligion alles Lebendige und Bewegliche ausgestattet hat.“ Gut, eine Seele neben dem Körper gibt es nicht; ebendas, was wir Materie nennen, wird also auf der uns bekannten höchsten Stufe seiner Formung, im Gehirn, zu Seele und die Seele entwickelt sich zu Geist. Es gilt, einen Begriff zu vollziehen, der für den trennenden Verstand ein reiner Widerspruch ist. Jenes Etwas, die sogenannte Materie, dessen Teile räumlich auseinander liegen, produziert auf dieser Stufe eine Potenz, deren Aktionen ein Ineinander sind, die in ihrem Auseinandergehen in Vielheit von Gedanken bei sich bleibt, die das Eine im Vielen, das Allgemeine denkt, die fähig ist, die körperliche Form, deren höchstes stetiges Produkt sie ist, freiwillig zu töten: der Selbstmörder denkt den Entschluß, sich eine Kugel durch das Hirn zu jagen, mit demselben Hirn, das er zerstört; niedrige Triebe, erregt durch Phantasiebilder unseres Hirns, bekämpfen wir mit Gedanken, Willensbestimmungen, die wir in und mit demselben Gehirn erzeugen. Der Mensch, die Natur als Mensch steht hoch über sich und tief unter sich, in ihm übertrifft die „Materie“ sich selbst. — Darin wären wir also einverstanden. Auch das Werden des Menschen aus Tierform erschreckt uns beide gleich wenig; davon ist oben die Rede gewesen. So einverstanden also sehen wir hinab nach der Basis. Und diese reiche Welt mit ihrer Geisterkrone soll aus Stäubchen aufsteigen, die Nichts sind? Wir haben es auf alle Weise versucht, einen Sinn im Atom zu finden, und haben es nicht vermocht. Nein! Das ist ein talentloser Junge, das Atom, aus dem kann selbst der Kampf ums Dasein keinen Menschen herausprügeln. Der Verfasser selbst will das Universum als Ring, als Kreis anschauen. Der Ring hat ein Loch, einen Bruch, wenn wir dort Atome, hier Geist haben. „Die Philosophie eines Strauß, wie materialistisch oder naturalistisch sie ist, wenn es sich um die im Universum wirkenden Ursachen handelt, ist ebenso idealistisch, wenn es den Triebfedern und Zwecken des menschlichen Handelns gilt.“ Ein Stück Materialismus, ein Stück Idealismus und Ethik, die Wahrheit der Welt Atom und Mechanismus, der Mensch in der Täuschung, innere Zweckmäßigkeit

zu sehen, wo keine ist, ein System der Pflichten und Tugenden auf seine Gattungsidee, auf die Idee der Persönlichkeit gründend, während die Gattung variabel bleibt oder ihre Konstanz nur im Widerspruch mit den Prämissen halbwegs postuliert wird, — dies ist kein Universum, sondern eine Sammlung, ein Konglomerat von Widersprüchen. Und die Religion? Kann ich auf eine bewußte Täuschung, auf ein „Wie wenn" Respekt, Vertrauen und Pietät gegen das Universum bauen? Abhängigkeitsgefühl, Schrecken und Schauer vor der ungeheuern Maschine, das wohl, aber ist dies Religion? Die wahre Konsequenz der mechanisch-atomistischen Weltansicht wäre nicht Religion, sondern Pessimismus. Es ist eine schöne Inkonsequenz, wenn er nicht auf sie gebaut wird. Die Lehre vom Unbewußten aber trägt Keime in sich, die nur richtig entwickelt und in ihren Folgen zusammengefaßt werden dürften, um nicht zum Pessimismus, sondern zu einem vernünftigen Optimismus zu führen, und es ist schwer begreiflich, wie Hartmann einem so guten Bau ein so krummes Dach aufsetzen mochte.

Zu diesem Knäuel von Widersprüchen gelangt man also durch die Setzung des Atoms. Der Verfasser hat in seinem ersten Teile so lebendig gezeigt, wie die Naturwissenschaft eine „Hypostase" um die andere entfernt, einen angeblichen besondern Stoff um den andern in Bewegungsarten aufgehoben hat, warum nicht auch fort mit diesem letzten Stoff, dem Urstoff, und kühn vorwärts zu der Idee: Alles ist nur Bewegung? Die Mathematik spricht von Funktion und man darf sagen, sie sei auf dem Wege, diesen Begriff bis dahin zu erweitern, daß sie in der Funktion das Wesen der Welt erkennt. Setzen wir dafür in der Sprache der Philosophie: Bewegung. Ihr erwidert: es muß doch ein Was sein, das bewegt wird? Wohl, auch ich habe meine Beurteilung mit der Frage begonnen, was im Wie (der Bewegung) das Was sei; aber nur, um schließlich zu zeigen, daß das Was auch das Wie sein muß. Denn nun erhellt doch: wir beide wollen keine Zwei als Grundwesen der Welt, wollen keine Dualisten sein, — was folgt? Daß dasselbe, was bewegt, auch das Bewegte ist. Was folgt weiter? Was sich auf unserem Gange längst gezeigt hat: daß es streng genommen keine Materie gibt, das folgt! Es folgt, daß das ewig Eine sich in ein scheinbar schlechthin Anderes, genannt Stoff, umsetzt, um an ihm als Bewegung tätig zu sein und

es in ewigem Prozeß immer aufs Neue und in immer höheren Formen in Bewegung aufzuheben, daß es sich verdichtet, um aus der Verdichtung sich als freies Leben zu entbinden, die Verdichtung als bloße Maske fallen zu lassen. Ihr müßt für den Aufbau der Naturwissenschaft ein Substrat haben; ganz recht, der Weltgeist selbst muß es haben. Er selbst bedarf eine Supposition, um die Natur real zu konstruieren, die ihr ihm theoretisch nachkonstruiert. Was gewinnt ihr aber, wenn ihr dies Substrat, diese Supposition, diesen notwendigen Schein des Körperlichen als Wahrheit des Atoms erklärt? Was wir gesehen haben: Widersprüche! Ihr verfallt — es muß abermals wiederholt werden — in den Dualismus: Materie und Geist. Steudel nennt es einfach eine falsche Alternative. Ihr wollt Monisten sein, zugleich durchaus nicht den Geist leugnen; ihr setzt euch aber auf dem Gegenpol des Geistes fest und so bleibt nichts, als ein „teils, teils" oder ein „übrigens doch auch".

Nun aber haben wir ja natürlich die Einwendung zu erwarten: „und ihr setzt euch auf dem andern Pol der Alternative fest, dem Geist", und so erwächst der schon angeführte Vorwurf eines Hysteron-Proteron; „was Resultat der Bewegung ist, der Geist, ist bei euch zugleich Ursache der Bewegung". Wir haben zu antworten: und ihr habt zu einer Wirkung keine Ursache, denn wie soll aus dem Atom der Geist ausschlüpfen? wie oben herauskommen, was unten nicht vorbereitet war? Ein Ganzes, worin oben Geist erscheint, kann nicht unten geistlos sein. Ich akzeptiere den Vorwurf. — Causa sui! Ja das ist es! Das Wort Hysteron-Proteron habe ich selbst schon gebraucht, habe in einem öffentlichen Vortrage den Geist das Hysteron-Proteron der Materie genannt. Wir müssen hier zuerst das Prädikat: falsche Alternative noch einmal ansehen. Ist die Welt Bewegung und durchaus Bewegung und setzt diese Bewegung immer aufs Neue das Feste, das wir Stoff nennen, um es in Form zu verwandeln und in Geist aufzuheben, so kann doch in Wahrheit Stoff und Geist (als höchste Form) nicht von gleicher Dignität sein. Die eigentliche Potenz der Bewegung muß der Geist sein. Der Stoff ist, wie ich ihn bereits genannt, Maske des Geistes, nicht der Geist die Maske des Stoffes. Die Bewegung aber ist ein ewiger Kreis. Nur der Geist, wie wir ihn am lichten Tage der Menschenwelt kennen, folgt aus und nach dem, was Materie genannt wird. Er könnte daraus nicht hervorgehen,

wenn er nicht vorher darin wäre. Er gibt sich ewig aufs Neue den Schein, als fange er von vorn an, und ist doch ewig aufs Neue aus seinem aus sich projizierten Gegenteil hervorgegangen. Hier gibt es kein Vorher und kein Nachher, es ist ein zeitloser Kreis, und so gelangen wir zu dem Satze zurück, daß die Zeitform keine Geltung mehr hat, wo es letzte Instanzen gilt.

Wir sind auf diesen entscheidenden Punkt schon geführt gewesen bei der Frage über die Entstehung und Konstanz der Arten; dort war die Rede von einem Bilde, das in einer uns unerforschlichen Art von Ahnung der Natur vorgeschwebt haben müsse, — sagen wir etwa: wie der Biene die Form der Zelle, die gebaut werden soll; es wurde zugegeben, die Annahme sei mystisch, und gesagt, wir werden darauf zurückkommen. Gewiß, es geht über unsere Begriffe, Geist anzunehmen da, wo kein Gehirn ist, Geist, wenn auch nur dunkel, unbewußt, aber instinktiv sicher. Mag man die Auskunft in dem unbestimmteren Wort Zielstreben suchen wie K. E. v. Baer, diese große Autorität auf der Seite des wahren Entwicklungsbegriffs, mag man es wagen, dies Geheimnisvolle wirklich als Phantasie zu bezeichnen, die Phantasie als objektive plastische, die ganze Natur bauende Macht zu fassen wie Froschammer: das Dunkel bleibt. Ebendiese Not ist es im Grunde, die zur Annahme der Beseeltheit der Atome geführt hat, und wir haben gefunden, daß auch damit nicht geholfen ist. Da gibt es denn keine Rettung, man muß sich das Dunkel gefallen lassen, wenn man nicht aus dem Monismus, in welchem man doch zu stehen glaubt und behauptet, heraus und in den Dualismus fallen will. Man kann nicht Atomist, konsequent reiner, d. h. innere Zweckmäßigkeit der Natur absprechender Kausalist sein und gleichzeitig dem Geist wahre Realität zusprechen. Wir kommen hier auf oben bereits ausgesprochene Sätze zurück und fassen alles noch einmal dahin zusammen —: „Monismus“: mit diesem Namen beliebt man neuerdings die atomistisch-kausalistische (mechanistische) Ansicht zu bezeichnen — unrichtig, denn er besagt wesentlich Prinzipeinheit und drückt den Gegensatz gegen die Standpunkte aus, die eine Mehrheit von Grundwesen der Welt aufstellen. Das Letztere tut unbewußteroder ungestandenermaßen der Theismus, denn neben einem persönlichen Gott gewinnt die Welt eine Selbständigkeit, welche man durch die Begriffe oder vielmehr unhaltbaren Vorstellungen: Schöpfung

und lenkende Vorsehung vergeblich abzuhalten sucht. Bewußter und gestandenermaßen nimmt eine Vielheit von Grundwesen Herbart an durch seine Lehre von den „vielen Seienden“ — man kann sie (barbarisch) etwa Polyismus oder Polyontismus nennen. Die Philosophie sucht aber, indem sie die Wahrheit der Dinge sucht, notwendig auch Einheit aller Dinge. Denn sie ist doch Vernunft-Denken und demgemäß ihr Grundstreben, die Trennungen des bloßen Verstandes aufzulösen und an ihre Stelle nur Unterscheidungen zu setzen. Also: Einheit des Prinzips, Aufstellung des Satzes: es ist nur Ein wahrhaft Seiendes oder Grundwesen der Welt, dies ist Monismus. Und im Monismus scheiden sich nun zwei Ansichten, die sich in reinem Dilemma gegenüberstehen. Die eine sagt: es ist nur Ein Grundwesen und dieses ist der Geist. Die andere: es ist nur Ein Grundwesen, und dieses ist die Materie, der Geist ist nur Schein, eine Art von Exhalation des Stoffes. Hiebei sehen wir davon ab, daß auf diesem Standpunkt die Materie unter der Hand in eine Vielheit (von Atomen) zerspalten wird, daß neben sie die Kausalität als ein allmächtiges Prinzip tritt und außerdem noch die (dunkle) Kraft als eine Potenz neben die sogenannte Materie gestellt wird, daß also die Einheit eigentlich zerfällt, wir lassen alles dies zusammen als eine Einheit gelten und nennen also die ganze Ansicht materialistischen Monismus. Nur das lassen wir nicht gelten, daß dieser Standpunkt zugleich den Geist in seinem Wert festhalten, das Reich des Geistes, Ethik, Kunst, Religion als grundwesentlich seiende Wahrheit statuieren kann, ohne in Dualismus zu verfallen. Da hilft also nichts: wer wirklicher Monist sein will, muß entweder für den Materialismus oder Idealismus sich entscheiden; und wenn das Erstere, so muß er den Geist leugnen, wenn das Zweite, so muß er sich entschließen, zu glauben, daß in der Welt der Geist da ist, ehe er da ist, d. h. in all den Existenzsphären, wo es noch kein Organ für ihn, kein Gehirn gibt. Reuschle bewegt sich in einer Inkonsequenz, die man von anderem als logischem Gesichtspunkt beloben muß, die aber vom logischen betrachtet Inkonsequenz bleibt. — Den Geistmonismus haben wir hier Idealismus genannt; das erstere Wort wäre wohl vorzuziehen, denn das letztere kann auch die Ansicht bezeichnen, welche der Natur, allem Objekt die Realität abspricht; der Geistmonismus spaltet sich selbst wieder in zwei ganz verschiedene Ansichten: die eine spricht der sogenannten

materiellen Welt nicht die Realität ab, sondern nur die Substantialität; die Dinge sind nach ihr nicht bloß subjektiver Schein, sie sind ein Etwas außer uns, aber die Wahrheit dieses Etwas ist nicht der Stoff; man mag sich dafür unsern wiederholten Ausdruck: voller Schein oder Maske gefallen lassen (vgl. zu diesem Punkte den scharfsinnigen Aufsatz: Idealismus und Realismus in der Schrift: Zur Analysis der Wirklichkeit. Philosophische Untersuchungen von O. Liebmann). Die andere Ansicht ist der subjektive Idealismus, der die Dinge wirklich für bloßen Schein in unserem Bewußtsein erklärt; davon nachher noch ein Wort. Unser Standpunkt ist der erstere, ist jene Form des Geistmonismus, die man auch objektiven Idealismus oder Realidealismus nennen könnte; freilich ist es etwas Prekäres um solche Benennungen, sie setzen eben ihre Erläuterung voraus.

Reuschle nun will die Inkonsequenz, die sein Standpunkt enthält, den Dualismus nicht zugeben, er verharrt einfach in seiner Scheue vor dem Satz: Geist in der Natur schon außer und vor dem Geist in seiner eigentlichen Form, wie er sie im Denkorgan sich baut; „wir kennen", wiederholt er einfach, „außer dem Menschen, der erst am Schluß der Entwicklung erscheint, keinen Träger von Zwecken und Ideen" (so im oben angeführten Zeitungsartikel). Was ich als Antwort hierauf am meisten betone, ist meine obige Bemerkung über die Notwendigkeit der Korrektion des Zeitbegriffs, ist die Aufstellung: zeitloser Kreis.

Und Strauß? Hat diesen Punkt so wenig streng aufs Korn genommen als die Frage des Atoms. Seine kritische Schärfe hat sich hier nicht als philosophische Schärfe erwiesen. Als er niederschrieb, der Mensch sei vom Tier nur dem Grade nach verschieden, nahm er es sehr ungenau. Zu diesem Satz ist zu sagen: ja und nein. Ich habe den Punkt schon berührt Krit. Gänge, N. F., Bd. 2, H. 6, S. 220*). Zunächst vergaß er dabei den alten grundwahren Satz, daß graduelle Unterschiede auf einer gewissen Höhe des Grades in wesentliche umschlagen; so ist der Mensch Tier und zugleich nicht Tier. Aber die Wesentlichkeit des Unterschieds hebt die Einheit der Stufenlinie n i c h t auf. Dasselbe, was unorganischer (sogenannter) Stoff, was Pflanze, was Tier ist, wird König all dieser Wesen, wird Mensch. Was in ihm

*) S. hier in der 2., verm. Aufl. Bd. I, S. 291.

Mensch wird, muß vor ihm in jenen Formen, obwohl latent, vorhanden sein. Das ist die Dialektik des Universums.

Nun wäre von der andern Form des Geistmonismus, vom subjektiven Idealismus, von Fichte noch ein Wort zu sagen. Kant nannte das Weltsubstrat das Ding an sich, Fichte das Nicht-Ich. Das Ich setzt ein Nicht-Ich, um tätig sein zu können. Das Atom der Materialisten ist einfach Fichtes Nicht-Ich. Wie? werden sie sagen, wir bauen auf dem Atom mit Hilfe der Kausalität die Natur auf, das unverrückbar feste System ihrer gesetzmäßig geordneten Erscheinungen, und diese Basis soll das Fichtesche Phantom sein? Die Antwort ist einfach: das hat Fichte auch gewußt, daß die Natur eine feste, gesetzmäßige Ordnung ist, hat es stricte abgeleitet aus dem Begriffe der Tätigkeit des Ich; das Ich muß sich eine strenge Naturordnung gegenüberstellen, um, ihren Gesetzen sich fügend und doch auf sie wirkend, als wahrhaft freies Ich aus dem Kampf mit diesem seinem Widerlager hervorzugehen. Hat er das sehr ungenügend angefangen, ist sein Versuch, auf das Nicht-Ich eine Natur zu bauen, nur ein Versuch: gut, so wäre ja vielleicht unsere Aufgabe, mit den jetzigen Ergebnissen der Naturkunde ausgestattet seine Philosophie zu revidieren. Was seinem Systeme den Schein des Wahnsinns gibt, ist das Mißverstehen seines „Ich“. Der Laie glaubt immer wieder, bei dem Ich an Hinz und Kunz denken zu dürfen oder zu sollen, da doch das Ich das Ich in allen Ich ist. Die Frage ist nur, ob man den Geist vor dem Geist, den Geist in der Natur Ich nennen darf; Fichte nennt ihn Nicht-Ich, hat aber ja das Ich als das Setzende mit darin. Dies ist der Punkt, von welchem Schelling seinen Ausgang nahm.

Ich breche ab, um längst Bekanntes nicht zu wiederholen, nicht in einen Vortrag über Geschichte der Philosophie zu geraten. Es ist Zeit, noch einmal zu bekennen, daß ich mir sehr bewußt bin, an einem Rätsel herumzutasten. Wir grübeln, müssen grübeln, sollen grübeln und bringen's nicht heraus. Wir stehen vor einem Geheimnis. Gewiß wissen wir nur das Negative: der Theismus erklärt nichts. Schöpfung aus Nichts, Erhaltung und Leitung von außen, — dies ist ein Ungedanke; ist es darum, weil es zum Dualismus führt, oder einfach darum, weil die Dinge doch Alles selber tun, selber verrichten müssen. Auch ist es ein Irrtum des Religiösen, wenn er meint, an seinem persönlichen Gott doch etwas so recht Festes

zu haben, woran er sich halten könne und wogegen die Ureinheit des Pantheismus eine leere Abstraktion sei. Angenommen, das Absolute sei Person, so ist ja in dieser Person wieder von dem Umfang aller ihrer Geistestätigkeiten, Eigenschaften, Gemütsbewegungen zu unterscheiden die Einheit derselben, und diese wäre reines Ich, reiner Akt des Ich, an welchem der Fromme eben auch einen palpabeln Halt wahrhaftig nicht besitzt. Die Ureinheit des Pantheismus aber scheint nur leer, wenn man sie von allem dem, dessen Einheit sie ist, durch eine reine Abstraktion wieder trennt, wenn man aus ihrer ewigen Bewegung die ganze reiche Welt wieder wegläßt, welche sie aus sich und in sich bewegt. Auf dieser Abstraktion ruht der Nihilismus Schopenhauers und seiner Schule.

Noch etwas Unbeweisbares, noch einen Glaubensartikel müssen wir zu der Annahme eines Denkens vor dem Denken, eines Denkens ohne Denker allerdings hinzunehmen: ist das Weltall ein zeitloser Kreis in dem Sinne, wie wir gesagt, so kann es nie eine Zeit gegeben haben, noch jemals geben, wo aus dem Etwas, das wir Materie nennen, nicht Geist aufgestiegen ist und aufsteigen wird. Wir müssen also glauben, daß es persönliche Wesen immer gegeben hat und geben wird.

Wir glauben auch noch einiges Andere, z. B. eine sittliche Weltordnung, für die wir doch keinen persönlichen Träger und Hüter haben. Wir stehen also mit unserm Glauben vor mehr als Einem Geheimnisse, wir wandeln durch eine Reihe von Sphinxen. Es ist ein wesentlicher Zug der Religion, ich meine der ganz mythenfreien Religion, wie wir sie ansprechen, daß ihr der Mystizismus des Geheimnisses bleibt. Religion ist Gefühl der Unendlichkeit, hierin ist eingeschlossen, daß das Einzelwesen sich bewußt ist, nie alles zu umfassen, zu begreifen. Gewiß ist die Religion nicht darin erschöpft; der Schauer vor dem Geheimnis, das Bewußtsein, nur ahnen zu können, gehört sozusagen zu ihrer theoretischen Seite, ihr Grundwesen ist eine reale Durchschütterung des ganzen Menschen, wie ich solche in den Bemerkungen gegen die bloße Auffassung derselben als Abhängigkeitsgefühls in Kürze näher zu bestimmen gesucht habe (Krit. Gänge, N. F., Bd. 2, H. 6, S. 209*). —

*) Hier, in der 2., verm. Auflage, Band I, S. 283.

Nach allem Diesem kann ich also eine richtige Herübernahme der Naturwissenschaft in die Philosophie nicht zu den großen und unsterblichen Verdiensten des Verstorbenen zählen. Wir haben die schwache Seite, die er mit jener teilt, namentlich im Unterlassen philosophischer Prüfung der Atomhypothese gefunden. Dies führt in gerader Linie auf einen neueren Philosophen, dessen Ideengang als fortlaufender Protest gegen den Atomismus bezeichnet werden kann; ich meine Karl Planck. Hätte er die konzise Klarheit eines Strauß in der Darstellung seiner Gedanken gehabt, wie anders stünde es um die Verbreitung seiner Gedanken! Es mag versucht werden, noch in Kürze die Grundzüge seiner Philosophie hervorzuheben.

Man kann das Urteil über die Atomlehre auch so formulieren: sie sucht das Ganze aus den Teilen zu erklären. Das Atom soll aber freilich nach ihr ebensosehr auch nicht Teil, sondern schlechthin selbständiges Etwas sein, dem jedes innere Verhalten zu Anderem, also auch jede Willigkeit, ja Fähigkeit, sich als Teil in ein Ganzes zu fügen, völlig abgeht; daher bringt die Atomlehre auch niemals ein Ganzes zusammen. Sofern sie aber doch meint, ein solches zusammenzubringen, wird sie notwendig Grundlage einer mechanischen Naturansicht. Uns beschuldigt sie, daß wir die Teile aus dem Ganzen erklären. Die Wahrheit ist aber, daß es das natürliche Geschäft der Philosophie ist, auch hier eine falsche Alternative zu erkennen. Weder ist das Ganze vor den Teilen, noch sind die Teile vor dem Ganzen. Man kann nun als Grundzug von Plancks Philosophie, die auf jedem Schritte die mechanische Naturanschauung bekämpft, dies bezeichnen, daß er die Falschheit der Alternative aufweist. Er beginnt damit, daß die Ausdehnung, die Grundeigenschaft der Realität, eo ipso auch die Zusammenfassung, und zwar in ihrer ersten, ursprünglichsten Form als Schwere in sich schließt. Er sagt, die subjektive Natur des Denkens, wonach wir uns das Erste nur als Außereinander der Teile und nicht auch als Einheit, als Ineinander des Außeneinander vorstellen: dies sei es, wodurch wir uns die Lösung des Welträtsels versperrt haben. Realität ist durchaus nur Ganzes von Teilen, die von einer Einheit beherrscht sind. Wir fallen immer in die falsche Abstraktion, die Teile auseinanderzuhalten, denken nur ihren Unterschied, nicht aber, daß derselbe real nur als Einheit ist; das Grundgebrechen unseres Denkens ist das Isolieren. Es ist kein

Etwas außer im Zusammenhang. Zusammenhang aber führt hinüber und herüber, ist kein Ruhendes, sondern ein Laufendes. Von da ergibt sich also für Planck der Satz, der sich auf unserem Gang aus der Kritik des Atombegriffs, des Stoffbegriffs ergeben hat: das Wesen des Universums ist Bewegung, Bewegung ohne sogenanntes Substrat, denn solches wäre toter Stoff, den es nicht gibt. Soll das Universum als Eines begriffen werden, so ist das Bewegende als in der Wurzel identisch mit dem Bewegten zu fassen und entsteht nun die Aufgabe, den Modus der Bewegung zu suchen, der diesen Gegensatz in sich stetig erzeugt und löst. Dann ist die Frage, ob der Begriff, den sich die Philosophie von diesem Modus bildet, gleichmäßig taugt, wie die unorganische Welt, so das organische und geistige Leben zu erklären, ob der Schlüssel an die Pforten des untersten und obersten Daseins gleich gut paßt. Bewährt er sich in dieser Weise, so wird man sagen dürfen, der Philosoph, der ihn gefunden, sei dem Geheimnis alles Daseins nähergekommen als Andere, und mir will es scheinen, diese Bedeutung sei dem Prinzip, das Planck aufstellt, allerdings zuzuerkennen. Man kann nicht sagen, Planck stelle nur mit andern Worten dasselbe auf, was Hegel die Diremtion des Begriffs nennt. Es ist neu, daß Planck gezeigt hat, eine Grundeinheit der Welt sei überhaupt anders gar nicht zu denken, also so, daß die Diremtion von Anfang mit darin enthalten ist. Nicht steht hier der Philosoph mit dem subjektiven Denken einer Grundeinheit der Welt dem Wirklichen gegenüber und sucht zu erforschen, wie diese Grundeinheit sich in die unendliche Vielheit zerteile, er kennt schon in seinem Denken diese Lostrennung der Pole nicht, er weiß sich nicht anders als stehend in einem Ganzen, das ohne seine Teile gar nicht gedacht werden kann. An die Stelle früherer Terminologien, wie Identität des Idealen und Realen, Begriff und seine dialektische Diremtion, setzt daher Planck die Bezeichnung Wirklichkeit. Bewegung klingt in der Tat noch zu leer, Planck setzt dafür Wirken, reines Wirken. Den Modus der Bewegung nun hat der bisherige Pantheismus bald als ein Emanieren, bald ein sich Teilen, Scheiden, immer sozusagen in linearer Form zu fassen gesucht, Planck greift zu einer andern Symbolik — und nur Symbolik ist es ja doch, was die Sprache mit ihren Mitteln uns bietet — nämlich zum Bilde des Kreises, des Zentrums und der Peripherie. Das reine Wirken ist

stetiges Ausgehen von Zentrum in Peripherie und ebenso stetiges Zurücknehmen der Peripherie ins Zentrum, intensive stetige Zusammenfassung; sagen wir in Kürze: Ausbreitung und Konzentrierung. Es kann nicht fehlen, daß immer auch andere Ausdrücke wie Teilung, Scheidung, Zerlegung gebraucht werden, aber um so viel der Kreis mit Mittelpunkt, Radien, Peripherie eine lebendigere Form ist als gerade Linie und ihre Verästung, um so viel erscheint Plancks Terminologie dem Rätsel des Universums näher als jene, und das erste Zeugnis hiefür findet sie in der Form der Weltkörper und ihrer Bewegung im Planetensystem. Es ist schon angeführt, wie die allgemeinsten Grundeigenschaften der Körperwelt, die Ausdehnung und die Schwere, aus diesem Weltgesetz als peripherische Ausbreitung und deren Zusammenfassung, Rückführung ins Zentrum begriffen werden. Ebenso faßt Planck Wärme und Licht als Hinüberwirken und Hineinscheinen des Zentrums in seinen Umkreis, in die peripherischen Teile; dieses bereits lebendigere Verhältnis ist ihm ein Hauptbeweis gegen die Naturansicht, welche nur selbständige Teile und daher keine lebendige Einheit kennt, denn solche bleiben (bildlich und real) ewig kalt und finster gegeneinander. Darin ist kein Widerspruch gegen die physikalische Erklärung. Liegt die Ursache beider Erscheinungen in der Bewegung, so kann Planck sagen, der innere Sinn ebendieser Bewegung und aller Bewegung sei dasselbe peripherisch-konzentrische Leben im Weltall, das in seinen höchsten Bildungen als Seele und Geist erscheint. Nicht für jeden seiner Sätze über die unorganische Natur will ich damit eintreten, zu einem Endurteil braucht es gründlichere physikalische Kenntnisse, als ich besitze; aber ich glaube, daß sein Gang im Großen und Ganzen durch keine Resultate der empirischen Wissenschaft widerlegt werden kann. Das Axiom: Einheit im Weltall muß Wahrheit haben, und hat es Wahrheit, so müssen schon die untersten, allgemeinsten Bedingungen, Formen, Kräfte des Naturdaseins nicht etwa bloß poetisierend als analoge Sinnbilder des Organischen und des Geistes aufzufassen sein, sondern was im Fundament Planetenbildung, Schwere oder Anziehung, Zentripetalkraft, planetarische Bewegung, Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus usw. ist, muß als dasselbe zu begreifen sein, was auf den höheren Stufen als Lebenseinheit des organischen Gebildes, als empfindende Selbsterfassung, Seele, Bewußtsein, Geist auftritt; die

seelische und geistige Welt muß sein das Offenbarwerden des Sinnes der ganzen Natur. Es kann geschehen, daß der Philosoph, von dem wir freilich Naturkenntnis verlangen, sein Ziel im Auge da und dort dennoch zu kühn schreitet und konstruiert, ohne genug die Tatsachen gefragt zu haben, aber dies Ziel kann ihm keine Naturforschung umstoßen. Ist doch die aufsteigende Stufenform der Naturreiche unleugbar vorliegende Tatsache trotz den je auf höherer Stufe auch wieder abwärts führenden Treppen. Ich kann hier nicht verfolgen, wie tief und überzeugend Planck in diesen Stufen die wachsende Vertiefung der peripherisch-konzentrischen Allbewegung aufweist; ihre Vertiefung steigt mit dem Reichtum der peripherischen Teilung, was nur Teil war, wird Glied, Vielheit von Gliedern zu relativer Selbständigkeit entlassen, aber nur um so intensiver zusammengefaßt, bis als tiefste Konzentration der Geist auftaucht. Er wurzelt im Naturgrund und ist frei von ihm, Freiheit vom Naturgrund ist die letzte Konsequenz des Naturgrunds selbst und es kommt zutage, daß die Bewegung des reinen Wirkens schon als naturbauende das Streben zum Geist ist. — Abermals muß hier auf unsern obigen Satz von der notwendigen Korrektion unseres Zeitbegriffs verwiesen werden. Das „Vorher" und „Nachher" ist es, was unser Denken verwirrt und den Verfasser der Schrift über Strauß in den Dualismus hineinführt. In ihrer Vorstellungsweise drückt es die Religion so aus: vor Gott gibt es kein Vorher und Nachher; darin ist metaphysische Wahrheit.

Nun wäre weiter zu zeigen, wie sich das Prinzip dieser Philosophie bewährt, wo sie den Menschen in seinem Einzeldasein durch die Stufen des natürlichen und des seelischen Lebens verfolgt und dann zu den Sphären des privatsittlichen und höher des öffentlichen Gesamtlebens, des Rechts-, Gesellschafts-, Staats- und des religiösen Lebens aufsteigt. Planck hat seine in verschiedenen Schriften ausgesprochenen Ideen vor seinem tragischen Ende in dem Werke: „Testament eines Deutschen, Philosophie der Natur und der Menschheit" (nach seinem Tode mit pietätsvoller Sorgfalt herausgegeben von seinem Freund K. Köstlin) zusammengefaßt und vorzüglich nach der Seite der Religion weiter entwickelt. Es ist hier nicht der Ort, in die ganze Fülle und Tiefe dieses Werkes einzugehen, wie wäre sie auch in Kürze wiederzugeben? Nur Hauptpunkte sind noch anzudeuten.

Als durchgehende Tendenz ergibt sich aus Allem, aufzuweisen, daß der handelnde Mensch nicht der Natur widersprechende, sondern ihr Leben, wie es hier aufgefaßt ist, in Geistform wiederholende Ordnungen zu bauen hat. Naturgemäßheit, Natürlichkeit in diesem tieferen Sinn ist Grundbestimmung. Darin ist zunächst enthalten, daß der Mensch auch mit den notwendigen Schranken der Natur versöhnt leben soll, denn Freiheit ist ja nicht Freiheit von diesen. Nicht über die Endlichkeit seufzen und jenseitige Ziele suchen, sondern sich in die Naturordnung ergeben: diese Forderung stellt daher Planck als Vordersatz an diesen Teil seiner inhaltsvollen Schrift. Es folgen die wichtigen Ergebnisse —:

Haben wir Plancks Philosophie als einen fortlaufenden Protest gegen den Atomismus bezeichnet, so ist nicht anders zu erwarten, als daß mit vollstem Nachdruck dieser Grundzug in seinen Gedanken über das soziale Leben zutage treten werde, nun zugleich als Protest gegen einen Standpunkt, der noch so breit in den praktischen Gebieten unsere Zeit beherrscht. Man wird sagen müssen: die Mehrheit der Köpfe steckt noch in den seichten Verstandesbegriffen von Gesellschaft und Staat, die das vorige Jahrhundert, das Aufklärungszeitalter kennzeichnen. Die Auffassung lautet: zuerst sind die Einzelnen, sie sind das wahrhaft Seiende, dann kommt der Staat als notgedrungene Beschränkungsform, welche diese vielen Seienden sich auferlegen, damit die Freiheit jedes Einzelnen mit der Freiheit aller Andern zusammenbestehen könne. Darauf wurde der Rechtsbegriff in der weitesten Bedeutung des Wortes begründet und die Moralphilosophie pflegte ebenfalls „die Pflichten gegen Andere" nur sehr oberflächlich und äußerlich anzuknüpfen und aufzureihen. Der so konstruierte Begriff des Gemeinlebens der Menschen, der Völker bringt es mit sich, daß der Staat mit seinen Ordnungen im Grunde als wesentlich Beschwerliches gefühlt wird. Zugleich gilt es für Tugend und Weisheit, ihm mit der Grundstimmung des Verdachtes gegenüberzustehen. Der echte Volkstribun, wenn er einem Polizeidiener begegnet (ohne dessen Wachsamkeit er täglich ausgestohlen würde), so sagt er: da haben wir's: der Polizeistaat! — Hegel hat umsonst gelehrt, der Staat sei der objektive Geist; freilich nicht ganz unverdient wurde seine Lehre zum überwundenen Standpunkt, weil er den Staat bureaukratisch verstand; aber wahr bleibt doch, daß der Einzelne außer dem Rechts-

verband des Staates ein bloßes Scheindasein hat, daß also dem Werte nach zuerst der Staat kommt, dann erst die Einzelnen kommen. Eine Philosophie dagegen, die nur ein Zusammen kennt, ist durch ihr Prinzip davor bewahrt, in diesen großen Sphären vom Teildasein auszugehen, den Staat und die Gesellschaft als notdürftige nachträgliche Verbindung von Einzelwesen mit ihren Privatinteressen zu betrachten. Unser Staat ist noch ein System von Klammern, das mit knapper Not eine „Privaterwerbsgesellschaft" zusammenhält. Planck zeigt nach allen Seiten, wie arm und öd noch die Zustände sind, die auf jenem trennenden, zerstückenden Bewußtsein ruhen. Erneuerung, Wiedergeburt des sozialen Lebens im weitesten Sinn ist das Ziel, nach dem sein Denken und Wollen mit allen Kräften hinstrebt; diese Philosophie drängt aus der Abstraktion heraus und mündet ins Leben mit einer Energie, wie es noch keine getan. Planck entwirft das Bild eines Ganzen, in dessen Gliederleben die Einheit waltet wie Wärme und Licht in der unbeseelten Natur. Es ist nicht möglich, hier auf seine Hauptidee: Aufbau des Staats auf einem System von Berufsgenossenschaften, einzutreten und zu prüfen, wieviel des Realisierbaren sie enthalte, wieviel über die bereits bestehenden korporativen Formen hinaus noch zu organisieren möglich sei; negativ ist so viel gewiß, daß unsere Zeit bitter genug zu erfahren bekommt, wohin ihr Grundsatz: möglichst unbedingte Freigebung alles Erwerbs führen muß. Hierin, wie in andern Dingen, ist unser soziales Leben durchaus ein noch zu verbindungsloses, unzusammenhängendes; mehr organischer Zusammenschluß nach allen Richtungen bleibt eine Losung von unzweifelhafter Wahrheit*). In einem Teile dieser Abschnitte zeigt sich allerdings ein Idealismus, zu dem auch der frei Blickende, der die Wahrheit des Übrigen einräumt, den Kopf schütteln wird; ich erwähne die Vorstellung, im organischen Berufsstaat werde die bürgerliche Gesellschaft sich mit

*) (Anmerk., Januar 1882.) Merkwürdig genug ist, daß neuerdings der deutsche Reichskanzler in Verbindung mit dem Plane des Unfallversicherungsgesetzes den Gedanken korporativer Schöpfung aufgenommen hat. Was der Philosoph auf der Linie streng abstrakten Denkens aus seinem Grundbegriffe das „Zusammen" abgeleitet hat, das drängt sich als das praktisch Angemessene dem genial empirischen Blicke des Staatsmanns auf, und so treffen, von grundverschiedenen Punkten ausgehend, beide zusammen.

dem vernünftigen und sittlichen Rechtsbewußtsein so durchdringen, daß an die Stelle der erblichen die Wahlmonarchie treten könne. — Planck erweitert seinen Gedankenkreis zum Internationalen und gelangt zu der Forderung eines Völkerverbands in Form einer Staatenordnung mit oberster Rechtsgewalt, mit einem Völkerkaiser. Es geschieht in der Konsequenz seines Prinzips; einen phantastischen Traum kann man es nicht nennen, denn logisch folgt, daß das zentrale Einheitsleben der Welt, der Natur wie der Menschheit, dahin fortschreiten soll, daß es, wie die Sonne Planeten beherrscht und beleuchtet, so nicht nur Ein Volk, sondern Völker zum höheren Wohle vereinigt und hiemit erst wahrhaft universal wirkt. Den Beruf zu dieser Schöpfung erkennt Planck dem deutschen Volk zu, „das am meisten den gleichmäßig menschlichen Sinn" zeige, also fähig sein werde, den Völkern eine oberste Rechtsgewalt zu geben, die „am unmittelbarsten den Sinn für das gleichmäßige Recht des Ganzen vor sich hat". Dies ist viel schöne Hoffnung; vorderhand haben wir leider ein anderes Zentrum in Deutschland als das Zentrum, welches Deutschland für die Nationen werden soll; Geister, die schnurgerade der Begriffekonsequenz folgen, können nicht dieselben sein, welche die Dinge darauf ansehen: wie soll man es anfangen, welche Mittel finden, der Selbstsucht der Einzelnen und der Völker so etwas abzuringen? Es fehlt überhaupt ein Abschnitt über das physische und moralische Übel, worin der Aufruhr der Kräfte gegen die Einheit dargestellt und den Wegen nachzugehen versucht würde, die der Weltgeist einschlägt, den Feind seiner Zwecke, die Blindheit und Selbstsucht zu besiegen.

Planck, in seinem Sinne ganz Realist, ist doch nach dieser Seite ganz Idealist. Er vertraut einfach der Idee, daß sie sich durchringen werde, macht zwar starke Ausfälle gegen das Verkehrte und Schlechte, untersucht aber nicht, durch welche Praxis es zu bekämpfen sei. Das ist ein Mangel, aber nur niedrige Seelen werden die Geister verlachen, die wenig Vorstellung von der Gemeinheit der Welt haben.

Daß die Religion nicht im Glauben an Dogmen, sondern in selbstloser Liebe und Tätigkeit bestehe, haben Andere vor Planck, hat am klarsten Lessing gesagt, aber noch Keiner hat wie Planck schon in der Natur, im Ursprung der Dinge das Vorbild der Religion aufgezeigt. Hier im vollständigsten Sinne trifft es zu, daß auf der höchsten Stufe

menschlichen Verhaltens sich wiederholt, was in der noch nicht individualisierten Natur Anziehung, Wärme und Licht ist; eben das Zentrum, das seine peripherischen Teile anzieht, in sie hineinscheint und hinüberwirkt, ist jetzt das über den Naturgrund erhobene, zum Universalen, zur Menschenliebe ausgeweitete Herz; so ist die Religion der Schluß der Natur. Planck nimmt sie identisch mit der Sittlichkeit. Nach der gewöhnlichen Auffassung wäre so zu unterscheiden: die Ethik stellt das Sollen auf, die Religion ist die Quelle der Verwirklichung dieses Sollens, denn sie nur als innerste Brechung der Selbstsucht gibt die Lust dazu, die Sittlichkeit ist somit allerdings der einzige Prüfstein der Religion. Aber Planck stellt sich über den Unterschied beider Sphären. Er hält sich überhaupt nicht beim Sollen auf; das Opfer der peripherischen, automistischen Selbstsucht ist ihm ja ursprüngliches Wollen und Ziel der zentralen Einheitsbewegung im Universum, die Religion also Weltmacht. Dies ist freilich nicht die Religion, wie sie jetzt noch verstanden zu werden pflegt: nur subjektives Gefühl, und zwar ein solches, welches das Ideale im Transzendenten sucht, ein nach Jenseits gerichtetes Sehnen. Planck bekämpft in immer neuen Wendungen die Trennung des Idealen (in diesem Gegensatz des Geistlichen) und Weltlichen. Man hat zu Zeiten des Rationalismus viel von der natürlichen Religion gesprochen und dabei immer noch auf das Jenseits gewiesen; die wahre natürliche Religion ist diejenige, welche das Diesseits durchdringt, welche das Weltgesetz des Zusammen, des zentralperipherischen Wirkens in der höchsten und reinsten Form realisiert. Es erhellt aus allem, daß man das Plancksche Buch auch Religionsphilosophie nennen könnte. Das Ganze befaßt sich unter den Religionsbegriff. Er beginnt mit der Religion, leitet unter diesem Standpunkt seine Lehre von der Natur ein, wissend, daß es falsche Religionsbegriffe sind, die uns das wahre Wesen der Natur verfinstern, und er schließt mit ihr, denn das Bild der erneuerten Menschheit, wie er es entwirft, ist das Bild der verwirklichten wahren Religion. Es wird wieder Lärm geben, Gerede von Atheismus und Unglauben, wenn dies „Testament eines Deutschen" bekannt werden wird. Vernünftige werden es anders sehen und zugleich mit herzlicher Rührung den Zukunftsgesichten dieser reinen, einsamen, hohen Mannesseele folgen. Er war eine Natur, und weil er es war, ist das Bild der Welt, wie es vor seinem

innern Auge steht, naturvoll. Sein Leben war Sehnsucht nach diesem Bilde, daß es wirklich werde. Er fühlte sich wie ein Prophet in der Wüste und krankte an dieser Sehnsucht. Je weniger die Welt ihn anhörte, desto tiefer grub sich das Bewußtsein, ein verkannter Reformator zu sein, — rein von windiger Eitelkeit, ein heiliger Stolz, um so mehr ein bohrender, fressender Lebensschmerz. Daß man seine Stimme nicht hören wollte, davon trug einen Teil, nur einen Teil der Schuld seine Darstellung; sie ist beredt in ihrer Art, fließend und doch ungemein bemühend; hierüber habe ich mich in der Anzeige seiner Schrift: „J. Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung" ausgesprochen (Krit. Gänge, N. F., Heft 6*). Seiner philosophischen Methode wirft man vor, sie sei zu sehr Konstruktion; allein wie induktiv der Philosoph beginnen mag, er muß an einen Punkt gelangen, wo er konstruiert, ebendadurch unterscheidet sich ja die Philosophie von Naturwissenschaft und Geschichte, von allem Historischen im weitesten Sinne des Worts. Planck verfährt in manchen Partien in dieser bedingten Weise induktiv genug und zeigt eingehende Naturstudien. Es ist jedoch schon oben zugegeben, daß er immerhin auch mehr als zulässig konstruiert. Dabei geht es nicht ohne stärkere Phantasieeinmischungen ab, so wenig als bei irgendeinem produktiv philosophischen Talent. Da und dort wird Planck von dem leitenden Gedanken Zentrum und Peripherie zu Vorstellungen fortgezogen, die sich schwer vollziehen lassen, so z. B. im naturphilosophischen Teile da, wo er gegen die Deszendenzlehre, übrigens mit so gutem Grunde, für die richtige Entwicklungslehre kämpft; verstehe ich ihn recht, so denkt er da an unmittelbare Eingriffe des Erdzentrums, die kaum begreiflich sind. Seine ethisch politischen Zukunftsideen lassen sich zum Teil an wie Visionen und schwerlich wird sie die Zukunft in ihrem Umfang bestätigen, wiewohl sie als Anschauungen eines tiefern und ausgezeichnet edlen Geistes ihren inneren Wert für immer behalten werden. — In einem bestimmten, nicht dem gewöhnlichen Sinne des Worts wäre ihm allerdings mehr Induktion zu wünschen, wenn man nämlich darunter Methode des Einführens überhaupt versteht: Ausgehen von geläufigen Begriffen, sich in den Leser versetzen, seine vorauszusetzenden Vorstellungen kritisch auflösen, Standpunkte, Sätze anderer Philosophen aufführen,

*) S. oben, in der 2., verm. Aufl., Band II, S. XXVf., 432, 436.

widerlegen und so zur Aufstellung des Eigenen übergehen; gleich was den Anfang betrifft, so scheint mir immer, Planck hätte besser getan, damit zu beginnen, daß er den Leser zuerst überhaupt auf den Standpunkt des Pantheismus geführt, nun den Spinozischen Begriff Substanz als unhaltbar aufgezeigt und in den Begriff Bewegung übergeleitet hätte. Doch dies kann hier nicht verfolgt werden. — Der abweisende Teil seiner Ansichten über Religion ruht auf den kritischen Forschungen der Tübinger Schule, vorzüglich des Verfassers des Lebens Jesu. Planck selbst war ursprünglich Theolog und hat an diesen Forschungen selbständig teilgenommen. Dies führt uns auf den Gegenstand unserer Besprechung zurück.

Dem Manne, womit sich Reuschles Schrift beschäftigt, D. Fr. Strauß, bleibt der Ruhm eines wohltätig befreienden Entdeckers im Religionsgebiet, der Ruhm eines geistreich dialektischen Polemikers, eines Künstlers in der biographischen Geschichtschreibung, eines edlen Förderers der humanistischen Bildung; der besprochenen Schrift über ihn bleibt das Verdienst, diese Bedeutung klar ins Licht gestellt, ebenso klar und in bündiger Kürze die Resultate der neueren Naturwissenschaft vorgeführt zu haben, und der schöne Vorzug, daß man sie um ihrer Wärme, Frische, Liebe willen lieben muß, auch wo man sie bekämpft. Ich habe Parallelen zwischen der Deszendenztheorie und der moralischen Welt, zwischen dem Atomismus und der politischen gezogen: es bedarf keiner Verwahrung, daß ich weit, weit davon entfernt bin, damit etwas Persönliches zu meinen und auch nur den kleinsten Schatten auf Männer zu werfen, deren Verlust die Wissenschaft, die Bildung beklagt.

(Jenaer Literaturzeitung 1874; dann erweitert in Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart 1882, Heft III, S. 181—249.)

Anhang.

Aphorismen.

Alles Werk der Kunst und Dichtung ist ächt nur dann, wenn es durch und durch den Charakter eines Traumes trägt, der sich als innere Wahrheit bewährt*).

*

Was im Menschen Bilder der Dinge schafft, im Traum und in der Kunst, ist dem ähnlich, ja muß, in anderer Form, dasselbe sein, was in der Natur die Originale dieser Bilder schafft. In der Natur muß etwas wirken, was Phantasie ist, und in der Phantasie die Natur; diese wiederholt hier im Bilde das, was sie wirklich geschaffen; sie vergeistigt damit ihr Werk und schützt es vor der Laune des Zufalls, erhebt es zum Idealbild, rennt aber auch in die Gefahren der Willkür-Laune, denen ihr reales Werk so nicht unterlag**).

*

Das landschaftliche Gefühl ist so lang nicht geweckt, als der Mensch die Natur nicht symbolisiert, und zwar frei ästhetisch. Die Alten symbolisierten sie im Ernst, so wurde ihre Schönheit von den Göttern verschluckt, doch ist darin schon mehr Empfindung, als in Millionen Selbstanlügnern jetziger Zeit.

*

Sprechen und Denken ist nicht ganz gleich. Wir sind im Sprechen unsern Worten voraus und können oft unsre Gedanken nicht zulänglich in Worte fassen.

Es gibt also — wenn man das Wort Denken in weiterem Sinne nimmt — ein Denken ohne Worte.

Nun kann man, so genommen, auch vom Tier Denken aussagen (wie auch Verstand).

*) Vgl. oben S. 447 f.; Ästhetik II, 330—335; Auch Einer, 1879, II, 362, 25. Gesamt-Auflage 335.

**) Vgl. Auch Einer, 1879, II, 296; 25. Gesamt-Auflage 456.

Allein das wortlose Denken des Wesens, das die Sprache hat, ist ungleich tiefer, reicher als des Wesens, das die (Wort-) Sprache nicht hat. Nennt man nun auch mit gewissem Recht die (innerlich) wortlosen und doch logischen Vorstellungen des Menschen ein Denken, so ist aus diesem Grunde dennoch eine Frage, ob man die unbewußt logischen Operationen der Tierseele ebenfalls ein Denken nennen kann.

*

Der Ursprung der Sprache kann nur in der dunkel-sichern Symbolik liegen. Das Artikulieren wird nur gewesen sein ein Sammeln, Einfassen, Einbinden eines Systems von Tönen, das so durch Klangfarbe die Sache ausdrückte, wie der Warnton, Lockruf usw. des Tiers. Dies scheint nur auf die Interjektion zu passen, aber es gab gewiß auch eine Fülle von Tönen, durch welche der Mensch ähnlich den Eindruck von Objekten (Farbe usw.) symbolisch bezeichnete, ehe er das in Silben faßte. Immer mehr wurde dessen, die wenigen Vokale reichten (auch bei Verdopplung usw.) nicht, der Konsonant mußte hinzu — —.

Ein großes Stück Menschheit genießt sehr unverdient die Wohltat der Sprache mit. Käme es auf dieses Stück Menschheit an, sie wäre nie erfunden worden. Solche Menschen verdienen vielleicht weniger zu sprechen als mein Hund Schnauz es verdienen würde, wenn er es könnte.

Man sieht es auch gleich daran, daß sie entweder nur in halben Tierlauten sprechen: bellen, murmeln, speien, fauchen u. dgl. Keine Silbe kommt ganz, sie artikulieren nicht.

Oder sie können deutlich sprechen, aber nur in abgegriffnen Redensarten.

*

Der Fehler des Eudämonismus ist, daß er den Menschen als Einzelnen nimmt. Daß der Mensch einzeln sei, ist purer Sinnenschein. Ist Glück, so ist es nur im Menschenverein. Also: Dein Glück nur als Glück mit Vielen, Teil eines Glücks Vieler. Das will Opfer. Und weil man bei: Lust nie an Opfer denkt, ist es nichts mit dem Eudämonismus.

*

Hinter den Dingen ist allerdings Nichts. Wir meinen nur, es sei etwas dahinter, weil wir nicht Alles, was da ist, was vorn ist, erkennen. Eigentlich ist Alles vorn. — Ist man nun Nihilist, so hypostasiert man das Nichts hinter den Dingen, als sei dies Nichts: Etwas und als sei es sehr traurig, daß dies Etwas nichts sei. „Gott ist das Dasein.“ Dieses ist grenzenlos reich und nicht Nichts. Suche nichts hinten, so hast du vorn eine wunderbar volle Welt des Daseins.

Dies Volle muß eine Einheit sein. Aber die Einheit ist nichts neben den Dingen. Meint man, sie müsse daneben etwas sein, und begreift man nicht, daß dies ein Unsinn ist, so beklagt man diesen Umstand, als ob es nun traurig wäre, daß sie neben den Dingen nicht auch etwas ist. Man hat sie getrennt. Das Ganze ist Bewegung. Die Bewegung ist nicht selbst ein Brocken, sondern sie bewegt alle Brocken.

Die Philosophie müht sich ab, aus dem Einen das Viele abzuleiten. Aber sie sind schon vorher in einander. So, daß ich keinen Augenblick die Einheit setzen kann ohne ihre Vielheit.

Das Sein ist das Sein, das Sein ist, weil nicht nichts sein kann*).

Hauptgrund, warum wir das Welträtsel nicht lösen können, ist unser

Weglassen.

Cf. das Buch von K. Chr. Planck, Seele und Geist (Leipzig 1871). Teile — Ganzes — Atom.

Abstraktion treibt uns. Wir suchten das Wesen nicht, wenn wir nicht immer die Welt wieder wegließen. Gott ist: Wie sich die Teile der Welt verhalten**).

*

Kant beweist die reine, aber gesetzmäßige Subjektivität aller Verstandeserkenntnis. Ob unserem Denken das Ansich der Erscheinungen entspricht, wissen wir nicht.

Dies ist zu widerlegen. Schon die Mathematik beweist es — Planeten- und Kometenberechnung.

---

*) Vgl. oben S. 518ff. und 523f.; Auch Einer, 1. Aufl., II, 112 und 218; 25. Gesamt-Auflage, 335 und 405f.

**) Vgl. oben S. 524.

Aber indem Kant die Subjektivität aller Denkgesetze zeigt, zeigt er (unbewußt), daß die Natur ein denkendes Wesen ist. Die sinnliche Wahrnehmung enthält diese Gesetze nicht, der Verstand bringt sie hinzu. Da sie doch zutreffen, so folgt: daß dies Unsinnliche in der Natur auch ist: Die Natur hat Verstand. Identität des Geistes und der Natur. So liegt die Identitätsphilosophie in Kant.

*

Der Geist legt sich die Natur zu Grund.

*

Zum Begriffe der Zeit ist sehr interessant, was Schopenhauer (Parerga 2, 452) sagt. Wir erstaunen über die Entwicklung von Knospe, Blume, Frucht. Könnte man die Zeit wegnehmen wie das Glas vom Kaleidoskop, so würde die Idee der Pflanze vor uns stehen, welche Einheit von Knospe, Blume und Frucht ist. Diese können wir nicht anschauen, nur sukzessiv. Unserem Intellekt wird in der Form der Zeit auseinandergelegt, was an sich Eines ist.

Die Pflanze muß Frucht werden, weil sie Frucht ist. Da jede ihrer Formen, Stadien in der vorhergehenden enthalten ist, so ist sie eigentlich gleichzeitig alle.

*

Wo hört denn die Form auf und fängt der Stoff an? Die Stelle läßt sich nicht finden. Es gibt nur eine Einheit von Stoff und Form. Von den zwei so absolut Geeinigten kann nicht das Eine das Wesen, das Andere nur anhängend sein.

*

Die Materie spiritualisiert sich selbst.

Sie muß schon ursprünglich mehr als Materie gewesen sein*).

*

Alles, was wir für Sachen halten, ist nur Vorstellung. Die Natur ist vorgestellt. Aber da nur Eines sein kann, stellt sie selbst sich vor. Eines spaltet sich in Vorstellung und Vorgestelltes. Beides

*) Vgl. hier oben S. 505 ff. und oben Bd. I dieser neuen Ausg. der Kritischen Gänge S. 291 f.; zudem Auch Einer 25. Gesamt-Auflage 455.

zusammen ist nur Akt der Vorstellung. Die Welt ist Vorstellung. Ich und Objekt sind nur zwei Seiten einer Vorstellung.

*

Die Vorgänge im Gehirn und die Gedanken müssen identisch sein. Das Gehirn ist nicht Organ. Sonst müßte man annehmen, der Geist wolle einen Gedanken, und um ihn fertigzubringen, nehme er das Gehirn in Dienst. Aber da müßte ja der Geist den Gedanken haben, ehe er ihn hat.

*

Das Erkennende und das Erkannte sind Eines. Ich kann nicht aus mir hinaus und kann mir doch nicht leugnen: es muß etwas außer mir sei. Daraus kann nur folgen: Das absolute Eine teilt sich ewig in ein Erkennendes und ein Erkanntes, das Erkannte scheint Materie und ist doch in seiner Wurzel schon erkennend, weil sonst auf seiner Krone nicht das Erkennen auftreten könnte.

*

Hat der Stoff denkendes Gehirn werden können, so hat die Menschheit durch das geistige Werk ihrer Gedanken- und Willenstätigkeit in fortschreitendem Bildungsgang auch ewige und heilige Wahrheiten finden können, die über aller Zeit stehen.

*

Die Schopenhauerianer sollten auch bedenken: je mehr ich mich verbittere, um so mehr helfe ich selbst die Welt schlecht machen. Der Frohe wirkt bejahend, der Jammerlump versäuert Alles.

Auch eudämonistisch: ich tue nur mir leid, wenn ich Alles schwarz sehe, — den Schmerz für das Seiende, die Lust für den bloßen Schein halte. Dies verbindet sich mit dem ersten dieser Sätze, —: ich mache dann Alles um mich krank — und wirke also, die Welt schlecht machen zu helfen.

Der Pessimismus ist doch eigentlich Materialismus, denn er hält die sittlichen Faktoren des Lebens für nichts, weil sie nicht palpabel sind. Auch sein großes Nichts ist Unglauben, daß die Einheit aller das höchste Etwas sei, weil sie nichts Palpables enthält.

*

Die Untaten und Sünden der Götter sind ursprünglich Symbole, also gar nicht moralisch zu nehmen (die Kinder fressen — Jupiters Liebschaften usw.). Es ist genialer Fortschritt der Griechen, daß sie menschliche Taten und lustige Lumpereien daraus machen. Allein der Fortschritt ist bedenklich; denn nun fallen sie doch unter den moralischen Standpunkt. Dieser hat bei den Griechen teilweise keine Schärfe, — doch wissen sie von Ehrwürdigkeit der Ehe, Gerechtigkeit, Scham usw. Daß ihre Götter so unmoralisch: darüber sind sie nun ganz konfus. Die — symbolische — Naturreligion wird als menschlich ethische Religion — duslig. Die Naturbedeutung der Götter verwirrt sich blöd mit ihrer ethischen Bedeutung. Aber in der Konfusion verfehlt natürlich das Eine Stück derselben: die Verachtung solcher Götter, nicht, sich öfters, mehr und mehr dem Bewußtsein aufzudrängen. H. v. Blomberg („der Teufel und seine Gesellen“, S. 19) sagt: „Und so geht wirklich unter den Füßen der Olympier, nur leicht bedeckt, eine vulkanische Ader von Götterhaß und tritt in der Prometheussage deutlich zutage.“

*

Ursprung der Mythologie. Massendichtung allein erklärt ihn nicht. Es ist wie beim Volkslied: am End' hat es doch Einer, wenn nicht ganz, doch größtenteils gemacht. Es waren wohl divinatorische Greise, die traumhaft so wunderbar in Bildern verborgenen Sinn schauten (cf. die Propheten). Man kann sich jetzt vom Zustand der Phantasie in der Jugendzeit der Völker gar keinen Begriff mehr machen. Wie somnambul! Solche Greise genossen wohl große Ehrfurcht und ihre Verkündigungen galten für Offenbarung. — Andere spannen dann fort, so entstanden ganz entwickelte Mythen.

*

Immer aufs Neue muß ich mich wundern, daß ein eifriger Katholik unsere moderne Tracht tragen, Eisenbahn, Telegraph, Buchdruckerkunst, alle Fortschritte unserer Mechanismen benutzen mag. Alle diese Formen widersprechen schlechtweg den Voraussetzungen, der ganzen Grundlage seines Glaubens und Wollens.

*

Der Reiz des katholischen Weibs ist der Reiz des H e i d n i s c h e n. Sie tragen das Nein nicht in der Seele, das durch das Christenthum und dann erneut, durch die Reformation in die Welt kam. Das Nein gegen die Natur, das nötig ist und doch die Welt versäuert, die Freiheit der Natur bricht. Sie haben daher meist noch Race, die protestantischen s e l t e n. Der Katholizismus ist an das Heidenthum anbequemtes, darüber selber Heidenthum gewordenes Christenthum.

*

D i e R e f o r m a t i o n vertauschte eigentlich nur eine Autorität mit der andern: die Tradition mit der Bibel. Nur dies war ihr bewußt. Aber darin lag noch etwas Anderes, dessen sie sich nicht bewußt war: wenn ich verlange, das Objekt meines Autoritätsglaubens mit einem andern vertauschen zu dürfen, so verlange ich f r e i e W a h l, also Freiheit. So war die Reformation doch ein Kampf um die Freiheit. Übrigens, obwohl die Bibel nun blindlings als absolute Autorität galt, schöpfte die Reformation aus ihr doch auch materiell Befreiung von vielem Wahn und Mißbrauch.

Die Reformation als Kirche mit ihren Dogmen, als Konfession ist unter sich gesunken. Ihrem geistigen Kerne nach verdanken wir ihr die Bildung, die ü b e r die Konfession sich stellt. Logische Schwierigkeit: Ich bin kein Protestant, wenn es sich um Kirchendogma handelt, eifrig Protestant, weil ich dem Protestantismus diesen freien Standpunkt verdanke. Der Protestantismus als Kirche ist intolerant wie der Katholizismus. Der Protestantismus als Geist ist Toleranz (nur nicht gegen Intoleranz).

*

A b e n d m a h l. Luthers Eigensinn. Das: Gott essen und trinken ist Symbol für: innig sich vereinigen, innig in sich aufnehmen, wirklich assimilieren.*) Luther handelte instinktiv, als er von dem: in, sub et cum nicht lassen wollte. Er hielt, wie aller positive Religionsglaube, das Symbol für Realität und legte es hartnäckig in den Text. Sein Irrtum war, daß er für buchstäblich physische Deutung stritt, statt für die symbolische, die bei der Zwingli-Exegese, obwohl sie die philologisch richtige, verloren geht.

*) Vgl. oben S. 424 f.

Er fühlte, daß das Abendmahl ohne dieses (in, sub et cum) kein Sakrament wäre (wodurch an einen sinnlichen Stoff und Akt ein unendliches Seelengut geknüpft ist). Er konnte aber unmöglich so weit sein, zu erkennen, daß Sakrament überhaupt ein Unsinn ist, Hauptvergröberung der Religion.

Zum Eigentlichnehmen des Symbols: ich habe irgendwo von einem Menschenstamm gelesen, bei dem man sehr geachtete Männer ermordet, um sie zu essen, d. h. sich anzueignen. So auch im alten Mexiko. Fest des Kriegsgotts. Kolossalbild aus Teig und dem Blut geschlachteter Kinder. Die Männer umtanzen und essen es, um den Kriegsgott sich einzuverleiben.

*

Gibt es nicht viele Götter, so kann es auch nicht Einen geben. Gott ist der stehengebliebene Rest der Vielgötterei.

Z. B. Er ist ein Mann. Dies fordert logisch eine Frau — schon damit ist die ganze Reihe wiedergesetzt*).

*

Der du doch immer gleich mit Gott kommst und uns schmähst, daß wir zweifeln, ob die Einheit aller Dinge Person sei, — hast du ihn gesehen? Du tust, als hättest mit ihm zu Mittag gegessen. Du bist unverschämt — wohlweis und unverschämt. — Synthetisches Urteil a priori.

*

Es ist wahr, daß die zerstörenden Parteien unsere Kritik der Religion mißbrauchen; die Sozialdemokraten können sich auf uns berufen. Allein, das kann und darf uns nicht abhalten. Die Menschheit vom Phantasiewahn befreien: eine Glut heiliger Art ist es, die dazu treibt**). Nie hat die Gewißheit drohenden Mißbrauchs die Verkündiger der Wahrheit gehemmt. Keine Wahrheit wurde kundgetan, wenn diese Rücksicht abhielte, abhalten dürfte.

Die rohen Religionsfeinde reißen unsre Sätze aus ihrem Zusammenhang, das ist noch jeder Wahrheit widerfahren.

---

*) Vgl. oben Bd. I dieser neuen Ausgabe der Kritischen Gänge S. 281

**) Vgl. Altes und Neues von Fr. Vischer, Neue Folge, Stuttgart 1889, S. 228.

Wir wissen auch, wie schön der Phantasiewahn, wie unentbehrlich er für viele ist. Doch auch dies darf uns nicht abhalten, denn dieser Wahn ist so schädlich und gefährlich als schön. Da hilft alles nichts.

*

Wenn das Göttliche Alles ist, das Leben in Allem, ist es auch das Gemeine, das Schlechte, das Böse? Da muß der Begriff: Sein korrigiert werden. Das Absolute ist nicht, was man Sein heißt, sondern als Geist reine Bewegung, Bewegung aus sich heraus, in sich zurück. Die Bewegung nimmt ihren Durchgang auch durch das Schlechte, durch alles Übel, um stets zum Guten anzukommen. Will man von „Sein" sprechen, so sage man etwa: Das absolute Wesen ist auch das Schlechte, das Übel, das Böse, sofern es gleichzeitig all das Gute ist, das zur Bekämpfung des Schlechten geschieht. — Nur nicht trennen!

Der erste Mathematiker, Professor ordinarius der Mathematik, Direktor des großen Polytechnikums, Welt genannt, ist der liebe Gott. Er hat diese Welt ganz auf Mathematik gebaut.

*

Wir sind Teile von Gott, doch so kleine, daß keine Zahl es ausdrückt. Also ein Narr, wer sich überhebt. Aber wer tüchtig ist, tut Vielen gut, daher wächst seine Portion von Gott so viel zu, daß er keine Niete mehr, sondern ein Zähler wird.



Anmerkung.

... Bei der Adjektiv-Bildung isch aus Namen ist neuerdings der Unfug aufgekommen, das i zu streichen: „Kant'sch, Herbart'sch“ (dann wohl auch „Bartsch'sch“?). Dieser Mode ist hier nicht gefolgt worden. Es entsteht aber, wenn die natürliche Form eingehalten wird, geschmackloser Laut bei Namen, die auf el endigen: „Hegelisch“ vermeidet ein richtiges Sprachgefühl, wie denn im Süden Deutschlands auch bei dem nomen appellativum ein el in der vorletzten Silbe vermieden und also nicht gesagt wird: Entwickelung, sondern durchaus nur: Entwicklung (wogegen ebenso richtig vor r das e nicht ausgestoßen, also niemals: Erinnrung, sondern immer: Erinnerung gesprochen und geschrieben wird); man sagt also nicht Hegelisch, sondern Heglisch. Dagegen läßt sich einwenden, das an einem nomen proprium kein Buchstabe ausfallen dürfe. Diesem Einwand nachgebend habe ich im späteren Teil des Heftes die im Übrigen vermiedene Form 'sch bei diesem ausnahmsweise aufgenommen (Hegel'sch).

In der Konjugation sind gewisse Unrichtigkeiten schon so lang und so weit vorbereitet, daß man zugestehen muß, was nach altem Sprachgesetz ein Fehler ist, sei nun Regel geworden, z. B. ich griff statt: ich grief (die Konjugation war bekanntlich: ich grîfe, ich greif und ei ist ie geworden. Wer das Richtige kennt, gewöhnt sich nicht leicht an die neue Regel, und so wird mir bei der Korrektur ein oder das andere Mal ein vom Manuskript in den Druck übergegangenes: grief oder begrief entgangen sein. Dagegen die Neuerung: giebt statt: gibt und: ging statt: gieng habe ich nicht aufgenommen und es ist nur ein Übersehen in der Korrektur, wenn da oder dort die falsche Form stehen geblieben ist.

(Kritische Gänge, Neue Folge, 6. Heft, Stuttgart, Cotta, 1873, S. 229 f.)

Inhalt.

Erster Teil.

Zweiter Teil.

Anhang.



Friedrich Theod. Vischer
Kritische Gänge

Fünfter Band

Herausgegeben
von
Robert Vischer

Zweite, vermehrte Auflage

Meyer & Jessen / Verlag / München
1922

Druck von Herrosé & Ziemsen G. m. b. H. & Co., Wittenberg (Bez. Halle)

Einführende Bemerkungen des Herausgebers und

Vorworte des Verfassers

Dieser Band enthält eine Auswahl von kunst- und kulturkritischen Schriften, und zwar betreffen die seiner beiden ersten Teile Erscheinungen und Aufgaben bildender Kunst sowie literarische Arbeiten darüber, die seines dritten Teiles Formen der Mode. Er ist aber zugleich als Nachtrag zum vierten Band anzusehen, denn die Einzelkritik mündet hier an vielen Stellen in Untersuchungen, welche die Ästhetik des Verfassers vorbereiten oder weiter ausführen und berichtigen.

In seinen älteren Kritischen Gängen (von 1844) hat Fr. Vischer die drei ersten der hier abgedruckten Anzeigen auf Erörterungen theologischen Inhalts folgen lassen. Dazu sagt er dort in dem Vorwort (S. V f.):

„Der enge Zusammenhang zwischen den Bewegungen auf dem Gebiete der Religion und zwischen der bildenden Kunst leuchtet im ersten Moment ein. Unsere bildende Kunst kann nicht handeln, als lebten wir in einer andern Zeit als in der, worin Lessing fortwirkt, Hegel gebaut, Strauß geforscht hat."

Sodann bemerkt er zu diesen kritischen Arbeiten (S. XXXV ff.):

„Sie schlagen alle mit wiederholten Schlägen auf Einen Punkt: keine Transzendenz, keine Mythen, keine Allegorie, sondern Geist der Wirklichkeit! Man wird nachsichtig sein, wenn dasselbe Pathos in immer neuen Wendungen sich ausspricht, wenn z. B. dreimal (in der Kritik der Faust-Literatur komme ich abermals darauf zurück) von dem Unterschied zwischen der Allegorie und der wahren Gestalt des Schönen die Rede ist, wenn ich mehr als Einmal meine Überzeugung von der Zeitwidrigkeit der Mythenmalerei an dem Jüngsten Gericht von Cornelius auseinandersetze u. A. Ich war und bin noch mit diesen Überzeugungen, deren Wahrheit ein Kind einsieht, bei den Künstlern ein Prophet in der Wüste. So drang z. B. von allem dem, was ich hierüber seit Jahren wiederholt habe, zum erstenmal, da bei Gelegenheit der belgischen Bilder einer der wenigen denkenden Künstler in den Jahrbüchern der Gegenwart Ansichten aussprach, die mit den meinigen zusammentreffen, etwas nach München und erregt eine solche Überraschung, daß die konfuse dortige Kunstkritik nichts zu tun wußte, als in der Allgemeinen Zeitung so ungebildet, als man es nur erwarten konnte, zu schimpfen.

Was ich in den Betrachtungen über den Zustand der jetzigen Malerei und der Hallmannischen Schrift über die Münchner und Düsseldorfer Schule gesagt habe, macht keinen Anspruch auf Voll-

ständigkeit, einiges in der letzteren Anzeige dient zur Ergänzung von Mängeln der ersteren, wie namentlich die Bemerkung, daß die Münchner Schule mehr das hat, was man Stil nennt. Schnorr wußte ich nicht recht zu charakterisieren; irre ich nicht, so kann man von ihm sagen, daß er bei vielem Trefflichen in Charakteristik, Komposition, Zeichnung von einer gewissen obligaten und sentimentalen Behandlung nicht frei ist. Zu dem Charakter der Düsseldorfer Schule gehört wesentlich das große Gewicht, das sie auf die äußere Ausstattung, besonders auf die mittelalterliche Garderobe legt, wodurch das Innere, das sie abstrakt und sentimental zu behandeln geneigt ist, und das Äußere, das sie mit konkreter Gelehrsamkeit ausarbeitet, unorganisch auseinanderfällt. Einen großen Fortschritt über die luftigen und lyrisch abstrakten Anfänge der Schule hinaus hat Lessing gemacht, der den Namen eines großen Malers verdient. Ich hätte mehr über seinen Hus sagen sollen. Er bleibt in diesem Werke allerdings der eigentümlichen Beschränkung der Schule auf das Innerliche, die handlungslosen Zustände, das Psychologische treu und gibt uns nicht die stürmische Bewegung des Konzils, sondern eine Situation vor demselben, worin er sich als Meister in Charakterköpfen zeigen kann, denen die zu erwartende Handlung erst als verhaltener Zustand vor dem Ausbruch aus den Augen sieht. Es ist aber, innerhalb dieser Schranken genommen, eine wahrhaft großartige Gruppe, ein Werk der tiefsten Seelenmalerei.

Tübingen, den 30. Juli 1844."

Die Schrift über den Zustand der jetzigen Malerei hat Fr. Vischer als Einleitung seiner Anzeige den Aquarellkopien von Ramboux in der Galerie zu Düsseldorf beigegeben. Diese letztere habe ich hier nicht mit aufgenommen, weil sie meines Erachtens in wesentlichen Einzelheiten zu sehr veraltet ist; weshalb hier auch im Titel das ursprüngliche Beiwort „Einleitende" (Betrachtungen) nicht mehr statthaft war.

Zu den Aufsätzen über die Münchener Kunst und über Gavarni und Töpffer ist hier aus dem im Jahre 1881 beigefügten Zusatz über die neuere deutsche Karikatur eine Bemerkung anzuführen, die ich im Text (S. 308) weglassen mußte, weil sie sich auf etwas in dem Sammelband „Altes und Neues" nicht Enthaltenes, hier aber S. 173—185 Vorhandenes bezieht. Dort sagt nämlich Fr. Vischer von dem „Kritische Gedanken" betitelten Artikel, welchen sein eigener ergänzt (S. 107 ff.):

„Dieser war gegen den Aufschwung der Kunst in München unter König Ludwig I. als gegen eine bloße, von oben gemachte Scheinblüte mit einer Schärfe vorgegangen, die in der politischen Stimmung der Zeit ihren Grund hatte; er war anonym erschienen und anonym war auch der erstgenannte, der Zeit nach zweite, der ihn ‚ergänzen' sollte. Ich glaube, vom Verfasser der „Kritischen Gedanken" würde ich, wenn ich seine Erlaubnis nachsuchte, ihn jetzt zu nennen, keine abschlägige Antwort erhalten, denn ohne Zweifel wird er jene Jugendarbeit als eine selbst historisch gewordene ruhig der objektiven Betrachtung im Lichte des damaligen politischen Wetters überlassen. Zu der „Ergänzung" bekenne ich mich als Verfasser; ich wollte mich nicht nennen, weil der Erstere sich auch nicht genannt hatte. Wir hatten uns in verwandten Ansichten zusammengefunden und waren eifrige Mitarbeiter der Jahrbücher der Gegenwart; ich, der etwas Ältere, konnte diesmal mit dem Befreundeten nicht ganz übereinstimmen, er schien mir zu negativ vorgegangen zu sein, in manchem gab ich ihm recht, anderes fand ich ungerecht und so schrieb ich, um sein hartes Urteil auf das richtige Maß zurückzuführen, den einrenkenden Artikel. Nannte ich mich, so entstand leicht ein mißliebiger Schein; es konnte aussehen, als suchte ich an meinen Namen das Prädikat des reiferen, gerechteren Urteils zu knüpfen, während auf den Anonymus, auf den man doch immerhin riet, ein Schatten fiel. Beide genannt: so sah man zwei Befreundete diesmal uneins. Keiner genannt: so blieb das Interesse rein der Sache zugewendet. — Auch ich darf mich nicht rühmen, ich sei damals völlig frei gewesen von der Neigung, den politischen Standpunkt stärker, als richtig ist, in die Kunstbetrachtung einzumischen; man wird dies besonders dem Schlusse des hier abgedruckten Artikels über Gavarni und Töpffer ansehen; wir glaubten damals wie vor einer politischen Revolution — worin wir Recht hatten, — so vor der Geburt einer ganz neuen Kunst zu stehen, die uns als notwendige Frucht derselben erschien, — was freilich ein schöner Traum war. — Den Artikel von 1846 auch wiederzugeben, kann ich mich nicht entschließen, wiewohl ich ihn nicht für mißlungen halte; das meiste, was er sagt, ist jetzt doch zu sehr veraltet, seither zu oft gesagt; ich kann nicht verlangen, man solle noch interessant finden, wie ich damals urteilte; mag sich aber jemand gern in die damaligen Zustände zurückversetzen, in das

frischere Leben, als so vieles noch mit der Kraft des Neuen wirkte, was jetzt der greisen Zeit überlebt scheint, als wir und die Dinge noch jung waren, als frischere Augen an den Schöpfungen eines Cornelius, eines Rottmann hiengen, so kann ich mich nicht verpflichtet finden, ihm abzuraten, daß er nach diesen alten Heften der Jahrbücher noch einmal greife.

Münchner Federn sträubten sich stark gegen beide Aufsätze, auch der zweite war ihnen zu karg in Anerkennung und Lob; es setzte starken Widerspruch in der ‚Augsb. Allgem. Zeitung'. Der Schluß des Artikels über Gavarni und Töpffer enthielt die Duplik dagegen; ich habe ihn weggelassen, weil dem Leser nicht zuzumuten ist, daß er die Zeitungsblätter nachschlage, um sich den Streit im Einzelnen zu vergegenwärtigen."

Der Autor der „Kritischen Gedanken" war Anton Springer. Dieser brachte dann auf die Angriffe, die dagegen in der „Allgemeinen Zeitung" gerichtet worden waren, in den „Jahrbüchern der Gegenwart" abermals anonym, eine Erwiderung unter dem Titel „Rudolph Marggraff als Apologet der Münchner Kunst" (1846, S. 586—592). Den Widerspruch der Münchner gegen seine Ergänzung der Kritik Springers hat Fr. Vischer am Schlusse der ersten Redaktion seines Artikels über Gavarni und Töpffer mit Folgendem beantwortet*):

„A propos! Da fällt mir ein Stück Münchner Kritik ein. Die Jahrbücher hatten zuerst einen Aufsatz aufgenommen, worin das Zeitwidrige in so vielen Werken der Münchner Kunst mit Strenge aufgedeckt wurde. Es erschien ein leidenschaftlicher und durch und durch konfuser Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Inzwischen hatte die Redaktion der Jahrbücher in einem neuen Artikel jenen ersten Aufsatz bereits ergänzt und gemildert. Wenn man, so wurde in diesem bemerkt, das Zeitwidrige in manchen Unternehmungen und vorgeschriebenen Stoffen mit Entschiedenheit aufgezeigt habe, so sei es Pflicht, diese Seite als fait accompli zu betrachten und teils gegen zeitwidrige Unternehmungen billig zu sein, sofern sie doch dem Künstler Gelegenheit zur Bildung seiner Kräfte geben, teils anzuerkennen, daß doch nicht alle Unternehmungen, alle Stoffe verfehlt genannt werden dürfen. Hierauf aber müsse man von An-

*) Jahrbücher der Gegenwart, 1846, S. 565 f.

laß und Stoff absehn und die Form, den Stil ins Auge fassen usw. Von diesem Standpunkte nun wurde der Münchner Kunst die vollste Anerkennung gezollt, Größe, Schwung, Energie der Form, Kühnheit der Erfindung und Technik wurde gepriesen. Was aber war der Dank? Ein zweiter Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der in noch größerer Konfusion Kraut und Rüben zusammenschüttend sogleich von der Unwahrheit ausgieng, man habe anmaßender Weise der Münchner Kunst (in Bausch und Bogen) die Gnade der Billigkeit zuwenden wollen usw.

In dieser Logik gieng es fort. Hieß es in den Jahrbüchern, man trinke in Bayern fremde Weine, ehe man Suppe gegessen, und war dies deutlich so gemeint, daß man die Kunst pflege, und zwar durch Aufnahme der Formen fremder Völker und Zeitalter, ehe für wahre Wohlfahrt des eignen Volks gesorgt sei, so antwortete die Allgemeine Zeitung: es werden in München nicht ausländische, sondern deutsche Künstler beschäftigt. Dann nahm der Artikel jenes reich gespendete Lob auf, führte die rühmenden Prädikate der Jahrbücher an, ohne auch nur zu fragen, ob er denn dadurch nicht seiner ersten Behauptung widerspreche, ohne sich auch nur auf eine Wendung zu besinnen, wie er diese Behauptung wenigstens mit dem weiteren Inhalt seiner eigenen Zitate reimen könne. Man sollte doch erwarten, daß ein Kunstkritiker wenigstens so viel gemeine Logik besäße, um nicht in solche leichtfertige Duselei und Schusselei zu geraten. Sind Künstler verzeihlicher Weise empfindlich, erzürnt sie selbst das Lob, wenn es nicht absolut ist, so sind solche verwöhnte und eigenliebige Kunstkritiker vollends ein schaalloses Ei.

Kommt euch ein Tadel in die Quere, so unterscheidet ihr nicht, was der Tadel unterschied, fahrt obenhin, nehmt euch kaum die Mühe zu lesen, überhudelt alles, schimpft die unbequeme Kritik anmaßend und merkt nicht, welcher Satan des Hochmuts euch selbst im Nacken sitzt, indem ihr jede mit Gründen gewissenhaft entwickelte, auf eine klare Weltanschauung wohlgestützte, aber unbequeme Ausstellung mit schnellfertiger Zunge wie ein Büberei hinstellt. Wollte ich boshaft sein, so würde ich euch obligate Hof-Kunst-Lober nennen; aber ich glaube gern, daß ihr im Glück der eigenen Überzeugung lebt. Wißt ihr was? Ihr seid Kinder, unartige, wehleidige, verzogene Kinder. Fr. Vischer."

Am Ende der hier im Text nicht mit abgedruckten Bemerkungen zu dem Aufsatz über neuere deutsche Karikatur (unten S. 185) sagt Fr. Vischer 1881 über seine Ergänzung der Kritischen Gedanken Springers: „Es folgt ..... dann“ (am Schlusse derselben, hier oben S. 185) „noch ein politischer Seufzer, der zum Pathologischen unserer damaligen Ergießungen gehört und den ich hier weglasse.“

Die Gedanken bei Betrachtung der beiden belgischen Bilder (hier oben S. 88—97) knüpfen sich an eine von einem Künstler anonym in den Jahrbüchern der Gegenwart veröffentlichte Besprechung derselben. Wer dieser war, ob auf den Maler und Kunstkritiker A. Teichlein zu schließen ist, muß ich leider fraglich lassen.

Aus dem Vorwort zum 6. Heft der Neuen Folge der Kritischen Gänge Fr. Vischers vom Jahr 1873 ist Folgendes anzuführen (S. IX f.):

„Fragt man, warum ich den folgenden Artikel über die Rottmann-Fresken wert gehalten habe, in diese kleine Auswahl aus manchen älteren Journalbeiträgen aufgenommen zu werden, da er doch eine praktische Bedeutung durchaus nicht mehr hat, — was soll ich antworten? Man hat oft Lieblinge unter den eigenen Arbeiten und möchte sie daher aus den Wellen des Flusses der Zeitliteratur herausziehen. Die Liebe kann freilich auch irren; man muß es dann eben darauf wagen. Ob der Artikel zu dem Beschlusse, die Fresken vom Untergange zu retten, auch nur entfernt etwas beigetragen hat, kann ich nicht wissen, und so kann es scheinen, als gestehe ich eine Schwäche, wenn ich bekenne, daß auch schon die Möglichkeit eines Beitrags mir ein wohltuender ist. Doch drückt mich der Schein nicht schwer, denn wer wird ernstlich an Eitelkeit denken, wenn Jemand sich an einer Vorstellung dieser Art erfreut, wo es sich um die Erhaltung eines so edlen Schatzes handelt?“

Auch den kurzen zweiten Artikel darüber von 1882 habe ich hier (S. 272 f.) beigegeben, damit man sehe, daß Fr. Vischer für die Rettung der Münchner Arkadenfresken alles tat, was er aus der Ferne vermochte. Schon in seiner Schrift „Eine Reise“ von 1860 hatte er sein Bedauern über ihren geschädigten Zustand ausgesprochen und sein Erstaunen, daß in München nicht längst etwas dafür geschah*). Er stellte damals die Frage, ob man denn keine Vorrichtung finden könnte, sie nachts zu bedecken? — Die Münchner besaßen an ihnen das Beste von Rottmann, sein Hauptwerk. Ihre wahrhaft hohe Schönheit war

*) S. oben Band I dieser neuen Auflage der Kritischen Gänge S. 332.

um 1869 trotz des fortgeschrittenen Ruins in Manchem immer noch vollkommen wirksam, wurde von allen Urteilsfähigen erkannt, und Fr. Vischers Fürsprache war auch nicht ohne Folge, doch das Eine, was man daraufhin beschloß, war leider verfehlt, und das Andere half nur wenig: Rottmanns Bruder Leopold erhielt nun den Auftrag, die Bilder wiederherzustellen. Er tat es, indem er ihre schadhaften Stellen übermalte, obgleich es doch selbstverständlich war, daß hiedurch die Unmittelbarkeit ihrer Darstellung abgemindert, ihre Echtheit verwischt und entstellt werden mußte, und obgleich Fresken ihrer Natur nach solche Nachhilfen von vornherein unbedingt ausschließen. Die zweite Maßnahme bestand in den eisernen Decken, welche die Bilder nachts und in den ersten Morgenstunden gegen Beschädigungen schützen. Jedoch Beschmutzung durch Vögel wurde dadurch nicht abgehalten; und bei Tag, in Stunden der Menschenleere oder geringen Besuchs, konnten Bubenhände wie vordem die Freskenmit Stöcken zerkratzen, und sie haben denn auch damit nachher noch mehr als eine, und gerade die schönste, das Ätnabild, schändlich hergerichtet. Am schwersten aber litten diese Gemälde durch die Feuchtigkeit. Hauptsächlich sie bewirkte, daß die meisten jetzt hin sind; sie zersetzte die Farben, trübte und verwischte die Halbtöne der Modellierung, überzog die Flächen wie mit einem Schimmel, nahm ihnen die luftige Tiefe, machte den Formenschein stumpf, die Leuchtkraft blind, so namentlich in dem brusterweiternden Ätnabild, um das es ewig schade ist. Seit längerer Zeit nun bleiben diese Fresken auch bei Tag bedeckt, weil sie zu stark litten unter der barbarischen Roheit, welche durch den überlangen Krieg und die Revolution ihren äußersten Grad erreicht hat. Sie stünden uns heute noch vor Augen, wie sie 1869 waren, wenn sie damals von der Mauer abgelöst, auf eine andere Grundlage gefügt und in einen geschlossenen Raum übertragen worden wären. Ich hatte dafür noch zu rechter Zeit in der Münchner Süddeutschen Presse einen sachverständigen, im Absägen von Fresken erprobten Techniker Veronas vorgeschlagen, aber man ließ es unbeachtet oder verwarf es, weil man auf den öffentlichen Anblick nicht verzichten wollte und mit dem genannten Schutzmittel den Untergang abhalten zu können glaubte. So kam es endlich dahin, daß die junge Generation, deren Blick freilich ganz anders eingestellt ist, von der Stilgröße dieser Landschaften kaum eine Ahnung mehr haben konnte, und daß gar ein moderner Fachmann sie mit dem Prädikat vedutenhaft und kulissenartig abfertigen zu können meinte.

Daß ich hier die beiden unter dem Titel „Satirische Zeichnung" vereinigten Aufsätze für sich und ohne den über Kaulbachs Reineke Voß, als zweiten Teil bringe, wird hoffentlich nur auf den ersten Blick befremden. Die zeitliche Folge, welche ich in allen Bänden dieser neuen Auflage durchführen wollte, wäre nicht einzuhalten gewesen, wenn ich sie mit den übrigen kunstkritischen Schriften zu einem einzigen ersten Teil und auch nicht, wenn

ich mit ihnen im zweiten Teil den Artikel über Kaulbachs Reineke-Voß-Bilder zusammengereiht hätte: Dieser ist vom Jahr 1848, der über Gavarni und Töpffer von 1846. Den über neuere deutsche Karikatur, welcher erst 1880 entstand, hat Fr. Vischer selbst mit dem zweitgenannten unter dem Titel „Zusatz“ verbunden, und er bezieht sich darin auch ausdrücklich auf sie. Zwischen die beiden den Aufsatz über Kaulbachs Reineke-Voß-Illustrationen zu schieben, war also nicht angängig, und ihn im zweiten Teil an erster Stelle und unter dem gemeinsamen Titel „Satirische Zeichnung“ unterzubringen, schien mir ebenfalls nicht erlaubt. Überdies bestimmte mich zu meiner Anordnung der schwungvolle Stil, wodurch sich diese Blätter Kaulbachs von der gewöhnlichen genreartigen, realistischen Karikaturzeichnung so beträchtlich unterscheiden (vgl. unten S. 205 f.).

Über den ersten Artikel im dritten Teil dieses Bandes äußert sich Fr. Vischer an zwei Stellen der Kritischen Gänge. In dem Vorwort, womit er ihre neue Folge 1860 eröffnet, sagt er (S. VII):

„Das dritte Heft wird einen Wiederabdruck der längeren Kritik: ‚Fr. Strauß als Biograph‘ enthalten ....; und demselben Hefte gedenke ich den Scherz beizugeben: ‚Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode‘, der im Jahr 1859 im Morgenblatt kam. Freund Strauß wird es wohl nicht übel nehmen, wenn den inhaltvollen, ewigen Dingen, von denen bei ihm die Rede ist, ein Spaß über die närrischen Formen Platz nimmt, in denen wir flüchtigen Kinder des Tages wandeln, wenn neben die höhere Gewandlehre des Mythologen eine so viel niedrigere des Endymatologen zu stehen kommt; am Ende hängt doch Alles in der Welt zusammen, auch der Schnitt unsres Rocks mit den Schnitten unsrer Kritik, und übrigens sahen die Griechen nach der Tragödie gerne noch ein Satyrspiel.

Zürich, den 28. September 1860.“

In dem Vorwort zum dritten Heft bemerkt er 1862 noch dazu (S. VIII):

„Es bleibt noch ein Wort über den scherzhaften zweiten Aufsatz des dritten Heftes zu sagen übrig. Über Kleidermode zu schreiben wäre nicht der Mühe wert, wenn nicht die flüchtige Erscheinung als ein Ausdruck der Zeit gefaßt würde; ja, man hat sich nur zu hüten, daß das nicht in zu trockener, zu ausdrücklicher, zu wohlweiser Art geschehe. Anknüpfung des geringfügigen Stoffes an das geistige Band, das durch alle drei Hefte geht, wird man daher nicht vermissen, die Frage wird eher sein, ob sie nicht mit zu schwerer Hand geschürzt ist.“

Die Schrift: „Mode und Zynismus“ enthält folgendes Vor-

wort: „Unter dem vorstehenden Titel fasse ich zwei Arbeiten zusammen, deren erste in der Zeitschrift ‚Nord und Süd' im Märzheft dieses Jahres erschienen ist. Herr Wittwer äußerte mir den Wunsch, diesen Journalartikel selbständig herauszugeben. Schon vorher hatten mir die bekannten Vorwürfe, die gegen denselben erhoben wurden, es nahegelegt, den Begriff der Anstandsverletzung oder (sofern dies Wort für gleichbedeutend gelten kann) des Zynismus einmal genauer vorzunehmen, einläßlicher zu untersuchen, als meines Wissens bisher geschehen ist, und zugleich hatte ich beschlossen, jene Kritik der Mode anders als im Geleite dieser Studie nicht wieder erscheinen zu lassen. Herr Wittwer ist gern auf diese Zusammenstellung eingegangen. Es bedurfte eines zusammenfassenden Haupttitels für die beiden Aufsätze, und da sich ein besserer nicht finden ließ, wurde der vorstehende gewählt. Gesondert von dieser Überschrift des Ganzen hat der Journalartikel seinen früheren Titel behalten; die Aufschrift der Studie schien mir eines Zusatzes zu dem Worte: Zynismus zu bedürfen, und ich setzte ‚Über Zynismus und sein bedingtes Recht'; die Benennung wie diesen Zusatz begründet der Text, auf welchen ich den Leser auch mit seinen etwaigen weiteren Vorfragen verweise. Oktober 1878."

Der frühere, im Jahre 1861 entstandene Artikel über Mode wäre wohl unter den Obertitel „Mode und Zynismus" einzustellen gewesen; aber ich habe dies aus demselben Grund unterlassen, welcher mich mitbestimmte, die Kritik der Illustrationen Kaulbachs zum Reineke Voß von der Gruppe „Satirische Zeichnung" auszuschließen: ich hielt mich eben dazu für nicht befugt.

Wer Fr. Vischer in den Gebieten der bildenden Kunst und Kultur weiterhin begleiten will, möge neben dem zweiten und dritten Teil seiner „Ästhetik" auch die beiden Anfangsbände dieser neuen, erweiterten Auflage seiner „Kritischen Gänge" zur Hand nehmen und im ersten die Schriften „Eine Reise" und „Ein Gang am Strande", im zweiten die Rede „Der Krieg und die Künste" lesen. Die Nachweise habe ich hier nachträglich in den Anmerkungen (S. 487—490) beigegeben.

Im Mai 1921.

R. Vischer.

Inhalt.

Erster Teil.

Zweiter Teil.

Dritter Teil.

Erster Teil.

Overbecks Triumph der Religion.

Ich stand vor dem vielbesprochenen Gemälde im Städelschen Institute zu Frankfurt. Das Auge muß sich auf der von Gruppen und Farben blühenden, oben durch einen Halbkreisbogen geschlossenen Tafel erst zurechtfinden. Beginnen wir nur sogleich die Sonderung. Das Bild zerfällt in zwei große Hälften, streng verbunden im Geiste des Malers und des Mittelalters, in dem er lebt; für das Auge ist keine Einheit da, keine Mitte, keine Wechselbeziehung, welche die getrennten Glieder zur Gesamtheit e i n e r Handlung verbände. Doch urteilen wir noch nicht; der Meister hat ja kein geringeres Vorbild, als Raffaels Theologie in der Stanza della segnatura für sich. Nehmen wir sogleich seine eigene gedruckte Erklärung zur Hand. Ohne diese werden wir nicht wohl ins klare kommen. Es soll dies noch kein Vorwurf sein. Denn ein Kunstwerk soll sich zwar immer selbst erklären, sein Sinn nämlich; das Bedürfnis historischer Notizen ist aber hiedurch nicht ausgeschlossen. Freilich hier reichen solche nicht aus, doch davon nachher.

Es soll die Entwicklung der bildenden Kunst im Dienste der christlichen Kirche dargestellt werden. Nicht als ob sie außerhalb dieses Bundes auch andere Blüten getrieben hätte, welche Wert und Wirklichkeit hätten; denn zwar heißt es, die Künste werden „h i e r" nur insofern gefeiert, als sie zur Verherrlichung Gottes beitragen, aber nicht nur zeigen weitere Äußerungen deutlich genug, daß der Künstler nicht der Meinung sei, anderswo wären mit Fug und Recht auch andere Richtungen der Kunst zu feiern, sondern dies liegt schon in dem sonderbaren Ausdrucke „zur Verherrlichung Gottes". Denn man sollte meinen, die Kunst könne Gott verherrlichen, auch wenn sie nicht einen kirchlich gegebenen Stoff, sondern die Schöpfung schlechtweg in ihrer göttlichen Herrlichkeit darstellt; und doch ist in diesem Bilde und seiner Erklärung nur von e i n e r Art der Verherrlichung Gottes, der kirchlichen nämlich, die Rede. Doch wir geraten immer schon in die Kritik hinein und wollten doch erst sehen und genießen. Wie verkehrt! Aber liegt die Schuld an uns?

Den oberen Teil unter dem Rundbogen nimmt eine Versammlung überirdischer Personen aus dem christlichen Himmel ein; sie sitzen und stehen auf Wolken, wie in der Malerei des Mittelalters und ihrer matteren Nachblüte in den nächsten Jahrhunderten nach Abschluß desselben. Maria mit dem Kinde in der Mitte; sie hat eine Schreibfeder in der Hand und sinnt auf den Lobgesang, dessen erstes Wort „Magnificat“ sie schon auf den Papierstreifen in ihrer Linken niedergeschrieben, „um gleichsam als Chorführerin alle aufzufordern, Gott dem Herrn die Ehre zu geben“. Heilige des Alten und Neuen Bundes umgeben sie, zunächst solche, die als Vertreter der religiösen Kunst gelten können, wie Lucas als Maler, David mit dem Saitenspiel usf., während die heilige Jungfrau selbst die Kunst der Künste, die Poesie vertritt. Von den übrigen Gestalten dieses Olymps nachher ein paar Worte.

Im unteren Teile des Bildes breitet sich in heiteren Flächen und Bergen die Erde aus, und im Vordergrunde ist eine große Versammlung von Künstlern zu sehen. Der ganze obere Teil ist wie eine Vision zu betrachten, die ihnen vorschwebt; doch keiner von ihnen blickt hinauf, keinem, oder nur zweien, dreien sehen wir an, daß, was oben sich enthüllt, in ihrem Innern sich spiegelt. Doch ja, es ist eine Art Verbindungsglied da, die Fontäne. In der Mitte des Planes tritt nämlich ein Brunnen dem Blicke entgegen, der „durch seinen aufsteigenden Wasserstrahl, anspielend auf das Bild, dessen sich der Herr im Evangelium bedient, von dem Springquell, der ins ewige Leben emporsprudelt, als Symbol der himmelanstrebenden Richtung der christlichen Kunst erscheint, im Gegensatz zu der Vorstellung der Alten, die sich auf dem Parnaß eine abwärts strömende Quelle dachten. So ist demnach jede Kunstrichtung, die sich im Bilde angedeutet findet, nur insofern hier gemeint, als sie nicht in Widerspruch tritt mit der himmelwärts gerichteten Intention des Ganzen. Denn die christliche Kunst schließt zwar keine Seite der Kunst, keine Entwicklung derselben aus, sie mag sie vielmehr alle in sich begreifen, aber um alle zu adeln und zu heiligen und dem zum Opfer darzubringen, der zu allen die Fähigkeiten in den Menschen gelegt. Darum erscheint hier auch der Brunnen mit einem zwiefachen Wasserspiegel, indem sich in dem oberen Becken der Himmel, im untern aber die irdischen Gegenstände abspiegeln, wodurch das

doppelte Element der Kunst angedeutet wird, die einerseits ihrer geistigen Wesenheit nach, so wie jeder gute Gedanke, vom Himmel stammt, andererseits aber zur Versinnlichung ihrer Ideen des äußern Gewandes sichtbarer Formen bedarf, die sie der uns umgebenden Natur entnimmt.“ Ich weiß nicht, welche Logik Herr Overbeck studiert hat; Krug, Kiesewetter, wer es sein möge: alle und der gesunde Menschenverstand zuerst lehren unterscheiden zwischen zwei Seiten eines Ganzen und zwischen einem anderen Ganzen, das diese beiden Seiten in völlig verschiedener Mischung enthält. Sinnliche Mittel mußten freilich auch der strengchristlichen Kunst als notwendig zugestanden werden; die Richtung der Malerei aber, welche, in kirchlichen Darstellungen anerkannt ohne religiöse Würde, ihre ganze Kraft im Profanen entfaltete, war von diesem Bilde offenbar ausgeschlossen. Und dennoch haben die Venezianer hier ihre Stelle gefunden. In den Spiegel des unteren Beckens nämlich sehen Giovanni Bellini und Tizian, im Gespräch mit Carpaccio und Pordenone erscheint sogar Correggio, er ist aber freilich mit einem verwünscht frivolen Kopf davongekommen. Aber in dieser Degradation durch ihre Stellung am untern Becken waren die Venezianer doch aufzunehmen? Gut, aber dann machten auch noch andere Meister in Menge Anspruch auf den Eintritt in diesen Kreis. Wo ist van Dyck, Rubens, wo sind die Spanier? Michelangelo schließt. Er hat „von der Bewunderung der Antike sich hinreißen lassen, diese als neuen Götzen in seiner Schule aufzurichten; und Raffael fühlte sich nicht sobald in der Kraft seiner auffassenden Gaben, als auch ihn gelüstete, die Hand nach dem Verbotenen auszustrecken, und die Schranken der Gottesfurcht ihm lästig wurden. Und so ward denn die Sünde der Apostasie in der Kunst um eben diese Zeit an vielen Orten zugleich vollbracht, indem man nicht mehr Gott dem Herrn mit der Kunst dienen, sondern sie selber auf den Altar stellen wollte. Und billig traf solche Sünde der Gottvergessenheit auch alsbald die Strafe der Gottverlassenheit, so daß wir mit Staunen die Künste plötzlich in einen Verfall geraten sehen, und einer ganz schrankenlosen Ausartung preisgegeben, die uns mit größerem Widerwillen erfüllt, als die Erzeugnisse irgendeiner noch so rohen Zeit. Wohl hat man dann in der Folge sich mehrfach bemüht, die Künste wieder zu höherer Würde zu heben; allein

da man das Übel nicht in der Wurzel zu heilen bedacht war, so konnte auch der Erfolg durchaus nicht den Anstrengungen entsprechen. Darin magst du denn auch den Grund suchen, warum du keinen der gefeierten späteren Meister hier findest, denen keineswegs ihr künstlerisches Verdienst soll abgesprochen werden, die aber unter den Mustern christlicher Kunst keinen Platz finden konnten, weil sie ihr, dem Wesen nach, nicht angehören." Freilich ist ihnen ihr Verdienst abgesprochen, denn kirchlich religiöser Geist ist ja als der einzig wahre Inhalt der Kunst behauptet, als die einzige Weise, worin sie ideell zu sein vermag, es fehlt also diesen Künstlern die Idealität, mithin die Kunst — nach Overbeck.

Die Allegorie mit dem Brunnen ist jedoch weiterhin nicht festgehalten; wie sollten auch so viele Köpfe in ein Becken sehen? In das obere Becken, das den Himmel, die obere Hälfte des Bildes spiegeln soll, sieht eigentlich gar niemand. Ein neuer Übelstand, denn was soll die Allegorie, wenn sie nicht einmal benutzt wird? Die Maler, welche noch im Mittelpunkte des religiösen Ideals verweilten, bilden zwei Gruppen zur Linken und Rechten der Fontäne. Links horchen die älteren Toskaner und andere dem begeisternden Gesange des Dante; hier steht Raffael in der Mitte aller derer, die besonderen Einfluß auf ihn geübt, des Pietro Perugino, Ghirlandajo und Masaccio, Fra Bartolomeo, Francesco Francia; die Arme übereinander blickt er voll Selbstgefühl nach dem Wasserstrahle herüber. Zur Seite auf einem antiken Fragmente sitzt tiefsinnend Michelangelo, L. Signorelli neben ihm, der ihn mit ernstem Gesicht ermahnt, auf Dantes Gesang zu horchen.

Zur rechten Seite, nahe den Venezianern, begrüßen sich freundlich verschiedene Meister des Südens und Nordens; zunächst bieten, durch gleiche Übung der Kupferstecherkunst verwandt, Lukas von Leyden, Mantegna sich die Hand, zwischen beiden ragt Albrecht Dürer hervor, dem Lucas hat sich Martin Schön, dem Mantegna Marc Anton gesellt. Neben ihnen bilden eine zweite Gruppe Fiesole, Benozzo Gozzoli, die Brüder van Eyck, Memling, der anonyme Meister des Kölner Dombildes. Schorel in Pilgertracht, weil er eine Wallfahrt ins Gelobte Land gemacht haben soll, tritt hinzu; zwei weibliche Gestalten in der Ferne deuten die Übung der religiösen Kunst in Nonnenklöstern und sonst unter Frauen an;

zwei Mönche, auf den Stufen der Terrasse sitzend, in Miniaturen vertieft, erinnern an die Anfänge der Malerei, „woraus der junge Künstler die Lehre nehmen möge, daß er vor allem das Geräusch der Welt fliehen und Abgeschiedenheit und Sammlung des Geistes lieben müsse“ usw.

Im Vordergrunde sind links die Bildhauer, rechts die Architekten versammelt, jene um Niccolò Pisano, ein Kaiser in ihrer Mitte, sowie unter den Baumeistern ein Papst und Bischof, da es geeignet schien, jene Kunst dem weltlichen, diese dem geistlichen Schutze unterzuordnen. Niccolò lehnt an einem Sarkophage, neben ihm ein kniender Knabe, der „gleichsam“ das Wohlgefallen dieser Kunst an Anmut der Form und Bewegung versinnlicht, um ihn her Schüler, hinter ihm Luca della Robbia, Lorenzo Ghiberti, Peter Vischer, die fromme Sinnlichkeit, die plastische Form, die treue Naturauffassung vertretend. Auf der andern Seite hat über Trümmerstücken antiker Baukunst Meister Pilgram einen Kreis von Schülern, Jünglinge französischer, englischer, spanischer, arabischer Nation um sich versammelt, Erwin von Steinbach weist dem Papste den Aufriß eines Münsters, Brunellesco, Bramante, der Erbauer des Ulmer Münsters, ein Unbekannter treten herzu. Musiknoten in der Hand des Papstes erinnern an den mächtigen Eindruck des Kirchengesanges. Gegen den Mittelgrund des Bildes ragt ein unvollendeter gotischer Bau, die Unterbrechung christlicher Kunstblüte anzuzeigen und den Jünger zur Vollendung derselben aufzufordern.

Also eine Rekapitulation der Kunstgeschichte, ein Kursus über ihre Vergangenheit, der zugleich eine Moral für ihre Zukunft enthält. Die Kunst biegt sich auf sich zurück und macht sich selbst zum Gegenstande. Das ist ein Akt der Reflexion, aus dieser das ganze Bild hervorgegangen, und schon hiedurch ein ganz modernes, im tadelnden Sinne modernes Produkt. Wie? Ein Werk, das so ganz in den Glauben der guten alten Zeit getaucht, so aus der Quelle der reinsten Frömmigkeit geflossen ist, bei dessen Ausführung Perugino und Raffael den Griffel geführt hat? Wir reden von der Ausführung nachher und von der Stimmung, wie sie sich in den ästhetischen Formen ausspricht. Hier ist nur erst ganz allgemein die Aufgabe, der Gedanke festzuhalten. Nie ist es den alten Meistern eingefallen, die Malerei, die bildende Kunst zu malen. Sie haben

einzelne Künstler porträtiert; das ist etwas anderes. Sie haben gelegentlich die verschiedenen Künste in allegorischer Andeutung angebracht; das ist auch etwas anderes. Aber nie haben sie mit dem Pinsel einen Vortrag über Geschichte der Kunst gehalten, um eine fabula docet daraus zu ziehen, um eine gewisse Ansicht über diese Geschichte als die einzig richtige aufzustellen. Und es ist nicht zufällig, daß sie dies unterlassen haben, sondern es ist, weil sie mit allen Kräften im Boden der Kunst wurzelten, nicht außer ihr standen, um Betrachtungen über sie zu malen. Raffael hat die Theologie, das Recht, die Philosophie, die Poesie gemalt. Die Aufgaben waren unfruchtbar genug, und nur Raffael vermochte solche Abstraktionen in Fleisch und Blut zu verwandeln. In der Poesie ist allerdings ein Zweig der Kunst von der Kunst selbst behandelt, aber ein der Art nach von der ihn behandelnden Kunst sehr verschiedener, nicht die bildende von der bildenden, und keineswegs mit der didaktischen Absicht, über die Tendenz derselben eine Lehre aufzustellen. Dies setzt den Rückblick auf eine abgelaufene Entwicklung voraus und einen reflektierenden, räsonierenden Geist. Übrigens ist der Künstler dem großen Schöpfer der Stanzen darin gefolgt, daß er den abstrakten Begriff als die lebendige Seele seiner geschichtlichen Verkörperung in Individuen faßte und so in der Hauptsache der in der Allgemeinheit der Aufgabe liegenden Verführung zur Allegorie entgieng. Allein im einzelnen hat sich diese tote Geburt des Verstandes, die Raffael in der Segnatur aus gutem Grunde als rein dekorative Nachhilfe an die Decke verwies, dieses Afterbild des Schönen, diese Konservatorin eines ästhetischen Naturalienkabinetts, welche einem bestimmten sinnlichen Gebilde die ihm lebendig zugehörende warme Seele ausweidet und dafür einen ihm fremden, der Vielseitigkeit individueller Beseelung durch seine Abstraktheit widersprechenden Begriff hineinstopft: dieses Gespenst der Kunst, die Allegorie hat sich dennoch auf allen Seiten eingeschlichen; ein neuer Beleg, daß wir ein Werk mehr der Reflexion, als der Begeisterung (Fanatismus ist nicht Begeisterung) vor uns haben. Im oberen Teile sind Vorstellungen des christlichen Glaubens, für welche dieser seine bestimmten, der frommen Phantasie geläufigen m y t h i s ch e n Formen hat, ganz unnötigerweise a l l e g o r i s ch angedeutet. Josua, der Israel ins gelobte Land eingeführt hat, weist hin auf

den Erlöser, der die Seinigen ins Reich des Vaters einführt, Melchisedek stellt das ewige Hohenpriestertum Christi vor, hinter diesem steht Joseph mit der Garbe, der auf die Speisung der Gläubigen durch das lebendige Brot vom Himmel deutet, Abraham mit dem Opfermesser, als Bild des ewigen Vaters, der seinen „Erstgebornen“ opfert, neben ihm Sara mit Isaak als Bild der Kirche. So noch mehrere Figuren auf der anderen Seite der Madonna. Die Märtyrer Sebastianus und Fabianus versinnlichen das Leiden Christi, die Jungfrauen Cäcilia und Agnes seine fleckenlose Reinheit, „und zuletzt beschließt die Gruppe die Kaiserin Helena mit dem Kreuz Christi, durch welches auf den himmlischen Adam hingewiesen wird, wie der irdische die jenseitige Gruppe beschließt.“ Es sind zum Teil typische, durch Konvenienz dem Theologen geläufige Allegorien, aber doch ohne Kopfzerbrechen nicht zu entziffern, ja ohne Kommentar gar nicht zu entdecken. Im unteren Teile der Springbrunnen, also der Mittelpunkt des Ganzen, allegorisch. Raffael trägt einen weißen Mantel, „der die Universalität seines Geistes symbolisiert, in welchem sich ebenso alles, was man an anderen vereinzelt bewundert, vereinigt findet, wie der Lichtstrahl alle Farben in sich befaßt.“ Die drei Knaben kann man gelten lassen, deren zwei den Venetianern, ein anderer dem Niccolò Pisano beigesellt, das Wohlgefallen an Fleisch, Leben und Form versinnlichen; denn es ist etwa denkbar, daß wirkliche Knaben als Modelle sich bei den Künstlern eingefunden haben. Aber stark, sehr stark ist wieder das Relief am Sarkophage, mit dessen Studium Niccolò beschäftigt ist: „Es stellt die beiden Marien dar, die zum Grabe Christi gehen, anspielend auf die Auferstehung der Kunst zu einem neuen geistigen Leben, nachdem die alte in Ehren zu Grabe getragen erscheint.“

Man muß allerhand hören. In München ließ ich mich gegen einen Künstler und Kunsthistoriker über die Allegorie heraus. Ich war damals noch so unschuldig, zu meinen, es verstehe sich von selbst, daß ich in meinem Unwillen gegen diese Perücke der Kunst niemand gewisser als die Künstler auf meiner Seite haben müsse; ich erstaunte daher nicht wenig, die sehr ernste Antwort zu erhalten: „Sehen Sie, wohin Sie geraten, wenn Sie die Idee aus der Kunst wegnehmen.“ Ich machte, freilich nach solchem Vorgang hoffnungslos, einen Versuch, ihm darzutun, daß gerade das Interesse, die

Idee recht in die Kunst hineinzubringen, zur Verwerfung der Allegorie führen müsse. Der Mann hatte namentlich Mythus und Allegorie verwechselt und beschlossen, sich hierüber nicht ins klare bringen zu lassen. Diese Verwechslung liegt allerdings der jetzigen Zeit nahe, da vieles, was alte fromme Zeiten als Mythus erzeugten, für uns, weil es nicht mehr im Glauben lebt, Allegorie geworden ist, und derjenige, der dem Mythus als höchster Aufgabe der Kunst das Wort sprechen zu müssen glaubt, daher leicht auch den ursprünglichen Unterschied desselben von der eigentlichen Allegorie verkennt und diese in seine Protektion mit einschließt. Zwar ist dieser Unterschied bei einigem Nachdenken leicht erkennbar. Wenn Cornelius in dem herrlichen Bilde in der Glyptothek, Paris die Helena entführend, das lustige Schiff von reizenden Amorinen geleiten läßt, während hinten mit geschwungener Fackel die Erinnyen sich anklammern, so ist dies mythisch; denn diese Figuren sind nicht Erzeugnisse seiner subjektiven Reflexion oder einer herkömmlichen Konvenienz des Verstandes, ausgeklügelt, um einen Begriff nachträglich und oberflächlich zu versinnlichen, sondern es sind Wesen, die in einem alten Glauben lebten, entstanden durch absichtlose Volksdichtung, und sie leben, wenn anders der Künstler nur Kraft hat, uns mit frischer Reproduktion in das Element, in die Stimmung jenes Glaubens zurückzuführen, noch einmal auf. Es kann keine Frage sein, daß die Kunst das Recht haben muß, in der entschwundenen Götterwelt noch einmal Fuß zu fassen; denn sie war ein organisches Erzeugnis des menschlichen Bewußtseins, das auch in die abgebleichten Gestalten seiner früheren Anschauung sich muß zurückversetzen können. Die Plastik lebt fast allein noch von dieser Kraft der Erinnerung; die Malerei hat schon durch Raffaels wunderbare Erfindungen in der Farnesina sich diesen Kreis wieder vindiziert. Aber ein anderes ist es, wenn ein ganzes Kunstwerk oder ein Zyklus von Kunstwerken sich in diesem Elemente heimisch anbaut, als wenn ein vereinzeltes Werk, das in der Hauptsache einen rein menschlichen Gegenstand darstellt, daneben dieselbe Macht, die in der Tätigkeit der beteiligten Personen sich schon genugsam verkörpert, zugleich noch mythisch personifiziert. Wenn z. B. Eberhard Wächter den Abschied des Odysseus von der Kalypso malt und neben beide einen trauernden Amor ins Gras legt, so ist dies zwar

ein Wesen aus der alten Mythe und die ganze Szene gehört der Heroensage an, wie jene Komposition des Cornelius; doch knüpfen sich keine großen Völkergeschicke daran, wie an die Entführung der Helena, sondern es ist eine Situation reinmenschlicher Empfindung, ein Privaterlebnis, Schluß eines Romans; das Motiv, die trauernde Liebe, ist in den Hauptfiguren vollkommen dargestellt, der trauernde Amor sagt dasselbe, was sie schon sagen, noch einmal, und so wird uns diese ohnedies schon so abgedroschene Figur hier zur überflüssigen und störenden Allegorie.

Poussin und andere haben bekanntlich mythische Staffage in Landschaften geliebt, Polyphem sitzt auf hohem Felsen, Diana und Nymphen jagen und baden. Die Landschaft ist danach komponiert, in diesen Wesen ist nur die Stimmung, die in derselben liegt, verdichtet und verkörpert, aber die Landschaft drückt eben diese Stimmung schon als Landschaft aus, es heißt doppelt schreiben, und in diesem Zusammenhang müssen uns daher die mythischen Wesen zu langweilig allegorischen werden. Hier kommt noch insbesondere die Frage über Bedeutung und Grenzen der Staffage zur Sprache, worüber ich ein andermal einige Bemerkungen, die sich mir bei neueren Landschaftsbildern aufgedrungen, vorzubringen habe. — Anders verhält es sich mit den christlichen Mythen; es ist noch zu kurz her, daß sie uns Glaubensartikel waren, ein großer Teil der protestantischen Welt glaubt sie teilweise, ganze katholische Völker glauben sie in ganzer Ausdehnung mit allen Zusätzen des Mittelalters noch. Daher trifft die Aufnahme solcher Stoffe in der neueren Kunst nicht sowohl der Vorwurf der Allegorie (einiges ausgenommen, wie z. B. Engel, welche doch mehr als andere Figuren zu Allegorien ausgedroschen sind), sondern ein anderer, wovon nachher. Aber auf diese Mythen noch eigentliche Allegorien hinaufkleben, wie Overbeck getan hat, das heißt freilich einem gesunden Magen zuviel zumuten. „Aber welche Konfusion, Overbeck glaubt ja das, was Sie Mythen nennen, es sind ihm also keine!“ Daß er es zu glauben glaubt, bezweifle ich gar nicht; nur noch eine kleine Geduld, wir kommen darauf zu sprechen.

Die eigentliche Allegorie nun, eine beiläufige Verknüpfung einer gewissen sinnlichen Erscheinung mit einem abstrakten Begriffe durch irgend ein tertium comparationis, gemacht von der subjektiven

Reflexion, — soll ich den Begriff weiter auseinandersetzen? Es ist schon so vielfach geschehen, in so vielen Ästhetiken und Mythologien zu lesen! Ich selbst habe schon einmal in diesen Blättern den Begriff der Allegorie erörtert. Eberhard Wächter, der große edle Künstler, aber in diesem Stücke noch einem früheren Jahrhundert verschrieben, malt eine Frau, die einen Negerknaben und einen weißen auf dem Schoße hält, beide mit gleicher Liebe umfassend, und versichert uns, dies sei die humanitas. Hätte er die Wegnahme eines Sklavenschiffes dargestellt, oder irgendeinen andern Akt der Humanität, so wäre es keine Allegorie gewesen. Die eigentliche Allegorie, sage ich, kann von der Kunst nicht ganz ausgeschlossen werden. Es kann bei Monumenten, bei der Verzierung der Architektur an Portalen usf., oder zyklischer Ausschmückung großer Räume, öfters die Aufgabe entstehen, einen abstrakten Begriff durch ein Bild, welches nicht die Phantasie des Volkes, nicht alter Glaube als dessen wirklichen lebendigen Leib anschaut, sondern nur die Reflexion eines einzelnen mit ihm verknüpft und etwa die Konvenienz in dieser Verknüpfung fixiert hat, anzudeuten. Die bildende Kunst als eine stumme wird diesen Notbehelf nie ganz entbehren können. Treten wir von unserem Gemälde in den anstoßenden Saal und verweilen vor Veits schönem Bilde: Der Einfluß der christlichen Religion auf die Künste, und betrachten uns nur die Hauptgestalt: die Religion. Nie hat die Phantasie der Völker die Religion selbst sich als Person vorgestellt, dieses Weib ist also eine Allegorie. Aber sie war hier nicht wohl zu vermeiden, und die Gestalt ist so schön, hehr und lieblich zugleich, daß wir uns gern mit ihr versöhnen. Ein Notbehelf aber bleibt es, und man muß vor dieser hohen Frau ausrufen: Schade, daß sie nicht mehr als eine Allegorie ist! Dagegen hat man namentlich neuerdings von gewissen Seiten die Allegorie geradezu als das Höhere gegen die eigentliche Darstellung behauptet, und sowohl die Münchener als die Düsseldorfer Schule liebt vielfach sich in derselben zu bewegen. Das vornehme Wort Idee hat gar viel Spuk angerichtet. „Die Kunst muß Ideen darstellen.“ Ganz falsch! Denn das heißt schon: der Künstler muß eine Idee, will sagen: abstrakten Gedanken aushecken, und ihm nachträglich ein Kleid umhängen. Idee und Bild ist in jenem Satze schon so auseinandergehalten, daß die allegorische Darstellung von

selbst folgt. Die Kunst soll ideale Anschauungen der Phantasie, in denen die Idee schon von selbst und untrennbar mit dem sinnlichen Körper vermählt ist, zur äußeren Erscheinung bringen. Das etwas berüchtigte Wort Allegorie vermeidet man freilich gern und setzt dafür Symbol. Allein es ist in Symbol und Allegorie dasselbe äußerliche und dem wahrhaft Schönen fremde Verhältnis zwischen Bild und Idee. Der Unterschied ist nur der, daß das Symbol ein instinktmäßiges Produkt der im Dunkel suchenden Phantasie der Naturreligionen, Allegorie das Machwerk eines einzelnen ist, der sich mit nüchterner Wahl des Verstandes einen Begriff ersinnt und ihn dann in ein beliebiges Bild verbirgt. Die symbolische Einbildungskraft konfundiert, sich selbst dunkel, Bild und Idee; die Allegorie, deren Verfertiger für seine Person über den Unterschied und das tertium beider völlig im klaren ist, spielt Versteckens mit dem Zuschauer. Zwischen dem Weltstier Apis und dem Abstraktum der ursprünglichen Zeugungskraft ist an sich dasselbe Verhältnis, wie zwischen den zwei Bestandteilen irgendeiner modernen Allegorie, aber dem Ägypter fielen Apis und Urkraft dunkel zusammen; was dagegen unter dem Homunkulus zu verstehen sei, wußte Goethe recht wohl, nur der Leser soll sich müde raten. Die häufige Ausführlichkeit der Allegorie, die aus ihrer reflektierten Natur fließt, bildet keinen wesentlichen Unterschied. Von beiden ist der Mythus verschieden. Er setzt die religiösen Wahrheiten in Handlungen um; Handlung setzt Willen, Wille einer Person voraus; seine Personen aber verhalten sich zu dem bestimmten Ideengehalte, den sie vertreten, so, daß dieser ihre eigene Seele, ihre Leidenschaft ist. Der Mythus konnte sich daher noch nicht in der Naturreligion, sondern erst in der aus ihr herausstrebenden Religion der schönen Menschlichkeit in seinem wahren Wesen ausbilden. Er läßt das Symbol hinter sich, und geht der Allegorie, die von ihm das Sukzessive der Handlung aufnehmen kann, aber keine eigentliche Handlung kennt, weil sie keine Personen, sondern nur Devisen hat, voran. Die Allegorie hat sich immer eingestellt, wo das Leben einer Religion im Absterben und mit ihm die poetische Potenz im Verwelken war. Die späteren Griechen, die Römer der Kaiserzeit liebten sie, die saeva necessitas des Horaz mit Balken, Nägeln, Keilen, Klammern und Blei daherkeuchend, ist die rechte Reigenführerin

dieser Zunft; die Jahrhunderte des Zopfes kultivierten sie ganz leidenschaftlich, und indem jetzt die Kunst kräftig die Flügel regt, ist sie uns als Muttermal der Prosa, als Haarbeutel des ancien régime noch hängen geblieben. Ob wir berufen sind, uns aus dem Zopfe (ich muß das Wort, wie die Künstler, als Terminus brauchen, es gibt kein anderes) ganz herauszuarbeiten, dies fällt so ziemlich auch mit der Frage zusammen, ob wir fähig sein werden, die Allegorie vollends abzuschütteln. Ich möchte die Künstler nur das eine fragen: Ob ihnen die Wirkung ihrer Bilder gleichgültig ist? Ob sie lieber klar oder dunkel bilden? Ob sie lieber erfreuen oder langweilen? Ob sie lieber rühren oder kalt lassen? Schadow hat die Parabel von den klugen und den törichten Jungfrauen in einem großen Staffeleigemälde mit vielem Aufwand von Kunst ausgeführt. Der himmlische Bräutigam öffnet eintretend die Pforte, zu beiden Seiten sehen wir in reicher Abstufung des Affekts dort die erschrockenen unklugen, hier die freudigen klugen Jungfrauen mit ihren Lampen. Können wir mit dem Schmerz jener, mit der Freude dieser irgendwie sympathisieren, mit ihnen fürchten, hoffen, erschrecken, entzückt sein? Gewiß nicht, es ist ihnen selbst ja nicht ernst, nicht einmal mit ihrer Existenz, sie haben ja kein Blut, keine Lebenswärme, bedeuten nicht sich selbst, es sind Schatten, Schemen, ein paar Lappen um einen Begriff geschlagen; ein ganz tüchtiges Bild für die Rede, für den Lehrvortrag, hohl und matt für die bildende Kunst. Ganz anders verhält es sich, wenn wir dieselben Figuren am Portal der Sebalduskirche zu Nürnberg einzeln in Stein gebildet auf Konsolen stehen sehen. Hier sind sie architektonische Verzierung, und diese unterliegt ganz anderen Bedingungen als die Malerei. Im Museum von Neapel ist auch zu sehen, von Salvator Rosa gemalt, die Parabel vom Balken und Splitter, ein hinreißendes Kunstwerk. „Freilich so etwas, das muß ja häßlich und abgeschmackt aussehen.“ Das schadet aber der Allegorie als solcher nichts, das Prinzip der Allegorie ist gar nicht das Schöne, sondern das Wahre; sie ist nur zufällig und gelegentlich schön, Wahrheit und Schönheit können in ihr sogar im umgekehrten Verhältnisse steigen und fallen. Da übrigens auch das dünnste bildliche Gewand den Lehrgehalt immer noch mehr versteckt als offenbart, so würde ich unseren Ideenmalern sehr raten, künftig

leere Flächen in einem Rahmen aufzustellen: darauf wäre dann zu sehen das Absolute = Zéro, die Idee der Ideen, der Urgrund, worin alle Kühe grau sind. Ohne alle Hyperbel, es müßte nach dieser Ansicht als die höchste Aufgabe des Malers konsequent diese aufgestellt werden, nichts zu malen.

Aber fast hätten wir unser Bild vergessen. Die Allegorie kommt hier doch nur unter anderem vor, die Seele des Ganzen ist nicht in allegorischen, sondern in mythischen Gestalten verkörpert. Man wird sich nicht einbilden, daß ich nicht wisse, wie etwas Angefochtenes durch den Namen mythisch ausgesprochen wird; noch viel weniger, daß ich behaupte, es liege jenen überirdischen Figuren gar nichts Historisches zugrunde. Unser Meister freilich ist am weitesten entfernt, solchen Stoff als mythischen gelten zu lassen, vielmehr er stellt ihn als die allein wahre Realität und als die einzige würdige Aufgabe der Kunst hin. Alle weltliche Darstellung ist ihm ja das Ende der Kunst, Sünde der Apostasie (s. oben S. 3 f.). Man wird aber nicht erwarten, daß ich meinen Terminus mythisch, den ich alles Ernstes zur Unterscheidung der religiösen und der historischen Malerei in Vorschlag bringe, hier durch eine theologische Vorlesung begründe.

Ich spreche deswegen gerade von diesem Bilde so weitläufig, weil nirgends mit solcher Bestimmtheit die weit verbreitete, in der wissenschaftlichen Ästhetik noch herkömmlich wiederholte Ansicht von der Einheit der Kunst und Religion aufgestellt ist. Natürlich ist bei unserem Meister nur von christlicher Religion und Kunst die Rede. „Das Heidentum als solches soll der Künstler mit entschiedener Verachtung liegen lassen; aber er mag sich gleichwohl die Kunst der Alten, sowie ihre Literatur, zunutze kommen lassen, gleichwie die Kinder Israel die goldenen und silbernen Gefäße aus Ägypten mitgenommen, wofern er sie nur, gleich diesen, zum Dienste des wahren Gottes in seinem Tempel umzuschmelzen und zu heiligen weiß." Da steckt wieder ein hübsches Nest Konfusion. Das Heidentum als solches. Soll das heißen: Stoffe aus der heidnischen Religion? Diese werden aber doch im Grunde von der neueren Kunst nur selten aufgenommen. Die griechische Weltanschauung überhaupt ist vielmehr gemeint, wie sie dem Sinnenleben und der naturgemäßen Wirklichkeit positive Geltung gönnt. Die

griechische Stimmung und die aus ihr fließenden Kunstformen aufgenommen zu haben, ist sein Vorwurf gegen Michelangelo und Raffael. Aus diesem Grunde ist die moderne Kunst seit dem Schlusse des Mittelalters für ihn nicht vorhanden; denn ihre weltliche Tendenz hat neben dem kritischen Geiste des Protestantismus, der den christlichen Olymp entvölkerte, wesentlich die Rückkehr zum gesunden Realismus der Alten zum Ausgangspunkte; Reformation und humanistische Studien wirkten auf dasselbe Ziel. Etwas soll nun aber der Künstler von den Heiden doch lernen dürfen. Die schöne Form ohne Zweifel, und in diese soll er den christlich-kirchlichen Inhalt niederlegen? Als ob er die Schönheit der Antike bewundern und reproduzieren könnte, wenn er ihre Grundlage, die plastische Weltanschauung, verachtet! Und als ob das gar nie wäre bezweifelt worden, daß die antike Form und der christliche, d. h. der mittelalterlich-kirchliche Gehalt so widerspruchslos sich verschmelzen lassen! Als ob noch jemand gemerkt hätte, wie Raffael, indem er sie verschmelzt, eben dadurch auch die Auflösung des religiösen Ideals der Romantik beginnt! Wie der Fanatismus auch die gemeine Logik verwirrt, davon gibt besonders folgender Umstand mit dem Sarkophage des Niccolò Pisano ein schlagendes Beispiel. Diesem merkwürdigen Manne gieng der Geist der antiken Plastik angeblich durch das Studium eines antiken Sarkophags zuerst wieder auf. Overbeck benützt diese Tatsache, so aber, daß er einen Sarkophag mit einem Relief aus der ältesten christlichen Zeit an die Stelle des antiken setzt. Die Reste antiker Form in den ältesten christlichen Kunstdenkmälern waren aber bekanntlich sehr dürftig, und, soweit sie noch vorhanden waren, doch nichts anderes, als eben eine Erbschaft aus dem Heidentume; also erreicht Overbeck durch diese lügenhafte Entstellung der Geschichte nicht einmal seinen Zweck, die Verdrehung der Tatsache bestraft sich durch Unsinn.

Wir müssen hier notwendig an die Wurzel gehen und den Satz von der Einheit der Kunst und Religion überhaupt prüfen. Die Seite ihrer Einheit braucht wirklich nach allem, was Schelling, Solger, Hegel hierüber gesagt haben, keinen philosophischen Beweis mehr. Sie haben einen und denselben Boden, die Einheit des Begriffes und der Wirklichkeit, die versöhnte Welt, die Idee, und die Religion, indem sie diese in einem Kreise von Mythen

niederlegt, arbeitet der Kunst von selbst in die Hände. Der geschichtliche Beweis liegt für jedermann da, denn bis zum Ende der großen mittelalterlichen Kunstblüte giengen in allen Weltaltern Kunst und Religion Hand in Hand. Allein schon an sich ist in der Einheit zugleich der Unterschied und die Lösbarkeit beider Sphären nicht zu verkennen. Die Religion bewegt sich zwar im Elemente der Vorstellung. Allein fürs erste ist es nicht die reine Vorstellung, in der sie sich bewegt, sondern sie reicht teilweise schon in das Gebiet des abstrakten Denkens hinüber, indem sie die Vorstellungen in Lehrsätze faßt, mit Beweisen stützt, mit Unterscheidungen und Nutzanwendungen prosaisch durchflicht, und zwar nicht nur in der Dogmatik, sondern im gemeinen Bewußtsein selbst. Fürs andere ist ihr in dem Grade, in welchem sie über die Naturreligion sich zur Religion des Geistes erhebt, die äußerliche Anschauung des innerlich Vorgestellten im Kunstwerke entbehrlich, ja sie setzt sich in Opposition dagegen, weil sie Götzendienst befürchtet. Der Katholizismus war der Kunst in dem Grade günstig, als er noch mit polytheistischer Stimmung und polytheistischen Stoffen behaftet war. Der protestantische Kultus verlegt den Dienst des Herrn rein ins Innere und befürchtet von den bunten Umgebungen der Kunst mehr Zerstreuung als Sammlung; er hat zwischen der ästhetischen und der religiösen Stimmung unterscheiden gelernt. Wirklich, man trete in die Allerheiligenkirche zu München und überzeuge sich mit eigenen Augen, daß das Volk zwischen diesen reichgeschmückten Wänden gedankenlos gafft, statt zu beten. Das hat im Katholizismus allerdings wenig zu sagen, denn aus demselben Grunde, warum er der Kunst so sehr günstig war, fixierte er auch den Begriff des opus operatum. Sparsame, würdige Mitwirkung der Kunst zum Gottesdienste soll natürlich darum nicht abgewiesen und die Geschmacklosigkeit, ja die Häßlichkeit des protestantischen Kultus nicht gutgeheißen werden. Nur liegt in der Religion für sich nicht notwendig der Trieb der Veredelung der ästhetischen Formen ihres Kultus. Ihr Interesse ist kein kontemplatives, sondern ein praktisches, Erbauung. Es soll in dem andächtigen Subjekte etwas anders werden, es soll nicht bleiben, wie es war, und bei dieser Veränderung ist es mit seinen höchsten Wünschen und Hoffnungen absolut beteiligt. Die Religion hat I n t e r e s s e

(allerdings kein endliches), die Kunst keines. Kants Kritik der ästhetischen Urteilskraft hat dies hinlänglich dargetan. Jene Veränderung im Subjekte zu bewirken genügt aber auch der dürftige, der rohe Kunstversuch, ja dieser sagt dem religiösen Interesse in seiner spezifischen Reinheit mehr zu, als das schöne Kunstwerk. Die Äußerungen des Äschylos, des Pausanias, daß die alten strengen und düsteren Kultusbilder göttlicher seien, als die neuen schönen, sind ja bekannt. Das schöne Bild **befreit**, Angst und Zittern um unser Seelenheil hat in seiner Gegenwart ein Ende und wir erinnern uns, wie schön die Welt da draußen sei, der wir entsagen sollen. Die Absichten beider Sphären können sich (und es ist dabei gar nicht an eine gesunkene und frivole Kunst zu denken) geradezu feindlich begegnen. Die gräßlichen Darstellungen der Qualen Jesu und der Märtyrer predigen dem sinnlichen Menschen einschneidend, wie er es bedarf, was der Gottessohn und die Heiligen um seine Seligkeit litten; der ästhetisch Gebildete aber wendet mit Schauder sein Auge von jenem heiligen Bartholomäus im Dome zu Mailand ab, der seine abgezogene Haut auf der Schulter trägt, von Poussins heiligem Erasmus im Vatikan, dem die Gedärme aus dem Leibe gehaspelt werden, von der heiligen Agata in den Uffizien zu Florenz, der die Brüste mit Zangen zerrissen werden. Umgekehrt ist es nicht die Sprache religiöser Erbauung, wenn ein italienisches Mädchen vor einer Mutter Gottes mit dem Kinde von Raffael ausruft: che bello bambino, quanto è grazioso, quanto è carino! Endlich verfolgt der Gottesdienst seine Zwecke schonungslos gegen die edelsten Werke der Kunst. Man weiß, wie der Lichterqualm, der Weihrauch das Jüngste Gericht des Michelangelo schwärzt, wie ungünstig und dunkel gewöhnlich die schönsten Bilder in Kirchen hängen, und was wäre wohl aus der Sixtinischen Madonna geworden, wenn sie noch als Umgangsfahne zu Piacenza diente!

Es ist bekannt, daß bedeutende Meister in Italien und Deutschland, nicht etwa nur in der Zeit des Verfalls, wie Poussin, sondern in der besten Zeit, sich nicht enthielten, jene schauderhaften Martern darzustellen. Freilich auf Bestellung, aber die Aufgabe ließ sich immer mildern. Allein sie standen selbst nicht auf rein ästhetischem, sondern auf religiösem Boden, sie waren nicht frei; und dies führt uns auf die Hauptsache, ins Schwarze unserer Scheibe.

Es liegt in der gemeinsamen geschichtlichen Entwicklung der Kunst und Religion eine schwierige Antinomie. Indem sie sich immer mehr zusammenbewegen, gehen sie jeden Moment ebensosehr immer weiter auseinander, sie bilden sich einander zu und zugleich voneinander weg, sie suchen sich, und dies Suchen ist ein Fliehen; sie finden sich, und sie sind weiter getrennt als je. Die Religion stellt das innerste Selbst des Menschen ihm äußerlich projiziert gegenüber. Nicht sein empirisches Selbst ist es, was er hier anschaut, sondern sein ideales. Er soll es wieder erkennen in dieser Bewegung, es soll das gegenüberstehende Bild seinen reinen Geist vertraut begrüßen, seinen Eigenwillen aber und sein sinnliches Leben tief erschüttern und abweisen. Die Religion auf ihrem Standpunkte kennt eine Versöhnung des empirischen mit dem idealen Ich nur unter der Bedingung, daß jenes im Innersten zerknirscht und gebrochen werde, daß es in seinen Tiefen zusammenschaure, die heidnische wie die christliche. Dies negative Moment hält sie fest, um von seinem Eintritt unmittelbar zum Momente der höchsten Versöhnung überzugehen. Jene Brechung des natürlichen Willens als ein stetiges Werk der Erziehung anzusehen, den gebildeten Willen als eine affirmative Einheit des geistigen und des Sinnenlebens anzuerkennen, ist der Standpunkt der Ethik, der nur implicite in dem der Religion liegt. Zurückweisung also des natürlichen Willens und freundliches Entgegenkommen gegen das reine Selbst im Zuschauer bleibt Hauptaufgabe religiöser Kunstwerke. Dies leisten sie um so mehr, je mehr sinnliche Darstellungsmittel ihnen zu Gebot stehen, je mehr sie sich zur reinen Form erheben, und mit der Vollendung der Form erreicht das religiöse Ideal seinen Gipfel. Aber wo holt der Künstler diese Form? In der Natur, in der Welt; und gerade diese soll sein Ideal als nichtig darstellen. Also was er als verwerflich, als sündhaft, als ausgeschlossen aus dem Heiligtum aufzeigen soll, eben das ist es, was er zu demselben Zwecke aufnehmen und einlassen soll, das ist der Widerspruch. Woraus sein Werk verbannen soll, das ist seine Heimat, seine Lebensluft. Der Widerspruch wird lange nicht gefühlt, bis an die Schwelle der höchsten Entfaltung bleibt der Flügel der Kunst gebunden, ein Rest alter Herbe und typischer Härte rettet die geforderte abweisende Strenge. Das ist es, was in den

Werken eines Fiesole, eines Pietro Perugino, Franc. Francia so fromm ergreift, so tief rührt, die Schüchternheit in der Anmut, die naive Dürre und Magerkeit bei Formen, die doch schon der höchsten Schönheit entgegenschwellen. Endlich bricht die Knospe, die Jungfrau ist reif und mannbar, das Ideal erreicht; und jetzt, in den Werken eines Phidias und Polyklet, eines Raffael feiern Kunst und Religion den Moment ihrer höchsten Einheit. Aber es ist zugleich der Moment ihrer Entzweiung für immer; die erblühte Jungfrau hat kein Bleiben mehr in den Klostermauern; die Geburt des religiösen Ideals ist die Stunde seines Todes, diese Aloë welkt, wenn der schlanke Blütenstengel emporgeschossen ist. Es war zu viel Natur, zu viel Form in dies Heiligtum eingelassen, es hat mit ihr seinen Feind in sich aufgenommen; einen Basilisken, der sein Blut aussaugt, hat die kirchliche Kunst an ihrem Busen aufgesäugt, die Schönheit wird ihre Verräterin. Das gebundene Bewußtsein des Künstlers hat sich vom letzten Reste des Typus befreit, und mit dieser Freiheit ist es ein weltliches geworden, ohne es zu merken. Die Bundesfeier selbst ist die Sünde der Apostasie. Lange noch hält die Kunst die kirchlichen Stoffe fest, aber der Geist ist heraus. Zugleich arbeitete längst der denkende Geist im stillen, bis er gerüstet hervorspringt und jener Einheit auch von seiner Seite ein Ende macht. Die Vereinigung der höchsten Leistungen in der heiligen Malerei mit den sichtbaren Anfängen einer Entfremdung von dem kirchlichen Ideale in Raffael, der jähe Sprung des Michelangelo über alle fromme Keuschheit der Form hinweg, die Entschiedenheit der Venezianer für Bildnis, Geschichte, glühendes Sinnenleben, alte Mythologie bei ganz genreartiger Behandlung religiöser Gegenstände, Correggios üppige Sentimentalität: alles dies fällt in dieselbe Zeit, da in Deutschland die Reformation mit scharfem Besen die ganze bunte Phantasmenwelt des Mittelalters hinwegstreifte. Es ist leicht, in Griechenland denselben Gang nachzuweisen. Die florentinische und umbrische Schule des 15. Jahrhunderts entsprechen der Periode des Phidias; die des Raffael, Correggio, der Venezianer der Richtung des Praxiteles und Skopas, wo mit der vollen Ausbildung der reizenden Form auch das Profane eintritt, und wie mit jenen die Reformation, so ist mit diesen die sophistische und sokratische Philosophie gleichzeitig.

In Deutschland gibt man die kirchlichen Stoffe auf, in Italien behält man sie bei und verkehrt sie. Der Katholizismus selbst, von der Aufklärung angesteckt und seinen Zerfall fühlend, versucht eine große Restauration, bei der ihm die Kunst wesentliche Dienste leisten soll. Das religiöse Ideal soll durch Mittel sehr moderner Art, durch stimulantia gerettet werden. Jene eigene feine Sinnlichkeit, welche mit der Trunkenheit sentimentaler Verzückung zusammenfällt, jene Vermischung von Magdalene und Pompadour, jene schuldige Unschuld, jene kokette Naivität, all jener Theatereffekt, der das spätere sechzehnte, siebzehnte, achtzehnte Jahrhundert bezeichnet, ist das Mittel, das der moderne Katholizismus aufbietet. Die Kirchenmusik wird zur Opernmusik, die ernste Glocke selbst lernt Menuett tanzen, dem Bildhauer stehen Balett-Tänzer und -Tänzerinnen, die Architektur lernt hüpfen, daß ihr die gewickelten Haare in die Lüfte flattern, Mätressen blicken schwimmend in lüsternen Tränen aus dem Rahmen und runzliche, vettelhafte Alte, heilige Hieronymus, Franziskus usw. schmachten mit der Verzückung begehrlicher Impotenz nach ihnen. Diese Periode, die berühmte große Zopfperiode, ist der Auflösungsgang des romantischen Ideals.

In Holland hatte der protestantische Geist im 17. Jahrhundert einen neuen Weg gesucht. Da ihm die transzendente Gestaltenwelt entzogen war, ergriff er die Wirklichkeit, zuerst die nächste, deren derbe Gegenwart nur die Idealität der Komik oder des traulichen Familiengeistes zuläßt. Ganz ebenso hatte im 16. Jahrhundert die deutsche Poesie der Überschwenglichkeit des romantischen Epos den plebejischen Ton der derben Volkslust, den Grobianismus eines Dedekind, den überschrecklich lustigen Zynismus eines Fischart entgegengestellt. Dies waren die Anfänge einer neuen Kunst, deren Inhalt die Wirklichkeit, nicht mehr das phantastisch bevölkerte Jenseits sein sollte, die Geschichte, nicht der Mythus. Aber es fehlte der Adel der Form, es fehlte die Idealität der ernsten Schönheit. Diese war nur von den Alten zu lernen. Der winterliche, zwiespältige deutsche Charakter, seine stille Tiefe bei roher Form sollte mit dem Geiste der antiken Plastik durchdrungen ein neues Kunstleben erzeugen. Schon einmal war die antike Form aus ihrem Grabe erstanden, um der verschlossenen Innigkeit des romantischen Gemüts zur schönen Erscheinung zu verhelfen; es war in Italien

im 15. Jahrhundert, als die Florentiner an diese reine Quelle zurücktraten, auf deren Schultern Raffael steht. Aber ungenügsam zupft und zerrt man an der antiken Form, gießt einen fremden, eitlen, modern-selbstgefälligen Geist in ihre gesunden Glieder und verkehrt sie endlich so, bis man sie wirklich mit sehenden Augen nicht mehr sieht. Die mißverstandene Antike ist eine Hauptbedingung des Zopfes.

Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts geht von Deutschland aus die Reinigung der Kunst durch die Reinigung des Sinnes für die antike Form. Winckelmann erlöst uns von jenem Hohlspiegel, durch den wir die Antike gesehen hatten. Endlich erkennen wir in den Homerischen Helden wieder Menschen und nicht mehr renommistische Gardeoffiziere, ahnen und schauen wieder, was Natur sei, große Natur, Stil, Geist in Naturform, Weben und Sein im Mittelpunkte, Quellwasser, Milch des Lebens. Karstens, Wächter, Schick ergreifen mit kräftiger Hand, was Winkelmann entdeckt. Die Barbaren hatten zum zweiten Male die Alte Welt erobert. Die grobe deutsche Natur lernt endlich, was ihr das Schwerste ist, Form. Die deutsche Malerei des Mittelalters ist bewunderungswürdig in den zwei äußersten Seiten der Darstellung: Seelentiefe des Ausdrucks und liebevolle technische Vollendung des einzelnen; aber die Mitte fehlt, die Rundung, Fluß und Schwung großer Formen, die schöne Gestalt, kurz die Plastik. Was schon Giotto am Saume erfaßt, Fiesole trotz aller Transzendenz seiner Stoffe gefühlt, ja teilweise erreicht, Masaccio im Mittelpunkte mächtig ergriffen, das liegt in Deutschland noch dem Albrecht Dürer in weiter Ferne, die Skulptur streift näher daran in Peter Vischer. Aber welcher Unterschied auch zwischen diesem und dem beinahe um hundert Jahre älteren Ghiberti! Dann folgt Deutschlands tiefe Zerrüttung, indes das Leben der Nation in die innersten Teile zurückgetreten nur für rein geistige Taten aufgespart schien, bis endlich neue Keime die Eisdecke durchbrechen und Deutschland, spät, aber desto nachhaltiger und inniger, sein tiefes Gemüt mit der klassischen Form vermählt. Es war in der Poesie ebenso; die romanischen Völker, dem Naturell und der Stimmung, woraus die Antike hervorgegangen ist, nie ganz entfremdet, feiern die klassische Periode ihrer Dichtung schon im 16. und 17. Jahrhundert, während sie bei uns nach dem Ver-

fall der vom antiken Formgefühl so weit entfernten Poesie des Mittelalters in tiefer Roheit liegt. Wir sollten erst andere geschichtliche Aufgaben vollbringen; wir sollten, wie kein anderes Volk, entschlossen mit dem Mittelalter, dem Geiste phantastischer Transzendenz, brechen, die eigentlichen romantischen Stoffe, die auf diesem Geiste beruhen, lieber aufgeben als zur eleganten Form erheben und erst spät die Frucht der humanistischen Studien ernten, den gebildeten, mit der Wirklichkeit versöhnten freien Geist der modernen Zeit in die silbernen Schalen antiken plastischen Sinnes gießen. Erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts verschmelzt Goethe klassische Form und germanisches, romantisch vertieftes Seelenleben zur Einheit des modernen Ideals. Ebenso die bildende Kunst. Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Die italienische Kunst liegt noch tief im argen; nur die Franzosen und Belgier sind uns gefolgt.

Inzwischen, es fehlte noch ein Schritt. Der Standpunkt der Antike ist nicht das Element, worin das Gemüt sich ganz gesättigt fühlen kann, dem seit dem Christentum und seiner Durchdringung mit der innigen Natur deutscher Völker eine neue Welt unendlicher Gefühle aufgegangen ist. Ganz hatten ohnedies die großen Dichter von dem Mißverständnis und von der falschen dogmatischen Anwendung der Antike sich nicht befreit. Ein kleines Endchen Zopfband war noch hängen geblieben. Man kennt das Kunsturteil der „Kunstfreunde" in Weimar, ihre Mißachtung der Romantik, ihre Forderung plastischer Stoffe für die Malerei. Auch die Poesie war von der falschen Klassizität noch nicht ganz frei; Goethe meinte eine Achilleis dichten zu können. Etwas Canova, etwas Hofgeschmack des 18. Jahrhunderts, etwas Puder ist doch noch in manchen seiner Dichtungen. Eine Reaktion mußte erfolgen. Die romantische Schule trat auf, ein spätgeborenes Kind der eigentlichen Romantik, welche nicht vergessen konnte, daß sie in Deutschland, am Schlusse des Mittelalters unterbrochen, ihren völligen Abschluß nicht hatte vollbringen können; ein neues Mittelalter trat auf, aber kein wirkliches, ein in einem fremdartigen Geiste, dem modernen, reflektiertes künstliches Mittelalter: und darin lag das Kranke, daß man dies übersah, daß man ganz ins Mittelalter zurück wollte und kopfüber sich selbst in seine Kirche stürzte. Man begriff nicht, daß

es ebenso einseitig ist, das Mittelalter, wie es geht und steht, als das klassische Altertum mit Stumpf und Stiel erneuern zu wollen, daß unsere Aufgabe immer nur sein kann, von jenem den Gemütskern, die geistige Unendlichkeit ohne die Phantasmen, in denen sie sich verworren darstellte, von diesem die klare Form aufzunehmen und beide Elemente zur innigen Durchdringung zu führen. Wie die Poesie, so reklamierte nun auch die Malerei die Romantik: ein höchst notwendiger Schritt von unendlichen Folgen. Denn daß die alten Götter nicht wieder ins Leben zu rufen sind, daß eine ganze Welt, die neue Welt mit ihren Charakterfiguren, ihren schwärmerischen blauen Augen, die Geschichte mit all den Trachten und Formen, in denen sie sich darstellte, die deutsche Sage, der ganze Schauplatz der romantischen Poesien — sofern nur nicht die romantische Wunderwelt selbst mit ihrer Durchbrechung aller festen Formen, sondern der Glaube an jene Wunderwelt und der von ihm sehnsüchtig geleitete Mensch die Aufgabe war —, die deutsche Landschaft, kurz, daß ein unendliches Feld erst noch zu erobern war, wer sieht dies nicht ein? Aber auch hier dieselbe Verirrung. Das Mittelalter mit Haut und Haaren, seine Kirchen, seine Legenden, sein Mythus sollte erneut und dogmatisch als höchste Aufgabe anerkannt werden, blondlockige, vergißmeinnichtaugige Sternbalde wanderten nach Rom und Hr. Overbeck wurde katholisch.

Fassen wir nach diesem Spaziergange wieder vor unserem Gemälde Posten. Hier haben wir eine Frucht dieser Tendenzen, eine Beichte, ein Generalbekenntnis von Overbecks Künstlerleben.

Ich fasse die Sache jetzt an der Wurzel und sage: das Prinzip der Reformation, in der Kirche selbst nur unvollständig aufgestellt, von der Wissenschaft, von der Weltbildung durchgeführt, hat den Olymp des Mittelalters ein für allemal rein ausgeleert. Unser Gott ist ein immanenter Gott; seine Wohnung ist überall und nirgends; sein Leib ist nur die ganze Welt, seine wahre Gegenwart der Menschengeist. D i e s e n Gott zu verherrlichen ist die höchste Aufgabe der neuen Kunst. Die Geschichte, die Welt als Schauplatz des Herrn, die naturgemäße Wirklichkeit in scharfen, nicht romantisch schwankenden, festen Umrissen als eine Bewegung, worin sittliche Mächte Gottes Gegenwart verkündigen, wo „Himmelskräfte auf und nieder steigen und sich die goldenen Eimer reichen“, das ist

das Feld des modernen Künstlers. Wir kennen keine Wunder mehr als die Wunder des Geistes, diese innere Romantik bringe der Künstler in gediegenen, plastisch geläuterten Formen zur Erscheinung. Hiedurch ist die kirchlich-religiöse Malerei, die man sonst als den höchsten Zweig der historischen Malerei ansah, offenbar von dieser Stelle vertrieben, ja sie ist aufgehoben. Sind es ja doch schon dreihundert Jahre her, daß sie Todes verblichen ist, und nur mit galvanischen Reizen hat man ihr ein neues Scheinleben einzutreiben gesucht. Unter anderem mögen Madonnen und Heilige usf. immer noch vorkommen; man kann dem Künstler nicht vorschreiben, die Stimmung des katholischen Mittelalters mag ihn gelegentlich ergreifen, daß er einmal ein Heiligenbildchen malt, sowie er unter anderem auch einmal die alten Götter wieder auf einige Stunden bei uns einführen mag. Aber er stelle diese Aufgaben nicht als Prinzip auf. Er mag es, wenn er eine lebendige Leiche sein will. Unsere Kunst hat alles verloren und dadurch alles gewonnen; verloren die ganze Fata Morgana einer transzendenten Welt, gewonnen die ganze wirkliche Welt. Die Malerei des Mittelalters, wie sein Glaube, legte die ganze Erde in den Himmel hinüber, die unsrige zeige den Himmel auf Erden. Die Atmosphäre unseres Planeten ist für uns keine Geisterwohnung mehr, der Horizont ist gereinigt; keine Feen und Gnomen schimmern mehr durch den Nebel, keine Götter und Marien thronen auf abendroten Wolken: es ist Nebel, es sind Wolken, aber die Welt selbst rückt nun ins volle Licht, da vorher zwischen ihr und der Sonne eine zweite Körperwelt ihr das Licht entzogen, sie liegt aufgeschlagen vor uns, die Strahlen der Kunst können ihr bei, es ist Luft, Licht, offen. Daß, wer diese helle, klare Welt im Segen ihrer Götterkräfte darstellt, indem er das Gemeine, was bloß endlich an ihr ist, im Läuterungsfeuer der Phantasie ausscheidet, Gott nicht verherrliche, daß man nur entweder Gott oder die Welt, entweder die Idee oder die Wirklichkeit, entweder die Natur in der heiteren Regung großer Kräfte oder die Übernatur darstellen, entweder nur artistischer Naturalist oder Supranaturalist sein könne: wer dies behauptet, ist ein Manichäer, ein Künstlerpietist, ein Mensch, der nicht weiß, daß nicht bloß unsere Theologie, sondern unsere ganze Bildung längst über das Dilemma des Rationalismus und Supranaturalismus hinaus

ist, ja er ist ein Mensch, der keine wahre Religion hat. Denn wahre Frömmigkeit vertraut auf Gott, daß er bei uns und mit uns, daß er ein Geist sei, der nicht in sich bleibt und sich nicht verliert, wenn er seinem anderen sich ganz mitteilt. Meint ihr denn, das sei zufällig, daß wir einen Luther, einen Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Strauß haben? Dås könne in der Wissenschaft eingeschlossen bleiben, sei nicht Symptom und Sprache unserer Gesamtbildung, fließe nicht in sie zurück und müsse auch in der Kunst durchbrechen? Ein großes Stück Geschichte verleugnen ist immer Wahnsinn. Verkenne nur dein Volk und was es getan, den Blitz des freien Gedankens auf seiner tiefgefurchten Stirne; geh nach Rom, um die ewig junge Antike zu verachten und das verwelkte Mittelalter zu verjüngen, laß dich von Rotstrumpf und Blaustrumpf mit abgestandenem Weihwasser sprengen: wir lassen die Toten ihre Toten begraben.

Unsere höchste Aufgabe ist jetzt das sogenannte profan-historische Gemälde nebst seiner Voraussetzung, Vorstudie oder wie man es nennen mag, dem edleren Genrebild. Robert war epochemachend. Menschen in gewöhnlichen, harmlosen Situationen, aber Menschen mit der Anlage der Größe: Dieser Bauernbursche ans Joch hingelehnt zwischen den gewaltigen Büffeln, es ist ein Cincinnatus in ihm verloren gegangen; diese hohe Frau mit dem Kinde auf dem Erntewagen, sie könnte Raffael zu einer Madonna sitzen. Es sind Genregemälde im historischen, hohen Stile gefühlt und komponiert, schwanger mit historischem Geiste. Man bringe solche Naturen in Handlung, und wir haben das historische Gemälde. Anfänge sind da, aber vereinzelt, noch keine Blüte, noch kein Schwung. Auf den historischen Bildern der Düsseldorfer Schule liegt noch bleierner Todesschlummer; die Münchener sind rüstiger, wiewohl sie mitunter etwas schwer an der gelehrten Garderobe des Mittelalters tragen; am meisten dramatische Spitze, aber theatralisch wie immer, haben die Franzosen. Doch es ist gut, daß wir nur erst den Weg gefunden haben. Das höhere Genre und das profanhistorische Bild warteten eigentlich bis jetzt auf ihre Geburt, sie sind von gestern. Anfänge sieht man im Mittelalter bei den Venezianern, bei Raffael, früher schon bei den Florentinern als Episode, da einer heiligen Handlung eine Gruppe von Zuschauern, Bildnisfiguren aus der

Geschichte, äußerlich zugegeben wurde, wie bei Masaccio, Ghirlandajo, Cosimo Roselli und anderen. Aber die Zeit war noch nicht gekommen. Der geschichtliche Geist konnte dem Mittelalter nicht aufgehen, die objektive Betrachtung, die er verlangt, setzt alle Vermittlungen der Kritik und der freien Universalität voraus, die erst der moderne Geist auf sich zu nehmen vermochte. Aber welche Welt, welche ungehobenen Schätze liegen noch vor uns! Nur ein Gebiet von hunderten: die deutsche Geschichte, die Hohenstaufen, die deutsche Heldensage! Wem müssen solche Stoffe nicht das Herz schwellen? Und da sollte keine Verherrlichung Gottes sein? Es handelt sich hier im Grunde ganz einfach um eine logische Kategorie. Wer behauptet, Gott werde von der Kunst nur gefeiert, wenn er und sein übersinnliches Reich in greifbaren Gestalten über der Erde und mirakulös in sie einbrechend dargestellt werde, der behauptet, der Geist müsse neben dem Körper selbst wieder als Körper bestehen, das Ganze müsse selbst wieder ein Teil sein. „Pantheismus! Ist der Mensch Gott?" Nein! Ein Maler führe eine große geschichtliche Szene aus, worin eine allwaltende sittliche Macht siegend oder zum Heldentode stärkend ihren Triumph feiert: so ist keine der einzelnen Gestalten, welche die ganze Komposition konstituieren, gleich Gott, aber das Gesamtprodukt der Handlung, zu dem sie zusammenwirken, und das unendlich größer ist, als jedes der mitwirkenden Subjekte, das ist — nicht Gott, aber ein Blatt aus dem Buche der Gottheit, ein Akt aus der Geschichte der Selbstbewegung Gottes. Es gibt keinen Sprung zu Gott. Das Absolute ist nur Anfang, Mitte und Ende aller der Vermittlungen, durch die es sich offenbart; Gott wirkt nur durch Organe. In Raffaels Schule von Athen ist kein einzelner Philosoph die ganze Philosophie, sie geht als Geist durch das Ganze, ist Prinzip und Fazit aller Glieder dieses hohen organischen Gebildes. Aber in den Fresken Hermanns in dem Universitätshause zu Bonn ist die Philosophie und die Theologie *neben* die großen Männer, in denen sie sich wirklich verkörpert, als die hohle und schattenhafte Figur einer Allegorie grobmaterialistisch hingesetzt.

Doch endlich genug der allgemeinen Reflexionen. Bei einem Kunstwerke kommt es auf die Form an, es ist nicht philosophisch, sondern ästhetisch zu richten, und was philosophisch unwahr, muß

in ihm als unschön zur Erscheinung kommen. Overbeck trägt selbst die Schuld, wenn wir mehr philosophisch, als ästhetisch zu Werke giengen, er hat einen Katechismus gemalt, er hat mit dem Pinsel eine Abhandlung geschrieben, er disputiert mit der Palette, wir antworten mit der Feder. Aber nehmen wir's einmal ästhetisch.

Daß die zwei Teile des Bildes keine Einheit haben, mußten wir oben aussprechen, und wir können jetzt hinzusetzen, daß sich der Meister hiefür nicht auf die Werke der alten Schulen berufen darf. Sie entschuldigt der Dualismus des Himmels und der Erde, in welchem eine verklungene Weltanschauung sich bewegte. Und doch wissen sie eine Einheit herzustellen, die wir auf diesem Bilde vergebens suchen. Durch wehmütigen Aufblick glühender Andacht sind gewöhnlich die irdischen Personen auf die überirdischen, durch freundliches Neigen nach unten diese auf jene bezogen, und in Raffaels disputa bildet der Nachtmahlskelch, die himmlischen Strahlen sammelnd, ein mystisches Verbindungsglied beider Welten. Nehmen wir nun beide Teile für sich und sehen zuerst nach dem oberen. Madonna thront, ein keusches, reines, bezauberndes Mädchen; das Kind, dieses wenigstens nach unten geneigt, lieb, rührend, zum Küssen. Hier zeigt sich Overbecks milder weiblicher Genius in seinem Elemente. Overbecks Stil sucht bekanntlich die Mitte zwischen Fiesole und Raffael; von diesem den Fluß und die Rundung, Freiheit der Gestalt, von jenem die keusche Schüchternheit, die selige Innigkeit, die Sabbatstille, den Rest typischer Gebundenheit und Herbe. Man möchte sagen, er suche den Raffael da zu ergreifen und festzuhalten, wo er in seiner florentinischen, noch etwas strengen Periode stand; aber Raffael hatte doch schon damals und von Anfang an mehr Männlichkeit und Sättigung, als Overbeck jemals erreichen kann und will. Sein Genius ist eine aufblühende Jungfrau, deren Knospe noch nicht ganz gebrochen ist, deren Formen verschämt vor der Schwelle zur Mannbarkeit innehalten. Welch schönen Anfang heiterer Entfaltung nahm dieser Geist in den Fresken der Villa Massimi! Wie mild und klar liegt der idyllische Duft auf jenem lieblichen Bilde: die Ankunft der Erminia bei den Hirten! Und welche Welt, welcher Reichtum von edlen Stoffen lag diesem reinen Streben aufgetan! Aber er beschließt, dieser schönen Welt Lebewohl zu sagen und sich in dumpfen Kapellen zu verriegeln.

Es sei denn; wer durchaus Mönch oder Pfaffe werden will — wir können's ihm nicht verwehren. Daß nun in diesem eng beschlossenen Kreise das Ideal der Madonna es sei, wozu diese Hand am meisten Beruf hat, begreift sich; zwar nicht die stolze Königin der Himmel, wohl aber die keusche Magd des Herrn, die schamhaft über dem Geheimnis ihrer Berufung sinnende Braut, ist ganz eine Aufgabe für seine kindliche Grazie. Ja, sie ist schön, diese Madonna, diese reine Taube sonder Galle. Und doch — es ist etwas darin, ich weiß nicht was, etwas Almanach, etwas Vielliebchen und Vergißmeinnicht. Es ist ein Zug, der in allen neueren Madonnen unverkennbar ist; man sieht ihnen eben eine Zeit an, wo es Stammbücher, viele Spiegel, Modejournale und Titelkupfer von Taschenbüchern gibt. Wie soll es auch anders möglich sein! Wie kann ein Mensch seine Zeit verleugnen! Die betende Madonna von Heinrich Heß in der Allerheiligenkirche zu München ist ein wunderliebliches, frommes Bild, und doch auch sie hat denselben Zug. Wir wissen einmal, es gibt keine menschliche Jungfrau, die zugleich eine göttliche, keine Empfängnis, die zugleich außer dem Naturgesetz wäre. Mag der Einzelne es glauben oder nicht: dies ist ganz gleichgültig; es ist in der Atmosphäre, er schlürft diese Bildung in jedem Atemzuge mit ein. Nun soll aber dennoch eine jungfräuliche Mutter dargestellt werden; wohlgemerkt nicht in dem rein sittlichen Sinne, wonach die wahre Liebe das Sinnliche adelt, die wahre Frau stets keusche Braut bleibt, sondern im kirchlichen Sinne eines Mirakels, einer unbegreiflichen Existenz. Diesen Zwang gegen das Zeitbewußtsein, diese Absichtlichkeit sollte man dem Bilde nicht anfühlen? Nein, eure Madonnen sind nicht Madonnen der alten Kirche; sie haben in den Stunden der Andacht gelesen, sie sind in einer Pension, in einer Töchterschule aufgewachsen, ein Jährchen wenigstens, ja sie trinken Tee, wenig, aber etwas. Diese hier hält ja gar eine Schreibfeder in der Hand; gebt acht, sie nimmt ein Blatt aus einem Album mit Rokokoarabesken am Rande und schreibt etwas aus Jean Paul darauf — nein, schönes Mädchen, ich glaube es nicht, daß dies Kind Ihr Kind ist, Sie sind zu sittlich, auch hat der Heilige Geist einen andern Geschmack, etwas derber; einen Zimmermann hätten Sie schwerlich geheiratet; vielmehr ein Ideal von einem sittlichen, höchst musterhaften jungen Mann, angestellt etwa beim Kirchen-

und Schulwesen, irgend einen Oberhofprediger, der Glockentöne geschrieben hat — den würd ich Ihnen empfehlen. Aber wie frevle ich! Das Bild ist doch so schön! Und ich habe doch recht; eine Madonna ist für uns eine Unmöglichkeit. Die alten Maler, ja die konnten es. Wie innig der einzelne an sie und den ganzen Mythenumfang der Kirche glaubte, war dabei nicht wichtig; die Forderung einer besondern Frömmigkeit an den Künstler ist in allen Zeiten lächerlich, und was Fiesole malen konnte, dankte er gewiß nicht den Gebeten und Tränen, mit denen er an die Staffelei trat. Daß die Weihe der Stimmung nicht fehlen darf, versteht sich, aber wie der praktisch-menschliche Charakter und die Innigkeit dogmatischer Überzeugung damit zusammenhängen, inwieweit das Ideal seiner ästhetischen Kontemplation auch die Persönlichkeit des Künstlers durchdrungen haben müsse, darüber muß man in seinen Behauptungen sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn die Frage ist gar nicht einfach. Von dem alten, strengen, kirchlichen Giotto hat man mancherlei Anekdoten, worin er eben nicht sehr lammfromm erscheint; der andachtglühende Perugino war, wenn man auch von Vasaris Schilderung manches abzieht, ein Mann, der die Güter des Lebens wohl zu schätzen wußte, und die Maler der reifen Periode ohnedies waren samt und sonders Weltkinder. Allein wie locker sie leben und denken mochten: die Prinzipien, die Grundstimmung des Katholizismus hatten sie mit der Muttermilch eingesogen, wir neueren aber, Katholik wie Protestant, wir Kinder einer Zeit, wo es Fräcke und Krawatten gibt, haben die entgegengesetzte Stimmung in allen Nerven und Adern, und jede Mühe ist vergeblich, uns auf dem Wege der Überzeugung, der Dogmatik in jene zurückzuversetzen. Dahin kommt man nicht mit Dampfkraft, es ist aus und vorbei.

Aber gesetzt, man könnte; gesetzt, der reife, verständige Mann könnte noch einmal in alle naiven Illusionen seiner Jugend zurück: sollte er denn so unklug sein, dasselbe in der Kunst zu versuchen, wo er mit Meistern rivalisieren muß, die all den künstlichen Umweg nicht nötig, die alles von selbst beisammen hatten, was eine höchste Blüte kirchlicher Kunst bedingt? Können wir denn im besten Falle mehr erreichen als einen flüchtigen Nachglanz, eine löbliche Reproduktion dessen, was schöner und ursprünglicher schon dagewesen? Wer ist denn so töricht und stellt sich ohne Not in eine Kategorie,

in welcher er unerreichbare Nebenbuhler findet? Die religiöse Kunst sei in ihrer Entwicklung unterbrochen worden und unvollendet geblieben, wir sollen sie zur Reife bringen, meint Overbeck (S. 14). Daß ich nicht wüßte. Das fünfzehnte und der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, die florentinische, umbrische, mailändische Schule, Raffael als Gipfel von allen, haben, was die Malerei irgend aus der katholischen Welt ziehen konnte, bis auf den Grund herausgezogen. Dieser Brunnen ist ausgeschöpft. Julians erneuerter Polytheismus konnte keinen Phidias und Polyklet mehr zeugen. Cornelius hatte es leicht, die offenbaren Verstöße des Michelangelo gegen das kirchliche Ideal in seinem Jüngsten Gerichte zu verbessern und zugleich alles Große dieses gewaltigen Werkes zu entlehnen. Es ist eine ganz tüchtige Nachahmung, aber verlorene Mühe, denn die Sache ist größer und ursprünglicher schon dagewesen, und was für jene Zeit recht und gut war, diese Lehre von der Verdammnis, ist für uns kraß und zurückstoßend.

Die Heiligen, welche Maria umgeben, sind in demselben schüchternen, frommen Tone gehalten. Viel Schönes; wie trunken andächtig der malende Lucas! Aber nichts, was trifft und packt, nichts Mächtiges. Die Männerköpfe Davids und Salomos erinnern an die herrlichen Gestalten auf Raffaels Theologie in dem oberen Halbkreise, aber die Schneide fehlt, sie sind matt und zahm. Es ist kastrierter Raffael: eine Manier, die sich überhaupt jetzt bei unseren talentvolleren Vertretern der religiösen Malerei zur kanonischen ausgebildet zu haben scheint. Es liegt auch so nahe. Raffael hat das religiöse Ideal zur vollen Schönheit entfaltet, aber ist auch schon in das Unheilige hinausgeschritten; so entlehnen wir den Fluß und Schwung seiner Formen, beschneiden ihn aber etwas, nehmen etwas Trockenheit und Timidität der älteren Schulen dazu, und wir bekommen das Rechte. So hat man weder Raffaels hohe, männliche Freiheit, noch die kräftige typische Strenge der Älteren, sondern jene eigene Reinlichkeit, Sauberkeit, Kostbarkeit, Gewiegtheit, der die Ecken der Männlichkeit fehlen. Wie lieblich schön sind die Kompositionen Heinles (für Fresken in einer Kapelle, sie waren in der Frankfurter Kunstausstellung im April zu sehen), die sieben Seligkeiten der Bergpredigt darstellend! Wie tief der Geist dieses Mannes ist, bewies auch eine Zeichnung, das Leben

der heiligen Euphrosyne nach der Art der alten Meister in fortlaufenden Szenen auf einem Felde entfaltend, voll epischen Gefühls, voll gemütlicher Heimlichkeit im tiefen Ernste. Aber wir können uns in diese so ideellen Formen, aus denen das Grobe der Wirklichkeit hinweggetilgt, das schroffe, volle Muskelleben, das Feuer der Männlichkeit in Schmiegsamkeit und Taubenmilde aufgelöst ist, nur künstlich hineinfühlen. Es ist eine Stimmung, wie sie ein Mädchen am Morgen der Konfirmation empfinden mag. Aber man wird älter, es kommen andere Tage, die Leidenschaft, der Drang des Lebens, die Erfahrung, und jener erste Tau der Sabbatgefühle kann so nicht bleiben, nicht wiederkehren.

Übersehen wir nun den unteren Kreis, die bunte Künstlergemeinde. Gegen die Anordnung der Gruppen haben wir schon einiges einwenden müssen, da von der kunstgeschichtlichen Bedeutung einzelner Meister die Rede war. Es war eine höchst schwierige Aufgabe, Richtung und Geist der einzelnen anschaulich zu machen. Dennoch wären dem Maler ganz andere Mittel zu Gebote gestanden, hätte er nicht das Heilige, auf welches die Künstler in verschiedenen Graden der Annäherung und Entfernung bezogen werden sollten, in einen Raum über ihn gestellt. Die streng kirchlichen Meister z. B. wären durch Versammlung bei einer Kapelle, ein Madonnenbild, um das sie beschäftigt, durch Gruppierung um einen Altar gewiß in ihrem Streben deutlicher zu bezeichnen gewesen, als es hier der Fall ist, obwohl ihre Vereinigung um Dante zu den glücklichen Gedanken des Werkes gehört. Doch sind Fiesole, van Eyck, Memling von dieser Gruppe getrennt und ihr entsprechendes Bestreben ist durch gegenseitige Begrüßung sehr mangelhaft angezeigt. Albrecht Dürer, dessen größte Leistungen doch auch in dem religiösen Felde liegen, ist durch seine ungefähre Stellung in der Nähe der obern Schale der Fontäne gewiß sehr oberflächlich charakterisiert und seine Gruppierung zu solchen, die ihm durch gleiche Übung der Kupferstecherei verwandt sind, ein sehr äußerliches Motiv. Am bestimmtesten ist das Bestreben der Bildhauer und der Baumeister zu erkennen, denn sie zeigen sich mit Gegenständen ihrer Kunst beschäftigt, an denen zugleich der Geist ihrer Erfindung durch den Grundriß einer Basilika usw. sich einfach hervorheben ließ. Die zwei Gruppen dieser letzteren Künstler gehören auch dem Rhythmus der Kompo-

sition, der Kraft der Farbe nach zu den schönsten des Bildes. Wie schön ist namentlich die Gruppe um Pilgram, wie zierlich sitzt der junge Franzose, wie ernst vertieft kniet der junge Engländer! Das Kolorit übrigens scheint mir sehr ungleich, von den kräftig brennenden venezianischen Farben des Vordergrundes kein Übergang zu der plötzlich schon im Mittelgrunde eintretenden Abdämpfung der Farbe durch die Luftperspektive, einem kreidigen und erdigen Tone, die Fleischfarbe ins Olivenfarbe und Bleigraue spielend. Doch darüber wird sich erst entschieden urteilen lassen, wenn das Bild gefirnißt sein wird, die Farben haben eingeschlagen. An Farbe wie Komposition ist die landschaftliche Ferne der Teil des Bildes, woran man die ungestörteste Freude haben kann. Italiens Berge, Linien, Luft, himmlische Bläue — wie hat der Künstler den Geist dieser Landschaft gefühlt! Und er kann ein solcher Zelot sein!

Wir haben aber von einer Hauptsache noch nicht gesprochen, von den Charakteren im unteren Plane. Sie sind, wie sich erwarten läßt, abgedämpft, abgeschwächt. Es sind keine Männer, sie sind nicht so keck, es zu sein, der dicke Himmel über ihnen drückt und lastet auf sie herab. Anders blickt ein Mann, anders strotzt ihm Muskel und Sehne von Kraftgefühl, anders tritt er den Boden, anders bewegt und wendet er sich im Bewußtsein seines Herrschergeistes, der Gottheit voll. Ist dies Dante, der hier spricht? Begeistert, eifrig erscheint er, seine Gesichtszüge sind zu erkennen, aber er muß krank gewesen sein, seit ich ihn das letztemal sah, er ist der zornige, grobe Mann nicht mehr, der die schreckliche Hölle gedichtet hat und einen Schmied in Florenz herumprügelte, weil er seine Verse schlecht sang. Da sitzt Michelangelo, tiefsinnend, wie er war, aber zahm, zahm ist er geworden, vom Fleisch gefallen, sein Feuerauge eingeschlummert, er macht wohl sein Testament? Albrecht Dürer, wer den hier ansieht, der vergesse nur vorher das Bild des deutschen Kernmannes in München, den ernsten, redlichen, fest auf sich ruhenden, tief in sich webenden und doch klar und bestimmt aus dem Bilde herausblickenden wunderschönen Männerkopf im Walde der nußbraunen Locken. Auch diese erkenne ich nicht wieder, sie haben so stark ins Rote gefärbt — und wie? Bemerken Sie denn auch? Der Mann schielt ja, recht eigentlich schielen tut er, was man so schielen nennt. Wie ist es aber möglich? Ist der

Pinsel ausgerutscht? Oder — doch halt, ich hab's, es fällt mir wie Schuppen vom Auge, dahinter ist etwas, ein Sinn, ein Gedanke, eine Idee — es ist eine Allegorie. Albrecht Dürer hat Weltliches und Geistliches gemalt, war ein ernster Mann zugleich und ein heiterer Patron: das eine Auge sieht nach der Kirche zu seiner Linken, das andere vor sich in die Welt. So wird es sich verhalten, man muß nur nicht oberflächlich betrachten, die Kunst hat tiefere Absichten, Ideen. Da sieht Peter Vischers Kopf heraus neben Niccolò Pisano, recht sinnig, andächtig, der breite knochige Kopf recht sauber beschnitten und reduziert, der volle Bart gestutzt, der Herkulesnacken geschmälert — nein, ehrlicher Rotgießermeister, so hast du selbst dich nicht abgebildet in deinem Sebaldusgrab! Das ist nicht der stämmige deutsche Mann, wie er, Hammer und Meißel in der Faust, das Schurzfell umgetan, breitschultrig, ehrenfest unter dem zierlichen ehernen Bogen steht!

Aber was soll das alles! Wir vergessen ja, daß wir ein religiöses, ein christliches Gemälde vor uns haben; im Hause des Herrn muß man leise und demütig auftreten, und du, lieber Kunstjünger, „magst zum Schluß als Hauptsumme festhalten, daß die Künste nur dann der Menschheit Heil bringen, wenn sie, den klugen Jungfrauen gleich, mit brennenden Lampen des Glaubens und der Gottesfurcht, in holder Demut und Keuschheit dem himmlischen Bräutigam entgegengehen, daß sie nur als solche wahre Himmelstöchter sind, nur als solche deiner Liebe wahrhaft würdig. Auch dürfen sie nur als solche den Segen von oben, ohne den kein Gedeihen denkbar ist, sich versprechen; denn unmöglich kann Gott ein Bemühen segnen, das nicht in Seiner Furcht gegründet ist. Ihm sei denn Ehre und Preis dargebracht durch unserer Hände Werk, in seinem Tempel, das ist in seiner Kirche hier auf Erden, damit wir einst in Ewigkeit ihn loben mögen mit seinen Engeln und auserwählten Heiligen im Himmel. Amen!"

Amen. Ich gehe hinein zu den Gipsabgüssen, zum Torso des Ilyssus, ich will mir seine gewaltigen heidnischen Arme und Schenkel ansehen und mir wird besser werden.

(Zuerst erschienen in den Deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst, Jahrg. 1841, Nr. 28, S. 109 ff.; dann in des Verfassers Kritischen Gängen, 1844, I, 2, S. 163—206.)

Zustand der jetzigen Malerei.

Daß in Deutschland (und in Frankreich, seit es von der deutschen Romantik ergriffen worden ist) die Malerei neuerdings einen Aufschwung genommen habe, der uns berechtigt, von einer modernen Epoche dieser Kunst zu reden, ist eine anerkannte Sache. Aber es ist schwer zu bestimmen, in welchem Stadium sie sich jetzt befinde, ob noch in dem der Lehrjahre oder schon im Übergang zu den Meisterjahren. Fast könnte man geneigt sein, zu sagen, sie sei vor der Zeit aus der Schule gelaufen, habe sich die Meisterschaft angemaßt, unglücklicherweise haben die ersten Proben Glück gemacht, und nachher habe sich doch gezeigt, daß der Meister noch nicht genug gelernt gehabt habe; sie gleiche frühreifen, altklugen Kindern und greisenhaften Jünglingen, wie sie unsere Zeit hervorbringt, und sie solle nur erst zusehen, daß sie wieder von vorne jung werde, um dann erst mit Ehren zu altern. Zugeben muß man gewiß, daß der Schwung, das Leben, das man hoffen durfte, als Karstens, Wächter, Schick, als später die Romantiker Overbeck, Schnorr, Veit, Cornelius, Schadow mit ihren ersten Werken hervortraten, sich immer noch nicht einstellen will und bereits so lang auf sich hat warten lassen, daß ein Kleinmütiger alle Hoffnungen aufgeben könnte. Zerstreutes Talent zwischen aufgespreizter Unfähigkeit, zersplitterte Vortrefflichkeit zwischen unendlich vielem Halben, Schiefen, Armseligen; unendliche Vielheit, deren Vereinzelung kein inneres Band zusammenhält, keine Einheit in der Mannigfaltigkeit, kurz nichts Gemeinsames, kein großer Zug, der bei aller Selbständigkeit der einzelnen alle durch Nationalität und Geist der Zeit verbundenen Kräfte nach Einem Gesetze gleichmäßig mit sich fortrisse, und ebendaher keine Gemeinsamkeit zwischen den Künstlern und dem Volke, oder umgekehrt, wie man will. Der Ursachen dieser Stockung gibt es ebenso viele, als unsere Zeit Eigenschaften hat; wo man sie irgend anfassen mag, so stößt man auf ein Hindernis der Kunst, und gerade da am meisten, wo der Unkundige nach dem Augenscheine die meiste Pflege finden wird. Wer sie alle aufzählen wollte, der müßte ein großes Gemälde der Zeitgebrechen entwerfen, und

der Zensor würde mit dem Schwamm zur Seite stehen und dafür sorgen, daß der Pinsel nicht allzu kühn werde.

Fassen wir, statt uns auf dieses bedenkliche Unternehmen einzulassen, nur den reinen Tatbestand ins Auge und nennen die offenbaren Hauptübel, an welchen eine in ihrem ersten Auftreten so frische Jugend krankt. Wir sehen zuerst nach den Stoffen der Kunst und decken die Wurzel des Siechtums auf, die allgemeine unendliche Unsicherheit in der Wahl der Gegenstände. Wo irgend in der Vergangenheit ein großes Kunstleben blühte, da schöpften alle höheren Zweige der einzelnen Künste aus Einer, ein für allemal gegebenen, gemeinsamen Quelle von Stoffen, und diese Quelle war nichts anderes, als die Substanz des Volksgeistes. Die Kunst stellte dar, was in aller Herzen gegenwärtig lebte, worin jedes Bewußtsein den Kern alles Daseins fand. Die Kunst traf im Volksgeiste und dieser traf in der Kunst sich selbst wieder an. Der Grieche bildete Götter und Heroen, und was waren diese anderes als die verklärte Phantasiegestalt der sittlichen und sinnlichen Kräfte seines Volkes? Der Italiener, der Deutsche im Mittelalter bildete und malte die Gestalten des christlichen Mythus, und was war dieser andres als das magische Spiegelbild des Gemüts, dem seine innere, noch verschlossene und weltlich nicht durchgebildete Unendlichkeit aufgegangen war? Die Zeit der Rückkehr zu antiken Gegenständen und Formen suchte in der heiteren Sinnlichkeit der alten Fabelwelt ein entsprechendes Gegenbild für den frischen Weltsinn, das Behagen im Dasein, das die Völker fühlten, als sie soeben dem Geist einer finstern Askese entwachsen waren, und so subjektiv und unhistorisch auch im 16. und 17. Jahrhundert das Altertum zubereitet und zugeschnitten wurde, es war doch ungleich mehr inneres Verständnis, Wärme des Gemeingefühls mit dieser verschwundenen lachenden Welt vorhanden als in unserm gelehrten und freudlosen Jahrhundert, so wie die Schauspieler auf Shakespeares Bühne die alten Helden in Federhut und Pumphosen gewiß viel antiker spielten als die unseren in ihrer archäologischen Garderobe. Wo aber diese Zeit den bereits ausgelebten christlichen Mythus noch auszubeuten fortfuhr, bestrafte sich dieser Widerspruch mit der Gegenwart und dem Bewußtsein des Jahrhunderts alsbald durch eine entstellende Einmischung der weltlichen Stimmung in den

geistlichen Stoff, durch den Ausdruck der Üppigkeit und Empfindsamkeit. Aber auch der antike Stoff blieb freilich immer ein geborgter, da doch ein für allemal Zeit und Volk in der Kunst mit vollem Recht sich selbst ausgeprägt sehen will. Die Kunst verließ ihre Stelle, rückte nach dem Norden, und zum erstenmal trat die nächste, unmittelbare Wirklichkeit mit der Behauptung des vollen Anspruchs auf eine Stelle unter den Kunststoffen auf. Der Niederländer malte derbe Volkslust und behagliches Bürgerleben, und was war das Anderes als das Ebenbild des tüchtigen, wohlbestellten und bequemen Daseins seiner Nation? Der Franzose der Revolutionszeit gieng ins klassische Altertum zurück und malte römische Helden; theatralisch genug, aber der revolutionäre Wille traf sich und seinen straffen Entschluß in dieser Kunst wieder an. Also immer und überall, wo Kunstleben war, hatte es seine Wurzel im Bewußtsein der Nation und nahm daraus seine Stoffe.

Nun, und was malen denn wir? Wir malen alles und noch einiges Andere. Wir malen Götter und Madonnen, Heroen und Bauern, so wie wir griechisch, byzantinisch, maurisch, gotisch, florentinisch, à la Renaissance, Rokoko bauen und nur in keinem Stil, der unser wäre. Wir malen, was der Welt Brief ausweist; wir sind der Herr Überall und Nirgends. Da ist keine Mitte, keine Hauptgattung, kein Hauptgericht zwischen all den Zuspeisen, Süßigkeiten, Zuckerbäckereien, unter denen die Tafel seufzt. Reflektierend und wählend steht jetzt der Künstler über allen Stoffen, die jemals vorhanden waren und sieht den Wald vor Bäumen nicht. Dies ist das bedenkliche Prognostikon unserer modernen Kunst. Niemals fragte man in einer schwungvollen Periode der Kunst, was denn darzustellen sei? Das war ein für allemal ausgemacht, man wußte es nicht anders, es war durch das gemeinsame Bewußtsein des Volkes und der Künstler gegeben, und dieser durfte nur in den gegebenen Reichtum hineingreifen. Unsere Kunst ist entwurzelt, sie flattert bodenlos in den Lüften, weil sie nicht eine absolut gegebene Welt von Stoffen mit der Substanz des Volksbewußtseins gemein hat; sie ist heimatlos, ein Vagabund, der alles kennt und kostet und dem es mit nichts Ernst ist, unsere Kunst ist der Verstorbene, der Semilasso, der Vergnügling, kurz der Fürst Pückler-Muskau.

Hüten wir uns wohl, ihr allein die Schuld davon beizumessen; böte nur die Zeit ein fruchtbares Erdreich, sie könnte und müßte Wurzel schlagen. In der Zeit selbst liegt das Übel. Ich fasse es in der Mitte und sage: unsere Zeit hat keine Gegenwart, sondern nur eine Vergangenheit und eine Zukunft. Wir ringen nach neuen Lebensformen; sind sie erst da, so wird die Kunst ihren Stoff haben. Denn, so Gott will, so werden es Formen sein, worin die absoluten Bedingungen aller Kunstdarstellung, Charakter, Individualität, Natur sich wieder regen dürfen. Es wird wieder Helden geben, und sie werden hoffentlich keinen Frack, keine Krawatte tragen; es wird Gelehrte und Beamte geben, die zugleich Männer sein und nicht auf zehn Schritte nach Akten- und Schulstaub riechen werden; es wird Menschen geben, die lachen und singen und tanzen und denen man nicht in jedem Zug ansieht, daß hinter der nächsten Ecke ein Polizeidiener steht. Aber gut Ding will gut Weil. Da nun die alten Stoffe ausgelebt, neue aber noch nicht gegeben sind, die Kunst jedoch inzwischen die Hände verlangend schon ausstreckt, was soll sie denn in dieser kritischen Zwischenzeit tun? Die Hände in den Schoß legen kann sie und soll sie nicht. Also herumtüpfeln an X. Y. Z., herumnaschen an allen dagewesenen Stoffen und in keinem zu Hause sein? Das scheint die traurige Konsequenz. Aber laßt uns sehen, ob denn wirklich nichts anderes bleibt.

Hat denn wirklich unsre Zeit keine Substanz, unser Bewußtsein keine Heimat, unser Wille kein Pathos? Wohl, er hat es; aber es ist ein Pathos der Zukunft. Wir sind nicht tot, aber wir sind eingepuppt, dick eingesponnen, und wir fangen an, uns zu regen, um auszuschlüpfen. Dies ist nun freilich für den Künstler ein schlechter Trost; künftige Taten kann er nicht malen, und gegenwärtige gibt es nicht. Indessen halten sich diejenigen, die noch so viel gesunden Takt haben, abgelebte Stoffe von der Hand zu weisen, in dem ehrenwerten aber untergeordneten Zweige der Genremalerei an die Rechte alter volkstümlicher Zustände, deren schöne, aber dem Untergang geweihte Unmittelbarkeit der Kunst noch einige Wassertropfen auf die zur Scherbe verlechzte Zunge gießt; sie suchen die Völker auf, deren naive Sitte und Tracht noch nicht von der alle Welt beleckenden Kultur ereilt ist. Allein es wird nicht lange dauern, so wird das alles weggemalt sein; ich sage: weggemalt, denn diese naiven Zu-

stände sind, so hörte ich es von einem Düsseldorfer Freunde treffend ausdrücken, wie die Unschuld: der Moment ihrer Entdeckung ist ihr Ende. Wird sich erst das sittliche Leben der Menschheit eine neue Gestalt gegeben haben, so wird mit dieser auch eine würdigere, dem Maler willkommene äußere Erscheinung gegeben sein, und diese wird dauern, wird standhalten. Wir können z. B. in der Tracht, die ja hier ein so wesentliches Moment ist, drei Formen oder Stadien unterscheiden. Die erste Form ist die Volkstracht. Sie ist, wie das Volkslied, instinktmäßig entstanden und wird instinktmäßig festgehalten. Das Instinktleben des Geistes hält aber gegen die eindringende Bildung und die koketten Reize ihrer würdelosen Tracht niemals stand, so wenig als die Jugendträume gegen die Erfahrung; und wenn man Blut weinen möchte beim Anblick des Palikaren, der zum Fes, zur goldgestickten Jacke, zum Gürtel voll kostbarer Waffen, zur Fustanella einen Regenschirm, Halsbinde und Glacéhandschuhe trägt: es hilft alles nichts. Das geht alles weg, wie die Frühlingsblüte. Die zweite Hauptform ist die Mode; sie entspricht dem Standpunkte der Reflexion, des verständigen Denkens, und ist daraus hervorgegangen; sie ist phantasielos, eitel, vor dem Spiegel erfunden, durchaus bewußt und berechnet, nivellierend gegen alle Völkerindividualitäten gemäß der abstrakten Verstandeskategorie der Allgemeinheit, und endlich absolut veränderlich, denn die Reflexion ist wesentlich unruhig, zupft und nörgelt immer und will stets aufs neue zeigen, daß sie die bewußte und absichtsvoll wählende Schöpferin ihrer Formen ist. Aber der dritte Standpunkt, der nicht ausbleiben kann, ist der der Idee oder des vernünftigen Denkens, d. h. der klaren Einsicht in die der organischen Form und ihrem hohen Adel, zugleich aber den klimatischen und nationalen Bedingungen wahrhaft entsprechende Form, in welcher die Natürlichkeit der Volkstracht sich durch die Vermittlung der Kunst in höherer Weise wiederherstellt. Die Natur wird aus dem Bewußtsein, in das sie eingesunken ist, wieder hervorgehen und mit Bewußtsein festgehalten werden; der Gang ist, wie in aller Bildung, der Fortschritt von der kunstlosen Natur zu der naturlosen Kunst und dann die Rückkehr zu einer Natur, welche zugleich Kunst ist. Ebenso wird es sich im Staate, in der Sitte verhalten. — Da nun jene Stoffe in die Länge nicht vorhalten, so bleibt als weiterer Boden, auf dem der Künstler in Er-

wartung besserer Zeiten sich einstweilen ansiedelt, die Landschaft, die Tierwelt. Wie weit die Kultur auch gegen diese Gebiete ihre Marken vorschieben mag, ganz sind sie nicht zu zerstören. Die ewige Sonne wenigstens kann man uns nicht nehmen, die Luft nicht zensieren, den Bäumen und Wellen ihre polizeiwidrigen geheimen Gespräche nicht untersagen, die Vögel des Himmels nicht numerieren und nach Sibirien schicken. Allein auch dies ist zwar ein sehr ehrenwerter, aber doch immer ein untergeordneter Zweig der Kunst; sie will einen schlechtweg bedeutenden Stoff, eine Hauptgattung als Mitte und Halt für ihre Seitenrichtungen, einen Stamm für ihre Äste.

Was bleibt denn aber, wenn das alles noch keinen hinreichenden Inhalt gibt? Das bleibt, woraus die Zeit selbst ihre großen Lehren für die Zukunft nimmt; der unendliche Stoff bleibt, aus dem die werdelustige Zeit die Kraft zu neuem Leben schöpft: die Vergangenheit, die G e s ch i ch t e. Wir wollen wieder Geschichte haben, und darum ist die Geschichte, die da war, unsere Nahrung. Für niemand mehr als für die Deutschen gilt es, daß ihr Grundmangel und Erbfehler ihr u n g e s ch i ch t l i ch e r Charakter ist. Wir innerliches und transzendentes Volk haben es bisher noch nicht verstanden, E r f a h r u n g e n zu machen; wir waren überall und nirgends zu Hause, wir sahen nach den Vögeln, indem man uns den Stuhl unter dem Leibe wegzog. Endlich fangen uns die Augen an aufzugehen, wir studieren Geschichte. Das heißt nicht: wir studieren, wann man in England die Wölfe ausrottete, oder wie viele Seelen das Hausruckviertel zählt; nein, es heißt: wir leben uns in die großen kritischen Momente der Geschichte ein, in die Glanzblicke, wo die bewegende Seele des Völkerlebens auf die Oberfläche hervortauchte; es heißt: wir fassen jede Wissenschaft, und die abstrakteste, die Philosophie, zuerst, im weltgeschichtlichen Sinne und holen ihre versäumte Anschließung ans Leben nach. Dies ist unser Pathos, dies die Stelle, wo uns die Gottheit erscheint. So tue denn die Kunst desgleichen; sie male immerhin Götter, aber u n s e r e Götter, die Geister der Geschichte, und sie wird nicht kalte Bewunderung weniger gelehrter Kenner, nicht den unreinen Beifall weniger Zeloten des Mittelalters zum Danke haben, sondern sie wird die Herzen ihres Volks erschüttern, sie wird kein Fremdling mehr sein, sondern ihre Heimat haben, wo das gegenwärtige Bewußtsein der Menschheit sie hat.

Ich habe in diesen Blättern*) schon mehr als einmal, jedoch in anderm Zusammenhange, auf diese höchste Aufgabe der jetzigen Kunst hingewiesen. Meine frühere Entwicklung gieng vom metaphysischen Standpunkte aus; sie untersuchte, ob der Maler, wie unsre neukatholischen Romantiker wollen, auf dem Standpunkte der Transzendenz stehen solle, und behauptete mit Nachdruck den der Immanenz; d. h. sie verlangte, daß uns der Maler den Gott, der wahrhaft gegenwärtig in der Geschichte und ihrem unzerreißbaren Zusammenhang sich offenbart, nicht den Gott, der in Mirakeln von außen hereingreift, zur Erscheinung bringen solle. Darum handelt es sich, wenn man die Propheten, die Engel, den ewigen Juden in Kaulbachs Zerstörung Jerusalems tadelt, nicht um den Gegensatz zwischen historischer Richtigkeit und zwischen Poesie, wie ein Berichterstatter über dieses Gemälde in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (März 1842, Nr. 64) meint. Ich ergänze aber jetzt meine frühern Bemerkungen durch die Berufung auf das Verhältnis der Kunst zum Leben, zum nationalen Bewußtsein. Weil der Standpunkt der Transzendenz, wie ich früher nachwies, an sich ein falscher ist, so haben wir ihn verlassen, und weil wir ihn verlassen haben, so rührt uns der Künstler nicht, der den göttlichen Geist der Geschichte nicht in der Geschichte selbst darstellt, sondern herauszieht und neben sie hinkleckst. In der Tat kann dieses Werk Kaulbachs den besten Beweis davon abgeben, wie unsere Künstler noch keinen festen Boden haben. Kaulbach wählt mit dem Takte des Genies diesen erhabenen Stoff, als fühlte er die Bestimmung in sich, der Malerei ihren neuen, allein wahren Weg zu weisen, und in der Ausführung verderbt er ihn, indem er den ungeheuren geschichtlichen Geist, der so mit Flammenschrift in ihm leuchtet, daß es wahrlich keiner mythischen Nachhilfe zu seiner höhern Deutung braucht, in visionärer und legendenhafter Weise auffaßt. Überhaupt wie wenig haben unsere Künstler noch die Aufgabe der neuen Kunst begriffen! Welche ungehobenen Schätze liegen in der Zeit der Völkerwanderung, im Mittelalter, in jenem Kampfe seiner mit sich entzweiten Seele, des Kaisertums und Papsttums, in der Reformationszeit und noch im Dreißigjährigen Kriege! Es ist in der Poesie, wie in der Malerei; uns fehlt noch das historische Drama. Goethe betrat im Götz die

*) S. hier oben S. 24 und 26.

Bahn, aber sein weicher und weiblicher Geist nötigte ihn auf andere Wege; Schiller bemächtigte sich der großen Aufgabe, keine Poesie hat noch die Nation so ergriffen wie sein Meisterstück, der Wallenstein, sein Schwanengesang, der Tell; aber der Tod rief ihn ab. Auf diesem Wege und keinem andern blühen neue Lorbeeren, wir warten noch auf unsern Shakespeare. So sieht man auch in der Malerei Anfänge, und dann verschwindet der Faden wieder. Cornelius ist nicht auf der Bahn fortgegangen, die er in seinen herrlichen Zeichnungen zum Nibelungenliede betreten hatte. Die deutsche Heldensage nimmt unter den echt geschichtlichen Aufgaben, die unserer jetzigen Malerei gesetzt sind, einen der ersten Plätze ein. Ich werde Gelegenheit finden, ein andermal diese Behauptung zu begründen, und es wird mir leicht sein, den Einwurf zu beantworten, wie ich gegen mythische Stoffe mich so eifrig erklären und doch diesen so nachdrücklich empfehlen könne. Wer die Nibelungen und Gudrun kennt, wird mich zum voraus verstehen. Nachher ist Cornelius Mythenmaler geworden, und je mehr er selbst innerhalb dieser Sphäre, in der Zerstörung Trojas besonders (die freilich als ein Moment der griechischen Heldensage, worin er die außerweltlichen Personen aus dem Spiele lassen konnte, unter die glücklicher gewählten Stoffe gehört) sein mächtiges und gesundes Talent bewiesen hat, desto mehr ist zu bedauern, daß er seinen wahren Beruf nicht zu erfassen wußte. Welche Kräfte sind an sein Jüngstes Gericht verschwendet! Ja verschwendet, denn welchen Genuß kann mir ein Kunstwerk gewähren, das mir die krasse Dogmatik verschwundener dunkler Jahrhunderte aufdringt und mir erst, nachdem ich mit allen Kräften über die Empörung gegen den rohen Stoff Meister geworden bin, eine abstrakt formelle Bewunderung des Geleisteten erlaubt? Und dagegen beruft sich der Maler doch nicht gar auf Michelangelo? Wie sonderbar! Michelangelo malte den Stoff, den damals alle Welt glaubte, bei dessen Vorstellung jedem Zeitgenossen das Blut in den Adern gerann, und Cornelius malt denselben Stoff dem kritischen neunzehnten Jahrhundert. Da sitzt es ja eben, und hier muß deutlicher als irgendwo Sinn und Wahrheit meiner Behauptung in die Augen springen. Sehr muß ich bedauern, daß ich die Fresken des wackern Schnorr in der Residenz zu München nicht anders als flüchtig gesehen habe, da ich mit dem Volksschwarm durchgejagt

wurde, wie es in dieser höflichen Stadt zu geschehen pflegt. Schnorr hat sich ganz in dem Felde niedergelassen, das der neuen Kunst ein für allemal angewiesen ist, in der Heldensage und Geschichte des Vaterlandes. Peter Heß bewegt sich in der neuern Kriegsgeschichte; ein Stoff, der jedoch mit richtigem Takte, wie geschichtlich bedeutend auch der einzelne Gegenstand sein mag, zum Genre gerechnet wird, weil es der modernen Form der Kriegführung an aller künstlerischen Idealität mangelt; man betrachte z. B. das Meisterwerk der Schlachtenmalerei, die Alexanderschlacht in Pompeji; man sehe, wie hier die Spitze der Entscheidung im unmittelbaren Zusammenstoß der beiden königlichen Führer sich zusammendrängt; man erwäge dann, wie durch die jetzige Mechanisierung des Kriegs dem Feldherrn nur die Intelligenz, nicht die sinnliche Mittätigkeit, dies in aller Kunst wesentliche Moment, zufällt: so wird man sich einleuchtend überzeugen, wie vieles dem modernen Schlachtenbild zum historischen Gemälde fehlt. Im allgemeinen erscheint die Münchner Schule gegenüber der Düsseldorfer gemäß dem südlichen Charakter unbefangner, derber, saftiger, energischer. Die Düsseldorfer zeigten von Anfang an keine geringe Gabe von Sentimentalität und die entsprechende Neigung, ihre Stoffe beim lyrischen Dichter zu holen, einen musikalischen Klang des Gefühls zur breiten drastischen Ausführung des historischen Gemäldes auszupressen: eine echt moderne Erscheinung und nur in einer so aller festen Basis beraubten Kunstperiode möglich. Die Sentimentalität läßt sich nicht gern mit dem Leben ein, das Getümmel der Welt dünkt ihr unedel, die Flucht aus derselben, die Zustände des in sich brütenden Gefühls, die Stille der Einsamkeit, der Tod handlungsloser Ruhe erscheinen in ihr idealer. Diese abstrakte Idealität bedarf zu ihrer Ergänzung der einseitigen Realität; Naturalismus und Komik sind durch die sentimentale Stimmung als ihr Gegensatz schon an sich gefordert, wie in der Poesie bei J. Paul. Daher steht Schrödter dieser Schule so wohl an; wenn man nur nicht — ohne seine Schuld — auch ihm anfühlen würde, daß wir in einer Zeit leben, welcher Spaß und Lachen nicht recht von der Leber geht. Bendemann scheint geneigt zu sein, in jenem hinsterbenden Schlummerleben der Wehmut zu beharren. Auf eine höchst erfreuliche Weise hat Lessing angefangen, aus der tatenlosen, trauernden Innerlichkeit sich heraus-

zuarbeiten, das Epos der Geschichte aufzuschlagen und Taten der Männer darzustellen. Zwar in seinen Ezzelino kann ich mich nicht ganz finden; der Stoff ist am Ende doch zu obskur, um mit solchem Aufwande behandelt zu werden, auch will mir der Tyrann mehr soldatenmäßig als heroisch vorkommen, was ihm bei aller Wildheit doch nicht fehlen sollte. Eine ganz glückliche und zeitgemäße Wahl aber ist sein Hus vor der Konstanzer Versammlung. Ich wünsche ihm Glück zu neuen Bahnen, und wenn erst seine volle Kraft in dieser Richtung sich ergießt, so wird sich auch seine übrigens so meisterhafte Landschaft von einem höchst störenden Zusatze reinigen, der geradezu als Verirrung eines noch unreifen Triebs in ein fremdartiges Gebiet, eine Ablagerung am falschen Orte, als eine historische Gicht des Landschaftmalers anzusehen ist. Ich meine seine novellenartigen Staffagen. Als schlagendstes Beispiel hievon kann uns sein treffliches Waldstück mit der uralten Eiche dienen, unter dem Namen „die tausendjährige Eiche“ bekannt, in Frankfurt in Privathänden befindlich. Eine tiefe Waldschlucht im Gebirge; an jähem Absturz zwischen zerklüftetem, von wuchernden Waldkräutern bedecktem, von einer Quelle durchrieseltem Gestein steht eine uralte Eiche zwischen stämmigen hohen Buchen und verschlingt die weit ausgreifenden knorrigen Äste mit diesen zu einem dichten Laubdach, durch das kaum ein Blick des Himmels dringt. Durch die Stämme verliert sich der Blick in der tiefen Bläue des fernen waldigen Grundes. Eine unendliche Waldeinsamkeit; man meint den feuchten Geruch der Moose zu riechen, hallende Töne, Sausen und Weben, den Hammerschlag der Berggeister in der Tiefe zu vernehmen, und es ist, als müßte das Herz an diesem König der Bäume, dem ehrwürdigen Zeugen eines gewaltigen elementarischen Lebens, diesem uralten Waldgreis, an dessen unbewegtem Scheitel Jahrhunderte vorübergiengen, den Anteil nehmen, den es an einem ehrwürdigen, das gewöhnliche Maß unsers Geschlechts weit überdauernden Menschenleben nimmt; ja wir sind jetzt geneigt, das dumpfe Gedränge der hinfälligen kleinen Menschen diesem gediegenen, um die zerrüttenden Leidenschaften des heißen Menschenherzens unbekümmerten, kühlen und stillen Walten bauender Naturkräfte gegenüber gering zu schätzen, dem wir doch zugleich etwas von einer menschlichen Seele leihen. Aber was schleicht sich zwischen unsere Betrachtung? Welches frostige und un-

zeitige Grübeln stört unsere Empfindung? An der Eiche ist ein Muttergottesbild, vor ihm knien betend eine Dame und ein Ritter in wohlgewählter romantischer Garderobe; sie scheinen auf der Reise zu sein, denn zwei Pferde, ebenfalls sorgfältig umhängt mit ritterlichem Reit- und Reisezeug, trinken am Bach. Was wollen diese Leutchen? Sind sie nur so unterwegs, oder hat der Ritter die Dame entführt und beten sie nun für das Glück ihrer Liebe, liegt vielleicht eine bestimmte Novelle zugrunde, oder ist es freie Phantasie, oder — oder? Kurz, wir grübeln, statt zu genießen; der ästhetische Eindruck der Landschaft als Landschaft ist aufgehoben, die Staffage zieht anspruchsvoll das Interesse auf sich, das ungeteilt jener gehören sollte, und der Künstler hat sein eigenes Werk entzweigeschnitten. Ich weiß wohl, was man mir einwenden wird und erörtere daher hier einen Punkt, den ich in einer frühern Anzeige zu untersuchen versprach. Man wird mir die kleine Abschweifung verzeihen.

Die elementarische Natur mit dem Pflanzenreiche erscheint dem menschlichen Bewußtsein durch eine dunkle Symbolik des Gefühls als ein objektiver Widerschein seiner eignen Stimmungen. Der Äther scheint die Erde mit Liebe zu umarmen, stolz steigen die Berge, in Sturm und Wasserfall grollt etwas wie menschlicher Zorn, durch die Bäume geht ein halbverständliches Flüstern, im Morgen haucht frisches Kraftgefühl, im Abend Ruhe und Sanftmut. Es liegt im Wesen des Geistes, sich selbst in der Natur, seiner Mutter, wieder zu suchen und so die zerfallnen Pole des Universums wieder zu einigen, die Urperson herzustellen. Der Zauber des Landschaftgemäldes hat in dieser Übertragung seinen Grund; die Natur spricht, sie tönt uns als verhallendes Echo unsrer Seele. Es beruht aber dieses Geheimnis der landschaftlichen Stimmung auf einem Akte, der als eine Einheit zweier Momente zu fassen ist. Das erste ist ein Leihen; denn da wir uns wohl bewußt sind, daß die Natur, das stumme Reich der Notwendigkeit, nichts von den Gefühlsbewegungen des subjektiven Lebens weiß, so müssen wir ihr eine Teilnahme an diesen erst unterlegen. Nicht, als ob wir dies mit Reflexion wie ein Geschäft vornähmen; mit dem Augenblicke, wo wir die Natur vom ästhetischen Standpunkt anschauen, ist sogleich auch jene Unterschiebung da, denn wir sehen in allem den Menschen. Doch fühlen wir, obzwar dunkel, recht wohl, daß dies ein bloßes

Leihen sei, und dies ist das andere Moment. Wir geben aber darum dieses Leihen nicht auf, sondern wir vollziehen nun die Vorstellung, welche logisch ein Widerspruch, ästhetisch aber vom größten Reize ist, als ob die Natur zu gleicher Zeit eine die Stimmungen des menschlichen Gemüts vorbildende oder wiederholende Seele in sich berge und dennoch in ungetrübter Objektivität und Gesetzmäßigkeit nicht um die Schmerzen des subjektiven Lebens wüßte. Dies ist die Einheit, worin jene beiden Momente wieder ineinander aufgehen. Die schöne Natur gemahnt uns daher, wie solche menschlichen Zustände, in welchen die Kämpfe der Freiheit, des Selbstbewußtseins noch schlummern oder zur Ruhe zurückgekehrt sind. Daher liebt die Landschaftsmalerei mehr ruhige und große als stürmische Naturszenen; auch die letztern bringen auf uns einen Eindruck hervor, als sähen wir die Kämpfe der moralischen Welt ohne die Schmerzen des Selbstbewußtseins darin abgebildet. Daher die Rührung und Wehmut, das Sentimentale, was in aller landschaftlichen Stimmung liegt, daher umgekehrt der Hang der sentimentalen Poesie zur Landschaftsmalerei; daher hatten die Alten keine Landschaft, weil sie, selbst noch fest im ruhigen Gleichgewicht des Geistes- und des Sinnenlebens, sich nicht nach dem Frieden der Natur als nach einem verlorenen Gute sehnten.

Der eigentliche Inhalt des Landschaftsgemäldes ist demnach ein Widerschein des subjektiven Lebens im Reiche des objektiven Naturlebens. Jetzt wird ein Landschaftsmaler von Lessings Denkart sagen: gut, und eben weil ein Anklang menschlicher Stimmung in der Landschaft liegt, so hebe ich nur die durch jene dunkle Unterschiebung in sie gelegte Seele noch ausdrücklich hervor, indem ich eine Staffage hinzugebe, welche ganz im Sinne der in der Landschaft herrschenden Stimmung komponiert ist; ich sage nur dasselbe, was ich in der ganzen Landschaft in objektiver Natursprache sage, deutlicher auch in subjektiver menschlicher Sprache; ist es der Mensch, der eigentlich der Landschaft ihre Stimmung erst leiht, so ist es ja ganz in der Ordnung, die Landschaft mit Menschen zu beleben, welche, in irgendeiner bedeutenderen Situation begriffen, den Zuschauer erinnern, daß die Natur ihre tiefere Bedeutung für den Geist eben nur dem Geiste dankt. Dieser Schluß aber ist genau das Gegenteil des Richtigen. Denn gerade das Ineinandersein der oben genannten zwei

Momente ist das Spezifische der landschaftlichen Stimmung: ein Gefühl, daß ich der Landschaft ihre menschliche Seele bloß leihe und ein trotz diesem Gefühl fortgesetztes Leihen. Gibt nun der Künstler zur Landschaft eine Staffage, welche durch eine bedeutendere Situation die Aufmerksamkeit auf die Vorgänge des menschlichen Lebens hinüberlenkt, so erinnern wir uns plötzlich, daß Gemüt und Geist nur im Menschen zu suchen sind, und jenes Leihen hört auf, unser Interesse ist mit einem zuckenden Stoße auf eine andere Seite hinüberversetzt, wir bekümmern uns um die Schicksale des Menschen und nicht mehr um seine bewußtlose Naturumgebung. Aus dem Reich der Notwendigkeit sind wir in das der Freiheit geworfen, und indem dennoch jenes den ursprünglich beabsichtigten Anspruch auf unsere vorzügliche Teilnahme fortbehauptet, so gehen wir zwischen zwei widersprechenden Stimmungen hinüber und herüber und werden dadurch verdrießlich. Es sind zwei Sprachen, zwei Mittelpunkte in einer Darstellung, die einander aufheben. Im Landschaftsgemälde ist das eigentliche Subjekt die Natur, nicht der Mensch; tritt dieser mit dem Anspruch darin auf, daß wir uns für ihn interessieren, so hat das Gemälde zwei Subjekte, und die Einheit, d. h. das Kunstwerk, ist aufgehoben. Mag diese Staffage noch so sehr im Sinne der Landschaft komponiert sein, dies macht keinen Unterschied; denn wo einmal das menschliche Tun und Treiben in den Vordergrund tritt, kann die Landschaft zwar immer noch das untergeordnete Interesse eines verhallenden Nachklangs der menschlichen Handlungen in der Natur, aber nimmermehr das Hauptinteresse für sich in Anspruch nehmen, und indem das Kunstwerk doch Landschaftsgemälde zu sein sich die Miene gibt, hat es sich selbst das Spiel verderbt. Die Staffage muß daher durchaus a n s p r u c h s l o s sein, sie darf den Menschen nur in Zuständen darstellen, in welchen er, fern von moralischen Zwecken und Kämpfen, harmlos das elementarische Leben gleichsam durch sie hindurchziehen läßt und in ihm aufgeht: ruhig Gelagerte, Wandernde, Hirten und Jäger, die im steten Umgang mit der Natur selbst etwas von ihrer Unmittelbarkeit annehmen. Namentlich sei die Kleidung nicht preziös und erinnere nicht zu augenscheinlich an die künstlichen Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft. Daß Lessing auf diese ein Gewicht legt und die Kleiderkästen des Mittelalters sorgfältig ausbeutet, liegt teils in der Vor-

liebe der neuern Schulen für mittelalterliches Beiwerk überhaupt, teils aber in den novellenartigen Motiven seiner Staffage. Im Städelschen Institut befand sich an Ostern 1841 noch ein Waldstück, wo ein Ritter in voller Rüstung an einem Brunnen sitzt und sein Pferd saufen läßt; eine ganz störende Beigabe. In der Kunstausstellung ein weiteres Waldstück von ebendemselben, dunkel und düster, von ergreifender Wirkung: im tiefen Waldesdunkel ein Köhler an einem Kohlenhaufen, der Wind braust hinein und weht den qualmenden Rauch nach dem Walde; soweit war die Staffage höchst lobenswert. Nun hält aber ein Ritter (oder Bandit?) zu Pferde vor dem Kohlenhügel, er scheint den Köhler etwas zu fragen; was will er? Ist es der Ritter, dem dieser Köhler dient, ist es ein Räuber, der nach Beute fragt, oder was? Wir besinnen uns auf ein genreartiges, oder balladenartiges Motiv, und das Landschaftsgefühl als solches ist aufgehoben. Ein zerstörtes Raubschloß in wilder Landschaft, noch rauchend, im Vordergrund ein getöteter Räuber, schwankte ebenfalls zwischen Novelle und Landschaftsbild.

Man hört für eine solche Erhöhung der Landschaft in das Genre oder die Historie häufig noch ein anderes Moment geltend machen. Die getrennten Zweige der Malerei in einer höhern Gattung zu vereinigen, Historie oder Genre und Landschaft zu verschmelzen, erklärt man für ebenso lobenswert als überhaupt jedes Streben, getrennte Glieder eines Ganzen organisch zu verbinden. Als ob nicht jedes Menschliche und so auch jeder Zweig der Kunst gerade in seiner Trennung und Selbständigkeit groß würde! Je selbständiger jeder Zweig, je individueller, desto vollkommener stellt er in seiner besondern Art das allgemeine Wesen der ganzen Gattung dar. Dadurch ist keineswegs ausgeschlossen, daß der einzelne Zweig die andern in untergeordneter Weise wirklich in sich aufnehmen könne. So wie eine anspruchslose Zugabe aus der Menschenwelt der Landschaft wohl ansteht, so dem geschichtlichen Bilde eine landschaftliche (wenn nicht architektonische) Umgebung. Allein wo das eine Zweck und Hauptsache ist, muß notwendig das andere zurücktreten, sonst ist alle Einheit zerrissen. Am ehesten könnte man von einem Gleichgewichte beider Seiten im Genregemälde reden, weil dieses zwar menschliche Zustände, aber am liebsten solche, worin der Mensch mehr als Naturwesen denn als moralisches Wesen erscheint, zu

seinem Gegenstande wählt und daher billig der landschaftlichen Umgebung eine bedeutende Stelle einräumt. Allein die Situation aus der Menschenwelt ist doch hier der eigentliche Zweck, und die Landschaft, obwohl sie sich bedeutender ausdehnen darf, als bloßer Wohnort der menschlichen Wesen Nebensache. Jene Vermischung verschiedener Zweige ist ein Fehlgriff unreifer Kunstperioden. So wurde in der Zeit, da die Landschaft als selbständiger Zweig sich eben erst ausgebildet hatte, von Caracci, Domenichino, Poussin, Claude Lorrain eine Staffage aus der Heroensage, dem Göttermythus, dem Alten Testamente für ganz wesentlich angesehen: die Nabelschnur des historischen Gemäldes, welche die Landschaftsmalerei, so Bedeutendes sie auch bereits leistete, als Erinnerung an ihren Ursprung noch mit sich schleppte. Koch und Reinhard in Rom sind Ableger dieser alten Schule; beide haben die Einheit ihrer schönsten Kompositionen durch eine zu bedeutende Staffage zerstört. Koch liebte mythische Szenen. Ich kenne unter Anderem eine zwar nicht ganz vollendete treffliche Landschaft von ihm, im besten Geiste des Theokrit komponiert, im Mittelgrunde Hirten, aus deren Mitte soeben Ganymed entführt wurde, der nun auch mit dem Adler mitten im Himmel baumelt. Hier und in all den Nymphen, Faunen usw. dringt sich außer dem bisher ausgeführten Einwurf noch ein neuer weiterer auf: der Standpunkt des Mythus und der der Landschaft sind an sich unvereinbar. Der Kern jeder Naturmacht war in der Anschauungsweise der Alten eine Person, der Himmel Zeus, das Meer Neptun usf., und jede Begebenheit in der Natur war Handlung einer solchen Person. Diese Vergötterung der Natur war aber keineswegs aus demselben Bedürfnis sentimentaler Sympathie entstanden, aus welchem wir Neuern der Natur eine fühlende Seele unterlegen. Jene göttlichen Naturwesen hatten immer zugleich politisch-sittliche Bedeutung, die Begebenheiten der Natur wurden als ihre Handlungen stets auf Schicksale der Staaten oder Familien oder heroischen Individuen bezogen, und gerade weil der Grieche, selbst Natur, sich nach der Natur gar nicht sehnte, lebte sie für ihn nur in dem Sinne, daß er hinter ihr seine Götter suchte. Nun blieb natürlich keine Landschaft mehr übrig, nachdem man alle ihre Bestandteile vergöttert hatte. Warum sollen nun wir, die wir gerade durch die Entgötterung der Natur eine Landschaft haben, uns gewalt-

sam in jene Vergötterung zurückversetzen und so eine Anschauungsweise in das Landschaftsgemälde einmischen, die es aufhebt? —

In einer andern, durch eine Radierung bekannten Landschaft hat sich Koch ungewohnterweise ganz in die romantische Stimmung versetzt: wilde nordische Seeküste, aufgeregtes Meer, Wetterhimmel, eine gotische Burg im Hintergrunde auf zackigem Felsen phantastisch ragend, vom Blitze seltsam beleuchtet. Man mag sich gern denken, so unheimlich wildes Land wäre ganz eine Heimat für dunkle, altersgraue nordische Sagen, für tolle Hexenschwärme; so möge des blutigen Macbeth Burg an der schottischen Küste gestanden haben. Und wirklich, es fehlt sich nicht, am Ufer steht Macbeth mit den drei Hexen, und fern um die Burg schwebt ein Hexenschwarm wie ein flatterndes Band durch die Luft. Die dunkeln Gefühle, welche die Landschaft als solche anregen wollte, sind also recht handgreiflich herausgezogen und uns vor die Nase hingesetzt; glücklicherweise ist zwar hier die Landschaft so stark, daß die Personen fast verschwinden, und doch muß sie jeder, der etwas Ganzes schauen will, über Berg und Tal fortwünschen. — Reinhard gefällt sich in derselben Überladung; Taten des Herkules, biblische Szenen und dergleichen stören uns in seinen echt antik gefühlten Landschaften. Einmal gieng er so weit, daß er in eine Landschaft von ruhiger Stimmung geradezu eine Staffage von unruhig dramatischer, ja peinlicher Wirkung hineinzwängte: ein Mann schlafend in einem Nachen, der gerade im Begriff ist, von den Wirbeln eines jähen Wassersturzes ergriffen zu werden, ein Jäger am Ufer hat einen erlegten Rehbock zu Boden geworfen und ruft ihm in Verzweiflung zu; ein andermal: ein Wald, worin Wölfe einen Mann zerreißen u. dgl. Hier hebt die quälende Teilnahme am menschlichen Lose alle landschaftliche Stimmung geradezu auf. Sonst mag man immerhin auf einem Landschaftsgemälde Menschen darstellen, die von furchtbaren Naturerscheinungen Not leiden, wie vom Sturme usf., doch sparsam und nicht mit starker Hervorhebung ihrer Kämpfe, sonst entsteht ein Genrebild, und da das Ganze doch noch Landschaft sein soll, eine Aufhebung der Einheit. Wenn nun aber gerade in der neuesten Zeit, da doch die Landschaft sich längst in ihrer ganzen Selbständigkeit ausgebildet hat, diese Vermischung wieder einzureißen droht, so liegt der Grund davon in nichts anderm, als in jenem Wurme, woran unser ganzes

Leben und so auch unsere Kunst krank liegt, in der Reflexion. Der suchende, abwägende Verstand ist mit einer einfachen Wirkung nicht zufrieden, es soll noch etwas Apartes, etwas Bedeutungsvolles, etwas recht Tiefes hinzugegeben werden; so sagt man denn, was schon in der Landschaft gesagt ist, noch einmal durch eine prätentiöse Staffage, klebt auf das Erste ein Zweites hinauf und ruht nicht, bis das Werk verbästelt ist. Womöglich muß dann noch die beliebte Allegorie mithelfen, wie z. B. in Lessings berühmter Abendlandschaft der Priester, der das Sakrament für einen Sterbenden trägt, uns höchst absichtsvoll und philosophisch zu sagen scheint: seht, dieser Abend ist eine Allegorie vom Lebensabend des Menschen, das hat der Künstler wohl gewußt, er ist nicht versteckt, er ist ein Schalk, er weiß, was er will, er hat Ideen. Zum Schlusse habe ich nur noch geltend zu machen, daß selbst eine anspruchslose Staffage nicht jeder Landschaft ansteht, daß völlige Abwesenheit des beseelten Lebens, höchstens etwa eine Erscheinung aus dem Tierleben, in vielen Landschaftsbildern durch die Stimmung des Ganzen gefordert ist, und unter diese gehört keines mehr als Lessings tausendjährige Eiche. Hier ist gerade Einsamkeit, ganz unbelauschtes, d. h. nur vom Zuschauer außer dem Bilde belauschtes Weben mächtiger Naturkräfte das Grundgefühl.

Was hier über die Staffage gesagt ist, gilt ebenso von der Architektur. Diese darf und soll allerdings eine Rolle in der Landschaft spielen; die mathematisch geordneten Linien des Gebäudes treten mit der unbewußt schweifenden Architektur der Erdbildungen in einen für das Auge höchst wohltätigen Gegensatz, und da der Mensch in der anspruchslosen Bedeutung eines an die Natur hingegebenen und gebundenen Wesens allerdings in der Landschaft aufzutreten hat, so sehen wir auch gerne sein an die gegebenen tellurischen und klimatischen Bedingungen sich anschmiegendes Obdach. Die Baustile giengen ja aus einer Phantasie hervor, die unverkennbar ihre Formen aus der umgebenden Natur nahm. Die griechische Architektur mit der vorherrschenden horizontalen Linie erinnert sogleich an die breit und bequem hingelagerten Gebirgsmassen des Südens, der spitzig aufstrebende gotische Stil an die zackigen und phantastisch getürmten Bergformen des Nordens, seine Ornamente an eine dornige und stachliche Vegetation, an Tannenzweige usf.; er hat

durchaus einen winterlichen, die südliche Bauart dagegen einen sommerlichen Charakter. Auch liegt es ganz nahe, die Kuppel des Pantheons mit der Krone der Pinie, gotische Türme mit Fichten zu vergleichen. Aber der Landschaftsmaler hüte sich wohl, seine Gebäude in reinlicher Neuheit darzustellen, wie dies die sogenannte historische Landschaft liebte, es wird dadurch das Landschaftsgemälde alsbald zum Architekturgemälde. Das Landschaftsgemälde, das ein für allemal die Natur zum Subjekte hat, fordert Gebäude, welche die Natur bereits in ihren Bereich hereingezogen hat, indem sie ihnen die Spuren ihrer Zufälligkeit, ihres elementarischen Charakters aufdrückte, vom Alter gebräunt, halb zerfallen, von Vögeln umkreist, die in dem Werke der Menschenhand wie in ihrem Eigentum nisten usf. Man wird leicht finden, wie weit ich in diesen Bemerkungen mit dem zusammentreffe, was der einsichtsvolle Schnaase in seinen niederländischen Briefen über das Wesen der Landschaft sagt. Sein Ausdruck, das Landschaftgemälde stelle die Erde als Wohnsitz des Menschen dar, soll ungefähr dasselbe sagen, was ich oben ausführte, ist aber der Mißdeutung zu sehr ausgesetzt, um glücklich heißen zu können.

Diese Abschweifung über die Landschaft hat uns wirklich von unserm Wege nur scheinbar entfernt, sie hat uns zuletzt auf den kranken Fleck unserer heutigen Kunst zurückgeführt, auf die Reflexion, welche, statt ein bloßes Moment in der Schöpfung der Phantasie zu sein, sich als Prinzip hervordrängt. Wir leiden alle an ihr und mangeln des Ruhms, den wir haben sollen vor der Sinnlichkeit, der Phantasie, der Idee, der Tat. In ihr und in nichts anderem liegt der Grund jener Zerfahrenheit und Tausendfältigkeit von Stoffen, in denen unsere Kunst sich zerstreut. Ja, so weit ist es gekommen, daß man froh daran sein muß, wenn in dieser unendlichen Unsicherheit nicht geradezu Stoffe gewählt werden, welche künstlerisch schlechtweg nicht darstellbar sind. Wie häufig werden Erzählungen, deren ganze Spitze in einem bestimmten, nur durch die Sprache darstellbaren Gedanken liegt, als Stoffe malerischer Darstellung behandelt! Ich sah z. B. gemalt, wie Sokrates in hohem Alter noch das Saitenspiel lernt und dem Alkibiades, der sich darüber verwundert, zur Antwort gibt, man dürfe sich nie schämen, zu lernen. Retzsch, der von Grund aus affektierte Manierist, zeichnet Hamlets Monolog: „Sein

oder Nichtsein", und der sonst erfreuliche Zeichner Sonderland nimmt unter seine Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern Uhlands „Hans und Grete" auf, wo doch der ganze Akzent auf einem epigrammatischen Witzworte ruht, was nie der Maler, nur der Dichter sagen kann. Und wie leicht ist es doch einzusehen, daß das Kunstwerk, das immer sich selbst erklären soll, nur Szenen darstellen kann, deren ästhetische Bedeutung in einer auf die Oberfläche der menschlichen Erscheinung ganz heraustretenden Leidenschaft liegt, nie aber solche, wo es sich um bestimmte Begriffe in bestimmten Worten handelt! Es fehlt nur noch, daß man malt, wie Newton das Gesetz des Falles berechnet, was auch schon vorgekommen ist. Von all dieser Taktlosigkeit, dieser Bodenlosigkeit kann nun aber den Künstler nichts besser heilen, als wenn er sich endlich überzeugt, daß alle Kunst nur da groß wurde, wo sie ohne Zweifel und Skrupel sich in den vollen Strom derjenigen Stoffe warf, welche ihr der Geist des Volks und Zeitalters zuführte, wo sie ihre beste Kraft auf diejenigen Gegenstände verwandte, in welchen der Nation das Absolute erschien. Die Bildung der Völker, des protestantischen deutschen Volks wenigstens, ist aber jetzt dahin gelangt, daß ihr das Absolute nicht über den Wolken, sondern als bewegende Seele der Weltgeschichte erscheint, und somit sind wir wieder da angekommen, wovon wir ausgiengen.

Wo nun aber die Kunst nicht fest und saftig in einem fruchtbaren und objektiven Boden wurzelt, da kann sie es auch zu keinen bedeutenden F o r m e n bringen, und dies ist das andere Hauptübel, an dem sie in unsern Tagen daniederliegt. Wir haben es zu einer großen formellen Leichtigkeit gebracht, die aber, getrennt vom bedeutenden Gehalte, in Leichtfertigkeit und sogar in Dürftigkeit umschlägt. Naturbeobachtung, Übung, Studium der Antike, das alles macht noch nicht den Meister großartiger Formen. Wodurch sind denn die alten Maler so grandios in Gestalt, Bewegung, Gewandung, Komposition? Woher nahm schon Giotto bei aller Härte die eindringende, schlagende Wahrheit in den Grundzügen menschlicher Affekte? Woher Masaccio jene Würde im runderen Flusse der Gestalt, in der Entfaltung und bedeutungsvollen Zusammenordnung der Gruppen jenen Ernst, jenen ehrfurchtgebietenden Adel? Was beschleunigte von da an den beflügelten Schritt der italienischen Malerei zu der

Höhe der idealen Formen, wo ein Raffael, ein Michelangelo steht? Waren es die einzelnen Mittel der technischen Bildung, subjektive Virtuosität, Belauschung der Wirklichkeit, erneuerte Kenntnis der alten Plastik und wie diese formellen Momente alle heißen mögen, welche so wichtig und doch für sich allein so unwichtig sind, sondern Kraft und Wirkung nur aus dem, im Mittelpunkte lebenden, gestaltenden Geiste nehmen? Und was war dieser Geist anders, als die strenge Vertiefung in die Sache, Erfüllung der Brust mit dem großen Gegenstande, der in aller Herzen lebte? Dieser Gegenstand war der Kreis göttlicher und verklärter irdischer Gestalten, in deren Tun und Leiden jenes Zeitalter den absoluten Inhalt der Weltgeschichte anschaute. Das Mittelalter kannte keine andere Form, das Drama der Geschichte zu deuten; es war das allgemeine Pathos der Zeit, die immanenten Mächte des sittlichen Lebens in einen idealen Raum hinauszuverlegen, von wo sie als goldene Gestalten, als durchsichtige Leiber auf das Diesseits herüberwirken, während dieses, das nun seinen Schwerpunkt außer sich hat, hingeschmolzen in Wehmut sich zu ihnen hinübersehnt; der Künstler war davon erfüllt wie sein Volk, und dieses wie er. Jeder verstand, jeder fühlte seine Bilder, und es kann von wahrem Kunstleben gar nicht die Rede sein, wo nicht das ungelehrte Volk die Werke der Kunst genießt als sein Eigentum, als eine Welt, die sein inwohnender Geist durch den Künstler geschaffen. So von substantiellem Gehalte erfüllt, so im Einverständnisse mit dem Volke, das nur starke, einfach große und wahre Formen versteht, vermochte der Künstler auch, seinen Stoff absolut darzustellen, d. h. an der sinnlichen Erscheinung, die er als Gefäß für ihn zunächst aus der unmittelbaren Wirklichkeit aufnahm, alles Kleine, Zufällige, Unklare zu tilgen, und so jene unsterblichen Bildungen zu schaffen, die wir den hohen Stil nennen.

Dies ist die fruchtbringende Wahrheit, welche uns die Geschichte der Malerei bei dem Volke, das im Mittelalter einen dem Wesen dieser Kunst wahrhaft normativ entsprechenden Entwicklungsgang durchlief, dem italienischen, mit hundert Stimmen zuruft. Ich weiß wohl, daß eine nicht kleine Partei gerade die entgegengesetzte Folgerung aus diesem Schauspiele zu ziehen gewohnt ist, daß sie behauptet, wir sollen, weil die Italiener gerade in diesen Stoffen groß waren,

mit Verleugnung unseres ganzen Zeitbewußtseins, eben dieselben wählen, während ich vielmehr folgere, wir sollen sie darin nachahmen, daß wir unsere Stoffe aus derselben Quelle schöpfen, aus dem lebendigen und gegenwärtigen Geiste der Zeit und Nation.

(Zuerst erschienen in den Deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst, Jahrg. 1842, Nr. 138 ff., dann, 1844, in der 1. Auflage der Kritischen Gänge des Verfassers, I, 2, 207—234.)

Kunstbestrebungen der Gegenwart.*)

Niemand schien bisher weniger geneigt, die Ansichten über die neuere Kunst und ihre Aufgabe, welche aus der Betrachtung der vergangenen Perioden und ihrer Vergleichung mit der Gegenwart unwiderlegbar hervorgehen, mit dem philosophischen Kunsthistoriker zu teilen, als die Künstler selbst; um so freudiger begrüßen wir die erste befreundete Stimme, die hier aus dem Gebiete der produktiven Kunst uns entgegenkommt. Die kleine Schrift hat bekanntlich gleich nach ihrem Erscheinen vieles Aufsehen gemacht und denjenigen Widerspruch erfahren, welchen jede Wahrheit zu gewarten hat, die kräftig in das Dunkel verjährter Vorurteile und bequemer Denkträgheit blitzt. So schrieb man von Rom in der Allg. Zeitung, man bedaure, daß der Verfasser den düsteren Religionsstreit in die heitere Welt der Kunst hineingetragen habe; als ob er nicht umgekehrt vielmehr den finsteren Fanatismus aus ihr verbannen, die verbleichten Gebilde einer ausgelebten Phantasie, um welche sich die Theologen noch streiten, aus ihr ausscheiden wollte. In das Kunstblatt hat der sonst billige und besonnene Kugler**) zu meinem Befremden eine sehr boshafte Kritik aufgenommen, deren Verfasser, ohne auch nur eine Ahnung von einer Bewegung der Kunst im Geiste der Zeit und im Unterschiede vom Geiste früherer Zeiten zu haben, die mancherlei Konfusionen, die in diesem Schriftchen mitunterlaufen, sich auf eine feine und bissige Weise zunutze macht. Hallmann bedarf freilich in vielen Punkten, daß man seine Gedanken erst ordne und zurecht-

*) Von Anton Hallmann, vormals Königl. Preuß. Hofbauinspektor. Berlin, Buchhandlung des Berliner Lesekabinets. 1842.

**) Nach dem neuerdings im Kunstblatt erschienenen Sendschreiben von Kugler an seinen Mitredakteur Förster über die Bilder von Gallait und de Biefve zweifle ich nicht mehr, daß der Letztere diese Kritik aufgenommen hat; denn Kugler spricht hier ein gesundes Verständnis der Aufgabe der modernen Kunst aus, er begreift zu gut, wie sie sich aus dem aristokratischen Bann unpopulärer Ideale zum Geschichtlichen und Demokratischen zu bewegen hat, als daß er jene Beurteilung Hallmanns in gut Overbeckischem Geiste hätte billigen können.

bringe, aber dem Strauchelnden hat nicht der Blinde den Weg zu zeigen. Uns ist das Büchlein um so willkommener, da es durchaus den Stempel jener Naivität trägt, welche samt aller ihrer Unklarheit und logischen Verwirrung an echten Künstlern so liebenswürdig läßt. Wir werden allerdings dem Verfasser oft widersprechen müssen; er ist nicht durchaus mit sich und der Zeit im reinen, der Grundgedanke zieht sich nur wie der rote Faden durch sein Gewebe, verliert sich oft zwischen Widersprüchen, Borussianismen, Berlinismen, tritt aber dann auch wieder hell und glänzend hervor. Die Nachsicht, die sich der Verfasser für seine stilistische Unvollkommenheit erbittet, hat er in der Tat sehr in Anspruch zu nehmen, er steht nicht nur mit dem Ausdruck, sondern auch mit der Satzbildung, der Konstruktion, mit allen Teilen der Grammatik, selbst mit Rechtschreibung und Interpunktion auf einem ziemlich gespannten Fuße; wo er aber warm wird, scheint ihm auch die Sprache leichter zu werden, und er bewegt sich in einer Fülle von originellen Vergleichungen lustig vorwärts.

Es sind einzelne, ungleichzeitig entstandene Aufsätze, der erste in Berlin, der zweite in Rom, der dritte wieder in Berlin, der vierte in Dresden geschrieben; sie verbinden sich aber durch die Einheit der Grundidee, wie sie nach Anlaß, Ort und Zeit verschieden sein mögen, ganz von selbst zu einem Ganzen.

Der erste dieser Aufsätze, „Kunstzustände" überschrieben, beginnt mit einer Anklage gegen die Unselbständigkeit, den Nachahmungsgeist der gegenwärtigen Kunst, das Urteilen nach vergleichenden, aus der Vergangenheit genommenen Maßstäben. Da nun S. 3 ausdrücklich von dem systematischen Abrichten zur Nachäffung in den Kunstschulen die Rede ist, so erwartet man, diese Anklage, welche zunächst gegen die formelle Bildung unserer Künstler geht, weiter ausgeführt zu sehen. Allein man sieht bald, daß dem Verfasser eigentlich eine andere Anklage vorschwebt, der Vorwurf gegen unsere Zeit nämlich, daß sie immer noch nicht begreifen will, wie der Inhalt ihrer Kunst, das ästhetische Ideal überhaupt für sie ein anderes sein müsse als das Ideal vergangener Kunstperioden. Hier ist also zwischen Inhalt und Form (ihre höhere Einheit könnte dabei immer festgehalten werden) nicht gehörig unterschieden, und dies rührt wohl daher, daß der Verfasser, obwohl er alle Künste, insbesondere auch die Malerei im Auge hat, doch vorzüglich als Baukünstler spricht.

In der Baukunst nämlich kann nicht gefragt werden, was gebaut werden soll, die Aufgaben sind durch Kirche, Staat, Privatzwecke vorgeschrieben; darin sind sich alle Epochen der Kunstgeschichte gleich. Wohl aber kann zwischen dem Gehalte, d. h. der Bestimmung eines Gebäudes in der Form oder dem Stile ein ungeheurer Widerspruch entstehen, wenn Formen, welche die geistig anders bestimmten Zwecke eines Zeitalters mit sich brachten, auf ein modernes Gebäude angewendet werden, wie wenn z. B. eine christliche Kirche nach dem „Schema eines griechischen Tempels" gebaut wird, und der Verfasser tut daher sehr wohl, gegen das Dressieren der Schüler auf tote Formen verklungener Weltalter zu eifern. Allein ganz anders wendet sich die Sache bei der Skulptur und noch mehr bei der zeitgemäßesten der bildenden Künste, der Malerei. Hier ist nicht die Frage: dürfen wir Aufgaben, die wir mit früheren Jahrhunderten gemein haben, in diesem oder jenem schon dagewesenen Stile behandeln? Hier ist die Frage: können die Aufgaben, die Gegenstände früherer Kunstepochen noch die unseren sein? Auf diese Frage, wobei es sich um etwas ganz anderes handelt, als um freie oder unfreie Nachbildung vorhanden gewesener Stile, lenkt der Verfasser unversehens durch die Zwischenbemerkung ein: „wenn dann überhaupt Madonnen gemalt werden müssen" und stellt sich darauf mit folgendem Satze mitten in die Erörterung der Natur des modernen Ideals: „ja, ich glaube, die Zeit bricht an, wo die Gegenwart sich fühlt und in ihre Rechte tritt, wo wir anfangen uns zu begnügen mit dem, was wir haben können, ohne uns das Leben mit dem Gewimmer nach verlorenen Paradiesen zu vergällen." Dann, statt diesen Punkt zu verfolgen, kehrt er aber wieder zur anderen Frage zurück, wieviel wir in der Form von dem Stile früherer Künstler zu lernen haben, verlangt eine freie Bildung des Schönheitsgefühls durch Betrachtung ihrer Werke, nicht ein unfreies Nachahmen, und spricht begeistert, selbst in gebundene Rede übergehend, die Überzeugung aus, daß unserer Zeit der Geist der Schönheit nicht verloren sei. Man könnte unbeschadet der Selbständigkeit unserer ästhetischen Schöpfungen noch weit mehr einräumen, ja fordern; man könnte verlangen, daß unsere Maler mit ungleich mehr Entsagung und Unterwerfung und ungleich längere Zeit sich in die Zucht der großen Meister des Stils, eines Raffael, eines Michelangelo be-

geben; aber man will die Maler des Mittelalters nicht zunächst in ihrem Stile, sondern in ihren Stoffen nachahmen, und daher sucht man nicht die Meister auf, welche die Stoffe dieses Zeitalters bereits mit freiem weltlichem Schönheitssinn und entbundener Energie darstellten, sondern diejenigen, die das Kirchliche in echt kirchliche, d. h. in unfreie und blöde Formen gefaßt haben. Es handelt sich hier um eine Weltansicht, nicht um einen formellen Bildungsgang. Wer für die höchste Aufgabe der Kunst noch jetzt Madonnen und Heilige hält, der tut ganz recht, den Fiesole nachzuäffen. Daß aber diese größere Zeitfrage nach der Natur des modernen Ideals es ist, was den Verfasser unvermerkt beschäftigt, sehen wir dann hauptsächlich aus seinen Äußerungen über Overbeck und einer Bemerkung über den verschiedenen Eindruck, den die in einem Saale des Städelschen Instituts zu Frankfurt einander gegenübergestellten Bilder Overbecks und De Kaysers hervorbrachten: man erfreute sich an dem lebensvollen Schlachtbilde und ließ die pfäffische Vorlesung über Kunstgeschichte hängen. Es haben sich manche Stimmen vernehmen lassen, welche die Schuld davon bloß auf den seichten Sinn der Menge schoben, die unter allen Umständen durch ein Abbild der unmittelbaren, jedem geläufigen Wirklichkeit von der ernsten Sammlung, die ein ideales Werk in Anspruch nimmt, sich werde ablocken lassen. Man muß wirklich zugeben, daß der Fall keine ganz reine Probe lieferte. De Kaysers Schlachtbild war bei allen seinen Vorzügen kein historisches Bild im hohen Stile, wie es z. B. die Alexanderschlacht in Pompeji ist; das Publikum, wie es ist, hätte aber voraussichtlich nicht nur einem asketisch trübsinnigen, sondern auch einem weltlich freien, aber im Geiste ernster Größe und Idealität komponierten Bilde seine Aufmerksamkeit entzogen, um sie einem genreartigen zuzuwenden. Man setze Wächters Hiob neben ein modernes Bataillen- oder Gesellschaftsstück, und sicherlich wird jener verlassen, dieses von Neugierigen umringt sein. Trotzdem hat Hallmann vollkommen recht; denn nicht nur die Menge, die oberflächlichen Genuß sucht, sondern auch der wahre Kenner, der tief und gesund fühlende Mensch wird dem aus dem Grabe beschworenen Gespenste den Rücken kehren und das volle Leben aufsuchen; das gewöhnlichste Genrebild (und ein solches war De Kaysers Bild doch nicht) ist immer noch wahrer als das Schattenbild eines entschwundenen und daher un-

wahren Ideals. Es ist dies ein Punkt, über den ich bei verschiedenen Anlässen mit Hervorhebung reichlicher Gründe, welche noch niemand widerlegt hat, mich ausgesprochen habe. Wer nicht hören will, mit dem ist freilich nicht zu streiten; wer nicht einsehen will, daß verschiedene Weltalter verschiedene Weltanschauungen haben, daß uns nicht taugen kann, was dem Mittelalter taugte, daß die höchsten Stoffe der Kunst für eine Zeit, welche Luther, Kant, Fichte, Schleiermacher, Schelling, Hegel gesehen hat, nicht dieselben sein können, wie für das Zeitalter der Päpste; wer aus Scheu vor Ideen nicht begreifen will, daß die Kunst einen Entwicklungsgang hat, auf welchem sie die Phantasiegestalt verklungener Zeiten wie Schlangenhäute abwirft; wer zwischen Eisenbahnen und Dampfschiffen noch der Madonna räuchern will, dem wollen wir seinen Frieden nicht stören.

Der Verfasser gibt hierauf einen kurzen Überblick über die Zustände der neueren Kunst in Deutschland und spricht zuerst von München. Indem er hauptsächlich die Architektur im Auge hat, dringt sich ihm bei aller Anerkennung des Geleisteten doch die Tatsache auf, daß man hier im Laufe von ein paar Jahrzehnten den ganzen Zyklus der Stile durchlief, den Jahrhunderte, Jahrtausende durchwanderten, aber nichts Neues, nicht Eigenes zu schaffen vermochte. Wir werden auf die Frage, warum unsere Zeit keinen Architekturstil zu erzeugen vermag und wie vieles aus dieser Tatsache folgt, woran niemand denkt, nachher zu sprechen kommen. Dagegen gibt Hallmann zu, daß inmitten dieser geschäftigen Reproduktion immer noch des Selbständigen genug hervortrete, und führt als Beweis hievon Cornelius mit dem Jüngsten Gerichte an, muß aber freilich sein Lob durch die Bemerkung einschränken: „ob aber, allgemein genommen, jene Darstellungsart mit der ganzen Denkweise der Zeit sich verträgt, ob überhaupt symbolische Darstellungen, ob ein gemalter Himmel, ob die gemalten Schrecken der Hölle noch subtil genug sind, die Bilder unserer Gedanken zu bereichern und zu ergänzen? Das ist eine andere Frage." Vermöchte er seine Intentionen klarer auseinanderzusetzen, so hätte unser Verfasser aussprechen müssen, wie sich die Malerschule in München in der Anschauung der großen italienischen Meister und gefördert durch umfassende Aufgaben al fresco schnell zu der Ausbildung eines Stiles im intensiven Sinne des Wortes

entwickelte, und hierin, in seinem charaktervollen, dem Michelangelo wahrhaft verwandten Stile wäre Cornelius' Verdienst zu suchen gewesen. Dann aber war zu erörtern, daß und warum trotzdem kein wahrhaft organisches Kunstleben hier entstehen konnte. Man hatte jetzt wieder Stil, aber man wußte nicht, was damit anfangen, und der erste Meister dieses Stils verschwendete seine Kraft an Dinge, welche für Kinderholgen und die Wände katholischer Wirtshäuser, aber nicht für das helle Auge des neunzehnten Jahrhunderts gehören, statt daß er auf dem edlen Pfade der Heldensage, den er eingeschlagen, fortschritt. Ungleich mehr Keime einer neuen Kunst liegen in Schnorrs Darstellungen einheimischer Sage und Geschichte, in manchen tüchtigen Leistungen der Genremalerei und Landschaftsmalerei; Rottmann mußte auch bei einer noch so flüchtigen Übersicht genannt werden, der mit aller Großartigkeit der sogenannten historischen Landschaft die individuelle Wahrheit und Physiognomie vereinigt, wie unsere Zeit sie fordert, und daher in seinem obwohl beschränkten Gebiete das erfreulichste Bild eines echt modernen Malers darbietet.

Jetzt wirft Hallmann einen Seitenblick auf Frankreich, sein Zurückbleiben in der Architektur, die Schuld knechtischer Verehrung der antiken Form, sein Voranstreben in der Malerei, wobei nur die den Franzosen eigene Kraft dramatischer Spannung und Hervorhebung des schlagenden Moments neben den vom Verfasser genannten Vorzügen und Mängeln bestimmter hätte hervorgehoben werden sollen. Dann setzt er nach England über, erfreut sich der neuen, aus nie ganz unterbrochener Festhaltung dieser nationalen Form erklärbaren Leistungen im mittelalterlichen Baustile und räumt dem geringen malerischen Talente des englischen Volks wenigstens das Verdienst glücklicher Nachbildung des wirklichen Lebens und eines frischen Kolorits ein. Nach dem russischen Eise wollen wir ihm nicht folgen, sondern mit ihm zu der Erwägung zurückkehren, daß im allgemeinen unsere neuere Kunst bis jetzt ein Abspiegeln der vergangenen Kunst geblieben ist und daß es sich jetzt endlich fragt, „ob wir als vernünftige Wesen des neunzehnten Jahrhunderts wieder von neuem anzufangen haben, oder ob wir es vorziehen, uns vielleicht von manchem nüchtern nennen zu lassen, aber demungeachtet einen Weg einzuschlagen, der für den Augenblick undankbar und hart scheinen

mag, aber auf dem uns das Bewußtsein unseres Strebens nach Klarheit und Wahrheit aufrechterhalten wird". Der Verfasser hat sich hier offenbar verschrieben, bei „oder" sollte ein Gegensatz folgen, etwa „oder ob wir Kopisten der Vergangenheit bleiben wollen"; es lag ihm aber schon Preußen im Sinne, von dem er nun sprechen will, und da er von der „kalt zu nennenden Verstandesrichtung" in diesem Teile von Deutschland etwas zu sagen vorhatte, so geriet ihm dies schon hier in die Feder, er nimmt das „oder" im erklärenden Sinne, bevorwortet, daß die moderne Kunst eine nüchterne, scheinbar prosaische Grundlage haben müsse, und bahnt sich so den Weg, einem deutschen Stamme, dem er doch das Prädikat kalter Verständigkeit geben muß, dennoch besonderen Beruf für die Schöpfung eines neuen Kunstlebens zu vindizieren. Es wäre nur zu wünschen, daß er diesen Punkt gründlicher erörtert hätte. Wir haben die Aufklärung und die „lange dürre Zopfzeit" hinter uns, wie das Altertum und das Mittelalter dieselbe vor sich hatte, und ebendarum können wir nicht bauen, bilden, malen, als wäre alle diese Aufklärung, so phantasielos sie war, nicht dagewesen. Die Aufklärung hat jede Art von Olymp gestürzt; seit sie sich geltend machte, kann der göttliche Geist nimmermehr in überweltlichen Typen gefaßt und dargestellt werden; seit sie gewirkt hat, gibt es keine Götter mehr. Wie unendlich dadurch die Kunst eingebüßt hat, liegt am Tage; denn das Kunstideal scheint eben zu fordern, daß, was von göttlichen Kräften im menschlichen Leben zerstückelt sichtbar wird, vereinigt in besonderen, von allen Mängeln gereinigten Gestalten außer und über der Welt glänze. Alle diejenigen, welche diesen Verlust nicht verschmerzen können, wollen noch Mythologie, heidnische oder christliche, als höchsten Zweig der Kunst. Allein der unendliche Verlust war ein unendlicher Gewinn. Jetzt erst ist uns die Welt aufgetan, da die in Götter verdichteten Nebel nicht mehr zwischen ihr und unserem Auge hinziehen; jetzt erst weiß die Welt sich selbst göttlicher Kräfte voll, da die jenseitigen Gestalten, die das ihr ausgesogene Mark in sich zusammendrängten, sich in wesentliche innere Bewegungen und Mächte des Lebens selbst aufgelöst haben. Die Aufklärung war die **negative** Voraussetzung dieses modernen, götterlosen aber weltlich heiteren, mythenleeren aber geschichtvollen Ideals; sie konnte keine Schönheit schaffen, aber sie segte das Afterbild einer

ausgelebten Art der Schönheit hinweg und ebnete den Boden für eine neue. Ebendeswegen aber, weil die abstrakte Verständigkeit der Aufklärung nicht schöpferische, sondern nur negativ vorbereitende Bedeutung für das moderne Ideal haben kann, liegt sogleich der Zweifel nahe, ob das Land, das vorzugsweise Sitz derselben war und noch heute Sitz der verständigen oder richtiger der reflektierten Bildung ist, ob Preußen besonderen Beruf zu der Schöpfung einer neuen Kunst haben könne. Hören wir unsern Verfasser. Er sagt, Preußen stehe unbedingt für Deutschland an der Spitze des Fortschritts, und so stelle sich denn auch der Kampf der Gegenwart mit der Vergangenheit nirgends deutlicher heraus als in der Düsseldorfer Schule. Freilich übersetzt er den letzteren Ausdruck sonderbarerweise gleich darauf durch: ein stetes Ringen des Wollens mit dem Nichtkönnen. Bei dem Ausdruck: Kampf der Gegenwart mit der Vergangenheit, denkt man an einen rüstigen Streit zwischen einer doppelten Richtung der Schule, einer katholisierenden und einer andern, welche die Aufgaben der modernen Kunst begreift. Sollte dafür irgend ein Beleg gegeben werden, so hätte der Verfasser dem einzigen Maler der ganzen Schule, den er nennt, Schadow, etwa Lessing und den geschichtlichen Geist seiner neueren Werke entgegenstellen müssen; er spricht aber nur von der „elegischen Stimmung" Schadows, wie er den katholischen Dogmatismus der neueren Kunst, der doch sehr bestimmte Behauptungen sehr hartnäckig verficht, unzulänglich subjektiv bezeichnet, und setzt übrigens nur seine eigene Überzeugung hinzu, daß die Zeit dieser Romantik entwachsen sei. Bei dem anderen Ausdruck „Ringen des Wollens mit dem Nichtkönnen" aber denkt man an das Gemachte, unproduktiv Reflektierte, was die Bilder dieser Schule (mit ehrenwerten Ausnahmen) charakterisiert, und davon wäre allerdings eben im Zusammenhang mit den vorausgeschickten Prädikaten des preußischen Stammcharakters zu reden, es wäre zu bemerken gewesen, wie dieselbe Reflexionsmanier, welche einst in der Form der Berliner Aufklärung sich aussprach, sich jetzt nur auf andere Stoffe geworfen hat und wie man all diesen Madonnen, klugen und törichten Jungfrauen usw. immer noch den ganzen Nicolai anfühlt. Der Verfasser bricht aber hier mit der kurzen Bemerkung ab: „es bleiben uns von dieser Schule noch einige bedeutende Talente und ein in technischer Hinsicht sehr großer

Fortschritt in der Malerei, worin sie fast in demselben Maße der Münchner Schule voran, als sie noch gegen die besseren Franzosen zurück ist." Ich überlasse es dem Verfasser, diese Behauptung zu verteidigen. Er wird sich, wenn er in den Fall kommt, wohl genötigt sehen, zwischen Technik und Technik zu unterscheiden; bedeutet das Wort eine gründliche und täuschende Ausführung des einzelnen, so mag er recht haben, bedeutet es aber Stil, so hat er großes Unrecht. Übrigens ist dieser ganze Abschnitt viel zu dürftig; durch den Titel seines Schriftchens hatte sich der Verfasser zu einer viel gründlicheren Darstellung der neueren Schulen verpflichtet.

Nun geht Hallmann auf die preußische Hauptstadt über und erklärt nicht unfein aus der „scharf prononcierten Verstandesrichtung und spekulativen Philosophie", deren Sitz diese Stadt ist, daß die Künste der Messung und der scharf bestimmten Form, Architektur und Bildhauerei, hier bis jetzt glücklicher gediehen als Malerei. Er setzt hinzu, daß eine Vergleichung mit München leicht ungerecht ausfalle, wenn man erwäge, daß in Bayern ein vorherrschender Hang des Regenten, in Berlin nur anerkanntes Bedürfnis das Motiv architektonischer Werke sei. Dieser Punkt wäre wert gewesen, weiter verfolgt zu werden. An der sogenannten Kunstblüte in Bayern kann kein Mann, der es mit einem Volke redlich meint, eine Freude haben. Überall ist das Notwendige, Haushalt, Recht, Volkserziehung das erste, und wenn erst dafür gesorgt ist, mag die Kunst von selbst aus dem Wohlstande des gesättigten Lebens hervorsprossen; wo aber die Kunst eine Verschwendung auf Kosten des Gemeinwesens ist, wo nicht zuerst die geistige Bildung des Volks bis dahin geführt ist, die Schönheit aus sich hervorzubringen und zu fühlen, sondern diese eine exotische Pflanze für einige lorgnettierende Kenner bleibt: da hat sie keine Wurzeln, da kann man ihre Scheinblüte im Namen des Notwendigen, von dem sie zehrt, nur beklagen. Wenn dagegen in Berlin eine verständige, lobenswerte Sparsamkeit hierin waltet, so drängt sich doch auch hier die allgemeine Unfähigkeit des Zeitalters, einen eigenen Baustil zu schaffen, selbst in Schinkels Werken auf, wie der Verfasser, der übrigens die hohe Bedeutung dieses Mannes gebührend anerkennt, sich nicht verbergen kann. Ist in einer Kunst, die ihrem ganzen Wesen nach von antikem Leben und Geist so unzertrennlich ist, wie die Plastik, irgend eine Annäherung an

nordische Form, Tracht, Physiognomie möglich, so ist es Rauch, der vor Schwanthalers ähnlichen Bestrebungen die glückliche Aufgabe der Darstellung großer Zeitgenossen voraus hatte, gelungen, sie ins Werk zu setzen; sein Name findet hier den verdienten Preis. Weiter wird von Berlin die Durchbildung des Details gerühmt, die sich in auffallend glücklicher Weise auch auf die mannigfache Formenwelt der Industrie- und Fabrikartikel erstrecke. Mit gutem Rechte ist auch diese Sphäre berührt. Wo immer die Kunst blühte, ruhte sie auf dem fruchtbaren Boden des Handwerks. Freilich drängen sich aber bei unserer gegenwärtigen Geschicklichkeit in den Artikeln der Industrie mancherlei Zweifel gegen einen solchen im Handwerke liegenden Keim der höheren Kunst auf. Hätte nicht, wenn diese Handfertigkeit bei uns, wie bei den Griechen und im Mittelalter, berufen wäre, die Mutter künstlerischer Form zu werden, das Ergebnis längst sichtbar werden müssen? Und wenn dies nicht der Fall ist, sind wir nicht aufgefordert, wohl zu unterscheiden zwischen der raffinierten Vervielfältigung und Verwicklung der Bedürfnisse, denen das moderne Handwerk dient und dem edlen, immer noch naturtreuen Luxus der guten griechischen und mittelalterlichen Zeit? Ist in jener zwar untergeordneten, aber darum nicht verächtlichen Sphäre das wesentlichste Merkmal einer werdenden Kunstblüte, ein sich bildender durchgängiger Stil, in gegenwärtiger Zeit bemerkbar? Sehen wir nicht vielmehr eine zerstreute Unendlichkeit willkürlicher, meist nachgeahmter Formen?

Als weitere Stütze seiner Hoffnungen nennt der Verfasser die Persönlichkeit des Königs von Preußen. Aber welche Art von Kunst muß das sein, deren Aufschwung von dem zufälligen Umstande abhängt, ob ein einzelner Mensch sie befördert oder nicht? „Ein Baum, der nicht im groben Volksboden sich genährt, nein einer, der nach oben sogar die Wurzeln kehrt.“ Oder kann jemand im Ernste glauben, daß die Mediceer, daß Päpste, wie Julius II., die hohe Kunstblüte ihrer Zeit geschaffen und nicht vielmehr zur Entwicklung reif nur vorgefunden und unterstützt haben? Haben nicht selbst die neueren Fortschritte der Kunst, so wenig sie, verglichen mit jenen großen Perioden, besagen wollen, ihren Grund in etwas ganz anderem, als in der Kunstliebe des Königs von Bayern? Waren Karstens, Wächter, Schick, ihre Begründer, von Königen unterstützt?

Der Verfasser spricht einen „beseligenden“ Glauben an die hohen Gaben und das „edle“ Wollen des regierenden Hauptes aus, doch es entgeht ihm nicht, daß er besserer, in der Macht der Zeit überhaupt liegender Gründe für seine Hoffnungen bedarf. Da nun Berlin im Vordergrunde der modernen Bildung steht, so scheint er darin den Beweis für die oben ausgesprochene Bestimmung dieser Hauptstadt gefunden zu haben. Es ist wahr, daß Berlin ein Hauptsitz moderner protestantischer Bildung ist, allein ein bedeutender Beruf zur Kunst setzt Bewegungen voraus, welche bis jetzt daselbst eben keinen glücklichen Boden gefunden haben. Wie wenig der Verfasser sich der Erfordernisse erinnert, welche zwischen dem ganz allgemeinen Prädikate moderner Bildung und einem künstlerischen Geiste noch in der Mitte liegen, beweist die Stelle S. 17, wo er sich der Ruhe Preußens unter einer väterlichen Regierung erfreut und ihm die Frage gar nicht in den Sinn zu kommen scheint, wie entfernt ein absolut monarchisches Land demjenigen Zustande des Volkslebens steht, aus dessen lebendiger Regung die Kunst, die Blume freier Nationen, erst hervorgehen kann.

Neben dieser Stimmung „ruhigen Vertrauens“, neben diesem „glücklichen Zustande, von welchem der Nachwelt ein Denkmal zu hinterlassen Preußen sich sehnt“, hebt nun der Verfasser, in seiner Weise ohne Zusammenhang, andere Zeitmomente hervor; zuerst die durch vereinte Forschungen erzielte Aufhellung der Vergangenheit. Daß dies ein höchst wichtiger Punkt ist, bedarf keines Beweises. Wir kennen die Geschichte, Lebensformen, Physiognomie vergangener Zeiten, fremder Völker; eine wahrhaft geschichtliche, durch tausend Anachronismen und Verstöße gegen das Kostüm nicht mehr gehemmte Malerei und Poesie ist dadurch erst möglich geworden. Allein dies ist wieder nur ein negatives Moment, aus welchem unmittelbar für die historische Kunst keineswegs ein Gedeihen hervorgeht. Die Aufhellung der Ferne, die Herbeiführung der Möglichkeit historischer Treue ist ein Akt der Kritik und Gelehrsamkeit; diese ist von der schaffenden Kraft nicht nur himmelweit entfernt, sondern steht sogar in einem solchen Gegensatz zu ihr, daß nicht wohl dieselbe Zeit in beiden Richtungen groß sein kann. Dies hätte der Verfasser sich selbst sagen können, wenn er mit jenem Gedanken den andern, den er S. 20 ausführt, zusammengehalten hätte. Hier nimmt er die Ver-

stöße der Florentiner, Venezianer, Holländer gegen die historische Treue in Schutz, hebt mit gutem Grunde hervor, daß ein Volk nicht historische Tatsachen, die es nichts angehen, sondern sich selbst, die gegenwärtige Fülle seines Lebens in den Werken der Kunst gespiegelt sehen will, und sagt treffend: „die Menge, die vor dem Altar auf den Knien lag, sah sich in den Altarbildern fortgesetzt." Dies ist der wahre Grund jener Naivität, womit alle blühenden Kunstperioden die Tracht, die Rasse, die Sitte des eigenen Volks in ihre Kunst hineingetragen haben. Weil es dem Menschen wohl war, meinten sie, es sei nie und nirgends anders gewesen, und weil sie Menschen waren, so trafen sie in dem verfehlten äußeren Kostüm um so besser das allgemeine Menschenkostüm. Man muß überhaupt nicht meinen, daß es sich in der Kunst einfach darum handle, einen gewissen Gegenstand zu geben. Das Subjekt, für das der Gegenstand sein soll, das Bewußtsein, dem er vorgehalten wird, muß in ihm zum voraus aufgenommen sein, damit es sich in ihm wiederfinde. Allerdings folgt hieraus nicht notwendig Verletzung der historischen Treue; es läßt sich ein Drittes denken: eine reine Vereinigung der Treue des Kostüms, der Objektivität mit diesem subjektiven Momente. Allein bis dahin haben wir weit, unendlich weit. Wären wir nur erst schon da wieder angekommen, wo die alte Kunst stehen blieb, bei der inneren Freudigkeit, die ein Spiegelbild ihres Wohlseins, ihres politischen Kraftgefühls im ungelehrten Kostüm niederlegt! Dazu fehlt uns aber nichts weniger, als daß wir erst aufgehört haben müssen, Menschen zu sein, denen man in jedem Zuge ansieht, daß sie entweder selbst Polizeidiener sind, oder fürchten, es möchte ein Polizeidiener sie arretieren; Menschen, die von dem Gesetze einer falschen Scham beherrscht, jede Leidenschaft verbergen, jeden Ausdruck der Individualität verleugnen; registrierte, reduzierte, geleckte, beschnipfelte, bis oben zugeknöpfte, mit dem Lineal gemachte, mit der Beißzange abgezwickte Menschen. Wird der Künstler wieder ganze Menschen um sich sehen, dann mag er keck die besten herauslesen, sie uns als Helden der Vergangenheit in seinem Bilde vorführen und ihnen übrigens ein treues oder untreues Kostüm geben. Gegenwärtig aber stellt sich das Verhältnis so: die alten Künstler griffen keck in das volle Leben hinein, das sie umgab, und stellten die wackeren Gestalten, die es ihnen darbot, samt dem Kostüm der Zeit

frischweg als Apostel, Helden usw. hin; wir dagegen studieren das Kostüm treuer als ein Theaterschneider und stecken die hysterischen, ballgesichtigen und bleichsichtigen Weiber, die stutzigen, geckenhaften Männer unserer Gegenwart hinein. Wer ist denn also in Wahrheit historisch untreu? Wir oder jene? Welches ist denn die wahrere Madonna, jene edle altdeutsche Frau im genähten Rocke unter dem Apfelbaume, oder diese Gouvernante im Burnus unter der Palme? Dies freilich kann der Kunst unserer Zeit kein Vernünftiger zum Vorwurfe machen, daß ihr der Ausdruck der Heiligen nicht mehr gelingen will; wir haben billig an die Stelle des Heiligen das Gute gesetzt; es kommt aber „nicht sowohl auf die Art der Darstellung, als hauptsächlich auch auf die Wahl des Gegenstandes an", so sagt unser Verfasser weiter, aber ohne es genauer zu bestimmen als durch den zu allgemeinen Ausdruck, das Kunstwerk solle rein menschliche, große und edle Empfindungen zu seinem Inhalt nehmen. Daher rühmt er Cornelius und Kaulbach in diesem Zusammenhang, die er doch gerade nach der Konsequenz seiner eigenen Ansichten hier hätte tadeln müssen, jenen in Beziehung auf die Wahl seiner Gegenstände überhaupt, diesen wegen der Vermischung eines großen, wohlgewählten Gegenstandes mit absurden mythischen Bestandteilen. Daß beide auf das Volk nicht wirken, erklärt er dann ungeschickterweise bloß aus dem mangelnden Schmelz der Farbe. Hierauf wehrt er von einer wahrhaft zeitgemäßen Wahl der Stoffe den Vorwurf der Materialität ab; „eine Kunst, die ihre Motive aus der Gegenwart nimmt, dürfe", sagt er ganz wahr, „den Geist nicht weniger entbehren, als jeder menschliche Körper die Seele"; eine Kunst dagegen, hätte er hinzusetzen können, welche die ausgelebte Seele einer entschwundenen Form des Bewußtseins in den Körper ihres Werkes zwängt, diese erst ist wahrhaft materialistisch. Ich behaupte geradezu: wahrhaft materialistisch ist der Künstler, der in der Meinung, wahrhaft spirituell zu verfahren, die grobsinnliche Vorstellung zu seinem Prinzip macht, daß der göttliche Geist nicht als innerer Beweger der wirklichen Welt, sondern als greifbarer Körper über und neben ihr zu fassen sei. Man wirft der jetzigen Religionsphilosophie vor, sie glaube nichts, was sich nicht mit Händen greifen lasse; umgekehrt, die Mythengläubigen glauben nichts, was sie nicht mit Händen greifen können; haben sie keinen heidnischen Gott,

keine Göttermutter, keine Untergötter usw. mehr, so ist ihrem stumpfen Auge, ihrem öden Herzen die Welt leer und gottverlassen.

Der Verfasser hätte, wenn er diesen Punkt genauer ins Auge gefaßt und umfassender entwickelt, wenn er insbesondere die politischen Fragen der Zeit nicht so quietistisch umgangen hätte, noch nach manchen Seiten hin die Keime eines neuen Kunstideals in unserer Zeit nachweisen können. Aber eine ganz andere Frage, auf die wir bei Beurteilung der schönen Hoffnungen, die er auf einzelne Richtungen und Kräfte der Gegenwart setzt, zum Teil bereits eingehen mußten, ist die, ob die nächste Zukunft unmittelbar einer glücklichen Entwicklung der Kunst Boden und Stoff darbiete. Hier liegt noch eine Reihe von Schwierigkeiten, welche unser Verfasser ganz übersehen zu haben scheint. Es ist wahr, die bildende Kunst hat sich bereits zu reineren Formen durchgearbeitet, Streben und guter Wille ist da, aus der transzendenten Weltanschauung des Mittelalters ringt sich ein Glaube an die reale Gegenwart des Unendlichen hervor, welcher einst, wenn er erst die Masse durchdrungen haben wird, neue und große Werke der Kunst aus seinem Schoße erzeugen kann, der praktische Geist arbeitet gewaltig, sich der Realität zu bemächtigen und die Völker sehnen sich nach neuem Leben; aber unmittelbar führt dies alles noch so wenig zu begründeten Hoffnungen für die nächste Zukunft der Kunst, daß neben diese günstigen Bedingungen sich vielmehr ein ganzes Gebirge von Hindernissen stellt, bei deren Anblick man aussprechen muß: entweder es werden sich mit der geistigen Umgestaltung des Lebens, der wir entgegensehen, auch alle Lebensformen verändern, ihre prosaische Gestalt mit einer poetisch lebendigen vertauschen, oder die Kunst wird für immer verdammt sein, an den äußersten Rand des Lebens hingedrängt ein wurzelloses Scheinleben zu führen. Ich habe dies nach verschiedenen Seiten hin in meinen Betrachtungen über den Zustand der jetzigen Malerei beleuchtet, höchst lehrreiche Abschnitte über denselben Punkt erteilt der erste Band von Hothos Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei; hier will ich nur auf einige Punkte noch eingehen, welche der Verfasser selbst berührt. Zuerst, sagt er, muß die Architektur mit der Zeit in Einklang gebracht werden; denn sie ist die Kunst, die zunächst in das Leben eingreift. Wir setzen hinzu: wo irgend ein neuer Kunststil sich organisch bildete,

da gieng die Baukunst, die Basis und die Versammlungsstätte aller anderen Künste, voraus. Warum wir aber keine eigene Baukunst haben können, ist leicht zu begreifen. Der enge Zusammenhang, worin die Kunst mit der Religion steht, ist nirgends inniger, als in der Baukunst; ein neuer Baustil gieng durch die Vermittlung des gottesdienstlichen Bedürfnisses stets aus einer neuen religiösen Weltanschauung hervor. Unsere Zeit aber hat nicht die Aufgabe, eine neue Religion zu schaffen, sondern eine alte in ihre rein geistigen und sittlichen Elemente mit Ausscheidung der durch die Phantasie hinzugegebenen Bestandteile zu zersetzen. Dies Streben nach Auflösung aller Illusion wird kein Vernünftiger beklagen, es ist, mit dem Gedanken betrachtet, ein erhabenes Streben, aber für die sinnliche Anschauung ein bildloses und daher der Kunst nicht günstig. Eine Zeit, welche das Leben Jesu kritisch bearbeitet, wo von einem einstimmigen, allen Ständen gemeinsamen Volksglauben keine Spur mehr ist, hat keinen Beruf, einen neuen Kirchenstil zu erfinden. Es ist möglich, daß eine Zeit kommt, wo der moderne Geist, nachdem er den negativen Teil seiner Aufgabe vollendet und sich die positive Gewalt unmittelbarer Überzeugung gegeben hat, auch einen neuen, derselben entsprechenden Kultus sich bilden und für diesen einen neuen Baustil erfinden wird. Übrigens ist an dieser Stelle eine oben vorgetragene Bemerkung zu ergänzen. Ich sagte, die Stellung der Architektur in unserer Zeit unterscheide sich dadurch von der Stellung der anderen Künste, daß bei jener nur die Frage aufzuwerfen sei, in welchem Stile die Aufgaben behandelt werden sollen, die sie mit allen anderen Zeiten gemein habe, während bei diesen zuerst sich frage, was sie überhaupt, welche Stoffe sie im gegenwärtigen Zeitalter als ihre Aufgaben zu betrachten haben. Genauer betrachtet ist aber jetzt auch für die Architektur eine ähnliche Frage gegeben; denn so viel ist gewiß, daß sie im Kirchenbau jetzt nichts Neues zu leisten vermag: der Punkt, auf den sie gewiesen ist, ist die politische Baukunst, und darf sie hoffen, in unbekannter Zukunft neue Formen für religiöse Zwecke zu erfinden, so werden eben diese mit dem politischen Leben in einem ganz anderen Zusammenhange stehen als bisher. Wir werden sehen, wie den Verfasser sein richtig ahnender Geist an einer anderen Stelle ebenfalls auf diesen Punkt führt.

Ist unsere Zeit von der einen Seite zu abstrakt und philosophisch, um sich eines Berufs zur Kunst rühmen zu können, so wird ihr von der anderen Seite der entgegengesetzte Vorwurf der Materialität gemacht. An sich ist es nicht schwer, den scheinbaren Widerspruch zu lösen. Unsere Wissenschaft und in Übereinstimmung mit ihr die populäre Reflexion ist abstrakt nur in dem Sinne, daß sie die jenseitigen Ideale aufzulösen, die Phantasiebilder, die sich zwischen die reinen Gedankenbestimmungen und zwischen die Wirklichkeit, worin diese als Gesetze herrschen, bisher geschoben haben, aufzulösen geht. In Wahrheit aber will sie dadurch den wahren Begriff der Realität der Idee herstellen, den Geist in die Wirklichkeit einführen. Mit diesem theoretischen Streben der modernen Bildung fällt das Bemühen des praktischen Verstandes, die Materie Schritt für Schritt immer vollkommener in den Dienst der menschlichen Zwecke zu ziehen, vollkommen zusammen und ist in diesem Sinne betrachtet so wenig als ein materielles zu bezeichnen, daß es vielmehr nur die andere Seite desselben realistischen Idealismus ist, der unsere Zeit bewegt. Allein wir stehen hier auf ästhetischem Boden, und was, den Fortschritt des Geistes im Ganzen genommen, ein großes Schauspiel ist, kann auf diesem Standpunkte ein höchst niederdrückendes sein. Die Menge derer, welche unmittelbar in den Maschinengeist unserer Zeit verstrickt sind, darf sich das Bewußtsein jenes hohen Sinnes, der ihrem Treiben zugrunde liegt, keineswegs rühmen, ihr Geist ist zwischen Walzen und Rädern so prosaisch geworden, wie das ewig eintönige Sausen ihrer Maschinen, und sie fragen nichts danach, ob der tote Mechanismus vollends jede lebendige Teilnahme der Individualität von der Hervorbringung der Produkte ausscheidet, ob das Fabrikwesen die gute alte Sitte ganzer Bevölkerungen, den ehrenfesten alten Handwerksgeist, das gemütliche Einleben der Seele in den Charakter der Arbeit vollends aufreibt, die kindliche Blüte physisch und geistig mordet, Scharen liederlicher, rechtloser Arbeiter und Arbeiterinnen in die Straßen der Städte ergießt, viele in Armut stürzt, um wenige zu bereichern, und so den Wohlstand, die Gesundheit, die Individualität, die Sitte, welche die Bedingung aller Kunstblüte ist, vernichtet. Wo der Sinn für Kunst Wurzel schlagen soll, wenn sein uralter Boden, das Handwerk, auf diese Weise vor unseren Augen entseelt wird, mag ein anderer einsehen. Aber der

Fabrikgeist zehrt auch alle Formen auf, welche das Auge des Künstlers von Jugend auf bildend umgeben und für sein Werk ihm den unentbehrlichen Körper liefern sollen. Es ist hier nicht bloß von Dampfschiffen und Eisenbahnen die Rede, welche neben dem windbeseelten Segelschiff, dem von schnaubenden Hengsten gezogenen Wagen künstlerisch ganz wegfallen, nicht von den Verwüstungen, welche die wohlfeilen Lappen der Zizze und Kattune in den Volkstrachten angestellt haben, nicht von dem tausendfachen uns überall umgebenden Geräte, das auf den ersten Anblick dem Auge sagt, daß es nicht aus der lebendigen Hand, sondern aus der toten Maschine kommt, sondern es ist von dem mechanischen Charakter die Rede, der sich im weitesten Sinne allen Formen aufgedrückt hat, von dem Maschinenlaufe des ganzen Staatswesens, der dem Individuum den ledernen Charakter des Philisters aufzwängt, von den falschen Anstandsfesseln der Gesellschaft, des Gespräches, der Dressur der Erziehungsanstalten, dem Zopf- und Gamaschendienst des Militärs, der farblos dürftigen, hungrigen Kleidertracht, welche nicht erlaubt, auch nur eine volle Farbe, ein bißchen Phantasie anzubringen, wenn man nicht für einen Narren oder Kunstreiter gelten will, von der öden Kahlheit unserer Häuser und Straßen, der kläglichen Anstrengung, uns auf unsern gemachten Schulmeisterfesten vergnügt zu stellen, dem schlaffen, affektiert nachlässigen Rutschen, das wir Tanz nennen: kurz, es ist die Rede von einem Zustande, über den sich jeder, der einen Begriff davon hat, was leben heißt, wie anders die Völker einst atmeten, geradezu erhängen müßte, wenn nicht unsere Zeit tiefere geistige Nahrungsquellen hätte, die dem ernsten Menschen für die verlorene Jugend und Frische des Lebens Ersatz geben. Selbst auf die Tierwelt erstreckt sich diese Ertötung. Die fortschreitende Kultur vertilgt alles Wild, und damit man auch die Haustiere nicht mehr in ihrer Freiheit sehe, hat die Landwirtschaft die Stallfütterung eingeführt. Wer die lebensvollen Vergleichungen Homers aus der Tierwelt, wer die herrlichen Stellen im Hiob über den wilden Esel, den Stier usw. mit Sinn gelesen hat, wer da weiß, was eine tierische Staffage in der Landschaft zu bedeuten hat, wird mich verstehen. In welchem ungeheuren Widerspruche demnach alle berechtigten und unberechtigten Interessen der Bildung mit den Interessen der Kunst stehen, wie genau allemal da, wo etwas

Modernes auftaucht, ein Stück poetischer Lebendigkeit weiter verloren geht und allemal nur da etwas künstlerisch Brauchbares zum Vorschein kommt, wo im Sinne der Bildung vielmehr ein Übel liegt, in Verletzungen der Polizeigesetze, in Revolutionen, bei Lumpen, Zigeunern, Seiltänzern, diebischen Mausfallenhändlern: darein scheint unser Verfasser die notwendige Einsicht keineswegs gewonnen zu haben. Er nennt als ein Beispiel materieller (d. h. mechanischer, auf die Beherrschung der Materie gerichteter) Erscheinungen, die doch die größten geistigen Früchte getragen haben, die Buchdruckerkunst. Genau ein richtiges Exempel für jenen Widerspruch. Dieser Mechanismus der Mitteilung, für den geistigen Fortschritt ein unendlicher Hebel, hat in der Welt der ästhetischen Formen unendliche Zerstörungen angerichtet. Man stelle sich das griechische, das mittelalterliche Volksleben in allen denjenigen seiner Erscheinungen vor, wodurch es der eigenen und der späteren Kunst so reichen Stoff und Nahrung bot, und denke sich dann die Buchdruckerkunst in jene Zustände hinein, so fällt das ganze Bild zusammen. Ist es nicht schöner, wenn der lebendige Mensch das Buch ist, in das ein bestimmter Umkreis von Kenntnissen gebunden ist, als die tote Sammlung schwarzer Lettern? Hätten die Griechen die Tragödien und die Komödien ihrer großen Dichter auswendig gewußt, wenn sie gedruckt gewesen wären? Ist lebendige Rede, Vorlesen von Handschriften, Absingen von Volksliedern im Freien nicht poetischer, als Druckenlassen und Lesen? Hat irgend etwas mehr die Beredsamkeit erstickt als die Buchdruckerkunst? Können sich noch Sagenkreise wie im Altertum und Mittelalter bilden, wo Zeitungen gedruckt werden? Gegen alle diese Formen unmittelbarer Lebendigkeit der Mitteilung haben wir das unschätzbare Gut einer blitzschnellen Zirkulation aller Kenntnisse und Ideen, einer geflügelten Verbreitung des elektrischen Gedankenstoffes durch alle Stände eingetauscht: wir haben rein geistig, auch praktisch, politisch, demokratisch unendlich gewonnen, aber ästhetisch unendlich verloren.

So nennt der Verfasser die Reliefkopiermaschinen, Diagraphen, das Daguerrotyp, den Öl- und Farbendruck: lauter Erfindungen, welche keineswegs als Beförderungsmittel der produktiven Kunst anzusehen sind, so mannigfach ihr übriger Nutzen sein mag. Das Daguerrotyp z. B. kann dem Künstler kaum auch nur den Vorteil

einer ersten, durch freiere Komposition und Stilisierung nachher umzugestaltenden Skizze geben; denn Auge und Hand des wahren Künstlers idealisiert schon im Aufnehmen der ersten Skizze. Ganz übergangen aber hat der Verfasser alle jene Sphären des wirklichen Lebens, worin der fortschreitende Mechanismus im engern und weitern Sinne eine poetische Form um die andere aufhebt. Ich will aus tausend Dingen nur noch Eines nennen: sind Kutschen, Kunststraßen, Posten nicht eine treffliche Einrichtung? Aber sind Fußgänger, Reiter auf wildem Wege, Boten nicht poetischer? Und so in allen Sphären; das Bequemere, die größere Förderung des Verkehrs ist allemal das ästhetisch Ungünstigere. Ja, ich muß bekennen: wenn ich dies alles überblicke, wenn ich erwäge, daß dieses Auflecken aller unmittelbaren Lebendigkeit nur immer mehr zunehmen muß, weil es im Interesse der Bildung ist, wenn ich mich dann erinnere, wie die Kunst, wenn sie irgend fröhlich blühen soll, überall gerade das entgegengesetzte Interesse hat und lauter Formen bedarf, die einem Zustande angehören, wo Behagen und Luxus zwar eine gewisse Stufe erreicht haben, aber noch nicht diejenige, auf welcher das Maschinenhafte die unmittelbare sinnliche Betätigung der Individualität erspart: dann verzweifle ich völlig an aller Zukunft der Kunst. Der Verfasser wird darum nicht gegen mich geltend machen, was er S. 51 sagt: „absurd finde ich das Gerede, daß die Aufklärung die Kunst ersticke.“ Es ist etwas anderes, die Aufklärung beklagen, weil sie die Kunst erstickt, etwas anderes, die Kunst beklagen, weil sie von der Aufklärung erstickt wird, und ich tue nur das letztere. Kann er mich widerlegen, um so besser; es ist niemand lieber als mir.

Hallmann ist, wie wir sahen, frisch und jugendlich genug, einzusehen, daß die Kunst ihre Motive nur aus der Gegenwart nehmen kann. Es versteht sich, daß dies nicht rein buchstäblich zu nehmen ist; das Dargestellte kann und muß vergangen sein, aber es soll in lebendiger Erinnerung stehen und als eine substantielle Macht im Bewußtsein der Zeit leben. Darin läge nun etwa eine Auskunft, der eben ausgesprochenen Verzweiflung zu entgehen; der Künstler würde eine Szene aus der Vergangenheit wählen, welche ein wesentliches Interesse für die Bewegungen der Gegenwart hätte, und genösse so den doppelten Vorteil, den inneren Gehalt aus der geistigen

Welt derjenigen, für die er darstellt, die Formen aber aus der Vergangenheit zu nehmen. Allein es ist auch dies keine wahre Auskunft. Die malerischen Formen muß der Künstler auch aus der Gegenwart nehmen können; so lange er jedes erträgliche Stück Kleid aus alten Rüstkammern, Trödelbuden, bei entlegenen Völkern zusammensuchen muß, befindet sich der Maler (und im Grunde auch der Dichter) in demselben Falle wie der Bildhauer, dessen Kunst nie wieder eine andere Stelle einnehmen kann, als die einer mäßigen Reproduktion der griechischen Plastik, weil er nicht bloß das Nackte nur an bezahlten Modellen und steifen akademischen Akten sieht, sondern die Art der Verhüllung, Haltung, Gebärde, Bewegung, wie sie ihn überall umgibt, durchaus unplastisch ist. Die Kunst hat keine Lebenssäfte mehr, wenn sie ihre Studien nicht mehr in der Wirklichkeit machen kann.

Nachdem nun Hallmann von seinem Standpunkte aus die Verkehrtheit gewisser neuerer Unternehmungen, wie des Gedankens, einen Kaiserstuhl bei Rense zu erbauen, dem Arminius auf dem Teutoburger Walde ein Standbild zu errichten — die lächerliche Torheit einer abstrakten Begeisterung — gebührend aufgewiesen hat, führt er einige Beispiele von zeitgemäßen Aufgaben an, und hier ist es, wo wir am weitesten von ihm abweichen müssen, die wir ihm die Forderung eines geschichtlichen, dem Interesse der Zeit entgegenkommenden Stoffes zwar einräumen, aber die Formen der Gegenwart für völlig unbrauchbar erklären müssen. Szenen aus dem Siebenjährigen Kriege, die er empfiehlt, kann man sich noch gefallen lassen, da die Zopfzeit immer noch ungleich malerischer ist als die neueste; freilich können moderne Schlachtenbilder, so bedeutend sie geschichtlich auch sein mögen, wegen der, allem im engeren Sinne Heroischen entfremdeten, Formen der modernen Kriegführung nur auf den Rang von Genrebildern Anspruch machen. Aber meinen Augen traute ich kaum, als ich las, daß die Huldigungsszene in Berlin als ein würdiger, wahrhaft zeitgemäßer Gegenstand für den Maler anzusehen sei. So mag sich denn, wenn man diese Masse erhabener Fräcke und preußischer Hüte auf der Leinwand vereinigt sehen wird, der „beseligende“ Glaube an den König von Preußen an der Erinnerung jener großen Stunde entzücken, der „Stunde, wo Begeisterung die Herzen erfüllte, als der König unter der wogen-

den Masse seines treuen und liebenden Volkes aufstand und herrliche Worte sprach, Worte, die Bürge waren einer strahlenden Zukunft, als der König die Hand erhob zum Schwur und von allen Lippen unter dem Donner der Geschütze ‚Nun danket alle Gott‘ ertönte".

Der zweite dieser Aufsätze handelt „Über Kunststudium als die Quelle der Kunstleistungen, vornehmlich über das Studium der Architektur von künstlerischem Standpunkte". Die trefflichen Bemerkungen, welche der Verfasser hier über die jetzige Erziehung des Künstlers, insbesondere des Baukünstlers, vorbringt, sind mit allgemeinen Gedanken durchflochten, welche teilweise das Wahre in der Mitte treffen, teilweise aber an der Unklarheit und Konfusion leiden, mit welcher unser Verfasser kämpft. So spricht er gleich zum Eingang den seltsamen Satz aus, die Presse in Kunstsachen müsse künftig in die Hände der Künstler kommen, denn die Kunst habe deswegen hauptsächlich durch die Presse gelitten, weil die Kunstkritik bis jetzt hauptsächlich in den Händen wissenschaftlicher Männer gewesen sei. „Schreibt ein Gelehrter über Kunst, so schreien oder lachen die Künstler, schreibt ein Künstler über Kunstsachen, so schreien die Gelehrten, und wenn sie auch nicht gerade über die Ansichten der Künstler lachen, so lachen sie doch häufig über stilistische Unvollkommenheiten." Dann sucht er dies ewige Mißverstehen der Gelehrten und Künstler untereinander daraus zu erklären, „daß eine wissenschaftliche Auffassung künstlerischer Gegenstände dem eigentlich schaffenden Prinzipe der Kunst zuwider ist, weil sie, wie unzählige Beispiele der neueren Kunst beweisen, dadurch durchaus kollektiv statt produktiv wird und geworden ist". Kollektiv soll wohl abstrakt heißen; der Ausdruck scheint aber nicht umsonst gewählt, denn Seite 39 heißt das Wissen etwas Zusammengelesenes, in sich Uneiniges, im Gegensatz gegen das Gefühl als etwas Ursprüngliches und Einfaches. Es fehlt nur noch, daß dem Gefühle geradezu das Prädikat der Allgemeinheit, dem Wissen das der Einzelheit zuerkannt und so das Verhältnis dieser beiden geistigen Formen geradezu umgekehrt wäre. Was aber der Verfasser eigentlich sagen wollte und sollte, ist dies. Es ist freilich ein Mißstand, daß zwei Kräfte, welche ein Schriftsteller über Kunst in sich vereinigen sollte, der Natur der Sache nach nicht vereinigt sein können: die Einsicht in den inneren

Entwicklungsgang der Kunstgeschichte im Großen und in die Aufgabe der Gegenwart, der philosophische Begriff des Wesens der einzelnen Künste, die Fähigkeit, die Idee eines gegebenen Kunstwerks in klare Worte zu fassen, und der Takt des Blickes, das volle Verständnis aller künstlerischen Formen, aller Feinheiten der Ausführung, wie es die Erfahrung des ausübenden Künstlers mit sich führt. Weil aber diese Gaben, der Beschränktheit menschlicher Dinge gemäß, an verschiedene Personen verteilt bleiben,*) so ist darum keineswegs zu wünschen, daß die Kunstkritik in die Hände der Künstler übergehe. Die Gelehrten lachen nicht etwa nur über stilistische Unvollkommenheiten schriftstellernder Künstler, wie dies unserem Verfasser das böse Gewissen eingibt, sondern sie durchschauen die völlige Unsicherheit des Urteils, in welche der Künstler verfällt, der sich aus der Sphäre der frischen Unmittelbarkeit in das Feld der Theorie, wo nur ein philosophisch gebildetes Denken den Weg findet, hinüberbegibt. Niemals war diese Unsicherheit größer, als in jetziger Zeit, wo dem Künstler nicht mehr eine traditionell ausgebildete Typenwelt seine Stoffe ein für allemal an die Hand gibt und er in dem Chaos von wählbaren Stoffen und verworrenen Urteilen den Wald vor Bäumen nicht sieht; eben darum ist die Erscheinung eines Künstlers von so gesunden allgemeinen Ansichten über das, was unserer Kunst im großen nottut, wie Hallmann, eine Perle. Die wahre Bestimmung des Künstlers ist aber, getragen von einem großen Instinkte der Zeit und das des Volkes, ohne Bewußtsein über die letzten Gründe und den reinen Ideengehalt seines Werkes hervorzubringen, was ihm die schaffende Phantasie eingibt. Das Übel unserer Zeit ist eben, daß ein solcher Instinkt nicht waltet. Unsere Künstler haben das schöne Dunkel der Unbefangenheit geopfert, aber dafür nicht das reine Licht des Denkens erobert, sondern straucheln in der Mitte zwischen Tag und Nacht. Was sie von Reflexion aufgenommen haben, reicht gerade hin, ihre Naivität zu zerstören, und die Reste von dieser, die sie in jene hinübertragen, reichen gerade hin, ihnen die Konsequenz des Denkens unmöglich zu machen. Daher müssen sie es sich gefallen lassen, daß ihnen der Philosoph sagt, was die Zeit von ihnen fordert, der Philosoph, dem sie doch an Einsicht in

*) Es gibt übrigens Ausnahmen, ich erinnere nur an Hotho, der das frischeste Auge mit dem tiefen Denken des Kunstphilosophen verbindet.

das Praktische der Kunst, an Gefühl einzelner Schönheiten unendlich überlegen sind. Dieser Übelstand könnte sich aber nur noch ins Unermeßliche verschlimmern, wenn die Kritik vollends in die Hände der Künstler übergehen sollte; dann würde ihnen die Gewohnheit der Reflexion vollends jede Frische der Konzeption verzehren und „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck" — wenn anders solche zu hoffen sind — „die Blässe des Gedankens ankränkeln". Der Künstler soll als Werkzeug der geschichtlichen Entwicklung inmitten derselben stehen, der Philosoph sie überblicken; beides ist nicht für beide. Warum nun aber unser Verfasser auf das Wissen so gar schlecht zu sprechen ist, dies kommt von dem großen Mißverständnisse her, daß er meint, der Philosoph wolle dem einzelnen Künstler im einzelnen Falle vorschreiben, was er zu machen habe, und sich anmaßen, was nur Sache der schaffenden Phantasie ist. Deswegen sagt er: die Wissenschaft sei kollektiv statt produktiv. Das Wahre davon ist dies: die Kunst ist unmittelbar produktiv, die Wissenschaft steigt durch die Momente der verständigen Vermittlung, deren eines das kollektive, d. h. die Zusammenfassung des Besonderen unter das Allgemeine ist, zur Idee auf, welche aber das Produktivste von allem ist, was es geben kann, indem sie die Produktion des Künstlers selbst, die ihm ein Geheimnis ist, durchschaut und ihm in die Werkstätte seines Schaffens sieht. Dies ist freilich eine andere Art von Produktivität, als die unmittelbare, der Natur verwandte des Künstlers; wenn daher in jetziger Zeit die Wissenschaft so frei ist, den Künstlern zu sagen: das ist euer Weg, da müßt ihr hinaus! so maßt sie sich keineswegs an, ihnen im einzelnen zu sagen, was und wie sie schaffen sollen, sondern zu dem einzelnen Schaffen verhält sie sich allerdings so, daß sie das Vorhandene vergleicht, unter gemeinschaftliche Merkmale subsumiert und daraus die Richtung der Zeit, der Provinz usw. abstrahiert. Abstrahiert sie aber daraus eben dies, daß diese Richtung keine zeitgemäße ist, so ruft sie billig den Künstlern zu: ihr sollt keine Wolkengebäude mehr, sondern Geschichte malen! usw. Die Künstler dürfen sich darüber um so weniger beschweren, weil sie sich selbst auf das Feld begeben, worauf ihnen die Kritik überlegen ist, weil sie selbst Dogmen aufstellen über das, was darzustellen sei, törichte Kommentare zu ihren Triumphen der Religion in den Künsten schreiben u. dgl. Hallmann sagt selbst im grellen Widerspruche mit

der behaupteten Untrüglichkeit des Gefühls, dasselbe müsse durch das Wissen berichtigt und gelenkt werden. Wer ist denn der Blinde, der Führer, oder der, der ihn braucht? Das Gefühl ist gut und hat sein volles Recht in der Kunst, aber es kann irren und hat in sich nicht den Maßstab seinen Irrtum zu entdecken.

Was nun den Verfasser in diese Mißverständnisse verwickelt, sind die Ansichten über Erziehung des Künstlers, die er auszusprechen im Sinne hat und die ihm in den vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen verwirrend vorschweben. Er will nämlich zeigen, daß die Erziehung des Künstlers eine lebendig praktische, nicht eine schulmäßig wissenschaftliche sein soll, daher meint er, er müsse zum voraus die Wissenschaft überhaupt gegen das Gefühl heruntersetzen, und vergißt sowohl, daß er die höhere Wissenschaft, von welcher die Kunstphilosophie ein Zweig ist, mit den Schulwissenschaften, welche in Kunstakademien getrieben werden, nicht verwechseln sollte, als auch, daß niemand besser als der Kunstphilosoph einsieht, wie durch Schulzwang keine Künstler gebildet werden können.

Andere Bemerkungen allgemeiner Art, die er vorbringt, sind dagegen um so treffender. So berichtigt er die verkehrte Vorstellung von dem sogenannten künstlerischen Ideale, als ob der Künstler einen Gedanken spinnen und dann die Form dafür suchen solle, und sagt ganz musterhaft: „Was bei dem Gelehrten das Denken, ist bei dem Künstler das Phantasieren im besseren Sinne; denn der eigentliche Künstler denkt, insofern es die Kunst betrifft, stets in Formen, weil eben die Formen seine Ausdrucksweise sind.“ Was nun den Gegenstand selbst anbelangt, dem diese Abhandlung gilt, so führt er aus, wie der Schulzwang der Akademien, wo alle über einen Kamm geschoren werden, im ewigen Kopieren, in der Hetze der Examina die künstlerische Individualität erdrücken muß und nur phantasielose Beamtenkünstler ziehen kann. Insbesondere spricht er von der Bildung der Architekten, tadelt die Einrichtungen der Berliner Bauakademie und verlangt statt des Mechanismus solcher Anstalten, daß der Künstler unter der unmittelbaren Aufsicht eines erfahrenen Meisters heranwachse, wo der Lehre stets die Anschauung zu Hilfe komme, mit der Theorie die Praxis zusammenfalle und insbesondere das ungleiche, getrennte Fortschreiten in den einzelnen Zweigen, wie dies ein

Hauptübel in der Einteilung des akademischen Kurses sei, nicht stattfinden könne. Ich kann dies hier nicht im einzelnen verfolgen, sondern nur aussprechen, daß hier ein Punkt erörtert wird, der für die Erkenntnis der Gebrechen der modernen Kunst von der größten Wichtigkeit und gewiß wert ist, gründlich ins Auge gefaßt zu werden, wo denn die Aufgabe wäre, die Schule, wie sie in allen Zeitaltern hoher Kunstblüte beschaffen war, mit der modernen akademischen Erziehung zu vergleichen und sich zu überzeugen, wie auch hier der Geist des Mechanismus an die Stelle der individuellen Tätigkeit und Einwirkung getreten ist.

Insbesondere dürfte sich jede Regierung empfohlen sein lassen, was Hallmann über die Zweckmäßigkeit einer Trennung des Stadt- und Prachtbaues von dem obligaten Staatsbaudienste und der Eröffnung von Konkursen bei architektonischen Kunstwerken sagt; würden die bedeutenderen Bauten nicht mehr verrosteten, in der Beschneidung der Pläne durch die Ministerien versauerten Baubeamten, sondern durch Konkurs dem Talente überlassen, so hätten wir nicht überall den Anblick der meskinen Kästen und Schachteln, welche öffentliche Gebäude vorstellen sollen.

Zwischen diese Ausführung schieben sich wieder einzelne Gedanken ein, worin die das ganze Schriftchen belebende Idee einer Kunst, welche das Mark der Wirklichkeit in sich aufnimmt, aufs erfreulichste hervortritt, wiewohl sie mit manchem Unrichtigen verwoben sind. So faßt der Verfasser Seite 40 den religiösen Glauben in dem veralteten Sinne der subjektiven Aufklärung als ein bloß individuelles Gefühl, setzt aber dann sehr schön hinzu: „Die Welt, die immer so ungläubig verschriene, ist so gläubig, ja vielleicht gläubiger, als je, sie ist *göttlicher geworden, indem sie menschlicher geworden ist.*“ Ferner deckt er einen Punkt auf, an welchem die Unlebendigkeit der jetzigen Kunst aufs neue einleuchtet und welcher doch in unserer Zeit von den meisten übersehen wird. Er sichert der Baukunst ihre wahre Bestimmung, die Mutter der anderen Künste zu sein, er beklagt ihre jetzige Isolierung und Zusammenhangslosigkeit, eine Folge der einseitigen Ausbildung unserer Künstler. Wenn sonst zum lebendigen Dienste der Gegenwart, zum Genuß und zur Erhebung des Volkes die Architektur mit dem Schmucke der anderen Künste sich verband, so ist jetzt die höchste Verbindung, die wir

kennen, die Herstellung eines Gebäudes, worin Gemälde und Statuen, herausgenommen aus der geschichtlichen Umgebung, der sie angehörten, wie in der Kapsel des Botanikers die abgerupfte Blume, gesammelt werden. Die Galerien, die Museen sind ebenso notwendige, verdienstliche, als entmutigende Erscheinungen unserer Zeit, ein vollständiger Beweis, daß wir nicht Schöpfer, sondern Sammler sind, „geistige Kirchhöfe, Mumienkästen, deren Priester Totengräber sind". „Der einzige Tempel der Kunst ist das Leben, und seine Priester sind Künstler! Darum laßt uns unseren edlen Beruf nicht verkennen, arbeiten wir nicht für unseren Mumienkasten, arbeiten wir zur Verschönerung unseres Heiligtums, zur Verherrlichung des Lebens!"

In aller Kürze übergehe ich die dritte Abhandlung: „Über den Bau protestantischer Kirchen, insbesondere über den Bau eines Domes für Berlin." Ich muß nämlich vor allem gestehen, daß ich in dem Bau eines Domes zu Berlin keineswegs das welthistorische Ereignis, die Aussicht auf ein großes protestantisches Gegenstück zur Peterskirche finden kann wie der Verfasser; ja, als einen solchen Ketzer muß ich mich bekennen, daß ich dieses Ereignis für sehr gleichgültig halte und für ebenso gleichgültig, ob der Plan, den Hallmann vorlegt, als gelungen anzusehen ist, oder nicht. Unsere Kirche hat eingesehen, daß sie in dem Sinne, wie die katholische, nimmermehr Kirche sein kann, und es ist im geringsten von keiner Wichtigkeit, ob für einen Kultus, dessen dogmatischen Grundlagen die Mehrzahl der Gebildeten sich ebenso entfremdet hat wie einst die Reformation der katholischen Kirche, etwas mehr oder minder Gelungenes gebaut wird. Ist etwas an dem vom Verfasser mitgeteilten Entwurfe, worin ein Keim der Zukunft liegt, so ist es der Gedanke, einen Raum der Kirche den Monumenten großer vaterländischer Männer zu bestimmen, wie die Westminsterabtei. Übrigens wendet Hallmann den Rundbogenstil an, den er organisch fortzubilden sucht, und sollen wir einmal unselbständig unter den dagewesenen Stilen wählen, so mag dieser vielleicht der empfehlenswerteste sein. Allein dies sind Fragen der unfruchtbarsten Art: ein Stil bildet sich nicht durch Absicht und Reflexion einzelner, sondern durch einen leitenden Instinkt der Zeit; dies weiß niemand besser, als gerade unser Verfasser, wie er es Seite 50 in der trefflichen Bemerkung zeigt: „Stil im weiteren

Sinne ist nichts anderes, als das in Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer bestimmten Zeit; es kann daher auch nur periodenweise von einem Stile die Rede sein, d. h. sobald man imstande ist, eine Vergangenheit als solche zu übersehen, so stellt sich eine gewisse, durch den Geist der Zeit herbeigeführte, Ähnlichkeit in den individuellen Ausdrucksweisen der Künstler heraus und unsere Anschauung von einem bestimmten Standpunkte macht uns dies im einzelnen eigentümlich Hervorgebildete als ein im ganzen Zusammenhängendes erkennen. Aus dieser Erklärung, welche nur allein die richtige sein kann, weil sie auf die Entstehung der Formenwelt überhaupt basiert ist, geht hervor, daß es ebenso töricht sei, in einem Stile, der vielleicht Jahrtausende vor (soll heißen: hinter) uns liegt, als in einem Stile zu bauen, den wir als einen neuen erfunden haben wollen; denn so wenig es dem Menschen möglich ist, mit seinen Augen sich auf den Hinterkopf zu sehen, so wenig er in einem Blicke sein ganzes Ich zusammenfassen kann, so absurd ist das Gerede von der plötzlichen Erfindung eines Stiles."

In ungleich ersprießlichere und energischere Erwägungen, als die über neue Kirchen, hat den Verfasser der Entwurf zu einem weltlichen, einem Staatsverwaltungsgebäude für Berlin hineingezogen, womit er sich in der vierten Abhandlung beschäftigt. Hier ist er im rechten Zuge, hier weiß er, was die Zeit braucht, und zum ersten Male dringt aus dem lauten Jubel der Selbsttäuschung und der Affektation eine wahre deutsche Stimme der Verwerfung gegen zwei so verzwickte Unternehmungen, wie die Walhalla und der Ausbau des Kölner Doms, hervor. Die erstere ist jetzt fertig, lassen wir sie sanft ruhen in dem Tode, zu dem sie geboren ist, mag in dem griechischen Tempel an der Donau die Heilige X. Y. Z. neben Diebitsch Sabalkansky ruhig den Traum der Unsterblichkeit träumen! Der Dombau aber ist eben im Werke, und da ist es noch der Mühe wert, zu reden, damit die Nachkommen wenigstens sehen, daß unter tausend Nüchternen, welche sich in die Begeisterung für das Abgestorbene hineinarbeiten, wenigstens einige Begeisterte waren, die das Werdende, das Jugendliche wollten. Der Hauptgrund des kräftigen Abscheus, den unser Verfasser gegen dies Unternehmen ausspricht, ist der gerechte Schmerz des Künstlers, der unendliche Kräfte für ein Werk verschwenden sieht, wo nichts zu schaffen, sondern nur

ein 600 Jahre alter Plan auszuführen ist. Ich kann nicht umhin, eine Probe der naiven Kraft zu geben, zu welcher, aus der vielen stilistischen Not, in der sie sich abquält, hier die Sprache des Verfassers sich erhebt. „Nun denn, ihr deutsche Künstlerjugend, köstliche Pfänder der Liebe und Weisheit eurer Lehrer und Erzieher, die ihr wohl exerziert seid, nicht nur in der Kunst, sondern auch vor allem in der Kunst, auf allerhöchstes Verlangen mit patentierten Zündhölzchen Begeisterung für beliebige Kunstepochen in euch anzufachen und nach Gutdünken zu vertuschen, wohlan denn! heraus mit der Begeisterung für das Werk, was das einige Deutschland als Symbol seines geistigen Zustandes schaffen will! Gehet hin und werdet zu Steinträgern am Kölner Dombau, es braucht nur Hände, nur menschlichen Mechanismus, die Idee ist ja schon seit 600 Jahren fertig, überdem ist das Steintragen ein herrliches Mittel zur christlichen Demut! — — Ihr Architekten, werdet Steinklopfer, und wenn euch die Richtung der Zeit noch etwas Saft gelassen, so laßt euch zu Mörtel zerstampfen, oder meißelt und klopft so lange fort für die erhabene Idee, bis euer bißchen eignes Leben erloschen ist und ihr erstarrt und versteinert, gleich so mancher verzerrten Fratze des Mittelalters, als Verzierung in die Mauer des Doms eingelassen werden könnt! . . . Ihr größten Hebel des Fortschritts, Altertumsforscher und Rezensenten, wenn ihr den Riesenbau durch unaufhörliches journalistisches Spektakeln*) und Schreien endlich bis zum Dache gebracht, so laßt euch als Dachtraufen einmauern, ihr werdet darin zur Ehre der großen Idee euren eigentlichen angeborenen Beruf erkennen! Euer stets offener Mund, euer oft so hohles Innere und leerer Bauch wird euch vortrefflich als Rinnsteine qualifizieren! Es gilt ja gleich, ob das Wasser dieses oder jenes Jahrhunderts durch euch hindurchläuft, ihr spuckt es hinunter auf die dumme Welt und beruft euch auf den Einfluß vom Himmel und daß ein Naturgesetz euch dazu zwingt!" usw.

Wenn Hallmann als Künstler billig vor allem die künstlerischen Kräfte beklagt, welche hier zu unfreiem Handlungswerke verschwendet werden, so müssen wir ebensosehr auch die ungeheuren materiellen Kräfte bedauern, welche darauf gehen, um etwas Abgestorbenes zu vollenden. Wo aus der Fülle des Wohlseins in einem Volke von

*) Der Verfasser schreibt: Specktakeln.

selbst die Blume der Kunst hervorspringt, da ist kein Aufwand zu groß, um sich in glänzenden Werken das Bild der eigenen Herrlichkeit gegenüberzustellen; die Summen, welche die Athener nach den Perserkriegen für ihre hohen Tempel und majestätischen Götterbilder zur Feier der eigenen Größe bestimmten, waren ungeheuer; aber jeder Kreuzer, den wir für galvanische Belebung eines Kunstleichnams ausgeben, wäre besser zu Suppen für die Armen verwendet. Ein Leichnam aber ist es, von dem wir reden. Hätte der gotische Stil noch Lebenskraft gehabt, so wäre der Dom, der jetzt als sprechender Zeuge eines während seines Baues erloschenen Geistes dasteht, nicht unvollendet geblieben. Der Geist, aus dem dieser Stil und dieses Musterwerk dieses Stils kam, war erloschen, und wir wollen ohne den Geist, ja aus einem anderen Geiste fortsetzen, was nur als Frucht jenes Geistes einen Sinn hat? Wir gießen mit unermeßlichen Opfern die wurzellose Pflanze? „Menschen, die solchen Richtungen folgen, sterben ihr ganzes Leben, während die, so der Gegenwart und der Zukunft zugewandt sind, es doch wenigstens leben." Seite 86.

Dies hat noch eine weitere, sehr ernste Seite. Man hat sich für den Kölner Dombau zunächst aus ästhetischen Gründen begeistert; man beklagt, daß der Prachtbau, der das vollkommenste Muster eines herrlichen Stils zu werden bestimmt war, unterbrochen worden ist, und schwärmt für die Herstellung eines vollkommenen Modells der gotischen Architektur. Mit dem Zwecke eines bloßen Modells stehen aber die unübersehlichen Kosten eines solchen Unternehmens in einem doppelten Mißverhältnisse, und man kann diesen abstrakt ästhetischen Standpunkt höchstens dem Künstler vom Fach, und auch diesem nur, sofern er den wesentlichen Zusammenhang der Kunst mit dem Leben vergißt, nachsehen. Die Hauptsache jedoch ist diese: der Kölner Dom ist kein bloßes Modell, er ist ein Gebäude, das für einen sehr bestimmten Gebrauch bestimmt ist und bestimmt bleibt: für den katholischen Kultus. Die Weltanschauung, aus welcher dieser Kultus und sein Baustil hervorgieng, ist allerdings faktisch nicht untergegangen, aber der Saft ist ihr verdorrt, den sie bedurfte, um einen so herrlichen Baum höher zu treiben; ausgeschieden sind ihre Säfte und haben längst andere, geistigere Blumen als diese steinernen, getrieben. Mit der Spannung der Polemik gegen diese Früchte eines

neuen Geistes fristet sie selbst ein markloses, seit Jahrhunderten überflügeltes Leben. Deutschland soll also mit ungeheuern Opfern ein Haus des Kultus bauen für die Kirche, aus deren geistzwingenden Banden es sich mit Gut und Blut, mit dem Opfer seines Wohlstandes in einer dreißigjährigen Marterzeit befreit hat, soll es für eine Bevölkerung bauen, wo der Fanatismus der Priester entbrannter als irgendwo noch heute den heiligen Pfeiler des Völkerlebens, die Ehe, durch Verstörung der Gewissen erschüttert und so in den Eingeweiden des eigenen Volkes wühlt.

Dies führt uns auf einen andern Gesichtspunkt, unter welchen man dies Unternehmen zu stellen gesucht hat. Der Kölner Dom soll ein Symbol der deutschen Einheit sein. Hören wir hierüber unsern Verfasser: „Wohl uns, wenn Deutschland das Bedürfnis fühlt, einig zu sein, aber laßt, wenn wir Bedürfnis zu gemeinsamen Schöpfungen fühlen, auch diese dem Gefühle analog und es verkörpernd sein. Warum denn mit solch edlem Triebe Maskerade spielen? Was soll überhaupt der Symboldienst bei einem Volke, welches gottlob so weit mündig, daß es die Idee selbst zu begreifen imstande ist! Das Symbol soll nur zur Erkenntnis der Idee führen, ist sie aber als solche erkannt, so ist das Symbol an sich gar nichts mehr nütze, und will man eine Idee durch Taten verwirklichen oder ins Leben treten lassen, so sollen es bei Gott keine symbolischen Taten und Werke sein, sondern solche, die das wahre Leben des Menschen bereichern und ihm nützlich sind." „Wenn man eine Kirche, die zur Ehre Gottes erbaut wurde, jetzt zum Heumagazin benutzt, so ist es im Grunde nicht schlimmer, als wenn man den Kölner Dom als Symbol deutscher Einheit erbaut, da man sich überzeugt hat, daß man es aus Liebe zu Gott nicht mehr imstande ist. Der ganze Unterschied besteht darin, daß die Kirche mit materiellen, der Dom aber mit geistigen Stoffen vollgestopft ist, die beide nicht hineingehören." Es ist aber nicht nur eine verkünstelte Reflexion, eine katholische Kirche unter den Gesichtspunkt eines Nationalsymbols bringen zu wollen, sondern es ist auch eine verkehrte. Die Bekenner der Konfession, für welche diese Kirche vollendet werden soll, sind, wenn man der Sache auf den Grund geht und die längst bedeutungslos gewordene scholastische Unterscheidung zwischen Geistlichem und Weltlichem fallen läßt, eigentlich Untertanen eines fremden, und zwar des römischen

Staats. Wer über meine Seele gebietet, der gebietet auch über meinen Leib. Der moderne Staat aber, der sich wesentlich auf Grundlagen gebaut hat, welche im weiteren Sinne echt protestantisch sind, fordert, daß seine Bürger ungeteilt, mit Leib und Seele, seinem vernünftigen Organismus angehören. Daß zwischen der römischen Kirche und einem solchen Staate, weil jene diesen als ein Rechtssubjekt im Grunde gar nicht anerkennt, eigentlich auch keine Verträge geschlossen werden können, hat in neuerer Zeit mehr als Ein Fall deutlich genug gezeigt. Man kann diesen Riß durch palliative Nachgiebigkeit für einige Frist wieder zuheilen, aber bälder kann von einer Einheit Deutschlands und auch nur eines deutschen Staates gar nicht die Rede sein, als bis — nebst einigem anderen — der Gegensatz der Konfessionen verschwunden sein wird. Dieß setzt freilich auch wesentliche Veränderungen der protestantischen Kirche voraus, weswegen ich auch ausgesprochen habe, daß die kirchliche protestantische Architektur unmöglich eine künstlerische Frucht entfalten könne.

Hier kehren wir noch einmal zu unserem Verfasser zurück und finden ihn auf einem Wege, der ungleich richtiger und konsequenter ist, als der Berlinertraum von einem welthistorischen Berliner Dom. „Es geht aus den Ereignissen und Taten der letzten drei Jahrhunderte nach der Reformation deutlich genug das Streben hervor, sich, selbst in religiöser Hinsicht, mit der Erde und unserem irdischen Dasein wieder auszusöhnen und auf einem Boden wieder heimisch zu werden, den Aberglaube, Schwärmerei und Mißverstehen des Christentums uns als eine Wüste erscheinen machen wollte. Die ganzen Bestrebungen des Mittelalters galten dem Himmel, dem himmlischen Reiche wurde das Irdische geopfert, bis das nackt hervortretende Streben der Kirche selbst nach irdischem Besitz und Macht den Völkern über den Wert desselben die Augen öffnete. Seit der Reformation erscheint daher das sonst in Religion und Kunst für profan Gehaltene fortwährend mit dem Heiligen durcheinandergemischt, das Religiöse fängt an in das Profane überzugehen und die humane Bildung unserer Zeit ist im höheren Sinne am Ende nichts anderes, als ein praktisch gewordenes oder werdendes Christentum. ‚Wir wollen Bürger werden auf dem Boden, den unsere Väter fallend sich erobert.‘ Die Ansicht, daß wir bestimmt seien, uns

hier auf Erden für den Himmel zu opfern, gieng allmählich in den Glauben über, daß ein gottwohlgefälliger Wandel hier auf Erden darin bestehe und bestehen müsse, uns für das Gesamtwohl unserer Mitmenschen tätig und hilfreich zu erweisen und das, was wir uns an geistigen und materiellen Gütern erwerben, nicht gleichsam in die Schatzkammer des Himmels zu tragen, sondern es vor allen hier auf Erden auszugeben, und zwar nach den Gesetzen und Sitten, wie sie die menschliche Weisheit zu bilden imstande war ... Wenn also die Bestrebungen der meisten Völker sich dem Staate immer mehr zuwenden und man glaubt, daß die Kirche oder der religiöse Sinn dadurch einbüße, so scheint es mir im Gegenteil ein Gewinn zu sein, wenn man den Staat als die höchst mögliche irdische Form religiöser Ideen auszubilden sich bestrebt, ihn also als eine praktisch gewordene Religion betrachtet, und dann möchte es allerdings eine Zeit geben können, wo Staat und Kirche ganz und gar eins würden ... Wenn wir nun betrachten, inwiefern die Kunst von jeher bemüht gewesen, das, was dem Menschen das Höchste war, seine Religion und seinen Glauben zu verherrlichen, wenn wir durch die Richtung der Zeit bemerkt haben, daß die Kunst sich mehr und mehr mit Gegenständen des praktischen Lebens befaßte, weil nach unsrer Ansicht überhaupt die Religion selbst mehr praktisch wurde, so werden wir wenigstens zugeben müssen, daß, wenn die Kunst möglich bleiben soll, d. h. wenn die Kunst ihre Wirkung und ihren Zweck nicht aus den Augen verlieren soll, sie auch dabei wieder bedeutend auftreten muß, was selbst in der Zeit als das Bedeutendste hervortritt, und dieses ist der Staat und seine Verwaltung."

Hier sind wir mit unserem Verfasser auf dem Punkte angekommen, wo alle Abweichung zwischen uns verschwunden ist und drücken ihm als einem geistig Befreundeten die Hand, indem wir die nähere Prüfung des von ihm mitgeteilten Planes für ein Staatsverwaltungsgebäude den Sachverständigen überlassen.

(Zuerst erschienen in den Jahrbüchern der Gegenwart, Jahrg. 1843, Nr. 25ff.; dann in der 1. Auflage der Kritischen Gänge, 1844, II, S. 3—46.)

Die Abdankung Carls V. von Louis Gallait und das Kompromiß der flandrischen Edeln von Carl de Bièfve.

Gedanken bei Betrachtung der beiden belgischen Bilder.

Nicht weil ich etwa meinte, der einsichtsreiche Künstler, der sich in diesen Blättern*) darüber ausgesprochen hat, habe nicht genau das Rechte gesagt, möcht' ich an diese Kritik noch einige Gedanken anknüpfen. Es sind Gedanken, die ich aus verschiedenen Anlässen mehr als einmal der Öffentlichkeit vorgelegt habe, Gedanken über die wahre Aufgabe unserer jetzigen Kunst, oder richtiger: aller Kunst. Ich gestehe, sie sind mir eine solche Herzensangelegenheit, daß ich mich nicht schäme, dem alten Schloßvogt in der Preziosa zu gleichen, der seinen Bauern, welche ihn versichern, die alte Geschichte vom Tor- und Schicksals-Schluß mehr als hundertmal gehört zu haben, erwidert: tut nichts, könnt's noch einmal hören. Sie sind nicht verbreitet, nur von wenigen erkannt, darum ist es erlaubt, auf dieselbe Stelle wieder und wieder zu schlagen. Sie sind mir endlich in der Anschauung der beiden Gemälde, im Gesumme des Streits der Künstler zu München in ein neues Licht getreten, und so kann ich vielleicht das Alte wenigstens auf eine neue Weise sagen.

Das Urteil über diese Bilder ist deswegen so schwierig, weil jedes Lob, das man ihnen zollen muß, eine Beschränkung leidet, bis auf einen Punkt, in welchem Freund und Feind zu ungeteiltem Lobe sich vereinigen, das Kolorit. Wie nun, wo Satz gegen Satz gestellt werden muß, der zersplitterte und in Parteien geteilte Geist Bejahung und Verneinung nicht in einem Bewußtsein zu vereinigen pflegt, sondern an entzweite Kämpfer verteilt, die dann ebendeswegen einander nicht verstehen, so ist es auch hier geschehen. Man traf in

*) In A. Schweglers Jahrbüchern der Gegenwart, 1844, S. 24—45. Ohne Namensunterschrift.

München eine wunderbare Konfusion der Urteile. Ich suche nun Punkt gegen Punkt so einfach als möglich aufzustellen und knüpfe daran meine allgemeinen Gedanken.

Wir müssen vom Stoffe beginnen. Die Bilder waren zwar bestellt, allein wir können trotzdem geradeso urteilen, als hätten die Künstler ihren Gegenstand selbst gewählt. Wäre Cornelius kein Mythenmaler, so hätte er sich auch kein Jüngstes Gericht auftragen lassen, und wäre man in München nicht überhaupt in der Kunst noch auf dem Standpunkte einer unwahren Idealität, so würden diese heiligen Aufträge auch nicht gegeben werden. Umgekehrt beweist der Auftrag, nationalhistorische Gegenstände mit solchem Aufwand auszuführen, wie ihn diese beiden Künstler erhielten, daß man in Belgien auf dem rechten Wege ist, und zwar deswegen, weil die Kunst selbst ihn zuerst gefunden hat. Ich habe hiemit schon ausgesprochen, welchen Stoffen als den falschen ich die hier gewählten als die rechten entgegensetze. Es sind zuerst die mythischen, oder in Gottes Namen, wenn jemand einen Glauben wie ein Meerfels hat (wir werden aber sogleich finden, wie es mit dem Glauben steht), die religiös-historischen. Vieles habe ich in vielen Weisen gegen diese heuchlerische, aszetische, pfäffische Malerei gesagt, aber hier muß ich noch einmal alles in dem Worte zusammenfassen, daß sie grob-materialistisch ist, während die respektiven Künstler auf der Höhe des reinen Idealismus zu stehen glauben. Es ist unglaublich, auf welche Verwirrung der Begriffe man stößt, wenn man über diesen Punkt mit den Künstlern zu München sich in Disputationen einläßt; ich will aber jetzt nur den ganz unbefangenen Laien fragen: welche Darstellung der göttlichen Gerechtigkeit z. B. ist geistiger, diejenige, welche uns Teufelslarven vorführt mit Hahnkämmen, mit Schweinshauern, Krallen, Schwänzen, blau, grün, bronziert, in allen Farben spielend, wie sie mit Zangen und Hacken die Sünder in die große Brat- und Schmorpfanne der Hölle herabreißen, oder diejenige, welche uns einen bösen Menschen zeigt, welcher alle Qualen der Hölle in seinem Innern trägt, wie ein Macbeth, wie ein Richard III.? Wer stellt den heiligen Geist würdiger dar, derjenige, der ihn als eine Taube über einem Bündel von Strahlen malt, oder derjenige, der einen edlen großen Mann, einen Luther, einen Hus im Feuer der göttlichen Begeisterung vor mich hinstellt? Wodurch

bewährt denn die Idee wahrer und schlagender ihre Kraft, als dadurch, daß sie mitten in den Boden der realen geschichtlichen Gegenwart hineinsteigt, das rein menschliche Individuum samt seiner ganzen Begrenztheit und Bedingtheit ergreift, erfüllt, und so, ohne seine menschlichen Grenzen aufzuheben, es innerhalb seiner selbst über sich selbst hinaushebt? Fliegen denn die Ideen wie die Mücken in der Luft? Es war nichts anderes, als die grobsinnliche Denkart früherer Bildungsstufen der Menschheit, daß sie den göttlichen Geist nicht anders zu fassen vermochte, als so, daß sie ihn neben die Welt stellte, und ihm eine eigene, ihn von der Welt ausschließende und dadurch seine Durchdringung mit der Wirklichkeit abschneidende Materie beigab. Es war dies nicht wahrer Glaube, sondern es war Mangel an wahrem Glauben. Der Glaube ist, um einmal biblisch zu reden, eine gewisse Zuversicht des, das man nicht sieht. Nun, wer glaubt denn mehr, der, welcher Gottes Wirken bezweifelt, wenn er es nicht, in besondere Körper gefaßt, mit Händen greifen kann, oder der, welcher es als unsichtbaren, durch alle Räume und Zeiten ergossenen Geist verehrt, und sich in dieser Erkenntnis nicht irremachen läßt, wenn auch der Anschein gegen diese Durchdringung ist, wenn auch die einzelne Erfahrung z. B. einen Zweifel an der Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung zu begründen scheint? Ihr Engel- und Teufelsanbeter, ihr Kutten und Kapuzen, ihr Künstlerpietisten, ihr seid die Ungläubigen, ihr seid die Fetischdiener.

Doch nur die Sekte der „Nazarener", der eigentlich pietistischen Künstler begründet dieses materialistische Ideal auf den Glauben, und fordert ihn. Die andern rücken alles unter den ästhetischen Standpunkt, und machen daher für christliche und heidnische Götter ohne Unterscheidung den Begriff des Symbols und der Idealität geltend. Die Kunst fordert Ideen, heißt es. Ideen fordern Personifikation in überirdischen Wesen; nur diese lassen den hohen idealen Stil zu, der die Formen von allen Schlacken der Zufälligkeit und Endlichkeit reinigt. In diesem Schluß ist bloß eine Kleinigkeit vergessen, die Weltgeschichte. Solche überirdische Wesen müssen noch geglaubt sein, sonst sind sie tot und null. Die Götter der Alten, die himmlischen Personen des Mittelalters lebten im Volksglauben, jetzt sind sie bleiche Schatten der Erinnerung. Die Lebenswärme, welche

Fr. Kugler bei Cornelius vermißt, fehlt den Werken dieser Schule nicht darum, weil an sich diese idealen Gestalten sie nicht zuließen; sie ließen sie zu, sie trugen sie in sich, wo sie noch geglaubt waren; wo sie aber im Zeitalter der Aufklärung künstlich aus dem Grabe gezogen werden, da äußert sich der Unglaube in der Frostigkeit der ganzen Behandlung, welche dem Verstand allegorische Rätsel zu raten gibt, statt Sinn und Herz zu erfreuen, und die Formen in dem Sinne stilisiert, welchem der Verfasser der Kritik unserer beiden Bilder so treffend die Forderung entgegenstellt, daß die reelle wirkliche Individualität innerhalb ihrer selbst in ihr eigenes Ideal erhoben werden soll. Dieser Ausdruck könnte nicht glücklicher gewählt sein. Es fragt sich, ob Porträtwahrheit und Idealität vereinbar sind; die Frage ist schon seit Tizian, seit Rubens und Rembrandt, seit Shakespeare gelöst, und die Idealisten der Kunst verkennen drei Jahrhunderte.

Diese belgischen Bilder sind aber nicht bloß darum zu preisen, weil sie nicht ins Blaue, sondern in die geschichtliche Wirklichkeit greifen und dem trefflichen Worte folgen, das Merck zu Goethe sprach: „dein Streben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die anderen suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug.“ Die Münchner Schule hat ebenfalls eine Reihe historischer Bilder geschaffen; selbst Bilder aus der vaterländischen Geschichte. Aber hier drängt sich ein anderer nachteiliger Umstand auf: wir haben in unserer Geschichte keinen nationalen Stoff, der so populär, so wahrhaft national, im Politischen so malerisch wäre, wie die großen Szenen, welche die Befreiung der Niederlande vom spanischen Joche mit sich brachte. Die Geschichte unserer Kaiser ist ein monarchischer unpopulärer Stoff; unsere einzige große Volksbewegung war einseitig kirchlich, ein Drama im Kirchenrock und Chorhemd, das nicht malerisch ist; der Bauernkrieg, der große Kompositionen zuließe, endete so traurig, daß die Erinnerung Pein ist. Da werden nun die monarchischen Stoffe des Mittelalters obligat behandelt, in dem Sinne stilisiert, wie die Bilder der mythischen Malerschule und aus demselben Grunde: da ist ebenfalls keine Gegenwart, keine Lebenswärme

in der Behandlung, weil schon im Stoffe keine ist. Es ist eben auch eine Götter-, eine Symbolmalerei.

Wenn nun dies, diese Wahl der rechten Stoffe, das erste große Lob ist, das man den belgischen Bildern zollen muß, so leidet es sogleich eine Beschränkung. Gallait und Biësve haben aus dem großen Schauspiele des Abfalls der Niederlande nicht Szenen der Handlung, — derjenigen nämlich, die sich feurig dramatisch äußert, — sondern formelle Akte, Zeremonien, Situationen herausgegriffen. Beide haben sich als Künstler sichtbar nach den Venezianern gebildet; die Venezianer ergriffen unter den italienischen Malern zuerst die Wirklichkeit, aber nicht die energische Handlung — denn wo sie diese darstellen, sind sie halb materialistisch, halb allegorisch, die Schlachtenbilder des Dogenpalastes zeigen, daß zu dem dramatisch-historischen Gemälde die Zeit noch nicht reif war — sondern die feiernde Pracht, wie denn dazu auch ihre festliche Farbe wie geschaffen war.

Nun muß man aber gerecht sein und nicht übersehen, daß das Zeremonienbild die tiefere Seelenbewegung nicht ausschließt. Verwerflich sind Zeremonienbilder, wo die Art der Feierlichkeit den bewegteren Affekt ausschließt, nicht aber solche, wo der allgemeine Ton der Feier nur die Grundlage ist, durch welche Rührung und Affekt wie ein elektrischer Schlag zuckt. Jedes der beiden Bilder behandelt eine Szene der letzteren Art. Ich kann dem Verfasser der obigen Kritik in seinem Urteil über den schließlichen Inhalt des Bildes von Gallait nicht beistimmen. Es wäre freilich übel bestellt, wenn wir nichts daraus sehen könnten als die traurige Wahrheit: alte Menschen sind schwach. Nein, ein reichbewegtes großes Leben scheidet müde von seinem Schauplatze; schon dies ist (eine entsprechende Darstellung freilich vorausgesetzt) nicht ein Bild lahmer Altersschwäche, sondern ein tragisches Lebensbild. Aber nun, da der greise Träger der Vergangenheit sich von seinem Boden ablöst, sieht man, wie tief seine Wurzeln darin gründeten, und zugleich werden die Keime bloßgelegt, die in diesem Boden schlummern. Wehmütiger Rückblick auf eine erfahrungsvolle Vergangenheit, Trauer und Wehmut auf der einen, drohende Saat des Verderbens und dunkle Sorge auf der andern Seite: ein Feld voll Samen einer Tragödie und ein würdiger Stoff für ein großes Kunstwerk. Biësves Bild ist schon an sich mehr Handlung; jene drohenden Elemente haben sich schon in Wirkung

gesetzt, und die dunkle Sorge ist zur Tat der männlichen Gegenwehr geworden. Diese äußert sich zuerst nur formell, durch Unterschreiben einer politischen Erklärung, aber in den Männern, die da schreiben, arbeitet etwas, was nicht nach Federn, sondern nach Schwertern aussieht, und die Begeisterung, aus welcher der ganze Akt fließt, ist — dies war wenigstens die Intention des Künstlers — noch im Redner und den Erfolgen seiner Feuerworte sichtbar.

Diese Anerkennung unterliegt nun aber wieder einer Beschränkung, und zwar einer sehr wesentlichen. Beide Künstler sind in der Darstellung dieses Moments, der Seite der Bewegung, nicht glücklich gewesen; zunächst was den Ausdruck, dann was die Komposition betrifft, zu welcher uns dieser Punkt bereits hinüberführt. Gallaits Carl V. ist, wie alle Welt zugibt, eine grundschlechte Figur, ein geistloser, matter, verwaschener, verweinter Kopf; die Hauptgestalt ist gerade die unglücklichste. Die allgemeinen Elemente nun, welche durch die Losreißung ihres bisherigen Trägers sichtbar werden, sind in der Komposition zunächst nicht unglücklich verteilt. Links und im Vordergrunde der Hof, Frauen, Krieger, ehrwürdige Beamte: hier herrscht die Stimmung des wehmütigen Rückblicks, konzentriert, aber auch streng zusammengehalten und gemessen beherrscht in der herrlichen, tief gedankenvoll in sich webenden, auf ein Feld der gefurchtesten Erfahrung zurückblickenden Gestalt der kaiserlichen Schwester. In der Mitte der Sohn des Kaisers, in dem Moment, wo er zum Träger der Zukunft erhoben wird. Ein ehernes Band ist um diese Stirne geschmiedet, keine Seele wohnt in diesen Zügen; es ist alles zu fürchten; er wird ein Werkzeug des Fanatismus werden, dessen finstere Repräsentanten in Carls Beichtvater und dem jungen Dominikaner zur Rechten gegenwärtig sind. An diese knüpft sich die dunkle Sorge, welche, in den niederländischen Edeln stärker, als das Gefühl der Rührung über den Hauptakt, die Gestaltengruppe zur Rechten beherrschen sollte. Diese Hauptmomente sind nun aber nach meiner Einsicht nicht klar genug für das Auge verteilt; es versteht sich, daß ich keine abstrakt mathematische Teilung meine; aber jeder, der das Bild gesehen hat, wird mir zugeben, daß er mit keinem geschlossenen Total-Eindruck schied. Figuren, welche bloß Porträtwahrheit ohne ideale Bewegung an sich tragen, unterbrechen und zersprengen die Gruppen,

insbesondere verlieren sich die beiden Vertreter der drohenden Zukunft, die Dominikaner, zu vereinzelt unter den übrigen, und der sorgenvoll ernste Blick, den Graf Horn auf seinen finsteren Nachbar wirft, reicht nicht hin, das Moment der Bangigkeit für die Zukunft durchgreifend hervortreten zu lassen. In Biéfves Bild nun ist ebenfalls das Moment der Bewegung nicht zu gelungener Darstellung gekommen. Der Redner Brederode ist steif und ohne Feuer; die Begeisterung in seinen Zuhörern hat keine Wahrheit, Kraft und Natürlichkeit des Ausdrucks. Ferner steht diese ganze Gruppe mit der Gruppe der Unterschreibenden in keinem organischen Zusammenhang; denn was sie innerlich verbindet, daß es nämlich dieselbe Begeisterung ist, welche dort anfeuernd durch den Redner wirkt, hier mit männlicher Entschlossenheit die Urkunde des großen Entschlusses unterzeichnet, das ist noch keine malerische Verbindung. Es müßte ein sichtbarer Übergang zwischen beiden Gruppen sein, man müßte Personen sehen, welche eben vom Redner begeistert herkommen, um zu unterzeichnen, und so beide Seiten vermitteln. Der Redner müßte sinnlich erkennbar den Schreibenden in die Hände arbeiten. Dieser Übergang fehlt, so gehen die zwei Einheiten des Bildes nicht in eine höhere zusammen.

Von der Komposition des Ganzen wenden wir uns zum Einzelnen, d. h. zur Darstellung der Individualität. Welches große Lob ihr zu zollen ist, welche Gestalten, aus dem Kerne der Wirklichkeit geschnitten, hier vor uns treten, hat der Verfasser der obigen Kritik so gründlich ausgesprochen, daß ich nichts hinzuzusetzen habe. Er hat, wie ich schon sagte, den Mittelpunkt getroffen. Ich mache in dieser reichen Auswahl von durchgearbeiteten lebenswahren Charakterköpfen nur noch auf den jungen Dominikaner aufmerksam, welchem Graf Horn einen so gedankenschweren, verächtlichen und doch sorgenvollen Blick zuwirft; man kann keine ergreifendere Larve des Fanatismus sehen. Scheiterhaufen glühen in diesen von häßlichen Leidenschaften zerrissenen, verbissenen, und doch keineswegs gemeinen Zügen; jeder Hauch der Gesundheit ist aus dieser verkohlten erdfahlen Hautfarbe gewichen, und an den Mundwinkeln ziehen sich jene tiefgegrabenen Einschnitte herab, welche durch die Gewohnheit des Zuckens im Grimme der Verfluchung sich zu bilden pflegen. Es wäre interessant gewesen, Lessings Hus mit Gallaits Bild zu

vergleichen, und dem deutschen Künstler in dem Punkte der Charakterköpfe sein Recht neben dem belgischen zu vindizieren und abzugrenzen.

Aber auch dieses Lob der lebenswarmen Individualität stößt allerdings wieder auf eine Einschränkung, und zwar eine doppelte. Die Individualität „in ihr eigenes Ideal zu erheben", dies war die wohlverstandene Aufgabe unserer beiden Künstler. Sie schloß aber außer der großen Schwierigkeit, welche an sich darin liegt, wenn eine ganz geschichtlich bestimmte Persönlichkeit mit den treuesten Porträtzügen dargestellt und doch alles bloß Partikuläre und Zufällige bis an jene feine Grenze getilgt werden soll, wo es aufhört oder richtiger anfängt, zum geistigen Ausdruck des Ganzen mitzuwirken: außer dieser Schwierigkeit schloß diese Aufgabe noch eine weitere in sich. Die einzelnen Persönlichkeiten waren nämlich nicht in ihrer Vereinzelung darzustellen, sondern wie sie an der Stimmung, welche die ganze Versammlung und, besonders gefärbt, einzelne Gruppen derselben beherrscht, auf ihre Weise teilnehmen. Es leuchtet ein, wie unendlich schwer die Lösung dieser Aufgabe war. Ein Künstler bildet nach vorhandenen Porträts mit Hilfe von Studien nach der Natur eine charaktervolle historische Gestalt; nun hat er sie zunächst im Zustande der Ruhe vor sich hingestellt, und es soll ihr erst noch der Ausdruck einer ganz bestimmten geistigen Stimmung gegeben werden, ohne jene festen Züge zu verwischen. Erwägt man, wie nahe es liegt, über der Schwierigkeit dieser Aufgabe entweder den individuellen Charakter, oder den Ausdruck der momentanen Stimmung zu opfern, so wird man diesen Künstler es verzeihen, wenn einzelne ihrer Figuren den einen oder den andern Mangel an sich tragen. Wirklich finden sich in beiden Bildern teils Charakterfiguren, welche teilnahmlos dastehen, teils bewegtere, welche ohne individuelle Bestimmtheit sind und sehr merkbar nach modernen Erscheinungen aussehen. Dadurch entsteht etwas Atomistisches, was die Totalwirkung stören muß. Dieser Vorwurf trifft insbesondere Bièfve; er ist weit mehr von der französischen Schule infiziert als Gallait; sein Graf Horn und einzelne der andern Hauptfiguren sind zwar höchst charaktervolle historische Gestalten, aber Egmont, Oranien und andere sind nicht alte Niederländer, sondern vornehme Franzosen der neuesten Zeit.

Indem wir nun vom Allgemeinsten immer mehr gegen das

Einzelne, vom Innern immer mehr gegen das Äußere hinausgehen, so bleibt noch übrig, die Mittel, durch welche alle bisher betrachteten Hebel erst in Wirkung gesetzt werden, Zeichnung, Modellierung und Farbe ins Auge zu fassen. Hierüber hat aber der Verfasser der obigen Kritik schon so gründlich und mit dem erfahrenen Auge des Künstlers gesprochen, daß uns nichts mehr übrigbleibt, als die von ihm bereits mit gehörigem Nachdruck geltend gemachte Wahrheit zum Schlusse noch einmal in ihrer ganzen Kraft zu betonen: die Wahrheit nämlich, daß es töricht ist, ein Kunstwerk im übrigen zu verwerfen und bloß die technische Ausführung zu loben. Es gibt zwar eine abstrakte Ausbildung der Technik ohne entsprechende Tiefe des Ausdrucks; sieht man aber genauer zu, so wird man immer finden, daß der innere Mangel doch immer zugleich ein Mangel der Technik ist. Van der Werffs geleckte Glattheit entspricht genau seiner falschen weibischen Idealität, und leer von allem Salz und Blut ist sie der genaue Ausdruck seiner verschwommenen Anschauungsweise. Umgekehrt kann man das Geheimnis des venezianischen Kolorits nachahmen, aber man wird sich bei dem Versuche immer überzeugen, daß die innerste Glut desselben eine Seelenglut war, die dem Künstler bis in die Fingerspitzen trat, und daß bis in diese Werkstätte des geheimsten Zaubers nur der Eingeweihte den großen Meistern folgen kann. Solche Eingeweihte sind unsere beiden Künstler, weniger Biësve als Gallait; aus der Lebenswärme ihres Ideals fließt die Lebenswärme ihrer Farbe, aus der gesättigten Mitte des Lebenssinnes, in der sie stehen, quillt die Warmblütigkeit ihres Kolorits; weil das Leben und die Geschichte in ihrer Hand ertönt, so erklingen ihre Werke in dieser Musik der Farbe; weil sie die tote Vergangenheit mit ihrem Zauberstabe zu beleben vermochten, so ist Magie in ihrem Pinsel; weil das, was den Kunstidealisten unserer Zeit materiell scheint, die Wirklichkeit, in ihrem Künstlergeist sich zur geistigen Durchsichtigkeit verklärt, so rinnt und flutet das durchsichtige flüssige Gold Paolo Veroneses durch ihre Bilder. Cornelius und seine Schule ist hart und kalt im Kolorit, weil ihr Ideal auf kalten unfruchtbaren Höhen des Gedankens haust; auch hier steht im Deutschen der Philosoph dem Künstler im Wege. Das belgische Blut ist deutsch, mit romanischem versetzt, und wir lernen auch hier, wie bei Shakespeare und Rubens, wie heilsam der germanischen Nachdenklichkeit

eine Beimischung romanischen Feuers sei. Der wahre Aufschwung der modernen Malerei gieng von den Deutschen aus, bereichert und durchwärmt erhalten sie jetzt ihre erste Schöpfung aus den Händen der romanischen Nachbarn zurück, und der kältere stillere Bruder wird guttun, im Umgang mit dem heißeren, frischeren Bruder zu den Bächen des Lebens zu wandeln.

(Zuerst erschienen in Schweglers Jahrbüchern der Gegenwart. Jahrg. 1844, Januarheft, S. 46—54.)

Deutsche Kunstgeschichte.

Es ist Zeit, daß die Deutschen endlich mehr für die Geschichte ihrer eigenen Kunst tun; d. h. namentlich für die Geschichte ihrer Malerei, denn diese ist die einzige unter den bildenden Künsten, welche jetzt noch wahrhaft lebendig ist und welche, eben in einem neuen Aufschwunge begriffen, aus einer gründlicheren und übersichtlicheren Kenntnis ihrer Vergangenheit wirkliche Vorteile ziehen kann. Doch zunächst handelt es sich hier nicht unmittelbar um dieses bestimmtere Interesse für die Gegenwart und Zukunft der ausübenden Kunst; es handelt sich um ein noch nicht beschriebenes Blatt in der Kunstgeschichte, um ein Blatt, auf welches reichliche Notizen zwar eingetragen, aber durch große Lücken unterbrochen und noch nicht in den Fluß eines historischen Zusammenhangs gebracht sind; es handelt sich von dem allgemeinen Interesse der Wissenschaft an sich, daß dieses Blatt ausgefüllt werde. Ich will keineswegs die tüchtige Leistung Kuglers verkennen. Kugler hat aus den vorhandenen Bausteinen, aus eigenen, wenn auch nicht auf gelehrte Quellenforschung begründeten, doch fleißigen und sinnvollen Lokalstudien, aus Spezialwerken, zerstreuten Nachrichten und Aufsätzen ein sehr bequemes und reinliches Gebäude aufgeführt. Er verschmäht die philosophische Erkenntnis der inneren Notwendigkeit eines Entwicklungsgangs nach einem bestimmten Ziele hin, das als Aufgabe der modernen Kunst zu begreifen ist, es fehlt ihm an einer scharfen Erfassung der bewegenden Seele im Mittelpunkte der Kunstgeschichte, d. h. des Bandes zwischen der Kunst und der Religion als eines flüssigen Verhältnisses, das mit der Bewegung und kritischen Läuterung der letzteren seinen Charakter wesentlich verändert und endlich die Kunst in die Welt und Freiheit für immer entläßt; aber er ist darum nicht ungerecht, kein Nazarener, er weiß die weltlichen Venezianer, den saftigen Rubens, den derben und wilden Rembrandt und alles Moderne so gut zu würdigen wie einen Fiesole und Perugino. Man kann aber an ein Handbuch gar nicht die Anforderungen machen wie an ein strengeres, selbständiges Werk. Es darf in einem solchen an die Stelle der tieferen, wenn nicht philosophischen, doch von philo-

sophischem Instinkte sicher geführten Durchdringung des inneren bewegenden Geschichtsgeistes eine gewisse kompilatorische Geschicklichkeit, es darf an die Stelle erschöpfender Gründlichkeit ein sparsames Hervorheben der wichtigsten Kunstwerke und Tatsachen treten. Ein äußerst wichtiges Moment, die stetige Rücksicht auf Volksstamm, Sitten und Staatsleben, darf sich auf einleitende Winke beschränken. Zudem umfaßt Kuglers Handbuch mit Deutschland auch die romanischen Länder und ist schon deswegen auf Kürze angewiesen.

Es ist nun aber insbesondere längst eine Forderung der Nationalehre, daß wir eine Geschichte der deutschen Malerei in die Welt geben. Die Deutschen haben, man darf es mit Stolz sagen, die moderne Malerei geschaffen; sie haben den mechanisch-akademischen, pathetisch-theatralischen Geist der Davidschen Schule durchbrochen und den neuen Stil begründet: so sollen sie auch sich und der Welt sagen, was ihre Ahnen in der Vorzeit geschaffen haben. Ist doch neuestens in dem eifersüchtigen Volke der Franzosen Hippolyte Fortoul hervorgetreten und hat mit Bewunderung in seinem tüchtigen Werke De l'art en Allemagne den Ruhm der alten und neuen deutschen Kunst verkündet. Wie wichtig aber immer diese Erinnerung für das Volk und die Wissenschaft sein mag, sie soll und muß selbst wieder fruchtbringend sein. Unsere neue deutsche Kunst hat noch viel, sehr viel von der alten zu lernen. Es waren zwei verschiedene Krisen, welche den Durchbruch der neueren Malerei durch die Traditionen der Willkür und der falschen Regel bezeichneten; wir sollen aus der Vereinigung der entgegengesetzten Prinzipien dieser Krisen ein Drittes bilden. Zuerst wurde in den Fußtapfen des großen Winckelmann die reine Quelle der echten, unverfälschten Antike in den vertrockneten Garten geleitet; außer der Antike war es der reife hohe Stil der Cinquecentisten, des Raffael vorzüglich, welchen man wieder fühlte und aufnahm. Karstens, Wächter und der zarte, anmutige, zu wenig gekannte Schick (in der Landschaft Koch) sind die großen Namen dieser ersten Epoche. Zum erstenmal lernten damals die Deutschen das, was wir im engeren Sinne Stil nennen: die Ausscheidung alles dessen und der Zeichnung und Komposition, was zwischen den Ausdruck und die körperliche Form als ein Hindernis freier, großer Bewegung der Seele in ihrem Leibe sich drängt. Zum erstenmal verschwand das Eckige, Knorrige und

Unfreie aus der Gestalt, was zwar mit einer tiefen Seele vereinbar ist, aber nicht mit dem wahrhaft künstlerischen Verhältnis zwischen Seele und Leib, wodurch dieser als ein flüssiges und geschmeidiges Organ mit jener vereinigt sein soll. Aber die Malerei ward nun auch einseitig plastisch; sie gieng den Stoffen der alten Mythologie nach, verlor sich in Allegorie, opferte die Romantik der Gewandung dem Nackten, die Farbe und das Helldunkel der Zeichnung, den individuellen Charakter dem Ideale. Sie wurde unnational; sie verlor auf der einen Seite die konzentrierte Tiefe des Ausdrucks, der die innere Unendlichkeit aussprechen soll, welche der christlich germanischen Welt aufgegangen ist, sie verlor auf der andern jene Spitze der Eigenheit, zu welcher die Persönlichkeit in dem Leben der neueren Völker sich härter und abgeschlossener zusammenzieht; sie verlor die Farbenwelt, in deren Magie das unendliche Gemütsleben sein Echo findet. Es folgte, wie in der Poesie, die Schule der Romantiker, um diesen Mangel zu ergänzen. Ihre Verirrungen, wie ihre wahre Bedeutung sind noch heute die Streitfrage in den Kämpfen unserer Kunst. Hier sind die zwei wichtigsten Mittel hervorzuheben, die sie als Hebel eines neuen Umschwungs herbeibrachte. Man lernte die Schönheit der vorraffaelischen Malerei kennen, man begeisterte sich für diesen Ausdruck des religiösen Liebeslebens in schüchternen Formen; Solly verkaufte seine Sammlung an den König von Preußen, Rumohr reiste in Italien und schrieb seine italienischen Forschungen, diese klassische Kritik und Ergänzung des Vasari, dieses echt historische Werk, worin sich Autopsie, gelehrte Quellenforschung mit jenem tiefen Instinkte für die bewegende Seele des geschichtlichen Ganges verbindet, der dem Historiker die Philosophie ersetzen soll. Der Krieg gegen das sogenannte Ideal oder, wie es Rumohr noch weniger passend nennt, gegen die Schönheit, d. h. wie wir jetzt sagen würden, gegen die Übertragung des plastischen Schönheitsgesetzes in die Malerei, war eröffnet. Es fehlte aber noch ein anderes Hauptmoment für diese Kriegserklärung. Man hatte in den älteren Italienern eine Schönheit des Ausdrucks kennen gelernt, welche über jedes Darstellungsmittel plastischer Form hinausgeht, welche vielmehr durch eine verhältnismäßig unfreie Zeichnung selbst noch gehoben erschien. Bei den Italienern hatte aber selbst dieser Ausdruck eines inneren Himmels, der in keine Grenze zu fassen ist, den Charakter einer Süßig-

keit und Heiterkeit angenommen, welche keinen herberen Bruch mit dem Sinnenleben voraussetzt, sondern ohne Anstoß als sanfte Grazie durch den Körper, seine Formen und Bewegungen rinnt. Es konnte jedoch nicht verkannt werden, daß im Wesen der Malerei noch etwas liege, was die italienischen Meister in dem Grade weniger erschöpfen konnten, als der Geist dieses südlichen Volkes zu vergleichungsweise mehr plastischer Auffassung der Dinge neigt: ein Aufzeigen der Individualität in der Sprödheit ihrer von der Schönheitslinie mehr oder weniger abweichenden Bestimmtheit, ein Aufzeigen der ganzen den Menschen umgebenden Welt in Gebäuden, Geräten, Schmuck der Gewänder, sowie der beseelten Natur bis hinaus auf Blatt und Grashalm. Was durch Shakespeare in die Poesie eingetreten ist, das Individualisieren auf Kosten des Stilisierens, das mußte auch in der Malerei der christlich germanischen Bildung sich finden lassen. Inzwischen hatten die Boisserées ihre kostbare Sammlung begonnen, einzelne Privatleute, wie Walraff, Lyversberg kleinere Sammlungen angelegt und als 1827 die Boisseréesche Sammlung von Bayern angekauft wurde, war schon die deutsche Welt voll des Ruhmes dieser Porträtschärfe, dieser durchgearbeiteten Männerköpfe, die sich in ehrfurchtsvollem Schweigen vor Gott beugen, dieser Liebe für das einzelne, dieses seelenvollen Einlebens in die umgebende Welt und Wirklichkeit, dieser Glut der Farbe, dieses reinen Sichtbarmachens aller Gegenstände in ihrer scharfen Bestimmtheit. Der Kunstpietismus las das Gegenteil von der großen Lehre, welche diese herrlichen Werke verkündigen, in ihnen; er las das Gebundene heraus, was diese strengen Lebensgestalten noch an freier Bewegung hindert, statt vor diesem Marke des körnigen, deutschen, ehrenfesten, durch die Schule der Erfahrung schwergeprüften Männercharakters seine kraftlose Sentimentalität, seine breiige und schwammige Sehnsüchtigkeit in alle Winde zu werfen. Inzwischen traten kräftigere Geister auf; es galt eine Verschmelzung des Prinzips der Individualität und des plastisch schönen Ideals. Die Richtung, die Karstens eröffnet hatte, und die echt malerische Richtung, welche, durch die Anschauung deutscher Kunstvergangenheit gekräftigt, in Raffael und Michelangelo das Energische, warm Bewegte zu erfassen wußte, — diese Gegensätze können wir in dem Stile eines Cornelius, Schnorr, Kaulbach, eines Lessing (in seinen neueren männlicheren

Schöpfungen) als der Versöhnung genähert betrachten. Die Deutschen haben in neuester Zeit zum ersten Male Stil gelernt. Aber — und dies ist es, wohinaus ich mit diesen einleitenden Betrachtungen will — diese Einheit und Versöhnung ist noch keine volle, weil man an Individualität wieder verlor, was man an Reinheit, Schwung und Großartigkeit gewonnen hatte. Man war das Eckige, das Ängstliche, Hagere, Knorrige los geworden, was die deutschen Maler, selbst Dürer mit eingeschlossen, nicht ablegen konnten; ebendamit hatte man aber auch das unmittelbar Lebenswahre, streng Porträtscharfe geopfert, was an den van Eyck, an Memling und dieser ganzen Schule so tief und gesund und im Schmelz und Golde der Farbe uns entgegenleuchtet. Warum sind wir, die Schöpfer der neuen Malerei, von den Belgiern wieder überflügelt? Warum stehen wir beschämt vor De Keyser, Gallait, Bièsve? Weil diese, wiewohl mit französischer Gewandtheit, an der deutschen Quelle, dem Prinzipe der Individualisierung, wie solches in Rubens und Rembrandt von der früheren Ängstlichkeit und typischen Gebundenheit zum bewegten Lebenspulse, ob zwar in unedlen Formen, sich befreit hat, wieder Rat geholt haben, während wir zu sehr noch in dem Ideale des reinen Stiles stecken, aus welchem das Salz des Lebenskampfes und des Charakters weggelassen ist. Die Frage, die Lebensfrage für uns ist nun diese: ist es möglich, die Reinheit des Stiles, diese kostbare Erwerbung der neuen deutschen Malerei, zu retten und dennoch das Moment der Individualität in tieferer Weise als bisher zu seinem Rechte zu bringen? Ist es möglich, mehr van Eyck und Dürer in den Stil aufzunehmen und doch auch die so weit bis in die Nähe der Häßlichkeit getriebene Härte der Selbständigkeit an dieser haarscharfen Linie zu erfassen und die Großartigkeit des reinen, höheren Stiles zu retten? Ich sage: ja, und ich setze hinzu, daß sich auf diesem Wege ein nationaler deutscher Stil ausbilden würde, ich behaupte, daß dies unser Ziel und unsere Aufgabe ist. Ich sage: wir wären diesem Ziele längst schon näher, wenn wir nicht noch an der fatalen Erbschaft der romantischen Schule dauen würden, welche von der alten kirchlichen Malerei nur die Jenseitigkeit, nicht die Energie des Diesseits aufnahm, was doch schon in jener Kunst des Mittelalters, in der deutschen vor allem, so eigensinnig trotz allen Madonnen und Engeln sich auf die eigenen Füße stellt. Ich komme hier auf anderem

Wege auf den Punkt zurück, der in diesen Jahrbüchern bei Veranlassung der berühmten belgischen Bilder bereits ausgesprochen worden ist. Stoff und Behandlung bedingen einander. Wir haben noch einen kalten Stil, weil wir kalte Gegenstände lieben. Die Belgier sind warm in der Behandlung, weil sie national in den Stoffen sind. Ich meine nicht, dieser Zusammenhang müsse im einzelnen Falle ein unmittelbarer sein. Diese belgischen Künstler machten eine gute Schule an Rubens und den Venezianern; allein bei diesen Vorbildern selbst bedingte sich die Lebenswärme der Weltanschauung und die Individualität der Behandlung gegenseitig. Rubens malt zwar viel Mythologie und alte Geschichte, aber er verniederländert nicht nur ungeniert diese Gegenstände, sondern er ist am erfreulichsten im nächsten, vertrautesten Stoffe, namentlich im Porträt. Die Venezianer malen am liebsten die Pracht und das festliche Behagen, die schönen Männer und Frauen ihrer Vaterstadt, und wie diese Stoffe dem Herzen und Auge nahe sind, so hat ihre Farbe die warme Nähe der Wirklichkeit. Ich weiß wohl, es ist schnell gesagt: nehmt mehr Individualität in euren Stil auf! Einheit der Individualität und der Idee ist das Geheimnis alles Schönen, das leicht ausgesprochen und schwer begriffen, noch schwerer in der Ausübung gelöst ist. Ich darf mich auf die schwierige Untersuchung dieses Begriffes hier nicht einlassen; aber so viel muß hier sogleich einleuchten, daß in der Malerei eine viel stärkere Berechtigung des Individuellen möglich ist als in der Plastik, weil in jener Kunst nicht das Gesetz gilt, daß die einzelne Gestalt schön sein müsse, da sie die minder schöne Gestalt mit der schönen in der Wechselbeziehung der Situation oder Handlung unter die Totalwirkung der Farbe subsumiert. Hotho behauptet sogar, das spezifisch Malerische bilde sich erst aus, wo nicht mehr stilisiert werde; wir werden darauf zurückkommen. Nur ein kleines Beispiel möchte ich hier noch anführen. Die Franzosen (und Engländer) haben in der neuesten Zeit den Holzschnitt wie Stahlstich behandelt und alle Effekte völliger Modellierung und Helldunkels verbunden mit ihrer kokett geistreichen Manier ihm aufgenötigt. Wir sind ihnen nachgestolpert und pfuschen in ihrer Manier. Dagegen haben sich Künster, welche besser begreifen, was uns ansteht, an die Dürerische Manier der starken Zeichnung mit mäßig angegebener kräftiger Modellierung gehalten; dadurch war

sogleich ein anderer, ein nationaler Stil gegeben: derbe, selbst etwas wilde und rohe Formen, aber frisch und tüchtig, feurig bewegt oder behaglich ruhend, phantasievoll humoristisch, freundlich gefühlvoll in herrlichen, mit wenigen Strichen kräftig gegebenen, echt deutschen Landschaften gelagert, schiffend, wandernd, in Lauben schmausend, vor Burgen fechtend usw. Es liegt da eben ein kleines bescheidenes, spottwohlfeiles Büchlein vor mir, das mich auf dieses Beispiel führt: Alte und neue Studentenlieder mit Bildern und Singweisen. Herausgegeben von L. Richter und A. E. Marschner. Verlag von Mayer und Wigand in Leipzig. Ich wünschte, daß ein Franzose es sähe; er müßte sogleich gestehen: die Deutschen haben doch etwas Eigenes, worin sie Meister sind und worin wir ihnen nicht folgen können. Welche liebenswürdige Holzschnitte hat dieses Büchlein. Wieviel Derbheit, Humor, Kraft, Leidenschaft ist in diesen Vignetten. Wie feurig und keck dringen (Seite 24) die deutschen Männer mit wehenden Fahnen, mit Trommeln und Pfeifen aus dem Stadttore! Wie wild, kühn und drohend steht der Soldat (56) und lädt seine Büchse, dem vaterländischen Strom zu verteidigen! Wie traulich schmaust und küßt es sich in diesen heimlichen Lauben und Stübchen! Wie wehmütig deutsch ist dieser Talgrund mit der Mühle, wo der arme Bursche über das zerbrochene Ringlein trauert! Es sind anspruchslose Arbeiten; aber geht einmal auf diesem Wege ins Große, idealisiert nicht, ehe ihr der Sache ihre, wenn auch eckige und scharfkantige, Selbständigkeit gegeben habt, und wir werden eine wahrhaft nationale Zeichnung bekommen, bei welcher die Farbe, wenn wir nur erst unsere eigenen Vorfahren wieder zu Lehrern nehmen, nicht ausbleiben wird!

Je wichtiger nun eine vollständige Kenntnis der Vergangenheit unserer Malerei nicht bloß für die Wissenschaft, sondern für die Kunst selbst ist, desto mehr war der bisherige Mangel einer umfassenden Darstellung ihrer Geschichte fühlbar. Unsere deutsche Malerei hat keinen Vasari und keinen Rumohr gefunden. Mander ist mehr Chronist als Geschichtschreiber der Kunst und geht nur bis 1618. Fiorillo teilt den Mangel des Vasari, er konnte nach dem Standpunkte seiner Zeit die älteren Schulen nicht gehörig würdigen; es fehlte ihm aber auch noch, soviel er immer gesammelt hatte, an Material und Anschauung. Was seither durch Wagen, Passavant,

Schnaase, Hirt, Grüneisen geschehen ist, besteht in vereinzelten Aufhellungen, Bausteinen für eine gründliche Geschichte, die erst ihres Sammlers warteten, eines Sammlers natürlich, der mit der Benutzung dieser Mittel selbständige, möglichst umfassende Anschauung und Forschung und den feinen Geist Rumohrs zu verbinden hätte. Man kann Schnaase in einer Hauptbeziehung über Rumohr stellen; der Blick in die Tiefe und in die bewegende Seele des Gegenstands, der bei Rumohr mehr Takt als Begriff ist, erscheint in ihm zu einem gründlichen Denken erhoben, das, ohne philosophische Schule und, wo es auf abstrakte Grundbegriffe ankommt, wie in der Einleitung zu seiner Kunstgeschichte, zu dilettantenhaft, doch auf seinem eigenen Wege da ankommt, wohin die Philosophie auf kürzerem Wege gelangt. Denkt man sich aber diese tiefere Einsicht um eine Stufe höher, in der Form des wirklich philosophischen Denkens, so muß Zweifel entstehen, ob mit dieser rein wissenschaftlichen Bildung des Denkens gewisse wesentliche Eigenschaften noch vereinbar seien, die wir von dem Historiker und insbesondere von dem Kunsthistoriker fordern. Der Historiker braucht einen gewissen sächlichen Sinn, in doppelter Bedeutung. Zuerst nämlich besteht dieser sächliche Sinn in einem dunkeln, aber festen Zutrauen zur Tatsache, einer reinen Liebe zum festen Fleische der Geschichte, einem unerschütterlichen Realismus. Diesem objektiven Geiste liegt der Glaube zugrunde, daß der Begriff in den Dingen wirklich da und gegenwärtig sei. Die Philosophie weiß dies auch, aber der Historiker traut ihr nicht, weil er apriorisches Konstruieren bei ihr argwöhnt. Die wahre Philosophie wird niemals die Geschichte apriorisch konstruieren, sie ist überhaupt weder apriorisch noch aposteriorisch, sondern beides zugleich; sie ist aber apriorisch in Vergleichung mit der Geschichtskunde, weil sie die Wahrheit, daß in den Dingen der Begriff objektiv sei, auf anderem Wege, auf dem dialektischen, gefunden hat. Mit dieser Beschäftigung ist es vereinbar, Philosophie der Geschichte, aber schwer, sehr schwer vereinbar, Geschichte zu schreiben; und umgekehrt fordert diese einen so spezifisch ausgebildeten Sinn, daß der Historiker nicht leicht Philosoph sein, noch den Philosophen lieben kann. Dieser Sinn der Tatsache im Historiker, zunächst noch in der Bedeutung jener allgemeinen Liebe zum Objekte, jenes bestimmten Organs für das Konkrete gefaßt, zeigt sich insbesondere als ein Sinn, ein Interesse

und Verständnis alles dessen, wodurch die Geschichte sich eigentlich vollzieht: Interesse für Rassen und Völkerstämme in ihrer Beziehung auf die Natur, die ihr Wohnort ist, für Sitten, Verfassung, Verwaltung, Recht, Diplomatie, Mittel und Formen des Kriegs und alle anderen einzelnen Wellen des Geschichtsstroms. Aber dasselbe Organ äußert sich noch in ganz anderer Bedeutung als ein besonderer Sinn für die Ausmittlung des reinen Stoffs, als ein eigentlicher Handwerkssinn, der mit unermüdlicher Geduld in uralten Quellen forscht, vergleicht, sammelt, zweifelt, kombiniert, mit allerhand feinen Instrumenten wühlt, bohrt, hämmert, sägt und feilt, bis er seinen Stoff zubereitet hat. Diese Art von Sympathie mit dem geschichtlichen Stoffe muß natürlich in dem Kunsthistoriker eine besondere Form gemäß dem besonderen Stoffe annehmen. Den allgemein geschichtlichen Stoff kann er von dem eigentlichen Historiker zubereitet übernehmen, soll übrigens so vertraut als möglich mit ihm sein. Die Kunst soll ihm eine Blüte sein, die ihre Wurzel tief in dem gesamten nationalen, politischen, religiösen Leben des Volkes hat. Es schwebt mir in dieser Beziehung ein Ideal von Kunstgeschichte vor, wozu mir Gervinus' Geschichte der deutschen Nationalliteratur die Züge gegeben hat. Nicht leicht wird eine solche Einheit von Historiker und Kunsthistoriker wieder auftreten. Hier wird die Geschichte der Poesie wahrhaft konkret; hier erscheint jede Schule, jeder große Dichter, jedes große Werk als ein Ausdruck des innersten geschichtlichen Lebens, als Spiegel des Zeitgeistes, als reinste Sprache, welche Bildung und Stimmung einer Epoche sich gegeben hat. Ganz in demselben Sinne sollte die bildende Kunst betrachtet werden. Man bringe — um nur e i n Beispiel anzuführen — die italienischen Maler des sechzehnten Jahrhunderts nach Raffael und Michelangelo, man bringe Correggio, die Venezianische Schule, die Eklektiker und Naturalisten des siebzehnten Jahrhunderts unter diesen Standpunkt und betrachte diese ganze Kunstart als die Blüte des Epikuräismus und der feinen Bildung Italiens im 16. Jahrhundert, der roheren Üppigkeit und Verwilderung des siebzehnten —: wie klar wird auf einmal alles. Man lasse es aber nicht bei einer allgemeinen Andeutung, sondern führe es durch. Den leidenschaftlichen Stil des Rubens bei unedlen Formen, das bäurisch Trotzige, aus dem Helldunkel wie aus Feuersbrunst Flammende des Rembrandt halte man

zusammen mit der Vergröberung der Zeiten, als das Mittelalter brach, als das Illusorische seiner Anschauung und damit die Keuschheit der schönen Linie schwand und ein derber Zynismus aus dem groben, aber tüchtigen Kerne des Volkes an den konventionellen Formen sich rächte, als mit heißerem Lebensgenuß zugleich blutige Kräfte sich entfesselten, als in grausamen Kriegen das spanische Joch gebrochen wurde; man vergleiche dies alles mit der Literatur, mit der Auflösung der ritterlich höfischen Poesie, mit Fischarts grobem Humor, mit den Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs, mit Philander von Sittewald in Deutschland; man halte die spätere Genremalerei der Holländer mit dem Wohlgefühle des Volkes zusammen, das sich seine Freiheit erfochten hat: und alles wird in ein neues Licht treten, in seiner geschichtlichen Bedeutung begriffen sein. Julius Mosen verspricht in seiner „Dresdener Gallerie“ usw. den schönen Gedanken durchzuführen, „daß hinter der formellen Bildung eines bestimmten Kunstwerkes die Seele der Weltgeschichte in dem Künstler tätig gewesen ist, durch ihn in seinen Werken bestimmte Höhenpunkte ihrer Entwicklung zur Erscheinung gebracht und so in der Reihe der aufeinanderfolgenden Kunstwerke ihre Jahrbücher in Bilderschrift diktiert hat“; ich kann aber nicht finden, daß er Wort gehalten hat, wenn er z. B. sogleich die Sixtinische Madonna ganz unrichtig als den strengsten, kaum noch von sinnlich schöner Form umschriebenen Ausdruck des asketischen, des fleischtötenden Geistes des Christentums bestimmt, während er übrigens im einzelnen, z. B. in der Beschreibung einzelner Gemälde von Rubens so treffende Winke gibt, daß man diese Ungleichheit ernstlich bedauern muß.

Der Kunsthistoriker soll und kann keineswegs im politischen Historiker schon enthalten sein. Vielmehr soll nun in dem ersteren jener sächliche Sinn in der besonderen Bestimmtheit einer reinen Liebe zum wirklichen Kunstwerke auftreten. Er soll den vollen und ganzen Sinn der Anschauung haben. Wie der Künstler nur in Formen denkt, so soll er in einer ungeteilten Liebe mit seinem Gegenstande, den vorhandenen Leistungen der Kunst zusammengewachsen sein. Seine Liebe soll sich der vollen Vaterliebe des Künstlers so sehr als möglich nähern. In alle Momente eines Kunstwerks, Charakter, Komposition, Zeichnung, Luft und Licht und Farbe, die ganze Stimmung soll er nicht nur mit dem Gedanken, sondern mit den Nerven, mit

jener Sinnlichkeit, welche überall zur Kunst gehört, sich hineinleben. Denselben Sinn, den der Geschichtschreiber für die einzelnen Momente, Formen und Kanäle haben muß, durch welche die Geschichte ihren Gang geht, soll auch er für die Mittel der Kunst haben, einen Sinn, der sich dem spezifischen Handwerkssinn nähert. Er braucht nicht selbst Künstler zu sein, er muß aber schon gezeichnet, gemalt usw. haben, sonst fehlt ihm der Sinn des inneren Nachbildens, durch welchen allein ein Kunstwerk ganz verstanden wird. Wie sehr er sich aber dadurch dem Künstler nähert, ebenso unendlich soll er von ihm verschieden sein. Seine Liebe soll so weit sein als die Geschichte der Kunst mit den schroffsten Gegensätzen ihrer Schulen und Meister. Er soll jedes Kind der Kunst so lieben, als wäre es sein eigenes, und doch jedes sich so gegenüberhalten, als wäre es ihm fremd; er soll die innere Seele des ganzen historischen Ganges mit erfassen, über demselben stehen und jedes einzelne ebenso nur als einen Punkt in demselben begreifen, als er sich liebend darein versenkt. Diesen Überblick und Tiefblick kann er in doppelter Form besitzen, entweder in der Form eines gesunden, halbbewußten Tastsinns, wie Rumohr, oder, und dies ist freilich das Höhere und Wahre, in Form des philosophischen Begriffes. Die Kunstgeschichte ist der sinnliche, im Sinnlichen aber reinste Ausdruck der Geschichte des Geistes. Der Kunsthistoriker muß frei sein, er muß im strengsten Denken seinen Geist von jeder Befangenheit der Autorität geläutert haben. Er muß auf der Höhe der Zeitbildung stehen und wissen, wo die Gegenwart hin will, sonst versteht er die Strömung der Vergangenheit nach ihrem Ziele nicht. Wie schwer vereinbar sind aber diese Kräfte, jenes halbsinnliche Organ und dieses rein geistig überblickende!

Aber wir sind noch nicht zu Ende. Noch einen schwierigeren Gegensatz soll der Kunsthistoriker in sich lösen. Er soll nicht nur die Geduld und den Fleiß, sondern auch die Liebe haben, sein Material kritisch auszumitteln wie der politische Historiker. Stadtarchive, Klosterrechnungen muß er durchstöbern, um die Meister und die Jahreszahlen ihrer Werke zu erforschen. An Ort und Stelle muß er gewesen sein, nicht nur die großen Sammlungen der leicht zugänglichen Werke, sondern die verborgenen, überstäubten muß er gesehen haben. Es wäre eine große Erleichterung, wenn man eine Trennung statuieren dürfte, wie zwischen dem Literator und dem Bibliographen,

so zwischen dem Kunsthistoriker und einem kritischen Handlanger, der ihm in die Hände arbeitet. Aber es muß ein Mann beides versehen, denn der Unterschied einiger Jahreszahlen ist für die Kenntnis der geschichtlichen Stufen und der innern geistigen Bewegung wichtig, und umgekehrt, man muß diese kennen, um auf die rechte Weise zu suchen.

Diese Vorbemerkungen werden uns die Beurteilung eines wichtigen Werkes erleichtern: Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei. Eine öffentliche Vorlesung, an der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten von F. G. Hotho. Berlin, verlegt von M. Simion. Erster Band 1842. Zweiter Band 1843. Dieser zweite Band führt bis zu Albrecht Dürer; das übrige soll ein dritter umfassen.

In welche fühlbare Lücke dieses Werk tritt, haben wir schon gesagt. Wir müssen es nun mit unseren Forderungen zusammenhalten, und ich stelle zuerst in Kürze das Resultat einer achtungsvollen Vergleichung auf und sage: Hotho entspricht diesen Forderungen in einem Grade wie gewiß wenige in unserer Zeit, doch, gemäß der Schwierigkeit, welche in der Vereinigung der geforderten Eigenschaften liegt, mit der Einschränkung, daß diese Kräfte nicht in völliger Durchdringung sich darstellen, sondern bald nebeneinandergelagert in ihrer Trennung beharren, bald nur vorübergehend in gemeinschaftlichen Fluß treten. Ich suche mein Urteil zu begründen.

Wir erhalten zum erstenmal eine Kunstgeschichte aus der Hand eines Philosophen. Dies wird zum voraus alle Künstler und obligaten Kenner mißtrauisch gemacht haben. Das hätte weniger zu sagen, aber auch Leute, die wissen, was Philosophie ist und wie es der wahren Philosophie nicht einfällt, ihr Objekt zu mißhandeln, konnten besorgt sein, wenn sie erwogen, daß die hier geforderte Summe von Kräften zwar nicht unmöglich, aber selten sei. Hotho besitzt sie aber. Daß er Philosoph ist, braucht, da seine Tätigkeit aller Welt bekannt ist, keines Beweises; wenn je, so hätte er es durch die Einleitung dieses Werkes, die überall auf die letzten Grundbegriffe der Kunstphilosophie zurückgeht, reichlich bewiesen. Hotho besitzt aber ebensosehr den spezifischen Gegenstandssinn, den wir zu solchem Geschäfte fordern, die liebevolle Einlebung in die Sache,

das Verständnis und Gefühl sämtlicher sinnlichen Mittel, wodurch die Kunst ihre Anschauungen vor das Auge bringt. Davon muß natürlich seine ganze geschichtliche Darstellung den Beweis liefern, aber wer ihn schon zum voraus geführt sehen möchte, darf nur gleich im ersten Bande nachlesen, mit welcher Lebendigkeit, welchem Nervengefühle er die Himmelfahrt von Rubens beschreibt, mit welcher Seele er das landschaftliche Naturleben in den Werken eines Ruisdael, eines Everdingen durchempfindet, wo er das Lyrische in der Malerei betrachtet, mit welcher Liebe er von der Gediegenheit der alten Meister im Gegensatze gegen die jetzige Verblasenheit spricht, mit welchem künstlerischen Sinne er (Vorlesung 13, 14) alle Gunst der Bedingungen auseinandersetzt, die im Mittelalter für die Kunst zusammenwirkten, das instinktmäßige Vorwärtsschreiten ohne Reflexion und Schulregelzwang, die heilsame Beschränkung des Charakters im bürgerlich beschlossenen Städteleben, die durchaus malerische Umgebung in Architektur, Geräten, Tracht, dem ganzen Habitus usw.

Dieses Auge für das geschichtliche Element, worin die Künstler wurzelten, verbürgt uns auch sogleich, daß er in der Kunstgeschichte die Geschichte nicht vergessen haben wird. Wirklich schickt er schon im ersten Bande eine allgemeinere Erörterung über den Boden voraus, den die Kunst mehr oder weniger in den Klöstern, dem Rittertum, den Städten während des Mittelalters fand. Im zweiten Teile leitet er jede Schule durch eine historische Schilderung der Zustände ihres Vaterlandes ein, welche freilich, bei manchen feinen Bemerkungen, von mehr Fleiß als von jener anschaulichen Vertrautheit zeugt, mit welcher ein Gervinus das Schauspiel der Geschichte und der Literatur ineinander zu verweben weiß. Was insbesondere diese Kunst des Verwebens betrifft, so wird sie unser Verfasser namentlich auch in der Herbeiziehung des Privatlebens der Künstler zu entwickeln haben, wo dieses nämlich bekannter und anziehender wird, z. B. bei Albrecht Dürer. Ein Zug, im ersten Moment eingeflochten, kann hier von der belebendsten Wirkung sein.

Wenn wir aber den spezifisch kunsthistorischen Sinn an Hotho allerdings noch ungeteilter rühmen dürfen als den Grad, in welchem er Geschichte und Kunstgeschichte ineinander zu verschmelzen wußte, so fragt sich nun erst, ob dieser ebenso weit als tief, ebenso un-

parteiisch als liebevoll sei. Hotho hat es hierin insofern leichter, als sein Werk auf die Geschichte einer Kunst und dieser Kunst bei einem Volke (nebst dem stammverwandten Nachbarlande) sich beschränkt. Es wird sich zeigen, ob er nicht einige Herzblättchen hat, in die er verliebt ist auf Kosten der Kritik. Fast will es mir scheinen, als übersehe er die Mängel des Rubens über dem Saft und Mark seines Pinsels und seiner Lebenskraft; der dritte Band wird es zeigen. Hotho bewährt aber die Weite seines Sinnes entschieden dadurch, daß er die Deutschen zu loben weiß, ohne die freiere Grazie in der italienischen Malerei zu verkennen. Von der schon angeführten Behauptung, daß gerade durch die Hintansetzung der stylistischen Formschönheit die Deutschen und Niederländer malerischer seien als die Italiener, wird nachher die Rede sein müssen.

Endlich was den kritischen Fleiß in Ausmittlung des Stoffes betrifft, so wollen wir dem Verfasser sein Geständnis: „ich liebe die Bilder zu sehr und Namenregister leider zu wenig" (Teil II. S. 93) zugute kommen lassen, wenn die Vereinigung von Kritiker und Geschichtschreiber in ihm nicht immer gründlich genug sein sollte. Die ganze vorhandene Literatur hat er aufs gewissenhafteste verglichen, Autopsie dürfte er mehr haben, z. B. in den oberen deutschen Schulen, und da, wo er sie hat, dürfte er die unbekannten und übersehenen Kunstwerke vielleicht mehr aufgesucht, die schriftlichen Urkunden mehr durchforscht haben. Hier müssen wir uns aber um so mehr hüten, strenge zu sein, da gerade diese Art von Geduld dem begeisterten Freunde des Gegenstandes am schwersten wird, und da er doch sonst alles tut, was eine tiefe Kenntnis des Künstler- und Schulcharakters zur Lichtung mancher unkritischen Zuteilung gewisser Werke an gewisse Meister leisten kann.

Hotho besitzt also mit sehr unbedeutenden Einschränkungen die nötigen Kräfte zu seinem Werke, aber sie sind noch nicht flüssig genug miteinander verschmolzen. Dies habe ich jetzt zu beweisen; und hier habe ich sogleich meine Hauptausstellung zu machen: Hotho hält sich aus philosophischer Liebe zu dem Allgemeinen viel zu lange bei der Einleitung auf, „tritt" viel zu lange „heran" (ein Lieblingswort), macht immer wieder halt, schickt immer wieder etwas voraus, bringt immer wieder das, was in den Text der Geschichtserzählung gehört, gesondert schon vorher, ist darüber genötigt, sich

zu wiederholen, verwirrt, statt zu ordnen, spannt durch einen Band voll Einleitung ab, statt Appetit zu machen, und verliert die köstliche Zeit, den zugemessenen Raum. Hiezu kommt noch eine weitere philosophische Mücke. Hotho hat zu viel Abteilungen, Unter- und Unterabteilungen, Erstens, Zweitens, I. II. 1. 2. A. B. a. b. α. β. usw. Man meine nicht, ich gehöre zu denjenigen, welche die Einteilung mit ihren Gedächtniszeichen verachten. Teilt nur der Stoff sich organisch von selbst ein, so darf dies äußerlich mit beliebiger Häufung mechanischer Hilfen sich ausdrücken. Freilich ist dies notwendiger im Aufbau einer systematischen Wissenschaft; doch auch hier soll die Gliederung wenigstens sparsam sein und nur die wesentlichen Äste und Zweige, nicht jedes Blättchen numerieren, sonst wird das Gegenteil des Bezweckten, nämlich Verwirrung der Übersicht und des Gedächtnisses bewirkt, wie dies der sonst so vortrefflichen Redaktion von Hegels Ästhetik allerdings zum Vorwurfe gereicht. Diese ewigen Einschnitte und Kerben, in einem geschichtlichen Werke ohnedies überflüssiger, werden nun zum Überdruß noch durch die Einteilung in Vorlesungen gekreuzt, eine Form, welche der Verfasser wohl schon wegen dieses Übelstandes besser unterlassen hätte. Motiviert ist sie nur durch die subjektive Wendung gegen das gegenwärtige Publikum in der ersten Vorlesung, nachher dient sie nicht weiter, und man vergißt sie völlig.

Der erste Band umfaßt die allgemeine Einleitung, dann von der geschichtlichen Entwicklung selbst die erste Hauptperiode und die Einleitung zur zweiten. Durch das allzuviele Einleiten schrumpft nun das Stückchen wirkliche Geschichte, das sich zwischen diesen zwei Einleitungen befindet, die Darstellung der ersten Hauptperiode nämlich, so zusammen, daß nicht nur entschieden der geschichtliche Stoff zu kurz kommt, sondern daß der Leser eigentlich gar nicht bemerkt, daß er sich von der achten Vorlesung an in der Geschichte selbst befindet, sondern noch in der allgemeinen Einleitung zu stehen meint. Ich war am Ende des ersten Bandes so desorientiert, daß ich mich verwunderte, wie der zweite Band mit der zweiten Hauptperiode beginnen könne, da ich, was im ersten über die erste gesagt ist, auch nur für Einleitung gehalten hatte; ich steckte in lauter Einleitung und Einleitung. Dieser ganze Übelstand war durch zwei Mittel zu vermeiden. Ein großer Teil der allgemeinen Einleitung war in

einem Geschichtswerke füglich wegzulassen, die große Einleitung der zweiten Hauptperiode aber dadurch zu verkürzen, daß das Wesentlichste ihres Inhalts in die folgende Geschichtsdarstellung selbst verwoben, diese ganze Periode aber auf einen viel kleineren Zeitraum beschränkt worden wäre. Dies habe ich nun näher zu erklären.

Die allgemeine Einleitung enthält folgende Bestandteile: der Verfasser sucht zuerst den stumpfen, zerstreuten, von einer kränklichen Kunst gefangenen Sinn der Gegenwart zu der Sammlung und der Höhe zu erheben, welche die wahre Betrachtung einer gesunden und starken Kunst fordert. Ganz recht und ganz am Platze; ich werde manches Treffliche aus diesem Abschnitte nachher hervorheben. Nun aber beginnt erst die eigentliche Einleitung, und in dieser macht sich der Philosoph in solcher Trennung vom Historiker geltend, daß er einen ganz unverhältnismäßigen Raum, den nachher beide vereint bebauen sollten, für sich vorwegnimmt und ganz allein besetzt. Hotho gibt zuerst eine streng philosophische Entwicklung des Begriffs der zwei wichtigsten bildenden Künste, der Skulptur und Malerei. Dies konnte er ganz füglich der wissenschaftlichen Ästhetik überlassen. Er bereichert zwar die treffliche Hegelsche Begriffsentwicklung mit mancher feinen neuen Bemerkung, aber im wesentlichen gibt er dem philosophischen Leser nichts Neues und dem unphilosophischen nichts Nützliches, denn dieser versteht es doch nicht, ja er wird abgeschreckt und mißtrauisch. Gerade diesem hätte er etwas sehr Nützliches geben und doch zugleich den philosophischen Leser befriedigen können, wenn er am rechten Orte in der konkreten Geschichtsdarstellung selbst die Begriffe dieser Künste nach und nach aufgehellt hätte. Gleich in der ersten Hauptperiode, wo von den Resten antiker Kunstform die Rede werden muß, von denen die älteste christliche Malerei ausgieng, war der Ort, von der antiken Malerei einiges zu sagen und nachzuweisen, daß und warum das spezifisch Malerische bei den Alten sich nicht ausbilden konnte, weil alle Künste plastisch bestimmt waren, und hiedurch mußte bereits auf den Unterschied der Begriffe der Skulptur und Malerei ein erstes großes Schlaglicht fallen. Insbesondere ferner in der zweiundzwanzigsten Vorlesung, wo der Verfasser ausspricht, daß die Malerei der deutschen Völker trotzdem, ja gerade deswegen, weil sie nicht wie die Italiener die Schönheit der einzelnen Gestalt, den

reinen Stil der Zeichnung zu finden wußten, spezifisch malerischer sei als die südländische: hier war wieder ein Ort, auf das Wesen der plastischen und der echt malerischen Darstellung zurückzugehen, was ja der Verfasser zum Teil auch wirklich tut. Vollends in der neuern Zeit, wenn er an Winckelmann, Karstens, Wächter kommen, wenn dann nachzuweisen sein wird, daß auf diese erste Ernennung der Kunst eine weitere Schule folgen mußte, welche das einseitig plastische Ideal dieser Reformatoren bekämpfte: hier mußten jene Grundbegriffe ihre natürliche schließliche Erörterung finden. Diese ganze Methode, den Begriff voranzustellen, ist nicht historisch. Der politische Geschichtschreiber gibt keine vorläufige Entwicklung vom Begriffe des Staats; der kirchliche keine vom Begriffe der Kirche. Die konkrete Geschichte des Begriffs ist eben der Begriff. Die Philosophie soll in die Geschichtschreibung so übergehen, daß sie keinen gesonderten Platz vor und neben dieser einnimmt.

Hierauf nimmt eine neue, ebenfalls philosophische Entwicklung den großen Raum von vier Vorlesungen ein. Der Verfasser untersucht, wie weit die Momente des Epischen, Lyrischen, Dramatischen, welche allerdings erst in der Poesie so selbständig sich voneinander abscheiden, daß sie eigene Gattungen begründen, dennoch schon in der (Skulptur und) Malerei hervortreten. Ein Reichtum tiefer und neuer Gedanken und Beobachtungen wird hier entfaltet, aber die ganze Untersuchung hält viel zu sehr auf und ist wieder Philosophie neben der Geschichte statt in der Geschichte. Das Wesentliche dieser Untersuchungen konnte ganz organisch ebenfalls im historischen Stoffe selbst seine Unterkunft finden. Die Malerei der ersten Periode ist wesentlich episch, die zweite Periode belebt mit lyrischer Seele die Gestalt, die wahrhaft moderne Malerei soll dramatisch sein. Innerhalb jeder dieser Perioden treten neben dem bestimmenden Momente des Epischen usw. allerdings ebenso auch die andern hervor, so daß z. B. die zweite Periode das lyrisch beseelte kirchliche Gebilde bald mehr episch, bald mehr dramatisch behandelt usw.; hier konnte der Verfasser je an der rechten Stelle alle seine scharfsinnigen Bemerkungen einflechten, statt daß er im Texte auf diese zurückverweist, das halb Vergessene wieder nachzuschlagen nötigt und so den Leser aus dem Zusammenhang bringt.

Hiemit ist die allgemeine Einleitung geschlossen und beginnt die

Geschichte selbst. Bevor aber der Verfasser diese anhebt, schickt er noch in einer Vorlesung (der achten) die Erörterung einiger Vorbegriffe voraus: die Religion als Ausgangspunkt, der bestimmte Nationalcharakter, der einzelne Meister. Dies gerade sind nun aber diejenigen Punkte, welche in der allgemeinen Einleitung kurz zu besprechen waren, wenigstens die zwei ersten. Es mußte, bevor in den Gang der Geschichte selbst eingetreten wurde, von dem Verhältnisse der Kunst zu den Sphären des Lebens, insbesondere der Religion die Rede sein und der vorläufige Satz aufgestellt werden: die Kunst steht mit der Religion in dem Verhältnisse einer Einheit, das aber kein totes ist, sondern von gebundenem Dienste auf seiten der ersteren zu freier Wechselwirkung, von da zu völliger Emanzipation der Kunst sich fortbildet, wobei sie aber den von aller Ausschließlichkeit befreiten Kern der Religion sich vorbehält. Diese Emanzipation fällt freilich mit einer großen Bewegung in der Religion selbst zusammen, — einer Bewegung zur freien sittlichen Bildung, welche mit der Reformation, zwar noch unvollkommen, eintritt. Dieser Satz mußte aller Geschichte der Kunst um so mehr vorangeschickt werden, weil die Momente, die in ihm ausgesprochen sind und ihre konkrete Ausführung freilich erst im Geschichtstexte selbst erwarten, geradezu den Einteilungsgrund für die Perioden bilden. Hieraus folgt sogleich, daß Hothos Einteilung nicht richtig ist, weil er nämlich mit dem Eintritte des dritten Moments keine neue Periode beginnt. Ich werde davon nachher sprechen; hier muß ich jedoch sogleich noch hervorheben, daß der Verfasser selbst eben in dieser achten Vorlesung den Stufengang nach den genannten obigen Momenten andeutet: obligate kirchliche Malerei, — inniger subjektiv belebter Einklang der Kunst und Religion, — freie weltliche Kunst. Warum vergißt er nachher diesen Stufengang in der Abgrenzung der zweiten Hauptperiode? Ferner also wird in dieser Vorlesung die Wichtigkeit des Nationalcharakters hervorgehoben. Nur ganz allgemein geschieht dies; ich meine aber, hier wäre der Ort, den deutschen (und niederländischen) Nationalcharakter in seinem Gegensatze gegen den romanischen zu bestimmen, nicht aber erst in die Einleitung zur zweiten Hauptperiode, wo von der siebzehnten Vorlesung an dieser Punkt zur Erörterung kommt. Es ist ja dies ein Unterschied, der die ganze Geschichte der Malerei, auch

in der ersten Periode und ebenso in der dritten, welche Hotho mit dem achtzehnten Jahrhundert eröffnet, gleichmäßig bestimmt. Endlich kommt in der achten Vorlesung noch die schulbildende Individualität der großen Künstler mit Recht zur Sprache.

In der neunten Vorlesung wird die Einteilung der Perioden aufgestellt, und die erste (sie geht bis zum Anfang des dreizehnten Jahrhunderts) in zu großer Kürze — wovon nachher — abgetan. Hinauf geht nun der Verfasser an die Einleitung zur zweiten Hauptperiode, welche nicht weniger als zwölf Vorlesungen füllt. Der erste Grund dieses zu großen, verwirrenden Umfangs ist nun die offenbar viel zu weite Ausdehnung dieser Periode. Der Verfasser ist genötigt, indem er den historischen Boden, in welchem die Kunst dieser Periode wurzelte, nach seinen Hauptmomenten darstellt, die Bedeutung der Reformation, der protestantischen Bildung, der Wissenschaft und Universitäten, den näheren Unterschied des deutschen und niederländischen Charakters zu besprechen, denn diese Periode geht bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Dies ist nun nach meiner Ansicht entschieden verfehlt. Die Grenzscheide des Mittelalters und der neueren Zeit ist die Reformation; denn sie hat das transzendente Ideal aufgelöst. Mag Rubens, mögen selbst die Holländer noch Kirchenbilder gemalt haben: ihre Kraft ist nicht mehr auf diesem Boden. Italien sinkt, weil das ausgelebte Ideal des Mittelalters noch für das Höchste gilt und man mit völlig verändertem, weltlichem Geiste noch an die alten kirchlichen Stoffe geht und das Gebiet nicht findet, worauf die neue Stimmung sich darstellen könnte. Die Venezianer sind auf dem Wege, durch das höhere Genrebild den Boden der Wirklichkeit zu erobern, aber sie sind noch katholisch, und sie sind zu epikureisch, um auf diesem Wege fort und zum echten historischen Bilde überzugehen. Caracci, Dominichino malen Landschaften, die Naturalisten wilde Genrebilder, aber es kommt nichts heraus, weil das ganze Volk das Prinzip des modernen Geistes nicht in sich aufnehmen kann und in Schlaffheit zurücksinkt. Die Niederländer aber siedeln sich fest in der Realität an, wiewohl sie nur erst ihre unteren Partien zu ergreifen wissen, indem sie das Alltägliche durch trauliches Behagen oder durch mäßige Komik idealisieren, aber die höhere Idealität, die in den Lichtpunkten des Heldenlebens und der Völkergeschichte

liegt, noch nicht zu ersteigen vermögen. Mag man diese Genre- und Kabinettsmalerei eine Nachblüte nennen: sie ist ebenso und noch weit mehr der Anfang und die große Vorstudie einer neuen Kunst; sie kann und darf daher mit der Malerei des Mittelalters, es darf mit dieser kirchlichen und aristokratischen diese weltliche und demokratische Kunst schlechterdings nicht unter eine Periode befaßt werden. Vielmehr muß die zweite Periode etwa um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts schließen; die dritte muß in ihrem ersten Abschnitt den Verfall der mittelalterlichen Malerei mit vereinzelter Korrektion durch italienische Einflüsse in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts (Floris, Martin de Vos u. a.) und die Vorbildung eines neuen Ideals durch die Genremalerei der Belgier und Niederländer (Quentin Massys, der vom kirchlichen Gemälde zum Genre übergeht, bezeichnet bereits den Eintritt dieses Moments) umfassen; eine zweite hat die Verwirklichungskämpfe des modernen Ideals, das Suchen eines nenen, zugleich idealen und individuellen Stils und einer neuen großen Welt von Stoffen seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, d. h. seit Winckelmann, Karstens, Wächter, Schick, darzustellen. Nicht schon mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dürfte dieser Abschnitt beginnen, denn das wahrhaft Neue tritt erst mit Karstens ein. Bis dahin herrscht Nachahmung von Niederländern, Italienern, Franzosen.

Aber auch abgesehen von der Breite dieser Einleitung, wie sie durch den zu ausgedehnten Umfang der vorliegenden Periode bedingt ist, läßt sich der Verfasser durch seine Liebe zu vorläufigen Allgemeinheiten abermals verführen, zum voraus zu sagen, was er nachher gründlicher wieder sagen muß, und dadurch zu verzögern und zu verwirren. Die drei Epochen nämlich, in die er die zweite Periode teilt, charakterisiert er schon in der Einleitung (Vorlesung 16), da es doch genügte, diese Epocheneinteilung mit ein paar Worten, welche in der Geschichte selbst ihre Erklärung finden sollen, zu motivieren, oder richtiger, da es doch gar nicht nötig war, diese Einteilung hier schon zu nennen und zu begründen, sondern ihre Aufstellung samt ihrer Begründung ohne Anstand auf die Geschichte selbst aufgespart werden konnte. Ebenso macht es Hotho auch im Verlaufe der Geschichtserzählung. In der allgemeinen Charakteristik, die er dem ersten Zeitraum der ersten Epoche der zweiten Hauptperiode voraus-

schickt, charakterisiert er den künstlerischen Typus dieses Abschnitts durch vorläufige Schilderung des Ausdrucks, den die Kölner Schule trägt. Dann sind erst die Vorstufen zu schildern, welche dieser Schule von Köln vorangiengen, worauf also wieder die Kölner Schule und nun ihre eigentliche historische Charakteristik folgt. Das muß ja verwirren!

In dieser Einleitung der zweiten Periode setzt sich der Verfasser ferner die Aufgabe, den nationalen Charakter der Deutschen und Niederländer, im Gegensatze namentlich gegen die Italiener zu bestimmen. Dies tat not, gehörte aber in die allgemeine Einleitung, wie oben schon bemerkt wurde. Zu diesem Zwecke genügte aber eine ganz allgemeine Charakteristik der italienischen Malerei, und war es keineswegs erforderlich, in zwei Vorlesungen eine neue Episode, einen neuen Damm, neue Gräben, Palisaden vor den Eingang zu stellen durch eine übersichtliche Darstellung der ganzen Geschichte der Malerei bei den Italienern. In dem Fortgang der wirklichen Geschichte wäre es höchst belehrend, bei jeder Epoche sich nach dem gleichzeitigen Zustande in Italien vergleichend umzusehen; Hotho tut dies nachher mit kurzen Winken, er hätte mehr Raum darauf verwenden dürfen, wenn er ihn hier, in der Einleitung, gespart hätte. Von der neunzehnten Vorlesung an folgt nun, durch diese Charakteristik der Italiener vorbereitet, erst die der Deutschen und Niederländer. Hier gerät aber der Verfasser aufs neue so tief ins Zeug, daß er den Kunstcharakter dieser Stämme mit abermaliger Vorwegnahme der Grundzüge und Bedingungen der verschiedenen Epochen ihrer Malerei viel breiter entwickelt, als eine Einleitung dies fordert oder auch nur gestattet. Es war nur ganz allgemein zu sagen, daß es die deutsche Art ist, das Moment der porträtartigen Individualität über das der stilisierenden Idealität zu setzen, die unfreiere Form aber durch Gemüt, Laune und Magie der Farbe über sich selbst zu erheben und dann in Kürze vorläufig anzudeuten, wie durch die Niederländer diese deutsche Liebe zum Besonderen sich ganz ins Enge und Kleine einhaust usw., zu welchem Behufe allerdings die geographische und politische Bestimmtheit dieses Stammes im Gegensatz gegen die deutsche, nicht aber sogleich der ganze Charakter ihrer Malerei aufzuführen war. Fünf ganze Vorlesungen füllt diese Reihe von Antizipationen; wenn man die vorausgeschickte Charakteristik der Italiener dazu nimmt, sieben.

Durch diese Bemerkungen, mit denen ich mich zunächst auf den ersten Band beschränkt, habe ich nun meiner Pflicht genügt, nachzuweisen, wie in dem Verfasser die philosophische und die historische Kraft nicht hinreichend ineinander aufgegangen sind, sondern die erstere es sich nicht versagen kann, sich allzu große gesonderte Räume vorzubehalten, wodurch man vom Eingange in die Geschichte selbst viel zu lange abgehalten wird. Man hat ein Gefühl, wie wenn man eine Galerie oder merkwürdige Kirche besuchen will und von Kustos zu Kustos, von Küster zu Küster um Schlüssel, Einlaßkarte usw. so lange herumgeschickt wird, bis die Frische der Sinne, die man zum vollen Genusse braucht, zum voraus aufgerieben ist. Ich beziehe dies nur auf das Zweckverhältnis; daß, abgesehen davon, die trefflichen Belehrungen, durch die uns Hotho aufhält, kein Zeitverlust sind, brauche ich gar nicht erst zu versichern. Will man eine würdigere Vergleichung, so kann ich sagen: man fürchtet hier in einen ägyptischen Tempel geraten zu sein, der beinahe nichts als lauter Eingang ist.

Ich wünsche mir Glück, mit diesen kritischen Bemerkungen nun fertig zu sein, denn jetzt darf Freude und Anerkennung ungeteilt zu Worte kommen, jetzt darf ich sagen, daß ich mich mit den Ansichten des Verfassers in einer Sympathie finde, die um so wohltuender ist, da man in diesen Dingen jetzt so selten auf gleichgestimmte Gemüter stößt. Eine Note dieses Einklangs schlägt sogleich in der ersten Vorlesung an, welche als eine Ausführung des Mottos betrachtet werden kann: „sie begreifen nicht, was für einer andern Kultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenusse zu erheben". Der Verfasser muß für sein Unternehmen s t i m m e n, denn er hat kein vorurteilsfreies, sondern ein sehr vorurteilsvolles Publikum, er wird eben durch dieses Stimmen allerdings manchen v e r s t i m m e n, aber die Empfänglichen wenigstens wird er gewinnen. Frischweg spricht er es daher gleich zum Anfang aus, daß für jetzt noch der Gipfelpunkt der deutschen Malerei nicht in der G e g e n w a r t noch in der nächsten Zukunft, sondern in der V e r g a n g e n h e i t liege. Der glückliche Aufschwung unserer Zeit, die vereinzelten großen Leistungen werden nicht verkannt, wohl aber alles Kränkliche unserer Kunst in der Düsseldorfer Schule zusammengefaßt und mit Eifer verworfen. Zwar gibt der Verfasser zu, daß

sich die krankhafte Liebe für jene kränkelnde Richtung seit Jahren gelegt hat, seitdem namentlich durch Werke französischer Maler, ihre Frische, „ihre nationale Verwegenheit, ihren immer malerischen Blick mit der stets malerischen Hand" die Düsseldorfer Schulwerke tatsächlich geschlagen sind. Er hätte noch besonders hervorheben dürfen, wie tüchtig Lessing, ohne freilich das Nachdenkliche und gebunden Innerliche in der ganzen Auffassung überwinden zu können, sich aus dem Charakter seiner Schule, den ich einen spezifisch klebrigen nennen möchte, herauszuarbeiten angefangen hat. Überhaupt ist diese Polemik etwas lokal, sofern im südlichen Deutschland die Düsseldorfer Schule wenig Wirkung gemacht hat, teils aus Unkenntnis und Indolenz, teils aber auch durch die Nähe der Münchner Schule, welche entschieden energischer als die nördliche gleich von Anfang an auftrat. Da jedoch die Mängel, an welchen bei entschieden männlicherem Stile auch die Münchner Schule krankt, in derselben Ursache ihren Grund haben, in der noch nicht überwundenen Transzendenz der Weltanschauung nämlich, so darf immerhin an die Düsseldorfsche Schule angeknüpft werden, wenn wir erfahren sollen, was uns noch fehlt. „Die moderne Mattheit derselben," sagte Hotho, „verwechselt das Tragische mit dem Tristen, die tiefen Klagen der Menschenbrust mit dem Kläglichen, den Reiz der Süße mit dem Süßlichen, hält das Gemachte für Ursprünglichkeit, flache Sentimentalität für Seele und Leidenschaft, wechselseitiges Heben und Tragen für Originalität und Begeisterung. Da ist kein Kern, kein inneres Durchleben, kein Herausleben in Komposition, Individualisierung, Ausdruck, Zeichnung, Farbe und Ausführung. Die Männlichkeit ist es, an der es gebricht, die künstlerische Kraft des Charakters, der sich die tiefe Vorahnung von allem Markigen und Zarten, Innersten und Äußeren, wie die Wirklichkeit es zu bleibenden Typen ausprägt oder flüchtig vorüberrauschen läßt, durch eindringende Selbstanschauung bewährt hat, und was er darstellt, aus selbständiger Erfindung wiederschafft. Die Grundelemente aller Kunst sind am wenigsten vorhanden. Daher das Weibische und Energielose, Traurige und Kümmerliche, Minnige und Hohle, Kindelnde und Spielende, das nur den Unmündigen zusagen kann usw. Daher statt der Freiheit nur Übung und Fleiß, statt eigener Produktion nur Wiederholung, statt des poetischen Ergreifens und der künst-

lerischen Wiedergeburt entweder nur Gestalten und Situationen, aus berühmten Poeten mit seltsamer Dilettantenverwechslung des Dichterischen und Malerischen (— ein beherzigenswertes Wort! —) ausgewählt, oder die vorhandene Wirklichkeit und Natur in nüchterner Treue kopiert und durch prosaische Verständlichkeit den Unverständigen nahe gerückt oder durch empfindsame Zutat empfindungsreich gemacht. Daher nirgends eine innere Größe, nirgends Freiheit, nirgends ein Sieg. Regelfertige Lösung für echte Probleme, Lahmheit für Wagnis, flaue, farbenbetrübte Harmonie für Leuchten, Saft und durch den Mut der Gegensätze vertieften Einklang der Farbe; kleinmeisterliche, pinselspitze Behandlung für grandiose Virtuosität, beschränkte Konvenienzen der Schule für volle Wahrheit und ganze Kunst." Bei solchen modernen Dingen nun ist das moderne Publikum in die Schule des Kunsturteils gegangen, an diesen Bilderchen haben sie ihr Gefühl erzogen, der kleinen, prätentiösen Zeit dient die kleine, prätentiöse Kunst. Wohl rühmen sie hergebrachtermaßen die alten, lebensfrischen Meister, aber „hätten sie den Mut, aus offenem Herzen zu sagen, wie's ihnen ums Herz ist, die meisten, wett' ich, griffen bei freier Wahl sicherlich nach den beiden Leonoren oder den Söhnen Eduards, dem kranken Ratsherrn und anderen Kränklichkeiten mehr, nach einer Kirchgängerin, einem Falkenknaben und dergleichen Bildern, die sich ein großes Publikum erworben haben und jetzt zu eleganten Stickmustereien und Fenstervorsätzen sich höchst geeignet zeigen".

Nicht nur die Stumpfheit des jetzigen Kunstgefühls, sondern die ganze Alltäglichkeit des Bewußtseins muß fallen, wenn die großen Gebilde der Kunst begriffen werden sollen. Hotho macht dem gemeinen Bewußtsein klar, daß es umlernen, sich von Grund aus umwandeln, zur „Ehrfurcht der Seele und des Auges" sammeln und konzentrieren muß, wie der Geist seine endlichen Interessen und Gedanken an der Pforte niederzulegen hat, wenn er zur Religion und Philosophie sich erheben will. Die Kunst selbst schafft die Gestalten der Welt um, so daß sie die alten und doch ewig neu sind, daher ist der Hausverstand nicht würdig, nicht fähig zu fassen. Der Verfasser setzt, um dies zu begründen, die Natur des prosaischen Bewußtseins auseinander und nimmt von da die Wendung, daß eben

in der jetzigen Zeit und nirgends mehr als in Deutschland Prosa und Philistertum herrschen, daß daher jeder Aufschwung der Poesie und Kunst mit einer Kriegserklärung gegen alle bestehenden Lebensansichten und Lebensformen beginnen muß, daß aber angesteckt eben von dieser Plattheit der Zeit die Kunst jene kränkliche Richtung genommen hat. Der allgemeine geistige Drang unserer Zeit, das überall erwachende Gefühl, daß uns eine neue Jugend nottut, hätte an dieser Stelle von dem Verfasser mehr anerkannt werden sollen. Daß trotzdem alle unsere Lebensformen noch tief prosaisch und der Kunst schlechtweg ungünstig sind, bleibt dabei dennoch wahr.

Ich habe aus Hothos Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei zuletzt die sehr zeitgemäßen Anforderungen hervorgehoben, durch welche der Verfasser für die Gediegenheit und Größe der vergangenen Kunst zu stimmen sucht; ich habe hervorgehoben, wie er die Prosa der Zeit angreift und die Ungunst der Bedingungen aufdeckt, in welche unsere jetzige Kunst hineingestellt ist. Hotho ist darum kein laudator temporis acti; die tiefe Liebe zur Kunst selbst, die Sehnsucht nach einem neuen Leben derselben diktiert ihm das Lob jener Zeiten, wo noch ganze „Kunstnaturen" möglich waren, weil die Wirklichkeit selbst, die den Künstler umgab, poetisch war. Es sei mir erlaubt, hier aus dem Zusammenhang des Buches herauszugehen und als Beleg der Wärme dieses Gefühls einige Stellen herauszuheben, worin er dartut, wie der „jetzige Maler nicht durch den Anblick seiner Umgebung, sondern nur trotz demselben zum Maler werden kann", Stellen, die mir und gewiß jedem wahren Freunde der Kunst, d. h. jedem, der begreift, daß wahre Kunst eine organische Blüte des Lebens selbst sein muß, aus der Seele geschrieben und mir um so erfreulicher sind, weil sie ohne jede Verabredung ganz mit dem zusammentreffen, was ich teils sonst, teils namentlich in der Kritik von Hallmanns „Kunstbestrebungen der Gegenwart" ausgesprochen habe. Es ist in der Einleitung zur zweiten Hauptperiode, wo der Verfasser von der Förderung spricht, welche die Kunst mehr oder weniger durch die Klöster, das Rittertum, die Städte des Mittelalters genoß. Ungleich am meisten verdankte sie natürlich dem Städteleben, und hier wird dann, nachdem andere wesentliche Momente hervorgehoben sind, die Gunst der umgebenden Welt mit jenem echten Malerauge,

das wir an unserem Historiker verehren, nach verschiedenen Seiten beleuchtet. „Das reichhaltigste Vorbild des Künstlers war hier eben das eigene Volksleben, die heimatliche Natur. Hier hatten weder Künstler noch Beschauer, um zu Hervorbringung und Genuß zu gelangen, den mühsamen Umweg aus der Prosa nötig, der allzu leicht zum Irrwege wird. Das wirkliche Leben muß sich der Kunst ergreifbar entgegenheben. Nur dann ist diese in sich aus einem Guß, ungebrochen, ohne Störung durch fremdartige Elemente. Dieser Gunst erfreut sich unsere Epoche in jeder Beziehung. Erstens in Rücksicht der Individuen, die ihr die nächste oder weitere Umgebung vor Augen stellt; Bürger der Städte, Krieger, Handwerker, Fürsten, Dichter, Baumeister, Bildhauer, Bischöfe, Mönche usw.; alles in bunter Mannigfaltigkeit des Standes, des Charakters, der Gestalt und Situationen. Das Leben der Städte hat das Rohe mehr und mehr abgetan, das verletzend Schroffe gerundet, ohne daß schon der feste Halt zum Schwanken gebracht, die angeborene Gesinnung und Tatkraft abgeschwächt und die selbständige Eigentümlichkeit durch gleichartige Bildung verdeckt wäre. Gesundes Mark ist noch im Gebein, das Blut der Leidenschaft rinnt vollauf in den Adern, ein unbeugsames Wollen richtet die Stirn frei in die Höhe; Epochen, die zwischen formell fertiger Bildung und formloser Barbarei in strotzender Lebensfülle mitten innestehen und durch den mächtigen Gehalt, der nahe unter dem Boden der Gegenwart zutage liegt, zu einer Tätigkeit aufrufen, für deren Zwecke die nötigen Organe bereit sind oder durch Kampf, Erfolg und Mißlingen selber sich rührig bilden. Der Sinn ist groß, der Charakter im Guten und Schlimmen stark, die Arbeit ernst, der Genuß offen und froh. Die mittelalterliche Partikularisation bringt eine gedoppelte Tüchtigkeit hervor. In besonderen Kreisen geboren, für sie erzogen lebt sich der Mensch mit allen Sinnen und Kräften in sie hinein und verwächst mit ihnen mit um so ungeteilterem Selbst, je weniger allgemein er für vieles gebildet ist. In dem Gewohnten regt er sich frei; was er ist und kann, prägt sich aus, ungehindert und völlig, beschränkt oft, ja borniert, doch ohne Zerstreuung und moderne Zersplitterung; parteisüchtig, faktiös selbst, aber in korporativem Zusammenhange und voll Gemeingeist. Wird aber ungeduldigen Geistern ihr Schauplatz zu eng, gärt und sprudelt es in ihrer Brust, so ist die Wirklichkeit noch nicht so durch-

gängig fest geordnet, daß nicht ein weiter Raum für neues Schaffen, Zerstören und Wiederbauen übrigbliebe usw. Das private Leben der Bürger ist häuslich, die Ehe fest, die väterliche Gewalt durchgreifend, die Familienehre und Jungfräulichkeit streng bewacht; doch die bewegte Zeit verhängt auch über die Friedlichsten Schläge des Schicksals genug; und ist in Deutschland, in den Niederlanden die Gesinnung meist ehrenhaft, in Italien entflammt die Leidenschaft schnell zu List und Verwegenheit, und so gibt es selbst in dem verborgensten Gebiet Wechselfälle in Menge, die Ausdruck und Gestalt mannigfach durcharbeiten" usw. Der Verfasser spricht weiter von der Pracht der Volksfeste und Hofhaltungen, dem allgemeinen Luxus, der aus Wohlhabenheit und Standesehre floß, der Selbständigkeit des Individuums, welche aus dem, wenn auch rohen, Gedränge allgemeiner Selbsthilfe erwächst, und setzt diesem Zustande den unendlichen Nachteil entgegen, welcher mit den Vorteilen der modernen Zivilisation, der Polizei, den Stadtgerichten, der mechanisierten Industrie für den Maler untrennbar verbunden ist. Jetzt wirft er einige traurige Blicke auf die Beschneidung, welche in diesen Zuständen die Individualität erlitten hat, die philisteriöse Eingrenzung in einen prosaischen Model auf der einen, die Zersplitterung und Zerstreuung auf der andern Seite, das Erlöschen jeder markigen Erscheinung und Äußerung in der europäischen sozialen Höflichkeit. „Nichts prägt sich mehr in seinem Typus energisch aus. Es ist ein Hin und Her von hüben nach drüben, ein Verwischen, Vermischen, Ausgleichen, ein Rühmen des Mittelmaßes, ein Biegen und Fügen, Verweichlichen und Schmeicheln, eine Furcht vor einseitiger Größe, vor Feuer der Bestimmtheit, vor Offenheit und Wahrheit, ein Verdecken, Bemänteln und Lügen, eine Eigenliebe ohne Eigenheit, eine Genußsucht ohne Genießen, ein Verflüchtigen und Abstrahieren, das aus Menschen und Dingen, Verhältnissen und Lokalitäten alles hinwegräumt, wodurch sie künstlerisch individuell, lebendig und schön werden könnten. Und wenn auch die ewig junge Natur noch ein Zufluchtsort bleibt, so raubt die Prosa doch, weil sie in allen andern Gebieten die Poesie zerstört hat, den Sinn für die Auffassung auch dieses Einzigen und Letzten." Um nicht unbillig zu sein, sucht unser Verfasser die wenigen Reste des Unmittelbaren, naiv Gediegenen in unserer Welt auf, schließt aber, da er auch über diese kümmerlichen Stoffe den Schleier

der modernen Bildung geworfen sieht, den der Künstler erst mühsam zu lüften hat, mit der allgemeinen Klage, in die wir leider von Herzen einstimmen müssen: „Der Künstler lebt überhaupt, in Norddeutschland besonders, nicht in der gewohnten Umgebung des Echten mehr, sein Auge erzieht, seine Empfindung nährt, seine Begeisterung erhebt sich nicht dauernd daran. Statt immer zu finden, muß er immer nur suchen; seine Phantasie wird nicht bevölkert, er kann nicht mächtig und ganz aus dem vollen arbeiten. Was helfen ihm Regeln, Gipsabgüsse, Statuen und Bildergalerien, wenn ihn die eigene Gegenwart im Stiche läßt, aus deren einzig erquickendem Lebensquell er den tiefen Durst nach Gestalten und Farben, Charakter und Ausdruck löschen müßte."

Das ist es ja, was jeder wahre Freund der Kunst jetzt fühlen und wissen muß, darum sagen wir ja, die Wirklichkeit müsse erst anders werden, ehe ein neuer, großer, durchgreifender Schwung in die Kunst kommen könne.

Noch eine letzte, stärkere Wendung gibt der Verfasser seinem Vorwurf. Die Heuchelei der Konvenienz, die sanktionierte Unwahrheit, die es als Pflicht ansieht, auf der Oberfläche selbst bedeutungsloser zu erscheinen, als das Innere wirklich ist, die Aushöhlung des Charakterkerns durch die öde Lüge unserer vagen Formen scheut er sich nicht beim rechten Namen zu nennen und auf die nichtssagenden Gesichter, die trostlosen Masken der Mode hinzuweisen, welche dieses Schattenwesen als traurige Modelle für die Kunst auswirft. Der ganze Habitus unserer Zeit ist unkünstlerisch, der Habitus jener ehrlichen alten Zeit war künstlerisch. Dieser Punkt führt den Verfasser in der folgenden, vierzehnten Vorlesung auf die in der modernen Kunst erst zum Gesetz gewordene Forderung der historischen Treue. Die alten Maler stellten jeden, selbst noch so fernab liegenden Stoff in den Formen ihrer umgebenden Welt dar. Bisher war von persönlichen Formen, der Erscheinung des Charakters, die Rede gewesen, die den alten Künstlern so günstig entgegenkamen. Wie sie nun diese mit der naivsten Unbefangenheit für die Darstellung vergangener Begebenheiten benutzten, ebenso trugen sie auch die äußeren Formen ihrer Zeit, Kleidung Geräte, Architektur usw. auf die, wenn auch

nach Raum und Zeit noch so entfernten, Stoffe über. Hierüber folgt nun eine neue Herzensergießung unseres Verfassers. Er stellt keineswegs in Abrede, daß in unserer Zeit jene Strenge ebenso gerecht ist, als sie für frühere Jahrhunderte ungerecht und am falschen Orte sein würde; aber er beklagt billig, daß für die geforderte Treue der jetzige Maler seine Studien nicht mehr nach dem Leben machen kann; daß er im besten Falle für die Gelehrten malt, daß sich durch die fremden Formen die Kunst dem Volksleben mehr und mehr entfremdet und eine isolierte Sache der Bildung wird. Nun geht es an die völlige künstlerische Unbrauchbarkeit unserer heutigen Tracht, welche den Künstler nötigt, Statuen, Kupferwerke, Bildergalerien, Rüstkammern, Theater als letztes kümmerliches Auskunftsmittel zu wählen. Mit dem oben angeführten Worte: „Der Maler, selbst bei angebornem Talent, kann heutigentags nicht schon durch den Anblick seiner Umgebungen, sondern immer nur trotz diesen Anschauungen zum Maler werden" ist in der Tat alles gesagt. Wie unsere Kleidung phantasielos ist, so trägt unsere tägliche Umgebung von Gerätschaften und Architektur den Maschinencharakter prosaischer Nüchternheit. „Wie sind die chinesischen, japanischen und türkischen Muster, wie ist der Perückenstyl, überhaupt alles, was man in Kunstakademien und höheren Handwerksschulen heute geschmacklos schilt, über jeden Vergleich hinaus malerischer als unsere erfindungshohle, arme, knappe Nachbildung, die sich aller Nationalität, aller Mannigfaltigkeit und Breite des Reichtums ledig zeigt! — Und nun gar die Architektur! Hat es wohl zu irgend einer Zeit etwas Physiognomieloseres, Kahleres und doch Pretiöseres gegeben als diese langweiligen, neuen Wohngebäude, diese ausgeklärten Plätze und Straßen, diese Predigthäuser, nicht Tempel, nicht Kirchen, weder alt noch neu, diese Mauernwürfel, scheinbar ohne Dach und Fach, dieses gesamte kostspielige Steinwerk mit den wenigen toten Baugedanken in dem öden Körper und ausdruckslosen Antlitz, die ihre monotone Leerheit vergeblich aufputzen mit all den kokettierenden Zieraten und gefälligen Kleinigkeiten!" Der Verfasser hätte das Trostlose dieses Anblicks nicht schlagender zusammenfassen können, als indem er seine schmerzliche Einsicht unmittelbar durch die Erinnerung an alte, große Meister begründet mit den Worten: „der jugendschöne Raffael, der farbenglühende weise Tizian, der prächtige Paul Veronese, der wundertiefe

Eyck, der innige Memling, der männlich deutsche Dürer, der kühne Rubens, keiner von allen, sollte er das leisten, wozu er durch seine Umgebung angefeuert ward, hat unter solchen Gebäuden groß werden und vor und in ihnen die heutige Kleidung, das heutige Gerät von Jugend auf sehen dürfen."

Es folgt eine kurze Skizze der Behandlung des Kostüms in der Malerei des Mittelalters; im Gegensatze gegen den durchaus malerischen Charakter dieser Trachten wird auseinandergesetzt, warum unsere moderne Tracht so ganz unbrauchbar für die Kunst sei. Hierin benutzt der Verfasser die bekannte treffliche Stelle in Hegels Ästhetik. Die Künstler würden wohl weniger auf die Philosophie schelten, wenn sie unter anderem wüßten, daß es Hegel ist, der zuerst den wirklichen Beweis geführt hat, worin eigentlich das Unästhetische unserer Tracht liege, und der darin eine Schärfe denkender Anschauung zeigt, wie sie freilich diejenigen nicht von einem Philosophen erwarten, denen Philosophie und falsche Abstraktion als Wechselbegriffe gelten. Es wäre zu wünschen, daß wir von guter Hand eine Geschichte der Trachten bekämen. Die trefflichsten Beiträge dazu hat Hermann Hauff gegeben, der in seinen bekannten Aufsätzen überall den feinsten Takt zeigt, jenen Punkt aufzuweisen, wo die zufälligen äußeren Ursachen, wodurch die Veränderungen der Kleidung herbeigeführt wurden, mit dem inneren sittlichen Charakter einer Zeit, der sich unwillkürlich in der Tracht seinen Ausdruck gibt, zusammentreffen. Auch Hotho zeigt in der kurzen Darstellung der mittelalterlichen Trachten und der Vorteile, welche sie nach Form und Farbe dem Maler gewähren, ebensoviel Verständnis und Urteil als sinnliche Sachkenntnis. Seine stattlich geputzten Gestalten stellt er dann, um uns, was zuerst nur als Behauptung ausgesprochen, zum vollständigen Bilde zu erheben, in die Zimmer, unter die Geräte, in die Straßen, wohin sie gehören. Nun zeigt er, wie hier unter den Händen eines kunstbeseelten Handwerks, weit entfernt von der jetzigen abstrakten Maschinengleichheit, jeder Tisch und Stuhl, jedes Gebäude, jede einzelne Verzierung ein individuelles, selbständiges Dasein erhielt. Man gebe sich nur z. B. Rechenschaft, mit welchem Gefühle wir jetzt einen alten Schlüssel, der einigen gotischen Zierat hat, einen glücklich ererbten geschnitzten Stuhl zwischen den magern, dem rohen Bedürfnisse hungrig dienenden Geräten unseres Haushalts

anblicken! Es ist, als lebte dieses Unlebendige, als wäre es eine Person mitten unter lauter leblosen, unpersönlichen Sachen, die man bloß als Nummern dutzendweise zählt; wir gewinnen es lieb und meinen, es sei auch freundlich an uns gewöhnt und rechne sich unter die Hausbewohner. Es ist nicht nur das Alter solchen Hausrats, was ihm diese rührende Bedeutung gibt; man lasse von unseren armen, geradlinigen Geräten ein Stück jahrtausendelang sich auf Enkel forterben (freilich ist keine Sorge, daß es geschehen werde, denn elend wie sie aussehen, sind diese Dinge auch gemacht), so wird doch niemals ein Kindeskind jene Gefühle daran knüpfen können, die Faust bei dem Anblick des Großvaterstuhls in Gretchens Stube so menschlich schön ausspricht; es kann niemals eine Empfindung des Mitlebens mit der Familie diesen abgezwickten, knappen Ärmlichkeiten geliehen werden, weil sie der Phantasie nicht entgegenkommen, weil sie nicht das Gepräge der liebevoll fleißig arbeitenden Menschenhand tragen.

Wendet man sich nun zu der großartigeren Umgebung des Menschen, welche in gewaltig sprechenden Massen den Geist des Bewohners kundtun soll, zur Architektur, so fängt erst der Jammer recht an, wenn man dem Verfasser zuhört, wie er, um die oben schon ausgestoßene Klage zu rechtfertigen, die alte Zeit mit der unsern vergleicht; dort überall historisch nationaler Charakter, der den Gemeinsinn der Bevölkerung in jedem Steine predigt, epischer Geist und Ton, hier die subjektive Geschicklichkeit eines examinierten, Formen der Vergangenheit kombinierenden Architekten. Man meine nicht, der Verfasser verirre sich von seiner eigentlichen Aufgabe, wenn er auch über diesen Punkt sich nicht mit dem allgemeinen Urteile begnügt, das er vorangeschickt hat, sondern mit seinem Künstlerblicke nun ins einzelne geht. Es ist, wie dies in den oben angeführten Worten des Verfassers schon ausgesprochen ist, nicht gleichgültig, in welcher architektonischen Umgebung der Künstler seine Gestalten zu sehen gewohnt ist; wo kahle Architektur, da wandeln auch kahle Gestalten, und die Kernmänner der van Eyck, die Saft- und Krafterscheinungen eines Rubens können nicht unsere Tarockkartengehäuse, sondern müssen die ehrbaren Giebelhäuser Gents und Brügges, die reichen Paläste der Renaissance zum Hintergrund haben. Es ist eine Freude, unserem Verfasser zuzuhören, wie er

nun von der ausdruckreichen Physiognomie der alten Städte spricht, welche „nicht nach dem Richtmaß rechtwinklig in gleiche Quadrate und Oblongen geteilt, in ihren Straßen nicht je volksärmer je breiter angelegt waren, sondern nach Volkszahl, Gelegenheit und Glücksfällen wie von selber entstanden"; wenn er nun diesen Charakter des lebendigen Gewordenseins dem nüchtern Gemachten unserer ministeriellen Grundrißstraßen und Spekulantenhäuser entgegenstellt, wenn er an Albrecht Dürers Hintergründe erinnert, an diese „Häuser mit frommen wetterfesten Giebeln, die Fenster unregelmäßig größer und kleiner, auch die Stockwerke nicht immer in gleicher Linie; hier ein Anbau, dort ein Vorsprung. Da läßt sich schon von außen her ein Hausstand, ein Familienleben, ein lebendig Beisammensein individuell erkennen". Nun führt er uns, die Sache recht anschaulich zu machen, nach dem herrlichen Nürnberg, dieser Stadt, die wie gebaute Geschichte aussieht; selbst in modernen Städten sucht er die Teile auf, die noch malerischen Charakter haben; er versetzt uns auf Père Lachaise und zeigt uns die Steinmasse von Paris mit der grauen Notredame, dem Strom, den Brücken, den Kais, den weiten Palästen, den großen starken Wohnhäusern mit den riesigen, geschwärzten Schornsteinen, das Ganze planlos und doch trotz aller Verschiedenheit stets derselbe Grundcharakter. „Daß in solchem Lokal Architekturmaler entstehen, ist nicht zu verwundern." Auch die malerische Physiognomie und Lage der mittelalterlichen Burgen vergißt unser Historiker nicht mit der langweiligen Regelmäßigkeit der neueren Festungen zu vergleichen und erinnert als ein Beispiel für jene an das Heidelberger Schloß und an Dürersche Holzschnitte.

Wir kehren zu dem weitern Gange der allgemeinen Einleitung, in deren Zusammenhang wir diese späteren Stellen heraufgezogen haben, zurück. Es folgt die Begriffsentwicklung der Skulptur und Malerei in der zweiten und dritten Vorlesung, deren Zweck es insbesondere ist, zu beweisen, daß, wie die Skulptur der griechischen, so die Malerei als Ausdruck des Gemüts vornehmlich der christlichen Bildung und Weltanschauung angemessen sei. Ich habe zwar schon gesagt, daß der Verfasser hier die bekannten trefflichen Lehren Hegels durch manche feine und tiefe Bemerkung erweitert, ich darf aber in diesen Abschnitt nicht eingehen, wenn ich nicht viel weitläufiger sein

will, als die Schranken dieser Anzeige erlauben. Wer mit dem jetzigen Stande der Kunstphilosophie nicht vertraut ist, der wird aus diesen Vorlesungen viel Schönes und Neues lernen; aber wenn er nicht wirklich philosophisches Bedürfnis hat, so kann ihn auch dieser Abschnitt leicht zum voraus von dem ganzen Buche abschrecken, während eine sinnreiche Verschmelzung dieser Begriffe in den geschichtlichen Teil ihm diese Belehrungen gleichsam unvermerkt beigebracht hätte.

Dagegen ist nun der folgende, die vierte bis siebente Vorlesung umfassende, Abschnitt, worin die Begriffe des Epischen, Lyrischen, Dramatischen auf die bildenden Künste, vorzüglich die Malerei, angewandt werden, eine wahre Fundgrube neuer, scharfsinniger Begründungen, Beobachtungen und Unterscheidungen, welche ebensosehr den wohlorganisierten Kenner als den Philosophen beurkunden. Ich muß zwar wiederholen, daß ich auch diese Ausführung lieber an einem andern Orte gelesen hätte als hier, wo sie die Schwelle zur Geschichte in ermüdende Breite ausdehnt; aber dem Inhalte derselben soll darum nichts von seinem Verdienste genommen sein. In der vierten Vorlesung entwickelt der Verfasser für seinen Zweck zuerst jene drei Grundbegriffe. Selbst der philosophische Ästhetiker, dem diese Begriffe schon geläufig sind, kann hier, insbesondere z. B. aus dem, was über die dramatische Grundform gesagt wird, wichtige Beiträge zu schärferer Fassung derselben entnehmen. Zwar hätte nach meiner Ansicht zunächst der Unterschied der Darstellungsform im Epischen und Dramatischen, dort Erzählung des Geschehenen als eines Vergangenen, hier das Entstehenlassen des Vergangenen als eines unter den Augen des Zuschauers Werdenden mit mehr Gewicht hervorgehoben werden sollen; übrigens ist es natürlich, daß sich der Verfasser bei dieser Seite des Unterschieds nicht weiter aufhält, weil es ihm darum zu tun ist, aufzuweisen, wie der Unterschied jener Momente bei übrigens gleicher Form, d. h. unmittelbar sinnlicher Darstellung für das Auge, schon in der bildenden Kunst sich geltend macht. Besonders treffend ist die Auseinandersetzung der Natur des tragischen Kampfes. „Der epische sowohl als der dramatische Held ist für die Durchführung eines Zweckes in einer gegebenen Objektivität tätig. Das Drama aber stellt jeden Zweck und Lebensgehalt als an den subjektiven Charakter, an die besondere Leidenschaft gebunden dar; der Held nimmt als selbständiges

Individuum seine Zwecke, wie objektiv sie an sich sein mögen, aus sich; weshalb denn auch bewußtloses Tun und bloße Überredung nicht als echt dramatisch erscheinen können. Die epischen Helden dagegen gelten nur innerhalb eines substantiellen Ganzen, und wenn sie auch hervorragen, so geben sie sich doch nur als Vorfechter; sie sind für Gesamtzwecke tätig, und an ihrem besondern Leiden und Triumph entwickelt sich immer mehr oder weniger die Anschauung einer vielseitigen Wirklichkeit, auf welche das Interesse der Darstellung sich gleichmäßig verteilt. Sondern die einzelnen sich selbständig von dem großen Ganzen ab, dem sie angehören, so entstehen daraus gewöhnlich nur episodische Hemmungen, welche die Erfüllung des gemeinsamen Unternehmens um so mehr verzögern, je mehr dasselbe sich aus der Hauptsituation solch einer Störung, wie in der Iliade der Zorn des Achill und Streit mit Agamemnon, entfaltet und durchkämpft." Nachdem nun dieser Unterschied weiter zu dem Punkte geführt ist, daß der dramatische Charakter nicht nur überhaupt mit überwiegender subjektiver Selbständigkeit seinen Zweck ergreift, sondern wesentlich denselben isoliert und vereinzelt und dadurch in den tragischen Konflikt gerät, so berücksichtigt der Verfasser den Einwurf, daß auch Epopöen sich am häufigsten um Kämpfe und Konflikte drehen. Dieser Einwurf eben bringt ihn zum Ziele. „Echt dramatisch sind nur diejenigen Kollisionen, welche Zwecke und Charaktere einander in Sphären gegenüberstellen, deren eigenste Natur den inneren und äußeren Einklang der Individuen mit dem wahren Gehalte ihres Handelns, sowie das wechselseitige Zusammenstimmen der besonderen Zwecke und Charaktere zu ein und demselben Wollen und Ausführen fordert. Die isolierende Partikularisation und streitende Verwicklung muß der wahren Vernunft der Sache entgegen sein" usw. Sehr richtig wird nun nachgewiesen, wie die epischen Kämpfe, obwohl freilich Kampf und Krieg überhaupt letztlich nicht das Wahrhaftige ist, doch im allgemeinen ebenso als eine Art von geschichtlichem Naturgesetze zu fassen sind, wie es zur Natur gewisser Tierarten gehört, einander zu befehden. So mußte Griechenland gegen Persien, der Christ gegen den Sarazenen kämpfen. Die Bildung selbst forderte hier nicht Harmonie, sondern Kampf. Wenn dagegen Griechenland sich selbst bekämpft und aufreibt, wenn der Untertan dem Gesetz, der Vasall dem Könige zuwiderhandelt, wenn

der Sohn sich gegen Vater und Mutter empört, wenn Kirche und Staat auf Leben und Tod streiten, so ist dies dramatisch. Von diesem Punkte aus fällt denn ein neues Licht auf die übrigen Unterschiede beider Formen, insbesondere erklärt sich die Massenhaftigkeit und breite Ausmalung der gesamten nationalen Zustände im Epos, die scharfe, alles auf den Mittelpunkt der Schuld konzentrierende Abstriktion des Dramas.

In den folgenden Vorlesungen nun wird die Anwendung auf die bildenden Künste gemacht. Überspringen muß ich die Bemerkungen über den durchaus bloß epischen Charakter der Baukunst, das Eintreten des Lyrischen und Dramatischen in der Plastik, die jedoch, noch an der Grenze der Architektur verweilend, auch diese subjektiv bewegteren Formen des Schönen immer noch wesentlich im epischen Geiste behandelt. Für seinen besonderen Zweck werden jene Resultate erst fruchtbar, wo sie der Verfasser auf die Malerei anwendet. Der älteste typische Kirchenstil der Malerei ist durch den architektonischen Geist seiner Konzeption wesentlich episch; dies ist eine Bezeichnung, welche man gar nicht entbehren kann und deren Begründung der Leser, der sich ihrer Gründe nicht bewußt ist, nirgends besser kann verstehen lernen als eben aus unserem Buche. Auch wo das Lyrische schon eingedrungen ist, machte sich in einem gemeinsamen Zuge der obwohl tief durchgearbeiteten Individualitäten nach einem Mittelpunkte religiöser Verehrung der epische Charakter geltend, wie auf der Anbetung des Lamms von den Gebrüdern van Eyck. Zu seiner vollen Ausbildung kommt aber der epische Charakter natürlich erst, wo das naiv Legenden- und Chronikenmäßige verlassen ist und volle Verflechtung gleichmäßig beteiligter Gestalten zu gemeinsamer Handlung in durchgängiger Lebendigkeit zur Darstellung kommt. Als Beispiel eines solchen in beziehungsreicher Komposition rein durchgeführten epischen Bildes schildert der Verfasser Raffaels berühmten Teppich, die Predigt Pauli zu Athen mit der ihm eigenen Anschaulichkeit und Wärme. Wo nun aber auch die dargestellte Handlung zu einem Konflikt sittlicher Kräfte fortschreitet, ist darum ein Gemälde noch nicht dramatisch zu nennen, und dies eben ist bereits ein Punkt, in dessen Lösung dem Verfasser seine obigen Untersuchungen zustatten kommen. Er weist demgemäß nach, daß Schlachtstücke, Schlägereien deswegen, weil hier eine Kollision zum Ausbruch

kommt, noch keineswegs (im tragischen oder komischen Sinne) dramatisch heißen können. Es handelt sich nämlich hier nicht um subjektive Schuld oder Unschuld, sondern um Kräfte, welche entweder in berechtigter Gesamtheit, mit entschiedenem Überwiegen der leiblichen Anstrengung, kämpfen oder, wenn auch rechtlos und rechtswidrig, doch in ihrem Kampfe selbst nur Volkssitte und Volkslaune, massenhafte Zustände, physische Erregung darstellen. Am reinsten erscheint freilich das Epische in konfliktlosen Situationen, die den Charakter „realer Zuständlichkeit" tragen, und Hotho gibt uns als Beleg die freundlichste Anschauung eines behaglichen Familienbildes von Teniers.

In der sechsten Vorlesung betreten wir aber den Boden, auf welchem die Malerei vorzüglich zu Hause ist, die lyrische Auffassung. Sie kann in der epischen Auffassung, neben derselben in einem Bilde (z. B. kniende andächtige Donatoren auf episch religiösen Bildern) auftreten; sie erhebt sich aber auch zur selbständigen Grundform der gesamten Konzeption und Darstellung, welche in völliger Bestimmtheit da eintritt, wo einzelne Figuren ohne weitere Umgebung mit dem tiefsten Ausdruck ihrer subjektiven Stimmung dargestellt sind, wie z. B. ein Ecce homo, eine Mater dolorosa, welche aber auch vor der der Malerei immer natürlichen Aufnahme eines umgebenden Lokals von Gebäuden, landschaftlicher Natur usw. nicht zurückzuweichen braucht. Die Malerei hat Hilfsmittel, welche diese Schwierigkeit überbieten. Das wesentlichste unter diesen ist die Farbe, durch deren Magie die lyrische Stimmung auch in den materiellen Umgebungen völlig durchgeführt zu werden vermag. Daher ist gerade die Landschaft, welche die der subjektiven Belebung entbehrende Natur zum Gegenstand hat, derjenige Zweig, worin die Malerei am meisten lyrisch wirkt. Dennoch ist selbst in dem vorherrschend lyrischen Gebiete der Landschaft wieder eine epische und eine lyrische Behandlung zu unterscheiden, je nachdem entweder die großen Bildungen der Erde, das Elementarische des Licht-, Luft- und Wasserlebens den substantiellen Eindruck des bauenden, webenden Naturgeistes in seiner Allgewalt hervorrufen, oder der momentane „Seelenblick" einer Landschaft, die spezielle Physiognomie, der individuelle Effekt des Lichts, der Farbe uns unmittelbar in jene Stimmung hineinziehen, wo wir unwillkürlich unsere besonderen Seelen-

zustände leihend der Natur unterschieben, wo es uns ist, als haben uns Bäume, Wellen, Lüfte ein Geheimnis zu sagen. In die erste Gattung fällt vorzüglich die sogenannte historische Landschaft. Mit den großen Niederländern Ruisdael und Everdingen trat das germanische Prinzip der Individualisierung und eben hiemit der vorherrschenden Lyrik in die Landschaft, wie mit Shakespeare der individualisierende Stil in die dramatische Poesie eintrat. Zwar wissen jene beiden Maler bei aller Individualität ihrer Landschaft und bei aller Lyrik ihrer Stimmung das machtvolle Wald- und Gebirgsleben, die weitgestreckten nebligen Flächen in einer so objektiven Sprache zu geben, daß sie in manchen ihrer Werke dennoch episch zu nennen sind, daher Hotho sie beide auch noch unter der epischen Grundform landschaftlicher Darstellung als Beispiel gebend anführt; aber jedenfalls hätten sie entschiedener, nachdem der Verfasser zur lyrischen Form übergegangen ist, noch einmal als Muster in dieser Art der Auffassung, ja als Begründer derselben genannt werden sollen. Doch hierüber hat sich der Verfasser wohl in der wirklichen Geschichte mehreres zu sagen vorbehalten. Gewünscht hätte ich aber, daß er als ein besonders einleuchtendes Beispiel epischer Auffassung die unübertrefflichen Landschaften Rottmanns genannt hätte. Rottmanns größte Stärke liegt in dem Substantiellen der Landschaft, den Gebirgs- und Flächebildungen, den mächtig hingeschwungenen Rücken, fernhingeschweiften Abhängen, weitgestreckten Ebenen, dem unendlichen Meer, dem ehernen Himmelsgewölbe; das flüsternde vegetabilische Leben, das schon entschieden zum Lyrischen in der Landschaft gehört, will ihm nicht gelingen; Griechenlands grandiose Kahlheit ist am meisten seine Heimat. Übrigens muß ich bekennen, daß mir scheinen will, der Verfasser habe unter der epischen Form zu vieles befaßt, wenn er ihr selbst die Jahres- und Tageszeiten, Verschiedenheit der Witterung usw. zuordnet. Hier ist schon so ausgesprochene Sympathie der subjektiven Stimmung mit der Landschaft, daß das Lyrische ungehindert eindringt. Die Tageszeiten z. B. gemahnen uns so entschieden als Reflexe der verschiedenen Zustände der Anspannung, der brütenden Ruhe, der sanften Lösung und Wehmut, daß es schwer sein wird, die Linie zu finden, wo ihre Darstellung noch episch heißen kann. Am ehesten etwa dann, wenn die gesamte Landschaft antik stilisiert ist, wie bei Claude Lorrain.

In der siebenten Vorlesung wird von dem Dramatischen der Malerei die Rede. Der Verfasser warnt vor einem vorschnellen Gebrauch dieses jetzt Mode gewordenen Ausdrucks. Dramatisch kann die Darstellung einer Handlung nur dann genannt werden, wenn nicht nur alles, was in dem dargestellten Zusammenhange geschieht, als ein Hervorbrechen aus dem Innern, als Gesinnung, Charakter, Leidenschaft vor uns hintritt, sondern auch eben darum die körperliche Anstrengung und Bewegung, die massenhafte Menge der Figuren, der Episodenreichtum gesonderter Gruppen durch dieses Vorwalten der inneren Motive begrenzt und reduziert ist. Der Hergang muß in der scharfen Spitze seiner Entscheidung aufgefaßt, der vergangenheits- und zukunftschwangere Moment muß ergriffen sein. Aus diesen sehr richtig angegebenen Gründen ist z. B. Leonardos Abendmahl, Rembrandts Adolf von Geldern, Delaroches Cromwell weit mehr dramatisch als Rubens' Amazonenschlacht. Es erhellt aber, daß hier die Malerei auf große Schwierigkeiten stößt; denn ihr mangelt das sukzessiv darstellende und die innersten Motive offenbarende Mittel der Sprache. Übrigens leuchtet ein, was der Verfasser noch hinzufügt, daß die eigentlich dramatische Malerei der neuesten Zeit vorbehalten blieb; denn „erst wenn die individuelle Leidenschaft in ihrem Konflikte weltlicher Zwecke den Inhalt abgibt, gewinnt die dramatische Form nachdrückliche Geltung".

Diese drei Grundformen nun sind jedoch nach des Verfassers Ansicht nicht geeignet, den Einteilungsgrund der verschiedenen Gattungen der Malerei abzugeben. Den Grund spricht er erst weiter unten (Seite 143) aus. Nur Musik und Poesie (eigentlich bloß die letztere) können jede dieser drei Formen vollständig verwirklichen; jede der bildenden Künste ist in ihren Darstellungsmitteln zu mangelhaft, um nicht in einer oder mehreren derselben zurückzubleiben. Der Unterschied jener Gattungen schlummert in dieser Reihe von Künsten noch im Keime, in der Poesie erst tritt er scharf, durchgreifend, wirkliche selbständige Zweige schaffend auf die Oberfläche, daher kann er nur durch eine Antizipation uneigentlich dort angewandt werden. Also sieht sich der Verfasser nach einer andern Einteilung um und findet diese in dem Gegensatze von Historie und Genre, welcher ihm auch den Anhaltungspunkt für die geschichtliche Entwicklung geben soll.

Er bestimmt zuerst die Begriffe und behauptet, daß man bei diesen Wörtern nicht an einen Unterschied der Gegenstände, sondern der Auffassungsarten zu denken habe. Ich bin damit nicht einverstanden. Allerdings liegt dem Anbau der einen oder andern dieser zwei Gebiete eine verschiedene Art, die Dinge, ja die ganze Welt zu sehen, zugrunde, und diese Art zu sehen bringt ihren eigenen Stil mit sich, der sich so selbständig ausbilden kann, daß er selbst im Widerspruch mit dem Inhalt einen historischen Gegenstand genreartig behandelt, einen genreartigen historisch stilisiert. Doch für diese Verschiebung des Verhältnisses zwischen Inhalt und Form durch die Behandlung läßt sich ein Feld der Übergänge zwischen beiden Gattungen vorbehalten, im großen und ganzen aber gehört Sache und Stil zusammen, und man muß von den umfassenden Unterschieden der Weltanschauung ausgehen, wenn man richtig einteilen will, wobei vorausgesetzt ist, daß je eine andere Weltanschauung eine andere Welt von Gegenständen samt dem ihnen entsprechenden Stil mit sich brachte. Das Altertum sah den innersten Geist der Weltgeschichte und Natur in seinen Göttern, das Mittelalter in den Personen und Begebenheiten der gesamten heiligen Sage, die neuere Zeit nur in der Geschichte selbst. Gewöhnlich nun nennt man Darstellungen der höchsten Gegenstände aus allen diesen drei verschiedenen Weltanschauungen historisch. Dies aber ist es, was ich für verwirrend halte; daher ich für Darstellungen aus den zwei ersteren Weltanschauungen den Namen mythisch und nur für Darstellungen aus der letztern den Namen geschichtlich brauche. Man kann die Richtigkeit meiner Ansicht sogleich einsehen, wenn man den Begriff des Historischen in der Weite, in welche Hotho es fordert, anzuwenden versucht. Dann fallen Götter, Madonnen und Lessings Hus oder Gallaits Abdankung Karls miteinander unter den Terminus des Historischen, und aller Unterschied dieser Kunstepochen ist verwischt; die Einteilung in Historie und Genre wird abstrakt logisch, und man kann die Geschichte nicht nach ihr gliedern. Aber auch die Unterscheidung zwischen mythisch und geschichtlich reicht noch nicht aus, vielmehr schiebt sich, geschichtlich genommen, zunächst zwischen diese beiden Formen das Genre. Nachdem nämlich die Welt angefangen hatte, ihr innerstes Selbst nicht mehr in Göttern und in den überirdischen Personen des christlichen Glaubens sym-

bolisch zu verehren, sondern das Göttliche als in der realen Gegenwart offenbar und sich verwirklichend betrachtete, entstand nicht sogleich die geschichtliche Malerei im engeren Sinne, sondern man wagte sich zunächst nur an das sogenannte Genre, das zwar mit der eigentlichen Historie dies gemein hat, daß sein Anbau die Auflösung transzendenten Ideals voraussetzt, aber als untergeordneter Zweig wohl von diesem zu unterscheiden ist. Auf diesem Punkte drängt sich nun allerdings zunächst eine Vermischung auf, durch die man sich nur nicht verwirren lassen muß. Man fieng an, mythisch ideale Stoffe ganz im Geiste des Genre zu behandeln. Dies gehört eben in die oben angedeuteten Übergangs- und Vermischungsgebiete. Behandelt dagegen in der neuern Zeit ein L. Robert das Genre in großem, historischem Stile, so ist dies als erster Keim einer Blüte des eigentlich historischen Stils, der auch im Stoffe historisch sein muß, anzusehen. Seine eigentliche historische Blüte aber hatte das Genre in seiner Selbständigkeit, als das mythische Ideal aufgelöst, das rein geschichtliche noch nicht gefunden war; es ist jedoch so entschieden schon in dieser ersten, selbständigen Blüte desselben der Anfang und die Vorstudie des rein geschichtlichen Ideals zu erkennen, und es hat so viel Recht, neben der höheren Ausbildung des letzteren fortzubestehen, daß es diesem nicht koordiniert, sondern subordiniert werden muß. Demgemäß würde ich zwei große Epochen unterscheiden, deren eine ich die Epoche der Kunst des (christlich) transzendenten, die andere des immanenten Ideals nennen würde. Die zweite derselben bildet drei Zweige aus: Darstellung der unbeseelten Natur — Landschaft; Darstellung des menschlichen Lebens in seiner anspruchslosen Wirklichkeit ohne Erhebung in einen großen historischen Moment — Genre; Darstellung des Menschenlebens im Durchbruch der großen heroischen Tat und des tragischen Schicksals, kurz der Idee — geschichtliches Gemälde. Dadurch komme ich auf meine in der ersten Abteilung dieser Kritik ausgesprochene Behauptung zurück, daß mit der Auflösung des transzendenten Ideals, d. h. mit dem Ende des Mittelalters, das schlechtweg durch die Reformation bezeichnet ist, eine neue Hauptepoche begonnen werden sollte. Ich habe nur noch hinzuzusetzen, daß man sich in dieser Einteilung durch die bekannte Tatsache einer reichen Ausbildung des Genre bei den Griechen und einer häufig sichtbaren Einmischung seiner Auffassungsweise in die

christlich-religiöse Malerei selbst zur Zeit ihrer selbständigen Blüte keineswegs irremachen lassen darf. Die griechische Kunst hat dieselben Stadien durchlaufen wie die neuere; aber ihren Grundcharakter bildet so sehr das Götterideal, daß ihr Genre, verglichen mit der ganz anderen Ausbeutung dieses Gebiets durch die neuere Malerei, gegen jene, ihr spezifisch eigene, höhere Richtung ganz zurücktritt und selbst das Genregebilde den Charakter des Götterbildes erhält. Die Einmischung von genreartigen Motiven in die streng christliche Malerei aber, die Kindbettstuben z. B. bei der Geburt der Maria, sind nichts anderes als frühe Keime eines Zweiges, der bestimmt war, sich später erst selbständig und zeitgemäß auszubilden.

Vergleichen wir nun mit dieser Ansicht die Erklärungen des Verfassers. Zunächst, wie schon gesagt, legt er Gewicht darauf, daß Historie und Genre nicht „allein" einen Unterschied der Gegenstände, sondern der Konzeptionsweise bezeichne. Dieses „allein" ist etwas vag. Das Wahre ist, daß alle Zweige und Gegenstände der Malerei zwar sowohl eine historische, als eine genreartige Behandlung zulassen und erfahren haben, daß aber, wenn man die Strenge des Begriffs und der Forderung geltend macht, der Gegenstand auch seine Behandlung mit sich bringt; daher die Einteilung nach Gegenständen (die ihnen allein adäquate Behandlung miteinbegriffen) in ihrem Rechte bleibt. Die nähere Rechtfertigung meiner obigen Ansicht kann ich nun aber an einen Mangel in Hothos Begriffsbestimmung des Historischen knüpfen. Er setzt das Wesen des historischen Bildes ganz richtig in die Darstellung einer von den großen substantiellen Interessen der Menschheit durchdrungenen und dadurch schlechtweg bedeutenden Handlung; aber er hebt nicht gehörig hervor, daß diese Handlung auch wirklich geschehen oder wenigstens (um die Heldensage nicht auszuschließen) auf einer festen historischen Grundlage vom Volksglauben gedichtet sein muß. So unbequem und schief das Wort Genre ist, so hat es doch das Richtige, daß es die Gewohnheitszustände des Menschenlebens, die ihren täglich gleichen Gang gehen und sich jeden Tag wiederholen können, als das kontinuierlich Gattungsmäßige den großen Momenten entgegensetzt, in welchen der entscheidende Blitz des Schicksals zuckt und aus dem Niveau des Instinktlebens in Sitte und Gewohnheit das Unvergeßliche hervorbricht, das so nur einmal geschieht und sich daher

mit Zahl und Namen dem Gedächtnis einprägt. Freilich ist in jenem Worte ganz äußerlich nur dieser Gegensatz des Einzelnen und des Allgemeinen hervorgehoben, der Grund aber, warum der große historische Moment als einzelner der Erinnerung überliefert wird, eben seine Größe nämlich, gar nicht angedeutet. Dies ist aber ja so sehr die wichtigere Seite des Unterschieds, daß dadurch sogar ein Widerspruch des Sinns in jene gewöhnliche Bezeichnung kommt. Denn, intensiv genommen, ist vielmehr die in einem großen Augenblick der Geschichte hervorbrechende Idee das wahrhaft Allgemeine, was aber über die täglich gleich verlaufenden Zustände des Lebens sich nicht erhebt, das nur Einzelne. Hier erst leuchtet das Verfehlte dieser Terminologie ein. Ich würde vorschlagen, statt Genre künftig zu sagen: Sittenbild. Schnaases Vorschlag: Gesellschaftsbild erinnert, so wie einmal das Wort Gesellschaft gebraucht zu werden pflegt, zu sehr sogleich an die gebildeten Kreise. Allerdings hat auch das Wort Sitte im modernen Gebrauche einen zu engen Sinn, den des Moralischen, angenommen; doch nicht so zähe, daß nicht eine kurze Gewohnheit den weiteren ursprünglichen Begriff damit sollte verbinden können, wonach es das substantielle Leben und Weben der Völker bedeutet, die festen Formen, worin sie ihren Bedürfnissen, Genüssen und freilich auch ihren Pflichten nachzugehen pflegen. Zudem ist das Wort deutsch und bequem im Munde. Um aber auf den Punkt zurückzukommen, von dem ich ausgieng, so ist, was ich sagen wollte, dies: hätte der Verfasser vom Begriffe des Historischen das Moment des wirklich in einer bestimmten Zeit, also unter den festen Bedingungen des gesamten Naturnexus Geschehenen schärfer ins Auge gefaßt, so hätte ihn dies auf die Unterscheidung eines fälschlich sogenannten historischen, in Wahrheit vielmehr mythischen Bildes und eines wirklich historischen, somit zu der Einteilung der Epochen (und Gattungen) geführt, die ich für die richtigere halte. Dann hätte er auch den Übelstand vermieden, daß seine Distinktion als Einteilungsgrund der Kunstgeschichte nicht ausreicht. Denn unterscheidet er schlechthin Historie und Genre, so geht die erstere Bezeichnung offenbar nur auf die Zeit bis zu den Holländern, diese bilden das Genre aus, und für alles Folgende ist kein Name da, er hätte denn sagen müssen: Historie, Genre, dann neue Richtung auf die Historie, was aber hinkend wäre. Übrigens muß

man in der Bestimmung des Begriffs Genre ganz mit ihm einverstanden sein. Er geht zunächst von dem Momente aus, das dem Wortsinne eigentlich entgegengesetzt ist: das Momentan-Flüchtige, Partikuläre ist die Aufgabe des Genre. Dann setzt er hinzu, daß damit nicht eine haltungs- und bedeutungslose Existenz gemeint sei; vielmehr müsse auch das Partikulärste als ein solches dargestellt werden, was seine Wurzeln in einem substantiellen, bedeutenden Boden habe. Ich habe soeben dieselben Momente, nur in umgekehrter Folge angegeben, aber noch nicht bestimmt genug, und diese Unbestimmtheit ergänzt sich nun durch die treffenden Bemerkungen des Verfassers. Premiert man am Historischen zunächst das abstrakte Moment eines in der Einzelheit seines Geschehenseins der Erinnerung überlieferten Akts, so kommt dagegen im Genre das Kontinuierliche der fortdauernden, instinktiven, gemeinsamen Lebenszustände zur Darstellung. Erinnert man sich aber, daß jenes Geschehene nur darum in seiner Einzelheit sich der Erinnerung markiert hat, weil es schlechtweg groß und bedeutend ist, so begreift man, daß im historischen Kunstwerke vielmehr das wahrhaft Allgemeine, das wahrhaft Bleibende, was jenen Zuständen nur als eine schlummernde Kraft der Völker zugrunde liegt, in die Spitze einer heroischen Erscheinung zusammengefaßt ist. Dann wird die Darstellung jener Zustände im Genre als eine glückliche Belauschung gerade des vereinzelten Charakters und Moments erkannt, welcher wohl auch seine tiefere Grundlage in bleibenden sittlichen Kräften hat, doch ohne die Heldenenergie, die diese Kräfte zu einem hervorragenden und dem Blitze des Schicksals sich ebendadurch bloßstellenden Gipfel in sich konzentriert. Mit e i n e m Wort: im historischen Kunstwerke ist das Einzelne vom Allgemeinen erfüllt, Idee und Erscheinung decken sich; im Genre spielt das Einzelne zwar mit ungleich mehr Willkür auf der Grundlage des Allgemeinen, worin es seine Wurzeln hat, bleibt aber ebendarum eigentlich auf unfreiere Weise am Bande des Allgemeinen gehalten, weil es den innern Kern desselben nicht mit höherer objektiver Energie in sich zum großen historischen Akte zusammenfaßt und erhebt. Die Figuren im Genre spielen, aber sie müssen spielen. So z. B. L. Roberts berühmte Schnitter. Ein Moment aus einer Ernte ist belauscht und erfaßt. Der Ackerbau ist etwas Wesentliches und Objektives, ein ehrwürdiges Geschäft. Der Menschenschlag, der

hier mit diesem Geschäfte sich abgibt, an sich schon in seinen Naturformen bedeutend, erscheint ganz als Repräsentant dieser Ehrwürdigkeit seines Geschäfts; ja man sieht diesen Leuten an, daß, wenn etwas noch viel Größeres und Bedeutenderes zu tun wäre, so würden sie dabei auch nicht fehlen. Dies bleibt aber bloße Möglichkeit, ihre Lebensbestimmung hat sie bei jener gröberen, obzwar ehrwürdigen Unterlage des Staats festgehalten, und die heroischen Volkskräfte liegen nur schlummernd in ihnen. Daher bleiben sie, obwohl mit geistreicher Nachlässigkeit, im Dienste ihrer heimischen Sitte und Notdurft. Es sind Bauern in einem momentanen Treiben, wobei sie sich zwar so bedeutend zeigen, daß man sieht, es hätte alles aus ihnen werden können; es ist aber nicht geworden und sie sind unfrei an eine, zwar auch substantielle, achtungswerte Gewohnheit gebunden. Sehr zur rechten Zeit aber dringt unser Verfasser darauf, daß neben dem Partikulären der bedeutende Hintergrund, die Tiefe und Substantialität dem Genremaler nicht fehlen darf. „Wesentlicher Gehalt und individuelle Wirklichkeit müssen immer ineinander gearbeitet sein. — Was in der historischen Malerei das vorzugsweise Ausgestaltete und Beseelende ist, bleibt beim Genre nur die Grundlage. Auf der Oberfläche aber, scheinbar selbständig, doch geheim und unvermerkt von der tiefer liegenden Substanz genährt und gehoben, bewegt sich die freie Lebendigkeit im Spiele umher und freut sich ungehemmt ihres harmlosen Daseins." Das echte Genrebild gehört zwar allerdings einem Zweige an, der tiefer steht als das Geschichtsbild, aber so behandelt hat es auch seine eigene Würde und Ehre und steht ungleich höher als „das meiste, was z. B. heutigestags als religiöse und historische Kunst vergeblich großzutun noch immer nicht aufhören will." Dies ist aber dann freilich ein anderes Genrebild, als was man uns in jetziger Zeit so häufig als echten Humor in diesem Zweige auftischt.

Man ist nun begierig, zu erfahren, welchen Gebrauch der Verfasser von seiner Einteilung der Malerei in den einfachen Gegensatz von Geschichte und Genre zu machen gedenke. Er sagt aber am Ende der Vorlesung nur kurz: „die Glanzepoche der Malerei beginnt mit dem ersten gründlichen Sich-Regen individueller Erfindung und Ausführung im einfachsten historischen Sinne und Geist und schließt mit der Vollendung des für sich selbständig gewordenen Genre. In

der Mitte aber bewegt sich die geschichtliche Malerei in steigendem Grade jenem Standpunkt zu, den wir teils als reichste Vermittlung," (dies geht auf die Venezianer, Rubens, die Spanier) „teils als Übergangsstufe bezeichnet haben." Statt dessen sage ich, und gewiß ist dies klarer: die Malerei beginnt mit den mythischen Stoffen und bildet diese Welt am Schlusse des Mittelalters zum erhabensten Stile aus (Raffael, Michelangelo). Sie geht zur Darstellung der realen Wirklichkeit über und baut in diesem Gebiet zuerst das gewöhnlich sogenannte Genre, anfangs mit unreiner Einmischung in die mythische Malerei, an (von dieser unreinen Einmischung sind wegen ihrer bekannten Benutzung religiöser Stoffe zu fremdartigen Genremotiven die Venezianer, Belgier, Spanier keineswegs freizusprechen). Sie begreift endlich das wahrhaft und rein geschichtliche Bild als ihre höchste Aufgabe, und hier steht sie jetzt. Wird dieser Aufschwung seine Früchte einst getragen haben, so wird die Genremalerei als die Mitte des ganzen Weges erscheinen; hält man aber fest, daß sie nur in der protestantischen Bildung sich in reiner Selbständigkeit vollenden konnte, so fällt sie mit dieser rein geschichtlichen Aufgabe in eine Welt, die moderne, und steht mit ihr der Weltepoche des mythischen Ideals gegenüber.

Mit der siebenten Vorlesung ist die allgemeine Einleitung zu Ende. Die achte schickt nun dem Anfang der Geschichte jene weiteren einleitenden Bemerkungen über die Religion als Ausgangspunkt, den bestimmten Nationalcharakter, die Bedeutung und Stellung des einzelnen Meisters voraus, von denen ich früher sagte, daß sie und sie allein den eigentlichen Inhalt der Einleitung hätten bilden sollen. Ich verweise hierüber auf meine früheren Bemerkungen, und indem ich wiederhole, daß über den deutschen Nationalcharakter an dieser Stelle mehr hätte gesagt werden sollen, verweise ich nun auf das, was ich zu der späteren Stelle, wo der Verfasser auf diesen wirklich zu sprechen kommt, zu bemerken haben werde.

Ohne Verzug, da ich gegen die Einteilung des Verfassers im ganzen, wie dieselbe nach meiner Überzeugung eine zu große Ausdehnung der zweiten Periode mit sich bringt, mich schon geäußert habe, gehe ich nur zu seiner Darstellung der ersten Periode über. Ihre Dauer wird bis zum dreizehnten Jahrhundert bestimmt, denn um diese Zeit, selbst schon am Ende des zwölften Jahrhunderts,

beginnt in Deutschland die Beseelung des starren Typus, der den Charakter dieser ersten Periode begründet. Billig hält sich nun hier der Verfasser so lange in möglichster Kürze, als die wenigen Reste antiken Formgefühls das künstlerische Gepräge der ältesten symbolischen Malerei der Christen in Italien bilden und dann auf ein Minimum eingeschrumpft bei den Byzantinern in jenem feierlich totenhaften Stile sich fortpflanzen, der von diesen den Namen trägt. Inzwischen war die christliche Kunst durch Karl den Großen schon nach Deutschland gewandert, hier werden die tief sinkenden Italiener bekanntlich in manchen Sphären der Kunstfertigkeit im karolingischen Zeitalter sogar überholt, und auf diesem Punkte, meine ich, dürfte unser Buch etwas gründlicher und ausführlicher sein. Als Beweis dieses Kunstlebens unter den Karolingern hätte auch der Reichtum und die Schönheit getriebener, gegossener, geschnittener, mit Edelsteinen besetzter Kirchengeräte u. dgl. erwähnt werden müssen; was aber insbesondere die Malerei betrifft, so sollte von den merkwürdigen Miniaturen mehr gesagt sein als die kurze Bemerkung Seite 173, daß sich neben dem altchristlich-römischen Typus und den byzantinischen Einwirkungen auch Merkmale zeigen, die auf barbarischen Ursprung deuten; — „eine gewisse Plumpheit der Behandlung und Buntheit der Färbung, Köpfe dicker als billig, zu lange Hände und Füße und eine nicht immer verstandene Anwendung der Schatten und Lichter". Zunächst hätten in einem historischen Werke die wichtigsten Miniaturhandschriften ausdrücklich genannt werden müssen. Konnte der Verfasser zu dem, was Rumohr und Kugler hierüber geben, nichts aus eigener Anschauung hinzufügen, so durfte er sich unverhohlen an sie halten und das Wesenlitche nach ihnen anführen. Was aber den Charakter dieser Miniaturen betrifft, so war der Zug, durch den sie von dem auch in ihnen sichtbaren, wenngleich schwachen Forterben antiken Gefühls eigentümlich sich unterscheiden, keineswegs schlechthin durch das Merkmal des Barbarischen und das Hervorheben einzelner Roheiten der Behandlung zu bezeichnen. Ich habe leider die berühmte Miniaturhandschrift Karls des Großen in S. Calisto zu Rom zu sehen versäumt; man wird aber dem feinen Sinne Rumohrs wohl trauen dürfen, wenn er (Italienische Forschungen I, 224) sagt, daß diese Darstellungen bereits einige Eigenheit des Geistes verraten, daß sie wirklich, da

selbst die Bekleidungen nicht selten ganz fränkisch, die Charaktere auffallend nördlich sind, großenteils der freien Erfindung oder doch der Umgestaltung des Künstlers angehören; daß wir offenbar berechtigt sind, diese Miniaturmalereien als eine Verjüngung italienischer Überlieferungen durch den frischeren Lebensmut des herrschenden Volkes zu betrachten. Damit ist ausgesprochen, daß schon in diesen frühen Versuchen der spezifische Charakterzug der deutschen Kunst, Individualisierung nämlich, sich in schwacher Andeutung geltend macht. Derselbe Zug möchte sich in den Kaiserbildnissen anderer Miniaturwerke aus der karolingischen Zeit nachweisen lassen (Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei I, Seite 19), und noch im zehnten Jahrhundert, da sich dieser Stil in die Zeit der sächsischen Kaiser erstreckt, mögen die Darstellungen des Sieges über die Ungarn, die Heinrich I. in seinem Palast zu Merseburg ausführen ließ, und welche den Zeitgenossen mehr Wirklichkeit als Malerei schienen, dieses nordisch individualisierenden Charakters nicht völlig ermangelt haben.

Unter den weiteren sächsischen Kaisern wurde dieser unentfaltete Keim durch Eindringen der byzantinischen Starrheit, welche inzwischen in ihrem eigentlichen Charakter sich befestigt hatte, wieder unterdrückt. Nicht unmittelbar trat sie ein, sondern es gieng ihr eine eigentümlich phantastisch verworrene, die organische Form in Knäuel und Arabesken verziehende Darstellungsart voran, worin wir vielleicht die Ausartung eben jener frühe hervortretenden Neigung zur Charakteristik erkennen dürfen. In Kürze deutet der Verfasser diesen Übergang an und erwähnt noch, wie im zwölften Jahrhundert die ersten Spuren von Belebung des völlig eingedrungenen byzantinischen Typus sichtbar werden. Beispiele, wie den hortus deliciarum und anderes, gibt er auch hier nicht und schließt hiemit seine offenbar zu flüchtige Übersicht über diese Periode.

Mit der zehnten Vorlesung fängt nun die Einleitung zur zweiten Hauptperiode an, deren allzu große, viel zu sehr verzögernde Länge ich früher teils aus anderen Antizipationen, teils namentlich aus der zu großen Ausdehnung der ganzen Periode erklärt habe. Zuerst schildert der Verfasser, wie sich der Kreis der Gegenstände in dieser Periode erweiterte. Hier muß nun das Auge in einem ungeheuer weiten Blicke von der Ausdehnung des christlichen Olymps

zur reichsten Benutzung der Momente aus der Lebensgeschichte des Erlösers und sofort zum ganzen Legendenkreise fortschweifen bis in jene späten Zeiten, wo die klassische Mythologie, dann die Landschaft, das Tier- und Menschenleben in die Malerei aufgenommen wurde, da doch das Hereinziehen der antiken Sinnlichkeit und des Weltlebens den Eintritt eines spezifisch neuen Geistes bezeichnet. Die veränderte Darstellungsweise, wodurch sich diese Periode von der ersten unterscheidet, setzt der Verfasser darein, daß nun mit stets erweiterten Mitteln jeder Inhalt in den wirklichen Naturformen und Farben der menschlichen Gestalt und der sonstigen Außendinge sichtbar gemacht, und so der Beschauer mit Überwindung aller typisch gewordenen Abstraktionen der Gestalt und konventionellen Färbungen mitten in das volle Dasein des innern und äußern Menschen und der Natur durch das Kunstwerk hineinversetzt wird. Dies ist darum eine unsichere Bestimmung, weil es von der Zeit bis zur Reformation nur mit bedeutenden Einschränkungen von der deutschen Malerei ausgesagt werden kann. Hätte der Verfasser seine Periode mit jener scharf abgegrenzt, so hätte er fester und schärfer charakterisieren können, und diese Charakteristik hätte wohl lauten müssen: der Fortschritt ist ein doppelter: es dringt die subjektive Beseelung der Gestalt in die Tiefen des Ausdrucks ein, es zieht die objektive Ausbreitung den Glanz der umgebenden Außenwelt mit der gründlichsten Liebe herbei, aber die Mitte dieser beiden Extreme, die Rundung und der Fluß der menschlichen Gestalt, wie sie als entsprechendes Organ das innere Leben mit dem Äußern vermitteln soll, bleibt (in Deutschland) noch aus. So gewinnt man schärfere Bestimmungen, wenn man engere Linien zieht.

Da der Verfasser diese so ungleich weiter gezogen hat, so muß er hier nicht nur vom Katholizismus, sondern bereits vom Protestantismus als der zugrunde liegenden Weltanschauung reden. Wenn er von jenem sagt, daß er durch seine stellvertretenden Vermittlungen ein volles Diesseits habe, das in steter Versöhnung mit Gott bleibe, so hätte mit einigem Akzent hinzugesetzt werden müssen, daß diese Versöhnung durch sinnliche Phantasmen erkauft ist, welche sich als ein Nebel auf die Welt und Natur legen, durch dessen Zerstreuung dem Protestantismus erst diese in ihrer Wahrheit und Freiheit aufgeht. Den Übergang zu dieser neuen Welt markiert

der Verfasser zu wenig durch die Bemerkung, daß der Protestantismus die religiösen Gegenstände nur dem innern Glauben, Denken und Gemüt übergeben habe, und nun dafür das andächtige Malerauge sich an dem Reichtum der allbelebten Natur und dem bunten Treiben der Menschenwelt erbaue. Er nennt, infolge seiner Verwischung des Gegensatzes dieser Epochen, auch diese weltliche Malerei noch christlich. Man sollte diesen Ausdruck auf die weltliche Malerei anzuwenden vermeiden, sonst verliert der jetzige Kampf zwischen Nazarenern und menschlich freien Künstlern seine Losungswörter. Daß die rein weltliche Kunst an wahrer Idealität nicht nur nicht unter, sondern wahrhaft über der sogenannten christlichen steht, bleibt dem Verfasser darum natürlich unbestritten, und er hat diese Wahrheit durch mehrere lebhafte und schlagende Stellen in Schutz genommen.

Neben der allgemeinen Grundlage der religiösen Weltanschauung ist nun der Zustand der Wirklichkeit als Bildungsstätte der Kunst, als Stoff, woraus sie ihre Nahrung, ihre Anschauungen zieht, von größter Wichtigkeit. Die Bildungsstätten der Völker sind auch die Pflanzschulen der Kunst, und in diesem Sinne betrachtet nun der Verfasser die Klöster, das Rittertum, die Städte.

Die Klöster konnten nur sehr mittelbar der Kunst förderlich sein. Die Askese, sagt der Verfasser sehr wahr, entspricht nicht dieser zweiten, sondern der ersten Periode; und, hätte er hinzusetzen können, gerade was auch in dieser noch mangelhaft ist, das ist mönchisch. In die höchste Bewunderung mittelalterlicher, insbesondere deutscher Malerei zieht sich nach meinem Gefühle ein Widerwille gegen mönchischen Weihrauch- und Modergeruch. Die großen Italiener, die schon an der Grenze des Mittelalters diesen Geruch überwanden, bestätigen nur, was in diesem Zusammenhange sehr beherzigenswert ausgesprochen wird, daß selbst für religiöse Stoffe das Leben in der bewegten Wirklichkeit allein zu voller Schönheit und lebendiger Kunst führt, daß das Vorwärtsschreiten der Malerei als eine stetige Entfernung von klösterlicher Dumpfheit und weltabsagender Weihe zu betrachten ist. Es versteht sich, daß dies nicht nur vom wirklichen Klosterleben, sondern überhaupt von dem klösterlichen Sinne gilt, und unser Verfasser wagt hier das rechte Wort, was freilich zu einer nicht geringen Berichtigung des berühmten Satzes von dem Bunde zwischen Kunst und Religion dient: „die freie Kunst kann

nur mit dem Sinken ihrer religiösen Interessen steigen. Ihr Zweck ist auch in heiligen Stoffen nicht die Religion als solche, sondern die geistdurchatmete Sinnengestalt, nicht die Erhebung zu Gott, sondern das Hineinziehen seines tiefsten Geistes in die Formen und Begebnisse, Charaktere und Handlungen der Wirklichkeit, und das gemäße Verweben beider." Übrigens wird die sonstige Förderung, welche die Kunst aus den Klöstern zog, nicht in Abrede gestellt: Stoffe, d. h. Vorbilder darzustellender Heiligung, malerische Trachten, reiche Kultusszenen, Architektur, Legenden, deren Tradition vorzüglich an die Klöster sich knüpfte, und endlich vor allem, was ich im Buche nicht gesagt finde, — Aufträge.

Sehr wohl durchdacht und lesenswert ist der Inhalt der elften Vorlesung, worin auseinandergesetzt wird, warum das Rittertum für die Malerei weder förderlich, noch ein Gegenstand sein konnte. Sie ist eine nationale und demokratische Kunst, welche mit einer geschlossenen aristokratischen Korporation blutwenig zu tun hat, die, von bodenlosen Illusionen begeistert, in aller Welt herumzieht und nirgends zu Hause ist. Diese Illusionswelt ist nur ein Stoff für die Poesie.

Als spezieller Grund für die geringe Einwirkung dieser zwei Institute auf die Malerei wird im Anfang der zwölften Vorlesung (die Einteilung in Vorlesungen zerschneidet auch hier sehr unpassend den Zusammenhang) in Beziehung auf Italien die Wichtigkeit der klassischen Studien angegeben, deren Einfluß auf die Kunst weder von den Klöstern, die sich zwar mit den Handschriften der Klassiker beschäftigten, aber die Welt, die aus diesen spricht, nicht lieben konnten, noch vom Ritterstande, sondern nur von gebildeten Fürsten ausgehen konnte. In Deutschland tritt dieses Moment erst ungleich später in Wirkung. Dagegen zeigt sich hier frühe die Richtung, bürgerlich tüchtige Charaktere, die ehrenfesten Erscheinungen einer menschlich gediegenen Mitwelt in die religiösen Stoffe hineinzuziehen, und durch diesen Zug körniger, derber Individualisierung geht die deutsche Kunst von Hause aus dem Protestantismus entgegen, der für Deutschland das wurde, was für Italien ungleich unvollkommener die klassische Bildung war. Den Italienern gieng der Geist des Weltsinns und Realismus durch die antike Formenwelt, den Deutschen durch die innere Befreiung des Geistes auf.

Diese Erörterung führt den Verfasser von selbst zur Beleuchtung des dritten wichtigsten Bildungsortes der Kunst, der Städte. Das Städteleben, auch wie es in katholischen Ländern und Zeiten blühte, ist seinem innersten Wesen nach ein Zustand freier, objektiver Sittlichkeit, durch und durch antikatholisch, denn der Katholizismus hat kein Vaterland. Schon in der Epoche streng religiöser Kunst, noch mehr aber nach dem Entstehen der weltlichen waren nun die Städte die fruchtbarste Heimat der Kunst. In den Städten wurde, dies Moment hebt Hotho zuerst hervor, der Charakter weltlich durchgebildet in einer Weise, wie dies der Religion niemals möglich war. Das Leben und nicht der Tod bildet. Der Künstler wurde Mensch und sah Menschen. Ferner braucht die Kunst ihre Technik. In den Städten blüht Handwerk, Gewerbe, Luxus, die Not der Bedürfnisse wird in menschlich gebildeter Weise befriedigt, der Reichtum erzeugt den offenen Sinn, das Unentbehrliche zum heiteren Genusse der Schönheit zu erheben; die Künstler gehören vorzugsweise dem dritten Stande an und werden in dieser tüchtigen Atmosphäre groß. In den Städten endlich blüht die Wissenschaft auf, die Universitäten kommen empor, hier wird mit anderem Gefühle für ihren inneren Wert als in den Klöstern die alte Literatur gepflegt, welche freilich in Deutschland später als in Italien, wo sie sich zudem mit der Anschauung der Antike vereinigt, umbildend auf die Kunst einwirkt. Da übrigens die Städte erst in der späteren Zeit des Mittelalters aufblühten, so beginnt die Zeit ihrer Wichtigkeit erst mit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und sie dauert bis zur Mitte des siebzehnten. Dies ist eine Tatsache, welche der Verfasser gegen unsere Forderung, mit dem sechzehnten Jahrhundert (Quentin Massys, gestorben 1529, malt schon Genrebilder) eine neue Periode, die Periode der freien, weltlich-sittlichen Kunst, zu eröffnen, geltend machen könnte. Allein es ist offenbar durch den Umstand, daß eine wesentlich fördernde Form der Gemeinschaft, welche früher die Kunst in einer anderen Richtung pflegte, ebenso in einer veränderten Zeit auch einer neuen Kunst eine Heimat bietet, kein Grund gegeben, jene Einteilung aufzugeben, und die niederländischen Städte in ihrem republikanischen, demokratischen Geist waren doch etwas anderes als die deutschen, welche entweder katholisch blieben oder, wo sie die Reformation aufnahmen, zunächst nur noch wenige Kunstblüten trieben, die wir dem protestantischen

Geiste zuschreiben dürfen, wie z. B. Dürers Vier Apostel, dann aber den Kunstgeist in einen langen Schlummer versinken ließen.

In der dreizehnten Vorlesung werden noch bestimmter die einzelnen Vorteile genannt, welche für die Malerei aus dem Emporblühen der Städte erwuchsen; es wird zunächst vorzüglich der zweite der genannten Vorteile, die Gewerbstätigkeit in ihrer Gliederung, ihrem korporativen Zusammenhalt auf die Malerei angewendet und hervorgehoben, welche treffliche Grundlage die Ausbildung des nötigen Handgeschicks sie in der ununterbrochenen Kette zünftiger Überlieferung aller Handgriffe besaß. Der jetzige Künstler wird dagegen beklagt, dem der akademische Unterricht unmöglich diese praktische Erziehung ersetzen kann, der vielmehr zu immer neuem Tasten, Irregehen und Experimentieren verdammt ist. Damals gieng der Künstler zu einem Meister in die Schule, und lebendiges Nachbilden mit Sinn und Hand war die Art, wie er lernte. Genügt für weiterstrebende Anlagen die erste Schule, der früheste Meister nicht, so findet sich in nicht allzu großer Ferne eine andere Schule, ein anderer Meister, und so kann ein reiches Künstlerleben die gesonderten Vorzüge der Schulen zur reichsten Harmonie vereinigen. Als Beispiele dieser fortschreitenden Bereicherung und zusammenfassenden Kraft werden Raffael und Rubens genannt. Von jenem gilt dies im vollsten Sinne; von Rubens, dessen Größe ich nicht verkenne, scheint mir zuviel ausgesagt. Aus diesen Lebensschulen nun sind die Kunstwerke hervorgegangen, von denen wir Epigonen die akademischen Regeln abstrahieren. Es war „ein Verlauf, der von innen her durch die Natur der Sache unbewußt vorwärtsdrang“, zuerst die Momente der Kunst in ihrer Trennung pflegte, dann durch die großen Genies vereinigte. Hier gilt es, was Kant sagt, daß das Genie die angeborene Gemütsanlage sei, wodurch die Natur der Kunst die Regel gibt. Dort war diese Natur, und wir haben, naturlos wie wir sind, die Kunstregel daraus gezogen. Das falsche Nachbilden, unverstandene Vermischen, die Nachahmung der Italiener durch die Niederländer, den Eklektizismus der Caracci hätte der Verfasser hier als ein, trotz jener Ursprünglichkeit der künstlerischen Kräfte eingedrungenes, aber im Verlaufe wieder überwundenes Übel nicht zu erwähnen gebraucht, wenn er seine Periode kürzer gezogen hätte. Es ist dies eben schon der Eintritt der Reflexion, welche das Moderne im strengen Gegen-

satze gegen das Mittelalterliche charakterisiert. Vom Mittelalter ist ungeteilt jene naturtreue nationale Begrenzung zu rühmen, welche der Verfasser nun in ihrem allgemeineren wohltätigen Einfluß auf die Kunst als Frucht dieses heimisch beschlossenen Städtelebens ausspricht und als deren Beleg er die wichtigsten italienischen, deutschen, niederländischen Städte anführt. Von da wendet er sich zu der trefflichen Veranschaulichung der gesamten Gunst der Umgebung, worin die alten Meister erwuchsen, die wir in einem früheren Zusammenhang heraufgehoben haben. Sie füllt die dreizehnte und vierzehnte Vorlesung. In die fünfzehnte, welche mit Voranstellung des Satzes, daß in dieser zweiten Periode das tätige Prinzip die Individualität großer Genies ist, während in der vorhergehenden der Typus die Individualität erdrückte, die verschiedenen Verhältnisse durchgeht, welche zwischen Meistern, Schülern und Nachahmern, zwischen Erfindung und Überlieferung, neuer Schöpfung und treuer Festhaltung des oben gerühmten treu abgeschlossenen National- und Lokalcharakters usw. stattfanden, will ich mich nicht weiter einlassen, um nicht zu weitläufig zu werden.

Endlich in der sechzehnten Vorlesung erhalten wir den Grundriß der Einteilung dieser Periode. Man pflegt Perioden nach den Stufen einzuteilen, welche sie hinauf (oder hinab) zu steigen haben, bis ihr Ziel erreicht ist. Dies ist nun hier nicht möglich, weil das spätere sechzehnte Jahrhundert durch die Brabanter Schule, entschiedener das siebzehnte durch die holländische, sich ein ganz neues Ziel steckte, welches unmöglich als die Vollendung desjenigen angesehen werden kann, das im Anfang des sechzehnten als Gipfel der mittelalterlichen Malerei vor uns tritt, wiewohl die neue Richtung nach gewissen Seiten hin in dieser älteren Kunst allerdings vorbereitet liegt. Ich würde überhaupt auch hier ganz anders einteilen. *Erste große Hauptperiode* also, gemäß der obigen Erörterung, *bis in die Anfänge des sechzehnten Jahrhunderts*; die Periode, wie ich sie schon genannt habe, des transzendenten, kirchlich-religiösen Ideals. *Erste Epoche*: Zeit des altchristlichen Typus bis zum Ende des zwölften oder Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. *Zweite Epoche*: Zeit des Übergangs zur Vollendung dieses Ideals. Diese hat drei Stufen. Erste Stufe: Leise Hebung des Kunstgefühls noch innerhalb des byzantinischen Stils, auf der

Grenzscheide des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts (Miniaturwerke, wie z. B. die Äneide des Veldecke, der Psalter Hermanns von Thüringen usw.). Zweite Stufe: tiefere Beseelung des starren Typus durch Lieblichkeit und sanfte Milde des Ausdrucks, Weichheit, Rundung der Formen, bestimmtere Anklänge von Individualität, höhere Farbenpracht; dreizehntes bis Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts (höchster Ausdruck in der alten Kölner Schule). Dritte Stufe: Übergang zur höchsten Blüte im fünfzehnten Jahrhundert (bedeutendste Ausbildung in der altflandrischen Schule, spätere Fortschritte der deutschen Schule vor Albrecht Dürer). Dritte Epoche: Höchste Kunstvollendung des mittelalterlichen Ideals (innerhalb der Grenzen des deutschen Kunstcharakters). Ende des fünfzehnten und erste Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts (höchster Ausdruck in Albrecht Dürer). Zweite Hauptperiode: Auflösung des mittelalterlichen Ideals und Anfänge der modernen Kunst durch Ausbildung der Genremalerei. Erste Epoche: Übergang zu dem modernen Ideal durch Vermittlung der venezianischen Schule. Heimat: die katholisch gebliebenen Niederlande; größter Meister: Rubens (große Verwandtschaft der spanischen Schule). Zweite Epoche: wirkliche Besitznahme von dem Boden der modernen Kunst, wiewohl nur in der untergeordneten Gattung des Genre, durch die Holländer. Blüte um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Die lange Zeit vom Ende des siebzehnten bis zu den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts kann man als Verfall zur vorigen oder als matten Vorgang neuer Bestrebungen zur folgenden ziehen. Dritte Hauptperiode: die Kämpfe des in seiner höheren Verwirklichung begriffenen modernen Ideals, vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Aufgabe dieser Periode im Stoff: die Wirklichkeit in ihren höchsten, weltgeschichtlichen Momenten aufzufassen und so als höchsten Zweig das rein historische Gemälde zu schaffen, worin der Menschheit ihr innerer göttlicher Geist, den Völkern ihr eigenes großes Leben entgegentritt; das Genre mit dem Porträt und der Landschaft reihen sich als ehrenwerte, aber tiefer stehende Zweige an, deren Blüte in der vorhergehenden Periode nunmehr als große Vorstudie für diese betrachtet werden kann. Aufgabe in der Form: der germanische Geist soll die ihm bis dahin anhängende Härte und Roheit der Form ablegen und

den ideellen Stil ausbilden, ohne das nordische Prinzip der Individualität zu opfern. Erste Epoche: endlich nehmen die Deutschen das antike Formgefühl in sich auf, und zwar in seiner Reinheit, im ausgesprochenen Widerspruch gegen die theatralische Entstellung desselben durch die Franzosen. Winckelmann, Karstens, Wächter, Schick. Nun aber einseitige plastisch antikisierende Richtung. Zweite Epoche: Gegenstoß der Romantik, ihr Recht, ihr Extrem, ihr Wahnsinn. Dritte Epoche: Vermittlung beider Extreme ist das Ziel; große geschichtliche, insbesondere nationale Aufgaben sind bestimmt, den Stoff, die naturklare antike Anschauung, die Form abzugeben. Dies alles schwankt noch in unklaren Umrissen; der größte Genius dieser Stufe, Cornelius, irrt zwischen richtigen Blicken in dieses Ziel und zwischen verfehlten Rückgriffen in das transzendente Ideal.

Unser Verfasser muß natürlich andere Linien ziehen. Die byzantinische Zeit ist ausgeschlossen und in die erste Periode verwiesen. Er führt nun von dem Ende des zwölften bis zu dem des fünfzehnten Jahrhunderts die erste Epoche seiner zweiten Periode mit drei Abschnitten, von denen der erste bis zum Anfang oder der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sich erstreckt und im wesentlichen das in sich begreift, was ich der zweiten Stufe der zweiten Epoche in der ersten Periode zugeteilt habe, der zweite die großen Vorbereitungen zur höchsten Stufe umfaßt, die sich in der porträtscharfen Charakteristik, der tiefen Innerlichkeit, der liebevollen Verbreitung über die Außenwelt konzentrieren, durch welche die altflandrische Schule sich auszeichnet, und mit dem fünfzehnten Jahrhundert sich schließt, der dritte die deutschen Schulen enthält, welche während der zweiten Hälfte des letzteren unter Einfluß der flandrischen bis an die Schwelle der höchsten Leistungen vordrangen. Die zweite Epoche enthält die Vollendung der mittelalterlichen Malerei im sechzehnten Jahrhundert. In ein so wesentlich neues Gebiet aber, wie die Malerei des siebzehnten (und achtzehnten) Jahrhunderts werden wir nun durch die untergeordnete Teilungslinie einer neuen Epoche, der dritten, eingeführt. In diese Epoche fällt also die belgische und die holländische Schule. Die belgische steht als vermittelnde Phase zwischen der letzten Blüte mittelalterlicher Kunst und der ersten Blüte des weltlichen, modernen, der holländischen nämlich, und ebenso zugleich

zwischen der italienischen und reiner germanischen (die Holländer sind bekanntlich mit weniger romanischem Blute gemischt, als die Belgier). Ihre Aufgabe bestimmt der Verfasser zunächst nach der formell künstlerischen Seite dahin, daß sie die anerkannten Meisterzüge der früheren Kunst schöpferisch verschmelzen sollte. Wenn man sich sogleich fragt, ob man von Rubens dies in vollem Sinne aussagen dürfe, welcher in seinem Stil zwar ein wunderbarer Zeichner, aber ein Zeichner von unedlen Formen ist und darin nichts weniger als die Reinheit der Florentiner und Raffaels in sich aufgenommen hat, so antwortet er mit einem Satze, den er hier zuerst andeutet, um ihn später auszuführen: es sei gerade etwas Skulpturartiges in der Malerei noch zu überwinden gewesen, es habe das spezifisch Malerische, wenn es sich vollenden sollte, ein Übergewicht über die Form behaupten müssen. Wir können dies im gegenwärtigen Zusammenhange vorderhand insoweit einräumen, als wir zugeben, daß die dramatische, leidenschaftliche Lebendigkeit und die Farbenglut des Rubens notwendig noch auf Kosten der reinen Formschönheit sich entwickeln mußte. Er hat die Kraft der Farbe von den Venezianern, die bekanntlich auch nicht völlig reine Zeichner waren, er hat die Raschheit des Affekts aus sich und seiner Zeit, und so ist er durch vorherrschende Ausbildung dieser Momente doppelt verhindert, die plastische Schönheit mit seinen übrigen Vorzügen zu vereinigen. Wichtiger aber für die Erklärung und Entschuldigung dieses Mangels ist ein positiver Grund, der freilich mit der Hervorhebung jener dramatischen Lebendigkeit schon angedeutet ist. Die Wirklichkeit ohne jede Illusion von Transzendenz soll erobert, soll dargestellt werden, wie sie von Sattheit sprudelnder Urkräfte geschwängert ist. Wird man auf dieser Bahn einmal länger vorwärtsgegangen sein, so ist auch Zeit, wieder an den plastischen Adel der Form zu denken; zunächst aber ist dazu nicht Muße und Stunde. Zugleich soll die neue Kunst wahrhaft national sein, mit Bewußtsein nämlich, nicht nur so, wie die Italiener ihre Typen zu Madonnen und Aposteln in Italien suchten. Da greift der Maler keck in seine Heimat, liebt sich sein derbes niederländisches Fleisch und stellt es selbst mit Opposition den reinen Formen eines jenseitigen Ideals entgegen. Durch diese Momente bahnte er, und dies versäumt der Verfasser nicht auszusprechen, dem eigentlichen Genre den Weg. Hiemit geht unser

Buch auf die Frage nach den Stoffen dieser Schule über. Hier ist nun durchaus wichtig, daß Rubens, wie die italienischen Eklektiker, noch die religiösen Gegenstände (nebst alter Mythologie und alter Geschichte) festhielt. Dies ist so wichtig, daß es der ganzen Charakteristik hätte vorangestellt werden sollen. Daneben, und dies ist gleich wichtig, vereinigt Rubens das Naturalistische, was als Stoff und Stil in Italien von einer der eklektischen entgegengesetzten Schule gepflegt wurde, mit den idealen Aufgaben und ist daher teils abwechselnd historischer (Mythen-) Maler und Genremaler, teils ist in seinem Stile der höhere Stil, den die idealen Stoffe fordern, und der derb individualisierende, den die genreartigen mit sich bringen, vereinigt; auf geniale Weise zwar, aber doch so, daß sich hiedurch das Bild einer Übergangsstufe vollendet, welcher eine volle Vereinigung dessen, was zusammengehört, des Stoffs und Stils nämlich, folgen sollte, eine Vereinigung, die erst eintreten konnte, wenn man das Ideale — (das transzendent Ideale nämlich, denn das real Ideale kannte man noch nicht) — ganz ausschied und genremäßige Stoffe genremäßig darstellte.

Dies erfolgte in der holländischen Schule. „Das weltliche Leben, und zwar nicht nur das vergangene der alten Götter und Helden, sondern das momentane und nächste wird zum alleinigen Gegenstande gemacht. Dies kann mit der nötigen Freiheit der gesamten Künstlerseele, ohne Zwiespalt mit dem kirchlichen Element, nur geschehen, nachdem die Reformation sich durch ein ganzes Volk durchgebildet hat und in alle Verhältnisse lebendig eingedrungen ist." Gewiß, und hiemit ist offenbar etwas absolut Neues eingetreten, so sehr es in aller früheren deutschen Malerei vorbereitet liegt; nur bei Rubens und seiner Schule tritt es schon so stark hervor, daß er in die neue Periode, welche hiedurch gefordert ist, herübergenommen werden muß. Auch verändert sich nun die ganze künstlerische Stellung. Die Holländer benutzen die ganze vorhergegangene Kunstpraxis, stellen sich aber national abgeschlossen auf sich und erscheinen nichts weniger denn als ergänzende Vermittler des Vorangegangenen; zugleich aber isolieren sich auch die einzelnen Meister, das durchgedrungene Prinzip der Individualisierung verwirklicht sich selbst in der Kunstausübung; jede spezifische Art, zu beobachten, aufzufassen, zu konzipieren fordert ihren eigenen Meister, und jeder

nimmt nur die bestimmte Seite der Natur, die er auffaßt, zum Vorbilde. Darauf darf man übrigens nicht meinen den Vorwurf bloßer Naturnachahmung begründen zu können, wovon unten mehr.

Soviel zunächst über die Einteilung des Verfassers. Über seine weitere Einteilung, wie sie sich zu der von uns vorgeschlagenen verhalte, können wir noch nichts berichten, da er sie nicht mitgeteilt hat.

Schon längst vermißten wir indessen eine nähere Bestimmung des deutschen (und niederländischen) Charakters (wir wollen weiterhin beides, wo nicht von den unterscheidenden Merkmalen die Rede ist, unter dem deutschen begriffen haben). Ich habe schon in der ersten Abteilung dieser Kritik gesagt, daß dies ein Punkt sei, der in der allgemeinen Einleitung notwendig erörtert werden müsse. Der Verfasser selbst hat in allen bisherigen Untersuchungen die deutsche Kunst immer mit der italienischen (auch der französischen und spanischen) zusammengehalten; was in der ersten Periode der deutschen Malerei diese, zwar noch wenig merkbar, von der italienischen und byzantinischen Verschiedenes hat, setzt, wenn es richtig hervorgehoben werden soll, schon einen allgemeinen Begriff von dem Spezifischen der deutschen Kunst voraus; die Periodeneinteilung ebenfalls; dennoch kommt der Verfasser erst in der siebzehnten Vorlesung auf den großen Gegensatz des italienischen und deutschen Kunstgeistes zu sprechen. Nur auf diesen, denn den ganzen Volkscharakter, abgesehen von der Kunst, berücksichtigt er auch hier nicht gründlicher. Den Hauptunterschied setzt er in die erfolgreiche Aufnahme des antiken Kunstprinzips bei den Italienern und der harmonischen Verschmelzung desselben mit der christlichen Innigkeit. „Die Plastik der Skulptur und die innige Andacht und schöne Seligkeit des Gemüts verschwistern sich zu neuer Gemeinschaft.“ „Inneres und Äußeres bleiben in freier Harmonie und wechselseitiger Durchdringung. Der geistige Ausdruck, die Tiefe des Gemüts, die reichere Bestimmtheit des Charakters machen sich durchweg zur Hauptsache, das Griechische aber liegt in der zugleich menschlichen Größe, Frohheit und Freiheit der Formen und Bewegungen, in der vollendet gegliederten Abrundung der Komposition, in dieser Verschmelzung der gesamten Seele mit der gesamten körperlichen Gestalt, in welcher das Herz nun für seinen Ausdruck zwar ein entsprechendes Organ findet, aber in christlichem Bedürfnis (?) dennoch wieder klar und durchsichtig für sich heraus-

blicken will" usw. Hätte der Verfasser diese Charakteristik mit einer Darstellung des italienischen Geistes überhaupt, wie er durch Natur und Temperament bestimmt ist, eröffnet, so hätte nichts zu der Vollständigkeit, wie weit sie hier erforderlich ist, gefehlt. Diese Darstellung hätte ihn veranlaßt, es aus tieferen historischen Gründen zu erklären, warum die Italiener, bei aller freien Schönheit der Grazie, doch vorzüglich religiöse Maler bleiben und am Schlusse der Blüte dieser Malerei zwar alte Mythologie und Geschichte (doch diese nicht historisch, sondern ebenfalls mythisch aufgefaßt) hereinziehen, im Genre aber sich nicht heimisch fühlen (die späteren Naturalisten bringen es nicht zum wahren Genre). Sie sind ein vorzugsweise katholisches Volk, das sich, wie ich oben schon sagte, ästhetisch, nicht geistig sittlich vom Mittelalter zu befreien wußte, ebendamit aber auch den Boden neuer, höherer ästhetischer Produktionen verlor. Den Überblick über die Geschichte der italienischen Malerei, den der Verfasser hierauf gibt, will ich um so weniger ins einzelne verfolgen, weil dies wieder eine der Verzögerungen ist, die man deshalb besonders empfindlich fühlt, weil ihr Inhalt, mit der Geschichte der deutschen Kunst als lehrreich begleitender Seitenblick in einen guten Fluß gebracht, sich um so vieles besser ausgenommen hätte. Nur im Vorübergehen will ich bemerken, daß nach meiner Überzeugung die letzte vorbereitende Höhe der umbrischen und der verwandten bolognesischen Schule, daß Pietro Perugino und Franc. Francia durchaus nicht in die Periode der höchsten Blüte, die mit Leonardo da Vinci durchbricht, hätten herübergenommen werden sollen, ferner, daß ich mich nicht damit einverstanden finden kann, wenn Tizians weltfreudiger Sinn mit einer schon oben beleuchteten Ungenauigkeit wahrhaft christlich genannt wird. Hätte der Verfasser das Wort strenger genommen, wie es einmal historisch festgestellt ist, so hätte er auch Tizian und die venezianische Schule zu Raffael nicht bloß in die Beziehung gesetzt, daß er diesen nach der Seite des spezifisch Malerischen unter jene stellt. Er hätte das Verklingen des mittelalterlichen Ideals, das sich bei den Venezianern ebenso mit dem Genre unrein vermischt wie bei Rubens, zu dem sie ja auch hinüberleiten, schärfer betont und von da einen Ausblick auf die tieferen Gründe des Verfalls der Kunst in Italien eröffnet, der mit Correggio, den er übrigens billig rühmt und dessen Inkarnat er äußerst fein und

wahr mit Tizians Fleischgebung vergleicht (316), und mit Michelangelo, den er auffallenderweise gar nicht erwähnt, so gewiß vorgebildet ist, als die Sentimentalität und Sinnenlust des ersteren, die Gewalt des letzteren überall an die Linie streifen, wo Nervenkitzel keineswegs so unschuldiger Art, wie Seite 318 gesagt wird, und Gewaltsamkeit ansetzen.

In der neunzehnten Vorlesung wird nun der Charakteristik der Italiener die der Deutschen und Niederländer entgegengestellt. Auch hier fehlt aber noch eine Charakteristik des Nationalcharakters überhaupt, wobei es dem Verfasser freistand, entweder zuerst die Niederländer unter den deutschen Charakter zu subsumieren und den Unterschied im Gemeinschaftlichen erst später hervorzuheben, wie er es in der zweiundzwanzigsten Vorlesung tut, oder hier schon beide zu trennen. Er hätte ohne Zweifel die deutsche Natur so bestimmen müssen: Geistestiefe, mit grober Form widerspruchsvoll vereinigt, und durch diese Bestimmung hätte er dasjenige begründet, was er ganz richtig von dem deutschen Kunstcharakter sagt: daß sein Ziel nicht die Schönheit der freien Gestalt in ihrer leiblich untrennbaren Einheit mit dem gleich schönen Innern sei, sondern der Ausdruck der subjektiv sich vertiefenden Seele und des besondern Charakters in porträtartigen Formen. Von diesem Satze eilt er nur zu schnell zu der Begründung des andern Satzes weiter, daß die Deutschen ebendarum malerischer seien als die Italiener, und verzettelt die weitere Ausführung desselben in die Charakteristik der Hauptepochen deutscher und niederländischer Kunst, die er nun, zwar um sie von einer andern Seite zu beleuchten als bisher, aber doch zum Leidwesen aller Leser, welche sich billig fragen, ob denn hier der Einleitungen und Antizipationen gar kein Ende sein soll, abermals aufnimmt. Es wäre doch so sehr der Mühe wert, diesen Punkt ganz deutlich und überschaulich für sich abzuhandeln, da hierüber so viele Mißverständnisse walten. Er unterscheidet nämlich jetzt, entsprechend jenen Epochen, drei Sphären; die erste: rein deutsch ohne italienischen Einfluß, bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts; die zweite: freie Verarbeitung italienischer Einflüsse durch Rubens und seine Schüler; die dritte: die national holländische Malerei, die sich aus der Nachahmung der Italiener völlig herausgearbeitet hat. Indem er die erste dieser Sphären charakterisiert, findet nun erst die obige Be-

stimmung des deutschen Kunstcharakters gerade darum ihre weitere Ausführung, weil hier die Deutschen mit den Italienern, was die Stoffe betrifft, auf demselben Boden stehen. Je mehr die Deutschen die tiefste Konzentriertheit des andächtigen Gemüts auszudrücken suchten, desto weniger konnten sie sich zugleich um die vollendete Schönheit der äußeren Formen bemühen. Diese wird nämlich um so stärker sein, je mehr sie den g a n z e n Menschen durchdringt; und um dies zu zeigen, darf nicht, wie es scheinen könnte, seine ganze Persönlichkeit ohne Bruch in der erhöhten Innigkeit des Geistes aufgehen, sondern man muß ihm ansehen, daß er in anderweitige Sphären als Handwerker, Bürger, Ritter, Familienvater usw. fest eingewurzelt ist, und wenn nun die Züge, die ihm von dieser Seite scharf aufgeprägt sind, dennoch in den allgemeinen Grundzug des andächtigen Herzens zusammenstimmen, dann erst ist die tiefste Versöhnung zum Ausdruck gekommen. Die Italiener sind gerade zu der Zeit, wo es ihnen vor allem um christlichen Ausdruck zu tun ist, in der Charakteristik ebenfalls noch herb, wiewohl bei weitem nicht so gediegen porträtscharf wie die Deutschen; je mehr ihre Malerei zur freien, raffaelischen Grazie vorwärtsschreitet, desto mehr verliert sie an solchen körnig-gedrungenen Zügen der ins Leben fest eingewachsenen Persönlichkeit. Wir können nun von den Deutschen sagen: sie sind groß in der Darstellung zweier Extreme, welche die Malerei zu vereinigen hat, Tiefe des Ausdrucks und scharf markierte Individualität; die Versöhnung dieser beiden Extreme fehlt zwar keineswegs, man kann sie sogar im oben angegebenen Sinne vollkommen nennen; aber man vergesse nicht, daß das erste Moment, die Tiefe des Ausdrucks, spezifisch in dem Sinne des r e l i g i ö s e n Ausdrucks zu nehmen ist. Die Religion nun durchdringt zwar, wo sie lebendig ist, den innersten Menschen, aber sie ist an sich noch eine abstrakte Form der geistigen Bildung, sie muß sich erst in das auflösen, was wir im tiefsten und weitesten Sinne Humanität nennen, dann erst vermag der Mensch alle seine Bestrebungen und Tätigkeiten durch Beziehung auf das Allgemeine und Unendliche in eine runde Persönlichkeit zu verschmelzen. Dieses Band fehlt in der deutschen Kunstweise. Diese ehrbar beschränkten Bürger, Ratsherrn, Kaufleute, Ritter usw. sind j e t z t , wie sie hier im Gemälde vor uns stehen, ganz Andacht, Demut; morgen aber werden sie wieder trotzig, grob,

borniert, langweilig usw. sein, dies sehen wir ihnen an. Sie sind fromm, aber nicht gebildet, nicht aufgeweicht, aufgelockert von Humanität; daher haben sie auch nicht gelernt, ihre Glieder frei, gewandt, anmutig zu gebrauchen, denn dies lehrt nicht die Religion, sondern die in Bildung, freie Sittlichkeit aufgelöste Religion. Die Italiener aber sind von Natur schon gebildeter als wir; die Persönlichkeit ist nicht so tief, aber auch nicht so spröd und hart, daher haben ihre Kunstwerke auch zum Ausdruck der Andacht zugleich den der Humanität, der schönen Menschlichkeit, des Bildungstalents. Von diesem Punkte aus dürfte der Verfasser immerhin die Schwächen der deutschen Malerei stärker, als dies Seite 333 geschehen ist, beleuchten. Sie ist nichts weniger als naturalistisch in ihrem Prinzip, aber sie fällt oft genug ins Naturalistische herab, wird gemein, platt, hausknechtsmäßig. Denn gelingt es nur einmal nicht, diese knorrigen Formen durch Adel der Andacht zu idealisieren, so bleibt das Phlegma, die Beschränktheit, die Schwerfälligkeit, Grobheit, wir sehen das Volk, wo ein Mensch vom tiefsten Werte äußerlich wie ein Grobschmied erscheint und sich benimmt; es bleibt die Timidität, die aus Gesetzesgeist kein Glied zu rühren wagt, es bleibt die öllos knarrende Hölzernheit, die reine Steifleinwand. Daß die Körperformen zwar Beine, Sehnen, Muskel haben, aber das vermittelnde Fett, was die Übergabe abrundet, rein vergessen scheint, ist nur ein natürlicher weiterer Ausdruck dieses Charakters.

Zu der porträtscharfen Charakteristik der deutschen Malerei gehört ihr liebevolles Einleben in die äußeren landschaftlichen und künstlichen Umgebungen des Menschen. Der Geist, der jenen tiefen Widerspruch in sich trägt, ist durch seinen Bruch sentimental auf die Natur bezogen, haust sich zugleich winterlich warm in die häusliche Umgebung ein, legt Gemüt in jedes Geräte und jeden Grashalm, putzt sich um so viel reicher, je weniger plastisch schön, und weiß überhaupt auch das leblose Einzelne zu schätzen und gelten zu lassen. Hotho versäumt nicht, dieses gemütvolle Sichtbarmachen der umgebenden Außenwelt ebenfalls hervorzuheben.

Wir haben ihn aber unterbrochen, da er eben im Begriff war, zu beweisen, daß gerade durch diese Eigenschaften die deutsche Malerei spezifisch malerischer sei als die italienische. Er beschränkt dies allerdings durch einen Zusatz mehr auf die niederländische; und dies

ist wichtig, da die Zeichnung der Niederländer mit ihren Gegenständen nicht im Widerspruch steht, wie die der früheren Deutschen, welche ideale Gegenstände ohne idealen Schwung der Formen zeichnen. Die Formen der Niederländer sind so, wie die Sache es verlangt, und hier kann man denn freilich sagen, daß in dem Grade, in welchem die Kunst nicht den schönen Formen nachgieng, die Malerei durch Pflege des Kolorits, Ausbreitung über die versteckten malerischen Reize der gesamten, wenn auch in Formen unschönen Wirklichkeit, durch porträtscharfe Partikularisierung gewann. Von der früheren deutschen Malerei gilt dies nur so weit, als die Ausbildung dieser Momente samt der, ebenfalls vorzüglich in den Wirkungen der Farbe begründeten, tiefen Innigkeit des Ausdrucks nicht eben jenes Zurückbleiben des Formgefühls mit sich brachte, das man *hier*, bei den erhabenen Gegenständen der *religiösen* Malerei, um jener Vorzüge willen nicht, auch nicht vom malerischen Standpunkte rechtfertigen kann. Schließlich wird man diesen Punkt so bestimmen können: die Malerei verlangt allerdings nicht plastische Schönheit der einzelnen Gestalt; im Genrebild deswegen nicht, weil hier überhaupt niedrige Naturen auftreten dürfen, deren Behaglichkeit oder Possierlichkeit in ihrer Art, verbunden mit der Wirkung der Umgebungen, der Handlung, der Farbeneffekte, eine andere Art von Idealität in das Gemälde bringt; im mythischen und historischen Bilde deswegen nicht, weil die Malerei mehr Figuren zu mehr Handlung verbinden kann als die Plastik, daher die Unschönheit der einzelnen Gestalt durch die Schönheit anderer, durch die Gesamtwirkung der Komposition, durch das Mitspielen der Umgebungen ersetzen kann, weil ferner auch die einzelne Gestalt für sich, wenngleich mehr charaktervoll als schön, eben durch Charakter die geringere Schönheit ersetzt. Wenn aber die Schönheit der Gestalt nicht um dieser anderweitigen Wirkungen willen absichtlich, sondern aus Ungeschicklichkeit, oder überhaupt aus Mangel an Formsinn vernachlässigt wird, wie bei den Deutschen, so ist dies ein Vorwurf auch gegen den Maler, denn die Plastik der Form bleibt immer zwar ein aufgehobenes, aber wesentliches Moment in der Malerei. Man wird dann die Sache historisch wenden müssen und nur so viel sagen dürfen: wie in menschlichen Dingen überhaupt Vorzüge sich trennen, welche zusammengehören, so ist da, wo das ganze Streben nach der Spitze der

malerischen Wirkung hindrang, das Zurückbleiben der Formschönheit begreiflich und erklärlich, und umgekehrt; das Wahre und Höchste aber wäre, das eine tun und das andere nicht lassen, und dahin streben die Deutschen jetzt. Bedürfen nun die Niederländer nicht derselben Entschuldigung wie die früheren Deutschen, weil sie die Formen, die das Genrebild braucht, auch richtig zeichneten, so erhoben sie sich doch, weil sie für höhere Form keinen Sinn hatten, weder zu jenem höheren Genre, wie es Robert ausgebildet hat, noch über das Genre zu dem historischen Kunstwerke, zwei Gattungen, welche durchaus neben minder schönen Gestalten, die unter andern vorkommen dürfen, auch wahrhaft schöne fordern. Hiemit ist, versteht sich, noch lange kein sogenanntes Ideal in der Weise des R. Mengs gemeint; die reinste Schönheit malerischer Zeichnung nimmt immer noch der individuell vom Kanon der Gattungsschönheit abweichenden Züge unendlich mehr auf, als es die Plastik darf, wie sie von den Idealisten mit Verkennung des Unterschieds beider Künste zum Gesetz in der Malerei erhoben wurde. Es ist eine gewisse quaternio terminorum in der Beweisführung des Verfassers. Er beweist, daß die Malerei das sogenannte Ideal der Formschönheit abweist; damit hat er aber noch nicht bewiesen, daß eine zwar ungleich partikulärer charakterisierende, aber doch ebenfalls schwungvoll hohe Formschönheit, wie sie die Deutschen und Niederländer bis auf die neuere Zeit nicht kannten, allerdings auch von ihr gefordert wird. Der „porträtartige Grundzug, der überhaupt die gesamte Malerei von der Skultpur unterscheidet“, ist mit Großheit der Form vollkommen vereinbar. Raffaels Sixtina wäre noch lange keine griechische Göttin und ist doch eine absolut erhabene Erscheinung in allen ihren Formen.

Die zweite Hauptsphäre, die der Verfasser nun also feststellt, ist die freie Verarbeitung klassischer und italienischer Einwirkungen durch Rubens und van Dyck. Diese Verarbeitung war wesentlich eine Verschmelzung nationaler Vorzüge mit den vom Ausland überlieferten Fortschritten und Vollkommenheiten. Erinnert man nun dagegen abermals, was schon oben ausgesprochen wurde, daß Rubens zwar Wärme, Saft, Offenheit des Sinns, Leben, Freiheit, Farbenpracht, anatomisches Verständnis usw., aber keineswegs Schönheit der Formen von den Italienern aufnahm, so antwortet der Verfasser

abermals, daß jene spezifisch malerischen Mittel mit der idealen Körperform nicht vereinbar seien, oder richtiger, er benutzt jetzt jene Einwendung eben als Beweis für diesen Satz. Ich für meinen Teil gestehe, daß ich an dem großen Rubens, so wie er nun einmal ist und uns die überstarke Fettbildung seiner Gestalten mit in Kauf gibt, zwar nicht mäkeln will, daß ich ihn aber nie als Kanon aufstellen möchte, um diesen Widerspruch zwischen der Form und den übrigen malerischen Kräften zu rechtfertigen.

Die zwanzigste Vorlesung ist nun der dritten Sphäre, der rein nationalen, in Stoffen ganz weltlichen, wesentlich durch die Reformation bedingten holländischen Genremalerei gewidmet, die einundzwanzigste spricht von der Poesie ihrer Farbe; eine neue große Reihe von Antizipationen, welche zu ermüdenden Wiederholungen führen werden, zugleich aber voll der trefflichsten Bemerkungen. Der Verfasser nimmt von der Religion den Ausgang, er tut dar, wovon er schon mehr als einmal gesprochen hat, daß die Kunst nicht auf das ausdrücklich Religiöse, wie bei den katholischen romanischen Völkern, beschränkt bleiben durfte und mußte, und beweist, daß die neue, bisher nur im Keime berührte Aufgabe, die provinzielle Landschaft und das vorhandene Leben des Tages auszubeuten, ebensoviel Genialität forderte als die früheren großen Stoffe. Je dürftiger an sich diese Stoffe scheinen, je weniger Größe sie dem Künstler entgegenbringen, gerade desto mehr Vertiefung und innere Poesie bedarf es von seiner Seite. Das Partikulärste und Einzelnste ist jetzt in der Malerei berechtigt, sie läßt ihre Sonne scheinen auch über die Häßlichen und Niedrigen, man muß nicht mehr schön sein, um gemalt zu werden, da gilt kein idealer Gattungstypus, kein konventionelles Idealisieren mehr; desto tiefer muß die Konzeption, desto größer die praktische Meisterschaft sein, desto feiner die Belauschung jener feinen, unbemerkten Züge, die dem Kahlen und Wilden in der Landschaft, dem Beschränkten in der Menschenwelt Seele, Wärme, Traulichkeit, Physiognomie geben. Und nun wird die Nationalität der Holländer, wie sie durch Wohnsitz und Geschichte bestimmt ist, warm und liebevoll geschildert; schon Hegel hat bekanntlich in seiner Ästhetik mit besonderer Neigung zu dem Spiegel der holländischen Malerei dieses sein Original gehalten. Die Schätzung des Einzelnen und selbst des Kleinsten, die Behäbigkeit, Wohligkeit, Lustigkeit, welche die Frucht

des schwer erworbenen, reinlichen Besitzes, der blutig erkämpften bürgerlichen und religiösen Freiheit ist, blickt mit Lust in ihre eigene Welt hinein. „Aus dieser lebendigen Wechselrede, aus diesem stummen, aber innigen Dialog entspringen die selber freien, innigen, liebevollen, treuen Kunstwerke dieser Stufe."

Die Malerei nimmt nun in der Weise ihrer Konzeption allerdings den umgekehrten Weg, verglichen mit der historischen. Diese geht von der inneren Anschauung aus und ergreift für sie große Formen, die sie in der Wirklichkeit findet, aber erst reinigt und erhöht. Jene Genremaler dagegen sind im eigentlichen Sinne Porträtmaler in jedem Felde. Man darf dies ja nicht mit gemeiner Kopie der Natur verwechseln; idealisieren muß auch der Porträtmaler. Die wesentliche subjektive Zutat besteht hier schon in der Beschränkung auf einen eng geschlossenen Kreis von Objekten. Wer das Leben porträtiert, der muß sich sein begrenztes Segment herausnehmen, denn das Leben ist unermeßlich, jeder kleinste Kreisausschnitt unerschöpflich. Diese Begrenzung ist eine Haupttugend der Holländer. Jeder sammelt „im kleinsten Punkte die höchste Kraft", der eine bleibt bei Blumen, der andere bei Tieren, der dritte bei Bauernschenken usw. Das Wichtigere aber, was das subjektive Talent hinzubringt, ist eine direkte positive Kraft: die Kraft, zu f i n d e n , was die Natur unabsichtlich beherrscht, die Silberblicke zu belauschen, zu sammeln, vom nicht Hinzugehörigen zu läutern und dann erst durch die Meisterschaft der Ausführung die Natur als eine zweite, von der Künstlerseele durchdrungene Natur hinzustellen.

„Wo die Form nicht adelt, muß das Kolorit adeln", sagt der Verfasser Seite 364; und daß nun die idealisierende Kraft der Holländer in der Spitze der Farbenwirkung, in dieser Magie, dieser Farbenmusik sich konzentriere, führt er in der einundzwanzigsten Vorlesung aus. Hier ist der Verfasser mit seinem warmen Auge ganz auf seinem Gebiet, und man hört ihm mit Genuß zu, wenn er mit Worten malt, wie hier alles ineinander scheint, reflektiert, blitzt, dämmert und die innerste Naturbestimmtheit jedes Dings in der Farbe gefühlt wird, wie die ödeste Landschaft durch ein Morgenlicht, durch Sonnenstrahlen, die im Nebel schleichen, wie ein Kornfeld durch sein braunes, warm beleuchtetes Gold die seelenvollste Stimmung in sich aufnimmt. Wer in der Nähe etwas von diesen Zauber-

wirkungen sehen will, den verweise ich an das kleine Bild von Ruisdael in der Leuchtenbergischen Galerie zu München: eine ganz unscheinbare Wiesenfläche mit etwas Hecke und ein paar Windmühlen. Ein Weg zieht sich nach der Stadt Harlem, die man im Hintergrund schwach erblickt. Ein dicker nebliger Himmel hängt hoch wie ein schweres Tuch über dieser fahlen Einsamkeit. Ein paar Sonnenstrahlen arbeiten sich matt durch diese Nebeldecke und werfen gebrochene Blicke auf die weite Fläche. Welches Gefühl liegt in dieser Perle der Landschaftsmalerei! In dieser Öde welche Heimlichkeit, in dieser Trübe welche Wärme, in dieser Melancholie welche friedliche Behaglichkeit! Danach kann man am Golf von Neapel ein Heimweh bekommen.

Ebenso wird bei einem Brouwer, Ostade, Teniers „die stockige, dumpfige Atmosphäre einer Trinkhöhle voll Tabaksqualm zu einem Wunderreich", ebenso „trägt Rembrandt die bäurischen Formen und Physiognomien in eine solche Zaubersphäre herüber, daß seine Gebilde uns Märchenträume bedünken könnten, wenn wir sie nicht zugleich doppelt als Märchen anstaunen müßten, die das poetisch wachste Studium der Natur zu ihrem Quellpunkt haben."

Diese Poesie der Farbe steht, so könnte es scheinen, mit der Gemeinheit der Gegenstände in Widerspruch. Allein diese Gemeinheit ist durch die in sie gelegte K o m i k, durch die Wichtigkeit, die das Kleine sich gibt, wieder aufgehoben, und gerade die Magie der Farbe erhöht diesen Widerspruch, in welchem eben die poetische Wirkung, die Idealität liegt. Es ist der gesunde H u m o r der Holländer, durch dessen Darstellung der Verfasser sein Bild vollendet, den er gegen arme Moralisten in Schutz nimmt und in seiner Harmlosigkeit verteidigt, als gesundes Gegengift gegen die kränkliche Rührbarkeit der Gegenwart empfiehlt und von dem falschen Humor unserer Kunst wohl unterscheidet. Die betrunkenen Bauern jener Trinkstuben, die Schreier, Raufer, Marktschreier sind in aller Albernheit und momentanen Ausartung innerlich gute und harmlose Menschen. Der bissige Geifer der Schnapslumpen, der verbissenen Subjekte in so manchen modernen Genrebildern dagegen ist widrig und fällt unter die Polizei der Moral.

Nun kommen wir endlich bei der letzten Vorlesung dieser langen Einleitung an, der zweiundzwanzigsten. Für diese hat sich der Ver-

fasser eine Erörterung vorbehalten, welche, wie ich dies schon oben ausgesprochen, den Ausgangspunkt der vorhergehenden Darstellung hätte bilden sollen; die Vergleichung der Völkercharaktere auf der Grundlage ihrer näheren natürlichen und geistigen Bestimmtheit. Denn früher hat er dies, wie wir sahen, immer versäumt und nur vom Kunstcharakter gesprochen. Er hat die Manier, auf einen Punkt immer wieder zurückzukommen, ihn in einem neuen Zusammenhange neu zu bestimmen, und stürzt so sich in unendliche Wiederholungen, den Leser in Ermüdung und Verwirrung. Er überfliegt jetzt mit einem Blicke den geographischen Gang der Malerei in Deutschland und den Niederlanden, er zeigt, wie die Deutschen an Dauer und Intensität der Blüte ihrer Malerei offenbar hinter den Niederländern zurückstehen. Er will dies daraus erklären, daß der germanische Geist erst der Berührung mit dem romanischen Elemente bedarf, um sein Kunsttalent reicher zu entwickeln, wie dies bei den Niederländern der Fall war. Indem er sich nun dazu anschickt, stellt er die Behauptung auf, daß die romanischen Völker überhaupt mehr Talent zur Malerei haben als die Deutschen. Ohne uns vorerst durch den Widerspruch dieser Behauptung mit der früheren, daß die germanische Malerei spezifisch malerischer sei als die romanische, stören zu lassen, da ihn der Verfasser selbst kennt und nachher zu lösen sucht, müssen wir hören, wie er sie beweist. Die Malerei, sagt er, setzt einen viel tieferen Bruch des Subjekts mit der Welt, eine viel tiefere Trennung der vorhandenen Wirklichkeit und des subjektiven Empfindens und Anschauens voraus als die anderen bildenden Künste. Ohne Abrede; der Maler muß die Welt in tieferer Beseelung darstellen, daher von ihr schärfer zurückgetreten sein, um den Drang zu fühlen, die in diesem Bruch verlorene Einheit durch Hineinfühlen seiner in sich vertieften Seele in die Natur wiederherzustellen. Was folgt daraus? Daß die Deutschen mehr malerischen Geist haben, so wird alle Welt antworten. Denn die Deutschen sind ja das Volk, das diesen Bruch am tiefsten in sich trägt, sind das subjektivste Volk, sind ebendaher Protestanten geworden, haben als Protestanten erst die Form der Bildung geschaffen, welche durch ihre Geistigkeit sich negativ zur Natur und dem äußeren Geschehen verhält und diese Negation nur durch die tiefe Arbeit des Subjekts wieder aufhebt, das im Denken durch den Begriff, in der Empfindung durch die

Sentimentalität (im großen, nicht tadelnden Sinne des Worts) und durch den Humor das Subjekt mit dem Objekt wieder versöhnt. Wie antwortet aber der Verfasser? Es folgt, daß die romanischen Völker mehr malerisches Talent haben. Warum? Vor allem wegen ihres Katholizismus; „denn der katholische Kultus beruht auf dieser dauernden Trennung, die sich umfassender noch in dem gesamten Bezug des Subjekts zur geistlichen Autorität wiederholt." Ich habe bisher gemeint, der Katholizismus sei noch zur Hälfte Naturreligion, verhalte sich ebendarum harm- und bruchloser zur Objektivität als der Protestantismus, wisse den ungleich oberflächlicheren Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt durch seinen sinnlichen Gottesdienst, durch seine sinnliche Bevormundung der unmündigen, tiefer in die Natur noch versenkten Subjektivität leichter zu lösen, ebendaher sei die Stimmung katholischer Völker der Kunst und insbesondere auch der Malerei zwar günstiger als der Protestantismus, aber doch ihre Malerei weniger malerisch als die Malerei des von Anfang an zum Protestantismus berufenen deutschen Volks. Damit wären wir — ich und wahrscheinlich der Leser — unmittelbar bei einem Satze wieder angekommen, den der Verfasser oben aufstellt, nun aber als einen Widerspruch mit diesem Satze erkennen und diesen Widerspruch wieder zu lösen suchen muß. Zu den soeben zitierten Worten setzt er dann hinzu: „wenn diese und anderweitige Gegensätze nicht schon im Leben selbst ihre letzte Erledigung finden, dann erst regen sie im innersten Grunde der Seele die künstlerische Tätigkeit auf, um durch ein höheres Schaffen zu leisten, was das sonstige Dasein versagen muß." Ich sage umgekehrt: wo diese und anderweitige Gegensätze im Leben schon (wie im Innern des Gemüts) eine so leichte Erledigung finden, da ist von selbst die Blüte der Kunst gegeben, denn diese gehört, verglichen mit den schweren Kämpfen des Geistes im Denken und Wollen, welche bei tieferem Bruche beginnen, eben von selbst zu jenen Formen einer leichteren Erledigung; daher ist die Malerei der katholisch romanischen Völker fruchtbarer und anmutvoller, die des deutschen, dem Protestantismus entgegenreifenden Volks sparsamer und inniger. Der Verfasser führt nun eine weitere Form des bei den romanischen Völkern nach seiner Behauptung tiefer gehenden Gegensatzes auf. Die romanischen Völker sind Germanen, die in romanisierten Ländern auf eine fremde, schon ab-

geschlossene Kultur und Sprache stießen, ihre Individualität aufgeben mußten und so einen von Anfang an zwiespältigen Charakter in sich aufnahmen. Ich aber meine: die Verschmelzung der römischen Bildung und des deutschen Nationalcharakters führte zwar lange, harte Kämpfe mit sich, die Malerei aber blühte eben gerade erst auf, als diese Verschmelzung eine vollständige war, und wenn wir allerdings die tiefe Innigkeit des Ausdrucks in den oberitalienischen Schulen, z. B. der mailändischen, uns aus der starken Beimischung deutscher Natur zu der südlichen zu erklären haben, so ist doch diese Innigkeit weniger tief als in der deutschen Malerei, und zwar darum, weil jener Zusammenstoß eines noch weichen, ungebildeten, bestimmbaren Volks mit einer fertigen, fremden Bildung ein ungleich leichter zu lösender Gegensatz war als der, den das rein deutsche Volk in seinem innersten Geiste trägt. Sagt doch der Verfasser weiterhin selbst: „der Anschluß der romanischen Völker an die Alten führt sie dem Streben nach freier Schönheit der Gestalt und Gruppierung zu, die ursprünglich germanische Nationalität läßt die andere Sphäre aufsuchen, in welcher die Malerei ihren eigentümlichsten Typus entwickelt: die partikuläre Lebendigkeit der Züge und Formen, die innere Beseelung und das Vorwalten des Kolorits"; erwähnt er doch selbst, daß dieses Moment stärker im nördlichen Italien, wo deutsches Blut eindrang, als im reiner lateinischen mittleren Italien hervortritt, und da er ebendieses Moment als das im engeren Sinn Malerische bezeichnet, so kommen wir eben da an, wovon wir ausgiengen. Versteht er aber unter der Spannung, welche die romanischen Völker durch den Gegensatz ihrer Nationalität mit einer fremden Bildung in sich aufnahmen, ihre praktisch politische Spannung, die zwar nicht bei den Italienern, wohl aber bei den Franzosen und Spaniern als Revolution ausbrach, so können wir nun die Sache dahin bestimmen: das deutsche Volk ist innerlich, geistig gespannter, dualistischer; diese romanischen Völker sind praktisch gespannter. Jene Art der Spannung bringt aber das spezifisch Malerische, diese hingegen größeres Talent zu freiem Schwung der Form und Kühnheit in der Darstellung des Affekts mit sich. Also auch hier dasselbe Resultat. Von den Spaniern sagt darauf der Verfasser, sie haben den Bruch der romanischen Völker energischer in sich als die Italiener. Sie sind allerdings ein ungleich mehr gegensätzliches Volk; zu einer offenbar

stärkeren Beimischung deutschen Blutes kommt hier das Arabische und die keltische Nationalität der Urbewohner. Offenbar aber läßt sich dies so auffassen, daß wir auf die eine Seite die realistische Art und Stimmung der von den Römern eingeführten Bildung stellen, jene drei Momente aber als sich gegenseitig verstärkende auf der andern Seite zusammennehmen, so daß das innerliche Wesen des deutschen Charakters durch die phantastische keltische Sinnesweise und durch die glühende arabische Einbildungskraft erhöht erscheint; ebendadurch nun schlägt sich ihre Malerei auf jene Bahn, wo das im engeren Sinne malerische, deutsche Prinzip waltet, und bildet nur den Ausdruck der Innerlichkeit zu tief glühender Schwärmerei aus, gibt dem Genre jenen eigenen silberumschleierten, tief ahnungsvollen Farbenton, vernachlässigt aber, wie Deutsche und Niederländer, den höheren Adel reiner plastischer Form. Im französischen Volke war die keltische Natur mit römischer Bildung und Sprache viel inniger verschmolzen, als die Franken, unter den Deutschen selbst der beweglichste, lebhafteste Stamm, eindrangen. Ihre Malerei, als sie endlich zur Selbständigkeit sich erhob, wandte sich daher zunächst entschieden zum plastisch-klassischen Prinzip und trübte es darauf freilich durch den Ausdruck des Theatralischen, das diesem Zweige des Keltenstammes, schon nach der Beschreibung des Cäsar, frühe eigen war. In der neuesten Zeit erst wurde, und zwar gerade durch Berührung mit den Deutschen, das deutsche Element wirksam, das echt Malerische brach sich Bahn und erlangte nun durch das Bewegliche und Lebhafte, was in dem Volke liegt, eine dramatische Zuspitzung, eine Raschheit schlagender Wirkungen, wodurch die Deutschen allerdings bald überflügelt wurden.

Wie löst nun der Verfasser den Widerspruch, in den er durch seine Begründungsweise gerät? „Er verschwindet durch das einfache Faktum, daß in der Tat eine ausgebildete Malerei unter den Germanen nur an den Orten zu finden ist, auf welche sich, wenn auch in geringerem Grade als in Italien, Spanien und Frankreich, die römische Bildung hinerstreckt hatte, oder bei den Völkern, die mit romanischen Nachbarn in nähere Berührung treten, sei es durch Wechselverkehr oder durch dauernde Oberherrschaft. Weder die Dänen, Schweden und Norweger, noch die Deutschen im Herzen des Reichs und an den Nordküsten haben sich in unserer Kunst ausgezeichnet.

An den Ufern des Rheins hingegen, in Flandern und Brabant hat die Malerei ohne wesentliche Beihilfe auswärtiger Vorbilder geblüht." Gut, die Tatsache ist wahr; wenn aber doch auch in dieser günstigen Beimischung des Romanischen gerade das, was in der niederländischen Malerei echt malerisch ist, deutschem Ursprung und Charakter gehört, wie steht es mit der obigen Deduktion? Der Widerspruch bleibt; der Vordersatz wird aufgehoben. Ich meine, die Sache sei einfacher, wenn man also sagt: so entschiedenen Beruf auch das deutsche Volk durch seine Innerlichkeit, seinen tiefen Bruch mit der Objektivität zur Ausbildung der spezifisch malerischen Momente in der Malerei hat, so fehlt es ihm doch an zwei Dingen zu sehr, um diesen Beruf für sich allein zu erfüllen. Diese zwei Dinge sind: Leidenschaft und Formgefühl; wo es durch romanische Anregung, wie diese in den Niederlanden wirkte, diese Kräfte in sich hineinzieht, da erst wirken alle günstigsten Bedingungen zusammen, und wenn jetzt die Deutschen im eigentlichen Deutschland auf neuen Bahnen wandeln, so ist es, weil sie zuerst in der Schule der Alten, dann der Italiener das Antike und Romanische, das Südliche gründlicher in sich aufgenommen haben. Der Verfasser aber nimmt noch einmal seinen Satz auf, daß im germanischen Volkscharakter Außenwelt und Subjekt, substantieller Zweck und einzelnes Wissen und Wollen ursprünglich vermittelt und ausgesöhnt, daß die germanischen Völker in höherem Grade als die romanischen schon außerhalb der Kunst mit der Welt, die sie aus sich herausgearbeitet haben, im Einklange seien, daß sie deshalb für die künstlerische Konzeption weniger eine Phantasie mitbringen, welche den Zwiespalt von Subjekt und Wirklichkeit, Substanz und Individualität, Innerem und Äußerem in idealer Weise zu heilen getrieben wäre, als sie vielmehr mit unbefangener Liebe, mit Herz und Gemüt der Welt um sie her ins Auge schauen und die stille Treue einer porträtartigen Wahrheit höher achten als die Unzufriedenheit der umfassenden Einbildungskraft." Der geistige Zwiespalt der Deutschen bedarf vielmehr eine noch idealere Lösung als die ästhetische, eine Lösung in der Form geläuterter Religion und Wissenschaft, und hier hat er sich allerdings versöhnt und gelöst, aber auf dem Wege der tiefsten Kämpfe. Die Lösung des Lebensrätsels durch die Kunst ist dem Deutschen zu oberflächlich, daher ist der Deutsche weniger reich und

graziös, aber auch tiefer und ausdrucksvoller in der Kunst. Will man dies so ausdrücken: er hat weniger Kunstberuf, so mag man es in gewissem Sinne. Will man sagen: er ist malerischer, so suche man dies mit jenem Ausdruck besser zu vereinigen als der Verfasser.

Die Charakteristik geht sofort auf die Engländer über und erklärt ihre geringe Bedeutung für die Geschichte der Malerei nach jenen Vordersätzen daraus, daß sie als ein Volk von vorwiegend germanischem Ursprung und Charakter mit sich und ihrer Außenwelt zu zufrieden seien, um der Kunst zu bedürfen. Dies nötigt den Verfasser, ihre großen Leistungen in der Poesie dadurch zu erklären, daß er einen wesentlichen Hauptzug des englischen Volkes nur nachträglich in seine Schilderung einschiebt. „Sie können doch nicht unmittelbar allen den Widersprüchen und Täuschungen entgehen, die das wirkliche Leben zum Geheimnis und Rätsel machen" usw. Die Engländer sind durch das normannisch-romanische Feuer, das ihnen gewiß reichlicher beigemischt ist, als der Verfasser zugibt, durch die rivalisierende Spannung gegen die Franzosen, durch ihre Lage als Insulaner ein energisches, durch und durch praktisches Volk geworden. Je mehr nun die deutsche Tiefe, der deutsche Drang innerlicher Verarbeitung von Gegensätzen in diesem Volke im Gedränge der praktischen Zwecke sich zerstreut, desto schmerzvoller arbeitet sie, als zürne sie über diese Zerstreuung, im tiefsten Gemüte fort und kommt als Melancholie und Zerrissenheit in Poesie und Religion an den Tag. Gerade die Engländer sind daher noch mehr als die Deutschen innerlich ein dualistisches Volk, und dieser Zwiespalt ist zu tief und hart, um sich in der sinnlicheren bildenden Kunst lösen zu können.

Jetzt kehrt zum Schlusse der Verfasser auf die Holländer zurück. Die nötige Spannung gegen die Objektivität gab ihnen der Kampf gegen die Spanier, gibt ihnen ihr Welthandel, ihr praktischer Sinn, ihre vielfachen Berührungen mit romanischen Völkern, vor allem aber ihr beständiger Kampf mit dem Meere; sonst würde ihnen, sagt unser Verfasser, ihre durch und durch germanische Nationalität dieselbe Schranke in den Weg stellen, die er überhaupt in der Einigkeit des deutschen Geistes mit sich finden will. Wir dürfen dieser Wendung nur einen Ruck geben, so stimmt sie mit unserer Ansicht überein. Die Holländer wären keine Protestanten geworden, wenn sie nicht den Bruch mit der Sinnenwelt in sich trügen, der dem deutschen Geiste

eigen ist. Wenn aber dieser innere Zwiespalt die Deutschen zu einem innerlich mit sich beschäftigten Volke macht, das nicht zur Tat sich entschließen kann, wenn das holländische Phlegma zu diesem unpraktischen Wesen doppelt versucht war, so war dagegen diesem Stamme jene geschichtliche und geographische Situation ein heilsames Reiz- und Weckmittel und gab so ihrer Kunst zum tiefen Ausdruck die nötige romanische Lebendigkeit. Offenbar aber büßten sie durch diese Wendung zum Praktischen, durch die Zufriedenheit mit ihrem errungenen Glücke auch an Macht deutscher Innerlichkeit ein; wie vorzüglich daher ihre Genremalerei sein mag, es fehlt ihr doch selbst am Komischen, an der Genialität bedeutenderer Widersprüche, und sie blieben überhaupt auf diesem Boden stehen, der zwar ehrenwert, aber doch wahrlich nicht die erhabenste Gattung der Malerei ist.

Da hier von der geographischen Lage der Holländer die Rede werden mußte, so erklärt nun der Verfasser aus der Natur ihres Landes ihre Meisterschaft im Kolorit. Dies ist zum Schlusse ein Abschnitt, worin die schönsten Eigenschaften unseres Kunsthistorikers sich aufs anziehendste wieder geltend machen. Man kann nicht sinniger, feiner eindringend dartun, warum in einem Lande, das von der Natur so wenig begünstigt ist, wo aber ebendaher die Aufmerksamkeit auf die Farbe durch keine plastische Schönheit der Formen abgezogen wird, wo dagegen Meer, wasserreiche Flächen, sorglich gepflegte Vegetation, Nebel, Gewölk, Luftperspektive in weiten Ebenen, Zimmerluft in geschlossenen Räumen das Auge für jede feinste Nuance von Farbe und Licht unendlich schärft: warum gerade in diesem Lande die größten Koloristen gedeihen mußten.

So scheiden wir, noch einmal auf das freundlichste angesprochen, für jetzt von unserem Verfasser. Der zweite Band führt die Geschichte bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, also bis zur Schwelle der höchsten Blüte des mittelalterlichen Ideals. Da es nun nicht in der Aufgabe dieser Jahrbücher liegen kann, den ganzen geschichtlichen Stoff kritisch zu durchgehen, sondern hier nur die bedeutendsten Gipfelpunkte berührt werden können, so müssen wir die Vollendung des dritten Bandes abwarten, damit die ganze Höhenreihe erst ausgebreitet zu gedrängter Überschauung vor uns liege, ehe wir unsere Urteile aussprechen.

Die Darstellung des Verfassers verbindet die Vorzüge und die

Mängel des Inhalts. Er verarbeitet seine philosophische Einsicht zu einer Fülle anschaulich bezeichnender konkreter Wendungen, worin überall sein Malerblick durchsieht, er sprudelt von Beredsamkeit; diese Beredsamkeit ist niemals seicht, aber doch zu unermüdlich, das Allgemeine durch immer neue Wendungen mit dem Wirklichen, sinnlich Deutlichen zu vermitteln, so daß man endlich wünscht, die Rede wäre lieber trockener, damit der Schlagworte wenigere wären, die sich dem Gedächtnis dann leichter einprägten. Er ist auch schöpferisch in neuen Wortbildungen, die wie z. B. der Ausdruck: seelenplastisch (den ich nur nicht im Inhaltsverzeichnisse zur Überschrift gemacht sehen möchte, weil er für diesen Gebrauch zu empfehlen ist) für die alte Kölner Schule, oft ganz glücklich sind, oft aber gesucht, wie: innerlichkeitslos, heiterkeitslos, wahrheitsklar usw. Und hier kann ich schließlich nicht verhehlen, daß ich mich mit nicht wenigen, vielleicht mit dem Geschmacke des ganzen süddeutschen Stammes, lebhaft gegen die Nachahmung gewisser Wendungen erklären muß, welche namentlich durch Goethes Greisenstil im Norden eingerissen zu sein scheinen, und welche wir affektiert nennen. Dies ist außer gewissen gesuchten Wörtern, wie z. B. das beliebte in gewöhnlichem Zusammenhang viel zu pathetische „Herantreten" u. dgl. (Kuglers ewiges: bedeutsam, zumeist usw. gehört auch hieher), namentlich der im Deutschen nur in sehr seltenen Fällen erlaubte Gebrauch des Superlativs ohne Artikel. „Eigenste Richtung", „lebendigste Wirklichkeit", „glücklichste Beleuchtung", „sorgsamste Ausführlichkeit" u. dgl. Ein andermal muß dieser arme Superlativ Verbindungen eingehen, worin ihm alle Glieder wehe tun. „Das für sie negativeste Resultat"; kann man denn aber so sagen? „Nur im Verschwindendsten tut sich der Gipfelpunkt der Lebendigkeit kund" u. dgl. mehr.

Doch wir wollen nicht als Wortklauber vom Verfasser Abschied nehmen, sondern das Werk eines Mannes, der Philosophie und konkreten Kunstsinn in einem wahrhaft seltenen Grade vereinigt und mit diesen Kräften eine Lücke auszufüllen beschäftigt ist, deren sich unsere Kunstgeschichte vor unserer Literaturgeschichte zu schämen hatte, mit aller Liebe und Achtung dem Interesse der Nation empfehlen.

(Jahrbücher der Gegenwart, September und Dezember 1844, S. 831—854 und S. 1012—1061.)

Die Münchner Kunst.

Eine Ergänzung der kritischen Gedanken in den Jahrbüchern der Gegenwart.*)

Die Redaktion dieser Zeitschrift muß es als eine ihrer ersten Pflichten ansehen, alles Halbe von ihren Blättern abzuhalten. Halb kann etwas sein, weil es das, was es sagen will oder soll, nicht ganz sagt; halb kann es aber auch sein, weil das, was es sagen will und soll, wirklich nur die Hälfte der Wahrheit ist. Im ersten Sinne war jenen kritischen Gedanken eben keine Halbheit vorzuwerfen; sie giengen der Münchener Kunst an die Wurzel und sprachen aus, was nicht zu leugnen ist, daß es ihr am wahren Lebensprinzip schon im Mittelpunkte ihrer Entstehung fehlt, daß sie, als Existenz überhaupt betrachtet, gemacht und nicht geboren ist, weil sie nicht von innen aus dem Volke und dem Schöpfertriebe der Zeit hervorkam, daß sie daher als Architektur eine tote Modellsammlung darstellt, daß sie als Malerei überlebte und ausgehöhlte Stoffe vergebens in neue Formen zu gießen sucht. Es ist dies auch sonst in diesen Jahrbüchern schon ausgesprochen worden und dem genannten Beitrage sollte und durfte darum, weil er es neuerdings mit der ganzen schneidenden Bestimmtheit der Kritik ausspricht, die Aufnahme nicht verweigert werden. Ja manches hätte immer noch schärfer gesagt werden können. Betrachtet man die Kunst einmal im großen, faßt man ebendaher ihr ganzes Verhältnis zum Leben ins Auge, so ist z. B. auch das Mißverhältnis des Aufwands und des ästhetischen Gewinnes nicht zu übersehen. Man muß im Anblick dieser kostbaren Modelle kirchlicher Architektur sich z. B. fragen, ob denn diese oder jene Kirche auch wirkliches Bedürfnis für den Stadtteil war, in welchem sie errichtet ist; die Architektur hat ja einmal ihren Zweck. Bedenkt man nun die ungeheuren Kosten eines solchen Gebäudes, erwägt man noch dazu, was es für seine Erhaltung, was für die Anstellung von Geistlichen, die Anschaffung der Geräte usw. für Summen verschlingt, fragt man sich dann, ob denn für das Allernächste und Nötigste, ob

*) Tübingen (L. Fr. Fues), Novemberheft 1845. A. d. H.

für Schulen namentlich in diesem Lande alles geschehen sei, um solche Gelder übrig zu haben, sieht man den Zustand der Finanzen und der Volksbildung im ganzen an, welcher zu der traurigsten Verneinung dieser Frage führt: so wird man berechtigt sein, von diesen Dingen noch viel bitterer zu sprechen, als es der Verfasser getan hat. Die Kunst soll die ungesuchte letzte Blüte des Wohlstands und der gleichmäßigen Bildung eines Volkes sein; zuerst Suppe, Rindfleisch und Gemüse, dann erst die Leckerbissen, den Wein! Aber hier: Leckerbissen und Wein ohne die Grundlage eines soliden Gerichtes im Magen! Und zwar fremde Leckerbissen, fremder Wein! Die Athener errichteten das Riesenbild ihrer Athene, des in vollem Glauben verehrten Genius ihres feinen und tapfern Volksgeistes, aus dem Überfluß ihres Reichtums, ihrer Siegesbeute: in München wird diese Bavaria gegossen, zwar nicht von Gold und Elfenbein, aber doch um ein Höllengeld, die Bavaria als Symbol einer kombinierten Bevölkerung, welche nicht nur durch den Unterschied der Abstammung geteilt, sondern durch die ganze Kluft der Konfession zerrissen ist, welcher, wenn sie dies auch nicht wäre, das mythische Bewußtsein, das geistige Einheiten in Götter umbildet, so fern ist, als unserer Zeit überhaupt die Mythe! Sonst schuf Gefühl der Einheit und Kraft, Bildung und Begeisterung solche Werke, jetzt stellt man sie hin auf allerhöchsten Befehl, und das Volksgefühl soll danach am Anblicke des vorhandenen Werks, von außen nach innen, statt von innen nach außen sich erzeugen.

Allein jene Kritik war nach unserer Ansicht im zweiten Sinn halb und wir nahmen uns daher vor, sie auf dieser Seite durch einige Bemerkungen zu ergänzen. Wir wollen den Verfasser darum nicht meistern. Was er gesagt hat, hat er recht gesagt, allein er hat nicht alles gesagt. Sollen wir sogleich mit einem Worte nennen, was wir hinzuzusetzen haben, so ist es dies: es bleibt nach einer solchen Kritik zweierlei noch zu tun übrig. Zuerst ist zu sehen, ob nicht, die unorganische Entstehungsweise dieser sogenannten Kunstblüte im ganzen zur Seite gelassen, wenigstens manche Unternehmung vergleichungweise immer ein glücklicher Gedanke war, wodurch der Kunst denn doch einige zeitgemäße Stoffe geboten wurden. Sodann aber ist vom Stoffe überhaupt abzusehen und die eigentliche Kunstfrage, die reine Form- oder Stil-Frage ins Auge zu fassen.

Wir verkennen gar nicht den wesentlichen Zusammenhang zwischen Stoff und Form, wir wissen recht wohl, wie sehr dieser Punkt von der gewöhnlichen Kunstkennerei vernachlässigt wird, aber wir behaupten so viel: an zeitwidrigen und durch unpassende Unternehmungen gebotenen Stoffen kann das Formgefühl doch immer unter gewissen Umständen eine Anlehnung finden, um sich bis dahin zu üben und zu bilden, daß es, wenn endlich eine glücklichere Zeit die rechten Stoffe bringen sollte, die gehörige Reihe von Versuchen, von überwundenen Schwierigkeiten, von Aufforderungen zu angestrengter Tätigkeit, von Wagnissen durchlaufen hat, um nun am rechten Inhalt das rechte Meisterwerk des Stils schaffen zu können. In dieser Hinsicht muß vieles Verfehlte in den Unternehmungen und den durch sie gegebenen Stoffen als fait accompli betrachtet werden; eine gewisse Billigkeit muß eintreten, man muß in Gottes Namen denken, Künstler haben doch zu tun bekommen, die Gelegenheit sei zwar eben nicht die beste, aber doch eine Gelegenheit. Die Kunst ist einmal vom Zufall abhängig; lassen wir den Zufall einmal Zufall sein und trösten wir uns, daß an den Zufall oft ein Besseres sich hängt, als er verdient.

Wenden wir dies auf die Architektur an, so ist auf der einen Seite zu sagen, daß nicht lauter Verfehltes unternommen wurde, auf der andern, daß alles zusammen, das Verfehlte wie das Nichtverfehlte, doch immer eine Gelegenheit war, bauen zu lernen. Was das erste betrifft, so ist freilich wieder zu unterscheiden zwischen dem ganzen Gedanken einer Unternehmung und zwischen der Wahl des Stils. Der Gedanke einer Walhalla z. B. war glücklich, die Wahl des griechischen Tempelstils, dieser ruhig reinen Formen an Tannenhügeln und im nordischen Grau, war unglücklich; aber welche Schule für Architekten! So war das Universitätshaus, die Blindenanstalt ein gutes und zweckmäßiges Unternehmen, die Wahl des Rundbogenstils dagegen läßt sich sehr bestreiten; soll aber ein neuer Stil sich bilden, so müssen Architekten solche dagewesene Stile nicht nur gesehen haben, und es ist nicht nur ein Vorteil für sie, dieselben in steter Nähe zu sehen, sondern sie müssen sich darin versucht, sie müssen Fehler gemacht, glückliche Griffe getan, erfahren haben, was den Bedürfnissen, dem Klima usw. entspricht, und nur aus dieser Praxis ist Hoffnung, daß einmal durch das geheime Gesetz des Zeitinstinkts ein neuer Stil werde. Die Feldherrnhalle mag hier gelegentlich er-

wähnt werden; die Loggia dei lanzi in Florenz war freilich einst etwas anderes, sie diente einem Gebrauche, man will in Italien im Freien und doch vor Regen geschützt sein, und die alten florentinischen Kriegsknechte, auf ihre Hellebarden gestützt, mögen sie freilich malerischer staffiert haben als eine moderne Schildwache; der blutige Tilly ferner erinnert traurig genug an die Geschichte eines Staats, der tausendfachen Fluch über Deutschland gebracht hat und auf eine böse Saat nun die wurzellosen Blumen seiner Kunst setzt; allein es ist doch etwas Öffentliches, schmückt die Straße, zeigt den Menschen einen zierlichen Stil, hilft ihr nordisches Auge bilden, hat dem Baumeister, den Steinmetzen das Formgefühl, Auge und Hand geübt, glückliche Griffe gelehrt, und kommen einmal bessere Zeiten, so hat man eine gute Vorstudie weiter gehabt. Und so verhält es sich denn auch mit den Glyptotheken, Ausstellungsgebäuden, Pinakotheken, den Kirchen und den Palästen. Es wäre freilich eine andere Freude, wenn es ganz andere Dinge zu bauen gebe: nicht schöne Gräber für die Mumiensammlungen alter Kunstwerke, sondern herrliche öffentliche Volkshallen für neue, nicht Kirchen für eine überlebte Religionsform, sondern Tempel für eine solche, wie wir uns den reinen Dienst sittlicher Selbstbesinnung der Völker in einer schöneren Zukunft vorstellen, nicht Paläste, durch welche das neugierige Volk ein paarmal in der Woche aus Gnade hindurchgejagt wird, sondern Stadthäuser, die dem Volke selbst gehören. Aber das alles ist doch noch etwas, hat doch noch einen Zweck. Man sehe nach Berlin, wo man es nach Jahren des Versprechens, des Trompetens, des unfruchtbaren Projektierens zu zwei ganzen Ideen gebracht hat, deren eine, der Dom, wenigstens einem Scheinleben gilt, die andere aber, der Kamposanto, einer exklusiven Totengesellschaft, einem Tod im Tode. In Berlin, sage Berlin, in dem korrosiven, sandigen, schwatzenden, witzigen, literarischen, Nicolaischen Berlin eine Königsgräberhalle, eine ägyptische Nekropole! das ist einmal etwas für Eckensteher und Guckkastenmänner! So einen Brocken kriegt der Berliner Witz nicht alle Tage für seine ätzende Lauge! Und man hat in München doch etwas fertiggemacht, man hat die Ideen doch nicht zu Tode geschwatzt, ehe sie wirklich wurden. Freilich, das hat seine zwei Seiten; man kann, da ja auch in München durch den raschen Mut der Ausführung doch nichts Lebendiges, „die Welt und das Menschengeschick Bezwingen-

des" entstand, sich ganz auf den ökonomischen Standpunkt werfen und die preußische Sparsamkeit loben. Ganz gut, wenn man nur nicht das Geld wieder hinauswürfe, um verlumptem Adel Güter zu kaufen, dem Fanatismus der Kölnischen Geistlichkeit ihren Dom auszubauen, Husaren neu zu uniformieren und einen launischen hohen Gast mit Feuerwerken, Zapfenstreichen, Festen um unsinnige Summen zu traktieren! In München hat man doch etwas, irgend etwas, das bleibt, für das ungeheure Geld, man hat doch etwas getan und man hat zwar keinen neuen Stil geschaffen, aber im Herumtasten an allen hat man doch den Tastsinn, den Formensinn gebildet, und kommt einmal der Messias, der neue Stil, so wird er gewiß nicht aus den Händen wachsen, die Tinte gekleckst und mit der Butterbemme zum Kunstgespräch agiert, sondern aus den schwieligen Händen, die den Zweispitz, das Breiteisen, den Meißel tüchtig und fleißig geführt haben.

Wir haben aber von der Architektur nicht in ihrer Trennung zu reden, sondern besonders in ihrer Verbindung mit der Malerei. Die Skulptur wollen wir hier übergehen, indem wir uns auf die schwierige Frage, welche Bedeutung ihr in der neuen Kunst gebühre, nicht einlassen können. Übrigens hat jene kritische Betrachtung, die wir hier ergänzen möchten, immerhin einen Blick auf den wichtigen Punkt werfen dürfen, um den es sich hier handelt: ob es nämlich denkbar sei, daß im weltlichen Gebiete eine Verschmelzung klassischer Form mit nordischen Charakterzügen sich bilde, welche Keime einer Zukunft dieser Kunst in sich trage, und wieviel insbesondere Schwanthaler zur Lösung dieses Knotens beigetragen habe? Es hätte von den Giebelfeldern der Walhalla die Rede sein müssen, die Bildnisstatue hätte nicht mit dem schiefen Worte, daß hier die Kunst zur Prosa herabsinke, abgetan werden dürfen, und insbesondere hätten die Fürstenbilder in der Residenz aus diesem Zusammenhange beleuchtet werden sollen. Was nun die Architektur in der genannten Verbindung mit der Malerei betrifft, so fieng die Reihe der Unternehmungen in München damit an, eine öffentliche Halle, allen zugänglich, mit Fresken, deren Gegenstände hauptsächlich die wichtigsten Momente der vaterländischen Geschichte darstellten, zu schmücken. Das war doch ein vernünftiger, lebendiger Gedanke. Eine größere Reihe wichtiger Fresken wurde darauf freilich in den Räumen der Residenz aus-

geführt, wo sie nur in Gedräng und Hast flüchtig zu sehen sind; aber München hat doch nicht nur dies, sondern es hat doch auch seine Arkaden, welchen Berlin nichts an die Seite zu setzen hat, denn die unerträglichen Allegorien der Allegorien, diese theogonischen Kulturgeschichte-Rätsel, diese kulturgeschichtlichen Theogonie-Zähnezerbrechungen am Berliner Museum, die man in der Nähe nicht und in der Distanz nur mit Gefahr, rücklings über den Unterbau der Vorhalle abzustürzen, sehen kann, wird man doch nicht rechnen? Im Schlosse zu Stuttgart hat Gegenbauer in einer schönen Reihe von Fresken bedeutende Momente aus der Geschichte Württembergs, in dem zu Weimar hat Neher Szenen aus Schiller und Goethe in Wandgemälden dargestellt: wie schade, daß diese Werke nicht in solchen öffentlichen Hallen allem Volke zugänglich, sondern hinter Portiers, Schilderhäusern und Marmortreppen versteckt sind! Das Unreife der frühesten Ausführungen in den Münchener Arkaden aber wollen wir billig den ersten Anfängen zugute halten. Dazu kommen nun die vielen Fresken in den Kirchen. Hier sieht das Volk freilich Dinge, die ihm Herz und Geist nicht reinigen und erheben, sondern mit krassen Vorstellungen erfüllen, dazu mit frostiger Symbolik verwirren; aber es sieht doch Kunst, Form, Farbe. Endlich in der Glyptothek und den Loggien der Pinakothek breitet sich alte Götter- und Heldensage, Geschichte der Kunst Auge und Sinn erfreuend vor Jedem, der eintreten will, in Werken aus, die zum Teil zu den herrlichsten Schöpfungen eines Cornelius gehören.

Wir mußten in diesen ersten Bemerkungen über monumentale Malerei bereits auch die Stoffe berühren. Die Legende und christliche Mythe geben wir unserem Kritiker gern preis, aber vergessen hat er die ganz würdigen Stoffe aus der griechischen und deutschen Heldensage, deren Verherrlichung durch Schnorr in der Residenz, durch Cornelius in der Glyptothek gewiß zu den edelsten Früchten der Münchener Kunst gehört. Im Übergang zu den geschichtlichen Stoffen hätten gewiß die aus der bayrischen Geschichte in den Arkaden nicht völlig verschwiegen werden sollen, und wenn er mit Recht als die besten profanhistorischen Stoffe Revolutionen bezeichnet: nun, die letzte griechische Revolution wird Peter Heß allerdings sicher nicht in die Arkaden malen, aber die erste hat er doch in einer trefflichen Freskenreihe entfaltet. Jene Kaisergeschichten nun, welche

Schnorr in der Residenz ausgeführt hat, sind doch auch nicht so ganz als schlechte Stoffe zu verwerfen; ob eine Vergangenheit für den Künstler ergiebig sei, hängt doch nicht davon ab, wie viel des unmittelbar erkennbaren Segens sie der Gegenwart getragen. Tüchtig muß sie freilich gewesen sein, und das Tüchtige, wenn es auch in politischen Formen gewirkt haben mag, die wir uns nicht mehr als die unsrigen denken können, hat doch mittelbar immer auch Gutes getragen; daß aber die deutsche Kaisergeschichte eine Fülle tüchtiger Gestalten darbietet, ist ja gewiß nicht zu leugnen. Dies allerdings jedoch ist schon übel, daß man mit so großer Vorliebe Schauszenen, Zeremonien statt bewegter Handlungen aus diesem Stoffe gewählt hat, aber solche lieben leider auch die Belgier. Dabei hängt zwar der Künstler großenteils von Bestellungen ab, allein abgesehen davon, daß er selbst durch Vorschläge, Gegenvorstellungen sich doch wohl mancher obligaten hofmalerischen Zumutung erwehren könnte, hat die Kritik immer das Recht, die Dinge im Großen zu nehmen und, wo etwas häufig vorkommt, nicht weiter zwischen Wahl des Bestellers und Wahl des Künstlers zu unterscheiden; die Kunstkritik kann sich nur an ein verantwortliches Subjekt halten, die Kunst.

Allein nun zur Hauptsache. Lassen wir einmal die Stoffe und die Frage nach ihrem Verhältnis zur Zeitgeschichte; was unumstößlich mehr bleibt, ist dies: durch die Aufgabe, große architektonische Räume mit zusammenhängenden Fresken zu schmücken, lernten die Münchener Künstler vor allem Kühnheit, Entschlossenheit, Raschheit des Entwurfs und der Komposition. Das ist der erste Hauptpunkt, worin die Münchener Schule der Düsseldorfer vorauseilte: die Keckheit und Tapferkeit. Es hat dies zwar seine Einschränkung, denn die Konstruktion und äußere Bedingtheit der Räume brachte es zugleich mit sich, daß man in dem Bestreben, einen Grundgedanken symmetrisch durchzuführen, stark ins Allegorische gieng. Was Manche an Cornelius am meisten loben, der Tiefsinn der sinnbildlichen Andeutungen, wie sie sich in den Feldern der Gebäude entsprechen, dies ist das Geringste und in Wahrheit, wie schon Andere vor uns es gesagt haben, auch das leichteste und wohlfeilste an ihm; diese Art Verstand besitzt jeder Rebusverfertiger und Rechenmeister. Allein dieses verteilende und gegenüberstellende Allegorisieren hat seinen tieferen Grund doch nicht im Verhältnis der Malerei zur Architektur;

einige sparsame Andeutungen allegorischer Art als Nothilfen mag diese immer bedingen und entschuldigen, aber eine Vorliebe zu solchen muß in der Zeit liegen. So haben denn auch diejenigen Düsseldorfer, welche die Alleinherrschaft religiöser Stoffe als das Wahre behaupten, im Staffeleibild ebensogut Allegorien ausgezirkelt als die Münchener auf dem Kalke. Es ist die allgemeine Frostigkeit der Reflexion, von welcher die Zeit noch nicht frei ist, es ist die besondere Frostigkeit des inneren Zwangs, der sich auf die Religionsanschauung verklungener Jahrhunderte festbindet, wie die Ritter auf ihr Pferd, als die Turniere noch fortdauerten, während es doch der Zeit kein Ernst mehr mit ihnen war.

Der andere Hauptpunkt aber ist der Stil. Wenn man es nicht leugnen kann, was unseres Wissens zuerst ein Franzose ausgesprochen hat: der Hauptunterschied zwischen den Düsseldorfern und Münchenern sei der, daß diese Stil haben, jene nicht, so muß man als nächsten Grund hievon vorzüglich den Charakter der Freske im Auge behalten. Die Größe der Räume ruft Kühnheit und Fülle der Komposition hervor, die Technik schließt alles Austüpfeln und Verweilen bei dem Kleinen aus und nötigt, mit großen Strichen, mit kecken Griffen nur die wesentlichen Haupt- und Grundzüge der Sache zum Ausdruck zu bringen, sie befördert also das Gewaltige der Zeichnung, und was noch wichtiger ist: schon das Massenhafte, fest Begründete, Bleibende der Architektur erfüllt den Künstler mit seinem Geist und führt ihn unvermerkt dahin, auch aus den menschlichen Handlungen und Gestalten die festen, ewigen Grundlagen herauszustellen. Darf man sich nun aus dieser Ursache zu den Unternehmungen der Münchener Kunst, so sehr man übrigens in anderm Zusammenhange über ihre Zeitwidrigkeit klagen mag, immerhin Glück wünschen, so tritt wenigstens zum Teil auch die Zeitwidrigkeit der durch die Bauten größtenteils gegebenen malerischen Stoffe in ein erträglicheres Licht. Wir können nämlich von den Religionsmythen wenigstens dies zugeben, daß sie eine Welt von Gestalten darbieten, welche von der Phantasie und Sage bereits in das Gewaltige und Urmenschliche hinaufgerückt sind. Man sieht sogleich, daß wir dabei Cornelius im Auge haben als den Künstler, der die nötige Größe des Geistes besaß, sich auf diese Seite zu werfen, denn Andere freilich werfen sich auf die asketische Zähmung und Beschneidung der Gestalt, welche die

Religionsmythen in ihrer besonderen Fassung durch die mönchisch-kirchliche Gefühlsweise allerdings ebenfalls nahelegen. Cornelius kann im Gegensatz gegen diese als ein alttestamentlicher Geist bezeichnet werden, wie der große Künstler des Moses in Pietro in Vinculis zu Rom, der Riesenmaler des jüngsten Gerichts und der Schöpfungsszene in der Sixtinischen Kapelle. Damit ist freilich nicht gesagt, daß es nicht ungleich besser sei, Stoffe zu besitzen, welche ebenso durch die vergrößernde Sage in das Urmenschliche und Kolossale gerückt sind, ohne aber in das Mirakel hinübergezerrt zu sein. Solcher Art sind die Stoffe der Heldensage, in welchen das Mythische wenigstens sparsamer und das menschlich Sittliche das Wesentliche ist. Man wird daher an den großen Leistungen des Cornelius in diesem Felde eine ungleich reinere Freude haben als an seinen dogmatischen Fresken; das Beste aber wäre freilich reine Geschichte, durch wirkliche Größe an sich schon urgewaltig, durch die Vergangenheit noch vergrößert und doch auf keine Weise in das Mythische hinübergespielt. Solch einen Stoff hatte Shakespeare in der englischen Geschichte, Shakespeare, mit dem Cornelius so Vieles, nur nicht die glücklichen Stoffe gemein hat. Was es aber heißen wolle, einen Stil geschaffen haben, das hätte der Verfasser jener Kritik gewiß mit Stolz und Freude gefühlt, wenn er die neblige Marklosigkeit englischer Zeichnung, wo sie ins Große zu gehen versucht, neben diese ungeheuren Fortschritte der Deutschen gehalten, wenn er erwogen hätte, wie selbst die Franzosen, in so mancher Kraft uns überlegen, welche nur auf dem Staffeleigemälde zu entwickeln ist, doch dieser Heroengröße, wie sie sich nur in der Freske ausbilden kann, sich nicht rühmen können. Kaulbach ist im Anblick dieser Größe geworden, was er ist; er hat sich freilich nicht in der Freske gezeigt, Augenzeugen beklagen sogar bitterlich, daß er zu andern Widersprüchen in seiner großen Komposition: die Zerstörung Jerusalems noch den der detaillierenden Effektwirkung der Ölfarbe füge; im Ganzen gravitiert er auch wirklich zu einer umfassenderen Aufnahme der Naturwahrheit mit ihrer näheren physiognomischen Bestimmtheit, ihrer mehr innerlichen psychologischen Motivierung in die Grundzüge des großen Stils. Dagegen verhält es sich freilich mit Heinrich Heß und seinen Mitarbeitern anders. Sie haben jenes Mönchisch-Kirchliche in den religiösen Stoffen festgehalten und sich einen Stil gebildet, der zwar

in Vergleichung mit dem eines Overbeck immer noch saftig und voll heißen kann, so daß auch diese Seite der Münchener Schule noch im Vorteil steht gegen die verwandten auswärtigen Künstler, welchen nicht das Glück ward, durch große Räume zum Wagen und Durchgreifen aufgefordert zu werden; einen Stil jedoch, der freilich im strengen Sinne, wenn man das Gewaltige als wesentlich in diesem Begriffe festhält, nicht wahrhaft Stil zu nennen ist. Es ist jene geleckte, von den Ecken und groben Kanten der Leiber eines Heldengeschlechts freilich gereinigte, aber darum nicht in der freien Grazie eines lichten, über dem Sturze der Titanen entfalteten Menschenreichs spielende, sondern zum Gefäße einer gesuchten Devotion herabgedrückte Schönheit. Eine Zeichnung wie Samt, eine Biegung und Bewegung so weich, wie jenes Gebügelte, Einschleichende, Glatte und dabei doch typisch Standesmäßige, Weihrauchduftende, an das Tragen langer Kirchengewänder Erinnernde in den Bewegungen katholischer Geistlichkeit. Daß nun in anderer Sphäre und auf andere Weise auch Schnorrs Vortrag, wenn man so sagen darf, zu schön ist, zu süß, zu rein, das läßt sich nicht leugnen; es hängt teils mit dem Obligaten der Stoffe zusammen, teils mit einem Reste von Sentimentalität, den er aus Düsseldorf herübergebracht; aber daneben fehlt es ihm nicht an markigen Gestalten, und wer jene herrliche Gruppe des Hagen, Volker und Dankwart zusammengestellt, wer jenen Hagen mit den Meerweibern, wer die wütenden Nibelungenkämpfe in strotzender Fülle der Komposition, in Macht und Flamme der Bewegung keck auf die Wand geworfen hat, darf doch wohl so nicht mit ein paar Worten über die Mängel eines Teils seiner Stoffe abgetan werden, wie jene Kritik getan hat. Endlich Peter Heß. Er hat zwar nur in einem Hauptwerke aus der Tätigkeit des Ölmalers hinübergegriffen in die Freskenmalerei, in den Arkadenbildern, die schon genannt sind; und in diesen kleinen Kompositionen erkennt man den modernen Schlachtenmaler, der durch seine Stoffe zu genreartiger Behandlung geführt ist, aber diese ist hier eben am rechten Orte, und nun: welche Frische, Lebendigkeit, Entschlossenheit! Welche Freiheit von der Grübelei und Bedenklichkeit, wie sie sich festsetzt, wo die Künstler weder selbst Gelegenheit zur Freske haben, noch in der Anschauung so reicher, so mutiger Tätigkeit sich heranbilden!

Zu der besonderen Formfrage gehört nun auch die über das

Kolorit. Daß dieses gerade da, wo der spezifische Charakter des großen Freskenstils in seiner ganzen Kraft auftritt, wie bei Cornelius, notwendig hinter dem Fortschritte der Komposition und der Zeichnung im Großen zurückbleiben und mit einzelnen Inkorrektheiten der letzteren Hand in Hand gehen wird, begreift sich. Allein nun wären die Anderen zu betrachten, welche bei feinerer und gewiegterer Zeichnung auch diese Seite der Technik sorgfältiger pflegen mußten, und dann erst müßte das Ganze mit der hohen Vollendung der Belgier in der Farbe verglichen werden. Wo die ganze Bewegung von der Technik der Ölmalerei ausgeht, muß freilich der Gang ein anderer sein. Nun hat dies allerdings auch eine höchst wichtige innere Bedeutung. Man kann sagen: wie der Ölmaler die Gegenstände in die volle Wirkung eines realen, auf einem Boden, unter einem Licht und Himmel mit dem Zuschauer atmenden Daseins setzt, so ist er auch auf die deutliche Gegenwärtigkeit des Wirklichen hingewiesen und dadurch seine Technik ganz berufen, die des modernen Ideals zu sein; die Freske dagegen, wie sie den vollen Effekt nicht ebenso geben kann und darf, entspricht dem mythischen Bewußtsein, welches schon als solches den Gestalten in demselben Grade die volle Bestimmtheit des Erfahrungsgemäßen, Gegenwärtigen benimmt, in welchem es sie erhöht und ins Kolossale steigert. Allein damit reicht man nicht aus. Freskenmalerei soll und muß immer bleiben und wird auch immer die Mutter eines großen Stils sein. Denn teils hat der Gegenstand selbst für immer die zwei Seiten in sich: die großen Grundzüge, welche mehr der Zeichnung, und die Physiognomik, die nahen Wirkungen, welche mehr der Farbengebung angehören; teils handelt es sich vom Beschauer. Das Volk braucht öffentliche Kunstwerke; eben auf das Volk wirkt aber auch nur der derbe Grundstrich, die speziellen Wirkungen sind für den Kenner. Öffentlich aber ist und in jener Art behandelt den Gegenstand nur die Freske. Das Volk hat sein gutes Recht, sich zu verhalten wie die Kinder zu Bilderbüchern. Ganz modellierte, mit nuancierter Farbe kolorierte Bilder verwirren das Auge des Kindes; feste Umrisse, einfache Farben braucht es. Wollen wir nun eine freiere Welt, so müssen wir auch eine volkstümlichere wollen, und was die Stoffe betrifft, so ist die Volksphantasie von selbst und ohne eigentliche Mythe tätig, die reine Geschichte, die wir als den gemäßesten Gegenstand verlangen, in dem

Sinne zu verallgemeinern, zu erhöhen, von dem Nexus der nächsten Wirklichkeit zu trennen, wie es die Freske voraussetzt. Hat doch selbst die Landschaft, welche nur mit der vollen Wirkung der Ölfarbe blühen zu können scheint, jene zwei Seiten, und dieses Beispiel gibt uns passende Gelegenheit, als einen wahren Stern der Münchener Kunst auch Rottmann zu erwähnen. Von der vegetabilischen Schönheit, von den Spielen des Lichts und der Farbe ist in diesem Zweige die große und allgemeine Wirkung der Hauptmassen zu unterscheiden und beide Seiten sind trennbar. Rottmann stimmt uns, möchte ich sagen, tellurisch, er führt uns mit gewaltiger Faust in das Urleben des Planeten hinein, und seine ganze Auffassung der Natur ist daher im Sinne der Freske. Auch hier zeigt sich also eine Größe, welcher wir die ganze Bedeutung des Modernen nicht abstreiten können, denn Rottmann vereinigt die volle Kraft der bestimmten Örtlichkeit mit der ganzen Gewalt der elementarischen Urkräfte in der Landschaft, und welche doch, was sie ist, nur durch die Entwicklung der Freske werden konnte. Rottmann hat neben den unsterblichen Landschaften in den Arkaden, welche dem nordischen Volke Gemüt und Auge für eine andere, freiere, größere Welt wohltätig öffnen mögen, auch Staffeleibilder geschaffen, selbst Effekte nicht verschmäht, welche man sogar den Mitteln der Ölmalerei ungern zumutet, aber das Größte von seinen neuen Schöpfungen, die griechischen Landschaften, sind mit enkaustischer Farbe zwar auf Leinwand, aber im Geiste der Freske ausgeführt.

Nimmt man nun die Sache im Ganzen und Großen, so wird man verlangen, daß neben der im eigentlichen Sinne öffentlichen und monumentalen Malerei, die notwendig als Freske auftritt, auch die Ölmalerei, welche freilich mehr privater Natur, aber doch auch ja nicht bloße Kabinettsmalerei ist, welche in neuen Staatsformen, nach denen wir uns sehnen, zwar nicht die immer und jedem offenen, aber doch auch öffentliche Räume schmücken soll, alle ihre spezifischen Mittel entfalte; man wird das Gesetz aufstellen, daß beide einander tragen und schützen, daß diese von jener Kraft, Macht der Formen, Strenge der Zeichnung, Mut der Komposition lernen, jene durch diese von Vernachlässigung des Kolorits, von allegorischem Dunkel, von unwahrer Idealität zurückgehalten und stets erinnert werden soll, so viel unmittelbare Lebenswahrheit, individuelle Züge in ihre gewaltig

zusammenfassenden Formen aufzunehmen, als damit vereinbar ist. Sieht man nun von diesem Maßstab wieder auf den Zustand der Kunst in München, so darf man nicht von der monumentalen Malerei allein reden; man muß die viel zu wenig beachtete Welt von Privatkräften, die sich um den Mittelpunkt der öffentlich gepflegten Kunst angesetzt hat, gründlich kennen, und wir gestehen es, gründlicher, als es uns selbst möglich war, denn dies fordert Zeit und größere Zugänglichkeit, als den überlaufenen Künstlern zuzumuten ist; wie es uns z. B. nicht gelang, von den Staffeleibildern eines Peter Heß mehr zu sehen als den Einzug in Nauplia, der damals in Schleißheim hieng. Ein solcher, auf gründliche Kenntnis gestützter Überblick würde wohl nun, wenn wir nicht sehr irren, freilich lehren, daß die Lebenskraft, der warme Blutumlauf, wie er durch die belgischen Bilder strömt, nicht erreicht, daß der ganze Weg dahin in Wahrheit noch nicht eingeschlagen ist, und dies würde teilweise wieder auf den ganzen Boden dieser Kunst und auf die Stofffrage zurückführen, aber wahrlich so hoffnungslos, wie es in jener Kritik aussieht, würde es uns nicht vor dem Berge stehen lassen. Die Kräfte sind im Großen geübt; eine bessere Zeit wird auf reiche und gute Vorarbeit stoßen.

Zum guten Ende nennen wir noch ein ganz spezielles Symptom vom Zustande der künstlerischen Privatkräfte in München. Man gebe heute den besten Karikaturmalern Frankreichs und Englands die „Fliegenden Blätter" in die Hände, so werden sie sagen müssen: das ist etwas Gutes und etwas Eigenes, etwas Deutsches; deutsch die Charaktere, deutsch der Humor, deutsch die Behandlung, die von unserer pikanten Detailausführung durch eine äußerst glückliche, das Kleine weniger berührende, bei der rundesten Zeichnung auf massige Kraft ausgehende Derbheit des Holzschnittes sich auszeichnet; so würde sich das deutsche Lustspiel, wenn diese Nation eins haben könnte, zu dem zugespitzten, feinen, frivolen, intriganten, epigrammatischen der Franzosen verhalten; so mußte der Holzschnitt da werden, wo die Freske blüht, und — mit diesem Seufzer würden sie wohl ihre Betrachtung schließen — schade, schade, o schade, daß solchen komischen Kräften die politische, selbst die größere soziale Satire gewaltsam verrannt ist! Eine Freiheit, ein Staat: und ihr werdet Großes erleben!

(Anonym, Jahrbücher der Gegenwart, IV. Jahrgang, 1846, Januarheft.)

Ein malerischer Stoff.

Am 20. Juni 1576 stieß in Zürich ein lustig befrachtetes Schiff in die Limmat. Ein großmächtiger Kessel voll Hirsenbrei war geladen, und unter den Abschiedsgrüßen und Glückwünschungen einer wimmelnden Volksmenge bestiegen vierundfünfzig in festliches Rot gekleidete Männer mit Armbrüsten das Fahrzeug. Ein Teil derselben ergreift die Ruder, und man sieht an ihren raschen Schlägen, daß sie Eile haben. Die Stadt Straßburg hatte auf den 21. Juni ein großes Hauptschießen mit Armbrust und Büchse ausgeschrieben; von nah und fern hatten sich daselbst die geladenen Gäste schon eingefunden; die Züricher Büchsenschützen waren auch schon dahin abgezogen, die Armbrustschützen aber warteten den letzten Tag ab, denn sie hatten etwas Besonderes vor. Einen Wasserweg von dreißig Meilen, aus der Limmat in die Aar, aus der Aar in den Rhein, zu dem man sich sonst vier Tage nahm, wollten sie in e i n e m Tage zurücklegen. Den Beweis ihrer Kraft und Raschheit sollte nun eben der Hirsenbrei liefern: er sollte noch warm auf die Tafel des Ammeisters zu Straßburg gesetzt werden. Und richtig, es wurde durchgeführt; der heiße Sommertag ermattete nicht die Sehnen der rüstigen Ruderer, abends gegen neun Uhr landeten sie in Straßburg, dem feierlichen Empfang folgte ein Schmaus bei dem Ammeister und siehe: der Hirsebrei brannte noch am Mund. Es galt aber nicht nur einen Schwank in guter Volksweise; der Scherz hatte einen Sinn. Die zwei altverbündeten Städte hatten immer getreulich zusammengehalten in Lust und Ernst, man hatte die Volksfeste gegenseitig besucht, in Kriegszeiten sich unterstützt; allmählich aber war Verkehr und Bündnis lauer geworden. Jetzt wollte man diesem Bunde wieder Leben geben, man wollte zeigen, daß Zürich wackere Männer und starke Arme habe, welche im Falle der Not rasch zur Hand wären, der befreundeten Stadt beizustehen; man kann in Zürich kochen, in Straßburg essen: so nahe Nachbarn sollen zu Schutz und Trutz treu verbunden bleiben. Nach fröhlicher Festzeit kehrten die wackeren Schützen unter straßburgischem Geleite auf festlich geschmückten Wagen, mit wehenden Fahnen beschenkt, nach Hause zurück.

Der gute Schwank wurde vielfach besungen, durch Inschriften,

Münzen, Holzschnitte, Mauergemälde verewigt. Jener geniale Humorist, dem nur die Kunstform fehlte, um ein deutscher Aristophanes zu werden, jener wahnsinnige Wortspieler, hinter dessen kolossalen Narrheiten und Wüstheiten ein so gesundes Herz, so sittliches Gefühl, so wackerer Mannessinn, so heiße Vaterlandsliebe, so schwungvolle Begeisterung für die großen Bewegungen des Reformationszeitalters hervorleuchtet: der treffliche Fischart dichtete darüber unter dem Namen: Ulrich Mannsehr vom Treubach ein kleines Epos: „Das glückhaft Schiff von Zürich. Ein Lobspruch von der glücklichen und wohlfärtigen Schiffahrt einer bürgerlichen Gesellschaft aus Zürich auf das ausgeschrieben Schießen gen Straßburg, den 21. Juni des 76. Jahrs nicht viel erhörter Weis vollbracht." Dieses Gedicht ist 1828 von Karl Halling neu herausgegeben und von L. Uhland mit einem einleitenden Beitrage zur Geschichte der Freischießen begleitet worden. Ein glücklicher Stoff für einen Dichter! Hier ist zwar keine spannende Handlung; eine bewegte männliche Körpertätigkeit, die durch Sonnenbrand und gefährliche Flußwirbel ein Schiff rudert, nimmt wohl die Mitte ein, aber es geht nicht zum Kampf, sondern zum Spiel, glückliche Vollendung erwartet man von Anfang, hier waltet kein Schicksal, wie es im großen Epos die ersten heroischen Unternehmungen der Völker beherrscht. Festszenen, heiterer Willkomm und Abschied bilden den friedlichen Anfang und Schluß. Doch im Spiel ist Ernst, im Scherz Zweck. Ein Gedanke trägt das Ganze, und dieser Gedanke ist an sich ein objektiver, in gegebenen Volksverhältnissen natürlich begründeter. Ebendarum bleibt dieser Gedanke nicht verborgen hinter dem, was im Vordergrund am Auge vorübergeht; wie er naiv ist, gut bürgerlich, volkstümlich, so leuchtet er auch sichtbar aus den Formen und Gestalten der Männer und ihrem Tun, dem ganzen Festbilde guter alter Zeit und Sitte hervor. Die einförmige Sukzession der Fahrt, für alle künstlerische Behandlung eine schwierige Partie, belebt sich auf einzelnen Punkten: das Schiff wendet von einem Fluß in den andern, wird von den Einwohnern der Städte, an denen es vorüberfährt, festlich mit Ruf und Trompetenschall begrüßt und der Gruß gleich lebhaft erwidert, die gefährlichen Stellen des Flußbetts fordern verdoppelte Anstrengung; genügt aber dies Alles nicht, einer langen Tagesfahrt ihre Monotonie zu nehmen, so darf der Dichter, der ja nicht bloß Bilder dem inneren Auge zu geben hat

und dem auch als Epiker eine lyrische Belebung nicht versagt ist, das Schiff mit seinen Empfindungen begleiten, oder richtiger, damit er nicht über die Grenzen des Epischen hinaus in das Subjektive gerate, er wird uns mit Herz und Sinn in die Gefühle der fahrenden Männer versetzen, wie sie die wechselnden Ufer, die neuen Flüsse begrüßen, dem Gang der Sonne ungeduldige Blicke zusenden, sich zu neuen Anstrengungen anspornen, endlich mit Jubel ihr Ziel vor Augen sehen. Der Abschied von Zürich, der Empfang, die Bewirtung in Straßburg gibt eine Reihe trefflicher Sittenbilder guten alten Städtelebens: da sind die rüstigen Männer, die schönen Frauen, die ehrbaren Ratsherrn, die geschmückten Schießstätten, die wohlbesetzten Tafeln, da ist der Münsterturm, sind die stattlichen Häuser Straßburgs. Die umgebende Natur ist überall so schön, daß eine Reihe der herrlichsten Landschaftsgemälde an dem gleitenden Schifflein vorüberzieht. Ohne allen besonderen Anlauf, ohne abgelöste Herausstellung des Gedankens, der diesen Schwank voll guten Sinnes eingab, kann der Dichter alle diese Szenen mit dem Ausdrucke desselben durchflechten, ihnen die geistige Durchsichtigkeit geben, daß man überall auf den sittlichen Grund hineinsieht.

Man kann nicht sagen, daß Fischart seinem Stoffe mit Künstlerhand all seine fruchtbaren Keime abgewonnen habe. Zunächst stand er ihm zu nahe in der Zeit. Ihn trennten nicht Jahrhunderte der Aufklärung von der guten alten Zeit, von den malerischen Kulturformen der Sitte, Tracht, Geräte usw.; naiv, wie die Menschen noch waren, hat er auch keine Sehnsucht nach der äußern Natur, um ihre Schönheit im Sinne des sentimentalen Blickes als landschaftlichen Saum der bewegten Menschengruppe mitwirkend beizugeben. Auch der politische Zustand seines Vaterlands ist nicht so, daß er den Wert seines Stoffes mit dem geschärften Auge anzusehen hätte, womit ein moderner Dichter jene schöne Regung deutschen Bundesgeistes im Schimmer verklärender Vergangenheit betrachten würde. Die Schweiz hat sich noch nicht von Deutschland getrennt, Elsaß ist noch nicht verloren. Allerdings ist jedoch die gute alte Zeit bereits erschüttert, man schlägt aus der Art, „erregt täglich neue Bräuch“, man sieht täglich durch neu „Unrichtigkeit groß Leid entstehen“, alte Tugenden schwinden, der zähe Halt an einer ausgelebten Religionsform gegen das neue Geistesleben droht Deutschland zu zerreißen, und gute

Nachbarschaft, treuer Bundessinn wird von trauernden Patrioten vermißt; es gilt schon, die Kraft, die handfeste Arbeitsamkeit, die Bundestreue der Altvordern zu preisen und die rüstige Fahrt einem erlahmenden Geschlechte als Muster und Sporn hinzustellen. Aber doch ist die Zeit der derben Bürger- und Volkslust, wie sie nach dem Zerfall der ritterlich mönchischen Bildung des Mittelalters aufblühte und in Festen und Schwänken ihrem neuen Lebensgefühl Form und Luft gab, auch noch die des Dichters. Das Element, das diesen Stoff getragen, ist unmittelbar auch das seinige, und dieses Element war überhaupt nicht dasjenige, worin reine künstlerische Form gedeihen konnte; die humanistischen Studien blühten, und Fischart war einer der bedeutendsten damaligen Humanisten, aber Formsinn, Formgefühl von den Alten zu lernen, wie die Italiener, dazu war für die Deutschen die Zeit noch nicht: ihre Tugenden, ihren objektiven Charakter, ihre reine Menschlichkeit verstand man wieder, die Anmut ihrer Fabeln regte mächtig an, aber der Bildhauer, der Zeichner, der Dichter reinigte und erzog nicht an ihnen seine Einbildungskraft zur Klarheit, zu künstlerischen Harmonie. Gerade jetzt vielmehr brach recht die deutsche Barbarei hervor; im Mutwillen des Sieges über Jahrhunderte der Illusion wollte sie sich recht mit Fleiß austoben. Auch Fischart ist barbarisch, und sein glückhaft Schiff zeigt es wie seine anderen Werke. Es ist formlos hingeworfen. Der gute Sinn des Schwanks wird in ermüdenden didaktischen Stellen, welche zwar als Gesinnung des Dichters erfreuen, neben die Erzählung gestellt. Er preist insbesondere die Arbeit, „handfest Arbeitsamkeit, standhaft Unverdrossenheit," und auch darin erkennt man das Ende des Mittelalters, den neuen Geist, der den Menschen aufgegangen war. Seine Lehren trägt er teils im eigenen Namen vor, teils legt er sie einem Dritten in den Mund, aber auch dann zu breit. Antike Fabeln, von Ikarus, Jason und anderen einzufügen vergißt er nicht. An einigen Stellen sieht man wohl, daß es ihm nicht an Sinn und Empfindung fehlte, die wahre Bedeutung des Mythischen zu fühlen, ja ächt poetisch und unabsichtlich den Prozeß zu wiederholen, durch welchen es überhaupt entstanden ist. Wie die guten Gesellen in den Rhein kommen, begrüßen sie ihn laut mit Trommeten und bitten ihn um gute Förderung. Der Rhein hört es, „da wund er um das Schiff sich krauß, macht umb die Rüeder ein weit Rad und schlug mit Freuden aus

Gestad und ließ ein rauschend Stimm da hören," und nun ermahnt er seine lieben Eidgenossen, sie sollen frisch dran gehen, sie sollen ihren Vorfahren nachjagen in der alten Gerechtigkeit, nachbarlicher Freundlichkeit, Standhaftigkeit in der Not; er habe viel ehrlich Leut und Schützen gen Straßburg geleit auf das Schießen, aber noch keine mit solcher Freude. Dies ist jene echte Naturbeseelung, welche noch heute Götter bildet, nur mit dem Unterschiede, daß die Alten diese Götter glaubten, während die Phantasie der Neueren sie nur als freien Schein erzeugt und verwendet. So wird auch die Sonne belebt; die Schiffer müssen wünschen, ihr zuvorzukommen, sie will es nicht leiden, spannt frische Pferde vor usw. Diese Naturbelebung ist eines der Hauptmittel, womit der Dichter die einförmige Linie der Fahrt zu schmücken weiß, aber, wie schon gesagt, in weiterer Ausdehnung und Fühlung die umgebende Natur hereinzuziehen, dazu ist er selbst zu sehr Natur. Trocken erscheint er besonders in den menschlich belebten Szenen; die Abfahrt unter Volksgruß von Zürich, die Durchfahrt unter der Baslerbrücke unter lautem Zuruf und Trompetenschall, der Empfang in Straßburg, der Besuch der Schießstätte, des Zeughauses, der Speicher, der Kellereien, des Münsters, wo auf dem Kranze ein Frühstück genossen wird, alles dies ist so gegeben, daß man deutlich sieht: er hat ein Bild, aber ihm fehlt die Flüssigkeit, die epische Ruhe und behagliche Malerei, es mitzuteilen. Fischarts bildendes Talent liebte es bekanntlich, sich auf die Sprache zu werfen und den ausgelassensten Mutwillen an ihren Formen zu üben; für den satirischen Roman war dies wohl am Orte, aber hier im epischen Stile und der gebundenen Sprache muß man, wiewohl er sparsamer mit Wortspielen ist als sonst, eine Verirrung des Bildungstriebs darin erkennen. Die laufenden Reimpaare sind formlos und ermüdend, die Sprache schwankt im Zustande des Übergangs vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen (— Fischart wechselt z. B. zwischen: Ruoder, Rueder und Ruder —), hat aber immer noch weit mehr Saft und Grün, als der moderne Niederschlag aus den Dialekten, dieser Baukasten aus viereckigen Holzblöckchen, aus denen wir frei schaltend Alles fügen können, die aber aus vertrocknetem, der dichterischen Neubelebung so spröd widerstehendem Holze bestehen.

Ich rede nicht im Scherz, wenn ich sage, daß nach meiner Überzeugung noch heute ein episches Talent in diesem Gegenstand einen

sehr dankbaren Stoff fände. Was wäre daraus zu machen, wenn alle die bildungsfähigen Keime, die Fischart darin liegen ließ, benutzt würden! Wenn die malerischen Kulturformen, die ungebrochenen Menschen, die saftige Sitte, das Wohlbehagen der Städte, die vollen Keller und Speicher, die gediegenen Häuser, das herrliche Münster vor uns heraufgeführt würden, wenn nun zugleich die Schweizernatur, die Alpen, die silbernen Gletscher, die milden, grünen Täler im blauen Morgendufte, dann das breitere Land, die Ströme, der Rhein, das gesegnete Elsaß in Auge und Seele träten, nicht beschrieben in der Weise der im ästhetisch verwerflichen Sinn malenden Poesie, sondern vorüberziehend, wie die Ufer am gleitenden Schiffe nach der bekannten optischen Täuschung zu gehen scheinen, abgespiegelt im Auge der wackeren Schiffer, lebend in ihrer wechselnden Empfindung. Und durch dies Alles hindurch der rote Faden der Bedeutung des Ganzen, die jetzt so guten Boden fände! Der Dichter hätte den unendlichen Vorteil, eine Saite anzurühren, die mächtig schwingt und hellen Ton gibt. Es braucht kaum gesagt zu werden, was bei diesem tüchtigen Schifferstückchen jedem Deutschen einfallen muß. Konnte der Züricher dem Straßburger zeigen, wie schnell man zusammenkommen kann, wenn man nur recht will, so kann wohl eines schönen Tages auch der Deutsche mit einem Kessel noch heißeren Hirsenbreis in Straßburg erscheinen.

Wir haben eine Idylle, die fast lauter Schwank ist: Mörikes „Idylle vom Bodensee“; sie dreht sich um zwei harmlose Bauernspäße, komponiert eigentlich Schwank in Schwank und schwächt dadurch leider ihre einzelnen wunderschönen Bilder. Ein bedeutenderer Hintergrund, wie ihn Goethe seiner Idylle Hermann und Dorothea gegeben, ließ einem solchen Vordergrund sich nicht anfügen, wiewohl der Bodensee Anhalt genug zu großem Ausblick geboten hätte. Die Hirsenbreifahrt dagegen ist zwar im Vordergrund nur idyllisches Sittenbild und zugleich einfach ein Schwank, die Handlung nur Spiel; allein das Handeln kostet mannhafte Anstrengung, und das Spiel hat einen ernsten, politischen Sinn; die größere Perspektive, der bedeutende völkergeschichtliche Hintergrund ist also von selber da und nicht erst hinzuzugeben. Der Stoff wäre demnach ganz dazu geschaffen, in höheren epischen Stil gehoben zu werden, wie Goethe in Hermann und Dorothea getan hat. In diesem begrenzten Sinne

könnte denn vielleicht ein gutes Dichtertalent an unserem Stoffe zeigen, daß noch ein Epos möglich ist.

Die Absicht dieser Zeilen ist jedoch eine andere. Ich möchte diesen Stoff dem M a l e r empfehlen; nicht nur dem Illustrator, dem Holzschneider, dem Skizzenzeichner, wiewohl kein Zweifel sein kann, daß auf den ersten Blick schon ein Zyklus anziehender Bilder in kleineren Umrissen der Phantasie entgegenquillt; nein, dem Maler, dem Historienmaler, und selbst die Probe des großen Stils in der Freske dürfte nach meiner Ansicht der Stoff recht wohl aushalten, so gut wie die des epischen Stils in der Hand des Dichters. Die Form, in welcher uns der Stoff von Fischart überliefert ist, wäre als Grundlage, Vorlage gerade die rechte. Die bildende Kunst hat von jeher ihre Stoffe nicht bloß aus der unmittelbaren Wirklichkeit, sondern auch aus der Poesie gewählt. Der Stoff ist in diesem Falle bereits Form geworden, aber diese Form wird für ein Kunstverfahren anderer Art noch einmal Stoff. In diesem Verhältnis liegt allerdings auch eine Klippe. Die Kunsttätigkeit fordert zwar einen Stoff, der in gewissem Sinne schon reif ist. Reif: dies hat eine doppelte Bedeutung. Abgesehen von der Frage, ob er schon von einer andern Kunst behandelt ist oder nicht, soll er, wie er im Leben, in der Geschichte vorliegt, vollendet, vergangen, abgeschlossen sein. Oder er ist zudem schon von einer andern Kunst behandelt, also reif im Sinne einer bereits vorangegangenen formellen Zubereitung. Hier aber ist es, wo eine ebenso starke zweite Forderung eintritt: er darf nicht allzureif sein. Allzureif ist ein Stoff für den Maler, wenn er ihn als dramatisch behandelten vorfindet und aus dieser Behandlung als seiner Quelle schöpft; denn da ist schon Alles auf rasche und unmittelbare Wirkung gestellt, die bildende Kunst treibt dies noch weiter, und so geht es fast unvermeidlich über in eine theatralische Beziehung auf den Zuschauer, wodurch diese Kunst in ihrem Wesen zerstört wird, denn ihre Werke sollen ganz als solche erscheinen, die nicht wissen, daß man sie sieht. Allzureif ist aber der Stoff auch, wenn ihn der Maler aus der Lyrik (als einziger Quelle) schöpft; freilich dies nur nach einer Seite, nach der andern ist er ebensosehr unreif. Er ist von subjektiver Innigkeit durchglüht, das Element der Zeichnung, der Gestalt in die zitternden Schwingungen des Gefühls verflüchtigt, das Greifliche zu wenigen Strichen oder Farben-

punkten eingeschmolzen, die der bildende Künstler nicht mehr zu der nötigen Breite, zu voller Anschaulichkeit ausziehen kann, ohne in das Gesuchte, Mühsame zu geraten. Die Düsseldorfer Schule hat zur Genüge bewiesen, welch unglückliche Wahl diese Ausbeutung des Lyrikers durch den Maler ist. Teilweise ist diese Unreife allerdings auch in der dramatischen Poesie vorhanden als notwendige Folge der Stellung des Ganzen auf die Spitze unruhiger Spannung, erschütternder Wirkung; die äußere Lebenssphäre wird mit scharfem Messer abbreviert, um der Handlung aus inneren Motiven freien Raum zu geben, doch geht die Einsaugung des Äußeren natürlich ungleich weniger weit als in der lyrischen Dichtung. Das Epos dagegen kocht den Stoff in einem Sinne reif, wodurch es wirklich der bildenden Kunst in die Hand arbeitet. Es breitet ihn deutlich und scharf vor dem inneren Auge aus, es wirft nicht die subjektive Empfindungsglut des dichtenden Subjekts hinein, sondern beleuchtet ihn ruhig wie die gemessen wandelnde Sonne. Allerdings durchwärmt und vergeistigt es ebenfalls seinen Stoff in einer Weise, worin es von der bildenden Kunstform völlig abweicht, und während es ihn dadurch voller belebt, entkleidet es ihn auf der andern Seite notwendig doch auch eines Teils seiner sinnlichen Breite und Anschaulichkeit. Ist es ja schon die Sprache, welche zwischen aller Poesie und aller bildenden Kunst eine scharfe Grenze zieht. Der Dichter spricht, er läßt sprechen; selbst die verhältnismäßig dürftige Behandlung, welche Fischart mit seinem Stoffe vorgenommen, besitzt in jenen Momenten, wodurch er die Tagesfahrt der Züricher belebt, indem er sie jetzt im eigenen Namen mit seinen Wünschen begleitet, jetzt den Rhein fröhlich aufrauschen und sie mit Worten begrüßen, jetzt die Sonne mit ihnen wettlaufen läßt, rein poetische Schönheiten, wohin ihm kein Maler folgen kann. Anderes dagegen liegt — nicht nur bei unserem hier so unbehilflichen Fischart, sondern in jedem Epos — noch zu dürftig und unentwickelt. Der Epiker kann die Motive der Gestaltung, die der Stoff darbietet, nicht in ihrem Umfang ausbeuten. Schon dadurch, daß er nur dem inneren Auge seine Gebilde vorüberführt, werden diese, so scharf er im Gegensatz gegen den Lyriker zeichnen mag, unbestimmt, ungründlich. Die Malerei hat also noch genug zu tun auch am episch vorbereiteten Stoffe, sie hat noch Objekt genug, an welchem, im Kampfe mit welchem sie bildend,

umgestaltend, da abschneidend, ausscheidend, dort erhellend, erhöhend ihre Tätigkeit erweisen, ihr spezifisches Leben entfalten kann. Vollends aber in dem vorliegenden Gedichte hat schon die Hand des Epikers ihr Geschäft nur halb vollendet, mit derbem Finger den Ton nur in groben und trockenen Umrissen modelliert. Der bildende Künstler muß hinter den Dichter zurückgehen, durch geschichtliche und landschaftliche Studien das vom Dichter nur grob untermalte Bild vollenden, ja im Grunde ist sein Verhältnis zu diesem nicht viel anders als das zu einem dankbaren historischen Stoffe, dem ein Erzähler nur wenig Leben abgewonnen hätte.

Fassen wir den Stoff einmal ohne weitere Skrupel frischweg an und besehen ihn näher auf seine malerischen Motive; es muß sich ja sogleich zeigen, ob er arm oder reich ist. Denken wir uns einen Zyklus von Bildern; der Ernst der Grundidee, die stattlichen Kultur-, die großartigen Naturformen berechtigen uns, wie schon angedeutet, uns groß ausgeführte Fresken in einem Rathaussaale, einer offenen städtischen Halle vorzustellen. Nähmen wir nur e i n Bild an, ein Staffeleibild, worin ein Künstler alles Beste, was der Stoff enthält, wie in einem Fokus zu vereinigen suchte, so täte wahrlich die Wahl weh. Welches ist der „prägnanteste", der „fruchtbare" Moment? Abfahrt, schwerste und gefährlichste Partie der Fahrt, Ankunft*)? Wir brauchen diese schwere, freilich sehr interessante Frage nicht zu lösen, wenn wir uns einen Zyklus denken, und gewinnen zugleich den Vorteil, dasselbe Schiff und dieselben Mannen mehr als einmal vorüberführen zu dürfen. Also zur Sache! Das erste Bild stellt eine Uferszene in Zürich dar. Der Brei wird gekocht, die Sonne ist noch nicht aufgegangen, das Feuer beleuchtet mit flackernder roter Flamme die Architektur der Stadtumgebung, die Gestalten munterer Köchinnen und Köche, die Wellen der Limmat. Andere sind am Ufer mit der Ausrüstung des Schiffes, dem Zutragen der Armbrüste, der Lebens-

*) Der Moment der Ankunft ist wirklich gemalt worden, mehrere Jahre nachdem dieser Aufsatz geschrieben war. Leider entsinne ich mich des Künstlers nicht; ich meine, ein Elsässer. Ich habe das Bild in Zürich ausgestellt gesehen und, wie jedermann, mit großem Genuß. Figurenreiche Szene am Ufer, Empfang der Gäste durch den Magistrat, umher frisches, behagliches Bürgerleben in mancherlei Gruppen, wozu der Stadtprospekt mit den stattlichen alten Häusern einen höchst malerischen Grund und Rahmen bildete.

mittel beschäftigt, während die wackeren Schützen und Ruderer einsteigen. Das zweite Bild stellt die Abfahrt vor. Die Sonne geht auf, ferne Gletscher, die Spitzen der Häuser, der Kirchen stehen schon im Lichte, eine fröhliche Menge drängt sich am Ufer, winkt, ruft Glück, die Schiffer ziehen mächtig die Ruder an, „daß es ein Ansehen gab, als ob ein frembds ungwont Gefügel (Vogel) da auf dem Wasser rüert die Flügel". Nun eilen wir längs der Wand hinab und lassen ihre Mitte vorerst leer für die bildnerisch zweifelhafte Mitte der Begebenheit; am andern Ende aber zeichnet unsere Phantasie mit leichtem Wurf die geistigen Kartone für die Szenen der Ankunft und des Aufenthalts in Straßburg. Das Ufer des Rheinarms ist mit wartendem Volke gekränzt, unter welches die Anfahrenden nach alter Sitte (V. 785 ff.) Brot auswerfen; zwei Ratsherrn zur Empfangsrede stehen bereit und treten aus den Volksgruppen hervor. Ein Teil der Ruderer legt schon müde das Ruder weg, andere geben die letzten Stöße oder stehen mit den Schalten bereit, der eine langt die Waffen hervor, andere legen Hand an den Kessel, ihn auszupacken. Die untergehende Sonne beleuchtet die Szene, die Pyramide des Münsterturms schwimmt im flüssigen Golde. Nun Schmaus beim Ammeister. Der Brei ist aufgetragen und brennt den Kostenden noch auf den Lippen. Wie heitere Motive in diesem Momente, wie glänzende in der Anordnung der festlich genußreichen Situation bei der malerischen Form der Raumausstattung, Geräte, Tracht liegen, bedarf gewiß keiner Ausführung. Die tiefere Bedeutung, welche der Scherz hat, könnte recht wohl in einer klar hervortretenden Gruppe von Männern, die in ernster Erregung durch Handschlag einen Städtebund besiegeln, ihren Ausdruck finden. Ein solcher Moment kommt freilich an Anschaulichkeit nicht einer leidenschaftlichen Handlung gleich, doch entzieht er sich noch nicht der Sphäre des Darstellbaren, und eine historische Notiz darf ein Kunstwerk ja wohl voraussetzen zu seiner Erklärung, nur keinen räsonnierenden Kommentar. Man könnte aber, wenn man wollte, diesem Schmause den Scherz und die Lust als alleinherrschende Stimmung lassen und eine solche Szene, worin der Sinn des Schwanks sich höhere Form begeisterten Gefühls gibt, auf den Münsterturm verlegen, wo am andern Tage eine „Kollation" die Gäste erwartete. Das wiederholte Schmausen zu vermeiden würden hier einige Becher Weins genügen; der erhabene Ort, die recht wohl

anzudeutende Fernsicht auf die Gauen Deutschlands und der Schweiz würden als das natürliche Motiv erscheinen, die Männer zu stimmen und zu erheben, um sich mit Blick, Umarmung, Händedruck, Hinauszeigen auf die herrlichen Lande den Brüderbund treuen Zusammenhalts zuzuschwören.

Man fühlt freilich, daß hier zu wenig Handlung ist, solche nämlich, welche die Gestalt in eine starke, deutliche, unmittelbar verständliche Bewegung setzt, man fühlt, daß Szenen, wie die hier aufgeführten, erst auf eine Reihe vorhergehender als festlicher Abschluß folgen müßten. Sollte denn nun aber wirklich der bewegtere Teil des Ganzen, die Fahrt selbst, nicht einige Momente für die Hand des Malers darbieten? Momente, wie die, wo die braven Ruderer ungebeugt von langer Mühe, „zu ruodern erst ein Grimm bekommen und so stark die Rüeder zucken, als wollten fallen sie an Rucken, in gleichem Zug, in gleichem Flug; — der Steurmann stuend fest an dem Pflug und schnitt solch Furchen in den Rein, daß das Unterst zu oberst schein; die Sonn het auch ihr Freud damit, daß so tapfer das Schiff fortschritt, und schien so hell in d' Ruoder-Rinnen, daß sie von fern wie Spiegel schienen" usw. — Alles das, sollte man doch meinen, sei darzustellen, und auch das Bewegte des Wassers, was die lustige Stimmung des Ganzen vollendet, muß ja dem Maler eine ganz willkommene Aufgabe sein: „das Gestad scherzt auch mit dem Schiff, wann das Wasser dem Land zulief; dann es gab einen Widerton gleichwie die Rüeder täten gon; ein Fluot die ander trieb so gschwind, daß sie Eim unterm Gsicht verschwind, ja der Rein warf auch auf klein Wellen, die tanzten, umb das Schiff zu gsellen; in Summa: alles fröudig war, die Schiffahrt zu vollbringen gar". Drei Momente der Fahrt ließen sich etwa festhalten und ohne ermüdende Wiederholung aneinander reihen. Als zweites Bild haben wir oben die Abfahrt vorgeschlagen. Das dritte nun (das erste von der Fahrt selbst) zeigte das „Wagschifflin", wie es in den Rhein gelangt ist. Die Sonne brennt schon heiß; die Ruderer haben die Gewänder abgelegt und sind nackt bis zum Gürtel; auf den lustigen Anfang ist die schwere, arbeitsvolle Mitte gefolgt, der Rhein nähert sich der gefährlichen Stelle bei Laufenburg, wo er sich schäumend zwischen steilen Ufern durchstürzt und durch die Berge „eine Straßen frei äzt". Der Steuermann weist anfeuernd vorwärts; ein Teil der Mannschaft

drückt in allen Bewegungen noch die Freude aus, in den deutschen Strom gelangt zu sein, die Ruderer verdoppeln ihre Kraft, und hier ist es, wo sie in heißer Mannesarbeit die Ruder zückend sich zurückbiegen, „als wollten sie auf den Rücken fallen,“ hier, wo der Dichter in die vorhin angeführte stimmungsvolle Schilderung übergeht. Als viertes Bild würde ich die Durchfahrt unter der Brücke von Basel vorschlagen. Ich muß es der Phantasie des Künstlers und seiner besseren Übersicht der malerischen Mittel überlassen, ob er seinen Standpunkt für diesen schönen epischen Moment auf der Höhe nehmen, uns zuvorderst das jubelnde, guckende, grüßende, mit Trompeten schmetternde Volk auf der Brücke, das unter sie durchschießende Schiff in der Tiefe zeigen, oder ob er das Schiff mit den hinaufgrüßenden Männern in den Vordergrund und die Brücke mit dem Volk entfernter in die Höhe stellen will. Im ersteren Fall hätte er jedenfalls den Vorteil, uns nicht abermals die dem Auge schon geläufige Schiffsmannschaft, sondern Volksgruppen, Männer, Frauen, Kinder, verschiedene Stände zu zeigen, und an einem Reichtum genreartiger Motive wäre kein Mangel. Für das fünfte Bild schwanke ich zwischen zwei Momenten, denn beide aufzunehmen halte ich nicht für tunlich, weil man dasselbe Schiff nicht zu oft vorführen kann, ohne allerdings in monotone Sukzession zu geraten. Die eine Szene würde die sehr schwierige Durchfahrt durch den wilden Strudel bei der verfallenen Burg Ißstein darstellen. Als nicht minder wild wird der Strom weiter unten bei Neuenburg geschildert, die Mannschaft beklagt die unglückliche Stadt, welche er kurz vorher zum Teil zerstört hat; die erstere Stelle hätte aber an der Ruine von Ißstein eine besonders vorteilhafte malerische Szenerie. Einen solchen Moment der stärksten Bewegung und Anstrengung in den Zyklus aufzunehmen, einen Moment, wo die ganze Situation eine furchtbare und alle menschliche Kraft in Anspruch genommen ist, wäre nicht nur aus unmittelbar ästhetischen Gründen sehr zu empfehlen, nämlich teils wegen der Lebendigkeit des Schauspiels an sich, teils wegen des Kontrastes, der wohltuend den behaglichen Schlußszenen in Straßburg voranträte, sondern auch wegen des tieferen Sinnes, der zwanglos und ohne allegorische Absichtlichkeit dem Zuschauer daraus entgegenkäme: dieser würde fühlen, wie auch das Spiel seinen strengen Ernst hat, er würde durch den Anblick des drangvollen Moments ergreifend darauf hin-

gewiesen, daß es sich hier nicht um einen bedeutungslosen Schwank handelt, kurz die Darstellung würde symbolisch im guten Sinne des Worts, zugleich und außerdem würde an die Leiden und Mühen des deutschen Volkes erinnert, die sich an den Besitz seines ersten Stromes schon geknüpft haben und, wenn es einst daran geht, wieder zu nehmen, was sein ist, blutig wieder knüpfen werden. Allein ich schwanke deswegen, weil ich sehr ungern einen andern Moment ruhig schöner Art fahren lasse, den nämlich, wo die Gesellen zuerst den Turm von Straßburg blitzend im Strahle der schon tiefer stehenden Sonne erblicken (V. 670). Da ruhen die Ruder einen Augenblick, da wird freudig hinausgedeutet nach dem schönen Ziele, da ist ein Jauchzen, Hüteschwenken, einer fühlt an den Kessel, ob er noch heiß sei, einer legt die festliche Jacke wieder um, ein anderer setzt Willkomm trinkend einen Becher Weines an usw. Getraut sich aber der Künstler, ohne durch Wiederholung des so oft wiederkehrenden Schiffes zu ermüden, sowohl jenen drangvollen, als diesen heiter sehnsuchtsvollen Moment aufzunehmen: um so besser.

Und so wollte ich überhaupt dem Künstler nicht vorgreifen; ich meine nicht, daß ich zu komponieren wisse, darum, weil ich mir zutraue, gelegentlich einem Stoffe anzusehen, ob er fruchtbar sei. Die Künstler hat es geärgert, daß die Ästhetik und Kritik neuerdings so viel von „der Wahl der rechten Stoffe“, von „den zeitgemäßen Stoffen“, sprach. Die Findung des Stoffes soll man dem geheimen Wechselgespräche zwischen Zufall und Genius überlassen, sagen sie. Sie haben Recht. Aber welchem Vernünftigen ist es auch eingefallen, dem Künstler seine Wünschelrute, den Instinkt, und seinen Boden, den Zufall, die gute Stunde, wo er auf Goldadern stößt, aus der Hand nehmen und ihn am Stecken der Lehre in das Land der guten Stoffe führen zu wollen! Es kann jedoch Zeiten geben, wo der Instinkt unsicher wird, den Wald vor Bäumen nicht sieht und dahin tappt, wo nur dürre Dornensträuche, verfaulte Knorren, verweste Wurzeln sind, aus denen sich nichts schnitzen läßt. Dann kann es sich treffen, daß die, welche nichts machen können, hie und da besser wissen, was zu machen wäre, als die, welche etwas machen können. Wenigstens auf das Land hinzuweisen, wo gute Erde, wo saftiger Wald ist, kann ihnen nicht verboten sein; und dann werden sie auch auf eine einzelne Stelle, diesen und jenen Baum hinzeigen dürfen.

Läßt sich ja der Künstler vom bestellenden Laien oft genug Stoffe aufhalsen, welche nur der Ungeschmack für dankbar halten kann, fügt sich, gewinnt der schlechten Aufgabe ab, was ihr notdürftig abzugewinnen ist. Der Unterschied, daß der Eine bestellt, der Andere bloß hindeutet, wird doch wohl keinen Unterschied in dem Rechte begründen, auf Stoffe aufmerksam zu machen. Mag mein Rat ein Fehlschuß sein, ich begnüge mich dann gerne damit, die Stoff-Frage nur einmal wieder angeregt, nur auf irgendeinem Punkte zu einem Nachdenken darüber beigetragen zu haben, was gute Stoffe sind, was nicht. Der hier empfohlene zog mich immer wieder an, weil er so gut altbürgerlich, ehrbar, städtisch, so körnig, zugleich aber, wenn man nur auf große Leidenschaft verzichtet, so episch anschaulich ist, sich in einer Reihe von einzelnen Bildern so bequem und reif abrundet, weil er sich ebendarum so angemessen für monumentale Behandlung in großen, öffentlichen Räumen darbietet.

(Jahrbücher der Gegenwart 1847 und Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, 1881, S. 152—171.)

Zusatz. 1880.

Ein Fehlschuß ist dieser Artikel vielleicht zu nennen, sofern er einen Stoff empfiehlt, der im Zuschauer keine lebendige Anknüpfung an die Gegenwart zuläßt; öffentliche Kunstdarstellungen sollen volkstümlich sein und begleitende Gedanken angenehmer und erhebender Art hervorrufen. Bild tüchtiger Mannesarbeit: dies genügt nicht, der Stoff darf auch nach politischer Seite nicht tot sein. Was S. 160 hierüber gesagt ist, will nicht recht stimmen. Schweizern symbolisch Deutsche unterschieben geht bei der politischen Trennung doch kaum an, und das Elsaß ist zwar wiedergewonnen, aber haßt uns noch*). Dennoch,

*) Während ich dies schreibe, geht mir eine Ankündigung des Verlags Karl J. Trübner in Straßburg zu: Tobias Stimmers Straßburger Freischießen vom Jahre 1576. Nach dem Originalholzschnitt der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek in Lichtdruckfaksimile mit erklärendem Text herausgegeben von Dr. August Schricker. Der Züricher Altertumsverein hat von diesem großen, aus vier Folioblättern bestehenden Holzschnitt das Vierteil herausgegeben, dessen Original sich auf der Züricher Bibliothek befindet, jetzt erscheint das Ganze nach dem vollständigen Straßburger Original. Der Trübnersche Prospekt macht auf obigen Artikel von

hoffe ich, wird der Wiederabdruck des Artikels schon aus dem Grunde nicht auf Mißbilligung stoßen, den er am Schlusse für sich vorbringt. Man wird nicht in Abrede stellen, daß Unsicherheit in der Stoffwahl mit dem Überhandnehmen der Richtung, die man unklar Realismus nennt, sehr fühlbar Hand in Hand geht, daß es in unsern Ausstellungen von Bildern wimmelt, die schon im Stoffe fehlgegriffen sind. Maler und Bildhauer sind von jeher öfters auf den Fehlgriff verfallen, Stoffe zu wählen, welche nur durch das poetische oder gar nur durch das prosaische Wort zu exponieren sind; dieser Mißgriff kommt jetzt begreiflicherweise seltener vor als in der hinter uns liegenden Periode der „Gedankenmalerei". Die Neigung unserer Zeit geht natürlich andere Wege; die Kunst greift jetzt gern nach einfach leeren Stoffen, denen sich Leben überhaupt nicht abgewinnen läßt, sie tut es, um in armseligem Mißbrauch eines wahren Satzes sich berühmen zu können, sie wolle zeigen, daß sie nicht durch den Stoff wirke. Oder sie macht es schlimmer, sie schnüffelt, indem sie reines Interesse der Formschönheit heuchelt, nach Stoffen, denen sich soviel als möglich des beliebten sexuellen Reizes abgewinnen läßt, wirkt also nun gerade erst recht durch den Stoff als Stoff. Diese Ausartungen liegen so natürlich in der Stimmung der Gegenwart, daß es vom Überfluß wäre, den innern Zusammenhang aufzuzeigen. Ebensowenig bedarf es einer Nachweisung, wie es komme, daß jetzige Künstler — glücklicherweise nicht viele — es lieben, Stoffe, die eine würdige Behandlung fordern, für eine unwürdige zu wählen; dies ist ja nicht Fehlgriff, sondern geschieht recht bewußt, recht mit Absicht*). Im gegenwärtigen Zusammenhang möchte ich vielmehr nur einen negativen Grund für die Häufigkeit unglücklicher Stoffwahl zur Sprache bringen. Je weniger jetzt in der Kunst die Seele gilt, desto weniger wird auch der Künstler daran denken, seine arme Seele zu

---

1847 aufmerksam. Stimmer war Zeitgenosse und schildert das gesamte Festtreiben aus eigener Anschauung; ich kenne das Werk noch nicht; es soll meisterhaft sein. Ein gutes Bild aus der Zeit selbst kann nur eine höchst erquickliche Anschauung gewähren, da jede ablenkende Betrachtung wegfällt, wenn man ganz in die damalige Gegenwart versetzt ist, wo die Mahnung, die den warmen Hirsenbrei enthielt, noch unmittelbare Geltung hatte.

*) Vgl. über das Bild von Liebermanns „Christus im Tempel" hier unten S. 328—332.)

bilden. „Der echte Künstlersinn, darauf allein kommt es an! Was Bücher! Die abstrakten Lettern verderben nur das Künstlerauge! Bildung? Es lebe die Natur!“ Edler Sohn der Natur! Du ahnst nicht, daß wir durch Bildung unter Anderem auch dies lernen: daß Natur und Kultur ein falscher Gegensatz ist. Dir erscheinen Bücher wie Särge, eine Bibliothek wie ein Leichenhaus; dir hat Niemand gesagt, und du selber wirst es dir freilich zuallerletzt sagen, daß die toten Lettern vergangenes oder fernes Leben verwahren und daß es denen, die zu lesen wissen, blühend und atmend aus dieser Gruft wieder aufsteigt, daß Bilder, wie die, welche aus Fischarts glückhaftem Schiff aufleuchten, unzählig hinter altem Schweinsleder und neuem Kalbleder schlummern, um, berührt von Künstlerhand, wieder-aufzuleben, daß Bücher eine Fundgrube quellender Keime für Meißel und Leinwand sind wie für den Kiel des Dichters. Und die Ästhetiker, Kritiker, die Professoren vollends! Nicht wahr, auf diese zu spotten ist echte Künstlerlust und Künstlerprobe? Ja, fort mit den „abstrakten Theorien“. Fort mit Leuten wie Lessing und seinem langweiligen Laokoon! Es lebe der edle Instinkt!

(Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart 1881, S. 171—174.)

Kaulbachs Reineke Voß.

I.

Die Satire ist jetzt mehr als je an der Zeit, so gewiß, ja noch gewisser, als sie den ersten Bewegungen der Reformation mit ihren schneidenden Waffen zur Seite gieng, jenen Bewegungen, denen unsere Gegenwart gleicht wie ein Bruder dem andern. Freilich dürfen wir auch den großen Unterschied nicht vergessen. Aus der Fäulnis des feudalen und kirchlichen Lebens, aus der Verwesung einer Welt von Illusionen stieg dem Reformationsalter ein neuer, ein unerbittlicher Geist der Erfahrung auf; in bitterer Schule sollten die Völker anfangen, praktisch zu werden. Starke Anstalten waren gemacht, der falschen Pietät los zu werden. Wie von selbst bot sich diesem neuen Geiste jene Tiersage dar, welche aus dem Dunkel der altdeutschen Wälder dem Mittelalter überliefert, von Jahrhundert zu Jahrhundert getragen, mehr und mehr zu einem satirischen Gemälde der argen Menschenwelt anwuchs. Nicht Fabel, sondern Sage war es: nicht Auftritte zwischen den Tieren waren erfunden, um durch sie das menschliche Leben zu versinnlichen, sondern zwecklos und doch mit unvermerktem Blick auf die Menschenwelt wurden aus naturfrischer, scharfer Beobachtung die „Heimlichkeiten" der Tiere schalkhaft erzählt; die Menschenwelt war daneben gar nicht da, denn sie war still und unbewußt in die Tierwelt hinübergetragen und in ihr aufgegangen. Man hatte sie in petto, aber auch nur in petto, und ohne dies heimliche Verhältnis aufzulösen, wurde Zug um Zug das Gemälde menschlich aufgehöht, wurde, was die Tiere, nur vom frischen Jäger belauscht, im Walde treiben und unter sich abzumachen haben, zu dem ausführlichen Bilde einer fein beobachteten Menschenwelt, der Tierstaat die volle Parodie des Feudalstaats und der Kirche, wie sie zerbröckelten, weil in ihrer ganzen Rechnung die wirkliche Menschennatur vergessen, zugedeckt, übertüncht war. Was irgend boshafte Menschenkenntnis heißt, wurde nun in den empfänglichen Stoff eingetragen, der Reineke Voß ein Bild der Welt, wie sie ist, wenn man das Gewissen daraus hinwegnimmt: eine Dialektik des Egoismus, worin der ganze, d. h. der kluge, der ganz frivole Egoist den plumpen

überall anlaufen läßt und auffrißt: „der Kluge überholt sie alle.“ Ebenso entließ jetzt in der wirklichen Welt die menschliche Natur den entfesselten Umfang ihrer Triebe, und es begann die Tierhetze der Leidenschaften, vom Fuchs-Geiste der Politik und Diplomatie an geheimen Fäden beherrscht, das wilde Spiel, welches das 16. und 17. Jahrhundert charakterisiert. Dennoch wurde das Gedicht, das diese Menschentierwelt mit so haarscharfen Zügen zeichnete, nicht gallenbittere Satire, nicht ekelhafte Frivolität; der gute Humor ließ sich aus der Sage der guten alten Zeit nicht vertreiben, und er sollte auch nicht vertrieben werden, denn die Idealität der guten Laune kann sich auch in arger Zeit oder in der Zeit, welche erkennt, wie arg die Welt ist, sehr wohl erhalten, wenn das Bewußtsein da ist, daß das Gute doch gerettet sei. Eigentlich ist die Erkenntnis der Argheit der Welt selbst schon die Rettung des Guten, doch nur in der Möglichkeit, und sie allein würde nicht hindern, daß eine Satire bitter und negativ ausfiele; das Gute muß feste Gestalt haben, wenn der Dichter den Sinn offen haben soll zum echten Scherze. Es nahm diese Gestalt in Deutschland durch die Reformation; in diese sittliche Tat rettete sich das Gewissen; sie muß man mit dem gewissenlosen Reineke zusammennehmen, wenn man das Bild des Zeitalters, dem dieses Gedicht in seiner reifsten, letzten Gestalt angehört, ganz haben will. Die Satire bereitete der Reformation ihre Wege, war Schwert in der Hand ihrer Helden, bald bitter, bald lustig, nirgends so geistreich wie im Reineke, nirgends so toll als bei Fischart. Also ein gerettetes Gewissen war Kern und Rückhalt der Satire, aber ein enges, richtiger: nach kräftiger Frühlingsregung wieder verengtes, in Kirchenbande geschlagenes, dem daher die flüssige Kraft stockte, durch die es sich mit der bösen Welt hätte vermitteln sollen. Gerade das Volk, das einen so scharfen Geist der Erfahrung und das zugleich ein so sittliches Bewußtsein entwickelte, hätte, so meint man, am besten unter allen Völkern lernen sollen klug sein wie die Schlangen und fromm wie die Tauben, und keines lernte es weniger. Die Weltkenntnis fruchtete nichts, und das gereinigte Gewissen wurde darum um nichts fruchtbarer, ja gerade nur um so unfruchtbarer. Nach langer Leidenszeit, langer Erschlaffung haben wir jetzt die Schule der Erfahrung wie Kinder von vorn wieder durchgemacht und sind abermals beim Reineke angekommen. Jene Zustände, deren

Auflösung dieses unsterbliche Gedicht dem 16. Jahrhundert vor Augen brachte, jene Einrichtungen, die sich im Menschen verrechnet hatten und darum eine faulende Welt kümmerlich zusammenhielten: wir sind sie noch nicht los; Formen zu schaffen, unter welchen der Egoismus im Menschen unschädlicher wäre, ja selber dem Guten dienen müßte: wir haben es noch nicht vermocht. Aber wir sind um drei Jahrhunderte erfahrener geworden; verstehen können wir ein Buch wie den Reineke, daß uns die Augen beißen, hineinlesen können wir eine Summe der Weltkenntnis, die noch boshafter, noch unerbittlicher, noch frivoler ist als jene, die der vergleichungsweise noch immer harmlose niederländische Schulmeister einst hineinlegte. Frivoler? Doch wohl nicht so, wie Goethe, der große und objektive Dichter der Subjektivität, der kleine Verächter der Geschichte diese „unheilige Weltbibel" las und zum Übersetzen vornahm, als ihm die ganze Welt nichtswürdig erschien, als er „das Vorhandene ohne die mindeste Ahnung, daß daraus etwas Besseres erfolgen solle, zusammenbrechen" sah und einer Zerstreuung für seinen unendlichen Verdruß bedurfte? Nun, wir sind, will's der Himmel, der falschen Pietäten noch mehr los als unsere Ahnen, haben aber auch an einzig wahrer Pietät ebensoviel mehr gewonnen; wir dürfen noch beißender spotten, weil wir aus einer festeren Burg, einem tieferen Glauben an die Menschheit trotz ihrer „ungeheuchelten" oder verheuchelten „Tierheit" spotten, wir haben wenigstens das Ziel eingesehen, daß wir in Einem klug wie die Schlangen und fromm wie die Tauben sein sollen, wir sehen einstürzen, aber wir können es sehen, weil es uns nicht genügt, das Gewissen in die Kirche zu salvieren, sondern weil wir es zum Einsturz mitbringen, in die Welt selbst einführen, daß es auf den Ruinen einen bessern, einen garantierteren Bau aufführe. Als der Reineke Voß fertig war und ins Volk drang, hatte man Männererfahrungen gesammelt und hoffte mit Kindertugenden auszukommen; mit Männertugenden hoffen wir den Männererfahrungen das Gleichgewicht zu halten.

An eigener satirischer Dichtung ist unsere Zeit nicht so fruchtbar, als man meinen sollte, dagegen ist die zeichnende Kunst auf diesem Felde in den letzten Jahrzehnten so tätig geworden, daß sie sich wohl mit der dichten Saat von Holzschnitten messen darf, wodurch das Reformationszeitalter seine junge und kriegslustige Literatur zu welt-

lichen Bilderbibeln schmückte. Seit ein geschickter Eskamoteur im Nachbarlande sich jene Krone in die Tasche praktizierte, die man jetzt so frei war ihm wieder herauszuziehen, kam ein neuer Schwung in die politische Karikatur. Die Mode der Illustrationen überhaupt, das gesteigerte Bedürfnis des Auges kam dazu und behalf sich, als bald die satirische Kühnheit der Darstellungen vom Zwang niedergehalten wurde, mit Arabesken, Vignetten und sozialem Genre, Darstellungen von Zeitbegebenheiten, Volkssitten und dergleichen. In Deutschland erstand nach den bescheidenen Anfängen des Pfennigmagazins die „Illustrierte Zeitung", in den „Fliegenden Blättern" begrüßten wir mit Freude die Ausbildung eines eigenen komischen Stils in der deutschen Zeichnung, für die politische Karikatur war leider ihr gesunder Humor und ihre geschickte Hand zu gebunden, die „Düsseldorfer Monatshefte", die „Leuchtkugeln", der „Eulenspiegel" warfen sich, so gut es in diesen letzten Zeiten, ehe das Eis brach, gehen wollte, auf die politischen Stoffe. Mitten in dieser munteren Schar aber trat ein Löwe hervor. Ein großer historischer Maler, hoch über dem Niveau des Illustrators, des flüchtigen Karikaturenzeichners, ein wirklicher Künstler schenkte uns Kompositionen zu unserm alten Reineke. Dies Gedicht ist ein Tier e p o s, und so forderte schon seine Gattung bedeutende Formen, historische Haltung im Stile. Dieser Forderung kam der Historienmaler mit dem Schwung der Auffassung und Formen, den ihm der Umgang mit gewaltigen Stoffen gegeben, von selbst entgegen. Es ist aber ein komisches, ein parodierendes Epos; es forderte also einen Künstler, der die Schärfe der Ironie mit der Größe der Auffassung vereinigte: den ätzenden Geist, die scharf und tief einbeißende Lauge unerbittlicher Weltkenntnis mußte er zur Arbeit mitbringen. In Kaulbach hatte das Tierepos auch nach dieser Seite den rechten Mann gefunden. Es ist eine eigentümliche beizende, gestrenge Bitterkeit in diesem Künstler; er ist vorzüglich Meister der Charakteristik, ohne daß er dadurch, wie man meinen sollte, in das Genre übergienge, denn er gräbt die scharfen Züge der Leidenschaft so tief und breit, daß er immer noch von den flüchtigeren Detailformen, Zufälligkeiten, mikroskopischen Auffassungen des Genremalers so weit entfernt bleibt als der Schuß der Kanone vom Kleingewehrfeuer. In seiner „Hunnenschlacht" sahen wir mit Grausen die streng belauschten Züge

der wilden Kampfwut mitten unter dem Bleigewicht des Schlafes, der wie ein Alp auf diesen stöhnenden Heldengestalten liegt, mit dem großen Stile der Historie vereinigt; das Irrenhaus, die Szene aus dem „Sonnenwirt" schien ins Genre zu gehören, und doch waren beide Bilder mit ihren mächtig gefurchten psychologischen Zügen zu großgliedrig für das leichtgeschürzte Gewand dieser Gattung. Gegen die Zerstörung Jerusalems haben wir unsere Mäuse, aber auf dem Karton waren die Hungergruppe und die fluchenden Zeloten der Teil, worin uns Kaulbach seine eigentümliche Kraft am reinsten entwickelt zu haben schien, und ebenso ist es auf dem Karton des Nimrodsturms der hohle Übermut des Tyrannen, der Hohn seiner Umgebung und die Gruppe der blinden, stieren, grassen Götzendiener, der abziehenden Afrikaner, worin wir ganz die großartig bittere Charakteristik des Meisters wiederfanden. Wirft sich nun ein solcher Künstler auf die Tierwelt, um sie als eine maskierte Menschenwelt darzustellen, und tut er dies im Anschluß an ein altes Volksepos, so enthalte man sich, von ihm zu fordern, was ein phantastisch-humoristischer tierischer Genrezeichner, wie Grandville, leistet. Dieser wird dem Tiere überall Menschenkleider umwerfen, wird es an der Hand eines leichten, ungebundenen, geistreichen, modernen Textes durch alle Situationen und Charaktere der jetzigen Gesellschaft verfolgen, wird sich in der Aufnahme der verschiedensten Tierformen keine Grenze gezogen sehen, wird das ganze kleine Spiel fein beobachteter Einzelformen in Tätigkeit setzen; ein Kaulbach dagegen an der Hand seines epischen Textes wird verhältnismäßig wenige tierische Haupttypen mit sparsamerer Anwendung menschlichen Kostüms (denn das Tierepos hat den ganzen Menschen in die Tierlarve versteckt) durch eine kürzere Reihe von Szenen führen und überall mehr ins Große gehen, als sich in die Unendlichkeit der kleinen, feinen Züge und Situationen einlassen. Beide werden sich zueinander verhalten wie Champagner und Burgunder, jener sprudelnd, überschäumend, leicht, flüchtig, fein, dieser stark, schwerer auf der Zunge, kräftiger und dauernder in Wirkung. Brachte also schon der Text eine gewisse strengere Gebundenheit mit sich, so forderte doch der Unterschied des bildenden und des dichtenden Künstlers auch seine Rechte, für jenen seine Freiheit. Die Wahl der Momente für den Griffel mußte, mit Vorbehalt natürlich, daß der Hauptnerv des Ge-

dichtes, die Hauptmomente auch aus der Zeichnung uns entgegentreten, eine freie, nur durch das Interesse des Zeichners geleitete sein; er durfte Nebenszenen im Gedichte benutzen, wenn sie malerische Vorteile boten, während er manche, die im Gedichte bedeutender scheinen, übergieng, er durfte und mußte bloß Angedeutetes ausspinnen, nicht Angedeutetes aus seinem Schatze hinzugeben. Überall aber mußte er ja schon dadurch über den Dichter hinausgehen, daß er vor dem wirklichen Auge ausdehnt, was jener vor dem inneren vorüberführt. Der Dichter hat die Sukzession in der Zeit, der Künstler ist an das Nebeneinander im Raum gewiesen. Der Dichter sagt: sie taten dies und das, der Bildner muß zeigen, wie sie die Organe dazu brauchten. Indem er einen Auftritt in Szene setzt und die Figuren, über deren Anzahl ihm der Dichter nichts vorschreibt, vors Auge bringt, wird er die Gelegenheit, sprechende Züge aus dem Volksleben, Hofleben und dergleichen, von denen sich im Dichter nichts findet, in den Vordergrund zu stellen, nicht versäumen dürfen. Die Tiere haben menschliche Ämter und Sitten: er wird es durch menschliches Kostüm, Geräte, architektonische Umgebungen anzeigen müssen. Da wird er denn nicht nur seinen Künstlersinn, sondern auch seinen eigenen Witz frei schalten lassen, er wird aus eigenen Mitteln Satire in Satire schaffen, und er wird dabei auch von den Kulturformen der Zeit, welche ursprünglich im Liede sich spiegelt, übergreifen dürfen in die seiner eigenen Gegenwart. Von Höfen, Klerus, Chargen, Ämtern, Gerichten hat die Menschheit seither manches Neue gesehen, was recht hübsch in den alten Reineke paßt, und manchen schalkhaften Zug mag daher der Zeichner einweben, den er nicht im Gedichte vorfand.

So hat denn auch Kaulbach nach allen diesen Seiten ebensosehr seine Künstlervollmacht geltend gemacht, als er uns den Nerv des Liedes in den Hauptbildern und Grundzügen in inniger Verwandtschaft mit dem Dichter scharf und treu vor Augen legte. Gleich zum Eintritt schenkt er uns als Titelblatt ein Bild, das im Gedichte nicht unmittelbar gegeben ist: mit schmeichelnder Huldigung umgeben die Hofchargen Nobel den König, der auf dem Throne sitzt. Das Thema ist angeschlagen, einige der wichtigsten Tiertypen sind eingeführt, ihre Ämter bestimmt. Jetzt kam es darauf an, den Helden einzuführen. Sollte er sogleich in bestimmter Handlung dargestellt werden? Nein,

nur in ruhiger Situation sollen wir ihn vorerst sehen, aber sein ganzer Charakter soll uns so gezeigt werden, daß wir implicite bereits Alles wissen, Vergangenes und Künftiges. Da dehnte denn der Künstler die wenigen, nur negativen Worte des Dichters, der uns erzählt, wie Reineke allein mit bösem Gewissen vom Reichstage ausblieb, zu einer ganzen und vollen Anschauung aus: Reineke auf Malepartus, eingedenk alter, sinnend auf neue Gaunerstreiche. Seine erste Tat gibt den Stoff zum nächsten Bilde; von den Untaten des Unverbesserlichen, welche die Tiere klagend vorbringen, wird nur erst eine herausgenommen, keine der stärkeren, denn sie gilt einem sehr schwachen Gegner, dem armen Lampe: es ist die Kinderlehre, die Reineke als Kaplan mit ihm vornimmt. Nun sind wir im Zuge, die Hauptakte sind vorbereitet, und nachdem wir die Klage um die unvergeßliche Kratzefuß gesehen, wird uns der verruchte Täter in der Maske des Heuchlers, durch die ihm der Mord gelungen, vor Henning dem Hahn aufgeführt. Es folgt die schlimme Taufe, die Reineke dem Braun als Gerichtsboten auf den Rücken zieht, aber nicht sogleich: der plumpe Geselle, so besonders bestimmt, seine gröbere Selbstsucht durch die feinere des Reineke zum Narren gehabt zu sehen, sollte uns vorher in einer Charaktermaske in einfacherer Situation vorgezeigt werden; da macht Kaulbach aus der bildlosen Erzählung, wie er zuerst am Tor von Malepartus klopft, ein Bild. Reineke weilt als ungehorsamer Vasall noch immer in seinem Versteck; der Kater soll ihn vor Nobel bescheiden. Das Gedicht sagt nur: „da fand er vor dem Hause Reineken sitzen, er grüßt' ihn"; Kaulbach benutzt diese wenigen Worte als Motiv, uns in die Familie des Helden einzuführen; der Familienvater sitzt mit einer Lektüre vor dem Hause, Frau Ermelyn mit zwei ihrer hoffnungsvollen Sprossen zeigt sich unter der rebenumrankten Türe, Hinze macht seinen Kratzfuß: wir haben ein selbständiges Genrebild gewonnen. Das Schicksal seiner Sendung führt uns sodann in die Menschenwelt: der tragische Vorfall mit dem Pater und seiner Köchin durfte nicht übergangen werden, und weil wir einmal unter die Menschen geraten sind, spezieller unter die Pfaffen, so gibt uns Kaulbach etwas aus Reinekes Beichte an den Oheim Grimbart zum besten, mit dem er bereits, reumütig und doch voll Lust an der Erinnerung seiner Sünden sich weidend, auf dem Weg nach Hofe begriffen ist. Wäre

Kaulbach nur illustrierender Zeichner, so hätte er die dritte Besendung, eben durch Grimbart, zur Darstellung bringen müssen, aber als freier Künstler verspart er sich den hiedurch gegebenen Stoff auf die ähnliche Szene bei der abermaligen, späteren Beschickung durch Grimbart. So folgt denn vielmehr der Moment, wo Reineke einem Pfaffen den Kapaun vom Tische nimmt, wofür Isegrim die Rechnung zahlen muß. Ich unterlasse es, das ganze Buch zu durchwandern und bemerke über die Auswahl der Szenen nur noch Folgendes. Mit Reinekes erstem Prozeß vor dem versammelten Hofe beginnen die dramatisch bewegten und figurenreicheren Kompositionen, worin sich der Historienmaler in seiner Stärke erst ausbreiten kann; die kleineren, genreartigen Motive treten sparsamer zwischen denselben auf. Reinekes kritischer Moment auf der Leiter unter dem Galgen, der Tod des armen Lampe, die Hinrichtung des Widders Bellyn durch Nobels höchsteigene Hand, das große Hoffest zur Versöhnung von Reinekes Anklägern, deren Recht der König zu spät erkennt, dargestellt in einem allgemeinen großen Bacchanal, der Zweikampf zwischen Reineke und Isegrim, die festliche Begrüßung des Siegers und, damit auch ein pompöses Zeremonienbild nicht fehle, seine Belehnung mit der Kanzlerwürde: diese Kompositionen heben die Hauptmomente im parodisch großen Stile hervor. Dazwischen treten nun teils solche, welche die Fabel selbst, aber in mehr genreartigen Zwischenmomenten, fortführen, teils einzelne von Reineke selbst in seinem großen Lügengewebe bei der zweiten Erscheinung vor Hofe oder von seinen Feinden über ihn erzählten Streiche und Momente. Überall erkennt man auch hier, wie das Interesse des Künstlers und das des Dichters zusammen und wieder auseinandergeht. Unter den erstgenannten Hauptbildern war z. B. der Zweikampf an und für sich keineswegs für jenen ein ebenso günstiger Stoff wie für diesen. Die Handlung spannt unser Interesse durch die Sukzession ihrer Momente, der Zeichner, an das Simultane im Raum gebunden, konnte nur e i n e n Moment geben, und auch in diesem mußten die Hauptfiguren, die beiden Kämpfer, gegen den Kreis der Zuschauer zurücktreten; dagegen war es nun eine fruchtbare Aufgabe, die Spannung in den Zuschauern, die Abstufungen ihres Affekts in reichen Gruppen zu entfalten, und zugleich vergaß der Künstler nicht, daß bei solchen Gelegenheiten unter dem

süßen Pöbel gar Manches nebenher geschieht, was eben nicht zur Sache gehört: da dringt sich denn insbesondere im Vordergrunde die Gruppe auf, wie der Leopard, als Wache aufgestellt, ein hübsches Landmädchen, ein holdes Schäfchen, mit seinen etwas soldatischen Liebkosungen belästigt: ein Zug aus dem Leben! Wenn nun durch solche genreartige Züge die großen Historienbilder belebt sind, so führt umgekehrt auch in der Auswahl und Behandlung einiger der minder bedeutenden Zwischenmomente dem Künstler der ihm eigene Geist größerer historischer Stilisierung die Hand. Daher benutzt er die Lüge Reinekes von dem geheimen Bunde einiger Tiere, die den Bären als König einsetzten, zu einer nächtlich unheimlichen Verschwörungsszene, daher wird unter seiner Hand der Abschied Reinekes, den Grimbart abermals vor den König beschieden hat, zum Lebewohl, das ein zum Todeskampfe gehender Held den Seinigen sagt; daher entgeht ihm nicht, welcher treffliche Stoff für seinen Griffel die Erzählung Reinekes von der Krankheit des höchstseligen Königs ist, den sein Vater durch die Leber eines Wolfs heilte, wie er hier insbesondere durch die Darstellung des hingestreckten kranken Löwen sich im großen Stil zeigen konnte; daher führt er uns zum Schlusse, ein humoristischer Genelli, unsern vielgeprüften Reineke vor, wie er auf dem ehelichen Lager seiner Penelope Ermelyn als zweiter Odysseus seine Schicksale erzählt. In einer andern Reihe dieser Zwischenmomente dagegen ist zwar der ganze Stoff als genreartiges Motiv aufgefaßt, aber doch zugleich wieder in so großen Zügen behandelt, daß der historische und der komisch verkleinernde Stil um den Vorrang streiten. Ein ganzes Meisterstück dieser Art ist die Wochenstube im Hause Nobels, wo der grämliche Herr, verdrießlich über Kindergeschrei und über die Ungewißheit, wem er glauben solle, die Fürsprache der Äffin Rückenau für ihren Vetter Reineke anhört; dann die Szene, wo Reineke für den bevorstehenden Zweikampf mit Fett bestrichen, mit Getränken zu dem bekannten Zweck angefüllt, mit Speise gestärkt wird: beide Szenen in allen Figuren komisch, aber doch wieder heldenmäßig erhöht, ein Soccus, der doppelt ergötzlich wirkt, weil er soeben Kothurn werden will und doch Soccus bleibt. Die andern mehr anekdotischen Zwischenbilder sind meist von dem Interesse eingegeben, einen charakteristischen Tiertypus wieder oder aufs Neue einzuführen. Dies: die Behandlung

der Tiertypen, ist nun eben der Hauptpunkt, von dem wir beginnen müssen, wenn wir nun den Kunstwert dieser Bilderreihe näher beleuchten.

II.

Es galt, die Tiergestalt als menschliche Charakterlarve darzustellen. Nichts von ihrer scharfen Bestimmtheit sollte ihr genommen und doch Alles ins Menschliche gerückt werden. Nicht das fletschende Gebiß, nicht der derbe Muskel, nicht die täppische Pfote durfte abgeschwächt, und doch sollte ein Ausdruck in die Physiognomie, in die Bewegung gelegt werden, der über die Grenze des Tierischen in das Gebiet der Menschenpsychologie gieng; der Flügel, der Lauf, die Pfote sollte tierisch bleiben und doch zum Arm, zur Hand werden; die Stellung, Haltung, der Gang, die Lage sollte die Tierspezies treu einhalten und doch einen Menschencharakter mit freier Überschreitung, aber ohne die phantastischen Mittel eines Grandville, hereinziehen. Kostüme und andere Anhängsel durften nachhelfen, und der Künstler hat sich mit Recht nicht geniert, zu wechseln, bald mehr mittelalterlich, bald mehr modern, bald in Rokoko zu kostümieren, aber dabei durfte er der festen Plastizität des Tierkörpers, der doch seinen Rock von Natur schon hat, nichts vergeben.

Da ist denn gleich unser Held zu nennen. Wie ganz unübertrefflich ist er eingeführt! Hier liegt der Sünder, der allein vom Reichstage weggeblieben, in seinem festen Schlosse, behaglich auf ein Widderfell hingestreckt. Kaulbach hat nicht nur den rechten Sinn, das ganze scharfe Auge für die Tiergestalt mitgebracht, sondern sichtbar es an fleißigen Studien derselben nicht fehlen lassen. Der feine Kopf zeigt in der spitzen Schnauze die List, und doch in der leisen Aufziehung der Oberlefzen das nahe, drohende, gefährliche Fletschen; das Auge hat nur um eine Linie mehr Blick und Ausdruck, als das tierische dessen fähig ist: Erinnerung böser Streiche, übles Gewissen und doch wieder Behagen im sichern Versteck, Hohn über die entfernten Kläger, Brüten über neue Schelmenstücke sprechen unverkennbar daraus. Er liegt auf dem Rücken und stemmt den Kopf auf den linken Vorderfuß: eine tierisch unmögliche Lage, die uns doch hier so natürlich vorkommt! Den vollen Schweif hat er zwischen den übereinandergelegten Hinterbeinen herausgezogen und streicht ihn in

der Fülle des Behagens: welch köstliches Motiv! Knochen und ein Weinkrug am Boden bezeugen, daß er sich's soeben hat schmecken lassen, Geflügel und Rehschlegel, an der Wand aufgehängt, daß für weitere Diners gehörig gesorgt ist. Pelzmütze mit Hahnenfeder und Jatagan in der Schärpe erinnern an Rembrandts halb türkische Bekleidungen und vollenden den Rembrandtschen Geist, der in diesem trefflichen Bilde überhaupt liegt. Gleich darauf sehen wir den schlimmen Baron als Kaplan eben die Maske abwerfen und aus dem geöffneten Rachen die wilde Gefräßigkeit gegen Lampe fletschen, die denn in der späteren Todesszene dieses Armen wild genug zum vollen Ausbruch kommt. In vier Bildern erscheint der vollendete Heuchler: der fromme mit den gesenkten Augenlidern, aufgezogenen Brauen, mit jenem glatten Samtstrich über das ganze Gesicht, den wir an Tartüffes und Pietisten aller Art täglich studieren können, den aber nur ein Kaulbach meisterhaft mit der Tierschnauze zu verschmelzen wußte, wie insbesondere in dem Bilde, wo er als bekehrter Klausner vor dem Hahne steht; der sentimental resignierende mit den ergebungsvoll verdrehten Augen auf der Leiter, schon den Strick um den Hals. Die Schadenfreude, der ganze Schalk spritzt aus den Augen, höhnt aus jeder Gebärde, wo er den genärrten Braun, Hinze, Isegrim verhöhnt. Zur bolzgeraden Linie bläht ihn der Siegerstolz, der ganze Übermut herablassender Gnade auf, wo nach dem Zweikampfe die Tiere ihn mit „Heil dir im Siegerkranz!" begrüßen; in lächelnd geschmeichelter Demut empfängt er den Orden als Kanzler. Einen so bedeutenden Mann sollen wir aber nicht nur im öffentlichen Leben, auch als Menschen, als Gatten, als Vater sollen wir ihn sehen. Wie behaglich sitzt er bei der Ankunft des Katers vor seiner Laube im einfachen, kattunenen Hauswams, das aufgeschlagene Buch mit der Brille auf dem Schoß, nur daß freilich der komplimentierende Bote Ursache haben mag, die Ohren tief zurückzulegen, denn ein fatales Zucken der Oberlefze, das die Hauzähne zeigt, weissagt nichts Gutes. Auch der Frau Ermelyn, die säuberlich angetan, mit schmucker Schnepphaube, den kleinen Rossel als Wickelkind auf dem Arme, Reinhard, der mit einer Windmühle spielt, neben sich aus der Haustür zusieht, möchte ich nicht trauen: die schiefgestellten Augen gucken aus dem feinen Spitzköpfchen gar bedenklich hervor. Bei dem Abschied von Hause, da er zum zweiten-

mal zu Hofe geht, hat sich die süße Familie vermehrt, und Frau Ermelyns „interessante Umstände" versprechen noch weiteren Zuwachs. Wie zierlich ist der jüngste Sprosse, den sie an der Hand hält! Er hat noch krumme Beine, sogenannte Faßreiter, und schielt in holder Unschuld! Drei ältere umringen schmerzlich den scheidenden Vater, während er die Gattin, die sich die heißen Tränen mit dem Schurz abwischt, an der Hand faßt und segnend, die Seinigen ermutigend, erhabenen Ausdrucks die Rechte erhebt. Abgewendet, auf den Wanderstock gestützt, sieht gestrengen Blicks der Bote, Vetter Grimbart, dem rührenden Schauspiel zu. Aber hin ist Angst und Schrecken im letzten Bilde, wiedergegeben ist der Gatte der Gattin, der Vater den Kindern. Wie süß ruhen diese, das eine hold schnarchend auf dem Rücken, das andere behaglich auf die Seite gelegt! Das dritte spielt kindlich in seiner Wiege mit einem Vogel von Pappe, — früh bildet sich, was Meister werden soll. Auf dem torus aber horcht Penelope in stillem Glück, naiv die linke Pfote an den Mund gelegt, während ihr Odysseus, dem die Schlafmütze auf dem rechten Ohr nichts von seiner Heldenerscheinung benimmt, aufgerichtet vom Lager, pathetisch mit ausgestreckten Armen agierend seine Heldenkämpfe berichtet.

Die übrigen Tiertypen gruppieren sich in solche, welche mehr repräsentativ zum Hofe gehören, und in solche, welche freundlich oder friedlich mit Reineke in Handlung treten. Verbunden sind beide Beziehungen, vor Allem natürlich im Löwen, dann auch im Affen. Betrachten wir zuerst den Hof und vor Allem Nobel, den König. Der majestätische Löwentypus mußte der Hand des groß stilisierenden Geschichtsmalers vor Allem willkommen sein; aber es galt ja auch hier nicht im Ernste den großen Stil, sondern die Parodie desselben: der Herrscher erscheint ja selbstsüchtig wie alle Andern und verfällt daher, wie sie, der List des Fuchses, ihn betört im besten Willen der Gerechtigkeit die eigene Habsucht, der vorschnelle Zorn, er, der Gewaltige steht unter dem Pantoffel des Weibs und hat an ihr sein Hauskreuz, wie andere Ehemänner auch. Es lumpelt überall und bei ihm voran. Kaum hat uns daher seine thronende Kaisergestalt auf dem Titelblatt Ehrfurcht und Scheue eingeflößt, so sehen wir ihn auf dem Punkte, von dem Malefikanten Reineke in seiner Lügenbeichte unter dem Galgen kolossal angelogen zu werden. Löwe

und Löwin sind in diesem Bilde ganz großartig angelegte Figuren, und besonders in der letzteren die Gestalt eines hingestreckten, an den Mann sich schmiegenden edlen Weibs unnachahmlich mit den Bedingungen des Tierleibs vereinigt. Man sieht, sie ist zuerst getäuscht und beredet den Mann, der noch halb ungläubig und ärgerlich, in Königswürde und doch tierisch wild und leidenschaftlich, durchaus pathetisch, wie es dem Löwen geziemt, nach Reineke hinhört. Ganz ähnlich ist die Situation, wo dieser dem Ehepaar seinen Zeugen für den Ort des erdichteten Schatzes, Lampe, vorführt. Wie wenig Nobel seinen Herrscherberuf auf platonische Tugend gründet, zeigt uns die verfängliche Situation, in der wir ihn bei dem großen Bacchanal mit der Tigerin finden, deren Katzenkoketterie er sich zugute macht, ohne danach zu fragen, daß der arme Ehemann im Hintergrunde in der Verzweiflung ohnmächtiger Eifersucht schon die Pistole sich auf das Kinn setzt. Wenn er dort mit der Toga, hier mit dem Hermelin auftritt, so hat er dagegen in der Wochenstube, wo er grämlich nach der fürbittenden Äffin hinhört, den Hausrock eines Herrn aus der Zopfzeit an, die Mähne ist zur perückenartigen Frisur geworden, die Brille sitzt ihm auf der Nase, den Schweif hat er sich durchs Knopfloch gezogen. Dieses Organ weiß überhaupt der Künstler höchst ergötzlich zu benutzen: wie sentimental dort der Hase auf dem Titelblatt es an seine Brust drückt, haben wir schon erwähnt; wie schnackisch weiß der Affe bei dem Bacchanal die Schwänze des kosenden Paares zum Knoten zu flechten! Auf dem Lager aber liegt in der Wochenstubenszene die zarte Mutter, zwei kugelrunde Säuglinge am Busen, und der Kronprinz — abermals welch tiefer, rührender Zug aus dem Leben! — sitzt auf dem Häfele. Wie ganz genreartig aber dieses Bild ist, auch hier verleugnet der König der Tiere seine Würde und Gravität, der Künstler die stilgewohnte Haltung nicht. Während wir die andern Szenen, wo Nobel nur repräsentiert, übergehen, machen wir nun insbesondere noch auf den kranken Löwen, Nobels Vater, aufmerksam. So muß der sterbende Alexander gelegen haben! Das tief eingesunkene Auge, die lechzende Zunge, die verstörte Mähne, dies ganze Hingeschleudertsein und in dieser Vernichtung so viel Größe!

Ein schönes Feld der Produktivität war dem Zeichner in den Hofchargen und andern Großwürden eröffnet. Zwei dicke Herren kehren

in verschiedenen Situationen wieder. Zunächst der Ochs, Hofmarschall, oder was er sein mag: auf dem Titelblatt, welches Wahrheitsbild der Servilität, wie er seinem Fürsten die Pfote leckt! Welche Sentimentalität in dem dummen Auge! Ganz unübertrefflich erscheint der maste alte Herr wieder auf dem Festschmause. Überfressen und vollgesoffen hat er sich mit einer schlanken Schönen, einer blumengeschmückten Ziege, in eine Ecke gemacht, lallend mit triefendem Maule, kaum des Kusses mehr fähig, hält er sie mit der linken Klaue fest, während der schlaffen rechten der Champagnerkelch entsinken will. Das Dumpfe, Gähnende, träg und tief Schnaubende, Wammige, Feiste dieser Tiergattung konnte besser nicht zum Charakterbilde eines faulen, in ergiebigem Hofamt gemästeten alten Sünders verarbeitet werden, dessen Begierde das Vermögen längst überlebt hätte, wenn nicht der feiste Nacken und noch etwas eine besondere Ausstattung mit dieser Naturgabe verkündigte. Die Uniform mit Stern und Orden kleidet ihn gar stattlich. Oberjägermeister ist der Hirsch. Die Krawatte macht sich vortrefflich an dem langen, hochadligen Halse. In verschiedenen Rollen tritt das Wildschwein auf, als hochfrisierter Kammerherr, ergebenst die Klaue an die Brust legend, vornehm, mit angelegtem Fernglas, blinzendem Auge den Reineke aspizierend, knieend und Zähren vergießend am Bette des kranken Löwen, als weiser Äskulap mit Schlangenstab und Medikamententasche — am Schluß, den übel zugerichteten Isegrim bedenklich visitierend. Besonders heiter nimmt sich Boldewyn, der Esel, mit Rosen geschmückt als Hofdichter, als ungeschickter Schmeichler mit dem Distelstrauß, als Archivar Nobels, die Feder hinter dem Ohr, die Brille auf der Nase, mit Schreiberemsigkeit den Stammbaum fixierend. Ein Musterbild von grober Amtswürde mit den mürrischen Stirnfalten, den gestrengen Fleischsäcken über dem Auge, der Stutznase, den faltig hängenden Hautlappen am Maul, offenbar Polizeichef ist der Bullbeißer; zornig zerrt er den Esel, der seine Bestimmung verkennt, ganz würdig nimmt er sich auch als Koch aus, wo er dem kranken Löwen die Wolfsleber serviert. Nun ist aber auch die Kirche nicht vergessen; Panther und Leopard verstecken die raubgierige Schnauze scheinheilig genug unter dem Kardinalshute, doch beim Bacchanal bricht die tierische Natur aus und sie raufen sich wütend um einen Knochen; der Bock mit ehr-

würdigem Barte ist als Bischof wirklich zum Gärtner gesetzt; von Bellyn, dem Widder, werden wir sogleich reden.

Die Tiere nun, welche mit Reineke in die Handlung gezogen sind, zerfallen in solche, welche verdient oder unverdient seinen Tücken verfallen, und in befreundete, verwandte. Im Isegrim und Bären galt es, die rohe Selbstsucht, in jenem die wild leidenschaftliche, in diesem die täppisch plumpe zu charakterisieren. Der Wolf steht gerade darum mit Reineke im Verhältnis tödlicher Feindschaft, weil er ihm in Gestalt und Wesen verwandt, aber derselbe tierische Grundtrieb in ihm ohne die Intelligenz ist, die seinen Vetter zum Virtuosen der Intrige macht. In diesem Gegensatze ist er ganz Repräsentant der ungeistigen Tierheit, er ist in diesem Tierreich das Tier κατ' ἐξοχήν, und, da es ein verlarvtes Menschenreich ist, der rohe Trieb, dessen stetes Schicksal ist, demselben Triebe, der aber zugleich die Ironie des Verstandes und die Konsequenz des Systems für sich hat, als Dupe zu verfallen. Kaulbach hat ihn daher am wenigsten, höchstens etwa mit kurzem Jatagan, menschlich gekleidet, er hat in dem zottigen Räuber mit dem heißhungrigen Gebiß einfach die rohe Wildheit mit kräftiger Hand repräsentiert. In ihrer ganzen Wüstheit tritt seine Natur im Festschmause heraus, wo er viehisch gierig das Fleisch hinunterschlingt, seine Tölpelhaftigkeit, wo er im Hühnerstall nach der Pfauhenne tappt; die herbe Not des Darangekriegten, Flucht und Fluch des übel Heimgeschickten spricht aus jedem Zuge, insbesondere in der Szene, wo er aus der Meerkatzenhöhle entflieht, die gezwungene, mürrisch verbissene Unterwerfung im festlichen Empfang Reinekes, wo er selbst dem Sieger huldigen muß. Braun, der Bär, spielt eine ähnliche Rolle; da er aber weniger schlimm ist und eher noch eine Ahnung von Recht und Ordnung hat, so taugte er gerade ganz zum Kostüm eines Büttels, eines mittelalterlich mit Hellebarde, Degen und Helm bewaffneten, martialisch grämlichen Sendboten. Wie er da an Reinekes Tür den Klopfer hebt, dumm und grob, gleicht er ganz einem haarigen, schnurrbärtigen, furchtbar blickenden Landjäger, der doch der Bestechung zugänglich ist, und der lauernde Reineke über ihm weissagt uns sein sicheres Schicksal, das ihn denn schnell ereilt: hier, wo er mit den Pfoten im gespaltenen Baume steckt und in unmächtiger Wut aufheult, sind die menschlichen Attribute verschwunden, er ist ganz

Bär, ganz charaktervolles Tierstück. Dagegen ist er als gefährlicher Bandit kostümiert in der nächtlichen Verschwörungsszene, aber wie dumm bescheiden kratzt er sich vor der angetragenen Krone im Kopf! Da wir eben von diesen Tieren sprechen, müssen wir einen Blick seitwärts auf die noch nicht erwähnten erfindungsreichen und stilvollen Vignetten unseres Buchs werfen, und auf das Randbild zum sechsten Gesang hinweisen. Da liegen, infolge Reinekes Lügen gefangen und geschunden, Braun und Isegrim, eine Gruppe gefesselter Helden, den erhabenen Schmerz teils stumm verbeißend, teils gewaltig hinausschreiend; sie erinnern an die gefangenen Barbaren auf römischen Monumenten, an die gefangenen Sachsenkönige im Nibelungenlied — nein, sie erinnern an etwas viel Bestimmteres: es sind Bendemanns trauernde Juden, eine Parodie großen Stils, wie sie nur der echte Historienmaler liefern konnte.

Unter den schwächeren Opfern von Reinekes Tücken ist es namentlich der arme Lampe, dessen Drolligkeit dem Künstler einladend sein mußte und ihm denn wirklich auch offenbar das Motiv gab, warum er sich mehrere im Gedichte weniger betonte Momente zur Darstellung herausrief, z. B. die Szene, wo Reineke ihn zum Zeugen über den Schatz vorführt und dem armen Schelmen im Zitzwämschen vor Angst die Losung entfällt. Wie sinken ihm die Augen hinein, wie legen sich die Löffel tief in den Nacken! Welches Bild der Devotion das mehr Erwähnte, wo er auf dem Titelbild den Löwenschweif innig an die Brust drückt! Ganz vergnüglich ist die Hasengruppe, die bei Reineke als Kaplan das Credo lernt: vier Häschen, in der höchst bedenklichen Situation eines sprechender als das andere, und besonders das Spiel der Löffel unendlich ausdrucksvoll. Der Widder als Kaplan gehört nun aber ebenfalls unter die gelungensten Gestalten unseres Buches. Welche langweilig blökende Nachmittagspredigtsalbung, welche Handwerksgewohnheit sentimentaler Kanzel-Suspirien liegt in diesem langen, trägen Profil, in diesem tränenden Auge, und wie „erträglich“ ist dem Manne im stumpfen Mechanismus seiner Würde „der irdische Leib gediehen“! Mit welchen Sprüngen aber fällt er aus seiner Gravität, da Nobel den Verleumdeten am Scheitel packt, um ihm den Kopf abzuschlagen! Auch das Geschlecht der Vögel müssen wir hier nennen. Höchst ergötzlich sind die klagenden Hähne an der Leiche der Frau Kratzefuß:

die Flügel sind zu Armen geworden, Henning hebt sie in lautem Wehruf, Kreyant schlägt sie in stummem Schmerz übereinander und verbirgt das Haupt darin. Dagegen sehen wir Henning in seinem Stolze, wo er Nobels Friedensurkunde liest. Der Kamm verlängert sich in einen Zopf, eine Brille sitzt auf der Nase, ein Degen steckt unter dem Flügel, der Sporn ist mit zackigem Spornrad bewaffnet: ganz ein aufgespreizter, stolzierender Militär aus dem vorigen Jahrhundert. Als Ärzte treten die Stelzvögel auf, um dem Wolfe das Bein aus dem Rachen zu ziehen; dieser Reiher, Kranich, Storch, Marabu: welche Gravität, welches hochpreisliche Fakultätsbewußtsein, welche schweigende Wichtigkeit gelahrter Pulsfühler liegt im Schreiten, in der steilen Haltung, im gedankenvollen, langgeschnabelten Kopf! Auch die Eule macht sich am Bette des Löwen als besorglicher Doktor äußerst wichtig. Als Feston- und Fahnenhalter sind auf „Heil dir im Siegeskranz" die affektierten Papageien höchst glücklich gewählt, und zu diesem Bilde müssen wir noch nachträglich der unübertrefflichen Koketterie der Pantherin erwähnen.

Reinekes Freund ist zunächst Herr Grimbart. Er meint es gut mit ihm, ist aber auch ernster Warner, ein gewissenhafter Mann von etwas säuerlichem Humor. Der düstere Höhlenbewohner trägt aufgeschlagenen, breitkrempigen Hut und ein dunkles Wams von überflüssiger Länge, er gleicht einem altmodisch ehrbaren Leineweber, oder einem Leichensäger, Totengräber, und wie er sich neben Reineke, den er zu Hofe begleitet und der selbst jetzt auf dem schweren Gange seine Gelüste nicht lassen kann, im Rücken darstellt, ist er eine Charakterfigur, die ich zu den gelungensten des Werkes zähle. Die weitern Verwandten und Freunde Reinekes sind die Affen; Kaulbach hat nicht versäumt, die höhnische, hämische Menschenähnlichkeit dieses Tieres vielfach zu benutzen. Wo Reineke Anstalt machte, sich vom Galgen loszulügen, schlägt der Affe pfiffig sein Schnippchen, als Hofnarr grinst er hinter Nobel, wo Lampe die Kunde vom Schatze bezeugen muß; die Äffin Rückenau mit der altmodischen Haube, die so eifrig für Reineke bittet, gleicht auf und nieder einer mir bekannten alten Kindbettwärterin; als Friseur brennt der Affe dem vom Esel belästigten Nobel die Locken; seine eigentliche Verherrlichung aber findet dies Geschlecht, wo Reineke auf den Zweikampf vorbereitet wird. Frau Rückenau und noch eine alte Base

reiben ihm das Öl ein, beide mit jener koboldartigen, plaudernden Geschäftigkeit alter Schachteln, und ein fein belauschter kleiner Zug ist es, wie Frau Rückenau im emsigen Reiben begriffen die Zunge herausstreckt. Die herrlichste Figur aber ist der Affenjunge, der mit dem Kruge zum Einschenken bereit steht: der echte deutsche Gamin, der Schusterjunge von Wien oder München sieht er aus seiner Pudelkappe so recht nichtsnutzig mit grinsendem Maul und mit jenem eigenen Ausdruck des Auges, der sich bei neugierigem, stets auf lose Streiche bedachtem Flanieren bildet, dem Treiben zu, an dem er seine Freude hat. Am Kruge, den er niederhängend zwischen den in Schlurken steckenden Beinen hält, spielen, indem er so im Glotzer hinguckt, die beiden Daumen: das heißt, Natur belauschen. Bei Reinekes Bestellung zum Kanzler hält der Affe als Page das aufgerollte Diplom: ein Ausbund wohlweiser Spitzbüberei, der rechte Repräsentant der tiefen Ironie, der in diesem Schlußakte liegt. Dagegen hat Kaulbach die Meerkatzen in der Höhle zu Ungeheuern gemacht, die gar nicht existieren; er hätte die Schilderung ihrer Häßlichkeit im Gedichte ganz wohl ohne diese Abweichung erreichen können. Unter den kleinen Tieren nehmen sich gar niedlich die Maulwürfe als Totengräber aus.

Noch ein Wort von den Menschen. Sie existieren im Gedichte nur durch einen humoristischen Widerspruch; Bauern, Landpfarrer treten auf als Staffage zu den Tieren, als Mittel für Reinekes Zwecke. Ein eigentlicher Genremaler hätte diese Zugabe gewiß ganz anders behandelt als Kaulbach. Ein Moment nämlich hat jedenfalls, obwohl der Stoff auch ganz anders hätte aufgefaßt werden können, durch den großen Stil des Historienmalers eine äußerst glückliche Behandlung erfahren: es ist die Verwundung des Pfaffen durch den Kater, die seiner Köchin so spezielles Herzeleid verursacht. Der Pfaffe, eine große Gestalt mit leidenschaftlichem, italienischem Kopf, ist niedergestürzt und sucht mit der Linken den verderblichen Feind von seinem empfindlichen Angriffspunkte abzuhalten, die Rechte, die er auf den Boden stemmt, hält ein Schlachtschwert, einen mächtigen Flamberg. Gerade dieses Mißverhältnis der großangelegten Gestalt, der gewaltigen Waffe, des Heldenmäßigen in diesem Zusammenstürzen gegen den kleinen Feind, der sich an ganz unvermuteter Seite, wo alle Erhabenheit aufhört, die Blöße gewählt hat,

verdoppelt das Komische. Die Weiber aber sind mir hier zu plastisch, zu schön, auch die Hauserin auf dem andern Bilde, wo der Pfaffe in seiner Verzweiflung über den gestörten Schmaus übrigens trefflich ist, scheint mir zu regelmäßig kalt, ja steif gezeichnet, und wenn die Bauern, die auf Braun losstürmen, ebenfalls wie homerische Helden gehalten sind, so scheint mir hier diese Art Parodie nicht von glücklicher Wirkung.

Hätte ich mir zur Aufgabe gesetzt, hier in die Formgeheimnisse der Kunst tiefer einzugehen, so würde nun erst mein eigentliches Geschäft beginnen. Ich habe bisher nur von den einzelnen Charaktergestalten gesprochen, jetzt müßte von ihrer Zusammenstellung in kleineren und in größeren, figurenreichen Gruppen, es müßte von der Komposition in rein künstlerischer Hinsicht, doch natürlich eben darum auch in ihrer Totalwirkung auf den unbefangenen Zuschauer die Rede sein. Es würde dies aber zu weit führen. Ich muß es jedem sinnigen Auge überlassen, zu verfolgen, wie in den Gruppen die Kontraste, die Stufen des Verwandten zusammenwirken, wie aus gegliederten Einzelgruppen ein Ganzes sich zusammenbaut, und wie dieses Ganze in seinen Schatten und Linien auf das Auge, in der Durchführung des Pathos durch alle Teile auf Sinn und Gefühl wirkt. Man betrachte besonders die Exekution Reinekes, der umgeben vom ganzen Hofe, von Freund und Feind unter dem Galgen steht, man unterscheide die drei Gruppen: rechts der arme Sünder und seine Feinde, links der Hof, in der Mitte nach dem Hintergrund trauernde Verwandte, ängstliche Zuschauer, der Komiker Affe, und man überzeuge sich, wie klar sich das Bild auseinander- und zusammensetzt. In demselben Sinne durchgehe man das Bacchanal, überzeuge sich, wie alle getrennten Gruppen, wie hinter den wichtigeren namentlich noch die des Kamels und Pferds, die sich betrunken selig in die Arme stürzen, der Elefanten, die mit geschwungenem Rüssel sich Champagnerflaschen in den Kellerschlund des Rachens stürzen: wie dies Alles zusammenwirkt, den losgelassen schäumenden Geist der Tierheit zum vollsten Ausdruck zu bringen. Geteilter, gleichgültiger gegeneinander sind die Gruppen bei dem Zweikampfe: rechts unter den ragenden Gestalten des Elefanten, auf dem schadenfroh der Affe lacht, des Nashorns und Pferds der schäkernde Soldat, gegen die Mitte Bock und gekrümmte Widder als

zuschauende Landleute, neben ihnen furchtsam niederkollernde Hasen, links eine meisterhaft aufgebaute Bärengruppe, dann schnäbelnde Pfauen, der Hof, hoch aufgerichtet in der Mitte der Thron mit König und Königin und im Kreise, den alle diese Gruppen bilden, die Kämpfer: eine im Einzelnen lockere, im Ganzen doch auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt bezogene Mannigfaltigkeit.

Ich verweile aber bei dieser Kompositionsfrage nicht weiter, weil ich zu der satirischen Bedeutung des Ganzen, die für unsere Zeit so wichtig ist, zurückkehren möchte. Eine Masse kleiner Züge, die der Künstler aus dem Schatze des eigenen Humors hinzugegeben hat, vollendet diese Wirkung: in Gebäuden, Zimmerschmuck, Geräten, Zubereitungen zu Speise und Trank u. dgl. sprudelt ein Reichtum von Beziehungen und Andeutungen, dem wir freilich ins Einzelne nicht nachgehen können. Erwähnen will ich nur, wie fein es ist, daß Nobels Zepter eine offene, zum Pranken bereite Pratze darstellt, daß auf dem Wochenbett der Löwin zerrissene Hühner liegen, zum deutlichen Beweis, wie es in den höchsten Regionen, wo der Dieb und Räuber gerichtet werden soll, hergeht, daß der Dachs, der den Gaudieb Reineke zur Verantwortung holt, selbst die Taschen voll gestohlener Ähren hat. Der Orden ist so aufmerksam Rechnung getragen, daß Bock und Ochse sie sogar an den Hörnern führen, und bei Reinekes Belohnung mit der Kanzlerwürde sind die Hörner des letzteren durch eingespannte Seiten sehr ungesucht zur Leier geworden. An Reinekes Wohnung ist ein heiliger Florian gemalt mit der Überschrift: Heiliger Florian, beschütz dies Haus, zünd andere an. Von solchen Zügen wimmelt das Ganze, mitunter scheint mir aber des Guten zuviel getan zu sein. Wo Reineke vor seinem Hause sitzt, lesen wir in dem Buche, das aufgeschlagen auf seinen Knien liegt: la propriété c'est le vol. Diese Beziehung ist gar zu modern, ja sie ist unrichtig. Reineke ist kein Kommunist, er wird gegen Prudhons Satz so gewiß protestieren, als jeder bauernschindende Junker, jeder ränkevolle Diplomat dagegen protestiert; er muß wünschen, daß Eigentum bestehe, um stehlen zu können, nicht das Eigentum kann er für Diebstahl erklären. Es kann nichts mehr Anti-Reinekesches geben als die Wahrheit, die hinter den fanatischen Sätzen des Kommunismus verborgen ruht. Schwer zu enträtseln ist, warum Reineke in der Szene des Siegestriumphs zwei Schweife hat; bei

solchen Sachen denkt sich der Künstler allerhand, was der Zuschauer mit Sicherheit nicht errät, und was daher durch einen peinlichen Verstandsreiz den ästhetischen Eindruck stört. Dagegen mußte ihm erlaubt sein, in allerlei mutwilligen Parabasen sich selbst einzuführen, wie er denn z. B. fein und witzig in der letzten Szene sein Bildnis als Statuette in Reinekes Behausung aufgestellt hat, wo es als der Hausheilige Reinekes, als der Genius der Ironie im Ganzen, und zugleich durch die angehängte Rute als satirischer Wauwau für Jeden, der keinen Spaß versteht, recht ergötzlich figuriert. Reicher Humor umspielt ferner das Ganze in den schon erwähnten dekorativen Vignetten, und zugleich glänzt hier der Künstler in einer neuen Form: er ist ebenso unerschöpflich in diesem Spiele geometrisch gebundener, phantastischer Motive, als in dem freien Schwunge organischer Form, doch so, daß auch in jenem Spiele dieser Schwung die großartige Haltung, der energische Strich des Historienmalers durchblickt. Dagegen muß ich es als etwas völlig Störendes ansehen, daß Kaulbach in den eigentlichen Kompositionen durch Hinüberspielung fester Naturformen in das Phantastische ganz sein plastisch festes Gebiet überschritten hat. Dieser Baumstamm, der zum höhnenden Riesen wird, diese Felsen, die Fratzen schneiden, diese Wegzeiger, Kornähren mit Menschengesichtern sind eine lästige, eine reflektierte Überladung. Die episch festen und scharfen Umrisse des Lieds haben mit diesem Märchenrausche, wo alle Naturgrenzen sich verwischen, rein nichts zu schaffen.

Die Verlagshandlung hat nichts gespart, das Werk prachtvoll auszustatten, aber ein Bedenken habe ich zum Schlusse noch auszusprechen. Ein Werk, das mit so ätzend scharfem Geiste gerade zur rechten Zeit in die gärende Zeit einschneidet, sollte auch in die Massen dringen. Im Volke ist das Gedicht entstanden, ins Volk sollte diese unheilige Weltbibel wieder zurückdringen. Volkspoesie ist episch, episch der energische Stil unseres parodierenden Historienmalers. Nun sind aber diese bei aller Feinheit des Witzes und der Charakteristik groß und derb angelegten Züge der kräftigen Malerfaust in detaillierter Kupferstichbehandlung ausgeführt. Ich lobe mir gerne die fleißige, liebreiche Hand der Stecher, sie hat nichts verderbt; aber ich frage mich doch, ob nicht eine frischere, mehr ins Große gehende und nur die wesentlichen Formen mit breiterem Strich angebende, auf völlige

Modellierung verzichtende und nur die Hauptschatten betonende Behandlung, wie in den kecken Holzschnitten des sechzehnten Jahrhunderts, dem Geiste der Kaulbachschen Entwürfe, sowie dem Stoffe besser entsprochen hätte? Es fehlt uns jetzt nicht an tüchtigen Holzschneidern; Dürer hätte ihnen das Vorbild für die Behandlung geben müssen. Das Werk wäre durch die einfachere Technik auch wohlfeiler und so im äußern Sinne volkstümlicher geworden. Es wäre dem Buch, das die feine Welt so derb geißelt, wohl angestanden, mit bloßen Händen, ohne Glacéhandschuhe zu erscheinen; jetzt scheint es, wie durch eine Ironie, gerade für die Hände derjenigen bestimmt, die es in seiner ironischen Mühle schrotet. Vielleicht daß die Verlagshandlung, deren Sorgfalt und guten Willen wir darum wahrlich nicht verkennen, mit der Zeit sich entschließen möchte, eine zweite, weniger salonmäßige Ausgabe in diesem Sinne zu veranstalten. (Jahrbücher der Gegenwart, April und Mai 1848.)

Alfred Rethel.

An Ostern 1841 hielt ich mich einige Tage in Frankfurt auf. Ich machte mit einem dortigen Freund einen Gang durch das Städelsche Museum; als wir die Treppe herabstiegen, schlug er mir vor, mich noch in das Atelier eines Malers im unteren Stocke des Gebäudes einzuführen; er heiße Rethel, sei aus Düsseldorf gekommen und eben mit Entwürfen zu Fresken aus der Geschichte Karls des Großen beschäftigt, die im Saale des Rathauses zu Aachen ausgeführt werden sollen. Der Name war mir noch ganz unbekannt. Wir traten zu dem Künstler ein und wurden freundlich empfangen. Ich machte große Augen, als ich vor die Kartone trat. „Das ist es ja!" rief etwas in mir, „das ist ja der Weg, der dir schon lange dunkel vorschwebt, der rechte Weg, den der deutsche Stil einschlagen muß, wenn er rein, wenn er klassisch und doch nicht unwahr schön sein soll! Das ist ja jene richtige Beimischung eines Zuges von Albrecht Dürer zu der plastisch geschwungenen Linie, die wir bei der Antike, bei Leonardo da Vinci, Raphael und Michelangelo gelernt haben, hier hat ja einer mit starker Hand die Gegensätze zusammengebunden, welche zu verschmelzen die Aufgabe unserer einheimischen Kunst ist, hier ist ja, was wir suchen: der reine, reife Formenadel der klassisch fühlenden Italiener ohne die Art von Idealität, die uns noch zu allgemein, zu generell ist, hier die strenge, ja eckige Individualisierung Dürers im rechten, gedämpften Maße, ohne die Ecken und Brüche, wo er unfrei und unschön wird, monumentale Bahn der Linien, Alles groß und historisch gefühlt und doch schlicht, voll gesunder und naiver Herbe des Lebens und so ganz unangesteckt von jenem Etwas, von jenem Zuge des Gesehenseinwollens, den die Franzosen und das Theater in unsere moderne Kunst eingeschmuggelt haben!"

Jetzt ist Rethel als einer unserer ersten deutschen Künstler anerkannt, die Nation beklagt den frühen Verlust des herrlichen Talents. Seine Holzschnitte: der „Tod des Türmers", der „Ausbruch der Cholera in Paris", der „Totentanz im Jahre 1848", die Wandgemälde in Aachen, deren Kartone ich damals zuerst und dann mit Tausenden von bewundernden Menschen zum zweitenmal in der großen Aus-

stellung zu München 1858 gesehen, „Hannibals Zug über die Alpen" in einer Reihe von Aquarellen, welche in denselben Räumen zum ersten Male dem größeren Publikum zugänglich wurden, — diese Werke haben seinem Namen die Unsterblichkeit gesichert. Seine hinterlassenen Handzeichnungen erscheinen eben jetzt in Photographien; es wird wohl der richtige Moment sein, einen Beitrag zur Erkenntnis von Rethels Bedeutung zu geben, mit einigen Strichen, die freilich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, die Grundzüge seines Künstlercharakters zu zeichnen und zugleich einen Wunsch in Bezug auf die Nachbildung auszusprechen.

Ich werde mich auf Rethels Staffeleibilder aus der Zeit, da er noch auf dem Boden der Düsseldorfer Schule stand, da Albrecht Dürer noch nicht den mächtigen Einfluß auf ihn geübt, hier nicht einlassen. Ich kannte, als ich die Kartone sah, noch nichts davon. Man weiß, wie er sich erst aus dem Akademischen herausarbeiten mußte, und zwar aus dem Akademischen im bestimmten Sinne des Düsseldorfischen: säuberliche, gebügelte Formen, Süßlikör in der Farbe, wie er zur damaligen Romantik und zum Nazarenismus stimmte; man weiß aber auch, wie stark sich Rethels Geist aus diesen Banden schon früh herausrang. Nur ein sehr aufmerksamer Blick wird diese Regung erkennen in seinem „Daniel in der Löwengrube", viel feuriger zeigt sie sich in dem Bilde „Auffindung der Leiche Gustav Adolfs bei Lützen", durchschlagend in jener Komposition voll großer, geisterhafter Wirkung: die Justitia über dem Mörder herschwebend, ihn vor sich herscheuchend. Staunen erregt die Tatsache, daß die herrliche Skizze: „Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach" schon aus dieser frühen Zeit stammt. Welche Versenkung der Seele in diesen hartknochigen Gestalten, wie rührend die Andacht dieser Graubärte! Man glaubt, den Linienzügen nur noch einen Ruck ins Stilkräftigere geben zu müssen, um schon ganz den Meister vor sich zu haben, wie er nachher geworden. Diese Skizze ist Zeichnung, in der Justitia läßt sich bereits auch ein Wandel der Farbengebung erkennen; mit großartiger Einfachheit wirkt hier das Helldunkel zur Vollendung des ergreifenden Eindrucks, jedoch ohne alle koloristischen Finessen. Rethel war berufen, die Farbengebung in dem Maße schlichten und doch bedeutenden Effekts zu halten, das die zeichnerische Richtung und das die Freske verlangt.

Rethel, der zur Reife gelangte Rethel gehört zu den Stilisten, deren

Sprache mehr die Zeichnung ist als die Farbe. Die großen, grundwesentlichen Charakterzüge des Gegenstandes mit markigem Griffel schreiben, dies ist seine Weise. Ich habe die Ausführung jener großartigen Kartone an den Wänden des Rathaussaales zu Aachen (der Vaterstadt des Künstlers) nicht gesehen; verkehrte Ansprüche an die Freske, wonach sie mit dem Ölgemälde in koloristischem Effekt wetteifern müßte, sollen ihm vielen Verdruß bereitet und diese ärgerlichen Händel wesentlich zu dem Leiden mitgewirkt haben, von dem ihn der frühe Tod erlöst hat. Er selbst konnte nur vier seiner Entwürfe ausführen, die Vollendung der übrigen wurde dem Maler Kehren übertragen, der in der gewünschten Weise auf eigentliche Farbenwirkung arbeitete. Man kann, wenn man diese Fresken auch nicht gesehen hat, sich gut vorstellen, was die Kartone unter einer Behandlung leiden mußten, die auf Farbenreiz ausgeht. Zeugen versichern, daß Rethels eigene Hand die richtige Grenze koloristischer Ausführung in wahrhaft genialer Weise getroffen habe; Licht und Schatten wie Farbengebung sollen gerade durch ihre Einfachheit wunderbar zu dem machtvollen Zeichnungsstile stimmen. Ich glaube schließen zu dürfen, daß Rethel, sowenig ein Kolorist wie Cornelius, doch die Farbe mit weit mehr Sicherheit handhabte als dieser.

Er aber, Cornelius, ist es, mit dem wir Rethel zusammenstellen müssen. Die Vergleichung mit diesem Meister muß verschiedene Seiten ins Auge fassen; sie ist interessant genug, denn sie führt mitten hinein in die Streitfrage des Idealismus und Realismus.

Die Beschränkung auf das Reich der Schönheit, das im Gebiete der Linie liegt, und auf das bescheidene Maß von Farbenwirkung, das der Freske geziemt, sieht man mit Recht als ein wesentliches Merkmal an, das uns bestimmen muß, einem Meister und einer Schule ihren Ort im Lager des Idealismus anzuweisen. Dabei ist natürlich vorausgesetzt: Großheit in der Zeichnung, Großheit in der Einfalt des Kolorits, denn die Beschränkung, wenn sie nicht einfach Mangel sein soll, muß einen inneren, positiven Grund im Künstlergeiste haben und dieser Grund muß sein: mächtige Erfassung des Gegenstandes in seinem Kern, welche alle untergeordneten kleinen Züge ausscheidet, Anschauung im Sinne der Weltgeschichte, des universalen Blicks. Allein wir geraten hier in eine Schwierigkeit. Der Gegensatz des Idealismus, der Realismus, kann doch nicht gleich-

bedeutend sein mit Naturalismus, d. h. mit wahlloser Nachahmung der Wirklichkeit, welche wie eine Photographie mit den edleren auch die gemeinen Züge der gegebenen Erscheinung in die Kunst herübernimmt. Realismus ist eine große, berechtigte, in der Zeit wohlbegründete Richtung und gewiß berechtigt nicht bloß in dem Sinn, daß er etwa auf die Sphäre des sogenannten Genre einzugrenzen wäre, weil dieses mit Fug und Grund die kleineren, untergeordneten, heimlichen Züge, Falten und Furchen des Lebens belauscht, allen feinen Reizen und Spielen des Lichtes, der Farbe, des Helldunkels nachgeht und bis zur täuschenden Wahrheit selbst das Stoffgewebe der Körper im Bild abspiegelt. Nein, der Realismus hat Bürgerrecht auch auf den Höhen der Kunst, in der historischen Malerei, auch im großen Stile der Zeichnung und der Freske. Der logische Knoten löst sich, wenn man in dem, was man Realismus nennt, zwei Seiten unterscheidet: die Schärfe des Individualisierens in der Charaktergebung, die immer noch im Bereiche der Zeichnung liegt, und die Ausführlichkeit des Spezialisierens aller Erscheinungen, welche mit der vollen, virtuosen Ausbildung der Farbe wesentlich und notwendig zusammenhängt. Jene Seite ist vom konsequenten Realismus trennbar, kann sich zum Idealismus schlagen und durch ihre Beimischung ihm eine Lebenskraft und Wirkung mitten in der realistischen, modernen Welt sichern, die der reine Idealismus nicht hat. Der reine Idealismus atmet in einer paradiesischen Welt von Göttern und von Menschen, deren makellosen Formen keine härtere Bedingung der Existenz die Furchen herber Eigenheit des Individuums, die Spuren des Kampfes mit der Unerbittlichkeit des wirklichen, erfahrungsmäßigen Lebens eingegraben hat. Der reine Idealismus gibt Typen, nicht Individuen; er ist aristokratisch, er kennt nur den Adel im Reiche des Schönen, den Adel der ungebrochenen Schönheitslinie einer mangellosen, seligen Gestaltenwelt. Gießt er ihnen nicht dennoch Lebenswärme ein, weiß er seiner überirdischen Welt nicht Nerv und Blut zu leihen, so wird er abstrakt und steht vereinsamt in einer Zeit, deren Geist einmal ein Geist der Wirklichkeit, der Lebenswahrheit, der Gegenwart ist. Die deutsche Kunst hat gleichzeitig, als sie im vorigen Jahrhundert mit Karstens den neuen Aufschwung nahm, auch gezeigt, daß sie blutreich genug ist, mythische Gestalten mit warmem Leben zu durchdringen; von Karstens bliebe nur ein

kalter Allegoriker übrig, wenn sein Gefühl und seine Zeichnung nicht im Besitz dieses Zaubers wäre. Und wie seelenvoll blicken und atmen, mit nur erst schwacher, doch koloristisches Talent bezeugender Nachhilfe der Farbenwirkung, die idyllischen, seligen Naturen in Schicks Apollo unter den Hirten! Einer unserer zeichnerischen Idealisten, der gedankenreiche, mit der rechten seelischen Sinnlichkeit so reich gesegnete Genelli, mußte freilich nicht ganz ohne seine Schuld einsam auf seiner Berghöhe in attischen Lüften wandeln; er erregte durch das warme Wellenleben seines Linienzugs Erwartungen, die er in ein und demselben Bild stellenweise doch immer auch täuschte; es war zu merken, daß er in seiner Jugend zu früh aus der Zeichenschule gelaufen sein müsse. — Ich möchte diese Art von zeichnerischen Talenten verspätete Griechen, Geister von Bildhauern nennen, die in ihrer Kunst nicht Alles sagen konnten, was sie zu sagen hatten, daher im Lande der Malerei mit verschiedenem Glück noch einmal auferstanden.

Wir haben aber hier von jener andern Form zu sprechen, jener Versetzung des Idealismus mit dem realistischen Elemente der stark individualisierenden Charaktergebung. Diese Mischung ist echt deutsch. Als innerliche Naturen neigen wir zum Allgemeinen, Gedankenmäßigen, zur Idee. Aber wir sind auch nordische Naturen von hart und eckig ausgeprägter Individualität. Der Künstler, der die Großheit und Gewaltigkeit, die aus der idealen, das Allgemeine, Grundbedeutende herausgreifenden Anschauung fließt, mit dieser strengen Bestimmtheit und unverflachten Eigenheit der Charakterformen verbindet, wird recht der unsrige, wird unser Stolz sein, denn das ist unser, darin erreicht uns kein Franzose, kein Italiener. Ein Leonardo da Vinci, ein Raphael wußten auch recht wohl die Linie der Schönheit mit der individuellen des Charakters zu einigen, auch ein Delaroche in seiner zugespitzteren, geistreich französischen Weise versteht es gar gut; aber das Individualisieren hat selbst wieder seine verschiedenen Stile, nämlich eben in der historischen Gattung selbst und abgesehen vom Genre. Der deutsche Menschenschlag ist in der Natur selbst noch ungleich individueller als der romanische; die Leute sehen sich noch viel weniger gleich als im welschen Lande. Das konnte die Natur nicht bewerkstelligen, ohne um eine Hand breit tiefer in das Knorrige, Schwere, Unbeholfene, in das Reich der gebrochenen, eigensinnigen Linie zu greifen. Und etwas davon, mit künstlerischer

Wahl und Maßgebung natürlich, wollen wir in der Kunst; ist sie monumental, so etwas Reckenmäßiges, Nibelungenmäßiges. Dies hat Cornelius, und er ist daher unser Mann; selbst seinen Griechen hat er es gegeben, und wir schließen daraus, nicht bloß aus dem bekannten Blatte zu den Nibelungen, daß sein eigentliches Feld die deutsche Heldensage gewesen wäre. Aber bei ihm tritt es in zweierlei Weise auf: in freier und unfreier. Er will es, aber es sitzt ihm in der Hand auch unfreiwillig. Daher wird er hart und formlos, wo es nicht in seiner künstlerischen Absicht liegt, daher stoßen wir auf Klötze, Schwerfälligkeiten, Zeichnungsmängel, Proportionsfehler, die wohl zu unterscheiden sind von den kraftvollen Härten, womit er als wollender Künstler seine urkräftigen Gestalten ausstattet. Ganz ähnlich war es bei Albrecht Dürer: er zeichnet mit gutem Grunde wollend Hartes, aber er verfällt auch nichtwollend in Härte, Unschönheit; er freilich kannte die reine Durchschnittslinie der Schönheit überhaupt nicht, er hatte sein Formgefühl nicht im Studium der Antike geläutert; Cornelius, der moderne Künstler, der in der Schule der Griechen und der großen Italiener gebildet ist, gerät nicht so oft, nicht so tief in das Formlose, aber doch da und dort, in jedem seiner Werke irgendwo. Ihn und Genelli im Auge möchte man sagen: wir haben in Deutschland große Zeichner, die nicht zeichnen können. Cum grano salis natürlich! Genelli bewegt sich in das Schöne und wird von einzelnen Unschönheiten nicht frei, Cornelius in das Große, das Erhabene und fällt in Formfehler, besonders in Proportionsfehler. Rethel nun stellt sich an Großheit und schöpferischer Urgewalt hart neben den letzteren; sie nach dem Grade der Potenz zu vergleichen wäre müßig, schon darum, weil Rethels Laufbahn so früh durchschnitten ist, aber das steht fest: Rethel ist durchgebildeter in seinem Formgefühl. Er hat seinen A. Dürer studiert wie ein verwandter Geist den verwandten, aber er folgt ihm in kantiger Individualisierung nicht weiter, als freie Künstlerwahl bedingt. In einem bestimmten Sinne werden wir nachher dieses Urteil noch einschränken müssen; im Ganzen und Großen muß es unverkümmert stehen bleiben, und dazu kommt denn nach der obigen Bemerkung noch, daß Rethel, obwohl kein Kolorist, doch die Farbe, soweit er sie brauchte, offenbar freier beherrscht hat als Cornelius.

Eine wesentliche Seite des Idealismus habe ich bis hieher noch

nicht ins Auge gefaßt. Ich habe vom Allgemeinen, Gedankenmäßigen gesprochen nur in Beziehung auf Stil, auf Formengebung, und so ist auch das Wort Idee im Namen „Idealismus“ zunächst zu nehmen. Aber freilich, es bedeutet noch etwas Anderes: Erfinden des Kunstwerks aus dem reinen, an sich unbildlichen, in seinem ganzen Umfang zum Bewußtsein gebrachten Gedanken, ein Prozeß, der zur Symbolik, zur Allegorie, in der Komposition zu beziehungsreichen Zyklen, in seiner strengen Konsequenz eigentlich aus der Kunst hinaus in die Philosophie führt. Glücklicherweise kann diese Konsequenz bei einem wirklichen Künstler überhaupt nicht vorkommen; schon der innerste Gedankenkeim wird sich bei einem solchen in Gestalt umsetzen und auch das symbolisch Erdachte wird er mit dem elektrischen Funken des Lebens beseelen. Sinnende Tiefe des reichen Geistes hat Cornelius auf diesen Weg gewiesen, der hart und gefährlich am Irrwege der „Ideenmalerei“ hinläuft. Ob Rethel an Gedankenfülle Cornelius erreicht hätte, wenn ihm ähnliche Aufgaben wie diesem gestellt worden wären, wissen wir nicht, dafür kam er auch nicht in Versuchung, so viel zu sinnbildern; er symbolisiert und allegorisiert nur im Gebiete des Humoristischen und des gespenstisch Schauerlichen, wo wir ihn nachher aufsuchen werden, und hält sich im Wesentlichen, in seinen Hauptwerken, auf dem einfachen Wege der Geschichte, der Erhöhung des tatsächlich Gegebenen zum idealen Ausdruck ohne sinnbildliche Zutat. Er bewegt sich gern in Kompositionsreihen, aber in historisch-sukzessiven, nicht in solchen, die ein Netz von Gedankenkombinationen zwischen Bild und Bild schwer verständlich herüber- und hinüberziehen. Cornelius, den das Prinzip des direkteren Gedankenausdrucks bei den vorbildlichen Gestalten des Mythus und der Sage festhält, wird immer nur ungern und unbehilflich auf die äußeren Kulturformen der wirklichen Geschichte sich einlassen, er wird als Idealist bei dem Nackten und der einfachsten Gewandung und Bewaffnung bleiben. Rethel beherrscht mit genialer Sicherheit der Stilisierung auch jene Formen, ja er weiß in seinem Totentanz und einigen humoristischen Handzeichnungen selbst die moderne Tracht in einer Weise stilistisch zu bemeistern, die ihm gewiß keiner nachtut.

Nun, und so war dieser Künstler so recht bestimmt, unser monumentaler Historienmaler zu werden. Vor Allem der rechte Mann für unsere deutsche Geschichte. Das sind echte Naturen von deutschem

Schrot und Korn in jenen Kompositionen zur Geschichte Karls des Großen. Wie schlicht in seiner Heldengröße steht der gewaltige Sachsensieger neben der niedergeworfenen Irmensäule, wie einfach groß und majestätisch zieht er ein in dem eroberten Pavia, was ist das für ein unerbittlicher und unwiderstehlicher Mann der Schlacht, wie er unter die Mauren hineinstürmt, die sich um ihren Götzenwagen scharen, und dann in der Gruft, wo Kaiser Otto vor seinem balsamierten Leichnam kniet, welche ernste Geisterwürde, welche steile, steinerne Erhabenheit in der entseelten Hülle! Da ist nirgends auch nur eine Spur von Zielen auf Effekt, von jenem französisch-theatralischen me voilà, wovon ich oben gesprochen, nirgends eine Spur von Ausbeuten des Motivs zu einer möglichst Vielerlei vorbringenden Füllung des Rahmens, überall einfache, sparsame, klare, befriedigende Gruppierung. Dann aber die andere Reihe von historischen Kompositionen: Hannibals Zug über die Alpen; der furchtbare Kampf mit den Hindernissen und der Gefahr des Gebirgs, jähen, zerrissenen Felswänden, Abgrund, Eis und Schnee, und mit der Wildheit barbarischer Bergvölker, die sich an Springstangen vertraut über die gähnenden Eisspalten schwingen! Hier steht die Heldenschar bang und doch entschlossen am Fuße der fürchterlichen Pässe, nun wird geklettert und zugleich gekämpft, dort sind Menschen, Pferde, ein Elefant in die Tiefe gestürzt, die Einen haben sich an zackigen Baumästen im Falle gespießt, die Andern schlingen sich in entsetzlichem Knäuel durcheinander; endlich haben die Vordersten die Höhe erreicht, und die heroische Gestalt des Feldherrn weist stolz und froh die Aufatmenden hinaus auf die Gefilde Italiens.

Nun ist aber von einem Zuge Rethels nicht länger zu schweigen, an den wir schon mit diesen letzten, flüchtigen Blicken gestreift haben: es ist das Geisterhafte. Dahin geht eine alte, inwohnende Neigung der deutschen Kunst, der Malerei so gut als der Poesie. A. Dürer hat diesen Zug, Holbein hat ihn: man darf nur, um bloß das Eine zu nennen, an des ersteren „Ritter, Tod und Teufel“, an des zweiten „Totentanz“ denken. Auch Cornelius hat ihn; dies bezeugen seine Teufel auf dem jüngsten Gericht und seine „Vier apokalyptischen Reiter“, groß und schauerlich wie ein furchtbarer Traum. Selbst Genelli, der doch ein so viel konsequenterer Idealist, betritt mit furchtbarer Wirkung diesen Boden in seinem „Leben einer

Hexe". Aber auch dem malerischen Realisten L e s s i n g ist er nicht fremd; er zieht sich fühlbar als gespenstischer Hauch durch seine Landschaften. Dies Geisterhafte mischt sich tief und wunderbar mit dem deutschen Humor und unter den Neuern in keinem so genial wie in Rethel. Für diese Welt aber wählt er nun ganz die derbe, einfach große, auf Schattierungsfeinheiten verzichtende Kontur des Dürerschen Holzschnittstils, und hieraus sind denn die obengenannten berühmten Blätter hervorgegangen. Geisterschauer und Humor, habe ich gesagt, aber ich muß hinzusetzen: herrliches Gemüt. Sieh den Kopf des alten Glöckners an, der in seinem Stübchen hoch oben auf dem Turme sanft eingeschlummert ist: was sind das für gute, arme, müde Züge, was mag der Mann Alles erlebt, versucht, gearbeitet, gehofft und gelitten haben! Sieh aber auch die Hände, die Füße an: eine ganze Lebensgeschichte, eine lange, rührende Erzählung von Mühen und Sorgen und endlich von Sehnsucht nach dem Erlöser Tod liest sich aus ihren Furchen, ihrer zwanglos matten Lage, auch eine Pilgerfahrt hat der müde Alte gemacht für das Heil seiner armen Seele, der Pilgerhut und Stab an der Wand bezeugt es, und nun ist der Tod auch wirklich gekommen, wohl das bekannte Gerippe, aber diesmal nicht höhnisch grinsend, sondern sichtbar mitleidvoll verrichtet er dem Entschlummerten den Dienst, den er selbst so vielen Hunderten getan, indem er ihm das Sterbeglöckchen läutet. In der Behandlung des Totenkopfes, in der geistreichen Art, ihm Ausdruck, hier von Gefühl, ein andermal von Hohn abzugewinnen, steht Rethel ganz auf gleicher Höhe mit Holbein. Ich muß darauf verzichten, in die grauenvolle Bilderreihe des Totentanzes ausführlich einzugehen; ich muß mich mit der Hinweisung auf die drei gewaltigsten unter diesen Stücken begnügen; das eine: der Tod im Hecker-Habit einer Stadt zureitend, die Zigarre zwischen den Zähnen, die Sense in der Hand, Kittel und hohe Stiefel um die Knochenglieder schlotternd, humpelnd im Sattel, daß man die dumpfen Stöße des fleischlosen beinernen Gesäßes auf Holz und Leder zu hören meint; das andere: der Barrikadenkampf; da steht er als General flott und stolz, mit der einen Hand die Fahne haltend, mit der andern den Kittel lüftend, als wollte er den Soldaten drüben sagen: da schießt her und seht zu, wie ihr trefft! aber nicht unverwundbar wie er sind seine Opfer, die Kartätschen fegen sie von der Barrikade herunter, und wie die tödlichen

Geschosse unwiderstehlich durchreißen, das ist hier mit furchtbarer Wahrheit gegeben; das dritte: der Kampf ist vorüber, triumphierend, einen Lorbeerkranz um den Schädel, grassen Hohn im Blicke, reitet der Tod mit entfalteter Fahne auf die Barrikade, worauf neben zwei Toten, deren Blut die Mähre leckt, ein Sterbender in grauenhaftem Todeskrampfe sich windet und zwei Kinder den gefallenen Vater beklagen. Die Blätter sind entstanden im Anblick des Unheils, das aus den wilden Leidenschaften der Demokratie in den Jahren 1848 und 1849 erwuchs; selbst der röteste Demagog, hat er anders Kunstsinn, muß erschüttert vor diesen furchtbaren Bildern stehen.

Dies sind geisterhafte Motive, entnommen aus dem Volksglauben, schon lange vor Rethel häufig benutzt, von ihm neu und frei entwickelt, schauervoll, traumhaft und doch klar, wach, voll Geist des schneidendsten Realismus. Allein es zieht sich durch Rethels Werke das Geisterhafte noch in einem anderen Sinn hindurch, der nicht leicht in Worte zu fassen ist; da trägt es einen Charakter des Unfreien und deutet auf einen dunkeln, kranken Punkt im Geiste des Mannes. Wenn man die Fratzenköpfe der gestürzten Irmensäule und der Götzen auf dem Kriegswagen der Mauren sieht, so glaubt man, obwohl die letzteren durch den Vorgang motiviert sind — denn die Mauren wollen durch diese Larven dem Feinde die Rosse scheu machen — doch eine gewisse Schärfung des Bizarren zu bemerken, die geeignet sei, Bedenken zu erregen. Aber auch sonst fühlt sich in Rethels Linien da und dort etwas Dorniges, Zackiges hindurch, was über jene Ecken und Kanten, die wir als ganz natürliche deutsche Formengebung und wohlbegründeten Rückgriff zu A. Dürer anerkennen, noch hinausliegt; namentlich in Bewegungen und Mienen, wo Leidenschaft und Wildheit auszudrücken ist, entstehen aus dieser Führung der Hand Formen der Verzerrung, die zwar mehr oder minder durch den Gegenstand gerechtfertigt sind, allein doch so gemahnen, daß man sich sagt, es müsse in der Linie der Künstlerseele selbst ein irrationaler Bruch gewesen, aus einem Abgrund, wo Grauen und Fiebertraum wohnte, müssen diese Drachenformen der Zeichnung hervorgekrochen sein, kurz man ahnt Zerrissenheit und einen frühen Keim des Wahnsinns. Nun erst wird man bange für den Künstler auch da, wo mit dem ganzen Thema vornherein das Grauenhafte, die Verzerrung und das Entsetzen unzweifelhaft gegeben ist, bange für ihn wegen seiner

Neigung zu dieser Welt des Dämonischen. Es ist, als liebte er es, mitten ins Leben das Todesgrauen einbrechen zu lassen; man sehe besonders auch jenes Blatt an, wo die Cholera unter die Tänzer und Musikanten auf einem Ball eintritt und einer der ersteren, eine grauenhafte Ironie, mit verzerrten Zügen unter der Narrenmaske hervorgrinst. Es ist etwas von Theodor („Callot") Hoffmanns wilder Phantasie des Fieberschauers in diesen Gebilden, aber freilich, Hoffmann war nicht im Übrigen als Dichter so gesund, so kerndeutsch, so mannhaft, so stilvoll wie Rethel als Künstler. Man denkt auch an Heinrich von Kleist; aber freilich, dieser zu so Hohem, ja zu der Schöpfung eines neuen dramatischen Stils Berufene trug eine tiefe Verzweiflung an einem ewigen, gerechten Gesetz in der Weltordnung, eine Trostlosigkeit in der Seele, welche dem gesammelten Geiste Rethels ferne lag, der in seiner grausigen Gestaltenwelt so wahre Ideen niederlegt von dem, was im Vergänglichen nicht vergeht: ein zürnender Prediger mit dem Griffel, ohne Pietismus und ganz ein Künstler. Warum rettete nicht der hohe Inhalt die erkrankende Phantasie aus den Klauen des Wahnsinns? Hier können wir nicht weiter, sondern müssen unsere Fragen in den unerforschten Schoß des Menschenschicksals versenken.

Von der Allegorie ist oben gesagt, Rethel liebe sie nur im Gebiete des Humoristischen und gespenstisch Schauerlichen. Und nie bleibt sie bei ihm ein totes Produkt des kahlen Denkens, sie ist immer lebendig empfangen und lebendig gegeben. Hieher gehört schon das bereits erwähnte Ölbild aus seiner frühen Zeit: die Justitia und der Verbrecher. Das ist so tief empfunden, so erschütternd wahr geschaut, daß diese Justitia aufhört, eine Allegorie zu sein, daß wir an sie glauben, wie die Alten an sie glaubten, und so behandelt freilich wird auch die Allegorie poetisch. Im ersten Bilde des Totentanzes führt Rethel die allegorischen Gestalten der List, Lüge, Eitelkeit, Tollheit, Blutgier auf; dagegen ist in einer Komposition, deren Held an sich schon uns in das Phantasiegebiet entrückt, natürlich nichts einzuwenden, vollends da sie charaktervoll genug behandelt sind, um auch hier dem bloßen Sinnbilde die Wahrheit des Lebens zu verleihen. Besonders gern aber lassen wir uns die Allegorie in humoristischer Behandlung gefallen. Unter dem Nachlasse Rethels sah ich eine Handzeichnung: das alte und neue Jahr. Ein Eisen-

bahnzug hält, auf der Lokomotive steht als Zugführer Chronos mit der Sense, links steigt das alte Jahr aus, rechts, in der Mitte, das neue Jahr ein, dieses ein Jüngling mit einem vollen Füllhorn, das er wie einen Reisetornister auf dem Rücken trägt, mit ihm eine stattliche, schöne, lachende Jungfrau: der Frieden; jubelnde Gesichter schauen aus den Fenstern und begrüßen frohlockend mit geschwenkten Mützen die Willkommenen; der Kondukteur ladet sie zum Einsteigen ein, schmunzelnd, mit der Hand, welche die abgenommene Kappe zerdrückt, nach dem Wagen weisend, mit einem so tiefen Bückling, daß man fürchtet, das Kreuz breche ihm ab; daß das löbliche Personal so höflich nicht immer ist, beweist die Entlassung des alten Jahres auf der linken Seite, eines grämlichen Weibes, welchem, wie sie aus dem letzten Wagen gestiegen, der Gepäckmeister verächtlich ihr Bündel nachwirft, darauf geschrieben steht: „Erfahrung“. Ich hoffe, daß auch diese köstliche Komposition unter den Photographien erscheinen werde. Ich habe aber am Eingang dieser kurzen Besprechung gesagt, ich gedenke einen Wunsch auszusprechen. Ich weiß nicht, ob unter jene Photographien auch der Hannibalzug aufgenommen wird. Wer die sieben Raben von Schwind in der Photographie kennt, wird mir gerne zugeben, daß solche Kompositionen, Aquarelle mit wesentlich herrschender Zeichnung, viel, sehr viel in dieser Art der Nachbildung verlieren. Jene Meisterskizzen Rethels sollten in energischen Holzschnitten erscheinen, behandelt, wie er selbst in seinen Blättern den Holzschnitt behandelte, und so auch die Kompositionen in Aachen. Das könnte freilich nur ein Künstler leisten, der ihn ganz versteht, ja der ihm verwandt ist an Geist und Stil. Aber gewiß das rechte Denkmal wäre dies für den Hingegangenen, den die Nation viel zu wenig kennt, um ganz zu wissen, was sie an ihm hatte, was sie mit ihm verlor*).

(Illustr. Familienbuch, herausg. vom Österr. Loyd 1860, und Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart, 1882, S. 1—18.)

Zusatz.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, den Punkt ganz klarzulegen, in welchen ich Rethels Bedeutung setze; ich möchte ihn noch mit einem Beispiel beleuchten.

Das Freskobild Nehers am Isartor in München, den Einzug

*) Hiezu vgl. den Schluß des Zusatzes.

Ludwigs des Bayern darstellend, fast erloschen, jetzt in Restauration begriffen, gehört zum Besten, was deutsche Wandmalerei geleistet hat, Zeichnung, Komposition, Bewegung, Ausdruck, Farbe wirken zu festlich freudiger, sonniger Stimmung zusammen. Dennoch erschien mir das Bild immer in gewissem Sinne zu schön. Nicht so fließend, nicht so schlank, nicht so rein geschwungen waren die Formen, die Bewegungen nordischer Männer und Frauen, als man Panzer und genähte Gewänder von steifen Stoffen trug, nicht so plastisch ergossen sich die Falten an Kleid und Mantel. Nun könnte man sagen, es komme ja nicht auf historische Wahrheit an, und der Künstler habe keine Pflicht, zu verbergen, daß wir längst von den Griechen, von Lionardo und Raphael die reine Form gelernt haben. Allein nicht um der historischen Wahrheit willen wünscht man, daß die eigentliche Lebensform, der Typus der Menschengattung, die der Künstler in einem seiner Werke behandelt, zur wahren Geltung komme, das Kunstwerk als solches gewinnt an Wärme, wenn es geschieht. Wir müssen ein für allemal den Begriff der Schönheit so weit fassen, daß das Charakteristische in großem Umfang seiner Grade nicht ausgeschlossen, sondern darin aufgenommen wird. Man kann es auch so ausdrücken: alles wirklich Schöne ist naiv. Gib also eine Menschenart, die eckig, hart, korrig war und ist, immerhin auch eckig, hart, knorrig wieder, der Ausdruck von Tüchtigkeit, Biederkeit, innerer Frische und Wärme wird für die schweren Formen nicht nur entschädigen, er wird durch diesen Kontrast um so sicherer in Wirkung treten, die Naivetät des Daseins wird uns aus diesen Leuten ins Gesicht schauen, sie werden zu sagen scheinen: so sind wir nun einmal! — und übrigens kann Farbe und Komposition doch gleichzeitig für Herstellung direkt wohlgefälliger Schönheit sorgen. Die Beine der Ritter staken in Ringelpanzerhosen oder Schienenkapseln nicht wie in Trikot. Albrecht Dürers Ritter mit Tod und Teufel: wie steif sitzt er zu Pferde und wie trägt just diese Steifheit dazu bei, den Eindruck der furchtlosen, stahlharten, hartschaligen Kraft zu erhöhen! Aber bei Dürer fühlt man hier und sonst doch immer auch, daß seine Härten nicht durchaus frei künstlerisch gewollt sind. Und also noch einmal: das Harte objektiv geben, wo es hingehört, aber so, daß man erkennt, es sei nicht subjektive unfreie Härte des Künstlers! Dies ist meine Meinung, und in diesem Punkte liegt Rethels Wert.

Fern ist es von mir, mit Obigem Unfreundliches gegen Altmeister Neher sagen zu wollen. Wir haben bedauert, daß er Jahre seiner mittleren besten Kraft hingab, in einem großen Staffeleibild zu zeigen, daß wir eine Kreuzabnahme nicht mehr malen können wie die Künstler jener Zeit, wo die Stimmung für die christlichen Andachtmotive noch in der Luft lag. Allein wir wissen auch, daß diese feine, echte Künstlernatur die nazarenische Episode unversehrt überdauert hat. Gerade weil jene Freske an sich ein so schönes Kunstwerk ist, habe ich sie als Beispiel gewählt. In zahlreichen Gemälden, die entfernt nicht den Wert dieser Leistung haben, sieht man die Gliedmaßen der Männer und Frauen aus der Ritterzeit behandelt, als wären sie an Wuchs, Gebarung und Tragung Griechen, oder im schlimmeren Fall, als wären sie Ballettänzer.

Rethel ist, seitdem dieser Aufsatz zum erstenmal erschienen, mehrfach behandelt worden; von Wolfgang Müller 1861 in einer selbständigen kleinen Schrift, von Fr. Pecht im zweiten Band „Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts"; in Zeitschriften zerstreute Charakteristiken nicht zu erwähnen. Ich hatte mich zu fragen, ob auch nach diesen umfänglicheren Beiträgen zur Kenntnis des großen Künstlers meine Arbeit des Wiederabdrucks wert sei. Ich glaubte mich entschließen zu dürfen, obwohl sie nichts weniger als erschöpfend ist. Der Entwicklungsgang Rethels ist nur schwach berührt, sein Aufenthalt in Italien nicht erwähnt; außer Albrecht Dürer haben sichtbar auch die herbkräftigen Quatrozentisten, ein Signorelli, Pollajuolo, Verrocchio, Crivelli, Mantegna auf ihn eingewirkt, doch Dürers Einfluß schlägt so stark vor, daß eine Schilderung, die nur auf das Wichtigste eintrat, sich auf die Hervorhebung dieses Hauptpunkts beschränken durfte. In der Charakteristik von Rethels Stil hätte eine ausführliche Würdigung auf mehr als eine Seite gründlicher eingehen müssen. Zu zeigen wäre gewesen, wie energisch in diesen Kompositionen bei der scharf markierenden Teilung doch die Einheit waltet; eine so strenge Zeichnung hält das Einzelne scharf auseinander, aber die mächtige Künstlerhand hält es ebenso streng zusammen, und zwar nicht nur in den Rapporten, den Wechselbeziehungen des linearen Baues, sondern ebensosehr durch die Licht- und Schattenmassen. Ich muß in diesen bloß zusätzlichen Bemerkungen der Lust widerstehen, dies an einzelnen der Werke nachzu-

weisen, ebenso der Lust, auf die Formenbehandlung spezieller einzutreten, als im Artikel geschehen ist. Was wäre z. B. nur von der Faltengebung zu sagen! Sie ist gleichweit entfernt von akademischem Draperiewesen, wie von dem überscharf eckigen Bruch der van Eyck und von den gerollten, gequirlten Faltennestern, die Albrecht Dürer mit einer Linienführung, welcher man die Gewöhnungen des Arabeskenzeichners ansieht, zu den zackigen Brüchen noch hinzufügt; Rethel nimmt schwere und doch weiche Stoffe an, gibt die Falten sehr bestimmt und doch nicht zu hart. So hat das Auge bei ihm überall die Befriedigung der Deutlichkeit; das scheint wenig gesagt und sagt doch viel. — Auch auf die Physiognomik näher einzugehen, an mehr Beispielen, als ich getan, ihre Tiefe und Schärfe nachzuweisen: wie lohnend wäre die Aufgabe! — Die Behandlung der Landschaft dürfte nicht übergangen werden, diese wunderbare Sprache, die mit einigen Strichen sagt, wie Berg und Feld sich baut, die Ferne zurückweicht, die Wolken ziehen; — die Art, das Unbestimmte, wie schwebenden Rauch, bestimmt zu umreißen und doch schwebend zu lassen. — Dann aber noch ein Hauptpunkt — ich muß gestehen, daß auch in einer so kurzen Charakteristik darüber mehr gesagt sein sollte —: nämlich die Selbsterklärung in diesen Bildern; ich meine die einleuchtende Klarheit, womit sie aussprechen, was sie auszusprechen haben, womit sie den zu gebenden Inhalt, das Motiv in Anschauung, in Situation und Handlung umsetzen. Nimmt man diese Vollkraft der Vergegenwärtigung zusammen mit der Vollkraft der Charakteristik im Stile, mit dieser aus Lebenszentrum quellenden Wahrheit: dann erst wird ganz evident, warum man Rethel gar nicht besprechen kann, ohne ihn mit Shakespeare zu vergleichen. Nach der Stilseite ist dies nun aber mehr als eine bloße Vergleichung. Es handelt sich hier um eine Grundfrage aller Kunst, gar nicht bloß der bildenden, ja ganz besonders auch der Poesie. Shakespeare ist trotz seinen bekannten Flecken das unerreichte Muster dessen, was wir in Kürze Idealrealismus nennen wollen. Das klingt erschreckend abstrakt, und weil so abstrakt, ebendarum ist es so erwünscht, daß wir einen Mann haben, das Concretum pro abstracto, daß wir nur Shakespeare sagen dürfen, um von Jedem verstanden zu werden, der da weiß, um was es sich handelt. In der neueren Malerei haben außer Rethel andere Deutsche, haben Niederländer und Franzosen das gesucht und bis

zu gewissem Grad erreicht, was wir nun kurzweg als shakespearisch bezeichnen, nach meiner Ansicht keiner so großartig wie Rethel. Eine bessere Formel, als diese Bezeichnung, wird sich nicht finden lassen, sie mag genügen, den Angelpunkt, um den sich Alles dreht, die Frage möglicher Verschmelzung des hohen und des charakteristisch lebenswahren Stils auch denen klarzulegen, die mehr in der Poesie und ihren Stilfragen als in der bildenden Kunst zu Hause sind. — Und mit dieser Ergänzung ausgestattet mag denn der alte Jouralartikel sich als berechtigt zur Wiedererscheinung legitimieren.

Der am Schluß ausgesprochene Wunsch ist in Erfüllung gegangen: die Kartone der acht Fresken in Aachen sind durch die Anstalt von Brendamour in Düsseldorf in kräftigem Holzschnitt erschienen, tüchtig gezeichnet von Baur und Kehren, mag man auch immerhin fühlen, daß Rethels eigenes Auge nicht mehr die Zeichnungen leitete wie bei dem Totentanz, dem Cholerabild und dem sterbenden Glöckner. Außerdem sind die Kompositionen von Albert in München in Lichtdruck herausgegeben. Der Zug Hannibals über die Alpen ist ebenfalls in Holzschnitt erschienen von H. Bürkner. In dieser Reihe ist der Kopf des Helden (letztes Bild) nicht so bedeutend, als man erwarten sollte; hier stand der Nachbildung eine Schwierigkeit entgegen: Rethel, schon geistig erkrankt, hat an dieser Figur Änderungen vorgenommen, den Kopf gedreht, alles ins Unklare verzogen, da die alten und neuen Striche durcheinanderlaufen; der Zeichner mußte sich heraushelfen, so gut er konnte. Die Handzeichnungen, gesamter Nachlaß, achtzig Blätter, sind von der photographischen Anstalt in Berlin in Photographien herausgegeben, eine reiche Quelle bewundernder Betrachtung, worunter besonderes Interesse die Studien für die ausgeführten Bilder, wie für die Aachener Fresken, gewähren. Leicht unterscheidet man das Jugendliche vom Reifen, Beides vom Späten: so ist z. B. in der Komposition: das alte und neue Jahr der Zug nicht mehr so fest und sicher wie sonst, doch erkennt man auch so noch nicht nur den Geist, sondern auch die Hand des wahren Rethel.

Wird der früh Hingegangene, tragisch noch vor dem Tod Gestorbene Nachfolger finden? Erreichen wird ihn keiner, Rethel steht einzig da. Aber das Bewußtsein scheint nicht lebendig genug zu sein, daß unsere Kunst in seinen Fußstapfen gehen sollte; der einseitig koloristische Zug der Zeit steht im Wege. Stimmen von der letzten

Düsseldorfer Ausstellung haben Peter Janssen gerühmt als einen Erben von Rethels Stil. Die Richtigkeit dieses Urteils zu bezeugen ist denjenigen überlassen, die seine Kompositionen gesehen haben. Gewiß bleibt, daß der Genius der Kunst im Namen eines Postulats der Kunstgeschichte und des germanischen Geistes unserer historischen Malerei zuruft: dorthin schaue, dort geht der Weg, auf dem du schreiten sollst!

(Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart 1882, III, S. 18—24.)

Noch ein Wort über die
Aufstellung des Uhland-Denkmals in Tübingen.

Einem früheren Bewohner Tübingens, dem die Örtlichkeiten, um die es sich handelt, in deutlicher Erinnerung sind, mag es wohl gestattet sein, in dieser Sache ein Wort mitzureden. Sie ist wichtig genug, um von mehr als einer Seite öffentlich besprochen zu werden, und die naherückende Entscheidung legt es nahe genug, sich vernehmen zu lassen, wenn man besorgt ist, das Standbild des Dichters der Nation möchte auf einen Platz gestellt werden, wo sein Geist, wenn er in die Erzgestalt einträte und sich umschaute, schwerlich gern weilen würde.

Hiemit ist schon gesagt, welchen Gedanken ich als den für die Wahl der rechten Stelle bestimmenden ansehe. Es gibt keine schönere für ein Denkmal als den Ort, wo den Mann, welchen es verewigt, das Element umgibt, in welchem er sich liebend bewegte; stellen wir uns vor, daß sein Genius, aus der Lichtwolke der Unsterblichkeit niederschwebend, den Raum besuche, wo die Verehrung des Volks das Bild der Hülle aufgestellt hat, der er einst sein Gepräge aufgedrückt: die Empfindung des reinsten Wohlgefallens wird diese Vorstellung begleiten, wenn wir uns dann denken können, daß es ihm in diesem Raum heimisch und wohl zumute sei. Und für Uhlands Standbild — welche bessere Stelle kann dieser Gedanke uns zeigen und raten als sein geliebtes Neckartal? Uhland war Dichter, Forscher, Politiker. Die letztere Bedeutung ist so gewichtig, des Mannes Rechtssinn und Vaterlandsliebe spiegelt sich so lebendig auch in seiner Poesie, diese Poesie an sich ist so wesentlich eine volkstümliche, daß immerhin dieses Moment entscheiden dürfte, wenn Tübingen eine Agora hätte; daß der Marktplatz der Stadt nicht eine solche, sondern eben nur Marktplatz ist, weiß man. Das Rathaus mit seiner nicht ganz ordinären Front steht ihm ganz wohl an: ihre notwendige Restauration und andere bedeutende Veränderungen des Platzes würden aber ungemeine Kosten verursachen, und dazu kommt also, daß er nur in trivialer Weise an den Markttagen belebt ist. Von Uhland, dem Forscher,

ist nachher ein Wort zu sagen. Uhland, der Dichter, ist gewißlich nicht bloß Naturdichter, aber er schöpft aus der innig gefühlten freien Lebendigkeit der Natur die reinen Säfte, die auch dem menschlichen, ethischen, politischen Gehalt seiner Poesie die gesunden roten Wangen geben; nicht Stubenluft, nicht Stadtluft, freie Luft ist der Hauch, der hindurchgeht. Dankbar für ihre erfrischenden Gaben, hat er den Glanz seiner reinen und tiefen Seele wie goldenen Schimmer über Erde, Luft, Himmel, Welle, Wald gebreitet. Und keinen Fleck der Welt, kein Landschaftsbild hat er so geliebt wie das Neckartal, wo seine Wiege stand; er blieb ihm treu sein Leben lang, und er legte da sein Haupt nieder; man fühlt es durch in seinen Naturliedern, auch, wo es nicht so bestimmt zu erkennen ist wie in der „Kapelle"; ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet. Nicht aber in einen einsamen Hain dürfte sein Denkmal stellen, wer ihn angemessen verherrlichen will; dahin gehört ein Salomon Geßner, ein Hölty; Uhland will im Freien und doch unter den Menschen sein, denn seine Richtung faßte mit entschlossener Hand das tatenvolle Menschenleben, und in ihm hat er als Mann gewirkt: im Freien also, aber das Freie bedeute hier zugleich das Öffentliche. Da hat nun Tübingen seinen Wörth, die alleendurchzogene Ebene am Neckar mit der Aussicht auf die Alb, den Spitzberg und die Wurmlinger Kapelle, auf die Hügelzüge dem Schwarzwald zu. Es ist der Glanzpunkt, der Sonnen- und Silberblick der Stadt, der gesuchteste Spaziergang, und dem Bahnhof zu führt durch seine Rasen nicht eine Fahrstraße, sondern ein ohne Geräusch belebter Fußweg. Hier ein künstlicher Hügel, der die Bildsäule nicht so hoch, daß sie kolossal sein müßte, aber doch hoch genug über das nächste umgebende Grüne, das dem Erz einen ungünstigen Hintergrund bietet, in die Luft höbe, so daß das Haupt ins freie Weite schaute — das ist ein Gedanke, an den ich mich längst mit so viel Liebe gewöhnt habe, daß ich ordentlich erschrocken bin, zuerst als ich sah, daß die Stimmen für eine Aufstellung im Hof der Aula sich mehrten, dann als ich vernahm, daß der bestimmte Platz auf dem Wörth, um den es sich allein handeln kann, wahrscheinlich bald von Fabrikgebäuden eingenommen sein werde.

Zuerst nun ein Wort über jenen Vorschlag. Entscheidend gegen ihn ist nach meiner Überzeugung der Grund, daß es nicht Uhland der Forscher, der Gelehrte, der Lehrer ist, dem die Nation ein Denk-

mal setzt, sondern Uhland der ganze Mann, und vor Allem der Dichter, und doch besagte die Aufstellung an diesem Ort ein für allemal: Uhland sei wesentlich und hauptsächlich Forscher, Lehrer gewesen, und hier als solcher verewigt. Trotzdem könnte man dem Rate noch zustimmen, wenn das Universitätshaus in einem reichen und belebten Komplex von Gebäuden stünde, welche dem Begriff seiner besonderen Bestimmung Vorstellungen hinzufügten, die ihn beschränkten oder, wie man will, erweiterten, die auf das volle Menschenleben, auf das Öffentliche hinüberwiesen. Allein es steht fast isoliert an dem Ende desjenigen Teils der Stadt, der nie der belebte war, und von dem sich jetzt vollends, seit die Eisenbahn besteht, das Leben hinweg und der Neckarseite zugezogen hat. Die Wissenschaft genießt hier die Stille, die sie bedarf, das nach dem Glockenschlag geregelte Wandern der Studenten und Professoren aber kann man nicht wahre Belebung nennen, hier fehlt die freie Zufälligkeit und die Buntheit verschiedener Stände. Das Haus steht im Ammertal; daß dieses Tal etwas Unerquickliches, Tristes hat, das ist das ungeleugnete Gefühl dessen, der es kennt, vor Allem der Tübinger selbst, und sehr Wenige werden es darum dem Neckartal vorziehen, weil dort, wie einst eine empfindende Jungfrau sagte: „das Herz seinen verlorenen Schmerz wieder findet." Wie dieser unheimatliche, anfremdende Charakter mit der Konfiguration des Tals zusammenhängt, ist freilich schwer zu sagen; jedenfalls ist es wohl auch die stets gegebene unwillkürliche Vergleichung mit dem vom Neckar durchströmten, den Blick auf das schwungvolle Albgebirge öffnenden Neckartal, was herabstimmend auf den Eindruck dieser Gelände wirkt. Sehen wir aber die eigentliche Stelle, den Hof der Aula, näher an. Die Lage des Gebäudes bringt es mit sich, daß Niemand durch die Mitte des Hofs in dasselbe tritt; Alles geht durch die seitliche Öffnung des einfassenden Gitters der Front des Hauses entlang nach den Türen, alles Leben würde sich also im Rücken des Denkmals bewegen. Der Hof hat wenig Tiefe im Verhältnis zu seiner Länge, man gewänne kaum einen Standpunkt für den Anblick, als auf der hart vorüberführenden Landstraße. Öde, arm, verloren und doch beengt stünde hier der Freund der Natur und der Menschenbewegung, und daß er im Rücken ein Gebäude hätte, das sich wohl sehen lassen, dem man aber wirklich monumentale Kunstform nicht nachrühmen

kann, das würde ihn wohl schwerlich sehr betrösten. Kurzum, langweilig!

Nun aber vernehme ich, daß jener Raum im Neckartal, wohin ich in Gedanken längst das Standbild setzte, neuerdings für umfassende Fabrikbauten bestimmt sei. In den Artikeln, welche für den Hof des Universitätsgebäudes eintraten, war davon noch nicht die Rede. Nur einer derselben erwähnt eine „künftige Erweiterung der Stadt nach dieser Seite“. Dies geht wohl nicht auf die in Aussicht stehenden industriellen Unternehmungen; ein Bauplan für Wohnhäuser aber könnte Grün und freien Raum für das Denkmal ganz wohl in dem geforderten Umfang stehen lassen. Im Wesentlichen sind es die Überschwemmungen des Neckars, denen diese Fläche ausgesetzt ist, und die störende Nähe des Bahnhofs, was gegen den Wörth geltend gemacht wird. Diese Gegengründe lassen sich unschwer widerlegen. Es war meines Wissens von den Freunden der Wörthauffassung ein Platz ins Auge gefaßt, der dem Bahnhof keineswegs so nahe liegt, daß dessen Lärm und Geschäftigkeit der Stimmung des Anschauenden lästig würde; es ist die Stelle, wo die Akazien- und die neue Kastanienallee sich kreuzen; die Überschwemmungen aber sind selten und gehen auf diesem Teil des mittleren Wörths nie hoch; der Schutz gegen das Wasser, die Erhaltung des Zusammenhangs mit den vorüberführenden besuchten Wegen zur Zeit einer Überflutung hätte durchaus keine Schwierigkeit; ein Hügel für das Standbild, eine Aufdämmung der umgebenden Fläche würde das Denkmal jederzeit zugänglich erhalten. Wo man Fabrikgebäude hinstellen will, da kann man auch ein gegen das Wasser gesichertes Denkmal errichten. Zwischen diese aber, das versteht sich freilich, kann man es nicht setzen. Was soll man nun sagen? Gewiß nur höchst erfreulich ist es, daß die Stadt Tübingen endlich industriell sich regen will. Ob sich für die neuen Unternehmungen ein andrer zweckmäßiger Platz fände, weiß ich nicht, dreinzureden steht mir nicht zu, und doch kann ich nicht verschweigen, daß es mir um diesen Wört, auch abgesehen von der Frage des Denkmals, einfach als angenehmen Spaziergang, als eine Art idyllischen Korso, herzlich leid tut, wenn das Schnurren von Rädern und Walzen, das Pochen von Hämmern, der Rauch der Kamine ihn belagern, kasernenartige, ungegliederte architektonische Massen ihn bedecken sollen. Für den Betrieb der Maschinen soll

ein Kanal, und für dessen Speisung oberhalb der Stadt ein Wehr gebaut werden. Sollte denn nicht die Erwägung, daß dadurch dem Neckar gerade auf der ganzen Linie der Stadt entlang fast alles Wasser entzogen wird, ein Gewicht in die Wagschale legen für die Wahl eines Platzes unterhalb der Stadt, wo das so hoch berechtigte Interesse der Industrie in keinen Konflikt mit dem nicht minder berechtigten rein menschlichen Interesse des Naturgenusses und dem noch viel höher berechtigten idealen Interesse eines Nationaldenkmals träte?

Ich vernehme, daß der Eine und Andere in der Ratlosigkeit eine Stelle wieder ins Auge faßt, die früher unter andern auch vorgeschlagen war: nämlich am Neckartor, nahe bei Uhlands Haus, links, wenn man aus der Stadt kommt. Es ist dies aber ein kleines Plätzchen, das unbedingt durch den Abbruch des zunächst stehenden Hauses erweitert werden müßte; Uhland würde sonst einfach in einem Winkel stehen; auch ein erkerartiger Ausbau würde nicht genügen. Ob das Haus käuflich ist, weiß ich nicht; ist es aber auch der Fall, so würde der Kauf doch wohl dem Denkmalsfonds eine zu bedeutende Summe entziehen.

Dieser Meinungsäußerung, die Niemand weh tun will und einfach aus einem natürlichen Gefühl kommt, füge ich eine Bemerkung über die bei einer Uhland-Statue sehr schwierige Kostümfrage bei. Dem Mann ein antikes Gewand anzulegen, kann Keinem einfallen. Daß die schlichte Kleidung der jetzigen Mode, die man an ihm zu sehen gewohnt war, sich im Sinne plastischen Stils bilden und legen lasse, bezweifle ich in diesem Fall sehr; der durchaus prosaische Charakter einer solchen Tracht, der Eindruck des Dürftigen, den er mit sich bringt, könnte nur durch mächtige Körperformen besiegt, abgelenkt, zurückgedrängt werden; da aber Uhland nicht groß und stark von Gliederbau war, so könnte dies zu einer Stilisierung führen, die weit über die Linie hinausgienge, worin ideale Umbildung mit Naturtreue zusammentreffen soll. Die beliebte Aushilfe des Mantels ist hier auch nicht am Platz. Die Kunst hat sich zwar nicht auf die empirische Wahrheit zu bornieren, aber sie darf doch nicht schnurstracks dem widersprechen, was recht ausdrücklich und bestimmt im Bewußtsein des Anschauenden feststeht. Daß Uhland nie einen Mantel trug, darum brauchte sich der Bildhauer an sich nicht zu be-

kümmern; aber daß Jedermann weiß: es gehörte mit zu Uhlands Wesen, es sah ihm gleich, daß er dieses Kleidungsstück verschmähte, darum hat er sich nach meinem Dafürhalten allerdings zu bekümmern. Aus diesen Gründen neigte ich mich bereits zu einer Marmorbüste auf großem Postament mit symbolischen Figuren an den Ecken, Reliefs auf seinen Flächen (doch das Ganze nicht in einen Umbau eingeschlossen), als mir beifiel, daß die württembergischen Abgeordneten früher kurze schwarzseidene Mäntel trugen. Wäre das nicht eine passende Auskunft aus der Kostümschwierigkeit bei einem Erzbild?

Zum Schluß kann ich mich nicht enthalten, ein Sonett hier mitzuteilen, das im Dezember 1863 im „Stuttgarter literarischen Wochenblatt“ kam, schwerlich in weiten Kreisen bekannt geworden und doch gewiß der ausgedehntesten Verbreitung wert ist. Nie ist über Uhland Besseres, nie das Wahre so schlagend mit wenigen Zeilen gesagt worden; die paar Strophen wägen wohl mehr als alle Uhlandsreden zusammen. Der Verfasser heißt Bacmeister, ist Philolog und hat von seinen germanischen Studien und seinem poetischen Sinn zwei Proben gegeben durch die neudeutsche Bearbeitung der „Gudrun“ und der „Bescheidenheit von Vridank“.

Den Meister, der den Mann hier nachgestaltet,
So klar, so rein, mit jenem sichern Schritte,
Wie er vor Königen und in Volkes Mitte
Gestanden und gesprochen und geschaltet;
Der ihm die Stirn so mild und mächtig faltet,
Und das Gewand so schlicht, wie Kleid und Sitte
Gewesen, ihn so feststellt im Granite,
Wie er in sich gestanden und gewaltet —
Den Meister will ich sehn. Und ist's gelungen,
Und steht das Bild im lichten Sonnenscheine,
Und naht das Volk mit seinen Huldigungen —
Dann seh' er wohl zu, daß es nicht vom Steine
Sich löse und, den Mantel umgeschlungen,
Sich still verliere in der Volksgemeine.

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 6. März 1865.)

Bemerkungen zu der Geschichte der modernen französischen Malerei von Dr. Julius Meyer.

Über diese gediegene Schrift hat sich bereits eine unserer achtenswertesten Autoritäten, W. Lübke, höchst anerkennend ausgesprochen (Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung); ich beschränke mich daher auf wenige Bemerkungen über den allgemeinen Wert, dem es an fernerer eingehender Beleuchtung gewiß nicht, wohl auch in diesen Blättern nicht fehlen wird, und beeile mich sodann einen Punkt ins Auge zu fassen, worin die Kunstphilosophie und die Kunstgeschichte eine wichtige Frage miteinander abzumachen haben und worin meine Ansicht nicht mehr ganz dieselbe ist wie zur Zeit, als ich meine Ästhetik schrieb.

Bausteine zu einer Geschichte der neueren französischen Malerei lagen in unserer Literatur zerstreut umher; sie warteten schon lange auf einen Baumeister und haben in Meyer den richtigen gefunden. Er hat nach Zuführung einer Fülle von Material, das er selbst gehoben, den Baustoff so geordnet, daß ein wohlgefügtes Ganzes, ein wirkliches und fertiges Bild vor uns tritt. In seinem Urteil über französische Kunst und Poesie schwankt der Deutsche unstet zwischen Überschätzung und Unterschätzung; bald trübt ihm Eifersucht den Blick, bald ist er übertreibender Bewunderer. Meyer hält die Wage mit steter Hand, vergißt nie die Zweiseitigkeit aller menschlichen Dinge, läßt Licht und Schatten ohne parteiische Einrede ruhig wirken. In seinen Seitenblicken auf die deutsche Malerei ist er ab und zu wohl einmal auch zu deutsch, d. h. allzu gerecht — mit Klopstock zu sprechen — gegen das Fremde. Der Energie, womit der Franzose das eigentlich Wirksame ergreift und der entsprechenden Technik sich bemächtigt, wird die durchsichtige Gedankenmalerei und die Unzulänglichkeit des formellen Leistens in unserem Kunstleben an manchen Stellen mit scharfem Tadel gegenübergestellt. Zur ganzen Gerechtigkeit nach beiden Seiten hätte, wenn der Verfasser sich einmal auf Vergleichungen einließ, doch auch gehört, daß er da und

dort wärmer sich erinnert hätte, was wir auf alle Fälle sind und haben. Sagt man einmal mit Strenge, was z. B. einem Cornelius fehlt, so sollte auch gesagt werden, was ihm eigen ist und worin uns die Franzosen schwerlich jemals einholen werden; wer unsere Schwächen beleuchtet, der müßte auch unsere Kräfte ins Licht stellen, müßte auch zeigen, was wir gerade in jener Richtung der Kunst, die auf vollen malerischen Schein verzichtet, an Fülle der Erfindung, Großheit und Anmut der Form doch aufzuweisen haben, — natürlich, ohne daß darum unserm Zurückbleiben hinter dem feurigern Nachbar, was den Nerv lebendiger Technik betrifft, das Wort geredet würde. Doch dies führt eigentlich auf eine objektive Frage, und zwar eben auf jene, die ich zu besprechen gedenke; ich wollte aber zuerst vom Verdienste des vorliegenden Buches reden.

Meyer schaut die Kunst im innigen Zusammenhang mit dem politischen, gesellschaftlichen, literarischen Leben der Nation. Daß man das Gebiet, dessen Geschichte man darzustellen übernimmt, nicht isolieren, sondern mit dem Gesamtleben organisch zusammenhalten soll, das ist ein längst erkanntes Gesetz für alle Geschichtschreibung. Mit frischem und hellem Blick erkennt Meyer die Fäden, die Analogien, die Reflexe zwischen seinem und den anderen Gebieten, lebhaft und überzeugend weist er sie auf. Wie die ganze Sinnesweise, wie Staat, Gesellschaft, Sitte des 18. Jahrhunderts in den Werken der la Grenée und Vanloo, der Natoire, Doyen, der Boucher und Fragonard, ihren rauschenden Salons voll frivol graziöser Götter, Allegorien und Heiliger, ihren Gärten voll koketter Schäfer und Schäferinnen, wie das Römerpathos der Revolution im deklamatorisch aufgeregten und doch kalten Klassizismus der Davidschen Schule, wie die Restauration mit ihrer Neubelebung mittelalterlicher Mystik, zugleich aber die aufsteigende romantische Dichtung in der Farbenmagie und dem Linientaumel eines Delacroix, in der Liebe zu ritterlichen und der Poesie entnommenen Stoffen, in der durchbrechenden Subjektivität der Auffassung und träumerischen Unruhe der Darstellung sich spiegelt, wie zugleich ein energischer Realismus, Ausdruck der unerbittlichen und gewaltigen Wirklichkeit, welcher die Träume der Republik gewichen waren, schon von Gros eingeleitet, von Géricault kraftvoll entwickelt, dann von der romantischen Schule zum Grassen und Häßlichen getrieben wird, um aus einer zerrissenen

Formenwelt desto ergreifendere Tiefen der Stimmung, der dämonisch gärenden Seele scheinen zu lassen, — dies Alles ist im Geiste der echten, konkreten Geschichtschreibung dargestellt und zugleich der weitere Gang, wie ihn der zweite Teil zu verfolgen hat, aufs Einleuchtendste vorbereitet: „der Realismus erwartet seine Abklärung, seine Versöhnung mit dem Idealismus, wie er sie, obwohl nur auf bedingte, noch weitere Entwicklungen in Aussicht stellende Weise in Delaroche findet."

Der Kunsthistoriker bedarf freilich noch anderer Eigenschaften, als des organischen Blickes in den inneren Zusammenhang der Kunst mit dem realen und idealen Leben der Völker: die richtige Sinnlichkeit, Auge und Nerv muß er mitbringen, und die Sprache muß ihm biegsamer Stoff sein zum Ausdruck des lebendig Geschauten. Die Schilderung von Stilen und Werken der bildenden Kunst durch das Wort ist eine der schwierigsten Aufgaben; von einem Ersetzen der Anschauung kann natürlich nicht die Rede sein; es gilt nur, die Phantasie des Lesers zu wecken, daß er sich ein annäherndes Bild erzeuge, wobei ihm denn auch Nachbildungen (deren das Buch einige — zwar nicht gleichmäßig gelungene — enthält) zu Hilfe kommen mögen. Niemand, der die Charakteristiken der Meister und Schulen, die Beschreibung einzelner Gemälde in diesem Werke liest, wird daran zweifeln, daß der Verfasser im Besitze der geforderten Naturgabe ist, daß er sie durch vieles und fleißiges Sehen ausgebildet, zur Reife gebracht hat und daß er das innere Bild im Worte lebensvoll zu reproduzieren weiß.

Was aber diesen Kräften die höhere Einheit gibt, das ist die kunstphilosophische Bildung des Verfassers. Die wissenschaftliche Ästhetik und die Kunstgeschichte reichen sich hier die Hand und wirken in innigem Bunde. Wir dürfen nicht als allgemeine Forderung aufstellen, daß der Historiker mit der Philosophie vertraut sei; sinnvolle Empirie gelangt auf dem Wege der Induktion zu den Gesetzen, den leitenden Standpunkten; der vorgedachte Begriff kann zum Vorurteil werden, den Blick für das Tatsächliche trüben, abstumpfen, zu gewaltsamen Auffassungen, zu Entstellungen, falschen Einteilungen führen. Um so mehr werden wir uns freuen, wenn die Deduktion und Induktion rein zusammentreffen. Man erkennt sogleich aus den ersten Kapiteln, daß der Verfasser in der Ästhetik, wie sie von der

Hegelschen Schule aus sich weiter und selbständiger entwickelt hat, zu Hause, daß er gewohnt ist, den Stoff und die einzelne Reflexion auf philosophisch gedachte Grundbegriffe zurückzuführen, man stößt, wenn man selbst von diesen Untersuchungen herkommt, sozusagen auf einen speziellen Landsmann, vernimmt die eigene, die heimische Sprache, und warum soll man nicht gestehen dürfen, daß eine solche Begegnung herzlich wohltut? Nur etwas breitspurig wird manchmal die Bewegung durch den doppelten Apparat, den sie mit sich führt, den kunstphilosophischen und den empirischen; der gedankenbepanzerte Mann zählt zu den Schwerbewaffneten und hat nicht die Raschheit des Peltasten.

Es ist nicht die Absicht dieser Bemerkungen, in das Einzelne des Werkes weiter einzugehen; es gilt hier mehr einer Begrüßung als einer Beurteilung, und ich gehe kurzweg auf den Punkt zu, von dem ich gesagt habe, daß ich ihn aufnehmen wollte, um von einer in meinen eigenen Ansichten vorgegangenen Wendung Rechenschaft abzulegen.

Der Historiker muß Tendenz haben. Tendenz soll hier nichts Anderes heißen als: bestimmte Idee von dem Wohinaus der geschichtlichen Bewegung, die er darstellt. Die Kunstgeschichte hat es mit zwei Hauptfaktoren zu tun: dem Stil und den Stoffen. Der Stoffbegriff führt aber auf einen höheren: den der Weltanschauung; denn von ihr hängt es ab, wo die Künstler die Stoffe suchen, ja sie erzeugt sich Stoffe, und man kann sagen, sie erzeuge sie selbst dann, wenn es vorgefundene sind, denn von ihr hängt es ab, wie sie aufgefaßt, verstanden werden. Welche Stilrichtung und welche Stoffwahl, welches Weltbild ist nun als das Ziel zu erkennen, auf das die Kunstgeschichte lossteuert? Der Geschichtschreiber der Kunst, der diese Frage sich nicht aufwirft, ihre Beantwortung nicht aus dem Entwicklungsgange der Kunst hervorspringen läßt, ist tendenzlos in dem Sinne, wie er es nicht sein soll; seinem Geflechte fehlt der rote Faden. In der Geschichte der Malerei ist dieser Faden leichter zu finden als in andern Kunstgebieten; die Sache liegt hier, wie es zunächst scheint, ganz einfach. Strebt jede Kunst mit Notwendigkeit nach der vollen Entwicklung ihrer Darstellungsmittel, so ergibt sich für die Malerei, daß sie dem Realismus zustrebt; denn ganze Ausbildung der Farbe führt zum völligen Schein der Wirklichkeit, mit

diesem ist gegeben, daß die besonderen Züge des Lebens in seiner charakteristischen Bestimmtheit ans Licht heraustreten, damit ist reine Schönheit der Teile des Kunstwerkes nicht vereinbar; während diese hiedurch im Einzelnen verletzt wird, ist sie im Ganzen durch die Harmonie der Gesamtstimmung, durch die Totalität des Ausdrucks herzustellen; dies aber eben ist die Natur des realistischen Stiles. Nun ist gerade hier eine Stelle, wo der Zusammenhang der Stilfrage mit der Stofffrage als ein besonders inniger einleuchtet. Mit dem Realismus will die Darstellung einer idealen Gestaltenwelt, deren Fleisch und Blut doch zugleich kein Fleisch und Blut ist, einer Natur, die doch vom Naturgesetze nirgends gedrückt erscheint, offenbar nicht zusammenstimmen. Geisterhaftes geht noch, denn da ist besondere Wirkung des Helldunkels motiviert, das mit seinen magischen Lichtern die härtesten, häßlichsten Züge selbst teuflischer Fratzen so zu übergießen vermag, daß durch die Eintracht der schneidendsten Charakteristik der Phantasieschimmer des Ganzen nur erhöht wird; aber das Götterhafte will nicht gehen, denn nicht auf solchen Umwegen soll die Idealität hier gerettet werden, sie verlangt reine Formen, die über den Rissen, Brüchen und Falten der unerbittlichen Wirklichkeit in reinerem Äther schweben. Die Welt, wie das moderne Auge sie sieht, ist eine wunderlose; unsere Anschauungsweise überhaupt führt also ebendahin, wohin die Stilbedingungen der Malerei führen. Somit schien mir im höchsten Gebiete dieser Kunst — sonst ohne Unterschied ihrer Gegenstände Historienmalerei genannt — die Entscheidung nicht zweifelhaft: das Mythenbild soll zwar nicht ganz verurteilt werden, aber unsere wahre Aufgabe ist das reine Geschichtsbild. Ich habe mich in der Anmerkung zu § 695 meiner Ästhetik gegen einen Angriff von Guhl verteidigt, der mir vorgeworfen hatte, ich wende auf das künstlerisch Darstellbare den groben Maßstab der materiellen Existenz an. Meine Verteidigung beruft sich dort lediglich auf das Bewußtsein des Künstlers: was im allgemeinen Glauben nicht mehr wahrhaft lebe, das werde dieser, da er nicht außer seiner Zeit stehe, sondern ein Kind ihrer Bildung sei, nicht oder nur in Ausnahmefällen warm und lebendig darzustellen vermögen. An derselben Stelle hätte ich dürfen und sollen geltend machen, was an vielen andern ausgesprochen ist, ja als leitender Gedanke durch das Buch geht: nicht,

weil das Wunderlose geschehen kann, oder geschehen ist, nicht um der sächlichen Wahrheit willen wies ich die Kunst vom Mythischen auf das Geschichtliche, sondern weil mir schien, der Gehalt sei dem Bilde tiefer und inniger einverleibt, wenn er nicht in mythischen Figuren personifiziert außer und über der Wirklichkeit schwebe. Ich dachte z. B. an Stoffe wie die Zerstörung Jerusalems; es war damals von dem Kaulbachschen Bilde öfters die Rede gewesen; meine Meinung war: die Szene der Erstürmung des Tempels so behandeln, so gewaltig in Gestalten, Leidenschaften, Gruppen, Bewegung, Stimmung des Ganzen, daß hieraus allein, ohne Zutat von Propheten und Engeln, der Eindruck eines großen weltgeschichtlichen Aktes, eines Weltgerichtes hervorgienge — das wäre reiner ästhetisch, tiefer künstlerisch, als wenn dieser Eindruck durch jene Zutaten erzielt werden soll. Ich war mir bewußt, mit meinen Aufstellungen nicht vom Boden des Schönen auf den des Wahren überzutreten. Das Mythische erschien mir als ein Behelf der Phantasie, wodurch sie sich ihre Aufgabe, die ausdrucksvolle harmonische Form zu erzeugen, allzusehr erleichtere; denn ich verstand, wie man sieht, die Sache so, daß es mir vorkam, in den außer- und übermenschlichen Figuren werde der Ausdruck aus den menschlichen und ihrer Naturumgebung herausgenommen, daneben hingestellt, ich sah ein Nebeneinander statt eines Ineinander. Etwas Unwille spielte immerhin mit: ich dachte an die anspruchsvolle und marklose christliche Symbolik unserer Nazarener. Übrigens verkannte ich nie die relative Geltung und das Recht des eingeschränkten Fortbestandes mythischer Darstellungen. Ich wiederholte an der genannten Stelle, was ich in der Lehre von der Phantasie über den ungemeinen Vorschub gesagt hatte, den als „höchst konzentrierte Abbreviatur“ der breiten Wirklichkeit der Dinge, das Mythische der Phantasie und Kunst gewähre. „Alles Genre und jedes geschichtliche Bild zeigt uns die Menschenwelt immer nur in einer Beziehung, stellt das Allgemeine nur durch die Mitte einer besonderen, zunächst immer mehr oder weniger eingeschränkten Seite, nur in den ruhelosen Kämpfen dar, welche zeitlich niemals ihr Ziel erreichen; in der mythischen Gestalt und Handlung dagegen kommt zwar die höchste Idee auch nicht schlechthin in ihrer Allgemeinheit, sondern zunächst ebenfalls in einer besonderen Bestimmtheit zur Darstellung, aber durch die Vermittlung dieser Bestimmtheit offenbart

sie doch, ohne gleichsam einen Rest zu setzen, ihre absolute Natur; die Idee der reinen Weiblichkeit z. B. stellt die religiöse Malerei in einer Person, in der jungfräulichen Mutter des Gottessohnes dar, während wir dieselbe in der profanen aus einer Vielheit von Frauengestalten zusammenlesen müssen" usw. Das Letztere sollte eigentlich heißen: zusammenzulesen haben und doch niemals ganz zusammenlesen. Auch nach der subjektiven Seite habe ich nicht versäumt, den unendlichen Vorteil und Vorschub der mythischen Welt zu beleuchten; es ist an mehreren Stellen gesagt, zu welchem Gewinn es dem Künstler gereiche, wenn er seinen Stoff von der Hand der Volksphantasie bereits aus dem Rohen herausgearbeitet, als einen schon halbfertigen idealen Auszug aus der wirklichen Welt empfange und dieser ihr wohlbekanntes, vertrautes Eigentum zur reinen Schönheit umgebildet zurückgebe, wenn er gar nicht zu fragen habe, was darzustellen sei, sondern in eine allen geläufige Welt voll fruchtbarer Motive nur hineingreifen dürfe, die, wenn auch tausendmal dargestellt, immer neu bleibe. Doch räumte ich mehr nicht ein, als daß die mythische Darstellung als Aushilfe, Nebenwerk noch lebensfähig, existenzberechtigt sei; das Bewußtsein, sagte ich, sei doch im Ganzen und Großen aus dieser Sphäre herausgewachsen, ihre Stelle im Mittelpunkte der Kunst für immer verloren, sie sei „an den Rand gedrängt".

Nun muß ich aber zugeben, daß die Sache sich doch anders stellt, wenn man die Schwierigkeiten, die sich der rein geschichtlichen Malerei entgegenstellen, genauer erwägt, als ich getan habe, und diese genauere Erwägung hat Meyer vorgenommen. Er zeigt, mit welcher Sprödigkeit und Härte die ursprüngliche, nicht in einer zweiten, menschlich empfundenen und freundlich nahen Form gespiegelte Stoffwelt dem Künstler gegenübersteht. Er hebt nun vor Allem die Anstrengung hervor, deren es für ihn bedarf, bis er diese Sprödigkeit bezwingt, die Masse von Material, die verwickelte Verstandesarbeit, durch die er sich durchquälen muß, ehe ihm die Seele des Vorganges aufgeht, die Menge von Kenntnissen innerer und äußerer Dinge, die er zu sammeln hat, bis ihm der geschichtliche Stoff zum deutlichen Bilde wird. Er zeigt, wie die Stellung zum Beschauer neue Schwierigkeiten hinzubringt; der Künstler fühle sich ihm gegenüber unsicher, gelähmt durch die Überlegung, welche Stoffe und wie

er sie ihm darstellen könne; er fürchte, unverständlich zu sein, während dem Mythenbilde Verständnis und Teilnahme von vornherein gesichert war. Die Schwierigkeit der Stoffwahl hätte vielleicht für sich, nicht bloß angeknüpft an die Beziehung zum Beschauer, genauer aufgezeigt werden dürfen. Sie liegt schon in der unendlichen Menge des Stoffes, wie ich dies in meinem Buche allerdings gezeigt habe; man sieht den Wald vor Bäumen nicht, wenn man nach dem Erlöschen der mythischen Bilderwelt sich der Geschichte gegenüber findet. Ist durch Zufall der Auffindung oder Bestellung nicht ein Stoff schon gegeben, führt natürliche Neigung nicht entschieden zu einer bestimmten Zeit und Art von Stoffen, an welcher Stelle soll gegraben, welches Buch aus der unendlichen Literatur soll durchblättert oder gar durchlesen werden? Und dann, wie leicht täuscht sich der Künstler nicht nur über das, was Anderen einleuchtet, sondern auch über seine eigene Wahl! Wie leicht glaubt er selbst von einem Stoff ästhetisch angezogen zu sein, ihn sich zur ästhetischen Anschauung gebracht zu haben, während er nur menschlich, ethisch, politisch von ihm gereizt, gefesselt ist! Er selbst ist dann getäuschter Zuschauer; daß er dem eigentlichen Zuschauer ein Bild bringt, das sich nicht ausspricht, ist nur die Folge davon. Nun dazu die Parteistandpunkte, die politischen, die konfessionellen! Wie eng wird die weite Welt der Geschichte, wenn man bedenkt, wie wenige Stellen in ihr aus der Klemme dieser pathologischen Beziehungen frei und unbefangen in das rein Menschliche sich emporheben lassen!

Was sodann der Verfasser von dem Kreuze der näheren Veranschaulichung sagt, hätte er wohl nicht auf das historische Genrebild zu beschränken brauchen: der Maler, der die großen welthistorischen Momente wählt, hat es ja mit dem Kostüm, den sämtlichen Kulturformen doch jedenfalls auch zu tun; die Gegenwart mit „der Prosa dieser Formen, dem Mechanismus des öffentlichen Lebens, der gesetzlichen und politischen Zurichtung des ganzen Daseins, die jedes individuelle Heraustreten, jede schwungvolle Bewegung fast unmöglich macht, der knappen Verständigkeit der Sitte, die alle Form in ein einförmiges Einerlei, die Welt der Farben in ein eintöniges Grau auflöst, mit der Einkehr der Bildung nach innen, welche die Erscheinung zum bedeutungslosen Mittel herabsetzt“, — all diese Dürre ringsumher nötigt ja auch den eigentlichen Historienmaler, „sich

Kostüm, Lokal, Umgebung erst stück- und lappenweise zusammenzusuchen", erschwert es ihm bitterlich, „sich in den malerischen Reichtum früherer Zeiten einzuleben". Wollte man einwenden, er dürfe ja doch auf die äußerlichen Formen nicht dasselbe Gewicht legen wie der historische Genremaler, so ist zweierlei zu entgegnen; einmal: mit wie viel oder wie wenig Nachdruck betont, diese Formen sollen doch geschichtlich treu gegeben sein; dann: die Anstrengungen, die auch der Geschichtsmaler zu machen hat, um mit einer vergangenen Welt von Kulturformen vertraut zu werden, verführen ihn allerdings eben nur zu leicht, den Lohn seiner Mühe darin zu suchen, daß er nun doch die Außenseite zu sehr betont, unsere Aufmerksamkeit von der lebendigen Gestalt, Bewegung, Gebärde, Miene, Ausdruck auf Kleiderschnitt, Waffen, Geräte, Zimmereinrichtung, Architektur ablenkt, kurz historischer Genremaler wird, wo er Historienmaler sein sollte.

An diesem Punkte möchte ich eine Bemerkung einschalten, die nicht eigentlich in unseren Zusammenhang gehört, aber sich sehr natürlich anknüpft. Sie liegt seitab, weil sie sich auch auf den Teil der Außendinge und Zutaten bezieht, der dem Maler nicht die geschilderte Verlegenheit bereitet, den er vielmehr zur Nachbildung jederzeit ohne Mühe zur Hand bekommt und vor das Auge bringt: Gewandstoffe, Einzelheiten am Bauwerk, Tiere, Stücke von Landschaft, Lichtverhältnisse, kurz, auf Erscheinungen, die nicht dem Wechsel der Kulturformen unterliegen. Die Anknüpfung aber ist dadurch gegeben, daß es sich hier wie dort von einer Darstellung handelt, die das Äußerliche, Materielle, Physikalische mit einem Grade von Aufmerksamkeit behandelt, den es im gegebenen Zusammenhang nicht verdient, die uns von Samt und Seide, Stein und Kalk, Pelz und Klaue, Erde, Sonne und Mond unterhält, wo wir großen Ausdruck, wo wir Ethos suchten; so haben z. B. Pilotys Bilder: Szene vor Wallensteins Leiche und Nero beim Brande Roms, gewiß ihre Verdienste auch im höheren Teile, aber der untergeordnete — dort z. B. der seidene Vorhang, hier der zerbröckelte Mauerbewurf — ist mit einer Bravour der Spezialität gemalt, daß er uns mindestens ebenso stark fesselt wie jener, d. h. wie die Figuren und ihr Ausdruck. Ich behaupte nun, daß statt aller anderen Gegengründe gegen solche Behandlung der eine genügt: sie ist u n w a h r, die Höhe der Naturwahrheit in diesem Sinne ist Unwahrheit. Warum? Weil sie dem

Sehen, dem Verhalten des Auges widerspricht. Wenn wir in bedeutendem Tun oder Leiden begriffene Menschen so betrachten, daß unsere Aufmerksamkeit wesentlich dem Gehalte, dem menschlich Ergreifenden und Großen in der Handlung gilt, so sehen wir die Umgebung, das Äußerliche ungenau; unser Auge kann nicht und will nicht beide Seiten mit gleicher Aufmerksamkeit umfassen, nicht beide bis zu gleicher Deutlichkeit des Bildes sich nahe bringen. Dies, diese Art des Sehens ist die wahre Natur; der Künstler, der uns anlockt, uns nötigt, in solchen Momenten die ungeistige Erscheinung so genau zu sehen wie die geistig ausdrucksvolle, lockt uns ab, tut uns Gewalt an, wirft uns zwischen zwei Enden hin und her, die so zu vereinigen unserer Auffassung und ihren Gesetzen widerstrebt. Dieselbe Bemerkung hörte ich vor nicht langer Zeit mit Freude über dies Zusammentreffen der Gedanken aus dem Munde eines Italieners, des Historienmalers Squercina in Venedig, eines ernsten, tiefdenkenden Künstlers, der jetzt mit einem großen Bilde, Galileis Abschwörung, beschäftigt ist und gewiß eine bedeutende Zukunft hat.

Zur Sache zurückzukommen, so stellt sich dieselbe nunmehr so: ich muß, wie gesagt, zugeben, daß die rein historische Malerei auf größere Schwierigkeiten stößt, als ich zur Zeit, da ich meine Ästhetik schrieb, erkannt habe; die größte, tiefst liegende bleibt freilich immer die endliche Beschränktheit des geschichtlichen Stoffes an sich, gegenüber den freien, unendliche Weite der Bedeutung im durchsichtigen Gefäße bergenden Idealdichtungen der Phantasie, und diese Schwierigkeit habe ich wohl begriffen und klar ausgesprochen, aber nicht hinreichend in ihre praktischen Konsequenzen verfolgt, wie dies Meyer getan hat. Wenn demnach die Wagschale der rein historischen Malerei ins Steigen kommt, so fällt in die entgegengesetzte die Wagschale der mythischen, sagenhaften, poetischen, man kann etwa sagen, transzendenten, ein Gewicht, das in meiner Ästhetik keineswegs hinreichend gewürdigt ist. Es hängt dies aufs Engste zusammen mit einer Lücke, die ich in der Selbstkritik meiner Ästhetik (im kürzlich erschienenen fünften Heft der neuen Folge kritischer Gänge) zugegeben habe. Ich hatte nur einen Weg der gestaltenden Phantasie als den richtigen anerkannt: jenen, für welchen Schiller das lebendige Vorbild in Goethe anschaute, welchen er selbst von da an einschlug, wo er an seinen Wallenstein gieng, und welchen

er freilich keineswegs konsequent einhielt; es ist der Weg vom Einzelnen zum Allgemeinen, statt vom Allgemeinen zum Einzelnen, es ist das „Aufquellenmachen" eines gegebenen realen Stoffes statt der Ersinnung eines Bildes vom Gedanken aus. Das letztere Verfahren nennt er selbst ein symbolisches — „mein Verstand wirkt eigentlich symbolisierend, und so schwebe ich als eine Zwitterart zwischen dem Begriff und der Anschauung". Nun aber stellt dieser zweite Weg keineswegs eine einfache Linie dar, sondern umfaßt eine verschlungne Mehrheit von Linien, Bewegungen, Prozessen der Phantasie, die sich dem Blicke nur zu leicht entzieht. Es ist, wie ich an der genannten Stelle gezeigt habe, vor Allem zu unterscheiden zwischen unmittelbarer, gefühlter, naturvoller Symbolik und zwischen einer solchen, die, vom Verstand ausgehend, die Phantasie sekundär in Dienst nimmt, zum gedachten Begriffe das Bild sucht. Jene — wir wollen sie kurz die intuitive Symbolik nennen — kann heute noch, wie sie einst im Völkerglauben Götter, Geister, Mythen, Sagen, Märchen erfand, zur lebenswahren, die Phantasie des Beschauers überzeugenden Personifikation und Durchführung der Personifikation in menschlich rührender und erhebender Handlung führen, diese führt zur kahlen Allegorie. Beide sind freie Erfindung, aber nur die zweite denkt zuerst prosaisch, was sie hintennach in ein Bild dürftig zu verstecken sucht, in jener hat der Gedanke schon im ersten Moment eine bildliche Hülle um sich, gleicht einem treibenden Pflanzenkeim, der mit der Notwendigkeit des Instinkts ein Gebild aus sich entfaltet. Diese lebenswarme, intuitive Symbolik kennt nun aber überdies selbst einen Unterschied des Verfahrens, durch welchen sich innerhalb ihrer Sphäre jener Unterschied wiederholt, der alles symbolische Verfahren von dem direkten trennt, das einfach einen gegebenen realen Stoff ergreift und ästhetisch umbildet. Auch sie findet nämlich gegebenen Stoff vor, nur nicht in der wirklichen Geschichte, sondern im vorhandenen Mythus, der Sage, dem Märchen, der Poesie, vermag diesen Stoff neu zu beleben, neu zu gestalten und namentlich den abgeblaßten Gestalten eines verschwundenen Glaubens noch einmal Lebenswärme einzuhauchen. Das synthetische Verfahren hat selbst auch seinen analytischen Weg. Synthetisch im engeren Sinn ist jede freie Erfindung göttlicher, geisterhafter, heroischer Personen und der entsprechenden, das Naturgesetz übersteigenden Handlungen,

analytisch im engeren Sinn ist jede Reproduktion von Stoffen desselben Charakters, die der Künstler von der Volksphantasie schon geschaffen vorfindet. Ob der Schöpfungs- und der Reproduktionsprozeß ein echter, lebendiger, oder ein toter, verständiger war, muß einfach das Werk ausweisen; die Allegorie bemüht, strengt an, die lebendige Personifikation erwärmt und erfreut.

In der Malerei knüpft sich die intuitive Symbolik natürlich mehr an die Zeichnung als an die Farbe. Sie wird stets zur Skizze, zur Halbschattierung, zu einem Kolorit neigen, das nicht zur vollen Wirkung von Farbe und Helldunkel fortschreitet, und im Monumentalstil wird sie zur Freske greifen. Sie kennt innerhalb ihres Gebiets einen relativen Gegensatz der Stilrichtungen, der idealistischen und realistischen, aber sie verbindet sich im Ganzen und Großen mit dem Idealstil. Die Gewißheit, daß es einen solchen immer geben muß, ist ein Gewicht weiter in die Schale der mythischen Malerei. Daß wir demgegenüber den Realismus uns nicht als wahllose Nachahmung der Natur zu denken haben, daß auch dieser Stil von seinem Boden zu seiner Art von Idealisierung aufsteigt, das ist eine in der Kunsttheorie zur Genüge erörterte und begründete Wahrheit.

Aus dem Allem folgt also, daß die Mythenmalerei mehr Recht und mehr Fähigkeit des Lebens hat, als ich sonst zugab. Es wäre auch seltsam, wenn der ungemeine Vorzug, den ich durch den Ausdruck: großartige Abbreviatur bezeichnete, wenn die Möglichkeit, in einem Bilde zu sagen, was der Realismus mit unzähligen nicht erschöpft, in der ganzen modernen Kunstwelt unbenutzt liegen bleiben oder nur aushilfsweise in Nebenwerken sollte benutzt werden dürfen.

Die Mängel, die Lücken, die Gefahren der ganzen Richtung bleiben ungeleugnet. Sie sind zu oft genannt, um sie hier noch einmal aufzureihen; es mag Alles in den Worten des Verfassers zusammengefaßt werden: „hier liegt der Abweg nahe, das Dichterische mit dem Malerischen zu verwechseln und in der Erscheinung zu wenig zu geben, weil man zu viel geben will.“ Diese Worte beziehen sich an der betreffenden Stelle zwar nur auf die Behandlung von Stoffen, die aus Dichtern entlehnt sind, allein sie gelten von der ganzen Richtung; man darf nur etwa hinzusetzen: es entsteht die Gefahr, nicht etwa bloß das Dichterische mit dem

Malerischen, sondern überhaupt das Wahre mit dem Schönen zu verwechseln.

Überblickt man nun alles Für und Gegen, so zweifle ich, ob man zu einem andern Resultate gelangen kann als dem Satz: es liegt eben eine Antinomie vor, oder: „die Frage schwebt noch" wie der Verfasser sagt, oder: die Wagschalen stehen gleich. Es bleibt wahr, daß das innere Wesen der Malerei, zusammengefaßt mit der modernen Weltanschauung, auf die wunderlose Wirklichkeit, also in der Historienmalerei auf die reine Geschichte weist; und es ist ebenso wahr, daß die Malerei sehr viel Ursache hat, sich das Mythische, Sagenhafte, Poetische, lebendig Symbolische nicht nehmen zu lassen. Man ist begierig, zu sehen, zu welchen näheren Ergebnissen Meyer gelangen wird, wenn er an Delaroche kommt und dessen starke und schwache Seite miteinander abwägt. Es liegt auch eine ganz eigentümliche nationale Betrachtung nahe. Einst war der Kolorismus vorzüglich durch die Niederländer und Deutschen, also die germanische Kunst vertreten. In der modernen Zeit scheiden sich beide: die Deutschen wenden sich von dem Moment an, wo sie als Reformatoren der Kunst auftraten, der vorherrschenden Zeichnung, dem Gedankenhaften, Klassischen, Mythischen und dem Idealismus zu, die Niederländer, nach längerem Zurückbleiben, kehren zu den alten Meistern der Farbe zurück, reifen an diesen Mustern rasch zu Koloristen, Realisten, und lehren die Deutschen wieder, was Malen heißt; die Franzosen folgen denselben Spuren und überholen in echt malerischer Auffassung, Technik, Wirkung rasch die deutsche Kunst, die ihnen dagegen mit Selbstgefühl die Namen Cornelius, Genelli, Schwind entgegenhält, aber ebenbürtige Koloristen kaum aufzuweisen hat. Nicht als dürfte man auf einen Lessing und Piloty und so manche namhafte jüngere Talente sich nicht berufen, aber man kann nicht sagen, daß sie die Energie und das Feuer eines Delacroix, Delaroche haben. Über die Zerstörung Trojas von Cornelius geht nichts in unserer neueren Historienmalerei, und seine Nibelungen, zwar ungeschlachter als nötig, beweisen, daß er ein Recke unter den Künstlern ist. Die Heldensage, namentlich die deutsche, enthält aber für unsere zeichnerischen Maler noch unendliche ungehobene Schätze. Eine Art von Verbindung der Transzendenz und der Immanenz hat Kaulbach in den Fußtapfen Raffaels, doch ohne seine Naivetät, gesucht; er

bleibt Dualist auch im Stil, d. h. im unvermittelten Gegensatz zwischen Idealbildung ohne Individualität und zwischen satirisch-herber Individualisierung; am ehesten in seinem Reformationsbild hat er das Nebeneinander der Gegensätze überwunden; in der Technik ist er entschieden mehr dessinateur als peintre. Ungemeinen Beruf zur wahren Vereinigung der groß gedachten und groß gezeichneten Form mit dem Kolorit und zur stilvollen Darstellung einer wunderlosen, doch heroisch gewaltigen Wirklichkeit besaß der mitten aus dem kräftigsten Wirken weggerissene Rahl.

Bleibt es immer unbefriedigend, wenn eine große kunstgeschichtliche Frage in der Schwebe, im Zweifel stehen gelassen werden muß, so gewinnt man doch festen Grund und Boden durch die Erwägung, daß eben diese Antinomie Hauptursache ist, warum das Sittenbild und die Landschaft so ganz vorherrschend, aber auch wirklich in Blüte stehen. Hier tritt nicht das dem denkenden Deutschen so besonders natürliche Gefühl, daß man realistisch und koloristisch doch nur halb sagen könne, was man Ideales zu sagen hat, der Ausbildung des echt Malerischen hemmend entgegen, und hier können wir uns vor Franzosen und Niederländern gar wohl sehen lassen. Nenne ich im Sittenbild nur Knaus: er steht mit den französischen und belgischen Größen mindestens auf einer Höhe; in der Landschaft unter Unzähligen nur Achenbach, im Tierbild Voltz und Koller. Allein die ideale, plastische Richtung ist noch einmal aufzunehmen: sie hat im Gebiete der Landschaft bei uns eine Verschmelzung mit der malerischen eingegangen wie nirgends: einen Rottmann und Preller hat nur Deutschland aufzuweisen.

(Zeitschrift für bildende Kunst, Jahrg. 1866.)

Die Rottmann-Fresken in München.

Ein Fürwort für ihre Rettung.

Wie ist das möglich in der Stadt München, der berühmten Pflegestätte der Kunst, in der Stadt, die eben jetzt durch die aufopfernde Bemühung so vieler Kräfte den vollen Beweis führt, daß sie ihrem Ruf und Beruf treu geblieben? So mag sich mancher der vielen Tausende von Besuchern der internationalen Kunstausstellung gefragt haben, wenn er, aus den vollen Räumen des Glaspalastes kommend, ermüdet vom wechselnden Anblick vieler Kunstwerke von ungleichem Wert, nach den Arkaden wandelte und hier auszuruhen gedachte im Betrachten einer Schöpfung von unzweifelhaftem Wert, von einfach beglückender Schönheit, im Anschauen der Fresken Rottmanns; wie ist es möglich, daß, während dort das Neue aus allen Kulturländern Europas mit angestrengter Tätigkeit zusammengeführt, zusammengestellt, wohlgehütet von den Wänden strahlt, hier das Heimische, das Herrliche, nicht zum Wandern, sondern zum Bleiben bestimmte Eigentum, das gute Alte, freilich noch wenig Alte, dem Tode noch lange nicht Verfallene, ja der Unsterblichkeit Werte, der frühen, schmählichen Auflösung entgegengeht? Warum sind die Notrufe für die Rettung dieses Kleinods ungehört verhallt? Warum seit Jahren verstummt?

Unter den Unzähligen, die so fragen mochten, befand sich ein alter Gast, der fast in jedem Jahr einer langen Reihe von Jahren das freundliche München besucht, stets dankbar, weil er ihm seine ersten Kunstanschauungen, immer neue unendliche Belehrung schuldet, — ein Gast, dem einst, als er zum erstenmal entzückt vor diesem Bilderzyklus stand, die erste Ahnung der südlichen Natur, des klassischen Bodens aufgieng und der nun zusehen muß, wie die reine Schönheit, die stille Hoheit dieser Werke Jahr um Jahr einen Schritt weiter dem Grabe, dem Nichts zuschleicht. Es gehört zu den trübsten Erfahrungen des Lebens, wenn man das vollendet Schöne muß verkommen, verwittern, zerfallen sehen. Die Empfindung ist tragisch, wenn es nicht in der menschlichen Macht liegt, den Unter-

gang aufzuhalten, und das Gefühl des Tragischen hat noch etwas in sich, das über den Schmerz erhebt, die Seele richtet sich auf an dem Gedanken allwaltender Gesetze; anders ist die Stimmung beschaffen, mit der wir das Schöne, der längsten Dauer Würdige, durch ungenügenden Schutz dem feindlichen Zufall, der bübischen Zerstörungslust preisgegeben sehen; da mischt sich eine dumpfe Unlust, Verdruß, Ärger, Empörung in das Gefühl der allgemeinen Vergänglichkeit. Einst, als die herrlichen Bilder noch unversehrt von der Fläche leuchteten, durfte man diesen Bogengang den idealen Mittelpunkt Münchens nennen. Aus Galerien, Sammlungen jeder Art, Kirchen, Künstlerwerkstätten, Ausstellungen kommt man immer mit dem Gefühl, daß der Genuß so vieler, vereinigter, aber verschiedenartiger Kunstwerke doch mit großer Anstrengung erkauft werde; dort aber, an jener Stätte, fiel Erholung und Erhebung, Lustwandeln und beglückendes Schauen, Genuß der freien Natur, doch geschützt gegen Hitze und Regen, mit reiner Kunstandacht in Eins zusammen. Es war ein Wallfahrtsgang ohne Buße und Kasteiung. Jetzt ist es ein Gang an ein Sterbebett. Und während der Ausstellung war es ein doppelt trauriger. Denn gestehen wir uns nur, daß der große Stil gar unzulänglich in ihr vertreten war und daß man sich gar wohl sehnen mochte, vom Anblick eines Naturalismus, der nur zu häufig unter der Natur blieb, vom sogenannten Kolorismus, der nur zu häufig ein Nihilismus der Auffassung, Phantasie und Erfindung war, sich zu erholen und zu erquicken an der großen Auffassung, am Bilde der innerhalb ihrer Wahrheit erhöhten und geistdurchdrungenen Natur, vom Kunststück am Kunstwerk.

Soll denn nun keine Möglichkeit sein, zu retten, was noch zu retten ist? Man sagt uns: Das Absägen sei wegen des Unterschieds im Verfahren bei modernen Fresken nicht tunlich wie bei antiken. Ich weiß nicht, ob das ganz begründet ist; Abnahme wäre doch das einzig Genügende, da ja kein Schutzmittel das Erblassen unter dem Einfluß der freien Luft verhindern kann; empfindlich genug wäre der Verlust jenes hohen Genusses, der in der Verbindung einer Reihe von Kunstwerken mit einem behaglichen Raum für den Lustwandler liegt, aber wer opfert nicht gern eine Art, einen Teil des Genusses, wenn es sich um die Erhaltung des besseren Teiles, des

unendlich wertvollen Gegenstandes handelt? Sind aber die Fresken nicht ablösbar, so müßte es doch möglich sein, sie ausreichend gegen weitere gewaltsame Zerstörung zu schützen. Die meisten Beschädigungen sollen vom Anlegen der Läden anstoßender Schaufenster herrühren; dem sollte doch gesteuert werden können; jedenfalls ist aber auch schändlicher Mutwille an der Zerstörung tätig, man sieht Risse und Furchen, die nur absichtlich eingeschnitten sein können; die Schlange z. B. auf der so ausgezeichnet zum Ganzen stimmenden Staffage des Bildes Lago d'Inferno kann nur von Bubenhand ausgekratzt sein. Eine beständige Wache, deren solche Werke ja wohl wert wären, müßte diese rohen Eingriffe doch wohl abhalten können. Gewiß kein Mittel wäre zu kostspielig, einen solchen Schatz zu retten! Ich wage zu behaupten, daß in der Periode der Idealrichtung unserer neueren deutschen Malerei gleich Vollkommenes von keinem unserer Meister geschaffen worden ist. Rottmann ist im Gebiete der Landschaft klassisch vollendeter als ein Cornelius Genelli in ihrem Gebiete, dem der idealen Geschichte. Seine Zeichnung leidet nicht an störenden Härten, Übertreibungen, Verhältnis- und Formfehlern. In rein harmonischer Bewegung folgt sie der plastischen Linearschönheit der südlichen Natur, tilgt Alles, was auch an ihr unbedeutend, kleinlich, unruhig, und hebt heraus, was schwungvoll, fließend, großartig ist. Rottmann vereinigt aber mit dem Formensinn den Farbensinn wie keiner der anderen großen Künstler, die, vom Gedanken ausgehend, das Hauptgewicht auf das plastische Moment in der Malerei legten und die Farbe mehr und minder vernachlässigten. Er ist gewiß nicht Kolorist schlechtweg, aber er ist es genau so weit, als seine Richtung, der große Stil, es verlangt oder zuläßt; er steht nicht einseitig auf dem Boden des Stilbildes, sondern nimmt vom Stimmungsbilde so viel herüber, als sein Wollen: ein Porträt, eine wirkliche individuelle Landschaft und doch eine ideale, eine monumentale, eine göttliche Natur zu geben, es bedingt. Licht, Luft, Wasser, Wechselwirkung der Vorder- und Hintergründe durch Schatten und Helle, Feuchtigkeit und Aridität, Wärme und Kälte des Tones weiß er so zu behandeln, daß wir die reinen Lüfte Italiens einzuatmen, in seiner Licht- und Sonnenwelt zu wandeln, am kühlen, beschatteten Teich auszuruhen, sein blaues Meer leuchten und blitzen zu sehen,

in seine azurnen Fernen auszuschauen glauben. Alles mit den denkbar einfachsten Mitteln. Die Kämme, Falten, Rinnen, alle Bildungen und Höhlungen jener von der Natur selbst schon wie mit Bildhauerhand modellierten Berge sind mit ein paar leichten Pinselstrichen zur überzeugenden Erscheinung gebracht. Seine Erdbildungen erzählen uns Geschichte, große Vergangenheit. Aber Sonnenlicht und Luft, die heute wie von Ewigkeit dieselben sind, gießt er lebendig, gegenwärtig, leuchtend darüber. Ja, so sehr ist er der Farbe mächtig, daß er von seinem Können mitunter, in einer späteren Periode zu oft, sich hat verleiten lassen, mit der Natur in momentanen, seltenen, höchstgesteigerten Lichteffekten meisterhaft und doch sehr bedenklich zu wetteifern. In den griechischen Landschaften sieht man diese Ausweichung von der ruhigen Großheit, die doch sein eigentliches Element war, mehr und mehr aufkommen, die Arkadenbilder aber haben mit den schönsten unter diesen gerade das gemein, daß sie das edle, reine Maß einhalten.

Stellen wir Rottmann mit den Schöpfern der historischen Landschaft, mit N. Poussin, Claude Lorrain zusammen, so gleicht er durch die Kraft, womit er Stil und Stimmung vereinigt, mehr diesem als jenem, während er mit jenem doch ganz den strengen Ernst, das Gewaltige teilt; er steht über beiden durch jene Vereinigung des Landschaftsporträts und des stilvollen Idealbildes. Das sind keine aus einzelnen Studien komponierten Landschaften, das ist die Campagna von Rom, Perugia, der Ätna, Palermo: Aber sie sind es so, wie das Bildnis eines großen Mannes in einem großartigen historischen Bilde zugleich in seiner Ähnlichkeit belassen und zugleich des Sterblichen entkleidet ist: es ist Wahrheit, wie in entzückendem, seligem, klarem Traume geschaut, es sind Traumbilder und doch taghelle Anschauungen. Diese Wahrheit duldete keine mythische Staffage; Rottmann ist auch in dieser Zugabe ganz schlicht, greift die Figuren einfach aus dem Leben, aber das Leben bietet ihm hier die erwünschten einfachen, idyllischen, malerischen Kulturformen, und sein Griff ist so geistvoll, setzt so richtig den Punkt auf das i der Landschaft, daß es eben keine Zugabe, sondern ein letzter Akzent ist, durch welchen die Stimmung des Ganzen ihren vollendeten Ausdruck erhält. Es sei nur an den Reisenden im Ätnabild erinnert: Während der Maultiertreiber im Schatten Rast macht, schaut jener

in die weite Ebene nach dem fernen Feuerberg aus, und wir, die Zuschauer außer dem Bilde, augenblicklich mit ihm, dem Zuschauer im Bilde, er schaut uns vor, wir müssen ihm folgen.

Ich unterzeichne diesen Notruf für Erhaltung solcher Meisterwerke mit meinem Namen, nicht in der eitlen Meinung, er könne dem Gewicht der Sache ein persönliches beifügen, wohl aber um noch ein Wort aus der Erfahrung eines Lehrers anzuknüpfen. So manchesmal habe ich, wenn ich bemüht war, meinen Zuhörern einen ersten Begriff beizubringen vom Adel in Natur und Kunst, vom hohen Stil, wie ihn die südliche Landschaft schon im Stoffe reiner und edler durchgebildet, als unsere nordische Erde mit ihrem grauen Himmel, dem groß auffassenden Künstler entgegenbringt, den jungen Leuten gesagt: Geht nach München und seht die Arkadenbilder an! Was soll ich ihnen jetzt sagen? „Geht nach München und sucht aus den Trümmern dieser Bilder zu schließen, wie sie einst gewesen sind, aber beeilt euch, denn bald werdet ihr nur Trümmer der Trümmer sehen!“

(Augsb. Allgem. Zeitung, Dezember 1869, und Kritische Gänge von Fr. Th. Vischer, N. F., Stuttgart, Cotta, 1873, Heft 6, S. 167—175.)

Ein Besuch in Blaubeuren.

Blaubeuren gehört zu den schönsten Punkten unseres Landes; man muß nicht, wie der Verfasser dieser Zeilen, vier unvergeßliche Jugendjahre dort zugebracht haben, um, nachdem nun einmal dies freundliche Bild in sich aufgenommen, von Zeit zu Zeit ein Sehnen des Wiedersehens zu fühlen. Wem aber eine Gegend und Stadt lieb geworden ist, dem tut es eigentümlich wehe, wenn er beim Wiederbesuch auf Veränderungen stößt, die zu zeigen scheinen, daß die Bewohner selbst der Reize ihres Wohnsitzes sich nicht ebenso bewußt sind wie der betrachtende Fremde. Was wir meinen, wird sich auf einer kurzen Wanderung ergeben, die der Leser im Geiste mit uns gebeten ist vorzunehmen. — Wir wollen vom Blautopf ausgehen. Er ist nicht etwa eine bloße Rarität durch seine unerklärte Farbe; still verborgen liegt der reizend blaue runde Quellspiegel mit der schauerlichen Tiefe in der waldigen Einbiegung zwischen dem Klosterberge, der mit seinen Felsen die Stadt überragt und dem rechts fortlaufenden Höhenzuge; alte Eschen umgürten ihn, hängen malerisch über und bilden mit ihren moosigen Stämmen, ihrem dunklen Grün den schönsten Kontrast zu dem wunderbaren Blau; ein Mühlrad, eine Hammerschmiede stand bis dahin gar wohl zu dem stimmungsvollen Bilde, das Rauschen des Rads, der Schlag der Hämmer war kein störender Eingriff in die ahnungsvolle Stille und Heimlichkeit dieses wie von Geistern geheimnisvoll umschwebten Ortes. Jeder kennt ja die Poesie der Mühle. Jetzt aber hat sich die bescheidene Schmiede zu einem Werk erweitert, das große Metallplatten mit jenem gellenden Klang bearbeitet, der keine Stimmung, keine Sammlung duldet, ein greller, wüster, ohrzerreißender Lärm, der jede Betrachtung zerstört und jeden, der sie liebt und dessen höchste Begeisterung nicht die Industrie ist, von der so lieblichen und doch so ernsten, träumerischen Stelle hinwegjagt. Daneben wird nun überdies bald ein großes Pumpwerk zu stehen kommen, dessen Bestimmung ist, die Stadt mit reichlicherem Wasser als bisher aus dem Blautopf zu versehen. Wir werden in anderem Betracht auf dies Unternehmen zurückkommen und suchen uns indessen mit der

entfernten Hoffnung zu vertrösten, daß der Bau seinen mechanischen Zweck unter einer zu dem Orte soviel als möglich stimmenden Kunstform verbergen werde. — Wir wenden uns jetzt rechts, treten in den nahen Klosterhof und ins Kloster, in den Chor der Kirche mit dem berühmten Hochaltar. Dieser herrliche Kunstschatz, dessen teilweise Verstümmlung früheren, seines Wertes unkundigen Geschlechtern zur Last fällt, genügt allein schon, alle Zeit von nah und fern Besucher in die freundliche Bergstadt zu führen, legt ihr aber auch die Pflicht auf, dafür zu sorgen, daß neben dem Kunstgenuß der Genuß ihrer Naturschönheiten dem Gaste nicht verkümmert werde. Im Kloster erfreuen wir uns am Anblick der endlich hergestellten schön geschnitzten Decke der Erkerstube; die Schnitzereien des Frieses unter der Wölbung des Dorments und die Uhr am Fenster warten noch auf die Restauration, welche die Verwaltung, wie wir hoffen, in Aussicht genommen hat. — Nun aber hinaus ins Freie, durch die alte Pforte der Klostermauer in das schöne Blautal! Wer hier den Wiesenweg entlang geht, hat drüben zur Linken jenseits der Blau den genannten Höhenzug, einen langen Albabhang, dem das Steingerölle jenen in unserer Alb so häufig vorkommenden öden und trockenen Charakter gibt, an dem aber Felsgruppen von der originellen, zum Teil phantastischen Form aufsteigen, wie sie in der Umgegend vielfach auftritt und einen Hauptzug ihrer ausgeprägten Eigentümlichkeit bildet. Vorwärts jedoch schmückt sich der fast kahle Bergzug mit reichem Walde und dort hoch über seinem vollen Grün uns gerade gegenüber leuchten in der Abendsonne die Trümmer des Rusenschlosses. Es gibt gar manche bedeutendere Ruinen, diese aber ist durch den gewaltigen Fels, auf dem sie steht, so energisch gehoben, daß sie in solcher Beleuchtung dem Auge wie eine Vision, ein helles Traumbild erscheint. Nicht bizarr wie jene anderen dort ist der Fels gestaltet, seine Form ist stolz und schön und der Übergang der Farbe von seinem Blaugrau in kräftiges Rotgelb, das Schwarz der fernhin sichtbaren Höhle belebt malerisch die wohlgebauten Massen; oben aber unter den Trümmern auf seinem Haupt unterscheidet das Auge einen mächtigen, kühn gesprengten Bogen, der einst die oberen Stockwerke trug, jetzt noch zur Hälfte steht und leider bald vollends zerfallen wird. — Zur Rechten liegt vor uns der Ruckenberg; breit hingelagert trennt er das Blautal von dem Achtal; die uns zu-

gekehrte Seite zeigt im sanften Abfall ihrer langgezogenen Terrassen jene weicheren Formen, welche da und dort an den Ausläufern unserer Alb erscheinen und zu ihren vorherrschend harten, schweren und eckigen Umrissen einen wohltuenden Gegensatz geschwungener Linien, plastischer Gestaltung bilden. — Ich wollte nun den Leser bitten, mit mir links über die Brücke der Blau zu gehen, um dann zum Rusenschloß hinaufzusteigen, aber halt! An dieser Stelle wurde mir vor Jahren, als ich nach langer Zeit die geliebte Stätte der Jugenderinnerungen wieder besuchte, zugerufen, der Weg sei verboten, ich mußte umkehren und erfuhr, daß ich überhaupt auf einem dem Publikum nicht mehr offen stehenden Pfade hergekommen war, das Blautal von der Klosterpforte bis zu jener Stelle ist an den Besitzer der Bleiche verpachtet, es ist nur sein guter Wille, wenn er einen Spaziergänger auf dem Wiesenwege duldet, die Stadt hat sich bei dem Vertrage das Recht auf denselben als einen öffentlichen nicht vorbehalten und der Wanderer ist auf die holperige, nur notdürftig gepflegte Straße am linken Ufer der Blau verwiesen. Es war ein schneidender Griff in meine Jugenderinnerungen, dieses Halt! Durch die Klosterpforte hatte sich einst an Sommerabenden die muntere Knabenschar über diesen nun versperrten Weg in das heitere Tal ergossen —, doch es bedarf hier keiner Berufung auf liebgewordene Erinnerungen eines Einzelnen, ich halte es für ein Unrecht gegen Alle, wenn ihnen der nächste, bequemste, wie von selbst als der natürlichste sich darbietende Weg durch ein schönes Tal genommen wird; es besteht ein einfach menschliches Naturrecht auf solche schöne Stellen der Erde, Gemeinden haben nicht dazu so reizende Umgebungen, um durch Pacht und Kaufbrief den Zugang zu verschließen, und fürchtet der Bleicher für seine Leinwand, so ist sie durch einen Zaun leicht zu schützen. — So müssen wir denn, mühsam die gute Stimmung wieder suchend, zurück, noch einmal durch den Klosterhof, dann am Blautopf mit zugehaltenen Ohren vorüber, wir stolpern auf der höckerigen Fahrstraße wieder talabwärts, um dann am Bergabhang aufwärts zum Rusenschloß unsere Schritte zu lenken. Die Stadt (oder ein Verein zur Verschönerung ihrer Umgebungen?) hat — es sei mit aller Anerkennung erwähnt — einen eigenen Weg, der bei der Blaubrücke beginnt, zu der schönen Ruine hinaufgezogen. Wir steigen ihn, schauen oben

durch den stolzen Bogen hinaus auf die herrliche Landschaft, steigen wieder herab in der Richtung nach dem freundlichen Dorf Gerhausen, nehmen im „Ochsen“ eine Erfrischung ohne Sorgen, wie es einst uns jungen Burschen geschah, von einem reisigen Ephorus ertappt und auf jäher Flucht durch das beschneite Blautal im Galopp verfolgt zu werden, und wandern dann auf der Fahrstraße zum Städtchen zurück, vorüber am hochragenden Hörnle, dann an den Trümmern der Burg Ruck auf dem diesseitigen felsigen Abhang des Ruckenberges, wobei wir nicht unbeachtet lassen, daß auch diese Stelle durch Wege und Pflanzungen zugänglich gemacht und verschönert ist; links öffnet sich nun das freundliche Achtal mit dem Wege nach Schelklingen und zu der Höhle, die so bedeutende Funde geliefert hat; weiter führt unser Weg am steilen Metzgerfelsen hart vorüber, dann tritt wieder eine Felsgruppe von ähnlich seltsamen und phantastischen Formen auf wie jenseits am hohen Albabhang; vor uns, vom Achtale schief hinüber gelagert und hinter der Stadt sich hinziehend, liegt der Berg Barmen mit seinem reichen, dichten Walde, wir lassen den Kirchhof rechts, gelangen durch eine Pappelallee, dann hinüber an einem höchst malerischen kleinen Weiher in die Stadt und gehen durch die Hauptstraße dem freundlichen Marktplatze zu; sie ist durch einen frischgezogenen Graben und aufgeworfene Erde verengt, eiserne Röhren liegen bereit, zu der neuen Wasserleitung bestimmt, für welche das erwähnte Pumpwerk am Blautopf gebaut werden soll, und nun erfahren wir, daß, um das Wasser künftig zu sparen, alle fließenden Brunnen mit Pump- oder Schraubbrunnen vertauscht werden sollen. Gott verhüt' es! — Der Städter hat sich die Natur verbaut, toter Stein, Holz, Mörtel, Ziegel umgibt ihn, scheint auf ihn zu drücken, das wenige Grün, das die unbarmherzig vorrückenden trockenen Massen übriglassen, genügt nicht, seine schwüle Existenz zu erfrischen, lebendiges, bewegtes Element muß ihn laben, er muß es fließen sehen, muß es fließen h ö r e n , um sich sagen zu können, daß er doch nicht ganz aus der Natur verbannt sei. Es mag toll erscheinen, wenn ich die Phantasie des Lesers mit jähem Sprung in italienische Städte, ja nach Rom versetze, zu dessen größten Reizen das Plaudern und Rauschen der unzähligen Fontänen gehört, wohltuend am Tage, noch wohltuender in stiller Nacht, wenn es den Einschlummernden in seine Träume hinüberbegleitet. Aber Alles ist

relativ, Blaubeuren ist freilich nicht Florenz, nicht Rom, doch auch Florenz und Rom ist so reich nicht, um ohne große Opfer dies Labsal seinen Bewohnern und Gästen zu gönnen, und die Weltstadt hätte diese Opfer nicht aufgebracht, wenn die Gemeinde nicht etwas von dem religiösen Sinn des Altertums geerbt hätte, der es für Göttergebot hielt, das allerfrischende, heilungsreiche, aus dem Schoße der Erde wie eine heilige Gabe quillende Element in Fülle der lechzenden Menschheit zuzuführen, das Auge durch seinen spielenden, spiegelnden Schimmer, das Ohr durch sein Rauschen zu letzen, ringsumher Kühlung von Tagesglut und Qualm der Stadt zu verbreiten, dem Dürstenden die Stillung nicht nur zu bringen, sondern ihm auch von Weitem schon freundlich zu zeigen, ihm anzukündigen: es ist reichlich gesorgt, es soll dir an Labung nicht fehlen! Wir sind keine Romantiker, keine Verächter des Nützlichen, des Praktischen, der Sparsamkeit, keine Freunde des Luxus, wo für das Notwendige nicht gesorgt ist, aber das Schöne hat doch auch sein Recht und seine Pflege hat sich immer auch als nützlich erwiesen; um je mehr Reize man eine Stadt bringt, um so mehr Besucher, ja am Ende doch auch Bewohner entzieht man ihr, je mehr man sie schmückt, um so mehr führt man ihr zu. Und übrigens verlangt man von einem schwäbischen Bergstädtchen noch lange nicht, daß es eine Fontana Trevi herstelle, man meint nur, wenn denn schlechterdings so gespart werden muß, daß man einen Teil der laufenden Brunnen in kahle, tote, traurige Behälter verwandelt, so sollten doch wenigstens einige, doch die schöneren, doch die an bedeutenderen Stellen befindlichen gerettet werden, also doch mindestens der Klosterbrunnen mit der alten Bildsäule Johannis des Täufers und der Marktbrunnen mit dem Löwen und Wappen der Stadt, dem Blaumännchen mit den Hirschhörnern in der Hand.

Es war still geworden, die Mitternacht kam, der plaudernde, plätschernde Marktbrunnen erzählte mir von alten Tagen, Bild an Bild aus der unvergeßlichen Jugendzeit reihte sich an den traulichen Laut, und als ich eingeschlafen, spann der Traum an den rührenden Bildern weiter, aber erweckt und erschreckt von einem entsetzlichen Gesicht fuhr ich vom Lager auf, ich sah Nachtelfen, schwarze Kobolde, geisterhafte, den Genien der Quellen feindselige unterirdische Brunnenmacher mit Hämmern, Hebeln an den Marktbrunnen treten;

wir wollen dem Schwätzer sein Maul stopfen! riefen sie, die Arbeit begann und Alles wurde durch Kraft der Magie so beschleunigt, daß ich plötzlich ein dunkles eisernes Etwas mit einem Hahn und einer Schraube vor mir stehen sah; mir fiel im Schlaf der Gegenstand ein, der jetzt vor dem neuen Postgebäude in Stuttgart steht, der Pumpbrunnen, der zwar nicht ohne Kunstform, aber verglichen mit einem fließenden und im Verhältnis zum monumentalen Stil des Gebäudes doch nichts als ein armseliges Bleistift ist.

Ich stand auf mit dem Entschlusse, die alte Stätte meiner Erinnerung, wenn mein Traum wahr werden sollte und wenn man den Blautopf vollends verderbe und wenn der Wiesenweg durch das Blautal versperrt bleibe, lieber nie im Leben wiederzusehen.

(Staatsanzeiger für Württemberg vom 7. Oktober 1873.)

Die Rottmann-Fresken in den Arkaden.

Noch ein Wort für ihre Rettung.

Es geschah aus guter Absicht, daß man dieses Kleinod der Stadt München durch Restauration vor dem nahe bevorstehenden Untergang zu retten beschloß. Es wäre, wie wir vernehmen, zwar mit großen Schwierigkeiten verbunden, doch allerdings tunlich gewesen, sie abzusägen und unter Dach und Fach zu versetzen. Allein es war ein so besonders schöner Gedanke des Königs Ludwig I., diese Landschaftsbilder in einer offenen, stets zugänglichen Halle ausführen zu lassen. Nicht hinter Schloß und Riegel, nur in gewissen Tagesstunden zugänglich, sondern frei wie die Luft und das Licht, das der herrliche Künstler in sie selbst hineingezaubert hat, sollten sie dem Blicke des Lustwandelnden begegnen, von Morgen bis Abend allem Volke, jedem Auge entgegenleuchten, das Schönheit zu schauen fähig ist.

In diesem Sinne hatte die vor Jahren zur Lösung der Erhaltungsfrage eingesetzte Kommission gehandelt, und es ist nur als leidiges Schicksal zu beklagen, daß die Erfahrung ihrem Beschlusse nicht Recht gibt. Die nach Möglichkeit hergestellten Fresken gehen aufs Neue rasch ihrem Untergang entgegen, ja die Elemente und der Mutwille roher Menschen arbeiten noch rascher an ihrer Zerstörung als vor der Restauration. Es ist höchste Zeit, durch das andere der in Frage stehenden Mittel, die Versetzung, zu retten, was noch zu retten ist. Traurig genug, daß nichts Anderes übrigbleibt! Schmerzlich wird jeder Freund des Schönen den gewohnten hohen Genuß vermissen, ungern diese so wert gewordene Stelle nur mit dekorativen Wandverzierungen geschmückt sehen! Aber wir stehen vor zwei Übeln, wir müssen handeln und können nur nach dem Grundsatz handeln, daß in solchem Falle das kleinere Übel zu wählen ist. Völliger Untergang oder baldige Versetzung unter Dach und Fach! Es gibt nur dies Entweder—Oder. Und nachdem die Dinge einmal so stehen, wird es keines Beweises bedürfen, daß für diese Kunstwerke ein Raum herzustellen ist, der ihrem einzigen, unver-

gleichlichen Werte den entsprechenden Ausdruck gibt. Wir gehen auf die Frage des Wie nicht näher ein, sondern erlauben uns nur noch ein Wort auszusprechen, das man, so hoffen wir, nicht für unbescheiden darum halten wird, weil es kein Bayer ist, der es zu sagen wagt: es ist eine Ehrenpflicht des Staates Bayern, diesen Schatz zu retten, zu erhalten. Der Verfasser des gegenwärtigen Artikels steht nicht an, sich zu nennen, wie er getan hat, als er vor der Restauration im Jahre 1869 in der „Augsb. Allg. Ztg." eine warme Fürsprache für die Bewahrung dieser Kunstwerke veröffentlichte*). Wer den Vollwert derselben etwa noch nicht ganz bedacht hat, läßt sich von demselben vielleicht überzeugen, wenn er jene Darlegung seiner Aufmerksamkeit würdigt.

In der koloristischen Richtung der Landschaftsmalerei nehmen wir Deutsche keinen niedrigeren Rang ein als andere Völker und vorzüglich die Franzosen: im großen historischen Stil sind wir ihnen vorangegangen; nicht zwar im älteren, Frankreich weist einen N. Poussin und Claude Lorrain auf, wohl aber im neueren, der mit der Hoheit die tiefere Individualität und bildnismäßige Naturwahrheit vereinigt. Und wer diesen Vortritt vollzogen hat, ist Rottmann. Preller ist sein Nachfolger, hat Anspruch auf ähnlichen, nicht auf völlig gleichwiegenden Ruhm. Rottmanns erobernde Tat aber sind die italienischen Landschaften, die Arkadenfresken, gewesen. Sie stehen, wie jeder Kenner zugibt, nach gewissen Seiten noch über den griechischen. Diese streben zum Teil nach koloristischen Effekten in einer Weise, wie darin nicht Rottmanns wahre Größe bestand. So wenig man die Kosten gescheut hat, diesen späteren Werken des großen Meisters eine ihrer würdige, prachtvolle Stätte zu bereiten, so wenig und noch weniger wird man die Mühe und die Kosten scheuen, jener Haupt- und Urschöpfung nach nochmaliger schonender Restauration, so weit sie irgend möglich, einen Zufluchtsort zu bereiten, der ihrem inneren Adel entspricht und wo sie noch späten Geschlechtern die Großheit des deutschen Geistes, die Macht und Tiefe seiner Einfühlung in die Natur des klassischen Bodens bezeugen mögen.

(Münchner Neueste Nachrichten vom 15. Oktober 1882.)

---

*) S. hier oben S. 261—265.

Zweiter Teil.

Satirische Zeichnung.

Gavarni und Töpffer.

Mit einem Zusatz über neuere deutsche Karikatur.

Es liegen die Werke zweier Zeichner vor mir, eines Franzosen und eines französischen Schweizers*). Der Zufall hat sie eben jetzt hier zusammengeführt, der erstere sammelt seine zerstreuten Blätter und die zwei ersten Bände dieser Sammlung, die bis jetzt erschienen, sind mir zur Ansicht zugekommen, der zweite besorgt eine neue Auflage seiner Hefte, welche durch größere Billigkeit sich die längst verdiente Verbreitung sichern soll. Sehr ungleich sind beide Meister; beide sind satirische Zeichner, aber in so ganz verschiedener Weise, daß es vielleicht unrätlich scheinen könnte, sie überhaupt zu vergleichen. Aber es gibt ja kein Gesetz darüber, wie kurz oder weit die Gleichheit in der Ungleichheit der Gegenstände reichen müsse, die man vergleicht. Ich beabsichtige keine Übersicht des gegenwärtigen Zustandes der Karikatur, sonst dürfte ich neben dem Franzosen nicht einen Daumier, Cham, Grandville und Andere, neben dem Schweizer nicht Disteli, und noch weniger dürfte ich die Engländer übergehen. Zu einem solchen Überblick reichen die Mittel der Anschauung, die mir zu Gebote stehen, bei weitem nicht aus. Vielleicht dient die Beleuchtung eines Teiles, die ich hier gebe, einst einem Unterrichteteren als Material für eine lehrreiche Gesamtdarstellung.

Der Franzose ist G a v a r n i. Er greift mit leichter und glücklicher Hand in das Element hinein, das ihn umgibt: die Pariser Welt mit den Dornen, die unter ihren Rosen lauern. Durchaus fein, durchaus geschmackvoll, durchaus genußlustig ist die Gesellschaft, in die er uns führt, auch durchaus sittlich anbrüchig und, wie der Feinschmecker das Wildbret liebt, anrüchig. Die Überschriften sagen uns deutlich genug, wo wir sind: Fourberies de femmes en matière de sentiment. Clichy, Paris le soir. Les enfants terribles. Traduction en langue vulgaire. Les Lorettes. Les actrices. Aus dieser argen Welt nimmt Gavarni einen Moment heraus, hascht ihn im Vorüberflug bei der Locke und hält ihn mit Zauberkraft fest.

*) S. die Titel hier unten S. 490.

Jedes Bild ist vereinzelt, faßt in der Spitze eines Augenblicks eine Vergangenheit und eine Zukunft zusammen; ein einziger Blick, und wir sehen in die langen Tage einer Ehe, die Unordnungen eines leichtsinnigen jungen Menschen, die Intrigenketten einer Kokette, den Abgrund des Elends der Hauptstadt, das Treiben der Lorette, das Spiel der Schauspielerin hinter den Kulissen hinein; der Vorhang fällt rasch, wie er sich vor dem scharf beleuchteten Bilde gehoben hatte, wieder herab; aber der Blick war so haarscharf, daß uns die Augen beißen. Gavarni ist durch und durch momentan und schon darin ganz epigrammatisch. Nun verbinden sich uns aber die Bilderreihen zu einem Ganzen, und das Vereinzelte wird zum Allgemeinen, wird zum Genre; ein Gemälde der modernen Gesellschaft mit ihren Reizen und dem Gifte darunter, eine süße Frucht, worin eine Wespe mit gefährlichem Stachel sitzt, lüstern und unheimlich, traulich und durchtrieben, glänzend und unterhöhlt, höchst appetitlich und mit einem Beigeschmack von pikantem Ekel hat sich vor uns zusammengesetzt. Gavarni zürnt diesem Zustande nicht, er ist kein Satiriker, dem der Unwille gegen die verdorbene Welt eine gesalzene Gerte in die Hand gibt; er ist kein Juvenal. Er schwimmt mit, er heult mit den Wölfen. Er ist boshaft mit Grazie, nicht boshaft in dem Sinne, wie der gerechte Zorn es sein kann, wenn er der verdorbenen Welt unverhofft und schonungslos ihre Blöße und Selbstzerstörung aufdeckt. Nein, er ist boshaft mit den Boshaften, die er darstellt. Ein frivoles Lächeln zuckt fein um seine Mundwinkel, wenn er den Ehemann zeichnet, der seiner Frau den Korsettnestel löst und sich naiv wundert, wo er heute morgen einen Knoten gemacht hat, heute abend eine Schleife zu finden. Warum hat auch der Schöps das schöne Weib genommen? — Die drei Stutzer dort verdienen noch weniger Mitleid, sie schweifen wie Möwen an einem Kai von Paris; alle drei sind durch ein süßes Briefchen um dieselbe Zeit auf denselben Platz von derselben Dame bestellt, aber daneben ist das wahre Billett an den Vierten, welcher der Hahn im Korbe ist, während die drei sich halb zu Tode warten, einfach und ohne weiteren Zusatz abgedruckt. Wohl bricht mitunter mächtig ein tragisches Gefühl des Sünden-, Elends- und Jammerpfuhls durch; die Furie wirft einen herzversteinernden Blick aus den Augenhöhlen der komischen Maske. Eine Lorette, eine herrliche Gestalt, wirft sich verzweifelnd an die Wand, drückt das Gesicht an den kalten Stein,

ringt die Hände und ruft: „Avoir perdu ses plus belles années, tout ce qu'on avait d'illusion, de simplicité de coeur! jeunesse! avenir! . . . et tout!“ Aber die Genossin ihres Jammers, die daneben sitzt und einen elenden Brocken Speise vom Teller ißt, macht einen Witz über das ganze Elend: „pour un crapaud comme ça!“ und weg ist der furchtbare Ernst; das Lächeln des Weltmannes hat die Entsetzenszüge der Tragödie zu einem Nichts verwischt. Zwei Jammergestalten zeigen sich im nächtlichen Paris, an eine Mauer gelehnt, ein zerlumpter Mann, der, die Arme gekreuzt, ein Bild des Hungers, vor sich hinstiert, und zusammengekauert neben ihm ein Knabe mit ebenso jammervollen, verhungerten, hoffnungslosen Zügen. Unter diesem Nachtbilde stehen nur die zwei Worte: Souperont-ils? Eine Welt des Entsetzens, ein Schrei der Menschheit ist in den Zirkel dieser wenigen Silben eingeschlossen, die uns das Herz zusammenschnüren. Ich weiß nicht, ob Gavarni dies gewollt hat, diese furchtbare Frage an das Schicksal der Menschheit, diesen Seufzer aus dem Abgrunde des Proletariats. Wenigstens meine ich, er hätte den hungernden Mann in diesem Fall anders gezeichnet: einen tüchtigen Mann, der arbeiten könnte und möchte, oder wirklich arbeitet, wie Hübners Weber; aber der Mann hier mit dem zusammengekniffenen, nach Art der Windbeutel schief aufgesetzten Hute hungert wohl nur, weil er ein Lump, ein Spitzbube ist; es fragt sich sehr, ob er unser Mitleiden verdient, und ich weiß nicht, ob nicht die Meinung ist, daß wir zu dem Souperont-ils zwar halb seufzen, aber auch halb lachen sollen.

Was immer am peinlichsten bleibt, das ist die Unterwühlung der Ehe, wie sie in den fourberies de femmes und den enfants terribles an Tag gelegt ist. Wohl versteht sich Gavarni vortrefflich darauf, den betörten Teil, gewöhnlich den Mann, recht abgeschmackt hinzustellen. Man mag sich denken, diese ausgelebten, mürrischen oder dummgalanten, widerwärtigen, häßlichen Ehemänner haben die zierlichen Weiber dem Vater abgehandelt, so oder so erschlichen, und ihnen geschehe nun ihr Recht. Wohl gut; aber die Weiber selbst! Wie reizen sie, und wie empören sie zugleich, wer noch einfach fühlt! Eine solche Reihe von artigen Ehebruchgeschichtchen treibt, indem sie dem Auge und allen Sinnen und dem Witze glatt wie ein Aal eingeht, zugleich Grauen, Scham und Unwille, heiß und kalt, den roten Blut-

strom und den Todesschweiß der verratenen Liebe in peinlicher Wallung gegen die Brust und auf die Stirne des Beschauers, der unwillkürlich diese schönen Weiber liebt und in und mit dem Betrogenen die Hölle der Eifersucht, des Argwohns, der vernichtenden Entdeckung empfindet. Soviel ist gewiß, daß diese Darstellung nicht aus deutschem Sinn entspringen konnte; ein deutscher Karikaturmaler hätte den Ehebruch in seiner Plumpheit als häßliche Fratze an den Pranger gestellt; er hätte die betörende wie die betörte Seite gegeißelt, hätte mit dem Manne, der den Verrat verdient, auch die Verräterin als einen Lappen, der des Aufhebens nicht wert ist, hingeworfen, nicht sie in alle Reize liebenswürdiger Schalkheit gekleidet. Gibt es etwas, das mit dieser französischen Art versöhnen kann, so muß es freilich eben da sitzen, wo das Verführerische, Schlüpfrige, graziös Perfide solcher Darstellungen sitzt. Ist der Franzose mitten in seinem Lasterpfuhle immer gewandt, zierlich, elastisch, fein, so hat man in dieser Eigenschaft, wiewohl sie zunächst bloß formell ist, doch eine gewisse Sicherheit, daß ein solches Volk sich über dem Abgrunde, in den seine Sitten blicken lassen, auf den Wellen werde zu halten vermögen. Es ist schlimm, mit der Zerstörung der sittlichen Grundlagen des Lebens zu spielen, aber wer noch spielt, ist nicht so schlimm, als wer im Schlechten zudem noch roh, plump und gemein ist; denn etwas bleibt ihm, etwas rettet er: er bewahrt durch die Herrschaft der Form die Freiheit, er schwebt als Künstler frei über seinem eigenen Sinken, und daraus läßt sich ein Schluß auf den Charakter seines Volkes ziehen. Gewiß stände es um uns Deutsche weit schlimmer, wenn wir gleich liederlich wären und die Sünde so reizend zu zeichnen wüßten wie die Franzosen. Die schwebende Zierlichkeit dieses Spieles weist auf eine Art von Schnellkraft, welche dies Volk immer wieder über Wasser erhält. Wollten wir Deutsche verdorbene Sitten in der Kunst nicht grob geißeln, sondern mit Reizen umkleiden, so — nun, ich kann ja im Indikativ sprechen; an Proben fehlt es ja nicht, am wenigsten auf unsern Theatern; man weiß, was herauskommt, wenn der Deutsche hier die elegante Frivolität des Franzosen nachahmt: sie wird plump, bleiern, gemein, der leichte Champagnerschaum wird zerplätscht, und zurück bleibt der Bodensatz, der rohe Stoff: d. h. das Bild nicht grober Auspeitschung des Schlechten, wie das uns ansteht, sondern ungeschickter, tölpelhafter Empfehlung des Schlechten, und so stellen

wir uns hin als verdorbene Barbaren — wir? nein, doch zum Glück nur jene unter uns, die uns als Volk wahrlich nicht repräsentieren.

Doch finden sich bei Gavarni zwischen den frivolen Stoffen auch so manche ganz unschuldige und naive, über die man herzlich lachen kann, oder wobei man wenigstens von jener Gutmütigkeit, die dem Franzosen in all seiner Leichtfertigkeit gewiß nicht abzusprechen ist, angenehm berührt wird. Der zierlichen Lorette, die liebkosend ihr Kind auf den Armen hält und es dem Verbot der Frau Großmutter zum Trotze die Namen Mutter und Großmutter zu sprechen anhält, kann man, nachdem sie einmal ist, was sie ist, um dieses Ungehorsams willen gewiß nicht böse sein, wäre sie auch nur halb so reizend im faltenreichen Hauskleide, als sie ist. Die enfants terribles sind nicht lauter Kuckuckseier, denen der Papa das Geheimnis ihres Ursprungs mit der Grimasse der Desperation ablauscht; sie beschämen ebenso oft durch naives Ausplaudern einen abgeschmackten Geck, einen lästigen Hausfreund; die Schauspielerin zu belauschen, wie sie im höchsten Pathos, die Feuerzange schwingend, ihre Rolle einstudiert, ist doch wohl kein Verbrechen; die Grisette, die das bißchen Münze, das sie erworben, zwei armen Kindern schenkt, wird man nicht ganz verdammen wollen; wenn eine hübsche Buhlerin einen üppigen Bankier tüchtig brandschatzt, so wird man diesen sicher nicht bemitleiden, und die gute Frau, die dem armen Manne sein Kind und seine Tabakspfeife nach Clichy bringt, sollte doch wohl auch ein deutsches Gemüt ansprechen.

Doch vergessen wir nicht, uns Gavarni näher als Künstler zu betrachten. Es ist der Geist seines Volkes, der Geist der französischen Gesellschaft, der ihm die Hand führt, aber diese Hand hat ja doch lernen müssen, viel lernen, bis sie Künstlerhand wurde.

Gavarni ist einer der ersten Zeichner Frankreichs. Er ist nicht nur ganz Geschmack in der Zeichnung der einzelnen Figur, Meister in schön gebogenen Nacken, schlanken Taillen, zierlichen Füßchen; er behandelt nicht nur das undankbare moderne Gewand mit einer Genialität, die ihm unerwartete Schönheiten ablauscht; er setzt nicht nur seine Gestalten mit freier Herrschaft über die schwierigsten Wendungen, die gewagtesten Verkürzungen in eine Bewegung, welcher nichts von der schönen Nachlässigkeit der Natur abgeht; er stellt nicht nur die so gewendeten, gestellten, bewegten Gestalten in die gefälligsten

Gruppen zusammen: nein, da ist noch etwas Anderes, ein Etwas, wodurch er sich über die beschränkte Richtlinie eines schelmischen Zeichners der modernen Gesellschaft in jenes Gebiet der Form erhebt, worin ein Leop. Robert zu Hause ist. Durch die untergeordnete Form der bloßen Zierlichkeit bricht da und dort die hohe, die ideale Schönheit, der Schwung des großen Stiles durch, und freilich gerade hier ist es, wo der Beschauer ein schmerzliches Gefühl am wenigsten verleugnen kann. Man hat eine Empfindung, als sei es schade um solche Gestalten, daß wir sie nicht als Helden und Heldinnen im Glanze großer Handlung, sondern als leichtsinnige Schuldner, als leichtfertige Mädchen und Weiber in so frivoler Situation erblicken. Der schöne, starke, großgliederige Mann, der in Clichy an der Mauer lehnt, die Kugel zu seinen Füßen traurig betrachtet und sagt: sans le mur cette boule-la irait loin, wäre wert, wo anders zu sein und frei sich zu regen auf dem Schauplatze der Taten. Die Frau, welcher der betrogene Mann die Schnürbrust aufnestelt mit der oben erwähnten fatalen Entdeckung, ist so schön, so bedeutend, so mächtig in Formen, daß man wahrlich ausrufen möchte: schade, schade um ein solches Weib! Die Lorette, die sich verzweifelnd an die Wand wirft und die Hände ringt, ist ebenfalls von jener bedeutenden Bildung, wie sie ihre eigentliche Stelle in der historischen Malerei oder im Genrebilde höheren Schwunges, heroischen Anklangs findet; und in einem Zusammenhang, wo tragisches Gefühl waltet, wäre eine solche Gestalt ganz am Ort, aber da macht wieder jenes pour un crapaud comme ça Alles zunichte. So erinnere ich mich einer weiblichen Gestalt auf einem Bilde von Gavarni, das im Charivari kam: eine Karnevalsdarstellung, eine mächtige, groß angelegte, weibliche Gestalt, einen wilden Cancan tanzend. Das Bild wird in dieser Sammlung sicher noch erscheinen. Das war nicht die lüsterne Zierlichkeit der Grisette, da war die Furie der antiken Bacchantin; da war jene Leidenschaft, jener dionysische Wahnsinn, den wir auf griechischen Reliefs und nicht bei dem französischen Pornographen gesucht hätten.

Je mehr nun Gavarni Meister der Zeichnung ist, desto übler nimmt man ihm freilich, wenn man eigentliche Zeichnungsfehler entdeckt. Nicht die Lizenzen, kleinen Inkorrektheiten, Willkürlichkeiten sind ihm zu verargen; diese werden für ein so leichtes Genre, für solche geistreiche momentane Behandlung, welche sich mit nichts schlechter ver-

trüge als mit ängstlich regelrechter Durchführung, oft vielmehr Hilfen und glückliche Motive. Aber Gavarni hat wenigstens e i n e n durchgängigen und entschiedenen Fehler: er zeichnet das männliche Bein vom Knie bis zum Fuße zu lang und macht so fast aus allen seinen Männern, nicht nur den absichtlich karikierten, Störche und Kraniche.

Karikieren kann man jedoch streng genommen von Gavarni nicht sagen. Er chargiert kaum merklich. Seine Hahnreie, seine Gecken, seine mürrischen Gläubiger sind freilich verwünschte Figuren, aber niemals unmögliche; ihm ist die Überladung, welche das Naturmaß entschieden überschreitet, und so natürlich noch mehr das eigentlich Phantastische und Groteske, wobei mit den Formen der Gestalt auch alle anderen Naturgesetze übersprungen werden, soweit ich ihn kenne, fremd. Er ist Genremaler und zwar Genremaler der modernen Gesellschaft oder vielmehr, da seine rasche Art den Pinsel offenbar ausschließt, Genrezeichner. Lithographie und Holzschnitt mit der leichten und doch bestimmten Handführung, die sie gestatten, sind seine Technik.

Gavarni ist aber auch Meister in Licht und Schatten, er weiß seine Gruppen oft in ein Helldunkel zu setzen, das eines R e m b r a n d t nicht unwürdig wäre. So zu beleuchten, als blitzte ein Licht auf eine beschattete Gruppe, das alles Charakteristische an derselben durch einen raschen Zauber markierte, dies entspricht besonders der ganzen Weise seiner Auffassung. Wir haben diese zunächst um ihres momentanen Charakters willen, wie sie im Fluge die Spitzen des Lebens berührt, epigrammatisch genannt. So sind aber diese Darstellungen noch aus einem andern Grunde zu nennen. Sie wirken nämlich wie lauter einzelne Witzworte, oder richtiger, sie werden gerade nur durch die hinzugesetzten eigentlichen Witzworte, durch die Unterschrift, ganz zu dem, was sie sind. Aber nicht der Zeichner macht einen Witz über und auf das, was er darstellt, wodurch hier die künstlerische Darstellung ganz zum Beiläufigen herabsinken würde. Er spricht ganz selten in eigener Person und dann nur mit ein paar Wörtchen, wie: souperont-ils? oder auf dem Bilde, wo zwei Nebenbuhler sich vor einer Vortüre begegnen: deux soupçons. Gewöhnlich läßt er seine Figuren selbst reden, und zwar auf zweierlei Weise. Bald stellt er sie in ganz nachlässiger, untätiger Situation dar; sie recken sich auf einem Sofa, lehnen sich an eine Wand, lassen sich ganz gehen, wie sie mögen, sie „dämmern“, plaudern dazu, und unten steht, was sie

plaudern. Das Wort steht in keinem notwendigen Zusammenhang mit der Gebärde, sie könnten auch etwas Anderes sagen; aber gerade, während man sich so gehen und fallen läßt, die Beine von sich streckt, mit der Hand an der Tapete rutscht, schwatzt die Zunge behaglich den alten Adam aus, den man in jeder gehalteneren Stellung verbirgt und verhüllt. So lernen wir diese Menschen kennen, was sie treiben, was sie lieben, wie ihnen zumute ist. Und nun, was ist Gavarni für ein Schelm von Beobachter! Wie gut weiß er, was man für ein Gesicht macht, wie man sich dehnt und lehnt, wie man mit den Fingern spielt, mit den Augen zwinkert, in den Haaren spielt, während man so etwas sagt, wodurch man in der Dämmerlaune des Langweilens sein Inneres verrät! Der Zuschauer hat durchaus die behagliche Genugtuung, Personen zu belauschen, die sich nicht belauscht wissen, hinter einen Vorhang zu sehen und Menschen zu studieren, die sich unbeobachtet glauben. Kann man nun die ganze Behandlung dramatisch nennen, sofern die dargestellten Personen sich durchaus vermittels der Reden, die sie führen, dem Zuschauer verraten, so sind solche Situationen innerhalb des Dramatischen mehr episch, denn wir blicken in Zustände, in Sitten, nicht in Handlungen. Dagegen ein andermal und ebenso oft sehen wir die Personen leidenschaftlich bewegt, man zankt, man schilt, man hält Gardinenpredigten: nun steht die Rede in unmittelbar notwendigem Verhältnis zur Gebärde, und hier wird die Behandlung in relativ engerem Sinne dramatisch. In beiden Fällen aber fehlt zum wahrhaft Dramatischen die Fortführung einer und derselben Handlung durch eine Reihe von schlagenden Momenten, die sich auseinander entwickeln. Die Genremalerei überhaupt als Gattung ist episch zu nennen, wie bewegt sie auch sein mag, denn sie stellt selbst in den aufgeregten Szenen nur Zustände, Sitten, nicht Kollisionen dar, die der Griffel der Geschichte zu verzeichnen hätte. Innerhalb des Epischen wird sie dramatisch durch solche haarscharfe Zuspitzung zum Momente, wie bei Gavarni, und noch mehr, wenn dieser Moment leidenschaftlicher Art ist. Gavarni ist nun zwar außerdem in dem besonderen Sinne dramatischer Genrezeichner, daß zu seinen Szenen das unten beigesetzte Wort unentbehrlich ist, wenn er aber dadurch der eigentlichen dramatischen Darstellung sich nähert, so tritt er doch, wie alle satirischen Zeichner, die wir in Ermangelung eines andern Wortes Karikaturmaler nennen, vielmehr eben dadurch

aus der selbständigen Gattung der Kunst der Malerei heraus. Die Malerei treibt wie die Poesie aus ihrem Stamme gewisse Nebenzweige, worin verschiedenartige ästhetische Mittel, wie hier Bild und epigrammatisches Wort, sich zur Darstellung einer Stimmung verbinden, die sich mehr oder minder negativ und auflösend zur Welt der Erscheinung und Wirklichkeit verhält, gemischte Sphären, worin man, obwohl sie nicht den Wert der wahren und freien Schönheit ansprechen dürfen, doch das Ausgezeichnetste leisten und die Mitwelt zum Danke für die vollkommenste Aufhellung des Bewußtseins über sich selbst, die Nachwelt zum Danke für die Eröffnung der tiefsten Blicke in das Wesen einer Zeit verpflichten kann. So wird auch dieser geistreiche Spiegel der Pariser Sitten des neunzehnten Jahrhunderts mehr als vorübergehenden Wert behaupten und durch die Meisterschaft der Behandlung noch viele Augen erfreuen.

Ich lege die zwei eleganten Bände zurück und schlage das erste beste von den Töpfferschen Heften auf. Welcher Gegensatz auf den ersten Anblick! Ich traue meinen Augen kaum: so, gerade so waren ja unsere kindischen Striche, als wir im Seminar die Knabenphantasie in närrischen Fratzen übten! So willkürlich giengen wir mit der Gestalt um, so verloren irrten die Züge, gleichgültig, ob die Linie zwischen Mund und Nase, Bein und Rumpf sich vereinigte, ob ein Knorren mehr oder weniger sich wie Warzen an Kartoffeln ansetzte, wenn nur endlich auf dem Krokodil in Kappenstiefeln der Reiter, auf dessen gesattelter Nase ein zweiter saß, zum Ergötzen der staunenden Kameraden fertig wurde. Unfehlbar derselbe Stil, wie in der damals zwischen Klostermauern blühenden Malerschule, von welcher die Annalen der Kunstgeschichte unzweifelhaft für ewig schweigen werden! Aber ich sehe genauer hin, ich blättere weiter, und siehe da, diese gesetzlosen Linien, diese willkürlichen Mittel treten zur bestimmtesten, in strengster Folge gehaltenen Charakteristik zusammen, diese ganz verrückte, lotterhafte Zeichnung wird zum wohlerwogenen, planmäßigen Organe in der Hand eines Mannes, der im Unsinn sinnvoll, im Delirium weise ist und nach den Gesetzen verborgener Berechnung sein tolles Pferd zum sicheren Ziele leitet. Man meint, es springe allein: nicht so, es sitzt ein Kutscher auf dem Bock, man sieht ihn nur nicht.

Töpffer ist französischer Schweizer, dem Namen nach von deutscher Abkunft. Deutsch ist entschieden sein phantastischer Stil, seine

willkürliche, närrische Zeichnung. Noch in ganz anderem Sinne werden wir dem Deutschen in ihm begegnen, wenn wir nur erst, nachdem wir uns von der Überraschung des ersten Anblicks erholt, ihn etwas genauer betrachten und auseinander legen. Dann werden wir aber zugleich auch sehen, wie sich der Deutsche in ihm ganz mit dem Franzosen verbindet.

Es sind in der neuen Ausgabe der Werke dieses wunderlichen Kauzes, den bekanntlich schon Goethe sehr hoch gehalten hat, bis jetzt zwei Hefte erschienen: Histoire de Monsieur Jabot und H. de Monsieur Crépin. Die folgenden werden enthalten: H. de Monsieur Pencil, H. de Monsieur Vieux Bois, H. du Docteur Festus und H. de Monsieur Albert. Dazu werden zwei Hefte kommen, worin Töpffer vorzüglich sein höchst bedeutendes Talent als Landschaftszeichner entwickelt: Essais d'Autographie, paysages et figures und Voyage autor du Montblanc, dans les Vallées d'Hérens, de Zermatt et au Grimsel. Was in der neuen Ausgabe noch nicht erschienen ist, liegt in der ersten vor mir.

Wenn Gavarni ganz momentan ist, so ist dagegen Töpffer ganz kontinuierlich, er läßt seinen Gegenstand nicht fahren, um zu einem andern überzugehen und so aus vielen für sich bestehenden Bildern ein Sittenbild der Zeit zusammenzusetzen, sondern er macht an demselben Gegenstand fort, läßt organisch eine Szene aus der andern herauswachsen und ruht nicht, bis er ihn ganz ausgesponnen, alle im Keime liegenden Motive erschöpft und zum Abschlusse geführt hat.

Er nimmt für jedes seiner Hefte ein Subjekt vor, irgendeinen Narren, ein Individuum, das so oder anders zum Objekte komischer Schicksale bestimmt ist; es ist der geckenhafte Stutzer des Landstädtchens, der sich zum lion der Hauptstadt aufschwingen möchte, der gutmütige, aber beschränkte Familienvater, der tausendfaches Kreuz und Not mit der Erziehung seiner Kinder hat, der selbstgefällige Künstler, der leidenschaftlich Verliebte, der Eifersüchtige, der Gelehrte, der um jeden Preis eine instruktive Reise durchsetzen will, der Taugenichts, der alle Formen und Phasen des Lumpen durchläuft. Nicht immer bleibt das zuerst in Szene gesetzte Subjekt Hauptperson; Herr Pencil z. B. tritt im Verlaufe gegen den eifersüchtigen Joliboïs und den Dokteur in den Hintergrund und wird zur bloßen Mittelsperson. Wie sich dies aber verhalten möge, immer ist die Geschichte

des komischen Subjekts so behandelt, daß sie wie ein Strudel erscheint, der, von einer leisen Bewegung beginnend, sich unaufhaltsam erweitert und die halbe Welt in seinen schlingenden Trichter zieht. Hier wird denn die Satire, die zunächst nur irgendeiner subjektiven Schwäche, Grille galt, allgemeiner; es werden verschiedene Sphären des Lebens hereingezogen: Gemeindeverwaltung, Rechtspflege, Jury, Milizen- und Soldatenwesen und Unfug, Volksunruhen und Demagogie, Geschrei der Redner, Diplomatie, gelehrte Narrheit, Hypothesen- und Entdeckungswut, Streitsucht in Akademien und auf eigene Faust, Charlatanerie mit grundlosen Theorien, Zustand der Medizin, Windbeutelei abstrakter Erziehungsmethoden usw. Die Übel der Gesellschaft im engeren Sinne, Störungen der Ehe u. dgl. nehmen hier einen ungleich geringeren Raum ein; im Punkte der Sinnlichkeit sind Töpffers Subjekte im Grunde sehr unschuldig; sie sind zu närrisch, um Zeit zur Frivolität zu haben. Damen können ohne Besorgnis für ihre Unschuld in Wäldern und Bergen mit solchen Don Quichotten herumziehen. Während nun durch die Schliche der Sinnlichkeit, wenn sie die reflektierte Heimlichkeit der Bildung oder doch irgendwelchen zweideutigen Schleier annimmt, die Gesellschaft im Sinne der Korruption unterhöhlt wird, so liegt schon in jener über das sinnliche Ziel hinausschießenden Verstiegenheit von Töpffers Narren ein Grund, warum hier die Komik den unheimlichen Stachel nicht hat wie bei Gavarni; der wahre Grund aber ist natürlich in der ganzen Behandlung zu suchen, von der wir nun zu reden haben.

Ein komisches Subjekt also bildet den Angelpunkt der Handlung in jedem dieser Hefte. Dieses Subjekt ist in irgendeiner Grille, Leidenschaft, Schwachheit ganz fest und absolut. Keine Erfahrung, kein Hindernis, keine Beschämung kann es bessern, zu sich bringen, es ist unverwüstlich. Diese Narren gleichen den Petermännchen, die, so oft man sie umwirft, wieder auf den Fuß zu stehen kommen. Ein rechtes Bild davon ist sogleich Monsieur Jabot. Bisher offenbar nur Stutzer eines Landstädtchens, hat er beschlossen, sich in die Welt, die große Gesellschaft zu „lancieren“; er befindet sich auf einem flotten Ball; er sieht nicht, daß man schon an den aufgefaßten Plusärmeln seines Rocks, den hauerartigen hervordrohenden Vatermördern und noch sicherer an der unendlichen Affektation jeder Bewegung auf den ersten Blick den Vetter des Herrn Strumpfhändlers Anton erkennen

muß. Er begeht nun unendliche Bêtisen, er erhitzt sich mit dem Violoncell, das er mit dem Rücken an die Wand gedrückt hat, um die Galopade vorüberzulassen, er stürzt mit seiner Dame und die halbe Galopade zu einem verworrenen Knäuel über ihn, der Strumpfhändler entdeckt und umarmt ihn zwischen Lords und Myladys, er stößt ein Brett voll Tassen dem Aufwärter aus der Hand, indem er einer Mylady sein Kompliment macht, er will einer rauchenden Lampe nachhelfen, die Galopade stößt ihm den Stuhl um, er bleibt an dem Kloben der Lampe hängen, wird von der Galopade von da wieder herabgestoßen, an die Wand gepreßt, und endlich häkelt sich gar sein Frackschoß in einen Knopf des letzten Tänzers ein, so daß er von dem langen Schweife der Paare entrainiert wird, wo man ihn denn in der Entfernung noch als einen kleinen Punkt mit fortgerissen sieht, usw. Allein das Alles ändert nichts in seiner absoluten Selbstzufriedenheit; nach jeder Schlappe steht er wieder da und wirft sich in Positur; refrainartig kehrt dies: après quoi M. Jabot se remet en position wieder, und nachdem er sich noch ein paar Duelle aufgeladen hat, kehrt er in sein Hotel zurück und überblickt in seligem Träumen den Weg, den er bereits in der großen Gesellschaft zurückgelegt hat. Es versteht sich nun, daß die Verirrung dieser Subjekte nicht ruchloser und gefährlicher Art, noch auch eine rohe Versenkung in ein gemeines Laster sein darf. Es sind gutartige Narren, und das Gewicht liegt auf der Seite des Denkens, d. h. der vollkommenen Überzeugung von der Absolutheit ihrer Einsicht, ihres Wollens und ihrer Leistungen. Sie sind Narren, und zwar fertige, ganze Narren, Narren aus einem Stück, jeder eine Welt, eine Monade.

Schon hierin nun ist mehr als Satire. Denn da diese Narren eine Welt für sich sind, so liegt schon darin auch das Andere, daß die ganze Welt selbst ein solcher Narr, ein Narrenhaus sei: dies ist universale, ganze Komik, es ist Humor. Daß eine wirkliche weitere Narrenwelt sich an den ersten Narren anschließt, daß die Andern, an die er mit seiner Torheit anprallt, mit ihrer Weisheit auch nicht Recht haben, daß es auch bei ihnen im Oberhaus nicht richtig ist, das ist die notwendige, schon im ersten Punkte gegebene Folge. Gavarni ist nicht ebenso ganz in der Komik. Er zürnt wohl dem Bösen nicht, auch er denkt, man dürfe nicht verdammen, weil wir Alle in dem allgemeinen Spital ein Stübchen haben, aber da er keine ganzen Persönlichkeiten,

sondern nur Momente hat, da in diesen Momenten der Akzent auf das Sittliche fällt, da in den meisten seiner Bilder irgend Jemand durch Unsittlichkeit des Andern ein wirkliches Übel erleidet, so bleibt überall ein nicht überwundener Rest von Schadenfreude und von sittlichem Schmerze zurück, und dieser wird durch das bedenkliche, nur in weiterem Sinn und Zusammenhang versöhnende Mittel der graziösen Form, welche den Abgrund mit Blumen überkleidet, zweifelhaft verhüllt. Töpffer meint, er gehe in den Fußtapfen Hogarths; so sagt er wenigstens in seinem Essai de physiognomie. Dies wäre immer noch ein großer Unterschied von Gavarni, denn Hogarth zürnt dem Bösen und will durch Darstellung seiner Häßlichkeit und seiner Strafe bessern und belehren; so ist er zwar moralisch, aber auch ganz prosaisch, und Töpffer steht himmelweit über ihm. Gavarni hat keine reine Komik und verletzt daher sittlich; Hogarth übt strenge Moral, aber auf didaktische Weise; Töpffer trägt die moralische Gerechtigkeit ganz in das rein ästhetische Element der vollen Komik über. Es versteht sich aus dem Bisherigen, daß seine Narren, da es mit ihrer Schuld nicht Ernst ist, auch kein ernstes Übel erleiden dürfen. Sie werden schließlich glücklich, und das letzte Blatt im M. Jabot, wo dieser nach wunderbaren Schicksalen die Marquise Mirliflor auf einem Tilbury, das Roß mit Kennerhand lenkend, als seine Braut heimführt, ist ein Bild des allgemeinen Loses, womit für das Hauptsubjekt diese heiteren Fabeln schließen. Man muß lachen, ganz anders als bei Gavarni, recht herzlich, vollauf, daß das Zwerchfell schmerzt. Und das will etwas heißen in unserer Zeit. Nebenpersonen gehen zwar oft tragisch zugrunde, aber dies erscheint so sehr als organische Folge ihrer eigenen Tätigkeit und Passion, daß man sie glücklich preist, weil sie in ihrem Beruf mit Größe fallen. Der Maire im D. Festus als Chef der Bürgergarde exerziert sich zu Tode, drei Astronomen ebenda disputieren sich zu Tode, M. Fadet in M. Crépin, ein Freund enger Krawatten, schnürt sich mit einer solchen zu Tode, und nur der arme Bonichon in demselben Hefte geht elendiglich durch fremde Schuld zugrunde. Von der Reinheit dieser Komik macht nur die Histoire d'Albert eine Ausnahme. Es herrscht hier eine bittere, ganz tendenziöse Ironie auf falsche Erziehung, moderne Muttersöhnchen, Poesie der Romantiker, Demagogie, und es ist der schneidendste Sarkasmus, wenn Albert am Ende glücklich wird.

Durch die Gutmütigkeit der Komik und vollendeten Narrheit, welche mit dieser einzigen Ausnahme bei Töpffer herrscht, fühlt man sich nun ganz im Sinne deutschen Charakters angesprochen. Dazu wirkt denn die technische Behandlung mit; denn diese völlig närrische Art der Zeichnung, dieses geistreiche Sudeln, was Töpffer selbst seine Eselei (ânerie) nennt, verbirgt zwar in seiner Nachlässigkeit eine Virtuosität, die wir weiterhin noch bestimmter darzustellen und anzuerkennen haben, wäre aber mit dem Sinne der Franzosen für Eleganz, Bravour der Ausführung, Bestimmtheit und Abgeschlossenheit nicht wohl vereinbar. Zopf und Dreimaster, kurzes Beinkleid treten reichlich auf, man trug sie in der Schweiz länger als anderswo; auch dies gibt den Philistern und Basen, wie sie Töpffer einzuführen liebt, einen mehr deutschen als französischen Typus. Die Liebe für die Tierwelt, die er an den Tag legt, darf als deutscher Zug betrachtet werden. Ein Hund teilt in mehreren Stücken treu die Schicksale seines Herrn, der ihn um keinen Preis im Stiche läßt, wodurch zum Teil wesentliche Motive für die Fabel gewonnen werden. Dagegen erkennt man auch unmittelbar, sobald man die Figuren näher ansieht, daß hier mit deutscher Weise französische Art und Bildung sich verbunden hat. Die zerknitterten, in krauses Runzelwerk gefältelten Züge, die von der Charlatanerie unendlichen Geschwätzes wie verbrauchten Lippen, diese zerarbeiteten Köpfe erinnern sogleich an die verwitterten Erscheinungen, welche Frankreich seinen Karikaturzeichnern liefert. Solche ganz abgekniffene, ausgehöhlte, ausgewaschene, zerfressene, in hohler Form ganz aufgegangene Subjekte, wie z. B. Herr Fadet und Craniose im M. Crépin, sind nur in Frankreich möglich. Die Haltung, Bewegung, selbst bei Ungeschicklichkeit degagiert, theatralisch, dezidiert, ist ebenfalls französisch und so noch mehr die durchgängige grenzenlose Leidenschaftlichkeit dieser Narren, welche die Hetzjagd bedingt, die alsbald angeht, wo sie in Handlung treten, und worin sie unermüdlich, in einem unglaublichen Überfluß der Tätigkeit, keuchend, schwitzend und daher zu äußerst häufigem Wechsel des Weißzeugs genötigt, tobend, rennend, wie ein Kreisel wirbelnd, z. B. als Redner in der Begeisterung des Pathos sich über die Brüstung der Rednerbühne stürzend, durchaus desperat und augenblicklich zum Selbstmord entschlossen, den sie jedoch glücklicherweise nicht vollziehen, ihren dornenvollen und doch zum Glücke führenden Pfad durchrennen.

Da nun ganze Individuen hier vor uns treten, die sich durch ihre Tollheit ihr Schicksal bereiten, und noch mehr, da diese Individuen so leidenschaftlich sind, so haben diese Darstellungen einen dramatischen Charakter. Ein kleiner Aristophanes rollt den Vorhang vor uns auf, und an diesen Namen sehen wir uns auch fernerhin aus andern Gründen, welche zur Sprache kommen werden, vielfach erinnert. Auch Gavarni erschien uns in gewissem Sinne dramatisch, aber nur als Zeichner einzelner, scharf zugespitzter Momente. Töpffer aber gibt in einer Szenenreihe, worin sich das Schicksal einer und derselben Person abspinnt, immer ein ganzes Lustspiel; er ist dramatisch im Sinne voller Entwicklung eines Charakters durch spannende Situationen.

Zunächst jedoch verfährt er episch, er ist ein Erzähler durch Bilder und dies noch mehr als Gavarni, denn dieser läßt seine Personen meistens selbst sprechen, Töpffer dagegen gibt in seinem eigenen Namen jedem seiner Bildchen den Text bei, und zwar einen äußerst geistreichen und witzigen. Auch darum erscheint er noch mehr episch als Gavarni, weil die Zufälle, die Hindernisse und Förderniſſe der Körperwelt bei ihm eine ungleich breitere Rolle spielen als bei diesem, ja geradezu ein wesentlicher Teil der Komik bei ihm darin besteht, daß aus den kleinsten Ursachen des äußeren Zufalls unberechenbare Folgen, entscheidende Katastrophen hervorgehen. Ferner verfolgt er die Hauptfabel mit der Behaglichkeit des Epikers in ihre Episoden und schenkt uns nichts: sind die Astronomen im Dr. Festus aus dem Wasser gerettet, so müssen wir auch noch erfahren, was aus ihren Perücken geworden, und das gibt noch eine lange, höchst interessante Geschichte. Mad. Crépin legt ein Pechpflaster auf und verliert es; dann wandert es weiter durch verschiedene Hände, bis es seinen Kreislauf auf der Haut des früheren Erziehers ihrer Kinder, nunmehrigen Zolljägers Bonichon beschließt. So erschöpft er aber auch die Hauptmotive mit epischer Ausführlichkeit. Wie er sie aufgehaspelt, haspelt er sie auch bis auf den letzten Faden ab. Endlich ist die ganze Methode Töpffers durchaus im engsten Sinne als sukzessiv zu bezeichnen, man hat völlig den Eindruck des Fortmachens, Fortgehens, der gedehnten Folge wie bei einer Erzählung, welche aber ebendeswegen, um nicht zu ermüden, von Strecke zu Strecke Ruhepunkte ansetzt, von denen wir ein Beispiel mit der Bezeichnung des Refrain-

artigen bereits angeführt haben. Wir werden weitere höchst ergötzliche Beispiele davon finden; vorläufig führen wir noch aus der histoire d'Albert an, wie jede neue Phase dieses mißratenen Sohns mit einem Tritte vor den Hintern schließt, den ihm sein Vater erteilt, wobei man nur den Fuß des einen und die posteriora des andern sieht; ebenso die wiederkehrenden Momente, wo Herr Jabot sich wieder in Positur setzt, Herr Vieux Bois das Hemd wechselt u. dgl. Das Sukzessive aber behandelt Töpffer in seiner phantastischen Weise gern so, daß er dieselbe Handlung auf mehreren, durch Striche getrennten Feldern in mehreren unmittelbar aufeinander folgenden Momenten darstellt. Albert wird unter Anderem Reisender zuerst für einen Weinhändler, dann für einen Buchhändler, welcher letztere eine Metaphysique pittoresque herausgibt. Man sieht ihn bei einer Familie eintreten, die er mit seiner Zudringlichkeit mißhandelt (assassine). Nun trennt Töpffer das weitere Blatt durch Striche in elf schmale Streifen; auf dem ersten sieht man Herrn Albert noch in ganzer Figur, ein Kompliment machend: il assassine au rez de chaussée; auf dem zweiten nur noch halbe Figur: à l'entresol; auf dem dritten nur noch Hinterteil und Beine, immer in tiefer Verbeugung: au premier — und so fort mit Grazie in infinitum, bis man am Ende nur noch einen verschwindenden Punkt sieht. M. Pencil zeichnet die schöne Natur. Wie er fertig ist, betrachtet er sein Werk mit der höchsten Zufriedenheit. Wieder ein Bild: er sieht es von der andern Seite an und il est content aussi. Er sieht es über die Schulter an, und er ist ebenso zufrieden, er kehrt es gar um, sieht die leere Rückseite an und remarque avec plaisir, qu'il est encore content. Töpffer versteht seine Sache gut genug, um im Texte ebenso jedesmal die Worte zu wiederholen. So wird auch der wütend eifersüchtige Jolibois im M. Pencil immer mit dem Zusatz in Paranthese: car hélas la passion aveugle eingeführt. Dieses Rückkehren auf denselben Punkt wirkt gewöhnlich ebenso glücklich wie der gute Einfall Kotzebues, die drei Frauen in den deutschen Kleinstädtern, die am Ende eines Aktes an der Türe Komplimente machen, am Anfang eines neuen beim Aufzuge des Vorhangs noch dastehen und knixen zu lassen. Narren sind gründlich, sie erschöpfen ihre Handlungen und Gewohnheiten. Im Epischen dieses Verfahrens ist nun freilich dieses wiederholte Einführen desselben Sub-

jekts in mehreren unmittelbar aufeinander folgenden Momenten derselben Handlung wieder dramatisch zu nennen; es ist ganz, als sähen wir den geistreichsten komischen Schauspieler vor uns, der das Motiv der einzelnen Situationen durch alle seine Folgen und Wendungen mit der behaglichsten Gründlichkeit durchführt.

Nun müssen wir noch das wahnsinnige Spiel des Zufalls die phantastische Aufhebung der Naturgesetze hervorheben, welche beginnt, sowie das Hauptsubjekt von der ersten Exposition in die Verflechtung seines Schicksals, in die Verwicklung eintritt. Das sausende Rad einer verrückten Welt packt es am kleinen Finger, am Rockzipfel, und reißt es unerbittlich im Schwunge mit fort. Das Unmögliche wird behandelt, als verstehe es sich von selbst. In mehreren dieser Hefte geht fast die ganze Geschichte in der Luft vor sich, in deren Höhen ein schalkhafter Zephyr mehrere Personen hinaufbläst. Die Personen sind ordentlich auch dem Leibe nach unzerstörbar; hundertmal müßten sie zu Staub zermalmt, zu Brei zerquetscht sein, sich zu Tode geschnauft, in Schweiß aufgelöst haben, wären sie nicht komische Götter, unsterbliche Wesen auf dem Olympe der Narrheit. Es gibt keine Schwere mehr; doch es gibt noch eine, man schwitzt und keucht unter ihrer Last, aber ein tüchtiger Ruck, und das Unmögliche ist geleistet. Es gibt kein Bedürfnis mehr; doch es gibt noch eines, es kommt nur darauf an, durch große Anstrengung es zu überwinden: einige Ausdauer, und man kann Tage, Wochen lang hungern, dürsten, in hohlen Baumstämmen stecken, in Riesenteleskopen durch die Luft schiffen, in einem verschlossenen Koffer, durch dessen Löcher man die beiden Arme frei bekommen, große Märsche machen. Töpffer ist nicht auf die Weise phantastisch wie Aristophanes, Callot und mehrere neuere groteske Zeichner; er komponiert keine absolut unmöglichen Gestalten, Froschmenschen, Vogelmenschen usw. Dies litte schon die moderne Sphäre seiner Stoffe nicht. Aber einige ganz konsequent scheinende Motive werden eingeschmuggelt und so ein Übergang gewonnen, der das Unmögliche möglich macht, und wenn man nur den ersten Zoll über die Linie zugegeben, so entstehen unmerklich Meilen daraus, die Gesetze der Schwere, des Bedürfnisses, der Grenze menschlicher Kraft und menschlicher Täuschung schwinden, und wir sind, ehe wir umsehen, in eine eigene Welt, eine Wolkenkuckucksburg hineingezaubert, wo wir ebensosehr in jedem Augenblick an das Aller-

gewöhnlichste, an alle Unentbehrlichkeiten des Lebens erinnert, als auch über sie hinweggeschnellt werden. Dadurch nun vollendet sich die Freiheit und Reinheit der Komik, die eigene, ganze und absolute Welt des Humors. Auch darum verschwindet das Bittere und Boshafte der Satire, weil wir so ganz in diese zweite, freie Welt der möglich gewordenen Unmöglichkeiten uns hineingetäuscht finden. Auch diese wesentliche Seite in Töpffers Komik möchte ich deutsch nennen. Nur geraten sonst die Deutschen lieber in das absolut Phantastische, wo auch der letzte Schein einer Motivierung und eines Naturgesetzes verhöhnt wird. Es ist bekannt, wie diese Neigung schon in unseren alten Malern hervorbricht. Die Schonung der Wahrscheinlichkeit im Unwahrscheinlichen, der Pragmatismus im Unmöglichen, der in diesen Skizzen herrscht und sie doppelt komisch macht, bezeichnet wieder den Franzosen im Deutschen. Und Töpffer sprudelt von Erfindung. Das wächst aus einander heraus mit der ganzen Üppigkeit der fruchtbarsten Phantasie. Er steht darin, daß er diese zweite Welt, die sich mit der Absolutheit einer eigenen selbständigen Gesetzgebung der Komik frei in den Lüften um ihre Achse dreht, so kühn zu erfinden weiß, ungleich schöpferischer da als Gavarni. Dieser ist Porträteur, wohlverstanden: nicht Kopist des Wirklichen, sondern Porträteur mit der Schöpferkraft, die auch der Bildnismaler als wahrer Künstler braucht, und er ist es nur in dieser Vergleichung, denn was er dem festen und in seinen Naturschranken belassenen Leben abgelauscht und mit der Messerschneide seiner charakteristischen Züge hinstellt, das komponiert er auch mit sicherer Hand zu wohl und künstlerisch verbundenen Gruppen. Wenn nun Gavarni auf seinem Felde besonders Meister der Physiognomik ist, so muß man ihm dies um so höher anrechnen, da seine Hauptstärke die zierliche Grazie, der gerade Gegensatz markierter Physiognomik ist. Insofern hat es freilich Töpffer leichter: Schönheit, Grazie menschlicher Form liegt ihm, der überall chargiert, ganz ferne; er hat in dieser Beziehung nur e i n e Heimat, er hat keine Gegensätze zu vereinigen. Dafür ist er aber in der Charakteristik der belauschten Züge und ihrer Darstellung durch Schärfe der Physiognomik in seiner Weise nicht nur so stark, sondern vielleicht noch stärker, reicher als Gavarni. Aus seiner närrischen Wolkenburg sieht er mit Falkenaugen in die wirkliche Welt; wie von dieser eine groteske Fata Morgana in den Lüften schwebt, so spiegelt

die tolle Scheinwelt wieder mitten in der Verkehrung und Verkrümmung aller Linien mit der mikroskopischen Schärfe der camera obscura die wahre und wirkliche. Im M. Jabot z. B. müssen wir uns freilich gar tolle Motivierungen gefallen lassen; da läßt Töpffer, um einige komische Verwechslungen einzuleiten, durch die am Bettpfosten angebundenen Hunde, welche mit wütendem Gebell nach dem Orte hinstreben, wo sie die Marquise niesen hören, die Bettlade des Herrn Jabot in das Schlafzimmer der Dame hineinzerren. Dies ist ein Beispiel von jenen möglichen Unmöglichkeiten. In demselben Hefte ist aber der ganze Charakter eines solchen Subjekts, wie Herr Jabot, mit einer unvergleichlich wahren Charakteristik und dem schärfsten Auge für das Wirkliche in seine einzelnen Züge verfolgt. Herr Jabot sucht nicht nur als Tänzer, sondern namentlich auch in geistreicher Konversation sich auszuzeichnen. Da muß man ihn sehen in folgenden Szenen: M. Jabot énonce quelques opinions sur les affaires de Belgique. — M. Jabot croit devoir causer chasse avec M. du Bocage le fils ainé; ebenso nachher mit Mylord Felou über Schnepfen usw. Beglückend wahr aber ist namentlich der Zug, wie Herr Jabot im Hause der Madame du Bocage, um sich einigermaßen bemerklich zu machen, die kindlichen Spiele des jüngsten du Bocage, der auf einem Wiegenpferde reitet, mit herablassendem Wohlwollen betrachten zu müssen glaubt. Wie wahr! Wer hat das nicht erlebt, wie man sich, wenn man in einer Gesellschaft unbemerkt bleibt, in liebenswürdiger Herablassung mit den Kindern beschäftigt! Um von der Physiognomik, womit Töpffer die dem Leben so glücklich abgelauschten Züge darstellt, statt unzähliger Beispiele nur e i n e s zu geben, will ich auf eine Szene im M. Crépin aufmerksam machen. Dieser gute, nicht unverständige Mann möchte gern seine elf Kinder, lauter Knaben, vernünftig erziehen, steht aber unter dem Pantoffel eines dummen, nervösen, auf das Neue und Geistreiche passionierten Weibes, das jeder Landstreicher für den Wind einer marktschreierischen Erziehungsmethode zu gewinnen weiß. Nach verschiedenen andern pädagogischen Charlatanen muß er auch einen Phrenologen als Hofmeister ins Haus nehmen. Seine Frau läßt sich von ihm den Schädel betasten. Herr Craniose stößt plötzlich einen Schrei aus, als hätte er Gräuliches entdeckt, erklärt aber trotz allen rührenden Bitten des Ehepaars, das Geheimnis in sich begraben zu wollen. Man sehe

sein Gesicht (S. 56)! Ein Grab, ein Sarg des Mysteriums! Dazu die ganze geheimnisvoll zusammengefaßte Haltung und Stellung! Und das mit ein paar nachlässigen Strichen! Töpffer hat es freilich auch mit seiner Manier, weil er nur andeutet, nicht auszeichnet, leichter als Gavarni, der die Zeichnung und Modellierung in voller Wirkung der graphischen Mittel durchführt; aber ebensosehr hat er es darum auch schwerer, denn der hingeworfene Punkt, der nachlässige Strich, wo es, wie man sagt, auf einen Bauernschuh nicht ankommt, soll doch ganz im Dienste der Absicht, der Bezeichnung stehen – Kindermanier und doch zum Zwecke ganz beherrscht: und wie ist dies geleistet! wirklich ein Rätsel!

Ich habe über diese Technik zum Schlusse noch Einiges zu sagen. Vorher aber bin ich es unserem geistreichen Komiker schuldig, wenigstens von einem seiner Hefte eine kurze Skizze zu geben, wodurch man sich insbesondere von der Art, wie bei ihm ein Motiv aus dem andern herauswächst, wie er dazwischen refrainartige Punkte setzt und wie er allgemeinere Stoffe in die Geschichte seiner komischen Individuen spielend einflicht, ein näheres Bild machen kann. Die Wahl tut mir wahrlich weh. Ich greife hinein und nehme den M. Pencil.

Herr Pencil, qui est artiste, eine Mütze mit ungeheurem Schild auf dem wohlweisen, gutmütigen, durchaus selbstgefälligen Haupte, zeichnet, wie wir schon sahen, die schöne Natur. Ein kleiner Zephyr amüsiert sich nun, ihm die Mütze zu entführen. Während er ihr nachrennt, entführt ihm derselbe Zephyr auch die Zeichnung, und ein Bourgeois, der zufällig des Weges kam, macht Jagd auf diese. Inzwischen sieht man einen Dokteur in Schlafrock und Schlafmütze, der einen ungewöhnlichen Wind bemerkt hat, aufmerksam sein Wetterglas beobachten. Auf einem weitern Bilde werden zunächst zwei neue Personen eingeführt: M. und Madame Jolibois, ein spießbürgerliches Ehepaar, das bei dem günstigen Winde eine Wasserspazierfahrt macht und höchst behaglich im Kahne sitzt. Gleich darauf sieht man wieder den ersten bourgeois: der Zephyr bläst ihm den Schirm auf, bläst dann ganz von unten, und da er seinen Schirm nicht lassen will, wird er mit diesem hoch in die Luft getrieben, sein Hund ebenfalls. Da tritt der Docteur wieder auf, der nun gar einen unterirdischen Wind verspürt und mit einem von Untersuchung und Ent-

deckungen schwangeren Gesicht eine Tür öffnet, die zu einem Orte führt, wo freilich zu vermuten ist, daß der Wind nicht ohne Mischung mit sehr unreinen Bestandteilen zum Geruchsorgane gelangen werde. Jetzt kehren wir zu Herrn Jolibois zurück. Er will seiner Ehehälfte eben aus dem Nachen helfen, aber in diesem Momente bläst sie der Wind, ihr Kleid zum Luftballon ausspannend, in die Luft, wo sie den ebendaselbst schwebenden Bourgeois vorfindet. Der Docteur erscheint abermals beschäftigt, zum Behüf eines großen Memoires, das er vorbereitet, den wunderbaren Wind in Flaschen zu fassen. Um jedoch den Schicksalsplan einzuleiten, der auch Herrn Pencil in die Luftfahrt verwickeln soll, sieht man diesen, nachdem er ein neues Blatt gezeichnet, sich im Gebüsch verstecken und auf den Liebhaber des wahrhaft Schönen lauern, der ihm ohne Zweifel das erste Blatt entführt hat und wohl auch das zweite stehlen wird. Der Docteur schreibt emsig an seinem Memoire. Herr Jolibois hat sich indessen bis aufs Hemd entkleidet, um die Verzweiflung über sein treuloses Weib mit seinem Leben in den Wellen zu ersäufen; der Wind ergreift auch ihn, indem er sein Hemd aufbläst, treibt ihn dem schwebenden Paare zu, wo er den Frackzipfel des Bourgeois erfaßt, den er in blinder Eifersucht als Verführer seines Weibes ansieht, und schon baumeln drei, mit dem Hunde vier Wesen in der Luft; der Zephyr bläst stärker und dreht sie zu einem unterscheidungslos wirbelnden schwarzen Klumpen zusammen. Jetzt kündigt dem Docteur seine Magd an, daß sie im Garten etwas wie einen Mond am Himmel entdeckt hat. Mit ihrer Hilfe beobachtet er den Körper durch ein ungeheures Teleskop, ist alsbald überzeugt, daß es ein neuer Planet ist und tauft ihn Psyche. Während er vom Überschwall der Hypothesen durch alle Formen der maßlosesten Aufregung getrieben wird, stürzt Herr Jolibois aus den Lüften herab neben des Docteurs Köchin in den Salat. Der Grund des Sturzes ist, daß sich sein Hemd zusammengedreht und so das weitere Schweben unmöglich gemacht hat. So motiviert Töpffer; als verstände sich das Auffliegen von selbst, stellt er sich, als habe er nur das Fallen zu erklären. Der Docteur stürzt herbei: ein Bewohner der Psyche! Der scheintote Jolibois wird vorläufig in ein Vogelhaus gebracht. Inzwischen fällt auch der Bourgeois, weil er im Wirbel die Madame Jolibois fahren ließ, herab, und zwar so, daß er sich mit dem Kopfe voran in einen Heuhaufen spickt, aus welchem die

Beine wie ein paar Froschschenkel herausragen. Dann stürzt der Hund herunter, und zwar auf einen Telegraphen (die alte Form aus beweglichen Holzbalken), an dem er sich anklammert. Der Docteur redigiert, und zwar zuerst sein für die académie royale bestimmtes Memoire über den unterirdischen Wind, um dann desto ungestörter sich mit seinem Psychioten beschäftigen zu können. Hierauf geht er an dieses Geschäft und setzt ihm das Messer an die Brust, um ihn zu anatomieren. Jolibois kommt zu sich und stößt in furchtbarem Schrecken den Docteur aus dem Käfig, das die Köchin fest verschließt. Dieser redigiert: .... léthargiques .... impétueux aussi usw. Herr Jolibois zweifelt nicht, daß es sein treuloses Weib und ihr Verführer seien, die ihn hier einsperren ließen. Er tobt im Käfig. Der Docteur redigiert: grands jureurs ... climat brûlant. Jolibois wirft vor Wut die Beine in die Höhe. Der Dokteur, rasend vor Leidenschaft, seine Entdeckungen mit der fliegenden Feder einzuholen, redigiert: ... marchent indifféremment sur les pieds ou sur la tête. Jolibois wütet en façon natatoire; Docteur: ... ils sautent comme des carpes. Jolibois wütet en tourbillonnant; Docteur: ... ils tourbillonnent comme des Démons. Währenddessen sucht der Zephyr die neue Zeichnung des Herrn Pencil auf, und da er also anderweitig beschäftigt ist, beginnt Madame Jolibois, zwar vermöge des glockenartig aufgeblähten Rocks nur langsam, herabzuschweben. Der wütende Gemahl sieht sie von weitem, bricht aus seinem Käfig, und nun sieht man eine wahrhaft ergreifende Szene: das unglückliche, flehende Weib schwebt wie eine Schwalbe vor dem Regen nahe über dem Boden hin, vergeblich ist ihr Flehen, der rasende Gemahl durchbleut sie erbarmungslos mit einem Knüttel; der Docteur sieht zuerst, wie er die am Boden Angelangte weiter mißhandelt, neugierig zu, um genau zu untersuchen, welche Wirkung der Anblick einer Dame unseres Planeten auf einen Psychioten mache, redigiert dann eifrig weiter, wird aber darauf selbst das Objekt von Jolibois Wut: eine reiche Prügelsuppe, die ihn aber keineswegs belehrt, daß er es mit einem Wesen aus unserer Körperwelt zu tun hat und aus der ihn nur die Kraft seiner Köchin, einer derben Bauerntrampel, errettet, welche längst das ironische Gegenspiel seiner Hypothesenwut dargestellt hat und nun den tobenden Jolibois in eine Kammer einsperrt. Die unglückliche Frau hat sich inzwischen in denselben Heuhaufen ver-

borgen, worin der Bourgeois steckt, und ihre Beine ragen an der Seite der seinigen aus diesem Versteck heraus. — Wir kehren nun zu Herrn Pencil zurück. Der Zephyr entführt ihm die zweite Zeichnung, und indem er sie haschen will, wird auch er, eine leichte Last, von dem schelmischen Wind in graziösen Schwingungen seiner biegsamen, spindeldünnen Glieder hoch in die Lüfte getrieben; dann steht der Zephyr ab, und er stürzt häuptlings in denselben Heuhaufen, aus welchem nun drei paar Beine hervorbaumeln. Jolibois, der aus dem Fenster seiner Kammer einen zweiten Verführer zu sehen glaubt, fällt in Ohnmacht und wird nun vom Docteur in seinem Naturalienkabinett aufbewahrt, wo wir ihn zwischen getrockneten Krokodilen und Fischen mit dem Schrei des Entsetzens, geknebelt, an einem Kloben hängend erwachen sehen. Unterdessen war der vom Docteur in Flaschen gefaßte, sonderbare Wind an die académie royale eingesandt, wo man Vorträge darüber hält und die leicht zu erratenden Gase bei Eröffnung der Flaschen furchtbare Wirkungen auf die Nerven der mit der Untersuchung beauftragten Gelehrten ausüben.

Der Hund des Bourgeois ist, wie wir wissen, auf einen Telegraphen gefallen. Wir sehen darauf eine große Telegraphenreihe, welche die Bewegungen des ersten, die der kletternde Hund veranlaßt, regelrecht nachahmen. Alsbald zeigen sich die Folgen. Scharen von Kurieren stürzen aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, die Journale werden palpitants d'intérêt und im Kaffeehaus von Lesern verschlungen. Man befürchtet einen schweren Bruch zwischen den fünf Großmächten, die Staatspapiere sinken, der Preis des Zuckers schlägt um, der Kaffee zieht nicht mehr, die Fabriken werden geschlossen, die Arbeiter rotten sich zusammen, der Minister kündigt der Kammer an, daß 300 000 Mann die Grenze bedrohen; Nationalgarden werden eingeübt (Figuren wie Falstaffs Rekruten), Züge von Remontepferden sieht man, Schwanz an Schwanz mit Strohbüscheln gebunden, sich die Bergstraßen hinanwinden, Redner bearbeiten das Volk, und ihre Reden werden mit beißender Satire im Text gegeben, bis endlich die Nationalgarde durch das Mittel der Überzeugung, das Bajonett, die Aufläufe zerstreut.

Der Docteur hat sein zweites Memoire fertig und gibt es, samt seinem Gegenstande, dem in einem Koffer wohlverwahrten Psychioten, an die académie royale auf die Post. Ein Dieb stiehlt den Koffer;

während er ihn auf dem Rücken zum Walde trägt, niest es drinnen; er wirft ihn mit Entsetzen ab, und wir verlassen ihn im Walde liegend, von Ratten benagt, um erst nach dem Schicksale der drei im Heuhaufen festgerannten Personen uns wieder zu erkundigen. Hier kommt Soldatenunfug, Schinderei des Bürgers und Bauern als neuer Stoff ans Brett, und zwar durch das einfache Motiv, daß natürlich infolge obiger Telegraphenbotschaften auch die Linie auf Kriegsfuß gesetzt wird und so für das 20. leichte Reiterregiment (Töpffer individualisiert als echter Komiker Alles, und wenn z. B. jemand Zähne zerbricht, so sagt er: einen Schneidezahn und einen Stockzahn) große Heueinkäufe gemacht werden, worunter denn gemeldeter Heuhaufen sich befindet. Die drei werden mit dem Heu in den Regimentsstall geschleppt, an der Raufe aufgesteckt, wehren sich mit Händen und Füßen gegen die zupfenden Pferde, binden drei derselben los und wagen die Flucht auf ihnen. Le Vingtième léger stürzt fort, die Diebe zu suchen, zertritt das Getreide, nimmt Bauern die Karren weg und quält die Zugtiere, reißt Schleusen auf, zündet Wälder an und säuft dem Maire den Wein weg. Töpffer gibt hier an Charakteristik des Soldatenwesens einem Cham in seiner Weise wenig nach. Die drei Flüchtlinge haben inzwischen einen Wald erreicht, lassen die Pferde auf der Heerstraße stehen und verbergen sich im Dickicht. Ein junger Landmann, Luçon, findet die Tiere, führt sie fort, wird von den Soldaten gepackt, vors Kriegsgericht gestellt, zum Tod verurteilt, aber die betrunkenen Soldaten erschießen und begraben statt seiner ihren Hauptmann.

Im Walde haben Pencil, Madame Jolibois und der Bourgeois das Unglück, sich auf einen Ameisenhaufen zu setzen; die Folgen davon werden so ergötzlich dargestellt, als man es von einem Töpffer erwarten darf. Dieser Unfall nötigt sie, einen andern Sitz zu suchen, und so finden und benützen sie den Koffer, worin Jolibois sich befindet. Die Ratten haben inzwischen so große Löcher hineingenagt, daß er die Arme herausbringt, und so packt er wütend sein Weib am Rock. Der Bourgeois und Pencil zerren, die Gepackte loszureißen, vom Zerren bricht ein Fetzen aus dem Kleid, dadurch überkugelt sich der Bourgeois, rollt einen Abhang hinab und verliert die zwei andern, die nun allein, Madame in wunderbar ausgefranstem Gewande, ihre Flucht fortsetzen.

Es folgt nun das Drolligste im Ganzen. Jolibois hat, wie gesagt, in seinem Koffer die Arme frei bekommen, und so kriecht er weiter, ein Ungetüm von Koffermensch oder Menschenkoffer. Zwei runde Luftlöcher, die sich an der vorderen Seite des Koffers befinden, weiß Töpffer so zu benützen, daß sie durch verschiedenen Fall des Schattens, oder weil man wirklich auf die Augen Jolibois hindurchsieht, ein paar Augen in jeder Drehung, Richtung, mit dem verschiedensten Ausdrucke, sentimental verzweifelt, kontemplativ usw. vorstellen. Luçon, der in den Kleidern des erschossenen Hauptmanns entflohen und in denselben Wald gelangt ist, stürzt entsetzt vor dem Ungeheuer davon, und dieses sehen wir jetzt in den wunderbarsten Stellungen Monologe halten, sich in Wut aufschnellen, an Baumästen sich mit einem Arm aufhängen, auf einen Ellbogen gestützt vorwurfsvoll zum Himmel blicken usw. Ehe wir sein weiteres Schicksal erfahren, naht die Rache dem Vingtième léger. Die Soldaten suchen ihren Hauptmann, stoßen auf Luçon, zweifeln, da ihnen die Uniform Alles ist, keinen Augenblick an der Identität; Luçon kommandiert sie, läßt sie am steilen Abhang eines Sees halt machen, ruft dann: „Marsch im Sturmschritt!", und die blinden Maschinen stürzen alle ins Wasser, wo sie ersaufen.

Der Bourgeois hat sich auf das Deck eines Eilwagens gesetzt; dieser fährt an dem Telegraphen vorüber, auf welchem noch immer der arme Hund baumelt. Der Hund erkennt seinen Herrn, kriecht nach ihm hin auf dem Balken, der sich dadurch senkt; der Bourgeois ergreift den Hund, in diesem Augenblicke fährt der Wagen unter ihm weg, und so bleibt er mit dem Tiere am Telegraphen hängen. Neue ungeheure Bewegung der Telegraphenlinie; die Kuriere kreuzen sich abermals, unermeßliche Tätigkeit im Kriegsministerium (die meisten Schreiber schlafen); die Zeitungen werden fast zerrissen, das Volk singt die Marseillaise, den Henri Quatre, die Parteien prügeln sich, im Theater verlangt man das Polenlied, und die empörte Menge stürzt, da es Widerspruch gibt, auf die Bretter. In Töpffers Weise werden diese Szenen durch einige Blicke nach Jolibois unterbrochen, auf den eine Dorfgemeinde, als auf ein Ungeheuer, Jagd macht, der Koffermensch hängt wie eine Riesenraupe an einem Baum, läßt sich herab, setzt sich in Marsch, und entsetzt fliehen die Bauern. Dann neues Telegraphenspiel: der Minister sieht selbst mit dem Fernrohre

vom Gifel eines Berges hinaus und liest, daß die Cholera gegen die Hauptstadt im Anzuge ist. Die Staatspapiere sinken, die Volksredner schäumen, die Familien räuchern sich, die Apotheker reiben sich die Hände, die Totengräber trinken auf Borg.

Inzwischen rät dem Docteur, der von seinem Psychioten keine Nachricht erhält und darüber in große Traurigkeit versinkt, seine Köchin, er solle sich auf den Weg machen, ihn selbst zu suchen. Dies geschieht zu Pferde, und richtig stößt er auf den wandelnden Koffer, der aber einen Prügel ergreift und ihn mit wütenden Hieben von sich abhält. Doch der derben Köchin kann er nicht widerstehen, obwohl er ihr grimmig in die Haare fährt; sie wirft ihn auf den Rücken, wie man die Schildkröten wehrlos macht, er wird hinten aufs Pferd gepackt, und man zieht mit dem Schatze nach Hause.

Allein an einer Quarantäne — denn die Cholera ist ja im Anzug — muß haltgemacht werden, und an diesem Orte soll nun die Lösung der ganzen Tragödie erfolgen. Eben hier kommt nämlich auch Herr Pencil als treuer Beschützer mit seiner Leidensgenossin an. Der Inspektor legt ihnen auf, de purger. Herr Pencil antwortet, qu'il s'est purgé en route; et Mad. Jolibois, qu'elle ne se purge jamais. Ce qui fait rire l'officier sanitaire, homme de beaucoup d'esprit. Nun räuchert man die Kiste des Docteur, sie springt von der Hitze auf, Jolibois bäumt sich hervor, ein Bild des Grausens. Wilde Flucht der Wärter und Wärterinnen; die Köchin packt und bändigt ihren Psychioten wieder, Madame Jolibois erkennt verzweifelnd ihren Gemahl, beschwört ihren Beschützer Pencil, sie mit ihm wieder zu vereinigen, dieser hält mit der ganzen süßen Beredsamkeit, die ihm zu Gebot steht, eine Rede an den eingesperrten, aus einem Fenster fletschenden Gatten, worin er ihm Alles erklärt, die Reinheit und Unschuld des treuen Weibes beteuert, bis er den Wütenden überzeugt und die lang Getrennten, zu heißem Kuß die Lippen schnauzenartig vorreckend, sich in die Arme stürzen. Nur die kleine Entschädigung gönnt sich Pencil, daß er des Docteurs Köchin umarmt, und der Docteur, enttäuscht aber nicht unglücklich, umarmt, da er dazu sonst Niemand hat, sich selbst. Ein anderer Eilwagen befreit den Bourgeois samt seinem Mops, und die drei letzten Felder zeigen die weiten Lande mit einer unübersehlichen Reihe ganz beruhigter Telegraphen: Fliegenschnautz und Mückennas, und Alles ist zerstoben!

Und nun noch ein Wort insbesondere von Töpffers Technik. Es sind Federzüge, ohne Zwischenkunst des Lithographen durch Autographie auf den Stein übergetragen, scheinbar eilig hingeworfen, so daß fast nirgends die Linien sich zusammenschließen, was aber besonders in den Köpfen mit Absicht so benützt ist, daß z. B. durch die Weglassung der Verbindungslinie vom Mund zur Nase und zum Kinn die Sprachorgane der Madame Crépin ganz den Schnabelfutteralen einer Gans oder Ente gleichen. Der Zug der Feder ist außerordentlich fließend, rund und leicht geschwungen, eine Kunst in der Unkunst, ein dessiner sans savoir dessiner, wie es Töpffer selbst nennt, über das man immer aufs Neue erstaunt. Was nun also hiebei besonders rätselhaft erscheint, ist die Absicht im Zufall. Solche Figuren und Köpfe läßt man sonst spielend entstehen und sieht zwar etwa, nachdem sie sich planlos von selbst gemacht, daß sie wirklich Ausdruck haben, aber nun wie weiter? Ist es möglich, sie wieder, und jetzt mit Absicht, so zu machen, festzuhalten, als wiederkehrende Form durch ein Ganzes durchzuführen? Das eben vermag Töpffer, und nicht nur dies, die ganzen Fabeln baut seine vom kleinsten Anstoß zum keckſten Schaffen aufgemunterte Phantasie auf einen ursprünglich rein zufälligen Fund. In seinem schon angeführten Essai de physiognomonie erzählt er, wie er zur Geschichte des Herrn Crépin gekommen. Er warf ganz zufällig einen Kopf hin. Ei, sagte er zu sich, indem er ihn betrachtete: „das ist nun ein Mann für sich, aus e i n e m Guß und Stück, nicht eben erfreulich anzusehen, gutmütig, von gesundem Verstand, aber zu unsicher in seinen Einsichten, um fest und entschlossen zu sein, daher nicht gewohnt, seinen Willen durchzusetzen, und grämlich über diese Unfähigkeit, kurz: offenbar ein Familienvater, den sein Weib in der Erziehung seiner elf Kinder kreuzt. Damit ist schon das Weib gegeben; offenbar läßt sie sich von jedem Erziehungsscharlatan betören, also brauche ich solche Scharlatans. Da führt ihm wieder der Zufall, von geheimem Instinkt geleitet, die Feder, er erfindet Herrn Fadet, Herrn Craniose, und so hat sich ihm aus dem zufällig gefundenen „Typus Crépin" die ganze treffliche Satire auf abstrakte Erziehungsmethoden herausgesponnen. Töpffer weiß sehr gut, welches Mittel er so in seiner Manier besitzt, er gibt wohlerwogene Rechenschaft darüber in jenem essai. Er ist überhaupt auch Künstler des Worts und als geistreicher Novellist namentlich

durch seine nouvelles Genevoises bekannt. Dort zeigt er, wie seine Manier, die strenge Zeichnung vor den Kopf zu stoßen (brusquer), zugleich dem Feuer der Erfindung als rapides Mittel dient und zugleich den Zeichner mit Notwendigkeit auf die Darstellung der wesentlichen Züge des Gegenstands beschränkt, während dagegen die exakte Ausführung leicht die Grundformen im Detail verwischt. Dann entwickelt er eine Reihe von Sätzen über Physiognomik, auf die ihn die Beobachtung seiner Manier geführt; z. B. über die physiognomische Bedeutung der einzelnen Teile des Kopfes, über die Grenze der physiognomischen Sicherheit überhaupt, wobei der sehr wichtige Unterschied der stehenden und nichtstehenden Züge den Hauptanhalt bildet: höchst lehrreiche Bemerkungen, aus denen sich über diese dunkle Materie viel lernen läßt. Es ist schade, daß dieser Essai nicht in die neue Ausgabe aufgenommen wird.

Wenn wir nun Töpffer nach dem Bisherigen als Charakterzeichner bewundern dürfen, so entsteht noch die Frage, wie er sich denn im Punkte der Schönheit zu Gavarni verhalte. Nicht die elegante Grazie meine ich, denn diese kann bei ihm, wie schon gesagt, keine Stelle finden, sondern jene höhere, gewaltige Form, welche bei Gavarni oft wie ein Ansatz zum großen Stile der Historie hervorbricht. In den Figuren Töpffers sieht man selten Andeutung eines solchen Schwunges; dagegen kommen öfters faltenreiche fliegende Gewänder vor, welche mit einem so kühnen Wurf und Zug gezeichnet sind, daß man sich sagen möchte, hier zeige sich nicht bloße Manier, sondern Stil. Wo nun aber dieser Ansatz zur reinen Schönheit sich vollkommen bewährt, das ist die Landschaft. Wirklich — Töpffer ist ein großartiger Landschaftszeichner. Er ist Meister in der Zeichnung von Erdbildungen. Der massige Zug der Gebirge, die kecken oder sanften Profile, der großartige Wurf, der schöngebogene Sattel der Abhänge, die scharfen Kanten der Schluchten und Erdfälle, die Einschnitte, Furchen, Ritzen, Zerklüftungen der Felsen, die Schlingungen des Hohlwegs, die weitgestreckte Fläche der Ebenen: überall ein tief poetisches Gefühl für das Erdleben. Ebenso stark ist Töpffer in der Vegetation: das Eigentümliche jedes Holzes und Baumschlags, das zarte Gebüsch und der stattliche Baum, die kühlen Gründe, ernsten Schatten, die saftige Fülle, die ehrwürdigen Schauer des Waldes grünen und atmen unter seiner leichten Hand. Dazwischen sind Werke

der Menschenhand, Hütten, Kapellen, Villen, Burgen mit dem vollsten Gefühle für die Zusammenwirkung mit der Landschaft, für das Nagen der Natur an ihrem Materiale, das halb Verwitterte, die zerbröckelten Steine usw. hingestellt. Hiebei kommt ihm nun seine Art der Handführung trefflich zustatten; das Unbestimmte der fliegenden Linien entspricht ganz dem Zufälligen in der elementarischen und organischen Natur, während der sichere Schwung, den diese Feder so seltsam mit ihrer Willkür verbindet, die Grundformen immer mit kecker Bestimmtheit festhält. Schon in den histoires offenbart sich überall dieses Talent der Landschaft, da sie meistens im Freien spielen; ja ich möchte sagen, selbst in der Figurenzeichnung liege schon etwas davon. Töpffer liebt es sehr, ein reihenweises Daherziehen, Hinauslaufen in die Ferne darzustellen, Schwärme von fliehenden oder herbeieilenden Menschen mit einem Anklang an regelmäßige Linie, Reihen und Rudeln von Tieren u. dgl. Es liegt darin immer ein gewisser epischer Ton, und dieser ließe, wenn auch nicht in solchen Fällen wirklich mit den Figuren ein Stück Landschaft zusammengestellt wäre, bereits auf den landschaftlichen Sinn des Meisters schließen, der denn auch mit seiner besonderen Vorliebe für die großen Formen der Erd- und Gebirgsbildungen (in der sich zugleich wieder der Schweizer verrät) als ein epischer zu bezeichnen ist. Selbständig spricht sich aber dieses Talent aus in den Essais d'Autographie, welche neben Karikaturen eine Reihe der schönsten Landschaften enthalten, und noch mehr in den voyages autour du Montblanc. Hier ist denn Töpffer, ohne seine Weise ganz zu verlassen, auch exakter als in den histoires; während er in diesen die Licht- und Schattenwirkungen nur mit flüchtigen, kreuz und quer gelegten, doch ihren Effekt sicher erreichenden Schraffierungen angibt, so modelliert er dort in den Landschaften gründlicher, immer nur strichelnd und Pünktchen, flüchtige Kurven auswerfend, aber fort und fortbildend, bis ein gründliches Verhältnis von Licht und Dunkel, Rundung und voller körperlicher Schein erreicht ist.

Indem ich hiemit von meinen zwei Zeichnern Abschied nehme, kann ich nur den Wunsch aussprechen, daß in diesem Nebenzweige der Malerei mehr getan würde. Fassen wir ihn unter dem Namen der Karikatur zusammen und überlassen es dem Unterschiede der Geister, ob der eine mehr durch herbe Geißlung der unmittelbaren Gegenwart

ein heilsames Salz in die Sümpfe unserer Zeit streuen, der andere durch Grazie seine haarscharfen Einschnitte versüßen wolle, wie Gavarni, oder in phantastischer Willkür alles Bittere zum leichten Champagnerschaum des Humors verflüchtigen wie Töpffer: immer wäre es erwünscht und dem besonderen Charakter unserer Zeit zu gönnen, daß dieses Feld einen reichen Anbau fände.

Gärende, kritische Zeiten sind vorzüglich auf die gemischte Kunst angewiesen. Hat man nur erst gründlich eingesehen, daß die Kunst mit Tendenz keine reine ist, so kann man ihr ohne Scheu mit voller Überzeugung ihr großes geschichtliches Recht wiedergeben. Was in der Mischung mit der Tendenz der selbständigen Schönheit entgeht, kommt der ethischen, politischen, sozialen Wirkung zugute, und der kämpfende Geist des Fortschritts gewinnt in der einleuchtenden, augenblicklich ergreifenden Macht des Bildes einen Bundesgenossen von unendlicher Stärke. Hätten wir nur erst mehr Satiren und Karikaturen, mir sollte es um den Raum, den sie der idealen Schönheit vorerst wegnehmen, wahrlich nicht leid sein. Es ist anerkannt, daß unsere Zeit mit keiner andern größere Ähnlichkeit hat als mit dem Reformationszeitalter. Man weiß, wie mächtig der großen ethisch-religiösen Bewegung die didaktische und satirische Poesie und die Karikatur, namentlich in der Form des Holzschnitts, zu Hilfe kam. In solcher Zeit ist die Phantasie so recht gestimmt, im Spiegel des neuen Ideals die veralteten, verwesenden Lebensformen als Fratzen zu sehen und zu zeigen; die reine Kunst kann zunächst nur wenig leisten, die neue Anschauung in edle und bedeutende Gestalten zu fassen. Man kann sagen, es wehe ein protestantischer Geist in Dürers Werken, aber bestimmt und voll hat sich derselbe eigentlich nur in seinen vier Aposteln zusammengefaßt. Aus Holbeins Kompositionen, insbesondere seiner Passion, sieht ein schneidender Zug hervor, worin man den ironischen Blick des geschärften protestantischen Bewußtseins und Urteils erkennt. Weit reichlicher ist die Tätigkeit in der direkt negativen Richtung; laut auflachend werfen die humoristischen Poeten, ein Rabelais, Sebastian Brandt, Fischart, wirft als Zeichner und Poet ein Nikolaus Manuel, werfen in zahllosen fliegenden Blättern anonyme zeichnende Spötter mit vollen Händen das satirische Salz in die Fäulnis. Solche Leute könnte die Gegenwart brauchen. Unsere Bewegung drängt im Unterschied von der Refor-

mationszeit einer politischen Krisis zu, nur um so mehr ist sie angetan, dem satirischen Talente das Auge zu schärfen; aber sie ist zugleich ebensosehr eine ethische und soziale, ja auch eine religiöse, denn sie strebt nach einer neuen Läuterung der Religion, nach einer Vollendung des nur halben Werkes der Reformation. Ein so inhaltsvoller Drang ruft hörbar genug nach dem Beistand der Kunst im Kampfe gegen die verkehrte Welt. Mögen die Maler unserer Zeit nur frisch Hand anlegen, unsere Narren zusammenpacken und nach Narragonien schicken. Verbittert und verkümmert ihnen die Zensur ihre Schritte, so mögen sie wenigstens das Mögliche tun und den sparsamen Boden, der ihnen gegönnt ist, nicht brach liegen lassen; wer weiß, wenn sie ihn nur recht wacker anbauen, ob sie nicht selbst dazu mithelfen, daß einmal die Zeit kommt, wo man ihnen keine Schlagbäume und Umzäunungen mehr setzen kann und wo, wenn sie in voller Freiheit erst allen Boden recht durchgearbeitet und mit dem Samen der Komik durchdrungen, aus der so umgebrochenen Erde auch eine neue Saat der reinen und unvermischten, der ernsten, hohen Schönheit aufgehen kann?

Am schlimmsten steht es in dem Lande, das der Satire die meisten Stoffe bietet und sie eben deswegen am strengsten verbietet, in Deutschland. Wie schade es aber wäre, wenn bei dem offenbaren Talente der Deutschen zur Karikatur, das bißchen Luft, das wir haben, nicht benützt würde, zeigen die Fliegenden Blätter aus München, welche erst kürzlich in diesen Jahrbüchern mit Freude begrüßt worden sind.

(Jahrbücher der Gegenwart, herausg. von Schwegler, Jahrg. 1846, Juniheft; Altes und Neues von Fr. Vischer, Stuttgart, Ad. Bonz, 1881, I, 61—106.)

Zusatz.

Über neuere deutsche Karikatur. Die Fliegenden Blätter.

Der obige Schluß bezieht sich auf einen Artikel in den Jahrbüchern der Gegenwart, Januarheft 1846: „Die Münchener Kunst. Eine Ergänzung der kritischen Gedanken im Novemberheft 1845*)." . . .

Immerhin darf es in Erinnerung gebracht werden, daß wir nicht unter den letzten waren, die in den Fliegenden Blättern das Aufleben einer spezifisch deutschen Karikatur erkannten und dies öffentlich kundgaben. Der Charakteristik Töpffers im obigen Artikel kam es bereits zugute, daß wir uns diese Blätter gern und fleißig betrachteten; was dort über das Deutsche und seinen Unterschied vom Französischen in Töpffers Stil vorgebracht ist, das stützt sich bereits darauf, daß jedes neue Blatt unserem Vorbegriff vom kritischen Zeichnerhumor Bestätigung und Ausfüllung gebracht hatte.

Jede Nation ist sich ihrer Schwächen bewußt — nicht ganz bewußt, nicht so, daß sie ihnen im nüchternen Worte völligen Ausdruck geben könnte, wohl aber so, daß sie in den Werken der Phantasie, in Dichtung und Kunst, kurz im Bild das Unharmonische, das ihrem Wesen anhängt, in ausreichender, ja überschwellender Bestimmtheit sich gegenüberzustellen vermag. Schon in seinen uralten Sagen schuf sich das deutsche Volk sein Konterfei im ungeschlachten, tölpischen, langsamen und doch kampfswütigen Riesen, ja auch dem edlen Heldenbilde wurden einzelne Züge geliehen, worin der Volksgeist sich selbst und sein Wesen belächelte: nennen wir nur den Dieterich von Berne im „Großen Rosengarten", dem der rechte Kampfsmut nicht kommen will, bis ihn Hildebrand verhöhnt und schlägt; jetzt nimmt er den Kampf mit Sigfried auf, aber erst, wie Hildebrand sich totsagen läßt, entbindet sich seine ganze Kraft, und nun freilich geht ihm vor Wut ein Flammenodem aus dem Munde, daß Sigfrieds Hornhaut schmilzt. Dies ist ja doch der echte deutsche Michel. „Michel": das Wort war ursprünglich nicht komisch, ist nicht Scherzform von Michael,

*) S. hier oben S. 173—185.

sondern das altdeutsche Wort für Groß, wurde aber ebendarum, weil man die Größten selbst mit einer gewissen Schwerfälligkeit, Langsamkeit, Unschlüssigkeit sich behaftet dachte, zum Spitznamen, den der Deutsche sich selbst gab. Wir können nun sagen: die deutsche Karikatur wird sich von der satirischen Zeichnung anderer Völker durch etwas unterscheiden, das sich als michelig bezeichnen läßt. Der Zeichner wird dies gewisse Etwas wollen, es umgibt ihn, er sieht es auf Schritt und Tritt, er steigert es im Bilde mehr oder minder und schafft so die leisere oder lautere Karikatur; allein nicht ganz frei handelt er hierin, denn er gehört zu demselben Volke, ein indefinibles Etwas von diesem Etwas wird sich in seine Striche einschleichen, auch wo er es nicht will. Mag der deutsche Satiriker das gerade Gegenteil des echt deutschen Wesens darzustellen haben, darstellen wollen, die eleganteste Gelöstheit der Gestalt und Bewegung, die geriebenste Koketterie, Affektation, die blasierteste Windbeutelei, setzen wir dabei den virtuosesten Zeichner voraus, er wird doch niemals eine Lorette, Kokotte, niemals einen Robert Macaire zustande bringen wie ein Franzose. Umgekehrt: mag ein Franzose mit der geschicktesten Hand sich die beste Mühe geben, den deutschen Michel (— das geschah wirklich oft in Caricature und Charivari —) oder etwa den Münchner Hausknecht, den richtigen Schwaben zu zeichnen, er wird unfehlbar einen Hauch von französischem Wesen, einen Gran mehr Leichtigkeit hineinbringen, als er sollte. Staunen mußte man über das, was einmal römische Karikaturen in den siebziger Jahren zu leisten vermochten; es wallfahrtete ein großer Pilgerzug nach Rom, die Römer machten große Augen, als sie zum erstenmal deutsche Stockphilister und Basen so in Masse beisammen sahen, es erschienen ein paar Bogen, worauf diese Figuren wunderbar wiedergegeben waren, doch wunderbar nur in Anbetracht der Fremdheit des Gegenstands für italienische Zeichner, ein deutscher hätte diese Typen gewiß noch viel prächtiger getroffen.

Es leuchtet ein, daß der deutschen Auffassung kein Stil besser entspricht als die Zeichnung in derbem Strich und mit wenig Schatten, wie er ja an sich dem Holzschnitt zusagt, der doch immer die beste Form für die Karikatur ist. Mag man immer einige Schritte weiter ins Malerische gehen mit Licht- und Schattengebung — es kann dies schon darum nicht ausgeschlossen sein, weil die Komik selbst ein und

das andere Mal gern mit Lichteffekten operiert —, dem Grundzuge der deutschen Karikatur kann es nicht anstehen, nach einem Scheine ganzer koloristischer Wirkung mit graphischen Mitteln zu haschen, denn dieser Grundzug geht, wie wir gesehen, irgendwie immer auf das Lächerliche des Ungeschickten, soll aber das Ungeschickte in der denkbar geschicktesten Form gegeben werden, so straft sich das leicht dadurch, daß jenes gewisse Minimum des Ungeschickten, das auch im Subjekte der Kunst, im Zeichner steckt, und wohl, soweit die deutsche Zunge klingt, auch im besten, — daß dieses Minimum sich rächt und dann nur störend in die Darstellung sich eindrängt.

Da das Komische, wie man weiß, auch mit dem Tragischen gewisse Mischungen eingeht, so kann bei der technischen Manier an einen Maler großen Stils, an Alfred Rethel erinnert werden: sein Dürerstrich paßt ja ganz ausgezeichnet für die dämonisch fürchterliche Komik im Totentanz und im Cholerabilde.

Versteht sich, daß wir damit nicht sagen wollen, die Deutschen haben die Umrißzeichnung gepachtet; die französischen Karikaturblätter und der Punch wählen öfters diese Form, und mit vielem Glücke, doch dann bleiben sie auch gewöhnlich beim bloßen Umriß, und so wählen sie ihn nur ausnahmsweise, etwa um alte Holzschnittmanier oder auch Kinderzeichnung zu komischem Zweck nachzuahmen. Irre ich nicht, so sind die Deutschen mit dieser Form vorangegangen; abgesehen davon haben die Fliegenden Blätter von Anfang an Umriß mit wenig Schatten geliebt, sind dann mit der Zeit mehr ins Malerische gegangen, doch dies sozusagen nur einen Schritt weit, immer in den vorhin bezeichneten Grenzen.

Von Anfang an aber hat sich in jeder Form tüchtig, naiv, lustig der deutsche Karikaturgeist in ihnen ausgesprochen, wie wir ihn zu bezeichnen gesucht haben. Wer ergötzte sich nicht, als Braun — er war es, wenn ich mich recht erinnere — mit seinem Eisele und Beisele, als Pocci mit seinem Staatshämorrhoidarius auf den Plan trat! Mit diesen Figuren war zugleich ein Wurf getan, der so recht im innersten Wesen der Karikatur liegt und ihr aufs beste dient, ihre Fruchtbarkeit zu steigern. Es waren Typen gefunden. Der Typus im engeren Sinne des Worts ist eine charakteristische Figur, die als stehende Maske verwendet wird, um Witze immer neuen Inhalts daran zu knüpfen; sie dient wie ein Haken, um fertige daran zu

hängen, sie wirkt ebenso als Reiz, um solche zu erfinden. Verstehen wir unter Typus in anderem, allgemeinem Sinne das Gepräge, woran wir einen Künstler, den Kunstgeist einer Nation, einer Zeit erkennen, so wird der Typus im genannten engeren Sinn gerade recht sich dazu darbieten, dies Gepräge in sich aufzunehmen, es wird sich in ihm zu bestimmten Charakteren kondensieren; so war Robert Macaire echt französischer, so der Staatshämorrhoidarius deutscher Typus in b e i d e n Bedeutungen des Worts. Solche stehende Figuren werden als Träger von Satire verwendet, indem man sie durch verschiedene Situationen, etwa auch auf Reisen herumführt, handeln und leiden, die Zustände, die verspottet werden sollen, erfahren und sich darüber aussprechen läßt. Sind sie ausgenützt, so erfindet man neue, sie können aber auch, der Unsterblichkeit fähig, ins Unendliche verwendbar sein. Auch wie Schilder mögen sie dienen, so die treffliche puppenhafte Titelfigur des englischen Punch; der stehende Hanswurst der Fliegenden Blätter und der schnapsig angetrunkene Kladderadatschkopf sind nicht so glücklich; das erstere deutsche Witzblatt hat sich seine eigentlichen, guten Typen erst im Texte geschaffen, das letztere ebenso, in Meyer und Schulze. Hat man nun einmal Typen, so hat man sie vor Allem, wie gesagt, zur Satire, und Satire war es, was auch die Fliegenden Blätter an die Typen knüpften, mit denen sie so glücklich ihre Laufbahn betraten und deren sie auch später so gelungene einführten wie Brauns Wühlhuber und Heulmayer.

Wir müssen in diesem Begriff zunächst unterscheiden. Das Wort Satire läßt zu, daß wir es in sehr weitem und vagem Sinne nehmen. Vag genommen bedeutet es jede Darstellung, wobei es über irgend etwas zu lachen gibt, so daß „satirisch" und „komisch" eigentlich zusammenfällt. Das Lachen kann ein harmloses sein, und soweit es dies ist, gebraucht man auch gern den Namen: gemütliches Genre. Das Volksleben, die höheren Stände mit ihrem verschiedenen Gepräge, das Philisterium, die Kleidermoden, die Geselligkeitsformen und was Alles wird zwar mit seinen Torheiten vorgeführt, aber so, daß die Torheit eben nur als Torheit erscheint, daß Alles leicht genommen, die Galle nicht in Teilnahme gezogen wird. Aber es ist nicht möglich, feste Grenzen zu ziehen, wo sich dieses Gebiet von einem anderen schiede, in welchem so harmlos nicht gelacht wird. Eine Weibermode z. B. wie die jetzige gibt unendlichen Stoff zu einfach belustigenden

Bildern, soweit sie nur als närrisch erscheint, allein sie ist auch frech und schamlos, ein sittliches Übel; sowie man dies in und zwischen den Linien des Zeichners liest, so wächst die lustige, relativ harmlose Satire in die scharfe, beißende hinüber, und das Lachen wird bitter. Der Staatshämorrhoidarius gab munter zu lachen: noch ein Ruck, und man mußte an die ernsten Übel der Vertrocknung des Menschen im Mechanismus des Staatsdienstes, an das ganze System der Bureaukratie denken, und nun spürte man den scharfen Stachel im Hintergrund des drolligen Vordergrunds. Man sieht: wir haben es hier mit einer Unterscheidung zu tun, die schließlich auf die andere führt: schädliches oder unschädliches Häßliches. Wir sind zu dem Satz des Aristoteles geführt: das Komische ist ein Häßliches unschädlicher Art (wörtlich: ein schmerzloses, nicht verderbliches Häßliches). Der Satz bleibt für immer stehen, obwohl er mehrerer Ergänzungen bedarf. Die eine ist, daß uns der komische Vorgang an sich, oder das Bild eines solchen zwar ein Übel schädlicher Art vor Augen führen, aber die Schädlichkeit uns verhüllen kann, so daß die Aufmerksamkeit vom Ernst des Übels weg und ganz nur auf die Torheit, den Unsinn hingelenkt wird. Am schwersten wird diese Ablenkung sich vollziehen können bei großen, öffentlichen Übeln, im Staat, im Religionsleben, verkehrten Richtungen der Kunst, ja auch der Wissenschaft. Greift die komische Zeichnung in diese Sphäre hinein, so muß sie fast unausbleiblich scharf und schneidend werden, d. h. Satire im engeren, im prägnanten Sinne des Wortes. Dieser Satire nun gegenüber können wir der leiseren, nicht entbundenen, zwar schlummernd doch vorhandenen Satire in all den Darstellungen, die uns ohne merkliche Bitterkeit zu lachen geben, allerdings einen Namen beilegen, als wäre sie keine Satire, wir können sie also komisches oder gemütliches Genre-, oder — warum nicht deutsch? — Sittenbild nennen.

Die Fliegenden Blätter nun pflegen seit ihrem Beginn mit Vorliebe das letztere Gebiet, und dies ist nur ganz recht. Sie gaben und geben herzlich zu lachen. Sie reichen nicht Schnaps, sondern gesundes Bier und guten Wein der Komik. Sie lieben sich das N a i v e. Es versteht sich, daß wir bei: Naiv durchaus nicht nur an die Gegenstände denken, als handelte es sich da bloß um Aufdeckung von Momenten, wo der Mensch irgendwie von der Natur, wie sie unter dem Bewußtsein versteckt in ihm lauert, oder von der Natur im Sinne des äußeren

Zufalls lächerlich überrascht wird, wir denken vielmehr ebenso auch an die Behandlung, an die Saftigkeit darin, an die Fernhaltung des gewissen Kratzigen, Haarigen, Essigscharfen, das sich bei zugespitzt ironischer Auffassung bis in den Zug des Stifts, in den Strich hinaus erstreckt. Es ist wahrlich kein kleines Verdienst, den Menschen einfach Vergnügen machen, zu ihrer Wohlstimmung beitragen. Dabei vergesse man nicht, daß ein lustiges Blatt seine Grenzen unberechenbar weit ausdehnen und gar wohl auch das Anmutige, das Schöne ohne den Zickzack des Komischen einschließen kann. Moriz Schwind trat auf den Plan, seine reizendsten Beiträge waren die Kompositionen zu deutschen Märchen, wahre Perlen, Kunstwerke auch in der Art des Aufbaus auf der Fläche eines ganzen Bogens. Der liebenswürdige, von Erfindung quellende Geist unseres herrlichen Märchenmalers ergoß sich reichlich in diese Blätter. Neben dem Drolligen, dem Hanswurstischen, dem behaglich Philisteriösen, Perückenhaften bewegte sich in traumhaft heiterer Gesellung das rührend Kindliche, das süße Bild der Unschuld, bedroht vom Dämonischen, gerettet von guten Geistern, das zart und rein Jungfräuliche, das jugendlich blühend Männliche, kurz der Adel der Grazie. — Ich habe vernommen, daß die Herausgeber in einem Hefte zusammenstellen werden, was Schwind zu den Fliegenden Blättern beigetragen hat: eine der erfreulichsten Gaben, die man dem deutschen Volke bieten kann. — Neben einen Meister im freien Phantasiegebiet können wir ein Talent stellen, das völlig in der bekannten Wirklichkeit sich bewegte; es ist Haider mit seinen Jagdbildern und Volksszenen. Wohl hat er meist Komisches gebracht, vorzüglich in drolligen Jagdabenteuern und in der Parodie des Menschen durch Tierformen, Tierjahrmärkten u. dgl.; aber er mied immer die grellere Ausbeugung der Form, wie das stark Komische sie braucht; ein meisterhafter Zeichner, liebte er sich immer den gefällig fließenden, im besten Sinn eleganten Strich und gab daher ebenso gern ein anmutiges als ein zwerchfellreizendes Bild von Jägern, Volk, Wild, Hund im grünen Walde, auch im Dorf, im Hause.

Doch die Blumen mit graziösen Kelchen, Blättern und Ranken können nur vereinzelt unter den neckischen Orchideenformen der Karikatur eine Stelle finden. Mit eigentümlich kolbigen, dick umrissenen, wie heraldisch ausgerollten Formen trat Ille in die Reihe. Graus-

liche Rittergeschichten, Ritterszenen auf Meerschweinchentheatern, Travestien von Dienstmädchen und Soldaten, von Ständen verschiedener Art und Charakteren in Tierformen waren seine Stärke, doch der eigentliche Höhepunkt die Typen aus der Zeit der hohen Kravatten, aufgefaßten Ärmel, Hosentürchen, Kappenstiefel, der weiblichen kurzen Taillen und gebauschten Locken, und ganz entfaltete sein erfindungslustiger Geist die Schwingen, als Eichrodts unsterblicher Biedermayer sein Gegenstand und Inspirator wurde. Die Versöhnung Preußens und der Schweiz zum Beispiel (1856), dieser Preuße mit dem alten Kübeltschako und Federbusch, dieser Tell mit Barett und geschlitztem Wams, ganz ein Ritterheld aus einem wandernden Theater, dieser festonziehende Genius über dem Altar, griechisch im Geschmack der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts: es war ja ganz und gar köstlich! — Die Rittergeschichten führen auf Räubergeschichten, und da machen wir einen Sprung über viele Jahre hinweg, um die prächtige Geschichte: „Melusine und Pasqualini oder pechschwarz-melancholische Märe“ zu erwähnen, Text und Illustration von Trautmann, beide von gleich prächtiger Tollheit. Erschrecklich rührender kann das große Thema: edler Räuber kaum behandelt werden. Melusinens Geliebter, Karl von Platzki, Offizier in der bayrischen Uniform der zwanziger Jahre, das Raufen der Soldaten mit Pasqualini bei der Gefangennehmung, seine Flucht und Greueltaten, dann die tiefe Erweichung, Läuterung der wilden Räuberseele beim Anblick von Melusinens photographischem Bildnis, und nun der Beschluß, die Liebenden zu vereinigen, — neben Leichenhaufen hingemeuteter Opfer werden dem grausamen Onkel Schnabel und dem schnöden Werber Hahnebiene die Köpfe zusammengestoßen und die glücklichen Liebenden von ihrem Retter „stadtwärtsein“ geführt. Die letztere Szene ganz besonders ist hoch zu preisen: Mondschein, im Hintergrunde die Stadt, die drei Figuren vom Rücken gesehen, dunkel sich abhebend, starke Schlagschatten werfend, das veredelte Ungeheuer führt die zarte Braut am linken, den ritterlichen Verlobten mit dem großen Raupen auf dem Helm am rechten Arm — das Bild hat ganz malerischen Wurf, wirkt stimmungsvoll sentimental und wird durch den innern Widerspruch im Gegenstande so überaus komisch, daß Tränen der Wehmut wunderbar mit Tränen des Lachkrampfs sich mischen. Pasqualini schließt damit, daß er wie Karl Moor sich der

Gerechtigkeit überliefert und seine Strafe selbst bestimmt; sie besteht darin, daß er sich enger und enger einmauert, bis er erstickt; an der Wand hat er die Photographie aufgehängt und bis zu seinem letzten Atemzug schaut er sie an — „und so saß er eines Tages in der engsten Enge da und auf Melusinens Bildnis noch sein bleiches Auge sah" —.

Wir gehen in der Zeit wieder zurück, in die Jahrgänge, wo Wilhelm Busch die Zierde der Fliegenden Blätter war. Er ist von P. Lindau in Nord und Süd, Februar 1878, einläßlich charakterisiert, uns beschäftigt dieser genialste Mitarbeiter des beliebten Blattes vorzüglich wegen seiner Verwandtschaft mit Töpffer. Beide sind gleich wunderbare Meister der unendlichen Geschicktheit im Ungeschickten der Zeichnung. Man sagt, Busch habe in seinem kinderhaften Strichen weit mehr Können verborgen als Töpffer, der wegen Augenleidens mitten in seinen Lehrjahren innehalten mußte, er habe auch im Malen rasche Fortschritte gemacht. Es ist kaum möglich, aus den Kompositionen seiner Blütezeit hierüber ins Klare zu kommen, die späteren, letzten allerdings weisen auf ein freies Können, und dies, wie wir sehen werden, in nicht erfreulicher Weise. Behält man nur jene Zeit im Auge, so ist die Ähnlichkeit schlagend. Beide Humoristen setzen ihre unzulänglichen paar Punkte und Striche just so zum beabsichtigten Ausdruck genügend, als könnten sie, wenn sie wollten, vollendete Meisterwerke in völliger Durchführung aller Mittel der Malerei schaffen, und daß man doch wieder — so grundnaiv erscheint jene Armutseligkeit — eine solche Vermummung für rein unmöglich hält. — Gemeinsam ist ihnen auch die reiche, quellende Erfindung, und zwar in der Form der Kontinuität, eine Geschichte aus einem Motiv spinnend und fortspinnend bis zu glücklichem, wenigstens leidlichem oder, für den frevelnden Teil wenigstens, schrecklichem Ende. Beide verbinden mit reichem Geist im Bilde reichen eigenen Geist im Texte, allerdings in verschiedener Art: Töpffer begleitet die Bilderreihe einfach mit leicht ironischem Kommentar, Buschs Text ist komisch auch für sich, nimmt ganz naiven Schein an, spricht die Sprache des wohlmeinenden, weisen, beschränkten, gern Moral ziehenden Biedermanns, oder kurz: spricht biedermayerisch, also Text ganz dem deutsch drolligen Zug des Zeichners entsprechend. Töpffer ist satirischer — unbeschadet der Phantastik, der toll spielenden Narrheit: Akademiewesen, Phrenologie, Erziehungscharlatanismus, De-

magogenwesen, Buchhändlerschwindel u. dgl., also Schädliches im sozialen, literarischen, politischen Leben wird in der Mehrzahl der Bilderreihen (mit der Hanswurstpritsche) gezüchtigt. Busch führt solchen Stachel nicht: er ist einfach bei unartigen Buben, unbequemen, störrischen, teufelhaftigen Tieren, tölpischen Bauern, raufendem Volk, gestörten Biertrinkern, rauschheimschleppenden Kneipanten zu Hause —, etwa wohl auch beim Klaviervirtuosen, und da geht es freilich auch in gesalzene Satire hinein. Eigentümlich ist es mit der Moral der Fabel bestellt: Mutwille, Unart wird bestraft, oft furchtbar genug wie an den bösen Buben von Korinth, schlafstörenden Flöhen, Mücken, froschzerrenden Enten; oft trifft die Strafe nach zwei Seiten, z. B. den nestberaubenden Knaben und das böse Tier wie in der Geschichte vom Raben Huckebein, aber oft waltet grausam schlechte Weltordnungsjustiz: unverantwortliche Fahrlässigkeit geht ungestraft ab wie bei dem Barbier, der dem armen Rasieropfer den Nasenzipfel abschneidet, oder der Maus, die das arme Ehepaar in Verzweiflung bringt. Töpffer ist nachsichtiger; nicht so schrecklich wie bei Busch, wo dieser sie eintreten läßt, waltet bei ihm die Nemesis, seine Narren kommen nach etlichen Ängsten und Nöten immer noch ganz leidlich, ja oft glücklich davon. Wird durch jene Grausamkeit der Endschicksale, wird außerdem durch die großen Übel, die sich durch Umrennen, Durchprügeln, schwer Verwunden alle Welt im Gang der Handlung gegenseitig zufügt, nicht der Satz vom unschädlich Häßlichen umgestoßen, bekommt Aristoteles nicht unrecht, wenn er darein das Komische setzt? Dies Bedenken bringt Lindau im erwähnten Artikel. Die Lösung des Einwurfs ist nicht schwer: wo die mäßige Schuld durch ganz entsetzliche Übel, ja durch das äußerste, einen furchtbaren Tod bestraft wird, da fällt der Akzent auf die Unmöglichkeit. Es ist zu toll, als daß es denkbar wäre. Es gruselt uns, aber es muß doch purer Schein sein, weil es nicht möglich ist, und wir lachen — über den verrückten Einfall des Künstlers. Die bösen Buben von Korinth werden vom Fasse des Diogenes zu langen flachen Kuchen gewalzt: wir schaudern zusammen, und gleichzeitig schüttelt es uns das Zwerchfell, weil wir solche Walzung uns als physisch möglich denken sollen und nicht können. Also: das Tragische komisch, weil vor Augen und doch undenkbar. Man sagt sich: es wär' ja doch verflucht! und halblaut dazu: wenn's möglich wäre. Übrigens fallen uns auch bei Betrachtung einer Geschichte

die vielen anderen mild auslaufenden ein, wir vergessen nicht, daß es ein andermal in dieser tollen Welt eine strafende Gerechtigkeit gar nicht gibt, sondern das Komische in Form, Bewegung, Hergang einfach als Bild wirkt, um seiner selbst willen da ist, es schwindet aller Ernst, es ist Feuerwerk auf dem Wasser, zerspringende Blase — „Luft im Laub und Wind im Rohr, und Alles ist zerstoben". Und sonst, wo es zwar wild und grob genug hergeht, aber doch nicht zum äußersten Übel kommt: was schadets viel, wenn die Narren und Tölpel von Menschen einander recht durchwalken, treten, stoßen, puffen? Es wird ihnen als läuternde Durchknetung schließlich gesund sein, ihnen ihre Menschlichkeit zu fühlen geben. Man nimmt eben hier auch das Schwere leicht, und dies führt freilich auf einen tieferen Grund. Eigentlich, d. h. abgesehen von der subjektiven Zutat oder vielmehr Wegtat, die ganz wesentlich ist, geht es in der Welt des Komischen überhaupt unbarmherzig her. Viel Komik, wenig Mitleid! Wir lachen, der Dichter, der Künstler macht lachen über tausend Dinge und Hergänge, die sehr weh tun. Wie machen wir das, wie macht er es, da wir doch keine mitleidlosen Barbaren sind? Wir rücken uns, er rückt uns den Ernst in der Sache aus den Augen und ins Auge nur das Ungereimte, die Torheit des Menschen, die Koboldtücke des Zufalls, das Spiel der Natur in uns und außer uns mit unserer Freiheit. Wir halten es da wie die Kinder; es ist nicht bös gemeint, wenn diese über einen Buckligen lachen, es fällt nur nicht in das Sehfeld ihres Bewußtseins, was der Bucklige unter seiner Entstellung leidet. Aber noch mehr! Es kann kommen, daß wir bei einem komischen Vorgang vom Wehtun gar nicht absehen können, und es kommt sehr oft, daß die Kunst uns zeigt, wie weh es tut. Dann lachen wir dennoch, als täte es nicht weh, wenn die Äußerungen des Schmerzes barocke, ungereimte Formen annehmen: Zappeln, Krümmen, Zucken, Aufkreischen macht sich eben leicht so komisch, daß wir lachen müssen, obwohl wir wissen, daß diese Ausbrüche vom Schmerz kommen. Der Schmerz selbst wird komisch und hört darin auf, als Schmerz zu erscheinen, wiewohl er eben als Schmerz erscheint. Kommt dies schon oft genug in der Wirklichkeit, so wird die Kunst nicht langsam sein, reichlich auszunutzen, was in der Natur liegt. Hat sie doch darüber hinaus noch den unendlichen Vorteil, daß man beim Bild immer ja doch auch weiß: es ist nur Bild. Bild ist

nicht wie pures Glas, durch welches wir Dinge sehen, es hat sein eigenes Leben als Bild. Dies begleitende Bewußtsein bleibt vollends in Kraft, wenn die Kunst keck ihre Freiheit gebraucht, über das Naturmögliche hinauszugehen und uns ganz in der Welt der närrischen Vorstellung festzuhalten. Töpffer und Busch wohnen in ihr. Die Welt des komischen Wunders: Sommernachtstraum, Puck! Es gibt kein Naturgesetz, und mitten in dieser Aufhebung aller Kausalität soll es doch eine geben. Heiterer Rausch, lustiger Wahnsinn!

Der Unterschied zwischen beiden Künstlern bleibt, daß der Franzose in Töpffer ungleich leidenschaftlicher ist als der ganz deutsche Busch. Fahriges Ungestüm gibt es neben viel Phlegma zwar auch bei diesem in Menge, aber so toll wuselich, so rasend quecksilbrig, so schnaufend heftig und desperat wie Töpffers Narren sind Buschs Leutchen niemals. Ihr Körper ist auch nie so gewandt, um so furiös zu turbillonieren. Nur ausnahmsweise, nur im Bilde einer Kunstleidenschaft kommt es bei ihm zu so exzentrischer Bewegung: im forte vivace, fortissimo vivacissimo, endlich im finale furioso hört der Klaviervirtuos auf, ein menschlicher Organismus zu sein, Finger, Hände vervielfältigen sich, die Haare werden Meerflut, die heilige Wut setzt sich in seine Frackschöße, seinen Schnupftuchzipfel fort, selbst der nur hörende Enthusiast wird so durchzuckt, daß es ihm die Beine zur Schraube zusammendreht, daß sein ganzer Kopf nur Auge und Ohr wird — dies ein beliebtes und echt komisches Verfahren der Karikatur, daß sie gern ein Metapher buchstäblich nimmt.

Recht wohl kennen Töpffer und Busch die komische Kraft im Dämonischen. Des ersteren wandelnder Koffer ist todlächerlich geisterhaft. Buschs Huckebein ist ein infernalisches Monstrum, ein Vieh wie ein böser Traum. Ein halbflügger Rabe ist wirklich ein kleines Ungeheuer, Busch hat die Natur gründlich belauscht und nach der Belauschung genial traumhaft übertrieben. Je mehr das Komische seinem Wesen nach auf die härteste Realität angewiesen ist, desto mehr bestätigt durch Leistungen, worin das Naturtreue so lustig ins Phantastische übergeht, auch der Humorist die Wahrheit, daß alle echte Kunst ein tief dem Traum verwandtes Produzieren ist. Auch er muß ja umbilden: er muß immer in irgendeinem Grade steigern, was in der Naturgestalt mißförmig ist, muß ins Häßlichere idealisieren, und er muß die Mißgestalt in Bewegung, in Zusammenhang einer Hand-

lung setzen: wenn ihm da nicht ein Bild auftaucht wie im Traume, was hilft alles Denken und Mühen? — Fertige Traumgebilde des Volksglaubens werden daher natürlich beliebtes Motiv sein, der schreckliche Urhanswurst vor Allem, der Teufel; ich erinnere noch an Buschs köstliches Blatt: Schmied und Teufel.

Busch hat seit längerer Zeit den Griffel niedergelegt. Mancher hätte es wohl nicht bedauert, wenn es geschehen wäre, ehe der heilige Antonius und die folgenden Stücke erschienen. Es herrscht ein Naturgesetz in der Produktionskraft, einem Dichter widerfährt es, daß man von ihm sagt: er hat sich ausgeschrieben, dasselbe Fertigsein kann bei dem Zeichner eintreten. Busch überschritt die Linie und trieb sich in ein fremdes Element hinein — fremd nicht überhaupt, sondern nur fremd der Natur Buschs, wie man sie bis dahin gekannt und liebgewonnen hatte, und fremd der Natur der reinen, ungemischten Komik. Bezeichne ich dies fremde Element als satirisch, so wird man mir Widerspruch mit meinen eigenen Sätzen vorwerfen, vollends wenn man vorwärts gelesen haben wird, denn ich gedenke noch ausdrücklich von der Unentbehrlichkeit der Satire für Karikaturblätter Einiges zu sagen. Man erinnere sich aber jetzt der obigen Unterscheidung zwischen zweierlei Art von Satire: die eine gegen die Narrheit im Menschen überhaupt gerichtet, wie sie sich jederzeit und in unendlichen Formen aus dem Widerspiel ergibt, das die Natur in ihm und außer ihm mit ihm treibt, die andere gegen bestimmte, sehr fühlbare Übel in der Gesellschaft, im öffentlichen Leben. Die erste Art wird gerne so ins Runde, Volle des Spaßes gehen, daß man den Dorn gar nicht spürt und den Namen Satire, obwohl er eigentlich begründet wäre, gar nicht anwendet. Pierro mag eine Satire auf alle Tölpel sein, Niemand denkt weiter daran, man lacht eben. Man fühlt sich ins Zwecklose versetzt, ins ganz Tendenzlose. Und dies war das eigentliche Element Buschs. Mit dem heiligen Antonius fieng er an, schneidig, sehr schneidig polemisch zu werden, zuerst gegen Pfaffentum, dann gieng es gegen allerhand Lotterwesen in Familie, Sitte, gegen politischen Partikularismus, gegen die Parteien im Deutschen Reich. Dagegen ist nun an sich gar nichts zu sagen, im Gegenteil —, aber an Busch war man diese Rolle nicht gewohnt; es gieng bei ihm grausamlich genug her, wie wir gesehen, aber Alles schwamm doch so lustig auf der Welle der freien Narrheit, daß es leicht und schwebend wurde.

Die so scharf gesalzene Rute wollte ihm nicht zu Gesichte stehen. Und nun kam zu dieser Wandlung noch etwas hinzu, das war noch fremder. Sogleich im heiligen Antonius stach es widerwärtig genug hervor und lief dann durch die weiteren satirischen Hefte.

Ich habe da und dort, namentlich in dem Aufsatz über Zynismus („Mode und Zynismus"*) schon gezeigt, daß die volle, freie Komik und das sexuell Pikante nicht zusammengehen. Das froh Hanswurstische ist immer naiv, wie derb und grob es sein mag; es ist immer unschuldig in dem Sinn, daß es ganz verschmäht, mit geschlechtlichen Reizen zu wirken. Der rechte Komiker als Zeichner läßt ein Weib auf den Kopf stellen und doch die Röcke nicht zurückfallen, er will nichts vom Nackten, außer sofern zufällige Entblößungen lächerliche Not bereiten. Er ist keusch wie ein lustiger, draller Bub. Er mag unflätig sein, aber er will nichts von winkendem, graziösem, leiser oder lauter meckerndem Kitzeln und Krabbeln an der Inguinalregion. — Ungern sah man, wie Busch den falschen Griff tat sogleich sehr stark im heiligen Antonius. Man betrachte die Bilder S. 54 bis 60, der Teufel als Ballettdame den Heiligen versuchend, und man wird finden, daß Busch die Linienführung, womit man eine solche Schöne herstellt, sehr los hat. Busch, der geschickt ungeschickte Busch, entpuppte sich nun als ganz gewandter Zeichner, und zwar im Pornographischen. Unter Pornographie verstanden die Alten, wie man weiß, schamlose Wollustbilder. Das Wort kann gut auch in weiterem Sinn genommen werden; es brauchen nicht flagrante Momente dargestellt zu sein, und man kann ein Bild doch pornographisch nennen. Es gibt einen pornographischen Strich; es ist eine Art, weibliche Formen, Bewegungen, Mienen zu zeichnen, die sehr verständlich ist; dieser Strich ist nicht deutsch; wer auch nur Journal amusant angesehen, kennt ihn und versteht, was ich meine; die Deutschen haben ihn in der modernen Zeit von den Franzosen gelernt, besonders gelehrig haben sich die Wiener in ihren illustrierten Blättern erwiesen. Wer ihn führt, ist ja der Wirkung immer sicher; wie stumpf, wie roh einer sein mag für Kunst, für das wirklich Schöne und besonders für das wirklich Komische: Geschlechtsnerven besitzt er doch, und wer sich an diese adressiert, ist also der Wirkung sicher. — Man sage nicht: dort, in jenen Versuchungsbildern und sonst, solle ja das Freche nicht

*) S. hier unten S. 428 f., 438, 446 f., 454, 461.

direkt wirken, sondern als Moment in der Handlung, und zwar als negatives, d. h. als Bild dessen, was der Heilige verabscheuen müßte; auch in dieser Einschränkung kennt die echte Komik das Pikante nicht, und ein Blick zeigt, daß die Formengebung nicht auf dies indirekte Ziel allein, sondern darüber hinaus geht mit einem gewissen Ausdruck von Wunsch, den Leuten, die dafür Sinn haben, ein meckerndes Bocksgelächter zu entlocken. Die beißende Satire kann unter Umständen Bilder des Frechen, des Liederlichen nicht entbehren; niemals aber wird sie dieselben so behandeln, daß der geringste Schein entsteht, als wolle sie dadurch gefallen und vergnügen. — Gröber und gründlich ekelhaft sieht man denselben Strich walten in der Art, wie in den genannten Szenen der Bart des heiligen Antonius behandelt ist. Davon kein Wort weiter!

Daß übrigens mit diesen Bemerkungen der Kunst keine puritanischen Grenzen gesteckt werden sollen, dies bedarf für den, der zu unterscheiden versteht, keiner Beteurung und keines Nachweises.

Wir nehmen nun den obigen Faden auf und fragen nach dem Verhältnis der Fliegenden Blätter zur scharfen Satire. Zugegeben ist bereits, daß ein Witzblatt mehr Genuß bereitet, wenn nicht diese, sondern das humoristische Sittenbild in ihm herrscht. Der Kladderadatsch ist in seinen Illustrationen fast ausnahmslos nur satirisch, und Niemand wird sagen können, daß es uns dabei so wohlig werde wie bei den Fliegenden Blättern. Wahren Spaß macht ja am Ende doch nur das Naive. Das fehlt auch ganz und gar der Manier der Zeichner im Berliner Witzblatt. Die Erfindung ist oft sehr geistreich, die Charakteristik gut, die Handschrift der Zeichnung aber durchgängig stechend wie der Text, kratzig und immer saftlos, auch inkorrekt über das Privilegium hinaus, das solchen raschen Produktionen eingeräumt ist. Nirgends ein Gefühl für das Behäbige, nirgends für das Volkstümliche, bis auf die Tracht hinaus, kann man doch zum Beispiel halbwilde Südslawen oder deutsche Gebirgsbauern in städtischen Stiefletten kostümwidrig auftreten sehen. An Witz in Text und Bild ist das Blatt wahrlich nicht arm; ich greife aus unzähligen Erinnerungen e i n e heraus: die ausgezeichnete Karikatur: Bismarck als Richard III. mit Windthorst als Anna am Arm und darunter die Worte: „ich will sie nehmen, doch nicht lang behalten" (27. Juli 1879, Nr. 34). Das Bild war unmittelbar, als Anschauung an sich schon

schlagend, namentlich dieser kleine Windthorst mit den bekannten Zügen in weiblicher Tracht des sechzehnten Jahrhunderts ganz und gar köstlich. Aber es wird dabei bleiben, daß Pfeffer auf Pfeffer dem Magen nicht gut tut. Keineswegs ganz fehlt zwar die stachellos heitere Komik. Der Text bringt gar manchen puren Spaß, besonders aus der Region des heiteren Blödsinns und des schlechten Witzes, des Kalauers, denen nicht ein Jöta von ihrem Wert abgesprochen werden soll; es gibt schlechten schlechten und guten schlechten Witz, und Kladderadatsch ist fruchtbar im letzteren. — Auch darf nicht übergangen werden, daß er von Zeit zu Zeit ein ernstes, gefühltes Gedicht an der Spitze bringt. Was in den Fliegenden Blättern ab und zu einmal Poetisches vorkommt, kann sich selten damit messen. Der launige Teil des Textes in diesen bringt manchmal eine hübsche Novelle, ergötzlich besonders die Schnurren im sächsischen Dialekt; im Ganzen aber ist nicht zu leugnen: der Kladderadatsch hat mehr Geist im Text als die Fliegenden Blätter. Dennoch wird der obige Satz recht behalten: mehr Pfeffer als Fleisch.

Das Umgekehrte gilt nun von den letzteren. Sie bringen zu selten Satire, ja seit Jahr und Tag fast gar keine mehr. Brennt eine Wurst zu scharf auf die Zunge, die zu viel Pfeffer enthält, so schmeckt zu leis und widersteht oft dem Gaumen eine solche, der es an Pfefferkörnern fehlt. Das war früher nicht so; die Fliegenden Blätter brachten von Zeit zu Zeit Karikaturen, recht eigentliche Karikaturen, will sagen: gezeichnete scharfe Satire. Da ist nun des feinen, geistreichen Dyk zu gedenken. Ich habe leider die Jahrgänge nicht zur Hand — es war vor und während 1848, wo seine Beiträge kamen, wohl auch noch in den ersten folgenden Jahren —, ich führe nur drei Bilder aus dem Gedächtnis an: der deutsche Michel als Laokoon, von den Schlangenknoten des deutschen Bundes eingeschnürt, —: „Tanz nach Noten“: die deutschen Wappentiere tanzen nach Musik, die der russische Bär aufspielt. Dyk war vortrefflicher Zeichner, seine Handschrift tat an sich schon dem Auge wohl: ein klar, warm, saftig gezogener Umriß mit wenig Schattengebung. Nun soll man z. B. sehen, wie die tanzenden Wappentiere gegeben sind, der bayrische Löwe namentlich als oberbayrischer Bauernbursch, Hut mit Spielhahnfeder schief auf, kurze Pfeife im Maul! Übrigens nicht lauter Tiere: die freien Städte waren tanzende Geldsäcke, und wie prächtig diese behandelt, daß sie

plumpen, fetten Tänzern glichen! — Noch ein hübscher Treff für Bayern: der preußische und der österreichische Adler feindlich einander gegenüber, in der Mitte der bayrische Löwe auf dem Ende einer Winde; er läßt sich von unten emporschrauben, um gleich hoch zu kommen, d. h. als Vermittler zur Höhe des Dritten im Bunde zu steigen. Auch hier waren die Wappentiere, auf der Grundlage des Heraldischen menschenähnlich belebt, höchst genial behandelt. — Dyk hat eine Anzahl köstlicher satirischer Handzeichnungen hinterlassen, schade, wenn sie nicht noch erscheinen. Aber noch zu Lebzeiten des so früh uns entrissenen feinen Künstlers und trefflichen Mannes gaben die Fliegenden Blätter dem scharfen Bildwitz den Abschied, und hier muß ich einen Vorgang erwähnen, der zeigt, wie wenig sie geneigt waren, in diesem Gebiete noch etwas zu wagen. Braun und Schneider beklagten bei mir, daß ihnen Dyk schon sehr lange nichts mehr gegeben; — er hatte ihnen mitunter auch stachellose Scherze beigesteuert, und solche freilich wünschten sie noch von ihm. Ich hatte (1862) den Spaß: „Faust. Der Tragödie dritter Teil" herausgegeben. Dyk zeigte Lust, zum zweiten Akte, den ich den Fliegenden Blättern zum Abdruck überlassen wollte, Illustrationen zu zeichnen. Man muß sich in die Zeit versetzen. Dieser zweite Akt enthält neben literarischer auch politische Satire; Napoleon III. erscheint als Popanz im dunkeln Aufenthalte der Mütter, Preußen tritt als Faust, Valentin als Österreich, die andern deutschen Staaten als Jungfrauenchor auf. Ich freute mich schon, wie prächtig nußknackerhaft die Mütter, Helena, Euphorion, namentlich aber Napoleon figurieren werden. Aber wir wurden abschläglich beschieden, man verzichtete lieber auf längst ersehnten neuen Beitrag von Dyk, als daß man das Schreckliche wagte, die Zeit an ihren Höhen zu fassen; Napoleon stand noch im Zenith, war aber im Text hingestellt, wie man S. 82 und 83 lesen kann und wie ich ihn immer angesehen hatte: als Croupier.

Unter den neueren für die Fliegenden Blätter tätigen Zeichnern wären sehr tüchtige Kräfte für die eigentliche Satire. Ich beschränke mich darauf, e i n e n hervorzuheben: O b e r l ä n d e r. Er ist nicht erfindungsreich in Fabeln wie Busch, nicht dazu angetan, phantastische Geschichten fortzuspinnen und mit witzigem Texte zu begleiten. Er streift hie und da das Gebiet der närrischen Vorstellung, des komischen Wunders, aber es ist nicht seine gewohnte Region, er bewegt sich im

Realen. Man spürt, daß man eine stillere, ruhigere, einfachere Natur vor sich hat, naiv zu nennen, wenn man dabei nur gewiß das Salz nicht ausgeschlossen denkt, denn dieser stille Mann ist ein Schalk, und das ist ja gar wohl vereinbar: ein stiller Mann, der sich mit Liebe ins Naive versenkt, weil er selbst in seinem Wesen ihm nicht entfremdet ist, und derselbe Mann doch auch ein scharfblickender Zuschauer, dem das Naive sich aufspielen muß. Ein behagliches Naturelement ist die Grundlage, die breite Basis, ein Mitdarinsein, das doch zugleich darüber steht, man mag sich den Mann vorstellen wie einen wohlgelaunten Mitzecher, der doch seinen Spaß über die Andern lächelnd einschiebt; nur ein gewisser Grad von Ironie, von polemischer Zuspitzung wäre, so scheint es vorerst, ausgeschlossen. Wir verweilen zunächst einfach dabei, als wäre hiemit der ganze Mann aufgefaßt, und erfreuen uns an dem durchlaufenden Zuge behaglicher Versenkung in beschränkte, so oder so unbewußte Existenzen, an dem gemütlichen Einwohnen in den Moment. Es ist seinen Leuten wohl in ihrer Sinnlichkeit, Dummheit oder Dummlichkeit, ihrem Rausch, ihrer holden Roheit und Rauflust, in ihrer Ungeschicklichkeit, in Irrtum jeder Art, Gewohnheitsdusel, Zerstreutheit, Feigheit, Eitelkeit, Wohlweisheit, kurz in der süßen Trunkenheit der Seele, dieser Dämmerung, woraus sich am Ende jedes Menschenkind ungern und keines je ganz vertreiben läßt, mag es dadurch noch so empfindlich gegen Umstände oder menschliche Befehdung anrennen. Und eben, mitten in diesem Elemente ist nun der rotbackige Naivetätsfreund ganz Schalk und ganz Falk, ein wahrer stoßender Falk an Charakteristik, ja gerade nach diesem Zuge zu bezeichnen. Das Hauptmittel der Karikatur, die Übertreibung, ist nicht stark benützt, er bedarf seiner einen mäßigen Grad, eben weil Auge und Hand so ungemein packend die lächerlichen Eigentümlichkeiten der Gestalt, Miene, Bewegung herausgreift, herausschneidet. Wer sehr scharf unterscheidet, bedarf nicht viel Hyperbel. Der Hausknecht, der einen blasenden Posaunisten beobachtet und meint, er plage sich ab mit Blasen und Schieben, das Zinkenstück vom Mundstückteil loszubringen, der dann sagt: „Sakra, dees müßt doch der Teufel sein, wenn ma dees Ding net rausbrächt!" der es faßt, daran reißt und damit rücktaumelt, während der Musiker umschlägt: wie ist das beobachtet! Man sehe einmal den Kerl dastehen im ersten der zwei Bilder, die Hände in den Taschen, den leder-

hosigen, zipfelkappigen, erzdumm wohlweisen Lümmel*)! Oberländer ist speziell Meister im Bilde der breiten Bauerndummheit, des Kneiplebens und der Würze desselben, der Prügelei. Nicht daß er darauf beschränkt wäre; die gebildeteren, weltversierteren Leute müssen ebenso daran. Die prächtige Geschichte vom harten Beefsteak führt den Kellner vor Augen so echt und recht, wie er leibt und lebt: nicht nur die furchtbare vergebliche Arbeit, den eisenharten Bissen zu zersägen, mehr noch das entschlossene geschäftige Forteilen mit dem unteilbaren Objekt: jeder Zoll ein Kellner! Und der bestellende Gast: wie philosophisch lächelt er zur gelungenen List! — Der Sohn, der nicht begreiflich findet, wie der Vater denken konnte, er sei nicht durchs Examen gefallen (S. 38): wie überlegen im so viel hellern Bewußtsein von seiner ganzen Strohköpfigkeit und Nichtstauglichkeit sieht er den verblüfften, gebeugten Alten an, und wie rührend gleich sehen sie doch einander!

Ein paar Worte über Tierbehandlung mögen hier ihre Stelle finden. Wer mit so sicherem Blick menschliche Beschränktheit und Blindheit greift, der wird auch ihr Gegenbild im naturgebundenen Tiere sich nicht entgehen lassen, die wesentlichen Züge der Klasse, Rasse, des Zustands, des Affekts mit gleicher Schärfe herausstellen und, sei es mit mäßiger Steigerung innerhalb des naturgesetzlich Möglichen oder mit phantastischem Übergriff über diese Grenze, die Menschähnlichkeit humoristisch verschärfen. Von vorzüglicher Naivität sind: die hungrig wartende Löwenfamilie (8), der Tiger, der das Nachsehen hat (20), der Löwe des Antonius, der, um das Butterbrot zu bekommen, den Heiligen, der es selbst sich hat schmecken lassen, ganz frißt (18, 19), das verwöhnte Windspiel in der Schabracke, über dessen Anblick Schnauzl, Dackl und Pinsch Sozialdemokraten werden möchten (40), das weinende Schweinstiefkind (50) und Krokodil (48), die prächtige Geschichte der glücklich gegründeten, durch des Hausvaters Ausschwärmen gestörten, durch der Hausmutter strenge Besserungsmaßregel versöhnten und wiedervereinigten Käuzefamilie

*) Eine Auswahl der Beiträge Oberländers für die Fliegenden Blätter ist 1879 unter dem Titel „Oberländer-Album“ erschienen. Ich zitiere nach dessen Seitenzahl. Das erwähnte Bild s. S. 56. Von manchem, was ich anführen werde und was nicht im Album zu finden, kann ich die Nummer, worin es kam, nicht angeben, weil mir nicht alle Jahrgänge zur Hand sind.

(58—60). In der „Moorbadkur" (2—5) gibt es große Verwirrung durch einen Affen; dieser Flüchtling aus einer Menagerie ist in Herrn Revisor Bimmerls Kleider gefahren und beide werden nun verwechselt; man sehe in dieser Bilderreihe nur z. B. die Szene an, wie er sich im Gasthof introduziert, von einem Herrn und vom Kellner bekomplimentiert wird: wie gemessen, gehalten, ganz der anständige, gebildete Herr und dabei der Affentypus so echt, daß Mensch und Affe schrecklich ineinander überfließen! Geht dies übrigens ins Tolle, so spielt einfach, wie er leibt und lebt, der dienstwillige, doch aus Mißverständnis ungehorsame Hund in der Geschichte: der Herr Professor und sein Hund (9, 10). Man darf sagen, Haider selbst hätte Art und Manieren des eigensinnigen und doch so gutmeinenden Viehs wahrer nicht treffen, klarer nicht zeichnen können.

Alles Erwähnte ist noch nicht scharfe Satire, verweilt mehr oder minder im drollig lustigen Elemente. Wer aber genauer zusieht, wird schon hier nicht zweifeln, daß einem so salzigen Charakteristiker die nötige Schneide, die gehörige Bosheit für jene nicht abgehen wird. Das bewährt sich denn auch reichlich in andern Kompositionen. Der zerfetzte, zerfressene Lump, der affektierte verkommene Windbeutel, der liederliche Modellsteher, der champagnerprassende Geldprotz, das verzogene Adelssöhnchen, der naseweise, geckenhafte Stutzer, der grüne, seiner Gottheit sich bewußte Leutnant, der Kritiker, thronend auf den Leichen der hingemähten Größen, kommen unters Messer, und wie! Ich greife nur zwei aus diesen Stoffen heraus. Man sehe die fünf Leutnants an (Nr. 1798), die auf der Brühlschen Terrasse sitzen und den Philister aus dem Städtchen, wo sie vorher in Garnison waren, den Biedern, der sie nun hier so recht grundgemütlich wieder begrüßen will, nicht mehr kennen wollen. Kann man die Vornehmtuerei des gelbschnabligen Militärstutzers besser charakterisieren als in diesen fünf lorgnettenzwickenden Langohren? — Das verhängnisvolle Sprungbrett (Album 17): eleganter Jüngling, Jackett und Hosen von zebrastreifigem Sommerstoff, auf dem Sprungbrett einer Schwimmanstalt stehend, lorgnettiert spöttisch lächelnd einen beleibten Herrn, der auf dem Rücken schwimmend eine Zigarre raucht. Dieser beschließt Strafe, bittet ihn um Feuer, der Stutzer bückt sich dienstfertig und reicht, der Dicke hält sich beim Anzünden am biegsamen Brett, läßt dann schnappen und schleudert so den Naseweis in die

Luft, derart, daß er in einem hohen Purzelbaum sich überschlägt und ins Wasser plumpen muß. Ein leiser Zweifel fragt, ob so starke Wirkung möglich ist; um so besser: wir sehen es natürlich auch bei Oberländer gern, wenn er ins Närrische geht; das Nettste aber ist auch hier die schlagende Charakteristik mit wenig Mitteln. Die Zeichnung hat ganz wenig Schattenstriche; in so behandelten Kompositionen erinnert Oberländer an Töpffer und Busch: ein scheinbares Verzichten auf alles künstlerische Können, wo eben die große Kunst darin besteht, daß das flüchtig scheinende Strichlein und Pünktchen just so sitzt, daß gesagt ist, was zu sagen ist.

Oberländer führt bald mehr, bald weniger aus. Er beschränkt sich auf Umriß, wo es ihm taugt, namentlich in seinen „heimlichen Randzeichnungen des kleinen Moritz“: wahrhaft ausgezeichneter Nachahmung des Kinderstrichs eines Schulknaben, in dem ein künftiger Karikaturzeichner sich offenbart; gerade in diesen Bildern der Zeichnungsversuche unschuldiger Jungenbosheit verrät sich recht besonders der Beruf des Meisters zur höheren Bosheit der Satire. — Oder es beliebt ihm der Nußknackerstil, die Holzpuppenmanier — Figuren wie aus einer Kinderspielschachtel. Er geht auf verschiedenen Stufen zur volleren Schattierung über, relativ am vollsten modelliert er, wenn er porträtartig nur ein Charakterbrustbild hinstellt, wie (Album 47) der „ländliche Charakterkopf“, der dummpfiffige Bauer mit der Unterschrift „dumm san ma schon — aber pfiffi san ma aa“, oder der höhnisch seine Bestrafung in den Wind schlagende, durch Fälschung ins Fett und ins Geld gewachsene Bierbrauer, den die Blätter vor einiger Zeit brachten. Und diese ausgeführtesten Bilder sind in ihrer Art wiederum ein Vollbeweis für die beißende Schärfe, welche mitten aus der wohligen Behaglichkeit dieses Künstlers ihre Stacheln hervorstreckt und welcher in den Fliegenden Blättern nur die Freiheit der Regung fehlt, um sich als einschneidende Kraft im weiten Felde der höheren Satire zu entwickeln und zu zeigen.

Hiemit bin ich zu meinen obigen Sätzen zurückgekehrt und habe noch einen zweiten Hergang zu erzählen, ganz ähnlich dem, welcher bei Dyk erwähnt ist. Im Herbst 1879 sah ich bei Oberländer eine von ihm gezeichnete, bereits in Holz geschnittene komische Figur in vier Positionen: ein Philister, nach einem etwas verkommenen Kneiplagerer aussehend, dem der stark verbrauchte hohe Zylinder bis auf

die Schultern angetrieben ist; mit geballter Faust schwört er Rache, die Haare, von Wut gesträubt, stechen durch den Filz hervor. Zweite Attitüde: er schlägt jammernd die Hände über dem Kopf zusammen, es scheint, der Hut sitze unlösbar fest; dritte: er hat sich in sein Schicksal gefügt, beruhigt und demonstriert irgendeinen Satz mit didaktischer Fingerbewegung; vierte: er steht in stiller, philosophischer Betrachtung, eine Hand in der Tasche, eine in die Brust gesteckt. — Oberländer meinte, die Figur würde sich eignen, als stehende Maske typisch zu dienen, so daß witziger Text verschiedenen Inhalts an sie geknüpft würde, wie einst an Eisele und Beisele, an den Staatshämorrhoidarius, er lud mich ein, mich zu besinnen, was sich zunächst etwa damit anfangen ließe. Es war die Zeit der letzten Münchner Ausstellung; man sprach viel von den jetzt herrschenden Kunsttendenzen. Liebermanns bekanntes Bild: Christus im Tempel erregte ärgerliches Aufsehen; es forderte zur Satire förmlich heraus. Ich kam auf den Gedanken, eine solche an Oberländers Figur zu knüpfen. Es wurde eine Jugendgeschichte des Herrn „Krempelhuber" ersonnen; er wollte Maler werden, wurde wegen heftiger Neigung zum Häßlichen in seinen Jugendversuchen aus der Lehre gestoßen, wurde dann Hutmacher, endlich Krempler. In einem Wirtshausstreit wird ihm der Hut angetrieben, er wütet vergeblich, der Hut ist wie magisch festgebannt, er fühlt endlich, daß ihm ein inneres Licht aufgeht, heller als das äußere, ergibt sich nun gern in sein Verhängnis, der Traum seiner Jugend erwacht in ihm, ein Sehnen nach der Kunst zieht ihn in den Glaspalast, er findet eine Gruppe von Besuchern vor Liebermanns Gemälde, die ihren Abscheu in heftigen Worten kundgeben, und belehrt sie nun über dessen Wert und Bedeutung.

Liebermanns Bild war, wie man weiß, gar nicht einfach schlecht. Man sah ganz gut, daß dieser Künstler zeichnen, malen, komponieren könne, und daß er so zeichne, male, komponiere, weil er es so w o l l e. Hier war ein Grundsatz, ein Prinzip aufgestellt; dieser schmierige, freche Judenbube, diese im Sinn des Zerrbildes vortrefflich charakterisierten Schriftgelehrten, diese schmutzige Farbe, diese fleckige, gegitterte Beleuchtung: das war ja Alles sichtbar durchdacht, mit Überlegung gewählt, zusammengefügt, um eine Lehre vorzutragen, die Lehre: das wahrhaft Schöne ist das Häßliche. Das Bild zog logisch die wahre Konsequenz dessen, was jetzt unter dem Namen Realismus

im Schwang geht, mit anerkennenswerter Offenheit ans Licht heraus und war dadurch eine höchst instruktive Erscheinung. Hätte ein Satiriker eine Karikatur auf diese wahre Konsequenz malen wollen, er hätte es besser nicht anfangen können als dieser richtige Realist mit seinem ganz ernstlich gemeinten Protest gegen den Idealismus. In Worte übersetzt hieß dieser Protest etwa so: „ihr Idealisten beschönigt die Wahrheit des Lebens mit falscher Schminke, überzuckert sie mit butterweicher Formgebung, — ihr lügt! Ich will euch einmal zeigen, wie das Leben in Wahrheit ist und aussieht! Zu diesem Behuf wähle ich mir aus Vielem das Häßlichste aus und stelle es euch zu einem belehrenden Ganzen zusammen, zu einer eindringlichen Predigt vom wahren Schönen."

Der Rückschlag gegen die idealistische Richtung ist in der Kunst mehr als einmal dagewesen, er wird und muß periodisch wiederkehren, so oft dieselbe nach längerer Pflege an einem Punkt ankommt, wo sie aus Furcht, herb und hart zu werden, unwahr schön wird. Als die reinen Formen eines Raphael auf ihrer Wanderung durch die Hände der Nachahmer Hülsen ohne Mark und Nerv geworden waren, schlug ein Rubens, mehr noch ein Rembrandt, schlugen die holländischen Kleinmaler mit grober Faust gegen die entseelte Puppe. Aber das gute Recht dieses Gegenschlags ist doch kein Recht, das Häßliche zum Prinzip zu erheben. Alle echten Realisten sind auf ihre Weise ja doch auch Idealisten gewesen. Sie haben dem Schönen ein größeres Stück Lebenswahrheit zugewogen als der einseitige Idealismus zuläßt, sie haben es anders gemischt, haben es mit einigen Ingredienzien relativer Häßlichkeit gewürzt, aber sie haben es nicht negiert, nicht aufgehoben. Ich habe längst vorgeschlagen, die verwirrenden Namen Idealismus und Realismus mit der Bezeichnung: direkter und indirekter Idealismus zu vertauschen. Es ist hier nicht der Ort, diesen Vorschlag näher zu begründen, ich darf auf meine Ästhetik und so manche Abschnitte in den Kritischen Gängen verweisen. Der Freund der Lebenswahrheit im Schönen kopiert nicht die Natur, wie sie geht und steht, sondern sucht aus und wählt so gut wie der sogenannte Idealist, nur fragt er nicht zuerst, was ist formell wohlgefällig? sondern: was drückt markig und warmlebendig einen tüchtigen Lebensgrund in individuellem Gepräge aus? und dann erst harmonisiert er auf seine Weise, er rundet die Härten nicht ab, er legt

die Harmonie auf andere Seiten des Kunstwerks als diejenigen, welche Lebenswahrheit verlangen, und ließe sie auch in das Häßliche aus, Lebenswahrheit um jeden Preis; er legt sie, die Harmonie, in den Ausdruck, die Bewegung, die Lichtverhältnisse, in die Gesamtstimmung; aber auch die Teile, denen er aus gutem Grunde ihre Härte, ja ihren Ansatz zum Häßlichen bewahrt: roh, mit Haut und Haar, nimmt er auch sie nicht aus der Natur auf, irgendwie wird er auch sie so behandeln, daß man sieht: dies ist Stoff, der erst durch den Künstlergeist hindurchgegangen sein mußte, ehe er in diese Form eintrat; zu schweigen von dem Falle, wo komische Wirkung beabsichtigt wird, und den wir im jetzigen Zusammenhang beiseite lassen; die Komik wirkt allerdings durch Verstärkung des Häßlichen, es ist dies zunächst ihre Art, zu idealisieren; was erst noch dazu kommen muß, um dennoch Lust zu erregen, hat die Lehre vom Wesen des Komischen aufzuzeigen. — Hier ist von der Kunst überhaupt die Rede.

Der sogenannte Realismus hatte nun, wann immer er auftrat, einen Begleiter zur Seite, einen angeblichen Freund, der seinen Namen sich beilegte, der aber sein gutes Recht in Unrecht verkehrte. Nennen wir diesen unsaubern Gefährten Naturalismus: mit dem Namen ist auch hier nicht viel geholfen. Es gibt Meister, die man auf Grund eines gewissen wilden Naturgeists, der in ihren Werken lodert, lieber Naturalisten als Realisten nennt und die doch, so stark sie auch ins Häßliche gehen, für die Verzerrung des Realismus, die jetzt in Rede steht, nicht die Beispiele abgeben. Ich nenne die feurig unschönen Neapolitaner Caravaggio, Spagnoletto, ich nenne noch einmal Rembrandt. Der schlechte Doppelgänger des guten Realismus schlägt grundsätzlich aller Harmonisierung ins Gesicht. Er ist nicht unschön mit Geist und Feuer, verschönt nicht überschwere, zerklüftete Formen durch Leidenschaft der Bewegung oder durch Magie des Helldunkels, sondern mit zäher, bleierner Gebärde setzt er uns lächelnd eine Kröte auf den Tisch und sagt: dies ist die wahre Kunst. Es war der schnöden Geistverhöhnung unserer Zeit vorbehalten, die Afterkunst auf diese Spitze zu treiben. Und die Stimmung der Zeit wäre ganz dazu angetan, ihr die volle Herrschaft einzuräumen, wenn nicht ein breiter Graben das trübe Wasser nach einer andern Richtung ablenkte.

Die ernstlose Zeit verlangt von der Kunst namentlich Geschlechtreiz. Der Afterrealismus beeilt sich, diesem Wunsche zu dienen, und dies

führt ihn, den Rohen, doch zu der Welt der gefälligen Formen zurück, die ihm als seine Kuppler dienen müssen. Die gefälligen Formen: in diesem Dienste sind sie nicht die schönen. Schönheit ist rein, unschuldig, keusch selbst in der Nacktheit. Buhlerisch in Miene, buhlerisch in Bewegung, buhlerisch in jeder Linie, das nennt wohl die Welt, aber nicht die Sprache der Kunst schön.

Es ist nur ganz gut, daß der Pseudorealismus der Versuchung zu dieser Digression doch in manchen seiner Vertreter widersteht und es ehrlich wagt, die reine Schlußfolgerung aus seinen Prämissen zu ziehen, wie dies denn in Liebermanns Bilde vorliegt. Die Konsequenz, wie gesagt, lautet: „Das Schöne ist das Häßliche; das Kunstwerk, das schön sein will und doch nicht häßlich ist, entspringt falschem Idealismus, richtiger: dem Idealismus, also falschem Prinzip, denn das ist aller Idealismus". Höchst bewußt, das zeigt jeder Strich, wird diese Doktrin mit Pinsel und Palette vorgetragen, und dabei ist das Erheiternde die große Naivetät, welche hinter dieser Bewußtheit steckt. Denn das merkt sie nicht, daß sie selbst Idealismus vorträgt, nur umgekehrten. Denn die Natur ist ja doch so häßlich nicht, wie sie hier uns vorgeführt wird. Es gibt ja doch z. B. auch schöne Judenknaben, es ist doch nicht gegen die Naturwahrheit, anzunehmen, der Knabe Jesus habe edle Formen und seelenvolle Züge gehabt; es gibt auch ehrwürdige Rabbinerköpfe; aber behüte! nähme man solche, wie die Natur sie darbietet, so entstünde charakterlose und süßliche Schönheit; man muß also häßliche aufsuchen. Und so überhaupt! Der wahre Künstler muß in der Natur das Häßliche auslesen und zusammenstellen, so entsteht das Kunstwerk. Da aber die Natur doch nicht durchaus häßlich ist, was folgt? Das folgt: es ist nicht wahr, daß die Wahrheit hier das Prinzip, ist nicht wahr, daß die Natur nachgeahmt wird. Wahl, Auswahl ist doch über Nachahmung. Also Idealismus des Häßlichen! Noch halb verhüllt stak diese Konsequenz im Evangelium des Vaters des „Realismus", Courbets. Er dozierte noch nicht: das Schöne muß eine Auslese des Häßlichen sein, sondern nur: eine Auslese des höchst Gewöhnlichen! Er hatte zwei Gründe. Der eine ist die genannte Losung der ganzen Schule: wir wollen keine Schminke, keine Beschönigung! Der andere: würde der Künstler aus der Stoffwelt Schönes, Bedeutendes, Interessantes auslesen, so wäre die Folge,

daß sein Werk durch den Stoff als solchen wirken würde, statt durch die Form. Als ob! Als ob der Künstler mit dem edelsten Stoff nicht noch der Umwandlung genug vorzunehmen hätte, um sich als Schöpfer zu bewähren! Als ob Phidias darum durch den Stoff als Stoff gewirkt hätte, weil er aus dem schönen Griechenvolke zu seinem Zeus die schönsten Modelle, Leiber, Köpfe vergleichend als Vorbilder nahm! Als ob ihm dadurch das Idealbild in seinem eigenen Geist erlassen gewesen wäre! Gewiß hat die moderne Kunst andere Aufgaben und ist es nur ganz in der Ordnung, daß auch Steinklopfer daran kommen. Wenn sich nun Courbet, gesonnen, solche zum Stoff eines Sittenbildes zu nehmen, Exemplare gewählt hätte, denen er ernst oder humoristisch einen geistigen Akzent abgewinnen konnte, wenn er diesen Akzent nicht nur durch stimmungsvollen Gesamtton, sondern auch in der Charakteristik der Personen erhöht hätte, mußte er denn besorgen, sein Bild werde Beifall finden nicht um seiner Leistung, sondern nur um des Interesses willen, das man an den gemalten Leuten nimmt?

Nun, diese Erwägungen, natürlich nicht wie sie hier lauten, sondern komisch gewendet, wollte ich Oberländers Hellsehendem mit dem angetriebenen Hut in den Mund legen, gab ein paar Vormittage daran, schrieb, wurde fertig, Oberländer teilte mein Elaborat der Firma mit und kam mit der Antwort zurück: quod non! Wird nicht aufgenommen, man will keine Polemik, will nicht in Wespennester stechen. Jetzt schlug ich ihm vor: wir erweitern die Satire, dehnen sie auf mehr Bilder aus, werfen satirische Lichter auf den ganzen Charakter der Ausstellung, sofern ja sichtbar der „Realismus“ überhaupt so sehr in ihr begünstigt war; er sollte noch einige Karikaturen zeichnen, ich wollte weiteren Text liefern, und dann sollte unser gemeinschaftliches Scherzprodukt als eigenes opusculum erscheinen. Wir dachten auch auf Makart zu kommen, dessen Einzug Karls V. damals im Odeon ausgestellt war. Das berühmte Bild sollte an der Seite der Komposition gepackt werden. Nach der Stelle in dem bekannten Brief Albrecht Dürers laufen die nackten Töchter nicht im Zuge mit, sondern sind auf Distanz wie eine plastische Gruppe aufgestellt. Das ist Makart noch nicht genug, sie müssen unter Landsknechten, Rossen vor dem Kaiser hergehen. Die Frage über das Verhältnis des Ethischen und Ästhetischen ist eine höchst schwierig verwickelte, man kann ihre Erörterung hier glücklicherweise ganz beiseite

lassen, ganz einfach auf dem künstlerischen Standpunkte bleiben und zeigen, wie sich ein absolut schamloses Motiv rein auf diesem Boden, dem Boden der Kunstform bestraft. Stehen die Nackten als Gruppe aufgestellt den Zuschauern in einiger Entfernung wie ein Bild gegenüber, so ist schon dadurch dem Heißen, Üppigen im Stoffe, dem frechen Widerspruch gegen Sitte und Scham ein gut Teil seines Stachels genommen, diese Disposition, Anordnung im Raum, die größere Entfernung von den Zuschauern im Gemälde bringt an sich schon etwas künstlerisch Kühlendes hinein; Objekt der Betrachtung auf Distanz: da wird die Wirkung objektiv, tritt das pathologisch Subjektive zurück. Lasse ich dagegen die Weiber im Haufen mitlaufen, so präsentiert sich einerseits ihre Körperform den Leuten im Bilde zu nah, sie können sie nicht als Kunstform fühlen, und überträgt sich dies andererseits auf den Zuschauer außer dem Bilde so, daß auch er sie nicht rein objektiv als Kunstform fühlen kann. Wendet man ein, es wäre gar nicht tunlich gewesen, die Nackten in Distanz aufzustellen, — ich weiß nicht, ich möchte es für tunlich halten; angenommen aber, der Einwand sei richtig: nun dann wäre der ganze Stoff aufzugeben gewesen, und was hätte das geschadet? Es gibt ja der Stoffe genug, wobei sich Nacktes anbringen läßt. — Makart hat, das ist zuzugeben, diese Damen nicht frech im Ausdruck gehalten, aber das kann nicht hindern, daß richtiger Sinn sich empört. Wer, der eine Ahnung von Kunst hat, wäre so eng und dumm, ihr das nackte Weib zu wehren? Aber sie sorge dafür, daß sie uns in eine paradiesische Stimmung versetzt, wenn sie dieses so dankbare und zugleich so heikle Motiv benützt! Sie versetze uns in eine Welt, wo unsere Begriffe von Sitte, Scham, Anstand keine Stimme haben, in eine Götterwelt, eine Unschuldswelt, auf eine ideale Hochalm, wo es keine „Polizei gibt“, noch zu geben braucht. Mitten hineingesetzt in die Welt, wo diese Begriffe g e l t e n, — und sie darf sich nicht beklagen, daß jeder Nerv im Betrachter, der noch nicht verdorben ist, pfui schreit. Eine nackte Venus im Olymp, eine Eva im Paradies — gut, aber ein nacktes Weib auf einem Ball? Oder sind nackte Antwerpenerinnen unter lauter Bekleideten, zwischen Roßschwänzen, im Staub der Straße, im Schweißhauch von Tieren, Reitern und Fußvolk etwas Besseres, sind sie nicht etwas Schlimmeres als Ausladung aller Reize in einer Gesellschaft? Kann man sich die begleitenden Gedanken ferne halten? Was werden

die Landsknechte für Witze machen? Was wird der Kaiser sich denken, vor dem ein Rudel nackter Weiber herzieht? Historisch, nach Dürers Brief, hat er die Gruppe gar nicht angesehen, der historische Karl V. hätte sie, wollten sie im Zug vor ihm herlaufen, mit der Peitsche forthauen lassen: das zu denken kann man sich bei dem Anblick nicht enthalten. Und wenn man denn das Alles denkt, heißt das moralische Maßstäbe anwenden, wo sie nicht hingehören? Ganz geradlinig spinnt sich dies Urteil aus der Betrachtung der Komposition heraus, je unbefangener man davor tritt, desto gewisser. Ein verworrener Haufen von Menschen, aus dem man nicht kommt, — man sucht sich zurechtzufinden, man besinnt sich, wo der Grund der ganzen Unklarheit der Raumverteilung liegen müsse, findet ihn darin, daß dem Künstler nicht genügte, die nackten Schönen, von Luftperspektive überflort, in Distanz wie plastische Bilder im Bild zu zeigen, daß er sie recht deutlich im Vordergrund haben wollte, und man ist vom Bilde selbst, recht vom Künstler selbst in den Einwurf des moralischen Gefühls hineingedrängt, hineingestoßen. Man wird immer finden: ethisch ungesunder Kern drückt auf die innere Form des Kunstwerks als Kunstwerks, organischer Fehler desorganisiert. Die leuchtendste Farbe kann solchen Schaden nicht gut machen. Die Farbe ist viel, ist in der Malerei die Spitze der Vergegenwärtigung, aber sie ist nicht Alles. Ohne tüchtigen Einheitskern des Ganzen ist sie ein Prachtmantel, der um verworrene Glieder schlottert. — Von einzelnen starken Zeichnungs- und Proportionsfehlern in Makarts Bilde nicht zu reden. —

Dies und auch dies natürlich in krauserer Manier, wie es der Humor fordert, dies und so manches Andere außer der Satire auf Liebermanns Bild sollte mit Griffel und Wort in unserem Flugschriftchen noch gesagt, überall aber das Motiv beibehalten werden, daß Herr Krempelhuber durch die Ausstellung spaziert und hinter seinem Zylinder hervor seine Orakel ergehen läßt. Aber — wiederum quod non! Denn die Figur in ihren vier Positionen war schon Eigentum des Verlags der Fliegenden Blätter und durfte hiezu nicht benutzt werden, mein Text aber war ihr einmal auf den Leib geschrieben, und weiterer Text sollte wie gesagt ebenfalls an sie geknüpft werden, — also basta — und die Figur schläft nun unter den Holzstöcken.

Ich erzähle dies wie den früheren Hergang mit Dyk nicht mit feindlicher Absicht, will den Fliegenden Blättern nicht schaden und könnte nicht, wenn ich wollte. Sie haben ihren gesicherten Bestand, und ich bin der letzte, der ihnen den nicht gönnt. Sie bereiten Tausenden Vergnügen auch ohne kühnere Satire. Man hört etwa das Wort: Bierwitz fallen. Es sei darum! Hopfen und Malz sind gesunde Stoffe. Aber besser ist besser; trinkt der Münchner selbst gern auf manches Maßl Bier noch ein gut Glas Kirschengeist, die Fliegenden Blätter dürften so ein Glas von Zeit zu Zeit gar wohl auch einschenken. Warum denn gar so wenig wagen? Wer es mit Niemand verderben will, der verderbt sich am Ende gerade mit zu viel Rücksicht sein Leben und muß schließlich doch noch verkümmern, versauern, verliegen. „Harmlos“ ist ein zweifelhaftes Lob für die Komik, Wagen! ist am Ende doch die Parole, und die richtigen drei Heiligen für ein Witzblatt sind am Ende doch keine andern als Aristophanes, Rabelais und Fischart.

Dieser Zusatz zu dem alten Artikel über Gavarni und Töpffer hat sich seine bestimmten Grenzen stecken müssen. Er konnte sich nicht über die neuere französische, nicht über die englische, die italienische Karikatur und ihre periodischen Organe, ihre Stile, nicht einmal mit einer gewissen Vollständigkeit über die deutsche, z. B. nicht über den „Schalk“, nicht über die Wiener Blätter verbreiten, ja auch die Fliegenden Blätter konnten nur zu einem Teil ihrer Leistungen besprochen werden, und es soll mein Schweigen über die nicht erwähnten Mitarbeiter kein Urteil ausdrücken. Es ist eben ein Beitrag zu einer Geschichte der Karikatur. Wer uns eine solche schriebe! Das wäre einmal eine Aufgabe! Freilich fürwahr keine leichte! Sie erforderte eine Vereinigung von Eigenschaften, welche fast die Grenze menschlicher Kraft übersteigt. Gefordert wäre gründliche Vertrautheit mit der Kunstgeschichte und schon nach dieser Seite natürlich noch etwas Anderes als bloßes Wissen: Kunstsinn, kunstgebildetes Auge, Formengefühl. Aber das wäre eben nur die eine Seite. Die Karikatur steht in spezifisch engem Verhältnis zur Kulturgeschichte im weitesten Sinn, politische und soziale Geschichte, Geschichte der Sitte, der Wissenschaft, Dichtung, Religion mit einbegriffen. Beides, Kunst und Leben müßte der Starke, der diese Arbeit wagen wollte, so tief verstehen, daß er ebenso fähig

wäre, eine Geschichte des Ideals — des ästhetischen wie des sittlich religiösen — zu schreiben, denn das Komische ist das umgekehrte Ideal, der Humor ist „der Gaukler, der, auf dem Kopfe tanzend, den Nektar hinaufwärts trinkt", und um die Verkehrung zu verstehen, muß man verstehen, was in ihr verkehrt ist.

Einer Geschichte der Karikatur dürften Illustrationen nicht fehlen, und die Auswahl derselben verlangte ebenfalls einen Grad von unterscheidendem Wertgefühl, wie er selten vorkommt. Man könnte besorgen, eine so lange Reihe von Zerrbildern werde ermüdend, entstimmend wirken, und bei diesem Punkt ist allerdings noch eine Beobachtung vorzubringen. Eine lange Reihe von Karikaturen kann man nicht in continuo ansehen. Ich habe dies beim Oberländer-Album erfahren. So berechtigt auch, so unentbehrlich das Häßliche in der Karikatur, in allem Komischen ist, die Seele wehrt sich dagegen, wenn seine Erscheinung über ein kurzes Zeitmaß hinausgeht, man spürt kaum die komische Wirkung mehr, der es dient. Es will nur pausenweise in Prisen geschnupft sein. Allein in einer Geschichte der Karikatur wird ja der Text vorherrschen und für ein Ausruhen und eine Sammlung zu neuer Frische für Auffassung der Bilder reichlich sorgen.

(Altes und Neues von Fr. Th. Vischer, Stuttgart 1881, I, 107—151.)

Dritter Teil.

Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode.

Diese Überschrift entlehnen wir von dem seligen Philosophen Christian Wolf. Er schrieb: Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes; vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt; und von den „allen Dingen überhaupt" ersah er sich überdies noch das eine und andere Ding aus, um vernünftige Gedanken darüber zu schreiben. Unter die „allen Dinge überhaupt" gehört aber nebst etlichem Anderem offenbar auch die Mode; wir meinen diesmal die Kleidermode. In der Tat getrösten wir uns, ganz im Geiste des würdigen Philosophen zu handeln, wenn wir über diesen Gegenstand vernünftig nachzudenken suchen. Er dachte z. B. nach über die Fenster eines Wohnhauses und bewies mit Obersatz, Untersatz, Schlußsatz unwiderleglich für jeden menschlichen Verstand, daß sie Raum für zwei Personen haben müssen; er wußte also recht wohl, daß nichts auf Erden ist, wovon unsere Vernunft sich nicht Rechenschaft geben will und soll. So flehen wir denn seinen Geist um Licht an, damit wir sonnenklar zu beweisen vermögen, warum die jetzige Mode so und nicht anders ist. Kennen wir unsern alten Weltweisen recht, so müssen wir allerdings vermuten, er hätte vielleicht, wenn er an diesen Gegenstand gelangt wäre, lieber nur bewiesen, daß und warum es damit übel bestellt sei und anders bestellt sein sollte. Hierin werden wir uns denn bestreben, nicht ganz so vernünftig, oder, wenn das stolze Wort erlaubt ist, noch vernünftiger zu sein als er.

Ein stolzes Wort; denn die Versuchung ist nicht klein, die Dinge einfach an dem richtigen Begriff als ihrem Maßstabe zu messen, um, wenn man sie anders findet, sie zu schelten und mit eifriger Predigt auf Besserung zu dringen, und nicht leicht erwirbt sich der Geist jene erhabene Ruhe, womit die Philosophie der Geschichte das Vernünftige und das Unvernünftige überschaut. Zuerst jedenfalls werden wir Miene machen müssen, als wollten wir uns auf der ersteren Stufe des Verhaltens festsetzen; wir werden sehr wohlweise, sehr gestrenge drein schauen, ja recht grob und zelotisch drein fahren, als meinten wir mit dem Hauch unseres Wortes die Welt verändern zu können;

aber mehr und mehr hoffen wir zu jener Höhe der wahren Weisheit uns zu erheben, welche auch das Irrationelle als natürliche Wirkung einer Reihe von Ursachen begreift und ganz darauf verzichtet, mit den schwachen Mitteln des einzelnen Mannes in ein Allgemeines, Herrschendes eingreifen zu wollen, das nur scheinbar ein Produkt der Willkür, in Wahrheit der Ausfluß gewisser Gesetze ist, welche den Zusammenhang zwischen den innern Zuständen der Menschheit und den Formen ihrer Erscheinung mit der Gewalt eines zwingenden, von dunkelm Drange der Symbolisierung geleiteten Instinktes beherrschen. Nur bitten wir dich, lieber, nach Weltweisheit, wie wir, dürstender Leser oder Leserin, um Nachsicht, wenn wir ein und das andere Mal rückfällig werden, wieder ins Eifern geraten und unser Gesicht in katonische, stoische Falten ziehen; denn noch einmal, der Standpunkt, wo es heißt: das sollte eben nicht so sein! liegt der menschlichen Schwäche so nahe und es ist so natürlich, zu zürnen, wenn man die Dinge gar so sehr anders beschaffen findet, als man bei vernünftigen Wesen erwarten sollte.

Du ahnest schon lange, lieber Leser und Leserin, daß es vor allem auf die Krinoline abgesehen ist. Mit ihr haben wir allerdings anzufangen, und wir werden auf sie zurückkommen. Gehen wir nur sogleich ans Werk und nehmen verabredetermaßen zuerst unsern niedrigeren Standpunkt ein, indem wir die Sünderin am strengen Kanon der Vernunft messen. Da müssen wir denn lauter Dinge sagen, die jeder Mensch von einigem Verstand und Geschmack auch ohne uns recht wohl weiß; wir müssen alles Wesentliche, was gegen die Angeklagte gesagt ist und gesagt werden kann, konzentriert noch einmal sagen; denn wir sind genötigt, uns die Unvernunft als solche ganz zum Bewußtsein zu bringen, ehe wir untersuchen, warum sie doch besteht, allem Hohn, allen unzähligen Witzen und frechen Karikaturen zum Trotze besteht und bestehen wird, bis — Doch greifen wir nicht uns selber vor!

Der Maßstab aller Schönheit für die Formen der Kleidung ist natürlich nichts Anderes als der menschliche Körper selbst. Nicht als ob ein großer Spielraum willkürlicher Abweichungen nicht einzuräumen wäre. Es muß noch andere Stilprinzipien geben als das antike, nach welchem das Gewand ein reines Echo der organischen Linien war; die unruhigere, durch Brüche sich bewegende Phantasie

der neueren Zeiten, die malerische Art der Auffassung muß auch ihr Recht haben; Farbe und tausenderlei Verzierung versöhnt mit mancher kühn ausbiegenden Linie. Dennoch bleibt jenes Gesetz stehen; was die Natur gebaut hat, darf nicht allzuweit übersprungen, nicht mißhandelt, verzerrt werden, und wir behaupten: die Krinoline gehört nicht unter jene Ausweichungen, welche innerhalb des zulässigen Spielraums liegen.

Solange die Welt steht, suchen Mann und Weib die spezifischen Schönheiten des Geschlechts in ihrer Kleidung hervorzuheben. Schlankheit ist die erste Frage bei der weiblichen Gestalt, nachher erst sieht man auf die Schönheit des Einzelnen. Die Schlankheit sitzt im Verhältnis der Hüfte zu der Stelle zwischen den Rippen und den Hüftknochen, der sogenannten Weiche oder der Taille des Leibs. Hier zieht sich die schlanke Gestalt eng und schmal zusammen, um dann voll und breit auszuquellen. Es ist ein Verhältnisbegriff: ein Weib kann kräftig breit über der Hüfte sein, und diese Stelle kann dennoch schmal erscheinen durch die noch kräftigere Entfaltung der Hüfte; aber es ist nur natürlich und erlaubt, hier der Natur nachzuhelfen und durch straffere Zusammenziehung über der Hüfte, wohl auch durch Vermehrung des Kleidungsvolumens, das von hier ab den Leib umgibt, das Verhältnis zu stärken und zu akzentuieren, wenn dies nur nicht so weit geht, daß man vergißt, wie es sich eben um einen Verhältnisbegriff handelt. Dann wird für alle Gestalten ein Grad von Dünne über der Hüfte verlangt, wie er nur der magern Gestalt zukommt, und unterhalb dieser Stelle auf das Übermaß losgearbeitet, von dem wir weiterhin zu sprechen haben. Es hat Zeit gekostet, bis die Menschheit zur Erkenntnis jenes leitenden Hauptsatzes in der weiblichen Kleidung durchdrang; die Volkstrachten wissen bis heute in wenigen Gegenden etwas von der Taille; sie lassen die Gürtung oder das Ende des Oberkleids nicht mit der Stelle zusammentreffen, wo sich der Leib über den Hüften zu seiner schmalen Mitte einzieht, sondern lieben es, hoch, ja mitten über Busen und Rippen zu gürten und von da abwärts nicht auf Breite und Fülle zu arbeiten, sondern einen Umriß zu schaffen, der an Geradheit des Falls auf allen Seiten das Lineal beschämt.

Die Griechinnen gürteten sich freilich auch ganz hoch, just unter dem Busen, aber das weiche, wenig genähte Kleid fiel von da herab

an der Hüfte so auf, daß es sie durch natürliche, bewegliche Falten nur um so schöner hob und zeichnete; daher war es verrückt, daß die französische Mode der Revolutions- und ersten Kaiserzeit mit modern geschnittenen und genähten Kleidern das griechische Verhältnis nachahmte. Das war aber ein Extrem gegen ein anderes Extrem, nämlich gegen den Reifrock und die furchtbare Einpressung der Leibestaille, das war Übermaß der Opposition. Auf den Reifrock und auf diese Reaktion gegen ihn müssen wir seines Orts zurückkommen; nur so viel wollen wir schon jetzt anführen, daß zur Zeit seiner Herrschaft fast alles schon gegen ihn vorgebracht ist, was heute gegen die Krinoline geschrieben, gesprochen, gezeichnet, gestochen wird, wie man ersehen mag aus einem gar löblichen Buche, das neuerdings erschienen: „Die deutsche Trachten- und Modenwelt, ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte von Jakob Falke." Aus jenem alten Kriege können wir auch Eines sogleich herausnehmen, was gerade in unsern Zusammenhang paßt. Wir wollen nämlich, ehe wir an unser hochnotpeinliches Gericht gehen, einen Entschuldigungs- oder Erklärungsgrund abtun, der gar nicht aus dem Geschmacksgebiete, sondern aus der Sphäre der Hygiene genommen ist. Genau wie heute meinte man damals den Reifrock rechtfertigen zu können mit der angenehmen, zweckmäßigen Kühle, welche die Glieder darunter genießen, und genau wie damals fragten andere, warum man denn im Winter, wo man nicht Kühle, sondern Wärme sucht, das luftige, weite Rund nicht mit einer mäßigeren Form vertausche? Dies führt uns freilich auf eine Hypothese über die Entstehung der Krinoline, die so beißender Art ist, daß ein anderer als ein gründlicher Philosoph der Geschichte meinen müßte, sie allein sollte hinreichen, jedes Weib, das erröten kann, vor dieser Mode abzuschrecken. Indem wir sagen, was uns darauf führt, ist die verwünschte Hypothese zugleich mit ausgesprochen: man will nämlich auf seiten der Mediziner wissen, daß jene so belobte Kühle schon Erkältungen mit sich gebracht habe, welche ein verderblich vorschnelles Ende eines Zustandes herbeiführten, den zu verhüllen der ursprüngliche Zweck der Krinoline sei. Doch befassen wir uns als rationelle, vernünftige Denker nicht weiter mit mystischen Dingen, sondern bleiben bei unserem Leisten, kommen zur Sache!

Nun, und so sagen wir denn: die Krinoline ist eine Übertreibung, welche die Schönheitslinie der Schlankheit nicht verstärkt, markiert,

sondern verzerrt, aufhebt, einen falschen Begriff des weiblichen, des menschlichen Baues gibt. Wenn die Konturen von der Hüfte an in das ganz Unmögliche toll auslaufen, so fragt das Auge nicht mehr nach dem Verhältnis der Ausquellung zu dem schmalen Durchmesser der Leibestaille; alles ist eins, Niemand ist schlank, Niemand unschlank, es gibt in der phantastischen Lüge kein Gesetz mehr. Und das ist nun doch gewiß häßlich, sehr häßlich!

Nehmen wir's aber noch etwas genauer und sehen zu, was für einzelne Schönheiten in dieser Häßlichkeit zugrunde gehen, so daß man dieselbe nur mit einem herzlichen: schade! schade! betrachten kann. Geopfert, in Mißform verkehrt wird der unendliche ästhetische Vorteil der weiblichen Gewandung überhaupt; er liegt im Faltenflusse des langen Kleides. Der ungebrochene Zug der reichlich ergossenen Falten läßt die Gestalt größer erscheinen als sie ist, wirkt wie ein erhaltener Rest der stilvollen antiken Gewänder, hat daher einen idealen Charakter und ist nicht die kleinste der Ursachen, warum das Weib dem Manne zum Symbol des Harmonischen, zum Idealbild wird und ihm festlich, wie ein Geist aus milderen und reineren Regionen vor Augen tritt. Schon die Besetzung der Kleider mit breiten Volants stört und bricht dieses schöne Ganze und hebt die scheinbare Erhöhung der Gestalt auf, indem das Auge mit jedem neuen Stockwerk zu einer neuen Figur überzugehen glaubt. Jene wüsten Schreierinnen vollends, die für kurzen Rock und Hosen in Amerika aufgetreten sind, verdienen den ganzen Abscheu ihres Geschlechts. — Das lange Kleid verhüllt nun zwar die Formen, aber nicht, ohne sie erraten zu lassen; bei manchen Bewegungen und Stellungen prägt sich die Bildung der Hüfte, des Beines im Gewandstoff aus, bei Anstrengungen oder wenn ein schalkhafter Bote des Äolus ihn fest an die Formen preßt, oft in aller Anmut der plastischen Linie. Eine besondere Schönheit bringt die Bewegung hinzu. Hat ein Weib den rhythmischen, schwebenden, musikalischen Gang, das unbeschreibliche Neigen und Beugen, das sich so rührend in Sinn und Phantasie einschleicht, so erscheint der große, schwungvolle Faltenzug wie eine poetische, reizende Fortsetzung und Erweiterung des schönen Bewegens der Glieder, wie eine Variation über das Thema. Und nun die Krinoline! An die Stelle des schwungvollen Faltenflusses nach der Tiefe setzt sie die Aufbauschung in die Weite, an die Stelle des Hohen das

Runde und Breite, die Ausspannung nach allen vier Weltgegenden, an die Stelle der schönen Natur das Faß, den Hühnerkorb, die Glocke. Keine Form kann sich darin ausprägen, weil keine an das weite Gehäuse anzuliegen kommt, und nebenbei ist nicht zu übersehen, daß das Gestell einen geometrischen Kreis darstellt, die Figur also, von der Seite gesehen, nicht bloß nach hinten (was, mit einiger Maßhaltung bewerkstelligt, ganz in der Ordnung wäre), sondern auch nach vorne aufgetrieben, aufgebauscht erscheint. Nun fällt aber natürlich auch das schöne Echo der Gliederbewegung im Gewande weg, keine schwebenden Falten begleiten sie, führen sie weiter, vervielfältigen sie, ja das Kleid folgt nicht nur nicht dem Leibe, sondern, zum selbständigen Mechanismus geworden, agiert es nach dem ersten Anstoß, den es durch die Bewegung erhalten, für sich, schwingt sich nach seinen eigenen Gesetzen hin und her; das Weib geht vorwärts, die Glocke, worin sie steckt, dreht im Kreise. Wie man's nur aushalten kann! Soll durchaus der Rock sehr weit abstehen, warum blieb man denn nicht bei der eigentlichen Krinoline, dem Unterkleid von Roßhaar, das den Rock doch wenigstens nicht wagrecht aufbauschte, sondern immer noch etwas Fall hatte!

Wir möchten hier noch etwas anmerken; es ist ein zarter Punkt, den wir schwer in das bestimmte Wort zu fassen vermögen. Es gibt gewisse plötzliche Schwenkungen im weiblichen Gang, recht merklich kokett, und doch braucht eine Dame noch lange keine Kokette zu sein, um mit dieser furchtbaren Waffe die Männerherzen schockweise zu erobern. Kennern brauchen wir nicht zu sagen, daß sie nur im Vorübergehen, im Abgehen, daß sie nicht von der Vorderseite, sondern von der Rückseite sich präsentieren; die Spanier legen einen ungeheuren Wert darauf, haben einen eigenen Namen dafür, der uns entfallen ist, und flüstern gern einer vorübergehenden Schönen ein Wort der Bewunderung zu, um zum Dank eine solche Lazertenbewegung als Augenschmauß zu bekommen. Wie sollte in einer Krinoline diese reizende Schwenkung, Schwankung, Wackelung möglich sein? Es würden nur einige Reife in unorganische, geometrische Drehung versetzt.

Wir halten uns nun nicht weiter bei dem Lächerlichen dieser Kreisbewegungen auf, sondern schreiten in ordentlicher logischer Methode zu unserem zweiten Satze fort: die Krinoline ist impertinent. Im-

pertinent natürlich schon wegen des großen Raumes, den sie für die Person in Anspruch nimmt. Allein das ist noch viel zu allgemein, zu abstrakt gesprochen; nein, impertinent wegen der ungeheuer herausfordernden, augenfälligen Beziehung auf den Mann. „Willst du," so spricht die Krinoline zum Individuum männlichen Geschlechts, das ihr in die Nähe kommt, „hinunter übers Trottoir, oder willst du's wagen, mich anzustreifen, zu drücken? Willst du da neben mir auf dem Parkettsitz mein Kleid auf den Schoß nehmen oder darauf sitzen? Fühlst du die eisernen Reife? Fühlst du die uneinnehmbare Burg, den Malakoffkranz, den entsetzlichen Gürtel der Tugend, der an deine Waden drückt?" — Wir werden frivol? — Oh, reizende Leserin, für so unschuldig wirst du selbst uns dürre Gelehrte nicht halten, daß du glaubtest, wir wüßten nicht, was Kleider bei dem schönen Geschlechte sind und bedeuten, wir meinten, sie könnten je etwas Anderes sein als eine Welt von Beziehungen, Andeutungen, eine schweigend beredte Sprache, eine Rüstkammer sanfter Fragen, furchtbarer Abweisungen, rührender Bitten, grausamer Drohungen, glühender Geständnisse, kalter Verschließungen, oder es wäre uns verborgen, welche unter diesen Rüstzeugen die mehr verführerischen seien, die entgegenkommenden oder die abschreckenden, wir zweifelten, was den Mann kühner mache, wenn man ihm lockt, oder wenn man ihn in eine Ecke drückt. — „Aber, unsittlicher Mensch, erkennst du denn nicht, daß ein Kleid, das von den wirklichen Körperformen so weit absteht, daß es gar kein Bild von ihnen gibt, das allersittsamste ist?" — Au contraire, im Gegenteil, anzi, anzi! Der Kontrast ist es, der reizt, die Entstellung, welche über die wahre Gestalt, über die Naturgeheimnisse mit geschärfter Neugier nachzudenken nötigt, welche den gründlichen Forscher anleitet, abzuwarten, bis etwa eine jener Kreisschwingungen mehr gesteht als das Kleid selbst, und so den frechen Eroberer — Doch halt! Du, süße Unschuld, die etwa diese Zeilen lesen sollte und doch in Krinoline geht, verkenne uns nicht! Wir sind nicht so böse, als es scheint; wir schreiben das Schlimme, was uns bei einer verfänglichen Tracht einfällt, nicht auf Rechnung der Einzelnen; wir meinen nicht, jede liebenswürdige Trägerin durchlaufe in ihrem Köpfchen die bösen Gedanken, die in diesen Formen lauern; wir kennen die Macht der Mode, wie sie blendet und zwingt; wir haben nicht vergessen, wie manches ganz reine Herz in den Busen

schlug, welche die Tracht der neunziger Jahre so frech entblößte. Nur das mute man uns nicht zu, daß wir glauben, man sei in dem großen Hexenkessel, aus welchem die Moden hervorgehen, in Paris, sich dessen nicht bewußt, was man braut.

Schließlich hätten wir noch den Satz auszuführen: die Krinoline ist unbequem. Wir wollen uns freilich nicht lächerlicher machen als durchaus nötig ist. Es wäre auch gar zu naiv, nicht zu wissen, daß man der Schönheit schwerere Opfer bringt als der Bequemlichkeit, ja selbst der Tugend, und wäre die Krinoline nur schön, so dürfte sie noch zehnmal unbequemer sein, als sie ist. Nur wenn ausgemacht wäre, daß sie nicht schön ist, läge darin die Vollendung der Verkehrtheit, daß sie zudem noch sehr unbequem ist. Uns scheint es nun freilich ausgemacht; allein eine gewisse Art von Reiz haben wir allerdings ihr zugeschrieben, und die Unbequemlichkeit wird nun von den zarten Händchen als ein Motiv benützt, diese Art des Reizes noch zu verstärken: das Kleid wird im Gehen vorne zierlich in die Höhe genommen — welches Herz kann da widerstehen!

Nun wollen wir vorerst haltmachen. Von andern Stücken der neueren Frauenmode soll nachher die Rede werden; wir bleiben für jetzt beim Hauptstücke stehen. Wir haben nun zu erklären, wie es denn komme, daß eine solche Mißgestalt aufkommen konnte und sich bis heute halten kann, wir schicken uns an, für unsere Grobheit den Leserinnen eine glänzende Satisfaktion zu geben.

Heraus denn mit dem Wort, auf das wir es vor allem angelegt haben: die Schuld liegt nicht am Weibe, sondern am Manne. Die Männermode war weibisch geworden, da wurde die Weibermode männisch. Der Mann bot die Blöße, öffnete die Bresche, in welche das Weib mit Pomp und Triumph, mit fliegenden Fahnen, aufgebauscht, aufgebläht, ein wandelnder Luftballon, eine geschwollene, rasende Dampfnudel eindrang.

Die Männermode der vierziger Jahre hatte es zu einem ganz vernünftigen, hübschen Rocke gebracht. Die Taille saß, wo sie sitzen soll, in der natürlichen Taille des Leibs; sie griff hier kräftig ein, und die kurzen Schöße, etwas faltig (mitunter freilich zu faltenreich oder „lockig“, was denn allerdings eine Ausartung war) standen vom Leibe ab. Der Mann soll nun freilich nicht die Schlankheit der weiblichen Taille heucheln; sein Körperbau zeigt nicht den Gegensatz der

eingezogenen und dann ausgeschweiften Linie der Hüfte wie der weibliche; allein der Unterschied ist kein absoluter. Eine Hüfte, die so schmal ist, daß sie mit der Weiche gleiche Linie bildet, steht auch dem Manne schlecht an, und man übersehe zudem nicht, daß es sich nicht bloß von der Fassade, sondern auch von der Seitenansicht handelt. Wo diese über dem Hüftknochen keine Eintiefung zeigt, da fehlt es an kräftiger Bildung jenes Teils, auf welchen der gerechte Logos in den Wolken des Aristophanes so großes Gewicht legt; einen schlechten oder gar keinen Hintern besitzen ist aber immer ein ästhetisches Unglück.

Es spricht jedoch für einen Rock, der durch tüchtiges Eingreifen die Taille betont, noch ein anderes Moment: feste Gürtung hebt die Brust, die Brust aber ist eine wesentliche Geschlechtsschönheit des Mannes. Schon darum würden wir für den Soldaten die Gurtkuppel vorziehen. Die Behandlung der Brust nun war ebenfalls in der vergangenen Rockmode eine ganz löbliche. Es wurde zu ihr noch ein Teil der Achsel gezogen, und so erschien sie etwas breiter als in der Natur, was ganz zu den erlaubten Eitelkeiten gehört. Der Ärmel war ziemlich anliegend und zeigte die Muskulatur des Arms. Dies und die Verengung der Achsel hinderten freilich einigermaßen die Bewegung, doch konnte ein guter Schneider dem leicht vorbeugen. Die Hosen waren etwas mehr weit als eng, was ganz das Richtige ist, denn da jeder Rock den Rumpf stärker erscheinen läßt, als er ist, so bringen enge Hosen immer den Eindruck eines unzulänglich dünnen Gestells mit sich, sie wären denn g a n z anliegend, wodurch die Kraft der Muskeln spezieller gezeichnet wird und ins Auge tritt. Doch wird das Mißverhältnis auch im letzteren Falle nicht aufgehoben, wie sich davon jeder überzeugen kann, der die ungarische Infanterie mit ihren modernen Röcken und nationalen Hosen sieht.

Schreiber dieses hatte die Wendung der Mode in den fünfziger Jahren nicht alsbald bemerkt. Als ihm der Eine und Andere, angetan mit dem neuen Schneiderkunstwerk, begegnete, meinte er anfangs einzelne Männer mit abnorm weiblich gebildeten Beinen und dem mehr schiebenden Gange zu sehen, der sich bei dem Weib aus der eingezogenen Bildung des Knies bei ausgebogenem Oberschenkel ergibt. Allein es begegneten ihm deren Mehrere und immer Mehrere, bis ihm die Augen aufgiengen und er zum Bewußtsein über den Grund,

über die neue Mode kam. Die Schöße des Rocks — von hier müssen wir nun ausgehen — waren nicht mehr abstehend, sondern so geschnitten, daß sie unter der Breite der Hüfte und dem Sitze sich einwärts an den Oberschenkel legten, die Hosen aber waren ganz eng geworden. Nun entstand eine Linie, die sich vom Oberschenkel gegen das Knie einzog, und hiemit der Schein einer weiblichen Kniebildung, was man in einigen Gegenden Deutschlands Weinstühle, in andern Schneiderbeine heißt. Die enge Hose an sich schon machte den Eindruck der Kraftlosigkeit. — Jetzt gehen wir weiter nach oben. Die Taille des Rocks saß nicht mehr im natürlichen Einschnitte des Körpers, sondern oberhalb desselben, und dies erinnerte freilich zunächst nicht an weibliche Taille, allein der obere Teil der Schöße, da sie nach unten wieder einwärts liefen, ergab das Bild einer sehr fetten Bildung dieser Gegend und erschien daher weiblich im Übermaß. Nun die Brust. Sie stellte sich schmäler dar als in der Natur, denn die Ärmel waren auf einmal sehr weit geworden und zudem, wie in der lächerlichen Mode der dreißiger Jahre, oben, wo sie ansetzen, in spitz aufstehender Faltung aufgefaßt, wodurch denn auch die Schulter, obwohl in freier Bewegung begünstigt, doch, da jede Bestimmtheit ihrer Form verschwand, in der Erscheinung keineswegs gewann, sondern ins Charakterlose verschwand. Der Ärmel war, wie in die Weite, so auch in die Länge gewachsen, so daß er die Hälfte der Hand verdeckte. Fragt man sich, wie die Mode auf solche Ärmel geraten konnte, so scheint die nächste Antwort: der Bequemlichkeit wegen. Allein wenn der Schneider nun leichtere Arbeit hatte, der Armbewegung Raum zu geben, so vergesse man, da einmal vom Zweckmäßigen die Rede sein soll, nicht, daß weite Ärmel recht wie gemacht sind zum Erkälten, denn nirgends mehr als am Arme schleichen sich Erkältungen ein. Weite Ärmel gehören ins heiße Klima, wo jeder Druck des Kleides am Arm unleidlich ist; da aber wird dann dieser Teil des Gewandes mit Verschnürung, Borten in Gold und Silber, spitzigem Ausschnitt, Quasten u. dgl. reich verziert; da ist man träg, läßt sich viel bedienen, muß nicht jeden Augenblick fürchten, Staub, Tintenfässer, Speiseschüsseln mit dem Geschlampe auszuwischen und auszutunken. So war es offenbar viel weniger eine Bequemlichkeit als eine Koketterie, um was es sich handelte. Weite, lustige Gewandstücke haben etwas Flottes, Freies, Schwebendes; allein sie wirken in diesem Sinne nur

als Teile eines Ganzen, das denselben Charakter trägt und überhaupt der Phantasie, auch dem Farbensinn Raum gibt. Nur ums Himmelswillen mit unserer Tracht, deren Prinzip Phantasielosigkeit und Farbenverachtung ist, nichts Romantisches verbinden wollen! Es wird zur ärmlichsten Karikatur, zum Probstein, zum Maßstab, der die Dürftigkeit, die hungrige Trockenheit des Ganzen nur um so härter ins Licht setzt, recht zum Armensündergerichte!

Wir erinnern hier an die Schals, wie sie neuerdings bei den Männern aufgekommen sind. Nicht darum sind sie lächerlich, weil die Weiber solche tragen; in Spanien, in Südamerika, in Schottland (plaid) ist bekanntlich der Schal auch Männertracht; aber er prangt in reichen, vollen Farben, und so freilich ist er ein stattliches Stück, im ärmlichen Grau und in den beliebten Mißfarben dagegen ein hölzerner Sporn, ein pappendeckelner Helm. Freilich aber, wie würde ein Schal mit vollen Farben zu unserer übrigen Tracht passen? — Gelegentlich erwähnen wir auch den gestrickten Halsschal Cache-nez, auch Bajadere genannt, ein Ding, das leider immer mehr einreißt. Eine bessere Anstalt läßt sich nicht erfinden, wenn es gilt, alles auf möglichst vielen Katarrh anzulegen; der Hals wird über das Maß erwärmt, in Schweiß gebracht, so daß nun jedes Lüftchen ihn erkältet. Die gebildeten Klassen, die etwas mehr nachdenken, könnten es füglich dem Knoten überlassen, mit der bunten Strickarbeit seines Schatzes am Sonntag zu prangen.

Kommen wir auf unsern Ärmel zurück; wir haben noch weitere Zwecke der Koketterie aufzuweisen, die ihn hervorriefen. Seine weite Öffnung läßt die Hand kleiner erscheinen und gebietet sehr häufigen Wechsel der Wäsche, ja es täte Not, stündlich das Hemd zu erneuern. Freilich hat es mit der Noblesse des stündlichen Weißzeugwechsels seine Wege, Manschetten tun's auch; aber item, es sieht eben doch höllisch vornehm aus, so ein schwarzes oder mit roter Seide gefüttertes Loch mit feiner Wäsche und mit der zarten, weißen Hand darin! Im trockenen Ernste müssen wir freilich sagen, daß Kokettieren mit der Hand nach unserer ästhetischen Konfession n i c h t zu den zulässigen, sondern zu den kleinlichen, den lächerlichen Manneseitelkeiten gehört; ebenso das Kokettieren mit kleinem Fuß. Dem Manne steht die Kraft an, wohl die Kraft mit Anmut, aber nicht das Niedliche.

Nun muß aber noch ausdrücklich von der Bewegung die Rede werden. Weite Gewänder gehören für Zeiten und Völker, die sich stattlich,

mit einer würdigen Weitläufigkeit bewegen. Unsere Bewegungen sind rasch, kurz, knapp, ihr Charakter ist durch das herrschende Prinzip der Zeitersparnis bedingt. Ein Mensch etwa unter Tausenden hat in unsern nordischen Ländern schönen Gang, entwickelte, schwungvolle Haltung. Bei solcher Stillosigkeit der Bewegung bringt nun das weite Zeug nur den vollendeten Begriff der Schlaffheit, ja, weil die Hand in der weiten Höhle verschwindet, des ganz Blöden, Latschigen mit sich. Das sind nicht mehr Arme, sondern Flügelrudimente, Pinguinsflügelstümpfe, Fischflossen, und die Bewegung der formlosen Anhängsel im Gang sieht einem törichten, simpelhaften Fuchteln, Schieben, Nachjücken, Rudern gleich. — Dazu kam nun endlich die Länge des ganzen Gebäudes. Langer Rock ist nur leidlich, wenn er gar nicht in die Taille geschnitten ist und wenn er in freien großen Falten fließt; ist aber ein nach der Taille organisierter Rock einmal lang, so gibt ihm straffer Eingriff an dieser Stelle wenigstens etwas Charakter: sitzt er hier nicht am richtigen Ort, faßt er den Leib nicht zusammen, hängen die Schöße schlaff herab und kommen noch die gestaltlosen Ärmelsäcke dazu, so ist das nicht ein Rock, sondern ein Kittel; der Begriff des völlig Schlaffen, des Lotterichen und Schlotterichen ist bis zur Vollendung realisiert.

Es ist Zeit, daß wir aus unsern technischen Beobachtungen das höhere Resultat ziehen. — Schlaff, schlaff! hat uns jeder Zug dieser Männerkleidung zugerufen; doch nein, das Wort ist nicht zureichend; blasiert! blasiert! höllisch blasiert! Und vornehm, so recht aristokratisch blasiert! Das ist die Predigt, die aus diesem Affenkittel mit den engen Hosen hervorschallt. O, wie ländlich, wie naiv wäre es, so spricht diese Mode, irgendein Pathos zu haben, auf irgend etwas gespannt, für irgend etwas warm zu werden, irgendein straffes Wollen kund zu geben, ausgenommen etwa in Aktien, in Papieren! O, wir sind müd, müd, stumpf, lahm, abgereizt bis auf den letzten Nerv! O wir lassen die Welt laufen, wie sie läuft; es ist doch alles Streben kindisch, und zum Zeichen dieser unserer Reife soll an uns alles teils hängen, schlottern, lottern, teils dürr und steckenhaft sein. — Und als der Verfasser dieser vernünftigen Gedanken den ersten Jüngling mit dem allermodernsten Hemdkragen auf der Eisenbahn einsteigen sah, so meinte er alles Ernstes, einen Pfaffen zu sehen; denn dieser weiße Streifen läuft ja in gleicher Höhe niedrig um den Hals, wie das be-

kannte Kollar des katholischen Klerus, und der lange Kittel war zudem schwarz. Als er den Weltmenschen neuester Mode erkannt hatte, begriff er, was auch dieser Hemdkragen heißen will: O, uns ist Alles, Alles Eins, auch die Konkordate! Warum nicht? Sollen wir für Aufklärung schwärmen wie edle Jünglinge? Ist nicht Hierarchie vornehmer als die Plattheit seichter Geisterbefreiung, die am Ende immer darauf geht, den noblen Menschen im Genusse zu stören? — Zudem gibt dieser Kragen, da er den Hals in gerader, scharfer Linie rund umschneidet, so etwas angenehm frisch Geköpftes, was so recht zum Charakter des Blasierten stimmt.

Zur Farbe müssen wir noch etwas hinzufügen. Daß ein gebildeter Mensch keinerlei ungebrochene oder nur überhaupt kräftig ausgesprochene Farbe auf dem Leib tragen darf, ist ein längst bekanntes Axiom unserer modernen Gesellschaft. Doch duldete die Tracht der vorigen Jahre, freilich neben unseliger Neigung zu den verschiedenen Übergängen des Violetten, noch ein ziemlich kräftiges Blau und Grün. Die letzte Mode erst läßt durchaus nur noch Mißfarben zu, und besonders vorgezogen wurde zunächst das so recht innig an den Schmutz erinnernde Braungrün. Daneben war natürlich wie vorher Schwarz beliebt; neu aber kam auf das Graue. Und dies war sehr richtig gefühlt; die vollendete Mattheit und Schlaffheit im Schnitt mußte sich mit der Farbe der Waisenbubenuniform vermählen; das ganz Blasierte ist farblos, selbst Schwarz ist ihm zu entschieden, grau, grau, wie die Seele drinnen, mußte der Kittel werden. Nebenbei mag hier bemerkt werden, wie lächerlich der Farbensinn, da er sich doch nicht ganz unterdrücken läßt, unter dem schweren Druck der Mode sich Luft macht. Bei den nobeln Leuten spielt er in allerhand Schnörkeln von anderer Schattierung der Grundfarbe in den Seitenstreifen (galons) der Hosen, ja wir haben Onkel-Toms-Hütte-Hosen erlebt. Das unglückliche Volk aber, bei welchem er stets ungeschwächter sich erhält, wird mit scheußlichem Rhabarber- und Ockergelb und mit allerhand Buntem, das eine grelle Verbindung von lauter dennoch unreinen Farben zeigt, vom Höllenrachen der Fabriken abgespeist; die Juden namentlich, deren orientalischer Sinn eine dunkle Reminiszenz der Farbenfülle bewahrt, greifen nach diesen Stoffen.

Gehen wir nun in unserem Bilde des echt modernen Gentleman weiter nach oben, so haben wir über Gesichtsdekoration nichts weiter

zu sagen, als daß das Einzwicken der Lorgnette in die Augenhöhle sich als einer der liebreizendsten Züge unseres Stutzertums billig erhalten hat. Dem wahrhaft modernen Individuum würde es natürlich schlecht anstehen, gut zu sehen; es ist aber zu gebildet, nicht zu wissen, wie unheimlich der Glasglanz der Brille, bleibend über den Augen, das Gesicht entstellt. Die Lorgnette oft mit der Hand aufzunehmen, ist an sich unbequem und wäre vollends gegen den nobeln Abandon; man verwendet also zum längeren Einklemmen ein Organ, das zu allem eher berufen erscheint, als zum Packen und Zwicken, das Auge; die verwünschten Falten, die sich dadurch bilden, geben dazu einen Ausdruck, worin feines Visieren, kritischer Schnellblick und ein Ennui, ein eigentlich doch nicht der Mühe wert Finden, eine pointierte Morosität sich famos vornehm vereinigen. Im vollen Widerspruche mit dem Charakter des Kittels, der Hosen, des nunmehr wieder zahm stehenden oder, wie schon bemerkt, pfäffisch in gleich niedriger Rundung umlaufenden Vatermörders ist der Vollbart geblieben. Über diese und andere Reste des Männlichen oder Keime der Wiedererمannung nachher ein Wort; wir fügen nur noch bei, daß neben demselben auch der englische Backenbart aufkommen zu wollen scheint, der bei rasiertem Kinn unbeschnitten in langen Zapfen vom Backen schief abragt, recht wohl erfunden, um ein falsches, abgeschmacktes, verrücktes Bild vom Gesichtsumriß zu geben. Es bleibt uns aber noch etwas zu sagen über die Frisur. Wir müssen unsern Apoll umdrehen und von hinten angucken. Und hier verzeihe man uns, wenn wir nicht im eigenen Namen reden; wir mögen die groben, wüsten Dinge, die wir hier sagen müssen, nicht auf die eigene Verantwortung nehmen.

Steig also herauf, alter, lustiger, närrischer Wörterschnörkler Fischart, und laß vernehmen, was du zu der Erscheinung sagen würdest! Aber ehe wir dich zum Worte kommen lassen, bitten wir die zarte Leserin, die Stelle zu überschlagen, und bemerken zu ihrer Warnung ausdrücklich, daß sie mit Anführungszeichen beginnt und endet.

Schon glaube ich unsern derben Ahn zu vernehmen, wie er also spricht: „Was willst nun noch, lotterichter, schlotterichter, armsuchtelicher, matter, schlaffer, flatterichter, tappichter, engbrüstiger Aff, Weiberkniesschiebender, dürrwadiger, lendenfetter, verklemmter, Roß- und Kuhdreckfarbiger, regenwetterisch grauer, hungerleiderischer Lump, der die Hosen am Arm und die Ärmel an den Beinen trägt, was willst nun

noch? Haben die Läus nit gnug Waldweg und Fußsteig auf deinem Grind? mußt ihnen noch die breite, weiße Lauslandstraßen über den Hinterkopf dämmen, schwemmen und kämmen, bauen, krauen und stauen? Sollen die Tierlein um so bequemer hintenüber prozessieren und marschieren, auf daß sie sehen, daß nichts hinter dir ist, wie nichts vor dir? Meinst wohl, ein schöne Frauen werde dich um so lieber küssen, wenn die unsaubern Hausleut ins Genick gewallet und gewandelt seien? O pfui Teufel! ich möcht' auch wohl, wenn ich ein ehrlich deutsch Weib wäre, so einen ausgeblasenen, ausgetunkten, ausgesupften und ausgetupften Brocken vom wälschen Tisch, so einen mürben, pelzigen Kohlrabistengel, so ein faules, altes Kohlblatt, das am Abgußstein in der Kuchen herunterhängt, an mein Herze drücken, fügen und schmiegen" usw.

So würde ein Mann des sechzehnten Jahrhunderts sprechen, der nicht begreiflich fände, wie man das Noble allein in die Feinheit und Kostspieligkeit der Stoffe kann legen wollen, der in derselben keinerlei Ersatz für den Mangel aller Phantasie in Form und Farbe erkennen würde, der kein Auge hätte für die reservierte Vornehmheit in Blick und Miene, wie sie mit jedem Zuge die ehrliche Freude am Vollen und Glänzenden verspottet und zu sagen scheint: ich könnte wohl, aber ich mag nicht, und der daher alles zusammen nur eben recht gemein und dürftig finden müßte. Und gestehen wir nur, wir haben ihn gerne zu Worte kommen lassen, weil wir selber mitunter etwas derber sind, als ein geläutertes Gehör es leicht vertragen mag, auf der Folie der noch größeren Derbheit aber die unsrige vielleicht etwas anständiger erscheint. In der Tat aber brauchen wir diese neueste Männermode nicht mit den bunten und formreichen Trachten des sechzehnten Jahrhunderts zusammenzustellen, um hart, wenn auch nicht so hart wie unser aus dem Geisterreich beschworener Fischart, von ihr zu sprechen. Es genügt selbst die Vergleichung mit dem Schnitte der vierziger Jahre, von der wir ausgegangen sind; sie verhalten sich wirklich zu einander wie straff und schlaff.

Und nun kommen wir auf unsern Ausgangspunkt, die weibliche Mode und ihr Hauptstück, die Krinoline, zurück und sagen zuerst einfach: was Wunder denn also, da der Mann so weibisch, so zahm, so breiweich auftrat, daß das Weib ein Kleid anlegte, das nicht etwa bloß schreit, nein, wettert, flucht, donnert, so daß man nie mit so

viel Recht von „Aufdonnern" reden konnte? ein Kleid, das auf den ersten Blick schon ruft: alle Hagel, Kreuz-Stock-Schwere-Not, Bomben-Element, noch einmal, ich bin da, ich brauche Platz für Zwei, Vier, Sechs! — Wenn der Mann Weib wurde, was Wunder, daß das Weib nicht nur Mann überhaupt, sondern nur gleich Husar, Dragoner, Kürassier wurde? daß sie nun zum ungeheuern Rock auch noch die hohen Absätze an Schuh und Stiefelchen nahm, um recht bubenmäßig dreinzutrappen? und daß sie den Amazonenhut mit wallender Feder schief aufs Ohr setzte, unsere Angströhren zu verhöhnen? Wie könnt ihr darüber schelten? Würden's die Väter und Ehemänner nicht leiden, so würden die Weiber nicht so über die Schnur hauen. Die Männer muß man anklagen, wenn die Frauen aus Rand und Band gehen.

Nun aber meine man nicht, wir geraten, wenn wir die Damenmode aus diesem Gegensatz erklären, aus dem Grundbegriff des Blasierten und Aristokratischen heraus, den wir in der Männertracht dargestellt fanden. Eben die letzte Bemerkung führt uns vielmehr wieder zu demselben zurück und gibt den natürlichen Anlaß, die Sache etwas genauer und allgemeiner zu nehmen. Die Stimmung vor 1848 war frisch, männlich, strebend, reich an Hoffnungen und freilich auch reich an Illusionen; es folgte die Zeit der Reaktion, und in solchen Zeiten gibt man mit den Träumen leicht auch Hoffnung, männliches Streben, Glauben an höhere Güter der Menschheit, jedes Pathos auf. Die bürgerlichen Stände werfen sich auf Industrie und Geld; der Adel, die exquisite Gesellschaft sitzt wieder oben und teilt jenen die Lust mit, in der welken, lahmen Zeit raffiniert zu genießen und den feinsten Genuß in der Ironie der Blasiertheit zu suchen. Farbe bekennen gilt für lächerlich, straff sein für kindisch; wie sollte da die Tracht nicht auch farblos, schlaff und eng zugleich werden? Solche vornehm blasierte Zeiten haben aber auch gewöhnlich zur Folge, daß das Weib in der Gesellschaft zu hoch obenauf kommt. Das Weib hätte wenig Freude daran, wenn ihm ganz klar wäre, was das bedeutet, wie wenig wahre Ehre mit dieser laszjven Herrschaft ihm eingeräumt ist. Es ist nicht zum erstenmal, daß dies Obenaufsitzen sich im Reifrock seinen Ausdruck gibt, auch nicht zum zweitenmal, nein, zum drittenmal.

Es ist bekannt, daß die phantasiereiche Tracht des sechzehnten Jahrhunderts um die Mitte desselben in Spanien jene höfische Einziehung und Verengung erfuhr, welche ein treuer Ausdruck des politischen und

hierarchischen Despotismus in diesem Lande war; gleichzeitig mit dem eng anschließenden Wams, der steifen Halskrause, den anliegenden Hosen usw. kam damals beim Weibe zum erstenmal der Reifrock auf, freilich, dem streng kirchlichen Geiste entsprechend, noch nicht mit offenem Busen, sondern eng bis oben geschlossenem Leibchen und mit der Halskrause verbunden*). Seine erste Auferstehung feierte er dann im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unter der Regierung Ludwigs XV. und, der Wollust der Sitten entsprechend, verband er sich nun mit dem weiten, frechen Ausschnitte des Oberkleides. Die Reife waren schon in der ersten Periode nicht nur von Fischbein, sondern auch von Draht, Eisen, wie jetzt. Die dritte Epoche seiner Herrschaft, die zweite Auferstehung ist das unverkennbare Symbol der Vollendung der Reaktion durch den Imperialismus, der sich breit und hohl ausspannt wie dieses sein Bild, der als letzter und stärkster Ausdruck der Zurückschwellung aller Tendenzen des Jahres 1848 seine Macht wie eine Glocke über Gutes und Schlimmes, Berechtigtes und Unberechtigtes der Revolution gestürzt hat. Nebenher wäre es interessant, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß unser Reifrock, wie der erste, speziell s p a n i s c h e Erfindung sei. Daß die Zeit nervös sinnlich ist, wie jene des achtzehnten Jahrhunderts, drückt sich in dem nicht viel geringeren Grade der Dekolletierung aus, die damit, wie-

*) Der Reifrock der ersten Periode muß lange geherrscht haben, denn noch 1644 schreibt Philander von Sittewald (Moscherosch) in seinen „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten", der bekannten Umschreibung der Sueños des Spaniers Quevedo, gegen ihn; es mag hier der Schluß seiner Strafpredigt stehen als Beleg für das Alter der übeln Nachrede vom Ursprung dieser Mode und als kleine Probe der Derbheit der Zeit, wogegen die unsrige Kinderspiel ist; wir schreiben aber die Stelle mit griechischen Buchstaben, um zarte Leserinnen nicht erröten zu machen. *Ἀλσο εἰνε λοσε σχανδούρ, διε μιτ εἰνεμ οὐνεέλιχεν κινδ σχναγγερ γαγγεν οὐνδ σολχεν ἰρεν οὐνερλιχεν βαυχ φορ δερ ὐελτ φερδεκεν ὐολλεν, ἀτ διε γροσσε γεπουλστερ οὐνδ ρειφοχυρζε ἀνφαγγς ἐρδαχτ οὐνδ ἀυφγεβραχτ, οὐνδ εἰν ἐρλιχε ἰουγγφραυ, διε φον κεινεμ μαννε ὐουσστε, εἰν ἐρλιχες ἐὐνειβ, δας ἰρεν σχναγγερεν λειβ φον γοττες γναδεν οὐνδ μιτ ἐρεν τραυγε, ἀτ σολχε ἐρλοσε τραχτ ναχγεμαχτ οὐνδ νιχτ βετραχτ διε οὐρσαχ, ὐαρουμβ ἐς διε ἐρστε ἐρφυνδεν ἀττε. Ἰστ δας νιχτ ζουμ ἐρβαρμεν; Δαννενέρω διε φρανζοσεν σελβστ σολχε γεπουλστερτε ὐειβερκλειδουγγεν δες κασχεβασταρδς δας ἰστ οὐρενκλειδερ ὀδερ βασταρδβεργερ ἀβεν ζου νεννεν γεπφλεγτ.*

wohl glücklicherweise der grande tenue vorbehalten, Hand in Hand geht. Der letzten Blüte des Reifrocks machte die Revolution ein Ende, und sie setzte an seine Stelle die vermeintlich griechische Tracht, die wir oben schon in anderem Zusammenhang berührt haben. Unsere Zukunft wird wohl nicht ebenso Torheit an die Stelle der Torheit setzen, wie die Umgestaltung unserer politischen und gesellschaftlichen Welt nicht aus einer sentimentalen Schwärmerei für das Griechentum entstehen wird. Wir sind wohl doch etwas vernünftiger geworden, wir haben schon jetzt, mitten in der Unform, ein helleres Bewußtsein über sie und uns als jene früheren Perioden.

Und wie wir denn zu der Frage nach dem Bewußtsein gelangt sind, so erinnern wir uns endlich unseres Versprechens, nicht bloß zu urteilen und zu schelten. In der Tat, es ist hohe Zeit, von unsern unvernünftig vernünftigen Gedanken zu den vernünftig unvernünftigen überzugehen. Wir besinnen uns, wir hören auf zu predigen. — Ist ein Einzelner weiser als Tausende, Millionen? Wir blicken diesen Tausenden, Millionen genauer ins Gesicht, und finden unter vielen Blinden so manchen Sehenden, welcher uns vertraut, aber auch verweisend mit einem Ausdruck ansieht, der da sagt: „als wüßten wir's nicht selber!“ Wir finden so manches hellaugige Köpfchen, das uns recht munter anblinzt, die Unterlippe herausdrückt und mit jedem Zuge spricht: „So? jetzt gerade erst recht!“ Wirklich, wir haben noch nicht alle Faktoren beisammen; nicht bloß mit dem stillen, starken kulturgeschichtlichen Gesetze haben wir es zu tun, das, wie jedes Kind weiß, hinter der Willkür verborgen waltet, welche die Mode bestimmt, das uns unbewußt nötigt, unsere politischen, geselligen, sittlichen, gemütlichen Zustände in unserem Kleide symbolisch abzuspiegeln; uns fehlt noch ein dritter Faktor: die Narrheit, die Phantasterei, der allgemeine, unverwüstliche Studentenhumor des Menschengeschlechts. Ich weiß recht wohl, daß es toll ist, sagt dieser Humor, aber gerade darum will ich es; ich will die Philister ärgern; ich will das Unvernünftige mit Lust betreiben, um zu zeigen, daß ich ein freies Wesen bin; ich will von der Natur abweichen, um zu beweisen, daß ich, wenn ich ihr ein andermal folge, es auch mit und aus Freiheit tue, daß ich nicht bin ein Strauch, Baum, Tier, dem Stengel, Blatt, Ast und Stamm, Glied, Haut, Pelz eben wachsen, wie sie wachsen müssen; keine Ruhe will ich haben, zupfen und schieben, drehen und dehnen

will ich an meiner Erscheinung immer aufs neue, damit man sehe, daß ich lebe, d. h. meine Zustände, Stimmungen, Affekte, Gedanken wechsle; lacht einer, ich lache mit; spottet einer, ich spotte mit; reißen die Dichter, die Satiriker tausend Witze, bringen die Karikaturblätter unzählige Karikaturen: hilft alles nichts, weil ich ja eben das alles zum voraus weiß und doch will, was ich will. — Was hat man nicht alles schon getragen! Als man die Schnabelschuhe, die sogenannten Kraniche bis auf zwei Schuh über die Fußlänge fortsetzte, als man Glöckchen an Ellbogen, Knie, Hand- und Fußgelenk und an das Ende der Gurgel setzte, war man gar nicht so dumm, nicht zu wissen, daß das närrisch ist. Studentenhumor haben wir's genannt; wir erinnern uns einer Zeit, da der Studiosus Taler statt Rädchen in den Sporen trug; die verrückten Mützen, die Kanonenstiefel, die ellenweiten roten Hosen, die Ungeheuer von Pfeifen, was war es Anderes als Romantik, welche eben recht auffallen, dem Philistersmann recht wahnsinnig erscheinen wollte?

Wir haben gesagt, dieses Prinzip der launischen Freiheit liege hinter einem gewissen geschichtlichen Gesetze verborgen, das uns unwillkürlich anleitet, unsern Zeitcharakter in der Tracht und Mode auszudrücken. Das Verhältnis dieser leitenden Bedingungen werden wir zunächst zu bestimmen haben. Unterscheidet man genauer, so tut man gut, mit den neueren Historikern des Kostüms, namentlich mit dem Manne, der über „Trachten und Moden" so angenehm gehandelt hat und dem wir diese unsere vernünftigen Gedanken als ihrem Wecker anvertrauen, unter dem ersteren Wort einen Typus zu verstehen, der eine ganze Periode dauert, unter Mode den raschen, fast halbjährlichen Wechsel der Formen innerhalb dieses Typus. Dann ist klar: in der Tracht, im Typus herrscht mehr das bezeichnete Gesetz, in der Mode die freie Laune.

Doch so ganz einfach liegt die Sache nicht. Eine Form kann anfangs blos Mode scheinen und wird Tracht. Die närrische Laune, die burschikose Willkür des Menschengeschlechts durchkreuzt sich in unberechenbaren Übergängen mit der instinktiven Nötigung, unserer äußern Erscheinung den Stempel unserer Sittenzustände aufzudrücken. Die Krinoline, um bei unserem Hauptgegenstande stehen zu bleiben, ist eine Tollheit, die kein Weib von Witz tragen wird, ohne gleichzeitig darüber selbst zu lachen; und dennoch war es nicht so ganz bloßer

Spaß, als wir meinten, sie sei ein Bild vom Geiste der Reaktion, des Imperialismus, vom Überwachsen des Weibes bei dem blasierten Erschlaffen des Mannes, ein Bild der höfischen und aristokratischen Tendenzen. Sie schien eine Grille des Augenblicks, und sie hat sich für eine Periode festgesetzt wie der 2. Dezember. Nett wär's doch, wenn beide Luftballone miteinander zerplatzten! — Im Grunde sind diese Dinge eben frei und unfrei zugleich. Es ist ein Helldunkel, worin Nötigung und Humor sich durchdringen. Wir schelten und lachen über jeden neuen halbjährlichen Ukas der Mode, der uns aus Paris zukommt, und wir gehorchen dennoch. Wir schütteln an der Sklavenkette, und wir zerbrechen sie nicht. Der Zwang schleicht und schmeichelt sich sachte ein, und in Kurzem meinen wir, es könne gar nicht anders sein. Doch je phantastischer eine Form, desto stärker geht neben dem gebundenen Willen das klare und ironische Bewußtsein her. Und dieses Bewußtsein verbürgt uns, daß die Torheit nicht dauern werde; je mehr es wächst, desto näher ist die Zeit, wo es wirkt, zur Tat wird, die Fessel abwirft. Dies gilt natürlich von den Urhebern einer Mode, wie von ihren Nachtretern; der Unterschied beider ist schließlich ohne Gewicht, denn die Urheber legen im Grunde sich selbst die Fessel zuerst an und werden ihre eigenen Knechte.

Wir haben sehr übel von unserer Zeit gesprochen: Blasiertheit, aristokratische Ironie, raffinierten Genuß- und Geldgeist, Schlaffheit und andere sehr böse Dinge haben wir ihr nachgesagt. Das ist natürlich nicht so gemeint, als ob wir die ernste Strömung inmitten des Matten und Lahmen, den männlichen Geist der Erfahrung, alle die Keime einer Zukunft verkennten, welche straffere, schwungvollere Tage in Aussicht stellen. Und für diesen Zusammenhang haben wir einige Bemerkungen über das Bessere und Schönere in unserer Mode aufgeschoben, was vielleicht den Ansatz zu einer Veränderung der Formen enthält, die dem veränderten Leben entsprechen wird. — Das Männerkleid betreffend, müssen wir vor Allem nachholen, daß seit kurzem die widerlichsten Unformen nachlassen; die Schöße stehen wieder etwas ab, die Hosen sind etwas weiter*). Daß man sich den Bart nicht hat

*) In der Farbe freilich ist es nicht besser geworden. Statt des Grauen ist jetzt wieder ein abscheuliches Violett, eigentlich Braun-Blau-Roth, dunkler oder ganz blaß beliebt, eine Farbe, für die wir nur das Wort haben: zum Erbrechen.

nehmen lassen, haben wir mit Vergnügen bereits registriert. In der Tat gehört ein Zwang, den Bart zu entfernen, schon darum zu den drückendsten Tyranneien der Mode (wenn nicht gar des Eingriffs der Regierungen), weil nach ewigen Grundrechten ein Mensch nicht verhindert werden soll, gewisse Unschönheiten des Profils durch den Bart zu verbergen: sehr zurückgeschobenes, kleines Kinn durch Kinnbart, sehr vorgeschobenen Unterkiefer durch Schnurrbart ohne Kinnbart; von dem großen Hauptprinzip zu schweigen, daß der Barbar die Natur ausrottet, der Gebildete sie bildet und pflegt. Schließlich aber ist freier Bartwuchs in gebildeten Zeiten immer Ausdruck eines Dranges, vom Konventionellen zur Natur zurückzukehren, und er entspricht dem Realismus und dem Zuge zum Naturwahren in der Wissenschaft und Kunst.

Auch der breitkrempige Filzhut hat sich aus dem Schutte der Barrikaden, wo er als Freischärlerhut liegen geblieben war, wieder aufgemacht und seinen Platz neben dem schwarz glänzenden Zylinder behauptet. Dieser wird sich freilich so schnell nicht verdrängen lassen. Jede Tracht reserviert sich einige Stücke, mit welchen sie vorzüglich nobel tut, d. h. welche viel Geld kosten, weil sie schnell ruiniert sind, namentlich weil jeder Regen sie verderbt und weil sie doch, mit dem kleinsten Makel behaftet, anständigerweise nicht mehr getragen werden können. Dies ist nicht leicht bei einem Kleidungsstück mehr der Fall als bei der „Angströhre". Freilich aber sollte man dann nicht zur Schonung dieses Luxusartikels, wenn nur ein Wölkchen am Himmel steht, das philisteriöseste aller Geräte, den Schirm tragen; denn wer nobel sein will, schont eben gerade das Kostbarste nicht, und freilich paßt ein solches Prinzip schlecht in eine Zeit, welche die sämtlichen Trachtenformen so generalisiert, daß sie auch den Unbemittelten solchen Luxus aufnötigt, daher die grenzenlos traurige Erscheinung jener verbräunten, abgegriffenen, prismatisch schillernden, abgeschabten, demoralisierten Hüte, die doch auf manchem ganz soliden Haupte sitzen. Um so fühlbarer ist die Erleichterung, die Wohltat für die Armen, daß der breite Filzhut sich neben diesem launischen Gebäude doch noch behauptet. Vergriffen, abgeschossen, selbst befleckt sieht er doch nie so gemein aus wie der mit schwarzem Seidenplüsch überzogene Kopfturm, wenn auch nur das kleinste Gebrechen seine Form und reine Schwärze getrübt hat.

Nicht zu übersehen ist der Vorteil in Beziehung auf Bequemlichkeit. Der runde Hut ist nicht nur schwer, sondern er faßt, greift den Kopf nicht, schneidet vielmehr nur mit scharfer Kante auf die Haut, macht roten Ring und Kopfweh und hält doch nicht fest, wogegen der weichere wirkliche Filzhut sich breit, elastisch und dennoch fest an die Stirne legt.

Aber es ist auch ein großer Fortschritt im Geschmack. Wir halten durchaus für unnötig, dies zu beweisen, benützen vielmehr die Gelegenheit nur, um einige fromme Wünsche auszusprechen, die vielleicht ihren Weg zu Aug' oder Ohr eines fühlenden Hutmachers finden. Der breite Filzhut atmet einen Geist der Freiheit, der es folgerichtig fordert, daß eine weit größere Mannigfaltigkeit von Formen und Farben für das Bedürfnis des Einzelnen fabriziert würde, als dies der Fall ist. Es herrscht durchaus niedriger Kopf und sehr breite, selten an den Seiten aufgebogene, meist fast eben umlaufende Krempe. Dies steht nur länglichem Gesicht auf schlankem Hals, und auch diesem nur notdürftig; untersetzte, kurzhalsige und rundköpfige Männer sehen unter solchem Hut aus, als hätte man sie von oben breit geschlagen, ja mit einem Hammer breit geplätscht; jeder Zug und Schwung der Linien nach oben ist zerstört. Ferner herrscht in der Farbe zu sehr das Helle, Hellgrau, Hellbraun usw.; zu blonden Haaren läßt dies ein für allemal kutschersmäßig, da ist ein dunkles Blaugrau absolut indiziert. Eine besondere Form ist neuerdings im Aufkommen: der Filzhut mit ringsum ganz aufgeschlagener Krempe. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Form einen großen Vorteil bietet: wer ausgehen will und seinen Hut verlegt hat, darf nur den Gugelhopfenmodel in der Küche nehmen und aufsetzen*). Übrigens ist noch einzuräumen, daß auch die Angströhre neuestens ein wenig vernünftiger geworden ist. Zu der Mode, mit der wir uns vorherrschend beschäftigt haben, gehörte ein sehr hoher regelmäßiger Zylinder mit einer ganz ebenen, auf der Seite nicht im mindesten aufgeschlagenen, schmalen Krempe; es kann kein menschliches Gesicht geben, das unter einem so unterschiedlosen, abstrakten, geometrischen Körper nicht total kameelartig aussähe. Jetzt ist das Rund des Hutkopfes gegen den obern Rand etwas ausgeschweift, die Krempe seitlich aufgebogen: eine ungleich konkretere, individuellere,

*) Diese Hüte sind neuerdings kleiner und eleganter geworden, so daß sie eigentlich Barette sind, und in dieser Form machen sie sich auf lockigen, jungen Männerköpfen ganz hübsch.

menschlichere Form, von der wir nur wünschen wollen, daß sie nicht so bald in eine neue Mißgestalt übergehe. — Auf ein anderes Stück, das sich bei aller übrigen Besserung nicht wird umbringen lassen, auf den Frack, wollen wir uns diesmal nicht einlassen. Diese Materie ist so vielfach und gründlich behandelt, daß uns Schweigen erlaubt ist.

Die weibliche Mode hat auf den breitkrempigen Hut mit niedrigem Kopf zurückgegriffen, der bisher nur als Strohhut auf dem Lande, in den gebildeten Ständen sehr ausnahmsweise vorgekommen war. Höchst abgeschmackt ist es, wenn man diese poetische Form mit der Prosa des seither herrschenden Schüsselchens oder Schachtelrestes, dieses abgezwickten Guckrohrs, sehr uneigentlich Hut genannt, durch rückwärts gedrückte, gequetschte Kopfform zu verbinden sucht. Wenn wir die neue Mode übrigens poetisch nennen, so ist damit nicht ein Mißverhältnis ausgesagt wie von jenen Stücken der männlichen Tracht, die durch einen Anklang des Phantasiereichen im einzelnen Teile die absolute Prosa des Ganzen nur um so schlagender ins Licht setzen, ja ihr eigentlich zum Gerichte, zur Verdammnis gereichen; denn wir haben schon gesagt, daß der Hauptbestandteil der Frauentracht, das fließende lange Kleid, ein für allemal ein gerettetes gutes Teil idealer Form darstellt, und damit harmoniert immerhin eine Romantik der übrigen Teile. Allein es hat mit dieser Kopfbedeckung eine besondere Bewandnis. Unmittelbar mit dem Gesichte zusammengestellt bringt sie einen Mißklang hervor, wenn sie mit diesem nicht stimmt, wenn beide einander wie Prosa und Poesie widerlegen. Der breite Damenhut hat etwas Freies, Lustiges, Flottes, Burschikoses, Ritterliches: auf einem beschränkten, unfreien, philisteriösen Gesichte wird er zur hellen Ironie. Das Gesicht braucht nicht schön in Formen zu sein, dieser Hut verlangt nicht den edlen südlichen, romanischen Schnitt des Profils, zu dem er freilich recht prächtig steht; sogar Stumpfnäschen ist er gestattet; nur der Gesamteindruck des Gesichts darf nicht unflüssig, trocken, knopfig sein. Das liegt nun freilich mehr im Spiel der Gesichtszüge, in der Haltung (die namentlich keine gansmäßig vorgestreckte sein darf), und dabei ist natürlich die Bewegung des übrigen Körpers, besonders der Gang nicht gleichgültig. Wer keine Melodie in den Bewegungen hat, hüte sich ja, dies ins grelle Licht zu setzen, indem ein Trachtstück, worin so viel Schwung liegt, als Vergleichungsmaßstab daneben gesetzt wird. Daß dieser Hut nicht ganz

gerad aufgesetzt werden darf, versteht sich; das lautet so mathematisch, daß es allen Anschein von Individualität erdrückt. Es gilt natürlich dasselbe vom Männerhute. Freilich aber auch nicht allzu schief; das sieht beim Weibe widerlich kokett, am Manne nach Affektation auf Handwerksburschenstufe aus. Sintemalen nun aber unterschiedliche Damen prosaisches Gesicht und Bewegung besitzen und sintemalen viele darunter so viel Blick haben, zu erkennen, wie laut ein sehr romantisches Trachtstück dies ausschwatzt, so wird der breite Damenhut sich zwar halten, aber sicherlich nie allgemein werden. Es erhellt ja ohnedies von selbst, daß er jugendlicher Art ist und alternde Züge nicht verjüngt, sondern durch Kraft des Kontrastes doppelt stark betont; daher auch unklüger nichts sein kann, als durch ihn das Alter verbergen zu wollen, und in dem Namen: letzter Versuch, der Akzent entschieden auf „letzter" zu legen ist. Endlich ist er unbequem, weil man hinten überall damit anstößt und schreckliche Kämpfe mit dem Wind zu bestehen hat, während freilich jenes Deckelchen, das bisher Hut hieß, auf andere Weise unbequem ist: es hindert am Hören, weil die Seiten über das Ohr herablaufen, kein kleines Übel für das Geschlecht, dessen reizendes Amt so viel mit Flüstern zu tun hat. Immerhin wird es wohl im Ganzen und Großen bei dieser alten Form sein Verbleiben haben, und wir urteilen mild darüber, weil dabei die Grundform in ihrer Ärmlichkeit fast gleichgültig hinter dem Aufputz mit Blumen, Bändern, allerlei Geflitter und Geflatter zurücktritt, worin doch dem individuellen Geschmack ein weiter Spielraum gegeben ist, Hübsches (wir sagen nicht: Schönes; Schönen steht dieser Hut schlecht) zu heben, Häßliches zu dämpfen, Gesichtsfarbe zu mildern, zu erhöhen usw. Mit etwas aufgebogener Krempe, mit Federn aufgeputzt ist jene neue, kühnere Form Amazonenhut getauft worden, und so haben wir sie oben mit dem Männischen der Krinoline in Verbindung gebracht. Die Verbindung ist aber nicht notwendig; Amozonenhut ist mehr noch, als die andern Formen derselben Art von Kopfbedeckung, ritterlich, lustig, phantasievoll, aber darum nicht toll, wütig, schreiend, wetternd wie die Krinoline: jener wird (obwohl nicht herrschend) sich erhalten, diese verschwinden. Nicht ebenso tolerant sind wir gegen jene Art Halbschleier, jenen kurzen Spitzenvorhang bis auf die Mitte der Nase, der sich mit dem romantischen Ding verbunden hat. Nicht leicht gibt es etwas Koketteres, mehr Herausforderndes. Möchtest das Gesicht

sehen? so spricht dies Vorhängchen: wagst du es, dich recht nah herzudrängen, zu bücken und drunter hinaufzuschauen? — Just so keck, wie die Krinoline, dazu just so unschön und, so sollte man meinen, unleidlich für ein Weib, das seine Augen nicht mißhandeln will, denn das baumelnde Gitter muß ja beständig zum Schielen reizen*).

So sind wir denn noch einmal pedantisch ernsthaft geworden, und weil der Rückfall doch nicht zu leugnen ist, so vermehren wir unsere Sünde noch durch eine Predigt gegen eine neue Entstellung der natürlichen Taille, welche sich seit einiger Zeit einzudrängen droht. Jenes Halbkleid nämlich, das man jetzt wieder trägt, der weibliche Ober- oder Doppelrock, double jupe, hat die Taille meist höher als die Natur, stopft unter diesem künstlich überhöhten Einschnitt die Hüften so stark aus, als die Krinoline es erfordert, und bringt hiedurch das Bild einer überquellenden, unnatürlich fetten, daher die Gürtung hinaufdrückenden Hüfte hervor. O, nur das nicht! das ist ärger noch als die Krinoline! An Weib und Mann erscheint das Mißverhältnis zu kurzen Rumpfes widerwärtiger als das entgegengesetzte, am Weib aber, wenn die übertriebene Aufbauschung der Hüftgegend hinzukommt, geradezu ekelhaft. Und es ist schade, denn dieser kürzere Oberrock kleidet an sich recht hübsch und romantisch; er verbindet sich mit sehr weiten, offen herabhängenden Ärmeln, was zur Frauentracht sehr gut steht, und gehört so ohne Frage zu den mancherlei recht geschmackvollen Stücken, welche gegenwärtig neben der häßlichen Krinoline wie Knospen hervordringen.

Zum Schlusse versichern wir noch einmal, wie wir bei all unserem Schelten sehr wohl wissen, daß wir es nicht mit Blinden, sondern mit Sehenden zu tun haben. Unser Zutrauen zu der Kraft des Bewußtseins im Menschengeschlecht ist so groß, daß wir ernstlich glauben, es seien derjenigen, welche verrückte und abgeschmackte Formen der Klei-

*) Auch die Damenmode hat seither das ganz aufgekrempte barettartige Hütchen aufgenommen, das oben in einer Anmerkung erwähnt ist; es wird mit Federn aufgeputzt und gewöhnlich mit einer Haartracht zusammengestellt, welche die Locken in ein schwarzes oder buntes, mit Perlen, Gold, Silber verziertes Netz sammelt. Das macht sich denn ganz ritterlich, pagenartig, wird aber gewiß nicht allgemein werden, weil es der Prosa der Zeit gegenüber noch spezifischer auffällt als der breite Damenhut, ja fast wie Maskierung aussieht.

bung ohne Ironie tragen, nur sehr wenige. Und indem wir den freien Unfreien, den Leuten, welche die Tollheit mitmachen und zugleich darüber lächeln, ins Auge blicken, meinen wir in ihren Blicken eine kleine Nebenfrage zu lesen, so einen kleinen Kitzel von Neugierde, so ein bißchen Persönliches. Was tun, so lautet diese prickelnde Frage, was tun? Die Mode herrscht einmal diktatorisch; wer sich ihr entgegenstemmt, wird lächerlich. Du nun, höchst vernünftiger Schreiber dieser Gedanken, unbekannter Freund oder Feind, wir möchten doch wissen, was du tust? — Mit einem Seufzer bekennt euch der Unbekannte: er hat diesmal — nicht mitgetan. Aber weit entfernt, im Tugendstolz auf seine Mitchristen herabzusehen, die der Strom fortgezogen, gesteht er ihnen noch eine besondere, fast unüberwindliche Schwierigkeit, welche sich solcher finstern Negation entgegenstemmt. Sie liegt im Schneider.

Ist eine Mode abgetan, so verliert der Schneider in kurzer Zeit Sinn, Organ, Auffassung, Griff und Schick für ihre Formen. Schneider sind ungeheuer positive Bürger im Staate der Mode; bezeuge mir es jener ernste Berliner Meister, dem ein Kunde einen kühn konzipierten Frack zeigte, den er von einem revolutionären Künstler in Paris mitgebracht. Er umwandelt ihn mit prüfendem Auge und ruft dann aus: „Der Frack ist gut, aber zu subjektiv gedacht!" — Aber nicht nur dies; wagt es ein Kleiderkünstler, der Mode zu opponieren, geht er mit hoher Selbstüberwindung daran, ein Bauwerk nach dem vergangenen Stil zu entwerfen, so glauben ihm seine Bauleute, die Gesellen, nicht, daß dies ein Willensakt sein könne; sie meinen, er sei gesunken, er sei gestürzt in die Tiefe, wo die obskuren Winkelschneider in grauen Schatten wohnen, sie verachten, verhöhnen ihn, treiben es bis zur Rebellion, drohen ihn zu verlassen. O, mühsam hat Schreiber dieses einen Mann gefunden, der die doppelte Kraft besaß, beim Aufbau eines Rockes nach dem Schnitte der vierziger Jahre sich selbst und dies furchtbare Element zu besiegen. Er siegte. Edler! Stünde es in meiner Macht, dir würde ein Monument gesetzt. Der Gedanke hat mich beschäftigt. Zuerst flüsterte mir die Eitelkeit ein: eine Gruppe, er und ich, Ein Lorbeerkranz, den wir beide halten. Ich habe ihn weggeworfen, diesen Gedanken, nicht nur wegen seiner Eitelkeit, nein, auch weil ich ihn künstlerisch nicht zu entwickeln vermochte. Die Erinnerung an die Goethe- und Schillergruppe ließ sich nicht abweisen.

Welcher von beiden sollte hier den Kranz halten, welcher danach greifen? Und sieht das Greifen nicht mehr oder minder immer doch wie ein gelindes Rapsen aus? Die Idee aber, einen großen Kranz zu konstruieren, der uns beiden die Köpfe umspannte, führte wiederum auf Unkommlichkeiten, und so leitete Ästhetik und Moral mit gleicher Macht auf eine einzelne Statue. Du stehst kühn, im Selbstgefühle des moralischen Sieges etwas wild emporschauend, in der einen Hand mit geistreichem Schwung die Schere zum Schnitt bewegend, in der andern das Tuch zum Rocke haltend. — Erz. — Du selbst, um deine Person für sich gegen die große Frage indifferent zu halten, im Frack. Große neue Idee: die Schöße in Scharnieren beweglich, so daß der Wind eine graziöse Bewegung in die Gestalt bringt; das bewegliche, versatile Element im Schneidercharakter kommt dadurch zu seinem Recht im Gegensatz gegen den strengen, unerbittlich willensfesten Ausdruck der Züge. Zu den Füßen des Helden bezwungene, in machtlosem Trotz murrende, gefesselte Schneidergesellen. Auf drei Seiten des Postaments Reliefs, das eine den Rock der vierziger Jahre darstellend, am Leibe von Jünglingen, die begeistert die Nachricht der Revolution von 1848 vernehmen; das andere den Sturz dieser Mode durch eine Barrikadenszene von 1849; das dritte eine Gruppe blasierter Stutzer im spöttlichen neuesten Habit, auf einem Korso stolzierend, lorgnettierend; auf der vierten Seite aber, der Vorderseite, müßten die Worte des Dichters prangen:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Schneider von den Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und sagen: das ist er, das ist sein eigen!

(Morgenblatt, 1859, Nr. 5 und 6; Kritische Gänge, N. F., Stuttgart, Cotta, 1861, Bd. I, H. 3.)

Mode und Zynismus.

Beiträge zur Kenntnis unserer Kulturformen und Sittenbegriffe.

Wieder einmal über die Mode.

Wer über die Mode schreibt, kommt aus dem Widerspruch entgegengesetzter Stimmungen nicht heraus. Die eine ist klar, stolz, ja ziemlich erhaben. Von ihr geschwellt, hatten wir folgenden Anfang niedergeschrieben.

„Töricht, auf Besserung der Toren zu harren“: so töricht waren wir schon damals nicht, als wir „Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode*)“ vorbrachten, es war vor neunzehn Jahren; der Titel war Nachahmung zum Spaß, und der Ernst hinter dem Spaß sollte unter Anderem bedeuten, man traue sich so viel Vernunft zu, einzusehen, daß man die Leute nicht vernünftig machen kann. In der Tat, wer über die Mode schreibt, wäre ein Narr, wenn er meinte, auch nur das Geringste zur Heilung ihrer Verrücktheit beitragen zu können. Warum aber doch schreiben? Zu welchem Zweck? Nun, das Wörtchen Zweck möchte ich bitten lieber ganz beiseite zu lassen. Es muß ja nicht alles einen Zweck haben. Aber freilich, einen Grund hat alles und verstehe ich recht, so ist hier der Grund der: wir müssen schreiben für spätere Generationen, vor deren heller gewordenem Auge unsere jetzige Mode als unbegreifliches Zerrbild auf der Fläche der Vergangenheit liegen wird und denen wir als blinde, der Selbsterkenntnis bare Wesen erscheinen müssen; zu ihnen soll Kunde gelangen, daß die Wir doch nicht alle waren, daß nicht sie erst sehen, sondern daß es jederzeit Einige gibt, welche sehen, welche nicht dumpf in der Schafherde dem Leithammel Modeton folgen; kurz, wenn sich die Zukunft bewußter vorkommt als unsere dann Vergangenheit gewordene Gegenwart, so soll sie doch merken, daß es immer Bewußtsein gegeben hat. Die Klagen, die Predigten, der Spott auf Modenunsinn und Hoffahrt sind so alt als die Bildung. Neben dem Kameel mit dem Affen auf dem Höcker, genannt Mode, ist, so lang es durch die Welt trabt, auch die Satire hergetrabt, bald als Hanswurst in bunter Jacke, bald als Bußprediger in schwarzem Rock und Mantel; es wäre nur langweilig,

*) Morgenblatt 1859. Wieder abgedruckt Krit. Gänge, Neue Folge, Bd. 1, 1861. — (S. hier oben S. 340—365.)

die Reihen der Strafredner, Spötter und Lacher durch die Jahrhunderte zu verfolgen; sollten wir denen, die nur von Juvenal und Martial wissen, eine Vorlesung halten über die Kostüm- und Sittensatiriker des achtzehnten, siebzehnten, sechzehnten, fünfzehnten, insbesondere des vierzehnten Säkulums, um dessen Mitte der Narrentanz des Weibes Mode in ganz Europa zum erstenmal seit dem Untergang des klassischen Altertums so recht losgieng, sollten wir aus dem siebzehnten etwa Moscheroschs Kapitel Alamode-Kehraus abdrucken oder daraus wenigstens die vielen, enggedruckten Seiten über Hüte, Bärte und Latze, sollten wir dann zurück zu den Griechen wandern und weiter in den Orient bis zu Jesaias? Fällt uns nicht ein; warum sollten wir durch Wisserei verraten, daß unser Wissen Stückwerk ist? Stein und Bein kann man darauf schwören, daß schon die Ägypter, die Assyrer, die Perser, die Indier in Olims Zeiten ihren Juvenal oder Rabelais gehabt haben, aber wer weiß ihre Namen? — Ein großer Teil dieser Bewußteren hat gemeint, bessern zu können, und diese Meinung bedingt allerdings einen Abzug von der Ehre ihrer Bewußtheit, der Helle ihres Auges, aber genug, sie sahen doch, und so stehen sie über dem blinden Rudel der Mehrheit; sie stehen, sage ich, nicht: sie standen, denn die kleine Minderheit der Sehenden ist nur e i n e Kette, die durch die Weltalter läuft, obwohl wir lang nicht alle ihre Gelenke kennen, diese Wachen bieten sich die Hand über die Kluft der Jahrhunderte; wo sie nicht sichtbar sind, dürfen wir, wie gesagt, sicher sein, daß sie da waren, und so ist dieses Bewußtsein, das sich aus der schweren, die blinde Menge umfangenden Dämmerung hebt, immer gleiche Gegenwart dem menschlichen Geschlecht. Und billig muß man doch auch sein gegen den Wahn, es sei den Narren zu helfen, gegen den Eifer, dreinzuschlagen, damit es besser werde. Man darf es auch nicht vergessen, daß die Kleidermode — und in dieser Beschränkung nimmt unsere Aufschrift das Wort — von der Sittenmode sich nicht völlig trennen läßt, und man wird es nicht mit Martial, der freilich nur lacht, gegen Juvenal halten, der beißt. Zudem kommt es auf den Grad der Geduldprobe an. Die nachdenklicheren Menschen haben für gewöhnlich Anderes und Besseres zu tun, als sich um das Werk des Schneiders, Schusters und Hutmachers zu bekümmern, die Mode hat auch ihre zahmeren Zeiten, nur in den Epochen, wo sie toll wird, schauen die Freunde des Maßes auf und

erheben die Stimme, dann treibt sie es aber auch gewöhnlich bunt, so bunt, daß es kaum zum Aushalten ist und daher kein Wunder, daß auch der Klare in die Täuschung verfällt, sein Wort müsse doch etwas fruchten. Der Hoffnung kann sich ja Niemand entziehen, der Drang, die bessere Zukunft herbeizuführen, liegt aber so hart neben der Hoffnung, daß man beide kaum unterscheiden kann.

So weit hatte ich geschrieben, und ganz gemütlich weiter schreibend, war ich im Begriff zu gestehen, daß ich mich selbst eben gar nicht immer gleicher philosophischer Ruhe rühmen dürfe. Ich merkte nicht, daß ich damit nicht in eine bloße Abschwächung meines stolzen Anfangs, sondern in einen vollen Widerspruch hineingelangte. Das muß aber erkannt, das muß gesagt, es will betont sein, daß man diesen Widerspruch nicht vermeiden kann, denn es weist auf eine Schwierigkeit, die tief in der Sache selbst liegt. Unser Gang wird uns darauf führen. Und nach dieser Einschaltung fahre ich mit erleichtertem logischem Gewissen im alten Texte fort.

Schreiber dieses, den der Leser, weil er sich merklich zu den Klaren rechnet, bereits der Selbstgefälligkeit zeihen wird, zupft sich an der eigenen Nase. Sein lachender Seufzer von 1859 geht in ein Aufatmen der Hoffnung über, er vertraut, das Platzen der Krinoline werde der Aufgang eines vernünftigen Kleides sein; er kann nicht verbergen, daß er dazu beitragen will, diesen Naturprozeß zu beschleunigen, er predigt. Arme, wohlweise Hoffnung! Wie ist es gekommen! Gekommen just in der Heldenzeit unserer Nation! So geht es! Und trotz dieser Erfahrung muß auch diesmal gestanden werden, daß wir uns vor Rückfall aus Betrachtung in Bekehrungseifer keineswegs sicher fühlen, daß uns insbesondere noch ganz dunkel ist, wie der Schluß unseres unsichern Sermons ausfallen wird. Sei es drum!

Wie Rede und Schrift, so folgt auch die Kunst der Gugelfuhr der Mode auf dem Fuß, sie ist lustiger, freier von Bekehrungswahn und hüpft ihren spöttlichen Groteskanz sich und den Leuten einfach zum Vergnügen. Warum sollte sie auch eifrig sein, zu bessern? Woher sollten Fliegende Blätter, Kladderadatsch, Punsch, Caricature, Charivari, Spirito Foletto genug des Stoffes ziehen, wenn die Narrenkappen, die Gouchröcke nicht immer neu und dicht wüchsen wie Kartoffeln in einem guten Jahr? Doch auch diese heitere Person, die Kunst, spielt nicht immer gar so harmlos; sie kann schon recht ins Fleisch

schneiden, und wer aufmerksam zusieht, wird es schon ihren Linien anmerken, ob unter ihrem Lachen ein Grimm kocht oder nur ein behaglicher Kitzel. Auch sie kann ja nicht vergessen, daß die Dinge zusammenhängen, verlacht sie Kleider, so verlacht sie immer auch Sitten, und da wird sie bald fein, bald grob verfahren, wird bald einem lächelnden Erasmus, bald einem eifernden Hutten gleichen, je nach Gegenstand und Stimmung.

Fein oder grob: eine schwere Frage für den besonders, der mit dem Worte zeichnet. Bei der Kleidermode handelt es sich so vorherrschend um die weibliche, daß die Hütchen, Röckchen, Schühlein selbst uns wie mit winkenden Fingerchen zu mahnen scheinen: sei fein! sei kein Lümmel! Eine Seele von Stein müßte man im Busen tragen, wenn man nicht den besten Vorsatz hätte, zu gehorchen, sich nach Kräften zierlicher Schreibart zu befleißigen. Aber was hilft das alles! Was nicht möglich ist, ist nicht möglich!

Und dieser Seufzer führt in mediam rem.

Wir hielten die Krinoline für das Symbol des zweiten Kaiserreichs in Frankreich, seiner aufgeblasenen Lüge, seiner windigen und protzigen Frechheit. Es stürzte, und uns fiel es zwar nicht ein, mit etlichen Biederfrauen von einer deutschen Tracht zu träumen, aber, wie bereits gestanden, wir hofften, es werde etwas kommen, eine Form, welche irgendwie ausdrücke, daß die Wahrheit über die Lüge gesiegt habe. Ja freilich, so etwas ist auch gekommen, aber es ist eine andere Wahrheit, als die wir meinten. Die Pariser Welt hatte just vor dem Sturze des Kaiserreichs noch Zeit, in der weiblichen Mode eine andere Seite ihrer Stimmung hervorzukehren, und die Republik war sich nicht zu gut, sie aufzunehmen und zu behalten, aber auch die Frauen und Töchter der deutschen Heldensieger beeilten sich samt ihren Schwestern in Europa, das expressive Sinnbild einer liederlichen Gesellschaft, das falsche Gegenteil des Reifrocks, anzulegen und wie ein Heiligtum treu zu bewahren bis heute.

Das Kleid wird quer über den Leib geschnitten und spannt über — da haben wir's gleich! Wie wäre das zierlich auszudrücken? Sollen wir sagen: über die gewölbte Plastik des Mittelkörpers? oder: über die gewisse Gegend, wohinter sich die Verdauungsstätte befindet? Wäre das nicht viel zynischer, als wenn wir ehrlich schreiben: über den Bauch? So steht's mit dem guten Vorsatz, fein, elegant und

graziös vorzugehen! Es wird dienlich sein, wenn wir ohne Verzug nachfragen, wie es bei einem solchen Schnitt den nicht Jungen, nicht Schlanken ergeht. Man sollte meinen, eine Mode müßte so beschaffen sein, daß auch diese sich noch darin sehen lassen können. Wie ist das möglich bei einem Schnitte, der den Bauch heraustreibt! Der castigatus venter der Jugend: da geht's noch an, läßt sich's zur Not hinnehmen. Aber die Formen der Reife, der Überreife, der Fettigkeit — nun, ich frage, wer sieht es nicht hundertmal des Tages mit Ekel, wenn so ein vorgewölbter tuchüberspannter Bauch vor ihm aufschwillt! Man hätte erwartet, daß sie mit Schwert, Spieß, Ofengabel auszögen gegen den Verräterschnitt, alle diese Verratenen! Aber Gott behüte! Die Alten pfeifen wie die Jungen singen, und ganz zufrieden und glücklich trägt die gedunsene Vettel ihre Trommel vor sich her über Straße, Zimmer und Parkett des Salon. Es ist keine Schande, dick zu sein; wir sind keine Spartaner mehr, die einen dick gewordenen Mitbürger verbannten, aber wenn eine Dame diesen Umstand so akzentuiert, wie es durch den jetzigen Kleidschnitt geschieht, darf sie sich über das derbe Wort nicht beschweren.

Es ist aus der Statistik der Prostitution bekannt, daß die verlorene Dirne einen Stolz darin sucht, von der Natur noch der Mutterschaft gewürdigt zu werden, ein Wunsch, womit nicht im Widerspruch steht, daß ihr die Beschwerlichkeit und das Entstellende in dieser Ehre nicht willkommen ist. Sie ergreift daher gern den Mittelweg, zu scheinen; sie legt auf pour deux mois, pour trois mois, nur natürlich nicht weiter. Das Spannen des Kleides über den Bauch erspart aber etwa das pour deux mois.

Es erhellt mit unerbittlicher Logik, daß diese Mode — und es hilft nichts, wir müssen deutsch reden — eine Hurenmode ist.

Weiter! Spannt das Kleid über den Bauch, so wird Hüfte, Schenkel und Schwellung gegen hinten in den Umrissen natürlich ganz anders aufgezeigt, als wenn ein Kleid in fließenden Falten fällt. Wir sind, versteht sich, nicht so absurd, zu verlangen, das Weib solle in ihrer Kleidung die schönen Linien verbergen, die schließlich mit seiner Geschlechtsbestimmung zusammenhängen; nicht so absurd, der Formenfreude zu zürnen, weil sie sich vom Reize nicht ganz trennen läßt; aber es sind Grenzen, und hier sind sie zugunsten des groben Reizes überschritten. — Die Spannung bringt beim Sitzen zugleich

gewisse Buchten mit sich, Schattenzüge in der Leistengegend auf beiden Seiten und nach der Schrittstelle hin konvergierend — genug, genug — es ist so, daß der Anblick selbst einem Manne von nichts weniger als mädchenhaften Gesichtshautkapillargefäßen eine Schamröte für das Weib austreiben kann, das so vor ihm dasitzen mag, daß er sein ganzes Gehirn vergeblich anstrengt, sich einen Begriff zu bilden, wie in aller Welt es möglich sei, sich so in Kleidern nackt vor das andere Geschlecht hinzupflanzen. Leicht lesen wir die entrüstete oder boshafte Gegenrede, die bei einem so starken Wort auf mancher Lippe schweben wird: „Dem Reinen ist alles rein; ein sittsames Weib sieht und weiß das nicht, — es ist dein Blick, der das hineinträgt." Wir werden die Antwort darauf nicht schuldig bleiben. Wir kennen das, wir wissen, wie sich die liebe Unschuld im Mitmachen unsauberer „Nouveautés" verhält, und können uns vorerst nur nicht unterbrechen lassen in Verfolgung des saubern Textes.

Besagte Expression ist auch durch die Behandlung einer anderweitigen Partie des Kleides gegeben. Das weibliche Knie ist etwas eingezogen; dies ist durch die Breite der Hüfte bedingt und die Breite der Hüfte durch die Geschlechtsbestimmung; daher gehört diese Einziehung zu den Intimitäten des Körpers, die ein gleichmäßig fallendes Gewand schamhaft verbirgt. Die jetzige Mode hebt sie im Gegenteil hervor, denn nachdem sie dem Kleid ein Stück weit unterhalb der Hüfte wieder so viel Luft gegeben hat, als zur Hebung des Oberbeins absolut unentbehrlich ist, verengt sie es um die Knie. Von da aus geht denn notwendig ein ausdrucksvoller Faltenzug aufwärts nach hinten zu und vermehrt kräftig die Hebung des Profils der ganzen Gegend, die sich nach dem Sitzmuskel hin erstreckt. Und so haben wir wohl genug beisammen, um das Wort zu rechtfertigen: in Kleidern nackt. Empören wir damit eine Unschuld, so wäre sie vorläufig zu fragen, ob ihr unbekannt ist, daß weltfeine Damen jetzt statt des dichteren Unterrocks hirschlederne Hosen tragen, um alle Formen vom Gürtel bis zum Knie recht rein plastisch heraus und hinein zu modellieren. Es ist gleichgültig, ob wir das Leibchen noch hinzunehmen, wie man es bei großer Toilette öfters sieht oder wenigstens vor kurzem noch gesehen hat, Panzerleibchen genannt, wenn wir nicht irren, — ein Ding, so pure und glattweg anliegend, daß man die Insassin schlechthin im Korsett vor sich zu haben meint.

Also in Kleidern nackt. Warum nicht lieber ganz nackt? Nun, die Antwort ist nicht schwer: jenes ist pikanter, dies wäre unschuldiger. Es ist dagewesen, wir wissen es ja. Der Klassizismus der ersten Revolution, fortgesetzt ins erste Kaiserreich, hat das Kleid ebenso über die Hüfte gespannt, was damals auch mit der hohen Gürtung zusammenhieng. Man kann in diesem Vergleich zugunsten unseres Tagesgeschmacks anführen, daß wir die Kleider nicht so frech ausschneiden, wie es damals geschah. Wir kommen darauf zurück, für jetzt handelt es sich um den weit keckeren Naturalismus taghellen Zeichnung und Heraushebung der Gegend vom Gürtel ab zu den Knien. Was soll aber die Berufung? Jener Zeit dient immerhin zu einem Grad von Entschuldigung, daß sie ganz naiv meinte, die genannte Form sei antik. Die Mutter der Gracchen, die Porcia, die Octavia ist ja so gegangen, wie nachahmenswert! Unsere archäologisch bewanderte Zeit weiß das besser, sie greift nach dem pikant Reizenden um seiner selbst willen. Und übrigens ist Berufung auf frühere Unform überhaupt keine Ausrede. Jene ist durch die Zeit überwunden, verurteilt; das längst Gerichtete wieder aufnehmen ist etwas Anderes als blind dem Gericht in die Hände laufen, Rückfall schlimmer als Lasters Anfang. Und wollen Sie, meine ungnädige Schöne, eine Wette eingehen, wenn ich behaupte: kämen heut wieder die Aspasien der ersten Revolution und ihres Vorabends, schnitten das Kleid auf einer Seite von unten bis ans Knie auf, trügen Sandalen und keinen Trikot, man tät's ihnen eben auch nach!? Top!

Offener Busen und Rücken ist allerdings jetzt in den Ballsaal und die Festabendräume verwiesen, hat sich da immer behauptet und wird sich leider wohl immer behaupten. Darum hier ein Wort über die eigentliche Entblößung. Noch einmal verwahren wir uns: nur ein Mucker kann zeternd eifern, die schönen Formen der weiblichen Gestalt seien geschaffen, um von niemand gesehen zu werden. Das Weib darf sich freuen, durch den vergönnten Anblick des Naturkunstwerks ihrer Gestalt zu beglücken. Aber wen? Jedermann? Auf einem Ball und auch im Festsaal der ausgewähltesten Gesellschaft ist der Jedermann, den ich hier meine, sie sind da, die jungen und älteren Herren, die nicht mit reinem Bildhauerauge, sondern mit innerem (und im Hintergrund auch mit äußerem) Bocksgemecker Ihre enthüllten Reize sehen, meine holde Sylphide! Und wären auch alle Tänzer und

Salongäste idealgestimmte Skopas und Praxiteles, mögen Sie denn so vielen Bildhauern Modell stehen? Doch Sie werden so unerfahren nicht sein, nicht zu wissen, wie unsere liebe männliche Jugend jetzt im Café chantant sich bildet. Sie hängen aus wie den Wecken auf dem Laden das, womit Sie doch billig nur den einen beglücken sollten, der Sie liebt und den Sie lieben; sind Sie so unschuldig, daß Ihr künftiger Bräutigam Sie nicht dauert, wenn er in der Brautnacht denken muß: o, ein gut Stück davon hat mancher Ladenschwengel und vornehme Schwenkfelder auch schon gesehen und hat nachher ohne Zweifel bei einer Nymphe aus jenen Regionen davon erzählt und gespaßt.

Während wir dies schreiben, gelangt aus der großen Welt in unsere Einsiedlerzelle eine Kunde stark fleischlichen Inhalts. Ein junger Mann, noch in tanzlustigen Jahren, doch schon gesetzterer Apoll, der diesen Winter in zwei größeren Städten Deutschlands Bälle der gewähltesten Gesellschaft besucht hat, tut uns zu wissen, daß heuer die Ballkronleuchter auf das denkbar Äußerste von Entblößung herunterleuchten, ja daß man — ich frage noch einmal, ob es für das Schamlose ein schamhaftes Wort gibt? — daß man bei den Damen das Haar unter den Achseln gesehen habe; es gelte für Pflicht, so zu erscheinen, weil es vornehm sei, und für sehr bürgerlich, ein Ärgernis daran zu nehmen. Aber kein Glanz und kein Adel macht das Gemeine vornehm, und da eine vermeintliche Vorschrift des feinsten Tones zur Folge hat, daß auch das verblühte und überreife Weib seine Reize (?) bloßlegt, so wird das Gemeine zum Ekelhaften, ja zum Schweinischen. Das gehört in den Schmutzwinkel der feilen Schande, nicht in ein Haus der Ehre.

Dies als kurze, nur also ganz bürgerliche Episode; ein Wörtchen jetzt von dem Aufputzsystem. Die Einziehung des Kleides am Knie wird zur schritthemmenden Fessel erst so recht durch die Zugabe der tunique nebst dem Geschlepp verschiedentlicher Besätze mit allerhand Namen: Fransen, Volants, Plissees und weiß der Himmel, was alles. Ein kürzeres Überkleid wäre ja an sich ganz hübsch und möchte die schöne Trägerin mehr oder minder zur „Diana“ vergöttlichen, nur vorausgesetzt, daß es fallende Faltenlinien des Hauptkleids nicht zu stark durch eine Querlinie bräche, sondern gefällig mit ihnen fiele. Davon geschieht ja aber nach dem jetzigen Prinzip das Gegenteil,

dieser Halbrock läuft, die Einengung vermehrend, schmal über dem Knie hinüber und dann seitlich zur Hüfte hinauf, und so hat denn, die genannten Verzierungsanhängsel dazu genommen, das Knie ein hübsches Stück Arbeit, vorwärts zu dringen. Man muß die Kraft bewundern, womit die zarten Gestalten, mit diesem vielen Ornament umhängt, von all dem Gebimbel und Gezottel umschlenkert sich fortbewegen. „Sie scheint mit geschlossenen Füßen zu gehen“ — armes Gretchen! Marschieren heißt hier in Knieschellen sich fortschieben, heißt sich durch ein Gestrüpp hindurcharbeiten, das man nicht im Wege findet, sondern mitbringt. O Rhythmus, o Musik eines schönen Ganges, wie willst du aufkommen gegen all den Salat! Während wir schreiben, scheint die Mode sich darin etwas bekehren zu wollen; allein noch immer will sie sich nicht zum Einfachsten, Besten entschließen, zum Prinzip der einfach fallenden Falten; sie tut es nicht anders, allerhand Gewurl muß diesem natürlichsten Gesetze in den Weg gedrückt werden. Will denn das Weib nicht einsehen, daß es das einfach lange Kleid ist, was ihrer Erscheinung das Ideale gibt, allein schon dadurch, daß es die Höhe des Wuchses vergrößert!

Drehen wir die Figur, so finden wir zu unserem Troste, daß der wie vom Wind aufgewirbelte Bausch jetzt verschwunden ist, der noch vor kurzem einen Teil auszeichnete, den man nicht nennen soll und dessen ästhetischer Wert doch dem zarten Geschlechte sehr bewußt ist. Wir stimmen diesem Bewußtsein gerne zu und beharren mutig auf dem längst hingestellten Satze: keinen oder einen schlechten Hintern haben ist immer ein ästhetisches Unglück. Nur ganz begreiflich, daß daher ein Bestreben durch die Jahrhunderte geht, diesen Teil zu heben. Aber wie hat man's nun getrieben! So mit Fingern auf jene Stelle weisen, das geht denn doch über den Spaß. Die Natur, ja die erlaubt sich mitunter, dort ein Ornament anzubringen, daß man so recht hinsehen muß; sie setzt einigen Vierfüßlern und vielen Vögeln einen Prachtschwanz an, sie färbt einigen Affen zwei betreffende nackte Flächen schön zinnoberrot oder himmelblau, sie dreht dem Pinscher zwei niedliche gelbe Wirbelchen hin in Quittenform, aber Donnerwetter! muß ihr denn der Mensch, muß ihr gerade das Weib solche Witze nachmachen? Einmal habe ich Unglaubliches gesehen, und zwar an einem bildschönen Weib und in höllisch noblem Salon (ich mag gar nicht sagen, wie nobel, man könnte sonst meinen, ich wolle dick

tun): da saß mitten in diesem Gebausch ein zierliches Röschen just auf — nun, ich frage, ob es ein schickliches Wort gibt, um fortzufahren! Ich frage, ob ein Mensch die Ideenassoziation in sich unterdrücken kann, die — unter Anderem auch von den Gesetzen der Nachbarschaft und des Kontrastes geleitet wird, — ei pfui Teufel!

So schnell scheint übrigens die eintretende Besinnung von diesem Vor- oder eigentlich Hinterposten nicht lassen zu wollen. Noch immer hat dortherum der anzügliche, fürwitzige, wundersitzige Kobold Mode etwas zu nesteln und zu besteln, kann wie eigensinnige Kinder die Finger nicht davon lassen, will nicht begreifen, daß man d o r t lieber nichts tut, als nicht höchst taktvoll und behutsam. Meist wird jetzt ein herabhängender Luftbeutel, Luftsack angebracht, sogar ein doppelter, — säuberlich, aber nicht sehr appetitlich, obwohl nur dekorativ.

Daß hier keine Kapuzinade geschrieben wird, soll nun durch die Liberalität bekräftigt werden, womit wir die Schleppe behandeln, soweit ein vernünftiger Gebrauch von ihr gemacht wird. Sie ist wirklich antik, ist festlich, sie hat Stil, und das sichert ihr ein Recht auf Dasein trotz der Beschwerlichkeit für die Trägerin und ihre Umgebung. Aber sie gehört nicht auf die Straße, weil sie hier durch Staubaufwirbeln und Kotmitschleppen ihre Würde in Gemeinheit, ihre Pracht zum Aufwischlumpen verkehrt, sie soll sich für gewöhnlich auch nicht in Hausgesellschaft blähen, weil man da nicht vornehm tun soll auf Kosten der Behaglichkeit, sie gehört zur Repräsentation im Festsaal, sie ist feierliche Ausnahmeform.

Um eine Art Schleppe zu tragen, doch zugleich diesen Mißstand zu meiden, griff man vor einiger Zeit zu einer sonderbaren Auskunft, einer Form, die wir Schleppe-Rudiment nennen wollen. Es ist ein Konvolut von Falten, das nicht ganz bis auf den Boden reicht und beim Gehen eine merkwürdige Rolle spielt: die linke Ferse schleudert diesen Faltenbüschel nach rechts, die rechte nach links: ein Gebaumel von widerlich lächerlichem Effekt. So ist zu sagen, denn es gibt auch ein Lachen mit Ärger, mit Widerwillen. An der Erscheinung des Weibes macht ein kurioses, spöttliches Anhängsel einen ganz anderen Eindruck als an der des Mannes. Sieht diesem etwa die Rockschleife hinten über den Kragen heraus oder ein Lappen des Hosengurts zum Rock, ein Unterhosenbändel zu den Hosen, oder haben ihm mutwillige Buben einen Papierzopf angeheftet: man lacht eben einfach. Beim

Weib aber sind wir auf Wohlgefälligkeit, auf Anmut gefaßt, unser Gefühl weiß Plattkomisches mit dem Ganzen seiner Gestalt nicht zu reimen, eine Empfindung lästiger, peinlicher Art muß sich erzeugen, wenn diese Verbindung des Widersprechenden eintritt, also lachen mit saurem Gesicht muß man zu diesem Geschlenker, wenn man hinter einer Dame hergeht. Doch neuerdings ist gleichzeitig auch die wirkliche Schleppe wieder mehr aufgekommen, wird nun aber, um den Übelstand des Straßenfegens zu vermeiden, mit Hilfe eines Hakens und einer Schnur im Gehen gehalten und getragen. Also eine Zierde, von der das Weib in all den Stunden, wo es auf der Straße sich bewegt, nicht die Zierde, wohl aber die Last genießt! Es wird wohl auch noch Mode werden, ein Stück Kleid auf einem Kinderwägelchen hinter sich herzuführen! Wohl, wenn das heute von Paris diktiert wird, es findet sicher dienstwillig gehorsamste Nachahmung. Vielleicht kommt dann auch auf, daß der Mann, während er in Schuhen geht, ein paar Kanonenstiefel in der Hand mit sich herumträgt; wäre auch nett und würde beim biederen Deutschen, wenn der lustige Franzos es vorschriebe, nicht minder Nachfolge finden.

Es sei vergönnt, jetzt nach den Füßchen zu sehen. Das Stöckel hat sich erhalten, seit wir zum letztenmal kritisch gefrevelt haben. Verständlich: der hohe Absatz verstärkt eine Linie, die unzweifelhaft schön ist. Häufiger als beim männlichen findet man beim weiblichen Fuß den schwungvoll gehobenen, also hohl stehenden Rist (süddeutsch: Reien). Diese Wölbung weist auf elastischen Gang, auf Anlage zu rhythmischer Bewegung, zu schwebendem Tanz. Das häßliche Gegenteil ist Plattfuß. Aber ist es denn nicht besser, wenn die organische Wohlbildung sich geltend macht ohne die lügnerische, übertreibende Nachhilfe mit all ihren Beschwerden und Gefährden? Wir müßten durch Wiederholung ermüden, wenn wir diesmal wieder darauf eingehen sollten; es sei daher zum längst Gesagten nur gefügt: längeres Tragen von Stöckelschuhen macht Affenbeine. Wir sind bereit, dies mechanisch, statisch, anatomisch, physiologisch des Näheren zu erhärten, falls nicht der korrekte Schluß von selbst einleuchtet: der starke Absatz stellt die Ferse höher als den Vorderfuß, stellt also das Schienbein schief und nötigt so das Kniegelenk, mit dem Oberschenkel einen stumpfen Winkel zu bilden, und mit der Zeit wird diese Stellung zur bleibenden werden. So aber hängt das Affenknie vor, da es bei diesem

Tier eben nicht zum Menschen, nicht zum ganz aufrechten Stand und Gang gereicht hat.

Springen wir nun kühnen Auges von der Basis zum Gipfel! Es wird auch hier etwas besser, der Haarturm, im Hauptstück bestehend aus dem Ungeziefernest, Chignon genannt, scheint schwinden zu wollen. Sich höher zu machen, als man gewachsen, ist in Mann und Weib ein natürlicher Trieb. Was stecken die Wilden alles auf den Kopf! Man kennt auch die Mitren des Orients, Bischofs- und Papstmützen, die spitzhohen Pelzkappen der heutigen Perser und die Grenadiermützen. Lotze im „Mikrokosmos" hat seine Anmerkungen darüber wie über das ganze Gebiet; er zeigt, wie der Mensch in solche Erweiterungen seiner Persönlichkeit sich wirklich, wesenhaft fortgesetzt glaubt, als seien sie ein Stück von ihm. Die weibliche Mode hat in verschiedenen Jahrhunderten durch hohe Frisur, hochragende gesteifte röhren- und radförmige Hauben von diesem psychischen Naturgesetze Akt genommen, man wolle nur in einem Trachtenbuch z. B. den sogenannten Hennin*) nachschlagen. Nun ist das aber denn doch ein gefährliches Spiel. Die Regierungsform der Mode ist bekanntlich die absolute. Ihre Ukasse nach der Individualität modifizieren ist keine leichte Sache und setzt drei Dinge voraus: Erstens Willen; was das heißen soll, kann man sich ungefähr denken, näheres Eingehen verschieben wir auf eine andere Stelle. Zweitens Bewußtsein der Individualität, d. h. ein Wissen von der eigenen Gestalt wie sie eigentlich ist, und solches Wissen ist bei der unendlichen Mehrheit auf das Allergröbste beschränkt, die Meisten kennen ja nur die abstrakten Kategorien: groß, klein, dick, schlank und so viel als Null von den Proportionen im Einzelnen. Drittens Geschmack; es versteht sich, daß er das Zweite in sich begreift oder voraussetzt, aber er enthält mehr als diese Selbstkenntnis, er entscheidet, was nun geschehen soll, die Bekleidungsformen mit der Form, welche die Natur dem Individuum gegeben, in Einklang zu bringen. Er ist ein höchst schwieriger Begriff, und wir müssen darauf zurückkommen; vorerst mag ein und das andere Bild diesem mühsamen Geschäfte vorarbeiten. Man konnte in der soeben verschwindenden Blütezeit der Kopfauftürmung einer dünnen Person mit langem dürrem Hals und sehr kleinem Kopfe be-

*) Schief nach hinten fast ellenhoch aufragender zuckerhutartiger Kopfputz des 14. und 15. Jahrhunderts. Rest davon noch in der Normandie.

gegnen, einem Wesen, dem alle Geister des Wohlverhältnisses zurufen mußten: setze doch oben etwas in der Breite zu, damit der besenreisartigen Vertikularen und ihrem tüpfeligen Schluß, dem armen Pünktchen Kopf eine Gegenwirkung geschaffen werde! Fällt ihr nicht ein! So treibt die dünne Senkrechte höher und höher, dem Pünktchen Kopf wird ein Haarobelisk aufgeklebt, hoch auf diesem sitzt wieder ein Pünktchen, das mikroskopische Hütchen, und so geht denn ein langes i unten am Schaft mit etwas Arabesken, in den Straßen um. Oder dort in der Kolonade läuft mir ein längst verblühtes Weib in Sicht, auch mit sehr langem Hals, der aber auf groben Schultern vorgestreckt ragt, einer schief ausgezogenen getrockneten Gansgurgel ähnlich, darauf sitzt ein Kopf mit langem spitzem Kinn, zurückgeworfen, das Hinterhaupt groß und lang, dies nun mit dem langen Hals einen stumpfen Winkel bildend, und auf dem Hinterkopf weit draußen über Gelock und allerhand Gesetz und Geklunker das spöttlich kleine Hütchen mit Federn, Blumen, Maschen, weiß der Henker was allem: ganz als trüge man auf langer schiefgehaltener Stange schief übergelegt irgendwelche Narrengabe für ein altstädtisches Handwerkerfest, etwa eine mit allerhand Kraut, Binsen, Grasbüscheln verzierte geräucherte Rindszunge oder Popanzfratze durch die Straßen. Was treibt der Mensch alles, um sein organisches Gebilde unter seine Menschenehre, nicht nur ins Tierische, sondern in die Region des Mechanischen, Vegetabilischen, humoristischer Artefakte hinabzudrücken!

Die eingetretene Wendung zum Bessern ist nicht so weit gediehen und wird wohl nicht so weit gedeihen, Einfälle zu unterdrücken, wie in der Haarbehandlung die „Simpelfransen". So nennt man bei uns den Kranz der kurz und meistens gerad abgeschnittenen Locken auf der Stirne. Eine allgemeinere Betrachtung, die sich allerdings ebensogut an irgendeine andere Marotte knüpfen ließe, mag an diese Häkchen oder Borsten gehängt werden.

Das Weib — will hier sagen, das Mädchen — ist in einer übeln Lage, das muß man billig bedenken. Sie will einen Mann, das ist doch wahrhaftig in Ordnung, ist Naturordnung und sittliche Ordnung. Werben darf sie nicht. Sie muß sich finden lassen. Ob einer, ob der Rechte sie findet, wer kann es wissen? Diese Ungewißheit, diese Abhängigkeit vom Zufall, der doch über ein ganzes Lebensschicksal entscheiden soll, trägt einen Zustand der Fraglichkeit, da er notwendig,

der Unruhe, der Aufregung ins weibliche Leben, vollends in den Jahren, wo es hohe Zeit ist. Allein auch im Lenz des Lebens — man muß doch etwas tun, um sich leichter finden zu lassen, muß doch dem dummen Zufall etwas nachhelfen. Ganz und gar nicht zu verargen ist's, wenn der Gedanke sich dahin erweitert: und wie nett wär's, wenn mich Viele fänden! wenn ich nur so wählen dürfte nach Lust und die übrigen so ein bißchen zwicken und zerren! Merkwürdig nur, daß zu genannter Nachhilfe nie und nimmer die Schönheit als genügend gilt. Und gienge es auf ihre Kosten, der Putz muß es tun! Genug, es ist nur ganz natürlich, daß also eines der findungwünschenden Wesen etwa denkt: halt, ich mache meinen Kopf höher, da noch eine Masche, hier ein Band angenadelt, dort einen Lockenhügel erhöht, auf den Hut noch dies Bukett: da rage ich hervor, so findet man mich leichter. Das sieht eine Zweite und denkt: das kann ich auch und besser, treibt's um einen Zoll und etliche Besätze weiter, die Dritte noch mehr, und der Teufel ist los. In der Tat, die Wut des Überbietens im Mannsfang (— das Wort ist nicht so übel gemeint, als es scheint, wir wissen nur kein anderes, das nicht zu lang wäre für den Sinn: Anstaltensystem, sich finden zu lassen —), sie ist vielleicht der stärkste unter den Holzbränden, die den Wahnsinn der Mode, ihres hirnlosen Wechsels, ihrer furiösen Neigungen, ihres wütenden Verzerrens zur Siedhitze schüren. Goethe sagt, die Weiber putzen sich noch mehr für einander als für die Männer. Aber was in diesem Satz unterschieden wird, kommt logisch auf ein Kausalverhältnis hinaus: die Weiber putzen sich ursprünglich für die Männer, darüber geraten sie in einen Wettstreit, welche sich besser putzen könne zu diesem Zweck; und so kommt es zu einem entbrannten Kriege der Eifersucht in der Putzkunst zwischen Weib und Weib, einer Fehde, in welcher mindestens ebensoviel Leidenschaft, ja Haß und Wut auflodert oder stille glüht als in der direkten Jagd des Mannsfangs. So nun wird einmal ein liebes Kind gedacht haben: mir fällt was Neues ein, darauf ist noch keine gekommen, ich lasse mir eine Zeile von Locken auf die Stirn hereinfallen. Vielleicht hatte sie antike Büsten, Statuen, pompejanische Gemälde gesehen und wußte, daß die Frauen des Altertums es gerne so hielten; sie vergaß nur, daß man damals keine Damenhüte trug und daß, was zu freiem Haupte paßt, nicht auch mit diesem Deckel sich vereinigen läßt; oder sie kannte van Dyks

Porträt der Gemahlin Karls I., deren weißer Stirne diese spielende Beschattung so lieblich ansteht, und übersah nur auch hier, daß der Kopf unbedeckt ist. Es gibt gewisse naturfreie Formen, die mit Zutaten, wie sie die moderne Putzmacherin schneidert, schlechterdings nicht stimmen, und dazu gehört das Hereinwallen der Haare über die Stirne. Von den Alten weiß man, daß ihr Schönheitsbegriff ein Vorherrschen der Stirne über die anderen Teile des Angesichts ausschloß, daher liebten sie auch diese Haartracht. Man weiß aber auch, daß das Ganze ihrer Kleidung auf freien Fluß der Formen gieng: wie die Falten, so durften auch die Locken fallen; auch nach dieser Seite stimmt doch ein solches Motiv mit dem modernen weiblichen Modesystem nicht zusammen wie mit dem antiken. — Genug, besagte Schöne kam auf den Gedanken der stirnumkränzenden Löckchen und sagte sich vor dem Spiegel: es sieht so halb träumerisch, halb wild, eben gar so nett bubig aus, ist lang nicht dagewesen, o, das muß wirken! Dem ist doch kaum zu widerstehen! Sie macht's noch gnädig, beläßt es bei einer Löckchenreihe, worunter die Stirne noch aufkommen kann. Sie zeigt sich, eine Zweite sieht's und denkt: o, so? Das kann unser eins auch! Bubig? Ich mach's noch bubiger! Und sie läßt sich nicht Locken, sondern strafe Borsten oder einen weichselzöpfischen Haarwald auf die Stirne hängen, die Dritte macht den Überhang noch dichter und länger, der Vierten fällt nicht ein, daß sie eine sehr niedrige Stirne hat und sich mit dieser Verdunklung vollends ganz zum Bild eines Simpels, Fexen, Trottels, Daggels macht, und so steht denn der Kretinismus in Blüthe, der Blödsinn, das Schönste am Menschenantlitz, den Tempel des Gedankens mit Haar zu verfinstern, ist Mode.

Vom Hut noch ein Wörtchen. Es ist jetzt statt des Deckelchens, das auf dem Haar-Chimborasso schwebt, ein etwas ansehnlicherer Hut aufgekommen, neuestens sieht man ab und zu sogar einen sogenannten Rembrandthut, was ja ganz hübsch ist, nur daß der flach abstehende Teil der Krempe etwas breiter sein dürfte; was aber in den letzten Jahren herrschte, war ein etwas verkleinerter Tiroler Hut mit verjüngter (wie man ungenau sagt: zugespitzter) Kopfform. Für unseren Menschenschlag eine unglückliche Wahl! Es muß hier ein Satz begründet werden, den wir nachher bei den Männern sehr wieder brauchen. Linien, Profile unorganischer Formen, am organisch

Lebendigen angebracht, setzen unter gewissen Kombinationen die Phantasie des Betrachters in Bewegung, so daß sie die Linie unwillkürlich über ihr Ende hinaus noch weiter fortführt. Die Täuschung ist eine vollständige, wir meinen, die Form so zu sehen. Nun denke man sich einen breiten Kopf, und solcher ist im deutschen Volke der weitaus vorherrschende, auch im weiblichen Geschlecht, bei welchem überhaupt starke Backenknochen zu Hause sind. Auf diesem Kopfe sitzt ein Hut von konischer (nach oben verjüngter) Form; zwei schräge Linien laufen also über den Kopf herunter und brechen in Kurzem ab. Das Auge des Anblickenden setzt diese Linie parallel dem Gesichte um Einiges fort. Nun ist aber dieser Hut nicht ein leerer Körper, sondern ein Menschenkopf steckt in seiner Höhle, daraus folgt, daß es dem Auge vorkommt, die weitergeführten schrägen, in der Schräge sich erweiternden Linien seien noch immer vom Gesicht ausgefüllt, die Backen wachsen in diese Linien hinein. Also macht ein zugespitzter Hut, daß das Gesicht viel breiter erscheint, als es ist. Es ergibt sich, daß verjüngte Form der Kopfbedeckung nur in einem Volke angeht, wo schmales Gesicht, länglicher Kopf vorherrscht. Man hat es gesehen, als unsere Soldaten noch das konische (etwa auch vorgestürzte) Käppi trugen. Was den Franzosen ganz hübsch steht, sah bei unsern Breitköpfen aus wie ein Fingerhut auf einem Simrischaff. Dem italienischen Bauern, dem Tiroler von rhätischem Stamme steht der Spitzhut, deutscher Bauernschädel erscheint unter ihm wie ein grobdicker Rübenkopf auf die breite Basis gestellt, so daß der Schwanz nach oben steht. Umgekehrt wirkt ein Hut mit etwas nach oben ausgeladener Kopfform, der Augenschein führt die gegebene Linie hier in einwärts laufender Richtung über ihre Grenze nach unten fort, und so wird vom breiten Gesicht auf beiden Seiten ein Stück abgeschnitten: die richtige Tracht also für tête quarré. Doch einfach zylindrischer Hutkopf tut es auch, nur, versteht sich, darf er nicht sehr hoch sein; Volkstrachten böten sehr hübsche Motive; so tragen die Weiber in der Ramsau ein schwarzes Hütchen mit niedriger, unverjüngter Kopfform und etwa wenig über drei Zoll breiter Krempe; eine Goldborte faßt jene ein und fällt mit ein paar Quasten auf diese. Das Gold führt auf einen Punkt, der besprochen sein will; davon nachher. Auch ein Barett, ein diademartig über der Stirne steigender und umlaufender Aufsatz von Samt oder dergleichen, wie die ungarische Parta, stünde

ja trefflich. Der Mailänder Schleier sei nicht vergessen, der eine so wahrhaft noble Reminiszenz antiker Tracht enthält. Dies alles liegt aber nicht im Zuge der Zeit und im Charakter der Mode. Beliebt sind außer dem Hut allerhand unbestimmte Formen, haubenartige Deckelchen, welche unter mancherlei Aufputz ins Unerkennbare verschwimmen.

Zu diesem Aufputz gehören nun vor allem gemachte Blumen. Die Übertreibungshetze hat solche auch in Früchte, Beeren, Birnen, Äpfel, Orangen, ja in ganze Vögel hineingesteigert: wir sehen Pomona und Diana zugleich als Vogelstellerin. Karikaturblätter haben sich natürlich der Sache bemächtigt; ein paar Kotelettes, ein Lock Sauerkraut mit Blutwurst, kleinem Schinken, pommerischer Gänsebrust müßte auch nicht übel lassen. Spaß beiseite! wir müssen uns zu der schweren Ketzerei bekennen, daß wir gemachte Blumen überhaupt verwerfen. Daß Blumen dem Weibe gut stehen, wer wollte das bezweifeln! Gleiches zu Gleichem; ist ja das Weib selbst eine Blume, ich meine das nicht als verbrauchtes Kompliment, sondern in ehrlichem botanischem Sinn. Das Übel ist nur, daß die natürliche Blume zum Schmuck über eine Viertelstunde sich nicht verwenden läßt, und so liegt es nahe, daß zu der gemachten gegriffen wird. Aber gemachte Blumen sehen immer papierig aus, unsolid, verlogen, und ihre Herrschaft im modernen weiblichen Putze ist allein schon Ursache der vollendeten S t i l l o s i g k e i t unserer Mode. Der echte Prüfstein hiefür sind Mädchen aus dem Volke, will sagen einfache Bürgerkinder, Landmädchen, die in unseren Städtchen dienen, ich rede von Unverdorbenen. Ehe die letzten etwa vier oder fünf Jahrzehnte alle Stände nivellierten, ehe man der Kellnerin Fräulein rief und der Soldat die Magd am Brunnen so anredete, trug die Bürgertochter mit dem Gefühl der Ehre in der Bescheidung, das ihren Stand zierte, ihren überlieferten Kopfschmuck, Rieglhäubchen, Linzer, Ulmer, Frankfurter Hauben und andere. Man sehe hin, ob sie nicht im leichten Modehütchen mit Blumen einer verdächtigen Dirne gleich sieht! denn unwillkürlich tragen wir den Begriff des Unsoliden, der zunächst nur schlicht buchstäblichen Sinn hat, in symbolisch sittlichem auf die Persönlichkeit über. „Das macht das grobe Gesicht, machen die groben Formen der ganzen Erscheinung, der Widerspruch des Leichten und Derben," wird man sagen. Wohl ja, aber die feine Erscheinung wird darum noch nicht s c h ö n durch dies Geflunker, sie stellt nur keinen

Widerspruch dar, sie wird eben als Ganzes zu einem saftlos eleganten, knitterigen Wesen. Zu den gemachten Blumen trägt sie außer den Besätzen am Kleid, Spitzen, gefalteten Säumen an Hals, Arm nun also noch am Kopf, an der Kopfbedeckung allerhand indefinibles Geflock, Schleierchen, Vorhängchen, Schleifen, Maschen, Florflügelchen, und wer kann aufzählen, was alles für namenlosen Anflug und Anhauch. Die Losung ist: erscheinen wir sanft wie Nebel, leicht wie der Mond aus gestaltlosen Wölkchen flimmernd, schwebend, traumhaft, kurz erscheinen wir als Feen! Dies nun ist vollendete Verzichtung auf allen Stil, denn Stil ist klar, gibt dem Auge klare Bahnen und Grenzen, Stil ist fest, ganz und bestimmt. Und dies führt auf die edeln Metalle zurück. Ich habe eine Jacke gesehen, die ein Reisender aus Island mitgebracht hat: dunkelgrüner Samt, ein Teil der Nähte mit schmalen Goldborten besetzt, dazu goldene Knöpfchen von Filigranarbeit. Das hat Stil, das ist nobel, und dagegen ist all jenes Geflitter und Geflatter von unbestimmten Formen nichts als ein ärmlicher Kehricht von abgefegten Spinnweben. Nicht auf dem Theater muß man solches, muß man die wahre Pracht der guten Trachten sehen, auch nicht auf Maskenbällen, denn da ist das Meiste unecht und fühlt das Auge im ersten Blick zugleich die Flüchtigkeit der Arbeit, aber auf Festzügen wohlhabender Städte wie im letzten Sommer bei der Münsterjubiläumsfeier in Ulm, wo alle Anzüge solid waren und der Gold- und Silberschmuck nicht falsch, da kann man seine Freude erleben. Die Mädchen leuchteten in Schönheit. Wenn das Weib wüßte, w a s es verschmäht, indem es von der Mode den schlechten Rat annimmt, auf so gediegene Mittel der Hebung seiner Anmut und Wohlgestalt und Gesundheitsblüte zu verzichten!

Freilich ist leicht einzusehen, warum die Mode dies gediegene Schöne ausschließt. Man kann nicht Gewänder mit dem edlen Schmucke echten, kostbaren Metalls tragen, wenn mindestens alle Jahre gewechselt sein muß. Die Kindersucht des Neuen ist der Untergang jeder besten Form. Man hat heute das Richtige gefunden, das einfach Wohlkleidende oder solid Glänzende, morgen muß es zum Teufel fahren, denn Neues muß her, Gold und Silber aber mag auch der Reichste nicht nach kurzem Gebrauch zum Plunder werfen.

Stellen wir uns noch einmal die Figur vor Augen, wie sie aus einigen Hauptstücken — auf alles einzugehen, wäre denn doch der

Mühe nicht wert — sich uns zusammengesetzt hat; halten wir fest, daß die Ausartungen, die wir geschildert, doch in den wichtigsten Teilen noch bestehen, daß das Bessere in einigen noch ohne Konsequenz auftaucht, daß wir also kein Unrecht tun, wenn wir das Bild in der Konsequenz seines Charakters belassen; nehmen wir ferner an, es stehe eine Tochter vor uns, deren Eltern noch leben: so müßten wir doch keine Menschen sein, wenn sich uns nicht die Frage den Hals herauf und über die Lippen drängte: warum duldet denn aber die Mutter das ebenso abgeschmackte als freche Gefratz? Warum rupft sie der jungen Gans nicht den Bauchspanner und Kniewetzer mit dem Gansfuttersalat, der drum und dran hängt, den Podexbausch oder Beutel, die Affenstöckelschuhe, das wolkenumsetzte Kopfdolomitengebirg, die Trottelstirnhaarpinsel: warum rupft sie ihr nicht dies alles vom Leibe und schmeißt's ins Feuer?

Was? Sie? Die alte Gans spannt sich ja selbst den Kleidstoff über den Leib, daß sie aussieht, als wollte sie ihren alten Gänserich noch mit Quillingen beglücken!

Aber er, der Gänserich, warum tut er es nicht und warum nicht beiden?

Der? Woher soll er das Urteil bringen zu solchem Richterakt, da er für die eigene Erscheinung keines hat? Seht hin! Trägt er nicht ein schwarzes Bienenstöckchen auf seinem Kartoffelkopf, rasiert er sich nicht den Schnurrbart und läßt er sich nicht am vorgeschobenen Unterkiefer den Vollbart wachsen, daß man meint, man sehe eine Galerie an einem Turm herausragen, wo die Zinkenisten drauf abblasen können? O, nur hinauf! Muß nett sein, wenn die Posaunenzinken so über die Unterlippenbalustrade auf und nieder gehen! Und trägt er nicht seine zwei Taillenknöpfe drei Zoll tief unter dem Kreuz, daß der Mitchrist, der hinter ihm geht, sein Sitzkapitel noch zum Oberleib rechnen muß? Ei, so laß sie dir doch lieber noch ein paar Schuh tief in die Erde graben, Esel!

Wir sind unversehens zum Mann herübergekommen und gedenken, unsere Sünden gegen das schöne Geschlecht durch unsere Unparteilichkeit gegen das starke gutzumachen.

Vor etwa drei Jahren sahen wir einen langen Jüngling auf der Königsstraße uns entgegenwallen, dem etwas wie eine Glocke oder Waschschüssel um die Knötchen schlampte. Wird wohl ein Mexikaner

sein, dachten wir, denn die Spanier drüben in Amerika tragen ja längst dies Nonplusultra der Tulpenhose. Bald aber sah man einen Zweiten, Dritten, Vierten, und die absurde Mißform war Mode. Das spezifisch Schöne am Bein, die feine Reduktion seines Umfangs am Fußgelenk: gerade an diese Stelle eine plötzliche Ausweitung des Beinkleides verlegen — sollte man es für möglich halten? Wir haben längst, im Seufzer von 1859, zugegeben, daß phantastische Abweichungen von der organischen Form, die doch ein für allemal der Kleidung ihr Grundgesetz gibt, immerhin erträglich sind, wenn starke Farben, Verschnürung, Besetzung mit Metallknöpfchen und dergleichen das Auge nach dem malerischen Gesichtspunkt ablenken; das fällt ja aber ganz hinweg bei der jetzigen Herrschaft dunkeltrüber Farben. Schon bisher konnten wir die Frage nach dem Geschmacksgrade des Einzelnen nicht ganz von der Besprechung des Allgemeinen, der herrschenden Mode, trennen, oder, um ehrlich zu sein, wir haben beide doch verschiedenen Fragen durcheinandergeworfen, wir denken uns darin zu bessern, vorerst sei es drum und mag hier gleich erwähnt werden, wie oft man geschmacklose, widersinnige Narren sieht, die, von der Natur mit Schneiderbeinen, d. h. einwärts gedrückten Knien gesegnet, dazu ganz enge Hose mit dieser Terrine am untern Ende tragen, als ritte sie der Teufel, ihre Mißbildung noch recht über ihre Grenzen zu treiben. Warum, im Namen aller guten Geister der Wohlgestalt, warum kann das Mannsvolk nicht bei den einfach richtigen mäßig weiten Hosen verharren, die der Dürre noch etwas erweitern, der Elefantenfüßler noch etwas verengen kann?

Es ist vorhin etwas von einem Bienenkorb gesagt. Vor bald vier Jahren sah ich ein Ding an den Schaufenstern der Hutmacher stehen, dem besagter Name zu geben ist: glanzloser Filzhut mit ganz schmaler Krempe, die Kopfform oben gewölbt, zugleich von unten auf verjüngt. Daneben neue Gestalt des Glanzhutes, sogenannten Schlossers: hoch, teils reiner Zylinder, teils ebenfalls etwas zugespitzt, Krempe auch sehr schmal und seitlich nicht aufgebogen, sondern gleich flach umlaufend. Das ist also auf dem neuesten Hutmacherkongreß dekretiert, dachte ich, wird aber doch hoffentlich nicht akzeptiert. Törichte Hoffnung! Kurz darauf läuft mir ein Phänomen in den Weg, bei dessen Anblick ich denken mußte: hat der Mensch seinen Kopf auf, umgekehrt, schwarz, ein kleines Komma (das Krempchen) zwischen Kopf a und

Kopf b. Der Jüngling hatte doch wenigstens nur mittelbreites Gesicht, bald aber stieg ein Mann daher mit dickem, großem, katerhaft breitbackenknochigem, rotem Kopf, auf dem die schwarze Eierschalenhälfte saß wie ein Lampenlöschhelmchen auf einer Feuersbrunst oder Kinderhäubchen auf Elefantenschädel. Warum der Kopf noch sechsmal dicker aussah, als er war, das ist im obigen wissenschaftlich begründet, und ich verweise hier auf jene Demonstration zurück. Ein dritter, dito Dickkopf, trug den Glanzzylinder in geschilderter Form. Von diesem Gebilde, nämlich in solcher Fasson, haben wir schon vor neunzehnthalb Jahren behauptet, daß es kein Gesicht geben kann, das unter ihm nicht albern, insipid erscheint; denn es nähert sich streng geometrischer Form und die menschliche Gestalt als organisch lebendige, bewegte und beseelte duldet der Art nichts an sich, sie wird unter sich selbst herabgestoßen, wenn es ihr aufgestülpt wird. Es war von einer andern Hutgattung die Rede, als wir im obigen einfach zylindrische Kopfform für ganz tunlich hielten: vom weichen Hut mit breiter Krempe, deren seitliche Aufbiegung der trockenen Regel durch Fluß der Bewegung aufhilft. Gelegentlich gesagt: aus genanntem Grunde meldet sich Jeder als Philister dem ersten Blick schon an, der seinen Hut ganz gerad aufhat, während freilich stark schiefes Aufsetzen den Träger allerdings sogleich als Schwenkfelder, als Windbeutel signalisiert. Man sieht auch in diesem Punkt Erstaunliches. Da geht einer mit einem Gurkenkopf, — sein Gesicht bildet die innere Kurve dieser Frucht, da Oberstirn und Kinn hervorragen; drückt sich der Mensch noch den Hut vornüber und macht so sein Menschenhaupt erst noch recht zur Kukumer! Schwer habe ich immer begriffen, wie es selbst bei würdigen Männern vorkommen kann, daß sie sich angewöhnen, den Hut tief zurück auf den Hinterkopf zu setzen. Junge Franzosen, auch Italiener tun es gern, um der Stirne Kühlung zu gönnen, doch nur im Wirtshaus, denn sie sind sich wohl bewußt, daß es ein halb blödes, halb liederliches, an versoffene Musikanten erinnerndes Aussehen gibt, daher es in Karikaturbildern oft vorkommt. Merkwürdig, daß so Mancher, dem es an Geschmack und Auffassung von Kunst- und Dichtungsschönheit nicht fehlt, durchaus keine Vorstellung hat, wie er selbst aussieht und wie er sich kleiden muß, um nicht lächerlich zu erscheinen. — Aber auf regelrecht mathematische Form zurückzukommen: warum nicht lieber auch ein geometrisches Viereck? Etwa Schublade mit gutem

Futter, damit sie ordentlich sitzt? Wäre sehr passend zum Komplimentemachen, man dürfte sie nur an der Handhabe fassen! O, es kommt auch noch!

Der Hutmacherkongreß (in Leipzig, Offenbach oder, wo die Kerle tagen) hatte also gesiegt. Ich heiße sie Kerle, das ist noch höflich, denn ich habe einen Satz aufzustellen, wovon keine Maus keinen Faden beißt. Unter allen Karikaturenschöpfern, die für Bekleidung unseres armen irdischen Leibes sorgen, sind die Hutmacher die ärgsten, sie sind Ungeheuer.

Ich schreite pflichtgemäß zum Beweise. Obersatz (major): wer dem Individuum nicht erlauben will, Individuum zu sein, bestreitet ein wesentliches Grundrecht des Menschen, stößt hiedurch sich selbst aus der Menschheit aus, ist Unmensch, Ungeheuer. Unter- oder Mittelsatz (minor): nun wollen aber die Hutmacher dem Individuum nicht erlauben, Individuum zu sein. Schlußsatz (conclusio): Also sind die Hutmacher Ungeheuer. Erläuterung des minor: Nicht zwei Individuen sind an Proportionen des Körpers, Kopfform und Verhältnis der Kopfform zu diesen Proportionen einander gleich, daraus folgt unerbittlich, daß auch nicht zwei Individuen dieselbe Hutform tragen können. Der Hutmacher weiß nur von Modeschablonen, will dem Kurzen, Dicken, Kurzhalsigen, Rundköpfigen dieselbe Form aufstülpen wie dem Langen, Hagern, Langhalsigen, Schmalköpfigen. Damit ist noch unendlich wenig gesagt, das sind erst nur sehr abstrakte Unterscheidungen; es finden ja unendliche Mischungen statt. Einer ist z. B. sehr groß, dabei stark, breitschulterig, hat aber sehr kurzen Hals und sehr kleinen Kopf, der Hutmacher ist fähig, ihm ein winziges Deckelchen von weichem Filz mit schmalem Rand auf sein Kopfkügelchen zu schieben und macht so den Menschen zu einer großen, langen, dicken Grundbirne mit einem Wärzchen. Wer nun von Verhältnissen weiß und ihnen adäquat seine Kopfbedeckung bestimmen will, findet natürlich einen ihm passenden Hut niemals vorrätig, er wird also dem Hutmacher Form und Maße angeben, aufschreiben, womöglich auch vorzeichnen. Ein Zentimeter, ½, ¼, eine Linie, das Minimum einer Einziehung, Aufbiegung verändert ja radikal den ganzen Charakter der Erscheinung eines Individuums, stempelt sie zu einer vernünftigen oder kameelartigen, vertrakten, dummlustigen, blöden, affektierten und so in infinitum. Bei dieser Unterweisung

wird ihn der Hutmacher anblinzen, anstarren wie einen Verrückten, denn er selbst weiß und ahnt von Verhältnissen ja Null. Mit Ach und Krach verspricht er endlich, zu gehorchen. Zuerst kommt oder schickt man nun einigemal an den Tagen, auf die er zugesagt hat; der Hut ist nicht fertig. Endlich erscheint der große Moment und ein Hut, woran auch nicht ein Haar dem bestellten gleicht. Jetzt bricht dem Besteller die Geduld, er wird bös und der Hutmacher grob wie Bohnenstroh, die mühsam bis dahin verborgene innere Unmenschlichkeit kommt nackt zum Vorschein. Die Hutmacher sind darum die Ärgsten, weil sie unter allen Bekleidungskünstlern am meisten auf die besondern Formen des Einzelnen achten sollten und gerade sie am allerwenigsten diese Pflicht anerkennen. Gibt man ihnen einen Hut als Muster, das sie nur kopieren dürfen — nichts, erst recht nichts wird eingehalten. Der unglückliche Verfasser hatte einmal mit unendlichen Mühen einen richtigen Hut aus München erhalten, wollte in Zürich eine Reise antreten, der Hut bedurfte Reparatur, er zeigte ihn einem Hutmacher, schärfte auf Tod und Leben ein, nichts an der Form zu verändern, bekam sein Eigentum in ein Spottdeckelchen verwandelt zurück und auf die mäßige Bemerkung: „ich spiele auf keinem Hunde- und Affentheater" wurde der Huter und sein im Laden sitzendes Weib so grob, daß nur noch Tätlichkeiten fehlten. Und auf die Reise hatte nun der Arme keinen Hut — barhäuptiger König Lear in Sturm und Regen, der den Grafen Gloster um seinen Kopfschmuck beneidet!

Natürlich trägt das Publikum selbst die Schuld dieser totalen Verwilderung, Entmenschung der Hutkünstler. Sie sind, wie die Kunden sie wollen. Wie viele Hutkäufe mögen es denn sein, in deren Gehirn so viel Lichtschimmer eingeht, daß sie auch nur ahnen, ein Hut müsse im Verhältnis zum Ganzen des Körpers stehen? Sie sehen ihn an, wie er als getrenntes Objekt in der Auslage hängt, und danach urteilen sie, sie probieren etwa auch vor dem Spiegel auf, aber was sieht, wer kein Auge hat?

Zum Glück hat der glanzlose, mittelweiche, breitkrempige Filzhut sein Dasein noch zu fristen vermocht. Er läßt sich nach der Individualität sehr vielfach modifizieren: eine Tugend, die ihm freilich von der unendlichen Mehrzahl mit Undank belohnt wird. Gleich umlaufende, seitlich nicht aufgebogene Krempe z. B. ist nur bei einem

schmalen, geistreichen Gesicht und lockigem Haar zum Ansehen, allen und jeden, der dicke Schläfen und Backen, glattes Haar hat, macht es zu einem albernen Menschenbild, dagegen seitliches Aufbiegen bringt (wie schon erwähnt) Wurf, Zug, Leben, Gegensatz, Unterschied, Wechsel. Ist einer klein, untersetzt und trägt zu flacher, gerader, breiter Krempe noch niedrige Kopfform des Hutes, so sieht er aus, als hätte man ihn von oben mit einem Hammerschlag breit zusammengeplätscht, oder, in Froschperspektive gesehen, als läge das Haupt Johannis des Täufers in einer Flachschüssel. Dort aber läuft einer mit Luchsohren, will sagen mit spitz aufragenden und abstehenden Ohrmuscheln, der trägt nun die seitliche Krempe seines Hutes genau in derselben Form steil aufgeschlagen, wird also zum Luchs mit vier Ohren. Öfters kann man geradezu Grauenhaftes erleben: da begegnet dir ein Kopf mit stark aufgestülpter Nase, der hat sich die Krempe seines Breithutes vorn gerade ebenso in die Höhe gestülpt! Willst du dem harmlosen Begegnenden den Leib mit zwei Hörnern aufschlitzen, fürchterliches Doppelrhinozeros?

Es wäre beim Hut auch von der Farbe zu reden. Wir haben schon bei der weiblichen Mode diese Seite gemieden, weil kein Ende zu finden wäre. Ein besonderer Dämon scheint in diesem Punkte die Menschen zu reizen und zu hetzen, so daß zum Exempel ein Rothaariger rotbraunen Hut, Rock und Hosen wählt und sich so ganz in Leberwurst, Blutwurst oder Rhabarber verwandelt. Kurz, es ist gar nicht anzufangen. Daß jeden Blonden ein heller Hut zum Kutscher oder Bäcker macht, ist schon im Klagelied von 1859 aufgestellt.

Noch ein Wort vom Barte! Daß die Freiheit, ihn nach Belieben zu tragen, schon darum ein Gewinn der neueren Zeit ist, weil sie ein Mittel gibt, unglückliche Kieferverhältnisse zu korrigieren, haben wir schon vor Zeiten nicht vergessen anzuerkennen, und in einem jähen Vorgriff diesmal wieder berührt. Wer vorstehenden Unterkiefer hat, kann der Gesichtslinie nachhelfen, indem er den Schnurrbart wachsen läßt, das Kinn rasiert. Wer Rüssel- oder Mausprofil hat: vorragenden Oberkiefer und Oberlippe, der kann die Mißform mäßigen, indem er umgekehrt sich wohl hütet, den Schnurrbart stehen zu lassen, dagegen am Kinn Vollbart trägt. Das sieht zwar an sich widerwärtig aus, englische und amerikanische Geldgesichter tragen es gern, aber es ist in diesem Fall das kleinere Übel. — Im Allgemeinen steht ganzer

Bart zwar keineswegs im Einklang mit unserem völlig draperielosen, rein kapselartigen Kleidersystem, denn er hat Stil, und dies System ist stillos. Trotzdem ist mit ihm doch ein Stück Natur gewonnen.

Am Rock sind die Schöße geblieben wie vor neunzehn Jahren, sie gleichen immer noch der Fischflosse, wenn sie nicht in Bewegung ist, sondern anliegt. Weiß der Himmel, warum diese Unform so zäh festklebt, nachdem das Motiv der Reaktion gegen den männlichen Krinolinrock, der von der Taille aus in Falten und „Locken" weibisch abstand, doch gegenstandslos geworden ist. Die Brust des Rockes, vollends wenn die Ärmel weit sind, also auch an der Schulter schon weit ansetzen, läßt immer den Körperteil, den sie bedeckt, breiter erscheinen als er ist, und das ist ja nur ganz recht, denn die Brust ist die Zierde des Mannes; da aber hier der natürliche Umfang vermehrt wird, so verlangt ja das Gesetz der Symmetrie, daß nach unten entsprechend zugegeben werde, d. h. daß die Schöße etwas abstehen, natürlich sehr mit Maß, sonst ergibt sich ja eben die bekämpfte Weiberform. Unsere deutschen Waffenröcke haben ganz den rechten Schnitt, aber vergebens zeichnet man dem Schneider einen solchen vor, wenn man eine vernünftige Hülle haben möchte; der weiß ja nichts von natürlicher Form, nur von Mode und Schablone. Die Taillenknöpfe irren wie immer um die von der Natur fix gegebene, beim Soldaten durch die Gurtkuppel der Modewillkür streng entzogene Marke, die Leibestaille, auf und ab; bei den langen Offiziersröcken sitzt sie gewöhnlich drüber, und so bilden denn die gedehnten Schöße ein philisteriöses, ödes oblonges Feld, auf dem so lang nichts vorkommt, daß es selbst zu gähnen anfängt, was ihm sehr erleichtert ist, da die engen Schöße notwendig hinten auseinanderklaffen: ein tristes Gebilde, das mehr einen Kanzlisten als Soldaten ankündigt.

Jetzt geht da einer gar im Schlafrock morgens zum Brunnen, dachte ich erstaunt vor einigen Jahren in Karlsbad, als ich einen Polen in einem langen, graugewürfelten Bettkittel herlottern sah. Naive Entrüstung! Es war ein Überzieher, der nur zu bald Mode werden sollte und jetzt täglich mehr einreißt. Diese sarmatisch barbarischen grobtuchenen, bis zum Knöchel reichenden Kutten (Ulster oder wie das Zeug heißt) verdrängen mehr und mehr den Paletot mit seinem doch immerhin freieren, luftigeren Wurf und seiner immerhin feineren Physiognomie. Sie haben einen halben Hüftgurt, unter welchem,

da sie häufig zu eng sind, meist der Popo sich drangvoll herausdrückt, und unter dieser Wölbung spannen sie sich wieder knapp einwärts den Knien zu, als hätte der Träger soeben einen Tritt unter den Sitz bekommen, worauf sie dann in der Tiefe, da sie weibisch lang sind, dumm um die Waden und Knöchel schlenkern: doch gewiß eine der denkbar törichtsten Redefiguren der Gewandungsrhetorik oder Bekleidungspoetik! Einen Mann von auch nur einigem Bildbewußtsein brächte man in einem solchen Kittel doch nicht aus seiner Haustüre, und wenn man mit einem Sturmbock auf seinen Rücken losarbeitete, ihn hinauszustoßen. Nehmen wir vom Früheren noch die Suppenschüssel des Hosenablaufs und oben ein kleines Köpfchen mit kleinem Deckelchen hinzu, so sehen wir ein ganzes Menschengebild in einen Tintenwischer mit einem Kügelchen am Griffe richtig verwandelt. Sehr passend zur Gemeinheit des Ganzen wird dieses schlampische Gebilde mit gemeinen Hornknöpfen besetzt. Es ist merkwürdig, wie viel die Knöpfe ausmachen. Der Soldatenmantel, längst kein eigentlicher Mantel mehr, ist dieser Form ähnlich, aber er hat nicht nur die genügende Weite und Kürze, um besagte absurde Figur zu vermeiden, die Metallknöpfe allein schon geben ihm einen gänzlich anderen, energischen Charakter; Metall bringt immer etwas Ritterliches mit sich, es hebt; es ist das Metall, wodurch die Uniform das weibliche Herz erobert.

Es ist schon gesagt, daß wir kaum Zeit haben, uns nach der Farbe umzusehen. Wie sich der unterdrückte, gequetschte Farbensinn durch traurige Empörungsversuche hilft, davon war im Notruf von 1859 die Rede. Hier sei im Vorübergehen angeführt, daß man nicht nur zu den Kutten gern zebraartig gestreifte, auch gegitterte, gewürfelte Stoffe wählt (Versuche, das öde Grau zu beleben, zu bepflanzen), sondern daß auch zu Rock und Hosen seit einigen Jahren ein Dunkelgrau oder Schwarz mit ungleichen, regellos zerstreuten weißen Punkten und Flecken fabriziert wird; auch d i e s findet Käufer, und der Beglückte sieht dann aus, als wäre er unter einem Hausverputzgerüst durchgegangen und mit Kalk bespritzt worden. Geistvoller Scherz! — Zur Damentracht mag wenigstens die Einzelheit nachgeholt werden, daß neuerdings Besetzung des Kleides mit sehr hübschen Borten aufkommt, deren Zeichnungs- und Farbenmuster Motive aus dem siebzehnten Jahrhundert geschmackvoll entlehnt; da

es aber die Mode einmal nicht anders tut, als: über Schenkel und Knie muß herübergespannt werden, so dient auch dies an sich wohlgewählte Stück nur, als Einsäumung der sogenannten Tunika das Ganze der Erscheinung noch mehr zu zerstücken und zu zerschneiden.

Lassen wir die Reihen der Zerrbilder noch einmal vor uns auftauchen, welche dieser schwache Versuch vor Augen geführt hat, denken wir sie wie einen Maskenzug an uns vorüberzappelnd, so weiß man nicht, ist's zum Lachen oder Entsetzen. In der Tat, man hat sehr ungleiche Stunden, wenn man über die Straßen geht und umschaut oder in der Erinnerung durchläuft, was man gesehen. Wen ein Gott damit gestraft hat, durchzuzeichnen, unter die im Schein gegebene Form die wahre als Folie zu setzen, wehe dem Armen! Bei Tage geht's noch, das nüchterne, verständige Tageslicht bringt die Stimmung zum komischen Vergleich zwischen Natur und Ungeschmack; wiewohl mir meines Teils, ich gestehe es, immer wieder ein Zorn dazwischen fährt, daß ich mich zusammennehmen muß, nicht wenigstens die schnödesten Karikaturen mit der Frage anzuschnauzen, ob sie denn die Natur und Menschenwürde aber auch ganz mit Füßen treten wollen. Doch man schluckt's hinab und lacht wieder. Aber abends, wenn Phantasie und Nerven aufwachen, nachts in der Schattenwelt des Traumes, da kommt's anders. Da heben sie sich wie Geister aus den Grüften der Tageserinnerung und kommen über den stöhnenden, alpgedrückten Schläfer wie jene Schemen, die den heiligen Antonius auf den niederländischen Bildern umspuken, wie rasende Trabantengöckel mit wilden Kämmen und flatternden Schwänzen, wie Ungeheuer der Urmeere und des Urschlamms mit paukenartigen Bäuchen, geflügelte Eidechsen mit Krokodilrachen, Rochen mit Zylindern auf dem Kopf, Polypen ohne Kopf mit scheußlichen Fangarmen, ganz dekolletierte Walfischmütter, Seeschlangen mit Chignon, Alligatoren mit Frackschwanz, riesige Urhaie in Bettkitteln, Dürrteufel ohne und Dickteufel mit hochgeschwollenem aufgebauschtem Hintern, — eine wilde Jagd, Wodans wütende Meute, ein Larvenzug, ein Hexenelement, alle Fratzen der Wolfsschlucht — und in Schweiß gebadet röchelt das halbtotgehetzte Opfer.

Aber, wahnsinniger Mensch, wirst du nicht endlich zur Vernunft kommen? — höre ich einen bedächtigen Freund sagen, der teilnehmend an mein Lager getreten ist, mir den Puls fühlt, mir die Hand auf die

feuchte Stirne legt. Ich weiß, was er unter Vernunft versteht. Ja, es ist hohe Zeit, daß wir das niederschlagende Brausepulver einnehmen, bestehend einfach in der Besinnung auf ein Gesetz. Mag eine Erscheinung noch so wirr und toll aussehen, sie wird uns nicht aufregen, wenn wir erwägen, daß dies Chaos der Willkür doch nicht pure Willkür ist, sondern im Dienste einer Notwendigkeit steht. Diese ganze Modenarrenwelt meint nach Belieben nur ihrer geschmacklosen Eitelkeit zu fröhnen und gehorcht in Wahrheit unbewußt einem unsichtbaren Regenten, der sie nötigt, den innern Charakter einer Zeit, ihre Stimmung, Gesinnung, Auffassung, Sitte symbolisch im Äußern, im Kleide darzustellen. Diesen Satz in seiner wohlbekannten Wahrheit haben wir nie geleugnet, schon in der mehrerwähnten Krinolinen-Threnodie pflichtschuldig anerkannt und wiederholen ihn nur, damit man nicht meine, wir haben ihn rein vergessen. Es ist ein Instinkt, ein ganz dunkler Trieb, an dem der geheime Regent die Menschen packt und durch den er sie nötigt, durch ihre Hülle zu enthüllen, wie ihnen zumut ist. Dieser Instinkt ist es, der nicht nur die Tracht, sondern auch die Mode schafft. Es ist in der Geschichte der Kulturformen längst aufgekommen, daß man diese beiden Begriffe wohl unterscheidet. Auf den ersten Blick scheint nur die Tracht vom Instinkte, die Mode von freier Willkür diktiert. Die Tracht ist konstant und konservativ, wiewohl natürlich nicht ewig, sonst könnte sie nicht charakteristisch sein, denn der Charakter der Zeiten und Völker wechselt; aber sie eilt nicht mit dem Wechsel, sie verändert nur unwesentlich im Kleinen, bis die Zeit reif ist, im Großen zu verändern. Das bleibt so bei den Völkern, bis auf einmal ein unruhiger, spiegelhafter, wuselicher Geist in die Welt fährt; so etwas war der Fall in Griechenland, als die alte Sitte zerfiel, noch viel mehr im üppigen Rom der Kaiserzeit; eigentlich aber ist es eine Erscheinung der neueren Zeit, denn es setzt voraus, daß die Nationen aus der antiken Absonderung herausgetreten sind und neue Kulturformen rasch an ganze Völkergruppen sich mitteilen; was wir Mode nennen, kam, wie gesagt, zum erstenmal um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, nachdem die Kreuzzüge die europäischen Völker in lebhafte Wechselberührung gesetzt hatten; Tollheiten aus diesem ersten Karneval des neuen Dionysos, wie Schnabelschuhe, Glöckchen an Ellbogen und Knöcheln, haben wir seinerzeit schon erwähnt; es wäre zu erzählen

von gezackten Hängeärmeln, Teilung des Rocks und der Hosen in verschiedene Farben des Tuchs („zerhouen Tuoch") und manchen anderen Späßen, von den Kleiderordnungen, durch die man der Tollheit und Üppigkeit zu steuern suchte, und von deren begreiflicher Vergeblichkeit; doch wir schreiben hier keine Geschichte; der oder die Wißbegierige mag etwa nachschlagen: „Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte von Jakob Falke", und von demselben: „Zur Kultur und Kunst, Studien von" —.

Man kann sagen, daß die Mode, so bunt sie es auch in den folgenden Jahrhunderten trieb, doch ihr innerstes Wesen erst seit dem vorigen erreicht hat; denn der Grad von Selbstbespiegelung, der ihre Physiognomie charakterisiert, ist modern, ist eine Frucht der scharfen Zuspitzung der Reflexion, zu welcher die Gedankenströmungen des achtzehnten Jahrhunderts das Bewußtsein gewetzt und geschliffen haben. Trotzdem ist die Mode so gut instinktiv als die Tracht; die hellste Bewußtheit kann nicht über den Instinkt hinaus, auch die Mode drückt in dunklem Drange noch etwas Anderes aus, als sie will, und die scheinbar höchst naturlose Unruhe ihres immer rapideren Wechsels ist eben das unfreiwillige Geständnis, daß es die Geister sind, deren sich die Hast, die Unmuße bemächtigt hat. Die Mode ist nur die jüngere, ausgelassene, quecksilbrige, grenzenlos eitle, Stände und Nationen herrisch über e i n e n Kamm scheerende und doch mit allen Hunden der Neuerungssucht gehetzte Schwester der Tracht. Dieser nachgeborne Kobold hat die Ältere, Gesetztere aufs Land verbannt. Daß es Schwestern sind, erkennt man an Erscheinungen, durch welche die Ehrwürdigkeit der älteren allerdings bedenklichen Abbruch erleidet. Tracht im guten ungebrochnen Sinne des Wortes ist z. B. die Juppe, ein sehr kleidsames Stück, dem aber alle Anläufe mißlingen werden, in den Modesalon einzudringen; sie wird dem Städter nur auf der Jagd, auf der Gebirgsreise, auf dem Schießplatz, zur Not noch abends im Wirtshaus verziehen. Versuche, sie zu verfeinern, geraten nur in Widerspruch mit ihrer groben Ehrlichkeit. In ihrer Form ist sie allerdings nicht so urtümlich, als es scheinen möchte; es war städtische Beweglichkeit des Sinns, dem es im vierzehnten Jahrhundert einfiel, den früher stets hemdartigen Rock vorn zu schlitzen; er hieß nun Schaube, Joppe, Juppe (das Wort ist nicht einmal deutsch, sondern romanisch, wohl ursprünglich arabisch) und war dann

etwas sehr Modernes; aber das Landvolk der deutschen Gebirge machte sich diesen Rock nicht anders als aus grobem Lodentuch, die Form des taillenlosen Rocks ohne Halskummet (umgelegten Kragen) hat sich nun im Lauf der Zeit mit diesem Stoffe vermählt, und dies Ganze ist so ein gut Stück Tracht geworden. So ist auch der tirolische und italienische Spitzhut eine Modeform des sechzehnten Jahrhunderts. Dagegen kann es auch geschehen, daß ein ganz unsinniges Stück aus der vertrackten, überbewußten und doch so dummen Modewelt auf unbegreifliche Weise am Volk hängen bleibt und hier jahrhundertelang sich erhält, also ganz Tracht wird; so ist in einigen Tälern der Salzburgischen Alpen und in der Ebene von Dachau der widerliche Hüftwulst des Weiberrocks, verbunden mit unendlicher Faltenmasse, hängen geblieben, eine echte Modelaune des siebzehnten Jahrhunderts, eine geschwollene Drüse skrophulösen Städtertums, damals „Speck" genannt und Ziel der derbsten satirischen Geschosse; eines, von dem groben Schützen Moscherosch gegen den hiezu gehörigen Reifrock abgeschossen, wagten wir nur verschämt in griechischen Lettern vorzuzeigen, als wir in unsrer frühern Homilie von der Geschichte des Reifrocks handeln mußten. Das kann man nun freilich kein ungebrochnes gutes Stück Tracht nennen.

Die Mode also spielt und spielt und wirft manchmal ein zufällig gutes, manchmal ein höchst verkehrtes Teil ihrer raffiniert launischen Erfindungen über die Stadtmauer auf die Äcker, wo sie vom Landvolk aufgegriffen und nach und nach zum altersheiligen Erbstück, also ganz zur Tracht wird.

Wir können aus der Mode, nachdem sie einmal die Stelle der Tracht eingenommen, nicht heraus; sie repräsentiert ja, wie wir uns soeben gesagt, durch und durch den scharf geweckten Geist der modernen Bildung, freilich mit allen seinen Unarten, aber sie repräsentiert ihn; das Gebiet der Tracht dagegen liegt im Elemente des gebundenen Geistes; die Tirolertracht ist malerisch, aber wo sie herrscht, herrschen auch die Pfaffen, und wenn wir, romantisch, ästhetisch, Blut weinen möchten über ihren Untergang, sie muß und wird verschwinden, wenn erst mehr Licht in diese Alpen dringt. Der Türke geht bunt, reich, stattlich, aber sein krummer Säbel steht im Dienst einer Religion, die ihn unterweist, es sei ein gutes Werk, einen Giaur tot zu martern. Daß ein solcher Barbar die schönsten Länder Europas beherrscht, ist

unerträglich. Daher haben wir den Russen gegen ihn vorgehen lassen. Dies mag bedenklich sein, aber da den armen Opfern kein anderer hilft, so „muß denn doch die Hexe dran". Wenn je die Schläge diesen Barbaren bessern, so muß er auch Turban und Kaftan mit Rock und Hut vertauschen. — Es ist ein schrecklich wahrer Satz: das Interesse der Kultur und das Interesse des Schönen, wenn man darunter das unmittelbar Schöne im Leben versteht, sie liegen im Krieg mit einander, und jeder Fortschritt der Kultur ist ein tödlicher Tritt auf Blumen, die im Boden des naiv Schönen erblüht sind. Wer Vernunft und aber zugleich Leidenschaft hat, den wird man daher oft auf Kulturfortschritte grimmig schelten hören, zum Beispiel auf Eisenbahnen. Ich habe kürzlich das Kinzigtal wieder besucht, das ich vor vielen Jahren zu Fuß mit der Reisetasche an der Hüfte und mit dem ganzen Glück der Waldidylle in der Seele durchwandert hatte, jetzt durchschoß ich es auf dem neuen Schienenweg, der Legionen von Städtern aus den naturlosesten Kulturgebieten in diese herrlichen Einsamkeiten wirft. Diese Flut wird noch in das letzte Berg- und Waldtal die Ätzstoffe der Kultur ohne ihre Gegengifte tragen. Darüber kann man nun schon einmal tüchtig wettern, während man ein andermal mit herzlicher Bewunderung die unendlichen Wirkungen der großen Erfindung anerkennt und rühmt. So auch, was die Tracht betrifft. Es hilft nichts, die Kultur wird noch alle schönen Volkskostüme erbarmungslos hinwegstreifen, aber es ist traurig; es ist traurig, aber es hilft nichts; beide Sätze sind gleich wahr, und es ist nur menschlich, bald zu klagen, bald sich philosophisch zu ergeben.

Die Mode ist nivellierend, Völker wie Individuen eingleichend. Sie ist allgemein, sie spricht den K o n t a k t der Völker, und sie drückt, unter vielen widersprechenden Ausweichungen zwar, doch im Wesentlichen aus, was den neueren Kulturvölkern gemeinsam ist. Dies Gemeinsame ist vor allem: rasche Beweglichkeit, Kürze aller Bewegungen. Wir wollen die Materie beherrschen, wir haben schlechterdings keine Zeit übrig. Sehr beleuchtend ist das Beispiel der Sprache. Alle modernen Kultursprachen bestehen aus Schutt von zermahlenen alten, und die Zerreibung kommt ebendaher, daß wir zu vollen organischen Flexionen, gedehnten Bildungssilben, reichen Formen jeder Art keine Zeit mehr haben. Mennisko für Mensch, Amisala für Amsel, salbota für salbte wäre uns zu lang. Von der Lautfülle des Latein

hat unter den romanischen Sprachen am meisten das Italienische behalten, und ebendarum kann man in reinem Italienisch nicht kommandieren, z. B. al piede l'arma (bei Fuß 's Gewehr!) ist zu schleppend, es mußte in pè l'arm verstümmelt werden. Ganz ebenso haben wir nun auch keine Zeit mehr, Kleidungsstücke an uns zu führen, die, nicht nach dem Leibe genäht und geschnitten, in jedem Moment aufs Neue drapiert werden müssen; das Kleid soll von selbst mitgehen. Die Unbequemlichkeit vieler weiblicher Moden, wie z. B. die Schleppe, verändert daran nichts, kein Weib wüßte sich jetzt in einem Himation (Toga) zu helfen.

Ein zweiter Grundsatz ist: Verschmähung alles Auffallens durch das Kleid; dies gilt für Mann und Weib, aber für jedes von beiden in anderem Sinne. Das männliche Kleid soll überhaupt nicht für sich schon etwas sagen, nur der Mann selbst, der darin steckt, mag durch seine Züge, Haltung, Gestalt, Worte und Taten seine Persönlichkeit geltend machen. Es war dies, auch nachdem die Mode längst auf dem Thron sitzt, nicht immer so, aber es mußte dahin kommen, weil es eine Konsequenz ihres ausgleichenden Wesens ist. Unseren Großvätern noch galt als ganz natürlich, daß der eine durch einen roten Rock mit Goldborten und blaue Strümpfe, der andere durch einen grünen mit Silberborten und pfirsichrotgelbe Strümpfe sich hervortun mochte. Wir sind damit rein fertig, gründlich blasiert gegen alles Pathetische, wir haben nur ein müdes Lächeln, wenn Einer durch Anderes als sich selbst in seiner Erscheinung sich herausdrängen will, wenn er etwas vor sich herträgt im Sinn des lateinischen prae se ferre. Obwohl diese Scheinlosigkeit des Männerkostüms wenig über ein halb Jahrhundert alt ist, kann man doch sagen, sie bezeichne recht den Charakter der Mode, nachdem aus ihr geworden, was ihrer Natur nach im Laufe der Zeit werden mußte. Dem scheint nun die weibliche schnurstracks zu widersprechen, denn sie sucht — nicht immer, aber meist — das Auffallende, sie läßt auch dem Individuum in gewissen Schranken Luft, sich auszuzeichnen. Wie dieser Widerspruch sich löse, wollen wir nachher sehen, vorerst dient er uns im Gegenteil, die blasierte Kahlheit zu erklären, bei der die männliche angelangt ist. Durch dies Luftlassen wurde der schon geschilderten Hetze des wechselseitigen Sichüberbietens in der Frauenwelt Tür und Tor geöffnet; nicht so arg, nicht so toll, aber doch nicht ganz unähnlich wird

man sich in der Männerwelt gesteigert haben, bis die nachdenklichere und tätigere Natur des Mannes sich besann, am atemlosen Wettrennen der Weiber sich ein warnendes Beispiel nahm und in stiller Übereinkunft die allgemeine Entsagung (zwar mit etlichem Vorbehalt) zur Regel machte.

Zunächst ein Wort vom zentralistischen Regierungssystem, wie es mit dem nivellierenden Charakter notwendig zusammenhängt. Die gleichmachende Einheit des Modells setzt auch Einheit des Herdes voraus. Das romanisierte keltische Volk der Franzosen ist tonangebend gewesen, solange es eine Mode gibt; Deutsche, Engländer, Slawen, Ungarn, Italiener, Spanier haben immer nur Einzelnes, ein Ganzes nur ausnahmsweise aus ihren Trachten durchgedrückt. Es steht nicht in Widerspruch mit dem völkerabhobelnden Charakter der Mode, daß dem so ist. Einer muß doch am Ende vorangehen, das allgemeine zu schöpfen und durchzuführen. Keines der beherrschten Völker schämt sich seiner Unterwerfung. Wir haben die Mode quecksilbrig und wuselich genannt: just dies ist das keltische Temperament (echt „Gaulois"), das aufgeimpfte Latinische aber bringt den Grundzug des Nivellierens; die römische Herrschaft gieng wie ein Hobel über die Völker. Kein Volk vereinigt beides wie die Franzosen, die glückliche Mischung hat ihnen zudem einen Schick, ein Etwas, ein Talent des Eleganten gegeben wie keinem Volk; wir können ihnen neidlos den Ruhm lassen, in diesem Gebiete Weltherrscher zu sein, werden überhaupt gerne zugeben, daß sie ein geistreiches Volk sind, und uns im übrigen nur verbitten, daß sie sich für das erste halten und in allen Dingen Weltherrscher sein wollen.

Doch es ist Zeit, wieder zusammenzubringen, was in der Vergleichung der männlichen und weiblichen Mode sich zu widersprechen scheint. „Verschmähung alles Auffallens" haben wir gesagt. Da könnte es scheinen, als meinten wir in seltsamer Vergeßlichkeit, es schleichen lauter Puritaner und Puritanerinnen auf unsern Straßen. Die Lösung ist einfach; für das Weib lautet die Formel so: du sollst nicht auffallen, indem du in gewissen, jetzt unerbittlich vorgeschriebenen Grundformen, Hauptstücken von allen andern abweichst, diese Grundformen, Hauptstücke selbst mögen noch so auffallend sein! Der Rahmen der Mode ist für alle derselbe, darin herrscht der Hobel, das Abschlichten und Eingleichen beim Weibe wie beim Mann, aber für

den Inhalt des Rahmens fragt sie hier nach keiner Abschlichtung und gibt ihm Buntheit, ja Grellheit, so viel ihr heuer oder übers Jahr eben gerade beliebt. Das Füllsel der Tabelle ist ganz und gar auf die Eitelkeit berechnet. Ferner folgt aus dem Verbot des Auffallens für die einzelne nicht, daß ihr nicht ein großer Spielraum für eigene Einfälle und speziell persönliche Eitelkeit gelassen sei. Der vorgezeichnete Kanon ist keine Uniform; wie ließen sich Weiber in Uniform bringen! Treib's wie du magst, in Formen und mehr noch in Farben, nur den Kanon, also z. B. den allgemeinen Schnitt des Kleides, darfst du nicht übertreten! Die Männerkleidung ist in ihrer strengen Neigung zum Knappen, bequem Mitlaufenden weit eher der Uniform zu vergleichen, doch auch sie natürlich nur ungefähr; Spielraum ist auch dem Manne gelassen, nur viel weniger, immer nur so weit, daß der Grundcharakter des Rahmeninhalts: Scheinlosigkeit nicht verletzt wird. Schlichtheit im geschilderten Sinn schließt Satisfaktionen der Eitelkeit für den Einzelnen nicht aus. Gewisse Stellen, Partien sind auch dem Manne freigegeben, selbst die Farbe, wenn er sich nur nicht erdreistet, nach einer lebhaften zu greifen. — Zu dem allem kommt nun noch der rasche periodische Wechsel, und so haben wir wohl so ziemlich das Nötige beisammen, um uns die Mode zu porträtieren. Eine Dame, eine weibliche Gottheit, die Urheberin solcher Dinge, ist ja wohl selbst eitel. Sie ist mehr, sie ist auch üppig bis zum Äußersten, wenn sie die Laune anwandelt, während sie im nächsten Halbjahr die Grille haben kann, bigott, klösterlich, nonnenhaft sich zu gebärden; sie ist Kokette vom Wirbel bis zur Zehe, kein Zug an ihr ist edel naiv, sie sieht sich jede Sekunde im Spiegel, sie trägt den Spiegel mit sich, in sich, mitten in der Seele. Aber der steifsten Gouvernante tut sie es darin zuvor, daß sie bei alledem nie die gleichmachende Diktatur vergißt; hat sie also heute den Einfall, frech zu sein, so sollen alle frech sein, keine soll d i e Frechheit haben, sich von allen andern dadurch zu unterscheiden, daß sie nicht frech einhergeht. Freie Pirsch für jede Fratzerei und dennoch steif durchschlagendes Lineal. Und dieses Lineal verbindet sich ebenso mit der rinnenden Welle des Wechsels. Wie ein unartiges Kind, das keine Ruhe gibt, das stupft, scharrt, gambelt, nottelt, bohrzt, trippelt, so treibt es die Mode, sie tut's nicht anders, sie muß zupfen, rücken, umschieben, strecken, kürzen, einstrupfen, nesteln, krabbeln, zausen, strudeln, blähen, quirlen, schwänzeln,

wedeln, kräuseln, aufbauschen, kurz sie ist ganz des Teufels, jeder Zoll ein Affe, aber just auch darin wieder steif und tyrannisch, phantasielos gleichmacherisch wie nur irgendeine gefrorne Oberhofmeisterin altspanischer Observanz; sie schreibt mit eisiger Ruhe die absolute Unruhe vor, sie ist wilde Hummel und mürrische Tante, ausgelassener Backfischrudel und Institutsvorsteherin, Pedantin und Arlekina in einem Atem.

Und nun stehen wir erst vor der eigentlichen Schwierigkeit, dem logischen Balkan, Schipkapaß unserer hochgelehrten Abhandlung. Wir haben, wie wir vornherein besorgten, trotz besserem Vorsatz viel gescholten und demnach angenommen, wir haben es mit Subjekten zu tun, die imputabel (wenn auch nicht alle reputabel) und verantwortlich sind. Nun aber hat uns die Schlingung unseres Wegs wieder auf die geheime Macht zurückgeführt, welche an unsichtbaren Drähten diese Subjekte wie Marionetten tanzen läßt, diese Macht ist absolute Regierung, unverantwortlicher Regent oder besser: Regentin, denn wir haben billig aus dem Herrn eine Dame gemacht. Diese Monarchie ist zugleich Theokratie, ihre Gebote sind Offenbarung, sind also unumstößlich.

Mitten ins Mystische versetzt wollen wir, da wir einmal in diesem helldunkeln Gehölze stecken, in Gottes Namen (hätten wir fast gesagt) uns noch ein paar Schritte weiter hineinwagen. Die Herrscherweisheit einer Theokratie ruht auf Inspiration. Die jeweiligen Moderegulative sind also — da hilft nichts —, sie sind Orakel. Die Putzmacherinnen in Paris, samt den verschiedenen Damen, halber Ganzwelt und ganzer Halbwelt, mit denen sie zur Tagsetzung sich versammeln, sind Pythien und die Dämpfe aus dem Erdenschoß, die sie in hellsehenden Zustand versetzen, ein übersinnliches Gas, ausstrahlend vom Geist der Geschichte. Von göttlichem Wahnsinn trunkene priesterliche Organe des geschichtlichen Mysteriums sind neben den Schneidern (und Schustern) auch die Hutmacher; ihr Kongreß in Paris ist ein Pfingstfest, Ausgießung des Geistes; Filialausflüsse davon sind die Zweigversammlungen, die Provinzialsynoden in andern Ländern, Deutschland z. B., also Leipzig oder meinetwegen Krähwinkel. Die taghelle Absichtlichkeit, womit diese Priesterinnen und Priester, Prophetinnen und Apostel diesen und jenen Plunder aus alten Trachtenbüchern und Modejournalen auswählen, zu-

sammenstellen, den neuen Kanon beschließen, ist purer Schein, ist vielmehr Geisterlicht aus dem Urquell eines geheimnisvollen Zentrums, das wir oben bezeichnet haben als eine tiefe Symbolik, welche die Generationen zwingt, ihre Zustände, Grundgefühle, sozialen Stimmungen und Vorstellungen in ihren Kulturformen auszudrücken.

Also Zwang! Der Charakter der Zeiten m u ß sich in ihren Formen ausdrücken. Also wäre der Mensch unfrei? unfrei just in dem, worin wir ihn doch so recht frei glauben, im Gebiete der beliebigen Wahl seiner äußern Erscheinung? Und wenn hierin, dann wohl überhaupt? Es gibt keine Willensfreiheit? Das ist der Knoten, den wir im Eingang als die letzte Ursache unseres Schwankens zwischen leidenschaftsloser Betrachtung und eifrigem Predigtdrang denunziert haben. Es ist nicht anders, die Geschichtsphilosophie der Mode führt mitten hinein in die Frage: Freiheit oder Notwendigkeit. Unser Spaß vom priesterlichen delphischen Autoritätswerte der Sprüche, die von Putzmacherinnen, Schneidern, Hutmachern und ihren Beisitzerinnen und Beisitzern vom Laienstand in die Welt ergehen, ist nicht so ganz nur Spaß. Dieses lockere Völkchen täuscht sich über seine Willkür; es d i e n t einem Gesetze, und wir, die wir uns seinen Sprüchen frei zu unterwerfen glauben, wir täuschen uns um kein Haar weniger. Die Probe gibt sich von selbst: man darf nur rückwärts blicken. Entschwundene Moden reihen sich als Glied in eine ganze Kette vergangener Kulturformen. Halten wir diese mit den gleichzeitigen Zuständen der Gesellschaft, des ganzen Gemeinlebens zusammen, so erscheinen sie dem klargewordenen gegenständlichen Blick als ein Ausdruck dieser Zustände, der gar nicht anders sein konnte, als er war, und die tollsten Auswüchse, in denen sich gar kein Sinn mehr entdecken läßt, als ein nicht minder notwendiger Ausdruck der Kinderei, welche unvertilgbar dem Sterblichen anhängt. Und nun weiter: die jeweiligen Zustände sind das jeweilige Resultat einer unendlichen Verflechtung von Naturbedingungen, Zufällen, Entwicklungen aus gegebenen Tatsachen und freien, der sittlichen Zurechnung unterworfenen Handlungen einzelner Menschen. Allein auch diese freien Handlungen treten für die überschauende Betrachtung eben doch in ein anderes Licht als für den Blick, der nur in die Gegenwart hineinsieht; auch sie betrachten wir nun mit dem Gefühle: es wird eben,

was kann, es kommt eben, was kommen muß, und jedes „wenn" und „hätte" und „sollte" ist müßig, ist leer, ist Wind, ist Null.

Und so hätte Schiller Unrecht mit seinem Wort:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren —?

so wären wir Sklaven jedes Gegebenen, folglich auch der gegebenen Mode? Das kann doch wahrhaftig auch nicht sein! Da gäbe es keine Tugend und kein Böses, kein Verdienst und keine Schuld, kein Lob und keinen Tadel mehr, die Erziehung könnte sich ihre Mühe sparen und die Justiz ihr Schwert einstecken.

Verehrungswürdige Leserin, die Sie mit edler Geduld unsere Grobheiten ertragen haben, üben Sie nun noch die Langmut, auch eine Ungeschicklichkeit, eine Schwerfälligkeit in den Kauf zu nehmen! Einen gelehrten Brocken in einer Plauderei über die Mode! Der alte Knabe Kant, der Philosoph, hat für Schwierigkeiten wie die, in der wir stecken, den Namen Antinomie aufgebracht. So nennt er es, wenn zwei Sätze, die einander ausschließen, mit gleichem Anspruch auf Wahrheit einander gegenübertreten; da ist z. B. ein Satz: Die Welt hat einen Anfang in der Zeit und Grenzen im Raume, und dem gegenüber steht das Gegenteil: sie ist anfangslos und ohne Grenzen im Raum. Eine solche Antinomie ist es denn, verehrte Geduldige, wovor wir stehen.

„Nun — und wissen Sie eine Lösung?" Ach nein! und wenn Sie mich auf den Kopf stellen, es fällt kein Körnchen von einem lösenden Gedanken heraus! Frei und auch nicht frei! Beides kann nicht zugleich wahr sein und ist doch beides wahr! Die Notwendigkeit webt ihr Gewebe aus Natursachen und aus freien Handlungen! Zum Verzweifeln! Unser eins ist kein Gurko, kein Skobeleff, hier ist kein Sabalkansky.

Wissen Sie was? Wir schleichen um den Balkan herum. Wir helfen uns mit einer Plattheit, mit ein paar ganz seichten, ordinären Sätzen, gegen die ein Zweifel überhaupt nicht aufkommen kann.

Erster Satz: Die Mehrheit der Leute verhält sich in unserer Angelegenheit — auf die wir nun billig wieder zurückkommen — so, daß es gar nicht der Mühe wert ist, zu fragen, zu untersuchen, ob sie eine Willensfreiheit besitzen und nur nicht gebrauchen, ob sie eine

solche überhaupt nicht besitzen oder ursprünglich besessen, aber verlottert haben. Vielleicht ließe sich finden, daß ihr Wille nicht frei ist, weil sie versäumt haben, ihre Einsicht zu befreien, und da sind wir schon wieder in Versuchung, schwerlötige Philosophie herbeizuschleppen, denn da ist ein gewisser Spinoza, der — doch nein, nicht weiter! Genug, dieser Umstand begründet das, was wir schon oben den Schafherdencharakter genannt haben. Drückt also die Mode mit all ihren Ausschweifungen den Sinn der Zeit aus: gut, es ist jedenfalls dafür gesorgt, daß es nicht unterbleibe, die Organe, richtiger: Maschinen stehen milliardenweis der eisernen Notwendigkeit zu Gebot.

Zweiter Satz: Daneben gibt es, so wollen wir, erlaubt oder unerlaubt, eben einmal annehmen, eine Minderheit, die sich mit der Einsicht den Willen gerettet hat, — eine Garde der Willensfreiheit. Sie braucht nicht zu befürchten, daß, wenn sie Opposition macht, jenes Gesetz sich nicht vollziehe, denn es bedarf ihrer Dienste nicht, das haben wir soeben gesehen.

Sind nun aber diese Wenigen wirklich ganz frei? Nein, ganz auch sie nicht. Lächerlich werden ist nur bis zu einem gewissen Grade erträglich. In einer Tracht umgehen, die sich von allem, was alle Welt trägt, absolut unterscheidet, ist unmöglich; man würde zu Tode gelacht, man würde von Straßenjungen gesteinigt. Wer könnte in Toga und Sandalen über die Linden, über die Königstraße gehen? Das führt auf den Typus, eben hier liegt aber auch ein Rettungsweg für die Kinder der Freiheit, die kleine Schar der Vernünftigen.

Alles an der Mode ist expressiv, aber nicht alles auf gleiche Weise. Schon bisher haben wir uns nicht verhehlt: Einiges daran drückt nur aus, daß die Menschen jederzeit alles übertreiben, Anderes aber die Lebensbedingungen, Gewöhnungen, das Gebahren, den Sinn und Sit (altdeutsch Maskulinum) einer gewissen Periode. Jene Bestandteile wechseln mit Windesschnelle, bilden eine unbestimmbare, meist tolle Formenvielheit, diese erhalten sich oft kürzer, oft länger, stets eine gute Zeit, meist einige, öfters sogar viele Jahrzehnte. Eine solche bleibendere Form nennen die Kostümhistoriker einen Typus. Der Typus ist also mit dem verwandt, was wir im engeren Sinne des Worts Tracht heißen; doch nur verwandt, denn er ist eine Erscheinung innerhalb des Gebiets der Mode, während die Tracht vor und außer dasselbe fällt. Greifen wir rasch nach einem nahen Beispiel! Ein

Typus war der Reitermantel als Überzieher für alle Stände. Er hat sich von lange her bis gegen Ende der dreißiger Jahre erhalten; er entsprach einer weitläufigeren Zeit, als die unsrige ist, denn er belästigt durch den langen Kragen die Armbewegung. Man kann aber sagen: er hatte noch Stil, der lag in seinen großen Faltenzügen, und man sah ihm an, daß er aus früheren Jahrhunderten kam, wo die Menschheit noch nicht in so putzigen Kapseln wandelte wie wir, ja man fühlte, daß sein Urahne die Toga war. Nun ist es aber eben aus mit ihm, denn wir sind um so viel geschäftiger, eiliger geworden, daß wir einen Überzieher haben müssen, der keine Bewegung hemmt; so ist der Paletot Typus geworden, und wer den veralteten Typus Reitermantel noch trägt, geht als Ruine der Vergangenheit, eine Art alter Römer durch die Straßen. Dagegen der sarmatische Schlafrock, den wir oben gebrandmarkt haben, wird sich hoffentlich nicht als Typus erweisen und erhalten, sondern als bloße Mode verschwinden. Du kannst also, edler Mitbürger, hierin Herr deines Willens bleiben, du kannst aus der freieren Hülle deines Paletot stolz, würdig und unverlacht über die Schulter hinlächeln auf die wandelnden Tintenwischer.

Mit Wehmut müssen wir allerdings zugeben, daß zwei spottwürdige Gebilde mehr als Mode, daß sie Typen sind: der Zylinderhut und der Frack. Jener verdankt sein Dasein und seine Dauer zunächst dem Verlangen, dem Kopf durch Höhe und blankes Schwarz der Bedeckung eine gewisse Würde zu verleihen. Das würde nun freilich ein Barett auch leisten, dem sich beliebig verschiedene Größen und Formen geben ließen in guter Proportion zu verschiedenen Köpfen und Staturen; von solchen Forderungen der Symmetrie ist schon im Obigen die Rede gewesen. Allein da ist ein Umstand: wir haben noch nicht vermocht, die lästige Sitte des Hutabnehmens als Begrüßungsform abzuschaffen, nicht gewagt, den vernünftigeren militärischen Gruß einzuführen; daher bedarf es gesteiften Filzes und einer Krempe zum Anfassen, eben darum ist Befestigung durch ein Sturmband unmöglich (ein weiches Barett säße ohne das), und so machen wir uns zum Spielball jedes Windes, dem es beliebt, das dumme, steife, in die Stirn schneidende Stück Ofenrohr fortzurollen, wohin er mag, am liebsten in den Dreck. Der Frack ist aufgekommen, weil der Mann ein Festkleidungsstück haben wollte, das die Taille feiner zeigt als der

Rock und doch den Sitz nicht unbedeckt läßt, wie das Wams tut, dieses unpatentere Bruchstück, dem sich eine Festlichkeit nur geben ließe durch Zierat von Litzen, Buffen, Verschnürung, was durch die absolute Prosa der Zeit doch verpönt ist. Noch einen anderen tiefgründigen Zweck haben die Schöße des Frackgebildes: man wollte die Taschen nicht opfern, wollte das Schnupftuch unterbringen. Ein besorgliches Dunkel, nur von spärlichen Lichtstrahlen durchdämmert, liegt über der Frage, wie die alten Völker, wie insbesondere Griechen und Römer sich geschnäuzt haben. Im helleren Tageslicht der neueren Geschichte schimmert reinlich das tröstliche Schnupftuch, mit Shakespeares Othello erreicht es tragische Weihe und endlich besagen mit der echt modernen Schärfe spitzen Fingerzeigs die Frackzipfel: hier gibt es Schnupftuch. Und so hat denn auf mehr als e i n e n Grund gestützt das Gabelwams, dies zweigeschwänzte Rockfragment Frack, der Kunst ein Greuel, sein Dasein gefristet und wird es fristen wer weiß wie lang? Etwas Trost jedoch bleibt. So viel moralische Kraft haben die letzten Jahrzehnte aufgetrieben, beiden abgeschmackten Formen doch den Raum ihrer Anmaßung zu verengen, gefordert wird Schlosser und Frack nur noch bei Staatsvisiten, Bällen, Repräsentationen. Edleres, seiner Menschheit bewußteres Gemüt, denkenderer Geist, tue das Deinige, diesen Verdrängungsprozeß zu verstärken, zu beschleunigen, stelle dich hinüber zu den Geweihten, „der freisten Mutter freisten Söhnen", die der Dichter apostrophiert:

> Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;
> Bewahret sie!

Weit bedenklicher droht der jetzige Damenrock — eben der Bauchspanner und Kniewetzer — unseren Typusbegriff in der Bedeutung befreiender Aushilfe zu erschüttern. Er behauptet sich seit Jahren mit einer Hartnäckigkeit, die ihn über die bloße Mode zu heben scheint; darf er sich anmaßen, Typus zu heißen, so folgt aus unseren eigenen Sätzen, daß auch für freiere Willenskräfte kein rettender Ausweg ist. Aber nein! Was so naturwidrig und unbequem zugleich ist, kann nicht Typus sein, ist nur Mode, nur mehr als gewöhnlich eigensinnige Mode; man muß ihm trotzen können, wenn man nur will, an uns liegt es, zu sorgen, daß es nicht Typus werde, und — Halt! Wo gelangen wir hin? Wenn wir das für möglich halten, durch Kreuz-

predigt einen Sturm zu organisieren gegen ein so zähes Stück Mode, geht das nicht weiter, als nach allen bisherigen Erwägungen erlaubt ist?

Nein! es geht nicht weiter. Zunächst können wir auf dem Schmugglerpfad, auf dem wir den Gebirgspaß der schrecklichen Antinomie umschlichen haben, noch ein Stück weiter gehen. Wir haben unterschieden: die große Menge, bei der es sich der Mühe nicht verlohnt, zu untersuchen, ob sie Willensfreiheit besitze, und eine Garde, die zwar auch nicht ganz frei ist, aber doch ein Teil ihrer Freiheit ehrenvoll behauptet. Nun ist aber die Grenze zwischen beiden nicht durch einen scharfen Strich gezogen, sie ist eine fließende; als gute Menschen müssen wir annehmen, daß es in der Schafherde noch unbestimmt viele Rettbare gibt, Seelen, die wir noch dem Wolf Modeunfug aus dem Rachen reißen, die wir zu uns herüberziehen, zu einem Bund, einer Verschwörung gegen den Feind einladen können, der da umgeht wie ein brüllender Löwe. Doch ehrlich gestanden: wir fühlen uns im Zuge, spitzfindig zu werden. Was heißt diese Auskunft Anderes, als daß wir die Menschen einfach überhaupt für frei nehmen? Was folgt? Wie stehen wir? Wir haben bekannt, daß wir die Antinomie nicht zu lösen vermögen. Der Mensch ist frei, und er ist das Werkzeug geschichtlicher Notwendigkeit; beides muß wahr sein, obwohl wir es nicht zu vereinigen wissen, und wenn beides wahr ist, so steht es uns ganz lustig offen, uns bald auf den einen, bald auf den andern Standpunkt zu stellen. Wir behandeln die Menschen als frei, raten, mahnen; vermögen wir nichts, gibt uns die Zukunft unrecht, so haben wir uns nicht schlimmer blamiert als irgendein redlich mahnender Onkel, als Gesetzgebender, Redner, Erzieher, als alle, die ein bißchen Vernunft in die Leute bringen möchten und öfter durchfallen als nicht. Die Zukunft wird unsere Versuche, Appelle freien Willens an freien Willen, eben auch zu den Notwendigkeiten rechnen und lächelnd sagen: es wäre gescheuter gewesen, beim bloßen Registrieren stehen zu bleiben, aber item, er hat getan, was er nicht lassen konnte.

Also klug oder unklug, auf Gefahr hin, Kapuziner gescholten zu werden, auf die dünnblaue Möglichkeit hin, daß es etwas nütze, wir lassen den Rappen laufen, wir predigen.

Man sollte meinen, wo nicht so viel Geschmack ist, da sei doch

wenigstens so viel Eigensinn, einer dummen, einer entstellenden, einer frechen neuen Mode zu widerstehen.

Geschmack. Was ist Geschmack? Eine schwere Frage, worüber wir uns oft den Kopf zerbrochen haben. Reden wir von dem Gebiete, wo das Schöne rein und frei von bindenden Nebenbeziehungen zum Leben gelangen soll, von der Kunst, so wird Niemand bezweifeln, daß hier weder die Schöpfung noch die Beurteilung Sache des bloßen Geschmackes ist. Der bloße Geschmack schafft kein Kunstwerk, und er ist nicht der Richter, vor den es sich stellt. Große Künstler haben an argen Geschmackfehlern gelitten, ich nenne Michelangelo, Albrecht Dürer, Shakespeare. Wir wollen nun das reine Kunstgebiet vorerst beiseite lassen, um nachher darauf zurückzukommen. Gerade die Region, worin wir uns befinden, wird uns vielleicht zu einer annähernd richtigen Vorstellung führen. Es wird uns schwerlich bestritten werden, daß man das Wort Geschmack vorzüglich im Munde zu führen pflegt, wenn von Kleidung und verwandten Dingen, wie Ausrüstung von Wohnräumen, die Rede ist. Aber in zweierlei sehr verschiedener Bedeutung wird das Wort angewendet. Wir sagen: das ist Geschmacksache; jeder nach seinem Geschmack; über Geschmack ist nicht zu streiten, und wir gestehen damit zu, daß hier ein Gebiet des freigegebenen Beliebens sei. Und das Belieben geben wir den Individuen darum frei, weil es sich um Dinge handelt, worin die Schönheit nicht der einzige Maßstab ist, weil daneben auch die Bequemlichkeit, der Schutz des Körpers, die Rücksicht auf Zeitbegriffe, und weil endlich noch etwas ganz Unberechenbares auf dieser Bühne eine Rolle spielt. Dies Unberechenbare sitzt in den ganz unbestimmbaren Eigenheiten der Individualität genau wie Neigung zu dieser, Abneigung gegen jene Speise, daher der Name auch vom Urteil des Zungennervs genommen ist. Eine Blondine müßte nach dem Farbengesetz blau zum Kleide wählen; sie hat aber eine Vorliebe für rot, kein Mensch kann wissen, warum? es liegt im unergründlichen Dunkel des Naturells; sie mag dieser Vorliebe folgen; es gibt in diesen Gegenden keine Polizei, keinen Gerichtshof, treib' es jeder wie er mag. Es ist oben gesagt, der Geschmack schließe ein Bewußtsein der eigenen Gestalt in sich, wie sie sich ausnimmt und was zu ihr paßt. Ein klares Beispiel, wie manche durchaus keine Vorstellung davon haben, ist nachher beigebracht, es sind würdige Männer vorgeführt,

die den Hut wie lustige Halbsimpel tief nach hinten aufzusetzen pflegen. Sie mögen; es ist ihre Sache; sie verkaufen sich ja nicht für Gemälde, nicht für Marmorbüsten.

Und dennoch, es gibt eine Polizei, es gibt eine Justiz; wir brauchen das Wort noch in einem andern, in richtendem Sinne. „Er oder sie hat Geschmack — hat keinen Geschmack“ sagen wir schlechtweg und behaupten damit, daß auch in dieser, ein andermal ganz freigegebenen Sphäre ein Gesetz herrscht.

Wie bringen wir beide so verschiedenen Arten des Sprachgebrauchs zusammen? Die Antwort liegt auf der Hand: Geschmack haben heißt ein Schönheitsgesetz fühlen und anerkennen, heißt finden, begreifen, tun, was zusammenpaßt, auch in der Region, die doch dem Zufall des freien Beliebens überlassen ist, in der Region, wo keine Kunstrichter Sitzungen halten und rhadamantische Sprüche fällen. Du bist bleich und liebst blau. Du magst durch ein blaues Kleid dein Gesicht gelb machen, es steht dir frei, man läßt dir d e i n e n Geschmack, überwindest du deine Vorliebe und wählst helle Farben, die das wenige Blut in deinem Gesichte aufhöhen, so hast du G e s ch m a ck.

Nun aber müssen wir auf die Kunst zurückblicken. Ein Shakespeare erfindet einen Macbeth, Hamlet, Lear: das ist wahrhaftig mehr als Geschmack, das ist Schaffen aus dem Zentrum und Schaffen eines Zentrums für ein Dichterwerk. Aber das Zentrum hat seine peripherischen Partien, seine Ausläufer. Eine Statue kann aus dem reinsten, gediegensten Lebens- und Schönheitsgefühl hervorgewachsen sein, es handelt sich dann noch von Haltung einer Hand, Stellung eines Fingers, Legung einiger Falten, Verhältnis eines Gewandendes zu den Füßen, einer Zierat: da kann den Künstler sein Schönheitsgefühl verlassen, es will nicht ganz in diese Peripherie hinausreichen, und so geschieht es ihm, daß er an diesen Enden geschmacklos wird. Nicht anders der Dichter: ein Charakter ist aus dem Mark und Kern der Poesie geschaffen, aber dort ein einzelnes Motiv, hier eine Metapher, Redefigur fällt matt oder gesucht, überheizt, widerwärtig aus, der herrliche Feuerstrom verläuft sich an einigen Punkten so, daß der Saum nicht des Mittelpunktes würdig ist, ein Schöpfer des Schönen verliert an den Ausläufern seine Sicherheit und wird geschmacklos. Was wir in der selbständigen Kunst peripherisch nennen, hat nun etwas Analoges mit dem gemischten Gebiete, das uns hier

beschäftigt: ebenso wie es in der Mode Jedem freigegeben scheint, wie er's halten mag, kann der Künstler meinen, an jenen Ausläufern dürfe er sich mehr gehen lassen, seinen Launen, Grillen, subjektiven Marotten Luft geben, aber ebenso wie man dort dennoch kategorisch sagt, N. hat Geschmack, X. hat keinen Geschmack, so urteilt man auch über den Künstler, mag er im Kern seiner Schöpfung noch so groß sein, freiweg: er hat zum Genie auch Geschmack, oder: er hat Genie, aber am Geschmack, da fehlt es.

Zurück zur Sache. Also: wir stellen eben doch auch im Gebiete der freigelassenen unendlichen Geschmäcke das Ansinnen: du solltest Geschmack haben! Hat aber Einer eben keinen, ist ihm darin nicht zu helfen, so sollte er, haben wir gesagt, doch wenigstens so viel Eigensinn haben, sich nicht aufzwingen zu lassen, was mindestens im Anfang, wenn es neu aufkommt, ihn vor seinen, obwohl dicken Kopf stößt, was doch nach seinem eigenen, zwar nicht selbständigen, doch durch Vergleichung mit bestehendem Besserem und durch die Stimme der Vernünftigen unterstützten Urteil geschmackwidrig ist. Ruft denn auch gar nichts in euch: das will ich nicht, mag ich nicht, das geht mir zu weit!? Wollt ihr denn schlechterdings Sklaven sein? Mit unserem eigenen Satz von der pythischen Mission der Putzmacherinnen, Schneider und Hutmacher dürft ihr uns jetzt nicht mehr kommen; das ist erledigt; der Geist der Zeiten muß sich seinen Ausdruck geben, aber ihr seid dennoch frei, es steht in eurer Macht, ob ihr zum dumpfen Haufen gehören wollt, der sicher dafür sorgt, daß nach der Narrengeige getanzt werde. Die Musikanten, die Komponisten sind mystische Zauberkräfte und auch nicht; sie sind es, sind absolute Mächte für die blinde Menge, und sie sind unverschämte Nullen für die Vernünftigen. Was! Einigen Hutmachern fällt es ein, statt des zweckmäßigen breiteren Filzhutes ein Affendeckelchen ans Fenster zu stellen, — Achtung! Aufgepaßt! Tagesbefehl! Stimme von oben! der Herr auf dem Sinai, Jehovah im brennenden Dornbusch hat es befohlen! Heilig, wie die zehn Gebote! — Wir kennen die Sprache der Modejournale: „so trägt man's", „das ist erlaubt", „das ist nicht mehr zulässig!" — Was? Wer sind die „man"? Wie viele geben ein „man"? Wer erlaubt? Wer läßt nicht zu? Woher die Weisheit? Woher die Autorität? Sie tun wahrhaftig, als wären sie der kategorische Imperativ in Person, übersinnlicher Korporalstock aus dem

Wolkenzelt, und diesem groben Orakel duckt sich die Schöne, die einer vernünftigen Bitte ihres Verlobten Trotz und Spott entgegensetzt, wie je ein armer Tropf von Rekrut unter der Fuchtel des Exerzierlümmels sich krümmte.

Wir müssen die Sache zum Schluß noch unter einen besonderen Gesichtspunkt stellen. Es ist eben doch auch nicht eine Zeit wie die andere. Daß wir in Zeiten der Erniedrigung den Franzosen jede ihrer Moden in all ihre Auswüchse hinein nachäfften, war einfach ein Stück der Erniedrigung überhaupt; daß wir auch in der Zeit der Ehre ihnen den Vortritt lassen, ist in Ordnung, sofern es nur mit einem Maße von Vorbehalt geschieht; sie haben einmal mehr Schick als wir. Aber jetzt, nachdem wir die frivole Raubgier endlich gezüchtigt haben, jetzt, d. h. nicht heute erst, nein, gleich nach dem Sieg nichts Besseres wissen, als von den Besiegten nicht etwa eine schöne Form, sondern die ganze echt keltische Geilheit herübernehmen, wie sie in der Erfindung dieses Weiberkleides, in dieser ganzen Art von Aufputz, wie sie in den rohen Entblößungen auf vornehmen Bällen prickelt und kitzelt — man braucht wahrhaftig kein Teutone zu sein, um daran einen herzlichen Ekel zu empfinden. Und diese Verbitterung unserer Siegesfreude kann nur wachsen, wenn man auch hier bestätigt sieht, was längst bekannt und unzählige Male gesagt ist: daß uns ja die Leichtigkeit fehlt, das gewisse Schwebende, was der Franzose und noch mehr die Französin allem zu geben weiß. Es ist etwas Hanswurstiges im französischen Blut, ein Rabelaisgeist, der auch dem Frechen ein Teil seines Stachels nimmt, so daß es mehr noch zum Lachen als zum Zürnen reizt. Bei uns wird das alles schwer, erdig, stoffartig, wird bleierner Ernst und fordert den Ernst des ungetäuschten Urteils heraus.

Und wie traurig ausdrucksvoll hängt das zusammen mit der ganzen Stimmung, die über der Nation liegt! Mit der massenhaften Losung: Genuß und Gewinn um jeden Preis! Lächerlich, wer von Ehre und Gewissen, wer gar von Idealen spricht! Man hat wahrhaftig Stunden, wo man sich sagt: die politische Erhebung hat den sittlichen Kern der Nation angefault vorgefunden, und nimmer wird sie den Stolz lernen, der andern Völkern schon im Blute liegt; man könnte fast den unverantwortlichen Frevel begehen, zu wünschen, daß ein neuer großer Krieg mit anfänglichen großen Niederlagen, die uns

zwängen, zu ungeheuern Opfern uns aufzuraffen, die allgemeine Üppigkeit zu Boden schlüge und wieder einmal Ernst in die Gemüter senkte. Vielleicht würde er die Fetzen gleich mitabstreifen. Kunst und Kunsthandwerk sprechen nicht minder offen als der Kleiderfirlefanz die gewisse Verbrühtheit aus, welcher die Seelen verfallen sind. Wir hatten gemeint, der Weg sei gefunden, die Renaissance in der guten Zeit ihrer ersten und mittleren Blüte sei und bleibe zum Muster erkoren. Es fehlt auch nicht an guten Kräften, die treu am Edlen, am Stilgemäßen halten, aber sie sind nicht in der Mehrheit. Diese weiß nichts Besseres zu tun, als den Fortgang zum Barocken und Rokoko, dem jene Neubelebung des Klassischen einst Schritt für Schritt verfiel, in erhitzter Eile schneller zu wiederholen. Die Baukunst läßt den Stein tanzen, schwellen, quirlen, ausschlagen, sich zerfasern und zerzausen, die Kunsttechnik springt ihr nach und bläht sich und schraubt sich in Schwulst. Wer's nicht glauben will, der möge nur etwa nach den Modeformen der Standuhren hinsehen. Schon längst hatten wir als Motiv der Gehäusverzierung ein Gebausche und Geplätsch von verwirrten, geschlenkerten Kohl- und Schilfblättern mit Rollen und Muscheln von den Franzosen entlehnt, dazu etwa noch eine kokette, langkragige Figur, eine Diana, Schäferin u. dgl., lauter Formen gleich einer mit dem Absatz ausgetretenen Wurst. Und das strotzt heute noch, ja jetzt erst recht, auf unsern Möbeln, an unsern Auslagfenstern. Ruhig-maßvolle Form gilt für langweilig. Die Formenwelt soll rufen: Hellauf! wir sind flott und liederlich! — Es wäre auch ein Lied zu singen von der Dichtung, von der Blüte der Klatsch- und Pasquillromane, der Eisenbahnliteratur und vom Theater, wo der hohe Stil und der Ernst vor leeren Bänken spielt und der muffige, übelriechende, aber glänzende Spaß vor vollgepfropften. — Doch es ist Zeit, zum Schluß zu eilen, sonst geraten wir ins trostlos Unendliche.

Vorher ist nur noch etwas mit der lieben Unschuld abzumachen. Wir haben es oben versprochen, dem Einwurf Rede zu stehen, nur wir seien es, nur unser unreiner Blick, dem die jetzige weibliche Mode in ihrem Hauptteil so frech erscheine. Gutes, sittsames Kind, das in holder Blindheit nicht sieht, was jene dort an der Seine meinten, als sie dir vorschrieben, deine Glieder zu so unverblümter Deutlichkeit herauszuspannen! Der gekreuzigte Wohlanstand neigt sein Haupt

nach dir hin, dann in die Höhe und ruft: Vergib ihnen, himmlischer Vater, denn sie wissen nicht, was sie tun! Im Ernst: Formverderb in der Mode frißt kontagiös um sich genau wie Sprachverderb. Millionen Menschen in Deutschland meinen ein R zu sprechen und sprechen ein A, oder ein S und sprechen ein D, wobei wir nicht an organischen Fehler denken, sondern nur an Gewöhnung. Das haben irgendeinmal Großstädter angefangen aus purer Affektation, es ist eingerissen, und jetzt saugt es das Kind mit der Luft und Muttermilch ein, nicht ahnend, daß es Affektation ist, aber es ist Affektation und bleibt Affektation. Und so bleibt Dirnenkleid Dirnenkleid, mag auch das Kind im Mutterleib es tragen.

Nun, und der Schluß? Doch nicht gar noch ein Vorschlag? Gar noch so weit abfallen von dem guten Vorsatz, nur zu registrieren, nicht zu dozieren?

Ach ja, mit holder Scham müssen wir gestehen, wir haben noch einen Vorschlag in petto, wir wagen es, uns dem Gelächter preiszugeben bis zu diesem Äußersten.

Nur dürfen die Spötter nicht hoffen, daß wir ihnen den Spaß machen werden, eine deutsche Tracht vorzuschlagen. Wir haben es ja gleich vornherein belächelt, daß einige wohlmeinende Frauenseelen zur Kriegszeit mit Artikelchen solches altgermanischen Inhalts in Lokalblättchen hervortraten wie „ein Edelknecht, sanft und keck". Thusnelda-Schnepp, Rock, Weste, Gürtel und Locken des armen Sand schlummern seit 1820 in der Rumpelkammer. Wir können nicht aus der Mode heraus, denn wir stehen mitten im Völkerkontakt, und die Mode kennt keine Völkertrachten. Wir fressen keine Eicheln mehr, und als wir sie noch fraßen, hatten wir keine Tracht, sondern begnügten uns mit Wolf- und Bärenfellen. Aber da die Mode doch die Kleidform der geweckten, helleren, obwohl darum noch lange nicht vernünftigen Menschheit ist und da es in dieser doch auch Einige gibt, die sich Freiheit und Vernunft retten, so sollte man meinen, diese könnten durch Zusammenschluß doch so viel erreichen, daß in irgendeinem Umfang menschlicher Wohnsitze nur wenigstens den verrücktesten Auswüchsen der Mode Halt geboten würde.

Nun haben wir zugegeben, daß die Ordonanz der Mode für das Weib lautet: lieber mit allen frech als auffällig durch Abweichen von dem, was alle tragen! Tragen sich Alle frech, so ist die Frechheit, nicht

zu tragen, was alle tragen, doch die größere! Wirklich, mit Fingern auf sich zeigen lassen, fordert fast übermenschlichen Mut. Die Einzelne vermag nichts. Wie wär' es denn nun aber, wenn Viele zusammenstünden? Ich meine so: etwa zweihundert, dreihundert Frauen in einer großen Stadt tun sich zusammen, beraten mit Künstlern von Geschmack eine vernünftige Form, — versteht sich, nichts Gesuchtes, nichts Theatralisches, auch nichts puritanisch Einfaches, nur einmal jedenfalls Rückkehr zum Kleid mit einfach fallenden Falten, im Übrigen wird Spielraum gelassen, werden bloß einige Linien gezogen für mancherlei passende, nur Unsinn vermeidende, doch den Einzelnen noch persönliche Wahl anheimgebende Zier in Kopfputz, Schmuck, Überwurf und anderen Dingen. Sämtliche Mitglieder dieser Liga verpflichten sich eidlich, an e i n e m Tag, womöglich zu derselben Tageszeit, in den neuen Kleidern öffentlich sich sehen zu lassen.

Die Verschworenen begeben sich in Begleitung von Männern, Brüdern, Verlobten, Onkel — kurz, was sie für Beschützer haben mögen, — in die Werkstatt von Schneiderinnen, Näherinnen, Putzmacherinnen. Besagte Männer versehen sich zu diesem Gang mit guten Revolvern („bewaffnet sie mit Piken" sagt Buttler); sie legen diesen Künstlerinnen die Musterzeichnungen vor und erzwingen sich unter Androhung augenblicklichen Todes das Gelübde strikten Gehorsams in der Ausführung. Daß es anders nicht geht, leuchtet ein.

Gut. Wenn nun die Gehäuse fertig sind, so führen die Eidgenossinnen aus, was sie sich geschworen. Freilich können nicht dreihundert zusammengehen, doch nicht anders als in Trüppchen sollen sie ausschwärmen und übrigens, wie gesagt, gleichzeitig. Auf den Straßen wird es geben ein Hälserecken, ein Einanderanstoßen mit Ellenbogen, ein Mundwinkelzucken, ein Flüstern unter den feineren Damen, ein Stehenbleiben, laut Lachen, Fingerzeigen unter gröberem Volk; aber all dies trifft erstens nie e i n e allein, zweitens muß es nach ganz kurzer Zeit in sich selbst ersticken, denn der Spottchor wird schlechtweg erdrückt von der Menge. Und, — was wetten Sie, meine edlen Heldinnen? — ein paar Tage darauf hängen die reinen Normen, als deren lebendige Organe Sie sich hervorgewagt haben, an allen Putzladenfenstern, und in vierzehn Tagen ist die Affentracht der Mode mit Schmach aus dem Felde geschlagen, ist genau so lächerlich, so unglaublich, wie dem Gänsevolk bei dem ersten Blick Ihr anständiges

neues Kleid erschien, und die Frechheit kann sich nicht mehr unter den Satz verstecken, es sei frecher, sich anders zu tragen als alle.

Ich bin fertig.

„Kardinal, ich habe das Meinige getan, tun Sie das Ihre!"

Sie schütteln den Kopf und lachen? Nun ja, dann fällt der zweite Satz weg, nicht der erste. Dixi et animam salvavi.

(Nord und Süd, Monatsschrift, herausgeg. von P. Lindau, März 1878; Mode und Zynismus, Beiträge zur Kenntnis unserer Kulturformen und Sittenbegriffe, Stuttgart, K. Wittwer, 1879, S. 3—46.)

Über Zynismus und sein bedingtes Recht.

Der vorstehende Aufsatz „Wieder einmal etwas über die Mode" hat die Redaktion der Zeitschrift, die ihn aufnahm, in Verlegenheit gesetzt. Als ich ihn einsandte, sah ich dies voraus, denn ein periodisches Organ hat Rücksichten zu nehmen, wie sie der Einzelne nicht zu nehmen hat, der als solcher einfach auf seine Verantwortung zum Publikum spricht. Ein gediegenes Journal sucht oder hat seine Leserzahl in der guten Gesellschaft. Diese kann und darf in ihrer Mehrheit nicht aus Solchen bestehen, die ihren Kodex vom Anstand nicht unbesehen heilig halten. Immer nur Wenige können unter ihren Mitgliedern sein, deren sie sicher ist und die doch einmal genauer nachdenkend sich die Frage stellen, ob denn die Umzäunungen, in welche jenes Etwas, das wir Anstand nennen, das Leben einhegt, gar keine Bresche zulassen, ob es nicht noch andere Gebiete gibt, von denen unvermeidlich Bewegungen ausgehen, die ein Loch in den Hag brechen. Wird nun von einem solchen Organ ein Beitrag zugelassen, der aus dem Bewußtsein hervorgegangen ist, daß solche Gebiete bestehen, und daß gewisse Grenzfragen zu ihren Gunsten gelöst werden müssen, weil sie ein h ö h e r e s Recht haben als der Anstand, so ist vorauszusehen, daß jene Mehrheit scheu werde, daß sie nicht nur über den einzelnen Fall erschrecke, sondern auch für die fernere Haltung der Zeitschrift Besorgnis schöpfe. Durfte e i n e r es wagen, über den heiligen Zaun zu setzen oder ihn zu durchbrechen, wer weiß, wie viele ihm nachspringen werden? Tür und Tor ist, scheint es, dem Unschicklichen geöffnet und wie weit es noch gehen werde, nicht abzusehen; das Naturburschentum, wenn nicht Schlimmeres, hat, so meint man, Einlaß in den Salon gefunden, und die gute Gesellschaft zieht vor, das Feld zu räumen. Was immer eine Redaktion bereits getan haben mag, durch ihre Praxis zu verbürgen, daß hier keine Gefahr sei, man wird dunkel befürchten, es möchte bei der Ausnahme nicht bleiben, sie könnte in die Lage des Zauberlehrlings geraten:

„Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los."

Anders natürlich liegt die Sache, wenn ein Einzelner als solcher, d. h. in einer selbständigen Publikation es sich herausnimmt, die Schutzwand zu durchstoßen. Entweder gibt er sich auf den ersten Blick als Schmutzfreund zu erkennen, dann läßt man ihn einfach stehen, d. h. man wirft seine Blätter weg und überläßt sie den Schichten der Gesellschaft, in denen der unsaubere Autor offenbar zu Hause ist. Oder man sieht ihm an, daß er nicht danach angetan ist, als könnte es ihm einfallen, Zynismus zu treiben ohne Grund und Grenzen; man kennt ihn vielleicht schon vorher hinreichend, um dessen versichert zu sein, oder man entnimmt sich diese Bürgschaft aus der Mischung der Bestandteile in der jetzt vorliegenden Arbeit, oder beides trifft zusammen. Dann wird man sich nach dem ersten Schrecken besinnen und denken: der Mann wird seinen Grund gehabt haben, diesmal diesen Ton zu greifen und ein andermal, wenn ein solcher Grund nicht besteht, es unterlassen. Die Überlegenden werden diesen Grund erkennen und das Ihrige tun, die Ängstlichen zu beruhigen. Und übrigens kann man ja abwarten; sollte des Grundes nicht genug zu entdecken, sollte also der Mann doch auf eine abschüssige Fläche geraten sein, es wird sich ja finden.

Dies alles pflichtmäßig erwägend schrieb ich bei Übersendung meines Manuskriptes, man werde starke Stellen darin finden, und ich würde in voller Anerkennung der Rücksichten, die eine Redaktion nehmen müsse, eine Ablehnung nicht im geringsten verübeln. Diese zog es vor, anzunehmen und sich durch die bekannte Vorbemerkung, so gut es gieng, zu helfen. Soviel über diesen Hergang; ich habe ihn zur Sprache gebracht, weil die Unterscheidung einer selbständigen Publikation und eines Beitrags für eine Zeitschrift zu Bemerkungen führte, die mir als Einleitung zum Folgenden dienlich erscheinen.

Wirklich möchte ich gerne glauben, die Arbeit wäre verständiger aufgenommen worden, wenn sie nicht in einem Rahmen erschienen wäre, welcher den Begriff: Pflichten der Rücksichtnahme in den Vordergrund stellte und hiemit zum voraus einen falschen Maßstab nahelegte. Schreibt Jemand über die Mode, so kann der leitende Maßstab der Beurteilung dessen, was er vorbringt, einzig und allein in der Frage bestehen: hat er richtig gesehen? Hat er mitgebracht, was von dem, der über Formen schreibt, in erster Linie zu verlangen ist: ein normales Auge? Statt danach zu fragen, hat alle Welt nur nach

den Händen gesehen und gefragt: hat er Glacéhandschuhe an oder nicht? Nach dem Auge zu sehen ist Keinem eingefallen. Ich habe ja doch zum Beispiel nicht bloß von der weiblichen Mode gesprochen und ihre jetzige schnöde Unform so scharf angefaßt, sondern auch von der männlichen, wobei es sich um solche Dinge gar nicht handelte, die zu starkem Ausfall gegen Schamlosigkeit herausfordern, sondern unbezweifelt einfach um richtiges Urteil über Formen. Ich habe zum Exempel behauptet: verjüngte Kopfform des Hutes macht ein breites Gesicht noch breiter, — habe ich Recht oder Unrecht? Auf solche Formfragen, also auf das Technische des Gegenstands, ließ kein Mensch sich ein. Hübsch manierlich oder grob? Zahm oder wild? Das war die einzige Frage, welche die Armut der Kritik aufzubringen hatte. Nun kann und darf man dies allerdings a u ch fragen, denn alles Gedruckte unterliegt natürlich auch diesem Gesichtspunkt, aber er ist nicht der erste, obwohl er allerdings in innerem Zusammenhang mit dem steht, der wirklich der erste ist. Und dieser Zusammenhang ist ein Verhältnis der Abhängigkeit. Die Frage: zahm oder wild? beantwortet sich anders, wenn ich richtig, anders, wenn ich unrichtig gesehen habe. Finde ich die jetzige Mode in manchen Teilen formwidrig, in einem großen Teile frech und habe ich dabei Unrecht, so habe ich nur die innere Unform der eigenen häßlichen Seele in den Gegenstand hineingesehen und die Derbheit, womit ich spreche, ist nur die andere Seite dieser subjektiven Häßlichkeit; habe ich aber Recht, so ergibt sich hieraus das weitere Recht, das Häßliche, das ich im Objekte richtig gesehen, auch häßlich zu nennen. Dazu kommt dann noch ein einfaches Menschenrecht: ich habe billig anzusprechen, daß man begreift, ein Mensch bestehe nicht aus Holz, Blech und Stein, und es sei ihm nicht zuzumuten, daß er beim Anblick einer widrigen Formenwelt kaltes Blut bewahre. Wer nicht sieht, wer mit stumpfem, nicht durchzeichnendem, die gegebene Form nicht an der wahren Naturform messendem Auge über die Straßen und durch die Säle geht, hat gut ruhig bleiben; wer s i e h t und auf Tritt und Schritt jahraus, jahrein Zerrbilder um sich sieht, der hat ein Recht, endlich wild zu werden. Doch dies ist zu bescheiden gesprochen, denn es klingt eben doch wie bloßer Anspruch auf schonende Beurteilung einer verzeihlichen Schwäche, wodurch das Vorbringen der Wahrheit einen Zusatz im Ton, eine Färbung erhielt, die nicht zum Inhalt zu gehören scheint.

Es handelt sich aber nicht um Erlaubnis, in einen Affekt zu verfallen, sondern streng sächlich um die Frage, ob ein gewisser Ton nicht das notwendige, d. h. einzig naturgemäße Ergebnis des richtigen Sehens ist. Ich nenne ihn wild; das Wort soll zweierlei bedeuten: derb im komischen Sinn gegenüber einem Teil der gegebenen Erscheinungen, derb im Sinne des Ausbruchs ernster Empörung gegenüber einem andern Teile; man begreift, daß ich unter dem ersteren alles verstehe, was verkehrt, aber sittlich unschädlich, wenigstens nicht direkt schädlich ist, unter dem Zweiten das Schamlose. Wir kommen darauf zurück; die hier aufgeführte Unterscheidung wird uns weiterhin wichtig und fruchtbar werden, ich fasse nur erst meinen obigen Satz in die Worte: habe ich nicht gutes Recht, mit lebendiger Wortkraft das Häßliche häßlich zu nennen, so will ich lieber ganz Unrecht haben und nehme nun zunächst meinen Faden wieder auf.

Wir müssen jetzt von dem zufälligen Umstand absehen, daß das Erscheinen dieser Kritik der gegenwärtigen Mode in einem Journal auf die Erwartung stoßen mußte, man werde etwas im Sinne des gewöhnlichen Anstandsbegriffs Wohlgesittetes zu lesen bekommen, und daß die Enttäuschung Verdruß erregte. Die Mehrzahl hätte sich auch ohne das über ihre Rauhheit entsetzt. Gewiß wenigstens die unendlich Vielen, denen die Mode das ist, was — sie eben ist: eine absolute Autorität, eine zweite Religion. Es war diesen Unzähligen freilich nicht geschmeichelt. Man sah der ersten Zeile bis zur letzten an, von welcher Taxierung dieser frommen Menschenart sie eingegeben sei. Sie hatten erwartet, ich werde die Draperie ihrer Göttin mit Samthandschuhen befühlen. Etliche darunter — sie waren in ihren geistreichen Anzeigen leicht zu spüren — hätte noch etwas Anderes gar gern erlaubt: einige niedliche fein zweideutige Winke über gewisse durchsichtige oder draperiefreie Reize der Göttin, eingegeben vom und gefällig dem inguinalen Standpunkt, der ihre Stärke ist. Diese haben erstaunt aufgesehen und es dann spottenswert gefunden, daß es gar auch noch eine Moral geben soll und daß sie nicht viel Umstände zu machen pflegt. Ein so moderner Gegenstand so unmodern behandelt! Es war nicht zu verzeihen; so grob und so unpikant, auch nicht ein einziges Zötchen — es war lächerlich.

Man begreift, daß ich nicht zur Feder gegriffen habe, um den beschrienen Artikel gegen seine Widersacher und gar gegen die letztere

Gattung derselben zu decken. Ich leugne zwar nicht, daß bei manchem Einwurf, wie solche allerdings auch von anhörenswerter Seite gekommen sind, der Drang der Gegenwehr sich regen muß, ja daß auch unvernünftiger Vorhalt das natürliche Gefühl zum Gegenstoß anreizt, aber versichern kann ich, daß dieser Zweck allein mich nicht entschieden hätte. Man soll die Literatur nicht vermehren, nur um sich seiner selbst anzunehmen. Aber Begriffe klarstellen: das ist ein Zweck, der zum Schreiben berechtigt und auffordert. Und der Begriff, um den es sich hier handelt, bedarf der Klarstellung; sie ist nicht leicht, fordert eine Reihe dialektischer Unterscheidungen, ist meines Wissens noch nirgends gründlich vorgenommen, und ich gestehe, daß ich selbst durch die neuere Erfahrung erst gemahnt worden bin, mir über die Gründe meines guten Rechts deutlichere Rechenschaft abzulegen als zur Zeit, da ich in raschem Zuge niederschrieb, was seit Jahr und Tag die jetzige Mode zu denken gibt. — Nachdem ich übrigens einmal an diese Arbeit gegangen bin, wäre es nur gesucht, wenn ich von ihren Ergebnissen nicht auf den Artikel die Anwendung machte, der doch die Veranlassung einmal gegeben hat; warum das Konkrete meiden, wenn es just am Wege liegt?

Ich soll in der Art, wie ich mich ausließ, den Anstand verletzt haben. Wie nennen wir diese Verletzung? Ihr Name sollte den Titel abgeben. Schon dieser war schwer zu finden. Ich dachte, nur eine ungefähre, negative Bezeichnung zu wählen und zu setzen: „Über die Grenzen des Anstands“ oder etwas gedehnter: „Über die notwendigen Grenzen im Einhalten des Anstands“. Die letztere Wendung wäre von Schiller entlehnt; seine Abhandlung „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ ist wenig beachtet und doch gleich wichtig an sich wie für den Entwicklungsgang der Ansichten des edlen Denkers und Dichters. Schiller fühlte offenbar, daß er die ästhetische Bildung überschätzt hatte, als er ihr in seinem Gedichte: Die Künstler und in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen die große Rolle zuwies, geradezu das ungeheure Werk der Menschenerziehung zu übernehmen bis zu der Station, wo der Mensch fähig sein soll, die scheinlose Wahrheit und das strenge Sittengesetz frei vom einhüllenden Reize des Schönen zu fassen und zu befolgen, als er kühn vertraute, daß unter der Hülle der schönen Form die Völker und Individuen das

Wahre und Gute in sicher leitender Ahnung schon mitbekommen. Er ließ im selben Jahre (1795) schon den genannten Aufsatz folgen. Jetzt unterschied er streng die Fälle, wo der Mensch dem Schönheitsgefühle als einem gefälligen Surrogat für die unerbittliche Pflicht und den strengen Begriff sich überlassen dürfe, von denjenigen, wo es heißt: Scheiden! Entweder, Oder! Hier gebietet entweder die Vernunft, das Sittengesetz oder das Gefühl, die Einbildungskraft, der Geschmack, und wenn jene, so gibt es keinen Kompromiß mit diesen! Schiller kehrt sich nun vor allem gegen die spielende Unterrichtsmethode, wie sie damals aufgekommen war, und gegen das Belieben unterhaltenden, bilderreichen Vortrags, wo strenge wissenschaftliche Methode gefordert ist — das Letztere gewiß eine Mahnung, die für unsere Zeit nichts weniger als verspätet kommt, — dann aber gegen die moralische Verweichlichung durch einseitig ästhetische Kultur. Er greift hier seine Beispiele vorerst aus dem Privatleben; er zeigt, wie leicht die Liebe, sonst ein Hebel jeder edelsten sittlichen Kraft, in Versuchung gerät, unbedingte Pflichten zu verletzen und die Verletzung mit dem Namen eines Opfers für den Geliebten zu beschönigen, wie leicht wir ungerecht handeln, um großmütig zu handeln, wie nahe es liegt, höflich und delikat zu sein auf Kosten der Wahrheit, unmenschlich, um einer Vorspiegelung des Ehrgefühls genugzutun, dann aber geht er auf das politische Gebiet über, und da lautet die Verkehrung: blutig vorgehen, um ein unmögliches Ideal politischer Glückseligkeit zu verwirklichen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elend preiszugeben, um das geträumte Wohl der nächstfolgenden dadurch zu begründen. Man erinnere sich der Zeit, in welcher er schrieb. Es war eine schönselige Stimmung, aus welcher die Greuel der Revolution hervorgiengen, es war die Sentimentalität, welche die französischen „Schindersknechte" zur Schneide der Guillotine zuschärften; sie hielten für passend, die Leute zu köpfen, um für Rousseaus Weltidylle Raum zu schaffen. Nicht so empfindsam ist unsere Zeit, doch aber wie unheimlich paßt auf sie auch dieses schlagende Wort, da jetzt Rousseaus Wahnbild von Freiheit und Gleichheit abermals aufsteht und Gesellschaft und Staat zu zerstören droht! — Ich muß dem Reiz widerstehen, dies zu verfolgen, und hebe noch folgende Sätze aus, die sich auf das rein menschliche

Gebiet beziehen und deren zweiter gar leicht auf mein Thema — die Frage, wo die Artigkeit aufhören müsse — sich anwenden läßt: übertriebener Hang zum Schönen kann den Charakter verderben; — die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl kann unschädlich sein, aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben, wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört.

Ein anderer kleinerer Aufsatz enthält „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst". Unter dem Gemeinen versteht Schiller alles, was einem geistigen Interesse gegenüber bloß sinnliche Bedeutung ansprechen kann, wie z. B. an einem großen Manne sein Stammbaum, seine Kleidertracht, sein Hauswesen gegenüber seinen Entwürfen und Unternehmungen. Er unterläßt nicht, sogleich hinzuzufügen, daß es doch nicht auf den Stoff an sich ankommt, sondern auf die Behandlung; diese kann das bloße „Gegenüber" in einen innern Zusammenhang verwandeln; Schiller verweist zunächst auf den Geschichtschreiber; besitzt er Geist und Seelenadel, so wird er auch in dies Untergeordnete ein Interesse, einen Gehalt legen, der es wichtig macht, in höhere Beleuchtung aufnimmt. So nun auch der Künstler, der Dichter. Er kann das Gemeine in seiner Gröbe aufnehmen und durch den Zusammenhang, in den er es stellt, durch irgendeine geistige Beziehung, die er ihm gibt, es veredeln. Schiller steigert vorerst den Begriff, er führt dem Titel gemäß auch das Niedrige ein, das sich — so bestimmt er die Bedeutung des Worts — zum Gemeinen verhält wie konträres zum kontradiktorischen Gegenteil, also wie beispielsweise Bös zum bloßen Nichtgut. Das Niedrige ist nicht einfach nur ein Sinnliches, das durch keinen Zusammenhang mit dem Geist geadelt wird, es besteht in der Rohheit, in der verächtlichen Gesinnung, die das bloß Sinnliche zum Gewollten erhebt und dabei überdies absichtlich den Anstand außer Augen läßt. Nun wäre eigentlich ein wichtiger Unterschied einzuführen: der des objektiven und des subjektiven Gebrauchs der genannten Ingredienzien, nämlich des Gemeinen und Niedrigen: es ist natürlich sehr zweierlei, ob ein Dichter oder Künstler es wagt, für seinen Zweck gemeine und niedrige Züge oder ganze Personen uns vor Augen zu bringen, oder ob ein Schriftsteller im eigenen Namen sprechend den Anstand und die edlere,

geistigere Sitte vor den Kopf stößt. Schriftsteller: so müssen wir beim zweiten dieser Fälle statt: Dichter allgemeiner sagen, denn es ist zwar auch an Dichter zu denken, vorzüglich an satirische, doch ebensosehr, ja mehr noch an literarische Darstellung, Besprechung überhaupt, namentlich an jene, die nicht an wissenschaftliche Strenge und Würde gebunden ist, sondern lebendig an die Gegenwart sich wendet und daher das Recht freierer Bewegung genießt. Kurz und straff, wie er zum Ziele geht, denkt Schiller nur an den ersten Fall und führt nun die zwei Bedingungen auf, unter welchen das Gemeine und Niedrige in die Kunst eingelassen werden darf, die zwei Mittel, für diese unsaubern Figuren das Bürgerrecht zu erkaufen: sie sind das Komische und das Furchtbare. Jeder Bewanderte sieht, daß er hiebei auf Lessing fußt. „Was der Dichter für sich selbst nicht nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewisse vermischte Empfindungen hervorzubringen und zu verstärken, mit welchen er uns in Ermangelung rein angenehmer Empfindungen unterhalten muß. Diese vermischten Empfindungen sind das Lächerliche und das Schreckliche. Wenn unschädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, so ist schädliche allezeit schrecklich," so sagt der große Kritiker im Laokoon; den Stil der Zeit und gewisse Mängel in der Begriffebestimmung wird ein nachdenkender Leser leicht abziehen und sich gern in die schlagende Wahrheit und Fruchtbarkeit vertiefen, die er schon auf den zweiten und dritten Blick diesen Sätzen ansehen muß.

Es ist nun, was wir durch Hilfe dieser Autoritäten gewonnen haben, erst für unsern Zweck zurechtzurücken. Dabei handelt es sich um folgende Punkte:

Lessing hat, wie Schiller, nur die Kunst im Auge; auf sie hinüberzublicken wird in unserem Zusammenhang allerdings gut und lehrreich sein, an sich aber stehen wir auf einem anderen Boden, auf dem, welcher soeben schon angedeutet ist: diese Untersuchung knüpft sich nicht an ein Dichtwerk, das sich erlaubt hat, anstandswidrige Figuren oder Wendungen vom Stapel zu lassen, sondern einfach an ein Urteil, das über eine ästhetisch-sittliche Erscheinung ausgesprochen wurde, und sie dreht sich um die Frage, ob es nicht, indem es seinen Gegenstand als großenteils häßlich darstellte, durch die Art seiner Darstellung selbst häßlich geworden sei; dies ist der Anlaß, und die Beantwortung der speziellen Frage führt, wie sich bereits einleuch-

tend ergeben hat, auf die allgemeine, wann und wieweit Verletzung des Geschmacks und Anstands berechtigt, vielleicht sogar gefordert sei.

Sodann muß genauer genommen werden, was Schiller geschmackempörend gemein, niedrig, was Lessing mit allgemeinerem Wort häßlich nennt. Nicht, daß wir erschöpfend zu Werke gehen müßten; insbesondere haben wir nicht unmittelbar auf das moralisch Häßliche abzusehen, worauf Schiller in seiner Art zu schnell und ausschließlich lossteuert; allerdings zwar ist unsere Frage ebensosehr eine moralische, als eine Form- oder Geschmacksfrage, ja sie ist das erstere in ganz prägnantem Grad, aber zunächst müssen wir das Häßliche in so allgemeinem Sinne fassen, daß die eine der genannten Wirkungen, die komische, nicht ausgeschlossen wird, zu welcher ja wesentlich gehört, daß irgend etwas eintrete, was die Betrachtung vom sittlichen Standpunkt ableitet. Erst im Verlaufe wird dieser in seiner Bestimmtheit aufzunehmen sein, da nämlich, wo unser Weg zu dem führt, was Schiller und Lessing das Furchtbare, das Schreckliche nennen. Diesen letzteren Begriff werden wir erweitern müssen; wir sagen vorerst, wie oben, als wir ganz vorläufig die betreffende Unterscheidung einführten, besser nur: ernst, ernste Wirkung; die Stelle wird sich finden, wo davon die Rede sein muß, daß es wirklich gelten kann, Stöße so starker Art zu führen, wie sie durch jene Namen bezeichnet sind. Übrigens wird es sich auch von einer Mischung handeln, worin die komische und die ernste Wirkung zu einer gewissen Einheit sich verbindet.

Wir können unser Thema auch so bezeichnen: es gilt, Schillers kurze Aufstellungen „über die notwendigen Grenzen im Gebrauche schöner Formen“ und „über das Gemeine und Niedrige in der Kunst“, — Sätze, die sich in das Bestimmte des Stoffs zu wenig einlassen, weiter zu entwickeln und speziell auch auf das Anstandsgebiet außerhalb der Kunst anzuwenden. „Das Bestimmte des Stoffs“: dazu müssen wir sogleich setzen: u n d seiner Behandlung.

Es wird auf keinen Widerspruch stoßen, wenn wir nun sagen: diese Behandlung ist überhaupt zu bezeichnen als ein A u f d e c k e n und zwar Aufdecken eines solchen, was in dieser Aufdeckung e k e l h a f t erscheint, häßlich im Sinne des Ekelhaften. Und das Prädikat häßlich oder ekelhaft trägt sich, je nachdem das Aufdecken beschaffen ist, auf den Aufdeckenden über. In den paar Worten: „je nachdem das

Aufdecken beschaffen ist", verbirgt sich, wie man leicht erkennt, eine Welt von Fragen. Wer kurz sieht, wird dies aber nicht finden, sondern einfach sagen, die Übertragung vollziehe sich notwendig auf alle Fälle, denn der Anstand verbiete das Aufdecken schlechtweg und immer.

Das Häßliche, sofern es sich als Prädikat dem Aufdeckenden anhängt, wollen wir nun zynisch nennen, und da ich eine kurze Überschrift brauchte, so habe ich einfach gewählt: über das Zynische. Doch etwas mehr vom Inhalt mußte der Titel andeuten; ich fügte hinzu: und sein bedingtes Recht; denn wir haben die Frage nun so zu stellen: ist das Zynische schlechthin unerlaubt, oder, wenn es Bedingungen gibt, unter denen es gerechtfertigt ist, welche sind sie?

Natürlich müssen wir nun zuerst näher zusehen, was das Zynische ist, und es muß zu diesem Zweck ein Wort über das Wort vorangeschickt werden. Die Bezeichnung hat ihre Schwierigkeit. Der Ausdruck ist, wie man weiß, vom Hunde genommen. Die Natur hat diesem edelsten aller Tiere einen doppelten Fluch aufgelegt. Seine größte Tugend, die unbedingte Anhänglichkeit an seinen Herrn, hat seinen Namen zum Schimpfwort für ehrlos unterwürfige Menschen gemacht, so im Deutschen, Italienischen, Französischen; die Bedeutung wird von da über alles Niederträchtige, Verächtliche erweitert (canaglia, Hundepack). Die zweite unselige Mitgift sind gewisse Gewohnheiten, die den armen Burschen, der nichts dafür kann, zum Bilde des Schmutzigen, des Wühlens im äußerst Natürlichen gemacht haben; das Gebiet ist so unsagbar unanständig, daß die neueren Sprachen vorgezogen haben, das Wort aus einer toten zu entlehnen, wenn der Hund seinen Namen für vergleichbares menschliches Treiben hergeben soll: ein Sprachgebrauch, dem offenbar ein Gefühl zugrunde liegt, als würde das höchst Widerliche, um das es sich handelt, der Vorstellung bereits zu nahe gerückt, wenn man die Bezeichnung aus der eigenen Sprache holte. Wir sagen: hündisch, wenn von serviler Selbstwegwerfung, dagegen zynisch, wenn von dem gewissen Griff in den Schmutz die Rede ist, der an dieses Gebahren des Hundes erinnert. Da sich das Tier dessen im Geringsten nicht schämt, so muß der Ausdruck Zynismus öfters auch dienen, besonders frech auftretende moralische Gemeinheit zu charakterisieren, eine Gemeinheit,

welche vorgeht, als verstände sich das Schlechte, das Ehrlose von selbst; dies ist es, was Schiller im zweiten der genannten Aufsätze das Niedrige nennt. Wir müssen aber in unserem Zusammenhang von diesem letzteren Sprachgebrauch absehen, sonst verwirren wir uns. Es ist spezifisch das Schmutzige, was uns beschäftigt, es ist das turpe, wie es gemeint ist, wenn man sagt: naturalia non sunt turpia — eine Sentenz, mit deren übrigen Sinn wir uns für jetzt noch nicht zu befassen haben. Nicht so einfach, als es einem naiven Leser scheinen mag, beantwortet sich die Frage, was darunter zu verstehen sei. Man muß sich die Mühe nehmen, Unterscheidungslinien durch das ungern betretene Feld zu ziehen; eine derselben ist so wesentlich, daß sie sogleich aufgeführt werden muß, da sie geradezu die Richtigkeit unseres Titels in Frage stellt. Bei dem Worte turpia denkt man an allerhand Schmutziges, das nicht eben in das geschlechtliche Gebiet gehört, und Verletzungen der Scham und Sitte, die in das letztere fallen, nennt man, genauer genommen, nicht zynisch, sondern obszön; da von diesem Gebiete hier ebenso die Rede sein muß, wie von dem der turpia, so müßte unsere Überschrift neben dem Zynismus eigentlich auch den Obszönismus nennen. Doch mag die Mitbefassung des Zweiten im Ersten hingehen in Betracht, daß das gute, arme Tier, das den Namen für Schmutzwühlerei hergeben mußte, leider auch im Geschäfte der Fortpflanzung seines Geschlechts keine Scham kennt und in dieser einen Beziehung allerdings unter der nachtliebenden Katze steht. Man meine nur nicht, es handle sich hier um eine Wortklauberei; der Verlauf wird es zeigen; so viel mag schon hier gesagt werden: Zynismus (jetzt im engeren Sinne des Worts) und Obszönismus ist so sehr zweierlei, daß der derbste Zynismus Kinderunschuld sein kann verglichen mit dem kleinsten Obszönismus. Wir werden finden, daß das richtige Gefühl der Menschheit sich jedes andern Tributs, den wir der Natur bezahlen, ungleich weniger schämt als der Gleichheit mit dem Tiere im Zeugungsprozeß; daraus folgt, daß für Aufdeckungen dieser Seite der Natur, wenn sie nicht abscheulich sein sollen, ungleich strengere Einschränkungen zu postulieren sind als für Aufdeckungen anderer Art. Man bemerkt, daß ich nur eine Forderung ausspreche, nicht eine Tatsache bestätige, denn in Wirklichkeit verhält es sich umgekehrt: die Gesellschaft erlaubt hundert Zweideutigkeiten sexuellen Inhalts, ehe sie ein derbes Wort verzeiht, das sich z. B. auf die

Effluvien bezieht. Es gilt als ungleich häßlicher, den Kot zu nennen, als Zoten zu reißen. Habe ich aber recht mit dem Satze über das, was das richtige Gefühl der Menschheit eingibt, so ist dies Verhalten nicht ein Kennzeichen unserer Bildung, guten Sitte, sondern unserer Verdorbenheit. Vom Dreck zu reden ist (unter Umständen) roh und gemein, doch weit mehr noch roh als gemein; auf die Begattung meckernd hinweisen, hinzielen, anspielen ist roh und gemein, doch weit mehr noch gemein als roh. Der Schweinigel ist ein Kind gegen den Zotenreißer. — Übrigens ist hier eine weitere Sprachschwierigkeit zu bedauern: es fehlt ein Wort, das alle verschiedenen Formen der Bloßlegung unserer geschlechtlichen Naturabhängigkeit umfassend bezeichnet, die groben, die mittelgroben und die feinen. Zote ist zu stark für die feinen, Zweideutigkeit zu schwach für die gröberen und groben. Ich werde in dieser Verlegenheit das eine oder andere Mal nach dem Wort Obszönismus, als dem allgemeineren, greifen müssen, obwohl ich, wie gesagt, im Ganzen und Großen unter dem Wort Zynismus mitbefasse, was es bezeichnet.

Der Leser wird spüren, daß diese sämtlichen Vorbemerkungen keine Nörgeleien sind, wenn er sich nun des Weiteren überzeugt, wie sie unser eigentliches Geschäft uns erleichtern, das wir jetzt ohne ferneres Zögern in Angriff nehmen.

Wir haben, obwohl nur ungefähr, die Stoffsphären bezeichnet, in welche der Zynismus greift, und sein Verfahren ein Aufdecken, Bloßlegen genannt. Aber was ist es denn eigentlich mit „Stoffsphären", mit „Stoff"?

Es handelt sich, soviel schwebt Jedem auf den ersten Blick vor und ist schon angedeutet, um gewisses Natürliches, das, wenn bloßgelegt, uns Widerwillen, ja Ekel oder durch Verletzung der Scham zugleich Abscheu erregt. Es scheint, dieser Eindruck verstehe sich von selbst, und dies ist eben vielmehr nicht der Fall, sondern dabei ist dies und das vorausgesetzt. Es gibt ein Wesen, es ist die Wissenschaft, das keinen Widerwillen, keinen Ekel kennt, außer sofern sie sich damit beschäftigt, zu untersuchen, worin er bestehe und wie er zu erklären sei; ein Wesen, das die erhabene Schamlosigkeit mit den Göttern teilt, die nicht schamhaft sind, weil sie nichts Unreines kennen; wie denn ja die oberste Göttin es nicht verschmähte, als Juno Cloacina dem Kloakenwesen in Rom vorzustehen. Was, von außen sich auf-

drängend, als klebriger, schwammiger, formwidriger, übelriechender Stoff, was als widerlich häßliches Tier uns abstößt, was am eigenen Körper als Ausscheidung des organischen Lebens oder Produkt von Krankheitsprozessen, was als Zeuge unserer Tierverwandtschaft im Geschlechtsleben uns so berührt, trifft, packt, daß wir uns schütteln oder erröten oder daß beides eintritt: all dies ist der Wissenschaft einfach nur Gegenstand des Forschens. Sie weiß, daß an sich der Stoff mit dem Geist in keinem Kontraste steht, daß seine formlosesten Klumpen formlos nur scheinen, seine häßlichsten organischen Gestaltungen doch Glieder der Kette sind, an deren glänzendem Schlusse das hohe Gebilde des Menschen steht, sie weiß, daß die Zeugung ein Wunder von Geist-Akt der Natur ist, sie weiß, daß die Natur im Menschen Basis und stetiger Quell des Geistes ist, und sie weiß, daß der reinste Seelenduft der Liebe sich der animalischen Regungen nicht zu schämen hat, die seine Unterlage bilden. Hier gibt es nichts zu scheuen, zu ekeln, nichts zu lachen. Hier ist eine Ruhe, eine gesunde, nüchterne, heilige Kühle.

Aber das Leben will auch Unruhe, Vibration, Oszillation, Lohe. Gefühl, Phantasie rüttelt durcheinander, wirft einander schroff entgegen, was an sich, durch die Reihen der Mittelglieder verbunden, im Frieden der Logik beisammen wohnt. Es ist das Verschwinden oder die Auslassung der Mittelglieder, wodurch diese Stöße, Aufprallungen, Schnellungen vor sich gehen. Es sind Sprünge. Durch sie entsteht der Schein, daß zwischen den großen Gedanken eines Mannes und seinem Stuhlgang, zwischen den Hochgefühlen der Liebe und ihrem realen Ziel keine Gleichung, keine Brücke sei. Ja es kann scheinen, als ob das obere, das ideale Ende negiert sei, wenn das untere sich so oder so der Wahrnehmung aufdrängt. „So oder so" —: was wir Sprünge genannt haben, muß noch gar nicht durch die Absicht eines jemand hervorgebracht sein, der auf die Realität, auf die grobe Natur hinweisen will; es kann auch Stoß des Zufalls sein, der die entlegenen Pole in plötzlichem Ruck gegeneinander schnellt und nur bemerkt zu werden braucht.

Zunächst nun ist der Mensch, die Gesellschaft ernstlich darauf bedacht, solche Schüttlung, Rüttlung, das Aufblitzen solchen Scheines fernzuhalten; die Dinge sollen eben und glatt ablaufen. Den Vordergrund des Lebens bildet, nachdem die Menschheit sich aus dem Wild-

stande der Natur herausgearbeitet hat, das Umtreiben unserer geistigen Schätze: denkendes Tun der verschiedensten Art — denkend auch dann, wenn es auf die bescheidensten Ziele gerichtet ist, — Rede, die inneres Leben, Gemüt, Zweck, Geist ausspricht, füllt unsern Tag aus, vereinigt, durchzieht unsere Gesellschaft, und wenn wir auch nur essen und trinken, so wird der Genuß mit Gespräch, Witz, vertraulichem oder ernst gehobenem Worte so gewürzt, daß wir vergessen, wie stark der Zoll ist, den wir kauend und schluckend der Natur hiemit zahlen; wir wissen ganz gut, daß das Gegessene auch verdaut sein will und — was auf die Verdauung folgt, aber wir wollen nichts davon wissen; wir würden fürchten, hinaus zur toten Materie und hinab unter unsern Menschenwert gestoßen zu werden, wenn wir jetzt (dieses unbestimmte „jetzt" schließt alle weiteren schweren Fragen unserer Erörterung in sich) — jetzt daran erinnert würden.

Wir verhüllen also, bedecken diese Dinge mit Schweigen, Kleidern, spanischen Wänden, Mauern, geschlossenen Türen. Sobald der Mensch Mensch wurde, fieng er auch an, sich seines Naturgrundes zu schämen und ein System von Mitteln aufzubieten, um die Erinnerung daran sich und andern hinwegzuschieben. Dadurch hat sich denn herausgebildet, was wir Anstand nennen: eine stillschweigende, als selbstverständlich feststehende Übereinkunft, daß all das, woran sich der Eindruck knüpft, als würden wir, wenn es offen gelegt wird, unter unsere Menschenbildung hinabgedrückt, ein für allemal zugedeckt bleibe, nicht genannt, nicht gezeigt werde. Der Anstand ist Notwendigkeit, die Menschenwürde verlangt ihn. Sein Gesetz ist heilig. Vor wem wir nicht sicher sind, daß er es achte, mit dem können wir nicht umgehen, müssen ihn aus unseren Gesellschaften ausstoßen, verbannen. Es kann darüber nicht disputiert werden, wer es in Frage stellt, der hat sich schon geächtet.

So sieht es aus, so scheint es. Anders, wenn man genauer hinsieht. Ganze Nester von Fragen, von Zweifeln steigen auf. Zunächst über das Wo? „Gesellschaften" habe ich gesetzt; warum nicht: Gesellschaft? Weil der Pluralis hier speziellere Bedeutung hat, weil er an Zirkel von ausgewählter formeller Observanz zu denken Anlaß gibt, während der Singular den Allgemeinbegriff ausspricht, der gar verschiedene Arten in sich schließt. Da ist vor allem der große Unterschied zwischen bunten Kreisen und solchen, worin nur ein Geschlecht

vertreten ist. Wie anders Herrn sprechen, wenn sie unter sich, als wenn sie mit Damen sind, in welchen gröblichen Dingen und Worten auch vornehme Tafelrunden sich gerne ergehen, wenn jene den Tisch verlassen haben, das brauche ich keinem Leser zu sagen. Aber auch keiner Leserin brauche ich in Erinnerung zu bringen, daß Frauen, wenn sie unter sich sind, das Blatt nicht vor den Mund nehmen, das die schönen Lippen schließt, wenn Männer da sind, obwohl gewiß, was dann sich hervorwagt, immer noch leichter Lufthauch ist verglichen mit dem Feldgeschütz der Männerspäße. —

Ganz anders, wo die Geschlechter vereinigt sind, — wollte ich eben fortfahren; aber nein, auch da nicht immer, nicht unbedingt waltet das Verschweigungsgesetz in seiner Strenge. Gewiß nicht im kleineren Zirkel, wo man einander kennt, wo Leute beisammen sitzen, die granum salis haben. Eine Frau von Geist wird nicht meinen, der Himmel falle ein, wenn einmal einem lebendigen Manne im sprudelnden Halbärger das Wort Dreck oder Luder herausrumpelt; das Übrige seiner Rede wird dafür sorgen, daß nicht befürchtet werden kann, es sei Zaum und Zügel der guten Sitte nun zerrissen und die Roheit renne wie ein lediges Roß durch die Straßen. In wirklich guter Gesellschaft achtet man den Anstand nicht für Raub; man hütet ihn nicht ängstlich, als wäre er gestohlen Gut, man läßt ab und zu etwas Luft ohne Sorge, er möchte entwischen wie ein Eigentum, das einem gefangenen Vogel gleicht, man fühlt sich frei, weil man sich bewußt ist, ihn wirklich zu haben, zu besitzen. Kann sein, daß man hierin im Süden Deutschlands liberaler ist als im Norden; es hängt auch mit dem Gelten des Dialekts zusammen. Der Norddeutsche mußte einst den seinigen opfern, um das Neuhochdeutsche zu lernen; wir, im Bewußtsein, daß unser hoch-, d. h. oberdeutscher Dialekt den weitaus größeren Beitrag zur Ausbildung dieser Sprachnorm gegeben hat, sind zu bequem, die kleinere Mühe des kürzeren Schritts von jenem zu dieser uns aufzulegen, bleiben daher halb im Dialekte stecken, gebrauchen ihn überall, wo es nicht öffentliche Rede gilt, und trüben diese mit unberechtigten Provinziallauten. Dies Verhalten ist zu tadeln, hat aber doch auch seine gute Seite. Wir bewahren uns das Naturgefühl der Sprache wärmer, bleiben dem Sprachquell näher und im Besitz eines Reichtums von Wurzeln, Wortbildungen, Redensarten, Schätzen verschiedener Art, die das Schriftdeutsche ver-

säumt hat zu heben, sich anzueignen. Eine gewisse Naturlosigkeit fühlt man immer der Sprache jener Stämme an, die das Hochdeutsche einst mit ganzem Opfer ihres Dialektes lernen mußten, wie auch ihrer Aussprache, die zwar nicht an so vielen Nachlässigkeiten wie die unsrige, aber an gewissen Fehlern leidet, die uns immer wie naturfremde Kostbarkeit, überflüssige Bewußtheit gemahnen. Auch sie zeigen mehr Fülle, Kraft, gute Naivität und Humor, wenn sie zu ihrem alten Dialekte zurückgreifen. Sind wir nun dem Naturquell der Sprache näher geblieben, so hängt uns auch mehr Neigung an, Derbheiten der Volkssprache in den Verkehr der Gesellschaft Eingang zu gestatten. Die Erziehung verbietet weniger streng den Gebrauch eines saftigen Wortes, es dauert uns das Salz der Rede und des Gedankens, das verloren geht, wenn zahme Schicklichkeit absolutes Gesetz ist; wir erschrecken nicht, wenn einmal ein Schuß fällt. Dabei meint dann der auswärtige Deutsche, wir gönnen uns dergleichen oder lassen es zu, weil wir unfrei in Zynismus versenkt seien. Sehr unrichtig, ja selbst unfrei! Wir schweben darüber, indem wir hineintreten. Ich führe ein Beispiel an. In Schwaben herrscht eine Neigung, den Superlativ so stark als möglich auszudrücken; so ist für das farblose Sehr oder Außerordentlich das Wort: saumäßig aufgekommen, und da die Bedeutung sich verwischt hat, so gerät nun der starke Ausdruck leicht in Widerspruch mit dem Prädikate, das er zu steigern bestimmt ist. Ja man kann hören: des ischt e saumäßig netts Mädle. Die Gebildeten wissen nun natürlich sehr wohl, daß das ein Widerspruch und unschicklich ist, aber der Widerspruch macht ihnen mehr Spaß, als die Unschicklichkeit Verdruß, und in einer nur etwas zusammengewöhnten Gesellschaft, wo man sich versteht, werden die Damen nicht von den Stühlen fallen, wenn einmal ein Mann in freiem, bewußtem Spiele mit den Dialektseigenheiten den naivgroben Superlativ anzuführen wagt.

Es ist wirklich nur der Salon (ich nehme das Wort im Sinne des deutschen Sprachgebrauchs: der festive Gesellschaftssaal), wo jener Zaun oder Zaum der Sitte, den wir Anstand nennen, in unbedingter Geltung feststeht oder regiert, denn da sind Leute beiderlei Geschlechts beisammen, die einander in Mehrzahl so genau nicht kennen, daß sie einander gestatten dürften, sich Freiheiten zu erlauben, wie sie im bürgenden Zusammenhang der gegenseitigen Vertrautheit mit den

Charakteren als momentanes Wagnis (nicht als stehender Ton) ohne Gefahr eingeräumt werden können. Schlimm genug freilich, daß in so feinem Zirkel dagegen Entblößungen erlaubt sind, vielmehr als fein fashionabel gelten, welche die Scham — und zwar jene zartere, die sich auf das Geschlechtliche bezieht, — roher verletzen als das roheste Wort den Sinn der Scheu vor dem Schmutzigen und Wilden. Doch dieser letztere Punkt liegt uns hier außer dem Wege; wir werden auf anderem bald genug zu ihm gelangen, der jetzige führt noch zu der Betrachtung, daß alle zu ängstliche Sorge für den Anstand von der Vorstellung des Salon ausgeht. Sagt oder schreibt einer etwas Derbes, so fürchtet die Welt, er möchte in die Säle der guten Gesellschaft einbrechen und da die Zunge herausstrecken oder — weiß der Himmel was sonst noch Entsetzliches verüben. Dies lenkt auf die Bemerkungen am Anfang gegenwärtiger Erörterung zurück: bei einer Zeitschrift, die viel in Familien der höheren Stände gelesen wird, schwebt den Leuten etwas wie ein Salon vor, daher erscheint hier ein Artikel, der über die Schnur der Anstandsbegriffe haut, wie ein zynischer Missetäter in glänzenden Räumen, wo geputzte Gesellschaft herumsitzt. Allein Schrift ist Schrift und hat die Freiheit anzusprechen, in der weiten Welt, an die sie sich wendet, Leser zu finden, die einen Spaß und — einen Ernst verstehen.

Wir haben ein Wo? aufgeworfen, da uns Zweifel aufstiegen, ob der Anstand unbedingtes Gesetz sei. Folgerichtig entsteht auch ein Wann? Doch darf die Antwort hierauf kurz abgemacht werden, denn es begreift sich leicht von selbst, daß es, angenommen einen Zirkel, dem es nicht an Freiheit des Geistes gebricht, um ein starkes Wort zurechtzulegen, doch auch hier ganz auf die Stimmung des Augenblicks ankommt. Sie muß belebt, die Phantasie muß erregt, der Humor muß im Schweben begriffen sein, um einem vorbrechenden Wagnis der Rede das Bleigewicht des prosaischen Ernstes zu nehmen, oder der sittliche Unwille muß geweckt sein, um zu fühlen, daß jetzt ein ernstes Ekelwort gefordert sei, um es zu wollen, zu begreifen.

Nun aber muß ein Wie? folgen. Wir sind bereits verfahren, als hätten wir schon ausgemacht, daß bei „Aufdecken" einfach an die Form der Rede zu denken sei. Wir durften dies, weil natürlich sie es ist, deren Freiheitsgrenzen hier vor allem in Frage kommen; doch eben hierin ist nun eine Unterscheidung einzuführen, die recht geeignet

ist, zu zeigen, wie dialektisch das Thema sich verwickelt. Was ist heikler, gesprochenes oder geschriebenes, gedrucktes Wort? Es scheint: das erstere, denn der wirklich gehörte Laut übt einen stärkeren Stoß aus als der (im Lesen) nur innerlich gehörte; alles Unmittelbare trifft ja stärker, als was sich durch Zeichen vermittelt: man erschrickt, und insbesondere dann, wenn man mit Mehreren gleichzeitig hört, unter welchen zarte Konstitutionen sein mögen, in deren Seele man erschrickt. Dagegen kommt aber in Rechnung, daß das geschriebene Wort eine im Raum fixierte Existenz behauptet und sich mit einem gewissen Anreiz hinstellt, es wiederholt zu lesen, verweilend zu bedenken, was es besagt und enthält. Es mag für einen Vertrauten bestimmt sein, in einem Brief stehen, aber wer weiß, in welche Hände er noch gelangt und ob er nicht einmal gedruckt wird? Allerdings ist jedoch zu sagen, daß dem vertraut Schreibenden nicht zugemutet werden kann, auf dies Bedenken sich einzulassen, denn was würde aus allem intimen Briefwechsel, wenn ihm der Radschuh solcher Rücksicht eingelegt würde? — Anders nun das mit der Bestimmung zum Druck geschriebene Wort. Es geht voraussetzlich an sehr Viele, unter denen doch weit mehr Empfindliche, wohl auch wirklich in ihrem Gefühle zu Schonende sich befinden als je in einem Zirkel gegenwärtiger Personen. Wiederum aber liegt die Sache anders, wenn man bedenkt, daß das Gedruckte in irgendeinem Grade doch immer etwas von dem Recht ansprechen darf, das vermöge ihrer oben geltend gemachten reinen Natur die Wissenschaft behauptet und besitzt. „Da kommt es doch sehr auf den Ton an," wird man sagen; „gedruckte Plauderei, Dichtung und Mitteldinge zwischen Dichtung und Prosa sind keine Wissenschaft." Wohl, aber darin nähert sich ihr doch alles Gedruckte, daß es sich in bestimmtem Sinn auf den Stempel der Allgemeinheit berufen kann, den die Presse dem Wort aufdrückt. Ist, was der Autor bringt, nur nicht unzweifelhaft frech, gemein, frivol, so werden wir ihm nicht bestreiten, wenn er dem Vorwurf gegen einzelne Wagnisse mit der Antwort entgegnet, wer seine Blätter nicht lesen wolle, könne sie ja weglegen, er befinde sich jetzt nicht in einer übersichtlichen Gesellschaft, worin die Gegenwart von Fräulein Y. und Backfisch Z. ihm Rücksicht auferlege; er schreibe mehr für Männer als für Damen, und übrigens können ja Papa oder Mama oder Tante auswählen, was Tochter Ida lesen dürfe.

So in Für und Gegen verknäuelt sich unser Gewebe. — Außerdem kommt aber ein nicht minder schwieriger Punkt, das Maß, in Frage. Da zeigt sich alsbald, daß wir ganz ins Relative geraten und in abstracto gar nichts bestimmt werden kann. Ein Wort mag als das denkbar stärkste erscheinen, sieht man näher hin, so verhält es sich anders: der Schreibende oder Sprechende hat sich noch gemäßigt. Ein Wort, ein Satz kann als entfernte Andeutung dem Herrn von X. hübsch fein vorkommen, während Herr W. dabei in einen Abgrund von Frivolität sieht. Ein Versuch kasualistischer Aufführung und Unterscheidung von Fällen, Beispielen würde ins Unendliche führen. Es bleibt nichts, als daß ich mir vorbehalte, an einzelnen starken Ausdrücken des Artikels, dem unsere Erörterung zum Geleite dient, zu zeigen, daß sie noch lange nicht die stärksten, daß sie im Gegenteil noch gemäßigt sind.

Ganz dürfen wir nun doch auch die Frage nicht umgehen: was ist heikler, Wort oder Bild? Hat man dabei das gesprochene Wort im Auge, so stellt sich die Sache anders, als wenn an das geschriebene oder gedruckte gedacht wird, aber sie liegt eben gar nicht einfach. Das Bild des Zeichners oder Malers drängt sich dem äußeren Auge auf und verweilt; das gesprochene Wort drängt sich dem Ohr auf und gibt so außer und neben seinem Inhalt einen gewissen Treff und Stoß, dagegen verweilt es nicht und mag daher als weniger stark erscheinen. Allein es ist etwas Eigenes um das Wort, auch abgesehen von dem Schlage, den es, gesprochen, dem Gehöre gibt, und dies Etwas gilt ganz auch vom nur geschriebenen und gedruckten. Das Nennen ist ein Fassen des Gegenstandes, ein Packen und Herausstellen, ein Konzentrieren, ein Komprimieren und ein Zuspitzen, das doch den Gegenstand noch weit mehr bloßlegt als die Darstellung fürs Auge, es ist ein Verraten, ein Verlautenlassen auch ohne den Laut der Rede, das fast noch stärker affizierend wirkt als die Vorlage für den wirklichen äußern Sinn, die das Bild bringt. Die gewissen Unanständigkeiten auf Gemälden der Teniers, Ostade, Brouwer darf eine Dame am Arm eines Mannes, der sie in eine Galerie geführt, immerhin ansehen, während sie ihm ihren Arm alsbald entziehen müßte, wenn er mit dem Wort bezeichnen würde, was dort in der Ecke geschieht, oder — (um nicht zu vergessen, daß wir jetzt das gedruckte Wort im Auge haben) — während sie das Buch errötend zu-

schlagen würde, wo das genannt ist. Dennoch erheben sich Zweifel auch gegen diese Abwägung. Die wirklichen Sinne sind und bleiben apprehensiver als die Sinne, wie sie in der Einbildungskraft innerlich noch einmal auftreten. Es ist der Ekel, der sich ungleich schneller und leichter an die Wahrnehmung knüpft als an die Vorstellung, wie das Wort sie hervorruft. Es gibt Bilder, die man stinken sieht. Ein solches — dazu noch ein Hohn auf das nur mitleidwerte Griechenland — kam in derselben Nummer eines Karikaturblattes, das dem Artikel über die Mode die Ehre erwies, ihm sehr achselzuckend Recht zu geben.

Und noch eine weitere Frage! Wort und Bild zu unterscheiden, reicht auch noch lange nicht hin. Wir haben bis jetzt einen Hauptpunkt übergangen: von Wort **und** Bild ist ja nun erst noch das einfache **Tun** zu unterscheiden! Was ist schlimmer, in einem Wohnraum, ja Salon auf den Boden spucken oder das Wort Spucken vorbringen? Was ist schlimmer, ebenda ein Aufstoßen nicht unterdrücken oder einen Auftritt erwähnen, wo in komischer Weise solcher Naturzufall vorkam? Was ist schlimmer, an den Hosen nesteln, durch Zupfen an den Hosenträgern Angst erregen, das Kleidungsstück möchte herunterfallen, oder die Hosen mit diesem ihrem Namen nennen? Nun, doch gewiß allemal das Erstere; es steht doch außer Zweifel, daß die Realplastik des Tuns ungleich sträflicher ist als die Zeichnung in die Luft, die das Wort vollzieht. Was aber folgt nun? Der Anstand, beruhend auf der Scham, gebietet dem Weibe, zu verhüllen, was direkt auf die Geschlechtsbestimmung hinweist: den Busen, die Formen unter dem Gürtel, die Linie der Beine; nicht absolut, versteht sich, man darf die Formen ja wohl unter dem Kleid erraten, aber es soll bei einem bloßen Erraten sein Bewenden haben, faltig umspielender Kleidstoff soll über die pure Naturwahrheit den Schleier eines spielenden Helldunkels ziehen; — eine Einschränkung, die doch dem Satze nichts von seiner Geltung, von seinem Ernste nimmt. Wenn nun also zugegeben ist, daß Tun schlimmer ist als Nennen, so ist eine Entblößung dieser Teile oder eine Behandlung des Kleids, wodurch sie in der Verhüllung so gut wie unverhüllt sich ausprägen, doch wohl unanständiger als das Benennen dieses Tuns mit den Worten, die es bezeichnen! Zumal wenn letzteres nicht auf dem Parkettboden geschieht, sondern nur auf dem Papier! — Ich weiß,

daß man scharf einwenden wird, ich vermenge da zwei sehr entgegengesetzte Dinge; es handle sich doch von Zynischem, Schmutzigem, also Häßlichem, hier springe ich zu Dingen über, welche ja vielmehr schön seien, darum sie jedwed Männlein gern sehe und lustig danach schiele. Ich will dagegen nicht einmal geltend machen, daß, wo der Brauch, die Mode ein solches Aufzeigen eingeführt, auch verblühte Weiber dem Zuge folgen und Formen aufdecken, die eben nicht ästhetisch sind, sondern recht eigentlich in die Welt des Häßlichen gehören; nein! die Sache verhält sich so: gewöhnlich denkt man bei: zynisch allerdings an das Aufdecken eines Solchen, was nach unserem zur zweiten Natur gewordenen Verhalten zur Sache als an sich häßlich abstößt und anwidert, hier dagegen ist der Gegenstand reizend, aber die Handlung des Vorzeigens häßlich, zunächst sittlich häßlich, aber dies so sehr, daß bei richtigem Gefühle der sittliche Ekel zum physischen und das an sich Reizende so zum Widerlichen wird. Dies ist im vorstehenden Artikel so eingehend behandelt, daß Erläuterung nur Wiederholung wäre. Hinzugesetzt mag werden: wir sind doch keine antiken Völker mehr, die Grundform unseres Bewußtseins trägt einmal eine Entgegenstellung von Natur und Geist in ihrem Schoß, die zwar auf die Idee einer Versöhnung dieser Gegensätze hinführen soll, die aber darum nicht ungültig ist und mit gutem Rechte das ganze System unserer Dezenzgewohnheiten beherrscht. Die bestehende Sitte gebeut Verhüllung; wir wachsen auf in dieser Maxime. Wird nun im Widerspruch mit diesem Bestehenden, als gültig allgemein Anerkannten da und dort gelüftet, bloßgelegt, so entsteht, was bei Naturvölkern, was bei Völkern von naturvoller Kultur, weil Solches überhaupt nicht ängstlich verhüllt wurde, nicht entstand: es entsteht Reiz, Geschlechtsreiz. Reste des naiven Verhaltens finden sich noch bei südlichen, auch bei nördlicheren, aber romanischen Völkern; die junge Mutter in Italien und Frankreich stillt unbefangen ihr Kind vor Familienfreunden; das ist, als Sitte, ein ganz schönes Überbleibsel unschuldigerer Zeiten, steht aber als eine Besonderheit außerhalb des Kreises der allgemeinen modernen Bildungsform, welche sich ein für allemal bewußt ist, daß ausnahmsweise Entblößungen Reiz ausüben; das Weib, das in dieser Kulturwelt lebt, aber trotzdem bloßlegt, kann wissen, weiß, daß auf die verhüllunggewöhnte männliche Jugend dies Bloßstellen so und nicht anders wirkt; sie ist ja keine

Statue; Marmor und Erz sind kalt und besagen in ihrer gesunden Kälte: du sollst objektiv, künstlerisch nur auf die Form sehen; aber dieser weit entblößte Busen pulsiert und scheint dem verlangenden Nerv entgegenzuwallen. Die Entblößung pflegt den Gelegenheiten vorbehalten zu sein, wo Viele sind, die sich daran weiden. Nun und da behaupte ich: ein Weib handelt schamlos, das im Bewußtsein schwimmend umgeht: jetzt sind die Augen Vieler gleichzeitig mit der Stimmung der Begierde auf mich gespannt. Freilich nur Vieler; die Jungen sitzen auf der Leimrute auf; Männer sind nicht geblendet, in ihnen schlägt der Reiz in Ekel um, weil ihr Urteil die Reife hat, zu wissen, was vom öffentlichen Wecken der Begierde zu halten ist. Es wäre eine schlechte Moral, welche die Begierde verdammte, ohne die doch nie ein Kind gezeugt würde; die Natur ist ja an sich unschuldig, nur ringsum notwendig eingegrenzt durch ein System von Bedingungen, die der Aufbau des sittlichen Lebens feststellen mußte, aber aus dieser Bedingtheit folgt schlechtweg, daß die Begierde abscheulich ist, wenn ihr Erwecken und Erwachen wie ihre Befriedigung anders als in verschämter Verborgenheit geschieht. Nur Übelwollen kann diesen Satz mißdeuten. Heimlichkeit ist nicht Heuchelei; es ist nicht Heuchelei, wenn die Brautnacht nicht bei Tag auf der Straße gefeiert wird. Eine Nation verkommt, wenn die Scham ausstirbt. Die Griechen sind an Manchem, aber auch daran zugrunde gegangen. — Diese Bemerkungen führen allerdings unter Anderem geradewegs auch auf Verwerfung des Balletts. Ich nehme es auf mich, unter die Pietisten eingeteilt zu werden, indem ich dies ausspreche, und ich verzichte darauf, zu meiner Rechtfertigung mehr vorzubringen als die Eine Erwähnung, daß, als ich in Jünglingsjahren das erste Ballett sah, in der gründlich unverdorbenen Phantasie ein Sturm wilder Wünsche emporfuhr wie entzündetes Pulver, und daß nur die festen Grundlagen der Erziehung vor Konsequenzen bewahrten, die mindestens zu der frühen Blasiertheit geführt hätten, in der jetzt ein so großer Teil unserer Jugend umherlungert. In einem Theater sitzen ja niemals nur Männer und Frauen, deren Nerv und Phantasie durch die Befriedigung der erste scharfe Stachel gestumpft ist; da sind nach dem üppigen Bilde immer auch die Augen erfahrungsloser Jugend mit lechzender Brunst gerichtet und dieser Tatsache gegenüber hat in der Frage über das Geziemende nicht die Ästhetik für sich ab-

zusprechen, sondern ist wesentlich die Pädagogik und die Sittenpolizei berufen, ein Wort dareinzureden. — Diese Bemerkungen gelten natürlich dem Ballett, wie es ist, nicht wie es sein könnte. Wer wäre so abgeschmackt, rhythmische Massenbewegungen, auch anmutigen Solotanz nicht gern zu sehen? Aber etwas Anderes sind Kunststücke, die nicht einmal schön heißen können, nur den Nerv reizen, nicht den Formsinn beglücken.

Kein kleiner Teil des verpönten Artikels hat sich mit diesem Thema der Schamlosigkeit der jetzigen weiblichen Mode überhaupt, ein kleinerer Abschnitt speziell mit den besonders frechen Entblößungen auf Bällen, Festsoireen und dergleichen beschäftigt. Ich sehe darin ein anstandwidriges Handeln und habe diesem Handeln die Namen gegeben, die ihm gebühren. Nun bemerke man die merkwürdige Verschiebung des Begriffs, die in den Köpfen vor sich gieng und den verworrenen Lärm hervorrief. Man geht von dem Satze aus: gewisse Dinge sollen nicht genannt werden. Nun geschieht Anstandswidriges, tritt faktisch auf in der Form des Tuns; es kommt einer und nennt dies faktisch Anstandswidrige anstandswidrig, und die Folgerung ist: du hast den Anstand verletzt! Also ergäbe sich: das Unanständige besteht darin, daß man das Unanständige unanständig nennt. Eine schöne Logik das! Weil es für das Unanständige keinen anständigen Namen gibt, soll die Schuld auf den Namengeber fallen. So wird der Anstand zum Freibrief für den Unanstand. „Wir dürfen's treiben, wie wir wollen, Niemand darf es nennen, also lustig drauf losgehaust!" — Nein! nein! auf den Handel kann sich ein Mann nicht einlassen, er ist zu krumm, ist zu ungleich. Ihr, verehrte Mitglieder des schönen Geschlechts, schießt uns die Spitzkugel des Unanstands in die Augen und wir sollen nur blind laden! Ja freilich, man hört oft genug sagen, auch von den Frauen selbst: es wird zu arg mit der Mode, es ist Zeit, draufzuschlagen! Schlägt aber einer zu, so heißt er ein Flegel. Auf das muffige Fleisch gehört Pfeffer, man gibt es zu, aber er soll nicht brennen, — auf die gichtische Stelle Kantharidensalbe, aber sie darf nicht ziehen, — auf den Karbunkel Höllenstein, aber er darf nicht fressen. Dagegen meinen wir einfach: wenn es dahin gekommen mit dem Anstand, daß er ein Schild, ein Lügendeckel und ein Sporn wird für den Unanstand, so ist es Zeit, den Anstand zu bekriegen, im Krieg

aber — „schießt man mit Fleiß auf die Leute"; unser Pfeffer soll brennen, unsere Käfersalbe ziehen, unser Höllenstein beißen.

Hiemit erst sind wir nun zum Mittelpunkt unserer Kaubeschäftigung mit schwierigen Begriffen gelangt. Alles Bisherige hieß nur: den Senf, den wir schwachen Mägen zu besserer Verarbeitung des harten Bissens bereiten wollten, vorerst anmachen. Jetzt erst soll er, kann er genossen werden.

Vor Allem sind wir nun in der Lage, den Begriff des Anstands genauer als bisher zu fassen.

Der Anstand ruht, wie wir gesehen, auf der Scham, der Scheue des Menschen, sich in die bloße Natur, aus welcher er durch seine Menschenbildung sich herausgearbeitet, wieder hinabgestoßen zu sehen. „Bloße Natur": dies durften wir gleichmäßig auf Dinge beziehen, die nicht dem geschlechtlichen Gebiet, wie auf solche, die ihm angehören; Scham bedeutete uns sowohl Scheue vor Aufdeckung solchen Stoffes, der dem Gefühle das widerliche Bild der Auflösung des Organischen aufdrängt, wie vor Enthüllung dessen, was an den Geschlechtsprozeß so erinnert, daß der Mensch sich mit dem Tiere zusammengestellt fühlt. Allein Anstand ist nicht gleich Scham; das Gefühl des Schicklichen und das Gefühl einer reinen Seele, die bei gewissen Dingen und Worten errötet, beide decken sich so wenig, als die Begriffe Sitte und Sittlichkeit sich decken. Man kann anständig und doch eine Dreckseele sein. Der Anstand ist aus der Scham entsprungen, aber das Wasser der Quelle hat sich verändert, bis es zu dem See wurde, den wir Anstand nennen; es hat eine Menge Bestandteile vom Grund und Boden historischer geselliger Zustände aufgenommen, die Bedingung, ein Element für die Vielen zu werden, hat ihm entmischende Stoffe zugeführt. Anstand ist zum Gesetze der Gesellschaft gewordene und dadurch verflachte, formell gewordene Scham. Das Band, das ihn an diesen seinen Ursprung knüpft, ist dünn geworden, es kann reißen, oder genauer: einige, viele seiner Fäden können reißen, während die übrigen noch halten. Aus Furcht vor diesem Risse kann aber das Band auch zu straff angezogen, zu dick geflochten werden; ein Beweis, daß Scham und Anstand nicht Eines sind, ist aber auch dies Verfahren, dies strengere Anschnüren, denn man würde nicht so leicht in Angst geraten, das Band möchte reißen, wenn man den Anstand an seinem Haltpunkt, seinem Anker, der Scham, sicher

befestigt, oder wenn man den Ankergrund in der Seele gut und haltbar wüßte. Allzu ängstlich — das haben wir bereits gelegentlich uns gesagt — beweist Mangel an Sicherheitsgefühl; wahre Reinheit achtet sich nicht für Raub und fürchtet daher nicht, sie gehe sich verloren, wenn einmal ein keckes Wort fällt. Der Anstand ist ein Etwas, das auch sittlich sein kann, nichts weiter. Er ist Scham ins Soziale, Repräsentative übersetzt und dadurch nur so so rein erhalten oder auch gefälscht, — je nachdem. Anstand ist ein Glanzhandschuh, in welchem eine edle, aber auch eine gemeine Hand stecken kann; Anstand ist eine Nagelbürste, deren Gebrauch nicht beweist, daß die Nägel nicht Tierklauen sind; Anstand ist Manschette, ein reines oder ein schmutziges Blut kann in der Ader des von ihr bedeckten Handgelenks schlagen; Anstand ist eine Chemisette, dahinter kann ein zartes Herz klopfen und ebensowohl ein rohes, Anstand ist ein Hemdkragen an wolfähnlichem oder menschlich wohlgebildetem Unterkiefer; Anstand ist eine Seife, mit der ein freches Gesicht wie ein Seele verkündendes gleich sauber gewaschen wird.

Anstand muß sein, das versteht sich und das haben wir zum Überfluß längst uns gesagt. Aber so stark die Burg scheint, wahren Schutz echt sittlichen Gefühls wird kein Denkender von ihr erwarten. Diese Burg bürgt, wie wir nun gesehen, nicht dafür, daß nicht der Boden selbst, auf dem sie steht, schwanke und einbreche, da mitten in der Welt des als gültig behaupteten Anstands die Frechheit emporspringen und die Bastionen sprengen kann, während sie gleichzeitig lügt, sie seien gerettet, gesichert; hiefür haben wir das schlagende Beispiel vor Augen in der Verschiebung der Begriffe, die vorhin aufgezeigt ist: Widerspruch zwischen Tundürfen und Nichtnennendürfen, freche Kleidertracht und Frecherklärung desjenigen, der sie frech nennt. Diese Burg wird, haben wir ebenfalls gesehen, zeitweise mit so dicken Mauern versehen, daß die Menschen in ihr sich nicht regen können; wir nannten es ein zu starkes Anziehen des Bandes, der Bildertausch wird erlaubt sein. Dies Übertreiben beweist nur Mangel an Sicherheitsgefühl, diese Ängstlichkeit heißt Prüderie.

Wir bedürfen nur noch einer kurzen klärenden Betrachtung, um ganz heraus ins Licht zu kommen. Sie ist nötig, um uns nicht logisch zu verwirren. Wo wir hinauswollen, erkennt sich bereits von selbst. Gesagt ist, daß Frechheit im Tun, geschützt vom Anstandsbegriffe,

notwendig herausfordert, diesen vor den Kopf zu stoßen. Diese Ausfälle werden den Charakter des Ernstes tragen. Ebenso wird nun aber die Prüderie eine Ausforderung enthalten, sie zu erschrecken; die Ausfälle gegen diese steife Person werden, dies bedarf keiner Begründung, vom Humor diktiert sein. Jetzt wird man sich erinnern, wie ich schon zum Anfang unserer Untersuchung zwei Töne unterschied: derb im komischen Sinn und derb im Sinne des Ausbruchs ernster Empörung, wie uns dann Schillers Aufsatz: „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen" usw. auf die These Lessings geführt hat: das Häßliche kann verwendet werden als Hebel des Lächerlichen oder des Furchtbaren, — wobei nicht zu vergessen, was über Modifikation des letzteren Begriffes und über Mischungen der beiden früher bemerkt ist. Es erhellt also: wir werden ein Recht des Zynismus in Anspruch nehmen, wo komische oder wo ernste Wirkung ihn nicht entraten kann. Die logische Klärung ist aber, ehe wir näher eintreten, darum nötig, weil soeben von Prüderie die Rede war und weil es nun scheinen könnte, wir steuern darauf los, vor Allem ein Recht der Derbheit im Kampfe gegen diese zu befürworten, während doch der in Frage stehende Artikel durchaus nicht direkt gegen Prüderie gerichtet war. Unsere Zeit ist nicht prüde; wo eine Damenmode herrscht wie die jetzige kann von ausnehmender Ängstlichkeit im Hüten des Anstands nicht die Rede sein. Sind also jene Auslassungen über die Grenzen des Anstands teilweise in der Richtung des Komischen hinweggesprungen, so konnte die Prüderie nicht ihr Objekt sein. Das Objekt der humoristischen Püffe war vielmehr die Unform, die Geschmacklosigkeit, die querköpfige Phantasie in einem Teil unserer Mode. Nun aber hat der Erfolg gezeigt, daß unsere Zeit, obwohl gewiß nicht prüde, dennoch Ausfälle von einem gewissen Grade der Derbheit so wenig vertragen kann, wenn sie humoristisch gegen das Geschmackwidrige, als wenn sie in ernstem Abscheu gegen das Freche sich wenden. Also nichts weniger als prüde, und doch prüde? Roh ausschweifend im Formgefühl, frech in der Praxis und doch verkehrt schamhaft gegen einen gesund zynischen Angriff auf Unform und Frechheit! Es folgt, daß, wer Krieg führt gegen das Erste, immer auch Krieg führt gegen das Zweite. Das nächste Objekt ist häßliche und freche Form, dahinter steht als vermeintlich berechtigter Hüter ein falsch gesteigerter Anstandsbegriff; ich treffe ihn also mit,

wenn ich auf die von ihm gehütete Mißform schlage. Ja es geht von diesem Hintergrunde, dem indirekten Gegner, notwendig ein Reiz aus, der die Gewalt des Ausfalls steigern muß; es ist die falsche Empfindlichkeit, die stillschweigend herausfordert, in einem Kampfe, der direkt gegen einen andern Feind, nämlich eben den Ungeschmack (und die Schamlosigkeit), geführt wird, recht tüchtig loszuschlagen, eben um sie recht zu ärgern. Unsere Zeit spricht: ich will in Kleidformen abgeschmackt, verrückt umgehen und du sollst es mit den Namen, die es verdient, nicht sagen dürfen; ich will frech umgehen und du sollst auch dies Kind nicht bei seinem Namen nennen dürfen. Die Antwort auf ein solches Verbot, worin anders kann sie bestehen, als daß dort wie hier so stark als möglich gesalzen wird? So ergibt sich denn, daß wir im Folgenden nicht zu unterscheiden brauchen, ob stark gesalzener Humor direkt gegen Prüderie geht oder direkt gegen Ungeschmack und Mißform, aber indirekt gestachelt durch den dahinter aufgepflanzten Anstandsbegriff, der, wo er pedantisch oder heuchlerisch hüten will, immer auch Prüderie heißen kann. Benamsen wir in Kürze diesen Knäuel mit dem Wort: Unnatur!

Also humoristisch derbe Aufdeckung der Natur mit der Absicht, die Unnatur k o m i s c h zu bestrafen, dies ist das Erste, wovon wir reden und was wir unter Zynismus verstehen. Daß Zynismus nicht ein Schmutzig s e i n , nicht einfach ein Leben im Schmutze, sondern einen Akt des Aufdeckens bedeutet, ist längst gesagt und bedarf kaum noch ein paar erläuternde Sätze. Wer seine Stube zu wenig säubert, seine Haare zu wenig kämmt, mit ungewaschenen Händen, mit ungereinigten Nägeln ausgeht, den nennen wir nicht Zyniker. Es ist auch nicht zynisch, wenn in Italien, in Spanien die Frau ihrem Kind oder sogar Mann unter der Haustür vor Aller Augen laust; es gehört eigentlich gar nicht hieher, denn es ist ja ein Reinigen; freilich aber wird dabei das Behaftetsein der teuren Häupter mit dem ekelhaften Insekt und das Berühren desselben öffentlich gezeigt; dennoch ist es nicht zynisch, denn es ist schlechthin kein akzentuierendes Aufdecken, sondern eben ein Stück Sitte: ländlich, sittlich. Murillo hat es gemalt und nicht dieser allein. Unter Zynismus versteht alle Welt eine Art, mit dem Schmutzigen umzugehen, es mit Bewußtsein so zu traktieren, daß ein gewisser Akzent darauf fällt. Hiebei ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß man dieser Art, zu traktieren,

eine Neigung, Hang, Liebe zum puren Stoff anspürt, ein Wühlen ansieht. Und in dieser nächstliegenden Art von Zynismus sind sogleich verschiedene Formen auseinanderzuhalten: eine unschuldige und eine schuldige. Unschuldige Wühler im Schmutze sind die Kinder. Es scheint eine dunkle Rückneigung des Menschen zu seinem Ursprung aus dem Erdenkloß dahinter zu stecken; der Mensch stammt doch schließlich aus dem Unorganischen, aus dem Urstoff des Planeten, wie solcher nun als Residuum der organischen Bildungen, die aus ihm hervorgegangen sind, als Masse, als Kot, Schlamm uns gegenübersteht; es ist mystisch antediluvianischer Zug. Allerdings ein winzig kleiner Teil von etwas mehr, nämlich von Opposition steckt doch auch schon in der Liebe der Kinder, dieser fürchterlichen Naturalisten, zum Moraste, sonst könnte man sie ja nicht Zynismus nennen. Die Bemühungen der Erziehung, sie zur Reinlichkeit und Scham heranzubringen, geben ihnen zu fühlen, daß sie in ein längst ausgebildetes System künstlicher Mittel des Verhüllens hineingeboren sind, sie mögen entfernt ahnen, daß dieses System in seiner Steigerung zur Unnatur führen kann, und verspüren daher einen Reiz, dagegen zu revolutionieren. Daneben prickelt Neugierde. Das Kind merkt, daß man ihm viel verbirgt, verschweigt; es grübelt, es stört um und auf. Männer von strengem und zartem, aber auch freimütigem Sinn leugnen nicht, daß sie in Knabenjahren sich beeilt haben, im ersten Lexikon, das sie zur Hand bekamen, unanständige Wörter, Bezeichnungen für turpia und pudenda nachzuschlagen. — Von dem minimum gewollter Opposition machen wir freilich einen Sprung, wenn wir zur nicht unschuldigen Form der Vorliebe zum Schmutz übergehen, wenn wir neben die Kinder jene gemeinen Naturen in der Welt der Erwachsenen hinstellen, die handelnd oder redend mit voller Liebe im Schmutz umzurühren gewohnt sind — recht aus Haß gegen die edlere Menschenbildung, recht aus herzlicher Gemeinheit. Dies sind die eigentlichen Zyniker, ihnen gebührt der Name in spezieller Geltung. Wir wollen bei dieser übelriechenden Menschengattung weiter nicht verweilen, als daß wir noch ein Wort von ihrer Hauptliebhaberei, der Zote, sagen. Etwas näher muß die Sache besehen werden als bei der früheren Erwähnung, wo sie nur gelegentlich bei der Unterscheidung zwischen Obszönismus und Zynismus zur Sprache kam.

Wir haben uns längst gesagt, daß an sich über die Untrennbarkeit der idealen Stimmung der Liebe von ihrer sinnlichen Basis durchaus nichts zu lachen ist, daß aber durch Zufall oder Witz der Schein aufspringen kann, als stünden beide Seiten im Widerspruch, woraus die komische Ungereimtheit erwächst, daß Widersprechendes untrennbar vereinigt erscheint. Zu diesem Umstande ist gelacht worden, solange es Menschen gibt: wirkliche Menschen, Wesen, die sich aus der Natur herausgerungen haben und doch in der Natur wurzeln. Hiegegen rigoros sein, bestreiten, daß das Geschlechtsleben dem Lachen unendlichen Stoff bietet, ist geistlos, ist absurd. Das reinste Weib wird sich entsinnen, über besagten Naturtribut gar oft gelächelt, auch selber gescherzt zu haben. Das Nibelungenlied wird Niemand für ein Werk verdorbenen Sinnes halten; doch heißt es, wie Giselhers Verlobung in Bechlarn gefeiert wird: „gämelicher" (—das Wort war noch nicht so unedel wie jetzt —) „Sprüche, der wart da niht verdeit" (verschwiegen, unterdrückt). Nun aber, wo fängt die Gemeinheit an? Es ist schwer, fast unmöglich, die Grenze in bestimmten Begriff zu fassen; soviel etwa kann man im Allgemeinen bestimmen — es ist wenig, doch gibt es einigen Anhalt: das Gemeine tritt ein, wo der Witz nicht den Stoff verflüchtigt. Wer da meint, schon das sei witzig, irgend etwas Gegebenes, eine Situation, einen Satz, ein Wort (z. B. durch Wortspiel) auf das Geschlechtliche zu beziehen, der ist gemeiner Zotenreißer. Der Witz muß ein so starkes Plus aufweisen, daß dagegen der Stoff als ein Etwas erscheint, womit frei gespielt wird, wogegen die gemeine Zote eine Seele verrät, die sich mit Vorliebe in den Stoff, d. h. in die Abhängigkeit des Menschen vom Naturtrieb versenkt. Man fühlt dann durch, daß der platte Witzbold die wirklich vorhandene Komik der Sache im Grunde gar nicht kennt, da er einfach darin den großen Spaß findet, daß er im Menschen das Tier entdeckt zu haben glaubt und es interessant findet, immer aufs Neue diese Entdeckung glänzen zu lassen. Denn ist die Liebe n u r tierisch, so gibt es auf jeden Fall gar nichts zu lachen; nur daß sie doppelseitig ist, ideal und real zugleich, eine Rose im Erdengrund, nur dies ist komisch, gibt in gewisser momentaner Beleuchtung zu lachen; finden, daß der Mensch eigentlich Tier sei, ist nicht komisch. Natürlich aber gefällt sich nun der Zotenreißer breit und warm in dem rohen Materialismus, der seinem übelriechenden Witze zugrunde liegt, und treibt ihn gewohnheitsmäßig.

Entfernt kein Geist wie Mephistopheles tut er es dem Schandgesellen gründlich gleich, wo dieser nur kalt und frech den Faust vor sich selbst erniedrigt, „zu Nichts mit einem Worthauch des Erdgeists hohe Gaben wandelt“ und mit der „unanständigen Gebärde“ unnennbar plastisch andeutet, daß auch hinter dem sinnvollen Mystizismus seiner einsamen Naturbetrachtungen in Wald und Höhle doch im Grunde nichts stecke als ein verirrter Geschlechtstrieb. Die Gewohnheit nun setzt Brüder im Geist voraus, Kreise, worin man sich verständnisinnig zunickt, wenn man sich im Kot beisammenfindet. Solche Kreise waren, im sechzehnten Jahrhundert vorzüglich, ganze Völker, und obwohl in gar mancher Beziehung diese Zeit eben aus der Naivetät herauswuchs, können wir doch mit einigem Rechte sagen, die Leute haben damals noch dem Kinde geglichen, das im Schmutze wühlt, und es komme demnach in der Beurteilung ihnen noch etwas von diesem Standpunkt zugute. Dennoch war es ekelhaft, und bei einem Shakespeare muß man sich immer aufs Neue besinnen, wie er, der die Übel seiner Zeit sonst so scharf sieht, der in ernstem Zusammenhang die große ethische Strenge gegen die Wollust zeigt, so unfrei mit seiner Zeit in die Vorstellung versinken konnte, das Geschlechtliche sei ein komisches Motiv auch ohne oder mit einer erbärmlich winzigen Zutat von Witz.

Schließen wir also dies witzarme Aufdecken gleich vornweg von demjenigen Verfahren aus, das wir als berechtigt nachzuweisen im Begriffe sind; das ist ja, wie gesagt, nicht komisch, und wir stehen doch beim Komischen; wird unter Zynismus schlechthin solches Wühlen verstanden, so haben wir nichts mit ihm zu tun, sondern überlassen ihn dem Pöbel (aller Stände); gesteht man aber dem Wort eine freiere, weitere Bedeutung zu, so sagen wir: es gibt einen Zynismus, der berechtigt ist, weil er dem Komischen dient; denn wer einem Herrn dient, der ein großes Recht zum Dasein hat, dessen Dasein und Tun ist doch auch berechtigt. Erinnern wir uns nun und halten fest, daß man bei Zynismus durchaus nicht bloß an das Geschlechtliche zu denken hat, sondern an ein Aufdecken der groben Natur aller und jeder Art, so stehen wir wieder in unserem eigentlichen Zusammenhang und schreiten zum Hauptsatze!

Wer unbedingt das Zynische verbietet, der verbietet das Komische, denn dieses kann des Zynischen nicht entbehren. Das Komische wird wahrhaftig nicht immer, nicht notwendig zynisch sein, aber es muß

die Hände ganz frei haben, sich des Zynischen zu bedienen, wann es ihm dient. Denn das Komische ruht auf dem Kontrast, die Freiheit im Kontrast-Erzeugen ist aber dahin, wenn es verboten sein soll, mit einem starken Ruck aufzuzeigen, daß dasselbe Wesen, der Mensch, dessen Haupt in der Geisterwelt steht, mit breiter Basis in der Natur steckt, mit langen Wurzeln in die Mutter Erde gesenkt ist, oder wenn es verboten sein soll, denselben Kontrast, wenn der Zufall ihn aufdeckt, zu bemerken und zu belachen. Statt Kontrast müssen wir eigentlich setzen und haben bereits gesetzt: Widerspruch. Das Komische ist der ertappte Mensch. Wäre der Mensch nur ein andermal ein Weiser, ein andermal ein Tor, jetzt ein freies Kunstwesen, jetzt ein tierverwandter Sohn der Natur, in dieser Stunde ein hochfühlender Geist, in der nächsten nach Speise und Trank lechzend und den Folgen dieser Genüsse unterworfen, da wäre nichts zu lachen. Das Zwerchfell schüttelt sich nur, wenn wir reimen sollen, was sich nicht reimen läßt, außer im ruhigen, nüchternen Denken, zu dem uns aber die Plötzlichkeit des Schlags, die bei allem Komischen vorausgesetzt ist, keine Zeit läßt. Genau ebendasselbe Wesen und in ebendemselben Momente muß als dumm und gescheut, stark und schwach, hoch und niedrig dastehen, der eine dieser zwei Endpunkte muß durch den andern durchscheinen. Nun ist aber sonnenklar, daß eine Grenzlinie dafür, wie weit oder wie wenig weit der Zufall oder der Witz ins Niedrige greifen dürfe, um es dem Hohen, dem Geistigen in Einem und demselben Wesen entgegenzuschleudern, unmöglich gezogen werden kann. Ein edler, hochgestimmter Mensch, der von einer Eitelkeit, Naschhaftigkeit, einem sinnlichen Gelüsten irgendwelcher beziehungsweise milder, unschuldiger Art unbewußt beschlichen wird und dies naiv zum Vorschein bringt: dies kann genügen zu einem vollkommen komischen Kontraste. Wird er sich des Widerspruchs selbst bewußt und belacht ihn, wird also aus dem Ertappten und Ertappenden Ein Mann: um so besser. Der heilige Augustin bekennt, als er Christ geworden, aber so schnell aus dem Genußleben seines lustigen Heidentums sich noch nicht losringen konnte, habe er oft seufzend zu Gott gebetet, er möchte ihn aus dem Pfuhl der Lüste erretten, doch manchmal hinzugefügt: aber nur nicht gar zu schnell! Dies ist vollendet komisch ohne irgendwelche Nennung des Häßlichen. — Ein Pfarrer, der versichert, er pflege aus Gesundheitsgründen zu predigen, bis er schwitze, sagt

immer noch nichts Unanständiges, — Schweiß: das passiert noch. Aber es kann im Komischen so glatt eben gar nicht immer ablaufen; wer es verwehren wollte, zu lachen, wenn von einem Dichter erzählt wird, er mache öfters Verse auf dem Nachtstuhl, der wäre doch wohl abgeschmackt, wiewohl unzweifelhaft ein Nachtstuhl nichts Appetitliches, die Vorstellung gründlich zynisch ist. Nun denke man an Naturen, die eine Neigung zum Komischen, Laune, Witz Humor haben, und man begreift, daß sie keine matten, halben Kontraste lieben, daß sie daher gern stark salzen. Nie wird es gelingen, sie darin zahm zu machen. Es ist höchst geistlos, den Hering gelten zu lassen, mit dem Zusatz: wenn er nur nicht so salzig wäre. Oben ist gesagt, Zynismus sei „zunächst" ein Wühlen im Schmutz mit Vorliebe. Dieser Begriff hat sich uns nun wesentlich vertieft, veredelt. Aus der Vorliebe und ihrem Tun ist eine freie Liebe zu einem Spiel geworden, das Sinn und Tiefe hat und ästhetisch genannt werden muß, obwohl es in den Schmutz greift. Man stelle sich aber auch ganz idealistisch gestimmte Menschen vor, die als solche für Störungen hoher Gefühle, Phantasien, Gedanken so äußerst empfindlich sind, man versetze sich in ihren Grimm gegen die Störungen, man vergegenwärtige sich diejenigen unter ihnen, die zugleich die humoristische Ader haben, so muß doch einleuchten, daß sie doppelt gern stark salzen, daß sie also ihren Zorn auf das Niedrige, das so quer uns kreuzt, durch die stärksten Bezeichnungen auszustoßen lieben: so wird man doch erkennen, wie schwach es wäre, zu erbeben, sich zu entrüsten, wenn sie so stark ins Zeug gehen. Es ist ja eben Idealismus, es geschieht ja aus Idealismus; es soll ja darauf getrumpft werden, daß die reinsten geistigen Stimmungen von der Beschäftigung mit dem Schmutze unterbrochen werden, welche unbarmherzig die Natur uns auflegt. Befreien wollen sie sich von der Erdenlast, indem sie das Schimpfenswerte verschimpfen, mit Ekelnamen brandmarken, negiert wird das Niedrige, indem der Geist es verdonnert. Doch dies gehört nur so weit hieher, als sie noch halbbürgerlich zu dem Elend lachen, vom Zynismus in lauterem Ernste ist hier noch nicht die Rede. Man darf außerdem nicht vergessen, daß nicht nur solch erzürnter, halb pathologischer Idealismus, sondern auch der freie Humor, aller Humor gern, ja notwendig übertreibt, daß er die Hyperbel nicht entbehren kann. Falstaff weiß wohl, daß Bardolphs Nase nicht Laterne am Admiralschiff, nicht das

höllische Feuer, nicht der reiche Mann in Purpurkleidung, nicht ein flammendes Cherubschwert, nicht ein ignis fatuus, ein unauslöschliches Freudenfeuer, nicht lodernde, leuchtende Fackel ist; Joh. Christoph Friedr. Haug weiß wohl, daß Herrn Wahls Nase nicht so groß ist, wie er sie macht, daß sie nicht zwei Stunden lang zum Königstor hereinkommt und arretiert werden soll, weil sie sich nicht ausweisen kann, nicht so groß, daß man von Vermessung abstehen muß, weil die Geometer Diäten fordern. Der Humor idealisiert in seiner Weise, nämlich umgekehrt, er vergöttlicht das äußerst Kleine, das über sein Maß wächst und das Wohlverhältnis stört, als wollte es Rache üben an dem Zwang, den es um der lieben Ordnung willen erfahren muß, als wollte es abwehren, daß die Welt vor lauter Regel fad und langweilig werde. So kann es ihm denn auch nicht einfallen, die Natur sauber zu waschen, wo sie in die ängstlichen Kreise des Anstandes einbricht oder wo er sie für seine Zwecke einbrechen läßt; grob, je gröber je lieber muß er sie auftreten lassen, denn wo bliebe sonst der geforderte komische Kontrast?

Wir müssen nun den rein komischen Zynismus erst etwas näher betrachten. Das vorhin angeführte Beispiel von gereizten Idealisten ist aus der Welt einer Bildung gegriffen, deren geschärftes Bewußtsein höchst empfindlich ist gegen die Launen, womit die Natur, an die wir gekoppelt sind, den Geist und seine Schwingungen durchkreuzt; jetzt ist der freie, lustige Humor im Auge zu behalten und ist darin sogleich eine Unterscheidung einzuführen, die mit der obigen nicht verwechselt werden darf, welche einen harmlosen Kinder-Zynismus und einen häßlichen, nicht harmlosen Zoten-Zynismus einander entgegenstellte; nur eine Parallele, wenigstens zwischen dem ersten Gliede des einen und anderen Paares läßt sich bemerken, wenn wir jetzt einen naiven Zynismus ganzer Perioden und Schichten der Gesellschaft von einem bewußteren, zugespitzteren, durch bestimmte oppositionelle Wendungen in der Kulturgeschichte bedingten fest unterscheiden.

Verweilen wir zunächst bei der ersteren Form. Ganz ohne Oppositionsabsicht ist allerdings auch sie nicht. Der Zynismus mit komischem Absehen hat, wie wir gefunden, hinter seinem nächsten Ziel immer auch die falsche Bildung, die übertriebene Scham, die zu ängstliche Verhüllung des Natürlichen im Auge; er führt immer Krieg mit diesem

Feinde, mag derselbe auch nur im Hintergrunde stehen. In der Tat ist dies der Fall schon in den Zeiten und Sphären, wo der in Rede stehende naive Zynismus zu Hause ist. Man kann fast sagen, er kämpfe doch auch gegen eine stete Möglichkeit des Übergangs der richtigen Anstandsbegriffe in falsche, in Zimperlichkeit und Prüderie. Er ist wirklich verwandt mit der Liebe der Kinder, im Schmutz zu wühlen und das Geschlechtliche herauszukriegen, wovon wir gesprochen und gesehen haben, daß ein Minimum von Opposition gegen das Künstliche in der Bildung dahinter steckt. Die Bildung ist immer künstlich, mag sie auch so neu sein, daß von zu großer Künstlichkeit noch nicht eine Spur sich zeigt; sobald der Mensch aus der Tierheit heraus ist, ergreift er ein System von Mitteln, seine Naturseite zuzudecken, das Kunst zu nennen ist, obwohl eine sehr gute, die ihm nur zur Ehre gereicht; aber die schwachen Keime künftiger Künstlichkeit liegen doch bereits in dieser noch jungen Kruste verborgen. Das wittern denn alte Kinder, wie jederzeit die jungen, nehmen die Hand voll Lehm und werfen darauf los. In der Tat herrscht in den Zeiten, von denen jetzt die Rede ist, nichts weniger als Prüderie — nämlich noch keine, wie in unsrer modernen Zeit keine mehr herrscht (wenn man nicht das Verkriechen der Frechheit unter den Anstandsbegriff so nennen will). Unsere Anstandsgesetze sind von viel neuerem Datum, als die Meisten glauben. Keine kleinere Geschichtsperiode als geradezu das ganze Altertum, Mittelalter, noch das sechzehnte, siebzehnte und ein nicht leicht zu begrenzender Teil des achtzehnten Jahrhunderts ist unter unserem Gesichtspunkt als Zeitraum der Naivetät zu bezeichnen. Ist nun alle Welt naiv, so scheint ein Gegner, der wegen zu viel Scham zynisch zu verlachen wäre, gar nicht vorhanden; aber unsichtbar, im genannten Sinne, ist er doch vorhanden. Die Zynismen des Aristophanes sind faustdick, ich erinnere nur an die Schlußszene des ersten Akts der Weibervolksversammlung, an die Witze, welche den Aufflug des Trygäus im „Frieden" begleiten, und an die gewissen Sichtbarkeiten in der Lysistrata. Man kann allerdings mit einigem Rechte sagen, es sei die Feierlichkeit des hohen Stils in der Tragödie gewesen, wogegen die alte Komödie sich diese Genugtuung nahm: eine Rache des Lächerlichen am Erhabenen. Wie es in den Satirstücken, dann auch in der neuen Komödie der Griechen, wie es in den italienischen Atellanen hergieng, kann auch der Unkundige

aus Vasenbildern ersehen. — Das Christentum, sollte man meinen, werde eine neue Ära strengerer Verhüllungen und Verschweigungen geschaffen haben. Lag es doch in seinem Prinzip, daß es mit dem Messer der Negation zwischen Geist und Leib hindurchschnitt; daraus scheint ja zu folgen, daß das Gefühl der Scham mit einer den Naturreligionen unbekannten Stärke in den Gemütern aufgestiegen sei. Allein ganz andere, spätem Wachstum vorbehaltene Bildungselemente mußten erst hinzutreten, um den im spirituellen Dualismus dieser Religion schlummernden Keim zu entwickeln. Auch die romantische Zeit mit all ihrer Überschwenglichkeit im Frauenkultus war noch unendlich ungeniert und die Scherzbücher des Mittelalters bereiten mit herzlicher Unfläterei den Eulenspiegel vor. Dem sechzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Reformation fiel es nicht ein, daß aus dem neuen ethischen Leben, das mit der Abschüttlung langer Unmündigkeit aufgieng, auch strengere Dezenzbegriffe zu folgern seien. Im Gegenteil, da nun auch das Volk aufwachte, geht ein Grobianismus los, wie er noch nie dagewesen. Man weiß, wie Luther redet und schreibt, man weiß, was für Dinge er in offenem Sendschreiben dem König Heinrich VIII. von England sagt, der den Theologen gemacht und über die Lehre vom Abendmahl gegen den Reformator geschrieben hatte: es ist so, daß einem ordentlichen Schüler heutiger Anstandsbegriffe die Haare wie Spieße sich aufrichten müßten, wenn ich es hersetzte. Und an der Reinheit und Zartheit von Luthers Gemüt kann doch Niemand zweifeln! — Ich will statt zahlloser Belege nur den herrlichen Mann und närrischen Humoristen Fischart noch anführen. Der hatte nun freilich in seinem Rabelais, als er dessen Gargantua und Pantraguel frei übersetzte, eben kein Muster von Dezenz vor sich, allein Deutsche und Franzosen, wie auch Engländer waren darin Eines Sinnes, Niemand wußte es anders, als daß es ein ungeheurer Spaß sei, wenn man vom Natürlichen mit derber Faust das Feigenblatt wegreiße. Das Kapitel: „wie sich Grandgoschier verheirat“ in Fischarts „Affenteuerlich Naupengeheuerliche Geschichtsklitterung“ ist bekanntlich zu gutem Teil eigenes, freies Werk des Rabelais-Übersetzers und ist ein rührend schönes Zeugnis von seiner hochsittlichen Schätzung des Wertes der Ehe, aber dies herzliche, rein und warm gefühlte Lob aller Güter, welche das eheliche Band in sich schließt: welche kolossalen Unflätereien und Obszönitäten sind da-

zwischen eingekleкt, oder besser umgekehrt: aus welchen Klexen fingerdick aufgetragner Kotfarbe hebt sich der gemütvolle Himmel dieses rührenden Bildes! — Der Volkshumor schuf sich damals bekanntlich seinen typischen Träger im Narren, im Hanswurst. Der war nun durchaus ein Zyniker erster Sorte, und Gottsched, als er zwei Jahrhunderte später dem so groben und schmutzigen als heiteren Burschen den feierlichen Prozeß machte, hat dazu bessere Gründe gehabt, als es einem heutigen Freunde des Humors scheinen mag, der den Untergang dieser personifizierten Komik, dieses stehenden komischen Chorus beklagt. Es führt dies freilich abermals auch auf die Zote zurück, denn der Hanswurst war so stark in diesem Punkte, wie in den turpia. Das ist sehr schlimm; allein seine Zoten waren grob, und dies ist doch nicht ganz so schlimm, als wenn sie fein gewesen wären. Wir wollen hier einen Nebensprung auf das moderne Theater machen. Die Offenbachischen Singstücke sind in ihren guten Teilen hanswurstisch und dies ist ganz nett und lustig. Es soll immer auch eine Kinder-Komik geben, fröhlichen, dummen Spaß für alte und junge Kinder. Nun aber ziehen sich dazwischen Anzüglichkeiten, Lüsternheiten, freche Reize, frivole Anspielungen mit Spitzen des Hohnes auf jeden Glauben an Keuschheit und Treue, die einem Boden gründlicher Verdorbenheit entwachsen sind. Das ist Gift und doppeltes Gift, weil der Schierling da gepflanzt ist, wo man ihn nicht vermutet: in einem Kindergarten mit Schaukel, Karussel und Rutschbahn für harmlose Lust! Gierig hat man diese Mischung von lustiger Narrheit und Arsenik besonders in Wien aufgenommen, wo der Gaumen schon gründlich dafür zugerichtet war. Ich habe, da ich Wien zu verschiedenen Zeiten besuchte, die Stadien vom gesunden, köstlichen Raimund-Humor bis zur Schmutzlache stufenweis verfolgen können. Der Pegel war Nestroy, dem ich einst so lustige Theaterabende dankte wie jenem Zaubermeister der echten Komik und den ich dann endlich auf einer Stufe der Gemeinheit angekommen sah, daß man ihn mit einem Fußtritt von der Bühne hätte stoßen sollen. Er konnte mit einem bloßen gequetscht nasalen „Ah" im Zusammenhang eines Gesprächs, wo von weiblicher Unschuld die Rede war, ein ganzes Jauchefaß von Schmutz entladen, war aber gleich stark in der Kunst, das feinere Eitergift des artikulierten deutlich zweideutigen Wortwitzes in jedes Ohr und in jede Seele zu spritzen. Damals sagte Hebbel von ihm: wenn der an

einer Rose nur gerochen hat, so stinkt sie. Die Zuhörer waren hochbeglückt. Wie es dann weiter gekommen, weiß man. Es ist eine eigene Nase, die Nase eines großen Teils des Wiener Publikums — was nicht stinkt, mag sie nicht. Glücklicherweise ist die Minderheit in einer Stadt wie Wien so zahlreich, daß auch die anständigen Theater sich füllen. — Das Treibrad in jenen Steigerungen ist die Hetze. Immer mehr! Immer Neues, immer stärkeren Pfeffer! ist die Losung und so wird das gelüstige, naschhafte, ungeduldige Kind zum verdorbenen Lecker von Teufelsdreck. Es ist übrigens nicht bloß die bald gröbere, bald feinere Zweideutigkeit, nicht bloß ein Unfug der Schaubühne, um was es sich handelt. Unsere Zeit hat ein Geschlecht von Schreibern erzeugt — es blüht vorzüglich auf dem Helikon des Journalwesens, soweit ihn nicht die Sonne der Ehre bescheint, und lagert sich gern im Feuilleton —: dieses Geschlecht weiß viel, hat sogar Schopenhauer gelesen, ist höllisch modern, gründlich blasiert, hegt und treibt aber Ein tiefes Mysterium: die große, nagelneue Geheimlehre, daß das ganze Leben sich einzig um den Geschlechtstrieb (neben dem Gelde) drehe. Das gleicht dem ägyptischen Tempel, der mit Sphinxalleen, Prachttoren, Säulenhallen geheimnisvoll die Erwartung hinzog, bis endlich im kleinen Heiligtum das Rätsel sich löste: Stier Apis. Die Virtuosen unter diesen Mystagogen treiben es nicht plump, sie wissen mit feinen Operationen nur die ganze Luft so zu spannen, zu laden, zu stimmen, daß es ist, als wimmelte sie von halbsichtbaren Phallen, — und so sind sich diese Edlen ihrer Wirkung und — ihres Honorars gewiß. — Gegen solches sublimiertes Gift gehalten war denn die Zote des vierschrötigen Bauernspaßes in jenen Jahrhunderten immer noch unschuldig, eben weil sie grob war. Sie wollte nicht reizen, sie meinte einfach dumm, dies Wühlen sei lustig. Dennoch ist sie der ekelhaftere Teil des alten, naiven Zynismus, man kann heute noch weit eher über ihn lachen, wo er nicht im Geschlechtlichen, sondern in anderweitigem Kot umplätschert.

Im siebzehnten Jahrhundert warf sich der Volksroman gegen den falschen Idealismus des schäferlich höfisch sentimental galanten Kunstromans einer Scûdery, eines Zesen, Buchholz, Herzogs Anton von Braunschweig, riß der geschminkten Beschönigung ihr Schönpflästerchen herunter und stieß ihr die grobe Lebenswahrheit unter die Nase. Nicht mit weicher Hand konnte Christoph von Grimmelshausen

in seinem Simplizissimus diesen Stoß führen, und man wird sich von der Wahrheit unseres Satzes über das Recht des Zynismus recht schlagend überzeugen, wenn man nur einige Blätter in der „Clelia", oder in „Rosenmohnd", oder im „Assenat, d. i. derselben und des Josephs heilige Stahts- Liebes- und Lebensgeschichte", oder „Des christlichen teutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte", oder der „durchlauchtigsten Syrerin Aramena" lesen und dann einige Gänge mit dem „seltzamen Vaganten" Simplizissimus durch die unerbittlich grobe Schule des Lebens machen will. Wie es dann erst in der eigentlichen Satire hergieng, kann man sich denken. Sie wandte sich besonders stark gegen die damals von Frankreich herübergekommenen Moden. Ich habe eine Stelle aus Moscherosch's „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte" in den Krit. Gängen (N. F. B. 1, H. 3, Seite 118*) mit griechischen Lettern abgedruckt; eine andere, etwas weniger starke, mag deutsch hier stehen, wie sie denn auch so lautet, daß man sagen kann: dies ist deutsch gesprochen. Es ist von dem S. 29 erwähnten Speck die Rede, einem dicken, bis zu fünfundzwanzig Pfund schweren Wulste, den damals die weibliche Mode um die Hüften legte, um sie schön voll erscheinen zu lassen und das Kleid, den Reifrock, desto weiter vom Leib abzuheben; es war ein Stück, dem man, wie heutiges Tags dem Chignon, nachsagte, daß es sich leicht zur Herberge für Bewohner der entomologischen Klasse fortbilde: „das müssen ja feiste Säue sein und ein ehrlich Mann nicht unbillig sich scheuen, einen solchen schmutzigen, garstigen Laussack anzugreifen." Doch beide Stellen gehören eigentlich nicht hieher, denn sie sind im ernsten Zorn gesprochen und wir sind noch am Komischen. Zu sagen ist noch, daß Moscherosch ein sehr gebildeter Mann war, in bedeutenden Ämtern stand und mit Fürsten verkehrte.

Wer kennt nicht die köstliche Elisabeth Charlotte? Und sie war eine geborene Pfalzgräfin, Gemahlin eines Herzogs, Bruders des Königs Ludwig XIV., an dessen Hofe doch ebendas sich ausgebildet hat, was von da an als wohlanständiger Ton und Takt die Sitte Europas nach und nach in Zucht und Schule nahm! Es ist die sittliche Gesundheit, die sich in der grundverdorbenen Anstandswelt rein bewahrt hat, was dieser Frau den Freibrief für ihre große Derbheit in

*) S. hier oben S. 355.

die Hand legte. Freilich war jene Anstandswelt noch lange nicht die unsrige. Sie maskierte mehr Unsittliches als Natürliches (naturalia). Der neue Dezenzschliff brauchte eben noch lange Zeit, bis er die Welt eroberte und wurde, was er jetzt ist; er mußte sich an manchen Schleifsteinen noch zuschärfen, mit späten Nachwirkungen des Puritanismus in England, mit späten Konsequenzen und Früchten der Reformation in Deutschland sich versetzen, deren größte die Kantsche Philosophie war; etwas von der Straffheit ihrer sittlichen Begriffe ist in die allgemeine Luft der protestantischen deutschen Bildung übergegangen und hat mitgewirkt, dem Anstandsbegriff eine vorher unbekannte Strenge zu geben. Endlich aber mußte das Gegenteil kommen, nämlich die allermodernste Frivolität, um ihn bis auf die Spitze jetziger Ängstlichkeit zu steigern.

Ganz aber hat er die Welt nicht erobert und wird sie nicht erobern; solang es eine Natur, eine Wahrheit und einen Witz gibt, werden sie sich's nicht nehmen lassen, dann und wann ein Loch in den lakierten Zaun des Anstands zu stoßen, hervorzugucken und zu lachen. Ein armseliger Philister, wer dann erschrickt und sich empört! Es gibt freilich Jedem zuerst einen Stoß, aber einem freien Gemüt keinen solchen, der mit Schauer, sondern der mit Schütteln des Zwerchfells endigt. „Rotz" ist ein mit Recht verpöntes Wort, aber das „Rotznäschen" im Kinderkreis von Werthers Lotte ist ja doch wohl so fürchterlich nicht, daß die Welt des Anstands darüber einfiele. Jemand durchlas die hinterlassenen Briefe einer sinnigen, tugendreichen Frau aus der Sphäre, worin der alte, gut bürgerliche Volkston noch nicht erstorben ist: in einem Brief an ihren Mann, geschrieben aus der Hauptstadt, wohin sie mit einer Schwägerin (Rike) gereist war, die das Fahren nicht vertragen konnte, fand sich die Nachschrift: „Die Rike hat auch wieder gekotzt." Hätte er so ganz absurd sein sollen, nicht zu lachen?

Die Stelle aus Goethe mahnt, es sei Zeit, zur zweiten der oben unterschiedenen Formen des komischen, des lachenden Zynismus, nämlich zu der kulturgeschichtlich motivierten polemischen, oppositionellen überzugehen. Es gibt Wendungen in der Geschichte der Literatur, Kunst und Sitte, wo sich lebendige Geister ausdrücklich bewußt werden, daß die Bildung überhaupt, daß die Begriffe des Schicklichen und Erlaubten in der Welt des Schönen bei

der Unnatur angekommen sind. Jetzt erhebt sich mit jugendlicher Derbheit der Mutwille und führt gegen den Schnürleib seine Streiche, um die eingezwängte Natur zu rächen und wieder in ihr Recht einzusetzen. In Frankreich war es so gekommen, war insbesondere das Anstandsgesetz auf der Bühne so höfisch verfärbt worden, daß Voltaire es empörend findet, wenn im Hamlet die Schildwache sagt: keine Maus hat sich gerührt. Shakespeare galt als ein Dichter für „betrunkene Wilde", als ein „Düngerhaufen". In Deutschland hatte Gottsched, „der große Lederne", die Poesie nach diesem Reglement des höfischen Wohlanstands einexerziert. Die jungen Geister, Goethe voran, liefen Sturm gegen die künstliche Mauer. Sie griffen nun mit Wissen und Willen in den Volkston und seine Zynismen. Ruht, wie wir gesehen, aller Zynismus irgendwie in Opposition gegen eine Zuviel von Scham, gegen das Künstliche im Anstand, so war denn hier die Absicht eine zugespitztere, geschärftere, es war nicht halblatent chronische, sondern offen akute Auflehnung der Natur gegen die Überzahmheit einer Dichtung und Vorstellungsweise überhaupt, die keine freie Bewegung mehr wagte aus Furcht, ihre saubere, feingeglöckelte Halskrause und glatte Manschetten in Unordnung zu bringen. Die „Wohlanständigkeit", das dritte Wort seit Gottsched, vielmehr schon seit den Neukirch, Kanitz, Besser, war ja eine ganz richtige Losung gegen die Schamlosigkeiten eines Hofmann von Hofmannswaldau und Lohenstein, aber es war eine Begriffsverwechslung vor sich gegangen: sie sollte eine Grenzbestimmung sein, und sie war so wichtig geworden, als wäre sie ein Prinzip. Die Vorschrift des Anstands ist eine Negation, sie verbietet das Rohe, aber sie ist, versteht sich, keine Position, die etwas schaffen kann; wo sie durchaus im Vordergrund steht, muß die einzig schaffende Gewalt in aller Kunst, die Phantasie, endlich in Verruf kommen, und wenn im Bilde des Lebens, wie es der Dichter uns vor Augen führt, die Leidenschaft zwar nicht Alles, doch aber ein Hauptthebel sein soll, so begreift sich, daß diese aus der Stube voll höflicher Schüler, in die sich der Parnaß verwandelt hatte, ihren Abschied nahm. Man war allerdings so unlogisch nicht, die Anständigkeit geradezu mit dem Wesen der Poesie zu verwechseln; Verständigkeit: so lautete der Tagesbefehl, freilich: mit Aufputz; verständige Wahrheiten säuberlich und anständig aufgeschmückt — genau, wie es der Philister heute noch will, — dies

war das Ideal nach seinem Vollbestand, wie es in Gottscheds Kopf zur Befestigung gelangte; aber der ganze Gefrierungsprozeß war doch vom absolut gültigen Anstandsbegriff ausgegangen. Dieser Hauptmann nun war es eigentlich, dem der junge Goethe als Götz von Berlichingen die bekannte, noch von Niemand befolgte Einladung aus dem Fenster der Burg Jaxthausen zurief. Der eine Zynismus ist so rund und ganz, daß er hier füglich für die vielen figurieren kann, womit der junge Stürmer im heiteren Kampfesmute nun um sich warf, und die Mitstürmenden, die Lenz, Klinger und Andere, taten es getreulich ihm nach. Nur das Epigramm, Xenion, Bildchen, oder wie man es nennen mag: „Nikolai auf Werthers Grab", darf nicht unangeführt bleiben. Es ist in seinem groben Zynismus so voll gesunder, ernster Wahrheit, daß wir es fast für unsere spätere Betrachtung zurückstellen sollten, die sich mit dem Zynismus im Dienste des Ernstes beschäftigen wird; der Dichter gibt ein zynisches Bild, aber eigentlich wird der Zynismus auf den Philister hinübergeworfen, gegen den er gerichtet ist. Man weiß, daß Nikolai eine Fortsetzung von Werthers Leiden geschrieben hatte, die dem Geniewesen und seinem schönseligen Gefühlskultus, seinem erfahrungslos weltverachtenden Hochmut einige gute Lehren gab, zugleich aber doch auch die innere Roheit des philisterhaften Denkens über tragisches Seelenleiden so ganz zutage brachte, daß einige Züge in der Führung der Fabel wahrhaft gemein und häßlich zu nennen sind. Werther schießt sich, wie man aus Wahrheit und Dichtung weiß, nur ein Auge aus, da Albert, seine Absicht erratend, die Pistole mit Hühnerblut geladen hat; hierauf tritt er dem Freund seine Lotte ab und dieser muß nun die strenge Wirklichkeit des Lebens unter Anderem in der Weise erfahren, daß das ihrer Ehe entsprossene Kind von einer syphilitischen Amme angesteckt wird. Goethe verfuhr dagegen noch mild und anständig, als er in dem Epigramm bildlich sagte: der Philister meint, wenn nur Jedermann so gesund verdaute wie er, so gäbe es keine Schwermut, keinen Selbstmord; — ein für alle Zeit musterhaftes satirisches Motiv gegen die Zufriedenheitspredigt ordinärer Köpfe. Man muß bei solchen Dichter-Zynismen auch an die groben Schläge erinnern, welche die bildende Kunst im Kampfe für die Naturwahrheit zu führen liebt; der Klassizismus, wie er schulmäßig in den Niederlanden herrschte, als Rembrandt auftrat, war in gewissem

Sinn zu ästhetisch, den Nachahmern der Antike und Raphaels war unter der Schönheit der Form die Naturwahrheit, das Feuer des Lebensgefühls ausgegangen; Bilder wie Rembrandts pissender Ganymed sind wesentlich als Protest gegen die Beschönigung des Lebens in diesen Schulen zu fassen; sichtbar hat beim letzteren der derbe Künstler gedacht: wartet, ich will euch einmal sagen, wie es hergeht, wenn ein Adler einen Hirtenbuben durch die Lüfte führt. Der junge Goethe hat es mit andern Gegnern zu tun, greift aber in einem doch ähnlichen Kampfe mitunter nach ähnlichen Mitteln, und so werden es in Kunst und Literatur lebendige Menschen treiben, solange die Welt steht.

Übrigens ist Goethe durch das ganze Leben, bis ins Greisenalter, jung genug geblieben, um zynische Anwandlungen in der frohen Laune des Humors nicht zu unterdrücken. Der Krieg gegen Nikolai und seinesgleichen hatte ausgetobt, als Goethe den Walpurgisnachtstraum schrieb, Nikolai konnte da ungeschoren bleiben; dennoch, wer möchte die Figur des Proktophantasmisten entbehren, und welch eine puritanische Gouvernantenseele müßte es sein, die sich nicht an dem Vers entzücken würde:

Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen,
Das ist die Art, wie er sich soulagiert,
Und wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergetzen,
Ist er von Geistern und von Geist kuriert!

Steiß! Eines der Wörter, die man nicht, schlechterdings nie nennen soll! Wie schrecklich!

Auch nachdem der große Dichter längst in den vornehm klassischen Stil eingefahren war, hat sich die gute Natur immer wieder in heitergroben Zynismus Luft gemacht, sobald er seine Toga beiseite legte. Lustig knattert es in gar manchem der Sinnsprüche, Aus- und Einfälle, die unter allerhand Namen: Zahme Xenien u. dgl., in den gesammelten Werken aufgereiht sind. Da ist ja z. B. der kurze Dialog: „Sage doch: von deinen Gegnern warum willst du gar nichts wissen?“ — heißt die Frage; die Antwort wird unter dem bekannten Gedankenstriche auch ein Blinder lesen können. Zum Schauder für zarte Gemüter muß gesagt werden, daß unser Einer, daß Mannsleute, die unter Ästhetik etwas Anderes verstehen als ein Backfisch oder eine

prüde Miß, so etwas mit Überzeugung schön nennen. Der zweite Teil Faust ist in seinen ernsten Partien das Produkt eines matten, manierierten, allegorisierenden Klassizismus, und doch auch hier kehrt in den komischen die wahre Goethenatur zum guten Ende wieder und läßt z. B. in der Schlußszene die Dick- und Dürrteufel „ärschlings" zur Hölle stürzen.

Dies muntere Fortfahren Goethes in seinem Jugendzynismus ist uns übrigens ein Beleg für unsern obigen Satz, daß man nicht bloß an gewisse Zeiten, an bestimmt gegebene kriegerische Positionen zu denken hat, wenn man sich vom Rechte kühner Anstandsverletzung Rechenschaft zu geben sucht. Wir haben einen naiven und einen schärfer bewußten, weil oppositionellen Zynismus unterschieden, aber auch bereits gesagt, der naive sterbe niemals aus, auch nachdem seine Zeit, die Zeit vor Ausbildung des modernen Anstandsbegriffs, vorüber sei. Er regt sich jederzeit und braucht nicht eben akut historischen Anlaß. Es ist wahr, daß er stets einen Gegner meint, wenn er ausfällt, aber der Gegner ist doch immer da, sichtbarer oder unsichtbarer, greiflicher oder nur wie ein Geist schwebend in der umgebenden Luft.

Ein Gegenfüßler bestimmter Art ist es nun allerdings, den Jean Paul bekämpft, es ist er selbst als der überfliegende sentimentale Poet, es ist der Gipfel der gefühlsschmachtenden Stimmung der Zeit, der in ihm selbst sich darstellt und gegen den er selbst mit kühnem Prall anrennt. Man weiß, wie er es liebt, vom idealen zum realen Pol umzuspringen und umgekehrt. Er rächt die Wahrheit des Lebens an seinem Grab- und himmelsehnsüchtigen Idealismus und findet nicht Ruhe, weder hier noch dort. Die Rache ist bald fein, bald grob, häufiger das letztere. Jean Paul ist ein sehr starker Zyniker. Unerbittlich stößt er den Leser, wenn er ihn soeben in den dritten Himmel getragen, auf den benannten und aufgedeckten Grobstoff der Natur. Er hat sich stark in Anatomie und Medizin umgesehen, vom Zynismus eines medizinischen Freundes lustig gelernt und schenkt uns nicht die Vorstellung: Blasenstein, Zwölffingerdarm, Erbrechen, Koliknot; er wählt, wo es ihm dient, frischweg das gröbste Wort: Sau, Dreck, Verrecken — und fragt nicht nach dem Schrecken der fühlenden Leserin, ja er will ihn. Ich bestreite nicht, daß er darin etwa auch einmal des Guten zuviel getan hat, aber dem unfreien Kopf und Sinn, der nicht aus dem Humor das Recht des Zynismus abzuleiten versteht, wäre

mit dem kleinen Abzug, der sich aus der Einräumung ergäbe, blutwenig gedient und geholfen. Jean Paul ist und bleibt der Hauptzeuge in unserem Prozesse für die notwendigen Grenzen des Anstands. Denn Niemand kann am Adel seiner Gesinnung, an der Zartheit seines Fühlens zweifeln, das doch nicht immer krankhaft sentimental ist, nein, das auch von echtem Feuer jeder gesunden und wahren Hochstimmung der Seele glüht; wer irgend diese Reinheit mit- und nachzufühlen vermag, der kann so ganz gehirnarm nicht sein, daß er unfähig wäre, sich zu denken, der Mann müsse doch seinen Grund gehabt haben, warum er so gröblich dazwischenfuhr, und dann den Grund auch zu finden: nämlich im Kontrast, im Bedürfnis des Dichters, ihn zu schärfen, zu steigern, zu spannen. Dabei ist mit Nachdruck hervorzuheben, wie schön der deutsche Dichter von den englischen Humoristen, die seine Muster waren, gerade namentlich von Sterne sich unterscheidet. Er ist keusch; schamhaft meidet er jede komische Wirkung, die er durch halb lüftendes pikantes Hinzeigen auf das Geschlechtliche erzielen könnte. Er verwendet das Lüsterne nur objektiv, wo er es nämlich bedarf, um eine Verführungsszene und ihre Gefahr für seine Jünglinge zu schildern, und den stärkeren Obszönismus nur da, wo das Bild ausgemergelter Wüstlinge oder falscher Schamhaftigkeit derben Pinselstrich fordert, wenn nicht Alles stumpf, matt, seicht, salzlos verlaufen soll.

Noch ein paar Worte von Tieck! Wie man ihn nehmen mag, unbezweifelt ist er ein feiner Mann, und dieser feine Mann hat z. B. in seinem dramatischen Märchenscherz: „Leben und Taten des kleinen Thomas, genannt Däumchen", sich ein paar Späße dicker Art erlaubt; wer noch lachen kann und gern möchte, der lese dort im ersten Akt, Szene 2, die Beschwerde des Dichters Semmelziege über seine Gattin Ida, und im dritten, Szene 5, die Beschwerde der Gattin über den Gatten; der Obszönismus unschuldiger Art in der ersten, der Zynismus in der zweiten wird doch wohl in keinem vernünftigen Leser den Schluß hervorrufen, es sei zu befürchten gewesen, daß, wer so etwas schreiben konnte, sich gar in einem Salon nicht stubenrein aufführen werde.

Genug jetzt über den Zynismus der humoristischen Gattung! Ehe wir uns zur andern Form, zum ernsten nämlich wenden, bleibt nur das fiat applicatio auf das corpus delicti, meinen Modeaufsatz, übrig.

Wie schwer und wie zahlreich sind denn meine Sünden in dieser Region? „Popo“, „Poderbusch“, „Hintern“ (von der Redaktion mit einem Gedankenstrich zur geraden Linie entwölbt) — dazu einmal ein „Pfui Teufel“; — muß man ein Goethe oder ein J. Paul sein, um dieses Entsetzliche wagen zu dürfen? Der Wind rollt uns den Zylinder fort, „wohin er mag, am liebsten in den Dreck.“ Man versuche gefälligst nur, an diesen Stellen hübsch manierliche Abschwächungen im Ausdruck vorzunehmen, und man wird finden, wie fad, wie dünn Alles sich macht. Zum Beispiel das glänzend blankschwarze Stück Ofenrohr, der Zylinderhut, fordert doch einen Kontrast; sollte ich anständig sagen: Erde? Nein, das richtige Gefühl im f e i n e r e n Leser wird „Dreck“ erwarten. — Das ist die Summe meiner Untaten, und ich dächte, sie hätten leichte Mühe, unter dem Schutzdache, das unsere Betrachtung aufgebaut hat, getrost sich zu bergen. — Es stehen da noch mancherlei andere Sachen, die nicht eigentlich zynisch, sondern burschikos zu nennen sind. Dies ist das richtige Wort für den Ton, der hindurchgeht. Gans, Gänserich, Schafherde, Affe, Esel, Kameel, Rhinozeros, Kerle, Ungeheuer, Trottel, Fex, Simpel, Daggel — dies ist studentisch geschimpft und ich getraue mir, diese Art Spaß zu verantworten. Man schreibt über einen Gegenstand, welcher der Rede wert und unwert ist; wert, weil er kulturhistorische symptomatische Bedeutung hat, unwert, weil man vor Verdruß über all die Mißform, all den Ungeschmack, die Kinderei, die Hetze des Nachäffens und Weitertreibens, den Abgrund von Hirn- und Charakterlosigkeit, die da begegnen, hundertmal die Feder wegwerfen möchte. Man stößt auf schwere Fragen, wie die über Freiheit und zwingendes, kulturgeschichtliches Gesetz, man hat Mühe, und doch hängt am Besseren, Vernünftigeren so viel Firlefanz, daß man sich auf Schritt und Tritt fragt, ob denn der ganze Rummel die Arbeit des Denkens auch verdiene: nun, ich meine, es sei nur natürlich, daß unter diesem Kreuzfeuer widersprechender Stimmungen der alte Student aufwacht und sich des etwas hemdärmelichen Vokabulariums erinnert, das einst unter lustigen Brüdern beim Weinglas üblich gewesen. Und mit dem Studenten der Geist Fischarts, Grimmelshausens, Moscheroschs, der Geist ihres närrischen Wörterspieles, der so lustig in den Schatz der Dialekte griff und den noch nicht vertrockneten Teig der Sprache mit so keken Fingern knetete, drehte und kräuselte. Doch habe ich es sehr mäßig ge-

trieben, kaum etwas Neues gewagt, nur Wörter hervorgezogen, die bei uns, in Schwaben, auch sonst in Süddeutschland noch leben, und denen ich ernstlich zur Einführung in die gültige Sprache verhelfen möchte. Da ist zum Beispiel das Wort Cretin, dem deutschen Organe nicht mundgerecht und dunkeln Ursprungs; wir haben ja eigene Ausdrücke für verschiedene Grade der in Rede stehenden Erscheinung. Daggel bedeutet bei uns einen Blödsinnigen schwächeren Grads, einen Menschen von irrer Auffassung und unsichern Bewegungen (mit takeln verwandt, das in Abtakeln = Abrüsten, Abschaffen erhalten ist, oder durch Lautverschiebung aus Dattern = Zittern entstanden); im Scherze wird dann das Wort auf Menschen angewandt, die im Wesentlichen normal organisiert, nur von etwas blöden Sinnen, zerstreut und ungeschickt sind. In Bayern und Österreich kennt Jedermann das Wort Fex für Cretin (scheint mit Faxen, nugae, verwandt, vergl. J. Grimm Wörterb. 3, 1225; vielleicht samt diesem Wort auf faseln zurückzuführen?). Trottel pflegt den stärksten Grad zu bezeichnen (von trotteln: sich langsam, nachschiebend, mit schlaffem Knie bewegen, oder aus Trute, Drude = Drudenkind, von der Drude untergeschobenes Kind? Man hielt die Blödsinnigen für solche Wechselbälge). Wo ich die Mode mit einem unruhigen Kind vergleiche, steht unter andern, allbekannten Zeitwörtern: gambeln, notteln, bohrzen. Gambeln, schwäbisch, heißt: sitzend die Füße schaukeln (von gamba oder mit diesem urverwandt?); notteln kennt man außer Schwaben noch in Bayern, es bedeutet fortgesetzte, unmüßige, kurze Bewegungen, insbesondere solche, wobei etwa an einem Tisch, Stuhl gerüttelt wird; Schmeller (Bayr. Wörterbuch) erwähnt ein altes hnutten = vibrare; hängt es mit Not zusammen? vgl. im Nibelungenlied: der verge fuor genote (drangvoll im Kampf mit dem angeschwollenen Strom; jene Bewegungen gleichen denen eines Kindes, dem es Not tut). Bohrzen ist Bohren mit dem intensivum z, wie krächzen von krähen, und bedeutet ein nachdrückendes Reckeln z. B. auf einem Sofa, wodurch ein Kind etwa dem daneben Sitzenden unbequem wird. — Ich habe kein Wort aus den Regionen gebraucht, wo nach Schnaps riechende verdorbene Dialekte herrschen, Alles stammt aus gesundem Volksmund. Bekannt ist doch wohl: Gugelfuhr (Narrenaufzug, von Gugel = Mütze, Narrenkappe) und Gouch (Kukuk, Narr).

Und nun zum Zynismus des ernsten Schlages! — Übergänge,

Mischungen, Derbheiten halb ärgerlichen Scherzes sind gelegentlich aufgeführt. —

Der Anstand, haben wir gesehen, ist konventionell gewordene, in diesem Übergang ihr wahres Wesen nicht bewahrende Scham; diese Wandlung kann im Verlaufe sogar dahin führen, daß er im Tun das Schamloseste erlaubt und nur verbietet, es zu nennen. Da braucht man nur den Zynismus, um dem Heuchler, dem Lügner Anstand die Larve abzureißen. Man will erschrecken, man will das in Schlaf gelullte wahre Gefühl mit einem Stoß aus seinem Schlummer rütteln. Es ist ein Wollen, nicht ein Nursotun, als wäre man böse; der Gegenstand ist doch wohl danach angetan, daß man ernstlich böse werden kann. Es wäre eine flache, dürftige Frage: ob denn so ein Ding wie eine Mode auch des Abscheus, des Zornes, der Empörung, kurz der Leidenschaft wert sei. Warum soll sie es denn nicht sein, wenn sie dem unverfälschten Schamgefühl mit der Faust ins Gesicht schlägt? Soll denn das ein richtig bestelltes Blut sein, das nicht aufkocht, wenn man unter dem Schutze des unechten Anstandbegriffs ungestraft die Frechheit in Straßen und Sälen umgehen sieht, wenn man noch überdies in der Sitte so schamloser Aufzeigung und in der allgemeinen Zumutung, anständig dazu zu schweigen, ein Bild der Vergiftung sehen muß, die zur selben Zeit weiter und weiter schleichend in die Säfte der Nation sich eingefressen hat? Flach und dürftig wäre es, einen so natürlichen Ingrimm bei einem Manne, der offene Augen hat, mit einem leidenden Zustand, einem blinden, pathologischen Verhalten zu verwechseln. Der Mann hat seinen Zorn dazu, ihn zu entfesseln, wo es am Ort, an der Zeit ist; er will seinen Zorn, und er will ihn loslassen, weil die faule Welt nicht bewegt wird, wenn sie nicht Püffe bekommt. Sie erwartet von einer literarischen Besprechung eines Gegenstandes aus dem Formgebiet, insbesondere aus dem Gebiete gegenwärtig herrschender Kulturformen, eine Reihe angenehmer Witzchen; daß der Gegenstand sich wesentlich und eingreifend mit ethisch sozialen Maßstäben berühre, daran denkt sie nicht; kommt nun einer und macht ernst und schlägt darauf, so stutzt, erstaunt, erschrickt sie, weil es doch gar so anders lautet, als sie erwartet hatte. Läßt sich nicht leugnen, daß er die Wahrheit spricht, so findet sie die kluge Formel: an sich, dem Inhalt nach hat er recht, aber die Form! die Form! — Inhalt? Was ist denn In-

halt, den ich vorbringe, wenn er nicht **mein** Inhalt ist? Inhalt, der in mir lebendig ist und danach die Form bestimmt? Man darf den Unterschied zwischen einem Journalartikel, der sich mit der Mode des Tages befaßt, und zwischen einer historischen Arbeit nicht übersehen. Wer als Historiker Vergangenes behandelt, der soll und kann die Ruhe der Objektivität bewahren; wer Gegenwärtiges mustert und eine Welt von Verkehrtheit darin findet, der hat keine Pflicht, ruhig zu bleiben und subjektive Färbung seines Urteils sich zu verbieten. Der Artikel selbst sagt schon im Eingang, daß man der Täuschung, als könnte man einwirken, dem Übel steuern, sich unmöglich ganz entziehen kann, so sehr man sie auch als Täuschung erkennt. Es ist kein Ruhm, einem gegenwärtigen Übel gegenüber kalt zu bleiben; man lacht, man spottet, und wo das Lachen ausgeht, wo das Übel zu laut schreit, da beschreit man es, da schilt man aus Herzensgrund. Wie ist es denn da mit der Form? Ich habe Recht, wenn ich moralischen Ekel ausdrücke, aber ich soll ihn nicht ausdrücken? Wodurch drückt man denn Ekel aus als durch Ekelworte? wodurch Verachtung als durch Schandworte? Hat denn die Sprache diese Worte umsonst? Meint ihr, sie seien nur geschaffen, damit sie der Pöbel austeile? Wenn dieser sie **mißbraucht**, soll darum, wer sie gerecht **gebrauchen** will, sie nicht gebrauchen dürfen?

Eigentlich tut ihr nur so; ihr wißt im Grund recht wohl, daß ihr selbst ein andermal nichts wider den rechtzeitigen Zynismus habt, dann nämlich, wenn ihr nicht in der Schußlinie steht; nur euch, nur eure Frau, Tochter und Base soll er nicht treffen, nur weit weg, in fernem Raum und Zeit — da mag ers treiben, wie er will.

Wir wollen hier verfahren wie oben beim komischen Humor: mit einigen Beispielen belegen, dann die Applikation auf den Sündenbock, den Modeartikel, folgen lassen.

Die Briefe der Elisabeth Charlotte sind oben angeführt; schade wäre es doch, wenn wir nicht auch ein paar Beispiele daraus entnähmen. Beim Tode der Maintenon schreibt die treffliche Frau: „In dießem morgen erfahre ich, daß die alte Maintenon verreckt ist, gestern zwischen 4 undt 5 abendt. Es were ein groß glück geweßen, wenn es vor etliche und 30 Jahren geschehen were.“ Hiebei fällt mir eine Bemerkung ein, die ich einmal über eines der Epigramme aus Baden-Baden zu hören bekam. Dort heißt es von einer der flotten, reizen-

den Pariser Koketten, welche damals die noch blühende Spielhölle umschwebten:

Blähe dich auf wie ein Pfau und locke mit Augen und Farben,
Dennoch bleibt es dabei, daß im Spital du krepierst.

Ein gebildeter Herr sagte mir darüber: das Epigramm gefalle ihm wegen seines moralischen Gewichts, nur schade, daß der Ausdruck „krepierst“ zu stark sei. — In einem anderen Briefe bespricht die Herzogin die schlechte Bankzetteloperation des Finanzministers Law: „das Sisteme hat mir allzeit mißfahlen und mißfalt mir noch. Ich kann nichts drin begreifen und deucht mir, daß man eher sagen könnte mitt allen den papiren, daß Laws, met Verlöff (Verlaub), arschwischige sachen ahngefangen hat.“ Ein andermal spricht sie über Minister Sorcy und Kardinal Dubois, Erzbischof von Cambray, den Verdacht aus, daß sie ihre Briefe öffnen und unterschlagen, da braucht sie dieselbe Metapher: „Gott weiß, wo die zwei Schreiben hingekommen sind, ob sie einen altministerischen oder ertzbischöfflichen Hindern gewischt haben; wenn daß were, wolte ich, daß unßere Briefe beißen könnten.“ Das ist nun freilich in vertrauten Briefen, und wir haben, als vom Wo? die Rede war, diesen Fall zu unterscheiden nicht versäumt, allein wenn eine Prinzessin so schreibt, so wird sie auch sonst — nur nicht auf dem Parkett — eben kein Blatt vor den Mund genommen haben.

Es ist bekannt, daß General Cambronne bei Waterloo nicht gesagt hat: la garde vieille meurt, elle ne se rend pas, sondern — etwas Anderes. Viktor Hugo in den Misérables hat es verstanden, daß hier der Zynismus s c h ö n e r ist als das hohe Epiphonem, das man dem Graubart fälschlich in den Mund gelegt, nur leider begeht der Poet den Widerspruch, das einfach Derbe mit der Geschwollenheit zu rühmen, die er einmal nicht lassen kann.

Oben, im Komischen, bei: „saumäßig“ fiel mir ein Diktum ein, das jedoch richtiger hier, beim Ernst, obwohl es auch zum Halbernsten, halb Humoristischen gezogen werden könnte, seine Stelle findet. Als das neue Dogma von der passiven unbefleckten Empfängnis Mariä kam, traf ein Bekannter von mir einen katholischen Geistlichen in Gesellschaft, nahm ihn in eine Fenstervertiefung und bat ihn unter Entschuldigung seiner Kühnheit um seine Ansicht. Der Gefragte war ein

Herr von der guten alten toleranten Schule, ein höchst geachteter Stadtpfarrer in einer schweizerischen Stadt; der Frager war doch etwas in Sorge, ob er nicht eine Indiskretion begehe; aber frisch von der Leber weg kam die Antwort: das is eben a reachte Sauerei. Gleich wenig ethisches Gefühl wie Geschmack würde doch gewiß an den Tag legen, wer dies feiner gesagt wünschte; die Derbheit ist ja just das Gute daran und zeigt kerngesund, wie der brave Mann die ekelhaft wühlende Pfaffenphantasie in jener Art von Untersuchungen erkannte, welche solchen Aufstellungen zugrunde liegt. Mögen manche Leser immerhin erraten, wer er war; lange schon deckt ihn die Erde; die Erwähnung kann seinem Namen im Tod keine Schande machen.

Es wird passend sein, in diesem Zusammenhang etwas vom Schimpfen zu sagen. Die neuere Bildung hat es als Unsitte ausgestoßen, mit gutem Grunde schon darum, weil der Geschimpfte wiederschimpfen wird und darin dem Schimpfer vielleicht überlegen ist. Dennoch — seien wir ehrlich! Wer unter uns hat Nerv und Blut, ein schlagendes Herz, der nicht schon ein und das andere Mal mühsam den sehnlichen Wunsch hinabgedrückt hätte, diesem oder jenem Schurken, Schleicher, dieser oder jener Schmutzseele in feinem Frack einmal alle Ehrentitel an den Kopf zu werfen, die sie verdienen, und sie womöglich zugleich recht gründlich durchzuwamsen? Graf Kent im König Lear mochte seufzend auch oft schon so gedacht haben; nun folgt er in Bedientenkleidung seinem Herrn, dem König, stößt in der bekannten Szene auf den geschniegelten, gleisnerischen, schuftigen Zwischenträger Gonerils, Haushofmeister Oswald, der als Wohldiener seiner Herrin den König frech beleidigt und eben jetzt den Brief von ihr überbracht hat, worin Regan geraten wird, den Vater nicht besser zu behandeln, als sie, die ältere, getan; jetzt darf er den Vorteil seiner Maske genießen, sein Dienerrock erlaubt ihm den Volkston, geladen mit Grimm kann er seinem Herzen einmal Luft machen, er kann und darf es sich gönnen, und so überschüttet er den Halunken mit einem Wasserfall, einem Gewitterregen, einem wahren Hagelwetter von Schimpfwörtern, läßt ihm, da er wohl weiß, daß wenn A schimpft, B wiederschimpfen kann, keine Sekunde Zeit dazu und verhindert dies noch gründlicher durch die Ladung von Schwerthieben mit flacher Klinge, womit er das Ehrentitelsturzbad begleitet. Ich habe einmal aussprechen hören, da Kent viel zu vornehm sei, um zu schimpfen, so müsse der Schauspieler

diese Schimpfreden halb mechanisch heruntersagen in einem Ton, der ausdrücke, daß der Graf nur so tue, um in der Bedientenrolle zu bleiben. Ich wunderte mich; wohl noch Niemand hat es so genommen; mir ist es bei dieser Entladung immer wohl geworden, wie wenn nach langer Schwüle ein gesundes Donnerwetter die Luft reinigt, dem Dichter selbst, — sehr unbeschadet der poetischen Objektivität, — mußte die Herzerleichterung gegen so manches Lumpenpack, das er um sich und über sich sah, so wohltun wie dem Grafen, dem er sie in den Mund legt; und mit dieser labenden Entlastung sollte es ihm nicht ernst sein? Nun lese man aber das Folgende. „Worüber bist du grimmig?" fragt Herzog Cornwall, der mit Gloster, Edmund, Regan zu dieser Szene gekommen ist. Graf Kent erwidert:

Daß solch ein Lump, wie der, ein Schwert soll tragen,
Der keine Ehre trägt. Solch lächelndes
Geschmeiß nagt oft wie Ratten heil'ge Bande,
Unlösbar fest geschlungne, auseinander;
Kocht Laune auf im Busen des Gebieters,
Sie schmeicheln ihr, sie tragen Öl ins Feuer,
Schnee in erkaltetes Gefühl, bejahen,
Verneinen, dreh'n wie Vögel ihre Hälse
Nach jedem Luftzugwechsel ihrer Obern,
Verstehn wie Hunde nichts als nachzulaufen
— Die Pest auf deine epilept'sche Fratze!

Man blicke, nachdem man diese Kraftworte der Verachtung gelesen, nun noch einmal zurück auf den Schimpfplatzregen und frage sein Gefühl, ob sich nicht eine Beleuchtung hochsittlichen Sinnes darüber ausbreitet!

Erlabt sich hier ein vornehmer Mann, sonst an feinen Ton gewöhnt, einmal durch einen Krafterguß im Volkston, so gehört dagegen das allgemeine wilde, fluchende Schimpfen fürstlicher Personen in Richard III. direkt zur Charakteristik, zum sächlichen Bilde. Bauchige Spinne, Basilisk, giftgeschwollner Molch, Mißgeburt voll Mäler, Schandfleck für der Mutter Schoß, ekler Sprößling aus des Vaters Lenden, Lump der Ehre sind die Ehrennamen, die Margarete dem Herzog, dann König, gibt und die er der „schnöden Hexe" äffend heimgibt. Richmond, in der Anrede an sein Heer, sagt von dem Usurpator:

Der gräulich blut'ge, räuberische Eber,
Der eure Weinberg' umwühlt, eure Saaten,
Der euer warmes Blut wie Spülicht säuft
Und sich zum Trog ausweidet eure Leiber:
Dies wüste Schwein liegt in des Eilands Mitte — —

Was soll man zu dem sagen, zu welchem Dickfell von Gefühllosigkeit müßte dessen ästhetische und sittliche Haut durch geistlosen Anstandsbegriff verledert sein, der an dieser herrlichen Stelle Ärgernis nähme, weil sie die Vereinigung von Wüstheit und blutiger Grausamkeit im Tyrannen mit dem einzig richtigen, aus dem Marke der Phantasie und der Kraftsubstanz der Sprache geschöpften Bild und Wort bezeichnet! — In der ganzen übrigen Tragödie, auch in den Szenen, wo ohne die hochberechtigte Empörung einer reinen Seele gescholten wird wie in dieser Feldherrnrede, ist der wilde Schimpfton viel zu furchtbar, als daß ein richtiger Sinn nur einen Augenblick Zeit hätte, sich dabei, darüber aufzuhalten, daß er unanständig ist. Er soll ja unanständig sein, weil er zur Charakterisierung dient; Shakespeare weiß ja, daß an einem Hofe — durch wie viel Naivetät auch der Hofton zu Shakespeares Zeit vom heutigen sich unterschied — so nicht gesprochen werden darf, es ist ja die Verwilderung der aus Rand und Band gerissenen Zeit, die er bis in diese Kreise vorgedrungen aufzeigt!

Es kann scheinen, wir seien vom Weg abgekommen; eigentlich ist es meine Aufgabe, bedingt zu verteidigen, was ein Schriftsteller im eigenen Namen Zynisches sagt, dort aber spricht ja ein Dichter im fremden Namen fingierter Personen. Der Unterschied ist richtig und groß genug, allein so groß nicht, daß er dem Anstandssklaven viel hälfe; der soll nur gestehen, daß er das Eine so wenig verdauen kann wie das Andere, wogegen der freie Geist Eines wie das Andere begreift und genießt. Der Erstere behilft sich gern mit der Unterscheidung der Zeiten: eine Auskunft, deren Nichtigkeit aus besonderen Teilen unserer Betrachtung wie aus der ganzen hervorgeht. Ist er noch nicht überzeugt, so möge nur ein Beispiel aus der neueren Dichtung herausgegriffen sein. Man kennt die ausgezeichnete Erzählung Heinrichs von Kleist: Mich. Kohlhaas; man erinnert sich, daß die ganze Geschichte sich um zwei Rappen dreht, die dem Roßhändler Kohlhaas wider-

rechtlich genommen worden sind, daß des braven Mannes empörtes Rechtsgefühl sich zum Wüten steigert, da kein gesetzliches Mittel fruchtet, zu seinem Eigentum wieder zu gelangen, daß er eine berittene Schar sammelt, Treffen liefert, Städte berennt und anzündet. Endlich, nachdem er sich den Behörden freiwillig gestellt, kommt die Untersuchung, die Nachforschung in Gang und die Tiere finden sich, zu Gerippen abgemagert, im Besitz eines Abdeckers, der sie, an seinen Karren gebunden, nach Dresden bringt. Ein Junker und ein Kämmerer, die in der Angelegenheit eine Rolle spielen, finden sich bei dem Karren ein. Es ist eine rechte Schandfuhre, die Kleist nun zu schildern hat; dies ist wesentlich, denn der Leser soll mit Kohlhaas so recht die Schmach empfinden, in welche die edlen Tiere gesunken sind, und dieser Dichter pflegt nichts, was irgend wesentlich ist, nur farblos allgemein zu berichten, sondern ganz und voll zu vergegenwärtigen. Die Mähren scheinen jeden Augenblick sterben zu wollen, stehen auf wankenden Beinen und fressen nichts vom vorgelegten Heu; der Schinder, ein träger, gemeiner Lümmel, steht gespreizt, die Hosen sich in die Höhe ziehend, während er mit den vornehmen Herren spricht, und schlägt dann in ihrer Gegenwart das Wasser an seinem Wagen ab. — „Es wäre schon gut, wenn er nur den letzteren schmutzigen Zug weggelassen hätte." Zartes Gemüt! Und wir Andern sind solche Ketzer, daß wir in der Vollendung des Bildes durch diesen Zug die Meisterhand eines wirklichen Dichters erkennen.

Und nun noch einmal zu Shakespeare, zum stärksten, großartigsten, für unsern Zweck schlagendsten Beispiel, genommen aus seiner tiefsten Tragödie, dem Hamlet! Der zögernde und doch so feurige Held ist zu seiner Mutter berufen und gekommen mit dem Entschluß, „Dolche zu ihr zu sprechen". Sie ist ein Weib, nicht eben schlecht, nicht verdorben, guter Regungen wohl noch fähig, aber grundsatzlos, charakterlos, eine jener bestimmbaren Naturen, die, wenn ihr Blut aufgewallt ist, mit geschlossenen Augen über die scharfe Linie hinwegsetzen, welche zwischen Tugend und Verbrechen hindurchschneidet. Der „gedunsene" König muß durch ein System bedacht fortschreitender Reizungen zu Lebzeiten seines edlen Bruders ihre Sinnlichkeit entzündet, in einen Rausch versetzt haben, wie der war, in welchem Maria Stuart ihren Gemahl Darnley ermorden ließ oder zu seiner Ermordung das Auge zudrückte, um den häßlichen, aber sehr virilen Bothwell ganz zu be-

sitzen. Der Dichter hat es in der letzten Redaktion dunkel gelassen, wie sie sich zu dem Brudermorde verhielt: wir sollen uns wohl denken, sie habe geahnt, halb gemerkt und zugelassen, indem sie eben geistig wegsah, ihre Gedanken nicht hinlenkte. So, da sie den Mann nun hat, der nur vielleicht (wird sie denken) ein Mörder ist, lebt sie dahin und meint, es sei ja nun recht. Diesem Weibe „die Augen ins Innre zu kehren“, „ihr Herz zu ringen“, das ist Hamlets Entschluß. Will er dies: — man frage sich, ob er mit anständigen Worten über das, was geschehen ist, obenhinweggehen kann? Nennen muß er es, recht eigentlich, bildlos aufdecken, da gibt es keine bloße Andeutung, keine Umschreibung. Sittlichen Ekel will er wecken in der versunkenen Seele, einen sittlichen Ekel, der die Stärke des sinnlichen Ekels hat; wie soll er ohne die Ekelworte der Sprache auskommen? Hineingeblitzt, hineingedonnert muß es werden, das innere Gericht des Gewissens, in die oberflächliche, schlaffe, selbsttäuschunggewohnte Seele. Nun sehe man zu, wie er vorgeht! Er beginnt, nachdem er den Lauscher Polonius niedergestoßen und die Königin Weh gerufen hat über die blutige Tat, mit den Worten:

So schlimm beinah, als einen König töten
Und in die Eh' mit seinem Bruder treten.

Königin:

Als einen König töten?

Hamlet:

Ja, so sagt' ich.

Dann heißt er sie wieder sitzen und spricht:

Laßt euer Herz mich ringen, denn das will ich,
Wenn es nicht undurchdringlich ist, wenn nicht
Verdammte Angewöhnung gegen jedes
Wahre Gefühl es schußfest hat gehärtet.

Es ist nicht Heuchelei, es ist nur aufrichtige Flauheit des sittlichen Bewußtseins, wenn sie nun fragt, was sie denn getan habe, daß Hamlet so wild die Zunge gegen sie wüten lassen dürfe, und nun beginnt die furchtbarste aller sittlichen Machtreden, die je ein Mund gesprochen, eine Feder geschrieben hat. Zuerst wird der Begriff der Schamlosigkeit in glühende Farbe gesetzt:

— — Solch eine Tat, die selbst das reine Rot
Der holden Sittsamkeit entfärbt, die Tugend
Für eine Heuchlerin erklärt, die Rose
Von unschuldvoller Liebe schöner Stirn
Wegnimmt und eine Beule dafür hinsetzt — —

Wieder fragt die Königin:

— — Weh mir, welche Tat,
Genannt beim Namen, brüllt und donnert denn
So laut empor?

Jetzt folgt das Prachtmotiv, die Vergleichung der zwei Bildnisse, und Schritt für Schritt greift Hamlet tiefer ins Eigentliche der Bezeichnung:

— — Konntet ihr die Weide
Auf dieser schönen Hochalp liegen lassen,
Um euch im Sumpf zu mästen? — Ha! habt ihr
Denn Augen? — Liebe könnt ihr es nicht nennen!
In eurem Alter ist der Saus und Braus
Im Blute zahm, es schleicht dahin und wartet
Das Urteil ab. Doch welches Urteil konnte
Von dem zu jenem laufen? — Sinne habt ihr
Gewiß, sonst könntet ihr ja keine Wallung
Mehr fühlen, doch gewiß ist jeder Sinn
Vom Schlag geknickt; kann doch der Wahnsinn selbst
So schwer nicht irren, die Verrücktheit nicht
So ganz die Sinne knechten, daß zur Wahl
Bei solchem Gegensatz nicht etwas Klarheit
Verbliebe. Welcher Teufel ist's, der so
Im Kinderspiel die Augen euch verband?
Aug' ohne Fühlen, Fühlen ohne Auge,
Ohr ohne Hand und Aug', Geruch, ohn' Alles!
Ja Eines wahren Sinnes kranker Rest
Tappt so nicht fehl!
Scham — wo ist dein Erröten? Wilde Hölle,
Empörst du dich in der Matrone Knochen,
Dann laßt die Keuschheit der entflammten Jugend
Wie weiches Wachs in ihrem Feuer schmelzen!

— Ruft nicht mehr Schande aus, wann heißer Drang
Vorstürzt und anstürmt, da der Frost ja selbst
Gleich heftig brennt und der Verstand dem Triebe
Als Kuppler dient!

Königin:

O Hamlet, sprich nicht mehr!
Du kehrst die Augen recht ins Innre mir,
Da seh' ich Flecken, schwarz und tiefgeätzt
Von untilgbarer Farbe!

Hamlet:

Ha! zu leben
Im Schweiß und Brodem eines ekeln Betts,
Gebrüht in Fäulnis, schnäbelnd und sich paarend
Über der schmutz'gen Streu —

„Hier muß allerdings Hamlet seiner sittlichen Entrüstung sehr starken Ausdruck leihen, nur sollte dieser Ausdruck sich doch mehr mäßigen, die Schicklichkeit beobachten, nicht bis dahin sich steigern, daß so widerliche und ekelhafte Vorstellungen uns aufgedrängt werden."

Was würdest du sagen, einsichtiger Leser, auch du, einsichtigere Leserin, zu solcher Bemerkung? Ich denke, du fändest sie stumpf, roh, just von Sinnen eingegeben, wie nach Hamlet die der Königin beschaffen sind, ja du fändest sie unbegreiflich. Es ist aber einfach eine Bemerkung, wie sie der Standpunkt eingibt, Unzähligen eingibt, eingeben muß, mit dem wir es hier zu tun haben, der Standpunkt, dem der Anstand als unbedingtes Gesetz gilt.

Ich meine doch, angesichts dieser Pracht- und Machtstelle könnte auch ein Schwachkopf verstehen, daß man mit gutem Recht sagen kann: es gibt Fälle, wo das Schmutzigere das Idealere ist.

Es kann scheinen, ich mache einen lächerlich weiten Sprung, wenn ich nun von der furchtbaren Hamletszene wieder zur applicatio auf mein neueres Delikt übergehe. Die Lappen, mit denen dein Modeartikel sich befaßt, höre ich sagen, wie magst du sie zusammenstellen mit dem Verbrechen des Weibs, dem Hamlet die furchtbaren Worte in die Seele schmettert? Deinen groben Ausfall gegen einige Formen

der Tagestracht, wie kannst du ihn mit der Sprache der Empörung eines Sohnes über Schandtaten seiner Mutter vergleichen?

Nun, das „Wieder einmal über die Mode" ist freilich kein Hamlet, hat aber auch so fürchterlich doch nicht gedonnert wie Hamlet, hat doch nicht Dolche gesprochen, nur eine scharfe Rute geschwungen. Übrigens ist die Mode zwar keine Königin von Dänemark, die den Mörder ihres ersten Gemahls geheiratet hat, doch immerhin eine Potentatin, der man, wenn sie freche Tracht vorschreibt, ernstlich zürnen kann, weil sie nicht bloß einzelnen Frevel verübt, sondern das Schnöde weithin über Länder verbreitet und den Sinn der Scham, da das Schamlose Vorschrift wird, in der Wurzel fälscht. Spaß beiseite, ich wiederhole, daß ich nicht weiß, warum man gegen eine freche Mode keinen Grimm haben soll. Erst dieser Tage bin ich auf unserer Hauptstraße wieder einem Mädchen begegnet, dem man in Gesicht und Bewegung ansah, daß sie von gutem Hause sein müsse; ihr Kleid war in einem Grad expressiv vornüber gespannt, daß vom Busen bis zum Knie jede Form, konkave wie konvexe, ganz wie nackt, schlimmer als wie nackt zum Vorschein kam. Ich dachte: die Polizei duldet doch nicht, daß die Sinnlichkeit in so nackter Blöße, wie sie in einem taumelnden Betrunkenen sich zeigt, offen auf den Straßen umgehe; daraus folgt logisch, daß auch die in Kleidern nackte Frechheit arretiert werden müßte. Nicht der Trägerin, die sichtbar ganz arglos, nur mit dem Bewußtsein echt modischer Herrlichkeit daherschob, konnte der Unmut gelten, aber der unbekannten Mutter, dem unbekannten Vater, die das besser wissen können, und schließlich den Erfindern und Einführern, die es besser wissen müssen und die es so frech gewollt haben, sowie den Unzähligen unter den Wissenden zwischen den Nichtwissenden, die bereitwillig den Tonangebern folgten und folgen. — Ich bin dann in ein sehr besuchtes Bad gekommen und habe auf dem Kurplatz das jetzige System der weiblichen Mode auf der Höhe seiner Spannkraft nicht an Wenigen gesehen; wiederum häufig genug bei Frauen und Mädchen, die entfernt nicht danach aussahen, als gehörten sie zur verdächtigen Klasse, doch aber es trieben, als verlangten sie durchaus, zu derselben gezählt zu werden. Es ist ein Herbieten, ein Herstrecken der Formen unter dem übergepreßten Kleidstoff, das in jedem Moment sagen zu wollen scheint: sieh — da — zum Platzen gespannt, über Brust, Hüften, Bauch, Schenkel, Knie — gleich wird's

platzen — aber halt, nein! erst nicht, es ist solid — ich bin ja eine züchtige deutsche Frau!

Es ist schwer, sich vorzustellen, wie plump, wie tierisch roh der Geschlechtstrieb eines Mannes sein muß, den das nicht anekelt.

Einmal — und nicht zum erstenmal — sah ich auch eine Dame — und auch diese der übrigen Erscheinung nach nicht von den Unsoliden — die eine beträchtliche rote Masche auf einer Stelle trug — vorn — ich mag nicht sagen: wo? mag nicht, obwohl ich im Namen des berechtigten Zynismus es dürfte, mag nicht, weil ich mir und dem Leser die Phantasie nicht bis auf den Grund vergällen will; — und neben dieser Jungfrau gieng etwas wie Mutter oder Tante — würdige, gewiß nicht topographisch unwissende Matrone —, und schien sehr zufrieden mit dem vorgeführten Resultate der sinnigen Putzberatung.

Kurz, es steht so, daß das Urteil aller und jeder Rücksicht enthoben ist. Wer ein solches öffentliches Übel, das in der Zeit so traurig mit dem moralischen Markschwamm zusammentrifft, der an unsrer Nation frißt, mit Samthandschuhen anfassen kann, der mag es tun und verlange nur nicht, daß er ein Muster sei. Ich spreche das Ausnahmerecht an, das ich dem Zynismus vindiziert habe, und zwar hier das Recht jener Grobheit, die aus dem ernsten Unwillen fließt. Ich weiß, mit welchem Hohn die Blasiertheit von der „sittlichen Entrüstung" spricht. Ein Zeichner hat Karikaturen auf Baden-Baden veröffentlicht, wie es zur Zeit der Spielhölle war, und neben Bilder von eleganten Pariser Loretten einen grimmig aussehenden Deutschen hingestellt mit der Unterschrift: „ein sittlich entrüsteter Deutscher", es galt sichtbar meinen Epigrammen aus Baden-Baden; die Dämchen waren ganz appetitlich behandelt. — Wir sind da noch einmal und abermals auf den Zorn, auf den Grimm zu sprechen gekommen; ich habe zum schon Gesagten nichts hinzuzufügen; als: ich setze so viel Bildung voraus, daß man über die Bedeutung der Leidenschaft nachgedacht habe und ein bißchen davon wisse, was selbst der vernunftstrenge Kant vom affectus strenuus gesagt hat. — Manche sind wohl auch, die den Groll nicht verstehen, weil sie kein Auge für den Gegenstand haben, die Erscheinungen, um die es sich handelt, überhaupt nicht bemerken. Sie mögen versuchen, sich in diejenigen zu versetzen, welche sehen.

Nun zum Einzelnen! — Die Redaktion von Nord und Süd

hat mir statt: Hurenmode (S. 373) gesetzt: Dirnenmode. Ich habe jetzt das ursprüngliche Wort wiederhergestellt; denn ich will dem Ding den allein r e c h t e n Namen geben. „Dirne" wird öfters auch in ehrbarem Sinne gebraucht, ich bedarf und will ein Wort, das eine mildere Deutung gar nicht zuläßt. Ich hätte sagen können: Kokotten-, Kamelien-, Loretten-, Demimondemode; das hätte den Leserinnen kein Fingerchen gebogen. Ich habe in einem hübsch illustrierten französischen Werk ein Bild gesehen, wo drei hübsche vornehme Kinder, angetan, wie wir es kennen, von einem Spaziergang nach Hause kommen und triumphierend zur Mutter sagen: denk nur, Mama, man hat uns für Kokotten gehalten! Es kommt ihnen ganz flott vor. Die richtige Weltdame braucht nicht einmal wirklich unsolid zu sein, um eine solche Verwechslung ganz leicht, lustig, studentisch zu nehmen. Wer irgend wirken will — nicht zur Besserung der Mehrheit, versteht sich, denn das wird er sich nur vorübergehend in schwachen Momenten einbilden, nein, bloß zur Erkenntnis für eine Minderheit, — der muß nach Worten greifen, zu denen man nicht gar noch lächeln kann, erschrecken, erzürnen muß er, daß die flauen Seelen stutzen; kurz, es ist klar: Hurenmode muß es heißen. Es ist r e i n e r. — Von einem Weibe, das dick ist und dennoch das Kleid über den Bauch herspannt, daß er noch dicker erscheint, habe ich gesagt, sie dürfe sich nicht beschweren, wenn man sie eine gedunsene Vettel nenne. Ich bin der Sprache dankbar, daß sie mir das gründlich passende Wort dargereicht hat. Es gibt denn doch eine Grenze der Rücksichtslosigkeit gegen Auge und Gefühl der Mitmenschen, die man nicht überschreiten darf, ohne sich Ekelnamen zu verdienen. Sie dürfen es ja nur bleiben lassen, Signora, dürfen nur aufhören, den Bauch noch dicker hervorschwellen zu machen, als er ist, so wird Sie kein Mensch eine gedunsene Vettel nennen. — Das Aushängen selbst verblühter und überreifer Reize im jetzigen weiblichen Ball-, Hof- und Festtheaterstaat habe ich schweinisch genannt. Ich hatte in jenem Zusammenhang in meinem Konzept ursprünglich stärkere Ausdrücke; statt „Reize (?)" hatte ich geschrieben: Saugapparate; auch dies wäre noch nicht das Stärkste; wer den gerechten Ekel gegen solche Schamlosigkeit ganz ausdrücken will, muß eigentlich den Namen vom entsprechenden tierischen Organe nehmen. Ich habe mich also noch sehr gemäßigt; das „Reize" mit dem Fragezeichen ist, ich muß es gestehen, eine ordinär flache Wendung: so geht

es mit der Mäßigung, wo sie nicht am Platz ist. — Ich habe endlich vom Charakter des jetzigen Damenkleides den Ausdruck: ächt keltische Geilheit gebraucht. Man nenne mir einen, der ihn ersetzen könnte! Ein Narr, wer nicht ergreift, was ihm die Sprache Gutes, einzig Bezeichnendes bietet!

Die Damenwelt hat sich stark geregt, als der Beitrag erschienen war; manche Journalartikel sind aus weiblichen Kielen geflossen und außerdem ist mir eine hübsche Anzahl Briefe zugeflogen, darunter wenige ganz oder mit Klauseln zustimmende, die übrigen bedauernd, mild verweisend oder kriegerisch angreifend mit Waffen verschiedener Art, darunter ein anonymer mit den feinen Wendungen: brutal, grober Gesell, gemeiner Sinn, und: „die Schamlosigkeiten mögen in Ihrem Kreise bekannter Weiber, vielleicht aus dem sog. demimonde gäng und gebe sein“ u. dgl. Nachher heißt es dann, ich habe in der Sache selbst vollständig Recht. Unterschrift: „eine deutsche Frau“, Namensstempel aus dem Papier geschnitten; das Postzeichen will ich nicht angeben, denn man könnte dann die Verfasserin in ihrem Wohnort vielleicht erraten und ich will keinen Klatsch verschulden. Unterhaltend war, zu lesen, wie die polemischen Briefstellerinnen in Einem zusammenstimmen: in dem Vorwurf, daß ich allgemein spreche, nicht ausnehme, und daß so meine starken Ausdrücke das ganze Geschlecht treffen. Ich habe an zwei Stellen ausdrücklich und deutlich gesagt, wie ich recht wohl weiß, erstens, daß es Ausnahmen gibt, und zweitens, daß Unzählige einer schlimmen Mode ganz ohne Bewußtsein über ihre Bedeutung sich unterwerfen, habe auseinandegesetzt, warum dieser Umstand nicht abhalten kann, das Kind beim wahren Namen zu nennen. Ich hätte wohl zu jedem Satze den Beisatz fügen sollen: übrigens Sie, verehrte Leserin, nebst Ihrer Fräulein Schwester, Schwägerin und Base nehme ich aus, es gilt nur den Andern; dann hätte ich's recht gemacht, nicht wahr? Ist es gefällig, ein klein wenig Logik anzuhören? Genau genommen kann man der Mode eigentlich kein Prädikat beilegen, kann nicht sagen: diese Mode ist abgeschmackt, frech oder dies und das. Mode ist ein Allgemeinbegriff für einen Komplex zeitweise gültiger Kulturformen, ein Begriff ist nicht gut, nicht bös, nicht sittsam, nicht unkeusch, nicht geschmackvoll, nicht abgeschmackt. So kann man eigentlich nur diejenigen nennen, welche die gegebene Tracht erfunden und eingeführt haben; aus dem Cha-

rakter ihrer Formen ergibt sich ein sicherer Schluß auf die Gefühlsweise, Sinn und Sitte der Urheber, der Tonangeber. Weil es nun aber — haben Sie etwas Geduld, weiter zu hören, gestrenge Richterin! — weil es gar zu umständlich wäre, jedesmal zu sagen: diese Mode, deren Autoren in dieser Formgebung diese und diese Eigenschaften an den Tag legen usw., so erlaubt sich die Sprache die Kühnheit, solche Eigenschaften an das Abstraktum: Mode zu knüpfen. Dabei läßt der Schreibende ganz dahingestellt, wie sich zu diesem Charakter die unendliche Vielheit der Nachahmer oder Nachahmerinnen verhält: wissend, halbwissend oder unwissend über die wahre Bedeutung der Fahnen, die sie am Leib tragen; man läßt auch ganz dahingestellt, wie Viele oder wie Wenige zwar mitmachen, aber nach Möglichkeit leidliche Mittelwege suchen und einschlagen: gerade dies verändert gar nichts, denn man muß an einer Tracht erst herumprobieren, wie man sie modifizieren könne, um ihr Maß und Anstand beizubringen, so ist ja eben hiemit das Urteil über sie gesprochen.

Zum Spaß sei noch angeführt, daß auch ein Brief von einem empörten Hutmacher aus Leipzig einlief, womit ich Freunden einen heiteren Abend bereitete; ich danke ihm die Notiz, daß der Hutmacherkongreß in Leipzig tagte oder tagt, und habe hienach die betreffende Stelle korrigiert.

Genug jetzt! Es soll mich freuen, wenn man findet, daß es mir gelungen ist, in das Labyrinth einer so schwierigen Frage wie über die Grenzen des Anstands oder das bedingte Recht des Zynismus wenigstens einiges Licht zu tragen. Daß diese Untersuchung nebenher auch zu einer Verteidigung meines Vorgehens im bestimmten, Anlaß gebenden Fall werden mußte, brauche ich nicht noch einmal nachzuweisen; der Leser wird Anlaß und Zweck zu unterscheiden wissen. Ich habe geschrieben, weil es mir sehr der Mühe wert schien, die Begriffe, um die es sich bei den Wagnissen des Artikels und den Angriffen auf denselben handelt, einmal genauer zu prüfen, die Anwendung auf den nächstliegenden Gegenstand hat sich dabei nur natürlich mitergeben.

Es bleibt noch zu sagen, daß der Artikel im neuen Abdruck an wenigen Stellen um einige Sätze erweitert worden ist; wer den ersten Druck mit diesem zweiten vergleichen will, wird finden, daß diese

Zusätze keine Veränderungen sind. Es mußten an ein paar Punkten noch bestimmtere Lichter aufgesetzt, an wenigen Stellen einige Modifikationen berücksichtigt werden, welche in der Zwischenzeit aufgekommen sind.

Wie gerne schlösse man eine solche Studie mit der tröstlichen Aussicht auf erste Spuren kommender Kulturformen, welche die Kritik nicht mehr herausfordern, von der guten Waffe des Zynismus Gebrauch zu machen gegen Ungeschmack, Wahnsinn der Übertreibung, widerliche Frechheit! Es ist nicht an dem, eher ist wahrscheinlich, daß diese jetzige Mode sich noch spannen und schrauben wird, bis sie am Übermaße zerplatzt, wie einst ihr Gegenteil, die Krinoline und wie der aufgeblasene Frosch in der Fabel, und dann? dann wird man ebenso wahrscheinlich wieder zum andern Extrem, eben zur Krinoline, greifen.

Ach, man möchte oft seufzen: wenn doch nur der Schöpfer dem Menschengeschlecht einen Pelz gegeben oder — da es solchen vielleicht einst besaß — ihn gelassen hätte! — Törichter Wunsch, kurzsichtiger Gedanke, der beim ersten näheren Blick in Nichts zerfließt! Meint man denn, der Mensch würde dem Tiere gleich sein Naturkleid tragen, wie es ist? Welche Schneid-Feinheiten würden erfunden! Halbgeschoren wie Pudel oder ganz geschoren und nur einen Titus auf dem Kopf, eine Quaste, Zottel am Rückgratfortsatz — das wäre noch wenig! Die neue Rokoko-Gärtnerkunst, die Teppichgärtnerei würde beschämt werden durch Figuren, Rabatten, Boskette jeder Form, jedes pikantesten Musters! Und man vergesse die Färbung nicht! Welche Zusammenstellungen, welche Schattierungen, welche Übergangstöne! Dort die stolze Donna in Purpur und Anilinblau schreiend, hier die sanfte Brittin oder Deutsche in träumerischem Helldunkel sanft bräunlich aschgrauer Halbtinten, dort der ernste Priester ganz schwarz, nur durch Tonsur die Natur verbessernd, da der Stutzer gelb gegittert oder gewürfelt mit grünen Schmachtlocken am Schlappohr, — dann erst noch die Uniformen! Garderegimenter ernst schwarzweiß langhaarig wie Neufundländer, Bernhardiner, Leonberger, — Jägerregimenter teils glatte, teils langhaarige Hühnerhunde, teils auch Rattenfänger, braun, grau, juppenfarb, Alles mit grünem Passepoil; vielleicht würde auch das Papageigrün und der grellrote Aufschlag der preußischen beliebt! Die Phantasie erliegt vor der Fülle von Gesichten, die ihr entgegenquellen.

Der Mensch ist ja kein Tier, er ist ja ein Vernunftwesen. Er würde ja seine Überlegenheit über die Natur nicht beweisen, wenn er von ihr sich Gesetz und Maß für seine Erfindungen geben ließe. Er muß ja, daß er Vernunft habe, doch auch durch Mißbrauch erweisen und erhärten!

„Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben.
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein."

Sagst du also z. B. dem Weib: die Stöckelabsätze zerklemmen dir die Zehen, ruinieren den Gang, die Stellung des Beines, die Struktur des Beckens, sie drohen auf jedem Schritte mit heillosen Verrenkungen, Bänderzerrungen — wie dumm! Du predigst ja Natur, aber der Mensch muß doch die Vernunft, d. h. die menschliche Überlegenheit über die Natur, die Freiheit beweisen! Das Widernatürliche ist ja das Höhere! Die Mode mag es daher treiben wie sie will, sie mag uns Männern vorschreiben, die Röcke auf dem Rücken zuzuknöpfen, die Frackschöße vorn, den Hut an den Füßen zu tragen, sie mag dem Weibe gebieten, auf dem Kopf zu gehen, der Unsinn ihrer Formen mag so gesundheitsschädlich sein wie möglich, mag Lunge, Magen, Leber, Blase, Gebärmutter mißhandeln, verschieben, man mag die Warnung davor mit Bomben in die Ohren schießen: taub werden sie sein, dem Unsinn werden sie huldigen, denn keine Viehherde folgt so gehorsam dem Fleckenhummel wie das Menschenvolk der Mode; natürlich, denn Vieh ist ja nur Vieh, der Mensch aber ist Mensch und würde seiner Würde vergeben, wenn er nicht jeder Unnatur Beifall klatschte und frei seine Freiheit opfernd, frei sich die Augen ausstechend als blinder Sklave sich ins Joch schmiegte.

Ich vergesse immer wieder mein Thema: die Frage über Anstand und Zynismus. Es ist Zeit, daß ich schließlich wirklich schließe und meine kärglichen Resultate in einen Satz, ein paar Sätze, eine Moral zu fassen suche. Es wird dürftig ausfallen, befürchte ich, denn längst hat der Leser erkannt, daß von allem mathematischen Bestimmen bei Zoll und Linie unser Thema so weit als möglich abliegt. Man steht hier vor einer der Regionen, wo entgegengesetzte Thesen mit gleichem Rechte sich gegenübertreten und die lösende Aus-

kunst der Diagnose des richtigen Gefühlstakts in der Praxis des Lebens anheimzustellen ist. Die These heißt: man darf dem Zynismus auch nicht eine Spanne weit die Türe öffnen, sonst wird unaufhaltsam, unberechenbar mit der zulässigen Ausnahme die breite Rohheit den Spalt erweitern und in Massen eindringen. Die Antithese: wird die Türe unerbittlich verschlossen, so wird es im Zimmer so langweilig, dumpf, stumpf, ja entsteht solche parfümierte moralische Stickluft, daß es nicht auszuhalten ist; es ist auch glücklicherweise nicht möglich, so ganz abzusperren, das Leben sträubt sich mit Naturmacht dagegen, vor Salzlosigkeit zu verwesen. Da bleibt denn nichts übrig, als an den wirklichen lebendigen Menschen uns zu wenden mit dem höchst unmaßgeblichen und unwohlweisen Rate: gewöhne den Anstand so dir an, daß er dir zur andern Natur wird, daß du es zur vollen Sicherheit darin bringst und keine wirklich gebildete Gesellschaft vor dir Angst zu haben braucht; aber verschreibe ihm nicht deine Seele, bleibe ein Mann, bewahre dir die Reinheit der Wahrheit; du kannst es vereinigen; — wenn dir das Einhalten des Formgesetzes in Blut und Saft übergegangen ist, dann darfst du es wagen, es zu übertreten, denn du wirst Ort, Zeit, Art und Maß richtig treffen. Halte den Anstand ein, halte aber auch fest am Recht des Humors und am Recht, im Ernste drauf zu schlagen, wenn es zu bunt kommt; Menschenfurcht kann dich nicht abhalten, das Ekelhafte ekelhaft zu nennen, wenn es sich erfrecht, allgemein zu werden; die Mitwelt wird dich schmähen, die Nachwelt wird sagen: Einer hat es doch mit Luthers Wort gehalten:

Tritt frisch auf!
Tu's Maul auf!

Nicht versäumen will ich, noch anzumerken, daß es nicht als Übersehen getadelt werden darf, wenn ich auf eine sehr wesentliche Seite des Themas, die ökonomische, mich nicht eingelassen habe. Die jetzige weibliche Mode bedingt durch die Masse von Besätzen und Faltenzügen einen Aufwand, der zerrüttend auf die Vermögensverhältnisse vieler Familien wirkt, und dies hängt tief mit der allgemeinen Üppigkeit, weiterhin mit der Überproduktion der Industrie zusammen, die verschwenderische Moden erfindet, um ihr Zeug an den Mann oder vielmehr ans Weib zu bringen. Ich unterschätze die Wichtigkeit dieses Standpunkts der Beurteilung nicht, habe mich aber

wohl mit gutem Grund und Recht auf den, vom ethischen untrennbaren, ästhetischen beschränkt. Bei der Notwendigkeit der Arbeitsteilung, die auch hier sich geltend macht, bin ich natürlich Jedem nur um so dankbarer, der mir aus jenem Gebiete die Hilfstruppen unterstützender Gründe zuführt.

Das letzte Wort aber soll ein Franzose haben, der geistreiche Alphonse Karr. Es kam mir wie geschlichen, daß ein Freund mich zu guter Letzt auf die Apophthegmen über Weiber und Moden in dem Werk: L'esprit d'Alphonse Karr von C. L. aufmerksam machte; denn nur willkommen kann es sein, zu finden, daß es auch im Wiegenlande der Moden ein klares Bewußtsein über ihre Verirrungen gibt, nur angenehm, sich von dort aus sekundiert zu sehen. Einige der aus Karrs Werken ausgehobenen Stellen sollen also hier noch Platz finden.

Très souvent, pour obéir à la mode, le vêtement, au lieu de suivre les belles ondulations et les courbes gracieuses du corps féminin, change complétement les formes et les dénature. Si une femme de goût, en se déshabillant le soir, se trouvait faite en réalité comme elle a fait semblant d'être toute la journée, j'aime à croire, qu'on la trouverait le lendemain matin submergée et noyée dans ses larmes.

Il n'est guère de femme qui n'appellerait cynique et impudent l'écrivain qui ferait une description de ce qu'elle montre si libéralement quande elle est „habillée“.

Vous ne voulez pas que l'on vous dise: „Madame trois étoiles, au dernier bal, montrait aux gens les deux tiers de sa gorge.“ Vous qui êtes madame trois étoiles et qui, en réalité, montriez à nu ce que je ne fais que nommer, vous trouvez inconvenant le récit de ce que vous faites: et comment appelerons-nous alors ce que vous faites?

Decouvrir ses épaules et sa poitrine: cela s'appelle *s'habiller*. J'ai entendu dire:

— Madame une telle avait, l'autre soir, chez madame B . . ., une robe montante.

— Vraiment?

— Comme je vous le dis.

— C'est indécent.

En s'habillant une femme honnête exagère ses hanches et sa gorge, c'est à dire. qu'elle cherche à exciter des désirs par une exhibition extraordinaire de ses charmes secrets. Certe, ce n'est pas au mari qu'est destinée cette perfide amorce, puisque la mari sait parfaitement à quoi s'en tenir.

Sur le théâtre, ce sont des danseuses, des actrices, des courtisanes, des femmes consacrées au démon et maudites par l'Église. Dans les loges, ce sont les grandes dames, les femmes respectées, celles qui étaient ce matin à Saint-Roch. Les unes et les autres sont nues jusqu'à la ceinture ou à peu près; les danseuses par en bas et les honnêtes femmes par en haut. C'est à ça qu'on les distingue.

Man sieht, wie ganz der Franzose und der Deutsche hier zusammentreffen; aber bei jenem klingt Alles, wie scharf es sein mag, doch auch fein und elegant, was beim Deutschen grob klingt. Wohl; aber das steht nun so: der Franzose sagt die härtesten Wahrheiten auf eine Art, daß er dennoch amüsiert. Und so krümmt er kein Härchen. Die Kanten sind gerundet, Niemand stößt sich, selbst der Getroffene kann lachen. Ein hübsches Feuerwerk, man sieht zu, Niemand brennt sich. Das liegt nun nicht zum kleinsten Teil in der Sprache, in der geschmeidigen Welle der französischen gegenüber dem eckigen Gestein der deutschen. Aber ich beklage mich nicht darüber, daß meine Sprache mich nicht darin unterstützt, nicht fast mich nötigt, bittere Wahrheiten mit Honig zu versüßen.

(Stuttgart, Verlag von A. Wittwer, 1879.)

Nachträgliche Anmerkungen des Herausgebers.

Zu S. 7—13. Allegorie, Symbol, Personifikation, Mythus. Vgl. hier unten S. 66ff., 85, 89f., 100, 136f., 160, 230, 234f., 252f., 257f.; ferner oben im zweiten Band dieser neuen, vermehrten Auflage der Kritischen Gänge Fr. Vischers S. XX, 207—210, 236, 266ff., 291ff., 307—312, und im vierten Bande derselben S. 175—180, 316—324, 420—456. In der zweiten und dritten erweiterten Auflage seines Buches über Goethes Faust (mit einem Anhang von Dr. H. Falkenheim, Stuttgart, Cotta, 1920 und 21) sind von mir im Register S. 571, 583f., 589 die einschlägigen Stellen nachgewiesen. Im zweiten Bande seiner Ästhetik handeln davon die Paragraphen 427 und 444, im dritten die Paragraphen 524, 561 (1), 683 und 695. Die Seitenzahlen findet man in dem ausführlichen Register derselben angegeben. Auch in der neuen Auflage, welche von ihr bevorsteht, wird es an einem solchen nicht fehlen. Ich werde sie daher im Folgenden nur ausnahmsweise in Erinnerung bringen.

Zu S. 10, Zeile 15f. von unten. „Nie hat die Phantasie der Völker die Religion selbst sich als Person vorgestellt“: Diesen Satz würde Fr. Vischer später entweder geändert und ergänzt oder gestrichen haben.

Zu S. 12. „Zopfes“: S. auch hier unten S. 19ff., 27, 60, 73. Unter Zopf verstand man damals gewöhnlich nicht nur wie heute den Stil der letzten Phase der Spätrenaissance, sondern einen ihrer ganzen Periode eigenen Grundzug, und zwar die subjektive, malerisch-plastische Tendenz, welche neben der objektiven, tektonischen hergieng, mit ihr sich verband und abwechselte.

Zu S. 14ff. Religion und Kunst. Vgl. hier unten S. 23, 60, 85f., 90, 145ff., 158ff., 162, und oben im vierten Bande dieser neuen Auflage der Kritischen Gänge S. 239f., 406. — Im ersten Bande der Ästhetik Fr. Vischers findet man das Verhältnis der Religion zum Schönen überhaupt behandelt (§ 24, 27, 61—67, 77), im zweiten die Religion als Stoff für die Phantasie (§ 417—422), im dritten die Religion als Stoff für die Plastik (§ 630f., 637, 642) und Malerei (§ 695, 722). — Vgl. die erste Reihe seiner von mir herausgegebenen Vorträge (Das Schöne und die Kunst, Stuttgart, Cotta, 1898) S. 152—159, 219.

Zu S. 19—25. Realismus. S. hier unten S. 35, 39, 56, 67, 94f., 153, 158—162, 227f., 236ff., 250f., 255f., 329—332. Vgl. oben im ersten Bande dieser Auflage S. 322ff. und im vierten Bande derselben S. 297ff., 301ff., 394ff. — Im Register der Ästhetik von Fr. Vischer nachzuschlagen unter Idealismus, Indirekter . . . — S. auch seine Vorträge, R. I, S. 105f., 204, 244—248, 276—280.

Zu S. 20f. Winckelmann und der Zug zur Antike. S. auch hier unten S. 99f., 248 und oben, Krit. G., n., v. Aufl., Bd. I, S. 394. Vgl. auch Fr. Vischers Vorträge, R. I, S. 96, 276.

Zu S. 21—27. Romantik, Nazarenismus. Vgl. hier unten S. 39, 89f., 100, 181f.

Zu S. 22f. Immanenz Gottes. Vgl. hier unten S. 25, 39, 67, 90f.

Zu S. 22ff. Wirklichkeitsdarstellung. S. Realismus.

Zu S. 24. Düsseldorfer Maler. Vgl. hier unten S. 41, 94, 180, 193, 259.

Zu S. 24f. Weltliches Gebiet der künstlerischen Phantasie. Vgl. hier unten S. 38—43, 60, 69, 89ff., 136—141, 146, 151, 153ff., 162ff., 181, 184, 250ff.

Zu S. 24f. Profanhistorische Malerei. Vgl. hier unten S. 38, 76, 89, 91, 138—141, 181, 230, 251—255, 259.

Zu S. 24. Sittenmalerei. Vgl. hier unten S. 35ff., 139—142, 162ff., 170f., 252.

Zu S. 28. Italienische Malerei. S. auch hier unten S. 92, 100, 103, 156ff., 228, 256, und oben Bd. I dieser n. Aufl. d. Krit. G. S. 400—422, 439—444. S. auch unter Venezianer.

Zu S. 34ff. Unsicherheit in der Stoffwahl. S. auch hier unten S. 72f., 76, 89, 92ff., 192ff., 198ff., 250f.

Zu S. 35. Darstellung der Gegenwart. S. auch hier unten S. 56, 72f., 306.

Zu S. 36. Moderne Kulturformen. S. auch hier unten S. 69—72, 124, 245, 311 und unter Mode. Vgl. oben Bd. I d. n., v. Aufl. der Krit. G. S. 11f.

Zu S. 38. Landschaftsgefühl und Landschaftsmalerei. S. auch hier unten S. 43f. und unter Staffage. Vgl. oben Bd. I d. n., v. Aufl. der Krit. G. S. 333.

Zu S. 42—49. Staffage, Landschaft und Handlung. Vgl. hier oben S. 9 und Bd. I d. Aufl. der Krit. G. S. 333—336.

Zu S. 50f. Gedankenmalerei. Vgl. hier unten S. 75f., 200, 228, 247.

Zu S. 51f. Großer Stil. Vgl. hier unten S. 59, 99, 102f., 180f., 183, 226 und Fr. Vischers Ästhetik Bd. III, § 527, 611, 614, sowie seine Vorträge a. a. O., N. I, S. 98, 268—275.

Zu S. 59. Kinderholgen. Holgen: oberdeutsches Wort für Bilderbögen, ursprünglich = Heiligenbildchen, wie sie auf Jahrmärkten und bei Kirchweihen feilgeboten wurden.

Zu S. 61—64. Berliner Kunst. Vgl. hier unten S. 79, 86, 176, 178, 321f., 328, 331.

Zu S. 63—65. Historische Treue, Zeitkostüm. Vgl. hier unten S. 253ff. und unter Historienmalerei.

Zu S. 69. Realidealismus. S. auch hier unten S. 226f., 258.

Zu S. 72f. Kampf- und Schlachtgemälde. Vgl. hier unten S. 75 und Bd. II d. n., v. Aufl. der Krit. G. S. 497—500.

Zu S. 73f. Zeremonienbilder. Vgl. hier unten S. 92.

Zu S. 74f. Kunstwissenschaft; Kunstgeschichte und Ästhetik; Künstler und Kritiker. S. auch hier oben S. 7, 20, 54 und hier unten S. 105, 109, 200f., 249f., 335, sowie Fr. Vischers Ästhetik Bd. I, § 81, Bd. III, § 507 (3). Vgl. sein Vorwort zu Dr. A. H. Springers Handbuch der Kunstgeschichte, 1855, und seinen Aufsatz: Zur Vermittlung der klassischen Philologie und der allgemeinen Bildung, Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 186, 5. Juli 1861, S. 3037.

Zu S. 94f. Darstellung der Individualität. Vgl. hier unten S. 101, 103, 123f., 147, 154, 158f., 163f., 227ff., 236; oben Bd. I dieser Aufl. der Krit. G. S. 297ff., 301, und Fr. Vischers Vorträge, R. I S. 98, 102—105.

Zu S. 96. Kolorismus. Vgl. hier unten S. 183f., 227, 250f., 259 und oben Bd. IV dieser Aufl. der Krit. G. S. 263ff., 282.

Zu S. 99, Zeile 1 von unten bis S. 100, Zeile 4 von oben: „Zum erstenmal ..... vereinigt sein soll." Diesem Satz würde Fr. Vischer später eine andere Fassung gegeben haben.

Zu S. 102. Niederländische Malerei. Vgl. hier oben S. 19, 35, 56f., und hier unten S. 152f., 158, 161f., 165—170f., 238, 251.

Zu S. 102. Deutsche Malerei in alter und neuerer Zeit. S. auch hier unten S. 158—162, 165—170, 224, 229, 231, 233, 306, 308—335 und Bd. I dieser n., v. Aufl. der Krit. G. S. 517—524.

Zu S. 103. Venezianische Malerei. S. dazu hier oben S. 92, unten S. 152, oben Bd. I d. n. Aufl. der Krit. G. S. 400—412. S. auch hier unter Kolorismus und Italienische M.

Zu S. 173—185. Münchner Kunst. Vgl. hier oben S. 24, 58f., 62, 73, 91, hier unten S. 205, 255, 259, 308, 311ff., 321ff., 328, 335 und oben Bd. I dieser n. Aufl. der Krit. G. S. 320—336.

Zu S. 183. Freskomalerei. Vgl. hier unten S. 185, 226, 258.

Zu S. 183. Fliegende Blätter. S. auch hier unten S. 183, 205, 307f. 311ff., 321ff., 335.

Zu S. 226f. Direkter Idealismus. Vgl. hier oben S. 69, unten S. 230, 258, 329—332; ferner oben Bd. IV dieser n., v. Aufl. der Krit. G. S. 297, 301—310, und Fr. Vischers Vorträge, R. I, S. 107, 151.

Zu S. 227. Zeichnung. Vgl. hier oben S. 153ff., 161, 204f., unten S. 258f., 311.

Zu S. 228. Kunst in Stuttgart. Vgl. hier oben S. 8, 10, 20, 57, unten S. 253ff., und Bd. I dieser n. Aufl. der Krit. G. S. 26, 325f.

Zu S. 231–234. Geisterhaftes. Vgl. hier unten S. 251.

Zu S. 247–260. Französische Malerei. Vgl. hier oben S. 23, 26, 61, 228 f. und unten 259, 290 f., 278–285.

Zu S. 252. „Alles Genre und jedes geschichtliche Bild stellt das Allgemeine nur durch die Mitte einer besonderen, zunächst immer mehr oder weniger eingeschränkten Seite, nur in den ruhelosen Kämpfen dar, welche zeitlich niemals ihr Ziel erreichen;" .... Das Wort: Mitte ist in dieser hier zitierten Stelle der Ästhetik Fr. Vischers (III, § 695 ²) rein logisch gebraucht im Sinn der Hegelschen Anschauung, nach der alles reale Geschehen sich in logischen Schlußformen bewegt. Der Satz besagt also, daß die besondere Bestimmtheit der „ruhelosen Kämpfe" im geschichtlichen Leben die Vermittlung, das Mittelglied oder „die Mitte" bilden in der Darstellung der allgemein künstlerischen Idee durch das einzelne Geschichtsbild. In dem Folgenden wird erklärt, warum bei mythischen Stoffen die Verkörperung der höchsten Idee restloser gelingen kann.

Zu S. 256, Zeile 6 von unten. „Selbstkritik meiner Ästhetik". S. oben Bd. IV dieser n. Aufl. der Krit. G. S. 286 ff., 297, 301 ff., 316 ff., 323 ff.

Zu S. 259. Kunst in Wien. S. auch hier unten S. 313, 332 ff., und oben Bd. I dieser n. Aufl. der Krit. G. S. 379–389.

Zu S. 261–266. Rottmann. S. hier oben S. XII f., 59, 184, unten S. 272 f. und Bd. I d. n. Aufl. der Krit. G. S. 331.

Zu S. 277. Gavarni und Töpffer. Eine Fußnote, welche der erste Druck dieses Aufsatzes enthält, hat Fr. Vischer im zweiten weggelassen. In ihr sind die Werke, die er hier speziell im Auge hat, bezeichnet, nämlich die Oeuvres histoires de Gavarni, Paris 1846, und die Collection des histoires en Estampes par R. Töpffer, Genf, Keßmann und Leipzig, B. Hermann, 2. Ed. 1846 (mit französischem und deutschem Text). Der letzteren Ausgabe ist als Einleitung der allgemeine Teil der Charakteristik Fr. Vischers unter dem Titel „R. Töpffers komische Bilder-Romane" beigegeben.

Zu S. 277–336. Satirische Zeichnung. S. auch hier oben S. 204–223 und unter Fliegende Blätter.

Zu S. 339–417. Mode. S. auch hier oben S. 37, 311 f. und Bd. I dieser n. Aufl. der Krit. G. S. 15 f., 96. Vgl. Fr. Vischers Ästhetik, Bd. II, § 367.



Vom gleichen Verfasser erschien:

Ästhetik

Neue Ausgabe in vier Bänden

Herausgegeben von

Robert Vischer